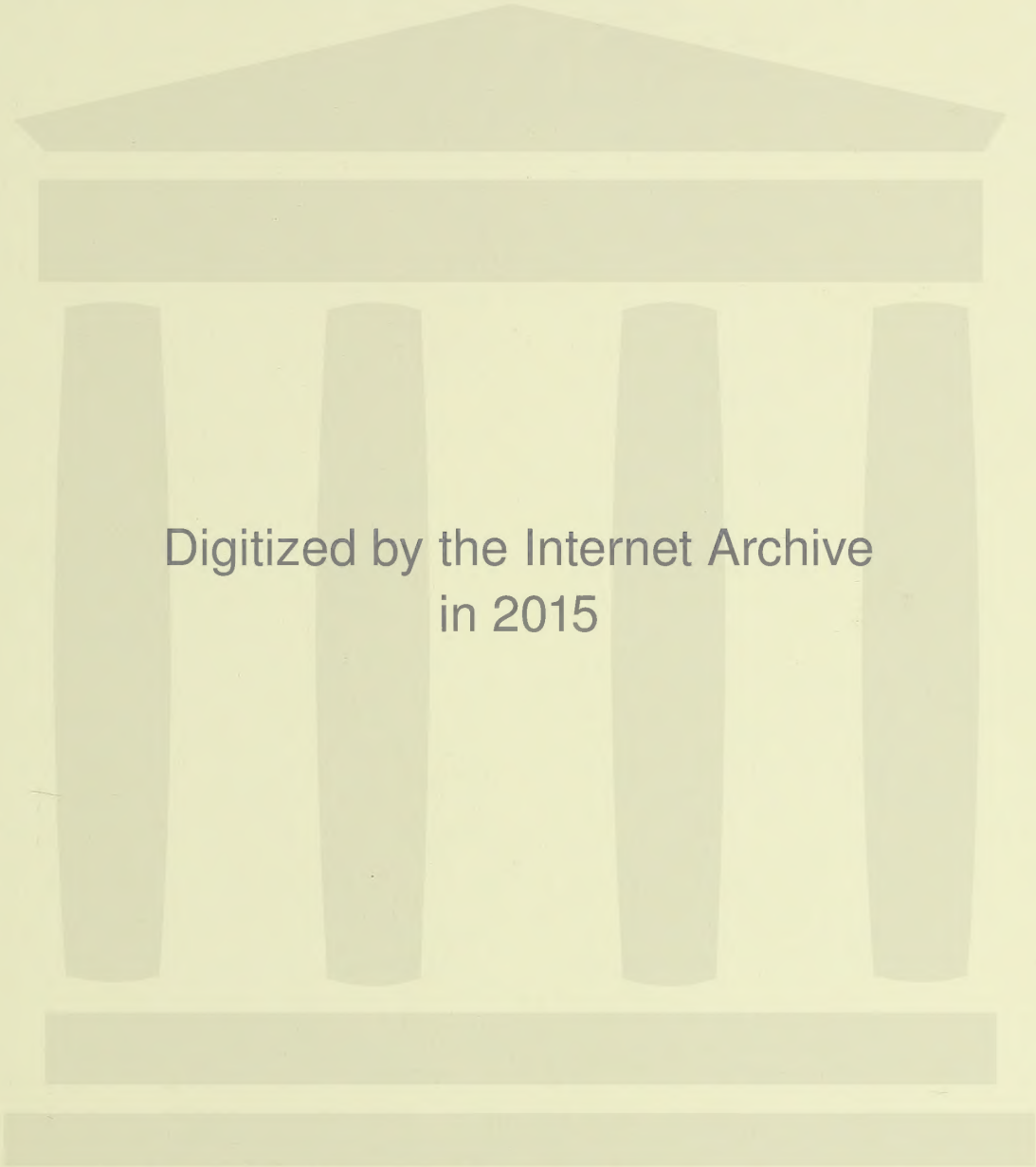
UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS



Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diegegenwartwoch2526unse

Register.

Sechsundzwanzigster Band.

Seite

* Der neue Reichstag 337. 353 390
Adler, Georg, Der Normalarbeitstag 129
— Ein vergessener Vorläufer des modernen Socialismus . . . 183
Agrippa, Die Führer der constitutionellen Linken in Italien . 67
Asher-London, G. M., Todesstrafe und Begnadigung in England 115
— Die Engländer und ihre Flotte 389
Baron, J., Occupation und Protection 305
Behrmann, M., Einiges über Frauen und die Frauenerziehung in Rußland 155
Blaze de Bury, Henri, Mein Proceß mit Meyerbeer 185
Blind, Karl, Ein englischer Volksvertreter 99
— Deutschland und England in Afrika 177
— Der Verfassungskampf in England 241
Bobertag, G., Zur Innungsbewegung 33
— Das Project einer Reichspostsparkasse 145
Bodek, Arnold, Die Reichstagswahlen am 28. October 1884 . 289
Boettcher, Friedrich, Zwischen zwei Reichstagen 81
Bolin, Wilhelm, Paul Heyse's Freundschaftsnovellen 298
Brachvogel, Udo, Der Panama-Canal 83. 101
Braun-Wiesbaden, Karl, Ein deutscher König im Exil . . . 9
— Die Tagebücher der Fürstin Metternich 108. 124
— Die völkerrechtliche Seite der colonialpolitischen Fragen . . . 193
— Die Braunschweigische Erbfolge. Historisch-juristische Erörterungen 321
Breitinger, H., Neues über den alten Weltschmerz 228
— Die neuesten Vertreter der allgemeinen Literaturgeschichte . . 392
Buchwald, Otto, Die Colportageromane und die Kalender . . 343
Bulle, Oskar, Eine philosophische Dichtung in Prosa 263
— Der Raub der Sabinerinnen. Schwank von Franz und Paul von Schönthan 222
— Neue historische Romane 341
— „Frau Susanne" von Lindau und Lubliner. — „Der Salontyroler" von G. von Moser 385
Bulthaupt, Heinrich, Muth 228
Capitolinus, Ein italienischer Verleger 120
— Gaetano Moroni 280
Carriere, M., Der Roman eines politischen Märtyrers 394
Caspari, Otto, Ueber den Endzweck im All 56
Castelnuovo, Enrico, Der Tubus 220. 235. 251
Castner, Julius, Hauptmann, Das Torpedowesen in der deutschen Marine 196
Dehn, Paul, Die Tripelallianz und der Orient 17
Deputatus, Ein Rückblick auf die Drei Kaiser-Begegnung . . 209
Doehn, Rudolf, Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten 373
Dornblüth, Fr., Dr. med., Die Cholera 18
Dostojewsky, F. M., Die Wirthin . . 316. 331. 345. 364. 382 398
Ebe, G., Europäische Kunst im Import und Export 281
Ehrlich, H., Opern und Concerte . . 111. 190. 223. 286. 334. 366
— Das neue Gewandhaus in Leipzig 413
Floerke, Gustav, Achill u. s. w. 139
Friedrichs, Hermann, Die Cholera und die Furcht 86
Frohschammer, J., Illusion und Ideal 133
Fulda, Ludwig, Ein Gedankendichter 41
— Ueber Popularität in der Kunst 137
Gagern, Carlos von, Eine Erinnerung an Garibaldi 195
Gebhardt, Bruno, Die Grenzen der Geschichte 39
— Das Urtheil der Geschichte 293. 314
Geiger, Ludwig, Friedrich der Große in französischen Liedern . 23
— Zur Diderot-Feier 86

Seite

Geßner, L., Das allgemeine öffentliche Seerecht des deutschen Reiches 243
Goldbaum, Wilhelm, Ludwig Ganghofer 5
Gopčević, Spiridion, Aus meinem Goldkästchen 218
Göring, Hugo, Kuno Fischer's Kant 106
Goverts, H., Etwas über ungarische Kunst 328
Greif, Martin, Dämmerstunde 148
Groß, F., Jean Richepin 21
Groth, Klaus, Der colonisatorische Werth des Plattdeutschen . 53
— „Dietsche Beweging" 409
Hartmann, Eduard von, Zur Geschichte des Pessimismus . . 21
— Der Bücher Noth . . . . . .
Hevesi, Ludwig, Der Drang zum Leben. Ein Phantasie
— Vater Jost's Geheimniß . . . . . .
Jensen, Wilhelm, Ein Besuch. Novellette . . .
Jessen, P., Unsere Fahnen . . . . . .
Kalischer, Alfr. Chr., Beethoven und Amalie Seebald-Krause. Mit bisher ungedruckten Briefen 323
Katscher, Leopold, Zur Frage der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn 65
Kleinpaul, Rudolf, Flußnamen 26. 42
Kleist, Heinrich von, Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten. Eine ungedruckte Humoreske 157
— Sonderbare Geschichte. Eine ungedruckte Humoreske 283
Koegel, Fritz, Die Oper der Gegenwart 309
Kohn, Heinrich, Zum Begriff der Colonie 275
Kohut, Adolph, Der Ausfall der ungarischen Reichstagswahlen 35
— Zwei französische Schmähschriften über Deutschland 89
— Petöfi-Reliquien 261
Koßmann, Ernst, Ein deutsches Fest in den Vogesen 43
Lang, Wilhelm, Aus dem Bezirk der Quarantaine 169
Legouvé, Ernest, Ristori und Rachel 233
Lichtwark, A., Die spanische Ausstellung 14
— Die Teppichausstellung im Gewerbemuseum 30
— Die beiden neuen Panoramen 93
— Die akademische Kunstausstellung 142. 171 206. 237
— Gurlitt's Herbstausstellung 270
— Ein japanisches Märchen 299
— Der Neubau der technischen Hochschule 301
— Die Adolf Hildebrand-Ausstellung 347
— Moderne Möbel 396
— Kunstausstellungen 417
Lübke, Wilhelm, Renaissance, Barock und Rococo 310
Luthmer, F., Das Kunstgewerbe in der Arbeiterwohnung . . . 201
Lutz, Robert, Max Müller's Biographische Essays 379
Mennell, Arthur, Die Jugend Michelet's 266
Meyer, Conrad Ferdinand, Seelenwanderung 5
— Erinnerungen an eine edle Frau 211
— Thibaud von Champagne 293
Meyer, M. Wilhelm, Die Weltzeit 131
— Finsterniß und Licht. Glossen zur jüngsten Mondfinsterniß . 258
Moldauer, Berthold, Das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich 227
Münz, Sigmund, Die Hoftitel der Professoren 74
Münzer, Emanuel, Cavour und der Ultramontanismus . . . 355
Pallaske, A., Zur neuen Rechtsordnung 51
Pecht, Fr., Die deutsche Historienmalerei der Zukunft 361
Peschkau, Emil, Die Zeitungen und die Literatur 59
Petersen, F. C., Der französische Kleinstädter 75
Politicus, Die bevorstehende Reichstagswahl 49
Prel, Carl du, Zur Philosophie der Mystik 357

Seite

Quarck, Max, Zur Börsen- unp Capitalrentensteuerfrage . . . 405
Reinhold, Carl Theodor, Praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Heerd 2
Reuß, J. von, Zwischen Freundesgräbern 61
Riotte, Hermann, Zu den Wahlkämpfen in Amerika 113
Roquette, Otto, Neues über Friederike Brion 278
Sanders, Daniel, Die Zahlen in der Odyssee 45
Singer, Wilhelm, Vierzehn Jahre Republik 161
Scherbel, Simon, Dr. med., Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten 307
Schiller und das Körner-Museum in Dresden 344
Schläger, E, R. W. Emerson und der Socialismus 153
Schlözer, Karl von, Der Roman des Telegraphen 268
Schmidt, Alexander, Wider das Rococo 247
Schmidt, Erich, Ein Jugendstück Lessing's 181
Schmidt, Julian, Moderne Essayisten 339
Schmidt-Weißenfels. Die spanische Königsfamilie 91
Scholz, August, Henryk Sienkiewicz 162
Schultheiß, F. G., Die Möglichkeit einer Weltsprache 377
[illegible]n, Alphons, Zur Colonialfrage 375
[illegible]. Max, Die französische Volksschule unter der dritten [illegible]e 178
[illegible] Gesandtschaften in Teheran 290
[illegible]ologische Stationen 407
Volkelt, Johannes, Ein Bekämpfer des Empirismus 71
Wallow, Selmar, Die Deportation nach Sibirien 70
— Bekenntnisse eines Moskauer Slavophilen 250
Weisbrodt, Gustav, Der Kabelschutz 227
Welti, Heinrich, Die Bayreuther Festspiele 123
— Die Münchener Mustervorstellungen 188
Wenzelburger, Theodor, Die holländische Thronfolge . . . 1
— Das neue Unterrichtsgesetz in Belgien 97
— Die vlämische Bewegung in Belgien 167
Westerburg, Albert, Die Zukunft des Reichsgerichts 257
Winter, Georg, Geschichte und Nationalöconomie 149
— Carl von Noorden's historische Vorträge 326
Zabel, Eugen, Von den Berliner Theatern 183
Zacharias, Otto, Die Urgeschichte als Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart 37
— H. Huxley's Vorlesungen über Physiographie 147
Ziel, Ernst, Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte 117
— Alfred Meißner's Selbstbiographie 198
— Das Sonett in Deutschland 312
Zolling, Theophil, Laube über Grillparzer 7
— Erinnerungen an Heinrich Laube 104
— Richard Wagner's Lebensbericht 151
— Friedrich Vischer als Lustspieldichter 165
— Von den Theatern 189
— Assunta Leoni. Schauspiel von Adolf Wilbrandt 205
— Der Dichter des Centrums (Friedrich Wilhelm Weber) . . . 215
— Gerettet. Schauspiel von Friedrich Spielhagen 221
— Ein neuprovençalisches Epos 231
— Die große Glocke. Lustspiel von Oscar Blumenthal 253
— Verirrungen. Schauspiel von Joseph Trieb 269
— „Konradin". Von Hans Herrig. — Die Provinzialin. Von Iwan Turgenjew. — Drei Frauen für einen Mann. Von Valabrègue und Grenet-Dancourt 284
— Salvatore Farina 296
— Das Geheimniß des Herrn Marchese. Lustspiel von Paolo Ferrari 318
— Wera. Schauspiel von A. Weimar 333
— Der Club. Pariser Lebensbild von Edmond Gondinet . . . 348

Seite

Zolling, Theophil, Drei Erzähler. (Karl von Schlözer. J. V. Widmann. Ludwig Hevesi) 359
— Christoph Marlowe. Trauerspiel von Ernst v. Wildenbruch . 400
— „Haus Wartenberg" von Oscar v. Redwitz 411
Zorn, Philipp, Der Staatsrath 273

Notizen.

Beaulieu, Spanische Frühlingstage 402. Becker, Liederhort 419. Bernstein, Münchener Bunte Mappe 350. Bitter, C. H., Gesammelte Schriften 348. Blume, Th., Der Zukunftsstaat und die Lösung der soc. Frage 386. Böheimb, Deutsche Lieder u. Gedichte 62. Buchholz's Reisen in Westafrika 174. Christen, Unsere Nachbarn 47. Dahn, Walhall 419. Desjardins, Les cahiers des États généraux en 1789 etc. 47. Deutscher Kalender 303. Diede, Charlotte, Lebensbeschreibung und Briefe 351. Dresdener Kunstverein, Gruß vom Elbstrand 386. Druskowitz, Drei englische Dichterinnen 255. Engelhorn, Die Kunstschätze Italiens 419. Escherich, Saga 47. Flach, Glykerion 254. Fortin, Le chant de la cloche 271. Frank, Das Wunderkind 239. Frankl, Erinnerungen 335. Friedmann, Neue Lebensmärchen 79. Frisch, Farbendruckblätter 350. Fuerschleim, Auf friedlichem Wege 78. Fulda, Satura 175. Gedon, Kunstsammlung 46. Gesellhofen, Junker Hans von Schweinichen 63. Glümer, Lutin und Lutine 63. Goldschmidt, Aus Rußland 318. Groller, Weltliche Dinge 62. Groß, Karl Marx 419. Gubernatis, Literaturgeschichte 175. v. Hagen, Bibliographische Notizen 286. Heyse-Laistner, Novellenschatz 287. Hiller, Ferd., Erinnerungsblätter 302. Hinüber, Das Lied vom Genius 350. Hirundo, Die Giebinger 418. Holz, Geibel's Gedenkbuch 302. Jensen, Der Wasunger Krieg 335. Junghans, Die Gäste der Madame Santines 127. Kaiserlingk, Römische Aquarelle 78. Klein, Astron. Abende 349. Krech u. Fischer, Das preuß. Gesetz betr. Zwangsvollstreckung 191. Kretzer, Im Sturmwind des Socialismus 191. Kürschner's Taschen-Conversations-Lexikon 349. Kunze, Gedichte 62. Leuthold, Gedichte 349. Lingg, Högni's letzte Heerfahrt 319. Mauthner, Dilettantenspiegel 78. Meyer, Geschichte der preuß. Handwerkerpolitik 15. Meyer, Astronomische Spaziergänge 349. Michell, Das Buch der Esel 303. Mikszath, Die guten Hochländer 47. Mitscher, Originalradirungen 386. Mohn, Christkind 367. Mohr, Das Bildniß von Thersandra 62. Orny, Im Banne des Kometen 47. Meister Pathelin 350. Perrot-Pietschmann, Aegypten 31. Petersen, Henrik Steffens 175. Ponsard, Horaz und Lydia 350. Rittershaus, Am Rhein 419. Runeberg, Fähnrich Stål's Erzählungen 302. Sacher-Masoch, Frau von Soldan 255. Scherr, Haidekraut 319. Schilling, Spanische Grammatik 158. Schipper, Dunbar's Leben und Gedichte 402. Seidel, Idyllen und Scherze 419. Sepp, Der bayerische Bauernkrieg 127. Steinau, Des Lebens Wellenschlag 418. Telmann, Im Hochland 271. Thausing, Dürer's Lebensgeschichte 367. Vierordt, Neue Balladen 303, Vogler, Der Herr Commerzienrath 175. Voß, San-Sebastian 62. Walling, Von Lenz zu Herbst 402. Weihnachtsliteratur 385. Weinhold, Lenz's dramat. Nachlaß 255. Werner, Gebannt und erlöst 303. Wichert, Die Braut in Trauer 191. Wie es war und wurde 402. Wiedemann, Aegyptische Geschichte 239. Wiermann, Der deutsche Reichstag 287. Wieser, Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werths 239. Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder 402. Ziemssen, Zum Tagesschluß 47.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Stücklein von der österreichischen Censur von Wilhelm Jensen 63. Romeo u. Julia und das germanische Liebesideal von Julius Duboc 79. Nachträgliches zu den Don Juan-Studien von W. Bolin 158. „Reptil" als geflügeltes Wort von H. B. Kaiser 303. Die Aussichten der Juristen in Preußen von Dr. jur. Aschrott. Nochmals über das geflügelte Wort „Reptil" von C. Löper, 351.

053
GEG
v.25-26

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Fünfundzwanzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1884.

Verlag von Georg Stilke.

Königin Augusta-Straße 12.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Register.

Fünfundzwanzigster Band.

Seite

* Der Staat und die katholische Kirche 129. 147
— Verantwortliches Reichsministerium 241
— Die „vertragsmäßigen" Grundlagen des Deutschen Reichs . . 289
Achelis, Th., Zur vergleichenden Mythologie 100
— Psychologie und Ethnologie 296
Adler, Georg, Rodbertus' „Kapital" 88
— Das Recht auf Arbeit 340
Aliquis, Memoiren eines Schwaben 104
Alsberg, Moritz, Der Ursprung des organischen Lebens . . . 181
Asher, David, Tennysons Erhebung in den Pairsstand 41
— Die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen 389
Austriacus, Die polnische Gefahr 3
— Die Wendung der deutschen Reichspolitik. Aus östreichischer Perspective 145
Bartz, Geo. C., Die politische Lage Spaniens 65
Bauer, A. Ch., Zu den jüngsten Dämmerungserscheinungen . . 51
Berlin vor der Frage der Steuerreform 195
Blind, Karl, Sind die Trojaner germanischer Abkunft? . . . 360
Bodek, Das neue Actiengesetz 97
— Preßfreiheit und Anklagerecht 258
Boettcher, F., Florentiner Ostertage 281
Bolin, Wilhelm, Don Juan-Studien 325. 349. 363
Braun-Wiesbaden, Karl, Erinnerungen eines deutschen Offiziers 7
— Zum Zollvereins-Jubiläum 84
— Die ersten Deutschen in Amerika 232
— Sprachstudien aus der guten und aus der schlechten Gesellschaft 315
Breitinger, Heinrich, Der Maler Alexander Calame 86
— Die Ehe der Madame de Staël. Nach alten und neuen Documenten 373
Capitolinus, Zur angeblichen römischen Frage 353
Carriere, Moriz, Die Aesthetik des Kunstgewerbes . . . 150. 168
Caspari, Otto, Ueber die Entthronung der Philosophie . . . 229
Castelnuovo, Enrico, Hänschens Bein. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns 410
Castner, J., Hauptmann, Die Repetirgewehrfrage 370
Daudet, Alphonse, Pariser Salonbilder 9
Dehn, Paul, Deutscher Gelehrtenexport 180
Deputatus, Die deutsche freisinnige Partei 161
— Die Verlängerung des Socialistengesetzes 193
Döhn, Rudolf, Ein amerikanischer Präsidentschaftscandidat als Geschichtsschreiber 394
Duboc, Julius, Der Vegetarismus und die Dichter 408
Ebhardt, Justus, Zur Romfahrt des deutschen Kronprinzen . . 1
Ehrlich, H., Opern und Concerte 30. 77. 94. 191. 270. 414
Eicken, H. von, Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft 152
Elsässer Deutsch-parlamentarisch 99
Elster, Ludwig, Das Universitätsstudium in den letzten fünf Decennien 243
Falke, Jacob, Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben" 344
Feldmann, Siegmund, Wiener Neubauten 374
Franzos, Karl Emil, Zur Frage der Heine'schen „Memoiren" . 21
Geibel, Emanuel, Trinklied 228
— Sängerloos 357
Geiger, Ludwig, Goethe und Heine 120
— Unbekannte Aphorismen Börnes 216
Genée, Rudolph, Die Shakespeare-Inscenirungen im Deutschen Theater 204
Geßner, L., Das Institut für Völkerrecht 259
— Völkerrechtliche Fragen 386
Goldbaum, Wilhelm, Der Streit um die Leihbibliothek . . . 213
— Ignaz Kuranda 263
— Eine Turgenjew-Biographie 329
Gopčević, Spiridion, Die Franzosen in Tongking 113
— Ueberseeische Stationen 210

Seite

Greif, Martin, Erinnerung 70
Groß, F., Neue Versicherungsgesellschaften 28
— Flaubert und George Sand 164
Groth, Klaus, Schummern 276
Hartmann, Eduard von, Carrieres Poetik 197
— Für das Socialistengesetz 209
— Competenzconflicte und Verfassungskämpfe 305
— Die Ueberbürdung der Schuljugend 402
Hellwald, Friedrich von, Die internationalen Polarstationen . 67
Heyesi, Ludwig, Tommaso und Angela. Eine Neujahrslegende 11
— Certaldo. Eine toscanische Skizze 189. 202
Hillebrand, Karl, Theodor Heyse 183
— Zum Schopenhauer-Denkmal 277
Hirschberg, C., Die Organisation der Arbeit 369
Jagow, Eugen von, Die Pariser Theatersaison 284
Jensen, Wilhelm, Emanuel Geibel. Persönliche Freundeserinnerungen 245
Karpeles, Gustav, Ein deutscher Theolog 134
— Berthold Auerbachs Briefwechsel 358
Katscher, Leopold, Ein confiscirtes Buch 185
Klein, Hugo, Ein Sänger und ein Spielmann 268
Kleinpaul, Rudolf, Bergnamen 91. 106
Kohn, Heinrich, Eisenbahnlinien in Vorderasien 274
Koegel, Fritz, Ueber Sprechen, Reden und Lesen 117. 139
Lammers, A., Die Reform der Schank-Gesetzgebung 49
— Weltliche Krankenpflegerinnen 290
Lang, Wilhelm, Il cinque Maggio. Eine Scene am Lago maggiore 332
Latendorf, Friedrich, Ungedruckte Gedichte Theodor Körners . 405
Lauser, Wilhelm, Ein Schmerzensschrei aus Venedig 55
— Pater Didon über Deutschland 188
Lector, Knobelsdorff 70
Legatus, Die Tripelallianz und die Mittelmeerfrage 401
Lichtwark, Alfred, Kunstausstellungen 46
— Eine Ausstellung im Kupferstichkabinet 63
— Christus vor Pilatus von Michael Munkacsy 108
— Die siebente Sonderausstellung im Gewerbemuseum 126
— Eine Festdecoration. — Die neunte Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen 141
— Ein neues Bild von Siemiradzki 173
— Gurlitts Frühjahrsausstellung 221
— Aus dem Künstlerverein 236. 334
— Die Menzel-Feier 286
— Die Bebauung der Museumsinsel 317
— Die Ausstellung billiger Möbel 350
— Gustav Richter-Ausstellung 380
— Menzels „Piazza d'Erbe in Verona" 398
Lindner, Albert, Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe . . 260
Linke, Oscar, Albumblätter 123
Lutz, R., Deutscher Socialismus in amerikanischer Beleuchtung . 306
Mähly, Jacob, Ein philologischer Klopffechter 250
Marco, G. de, Die italienischen Universitäten 162
Meinert, Carl, Ein ungedruckter Brief Lessings 6
Meyer, M. Wilhelm, Ein internationales Polarunternehmen . 387
Müller-Guttenbrunn, Adam, Das Wiener Stadttheater, sein Glück und sein Ende 347
Münz, Siegmund, Die Philosophie im Lichte eines Philologen . 396
Necker, Moriz, Neues über alte Sagen 309
Nerrlich, Paul, Karl Frenzels neueste Novellen 376
Peters, Carl, Deutsche Colonialpolitik in englischer Perspective . 132
Philosophus, Warnung vor der Ruhmsucht 299
Prel, Carl du, Der Somnambulismus 292. 312
Quarck, Max, Die neueste amerikanische Handelskrise 337
Regnet, Carl Albert, Die neue Mineralmalerei 252

Seite

Reinhold, Karl Theodor, Eduard Lasker und seine Zeit . . 33
— Eine deutsche Weltausstellung 81
Remember, Die Wahrheit über die Seligmacher-Armee . . . 20
Richter, Hermann Mich., Zur Vagabundenfrage 324
Riegel, Herman, Die Fremdwörterseuche und die preußischen Schulen 201
Rosegger, P. K., Aus meiner Werkstatt. Plauderei 219
Rosenstein, A., Zur Popularisirung Kants 265
Rosenstein, J., Ein nihilistischer Roman 90
Samosch, Siegfried, Giovanni Prati 341
Scrutator, Aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung . . . 116
Singer, Wilhelm, Die Situation in Frankreich 225
Socialisten und Anarchisten in der Schweiz 177
Scherr, Johannes, Der Teufel. Eine Biographie . . . 4. 41. 57
Schippel, Max, Die Arbeiterversicherung in England 297
Schmidt, Erich, Wilhelm Scherers Literaturgeschichte 37
Schmitt, K. J., Ein Gesetzentwurf zur Verwaltungsrechtspflege . 17
Schramm-Macdonald, Hugo, Zur Verstaatlichung des Feuer-Versicherungswesens 257
Schricker, August, Elsässische Volkslieder 26
Stoerk, Felix, Das Indigenat in Ungarn 50
Wattenbach, Wilhelm, Die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins 321
Weisbrodt, Gustav, Der jetzige Stand der Elektrotechnik . . . 227
Weiß, J., Die spiritistische Saison in Wien 212
— Ueberseeische Eroberungen 385
Wiener, X., Krisen im Burgtheater 170
Winter, Georg, Zur Charakteristik Friedrichs des Großen . . 102
— Gregorovius' „Kaiser Hadrian" 231
Witte, Karl, Eine Biographie Bulwers 247
Zabel Eugen, Zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland 38
— Offenbachs letzte Oper 206
— F. M. Dostojewski 307
Zacharias, Otto, Der Tod im Lichte der modernen Biologie . 35
— Ueber die Vererbung geistiger Anlagen 355
Zeller, D., Die östreichische Gewerbenovelle 273
Ziel, Ernst, Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack . 53
Zimmern, H., Die englische Gesellschaft und der „Punch" . . . 75
— Ein neues Buch der Königin von England 155
Zolling, Theophil, Der Probepfeil. Lustspiel von Oscar Blumenthal 13
— Der Herr Minister. Schauspiel von Jules Claretie und Alexander Dumas fils 45
— Das Recht des Stärkeren. Schauspiel von Paul Heyse . . . 61
— Ein Schandbuch über Sarah Bernhardt 73
— Die Mitbürger. Lustspiel von Hugo Lubliner 94
— Alexander Strakosch als Vorleser 110
— „Die Grafen v. Altenschwerdt" von August Niemann 121
— Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller 136
— Roderich Heller. Lustspiel von Franz v. Schönthan 157
— „Der Präsident" von Karl Emil Franzos 166
— „Jetta" von George Taylor 199
— Der neue Roman von Zola 217
— Der Mohr des Zaren. Schauspiel von Richard Voß 234
— Zerstreut. Schwank von Théodore Barrière und Edmond Gondinet 253
— „Marienburg" von Rudolf Genée 267
— Novellen von Hans Hoffmann 279

Seite

Zolling, Theophil, Gesammtgastspiel der Mitglieder des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerplatz 301
— Eine neue Operette 319
— Heines „Memoiren" 344
— Der Hüttenbesitzer. Schauspiel von Georges Ohnet 365
— Von den Theatern 382
— „Sappho" von Alphonse Daudet 392

Notizen.

Graf Adelmann, Am ligurischen Meere 175. Bäuerliche Zustände in Deutschland 127. Gräfin Ballestrem, Neue Blätter aus meinem Tagebuche 335. Berkamp, Karyatiden 399. Beseler, Erlebtes und Erstrebtes 303. Betemann, Meine Sonntage 383. Blumenthal, Von der Bank der Spötter 367. Brugsch u. v. Garnier, Prinz Friedrich Karl im Morgenlande 303. Busch, Unser Reichskanzler 254. Caspari, Hermann Lotze 111. Distel, Aus Wilhelm v. Humboldts letzten Lebensjahren 271. Druskowitz, Percy Byßhe Shelley 15. Friedmann, Optimistische Novellen 95. Frisch, Fünf Blätter in Farbenlichtdruck 78. Garnier, Les tragédies. Von Förster 159. Goedeke, Karl, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 415. Gsell-Fels, Oberitalien 238. — Rom 238. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg 287. Hann, Allgemeine Erdkunde 175. v. Hardenberg, Friedrich 271. Hauck, Böcklins Gefilde der Seligen 207. Hausrath, Kleine Schriften 271. Hettner, Kleine Schriften 238. Hergenröther, Leonis P. m. Regesta 399. Hey'l, Rheinlande 383. Jonas, Christian Gottfried Körner 111. Kaden-Nestel, Die Riviera 175. v. Kobell, Franz von Kobell 255. Kohn-Abrest, Les coulisses d'un livre 157. Konimor, Lieder 95. Kürschner, Deutsche National-Literatur 174. — Literatur-Kalender 95. Leist, Friedrich, Die Urkunde 415. Lesimple, Richard Wagner 158. Lessing, Julius, Der Modeteufel 415. Lützows Freicorps 287. Mahrenholtz, Voltaire-Studien 207. Mauthner, Xantippe 223. Meißner, Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oestreich 158. Melena, Garibaldi 223. Mevert, Die letzten Merowinger. Passarge, Aus dem heutigen Spanien und Portugal 303. Poe, Thales. Ed. by Ingram 237. van Praet, Essais 271. Rahn, Kunst- und Wanderstudien 255. v. Ranke, Weltgeschichte 15. Reißmann, Die Hausmusik 303. v. Reumont, Kleine historische Schriften 255. Riehl, Deutsche Arbeit 399. Riccius, Kleines Spiel für sinnige Leute 15. Rutari, Ernst Kossak 399. Salon-Bibliothek 142. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater 367. Schubin, Mal occhio und andere Novellen 111. Simrock, Altdeutsches Lesebuch 399. Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen 237. Stoerk, Handbuch der deutschen Verfassungen 335. Telmann, Götter und Götzen 302. — Lichter und Schatten 175. Theuriet-Rümelin, Prinzessin Immergrün 158. Thomas, George Sand 399. Trinius, Märkische Streifzüge 287. v. Troll-Borostyáni, Im freien Reich 238. Vogel, Das Mikroskop 158. Voß, Römische Dorfgeschichten 143. Wachenhusen, Monaco 175. Wagener, Erlebtes 271. Waldmüller-Duboc, Auf der Leiter des Glücks 335. v. Wildenbruch, Kinderthränen 334. Witte, Die sociale Krankheit 207. Wysard, Goethes Faust 303. Zeuschner, Internationaler Citatenschatz 143.

Offene Briefe und Antworten.

Ein orthographisches Curiosum 175. Ein unbekanntes Gedicht von Georg Herwegh 159. Friedmann, Zu Genée „Dramatische Wanderstoffe" 31. Latendorf, Die äußere Geltung des Doctorats jetzt und vor einem Menschenalter 143. Maurer, Ein Druckfehler oder Fehler Lessings? 223. Niemann, Ueber das Wort „Tramway" 79. Robert, Die Puttkamer'sche Orthographie und die Académie française 127. Ueber Mr. Cumberland in Dresden 238. Zu Geibels Trinklied 255.

№ 1. Berlin, den 5. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Romfahrt des deutschen Kronprinzen. Von Justus Ebhardt. — Die polnische Gefahr. Von Austriacus. — **Literatur und Kunst:** Der Teufel. Eine Biographie. Von Johannes Scherr. I. — Ein ungedruckter Brief Lessings. Mitgetheilt von Carl Meinert. — Erinnerungen eines deutschen Offiziers. Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden. — Pariser Salonbilder. Von Alphonse Daudet. — Tommaso und Angela. Eine Neujahrslegende von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Probepfeil. Lustspiel in vier Aufzügen von Oscar Blumenthal. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur Romfahrt des deutschen Kronprinzen.

Von Justus Ebhardt.

Rom, Ende December.

Wenn je eine plötzlich in die Welt gesetzte Nachricht Aufsehen zu erregen geeignet war, so war es die erste Kunde von der Romfahrt des Kronprinzen von Deutschland. Zuerst angekündigt von officiöser Seite, sprach man nur von einem Zwecke derselben, nämlich dem Besuche des Papstes. Die italienische Presse wurde stutzig; höflich aber mit Entschiedenheit mißbilligte sie diese Art der kaiserlichen Romfahrt; und faßte man auch die von den Officiösen geschleuderte Nachricht nicht geradezu als eine Beleidigung auf, so wußte man sich doch so auszudrücken, daß man in Berlin begriff, wie selbst die große Volksthümlichkeit des deutschen Kronprinzen in Italien nicht hingereicht haben würde, um nicht einen starken Mißton zwischen Italien und Deutschland hervorzurufen. In Folge dessen änderte sich plötzlich die Scene. Nicht mehr der Papstbesuch war es, welcher den Kronprinzen nach Rom führen sollte, sondern eine einfache Höflichkeitspflicht gegen den italienischen Souverain, durch dessen Land der deutsche Kaisersohn zwei Mal gekommen war. Die Papstvisite war dadurch in zweite Linie gerückt. Reine Höflichkeitsbesuche pflegen aber keine große Staatsaction zu sein oder darzustellen. Dennoch wurde eine solche unerwarteter Weise aus dem angekündigten Besuche des Kronprinzen gemacht. Die Initiative zu dieser zweiten Metamorphose gebührt vermuthlich der Geschicklichkeit der italienischen Diplomatie, welcher aus anderen Gründen als jenen, welche die deutsche Regierung zu der Romfahrt veranlaßt hatte, daran liegen mußte, den Vatican möglichst zu demüthigen, den Papst in jeder Beziehung als frei darzustellen, vor allen Dingen aber einen greifbaren Unterschied zwischen dem Besuche am königlichen und am päpstlichen Hofe herbeizuführen, welcher in den Augen des italienischen Volkes den ursprünglichen Zweck der Romreise, d. h. den Papstbesuch vollständig verschwinden ließ und den Königsbesuch im Quirinal als das einzige Reiseziel des deutschen Thronfolgers bezeichnete. Es ist unwesentlich, hier zu untersuchen, ob es nur die Ungeschicklichkeit der preußischen Officiösen war, welche beim ersten Auftauchen der Nachricht den Vatican als Zweck der Römerfahrt hinstellte, oder ob dieser Charakter derselben ursprünglich wirklich in der Absicht der Regierung lag. Das erstere ist wohl wahrscheinlicher, weil die deutsche Diplomatie eine zu bewährte ist, als daß man ihr den Fehlgriff vorwerfen möchte, den italienischen Bundesgenossen gröblich nnd absichtlich beleidigen zu wollen. Das aber ist nicht zu leugnen, daß die Reise des Kronprinzen von dem ersten Augenblicke an, als sie bekannt wurde, bis zur Stunde der Ankunft des königlichen Galazuges in Rom eine vollständige Verwandlung erduldet hatte. Diese Umwandlung erscheint um so räthselhafter, als gegenwärtig durchaus keine Veranlassung vorlag, Italien eine officielle Bethätigung der deutschen Freundschaft zu erweisen, weil nichts die intimsten Beziehungen zwischen den beiden Nationen gestört hatte.

Die geheime Geschichte dieser Verwandlung ganz zu durchschauen ist daher schwer; aber irren werden wir wohl nicht, wenn wir dieselbe zum Theil, vielleicht zum größten Theile den Unterhandlungen zuschreiben, welche gleichzeitig zwischen Preußen und dem Vatican wegen des Besuches bei Leo XIII. geführt wurden, obgleich dieselbe auf beiden Seiten abgeleugnet werden. Diese Unterhandlungen waren langwierige und von sehr zarter Natur. Erst am Tage der Ankunft des Kronprinzen in Rom kamen dieselben zum Abschlusse. Der Vatican, welcher nichts sehnlicher wünschte, als den Kronprinzen die Schwelle des apostolischen Palastes überschreiten zu sehen, hatte aber noch andere Rücksichten zu nehmen. Er wollte keinen Präcedenzfall schaffen für spätere Besuche, welche im Quirinal stattfinden können. Man wollte wohl den Triumph feiern, den Kronprinzen von Deutschland eine Audienz beim Papst nachsuchen zu sehen, aber gleichzeitig wollte man Italien kein Zugeständniß machen, welches als eine Anerkennung der gegenwärtigen Zustände ausgelegt werden konnte.

Es ist nutzlos sich den wahren Stand der Dinge zu verhehlen. Bringt der Besuch des Kronprinzen im Vatican wirklich dem deutschen Volke den allseitig gewünschten Religionsfrieden, ohne Demüthigung, so wird sich vielleicht durch den Erfolg die auffallende Nachgiebigkeit rechtfertigen lassen, welche die preußische Regierung bei dieser Gelegenheit zur Anwendung brachte. Aber bis man in Berlin hierfür den Beweis geführt hat, ist man berechtigt daran zu zweifeln, und einstweilen den Papstbesuch in der Form, wie er erfolgte, nicht als einen Triumph Deutschlands oder Italiens, sondern als einen solchen des Vaticans anzusehen. Daran wird auch die leere Ausrede nichts ändern, daß dieser Triumph des Vaticans lediglich in einer Formfrage gipfele, denn unter gewissen Umständen, wie bei dem Friedensbesuche des Kronprinzen im Vatican nach einem langjährigen Culturkampfe, steht die Formfrage so ziemlich genau in demselben Verhältnisse, wie dieses bei ähnlichen Anlässen zwischen dem Sieger und dem Besiegten obwaltet.

Es steht außer Zweifel, daß der Vatican den kronprinzlichen Besuch, wenngleich mit schwerem Herzen, abgelehnt hätte,

wenn man preußischerseits darauf bestanden hätte, die Auffahrt vom Quirinal zu unternehmen. Man wollte nicht den Gast des Königs Humbert empfangen, sondern lediglich den preußischen, nicht einmal den deutschen Kronprinzen. Nur sehr schwerwiegende politische Gründe, welche sich noch der Oeffentlichkeit entziehen, können den Sohn des deutschen Kaisers veranlaßt haben, dieses Opfer zu bringen. Das Interesse der preußischen Regierung an dem Papstbesuche muß daher ein größeres gewesen sein, als jenes, welches der Vatican daran hatte. Er war es, der bestimmte Bedingungen stellte, unter welchen Leo XIII. sich bereit erklärte, den künftigen Kaiser zu empfangen. Der großartige, herrliche und herzliche Empfang, welcher dem Kronprinzen seitens der italienischen Dynastie und der italienischen Bevölkerung in so reichem und verdientem Maße zu Theil wurde, kann jene Bedingungen zeitweilig wohl in den Schatten stellen; die rauschende Festlichkeit kann sie übertönen, aber aus der Geschichte kann man sie nicht mehr auslöschen.

Der Vatican hatte verlangt, man solle den Besuch nach dem Ceremoniale regeln, welcher vor 1870 am päpstlichen Hofe üblich war. Dies war seitens der Curie, auch dem Kronprinzen gegenüber, eine offenkundige absichtliche Ignorirung aller Ereignisse nach der Breschelegung in die Porte Pia am 20. September des genannten Jahres. Preußischerseits wurde dieses Zugeständniß gemacht. Man begehrte in Folge dessen im Vatican auch, daß der preußische Gesandte von Schlözer sich nach der Ankunft des Kronprinzen in den Vatican begebe, um dem Cardinalstaatssecretär nach dem Ritus der Jahre vor 1870 die Ankunft des Kronprinzen in Rom officiell anzuzeigen und gleichzeitig den Wunsch auszusprechen, der Papst möge ihm eine Audienz gewähren. Auch dieses Begehren der Curie wurde befriedigt. Am Montag den 17. December that Herr von Schlözer den erwähnten Schritt. Sofort darauf erschien der Cardinal Jacobini, nachdem er die Befehle des Papstes eingeholt hatte, im Palazzo Capranica, wo sich die preußische Gesandtschaft befindet, um Herrn von Schlözer zu ersuchen, dem Kronprinzen die Ehrerbietung des Papstes zu übermitteln und demselben mitzutheilen, daß Se. Heiligkeit sich glücklich schätze, dem lebhaften Wunsche Sr. Hoheit nach einer Audienz zu entsprechen. Die Audienz wurde in diesem Gespräche auf Dienstag den 18. December um ein Uhr Mittags festgesetzt. Aber gleichzeitig machte der Vatican zur Bedingung, daß der Kronprinz weder vom Quirinal in den Vatican fahre, noch daselbst in königlichen Equipagen erscheine. Ferner wurde abgemacht, daß der Papst den kronprinzlichen Besuch nicht erwidere, noch durch den Cardinal Jacobini entgegnen lasse, trotzdem der Kronprinz dem vaticanischen Ceremoniell entsprechend nach Beendigung der Papstaudienz auch dem Staatssekretär einen officiellen Besuch gemacht haben würde. Unter diesen Umständen fuhr der preußische Kronprinz in den Vatican. Königliche Wagen hatten ihn auf den extraterritorialen Boden der deutschen Botschaft auf dem Capitol gebracht; dort bestieg er mit Herrn von Schlözer ebenso wie sein Gefolge drei Miethswagen, welche ihn von dem deutschen neutralen Gebiet durch die italienische Stadt Rom nach dem ebenfalls extraterritorialen Boden des Vatican brachte. Das einzige Abzeichen der Equipagen waren die preußischen Cocarden an den Hüten der Kutscher.

Italienische Blätter mögen darin einen Triumph ihrer Politik erblicken. Uns will es vorkommen, als habe der auf diese Weise erfolgte Besuch des preußischen Kronprinzen, der sich plötzlich der officiellen Form als Vertreter Sr. Majestät des Kaisers Italien gegenüber bediente, an der bisherigen Sachlage gar nichts geändert. Im Gegentheil, der Vatican hat auf seinem Willen beharrt und hat ihn durchgesetzt; Italien ist der Curie keinen Schritt durch dieses Ereigniß nähergetreten und wenn die italienische Presse behauptet, der beste Beweis für den Triumph Deutschlands und Italiens in dieser Angelegenheit sei der Unterschied zwischen der Art, in welcher der Kronprinz bei dem Einen in glanzvoller officieller Form, bei dem Andern nur als höflicher Gentleman, der nur aus Artigkeit einen Besuch mache, aufgenommen sei, so ist das nur eine Selbsttäuschung. Dieser Unterschied hätte wesentlich sein können, wenn er freiwillig gewesen wäre. Aber das war er eben nicht. Nicht beim Kronprinzen — vorausgesetzt, daß er nicht auf den Besuch überhaupt verzichten wollte — stand es, diesen Unterschied zu beseitigen. Der Vatican war es, welcher diesen Unterschied wollte, und wahrscheinlich würde er auch von Italien gewollt worden sein, falls der Kronprinz beansprucht hätte, in derselben officiellen Form zum Papste zu fahren, wie er beim Könige eingetroffen war. Denn trotz aller Sympathien und Höflichkeit gegen den Kronprinzen hatten die Italiener darin eine Zurücksetzung ihres Primates in Rom erblickt, welche zu dulden sie so wenig geneigt waren, daß eine große Anzahl von Zeitungen, die officiösen obenan, erklärte, der Besuch des Kronprinzen könne nur einen Höflichkeitscharakter tragen, nur die innere preußische Politik betreffen, niemals aber die Stellung Italiens zum Papstthum präjudiziren, weil gerade diese Stellung keine internationale, sondern eine rein italienische innere Frage sei, in welche sich Niemand zu mischen habe. Die Unfreiwilligkeit des oben erwähnten Unterschiedes nimmt daher demselben Italien gegenüber jeden Werth, während er Deutschland gegenüber nur mit peinlichen Gefühlen betrachtet werden kann. Das ist um so bedenklicher, als trotz aller officiösen und officiellen Widersprüche der Gipfelpunkt der kronprinzlichen Reise nicht im Quirinal, sondern im Vatican lag. Die Eitelkeit unserer italienischen Freunde, welche in ihrem vollen Rechte waren, so geschickt zu operiren, als sie es thaten, ist mehr als befriedigt, auch wenn man ihnen nachsagen muß, daß sie Schlüsse aus dem Ereignisse zogen, welche weder Hand noch Fuß haben. Das deutsche Selbstgefühl jedoch kann sich nach diesen Vorgängen nur bedrückt fühlen. Der deutsche Kronprinz ist nicht als Sieger im Culturkampf in den Vatican gefahren; hoffen wir, daß er ihn als siegreicher Friedensstifter wieder verlassen hat.

Aber auch daran läßt die Haltung des Vaticans nach dem Besuche ernstlich zweifeln. Kaum hatte der Papst Zeit gefunden die wichtige einstündige kirchenpolitische Unterhaltung — denn eine solche war, wie wir verbürgen können, das Zwiegespräch in der That — mit dem deutschen Kronprinzen seinem Secretär Monsignor Boccali zu dictiren, als auch schon der Moniteur de Rome, das vornehmste unter den officiösen päpstlichen Blättern, mit triumphirenden Worten ankündigte, der Kronprinz sei der Träger eines Antrages, welcher das Papstthum als Bundesgenossen zu gewinnen suche im Kampfe aller conservativen Elemente Europas gegen die verwegene Demokratie. Und was der Moniteur wünscht, scheint die liberale italienische officiöse Presse zu fürchten. Der Diritto sucht sich und seine Leser einzulullen mit dem Liede der Beruhigung, welches stets den Refrain in dem erprobten Liberalismus des Kronprinzen findet. Aber wozu, fragen wir, Eulen nach Athen tragen, wenn euch nicht doch ein Gefühl der Ungewißheit beschlichen hat, welches von der Liga der conservativen Monarchie träumt und es für nothwendig hält, dieses vom Moniteur heraufbeschworene Gespenst zu zerzausen? Man fühlt aber, daß doch nicht Alles so klar liegt, wie man es wünschen konnte, man weiß, daß man nicht die volle Wahrheit sagt, wenn man behauptet, der doppelte Besuch des deutschen Kronprinzen in Rom habe die Möglichkeit eines gleichmäßigen correcten Verkehrs mit beiden daselbst weilenden Souverainen bewiesen; denn wäre dem so, wie wäre es dann dem Vertreter Preußens von Schlözer unmöglich gewesen, den deutschen Kronprinzen, den Sohn seines Souverains, auf dem Bahnhofe bei der Ankunft zu begrüßen und ihm bei der Abfahrt das Geleit zu geben? Wie wir nie zu den Culturkämpfern gehört haben, sondern dieselben stets vom liberalen Standpunkte aus befehdeten, so theilen wir heute auch den Pessimismus nicht, welcher in dem kronprinzlichen Besuche die volle Reaction wittert. Nichtsdestoweniger heißt es die Augen offen halten, denn wenn das, was im eigenen Lande auf dem Wege der Gesetzgebung zu erreichen ist, auswärts bei dem Papste in so auffallender und in der Form dem großen deutschen mächtigen Reiche nicht gerade voll entsprechenden Weise nachgesucht wird, so erscheint uns das vom liberalen Standpunkt nicht wenig bedenklich. Jedenfalls ist derjenige im Irrthum, welcher da glaubt, das Zwie-

gespräch zwischen Leo XIII. und dem künftigen deutschen Kaiser habe in einer einfachen Plauderei bestanden. Der Inhalt des Gespräches ist noch ein Geheimniß, aber fest steht es, daß sich dasselbe fast ausschließlich um die deutsche Kirchenfrage drehte, während von den Beziehungen Italiens zum Vatican, wie vielfach behauptet wurde, nicht die Rede war.

Die polnische Gefahr.

Einer Lemberger Nachricht zufolge sollen die galizischen Staatsanwaltschaften von Wien die Weisung erhalten haben, fortan der Verbreitung falscher Alarmnachrichten über die militärischen Vorkehrungen Rußlands entgegenzutreten und strenge darauf zu achten, daß die polnische Presse in ihren Ausführungen über russische Zustände sich nicht mehr eines Tones befleiße, durch welchen das freundnachbarliche Verhältniß zwischen Oestreich und Rußland getrübt werden könnte. So meldet, wohlgemerkt, die Gazeta Narodowa. Wir sehen daraus untrüglich, daß das Thema und der Ton, in welchem es jahraus und jahrein behandelt, von der polnischen Presse behandelt wird, nachgerade anfängt, in Wien unangenehm zu berühren; daß man von Wien, wo die stets eifrige Staatsanwaltschaft immer noch zu größerer Aufmersamkeit gegenüber der verfassungstreuen Presse ermuntert wird, auch der galizischen Staatsanwaltschaft einige Aufmerksamkeit gegenüber der polnischen Presse zuzuwenden empfiehlt. Aus dieser Meldung geht hervor, daß sich, was wir längst wissen, die polnische Presse mit größtem Eifer der Verhetzung und Verfeindung Oestreichs mit Rußland hingegeben, fortgesetzt über russische Rüstungen und Truppen-Dislocationen Nachrichten und Gerüchte mitgetheilt und die Eventualität eines Krieges Oestreichs mit Rußland, politisch und militärisch, unausgesetzt besprochen und dabei offenbar geglaubt hat, ein gutes nationalpolnisches Werk zu thun. Mag sein, daß dieses Handwerk in Galizien als ein edles angesehen wird; wir sind in diesen Dingen anderer Ansicht und können nunmehr, da von entscheidender, den polnischen Nationalbestrebungen so wohlgesinnter Stelle diese Russenhetze endlich, ja endlich, verurtheilt erscheint, darüber unverholen sprechen, da über das verbrecherische Unternehmen, den europäischen Frieden zu stören und Oestreich leichtsinnig in Feindschaft zu Rußland zu bringen, man sich in Berlin ja auch seine Gedanken machen wird.

Die inneren Verhältnisse in Oestreich haben eine derartige Entwicklung genommen, daß die nationalpolnische Hetzerei gegen Rußland, über die man sonst lächelnd zur Tagesordnung übergegangen wäre, jetzt denn doch ernster genommen werden muß. Die Resurrection des Polonismus ist in Oestreich nun einmal eine Thatsache, und ihre Consequenzen können nicht ausbleiben. Der „Pole" ist nicht mehr der Typus von ehedem, den man mit einer Mischung von Mitleid und Achtung in einem Winkel der politischen Bühne Statistendienste verrichten sah, dessen nationalem Klageliede, leise vorgetragen, man mit einem ästhetischen und historischen Interesse folgte. Der Pole ist durch das östreichische Bürger-Ministerium in alle Staatsbürgerrechte, in allen freiheitlichen Besitz gekommen, er hat diesen Besitz gemehrt und erweitert, die Landesverwaltung an sich gerissen, den Ruthenen, Deutschen, Juden überall verdrängt, unduldsam kämpferisch unter Führung des Adels und des Clerus auftretend; er hat sich aus dem sentimentalen, passiven in einen mit Zelotismus activen Helden verwandelt, der zu Zeiten sich an den Meistbietenden verdingt, um Vortheile für die eigene Nationalität herauszuschlagen, eine gar seltsame Charakterwandlung, die billig Jedermann in Erstaunen setzte, der den „freiheitsliebenden", stets revolutionären, auf Barrikaden heimischen Polen sich in einen diplomatisirenden und feilschenden politischen Kaufmann verkehren sah, der hinter dem Schlachzizen und Pfaffen gehorsam einherschreitet und an aller Art Reaction, Verdunklung und Verdummung lustig mitarbeitet. Ja, das Polenthum hat es gar herrlich weit gebracht, es hat, kaum glaublich, aber wahr, die führende Rolle in dem östreichischen unharmonischen Nationalitäten-Concert; es hat die Leitung der gesetzgebenden Körperschaften und Ministerportefeuilles in seinen Händen, das Land Galizien erhält finanzielle Erleichterungen und Begünstigungen nach Millionen von Gulden; die Grundsteuern sind ihm gering bemessen, ältere Schulden an das Reich werden ihm erlassen; alle Investitionen kommen fast ausschließlich Galizien zu, Eisenbahnen und Festungen werden dort gebaut, die angebliche strategische Nothwendigkeit und die angeblich stets ernste politische Situation Oestreichs helfen dem Lande zum Besitze von großen Einnahmen und Verkehrsmitteln. Für Galizien werden selbst in Reichsgesetzen, mit welchen die anderen Länder oft wider den Willen ihrer Bevölkerung mit Hülfe der Stimmen der Polen beglückt werden, Exemptionen geschaffen, der galizische Landtag hat nachgerade eine Ausnahmsstellung unter allen Landtagen der Monarchie, die Autonomie der galizischen Verwaltung ist dort völlig uneingeschränkt, und sie macht von ihren Rechten bei Wahlen einen beispiellosen Gebrauch; die Agitation des Polenthums hat die Vertretung eines ganzen großen Volksstammes, der Ruthenen, völlig auf Null reducirt, dem Ruthenen, Deutschen und Juden wird kein Quartier gegeben. In Amt und Schule herrscht ausschließlich das Polenthum, der Deutsche, der Offizier der kaiserlichen Armee ist völlig zum Ausländer in Galizien geworden. Hingegen finden die Exulanten, die Flüchtlinge aus Großpolen, die Einwanderer aus Posen in Galizien überall ein warmes Nest, werden naturalisirt, in Aemter und Würden eingesetzt. Könnte beispielsweise Jemand den Antrag wagen, die Gründung der Universität Lemberg durch Kaiser Joseph im Jahre 1784 jetzt bei Herannahen des neuen Jahres durch eine Säcularfeier zu verherrlichen? Nein, er würde als ein Verräther an der polnischen Nation gesteinigt werden. Und doch hat dieser selbe Joseph das unglückliche Haliczer Land aus tiefstem Schlamme der physischen, geistigen und sittlichen Verkommenheit emporgehoben zu besserer Existenz und europäischer Gesittung!

Das Polenthum wird förmlich von Wien aus gehegt und gepflegt, man pflegt seine vorösterreichischen Erinnerungen, seine altpolnischen Traditionen, errichtet Lehrstühle für sie, restaurirt die alten polnischen Königsburgen und hat Nachsicht für die ausgesprochen nationalen, wie wir sie auffassen, anti-österreichischen Demonstrationen. Man muß in Wien den Undank sehen und vielleicht doch nicht als solchen sehen und erkennen? Die Veranstaltung des Sobieski-Festes neben der Wiener Türkenfeier, der Empfang der russischen Polen und der Posener in Krakau, die Ausstellung in der polnischen Königsstadt neben der Wiener historischen Ausstellung, die systematische Herabsetzung des Lothringers zu Gunsten Sobieskis in Wort, Schrift und Bild: wem hätte sie nicht zu denken gegeben? Vor wenigen Tagen erschien Matejko mit seinem Bilde „Sobieski vor Wien" vor dem Papste, um es diesem zum Geschenke darzubringen. — Es wird den Ruhm der vaticanischen Stanzen von Rafael und auch die Meisterwerke Michelangelos nicht gefährden. — Dabei hielt Stanislaus Graf Tarnowski, wohlbestallter Professor an der Krakauer Universität, eine Ansprache, in welcher „Polens Unglück" bejammert und das Kreuz als „einzige Hoffnung des Sieges" bezeichnet wurde! Und diese Krakauer Stanczyken, Oestreicher seit 1846, im Herzen „unglückliche Polen", wie uns Leo XIII. bezeugen mag, haben den Muth, uns, die wir kürzlich unseren sechshundertjährigen Bund mit der habsburgischen Dynastie gefeiert, Lectionen über die „östreichische Ehre", über östreichischen „Patriotismus" zu geben? Mit allen Zugeständnissen sind die polnischen Politiker nicht zufrieden; jetzt fordern sie die Decentralisation der Eisenbahnen, ja sogar die polnische Landwehr oder National-Armee. Das ist nun einmal so. Als kürzlich im preußischen Landtage ein Redner von den „preußischen Unterthanen polnischer Zunge" sprach, tönte ihm von den Polenbänken schallendes Gelächter entgegen. Und in Preußen, denken wir, wird der Staatsbegriff selbst den Polen genügend eingeprägt!

Die Taaffe'sche Politik mag den Polen noch weitere Zugeständnisse gewähren, das Polenthum mag noch mehr im In-

nern erstarken, aber Eines muß verhütet werden um jeden Preis, daß der polnische Gesichtspunkt, die polnische National-Idee, die polnische Leidenschaft, der Erbhaß gegen Rußland, ihre unauslöschliche Revanche-Politik den Kreis der auswärtigen Politik ergreife, ja auch nur berühre; daß der Haß Polens gegen Rußland sich aus der Provinz auf das Reich übertrage. In diesem Punkte, hoffen wir, werden Czechen, Slovenen, Dalmatiner, Ruthenen zu den Deutschen stehen, die da sagen, daß der Particularhaß der Polen gegen Rußland, dessen Ziele die Revanche gegen Rußland und die Wiederherstellung Polens, also in letzter Linie die Lostrennung Galiziens von Oestreich sind, sich nicht auf das Reich übertragen, mit dem Besitze von Galizien sich nicht auf Oestreich vererben dürfe. Wir kennen den immanenten Gegensatz zwischen Oestreich und Rußland, wir erörtern ihn oft genug und haben ein wachsames Auge auf Rußlands Wühlereien, auf die panslavistische Gefahr, die Oestreich umgibt. Aber wir sind gerecht genug anzuerkennen, daß sich Rußland in letzter Zeit vielfach Mäßigung auferlegt hat, um so größer sollte die Vorsicht auf östreichischer Seite sein. Das Friedensbedürfniß in Europa ist ein allgemeines, und wir scheuen uns nicht zu sagen, es ist Niemandem dringender, als dem verschuldeten, tief in der Culturarbeit und mit der Concurrenz ringenden Oestreich-Ungarn, das die vertausendfachten Schrecken eines Krieges mit einer Volksarmee noch nicht empfunden hat. Ganz Europa müßte sich gegen uns kehren, wenn wir leichten Herzens, wie etwa ein Ollivier, die Eventualität eines Krieges mit einer Macht auch nur discutiren würden, mit welcher Oestreich seit seinem Bestande niemals die Waffen gekreuzt; ein historischer Beweis dafür, daß ein solcher Krieg nicht nothwendig in dem östreichischen Interesse liegt. Das wäre auch fürwahr kein Krieg, der in sieben Tagen sein Ende finden würde, sondern ein langwieriger Kampf von furchtbarem Charakter. Wie sehr auch die Neuzeit Alles verändert hat, die Unnahbarkeit Rußlands durch die Natur, die Gewalt der Elemente, die Napoleon Schranken auferlegte, ist dieselbe geblieben. Wir sagen dies mit Absicht, ohne Mißtrauen in unsere Kraft, in den Patriotismus des östreichischen Volkes, in unsere Allianzen. Aber unsere Kraft, unsere Opfer an Gut und Blut sollen doch nur dem Falle der Noth gelten. „Wenn wir angegriffen werden, dann werden wir nicht allein stehen" — sagte Graf Kalnoky. Das möge uns ja nicht zu sicher oder tollkühn und provocatorisch machen. Wenn wir aber provociren, ist der Fall der Mithülfe nicht gegeben, Oestreich ist isolirt und dem Verderben preisgegeben. In dem Hinüber und Herüber von Hetzereien, Broschüren, Zeitungsartikeln ist die Frage, wer angefangen, leicht eine offene, die Antwort auf die Frage, ob wir die Angegriffenen, steht bei unserem Bundesgenossen, der nur Vertheidigungskriege führt und bei dem die Knochen des pommerschen Musketiers noch nichts von ihrem Werthe verloren haben. Das Kunststück, den Gegner als Angreifer hinzustellen, hat beispielsweise Cavour meisterhaft verstanden, trefflich hat er Oestreich im letzten Augenblick ins Unrecht zu setzen verstanden, Oestreich isolirt. Exempla trahunt!

Die Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg sind seit Giers' Besuche in Friedrichsruhe völlig intime geworden; das Schreiben und der Toast des Czars Alexander an die Adresse des Kaisers Wilhelm, die Begrüßung des deutschen Kronprinzen durch eine russische Flottenabtheilung in Genua, des preußischen Kronprinzen Triumphzug durch Italien und dessen Empfang bei König und Volk in Rom — all diese Dinge scheinen in Wien sehr ins Auge gefallen zu sein. Graf Kalnoky wird stets als Freund und Anhänger der Taaffe'schen Politik verschrieen. Mag sein. Aber Eines ist Thatsache: er hat die polnischen Kriegshetzer satt bekommen, ihr Auftreten als Verlegenheit empfunden und die die Politik des Grafen Taaffe unterstützenden Organe, selbstverständlich nur in Bezug auf ihre Discussion der äußern Politik und des östreichisch-russischen Verhältnisses — der Aufmerksamkeit der Staatsanwaltschaften empfohlen.

Austriacus.

Literatur und Kunst.

Der Teufel.

Eine Biographie.

Von Johannes Scherr.

I.

Der dualistische Riß, welcher durch die physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht — Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Entstehen und Vergehen, Lust und Leid, Liebe und Haß, Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht — dieser Riß schneidet auch das religiöse Bewußtsein entzwei.

Hier heißen die Gegensätze Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß.

In der Tiefe der Finsternisse des unlösbaren Räthsels vom Welt- und Menschendasein ahnte und suchte der erwachende menschliche Gedanke einen wirkenden Urgrund, eine Endursache. Den oder die gefunden geglaubte nannte er Gott, welchen er mit dem Licht, mit der schaffenden Kraft, mit der Tugend und dem Recht, mit der Wahrheit und der Liebe identificirte.

Woher aber, bei dieser Fülle des Göttlichen in der Welt, das Dunkel, der Haß, die Lüge, das Unrecht, das Weh, das Verderben und die Vernichtung? Aus dem Schatten, welchen das Licht hervorrief, hervorrufen mußte. Das Uebel war da, eine brutale Thatsache. Konnte man es dem Gott auf Rechnung setzen, zu einer Zeit, wo es theologische Tifteleien noch nicht gab? Nein. Gefühl und Phantasie suchten sich vielmehr in naiver Weise mit dem Walten der Naturmächte abzufinden und so gebar die Empfindung von physisch Wehvollem und von moralisch Widrigem die Vorstellung vom Gegengott, vom Teufel, als vom Urheber alles Bösen.

Der Gott stellte demnach den Avers, der Teufel den Revers der Medaille dar. Für beide hatte zum Modell der Mensch gedient, der zwar immer und überall über sich hinauswill, aber nirgends und nimmer über sich hinauskann. Der Gott war also der verbesserte, der Tenfel der verböserte Mensch: — Licht-Pol und Dunkel-Pol, Ideal des Guten und Ideal des Bösen.

Aus alledem folgt, daß Satan so alt ist wie Gott. Man könnte sie auch als feindliche Zwillingsbrüder bezeichnen. Ja, ursprünglichste Religionen von fetischistischer- und schamanistischer Art in Betracht gezogen, möchte man sogar dem Teufel das höhere Alter zuschreiben, ihn geradezu den Erstgeborenen des religiösen Bewußtseins nennen. Urältesten Mythen zufolge war ja das Dunkel auch vor dem Licht und hat die Nacht den Tag geboren. Ist nicht die Furcht als ein primitiveres Gefühl zu bezeichnen denn die Hoffnung? Jedenfalls ging da und dort, auch bei sogenannten Kulturvölkern, auch in geschichtlichen Religionen, der Teufelskult dem Gottesdienste weit vor. Beweise hierfür der phönikisch-karthagische Molochsdienst und der aztekische Huitzilopotchlikult, in welchen das Princip des Verderblichen, des Grausamen, des Teuflischen eine so furchtbare Anerkennung und Huldigung erfuhr.

Wenn die Frage: Wie, wo und wann ist der Mensch geworden? jemals mit Bestimmtheit beantwortet werden könnte würde sich auch das Alter des Teufels mit einiger Sicherhe bestimmen lassen. Bis jetzt tappen darüber selbst seine gelehrtesten Biographen im Dunkel.*) Jedenfalls kam er dort herum und dann zur Welt, wo und wann die Zweihänder, nach Ueberschreitung der Gränzlinie zwischen Thierheit und Menschheit, zuerst die Furcht vor dräuenden und schädlichen Naturgewalten

*) So die hochwürdigen Autoren des ehrwürdigen, im J. 1569 zu Frankfurt a. M. gedruckten Folianten „Theatrum diabolorum", dann J. G. Mayer, Historia diaboli, edit. II, 1780, und G. Roskoff, Geschichte des Teufels, 2 Bde. 1869. Zu vgl. Ewald, Hiob, 1843, und Hitzig, Buch Hiob, 1874.

empfanden und dieses Angstgefühl „religiös" sich zu vergegenständlichen suchten. In den Naturreligionen verlebte der Teufel, so zu sagen, seine Säuglingsschaft. Wir vernehmen da überall sein unartikulirtes Gegreine, welches sich aber mitunter in bengelhaftes Gebrülle verwandelt. Ihn zu geschweigen, hat der Fetischismus und Schamanismus allen seinen Witz in der Erfindung religiöser Bräuche und Praktiken aufgeboten.

In der Mehrzahl der alten Kulturreligionen vermochte sich der Teufel, nach vertretenen Kinderschuhen, keine Niederlassungsbewilligung zu erwerben, geschweige das Bürgerrecht. Im ägyptischen Glaubenssystem allerdings erscheint des guten Gottes Hesiri (Osiris) Bruder, Widersacher und Mörder, Seth (Typhon) — hieroglyphisch dargestellt als Schlange Apep, welche die Sonne verschlingen will — stark satanisch nicht nur angehaucht, sondern auch durchfeuchtet. Die dritte Person der indischen Dreieinigkeit sodann, der Zerstörer Siwa, hat im Dogma und Kult ebenfalls eine entschieden teufelische Färbung. Allein der Dualismus von Gott und Teufel kam in diesen Religionen doch lange nicht zu solcher Ausprägung wie im Glauben der syrisch-phönikischen Völker. Hier standen sich die Begriffe Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, Liebe und Haß, Güte und Grausamkeit schroff gegenüber, vergöttert hüben in den Gestalten des Baal und der Aschera, drüben in den Figuren des Moloch und der Astarte. Da ist, scheint mir, die Vorstellung vom Gott und vom Gegengott doch schon deutlich genug herausgebildet.

Im Glauben der Griechen und Römer existirte kein Teufel. Weder in der Religion der Schönheit, noch in der Religion der Zweckmäßigkeit war Raum für ihn. Der hellenische Aides und der römische Pluto ist der unterirdische Zeus, die dritte Person der obersten griechisch-lateinischen Göttertrias, kein Teufel ungerechnet seiner unheimlichen Umgebung und Gefolgschaft, kein Gegengott, sondern ein gleichberechtigter Gott wie Jupiter und Neptun. Aber der Herrscher der Unterwelt hat etwas Schattenhaftes. „Das Wesen seiner Herrschaft ist das Dunkel und die Unsichtbarkeit."*) Darum ist weder beim Homer noch sogar beim Vergil ein deutliches Bild von ihm zu finden. Der letztgenannte, dessen Aeneis doch, wie bekannt, schon stark romantisch angesäuselt ist — das 6. Buch muthet uns ja geradezu wie eine Vorwegnahme von Dante's „Inferno" an — er hätte da, wo er auf die

„Di, quibus imperium est animarum, umbraeque silentes,
Et Chaos et Phlegethon, loca nocte tacentia late" —

zu sprechen kommt, und zwar ausführlich und malerisch anschaulich, die beste Gelegenheit gehabt, den Gemahl Persephoneias in seiner düsteren Majestät zu schildern. Aber er that es nicht, wohl aus Scheu vor dem Gestaltlosen.**)

Mehr oder minder deutliche Spuren vom vergöttlichten Ideal des Bösen, Widrigen und Verderblichen finden sich auch im keltischen, slavischen und germanischen Heidenthum. Aber den Teufel hier zu „bestätigen", festzunageln, unwiderleglich nachzuweisen, dürfte doch wohl nie ganz gelingen. Denn wir vermögen uns ja bei Betrachtung der heidnisch-religiösen Lehrgebäude der Kelten, Germanen und Slaven gar häufig nicht des Bedenkens zu erwehren, daß an diesen Bauten jüdisch-christliche und vielleicht auch heidnisch-klassische Einflüsse substanziell mitgearbeitet haben könnten.***) Dieses Bedenken macht sich namentlich dann geltend, wann so etwas wie der Teufel in den Anschauungen der genannten Völker herumspukt. Unwillkürlich müssen wir da sofort an Entlehnungen aus der jüdisch-christlichen Mythologie denken. Dagegen ist freilich hinwiederum einzuwenden, daß nicht abzusehen, warum die religiöse Phantasie der Kelten, Slaven und Germanen nicht zeugungskräftig genug gewesen sein sollte, von sich aus und eigenartig das böse Element im Weltplan mythologisch zu fixiren. Gehörten diese Völker doch auch zur arisch-indogermanischen Familie und ein Schößling derselben, das Zendvolk (die Eranier, Perser) war es ja, welcher die Vorstellung vom Gegengott, vom Teufel, zuerst mit voller Bestimmtheit formulirte und dieselbe mit ganzer Schärfe der Vorstellung von Gott gegenüberstellte.

Die druidisch-keltische Religion hat augenscheinlich, wenigstens in späterer Zeit, christliche Einflüsse, also Trübungen ihrer Ursprünglichkeit erfahren. Indessen gibt es beim Julius Cäsar, also aus vorchristlicher Zeit, ein denkwürdiges Zeugniß für die Originalität der eigenartigsten religiösen Vorstellung der Kelten. Das war diese, daß, wie Cäsar sagt, der Lehre der Druiden zufolge die Gallier ihren Ursprung vom unterirdischen „Vater Dis" herleiteten und darum auch ihrer Zeiteintheilung nicht den Tag, sondern die Nacht zu Grunde legten.*) „Dis" ist selbstverständlich die Latinisirung des keltischen Namens oder vielmehr des keltischen Begriffes vom Gwarthawn, d. h. vom bösen Princip. Diesem schrieb der Druidismus die Entstehung der Welt und der Menschen zu. „Aus des Abgrunds Tiefe — so predigten die Druiden und sangen die Barden — aus der Stadt des Gwarthawn ist das Ungeheuer, die Welt, heraufgestiegen." Da hätten wir denn eine recht bündige Erklärung des Uebels, des Bösen im Weltplan, eine Vorwegnahme der mittelalterlich-christlichen Lehre von der Ver- und Durchteufelung der Welt. Denn wie der Schöpfer, so sein Werk. Weil nun durch das cäsarische Zeugniß die Naturwüchsigkeit der pessimistisch-druidischen Anschauung von der Herkunft der Welt und der Menschen festgestellt ist, so hat es wenig zu sagen, daß schon in den ältesten keltischen Bardenliedern — sie stammen aus dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung — dem Gwarthawn der jüdisch-christliche Name Satan gegeben wird. Denn wenn man erwägt, daß und wie der antike Aides-Pluto beim Uebergang des griechisch-römischen Heidenthums in den christlichen Höllenkönig sich verwandelte oder wenigstens diesem verschiedene Attribute lieh, so wird man es auch begreiflich finden, daß in der Phantasie der keltischen Barden ihr heidnischer Gwarthawn mit dem christlichen Teufel zusammenschmolz. Einer dieser Dichter, einer der ältesten und angesehensten, der Bardenkönig Taliesin, hat in einem von der „Myvyrian Archaiology", also der keltischen Edda, uns überlieferten Liede den Gwarthawn so gezeichnet: — „Klaffend wie das Gebirge von Mynnan ist sein Rachen. Nicht Tod vermag ihn zu überwinden, keines Mannes Stärke, keines Schwertes Schärfe. Zwischen seinen Tatzen gähnt ein Kluft von 900 Felsen und im Haupt hat er ein Auge, das funkelt wie blaues Eis." Weitaus die eigenthümlichste Hervorbringung des keltischen Teufelglaubens ist der Mythus vom Zauberer Merlin, welchen Satan in Nachäffung Gottes mit einer Jungfrau zeugt. Hier tritt jener Zug der Satanologie, welcher den Teufel als Affen Gottes kennzeichnet, mit voller Deutlichkeit hervor. Doch ist zu sagen, daß diese Gestaltung

*) Preller, Griechische Mythologie, 2. A. I, 655.

**) Erst unser Schalk Heine hat den unterirdischen Zeus keck und deutlich in die poetische Beleuchtung gestellt, freilich nur in der heine'schspaßhaften Manier, welche in seiner bekannten Romanze „Unterwelt" ergötzlich genug wirkt.

***) Insonderheit hat bekanntlich die Reinheit und Ursprünglichkeit der ältesten germanisch-heidnischen Religionsurkunde, die ältere (sämundische) Edda, in unseren Tagen scharfe Anzweiflung erfahren, und zwar vonseiten germanisch-skandinavischer Forscher. In schroffem Gegensatze zum Jakob Grimm, welcher die Edda ein „unvergleichliches Werk" nannte, weil darin „die Grundzüge des heidnischen Glaubens so frisch und unschuldig aufgezeichnet werden wie bei keinem andern Volke", haben die beiden Norweger S. Bugge und A. Bang die Vermuthung aufgestellt und zu erweisen versucht, daß die eddische Mythendichtung ihrem wesentlichen Inhalte nach keine eigenartige und ursprüngliche sei, sondern eine aus der heidnisch-klassischen einer- und der jüdisch-christlichen Mythologie anderseits abgeleitete. Höheren Werth als den einer Hypothese hat jedoch diese Behauptung noch nicht zu erlangen vermocht. Vgl. meine „Allgemeine Geschichte der Literatur", 6. Aufl. 1880—81, II, 351.

*) Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant, idque ab Druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia observant, ut noctem dies subsequatur." De bell. gall. VI, 18.

der Merlinlegende aus verhältnißmäßig später Zeit stammt. Die ältere Sage weiß nur von Merlin (Merddin) als von einem gefeierten Barden, Druiden, Kämpfer und Propheten seines Volkes. Später verknüpft sich die Merlinsage mit der Artuslegende. Der Mythus vom zaubermächtigen Teufelssohn Merlin, welchen seine Liebe zur schönen Nymianne ins Verderben bringt, ist zuerst im 12. Jahrhundert durch einen ungenannten französischen Trouvère dichterisch formulirt worden und dieser älteste Merlin-Roman hat nachmals verschiedene Umarbeitungen und Erweiterungen erfahren.*) Zum großartigen Gedichte — wir werden später davon hören — hat ein Deutscher den keltischen Stoff umgeschaffen.

Ein ungedruckter Brief Lessings.

Mitgetheilt von Carl Meinert.

Lessing hatte sein dreißigstes Jahr erreicht, als er im November 1760 fluchtähnlich aus Berlin schied, wo er sich doch in glückliche Verhältnisse eingelebt und in Moses Mendelssohn, Nicolai, Ramler, de Gasc und in den Stammgästen der behaglichen „Baumannshöhle" treue und liebe Freunde gewonnen hatte. Warum entzog er sich plötzlich diesen Verhältnissen? War es, weil er, der alle Cliquen gesprengt hatte, nicht der ständige Führer einer neuen und im Sinne einer geschlossenen Schriftstellerpartei Berliner werden wollte? Auch die Kriegszeit mochte ihm das Dasein des Stubengelehrten verleidet haben. Er sehnte sich nach einer anderen, freieren Existenz, die ihm zugleich mehr Gelegenheit zur Sammlung bieten konnte, als der aufreibende Journalismus. Er selber schreibt: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht zu kommen" und bezeichnet den Breslauer Aufenthalt als eine große Krise. Am 5. August 1764 schreibt er an Ramler: „Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden." Hier erst fing er an zu leben. Seine Verhältnisse ordneten sich, so daß er leichten Herzens eine Berufung an die Universität Königsberg abgelehnt haben soll. Er fühlte sich nicht mehr abgespannt wie in Berlin, sondern so gesund und frisch wie nie zuvor. Das ihm unentbehrliche Theatervergnügen fehlte nicht, sein liebes Pharao wurde nur allzu leidenschaftlich betrieben, seine „treffliche Bibliothek" durch neue Einkäufe vergrößert, dabei studirte und schaffte er tüchtig. Jetzt entstand unser erstes Lustspiel. „Minna von Barnhelm", die im August 1763 spielt, wurde 1763 concipirt und im Jahre 1764 der Hauptsache nach vollendet. Seine pecuniäre Lage war keine ungünstige gewesen, wenn er nicht auch seine Familie zu unterstützen gehabt hätte. Aber von Kamenz wurde ihm wirklich zu viel zugemuthet: er sollte nicht nur fortwährend seinen Beutel öffnen, sondern auch den Bruder Gottlob, der die Hände in den Schoß legte und daheim mit den Geschwistern haderte, zu sich nach Breslau nehmen. Lessing weigerte sich dessen, beherbergte aber im folgenden Sommer 1764, wo eine Krankheit Tauentziens die endgültige Entscheidung hinausschob, Theophilus in Breslau und sprang dem bedrängten Vater mit allem erschwinglichen Gelde bei. Eben war dem Primarius zu allem Ueberfluß die Kränkung widerfahren, daß der Kamenzer Rath in die offene Stelle eines Vicars nicht den armen Theophilus, den man für zu kurz gewachsen erklärte, sondern einen betrügerischen Feldprediger einschob. Unter den Nachwehen des Krieges wurde die Lage der Familie immer verzweifelter. Gerade in dieser Zeit, wo Alles nach Geld schrie und Karl auf Kosten des Bruders in Breslau zu leben gedachte, was jedoch nicht geschah, erklärte Gotthold sich mehr als je entschlossen, „von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist zu abstrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen." Schon im November 1763 hatte er dem Vater zögernd mitgetheilt, man möge ihn doch weder für sicher etablirt halten, noch seine pecuniäre Lage überschätzen; er werde vielleicht sehr bald zu seiner alten freien Lebensweise zurückkehren.

Der erhaltenen Briefe aus dieser denkwürdigen Epoche des Dichters sind nicht eben viele. Zumal über die Zeit nach dem Frieden sind wir sehr dürftig unterrichtet. Vom August 1763 bis in den October 1766 liegen nur Briefe des Vaters und eine griechisch abgefaßte Epistel von Bruder Theophilus an Lessing vor; vom Spätsommer 1764 bis ins Frühjahr 1766 von Lessing nur ein paar Briefe nach Kamenz, so daß wir z. B. nicht einmal wissen, wann und wie sein Verhältniß zu Tauentzien sich gelöst hat. Nur so viel erhellte bis jetzt, daß er noch im September 1764 als Gouvernementssecretär fungirte. Näheres erfahren wir erst aus einem bisher für verloren gehaltenen Briefe, dessen Original in meinen Besitz gelangt ist und dessen Inhalt hier mitgetheilt werden soll. Von seiner Existenz wußten wir bisher nur aus einem Briefe des alten Lessing — Nr. 86 in „Lessings Briefen II, 1. Hälfte, Briefe an Lessing, herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Carl Christ. Redlich", S. 186 (Berlin, Hempel) —, der mit den Worten anhebt: „Lieber Sohn, Da Du nach Deinem letzten Briefe vom 12. October a. c. wiederum in Breslau" u. s. w. und wozu Redlich bemerkt: Ist verloren. Wir ersehen daraus vor Allem, daß Lessing im October noch bei Tauentzien war und auf vier Wochen zu verreisen, dann nach Breslau zurückzukehren und seinen Abschied zu nehmen gedachte. Charakteristisch ist die Bemerkung über den einzukassirenden Wechsel. Lessing scheint keine große Meinung von des Vetters Vertrauen in seine Ehrlichkeit gehabt zu haben ... Sonst spricht auch aus diesem Briefe wieder überall der ehrerbietige dankbare Sohn, der liebevolle Bruder und der muthig auf sich selbst bauende junge Schriftsteller.

Hochzuverehrender Herr Vater,

Ich habe nach des Bruders Abreise von hier so viel zu thun gehabt, und bin so lange verreiset gewesen, daß ich es von einem Posttage zu dem andern verschieben mußte, meinen wertheften Aeltern zu schreiben. Ich versparte es endlich bis Herr Meyer zur Messe gehen würde; allein er ist diesesmal nicht gegangen. Nun verreise ich morgen wiederum, und werde schwerlich unter 4 Wochen wieder zurückkommen. Daher mache ich mir den ersten müßigen Augenblick noch vorher zu Nutze, um Ihnen zu melden, daß ich noch ziemlich gesund bin, und nichts mehr wünsche, als daß Sie allerseits zu Hause vollkommen gesund und vergnügt leben mögen.

Mein Bruder Theophilus wird Ihnen von meinen Umständen mehr haben sagen können, als ich schreiben mag. Es ist nunmehr fest beschlossen, daß, sobald ich von dieser Reise wieder zurückkomme, ich sodann meinen Abschied nehme. Ich habe die dringendsten Ursachen dazu; und ob ich schon eben noch nicht weis, was ich sodann anfangen werde, so bin ich doch im geringsten nicht verlegen, auf eine oder die andere Weise mein Auskommen zu haben. Diese Veränderung ist die Ursache warum ich Carln nicht zu mir kommen laßen kann. Ich habe ihm 50 ℔ in Leipzig von den Winklerschen Geldern assigniret, von welchen ich hoffe, daß sie diese Messe bezahlt werden sollen. Es ist mir nicht wohl möglich gewesen, ihm von hier aus Geld zu über machen. Meine Einkünfte sind itzt bey weitem die nicht mehr die sie vor Jahr und Tag waren. Die Unkosten des Proceßes belauffen sich übrigens auch sehr hoch, so daß mir überhaupt nicht viel übrig bleiben wird. Widrigenfalls wollte ich ihm gerne mit mehrerem helffen; denn ich höre, daß er mehr schuldig ist. Sobald ich selbst nur weis woran ich bin, werde ich seiner nicht vergeßen und ihn auf die eine oder andere Weise unterstützen. Die Schwester braucht sich mit der Wäsche nicht zu übereilen; was sie indeß fertig hat, kann sie mir mit einem sichern Fuhrmanne schicken. Die Auslage werde ich erstatten und mich für ihre Mühe auch sonst dankbar erzeigen.

*) Vgl. San-Marte (Schultz), die Sagen vom Merlin (1853), besonders S. 340 fg.

Daß ich dem H. Vetter Feller seine Schuld noch nicht eintreiben können, thut mir herzlich leid. Der Wechsel ist längst verfallen, und also weiter nichts als eine bloße Obligation, die sich mit der Wechselschärfe nicht einklagen läßt. Der Schuldner nächst dem hat wenig oder nichts. Ich will noch das letzte versuchen und sehen ob ich Arrest auf sein Bißchen Tractament erhalten kann. Haben Sie die Gütigkeit, Hochzuverehrender Herr Vater, den H. Vetter dieses melden zu lassen. Zweifelt er aber, ob ich seine Forderung nicht schon eincassiret, so will ich ihm den Wechsel selbst wieder zurücksenden.

Dem Bruder Theophilus werde schreiben, und ihm verschiedene Bücher, die er sich bey mir ausgesucht hat, senden, sobald ich wieder zurück bin.

Indeß empfehle ich mich meinen wertheſten Aeltern, und verharre zeitlebens

Dero

gehorsamster Sohn
Gotthold.

Breslau, den 12. October 1764.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers.

Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden.

Von dem vortrefflichen alten Stüve behauptete einer seiner ergebensten und aufrichtigsten Freunde, er habe zwanzig Jahre gebraucht, um aus einem Osnabrücker ein Hannoveraner zu werden, und er werde wenigstens abermals zwanzig Jahre brauchen, um aus einem Hannoveraner ein Deutscher zu werden; und da er vor Ablauf der zweiten zwanzigjährigen Periode gestorben, so scheint er bis zum deutschen Standpunkt nicht durchgedrungen zu sein.

Der Verfasser des höchst interessanten Buches „Erinnerungen eines deutschen Offiziers"*) ist glücklicher gewesen. Er ist während der Periode von 1848 bis 1871 aus einem Hannoveraner ein Preuße (Anfangs allerdings mit einigen hannoverschen Vorbehalten) und als Preuße ein guter Deutscher geworden, soweit er letzteres nicht schon als Hannoveraner gewesen. Ihm sind allerdings die Ereignisse besser zu Hülfe gekommen, als dem alten Stüve. Als Letzterer einige Versuche machte, sich preußisch oder deutsch zu acclimatisiren, kam die platte und geistlose Reaction der fünfziger Jahre dazwischen; und man kann es ihm ebenso wenig, wie irgend einem Anderen, übel nehmen, daß es ihn nicht gelüstete, sich unter die Führung der Männer von Olmütz zu stellen, welche nichts verstanden, als „muthig einen Schritt zurück zu weichen" — manchmal aber war es auch etwas mehr als ein Schritt und etwas weniger als muthig —, und welche die Abneigung zu verantworten haben, welche in verschiedenen Gegenden Deutschlands gegen Preußen herrschte und noch herrscht, wenn auch die Reminiscenzen an den „Schimmel von Bronzell" und die schwarzgelbe Pacification von Schleswig-Holstein im Großen und Ganzen glücklich überwunden sind.

Der 1838 in Stade geborene Verfasser hatte als Sohn eines bürgerlichen Vaters und einer adeligen Mutter in Hannover, wie es noch vor vierzig Jahren war, eine eigenthümliche Stellung, die ihre Schwierigkeiten darbot. Zwar gehörte er zur privilegirten Klasse, nicht nur von mütterlicher, sondern auch von väterlicher Seite. Das Verhältniß war nämlich in Hannover, wo ich einen Theil meiner Jugend zugebracht hatte, folgendes: Da das Land vor Ernst August keinen König innerhalb seiner Grenzen hatte, sondern entweder direct von London aus oder durch einen Statthalter regiert wurde, so hatte sich in demselben eine herrschende Aristokratie ausgebildet, welche aus zwei Elementen bestand, nämlich erstens aus dem Adel, dem nur ein verhältnißmäßig geringer Theil des nutzbaren Grundeigenthums des Landes gehörte und der daher vorzugsweise auf den Hof- und Staatsdienst und auf Pachtungen königlicher Dominialgüter angewiesen war, wobei man ihm weitgehende Vergünstigungen gewährte; — zweitens aus den sogenannten „schönen Familien", deren Angehörige schon seit Generationen sich in dem Staatsdienst, den man hier den „königlichen" Dienst nannte, befestigt, eingelebt und ausgedehnt hatten. Die Hannoveraner hatten damals — sagen wir: in meiner Jugend, d. i. vor vierzig und mehr Jahren, ich glaube aber auch noch später — eine hohe Meinung von ihrer Stellung in Deutschland, die auch von Andern anerkannt wurde. Um es kurz auszudrücken will ich sagen: auf sie fiel ein Abglanz Englands, des einzigen constitutionell-parlamentarischen Staates in Europa, während in Deutschland die Großstaaten noch im Zustande eines veralteten und leistungsunfähigen Absolutismus verharrten und die Mittel- und Kleinstaaten sich in Verfassungsexperimenten ergingen, welche sich der unglücklichen französischen Schablone bedienten und zeitweise unangenehme Störungen erlitten, indem zuweilen jener Knecht Ruprecht, welchen man den Bundestag nannte, mit seiner Ruthe dazwischen fuhr, oder der damalige Herr dieses Knechtes, der Fürst Metternich, den als Befehl betrachteten Wunsch aussprach, daß im Interesse der schwarzgelben quietistischen Euthanasie „unter allen Wipfeln" Deutschlands und Italiens, auf welche er drückte wie ein Alp, „Ruhe herrschen möge".

In der That kann man nicht leugnen, daß die Hannoveraner von England mancherlei Gutes gelernt und überkommen hatten. Selbst in Preußen und in Norddeutschland zeigten sie sich 1867 den Andern in parlamentarischer Taktik und Technik überlegen. Ihr Militär war so gut, als es außerhalb eines größeren Verbandes sein konnte. Ihre Rechtspflege war vormals ein wenig zopfig, aber nicht ohne Geist und Kenntnisse; die Verwaltung war sorgfältig nnd hatte allerlei gute Seiten, welche an englisches Selfgovernment anklangen. Von der Verfassung will ich nicht reden, denn leider wurde seit Ernst August der Staatsstreich epidemisch oder richtiger endemisch.

Wie aber in Hannover die beiden regierenden Klassen (ich sage absichtlich nicht „Kasten") die adeligen und die „schönen" Familien sich zu einander verhielten, dafür gibt uns der Verfasser der „Erinnerungen", wenn auch nur ganz beiläufig, einen Beleg, wie er gar nicht besser zu beschaffen ist.

Es handelt sich um den Stammbaum der Mutter des Verfassers, eines Kehdinger Fräuleins von gutem hannoverschen Adel. Sie besaß eine Copie des Stammbaumes, welchen ein dienstfertiger Vetter von dem im Besitze des Hauptstammes befindlichen Original abgeschrieben. Zwei der „Ahnen" sind hannoversche Minister gewesen. Natürlich stand in dem Stammbaum bei dem betreffenden Namen auch der „Minister". Der der hannoverschen Geschichte und dienstpragmatischen Gepflogenheit kundige copirende Vetter aber hatte bei jedem der beiden Minister mit Bleistift die Notiz beigefügt: „Unter dem Geheimen Kabinetsrath Rehberg." Sonst dient der Rath unter dem Minister, in Hannover war es umgekehrt. Der adelige Minister repräsentirte und der bürgerliche Rath regierte und administrirte. Es war umgekehrt wie bei Mozart, wo Don Juan sang und Leporello machte die Gestus. Hier machte der Don die Gestus und der Diener sang. Der „Geheime Kanzlei-Secretär" (so war der Titel, der „Vetter" irrt mit seinem „Kabinets"-Secretär) August Wilhelm Rehberg, ein Mann von hoher Intelligenz — auch damals als Schriftsteller hochgeschätzt; seine Bücher: „Untersuchungen über die französische Revolution nebst kritischen Nachrichten von den merkwürdigsten Schriften, welche darüber in Frankreich erschienen sind" (zwei Theile, Hannover und Osnabrück 1793) und „Ueber den deutschen Adel" (Göttingen 1803) verdienen heute noch studirt zu werden —, dieser Rehberg also war die „pensée immuable", das dauerhafte ministerielle Ueberfutter, welches blieb, auch wenn die äußere Hülle, der Ueberzug, der Minister, wechselte. Er repräsentirte zwar nicht nach Außen, wohl aber nach Innen; denn er war der Vertreter der Intelligenz, der Geschäftskenntniß, der Continuität, der Tradition; und

*) Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848 bis 1871. 2 Bände. Wiesbaden, 1884, J. F. Bergmann.

dabei befand sich der Staat, trotz aller Ministerwechsel, welche ja zuweilen auf seltsamen Veranlassungen beruhen — die Königin Anna z. B. entließ einen Minister, weil er vor ihr in der Stutzperrücke, statt in der Allongeperrücke zu erscheinen gewagt hatte — in der That im Großen und Ganzen nicht übel. Wenn also der, den Stammbaum copirende Vetter schrieb: „Er als Minister diente unter dem Geheimen Kanzleisecretär Rehberg", so schrieb er weder einen Unsinn noch einen Sarkasmus. Letzteres schon deshalb nicht, weil, wie der Verfasser der „Erinnerungen" versichert, der genealogische Vetter sich keineswegs durch Witz, sondern durch andere solidere Eigenschaften hervorthat.

Ich mußte dies Alles vorausschicken, um den Boden zu charakterisiren, auf welchem der Verfasser gewachsen, und die Stellung, welche er von Haus zu den zeitgenössischen Dingen einnahm. Als hannoverscher Lieutenant machte er die Schlacht von Langensalza mit, nach der Annexion entschloß er sich mit der Mehrzahl seiner Kameraden in preußische Kriegsdienste überzutreten, nur eine kleinere Zahl zog die sächsischen vor. Dann garnisonirte er als Lieutenant in Kassel, der Hauptstadt des vormaligen Kurfürstenthums Hessen, hierauf als Hauptmann in Magdeburg; 1870/71 machte er den französischen Krieg mit, um nach dessen Beendigung eine Dame aus Holstein zu heirathen, zu der ihn schon lange sein Herz hingezogen.

Dies sind die persönlichen Erlebnisse des Verfassers von 1848—1871 in nuce. Vielleicht wird Mancher sagen: „Das ist doch nicht viel und lohnt wohl in der That kaum, Memoiren zu schreiben," und vielleicht sind auch Viele, welche das Buch nicht gelesen haben, geneigt, diesem Urtheile zuzustimmen. Es gibt indessen ein unfehlbares Mittel, sie vom Gegentheil zu überzeugen. Es ist dazu nur nöthig, daß sie das vortreffliche Buch mit einiger Aufmerksamkeit lesen. Denn es gibt uns an der Hand der persönlichen Erlebnisse und Beziehungen des Verfassers ein vollständiges Bild der politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands während jener Jahrzehnte, welche den Verlauf unseres nationalen Umschwungs in sich begreifen, — ein Bild von seltener Treue und von einer noch selteneren künstlerischen Vollendung.

Er wählt dazu eine ganz eigenthümliche Methode, welche verdient, genauer charakterisirt zu werden, weil sie es ist, die dem Buch seinen besonderen Reiz gibt und zugleich uns auf das hinweist, was bei der Darstellung der Personen und Zustände aus jener Periode, welche ja schon so oft mit größerem oder geringerem Erfolg — und ich kann hinzufügen: mit größerer oder geringerer Wahrheitsliebe — versucht worden ist, ihr Eigenthümliches bildet.

Der Verfasser befolgt den Rath des großen englischen Dichters:

„Eins über Alles: Sei dir selber treu!
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen;"

Was aber die Hauptsache ist: es wird ihm nicht schwer, diesen Rath zu befolgen, weil er das Glück genießt, von Haus aus jene „aequa mens" zu besitzen, welche eine ruhige, wohlwollende und doch zugleich auch scharfe Beobachtung und Beurtheilung ermöglicht, und weil er es versteht, diese liebenswürdige, ruhige, unbefangene, heitere Lebens- und Weltanschauung unter schweren Umständen zu bewahren (rebus in arduis servare).

Damit hängt denn auch die Art der Darstellung zusammen. Diese zeigt uns nämlich neben den öffentlichen Angelegenheiten, welche Alle interessiren, auch die privaten, welche vorzugsweise den Verfasser und die Seinen, sowie die den Kreisen, in welchen er gelebt und gewirkt hat, angehörigen Personen interessiren. Er führt uns ein in verschiedene Familien und Kreise, aus welchen uns eine große, im Anfang dem Leser vielleicht allzu große, bunte Menge der verschiedensten, mehr oder weniger interessanten Damen und Herren entgegentritt, deren Charakter wir zu studiren, deren Lebensschicksale, Herzensneigungen, Geistesrichtungen u. s. w. wir zu verfolgen in den Stand gesetzt werden.

Und gerade dieser Theil des Buches, der sich scheinbar nur mit Familien- und Privatangelegenheiten beschäftigt, ist es, welcher bei denjenigen, welche in dem Buche vorzugsweise quellenmäßige Belehrung über zeitgenössische Personen, Zustände und Begebenheiten suchen, Anstoß erregt hat und noch erregen wird, wie ich aus mündlichen und gedruckten Aeußerungen schließe, die zu meiner Kenntniß gelangt sind. Man hat das Buch sogar einen Rattenkönig von Familienromanen genannt. Mit Unrecht. Ich kenne zwar nicht den Verfasser. Zwar glaube ich, es wäre mir bei sorgfältiger Nachforschung nicht schwer, ihn zu entdecken. Aber ich enthalte mich einer solchen aus Achtung der von ihm bewahrten Anonymität und in Befolgung des richtigen Rechtsgrundsatzes: „La recherche de la paternité est interdite." Aber was die von ihm geschilderten Personen anlangt, so sind dieselben mit einer so vollendeten Porträtähnlichkeit gezeichnet, daß ich, trotzdem sie Alle nicht ihren wirklichen, sondern „Fancy"-Namen tragen, in gar manchen derselben Bekannte erkannte und ohne Weiteres in meinem eigenen Exemplare des Buches dem Pseudonym den wirklichen legitimen Namen beifügte.

Vielleicht können das nicht Viele. Aber ich bin wohl im Stande, den Verfasser auf Schritt und Tritt zu controliren. Auch ich bin ein Annectirter und habe ebenfalls, und zwar in reiferen Jahren, den Uebergang aus einem Kleinstaat in den einzigen deutschen Großstaat erlebt und Gelegenheit gehabt, dabei meine Beobachtungen und Vergleichungen zu machen. Ich habe seit dem Jahre 1849, also seit fünfunddreißig Jahren, ununterbrochen verschiedenen Parlamenten und Parlamentchen, — dem nassauischen, dem preußischen und dem deutschen — angehört und in Folge dessen manchen großen Ereignissen und Personen so nahe, daß ich gut beobachten konnte, und doch so ferne, daß ich nie die Unabhängigkeit meiner Gesinnung und meiner Stellung einbüßte, gestanden. Ich habe in Kurhessen und Hannover studirt und gelebt und stets genaue und gute Beziehungen dort unterhalten, gewirkt in Preußen und anderen deutschen Ländern und gereist und observirt in allen übrigen, so daß ich, was nicht ein jeder deutsche Reichsbürger von sich zu behaupten im Stande ist, mit einigem Stolz sagen kann: Ich kenne Deutschland und die Deutschen. Doch an dieser Stelle kommt das Alles nur insoweit in Betracht, als es dazu dient, mich als einen sachkundigen Beurtheiler zu legitimiren; und da kann ich denn, wie ich glaube, mit gutem Fug und Recht behaupten, daß sich diese Memoiren von der Mehrzahl der vielen, die ich kenne, dadurch auszeichnen, daß mir an keiner Stelle derselben ein Zweifel an der Wahrheitsliebe, der Genauigkeit und der Aufrichtigkeit des Verfassers aufgestiegen ist, auch da nicht, wo seine Wahrnehmungen sich mit den meinigen nicht vollkommen decken, und selbst da nicht, wo er seiner satirischen Laune etwas die Zügel schließen läßt, wie z. B. wenn er den Empfangsabend einer Berliner Schriftstellerin schildert, welche jedes Mal „ihren" — niemals kommenden — Prinzen erwartet. (Siehe Band II, S. 225. 240. 262 und 297.)

Alles das ist also kein Roman, obgleich es diesem Theil der Erinnerungen nicht fehlt an einer wahrhaft künstlerischen Form, welche ein ästhetisches Behagen hervorruft. Aber selbst wenn es ganz oder theilweise auf Erfindung beruhte, so wäre es doch unentbehrlich, um die Hauptaction in das rechte Licht zu setzen und die nöthige Stimmung vorzubereiten. Jede dieser Figuren, die Damen mit inbegriffen — oder vielleicht sollte ich sogar sagen: und vorzugsweise die Damen — sind eine jede der Typus eines Standes oder eines Standpunktes, einer Klasse des Staats und der Gesellschaft, einer bestimmten Auffassung oder einer politischen und socialen Staats- und Weltanschauung.

So viele dieser Figuren auch sind, aus dem angeführten Grunde möchte ich keine derselben vermissen, und zwar um so weniger, als der Verfasser es trefflich versteht, eine jede derselben beinahe plastisch zur Anschauung zu bringen und ihr ein lebhaft pulsirendes individuelles Leben einzuhauchen.

Er schildert uns das Leben in Hannover von dem König und der Königin durch alle Gesellschaftsschichten hindurch bis zu den Handwerkern — dem liberalen Buchbinder und dem conser-

vativen Hofsattler, welche Anfangs in nachbarlicher Freundschaft lebten, dann aber der Politik halber sich mit einander entzweien — mit einer seltenen Anschaulichkeit und gibt uns den Schlüssel zu dem Räthsel an die Hand, wie es kam, daß ein an sich gesundes und lebensfähiges Gemeinwesen durch die Fehler eines Monarchen, der nichts sah und die Menschen nicht kannte, und einer Anzahl von Günstlingen und Rathgebern, die nur zu viel sahen und ihren unglücklichen Monarchen nur zu gut kannten, dem Untergang mit einer wahrhaft verhängnißvollen Schnelligkeit entgegeneilte.

Ich kann daher, obgleich ich kein Hehl daraus mache, daß ich wegen der politisch-militärischen Aufschlüsse, welche ich erwartet und gefunden habe, mich dem Studium des Buchs unterzogen, keineswegs der Ansicht derer beipflichten, welche die „Familiengeschichten" oder den „Roman" für ein überflüssiges oder gar störendes Beiwerk erklären, sondern halte Alles das für geradezu unentbehrlich, um die volle Wirkung zu erzielen. Wir verdanken dem Verfasser historisch-politische Belehrung, welche unsere Freude an der Wahrheit, und künstlerischen Genuß, welcher unsere Freude am Schönen befriedigt. Um es kurz zu sagen: Es ist ein ebenso schönes als gutes, ein ebenso unterhaltendes als belehrendes Buch, wie wir deren in der Memoiren-Literatur der Gegenwart nicht allzu viele besitzen.

Pariser Salonbilder.

Von Alphonse Daudet.*)

Wir haben in Paris alle Arten von Salons. Einmal die politischen, z. B. bei Madame Edmond Adam, der Herausgeberin einer Revue, und bei Madame d'Haussonville, legitimistisch weiße oder demokratisch rothe, wo man Präfecte ernennt und Minister stürzt, wo an großen Empfangsabenden die Prinzen von Orléans erscheinen und wo manchmal Gambetta erschien. Dann gibt es die Salons, in denen man sich amüsirt, — oder vielmehr: wo man sich zu amüsiren versucht. Man soupirt, spielt, ahmt die ehemaligen kaiserlichen Hoffeste von Compiègne so viel als möglich nach; es sind hübsche Wintergärten, unter deren Glasdach die duftlose Blume der rein weltlichen und äußerlichen Freude erblüht. Aber der wahre literarische Salon, wo um eine zuvorkommende und bejahrte Muse sich ein Kreis von wirklichen und eingebildeten Schriftstellern zweimal die Woche versammelt, um kleine Gedichte eigener Erzeugung vorzutragen, wobei kleine Biscuits in eine kleine Tasse Thee getaucht werden — dieser Salon hat in Paris entschieden zu leben aufgehört. Kein literarischer Salon ohne Literaten, und die Schriftgelehrten von heute — Alles handfeste Bursche mit strotzender Gesundheit und ganz modernem Appetit — lieben zu sehr das Materielle, als daß ihr Magen und ihr Gehirn sich mit der Speise eines Kanarienvogels begnügen würde. Dennoch, ich gestehe es, ohne just alt zu sein, habe ich einige dieser blaustrümpfigen Salons gekannt, die man heute höchstens noch in der Provinz findet, veraltet wie die Guitarre, die zerrissene Byron-Stimmung und die Stammbuchverse.

Hauchen wir einmal auf unsere zwanzigjährigen Erinnerungen. Pst! pst! pst! Der Staub wirbelt in leichten Wölkchen auf, und aus diesem Gewölk entwickelt sich deutlich, wie eine Feen-Erscheinung, die liebenswürdige Silhouette der guten Madame Ancelot. Sie wohnte damals in der Rue St. Guillaume, einem vergessenen provinzmäßigen Gäßchen mitten in Paris, wo das Gras zwischen den Pflastersteinen wächst, wo man nie das Rollen eines Wagens hört, wo die hohen Häuser, die für ihre drei Etagen viel zu hoch sind, nur ein gedämpftes, kaltes Tageslicht durchscheinen lassen. Das alte schweigsame Haus hatte stets geschlossene Balkonfenster, ein nie geöffnetes Hausthor und eine Miene, als wäre es seit Jahrhunderten unter dem Zauberstab eines Hexenmeisters eingeschlafen. Und das Innere paßte trefflich zu dem, was die Façade versprach: ein ganz weißer Corridor, eine dunkle unheimliche Treppe, hohe Plafonds, breite Fenster, Malereien auf dem Getäfel, und dies Alles vergilbt, dürr, nachgedunkelt, mit dem Ausdruck des Nichtmehrlebens. Und mitten in alledem, trefflich zum Rahmen stimmend, Madame Ancelot selbst in weißem Kleid, rundlich und faltenreich, so wie man sich die Feen im Märchen vorstellt, die niemals sterben können und tausend Jahre lang altern. Madame Ancelot liebte die Vögel, ebenfalls wie die guten Feen. Ringsum in ihrem Salon bedeckten vogelsangerfüllte Käfige die Wände und schichteten sich über einander wie im Schaufenster eines Vogelhändlers. Aber selbst die Vögel schienen alte Lieder zu singen.

Auf dem Ehrenplatz in voller Beleuchtung und sich sofortiger Aufmerksamkeit aufdrängend, hing ein großes Bild des Malers Gérard, das Madame Ancelot darstellte, à l'enfant frisirt, im Modekostüm der Zwanzigerjahre, immer lächelnd, in Dreiviertelstellung, um mit entschwebender Geste à la Galathée ein Paar wunderbar weiße und runde Schultern zu zeigen. Vierzig Jahre nach der Anfertigung dieses Porträts decolletirte sich Madame Ancelot noch immer, aber es waren freilich nicht mehr die weißen, runden Schultern, die einst Baron Gérard gemalt hatte. Aber die gute Frau kümmerte sich nicht darum. Sie bildete sich noch Anno 1858 ein, die schöne Madame Ancelot vom Jahre des Heils 1823 zu sein, als Paris ihrem Theaterstück: „Marie oder die drei Lebensalter" Beifall klatschte. Uebrigens war Niemand da, der sie darauf aufmerksam machte. Alles rings um sie her vergilbte und alterte zugleich mit ihr: die Rosen auf den Teppichmustern, die Bänder auf den Tapeten, die Wesen und die Erinnerungen; und während das Jahrhundert fortschritt, vertiefte sich diese zum Stillstande gebrachte Existenz, dieses Intérieur aus einer anderen Zeit, unbeweglich wie ein Schiff, das vor Anker liegt, schweigsam und glücklich in die Vergangenheit.

Ein einziges Wort hätte den Zauber brechen können. Aber wer mochte dies freche Wort aussprechen? wer hätte sagen wollen: Wir altern! Am wenigsten die Stammgäste dieses Salons, denn auch sie gehörten einer längstvergangenen Epoche an, und auch sie lebten im Wahn, nicht zu altern. Der Gott des Salons, ein umhuldigter, vielbewunderter, verwöhnter Gott, war der Dichter Alfred de Vigny, offenbar ein großer Poet, aber ebenfalls aus einer anderen Zeit, — seltsam und altfränkisch mit seiner Erzengelmiene und seinem weißen Trauerweidenhaar, das für seine kurze Statur viel zu lang war. Alfred de Vigny vermachte sterbend der geliebten Frau Ancelot seinen Papagei. Dieser erhielt seinen Platz in der Mitte des Salons auf einem gefirnißten Ring. Die Besucher des Salons fütterten ihn übervoll mit Leckereien — man denke sich nur: de Vignys Papagei! — Aber das war viel später. Zur Zeit, als ich bei Madame Ancelot eingeführt wurde, lebte der Poet noch, und der Papagei mischte noch nicht seinen grellen, greisenhaften Schrei in das gewaltige Gezwitscher, das, ich glaube: zum Protest, aus allen Käfigen ertönte, wenn irgend einer der Gäste seine Verse zum Besten gab.

Manchmal verjüngte sich der Salon ein wenig. An solchen Tagen erschienen blonde Lyriker mit langen Haaren — Eigengewächs, keine Perrücken! —, und auch sentimental blickende jüngere Schwestern in Apoll tauchten auf. Auch mich, wie die Anderen, bat man hier und da um Mittheilung einer poetischen Hervorbringung. Aber ich war sehr schüchtern, und meine Stimme muß darunter gelitten haben. „Lauter!" sagte alsdann Madame Ancelot zu mir, „lauter! denn der Marquis de la Rochejacquelein hört nicht gut!" In der That waren da etwa ein halbes Dutzend beisammen, die so taub waren wie etruskische Vasen, die niemals hörten, trotz ihrer aufhorchenden Miene und obwohl sie ihre linke Hand, zum Horn gerundet, ans Ohr legten. Der witzige Coupletdichter Gustav Nadaud ließ sich manchmal herbei, ein Lied zu singen. Untersetzt, die Nase hoch, das breite Gesicht strahlend, mit einer affectirt bäuerlichen Gemüthlichkeit, die an diesem Ort eines prickelnden Reizes nicht entbehrte, setzte er sich

*) Nachdruck verboten.

ans Klavier und hämmerte auf die Tasten und sang so laut, daß er Alles weckte. Aber auch welch ein Erfolg! Wir waren Alle eifersüchtig auf ihn. Manchmal declamirte irgend eine Schauspielerin, die sich bemerkbar machen wollte, einige Strophen. Und dabei konnte man eine gewisse Tradition beobachten: weil ehedem die Rachel in diesem Salon Stanzen declamirt, wovon ein Gemälde, das jetzt über dem Kamin hing, Zeugniß ablegte, so war es hergebracht, nur Stanzen aufzusagen. Aber ach, es war keine Rachel mehr da! Dieses Oelgemälde war übrigens nicht das einzige. Man entdeckte deren in allen Winkeln, sämmtlich von der Hand der Wirthin, welche in ihren freien Stunden den Pinsel führte und ausschließlich nur für ihren Salon malte, um eine Erinnerung an irgend ein großes Ereigniß in dieser kleinen Welt zu verewigen. In ihrer Autobiographie: „Mein Salon, von Madame Ancelot" findet man die Reproduction einiger dieser Bilder. Jeder Getreue ihres Salons ist dort verewigt, und ich glaube, Gott strafe mich, daß ich selbst dort zu finden bin — freilich etwas sehr im Hintergrunde ...

Dieses fremdartige Personal versammelte sich jeden Dienstag in der Rue St. Guillaume. Man stellte sich spät ein, und Folgendes ist der Grund dafür. Ganz in der Nachbarschaft, absichtlich, wie ein permanenter Protest, gab es einen rivalisirenden Salon: der von Madame Mélanie Waldor. Die beiden Musen waren früher befreundet gewesen; Madame Ancelot hatte sogar Mélanie eingeführt. Aber plötzlich blieb eines Tages Mélanie fort und richtete Altar gegen Altar auf, ganz wie es ehedem zwischen der du Deffand und Fräulein da Lespinasse geschehen war. Mélanie Waldor schriftstellerte. Man kennt von ihr Romane, Gedichte und ein Theaterstück. Alfred de Musset hat in einem Augenblick grausamer Laune auf sie schreckliche und zugleich herrliche Verse gedichtet, welche, von Aretin und Juvenal gewürzt, in Ermangelung eines Besseren den Namen der Muse auf den Flügeln der obscönen Literatur auf die Nachwelt bringen werden. Was hatte denn Madame Waldor dem großen Lyriker gethan? Wer weiß es! Ich sehe sie noch: ganz in Sammt, mit schwarzen Haaren — pechfarbig wie die Federn eines hundertjährigen Raben, der durchaus nicht grau werden will —, auf ihren Divan hingegossen, immer erschöpft und schmachtend und in der Haltung einer geknickten Lilie. Aber ihr Auge blitzte und ihr Mund zischte, wie der Rachen einer Viper, wenn von „Ihr" die Rede war. Von Ihr! d. h. der Anderen, der Feindin, der guten alten Madame Ancelot! Zwischen den Beiden wogte ein Krieg auf Leben und Tod. Madame Waldor hatte absichtlich denselben Tag für ihren Jourfix gewählt, und gegen elf Uhr, wenn man sich entfernen wollte, um das Gegenüber zu besuchen, hielten ihre eisigen Blicke den Durchgänger an der Thüre fest. Man mußte bleiben, die Zunge spitzen, den alten Ancelot durchhecheln, sich in scandalösen Anekdötchen üben. Gegenüber entschädigte man sich dann wieder, indem man über den politischen Einfluß und die Beziehungen von Madame Waldor tausend pikante Legenden erzählte.

Wie viel Zeit verlor, wie manche Stunde verschwendete man an diese giftigen Nichtigkeiten in dieser Atmosphäre von ranzigen kleinen Verschen und schimmelig riechenden Klatschereien, auf diesen Parnassen aus Pappe, wo gar keine Quelle sprudelte, wo kein Vogel sang, wo der poetische Lorbeer die Farbe des grünen Sitzkissens eines Staatshämorrhoidarius hatte! Und auch ich habe diesen Parnaß bestiegen! Gott, man muß dergleichen sich ansehen, wenn man jung ist!

Armer, lieber Frack! welch enge Corridore hast du nicht zu jener Zeit mit deinen Schößen gestreift, welche Treppengeländer hast du nicht mit deinen Aermeln glänzen machen! Ich erinnere mich, ihn auch in dem Salon der Gräfin B. spazieren geführt zu haben. Die Gräfin hatte zum Manne einen guten alten Gelehrten, den man selten sah und der kaum zählte. Sie mußte einst sehr schön gewesen sein; jetzt war es eine hohe, dürre Frau mit herrischem, beinahe bösem Ausdruck. Murger, der Verfasser der „Vie de Bohème", der arg in sie verliebt gewesen sein soll, hat sie in seiner „Madame Olympe" gezeichnet. Murger hatte nämlich einen Augenblick einen Ausflug in die Gesellschaft unternommen, und hier war es, wo er, naiv genug, die „höheren Stände" entdeckt zu haben glaubte. Eine saubere „Gesellschaft", die recht eng und ein wenig zu hoch wohnte: im dritten Stock in drei kalten und armseligen Stübchen, deren Fenster auf den Hof gingen! Aber man besuchte den Salon und fand keine ganz gewöhnliche Gesellschaft.

Hier traf ich auch ein sehr seltsames und dabei liebenswürdiges Ehepaar, das ich mir die Erlaubniß vorzuführen bitte. Wir sind im Salon. Setzen wir uns und sehen wir ... Die Thüre geht auf, und eintreten Philoxène Boyer und seine Frau. Auch er war einer jener wunderlichen Söhne, der Schrecken und die Strafe des Elternhauses, ein Erzeugniß des Zufalls, das kein Atavismus erklärt, ein Samenkorn, vom Winde über die Meere geführt, man weiß nicht woher, und das eines schönen Tages plötzlich als bizarr bunt gefärbte Blume mit exotisch geschnittenen Blättern mitten im Krautbeet des bürgerlichen Küchengartens aufwächst. Sohn eines der gelehrtesten Professoren der griechischen Sprache, geboren zwischen den zwei Blättern eines Lexikons, von Kindesbeinen auf in Bezug auf Promenaden und Gärten nur mit dem gelehrten Garten der griechischen Wurzeln bekannt, mit Griechisch genährt, mit Griechisch geölt, schien Philoxène mit seinem griechischen Namen entschieden bestimmt, auf Marmor im Pantheon der Helleniſten eingeschrieben zu werden. Aber Papa Boyer rechnete ohne Balzac. Philoxène hatte, wie alle Schüler von damals, die Romane Balzacs in seinem Pulte, und war so sehr von dessen Helden erfüllt, daß er, als er eines Tages von seiner Mutter hunderttausend Francs geerbt, nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach Paris zu kommen, um die hunderttausend Francs durchzubringen, so wie dies Balzacs Helden thun würden. Der Plan wurde sogleich ausgeführt: Blumenspenden, Kußhände, Eroberungen von Frauenherzen, nichts fehlte, — und das Ganze krönte eine tolle Orgie, wie die in Balzacs Roman: „La Peau de chagrin". Die hunderttausend Francs hatten genau sechs Monate vorgehalten. Der Sohn des griechischen Gelehrten hatte sich herrlich amüsirt. Mit leeren Taschen und den Kopf voller Verse erklärte er, hinfüro sich dem Berufe des Dichters widmen zu wollen. — Aber es stand geschrieben, daß Philoxène bis an sein seliges Ende ein „Opfer des Buches" sein sollte. Nachdem er Balzac verlassen, begegnete er Shakespeare. Balzac hatte ihn nur seine Thaler gekostet, Shakespeare zehrte an seinem Leben. Und das ging so zu.

Eines Tages — vielleicht in Folge eines Traumes — stand Philoxène als Shakespearomane auf. Und wie dieses willenstarke und doch zarte Männchen von ziemlich heftigem Charakter war, nichts halb thun konnte, so ergab er sich an diesem Morgen dem großen Britten mit Leib und Seele, mit Haut und Haar. Shakespeare studiren, ihn auswendig kennen, von dem obscursten Sonnet bis zu den bestrittensten Stücken war für ihn eine Kleinigkeit und beschäftigte ihn blos einige Monate. Aber Philoxène strebte nach Höherem. Er wollte ein Buch über Shakespeare schreiben, ein vollständiges, ein abschließendes Buch, ein dem Göttlichen würdiges Denkmal, und zu diesem Zwecke faßte er den tollen Plan, vorher Alles zu lesen, was seit 200 Jahren bis auf unsere Tage über den großen Dramatiker geschrieben worden war, und die Quintessenz von Allem, aber Allem, zu excerptiren, ohne den geringsten Artikel, das schmächtigste Document zu übergehen. Die Folge war eine Anhäufung von staubigen Folianten, die zum Bau eines zweiten babylonischen Thurmes genügt hätten. Und diesem Thurme sah bald der arme Kopf von Philoxène zum Verwechseln ähnlich. Ich habe ihn in seinem Daheim gesehen, nicht mehr Herr seiner selbst, von allen Seiten umfluthet von Shakespeare. Es waren an die fünftausend Bände über den Dichter, von allen Formaten, in allen Sprachen, bis zur Decke sich erhebend, die Fenster verbarrikadirend, die Tische zermalmend, die Fauteuils an sich reißend, zu Pyramiden aufgebaut, über einander stürzend, die Luft und das Licht verschlingend, und inmitten dieser Sündfluth Philoxène, der Notizen machte, während seine Kinder um ihn heulten und schrieen. Denn er hatte sich verheirathet, ohne eigentlich recht zum Bewußtsein dieser Thatsache gelangt zu sein, und war zwischen zwei Excerpten

Vater geworden. Von seiner fixen Idee aufgeregt, laut mit sich selber sprechend, den Blick zum Horizont gerichtet, in Träumen verloren, ging er wie ein Blinder durch die Straßen von Paris. Seine Frau, ein sanftes, melancholisches Wesen, folgte ihm überall. Man sah sie oft im Café de la Régence, immer zusammen. Sie mischte ihm selbst den Absinth, langsam und liebevoll, einen hellen Absinth, kaum mit grün gefärbt, denn der begeisterte Schriftsteller bedurfte keiner Erregungsmittel. Man sah die Frau auch auf der ersten Bank bei den Vorträgen, die Philoxène manchmal hielt, natürlich immer über Shakespeare. Hie und da — peinliches Schauspiel! — fehlte ihm ein Wort. Der Redner blieb stecken, suchte — vergeblich. Jedermann hatte das Gefühl, daß in diesem Kopfe die Ideen, die Sätze sich drängten, ohne herauskommen zu können, wie eine aufgeregte Menge in einem brennenden Hause. Die Frau errieth das Wort, soufflirte es ihm, leise, mütterlich. Und Philoxène beendete den Satz, und in dieser grausamen Improvisation gab es oft Genieblitze und eine wahrhaft überzeugende Beredtsamkeit. Denn im Grunde steckte hinter diesem sanften Besessenen ein wahrer Poet.

Philoxène hat traurig geendet, indem er sich an obscuren Arbeiten betheiligte, um des täglichen Brodes willen und um sich Bücher kaufen zu können, immer von seinem großen Werke träumend, ohne es jemals schreiben zu können. Denn er wollte Alles lesen über Shakespeare, und jeden Tag erschienen in Deutschland, in England, in Amerika Arbeiten, die berücksichtigt werden mußten und ihn zwangen, seinen ersten Federzug auf den folgenden Tag zu verschieben. Seine Wittwe wurde später Postmeisterin in der Provinz. Nachdem sie lange ihren Dichter beweint, hat sich die gute und einfache Frau vor zwei Jahren verheirathet. Man errathe mit wem? Mit ihrem Briefträger.

Tommaso und Angela.

Eine Neujahrslegende von Ludwig Hevesi.

Wer jemals zu Siena gewesen, in der hochragenden Stadt Pandolfo Petruccis, der kennt auch das Krankenhaus Santa Maria della Scala, geradeüber vom Dome. Er hat wohl auch ein Stündchen auf einer der Bänke vor dem Hospital gesessen, zwischen einer unheilbaren Lunge, welche da ihr bischen Sonne athmete, und einem halbgeheilten Armspeichenbruch in gestreiftem Leinenschlafrock. Denn nirgends übersieht man besser den Wunderbau jener Tempelstirne, die sich emporthürmt gleich einem Scheiterhaufen aus weißen Marmorbalken und Bildsäulen statt hölzerner Scheiter und Klötze, und mit ihren drei Giebeln wie mit drei lichtlodernden Flammen aufzüngelt in die blaue Luft. Und dann klang vielleicht vom gewaltigen Glockenthurm her ein Glöcklein, wie Kinderstimme aus dem Halse eines Riesen, und die kranke Lunge rechts hüstelte: „Ja, Sie sollten den Brontolone hören, den Brummbär, aber der brummt nur zwölfmal im Jahre, und die Zwölf gelten Eins, wenn nämlich das alte Jahr aus- und das neue eingeht.“ Und die leidende Armspeiche links fragte alsbald weiter: „Haben Sie schon die Fresken im Pellegrinajo gesehen?“ und machte auch gleich den Führer durch den großen Pilgersaal im Erdgeschoß, wo vor vier Jahrhunderten und vier Jahrzehnten der brave Domenico di Bartolo Ghezzi aus Asciano seine großen düsteren Bilder an die Wand malte, von Krankheit, Almosen, Findlingen, Sündenablaß . . . und zuletzt die gnadenreiche Jungfrau selbst. Aber diese Göttliche ist längst wieder spurlos verschwunden aus dem Jammersaal mit seinen Bettenreihen zwischen Wandnischen aus weißem Marmor, welche statt der Nachtkästchen dienen, und kein Schmerz findet mehr ein Labsal im Anblick der Schmerzenreichen.

Im Winter des Jahres 1549 lag auf einem Bette in diesem Saale der junge Maler Tommaso Barba aus Grosseto. Ein hitziges Fieber trieb sein teuflisches Spiel mit ihm und warf den Jüngling bald gelähmt nieder, daß er für todt dalag, bald aber geißelte es ihn auf zu wüstem Toben, daß seine lästerlichen Reden noch weit in den Bogengang hinaus hallten. Nach der ersten Decemberwoche war sein Zustand sehr beängstigend. „Er ist mit einem Fuße schon drüben,“ sagte eines Morgens die Wärterin, eine alte Augustinernonne, zum Oberarzt Pater Damiano, der die Runde machte; „hat's heute Nacht wieder bunt getrieben. Die Bilder an den Wänden regen ihn so auf, besonders das eine, wo unsere Klosterfindlinge heirathen; er fluchte mörderlich — Gott verzeih' ihm die Sünde — daß man diese unschuldigen Christenjungfrauen in die Sklaverei verkaufe für den Weiberstall des Großtürken (sie bekreuzte sich), und wollte durchaus hin und die Seelenverkäufer auseinanderjagen; mit Mühe hielten wir ihn nieder, ich und Angela. Ein starkes Mädchen, unsere Angela, obgleich noch Novize; sie legt nur ihre Hand auf seinen Arm, das hält wie Eisen und er rührt sich nicht mehr; sie ist zur Krankenwärterin geboren.“ — „Wie lange dauert dein Noviziat noch, Angela?“ fragte der Pater freundlich. — „Genau zu Neujahr sind die drei Jahre voll,“ entgegnete Angela gesenkten Auges. Eben wieder fuhr der Kranke jäh aus seiner Betäubung auf; er saß verstört im Bette und ballte zähneknirschend die Fäuste. Aber Angela legte ihm ihre Hand auf die Stirne, da sank das heiße Haupt beschwichtigt aufs Kissen zurück. „Seht Ihr, Pater Damiano, sie drückt ihm den Kopf nieder, ohne daß man nur eine Aufregung sieht; ein starkes Mädchen, reif für den Schleier.“ — „Legt ihm die Salbe des heiligen Lazarus auf,“ sagte der Arzt, „einen Aderlaß wage ich nicht mehr, es wäre der vierte in acht Tagen.“

Aber die Salbe des heiligen Lazarus nützte nichts. Die Stunden des Fieberwahns wurden immer häufiger. Dann tobte Tommaso gegen Lebendiges und Todtes, und einmal warf er sogar einen Napf gegen den guten Papst Cölestinus, der dort an der Wand dargestellt ist, wie er dem Hospital die große Indulgenz ertheilt, und er schalt ihn dabei Antichrist und höllischen Seelenfischer. Selbst der kluge Pater Damiano war ganz betroffen und murmelte etwas vom Teufel, so daß die Schwestern sich bereits auf eine feierliche Austreibung des Bösen gefaßt machten. Da bezog Schwester Angela die Wache, sie kam jede Woche einmal an die Reihe. Sie legte die Hand auf Tommasos Schulter und er ließ die gewaltthätigen Arme sinken. „Ein starkes Mädchen,“ murmelte Schwester Prassede, „mit einem Finger zwingt sie seine Arme.“ Er beruhigte sich und lag da, mit offenen Augen still fortträumend, wie Einer, von dem ein Alp gewichen. Pater Damiano verordnete kreuzweis gelegtes Blasenpflaster und den Trank der heiligen Brigitta.

Aber als Angela nach acht Tagen wieder an sein Bett trat, fand sie ihn schlimmer als je zuvor. Von den bemalten Wänden war seine irre Künstlerphantasie zu jenen leeren hinübergeschweift, wo einst die Muttergottes in seligen Farben geleuchtet. Ein entsetzlicher Wahn hielt ihn umfangen; er beschuldigte sich mit tausend Schwüren, er sei es, der das heilige Bild vernichtet. In wüthender Reue zerfleischte er seine Brust und dann wieder glaubte er im Höllenpfuhl zu büßen, er fühlte den brennenden Schwefel und duckte sich scheu vor den Krallen der anspringenden Teufel. Man war gezwungen gewesen, ihn mit Stricken ans Bett zu fesseln für diese Nacht, denn es war die Neujahrsnacht und alles Hausgesinde, geistlich und weltlich, mußte später in die Kapelle des Hospitals zum mitternächtlichen Hochamt. Nur jene Novizen, welche eben den Nachtdienst in den Krankensälen hatten, waren dessen enthoben.

Es wurde spät, die Schwestern waren bereits in der Kapelle versammelt und in dem weiten, düstern Pellegrinajo saß Angela allein an Tommasos Lager. Sie war ernster als je und ihre Seele weinte, wenn auch ihre Augen trocken blieben. Denn diese Nacht war die furchtbarste ihres Lebens; noch ein paar Stunden und die Pforte des Todes schlug hinter ihr ins Schloß, um sich nie wieder zu öffnen, sie war lebendig begraben. Wenn der Brontolone auf dem Domthurme drüben Zwölf schlug, war sie kein freies Mädchen mehr, sondern eine Nonne, ein verfallenes Pfand in dem großen Seelenleihhaus des Augustinerklosters, wo man Elternglück borgte auf dargebrachtes Kindesunglück. Und dann schluchzte ihre Seele auf im Tiefinnersten,

während die Lippen ein Stoßgebet murmelten um Kraft, Kraft, Kraft.

Der Schmerzensmann auf dem Lager vor ihr rief sie zu ihrer nächsten Pflicht zurück. Furchtbar stöhnte der Gefesselte und rüttelte mit Verzweiflungskraft an seinen Banden. Er glaubte sich an die Folterbank geschnürt und Angelas Blick, ihr Wort, ihre Berührung vermehrten nur seine Pein, denn er hielt sie für den Bösen und schrie angstvoll auf, so oft sie ihm nahe kam. Rathlos, hülflos saß die Novize da; die krasse Teufelsfurcht des Kranken überrieselte sie selbst mit Grausen; so unheimlich flackerte heute das Nachtlämpchen und an den bemalten Wänden jagten sich gespenstische Schatten, als würden die alten steifbeinigen Figuren lebendig und machten sich alle zugleich auf zu einem gräulichen Hexensabbath. „Bindet mich los, ich habe ja Alles bekannt!“ jammerte Tommaso, „heilige Muttergottes, ich habe mich an Dir versündigt, an Deinem Bilde mich gottlos vergriffen, aber vergieb mir und rette mich aus den Klauen des Satans!“ In gräßlichem Krampf bäumte sich sein Körper und das Bettgestell unter ihm krachte in allen Fugen.

Entsetzt wich das Mädchen von seinem Lager. Die Augen, die ihre eigene Folterpein trocken gelassen, feuchteten sich ob der des Nebenmenschen. Was sollte sie nur thun, dem Aermsten zu helfen? Schwere Tropfen standen auf ihrer Stirne vor heißem Willensdrang, den Jüngling zu retten. Aber irdisches Können war hier zu Rande, der Strahl des Heils mußte von oben kommen. Da riß ein Stoß des kalten Winterwindes die Thüre auf und Angelas Auge fiel auf die Bildsäule der heiligsten Mutter, welche draußen im Bogengang der Thüre gegenüber stand, damit sie den Saal bequem überblicken könne, so oft die Thüre aufging. Mit ihrem blauseidenen Gewande und den Goldflittern ihrer Himmelskrone spielte der Wind, so daß sie zu leben und sich zu bewegen schien. Als hätte sie Angela zu sich herangewinkt, eilte diese hinaus und sank ihr zu Füßen. „Hülfe, du Gebenedeite! Rettung für Tommaso!“ schrie sie zu ihr empor. Da zuckte ein helles Licht über das Antlitz der Madonna, welche tröstlich lächelte, und es fiel in die Seele des Mädchens wie ein Strahl dieses Lächelns. An allen Nerven fiebernd sprang sie auf, der furchtbaren Offenbarung zu folgen, die ihr geworden. Sie griff nach dem Mantel von himmelblauer Seide und nahm ihn von den Schultern der Göttin, welche sie nicht zu Boden blitzte, sondern mild lächelte wie vorher. Sie warf das göttliche Gewand um ihren eigenen reinen Leib, der erschauderte unter der leisen Berührung. Mit bebender Hand griff sie dann nach der goldenen Krone auf Mariens Haupte. Und kein Donnerkeil schmetterte sie in den Grund, sondern Maria lächelte ihr freundlich zu: „Nimm, Angela; nimm.“ Und sie that das Ungeheure; die Krone des Himmels und der Erde setzte sie sich auf das sterbliche Haupt. Und wie die Götterkrone ihren Scheitel berührte, flammte ihr Hirn auf zu wahnwitziger Verwegenheit. Das Kind noch, das Jesuskind! Und mit frevler Hand griff sie nach dem Kinde, um es aus den Armen der Mutter zu nehmen. Aber die Mutter hielt ihr Kind fest und ein drohender Schatten verfinsterte ihr seliges Antlitz. Entsetzt ließ Angela ab und floh den Gang hinauf. Da kam sie an die Thüre der Wöchnerinnen. Hatte die Madonna so gewaltet? Ein Schritt über die Schwelle, ein Griff in die nächste Wiege, . . . das Würmchen erwachte nicht einmal, sondern schlang die kleinen Arme um Angelas Hals und schlummerte sanft weiter.

So kehrte Angela zurück und beugte unter heißem Flehen nochmals das Knie vor der Mutter der Gnaden. Aber das Bewußtsein ihrer furchtbaren That lähmte ihre Glieder nicht, denn Maria hatte die Wucht des Frevels von ihr genommen. Sie fühlte sich erhoben und verklärt wie das Gefäß eines himmlischen Wunders und schwebte feierlichen Ganges über die Schwelle, zwischen den Betten hin, zu dem Lager Tommasos. Mit weitgeöffneten Augen sah der Gepeinigte die himmlische Erscheinung nahen, die er so verzweiflungsvoll herbeigefleht. Nicht anders jauchzten die Verdammten auf, als der Gekreuzigte in die Hölle hinabstieg, Satan zu demüthigen im eigenen Reiche. Alle häßlichen Larven wichen von Tommasos Lager, er seufzte freudig und öffnete die Arme. Und die Holdselige schwebte näher, auf ihrem Arme lächelte das schlummernde Kind, in fröhlicher Pracht schimmerte die Krone auf ihrem Haupte und leise rauschte der blaue Himmelsmantel um ihre herrliche Gestalt. Und jetzt stand sie bei Tommaso, der verklärt zu ihr aufblickte. „Habe Dank, Jungfrau, die Du nicht taub bist dem Flehen des Gepeinigten und gerne lösest die Bande des Gefesselten. O löse die meinen, Jungfrau, und sei gesegnet zu tausend Malen.“ Da neigte sich Angela über ihn und löste die Fesseln. Und er ergriff ihre Hand und küßte sie mit frommer Inbrunst.

Da scholl ein dumpfer Donnerschlag durch die Luft, lang nachbrausend, nachsummend, wie aus eherner Lunge. „Jesus Maria!“ schrie Angela auf und wollte Tommaso ihre Hand entziehen. Aber die Blutwärme der lebendigen Mädchenhand hatte Tommaso einen Theil seiner Jugendkraft wiedergegeben. Er hielt seine Befreierin gefangen und zog sie zärtlich an sich. Ein Wirbel faßte das Gehirn des Mädchens. Draußen, hoch oben in der mächtigen Luft brummte der gewaltige Baß des Brontolone langsam weiter, in wuchtigen Schlägen hämmerte er nieder auf ein zuckendes Mädchenherz, dem er zum Gewimmer des Zügenglöckleins ward. Wie betäubt horchte Angela und sträubte sich kaum gegen die Kraft der jungen Arme, die sie umschlungen. Drei ... vier ... fünf ... sechs, dröhnte der Brontolone weiter; jeder Schlag, ein Schlag auf den Nagel eines Sarges, in dem ein lebendes, athmendes Menschenkind lag mit angstvoll pochendem Herzen. Sieben ... acht ... neun ... zehn, dröhnte der Brontolone in langen, hallenden Pausen. Elf ... zwölf! Da verließ sie das Bewußtsein, das Kind glitt aus ihren Armen in die Tommasos, lautlos sank sie am Bette nieder.

So fand sie die zurückgekehrte Schwester Prassede. Sie schlug die Hände zusammen ob des entsetzlichen Räthsels: die Madonna ohne Mantel und Krone, ein Kind in den Armen des sanft entschlummerten Tommaso, dessen Fesseln gelöst waren und dessen Krankheit gebrochen schien, und auf dem Estrich neben seinem Bette hingestreckt ... entsetzlich, entsetzlich! Eilends holte sie den guten Pater Damiano, der beim Anblick des Unerhörten Mühe hatte, sich als Arzt und Naturforscher zu fassen. „Das starke Mädchen,“ brummte er und schüttelte bedenklich das Haupt. Sie hoben Angela auf und trugen sie in den Frauensaal, sie gaben den entführten Säugling seiner Wiege zurück und verwahrten sorgfältig Mantel und Krone der Madonna, die einer neuen Weihe bedurften, ehe sie der heiligen Statue wieder angelegt werden konnten. „So viel ist gewiß,“ sagte Pater Damiano, „daß Tommaso geheilt ist; der heutige Anfall war die Krisis.“

Zwei Wochen vergingen. Unter den Kranken der heiligen Maria della Scala war ein dumpfes Gerücht in Umlauf gerathen und hatte immer bestimmtere Gestalt angenommen. Die allerheiligste Madonna sei in der Neujahrsnacht von ihrem hohen Sockel herabgestiegen und habe sich, das Kindlein auf dem Arme, in himmelblauem Mantel und güldener Krone, in den Pellegrinajo hineinbegeben, um einen jungen Maler, der in schier hoffnungsloser Noth sie inbrünstig angerufen, zu heilen. Mehrere Kranke, die damals in jenem Saale lagen und vor Schmerzen nicht schlafen konnten, hätten mit eigenen Augen das Wunder gesehen und sich bereit erklärt, es zu beschwören. Ja, der so wundersam geheilte Maler selbst werde aus Dankbarkeit demnächst auf einer leeren Wand des Pellegrinajo das Bild der Muttergottes zu malen beginnen.

In der That wurde daselbst bereits das Gerüst aufgeschlagen für Tommaso Barba, den Maler, welchem Pater Damiano nunmehr erlaubt hatte an die Arbeit zu gehen. Tommaso war sehr ernst geworden, diese Krankheit hatte einen Mann aus ihm gemacht, wie eine schwere Lebenserfahrung. Seitdem war seine Seele von einem Mysterium erfüllt, ob von einem heiligen oder einem weltlichen, er wußte es nicht; er glaubte ein heiliges und ahnte ein weltliches. Das Wunder jener Neujahrsnacht, wie viel davon durfte er für Wahrheit halten und wie viel mochte den Sinnestäuschungen eines Fieberkranken angehören? Hatte

er jene kleine, warme Mädchenhand wirklich mit den Lippen berührt, jene herrliche Frauengestalt leibhaftig in den Armen gehalten? Er sann und träumte und brütete über dem unausgesprochenen Räthsel, gefühllos für alles Andere um ihn her, aber nichts konnte seinen Zweifel klären und so klammerte sich seine Seele ganz und gar an die fromme Aufgabe, die er seiner Kunst gestellt hatte.

Der Carton war fertig und jetzt stand er zum ersten Mal auf dem hohen Gerüst, um seine Vision in Farben zu übertragen. Es war ein heller sienesischer Wintertag mit blauem Himmel und kaltem Winde. Die Marmorstirne des Domes lachte blendendweiß durch das hohe Fenster, das erst in Mannshöhe über dem Boden begann. Er mußte hinausschauen. Vom Campo her kamen Leute herauf gerannt, einzeln und in Gruppen, aufgeregt durcheinander schwatzend, als hätte sich Ungewöhnliches ereignet. Einige blieben stehen und bald bildete sich eine Gasse von Menschen quer über den Domplatz. Das Getöse drang bis in den Saal herein, so daß etliche weniger Bresthafte aus den Betten stiegen und neugierig heran kamen: „Signor Pittore, laßt mich doch zu Euch hinaufsteigen, um auch die falsche Wunderthäterin zu sehen.“ Tommaso bot die Hand und machte Platz neben sich. „Was? Eine falsche Wunderthäterin?“ fragte er. — „Freilich, freilich,“ bekräftigte ein alter Krüppel, „aber unser hochwürdigster Bischof ist nicht umsonst als gestrenger und heiliger Herr berühmt. Er hat den Betrug aufgedeckt und das Wunder nicht anerkannt. Ein Glück für die arme Dirne, daß die Heiligthumschändung geschah, bevor und nicht nachdem der Brontolone gebrummt hatte, sonst wäre sie verbrannt oder geköpft worden. In der Neujahrsstunde lief nämlich ihr Noviziat ab und von da an hätte sie schon als Nonne gestraft werden müssen. Acht Tage soll die Untersuchung gedauert haben wegen des Vorher oder Nachher, dann entschied man, sie habe den Frevel, sich als Gottesmutter zu verkleiden, noch im Novizenstande begangen; so kommt die Arme mit schwerer Kirchenbuße, Pranger und Eselsritt davon.“

Tommaso hatte sich mit beiden Händen an den Kopf gegriffen und starrte verstört auf die Lippen des Sprechers. Die harten Worte fielen wie eisige Schloßen auf sein Haupt. Was ging da vor? Was hatte er Alles verträumt in dem Halbschlaf des Genesens und dem Schaffensrausch des Künstlers! Sollte er recht verstanden und so Fürchterliches sich wirklich ereignet haben? Ihm schwindelte und er hielt sich krampfhaft fest am Eisengitter des Fensters. „Sie kommen!“ krächzte der Krüppel neben ihm und reckte den Hals übermenschlich.

Und sie kamen. Ein Heulen und Johlen, wie von losgelassenen Dämonen, ging ihnen vorauf. Der Janhagel der ganzen Provinz hatte sich um die Dulderin zusammengeballt, welche zwischen bewaffneten Stadtknechten den schmachvollen Eselsritt that; der Büttel führte das Thier am Zaume. Nur einen Blick warf Tommaso hinab auf die schlaffe, zusammengesunkene Gestalt im grauen Büßerhemde, auf das bleiche Todtenantlitz mit den geschlossenen Augen. Da that er einen fürchterlichen Schrei, sprang mit einem Satze vom Gerüste herab und schoß durch den weiten Saal, zur Thür hinaus. Mit dem Schrei „Angela!“ stürzte er auf den Platz hinaus und bohrte sich in den dichten Menschenknäuel, der sie von ihm trennte. Vergebens, er war zu schwach mit Hunderten zu kämpfen, sie stießen den Rasenden zurück. Da raffte er sich plötzlich auf und war gefaßt und entschlossen. Er hatte das Fontebranda-Thor nennen gehört. Auf Umwegen, um das Gedränge zu vermeiden, eilte er dahin. Er kam zu spät, die steile Gasse zum Thor hinab hatte den Ritt beschleunigt und die schweren Flügel waren vor der nachdrängenden Menge bereits zugeschlagen. Die Verbannte irrte allein hinaus ins Land, der Willkür des elendesten Thieres überlassen. Verzweifelt stand Tommaso an der geschlossenen Pforte. Er rüttelte mit beiden Händen den schweren Riegel und seufzte laut auf. Der Hauptmann der Thorwache, ein alter Graukopf, kam heran und ermahnte ihn, abzulassen. „Oeffnet mir um Christi Liebe willen, Herr Hauptmann,“ bat Tommaso, „ich wäre schlechter als ein Hund, wollt' ich sie jetzt verlassen.“ — „Seid wohl ein Verwandter des Mädchens, he?“ — „Sie hat mir das Leben gerettet in schwerem Siechthum.“ — „Ihr seid am Ende gar der Maler Tommaso?“ rief der Hauptmann überrascht und fügte nach einer Weile ernst hinzu: „dann müßt Ihr freilich hinaus.“ Zuvor aber nahm ihn der alte Krieger bei Seite, auf ein Wort: „Wo soll's denn nun hin mit ihr? Ich sehe, Ihr habt keine Ahnung davon. Aber Ihr kennt ja den Weiler Tre Case, drei Viertelstunden außerhalb des Thores? Da fragt nach Mutter Maria Maddalena und grüßt sie von mir. Sie ist meine Schwester und wird das Mädchen bei sich aufnehmen. Sandro! Matteo! Oeffnet das Ausfallpförtlein.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Tommaso und Angela verließen Italien und fanden eine andere Heimat in Frankreich. Der Hof beschäftigte den jungen sienesischen Maler gern und das jugendliche Pärchen hatte bald sein warmes Nest gebaut an der gelben Seine. Und wer es so froh und blühend nisten sah, konnte gar nicht ahnen, welch furchtbarer Sturm die beiden fremden Vögel so fernhin verschlagen hatte.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Probepfeil.

Lustspiel in vier Aufzügen von Oscar Blumenthal.

(Deutsches Theater.)

Das neue Stück Blumenthals hat eine hübsche Grundidee. Der kluge Lebemann Baron Leopold von der Egge, der in der Schule der Frauen sein Lehrgeld in Gestalt seiner drei Rittergüter bezahlt hat, versichert seinem Freunde dem Grafen Dohnegg, eine der gewöhnlichsten Bosheiten des kleinen Taugenichts Amor sei die mit dem Probepfeil. Um weitere Erklärung gebeten, gibt er diese ungefähr mit folgenden Worten: „Ehe der Racker auf ein junges Menschenherz den ersten Pfeil schießt, versucht er es regelmäßig erst mit einem Probepfeil, der durchaus nicht ernsthaft gemeint ist, keine Widerhaken hat und nach kurzen Schmerzen von selbst aus dem kaum verwundeten Herzen gleitet. Aber dieser Probepfeil ist in einen berauschenden Saft getaucht, der das junge Blut so aufrührt und erhitzt, daß es seine erste Liebe zu fühlen glaubt. Und darin liegt die Gefahr. In diesem Zustande hat schon manch' junges Herz eine Thorheit begangen, die es später lebenslang beweinen mußte.“

Und dieser nicht ernst zu nehmende, aber doch manchmal sehr bedenkliche Probepfeil ist es, der zu gleicher Zeit zwei Herzen verwundet hat, die dem alten Junggesellen mit der großen Welterfahrung sehr nahe stehen. Für sich selbst hat er auf „Satan und seinen Pomp“, wie die Franzosen sagen würden, verzichtet, und das Einzige, was sein gealtertes Herz noch in Wallung versetzt, sind zwei Menschen, in deren Vereinigung er sein letztes Glück sehen würde: sein Neffe Helmuth und Beate, die Tochter seines Freundes Dohnegg. Und nun muß der verwünschte Probepfeil gerade diese beiden geliebten Herzen treffen und die Wahrheit seines Dogmas bestätigen! Helmuth liegt in den Fesseln einer Balzac'schen femme de trente ans, die bekanntlich am allergefährlichsten sind, der raffinirten Kokette Hortense von Walnak; und in das Herz der reizenden Beate, die eine schwärmerische Verehrerin der Musik von Beethoven und Schumann ist, hat sich mit Hülfe des perfiden Probepfeils der polnische Componist, Virtuose und Klavierlehrer Bogumil Krasinski gedrängt. Der alte Baron constatirt den doppelten Probeschuß Amors nicht ohne Entsetzen und bereitet sich vor, die zwei Pfeile unschädlich zu machen und die beiden Getroffenen trotz alledem mit einander zu vereinigen. Freilich eine ziemlich schwierige Aufgabe. Das ersehen wir gleich aus der ersten Scene: Beate und Helmuth lächeln darüber, daß der gute Baron an ihre Vermählung denkt und noch heute bei seinem alten Freunde um die Hand der Tochter für seinen Neffen anhalten will. Sie gestehen sich gegenseitig, daß ihre Herzen schon anderweit engagirt sind und geben sich lachend die Hand darauf, daß sie sich die Hände nicht reichen wollen. Die beiden Liebenden erhalten einen werthvollen Bundes-

genossen in Hortense, welche, sobald sie Beates Liebe zu dem lyrischen Klavierlehrer entdeckt, diese Liebe zu begünstigen beschließt, um ihren Helmuth um so sicherer zu bewahren.

Der Kampf beginnt also auf das Rücksichtsloseste. Hortense will den Baron einschüchtern, indem sie ihm seine vor langen Jahren auf ihr Carnet geschriebene Liebeserklärung zeigt, und der Baron geräth unbegreiflicherweise darob ganz aus dem Häuschen. Sein Gegenschlag erfolgt alsbald und fällt noch unfeiner aus. Sein Freund, der ewig weinselige Rittmeister a. D. Dedenroth, begegnet zufällig Hortense und ist bei ihrem Anblick fast einer Ohnmacht nahe, denn er sieht wirklich, daß das Grab seine Beute herausgegeben hat. Vor einem Jahrzehnt war er nämlich mit Hortense verlobt, welche, seiner plötzlich überdrüssig, das sonst nur in Possen verwendbare Motiv ausführt, ihren Tod zu fingiren und sich auf ihrem leeren Grabhügel von dem Ueberlebenden beweinen zu lassen. Und nun sieht er die Todtgeglaubte, die authentisch Begrabene und herzlich Beweinte wieder, und es fällt ihm wie Schuppen von den Augen. „Meine Gnädige," sagt er stolz zu der gottvergessenen Komödiantin, „seit ich weiß, daß Sie leben, sind Sie für mich todt!" Natürlich ist Helmuth, Dank der Fürsorge des Barons, Zeuge dieses wunderbaren Wiedersehens und — verläßt sie zur selben Stunde. Allein Hortense gibt die Partie noch nicht verloren. Sie öffnet dem Polen die Augen über Beates Gefühle, und der Verbündete bestrebt sich augenblicklich, die Liebe des jungen Mädchens noch mehr zu entflammen. Dafür weiß er das beste Mittel: thun, als ob man ginge — um zu bleiben. Er läßt die Kleine in sein „klaglos" duldendes Herz blicken und eröffnet seinen großmüthigen Märtyrer-Entschluß, sie zu fliehen und ferne „einsam, wie ein verwundeter Hirsch" zu sterben. Nur Baron von der Egge hat für seine Reisepläne ein ungläubiges Lächeln und ist um so lebhafter bemüht, für sein wirkliches, wenn auch unfreiwilliges Verschwinden Sorge zu tragen. Ihm ist das Gesicht des pessimistischen Polen von Anfang an sehr bekannt vorgekommen. Jetzt besinnt er sich, und seine alten Briefschaften bestätigen seinen Verdacht. Er hat vor Jahren den edlen Musikus in Genua gesehen, wo dieser unter dem Namen Enrico Pasqua lebte und schließlich die Composition seines Freundes und Wohlthäters Bellini (!) stahl und dessen Tochter verführte. Die Aufdeckung dieser Niedertracht wäre wohl ein tödtlicher Schlag für den Klavierspieler, aber der Baron, um ihn ganz zu entlarven, bedarf noch einiger Documente und unwiderlegbarer Beweise. Freund Rittmeister wird sie ihm zur Stelle schaffen, indem er mit einer nur auf dem Theater vorkommenden Opferwilligkeit unverzüglich nach Genua reist.

Der dritte Act ist Krasinskis Entlarvung gewidmet. Der Rittmeister hat die Genueser Papiere herbeigebracht. Der Pole, der noch immer seine schlaue Komödie vom „Sche-iden und Me-iden" spielt, gibt sein Abschiedsconcert und wird von allen Damen auf den Händen getragen. Da erhebt sich der Baron, um der versammelten Gesellschaft die bekannte lange Geschichte zu erzählen, welche sich immer auf einen der Anwesenden bezieht und im französischen Lustspiel stets mit einer effectvollen Herausforderung schließt, was sich Blumenthal auch für sein Stück wohl gemerkt hat. Er erzählt der Corona die Geschichte von Bellini, seiner Tochter und dem „Componisten" Pasqua, macht jedoch aus der Pointe eine ziemlich plumpe Falle, in welche Krasinski sofort tappt, indem er sich seiner Identität mit Enrico Pasqua beinahe rühmt. Aber der Zufall oder vielmehr seine Helferin Hortense kommt ihm zu Hülfe. Sie spielt ihm ein Medaillon in die Hände, dessen eingravirte zärtliche Dedication beweist, daß Helmuth erst kürzlich noch ein Verhältniß mit einer Anderen hatte. Abermals Tableau! Die Eltern Beates, die schon halb geneigt waren, des Barons Lieblingswunsch zu erfüllen und Beate und Helmuth zu verloben, schrecken plötzlich vor dieser Verbindung zurück und bitten den edlen Polen aus der Polackei inständig, ihre Tochter zum Souper zu führen. Die herkömmliche Forderung beschließt auch hier den Act.

Dem letzten Aufzug ist es vorbehalten, das Duell und Krasinski und die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen, die der Verbindung Beates mit Helmuth im Wege stehen. Das Duell war natürlich — ein Schreckschuß. Der Pianiste hütet sich wohl, sich mit Helmuth zu schlagen: er verschwindet von der Bildfläche, indem er die neue Geliebte des Rittmeisters, eine feurige Italienerin, als Begleitung mitnimmt. Beate verbrennt die Noten und Alles, was sie an den Polen erinnert, und noch nie sind die Götter von gestern herzloser gestürzt worden. Aber was liegt daran? Sie liebt jetzt nur Helmuth. Da erscheint Hortense noch einmal, um ihr über ihn die Augen zu öffnen. Doch der Baron ist da und parirt alle Pfeile. Allerdings habe Helmuth in den Fesseln einer Kokette geschmachtet, aber sein Herz sei rein geblieben und er sei ihrer nicht unwürdig. Beate weint ein bischen, ist sehr enttäuscht und verzeiht. Hortense räumt das Feld. Es ist uns nur unbegreiflich, wie der Baron noch im Ernste von ihrem guten Herzen reden und auf die Zukunft hinweisen kann, wo sie versöhnt und gebessert wieder zurückkehren wird. Ohne Zweifel geschah dies nur, um den unangenehmen Abgang zu erleichtern und nicht mit einem störenden Accord zu schließen.

In der Erzählung der novellistisch angekränkelten Handlung habe ich schon fast meine sämmtlichen Bedenken angedeutet. Das Stück ist blos in den zwei ersten Acten Lustspiel, nachher werden Handlung, Intrigue und Personen schwer, pathetisch. Und doch vertrug das Grundmotiv nur eine leichte Behandlung. Der Probepfeil, den man uns als nicht ernsthaft hingestellt hat, wird zu einer Haupt- und Staatsaction benutzt, die zu seiner factischen Geringfügigkeit in keinem Verhältniß steht. Blumenthal schleppt einen weitläufigen Apparat herbei, um den unschuldigen Pfeil herauszuziehen, der, wie er uns versicherte, „von selbst aus dem kaum verwundeten Herzen gleitet". Warum macht er Hortense, die doch für ihre aufrichtige Liebe kämpft, lächerlich und verächtlich durch das Abenteuer mit Dedenroth? Weshalb muß Krasinski, der mit seinen grotesken Manieren als Liebhaber nicht ernst genommen werden kann, sich noch obendrein als Schuft, Plagiar und Dieb entpuppen? Die märchenhafte Schnelligkeit, womit Beate von Krasinski und Helmuth von Hortense läßt und Beate und Helmuth sich in einander verlieben, ist der wundeste Punkt des Stückes. Es wird eben um ein Nichts, ein bloßes Wahngebilde, eine Backfisch- und Dummejungenliebelei so umständlich gestritten und gekämpft. Und mit welchen Mitteln! Gleich unritterliche, häßliche, gemeine Waffen sind selten in einem „Frauenkampf" geführt worden. Da wird in der Vergangenheit des Gegners gewühlt, da werden Tanzkarten, Liebesbriefe, Notenblätter, Medaillons zur Einschüchterung verwendet, da unternimmt man eine Reise von Berlin nach Genua, um Documente herbeizuschaffen, da ist jedes Mittel der Lüge, Verleumdung, Erpressung gut, wenn es nur zum Ziele führt. Unter Revolverjournalisten könnte es kaum schlimmer zugehen.

Alles Uebrige verdient Lob, uneingeschränktes Lob. Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie sicher Blumenthal nach seinen ersten unglücklichen dramatischen — Probepfeilen geworden ist. Er hat gelernt, seinen Stoff zu disponiren, auszubreiten und zu steigern, seine Motive theatralisch auszumünzen, seine Figuren dramatisch sich ausleben zu lassen. Der ganze erste Act ist ein Meisterstück und kein kleines, und die übrigen Aufsätze bieten manche vortreffliche Scenen und Einfälle. Endlich haben wir eine Novität, die nicht aus ebenso vielen Einactern als Aufzügen besteht: mit geschlossener Handlung, einheitlicher Grundidee, consequenter Charakterschilderung. G. v. Moser kann wirklich bei Blumenthal in die Schule gehen und von ihm lernen, wie man bei der Stange bleiben muß. Unser Interesse wird immer wachgehalten, und jedesmal, wenn die Handlung zu ernst zu werden droht, wird eine Figur vorgeschoben oder ein Einfall inscenirt, der uns wieder in die Lustspielsphäre zurückbringt. Und welche wirksamen Actschlüsse Blumenthal zu schreiben weiß! Dabei wird er nie trivial, nie possenhaft, wie denn auch der Dialog in seinem geistvollen, lebendigen Plauderton niemals von Kalauern heimgesucht wird. Wir befinden uns immer im modernen Salon und werden, von den unerquicklichen Kampfmitteln der beiden Widersacher abgesehen, durch keine gesellschaftlichen Verstöße verletzt. Blumenthal hat die Franzosen mit Erfolg studirt, und Scribe, Sardou und Dumas können ihn ihren gelehrigen Schüler heißen. Wenn zu der gewandten Technik und der espritvollen Ausführung noch etwas Herzenswärme käme, so könnte das interessante Stück auch unser Gemüth fesseln.

Die Novität hatte einen großen, unbestrittenen Erfolg, obgleich sie durch die Darstellung wenig gefördert wurde. Den aristokratischen, rücksichtslosen Plänkler Baron v. d. Egge gab Herr Förster wieder als weinerlichen, langweiligen Biedermann, und seine unsympathische Gegnerin, von Fräulein Haverland dargestellt, ließ es an ungraziöser, pathetischer Schwerfälligkeit nicht fehlen. Es war wie ein Kampf zwischen einem melancholischen Don Quijote und einer pompösen Windmühle. Nur Herr Friedmann war an seinem Platz. Sein Krasinski mit dem lyrisch verzückten Augenaufschlag, den salbungsvollen Gesten, der heuch-

lerischen Haltung, der sarmatisch weichen Sprache, die sich selbst im Feuer des Vortrags keinen Augenblick vergaß, war ein herrlich carikirter Chopin und ganzer Crapülinski und Waschlapski in einer Person. Die übrigen Darsteller genügten zur Noth. Um so höher ist Blumenthals Erfolg zu schätzen. Halb von den Darstellern im Stiche gelassen, gegen sich im Zuschauerraume eine Clique, welche bisher noch jeden dichterischen Versuch des rücksichtslosen Kritikers niedergezischt hatte, siegte er doch durch die theatralische Lebenskraft seines geistvollen Werkes. Ein neuer und tröstlicher Beweis, daß das wahre, starke Talent nicht umzubringen ist. Z.

Notizen.

Wie alljährlich gegen Weihnachten hat uns auch dies Mal wieder der Altmeister der deutschen Historik Leopold von Ranke mit einem neuen zweibändigen Theil seiner 1880 begonnenen Weltgeschichte (Leipzig, Duncker & Humblot) erfreut. Es liegen uns jetzt vier Theile vor, ein jeder aus zwei Bänden bestehend, also im Ganzen acht Bände. Der erste Theil umfaßt: Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen; der zweite: Die römische Republik und ihre Weltherrschaft; der dritte: Das altrömische Kaiserthum; der vierte (soeben erschienen): Das Kaiserthum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche. Während wir in den drei ersten Theilen die welthistorischen Städte Jerusalem, Athen und Rom und deren Geschichte an uns vorübergehen sahen, führt uns der vierte Theil nach Konstantinopel-Byzanz, — nach der vierten jener welthistorischen Städte: nach dem alten Byzanz, das, inmitten zweier Welttheile und zweier Welten gelegen, zugleich, wie uns dies Moltke schon vor fünfundvierzig Jahren dargethan, eine Art natürlicher Festung bildet und daher nicht nur zum Sitze des Handels, sondern auch zu dem der Herrschaft gleichsam von der Natur bestimmt ist: nach Konstantinopel, das heute wieder den Zankapfel zwischen Ost und West bildet und wahrscheinlich auch für die nächste Zukunft wieder dazu bestimmt ist, der Angelpunkt der politischen Ereignisse zu werden. Wie uns Ranke in dem dritten Theil die Blüthen des römischen Imperiums und die Entstehung und das allmähliche Wachsthum des Christenthums schildert und uns zeigt, wie sie beide von Haus aus Gegensätze gegen einander bilden, — auf der einen Seite das aus einer Freistadt von streng-nationalem und republikanischem Gepräge hervorgegangene Imperatorenthum, das für den Cäsar göttliche Ehren beansprucht — auf der anderen Seite das die nationalen Schranken niederreißende, internationale oder vielmehr supranationale Christenthum, das sich erhaben über den Staat dünkt, und dessen Gott der einheitliche Gott der ganzen Welt ist und keine „fremden Götter", also auch keine göttlichen Kaiser, keine „Divos Imperatores" neben sich duldet; so zeigt er uns in diesem vierten Theil die beiden weltbewegenden Mächte, das Imperium und das Christenthum, ausgesöhnt, ja (natürlich zeitweise Reibungen vorbehalten) versöhnt mit einander in der neuen, mehr griechischen als römischen Hauptstadt Byzanz, deren Wahl zugleich auch den Zeitpunkt bezeichnet, mit welchem die allmähliche Preisgebung der vormaligen Reichshauptstadt Rom und des abendländischen Gebietes an die Invasion der Germanen anhebt. Das orientale Staatswesen nannte sich noch römisch oder rhomäisch, aber die Zeit ist vorüber, wo man der vergötterten Roma Tempel erbaute und wo die Ueberlieferungen der alten städtischen Verfassung und die auf letzterer begründeten Ansprüche noch eine Bedeutung besaßen. An die Stelle des Römerthums war das Griechenthum der Verfallzeit, an die Stelle des Rechtes der kirchliche und staatliche Byzantinismus getreten, während zugleich das jugendfrisch-expansive Germanenthum schon heranzieht, um die alten in sich verschrumpfenden Formen über den Haufen zu werfen. Dieser neue vierte Theil ist der Darstellung des Kampfes und des Widerstreites aller dieser Elemente gewidmet, die zugleich auch Lebenskräfte sind und die Keime der Zukunft enthalten, — eine Darstellung, welche wie immer bei Ranke sich gleich sehr durch Großartigkeit der Conception, wie durch Feinheit der Ausführung, durch Gedankentiefe wie durch Anschaulichkeit auszeichnet. In den der geschichtlichen Darstellung beigefügten „Analekten" werden uns die wichtigsten Quellenschriftsteller dieser Periode vorgeführt. Unter diesen möchte ich namentlich aufmerksam machen auf die Charakteristik des Procopius von Caesarea, des in Nachahmung der griechischen Klassiker die Zeiten des Justinian, des Urhebers unseres Corpus juris, schildernden weiland Advocaten und Rechtsbeistandes des Feldherrn Belisar, und auf das nicht weniger interessante Kapitel über den aus senatorisch-bischöflicher Familie entsprossenen Georgius Florentinus, der uns unter dem Namen Gregor von Tours bekannt ist als Quelle der fränkischen Geschichte, die er in einem an das alte Testament anklingenden Latein und in streng hirarchischem Geist darstellt. Die bewundernswerthe Frische, welche auch diesen neuesten Theil auszeichnet und uns aufs Neue lehrt, daß wahre Wissenschaft und geschmackvolle Darstellung keineswegs, wie so Viele noch irrthümlich glauben, Gegensätze bilden, läßt uns hoffen, daß es unserem großen Geschichtschreiber vergönnt sein wird, das begonnene Werk zu vollenden. K. B.-W.

* * *

Percy Bysshe Shelly von H. Druskowitz. Berlin, Oppenheim.

Der stattliche Band lenkt die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers auf einen englischen Dichter, der viel genannt, aber von Wenigen gelesen wird. In der That, Shelley wird nie populär werden, weil er für die Massen zu hoch schwebt, den realistischen Inhalt des Lebens zu wenig berührt. Aber auch Shelley kann dem Realisten zurufen: „Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je aus deiner Welt in meine schauen magst." Seitdem Byrons Romantik verblichen, hat Shelley in England eine Auferstehung gefeiert, welcher die materialistischen und die rationalistischen Tendenzen Jungenglands nur förderlich sein konnten. Auch in Deutschland scheint Shelley heute mehr Anklang zu finden, als früher. Da muß denn ein Buch willkommen sein, das, wie unser Vorwort sich ausdrückt, „die wichtigsten Vorgänge im Leben von Shelley darzustellen, seine Individualität zu begreifen, den philosophischen und ästhetischen Gehalt seiner poetischen Schöpfungen durch Analysen zu würdigen", sich zur Aufgabe macht. Es ist jedenfalls ein dankenswerthes Unternehmen, die bisher über Shelley in England publicirten Arbeiten, besonders die werthvollen von Rossetti, Symonds und Todhunter, in einem Bande von mäßigem Umfange zu verschmelzen. Wie umsichtig der Verfasser verfahren, zeigt das Quellenverzeichniß auf S. XI, welches demjenigen der Tauchnitz'schen Ausgabe vortheilhaft gegenübersteht. Seite 10 heißt es in einer Note: „Die Uebersetzungen, nach denen wir citiren, sind: Shelleys poetische Werke von Julius Seybt (Leipzig 1844) — von Strodtmann (1866) — von Graf Wickenburg (Prometheus, Wien 1876). Nur da, wo keine dieser Uebertragungen genügt, werden wir in der Ursprache citiren." Das Richtige wäre doch wohl gewesen, die Ursprache als Note der Uebersetzung im Texte beizufügen oder dann die Schwäche der Vorgänger durch eigene Kraftanstrengung zu ersetzen! Am Ende der Vorrede scheint es, es bliebe der Kritik zu entscheiden überlassen, inwiefern der Versuch des Verfassers selbstständigen Werth besitze. So weit wir im Stande sind, die Arbeit in dieser Richtung nachzuprüfen, dürfen wir sie als eine verständige, sorgfältige und elegante Zusammenfassung der englischen Arbeiten bezeichnen. Die Selbstständigkeit des Vermittlers zeigte sich besonders in der Wahl und Ausscheidung. Br.

* * *

Riccius „Kleines Spiel für sinnige Leute". Zwölf Klavierstücke mit beigedruckten Versen. Leipzig, Kistner.

Der Componist nennt diese liebenswürdigen Stückchen „eine Weihnachtsgabe fürs Haus"; wenn wir nun nach Weihnachten von ihnen sprechen und sie warm empfehlen, so mag dies als der beste Beweis dienen, daß wir sie nicht für bloße Gelegenheitsstücke halten und ihnen mehr Bedeutung zuerkennen. Sie sind leicht spielbar aber nicht leichtfertig: wir möchten den Titel umdrehen „Sinniges Spiel für kleine Leute"; diese werden Freude daran haben und zugleich etwas lernen.

H. Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg u. Leipzig.

Über den
Ursprung des Todes
von
Dr. Alexander Goette,
Professor in Rostock.
Mit 18 Original-Holzschnitten.
gr. 8. Preis *M.* 2.—.

Im Verlage von **Philipp Cohen** in **Hannover** ist soeben erschienen:
Dr. Oehlkers,
Unsere schönsten Gartenblumen,
deren Verwendung, Pflege u. s. w.
21 Bog. Mit 128 prachtvollen Abbildungen.
Mk. 4.20.

Neuester Verlag
der
J. G. COTTA'SCHEN Buchhandlung in Stuttgart.
(Vorräthig resp. zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.)

Grimminger, Adolf, **Mei' Derheim.** Gedichte in schwäbischer Mundart. 4. vermehrte Auflage, mit dem Portrait des Dichters. Min.-Form. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Grüneisen, Dr. C., **Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern.** 7. Auflage, mit einem Titelbild. Min.-Form. XIV u. 392 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Simrock, Karl, **Das kleine Heldenbuch:** Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich. 4. Auflage. 8. XIV u. 550 Seiten. *M.* 9.—
Redwitz, Oskar v., **Odilo.** Vierte Auflage. (Durch ein Einleitungsgedicht vermehrter Abdruck.) 8. 362 Seiten. Elegant cartonnirt *M.* 6.—
Riehl, W. H., **Land und Leute.** Achte, durch viele Zusätze vermehrte Auflage. 8. XIV u. 397 Seiten. *M.* 5.—
Schack, Graf Adolf Friedrich v., **Gaston.** Trauerspiel in fünf Acten und mit einem Vorspiel. 8. 148 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—
—— **Die Plejaden.** Ein Gedicht. Vierte Auflage. Mit einem Titelbilde von J. Naue. 8. 221 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Werner, Julie, **Jugenderinnerungen einer jungen Frau.** 2. Auflage. 8. 174 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Rittergedichte. Uebersetzt und erläutert von K. Simrock. 6. Auflage. Gross-8. 376 Seiten. *M.* 10.—

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Internationaler
Citatenschatz.
(Ein neuer Büchmann.)
Mit über 10.000 Sentenzen und Lesefrüchten aus heimisch. u. fremd. Schriftstellern. Lexikalisch geordnet. 28 Bog. Eleg. geb. 5 M. Brosch. 4 M.
Passendes Weihnachtsgeschenk für Herren.
Leipzig, Verlag von **Edwin Schloemp.**

L. M. Glogau Sohn.
Buchhandlung u. Antiquariat.
Hamburg, 23. gr. Burstah 23. empfiehlt zur Festzeit sein vorzüglich assortirtes Lager von 250,000 Bänden zu höchst rabattirten Preisen.
Verzeichnisse von neuen Büchern und Fachkataloge seines Antiquariats aus allen Wissenschaften für 20 ₰ frco.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Rau, Albrecht, Die Theorien der modernen Chemie. III. Heft. (Schluss.) Die Entwicklung der modernen Chemie. Neue Folge. gr. 8. geh. Preis 7 *M.*
Früher erschienen:
I. Heft. Die Grundlagen der modernen Chemie. Preis 2 *M.* 40 ₰.
II. Heft. Die Entwicklung der modernen Chemie. Preis 3 *M.* 60 ₰.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Erinnerungen eines deutschen Offiziers.
Erster Band: Aus zwei annectirten Ländern.
Zweiter Band: Per aspera ad astra.
Preis für beide Bände zusammen Mk. 10.60. — Elegant geb. Mk. 12.60.
Nach eignen Erlebnissen schildert der „Annectirte", nachmals als preußischer Offizier, in höchst anziehender novellistischer Form, in diesen seinen „Memoiren" Deutschlands jüngste Entwickelung, welche, mit 1848 beginnend, durch die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 zur Aufrichtung des Deutschen Reichs geführt hat.
Sind auch die einzelnen Gestalten desjenigen, was als historischer Roman erscheint, erdichtet, so sind sie doch nach dem Leben gezeichnet, für Näherstehende oft gleichsam bis zu lebensvoller Porträt-Aehnlichkeit, so daß Mancher sich getroffen fühlen mag.
Der ächt chevalereske Sinn des jungen Erzählers und seine überaus liebenswürdige Persönlichkeit werden für seine und seiner Kameraden Schicksale bei jedem Leser die lebhafteste Sympathie erwecken.
J. F. Bergmann, Verlagsbuchhandlung, Wiesbaden.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Hettner, Hermann, Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. gr. 8. geh. Preis 10 *M.*

Anerkannt die am besten illustrierte deutsche Zeitschrift. Jährl. Aufwand für die Bilder allein 60000 Mark.
SCHORERS FAMILIENBLATT
Bereits 75 000 Abonnenten erreicht!
Preis: In Wochen-Nummern 2 M. vierteljährl. Oder in Heften zu 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlg. u. Postämter. Probe-Nummern gratis u. franko. Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.
Neuer, überaus fesselnder Roman:
BRAVO RECHTS von OSSIP SCHUBIN Sodann: EIN GOTTESURTEIL. Neuestes Werk v. **E. WERNER,** dem Liebling d. deutsch. Lesewelt.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 12. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Gesetzentwurf zur Verwaltungsrechtspflege. Von K. J. Schmitt. — Die Wahrheit über die Seligmacher-Armee. Von Remember. — **Literatur und Kunst:** Zur Frage der Heine'schen „Memoiren". Von Karl Emil Franzos. — Elsässische Volkslieder. Von August Schricker. — Neue Versicherungsgesellschaften. Vorschläge von F. Groß. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. Von Alfred Friedmann. — Inserate.

Ein Gesetzentwurf zur Verwaltungsrechtspflege.

Von K. J. Schmitt.

Mit der Controle wegen Verletzungen, die etwa das Staatsganze durch die Regierung erleidet, kann die Idee, welche in der constitutionell-monarchischen Verfassung zum Durchbruche gekommen, sich nicht begnügen. Sie verlangt absolute Verbürgung der Rechtsordnung, des Rechts auch in seinen täglichen Einzelerscheinungen. Gerade für Rechtsverletzungen, die der wirklichen Person, d. i. den einzelnen lebenden Gliedern, aus ihren verwaltungsrechtlichen Beziehungen erwachsen, muß ein wirksamer Rechtsschutz gegeben werden, soll es nicht bei einer nur gedachten Allgemeinheit des Rechtsschutzes verbleiben. Da demjenigen keine unbefangene Beurtheilung eines Rechtsstreites zugetraut werden kann, der ihn veranlaßt hat, so kann nur ein Organ zur Entscheidung eines Verwaltungs-Rechtsstreits als befähigt gelten, das nicht selbst an der Verwaltung unmittelbar Theil nimmt. Da ferner die Entscheidung eines jeden Rechtsstreits lediglich Sache des richtigen Denkens in Anwendung der bestehenden Rechtsnormen auf gegebene Thatsachen ist, so muß die Entscheidung unabhängig von jeder bestimmenden äußeren Einwirkung der Verwaltung gewonnen werden können. Hier war die Lücke, wo die badische Gesetzgebung unter dem Ministerium Lamey rühmlichen Andenkens in wahrhaft liberalem Geiste und bahnbrechend für ganz Deutschland eintrat. Sie schuf die Institution einer eigenen, von der Verwaltung selbst unabhängig urtheilenden Verwaltungsjustiz. Damit war ein Schritt gethan, wie er bedeutungsvoller auf der Bahn der Rechtsentwicklung kaum gedacht werden kann. Denn als ein wahrer Triumph des menschlichen Geistes muß es gelten, wenn es gelingt, der Idee des Rechts in all ihren Verzweigungen selbst gegenüber der höchsten Macht im Staate Geltung zu sichern, die so leicht vergessen kann, daß sie nur in den Schranken jener wirksam sein soll.

Für die Entscheidung von Verwaltungsrechtsstreitigkeiten aus minder wichtigen Verwaltungsverhältnissen, namentlich aus dem Kreise der Selbstverwaltung (Gemeinden), unterblieb die Errichtung eines besonderen, von der Verwaltung getrennten richterlichen Organes. Als Richter hierüber soll der aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzte, vom Bezirksbeamten geleitete Bezirksrath zugleich neben der ihm obliegenden Verwaltung und zwar als erste Instanz functioniren. Nur für die obere Instanz, welche für die wichtigeren Rechtsstreitigkeiten, namentlich für jene mit der Staatsverwaltung, als erste und letzte gilt, ist der von der Verwaltung getrennte, mit fünf rechtsgelehrten Richtern besetzte Verwaltungsgerichtshof bestellt. Diese Einrichtung ist nun seit zwanzig Jahren in Wirksamkeit. Ein Wunsch der Kammern, das bisher nur durch Regierungsverordnung geregelte verwaltungsgerichtliche Verfahren durch ein Gesetz normirt zu sehen, veranlaßte die Regierung zu einer Revision des ganzen Instituts. Das Ergebniß derselben ist der den gegenwärtig versammelten Kammern des Landtags zur Berathung und Zustimmung vorgelegte Gesetzentwurf. Sein Inhalt, der in 11 Abschnitte mit 48 Paragraphen zerfällt, läßt sich im Wesentlichen und soweit es hier von Interesse ist, in wenigen Sätzen zusammenfassen. Er verwirft fortan eine allgemeine Geltung der Rechtspflege für das gesammte Gebiet der öffentlichen Verwaltung, erhöht jedoch das Specialregister derjenigen Rechtsverhältnisse, für welche eine Rechtspflege zulässig sein soll, auf 49 Ziffern; er behält die bisherige Gerichtsverfassung unverändert bei; er schreibt endlich für beide Instanzen ein Verfahren vor, das sich den Bestimmungen der Reichscivilproceßordnung, namentlich in Durchführung der Mündlichkeit möglichst anschließt. Da Baden bezüglich der Zeitdauer des Genusses einer besonderen Verwaltungsrechtspflege gegenüber den anderen deutschen Staaten einen beträchtlichen Vorsprung hat, so durfte man wohl von dem bekannten Freisinn seiner Regierung erwarten, daß sie die früher nur im Keime gesetzte Institution auf Grund der inzwischen zur Genüge gesammelten Erfahrungen nunmehr der Reife entgegenführen werde. Diese Erwartung scheint leider nicht in Erfüllung zu gehen.

Es ist nicht offenkundig geworden, wie die Regierung über die Wirksamkeit der bisherigen Gerichtseinrichtung, insbesondere des Verwaltungsgerichtshofes, der hier hauptsächlich in Betracht kommt, und zwar gerade in gewissenhafter, streng juristischer Beachtung der gesetzlich freien Stellung der Verwaltung denkt. Aber wer seit dem Bestehen dieser Institution ununterbrochen hierbei praktisch thätig und zugleich bemüht war, aus der Behandlung von Tausenden streitiger Verwaltungsrechtsfälle feste rechtswissenschaftliche Resultate zu gewinnen, dessen Stimme dürfte nicht als eine unberufene zurückgewiesen werden, wenn es gilt, damit nicht nur für den bisherigen heimatlichen Ruf, sondern zugleich für eine sachlich hochwichtige deutsche Angelegenheit einzutreten.

1. Nach der Statistik über die Thätigkeit des Verwaltungsgerichtshofes während seines zwanzigjährigen Bestehens wurde die gegen Erkenntnisse desselben erhobene Nichtigkeitsbeschwerde wegen Gewaltsüberschreitung in vier Fällen, den einzigen, in welchen überhaupt eine solche Beschwerde vorkam, von dem Competenzconflicts-Gerichtshofe gleichmäßig als unbegründet abgewiesen. Im Uebrigen kann aus den regelmäßig veröffent-

lichten Entscheidungen des Gerichtshofes entnommen werden, daß da, wo sich eine Verschiedenheit der Ansicht bezüglich der Competenz gegenüber der Verwaltung kund gab, solche immer nur in der richterlichen Ueberzeugung ihren Grund hatte, die streitige Angelegenheit sei lediglich zur Erledigung im Wege freien Verwaltungs-Ermessens vereigenschaftet. Ein umgekehrter Fall, worin ein Anspruch als Recht gegen die Verwaltung erkannt worden wäre, dessen freie Verbescheidung die letztere für sich reclamirte, dürfte nicht aufzuweisen sein. Die bisherige Praxis des Gerichts kann also schlechthin keinen Anhalt abgeben, in dessen principielle Haltung gegenüber der gesetzlich freien Stellung der Verwaltung irgendwie Besorgnisse zu setzen. Man wird sich daher kaum irren, den Grund der Ablehnung einer Generalisirung der Verwaltungsgerichtsbarkeit lediglich in der fortdauernden Unsicherheit zu suchen, in welcher sich die Verwaltung selbst noch über die Frage nach den generellen Voraussetzungen befindet, unter welchen überhaupt irgend ein Anspruch eines Einzelnen an die öffentliche Verwaltung als ein unverbrüchlicher Rechtsanspruch gelten soll. Mag die Regierung dermalen hierüber noch zweifelhaft sein: eine seit zwanzig Jahren berufsmäßig gepflegte Verwaltungsjurisprudenz sollte aber doch wohl eine klare Erkenntniß hierüber gewonnen haben. Ist doch die Antwort auf diese Frage überhaupt nicht eigentlich Sache der Rechtsgesetzgebung, sondern der Rechtswissenschaft, welche schon schwierigere Probleme als das vorliegende gelöst hat. Denn die allgemeinen Voraussetzungen zu finden, unter welchen überhaupt ein Anspruch, ganz abgesehen von dem wirklichen Inhalte eines bestimmten einzelnen Rechtsgesetzes, ein Rechtsanspruch ist, mithin die begriffliche Bestimmung eines solchen, kann nur durch freies vergleichendes Denken über die Gesetze, durch rechtswissenschaftliche Thätigkeit gelingen. Auf dem Gebiete des Civilrechts hat man über das Verhältniß der Rechtswissenschaft in diesem Punkte nie gezweifelt. Wünscht übrigens die Regiernng zum größeren Schutze ihrer gesetzlich freien Stellung, daß über die allgemeinen Voraussetzungen der Klagbarkeit eines Rechtsanspruches überhaupt im Gesetze selbst disponirt werde, so wird kein unübersteigliches Hinderniß entgegenstehen. Eine Verständigung hierüber unter den gesetzgegebenden Factoren wird zumal dann nicht so schwer fallen, wenn zu denselben, wie dies in den badischen Kammern der Fall ist, anerkannte wissenschaftliche Autoritäten zählen.

Es ist nicht am Platze, hier auf den Inhalt dieser Frage näher einzugehen. Die wesentlichen Punkte jedoch anzudeuten, auf welche es ankommt, wird wohl verstattet sein.

Daß die Verwaltungsgerichtsbarkeit sich auf streitige öffentliche Verwaltungsrechtsverhältnisse erstreckt, also auf Rechtsstreitigkeiten eines einzelnen Gliedes einer öffentlichen Verbindung als solchen mit deren Verwaltung — Staats- oder Communalverwaltung — darf wohl als feststehend angenommen werden. Soll aber der Anspruch des Einzelnen an die Verwaltung als ein gerichtlich klagbarer Rechtsanspruch gelten, so wird erforderlich sein:

a) Daß dafür eine Rechtsnorm angerufen wird, die gleichmäßig für die Verwaltung wie für den klagenden Einzelnen rechtsbindend ist. Es ist hierbei die für die freie und politisch verantwortliche Stellung der Verwaltung hochwichtige Frage zn beantworten, in wie weit nicht nur der Einzelne (worüber kein Zweifel), sondern auch die Verwaltung selbst der eigenen legalen Verordnung unterworfen ist, eine Frage, die natürlich hier nicht näher erörtert werden kann.

b) Daß diejenigen thatsächlichen Umstände dargelegt werden, mit welchen die angerufene Rechtsnorm den erhobenen Anspruch als unmittelbare Rechtsfolge verknüpft wissen will. Bedürfen daher die Thatsachen für den positiven oder negativen Zweck, welchen die Rechtsnorm erzielen will, vorerst noch einer besonderen freien Erwägung, Werthung und Würdigung, damit jene Rechtsfolge hiermit verknüpft werden könne (z. B. ob ein gewisser factischer Zustand feuergefährlich, ob die Zahl der bestehenden Wirthschaften dem öffentlichen Bedarf genüge, ob der Concessionsbewerber technisch befähigt u. s. w.), so kann diese Erwägung, Werthung und Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse nur Sache der Verwaltung und nicht des Gerichtes sein.

c) Daß dem Kläger ein bestimmtes Interesse zur Seite stehe, das in Folge des thatsächlichen Verhaltens der Verwaltung, jedoch im Widerspruch mit der angerufenen Rechtsnorm, in seiner Person begrenzt verletzt erscheint. Verletzungen, durch welche unbestimmt Alle berührt werden, können nicht Gegenstand einer gerichtlichen Klage eines Einzelnen für sich sein.

Wendet man sich nun zu den Competenzbestimmungen des neuen Gesetzentwurfes, so kann man sich kaum der Verwunderung enthalten, wie das reine Gold des wahrhaft großen Grundgedankens hier in eine kaum übersehbare Menge geringfügiger Scheidemünzen umgesetzt worden ist. Wer wird sie zählen und nachrechnen, der hierzu nicht genöthigt ist? Wer sich aber der mühevollen Arbeit unterziehen muß, wird wohl finden, daß das 49 Ziffern umfassende Competenzregister einer juristisch principiellen Einheit und Folgerichtigkeit entbehrt, daß dem Verwaltungsgerichte Streitigkeiten zur Entscheidung zugewiesen werden, die vielleicht wegen ihrer privaten Natur dem bürgerlichen Richter nicht entzogen werden dürfen, daß der Verwaltung mehrfach entzogen wird, was ihr nach ihrer verfassungsmäßigen Stellung allein gebührt, daß dem Verwaltungsgerichte zugemuthet wird, was nicht seines Amtes sein kann, und vorenthalten, wozu es nach seiner anerkannten Aufgabe berufen wäre, daß endlich gewisse allgemeine Positionen juristisch so vag determinirt sind, daß des Zweifels kein Ende sein wird. Wie sollen die Rechtsuchenden und die Richter aus einer solchen Anordnung sich zurecht finden? Vernünftiger Weise kann die principielle Generalisirung der Gerichtscompetenz doch nur darum abgelehnt werden, weil sonst zum Nachtheil des öffentlichen Interesses gerichtliche Eingriffe in die freie Rechtsstellung der Verwaltung zu besorgen wären. Allein abgesehen davon, daß in jedem einzelnen derartigen Falle — und immer nur um Einzelfälle kann es sich handeln — der Competenzconflicts-Gerichtshof um Abänderung angegangen werden kann, so wäre ja eine solche Besorgniß auch für jedes in dem jetzigen Register aufgeführte Specialrechtsverhältniß nicht ausgeschlossen. Denn da dem Richter ein bestimmtes Urtheil in keinem einzelnen Falle anbefohlen werden kann, so läge die Gefahr, daß der Richter ein Recht des Einzelnen gegenüber der Verwaltung da ausspricht, wo es nicht existirt, überall vor. Ueber die allgemeinen Voraussetzungen eines Rechtsanspruches überhaupt muß eben der Richter auch bei Festhaltung der Specialcompetenzbestimmung zu festbegründeter Gewißheit gelangen; denn ohne dieselbe wäre er schon bisher mit Sicherheit zu functioniren nicht im Stande gewesen. Bei dieser Sachlage wäre es doch weit zweckmäßiger und für die Stellung der Verwaltung sicherer, wenn die gesetzgebenden Factoren die von der Verwaltungsjurisprudenz anhanden gegebenen generellen Sätze prüfen, die Competenz resp. die Klagbarkeit eines Anspruches danach generell regeln und etwa nur die jedenfalls weit minder zahlreichen Ausnahmen specialisiren würden, die man zur Zeit noch vorbehalten zu müssen glaubt. Der Rechtsschutz der Staatsmitglieder kann doch wahrlich nicht für alle Zeit immer nur ein vereinzelter bleiben. Bildet sein Vollbestand doch den Kern der ganzen Rechtsgemeinschaft. Eine Berufung auf den Zustand anderer Staaten ist für Baden nicht angezeigt; denn abgesehen davon, daß diese zum Theil schon weiter gegangen sind (Württemberg, Oestreich), als jetzt der neue badische Entwurf, so sind diese selbst erst Baden nachgefolgt. Entschlage man sich doch der unbegründeten Furcht, als könne der Staat oder dessen Regierung durch die Entscheidung eines Rechtsstreits mit einem Einzelnen aus den Angeln gehoben werden. Als es sich früher darum handelte, die für die Regierung fast wichtigere Polizeistrafgewalt an die Gerichte zu übertragen, hatten sich die gleichen Befürchtungen ebenfalls geltend gemacht, und wer wollte den vergangenen Zustand jetzt wieder zurückwünschen?

Nur eine Generalisirung der Competenz auf Grund von Erfahrung und Wissenschaft wird einen zeitgemäßen, für ganz Deutschland nachahmungswerthen Fortschritt in der Entwicklung des jungen Institutes bekunden.

2. Zu nicht geringeren Ausstellungen gibt der Gesetzentwurf durch die Bestimmungen Anlaß, die er über die Verwaltungsgerichtseinrichtung (Gerichtsverfassung) enthält.

Der bisherige Zustand bietet die Eigenthümlichkeit dar, daß, wie schon oben bemerkt, für minderwichtige Streitigkeiten, namentlich für jene aus dem Leben der Selbstverwaltungskörper (politische Gemeinde, Kirchengemeinde, Schulgemeinde, Stiftungen u. s. w.) zwei Rechtsinstanzen bestehen, der aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzte Bezirksrath und der ausschließlich mit rechtsgelehrten Richtern bestellte Verwaltungsgerichtshof, für wichtigere Streitigkeiten aber, insbesondere für jene mit der Staatsverwaltung, nur eine, der Verwaltungsgerichtshof als erste und letzte Instanz. Wenn man nun auch den Bezirksrath in dieser seiner Function mit dem Namen Gericht belegt, so ist und bleibt er eben doch eine mit Rechtsunkundigen besetzte Verwaltungsbehörde, eine Art Selbstverwaltungskörper, dem zu und neben seiner Verwaltungsaufgabe nur auch noch die Schlichtung gewisser Streitigkeiten mit übertragen ist. Eine eigentlich rechtliche, streng juristische Prüfung des streitigen Verwaltungsrechtsverhältnisses kann von dem Bezirksrathe seiner ganzen Beschaffenheit und Stellung nach nicht erwartet werden. Diese Verquickung von administrativer und richterlicher Function hat nach der bisherigen Erfahrung schon oft genug auch zu einer Verquickung der Streitigkeiten selbst geführt, die erst in der oberen Instanz wieder geklärt werden mußte. Nun ist es zwar ganz gleichgültig, welchen Namen man dem Bezirksrathe in seiner streitschlichtenden Stellung beilegt. Wenn man aber aus seiner Benennung als Gericht folgert, daß deswegen auch seine Procedur in die gleich strengen juristischen Formen eingeschnürt werden müsse, wie solche für ein rechtsgelehrtes Gericht zum Zwecke streng juristischer Prüfung einer rechtlichen Streitsache ganz am Platze ist, so entbehrt dieser Schluß nicht nur der entsprechenden Prämissen, sondern enthält auch eine für Nichtjuristen schwer erfüllbare, unbillige Zumuthung. Der Entwurf thut dies (in 26 Paragraphen) und complicirt damit das Gesetz in hohem Grade. Wie natürlich, klar und einfach läßt sich doch die ganze Einrichtung gestalten!

Im Interesse jeder öffentlichen Verwaltung und selbst des klagenden Einzelnen liegt es, daß keine Klage gegen jene vor Gericht anhängig gemacht werde, bevor das Begehren von der Verwaltung genau geprüft und vorbeschieden worden ist. Mit Recht würde daher die Gesetzgebung die Erwirkung eines solchen administrativen Vorbescheids als wesentliche Bedingung für die Zulässigkeit eines jeden förmlichen verwaltungsgerichtlichen Rechtsaustrags aufstellen. Diese Forderung ließe sich der bestehenden Verwaltungsorganisation ganz harmonisch anpassen. Der administrative Vorbescheid wäre zu ertheilen:

a) bei Rechtsansprüchen der Einzelnen an die Lokal- und Kreis-Selbstverwaltung: von dem betreffenden Bezirksrathe, der ja selbst eine Art Selbstverwaltungskörper ist;
b) bei solchen gegen die Staatsverwaltung von der nächst vorgesetzten Behörde jenes staatlichen Verwaltungsorganes, von welchem die behauptete Rechtsverletzung herrührt.

Glauben sich die Betheiligten bei der administrativen Vorbescheidung nicht beruhigen zu können, so ist die Streitsache mittelst förmlicher Klage zum strengen Rechtsaustrag vor dem Verwaltungsgerichtshof als einziger Rechtsinstanz anhängig zu machen und zwar binnen gesetzlicher Frist, bei deren Versäumung der Verlust des Rechtsaustrags eintritt. Daß für ein Land, wie Baden*), eine einzige Rechtsinstanz, gebildet durch ein Collegialgericht, dessen Mitglieder Berufsjuristen und der äußeren Garantien des Richtergesetzes theilhaftig sind, also unabhängig von der Verwaltung urtheilen, zu einem genügenden Rechtsschutz der Einzelnen vollkommen ausreicht, dürfte kaum zu bestreiten sein, wenn man erwägt, daß die Verwaltung stets durch Personen repräsentirt ist, die in der Regel geschäftskundig und dem Gesetze zu gehorchen Willens sind, und daß überdies die meisten Verwaltungsstreitigkeiten sich hauptsächlich um reine Rechtsfragen drehen.

Durch die Annahme einer solchen Einrichtung würde nicht nur die Aufgabe des Gesetzgebers, sondern auch die Arbeit derer, welche das Gesetz zu vollziehen haben, ungemein vereinfacht und erleichtert. Denn das administrative Vorverfahren zur Erlangung des Vorbescheids könnte füglich einer Regierungsverordnung überlassen werden, und nur die Regulirung des eigentlichen Rechtsverfahrens vor dem Verwaltungsgerichtshofe fiele dem Gesetze anheim, dessen Aufgabe aber alsdann sich in wenigen Sätzen erschöpfen ließe. Da diese Einrichtung schon jetzt für die wichtigeren Streitsachen, in welchen der Verwaltungsgerichtshof einzige Rechtsinstanz ist, gilt, so würde es sich nur um eine Generalisirung dessen handeln, was sich hier bereits bewährt hat. Der Einwand, daß dadurch die bisherige Stellung des Bezirksraths beeinträchtigt würde, bedarf als offenbar unrichtig keiner besonderen Widerlegung.

Nur ein Punkt der Gerichtseinrichtung sei hier noch besonders hervorgehoben: die für den Gerichtshof zu bestellende Staatsanwaltschaft. Dieselbe ist selbstverständlich durch diejenigen Staatsverwaltungsbeamten auszuüben, welche die einzelnen Ministerien hierfür berufen. Aber bezüglich ihrer Function sollte das Gesetz bestimmt anordnen, daß es ihre Aufgabe sei, bei Rechtsstreitigkeiten Einzelner mit der Staatsverwaltung diese als Streittheil vor Gericht zu vertreten, bei Rechtsstreitigkeiten der Einzelnen mit der Selbstverwaltung aber nur das etwa unterlaufende Staatsinteresse (als Intervenient) zu wahren. Der Entwurf hält beide Functionen nicht auseinander.

3. Die Bestimmungen desselben über das verwaltungsgerichtliche Verfahren sind in Folge davon, daß der Entwurf für die minderwichtigen Streitsachen zwei Rechtszüge beibehält, wobei, dem Principe der Mündlichkeit zulieb, in der oberen Instanz ganz von Neuem verhandelt werden soll, sehr vervielfacht und verwickelt. Ihre juristisch-technische Kritik würde hier zu weit führen. Nur bezüglich der Stellung des Gerichts gegenüber den beiden Streittheilen sei hervorgehoben, daß es doch wohl am sachgemäßesten wäre, wenn ebenso wie der klagende Einzelne sein Interesse, auch die öffentliche Verwaltung, und nur diese, das öffentliche Interesse zu wahren, dagegen der Richter lediglich Recht und nur Recht zu sprechen hätte; wenn ferner der klagende Einzelne als derjenige bezeichnet würde, der die Obliegenheit hat, dem Richter zu beweisen, daß und in wiefern er in seinem rechtlich unverletzbaren Interesse durch die Verwaltung gekränkt worden sei; wenn endlich dem Richter, der in jeder Lage des Rechtsstreits jede nöthige Aufklärung über die thatsächlichen Grundlagen desselben verlangen kann, anheim gegeben wird, die Frage der Wahrheit dieser Thatsachen lediglich nach der persönlichen Ueberzeugung zu beantworten, welche er aus der Erhebung der von den Streitenden erbrachten Beweise in Verbindung mit den administrativen Voracten gewonnen hat, ohne also in Bezug auf Thatsachen und Beweise inquisitorisch verfahren zu müssen. Die Verwaltung resp. die Staatsanwaltschaft wird doch hoffentlich Manns genug sein, das im Processe unterlaufende öffentliche Interesse, wie ihr Beruf ist, selbst und allein zu wahren.

Wollten doch endlich die kleineren deutschen Staaten ernstlich Hand anlegen, als jetzige Glieder eines großen, schützenden Ganzen, für die Gestaltung ihrer inneren Organisation diejenigen Vortheile zu ziehen, welche die Gunst ihrer räumlichen Ausdehnung zu ihrem eigenen Wohl und Behagen verstattet.

*) Für ganz Oestreich besteht nur eine einzige verwaltungsgerichtliche Instanz.

Die Wahrheit über die Seligmacher-Armee.

Die vielberufene „Heils-Armee" (richtiger „Heuls"-Armee), deren Besuch in Deutschland nahe bevorstehen soll, ist eine militärisch organisirte Missions-Anstalt, die nicht Heiden, Juden oder Türken, sondern Christen zum Christenthum bekehren will, aber nicht zu einer bestimmten Sekte, einem positiven, dogmatischen Glauben, sondern nur zu einem „christlichen, gottgefälligen Lebenswandel", zur Christusverehrung, zum Gottvertrauen, zur Sittlichkeit. Wie ihr Name sagt, will sie „Seelen retten", und zwar „aus den Klauen des Teufels".

In dem vom „General" der „Erlöser-Armee" herausgegebenen „Buch der Weisungen" heißt es: „Wir bezwecken, ein Evangelisirungssystem zu bieten, das besonders den verworfensten und gottlosesten Elementen der Bevölkerung angepaßt sein soll. Wir wollen die Sklaven der Sünde befreien, in Kinder Gottes verwandeln und „soweit als möglich zu Seelenrettern" machen." Das Büchlein „Katechismus der Salvation Army" gibt als Zweck der „Armee" an: „Sie ist eine Armee von bekehrten Männern und Weibern, welche beabsichtigen, alle Menschen zu veranlassen, den Ansprüchen Gottes an ihre Liebe und Verehrung gerecht zu werden oder doch wenigstens zu lauschen." Es ist nun allerdings recht fraglich und streitig, ob „Religiosität" und Glaubenseifer besser und werthvoller sind als Indifferentismus; allein dieser ist selbst in dem so frommen England reichlich vorhanden und bildet den Daseinsgrund der in Rede stehenden, von dem Methodisten-Geistlichen William Booth Ende 1878 ins Leben gerufenen geistlich-militärischen Institution.

Ja, auch militärisch; das besagt schon der Name. Alles, was mit der Bewegung im Zusammenhang steht, hat militärische Bezeichnungen und einen militärischen Anstrich. Es gibt da einen General, einen Generalstab, einen Krieg, ein Hauptquartier, ein „Kriegsgeschrei" („War Cry", das zweimal wöchentlich erscheinende Haupt-Organ des Verbandes), Uniformen, Militärmusik, Kasernen, Fahnen, Fähnriche, Festungen, Majore, Kapitäns, Lieutenants, Sergeanten, Kadetten, Soldaten, Kanonaden, „schweres Geschütz", Bombardements, Corps-Divisionen, Exercir-Uebungen u. s. w. Das französische Preßorgan der Bewegung heißt „Vorwärts!" und das Verbands-Motto, das auf den Fahnen, den Uniformen, dem Briefpapier u. s. w. prangt, lautet: „Blut und Feuer!", d. h. das Blut der Erlösung und das Feuer des heiligen Geistes im Kriege mit dem Teufel.

Natürlich kann keine Armee ohne strenge Disciplin bestehen; darum handelt es sich auch hier ausschließlich um Commando und Gehorsam; der „Soldat" gehorcht dem „Sergeanten", der „Lieutenant" dem „Hauptmann" 2c.; Alle aber sind dem „General" blinden Gehorsam schuldig. In der Person des Mr. Booth ist die ganze Bewegung verkörpert; er hält alle Fäden in der Hand. Er ist ein absoluter Monarch, der sich seine Monarchie selbst geschaffen; die Organisation und das ganze Drum und Dran der „Armee" sind seinem Hirn entsprungen. Er ist ein unbewußtes Plagiat des Jesuitengenerals, womit übrigens nicht gesagt sein soll, er sei ein „Jesuit", obzwar ihm vielfach vorgeworfen wird, er sei es. Jedenfalls erwies er sich als gewiegter Menschenkenner, indem er an die streitbaren Instincte appellirte, die — sei es offen oder latent — ein so starkes Element des menschlichen Wesens bilden.

Die höchsten wie die niedrigsten Grade in der Seligmacher-Armee stehen dem weiblichen Geschlechte ebenso offen wie dem männlichen. Die weibliche Uniform besteht aus Kleidern und Hüten der denkbar einfachsten und schmucklosesten Art, die männliche aus einem dunkelblauen ebenfalls höchst einfachen, mit rothen Schnüren eingefaßten Gewande, dessen Rock nur bis zur Hüfte reicht, der Rockkragen trägt auf jeder Seite ein messingenes S, welches „Salvation" (Erlösung) bedeutet, von den Gegnern der Bewegung aber als „Satan" ausgelegt wird. Unter der Jacke tragen die „Soldaten" ein hochrothes „Garibaldihemd". Nach der neuen Erlöser-Geographie ist das Vereinigte Königreich in dreizehn „Divisionen" getheilt, deren jede einem „Major" untersteht, dessen Aufgaben in der Leitung und Ueberwachung der Operationen aller zur Division gehörigen Corps, sowie in der Ausdehnung des Kriegs auf neue Orte und in der Abberufung von für ihre Stellung ungeeignet werdender Offiziere bestehen. Jedes „Corps" steht unter dem Commando eines „Hauptmanns", welchem (oder welcher) ein bis zwei „Lieutenants" an die Hand gehen. Die Kapitäns und Lieutenants sind verpflichtet, die Processionen, Gottesdienste und Versammlungen zu leiten, die Offizierscandidaten zu belehren und Pläne zu neuen und angemessenen Mitteln der Seelenrettung auszuhecken und durchzuführen. Jeder Kapitän oder Lieutenant wird ungefähr jedes halbe Jahr versetzt, damit nicht die Gefahr eintrete, daß sie in einen „alten Schlendrian", in eine Schablone verfallen oder „für Personen und Orte eine stärkere Zuneigung fassen als für Gott und den Erlösungskrieg".

„Soldat" ist, wer sich „bekehrt" hat und alle ihm von seinem Beruf gelassene freie Zeit der Erlöserthätigkeit widmet. Die Functionäre („Offiziere") gehen aus den Reihen der „Soldaten" hervor und stehen gänzlich in den Diensten des „Generals". Die Kapitäns empfehlen dem Hauptquartier die erprobtesten Soldaten, die dann von dem Major der betreffenden Division geprüft werden; berichtet dieser günstig, so müssen sie noch eine vom General selbst gestellte lange Reihe von Fragen beantworten. Gelingt ihnen dies zu Booths Zufriedenheit, so werden sie in der im Nordosten Londons gelegenen „Schulungskaserne" ausgebildet. Der „Dienst" nimmt die ganze Zeit und Kraft der Angestellten in Anspruch. Die Besoldung wird aus den Armeefonds bestritten und ist recht dürftig. Für 15—27 Shilling wöchentlich muß ein Booth'scher Offizier 19—25 gottesdienstliche Versammlungen in der Dauer von 30—40 Stunden leiten und 18 Stunden dem Hausbesuch Neubekehrter und zu Bekehrender widmen, abgesehen von vielen andern Obliegenheiten, unter denen namentlich das Abfassen von Berichten ans Hauptquartier hervorragt. Von Sinecuren ist also keine Rede; dieser Umstand läßt den General annehmen, daß egoistische, selbstsüchtige, geld- und bequemlichkeitsliebende Personen kaum unter seinen Offizieren zu finden sind. Wir glauben selbst, daß die Anzahl der Heuchler eine sehr geringe sein muß; es mag höchstens vorkommen, daß Mancher als Candidat auftritt, weil er arbeits- oder stellenlos ist, und der geringe pecuniäre Ertrag der Seligmacherei ihm diesfalls, bis sich etwas Passenderes findet, besser dünken mag als gar nichts; aber auch dessen sind wir nicht sicher, denn jedem Aspiranten wird im voraus mitgetheilt, daß er eine gewisse Probezeit durchmachen und, falls er sie nicht gut besteht keine Anstellung erhält.

Die Einnahmen der „Salvation Army" setzen sich aus drei Quellen zusammen: a) Lokale Beiträge der Soldaten und Offiziere, sowie Sammlungen bei den gottesdienstlichen Uebungen („Rekrutirungs"- oder „Erlösungs"-Meetings); b) Jahresbeiträge und Einzelspenden, die von Freunden der Bewegung im Publicum ans Hauptquartier eingesendet werden; c) der Erlös der Verbandsveröffentlichungen (Zeitungen, Bücher, Broschüren). Außer den zwei schon früher genannten Blättern giebt die „Armee" noch fünf andere heraus: „Die Hülfstruppen", „Das amerikanische Kriegsgeschrei", „Das indische Kriegsgeschrei", „Das australische" und „südafrikanische Kriegsgeschrei". Die vier letzteren Namen rühren daher, daß Booth — mit seiner ursprünglichen Absicht, London aus der geistlichen Verderbniß zu erretten, nicht mehr zufrieden — seinen Wirkungskreis auf alle Erdtheile ausgedehnt hat. Freilich haben seine Sendlinge nicht überall Glück; wie die schweizerischen Behörden mit ihnen verfahren, ist allgemein bekannt; auch in Paris ergeht es ihnen nicht am besten, und selbst in England werden sie gar oft von müßigen Volksmengen schlimm angegriffen. Die Schlägereien, welche das Auftreten der „Armee" in den Straßen der Städte und Dörfer des Inlandes veranlaßt, bilden eine ständige Abtheilung der Gerichtssaal-Rubrik unserer Blätter.

Da Mr. Booth glaubt, die Mehrzahl der Menschen eile blindlings einem Schicksale ewiger Höllenpein entgegen, und da es ihm infolge dessen auf eine möglichst große Quantität von Seelenmacherei ankommt, lehrt er, daß die Proselyten nichts

Besseres thun können, als möglichst viel Zeit an die Bekehrung Anderer zu wenden; jede Stunde, die mit andern Dingen ausgefüllt werde, sei daher verschwendet, der „guten Sache" entzogen. Darum dürfe man keine Geselligkeitsvereine bilden, nicht ins Theater gehen, keine Vergnügungslokale besuchen, sich keinem Club anschließen, keine weltlichen Studien treiben, keine amüsanten Bücher lesen, sich nicht geistig ausbilden. Diese Entmuthigungen sind durchaus als schädlich und beklagenswerth zu betrachten und der Ausfluß eines fanatischen Puritanismus; als ob man nicht fromm, ja orthodox-religiös sein könnte, ohne so weit zu gehen! Dagegen verdient lebhafte Anerkennung die Unterdrückung möglichst vieler materieller Bedürfnisse. Die Kleidung muß schmucklos sein; essen können die Soldaten und Offiziere der „Armee" schon vermöge ihrer niedrigen Löhne und Gehälter nicht allzu viel; das Tabakrauchen und der Genuß geistiger Getränke sind ihnen aufs Strengste untersagt, desgleichen das Spielen von Zufallsspielen, die Theilnahme an Jagden, Wettrennen ꝛc., das Lügen, das Fluchen, die Unehrlichkeit, jede Gemeinheit im Geschäfts- wie im Privatleben, jede Unreinheit im Handeln und Denken.

Um das von ihnen ins Auge gefaßte Publicum in ihre Erlösungsversammlungen zu locken, ist den Seligmachern kein Mittel zu grell, zu ungewöhnlich, zu stark. Je auffallender, desto besser, weil voraussichtlich und erfahrungsmäßig wirksamer. Kommen sie in eine Stadt, in der sie noch nicht gewesen, so kündigen sie sich schon einige Tage vorher durch die sonderbarsten excentrischen Placate an, auf denen Worte wie „Krieg", „Blut und Feuer", „Erstürmung" u. dgl. eine so große Rolle spielen, daß es thatsächlich schon vorgekommen ist, daß altmodische, unwissende Leute, in dem Glauben, es werden in der Stadt wirkliche Metzeleien vorkommen, zeitweilig in eine andere Stadt übersiedelten und daß man der „Armee" auf Grund solcher Befürchtungen den Einzug gewaltsam verwehren wollte, wodurch es dann wirklich zu blutigen Schlägereien kam. Instrumentalmusik und lärmender Gesang tragen zur Gewinnung neuer „Garnisons"-Orte ebenso viel bei wie zur fortdauernden Besetzung der bereits eingenommenen. Ist ein Ort einmal „gefallen", so siedelt sich ein Armeecorps daselbst endgiltig an, erwirbt ein Gebäude oder miethet einen Saal und setzt den „Feldzug gegen den Teufel" eifrig fort, wobei die schon so oft geschilderten komischen Processionen die Hauptrolle spielen. Diese Straßenumzüge, deren Theilnehmer sehr oft wahre Märtyrer sind — sie werden nämlich vom Pöbel mißhandelt —, bilden die Einleitung zu den mehrfach erwähnten „Rekrutirungen" oder „Erlösungsmeetings", welche in den zahlreichen Hallen und „Kasernen" des Verbandes jeden Abend um acht Uhr in einer Anzahl von 12,000 per Woche stattfinden und die ebenfalls schon so oft beschrieben worden sind, daß wir hier nicht weiter auf sie einzugehen brauchen, wir wollen nur bemerken, daß es da recht lebhaft und ernst-komisch, häufig auch ungemein aufregend hergeht und daß das angewandte Verfahren in den meisten Fällen auch wirklich den bezweckten Erfolg hat, „Sünder" zu „bekehren"; freilich darf man nicht zu genau untersuchen, wie es um die „Erlösung" jedes einzelnen Proselyten bestellt ist.

Abgesehen von dem geistlichen, ist auch an einem gewissen moralischen Erfolg der „Armee" nicht zu zweifeln. Beide Erfolge, sowie der finanzielle, sind zum Theil der hohen Befähigung des Generals und seiner Frau, zum Theil der militärischen Organisation, ferner dem ganzen burschikosen, spectakulösen Verfahren des Verbandes, der Strenge der gepredigten Grundsätze, dem Märtyrerthum, der ewigen Wiederholung desselben Vorgehens, sowie der Nothwendigkeit zuzuschreiben, für die „gute Sache" Opfer zu bringen. Aber alle Ergebnisse werden die Bewegung nicht vor dem Untergange retten, es sei denn, daß die puritanischen Anforderungen an die zu Erlösungsmaschinen herabsinkenden Verbandsmitglieder, sowie die auf die Dauer wohl nicht zu goutirende streng-despotische Organisation und mehrere andere schlimme Auswüchse gemildert, geändert und beseitigt werden.

Remember.

Literatur und Kunst.

Zur Frage der Heine'schen „Memoiren".

Von Karl Emil Franzos.

Wie merkwürdig auch der Inhalt jener Aufzeichnungen sein mag, welche Heinrich Heine über sein Leben hinterlassen, er kann kaum reicher an überraschenden Wendungen sein, als jene Debatte, welche seit mehr als siebenundzwanzig Jahren über das Manuscript geführt wird — seit jenem Februartage von 1856, der uns den großen Dichter geraubt — und kaum verblüffender als das äußere Schicksal des Manuscripts. Nach Aehnlichem wird man vielleicht in der gesammten Literatur vergeblich suchen, sowohl was das Mysterium als was seine endliche Lösung betrifft. Drei Stadien hat die Angelegenheit bisher durchlaufen, jedes ist abenteuerlicher als das andere und das — vorläufig — letzte schließt mit einem Knalleffect, wie er sich nicht drastischer und überraschender erdichten ließe.

Man urtheile selbst. Das erste Stadium ist das der völligen Ungewißheit, ob Heine überhaupt Memoiren geschrieben. Jahrelang geht die Discussion hierüber in den Zeitungen fort. Vergeblich weisen Freunde des Dichters einzelne Briefe desselben auf, in welchen er in klarsten Worten von diesem Werke spricht und Andeutungen über seinen Inhalt gibt, der Zweifel regt sich doch immer wieder. „Briefe beweisen wenig," heißt es, „vielleicht wollte der Dichter nur seine Feinde schrecken, vielleicht seinen Verleger durch die Mittheilung dieses Planes seinen Wünschen gefügiger machen. Denn wenn Heine wirklich Memoiren geschrieben, warum erscheinen sie nicht?" Da es auf diese Frage keine rechte Antwort gibt, so werden die Zweifel von Jahr zu Jahr lauter. Das Schweigen der Familie, der Verlagshandlung verstärkt sie noch; schließlich wagt Niemand mehr ernstlich an die Existenz des Manuscripts zu glauben. Da erscheinen in rascher Folge einige Publicationen, welche das Gegentheil beweisen: die Briefe Heines und die Biographie des Dichters von A. Strodtmann; Beide, der Dichter und sein Biograph, sprechen von den „Memoiren" als von einer Thatsache. Das Zeugniß eines unbedingt vertrauenswürdigen Mannes tritt hinzu und muß die letzten Zweifel beseitigen: Alfred Meißner hat die „Memoiren" in Heines Hand selbst gesehen, wiederholt über das Werk mit ihm gesprochen. Selbst der Ungläubigste muß sich nun zufrieden geben.

Die Sache tritt in ihr zweites Stadium, viel lichtvoller als das erste ist es nicht. Heine hat Memoiren geschrieben, aber wo sind sie? Die Familie schweigt noch immer; die Vermuthung, die Combination hat vollen Spielraum. Vielleicht entledigt sich der einstige Herausgeber der „Memoiren" der lohnenden Pflicht, auch der Geschichtsschreiber dieser Debatte zu werden; er wird eine schöne, den Dichter und sein Volk ehrende Thatsache zu verzeichnen haben, das pietätvolle, fast leidenschaftliche Interesse der gebildeten Deutschen für das letzte Vermächtniß des Poeten. Aber neben jenen Stimmen, welche das Manuscript da oder dort suchen, tauchen andere auf, die davon abmahnen, es überhaupt noch zu suchen. „Heine mag Memoiren geschrieben haben," heißt es nun, „aber wer bürgt uns, daß er sie nicht selbst vernichtet hat?" Auch hierfür gibt Meißner Bürgschaft, er hat nach Heines Tode im Landhause der Wittwe desselben, in Asnières, die „Memoiren" gesehen, Herr Henri Julia, der Rechtsfreund Mathildens, hat sie ihm gezeigt. Man ist wieder so klug wie zuvor. Da veröffentlicht endlich im Frühling 1880 Herr Baron Gustav Heine, der jüngste Bruder des Dichters, in seinem Journal, dem „Wiener Fremdenblatt", die kurze und bündige Erklärung: „Die Memoiren Heinrich Heines sind in meinen Händen, werden jedoch, auf ausdrücklichen Wunsch meiner verstorbenen Mutter, niemals in die Oeffentlichkeit gelangen."

Dies also ist das dritte Stadium, klarer als seine Vorgänger, aber nicht hoffnungsreicher. Auch verstummt nun die

Debatte: wir haben die volle Gewißheit von der Existenz des theuren Vermächtnisses nur gleichzeitig mit der Gewißheit erlangt, nie in seinen Besitz zu gelangen — was wäre nun weiter zu forschen! Da ergibt sich eine neue Wendung, die zuerst ganz unglaublich klingt. Mathilde Heine stirbt, kurz darauf erklärt Herr Julia oder läßt erklären, er besitze aus ihrem Nachlaß Heines Memoiren und werde sie nächstens veröffentlichen. Zwei Gegenerklärungen folgen auf dem Fuße, Baron Heine sagt, ich besitze das Manuscript und daher kann es kein Anderer besitzen, die Verlagshandlung von Hoffmann & Campe sagt, das Veröffentlichungsrecht der „Memoiren", wenn sie jemals erscheinen sollten, steht einzig mir zu. Worauf Herr Julia erklärt, er werde die Echtheit des Manuscripts und sein Recht auf Veröffentlichung desselben demnächst auf die einfachste Art erweisen: eben durch die Veröffentlichung! Und in der That steht dieselbe bevor, nur der Termin ist noch ungewiß.

Gewiß eine seltsame, ungeahnte, ja unerhörte Wendung! Nachdem wir alle Hoffnung aufgegeben, das Werk je zu erhalten, fällt es uns nun plötzlich in den Schoß. Nachdem jahrzehntelang darüber gestritten worden, ob ein derartiges Manuscript existirt habe und noch existire, erfahren wir nun, daß es deren zwei gibt. Ein Schlußeffect, wie ihn nur die Wirklichkeit bieten darf und kann; die Phantasie vermöchte es nicht.

War etwas geeignet, das natürliche Interesse für ein solches Werk von solcher Hand zu steigern, so sicherlich diese Wendung. Das ist nach langer Zeit wieder einmal eine literarische Angelegenheit, welche die ganze Nation interessirt. Eine ganze Reihe von Fragen schwirrt von Mund zu Mund und heischt nach Antwort.

Die beste, die einzig genügende Antwort wäre natürlich das Werk selbst. Aber dieses läßt ja noch auf sich warten und fast scheint es, als ob die Dinge nicht so glatt gingen, als es unsere Neugier, unser pietätvolles Interesse wünschen möchte. Man darf dabei sicherlich an nichts Böses denken; es klingt völlig glaubhaft, wenn Herr Julia äußert, „daß die Verlegerfrage nicht so rasch gelöst werden kann". Aus zwei Gründen: erstlich repräsentirt das Eigenthums- und Veröffentlichungsrecht dieses Manuscripts eine sehr stattliche Summe, und man kann nichts dagegen haben, wenn sich Herr Julia einerseits und die deutschen Verleger, mit denen er verhandelt, andrerseits das Geschäft recht gründlich überlegen. Zweitens droht dem künftigen Verleger ein Conflict mit der Verlagshandlung Hoffmann und Campe, und diese Klippe zu umschiffen dürfte vielleicht einige Schwierigkeiten machen. Zwei Male ist ein Abschluß gemeldet und beide Male sofort wieder dementirt worden. Möge der Schein trügen, aber es scheint, daß wir noch recht lange werden harren müssen.

Angesichts dieser Sachlage ist es vielleicht kein müßiges Spiel, vorläufig auf eigene Faust eine Antwort zu suchen. Ich habe dies zunächst, um mein eigenes Interesse zu befriedigen, für mich selbst gethan, und zu diesem Zwecke die Briefe Heines, wie sie in der Gesammt-Ausgabe seiner Schriften vorliegen, authentische Aeußerungen glaubwürdiger Freunde des Dichters über die Memoiren endlich die in dieser Angelegenheit publicirten officiellen Erklärungen aller Betheiligten durchmustert. Ich bin der Meinung, daß sich schon hieraus einiger Aufschluß gewinnen läßt und veröffentliche daher das Resultat. Es scheint mir mindestens zur Beantwortung der nächstliegenden Fragen genügend.

Vor Allem: gibt es wirklich zwei Manuscripte der „Memoiren"? Sind beide echt?

Ja! und zwar zweifellos!

Daß sich Herr Baron Heine im Besitze eines echten Manuscripts befindet, glaubt sicherlich Jedermann. Selbst wenn man, wozu doch wahrlich nicht der leiseste Grund vorliegt, die Richtigkeit seiner Erklärung in Zweifel ziehen wollte, so läßt sich diese doch noch aus anderen Thatsachen, ja aus den Briefen Heines an Julius Campe erweisen.

Weit geringeres Vertrauen müßte man naturgemäß den Behauptungen des Herrn Henri Julia entgegenbringen. Sie klangen von vornherein abenteuerlich, und die Historie mußte immer problematischer erscheinen, je ernstlicher man darüber nachdachte. Dem todtkranken Dichter machte das Arbeiten, das Schreiben unsägliche Pein und Mühe und er sollte ein so umfangreiches Werk zweimal geschrieben oder gar eigenhändig eine Abschrift angefertigt haben? Und dann: wie kam Herr Julia zu dem Manuscript: Aus dem Nachlasse von Mathilde Heine. Warum hatte das „dicke Kind", welches die Bedeutung eines Werkes von Henri mindestens nach der pecuniären Seite hin vollauf begriff und würdigte, die Veröffentlichung nicht selbst bewirkt und sich eine bedeutende Summe entgehen lassen? Hierzu kam, daß die Freunde der Literatur allen Grund hatten, gerade bezüglich angeblicher Werke Heinrich Heines so vorsichtig als möglich zu sein. Man erinnere sich der Pseudo-Heineana, welche Friedrich Steinmann, ein verkommener Jugendfreund des Dichters, vor langen Jahren in Amsterdam zu publiciren die Kühnheit hatte. Lag hier nicht ein ähnlicher Fall vor?

Diese Bedenken waren so stark, daß Herr Julia sie überhaupt nur durch einen Schritt hinwegräumen konnte. Er mußte sein Manuscript glaubwürdigen Gewährsmännern vorlegen. Dies ist geschehen. Herr Wilhelm Singer, der Correspondent der „Neuen Freien Presse" in Paris, ein unbedingt vertrauenswürdiger Mann, der außerdem Gelegenheit hatte, Heines Handschrift kennen zu lernen, hat das Manuscript des Herrn Julia so weit zu mustern Gelegenheit gehabt, um bestätigen zu können, daß hier wirklich ein bisher unveröffentlichtes Manuscript in Heines Handschrift vorliegt. Andere haben hinterdrein das Gleiche bezeugt.

Damit wäre die Hauptfrage klargestellt: es gibt thatsächlich zwei echte Manuscripte. Um so dunkler liegen zwei andere Fragen, welche sich zunächst daran knüpfen.

Erstens die formelle, die Rechtsfrage. Von drei Seiten wird das geistige Eigenthum an dem Manuscript beansprucht. Herr Henri Julia sagt: „Ich bin rechtmäßiger Besitzer des Manuscripts und kann damit thun, was mir beliebt; will ich es drucken lassen, so kann mir dies Niemand verwehren." Die Verlagshandlung Hoffmann und Campe sagt: „Wer immer die Veröffentlichung übernimmt, begeht dadurch einen Eingriff in meine Rechte, denn gelangen die „Memoiren" überhaupt zur Publication, so kommt dieselbe einzig mir zu." Endlich sagt Herr Baron Heine: „Ich besitze Heines „Memoiren", und ich will sie nicht veröffentlichen und daher darf es auch kein Anderer." Keiner der drei Factoren hat seinen Anspruch bisher juristisch näher nachgewiesen und so lange dies nicht geschehen, ist jede Discussion müßig. Jedenfalls wird man Herrn Julia, der selbst Jurist und offenbar ein sehr kluger Geschäftsmann ist, glauben dürfen, daß er sich gut vorgesehen. Wie immer er in den Besitz gelangte, ob durch Ankauf oder durch Erbschaft, er hat zweifellos Papiere, die ihn als legitimen Eigenthümer des Manuscripts und der daran haftenden Rechte ausweisen. Eine große Schwierigkeit liegt für ihn und den Käufer in der Kürze der Zeit, welche noch zur Ausnützung gesetzt ist. Nach § 12 des deutschen Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870: „Die erst nach dem Tode des Urhebers erschienenen Werke werden dreißig Jahre lang, vom Tode des Urhebers an gerechnet, gegen Nachdruck geschützt," und nach § 15 desselben Gesetzes: „In den Zeitraum des gesetzlichen Schutzes wird das Todesjahr des Verfassers ... nicht eingerechnet" — würden seine und seines Verlegers Rechte am 1. Januar 1887, also in drei Jahren, jedenfalls erlöschen. Hingegen klingt es nicht unglaubwürdig, wenn Herr Julia versichern läßt, daß ihn die beiden Proteste nicht bange machen. Jedenfalls ist er der Beatus possidens und die Beweislast, die den Klägern zufiele, wäre keine geringe. Insbesondere wäre der Proceßstandpunkt des Herrn Baron Heine ein überaus schwieriger. Er müßte nachweisen, daß er von seinem Bruder nicht blos das Eigenthums- und Veröffentlichungsrecht des einen Manuscripts erworben, sondern daß sich der Dichter auch ihm gegenüber verpflichtet, niemals ein ähnliches Werk zu schreiben und herauszugeben.

Und hier berühren wir die zweite Frage, die im Dunkel liegt und uns Alle weitaus mehr interessiren muß: in welchem Verhältnisse stehen die beiden Manuscripte zu einander?

Hier sind drei Eventualitäten möglich.

Entweder ist der Wortlaut der beiden Manuscripte derselbe oder doch nahezu derselbe und beide verhalten sich zu einander, wie die erste Aufzeichnung zur eigenhändigen Reinschrift, wobei es ziemlich gleichgültig wäre, wo das eine, wo das andere Manuscript sich befindet. Oder die Verschiedenheit ist eine relativ größere und es liegt ein erster Entwurf und eine Umarbeitung vor; hier wäre natürlich der Umstand, welches der beiden Manuscripte Herr Julia besitzt, schon weit relevanter. Von größtem Gewichte aber wäre dieser Umstand, wenn etwa die dritte Eventualität vorläge, wenn es sich hier um zwei verschiedene, zu verschiedener Zeit entstandene Werke des Dichters über denselben Gegenstand handelte.

Sicherlich ist diese dritte Eventualität von vornherein die unwahrscheinlichste. Ich gestehe auch ganz offen, daß ich gar nicht an sie dachte, als ich an die Durchsicht des oben erwähnMaterials ging. Aber je weiter ich kam, desto energischer drängte sie sich mir auf und jetzt will sie mir als die richtige erscheinen.

Ich bin also der Meinung, daß Heine nicht dasselbe Werk zwei Male geschrieben, sondern zwei verschiedene Werke über sein Leben hinterlassen hat, von denen sich das ältere im Besitze seines Bruders in Wien, das jüngere in jenem des Herrn Julia in Paris befindet. Mit apodiktischer Gewißheit vermag ich dies natürlich nicht auszusprechen, weil ein Indicienbeweis, selbst wenn er anscheinend noch so gut klappt, immerhin trügen kann. So viel aber läßt sich behaupten, daß die kritische Durchsichtung des Materials diesen Schluß aufdrängt und keinen anderen zuläßt. Da ich durchweg allgemein zugängliche Quellen benutze, so wird der Leser selbst an meiner Arbeit theilnehmen und sie controliren können.

Ich gruppire meine Argumente nach ihrer Wichtigkeit in aufsteigender Linie.

Gegen die Vermuthung, daß beide Manuscripte im Wortlaut identisch oder nahezu identisch sind, daß Heine selbst eine eigenhändige Reinschrift angefertigt, spricht schon die Zeit, da er notorisch an den „Memoiren" arbeitete. Die Arbeit währte bis in seine letzten Jahre fort, die Jahre seines furchtbarsten körperlichen Siechthums. Dies beweisen seine Briefe, so, um nur zwei hervorzuheben, der vom 7. März 1854 an Julius Campe, der vom 5. October 1854 an Josef Lehmann, dies beweist ferner die Aeußerung Alfred Meißners („Neue Freie Presse" vom 4. März 1880): „So war er rastlos thätig und es läßt sich wohl sagen, daß ein Dichter nie unter solchen Bedingungen geschrieben", endlich das Zeugniß der „Mouche", der unter dem Pseudonym Camille Selden schreibenden letzten Freundin des Dichters in ihrem kürzlich erschienenen Buche: „Les derniers jours de Henri Heine." Paris, Calmann Lévy 1884 (so zum Beispiel S. 65—67). Daß kein Dichter unter solchen Qualen — die linke Hand mußte zeitweilig das gelähmte Augenlied wieder emporziehen, die Rechte führte den Bleistift und der arme Kranke mußte die physische Anstrengung stets hinterdrein mit den schlimmsten Schmerzen büßen — ein umfangreiches Werk zwei Male von der ersten bis zur letzten Zeile selbst geschrieben, daß er sich gezwungen haben sollte, sein eigner Copist zu sein, klingt gewiß unglaublich. Wir könnten es nur dann glauben, wenn wir Gründe auffinden könnten, die ihn hierzu genöthigt. Aber solche Gründe wird man vergeblich suchen. Heine hatte damals einen verläßlichen Privatsecretär, Richard Reinhardt, und als ihn dieser verließ, trat ein Herr v. Zichlinsky an dessen Stelle; daneben lieh ihm die „Mouche" gerne ihre Hand. Man könnte einwenden, daß er Werth darauf gelegt, beide Manuscripte selbst zu schreiben, um jeden Zweifel an ihrer Echtheit auszuschließen; diesen Zweck hätte er aber auch dann erreicht, wenn er etwa auf jeden Bogen der Abschrift seinen Namen gesetzt hätte. Man könnte schließlich vermuthen, daß er den Inhalt geheim halten wollte, aber es handelte sich ja um ein zur Veröffentlichung bestimmtes Werk! Dies beweisen die oben citirten Briefe und die mündlichen Aeußerungen Heines gegen die „Mouche" auf das Klarste!

Vermag dieses Argument blos die Annahme, daß hier eine Copie vorliege, zu erschüttern, so ist das nächste weit gewichtiger, weil es sich auch gegen die Existenz einer mehr oder minder freien Bearbeitung kehrt.

Von wem hat Gustav Heine sein Manuscript erhalten?

Von Heinrich Heine selbst und nicht etwa von dessen Wittwe. Nur nebenbei bemerken wir, daß Frau Mathilde Heine blos zwei Versuche gemacht, hinterlassene Manuscripte ihres Gatten zu verwerthen. Der erste gelang: nach langen, vergeblichen Verhandlungen verkaufte sie endlich eine Reihe von Gedichten und Prosa-Fragmenten an die Verlagshandlung Hoffmann und Campe, welche dieselben als „Letzte Gedichte und Gedanken" 1869 publicirte. Ueber den Erfolg eines zweiten Versuchs läßt sich Bestimmtes nicht eruiren. Ritter von Friedland, der von Heine „Calmonius" genannte Financier, der mit dem Dichter befreundet gewesen, ließ sich von der Wittwe eine auf Napoleon III. bezügliche Schrift, sowie einige politische Gedichte übergeben, und versuchte es, dieselben durch Vermittlung des Herzogs von Grammont für die Wittwe durch Verkauf an Napoleon III. zu verwerthen. Dies ging nicht, und die offenbar entstellte Form, in welcher eine Notiz hierüber in das bekannte Werk: „L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870" gelangte, hat sogar Freunde des Dichters zu dem Argwohn verleitet, daß hier Falsificate vorgelegen. Dem ist nicht so, und wer sich näher hierfür interessirt, findet bei Strodtmann (Heines Leben und Werke, 2. verb. Aufl. 1873, Band II, Seite 432—33) den Sachverhalt klargestellt. Wohin diese Manuscripte dann gerathen, wissen wir freilich nicht; Strodtmann vermuthet, daß auch diese schließlich an Gustav Heine gekommen. Doch bemerken wir dies Alles nur in Parenthese; von Wichtigkeit ist uns einzig die, gleichfalls bei Strodtmann, a. a. O. S. 433 verzeichnete Erklärung von Mathilde Heine, daß sie an Gustav Heine „niemals auch nur den geringsten Bruchtheil der literarischen Hinterlassenschaft ihres Gatten überliefert".

Die „Memoiren" also, betonen wir, hat Gustav Heine jedenfalls vom Dichter selbst erhalten und es wird dies auch durch seine eigene Angabe und eine Reihe anderer Umstände außer Zweifel gesetzt. Nur Eines wissen wir nicht genau, unter welchem Rechtstitel er in den Besitz des Manuscripts gelangt. Strodtmann hat sich bekanntlich dahin geäußert, daß es nur ein Pfandgeschäft gewesen; der jüngere Bruder habe das Manuscript zur Deckung für ein Darlehen erhalten. Baron Heine hat diesem Detail nicht widersprochen; natürlich ist durch dieses Schweigen die Wahrheit jener Behauptung noch nicht erwiesen; im Gegentheil läßt die Sachlage ein Kaufgeschäft viel plausibler erscheinen. Aber wie dem auch sein mag, uns genügt die Gewißheit, daß es ein Geschäft war, welches die beiden Brüder unter einander abschlossen; Gustav gab das Geld (wie viel, wissen wir auch nicht; es wurde, jedoch ohne jeden Nachweis, die Summe von 5000 Francs genannt) und erhielt hierfür von Heinrich das Manuscript.

Ebenso klar lassen sich die Motive des Geschäfts erkennen und nachweisen: Gustav brachte das Manuscript an sich, um dessen Veröffentlichung vorläufig oder für alle Zeit zu verhindern. Dies geht nicht etwa blos aus dem späteren Schicksal des Manuscripts hervor, sondern auch aus einer Briefstelle Heines vom 31. März 1852 und einer mündlichen Aeußerung des Dichters gegen Julius Campe, auf welche beiden Belegstellen ich weiter unten noch zurückkommen werde. Inwieweit das Motiv Gustav Heines berechtigt und begreiflich war — um dies beurtheilen zu können, müßten wir den Inhalt des Manuscripts kennen und wissen, wie weit der Dichter darin in seinen Angriffen gegen seine Familie gegangen, doch hat uns auch dies hier nicht weiter zu kümmern. Uns genügt die Gewißheit: Gustav Heine kaufte das Manuscript nicht etwa als Autographensammler oder Verleger, sondern um es der Oeffentlichkeit zu entziehen, und Heinrich ließ es sich zu diesem ihm bekannten Zwecke abkaufen.

Da aber dem so war, so hat sich der Käufer sicherlich vorher die Gewißheit verschafft, daß er bei dem Geschäfte nicht etwa getäuscht werde, sondern daß durch den Erhalt des Manu-

scripts sein Zweck erfüllt sei. Zweifellos hat er die kategorische Erklärung gefordert, daß das Werk nur eben in diesem einen Manuscript existire und hat dieselbe erhalten, sonst wäre eben das Geschäft nicht perfect geworden. Hätte aber Heinrich Heine eine solche Erklärung abgegeben und trotzdem eine gleichlautende oder ähnliche Schrift im Kasten behalten, so wäre dies nicht etwa ein schlauer, aber erlaubter Kniff, sondern eine unreelle, unerlaubte Handlungsweise gewesen, für welche wir den häßlichen juristischen Terminus unterdrücken wollen. Derlei dem Dichter zuzumuthen, wäre nicht blos ein pietätloser Frevel an seinem Andenken, sondern ein grobes Unrecht, für welches es auch nicht die geringste Entschuldigung gäbe. Denn Heine mag in Geldsachen recht leichtfertig gewesen sein — von einem schlechten, gewissenlosen Streich wissen wir nichts, und von mancher Verleumdung, der er zur Zeit seines Lebens verfallen, hat die Nachwelt sein Angedenken befreit. Wir kennen seinen Charakter besser, als seine Zeitgenossen, und wissen, daß er besser war, als sein Ruf.

Zwei Einwände ließen sich gegen die Stichhaltigkeit dieses Arguments erheben; wir wollen sie von vornherein hinwegräumen.

Man könnte sagen, daß Heines Handlungsweise, wenn er, wie ich annehme, seine Memoiren nach Abschluß des Geschäfts mit seinem Bruder und nach Ablieferung des Manuscripts an denselben von Neuem zu schreiben begonnen, auch keine bessere wäre, als in dem oben gesetzten Falle. Aber diese Behauptung wäre nur dann berechtigt, wenn erwiesen wäre, daß das jüngere Manuscript gleichfalls scharfe, und zwar ebenso scharfe Ausfälle gegen die Familie enthält, wie jenes, welches Gustav Heine ankaufte. Dies aber ist ja durch nichts erwiesen, wir kennen ja von dem Inhalt der im Besitze des Herrn Julia befindlichen „Memoiren" auch nicht eine Zeile. Bis dies erwiesen ist, wird man Heine keines Wortbruchs gegen seine Familie anklagen dürfen. Er verkaufte das Manuscript; aber nie wieder aus seinem kostbarsten Schatz, seinen Erinnerungen, zu schöpfen, dazu wird er sich gewiß nicht verpflichtet haben, höchstens dazu, künftig derartige Angriffe zu vermeiden.

Ein zweiter Einwand wäre mehr formeller Natur. Man könnte sagen, daß Gustav ja nur an der Unterdrückung einiger oder mehrerer Stellen ein Interesse hatte und sich daher wohl mit der Ausfolgung dieser Theile des Manuscripts begnügt haben mochte, so daß Herr Julia vielleicht die unverfänglichen Ueberreste besitzt. Dagegen aber spricht die kategorische, zuerst im Jahre 1861 mündlich gegen Strodtmann, dann mehrere Male schriftlich abgegebene Erklärung Gustav Heines, wonach er von seinem Bruder „drei Bände Memoiren" erhalten hat und noch besitzt. Die Wahrheit dieser Erklärung zu bezweifeln, liegt auch nicht der geringste Grund vor. (Vgl. Strodtmann, a. a. O. Band I, S. 385.)

Fraglich also ist weder das Geschäft unter den Brüdern, noch die Thatsache, daß Gustav vom Dichter selbst die „drei Bände" des Manuscripts erhielt. Wann aber erfolgte der Abschluß?

Hierüber liegt seitens des Ueberlebenden keine Aeußerung vor. Wohl aber hat sich Heinrich Heine zwei Male hierüber ausgesprochen, wenn auch nur, der Sachlage gemäß, in Andeutungen. Das an Gustav verkaufte oder, wie Strodtmann will, verpfändete Manuscript war nämlich vom Dichter wiederholt seinem Verleger zugesichert worden. Begreiflicher Weise genirte es ihn nun, die volle Wahrheit zu sagen. Im Frühling 1851 gestand er seinem Verleger, als ihn dieser in Paris besuchte, „er habe das Manuscript aus Geldnoth seinem Bruder Gustav verpfändet". (Strodtmann, a. a. O. I. S. 385.) Wahrscheinlich wählte er diese Form, um Herrn Campe nicht die Hoffnung zu benehmen, daß er das versprochene lucrative Verlagswerk denn doch erhalten werde. In der That ließ es Campe an Mahnungen nicht fehlen. Und hierauf mußte der Dichter endlich mit der Wahrheit herausrücken: „Rücksichten für Ueberlebende sacrificirte ich den größten Theil meiner Memoiren, und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden." Die Stelle ist dem Briefe an Campe vom 31. März 1852 entnommen.

So viel ist also gewiß: das Geschäft wurde vor jenem Gespräch zwischen dem Dichter und seinem Verleger abgeschlossen. Spätestens im Beginn des Jahres 1851 nahm Gustav Heine seine „drei Bände Memoiren" nach Wien mit, um sie nie wieder aus der Hand zu geben. Und 1854 sieht Alfred Meißner bei Heine wieder ein großes Manuscript der „Memoiren"! Er schreibt hierüber („Neue Freie Presse" vom 4. März 1880):

„Er arbeitete angestrengt an seinen Memoiren. Ich habe das Manuscript dieses verloren gegangenen Buches, dessen Existenz jetzt sogar geleugnet wird, weil Niemand zu sagen weiß, wo es steckt, zu wiederholten Malen gesehen. Es wurde auf Foliobogen mit Bleistift geschrieben, denn Heine konnte in seinem Bette kein Tintenfaß brauchen. Er bediente sich dabei als Unterlage einer sehr primitiven Mappe, eines breiten Stückes Pappendeckel, dem der Buchbinder einen passenden schwarzen Ueberzug gegeben hatte. Heine zeigte mir öfter mit einer Art Triumph, wie viel von den Memoiren schon vorhanden sei; ich schätzte den Umfang schon damals auf drei Bände ... Der ganze Mensch schien dem Tode verfallen, aber in dem vollschönen, von Schmerz verklärten Haupte wohnten noch die Bilder und Gedankenblumen einer unerschöpflichen Phantasie, sprühten noch wie Leuchtkäfer die Funken der Ironie und des stets bereiten Witzes. Was er so sann und dachte, malte die müde Hand mit großen Zügen aufs Papier."

Das war 1854. Und aus dem Jahre 1855 erzählt uns Camilla Selden (a. a. O. S. 65 ff.) von des Dichters Zustand und seiner Arbeit:

„Il est mal, il ne se soutient plus que par l'énergie de la volonté et par l'impétueux désir d'achever la rédaction des Mémoires, qui devront à la fois fournir la justification de ses actes et le complément de son oeuvre .... Que de fois j'ai trouvé Heine couvrant les grandes feuilles de papier blanc, éparses devant lui, de ces vigoureux caractères, dont la forme seule trahissait l'audace et la netteté de sa pensée! Le crayon, qui courait avec une activité fébrile sur les blancheurs de la page, prenait, entre les doigts effilés du malade, l'inflexibilité d'une arme meurtrière ... u. s. w.

Und nun frage ich:

Lassen diese Zeugnisse noch einen Zweifel daran zu, daß es sich in diesen letzten Lebensjahren des Dichters thatsächlich um eine neue Arbeit handelte und nicht etwa um eine bloße Copie oder Bearbeitung? Und muß man nicht wirklich, wenn man die ganze Sachlage erwägt und alle einzelnen Thatsachen zusammenfaßt, zu dem Schlusse gelangen, daß Heine, nachdem er sein älteres Manuscript 1850 oder Anfang 1851 verkauft, bald darauf seine sinkenden Kräfte zusammenraffte, um das Werk zum zweiten Male zu schaffen?

Aber ich habe noch ein letztes Argument hierfür anzuführen, wohl das schlagendste: des Dichters eigene Briefe. An etwa zwanzig Stellen erwähnt Heine in den von Strodtmann gesammelten und der Gesammt-Ausgabe angefügten Briefen der „Memoiren". Nur auf Grund der in diesen verfochtenen Conclusion läßt sich in diese Stellen Sinn und Zusammenhang hereinbringen. Man urtheile selbst.

Ueber die ersten Erwähnungen können wir uns kurz fassen, sie sind für den Dichter charakteristisch, jedoch für unser Thema nicht von Gewicht. Bereits am 7. April 1823 schreibt Heine an Dr. Isidor Wohlwill: „Wenn Du einst meine Memoiren liest (über Hamburger Verhältnisse), so wirst Du mich besser verstehen." Ebenso lautet eine an Ludwig Robert gerichtete Briefstelle Heines aus demselben Jahre: „Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen und zu sehen, wie ich meine Zeit und meine Zeitgenossen beachtet und wie mein ganzes trübes drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht." Strodtmann (a. a. O. I. S. 385) schließt daraus, daß sich bereits der dreiundzwanzigjährige Jüngling ernsthaft an die Abfassung seiner „Memoiren" gemacht, daß die spätere Arbeit nur eben diese erste fortsetzte; ich glaube, daß es näher liegt, aus diesen Brief-

stellen nur auf eine, für einen so jungen Dichter allerdings sehr bezeichnende Absicht zu schließen, auf einige Anfänge, aber nicht auf eine ernsthafte Arbeit, die später blos fortgesetzt zu werden brauchte.

Durch dreizehn Jahre schweigen nun die Briefe von den „Memoiren", gewiß ein Beleg für meine eben geäußerte Ansicht. Erst 1836—37 erfahren wir wieder von dem Werke und daß es geschrieben wird, in einer einzelnen Partie bereits geschrieben ist. Da ich wohl voraussetzen darf, daß die Briefe dem Leser zur Hand sind, so begnüge ich mich, bei den meisten blos das Datum anzuführen und nur die wichtigsten Stellen zu citiren. Man vergleiche die Briefe an Julius Campe vom 20. December 1836, 1. März, 17. März, 3. Mai, 3. Juli und 15. September 1837. „Ich bin nicht geneigt," heißt es da u. A., „einen kurzen dürren Lebensabriß zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehrere Bände, welche den Schluß der Gesammt-Ausgabe bilden sollten und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfassen, sammt den markantesten Persönlichkeiten neuerer Zeit, . . . das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet" . . . „Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Roman meines Lebens" . . . „An meinem Leben habe ich weiter geschrieben." Und endlich, 15. September 1837: „Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner großen Arbeit!"

Damit schließt vorläufig wieder die Erwähnung der „Memoiren" in Heines Briefen, so weit sie von Strodtmann gesammelt vorliegen. Daß sich der Dichter 1836—37 nicht blos in Gedanken mit dem Werke beschäftigte, sondern thatsächlich daran schrieb, unterliegt keinem Zweifel; es liegt absolut kein Grund vor, warum er etwa hätte heucheln und lügen sollen, und seine Angaben über seine Arbeiten sind immer verläßlich, oder doch fast immer; nur zuweilen, in seiner Jünglingszeit, hat er bald mit seiner Trägheit, bald mit seinem Fleiß ein wenig geflunkert. Auch erschien ein Theil des Manuscripts bereits 1840; es sind die aus Helgoland datirten Briefe über die Juli-Revolution, welche Heine auf Laubes Rath seinem Buche über Börne einfügte (vgl. Heines Brief an Campe vom 15. Februar 1840). Und im September 1840 schrieb der Dichter: „Ich weiß, die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe, so blieben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösen Uebergangskrise, auf die Nachwelt kommen."

Ob es just vier Bände waren, mag dahingestellt bleiben; ein stattliches Manuscript lag zweifellos vor. Warum zögerte Heine mit der Publication? Gewiß nicht deshalb, weil er von vornherein und principiell das Erscheinen bei seinen Lebzeiten perhorrescirte; im Gegentheil hatte er beabsichtigt, die „Memoiren" als Schlußbände der bereits um 1840 projectirten Gesammt-Ausgabe seiner Werke einzufügen. Was ihn die Publication aufschieben ließ, war hauptsächlich die Rücksicht auf seine Hamburger Verwandten, oder richtiger: die Furcht, durch die Publication ihre finanzielle Unterstützung zu verscherzen. Zeitweilige arge Mißhelligkeiten mit seinem Verleger, das Bedenken, sein „kostbarstes Manuscript" nicht ohne sorglichste Feile in die Welt gehen zu lassen, mögen hinzugetreten sein. Daß aber das ersterwähnte Motiv das ausschlaggebende war, wird man kaum bezweifeln können, wenn man in Strodtmanns Buche (a. a. O. II. S. 320 ff.) die übersichtliche Darstellung des Erbschaftsstreites mit Karl Heine nachliest. Der Ausgleich, der diesen Streit beendete, erfolgte nur unter der Bedingung, „daß weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode H. Heines irgend ein Schriftstück desselben publicirt würde, dessen Veröffentlichung im mindesten kränkend für die Familie Karl Heines oder für die Verwandten seiner Frau (Fould-Furtado) sei". (Strodtmann, a. a. O. II. S. 341.) So stand der Dichter von 1847 ab, wo er diese Erklärung unterschrieben, vor der Alternative, entweder sein Manuscript von Grund aus umzuarbeiten oder gänzlich auf dessen Veröffentlichung zu verzichten. Die Sachlage läßt es begreiflicher machen, daß er sich, 1850 oder Anfang 1851, zu dem Geschäft mit Gustav Heine bereit finden ließ. Seine oben bereits citirte Mittheilung an den Verleger, wonach er den größten Theil der „Memoiren" aus Rücksicht für Ueberlebende sacrificirt, war gewiß buchstäblich wahr, wenn es auch hauptsächlich aus Rücksicht für eine Ueberlebende geschah: seine Frau, der er die Wittwenpension sichern wollte.

Der Handel reute den Dichter dennoch, er schämte sich, die Wahrheit voll einzugestehen, und als Campe ihm bittere Vorwürfe über die „Sacrificirung" machte und ihm mittheilte, sein Bruder Gustav sage überall, daß er die „Memoiren" an sich gebracht, da ließ sich Heine sogar zu einer Nothlüge herbei: „Mein Bruder Gustav kann auch nichts wissen über die „Memoiren", wovon in der That ein großer Theil vernichtet ist, er hat nur Vermuthungen ꝛc." (Brief an Campe vom 12. September 1852.) Daß dies eine Nothlüge war, braucht nach unserer obigen Darlegung nicht erst nochmals bewiesen zu werden. Wohl aber fühlte sich der Dichter schon durch die Rücksicht auf Campe, aber noch weit mehr aus innerstem Drange bewogen, die Arbeit nochmals zu unternehmen und ein klassischer Beleg hierfür ist die folgende Briefstelle vom 7. März 1854 (an Campe gerichtet):

„Herr Trittau wird Ihnen gewiß die Mittheilung gemacht haben, daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner Memoiren unterziehe und ich hoffe, daß dies die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu geben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen und ohne Störung zu publiciren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit und nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen."

Ist diese Stelle, ist der ganze Briefwechsel Heines von 1850 ab überhaupt nur verständlich, wenn man nicht jene Conclusion acceptirt, welche diese Zeilen verfechten?!

So viel als Beweisführung. Nur noch zwei Punkte, die zu beleuchten wichtig ist.

Ob jenes ältere, 1836—40 entstandene, in den Händen Baron Gustav Heines befindliche Manuscript der „Memoiren" druckfertig ist, hierüber kann es nur vage Vermuthungen geben. Das jüngere Manuscript jedoch, 1853—55 geschrieben, welches Herr Julia besitzt, ist jedenfalls ein Torso. Dies beweist der letzte Brief Heines an Josef Lehmann, den man in den Werken nachlesen mag, dies beweist die Krankengeschichte des unglücklichen Dichters. Es käme einem Wunder gleich, wenn das Manuscript vollendet wäre.

Was es enthält, in welcher Tonart es geschrieben ist, hierüber gewinnen wir aus dem vorhandenen Material nur wenig Licht. Nach jener Briefstelle Heines an Campe sollte man eine ruhige, fast unpolemische Selbstbiographie erwarten. In entgegengesetztem Sinne lauten die Andeutungen, welche die „Mouche" hierüber gibt. Sie erzählt unter Anderem über die Arbeit des todtkranken Mannes:

„Un jour, le bruit du crayon fut remplacé par celui d'un rire cruel, un rire de vengeance assouvie. Je regardai Henri Heine. „Je les tiens," fit-il. „Morts ou vifs, ils ne m'échapperont plus. Gare à qui lira ces lignes, s'il a osé s'attaquer à moi! Heine ne meurt pas comme le premier venu, et les griffes du tigre survivront au tigre lui-même."

Wie dem auch sein mag, wir haben ein Recht darauf, endlich dies letzte Vermächtniß des Dichters zu erhalten, und welche Hand es uns auch bietet, sie kann unseres Dankes gewiß sein.

Wien, 4. Januar 1884.

Elsässische Volkslieder.

Von August Schricker.

Ein junger Buchhändler aus Schlesien, der in einer Straßburger Buchhandlung arbeitet und sich als Hörer der germanistischen Vorlesungen an der Universität wissenschaftliche Methode angeeignet hat, sammelte die Lieder nicht blos so, wie man auf der Wanderung gelegentlich eine Blüthe auf den Hut steckt, sondern griff systematisch zu, erstreckte seine Forschungen über das ganze Land von der Doller bis zur Lauter, sammelte, ordnete, und heute liegt ein Buch*) vor uns, das sich neben den Volksliedersammlungen von Uhland, Ditfurth, Mittler, Simrock u. A. sehen lassen darf, und das eine besondere Bedeutung hat, weil es eben aus dem Elsaß stammt, das von uns politisch getrennt war, und von dem wir an dem Herzenston dieser Lieder erkennen, daß es uns innerlichst nie entfremdet gewesen ist.

Kurt Mündel, so heißt der Sammler, hat sich im Lande durch seine Bearbeitung des Schricker'schen Vogesenführers bekannt gemacht, kennt Land auf, Land ab jeden Weg und Steg, und hat auch den Weg zum Vertrauen der Leute aus dem Volke zu finden gewußt. Was er von den Wanderungen nach Hause brachte, hat er zum Theil in der genannten Bearbeitung verwerthet, theils in Birlingers „Alemannia" und in der „Literarischen Beilage" zur „Gemeindezeitung von Elsaß-Lothringen" niedergelegt. Jüngst sind von ihm die „Hausssprüche und Inschriften im Elsaß" als Separatabdruck aus den Mittheilungen des Vogesenclubs erschienen.

Wer Lieder während des Singens nachzuschreiben versucht, wird schwer zu einem günstigen Ende gelangen; er versteht bald nur einige Strophen, bald nur einzelne Worte. Die Singenden selbst wollen es meist nicht haben, daß man ihrem Sang mit dem Stifte folge.

Deshalb gehört zum Singen immer das Sagen. Und noch besser ist es, wenn man Solche trifft, welche die Lieder, die in ihrer Umgebung lebendig sind, für sich schon gesammelt haben, so daß es möglich wird, dem gesungenen Liede, das mit dem Wechsel der Lokalität fast überall Zusätze oder Weglassungen erfährt, an der Hand dieser Aufschreibungen zu folgen. Solche Liederhefte sind aber hier zu Lande nicht selten, wie ich denn, der geistigen Anstelligkeit und dem literarischen Drange des Volkes entsprechend, schriftliche Aufzeichnungen über Dies und Jenes aus der Welt Lauf, außer in Württemberg, nirgends so häufig getroffen habe als im Elsaß.

So fand auch Mündel hier in der gesegnetsten Weingegend des Landes einen Rebmann, der sich mit Stolz „ancien chasseur d'Afrique" nennt und die schönsten deutschen Lieder „auswendig" weiß, dort im Ackerland bei Straßburg eine alte Frau, die ein reiches Liederbuch besitzt, in jenem Walddorf einen Tagelöhner, der ehedem bei den Straßburger Pontoniers gestanden, Kriegs- und andere Lieder gesammelt hat und zu singen versteht, dann wieder in den Vorbergen der Vogesen einen Schäfer, der niemals schreiben lernte, aber einen ganzen Codex von Liedern in seinem Kopfe bewahrt. Es würde den guten Leuten, welche das Ihrige zur Sammlung beigetragen haben, nicht angenehm sein, wollten wir sie Alle nennen. Dies wäre aber auch aus dem Grunde unmöglich, weil wir von Einigen nichts weiter wissen als den Vornamen und den Wohnort, von Einigen nicht einmal den ersteren, sondern nur, daß da oder dort ein Förster, ein Ackerer, eine Magd, eine Wirthin oder Wirthstochter sei, welche ein Liederbuch habe und zugleich singen könne, oder nur einer dieser Qualitäten sich rühmen dürfe.

Die 256 Lieder sind getheilt in Balladen, Liebeslieder, Soldatenlieder, geschichtliche Lieder, Standeslieder, Wander- und Auswandererlieder, Zechlieder, Hochzeits- und Ehestandslieder und einen Anhang, der Verschiedenes enthält.

*) Elsässische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Kurt Mündel. Straßburg 1884, Trübner.

Der Grundstock der Balladen und Liebeslieder ist allen deutschen Volksliedersammlungen gemeinsam: das Schloß am Rhein, die Mühle im Thale, die zwei Königskinder, die zu einander nicht kommen können, der ungetreue Knabe, die höhnische Maid, die singende Nachtigall, die blühende Rose, der Drang in die Ferne, die Lust an der Heimat.

Durch die lange politische Trennung von Deutschland hat sich im Elsaß Manches in besonderer Unberührtheit und Echtheit erhalten, wie in dem verzauberten Schlosse Dornröschens, anderes ist in eigenartiger Weise verändert worden, neue Elemente sind hinzugetreten.

Die Sammlung wird eröffnet mit jener Ballade:

Es steht ein Schlösselein nicht weit vom Rhein,
Es gehört ein stolzer Jäger darein
Alleweil bei der Nacht,

welche auch Herder in Elsaß gehört und bewundert hat, und von welcher er in den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst" 1773 Kunde gegeben hat, ohne sie in die „Stimmen der Völker" aufzunehmen.

Die Verliebten, die in die Fremde reisen, dort getrennt werden, so daß der Heimkehrende seinen Schatz als das Weib eines Andern findet, gehen hier „nach Algier". — In den Liebesliedern kommt öfter als nöthig, und in den Liedern anderer Gegenden gebräuchlich, die Versicherung vor:

Und wer Du bist, der bin ich auch.

Das deutet einerseits auf die starken Unterschiede, die Geld und Gut hier zu Lande ziehen, andererseits auf das Bewußtsein der égalité, das in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Die bekannte Strophe:

Was hab ich denn mei'm Feinsliebchen gethan,
Sie geht an mir vorüber und schaut mich gar nicht an,
Sie schlägt ihre Aeuglein wohl unter sich
Und hat einen Anderen viel lieber noch als mich.

lautet in der elsässischen Sammlung:

Wo gehst Du hin, Du Stolze, was hab ich Dir Leids gethan,
Daß Du bei mir vorbeigehst und schaust mich gar nicht an,
Du schlägst Deine Aeuglein im Kopf weit hin und her,
Wie wenn ich Deines Gleichen noch nie gewesen wär.

Die Schäferin trinkt hier nach Landesgebrauch

Des Morgens den Kaffee,
Den Branntwein darauf.

Merkwürdig sind eine Anzahl von Liedern aus Ingolsheim, Kreis Weißenburg, welche in ihrer Gesprächigkeit an die Gesellschaftslieder des siebzehnten Jahrhunderts erinnern und wahrscheinlich sich aus jener Zeit her erhalten haben, wie z. B.:

Nachts, wenn ich die Ruhe erwähle
Und in's Bette schlafen geh,
Thu ich mir im Traum vorstellen
Dein liebreiches Konterfe,
Wie Du redest, wie Du lachest
Eine süße Miene machest.

Für die katholischen Gegenden charakteristisch ist das Lied „Morgens, wenn ich aufsteh", dessen zweite Strophe lautet:

Am Sonntag hab ich wollen beichten bei unserem Kaplan,
Als ich das Ding all's sag, fing er gleich an:
Gell', Du bist des Teufels, dem Henker sein Gesell,
Wenn Du das Mädel nicht laßt, kommst gleich in die Höll
Auf die Nacht.

In den Soldatenliedern begegnen uns zwei Redactionen, eine ältere, aus der französischen Zeit, und eine jüngere.

Das Rekrutenlied von der „Reise nach Frankreich" hat die zeitgemäße Umformung erhalten:

Die Reise nach Deutschland
Und die fällt mir so schwer,
O Du einziges Mädchen,
Wir sehen uns nimmermehr.

Bemerkenswerth ist, daß in der letzten Redaction neben dem Hauptmann, der „Sonntag früh Morgens" abreisen will, ein gutmüthiger Lieutenant auftritt:

Der Lieutenant sprach leise,
Ich habe keine Schuld,
Denn der Hauptmann, der uns führet,
Hat keine Geduld.

Im Lied vom kranken Soldaten heißt es:

Hier liegt ein junger Soldat
Von einundzwanzig Jahren,
Geboren in dem Land,
Im deutschen Vaterland.

Der letzte Vers des Liedes: „Muß i denn, muß i denn", mit welchem die Rekruten an die Eisenbahn begleitet werden, lautet hier zu Lande:

Adieu, adieu mein lieber Schatz,
In Schleswig muß ich sein,
Im Garten wächst ein Blümelein
Das heißt Vergißnichtmein.

Was früher von Napoleon gesungen wurde, ist jetzt auf unseren Kaiser übertragen:

Und unser Kaiser Wilhelm
Hat auch schon gesagt,
Daß alle jungen Bürschelein
Müssen werden Soldat.
Die Hübschen und die Feinen,
Die sucht er sich heraus,
Die Krummen und die Lahmen,
Die schicket er nach Haus.

In diesen Soldatenliedern wie in den geschichtlichen und den Auswandererliedern vermögen wir die Stimmungen zu unterscheiden, welche die geistigen Unterströme der Volksgesinnung bilden. Wir sehen die Sympathie für Frankreich, und das Widerstreben gegen die Anforderungen, welche das französische Staatswesen erhob, sehen die Parteinahme für Deutschland und hören die Meinung derjenigen, denen unter den bitteren Schicksalen des Grenzlandes das Eine wie das Andere verleidet ist.

Das Lied „Edle Freiheit, du mein Leben" stammt aus jener Zeit, da Elsässer in den benachbarten deutschen Territorien sich anwerben ließen und ans Desertiren denkend ausriefen:

Edles Frankreich, deine Grenze,
Dich seh ich von fern schon stehn,
Wann wird sich mein Schicksal ändern,
Daß ich Frankreich wiedersehe?

Auf die Jahre der Invasion von 1792 deutet nach sicheren Kennzeichen das Lied:

Lustig ist Soldatenleben,
Sich für Frankreich hinzugeben
Auf den letzten Tropfen Blut,
Ja wir Franzosen haben Muth.

Der „Krämersmichel aus dem Schwabenland" hört überall sagen, „Ach wie ist im deutschen Reich ja das Geld so rar" — wenn er aber über das Bächlein ins Frankenland fährt, so verkauft er Spitzen, Kattun und Bänder schnell an der Stadtmauer. — Afrika dagegen ist in allen Liedern das „große Jammerthal, bei dem nichts zu finden ist, als lauter Angst und Qual". Nach Amerika steht der Sinn Vieler.

Ein Lied, das den Zusammenbruch von 1812 schildert, hat die Stelle:

Was hat Deutschland nicht erfahren,
Frankreich war ja Schuld daran.

Ein anderes schließt:

Der Hochmuth wird von Gott bestraft,
Wie es steht geschrieben,
Kaiser Napoleon muß retiriren,

und mit furchtbarem Hohne heißt es in einem dritten:

Unsere Herren Franzosen laufen schon
Etwas zu erwarmen,
Aber die Kälte war zu groß
Da sie müssen sterben.

Ein Lied über „Napoleon auf Elba" hält eine grausame Abrechnung mit dem Lebenslauf des Corsen.

Ein Auswandererlied, welches beginnt:

Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Wo wir reisen nach Amerika.
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kindern reisen wir,

schließt mit den Worten:

Und als wir kamen in Büffel an,
Da treffen wir unsere Freundschaft an,
Und singen nun Victoria,
Wir sind nun in Amerika.
Da trinken wir Champagnerwein,
Wir lassen Preußisch Preußisch sein
Und lassen Frankreich Frankreich sein.

Echte Perlen der Volkspoesie finden sich besonders in den Wander- und Handwerksliedern und im Anhang. Da sind zwei Bergmannslieder, welche an das sechszehnte Jahrhundert erinnern, da Elsaß mit seinen Markircher Bergwerken neben Sachsen, Ungarn und Kärnthen in der ersten Reihe der bergbauenden Länder stand; da ist das lustige Dörferlied: „Was braucht man auf dem Bauerndorf", da ist das schon angeführte „Schäferlied", und ein Weberlied voll schwermüthigen Humors „Schönstes Schifflein schnell vorüber". Im Anhang finden wir das übermüthig-derbe „Benfelderlied" und ein keckes Räuberlied, das sich wie ein Text zu einigen Zeichnungen des Lothringers Callot ausnimmt. Moscherosch schildert uns ja die Waldgebirge zu beiden Seiten des Rheins als das gelobte Land der Räuber, und das nördliche Saar- und Moselland blieb dies bis zu den Tagen des Schinderhannes.

Schon kommt eine Kutsche oder Wagen
Viele Worte dürfen sie nicht sagen,
Hauen, stechen, schießen todt,
Ist das nicht ein schönes Brod?
— — — — — — — — —
Steigen wir vom Weltgetümmel
Auf der Leiter gegen Himmel,
Blast der Wind uns aus und ein
Bis wir ganz verfaulet sein.

Vom sprachlichen Gesichtspunkte aus bietet das Buch mancherlei Interessantes. Neben urecht alamannischen Worten und Wendungen, neben dem häufigen Gebrauch des rheinischen Accusativs, z. B. „dort weiß ich der Platz", finden sich französische Worte und Constructionen. Der Liebste sagt zur Liebsten:

Wenn ich Dich quittiren müßte
Wär's die größte Pein für mich,

oder er bietet ihr den Schlaftrunk: „ein Täffel Thee, Wincho (vin chaud), Bier, Kaffee". Der Soldat muß haben „schneeweiße Hosen und sous-pieds daran." Hier und da erscheint die Anrede „Sie", die sonst dem Volksliede fremd ist und neben der übrigen volksmäßigen Rede komisch wirkt:

Erlauben Sie, o Schönste, in den Garten zu gehn,
Da seh ich von Ferne drei Röselein stehn ...

Einiges klingt auch wie unmittelbar aus einem chanson herübergenommen, wie etwa:

Ich habe etwas im Schlafe gehört,
's hat mich etwas im Traume bethört,
Es kommt mir vor in meinem Sinn
Die so charmante Gärtnerin.

Man meint den Refrain zu hören „charmante jardinière".

Um gewissenhaft zu sein müssen wir sagen, daß sich auch einige Sentimentalitäten modernen Ursprungs unter die Volkslieder verirrt haben, wie etwa die bekannten: „Wie wird mir so bang, wenn ich scheiden soll" und „Wie die Blümlein draußen zittern" — auch mehrere scherzhafte Couplets neuerer Kunstpoesie sind aufgenommen worden, und können nur die Entschuldigung beibringen, daß sie populär geworden seien, während zwischen populärer Dichtung und Volksdichtung ein himmelweiter Unterschied besteht. Doch sind diese Einsprengungen so geringfügig, daß sie dem überreichen Inhalt der Sammlung gegenüber nicht in Betracht kommen.

Deutsche Volksdichtung ist früher schon im Elsaß beachtet worden. Wir haben hier zunächst an Niemand Geringeren zu denken als an Goethe, der sich in der Straßburger Zeit ein Liederheft anlegte, das jüngst mit einem Notizbuch als „Ephemerides und Volkslieder" von Ernst Martin herausgegeben worden ist. Goethe schickte im Herbst 1771 an Herder zwölf Lieder, von denen er sagt, daß er sie „auf seinen Streifereien im Elsaß aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe." Mehrere dieser Lieder hat Herder den „Stimmen der Völker" eingefügt. Später haben die Gebrüder Stöber im „Elsässischen Volksbüchlein" von 1842 ihre Aufmerksamkeit dem Volksliede und Volksspruch zugewendet, und der wackere Gustav Mühl hat in der von den Stöbers herausgegebenen „Alsatia" von 1851 „Alte Volkslieder, die im Elsaß gesungen werden" veröffentlicht.

In so umfassender Weise, wie dies Kurt Mündel gethan hat, ist eine Sammlung noch nicht ins Werk gesetzt worden. In gewissem Betracht dürfen wir seine „elsässischen Volkslieder" den „Sagen des Elsaß" von August Stöber an die Seite stellen, und das ist wohl das Rühmlichste, was über das Buch Mündels gesagt werden kann. Wie dort der Schatz der Sage, so ist hier der Schatz des Volksliedes zusammengebracht. Die Sagen durch Elsässer und zu einer Zeit, da es Jedem scheinen mußte, als gehe es mit deutschem Volksthum zwischen Rhein und Wasichen zu Ende, als gelte es nur noch wie für ein Museum die Reste der alten Zeit zu sammeln; — die Volkslieder durch einen Deutschen, nachdem diese Befürchtungen aufgelöst sind wie schwere Nebel vor der Maiensonne, und nachdem der Sprache des Volkes ihre Rechtstitel, stammend aus der Zeit der alamannischen Besiedelung im fünften Jahrhundert, niemals aufgegeben in langer Fremdherrschaft, durch große Ereignisse aufs Neue bestätigt worden sind.

Neue Versicherungsgesellschaften.

Vorschläge von F. Groß.

Es hieße in der That nur alten Kohl aufwärmen, wenn man heute in der Absicht, das Publicum zu erheitern und die herrschenden Zustände zu kennzeichnen, den Versuch wagen wollte, über die gegenseitigen Lobes-Assecuranzen zu witzeln, die in Deutschland so gut wie auf anderen Territorien unserer Civilisation thatsächlich bestehen. Bis zum Ueberdrusse ist es schon dargelegt worden, daß einzelne Berühmtheiten nur auf dem Wege der Lobes-Gegenseitigkeit „gemacht" und erhalten werden, und daß manche Tagesgrößen in ihr nichts verschwänden, wenn für sie und ihre Freunde nicht der Grundsatz gälte: „Eine Hand wäscht die andere", oder „Lobst du meinen Juden, lob ich deinen Juden". Das Alles wissen wir zur Genüge und es bleibt uns nur noch zu bemerken, daß man ganz und gar Unrecht hat, die bezeichnete Art von Mutualität als ein Privilegium gerade der literarischen Kreise zu bezeichnen. Allüberall, wo Jemand Ursache sieht, sich dem Publicum — einem größeren oder einem kleineren — gegenüber eine Pose zu geben, weil er dadurch praktische Zwecke zu erreichen meint, entwickelt sich zwischen Gleichstehenden ein Verhältniß, das mehr oder minder auf eine gegenseitige Lobesversicherungsgesellschaft hinausläuft. Wenn die Concurrenten es nicht für vernünftiger errachten, einander in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, dann thun sie krampfhaft das Gegentheil: Der A. lobt den B., weil er sicher ist, daß der B. den A. lobt. Schade, daß es noch nicht — um die Sache auf die Spitze zu treiben — üblich geworden ist, mutuelle Anpreisungs-Annoncen in den Zeitungen zu veröffentlichen. Das Herz im Leibe müßte Einem vor Freude lachen, wenn der Inseratentheil eines Tages Ankündigungen brächte, in welchen zwei Hutmacher Einer den Anderen bestens empfehlen und Jeder von Beiden vor dem um so viel trefflicheren Rivalen und seinen unerreichten Erzeugnissen zurücktreten will. Mit der Zeit wird auch noch diese Blüthe des Assecuranzwesens sich einstellen. Man muß nur Geduld haben, um zu warten, bis die Hutmacher es so weit bringen in scheinbarer Selbstverleugnung. Wie gesagt, man erzählt Niemandem etwas Neues, wenn man immer wieder darauf zu sprechen kommt, daß nur mittelst gegenseitiger Erhöhung gar manche unserer Größen künstlich auf ihrem Piedestal erhalten werden, und daß nicht Alles unsterblich sei, was momentan von freundlicher, zu Gegendiensten verpflichteter Hand einen Lorbeerkranz bekommen hat.

Für mein bescheiden Theil möchte ich hier vorerst für die Gründung einer Versicherungsgesellschaft eintreten, welche allerdings auch auf dem Princip der Gegenseitigkeit beruht, jedoch etwas Neues bedeutet und mit den bisher bestehenden Instituten nichts gemein hat. Ihr Titel hat zu lauten:

„Gegenseitige Ruhmes-Assecuranz für den Ablebungsfall."

Während derzeit höchstens dafür gesorgt wird, daß die Lebenden einander preisen über alle Gebühr, wird die neue Gesellschaft — auf deren Zustandekommen ich sicher rechne — sich um die Lebenden nicht bekümmern. Wer da wandelt im rosigen Lichte, mag für sich selbst sorgen, mag trachten, sich Ellenbogenraum zu verschaffen, sich zur Geltung zu bringen, allen feindlichen Gewalten zum Trotze. Hat Jemand, so lange seine Brüder in Apoll (es soll hier nur von der literarischen Welt die Rede sein) gelobt, bis er endlich in eine der bestehenden Gesellschaften aufgenommen ward, so darf er sich nicht darüber täuschen, daß am Tage seines Todes die ganze Herrlichkeit zerfällt. Vielleicht noch ein kurzer Nekrolog und dann ist Alles vorbei. Gestorbene Freunde können Niemanden fördern — also in den Orcus der Vergessenheit mit ihnen! Mein Project dagegen schützt jeden Producirenden davor, daß mit seinem Hinscheiden sein Ruhm verlösche. Die nach meinem Plane Versicherten werden eigentlich erst im Tode lebendig. Sie haben nicht für den Augenblick gewirkt, sondern für die Zukunft, ja — wenn die betreffende Prämie ihnen nicht zu hoch ist — für die Ewigkeit. Leute, die vergeblich ringen und streben, kann man nicht wirksamer trösten, als indem man sie auf den Nachruhm verweist. Promessen auf das Los, das in der Zeiten Schoße schlummert, verleihen so manchem Menschen die Kraft, Mühsal und Entbehrung zu ertragen. Wer daran glaubt, daß er Anerkennung finden werde, sobald er in der Gruft liege, wird ohne Murren sich von der Mitwelt verkannt sehen — er vertraut den Geschlechtern, die da kommen *werden*... Es ist aber, offen gesagt, kein Verlaß auf die noch ungeborenen Geschlechter. *Nestroy* verlieh diesem Mißtrauen charakteristischen Ausdruck, als er das Dictum von sich gab: „Ich soll etwas für die Nachwelt thun? Was hat die Nachwelt für mich gethan?".. Meine neue Gesellschaft hätte selbst Nestroys Zweifel beruhigen müssen. Nach den von mir ins Detail ausgearbeiten Statuten hat jedes Mitglied die bedingungslose Sicherheit, nach seinem Ableben anerkannt und gefeiert zu werden. Zur Orientirung für Fachleute bemerke ich, daß meine Gesellschaft nach dem System der Tontine eingerichtet ist. Bei letzterer wird die Leibrente so lange fortbezogen, als noch einer der Darleiher am Leben ist. Die Renten der Verstorbenen fallen den Ueberlebenden zu, und wer zuletzt stirbt, genießt die größte Rente. In meine Gesellschaft — die sich allerdings nach Belieben in der Form von neuen Gesellschaften vervielfachen kann — tritt eine bestimmte Anzahl Assecurirter ein. Wer zunächst stirbt, hat nur auf Erwähnungen im Notizentheile der Zeitungen durch zehn Jahre vom Todestage an einen Anspruch; der Nächste, für den gewissermaßen der Vorige theilweise ein-

gezahlt hat, erfreut sich derselben Beneficien durch fünfzehn Jahre; so steigen die Vortheile von Mann zu Mann, bis die vom Zufalle Begünstigten es zu jährlich vier Feuilletons, zu einer öffentlichen Gedenkrede, die sich jährlich wiederholt, zu einer Erinnerungstafel am Geburtshause, und gar zu einem Monument bringen. Um letzteres zu erlangen, braucht man nur steinalt zu werden. Talent und der bei Lebzeiten errungene Erfolg spielen da keine Rolle. Mit solchen Zufälligkeiten kann ein geschäftliches Unternehmen nicht rechnen ... Uebrigens habe ich nicht die Absicht, die Tontine von der strengen Observanz einzurichten. Es wird gestattet sein, gewisse Vortheile durch Bezahlung einer Prämie auf alle Fälle zu erkaufen, gleichviel ob man früh oder spät aus diesem Thale des Jammers scheidet. So z. B. wird man sich ein Monument sichern können, und zwar nach Belieben aus Bronze oder Marmor; dazu möchte ich aber selbst nicht rathen, denn das Geldopfer, zu welchem man sich verpflichtete, wäre in der That ein enormes. Dagegen dürfte jene Abtheilung sehr viel Anklang finden, welche für etliche Menschenalter hinaus eine gute Nachrede sichert; der seinerzeitige Verwaltungsrath hat nämlich jungen Leuten Stipendien zu ertheilen, gegen die Verpflichtung, sich für einen Dichter öffentlich zu begeistern. Solche Begeisterung wird dann wirklich die Stellung eines längst Dahingegangenen in der Literaturgeschichte befestigen. Lobt man einen Zeitgenossen, so entsteht nur zu leicht der Verdacht, daß dabei Kameradie, Cliquenwesen, Gevatterschaft im Spiele seien. Aber wie sollte Jemand etwas Anderes als die reinste Ueberzeugung vermuthen, wenn die Jugend das Andenken eines Todten feiert, wenn ein Schwärmer ausruft: „Ein Dichter wie Jeremias Rosenstock kommt niemals wieder" — und Jeremias doch schon lange todt ist und nichts mehr leisten kann nach der Devise: „Manus manum lavat." Selbstverständlich gehört es zu den guten Rechten der nach meiner Idee Versicherten, daß sie für ihre Gräber einen Kranz oder deren mehrere fordern dürfen, natürlich mit der dazu gehörigen Zeitungsnachricht, daß das Andenken an den zu früh verstorbenen Poeten noch völlig frisch sei und daß abermals die Pietät einer unbekannten Persönlichkeit die letzte Ruhestätte des edlen Sängers mit den Kindern der Flora (besonders hübsche Wendung!) geschmückt habe. Auch Wallfahrten jugendlicher Verehrer zu dem Grabe stehen auf meinem Programm. Schwarz verschleierte, schluchzende Damen, die an dem kleinen Hügel Gebete verrichten, um dann so plötzlich zu verschwinden, wie sie gekommen, sind nicht leicht zu beschaffen und verursachen ziemlich bedeutende Herstellungskosten, aber meine Gesellschaft wird auch sie zu liefern im Stande sein ... Bei der Beurtheilung meines ganzen Projectes darf nicht übersehen werden, daß es für den Ruhm eines Dichters sehr vortheilhaft ist, wenn dieser bei Lebzeiten verkannt wurde. Die Nachwelt hält es dann für ihre Ehrenpflicht, gut zu machen, was die Mitwelt gesündigt hat — es handelt sich nur darum, ihr das Verschulden der letzteren darzulegen, und das wird eben Sache der neuen Versicherungsgesellschaft sein. Um den mannichfachen complicirten Anforderungen genügen zu können, welche voraussichtlich an sie herantreten werden, wird die Gesellschaft sich bedeutender Kapitalien versichern müssen. Nur wohlhabende Leute werden sich an ihr betheiligen können; aber an solchen fehlt es nicht in der Literatur, und momentan können sie sich kein anderes Vergnügen gönnen, als ihre Bücher in kostbarer Ausstattung zu veröffentlichen, um sie jedoch in erschreckend kurzer Zeit vergessen zu sehen. Kommt meine Gründung zu Stande, so werden dieselben Persönlichkeiten ihr ganzes Leben hindurch sich darüber beklagen verkannt zu sein, andererseits aber darauf rechnen dürfen, am Tage ihres Ablebens in den Tempel des assecurirten Ruhmes einzugehen — und je länger das Stadium der Verkanntheit gedauert hat, desto ausgiebiger gestaltet sich dann die Entschädigungsgloriole, denn der Langlebige profitirt an den Ruhmes-Leibrenten der ihm Vorausgegangenen. Die Vortheile, welche mein Project mit sich bringt, liegen so offenkundig auf der Hand, daß ich die bestimmte Erwartung hege, eine reichliche Anzahl von Beitretenden zu finden. Hier wollte ich nur einen Fühler ausstrecken, um zu sehen, wie die literarischen Kreise sich zu meinem Plane stellen. Da ich aber schon in der Auseinandersetzung von Projecten begriffen bin, erwähne ich auch dasjenige einer

„Dichterruhm-Versicherungsgesellschaft für Nichtdichter."

Wenn man sich die Sache reiflich überlegt, ist es eigentlich gar nicht merkwürdig, daß Leute, die etwas producirt haben — und sei es das Werthloseste — entweder nach dem jetzt herrschenden System der Reclame bei lebendigem Leibe oder auf Grund meiner Ruhmesversicherungsgesellschaft für den Ablebensfall gelobt werden können, ohne auf ein Sterbenswörtchen Lobes auch nur das geringste Anrecht zu besitzen. Aber erstaunlich mag es Vielen klingen, wenn ich sage, daß nach einem von mir ausgedachten Plane die Möglichkeit sich schaffen läßt, auch solchen Personen, die nie eine Zeile Dichtung von sich gegeben haben, zum Dichterruhm zu verhelfen. Nicht, als wollte ich ihnen rathen, die Werke eines armen Teufels, der Talent aber kein Brod hat, zu kaufen und für die ihren auszugeben — nein, solche veraltete Mittel passen nicht mehr in unsere Zeit. Die Ehrgeizigen, welche sich bei meiner eben genannten Gesellschaft versichern lassen, brauchen weder selbst etwas zu schreiben noch die Arbeiten Anderer als ihre eigenen zu bezeichnen. Sie werden je nach der Höhe der Versicherungsgebühr als Lyriker, Epiker, Dramatiker, Erzähler u. s. w. gefeiert, und innerhalb dieser Gattungen wieder als hübsche, unbestreitbare oder große Talente. Für Vergleiche mit schon verstorbenen berühmten Autoren ist eine besondere Taxe zu entrichten. Das Epitheton „der neue Scheffel" einmal monatlich in einer Zeitung angewendet, kostet fünfzig Mark pro Jahr. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß jeder Assecurirte ein Verzeichniß sammt Inhaltsangabe der angeblich von ihm verfaßten Werke erhält, damit er in der Conversation über dieselben nicht in Verlegenheit gerathe; ihren Inhalt ersieht er ohnehin aus den Assecuranzkritiken, die ihm pünktlich zugestellt werden sollen. Man wird vielleicht einwenden, daß das Publicum zu seiner Entrüstung eines Tages erfahren könne, die hochgepriesenen Arbeiten existiren gar nicht. Diese Befürchtung ist völlig unbegründet, denn das Publicum würde diese Bücher auch dann nicht kaufen, wenn sie wirklich vorhanden wären. Bleiben also nur die persönlichen Freunde der Gelobten. Nun darf man aber getrost behaupten, daß es ihnen eine große Erleichterung gewährt, wenn ein Poet sich außer Stande sieht, ihnen seine Produkte zu schenken. Ist es doch ein schrecklicher Gedanke für Jemanden, der bei einem Dichter zum Speisen eingeladen ist, daß dieser nach dem schwarzen Kaffee plötzlich einen Band aus der Tasche ziehen, daraus etwas vorlesen oder gar ihn einem nichts Arges Ahnenden als bescheidenes Erinnerungszeichen verehren kann. Indem ich solche Dichter auf Lob assecurire, die niemals dichten, ist der bezeichneten peinlichen Situation vorgebeugt. Die zum Speisen Gebetenen wird das Bewußtsein beruhigen, daß ihnen Speisen und Getränke nicht durch ein literarisches Dessert vergällt werden können, die Gelobten aber mögen sich dann mit ihrer Berühmtheit begnügen und hier und da von dem Enthusiasmus der Kritik für ihre Werke erzählen. Vielleicht wird man eine Zeit lang darüber staunen, daß mit einem Male, ganz unversehens, die Lyrik einen Maschinenfabrikanten überkommen oder daß ein reich gewordener Pferdehändler ein Epos in fünfzig Gesängen verfaßt hat. Aber nach und nach werden diese plötzlich eintretenden Fälle von Dichteritis als etwas Uebliches betrachtet werden — man wird nicht erstaunen, wenn Jemand, der am Sonntag noch frisch und gesund war, am Montag als Verfasser von vierhundert Sonetten gefeiert wird. In solchen Dingen kommt eben sehr viel auf Gewohnheit an. Functionirt die Gesellschaft einige Jahre, so werden gewiß alle jene Verbesserungen eingeführt sein, welche sich an der Hand der Erfahrung als nützlich erwiesen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich mich hier in die Details der von mir entworfenen Organisation einlassen. Nur so viel will ich bemerken, daß so weit als möglich für alle Eventualitäten vorgesorgt ist. In dem provisorischen Tarife sind Gebühren für die verschiedensten Nüancen der Kritik

angeführt. Für die Besprechung nichtdichtender Lyriker z. B. habe ich achtundachtig Nüancen, darunter „feine Empfindung", „echte Herzenstöne", „reichbesaitete Lyra" u. s. w. Auf Wunsch wird auch, um mehr Sensation zu machen, angegriffen statt gelobt, jedoch ist das eine kostspielige Affaire, denn der Angriff muß so geschickt gemacht sein, daß er dem davon Betroffenen nützt und nicht schadet und nicht etwa Jemanden im Publicum auf den Gedanken bringt, aus Caprice das Buch kaufen zu wollen. In den Besprechungen werden Scheinverleger genannt sein. Damit thut sich ein neuer Erwerbszweig auf: jener des Verlags-Strohmannes. Dieser genießt wenigstens die Sicherheit, an seinen Verlagsartikeln nichts verlieren zu können, wie andererseits dem Publicum die Garantie geboten ist, nichts von dem Besprochenen lesen zu können. Jeder solchen Gefahr ist vorgebeugt.

Dient das erste meiner beiden Projecte nur den Dichtern, so entspricht das zweite den Interessen der verschiedensten Factoren. Es wäre mir deshalb lieb, wenn zunächst die „Dichterruhm-Versicherungsgesellschaft für Nichtdichter" zu Stande käme.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Dr. Piccolo, Komische Oper in 3 Acten von Charles Lecocq, Text von Henri Chirot und Alfr. Duru (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater).

Es ist eine schlimme Sache, wenn man bei Beurtheilung einer Oper mehr vom Texte als von der Musik reden muß; und noch schlimmer, daß diese Bemüßigung immer mehr zunimmt, d. h., daß eben die Musik der meisten Opern und Operetten weniger Stoff der Betrachtung bietet, als der Text. Im gleichen Falle befinden wir uns gegenüber dem obbenannten Werke, das im Textbuche als komische Oper, auf dem Theaterzettel als Operette bezeichnet ist. Wir wollen jedoch gleich von vornherein bemerken, daß die Musik uns einen „anständigen" Eindruck hinterlassen hat und den Anspruch auf die Gattung „komische Oper" wohl erheben darf.

Der Stoff des Textbuches ist gar nicht übel und verspricht im Anfange recht Lustiges und Unterhaltendes; aber bei der Bearbeitung scheinen zwei Seelen in der Brust der Verfasser gewohnt zu haben; eine, die recht gerne Pikantes geboten hätte, und eine andere, die vor den schlüpfrigen Pfaden, auf welche die Weiterführung des Gedankens bringen mußte, tugendhafte Scheu verspürte; und so guckt denn das „Ich möchte gern, aber ich getrau mich nicht" aus jeder Hauptscene hervor. Ursprünglich sind die Persönlichkeiten alle in der Art angelegt, daß man von ihnen, wenn auch nicht Alles, doch ziemlich viel Lockeres erwarten darf. Da ist zuerst der „Held" des Stückes, ein blutjunger Dr. Piccolo (Frauenrolle), der (anno 1700) nach Palermo mit Empfehlungen an den Vicekönig kommt und sich gar zu gerne verlieben möchte, was er bisher in seiner unglaublichen Unschuld noch gar nicht versucht hat. Er macht auch gleich nach der Ankunft dem schönen Blumenmädchen Fioretta den Hof, diese aber ist ebenfalls ganz tugendhaft und bleibt es. Dann erscheinen zwei Damen, eine ältere, Cousine und Braut eines lockeren Polizei-(„Sbirren"-)Lieutenants, die jüngere ist Mündel des Polizeiministers, der sie durchaus heirathen will. Diese Damen verfolgen den frommen Zweck, verurtheilte Verbrecher zur Reue zu bekehren und dazwischen Chocolade und Eis zu genießen. Zur selben Zeit, als die Handlung beginnt, ist ganz Palermo in Bewegung; der berüchtigte Bandit Tivolini ist mit seiner Bande in der Stadt und stiehlt allenthalben nach Herzenslust. Der Polizeiminister (der Sündenbock aller Lecocq'schen Opern) ward vom Vicekönig heftig angefahren, daß er noch gar keine Spur von dem Verbrecher entdeckte; es ist ihm endlich gelungen zu erfahren, daß Tivolini einen besonders geformten grauen Hut mit einem Federbusche trägt; dieses Wahrzeichen theilt er dem Sbirrenlieutenant auf dem Marktplatze in so geheimnißvoller Weise mit, daß auch der Fernststehende jede Silbe vernehmen kann; es steht auch richtig im Hintergrunde ein Mann mit dem beschriebenen Hute, der, als er sich so gekennzeichnet hört, sofort die verhängnißvolle Kopfbedeckung abnimmt, eine andere, auf dem Tische vor dem Kaffeehause liegende, sich aneignet und ganz ruhig an den beiden hohen Wächtern der öffentlichen Sicherheit vorbeispaziert. Dr. Piccolo kommt aus dem Kaffeehause, findet anstatt seines schwarzen Hutes einen grauen, der ihm aber paßt, und fühlt sich durch die Verwechslung weiter nicht sehr betrübt. Während des nunmehr auf dem Markte beginnenden Carnevalsfestes, bei welchem die schöne Fioretta zur Maskenkönigin ernannt ist und der Dr. Piccolo eifrig zusieht, schleichen drei Kerle an ihn heran, denen sein Hut als Erkennungszeichen dient, und stecken ihm die Taschen voll. Selbstverständlich zieht der Hut auch die Blicke der hohen Polizei an, und der unschuldige, unglaublich naive Piccolo, in dessen Taschen sich Uhren, Ringe, selbst die Dose des Polizeiministers finden, wird als Tivolini verhaftet und soll gehängt werden. So endet der erste Act; und man könnte nun eine Masse komischer Verwicklungen erwarten. Denn der junge, ganz übernaive Doctor hat den beiden obbezeichneten Damen und auch der tugendhaften Fioretta sehr gut gefallen, und sie werden sich gewiß sehr bemühen, den jungen Banditen zu retten; hat man alle die Unwahrscheinlichkeiten hingenommen, so will man nun alle möglichen komischen Verwicklungen sehen, gleichviel ob sie aus dem Unmöglichen herbeigeholt sind oder nicht. Aber die beiden Autoren gehen zu Werke wie der alte Onkel in Bulwers „Devereux". Dieser, ein Zeitgenosse und manchmaliger Gefährte von Wicherley und Congreve, den witzigsten und sittenlosesten Lustspieldichtern zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, hat sich den leichtfertigen Ton der Periode angeeignet, ist aber dabei der denkbar solideste Mensch geblieben. Er will seiner Umgebung alle möglichen Abenteuer und Anekdoten erzählen, die er in seiner Jugend von Anderen hörte, beginnt auch immer mit der bedenklichsten Einleitung, wenn er aber zu der Hauptsache kommt, dann stockt er und meint: „Nein, es wäre doch zu boshaft, wenn ich fortführe" und bricht die Erzählung ab. So auch die beiden Autoren; sie führen die Handlung bis zu gewissen bedenklichen Punkten, dann — kehren sie um. Besser und praktischer war's, von vornherein ganz andere Wege einzuschlagen! Der zweite Act spielt im Palast des Vicekönigs. Dieser, ein echter Operetten-Potentat, kümmert sich nur um Vergnügen und seine Steuern, und läuft den hübschen Frauen nach. Er verhehlt seine Principien gar nicht: „Denn für die Geschichte leben, So was wäre mir zu dumm." Er soll zwar eine Herzogin heirathen, die als Gast im Palaste weilt, das hindert ihn jedoch gar nicht, der schönen Fioretta, die als Maskenkönigin bei seinem Carnevalsfeste Zutritt hat, sehr entschieden den Hof zu machen. Mit einem Male erscheint auch Dr. Piccolo im Palaste. Er ist den Sbirren entwischt und kommt, um dem Vicekönige seine Empfehlungsbriefe zu unterbreiten. Er benimmt sich zwar eher wie ein ganz dummer Gymnasiast, der nie gute Gesellschaft gesehen, denn wie ein junger Arzt, der von der Universität kommt, wird aber dennoch vom Vicekönig sehr gut aufgenommen, sofort zum Leibarzt ernannt und mit einem Orden beschenkt. Er sieht Fioretta wieder, und diese findet ihn „sehr interessant, wenn er auch ein Brigant". Inzwischen erfährt der Vicekönig durch den Polizeiminister und den Sbirrenlieutenant, daß dieser Piccolo der entsprungene Tivolini ist, lockt ihm Diplom und Orden wieder ab, läßt ihn dann verhaften, sitzt gleich zu Gericht, verurtheilt ihn zum Tode und läßt ihn in einem Zimmer des Palastes (!!) einsperren und bewachen. Nun kommt eine Verwicklung, die sehr unterhaltend und sogar in anständigster Weise durchgeführt werden konnte, aber wahrscheinlich vor lauter Bedenken der Verfasser weder nach einer noch nach der anderen Seite zur Entfaltung gelangt. Die beiden frommen Damen, die alte Braut des Sbirrenlieutenants und die Mündel des Ministers, dann auch Fioretta, bitten den Vicekönig um Erlaubniß, den armen Sünder vor dem Tode noch zur Tugend zu bekehren und er gewährt es, aber nur weil Fioretta ihn bat und weil er glaubt, eine Gunst durch die andere zu gewinnen. Der Dr. Piccolo wird herbeigeführt; als sie ihm zu predigen beginnen, meint er: „Wenn ich einmal schon sterben muß, So gebt mir vorher einen Kuß", weil er noch nie einen erhalten hat. Die drei Damen erklären das für unmöglich, laufen davon und überlassen ihn seinem Schicksale. Das ist nun die ungeschickteste Ausführung eines ursprünglich guten Gedankens. Denn die Operetten-Damen konnten dem armen Sünder, der ihnen so sehr gefällt, ganz gut den Kuß bewilligen, ohne daß die Zuschauer im mindesten schlechter von ihnen dachten; wenn aber die Autoren durchaus tugendhaft zu Werke gehen wollten, dann war eine noch viel bessere und komischere Wendung herbeizuführen: daß jede

der Damen sich alle Mühe gibt, den jungen Mann zu retten, ohne die Gesetze der strengsten Ehre zu verletzen und daß darauf eine jede in ungerechten aber leicht begreiflichen Verdacht kommt. Statt dessen, was geschieht? Piccolo bleibt allein und jammert; im Hintergrunde erscheint eine halbverschleierte Dame, die bisher noch nicht gesehen worden, wirft ihm einen Kuß zu und verschwindet, er wird wieder in das Gemach gesperrt, das große Fest entfaltet sich, der zweite Act ist zu Ende. Im Beginne des dritten theilen der Minister und der Lieutenant dem Vicekönig mit, daß der wahre Tivolini gefunden, mithin der zum Hängen verurtheilte Piccolo unschuldig sei; dieser wird vom hohen Herrn sofort befreit und als Leibarzt reintegrirt. Nun erzählt er, daß in der Nacht eine fremde Dame ihn geküßt habe und singt auf einmal Don-Juan-artige Couplets; ganz wie ein dumm-übermüthiger Schuljunge! Auch fügt er noch hinzu, er habe der Unbekannten seinen Ring an den Finger gesteckt, als Pfand der Treue und um sie wiederzufinden. Die drei Zuhörer rasen; der Vicekönig hält Fioretta, der Minister seine Mündel, der Lieutenant seine Braut für die Schuldige. Nun folgen wieder allerhand Verwicklungen. Jede der drei Damen, von Piccolo befragt, ob sie die ihn Beglückende gewesen, verneint es sehr entschieden, die Alte sogar mit bekräftigender Ohrfeige; gleich darauf kommt eine Jede wieder und bejaht die Frage, in der Hoffnung, in dieser Weise den lästigen Bewerber (Lieutenant, Minister, Vicekönig) los zu werden. Der Vicekönig verlangt, daß die Besitzerin von Piccolos Ring sich zeige und dessen Frau werde, sonst muß er sterben; keine kann dem Verlangen entsprechen; da erscheint an der Thüre des Gemaches, in welchem der „Held" eingesperrt gewesen, eine Frauengestalt und überreicht mit flehender Geberde Fioretta einen Ring; diese, die ja schon den Briganten interessant fand, ist um so mehr bereit, den Unschuldigen zu retten, sie tritt vor, meldet sich, und wird Piccolos Frau. Wer aber ist die fremde Frau? Sie ward von den der Thür Nächststehenden wohl erkannt, es ist — — — des Herzogs Braut, die er nun in den nächsten Tagen heirathen wird. — Und mit dieser nichts weniger als geschickten und schicklichen Wendung schließt das Stück.

Von der Musik können wir nur das zu Anfang Gesagte wiederholen, daß sie der anständigeren Gattung angehört; auch bietet sie ein paar melodische und auch einige wirksame Nummern. Im Ganzen jedoch ist sie weit entfernt von der „Mlle. Angot", die vor Jahren den damals fast unbekannten Componisten Lecocq zum berühmten Manne und Villenbesitzer erhob. Originell ist sehr Weniges im „Piccolo"; echt komisch nur die Gerichtsscene, in welcher die ernst tragischen Phrasen immer durch die aus dem Ballsaale herübertönende Tanzmusik unterbrochen werden, bei welcher die Richter auf ihren Stühlen zu hüpfen und die Sbirren mit den Füßen zu wackeln beginnen.

Vor zehn Jahren war Lecocq geldarm, aber melodienreicher; dennoch glauben wir bestimmt, daß „Piccolo" im Ganzen überall „eine angenehme Temperatur" finden wird, er verdient sie. Gespielt und gesungen wurde sehr gut. Die Trägerin der Hauptrolle Frl. Lori Stubel als Gast führte sich vortheilhaft ein; nur muß sie den überaus dämlich gezeichneten Piccolo nicht durch Weinerlichkeit und Grimassen noch jungenhafter gestalten. Frl. Collin als Fioretta war sehr gut, ebenso Frl. Heusner als Mündel, ganz vortrefflich Frl. Schmidt als alte Braut. Die Herren Swoboda (Lieutenant), Wellhof (Vicekönig) und die Träger der kleineren Rollen führten ihre Aufgabe in bester Weise durch.

Das Publicum nahm die Neuheit recht freundlich auf, rief die Darsteller sehr oft und verlangte mehrere Wiederholungen einzelner Stücke.

H. Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Hochverehrter Herr Redacteur!

In Nr. 50 der „Gegenwart" veröffentlicht Herr Rudolf Genée unter dem Titel „Dramatische Wanderstoffe" die ihm bekannten Daten, das Vorleben des Zell-Genée'schen „Bettelstudenten" betreffend. Ich möchte nun in Kürze eine Novellette anziehen, welche in einem vielbändigen Werke: „Agréments littéraires" (Amsterdam 1773) zu lesen ist. Dieses Sammelwerk wird sehr oft ohne Quellenangabe benützt und lieferte erst vor kurzem einem jungen Autor den Stoff zu einem Feuilleton für eine erste Wiener Zeitung. Es enthält u. A. eine kleine Erzählung, welche noch im Stile jener Zeit auf lauter Edelmuth basirt ist. Sie heißt dort: La noblesse des sentiments se trouve partout. Ein Pariser Kaufmann besitzt eine einzige Tochter, Marianne. Sie genießt die vorzüglichste Erziehung und es fehlt der reichen Erbin nicht an Anbetern. Ihr Vater, Dupuis, läßt ihr ganz freie Wahl. Mariannens Erzieherin hat ihr beigebracht, daß wahre Seelengröße nur bei ererbtem Adel zu finden sein könne, sei der Vertreter desselben auch arm. Disenteuil, dessen Vater von der Pike auf gedient und es bis zum Generalpächter gebracht, wirbt um Marianne. Sie schlägt ihn aus, wähnend, daß schneller Reichthum nur auf Kosten der Ehrbarkeit erworben sein könne. Disenteuil erfährt dies und sinnt auf Rache. Ein hübscher Kohlenträger zieht seine Aufmerksamkeit auf sich, er findet ihn auch klug, und verspricht, sein Glück zu machen, wenn er ihm unbedingten Gehorsam zuschwöre. Er equipirt ihn und läßt ihn sechs Monate lang in Rouen erziehen. Als Robillard, so heißt der Kohlenträger, allen Anforderungen Disenteuils entspricht, erklärt dieser ihm sein Vorhaben. Er wird bei Dupuis als Marquis eingeführt und — verliebt sich in Marianne. Diese will ihn erst kennen lernen; die Erkundigungen sind vorzüglich, da Disenteuil für Robillard große Summen bei einem Bankier hinterlegt hat. Auf dem Lande machen die neuen Liebenden ausgiebige Bekanntschaft, und während Marianne den Charakter Robillards studirt, enthüllt sie ihm die ganze Schönheit des ihrigen. Die Liebe wiederum lehrt Robillard den Ehrbegriff und die — Gewissensbisse. Enthüllt er sich, so, fürchtet er, bleibt ihm nichts als seine unglückliche Liebe. Inzwischen nimmt Marianne Robillards Bewerbungen an. Aber er wird nur um so trauriger. Anstatt ihr zu Füßen zu stürzen, reitet er davon und hinterläßt einen Brief. Er will lieber in seine Dunkelheit zurückkehren, als sie elend machen und ein Vermögen durch eine Infamie erringen. Er gesteht, daß 10,000 Livres der Preis seiner Schändlichkeit sein würden. Als er den Handel einging, kannte, liebte er sie noch nicht. Die Liebe, die sie entschuldigen, verzeihen möge, habe ihn gelehrt, was Ehre sei. Seine Tugend ist ihr Werk. Sein Blut, im Dienste des Vaterlandes vergossen, wird seine Schande in der Geliebten Augen auslöschen. Sie solle alle Werthsachen, Geschenke, an Herrn Disenteuil ausliefern. Marianne ist bestürzt. Das Verschwinden des Pseudo-Marquis wird ihr unendlich schaden. Aber sie fühlt, welches Opfer Robillard ihr bringt. Er gibt Liebe und Reichthum auf, also besitzt er Seelengröße. Kann ein Adeliger mehr haben? Also auch beim Volke wohnt Alles, was sie in anderen Kreisen vergeblich sucht. Vater und Tochter besprechen sich. Sie wetteifern an Edelmuth. Sie finden das Regiment aus, in dem Robillard Dienste genommen, und dessen Besitzer, der Graf von M., schickt Robillard mit dem Auftrag, Rekruten zu werben, nach Paris zurück. Aber dieser glaubt, Marianne habe ihn ausfindig gemacht, um sich nun ihrerseits zu rächen, und entdeckt sich seinem Colonel. Dieser bietet ihm Geld an, um ins Ausland zu fliehen, Robillard verweigert diese Lösung; wenn sein Tod Marianne und Mr. Dupuis, ihren Vater, glücklich machen könne, so wolle er ihn willig erleiden. Indessen stellen sich Marianne und Dupuis ein, und Niemand ist erstaunter, als der einstige arme Kohlenträger, als seine Geliebte sich ihm an den Hals wirft und ihn heirathet. Robillard zeichnete sich bei Fontenoy aus, und der König erhob ihn in den Adelsstand. — Dies geehrter Herr Redacteur, ist der Bettelstudent von 1773; vielleicht interessirt er Ihre Leser.

Alfred Friedmann.

Das Widerspiel des Motivs, die Bettelstudentin, wobei sich am Hochzeitstage die Unwürdigkeit der Frau herausstellt, ist ebenso oft behandelt worden. In den „Liaisons dangereuses" trifft die Marquise de Verteuil ein junges unschuldiges Mädchen, verdirbt dasselbe in Grund und Boden und wirft es so ruinirt ihrem Geliebten Valmont, an dem sie Rache nehmen will, in die Arme. Ferner ganz ähnlich in Sardous „Fernande", der Dramatisirung einer Erzählung von Diderot. Vielleicht ist auch Victor Hugos „Marion de Lorme" anzuziehen. Bei allen drei Frauen erfolgt die Rehabilition ebenfalls durch die Liebe.

Die Redaction.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschien:

Schumanniana

von

W. J. von Wasielewski.

„Un poco più di luce!"

Preis *M* 2.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung — Gegen Einsendung des Betrages sendet Exemplare franco

Die Verlagsbuchhandlung von **Emil Strauß** in **Bonn.**

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. geh. 9 *M*, geb. 10 *M*.

Schmidt, Erich, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Erster Band. geh. 7 *M*.

Deutsche Reime, Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden gesammelt von **H. Draheim.** geb. 4 *M*.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf von Gottschall.**

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs 1884 ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind die einzige Zeitschrift, welche die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit, und zwar ebenso anregend als maßvoll bespricht. Seit langen Jahren hat sich ihre Lektüre jedem, welcher den Bewegungen der deutschen Literatur im Zusammenhange folgen will, zum Bedürfniß gemacht, sodaß namentlich kein Journalcirkel, kein Lesecabinet sie entbehren kann.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

FRANZOSKE

Soeben erschien:

Der Präsident. Erzählung. **Zweite Auflage.** Ein starker Band. Preis *M* 6.— broschirt, *M* 7.20 gebunden.

Das erste größere Werk des Autors, welches auf deutschem Boden spielt. Die erste Auflage war innerhalb 8 Tagen vergriffen.

Junge Liebe. Novellen. Vierte vermehrte Aufl.

Inhalt: Die braune Rosa. — Die Hexe. — Die Vettern von Brandenegg. Miniaturausgabe. *M* 3.— broschirt, *M* 4.— gebunden.

Neue bereicherte Auflage dieses beliebten Geschenkwerks.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Vor Kurzem erschienen:

Dr. Conrad Rieger, Docent an der Universität Würzburg. **Der Hypnotismus.** Psychiatrische Beiträge zur Kenntniss der sogenannten hypnotischen Zustände. Mit einer Curventafel und 4 Tafeln in Lichtdruck. **Nebst einem physiognomischen Beitrag von Dr. Hans Virchow, Privatdocent der Anatomie in Würzburg.** Preis 4 *M* 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber die Vererbung.** Ein Vortrag. Preis 1 *M* 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber Leben und Tod.** Eine biologische Untersuchung. Mit zwei Holzschnitten. Preis 2 *M*.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig:**

Catulls Buch der Lieder.

Deutsch von

Rudolf Westphal.

Eleg. cartonirt *M* 2.40. In Prachtband *M* 3.—

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

vier letzten Dichtungen

Iwan Turgenjew's

mit

Autorisation des Verfassers übersetzt von

Constantin Jürgens.

Eleg. brosch. *M* 3.—, eleg. geb. *M* 4.—

Mitau. **Victor Felsko.** (Fr. Lucas'sche Buchhdlg.)

Anerkannt die am besten illustrierte deutsche Zeitschrift. Jährl. Aufwand für die Bilder allein 60000 Mark.

SCHORERS FAMILIENBLATT

Bereits 75 000 Abonnenten erreicht!

Preis: In Wochen-Nummern 2 M. vierteljährl. Oder in Heften zu 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlg. u. Postämter. Probe-Nummern gratis u. franko. Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Neuer, überaus fesselnder Roman:

BRAVO RECHTS VON **OSSIP SCHUBIN** Sodann: **EIN GOTTESURTEIL.** Neuestes Werk v. **E. WERNER,** dem Liebling d. deutsch. Lesewelt.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 3. Berlin, den 19. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Eduard Lasker und seine Zeit. Von Karl Theodor Reinhold. — Der Tod im Lichte der modernen Biologie. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Wilhelm Scherers Literaturgeschichte. Besprochen von Erich Schmidt. — Zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland. Von Eugen Zabel — Tennysons Erhebung in den Pairsstand. Von David Asher. — Der Teufel. Eine Biographie. Von Johannes Scherr. II. III. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Herr Minister. Schauspiel in fünf Acten von Jules Claretie und Alexander Dumas fils. Von Z. — Kunstausstellungen. Von A. L. — Inserate.

Eduard Lasker und seine Zeit.

Von Karl Theodor Reinhold.

Der tiefe Eindruck, welchen der Tod Eduard Laskers im deutschen Volke erregt hat, findet seine Erklärung und Berechtigung nur zum Theil in der Bedeutung der edlen menschlichen Persönlichkeit, die mit verschwindenden Ausnahmen von der gesammten Presse und der ganzen politisch denkenden Bevölkerung in anerkennender Weise gewürdigt worden ist. Mit der starken Empfindung für die eigenthümliche Tragik des unerwartet verloschenen Menschenlebens verbindet sich überall in der Nation das Bewußtsein, daß mit dem verstorbenen Parlamentarier Lasker eine typische Gestalt des politischen Lebens einer Gegenwart abgetreten ist, welche mit einer selbst für unser Zeitalter ungewöhnlichen Schnelligkeit vor unseren Augen den Stempel einer abgeschlossenen Vergangenheit angenommen hat. Alle Stimmen sind darüber einig, daß Lasker keine Zukunft mehr hatte. Bei der zeitweise fast beispiellosen Rolle, welche der Verstorbene bis vor wenigen Jahren gespielt hat, der glänzenden Begabung, der Gediegenheit des Wesens und der Bildung dieses Politikers, erscheint der rasche Sturz desselben nur durch den anomalen Gang der Geschichte erklärlich, dessen gewaltige Abmessungen eine Epoche bezeichnen. Lasker gehörte trotz seines verhältnißmäßig späten Eintretens in das politische Leben des neuen Deutschlands mit seiner geistigen und sittlichen Persönlichkeit durchaus der alten Generation an, welche in dem Ringen um einige wenige, aber in ihrer grundlegenden Bedeutung monumentale Ziele sich mit der vollen Gluth eines enthusiastischen Idealismus verzehrte. Das Programm dieses mehr hoffenden als thätigen Geschlechts war ebenso kurz als groß. Die deutsche Einheit und die bürgerliche Freiheit bezeichneten den erhabenen und deshalb nur in allgemeinen Formen vorschwebenden Inhalt des Dichtens und Trachtens des deutschen Liberalismus.

Diesem feurigen Geschlecht wurde wie über Nacht das eine und schwerste Ziel als plötzlich reife Frucht in den Schoß gelegt: die deutsche Einheit. Daher nach dem ersten, fast stummen Aufwallen der patriotischen Freude jenes oft gerügte Gefühl des selbstverständlichen Besitzes, der das Errungene vergißt und nur neue Wünsche gebiert. Die dort durch keinen unmittelbaren Kampf verbrauchte Energie warf sich naturgemäß jetzt auf das andere, der häuslichen Politik überwiesene und zugängliche Ziel, die politische Freiheit. Der deutsche Liberalismus war in der eigenthümlichen Lage, gegenüber politischen Machtfactoren Stellung nehmen zu müssen, welche als bisher schwer bekämpfte Gegner den einen und wichtigsten Theil des liberalen Programmes verwirklicht hatten und für ein parlamentarisches Vertrauen, daß sie auch für den anderen, jetzt allein noch fraglichen Theil eintreten würden, keinerlei Anhalt für den politischen Argwohn, aber zahlreiche Angriffspunkte boten.

So ließ die Lösung der geistigen Spannung, welche mit der Aufrichtung des norddeutschen Bundes und Wiederherstellung des nationalen Staates erreicht wurde, an einer Stelle ein unregulirtes Gebiet zurück, welches gefürchtete, von manchen Seiten gewünschte, vor Allem aber auch wirklich nothwendige Conflicte barg.

Weder die eine noch die andere Seite der kämpfenden Theile konnte durch einen freien Willensact Wesen und Gesinnung wechseln. Die Consequenz der geschichtlichen Entwickelung hat die Gegner genähert, aber nur schrittweise ihnen Zugeständnisse abnöthigen können. Es blieb das ungreifbare aber politisch mächtige Moment der von verschiedenen Culturanschauungen beherrschten Stimmung zurück. Diese war auf beiden Seiten eine Kampfstimmung. Die fortschreitende staatsrechtliche Transaction der nationalen Kräfte verengerte das wirkliche Streitgebiet, änderte aber in Folge des ungewohnten und mit starker Reibung arbeitenden politischen Apparats nur wenig an der psychischen Disposition beider Theile. Man transigirte, aber man kam sich innerlich nicht näher.

Der Mann dieser Zeit war Eduard Lasker. Bei seinem Erscheinen auf dem politischen Schauplatz fand er sein Volk noch ganz in der alten hochgehenden Stimmung, für welche die Parlamentstribüne politisches Ausdrucks- und Machtmittel ist. Solche Zeiten brauchen und erzeugen die nationalen „Redner". Der Schwerpunkt der parlamentarischen Thätigkeit liegt hier in der Generaldebatte. Nicht die Berathung in Commissionen und die Abstimmung im Parlament, welche den wirklichen Gang der Staatsgeschäfte bedingt, sind die Hauptsache, sondern die allgemeine Entwickelung großer Ideen, die Discussion über Principien. Hier war Lasker der stehende Redner der neugeeinten Nation. Die Idealität der nationalen Bewegung, welche nach Außen und Innen gegen die alte Zeit Front zu machen hatte, gab seinen Reden den pathetischen Charakter und den von ihm vorzugsweise betonten „ethischen" Inhalt. Die Allgemeinheit seiner Principien bot ihm den Rechtstitel, über jede beliebige Materie als erster eingeschriebener Redner in der ersten, zweiten und dritten Lesung stundenlang zu sprechen. Diesen glänzenden Reden jubelte damals die Nation zu. Es hat lange gedauert, bis ihr dieselben zu lang wurden und ihr die Thatsache auffiel, daß der unermüd-

liche und stets fertige Mann über jedes Thema, über große und kleine Vorlagen und immer als Erster sprach.

Aber die mit der natürlichen staatlichen Entwickelungsform allmählich gewonnene normale Richtung des politischen Lebens machte unvermerkt die alte Zeit neu auch in einem ganz anderen Sinne, als das junge Deutschland es ahnte. Mit dem Abdämmen jener idealen und kampffreudigen Stimmung in der Nation und unter dem Einfluß wirthschaftlicher Krisen trat jene geschäftsmäßige Nüchternheit in ihr Recht, welche die politische Thätigkeit reifer Nationen kennzeichnet. Die harte Kritik des Lebens, das drängende Einzelbedürfniß, der Kampf der jetzt mit parlamentarischen Machtmitteln operirenden nationalen Interessengruppen läßt für die Erörterung allgemeiner Ideale keinen Raum mehr. Das geduldige deutsche Volk wurde über seine Parlamentarier ungeduldig. Der Umschlag in der Volksstimmung, welcher plötzlich den idealen Liberalismus außer Besitz setzte, war in Wahrheit weniger ein „conservativer Hauch" als eine Abneigung des thätigen und bedrängten Volkes gegen die Parlamentstribüne, gegen die politische Rhetorik. Der Verlauf der Reaction der letzten Jahre hat gezeigt, daß die in Mehrheit rückschrittlichen Elemente dieser Bewegung die Nation nicht hinter sich hatten und nur durch Benutzung jener Volksstimmung eine kurze Scheinherrschaft erlangen konnten. Aber jener Hauch, jene gegen die damalige Richtung des öffentlichen Lebens rückstauende Stimmung war keine künstlich gemachte, weder von oben noch von unten.

Der vor unseren Augen sich schnell entwickelnde Proceß, welcher die Rolle der leitenden Parteien wechseln ließ, war ein nothwendiger und gesunder. Er ist, da die über ihr Ziel hinausschießende Energie in der deutschen Besonnenheit schnell ihre Dämme fand, eine der heilsamsten Wendungen der politischen Geschichte Deutschlands gewesen. Aber es war natürlich, daß die Männer des alten siegreichen Idealismus sich mit dieser Zeit nicht zurechtfinden konnten. Der edle, von dem reinsten Wohlwollen für das Volk durchdrungene Lasker sah sich plötzlich das Concept aus der Hand geschlagen. Jetzt begann in der That eine Komödie der Irrungen. Eine auf den ersten Blick fast unbegreifliche Verwirrung bemächtigte sich des ganzen politischen Lebens. Selten sind nach großen Bewegungen die Coulissen, die Regisseure, die Schieber so wunderbar durcheinander geworfen. Und doch entbehrt die ganze Zeit der Krisis nicht ihrer festen, mehr und mehr erkennbaren Tendenz. Natürliche Kräfte von unten und von oben strebten in ein Bett und fanden es in schneller Entwickelung.

Die deutsche Gegenwart ist in einer an das Wunder grenzenden Weise durchdrungen und beherrscht von einem einzigen Manne, welcher die chaotischen Mächte seiner Nation zu festen Gedanken und klaren Willensacten zwingt. Der politische Begründer des deutschen Staates, Fürst Bismarck, ist heute noch wie vor zwanzig Jahren der richtunggebende Führer der Nation. Revolutionär im eminentesten Sinne ist er zugleich politischer Reformator im Geist der englischen Revolution von 1688. Ein solcher Geist geht mit innerer Nothwendigkeit eine Strecke mit jeder Partei, welche ihrer Episode gemäß ist. So war Fürst Bismarck in der ersten Zeit seines politischen Wirkens, die bis in die Mitte der 1870er Jahre reicht, Vollstrecker des nationalen Liberalismus. Mit virtuoser Kunst entnahm er für das von ihm geleitete Spiel der Kräfte die geistigen und materiellen Elemente der großen auf Einheit und politische Selbstbethätigung gerichteten Bewegung seines Volkes. Für diese Zeit war auch das rhetorische und das national-demagogische Element ein Factor, den staatsmännische Einsicht in berechnender Oekonomie verwendet. Dem agitatorischen Kampfmittel gegen die Mittelstaaten, dem allgemeinen Wahlrecht, entsprach in dieser Politik die Freundschaft mit dem Parlamentarismus der Tribüne. Das geschichtlich und menschlich bedeutende persönliche Verhältniß, wie es während dieser Zeit zwischen dem Reichskanzler und Lasker bestand, war psychologisch und politisch nothwendig. Zeitweilig erschien es daher unzerreißbar. Lasker selbst hat früher schwerlich die Möglichkeit geahnt, daß es einmal zum völligen Bruch mit dem von ihm vergötterten Staatsmann kommen könne.

Allein der „revolutionäre" Geist des Fürsten Bismarck kennt keinen Stillstand in einer fortschreitenden Entwickelung. Früher oder später mußten die Wege der politischen Freunde auseinandergehen. Sobald der äußere Aufbau des deutschen Staates im Wesentlichen erreicht war, wendete sich der unablässig thätige Geist des Fürsten Bismarck mit der ganzen Mächtigkeit einer gestaltenden Kraft auf das Gebiet der inneren Politik, für deren Zusammenhang mit der äußeren Entwickelung er ein sehr scharfes Auge hat. Mit dieser Arbeit aber verläßt der Staatsmann die Höhen der nationalen Ideale, welche allen Parteien gemeinsam sind. Die Frontstellung der Staatsgewalt richtet sich nicht mehr im internationalen Kampfe gegen feindliche Interessen, nicht mehr gegen die von der Nation in ungeheurer Mehrheit verurtheilte Unnatur überkommener Schranken, sondern gegen die das organische Volksleben bedrohenden, im theoretischen und Interessenstreit schwankenden Einwirkungen, welche den Ausgleich der berechtigten Lebenskreise gefährden. Hier sind nicht nur vielfach die Ziele, sondern fast auf Schritt und Tritt die Wege verschieden und von wohlerworbenen oder usupirten Rechten verstellt, deren Beseitigung den Kampf im Innern des Volkslebens entzündet.

Dieser Kampf aber begibt sich auf das Gebiet der nüchternen Ziffern, der greifbaren Interessen und des mechanischen und organischen Kräftespiels. Er wird nicht ausgetragen mit Worten und allgemeinen Principien. Hier setzte der unheilbare Conflict ein, welcher die beiden in den edelsten Zielen einig gewesenen Patrioten für immer trennen mußte. Eine Würdigung der heute schon theilweise sichtbaren Ergebnisse der inneren Politik Bismarcks wird erst einer späteren Zeit möglich sein. Unzweifelhaft aber mußte die grundverschiedene Methode seiner politischen Thätigkeit den Parlamentarier Lasker von dem Staatsmann Bismarck trennen. Dieselben allgemeinen Ideale und abstracten Principien, welche bei den Verhandlungen einer constituirenden Versammlung oder bei der Beschlußfassung über große Culturfragen leitende Entscheidungsnormen an die Hand geben, werden unzulänglich, wenn sie die Feststellung von Erfahrungssätzen beanspruchen. In dem Verhalten zu den Fragen des wirthschaftlichen Lebens und der organisirten Thätigkeit der Staatsgewalt zeigt sich der Unterschied des allgemein gebildeten Mannes, des Parlamentariers und des echten Politikers. Daß Lasker letzteres nicht war, hat er in einem Falle mit einer Evidenz an den Tag gelegt, welche allein das feststehende allgemeine Urtheil über ihn begründen würde. In der Reichstags-Commission für die Berathung der Justizgesetze stellte er den Antrag, bei der Urtheilspublication auch der im Spruchcollegium überstimmten Minderheit die Verkündung ihres Votums zu gestatten. Eine Verkennung der Aufgabe der Rechtsprechung und der Justizpolitik, wie sie crasser kaum denkbar ist. Aber sie entsprach dem Idealismus dieser Natur, welche dem durch den richterlichen Machtspruch zurückgewiesenen, vielleicht auf Wahrheit beruhenden Anspruch wenigstens die moralische Genugthuung einer bedingten Anerkennung und dem nicht durchgedrungenen Votum die intellectuelle Genugthuung seiner Bekanntmachung, sowie eine Entlastung von formaler Verantwortung sichern sollte. Diese Weltanschauung vergißt, daß Ideal und Leben Gegensätze sind, welche kein menschlicher Wunsch vereinigt. Sie verkennt, daß Einsicht und Wille sich verwirren, wenn sie nicht in den Grenzen menschlichen Könnens bleiben.

Der nothwendige Bruch dieser Politik, welche eine ganze Entwickelung zu einem jähen Ende führte, kam in jener verhängnißvollen Weihnachtszeit von 1877, welche die beklagenswertheste Wendung der neuesten deutschen Geschichte herbeiführte. Der erste große Versuch auf deutschem Boden, die für ein freies und starkes Volksleben unerläßliche und unter den gegebenen Verhältnissen mögliche Form einer Antheilnahme der Nation an ihrer Regierung zu gewinnen, ist an dem idealistischen Widerstande gescheitert, dem leitenden Staatsmanne die freien Anfangswege einer reformatorischen Programmpolitik offen zu lassen, welche in jedem constitutionellen Staat Opfer von Ueberzeugungen verlangt. Um an die „Regierung" zu gelangen durfte dem deutschen Liberalismus kein Preis zu hoch sein, der die Grundlagen

seiner freisinnigen Weltanschauung unangetastet ließ. Es ist aber bis zum heutigen Tage der Beweis nicht erbracht, daß die verlangten Zugeständnisse den Kreis von Forderungen überschritten haben, welche der orthodoxeste Liberalismus oder Constitutionalismus anderer Länder in zahllosen Fällen bewilligt haben. Und da kein Staat ohne fortdauernde Opfer seiner Glieder lebt, so kann das Maß des hier Nothwendigen und Erlaubten nicht nach starren Formeln, sondern nur nach Lage der staatlichen Interessen regulirt werden. Der Sache der Freiheit und nationalen Würde wäre damals mehr gedient worden, wenn in einer für alle Folge präjudiciellen Weise die monarchische Regierung die dem Geist der Verfassung entsprechende Fühlung mit dem großen Zuge des Volkswillens erlangt hätte, als wenn man einige Punkte eines abstracten Principienschemas rettete, um die meisten in einer plötzlichen Wendung der Volksabstimmung zu verlieren. Das nicht zu ermessende Glück, eine freisinnige Regierungspartei zu gewinnen, welche die unvermeidlichen Mängel einer Nothgesetzgebung freiwillig beseitigen und die neu andrängenden Volksbedürfnisse mit festen Majoritäten besonnen befriedigen konnte, ist damit für absehbare Zeiten verscherzt.

Aber da Alles im Leben nothwendig ist, so war die Tragödie des Liberalismus wie die Laskers durch die Causalität des geistigen Lebens in Deutschland unabwendbar bedingt. Die Zeit der souverainen Principienherrschaft mußte sich erfüllen, ehe sie einer Epoche weichen konnte, welche den mühsamen und langsam tastenden Gang der Empyrie beschritt. Die deutsche Nation hat eine Revolution ihrer Methode durchgemacht, welche die Namen Lasker und Bismarck als Marksteine ihres fortschreitenden Processes bezeichnen. So überwiegend noch gegenwärtig die aprioristische Behandlung der politischen, wirthschaftlichen und socialen Frage unsere Parlamente und die Presse beherrscht, so kann keinem aufmerksamen Beobachter die mächtige Umwälzung entgehen, welche allmählich die Art der öffentlichen Debatte und die Thätigkeit der Gesetzgebung verändert hat. Nach dem enthusiastischen Rausch, der die Jugend des deutschen Staates erfüllte, ist die nachfolgende Ernüchterung nur theilweise eine unerfreuliche Thatsache. Sie ist weit mehr noch die ruhig einsetzende Entwickelung zu gesunder politischer Arbeit. Die Gesetzgebung erbaut sich in vertrauenerfüllendster Weise nicht mehr auf den formalen Obersätzen großer aber abstracter Ideen, sondern auf lebendigen, von der Nothwendigkeit aufgezwungenen Gedanken und der ersten Grundlage des Staats, allgemein gefühlten concreten Bedürfnissen. Die Erfahrung hat ihren siegreichen methodischen Feldzug von dem Gebiet der Wissenschaften auf die Politik erstreckt. Die Gesetzgebung arbeitet mehr und mehr auf Materialien. Bei allem berechtigten Streit über die gegenwärtigen Tagesfragen, bei der zugegebenen Möglichkeit zahlreicher Irrthümer ist es doch für den Politiker eine wahrhafte Erquickung, auf dem weitgesteckten Felde des staatlichen Lebens in Deutschland die fortschreitende Arbeitstheilung und die zugleich begrenzte und tiefer bohrende Thätigkeit empyrischer Politik zu beobachten. Das Gerede über die Zunahme der Verbrechen, die Schrankenlosigkeit industrieller und kapitalistischer Ausbeutung, agrarische wirkliche und vermeinte Nothstände, die Gesetze des Verkehrs- und Transportlebens, Justiz- und Verwaltungsleben und zahllose andere Erscheinungen im nationalen Dasein sind mehr und mehr kräftig beleuchtet und angefaßt von der sprechenden und schonungslosen Controle zahlenmäßiger Untersuchung. Arbeiten wie die von Starke über die Bewegung der Verbrechen in Preußen, die Berichte der Fabrikinspectoren (unter anderen über die Richtern und Anwälten lange bekannte empörende Handhabung der Unfallversicherung gegenüber den Opfern der Industrie), die Statistiken über den Personenverkehr und die beförderten Transportmengen, die amtlichen Geschäftsübersichten der Behörden ergeben Grundlagen der gesetzgebenden und parlamentarischen Thätigkeit, welche in sicher fortschreitender Weise Umfang, Art und Befriedigungsmittel der Volks- und Staatsbedürfnisse bestimmen.

Um die epochemachende Bedeutung dieser Bewegung zu würdigen, muß man die Glanzperiode aus dem Leben Laskers sich in das Gedächtniß zurückrufen. Vieles, was die Nation vor zehn Jahren laut bewunderte, wird dann anders beurtheilt werden. Aber wenn die gewissenhafte Kritik der Geschichte ihren Fall rücksichtslos ermittelt, so wird sie in dem Bilde der Schwäche zugleich die idealen Züge desselben erkennen. Und sobald sie den Werdegang dieser Entwickelung im Ganzen anschaut, wird und muß sie wie die Nothwendigkeit so die Berechtigung und Bedeutung der geistigen Anschauung würdigen, welche das politische Leben in dem ersten Jahrzehnt der geeinten Nation bestimmt hat. Beim Anblick des jetzt dahingegangenen beredten Parlamentariers erinnern wir uns auch des hinreißenden Enthusiasmus, mit welchem der edle Mann die Auferstehung des Reiches begrüßt und in schweren politischen Kämpfen vertheidigt hat. Das schöne Wort Byrons „The best in life is but intoxication“ ist wahr für den Einzelnen wie das Völkerleben. Der sich selbst vergessende Rausch, der den Menschen und die Nationen zeitweise über sich selbst erhebt, ist die Wiege großer Gedanken und großer Staaten. Das deutsche Volk wird daher bei aller Klarheit über seine eigene Entwickelungsgeschichte den Mann im warmen Andenken behalten, der mit dem ganzen Idealismus einer reinen Seele die ersten Schritte des nationalen Gemeinwesens begleitet hat.

Der Tod im Lichte der modernen Biologie.

Von Otto Zacharias.

Unter „Biologie“ verstehen wir die Lehre von den Lebenserscheinungen, wie sie unter strenger Anwendung der causalen Erklärungsweise auf Grund der gesammten neueren Naturwissenschaft möglich geworden ist. Von einer modernen Biologie im Gegensatz zu einer antiquirten zu reden, ist eigentlich überflüssig, weil eine Lehre von den Lebenserscheinungen in dem Sinne, wie wir sie gegenwärtig zum Theil besitzen, der Wissenschaft der Vergangenheit selbst in der Form eines zu erstrebenden Zieles unbekannt war. Lediglich um anzudeuten, daß Betrachtungen von der Art der nachstehenden nur innerhalb des Gedankenkreises der actuellen Forschung möglich sind, habe ich von einer „modernen“ Biologie gesprochen.

Nach Ansicht derselben ist das Leben auf der Erde nicht plötzlich und wie durch ein Zauberwort entstanden, sondern es hat sich im Laufe ungezählter Jahrtausende aus niederen Formen entwickelt, und ist auf der Bahn der Vervollkommnung bis zu Wesen fortgeschritten, die im Stande sind, den grandiosen Vorgang einer solchen Entwickelung zu erfassen und seine einzelnen Etappen festzustellen.

Nur unter der Voraussetzung ihres allmählichen Gewordenseins sind die Einrichtungen, die wir im Bau und in der Lebensweise der organischen Wesen vorfinden, begreiflich. Die Thatsache z. B., daß das Pferd nicht mit dem ganzen Fuße, sondern nur mit dem Endgliede der dreigliedrigen Mittelzehe desselben den Boden betritt — diese merkwürdige Thatsache würde uns von dem Standpunkte der mosaischen Schöpfungstheorie vollständig unerklärbar sein. Warum — so könnten wir mit Recht sagen — ist dieses Thier mit einem so verzwickt gebauten Fuße „geschaffen“ worden. Durch denselben Schöpfungsact konnte ihm sicherlich eine ebenso brauchbare, aber weniger bizarr eingerichtete Vorderextremität mit auf den Lebensweg gegeben werden. Daß es nicht geschehen ist, muß also seine besonderen Gründe haben.

Diese auszukundschaften ist nun, wie schon oben angedeutet, Sache der Biologie — nicht der Theologie. Letztere hat es mit dem mosaischen Bericht über die erste Entstehung des Pferdes und anderer Organismen zu thun; erstere wendet sich an die Natur selbst und wirft die Frage auf, ob das, was in den geologischen Archiven über den Ursprung des Pferdes geschrieben steht, mit dem Berichte des Moses übereinstimmt.

Die Natur antwortet auf die ihr vorgelegte Frage im Lapidarstil, d. h. mit einem kurzen Hinweis auf die versteinerten

*

Reste des Hipparions, des Anchitheriums und des Orohippus. Man braucht die Extremitäten dieser fossilen Pferdegattungen nur neben einander zu stellen, um in einer für Jedermann verständlichen Hieroglyphenschrift zu sagen: „So ist der Fuß des heutigen Pferdes allmählich entstanden." Daß sich der vierzehige Fuß des Orohippus im Laufe der Jahrtausende in den einzehigen des recenten Equus caballus verwandelt hat, geschah jedenfalls — wie immer im Naturhaushalt — aus Nützlichkeitsrücksichten. Höchst wahrscheinlich konnten die nur mit der Vorderfläche des Fußes auftretenden Exemplare ihren Feinden besser entgehen, als die plumpen Gänger, die nach Art der Tapire bei jedem Schritt in den Boden der morastigen Ebenen einsanken.

Nach dem Princip, wonach das den jeweiligen Verhältnissen besser angepaßte Individuum überlebt und sich fortpflanzt, werden auch diejenigen Orohippusexemplare, welche leichter auftraten und rascher entrinnen konnten, bald an Zahl zugenommen und eine Art für sich gebildet haben, die den Uebergang zu dem nur mit drei Zehen auftretenden, also noch vortheilhafter organisirten Anchitherium vermittelte. Durch denselben Proceß konnte sich letzteres — wenn es nützlich war — nach Passirung des Hipparionstadiums in das einzehige diluviale Pferd, dessen Nachkommen jetzt unsere Karren ziehen, umändern. Man nennt das Resultat einer solchen durch die Naturverhältnisse geübten Auslese (Selection) Anpassung, und sagt in der Sprache der Wissenschaft, daß das bizarre Fußskelett des Pferdes eine Anpassungserscheinung sei.

Es gibt jedoch nicht blos Anpassungen, welche sich auf die Gestalt der einzelnen Theile eines organischen Wesens beziehen, sondern auch solche, die sich auf die Functionen der verschiedenen Organe und Organelemente erstrecken. Man nennt Anpassungen der letzteren Art physiologische im Gegensatz zu den morphologischen, deren Charakter ich an dem Beispiele des Pferdefußes zu erläutern gesucht habe.

Der Tod — das Aufhören aller Lebenserscheinungen überhaupt — ist nun — wie aus dem Folgenden ersichtlich werden wird — ebenfalls eine Anpassungserscheinung, und zwar eine solche der zuletzt geschilderten Art. Selbstverständlich haben wir es bei unserer Betrachtung nicht nur mit dem Tode von unseres Gleichen, sondern auch mit derselben Erscheinung bei Thieren und Pflanzen zu thun. Das Abwelken und Hinsterben ist im ganzen Organismenreiche an der Tagesordnung, und nach mephistophelischer Weltanschauung ist ja ohne Ausnahme

Alles, was entsteht —
Werth, daß es zu Grunde geht . . .

Wäre dieser Ausspruch wahr, so wäre es allerdings besser, „daß nichts entstünde". Aber an der Hand der Biologie gewinnen wir eine weniger pessimistische Ansicht. Auffallend ist es, daß auch der sanfte und empfindsame Novalis in der Natur nichts weiter als „eine furchtbare Mühle des Todes" zu erblicken vermag. Für die Millionen von Keimen und Knospen, die der Strahl der Frühlingssonne ins Leben ruft, hat er gar kein Auge. Ebenso wenig wie der unglückliche Werther, der das Naturgetriebe mit „einem ewig verschlingenden und ewig wiederkäuenden Ungeheuer" vergleicht.

Einige Nahrung konnte ein solcher Pessimismus allerdings aus der Wahrnehmung ziehen, daß die Natur mit verschwenderischster Hand Lebenskeime ausstreut und einen sehr großen Theil davon der sicheren Vernichtung preisgibt.

Ich habe zahlreiche Belege hierfür in dem ersten Kapitel einer kürzlich in vierter Auflage erschienenen Schrift zusammengestellt*); als besonders interessant erwähne ich hier nur die kolossale Keimverschwendung bei manchen Würmern von parasitärer Lebensweise. So producirt beispielsweise der aus der Schweinsfinne entstehende Bandwurm (Taenia solium) im Laufe eines Jahres etwa 40 Millionen Eier, von denen natürlich der allergrößte Theil dem Untergange geweiht ist. Das Weibchen des Spulwurms ist noch viel fruchtbarer. Es bringt in derselben Zeit 64 Millionen Eier hervor. Reducirt man diese enorme Masse von Eisubstanz auf das Körpergewicht des Wurmes, so müssen auf ein Gramm des letzteren im Laufe eines Jahres 1740 Gramm Keimmasse producirt werden. Das ist eine Fruchtbarkeit, die nach Leuckarts Berechnung etwa dadurch anschaulich zu machen wäre, daß man sich vorstellt: eine menschliche Familie wachse täglich um 70 Köpfe. Wir haben hier ein exorbitantes Verhältniß der Zunahme, und massenhafte Zerstörung muß eintreten, wenn nicht in kurzer Zeit alle höheren Organismen von dergleichen Parasiten vollgestopft sein sollen. Der Tod dient in diesem Falle offenbar als wohlthätiger Regulator einer über alle Maßen großen Fortpflanzungsfähigkeit und es ist nicht im geringsten zu beklagen, daß 99 Procent der erzeugten Keime wieder zu Grunde gehen, ohne daß sie sich entfaltet haben. Der Tod erfolgt jedoch hier nicht aus inneren Ursachen, sondern ist eine nothwendige Consequenz der ungünstigen Lebensbedingungen, denen die aus dem Mutterkörper entlassenen Keime zufällig anheim fallen.

Es gibt innerhalb der organischen Natur jedoch noch eine andere Art von Tod, die ihrem Wesen nach räthselhafter ist, und von der man nicht sagen kann, daß sie von der Ungunst der äußeren Verhältnisse abhänge. Es ist dies derjenige Tod, welcher eintritt, wenn die natürliche Lebensdauer an ihrer Grenze angelangt ist. Diese Art von Tod, der in manchen Fällen eine Zeit des Alterns und der Kräfteabnahme voraufgeht, ist eine unabstellbare Natureinrichtung. Sie erstreckt sich auf alle organischen Wesen, deren Leib aus einer Vielheit von Elementarorganismen (Zellen) zusammengesetzt ist. Diese vielzelligen Wesen (Polyplastiden), zu denen auch der Mensch gehört, tragen den Keim des Todes von dem Momente der Geburt an in sich, während die einzelligen Geschöpfe (Monoplastiden) im wahren Sinne des Wortes unsterblich sind. Wir werden hierauf näher eingehen.

In feuchtem Erdreich und im Schlamm unserer stehenden Gewässer leben kleine mikroskopische Wesen, die den Formwerth einer einzigen Zelle besitzen. Es sind das die sogenannten Amöben oder Wechselthierchen. Dem äußeren Ansehen nach könnte man sie für Schleimklümpchen halten, aber es sind unzweifelhafte Organismen, die sich bewegen, ernähren und fortpflanzen können. Das letztere geschieht auf eine sehr einfache Weise; so nämlich: daß sich das Mutterthier in der Mitte einschnürt, theilt und sans façon einer zweiten Generation das Leben gibt. Man kann nun eigentlich nicht sagen, daß die Tochteramöben jünger sind als die Mutter. Auch von der tausendsten Generation ist es nicht angänglich, das zu behaupten. Man muß vielmehr constatiren, daß jedes neugeborene Individuum genau so alt ist wie die ganze Art. Einen Tod gibt es bei diesen (und ähnlichen) Monoplastiden nicht. Sie sind thatsächlich unsterblich; führen aber trotz dieses ambrosischen Zustandes ein recht wenig beneidenswerthes Dasein. Sie sind Ueberbleibsel aus der Urzeit des organischen Werdens und ihr Körper hat sich noch nicht in verschieden functionirende Theile differenzirt. An jedem Punkte des Amöbenkörpers kann Nahrung aufgenommen werden, jede Stelle der Körperoberfläche ist zur Aufnahme von Sauerstoff geschickt — vermag also zu athmen; die Ortsbewegung kann nach jeder Richtung hin erfolgen, weil der Amöbenleib keine fixirte Längs- oder Querachse besitzt. Das, was wir physiologische Arbeitstheilung nennen, ist bei diesen niedersten einzelligen Wesen noch nicht eingetreten; sie verharren Zeit ihres Lebens auf der Rangstufe eines Eies — eines Schleimtröpfchens, das im Ruhezustande eine kugelige Gestalt annimmt.

Im Gegensatz zu diesen einzelligen Wesen (oder Protozoen) stehen nun die vielzelligen (oder Metazoen). Bei letzteren werden die verschiedenen physiologischen Leistungen (also Athmung, Verdauung, Secretion u. s. w.) von eigens dazu ausgebildeten Zellengruppen, resp. Organen besorgt, und wir pflegen die Vollkommenheit eines Metazoenkörpers nach dem Grade dieser sogenannten Organdifferenzirung abzuschätzen. Von diesem Gesichts-

*) Die Bevölkerungsfrage, 4. Aufl. Jena 1883, Friedr. Mauke.

punkte aus ist der Schmetterling höher organisirt als die Raupe und das reife Thier im Allgemeinen höher als der Embryo, aus dem es sich entwickelt.

Der Proceß der organischen Arbeitstheilung ist als ein sehr langsam und allmählich verlaufender zu betrachten. Seine Dauer kann nur nach der Uhr des Geologen gemessen werden, vor der tausend Jahre nur ein einziger Tag sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Proceß noch jetzt fortdauert, und dem Zootomen treten bei seinen Untersuchungen oft genug Gebilde entgegen, die er als „werdende Organe" ansprechen darf.

Abgesehen von der specifischen Organdifferenzirung haben sich bei den vielzelligen Wesen (Metazoen) die Zellen des Gesammtorganismus schon zu einer sehr frühen Periode in zwei verschiedene Gruppen gesondert: in die propagatorischen oder Fortpflanzungszellen, und in die Zellen des Körpers im engeren Sinne, die somatischen Zellen.

Nur auf die ersteren ist die Unsterblichkeit der einzelligen (amöbenartigen) Organismen übergegangen; die letzteren müssen sterben und da sie den eigentlichen Leib des Individuums ausmachen, so stirbt natürlich auch dieses.

Es ist nicht zu leugnen, daß im Lichte dieser Auffassung der individuelle Körper, die Person, als ein blos nebensächliches Anhängsel der eigentlichen Lebensträger, der Fortpflanzungszellen, erscheint. Und in gewissem Sinne ist dieses auch vollkommen wahr.

Es ist ein hochinteressantes Ergebniß der modernen Naturforschung, daß sie uns zeigt, wie auch der höchstentwickelte Metazoenkörper, der Mensch, in seinen Propagationszellen den Beweis dafür mit sich herumträgt, daß er seinen Ursprung von einer Form abzuleiten hat, die nicht höher organisirt war, als die oben geschilderte Amöbe unserer Tümpel und Teiche. Auch die höheren Organismen pflanzen sich im Grunde durch den Proceß der Zelltheilung fort, nur geschieht diese Theilung nicht am individuellen Körper (als Ganzes), sondern lediglich an den für die Erhaltung der Art speciell angepaßten Keimzellen.

Mit dieser Anpassung war nun auch die Möglichkeit eines gelegentlichen Absterbens der somatischen Zellen gegeben, und im Laufe der organischen Entwickelung ist jene Möglichkeit zur Thatsache geworden. Bei den einzelligen Organismen war ein natürlicher Tod schon deshalb unmöglich, weil dort Fortpflanzungszelle und Individuum noch ein und dasselbe waren. Das Sterben des letzteren hätte demnach das Erlöschen der ganzen Art zur Folge gehabt.

Die Natur ist immer sparsam und sie sucht ihre Zwecke stets mit den einfachsten Mitteln zu erreichen. Eine unbegrenzte Fortdauer des vielzelligen Metazoenkörpers wäre nun aber ein ganz unnöthiger Luxus gewesen. Offenbar würden auch Thiere und Menschen, wenn ihre Lebensdauer erheblich verlängert würde, vielfache Beschädigungen, respective Verstümmelungen an ihrem Körper erleiden, und könnten dann auf keinen Fall die Fortexistenz der Art so sicher garantiren, als der mit neuen Kräften ins Leben tretende Nachwuchs. Hierauf hat schon Rudolf Leuckart in seiner 1852 erschienenen physiologisch-anatomischen Uebersicht des Thierreiches mit gewohntem Scharfsinn hingewiesen, und den natürlichen Tod „eine zweckmäßige und wohlthätige Einrichtung" genannt.

Daß die Natur auf den Fortbestand des somatischen Zellencomplexes (d. h. des Individuums) keinen Werth mehr legt — wenn die Fortpflanzungszellen innerhalb desselben zur Reife gediehen und zur selbstständigen Entwickelung fähig geworden sind — geht daraus hervor, daß Insecten und andere Thiere, bei denen keine Brutpflege stattfindet, sterben, wenn sie durch Ablegung der Eier für die Erhaltung der Gattung gesorgt haben. Ihr Körper ist — durch Anpassung — auf eine ganz bestimmte Lebensdauer normirt und stirbt, wenn der betreffende Zeitpunkt da ist. Aus diesem Umstande auf eine causale Verknüpfung des Fortpflanzungsgeschäfts mit dem Hinsterben zu schließen, ist nicht angänglich: weil wir bei anderen Thieren einen Anhalt zur Annahme eines ursächlichen Verhältnisses dieser Art nicht besitzen.

Der Tod des Menschen und der Thiere ist, vom Standpunkte der Biologie aus, lediglich als eine Anpassungserscheinung (nach dem Princip der Nützlichkeit) zu betrachten. Er tritt ein und läßt sich durch kein Lebenselixir aufhalten, wenn das Aufkommen der neuen Generation hinlänglich gesichert ist. Für verschiedene Gattungen ist die mittlere Lebensdauer allerdings verschieden. Bei vielen Geschöpfen (auch beim Menschen) geht dem Eintritte des Todes eine mehr oder weniger lange Zeit des Abwelkens und Alterns vorauf, deren Nützlichkeit ganz gewiß darin zu erblicken ist, daß den älteren Individuen Zeit gegönnt wird, ihre während der Lebenszeit erworbenen Erfahrungen den Jungen zu überliefern. Daß das für den Bestand der Art auch von Nutzen sein muß, leuchtet ein.*)

Literatur und Kunst.

Wilhelm Scherers Literaturgeschichte.

Besprochen von Erich Schmidt.

Im Laufe von mehr als drei Jahren hat Scherer den Ertrag seines so intensiven wie extensiven Studiums der gesammten deutschen Literatur dem gebildeten Publicum heftweise vorgelegt.**) Ein stattliches Schlußheft mit einer erstaunlich reichen Uebersicht der Quellen und Forschungen, mit sehr willkommenen, oft ganz frappanten Annalen, mit einem Namen- und Sachregister ist kurz vor Weihnachten erschienen. Zu Beginn der Anmerkungen erstattet Scherer in verschiedener Weise drei Männern den Zoll der Dankbarkeit: seinem Lehrer Müllenhoff, dem Anreger und Förderer des Buches, sodann einem großen Todten, Gervinus, endlich einem Berliner Nachbar, Julian Schmidt. Diese Trias mag auf den ersten Blick überraschen; aber wir begreifen die Anreihung. Es war Müllenhoff, bei dem Scherer philologische Methode gelernt hat, an dessen Hand er zu den Anfängen arischer Poesie, germanischen Volksthums und Götterglaubens zurückgedrungen und über Heldensage und Epenkritik unterrichtet worden ist. Es war Gervinus, der ihm den historischen Sinn für das sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte Jahrhundert schärfte, ihm Analogien der Entwickelung und den Einfluß der Staatengebilde auf das geistige Leben predigte. Julian Schmidt wollte Literaturgeschichte als Geschichte des ganzen geistigen Lebens gefaßt wissen. Sein Werk über das neunzehnte Jahrhundert mag in Scherer früh den Wunsch genährt haben, als Darsteller der Vergangenheit mitbestimmend auf die Schaffenden und die Genießenden der Gegenwart zu wirken.

Scherer sagt klar genug über die Ziele des Buches: „Es will durch historisch-ästhetische Betrachtungen zum Genusse literarischer Kunstwerke anleiten. Es will das Maß der Darstellung nach dem Werthe der Gegenstände einrichten. Es bekennt sich nur zu der berechtigten Parteilichkeit des Literarhistorikers, welcher Alles mit Freude begrüßt, was zur literarischen Blüthe hinführt, und alles mit Trauer beobachtet, was von derselben ableitet. Und insofern will es allerdings nicht blos belehren, sondern auch

*) Neuerdings sind die im Vorstehenden berührten Fragen in recht gründlicher und umsichtiger Weise von Prof. August Weismann, einem unserer namhaftesten Naturforscher, der Discussion unterzogen worden. Aus der betreffenden Schrift (Ueber Leben und Tod; Jena, Fischer), die meinen Ausführungen nach jeder Richtung hin zur Ergänzung dienen kann, wird klar ersichtlich, wie weit die Entwickelungslehre auch auf das philosophische Gebiet hinübergreift, und wie es kaum ein Gebiet menschlichen Denkens und Forschens gibt, für das die Erfahrungen der modernen Naturforschung nicht nutzbringend zu verwerthen wären. Eine unlängst erschienene andere Broschüre Weismanns über „Die Vererbung" (Jena, Fischer) verdient nicht minder, wie die oben empfohlene, von jedem Gebildeten gelesen und ihrem hochinteressanten Inhalt nach gewürdigt zu werden.

**) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

überzeugen — die Ueberzeugung wecken, daß das Heil der deutschen Cultur nur dort zu finden ist, wo es unsere großen Klassiker zu finden glaubten."

So bewegt sich das Buch in schnellen, energischen Sätzen bergauf, bergab, wenn es nicht gar wie der homerische Poseidon vom Berge zu Bergen hinüber schreitet und was in den Niederungen fleucht und kreucht nur eines eiligen Blickes aus der Vogelperspective würdigt. Es erklimmt mit Goethes Faust seinen Gipfel; der Leser steht zuletzt auf der höchsten Warte der deutschen Poesie. Der Verfasser geht also nicht darauf aus wie ein ehrlicher Geometer Flur auf Flur zu vermessen und jedes Feld, mag es groß oder klein, fett oder steinig sein, in das Grundbuch einzutragen. Dabei mögen Perioden, die dichterisch arm sind wie das siebzehnte Jahrhundert, oder welche bei großer Begabung keine Kunstwerke zu Stande brachten wie die Geniezeit, in ihren Vertretern und Zuständen nicht anschaulich genug werden, aber es ergeben sich die größten Vortheile, für die das Publicum seinem Führer zu lebhaftem Danke verpflichtet ist. Man wird nirgends mit unwichtigen Details bedrängt und hat nie das Bleibende aus dem Vergänglichen herauszuklauben, sondern wird geraden Wegs zu dem Schönen hinangeleitet. Das Geringere soll sich in Beispielen charakterisiren. „Götz von Berlichingen" wird als formlos eilig abgethan. „Kabale und Liebe", Schillers bestes Theaterstück, muß sich mit ein paar Worten begnügen, weil es ungegohrene Satire bietet. Grillparzer wird an Schillers reifen Schöpfungen gemessen, und Scherer hält es selbst für nöthig seine Strenge in einer Anmerkung zu begründen. Den Grabbe findet er schlechthin lächerlich. Aber Uhland scheint uns größerer Wärme werth. Kann man, wie natürlich, die Meinung des Darstellers nicht überall theilen, so fühlt man sich allenthalben gefesselt und gefördert durch die Bedeutung der ohne jede Neusüchtigkeit gefundenen Gesichtspunkte, die Rundheit der Periodisirung und Gruppirung, die Schmiegsamkeit und Tiefe der Charakteristik. Scherer hat überall mitgearbeitet, sich vorgearbeitet und Alles so verarbeitet, daß Jeder mühelos folgt. Der Leser braucht nicht zu wissen, daß sein Führer unter Anderem ein Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache", eine Broschüre über Karl des Großen Bedeutung für die Literatur, Anmerkungen über kleine althochdeutsche Denkmäler, eine Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert, Untersuchungen über lateinische und deutsche Dramen des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben hat. Dabei ist rühmend hervorzuheben, wie weise Scherer seine eigenen Specialstudien, z. B. gerade über die zuletzt erwähnte Dramatik, den Gesetzen des groß zusammenfassenden Buches gemäß verwerthet. Aber, wie Gervinus in Deutschland zwei aristophanische Jahrhunderte und keinen Aristophanes fand, so sieht Scherer um 1600 Shakespearesche Elemente in Deutschland und keinen Shakespeare. Hübsche Funde für Lessing konnte er hier nicht anbringen; schöne Aufsätze über Goethe'sche Entwürfe werden kaum angedeutet, doch für die Achilleis bricht er eine Lanze. Hie und da regt sich eine kleine Liebhaberei ohne strenge Rücksicht auf die Oekonomie des Kapitels — aber wer spielte nicht lieber den Bewunderer des edlen „Schelmuffsky" als von Brentano zu den Philistern geworfen zu werden? Nicht recht im Einklang mit dem Hauptprinzip scheint die breite Vorführung des Passionserzählers Pater Cochem zu stehen, aber Scherer benutzt das offenbar zur indirecten Charakteristik Klopstocks. Wenn jedoch Paul Gerhardt so liebevoll und glücklich herausgearbeitet wird, dann hätte auch dem mystischen Tiefsinn des „Cherubinischen Wandersmannes", in den sich die Romantik und der „Grüne Heinrich" versenken, etwas mehr Raum vergönnt werden müssen. Es ist die größte poetische Leistung aus dem damaligen Katholicismus heraus.

Scherer, der mit der Entdeckung der Germanen durch Pytheas anhebt und zunächst das geistige Leben unserer fernsten Altvordern ohne jede phantastische Teutschthümelei schildert, geht immer auf dominirende Größen los. Er verweilt bei Ulfilas. Er entwirft eine hinreißende Analyse des Hildebrandsliedes, um an diesem ehrwürdigen Rest die Größe des alten Heldensangs, d. h. der ersten Blütheepoche zu erweisen. Er verweilt bei Karl dem Großen, bei den Ottonen. Er faßt die Rolle des Klerus scharf ins Auge. Er charakterisirt die Spielleute und gestattet sich die moderne Bezeichnung „wandernde Journalisten", die wir uns gern gefallen lassen, während in der merovingischen Geschichte die Frage „Wo ist die Frau?" stark aus dem Ton fällt. Ein Gipfel ist das Nibelungenlied, und man vergleiche einmal — man möge Einheitshirte oder Liederjäger sein — Scherers Beschreibung, die in die stilistischen Unterschiede der einzelnen Theile eintaucht, mit Vilmars blumiger Inhaltsangabe, die nur dem Trägen frommt. Wie rund tritt Wolfram oder Walther, tritt Luther, tritt Lessing hervor. Hier sei bemerkt, daß „Minna von Barnhelm" flüchtig, „Nathan" aber, ein loseres Kunstwerk in der dramatischen Gattung, sehr verweilend behandelt wird. Denn Scherer schlägt gewisse Grundaccorde gern und stark an, vor Allem die Toleranz als die helle Botschaft aller Blütheepochen. Auch Schiller, abgesehen von der Jugend, wird in einem Gusse geformt, der Mensch mit ehrlicher Bewunderung, der Dramatiker bisweilen mit etwas gepreßter Freundlichkeit besprochen. Vortrefflich, wie Friedrich der Große in den verschiedenen Acten als eine Figur ersten Ranges immer wieder auftritt. Herder kommt nicht recht zur ruhigen Anschauung, so trefflich und billig auch die letzte Vergleichung mit Kant geräth. Das große Zusammenfassen bringt eben nothwendig kleine Uebelstände der Disposition mit sich. Der schlimmste scheint uns die Behandlung Hallers und Hagedorns, die nicht ohne mühsame Construction aus der Satire entwickelt werden, vor dem meisterhaft gezeichneten „Simplicius Simplicissimus" und anderer Epik. Und in dem gewaltigen Abschnitt „Romantik" verlieren sich die eigentlichen Vertreter der „romantischen Schule" im Gewühl, während die Humboldt, die historische Schule, die Grimm u. s. w. sehr klar hervortreten.

Schon die Ueberschriften lehren, daß Scherer Stätten, Persönlichkeiten oder Gattungen sucht, denen er Massen unterordnet oder einordnet. Man kann mit ihm manchmal über eine Auffassung und Einreihung streiten, aber entschiedene Lücken oder Versehen wird man kaum finden. Und wer in den glänzenden Abschnitten über Goethe Wilhelm Meisters Lehrjahre, den Triumph der deutschen Erzählungskunst, für die Romantik Roman der Romane und Evangelium der Lebenskunst, nicht blos gegen die schlechthin klassische Dichtung „Hermann und Dorothea", sondern auch gegen das „Kunstwerk" Werther geflissentlich vernachlässigt sieht, ohne sich in dieses Verfahren sogleich zu finden, der wird bei reichster Ausbeute im Einzelnen die historische Entwickelung festhalten, wie Goethe vom Individuellen zum Allgemeinen und dann zum Typischen fortgeht.

Scherer, der bereitwillig zu wiederholten Malen die Romanen als Lehrer der guten Form grüßt, erklärt zum Schlusse seines Faustkapitels und der ganzen Betrachtung mit patriotischer Wärme Poesie für eine heilige Angelegenheit unseres Volkes. Am Schlusse des ersten Kapitels „Die alten Germanen" spricht er von dem reichen Schatze der Schönheit, „der, wie die Schätze der Sage, zuweilen allerdings in die Tiefe sinkt, zur bestimmten Zeit aber aus eigener Kraft still nach oben rückt und eine kurze Stunde wartet, ob ihn unschuldige Hände schweigend heben. Das Volk sagt dann von ihm, wie von dem Glück: er blühe."

Zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland.

Von Eugen Zabel.

Von den verschiedenartigen Strömungen in dem öffentlichen Leben Rußlands hat keine ein so allgemeines und wohlverdientes Interesse erweckt wie die sociale Bewegung, die sich in den letzten Jahren aus einem Kampf der Meinungen in ein System directer Angriffe auf das Leben einzelner hervorragender Persönlichkeiten verwandelt und ihr Werk mit der Ermordung des

Kaisers Alexander des Zweiten in schauerlicher Weise gekrönt hat. Diese Bewegung hat so schnell um sich gegriffen und in ganz kurzer Zeit so sehr ihren ursprünglichen Charakter verändert, daß schon die nackten Thatsachen die vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es ist daher ein dankenswerthes Unternehmen diese Strömung, so weit sie sich übersehen läßt, für das größere Publicum in einem abgerundeten Bilde zu schildern. Daß dasselbe vollständig und in allen Einzelheiten unanfechtbar sein soll, wird Niemand erwarten, der es weiß, daß wichtige Documente in den russischen Polizeiarchiven verschlossen und vor der Hand noch Niemandem zugänglich sind. Bei einer so geheimnißvollen, sich noch immer neue Wege bahnenden Entwicklung darf man nicht darauf rechnen, ohne Weiteres die letzten Quellen zu entdecken. Daß aber die Wanderung in dieser Richtung an überraschenden Eindrücken reich ist und die Mühen des Weges mehr als man erwarten kann belohnt, zeigt das jüngst erschienene Buch von Professor Alphons Thun in Freiburg i. B. „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland" (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot). In diesem trefflich geschriebenen Werke unternimmt es der Verfasser, ein geborener Kurländer, der bereits über „Landwirthschaft und Gewerbe in Mittelrußland" eine dankenswerthe Arbeit veröffentlicht hat, dem Leser einen Ueberblick über die Entstehung, die Geschichte und die einzelnen Kundgebungen der Umsturzbewegung zu verschaffen und ihn namentlich mit dem Wesen und Ziel der terroristischen Bestrebungen vertraut zu machen, die während der letzten Jahre in Attentaten verschiedenster Art gegipfelt haben. Thun hat aus den besten bisher erschlossenen Quellen geschöpft und ein reiches Material zusammengestellt. Er hat aber auch das Thatsächliche geistvoll zu verarbeiten und in der Beobachtung dieser Verhältnisse, in der Analyse der einzelnen Charaktere, dem Zergliedern des von ihnen befolgten Systems Anziehendes geleistet, so daß wir diesen Menschen psychologisch näher treten. Was er Biographisches und über die innere Organisation zu berichten weiß, dürfte den meisten Lesern ebenso neu wie willkommen sein. Endlich hat der Autor auch die Literatur der Partei allseitig kennen gelernt, gesichtet und darüber in einem Anhange Rechenschaft abgelegt. Er hat sich in seinen Stoff gründlich versenkt und sich doch wieder im Verstehen des organischen Zusammenhanges darüber erhoben, so daß man zu seiner Führung das vollste Vertrauen gewinnt.

In der Beobachtung der einzelnen Phasen dieses Kampfes entwickelt Thun eine große Schärfe und Bestimmtheit. Er weiß die wesentlichen Momente klar herauszuheben und, so weit es nach den bis jetzt erschlossenen Quellen möglich ist, sorgfältig zu begründen. Bei uns faßt man oft unter dem Namen Nihilismus die ganze Revolutionsbewegung zusammen. Der Autor setzt dagegen das Irrige dieser Anschauung auseinander, die den Theil für das Ganze nimmt und die fein ausgebildeten Unterschiede der verschiedenen Parteiströmungen verwischt. Der Nihilist der sechziger Jahre ist ein ganz unschuldiger und anders gearteter Vorläufer der Revolutionsmänner der siebziger und achtziger Jahre. Er geht nicht wie diese mit verbrecherischen Absichten um, sondern bleibt ein ehrsamer Bürger, der seiner geistigen und moralischen Ausbildung lebt. Seine Ziele liegen ganz wo anders als in dem zu erwartenden allgemeinen Umsturz, er ist und bleibt Theoretiker, der nur an sich und seine Familie denkt, das Volk aber als unorganische Masse verachtet. Wenn die männlichen Jünger dieser Jahre sich die Haare lang wachsen, die weiblichen sich die ihrigen verkürzen ließen und blaue Brillen trugen, so wollten sie mit diesen Aeußerlichkeiten zu erkennen geben, daß sie sich absondern von den Gewohnheiten und Ansichten der Menge. Die Kluft zwischen ihnen und der Gesellschaft wurde aber in den meisten Fällen wieder überbrückt, wenn der Eifer mit den Jahren nachgelassen hatte und ein Amt oder ein einträglicher bürgerlicher Beruf ihnen winkte. Es war nur ein Bruchtheil der Nihilisten, aus dem sich die Socialisten und Terroristen der letzten Jahre entwickelten.

Die socialistischen und terroristischen Bestrebungen sind nun der eigentliche Gegenstand des Thun'schen Buches. Alles Vorausgehende, die Verschwörungen vom Jahre 1825 und von 1849, die Periode unmittelbar vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, als Herzen mit seiner „Glocke" Sturm läutete und Tschernyschewski seinen Roman „Was thun?" schrieb, endlich der Nihilismus in des Wortes eigentlichem Sinne werden darin summarisch aber immerhin so klar und lichtvoll behandelt, daß man den Umschwung der Geister von der Theorie zur Praxis, vom Aufbau philosophischer Systeme zur Begründung eines Executivcomités, vom literarischen Angriff einzelner Autoritäten zum Kaisermord vollständig erklärlich findet. Der Liberalismus vor dem Manifest, das die Aufhebung der Leibeigenschaft aussprach, wollte nur die Beseitigung der Mißbräuche in den einzelnen Verwaltungszweigen, constitutionelle Reformen und die Befreiung der Polen von der russischen Herrschaft. Im Allgemeinen hatte man das beste Zutrauen zu den Absichten der Regierung, nur einzelne schnell verhallende Stimmen machten sich bemerkbar, um das Volk unmittelbar gegen das Herrscherhaus aufzureizen. Während des polnischen Aufstandes gelang es Katkow und seiner Partei den Patriotismus der Russen zu entzünden und denselben gegen den Einfluß der Liberalen, der dadurch lahm gelegt wurde, ins Treffen zu führen. Der Moskauer Professor, dessen Einfluß auf die Entwicklung Rußlands ein unermeßlicher genannt werden muß, lehrte seine Landsleute, wie sie aus den kosmopolitischen Träumen erwachen und sich als Nation empfinden könnten. Er flößte ihnen Selbstgefühl ein und forderte, daß sie sich zuerst des slavischen Vaterlandes und der Bedingungen seiner Größe und Macht erinnern müßten, bevor sie Reformen vornehmen wollten.

Es folgt nun eine Periode des ehrlichen Zusammengehens des Liberalismus mit der Regierung. Reformen wurden auf allen Gebieten angebahnt, es schien Frühling im Lande geworden zu sein. Unterbrochen wurde diese Periode nur durch das Attentat Karakasows im Jahre 1866 und die Ermordung des Studenten Iwanow, den man bei einer Verschwörung als Verräther fürchtete, durch Netschajew im Jahre 1869. Jenes Attentat wurde für die Regierung zum Stichwort mit dem liberalen Reformwerke einzuhalten und langsam den Weg der Reaction zu beschreiten. So blieb die Umgestaltung des Reiches im Sinne der erwachenden Freiheitsbewußtseins eine Halbheit. Die Alleinherrschaft des Czaren suchte mit der linken Hand wieder zu nehmen, was sie mit der rechten gegeben hatte. Wohl war die Aufhebung der Leibeigenschaft eine Wohlthat, aber die Bauern klagten allgemein, daß ihnen zu wenig Land zugetheilt sei und daß sie zu hohe Abgaben zahlen müßten, wohl war die neue Gerichtsordnung eine vortreffliche Leistung im Verhältniß zu der früheren Einrichtung, aber noch immer herrschte eine große Unsicherheit in der Anerkennung persönlicher Freiheit und auf dem Verwaltungswege wurde den Aussprüchen des Gesetzes fortwährend zuwidergehandelt, wohl waren die Anfänge der Selbstverwaltung in den einzelnen Provinzen und Kreisen erfreulich, aber der Wille des Gouverneurs machte die Thätigkeit selbstloser vom besten Willen beseelter Männer immer wieder illusorisch. So zog sich ein Theil der besseren Elemente einfach in die Resignation zurück und überließ das Feld dem Stellenjäger und dem Beamtenthum. Aber die Jugend, wie sie in Rußland auf den Hoch- und Fachschulen vertheilt ist, dachte anders, sie wollte die ins Stocken gerathene Reformmaschine wieder in Gang bringen, indem sie in Versammlungen und Vereinen ihre liberalen Ideen austauschten. Ueberschwänglich und oberflächlich, wie der russische Student ist, liebte er es sich gleich an die höchsten Probleme heranzuwagen. Er fühlte den Wunsch, für sein Vaterland zu wirken, in sich erwachen, und in diesem Augenblicke schien ihm seine Aufgabe darin zu liegen für das Volk zu arbeiten und als sein Anwalt und Sprecher aufzutreten.

Damit vollzog sich der Uebergang vom Nihilisten zum Socialisten. Man fing an des Wortaufwandes überdrüssig zu werden und an praktische Erfolge zu denken. Vorbild und Muster waren dabei besonders Michael Bakunin und Peter Lawrow, die von Zürich aus der kampfgerüsteten Schaar die Parole ertheilten und als Ziel einen internationalen Anarchis-

mus bezeichneten. Doch so einig die beiden Matadore der Revolution in den letzten Absichten ihrer Bestrebungen waren, gingen sie doch in der Wahl der Mittel wesentlich auseinander. Bakunin verlangte, daß man das Volk durch kleinere Aufstände, sogenannte „Putsche", zu einer allgemeinen Empörung vorbereite, während Lawrow eine längere geistige und sittliche Bildung des Volkes durch hervorragende Demagogen für nothwendig erachtete. Das Aufgehen dieser von dem Auslande nach Rußland gestreuten Saat hat Professor Thun in allen Einzelheiten genau und glücklich beobachtet.

Es ist von höchstem Interesse zu sehen, wie jenes nicht klar erkannte Etwas, was die Socialisten „Volk" nannten, von ihnen bearbeitet wurde. Auf der einen Seite war es für sie ein Gegenstand idealer Verehrung als eine Vereinigung von Millionen Menschen, denen das Bedürfniß der Freiheit, das Gefühl persönlicher Würde beigebracht werden sollte, auf der anderen Seite konnten sie es sich wieder nicht verhehlen, daß die große Masse vorläufig ohne politische, überhaupt geistige Instincte war. Um sie zu erwecken wurde ein Schlagwort von Bakunin „Ins Volk gehen" (idti w narod) zum Princip erhoben. Man mußte diese den meisten Revolutionärern noch ganz unbekannte Welt erst studiren, bevor man sie zu erobern versuchen konnte. Aus den einzelnen Vereinen heraus, die sich überall bildeten, senkten sich nun massenhafte Schößlinge in das Volk herab, um es mit Ideen und einem zielbewußten Willen zu erfüllen. Die einzelnen Sendboten dieser Propaganda sind aus dem Verein des ehemaligen Studenten Nicolai Tschaikowski hervorgegangen, der von den vier während dieser Epoche in Frage kommenden Gruppen die größte Bedeutung erlangt hat und welcher auch der bekannte Fürst Krapotkin angehört. Beruf und Familie wurden aufgegeben, Alles, was an höhere Bildung und feinere Lebensgewohnheiten erinnern konnte, wurde beseitigt, der Socialist suchte in Gewohnheit und Neigung, in Aussehen und Kleidung zu vermeiden, was ihn von einem gewöhnlichen Bauern unterscheiden konnte. Es ist dabei eine fliegende und eine seßhafte Propaganda zu unterscheiden, von denen jedoch nur die letztere von Wichtigkeit wurde, da die nur gelegentlichen Beziehungen zum Volk sehr bald wie Spreu im Winde zerflatterten. Die wirklich erfolgreichen Agitatoren nahmen an einzelnen Ortschaften ihren bleibenden Wohnsitz, trieben ein Handwerk und suchten ihre Bekannten allmählich in ihre Pläne einzuweihen oder wurden Lehrer, um die Jugend von vornherein in ihrem Sinne zu bestimmen. Reden und Flugschriften spielten dabei eine große Rolle, das weibliche Geschlecht nahm in bedeutender Anzahl an den socialistischen Plänen Theil und verstärkte aus den vornehmsten wie aus geringsten Klassen die Agitation, so daß wir die meisten Mädchen und Frauen, die später bei den Attentaten betheiligt waren, in der Maske von Fabrik- oder Feldarbeiterinnen schon jetzt ihre Thätigkeit ausüben sehen. In der Idee lag dieser Bewegung wohl eine Einheit zu Grunde, aber eine straff dem Mittelpunkte zustrebende Organisation nahm sie erst an, als sie ihre feindlichen Absichten mit Angriffen auf das Leben Einzelner vertauschten. Vorläufig wurde dem ganzen Treiben durch die massenhaften Verhaftungen in Folge einer Denunciation in Saratow im Mai 1874 die Lebensader unterbunden. Vor der Hand erwies sich die Regierung noch stärker als die Revolutionspartei, die ohne Plan und Leitung war und im guten Vertrauen auf ihre Sache die Gebote der Klugheit und Vorsicht außer Acht gelassen hatte.

Während in Folge der Gefangennahme vieler Revolutionäre und der Richtung, welche die Gedanken der Jugend während des russisch-türkischen Krieges einschlugen, in der revolutionären Bewegung ein gewisser Stillstand eintrat, festigte sich mehr und mehr die innere Organisation der Partei. In einzelnen Städten und Dörfern wurden wohl Verschwörungen und Aufstände versucht, aber sie erscheinen belanglos gegenüber der strengen Disciplin, welcher sich die Revolutionäre um so unbedingter unterwerfen, je mehr sie sich dem Terrorismus, der Anwendung von Revolver und Dynamit nähern. Es ist dabei interessant zu beobachten, daß sich der Norden, um Petersburg herum, mehr durch organisatorische Thätigkeit, die Schöpfung eines Mittelpunktes, die Verfeinerung der Methode auszeichnete, während der Süden in Kiew, Charkow und Odessa die praktischen Köpfe besaß, die jeden Augenblick bereit sind das Aeußerste zu unternehmen. Die Monstreprocesse der in den letzten Jahren gefangen genommenen Revolutionäre, die Corruption der Staatsverwaltung, die während des Krieges deutlich zu Tage trat, mußten den Eifer, die Leidenschaft der Jugend auf das Höchste anspornen. Es folgte nun der Mordanschlag auf den Polizeimeister von Petersburg, General Trepow, mit dem unglaublichen Proceß, bei welchem die Verbrecherin Wera Sassulitsch als Charlotte Corday gefeiert und freigesprochen wurde, während Trepow als Vertreter der Beamtenwillkür wie ein Angeklagter auf der Armensünderbank erschien, es folgten die Attentate auf den Chef der dritten Abtheilung General Mesenzew und seinen Nachfolger General Drentelen, bis im April 1879 Solowiew fünf Schüsse auf den lustwandelnden Kaiser abfeuerte, der diesem Attentat nur durch einen geschickt ausgeführten Zickzacklauf entging. Das Executivcomité wies damals die Verantwortlichkeit für diese That ab, doch schon im August desselben Jahres wurde der Czar von der Revolutionspartei zum Tode verurtheilt und es folgten in etwa anderthalb Jahren vier weitere Anschläge auf sein Leben, die Versuche in Alexandrowsk und Moskau, den Eisenbahnzug in die Luft zu sprengen, die Attentate im Winterpalais und am Katharinenkanal, von denen das letztere einen so fürchterlichen Erfolg gehabt hat.

Während der Verfasser die gesammte Bewegung in ihrem raschen Umschwung vom Nihilismus zum Socialismus und von diesem zum Terrorismus schildert, fällt er nie aus der Rolle eines philosophischen und unbefangenen Kritikers heraus. Er weiß, daß bei einer so wild gährenden Erregung der Leidenschaften das Unrecht auf beiden Seiten zu suchen ist. Weit entfernt mit den Revolutionsmännern zu sympathisiren, erblickt er in ihren Unternehmungen doch die Auswüchse jener Ideen, die einen großen Theil der gebildeten Gesellschaft Rußlands erfüllen. Aber wenn auch der Nihilismus eine Verzerrung des Liberalismus, der Anarchismus eine schlechte Copie des Socialismus und der Terrorismus eine Caricatur der praktischen Revolution ist, wenn weder die jugendliche Unerfahrenheit, noch die sittliche und geistige Beschaffenheit der Revolutionäre uns irgend welche Sympathie abgewinnen, müssen wir doch einen Factor anerkennen: die Unzufriedenheit der Gesellschaft mit einer Rechtspflege, welche die individuelle Freiheit nach wie vor als etwas Illusorisches erscheinen läßt, der Widerspruch der Gebildeten gegen das herrschende, von Willkür und Corruption befleckte Verwaltungssystem. Dieser Geist der gebildeten und besitzenden Klassen verurtheilt somit den Kaisermord wie den Despotismus, er will weiter nichts als die Sicherstellung der Person vor dem willkürlichen Eingreifen der Polizei und der Gerichte, die Möglichkeit, die Anschauungen einer liberalen Bildungsschicht in einer nicht fortwährend geknebelten Presse zum Ausdruck zu bringen, und die Säuberung des Beamtenthums von niederer Bestechlichkeit und Unfähigkeit. Das Zeugniß, welches Thun der augenblicklichen Lage Rußlands ausstellt, ist auf der einen Seite viel günstiger, auf der andern viel ungünstiger als mancher Leser erwarten dürfte. Der Autor hält die Bahn des krassen Absolutismus, welche Alexander III. einzuschlagen scheint, für eine überaus gefährliche. Er bestreitet die Möglichkeit einer normalen Entwicklung auf solcher Grundlage und befürchtet eine Steigerung der Leidenschaften, bei der die Gesellschaft thatsächlich nur noch zwischen Despotismus und Kaisermord die Wahl hat. Andrerseits erblickt er in den oben bezeichneten Reformen eine Garantie dafür, daß die Revolution nicht erfolgreich an den Stufen des kaiserlichen Thrones rütteln werde. Rußland brauche keine Constitution in unserm Sinne, sondern nur eine umfassende, mit weitblickendem Auge und kraftvoller Hand vorgenommene Verwaltungsreform.

Tennysons Erhebung in den Pairsstand.

Von David Asher.

Unbegreiflicher Weise haben sich deutsche Blätter bei Gelegenheit der Erhebung des englischen Poeta Laureatus Tennyson in dem Sinne ausgesprochen, als ob das in Deutschland nicht vorkommen könne, etwas Unerhörtes sei. Ein Witzblatt meinte sogar, drüben versetze man den Dichter ins Oberhaus, bei uns gebe man ihm ein Dachstübchen. Haben denn solche Journalisten unsere geadelten Dichter und Schriftsteller, von Goethe bis auf Victor von Scheffel und von Herder bis Leopold von Ranke, gänzlich vergessen? Oder wußten sie nicht, daß Erhebung in den Pairsstand in England eben gleichbedeutend mit der Verleihung des Adelsdiploms in Deutschland ist? Der einzige Unterschied freilich zwischen beiden Ländern ist, daß eine solche Standeserhöhung für hohes dichterisches oder schriftstellerisches Verdienst bei uns stets erblich ist, drüben nicht*), welches letztere man gewiß nur billigen kann, ja als dem common sense der Engländer entsprechend anerkennen muß. Denn was nützt dem Sohne oder der Familie der Adelstitel, mit dem kein Besitzthum verbunden ist? Es scheint fast, als hätten jene Journalisten geglaubt, als sie den für Deutschland ungünstigen Vergleich stellten, es wäre dem so, sonst würden sie nicht das Dachstübchen dem Oberhause entgegengestellt haben. Hätte Tennyson sich nicht Vermögen und eine glänzende Einnahme von seinen Dichtungen erworben, so würde die Standeserhöhung ihm wahrscheinlich sehr unbequem, wenn nicht gänzlich unannehmbar gewesen sein, da sie jedenfalls kostspielig für ihn sein muß. Einen weit höheren Werth allerdings hat eine Adelsverleihung in Ländern wie England und allen anderen außer Deutschland insofern, als sie hier immer nur von einem einzelnen kleineren oder größeren regierenden Fürsten ausgeht, dort aber von dem Herrscher des ganzen Reiches, also gewissermaßen der Ausdruck der gesammten Nation, nicht blos eines Bruchtheiles derselben ist. Für England aber kommt noch besonders die schwer wiegende Thatsache hinzu, daß es dort keinen sogenannten Papieradel giebt, sondern abgesehen von den aus politischen Rücksichten seitens eines Ministeriums oder des Premiers in den Pairsstand Erhobenen, diese Würde nur wirklichem Verdienste verliehen wird, nie aber erkauft oder durch Gunst erworben werden kann. Aus diesem, wohl am meisten ins Gewicht fallenden Grunde, kann es auch keine Frage sein, ob die Verleihung des Adelstitels oder, was drüben gleichbedeutend ist, die Erhebung in den Pairsstand, für einen Mann wie Tennyson wirklich eine Ehre ist. Man kann über die Frage nach dem Werthe des Adels, seiner Berechtigung und Nothwendigkeit, denken wie man will — der freidenkende Mann wird natürlich einen Pitt für um so größer halten, daß er es vorgezogen, the great commoner zu bleiben und wird Mr. Gladstone für nicht geringer schätzen, weil er es bis jetzt geblieben, als wenn er als Peer im Oberhause säße; allein so lange eben ein Adel besteht und ihm, mit Recht oder Unrecht, die höchste Rangstufe in der Gesellschaft zuerkannt wird, kann man nichts dagegen einwenden, wenn dem Manne von echtem Verdienste, auf welchem Gebiete es auch sei, die Auszeichnung zu Theil wird, die ihn auf jene, in den Augen der großen Masse wenigstens für die höchste Stufe angesehene stellt.

Fragen wir aber nun, ob die Standeserhöhung Tennysons auch wirklich die allgemeine Zustimmung der ganzen englischen Nation hat, so dürfte sich eine solche Frage schwer beantworten lassen. Die Saturday Review vom 15. Dec. fängt zwar ihren diesen Gegenstand besprechenden Artikel mit den Worten an: „Es würde schwierig sein, sich einen Fall zu denken, in welchem die Verleihung der höchsten Ehre, die man einem Engländer verleihen kann, mit allgemeinerer Zustimmung aufgenommen werden sollte, als Tennysons Erhebung in den Pairsstand.“ Also doch nur sollte. Es bezieht sich aber diese Einschränkung nicht etwa auf abfällige Urtheile über seinen Werth als Dichter, sondern lediglich auf solche über seine Annahme der Erhebung. Die gedachte Wochenschrift ist nämlich der Ansicht, daß so sehr er ihrer auch würdig sei und dem Oberhause zur Zierde gereichen werde, er doch von diesem ebenso viel Ehre empfange, wie er ihm ertheile. Seine Größe als Dichter nimmt sie für unbestritten an.

Gerade dieser letztere Punkt aber scheint mir etwas bedenklich. Es hat erst kürzlich Jemand in der Times vorgeschlagen, man solle künftig ein Jahrhundert warten, ehe man einen Verstorbenen mit einem Begräbniß in der Westminsterabtei beehrte, um sich erst des Urtheils der Nachwelt über seine Verdienste zu vergewissern. Tennysons sind bereits, wenn auch nur sehr vereinzelt angefochten worden und trotz seiner unleugbar großen Vorzüge als Lyriker und Epiker dürften noch immer Meinungsverschiedenheiten über ihn als Dichter herrschen, und zwar nicht allein im Vergleich mit einem Dramatiker wie Shakespeare — ein solcher Vergleich dürfte nach der Probe, die er von seiner Kunst in dieser Richtung gegeben, ganz unzulässig sein — sondern auch mit einem Dichter wie Shelley und, nach dem Geschmacke Mancher sogar wie Byron und Wordsworth, um noch nicht den zu neuen, aber gewaltigen Dichter Swinburne oder den freilich zu dunklen und räthselhaften Browning zu nennen, und es fragt sich, ob es ihm nicht so wie Macaulay ergehen könne, der ja auch, größtentheils seiner Verdienste als Historiker wegen, in den Pairsstand erhoben wurde, seitdem aber, oder doch seit seinem Ableben, immer mehr in der Werthschätzung der Nachwelt, ob mit Recht oder Unrecht bleibe hier dahingestellt, gesunken ist. Freilich kann man mit einer solchen Auszeichnung, die nur dem Lebenden zu Theil werden kann, nicht hundert Jahre warten; es war meine Absicht nur, hier darauf hinzuweisen, daß, wie man keinen Menschen vor dem Tode glücklich preisen soll, so auch den nun zum Pair erhobenen oder geadelten Dichter Tennyson nicht vor jeder Anfechtung seiner Größe und Bedeutung für gefeit halten darf. Gerade Macaulay, der seiner Zeit so allgemein hochgeschätzte und gefeierte Schriftsteller und Historiker, ist ein zu warnendes Beispiel, sei es von dem Wankelmuth des menschlichen Urtheils oder von der Unsicherheit desselben, so lange es unter dem Zauber eines noch lebenden und schaffenden Mannes steht.

*) Wenigstens scheint es bei Macaulay, dem ersten, dem diese Auszeichnung zu Theil wurde, nicht der Fall gewesen zu sein, da der Titel nicht auf seinen nächsten Verwandten, seinen Neffen Mr. Trevelyan übergegangen ist. Ob Tennysons eine sogenannte Life peerage (lebenslängliche Pairschaft) oder eine erbliche ist, haben die englischen Zeitungen nicht angegeben. Man sagt mir, das letztere wäre möglich, da er Kinder habe. Jedenfalls aber geht der Titel nicht, wie bei uns, bei seinen Lebzeiten zugleich mit auf diese über.

Der Teufel.

Eine Biographie.

Von Johannes Scherr.

II.

Im slavisch-heidnischen Glauben hatte der Lichtgott oder Weißgott, Bjelbog — vom russischen bjelüj, polnisch bjaly, czechisch belo, weiß, und bog, Gott — zwar den Vortritt vor dem Dunkelgott oder Schwarzgott, Czernibog — vom czechischen czerny, polnisch czarny, russisch tschornüy, schwarz — aber der Dualismus war doch in seiner ganzen Schärfe vorhanden und faltete sich polytheistisch auseinander zu einer ganzen Reihe von Bjelbogi, Weißgöttern, und Czernibogi, Schwarzgöttern. Die letzteren flossen dann den Slaven bei der Bekehrung zum Christenthum in die Vorstellung vom jüdisch-christlichen Teufel zusammen, welcher, in deutlicher Erinnerung an den heidnischen Czernibog, bei den Russen kurzweg „der Schwarze“ (tschort) heißt. Die Finnen haben ihren heidnischen Unterweltgott Hiisi einfach in den christlichen Teufel umgekleidet.

Kein Land ist an Teufelssagen reicher als die germanischen Länder. Soweit die deutsche Zunge klingt, stößt man Land auf Land ab überall auf Spuren des „schwarzen Höllenwirthes", des „grimmen Unholds", des „bösen Feindes", des „schlimmen Faland oder Volland" und wie der Teufel sonst noch heißen mag. Das Sagenbuch der Brüder Grimm enthält eine erkleckliche Anzahl von Teufelslegenden, allein doch nur eine kleine im Vergleich zu der Fülle der vorhandenen, von denen etliche auf den großen Widersacher der germanischen Götter, auf den Loko oder Lohho, wenigstens mittelbar zurückweisen. Merkwürdig ist, daß in diesen deutschen Sagen der „große Betrüger" der Menschen nicht selten, wie bekannt, als der Betrogene erscheint, wie denn in unserem Lande ja auch von einem „dummen" Teufel und von einem „armen" Teufel die halb verächtliche, halb mitleidige Rede geht. Das Wort Teufel ist, wie jeder weiß, nur die germanische Umlautung des griechischen διάβολος, d. i. des Verwerfers, Verleumders, Verlästerers, nämlich Gottes und seiner Werke. In der Entwickelung unserer Sprache vom Gothischen bis zum Neuhochdeutschen hat der Name des „Bösen", wie er auch kurz und gut heißt, diese Wandelungen durchgemacht: Diabaulus, Tiubil, Diufal, Tiuvel, Tivel, Tievel, Teufel. Altskandinavisch hieß der Höllenwirth Djöfull, schwedisch heißt er Djefvul, dänisch Djävel, niederländisch Duivel, angelsächsisch Derfol, englisch Devil. Eine unmittelbare Herleitung des Teufels von Anschauungen und Gestalten der deutsch-heidnischen und skandinavisch-heidnischen Religion ist kaum statthaft. Allerdings war auch diesen Glaubenskreisen der Dualismus nicht fremd, wie ja schon die kosmogonische Gegenüberstellung von Muspelheim und Niflheim, Feuerland und Nebelland, darthut und weiterhin der Gegensatz von Lichtelfen und Schwarzelfen, von Drusen (Riesen) und Asen (Götter). Allein erst in der jüngern Edda (Snorra-Edda) kommt das dualistische Bewußtsein zu schärferer Herausbildung, und zwar in der räthselhaften Figur des Loki (Lodhur, Lodhr) mit seiner ungeheuerlichen Nachkommenschaft, dem Fenriswolf, der Mitgardschlange und der Todesgöttin Hel, welche Kinder er in Riesenheim mit dem Drusenweib Angurboda gezeugt hat. Am Loki kann man so recht deutlich sehen, was für bedeutsame Wandelungen im Verlaufe der Zeit mit den religiösen Vorstellungen unserer Altvorderen vor sich gegangen sein müssen, insonderheit in der Uebergangsepoche vom Heidenthum zum Christenthum. In zwei Stücken der Sämunds-Edda erscheint Loki oder Lodhur als hochangesehenes, schöpferisch und hilfreich wirkendes Mitglied der Asenschaft.*) Der in seiner Gestalt mythologisirte Grundbegriff war wohl fraglos das Feuer und zwar in seiner zweiseitigen Bedeutung als schaffende und vernichtende Macht. Später dann ist in ihm der ursprünglich bloß physische Gegensatz von Drusen und Asen zum moralischen von gut und bös zur völligen Entwickelung gelangt. Die Snorra-Edda (§ 33) sagt von ihm: „Noch zählt man Einen zu den Asen, welchen einige den Verlästerer der Götter, den Anstifter alles Betrugs und die Schande der Götter und Menschen nennen. Sein Name ist Loki und sein Vater der Riese Farbauti, seine Mutter heißt Laufey. Loki ist schmuck und schön von Gestalt, aber böse von Gemüth und sehr unbeständig. Er übertrifft alle andern an Schlauheit und jeder Art von Betrug. Er brachte die Asen in manche Verlegenheit, doch half er ihnen oft auch durch seine Klugheit wieder heraus." So man nun annehmen will, daß im Loki das böse Princip der germanischen Religion zu erkennen sei, wird man nicht übersehen können, daß diesem heidnisch-germanischen Gegengott ein starker humoristischer Zug anhaftet. Dieser Zug, etwas Mephistophelisches, kommt nachmals auch an dem jüdisch-christlichen Teufel des deutschen Mittelalters mitunter zum Vorschein und so weis't dieser deutlich genug auf seinen heidnischen Vorgänger zurück. Es kann ja überhaupt nicht bestritten werden, daß zu der Kompilation des jüdisch-christlich-islamischen Teufels die verschiedenen heidnischen Religionen Beiträge geliefert haben.

*) Völuspa, 17—18. Thrymskvidha, 2 fg.

III.

Unser guter alter Bekannter vom Katechismus her, der konventionelle und ordonnanzmäßige Teufel, wie ihn die katholische Kirche dogmatisirt und die lutherische patentirt hat, ist von Geburt Perser, durch Adoption Jude, von Erziehung und Bildung Christ oder, wenn man will, Widerchrist.

Allbekannt ist, daß in dem altpersischen Religionssystem, für dessen Abschlußgeber und Propheten der Sage zufolge Zarathustra (griechisch Zoraster) gilt, der Dualismus von Licht und Dunkel im physischen und im moralischen Sinn, der Gegensatz von Optimismus und Pessimismus, von Gott und Gegengott, zuerst zur vollen Erscheinung gekommen ist. Da, im alten Eran, trat dem guten Lichtgott Ahuramazda (Ormuzd) der böse Gegengott Angramainyus (Ahriman) mit ganzer Bestimmtheit und Schneidigkeit gegenüber. Hier also war die Geburtsstätte unseres gäng und gäben Teufels. Dem Schöpfer Ormuzd und seinen guten Genien (Amschaspands) stellt sich vom Anfang an der Zerstörer Ahriman mit seinen bösen Dämonen (Dews) feindlich entgegen. „Die Urwohnung Ahrimans, d. i. des „Arggesinnten", war mitten in der Urfinsterniß," heißt es in der Bibel der Parsen, im „Avesta". An einer andern Stelle desselben, da, wo davon gehandelt wird, wie der „Böse" den Weltschöpfer Ormuzd in seinem Schöpferwerke zu stören versucht, ruft Ahriman seinen Dews zu: „Auf und mir nach! Ich will diesen Ormuzd und die Amschaspands bestürmen, ich will sie zu Paaren treiben." Weiterhin: „Danach stellte sich Ahriman mit allen seinen Dews vor das Licht. Er sah den Himmel. Die nur auf Zerstörung sinnenden Dews erwogen, wie sie den Himmel vernichten könnten. Aber Ahriman allein gelang es, das Himmelsgewölbe zu durchbrechen, und dann sprang er in Schlangengestalt durch den Riß hinab zur Erde." Die Vernichtung der ormuzd'schen Lichtwelt gelang nicht, wohl aber ihre Gefährdung, Störung und Verunreinigung, indem der „Arggesinnte" alle physischen und moralischen Uebel, Schäden und Leiden der neuen Schöpfung anheftete und einimpfte. Der jetzt anhebende Weltkampf zwischen Ormuzd und Ahriman endigt im hochidealisch-optimistischen Sinne nicht nur mit der Besiegung des Bösen und der Bösen, sondern auch mit seiner und ihrer Läuterung und Versöhnung, mit dem Aufgehen der Hölle im Himmel. Es ist der Ormuzdglaube fraglos das großartigste Religionsgedicht, welches jemals ersonnen worden. Deutliche Nachklänge desselben tönen uns noch aus dem herrlichen „Königsbuch" des persischen Mohammedaners Firdusi entgegen, welches Friedrich von Schack uns Deutschen in so prächtiger Weise angeeignet hat.

Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß der Hebräismus in seiner älteren Gestalt den Teufels- und Dämonenglauben so wenig kannte wie den Glauben an ein sogenanntes Jenseits. In der Anschauung des alten Judenthums entsprang das Uebel in der physischen Welt gerade so dem Willen Jahve's wie das Gute. Das Böse in der moralischen Welt war dem Hebräismus ein Willensakt des Menschen. Engel wohl kannten die alten Hebräer, aber keine Dämonen. Die ursprüngliche Vorstellung von den „Bene Elohim", d. i. Söhnen oder Dienern Gottes, war einfach. Diese Engel waren Geschöpfe Gottes, Boten Jahve's, Herolde seines Willens, Geleiter seiner Schützlinge, Vollstrecker seiner Strafgerichte. Erst in der nachexilischen Zeit, also höchst wahrscheinlich unter Einwirkung der persischen Lehre von den Amschaspands, wurde die jüdische Angelologie mannigfaltiger und gefiel sich in so phantastischen Bildungen, wie z. B. in der grotesken der Cherubim. Während ihres babylonischen Exils wurden die Juden mit der zoroastrischen Dämonologie bekannt und die persischen Dews mögen ihnen Vorbilder zu solchen Dämonen-Gespenstern geworden sein, wie im Buche Tobiä der wollüstige Asmodi eins ist. Ob sie aber auch den Fürsten der Dämonen, den Teufel — hebräisch Satan, arabisch Scheithan — aus Babylon mit in die Heimat gebracht, ist doch nicht so ganz ausgemacht, obzwar höchst wahrscheinlich. Jedenfalls sind sie mit dieser religiösen Errungenschaft ihres

babylonischen Exils zunächst sehr vorsichtig umgegangen. Denn der jüdische Satan ist anfänglich nur ein sehr verblaßtes Abbild des persischen Ahriman. Nicht als Gegengott tritt er auf, sondern als ein Dienstmann, so zu sagen als ein Polizist Gottes, wenn auch allerdings mit dem ahriman'schen Zug der Bosheit und der Schadenfreude ausgestattet. So ist es ihm eine Lust, den frommen Hiob mit grausamen Proben zu plagen, freilich mit „Zulassung" Gottes. Da, im Buche Hiob (Kap. 1) erscheint der Verkehr Jahve's mit Satan noch ganz so, wie ein großer Herr mit einem vornehmen Diener, allfällig wie ein König mit seinem Polizeiminister verkehrt. Goethe hat bekanntlich die Scene im Hiob in seinem „Prolog im Himmel" nachgeahmt: auch hier verkehren Gott und Teufel ganz kordial mitsammen. Selbstständiger schon erscheint Satan im 21. Kapitel vom 1. Buch der Chronik, allwo er „aufsteht wider Israel und dem David eingibt, daß er Israel zählen ließe." Jahve scheint nämlich einen bösen Zahn auf die Statistik gehabt zu haben, denn er nimmt dem David diese Volkszählung sehr übel. Noch gestörter erscheint das Verhältniß zwischen Gott und Satan beim Propheten Zacharia (Kap. 3), wo das Band der Unterordnung, welches den Satan an Jahve knüpft, bereits gelockert ist. Im apokryphischen Buche der Weisheit endlich (Kap. 2, 24) wird der Sündenfall des ersten Menschenpaars und demzufolge der Tod ausdrücklich dem Teufel zugeschrieben, während zwar im Buche Genesis (Kap. 3) die Verlockung der Eva zum Genusse der verbotenen Frucht wohl auch schon der „Schlange" auf Rechnung gesetzt, diese aber noch einfach nur „das listigste Thier des Feldes" genannt ist. Von einer förmlichen Gegengottschaft Satans ist im ganzen Umfange des Alten Testaments keine Rede und erst das spätere Judenthum hat, nach dem Abschluß des alttestamentlichen Kodex, seinen Satan vollständig im ahriman'schen Sinne zum Widersacher Gottes, zum Gegengott gemacht. Der strenge Monotheismus des echten Judenthums sträubte sich eben so lange als möglich gegen die Aufnahme der dualistischen Weltanschauung. Noch der i. J. 37 n. Chr. geborene Flavius Josephus wollte als rechter Jude nichts von dem Teufel wissen.

Dagegen geht dieser im Neuen Testament überall mehr oder minder laut brüllend um. Da ist der Dualismus bereits ganz obenauf und erscheinen Welt und Menschheit schon tüchtig verteufelt. Sehr oft tritt der Teufel auf bei den Synoptikern (Matthäus, Markus und Lukas). Der vierte Evangelist, welcher ja überhaupt viel geistvoller und gebildeter ist als seine drei Kollegen, hat weniger mit dem Teufel zu thun und nennt ihn fast diplomatisch-höflich den „Fürsten der Welt". In der Apostelgeschichte erscheint er ebenfalls, aber noch häufiger in der sogenannten Offenbarung Johannis („Apokalypse", zur Zeit des Kaisers Nero gedichtet). Viel macht sich unter den Aposteln mit dem Teufel namentlich Paulus zu schaffen, was ihm bekanntlich Luther nachgethan hat. Der Namen und Bezeichnungen, unter welchen der Teufel in den neutestamentlichen Schriften auftritt, sind viele. Er heißt da Satan, Satanas, Diabolos, Beelzebul oder Beelzebub, einmal auch Belial, dann Fürst der Dämonen, Fürst dieser Welt, Fürst der Luft, der Feind schlechtweg, der große Drache, die alte Schlange. Die große Stelle, welche die Apokalypse über ihn bringt (Kap. 12), lautet im Wesentlichen: „Und es erschien ein anderes Zeichen im Himmel, und siehe, ein großer rother Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und sein Schweif schleifte hintendrein ein Drittel der Sterne und schleuderte sie auf die Erde. . . . Und es erhub sich im Himmel ein Streit und Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache und seine Engel stritten auch. Und siegten nicht, also daß ihre Stätte nicht mehr gefunden ward im Himmel. Und es ward aus dem Himmel geworfen der große Drache, die alte Schlange, so da heißt Diabolos und Satanas, welcher verführt die ganze Welt, und ward geworfen herab auf die Erde und wurden dahin geworfen seine Engel mit ihm."

Da haben wir also die Besiegung des Rebellen Satan und seiner Dämonen durch die himmlischen Heerscharen unter der Führung des Erzengels Michael, eine Scene, die später Milton zu einem großen Schlachtgemälde ausgedichtet hat.*) Mit diesem apokalyptischen Sturz Satans aus dem Himmel zur Erde wurde zur Zeit der späteren Kirchenväter die Stelle beim Propheten Jesaia (Kap. 14): „Wie bist du gefallen vom Himmel, du schöner Morgenstern!" kombinirt, und weil römisch der Morgenstern Lucifer hieß, wurde den bisherigen Namen des Teufels dieser neue hinzugefügt, obzwar es wunderlich, ja geradezu sinnlos, den Dunkelgott einen „Lichtbringer" zu nennen. Auf eine Sinnlosigkeit mehr oder weniger kommt es eben in diesen phantastischen Regionen nicht an. Den Synoptikern zufolge hatte Jesus häufige Begegnungen mit dem Teufel, bei welchen dieser übelfuhr. Am übelsten dazumal in der Umgegend von Gadara, als der Sohn Gottes die Dämonen zwang, aus den von ihnen Besessenen in die nahebei weidenden Säue zu fahren.**) Aber die kulturgeschichtlich wichtigste neutestamentliche Kunde vom „bösen Feind" ist jene, welche die Versuchung Jesu durch den Satan in der Wüste erzählt.***) Denn hier liegt zweifelsohne die Wurzel vom ungeheuerlichen Upasbaum des mittelalterlichen Glaubens an ein Bündniß, an einen Vertrag von Menschen mit dem Teufel, kraft welchen Vertrags der Mensch dem Teufel Huldigung leistet und eine natürlich mit der Verleugnung Gottes gleichbedeutende Anbetung weiht, der Teufel hinwiederum seinen Vasallen und Anbeter mit den Gütern dieser Welt belehnt. „Und Satan führte Jesum mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest" — steht geschrieben beim Matthäus. „Hierin liegt schon das Pactum, sofern die Leistungen beiderseitig sind, und das Homagium, sofern die Hoheit des Teufels anerkannt werden soll," hat Soldan richtig bemerkt.†) Wie jedermann weiß, ist die Scene, welche sich zwischen Jesus und dem Satan abspielte, in der christlichen Heiligenlegende zu gar häufiger Wiederaufführung gelangt. Vom Teufel versucht zu werden und den Versucher mit Glanz abfahren zu lassen, das gehörte ja zu den obligaten Abenteuern eines richtigen Heiligen.

Im neutestamentlichen Kanon findet sich auch ein Hinweis auf den Ursprung Satans und seiner Dämonen. „Denn so Gott der Engel, die gesündigt haben, nicht geschont, sondern selbige mit Ketten der Finsterniß gebunden und in die Hölle verstoßen hat" — heißt es in der 2. Epistel Petri (Kap. 2, 4). Demzufolge waren die Dämonen von Gott abgefallene Engel, und es scheint, daß dieser Sündenfall schon im Buche der Genesis angedeutet ist, da, im 6. Kapitel, wo die Rede ist von den „Gottessöhnen, welche nach den Töchtern der Menschen sahen, wie sie schön waren", und selbige heirateten. Der Fortgang der Erzählung thut deutlich genug dar, daß das ein Gräuel war vor dem Herrn. Jüdische Rabbiner und christliche Kirchenväter haben von dieser Verbindung himmlischer Genien mit Erdentöchtern das große Schisma im Himmel datirt und folglich die Entstehung der Dämonenwelt, deren Fürst Satan. Fassen wir aber zusammen, was uns alles im Neuen Testament vom Wesen und Wirken Beelzebubs und seiner Sippschaft gemeldet wird, so gewinnen wir das Facit: Dem Reiche Gottes, durch Christus gestiftet, steht gegenüber das Reich des Teufels. Dieser ist der grimmige Feind Christi, der Widersacher, Versucher und Verderber der Christgläubigen, welche er mittels tausenderlei List zu verleiten sucht, vom Gottesreich abzufallen und das Teufelsreich zu mehren.††)

Die weisen, frommen, mehr oder weniger heiligen Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte, die „Kirchenväter", gaben sich redliche und anschlägige Mühe, den Teufel, wie ihnen

*) Paradise lost, book 6.

**) Matth. 8, 28 fg. Mark. 5, 2 fg. Luk. 8, 27 fg.

***) Matth. 4, Mark. 1, 12 fg. Luk. 4.

†) Geschichte der Hexenprocesse, 1843, S. 138.

††) Vgl. Roskoff, Gesch. d. Teufels, I, 200 fg., wo die zahlreichen neutestamentlichen Belegstellen zu dem von mir gezogenen „Facit" verzeichnet sind.

selbiger aus dem Alten und Neuen Testament überkommen war, großzufüttern, zu erziehen und allseitig auszubilden. Justinus, Klemens der Alexandriner, Methodius, Irenäus, Origines, weiterhin Cyprian, Tertullian, Chrysostomus, Lactantius und Augustinus schulmeisterten und dokterten an ihm herum. Auf diese Erziehung und Ausbildung hat früher der Gnosticismus, später der Manichäismus bedeutsam eingewirkt. Irenäus war es, welcher den Demiurg der Gnosis geradezu durch den Teufel ersetzte. Beim Justinus Martyr und beim Tertullian findet die Vorstellung, daß der Teufel der Affe Gottes, der Teufelskult eine Karikatur des Gottesdienstes sei, zuerst ihre bestimmtere Fassung und Begründung. Im großen und ganzen geht die Ansicht der Kirchenväter dahin, daß durch den Teufel, als durch den bösen Gegengott, die Sünde und der Tod in die Welt gekommen, daß diese sichtbare Welt eigentlich ganz des Teufels sei, daß das Satansreich dem Gottesreiche selbständig gegenüberstehe, daß, wie namentlich Augustinus behauptet, dem Teufel, seit er die Menschenեltern im Paradiese zum Sündenfall verführt, ein volles Recht auf die Menschen zukomme, daß aber schließlich das Teufelsreich dem Gottesreiche doch unterliegen werde und zwar infolge der Erlösung der Menschen durch den Opfertod Christi. Diese Besiegung Satans wurde mitunter und in absonderlichen Bildern ausgemalt. So, wenn Papst Gregor der Erste (st. 604) den Teufel mit dem Leviathan des Buches Hiob vergleicht und selbigen durch Christus mittels einer Angelruthe fangen läßt. Noch Groteskeres weiß der griechische Mönch Johannes aus Damaskus (st. 754) vom Untergange Satans zu melden. Ihm zufolge stirbt nämlich der Teufel an einem furchtbaren Erbrechen, indem er alles, was er verschlungen hat, wieder von sich geben muß, nachdem er „den unsündlichen, lebendigmachenden Leib", welchen Gott als Köder an seine Angel gesteckt, von dieser weggeschnappt hatte. Mittelalterliche Scholastiker haben sich dann in weiteren Phantastereien von gleich gutem Geschmack ergangen.

In den Grübeleien der Kirchenväter, wie der Scholastiker, mußte sich nothwendig immer die Frage regen: Woher und warum das Böse? Wie verträgt sich das Vorhandensein desselben mit der Allweisheit, Allmacht und Allgüte Gottes? Warum hat Gott mit den übrigen Engeln auch den geschaffen, dessen Abfall und Empörung er doch vorher wissen mußte? Oder warum hat er den Rebellen nicht vernichtet? Warum ließ er seinem Gottesreiche gegenüber die Aufrichtung und den Bestand eines Teufelsreiches zu? Da mußte denn die theologische Erfindung der „Zulassung" Gottes aushelfen. Gott ließ das Böse und den Bösen zu, vernichtete den Rebellen Satan nicht, damit die Menschen im Kampfe mit dem Teufel und seinem Reiche zu jener Reinheit und Tugendlichkeit sich hinaufläutern, welche sie zum Eintritt in das Gottesreich befähigt. Die Versuchungen des heiligen Einsiedlers Antonius in der Wüste durch eine ganze Schar von Höllengeistern — Athanasius hat in seiner „Vita S. Antonii" diese Versuchungen sehr drastisch beschrieben und der Franzos Flaubert hat in unseren Tagen diese Drastik in seiner weitschichtigen „Tentation de St. Antoine" nachgeahmt — sie widerspiegeln recht deutlich die Vorstellungen, welche im 4. Jahrhundert über die Wirksamkeit des bösen Feindes umgingen, wie über die Pflicht des Christen, gegen diese Wirksamkeit anzukämpfen. Eine originelle Ansicht über den Grund der göttlichen „Zulassung" des Bösen findet sich beim Gottfried von Viterbo (st. 1186), welcher in seiner in Versen und Prosa geschriebenen Weltchronik „Pantheon" (I, 23) auch die Frage aufwirft, warum wohl Gott den Teufel geschaffen, und darauf die Antwort gibt, das sei geschehen, weil Gott nach Malerart in seinem Weltgemälde der dunklen Farben bedurfte, um die Wirkung der hellen zu verstärken.

Ungefähr gleichzeitig mit den christlichen Kirchenvätern machten sich die jüdischen Rabbiner, welche mit der Sammlung, Sichtung und Ordnung der zum „Talmud" vereinigten „Mischna" und „Gemara" beschäftigt waren, ebenfalls viel mit dem Teufel zu schaffen. Die eigenthümlichste Gestalt, um welche die Talmudisten und Kabbalisten die Dämonologie bereicherten, ist meines Erachtens die Teufelin Lilith, Adams erste Frau, mit welcher Vorgängerin der Eva er unzählige böse Geister zeugte. Und aber der gute Adam sei der, übrigens gleich ihm von Gott erschaffenen, zanksüchtigen Lilith überdrüssig geworden und habe sich von ihr geschieden. Darauf habe sie sich mit dem Samael, wie hier der Satan heißt, verheirathet und habe selbigem die Hölle auch heißer gemacht, als ihm lieb war.

Der arabische Scheithan oder Schaitan ist niemals ein so großer Herr gewesen, wie der persisch-jüdische Satan und der christliche Teufel. In der vorislamischen Zeit etwa vorgestellt als der Häuptling der gespenstigen Genien und Dämonen, der Dschinnen, hat er offenbar auch dem Stifter des Islam keinen allzu großen Respekt eingeflößt. In dem Fünfsatz der großen Dogmen des Mohammedanismus figurirt der Teufel nicht. Der große arabische Prophet hat, wenn ich mich richtig ausdrücke, den Iblis, als blassen Abklatsch des persisch-jüdisch-christlichen Satans, mehr nur achselzuckend zugelassen als eindringlich statuirt. Der Koran bemüht sich ja fast ängstlich, zu verhüten, daß man den Widersacher Gottes diesem als gleichberechtigt zur Seite oder gegenüber stelle. Die dualistische Lehre vom Gott und vom Teufel wird nicht nur verworfen, sondern geradezu als die unverzeihlichste Sünde bezeichnet. In der 4. Sure vom Koran steht geschrieben: „Wer Gott ein anderes Wesen zur Seite stellt, dem verzeiht er nicht; alle anderen Sünden außer dieser verzeiht er. Sie (die Giaurs, die Ungläubigen) rufen neben ihm weibliche Gottheiten an" — (ein Stich auf den christlichen Marienդienst) — „und den rebellischen Satan. Ihn hatte Gott verflucht, worauf der Satan sagte: Nun will ich einen bestimmten Theil deiner Verehrer nehmen und verführen, ihnen verbotene böse Begierden einhauchen und ihnen befehlen, Gottes Geschöpfe zu mißbrauchen. Wer nun neben Gott den Satan sich zum Beschützer wählt, der wird augenscheinlich in sein Verderben rennen. Der Satan verheißt den Menschen wohl allerlei und regt ihre Begierden auf; aber was er verheißt, ist nur Lug und Trug. Ihre Wohnung wird die Hölle sein und sie werden keine Ausflucht finden." Auch in den berühmten Stellen der 2., 7., 15. und 18. Sure, wo Allah Zwiesprache mit dem „Dschinn" Iblis hält, ist jener weit entfernt, diesen als einen Gleichberechtigten sich gegenüberzustellen. Gott behandelt vielmehr den Teufel, der deutlich als ein vom Dschinnenstamm Entsprossener bezeichnet wird, sehr von oben herab, wie ein großer Herr einen verdrossenen, ungehorsamen, eingebildeten und aufsüpfischen Diener behandelt. Dann sondert er ihn von den Engeln, jagt ihn aus dem Paradies und verbannt ihn zur Hölle, wogegen Iblis die Drohung ausstößt, er werde alles aufbieten, die Menschen zu verführen. Natürlich hinderte die nebensächliche Behandlung Satans durch Mohammed die Mohammedaner nicht, nachmals einen bergehohen Haufen von Teufelsmythen zusammenzufabuliren.

In der Christenheit stieg vom 4. Jahrhundert an das Ansehen Satans als des Gegengottes immer höher und stellte sich auch die Vorstellung von ihm als dem „Schwarzen" mehr und mehr fest. Bei uns in Deutschland hieß der „übel Valant", wie er im Nibelungenliede genannt wird, schon ziemlich früh im Mittelalter „der schwarze Höllenwirth". Allmälig kamen zur Schwärze seiner Farbe die bekannten leiblichen Attribute, welche die vollständig ausgewachsene Teufelsgestalt zu einer ungeheuerlichen, halb menschlichen, halb thierischen machten: Pferdefuß, Bocksohren, Hörner, Kuhschwanz. Vorbilder zu solcher Ungestalt mögen die Satyrn und Faune der antiken Mythologie abgegeben haben. Früher noch trat der Teufel als „Hinkebein" auf, was daher kam, daß er beim Sturz vom Himmel zur Hölle ein Bein gebrochen hatte. Auch als „rother" oder „feuriger" Drache liebte er sich sehen zu lassen, wie er denn nach Bedarf der Umstände seine Gestalt vielfach wechselte. In deutschen Landen begegnet uns der völlig ausgereifte und ausgebildete Teufel bald in seiner höllenmajestätischen Gala, bald im einfachen Civilanzug als schwarzer Mann mit bleichem Gesicht, auch als schwarz geharnischter Ritter, als flotter Junker, als grüner Jägersmann, als lustiger Tänzer, als üppig-schönes Weib, als weißbärtiger Gelehrter — kurz, seiner Verwandlungen sind zahllose. Denn zu den erwähnten kamen in Deutschland und anderswo noch die

Erscheinungen des Teufels als Bock, als Hund, als Kater, als Frosch und als Kröte.

Ob sich ein weiter zurückreichendes Beispiel von dem Bündniß eines Menschen mit dem Satan als das von Basilius dem Großen in seinen „Dialogen" aus dem 4. Jahrhundert von seinem eigenen Diener Proterius erzählte nachweisen lasse, weiß ich nicht anzugeben. Basilius wußte das „Pactum" bei Zeiten rückgängig zu machen und den reuigen Teufelsbündler den Krallen des bösen Feindes zu entreißen. Für das früheste Beispiel eines Bündnisses mit dem Höllenkönig mittels förmlicher Verschreibung (der Seele) gilt das des Theophilus von Adana aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Der Fall ist auch deßhalb charakteristisch, weil der dem Teufel Verschriebene durch die Dazwischenkunft der Jungfrau Maria gerettet wurde und seine gefährliche Unterschrift zurückbekam. Von da an war die Mutter Gottes überhaupt so liebenswürdig, in ähnlichen Fällen häufig hilfreich zu interveniren. Zur Weiterbildung und kanonischen Fixirung der kirchlichen Lehre vom Teufelsbündniß trug sehr viel bei das Auftreten der mittelalterlichen Ketzersekten, der Katharer, der Apostelbrüder, der Waldenser, der Stedinger. Denn die römische Kurie fand es bequem und zweckdientlich, die Ketzer als Teufelsgläubige und Teufelsbündler zu verschreien, um sie desto nachdrucksamer verfolgen zu können. Papst Gregor der Neunte hat bei dieser Gelegenheit, mittels seiner i. J. 1233 gegen die Stedinger geschleuderten Bulle, die Christenheit mit den Mysterien des Teufelskultus bekannt gemacht. Diese päpstliche Orakelung ist darum doppelt denkwürdig, weil sie zweifelohne die Grundlinien zu dem ungeheuerlichen Phantasiestück enthielt, welches nach seiner Fertigzeichnung und Kolorirung unter dem Namen „Synagoga diabolica" oder „Hexensabbath" in der endlosen Gemäldegalerie der menschlichen Narrheit prangt, ein kolossaler Höllenbreughel.

Zur Zeit, wo Gregor der Neunte seine Bulle von jenseits der Alpen herüberschickte, also in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war der fanatische Glaube an die Ver- und Durchteufelung der Welt in der Christenheit schon eine vollendete Thatsache. Will man erfahren, wie naiv dieser Glaube sich äußerte, muß man den „Dialogus miraculorum" des zwischen 1240—50 gestorbenen Cistercienserm önchs Cäsarius von Heisterbach lesen, diesen wichtigen Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von dazumal.*) Die Erzählungen des guten Priors bezeugen uns, daß die Menschen jener Zeit überall und allzeit den Teufel sahen, hörten, fühlten, rochen und schmeckten. Und Cäsarius ist nur einer der vielen, vielen Zeugen hierfür. In der ganzen Literatur jener Zeiten, vorzugsweise natürlich in der kirchlichen, wimmelt und wuselt es von Teufeln jeder Art und jeden Grades, lauter Absplitterlinge vom Stamme Beelzebub, Heerscharen Lucifers. Die „Pforten der Hölle" schienen nicht nur den Himmel, sondern auch den „Fels Petri" zu überwältigen, das Reich Satans schien zur Universalmonarchie vorschreiten zu wollen.

*) Der „Dialogus" wurde zum erstenmal 1591 in Köln gedruckt. Ebendort erschien 1850 eine gute Ausgabe des Textes, besorgt von J. Strange, in 2 Bänden. Wem das lateinische Original unzugänglich, mag verwiesen sein auf die auszügliche deutsche Bearbeitung desselben durch A. Kaufmann: — „Cäsarius von Heisterbach", 2. Aufl. Köln 1862.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Herr Minister.

Schauspiel in fünf Acten von Jules Claretie und Alexander Dumas fils.

(Residenz-Theater.)

„Um einen Roman zu dramatisiren," erklärte mir einst der jüngere Dumas, „muß man den Roman vergessen." Die meisten französischen Romanciers, die ihren epischen Musenkindern eine zweite Auferstehung auf den weltbedeutenden Brettern bereiten wollen, sündigen sehr zu ihrem Nachtheil wider diese probate Vorschrift. Sie halten sich zu streng an die gegebene Vorlage, sie haben ihre Figuren zu lieb gewonnen, um sich von ihnen zu emancipiren, und sie vergessen, daß das Drama ganz andere Motive braucht, als der Roman. Das hat von jeher Keiner besser verstanden, als Dumas fils. Seine „Camelliendame" ist das Muster eines dramatisirten Romans, eines fest auf sich beruhenden Gefüges, das nirgends den novellistischen Ursprung, den Weg durch das Buch verräth. Und sein bewährtes Recept hat der berühmte Autor auch bestmöglich befolgt, als sein College Jules Claretie ihm ein Drama brachte, das er aus seinem mit großem Erfolg publicirten Romane „Monsieur le Ministre"*) gezogen hatte. Claretie ist ohne Zweifel der fruchtbarste französische Schriftsteller der Gegenwart. Allwöchentlicher Chroniqueur im „Temps" und in der „Indépendance belge", Theaterkritiker der „Presse", findet er noch die Zeit, in alle möglichen Revuen zu schreiben, nebenbei Novellen und Romane zu veröffentlichen, sich auch auf den Brettern zu versuchen und ab und zu wohl auch eine deutschfeindliche Schrift (z. B. „Dix ans après") zu begehen, — kurz, wir glauben Zola aufs Wort, wenn er uns versichert, Claretie würde krank werden, wenn er nicht täglich vor dem Frühstück seine 500 Zeilen in die Druckerei schicken könnte. Auf der Bühne hat er nicht Fuß fassen können, obwohl er in seinen stets maßvollen und interessanten Theaterreferaten die Schwächen Anderer trefflich ins Licht zu setzen versteht. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sein dramatisirter „Herr Minister" aussah, als er ihn zu seinem Freunde Dumas auf die dramaturgische Klinik brachte. Da war gewiß jeder Act ein Tableau, jede Scene ein Romankapitel, jede Figur ein Hinweis auf das Buch und das Ganze eine undramatische Dialogisirung, die blos den Kennern des Romans interessant oder auch nur verständlich sein konnte.

Das Buch erzählt uns, wie der talentvolle vierzigjährige Provinziale Sulpice Vaudrey — der ehemalige Minister und nunmehrige Senator Bardoux soll das Modell sein — nicht allein Conseilpräsident, sondern auch Pariser wird. Er ist von den besten Absichten beseelt und wird obendrein von seiner ausgezeichneten jungen Frau angefeuert, ein großer Minister zu sein. Aber ach, Vaudrey wird gar bald vom Pariser Wirbel erfaßt. Er verliebt sich in eine abgefeimte Abenteurerin Marianne Kayser und stürzt sich ihretwegen in eine Fluth von Schulden, die sein ganzes eigenes Vermögen verschlingt. Marianne ist eine Cocotte mit Heirathsgedanken, also, wie wir aus Dumas' „Demi monde" wissen, von der gefährlichsten Sorte. Eine Notiz in einem Skandalblatte öffnet unterdessen der armen Frau Vaudrey die Augen. Es erfolgt eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Ehegatten. Die Betrogene bezahlt zwar noch mit ihrem eigenen Vermögen die Schulden ihres Mannes, „um die Ehre des Hauses zu retten", kehrt aber sogleich in die Provinz zurück, wo sie den Scheidungsproceß einleiten wird. Gleichzeitig wird Vaudrey gestürzt. Marianne Kayser aber heirathet einen spanischen Herzog. Das Ganze hat noch ein Nachspiel. Der Herzog erfährt durch einen Wucherer, daß seine Frau die Maitresse Vaudreys gewesen ist. Sie tödten, sich von ihr trennen, würde ihn in den Augen der Welt lächerlich machen. Er will sie und seine Schande lebendig vergraben, indem er sich mit ihr in das weltverlorene Schloß seiner Väter zurückzieht und zu freudlosem Dasein verurtheilt.

Dumas erkannte gleich, daß die novellistische Vorlage aus zwei Theilen besteht, die wenig Gemeinsames haben: aus einer politischen Satire und einer sentimentalen Ehebruchsgeschichte. Für die Aus- und Umarbeitung beider Aufgaben war jedenfalls der Dichter der „Camelliendame", der „Fremden", der Dramatiker der These der rechte Mann. Schon Claretie will in seinem Buche beweisen, daß die Politik den Charakter verdirbt, und daß die wahre Weisheit darin besteht, sich der Theilnahme am öffentlichen Leben ganz zu entschlagen und einsam und friedlich, wie Voltaires Candide, seinen Kohl zu bauen. Das entspricht so recht der oft verkündeten Lehre des Imperialisten und Reactionärs

*) Eine gute deutsche Ausgabe dieses interessanten Romans, nach der 50. Auflage des Originals, ist bei H. Minden in Dresden erschienen. Es ist wohl nur ein drolliger Druckfehler, wenn es S. 225 heißt: „Ich werde mich in die Baulinie begraben und dort meine Rheumatismen pflegen." Natürlich steht im Original: la banlieue = die Bannmeile, die Vorstädte, besonders von Paris.

Dumas. Indem er also die politische Satire in Scene setzte, war er vor Allem darauf bedacht, die Abwirthschaftung sämmtlicher Parteien, zumal die der Republikaner, zu zeigen und alle Politiker als Narren hinzustellen. Es ist eine wahre Lust zu hören, welch fein geschliffene, giftige, lustige Epigramme Dumas seinen Figuren in den Mund legt. Die Lächerlichkeiten der Bureaukratie, die Wahlagitation, das Börsenspiel, der Egoismus der Parteien, das Streberthum, die Stellenjagd, der ewige Ministerwechsel — ein Thema, für dessen Satire auch uns das Verständniß nachgerade aufgegangen ist —, alle Unerquicklichkeiten der politischen Zustände werden mit einem mörderischen Humor gegeißelt, der gerade diese an sich kaum theatralischen Zustandsbilder zu einem wahren Genuß für nachdenkliche Zuschauer macht. Minder gelungen ist neben dieser brillanten Satire die eigentliche Handlung, obwohl auch hier Dumas' umgestaltende Hand ausgiebig waltete. Der Herr Minister ist uns auf der Bühne sympathischer, weil er seinen Ministerberuf ernster nimmt. Er will die Wohlfahrt des Vaterlandes; er ist keine Creatur seiner Partei; Nepotismus und Coterien stehen ihm fern. Seine Liebschaft mit Marianne Kayser bleibt auch nur in den Anfängen stecken; er läßt sich mit ihr blos so weit ein, daß ihm seine Frau am Ende zur Noth verzeihen kann. Auch der äußere Gang der Handlung ist mehrfach verändert. Der erste Act schildert uns, wie der Abgeordnete Vaudrey in der Provinz die Kunde von seinem Avancement ins Ministerium erhält, und wie sich nun Freunde und Parteigenossen in eigennütziger Absicht an ihn herandrängen. Dumas führt hier dramatisch aus, was Vaudrey im Roman nur gelegentlich einmal aus der Erinnerung erwähnt. Dann wird Marianne Kayser eingeführt. Sie ist nicht die herzlose Abenteurerin, wie sie mit großer Consequenz und Logik im Roman auftritt, sondern eine sentimentale, nach Liebe, Ehe und Reichthum schmachtende Dame, welche den Herzog wirklich liebt, womit freilich ihre Koketterie mit Vaudrey im Widerspruch steht. Dramatisch zugespitzt ist der dritte Act. Während im Roman Frau Vaudrey nach ihrer schmerzlichen Entdeckung jeden Eclat, wenn auch nur mit dem ganzen Aufgebot ihrer Energie, vermeidet, stürmt sie im Stück mit dem Zeitungsblatt in der Hand in den Saal, schmäht öffentlich ihren Mann und weist seiner Maitresse die Thür, worauf der Herzog Vaudrey herausfordert. Im folgenden Act lösen sich alle Conflicte in eitel Wonne auf. Vaudrey hat von dem Spanier einen kleinen Denkzettel in Form eines Degenstichs erhalten, ist übrigens ganz gesund und munter. Seine Frau, welche nicht vergißt, daß sie Ministerin ist, empfängt in ihrem Salon die nunmehrige Herzogin, welche mit den besten Vorsätzen und strahlend vor Glück Abschied nimmt. Auch die Schulden Vaudreys sind aus der Welt geschafft. Ein guter Freund hat statt seiner alle Wechsel bezahlt. Und schließlich gibt Vaudrey seine Demission. Von allem politischen Ehrgeiz geheilt, wird er in die Provinz zurückkehren und nur noch seiner trefflichen Frau und seinem bewährten Freunde leben. Wie man sieht, ein weichherziger, verlogener Schluß, ein sogenannter „guter Ausgang", der mit dem satirischen und pessimistischen Grundton des Ganzen in argen Widerspruch geräth. Andererseits sind aber die Neuerungen, z. B. die Conversationsscenen, der effectvolle dritte Actschluß u. A. von so blendendem Witz und dramatischer Schlagkraft, daß wir den Anklang, den das Stück auch in Berlin fand, wohl begreifen und Claretie vollständig Recht geben müssen, wenn er nach der Pariser Première zu seinem Mitarbeiter sagte: „Das Stück ist von mir, aber der Erfolg ist von Ihnen."

Der verdienstvolle Director des Residenztheaters, Herr Neumann, hatte die Novität nicht nur in Scene gesetzt, sondern ebenso geschmackvoll ins Deutsche übertragen. Sein Dialog ist ein correctes, flüssiges Theaterdeutsch, das namentlich Herr Haak, der Darsteller des Raisonneurs im Stück, und die Gastin Frau Franziska Ellmenreich, eine höchst elegante und graziöse Marianne, zu voller Wirkung zu bringen wußten. Ein ganz kleines Mißverständniß lief dabei mit unter. Ein Abgeordneter behauptet, das von ihm vertretene Departement nur aus „Joannes Leitfaden" zu kennen. Ohne Frage ist der „Guide Joanne", ein sehr dickleibiges Reisebuch, der französische Bädeker gemeint.

Z.

Kunstausstellungen.

Aus dem Künstlerverein. Schraders Anbetung der Könige. — Die Berliner Landschafter. — Verschiedenes.

Im Jahre 1815 geboren, steht Julius Schrader an der Schwelle seines siebzigsten Lebensjahres. Er hat als Historienmaler und Porträtist eine an Ehren reiche Laufbahn hinter sich. Seine Hauptwerke, wie Karls I. Abschied von seinen Kindern, Friedrich nach der Schlacht bei Collin und andre mehr schmücken in Reproductionen seit Jahren die Wände unserer Bürgerwohnungen. Wenn in den letzten Jahren die Woge der Zeit über ihn hinwegzuspülen schien, so theilte er nur das Schicksal der Wenigen, die mit ihm jung gewesen, und von denen nur dem einen, ebenfalls 1815 geborenen Adolf Menzel, beschieden war, sein lebenslanges Mühen auf einsamer Höhe im Alter vom Gang der allgemeinen Entwickelung eingeholt zu sehen. In weiteren Kreisen hatte man Schraders als eines schaffenden Künstlers schon fast vergessen. Da tritt er nun aufs Neue vor uns hin mit einem Werke, das an äußerm Umfang und an innerem Gehalte den Bildern seiner Blüthezeit gleichkommt.

Seine Anbetung der Könige wurzelt in der Kunst der vergangenen Periode. Von den Jüngeren würde kaum einer sich aus freien Stücken eine derartige Aufgabe stellen und sie in diesem Sinne lösen. Schon an die Größe des Gemäldes, das eine halbe Wand einnimmt, würde sich so leicht keiner mehr wagen. Inmitten all der geringen Formate, die heutzutage gang und gäbe sind, ruft uns Schraders Kolossalbild doppelt lebhaft ins Gedächtniß, welch ein Umschwung sich in Bezug auf die Größe der Bilder in der Phantasie unserer Künstler vollzogen. Es ist, als sammle man sich, um in engem Rahmen alle malerischen Probleme zu bewältigen, ehe man wieder in der Bewältigung großer Flächen das Ideal sieht.

Schrader ist in der Gestaltung seines Stoffes von der gebräuchlichen Form abgewichen. Seine Madonna nimmt nicht, wie dies fast ausschließlich der Brauch, sitzend die Huldigung der Fürsten entgegen. Bei ihrer Ankunft ist sie, als wäre die Hütte zu klein, den Zug zu fassen, in die Thür getreten, das Jesuskind auf dem Arm. Hier begrüßen sie die Weisen in ihren prunkenden, modern-orientalischen Kostümen. Das Licht, welches von dem Kinde ausgeht und von dem lieblichen Antlitz der Mutter zurückgeworfen wird, hebt nur die Köpfe der ehrerbietig sich Neigenden aus dem Dunkel der Nacht hervor und spiegelt sich in dem Golde der Geschenke. Weiterhin erhebt sich die Silhouette eines Mannes aus dem Gefolge, der dem Troß zuruft, das Ziel sei erreicht. Joseph steht mit staunender Miene dabei. In die Thür drängen sich Neugierige, im Hintergrund sind andere auf ein Gemäuer geklettert, den wunderbaren Vorgang mit anzusehen. Es ist der ganze Apparat, den seit Jahrhunderten die Maler in Scene setzen, um dies seltsame und für die malerische Phantasie so verführerische Schauspiel vor die Anschauung zu bringen. Und er verfehlt auch hier seine Wirkung nicht, beruhend auf dem malerischen Gegensatz zwischen dem glänzenden Huldigungszuge und der einfachen Madonna in der schlichten Umgebung. — Die Geschichte hat uns zwar daran gewöhnt, daß die Maler bis in ein höheres Alter schöpferisch thätig bleiben als andre Sterbliche, aber es überrascht ein neuer Beweis der alten Wahrheit, wie ihn Schrader mit seinem jüngsten Werk bringt, darum nicht minder.

Ist es ein Zufall, daß sich zur Zeit in Berlin eine Schaar junger Landschafter zusammenfindet, die, von den verschiedensten Schulen ausgehend, doch in Richtung und Absicht wie eine geschlossene Gemeinde erscheinen? Was sie im Verein mit den hiesigen Meistern der älteren Generation wie Gude, Ludwig, Scherres ans Licht bringen, drückt gegenwärtig der Berliner Production den Stempel auf. Weder im Genre noch in der Historienmalerei lassen sich die Leistungen unserer heimischen Kunst an Mannichfaltigkeit, Originalität und Gesundheit mit denen des Landschafterkreises vergleichen. Und dabei, wie wenig drängen sie sich vor; still und kaum bemerkt bieten sie oft ihr Bestes so nebenher und beiläufig, daß man es suchen muß.

Ihre Tendenz geht auf die objective, aber von einer innigen Empfindung getragene Wiedergabe einfacher landschaftlicher Zustände. Fast ausnahmslos entnehmen sie ihre Motive der Heimat. Bei aller Sorgfalt, die sie auf ihre Composition verwenden, liegt ihnen eine Stilisirung nach der klassischen oder romantischen Idealität gleich fern. Hingebung an die Natur und ernste Arbeit sprechen aus jedem Werk.

Im Kreise einer großen Schülerzahl steht Hans Gude noch schaffensfrisch wie einer der Jüngsten da. Seine neueste Gabe ist eine Landschaft in silberner Morgenstimmung. Vor dem Laufe eines Baches, der unter schlanken Erlen sein Bett gewühlt hat, ist ein junges Mädchen stehen geblieben und scheint eine Stelle zu suchen, die ihm den Uebergang ermöglicht. Jenseits schimmert durch die Stämme eine helle, idyllische Landschaft, das Ganze ein ungemein freundlicher, zu sinniger Betrachtung einladender Anblick. — Dem Meister in der Auffassung verwandt ist ein junger Künstler, der mit ihm auch die Vorliebe für unsere Ostseeküsten theilt, Müller-Kurzwelly. Er läßt uns in der Regel über ein weithin gezogenes Strandfeld einen Blick auf das ruhige Meer thun und belebt seine Vordergründe durch tüchtige Staffage. Konrad Lessing und C. Rahtjen gehören zu dem Kreise junger Künstler, die nach dem Tode K. F. Lessings von Karlsruhe nach Berlin übersiedelten. Ersterer stellt eine schlichte Landschaft aus, die an Geschlossenheit und Intensität der Wirkung noch seine Gebirgsscene von der letzten Ausstellung übertrifft. Das Motiv stammt vom Lahnufer. Ein kahler Kalkfelsen zieht sich in einfacher Linie quer durch den Ausblick nach dem Hintergrund. Um ihn windet sich der Fluß, dessen Ufer die Landstraße begleitet. Schiffe auf dem Wasser und Fußgänger auf der Straße beleben die Scene. Die Stimmung ist etwas schwermüthig, wie wir es bei Konrad Lessing gewohnt sind. Dabei ist das Bild jedoch ganz hell gemalt und von einer so soliden Durchbildung, daß mir einer der hervorragendsten unter unsern älteren Landschaftern sagte, er möchte es wohl copiren. Ein Wunsch, den man begreiflich findet, sowie man sich in die reichen und in ihrer Selbstverständlichkeit gar nicht aufdringlichen Einzelheiten vertieft.

Carl Rahtjen wendet sich mehr und mehr der Schilderung einer einzigen Tageszeit und ihren reichen, aber nur der liebevollsten Beobachtung erfaßbaren Effecte zu, der Dämmerung. Auf seiner Harzlandschaft baut sich hinter einer Schilfmauer, die den Wasserspiegel im Vordergrund begrenzt, ein vom Abendnebel umwallter Höhenzug auf. Auch auf einem zweiten Bilde des Künstlers, „Am Weiher," spielen die herbstlichen Nebelgebilde eine Rolle. Beide sind gleich poetisch in der Empfindung und exact in der Ausführung. Aehnliche Stoffe behandelt Kubierschky, aber meist noch einen Ton schwermüthiger. Seine Ostseeküste und seine Landschaft am Teich gehören zu den feinsinnigsten Erzeugnissen unserer jüngeren Künstler. Er gehörte dem Kreise an, der sich um den zu früh dahingerafften Dreßler schaarte. Müller-Breslau, der ebenfalls Anregungen von ihm empfangen, stellt eine mächtige Gebirgsscenerie aus. Ein dünner Bach eilt über felsige Halden hinab und windet sich durch Steingewirre, als triebe es ihn, die Oede hinter sich zu lassen, über die der Sturm die schweren Wolkenmassen jagt. Er biegt die schlanken jungen Birken zur Erde und fährt durch das Laub der wenigen vollwüchsigen, als wolle er es mit einem Zuge losreißen und über die Gipfel treiben. Die Durchbildung der Einzelheiten hält der großartigen Intention die Wage. Der junge Künstler wächst mit jedem Werke. — Bennewitz von Loesen hat sich mit der märkischen Flußlandschaft in ihren lieblichsten Partien seit lange eine Specialität gemacht. Er begegnet sich in den Stoffen mit Carl Scherres, nur daß dieser auf noch größere Einfachheit ausgeht. Beide sind mit charakteristischen Werken vertreten. H. Herrmans Herbstlandschaft mit einem nassen Wege, über den ein Hirt seine Heerde leitet, ist für den tristen Vorwurf vielleicht etwas groß, sonst aber ein tüchtiges Werk. Die Landschaft, welche Herman Prell diesmal zur Ausstellung gebracht, hat in ihrer schlichten Poesie nur diejenigen überrascht, welche auf seinen früheren Compositionen das Landschaftliche nicht genügend beachtet. Ueber den Kamm eines Hügels, auf dem zwischen mächtigen Findlingsblöcken eine Gruppe schlanker Birken in goldbraunem Herbstlaube aufsteigt, liegt der Blick auf schwarzgrüne Föhrenwälder und eine braune Niederung offen. Hie und da blinkt in derselben ein blauer Wasserlauf. Ueber den fernen Hügeln steigt ein dickes Gewölk auf, und vorn schreitet den noch sommerlich grünen Abhang ein Bauernmädchen herab. Alles das ist etwa mit der packenden Einfachheit vorgetragen, die wir an den landschaftlichen Schilderungen der Japaner bewundern. — Der Weimarer Schule gehört der sinnige Hoffmann von Fallersleben an, dessen Winterbilder ein so frisches Naturstudium verrathen. Henseler, einst ebenfalls Weimararer, glänzt diesmal mit einem kleinen aber ausgezeichneten Bilde, auf dem sich Landschaft und Genre begegnen. „Im Vorübergehen" bleibt am frühen Morgen ein Jägersmann auf einem thaufrischen Felde stehen, dessen Furchen breite Schatten werfen, und tauscht einen Gruß mit zwei lachenden Mädchen, die von ihrer Feldarbeit aufblicken. Dem Hunde dauert die Zwiesprache zu lange, er drängt mit ungeduldiger Geberde zum Weitergehen. Wie die Figuren von der hellen, kühlen Morgenluft umflossen sind! An frischer Lebensfülle steht diesem Kabinetstücke ein kleines Bild von Paul Klette nahe. In pfingstgrüner Laube sitzt der Soldat „auf Urlaub" zu Hause und hält die Hand eines Mädchens in der seinen; durch die grünen Zweige läßt sich die Frühlingslandschaft errathen. Ein freundliches Bild, das durch die Abwesenheit der Sentimentalität, die bei dem Stoff so nahe lag, doppelt wohlthuend berührt. Erstaunlich ist desselben Künstlers Scene aus dem Thiergarten, ein Momentbild von packender Wahrheit. Ganz von vorn gesehen tritt ein Flaneur uns entgegen, die Hände in den Taschen des offnen Ueberrockes, das Monocle im Auge. Seine Gestalt füllt fast die ganze Bildfläche, nur daß über seinen Schultern die Köpfe andrer Spaziergänger erscheinen, Damen im Promenadenhut, Offiziere, und in nebligem Dunst kahles Gezweig. Ein durch und durch modernes Bild von scharfer Charakteristik ohne Spur von Uebertreibung. Hier sind wir schon von der Landschaft abgekommen, die uns vorzugsweise fesseln sollte. Auf das Porträt uud das Genre kommen wir im nächsten Berichte zurück, denn der Künstlerverein hat die Eintheilung in drei Monatsserien aufgegeben und wechselt wieder allwöchentlich, wie früher. Da dürfte es sich lohnen, das Verwandte aus mehreren Wochen zusammenzustellen.

Nachträglich seien hier noch einige Werke von andern Ausstellungen erwähnt.

Bei Philipp Meyer lernten wir ein älteres zur Lutherfeier neu ausgestelltes Bild des Weimaraner Professors Marder steig kennen. Es behandelt Luthers Einzug in Worms. Wir stehen dieser Art von Historienbildern doch schon recht fern. Bei aller Anerkennung des Meisters und der Gewissenhaftigkeit, mit welcher im Kostüm und Porträt die historische Wahrheit verfolgt wurde, kommen wir über die Unzulänglichkeit des Colorits nicht hinweg, die schon zur Zeit der Entstehung des Bildes — vor zwanzig Jahren — empfunden wurde. Die Gruppirung ist recht geschickt. Der Wagen, welcher den Helden der Handlung in die Stadt gebracht, hält gerade an vor dem Hause, in welchem die Fürstlichkeiten ihren Aufenthalt genommen, die Luther am nächsten stehen. Dieser richtet sich im Wagen auf, um den Kurfürsten von Sachsen zu grüßen, der im Kreise seiner Freunde aus einem Fenster des ersten Stocks herabblickt. Luthers Gestalt ist ganz ins Profil gestellt, damit zu dem Kopf das bekannte Hopfer'sche Porträt verwendet werden konnte. In den Volksmassen, die den Wagen umdrängen und jede Bewegung zur Erscheinung bringen, welche von dem Ereigniß erregt wurden, die Freunde und die Widersacher der neuen Lehre anzubringen, lag nahe genug. — Das Bild ist in Deutschland wenig bekannt geworden, da es bald nach seiner Entstehung ins Museum zu Weimar gelangte.

Von Gustav Süs, dem originellen Thiermaler, der mit besonderer Vorliebe das Studium der Hühnerwelt betrieben, wurden uns zwei sehr charakteristische Schöpfungen vorgeführt, die alle seine liebenswürdigen und gemüthlichen Eigenschaften vereinigen. Eine Ecke in einem Stall, in der sich eine Glucke mit ihren Küchlein unter Haselreisig duckt, dessen stäubende Kätzchen den nahen Frühling andeuten, — und dann die bekannte „Tragödie im Hühnerstall", die dramatische Schilderung des Ueberfalls durch einen Fuchs. In solchen harmlosen Schöpfungen wird die alte Düsseldorfer Schule am längsten leben, sie hat mit ihnen und speciell mit den Bildern von Süs auf die weitesten Kreise gewirkt und eine unbegrenzte Reproduction angeregt. Es gibt kaum einen Stoff, in dem die Küchlein von Gustav Süs nicht nachgebildet sind. Sie sind sogar bis in die Tage des cuivre poli populär geblieben. Seine Bilderbücher, die mir einmal unendlich viel Freude bereitet haben, scheinen von der jüngsten Generation vergessen zu sein. A. L.

Berichtigung.

In dem Artikel: Zur Frage der Heine'schen Memoiren von Karl Emil Franzos in voriger Nr. muß es u. A. heißen: S. 23, Sp. 1, Z. 22 v. u. ein statt: kein; S. 24, Sp. 2, Z. 20 v. o. edelschönen statt: vollschönen; S. 24, Sp. 2, Z. 17 v. u.: der in diesen Zeilen verfochtenen u. s. w.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Inserate.

Bei **Th. Ackermann** in **München** ist 1880 erschienen und bei dem jetzt erwachten Interesse für die Burschenschaft zu empfehlen:

Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hilfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete insonderheit Eltern, Erzieher und Studenten dargestellt von **Ulrich Rudolf Schmid** p. em. (Schüler, Verwandter und Freund von Vorläufern, Gründern und sehr vielen bedeutenden Mitgliedern der Burschenschaft vor und nach seiner Studienzeit), einem der eifrigsten Jenaischer Burschenschafter 1827—1832, Comité-Mitglied und Festredner beim burschenschaftlichen Wartburgfeste 1867 und bei der Feier des 60jährigen Jubiläums der Burschenschaft 1875.

Zweite stark vermehrte Ausgabe. 17 Bogen gr. 8. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch alle soliden Buchhandlungen.

Diese Monographie von einem seit seiner Kindheit mit der Burschenschaft eng verwachsenen Verfasser wird wohl bei der großen Verschiedenheit der Meinungen über die Burschenschaft für die richtige Auffassung derselben in- und außerhalb der Studenten-Welt am geeignetsten sein. Siehe S. XIV—XIX, XXX, 124—25, 140—57, 180—81, 226—27 — nebst den Anmerkungen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Vor Kurzem erschienen:

Dr. Conrad Rieger, Docent an der Universität Würzburg. **Der Hypnotismus.** Psychiatrische Beiträge zur Kenntniss der sogenannten hypnotischen Zustände. Mit einer Curventafel und 4 Tafeln in Lichtdruck. **Nebst einem physiognomischen Beitrag von Dr. Hans Virchow, Privatdocent der Anatomie in Würzburg.** Preis 4 ℳ. 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber die Vererbung.** Ein Vortrag. Preis 1 ℳ. 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber Leben und Tod.** Eine biologische Untersuchung. Mit zwei Holzschnitten. Preis 2 ℳ.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig:**

Catulls Buch der Lieder.

Deutsch von

Rudolf Westphal.

Eleg. cartonirt ℳ. 2.40. In Prachtband ℳ. 3.—

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig,** erschien:

Silentium

pro Paul v. Portheim!

Elzevierausgabe geh. ℳ. 2.—, geb. ℳ. 3.—

Herausgegeben

von der „Deutschen Hochschule" in Prag.

Bunter Wechsel heiterer und ernster Weisen. Scholastenlieder von Trunk und Liebe, gedankenreiche und empfindungsreiche Rhythmen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Antiquar. Catalog III.,

enthaltend **schöne Litteratur, Geographie** und **Geschichte** (1006 Nummern) versendet gratis und franco.

Heinr. Stephanus, Antiquariat, **Trier.**

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Wilkie Collins neuester Roman Herz und Wissen

wird **allen neu hinzutretenden Abonnenten** des

„Berliner Tageblatt"

gegen Einsendung der Post-Quittung **gratis** und **franco** nachgeliefert.

„Berliner Tageblatt."
Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Abonnements
für die Monate
Februar und **März**
nehmen alle
Reichs-Postanstalten
zum Preise von
3 Mark 50 Pf.
für alle 5 Blätter
zusammen, entgegen.

Obiger im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheinende Roman hat in England ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Er übertrifft an Spannungsreiz u. dichterischem Werth fast alle früheren Romane, die der erfindungsreiche Verfasser der „Frau in Weiß" bis jetzt veröffentlicht hat. Die Fäden der Handlung sind so künstlerisch verschlungen, daß das Interesse bis zum letzten Augenblick in Athem gehalten wird.

„Berliner Tageblatt."
Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Separat-Beiblätter:
„Deutsche Lesehalle."
„ULK"
illustr. Witzblatt.
„Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft."**
Industriell. Wegweiser.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Allen gebildeten Familien wird zum Abonnement empfohlen:

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde

unter Mitwirkung von

Professor Dr. **Friedrich Ratzel** und anderen Fachmännern.

57. Jahrgang. 1884.

Wöchentlich 1 Nummer à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal ℳ. 7.—

Das Ausland eröffnet mit der soeben erschienenen Nummer 1 seinen 57. Jahrgang. Es genügt ein Blick auf Text und Illustrationen dieser Nummer, um in derselben eine der gediegensten geographischen Zeitschriften repräsentirt zu sehen. Im vorigen Jahrgang hat das „Ausland" 12 Karten und Pläne und 80 Illustrationen gebracht, im neuen wird es noch reicher illustrirt sein. Daß aber diese illustrirten Bände des „Ausland" hinter den früheren nicht illustrirten an Gediegenheit des Inhaltes nicht zurückstehen, lehrt das in diesen Tagen ausgegebene Inhalts- und Mitarbeiterverzeichniß für den 56. Jahrgang, welches vielmehr erkennen läßt, daß das „Ausland" durch seine Fülle von Originalmittheilungen, Auszügen und Notizen eine der reichsten Quellen für geographische und besonders auch völkerkundliche Belehrung geblieben ist.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 26. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reform der Schank-Gesetzgebung. Von A. Lammers. — Das Indigenat in Ungarn. Von Felix Stoerk. — Zu den jüngsten Dämmerungserscheinungen. Von A. Ch. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack. Von Ernst Ziel. — Ein Schmerzensschrei aus Venedig. Von Wilhelm Lauser. — Der Teufel. Eine Biographie. Von Johannes Scherr. (Schluß.) IV—VI. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Recht des Stärkeren. Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. Von Z. — Eine Ausstellung im Kupferstichkabinet. Von A. L. — Inserate.

Die Reform der Schank-Gesetzgebung.

Von A. Lammers.

Bei der eben wieder angeregten Reform der Schank-Gesetzgebung wird für alle volkswirthschaftlich denkenden Köpfe die Frage in Betracht kommen, inwiefern das Schankgewerbe sich von andern Gewerben hinlänglich unterscheidet, um einer besonderen Regelung zu bedürfen. Seine Eigenthümlichkeit fließt aus der Beschaffenheit des Verbrauchs, welchem der Kleinhandel mit Trinkschnaps dient, besonders wenn dieser auf der Stelle genossen wird, also in den sogenannten Schenken. Dieser Verbrauch ist von außergewöhnlicher Dehnbarkeit, wie der der alkoholischen Getränke überhaupt. Verglichen mit fast jeder anderen Waare, sei sie trinkbar oder eßbar oder wozu sonst sie dienen mag, zeichnen die Spirituosen sich dadurch aus, daß zwischen dem was für vernünftige Zwecke genügt, und dem was erregte Lust hinunterschüttet, die denkbar weiteste Spannung besteht. Bei einer neulich angestellten Ermittelung in dem Stadtkrankenhause zu Danzig stellte sich bei drei Säufern, unter denen eine Frau war, ein täglicher Schnapsgenuß von vier bis fünf Litern heraus; blos zur augenblicklichen Steigerung der Kraft oder des Wärmegefühls würden vielleicht ebenso viele Gläschen hinreichen. Wenn man in Chroniken oder culturgeschichtlichen Werken liest, was Fürsten, Ritter und städtische Patricier ehedem an Wein oder Gerstensaft vertilgten, möchte man es nicht für möglich halten. Aber als Student wird auch noch Mancher unter uns sich erinnern, Mengen Bier auf einmal zu sich genommen zu haben, mit denen er jetzt die ganze Woche reicht; und wenn die schwedische Universitätsjugend nicht viel weniger Punsch auf ihren Kneipen und Commersen trinkt, als die deutsche Bier, so ist die norwegische in Christiania dagegen schon ganz vergnügt bei einem oder zwei Gläsern Grog (oder wie sie da sagen: Toddy) am Abend.

Diese Elasticität des Alkoholgenusses, der höchstens das Tabakrauchen annähernd gleichkommt, entspringt aus seinem stimmenden Einfluß auf die Nerven, welcher allmählich zunehmender Mengen bedarf, um wieder zu entstehen. Man nennt das: mit der Zeit mehr vertragen lernen. Damit verbindet sich denn die vor allen Völkern dem Deutschen eigene Neigung — die so stark auch im skandinavischen Norden lange nicht gefunden wird —, beim Zechen stundenlang zu sitzen in gemüthlichem Gespräch. Der Aufenthalt in der Schenke wird also ein Theil seines täglichen Daseins. Ist er einmal drin, so kann er auch wohl länger, als ursprünglich seine Absicht war, in derselben festgehalten werden; und mit der Dauer des Dasitzens wächst die Zahl der trunkenen Schoppen oder Gläschen. So entsteht die Möglichkeit, den Spielraum des Absatzes zu erweitern über das natürliche, selbstständige Bedürfniß der Kunden hinaus durch eine künstliche Behandlung ihrer Triebe und leidenschaftlichen Hänge. Von dieser Möglichkeit aber durch Gründung neuer Schenken Gebrauch zu machen ist sehr bequem.

Der Schenkwirth kommt gleich nach dem Dienstmann, was die Leichtigkeit seiner Besetzung angeht. Fachmäßige Vorbildung bedarf er nicht; das Lokal kann er miethen, und die Miethe wird der Regel nach nicht im voraus, sondern nachträglich bezahlt; ein paar Fäßchen Branntwein bekommt er allenfalls auch auf Credit, oder im schlimmeren Falle kosten sie nicht viel; ganz umsonst hat er das Wasser, mit welchem er die Originalstärke auf den üblichen Alkoholgehalt heruntersetzt, und auf Flaschen und Gläser, Tische, Bänke und Stühle lassen die Verkäufer ihn im Nothfall von den laufenden Einnahmen abbezahlen. Auch das Anlagekapital der Unternehmung ist also nicht viel größer, als was dem Dienstmann Rock und Schildmütze kosten.

Leicht hinsichtlich der Erfordernisse, lockend durch die Ausdehnbarkeit des Absatzes, ist so das Schankgewerbe die Zuflucht zahlreicher anderswo verunglückter oder unanbringlicher Leute geworden. Es stellt gewissermaßen das Kielwasser in dem Schiffe der Erwerbsgesellschaft vor, in welches herabsinkt, was sich höher aufwärts nicht zu halten vermag. Wie aber im ganzen Schiffe nichts schwerer reinzuhalten ist, als dieser unterste Raum, so leidet auch der Charakter des Schankgewerbes unter seiner Stellung zu den übrigen Erwerbsberufen. Als letzte Chance zieht es nicht allein die zufällig gebrochenen wirthschaftlichen Existenzen an sich, sondern befördert sogar ein gewisses leichtsinniges Haushalten unter denen, die in Gefahr sind ihm anheimzufallen; und je mehr Leute sich ihm widmen, desto heftiger wird ihre Concurrenz um die Kundschaft, — je verzweifelter schon ohnehin die Lage Vieler unter ihnen ist, desto unbedenklicher wird die Wahl der Mittel zur Anziehung und Fesselung der Kunden, deren elastische Consumfähigkeit ihre einzige Aussicht auf Erfolg darbietet.

Alle neuern Verwaltungsberichte über die Entwickelung des Schankgewerbes in Deutschland klagen über die vielfachen schlechten Künste zur Anlockung von Schenkensitzern, sowie darüber daß weder Mangel an Geld, noch Trunkenheit, noch minderjährige Jugend in den Augen der meisten Schenkwirthe ein Grund ist, das geforderte Gläschen Schnaps nicht zu gewähren.

Nun hat ja freilich neuerdings auch in Deutschland die Gesetzgebung eine engere Schranke aufzurichten gesucht, als in

der Ausbedingung leidlich gesunder Lokalitäten und einer allgemeinen Unbescholtenheit des Inhabers liegt. Der Bedürfnißnachweis ist in größerem Umfange wieder eingeführt. Aber nach Allem, was bisher vorliegt, ist seine Wirksamkeit im Ganzen schwach, im Einzelnen äußerst verschieden. In einer bedeutenden rheinischen Stadt hat der Oberbürgermeister in den fünf Jahren, welche er im Amte ist, keine einzige neue Schenken-Concession verliehen, weil er das Bedürfniß niemals als nachgewiesen anzuerkennen vermochte. Dort so undurchdringlich, ist diese Mauer anderswo porös genug, um kaum einen einzigen Bewerber von dem bereits übersetzten Geschäftszweig fernzuhalten. Es kommt auch vor, daß, wer von dem Bürgermeister einen Korb erhalten hat, nur auf dessen Urlaubsreise zu warten braucht, um bei seinem Stellvertreter glücklicher zu sein. Eine endlose Willkür herrscht auf diesem Felde, entsprechend der Vagheit des Begriffes Bedürfniß. Gerade heute, wo die Mäßigkeitsfrage seit Jahrzehnten zum ersten Mal wieder ernstlicher und allgemeiner erörtert wird, durchläuft auch unter den Handhabern der Gewerbeordnung die Auffassung der Nothwendigkeit und Unschädlichkeit des Schnapstrinkens alle Stufen von einem herzhaften Ja bis zu dem überzeugtesten unbedingten Nein, von blinder Gleichgültigkeit bis zu der radicalen Forderung vollkommener Enthaltsamkeit, und weniger als je genügt daher der Bedürfnißnachweis den Ansprüchen gesetzgeberischer Weisheit.

Die Schenken-Commission des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, aus Vertretern der verschiedensten politischen Standpunkte gemischt, empfiehlt statt der wechselnden willkürlichen Schranke des subjectiv anzuerkennenden Bedürfnisses nach Hollands Vorgang die feste Bemessung der Zahl der Schenken nach der örtlichen Einwohnerzahl. Principiell geht sie damit nicht über die Auffassung des Reichstags bei der Gewerbeordnungs-Novelle von 1879 hinaus. Sie entzieht die Concessionsfrage vielmehr in weiterem Umfang der Willkür, mit welcher sie gegenwärtig gehandhabt wird. Die Art wie dies geschieht, sowie die übrigen Einzelheiten des aufgestellten Reform-Programms bedürfen in dem Stadium der Discussion, in welchem wir uns für jetzt befinden, nicht sowohl der Vertheidigung wie der Kritik, daher ich hier verzichte weiter darauf einzugehen.

Das Indigenat in Ungarn.

Von Felix Stoerk.

Von Karl II. von England erzählt man, er hätte das Parlament mit der himmlischen Mannaspeise verglichen, die den Juden in der Wüste zu Theil geworden: „Im Anfange schmeckt sie süß wie Honigseim, bald bitter wie dumpfes Brod — und endlich kommen die Würmer drein.“ Die Könige Englands haben wenig Antheil daran, daß dies Wort eines Stuarts *nicht* auf das Haus der Lords paßt; aber auch den König von Ungarn trifft nicht die Schuld, daß dieser harte Vergleich genau auf jenen gesetzgebenden Körper *paßt*, der mit Englands Parlament auf die längste Lebensdauer zurückblickt — auf die Magnatentafel des ungarischen Reichstages. Sie hat schöne prächtige Tage erlebt; in ihren geschriebenen und gedruckten, lateinischen und magyarischen Diarien liegt eine Fülle geistiger Kraft und patriotischer Energie aufgestapelt, die schwer auf dem Selbstgefühl der Epigonen lasten müßte, — wenn diese sich überhaupt um die Geschicke dieser alten staatlichen Institution und um ihre Geschichte sonderlich bekümmerten. Das ist aber eben das Merkwürdige, was die Ereignisse der letzten Bewegung im ungarischen Oberhaus ins hellste Licht rückt, daß in Ungarn eigentlich keine Partei sich ernstlich jener zerfallenen Ruine annimmt, weil auf allen Seiten das Gefühl allzu lebendig ist, daß die einst ersehnte Himmelsfrucht hier bereits unrettbar dem — dritten Stadium anheimgefallen ist. Wie aber Sterbende sich oft der kleinsten Vorgänge aus entfernten Jugendtagen erinnern und mit letzter Lebenskraft Längstentschwundenes auf Augenblicke zu erwecken suchen, — so hat auch das ungarische Oberhaus in den letzten Wochen aus der Galvanisirung einer veralteten Einrichtung, durch die Heranziehung der „Indigenen“ noch einmal die Thatkraft der Jugend zu erringen gehofft.

Die Frage des Mischehengesetzes berührt uns hier nur ganz von ferne, wir greifen eben nur die bei diesem legislativen Anlasse aufgetauchte eigenartige Erscheinung des *Indigenats* auf, um dieses dem Sprachgebrauch fast fremd gewordene Wort auf den Gehalt seiner Bedeutung und seiner praktischen Berechtigung zu prüfen. Zu dem Zweck müssen wir zunächst vorausschicken, daß der Begriffsinhalt, welchen die Verfassung des deutschen Reiches im Art. 3 dem „gemeinsamen Indigenat“ beilegt, wesentlich von dem differirt, was unter dem Indigenat der ungarischen Magnatentafel zu verstehen ist. Dort bedeutet es die staatsbürgerliche Zugehörigkeit eines Individuums zum Gebiet des deutschen Reiches; — hier tritt uns der Indigena als eine Person entgegen, welche durchaus fremdländischen Ursprungs durch die Gnade der Krone und des Reichstages den Adel und damit die Reichsstandschaft in Ungarn erlangt hat. Wir ersehen schon daraus, daß die ganze Institution mit ihrem feudalen Schwergewicht jenseits der Periode liegt, welche den Gedanken der Staatsbürgerschaft völlig gezeitigt und die Erkenntniß zur Reife gebracht hat, daß man mit seiner vollen Persönlichkeit nur *einem* Staate als vollpflichtiger und vollberechtigter Bürger anzugehören vermag. So erscheint uns denn das Indigenat Ungarns als eine typische Folge der ständischen Staatsordnung aus der vormärzlichen Zeit. Durch die dem Adel zukommende Steuerfreiheit bildete es eine materiell werthvolle Ergänzung größerer Güterankäufe innerhalb des Territoriums der heiligen Stephanskrone und wurde daher namentlich auch seitens jener begüterten Personen vielfach begehrt, welchen sich in den östreichischen Erbländern unter kräftigem Steuerdruck eine gleich günstige Kapitalsanlage nicht darbot. Die Erwerbung des Indigenats wurde daher bald durch die Auflage empfindlicher Taxen erschwert. Nach gutständischer Art scheint jedoch diese Prohibitivmaßregel nie recht zur Durchführung gelangt zu sein. Wir sehen wenigstens, daß der im Jahre 1830 zu Preßburg versammelte Reichstag in seinen Verhandlungen wiederholt auf diesen Punkt zurückkommt, ohne ihn jedoch im Verlaufe endgültig zu erledigen. Besonders in der unter dem Präsidium v. *Majthényis* und des Grafen *Andrássy* abgehaltenen Circularsitzung vom 22. November 1830 wird die Frage der Indigenen so eingehend erörtert, daß wir aus den Vorträgen der einzelnen Redner ein ziemlich klares Bild der damaligen Sachlage gewinnen können. Anläßlich der Rückstände der Taxen für das Indigenat erheben sich nämlich in dieser Sitzung zahlreiche Stimmen. Der erste Redner v. Borsiczky, Deputirter des Domkapitels von Waitzen, fordert, daß Alle, die bis jetzt die Indigenatstaxen nicht gezahlt haben und bereits inartikulirt sind, gestrichen werden sollen. „Allerlei Deutsche trachten nur in den Artikel (Landtagsabschied) zu kommen, und zahlen dann nicht.“ Der nächste Redner geht nach der uns vorliegenden Quelle (*Drosz*, Ungarns gesetzgebender Körper Th. I. S. 118 ff.) der Sache historisch auf den Grund und bemerkt, daß über diesen Gegenstand schon auf dem vorigen Reichstage vielfach Beschwerde geführt worden sei. „Die Ertheilung des Indigenats gehört einzig und allein auf den Reichstag und kann nur mit Bewilligung beider Gewalten erfolgen. Die Ernennung des Monarchen ist nur ein Vorschlag, wie auch allenfalls wir ein Gleiches proponiren. Aber der König anticipirt hierin seine Hälfte schon dergestalt, daß er vorweg Diplome ertheilt, Juramente ablegen läßt ꝛc. — So kommen die Aufzunehmenden in den Besitz, kaufen sich an und wenn dann Contribution von ihnen verlangt wird, sagen sie, sie seien ungarische Edelleute. Hier greift der Monarch in die Rechte des Landes, denn auch hierin gebührt uns die Initiative. Sind derlei Fremde auf diese Art im Besitz, so fängt dann die schamlose Bettelei um Nachlaß an. Vorerst um Nachlaß der halben Taxe; ist diese bewilligt, dann um die zweite Hälfte: daher muß das Gesetz gebracht werden, daß Niemand artikulirt werde, bevor er die Taxe erlegt hat. Der 37. Artikel des vorigen Reichstages bestimme es ja aus-

drücklich, daß alle Jene, welche die Taxen bis zum jetzigen Reichstage nicht bezahlten, ausgestrichen werden sollten.... Wir sind ohnehin im Verluste, weil wir keine Reciprocität haben. Es kommt Niemandem von uns in den Sinn, böhmischer oder östreichischer Indigena zu werden. Denn es wird Keinen die Lust anwandeln, dort Contribution zu zahlen. Dagegen erhalten die Deutschen durch das Indigenat bei uns namhafte Vortheile. Jeder Offizier, welcher nur einige Feldzüge mitgemacht, glaubt Rechte auf unser Indigenat zu haben. Jene, welche sich wirkliche Verdienste um das Vaterland erworben, erhalten ohnehin den Nachlaß der Taxen; die Anderen sollen zahlen ꝛc." Unter anderen Rednern meint Kerkápolyi, die Erwerbung des Indigenats sei möglichst zu erschweren; ginge es nach seinem Willen, blieben alle Deutsche davon fern.... Blos der ganz Arme, welcher wirkliche Verdienste um Ungarn hat, kann um einen Nachlaß der Taxen ansprechen, jeder Andere, selbst wenn er Verdienste hat, muß es sich zur Gnade rechnen, wenn er mit Erlegung der Taxen Indigena werden kann. — In der Circularsitzung vom 5. December, noch mehr aber in der Reichstagssitzung vom 1. December wurde sodann die Rechtsfrage der Indigenen nochmals einer eingehenden Erörterung unterzogen, deren Tenor durchgehends darauf hinauslief, „dem Indigenatsunwesen muß ein Ziel gesetzt werden; denn hieraus folgt zum Theil, daß Leute, die weder Verdienste noch Kenntnisse, noch Grundbesitz haben, in die Magnatentafel kommen und sich Rechte anmaßen, gleich jenen eines Vertreters der Nation".

Ungelöst nach Form und Wesen wurde diese Frage in die neue Aera des öffentlichen Rechts Ungarns getragen. Im 30. Gesetzartikel vom Jahre 1868 heißt es: Die Magnaten und jene weltlichen Würdenträger, die vor 1848 im Oberhause des ungarischen Reichstages Sitz- und Stimmrecht hatten, werden auch fernerhin mit gleichem Rechte Mitglieder des Oberhauses des Reichstages sein, so lange bis das Haus nicht nach anderen Grundsätzen constituirt wird. — Letztere Eventualität ist nun bisher nicht eingetreten. Die Folge davon ist aber die merkwürdige Erscheinung, daß zahlreiche Personen, welche zweifellos dem östreichischen Staatsbürgerverbande angehören, sich nun plötzlich ihres ungarischen Indigenats erinnerten und den Anspruch auf ihre Mitgliedschaft im ungarischen Oberhause erhoben.

Nach allgemein anerkannten Grundsätzen des Staatsrechts und des Völkerrechts kann jedes Individuum nur einem Staate als Staatsbürger angehören. Die Nothwendigkeit dieses Satzes hat im öffentlichen Recht Oestreich-Ungarns eine so scharfe Durchführung gefunden, daß es hier trotz der dualistischen Staatsorganisation nicht etwa ein gemeinsames Staatsbürgerrecht gibt, sondern nur ein ausschließlich östreichisches neben einem ausschließlichen ungarischen Heimatsrecht. Daraus folgt aber auch weiters, daß die Ereignisse des Jahres 1867 den tiefen Einschnitt bilden, über welchen hinüber die alterthümlichen Erscheinungen des Vormärz nicht wirken können. So lange die Exclusivität des Staatsbürgerrechts die bedeutendste Grundlage des 1867er Ausgleichs bildet, so lange erscheint es auch widerspruchsvoll, daß Angehörige eines fremden Staates — Oestreichs — Mitglieder des gesetzgebenden Körpers in Ungarn sein können. Das Indigenat tritt uns somit in Ursache und Wirkung als ein Rechtsinstitut entgegen, welches mit dem Untergrunde des bestehenden Rechtssystems nicht mehr verbunden werden kann, ein letztes Ueberbleibsel einer verschwundenen Epoche, das mit den verwitterten Resten der ungarischen Magnatentafel bald nur noch einen Platz in der Rechtsgeschichte einnehmen wird.

Zu den jüngsten Dämmerungserscheinungen.

Von A. Ch. Bauer.

Von Zeit und Zeit ereignet es sich im Erdenleben, daß ein außergewöhnliches Geschehniß irgend welcher Art weit über die Kreise der zunächst Betheiligten durch seine Großartigkeit oder Eigenartigkeit das Interesse aller empfindenden und denkenden Menschen wachruft. Ueberall treten gegen diesen einen Gesprächsstoff alle anderen mehr oder weniger in den Hintergrund, die Zeitungen vermögen kaum die Fülle des sich ihnen darbietenden, auf jenes Ereigniß bezüglichen Stoffes zu bewältigen, und die verschiedensten, oftmals einander geradezu entgegengesetzten Ansichten werden laut, um die Bedeutung des vermeintlich noch nie Dagewesenen aufzuklären. Wenn dann allmählich mit dem Andauern oder Verschwinden der Erscheinung eine gewisse Beruhigung eintritt und in den Archiven der Geschichte nachgeforscht wird, so pflegt es sich herauszustellen, daß schon einmal, oder gar schon zu wiederholten Malen etwas Aehnliches oder Gleiches sich ereignet hat, und die Vergleichung der Umstände führt alsdann meist zweifellos zur richtigen Erkenntniß. Das, was für die gegenwärtige Generation neu und unerhört war, ist nichts als die nach langer Pause erfolgte Wiederholung dessen, was sich unter anderen Umständen schon vor den Augen früherer Generationen abgespielt hat; und auch hier heißt es schließlich: „Alles schon dagewesen."

Auch von den glänzenden Lichterscheinungen, welche der Himmel in den letzten Monaten aufwies, gilt das Gesagte. So steht es fest, daß im vorigen Jahrhundert öfters ähnlich großartige Abendröthen beobachtet worden sind, und im Jahre 1831 trug der Morgen- und Abendhimmel während der Monate August und September dasselbe purpurne Festkleid zur Schau. Beide Male hat er schließlich wieder sein Alltagsansehen gewonnen und auch gegenwärtig scheint es, daß das seltene Phänomen dem Erlöschen nahe ist. Wenn sich nun zeigt, daß alle diese Fälle mit einer andern, ebenfalls nur selten auftretenden Erscheinung, verknüpft waren, so wird man sich der Ueberzeugung kaum verschließen dürfen, daß man es hier mit Ursache und Wirkung zu thun hat. So verhält es sich nun aber in der That. Das erste Mal war es der Hekla auf Island, welcher den Lichterscheinungen am Himmel durch besonders heftige Thätigkeit voranging. Im Jahre 1831 fand im Mittelländischen Meere eine vulkanische Eruption statt, welche eine später wieder verschwundene Insel südlich von Sicilien zu Tage förderte; und das jüngst vergangene Jahr wird in den Annalen der Erdgeschichte sich stets eine traurige Berühmtheit bewahren durch die Katastrophe, welche am 26. bis 28. August in der Sundastraße eintrat und viele tausend Menschenleben zum Opfer forderte.

Der englische Astronom Lockyer, der sich um die Fortschritte der Optik des Himmels in neuester Zeit die hervorragendsten Verdienste erworben hat, war der Erste, welcher für die vulkanische Theorie des Himmelsglühens öffentlich eintrat; aber Anfangs begegnete er wegen seiner Idee fast allgemeinem Kopfschütteln. Man fragte sich, wie es denn möglich sein sollte, daß der durch die javanische Revolution in die Lüfte geschleuderte Staub einmal überhaupt bis nach Europa gelangen konnte, und sodann, wie dies mit so ungeheurer Geschwindigkeit geschehen mochte. Beobachtete man doch in Japan schon am 2. September, also nach kaum einer Woche, die Wirkung jener Massen auf die Sonne, welche blutroth am Himmel stand; und die Massen müssen demnach, wenn sie wirklich aus der Sundastraße stammten, täglich mehr als hundert Meilen zurückgelegt haben. Indessen kommt hier in Betracht, daß, wenn schon kleine Ursachen oft große Wirkungen hervorrufen, es sich in dem vorliegenden Falle um eine gewaltige Ursache handelt, bei welchen fast unvorstellbare Naturkräfte ins Spiel traten. Drei Tage lang dauerten die Umwälzungen, bei welcher alle vier Elemente: Feuer und Wasser, Luft und Erde, in gleich hervorragendem Maße betheiligt waren; und in ungeheurem Umkreise, bis nach Indien und Australien hin, füllte sich die Luft mit Staub und Asche dermaßen, daß in Batavia und andern Orten undurchdringliche Finsterniß herrschte, und alle Gegenstände, insbesondere Häuser und Bäume sich mit einer weißen Aschenschicht bedeckten, den holländischen Ansiedlern das ungewohnte Bild einer heimatlichen Winterlandschaft hervorzaubernd. Die größeren Steinmassen, welche die Eruption aus dem Innern der Erde zu Tage gefördert hatte, bedeckten die Meeresfläche mit einer fast undurchdringlichen Schicht; und

*

wie hoch selbst mittelgroße Stücke massenhaft geflogen sein müssen, ergibt sich daraus, daß Schiffe, welche 2—300 Meilen entfernt sich befanden, von einem Stein- und Aschenregen überschüttet wurden. Nun herrschen in jenen hohen Schichten der Atmosphäre, wie die Erlebnisse zahlreicher Luftschiffer beweisen, unvergleichlich stärkere und geschwindere Luftströmungen, als hier unten, und die Geschwindigkeit, mit welcher die Staubmassen sich über die Erde verbreitet haben, ist demgemäß durchaus keine abnorme, zumal die Sundastraße gerade in derjenigen Entfernung vom Aequator liegt, in welcher bekanntermaßen die Wirksamkeit jener oberen Luftströme am lebhaftesten ist. Man kann sogar aus den verschiedenen, inzwischen eingegangenen Berichten den Weg, welchen die Massen genommen haben, verfolgen. Schon am 28. August traten die Dämmerungserscheinungen auf Mauritius in den Seychellen ein; am 1. September wurden sie in Cape Coast Castle, einem englischen Orte an der Westküste Afrikas, beobachtet; am 2. und 3. September bereits in Trinidad und Panama und am 5. September, also nach neun Tagen, erglühte der Himmel, wie zwei Quellen übereinstimmend melden, über Honolulu, der Hauptstadt der Sandwichsinseln. Von verschiedenen Punkten dieser Bahn aus mögen dann, in Folge der Aequatorial-Strömungen, die nach Norden und Süden gerichtet sind, Theile jener Staubwolken sich abgezweigt haben, und so einerseits nach Europa und Nord-Amerika und andrerseits nach Süd-Afrika gelangt sein. Diese Aequatorial-Ströme reichen zwar auch bis in sehr beträchtliche Höhen hinauf, stehen jenen ersterwähnten, von Ost nach West gerichteten Winden an Geschwindigkeit jedoch bei weitem nach; und hiermit stimmt es überein, daß in den genannten Ländern der gemäßigten Zone das Phänomen erst in der Mitte oder gegen Ende September seinen Anfang nahm, um dann in Folge der, in unseren Breiten regelmäßigen Stauung der Winde, desto längere Zeit anzudauern.

Nun aber kommt das experimentum crucis: In Wageningen, einem holländischen Städtchen, erhob sich am 13. December früh Morgens ein heftiger Sturm, begleitet von Regenschauern und Hagel. Das Eigenthümliche des Regens war, daß jeder Tropfen nach der Verdunstung einen festen Niederschlag von grauer Farbe zurückließ; insbesondere die nach Westen gerichteten Fenster waren mit derartigen Flecken förmlich bedeckt. Nun ist dergleichen schmutzhaltiger Regen gewiß nichts ganz Seltenes; als man aber die Niederschläge mikroskopisch untersuchte und mit von Java übersandten Aschenproben von der Eruption verglich, fand man genau dieselben Bestandtheile, nämlich Glaskörnchen, bräunliche, fasrige, halb durchscheinende Stäbchen und schwarze, scharfeckige, augitähnliche Körnchen. Der einzige Unterschied bestand darin, daß die Theilchen des Niederschlages viel feiner waren, als die entsprechenden Aschentheilchen. Und in Madrid wurde in analoger Weise frisch gefallener Schnee mit demselben positiven Erfolge untersucht. Namentlich waren es, wie der betreffende Forscher, Macpherson, angibt, zahllose Theilchen von Pyroxen und Hypersthen, welche fraglos auf den vulkanischen Ursprung der Staubmassen hinwiesen.

Hiernach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die glänzenden Lichterscheinungen der letzten Monate ihre Entstehung ungeheuern aber höchst fein vertheilten Wolken vulkanischen Staubes aus der Sundastraße verdanken, welche das Licht der Sonne in Folge der großen Höhe, bis zu welcher sie sich erstrecken, noch lange nach deren Untergang empfanden und theils, soweit sie aus undurchsichtigen Theilchen bestehen, nach der Erdoberfläche reflectiren, theils, soweit sie das Licht durchzulassen im Stande sind, dasselbe brechen, so von seiner Bahn ablenken und es ebenfalls in unser Auge gelangen lassen. Daß dieses Licht roth ist, hat wahrscheinlich keinen andern Grund als denjenigen, aus welchem auch jede gewöhnliche Morgen- und Abendröthe diese Färbung aufweist, nämlich den Durchgang der Sonnenstrahlen durch die Schichten der Atmosphäre, welche unmittelbar über der Erdoberfläche lagern, und von denen es bekannt ist, daß sie für rothes Licht durchlässiger sind, als für andre Lichtsorten; möglich auch, daß eine andere Erscheinung, die sogenannte Beugung des Lichtes, dabei mitwirkt; jedoch würde es hier zu weit führen, die Art dieser Mitwirkung zu erläutern.

Der wesentliche Unterschied zwischen der gewöhnlichen Morgen- und Abendröthe und dem Himmelsglühen ist die Zeit des Auftretens und Andauerns des letzteren. Während nämlich die Abendröthe unmittelbar nach Sonnenuntergang beginnt und namentlich im Winter nie länger als eine halbe Stunde andauert, beginnt das Himmelsglühen erst einige Zeit, oft mehr als eine halbe Stunde nach dem Verschwinden des directen Sonnenlichtes, und seine Dauer betrug in einzelnen Fällen über eine Stunde. Als es erlosch, hatte demnach die Sonne schon einen beträchtlichen Theil ihres nächtlichen Weges zurückgelegt, einen so großen, daß die Wolken, welche ihr Licht noch empfangen und uns übermitteln, sich mehr als zwei Meilen in den Weltraum hinauf erstrecken mußten. In solche Höhe können nach allen bisherigen Erfahrungen erdische Stofftheile nur durch eine plötzliche, außergewöhnliche Kraftwirkung gelangen. Wollte man also, nach der Ansicht einiger Gelehrten, die Lichterscheinungen durch Wassertheilchen oder Eiskrystalle erklären, so hätte man nur zwischen zwei Annahmen zu wählen: entweder man nimmt an, daß die Eruption in der Sundastraße außer festen Körpern auch große Massen Wasserdampfes emporgeschleudert habe, eben desjenigen Wasserdampfes, dessen Spannung dem Ausbruch eine so ungeheure Vehemenz verliehen habe, und es ist in der That nicht unmöglich, daß auf diese Weise Wasser zu Eis krystallisirt in jene Höhen gelangt sei und im Verein mit den Staubwolken die Reise um die Erde angetreten habe. Oder aber: man gibt den irdischen Ursprung der Eiswolken überhaupt auf und legt ihnen einen kosmischen Charakter bei. Im Weltraume vagabundiren ja, wie die moderne Astronomie gezeigt hat, so zahllose Körper jeglicher Art und Größe, feste und gasförmige, große und kleine; warum soll es nicht auch Wolken aus Eisnadeln geben, welche früher vielleicht einmal als Dämpfe die Hülle von Kometen bildeten, von diesen aber gelegentlich einer zu großen Annäherung an die Sonne abgestoßen wurden und nun ein selbstständiges Dasein führen? Eine solche Eiswolke hätte dann in den letzten Monaten eine Begegnung mit unsrer Erde gehabt. Diese Hypothese verdient als interessantes Phantasiegebilde auch jetzt noch Erwähnung, nachdem durch die Untersuchungen von Wageningen und Madrid die vulkanische Theorie sicher gestellt worden ist.

Das Himmelsglühen ist übrigens keineswegs die einzige Fernwirkung, durch welche sich die Katastrophe von Krakatau in den verschiedensten Erdgegenden bemerklich gemacht hat; es gibt deren mehrere, und in einem Berichte an die brittische Gesellschaft der Wissenschaften hat General Stracho dieselben übersichtlich zusammengestellt. Erstens hat dieser Forscher sich aus allen Ländern Beobachtungen des Barometerstandes mittheilen lassen, wie derselbe in den letzten Monaten von Stunde zu Stunde aufnotirt worden ist; er hat diese Zahlen nach der graphischen Methode in Curven dargestellt und in der That gefunden, daß diese Curven an mehreren, meist vier bis sechs Stellen plötzliche Unregelmäßigkeiten zeigen, welche man sich nur erklären kann, indem man annimmt, daß von der Sundastraße her eine Luftwelle sich nach Westen verbreitet hat, welche, aus abwechselnden Luftverdichtungen und Luftverdünnungen zusammengesetzt, das Quecksilber im Barometer an den Orten, über welche sie hinzog, ungewöhnlich gehoben, beziehungsweise herabgedrückt hat. Man kann aus jenen Beobachtungen die Geschwindigkeit berechnen, mit welcher die Welle fortgeschritten ist; sie ging nämlich in 36 Stunden einmal und dann in ungefähr derselben Zeit noch mehrmals um die Erde herum, legte also in der Stunde 150 Meilen, oder in der Secunde mehr als 300 Meter zurück; eine ungeheure Geschwindigkeit, nur wenig derjenigen nachstehend, mit welcher sich die unser Gehörorgan afficirenden Schallwellen fortpflanzen. Es ist dies ein auch wissenschaftlich hochinteressantes Ergebniß, insofern es zeigt, daß für diese langsamen Luftwellen im Grunde dieselben Gesetze gelten, wie für die aus ungleich rascheren Schwingungen bestehenden Schallwellen, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese rascheren

Schwingungen sich ein klein wenig schneller fortpflanzen, wie man denn auch kürzlich gefunden hat, daß innerhalb des Bereichs der Töne die höheren, d. h. die durch raschere Schwingungen erzeugten, um eine Spur schneller unser Ohr erreichen, als die tieferen.

Außer der beschriebenen Luftwelle ist in jenen Augusttagen auch eine Wasserwelle von der Sundastraße ausgegangen und hat sich, einem Briefe des am Isthmus von Panama weilenden Herrn von Lesseps zufolge, an der Ostseite desselben in der Stadt Colon am 27. August um vier Uhr Nachmittags durch Niveauschwankungen bemerklich gemacht. Mit Hülfe des Maregraphs — eines modernen Apparates zum Messen und graphischen Aufzeichnen der Veränderungen des Meeresspiegels in Folge von Fluth und Ebbe sowie andern Einflüssen — konnte diese Niveauschwankung genau verfolgt und constatirt werden, daß sie bis fast zu einem halben Meter anstieg, sich mehrfach wiederholte und durch ihre größere Geschwindigkeit sich von Fluth und Ebbe deutlich unterschied, indem bei dieser zwölf, bei ihr aber nur ein bis zwei Stunden auf eine Periode kamen. In der Stadt Panama selbst, gegenüber an der Westküste, zeigte sich die Erscheinung nicht, ein Beweis, daß die Welle von Osten hergekommen war; und berechnet man demgemäß ihre Geschwindigkeit, so findet man eine nur wenig geringere, als diejenige der Luftwelle, nämlich ungefähr 250 Meter in der Secunde.

Diesen beiden großartigen Fernwirkungen der Sunda-Katastrophe steht die dritte, der Flug der vulkanischen Staubmassen um die Erde, würdig zur Seite. Ihm verdanken wir eine Naturerscheinung von seltener Schönheit, das hier eingehend besprochene Himmelsglühen; vielleicht aber — wenn eine Vermuthung gestattet ist — noch etwas Anderes. Die ungewöhnliche Wärme, welche in vielen Gegenden mittlerer Breite seit Monaten herrscht, und an welcher das Himmelsglühen, das uns außer Licht auch Wärme herabsendet, möglicher Weise nicht unbetheiligt ist.

Literatur und Kunst.

Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack.

Von Ernst Ziel.

Wenn wir uns anschicken, die soeben erschienenen „Gesammelten Werke" zweier Hauptvertreter der modernen deutschen Dichtung im Nachfolgenden gemeinsam zu beleuchten, die Werke Emanuel Geibels und Adolf Friedrich von Schacks, so ist es die sich unabweislich aufdrängende Evidenz äußerer und innerer Vergleichspunkte zwischen Beiden, welche uns dabei leitet. Beide Dichter — um zunächst auf das äußere Band hinzuweisen — sind Söhne des obotritischen Ostseestrandes, Geibel ein Lübecker, Schack ein Mecklenburger; Beide waren Stimmführer an der dichterischen Tafelrunde, welche vor mehr als zwanzig Jahren König Max II. von Bayern um sich versammelte, und heute, nachdem Beiden die Locke unter dem Lorbeer gebleicht, fügt es das Geschick, daß des Einen wie des Andern „Gesammelte Werke" gleichzeitig in derselben Wiege, gewissermaßen als literarische Zwillingskinder, das Licht der Welt erblicken — in der Wiege der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart. Aber auch die innere Analogie zwischen unsern Poeten ist eine in die Augen springende: Zunächst sind Beide durchaus vornehme Naturen; der Adel einer sublimen Gesinnung, die aristokratischen Schönheitslinien eines fein geschulten Formgefühls sind ihren Werken aufgeprägt, sodann aber — was eng damit zusammenhängt — fehlt der literarischen Production Beider das eigentlich Elementare und Ursprüngliche, das Kraftgeniale; ihnen Beiden geht eine markant ausgemeißelte individuelle Physiognomie ab. Je höher die geistige Schulung, desto mehr verwischen sich die Schattirungen des Persönlichen; der Patricier ist viel seltener ein Original als der Plebejer. So weisen denn auch Geibel und Schack, vielleicht gerade in Folge ihrer geistig vornehmen Haltung, in der Totalwirkung ihrer dichterischen Erscheinung viel weniger Eigenart und Individualität auf, als manch anderer Poet, der an Geist und Talent tief unter ihnen steht. Beide — Geibel namentlich in seiner ersten Periode — sind eben vorwiegend Eklektiker, wenn auch solche von feinstem Schliff. Und endlich ein dritter Vergleichspunkt: das geistige Schaffen Beider hat seine Quellpunkte, wie verdeckt sie auch mitunter liegen, durchaus im Bewußtsein unserer Tage; zwar: sie Beide fühlen nicht in jeder ihrer Schöpfungen der Zeit den Puls; akademischen Dichtungen, die mit dem Geiste unserer Tage wenig zu thun haben, begegnen wir hüben wie drüben, aber „wägen wir", wie Geibel es mit Recht fordert, „den ganzen Dichter", so finden wir doch, daß Beide, der Sohn des Lübecker Pfarrhauses nicht minder als der Sprosse des mecklenburgischen Grafenschlosses, echte Kinder ihrer Zeit und ihrer Nation sind; Beide bieten uns, wo ihr tiefstes persönliches Empfinden in ihren Werken zum Durchbruch kommt, einen oft überraschend feinen und empfindlichen Gradmesser für die geistige Temperatur und die geistigen Strömungen der Zeit im Allgemeinen wie unseres Vaterlandes im Besonderen.

Nach anderen Richtungen hin freilich sind Geibel und Schack ihrem Wesen wie ihrer Entwickelung nach sehr verschieden geartete Poeten: Geibels schöpferisches Naturell wurzelt mehr in der inneren Welt des Gefühls, Schacks mehr in der äußeren der Beobachtung; Geibel ist mehr Lyriker, Schack mehr Epiker; Geibel mit seinem wunderbar feinfühligen Instinct für die Schönheit der Form liebt mehr den melodischen Lakonismus des Liedes und den großen Stil des klassisch geschliffenen Reflexionsgedichtes; seine Harfe hat einen durchweg ernsten Klang; Schack dagegen, ein feiner Welt- und Menschenkenner, verleugnet nirgens seine Vorliebe für den breiteren Wurf des Zeit- und Situationsbildes oder für das kosmisch-philosophisch beleuchtete Natur- und Landschaftsgemälde; seine Palette weist eine reiche Farbenskala auf, und Humor und Ironie nehmen auf derselben eine breite Fläche ein. Eines aber ist es, was Geibel und Schack, wenn wir die Entwickelungslinien Beider verfolgen, am frappantesten unterscheidet: der klassische Eklekticismus Geibels, der den Dichter mit dem edelsten Geiste des Hellenismus nährte, ließ ihn weit über das Maß hinauswachsen, das seine Jugendpoesien anzulegen gestatteten; der romantische Eklekticismus Schacks dagegen, der auf morgenländische und spanische Elemente zurückzuführen ist, hat unseren Poeten, dessen Subjectivismus nicht immer stark genug war, um sich das Fremde zu assimiliren, sicherlich nicht gehoben, sondern ihn eher unter das Niveau hinabgedrückt, auf das ihn sein Talent ursprünglich gestellt. Die Geibel'sche Entwicklungslinie bietet das erfreuliche Bild des ununterbrochenen, stätigen Aufsteigens, einem klar bewußten Ziele entgegen; die Schack'sche Geistesbahn zeigt uns dagegen trotz des vielen Bedeutenden, das sie bietet, die schwankende Figur eines unruhigen Zickzacks.

Emanuel Geibels Werke umfassen in der vorliegenden Gesammtausgabe acht Bände. Welch eine großartige Stufenleiter künstlerischen Werdens und Wachsens findet in diesen acht Bänden ihre imposante Beurkundung! Vom sentimental angehauchten Liede und den Offenbarungen einer im überlieferten Kirchenglauben beschlossenen Gemüthswelt ausgehend, erfüllte sich die Geibel'sche Dichtung mit immer reiferem und tieferem Gehalte und prägte diesen Gehalt in immer vollendeteren Formen aus. Die anakreontischen Elemente, die in der frühesten Lyrik unseres Poeten den eigentlichen Grundton bildeten, verdichteten sich mehr und mehr zu den gedankenvollen Manifestationen einer vorwiegend gnomischen Dichtweise; an die Lyrik schloß sich in immer häufigeren Kundgebungen die in Ode und Geschichtsbild krystallisirte grandiose Reflexionsdichtung, wie sie unter den heutigen Deutschen eben nur Geibel aufzuweisen hat; daneben aber schritt eine auf klassische Ziele gerichtete Dramatik einher und endlich in den Jahren nationaler Größe, 1870 und 1871, in Verfolgung bereits früher eingeschlagener Bahnen, jene patriotische Kraft- und Kern-Lyrik, in welcher die Geibel'sche Poesie eine ihrer schönsten und zugleich männlichsten Blüthen trieb.

Wo bleibt, fragen wir, gegenüber der wahrhaft bedeutenden dichterischen Entwicklungsreihe, wie sie die vorliegenden acht Bände aufweisen, der ihrem Verfasser so oft gemachte Vorwurf der Schwächlichkeit, der Empfindsamkeit, der Backfischthümelei und wie die Mängel in der dichterischen Organisation Geibels sonst alle heißen sollen?! Geibel ist ein Dichter, der „im Lernen wachsend" durch das Leben schritt und der uns wahrlich nicht schwächer erscheinen darf, weil in dem Concerte seiner Dichtung neben der Orgel der Kraft auch die sanftere Aeolsharfenmusik zarten Empfindens ertönt.

Geibel ist von der Tageskritik niemals überschätzt worden, am wenigsten in seinen Erstlingsgedichten. Die Tendenzliteratur der vierziger Jahre warf aller Lyrik, wofern sie sich nicht in den Dienst der Politik stellte, den Fehdehandschuh hin, und der junge Lübecker Poet hat das fühlen müssen, wie nur Einer. Man kann von Geibel sagen: er hat sich sein Publicum errungen — trotz der Kritik.

Gleich die erste Sammlung seiner Gedichte machte ihn zum Liebling der Jugend, namentlich der weiblichen, und seine „Zeitstimmen" und „Juniuslieder" befestigten ihn in dieser Gunst, ob auch die Kritik aus ihrer lauen Haltung nur wenig heraustrat. Das stätige Wachsen des Dichters von Sammlung zu Sammlung ist nicht zu verkennen. Es ist in der That interessant, in den „Gesammelten Werken", deren beide erste Bände diese Jugenddichtungen enthalten, den Garten Geibel'scher Poesie von Sommer zu Sommer in immer köstlicherer Blumenpracht aufsprießen, ihn immer edlere Früchte zeitigen zu sehen. Beschränkt sich der Werth der ersten „Gedichte", die noch vielfach in den Bahnen Goethes und Heines, Uhlands und Platens wandeln, im Wesentlichen auf den musikalischen Wohllaut der dort gebotenen Strophen und Rhythmen, kommt der Dichter in derselben nur selten mit Schöpfungen eigenartiger geistiger Signatur zu Wort, so durchbricht er in den „Zeitstimmen" und den „Juniusliedern" schon energisch den Kreis subjectiven Empfindens und schüchternen Nachahmens fremder Muster oder leiht seinen poetischen Erzeugnissen, wo er den alten Boden nicht verläßt, doch eine größere Vertiefung, eine eigenthümlichere Incarnation. In den „Juniusliedern" hebt auch jene Reihe von Gedichten an, welche für die Geibel'sche Muse so charakteristisch sind, jene Reihe formenschöner Poesien, in denen er einen tieferen Gedankengehalt, eine ethische, moralische oder religiöse Idee, so völlig in das Element der Stimmung aufzulösen versteht, daß das Abstracte ein greifbares Concretes und zwar ein schönes Concretes, d. h. eben Poesie wird. Aber trotz des wohlthuenden Gefühls: hier sind wachsende Pegasusschwingen, die von Flug zu Fluge mehr und mehr erstarken, legt man doch die beiden ersten Bände der Geibel'schen Dichtungen mit der Empfindung aus der Hand: Der Genius, der hier waltet, hat den höchsten Gipfel seiner Entwickelung noch nicht erklommen.

Diesen höchsten Gipfel seiner dichterischen Entfaltung erreicht Geibel erst in den „Neuen Gedichten" und in den „Gedichten und Gedenkblättern", die den dritten Band der „Gesammelten Werke" bilden. Hier gibt er in fast überraschender Steigerung seines Talents sein Höchstes und Tiefstes; hier schreibt er sich selbst den Meisterbrief, der ihn in eine Reihe stellt mit den am feinsten organisirten Dichterseelen unserer Tage; hier legt er alles das nieder, was von seiner Lyrik auf dauernden Bestand Anspruch erheben darf. Der Liedercyklus „Ada", in dem alle Wehmuth, die ein Menschenherz zu empfinden vermag, sich ausweint, in dem aber auch alle Resignation, der ein Menschenherz fähig ist, erhebend zum Ausdruck kommt, ferner die tiefbedeutsamen Dichtungen „Babel", „Mythus vom Dampf", „Der Tod des Tiberius", „Der Bildhauer des Hadrian", die hochpathetischen Zeitgedichte: „Geschichte und Gegenwart" und „Mein Friedensschluß" — all diese und viele andere poetische Erzeugnisse Geibels aus jener Periode sind echte Blüthen vom Baume jener reinen und edelsten Schönheit, die ihre Wurzeln in einem edlen Menschenherzen hat, das sich eins fühlt mit dem Herzen der Menschheit und die Dinge sub specie aeterni sieht.

Auf derselben Höhe wie die „Neuen Gedichte" und die „Gedichte und Gedenkblätter" stehen die „Spätherbstblätter", die gemeinsam mit den „Heroldsrufen" den vierten Band der „Gesammelten Werke" bilden. Die „Spätherbstblätter" gemahnen, wie ein abendlicher Blick von einer hohen Warte aus auf den tagsüber zurückgelegten Weg; sie haben eben eine große Höhe des Standpunktes aber auch die ganze Wehmuth der abendlichen Beleuchtung — das Tagewerk ist vollbracht; man blickt nur noch resignirt zurück: an die Stelle der freudigen That tritt die beschauliche Erinnerung, und die Erinnerung ist auch die eigentliche Muse dieser „Gedenkblätter", die ihrer großen Mehrzahl nach mit dem ganzen Zauber einer aus der Seele geborenen Poesie Momente und Gestalten der Vergangenheit in ein elegisches Licht rücken. Etwas Seniles haben sie nirgends, wohl aber liegt hier und da eine gewisse Müdigkeit über ihnen ausgebreitet, die nur dazu angethan ist, den eigenartigen Reiz gedämpfter Stimmung zu erhöhen, den sie athmen.

Einen glücklichen Gegensatz von großer Wirkung gegenüber den resignirten „Gedenkblättern" bilden im Arrangement der „Gesammelten Werke" die jenen unmittelbar folgenden, meistens resolut einherschreitenden „Heroldsrufe", die zu den glänzendsten Blättern nicht nur der Geibel'schen sondern der modernen deutschen Lyrik überhaupt gehören. Geibel ist der poetische Herold unserer großen nationalen Errungenschaften par excellence. Stellte die vormärzliche politische Lyrik — Herwegh, Prutz, Dingelstedt u. A. — ein verschwommenes Programm auf, so strebte die patriotische Dichtung Geibels von vornherein einem festen concreten Ziele zu; in der Beleuchtung der Ahnung funkelt die deutsche Kaiserkrone, die verlorene, wiederzugewinnende, überall aus den Tiefen der Geibel'schen vaterländischen Lyrik vor 1870 herauf; mit prophetischem Gemüthe hat diese Lyrik die deutschen Schicksale der jüngsten Jahrzehnte fast Schritt für Schritt voraus verkündet, und daß sie dies gethan, leiht unserm Geibel neben dem Lorbeer des Dichters noch den des patriotischen Weisen und Sehers, und dieser Lorbeer gehört zu den schönsten Ehrenzieren, die ihn schmücken.

Ueber die Brücke des fünften Bandes, der den psychologisch so fein gedachten Monolog „Ischarioth", die „Dichtungen in antiker Form" und das „Klassische Liederbuch" enthält, gelangen wir zu den Dramen, die den sechsten und siebenten Band umfassen. „Geibel ist kein Dramatiker" — dieses schnellfertige Wort hat, dank einer saloppen und gedankenlosen Kritik, heute nahezu die Bedeutung eines literarhistorischen Dogmas erhalten. Und doch schießt es weit übers Ziel hinaus. Geibel ist kein Dramatiker, wie unsere Zeit ihn haben will, aber eine spätere wird ihn zu würdigen wissen. Wenn die Fähigkeit, in die Abgründe der Menschenbrust hinabzutauchen und dort gewaltige Leidenschaften und Conflicte zu erwecken, wenn die andere Fähigkeit, plastisch herausgebildete Gestalten in eine wechselvolle Handlung zu stellen und diese Handlung durch jene Gestalten fortschreitend zu bewegen und consequent zu entwickeln, wenn diese Fähigkeiten, vereinigt mit einem hinreißenden Pathos der dichterischen Sprache, Eigenschaften des echten Dramatikers sind, so zählt der Verfasser der „Brunhild" und der „Sophonisbe" gewiß nicht zu den Letzten unter den Bühnendichtern des heutigen Deutschland. Wir gehören nicht zu denen, die blind sind gegenüber den mannichfachen Schwächen der Geibel'schen Dramatik; wir verkennen keinen Augenblick, daß die lyrische Kraft in unserm Dichter weit größer ist als die dramatische und daß seine dramatischen Schönheiten meistens nur secundäre Erscheinungen auf der primären Basis seiner Lyrik sind; wir verschließen uns nicht dagegen, daß er in der Wahl seiner dramatischen Stoffe vielfach gegen einen der vornehmsten Paragraphen der modernen Poetik verstößt, welcher fordert: die Voraussetzungen unserer Poesie sollen sich decken mit den Voraussetzungen unserer Cultur und Bildung; auch im Einzelnen wollen wir die Mängel seiner Dramatik durchaus nicht bemänteln: voll und ganz geben wir beispielsweise zu, daß in „Brunhild" die Abschwächung des Walkürenzorns der Heldin und das Fehlen der zauberkräftigen Tarnkappe die innere Glaubwürdigkeit der Dichtung stark beeinträchtigen, daß ferner der tragischen Katastrophe in der „So-

phonisbe" die psychologische Motivirung fehlt und daß die Lustspielprätensionen des „Meister Andrea" in einem formellen Widerspruche stehen zu seinem possen- und schwankartigen Inhalte. Aber belasten wir immerhin das Conto der dramatischen Leistungsfähigkeit Geibels mit all diesen Mängeln, so bleibt trotzdem noch ein imposanter Ueberschuß zu Gunsten des Dichters, und dieser Saldo lautet: geistige Tiefe neben echt dramatischem Leben, Größe der Conception neben stricter Consequenz der Durchführung, Plastik der Charakterzeichnung neben edler Klassicität des Stils. Die heutige praktisch-industrielle Bühnenära bringt diesen leuchtenden Vorzügen der dramatischen Muse Geibels freilich keine Sympathien entgegen, der verständnißvolle Leser aber wird sich dem Zauber derselben nicht zu verschließen vermögen.

Die „Gesammelten Werke" bieten uns die Geibel'schen Dramendichtungen in nachstehender Reihenfolge: „Brunhild", „Loreley", „Aechtes Gold wird klar im Feuer", „Sophonisbe", „Meister Andrea" und „Die Jagd von Beziers", wobei wir die vom Dichter beliebte Weglassung seines vielfach unreifen Jugenddramas „König Roderich" nicht beklagen.

Es ist ein Geschenk von hohem und bleibendem Werthe, welches der Nation mit diesem vollen Kranze der Werke Emanuel Geibels, die im achten Bande mit den Gelegenheitsgedichten und den Uebersetzungen abschließen, in die Hand gelegt wird. Einer weiten Verbreitung darf diese Geibel-Edition von vorn herein sicher sein; denn neben dem literarischen ist es ein persönliches, ein psychologisches Interesse, das sie einflößt: der Lyriker — und das ist Geibel doch in erster Linie — gibt immer sich selbst, und seine gesammelten Werke sind die Geschichte seiner Seele. Alldeutschland wird warmen Herzens nach dieser Seelengeschichte seines mit Recht gefeiertsten und populärsten Lyrikers greifen.

Was Geibel in so vollem Maße bereits besitzt, die Popularität, das gehört für Adolf Friedrich von Schack, zu dessen „Gesammelten Werken" wir uns jetzt wenden, noch zu den Gütern der Zukunft. Die mangelnde Theilnahme des Publicums kann einem so ganz und gar auf rein künstlerische Zwecke gerichteten Dichter gegenüber, wie Schack einer ist, nicht Wunder nehmen, und wie die Welt heute nun einmal ist und auf lange Zeit hinaus auch wohl noch bleiben wird, hat die Schack'sche Muse fürs Erste auch wohl wenig Chance, den Markt zu erobern. Die Popularität eines Dichters kann niemals einen Gradmesser abgeben für den Werth seiner Erzeugnisse; denn viel mehr als der geistige und dichterische Gehalt ist es ja die poetische Einkleidung desselben, welche einen Dichter volksbeliebt macht. Schack gebietet nicht über die einschmeichelnde Form der Geibel'schen Lyrik. Seine Dichtung schreitet meistens auf dem Kothurn der Reflexion; ihr ist das os magna sonaturum in vollem Maße eigen; ebenso häufig jedoch schwingt sie die Geißel einer überlegenen Satire; die Positur des Kampfes ist ihre natürliche Positur, und das Lächeln der Ironie steht ihr ebenso gut zu Gesicht wie die Falte des Denkens, aber den schmelzenden Ton weicher Empfindung trifft sie nur selten. Die in sechs Bände geordneten „Gesammelten Werke" bezeugen das. Schacks menschliche Seite, seine pantheistische Weltanschauung und seine vorwiegend pathetische Gefühlsrichtung, kommt natürlich am meisten in seinen Dichtungen von subjectivem Gepräge zum Austrag. Das sind seine lyrischen Gedichte und „Die Nächte des Orients". Die ersteren, welche der Dichter in die Abtheilungen „Gedichte", „Lotosblätter" und „Weihgesänge" gruppirt und die wir im ersten und im vierten Bande der „Werke" finden, athmen fast durchgängig jenen Geist einer schönen Idealität, welcher in unserer Literaturgeschichte durch die Namen Schiller, Hölderlin, Platen bezeichnet wird; sie haben den Weitblick in Geschichte und Welt und den Tiefblick in das Herz des Menschen und der Natur; in den marmorschönen „Weihgesängen" erheben sie sich in begeisterter Propaganda für die modernen Naturwissenschaften und die Lehren Darwins zu einem die Menschheit und ihren Fortschritt feiernden Hymnenschwunge, der einen entschieden großen Zug hat. Auch in den „Nächten des Orients" pulsirt das Blut einer subjectivsten Lyrik, obwohl sie sich in eine Art episch-didaktisches Gewand kleiden. Wir haben hier ein geschichtsphilosophisches Gedicht von glänzendem Colorit vor uns, das nach den höchsten Gedankenzielen strebt. Der Dichter wendet sich in dieser großartig angelegten und tiefsinnig durchgeführten Psalmodie anfänglich mißmuthig von seiner Zeit ab; er glaubt mit den vergangenen Geschichtsperioden das Heil der Menschheit versunken, findet aber nach langen pessimistischen Gedankenirrgängen seinem Räthsel endlich doch die optimistische Lösung: „nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegt das goldene Zeitalter", und mit einer farbenprächtigen Vision, welche uns das Bild dieser Zukunft vor Augen stellt, sowie einer Apostrophe an Deutschland schließt er seine Dichtung grandios ab.

Einen breiten Raum nehmen in den „Gesammelten Werken" die Dichtungen epischen Genres ein. Streng genommen begegnen wir bei Schack nur einem einzigen Epos reiner Form: den „Plejaden". Es ist wenigstens das einzige Schack'sche Epos großen Styls. Das Griechenland der Perserkriege wird uns hier al fresco mit der ganzen Gluth südlicher Farbengebung zur Anschauung gebracht. Groß und frei wogen in gewaltiger Bewegung die Massen; plastisch und scharf umrissen treten die einzelnen Gestalten aus dem Rahmen des Ganzen hervor, und mitten aus dem wüsten Kriegsgemälde heraus, von dessen Hintergrunde sich die Schlacht bei Salamis schrecklich schön abhebt, grüßt uns das zart untermalte Bild der Liebe des Heldenjünglings Kallias zu der schönen Arete. „Die Plejaden" werden immer zu den edelsten Hervorbringungen unserer modernen epischen Kunst zählen.

Auf einem niedrigeren Kunstniveau stehen — schon ihrer Gattung nach — ohne Frage die Romane in Versen „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig", welche in ihren mit barocken Reimen bunt geschmückten Octaven zwar einen romanhaften Vorgang schildern, in die leicht hingeworfene Erzählung aber à la Wistlecraft und Byron ein vielfarbig schillerndes Mosaik behend und zwanglos hineinflechten, ein Mosaik von eigenen Erlebnissen und Lebensanschauungen des Dichters, von Reflexionen und Excursen ernsthafter und schalkhafter, satyrischer und phantastischer Art.

Klingen die Schack'schen erzählenden Dichtungen vielfach an den behaglichen, breiten Plauderton der morgenländischen Epik an, so verleugnen auch seine Dramen keineswegs diesen eklektischen Zug, indem sie sich an die Vorbilder theils der spanischen Dramatiker, theils des Aristophanes anlehnen. Nichtsdestoweniger sind sie Werke von selbstständiger geistiger Prägung, und mit Recht darf man sagen: In seinen dramatischen Dichtungen steht unser Poet voll und ganz im Zenith seiner Kunst; sie bilden eine imposante Kette, diese Dramen: „Die Pisaner", „Gaston", „Timendra", „Atlantis", „Heliodor" und „Kaiser Balduin", woran sich die politischen Komödien „Der Kaiserbote" und „Cancan" schließen, welche sämmtlichen Dichtungen die beiden Schlußbände der „Werke" ausmachen.

Eine liebevolle Vertiefung in die „Gesammelten Werke" des Grafen Adolf Friedrich von Schack wird jedem für poetische Schönheiten empfänglichen Leser den Wunsch nahe legen, diese dankenswerthe Gesammtausgabe möge dazu beitragen, daß der Dichter der „Nächte des Orients" und „Heliodors" im Herzen der gebildeten deutschen Leserwelt mehr und mehr einen gleichen Ehrenplatz sich gewinne, wie ihn der Uebersetzer des Firdusi und der Geschichtschreiber des spanischen Dramas in exclusiveren Kreisen längst gefunden hat.

Ein Schmerzensschrei aus Venedig.

Von Wilhelm Lauser.

Der arme Alesandri! Da hatte er, fleißig wie immer, und wie immer voll heiliger Begeisterung für die Reliquien aus der ruhmvollen Vergangenheit seiner Vaterstadt, Tag für Tag auf dem Ponte dei Baretteri in der Merceria gesessen, um das vom

Dogen Ziani gestiftete Hochrelief des Drachentödters Georg am Kloster S. Giorgio maggiore, eines der beliebtesten Wahrzeichen Venedigs, zu malen. Doch siehe, als er eines schönen Morgens wieder kam, war die Skulptur verschwunden, in heimlicher Nachtstunde entfernt, um ein Spottgeld nach England verkauft, wo sie ohne Zweifel im Park eines reichen Kunstnarren bald unter dem Einflusse des nordischen Himmels verwittern wird. Alesandri schwieg nicht, wie seine landsmännischen Kunstgenossen, zu dem neuen Frevel, der an Venedig und an seiner eigentlichen künstlerischen Domäne begangen worden. Er protestirte öffentlich dagegen, daß der Staat und die Stadt sich in solcher Weise von einheimischer und fremder Habgier ausplündern lasse. Und alle Localblätter stimmten in seine Klage ein, daß der „Ausschuß für Ueberwachung der Denkmäler", eine sonst ganz achtbare Gesellschaft bejahrter Künstler, zu schlafen scheine. Allein während der paar Wochen wenigstens, die ich diesen Herbst in der Lagunenstadt zubrachte, kam mir nichts von einer Wirkung dieser Beschwerden zu Ohren. Jener Ausschuß beklagte sich seinerseits nur bitter, daß Alesandri in seinem Schmerze die erste Künstler- und Bürgerpflicht, die Höflichkeit, außer Acht gelassen habe. Andere wunderten sich, daß man gerade wegen des verschwundenen heiligen Georg so großen Lärm mache. War doch erst vor kurzem ganz geräuschlos die große Reliefstafel der Madonna vom Campo Sta Margherita abhanden gekommen! Hatte doch kein Hahn darnach gekräht, als die Reliefstafel des heiligen Joseph mit der Madonna vom Balkone des Bruderschaftsgebäudes der Bauhandwerker verschwand, und, gleichfalls während der letzten Wochen, derselben das Madonnenrelief des Fondaco dei Tedeschi (am Canal grande!), sowie der reizende Barock-Balkon bei S. Giorgio degli Schiavoni nachfolgte! Noch andere Kunstwerke werden wohl bald den Weg dieser Skulpturen wandeln; und der Pessimismus, das venetianische Uebel auf alle Italiener ausdehnend, erfand den Witz, eine englische Gesellschaft habe jetzt sogar die Insel Caprera nebst Haus und Grab Garibaldis käuflich erstanden und wolle das Ganze nach England überführen.

In einer Gesellschaft deutscher Künstler, die sich allabendlich auf der Terrasse des Hotel Bauer und Grünwald beim Wiener Bier vereinigte, wurde dieser Unfug des Verschacherns öffentlicher Denkmäler oft und eifrig besprochen. Wir kamen überein, daß der geheimen Entfernung von Bildern, Stein- und Holz-Skulpturen aus dem Innern der Palazzi zwar schwerlich ein Riegel vorgeschoben werden könne, daß aber Behörden und Künstlervereine und Commissionen Venedigs vielleicht für einen Schmerzensschrei nicht ganz unempfindlich bleiben dürften, wenn derselbe im befreundeten deutschen Lager erhoben würde. Zugleich gedachten wir noch anderer Arten Vandalismus, die heutzutage in Venedig blühen und den Schönheiten der Lagunenstadt Untergang drohen. Daß der Canal grande durch plumpe Eisenbrücken bereits „verschandelt" ist, wie ein anwesender Oestreicher fortwährend jammerte, und daß pustende, rauchende und pfeifende Dampfer die stillen, poetischen Gondeln auf demselben mehr und mehr verdrängen, daran läßt sich nun leider nichts mehr ändern und das Bedürfniß der Gegenwart mag hier in seinem Rechte bleiben. Aber warum ersetzt man immer mehr die malerischen, meist so schön geschwungenen Steinbrückchen im Innern der Stadt durch häßliche, steife Eisenstege, wie sie wohl in einem englischen Square am Platze sein mögen? Was ist für eine Vernunft dabei, daß man die alten, lieben Calli, in deren Halbdunkel sich das venetianische Volksleben so gemüthlich entfalten konnte, zu langweiligen, breiten Straßen erweitert, in die sich Sommers die Sonne mit unerträglicher Hitze hineinlegt, und in denen sich Winters der frostige Wind ungehindert tummelt? Und warum sucht man den freilich, wie es scheint, nicht für immer zu verhindernden Proceß der Versandung und Verschlammung, der Venedig mit dem Lose Aquilejas droht, eher zu beschleunigen als aufzuhalten, indem man Canäle zuschüttet und damit, so lange wenigstens Fuhrwerke nicht verkehren können, die Fortschaffung schwerer Lasten unmöglich macht? — Ja freilich, hier liegt es; es gibt in Venedig seltsame Schwärmer, die von einer Zukunft träumen, da lange Boulevards die Stadt durchschneiden und Einheimische und Fremde im Fiaker zum Marcusplatz fahren können!

Eine andere municipale Krankheit richtet nicht minder große Verheerungen in dem alten Venedig an. Das ist die Anstreichwuth. Allenthalben sieht man gegenwärtig die alten Häuser mit Gerüsten umhüllt. Hinter den an denselben aufgespannten Strohmatten arbeiten Maurer mit dem Spitzhammer darauf los, um die Flächen für den Anstreicher herzurichten. Der wohlweise Rath der Stadt hat nämlich befunden, daß die im Lauf der Jahrhunderte angesetzte Patina der Backsteinbauten das Auge beleidige, sowie daß Häusermauern mit Löchern der Gesundheit abträglich seien. So wurde denn ein Delegato straordinario aufgestellt, der alle Gebäude aufzuschreiben hatte, die einen funkelneuen Anstrich erhalten sollten. Dem Geschmack der Hausherren sollte hierbei nicht vorgegriffen werden. Dieselben scheinen im Uebrigen vorzugsweise ihren Geldbeutel zu Rathe zu ziehen. So strahlt z. B. die glühende Mittagssonne heute erbarmungslos von einer weißen Kalkdecke wider, mit der sämmtliche Häuser des einst so malerischen Campo S. Bartolomeo überzogen worden sind. Am Fondaco dei Tedeschi verschwinden unter dem weißen Kalkanstriche die letzten Spuren der Tizianischen Fresken. Dafür sieht man an manchen Häusern, die mehrere Eigenthümer haben, eine merkwürdige Polychromie zur Geltung kommen: in einem Stockwerke Grün, im andern Weiß, im dritten Roth, je die Lieblingsfarbe des betreffenden Besitzers.

Der Ausschuß für Ueberwachung der Denkmäler schläft ruhig auch bei diesem Farbengräuel, unter dem Gesimse, Säulen, Kapitäle, Fresken begraben werden. Und die einzige Hoffnung derjenigen, die für den Lokalton der Gebäude Venedigs Sinn haben, ist die Salzluft, die mit der Zeit von den Steinen die Tünche wieder wegfressen wird, und die Erfahrung, daß in Venedig Polizeivorschriften, auch die unsinnigen, nur eine kurze Frist in Kraft zu bleiben pflegen.

Inzwischen haben wir uns damals im engeren Kreise, dem übrigens auch mehrere Eingeborene sich anschlossen, gelobt, unsere Stimmen gegen den in Venedig grassirenden Vandalismus, wo wir nur können, zu erheben. Als unser Reigenführer ist denn auch der seit langen Jahren in Venedig ansässige Maler August Wolf aufgetreten, dem wir die herrlichen Copien venetianischer Meister in der Galerie Schack und, in neuerer Zeit, nicht minder herrliche Originalbilder verdanken. Derselbe berührte einen besonders wunden Punkt, indem er sich also vernehmen ließ: Ein Gefühl des Bedauerns kann nicht unterdrückt werden, daß industrielle Unternehmungen aller Art, deren Nutzen für Venedig nicht in Abrede gestellt werden soll, die ganze äußere Physiognomie der Stadt von der Lagune her verändert haben. Wer sollte nicht die der gänzlichen Vernichtung gleichkommende Veränderung der poesievollen Insel Sta Elena, welche mit ihrer Klosterruine und ihren Pinien und Rosen, ihrem schattigen Park, einem Märchen gleich aus den Lagunen aufstieg, tief beklagen? Sie ist ums Dreifache vergrößert und in eine große Maschinenfabrik umgewandelt worden. — Eines der ältesten Stadtviertel Venedigs, S. Niccolo, mit seiner malerischen Straße, die rechts und links die malerischsten Fischerhütten interessant machten, in deren Mitte sich die Säule mit dem Löwen von S. Marco erhob, bei welcher auch die Wohnung des sogenannten Dogen der „Niccolotti" gezeigt wurde: Alles das ist seit einigen Wochen spurlos verschwunden. Ueber Alles weg lagerte sich eine kolossale Baumwollspinnerei mit ihren großen Kaminen, in welcher Hunderte lieblicher, schwarzäugiger Töchter der Lagune im Getöse der Maschine und im Staube verkümmern werden, statt daß sie sorglos und friedlich auf der großen Wiese am Strande jeden Montag Abend sich bei Tanz und Lustbarkeit ergötzen. Denn auch die nahe beiliegende Wiese bei der aufgehobenen Kirche Sta Martha existirt nicht mehr. Dieser Tummelplatz des harmlosen Volkes von S. Niccolo, welchen Passini so oft mit Vorliebe behandelte, ist ein Lagerplatz für Baumaterial aller Art geworden. Statt des Blickes auf die Lagune und die fernen Euganeen, sowie auf die gegenüber-

liegende Giudecca erhebt sich bis zu S. Andrea ein hoher Eisenbahndamm, welcher auch die einst so schöne Aussicht nach den Alpen vom Campo di Marte uns verdeckt.

Die Stimme des deutschen Künstlers ist nicht wirkungslos verhallt, und manche landsmännischen Kunstgenossen Alesandris mußten sich jetzt eingestehen, daß sie nur ihre eigene Sache vertheidigen, wenn sie zum Schutze Venedigs gegen die Vandalen des Tages ausrücken. Der erste unter den Antiquaren Venedigs, gegen welche als geschäftsmäßige Förderer des Vandalismus zunächst der Groll von Künstlern und Kunstfreunden sich wandte, Guggenheim, hat zwar die Aufregung zu beschwichtigen gesucht, indem er dieser Tage aus seinem Besitze Mehreres dem Museo Civico von Venedig schenkte, u. A. ein von ihm gekauftes Relief San Martinos zu Pferd von der Kirche gleichen Namens. Dies konnte jedoch den Secretär des städtischen Museums, Grafen A. P. Zorzi, nicht mehr abhalten, gegen den Vandalismus eine Lanze zu brechen. Er that dies zunächst, im Anschluß an A. Wolfs Klagen, in dem vorletzten Hefte der Pariser Zeitschrift L'Art, wo er sich vorzüglich mit dem von Wolf betrauerten Schicksale Sta Elenas und Sta Marthas beschäftigt. Der Venetianer führt hier aus, daß nichts leichter wäre, als die industrielle, commercielle und moralische Entwicklung Venedigs mit der Erhaltung seines künstlerischen und geschichtlichen Charakters zu versöhnen. „Wenn man wenigstens den gesunden Menschenverstand hätte, die für rein industrielle Bauten geeigneten Orte auszusuchen, und das Anstandsgefühl, bei den neuen Bauten den Eingebungen eines Geschmacks, der die Einfachheit nicht ausschließt, zu folgen! Aber nein, man möchte sagen, die Leute strengen sich an, jeden künstlerischen Schein zu unterdrücken, man wolle absichtlich auf die Vorschriften des Geschmacks keine Rücksicht nehmen. Die Häuser, die man baut, gleichen Kasernen, und die Ateliers Ställen. Man möchte aus Venedig, diesem wunderbaren Kunstwerk, eine große Industriestadt machen, wie Liverpool, Lille, Manchester, Lüttich u. s. w. und man begreift nicht, daß die künstlerische Physiognomie Venedigs zerstören einfach es zu Grunde richten heißt". An den beiden Beispielen von Sta Elena und Sta Martha sucht Zorzi nun die Gefahren dieser Manie nachzuweisen. Er erzählt die denkwürdige Geschichte der Kirche von Sta Elena, schildert die Kunstschätze und geschichtlichen Denkmäler, welche dieselbe schmückten, und die reizende, poetische Umgebung derselben von ehedem. Aber beredter noch als seine Feder ist der Stift Ettore Titos, welcher in den Text Zorzis hinein die Abbildungen Sta Elenas aus dem Anfang des Jahrhunderts (nach einem alten Bilde) und aus der Zeit vor dem Verkauf an die venetianische Baugesellschaft und sodann in dem abstoßenden Zustande gezeichnet hat, in welchem es sich heute als Fabrikstätte befindet. Und in reizenden Bildern schildert der Schriftsteller und der Zeichner sodann die fröhlichen und glänzenden Feste von Sta Martha, deren Schauplatz heute der modernen Industriewuth geopfert ist. Ich wollte, sagt Zorzi, an alle diese Dinge erinnern, weil es heute Mode ist, zu sagen, daß alle diese Veränderungen, indem sie die Vergangenheit zerstören, Venedig ein neues Blut einflößen; was mich betrifft, so bin ich kein Freund der Baumwollspinnereien und Industriegebäude; ich beschränke mich darauf zu wiederholen, daß man neue Behausungen bauen könnte, ohne die alten Bauten zu zerstören ... Zorzi will später noch andere Beschreibungen jener venetianischen Stadtviertel geben, die ihren Lokalcharakter verlieren sollen, damit wenigstens, nach ihrem Verschwinden aus der Kunstwelt, eine Erinnerung und ein Protest von Zeitgenossen übrig bleibe. „Das wird eine Urkunde für diejenigen sein, welche einst wissen möchten, was Venedig war, bevor es durch Nachäffung der großen festländischen Industriestädte dahin gelangt war, nur noch eine lächerliche, anspruchsvolle Stadt, eine Ansammlung von Bauten zu sein ohne Kunst, ohne Geschichte und ohne Namen!"

Der Teufel.

Eine Biographie.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

IV.

So brachen denn die „Hochgeziten", nibelungisch zu reden, die Jubeljahre, Festtage und Lustnächte des Teufels an. Er war jetzt in Wahrheit der „Fürst dieser Welt". Für mehrere Jahrhunderte. Ihn zu glauben, war eine strenge religiöse Pflicht, ihn zu leugnen, ein todeswürdiges Verbrechen. Er war fraglos die erste Lebensmacht, denn er beherrschte die Gedanken der Menschen und hielt ihre Seelen im Banne des Schreckens, ihre Sinne unter dem Joche der Furcht.

Unter sothanen Umständen mußte das Reich Gottes, dem der Untergang zu drohen schien, in schwere Angst und große Sorge gerathen. Aber seine Streiter verzagten nicht, rüsteten eifrig zum Kampfe, pflanzten die Kreuzstandarte auf und begannen „in hoc signo" den großen Krieg gegen den Fürsten der Finsterniß und alle seine Dämonen, sowie gegen seinen Anhang in der Menschheit, gegen Ketzer und Ketzerinnen, gegen Zauberer und Hexen. Das heilige Offiz („sanctum officium"), gemeiniglich Inquisition benamset, war das große Arsenal, in welchem die Waffen gegen alle Teufelei, Ketzerei, Zauberei, Hexerei geschmiedet und zum Gebrauche fertiggestellt, auch schon mit brennendem Eifer für das Reich Gottes geschwungen und gezückt wurden. Aber es fehlte, wenigstens bei uns in Deutschland, noch der rechte Drang und Trieb zum Kampfe gegen den Satan und alle Satansgenossen. Das beschwerte dem heiligen Vater und Statthalter Christi, Innocenz dem Achten, nicht wenig das Gemüth. Um sich dieser Beschwerniß zu ledigen, beschloß er in seiner Unfehlbarkeit einen großen Schlag zu thun. Am 5. December von 1484 schleuderte er sein großes Kriegsmanifest, die Bulle „Summis desiderantes", kraft welcher das ganze knieende und das gesammte sitzende Heer, d. i. Klerisei und Juristerei, im deutschen Reiche gegen den schwarzen Höllenwirth und dessen Armada mobilisirt wurde. Bevor aber der Krieg losgehen konnte, mußte auch ein tüchtiger Feldzugsplan beschafft werden. Diesen beschafften mitsammen die beiden klerikalen Generalstäbler Jakob Sprenger und Heinrich Krämer (Institor), Inquisitoren für Rheinland und Oberdeutschlaud, nämlich den „Malleus maleficarum", den Hexenhammer, welcher zuerst in Köln 1489 (?) und dann wiederholt gedruckt, die Hexen, die Zauberer, die Ketzer und deren Herrn und Meister selbst, den Teufel, zerhämmern und zermalmen sollte. Nach Anleitung dieses Plans konnten die Streiter vom knieenden und vom sitzenden Heer, die Schwarzflaggen und die Rothflaggen, zu „Malefizgerichten" organisirt, den Krieg gegen das „ausgelassene wüthige Teufelsheer", wie der große Zauberer- und Hexenkenner Bodinus („De magorum daemonomania") es beschrieben hat, anheben und fortführen, den längsten und fürchterlichsten Krieg, so jemals unser Land mit Qualen und Tod, mit Brand und Mord heimgesucht und deutschen Boden mit Blut und Thränen befeuchtet hat. Ich darf mich enthalten, diesen Krieg, sonst gewöhnlich der Hexenproceßgräuel geheißen, hier zu schildern, da ich auf die anderwärts, wiederholt und nach den zuverlässigsten Quellen und Hilfemitteln von mir gegebenen Darstellungen desselben verweisen kann.*)

Das Scheufäligste im Hexenwahn war die teuflische Buhlschaft. Der böse Feind machte sich als „Incubus" oder „Succubus" zum Buhlen der Mitglieder seiner Gemeinde. Die Verleugnung Gottes (und Marias) war die unumgängliche Bedingung eines Pactums mit dem Teufel, die Buhlerei mit ihm die Besiegelung des Vertrags. Zu kolossaler Wüstheit schlug sie aus in den Orgien des Hexensabbaths. Da, in der Walpurgis-

*) Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 8. Aufl. (1882), S. 365 fg. Geschichte der deutschen Frauenwelt, 4. Aufl. (1879), Bd. II, S. 136 fg. Germania, 4. Aufl. (1884), S. 220 fg.

nacht, sitzt der Fürst der Finsterniß der Festversammlung der Zauberer und Hexen vor auf einem Throne von Ebenholz, düster majestätischer Haltung, halb ein schwarzer Mann, halb ein schwarzhaariger Bock. Seine Füße gleichen Gänsefüßen, seine Finger laufen in Geierkrallen aus, am Kinn hat er einen Bocksbart, am Rücken einen langen Kuhwedel. Er trägt eine aus Hörnern gebildete Krone, außerdem noch zwei Hörner am Hinterkopf und ein großes Horn mitten auf der Stirne. Von diesem Stirnhorn geht ein Schein aus, der heller ist als der Mond, und auch die großen runden Eulenaugen strahlen in schreckhaftem Glanz. Ein netter Herr, das muß man sagen, vollends als Galan gedacht.

Die Reformation hat den wilden Brand der Teufels-, Zauber- und Hexenfrage nicht gelöscht. Im Gegentheil, sie hat denselben noch mehr angefacht, weil die Protestanten mit den Katholiken wüthend wetteiferten, das Reich Gottes gegen das Reich Satans zu vertheidigen und zu stärken, d. h. Zauberer und Hexen zu verbrennen. Es hat bekanntlich nie einen Menschen gegeben, der standhafter an die Macht und Pracht des Teufels geglaubt hätte als der Doctor Luther. Sein ganzes Leben lang hat er sich mit dem bösen Feind herumgehauen. Mitunter nahm dieser Kampf absonderliche Formen an. Mit verblüffender Ernsthaftigkeit erzählt uns Luther*), wie eines Nachts auf der Wartburg ihm der Teufel über seinen Vorrath an Haselnüssen gekommen und deren „eine nach der andern mächtig hart an die Balken der Schlafkammer quitzte". In Erwiderung einer ähnlichen Freundlichkeit warf dann der Doctor dem Satan das bekannte Tintenfaß an den Kopf. Was sich liebt, neckt sich. Der Höllenkönig machte ihm häufig und in verschiedenen Gestalten seine Aufwartung. In Koburg einmal in Gestalt eines Sterns, in seinem Garten zu Wittenberg ein andermal als schwarze Wildsau. Das Papstthum war dem weiland Augustinermönch bekanntlich eine satanische Gründung. Noch unlange vor seinem Tode ließ er die „fromme und nützliche" Brandschrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestift" ausgehen. Nächst dem Teufel und dem Papst, item auch allen, welche nicht an *seine* Unfehlbarkeit glauben wollten, hatte er insonderheit die Juden auf dem Rohr und — die Vernunft. Diese war ihm, welcher dem abgeschmackten Aberglauben bornirter Lutheraner zufolge „der Begründer der Denkfreiheit in Deutschland" gewesen, wie Gift und Galle zuwider. Noch in seiner letzten, am 17. Januar von 1546 zu Wittenberg gehaltenen Predigt fuhr er mit den unflätigsten Schimpfworten gegen die Vernunft los und schalt sie „des Teufels Braut", „die schöne Metze", „die höchste Buhle, die der Teufel hat".**) Das scheint Beelzebub übelgenommen zu haben. Wenigstens sieht es fast so aus, als hätte er seine beschimpfte „Braut" rächen wollen, wenn er bald darauf, als Luther in Eisleben auf dem Sterbebette lag, vor dem offenen Fenster der Kammer auf dem Rohrbrunnen hockte und seinem großen Bekämpfer, nach dessen eigener Aussage, zum Spott und Tort seinen Unaussprechlichen wies.***)

*) Luthers Tischreden (1576), Fol. 205 b.

**) Luthers Sämmtl. Werke, Ausgabe von Plochmann und Irmischer, 1826 fg. XVI, 142 fg.

***) Neudeckers Ausgabe von M. Ratzebergers handschriftl. Geschichte Luthers, S. 133, citirt von Janssen, Geschichte d. deutschen Volkes, III, 538. Dieses Buch liefert, nebenbei bemerkt, wieder einmal den Beweis, daß es aus dem Walde herausschallt, wie man hineinschreit. Auf die so lange betriebene einseitig-lutherische Darstellung der Reformationsgeschichte ist jetzt eine einseitig-katholische gefolgt, der lutherischen Verhimmelung Luthers die katholische Verhöllung. Für Geschichtekenner, welche ja wissen, was sie hier davon und dort dazu thun müssen, hat übrigens Janssens kenntnißreiches, fleißiges und gutgeschriebenes Buch viel Anziehendes und Anregendes. Traurig genug freilich, daß noch an des 19. Jahrhunderts Neige die alte Stänkerei und Zänkerei vonwegen Roms und Wittenbergs noch immer fortwährt auf deutschen Boden. Noch trauriger, daß mit Bestimmtheit vorauszusehen und vorauszusagen, der Stank und Zank werde noch lange, lange rumoren, alldieweilen die Dummheit währet ewiglich.

Zur Zeit, wo also „die Welt voll Teufel war", hat auch der Großmeister der „schwarzen Magie" gelebt, der vielberufene Doctor Faust, der in Wahrheit und Wirklichkeit ein Zeitgenosse der Reformatoren und ein Landsmann Melanchthons gewesen ist, weitum berühmt als „Wunderarzt", von der urtheilslosen Menge als Zauberer angestaunt und als Teufelsbündler verabscheut, von den wenigen Denkenden für einen Schwindler gehalten. Die fabulirende Volksphantasie machte diesen Mann zum Mittelpunkte der gesammten deutschen Zaubersage und Goethe hat ihn dann zum Helden einer poetischen Schöpfung gemacht, welche mit Fug und Recht das Universalgedicht des modernen Weltalters zu heißen verdient. Der wirkliche Doctor Faust scheint häufig in der Gegend von Wittenberg sein Wesen getrieben zu haben. Schon das älteste, in Frankfurt a. M. 1587 gedruckte Faustbuch, welches, zusammengehalten mit den angeblich vom Faust herrührenden Zauberschriften einen deutlichen Einblick in den Teufels- und Zauberglauben unseres Volkes gewährt, verlegt den Abschluß von des Doctors Bündniß mit dem bösen Feind in einen „dicken (dichten) Wald, der bei Wittenberg gelegen ist", und in dem Dorfe Rimlich bei dieser Stadt spielt auch die letzte Scene von Faust's gräulichem Lebenslauf, d. h. er wird dort, nachdem sein Pactum abgelaufen, in erschrecklicher Weise vom Teufel geholt. Das ist ihm dann bei den Aufführungen des alten Puppenspiels von Doctor Fausti Leben, Thaten und Höllenfahrt nochmals noch unzählige Male widerfahren.*) Da, wo das älteste Faustbuch erzählt, wie sich der Doctor dem Teufel zuschwor und verpfändete, erhaschen wir ein Bild von der Erscheinung des Fürsten der Finsterniß. Nachdem Faust in dem erwähnten Walde seinen Zauberkreis gezogen und die Beschwörung begonnen hatte, machte der Teufel zunächst ein „groß Geplerr". Hierauf, als der Doctor mit seinen Beschwörungsformeln fortfuhr, „ließ es sich sehen, als wann ob dem Cirkel ein Greiff oder Drach schwebete vnd flatterte. Wann dann Dr. Faustus seine Beschwerung brauchte, da kirrete das Thier jämmerlich. Bald darauf fiel drey oder vier klaffter hoch ein feuwriger Stern herab, verwandelte sich zu einer feuwrigen Kugel, daß dann Faust gar hoch erschracke, jedoch liebete jm sein fürnemmen. Beschwur also diesen Stern zum ersten, andern und dritten mal, darauff gieng ein Fewerstrom eines Mannes hoch auff, ließ sich wider herunder, vnd wurden sechs Liechtlein darauff gesehen. Einmal sprang ein Liechtlein in die Höhe, dann das ander hernider, biß sich's enderte und formierte ein Gestalt eines feuwrigen Manns. Dieser gieng um den Cirkel herumb ein viertheil stund lang. Bald darauf endert sich der Teuffel vnd Geist in Gestalt eines grawen Mönchs, kam mit Fausto zu sprach vnd fragte, was er begerte."

Die deutsche Volksphantasie hat demnach den Teufel gestaltet als das halbmenschliche und halbthierische Ungethüm, als welches wir ihn beim Hexensabbath den Vorsitz führen sahen, dann in der Faustsage als Greifen oder Drachen, als feurigen Stern, als feurige Kugel, als steigenden und fallenden Feuerstrom, als feurigen Mann und als grauen Mönch. Vielleicht ist es darum hier angezeigt, von unseren biographischen Wanderweg etwas abzuschwenken, um uns umzusehen, in welchen Weisen und Wandelungen Satan bei den Dichtern verschiedener Völker und Zeiten seine Epiphanie bewerkstelligte. Dazu ist jedoch anzumerken, daß die vorzunehmende Musterung keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht.

V.

Auf der mittelalterlichen Mysterienbühne verführte der Teufel bekanntlich einen großen Rumor. Die Teufelsmasken waren da von abschreckender Häßlichkeit und mit Pferdefüßen, feuerspeienden Rachen, fletschenden Wolfszähnen, Hörnern und Schwänzen wurde ein großer Aufwand getrieben. Trotz alles dieses theatralischen Spuks und Trödels geben uns die Texte

*) Ueber die alte Faustliteratur s. Gödeke, Grundr. zur Gesch. d. deutschen Dichtung, I, 421 fg.

der Mysterien, deutsche, französische, italische und englische, nur ein unbestimmtes Bild vom Satan. Anschaulicher lassen die spanischen Autos den bösen Feind in die sinnliche Erscheinung treten; aber auch diese geistlichen Spiele bieten nichts des Neuen, Eigenartigen, was über die Vorstellungen hinausginge, welche sich die mittelalterliche Volkspoesie so ziemlich übereinstimmend von der Figur und dem Auftreten Lucifers gebildet hatte. Das spätere Volksschauspiel, wie es bei uns namentlich der treffliche Hans Sachs literarisch fixirte und kultivirte, kennt einen so zu sagen harmlosen und lustigen Teufel. Denn da tritt selbiger nicht selten als Spaßmacher auf und gebärdet sich ganz hanswurstig. Offenbar regte sich gerade zur Zeit, wo Luther die Menschen mit seiner ewigen Teufelei ängstigte, das Bedürfniß, diese Teufelsangst sich von der Brust wegzulachen, und diesem Bedürfniß kamen die Poeten entgegen, indem sie den Teufel in komischer statt in tragischer Beleuchtung zeigten.

Im Bereiche der Kunstdichtung hat zuerst Dante ein bestimmt umrissenes und anschaulich gemaltes Bild vom Höllenkönig geliefert, und zwar im 34. Canto des „Inferno", welcher anhebt mit den Worten „Vexilla regis prodeunt inferni." Da zeigt Vergil dem Geliebten der Beatrice den Dis:

„Lo 'mperador del doloroso regno
Da mezzo 'l petto uscia fuor della ghiaccia,
E più con un gigante i' mi convegno,
Che i giganti non fan con le sue braccia" —

welcher mit dieser gigantesken Ungeheuerlichkeit des Wuchses die einer entsprechenden Häßlichkeit verbindet: —

„Oh, was ein großes Wunder er mir däuchte,
Als drei Gesichter ich an seinem Haupt sah;
Das eine vorn, und es war dieses glutroth.
Zwei andre aber schlossen sich an jenes
Ueber der Mitte von jedweder Schulter
Und einten dann sich in der Scheitelgegend.
Das rechte schillert zwischen weiß und gelblich,
Das linke war zu schauen wie Gesichter,
Die dort herkommen, wo der Nil zu Thal geht.
Und unter jedem hub zwei große Flügel
Er, wie sie ziemten solchem Vogel:
Meerschiffesegel sah ich nie so große.
Nicht waren sie befiedert, sondern der Art
Wie die der Fledermäuse; damit flattert'
Er so, daß von ihm gingen drei der Stürme,
Die den Kokytus machten ganz gefrieren.
Aus den drei Paaren seiner Augen weint' er,
Daß Thränen ihm und blutiger Geifer über
Die Dreizahl seiner Kinne niedertropften.
In jedem seiner Mäuler mit den Zähnen
Malmt' einen Sünder er wie in der Stampfe" —

und zwar waren diese drei Gepeinigten Judas Iskariot, Brutus und Cassius, gewiß eine absonderliche Zusammenkoppelung. Ueberhaupt ist der Dante'sche Satan weit mehr nur eine groteske als furchtbare Bildung. Das Riesige seiner Erscheinung mag verblüffen, aber die bunte Detailmalerei, welche der Dichter auf ihn verwandt hat, läßt kein Grauen aufkommen. Er erinnert an die Schaustücke eines Wachsfigurenkabinetts. Auch Tasso hat es nicht verstanden einen Höllenkönig zu dichten. Im 4. Canto seines Befreiten Jerusalems will er uns die „Orrida maestà" vorführen: —

„Den stolzen Geist erhebt dem Schreckenvollen
Der Ungestalt furchtbare Majestät.
Der rothen Augen Paar, von Gift gequollen,
Flammt wie ein unheilbringender Komet.
Sein Kinn umhüllt ein Bart, der, dick geschwollen,
Bis auf die borstige Brust herniederweht.
Es öffnen ihm gleich ungeheuren Tiefen
Die Kiefern sich, die schwarz von Blute triefen."

Der reine Popanz! Eine fürchterliche — Vogelscheuche, weiter nichts. Englische Dichter wußten mit der Nachschaffung des Teufels besser umzugehen. Sie verfuhren dabei spiritualistischer als die italischen. Sie ließen, wenn ich so sagen soll, durch die Schwärze des höllischen Phantoms einen Strahl der ursprünglich erzengelhaften Natur des Rebellen gegen Gott brechen. Dies bemerken wir schon an dem Mephistopheles des Christover Marlowe, welcher seine im September 1594 zum erstenmal aufgeführte „Tragical history of D. Faustus" unzweifelhaft nach dem ältesten deutschen Faustbuch gearbeitet hat. Miltons Satan sodann ist eine gigantische Gestalt, nicht allein materiell, sondern auch geistig genommen. Sehr weislich hat der Dichter des „Paradise lost" sich gehütet, die Umrisse seiner Satansfigur scharf zu zeichnen. Auch läßt er sie stets in einem Halbdunkel. Durch beides erhöht er den Eindruck der Riesenhaftigkeit, welchen wir von der Erscheinung des Höllenkönigs gewinnen, der von dem schaurigen Hauch des Dämonischen voll umwittert ist, gerade wie die Eva des Dichters von dem ganzen Zauber des Holdseligen überglänzt erscheint. Diese zwei Gestalten, Eva und der Satan, sind die einzigen in dem großen Gedicht, welche uns wirkliche Theilnahme einflößen. Schade übrigens, daß Milton, wie nirgends, so auch in der Schilderung seines Satans — die berühmtesten Stellen sind bekanntlich Buch 1, V. 193 fg. V. 284 fg. und B. 2, V. 629 fg. — die Einbrockung gelehrter und theologischer Reminiscenzen in den Strom seiner Phantasie nicht lassen kann. An allen drei Stellen wird aber dieser störenden Zuthaten ungeachtet das Gefühl des Ungeheuren in uns erregt, sei es, daß wir den „superior fiend" an dem Flammensee riesig hingestreckt betrachten oder mitansehen, wie er von dort sich erhebt und aufbricht: „His ponderous shield hung on his shoulders like the moon" — oder daß wir ihn auf seinem Flug durch das Chaos zur Hölle begleiten. Einen dichterisch sehr achtungswerthen „Lucifer" hatte schon vierzehn Jahre vor der Geburt des Milton'schen der Holländer Jost van [illegible] geschaffen. Dagegen ist, mit dem Satan des Engländers verglichen, der unseres Klopstock doch ein trauriger Geselle, all dem rasselnden Wortschwall zum Trotz, den er von sich gibt. Vollends einen sentimentalen Teufel zu kneten, wie der klopstock'sche Abbadonna einer ist, darauf konnte doch nur ein deutscher Magister verfallen.

Weitaus der bedeutendste Satansdichter der Neuzeit ist Byron, sofern nämlich vom Teufel als einer pathetischen Erscheinung die Rede. Byrons Lucifer in dem Mysterium „Cain" und sein Satan in der „Vision of judgment" müssen dem Geistvollsten und Erhabensten beigezählt werden, was überhaupt in der Sphäre des Geisterweltlichen gedichtet ist. Lucifers Auftreten im Kain athmet die ganze Macht des Geheimnißvollen: —

„Wer naht dort? Die Gestalt gleicht der von Engeln,
Nur düstrer, strenger ist dies Geisterwesen
Zu schau'n. Warum denn beb' ich und warum
Sollt' ich ihn mehr als andre Geister fürchten,
Die ich die Flammenschwerter täglich vor
Den Thoren Edens schwingen seh'?
Was zittre ich vor ihm, der hier sich naht?
Doch mächt'ger scheint er und nicht minder schön
Als sie, und dennoch lange nicht so schön,
Wie er wohl war und noch sein könnte. Gram ist
Hier mit Unsterblichkeit gepaart" —

wogegen in der Gerichtsvision mit unvergleichlicher, so kondensirt in keiner Uebersetzung wiederzugebender Markigkeit in der Erscheinung Satans die volle Wucht des Materiell-Furchtbaren zum Ausdruck kommt:

„But bringing up the rear of this bright host
A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
Whese barren beach with frequent wrecks is paved;
His brow was like the deep when, tempest-toss'd;
Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face,
And where he gazed a gloom pervaded space."

Ein Landsmann und Zeitgenosse Byrons, George Croly, hat ebenfalls ein Satansbild ausgestellt, eins der gelungensten aller vorhandenen, wie mir scheint. Groß sind darin besonders diese Züge:

„Aus der gekrümmten Lippe spricht
Die Rachgier, doch die Klage nicht.
Die mächt'ge Wang' ist fest, obgleich
Vom Feuerhagel wund und bleich;
Auch lassen drauf sich, wild und schön,
Die Trümmer eines Cherubs seh'n.
Es schmückt dein Haupt kein Kronenglanz,
Im Aug' doch lebt der Herrscher ganz;
Die Größe bleibt dir für und für,
Der Hölle Volk gehorchet dir;
Gestürzt, verbannt, der Himmel Spott,
Zwingst du doch alles, nur nicht Gott."

In der spanischen Literatur hat, wie bekannt, die Teufelsidee ihre vollendetste poetische Verwirklichung gefunden in Calderons „Magico prodigioso". Sehen wir von dem spanisch-katholischen Kolorit und Kostüm ab, so muß uns vieles in dieser Märtyrer-Tragödie wie ein antecipirter Faust vorkommen. Auch Calderon macht ja seinen Teufel nicht zum Sieger, sondern zum Besiegten, welcher, nachdem er sich als reichgekleideten Caballero eingeführt hat, zuletzt, um für Cyprian und Justina Zeugniß abzulegen, gezwungen wird, über dem Blutgerüst, worauf jene den Märtyrertod erlitten, in seiner höllischen Mißgestalt zu erscheinen:

„Kaum sieht man am Hochgerichte
Bluten unterm Henkerschwert
Cyprianus und Justina,
Als ein Sturmwind niederfährt
Auf die Erd' und eine Wolke,
Deren Gluthenschoß beschwert
Ist mit Donnern und mit Blitzen,
Prasselt nieder, und ein gräßlich
Mißgestaltet Scheusal gährt
Aus der Wolke, das auf schupp'ger
Schlange grimmig niederfährt."

Goethe's Mephisto, bekanntlich zuerst als Hund, dann als fahrender Scholast, hierauf als modischer Junker und weiterhin in allerhand Masken erscheinend, ist, obzwar ursprünglich („Prolog im Himmel") dem Satan im Buche Hiob nachgebildet, ein ganz und gar moderner Teufel, welcher die finster-majestätische Ahrimansmiene abgelegt hat. Er repräsentirt nicht die erhabene Seite der Satansidee, sondern die skeptisch-humoristische. Er ist vor allem Ironiker und das gerade macht seine Originalität aus. Wenn aber dieser humanisirte Teufel, dieser geistreiche Skeptiker, kaustische Kritiker und geriebene Weltmann sich schließlich in nicht eben feiner Weise nasführen und prellen läßt, so muß das, die Lobpreiser des zweiten Theils vom Faust mögen sagen, was sie wollen, auf Unbefangene den Eindruck machen, der Dichter habe seinem Geschöpf entschiedenes Unrecht angethan. Der Mephisto des ersten Theils hätte sich sicherlich nicht so schmählich abführen lassen. In dem Faustroman von Goethe's Jugendgenossen Klinger „schlägt der Teufel den Mantel zurück und steht in erhabener, stattlicher, kühner und kraftvoller Gestalt vor dem Zauberkreise. Feurige, gebietrische Augen leuchten unter zwei schwarzen Brauen hervor, zwischen welchen Bitterkeit, Haß, Groll, Schmerz und Hohn dicke Falten zusammengerollt haben. Diese Furchen verlieren sich in einer glatten, hellen, hochgewölbten Stirne, die von dem Merkzeichen der Hölle zwischen den Augen sehr absticht. Eine feingebildete Adlernase zieht sich gegen einen Mund, der nur zu dem Genusse der Unsterblichen gebildet scheint. Er hat die Miene der gefallenen Engel, deren Angesichte einst von der Gottheit beleuchtet wurden und die nun ein düsterer Schleier deckt." Da haben wir eine jener Schildereien, die mit vielen Worten nichts sagen. Dieser Klinger'sche Teufel ist nur ein Schemen. Wie anders der Goethe'sche! — ich meine natürlich immer den Mephisto des ersten Theils der Faustdichtung. Der steht in unverwischbarer Drastik vor unsern Augen, obzwar sein Schöpfer nur dann und wann ein rasches Streiflicht auf sein Aeußeres fallen läßt. Die Sache ist, Goethe hatte seinen Mephisto geschaut, bevor er ihn schuf, während Klinger mittels einer Verstandesoperation einen Teufel konstruirte, wie er allenfalls sein könnte. Jener ist also ein Werk der Intuition, dieser eine Machenschaft der Reflexion.

Die nachgoethe'schen in Deutschland gedichteten Teufel wollen nicht viel bedeuten, einen ausgenommen, den von Immermann im Vorspiel zum „Merlin" vorgeführten Satan. Dieser „Fürst im finstern Land" glüht vom echten Höllenfeuer und es thut seiner Gewaltigkeit keinen Eintrag, wenn er als Affe Gottes handelt. Das „Vorspiel" ist überhaupt ein genialer Wurf. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß in dieser Sphäre seit der Schlußscene vom ersten Theil des Faust nichts so Großartiges geschaffen worden. Der Teufel in Klingemanns verschollenem Faust ist nicht einmal ein ordinärer Theaterteufel, sondern nur die schwarze Marionette des alten Puppenspiels, durch ein Vergrößerungsglas angesehen. Hauff ließ bekanntlich den Satan als Memoirenschreiber auftreten und es sind etliche Züge frischen Humors in diesen Memoiren; allein die Trivialität überwiegt. Von dem Mephistopheles in Lenaus Faust gilt, was der stramme Görg, die beste Figur der ganzen Dichtung, in der Matrosenschänke zu ihm sagt:

„Ihr seid mir der fatalste Wicht,
Der mir vorkam in meinen Tagen" —

und gerade so unzulänglich wie der Teufel ist auch der von ihm verführte Faust. Es war eben ein Fehlgriff des großen Lyrikers, dieser Lenau'sche Faust. Genieblitze zwar zucken viele darin auf, aber das Ganze ist epigonenhaft schwächlich und zerfahren. Ebenso wenig imponirt uns der Teufel Grabbe's, weder der in „Don Juan und Faust", noch der in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Jener ist nur ein trauriger, aber kein tragischer, dieser blos ein dummer, aber kein komischer Teufel. Da hat es der Pole Mickiewicz ganz anders und viel geistvoller angegriffen, in seiner prächtigen Ballade von der „Frau Twardowska", den komischen Momenten, welche in den vielen Sagen vom geprellten Teufel liegen, zur poetischen Wirkung zu verhelfen. Anzuerkennen dagegen ist, daß Grabbe in seiner großen Beschwörungsscene im Don und Faust (A. 1, Sc. 2) die uralte Vorstellung von Satans Schlangengestalt gut zu verwerthen wußte: —

„Schau, da kommt es, kommt es! Eine Schlange
Mit gelbem Auge, schuppig, mit dem Schweif
Die Sterne peitschend und den Tartarus,
Bewegt sich her — die Luft wird mir zu enge —
Ich kann nicht athmen — schon umklammert
Das Ungeheu'r mein Haus, mich von der Welt
Absondernd, wie der Meeresarm das fern
Entlegne Eiland."

VI.

Noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch währte des Teufels Herrlichkeit. Sie stand und fiel mit dem Hexenprocesse. Hier also setzten die Feinde Satans, die Zweifler und Aufklärer, die Philosophen und Philanthropen, ihre Hebel an, um das Teufelsreich aus den Angeln und Fugen zu heben, während dessen Bestand von den früher erwähnten Schwarzflaggen und Rothflaggen, d. h. von katholischen und protestantischen Theologen und Juristen, mit eifervoller Standhaftigkeit und großem Kraftaufwand vertheidigt und geschirmt wurde.

Recht kennzeichnend ist es, daß der erste wuchtige Stoß auf den Hexenproceßgräuel nicht aus lutherischer, sondern aus katholischer Gegend kam. Wie jeder weiß oder wissen könnte, führte der deutsche Jesuit und Poet Friedrich von Spee diesen Stoß mittels seines 1631 gedruckten Buches „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas". Allein der Stoß saß nicht. Er prallte ab am „Hexenhammer", dessen Autorität namentlich

der hochangesehene lutherische Professor der Jurisprudenz Benedikt Karpzov mit dem Schilde seiner blödsinnigen Gelehrsamkeit deckte. Charakteristisch ist ja auch, daß nicht ein katholisches Malefizgericht, sondern ein protestantisches die letzte „Hexe" auf deutschem Boden justizgemordet hat.*) Erst nach dem Erscheinen von Spees Streitschrift gegen den Hexenproceß wüthete dieser am umfangreichsten und grausamsten. Der tapfere Jesuit fand auch lange keinen Nachfolger und der Teufel schien fester als jemals im Sattel zu sitzen. Die Katholiken mochten den theuren Satan nicht missen und die Lutheraner wollten von ihrem Lucifer nicht lassen.**)

Erst i. J. 1691 erfolgte wieder ein großer Schlag auf den Teufel und sein Reich. Diesmal gethan von einem protestantischen Pastor, dem Holländer Balthasar Bekker, in Form seines Streitbuches „De betoverde weereld". Der Schlag war epochemachend, und wie hart der Teufel und die Teufelsgläubigen selbigen empfanden, zeigte die Thatsache, daß die ehrwürdigen Herren Amtsbrüder des Austheilers nicht ruhten, bis dieser von seiner amsterdamer Pastorei vertrieben war. Sein Buch hatte aber doch ein Licht aufgesteckt, welches nicht wieder ausgelöscht werden konnte. Für Deutschland blies dieses Licht zu einer weitleuchtenden Fackel an Christian Thomasius, einer der hellstdenkenden und wackersten Männer von allen, die jemals vom Katheder herab gesprochen. Dieser charakterfeste Leipziger Professor hat nach verschiedenen Richtungen hin aus dem heiligen mittelalterlichen Dunkel heraus und in die profane neuzeitliche Kulturhelle hinein der Zukunft freie Bahn geschaffen. Neben dem Unhold Pedantismus und der Unholdin Pietisterei bekamen namentlich der Teufel und die ganze Teufelei die Gegnerschaft dieses Vaters der deutschen Aufklärung schwer zu fühlen. Von 1701 bis 1712 ließ der rüstige Streiter verschiedene Traktate wider den Zauberglauben im allgemeinen und wider den Hexenproceß im besonderen ausgehen, in welchen Teufelsgläubige und Hexenverfolger wie der große Theologe Spizelius und der größere Jurist Karpzov schlecht wegkamen. Thomasius ist für den eigentlichen Vernichter der Malifizgerichte anzusehen, obzwar dieselben ihre Thätigkeit noch eine Weile fortsetzten.

Es kamen jetzt überhaupt schlechte Zeiten für Se. Höllische Majestät. Die englischen Freidenker, die französischen Skeptiker, die deutschen Rationalisten griffen im „Jahrhundert der Aufklärung" das Reich des Teufels von allen Seiten energisch an. Aber Satan hielt tapfer stand, erwies sich als ungeheuer zähelebig und fand ausdauernde Vertheidiger in den rechtgläubigen Theologen aller Kirchen und Konfessionen. Sogar das Hohnlachen Voltaires, welches doch so viele und so vieles umgelacht hat, vermochte ihn nicht umzubringen. Vergebens rannte ihn unser großer Kant mit dem aus bestem Gedankenstahl geschmiedeten Stoßdegen der kritischen Philosophie durch und durch. Er lebte immerfort. Auch den Absetzungsdekreten der Tübinger Theologenschule, auch den Unmöglichkeitserklärungen vonseiten der Naturwissenschaft, auch den höhnischen Vernichtungssprüchen vonseiten des Materialismus und Nihilismus zum Trotz. Nur fand er es „aus strategischen Gründen" rathsam, sich etwas „rückwärts zu koncentriren". Nämlich aus den Regionen der Skepsis und des Unglaubens in die gelobten Länder des Denknichts und Weißnichts. Er besitzt also noch unermeßliche Domänen und alle die Hengstenberge und Krummacher des 19. Jahrhunderts sind emsig bemüht, den alten Herrn in seinem Besitz und in allen seinen „wohlerworbenen Rechten" zu erhalten. Er hat also vorderhand sein genügendes Auskommen und braucht sich auch für die Zukunft nicht allzu große Sorgen zu machen.

Denn, alles zusammengehalten, wird der Teufel wohl erst mit dem letzten Menschen aus dem zerfallenden Erdenhause wegziehen, weil der Dualismus, auf jeder Seite des Buches der Geschichte in schärfsten Zügen bezeugt, erst mit dem Menschheitsräthsel gelöst werden, d. h. verschwinden wird. Die Teufelsidee ist daher ganz unentbehrlich im Weltplan. Sie ist der eigentliche Sauerteig im weltgeschichtlichen Proceß, die „mens qui agitat molem", die „Kraft, so stets das Böse will und stets das Gute schafft". Die Krummacher und Hengstenberge aller Kirchen und Konfessionen haben keine Ahnung, was sie für Unheil anrichten mit ihrer zärtlichen Fürsorge für die Existenzberechtigung des Ur- und Erzrebellen gegen den göttlichen Absolutismus. Da wußte der italische Poet Giosuè Carducci besser Bescheid, als er in seinem berühmten „Inno" ausrief:

„Salute, o Satana!
O ribellione!
O forza vindice
Della ragione!"

*) Zu Glarus in der Schweiz i. J. 1782. Ich habe diesen anachronistischen Hexenproceß, dessen Opfer eine arme Dienstmagd war, Anna Göldi, aktentreu erzählt unter dem Titel „Die Hexe von Glarus" in meiner „Menschl. Tragikomödie", 2. Aufl. 1882, Bd. 6, S. 49 fg.

**) Beweise in Hülle und Fülle hierfür enthalten die Kirchengesangbücher des 17., des 18., ja und auch noch des 19. Jahrhunderts.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Recht des Stärkeren.

Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse.

(Königl. Schauspielhaus.)

Wer mag es dem gefeierten Novellendichter verdenken, wenn starke Wirkung auf die Massen, welche das Theater viel mehr gewährt, als das Buch, wieder einmal erproben will? Der Erfolg von „Hans Lange" und „Colberg", zwei Schöpfungen, die bei allen Schwächen wie Markſteine aus der seichten Fluth unserer modernen dramatischen Dichtung emporragen, ließ Heyse, ließ das Publicum hoffen, daß der neueste Versuch, der sich zu Aller Freude als ein unserem heutigen Gesellschaftsleben entnommenes Drama ankündigte, ein Schuß ins Schwarze sein würde. Diese Erwartung wurde leider getäuscht. „Das Recht des Stärkeren", das vielleicht eine herrliche Novelle geworden wäre, ist ein schwaches Theaterstück.*)

Der Schwerpunkt des Dramas liegt in dem Liebesverhältniß eines jungen Arztes, Dr. Lornsen, zu einem allein stehenden Mädchen, Candida Lenz, einem Verhältniß, das nicht ohne psychologische Spitzfindigkeiten ist, die der Tod jeder Liebe zu sein pflegen. Lornsen ist eitel und eifersüchtig. Die Eitelkeit setzt ihn in den Augen seines Mädchens herunter, die Eifersucht vergällt ihm seine Liebe. „Ich hatte Sie zu gut kennen gelernt," sagt später Candida zu ihm, „und das ist gefährlich für Liebende." Und nicht minder wunderlich ausgetüftelt ist Lornsens Motiv der Entfremdung. Candida vergöttert ihren verstorbenen Vater, spricht noch immer mehr als nöthig und stets mit Rührung und Begeisterung von ihm und vergleicht ihn gern mit ihrem Liebhaber, sehr zu dessen Nachtheil. Lornsen wird also eifersüchtig auf den Todten. Er selbst gesteht es bei einer späteren Gelegenheit mit voller Offenheit ein. „Ich war eifersüchtig bis zur Tollheit auf keinen Lebenden, sondern auf einen Todten, auf Ihren Vater, dem, so sehr Sie mich zu lieben vorgaben, die größere Hälfte Ihres Herzens gehörte, den Sie so hoch über alle Menschen stellten, daß auch ich Ihnen recht klein und gering dagegen erschien. Können Sie es mir verdenken, daß ich mich zurückzog, weil die Rivalität mit einem Schatten auf die Länge nicht zu ertragen war? weil ich an einem endlichen Sieg über diesen Nebenbuhler verzweifelte?" Und sie gehen auseinander. Während Candida sich in ihren Schmerz einspinnt und im Andenken an den Urheber ihrer Tage Trost zu finden sucht, setzt die Liebe nur allzu rasch wieder das leicht entzündliche Herz Lornsens in Flammen. Er rettet in Hamburg die Tochter eines reichen englischen Consuls aus Calcutta, Liddy Koop-

*) Das Drama ist bereits bei W. Hertz in Berlin erschienen.

mans, aus schwerer Krankheit. Die schöne Patientin verliebt sich in den geschickten Arzt. Lornsen hält um ihre Hand an, die ihm vom Vater mit bösen Worten verweigert wird, denn er beabsichtigt sein Kind aus Geschäftsrücksichten mit einem seiner reichen Freunde — Wilberforce & Cie. — zu verheirathen. Liddy ist anders geartet als Candida. Mit der ganzen Zähigkeit eines verhätschelten Kind des Glückes hält sie an ihrer Liebe fest und hofft noch immer auf eine günstige Lösung. Doch Lornsen ist stolz. Er meidet ihr Haus und — seltsamer Rückschlag! — folgt wieder den Spuren Candidas. Auf Sylt treffen sich die ehemals Verlobten. Aber ein sonderbarer Zufall will, daß auch Consul Koopmans mit seiner Familie das Seebad besucht. Das alte und stets unangenehme Schauspiel, wie ein Mann zwischen zwei Frauen schwankt, muß sich jetzt auch hier erneuern, und damit beginnt das dreiactige Drama, das uns das Schauspielhaus vorgeführt hat.

Die ersten Begegnungen Lornsens mit Liddy und mit Candida, die mit märchenhafter Schnelligkeit Freundinnen geworden sind, folgen rasch aufeinander. Lornsen ist jetzt überzeugt, daß er nur Candida liebt, aber diese weist ihn mit ihrem selbstquälerischen „Zu spät!" ab. Hat sie doch entdeckt, daß Liddy, ihre Freundin, ihren Lebensretter liebt, daß er in ein anderes Dasein eingegriffen und Ehre und Gewissen verpfändet hat und also nicht wieder zurück kann. Sie selbst verspricht ihm, seine Werbung zu unterstützen, und dies um so eher, als sie der Freundin sich erbarmt und obendrein von dem indischen Nabob herausgefordert wird. Er sei der Stärkere, das väterliche Veto könne Alles verhindern, und Kraft dieses Rechtes werde Liddy doch auf die Stimme der Vernunft hören und freiwillig verzichten. Aber Candida erhebt nicht weniger drohend ihre Stimme: „Das Stärkste, das Unbezwinglichste, gegen das alle Mächte vergeblich ankämpfen, ist das Herz, der Muth eines warmen und treuen Herzens, das weiß, was es will, und Ihre Tochter hat ein solches Herz!" Mit dieser Kriegserklärung endet der zweite Aufzug.

Liddys Vater will nun die Tochter schnell verheirathen. Wenn sie Wilberforce & Cie. nicht mag, so kann sie den jungen Badegast Baron v. Brettenberg nehmen, der die reiche Erbin umschwärmt. Liddy bleibt unerschütterlich, aber zu ihrem Unglück erfährt sie jetzt durch ihren Vater, daß Lornsen ein Verhältniß mit Candida hatte und offenbar noch immer unterhält, und bald darauf aus Lornsens Munde selbst, daß er zwar Candidas Liebe für immer verloren habe, aber dennoch nie aufhören werde, dieselbe zu lieben. „Ich glaubte es zu verwinden, als ich Sie kennen lernte, als Ihre Anmuth, Ihr Zutrauen zu mir auch mir das Herz bewegten. Ich habe erkannt, daß es unmöglich ist, und wenn ich auch eine zweite Schuld auf mich lade, indem ich Ihnen entsage!" Und o Wunder! Liddy bleibt bei dem Zusammenbruch ihres schönsten Jugendtraumes ruhig und gefaßt. Keine Thräne, keine Verwünschung. Sie reicht sogar dem Abtrünnigen die Hand — auf gute Freundschaft. Was ist mit ihr vorgefallen? Welch Ungeheures hat ihr Herz verkehrt? Ganz einfach, Paul Heyse hatte schnell einen Komödien-Effect zur Lösung benutzt: er hat ihr Herz mit einem neuen Inhalt erfüllt, die Kindesliebe über die Geschlechtsliebe siegen lassen, der Mutterlosen eine Mutter gegeben.

Ja, Liddy bekommt plötzlich eine Mama. Es ist wahr, was die Madame Toutlemonde geb. Müller aus Berlin und die ganze übrige klatschsüchtige Badegesellschaft munkelten: Maja, das braune Hinduweib, das seit zwanzig Jahren in Koopmans Hause als unterwürfige leibeigene Dienerin lebt und das verzogene Kind auch nach Sylt begleitet, ist deren Mutter. Sie gibt es uns selbst zu verstehen, indem sie im dritten Act eine larmoyante Geschichte von einer neuen Sakuntala erzählt, die nicht Vater noch Mutter hatte, dafür aber die Gnade erfuhr, von einem reisenden Herrn — bemerkt zu werden. Es war Koopmans, der sie zu sich nahm, dem sie ein Kind gebar, der sie aber doch nicht heirathete. Sie verlangte es auch gar nicht. Und sie wurde alt und häßlich, und er schämt sich jetzt beinahe, daß er sie einmal geliebt hat. Liddy erfährt also in ihrem größten Schmerz ein neues Glück. Nicht Maja öffnete ihr die Augen, o nein! die verlangt nichts Besseres, als die treue, obscure Dienerin ihres Kindes zu sein und zu bleiben. Candida ist es, die es ihr sagt, und ihre Enthüllung muthet uns fast wie eine unzarte Einmischung an. Als Liddy in höchster Rathlosigkeit in die Klage ausbricht: „Wenn ich jetzt eine Mutter hätte, in deren Arm ich mich flüchten, die ich um Wahrheit bitten könnte! Alle Menschen können uns täuschen, vielleicht in guter Absicht! Eine Mutter kann es gar nicht — eine Mutter erbarmt sich ihres Kindes und sagt ihm die Wahrheit — und ich — ich habe keine!" da ruft die Freundin triumphirend: „Sie haben eine Mutter," und bald liegt Liddy in den Armen der sich heftig sträubenden Maja. Was kümmert sie jetzt noch Lornsen und sein schöner Bart! Die Mutterliebe ersetzt ihr Alles. „Ich bin so voll von Glück, weil mir eine Mutter geschenkt worden ist — wenn mir jetzt alles Andere genommen würde, woran ich mich bisher gefreut habe, ich käme mir arm vor, ich vergösse keine Thräne." Die rührende Gruppe von Mutter und Kind bleibt nicht ohne ernste Folgen. Koopmans wird weich und entschließt sich zu einem verspäteten Gang nach dem Standesamt; Baron v. Brettenberg sucht sammt seiner Mutter und Madame Toutlemonde skandalisirt das Weite, und Candida, die Lornsens Geständniß belauscht hatte, stürzt sich in die Arme des einstigen Verlobten.

Die beiden unzusammenhängenden Fabeln des Stückes, die abenteuerlich exotische, aber verständliche und dramatische Entdeckung einer Mutter und die psychologisch gewundene, unerfreuliche Geschichte von Lornsens und Candidas Liebe sind ziemlich geschickt in einander verschlungen und mit den nicht immer gewählten episodischen Scherzen aus dem Badeleben verquickt. Der erste Act ist munter, lebendig und liebenswürdig, der zweite krankt an der Gequältheit der Motive, und der dritte rettet durch die Rührseligkeit der Hauptscene, wo Liddy eine Mutter findet, die sehr bedrohliche Situation. Der letzte Eindruck ist durchaus unbefriedigend. Es ist gut, daß Maja plötzlich „fast ohnmächtig" und daß das heikle, unerquickliche Familiendrama hinter die Coulisse ins Nebenzimmer verlegt und schnell abgeschlossen wird, denn der Zuschauer darf über diese Lösung, die nichts löst, beileibe nicht nachdenken. Denn sonst würde er zweifelnd fragen, ob sich Liddy ihrer Mutter, dieser Mutter wirklich freuen darf, die zwanzig Jahre lang Sklavin war, um plötzlich „Frau Consulin" — wie Frau Toutlemonde mit Recht sehr spitz bemerkt — zu spielen; ob diese braunhäutige Mutter, die gewiß auch ferner Sklavin bleibt, wirklich ihre erste Liebe und das Anathem der Gesellschaft, die sich um dieses „Scandals" von ihr zurückzieht, aufwiegen kann; ferner ob ein Mann wie Koopmans, sobald der Gefühlssturm vorüber ist, factisch noch zu einer nachträglichen Trauung bewogen werden kann, und ob überhaupt ein Stück ernsthaft zu nehmen ist, wo sich am Schluß die Eltern kriegen und die Tochter dazu ihr Ja gibt . . .

Und wie die Handlung, so sind auch die Charaktere unsympathisch und zu verzwickt angelegt für die Bühne. Wir sollen uns in gleicher Weise für zwei Heldinnen, obendrein höchst seltsamer Art, interessiren. Candida erscheint als eine zudringliche Person, die sich von Allen Grobheiten sagen läßt, weil sie sich in Dinge mischt, die sie im Grunde in der That gar nichts angehen. Daß sie für Liddys Liebe eintritt, während sie Lornsen noch liebt, ist sehr edelmüthig, aber auf der Bühne herzlich unglaubwürdig. Ja, wenn Heyse aus seinem Vorwurf eine seiner meisterhaften Novellen gemacht hätte! Da würde uns der feine Seelenmaler die „Rivalität mit einem Schatten" und alle anderen Unmöglichkeiten wahrscheinlich gemacht haben. Aber in dem unerbittlichen Rampenfeuer gilt kein psychologisches Raffinement, kein ausgeklügeltes ethisches Problem, kein problematischer Charakter, da müssen die Verhältnisse klar und einfach, die Menschen aus Einem Gusse, die Handlung logisch sein. Am ehesten ist noch Liddy zu acceptiren, die krank gehätschelte leibhaftige Caprice, der wir es am Ende glauben, daß sie der Abwechslung halber die Sklavin als eine mögliche und geliebte Mutter betrachtet. Freilich wie lange wird das dauern?! Und auch in der Figur Candidas ist ein Sprung. Sie ist die herbe, energische Jungfräulichkeit, wie sie Heyse so gern und so meisterhaft in seinen Novellen zu schildern versteht. Aber mit ihrer willensstolzen, sicheren, charakterstarren Art steht hier das unverständige, überspannte Behaben in ihrem Verhältniß zu Lornsen, steht ihr sentimentales Eingreifen in Koopmans Familienmysterien doch gar sehr in Widerspruch.

Wunderbar ist, daß unser formgewandtester Dichter hier lauter Figuren schuf, die alle an einem bedenklichen Mangel an Lebensart laboriren. Liddy sagt gleich bei der ersten Begegnung Candida ins Gesicht, daß man sie für unmoralisch halte; die Baronin v. Brettenberg meidet ihre Nähe, wie die einer Aussätzigen, und Frau Toutlemonde nimmt noch viel weniger ein Blatt vor den Mund. Sie klatscht etwas von „unpassender Gesellschaft für junge Mädchen" und hat eine so niederträchtige Art: „dieses Fräulein!" zu sagen. Derselben Candida werden auch noch andere Flegeleien gemacht. Der Consul, der stets mit seiner Redensart kommt: „Ich pflege die Dinge beim Namen zu nennen", benimmt sich

ihr gegenüber ganz rüpelhaft, und der höhnische Ausdruck: „Sie haben Haare auf den Zähnen" ist noch der feinste. Und Fernow und Lornsen, die beide Candida lieben, lassen es ruhig geschehen, daß diese in ihrer Gegenwart von Koopmans und Frau Toutlemonde beschimpft wird! Kein Wunder, daß sich Candida revanchirt. Was sie Lornsen sagt, ist auch nicht aus Knigges höflichem Buch, und sie bemerkt selbst: „Ich wähle nicht die schonendsten Worte in meinen Selbstgesprächen." Auch Maja wird ziemlich schlecht behandelt. Der Consul braust gelegentlich auf und droht ihr sie nach Hause zu schicken; und Liddy, die ihre Dienerin einmal übers Andere: „Alte" zu nennen pflegt, wird gewiß auch später diese Gewohnheit fortsetzen: freilich im studentischen Sinne — für Mutter. Namentlich geläufig ist den sämmtlichen Personen der Vorwurf eines Mangels an Intelligenz. Als Fernow Candida Herz und Hand anbietet, ist er gegenüber ihrer erstaunten Miene gleich zu der Annahme bereit: „Ich merke, daß Sie mich für einen Wahnsinnigen halten". Als derselbe Fernow plötzlich dem Doctor Lornsen einige Grobheiten — „moralisches Ungeheuer" u. s. w. — ins Gesicht sagt, entschuldigt es dieser mit einem Beiseite: „Er ist gewiß krank! Er ist nicht zurechnungsfähig." Wie man sieht, eine angenehme Gesellschaft. Das Unleidlichste ist jedenfalls das englisch-deutsche Kauderwälsch, das mit unerbittlicher Consequenz durch das ganze Stück geht und von den Darstellern ganz besonders aufdringlich accentuirt wird. Riccaut de la Marlinière tritt wenigstens nur episodisch auf, Graf Thorane radebrecht blos ein Solo, macht aber schon den ganzen „Königslieutenant" unausstehlich; in Heyses Stück capriciren sich jedoch nicht weniger als drei Personen darauf, die „arm Sprak, die plump Sprak" mit englischen Brocken zu versetzen.

Daß wieder vieles Andere die ganze unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, den sieghaften Dichtergeist Heyses athmet, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Der Dialog ist natürlich und reich an hübschen Pointen. „Es greift doch an, das ewige Erholen!" seufzt ein Badegast. „Ich hatte eine schlaflose Nacht — bis elf Uhr", klagt Liddy, das verwöhnte Kind. Ein entzückender Kerl, der reine Heyse, ist Professor Fernow, leider blos Episode. Ich habe den Verfasser im Verdacht, daß diese Figur ursprünglich breiter angelegt und vielleicht gar bestimmt war, Candida zu heirathen. Schade, daß sie jetzt bloßer Nothbehelf, blos Füllsel ist. Ich hätte der edlen Candida den braven Burschen gegönnt, denn gewiß würde sie glücklicher mit ihm, als mit dem eingebildeten Schwächling Lornsen. Jedenfalls rathe ich diesem, in der Ehe lieber dem Professor etwas aufzupassen, statt auf den seligen Herrn Schwiegerpapa eifersüchtig zu sein.

Die Darstellung blieb um ein Beträchtliches hinter dem Dichter zurück, der doch schon so weit hinter sich selbst zurückgeblieben war. Nur Frln. Abich, in der Rolle Liddys, überragte thurmhoch ihre Partner. Das Publicum folgt dem Spiel mit gemischten Gefühlen, meist wunderlich berührt, manchmal gelangweilt. Erst als der Vorhang zum letztenmale fiel, erinnerte es sich, daß der verunglückte Dramatiker zugleich der größte Novellendichter unserer Nationalliteratur ist. Und nun durch sein Theaterstück nicht mehr gehindert, rief es ihn mit donnerndem Beifall zwei-, dreimal vor die Rampe, um ihm für seine köstlichen Gaben auf einem anderen Gebiete, wo man ihm das Recht des Stärkeren freudig zuerkennt, in rückhaltloser, stürmischer Begeisterung zu danken und zu huldigen.

Z.

Eine Ausstellung im Kupferstichkabinet.

Wo sich schon die Entwürfe und Skizzen zu den Bildern der größten Meister nur lückenhaft bis auf unsere Zeit erhalten haben, darf es nicht Wunder nehmen, daß die zeichnerischen Vorarbeiten von Architekten und Gewerbetreibenden der vergangenen Jahrhunderte jetzt zu den größten Seltenheiten gehören. Namentlich selten sind natürlich Zeichnungen zu Geräthen und Möbeln, denn sie waren dem Untergang durch Achtlosigkeit noch in höherem Grade ausgesetzt als die Entwürfe der Architekten. Dabei darf man ihre Wichtigkeit gerade für unsere Zeit sehr hoch anschlagen, denn abgesehen von dem Schatz an origineller Technik der Darstellung, den sie bergen, lehren sie nach einigen Richtungen mehr, als die meisten der auf uns gekommenen ausgeführten Arbeiten in ihrem heutigen Zustand vermögen.

Die Berliner Kunstsammlungen sind so glücklich, eine große Anzahl derartiger Zeichnungen und Farbenskizzen in Besitz zu haben. Theils gehören sie zum älteren Bestande, theils kamen sie durch den Ankauf der Sammlung Destailleur hinzu. Seit einigen Wochen ist eine Anzahl der interessantesten auf dem Kupferstichkabinet ausgestellt. Sie füllen den verfügbaren Raum zweier Säle. Einer davon ist fast ausschließlich polychromen Entwürfen gewidmet.

Diese sind für unsere Techniker von besonderer Wichtigkeit. Freilich lehren die farbigen Entwürfe für Saaldecorationen im Wesen nichts Neues. Anders steht es mit einer Gruppe von Goldschmiedsentwürfen aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts, deren Ausführung den Wappen und Beischriften nach für dänische Könige und schleswig-holsteinische Große bestimmt war. Es sind silberne Humpen und Pokale, Trinkschiffe, Tafelzierden in Gestalt von Elephanten mit Thürmen voll Krieger, Kühlbecken, Schnallen u. s. w. — Das Silber hat man in seiner eigenen kalten Farbe nur da stehen lassen, wo es einen Gegensatz zu vergoldeten Flächen bot. Sonst verschwindet es völlig unter einer Decke des edleren Materials. Damit nicht genug, haben wir an einer Reihe dieser Skizzen die Beweise für ein technisches Vorgehen, das uns zuerst fast unbegreiflich erscheint. Es sind Pokale für getriebenes Silber mit reicher Ornamentation, die über und über mit Farbe bedeckt ist. In der Ausführung hat man sich hier jedoch nicht etwa Email zu denken, sondern ganz einfach bunte Lackfarben. Es finden sich sogar auf erhaltenen Gefäßen der Gattung, z. B. an manchen aus dem Lüneburger Silberschatz im Gewerbemuseum zu Berlin, unverkennbare Reste einer solchen Polychromie. Freilich nur Spuren, denn was im vergangenen Jahrhundert nicht eingeschmolzen wurde, mußte wenigstens sein Farbenkleid lassen. Ein Silbergefäß von nur annähernd der Farbigkeit einiger dieser Entwürfe ist mir nicht bekannt. Die Moral aus der Bemalung selbst edler Metalle liegt für unsre Zeit, die mit dem Material an sich einen Cultus treibt, auf der Hand. — Es wäre interessant, wenn sich herausbringen ließe, welche der norddeutschen Städte am Ende des sechz[illegible] Jahrhunderts so zahlreiche und großangelegte Goldschmiedsarbei[illegible] den dänischen Hof auszuführen hatte. Lübeck scheint mir noch am meisten Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. — Von den übrigen Objecten der Ausstellung müssen wir hier absehen. Nur eine Gruppe möchte ich noch hervorheben, die der Theaterdecorationen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Architekturen bilden fast ausschließlich ihren Vorwurf. Aber hier zeigen sie sich so originell und großartig, daß ihr Studium unserer modernen Production unmittelbar von Nutzen sein könnte. Im Princip unterscheiden sie sich allerdings wesentlich von dem, was wir zu sehen gewohnt sind. Man suchte damals auf dem Theater nicht eine beliebige Lokalität in realistischer Möglichkeit darzustellen, sondern schuf sich auf den Brettern eine phantastische Architekturwelt, die in ihrer Wucht und Ausdehnung von den Fesseln der Materie befreit war. Hier konnte die Bauphantasie uneingeschränkt ihre Flügel regen. Denn so wenig materielle Bedenken sie hinderten, konnte das Verhältniß zum Inhalt des dramatischen Kunstwerks sie einengen. Die Oper, für die alle großartigen Decorationen bestimmt, geht ja selber über die einfache Realität hinaus.

Auch der ganze Aufbau unterscheidet sich von dem heute gewohnten. Coulissen in unserm Sinne kommen nur dann vor, wenn eine Galerie in Längsperspective aufgebaut wird. Sonst bleibt die Anlage im Schema durchweg dieselbe. Vorn beiderseits ein dunkles Säulenpaar, dahinter im Mittelgrunde nach beiden Seiten ein freier Ausblick auf Hallen, Höfe oder Treppenfluchten, im Hintergrund plastische Architektur reich durchbrochen. Wie an der Seite die Coulissen, so fehlen oben die Wolken. Auch hier baut sich die Architektur so hoch empor, daß sie nur durch den Rahmen des Proscениums abgeschnitten wird.

Mit diesen Mitteln erreicht die Decoration eine Größe und heitere Pracht, die uns mit den modernen Mitteln nur selten geboten wird. Schinkel war der Letzte, der noch in diesem Sinne für das Theater arbeitete.

A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg** und **Leipzig:**

Immanuel Kant's sämmtliche Werke, in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 8 Bände. gr. 8. brosch. *M.* 36.—, geb. *M.* 48.—

Die einzige wirklich vollständige Ausgabe von Kant's Werken.

— — **Kritik der Urtheilskraft,** herausg. von Benno Erdmann. 2. Stereotypausgabe. gr. 8. brosch. *M.* 2.—, geb. *M.* 2.80.

— — **Kritik der reinen Vernunft,** herausgegeben von Benno Erdmann. 3. mehrfach verbesserte Stereotypausgabe. Mit Kant's Bildniss. gr. 8. brosch. *M.* 2.—, geb. *M.* 2.80.

Diese ausserordentlich wohlfeilen Ausgaben empfehlen sich besonders durch ihre Korrektheit und gediegene Ausstattung.

Benno Erdmann, Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Eine historische Untersuchung. gr. 8. *M.* 7.20.

— — **Martin Knutzen und seine Zeit.** Ein Beitrag zur Geschichte der Wolfischen Schule und insbesondere zur Entwicklungsgeschichte Kant's. gr. 8. *M.* 4.—

Johannes Volkelt, Immanuel Kant's Erkenntnisstheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnisstheorie. gr. 8. *M.* 10.—

— — **Ueber die Möglichkeit der Metaphysik.** Antrittsrede gehalten zu Basel am 23. Oktober 1883. gr. 8. *M.* 1.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig.**

Georg Weber's Allgemeine Weltgeschichte.

Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

15 Bände in ca. 110 Lieferungen (à *M.* 1.—) und 4 Registerbänden:

Bisher ist erschienen:

1. Band:	**Geschichte des Morgenlandes.** 1882.	*M.* 7.—
2. =	**Geschichte des hellenischen Volkes.** 1882.	*M.* 7.50
3. =	**Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt.** 1883.	*M.* 7.50
4. =	**Geschichte des römischen Kaiserreichs, der Völkerwanderung und der neuen Staatenbildungen.** 1883.	*M.* 7.—
5. =	**Geschichte des Mittelalters.** I. Theil. 1883.	*M.* 6.—
Registerband für Band 1—4:	I. **Geschichte des Alterthums.** 1883.	*M.* 1.50

Einband für jeden Band: einfach geb. *M.* 1.25, elegant geb. *M.* 2.—

Prospecte und **Urtheile** der Presse durch alle Buchhandlungen **gratis.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben wurden vollständig und sind in broschirten und elegant gebundenen Exemplaren durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Sechs Bände von je ca. 30 Bogen in Klein-Octav. Broschirt *M.* 15.—

In sechs sehr eleganten Leinwand-Einbänden *M.* 20.—

Graf Schack hat sich durch seine Dichtungen, welche theils hochpoetische Stoffe in edelster Form behandeln, theils das moderne Leben mit glänzendem Humor darstellen, so sehr die allgemeine Gunst erworben, daß diese Gesammtausgabe seiner Werke, welche zugleich mehreres völlig Neue bringt, einem Bedürfnisse entgegenkommt.

Inhalt: Nächte des Orients. — Gedichte. — Durch alle Wetter. — Lothar. — Episoden. — Ebenbürtig. — Lotosblätter. (Neu!) — Plejaden. — Weihgesänge. — Die Pisaner. — Gaston. (Neu!) — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. (Neu!) — Politische Lustspiele.

Geibels Gesammelte Werke

sind nunmehr, nachdem Lieferung 37—40 erschienen, vollständig. Bei einem Preise von 50 Pf. pro Lieferung kosten sie broschirt *M.* 20.—, und die 4 Einbanddecken (je eine für 2 Bände) sind gleichfalls für *M.* 1.60 zu haben, worauf die Abonnenten der Lieferungs-Ausgabe ergebenst aufmerksam gemacht werden.

Geibels Gesammelte Werke

sind jetzt auch in 4 eleganten Leinwand-Einbänden zum Preise von *M.* 25.— zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Die Symbiose

oder das

Genossenschaftsleben im Thierreich

von

Oscar Hertwig,

Professor der Anatomie u. Director des vergleichend anatomischen Museums an der Universität Jena.

Mit einer Tafel in Farbendruck.

Preis: 2 Mark.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Raphael.

Sein Leben und seine Werke

von

J. A. Crowe und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt

von

C. Aldenhoven.

Erster Band.

Mit 19 Tafeln in Lichtdruck.

gr. 8. Preis: *M.* 10.—. In Halb-Maroquin geb. *M.* 13.50.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz & Goßmann) in **Berlin** SW. 12.

Ueber die Reize des Spiels

von

Professor Dr. **M. Lazarus.**

XVI, 177 S. Eleg. geh. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

— **Wichtig für jeden Spielenden.** —

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Mein Wanderfrühling.

Lieder und Gedichte von **Max Brauer.**

XII, 208 S. 8. geh. *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—

Eine originelle Liedergabe von außerordentlicher Frische des Inhalts und Feinheit der Form. Die vom Autor in absichtlicher Beschränkung (bei Zusammenstellung der Sammlung) beobachtete einheitliche Stimmung verleiht diesen Dichtungen von deutscher Art und südlicher Wärme einen eigenen und wohlthuenden Zauber.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.**

Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. geh. 9 *M.*, geb. 10 *M.*

Schmidt, Erich, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Erster Band. geh. 7 *M.*

Deutsche Reime, Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden gesammelt von **H. Draheim.** geb. 4 *M.*

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 5. Berlin, den 2. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die politische Lage Spaniens. Von Geo. C. Bartz. — Die internationalen Polarstationen. Von Friedrich von Hellwald. — **Literatur und Kunst:** Erinnerung. Von Martin Greif. — Knobelsdorff. Von Lector. — Ein Schandbuch über Sarah Bernhardt. Von Theophil Zolling. — Die englische Gesellschaft und der „Punch". Von H. Zimmern. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ueber das Wort „Tramway". Von Niemann, Baurath. — Inserate.

Die politische Lage Spaniens.

Von Geo. C. Bartz.

Die Reise des Kronprinzen nach Madrid, welcher ich mich anschließen durfte, gab mir willkommenen Anlaß zu einem eingehenderen Studium der politischen Verhältnisse Spaniens. Es wurde mir der Vorzug einer persönlichen Bekanntschaft mit den leitenden Staatsmännern, so daß ich mir aus ihren Mittheilungen ein Urtheil über ihr Verhalten und ihre Absichten bilden konnte. Die politischen Parteien in Spanien haben keine festen Grundsätze. Sie bequemen sich leicht den Anforderungen oder den Vortheilen des Augenblicks und folgen willig der Leitung ihrer Führer, selbst wenn dieselben den eigenen Nutzen dem allgemeinen Wohle voranstellen. Die neueste Geschichte Spaniens ist ein fortwährender Kampf der Parteien und ihrer Häupter um die Regierungsgewalt. Da das unglückliche Land, welches durch die Trostlosigkeit seiner politischen Zustände hart am Rande fortwährender Bürgerkriege steht, keinen festen Beamtenstand hat, sieht es bei jeder Kabinetsänderung, daß Aemter und Würden den Besiegten genommen und unter die Anhänger der siegreichen Partei vertheilt werden. Der Wechsel der Beamten erstreckt sich von den höchsten bis auf die niedrigsten Stellen. Nur die wenigen routinirten Leute, welche man nicht ganz entbehren kann, bleiben in ihren Aemtern. Die Folge ist, daß die Beschäftigung mit der Politik zu einem Handwerke sich erniedrigt, von welchem man die Befriedigung nicht selbstloser Bestrebungen, sondern rein materieller Interessen erhofft. Man schließt sich einem Staatsmanne oder einer Partei nicht aus principieller Uebereinstimmung der Ideen, sondern aus selbstsüchtigen Motiven an. Erscheint ihr baldiges Aufkommen zweifelhaft oder ihr Sturz bevorstehend, so sucht man bei den Gegnern den erträumten Nutzen. Diese absolute Principienlosigkeit führt zu einem ganz auffälligen freundschaftlichen Verkehre, welchen die Mitglieder der sich öffentlich auf das Heftigste befehdenden Parteien privatim unterhalten und den ich sonst nur in England in gleichem Maße gesehen habe. Während aber jenseits des Kanals die politischen Gegensätze so klar und bestimmt ausgeprägt sind, daß sie in den persönlichen Beziehungen nicht besonderen Ausdruck zu finden brauchen, herrscht auf der iberischen Halbinsel eine derartige Gleichgültigkeit in Principienfragen, daß man froh ist, sie öffentlich berührt zu haben. Obwohl ich kein Freund von weitsehenden politischen Programmen bin, hat mich der Mangel derselben in Spanien befremdet. Selbst die Conservativen, welche soeben wieder zur Macht gelangt sind, haben verschwommene Ziele. Schon ihr officieller Name „Liberal-Conservative" deutet auf ihre Geneigtheit zu Compromissen. Dieselbe hat sich in der jüngsten Krisis nur zu sehr bewahrheitet. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die von der „dynastischen Linken" geforderte Revision der Verfassung und die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Die Liberalen waren gespalten. Sagasta, unter welchem die jetzigen Cortes gewählt worden waren und der infolge großartiger Wahlbeeinflussungen über eine Mehrheit von 280 Stimmen in der etwa 410 Mitglieder zählenden Deputirtenkammer gebot, weigerte sich, dem gedachten Verlangen der „dynastischen Linken" nachzugeben, obwohl er während seiner ministeriellen Thätigkeit so weit gegangen war, die Munizipal- und Provinzialbehörden aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehen zu lassen. Seine Abneigung gegen die Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auf die Wahl der Cortes entsprang dem Wunsche, die Volksthümlichkeit des bisherigen Kabinets nicht zu steigern. Die „dynastische Linke", welche ihn ersetzt hatte, war von Serrano aus denjenigen gemäßigten Republikanern gebildet, welche unter den gegebenen Verhältnissen das einzige Heil ihres Landes in dem Anschlusse an ein wahrhaft constitutionelles Königthum nach brittischem Muster erblickten. Ihnen hatten sich Posada Herera und einige seiner Freunde angeschlossen, welche mit Sagastas Thatenlosigkeit auf administrativen und gesetzgeberischen Gebieten, die seinen früheren Verheißungen so wenig entsprach, unzufrieden waren. Der Sturz Sagastas erfolgte im vergangenen Spätsommer, nachdem er seit dem Februar 1881 an der Spitze der Regierung gewesen war. Der Aufstand in Badajoz, woselbst ein Unteroffizier die Republik erklärte, seine Vorgesetzten verhaftete, sich der Kriegskasse bemächtigte und nur zufällig in dem Erfolge seines waghalsigen Unternehmens scheiterte, hatte Sagasta, der dem Könige bei seiner Reise nach Deutschland die vollständigste Ruhe des Landes versicherte, derartig überrascht, daß er den Kopf verlor und unter dem Vorgeben, das Vertrauen der mit seiner Energielosigkeit unzufriedenen Mitbürger anscheinend verloren zu haben, demissionirte. Da die Conservativen bei der Neuwahl unter Sagasta auf 48 Mitglieder in der Deputirtenkammer zusammengeschmolzen waren und damals um so weniger an den Eintritt in die Regierung denken konnten, als sie ihre Gegner sich erst abwirthschaften lassen wollten, so sah sich der König veranlaßt, Posada Herera mit der Neubildung des Kabinets zu betrauen. Die Portefeuilles wurden unter seinen Anhängern und den Führern der „dynastischen Linken", welche ihren Collegen jedoch in jeder Hinsicht überlegen waren, gleichmäßig getheilt. Die einzige Bedingung des Königs war, daß der ihm persönlich verhaßte Serrano nicht in das Kabinet gelange. Der Herzog della Torre erhielt als Entschädigung den Botschafterposten in Paris, woselbst er in eigenmächtiger Weise die Wirkung des

Besuches unseres Kronprinzen durch überschwängliche Lobhudelei Frankreichs zu beeinträchtigen suchte. Ein eigener Zufall fügte es, daß der Aufenthalt unseres Kronprinzen gerade in die Amtszeit der „dynastischen Linken" fiel, welche als alte Republikaner, deren Sympathien nach Frankreich neigten, unwillig zusehen mußten, wie der Besuch des deutschen Kaisersohnes zur Stärkung des Königthums und ihrer conservativen Gegner beitrug. An ihnen lag es wahrlich nicht, daß dem Kronprinzen ein so herzlicher Empfang entgegengebracht wurde. Hatten sie doch jede officielle Betheiligung abgelehnt. Zur Belohnung empfingen sie in ihrer Eigenschaft als Vertreter der Regierung die höchsten preußischen Ordensauszeichnungen, welche sich auf ihrer catonischen Brust seltsam ausnehmen müssen. Abgesehen von ihrer mehr als reservirten Haltung gegenüber dem Kronprinzen muß man der „dynastischen Linken" die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit großem Eifer an einschneidende Reformen in allen Zweigen der Verwaltung ging. In den Ministerien herrschte eine ganz ungewohnte, fast fieberhafte Thätigkeit. Namentlich Moret y Prendergast, der Minister des Innern, ein junger Professor der Volkswirthschaft an der Universität von Madrid, welcher als Diplomat und auch Verwaltungsbeamter einen geachteten Ruf genießt, und der General Lopez Dominguez, ein Neffe Serranos, welcher unter Napoleon in der Krim und Italien, sowie mit O'Donnell siegreich in Marokko gefochten hatte, ließen sich in ihren Reorganisationsplänen nicht stören, trotzdem sie die Aussichtslosigkeit derselben erkennen mußten, da Sagasta, der thatsächliche Gebieter der Cortez, sein Versprechen ihrer parlamentarischen Unterstützung bald zurückzog. Der schlaue Sagasta, der wie kein Anderer den niedrigen Leidenschaften seiner Anhänger fröhnt und in der politischen „Mache" von keinem seiner Gegner übertroffen wird, hatte zu seinem Leidwesen seine Uebereilung schnell genug erkannt. Da er wußte, daß der König der unzuverlässigen „dynastischen Linken", welche noch kürzlich im republikanischen Lager stand, das Decret zur Auflösung der Kammer nicht ertheilen und ihr bei den Neuwahlen die zu Beeinflussungen so wichtige Staatsmaschinerie nicht anvertrauen werde, pochte er auf seine Macht und verwarf jeden Gedanken einer Coalition. Das Unerwartete geschah. Anstatt einer Zurückberufung Sagastas erfolgte der Auftrag des Königs zur Bildung eines Kabinets an die Conservativen, welche den liberalen Ansprüchen weit mehr entgegengekommen waren.

Zum vierten Male während der nunmehr neunjährigen Regierung des Königs tritt Canovas del Castillo an die Spitze derselben. Schwierige Aufgaben harren seiner. Vor Allem gilt es, die Rechte der Krone und die Executivgewalt des Staates gegen anarchische und socialistische Bestrebungen zu wahren und der Zuchtlosigkeit des Heeres, welches aus Rand und Band ist, zu steuern. Das Pronunciamento von Sagunt, durch welches Martinez Campos den jungen Alfonso zum Könige proclamirte, trägt seine blutigen Früchte. Jener Unteroffizier, welcher den Putsch von Badajoz unternahm, gehörte auch zu den Verschwörern von Sagunt. Er war enttäuscht über den ihm zu Theil gewordenen geringen Lohn und versuchte auf eigene Hand die Erlangung neuer Ehren. Sehr bedenklich für den Zustand der Armee und die Gährung in derselben ist die weite Verzweigung der Conspiration, welche in Badajoz zu Tage trat und in nicht weniger als 34 Bataillonen heimliche Genossen zählte. Das Material des Heeres ist vorzüglich. Der gemeine Soldat sucht seines Gleichen. Nur die Führer taugen nichts. Bei einer Effectivstärke von 80,000 Mann zählt die spanische Armee 20,000 Offiziere, welche in ihre bevorzugten Stellungen nicht aus eigenem Verdienste, sondern zunächst infolge ihrer Betheiligung an den zweifelhaftesten Unternehmungen gerückt sind. Die Politik zersetzt alle Klassen des Heeres. Das Gefühl der Ehre und der Pflicht hat seinen Werth verloren, und gewissenlose Verschwörer finden immer nach neuer Beförderung lüsterne Anhänger, mit denen sie die Armee zu den gefährlichsten Aufständen fortreißen können. Nirgends gibt es so viele Generale wie in Spanien. Man zählt 35 auf jede Million Einwohner, während wir nur 6, Frankreich 8, Italien 5 bei gleicher Volkszahl haben. Da ein ordnungsmäßiges Avancement und die Uebernahme gedienter Militärs in den Civildienst, der für die politischen Beutejäger reservirt bleibt, ausgeschlossen sind, muß ein Wandel geschafft werden, wenn die nicht allmählich zu Prätorianern sich erniedrigende Armee das Gemeinwohl zerstören soll. Der König, welcher von den besten Absichten beseelt ist und das unumschränkteste Lob verdient, hat keinen directen Einfluß auf die Leitung des Heeres, welches nur allein dem Kriegsministerium unterstellt ist. Alle Beförderungen geschehen durch den Kriegsminister, ohne daß dieselben der Genehmigung des Königs, der nur bei der Besetzung seines eigenen militärischen Hofhaltes gehört wird, unterliegen. Lopez Dominguez, welchem der König wegen seiner nahen Verwandtschaft zu dem unzuverlässigen Serrano mißtraute, beabsichtigte radicale Aenderungen in der Organisation des Heeres, welches unter der Verwaltung des von ihm in der Kammer unter maßloser Heftigkeit angegriffenen Martinez Campos, des Kriegsministers unter Sagasta, noch mehr zurückgekommen war. Es ist anzunehmen, daß Quesada in die Fußtapfen seines Vorgängers treten und das von ihm begonnene Werk unter Beseitigung der republikanischen Auswüchse zu einem erfolgreichen Ende führen werde. Der neue Kriegsminister ist ein Freund des Königs, dessen Generalstabschef er im Carlistenkriege war. Er hatte an der Niederwerfung des von dem Prätendenten angezettelten gefährlichen Aufstandes den hervorragendsten Antheil und erwies sich in der späteren Verwaltung der stets in Gährung befindlichen baskischen Provinzen, auch im Civildienst, als ein tüchtiger Beamter. Mit Leib und Seele Soldat, wird er jede Ausschreitung gegen die Disciplin rücksichtslos ahnden und vor Allem den Geist der Empörung unter den Offizieren bannen. Unter Canovas ist nicht zu erwarten, daß Verschwörer, wie die von Badajoz, über die Grenze complimentirt, sodann begnadigt und wieder in das Heer eingestellt werden. Der jetzige Premierminister warf dem Sagasta außerdem vor, daß er revolutionäre Processionen in den Straßen der Hauptstadt geduldet, dem Erzverschwörer Ruiz Zorilla die Heimkehr gestattet, die Polizei auf die seinem Einflusse entrückten Provinzial- und Munizipalbehörden übertragen und sich die Executivgewalt unter den Händen habe zerbröckeln lassen. Im Gegensatze zu der schwächlichen Bevorzugung des auch von dem unpraktischen Castelar empfohlenen Föderativsystems wird das jetzige Kabinet die Centralisation des Staates möglichst zu stärken suchen. Von allen spanischen Staatsmännern hat Canovas trotz seiner Vorliebe für gelehrte Studien die meiste Erfahrung in der Ausübung der Staatsgewalt. Ihm verdankt nicht nur die von ihm aus den alten „Moderados" gebildete „liberal-conservative" Partei ihre in Spanien einzig dastehende ausgezeichnete Organisation, welche sich auf die kleinsten Ortschaften erstreckt und überall ihre Fühler hat, sondern auch der Staat die Hauptergebnisse der in den letzten Jahrzehnten geschaffenen positiven Reformen. Unter seiner Administration wurden die Carlisten geschlagen und der Norden von ihnen gesäubert, das bereits aufgegebene Cuba zurückerobert, die von ihm ausgearbeitete Verfassung durchberathen und genehmigt und die zerrütteten Finanzen auf geordneter Grundlage geregelt. Als die damals im Exil weilende Königin Isabella, welche vor der Bürgerrevolution von 1869 geflüchtet war, zu Gunsten ihres einzigen Sohnes dem Throne entsagte, ertheilte Don Alfonso dem Canovas die weitgehendsten Vollmachten. Der Führer der Conservativen wußte zu warten. Er wünschte keinen Staatsstreich, sondern eine ruhige Entwicklung der Dinge. Das Pronunciamento von Sagunt geschah wider seinen Willen. Er benutzte es jedoch, um dem Militärdictator Serrano, der, anstatt gegen die Carlisten zu ziehen, in Madrid der Muße pflegte, die Staatsgewalt zu entreißen. Canovas übernahm die Regierung an der Spitze eines von ihm gebildeten Regentschaftsrathes, welcher von dem Könige sofort bestätigt wurde. Mit zweimaligen kurzen Unterbrechungen, welche durch Zerwürfnisse theils mit der Curie, theils mit dem nimmersatten General Martinez Campos hervorgerufen waren, blieb Canovas an der Seite des Königs, bis Sagasta und andere Gegner, die über ihren langen Ausschluß von Amt und Würden mißgestimmt waren, dem Monarchen beizubringen

wußten, daß sein herrschsüchtiger Minister, der in Folge der Reinheit seiner Absichten schwer Widerspruch duldete und sich mehr mit Untergebenen als Gleichgestellten zu umgeben liebte, die „Monarchie sowie die Dynastie bloßstelle und die Rechte der Krone zu Gunsten einer Oligarchie einzuschränken drohte". Die von Canovas beabsichtigte Conversion der amortisablen Schuld, deren Ausführung die Amtsbefugnisse des damaligen Kabinets auf Monate gesichert und selbst dem Einflusse des Königs entrückt hätte, führte zum Sturze der conservativen Partei. Es folgte Sagasta, der sich mit Martinez Campos verbündet hatte. Der Marschall, welcher sich gern den „Monk Spaniens" nennen hört, grollte dem Canovas, weil er seinem Verfahren auf Cuba, woselbst er den Aufstand nicht mit Gewalt der Waffen, sondern durch massenhafte Bestechungen unterdrückte, die ministerielle Billigung versagte. Eine directe Berufung des Marschalls an die Kammer behufs Gewährung des von ihm für die Pacification der Antillen geforderten außerordentlichen Credits von 200 Millionen Pesetas war gründlich fehlgeschlagen und die Episode des von ihm geleiteten Kabinets hatte die staatsmännische Begabung des säbelrasselnden Königsmachers so auffällig erwiesen, daß man sich über Sagastas Bündniß mit ihm nicht verwunderte.

Das neue Kabinet ist in sich einig und blickt ebenso wie die ganze conservative Partei zu Canovas als ihrem Herrn und Meister. Die Minister sind mit wenigen Ausnahmen seine bewährtesten Freunde. Der hervorragendste unter ihnen ist Romero Robledo, dem wie vordem die schwierige Leitung der innern Angelegenheiten übertragen worden ist. Romero, der Heißsporn seiner Partei, welchem der bedachtsame Canovas oft zu langsam handelt und der zuweilen sogar mit der Fraction der unter dem Spottnamen die „Husaren" bekannten Jungconservativen sich gegen die Autorität ihres Führers aufbäumte, weiß mit allen Schleichwegen der Politik vortrefflich Bescheid und wird schon für die Wahl einer gefügigen Cortes sorgen. Sagt man doch, daß in Spanien eine starke Regierung stets bei der Neuwahl eine absolute Mehrheit in der Kammer erlange. Narvaez trieb es sogar einst so weit, daß er seine Gegner mundtodt machte, indem er ihre Wiederwahl in sämmtlichen Bezirken zu vereiteln wußte.

Nicht geringe Besorgniß hegt man vor einer ausgesprochen klerikalen Richtung der conservativen Regierung. Diese Befürchtungen erscheinen uns übertrieben zu sein. Als Canovas bei der Thronbesteigung des Königs die Anerkennung der Curie, welche entschieden carlistisch gesinnt war, zu erlangen suchte, hatte er große Zugeständnisse zu machen. Er soll sogar die Wiedereinführung des Concordats gewährt haben. Nachdem der Papst den König Alfons gesegnet und sich officiell gegen Don Carlos erklärt hatte, fand sich, daß Canovas in seinen Versprechungen zu weit gegangen war. Die Kammer, in welcher Canovas allerdings mit großer Lauheit seine Rechtfertigung führte, verweigerte ihre Genehmigung des Compromisses. Canovas trat zurück und gab dem Marschall Jovellar Gelegenheit, mit freien Händen die Verhandlungen mit dem Vatican in befriedigender Weise zu beendigen. Sobald dies geschehen, kehrte Canovas an die Spitze des sonst unverändert gebliebenen Kabinets zurück.

In der auswärtigen Politik hat Canovas sich stets sehr energisch in der Wahrung spanischer Interessen vor den Angriffen der französischen Nachbarn gezeigt. Zeitweilig schien es, daß er Angesichts der ganz ungehörigen Begünstigung der Carlisten in Frankreich selbst nicht vor einem vollständigen Bruche zurückschrecken werde. Die Remonstrationen der spanischen Gesandten in Paris, der Marquis de Molins und Vega di Armijo hatten zu jenen Zeiten einen sehr drohenden Ton. Schon im Januar 1881 hörte man in den Cortes die Anschuldigung, daß Canovas, der ein Bewunderer Deutschlands ist, es wiederholt bereiste und gern den von ihm verehrten Kaiser persönlich seine Aufwartung machen möchte, die verlorene Großmachtstellung Spaniens durch ein Bündniß mit Deutschland wiederzuerlangen trachte. Die Beschimpfungen, denen der König im vorigen Herbste in Paris ausgesetzt war, hat die Abneigung der Conservativen gegen das „republikanische" Frankreich, welches seine Regierungsform gern den andern lateinischen Völkern aufzwingen möchte, nicht zu mindern vermocht. Mit Ausnahme der dynastischen Linken und der vorgeschrittenen Republikaner, welche in Frankreich einen Hort ihrer zersetzenden Pläne sehen, sind alle Parteien einig in ihrer Wachsamkeit vor französischen Beeinflussungen. Nicht nur an den Pyrenäen, sondern auch in Nordafrika haben Spanien und Frankreich feindliche Berührungspunkte. Eine Wiederaufrichtung der Großmachtstellung Spaniens würde zweifellos Nordafrika zum Versuchsfelde derartiger Bestrebungen machen und in Italien einen Bundesgenossen finden, welcher seine Zurücksetzung in Tunis ebenso wie Spanien das französische Verbot einer Machterweiterung in Marokko schwer empfindet. Canovas widmet den afrikanischen Angelegenheiten seine gespannteste Aufmerksamkeit und hat mit der ihm eigenen Vielseitigkeit des Wissens bei dem Schlusse des jüngsten Geographischen Congresses in Madrid interessante Lichtblicke in seine Ideen der Zukunft Spaniens in Nordafrika gewährt.

In Deutschland wird man dem neuen Ministerium die allgemeinsten Sympathien entgegentragen können. Obwohl conservativ ist dasselbe keineswegs reactionär. In einem Lande, welches von so gewaltigen Stürmen wie Spanien verwüstet ist, kann eine aus Revolutionen hervorgegangene Partei nicht zum Absolutismus zurückkehren, sondern wird in liberalen Bahnen nur dem Sturze des Bestehenden durch neue gewaltsame Angriffe vorzubeugen suchen. Der Unterschied zwischen den gemäßigt Liberalen und den Conservativen in Spanien ist so gering, daß man das Wohlwollen für die Einen um so mehr auf die Andern übertragen kann, als der König ein wahrhaft constitutioneller Monarch ist, der die beschworenen Rechte des Volkes nicht beeinträchtigen lassen wird.

Die internationalen Polarstationen.

Von Friedrich von Hellwald.

Bis vor Kurzem waren es vorwiegend geographische Zwecke, welchen die Erforschung der Polarregionen unserer Erde galt; ihr hauptsächliches Ziel war die Entdeckung neuer Landmassen im arktischen Eismeere, die Feststellung ihrer Configuration und des Verhältnisses von Land- und Wasserfläche. Soweit es dann thunlich war, namentlich während der Ueberwinterungen in den Winterhäfen, wurden geophysikalische Untersuchungen und Beobachtungen gepflegt und angestellt. Und dieser Gang der Polarforschung war ein durchaus correcter und naturgemäßer. Denn in diesem Falle wie in den meisten übrigen ist die geographische Erforschung der Pionier der Naturwissenschaften, und es scheint ganz undenkbar, daß ein Feldherr mit Erfolg auf einem Terrain operire, wenn er dasselbe zuvor nicht hat tüchtig recognosciren lassen. Will ich über die physikalischen Verhältnisse eines Gebirges mich unterrichten, so kann ich dies wohl nur, wenn ich Barometer, Thermometer, Hygrometer u. s. w. in Thäler wie auf Gipfel trage, d. h. wenn ich in das Gebirge einsteige; um dies aber zu thun, muß ich dasselbe zuerst kennen gelernt haben. Am Fuße des Gebirges stehen zu bleiben, ist völlig nutzlos. Da fand sich bekanntlich auf der im September 1875 zu Graz abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte der Führer des „Tegethoff", der verstorbene Schiffslieutenant Carl Weyprecht veranlaßt, seine Ansichten über die „Grundprincipien der arktischen Forschung" auszusprechen in einer sensationellen Rede, worin er sich gegen den Wettlauf der Nationen nach dem Nordpol erklärte, den bisherigen Polarreisen vorwarf, die „Wissenschaft" vernachlässigt zu haben, weil sie stets geographische Zwecke im Auge gehabt hätten und einen sehr bedenklichen und wohl auch sehr anfechtbaren Gegensatz zwischen „wissenschaftlich" und „geographisch" aufstellte. Mit bestechender Bescheidenheit schloß der wackere Führer des „Tegethoff" seinen Vortrag mit der Erklärung „er klage sich selbst an und breche den Stab über den größten Theil seiner eigenen mit harter Arbeit erkauften Resultate". Ich

*

war mit Carl Weyprecht seit lange befreundet und habe gleich nach Bekanntwerden seiner Grazer Rede Stellung zu derselben genommen, wobei ich dem Muthe und dem Eifer, mit dem er seine Ueberzeugung zum vollen Ausdruck brachte, volle Bewunderung zollte. Doch konnte ich so wenig als irgend ein anderer Eingeweihter mir verhehlen, wie meinem berühmten Freunde die Selbstanklage leichter fallen mußte, da er, was er verdammte, ja selbst niemals zu begehen Gelegenheit hatte. Weyprecht war ja selbst weder Geograph noch geographischer Forscher. Es ist wichtig, sich vor Augen zu halten, daß bei der Fahrt des „Tegethoff" weder die Erreichung des Poles noch selbst das Vordringen in besondere hohe Breiten von vorn herein beabsichtigt war. Von der „Hetzjagd" nach dem Pole ist die Expedition des „Tegethoff" völlig freizusprechen. Wenn dennoch die Entdeckung des in hohen Breiten gelegenen Franz Josephlandes erfolgte, so war dies, wie Julius Payer sinnig und treffend sagte, „die Laune einer Scholle", welche das willenlose Schiff dahingeführt, während die harte Arbeit der Erforschung des Landes nicht dem Schiffscommandanten zufiel. Ob dieser also das Recht hatte, über die bisherige Methode der Polarforschung, d. h. über die Leistungen Anderer abzuurtheilen und endgültig den Stab zu brechen, schien mir damals wie noch heute etwas fraglich.

Glücklicherweise beschränkte sich Weyprecht nicht allein auf die Kritik des Geschehenen, sondern er stellte auch Grundlinien für die fernere Polarforschung auf und befürwortete die Errichtung von internationalen Stationen in den Polarzonen zu dem Zwecke, ein Jahr hindurch gleichzeitig und nach gleichen Instructionen sowie mit gleichen Instrumenten Beobachtungen anzustellen. In erster Linie hätten die verschiedenen Zweige der Physik und Meteorologie, ferner Botanik, Zoologie und Geologie und erst in zweiter Linie die geographische Detailforschung berücksichtigt zu werden. Ein solches Unternehmen allein und selbstständig durchzuführen, dazu besitzt natürlich kein einzelner Privatmann, ja kein einziger Staat die nöthigen Mittel; es konnte also blos durch das einmüthige Zusammenwirken mehrerer Nationen bewirkt werden, und diese Uebereinstimmung zu bewirken, das war eben die Schwierigkeit. Durch die Begeisterung Weyprechts, durch die zähe Ausdauer einiger seiner Freunde wurde es nun in der That dennoch möglich, freilich erst nach jahrelangen Bemühungen, die Regierungen für den Plan insoweit zu gewinnen, daß sie wenigstens zum Theil die erforderlichen Summen bewilligten. Nach dreimaligen Conferenzen, zu Hamburg im October 1879, zu Bern im August 1880 und zu Petersburg im August 1881, hat die Internationale Polarcommission unter dem Präsidium des Dr. H. Wild in Petersburg ein vollständiges Programm für die anzustellenden Beobachtungen vereinbart, und zwölf Staaten ließen sich zur Ausführung des gemeinsamen Planes bereit finden. Da jetzt, nach Ablauf des mit dem 1. August 1883 zu Ende gegangenen Jahres, welches für die Dauer der internationalen Circumpolarstationen in Aussicht genommen war, die stattliche Schaar der ausgezogenen Beobachter wieder fast vollzählig in die Heimat zurückgekehrt ist, so dürfte es vielleicht von allgemeinem Interesse sein, das bisher Geleistete in Kürze übersichtlich zusammenzustellen.

Weyprechts treuer Gönner und Freund, Graf Hans Wilczek in Wien, ein Aristokrat des Geistes ebenso wie der Geburt, welcher wieder das Meiste gethan, das ganze Unternehmen der internationalen Circumpolarstationen zu Stande zu bringen, bestritt speciell die Kosten der *österreichischen Expedition*, über welche uns nach den Aufzeichnungen des Linienschiffslieutenants E. von Wohlgemuth schon ein recht ausführlicher Bericht aus der Feder des tüchtigen Geographen Dr. Josef Chavanne vorliegt.*) Graf Wilczek selbst begleitete die Expedition nach der gewählten Station, der Insel Jan Mayen in 70° 58′ n. Br. und 8° 34′ w. L. v. Gr. Am 2. April 1882 ging der Transportdampfer „Pola" von Pola aus in See und nahm in Gravesend den Commandanten Emil von Wohlgemuth, dann in Bergen den Grafen Wilczek und die übrigen vier Offiziere nebst einem Arzte der k. k. österreichischen Kriegsmarine an Bord, welchen die Theilnahme an der Expedition bewilligt worden war. Auf der Ueberfahrt nach Jan Mayen stieß das Schiff in 69° 15′ n. Br. auf Treibeis, drang sechs Stunden in dasselbe ein, wurde aber durch geschlossenes Flächeneis zur Umkehr gezwungen und ging Anfang Juni nach Tromsö, um dort günstigere Umstände abzuwarten. Graf Wilczek erhielt dort ein Telegramm, welches ihn bewog, nach Wien zurückzukehren; die „Pola" aber segelte schon am 21. Juni wieder von Tromsö ab und bekam am 27. den Beerenberg in Sicht; noch sechzehn Tage sollte es jedoch währen, bis die Eismassen sich so weit verschoben, daß das Schiff die Insel im Norden umfahren und in ziemlich freiem Landwasser bis zur Englischen Bai, dem beabsichtigten Landungsplatze, gelangen und dort am 13. Juli Anker werfen konnte. Doch zeigte sich die Stelle zur Errichtung einer Station nicht geeignet, weshalb man sich nach der nördlicher gelegenen Mary-Muß-Bai wandte, wo sogleich mit der Ausschiffung des Materials begonnen und am Südabhange des Vogelberges die Stationsgebäude errichtet wurden. Die Expedition hat ihre Aufgabe vollkommen dem ursprünglichen Plane gemäß erfüllen können, ohne daß Unfälle, Krankheiten oder besonders schlechte Witterungsverhältnisse einen störenden Einfluß geübt hätten. Wenn auch die äußerst heftigen Nordstürme sehr häufig die Beobachtungen erschwerten, so war doch die verhältnißmäßig milde Temperatur des Winters günstig, die zeitweiligen Bewohner der einsamen Insel bei guter Gesundheit zu erhalten. Noch im Laufe des August 1882 brachten Nordstürme erheblichen Schneefall, aber erst seit November hatten sie stärkere Kälte im Gefolge, die erst im Februar 1883 die Höhe von 20° C. erreichte. Für das Studium der meteorologischen Vorgänge erwies sich die Wahl Jan Mayens als Station besonders glücklich, da das Landmassiv zu unbedeutend ist, um den Luftdruck, die atmosphärische Temperatur und Strömungen wesentlich zu beeinflussen. Die Insel, welche noch im Gebiete des Polarstromes liegt, aber in einem Bereiche, wo auch der Golfstrom noch wirksam ist, war daher vorzüglich geeignet zur Beobachtung des Witterungsganges und der Stürme, welche während des Winters in dem weiten Meeresbecken zwischen Grönland, Spitzbergen und dem nördlichen Europa herrschen.

Wie die östreichische so ward auch die *schwedische* Station aus Privatmitteln bestritten, und zwar vorzugsweise von dem Kaufmann L. O. Smith. Sie ward geplant auf Spitzbergen in der Mosselbai (79° 53′ n. Br. und 16° 0′ ö. L. v. Gr.). Die Regierung bewilligte zum Transporte derselben die Kanonenboote „Urd" und „Verdande", welche Ende Juni 1882 das aus dreizehn Personen bestehende Personal unter N. G. Ekholm als Chef dahin bringen sollten. Wegen Eishindernissen konnte aber die Mosselbai nicht erreicht werden und die Expedition landete daher bei Cap Thordsen am Is-Fjord. Die Ueberwinterung verlief glücklich und die wissenschaftlichen Arbeiten wurden während der ganzen Zeit in ziemlicher Uebereinstimmung mit den Vorschriften der internationalen Polarcommission ausgeführt; außerdem unternahmen die Schweden hydrographische und magnetische Recognoscirungen auf dem Eise des Is-Fjords und Temperaturmessungen. Das Wetter war meist mild, die stärkste Kälte war am 2. Januar 1883, an welchem Tage das Thermometer — 35,5° C. zeigte. Stürme gab es wenig. Bei stetiger Arbeit und reichlicher Nahrung war der Gesundheitszustand während der ganzen Zeit ein vorzüglicher.

Norwegen errichtete eine Station zu Bossekop am Alten-Fjord in Lappland (69° 56′ n. Br. und 23° 0′ ö. L. v. Gr.) unter Leitung des Assistenten A. Steen vom Meteorologischen Institut zu Christiania. Sie trat am 1. August 1882 in Thätigkeit und für die Monate September bis April ward eine secundäre Station zu Kautokeino in Finmark (69° 1′ n. Br.), etwa 100 Km. südlich von Bossekop unter Sophus Tromholt

*) Jan Mayen und die östreichische arktische Beobachtungsstation. Geschichte und vorläufige Ergebnisse derselben. Nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters, Linienschiffslieutenants E. von Wohlgemuth. Bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 6 Illustrationen und einer Karte. Wien, Pest, Leipzig, 1884. A. Hartleben.

aus Bergen eingerichtet, zu dem Zwecke, durch Beobachtungen und Höhenmessungen, welche gleichzeitig und nach einem bestimmten Plane auch in Bossekop sowie auf der finländischen Station Sodankylä angestellt wurden, das erforderliche Material zu erlangen, welches eine Bestimmung der Parallaxe des Nordlichtes ermöglichen soll. Die Versuche, ein photographisches Bild des Nordlichtes zu bekommen, sind selbst mit den empfindlichsten Trockenplatten, welche 5—7 Minuten exponirt wurden, völlig erfolglos geblieben; auch nicht eine Spur von einem Negativ wurde erzielt. Ebenso erfolglos erwiesen sich die nämlichen Versuche in Bossekop und Sodankylä.

Das Großfürstenthum Finland legte auf seine Kosten im finnischen Lappland die eben genannte Station zu Sodankylä (67° 24′ n. Br. und 26° 36′ ö. L. v. Gr.) an, welche von dem Assistenten E. Biese geleitet wurde. Die Expedition verließ Helsingfors Mitte Juli 1882 und konnte erst am 15. August ihre Thätigkeit beginnen.

In Rußland übernahm die Kaiserliche Geographische Gesellschaft die Organisirung der Polarstationen, jedoch mit Unterstützung aus Staatsmitteln. Als Hauptstation wurde von Anfang an die Lenamündung betrachtet; aber bald hielt man es auch für wünschenswerth, eine zweite Station auf Nowaja Semlja anzulegen. Als Beobachtungsort wurde die kleine Karmakulibai (72° 30′ n. Br. und 53° ö. L. v. Gr.) an der Westküste der Südinsel ausersehen. Marinelieutenant Andrejew ging dahin im Juni 1882 ab. Die Hauptstation an der Lenamündung (73° 22′ 30″ n. Br und 126° 34′ 55″ ö. L. v. Gr.) ward vom Navigationslieutenant N. Jürgens geleitet, der schon am 28. December 1881 von Petersburg die lange Reise dahin antrat. Bei Tas-Ary unterhalb Bulun erlitt er aber beinahe Schiffbruch und die magnetischen Instrumente litten dabei durch Feuchtigkeit, so daß die magnetischen Beobachtungen erst am 1. November 1882 beginnen konnten, während die meteorologischen am 31. August ihren Anfang nahmen. Die Einrichtung der Gebäude veranlaßte großen Aufenthalt, da es an Arbeitern fehlte, indem die jakutischen Bewohner sich als zu schwach und ungewohnt zur Arbeit erwiesen und die Bootsleute aus Jakutzk sich sofort auf den Rückweg machen mußten, um nicht noch vor Bulun einzufrieren. Der Strom bei der Station bedeckte sich mit Eis am 30. September. Wegen dieser Verspätungen suchte der Ausschuß der Geographischen Gesellschaft um Bewilligung von Mitteln nach, um die Beobachtungen noch ein weiteres Jahr fortsetzen zu können. In Obdorsk und Mesen wurden ferner zwei meteorologische Stationen eröffnet, um die Beobachtungen auf Nowaja Semlja mit denen in Centralrußland in Verbindung zu setzen. Die Mitglieder der Station in Karmakuli trafen am 29. August 1883 wieder wohlbehalten in Archangel ein.

Die holländische Expedition ward zur Hälfte aus Staatsmitteln, zur Hälfte aus Sammlungen gedeckt und wählte als Ziel den von der Vegafahrt her bekannten Dicksonhafen (73° 30′ n. Br. und 82° ö. L. v. Gr.) an der Mündung des Jenissei. Chef ward Dr. Snellen. Am 22. September 1882 lag aber das Expeditionsschiff „Varna" circa 130 Km. östlich von der Waigatschinsel eingefroren zwischen großen Eisschollen und mußte also einen unfreiwilligen Aufenthalt im südlichen Theile des Karischen Meeres nehmen. Am 5. Mai 1883 lief unter Lieutenant Dalen von Amsterdam der „Willem Barents" aus, um seine Landsleute auf der „Varna" aufzusuchen, hat aber von Solombola aus Nachrichten nach Amsterdam gesandt, nach denen er über die „Varna" und ihre Mannschaft nichts hat entdecken können.

Die dänische Regierung richtete gleichfalls eine Station ein und zwar zu Godthaab in Grönland, wohin die Mitglieder am 17. Mai 1882 von Kopenhagen absegelten. An ihrer Spitze stand Adjunkt A. Paulsen.

Die Vereinigten Staaten legten zwei Stationen an, und zwar in Ooglamie bei Point Barrow an der Nordküste des amerikanischen Festlandes (71° 18′ n. Br. und 156° 24′ ö. L. v. Gr.), und in der Lady Franklin Bai an der Ostküste des Grinnell-Landes, welche beide schon seit dem Sommer 1881 fungirten, also ein Jahr früher als die übrigen in Thätigkeit traten. Aus Staatsmitteln vom Signal Office ausgerüstet, ging die Expedition nach Point Barrow am 18. Juli 1881 auf dem Schuner „Golden Fleece" von San Francisco aus, befehligt vom Lieutenant P. H. Ray vom Signalcorps und erreichte ihr Ziel am 8. September. Im März 1882 unternahm Ray eine Schlittenreise südwärts von der Station ins Land hinein, um frisches Fleisch zu beschaffen und kam dabei unerwartet an einen bisher noch nicht entdeckten Fluß von 200 m Breite, der unter vielen Krümmungen im Allgemeinen gegen Nordwest gerichtet war. Seine Ufer besäumten verkrüppelte, etwa 1,25 m hohe Weiden, die ersten baumartigen Gewächse, welche Ray von Norden her antraf. Etwas weiter aufwärts verbreiterte sich der Fluß bis auf 250 m, um sich jedoch bald darauf in mehrere Quellarme zu spalten. Um die Mündung des von Ray Meade River genannten Flusses aufzusuchen, machte der Entdecker Ende April 1882 eine zweite kürzere Excursion gegen Südosten, deren Ergebniß war, daß sich der Fluß unter 70° 59′ n. Br. und 154° 32′ w. L. v. Gr., mithin etwas südöstlich von Point Barrow, mit fünf Armen ins Meer ergießt. Am 24. Juni 1882 brach dann eine zur Ergänzung der Ray'schen Station bestimmte Expedition unter Lieutenant Powell von San Francisco auf, und im Jahre 1883 ging, wenn auch mit Schwierigkeiten verknüpft, die Auflösung der Station ohne Unfall vor sich. Der Schuner „Leo", welcher den Befehl zur Rückkehr überbrachte, verließ am 18. Juli 1883 S. Francisco und traf am 22. August bei Point Barrow ein. Zweimal wurde die Einschiffung des Materials unterbrochen, da das Schiff durch Stürme und Eisgang gezwungen wurde, den Ankerplatz zu wechseln und auf hohe See zu flüchten. Erst am 29. August konnte die Rückkehr angetreten werden und, nachdem das Fahrzeug in Unalaschka die erlittenen Beschädigungen ausgebessert hatte, erreichte es am 6. October v. J. glücklich die californische Metropole. Sämmtliche von der internationalen Polarcommission vorgeschriebenen Beobachtungen sind programmgemäß zur Ausführung gelangt, nur die in Aussicht genommenen Pendelversuche mußten unterbleiben. Die nach der Lady Franklin Bai oder Fort Conger, wie das Observatorium getauft ward, bestimmte Expedition unter Lieutenant Greeley verließ am 7. Juli 1881 St. John in Neufundland und kam nach außerordentlich rascher Fahrt am 12. August an ihr Ziel, welches unter allen Stationen die nördlichste ist. Sie liegt in 81° 45′ n. Br. unweit der Stelle, wo Capitän Nares überwinterte, an der Küste des Smithsundes. Seither sind keine Nachrichten von dieser Expedition eingetroffen. Ihr sollte 1882 der Dampfer „Neptune" eine aus neun Leuten bestehende Ablösungsmannschaft zuführen, doch wurde dieser durch Eis an der Erreichung seines Zieles verhindert und mußte am 24. September 1882 nach St. Johns zurückkehren. Unter 79° 20′ n. Br. machte im Smithsund eine feste Eisbarriere jede Weiterfahrt unmöglich. Im Jahre 1883 ward der Versuch, die Lady Franklin Bai zu erreichen, mit Nachdruck wiederholt, und zwar durch den Dampfer „Proteus", aber auch dieser ward am 23. Juli am Eingange zum Smithsunde vom Eise zerdrückt. Der Dampfer „Yantic", welcher nebst dem „Proteus" der Greley'schen Expedition zur Hülfe gesandt war, nahm die Bemannung des „Proteus" auf und kehrte nach St. Johns zurück, natürlich ohne Nachrichten von Greeley. Ernstliche Besorgnisse über das Schicksal der nunmehr seit 2½ Jahren auf ihrer Station zurückgelassenen Forscher braucht man noch nicht zu hegen, da dieselben auf reichlich drei Jahre verproviantirt sind. Nach seinen Instructionen muß Lieutenant Greeley im Frühjahr 1884 seinen Rückzug per Schlitten nach dem Smithsunde antreten; auf diesem Wege findet er an verschiedenen Punkten Vorräthe, welche für ihn dort deponirt wurden, und auf der Littleton-Insel im Smithkanal, wo ein größeres Magazin errichtet wurde, kann er im Sommer d. J. ohne große Schwierigkeiten aufgenommen werden. Jedenfalls muß aber die amerikanische Regierung heuer sehr große Anstrengungen machen, daß die Erlösung der Forscher stattfinden könne.

Auf gemeinschaftliche Kosten von England und Kanada war eine Beobachtungsstation zu Fort Rae am nördlichen Arm des Großen Sklavensees, ziemlich tief im Binnenlande von Britisch Amerika unter Capitän H. P. Dawson als Chef eingerichtet. Sie lag unter 62° 38′ n. Br. und 115° 25′ w. L. v. Gr. Dawson entdeckte etwa 30 Km. weiter nach Norden bedeutende Ruinen, welche von den Indianern als Steinpyramiden oder Altäre geschildert werden.

Nachdem die Reichsregierung 300,000 M. für Betheiligung Deutschlands an dem internationalen Unternehmen bewilligt hatte, wählte die von ihr eingesetzte Commission den Cumberland- oder Hogarthsund (66° 30′ n. Br. und 66° w. L. v. Gr.) im Westen der Davisstraße sowie die Insel Südgeorgien im Südatlantischen Ocean zu Stationen und kaufte den Dampfer „Germania" an, um die unter Dr. W. Giese stehende Expedition nach Cumberland zu bringen, wohin dieselbe in der zweiten Hälfte des Juni 1882 die Fahrt antrat. Außerdem beschloß die Commission, Dr. K. R. Koch aus Freiburg mit Instrumenten nach Labrador zu schicken, um dort an fünf Orten durch die Herrnhuter Missionäre meteorologische Beobachtungen anstellen zu lassen. Im Herbste 1882 richtete er in der That sechs Stationen ein, gab die nöthigen Anweisungen für die Anstellung der erforderlichen Beobachtungen, den Winter brachte er in Nain zu, wo er sich neben seinen eigentlichen Aufgaben mit Sammlung naturhistorischer Gegenstände und ethnographischen Notizen über die Labradoreskimos beschäftigte. Im Frühjahr und Sommer 1883 inspicirte er nochmals die verschiedenen Stationen und trat am 16. September mit dem gesammelten Material auf dem Missionsschiffe „Harmony" die Rückreise nach Hamburg an, wo er am 12. October landete. Kurz darauf, am 17. October lief dort auch die „Germania" mit den deutschen Forschern aus dem Cumberlandfjord ein; 42 Tage hatte sie vor der Mündung des Sundes kreuzen müssen, ohne daß es ihr gelang, durch die Eismassen sich einen Weg zu bahnen. Die Mitglieder der Expedition schifften sich endlich auf dem amerikanischen Waler „L. P. Simmons" ein, welcher im Cumberlandsund überwintert hatte und konnten so die „Germania" erreichen, welche am 16. September die Rückfahrt antrat. Die Expedition auf Südgeorgien wurde Anfang September 1883 von der Corvette „Marie" abgeholt und traf nach längerem Aufenthalte in Montevideo am 16. November v. J. in Hamburg ein.

So waren denn auf der nördlichen Hemisphäre zehn Stationen vertheilt, von welchen freilich nicht alle in der Lage waren, zu functioniren. Dazu kamen noch zwei in der Südhemisphäre. Denn nebst Deutschland auf Südgeorgien, wandte sich auch Frankreich nach dem Süden und entsandte Expeditionen nach einem günstig gelegenen Punkte an der Orange Bai bei Cap Hoorn. Wie groß oder wie gering nun auch der auf die Geographie fallende Antheil dieser Arbeiten sein möge, immer ist es eine ermuthigende Thatsache, daß ein einzelner macht- und mittelloser Mann wie Carl Weyprecht es gewesen, der durch die Begeisterung für seine specielle Wissenschaft so viele Kräfte und Mittel in Bewegung setzte und daß der schwere Schlag seines frühzeitigen Hinscheidens die Bewegung nicht zum Stehen brachte, sondern die Anregung stark genug in Andern fortwirkte, um die Idee zur endlichen Ausführung zu bringen. Ich halte zwar die einmal einjährigen Beobachtungen für durchaus unzureichend für den angestrebten Zweck, jedenfalls werden wir ihnen immerhin werthvolle Daten verdanken. Hoffentlich aber darf man auch der Zeit wieder entgegensehen, welche in den Circumpolarstationen nicht den Schlußstein der arktischen Probleme erblickt und sich wieder mit Eifer den eigentlichen Aufgaben der geographischen Polarforschung zuwendet.

Literatur und Kunst.

Erinnerung.

Blumen gibt es mannichfalt,
Deren Hauch uns rühret,
Manche liebliche Gestalt
Ward mir schon entführet.

Hatte sie, wenn auch im Traum,
Liebend nur gefunden,
Da, und eh' ich's ahnte kaum,
War sie mir entschwunden.

Wohl noch suchte sie der Blick
Sehnlich eine Weile,
Doch es wollte mein Geschick,
Daß ich weiter eile.

Einen Seufzer schickt' ich ihr
Nach und schied entschlossen
Und ihr Bild es schien in mir
Mit ihr selbst zerflossen.

Aber schwand auch ihre Spur,
Doch mir blieb ein Ahnen,
Und ein Blümlein auf der Flur
Kann an sie mich mahnen.

Martin Greif.

Knobelsdorff.

Es ist immer von Interesse, das Urtheil des Auslandes über unsere Zustände zu kennen. Wie wir selbst unsere Augen auf Reisen weiter öffnen als in unserer Alltagsumgebung, so sieht auch ein Fremder in unserem Lande Dinge, die wir zu beobachten verlernt oder vergessen haben, und unternimmt er es gar, sich mit Bezug darauf über eine ganze Zeitperiode gewissenhaft zu orientiren, so haben wir Ursache aufzuhorchen, ob er nicht etwa manche unserer vorgefaßten Meinungen zu berichtigen im Stande ist.

Solchen verdienstlichen Untersuchungen ist mit Recht Carlyles Werk über Friedrich den Großen zugezählt worden, aber auch das von seinem Schüler und Verehrer Andrew Hamilton verfaßte Buch über „Rheinsberg, Friedrich den Großen und Prinz Heinrich von Preußen"*) ist voll von beachtenswerthen Partien und bekundet dabei einen so ernsten Willen, nur gründlich Ermitteltes zu Tage zu fördern, daß die Arbeit als verdienstlich bezeichnet werden darf.

Damit ist natürlich nicht Alles, was das Buch enthält, als abschließend richtig anzusprechen. Unlängst waren aber in dieser Zeitschrift in Bezug auf Friedrich und die Kunst in Preußen die Worte zu lesen: „Was würde dieser kunstsinnige Fürst bei günstigerem Geschick vollbracht haben!" und darauf gibt das Hamilton'sche Buch eine so ganz anders lautende Antwort, als sie offenbar den Ansichten sehr Vieler entsprechen wird, daß es sich wohl empfehlen dürfte, unter Anknüpfung an die bedeutendste Persönlichkeit, welche bei der monumentalen Seite der Friedrich'schen Kunst- und Regierungsperiode betheiligt gewesen ist, jene Antwort zu etwa thunlicher Berichtigung hier weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Nach der Thronbesteigung Friedrichs begann, wie man weiß, Berlin der Mittelpunkt großer Kunstprojecte zu werden.

*) Uebersetzt von Rudolf Dielitz, 2 Bände, R. v. Deckers Verlag, Berlin.

Der junge König, sagt Hamilton, hatte den Kopf voller Pläne, wie er die Musen verlocken sollte, nach Berlin zu kommen und sich dort niederzulassen — ja, für alle Zeiten ihr Standquartier daselbst zu nehmen; da galt es denn vor Allem, ihnen eine würdige Stätte zu bereiten; mit Anfang Juli begannen in der Stadt allerlei Gerüchte über die Bauten laut zu werden, die Se. Majestät auszuführen gedenke — ein neues Palais, ein Opernhaus, ein Schauspielhaus, eine Akademie der Künste, eine solche der Wissenschaften und was weiß ich sonst noch Alles! Wem man nur immer Urtheil und Geschmack genug zutraute, der erhielt den Auftrag, irgend einen Jünger der Kunst oder Wissenschaft zu engagiren. Voltaire wurde ersucht, sich einiger französischer Schauspieler zu versichern, und an Suhm wurde geschrieben, um Euler aus Petersburg kommen zu lassen; der Gesandte in Paris erhielt Auftrag, sich nach Tänzerinnen umzusehen, und Graun wurde nach Italien geschickt, um Musiker aufzutreiben. Georg von Knobelsdorff — 1699 geboren, mit 30 Jahren Kapitän a. D. und Schüler des Malers Pesne und der Baumeister Kemmeter und Wangenheim — ging nach Frankreich, um mit eigenen Augen sich die französischen Theater anzusehen und Bildhauer zu engagiren, und wurde, als er im November zurückkehrte, zum Surintendant aller königlichen Paläste und Gartenanlagen, sowie zum Director der Theater und der Hofmusik ernannt.

Die ersten baukünstlerischen Werke, die er in die Hand nahm, waren das Opernhaus und das Charlottenburger Schloß, dessen Bau, schon von König Friedrich I. begonnen, während der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. als Fragment liegen geblieben war. Der junge König hatte sich noch nicht schlüssig darüber gemacht, wo er seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Er sehnte sich nach Rheinsberg, dann richteten sich seine Gedanken, noch zweifelnd freilich und ungewiß, auf Potsdam, und schließlich fand er, daß doch wohl Charlottenburg, welches in so bequemer Nähe bei Berlin lag, der geeignetste Ort sein möchte; freilich mußte es zuerst fertig gebaut werden. Für eine Zeit lang hatte das übrigens so viel nicht zu bedeuten, denn Friedrich brachte zunächst seine Frühsommer mehr in den Feldlagern als in Palästen zu; allein es lag gar nicht in seiner Absicht, daß diese Lebensweise noch lange so fortgehen sollte, und er wünschte, wenn er heimkehrte, ein eigenes Wohnhaus bereit zu finden. Warum es nun so viel mehr Zeit erfordern sollte, an ein altes Schloß einen neuen Flügel anzubauen, als eine Provinz zu erobern, das wollte ihm nicht in den Kopf. In jedem Briefe drängte und bat er den Surintendanten, ja befahl ihm, sich zu beeilen und zu gleicher Zeit ihm auf das Detaillirteste über den Fortgang der Arbeiten zu berichten. Knobelsdorff, der weder sehr schreiblustig war, noch, in welchem „metier“ es immer sein mochte, viel Geduld und Nachsicht mit dem Dilettantismus hatte, war gar nicht der Mann, um Sr. Majestät in letzterer Beziehung zu willfahren. Er beeilte sich nach Kräften, sein Werk zu fördern, wurde er aber zu Weiterem angetrieben, so berichtete er über den Fortgang des Baues kurz und geschäftsmäßig.

Nun, was Se. Majestät auch immer über das von Knobelsdorff eingehaltene Tempo denken mochte, Charlottenburg wurde rasch und gut zu Ende gebaut. Noch heutigen Tages ist dieser spätere Theil des Schlosses bemerkenswerth durch das edle Maß seiner Verhältnisse und durch die Einfachheit, die in seinen Details herrscht, und es ist in gewissem Sinne rührend zu sehen, mit welcher Freudigkeit und Treue diejenigen, welche einst hier gearbeitet haben, an ihr Werk gegangen sind. Kurz zuvor, am 5. September 1741, während der König in Reichenbach bei der Armee stand, hatte Prinz Heinrich, der damals fünfzehn Jahre alt war, den Grundstein zu dem neuen Opernhause legen dürfen und, Dank einer diesmal sicherlich unerhört raschen Förderung des Baubetriebes, war es zum 7. December 1742 in der That nothdürftig so weit fertig gestellt worden, daß an diesem Tage die erste Vorstellung — es war Grauns „Cesare e Cleopatra“ — darin stattfinden konnte. Nicht nur das Aeußere auch selbst das Innere war übrigens noch so weit zurück, daß noch alle Vergoldung fehlte, die Decke mit Segelleinwand drapirt werden mußte und in den Logen statt der Stühle einfache hölzerne Bänke standen. Aber das Staunen und Entzücken war trotz alledem nicht weniger groß.

Es war in der That ein ausgezeichnetes und für die Zeit seiner Entstehung, in Bezug auf die edle Einfachheit wie klassische Schönheit seines Stiles, einzig dastehendes Bauwerk. Um es nur einigermaßen nach seinem wirklichen Werthe zu schätzen, muß man sich den manierirten Geschmack jener Tage recht deutlich vor Augen stellen. Es zeigte, wie kaum ein anderes, was Knobelsdorff zu leisten im Stande war. Hätte er so weiter fortfahren können, sagt Hamilton, er würde sicherlich große Dinge geschaffen haben; allein das sollte ihm nicht vergönnt sein.

Es dauerte nicht lange, so wollte der König (und jeder Zoll in ihm war König!) auch im Reiche von Stein und Mörtel unumschränkt herrschen. War er in früherer Zeit Knobelsdorffs bewundernder „Lehrling“ gewesen, so wollte er von nun ab selbst der „Maurermeister“ sein. Die in seiner Lehrzeit ihm gewordenen Lehren waren indessen nicht gar tief eingedrungen. Im Allgemeinen, sagt Hamilton, hatte er für die Künste nur insoweit Interesse, als sie heitere Künste waren. Die Worte „ernst“ und „streng“ auf die Kunst anzuwenden, das erschien ihm wie eine „contradictio in adjecto“. So liebte er, wie in seinen Zimmern heitere, zarte Farben, auf der Bühne eine lebhafte Musik, und es konnte ihn beispielsweise eine Arie in Moll völlig verstimmen. In der Architektur war ihm das, was wir „Rococo“ nennen, das Liebste, weil es ihm das Amusement gewährte, grillenhafte Einfälle in Stein und Marmor zu verewigen. Das widerstritt nun durchaus den Ideen des „Surintendant“; dieser nahm es selbst sehr streng und ernst mit seiner Kunst und war nicht der Mann, der es sich hätte gefallen lassen, daß das Streben und Endziel seines Lebens von Jemand anderem als Spielzeug behandelt wurde. Unglücklicherweise war es seinem Redetalente nicht gegeben, das Beste, was in ihm lag, in einer angenehmen Weise und mit der sorglosen Nonchalance des wohlerzogenen Mannes vorzubringen und dadurch sich williges Gehör zu schaffen. Vielmehr war er hartnäckig und unduldsam, und verdarb es mit den Leuten durch seinen bis aufs Aeußerste getriebenen herben Ernst, wie dies ja auch zu oft die Art von Männern ist, die von einer großen Idee erfüllt sind und dabei unter dem Einflusse einer gründlich erschütterten Gesundheit stehen. Schließlich, da ihm nichts Anderes übrig blieb, gab er denn doch dem Könige nach, aber immer mit verdrossener Miene und nur schrittweise zurückweichend.

Die Ideen des Königs, so wird uns berichtet, waren stets „voller Poesie“, ließen sich aber, da ihm die rechte Kenntniß von den Gesetzen der Baukunst abging, nicht immer in Stein und Mörtel verkörpern. So hatte der Surintendant, welcher sich der Grenzen seiner Kunst recht wohl bewußt war, selbst wo er den guten Willen zeigte, den König bei guter Laune zu erhalten und ihm in Fragen des Stils Opfer zu bringen, lange Kämpfe mit ihm durchzufechten. Die Folgen davon waren endlose Mißhelligkeiten, und da zuweilen Wünsche des Königs auf hartnäckigen Widerspruch, ja, unter Umständen auf eine Weigerung stießen, worauf dann wohl auf einmal geradezu Befehle folgten, so kam bald genug die Zeit heran, wo der König überhaupt von Niemand mehr den leisesten Widerspruch vertrug. Man hat, sagt Hamilton, das Ende des zweiten schlesischen Krieges als den Zeitpunkt bezeichnet, da der König inne wurde, wie er den Männern, welche ihn einst gebildet und erzogen hatten, himmelweit über den Kopf gewachsen war, und nun, nicht allein in Staatsangelegenheiten und als Stratege, sondern auch auf allen übrigen Gebieten des Lebens allein herrschen wollte. In späterer Zeit gesellte sich bei ihm zu der Neigung für das Befehlen noch die: zu belehren, und kaum ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, die Leute in Bezug auf ihren eigenen Beruf nach seiner Weise zu schulmeistern. So war er in den letzten Jahren seines Lebens mit demselben Eifer bemüht, Reichardt die Gesetze der musikalischen Composition beizubringen, wie Rüschel Unterricht in der Strategie zu ertheilen. In dem Maße, wie er mehr und mehr für Alles, was in Preußen bis in die äußersten

Ecken und Enden hin geschah, die einzige Triebfeder wurde, vermochte er es immer weniger und weniger zu ertragen, daß seine Befehle nicht buchstäblich ausgeführt wurden. Da mußten ihm denn die alten Lehrer, die nicht plötzlich vergaßen, daß sie doch auch einmal in ihrem Fache etwas verstanden hatten, und sich nicht ohne Weiteres in gefügige Werkzeuge verwandelten, sehr unbequem sein.

Mit Knobelsdorff war dies eine Zeit lang mehr, als mit irgend einem Anderen der Fall. Er hatte mit schwerem Herzen lernen müssen, seinen Träumen von griechischer Kunst zu entsagen und hatte die Hoffnung aufgegeben, irgend etwas ihr Aehnliches in Berlin ins Leben zu rufen; allein, wenn er auch dem Könige nachgab, suchte er doch, als redlicher Mann und seinen Ueberzeugungen treu, aus den königlichen Entwürfen das Bestmöglichste zu machen und gerieth dann häufig, höchst wahrscheinlich in den meisten Fällen, mit ihm in Streit über die richtige Art und Weise, wie dieselben zur Ausführung zu bringen seien, da sein höheres Wissen ihm dazu Wege zeigte, die dem Auge des Dilettanten verborgen blieben. Der König, welcher nicht Lust hatte, mit einem Feinde zu kämpfen, der ihm überlegen war, andererseits aber auch den alten Freund nicht zu sehr verletzen mochte, indem er ihm immer wieder ein gebieterisches „fiat!“ entgegenstellte, suchte beides dadurch zu vermeiden, daß er ihn häufig ganz aus dem Spiele ließ. Friedrich hatte irgendwo in Potsdam einen gewissen Boumann aufgetrieben, einen Holländer, oder Sohn eines Holländers, der, wie man sagte, halb Maurer, halb Gärtner, und ganz der Mann war, zu thun, was ihm befohlen wurde. Es dauerte denn auch nicht lange, so machte ihn der König, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, zu seinem Hof-Architekten.

Sanssouci, mit dem noch heute die Erinnerung an den Namen Knobelsdorff verknüpft ist, wurde die unmittelbare Veranlassung zu dem schlimmsten Streite, der jemals zwischen dem Könige und ihm stattgehabt hat. Friedrich, der sich endlich entschlossen hatte, auf seinem Lieblingshügel, wo er einst begraben zu werden wünschte, eine Sommerresidenz zu bauen, hatte hierzu selbst den ersten, rohen Entwurf gemacht; nach dieser Skizze führte Knobelsdorff eine Zeichnung aus, die, was er auch sonst von den Ideen des Königs denken mochte, im völligen Einklang mit diesen gehalten war. So weit ging nun Alles gut. Vielleicht hatte er gehofft, den Plan, wenn es einmal zur Ausführung desselben kommen würde, noch modificiren zu können. Allein hierin täuschte er sich. Als der Bau im Jahre 1745 begonnen werden sollte, und er diese und jene Aenderungen vorschlug, wollte der König nichts davon hören. Knobelsdorff bestand auf seiner Ansicht und der König, der nicht mehr vertragen konnte, daß man ihm widersprach, blieb ebenfalls bei der seinigen. So kam es schließlich einmal zu einem ziemlich lauten Wortwechsel. Am nächsten Morgen ließ der Surintendant sagen, er sei krank und habe einen Anfall von Blutspeien gehabt, der ihm jede Art von Anstrengung unmöglich mache.

Knobelsdorff erhielt die Erlaubniß, Potsdam zu verlassen und nach Berlin zu gehen, Sanssouci aber wurde nach den von ihm entworfenen Plänen, d. h. so weit diese nach des Königs Sinn waren, von Boumann gebaut, der nun, sagt Hamilton, für lange Zeit Sr. Majestät recht wie ein Gottgesandter erschien, da er jeden Befehl, ohne ihn zu kritisiren oder daran zu deuteln, geschweige denn darüber zu murren, buchstäblich ausführte.

Mehrere Jahre hindurch wurde kein Werk von irgend welcher Wichtigkeit in die Hände des Surintendanten gelegt, ja, öffentliche Gebäude wurden in Berlin ausgeführt, ohne daß man dazu nur seinen Rath eingeholt hätte. Dabei erlitten indeß die persönlichen Beziehungen zwischen ihm und dem Könige wenig Aenderung; Friedrich blieb seinerseits bei dem alten, rücksichtsvollen Verhalten ihm gegenüber, und Knobelsdorff, wie tief er sich auch verletzt und gekränkt fühlen mochte, hatte wenig Gelegenheit, dies zu zeigen.

Ueberdies machte ihm der König das werthvolle Geschenk zweier Häuser in Berlin (eines in der Kronen- das andere in der Leipzigerstraße und mit ihren Rückseiten aneinander grenzend). Obwohl Knobelsdorff jetzt wenig oder gar nichts mehr mit dem Bau von Sanssouci zu thun hatte, fuhr er doch fort, an der Anlage des Parkes und der Gärten daselbst zu arbeiten. Der König wünschte bei derselben an Rheinsberg erinnert zu werden oder, richtiger gesagt, einige der dortigen Entwürfe, deren Ausführung zwar begonnen, aber nicht vollendet worden war, nunmehr zu verwirklichen. In der Skizze, die er selbst von der Südfront des Schlosses Sanssouci entworfen, hat er, mehr oder weniger bewußt, die Orangerie und den Bacchus-Tempel, deren Ausführung man für Rheinsberg im Plane gehabt hatte, in eines verschmolzen. Im weiteren Verfolg dieser Intention des Königs baute Knobelsdorff, um der Aussicht, vom Portale des Freundschafts-Tempels aus, einen Mittelpunkt und Abschluß zu geben, ein dem Rheinsberger ähnliches Einfahrtsthor mit einem Obelisk dahinter.

Das letzte große Werk, wozu er nicht nur den Plan entworfen, sondern dessen Ausführung er auch selbst überwacht hat, war das Palais des Fürsten von Anhalt-Dessau. Im Laufe der Zeit hat er dann wieder angefangen, Pläne für öffentliche Gebäude in Preußen zu zeichnen, Pläne, welche später, bisweilen erst, nachdem sie bedeutende Abänderungen erlitten hatten, von Boumann oder Anderen ausgeführt worden sind. Knobelsdorff betrachtete Boumann stets nur als „Maurer“ und bespöttelte seine „Handwerkerarbeit“, obwohl er recht gut wußte, daß Se. Majestät gewöhnlich einen sehr activen Antheil an jedem von ihm genehmigten Detail hatte.

Knobelsdorff, dessen Gesundheit schon seit langer Zeit erschüttert war, kränkelte und starb bald darauf im Herbste 1753.

An Rauchs Monument Friedrichs des Großen figurirt Knobelsdorff in einem Basrelief mit Sanssouci im Hintergrunde. Er überreicht Friedrich die Bronzestatue des „betenden Knaben“, die er für den König aus der Sammlung des Prinzen Eugen angekauft hatte.

„Knobelsdorffs Antheil an der Kunstentwickelung seines Vaterlandes“, sagt Hamilton, „ist anerkannter Maßen ein weit größerer, als dies Angesichts der mißlungenen Ausführung so vieler seiner Entwürfe auf den ersten Blick erscheinen mag; — ein größerer, als er ihn selbst, wenn er auf seine vereitelte und verfehlte Carrière zurückblickte, erhoffen durfte. Das Wenige, was ihm erlaubt war zu schaffen, und das Viele, was er wenigstens angestrebt hat, haben gleichsam die Grundlagen gebildet, auf welcher die wieder auferstandene Kunst in Berlin später Fuß fassen konnte, eine Wiederauferstehung, die um die Mitte unseres Jahrhunderts zu großen Dingen geführt hat. Faßt man das Wort im zeitlichen Sinne auf, so mag er als einer der ersten Reformatoren der Kunst in Norddeutschland genannt und es mag bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, wie viele unter diesen — z. B. Knobelsdorff, Winckelmann, Schadow und Schinkel — Kinder der Mark Brandenburg gewesen sind.

„Nach Knobelsdorffs Tode scheinen die Ideen, die er zu verkörpern versucht hatte, wieder für eine Zeit lang geschlummert zu haben; der Same, den er ausgestreut hatte, hat lange Zeit gebraucht, ehe er aufging; wurde ihm doch seitens der höchsten Autorität keine freundliche Pflege zu Theil. Trotzdem aber lassen sich selbst damals Spuren seiner Keim- und Lebenskraft nachweisen. In den Zustand roher Barbarei, wie unter der Regierung Friedrich Wilhelms I., ist der allgemeine Kunstgeschmack nicht wieder zurückgesunken. Ohne Zweifel hat sich durch Knobelsdorffs Einfluß bei vielen der jüngeren Architekten, wohl auch in weiteren Kreisen des intelligenten und gebildeten Publicums, ein Umschwung in Bezug auf den Schönheitssinn vollzogen. Und so haben seine Werke den allgemeinen Geschmack, gleichsam par force majeure, auf einem höheren Niveau, als dem natürlich gegebenen, erhalten. Nur in Friedrichs eigenen architektonischen Entwürfen finden wir keine Spur dieses Einflusses. Als der Surintendant todt war, fühlte Friedrich sich endlich frei und ungehindert, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne damit entweder Widerspruch hervorzurufen, oder irgend Jemand zu verletzen, und während dreißig oder mehr als dreißig Jahren

wurden des Königs Ideen von der Hand seines getreuen Boumann gewissenhaft und nach dem Buchstaben in Ausführung gebracht. Von Geist oder Poesie freilich vermögen wir Späteren wenig darin zu entdecken. Was wir finden sind vielfache und oft seltsame Excentricitäten; plötzliche Einfälle, Grillen, oder Seitenhiebe autokratischen Humors und Witzes, wie sie eine flüchtige, scherzhafte Anwandlung seiner despotischen Natur gerade eingab; in dem dauerhaftesten aller Materialien verewigt, müssen sie bei der Nachwelt eher einen bedauerlichen, als sonst irgend einen Eindruck hervorrufen."

Soweit das Wesentlichste dessen, was Andrew Hamilton über diesen Gegenstand zusammengetragen hat. — In Sheridans Lustspiel the Chritic verbittet sich ein Ueberempfindlicher jede Aeußerung, welche an Königin Elisabeth das Recht freier Kritik übt: „no Scandal about Queen Elizabeth", ruft er aus. In Deutschland hat das Recht, Kritik zu üben, sich schon zu Friedrichs Lebzeiten ihm gegenüber auf festem Boden gefühlt, und so mag es uns denn auch anstehen, das Hamilton'sche Pamphlet — wenn es eins sein sollte — nach dem Beispiele des großen Königs „etwas niedriger zu hängen". Vermuthlich ist es aber keins, und wir haben nur Sorge zu tragen, daß unsere Liebe und Verehrung für den großen Staatsmann, Feldherrn, Regenten und Patrioten unser Urtheil über andere Seiten seiner ewig bewundernswürdigen Erscheinung nicht verwirren.

Lector.

Ein Schandbuch über Sarah Bernhardt.

Vindicta nemo magis gaudet quam femina.
Juvenal XIII, 191.

Es ist nicht lange her, daß an dieser Stelle erzählt wurde, wie der eigentliche Vater des französischen Naturalismus Edmond de Goncourt in der Vorrede zu seinem Roman: „La Faustin" die Frauen aufforderte, seine Mitarbeiter zu werden. Er verlangte von ihnen: „des souvenirs vivants, des études psychologiques et physiologiques sur la femme, la femme décrit par la femme". Wohlan, jetzt ist sein Wunsch erfüllt. Was Marie Colombier in ihrem entsetzlichen Buche: „Les Mémoires de Sarah Barnum"*) bietet, sind in der That höchst lebendige Erinnerungen, psychologische und namentlich physiologische Studien über die Frau, daß einem Hören und Sehen vergeht, die cynische Beschreibung einer Schauspielerin durch eine Schauspielerin. Und wenn die Verfasserin selbst versichert, es sei ihr nur darum zu thun, ein amüsantes Buch zu schreiben, so ist dafür Paul Bonnetain, der die Vorrede geschrieben hat, umsomehr bemüht, die jüngste Pornographin an die Rockschöße des Naturalismus zu hängen. „Sie haben nach der Natur gearbeitet," erklärt er gravitätisch, „ohne das Geringste der Phantasie zu überlassen. Ob Sie nun Ihre Erinnerungen niedergeschrieben, ob Sie in Ihren an Briefen so reichen Schubfächern gewühlt oder ob Sie Augenzeugen befragt haben: sie haben wahr geschildert." Jedenfalls hat die Verfasserin auch in anderer Beziehung den Naturalisten äußerlich nachgeeifert. Sie hat ihre Modelle fast bei Namen genannt, so daß es nicht schwer ist, sie zu erkennen. Der Wissende heißt die Prinzen Murah und Roubleskoy richtiger Murat und Troubetzkoi; statt Sébastien Koll und Narssey nennt er die Schriftsteller Aurélien Scholl und Sarcey; bei Savart, Delannix, Croiset, Money und Mathilde Rohan erinnert er sich der Pariser Theatergrößen Favart, Delaunay, Croizette, Mounet-Sully, Madeleine Brohan, und liest er von Arthur Simon, dem Director des „Chante clair", so weiß er, daß Arthur Meyer vom „Gaulois" gemeint ist. Und ganz wie Zola schwor, daß sein Eugène Rougon nicht der Vicekaiser Eugène Rouher sei; wie Daudet versicherte, Numa Roumestan sei weder Gambetta noch Numa Baragnon; wie Goncourt mit seiner Faustin beileibe nicht die Rachel gezeichnet hatte, so betheuert auch Marie Colombier folgerichtig, ihre Sarah Barnum habe mit Sarah Bernhardt nicht das Mindeste zu schaffen. Bonnetain selbst schreibt in seiner Vorrede: „Ihre Sarah ist eine, zwei, drei, fünf und zehn Sarahs, die wir gekannt, allzu sehr gekannt haben. Sie gemahnt zugleich an zehn Theaterprinzessinen und nicht an eine einzige, denn indem Sie einen Zug oder eine Geste einer jeden der gegenwärtigen Berühmtheiten entnahmen, porträtirten Sie nicht Fräulein X. oder Madame Y., sondern den star im Allgemeinen, psychisch und physiologisch, so wie ihn unsere Sitten, unser Geschmack, unsere Reclame geschaffen haben. . . . Trotz alledem warne ich Sie vor den gewiß lächerlichen Angriffen der verschiedenen Modelle, die Ihnen gedient haben." Wie man aus den Zeitungen weiß, war diese Warnung nicht unnöthig. Eines schönen Tages versah sich Sarah Bernhardt mit einer Reitpeitsche und besuchte ihre Biographin, die sich nur hinter den „intelligenten Falten" einer Gardine einer brutalen, aber nicht unverdienten Züchtigung entziehen konnte. Die Colombier erzählt dies Abenteuer selbst in ihrer Vorrede zur — 97. Auflage!

Auf alle Fälle gehört ein hoher Grad von Unverfrorenheit dazu, um das Hauptmodell zu leugnen. Schon das witzig gewählte Pseudonym der großen Schauspielerin Sarah Barnum weist mit jedem Buchstaben auf die berühmte Künstlerin, die noch obendrein auf den Caricaturen des Umschlags unverkennbar abgebildet ist. Sodann ist ihre ganze Laufbahn vom Conservatorium an bis zu ihrer Directionsübernahme des Théâtre de la Porte Saint-Martin genau verfolgt. Da finden wir in leichter Verhüllung alle Glanzrollen der Bernhardt wieder, womit sie stufenweise zur Berühmtheit heranwuchs. Nach ihren unglücklichen Débuts im Théâtre de Corneille (d. h. de Molière, wie man die Comédie française nennt) und im Lycée (Gymnase) dramatique glänzte sie als wenig bekleidete Prinzessin Soucy in einem Feenstück der Porte Saint-Martin und trat dann ins Parthénon (Odéon) ein, wo ihr unter der Direction von Rilly und de Chesnel (Chilly und Duquesnel) der Erfolg endlich lächelte. Die Stücke, in denen sich ihr Talent zuerst offenbarte, werden hier Feuillantins „L'Oracle", der Einacter „Le voyageur", de Mauroudes „Enfant naturel" genannt, und der Leser übersetzt dies verständnißinnig: Feuillets „Sphinx", Coppées „Passant", Touroudes „Bâtard". Auch ihre späteren Etappen werden richtig aufgezählt; ihr Buch: „Les Impressions d'un Perchoir" (d'une chaise) findet spöttische Erwähnung, und ihr Bruch mit der ersten Bühne Frankreichs, ihre Gastspiele in England, ihre Kunstreisen nach Amerika ziemlich genau geschildert; ihre Gastspiele in Wien, ihr chauvinistisches Auftreten in Kopenhagen dem deutschen Gesandten gegenüber sind aber übergangen. Darein verflochten sind unzählige Skandälchen aus der Welt des Theaters und des Alkovens, meist so cynischer Art, daß sie Alles, was die kranke Phantasie eines Marquis de Sade erfunden hat, weit hinter sich lassen. Die Gemeinheit macht sich namentlich in der ersten Hälfte des Buches breit. Wie Mutter Barnum ihre Töchter der Reihe nach verkauft, wie die Heldin und ihre Schwestern immer tiefer sinken, sogar die Abstammung von Loris (Maurice), Sarahs Sohn, Alles wird in obscönster Weise verhandelt. Die Autorin tritt im Buche selbst auf und spielt natürlich eine beneidenswerthe Rolle. Sie nennt sich Marthe Pigeonnier, ist anfangs Sarahs beste, aufopferndste Kameradin, wird aber von ihr schlecht behandelt, ausgebeutet und auf ganz ordinäre Weise betrogen. Die Colombier erzählt sehr ausführlich, wieso es kam, daß das par nobile, das jahrzehntelang so harmonisch lebte, sich plötzlich in die Haare gerieth. Aber der Bruch drohte schon früher, wie wir dem folgenden Genrebild aus der Belagerung von Paris entnehmen.

Unsere Tragödin steht an der Spitze der Lazarethe, welche die belagerte Stadt in allen verfügbaren öffentlichen Gebäuden eingerichtet hat. Das Parthénon ist in ein Spital umgewandelt, wo das Röcheln der Sterbenden die sanfte Musik der Verse ersetzt. Wie immer hat die Barnum ihre Rolle mehr als ernst genommen und ist ganz darin aufgegangen. Man muß sie sehen, wie sie ins Foyer stürmt, wo die Betten der Kranken sind, wie sie sich müht, sich rührt! Nur Eines verdirbt ihr die Freude an der Ausübung ihrer neuen Functionen und an der Schau-

*) Paris, chez tous les libraires. Der Verleger schämte sich offenbar, seine Firma unter den Titel zu setzen.

stellung ihrer Autorität. Ja oder nein, sind die Lazarethe für die Verwundeten da? Ja, nicht wahr? Warum macht man alsdann aus ihr eine gewöhnliche Krankenwärterin? Das Parthenon sollte verwundete Soldaten, die man von den Schlachtfeldern bringt, und nicht Fieberkranke oder Reconvalescenten oder einfache Mobilgardisten aufnehmen, die an Erschöpfung oder Dysenterie leiden. Daß aus dem Theater ein Ambulanz werde, ist groß, ist erhaben; aber daß es sich in ein Krankenhaus verwandle, ist abscheulich.

Uebrigens war die Barnum nicht die einzige Theaterdame in der Ambulanz. Ihre Freundin Pigeonnier unterstützte sie eifrig, machte jedoch weniger Lärm. Aber unsere Heldin, die sogar in diesem Werke der Aufopferung sich noch auf der Bühne glaubte, verfolgte mit ihrer kindischen Eifersucht Alle, die sich an ihrer Seite bemerkbar machten. Eines Tages brachte man in Sarahs Abwesenheit einen sehr schwer Erkrankten. Pigeonnier nimmt ihn auf und erfährt durch den Arzt, daß der Soldat vielleicht am Typhus oder noch wahrscheinlicher an den Blattern laborire, daß in beiden Fällen sein Leiden ansteckend ist, aber daß er, der Arzt, auf eigene Verantwortung seinen Transport in das Spital von Bicêtre nicht anzuordnen wagt, da diese Uebersiedelung bei der schrecklichen Kälte, die just regierte, leicht den Tod des Patienten herbeiführen könnte. Die Schauspielerin antwortet, daß sie für sich selbst nicht das Geringste fürchtet, da sie schon Verwandte gepflegt habe, die an beiden Krankheiten darniederlagen, und daß übrigens einige Logen speciell für ansteckende Kranke eingerichtet seien. Hierauf läßt sie den Soldaten in eine der betreffenden Logen unterbringen und erklärt sich seiner annehmen zu wollen. Sarah kommt hinzu und geräth außer sich. „Man wird das ganze Lazareth anstecken! das Foyer verpesten! alle Welt umbringen! die Epidemie verbreiten! — Nimmermehr!" Sie sagte dies nicht aus Unmenschlichkeit. Aber sie liebt es, ihre Autorität geltend zu machen; sie will ihrer Rivalin widersprechen, sie ärgern; und sie bedenkt nicht, daß ihre Unbesonnenheit den Tod eines armen Teufels herbeiführen kann. Auf ihren Befehl wird der Soldat nach Bicêtre geschafft: er stirbt unterwegs.

Das machte ein wenig Lärm. Pigeonnier warf natürlich diesen Mord ihrer Freundin vor. Daraus entstand ein heftiger Auftritt. Die Barnum zeigte sich so, wie sie war: neidisch, gehässig und rachsüchtig. Sie tobte so schrecklich gemein, daß ein anwesender Journalist meinte, er würde der Barnum nie verzeihen. Aber die Pigeonnier verzieh. Doch für den Augenblick ging sie von dannen, da sie den Rapport über Sarahs Mord, wie die Polizei ihn verlangte, nicht machen wollte. Sie bot ihre Dienste einem ganz obscuren Lazareth in der Chaussée Clignancourt an. Der Tod des armen Blatternkranken war bald vergessen, und die Barnum, hinfort von ihrer Rivalin befreit, lebte im Parthénon, wie es ihr behagte und keinesfalls sehr melancholisch.

Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was die rachsüchtige Colombier über sich selbst und ihre Freundin vorbringt, welch ein Engel muß die Pigeonnier, welch ein Ungeheuer aber die große Sarah Bernhardt sein! Falsch, neidisch, roh, herzlos, bricht die Barnum alle Schwüre und alle Contracte, betrügt ihre Manichäer wie ihre Freunde, ergibt sich dem Trunk, setzt Selbstmordversuche in Scene, zündet ihre Wohnung an, fingirt Ohnmachten und Blutstürze, läßt sich ihre Statuen und Bilder von ihrern Lehrern anfertigen, führt die Schande einer Schwester und den Tod einer anderen herbei und macht sich eine Reclame daraus, wird in London und anderwärts in guter Gesellschaft unmöglich, verheirathet sich auf pikanteste Weise, bricht und versöhnt sich wieder mit ihrem sauberen Früchtchen von Sohn... Ihre Gastspielreisen sind wahre Fallen für das dumme Publicum, wenn wir das folgende charakteristische Stückchen glauben dürfen. Es spielt in Genovi (Genua) in Illyrien (Italien), nach einer heftigen Scene, die Sarah Barnum mit ihren beiden Liebhabern hatte.

Wüthend, heiser vom vielen Schreien, weigerte sie sich aufzutreten. Chevillett und Chicmann, ihre Impresarii, stürzen sich zu ihren Füßen und beschwören sie zu spielen. Der Saal ist zum Bersten voll. Es wäre ein Jammer, eine solche Einnahme wieder zurückzahlen zu müssen! Und dann würde sie auch ihren Erfolg in ganz Illyrien in Frage stellen. Endlich läßt sich die große Tragödin erweichen. Das Zeichen zum Anfang wird gegeben. Der Vorhang geht auf. Ueblicher Erfolg, gewohnter Beifall. Aber mitten im dritten Act stürzt die Künstlerin auf offener Scene hin und bleibt wie todt liegen. Entsetzen ergreift die Zuschauer, denn man sieht, daß die Unglückliche in Strömen dunkles Blut spuckt. Der Vorhang fällt, der Regisseur erscheint. „Die Zuschauer sind gebeten, sich zurückzuziehen. Das Geld wird an der Kasse wieder ausbezahlt." Die Menge verläßt traurig und enttäuscht den Saal. Aber Jemand ist noch viel trauriger und enttäuschter: Chicmann, dessen Procente von der Bruttoeinnahme mit dem Publicum verschwinden. Plötzlich schlägt er sich auf die Stirn: er hat einen genialen Einfall.

Sofort eilt er zur Kasse, vor welcher die Menge bereits Posto faßt. Er springt auf einen Stuhl, bittet um Ruhe und hält folgende Rede, indem er dabei mit den Armen fuchtelt. „Meine Damen und Herren, Sie sind gekommen, um die große Sarah Barnum zu sehen, nicht wahr? Nun, Sie haben sie gesehen. Die arme Frau ist todtkrank. Das fortwährende Komödiespiel richtet sie zu Grunde". (Gemurmel der Rührung.) „Und jetzt, was wollen Sie? Daß man Ihnen Ihr Geld zurückgebe, nicht wahr? Gut, das wird geschehen. Nur gestatten Sie mir vorher eine kurze Bemerkung. Das illyrische Volk ist ein edles Volk . . ." (Zustimmung.) „Es liebt die Kunst . . . ." (Ja, ja!) „Es liebt die Künstler . . ." (Ja, ja! Bravo!) „Es gleicht nicht den Franzosen, die das Glück haben, die größte Tragödin zu besitzen, und sie doch vor Hunger sterben lassen und zwingen, ihre Gesundheit zu untergraben, indem sie durch die Welt reisen muß, um ihr Brod zu verdienen. Wohlan, meine Damen und Herrn, weil die arme Frau diesen Abend von ihren Kräften im Stiche gelassen wurde, werden Sie, die Liebhaber der Kunst, unmöglich sie wie eine Elende behandeln wollen, die contractbrüchig geworden ist." (Stimmen: Nein! Nein! Niemals!) „O gewiß nicht! Sie haben das Recht, Ihr Geld zurückzuverlangen, und ich bin bereit, es Ihnen auszuzahlen. Aber Sie mögen selbst entscheiden, edle Illyrier, ob Sie der sterbenden Barnum den letzten Gewinn entziehen wollen."

Ein allgemeines Geschrei erhob sich: „Nein! Nein! Niemals! Evviva Sarah Barnum!" Wohl mischten sich ein paar schüchterne Proteste ein, aber sie wurden vom allgemeinen Hurrah übertönt. Chicmann strahlte und rief: „Diejenigen, welche ihr Geld zurückfordern, mögen näher treten!"

Niemand rührte sich. „Nein, das edle illyrische Volk wollte nicht die große Sarah berauben. Das mag gut sein für die Helden von Magenta, diese mit ihrem Blut und Gelde geizenden Franzosen!" Und die Zuschauer entfernten sich unter Hochrufen und ohne einen Sou zu reclamiren. Was hätten die paar Unzufriedenen ausrichten können? Sie wollten nicht als Geizhälse dastehen, nicht in den Ruf kommen, keine Liebhaber der Kunst zu sein, sich nicht vor dem ganzen Highlife von Genovi bloßstellen. Lieber sterben!

Als die Thüren zufielen, wälzte sich Chicmann in einem Lachkrampfe. Sein Socius Chevillett eilte herbei, und in seiner Freude über die Rettung der Einnahme gab er ihm eine Belohnung von tausend Francs. Doch dieser Edelmuth war nicht nach Sarahs Geschmack. Erbost über diese Knickerei, blieb er ihr die Antwort nicht schuldig. „Wie?" schloß er, „dieser Bursche rettet uns 15,000 Francs, und Sie sind ihm nicht erkenntlich dafür? Nun, und wenn ich sie aus meiner Tasche bezahlen müßte: er hat die Prämie verdient, und wird sie behalten." Wie man sieht, verhinderten die Blutstürze und Ohnmachten Sarah keineswegs, recht interessirt zu sein.

Genovi ahnte natürlich nicht, daß die Künstlerin unterdessen mit jüdischer Hartnäckigkeit eine Geldfrage debattirte. Man glaubte sie dem Tode nahe, von Aerzten umgeben. Als sie folgenden Tages verreiste, nahm man an, sie würde nach Frankreich zurückkehren, um in der Heimatluft, in den Bädern der Riviera, eine vorübergehende Befreiung von ihrem unheilbaren Leiden zu suchen. Armes Genovi! Achtundvierzig Stunden später erfuhr die Stadt, daß ihr Idol im Theater von Triest einen unerhörten Triumph davongetragen hatte.

Suchen wir nach einer Erklärung für die Thatsache, daß Sarah Barnum trotz alledem einen so dämonischen Zauber ausübt, so belehrt uns die Verfasserin, Sarah als Weib vermöge unmöglich zu fesseln. Sie ist zum Anzünden dürr, ihre Waden sind gestopft — einmal sogar verkehrt, wie hier erzählt wird — ihre Wangen mit Crème d' Oriza vergipst, ihre Mieder wattirt, und nichts ist echt und natürlich an ihr, nicht einmal ihr Talent. Es ist recht lustig zu beobachten, wie die neidische Colombier, vor die Nothwendigkeit gestellt, die kolossalen künstlerischen Erfolge ihrer Todfeindin zu erklären, sich windet und dreht. Du lieber Gott, sie ist sicher die Letzte, die das Talent der Bar-

num leugnen will; gewiß ist diese in einigen Rollen bewundernswerth, aber die Hauptsache besorgt doch die Reclame, auf die sie sich so meisterhaft versteht.

Die Kunst unserer Heldin ist ein ungesunder Nervosismus. Aber Sarah, indem sie sich ihres Temperaments bediente, wie ein ekstatischer Fakir, behielt doch ihre Kälte bei und brachte niemals die tolle Leidenschaft ihrer Nerven auf die Bühne. Mit anderen Worten: nur ihr Gehirn ließ sich hinreißen, ihr Herz behielt seinen langsamen rhythmischen Schlag. Musset sagte von der todten Malibran:

. . . Quelques bouquets de fleurs te rendaient-ils si vaine,
Pour venir nous verser de vrais pleurs sur la scène,
Lorsque tant d'histrions et d'artistes fameux,
Couronnés mille fois, n'en ont pas dans les yeux? . . .
. . . Au lieu de ce délire,
Que ne t'occupais-tu de bien porter ta lyre?
La Pasta fait ainsi: que ne l'imitais-tu?

Von der Barnum kann man nicht das Gleiche behaupten. Ihr Puls, wie derjenige der Pasta, hatte nie einen Schlag mehr als gewöhnlich, ob sie nun Phädra oder die Kameliendame spielte. Ihre Rollen warfen sie nie zu Boden. Niemals röchelte sie, wenn der Vorhang gesunken war. Eine Komödiantin, durch die Zufälle des Theaterlebens, durch die Verhätschelung des Publicums, durch ihre Excentricität Tragödin geworden, hatte sie nur Talent, aber keine Begeisterung. Sie lernte auf der Scene sterben, allein es war stets nur die Wiedergabe einer Scene aus dem Krankenhause, und wenn ein Schauder durch die Menge lief, so war es der Schauder, den jedes physiologische Experiment erweckt. Sie packte die Menge bei den Nerven, und das war ihre Originalität, denn die Anderen vor ihr hatten auf den Kopf oder das Herz oder die Sinne des Publicums gewirkt.

Ja, wer zu viel beweisen will! . . . In dieser wuthschnaubenden Auseinandersetzung müssen wir nothwendig für die Angegriffene, die immerhin eine Künstlerin ersten Ranges ist und bleibt, und gegen die Verfasserin Partei ergreifen und können den Ekel und die Entrüstung nicht verwinden, daß eine Frau, die noch überdies auf das Prädicat einer Künstlerin Anspruch erhebt, ein solches unfläthiges Buch schreiben konnte. Im Uebrigen läßt uns der Waschweiberstreit Bernhardt-Colombier ziemlich gleichgültig. Die Eine hat sich die Rache vom Herzen geschrieben und sich dabei selbst an den Pranger gestellt. Die Andere hat ihr ganzes Dasein so auf den Lärm angelegt, daß dieser neueste Skandal ihr nichts Ungewohntes sein muß. Die Colombier spielt selbst ein wenig Vorsehung, wenn sie pathetisch ausruft:

Sarah begann unter dieser übertriebenen Reclame zu leiden, die sie selbst ins Leben gerufen und so trefflich organisirt hatte. Sie hatte die Thür ihres Boudoirs selbst geöffnet, die Reporter ließen die Menge eintreten. Sie hatte ihr Privatleben der Straße preisgegeben; die Straße mischte sich in ihre intimsten Angelegenheiten. Sie wollte, daß man von ihr sprechen sollte; man sprach zu viel von ihr. Paris, ungestraft durch viele Jahre gereizt, fing an, sich zu rächen. Und seine Rache war der Spott. Sarah hatte sich der Oeffentlichkeit hingegeben: die Weltstadt nahm sie und behielt sie, indem sie sie lachend secirte. Sie wurde die Puppe von Paris, und sie mußte es sich gefallen lassen, daß man ihr gelegentlich den Leib aufschnitt, um zu sehen, mit was für Hobelspänen sie gestopft sei. Und als sie dagegen protestirte, antwortete ihr die Volksstimme, die Gottesstimme ist: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Du stehst außerhalb des Gesetzes, und weder als Frau, noch als Mutter, noch als Künstlerin darfst Du Dich auflehnen, denn Du selbst, Du arme Nervenkranke, hast das Dach Deines Hauses abgehoben, um uns die Ziegelsteine an den Kopf zu werfen!

Der Kritik bleibt nichts Anderes zu thun, als sich zu freuen, daß das lärmende Virtuosenthum hier so schmählich Bankerott macht, und zu constatiren, daß der Naturalismus mit seiner Ungenirtheit und seinen persönlichen Anspielungen, wie Figura zeigt, im Sumpfe der pornographischen Literatur versinken muß. Und schließlich empfiehlt sie das ganze Machwerk, das zwar im Leipziger Buchhandel nicht mehr ausgeliefert werden darf, aber doch bei uns fleißig von Hand zu Hand geht und sogar demnächst in deutscher Uebersetzung erscheinen soll, der liebevollen Aufmerksamkeit der Staatsanwaltschaft. Theophil Zolling.

Die englische Gesellschaft und der „Punch".

Von H. Zimmern.

„Um Dreierlei beneide ich die Engländer," äußerte ein Deutscher einst gegen mich, „um Shakespeare, Darwin und Punch — und vielleicht am meisten um den Punch. Wenn ich in England gelandet bin, kaufe ich vor allen Dingen die neueste Nummer des Punch, und sofort bin ich au fait über Alles, was vorgeht." Und was mein Freund gesagt hat, war ganz richtig. Shakespeare und Darwin gehören allen Nationen, während der Punch speciell für England da ist und nur von denen voll gewürdigt und verstanden werden kann, welche lange Zeit in England gelebt haben. Selbst unsere amerikanischen Vettern — in wie hohem Ansehen das Blatt auch bei ihnen steht — vermögen nicht immer dem Sinn desselben zu folgen, so vollständig, so blitzschnell erfaßt und reflectirt es jede Phase des socialen und politischen Lebens.

Die englische Presse ist, selbst dort, wo sie am wenigsten rein ist, anständiger in Ton und Stil, als die amerikanische und französische Presse. Selten, sehr selten opfert sie den Anstand, um pikant zu sein; und diese Bemerkung gilt auch unbedingt in Bezug auf das Gebiet des Komischen. Es gibt keine satirische Zeitschrift in Europa, die auch nur im Entferntesten mit dem „Punch" in eine Reihe zu stellen wäre. Er ist in einem solchen Grade frisch, frei und anzüglich, daß Ausländer, welche von ihren heimischen Ideen hinsichtlich des schuldigen Respects vor der Obrigkeit durchdrungen sind, oft aufs Höchste davon frappirt werden. Vergleichen wir den Punch mit irgend welchen Witzblättern in Paris, Berlin, Wien oder Rom. Es mag in den continentalen Publicationen — namentlich in den Münchener „Fliegenden Blättern" — ein reicheres humoristisches Material zu finden sein, aber von dem Humor des Punch kann man wie von dem Sheridans sagen, daß er „ne'er carries a heart-stain away on its blade". Dies ist etwas, worauf die Engländer mit Recht stolz sein dürfen, weil die humoristische Presse überall das beste Merkmal für den Geschmack und die Sinnesart des Publicums bildet. Der Punch ist ein durchweg englisches Erzeugniß. Er hat z. B. wenig oder nichts gemein mit den humoristischen Zeitschriften von Paris. Er ignorirt absichtlich jene ganze Richtung, welcher die französischen Satiriker ein Drittel ihres Materials verdanken. Geschichten von durchgebrannten Gatten und treulosen Gattinnen sind widerwärtige Themata, von denen sich der Punch völlig fern hält. Kurz, der Punch ist ein Blatt für die Familie, das selbst die jüngsten Familienglieder lesen dürfen, und wie viele junge Engländer mögen ihre ersten politischen Ideen aus seinen Spalten geschöpft haben! Denn der Punch genießt einen Vortheil, der den continentalen Zeitungen gewöhnlich versagt ist. Er hat unbeschränkte Freiheit der politischen Satire in Wort und Bild. In der Politik hat der Punch schon oft einen stärkeren Einfluß ausgeübt, als man im Allgemeinen annimmt. Doch hier soll jetzt mehr von seiner socialen als politischen Bedeutung gesprochen werden.

Ein Jeder, dem es darum zu thun ist, die englische und vor Allem die Londoner Gesellschaft zu studiren, kann nichts Besseres thun, als einige der letzten Bände dieser Zeitschrift zu durchblättern. Er wird darin eine vollkommene Offenbarung der englischen Sitten finden, und es dürfte schwerlich eine reichhaltigere Quelle der Belehrung anzutreffen sein. Die gesammelten Bände enthalten die genauesten Informationen über Punkte, welche in den Werken ernsten Charakters und selbst in der Romanliteratur nicht einmal erwähnt werden. Bis ins kleinste Detail gibt der Punch ein Bild des socialen Lebens mit all den Sonderbarkeiten einer Nation, bei welcher das Sonderbare in seltsamer Art mit dem Conventionellen verquickt ist.

Lange Jahre hindurch war John Leech der Wortführer des Punch hinsichtlich der Gesellschaft. Der Humor war bei ihm, wie es bei dem seines Nachfolgers der Fall ist, durch einen ge-

mäßigten Stil ausgezeichnet, und in seinen Zeichnungen war der Caricatur nirgends Raum gegeben. Diesen begabten Künstler haben wir vor nunmehr zwanzig Jahren verloren, und seit jener Zeit ist George du Maurier an seine Stelle getreten, ein talentvoller Künstler, bei welchem das vom Vater geerbte Blut und die in ihm vorhandenen englischen Elemente einen so scharfsinnigen Humor erzeugt haben, wie man ihn überhaupt selten antrifft, und der bei Jemand von rein englischer Herkunft fast unmöglich ist.

Du Maurier hat sich einen wohlbegründeten und dauernden Ruf erworben. Er hat mit seinem Stift Gestalten geschaffen, die allbekannt sind, und von denen in der englischen Gesellschaft gesprochen wird, wie von wirklichen Persönlichkeiten. Wer kennt nicht Mrs. Ponsonby de Tomkins, die hübsche intriguirende Gattin eines reichen, doch rohen Mannes, welcher es durch Gewandtheit und Takt gelungen ist, sich bei der höchsten Gesellschaft Eintritt zu verschaffen; und die artistisch-ästhetische Familie Cimabue-Brown, welche die Menschen von gewöhnlichem Schlage für zu grob und ungebildet hält, um mit denselben zu verkehren; da ist ferner Sir Gorgius Midas, der aufgeblasene Parvenu mit seiner zu ihm passenden Frau, welche wegen ihres Einflusses in der City in der Gesellschaft geduldet werden müssen, wohin sie nicht gehören, und die beständig faux pas mit einer Ahnungslosigkeit begehen, welche den Gipfel des Komischen erreicht.

Es ist interessant, wie die beiden Nationalitäten in George du Maurier zu erkennen sind. Seine Schnelligkeit im Erfassen, seine Zartheit, das Leichte, Brillirende in seiner Kunst — dies Alles ist französisch; die Klarheit seines Blicks und die ernsteren Züge bei ihm sind englisch. Diese Mischung war ihm ungemein förderlich auf dem Gebiet seines Schaffens, bei der satirischen Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände, und es liegt nichts Uebertriebenes in dem Ausspruch, daß er „der englischen Gesellschaft einen fein geschliffenen, merkwürdig klaren Spiegel vorhält." Es ist dies diejenige englische Gesellschaft, welche sich während der „Season" im Hyde-Park zeigt, die in Londoner Salons und Speisesälen, in wohlgepflegten, eleganten englischen Gärten zur Zeit der Gartenfeste und Lawn-tennis-Partien zu finden ist. Den weit größeren Theil der bürgerlichen Gesellschaft, die arbeitenden Klassen, das ganze Panorama des Lebens in den niederen Ständen läßt er fast unberührt; er würde deren Witze nicht zu schätzen wissen, sie sind zu derb für einen so feinen Zeichner. Sein Humor ist mehr dem Thackerays, als dem Dickens' gleich zu stellen. Wenn Du Maurier den Salon verläßt, so begibt er sich in das Domestikenzimmer hinab und nicht auf die Straße; er sucht die Nachäffer der „upper ten thousand" auf und nicht diejenigen Klassen, welche grundverschieden von letzteren sind. In dieser Hinsicht, wie in mancher anderen, kann er füglich der Thackeray der Kunst genannt werden. In dem Lakaien Du Mauriers finden wir genau den Geist verkörpert, der die gleiche Gestalt bei dem genannten Autor beseelt. Die Figur zeigt denselben trägen Hang zum Wohlleben, das unverschämte Kritisiren, das anmaßende Interesse an den Angelegenheiten der „Familie", die maßlose Eitelkeit des gepuderten Hauptes, welche den von Thackeray unsterblich gemachten Helden charakterisiren. Vortrefflich sind auch Du Mauriers Skizzen des eleganten Hausmädchens und der lebhaften französischen Bonne. Sie bilden jedoch nicht den Gipfel seiner Leistungen. Wie der berühmte Schriftsteller, mit welchem wir ihn verglichen haben, wählt er als Hauptschauplatz den Club oder den Salon; seine Kraft entfaltet sich am höchsten in ironischer Verspottung der feinen Welt. Seine „Snobs" rivalisiren mit denen Thackerays; wir finden bei ihm jeden Typus des Snobthums vertreten, jener speciell englischen Untugend; seine Skizzen dieses Genres könnten als Illustrationen zu dem „Book of Snobs" genommen werden. Wie oft hat uns nicht schon der Punch Lady Susan Skraper vorgeführt mit ihren Diamanten, Spitzen und Federn, welche über „her ladyships sandfarbenem Haar und Dero majestätischer Habichtsnase wallen". Ist sie es doch, die wir ein Mal sahen, wie sie die gelehrte Brown patronisirt; und ein anderes Mal, wie sie in das Theater stolzirt und den zudringlichen Verkäufer des französischen Textes mit der (wie Du Maurier boshaft andeutet) zum Besten der Umstehenden geäußerten Erklärung abweist, daß sie nicht gekommen sei, um die Worte des Stücks zu verstehen, sondern nur die Aufführung sehen wolle. Auf dem Büchlein, welches der Händler ihr entgegenstreckt, lesen wir den Titel: „Dame aux Camélias", und im Hintergrunde steht ein kichernder Ausländer. Betitelt ist das Bild: „Brittischer Anstand." Letzterer ist oft nur äußerer Firniß, und Du Maurier übt hierin keine Schonung. Wir sehen dieselbe Dame intriguiren und manövriren, um ihre fünf Töchter mit Grafen und ihren Sohn mit einer Comtesse zu verheirathen; stets respectabel, durch nichts außer Fassung zu bringen, ist sie der Inbegriff einer Chaperonin.

Sodann haben wir den schon erwähnten Sir Gorgius Midas, den „großen City-Snob", eine unerträgliche Erscheinung in der englischen Gesellschaft, der Gemälde nach dem Rahmen schätzt, Künstler herablassend protegirt, und der goldbetreßten Dienerschaft im eigenen Hause ebenso widerwärtig erscheint, wie er es auf Kunstauctionen, in Gemäldegalerien und bei Ausstellungen ist, die er mit dem wandelnden Aushängeschild für Brillanten — seiner Frau besucht. Neben Sir Gorgius ist eine Gattung von Snobs vertreten, welche seit Thackerays Zeit entstanden ist, die Familie Lyon Hunter. Diese Leute streuen jeder berühmten Persönlichkeit Weihrauch und würden im Staube kriechen, um einen „Star" in ihr Haus einzuführen, möge dies glänzende Gestirn innerlich auch noch so werthlos sein. Mrs. Lyon Hunter affectirt Kunstliebe; doch mit unnachahmlichem Genie zeigt uns Du Maurier, wie solche hohlköpfige Personen in jedweder Verkleidung zu erkennen sind; und so offenbart sich in Mrs. Hunters zerzaustem Haar, in ihrem schlecht sitzenden, schlottrigen Kleide und ihrer schmachtenden Haltung die falsche Priesterin der Aesthetik, welche gewisse Sätze aufgelesen hat, ohne dieselben zu verstehen, und diese ohne Unterlaß und ganz urtheilslos anwendet.

Ein anderer charakteristischer Typus unserer heutigen Gesellschaft, welcher dem Spott des Punch zur Zielscheibe dient, ist die für die Bühne wirkende Mama, die vorgibt, dem Theater zu einer höheren Stellung zu verhelfen, es jedoch in Wirklichkeit erniedrigt, indem sie ihm eine Menge total untauglicher Personen zuführt. So sehen wir junge aristokratische Debütanten als Romeo und Julie gezeichnet, für welche Rollen ihnen jedwede Qualification fehlt, während die Bühne so dargestellt ist, daß uns die Herabwürdigung der dramatischen Kunst zu einer Modesache daraus erhellt.

Von sämmtlichen Schöpfungen unseres Künstlers erinnert vielleicht keine lebhafter an Thackeray, als die Figur der Mrs. Ponsonby de Tomkyns. Zug für Zug haben wir hier Becky Sharp vor uns. Wie weiß sie mit wahrhaft genialem Takt die „liebe Herzogin" zu bewegen, die Gesellschaften der „klugen Mrs. Ponsonby de Tomkyns" zu besuchen, und den berühmten Sänger zu hören, und wiederum den Sänger zu veranlassen, die Einladung gratis anzunehmen, um die „liebe Herzogin" zu treffen. Auch in dem unfehlbaren Anpassungstalent, welchem Mrs. Ponsonby de Tomkyns es verdankt, daß sie Aufnahme in die ersten Kreise gefunden, ist die Heldin von „Vanity Fair" unverkennbar. Es ist dieselbe wunderbare Gabe, welche Becky an den Hof und in die aristokratische Gesellschaft geführt hat, durch die ihre moderne Rivalin geleitet wird, von dem Augenblick an, da sie die Herzogin dazu bringt, ihr auf den Fuß zu treten, und so die Bekanntschaft einleitet, bis auf den heutigen Tag, wo sie mit ihrer stets sanften Stimme und tadellosen Kleidung die Herzogin und alle Löwen der Saison beständig in ihrem Salon empfängt.

Von den Kleidernarren, den „dressy snobs", sind deren Vertreter „Jimmy und Jacky" alte Bekannte für die Leser des Punch, obwohl ihre Garderobe die von der jeweiligen Mode vorgeschriebenen Abänderungen aufweist. Snobs haben indessen existirt, seit Reichthümer angesammelt werden, und Du Maurier beschränkt sich keineswegs darauf, uns diese Typen allein vorzuführen, er ist auch ein feiner Beobachter bestimmter Erschei-

nungen der Zeit. Dies haben wir schon in seiner Satire auf die moderne Theatermanie bemerkt, und noch deutlicher zeigt sich diese Gabe vielleicht in seiner parodistischen Behandlung der ästhetischen Kreise. Es bedarf wohl keines größeren Lobes, als daß seine Mrs. Cimabue Brown, Maudle und Postlethwaite sprichwörtlich geworden sind. Vortrefflich weiß er das Geplapper und den Jargon der Pseudo-Kunstjünger zu geißeln. Er hat uns gezeigt, wie wahrhaft häßlich und geschmacklos so viele der Narrheiten sind, welche in gewissen Cirkeln für künstlerisch gelten, und wir verdanken ihm einen gesunden Abscheu vor wirrem Haar, hohlen Wangen und schlotternden Anzügen, so wie vor dem gedankenlosen Gebrauch psychologischer Ausdrücke und dem krankhaften Ablehnen aller Lebensfreude. Doch ebenso wenig hat er die Künstler außerhalb der ästhetischen Regionen verschont. Sein Stift hat uns die hypergeniale Figur des deutschen Musikers mit dem wallenden Haar vorgeführt und auf den Unterschied zwischen natürlichem Gefühl und Sentimentalität hingewiesen. Hundert Beispiele könnten wir hier erwähnen, wie jene Scene, da Herr Pumpernickel über seine eigene Composition Thränen vergießt, weil er immer weinen muß, wenn er gute Musik hört.

Zeigt er uns in dieser Art die Schwächen der einen Seite, so vergißt er trotzdem nicht diejenigen der anderen. Mit unerbittlicher Strenge enthüllt er uns die Schrecken der Philister in ihrer ganzen Häßlichkeit. Seiner Künstlernatur zufolge kann er nicht umhin, die Spuren wirklicher Schönheit zu bemerken, welche immerhin dem ganzen heuchlerischen Treiben der ästhetischen Narren zu Grunde liegt; und daher sind seine Illustrationen auf diesem Gebiet oft anziehender, als er es selbst beabsichtigen mag. Seine Philister sind jedoch wahrhaft abschreckend. Er hat uns alle Arten derselben vorgeführt. Die Snobs dieser Gattung haben wir schon besprochen. Es gibt aber noch eine Klasse von Leuten, welche gleichgültig in Bezug auf Rang sind — die Vertreter des Dogmas; voll starrer Vorurtheile sind sie unfähig jeglicher Sympathie für irgend welche Dinge, die über das Concrete hinausliegen. Da ist ein gewisser „Smith", der durch sein solides, dickköpfiges Aussehen den unverwischbaren Eindruck hervorbringt, daß sein ganzes Interesse auf Rind- und Hammelfleisch beschränkt ist. Es liegt nichts Possenhaftes in der Erscheinung, nur das abstoßende Gepräge des hoffnungslos Alltäglichen.

Wenden wir uns indessen wieder ansprechenderen Gegenständen zu. Du Maurier ist unvergleichlich in seinen Frauen- und Kinderstudien. Niemand versteht so wie er die Eigenart der englischen Jungfrau zu treffen. Die Ruhe und Würde und vor Allem die gesunde Rührigkeit des brittischen Mädchens ist aus jeder Linie der Gestalt, jeder Wendung des Kopfes und jeder Handbewegung ersichtlich. Seine Frauen sind ebenso lieblich wie seine jungen Mädchen, und wir werden nimmer müde, sie anzuschauen — sei es beim Ballspiel auf dem Rasen in hellen Kleidern und großen Hüten, sei es in eleganten Zimmern, wie sie in graziöse Gewänder gehüllt am Kaminfeuer sitzen, oder wie sie in luftigen Tüllroben walzend durch den Saal schweben. Solche anziehenden Bilder gibt er nicht von der männlichen Jugend Englands. Hier und da sehen wir wohl einen angelsächsischen Apoll — besonders im weißen Flanellkostüm beim Ballspiel — aber Du Mauriers Männergestalten sind gewöhnlich der Ausdruck seiner Verspottung des Geckenthums und der Modethorheiten unserer Zeit. Seine Kinderbilder sind jedoch entzückend vom enfant terrible bis zum frühreifen kleinen Engländer von Kensington und Chelsea. Es sind sämmtlich hübsch, doch einfach gekleidete, gesunde Kinder, die an Allem Vergnügen finden, von einem Wettlauf bis zu einer indiscreten Bemerkung. Bewundernswürdig ist vornehmlich die Art, wie er die unbewußte Koketterie der kleinen Mädchen zum Ausdruck bringt, und die Treue, mit welcher er den bei Kindern so stark ausgeprägten Hang zur Nachahmung der von Erwachsenen beobachteten Etikette wiedergibt, bis auf jene Exclusivität, der zufolge die kleinen Cimabue Browns nur mit ästhetischen Kindern verkehren wollen.

Es mag auf den ersten Blick als eine unbedeutende Aufgabe erscheinen, das affectirte Treiben unserer Gesellschaft in Benehmen und Kleidung zu geißeln. Und doch sind die Resultate bedeutend. Es gibt kein besseres Mittel, der Gesellschaft einen Fehler abzugewöhnen, als diesen Fehler lächerlich zu machen. Sowohl Männer wie Frauen mögen ihr Ohr noch so sehr allem Predigen verschließen — ausgelacht zu werden, ist Niemand gleichgültig. Leichte Mittel erzeugen nicht immer leichte Wirkungen, und die Welt vom Unwahren, selbst im Geringsten, zu säubern, das Snobthum und eine Verehrung des Ranges nur um des Ranges willen zu bekämpfen — dies ist ein Werk, welches uns mit wärmstem Dank erfüllen sollte.

Du Maurier besitzt noch eine lobenswerthe Gabe. Er liebt die Schönheit, wie es bei ihm ja als Künstler selbstverständlich ist, aber er hat die seltene Fähigkeit, sie nicht an fernliegenden Stellen aufzusuchen, sondern sie den alltäglichsten Dingen abzulauschen. Die Erscheinungen, welche uns Du Maurier vorführt, gehören sämmtlich dem Alltagsleben an; wir haben diese Personen, Gegenstände und Vorgänge in jeder Stunde um uns, und die Erkenntniß, daß dieselben eine Anmuth aufweisen können, wie wir sie allwöchentlich in unserm Punch dargestellt sehen, muß natürlich das Streben nach solcher Anmuth erwecken. Hierin unterscheidet sich der Punch wiederum von den continentalen Witzblättern, welche eine Fülle von Häßlichem, Groteskem und Fratzenhaftem mit Ausschluß des Schönen aufweisen. Mit einem Wort — der Punch und Du Maurier als Vertreter des Punch ist nirgends outrirt, die Farce ist ihm etwas Unbekanntes.

Du Maurier hat kürzlich einige seiner Zeichnungen in einem Bande gesammelt und unter dem Titel „English Society at Home" herausgegeben. Und in der That gibt er eine umfassende Darstellung dieser Gesellschaft, so weit er sie schildern will. Ungleich seinem Vorgänger Leech läßt er das Element des Sport unberührt. Vielleicht ist es ihm nicht congenial, vielleicht hält er es auch für keinen Bestandtheil der Komödie, welche den Hauptgegenstand seines Studiums bildet. Ebenso wenig führt er uns die Höhen und Tiefen der Leidenschaft vor. Die erhabenen und die tragischen Seiten der menschlichen Natur zeigen sich nicht im Salon, und daher finden sie in Du Mauriers Skizzen keinen Platz. Aber die gesellschaftlichen Bosheiten, Eifersüchteleien und Triumphe schildert er treu nach dem Leben und — wie wir schon sagten — wer immer die englische Gesellschaft in ihren starken und schwachen Seiten zu studiren wünscht, der thue es im Punch, geleitet von der Hand George du Mauriers. Er könnte keinen besseren Führer finden.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Virtuosen: d'Albert, Miß Senkrah, Frl. Cezona Lwowna, Frl. Spies. Neue Compositionen: Symphonie „Aus Rittershzeiten" von E. Hartmann; Brahms' dritte Symphonie; Rubinsteins Verlornes Paradies. Eine neue Operette im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Unter allen Virtuosen-Concerten dieses Winters war das von Herrn d'Albert am 19. in der Singakademie gegebene entschieden das glänzendste und in mancher Hinsicht das anregendste. Während unserer ganzen Thätigkeit als ausübender wie als beurtheilender Künstler haben wir eine solche Leistung eines kaum Zwanzigjährigen nicht erlebt. Daß d'Albert eine großartige, bei seinem kleinen Körper- und Handbau geradezu unbegreifliche Technik und Ausdauer besitzt, daß er großes Feuer und auch schönen Vortrag entwickelt, haben wir von seinem ersten Auftreten an immer anerkannt, sowie anderseits das oftmalige Vorwalten des rein Virtuosenhaften, selbst bei Wiedergabe solcher Compositionen, deren Schwerpunkt unbedingt im einheitlichen gediegenen Vortrage liegt, uns immer mit Unmuth und dem Bedauern erfüllte, daß ein so großes Talent sich von der allermodernsten Effecthascherei nicht frei machen könne. In dem Vortrage der 32 Variationen, besonders aber der As-Sonate, op. 110 von Beethoven, hat d'Albert gezeigt, daß er nur zu wollen

brauche, um Alles zu können. Diese Sonate gehört zu den Werken des hehren Meisters, bei denen die oben angeführten großen Vorzüge nicht genügen, wenn eine vollkommene Wiedergabe geboten werden soll; die vielmehr neben vollkommener Beherrschung des Technischen die größte Reife der Auffassung, Mannigfaltigkeit der Tonfärbung und künstlerische Ruhe, und bei großer Wärme, ja Leidenschaftlichkeit des Vortrages selbstbeherrschendes Einhalten der Schönheitsgrenze verlangen. Das Alles gehört aber nicht mehr zu jenen Eigenschaften, die man Naturanlagen nennt, sondern zu den Errungenschaften des vollkommen gereiften Künstlers. Und mit Ausnahme zweier ganz kurzer Momente in dem Zwischen-Allegro und in den letzten Takten der Fuge, Momente, die wir nur anführen, um nicht überschwänglich zu erscheinen, war die Wiedergabe der Sonate eine vollendete, den höchsten Ansprüchen entsprechende. Selbst Bülow, der Meister der „fünf letzten", hat nicht diese Schönheit des Tones und diese Innigkeit des Vortrages geboten, die d'Albert in der wunderbaren As-moll-Cantilene vernehmen ließ. Wird er auf diesem Wege bleiben? Wird er dem Sirenengesang der glänzenden Salons widerstehen, die doch eigentlich nur verblüfft und stimulirt werden wollen, und der reinen Muse folgen? Wir wissen es nicht und fürchten sogar, daß es nicht geschehen wird. Aber das wissen wir: wenn er sich zu dem nur momentanen Opfer entschließt, das Virtuosenthum nicht etwa aufzugeben, sondern nur in zweite Reihe zu stellen, so wird er neben Joachim der größte ausführende Künstler der Zeit werden.

Eine neue Geigerin, Frl. Senkrah, hat zwei Concerte gegeben und allgemeine Anerkennung errungen. Sie steht ganz entschieden unter allen geigenden Damen obenan, ist bedeutend musikalischer und im Tone viel kräftiger als die Teresina Tua, allerdings nicht so graziös in ihrer Erscheinung, obwohl die Natur auch gegen sie durchaus nicht ungnädig verfuhr, und ihr ein sehr einnehmendes Aeußere verliehen hat. Wir wollen also hoffen, daß sie überall die ihr gebührende Anerkennung finden wird, die ihr in Berlin in reichem Maße zu Theil geworden.

Eine russische Pianistin, Frl. Cezona Lwowna, hat ein Concert gegeben, viel Untugenden, namentlich ganz regellosen Vortrag, aber auch viel Talent, schönen Anschlag, öfters feine Nüancirung und auch gut gebildete Technik gezeigt; sie kann also bei guten Studien und wenn sie etwas mehr Ruhe gewinnen will, Bedeutendes leisten.

Von neuen Compositionen sind hervorzuheben: Eine Symphonie von Hartmann aus Dänemark mit dem Titel „Aus Ritterszeiten" und den Ueberschriften „Die Barden", „Liebeslied", „Rittertanz", „Turnier", ausgeführt vom Philharmonischen Orchester unter des Componisten Leitung; Brahms' dritte Symphonie, zuerst in einem Akademischen Concerte von Joachim, dann im Philharmonischen (Wüllner'schen) Concerte vom Componisten vorgeführt; dann Rubinsteins geistliche Oper: „Das verlorene Paradies", die der Cäcilienverein unter Hrn. Alex. Holländer zu Gehör brachte; endlich die neue Operette des Hrn. Suppé: „Die Afrikareise", im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater.

Die Hartmann'sche Symphonie bietet nicht viel Originelles und konnte auch im Finale etwas belebter sein, aber sie ist sehr gut gearbeitet und vortrefflich wohlklingend instrumentirt, wird also überall freundliche Aufnahme finden. Die Brahms'sche dritte ist entschieden die bedeutendste unter den bisherigen, ja vielleicht neben dem deutschen Requiem und dem Schicksalsliede das bedeutendste Werk des Meisters. Sie vereinigt Originalität und Frische der Gedanken mit großer Meisterschaft in Handhabung der Form; namentlich in der Instrumentation, in der Schönheit der Klangwirkungen beurkundet der Meister einen Riesenfortschritt nach den ersten zweien. Schon bei der ersten Aufführung gewann dieses überaus schöne Werk die allgemeinen Sympathien der Kenner und Musikfreunde; sie steigerte sich zum Enthusiasmus bei der zweiten Aufführung, in der durch die Leitung und Anregung des Componisten alle seine Intentionen zur vollkommen vernehmbaren Geltung gelangten. Der melodische Fluß und die prachtvolle Durcharbeitung des Andante wurde nunmehr auch vom größeren Publicum ganz verstanden, und nach dem so eigenthümlichen lieblich schwermüthigen, menuett-artigen dritten Satze nahm der Beifall kein Ende, bis die verlangte Wiederholung erfolgte. Der letzte Satz, unstreitig der bedeutendste, wird in seinen vollkommen neuen Entwicklungsformen und großartigen Steigerungen erst nach öfterem Hören von den nicht ganz Eingeweihten ganz erfaßt werden. Aber auch diese fühlen schon beim ersten Hören, daß sie vor Großartigem stehen. Stürmischer Zuruf des Publicums und Tusche des Orchesters gaben dem Meister Zeugniß von der Freude, die sein Werk erzeugte. Bevor er den Tactstock ergriffen hatte, war er als Clavierspieler thätig; er führte sein D-moll-Concert vor, dessen erstes Motiv entschieden unter dem Einflusse des ersten der 9. Symphonie entstanden ist, das Adagio dagegen und besonders der letzte energische Satz sind ganz originell. Im selben Philharmonischen Concert wirkte noch Herr Götze aus Köln, dessen herrliche Stimme und frischer gemüthvoller Vortrag in dem Provencalischen Liede von Schumann und dem „Am stillen Herd" aus den „Meistersingern" zur schönsten Entfaltung kam. Außerdem führte das Orchester unter Müllner die Egmont-Ouverture prachtvoll auf.

Rubinsteins „Verlorenes Paradies" ist die erste größere Chorarbeit des genialen Componisten, im Jahre 1855 in Biebrich entstanden. Der Gattung „geistliche Oper" haben wir in diesen Blättern schon erschöpfende Betrachtungen gewidmet in dem Berichte über die Hamburger Aufführung der „Sulamith", können also hier uns ausschließlich mit dem musikalischen Kunstwerthe dieses Jugendwerkes beschäftigen. Es zeigt überall die Klaue des Löwen und enthält viele interessante, geniale Momente. Manche Chöre, besonders im zweiten und dritten Theile, sind sehr lieblich erfunden und ebenso fein als wirksam ausgearbeitet. Wenn der Gesammteindruck kein eigentlich nachhaltiger bleibt, so ist das theilweise aus der Sprödigkeit des Textes zu erklären, der zu Monotonie der Musik führen mußte. Er ist von weiland Arnold Schloenbach nach Miltons Epos eingerichtet. Im ersten Theile tritt Satan mit den empörten Engeln und den von ihm aus der Hölle gerufenen Sündern der Allmacht Gottes entgegen; die Verwünschungen und bösen Anschläge nehmen kein Ende. Im zweiten Theile, der auch musikalisch der bestgelungene, ersteht die Schöpfung unter Gottes Wort (der nur als „Eine Stimme" bezeichnet ist). Im dritten triumphirt die Hölle über den Menschen, der durch den Sündenfall das Paradies verloren hat und, mit Ausnahme eines kleinen Duetts des ersten Menschenpaares, waltet wieder das dissonirende Element vor, wie es die höllischen Geister eben charakterisiren soll. Wie gesagt, viele sehr schöne Momente kann der unparteiische Beurtheiler verzeichnen; ob jedoch dies Werk eine bleibende Stätte im Concertsaal erringen wird, wie der „Thurm von Babel" (der allerdings 15 Jahre später componirt ward), das wagen wir nicht zu entscheiden. Die Aufführung verdient ungetheiltes Lob. Der Cäcilienverein sang unter Hrn. Holländers umsichtiger und energischer Leitung mit großer Sicherheit und Reinheit. Die Stimmen klangen immer schön. Die Soli wurden von dem rühmlich bekannten Fräulein Aßmann, Frau Holländer, Frau Bindhoff und Fräulein v. Collas ausgeführt. Die Damenpartien sind jedoch bei weitem weniger hervortretend als die der Männer. „Die Stimme" — Tenor — ertönt fast in jeder Nummer und Satan steht im ersten Theile im Vordergrunde. Die erstgenannte Partie führte Herr Kammersänger Stolzenberg vortrefflich durch; er und Frau Holländer hatten zwar auf vertheilten Zetteln angekündigt, daß sie, von plötzlicher Indisposition befallen, nur „um die Aufführung zu ermöglichen" singen; aber man kann ihm das Lob spenden, daß er die Indisposition siegreich überwand und die sehr anstrengende Partie sehr gut zu Ende führte. Den Satan sang der Hofopernsänger Herr v. Reichenberg aus Hannover, der Bayreuther Fafner im Rheingold, ein vortrefflicher Bassist mit vorzüglicher Aussprache; er erinnert vielfach an Scaria in dessen bester Zeit. Als Adam erschien Hr. Küster, der sich dem Publicum zum ersten Male vorstellte und durch sehr angenehme Barytonstimme und richtigen Vortrag einen recht guten Anfang nahm. Die Zuhörerschaft erwies sich dem Werke und der Ausführung sehr freundlich gestimmt und ehrte den Dirigenten durch oftmaligen Hervorruf.

(Schluß folgt.) H. Ehrlich.

Notizen.

Durch ihre Leistungen auf dem Gebiete des Lichtdruckes hat sich die Anstalt für Lichtdruck und Photo-Lithographie: Albert Frisch in Berlin seit einer Reihe von Jahren hervorgethan. Den Auftrag, Facsimile-Copien von mittelalterlichen Kaiserurkunden herzustellen, erfüllte sie in solcher Weise, daß Herr Geheimrath Sybel in einer parlamentarischen Rede gelegentlich einmal das anerkennendste Urtheil darüber aussprach. Die Nachbildungen von Handzeichnungen und Stichen, die

Frisch anfertigt, werden von allen Freunden und Kennern der Kunst geschätzt; aber mit den Arbeiten für Lippmann, „Zeichnungen von Albrecht Dürer", hat er ihre Erwartungen vor kurzem noch übertroffen. Und nun tritt er mit einem ganz neuen eigenartigen Werke vor das Publicum.

Seitdem die Erfindung gemacht wurde, daß die Sonne für die Menschen zeichnete, entstand auch das Verlangen, daß sie für sie malend alle Harmonien der Farben wiedergäbe. Sie entzog sich jedoch hartnäckig diesem Dienste, und ein bescheidener Sinn begnügte sich damit, die Photographie, so gut es ging, für den Farbendruck zu verwerthen. Bei diesem Bestreben entdeckte Albert Frisch nach mehrjährigen Studien und Versuchen ein Verfahren, womit er wahrhaft überraschende Resultate erzielte. Jetzt veröffentlicht er fünf Blätter in Farbenlichtdruck, die Niemand ohne Wohlgefallen, ja ohne ein gewisses Staunen in die Hand nehmen wird. Zwei derselben sind nach Pastellen, zwei nach Aquarellen und eins nach farbigem Kupferdruck gemacht. Die Originale befinden sich sämmtlich im Kupferstichkabinette des Berliner Museums. Wer die Nachbildungen damit vergleicht, wird fast versucht zu glauben, daß wir fortan Facsimile-Copien colorirter Bilder haben können, wie wir solche bereits von Zeichnungen und Stichen haben. Frisch selber wäre der Allerletzte, solche täuschende Hoffnungen zu nähren; aber desto entschiedener hebt er die Vorzüge hervor, welche das von ihm angewendete Verfahren der Nachbildung vor jedem anderen bis heute besitzt. Begreiflicher Weise gipfeln sie sich eben darin, daß seine Farbenlichtdrucke den Originalen so nahe kommen, wie das bisher keiner mechanischen Copie möglich gewesen ist. Bei ihnen allein erkennt der Beschauer auf der Stelle die Technik des Urbildes, d. h. er sieht sofort, ob er es mit einem Aquarell, einem Pastell, einem colorirten Stiche u. s. w. zu thun hat. Aber noch mehr: selbst die eigenthümliche Manier jedes einzelnen Künstlers wird bei der in Rede stehenden Reproduction, man möchte sagen, vollständig aus dem Originale in die Copie hinübergenommen.

Man bewundert die Sicherheit, womit je nach Bedürfniß deckende oder durchsichtige Farben zur Verfügung stehen, wie leicht und harmonisch sich ihre Verschmelzung vollzieht, wie rasch und sicher in jedem einzelnen Falle jede Nüance nach dem Urbilde gestimmt und verbessert werden kann. Daß hierbei nicht blos die Maschine thätig ist, sondern daß derjenige, der sie gebraucht, auch künstlerische Bildung und Geschmack besitzen muß, wird Jeder bemerken, welcher die veröffentlichten Blätter aufmerksam betrachtet. Um noch einen besonderen Vorzug der Mechanik des neuen Farbenlichtdruckes hervorzuheben, sei zu bemerken, daß dieselbe die Anwendung des Büttenpapieres zuläßt, welche dem durch die Lithographie hergestellten Farbendrucke unmöglich ist.

Die Kunsthistoriker würden es mir mit Recht sehr übel auslegen, wenn ich auch nur ein Wort über die Bedeutung sagen wollte, welche die neuen Arbeiten Frischs für ihre Wissenschaft haben. Dagegen gestatte ich mir, dieselben dem Publicum als einen neuen und schönen Zimmerschmuck zu empfehlen. Die farblosen Holzschnitte und Stiche, Lithographien und Photographien können an und für sich von hohem künstlerischen Werthe sein, ein künstlerischer Schmuck auf den bunten Tapeten unserer Zimmerwände sind sie nie und nirgends. Man wird sie gern als Erinnerungen an originale Meisterwerke gelten lassen, und sie werden jedem Herzen theuer sein, dem sie anmuthige Orte oder gar liebe Personen vergegenwärtigen. Aber einen ästhetischen Reiz, um mich so auszudrücken, der nur einigermaßen den Räumen und der Umgebung angepaßt ist, werden sie niemals gewähren; unsere stilsüchtige Zeit glaubt Wunder was gethan zu haben, wenn sie wenigstens die Einrahmung der farblosen Blätter dem übrigen Hausrathe anbequemt hat. Das Auge sehnt sich immerfort nach den „Thaten und Leiden des Lichtes", wie Goethe die Farben nennt. Wohnräume nach den Mustern Pompejis herzustellen, verbietet uns, und vor Allen uns Nordländern, der schwerfällige und übervolle Apparat unseres Lebens. Gute Oelgemälde kosten viel Geld, und die anerkannten klassischen Meisterwerke sind zur Verzweiflung mancher Museumsverwaltung um alle Schätze der Erde nicht mehr feil. Da werden nun die Nachbildungen für Jedermann so werthvoll wie erwünscht. Ich verachte selbst die sogenannten Oeldrucke nicht, womit die Märkte überschwemmt werden und an denen manch einer mit vornehmem Achselzucken vorbeigeht; ich wünschte nur, daß die Architekten dieselben mit Kenntniß aussuchten und mit Geschmack zur Verzierung einfacher Säle und Hallen benutzen könnten. Inzwischen sind Drucke ähnlicher Art, ich erinnere allein an die Copien der Hildebrandt'schen Aquarelle, bereits salonfähig geworden. Gerade im Vergleich mit diesen nun bezeichnen die Farbenlichtdrucke von Albert Frisch einen ganz außerordentlichen Fortschritt. Man fühlt sich mit einem Male aus der Werkstätte des bloßen Mechanikers in das Atelier des echten Künstlers versetzt. Dort werden wir gezwungen, immer an die Maschine zu denken, welche die zahllosen Copien hervorbrachte; hier meinen wir, daß wir jedes Mal eine Schöpfung eines der Meister wirklich vor uns erblicken, einen Hauch seines Geistes verspüren. In diesen Lichtfarbendrucken lebt wirklich etwas von Witt, van der Velde, Boucher. Man vergißt darüber das technische Verfahren, durch welches die Reproduction zu Stande kommt, und das wird das höchste Lob sein, nach welchem der Entdecker desselben trachtet.

Albert Jansen.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber das Wort „Tramway".

In einem von dem Ingenieur Luke Hebert im Jahre 1837 in London herausgegebenen Werke, welches den Eisenbahnbau nach seinem damaligen Standpunkte ausführlich behandelt, wird auch das Wort Tramway eingehend besprochen. Der augenscheinlich in seinem Fache vortrefflich unterrichtete Verfasser erzählt uns, daß man um das Jahr 1670 zu Newcastle upon Tyne hölzerne Längsbalken in den Boden bettete und unmittelbar auf denselben die zu jener Zeit noch hölzernen Räder der Kohlenwagen laufen ließ. Bald darauf streckte man auf den Längsbalken hölzerne Schienen, welche man, ohne die Unterlage zu berühren, leichter zu unterhalten und nach der Abnutzung zu erneuern vermochte. Als man dann im Jahre 1767 zu Shropshire die Balken mit gußeisernen Flachschienen belegte und diese im Jahre 1776 zu Sheffield mit einem erhöhten Rande versah, verloren sich allmählich alle anderen Bezeichnungen und wurden schließlich durch den Namen Tramplatten gänzlich in Vergessenheit gebracht. — Das Wesentliche für die hier zu gebende Erklärung ist in Vorstehendem die Angabe Luke Heberts, daß die Benennung Tramplatten erst nach Einführung des erhöhten Randes entstanden ist. Denn wir haben im Altdeutschen das Wort trâme, welches Balken bedeutet und noch heute in der abgekürzten Form Tram im Brückenbau angewendet wird. Manche Brücken der einfachsten Art werden nämlich mit Seitenträgern gebaut, die man aus starken Balken verbindet und an denen man Querträger zur Unterstützung der Straßenbalken, also der Fahrbahn, aufhängt. Solche Seitenträger stehen über dem Brückenbelage vor, bilden demnach einen den letzteren einfassenden erhöhten Rand und heißen Trame oder Hängetrame. (Singular: Tram.) In Verbindung mit der vorhin erwähnten Entstehung des Wortes Tramplatten kann man hieraus schließen, daß das englische Wort Tramway unser deutsches Wort Tram zum Vorschein bringt und ursprünglich einen Weg bezeichnet, dessen Fahrgeleise auf Balken oder Tramen liegen.

Es ist aber noch zu erwähnen, daß Luke Hebert sein Werk mit den Worten beginnt: Railway or railroad and tramway are narrow tracks of rails etc., so daß man auch bei dieser Einleitung unwillkürlich zu der Auffassung gelangt, daß die Worte tram und rail denselben Gegenstand: die Schiene bedeuten müßten. Aber einige Seiten weiter sagt der Verfasser, daß man die anfängliche Bezeichnung Flachschienen deshalb durch die Bezeichnung Tramplatten ersetzt hätte, weil auf diesen Schienen Trams oder Wagen gelaufen wären. Hiergegen läßt sich einwenden, daß man die Straßen wohl nach der Art der Benutzung (Reitweg) oder nach der Zugkraft (Pferdebahn) oder nach dem Benutzer (Viehtrift, Philosophenweg), nicht aber nach den Fahrmitteln, welche auf den Wegen bewegt werden, zu benennen pflegt. Eher kann man annehmen, daß die schottischen oder englischen Industriellen die Bedeutung des deutschen Wortes Tram nicht kannten und dasselbe als den Namen für die kleinen Wagen der schmalspurigen Bahnen auslegten. Es wäre doch zu seltsam, wenn bei zwei in der Form verwandten Einrichtungen, den englischen Tramplatten und den deutschen Brücken mit erhöhten Rändern, und bei der Verwandtschaft beider Sprachen dieselbe Stammform in der Benennung vorkäme und doch etwas ganz Verschiedenes bedeuten sollte. Ist es nur Curiosum, daß das lateinische Wort trames, Genitiv tramitis, einen Fußsteig, Richtsteig, mithin einen Weg bezeichnet, welcher in Bezug auf Schmalheit sich zu den größeren Wegen ebenso verhält, wie die Tramway-Bahnen zu den Locomotiv-Bahnen?

Bromberg, den 30. November 1883.

Niemann, Baurath.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte.

Von

H. von Zwiedineck-Südenhorst.

Mit 7 Illustrationen nach zeitgenössischen Originalen.

8. (V und) 302 Seiten.

Elegant cartonnirt. *M.* 6.—

Gedichte

von

J. Herzfelder.

kl. 8. 354 S. *M.* 3.— Eleg. geb. *M.* 4.—

Diese ausgereifte, mit strenger Selbstkritik gesichtete Sammlung wird von allen kunstliebenden Kreisen freudig begrüßt werden und sich hoffentlich bald dauernd eingebürgert haben. Warme, mit frischer Unmittelbarkeit strömende Empfindung, künstlerische Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, Freimuth der Gesinnung, bald mit anmuthendem Humor, bald in ätzender Schärfe sich aussprechend, dazu die Fülle stimmungsreicher Naturbilder und vor Allem der formale Glanz und Reiz der Darstellung machen Herzfelder's Gedichte zu einem wahren Weihegeschenke an die deutsche Nation.

Soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

August Reißmann, Dr. phil. **Die Hausmusik**, in ihrer Organisation u. kulturgeschichtlichen Bedeutung. 8. *M.* 6.—.

Georg Treu, Prof. Dr., Direktor der K. S. Antiken- u. Abguß-Sammlungen: Dresden, **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8. *M.* 1.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin**.

Paedag. Ostrau (Ostrowo)

b. Filehne. Pensionat, gegr. 1850. Septima bis Prima (Gymn. u. Real). Berechtigung z. einj. Dienst. Betheiligung von nah u. fern. Gute Aufsicht. Sichere Erfolge. Prosp. u. Ref. gratis.

Gratis und franco versenden:

Antiquarischer Anzeiger No. XII.

☞ Neueste Ankäufe. ☜

Katalog No. 185: **Linguistik.** 1392 Nummern.

☞ Allgem. u. vergleich. Sprachwissenschaft, Grammatik u. Literatur von 48 Sprachen, ausgenommen der germanischen.

Breslau, Schweidnitzer Strasse 16—18.

Schletter'sche Buchhandlung

Franck & Weigert.

Für Schriftsteller.

Eine Verlagsbuchhandlung mit Buchdruckerei in Leipzig erbietet sich zur Uebernahme von Commissionsverlag. Näheres sub **R. 2077** durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Georg Weiss, Verlag in **Heidelberg.**

Soeben wurde fertig:

Die Positive Philosophie

von

Aug. Comte

im Auszuge von Jules Rig.

Uebersetzt von **J. H. von Kirchmann.**

Zwei Bände. — Preis 17 Mark.

Preisausschreiben für Feuilletons.

Fortwährend bemüht, die **„Neue Musik-Zeitung"** zu einem Blatte ersten Ranges zu gestalten und ihren Lesern gediegensten Unterhaltungsstoff zu bieten, erlassen wir hiermit ein Preisausschreiben für Feuilletons unter nachstehenden Bedingungen:

§ 1. Den für die Preisbewerbung bestimmten Arbeiten müssen Motive aus dem Künstlerleben (Componisten, Virtuosen, Sänger, Sängerinnen 2c. 2c.) zu Grunde liegen, dabei sind Gestalten der eigenen Phantasie entsprungen nicht ausgeschlossen. Sie sollen in erzählender Form abgefaßt sein, gleichviel ob im Gewande der Novelle, der biographischen Erzählung, des Märchens oder der Humoreske.

§ 2. Der Umfang eines Feuilletons darf nicht weniger als fünf und nicht mehr als fünfzehn Spalten der „Neuen Musik-Zeitung" umfassen.*)

§ 3. Für die besten Arbeiten werden folgende Preise ausgesetzt:

Ein I. Preis von 600 Mark
Ein II. Preis von 300 „
Ein III. Preis von 150 „

§ 4. Undeutlich geschriebene und also schwer leserliche Manuscripte werden von der Concurrenz ausgeschlossen.

§ 5. Die Arbeiten müssen mit einem Motto versehen und spätestens bis 1. Juni 1884 im Besitze des Verlegers der „Neuen Musik-Zeitung" (P. J. Tonger in Köln) sein; dem Manuscript ist ein verschlossenes Couvert beizufügen, welches ganz dasselbe Motto nebst genauer Adresse des Einsenders **enthalten** muß. Außerdem ist das Motto und der Titel des Manuscriptes **auf** dem Couvert anzugeben.

§ 6. Die preisgekrönten Werke werden Eigentum des Unterzeichneten.

§ 7. Es bleibt vorbehalten, nicht preisgekrönte, aber dennoch gute, zur Preisbewerbung eingesandte Arbeiten, für die „Neue Musik-Zeitung" auszuwählen; diese werden mit 10 Mark pro Druckspalte honoriert und gehen ebenfalls in das Eigentum des Ausschreibers über.

§ 8. Die unberücksichtigt gebliebenen Einsendungen können während dreier Monate von Bekanntmachung des Resultates an gerechnet, zurück verlangt werden; bis zu dieser Frist nicht reclamierte Manuscripte fallen der Vernichtung anheim.

§ 9. Als Preisrichter fungieren die Herren:

Felix Dahn, Professor in Königsberg.
Ernst Pasqué, Schriftsteller in Darmstadt,
August Reiser, Redacteur der „Neuen Musik-Zeitung" in Köln.

§ 10. Das Resultat wird voraussichtlich bis 15. August 1884 bekannt gegeben werden.

Verlag der Neuen Musik-Zeitung

(P. J. Tonger) in Köln a/Rh.

*) Solchen Bewerbern, welchen die Neue Musik-Zeitung nicht bekannt ist, stehen Probeblätter in jeder Buch- und Musikalienhandlung oder vom Verleger gratis zur Verfügung.

Wilh. Langhans' Geschichte der Musik

des 17., 18. und 19. Jahrhunderts

in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros.

Das Werk erscheint im Formate der Ambros'schen Musikgeschichte in zwei starken Bänden in circa 20 Lieferungen à M. 1.— netto.

Bisher erschien: Erster Band (in 8 Lieferungen à *M.* 1).

Geheftet *M.* 8.— n., Einbanddecke dazu *M.* 1.10 n. Elegant gebunden *M.* 9.50 n.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Für ein hochinteressantes kleines Originalwerk von ca. 60 Octavdruckseiten, einzig dastehend in seiner Art, populär gehalten und der denkbar größten Verbreitung fähig, wird ein wohlrenommirter

Verleger gesucht.

Schöne, des Gegenstands würdige Herstellung und fachkundiger ausgedehntester Vertrieb werden als Hauptsache betrachtet, nicht das Honorar, da der Verfasser vermögend ist. Auf Wunsch wird auch jedes pekuniäre Risiko des Verlegers gänzlich ausgeschlossen. Fr. Off. unter **U. T. 918** an **Haasenstein & Vogler** in **Berlin, S.W.,** zur Weiterbeförderung erbeten.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Liederbuch des deutschen Volkes.

Herausgegeben von

Carl Hase, Felix Dahn und **Carl Reinecke.**

Neue Auflage.

1000 Lieder. XII, 646 S. 8. geh. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Drei, dem deutschen Volke wohlvertraute, klangvolle Namen haben sich zur Herausgabe des „Liederbuches des deutschen Volkes" vereint. Carl Hase, der Nestor der deutschen Kirchenhistoriker, hat in jungen Jahren zu seinem und seiner Freunde Frommen den Liederstrauß gepflückt, welchen er am Abend seines reich gesegneten Lebens dem deutschen Volke noch einmal bietet. Felix Dahn, der edle vaterländische Dichter, übernahm auf seinen Wunsch die Umgestaltung für die Gegenwart, während Carl Reinecke, der Dirigent der Leipziger Gewandhausconcerte, als Componist inniger volksthümlicher Kinderlieder in jedem kinderfrohen Hause bekannt, die musikalischen Weisen aus dem reichen Schatze des Volksgesanges geschöpft hat.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 9. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Eine deutsche Weltausstellung. Von Karl Theodor Reinhold. — Zum Zollvereins-Jubiläum. Von Karl Braun-Wiesbaden, M. d. R. — **Literatur und Kunst:** Der Maler Alexander Calame. Von Heinrich Breitinger. — Rodbertus' „Kapital". Von Georg Adler. — Ein nihilistischer Roman. Besprochen von J. Rosenstein. — Bergnamen. Von Rudolf Kleinpaul. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Mitbürger. Lustspiel in vier Acten von Hugo Lubliner. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Eine deutsche Weltausstellung.

Von Karl Theodor Reinhold.

Die außerordentliche Schwerfälligkeit des deutschen Volkes bei der Aufnahme neuer Ideen ist eine oft beobachtete und beklagte Thatsache, welche unseren nationalen Anspruch, als Volk der Denker an der Spitze der geistigen Bewegung zu schreiten, stark erschüttert. Hat ein großer und kühner Gedanke das erste Stadium der Hindernisse, als „Phantasie" oder „Romantik" vornehm ignorirt zu werden, überwunden und „Beachtung" gefunden, so setzt zunächst die kalte, skeptische Kritik ein, um im Bunde mit der deutschen Pedanterie den aufstrebenden Zug der Geister niederzuhalten.

Der Gedanke einer deutschen internationalen oder auch nur einer deutschnationalen Ausstellung bestätigt mit seiner bisher ebenso kurzen als ergebnißlosen Geschichte den vorstehenden Satz in einem besonders charakteristischen Beispiel. Von einer auch nur vorübergehenden lebhaften Bewegung, wie sie gleichartige Pläne bei andern Nationen erregt und in zahlreichen Fällen zu bald ausgeführten Entschlüssen geführt haben, ist in Deutschland nichts zu merken gewesen. Kaum hatte ein Theil der Presse und der zunächst betheiligten Kreise die Frage ernsthaft zu erörtern begonnen, so war die überlegene Regierungsintelligenz und die „besonnene" öffentliche Meinung bei der Hand, jenen Gedanken als inopportun und unpraktisch, thöricht und kostspielig, centralistisch und nationalüberspannt zu den Todten zu werfen.

Allein die Sache ist zu bedeutungsvoll, um mit diesem schnellen Anlauf und vielfach verspotteten Ablauf als abgethan zu gelten. Die Kreise, welche von der Berechtigung und Wichtigkeit des Gedankens überzeugt sind, müssen sich die englische Zähigkeit zum Muster nehmen, um in fortgesetzter und unermüdlicher Discussion Regierung wie Volk allmählich zu gewinnen und durch eindringende Erörterung im Ganzen und Einzelnen auf den Weg zu muthigem Entschluß zu drängen. Die Allgemeinheit und Höhe der Gesichtspunkte muß die Bedeutung des Unternehmens, seine detaillirte Besprechung die Ausführbarkeit desselben zur öffentlichen Ueberzeugung bringen.

Eine deutsche Weltausstellung ist von kaum zu überschätzender nationaler, politischer und wirthschaftlicher Bedeutung. Noch immer besitzt unser Volk von den Tugenden großer Nationen nichts in so verderblich geringem Maße als einen echten nationalen Stolz, ein lebendiges Gefühl von dem Werth und der Würde seines eigenen Volksthums. Die glückliche Entwickelung unserer vaterländischen Verhältnisse zeigt zwar ihre bessernde Einwirkung auch hier. Aber die nationale Selbstentäußerung die niederträchtige deutsche Demuth, die verächtliche Vergötterung alles Fremden steckt uns noch so im Blut, daß man bei den täglichen beleidigenden Erfahrungen oft verzweifeln möchte.

Nichts erhebt nun erfahrungsmäßig den Einzelnen wie die Völker so sehr wie große Kraftäußerungen, wie wirkliche Leistungen. Die Lebenslust des persönlichen wie des nationalen Selbstbewußtseins ist die Selbstbethätigung und die Anerkennung. Nationaler Stolz erwächst mit nationaler Ehre. Fast scheint es, als ob nur die Deutschen hierfür kein Gefühl und Verständniß besäßen. Der Franzose, der selbst das deutsche nachdenkliche „Spazierengehen" als se promener, „sich vorführen" auffaßt und beglückt ist, wenn „die Augen des Universums" auf ihn gerichtet sind, der Engländer, für den die Eigenschaft seiner Nation als „erste der Welt" ein selbstverständliches Dogma ist, geräth in patriotische Wallung, wenn seine Hauptstadt die Völker der Erde einladet. Der Gedanke Girardins, der eines Tages nach dem Kriege von 1870 den Parisern in ihren Morgenzeitungen wie aus blauem Himmel vorgelegt wurde, erregte sofort allgemeinen Enthusiasmus. Engländer, Franzosen, Oestreicher, Nordamerikaner haben mit patriotischer Freude nach einander für das nationale Fest einer Weltausstellung das Risico großer Opfer übernommen.

Solche Stimmungen sind Elemente des Culturfortschrittes, vor Allem aber Hebel einer gesunden nationalen Entwicklung. Wer das Glück gehabt, die erhebendste Feier der deutschen Geschichte, das Niederwaldfest am Rhein, mit dem überwältigenden Anblick deutscher Fürsten- und Völkereintracht, dem aufwallenden Patriotismus, den aus allen Ländern mit deutscher Bevölkerung an den Stufen des Denkmals niedergelegten Kränzen, beizuwohnen, wer sich der Begeisterung der Nation erinnert, welche kürzlich selbst in verbissenen klerikalen und particularistischen Kreisen der nationale Triumphzug unseres Kronprinzen wachrief — der wird die tiefe und nachhaltige Wirkung jener großen Momente würdigen, welche ein Volk in einem greifbaren Bilde erkennen und fühlen lassen, daß es eine Nation geworden ist.

Es gibt nun kaum ein zugleich so einfaches und mächtiges Mittel, einen plastischen, farbenprächtigen und inhaltreichen Ausdruck der nationalen Existenz unseres Volkes zu finden, wie eine allgemeine, in der Reichshauptstadt veranstaltete Ausstellung, in welcher wir unser eigenes Haus schmücken und durch die festlich geöffneten Pforten fremde Völker zu Gaste einziehen lassen. Dies nationale Eitelkeit zu nennen, ist ein wahrhaft kläglicher Schulmeistergedanke. Sich selbst anzuschauen, sich in einem herausgesetzten Bilde ruhig zu betrachten, ist ein unvergleichliches Mittel der Selbsterziehung. Es ist dem Men-

schen nöthig, sich in seinen Schwächen zu erkennen, aber auch in seiner Kraft. Neben der Kritik bedarf jede menschliche Persönlichkeit der Ermuthigung und Erhebung. Um mit Ehren vor uns selbst und fremden Nationen zu bestehen, würde eine deutsche Weltausstellung eine Kraftentwickelung, eine gesammelte Anstrengung erfordern, welche der Kritik wie der Anerkennung ein gleich großes und praktisches Gebiet eröffnete. Es ist mit unbedingter Gewißheit anzunehmen, daß der Erfolg solcher Arbeit für Deutschland ein ruhmvoller sein würde. Die Erfahrung anderer Länder, die Schulung durch zahlreiche Provinzial-, Lokal- und Fachausstellungen, die bisher unerhörte vereinigte Thätigkeit unseres ganzen Volkes würde eine Glanzleistung auf deutschem Boden verbürgen, welche ein edles Selbstgefühl, einen berechtigten nationalen Stolz erzeugen müßte.

Die wechselwirkend fruchtbare Entwickelung eines staatlichen und nationalen Centrums, welches jedem Volke nach einer vieltausendjährigen Erfahrung nothwendig ist, würde durch eine Weltausstellung in Berlin geradezu in neue Bahnen gelenkt werden. Der unberechtigte Sondergeist, die particularistische und stammhafte Abneigung der Deutschen gegen einander sind noch immer nicht todt. Der offene und stille Haß gegen Berlin spielt noch eine traurige Rolle in Deutschland. So weit er begründet, können ihm die Wurzeln nicht besser abgegraben werden, als durch die wirkliche Erhebung der märkischen Germanisirungscolonie zum nationalen Centrum. Die im Osten, Norden und namentlich im Süden und Westen grollend abseits stehenden deutschen Stämme müssen als Pioniere hier zusammenströmen und Berlin „nationalisiren", es entberlinern. Die Stadt muß deutscher werden; mehr von der quellenden Lebensfreude, der naiven Heiterkeit, wohlwollenden Freundlichkeit und harmlosen Daseinslust der weicheren und poesieerfüllteren west- und süddeutschen Volkselemente in sich aufnehmen. Dies braucht keine Phantasie zu bleiben. Wir dürfen nur auf die wirthschaftliche Anregung kommen, welche die Folge einer Berliner Weltausstellung und einer fortschreitenden Concentration des nationalen Güterlebens sein wird. Es ist schon jetzt für Jeden, der solche Entwickelungen verfolgt, eine bekannte Thatsache, daß Handel und Verkehr, industrielle und gewerbliche Production mehr und mehr von den preußischen Provinzen und den deutschen Ländern im Westen und Süden ihre Fühler nach der Reichshauptstadt erstrecken und steigende Beziehungen zum Wirthschaftsleben Berlins entwickeln. Der spröde Westen, der gleichgültige und vielfach feindselige Süden beginnen aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten nnd festen Fuß im politischen Centrum des neu gegründeten deutschen Staates zu fassen. Düsseldorf, Aachen, Köln, Elberfeld, Barmen, Hannover im Westen, Frankfurt, Nürnberg, Stuttgart, Augsburg, München errichten Filialen für Production und Absatz in Berlin. Die Logik der nationalen Entwickelung bedingt die Nothwendigkeit eines nationalen Marktes, eines allgemeinen Stapelplatzes für die gewerbliche Betriebsamkeit. Es ist auch im Ausland bekannt, wie vorzüglich in den genannten und zahllosen andern Städten Deutschlands gearbeitet wird. Aber der ausländische Käufer kann nicht 10 oder 20 Städte aufsuchen, um seinen Bedarf dort, wo es am besten für die verschiedenen Zwecke geschieht, zu decken. Nur ein großes Centrum, ein nationaldeutscher Muster- und Waarenmarkt wird seine Wünsche befriedigen. Die Provinzen, die außerpreußischen Productionsstätten verfolgen nur ihren eigenen Vortheil, wenn sie mit ihren Leistungen auf der permanenten Messe erscheinen, wie sie eine nationale Handelsstadt darstellt. Die zahlreichen geschäftlichen Prachtbauten, die Filialen, die Commissionslager und Agenturen außerberliner deutscher Häuser zeigen von Tag zu Tag mehr diese innerlich nothwendige Entwickelung.

Eine Weltausstellung würde derselben mächtigen Vorschub leisten und rationelle, planvolle Schritte veranlassen wie weiter bedingen. Hiermit wäre von selbst eine intensive und extensive Steigerung der Production, der Arbeitsqualität und wirthschaftlichen Methode gegeben. Die größere Reibung, die Concurrenz, die Vereinigung der Mittel, die Ersparnisse an Generalunkosten würde die Erweiterung des Absatzes als Ursache und Wirkung ergeben. Mehr als je würden alle Theile des gewerbetreibenden Reiches zur Geltung kommen, welche ihre jetzt schon vielfach fühlbare Isolirung beklagen mögen, aber nur überwinden können, wenn sie, aus der Noth eine Tugend machend, den nationalen Markt aufsuchen und seine Vortheile ausnutzen. Die umsichtigen Industriellen West- und Süddeutschlands haben dies schon geahnt. Berlin ist schon heute der großartigste Abnehmer und Vertreiber der meisten deutschen Industriezweige.

Daß mit dieser Entwickelung Berlin selbst unendlich gewinnt und seine abstoßenden Züge mehr und mehr verliert, ist schon gegenwärtig sichtbar und gerade von Süddeutschen wiederholt bemerkt worden. Das alte Vorurtheil ist im Abnehmen. Wer früher aus Unkenntniß tadelte, beginnt eines Besseren bekehrt zu rühmen. Eigene Anschauung ist stets im Leben der beste Lehrmeister. Daß Berlin eine mit Stolz und Theilnahme betrachtete deutsche Hauptstadt werde, ist von politischer Bedeutung. Der Reichs- und Staatsgedanke hängt hiermit innig zusammen. Der Besuch Berlins ist daher eine von politischer Einsicht zu fördernde Sache fortschreitender nationaler Assimilirung. Welche Rolle spielen London und Paris in den nationalen Vorstellungen, in der Phantasie der Engländer und Franzosen! Ihre Literatur gibt darüber Aufschluß. Nichts wäre geeigneter, Berlin zum Anziehungspunkte der Deutschen, nicht nur für vereinzelte Fälle, für Tage und Wochen, sondern für die weitere Zukunft zu machen, als eine glanzvolle Ausstellung, an welcher alle Glieder der Nation mitgearbeitet haben. Hier würde die Nation sich in einem Spiegelbilde anschauen, wie es bisher nie geschehen und in gleicher Weise sonst nicht möglich ist.

Die Ausstellnng müßte und könnte eine deutsche sein in mehr als einem Sinne. Sie könnte international, aber zugleich volksthümlich und eigenthümlich, national und völlig neu sein. Die deutschen Provinzial- und Fachausstellungen, insbesondere die Düsseldorfer vom Jahre 1880 und die Berliner Ausstellung für Gesundheitspflege vom Jahre 1883 haben durch die vollendete Methode ihrer Einrichtung die Bewunderung aller unterrichteten Besucher, namentlich auch des Auslandes erregt. Die hervorragende Beanlagung des deutschen Geistes für Systematik und methodische Arbeit auch bei der materiellen Stoffbeherrschung würde eine universale Ausstellung zu einem großartigen Lehrgebäude und Demonstrationsobject der Industrie machen können. Die schon bisher auf den deutschen Ausstellungen in fesselndster und belehrendster Weise offengelegten technischen Arbeits- und Untersuchungsmethoden, die Möglichkeit historischer, vergleichender und systematischer Veranschaulichung könnten Mittel wie Gegenstände ebenso eigenartiger als bedeutender Darstellung sein. Hier liegen noch Fundgruben neuer und fruchtbarer Ideen. Daneben müßte die Ausstellung in möglichst umfassender Weise einen Einblick in das geistige und wirthschaftliche Leben der Nation gewähren. Gleichzeitig mit zahlreichen, besondere Sectionen bildenden Fachausstellungen (unter anderen für Eisenbahn-, Bergbau- und Hüttenwesen, für gewisse Hausindustrien, Technologie, allgemeines und technisches Unterrichts- und Erziehungswesen, für Gesundheitpflege, Balneologie u. s. w.) könnte das künstlerische und wissenschaftliche Deutschland eine Art von Generalcongreß in der Ausstellungsstadt abhalten. Theater, Musik, bildende Kunst fänden in „Musteraufführungen", „Meisterabenden", allgemeinen und Spezialausstellungen Gelegenheit, ihr Können zu zeigen. Allein mit entsprechender Darstellung unserer deutschen Musik könnten wir unserer Ausstellung eine Tiefe, Schönheit und Eigenart geben, wie sie keine Nation vor uns hat zeigen können Man denke an einen Mozart-Cyklus, Weber-Cyklus, Wagner-Cyklus, an das deutsche Oratorium, an die Symphonie- und Kammermusik von Haydn bis Brahms, an den Kunst- und Volksgesang. Ferner an Goethe-, Schiller- und Shakespeare-Abende, an die Meininger, das Deutsche Theater u. s. w., und man wird einsehen, wie viel Besonderes gerade hier geboten werden könnte. Das wäre in der That „nie dagewesen". Die zahllosen alljährlich in Deutschland event. auch in anderen Ländern stattfindenden Gelehrtencongresse, Forscher-

versammlungen könnten in zweckmäßige Verbindung mit der Ausstellung und ihren Demonstrationsobjecten gebracht werden.

Das Unternehmen müßte allerdings in einem großen Stil ausgeführt werden. Dann würde der nationale, wirthschaftliche und geistige Erfolg für Deutschland ein epochemachender sein können. Unter jener Voraussetzung aber steht sein Gelingen auch finanziell außer Zweifel. Zunächst muß hier der engherzige Gedanke, welchen deutsche Pedanterie und Kleinlichkeit eingeflüstert hat, daß der Aufwand von 10 oder 15 Millionen Mark durch das Reich sich nicht „rentire", überwunden werden. Das bekannte französische Wort, daß Frankreich „reich genug sei, um seinen Ruhm zu bezahlen" hat, richtig verstanden, einen tiefen Sinn. Deutschland darf einige Millionen ruhig opfern, wenn es auf einem so einfachen und erfolgreichen Wege das nationale Bewußtsein seiner Bevölkerung stärken kann und zugleich für energische Selbstbeschauung und Selbstkritik in einer Arbeitsausstellung die beste Lehrmethode findet. Jenes nüchterne und vermeintlich praktische Abwägen des ziffermäßigen Erfolges solcher nationaler Unternehmungen erhebt sich nicht zur Höhe des Gegenstandes und ist blind gegen die tieferen Mächte menschlicher und politischer Entwickelung. Den Ruhm einer deutschen Ausstellung können wir mit gutem Gewissen bezahlen. Er wird uns Früchte tragen, die in Geld nicht anzuschlagen sind. Hier muß namentlich dem preußischen und deutschen hohen Beamtenthum, sowie dem Philistersinn in dem Reichstage zu Leibe gegangen werden. Jenes steckt noch immer zu tief in der Schablone der Fiscalität und in den Scheuklappen büreaukratischer Kurzsichtigkeit. Unsere Volksvertreter aber haben durch ihr Geldbewilligungsrecht sich nur zu sehr in einen unheilvollen Geist des Knauserns eingelebt, welcher für die höheren Productivmächte einer wohlverstandenen Nationalwirthschaft keinen Blick hat.

Aber eine umsichtige Finanzirung der Ausstellung würde wahrscheinlich auch eine ziffermäßig-günstige Schlußbilanz ergeben. Der Reichszuschuß à fonds perdu brauchte kaum sehr bedeutend zu sein. Die Stadt Berlin und zahlreiche unmittelbar interessirte Gewerbskreise, Verbände und Gesellschaften (Industrielle, Hoteliers, Pferdebahnen u. s. w.) würden Beiträge oder Garantiefonds zeichnen. Die Staatsbahnverwaltung würde aus dem voraussichtlich enorm gesteigerten Verkehr einen Theil des öffentlichen Zuschusses wieder einbringen. Der Fremdenverkehr, namentlich der ausländische, würde zugleich das übrige Deutschland besuchen und dem Rhein, Süddeutschland, dem Harz, Thüringen, der sächsischen Schweiz auch zu Gunsten der öffentlichen Einnahmen erhöhten Verdienst zuführen. Rechnet man dazu eine planvolle Einrichtung der Arbeiten, eine entweder auf künftige Verwerthung durch Verkauf oder dauernde Erhaltung der Ausstellungsgebäude, resp. Objecte, zielende praktische Herstellung des gesammten Apparats, so dürfte der Ausfall im Ganzen unerheblich sein. Vielleicht ließe sich auch der Gedanke einer Art von Decentralisation der Ausstellungsarbeiten durchführen, insofern als die besonderen Industrien und gewerblichen Kreise, Berufsgenossenschaften, Innungen u. s. w., jede für sich, Fachausstellungen nach zahlreichen practisch gewordenen Mustern veranstalteten, welche nach einem Generalplan in den allgemeinen Rahmen des Gesammtunternehmens gebracht würden und in neuer Weise die Idee der Arbeitstheilung durchführen könnten. Hier wären Ersparnisse und praktische Einrichtungen denkbar, welche die Gemeinkosten vermindern würden.

Vor Allem aber wäre ein etwaiger Verlust in der reichen Compensation zu erblicken, welche unser nationales Leben auf zahllosen Gebieten und in nicht absehbarer Weise durch die materiellen und idealen Wirkungen eines solchen Unternehmens finden wird. Eine internationale Ausstellung in Deutschland würde die Arbeitsgelegenheit in vielen Industrien, den deutschen Verkehr, das städtische Leben Berlins vermehren. Die Anknüpfung neuer Geschäftsverbindungen mit dem Ausland ist sicher zu erwarten. Die fremden Völker müssen uns mehr als bisher kennen und aufsuchen lernen. Dann werden sie ihre altgewurzelten Vorurtheile abthun und uns, wie geistig, so geschäftlich näher treten. Der schon gegenwärtig zu Tage tretende fruchtbare Erfolg der Concentration auf wirthschaftlichem Gebiet, die Erhebung Berlins zum nationalen Stapelplatz (welche bekanntlich schon in nächster Zeit in einem Reichshandelsmuseum einen bestimmten Ausdruck finden wird) werden unserer Geschäftswelt in den fernsten Theilen des Reichs die lebendige Einwirkung nationaler Kraftvereinigung fühlbar machen.

Die Sorge vor einer ungesunden Centralisirung, einer Aufsaugung der „Provinz" durch Berlin, ist für Deutschland ohne jeden Grund. Die Bevölkerung West-, Mittel- und Süddeutschlands wird niemals daran denken, ihre herrlichen Gebiete zu verlassen und in die Streusandbüchse zu ziehen, die Berlin bis an das Ende der Tage bleiben wird. Das deutsche Leben wird den Hang zur Sonderung behalten. Die Gefahr liegt für unser Volk mehr in letzterer als ersterer Richtung. Nur gewisse nationale Lebens- und Thätigkeitskreise erfordern nach inneren Zweckmäßigkeitsgründen eine Concentration. Kein Land ist weniger centralistisch wie England und doch ist London auf zahllosen Gebieten, vor Allem dem materiellen, der beherrschende Mittelpunkt des Handels. Auch gewisse, für die Herausbildung nationaler Persönlichkeit, einer typischen Individualität unentbehrliche Einheitsformen des geistigen und geselligen Lebens erfordern eine Hauptstadt, welche die zerstreuten und unruhigen, in ihrer Zersplitterung ohnmächtigen Regungen nationaler Selbstbethätigung in feste und einheitliche Formen zwängt, die nicht „Uniformen und Schablonen", sondern einen nationalen Charakter entwickeln sollen. Wer die deutsche Entwickelung überblickt, wird jeden Ansatz zu engerem nationalen Zusammenschluß freudig begrüßen und nicht beargwöhnen. Letzteres gehört in das Gebiet blasser Pedantenfurcht oder versteckter Feindseligkeit gegen den nationalen Staat.

Die gegenwärtigen politischen Verhältnisse Europas sind für eine deutsche Weltausstellung die denkbar günstigsten. Niemals hat Deutschland so geachtet und gefürchtet dagestanden, aber niemals ist es auch auf so gutem Wege gewesen, die Sympathie der fremden Völker zu erwerben. Letzteres aber ist für unsern Zweck die Hauptsache. Einer Einladung Deutschlands, welcher vertrauliche Anfragen vorhergehen könnten, würde Oestreich, Italien, Spanien, Schweden, Belgien, jetzt auch Rußland und viele Kleinstaaten gern folgen. Die anderen Länder könnten nicht zurückbleiben. Man muß nur einmal den Entschluß fassen, muthig zu sein. Wenn wir uns nicht rühren, wird über kurz oder lang eine unliebsame Ueberraschung uns vor eine ähnliche Situation stellen, wie aus anderen Gründen uns in Paris 1878 bereitet war. Frankreich plant dem Vernehmen nach zur Säcularfeier der Revolution für 1889 eine internationale Ausstellung. Greifen wir nicht bald zu, so werden wir wieder als unmuthige Zuschauer abseits stehen oder als in Nachtheil gesetzte Clienten den Triumphwagen Frankreichs begleiten müssen. Wir stehen vor der Wahl, dieselben Kosten und Lasten aufzuwenden und damit unser eigenes nationales Leben zu fördern oder ein feindseliges Volk mit unseren Erfolgen zu stärken. Sache aller Patrioten ist es, in dieser wichtigen Angelegenheit die abgerissenen Fäden wieder anzuspinnen. Namentlich muß die thatkräftige Berliner Bevölkerung, welche an erster Stelle interessirt ist, die zahlreichen Elemente von Intelligenz und Streben in ihrer Mitte anregen und nicht ablassen, bis die Pedanterie der Behörden, die Engherzigkeit der Parlamente und die Trägheit der Nation überwunden ist. Schon vor einigen Jahren hat die Mehrzahl der deutschen Handelskammern in ihrem vom Ausschuß des deutschen Handelstages eingeholten Gutachten sich für eine nach längerer Pause in Berlin zu veranstaltende Weltausstellung ausgesprochen. Wird durch eine kräftige Propaganda und die zum Bewußtsein zu bringende Nothlage, in die wir durch fremdes Vorgehen jederzeit versetzt werden können, die Einsicht verbreitet, daß wir uns beeilen und zugreifen müssen, so werden die widerstrebenden Kreise in Regierung, Parlament und Volk mit Sicherheit gewonnen werden. Man kann behaupten, daß eine internationale, unter dem als europäischer Friedenswächter erprobten deutschen Volke unternommene Ausstellung geradezu die Bedeutung einer weitereren Friedens-

*

bürgschaft haben würde. Die Ablenkung von der hohen Politik auf die thätige Arbeit, der edle Wettstreit der gesitteten Völker um den unblutigen Lorbeer würde ein heilsames Gegengewicht gegen den Ehrgeiz unserer westlichen Nachbarn sein. Wenn von seiner Seite der Versuch gemacht werden sollte, dies friedliche Werk zu bedrohen, so würde mehr als je klar werden, von wem die wahre Cultur fortwährend gefährdet wird. Die Solidarität der internationalen Interessen würde ihren gemeinsamen Protest gegen solche Frivolität zu einem Gewicht verstärken, welches auch den politischen Uebermuth in seinen Schranken halten müßte. Von welcher Seite auch man unsere Frage betrachtet, Alles spricht für eine kühne Initiative des deutschen Volkes. Ihm müssen wir daher unablässig zurufen: Muthig voran!

Zum Zollvereins-Jubiläum.

Von Karl Braun-Wiesbaden, M. d. R.

Man hat kürzlich den Gedenktag des halbhundertjährigen Bestehens des Zollvereins gefeiert; und man hat Recht daran gethan. Denn der Zollverein hat Deutschland aus seinem, den handels- und zollpolitischen Mißgriffen seiner früheren Regierungen entsprungenen tiefsten, wirthschaftlichen Verfall zu beginnendem Wohlstand wieder emporgehoben; er hat zugleich die politische Einigung auf einem Gebiet, für welches der Fürst Metternich, das damals angebetete Genie der auswärtigen Politik und der europäischen Reaction, absolut kein Verständniß hatte (denn sonst hätte er den Zollverein hintertrieben und dessen Ausdehnung verhindert) vorbereitet und den Uebergang zum norddeutschen Bund und zum deutschen Reiche gebildet.

Ob man aber auch daran Recht gethan hat, bei Gelegenheit jener Feier der Männer, welchen wir den Gedanken, die Entstehung und die Ausbreitung des Zollvereins verdanken, nicht zu gedenken? Sonst erwähnt man doch bei solchen Gelegenheiten die Stifter in ehrender Weise. Warum hat man es bei dieser Gelegenheit für gut befunden, Männer wie Gottlob Kunth, Friedrich Christian Adolf von Motz, Karl Georg Maaßen, Ludwig Kühne und Rudolf Delbrück mit Stillschweigen zu übergehen, da sie doch die Träger der Ideen sind, auf welchen die preußische Handelspolitik beruht, und da sie den Zollverein aufgerichtet und großgezogen und ihn wider seine zahlreichen Feinde vertheidigt und beschützt haben, bis er nach wiederholten gefährlichen Krisen in den sicheren Hafen des deutschen Reichs einlief?

Ich weiß es nicht. Aber gewohnt, jedem Ding eine möglichst gute Seite abzugewinnen, und in Befolgung des Grundsatzes „Alles begreifen, heißt Alles entschuldigen", habe ich mich bemüht, Gründe für jenes, an und für sich etwas auffallende Verhalten aufzufinden.

Daß die gegenwärtigen Leiter unserer Handelspolitik sich den oben genannten Männern an volkswirthschaftlicher Einsicht so überlegen glauben sollten, daß sie dieselben meinen ignoriren zu dürfen, ist nicht anzunehmen. Sie sind zu verständig, als daß man bei ihnen einen solchen Irrthum annehmen dürfte. Auch würden dadurch ja doch die Verdienste der „Väter des Zollvereins", welche der Geschichte angehören und ein für die preußische Monarchie ehrenvolles Blatt in derselben bilden, nicht ausgelöscht werden können. Wohl aber darf man vielleicht voraussetzen, daß sie sich eines gewissen Gegensatzes zu jenen, im Wesentlichen auf gemäßigt freihändlerischem Standpunkt stehenden Männern bewußt sind. Dieser Gegensatz hat sich ja oft genug in officiellen Kundgebungen gegen das „verderbliche System Delbrück" ausgesprochen. Das System Delbrück aber ist das System Zollverein, das System Motz, das System Maaßen, das System Kühne.

Maaßen aber war der Rathgeber und die rechte Hand von Motz, der genial veranlagt, aber ohne Talent für das geschäftliche Detail war und daher eines Mannes wie Maaßen bedurfte, welcher, mit ihm in den volkswirthschaftlichen und politischen Principien einverstanden, die Geschäftskenntniß, die Ruhe, die Mäßigung, die Zuverlässigkeit, die Geduld, die Ausdauer und die Continuität der Entwickelung repräsentirte. Motz hat bis zu seinem Tode die Verdienste Maaßens neidlos und aufrichtig anerkannt, und ehe er starb (2. November 1834) Maaßen, seinen bisherigen Rathgeber und Stellvertreter, den geistesverwandten Mitarbeiter und Vollstrecker seiner hochfliegenden Pläne, zu seinem Nachfolger empfohlen.

Kühne hat seine eigentlich staatsmännische Laufbahn unter Motz begonnen. Es war am 16. März 1816, da Kühne der Regierung in Erfurt zugetheilt wurde, an welcher Herr von Motz damals Director war. Später arbeitete Kühne unter Motz, als dem damaligen Finanzminister, gemeinschaftlich mit Maaßen. Man könnte diese Männer, welche einander die Hand reichten, bei der Cooperation zur wirthschaftlichen Befreiung Preußens und Deutschlands und welche einander nachfolgten und sich ablösten, die freihändlerische Dynastie des Zollvereins nennen, wenn es erlaubt wäre, den Ausdruck „Dynastie" auf eine Reihe öffentlicher Charaktere anzuwenden, welche nicht durch Bande leiblicher Verwandtschaft mit einander verbunden und nicht fürstlichen Bluts sind.

Desto fester aber sind sie mit einander durch geistige Bande verbunden, durch die gemeinsamen Bande einer hohen wirthschaftlichen Einsicht, durch welche sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts der in den Lehren von Adam Smith, Immanuel Kant und Christian Kraus (in Königsberg) gebildete preußische Beamtenstand auszeichnete und sich fähig machte, die Ideen Friedrich Wilhelms III. zu verwirklichen, welcher König, der in den traurigen Zeiten der Fremdherrschaft mitten in seinem Volk lebte, auch mit dessen mittleren und ärmeren Klasse persönlich verkehrte und so die verheerenden Wirkungen der Continentalsperre und anderen Acte der Handelsfeindseligkeit kennen gelernt hatte.

Von jenen „Männern des Zollvereins" kann man sagen, daß sie praktisch das verwirklichten, was Schiller zu poetischem Ausdruck gebracht hat in den Versen:

„Nur aus der Kräfte schön vereinten Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben."

Ohne Agitationen, ohne Geräusch, ohne irgenwie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, vielmehr ihre Person und ihre Leistungen unter dem Namen und in dem Schatten der Behörden versteckend, und ihrem Souverain die alleinige Ehre der großen Erfolge überlassend, während sie stets bereit waren, mit ihrer Person für jeden Mißerfolg einzutreten, arbeiteten sie beharrlich, ausdauernd, unermüdlich mit Geduld, Klugheit und Schweigen ihr großes Werk weiter und weiter führend und fördernd, ihre Person opfernd und nur die Sache im Auge.

Ihr Werk entwickelte sich nicht mit Ueberraschungen, Katastrophen oder Sprüngen. In ruhiger ununterbrochener Continuität wurde, ohne an dem nach langer gründlicher und reiflicher Ueberlegung festgestellten ursprünglichen Plane jemals etwas Wesentliches zu ändern, ruhig Stein an Stein gefügt, bis das Bauwerk groß, hoch und stark genug geworden, um den Feinden, welche anfänglich kaum etwas von demselben gemerkt hatten, Widerstand leisten zu können.

Bewundernswerth ist die ruhige Entwickelung, das stätige Vorschreiten, die Besonnenheit und die Ausdauer bei einer Idee von jenen Krisen, welche unvermeidlich waren bei einer Institution, die mit dem freien Veto eines jeden einzelnen Theilnehmers behaftet war und auf periodisch ablaufenden und kündbaren Verträgen beruhte.

Der erste, der tonangebende und der wichtigste von allen jenen Verträgen, aus welchen der Zollverein schließlich hervorging, war der mit Hessen-Darmstadt. Er ist datirt vom 25. August 1831. Dies Datum ist jedoch, wenngleich officiell, doch nicht richtig. In Wirklichkeit ist dieser Vertrag erst am 29. August 1831 abgeschlossen worden, man hat ihn aber vordatirt auf den 25. August, auf den Sanct-Ludwigs-Tag, weil der Anschluß

des Königreichs Bayern schon in Aussicht stand, und man mit dieser Datirung dem König Ludwig von Bayern, welcher für dergleichen nicht unempfänglich war, ein kleines Vergnügen machen wollte. Die Verhandlungen mit dem Bevollmächtigten des Großherzogthums Hessen (sowie auch mit denjenigen der anderen Staaten) führte damals Ludwig Kühne. Man sagte in dem anderen Lager von ihm, wie ich aus einer mir vorliegenden Correspondenz ersehe, er sei nicht so „zugeknöpft= und abstoßend=preußisch", sondern ein offenherziger und liebenswürdiger Herr, mit dem sich gut unterhandeln lasse. Mit dem großherzoglich hessischen Bevollmächtigten wurde Kühne einig bei einer Tasse Kaffee im „türkischen Zelt" in Charlottenburg. Außer seiner Liebenswürdigkeit hatte Kühne noch einen mächtigen Beistand: es war die Cholera, die in der Umgebung von Berlin aufzutreten begann und damals, 1831, als sie noch neu war, einen allgemeinen Schrecken verbreitete, welcher uns heute, da die Krankheit nicht mehr so arg wüthet und auch wir vertrauter mit derselben geworden sind, beinahe etwas lächerlich vorkommt. Der hessische Bevollmächtigte fühlte, nachdem er mit Kühne in der Sache einig geworden, gar keinen Beruf mehr, um der Formalien willen noch länger in Berlin zu verweilen und dort den Ausbruch der Cholera abzuwarten. Es wurde sonach Tag und Nacht an der Fassung des Vertrages gearbeitet. Auch der Sonntag unterbrach nicht die Arbeit. Ueber Nacht wurden die Reinschriften der Vertragsdocumente gefertigt, und endlich am folgenden Tage, am 29. August, zum Unterzeichnen geschritten. Am 28. war der erste unzweifelhafte Cholerafall in Charlottenburg vorgekommen.

Wer heute seine Angriffe gegen die Institution und die Tendenz des Zollvereins richten wollte, würde ausgelacht werden; und obgleich derselbe zu den Depossedirten gehört, oder vielmehr zu Gunsten des deutschen Reichs freiwillig abgedankt hat, so suchen doch selbst diejenigen, welche den Traditionen der „Zollvereins=Väter" zuwiderhandeln, ihre schutzzöllnerischen Velleitäten dadurch zu rechtfertigen, daß sie behaupten, ihre sogen. „Reformen" seien nur die „Rückkehr zum Zeichen" — eine Behauptung, die Niemand treffender widerlegt hat, als der Reichstags=Abg. Oechelhäuser in seiner Schrift: „Die Tarifreform von 1879".

Auch während seiner Existenz hat der Zollverein die vielfachsten Anfechtungen erlitten, und es war vorzugsweise Ludwig Kühne, welcher dessen Feinde widerlegte und bekämpfte.

Schon der unmittelbare Nachfolger des Finanzministers Maaßen und der mittelbare Nachfolger des Herrn von Motz, der hochconservative Graf von Alvensleben, begann sofort eine die Fortexistenz des Zollvereins in Frage stellende Richtung einzuschlagen, welcher er zunächst in seinem persönlichen Verhalten gegen Kühne Ausdruck gab. Während Kühne unter den Ministern von Motz und Maaßen, neben dem Finanzminister, die maßgebende Person in Zollvereinsangelegenheiten war, Alles durch seine Hände ging und namentlich die Berichte an den König ihm vor der Ausfertigung zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, trat durch den Grafen Alvensleben hierin eine wesentliche Aenderung ein. Die Vorlagen gelangten nicht mehr an Kühne; in den wichtigsten Zollvereinsfragen wurde er nicht mehr gehört, er wurde kalt gestellt, oder bei Seite geschoben, gerade so, wie dies vierzig Jahre später ein anderer Staatsmann erfahren. Kühne bat auf Grund dessen selbst den Grafen von Alvensleben, ihn aus dem Finanzministerium ganz zu entfernen. Allein man ging nicht darauf ein; denn Keiner konnte so geschickt mit den andern Staaten unterhandeln; und deshalb konnte man ihn zur Zeit im Finanzministerium noch nicht entbehren.

Während aber Kühne in Wien weilte, um über einen Vertrag zu unterhandeln, gewann sein Antipode im Finanzministerium, Kühlmeyer, Oberwasser; und auf sein Betreiben erstattete der Finanzminister Graf Alvensleben über den Final=Kassenabschluß für das Jahr 1835 einen Bericht an den König, worin er die Einnahmen von 1831 — 1833 mit denjenigen von 1834—1835 verglich und die Behauptung aufstellte, der Minderertrag der Zolleinkünfte sei den finanziell nachtheiligen Einwirkungen des Zollvereins beizumessen, ohne welche mit Sicherheit höhere Einnahmen zu gewärtigen gewesen wären. Damit war für die politische und wirthschaftliche Rückschrittspartei die Parole ausgegeben. Dieselbe drang darauf, der Zollverein sei zu kündigen, Preußen müsse sich „wieder auf sich selbst zurückziehen" u. s. w.; und die junge Institution wäre ohne Zweifel schon in ihrer Wiege erdrosselt (und damit u. A. auch das officielle Jubiläums=Essen vom 1. Januar 1884 hinfällig geworden), wenn nicht Ludwig Kühne für dieselbe seine scharfen geistigen Waffen zu Schutz und Trutz erhoben hätte.

Er betonte die politische Tragweite des Zollvereins und daß ein Aufgeben desselben eine schwere Niederlage Preußens in sich schließen würde.

Vor Allem aber die volkswirthschaftliche Seite der Frage hob er hervor. Er verglich die Veränderung von 1834, die Aufrichtung des Zollvereins, mit der von 1819, der Einführung des neuen einheitlichen Zoll= und Steuersystems vermittels des Tarifs von 1818; beide große freihändlerische Reformen seien gemacht worden mit der Voraussicht, daß durch die veränderte Gesetzgebung zwar das augenblickliche Einkommen vorübergehend vermindert, aber die nachhaltige Steuerkraft der Nation bedeutend erhöht und damit demnächst auch das Staatseinkommen aus Steuern und Zöllen, ohne Erhöhung der einzelnen Sätze, gesteigert werden würde. Diese Voraussicht habe sich nach 1819 bewährt und werde sich auch noch 1834 bewähren. Wie durch die Gesetzgebung von 1818—1820 zuerst ein freier Verkehr und eine ungehemmte Bewegung und Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens zwischen Stadt und Land und zwischen den einzelnen Provinzen der Monarchie hergestellt worden, so habe sich durch den Zollverein das Gebiet, in welchem die wirthschaftliche Thätigkeit sich frei bewegen könne, von dem Njemen bis zum Bodensee und den Tiroler Alpen erweitert; und „es müsse Vieles und Wohlerwogenes täuschen, wenn in den finanziellen Erfolgen des Vereins ein Grund zu dessen Wiederauflösung gefunden werden sollte".

Gleichzeitig veröffentlichte Kühne in der damals 1834 von dem jetzigen großen Altmeister deutscher Geschichtsforschung und =Schreibung Leopold von Ranke herausgegebenen Historisch=politischen Zeitschrift einen Aufsatz „Ueber den deutschen Zollverein", welcher dann etwas später als Druckschrift (bei Duncker und Humblot) erschien in einer neuen Bearbeitung, in welcher dann auch die Ergebnisse der Zollverwaltung aus den Jahren 1834 und 1835 berücksichtigt und gegenüber den schwarzen Prophezeiungen der Rückschrittsmänner, welche die freihändlerische Zollpolitik damals bekämpften, verwerthet wurden. Die schwarzen Weissagungen der rückschrittslustigen Fiscalität von 1835 haben sich ebenso wie die rosenfarbenen der schutzzöllnerischen Heils=Armada von 1879 als falsche erwiesen. Kühne hat Recht behalten und sein damaliger Essay ist das Beste, was jemals über die Aufrichtung, den Charakter und die Segnungen des auf liberaler Grundlage beruhenden Zollvereins geschrieben wurde. Zu bedauern ist nur, daß Kühne, weil es damals nicht gerne gesehen wurde, daß hochstehende Staatsbeamte unter ihrem eigenen Namen schrieben, sich der Anonymität bediente und daher sein Aufsatz vielen sonst wohl unterrichteten Männern unbekannt geblieben. Er ertheilt zugleich anticipando die schneidendste Widerlegung der seit 1879 gepredigten Zolltheorien und der neuerdings auch von dem Abgeordneten Oechelhäuser mit Erfolg angegriffenen Behauptung, der Tarif von 1879 sei eine Rückkehr zu den großen Principien von 1819 und 1834, während er doch das diametrale Gegentheil bildet.

Indessen würde Kühne, trotz all seiner Erfahrung und der von ihm vorgebrachten Gründe, der rückwärts strebenden Politik Alvensleben=Kühlmeyer unterlegen sein, wenn er nicht an dem damaligen Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., eine kräftige Stütze gefunden hätte. Diesem gelang es, seinen königlichen Vater von der Wichtigkeit der bisherigen Zollvereinspolitik so zu überzeugen, daß derselbe allen jenen wüsten Agitationen die Spitze abbrach durch den end=

gültigen Ausspruch, „daß von einer Kündigung oder Auflösung des Zollvereins nicht die Rede sein könne".

Zu Ende der dreißiger Jahre entspann sich abermals ein ähnlicher Kampf, diesmal um die Concessionirung der Eisenbahnen. Der Geheime Staatsminister von Rother, der geadelte Sohn eines schlesischen Bauern, war, wie er denn in der preußischen Finanz- und Verfassungsgeschichte keine glänzende Rolle spielt, auch ein passionirter Gegner aller Eisenbahnen. Ihm secundirte Herr v. Nagler, der im Interesse des Postregals eine Eisenbahn entweder überhaupt nicht, oder wenigstens nur gegen Zahlung einer hohen Entschädigung an den Postfiscus concessionirt haben wollte. Kühne bekämpfte auch hier die Rückschrittsmänner Rother und Nagler erfolgreich; und auch hier erfreute er sich des Beistandes des Kronprinzen. Zwischen dem Letzteren und Rother fand eine heftige Scene statt. Der Kronprinz sagte dem „Staatsmann, der keine Privatbahnen haben wollte", so deutlich seine Meinung, daß Rother seine Entlassung einreichte und dann das treffliche preußische Eisenbahngesetz von 1839 zu Stande kam.

Kühne, der unter allen den wechselnden Finanzministern der eigentliche und wirkliche Leiter der Wirthschafts- und Finanzpolitik, der zeitweise Stellvertreter des Finanzministers, und im Staatsrath der Referent für Steuer-, Zoll- und Finanzsachen blieb, mußte wiederholt zur Feder greifen, um dem Kronprinzen, und später dem König „ein so schönes und ersprießliches Werk wie der Zollverein, zu Schutz und Schirm" an das Herz zu legen. Um 1834 klagte man, die Zolleinnahmen seien zu wenig, um 1844, sie seien zu sehr ergiebig, d. h. es würden zu viel zollpflichtige Waaren importirt, man solle dieselben durch Schutzzölle zurückschrecken.

Hiergegen vertheidigt Kühne den immer wieder von den Protectionisten und von den Fiscalischen auf die Anklagebank verwiesenen Zollverein in einer im August 1846 (Berlin, Decker) erschienenen Druckschrift, betitelt: „Der deutsche Zollverein während der Jahre 1834 bis 1845". In der Vorrede kann sich Kühne nicht enthalten seine alten Gegner, die nur neue Masken vorgenommen hatten, zu verspotten mit den Worten, die oben angeführten, von ihm vor zehn Jahren ausgesprochenen Hoffnungen hätten sich zwar alle erfüllt, „aber allerdings habe er (Kühne) das nicht voraussehen können, daß jetzt der Zollverein angefochten und in Frage gestellt werde, nicht weil er zu wenig, sondern weil er zu viel eintrage".

Vergessen wir nicht die Wohlthaten der Zollvereinspolitik, aber auch das Andenken der Männer, welchen wir solche verdanken, und insbesondere das Andenken an Ludwig Kühne sei gesegnet.

Literatur und Kunst.

Der Maler Alexander Calame.

Von Heinrich Breitinger.

Vor kurzem erschien in Paris das Leben des Landschaftsmalers Alexander Calame, verfaßt von Eugen Rambert. Den Verfasser des an die sechshundert Seiten starken Bandes habe ich in der „Rundschau" als einen hervorragenden Schriftsteller der französischen Schweiz nach den verschiedenen Seiten seines literarischen Wirkens geschildert. Wem nun Ramberts Schilderungstalent und seine Alpenkenntnisse bekannt sind, der muß wohl die Ansicht theilen, daß Calame keinen passenderen Biographen finden konnte. Die Aufgabe war insofern eine verdrießliche, als Calames Bilder nirgends in ansehnlicher Zahl und richtiger Auswahl beisammen stehen, sondern über alle Länder des Continentes zerstreut sind. Durch seine Calame-Reisen hat Rambert weitschichtige Vorstudien so gründlich erledigt, daß sein Buch als eine abschließende Arbeit zu betrachten ist. Die leichte Hand des gewiegten Autors macht deren Lesung obendrein zum Genusse, und die fast derbe Unparteilichkeit des Urtheils leistet die besten Garantien für die Ehrlichkeit des Biographen. Calames Bilder sind hier in einer Weise geschildert, die uns nicht nur mit dem Kunstwerke, sondern mit den Grundzügen der Alpennatur: dem Berge, dem Strome, der Gebirgstanne vertraut macht.

Calames Leben erzählen zu wollen, kann uns um so weniger beikommen, als dieses Leben ein recht einförmiges war und jeder Romantik entbehrte. Es läßt sich in einem Satze zusamfassen. Sohn eines Steinhauers aus dem Canton Neuchatel, geboren zu Vevey 1810, verlebte Calame nach dem frühen Tode seines Vaters seine harte Jugend in Genf, nährte sich und seine Mutter erst kümmerlich mit dem Pinsel eines Anstreichers von Schweizeransichten, und trat dann bei dem Landschafter Diday in die Lehre, mit dem er seit 1835 als schaffender Künstler rivalisirt, den er bald auch überflügelt in der poetischen Darstellung der heimatlichen Alpen und ihrer Seegelände. Er machte Studienreisen nach Holland, Paris und Italien, erwarb sich durch zähe Arbeit und geschickte Mache ein hübsches Vermögen, malte, zeichnete, lithographirte und radirte bis zum letzten Athemzuge, und starb 1864, ein Opfer seiner schwachen Constitution und seiner rastlosen Arbeit, im Alter von vierundfünfzig Jahren. Weit wichtiger als diese Daten wird die Beantwortung der Frage sein: Welche Stellung eroberte sich Calame in dem großen Entwickelungsprocesse der modernen Landschaftsmalerei und welche Stelle wird ihm die Geschichte lassen?

In Italien und in Holland hatte das siebzehnte Jahrhundert fast gleichzeitig die moderne Landschaft erzeugt. Während aber der Süden auf die Pflege eines Ideals, des klassischen Typus hinlenkte, so ging man im Norden realistisch vor. Der klassische Süden schien die Welt erobern zu sollen. Hinter dem Meister kam die Schule, dann die Manier und ihr engherziges Credo. Poussin hatte nach der Natur gemalt, Poussins Schüler malten nach Poussin. Bald stand die Theorie „der vornehmen Landschaft" fertig da, und aus dem „paysage noble" entwickelte sich „le paysage académique". Damit war nun die Convention an die Stelle der Natur gerückt. Genf konnte sich natürlich diesem Rococogeschmacke nicht entziehen, aber wir stoßen frühe schon auf die Ansätze zur Befreiung. Im Jahre 1772 gründete der Naturforscher De Saussure in seiner Vaterstadt Genf eine Kunstschule, welche das Zeichnen nach der Natur zu ihrer Hauptaufgabe machte. Saussures treuer Genosse auf Alpenreisen, Marc Bourrit, versuchte es zuerst, den Montblanc und die Chamounix-Gletscher (man nannte die Gletscher damals glacières) in Email zu malen. Ein Miniatur-Montblanc steht also am Anfange einer Entwicklungsstufe, welche schließlich mit der oft wiederholten Maxime: „Les Alpes écrasent l'artiste" (Die Alpen erdrücken ihren Maler!) um ihr Anrecht aufs Dasein zu ringen hat.

So weit waren die Dinge nun allerdings noch nicht gediehen, als der Genfer Maler De la Rive im Jahre 1802 die erste große Montblanc-Ansicht ausstellte. Es war dies eine gewissenhaft aufgenommene Vedute, deren Porträtähnlichkeit vom kunstliebenden Genferbürger mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Alpenkenner belehrten dabei die Laien und Philister, daß der tiefblaue Himmel des Bildes keine Uebertreibung, sondern eine richtig aufgefaßte Erscheinung der Gebirgswelt sei. Nach diesem Vorgange versuchte sich Töpffer, der Vater des Humoristen, in Montblanc-Studien; indessen leistete er weit mehr in lokalen Genrebildern. Ein Neuchateller, Max von Meuron, dem die römische Campagna so heimisch geworden, daß er seine Schweiz anfänglich wie ein Land der Verbannung betrachtete, durchstreifte im Anfange der zwanziger Jahre das Berner Oberland, fand auf der Wengernalp im Studium der Jungfrau die Offenbarung eines neuen, ungeahnten landschaftlichen Typus und machte 1825 mit seinem Bilde „Der große Eiger" nicht geringes Aufsehen. Mit diesem Gemälde, sagt Rambert, war die bisher hart angefochtene Sache der Alpenlandschaft moralisch gewonnen. Das Museum von Neuchatel besitzt zwei Bilder von De Meuron: einen Glärnisch im Gewittersturm und eine sonnige Ansicht des Sees

von Wallenstadt; dieselben vertreten die doppelte Physiognomie der Alpenwelt: das finstere Dräuen und das liebliche Lächeln.

Während De Meuron mit der Alpennatur Fühlung suchte, wanderte der zweiundzwanzigjährige Diday nach Italien, ein lustiger Geselle, eine fröhliche, expansive Künstlernatur, eine urkräftige Erscheinung, die vom Kapitale ihrer Lebenskraft manchen Wechsel auf die Zukunft escontiren konnte, ohne diese gefährden zu müssen. Als der junge Künstler aus Italien zurückkehrte, hatten die Genfer Kunstbestrebungen eben einen gewaltigen Aufschwung genommen. Das Musée Rath, eine städtische durch hochherzige Schenkungen reicher Bürger gebildete Galerie, war 1826 eingeweiht worden; man suchte eine eigene Malerschule zu gründen, und Talente wie Chaix, Lugardon und Hornung machten sich keck an Gegenstände der Lokalgeschichte. „Bonnivards Befreiung" war die erste Preisaufgabe, welche Davids Schüler Chaix und Guérins Schüler Lugardon im Wettstreite lösten. Die Leistungen waren ansehnlich, und die Genfer begannen von einer nationalen Malerei zu reden. Diday nun faßte den Gedanken, der nationalen Historienmalerei eine nationale Landschafterei an die Seite zu setzen. Der alte Töpffer meinte zwar, der Berg an sich tauge nicht als künstlerischer Vorwurf, man könne ihn nur als Hintergrund und als Decoration der Genrestudie verwerthen, aber sein Sohn war um so entschiedener auf Didays Seite, und ein Montblanc im rosigen Morgenlichte nebst verschiedenen Berneralpen tauchten aus diesen ästhetischen Debatten auf, ohne daß es ihrem Schöpfer gelingen wollte, De Meurons Leistungen zu erreichen.

So standen die Sachen 1835, als Didays schüchterner und schwächlicher Schüler Calame seine erste Campagne nach dem Berner Oberland unternahm. Ein „Staubbach" und eine „Handeck" waren seine ersten Alpengemälde. Sie sind noch sehr conventionell gehalten, aber sie beweisen, daß der Schüler seinem Meister bereits alle Geheimnisse der Mache abgelauscht hat. Es folgten einige Wiederholungen derselben ausgenutzten Motive, als ein sensationeller Artikel Rudolph Töpffers die Alpenmaler seiner Heimat aufforderte, ihre traditionellen rosagelben Beleuchtungen aufzugeben, höher zu klettern und tiefer hinein zu dringen in die Welt, deren wirksame Darstellung sie so eifrig suchten. Die Wiederholungen, meinte eine andere Kritik, gehörten der Industrie und nicht der Kunst an, und ein Dritter zählte gar die neun Ausstellungsbilder Calames mit dem ominösen Wortwitze: „Première calamité — deuxième calamité — troisième calamité." . . .

Der junge, bereits verheirathete Maler Calame legte seine Palette für eine Zeit bei Seite und gönnte sich eine Kunstreise nach Paris, Düsseldorf und Holland. Als Reisebegleiter folgte ihm der Porträt- und Historienmaler Hornung. Die Düsseldorfer Schule fesselte ihn mächtig mit ihren eigenartigen Leistungen, und er gesteht sich, seine Zeichnung der Vordergründe sei noch schwach und verlange „des études plus serrées". In Holland vertiefte sich Calame namentlich in die Betrachtung der Werke von Ruysdael und Potter. Erst jetzt, nach Anschauung der niederländischen Natur, begriff er das eigenthümliche Grün dieser Landschafter. Kaum in Genf zurück, holte Calame sich an der Handeck ein neues Motiv, dem er seinen ersten durchschlagenden Erfolg danken sollte. „L'orage à la Handeck" war schon Anfangs 1839 ein fertiges Bild. Diday verließ es mit der ehrlichen aber melancholischen Reflexion: „Mit diesem Bilde sind wir Alle überholt!" (Ce tableau nous enfoncera tous!). Kein Wunder, wenn eine Spannung zwischen dem Schüler und dem einstigen Lehrer sich mehr und mehr bemerklich machte. Sie waren Concurrenten geworden; übrigens so grundverschiedene Naturen, daß sie schlechterdings sich nie verstehen konnten. — Calames erstes Meisterwerk wurde von der Bürgerschaft Genfs für das Musée Rath gekauft. Jetzt hatte sich der Meister in der That gefunden. Gebirgstanne und Felsblock bekunden eine originelle, imposante Virtuosität, und die Düsseldorfer Lection hat ihre schönen Früchte getragen. In der Beleuchtung ist das Rosagelb der alten Schule abgethan und für immer verschwunden. Von nun an verlassen Calames Bilder die Grenzen seiner Heimat: er stellt in Lyon und Paris, in Leipzig und Berlin aus, und das fünfte und sechste Decennium des Jahrhunderts bringt ihm seine europäischen Triumphe ein.

Der leichtlebige Diday hatte sich aus dem Ertrage seiner Arbeit eine reizende kleine Villa gebaut, in welcher er behaglich ausruhen zu wollen schien, als Calames Erfolge seinem schlummernden Ehrgeize den Schlaf zu rauben kamen. Während Calame am Wetterhorne und am Rosenlaui studirte, reiste Diday nach der Handeck. Calame erfuhr das und arbeitete mit verdoppelter Furia. Auf der nächsten Pariser Ausstellung erschienen sie nebeneinander, und erlangten 1842 beide das ersehnte Kreuz der Ehrenlegion. Louis Philipp kaufte einen Diday und einen Calame. Beide Bilder hingen in seinen Sälen von Neuilly und beide wurden am 25. Februar 1848 bei der Plünderung des Schlosses vernichtet!

Man forderte Calame auf, sich in Paris niederzulassen. Er schlug es aus und mußte dafür bald erleben, wie sein Name von der französischen Kritik verkleinert und schließlich gar verkannt wurde. Was der Pariser Schablone sich nicht fügen will, das hat das Vorurtheil der Pariser Kritik in Kunst und Literatur von jeher erbarmungslos und hochmüthig abgewiesen. Wären Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer französische Schweizer, so hätte die Welt wohl heute von ihren Leistungen noch keine Notiz genommen. So handgreiflich sind die Segnungen einer starken Centralisation!

Calame warf sich nun auf den Monte Rosa, malte das Zermatter Panorama bis zur Ermüdung und dachte sodann an Italien. Im Begleite von acht Schülern reiste er im September 1845 nach Marseille und Genua, wo der Genuß einer einzigen verhängnißvollen Traube seiner schwachen Gesundheit eine ernstliche Krankheit einbrachte. Ein längerer Aufenthalt in Rom und Neapel wurde fleißig ausgebeutet, machte ihn mit einer neuen Landschaft, wärmeren Farben, ungeahnten Luft- und Lichtwirkungen bekannt, eröffnete ihm mit einem Worte neue Horizonte, ohne ihn deshalb für Italien warm zu begeistern. Die kalte Großartigkeit seiner Schweizeralpen blieb ihm nach wie vor sein Theuerstes. Sein „Pästum" malte er erst für den englischen Botschafter in Turin, dann für Herrn Schletter in Leipzig, in dessen Besitz sich schon ein „Monte Rosa" befand. Calames Pästum, bemerkt Rambert, sei ganz in der Stimmung der Lamartine'schen Lyrik gehalten; schwärmte doch der Maler für den Dichter, gerade wie dieser für den Künstler. So innig durchdringen sich Dichtung und Malerei derselben Periode! Rambert fügt bei, daß für Calames europäischen Ruf die Leipziger Station von großer Bedeutung war. Denn das Schletter-Kabinet wurde für ihn ungefähr ebendas, was die Schack'sche Galerie für Böcklin werden sollte, d. h. eine seltene Gelegenheit, Umfang und Tragweite seiner künstlerischen Individualität an einer Reihe von Bildern zu studiren. Heute vereint die Leipziger Kunsthalle in einem einzigen Raume die vier großen Calame'schen Landschaften, auf welche sich, da sie der einzige Schmuck jenes Saales sind, die ganze Aufmerksamkeit des Betrachters ohne alle seitliche Zerstreuung zu concentriren im Stande ist. Es sind: die Eichen — Monte Rosa — Pästum — und der Bergsturz.

Calames Studienreisen in die Berner Alpen hatten seine schwache Gesundheit jedesmal auf eine harte Probe gestellt. Es hat etwas Tragisches, daß die leidenschaftliche Liebe des Künstlers zu den Bergen damit vergolten wird, daß Bergluft und Unwetter ihn tödten wollen. So mußten denn seit 1849 endlose Sommerkuren an die Stelle der Malerexpeditionen treten, und Calame sah sich gezwungen, in der Ebene eine neue Station für seine Studien zu suchen. Er fand diese in Brunnen am Vierwaldstätter See. Seine „Lacs des quatre cantons" wurden nun ebenso gesucht, als seine Berner und Walliser Bilder. Die Pariser Ausstellung von 1855 bot einen Waldstätter See, den die französische Kritik zwar als „das blaue Bild" verhöhnte, der aber vom Kaiser selbst mit 15,000 Frcs. erstanden wurde. Eine Medaille erster Klasse ehrte dazu noch die Verdienste des Meisters. Calames letzte zehn Jahre verstrichen mit dem Schaffen neuer Bilder, meist nach alten Studien. Die neidischen Gegner warfen ihm Verrath an seiner Kunst vor und Genf, das ihn

einst so hoch gefeiert, blickte jetzt nicht ohne Nasenrümpfen auf die zur Industrie neigende Thätigkeit jenes Ateliers der Rue du Rhône, das die Gehässigen „die Fabrik des Vierwaldstätter Sees" zu nennen pflegten. Ja der verdiente Mann mußte es in seinen alten Tagen noch erleben, daß von Paris und auch von Genf aus eine Art von „Calamehetze" in Scene gesetzt wurde. Indessen die Bestellungen blieben auf ihrer Höhe, und Calames Studien sind nach seinem Tode in Paris für 200,000 Frcs., eines seiner Bilder in Wien für 60,000 Frcs. verkauft worden!

Bald nach Calames Hinscheiden erschien in der Revue des deux Mondes ein Artikel aus der Feder Delabordes, welcher der Bedeutung des Genfer Malers die Leichenrede hielt, ohne seine Originalität im Geringsten studirt zu haben. Ein Genfer Kritiker äußerte sich gegen Rambert in folgender Weise: „Calame war nicht der erste Beste, er war kein gewöhnlicher Landschafter. Er besaß noch mehr als nur die geschickte Mache; er war von einem lebendigen, verständnißvollen, poetischen Naturgefühle geleitet. In dieser Poesie lag seine Stärke. Unglücklicherweise — und hier liegt seine Schwäche — besaß er nicht in eben demselben Grade den Sinn für das künstlerisch Schöne. Sein Name, daran ist nicht zu zweifeln, wird unvergessen bleiben. Für den Künstler braucht es nun freilich noch mehr. Der Künstler lebt nur in seinen Bildern fort, und Calames Bilder werden weniger und weniger gelten." Und doch sind heute überall, mit Ausnahme des einzigen Frankreichs, Calames Bilder um mehr als das Vierfache gestiegen! Wie erklärt sich das? Die Antwort lautet: In Calames Bildern liegt eine poetische Kraft, welche die schlimmen Zeiten des poesielosen Realismus überdauern wird.

So lange seine physischen Kräfte ihm gestatten wollten, hat Calame mit Feuereifer, ohne Ruh noch Rast, im regsten Umgange mit der Natur und mit Ausbeutung einer feinen Beobachtungsgabe und einer erstaunlichen Routine den Grundgedanken seines künstlerischen Schaffens, die poetische Verklärung seiner Schweizeralpen, zu verwirklichen gesucht. Er war Realist im Sinne eines zähen Studiums lebendiger Vorbilder, Idealist insofern er mit künstlerischer Freiheit seine Motive combinirte, sie mit dem Auge des Künstlers und dem Sinne des Dichters in den Dienst seiner Idee zog, in diesem Dienste sie gelegentlich auch umschuf. Weder sein Monte Rosa noch sein Urirothstock sind immer naturgetreue Veduten, aber Linien und Töne seiner Landschaften athmen alle den Geist der Urbilder, mag sie die Berechnung des Künstlers mitunter auch verändert haben.

Calame selbst hat dafür gesorgt, die Gesammtheit seiner Leistungen in einer Bildergalerie zu vereinigen: ich meine die hundertundacht Blätter seiner „Oeuvres lithographiées". Das weit Zerstreute ist hier gesammelt, und die leicht zugängliche Sammlung gestattet Jedem, von dem gewaltigen Umfange seiner Lebensarbeit sich einen Begriff zu machen. Es muß zwar beigefügt werden, daß nicht Calame selbst, sondern sein Schüler Terry, allerdings unter den Augen des Meisters, diese Lithographien entworfen hat. Aber Calame, der von der Wichtigkeit seiner Unternehmung von vornherein durchdrungen war, unterwarf jedes neue Blatt einer strengen Nachprüfung, bevor er es mit seinem Namen unterzeichnete. So entstand zwischen 1851 und 1855 diese weitverbreitete Sammlung. Sie faßte Calames Werk in Eins zusammen, aber sie erleichterte auch die Industrie der unechten Calames, von welchen vor nicht gar langer Zeit in Deutschland einer zum Preise von 10,000 Mark verkauft worden ist. Calames von Rambert abgedrucktes Bestellungsbuch (livre de commandes) sollte, so scheint mir, die Sichtung erleichtern und den Betrug in Zukunft erschweren.

Nicht nur war Calame ein fertiger Lithograph, er radirte noch besser, und mit Kohle, Wischer und Aquarellpinsel hat er eine Welt von kleinen Blättern geschaffen, die heute sehr gesucht sind. An trüben Tagen und Abends beim Lampenlichte, wenn er im trauten Familienkreise, seiner einzigen und liebsten Welt, den Tag beschloß, arbeitete er an jenen kleineren Meisterwerken, und so zuverlässig war Auge und Hand, so sicher seine Routine, daß dieser Mann, der als Knabe ein Auge eingebüßt, beim Lampenlichte weder in der Zeichnung noch in der Farbengebung jemals irre ging.

Als Lehrer wirkte Calame vorwiegend durch sein Beispiel. „Er wußte stets den glücklichsten Standpunkt für sein Bild oder seine Studie zu wählen, aber er verlor uns Schülern gegenüber selten ein Wort, um seine Wahl zu begründen. Die Disciplin, die er im Felde und im Atelier verlangte, war eine nüchterne und strenge: die ernste Arbeit war ihm Alles, Tändelei in jeder Form ein Gräuel. Widerspänstige wurden ohne Ansehen ihrer künstlerischen Begabung rücksichtslos entlassen."

In diesem ernsten und nächternen Wesen lag denn mit ein Grund zu der böswilligen Hartnäckigkeit seiner Neider und Verkleinerer. Obgleich kein Genfer von Geburt, war Calame ein Genfer nach seinem strengen, kalten und soliden Wesen. Sein neues Haus (Rue du Rhône Nr. 61), woselbst man heute sein Atelier besuchen kann, wurde nie zum Sammelplatz der Genfer Künstlerwelt. Calame verkehrte mit Wenigen, verschloß, wenn er an einem Himmel malte, sein Atelier sogar den Freunden; er besuchte kein Café, seine Familie war ihm Alles, fern von ihr fühlte er sich wie der Fisch außer Wasser, er war kalt und höflich, nur mit Wenigen warm und innig, ein Holländer von frostigem Aeußern, dem das Herz nur für die Auserwählten schlug. Man klagte ihn der Habsucht an. Er mache, so hieß es, aus der Kunst eine Milchkuh, er sei ein Knicker und eine gemeine Geldseele. Allerdings hat er Geld gemacht und mit seinem Gelde hausgehalten. Er konnte das um so leichter, da er keinerlei Bedürfnisse und Leidenschaften nährte. Er kannte eben nur ein Bedürfniß und nur eine Leidenschaft: die Arbeit. Für alles Andere besaß er keinen Sinn. Er verstand weder die Leichtlebigkeit seiner Collegen, noch den Muthwillen seiner Schüler, noch die Weinlaune einer fröhlichen Gesellschaft. Geld war ihm aber nicht das Erste, er suchte es nicht um des Geldes willen. Er war im Gegentheil freigebig am rechten Orte; er war auch im Stande, den ausbedungenen Preis eines Bildes von sich aus herabzusetzen, weil es ihm weniger Zeit gekostet, als er anfänglich geglaubt hatte. Seine heute im Genfer Museum befindlichen vier Bilder „Die vier Jahreszeiten" hatte er für einen Speculanten zum Preise von 20,000 Fcs. gemalt. Als dieser, ohne sie los zu werden, dem Ruin entgegenging, kaufte sie Calame zurück, und schenkte dem Manne obendrein die Summe von 2000 Frcs. Endlich war Calame ein aufrichtiger Christ, der seine Sonntagspredigt nie versäumte und in seiner selbstverfaßten Grabschrift die Worte schrieb: „Christus ist der Herr der Herrn. Schwöret zu seinen Fahnen, Ihr die Ihr Ehre, Ruhm und Unsterblichkeit liebet." Fürwahr, ein wunderlicher Gegensatz zum Credo der meisten Ateliers.

Calame war wie der Reformator seiner Calvinistenstadt ein gebrechliches Männchen. Aber wie dort so hier beherrschte diese schwache Hülle ein gewaltiger Wille. Bei Beiden hat die scharfe Klinge die schlechte Scheide in demselben Altersjahre durchsägt und vernichtet.

Rodbertus' „Kapital".

Von Georg Adler.

Rodbertus' Bedeutung für die Volkswirthschaftslehre ist erst nach seinem Tode (1875) genügend gewürdigt worden. Zwar hat es ihm bei Lebzeiten nicht ganz an Anerkennung gefehlt. Lassalle hat ihn öffentlich als einen der größten, socialistischen Theoretiker bezeichnet; die philosophische Facultät der Universität Jena hat ihn auf Veranlassung des verdienten Professors Hildebrand zum Ehrendoctor ernannt. Indessen blieben diese Auszeichnungen vereinzelt. Und das ist sehr erklärlich. Denn zu jener Zeit herrschte fast unbeschränkt in der Gelehrtenwelt

die individualistische (von den Gegnern sog. „Manchester"-) Schule. Aber seitdem ist die wissenschaftliche Opposition immer stärker und stärker geworden. Das damals so spärliche „kathedersocialistische" Häuflein ist lawinenartig angewachsen. Seiner Fahne folgen die jüngeren Gelehrten fast ausnahmslos. Und mußten diesen nicht die Werke jenes tiefen Denkers in ganz besonderem Maße zusagen, der schon lange, bevor es Mode geworden, zur Umkehr von der bisherigen Bahn gemahnt und, unbeirrt von allem Parteihader und allen Parteizwecken, seine Theorien zur Erkenntniß der heutigen staatswirthschaftlichen Zustände und seine Pläne zur Heilung der socialen Leiden ersonnen hatte? Es ist also nicht zu verwundern, daß in der letzten Zeit das Studium der Rodbertus'schen Lehre blüht. Seit anderthalb Jahren sind über ihn nicht weniger als fünf Monographien erschienen (von Adickes, Kozak, Wirth, Zuns und Adler). Es muß daher als ein ganz besonders glücklicher Griff bezeichnet werden, wenn grade jetzt die Herausgabe seines literarischen Nachlasses in Angriff genommen wird (von Adolf Wagner und Theophil Kozak). Zunächst ist das „Kapital" der Oeffentlichkeit übergeben worden*), ein Werk, welches von dem sich überhaupt für Derartiges interessirenden Publicum schon lange ersehnt wurde.

Das „Kapital" ist auf dem Titel als „vierter socialer Brief an von Kirchmann" bezeichnet. Die drei ersten Briefe — die hervorragendste Leistung unseres Autors — sind bekanntlich schon vor mehr als dreißig Jahren, aus Anlaß mehrerer Aufsätze Kirchmanns in den „Demokratischen Blättern", erschienen. Die socialen Briefe enthielten einen Abriß von Rodbertus' staatswissenschaftlichem System und die specielle Ausführung einer neuen Bodenrenten-Theorie. Im vorliegenden Werke will Rodbertus zunächst die von Kirchmann aufgestellte Behauptung, daß die Handelskrisen durch ein „Sparen" der Kapitalisten hervorgerufen würden, widerlegen. Die Erwägung der Kirchmann'schen These gibt aber nur den äußeren Rahmen ab für die Darlegung positiver, grundlegender Theorien zur Erklärung der Handelskrisen sowie der Rolle, die das Kapital in den verschiedenen Wirthschaftsepochen der Menschheit spielt.

Rodbertus' Theorie der Handelskrisen ist auf seinem ökonomischen System basirt. Danach wird das Volks-Einkommen allein durch die Arbeiter hergestellt. An der Theilung desselben participiren jedoch außer den eigentlichen Producenten noch die Inhaber der Productionsmittel, d. h. die Kapitalisten und Grundbesitzer. Da nämlich die Production nur stattfinden kann, wenn diese die in ihrer Gewalt befindlichen Naturkräfte, Rohstoffe, Maschinen, Baulichkeiten u. s. w. hergeben, so vermögen sie die Arbeiter zu zwingen, ihnen hierfür einen Tribut zu zahlen. Dieser Tribut ist die „Rente", welche somit dasjenige Einkommen ist, welches ohne ein Aequivalent von Arbeit bezogen wird. Alles Einkommen der Gesellschaft zerfällt daher in Arbeitslohn und in Rente. Diese letztere theilt sich dann wieder in Kapitalrente und Grundrente, je nachdem sie eine Folge des Besitzes von Kapital oder von Grund und Boden ist. Diesen Einkommensquellen entsprechend zerfällt die Gesellschaft in die Klassen der Arbeiter, der Kapitalisten und der Grundherren. Der Antheil einer jeden Klasse am Volks-Einkommen ist nun heute nicht gesetzlich auf eine bestimmte Quote fixirt, sondern er wird seiner Größe nach durch den „freien Verkehr" bestimmt. Es ist aber nach Rodbertus ein Gesetz desselben, daß, bei steigender Productivität der Arbeit, der Arbeitslohn, betrachtet als Quote des National-Einkommens, sinkt. Man verstehe unsern Denker recht. In der modernen Volkswirthschaft — meint derselbe — wo, in Folge der rapiden Entwicklung der Technik, die Productivität der Arbeit fortwährend steigt, wo also durchschnittlich jede Arbeitsstunde in jedem Jahre mehr Produkte herstellt als im vorhergehenden, wird dieser jährliche Mehrertrag nicht in demselben Verhältnisse unter die drei Gesellschaftsklassen vertheilt wie das National-Einkommen des Vorjahres, sondern er kommt in dem verhältnißmäßig größten Theile den besitzenden Klassen zu Gute und nur in dem verhältnißmäßig kleinsten Theile den Arbeitern. Der Arbeitslohn mag also immerhin der Quantität Produkte nach, die er enthält, wachsen — als Quote des National-Einkommens fällt er von Jahr zu Jahr. Mit einem Worte: der Arbeitslohn nimmt nicht in demselben Verhältnisse zu wie die Rente. Und dieser Umstand ist nach Rodbertus die Ursache der Handelskrisen. Denn — sagt er — die Unternehmer richten den Umfang der einzelnen Productionen nach der Größe der Antheile ein, welche die Gesellschaftsklassen am National-Einkommen haben. Während sich aber die Unternehmer immerfort in den Grenzen jener Antheile zu halten suchen, verkleinern sich diese selbst bei der großen Mehrzahl der Gesellschaft, bei den Arbeitern, nach und nach „mit unvermerkter, aber unwiderstehlicher Gewalt". Während die Productivität unter den Händen der Unternehmer immer leise und mächtig fortschreitet, geht die Abfindung der Majorität der Gesellschaft gleichmäßig immer leise und mächtig zurück. Und auf diese Weise schwindet den Unternehmern ohne ihr Verschulden fortwährend und unvermerkt der Boden unter den Füßen. Sie produciren in dem Glauben, daß die Arbeiter in ihrem Lohne die Anweisung auf den so und sovielten Theil des National-Einkommens haben. Factisch aber verringert sich dieser Antheil fortwährend. Hat sich so das Uebel in leiser, schleichender Weise etliche Jahre hingeschleppt, so brechen die Krisen aus, so steht plötzlich die Productivität der bisherigen Gewerbe in einem so übertriebenen Mißverhältniß zu den individuellen Antheilen, daß es bei den Arbeitern der Entbehrung und des Hungers von Monaten und bei den Kapitalisten der Vernichtung eines großen Theils ihrer Kapitalien bedarf, um nur die Heftigkeit eines solchen Anfalls zu dämpfen und den Verkehr in das alte, schleppende Siechthum zurückfallen zu lassen.

Der wunde Punkt dieser Argumentation liegt, wie wir glauben, in der Annahme, daß die Production für die Bedürfnisse der Arbeiter sich Jahre lang vergrößern könne, bis dann mit einem Male gemerkt würde, daß diese nicht im Besitze der entsprechenden Zahlungsmittel seien. Wenn der Lohn herabgedrückt wird, so macht sich dies doch sofort in der verringerten Kaufkraft des Arbeiters bemerklich. Wenn mit demselben Aufwande, mit dem früher 1000 Produkte hergestellt wurden, jetzt 1050 producirt werden, so wird der Arbeiter, dessen Geldlohn inzwischen um $^1/_{21}$ gesunken ist, doch nur 1000 kaufen können, und 50 Produkte werden zum normalen (d. h. die Auslagen des Unternehmers incl. Kapitalgewinn enthaltenden) Preise gewiß unverkäuflich sein. Aber es ist auf keine Weise einleuchtend, weshalb dieses nicht sofort nach Ablauf der Productionsperiode gesehen werden sollte; weshalb hierzu eine Reihe von Jahren nöthig sein soll, innerhalb derer Produkte auf Produkte gehäuft werden. Es ist allerdings richtig, daß der Unternehmer stets dahin streben wird, die Production gemäß der wachsenden Productivität zu steigern; daß, wenn der Arbeitslohn fällt, die für den Verbrauch der Masse berechneten Produkte im Preise sinken werden. Aber ich behaupte, daß sich dies sofort zeigt, daß auf diese Weise daher im Allgemeinen nur kleinere Preisschwankungen entstehen, nicht aber die gewaltigen, wie zu den Zeiten der Handelskrisen. Diese müssen somit auch aus einem andern Principe heraus erklärt werden. Und dieses ist die in unserer Production herrschende Planlosigkeit. Da hier indeß Positives unsrerseits nicht ausgeführt werden soll, so mag es mit diesem Hinweis auf das Richtige sein Bewenden haben.

Die Widerlegung der Kirchmann'schen Erklärung der Handelskrisen — der zufolge das „Sparen" der Kapitalisten die Ursache sein soll — gibt Rodbertus Veranlassung, das angebliche „Sparen" des Kapitals und damit überhaupt das Wesen des Kapitals zu untersuchen. Hier zeigt sich unser Autor unbestreitbar als einer der tiefsten Denker der ökonomischen Wissenschaft, hier rechtfertigt er nach jeder Richtung die Bezeichnung als „Ricardo des öko-

*) „Das Kapital. Vierter socialer Brief an von Kirchmann" von Dr. Carl Rodbertus-Jagetzow. Herausgegeben und eingeleitet von Theophil Kozak. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

nomischen Socialismus", welche ihm von Seiten Ad. Wagners zu Theil geworden ist. Ausgehend von dem Zustande der wirthschaftlichen Isolirung des Menschen, findet Rodbertus das materielle Band, welches aus einem Aggregat von Individuen die Gesellschaft macht, in der Arbeitstheilung. Dieselbe ist bekanntlich schon von vielen Oekonomisten behandelt worden. Am berühmtesten ist das, was darüber Adam Smith gleich zu Anfang seines klassischen „Wealth of nations" gesagt. Aber noch tiefer und großartiger ist das, was Rodbertus gibt. Nach ihm erfüllt sie sich nicht in der lokalen und technologischen Begrenzung einer Fabrik, wie bei Smith, sondern auf dem Raum des ganzen Erdballs, soweit nur Menschen miteinander wirthschaftlich verkehren. Hat Smith die individualistische Seite der Arbeitstheilung in den Vordergrund gestellt, indem er sie als das Verhältniß definirt, in welchem jeder Einzelne nur Eine Production oder Einen Act einer Production vornimmt — so betont unser Autor die communistische Seite der Arbeitstheilung, welche er geradezu eine „Gemeinschaft der Arbeit" nennt. Hat schließlich der geniale Schotte die Wirkung des in Rede stehenden Moments blos für die Production im Auge gehabt, so legt Rodbertus ein ebenso großes Gewicht auf die Folgen für die Vertheilung.

Der Vergleich der Rolle des Kapitals in der isolirten Wirthschaft mit der in der arbeitstheilig organisirten Gesellschaft führt unsern Denker zu Entdeckungen, die ein κτῆμα ἐς ἀεί für die ökonomische Wissenschaft sind. Rodbertus gelangt zu der Feststellung des Kapitalbegriffs mittelst der Analyse des Einkommens. Dieses ist für den isolirten Wirth die Summe der Befriedigungsmittel, mit welcher ihn die Arbeit regelmäßig versieht. Das Kapital dagegen ist die Summe der Werkzeuge und Materialien, mit und aus denen die Arbeit dies Einkommen regelmäßig herstellt. Das in der heutigen Gesellschaft vorhandene Gesammtkapital, das sogenannte „Nationalkapital", verhält sich nun nach Rodbertus in allen Beziehungen ebenso wie das Kapital des isolirten Wirthes. Es ist weiter nichts als die Summe der vorhandenen Werkzeuge und Materialien der Nation. Daß dieses Kapital immer und ewig vorhanden sein muß, leuchtet von selbst ein. Das „Kapital" in diesem Sinne ist eine absolute Kategorie, ist ein unbedingtes Erforderniß der menschlichen Gesellschaft. Etwas ganz Anderes als das eben besprochene Nationalkapital, als die Kapitalgegenstände, ist das in der heutigen Phase der Volkswirthschaft existirende Privatkapital, Kapitalvermögen, Kapitaleigenthum, das, was gewöhnlich unter „Kapital" verstanden wird. Dieses ist nur Antheil am Nationalkapital, welcher im Privatbesitz Einzelner ist. Es verhält sich zum Nationalkapital wie der Grundbesitz zum Grund und Boden selber. Das Privatkapital wird lediglich durch das positive Recht, durch die Privateigenthums-Institution bedingt. Es ist kein ewiger nationalökonomischer Begriff, es gewinnt seinen Bestand nur aus der wandelbaren Rechtsgeschichte der Völker. Andere Rechtsverhältnisse — z. B. die in einem socialistischen Staat geltenden — würden das „Privat"-Kapital überflüssig machen, ja gänzlich ausschließen.

So richtig, ja unbestreitbar uns die eben dargelegten Reflexionen unseres Autors dünken, so sind doch gegen manche Folgerungen, die er daraus für seine Rententheorie zieht, Einwendungen am Platze. Zunächst ist es nach unserer Ansicht fehlerhaft, den ganzen in der Nation abfallenden Kapitalgewinn als „Rente" anzusehen, d. h. als Einkommen, welches ohne Arbeit bezogen wird. Es wird dabei übersehen, daß die Unternehmer immerhin eine Arbeit verrichten, nämlich die sogenannte Kapitalbildungs- und Kapitalverwendungs-Arbeit, welche nicht minder eine Vergeltung verdient wie die gewöhnliche Handarbeit. Man muß daher einen jener Arbeit entsprechenden Lohn von dem Kapitalgewinne abziehen, wenn man wirklich die „Rente" erhalten will. Unsere zweite Einwendung richtet sich gegen die Behauptung Rodbertus', daß diese Rente ein „sociales Unrecht" sei. Allerdings ist die These consequent seinem Grundsatze „Jedem nach seiner Arbeit". Aber unser Autor hat für die Richtigkeit des letzteren Satzes keinen Beweis angeführt; er hielt ihn für ein Dogma der Volkswirthschaftslehre. Wir glauben jedoch ein weit höheres Princip in dem möglichst großen Allgemeinwohl zu erblicken. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Rente gerechtfertigt, solange als man das Privatkapital für eine unentbehrliche, praktische Institution ansieht. Und da dies Rodbertus wenigstens für die nächsten Jahrhunderte thut, so hätte er für diese Zeit die Rente nicht als „Unrecht" bezeichnen dürfen.

Wir haben im Vorstehenden nur die Haupttheorien des Rodbertus'schen „Kapitals" berühren können. Es genügt die Bemerkung, daß auch das Beiwerk in jedem Zuge die Hand des genialen Meisters verräth und eine Fülle von Geist und Anregung spendet. Und so ist denn das „Kapital" wiederum ein neuer Beweis der jetzt schon oft von hervorragenden Gelehrten ausgesprochenen Ansicht, daß sein Autor zu den ersten Theoretikern der ökonomischen Wissenschaft zu zählen ist.

Ein nihilistischer Roman.

Besprochen von J. Rosenstein.

Tschernischewskis und der Nihilisten Aesthetik ist — gar keine Aesthetik. Wie bei den Materialisten ist die Losung Consequenz der Natur. Ordnung und Unordnung gibt es nicht in der Natur. In der Gestalt des Buckligen, sagt Diderot, führt die Natur die Consequenzen des einmal gegebenen Bildungsfehlers bis in die äußersten Fußspitzen durch, mit einer Feinheit, der auch der größte Künstler nicht zu folgen vermag. Wenn von Natur die Rede ist, so wird selbstverständlich das besondere Gebiet des Menschengeistes ausgeschlossen. Das ist nicht Natur. Was der Mensch dichtet und trachtet, hält die naturwissenschaftliche Kritik nicht aus. Folglich ist die Idee des Schönen — wie die Ideen überhaupt — nicht daseinsberechtigt. Dagegen soll der Dichter von der Idee des Nützlichen — also doch eine Idee! — beherrscht werden. Wenn ein neuerer Literarhistoriker sagt, heute sei der Dichter ein halber Gelehrter, so sagt Tschernischewski: der Dichter soll ein ganzer Politiker resp. Socialist sein.

Aber wie die Religion trotz der Kirche besteht, so die Poesie trotz der Aesthetik oder genauer trotz der „Vernichtung der Aesthetik". So betitelt sich nämlich ein Werk, welches auf den ästhetischen Auffassungen Tschernischewskis fußt. Tschernischewski ist ein Dichter, und sein Roman „Was thun?"*) ist sogar ein sehr spannender Roman. Trotz der raffinirten Nachlässigkeit des Autors sind die Fäden der Handlung wie die der europäischen Politik vielverschlungen, und wenn er seinen eigentlichen Beruf in der socialistischen Propagandaarbeit erblickt, läßt er sich gleichwohl herbei, uns bestens unterhalten zu wollen, so daß wir sogar hinterher geneigt sind, dem Autor alle seine sträflichen Unarten nachzusehen. Turgenjews vornehme Zurückhaltung, künstlerisches Ebenmaß der Darstellung und gedrungenen Stil darf man nicht bei Tschernischewski suchen. Aber Turgenjew ist auch nicht dazu angethan, uns einen Glauben an die Zukunft Rußlands einzuflößen, und das gelingt Tschernischewski. Er ist so zukunftsfroh und — unartig wie ein Mann in den besten Flegeljahren. Und als er den Roman schrieb, befand er sich bereits in Untersuchungshaft.

Wjera Pawlowna soll von ihrer Mutter, die einen Aesthetiker des Häßlichen entzücken wird, an einen aristokratischen Lebemann verheirathet werden, der ein anderes Mittel, sie zu besitzen, nicht weiß. Der Hauslehrer Lopuchow, ein reich begabter Mensch, erkennt, was für ein tüchtiger Kern in dem Mädchen steckt, und verspricht sie zu befreien. Da es ihm aber nicht gelingt, ihr eine Gouvernantenstelle zu verschaffen, verläßt sie heimlich das Elternhaus und sie heirathen sich, d. h. sie schließen einen Vertrag, neben einander in einer Wohnung zu leben. Die Dankbarkeit für den Erretter aus ihrem „Kerker"

*) Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. 3 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

hält sie in ihrer Unschuld für Liebe und lebt so ein paar Jahre recht glücklich neben ihrem „Liebsten". Die Hauswirthin hält das Pärchen für Sektirer: wie soll sie sich anders die Inconsequenz erklären?

Lopuchow hat einen sehr intimen Freund, Alexander Matweitsch Kirsanow. Wjera lernt ihn unmittelbar vor ihrer Trauung kennen und sagt ihm unumwunden, daß sie auf ihn eifersüchtig sei und daß sie es fortan nicht gestatten werde, daß ihr Mann mit ihm so viel verkehre. Da aber die beiden Freunde in ihrer Weise erklären, sie wüßten nicht, ob sie einander so sehr lieb hätten, vielmehr wären sie die größten Egoisten u. s. w., so gibt sie sich nicht nur zufrieden, sondern wird auch die Dritte im Bunde. Von nun an ist Kirsanow ihr fast täglicher Gast. Gegen Ende des ersten halben Jahres ihrer Ehe, die Drei sitzen gerade wieder zusammen, da verstummt er plötzlich mitten im Gespräch, darauf fangen seine Besuche an seltener zu werden, bis er sich zuletzt gar nicht mehr sehen läßt, und da ihn Lopuchow aufsucht und zur Rede stellt, spielt er den Beleidigten und macht die elendesten Ausflüchte. Aber sie sehen sich nicht gemüßigt, sich ihren Kopf zu zerbrechen und lassen ihn gewähren. So vergehen fast drei Jahre ruhigen ununterbrochenen Glückes. Wjera hat auf socialistischer Grundlage eine Nähwerkstatt errichtet, die vortrefflich gedeiht und ihr zu einer Quelle der reinsten Freuden wird. Da erkrankt Lopuchow, und nun ist Kirsanow, welcher Professor der Medicin ist, gezwungen, in dem so lange gemiedenen Hause stundenlang zu verweilen und mit Wjera viel zu verkehren. Doch sowie die Krankheit besiegt ist, zieht er sich wieder allmählich zurück. Dagegen wird Wjera veranlaßt, den Professor zu besuchen. Dieser hat just um diese Zeit in einer der Näherinnen eine ehemalige Geliebte, die durch ihn vom moralischen Untergange gerettet werden war, als Todescandidatin wiedergefunden und nimmt sie nun zu sich, daß sie ihre gezählten Tage bei ihm verbringe. Wjera sucht Kirsanow zu trösten und zu zerstreuen und so bleiben sie in stetem Verkehr. Doch Kirsanow erkennt die Gefahr, die für ihn daraus erwächst, und er fängt zum dritten Mal an, sich zurückzuziehen, dringende Berufsgeschäfte vorschützend.

Nun schaut Wjera in einem Traumgebilde in die tiefsten Abgründe ihres Herzens, und jetzt weiß sie: was sie für ihren Mann fühlt, ist nicht Liebe. Erschreckt springt sie auf und eilt in das Zimmer ihres Mannes. „Geliebter, umarme mich, schütze mich! Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt." Um sich selbst zu entfliehen, ihr Inneres verstummen zu machen, gibt sie sich ganz ihrem Manne hin, sie klammert sich an ihn an, sie wohnen zusammen, sie sind Mann und Frau. Lopuchow merkt, was in ihr vorgeht, erkundigt sich nach den Einzelheiten ihres Traumes, erräth bald den Zusammenhang, begibt sich zu Kirsanow und setzt es nach langem Kampfe durch, daß dieser die Besuche wieder aufnimmt. Kirsanow hält sich tadellos. Mit keinem Blick, keinem Wort, keiner Bewegung verräth er, was in ihm vorgeht. Lopuchow bewundert ihn. Er tröstet sich mit der Beobachtung dieser interessanten psychologischen Erscheinung. Doch Wjeras Augen sind durch den Traum geschärft, sie ist jetzt geneigt zu suchen und findet allerlei in Kirsanows Benehmen, das ihr viel zu denken gibt. Allmählich geht ihr auch ein Licht über ihr Inneres auf und sie eilt verstörten Blickes zu ihrem Manne, wirft sich vor ihm auf die Kniee, schließt ihn dann krampfhaft in die Arme, und ihr Gesicht an seiner Brust verbergend, stößt sie mit erstickter Stimme die Worte hervor: „Mein Liebster, ich liebe ihn." Er findet, daß sie gar keinen Grund habe, sich zu ängstigen und sucht sie zu beruhigen — „wie ein Bruder seine tief bekümmerte Schwester". Doch sie bleibt bei ihrem: „Ich will nur Dich lieben, ich will Dir nicht wehe thun." Aber schon nach kurzer Zeit legt sie einen Brief in sein Zimmer, worin sie ihm erklärt, daß sie bereit sei, für ihn zu sterben, aber ohne Kirsanow nicht leben könne. Tags darauf reist Lopuchow zu seinen Eltern nach Rjäsan, um ihr die Bahn frei zu machen. Sie will ihm folgen, aber von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, eilt sie zu Kirsanow und ruft ihm zu: „Mein Geliebter, mein Geliebter. Wie edelmüthig ist er! Wie liebe ich Dich! Ich kann ohne Dich nicht leben!..." Und einige Tage später beziehen sie beide zusammen ein Landhaus. Lopuchow kehrt zurück, bemerkt zu seinem Schmerz, daß seine Nähe ihr lästig sei, reist nach Moskau und jagt sich um halb 3 Uhr Nachts mitten auf der Litejnybrücke eine Kugel durch den — Hut. Die Polizei constatirt seinen Tod. Wjera ist untröstlich, da erscheint Rachmetew, ein Kraftmeier und wunderlicher Heiliger mit einem Ueberfluß an brutaler Zartheit, und legt ihr unwiderlegbare Beweise vor, daß Lopuchow lebt und nur seinen Platz geräumt hat und sie glücklich wissen will. Gleich darauf verheirathet sie sich mit Kirsanow und führt ein herrliches Liebesleben. Sie errichtet noch eine Nähwerkstatt, da aber diese Thätigkeit ihre ganze Zeit nicht ausfüllt, so fängt sie an Medicin zu studiren, und macht auch schließlich ihr Doctorexamen.

Lopuchow, der einmal, um sie vollends zu beruhigen, von Berlin aus einen „weiland Student der Medicin" unterzeichneten langen Brief an Wjera und Kirsanow geschrieben und eine befriedigende Antwort erhalten hatte, läßt nicht mehr von sich hören. Er verläßt Europa, geht nach Amerika und kehrt schließlich als Agent einer Londoner Firma unter einem angenommenen Namen nach Petersburg zurück, um den Ankauf einer Stearinfabrik zu leiten. Hier lernt er Katharina Wassiljewna, die Tochter des Fabrikdirectors Polosow, eines verarmten einstigen Millionärs kennen, und bald hat die Liebe aus ihnen ein Paar gemacht. Er veranlaßt Katja, Wjeras Bekanntschaft zu machen und bald verbindet ein inniges Freundschaftsband die beiden Frauen. Der Tag, an dem Katja den Flüchtling zu den Freunden zurückführt, ist für alle Betheiligte ein Ostertag. Fortan wollen sich die auf diese Weise Wiedervereinigten nicht mehr trennen. Die beiden Paare, Lopuchow und Kirsanow, miethen zwei dicht nebeneinander gelegene Wohnungen und führen zusammen ein Leben, wie man es schwerlich im Paradiese schöner haben kann.

Aber es ist mit einer Inhaltsangabe wie mit einer Reisebeschreibung. Man muß selbst reisen und selbst lesen. Man mag der Moral von „neuen" Menschen, welche, um glücklich zu machen und zu werden, sich sogar nicht entblöden, die Polizei hinters Licht zu führen, seine Zustimmung versagen — jene „neuen" Menschen, welche wirkliche Menschen und nicht blos Romanfiguren sind, kennen gelernt zu haben, wird der deutsche Leser nicht bedauern. Er wird auch den Personen, die nicht in den Mittelpunkt der Handlung gestellt sind, lebhafte Theilnahme zuwenden müssen. Wir wollen nur noch bemerken, daß der Uebersetzer sich mit Erfolg bemüht hat, dem Verfasser gerecht zu werden. An ein paar Stellen hat er auch die sträflichen Längen gekürzt. Er hätte gut gethan sich diese Freiheit noch öfter zu nehmen.

Bergnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

Es war auf der Schynigen Platte im Hôtel Alpenrose beim Mittagessen. Das ist, bemerkte mein Nachbar zur Rechten, einer der ersten Aussichtspunkte im Berner Oberland. — Ja, versetzte ich, fast so großartig und malerischer als das Faulhorn. — Besonders, wenn man bis zum Tubihorn hinaufsteigt. Waren Sie in Mürren? — Ja. — Wie hat es Ihnen gefallen? — Etwas enttäuscht; mit der Wengernalp gar nicht zu vergleichen. — Ich finde auch, daß es die zwei Sterne im Bädeker nicht verdient; höchstens wenn man das Schilthorn mitnimmt. Mürren an sich bietet das überwältigende Panorama nicht, das man nach den Beschreibungen erwartet. — Ja, erwiderte ich, Mürren ist Modesache.

Ich besuchte, fiel jetzt mein Nachbar zur Linken ein, Mürren vor fünfundzwanzig Jahren: ein paar Sennhütten, in denen man kaum Brod und Käse bekommen konnte. Und jetzt Grand Hôtel und Kurhaus Mürren, Grand Hôtel des Alpes! — Es

wäre gar interessant, bei derlei berühmten Punkten nachzuforschen, wann und wie sie eigentlich berühmt geworden sind. Ich hatte zum Beispiel ein Reisehandbuch aus dem Jahre 1826 vom Kriegsdirector Reichard: Der Passagier auf der Reise in der Schweiz: da wird Mürren noch mit keinem Wort erwähnt. — Aber die Wengernalp wird gewiß erwähnt? — Ja, so gut wie Lauterbrunnen und Grindelwald. — Steht Zermatt drin? — Keine Spur. — Aber Chamounix? — Gewiß. — Der Rawyl? — Nicht daß ich wüßte. — Aber die Gemmi? — Von der spricht schon Sebastian Münster im sechzehnten Jahrhundert. — Da sieht man, was in den Alpen alter Adel ist.

So ist, fuhr ich fort, der Rigi gegenüber dem Pilatus ein rechter Parvenü! Der letztere, der jetzt wieder viel besucht wird, war früher der bekannteste Berg der Schweiz. Er hieß Frakmont, d. h. fractus mons oder gebrochener Berg; erst Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Name Pilatus oder Hutberg allgemein. Um dieselbe Zeit fing er an vom Rigi verdrängt zu werden, der ursprünglich ein Wallfahrtsort war; seit etwa 1760 kann man rechnen, daß Fremde, will sagen, Touristen Rigi-Kulm bestiegen. Gegenwärtig stellt er einen Hauptmittelpunkt des schweizer Fremdenverkehres dar. Aber es tauchen fortwährend wie in einem Erdbeben neue Pilatusse und neue Rigis auf und der Ruhm der Berge wechselt gleich dem Winde, der um ihre Gipfel weht —

ch'or vien quinci ed or vien quindi,
e muta nome, perchè muta lato.

Freilich, seit wann wird denn die Schweiz überhaupt bereist, ich meine, von Touristen bereist, welche die Natur genießen wollen? Im Alterthum und das ganze Mittelalter über wurden die Alpen als eine vegetationslose, schreckenerregende Einöde und als eine Art Eiswüste angesehen, die man nicht durchzog, wenn man nicht mußte. Nur die Wüste sieht Silius Italicus in dem erhabenen Gebirge, dessen Foeditas bereits einen Livius abstieß. Kein Gefühl für die schauerliche Großartigkeit dieser Wüste, für die Schönheit des blauen Gletschereises, für die Reinheit des Schneekleids einer Jungfrau, für das wunderbare Schauspiel des Alpenglühns. Ein Julius Cäsar hätte sicherlich nicht das Matterhorn bestiegen oder einen Spaziergang auf die Cima di Jazzi gemacht. Vergnügungsreisen, Wanderungen, um fremde Naturschönheiten kennen zu lernen, sind überhaupt erst sehr spät Mode geworden, die Gebirge aber sah man vollends vielmehr als ärgerliche Hindernisse des Reisens, denn als Reiseziele an. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in derselben Zeit, wo ein Winckelmann den Sinn für die Kunstschätze des Alterthums weckte, fing man an, auch an hohen Gebirgen Geschmack zu finden; zugleich wurden, Ursache und Wirkung, die Wege besser, die Gasthäuser bequemer, die Räuber seltener. Im Jahre 1723 hatte Scheuchzer seinen *Οὐρεσιφοίτης* Helveticus geschrieben, 1729 Albrecht von Haller die Alpen besungen; bereits 1755 unternahm Goethe, einer der frühesten Alpenwanderer, mit den beiden Grafen Stolberg eine Schweizerreise, welcher 1799 eine zweite mit dem Herzog Karl August folgte; 1787 machte Saussure eine Reise auf den Montblanc, 1792 erstieg er von Zermatt aus das Breithorn. Nun erschien auch ein erstes treffliches Reisehandbuch für die Schweiz, nämlich die Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen von Johann Gottfried Ebel (Zürich 1793). Als die schönste Frucht der neuerwachten Begeisterung kann der Wilhelm Tell von unserem Schiller betrachtet werden, in welchem die Schweiz, abgesehen von einigen Mißgriffen, nach Hörensagen überraschend richtig geschildert ist (1804); bekanntlich schied der große Dichter mit dem Wunsche, die Schweiz zu sehen, aus dem Leben. Dennoch war bis zum Jahre 1811 selbst das Berner Oberland, diese Schweiz in der Schweiz, eine Terra incognita, kaum bekannter als Australien und das innere Afrika.

Seitdem nun das Hochgebirge einmal zu einem selbständigen Reiseziel, ja zu einem Wallfahrtsorte für alle Naturfreunde geworden ist, hat man nicht nur andere Alpengebiete, wie Tirol und Steiermark, sondern auch ganz ferne, fremdartige Gebirgsländer in den Bereich der jährlichen Ausflüge gezogen, und unter diesen scheint keines mit der Schweiz leichter rivalisiren zu können, als Norwegen, das rauhe und wilde Norwegen, dessen bloßer Name auf den Neuling einen imponirenden Eindruck macht. Norwegen hat in seinem Rjukandfos und in seinem Vöringsfos zwei der erhabensten Wasserfälle von Europa; seine Fjorde lassen sich der Scenerie nach dem Vierwaldstätter See an die Seite setzen, die Gletscher, die bis zum Spiegel der See herabreichen, sind theilweise mächtiger als der große Aletschgletscher, die Folgefond ist ein Eismeer wie das bei Grindelwald oder das bei Chamounix. In der That gehen bereits viele Touristen im Sommer nach Norwegen, das Passarge, sein Herold, das schönste und glücklichste Land der Erde genannt hat; doch ist diese Hyperbel lächerlich und mehr für die Eitelkeit des Autors als für seine Weltkenntniß bezeichnend. Die Reisebewegung in Norwegen ist vor der Hand mit der in der Schweiz gar nicht zu vergleichen, und ich zweifle, daß sie jemals solche Dimensionen erreichen werde. Die Alpen und vor Allem die Schweizer Alpen haben gewisse natürliche Vorzüge, die auf ihre Formation begründet sind und in denen sie nur vom Himalaya, dem höchsten und schönsten Gebirge der Erde, übertroffen werden. Man unterscheidet bekanntlich Massengebirge und Kettengebirge; die ersteren bilden theils Gebirgsgruppen, die nach allen Richtungen von tiefeingefurchten Thälern durchschnitten werden, wie der Harz; theils Hochebenen, auf denen einzelne Berggipfel, Berggruppen oder Ketten aufgesetzt erscheinen, wie das skandinavische Gebirge. Dieses ist ein Massengebirge, das nirgends einen scharfabgeschnittenen Kamm hat und dessen Scheitel zum größten Theile aus wellenförmigen Bergebenen, den sogenannten Fjelden besteht, aus welchen die einzelnen Berggipfel, unregelmäßig zerstreut, backzahnförmig hervorragen. Treffend hat man die skandinavische Halbinsel mit einer Sturmwelle verglichen, welche, von Osten nach Westen sich aufbäumend, in dem Augenblick erstarrt ist, wo sie im Begriff war sich zu brechen. Die Alpen dagegen sind ein Kettengebirge; sie bestehen aus mehreren parallelen Ketten, die durch zahlreiche und ausgedehnte Längenthäler von einander getrennt, hier und da wohl auch durch großartige Querthäler durchbrochen werden. Schon daraus geht hervor, daß das Skandinavische Gebirge viel einförmiger und weniger gliederreich ist als die mitteleuropäischen Gebirge; aber es kommt noch ein weiterer Unterschied hinzu. Auch die amerikanischen Cordilleren, auch der Schweizerjura, auch die Pyrenäen sind Kettengebirge, aber darum doch noch keine Alpengebirge im weitern Sinne. Man nennt Alpengebirge solche, welche sich sehr hoch und schroff über ihre Umgebungen erheben und bei denen zugleich die Thäler und Pässe tief zwischen die Berge eingeschnitten sind, wie das bei den Schweizeralpen in so auffallender Weise der Fall ist. Bei keinem andern Hochgebirge ist das Verhältniß zwischen der Durchschnittshöhe der Kämme und der Gipfel so bedeutend wie bei den Alpen; etwas Aehnliches findet sich nur beim Himalaya, der eben auch ein Alpengebirge ist. Daher die ausgeprägten, unvergeßlichen Berggestalten in der Schweiz, wie z. B. die Jungfrau oder das Wetterhorn, während man sich in Norwegen vergeblich nach einem charakteristisch geformten Gipfel umsieht. „Hoch und hehr in ihrer Erscheinung," sagt Rambert, „hat das Volk der Jungfrau den rechten Namen gegeben. Ja, es ist die Jungfrau, nicht das schüchterne Mädchen, das vor seinem eigenen Schatten erschrickt, nicht die Kokette, die mit ihrer Tugend prunkt, sondern die unnahbare, in ihrer Ruhe Ehrfurcht gebietende Frau, die kein unholder Blick verletzen mag, weil in der reinen Region, in der sie thront, nichts Gemeines sie erreichen kann. Die Jungfrau ist das Bild des Unzugänglichen. Für hohe und stolze Seelen gibt es keinen schöneren Berg." Gewiß ist die Jungfrau einer der schönsten und erhabensten Berge der ganzen Erde. Ich kann mich nicht entsinnen, auf dem Areskuta unter den schneebedeckten Häuptern Norwegens mit den abgerundeten Spitzen einer Jungfrau ansichtig geworden zu sein.

Aber die Jungfrau, der das Volk den rechten Namen gegeben hat, bringt uns dem eigentlichen Thema dieser Abhandlung näher. Denn es ist nicht nur von Interesse nachzusehn, wann die Berge angefangen haben, von Touristen genannt zu werden, sondern das vor Allem dünkt mich ein würdiger Gegenstand der Untersuchung, wann und wie die Berge von den Bewohnern genannt worden, mit andern Worten, wie die Bergnamen entstanden sind. Was bedeuten z. B. jene Alpen, die schon von den alten Römern überschritten, wenn auch nur mäßig bewundert worden sind? Bestätigt es sich, daß die Alpen soviel wie die Weißenberge sind, wie der Himalaya Schneewohnung und der höchste Gipfel, der Montblanc, selber der weiße Berg heißt? Bereits in „Pauli Epitome Festi“ werden die Alpen als „albae a candore nivium“ gedeutet; freilich ziehen Andere die Deutung aus dem Keltischen vor, wo alb oder alp soviel wie hoch bedeutet. Sicher ist es indeß, daß die Alpen mit diesem Namen nicht allein stehen, sondern auf der Erde zwei Pendants haben würden: den Libanon (arab. Djebel Libnân), der unzweifelhaft soviel wie Weißberg ist (hebr. laban, weiß, Laban soviel wie Weiße), und das Weiße Gebirge (Bielagora) in den Karpaten, welches diesen Namen seinen weißen Dolomitfelsen verdankt. Auch der Hekla ist im Grunde genommen ein Montblanc, denn der Name des isländischen Vulkans ist auf althochdeutsch hachul, d. i. Burnus zurückzuführen; er heißt so wegen der seine Spitze wie ein weißer Burnus umgebenden Schneedecke. Schneegebirge, im Spanischen Sierra Nevada, tatarisch Mustagh werden die hohen Berge fast überall genannt. Uebrigens muß es auffallen, daß man in den Alpenländern selbst das Wort Alp nicht auf die Gebirge, sondern auf die in den Gebirgen liegenden Weideplätze beziehen hört; und zwar auf die hohen, abgelegenen, auf denen kein Heu gemacht wird, die niedrigeren heißen Matten. Man könnte wohl annehmen, daß der Begriff des Weideplatzes der ursprüngliche, der des Gebirges erst der secundäre sei.

Indessen ehe wir uns auf die Weiße und Höhe und andere Eigenschaften einlassen, müssen wir vorerst ein Wörtchen mit den Bergen selber reden. Sie werden wohl von einem poetischen Volke unter sehr kühnen Bildern angeschaut und mit Männern, Frauen und Jungfrauen verglichen, wie sie in der nordischen Mythologie die Gebeine des erschlagenen Riesen Ymir sind — man nennt sie Jungfrau, die Wilde Frau, die Weiße Frau, Mönch, Kaiser, Mannl und was weiß ich. Von diesen gewaltigen Personificationen sehen wir hier ab und halten uns an einfachere, schlichtere Bezeichnungen, welche auf eine verständige Beobachtung gegründet sind und doch nachgerade das Gros der Bergnamen bilden. In ihnen pflegen, das können wir uns schon aus den paar Beispielen abnehmen, zwei Bestandtheile zu stecken: das Grundwort und sein Bestimmungswort. Das Grundwort ist eben Berg, respective Gebirge; daneben aber erscheinen verwandte Ausdrücke, wie Stock, Wand, Fluh, Stein, Grat, Kopf, Rücken — Synonyma, die sich oft auszulösen scheinen, aber für den Kenner ihre bestimmte Färbung haben. Unserem Berg entspricht Mons im Lateinischen, Monte, Cima oder Sasso im Italienischen, Mont oder Pic im Französischen, Mount oder Peak im Englischen, Ὄρος im Griechischen, Βουνόν im Neugriechischen, Djebel im Arabischen, Dag im Türkischen, Gora im Slawischen — es ist wichtig, sich diese Grundwörter von vornherein einzuprägen, weil sie das Bleibende in den Bergnamen eines jeden Landes sind und sich tausendmal wiederholen. Jedermann kann sich diese Liste leicht selbst für alle Sprachen vervollständigen, uns genügt es, sie hier nur anzudeuten und dabei auf ein wichtiges Princip der Bergnamenbildung aufmerksam zu machen.

Diese allgemeinen Begriffe werden von den Anwohnern gern absolut gebraucht. Wo kein Mißverständniß möglich ist, sprechen die Menschen einfach von dem Berge, dem Gebirge, der Bergstraße. Ja, im Munde fremder Nationen, welche den allgemeinen Ausdruck hören, aber nicht verstehen, wird er in seiner Allgemeinheit zu einem Eigennamen. So nennen die Sizilianer den Aetna Mongibello: gibello ist das arabische djebel; dieses wurde von den Romanen nicht verstanden, sie hielten es für ein Nomen proprium, und so entstand der tautologische Name Berg-Berg. Ebenso ist Balkan im Türkischen ein Wort für Gebirge oder Wald schlechthin, und die Türken haben deshalb auch eine ganze Menge Balkans, den Etropol-Balkan, den Weliki-Balkan u. s. w.; weil wir aber das nicht wissen, nehmen wir Balkan speciell für das im Alterthum Hämos genannte große Gebirge der europäischen Türkei und sprechen von einer Balkanhalbinsel, was an sich ebenso gut auf die Apenninenhalbinsel oder auf die Pyrenäische Halbinsel passen würde. Desgleichen bedeutet Daghestan, wie man den Ostabfall des Kaukasus bis zum Gestade des Kaspischen Meeres nennt, eigentlich Bergland überhaupt, und Taurus, das südliche Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien, ist nur die griechische Umformung des nordsemitischen Wortes tûr, welches ebenfalls soviel wie Gebirge ist. Die bekannte Insel Samos bedeutet Anhöhe (σάμος). Das spanische Cordillera heißt Bergkette: durch Antonomasie wird es auf die Bergketten in Chile, Peru und Quito, die Cordilleras de los Andes übertragen. Dergleichen allgemeine Bergnamen, die nur eine lokale Geltung haben, erklären sich ganz auf dieselbe Weise, wie die Namen so vieler kleiner Flüsse im südlichen Deutschland, die einfach Ache lauten, das heißt Wasser.

Sie sind Reste aus einer Zeit, wo man noch nicht viele Berge und viele Flüsse kannte; ein geographisches Lehrbuch könnte sie nicht brauchen, wenn die Menschen einige Sprachkenntnisse besäßen. Darum werden nachmals zu dem Grundwort Bestimmungswörter hinzugefügt, um den einen Berg vom andern Berg zu unterscheiden. Und von welchen Eigenschaften werden diese Bestimmungswörter entlehnt? Von den allerverschiedensten, zunächst in die Augen fallenden, zum Beispiel, wie wir eben gesehen haben, von der Farbe.

Und zwar nicht blos von der weißen, denn es gibt auch schwarze Berge. Einem jeden fällt hier wohl der Montenegro ein, bei den Türken Kara-dagh, bei den slawischen Eingeborenen Zrna-gora (Tscherna-gora) genannt: alle diese drei Ausdrücke bedeuten schwarzes Gebirge, denn negro, kara und zrna sind soviel wie schwarz; alle drei beziehen sich nicht sowohl auf die düstern Waldungen des Landes, als vielmehr auf die wilden und öden grauschwarzen Bergrücken und Flächen, die überall von Felsspalten zerrissen und mit losen Steinblöcken überschüttet sind. Ein Berichterstatter nennt die Berge, die aus der Bucht von Cattaro aufsteigen, schwärzer als Kohle. Die Tschernagorzen erzählen, bei der Erschaffung der Welt sei der liebe Gott mit einem großen Sack über die Erde gegangen und habe die Gebirge wie ein Säemann ausgesät: bei Montenegro sei der Sack gerissen und die Steine seien haufenweise herausgefallen. Auch die Spanier haben ihre Sierra Morena. Es gibt, wie man von vornherein vermuthen kann, auch blaue Berge: die östliche Parallelkette der Appalachen (welcher auch wieder eine Gruppe von schwarzen Bergen, Black Mountains angehört) führt den Namen Blue Mountains oder Blue Ridge, derselbe Name findet sich in Ostindien und in Neusüdwales; es gibt endlich auch rothe Berge, wie man denn in der Schweiz eine Rothfluh, ein Rothhorn, einen Rothstock über den andern trifft; aus der Umgebung des Aetna sind die Monti Rossi bekannt, welche man gewöhnlich von Nicolosi aus besucht. Wahrscheinlich rührt auch der Name des Monte Rosa von der rosenfarbenen Beleuchtung her, in welcher die Gipfel beim Aufgang und Untergang der Sonne häufiger als die anderen Berge glühen und die man von der ganzen Lombardei aus sieht. Andere haben in dem runden Krater, welchen die vier nördlichen Spitzen mit der Cima di Jazzi bilden, die Gestalt einer Rose erkennen wollen. Noch Andere denken an ein keltisches Wort ros, welches so viel wie Vorgebirge sein soll; doch ist die erste Erklärung die natürlichste und um so weniger anzuzweifeln, als es ja auch ein Rosenhorn und einen Rosenlauigletscher gibt.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Mitbürger.

Lustspiel in vier Acten von Hugo Lubliner.

(Kgl. Schauspielhaus.)

Der Titel von Lubliners neuem Stücke scheint darauf hinzudeuten, daß dem Verfasser ursprünglich die satirische Schilderung unserer lieben Mitmenschen als Hauptmotiv vorschwebte. Er erdachte sich ein halbes Dutzend falscher Biedermänner, die sich zusammengethan haben, um das fünfundzwanzigjährige Jubiläum eines verdienten Mitbürgers zu feiern, aber über Mittel und Wege nicht einig werden können. Der Jubelgreis lehnt alle Ehren ab und schlägt die Gründung einer Stiftung vor, die zur Mitgift eines tugendhaften Mädchens verwendet werden soll, allein dieser schöne Zweck paßt den krakehlenden Mitbürgern keineswegs in ihre selbstsüchtigen Pläne. Sie opponiren und protestiren und verleumden sogar, indem sie die Tugend des Mädchens, dem die Mitgift zugedacht ist, in Zweifel ziehen, und es sogar einem lächerlichen Verhör unterwerfen. Das Ende ist, wie im „Stiftungsfest", der unausweichliche Krach. Aber indem der Verfasser dieses Motiv ausarbeitete, mag er die Geduld oder die Freude daran verloren haben oder auch von der richtigen Erkenntniß bestimmt worden sein, daß sein Talent zur Satire socialer Gebrechen und gesellschaftlicher Lächerlichkeiten nicht ausreicht. Sicher ist, daß seine Mitbürger, die doch deutsche Reichshauptstädter sein sollten, aus der harmlosesten Caricatur in der Art von Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern" nicht hinauskommen. Er schob also die Satire in den Hintergrund und verlegte den Schwerpunkt des Stücks in das „Gouvernanten"-Motiv. Die compromittirte junge Dame, welcher die Mitgift zufallen soll, lebt — zur Abwechslung unter dem Namen einer Klavierlehrerin — im Hause des Jubilars. Sie läßt es sich ruhig gefallen, daß für sie eine Mitgift zusammengebettelt wird und selbst als die Stiftungsfestler den Anspruch erheben, ihre Moral einer Prüfung zu unterwerfen und sie vor ihren Comité-Tisch citiren, empört sich ihr Stolz noch nicht. Sie ist nicht schuldig, aber sie opfert sich für die Tochter des Hauses. Auf die Bitte eines Hausfreundes hatte sie sich nämlich unbegreiflicherweise an einen ihr unbekannten Mann eine Einladung zum Stelldichein in die Feder dictiren lassen, und jetzt, nachdem das arge Billet in fremde Hände gefallen, verräth sie nicht, daß keineswegs sie, sondern das Töchterlein des Jubilars compromittirt sei. Erst als diese sich mit ihrem Angebeteten verlobt, sagt sie die Wahrheit, die derselben nun nicht mehr schaden kann. Um aber die Komödie der Irrungen voll zu machen, stellt es sich am Ende heraus, daß sie den ihr zugedachten Freier gar nicht liebt, sondern einen schüchternen, braven jungen Hinkefuß, mit dessen gewaltsam entlocktem Geständniß das Stück endet. Die durchaus nothwendige Schlußscene, worin die Klavierlehrerin die ihr durch Minoritätsbeschluß zuerkannte Mitgift zurückweist, wobei sich der Eigennutz ihres designirten Liebhabers zeigt, der nun natürlich das arme Mädchen nicht mehr heirathen will, bleibt uns Hugo Lubliner seltsamer Weise schuldig. Und doch würde sie eine logische und befriedigende Lösung bieten, für welche wir gern manche überflüssige und wirkungslose Scene hingeben möchten.

An die jetzt ins Centrum gerückte Haupthandlung schließt sich noch ein drittes Motiv, das man das „Klingsberg"-Motiv nennen möchte. Ihm ist der ganze erste Act ausschließlich gewidmet. Ein lebenslustiger alter Baron hat einen pedantischen jungen Neffen, den er zu einem echten Cavalier erziehen will. Die Erkenntniß, daß eine hübsche Dame aus der Gesellschaft den jungen Gelehrten nur zum Besten hält und eigentlich höchst abgeschmackt findet, veranlaßt seine vollständige Metamorphose. Zwischen dem zweiten und dritten Act verwandelt sich der junge Pedant in einen geschniegelten Courmacher, der die galanten Streiche seines Onkels nachahmt und sich in die erste Beste verliebt. Diese ist die Tochter einer Jugendfreundin des Oheims, und wir verstehen eigentlich nicht recht, warum dieser die Liebschaft nicht begünstigt. Anscheinend weil er glaubt, sein Neffe treibe mit dem reizenden Backfisch nur sein Spiel und denke nicht entfernt ans Heirathen. Allein da kommt der Onkel übel an. Er ereifert sich und geht in seiner moralischen Entrüstung so weit, daß er das Einverständniß der jungen Leute dem Vater des jungen Mädchens denuncirt, aber der Neffe weiß die Sache so gewandt zu drehen, daß der Onkel, der nun zu spät erkennt, daß es dem Jungen Ernst ist, selbst für ihn um die Hand der Geliebten anhalten muß.

Diese drei nicht just neuen Motive sind nach dem Recepte des Berliner Schwanks à la Moser mit einer Menge von komischen und sentimentalen Anläufen, von Späßen und Späßchen, von wirklich und vermeintlich lustigen Motiven zu einer buntscheckigen Mosaik verbunden, der gegenüber unser Interesse bald dahin bald dorthin gezogen wird und schließlich erlahmt, bis es durch die zwei hübschen Liebesscenen des vierten Actes — die Prellung des Oheims und die Liebeserklärung des Hinkenden — wieder geweckt wird und den schon arg gefährdeten Erfolg des Abends noch rasch zu Gunsten des Autors entscheidet. Recht unterhaltend ist auch z. B. das häusliche Drama eines Biedermanns, der einmal im Affect seine kokette Frau eine dumme Gans genannt hat und zur Strafe hinfort das Lämmlein spielen muß. Eines Tages wird jedoch die strenge Gemahlin dieser Sanftmuth selbst überdrüssig und sie bittet ihn, wieder recht grob zu werden, welchem tiefgefühlten Bedürfnisse der Treffliche auf das Ausgiebigste nachkommt, indem er den „Mitbürgern" eine donnernde Strafpredigt hält. Wenn wir sagen, daß der verwöhnte Liebling des Publicums Herr Liedtke den polternden Büßer gab, so kann man sich denken, welchen Jubel diese wirksame Scene hervorrufen mußte.

Sonst unterstützte die Darstellung den Dichter nur wenig. Herr Berndal paßte nicht für die Rolle des intriganten Cavaliers, und Frau Frieb-Blumauer war nicht jung genug für dessen einstige Flamme, weshalb man genöthigt war, die ungezogenen Rangen, die ursprünglich ihre Kinder sein sollten, in ihre Neffen zu verwandeln, wodurch natürlich die Empfindsamkeit des Jugendgeliebten noch unverständlicher und unverständiger werden mußte. Eine Meisterleistung in Maske, Haltung und Rede bot Hr. Vollmer, so wenig wir auch mit der Figur des Krüppels, der eine Art Galgenhumor entwickelt, sympathisiren. Lubliner legt ihm folgende flache Späße in den Mund: „Ich hatte von jeher Unglück bei Damen, denn meine Amme hat mich fallen lassen und die anderen Frauen haben es ebenso gemacht," und als man bemerkt, daß seine Verse hinken, meint er: „Das haben sie von ihrem Vater." Der Verfasser hätte von Scribes stotterndem Kerbriand („Feenhände") lernen können, wie fein und zartfühlend der Dichter vorgehen muß, wenn er ein körperliches Gebrechen auf die Bühne zu bringen wagt. Z.

Opern und Concerte.

(Schluß.)

„Die Afrikareise", neue Operette von Herrn v. Suppé, Text von West und Genée, hat dem Friedrichstädtischen Theater endlich den heißen Wunsch nach einem, sichere Dauer versprechenden Erfolge erfüllt; die bisherigen Bestrebungen waren trotz aller glänzenden Vorverkündigungen in die Nacht der Vergessenheit (oder von Venedig) gesunken. Die „Afrikareise" aber wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem thätigen Director eine Entschädigung für die bisher getäuschten Hoffnungen bieten. Das Textbuch (welches dieses-Mal keine Quelle angibt, also eigene Erfindung der Autoren bekunden soll) bietet ein Gemengsel von Unsinn, dem man nicht zu stark zu Leibe gehen darf, um der vielen urkomischen Scenen willen. Da ist zuerst ein italienisch-türkischer Renegat, Fanfani-Pascha von Kairo; der erwartet seine Nichte aus Europa, der er zwei Millionen Pfund auszahlen soll, wenn sie mit zwanzig Jahren verheirathet ist, und die sich mit ihrem Manne angekündigt hat; da ist dann diese Nichte Titania, die, gar nicht verheirathet, erst einen Mann zu miethen sucht, den sie dem Pascha als ihren Gatten vorstellen könnte, um ihre zwei Millionen zu bekommen; da ist drittens ein lustiger Taugenichts, Miradillo, der seit Monaten in Kairo sitzt, Schulden macht, der reichen Titania in den Weg läuft und von ihr angeworben wird, um vor den Leuten die Rolle des zärtlichen Gatten zu spielen, wofür sie ihm die Schulden bezahlen will. Das liebenswürdige Trio überbietet sich gegenseitig in Listen; der Pascha glaubt nicht an die Vermählung Titanias und braucht alle möglichen Manöver, um die Wahrheit beweisen zu können. Die beiden Scheingatten spielen aber ihre Rolle zu gut. Titania hat sich bei der Ankunft in einen Maronitenfürsten verliebt und erlaubt ihm,

ihr den Hof zu machen; Miradillo aber, den der Pascha aufhetzt, benimmt sich als nachsichtiger und Nachsicht heischender Ehemann, er hat eine Sklavin gekauft aber nicht bezahlt, das Geld seiner Frau hilft ihm auch diese Schuld zu berichtigen. Nun aber hat dieser Miradillo von Neapel eine wirkliche Frau — oder eine Braut, die er sehr liebt, aus dem Text wird das nicht ganz klar — und diese, eine Putzmacherin Tessa, kommt mit ihrer Mutter ebenfalls nach Kairo und beobachtet dort das Treiben ihres Gatten. Die sämmtlichen Herren und Damen nehmen die Einladung Fanfani-Paschas an, einige Wochen auf seinem Landgute zu verbringen. Dieser glaubt hiedurch am sichersten die Wahrheit über die Ehe seiner Nichte zu ergründen. Aber es gelingt ihm nicht. Die Damen nehmen türkische Tracht an, halten sich aber von türkischen Gewohnheiten fern; sonst geht es recht kunterbunt zu; Titania und Tessa (die, von ihrem Miradillo wiedergefunden, ihm die Hölle heiß macht durch die Drohung, daß sie die Wahrheit kundgeben wird) sehen zuletzt keinen Ausweg aus der Pascha-Klemme, als daß sie sich von dem Maronitenfürsten entführen lassen. Miradillo läuft mit. Der Pascha giebt sein Spiel noch nicht verloren, setzt mit einer Beduinenhorde den Flüchtigen nach und erwischt sie auch; das Opfer der zwei Millionen Pfund, die ihm die Nichte bietet, versöhnt ihn; sie heirathet ihren Maronitenfürsten, Miradillo wird mit Tessa wiedervereinigt und die Paare gehen nach Europa zurück.

Wie schon gesagt, es ist lustiger Unsinn, den das Textbuch bietet, und man kann nicht streng ins Gericht gehen; hat man sich einmal eine kritische Betrachtung über eine zu große Dummheit oder über Bedenkliches notirt, so streicht man sie in der nächsten Minute lachend wieder aus.*) Der erste und zweite Act sind voll komischer Situationen, der dritte Act ist allerdings weniger wirksam, dafür aber der kürzeste. Die Musik des Herrn v. Suppé bietet recht wenig eigentlich Originelles, aber recht viel unterhaltende, leicht fließende Stücke. In den mehrstimmigen Gesängen tritt das Streben nach guter Arbeit in lobenswerther Weise hervor, auch in der Instrumentation zeigt sich Sorgfalt und mancher charakteristische Zug. So ist denn dieses neueste Produkt der Operetten-Muse den besseren beizuzählen und wird höchst wahrscheinlich über viele Bühnen mit Erfolg wandeln.

Gespielt und gesungen wurde vortrefflich. Frl. Collin (Titania), Frl. Auguste Koch (Tessa) und Frl. El. Schmidt (Tessas überaus ergötzliche Mutter), die Herren Wellhof (Pascha), Swoboda (Miradillo) und Steiner (Maronitenfürst) theilten sich in die Lach- und Beifallserfolge. Auch alle kleineren Rollen waren vorzüglich besetzt. Die Decoration, die Kostüme, die Aufzüge übertrafen alles bisher Gebotene; und wir können bei allem Lobe die Befürchtung nicht unterdrücken, daß, wenn einmal das Publicum an derartige Ausstattungen der Operette gewöhnt wird, die Unkosten ganz unverhältnißmäßig steigen, und der Mißerfolg einer einzigen Operette all den Gewinnst der früheren, gut aufgenommenen verschlingt. „Fledermaus" und „Boccaccio", die zwei, welche entschieden die größten Einnahmen gebracht haben, bedingten die wenigsten Ausgaben!

Der Erfolg der „Afrikareise" war ein entschiedener. Lachen, da capo-Rufe, Hervorrufe nahmen kein Ende. Der Componist, der selbst dirigirte, strahlte, und dem thätigen Director sah man es auch an, wie freudig ihn die sichere Hoffnung auf eine endliche günstige Ernte bewegte.

H. Ehrlich.

*) Solventur risu tabulae; tu missus abibis. Horaz Sat. II, 1. Buch, 1. S.

Notizen.

Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1884. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 6. Jahrgang. Stuttgart, W. Spemann.

Professor Kürschner in Stuttgart hat sich mit der Fortsetzung und Consolidirung des von den Brüdern Hart ins Leben gerufenen Literatur-Kalenders ein unbestreitbares Verdienst erworben, um so mehr als er sich die einmal übernommene Aufgabe keineswegs leicht macht und auch im neuen Jahrgang bestrebt ist, seinen Almanach durch praktische Verbesserungen und größere Reichhaltigkeit zu einem stets zuverlässigen und geradezu unentbehrlichen Nachschlagebuch für Publicisten und Literaturfreunde zu machen. In der warmherzigen Vorrede wünscht der Herausgeber, man möge den neuen Band als grundlegend für seine Nachfolge betrachten und den eigentlichen Zweck des Buches: einen Vereinigungspunkt für die gesammte literarische Welt Deutschlands ohne Ueber- und Unterordnung der im Dienste des geistigen Fortschrittes schaffenden Kräfte abzugeben, wohl im Auge behalten und würdigen. Das schmucke Bändchen, dem eine Radirung von Heyses Porträt beigegeben ist, präsentirt sich diesmal viel handlicher als früher, da der Druck noch compresser und raumsparender geworden ist und die Gesetze weggeblieben sind. An ihre Stelle trat Neues auf dem Gebiete des Rechts, vor Allem die deutsch-französische Literarconvention. Die hochinteressante Rubrik der Gutachten und Entscheidungen konnte noch erweitert werden, ebenso das Adreßbuch, das 4150 Namen bringt. Dieses ist sehr reich an allerlei Indiscretionen aus der Welt des Pseudonyms. So erfahren wir z. B., daß sich hinter dem Novellisten Ossip Schubin eine in Brüssel lebende Pragerin Frln. Lola Kürschner, hinter A. v. d. Elbe eine Frau v. d. Decken in Hannover verbirgt, daß Consistorialrath Ebrard in Erlangen der Verfasser der geistvollen antihäckelschen Satire: Cheirisophos' Reise durch Böotien ist, und daß die „Gegenwart", welche zuerst andeutete, daß George Taylor, der Verfasser von „Antinous" und „Klytia", der Heidelberger Theologieprofessor Adolf Hausrath sein dürfte, vollständig das Richtige getroffen hatte. In dieser Beziehung ist der literarische Rathgeber sehr unterhaltend und reich an Ueberraschungen. Werthvoll ist endlich noch die Statistik der Zeitungen und Zeitschriften, das Verzeichniß der Preisausschreiben, Jubiläen, Denkmale, Feste und Auszeichnungen und eigentlich jede Seite des Kalenders. Möge der „Kleine Kürschner" in immer weiteren Kreisen das unentbehrliche Jahrbuch und Vademecum jedes deutschen Schriftstellers, Journalisten und Literaturfreundes werden. Er sollte schon jetzt in keiner Redaction, keiner öffentlichen Bibliothek, keinem Lesecabinet fehlen.

* * *

Optimistische Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Wenn es etwas gibt, worin Alfred Friedmann dem großen Meister der Novelle gleicht, dem er sein Buch gewidmet hat, so ist es wohl das Streben nach feiner, gefälliger, künstlerisch durchgearbeiteter Form. Wir vergessen bei ihm keinen Augenblick, daß wir uns in der Gesellschaft eines vielseitig gebildeten und welterfahrenen Poeten befinden, von dem man sich immer gern etwas vorerzählen läßt, auch wenn man mit dem Was? das uns da in so einschmeichelnder Gestalt entgegentritt, nicht immer sich befreunden kann. Hier und da geschieht freilich auch wohl einmal des Guten zu viel in dieser Beziehung, und wir würden lieber mehr Einfachheit im Dialog sehen. Friedmann verschmäht das Schillernde, Packende und Blendende, um vielmehr einfache, seelische Conflicte zu suchen und in seiner Art zu lösen. Besonders aufregend geht es in seinen Novellen nicht zu. Jemand rettet ein Mädchen vom Tode des Ertrinkens und heirathet es dann — das ist z. B. der ganze Inhalt der Novelle „Pflichtgefühl". Aber wie hübsch, wie fein ist das erzählt! Am wenigsten spricht die erste Geschichte „Zwei Weihnachten" an, ein etwas verworrenes Sittenbild aus der Großstadt, wogegen die Novelle „Pflicht und Liebe" wirklich interessirt und fesselt. Eine etwas straffere Führung der Fabel möchten wir Friedmann für die Folgezeit wohl noch wünschen. T—n.

* * *

Lieder und Gedichte von Konimor. Wien, L. Rosner.

Ein Bändchen ansprechender Poesien, das Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Da man sich auf dem Gebiete der Liebeslyrik längst daran gewöhnt hat, an die Originalität des Autors keine besonderen Ansprüche zu stellen, so berührt es um so wohlthuender, gelegentlich einmal eigenen Gedanken zu begegnen. Die Form läßt wenig zu wünschen übrig. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Paedag. Ostrau (Ostrowo)
b. Filehne. Pensionat, gegr. 1850. Septima bis Prima (Gymn. u. Real). Berechtigung z. einj. Dienst. Betheiligung von nah u. fern. Gute Aufsicht. Sichere Erfolge. Prosp. u. Ref. gratis.

Georg Weiss, Verlag in **Heidelberg.**

Die Positive Philosophie
von
Aug. Comte
im Auszuge von Jules Rig.
Uebersetzt von **J. H. von Kirchmann.**
Zwei Bände. — Preis 17 Mark.

Die Zonen des Geistes.
Aphorismen von
Moriz Jokai.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel.

Für Schriftsteller.
Eine Verlagsbuchhandlung mit Buchdruckerei in Leipzig erbietet sich zur Uebernahme von Commissionsverlag. Näheres sub **R. 2077** durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
August Reißmann, Dr. phil. **Die Hausmusik,** in ihrer Organisation u. kulturgeschichtlichen Bedeutung. 8. M. 6.—.

Georg Treu, Prof. Dr., Direktor der K. S. Antiken- u. Abguß-Sammlungen: Dresden, **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8. M. 1.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Von **Paul Heyse, Georg Ebers, Fr. v. Bodenstedt, G. Brandes, Jul. Große, Rob. Waldmüller, Hieronym. Lorm, E. A. König, R. Döhn, L. Laistner** u. A. als ein höchst bedeutendes Werk anerkannt:

Raskolnikow, Roman von **Dostojewskij.**

Nach der 4. Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel.
Verlag von W. Friedrich in Leipzig. 3 Bände. 10 M., gbd. 12 M. 50 ₰.

Georg Ebers schreibt: „Dieser Roman ist eine furchtbar schöne, gewaltige Dichtung. . . . Ich habe kaum etwas Ergreifenderes gelesen, als dieses furchtbare Buch, welches sich auf gemeinen Mord gründet, der doch nicht gemein ist, welches uns das Herzensbündniß eines Räubers mit einem gefallenen Mädchen vorführt, welches uns anmuthet wie eine reine, durch Hagelschlag beschädigte, weiße Blume. Mit fliegender Hand habe ich Seite um Seite gewendet, und als ich fertig war, athmete ich auf wie nach einer Wanderung über gähnende Abgründe. Dieses Werk, dieser Dichter sind groß und werth, daß man sie kennen lernt." **Paul Heyse** sagt: „Nun erst kann ich Ihnen danken, daß Sie mir dazu verholfen haben, dies höchst merkwürdige Buch kennen zu lernen, das in seiner Art vielleicht unerreicht dasteht, von einer psychologischen Kraft und Tiefe, wie sie selbst unter den Landsleuten des Verfassers sich selten finden wird." **Georg Brandes:** „Das Buch muß als ein Quellenwerk ersten Ranges für die Entstehungsgeschichte des modernen Rußland betrachtet werden." (N. fr. Pr.) — **Aehnliche Urtheile fällten die obengenannten Dichter und Schriftsteller.**

Wilh. Langhans' Geschichte der Musik
des 17., 18. und 19. Jahrhunderts
in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros.
Das Werk erscheint im Formate der Ambros'schen Musikgeschichte in zwei starken Bänden in circa 20 Lieferungen à M. 1.— netto.
Bisher erschien: Erster Band (in 8 Lieferungen à M. 1).
Geheftet M. 8.— n., Einbanddecke dazu M. 1.10 n. Elegant gebunden M. 9.50 n.
Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Das erste Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à M. 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig. Preis M. 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des ersten Heftes:
Zum Geleite.
Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. I.
Ein Bild aus dem Klosterleben Oesterreichs. Von A. Horawitz.
Ein Gesandtenmord im 17. Jahrhundert. Von M. Brosch.
Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. I.
Die Staatsmänner Amerikas. Von A. E. Schönbach.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/3 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Für ein hochinteressantes kleines Originalwerk von ca. 60 Octavdruckseiten, einzig dastehend in seiner Art, populär gehalten und der denkbar größten Verbreitung fähig, wird ein wohlrenommirter
Verleger gesucht.
Schöne, des Gegenstands würdige Herstellung und fachkundiger ausgedehntester Vertrieb werden als Hauptsache betrachtet, nicht das Honorar, da der Verfasser vermögend ist. Auf Wunsch wird auch jedes pekuniäre Risiko des Verlegers gänzlich ausgeschlossen. Fr. Off. unter **U. T. 918** an **Haasenstein & Vogler** in **Berlin, S.W.,** zur Weiterbeförderung erbeten.

Gratis und franco versenden:
Antiquarischer Anzeiger No. XII.
☞ Neueste Ankäufe. ☜
Katalog No. 185: **Linguistik.** 1392 Nummern.
☞ Allgem. u. vergleich. Sprachwissenschaft, Grammatik u. Literatur von 48 Sprachen, ausgenommen der germanischen.
Breslau, Schweidnitzer Strasse 16—18.
Schletter'sche Buchhandlung
Franck & Weigert.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 7. Berlin, den 16. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue Actiengesetz. Von A. Bodek. — Elsässer Deutsch-parlamentarisch. — **Literatur und Kunst:** Zur vergleichenden Mythologie. Von Th. Achelis. — Zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Von Georg Winter. — Memoiren eines Schwaben. Von Aliquis. — Bergnamen. Von Rudolf Kleinpaul. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Christus vor Pilatus von Michael Munkacsy. Von A. L. — Alexander Strakosch als Vorleser. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Das neue Actiengesetz.

Von A. Bodek.

Was ist ein Gründer? Die Antwort auf diese Frage lautete anders in der sogenannten Gründerzeit, anders in den darauf folgenden Jahren des Niederganges, der Enttäuschungen und der Gründerprocesse. Auch die letzteren haben oft eher dazu beigetragen, den Begriff, der allmählich einen bösen und gehässigen Beigeschmack erhalten hatte, zu verwirren, als ihn zu klären. Mit Spannung nahmen wir daher den neuen, jetzt dem Bundesrathe vorliegenden „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften" zur Hand, in der Hoffnung, hier endlich eine Klarstellung und scharfe Begrenzung des wichtigen, für eine Reform des Actienrechts grundlegenden Begriffes zu finden. Aber weder in dem Entwurf noch in der beigegebenen Begründung fanden wir eine directe und bündige Auskunft. Die Motive versichern zwar, daß das Gesetz die zum Schimpfwort gewordene Bezeichnung „Gründer" wieder zu Ehren bringen wolle. Aber sie lassen sich ebenso wenig näher über den Begriff aus, wie das Gesetz selbst, welches ihn nur beiläufig, in einer Parenthese, einführt und es uns überläßt, durch Deduction herauszufinden, wen es denn eigentlich als Gründer gelten lassen und den Actiengesellschaften wie dem Publicum und den Gerichten gegenüber als solche verantwortlich gemacht wissen will. Es heißt nämlich in Artikel 209, Absatz 1: „Der Inhalt des Gesellschaftsvertrages (Statut) muß durch mindestens fünf Actionäre (Gründer) in gerichtlicher oder notarieller Verhandlung festgestellt werden. In derselben ist zugleich der Betrag der von jedem Gründer übernommenen Actien anzugeben." Hieraus wie aus dem Zusammenhange der hierher gehörigen Vorschriften ist zu entnehmen, daß als Gründer diejenigen Actionäre gelten sollen, die sich unter Uebernahme von Actien an der amtlichen Feststellung des Gesellschaftsvertrages betheiligen, daß hierzu mindestens fünf Personen gehören, daß deren aber auch mehr sein können. Bei den ernsten Folgen, die der Entwurf unter Umständen an die Gründereigenschaft knüpft, hätte es wohl der Mühe verlohnt, diese Begriffsstimmung ausdrücklich in das Gesetz aufzunehmen. Ja noch mehr. Da der Fall sehr wohl denkbar ist, daß Jemand sich unter Uebernahme von Actien an der Feststellung der Statuten betheiligt, ohne wirklich zu den Urhebern des Unternehmens zu gehören und als solcher gelten zu wollen, so hätte als weiteres Erforderniß der Gründereigenschaft wohl auch noch die Vorschrift Platz finden können, daß die Betreffenden sich bei der begründenden Handlung selbst als Gründer zu bezeichnen haben. Betheiligung an der gerichtlichen oder notariellen Statutenerrichtung unter Uebernahme von Actien und Selbstdeclaration als Gründer — das also würden die Requisiten sein, die zu einer gesetzlichen Feststellung des folgenschweren Begriffes genügend, aber auch nur eben genügend und daher dringend erforderlich wären.

Die Lücke, die der Entwurf hier zeigt, ist um so auffälliger, als derselbe sich gerade in einem Theil seiner wichtigsten Bestimmungen auf dem Begriff des Gründers und der Gründung aufbaut und als die Bestimmungen, die er in dieser Beziehung vorsieht, sich sonst durch große Schärfe und streng logische Gliederung auszeichnen. Auch im Uebrigen erscheint die Vorlage — es sei dies hier gleich vorweg anerkannt — vom Standpunkte der juristischen Technik als eine vortreffliche Arbeit, als ein Cabinetsstück formeller Gesetzgebungskunst, was freilich über ihre praktische Brauchbarkeit, ihren wirthschafts- und socialpolitischen Werth noch nicht entscheidet.

Die Bestimmungen über die Gründung der Actiengesellschaft bilden anscheinend ein reiches Arsenal von Waffen zum Schutze der Actionäre und des Publicums gegen böswillige oder fahrlässige Gründer. Schade nur, daß auch gar manche zweischneidige Waffe darunter ist. Um nur einige Punkte herauszugreifen, so sind zunächst die Vorschriften über die Prüfung im Gründungsverfahren nicht ohne schwere Bedenken. Die Prüfung soll, statt der im Vorstand und Aufsichtsrath sitzenden Gründer oder sonstwie Interessirten, durch Stellvertreter vorgenommen werden. Bei der Simultangründung, an der sich nur Gründer betheiligen, fällt nun aber auch die Wahl der Stellvertreter lediglich den Gründern zu. Diese werden sich hüten, zu Stellvertretern andere Personen zu ernennen, als solche, denen sie unbedingt vertrauen oder die von ihnen abhängig sind. Die Prüfung wird hier zur reinen Farce. Das Publicum glaubt es mit zwei verschiedenen Gruppen zu thun zu haben, von denen die eine die andere unbefangen controlirt. In Wahrheit ist es nur eine Gruppe, die nur zum Schein in zwei Hälften zerfällt: in offene Gründer und — in maskirte. Aehnlich steht es mit den Successivgründungen, wo die von Gründern herangezogenen, bei dem Unternehmen interessirten Zeichner, aus deren Kreisen dann die Prüfung zu erfolgen hätte, gleichfalls in den meisten Fällen nicht in der Lage sein werden, ein unabhängiges und unbefangenes Urtheil abzugeben. Die Sicherung des Publicums, die der Entwurf anstrebt, schlägt in beiden Fällen thatsächlich in das Gegentheil um.

Ein anderer wunder Punkt ist die Generalversammlung unter Leitung des Gerichts. Die Mitwirkung des Richters wird die Einhaltung der gesetzlichen Formen sicher stellen, wird unter Umständen auch den außerhalb des Gründerkreises stehen-

den Zeichnern in ihren Bedenken und Einwänden einige Stütze bieten können. Seine Einwirkung auf den Gang der Verhandlung wird aber immer nur eine formelle sein, abgesehen davon, daß die zur Generalversammlung Erscheinenden meist schon vorher mit der Gründung und den Gründern einverstanden sein werden. Wie sieht sich das Ding aber von Weitem an? „Das Gericht ist dabei gewesen und hat die Sache sanctionirt; also muß doch Alles gut und solid hergegangen sein." Das Publicum, das vor Schaden gesichert werden soll, wird dadurch vielmehr in Sicherheit gewiegt und vielleicht erst recht zu Schaden gebracht.*)

Das ist überhaupt ein Grundzug und eine durchgehende Schwäche des Entwurfs, daß er den Spielraum der Actiengesellschaften, ihrer Gründer und Leiter durch schärfere Controle und Verantwortung einengen und so das Publicum schützen will, daß er aber eben durch solche Bevormundung die bisher rege gewesene Wachsamkeit einschläfert, die selbstständige Prüfung lähmt. Auch hier soll an die Stelle der Selbsthilfe die Staatshilfe treten; aber auch hier und gerade hier ist sie vom Uebel. Sagen doch die Motive selbst: „Hier, auf dem Gebiete rein materieller Interessen, wo Gewinnsucht und Leichtgläubigkeit zusammentreffen, vermag das Gesetz noch weniger als die Sitte zu helfen.... Gegen Täuschung und Irrthum, Illusion und Leichtsinn muß wesentlich die eigene Sorgsamkeit der Betheiligten sichern." Wäre hiernach nur auch im Entwurf verfahren worden! Die Reformbedürftigkeit des bestehenden Actienrechts wird wohl allseitig zugegeben werden; aber auch seine ärgsten Gegner werden wohl nicht behaupten wollen, daß die Ausschreitungen der letzten Gründerära lediglich oder auch nur vornehmlich durch die Gesetzgebung verschuldet seien und daß bei einem Wiedererwachen der damals mächtig emporgeschossenen Unternehmungslust weitere Ausschreitungen durch veränderte gesetzliche Bestimmungen hintangehalten werden könnten. Haben wir doch soeben gesehen, daß manche der vorgeschlagenen Neuerungen eintretenden Falls sogar den entgegengesetzten Erfolg haben würden!

Aber nicht nur vom Standpunkte des Publicums, sondern auch von dem des Handelsstandes selbst, und gerade seiner gesunden und achtbaren Elemente, müssen diese Vorschläge lebhafte Bedenken erregen, denen in zahlreichen Gutachten von Handelskammern und angesehenen Vertretern des Handelsstandes bereits unverhohlen Ausdruck gegeben ist. Mit begreiflichem Unmuth empfindet man in diesen Kreisen das tiefe Mißtrauen, welches die bereits erwähnten Bestimmungen über den Act der Gründung und deren Prüfung durch Unbetheiligte, namentlich aber auch diejenigen über die Verantwortlichkeit der Gründer dictirt hat. Diese soll sich erstrecken auf die Richtigkeit und Vollständigkeit ihrer Angaben über Zeichnungen und Einzahlungen, Einlagen, Uebernahmen oder Vergütungen, für deren Ersatz die Gründer, wenn sich Lücken oder Verschleierungen herausstellen, solidarisch zu haften haben. Eines Beweises bedarf es aber in solchen Fällen den Gründern gegenüber nicht; vielmehr müssen diese, wenn sie sich von ihrer Verantwortlichkeit befreien wollen, selbst den Nachweis führen, daß sie es an der nöthigen Sorgfalt nicht haben fehlen lassen. Die Gründer sollen der Gesellschaft aber ferner auf Schadenersatz solidarisch haften, wenn diese durch Einlagen oder Uebernahmen böslich geschädigt ist. „Böswillige Schädigung", darunter kann leicht auch eine solche verstanden werden, die nicht etwa durch betrügerische Handlungen, sondern durch irgend ein Versehen bei der Gründung entstanden ist. Ja, die Verantwortung für böswillige Schädigungen schließt in der Allgemeinheit, wie sie im Entwurf vorgesehen ist, „die Gefahr nicht aus, daß man aus einer bloßen späteren Minderschätzung des Vermögensstücks unter Ignorirung der zur Zeit der Gründung berechtigten Hoffnungen die Böswilligkeit folgert".*) Diese Bestimmung ist daher in den zunächst betheiligten und sachverständigen Kreisen mit Recht auf scharfe Anfechtung gestoßen.

Dasselbe Mißtrauen, das in den Bestimmungen über Gründung und Gründerverantwortlichkeit waltet, durchzieht auch den anderen Haupttheil des Entwurfs, der sich mit der Verwaltung der ins Leben getretenen Gesellschaft, mit den Functionen ihrer Organe — des Vorstandes, des Aufsichtsrathes und der Generalversammlung — beschäftigt. Durchaus anzuerkennen ist zwar das Bestreben, diese Organe sicherer und klarer als bisher gegen einander abzugrenzen, ihre Functionen durchsichtiger zu gestalten und schärfer zu präcisiren. Die Einwände, die von A. Delbrück, Präsidenten des Deutschen Handelstages, gegen die Vorlage erhoben werden, scheinen uns hier mehrfach über das Ziel hinauszuschießen. Die vom Entwurf angenommene Souverainetät der Generalversammlung, aus der ja Vorstand und Aufsichtsrath als verwaltende und controlirende Behörde erst hervorgehen, ist im Princip nur zu billigen. Aus diesem Princip folgen gewisse Minimalrechte, die der Entwurf der Generalversammlung gegenüber der Leitung der Gesellschaft unter allen Umständen vorbehalten wissen will. Ohne Zustimmung der Generalversammlung soll — mit absolutem Ausschluß gegentheiliger statutarischer Bestimmungen — keine Abänderung des Statuts, keine Erhöhung des Grundkapitals zulässig sein. Gegen diese Bestimmungen wird sich etwas Erhebliches ebenso wenig einwenden lassen wie gegen die anderen, welche die Verhütung der völligen Vermischung von Executive und Controle bezwecken und daher anordnen, daß Aufsichtsrathsmitglieder nicht zugleich Mitglieder des Vorstandes oder Gesellschaftsbeamte sein und daß ausscheidende Vorstandsmitglieder nicht vor Entlastung in den Aufsichtsrath gewählt werden dürfen.

Bedenklicher ist es schon, wenn dem Aufsichtsrath, für den Fall des Ausscheidens eines Mitgliedes im Laufe des Geschäftsjahres, die Möglichkeit der Ergänzung durch Selbstzuwahl abgeschnitten wird — eine Maßregel, die zu Gunsten des Princips der Souverainetät der Generalversammlung die Forderungen der Praxis vernachlässigt und die Geschäftsführung ohne Noth erschwert. Eine nicht minder bedenkliche Consequenz dieses Princips ist die jederzeitige Absetzbarkeit der Aufsichtsrathsmitglieder (noch vor Ablauf der Wahlzeit) durch die Generalversammlung. Der Entwurf geht von der principiell richtigen Ansicht aus, daß der Mehrheit der Actionäre ein Aufsichtsrath, der nicht mehr ihr Vertrauen genießt, nicht aufgezwungen werden dürfe. Ist es aber nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß sich an Stelle der wirklichen Mehrheit irgend eine zufällige, künstlich zusammengetrommelte Mehrheit einer Generalversammlung vordrängt, daß diese im Dienste einer der Gesellschaft und deren Leitung feindlichen Clique den Aufsichtsrath durch Ueberrumpelung beseitigt? Da es sich hier um ein leitendes und festes Element in dem fortwährend fließenden und wechselnden Treiben der Actiengesellschaft handelt, um diejenige Körperschaft, von deren Zusammensetzung das Schicksal und Gedeihen der Gesellschaft zumeist abhängt, so sollte man nicht so leicht damit umspringen. Mindestens sollte zur vorzeitigen Absetzung des Aufsichtsrathes oder eines seiner Mitglieder nicht nur die einfache Mehrheit, mit der der Entwurf sich begnügt, sondern eine besonders verstärkte (etwa Dreiviertel-) Mehrheit erforderlich sein. Der Entwurf will die Actionäre und die von ihnen eingeschossenen Kapitalien schützen. Gut; aber er verfährt hierbei doch gar zu einseitig. Man darf nicht vergessen, daß es nicht das todte Kapital ist, welches die Actiengesellschaft ausmacht, sondern dessen Verbindung zu ge-

*) Selbst Stimmen, die sich im Großen und Ganzen sehr freundlich zum Entwurf stellen, können über diesen und ähnliche Punkte nicht hinwegkommen. Auch ein so hervorragender Kenner des Handelsrechts wie Reichsgerichtsrath Dr. Wiener, der in seiner Schrift „Der Actiengesetz-Entwurf. Betrachtungen und Vorschläge" (Leipzig, Veit & Comp., 1844) völlig auf dem Boden der Vorlage steht, verwirft entschieden die betreffenden Bestimmungen und will den Prüfungsapparat des Entwurfs durch einen eingehenden Bericht der Gründer selbst mit obligatorischem, verpflichtendem Inhalt ersetzt wissen. (S. 24 fg.) Inwiefern der beachtenswerthe Vorschlag praktisch durchschlagend ist und ob er sich namentlich so ohne Weiteres in das Gefüge des Entwurfs einschieben läßt, sei hier dahin gestellt.

*) Wiener, in der angef. Schrift S. 26.

meinsamem Zweck und unter gemeinsamer Leitung; erst hierdurch erhält das Rohmaterial des Kapitals Form und Gepräge, wird es fähig zur Erfüllung größerer und höherer Aufgaben und gelangt es auch vom geschäftlichen Standpunkt aus zur rechten Verwerthung. Es liegt daher im Interesse der Actionäre selbst, daß die Leitung, in der die gemeinsamen Interessen sich sammeln, nicht in jedem Augenblick den Launen und Ueberfällen einer Zufallsmajorität preisgegeben sei.

Was die Verantwortlichkeit der leitenden Organe betrifft, so ist auch diese im Entwurf erheblich verschärft; zugleich ist aber auch hier wieder die Beweislast in gehässiger und unbilliger Weise verschoben. Die Verantwortlichkeit bezieht sich wiederum auf die Prüfung der Zeichnungen und Einzahlungen, der gewährten Vergütungen, Entschädigungen und Belohnungen. Im Streitfalle haben Vorstand und Aufsichtsrath oder die in Anspruch genommenen Mitglieder derselben zu beweisen, „daß sie die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes angewandt haben". Von vornherein also gelten sie als unordentliche Geschäftsleute, und sie bleiben in dieser Kategorie, so lange der Nachweis aussteht; gelingt er ihnen nicht, so haben sie für den Riß zu stehen. Auf die Ungerechtigkeit und Härte der dieser Bestimmung zu Grunde liegenden Auffassung, auf ihre moralischen und unpraktischen Unzuträglichkeiten haben wir schon oben hingewiesen. Gründer und Leiter von Actiengesellschaften werden in dieser Beziehung gewissermaßen zu Bürgern zweiter Klasse degradirt; sie gelten im Zweifel, bis sie das Gegentheil nachweisen, als verdächtige Leute, die das Gesetz durch Ausnahmebestimmungen zeichnen, durch besondere Cautelen im Zaume halten zu müssen glaubt.

Nicht minder abnorm sind die gleichfalls aus der trüben Quelle des Mißtrauens herfließenden Bestimmungen zum Schutze der Minderheiten, denen gewisse Ansprüche und Rechte beigelegt werden, wie sie sonst wohl nirgends vorkommen. Actionäre im Betrage von einem Zwanzigstel des Grundkapitals sollen das Recht haben, jederzeit die Berufung einer Generalversammlung, die Ankündigung bestimmter Gegenstände zur Beschlußfassung in derselben, die Vertagung der Verhandlung der Generalversammlung über die Bilanz und die Bestellung von Revisoren durch das Gericht zu verlangen. Actionäre im Betrage des zehnten Theils des Actienkapitals haben das Recht, wegen etwaiger Unredlichkeiten, Gesetz- und Statutwidrigkeiten eine gerichtliche Prüfung zu fordern. Eine größere Minderheit, in Höhe des fünften Theiles des Actienkapitals, kann Ersatzansprüche gegen aus der Gründung verpflichtete Personen und gegen Gesellschaftsorgane erheben und dem Gericht diejenigen bezeichnen, die sie zu Bevollmächtigten für die Proceßführung betraut wissen will.

Daß Zufallsminoritäten durch Zufallsmajoritäten in der Generalversammlung überrumpelt werden können, haben wir vorhin gelegentlich selbst angedeutet. Daß also die Minorität, gerade im Interesse der Gesammtheit, für gewisse Fälle des Schutzes bedarf, ist zuzugeben. Dieser Zweck könnte aber wohl durch weit einfachere, natürlichere und harmlosere Mittel erreicht werden, als diejenigen sind, die der Entwurf vorschreibt. Nach einem Vorschlage, der aus den betheiligten Kreisen selbst kommt, könnte man eine kleine Minorität mit dem Recht ausstatten, die Ausführung eines auf der Generalversammlung gefaßten Beschlusses zu verhindern, eine vorgenommene Wahl zu beanstanden durch den Antrag, daß in einer kurz zu bemessenden Frist eine neue Generalversammlung berufen werde, um endgiltig über die beanstandeten Beschlüsse oder Wahlen zu entscheiden. Sehr häufig würden sich auf diese Weise die Folgen leichtfertiger Zufallsbeschlüsse oder intriganter Coterienstreiche von der Gesellschaft abwenden lassen, ohne daß gleich nach der Polizei und dem Gericht geschrieen, der Credit des Unternehmers und der Ruf der dabei Betheiligten untergraben zu werden braucht. Daß Letzteres nicht selten der Zweck, fast immer aber die Folge der vom Entwurf vorgesehenen Maßregeln sein wird, leuchtet ein. Alles Schlechte, was man der Majorität einer Generalversammlung zutrauen kann, gilt mit noch viel größerem Recht von einer mit besonderen Befugnissen ausgestatteten Minorität.

Fassen wir den Entwurf als Ganzes ins Auge, so kennzeichnet er sich durch den Zug des Mißtrauens, der als rother Faden hindurchgeht, als ein Niederschlag jener Stimmungen, die aus der den Gründerjahren folgenden Zeit des Unbehagens noch immer fortwirken. Die Verfasser des Entwurfs sehen offenbar die Actiengesellschaften, die ohne Gründer und Gründungen nun einmal nicht ins Leben treten können, als ein Uebel an, im günstigsten Falle als ein nothwendiges Uebel, das in möglichst engen Grenzen gehalten werden muß. Die Motive verhehlen nicht, daß „das Inkrafttreten des Gesetzes den Strom der Bildung von Actiengesellschaften zurückdrängen" werde, was „als eine ungünstige Folge nicht beklagt werden könnte". Wenn es bei dieser Zurückdrängung des Stromes nur darauf ankäme, alles Ueberflüssige und Schädliche auszuscheiden, Ausschreitungen und Mißbildungen zu verhüten, so wäre das ein Unternehmen, des Schweißes der Edlen werth. Und wenn die Vorlage das Problem, der gesunden Entwickelung des Actienwesens Raum zu schaffen durch Ausrodung der Schmarotzerpflanzen, auch nur annähernd löste, so würden wir gern die zahlreichen Schwächen in den Kauf nehmen. Das ist aber eben nicht gelungen, schon weil die Verfasser sich die Aufgaben gar nicht gestellt haben. Darum sind manche Vorschläge des Entwurfs wohl klug ersonnen und kunstgerecht gefaßt, während er in wesentlichen Punkten verfehlt ist. Die Actiengesellschaften sind nicht etwa eine schlimme, sondern eine heilsame Nothwendigkeit, mit der eine weise Gesetzgebung — so streng sie auch einzelne Auswüchse zu hindern und zu ahnden suchen muß — mit Lust und Liebe rechnen sollte. Nicht darauf kommt es an, die Kapitalisten mit einem Walle kleinlicher, übertriebener und darum schädlich wirkender Schutzmaßregeln zu umgeben; nicht darauf, die Gründung und Leitung von Actiengesellschaften zu erschweren, indem man gerade die tüchtigsten, einsichtigsten und gewissenhaftesten Kräfte davon abschreckt, sondern vielmehr darauf, die gerade in Deutschland so nothwendige Vereinigung kleinerer Kapitalien zu gemeinsamen großen Unternehmungen kräftig zu fördern, die Erwerbsthätigkeit zu ermuntern, den Wettbewerb anzuspornen. Will man die Actiengesellschaften „zurückdrängen", so werden sich die Rückschläge sehr bald auch auf anderen Gebieten unseres volkswirthschaftlichen Lebens, in der Production wie in der Consumtion, in den oberen wie in den unteren Klassen fühlbar machen. Hier ist auch ein Stück socialer Frage, deren Lösung ja unseren leitenden Kreisen, wie sie tagtäglich versichern, so sehr am Herzen liegt. Zu einer Lösung oder auch nur Beschwichtigung dieser drohenden Frage auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung ist aber das erste Erforderniß, daß man die Erwerbsthätigkeit frei lasse, stärke, beflügle. Die sociale Frage lösen wollen, indem man den Unternehmungsgeist in Fesseln schlägt, das heißt die Pferde hinter den Wagen spannen.

Elsässer Deutsch-parlamentarisch.

Bekanntlich sind die Mitglieder des elsaß-lothringischen Landesausschusses seit ungefähr Jahresfrist durch ein besonderes Gesetz verpflichtet worden, nicht mehr in französischer, sondern in deutscher Sprache zu verhandeln, was mehreren, die des Deutschen nicht vollkommen mächtig sind, einigermaßen schwer fällt. Im Zwange dieser Nothwendigkeit hat nun eines der bekanntesten Mitglieder des Landesausschusses, der Reichstagsabgeordnete Grad, zu dem originellen Auskunftsmittel gegriffen, im Elsässer Dialekt und zwar „Colmerer Ditsch" zu sprechen. In den stenographischen Berichten stehen Grads Reden hochdeutsch verzeichnet, seine Etatsrede von 1883 ist indessen jetzt, wortwörtlich, wie sie gesprochen worden, von dem Colmarer Dichter Mangold durchgesehen, im Druck erschienen und man muß gestehen, daß sie zu den amüsantesten Etatsreden gehört, welche jemals gehalten worden sind.

*

„Wel das G'setz uns zwengt en d'r ditsch Sproch die Verhandlunge vom Landesüsschuß ze halte, so bet' ich Sie mer z' erloiwe en unserm Elsässer Dialekt ze sprache, das heißt wie mer d'r Schnawel g'wachse=n=esch. So lang as m'r do, nawe d'r Tribüne, khe Phonograph ussstelle, wo jedes Wort mechanisch weder harget, em=e accent wie 's üs unserm Mül kommt, wel i garn d'r Versüech mache mini Red en Colmerer Ditsch, später fer Se Hochditsch z'ewersetze, ensofarn unseri Stenographe das was ich ze saje ha, net alles rechtig verstehn. G'weß hatte Se mich uf franzesch besser verstande, awer wie's em Liedle heißt:

Quand on n'a pas ce que l'on aime,
Il faut aimer ce que l'on a."

In dieser Mundart hat nun Grad die übliche Etatsrede gehalten und seine Kritik der Finanzlage des Landes gegeben, wobei er nicht umhin konnte, auch ein Wort für das Tabaksmonopol fallen zu lassen. Vielleicht fällt diese Befürwortung in solcher Form auf besseren Boden bei den deutschen Interessenten und Rauchern.

„Mini Herre!" sagte Grad, „M'r het min Frend und Kolleg, Baron Hügo Zorn vo Bulach un mer, vo mehreri Sitte har betteri Vorwerf g'macht, wel mer uns em Reichstaj fer d'Jfiehrung vom Reichstüwakmonopol üsg'sproche hann. Worum ham'r fer das Monopol g'stemmt? Einzig un elein um d'Entrasse vo Elsaß=Lothrenge z'ferdere. En de landwerthschaftlige Vereine haw i d'Wensch vo unsere Büre fer d'Jfiehrung vom Tüwakmonopol vernomme. En dare Maßregel ha'w i 's Mettel erbleckt unseri Landesschulde z'telge un d'r lidend Landwerthschaft z'halfe durch g'hörigi Üsfiehrung vo Verbesserungsarweite uf Koste vo d'r Staatskaß ohne Aforderunge an d'Stirpflechtigi . . . Jedefall war d'r Atheil fer Elsaß=Lothrenge üs 'm Ertraj vom Monopol uf nur 4 bes 5 Millione g'reng g'schätzt, un met 4 bes 5 Millione Mehrinahm kennte m'r d'Licenz=Stir abschaffe, unseri Schulde telge, d'öffetligi Arweite fer d'Förderung d'r Landwerthschaft und Handel en wenig Johr üsfiehre un züe Werkligkeit g'macht ohne en d'r Sack vo de Stirpflechtigi z'griffe; dann d'Üsgab fer Tüwak sahen die Consommatore net fer 'e Stir a. Met dam Mettel hatte mer üs unserm Elsaß e Landle g'macht, wie wenig unter d'r Sonn uf 'm Gottesardbode sen."

An einer anderen Stelle seiner originellen Rede hat Grad einen in neuester Zeit mehrfach erörterten Differenzpunkt zwischen der Regierung und der Verwaltung des Reichslandes gestreift, indem er sagte:

„Met Schmarz haw=i noh d'r letscht Red vom Herr Statthalter, Mantig Zowe, üs 'm Mul vom e Rothgawer d'r Regierung here miese: d'Regierung that besser, anstatt mit Melde z'herrsche, durch Üswisunge vo Notabilitäte üs alle Kreise das Land z'terrorisiere. O, rief ich en de ditsche Staatsmanner züe: Höre net uf die falschi Rothgawer! O, erwache net so besi Geister en unserm fredsame Land! Politisch netzlig, noch conservativ kenne darartigi Gedanke net werke. Danke vielmeh an Rüsland met sine Massenüswisunge no Siberie. Die hann d'r Nihilismus an ehrer Brust g'saigt. D'rüssisch Regierung het en grojsami Rothschläj g'foligt. Kaiser Alexander esch g'falle, en siner eigene Hoiptstadt en d'r Mette siner Kosake."

Es war wohl nicht nöthig, gleich auf Rußland zu exemplificiren. Im Uebrigen hat Grad Recht und mit ihm die elsaß=lothringische Regierung, welche suaviter in re beabsichtigt, was die Verwaltung zuweilen nur allzu fortiter in modo durch ihre zahlreichen Organe durchführt. Es ist lebhaft zu bedauern, daß aus den deutschen Beamtenkreisen in Elsaß=Lothringen aus engherzigen Interessen gegen ein Regierungssystem agitirt wird, welches allein im Stande ist, die friedliche Wiedergewinnung Elsaß=Lothringens zu bewirken. Elsaß=Lothringen ist keine Strafcolonie, wo die Beamten Alles und die Herren und die Bewohner Nichts und die Diener sind. Beide sollen gleichberechtigt und ebenbürtig nebeneinander leben und mit einander arbeiten, Jeder auf seinem Gebiete nach Pflicht und Können. Das wird zwar theoretisch allgemein anerkannt, praktisch aber nicht immer von untergeordneten Verwaltungsorganen, welche sich dünken, in ihrer Persönlichkeit das deutsche Reich zu repräsentiren und in dieser Eigenschaft, als Repräsentanten desselben, zu jeder Zeit wie Geßlers Hut auf der Stange respectirt zu werden. Wenn solche Elemente mit unhöflichen Autochthonen in unliebsame Berührung kommen, so haben Reich und Regierungssystem damit gar nichts zu thun; es sind das Privatangelegenheiten, die die Herren unter sich abmachen mögen — vor einem ordentlichen oder Ehrengericht, aber nicht in der Tagespresse zur Beunruhigung der öffentlichen Meinung.

Literatur und Kunst.

Zur vergleichenden Mythologie.

Von Th. Achelis.

Schon vor fast 30 Jahren schrieb Max Müller, als er den einseitig rationalistisch=historischen Standpunkt Grotes bekämpfte, folgende beherzigenswerthe Worte: „Denken wir der Zeiten, die einen Lykurgos und einen Solon erzeugen, die einen Areopag und die olympischen Spiele gründen konnten, wie vermögen wir uns da vorzustellen, daß wenige Generationen vor jener Zeit die höchsten Begriffe von der Gottheit bei den Griechen genau durch die Geschichte von der Verstümmelung des Uranos durch Kronos wiedergegeben wurden, von Kronos, der seine Kinder frißt, einen Stein verschluckt und seine ganze Nachkommenschaft lebendig ausspeiet? Bei den niedrigsten Stämmen Asiens und Amerikas finden wir schwerlich etwas Scheußlicheres und Empörenderes. Es hieße seine Augen verschließen vor den Schwierigkeiten, die uns ins Gesicht starren, wollte man mit Grote sagen, diese Mythologie sei eine Vergangenheit, die nie gegenwärtig gewesen; und es scheint Gotteslästerung, diese Fabeln der Heidenwelt als verderbte und mißdeutete Bruchstücke einer vor Zeiten dem gesammten Menschengeschlechte gewährten Offenbarung anzusehen, eine Ansicht, die so häufig von christlichen Geistlichen vertreten wird." (Essays II, 10.) „Sollte es," sagt der berühmte Gelehrte, „eine Periode temporären Wahnsinnes gegeben haben, die das Menschengeschlecht zu passiren hatte, und war dieser Wahnwitz genau derselbe im Süden Indiens und im Norden Islands? Man kann unmöglich annehmen, daß ein Volk, welches selbst in der Kindheit des Gedankens Männer wie Thales, Herakleitos und Pythagoras erzeugte, nur wenige Jahrhunderte vor der Zeit dieser Weisen aus leeren Schwätzern bestanden haben könnte." Seit jener Zeit ist das comperative Studium der Alterthumswissenschaft (hier in der weitesten Bedeutung genommen) unendlich ausgedehnter und auch exacter im Detail geworden, und dennoch tritt gelegentlich die verzopfte Gelehrsamkeit des klassischen Regimes wieder mit dem seltsamen Anspruch auf, alle Beziehungen, welche eben dem Rayon der gefeierten griechisch=römischen Bildung angehören, als autochthone Schöpfungen aufzufassen und sie nicht durch Wechselwirkung mit anderen, sprachgeschichtlich verwandten Elementen in ihrer erhabenen Originalität zu schädigen.

Auch das soeben erschienene Werk von F. W. L. Schwartz: „Prähistorisch=anthropologische Studien*) bedurfte noch mitunter einer kritischen Begründung bezüglich seiner wissenschaftlichen Methode. „Es ist nur aus der noch immer stellenweise festgehaltenen Abgeschlossenheit des Klassischen zu erklären, daß nachdem u. A. J. Grimm aus den „faden" Massen des deutschen Aberglaubens, dem „dummen Bauerngeschwätz", wie die Gebildeten in ihrem Unverständniß es früher zu bezeichnen beliebten, die deutsche Mythologie hat erstehen lassen, und nachdem ein Waitz in seiner Anthropologie den Horizont der Wissenschaft dahin erweitert hat, daß die unendlichste Mannichfaltigkeit vom Rohesten bis zum Idealsten, vom scheinbar Verrücktesten bis zum Verständigsten in Glauben, Sitte, Gewohnheit u. s. w. sich

*) Berlin 1884, W. Hertz.

als aus derselben Wurzel entsprossen — und nur nach den verschiedensten Verhältnissen und Zeitrichtungen sich entfaltend — ergibt: die klassische Welt für Manchen noch immer, unberührt von all diesem, als „eine Welt für sich" dastehen soll, die auch in ihren Anfängen nur ideell gewesen und nur in exclusiver Weise in ihren Ursprüngen so gefaßt werden dürfe: eine Vorstellung, über die selbst ein Schelling s. Z. schon den Stab brach, wenn er sagte: Schaal und leer ist jede Bewunderung des Homer, die nicht dunkel das Gefühl der in jenen Gestalten zu bewundernden Vergangenheit zu Grunde liegen hat. Diesen Hintergrund aber zu finden, und so die griechische Vorzeit den rohen Entwicklungsstufen der anderen Menschheit anzureihen und dann die homerische Welt aus ihm organisch in ihrem Glanz entstehen zu lassen, das ist die Aufgabe, welche die Wissenschaft heutzutage stellt." (S. 404.) Ja Schwartz muß es sich mit Anderen gefallen lassen, daß ihm die willkürlichste Zusammenstellung der Sagen zugemuthet wird; die „tollsten Ausgeburten der Allegoriensucht, die auf offenbaren Küstererfindungen beruhenden Tempellegenden, die absurdesten Klügeleien grammatischen Witzes und Aberwitzes werden als Zeugnisse für die nachzuweisenden Grundbedeutungen der Mythen nicht verschmäht", während dem gegenüber Homer und Hesiod völlig in „Mißcredit" gerathen sind. Wie gewöhnlich bei solchen Angriffen allgemeiner Natur, mehr Rhetorik als Logik; gerade an einem gemeinsamen Beispiel in orphischer, römischer und skandinavischer Ueberlieferung (die Verwandlung des höchsten Gottes in eine Schlange, die sich den Liebesgenuß zu verschaffen weiß) erweist der Autor die völlige Haltlosigkeit jener Invectiven und führt trotz verschiedener Abweichungen diese Sage auf einen bei dem indogermanischen Volke vielfach auftretenden alten, rohen Glaubenssatz zurück, „nach welchem man" wie dies besonders im deutschen Mahrtenglauben am einfachsten hervortritt — in der, der Welt Beängstigung bringenden Gewitterwolke ein Wesen erblickte, welches sich auf der Sonne lagert, indem nach der Version der Mythen der Sturmesgott in Gestalt des sich schlängelnden Blitzes zur Befruchtung derselben, welche man nach anderen Vorstellungen im Gewitter sich vollziehend wähnte, in den Wolkenberg hineinschlüpft." (S. 255.) Durchschlagend aber ist der Standpunkt, den die vergleichende Mythologie überhaupt Homer zuweist; während die gewöhnliche Anschauung den letzten Abschluß volksthümlichen Empfindens in der homerischen Welt findet und, von einzelnen Momenten abgesehen, diese als terminus a quo behandelt, hebt Schwartz mit Recht die unleugbare Thatsache hervor, daß uns hier nur eine Redaction des unendlich weitverzweigten griechischen Sagencomplexes vorliegt, die allerdings vielfach die charakteristischen Züge früheren Glaubens und Fühlens bewahrt hat, häufig aber auch auf eine anderweitige Ergänzung gebieterisch hinweist. „Haben gleich den Griechen die homerischen Lieder als Kanon ihrer Vergangenheit überhaupt gegolten, weil in diesem mit göttlichem Glanze umgebenen, einzig dastehenden Zeugniß der alten Zeit sich die ganze Vorgeschichte Griechenlands zu concentriren schien, so sind sie darum vor der Wissenschaft doch noch nicht der alleinige Zeuge der griechischen Vorzeit, sondern nur das Spiegelbild dessen, was man das homerische Zeitalter nennt. Wie die kyklopischen Mauern, die Homer zufällig nicht erwähnt, doch jenseits seiner Zeit liegen, so ist im griechischen Volksleben unendlich viel, bald hier, bald dort in Sagen und Gebräuchen sowie Gewohnheiten des täglichen Lebens haften geblieben von der Urzeit. Da gilt es aus diesen über ganz Griechenland zerstreuten Trümmern im Anschluß an jenes älteste, aber eben in gewisser Hinsicht einseitige Zeugniß ein Gesammtbild von der Entwicklung des griechischen Volksthumes überhaupt zu schaffen, in dem, wie jedes Einzelne zu seinem Rechte kommt, so auch Homer eine besonders bedeutsame Stelle finden wird." (S. 327.) So erwächst eine ursprüngliche volksthümliche Basis, die über die homerische Auffassung weit hinausgreift, ein prähistorisches Erbtheil, das seinen alterthümlichen Charakter schon durch die entsprechenden Beziehungen mit anderen stammesverwandten Völkern unwidersprechlich documentirt; die eigentliche sinnliche, realistische Bedeutung, die crasse Rohheit des Naturmenschen (wie sie im Phallus uns sich zeigt), das Gespenstisch-Dämonische ist vielfach zu einer freieren, abstracteren poetischen Form umgewandelt und veredelt, so daß nur dem kundigen Auge die relevanten Elemente (häufig in Gestalt scheinbar unverständlicher Residuen erhalten) die Ansatzpunkte für die ganze vorausgegangene Entwicklung dieser Vorstellungen bieten. Schwartz erläutert diesen Punkt in Bezug auf die in das frühzeitig cultivirte Kleinasien eingewanderten griechischen Stämme in folgender Weise: „Die kleinasiatischen mythischen Traditionen . . ., auf denen Homer erwuchs, verhalten sich zu denen des Mutterlandes ähnlich wie die isländischen Edden zu den mehr lokalen Traditionen der norwegischen Heimat. Sie sind gleichsam von ihrer alten Geburtsstätte und den dort an sie sich knüpfenden Beziehungen gelöst, in einem universelleren Geist wiedergeboren und haben damit gleich schon von Anfang an eine allgemeinere, ideellere Richtung erhalten; der elementare Aberglaube, die ganze Fülle der niederen Mythologie, wie sie die alten Normannen ebenso wie die alten Griechen in reichem Maße hatten, und die noch heutzutage in den resp. Mutterländern, wenn auch im Laufe der dazwischen liegenden Jahrtausende verkümmert und übertüncht, doch in allgemeineren Anschauungen und Traditionen noch zum Theil fortlebt, ist bei jenen Wanderungen nicht mit eingezogen in die neuen, reich sich entfaltenden kleinasiatischen Culturstätten und in das Reich der Poesie, die fortan für das entwickeltere Volksleben die Trägerin des Göttlichen wie der Heldensage wurde." (S. 400.) Aehnlich hat schon Kuhn auf die in den Prosaikern erhaltenen Rudimente des alten griechischen Volksglaubens hingewiesen, durch deren vorsichtige Combination (mit Anlehnung selbstverständlich an andere sprachverwandte Analogien) eine Reconstruction der griechischen Urzeit zu ermöglichen sei.

Diese psychologisch-genetische Herleitung des ästhetisch Anmuthigen und Harmonischen aus ursprünglich roheren und nur für einen kleinen lokalen Bezirk gültigen Anschauungen, wie sie eben an den homerischen Gedichten geschildert wurde, hat der Verfasser auch an anderen Sagenkreisen, z. B. den deutschen, zur Anwendung gebracht und schließlich, wie sich nicht anders erwarten läßt, zu einem leitenden Grundsatz der ganzen mythologischen Forschung erhoben. Bekanntlich hat bereits Grimm mit Nachdruck die Bedeutsamkeit der (häufig freilich nur fragmentarisch) in den niederen Schichten unseres Volkes fortlebenden religiösen und mythischen Vorstellungen betont, die durch die nivellirende Macht des Christenthums in immer bescheidenere Sphären herabgedrängt wurden. Diese nun, verhältnißmäßig noch frei von poetischer Idealisirung, erweisen sich durch den unmittelbaren Anschluß an die elementaren Vorgänge in der Natur als die ursprünglichen Factoren des Volksbewußtseins. „Bei genauerer Betrachtung des Stoffes von diesem Gesichtspunkte aus können wir . . . trotz manches Lückenhaften gerade in diesen Kreisen die Wesen noch deutlich in ihrem Uebergang von dem an eine bestimmte Naturerscheinung gebundenen Zustande in die freier und somit edler göttlicher Wesen, auf die der Mensch dann alles Gute und Schöne seiner eigenen Natur häuft, verfolgen. Dieser Fortschritt vom Naturwesen zum Gott . . . tritt besonders hervor in dem Verhältniß des Volksgedankens, wenn er die Gestalten noch unmittelbar wirkend in der Natnr vorstellt, gegenüber dem Cultus, wo diese Beziehung zurücktritt, der Charakter sich verallgemeinert. Die Sagen, oder besser gesagt die Mythen, bilden die Brücke zwischen beiden; sie sind gleichsam Variationen auf den Volksglauben, sie zeigen uns, wie auch in anderen Mythologien, die Naturmächte in dem mannichfachen Wechsel der Naturerscheinungen, denen sie angehören, thätig sowohl als leidend, und wie sich so endlich die Person des Gottes als etwas Bleibendes für den Cultus herausbildet." (S. 7.) So erwuchs aus ursprünglich engbegrenzten lokalisirten Typen die Fülle mächtiger, ethisch gedachter göttlicher Persönlichkeiten, bis sie dann durch die absorbirende Wirksamkeit christlicher Ideen und klerikalen Fanatismus bis zu undeutlichen Schattenbildern verblaßten.

In diesen Proceß greift aber noch ein anderes Element sehr

kräftig ein, nämlich die Umbildung des elementar Psychischen nach der historischen Seite hin; die mannichfachen geschichtlichen Erlebnisse wurden das Material, aus dem die dichtende Volksphantasie gleichsam Scenerie und Kostüm für ihre Lieblingsgestalten schuf. Daher nicht nur der stehende Zug von der Anknüpfung berühmter Geschlechter aus göttlichem Ursprunge, sondern die verblüffende Rücksichtslosigkeit, mit der die Sage, unbekümmert um Anachronismen, bald diesem, bald jenem Helden einen bedeutsamen mythischen Zug anpaßt. Schwartz führt für diese lebendige Fortsetzung der Vorstellungen in der preußischen Geschichte namentlich den großen Kurfürsten und den alten Fritz an, und stellt schließlich als maßgebenden Grundsatz auf, daß die Mythologie dem Leben gleichsam nachrückt und sich so äußerlich erneuert, wodurch auch die ganze Sagenmasse immer einen neuen Anstrich bekommt. (S. 9.) Dieser historische Niederschlag läßt sich selbstredend weit über die Verhältnisse der eigentlich geschichtlichen Zeit zurückverfolgen in eine Ferne, die jeglicher mündlichen oder gar schriftlichen Tradition entrückt ist; nur in dunkelen, schwer erkennbaren Zügen reden diese Bilder von den wechselvollen Entwicklungsstadien eines Volkes, dem vielleicht nie der Gebrauch der Schrift bekannt geworden ist. Weil aber eben diese mythologischen Gestalten die eigene Vergangenheit des schöpferischen Volksgeistes nach seiner ganzen materiellen und ideellen Seite hin enthalten, so ist es einleuchtend, daß mit dem Wechsel der äußeren Verhältnisse und dem Schwanken des geistigen Niveaus auch Form und Entfaltung dieser Bilder sich stetig ändert; je weiter man, sagt daher Schwartz, in der mythologischen Schöpfung zurückgreift, desto weniger hat man das zu erwarten, was man gewöhnlich System nennt, ein Irrthum, der bis jetzt so viel in der Forschung verdorben. Ja selbst innerhalb der Traditionen, die wir in Anlehnung an die Natur als die Grundlagen der Mythologie nachweisen, kann uns die größte Mannichfaltigkeit in der Auffassung derselben Erscheinungen nicht auffallen; denn abgesehen davon, daß dieselben Erscheinungen selbst für das Auge, das eben nur das Aeußere auffaßt, höchst mannichfach sind, bildeten jene Traditionen eine Masse, die wie die Sprache vom ganzen Volke getragen wurde, wo jeder seinen Gedanken und dem Glauben, der ihm der wahrscheinlichste dünkte, folgte . . . bis dann in den einzelnen Familien, in den einzelnen Volkskreisen gewisse Vorstellungen sich consolidirten und allgemeine Geltung erlangten, bis auch sie von neuen Anschauungen, die sich bei erweitertem Leben, bei erweiterter Beobachtung gebildet hatten, verdrängt wurden, aber erst, nachdem sie während ihres Lebens mythische Massen gleichsam abgelagert hatten. (S. 64.) Diese Schichtung der Conceptionen, den civilisatorischen Entwicklungsgang des Volkes aus den rohesten Anfängen repräsentirend, bietet innerhalb ihrer einzelnen Stadien die größte Mannichfaltigkeit, die häufig sehr schwer als Manifestationen ein und desselben, allerdings fortschreitenden ethnischen Organismus sich begreifen lassen. Daher trotz vielfacher Uebereinstimmung in den ursprünglichen Zügen der elementaren Naturgestalten z. B. des indogermanischen Volkes so scharfe Differenzen im Einzelnen, daher auch die klaffenden logischen Widersprüche, welche eine wohlgeordnete systematische Gliederung der Götterwelt nach allen Seiten hin immer und immer wieder vereiteln. Aber desto gefährlicher und verderblicher ist es, mit unseren geschulten Begriffsformen eine totale Revolution auf Kosten der Wahrheit anstellen zu wollen, lediglich um doch eine dialektisch in sich zusammenhängende Kette von Ideen hervorzubringen.

Eine andere hiermit zusammenhängende und gleichfalls nicht immer vermiedene Versuchung ist es, diesen Erscheinungen gegenüber dem eigenen sittlichen Standpunkt als entscheidendem Kriterium zu folgen und die im unendlichen Laufe der Entwicklung allmählich erzeugten Gefühle und Empfindungen als die ganz selbstverständlichen und allgemein gültigen Güter der menschlichen Existenz anzusehen. Die Ethnologie hat in Verbindung mit ihren Hülfswissenschaften genügend diesen Irrthum einer platonisch absolutistischen Moral widerlegt und dagegen durch unleugbare Thatsachen gezeigt, daß vielmehr auf sittlichem Gebiet so gut wie in allen anderen Sphären ein langsamer, durch vielfache Rückfälle unterbrochener und mit den seltsamsten Widersprüchen (für unsere Anschauung) versehener Proceß von den rohesten und moralisch empörendsten Anfängen bis auf die Summe derjenigen ethischen Anschauungen gewirkt hat, welche wir jetzt einmal als unverbrüchliches Erbtheil der menschlichen Natur an und für sich schon zu betrachten gewohnt sind. Da aber diese sittlichen Gefühle nicht haltlos in der Luft schweben, sondern organisch aus dem ganzen socialen und politischen Complex des Volkslebens erwachsen, so unterliegen sie damit einer stetigen Aenderung, die sich nicht nach etwaigen apriorischen Motiven vollzieht, sondern eben durch die ganz unvermeidliche Rückbeziehung auf den realen Boden ihrer Existenzbedingungen. Es bedarf hier nur kurzer Erinnerung an die Wandelung der Ansichten, welche die Menschheit in Betreff der Ehe, der Behandlung der Eltern durch ihre Kinder und des Werthes der menschlichen Persönlichkeit überhaupt durchgemacht hat, um diese auch auf mythologischem Gebiet sich bewährende Wahrheit zu veranschaulichen. Deshalb weist Schwarz mit Recht zunächst auf das sorgfältige Studium der Gebräuche hin, weil in ihnen die ersten sittlichen Gefühle zur Geltung gelangen. „In ihnen entwickelt sich langsam, inmitten aller Wildheit und Rohheit leidenschaftlicher Naturzustände, zunächst innerhalb der einzelnen Volksstämme diejenige Art des menschlichen Denkens, welche vom civilisirten Standpunkte aus man nur zu leicht geneigt ist, als etwas allgemein Menschliches von vorne herein anzunehmen." (S. 113.) — Auch wer nicht überall den Standpunkt des Verfassers theilt, kann jedenfalls auf anregenden Genuß aus der Lectüre des Werkes rechnen.

Zur Charakteristik Friedrichs des Großen.

Von Georg Winter.

Wenn dereinst eine unparteiische, von den Sympathien und Antipathien des Tageskampfes der Meinungen unberührte Geschichtschreibung den Versuch machen wird, ein unbefangenes Urtheil über die so oft mißgünstig angegriffenen Leistungen der Berliner Communalverwaltung zu gewinnen, so wird und muß vor Allem ein Gebiet derselben unbedingte Anerkennung und Bewunderung erregen: nämlich die großartige Entfaltung, welche das städtische Schulwesen unter der Leitung der liberalen städtischen Körperschaften genommen hat. Und überall, wo man dereinst, wie jetzt schon allgemein im Auslande, diese Entwickelung als eine musterhafte hinstellen wird, wird auch der Name des verstorbenen Stadtschulraths Cauer ehrend genannt werden: denn wenige Männer waren gerade in den letzten stürmischen Jahren, in denen es galt eine Fülle unberechtigter Angriffe und Schmähungen zurückzuweisen, mit diesem Zweige der städtischen Verwaltung so innig verwachsen, wie dieser edle und selbstlose Mann.

Für alle diejenigen, welche ihm in seinem Leben in irgend einer verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen, amtlichen oder außeramtlichen Beziehung nahe gestanden haben, für alle die, welche sein aufopferndes Wirken mit Interesse beobachtet haben, wird daher das nach seinem Tode herausgegebene Werk, welches gleichsam als ein Vermächtniß seines reichen und vielseitigen Geisteslebens betrachtet werden kann, in doppelter Hinsicht eine willkommene Gabe sein: zu dem Interesse, welches der Stoff selbst in den weitesten Kreisen nothwendig erregen muß, wird sich bei ihnen noch ein, wenn wir so sagen sollen, psychologisches Interesse gesellen, die Freude daran, wie gerade dieser Mann über Preußens größten König gedacht und geurtheilt hat. Denn die umfassende pädagogische Wirksamkeit, welche Cauer als Stadtschulrath in Berlin, wie früher als Lehrer und Director in Breslau, Hamm, Potsdam und Danzig entfaltete, füllte bei weitem nicht seine ganze Thätigkeit aus: er hat daneben noch zu allen Zeiten in ausgedehntem Maße gelehrten historischen Studien obgelegen, denen wir eine Reihe gediegener Arbeiten verdanken. Wenn

er die akademische Laufbahn, welche er Anfangs in Breslau eingeschlagen hatte, später aus äußeren Gründen mit der des Gymnasiallehrers definitiv vertauschte, so hat er doch bei aller Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen amtlichen Pflichten oblag, niemals gänzlich auf seine wissenschaftliche Thätigkeit verzichtet. Und zwar wandte sich, nachdem er Anfangs sich mit mehreren Arbeiten auf dem Gebiete der alten und mittelalterlichen Geschichte versucht hatte, seine Neigung immer ausschließlicher dem großen Könige zu, in welchem er mit Recht einen der größten Fürsten der Weltgeschichte sah, Friedrich dem Großen. Und zwar war es nicht in erster Linie das grandiose Feldherrngenie Friedrichs, welches ihn anzog, als vielmehr das reiche geistige Leben, welches der Philosoph von Sanssouci auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit entfaltete. Hatte sich die gelehrte Geschichtsschreibung nach Eröffnung der Archive vor Allem mit der größten Energie der Erforschung der großartigen staatlichen Leistungen Friedrichs zugewandt, so ergänzte er diese Resultate der Wissenschaft durch ein ebenso intensives Studium des reichen geistigen Lebens des großen Königs. Die Früchte dieser seiner Studien, wie er sie zum Theil in einer Reihe von in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Aufsätzen, theils in einer Anzahl von Vorträgen, welche bisher überhaupt noch nicht durch den Druck veröffentlicht waren, niedergelegt hat, sind es nun, welche die Pietät seines Sohnes in dem Werke: Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen*) der allgemeinen Kenntniß zugänglich gemacht hat.

Von den verschiedensten Gesichtspunkten aus hat sich der Verfasser in diesen Abhandlungen der Erkenntniß des ihn beschäftigenden Problems genähert, aber durch alle diese verschiedenen, überall auf soliden Quellenstudien beruhenden Arbeiten geht ein einheitlicher Grundgedanke, der aus den einzelnen Aeußerungen des Geisteslebens des Königs dieses selbst zu erkennen bestrebt ist. So vielseitig wie der Geist des Königs sich auf allen Gebieten geäußert hat, ist auch der Inhalt dieses Werkes, und doch auch durchweht dasselbe ein so einheitlicher Geist, wie er auch allen den verschiedenen Werken des Königs eigen ist.

„Eine Natur von so großartiger Anlage, von solcher Tiefe und Vielseitigkeit, wie die Friedrichs des Großen, bietet der Betrachtung einen unerschöpflichen Stoff dar. Wie viel auch über eine derartige Erscheinung geredet und geschrieben sein mag, immer werden sich noch neue Standpunkte gewinnen lassen, von denen aus ihr beizukommen ist, immer wird ihr Verständniß noch durch eine neue Beleuchtung, durch das Aufsuchen neuer, bisher minder beachteter Beziehungen gefördert werden können."

Mit diesen Worten beginnt die erste der in Cauers Werke enthaltenen Abhandlungen über „Friedrich den Großen und das klassische Alterthum", welche er im Jahre 1863 als Gratulationsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Breslau an Friedrich Haase verfaßt hat. Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen, und noch sind diese Worte ebenso wahr als damals. Trotz der ungemein intensiven wissenschaftlichen Arbeit, welche sich seitdem auf die Erforschung der kriegerischen, verwaltenden, geistigen Thätigkeit des Königs geworfen hat, sind wir doch heute noch weit entfernt von einer erschöpfenden Kunde dieser in der That unerschöpflichen Natur. Besitzen wir doch noch immer keine zusammenfassende und einheitliche Geschichte Friedrichs des Großen in der vollen Ausdehnung seines reichen Lebens. Verhältnißmäßig am meisten ist auf politisch-militärischem Gebiete geleistet; weit weniger im Einzelnen bekannt ist die Regententhätigkeit, die eine weniger sichtbar hervortretende, aber darum nicht weniger bedeutende war, als die politisch-militärische. Erst durch die neuesten Publicationen der preußischen Archivverwaltung sind wir über die großartige Thätigkeit des Königs auf dem letzteren Gebiete durch authentische Actenstücke unterrichtet worden; und man nahm mit Staunen wahr, daß der große Genius des Königs hier nicht minder fruchtbar und fördernd gewirkt hat, wie nach außen hin.

Cauers Arbeiten bewegen sich, wie erwähnt, fast ausschließlich auf einem dritten Gebiet: weniger der König und Feldherr ist es, den er uns vor Augen führt, als der Philosoph und Dichter. Unzweifelhaft liegt gerade in dieser Seite der umfassenden Thätigkeit des Königs für den denkenden Historiker ein besonderer Reiz: denn in ihr erkennen wir so recht das innerliche Leben und die ganze Eigenart des Geistes, der den König zu den großen Leistungen auf anderen Gebieten erst befähigte. Man hätte daher meinen sollen, daß es gerade die schriftstellerische Thätigkeit Friedrichs gewesen wäre, welche am schnellsten auch bei weiteren Kreisen unseres Volkes hätte allgemein bekannt werden müssen. Und doch ist das nicht der Fall gewesen. Wohl sprach ein Jeder von dem Philosophen von Sanssouci, wohl bewunderten Zeitgenossen und Nachwelt den Denker auf dem Königsthrone, aber mit diesen allgemein gehaltenen Phrasen, wie sie in fast allen historischen Büchern wiederkehren, verband sich kaum hier und da eine genauere Kenntniß der philosophischen und religiösen Ideen, welche den König bewegten. Der erhabene Grundsatz, daß der König nichts sei als der erste Diener des Staates, wurde immer und immer wieder in Gegensatz zu Ludwigs XIV. fast frevelhaft absolutistischem Worte l' état c'est moi gestellt; aber wie Wenige hatten das tiefdurchdachte, wenn auch gewiß im Einzelnen anfechtbare Werk gelesen, in welchem der König seine politischen Ideen philosophisch begründet hat, den Anti-Macchiavel? Kaum dem Namen nach waren die philosophischen und historischen, die poetischen und militärischen Werke des Königs in weiteren Kreisen der Gebildeten bekannt; nur ein kleiner Kreis von Fachgelehrten ergötzte sich an dem Ideenreichthum des großen Mannes. Und kaum ein Menschenalter ist es her, da konnte ein englischer Gelehrter dem preußischen Volke noch die bittere Wahrheit sagen, daß es noch nicht einmal eine würdige Sammlung der Werke des Königs besitze, deren Herausgabe jede andere Nation, die einen solchen König zu den Ihren zählen könne, längst als Ehrenpflicht betrachtet haben würde. Diesem in der That wenig ehrenvollen Mangel ist dann durch die Munificenz Friedrich Wilhelms IV. durch eine vortreffliche Ausgabe der 30 Bände umfassenden Werke Friedrichs abgeholfen worden; aber auch dann noch blieb der Leserkreis ein beschränkter: nur Wenige außer den Fachgelehrten trugen diesen Produkten eines genialen Geistes die Aufmerksamkeit entgegen, welche sie auch dann verdienen würden, wenn es nicht einer der größten Männer der Weltgeschichte gewesen wäre, der sie geschrieben.

Auch Cauer hat diese seltsame Thatsache lebhaft empfunden und seinem Bedauern darüber in seinen Arbeiten, die sich alle in ihrer Form trotz ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit an das gesammte gebildete Publicum wandten, wiederholt Ausdruck verliehen. Der Erklärungsgrund liegt ziemlich nahe: bekanntlich sind alle Werke des Königs nicht in seiner Muttersprache, sondern französisch geschrieben. Es war ein eigenthümliches Verhängniß, welches es diesem reichen Geiste versagte, für die Fülle seiner Gedanken eine völlig adäquate Form zu finden: er hat eigentlich keine Sprache völlig beherrscht. Sein barbarisches Deutsch ist allgemein bekannt: aber auch sein französischer Ausdruck ist doch reich an Härten, an barbarischen Formen und unrichtigen Wendungen — von der oft furchtbaren Orthographie, deren Verstöße in der Ausgabe der Werke verständiger Weise beseitigt sind, ganz abgesehen. Man merkt seinem Stile eben an, daß es nicht die Muttersprache ist, in der er schreibt und dichtet. Was er denkt und empfindet, ist deutsch von Grund aus, wie denn auch seine politische Arbeit die Grundlage der modernen Entwickelung geworden ist: was Wunder, wenn diese deutschen Gedanken sich nur mühsam in die ihnen fremde Sprache zwingen ließen? Diese Sachlage läßt eine mustergiltige deutsche Uebersetzung der Werke des Königs als ein unabweisbares Bedürfniß empfinden, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß ihnen dadurch wieder ein Theil ihrer Eigenart geraubt werden würde: wie kaum irgend eine Uebersetzung einen vollen Ersatz für das Original zu bieten vermag, so würde namentlich der Geist der poetischen Schöpfungen des Königs, die keineswegs so unbedeutend sind, als man oft anzunehmen geneigt ist, niemals voll und ganz in deutscher Sprache wiederzugeben sein. Immerhin würden

*) Breslau, Ed. Trewendt.

doch dadurch die Ideen selbst, die Grundgedanken, auf denen sich des Königs philosophisches und politisches System aufbaut, zum Gemeingut Aller werden können. Der nicht unbedeutende Theil unseres gebildeten Publicums aber, der die französische Sprache beherrscht und oft Zeit und Mühe genug auf die plattesten und seichtesten Erzeugnisse der französischen Muse unserer Zeit verwendet, sollte wahrlich nicht davor zurückschrecken, diese nur in französischem Gewande auftretenden echtdeutschen Gedanken in dem Französisch, wie es der König geschrieben hat, so gut und so schlecht es sein mag, zu studiren. Der Genuß und die Frucht dieser Lectüre würde sicher größer sein, als der der Mehrzahl der Produkte der modernen französischen Literatur.

Und eben hierauf beruht die große Bedeutung des Cauer'schen Werkes, welches ein Wesentliches dazu beiträgt, die Erkenntniß der Ideen und Anschauungen des Königs, wie sie der Verfasser aus einem liebe- und verständnißvollen Studium der Werke desselben gewonnen hat, allgemein zugänglich zu machen. Er hat eine eingehende Würdigung sowohl der Grundlagen, auf denen die wissenschaftliche Erkenntniß des Königs ruhte, wie des Neuen und Eigenartigen, welches er in schöpferischer Selbstthätigkeit zu dieser Grundlage hinzufügte, gegeben.

Der erste Aufsatz verfolgt in den Werken des Königs die Einwirkung des antiken, hellenisch-römischen Geistes auf die Gedankenwelt Friedrichs. Die eminente Klarheit, mit der der König die große Bedeutung der alten Cultur auf die moderne erkannte, die hohe Achtung und Verehrung, die er den römischen und griechischen Autoren zu allen Zeiten bewahrt hat, müssen um so wunderbarer erscheinen und beweisen um so mehr für die klare und scharfsinnige Auffassungsgabe des Königs, als er weder die griechische noch die römische Sprache so beherrschte, daß er jene Autoren in der Ursprache hätte lesen können: er las sie vielmehr in zum Theil sehr unvollkommenen französischen Uebersetzungen. Gleichwohl zeigt er sich mit ihrem Geiste völlig vertraut, und die Vorbilder des römischen Stoicismus haben ihm oft in den bittersten Stunden des Verzweiflungskampfes im siebenjährigen Kriege zum Troste gedient. Auf eben diese Bedeutung der stoischen und der ihr entgegengesetzten epikuräischen Philosophie für das individuelle Leben des Königs hat Cauer mit Recht großen Werth gelegt. Wie sehr der König diesen antiken Geist schätzte, wie sehr er den Mangel seiner Kenntniß der alten Sprachen bedauerte, sieht man am besten aus seinen Aeußerungen und Grundsätzen über Erziehung und Unterricht, welche Cauer in der zweiten der vorliegenden Abhandlungen einer eingehenden Betrachtung unterzieht. Recht im Gegensatz zu Napoleon I., der den Hauptwerth des Unterrichts in einer formalen Bildung, in der Pflege der exacten Wissenschaften sieht, betont Friedrich immer und immer wieder den hohen und idealen Werth der humanistischen Bildung: wir Alle, die wir den ungeheuren Werth der klassischen Studien für die intellectuelle Cultur erkennen und denselben gegen die in letzter Zeit nicht selten gehörten Angriffe vertheidigen, können uns hierin auf die Autorität des großen Königs berufen, der alle für unsere Gymnasialbildung sprechenden Argumente klar und präcis geltend gemacht hat.

Noch mehr fast als die besprochenen ist die dritte Abhandlung Cauers über Friedrichs des Großen Gedanken über die fürstliche Gewalt gerade in unsern Tagen erbitterter politischer Meinungskämpfe geeignet, das höchste und allgemeinste Interesse zu erwecken. Die eine Quintessenz seines politischen Systems, daß der Monarch nur der erste Diener des Staates sei, ist allerdings allgemein bekannt; weniger oder gar nicht bekannt aber ist die großartige Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, mit der dieser genialste aller Selbstherrscher andere, von der absoluten Monarchie verschiedene Verfassungsformen zu würdigen vermag. Ja, an einigen Stellen seiner politischen Deductionen spricht er offen die Ueberzeugung aus, daß der constitutionelle Staat, wie er ihn in England vor sich sah, den unbedingten Vorzug vor der absoluten Monarchie verdiene. Die Worte, in denen er dies erklärt, sind so außerordentlich charakteristisch und bedeutend, daß wir uns nicht versagen wollen sie hier folgen zu lassen. Die eine dieser Stellen findet sich in der obenerwähnten Schrift „Anti-Machiavel", in der der König seine politischen Grundsätze systematisch zusammengefaßt hat und lautet: „Wenn es eine Regierungsweise gibt, deren Weisheit man in unseren Tagen als Muster aufstellen könnte, so ist es die englische; dort ist das Parlament der Schiedsrichter des Volkes und des Königs, und der König hat alle Gewalt Gutes zu thun, aber Schlechtes zu thun hat er keine!" Und noch viel klarer, fast wie ein Panegyricus auf die constitutionelle Staatsform lautet eine Stelle aus einem Briefe an seinen Freund, den englischen Gesandten Mitschell. Dieselbe stammt aus der schwersten und trübsten Zeit des siebenjährigen Krieges. Die betreffende Stelle lautet: „Tugendhafter Minister eines Volkes, dessen Gesetze den König ihrem weisen Zügel unterworfen haben, bei Euch athmet die Freiheit neben dem Throne und hält den Tyrannen zurück, wenn er blitzt und donnert. Eure Fürsten, die eines wahrhaft königlichen Rechtes genießen, sind frei, wenn sie Gutes thun, gefesselt, wenn sie übel thun. Wie glücklich ist ihr Los. Wie sind sie beneidenswerth. Sie sind für ihr ganzes Leben an die Tugend gebunden, die Gerechtigkeit und die Gesetze haben ihre Pflichten geregelt, und vergebens sucht die Laune ihre Macht zur Geltung zu bringen. Warum, mein theurer Mitschell, warum hat das höchste Wesen nicht uns auf dieselbe Weise fesseln wollen? ... Weniger frei in unserer Wahl — würden wir glücklicher sein."

Wir sind entfernt davon zu leugnen, daß Friedrichs gewaltige Natur gewiß sich am wenigsten geeignet hätte, sich in die Schranken der constitutionellen Staatsform einengen zu lassen; aber daß er diesen Grundsatz ausgesprochen hat, bleibt darum doch wahr. Und ist der Grundsatz selbst darum weniger wahr, weil eine das Maß des Gewöhnlichen so weit übersteigende geniale Natur es vielleicht nicht vermocht hätte, nach dem Grundsatze, den sie selbst ausgesprochen, zu leben? Friedrich gehört eben zu jenen außerordentlichen Naturen, deren Wirksamkeit auf Menschenalter hinaus eben darauf beruht, daß sie ihr Leben voll und ganz ausleben können: sie bedürfen der Schranken nicht, deren der Durchschnitt der auf der Weltbühne agirenden Menschen bedarf. Wie weit aber sind jene wahrhaft königlichen Worte von dem engherzigen Vorurtheil derer entfernt, welche in dem aufrichtigen Streben nach einer constitutionellen Staatsform einen Mangel an Patriotismus oder gar eine destructive Tendenz erblicken wollen. Auch hier ist der große König nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern auch vielen Nachgeborenen um eine volle Kopfeslänge vorausgeeilt.

Wir halten inne und müssen es uns versagen, auf den übrigen reichen Inhalt dieses Werkes einzugehen: wir wollen hier nur darauf hinweisen, was dasselbe bezweckt und — erreicht hat: eine innige und liebevolle Vertiefung in das ganze reiche Geistesleben des genialen Königs auf allen Gebieten seiner umfassenden Thätigkeit. Wie in den besprochenen Aufsätzen die philosophischen, politischen und pädagogischen Ideen und Theorien, so werden in den übrigen des Königs religiöse Grundsätze und deren praktische Anwendung und die Hervorbringungen seiner poetischen Muse dem Leser zum Verständniß gebracht.

Für die Freunde des verstorbenen Autors aber wird vor Allem auch die mit Wärme und sichtlich begeisterter Hingabe geschriebene Biographie desselben, welche Ernst Hermann dem Werke voraufgeschickt hat, eine willkommene Beigabe zu dem hochinteressanten sonstigen Inhalte sein.

Memoiren eines Schwaben.

Schon bei dem vor drei Jahren zu Cannstadt erfolgten Tode des Tübinger Professors A. L. Reyscher verlautete von Denkwürdigkeiten, die der unablässig mit der Feder thätige Mann hinterlassen habe. Einzelne Abschnitte daraus sind seitdem durch seinen Neffen, den Director K. Riecke bekannt gemacht worden. Derselbe hat jetzt das Ganze in sorgfältiger Bearbeitung zum Druck befördert und damit unsere Memoiren-

literatur mit einem anziehenden Werke bereichert.*) Wird es zunächst in Reyschers Heimat mit Theilnahme aufgenommen werden, so kann ihm diese auch außerhalb Schwabens nicht fehlen. Denn Reyscher, der von 1829 bis 1851 akademischer Lehrer in Tübingen war und viele Jahre in der württembergischen Volksvertretung saß, war ein Schwabe, der, mehr als sonst in seiner Heimat Sitte ist, auswärts sich umsah und auswärtige Verbindungen pflog; seine Thätigkeit als Rechtslehrer und als Schriftsteller hatte von Anfang einen entschiedenen Zug zu allem deutsch-vaterländischen Wesen, in den Dienst der nationalen Sache hat der alte Burschenschafter seine juristische Bildung und seine Arbeitskraft gestellt, ja in seinem Leben spiegelt sich fast die ganze Entwicklung der deutschen Frage von den Anfängen des Zollvereins an ab, und es hat während des Zeitraums eines halben Jahrhunderts keine Angelegenheit die Vaterlandsfreunde beschäftigt und aufgeregt, an der er nicht persönlich oder mit seinem Worte theilgenommen hätte. Für die Juristenfacultät in Tübingen hatte er das von Stüve erbetene Rechtsgutachten im hannoverschen Verfassungsstreit auszuarbeiten, und es fiel schärfer und rückhaltloser aus als die von Heidelberg und Jena. Die Fragen des gemeinsamen Rechtes, die preußische Verfassung von 1847, die deutschen Verfassungsentwürfe, den kurhessischen Streit, die Concordate von Oestreich und Württemberg, die Bundeskriegsfrage, den Krieg von 1866 und viele andere Tagesfragen behandelte er theils in Aufsätzen der viele Jahre von ihm geleiteten „Zeitschrift für deutsches Recht", theils in eigenen Schriften. Von ihm ging der Anstoß zu den Germanistenversammlungen aus, deren erste im September 1846 in Frankfurt a. M. zusammentrat, er nahm am Vorparlament, an der Gründung des Nationalvereins Theil, und am Ende war es ihm — zu einer Zeit, da er wegen Kränklichkeit bereits auf die Thätigkeit im Stuttgarter Landtage verzichtet hatte — noch vergönnt, einen Sitz im ersten deutschen Reichstag einzunehmen, wo er der nationalliberalen Partei angehörte.

Bei den Wahlen zum Frankfurter Parlament war er einem demokratischen Gegner unterlegen. Dagegen war ihm 1848 und in den folgenden Jahren eine sehr einflußreiche Rolle im württembergischen Landtage zugetheilt. Insbesondere war er im April 1849 Vorsitzender des permanenten Fünfzehnerausschusses, der für die Durchführung der Reichsverfassung in Württemberg von der Kammer eingesetzt wurde. Die Festigkeit seines Charakters hat sich in diesen höchst kritischen Tagen besonders bewährt, wo es galt, einerseits den widerstrebenden König zur Unterwerfung unter das Werk der Nationalversammlung zu beugen, andererseits ein Ueberschäumen der Bewegung, wie in Baden, verhütet werden mußte. Die Mittheilungen Reyschers über diese unter dem Namen Reichsverfassungssturm bekannte Episode sind sehr reichhaltig, sie mögen hier aber noch durch einige charakteristische Züge ergänzt werden. Es sind damals Angesichts der hartnäckigen Weigerung des Königs Wilhelm von Württemberg, die Reichsverfassung unbedingt anzunehmen, das heißt auch in der Oberhauptsfrage nachzugeben, inner- und außerhalb des Fünfzehnerausschusses sehr weitgehende Pläne erwogen worden. Der König hatte an dem Abend, an welchem der Bürgerwehr in Stuttgart öffentlich das Gelöbniß auf die Reichsverfassung, unbedingt und ohne Vorbehalt, abgenommen wurde, am Abend des 22. April sich entschlossen, von seiner Residenzstadt sich nach Ludwigsburg zu entfernen, mußte aber am nächsten Tage erleben, daß ein gleiches auch in Ludwigsburg geschah. Die radicale Partei steuerte auf eine Art Absetzung des Königs hin, die in folgender Weise bewerkstelligt werden sollte. Das Ministerium Römer hatte schon am 19. April seine Entlassung eingereicht, und man wußte, daß der König vergebens sich bemühte, Nachfolger für dasselbe zu finden. Das Ministerium sollte nun dem König erklären, daß es entschlossen sei, bis zu einem bestimmten Tage das Amt wirklich niederzulegen. Das Land war dann ohne Regierung, und in dieser Lage sollte der Kammerausschuß die Minister beauftragen, bis auf weiteres die Regierung auf eigene Faust, im Namen der Kammer, weiterzuführen. Damit war der König thatsächlich von der Regierung ausgeschlossen. Römer wußte von diesem Plan, und da er keine Lust hatte, eine solche Verantwortung zu übernehmen, that er sein Aeußerstes, den König schließlich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er stellte ihm vor, daß er ja um so eher auch in der Oberhauptsfrage Ja sagen könne, als Friedrich Wilhelm IV. bereits Nein gesagt habe; es war nämlich bereits ein Brief des Königs von Preußen eingetroffen, welcher den Entschluß der Ablehnung der Kaiserwürde anzeigte. Was aber zuletzt den Ausschlag gab, war die Haltung des württembergischen Militärs, das, nach unten demokratisch unterwühlt, in seinen Spitzen streng verfassungstreu war. Der König berief im Lager zu Schwieberdingen die Obersten zu sich und fragte sie, wie weit er sich auf das Militär verlassen könne. Sie antworteten: Für die persönliche Sicherheit des Königs ständen sie unbedingt ein, für alles Weitere aber nur, soweit die Unterschrift des Kriegsministers vorhanden sei. Der Kriegsminister Rüpplin aber war unbeugsam. Er hatte im März 1848 das Kriegsdepartement nur angenommen mit der Bedingung, daß er, da er nicht Politiker sei, im Politischen sich ganz an seine Collegen anschließe.

So mußte sich denn der König am 24. April entschließen, dem Minister Römer seine unbedingte Einwilligung zu erklären. Es war die bitterste Stunde im Leben des Königs Wilhelm. Niemals hat er sie verwunden und speciell Rüpplin hatte es zeitlebens durch die Allerhöchste Ungnade zu büßen, daß er in diesen Tagen zu Gewaltmaßregeln seine Hand verweigerte.

Reyscher also war der Vorstand des Fünfzehner-Ausschusses, Schriftführer war Julius Hölder, der jetzige Minister des Innern. Hölder gehörte damals noch dem Stuttgarter „Volksverein" an, die Folgen des Reichsverfassungssturms brachten aber eine Krisis in diesen Verein, in Folge dessen Hölder mit seinen Freunden sich von den Leitern desselben trennte. Diese, die Herren Carl Mayer, Hausmann u. s. w. hatten sich als eine Art Nebenregierung constituirt, das Land war mit einem Netz ähnlicher Vereine übersponnen, dessen Fäden sie in der Hand hielten. Jetzt waren sie von der Nachgiebigkeit des Königs, die überall mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen wurde, natürlich wenig erbaut. Ihr eigentliches Ziel sahen sie durch dieselbe vereitelt. An dem preußischen Erbkaiserthum, dem sich König Wilhelm jetzt unterworfen hatte, lag ihnen begreiflicherweise gar nichts, die ganze Bewegung war ihnen wesentlich ein Mittel zur Aufregung der Massen gewesen, und auch jetzt wollten sie dieselbe weiter treiben. Am Tag nach der Unterwerfung des Königs hielten sie eine Sitzung im „König von England", worin beschlossen wurde, Flugblätter an die Volksvereine des Landes zu versenden, worin dieselben zur ungesäumten Antwort auf folgende Fragen aufgefordert wurden: Wie viele Mannschaften sie bereit hätten, wie viele Bewaffnete, und welche Waffen sie besäßen. Es wurde eine Riesendemonstration des ganzen Landes verabredet. Zuzüge von allen Seiten sollten an einem bestimmten Tage in der Residenz eintreffen, es sollte gleichsam die Probe auf eine mögliche Revolution gemacht werden. Die wichtigste, aufs Hitzigste debattirte Frage war nun die: sollten diese Zuzüge bewaffnet sein oder nicht? In beiden Fällen waren Zusammenstöße mit der bewaffneten Gewalt möglich, ja sogar wahrscheinlich — mußte man da nicht, um die Theilnehmer an der Demonstration nicht wehrlos ans Messer zu liefern, ihnen von Hause aus Waffen mitgeben? So bedenklich hatte sich die Frage zugespitzt. Den besonneneren Elementen begann es nun doch unheimlich zu werden. Hölder und seine Freunde nahmen jetzt ihren Abschied aus dem Volksverein.

Die Radicalen machten übrigens bald die Erfahrung, daß mit der Nachgiebigkeit des Königs allen Umsturzversuchen die Spitze abgebrochen war. Sie spielten noch eine Zeit lang mit der Revolution, wagten aber nirgends einen Losbruch. Durch die Reutlinger Versammlung am 28. Mai wurde noch einmal der Versuch gemacht, das Land in die badische Bewegung hinein-

*) Erinnerungen aus alter und neuer Zeit (1802 bis 1880) von A. L. Reyscher. Freiburg i. Br. und Tübingen, J. C. B. Mohr.

zuziehen, Alles im Namen der Reichsverfassung, allein das Ministerium behielt, Dank der Unterstützung, die es im Aprilsturm durch die Kammer und deren Ausschuß erhalten hatte, die Oberhand. Auch das letzte verzweifelte Mittel, die Reste des Frankfurter Parlaments ins Land hereinzuspielen, hatte nicht die gewünschte Wirkung. Auch hier behauptete sich das Ministerium siegreich, trotz der Sympathien, die man dem Parlament entgegenbrachte. Freilich hing Alles an einem Faden, wenn man die damalige Stimmung unter Soldaten und Unteroffizieren bedenkt; an den Aufzügen und Deputationen der revolutionären Partei pflegten Unteroffiziere in der Uniform ganz ungenirt Theil zu nehmen. In Bezug auf die „Sprengung" des Parlaments erzählt Reyscher ein Detail, das wenig bekannt geworden ist. Gerüchte von brutalen Ausschreitungen der „Soldateska" gegen Mitglieder der Nationalversammlung wurden rasch verbreitet und fanden sogar im letzten Protokoll der Versammlung Eingang. Reyscher nahm hiervon Veranlassung, Namens des Fünfzehner-Ausschusses eine genaue Untersuchung des Vorgangs und strenge Bestrafung der Excesse zu verlangen, und die Kammer stimmte dem Antrag zu. Die eingeleitete Untersuchung ergab aber, wie Reyscher bemerkt, „keine dem Ministerium oder dem von ihm beigegebenen Civilcommissar, Oberregierungsrath Camerer, zur Last fallende Verschuldung".

Es versteht sich, daß ein Mann von unabhängiger Denkart, wie Reyscher, in jenen Zeiten sich den gründlichen Haß von beiden Seiten, von der Demokratie und von der Reaction, zuzog; die letztere hat denn auch, als ihre Zeit kam, ihre Rache genommen. Als die zur Verfassungsrevision gewählten Landesversammlungen der Reihe nach aufgelöst waren (die letzte Auflösung erfolgte, weil die Versammlung die zum Zweck einer kriegerischen Aufstellung gegen Preußen — in Kurhessen — geforderten Mittel nicht bewilligte) wurde wieder ein Ausschuß niedergesetzt, dem auch Reyscher angehörte. Die Regierung erkannte aber diesen Ausschuß nicht an, noch mehr: sie entsetzte im Mai 1851 Reyscher unter nichtigem Vorwande seines akademischen Amtes. Es scheint, daß persönlicher Groll des Königs gegen Reyscher bei diesem Acte mitwirkte. Ein Jahr zuvor war nämlich in der „Deutschen Zeitung" eine Correspondenz gestanden, welche am Stuttgarter Hofe unangenehm berührte. Der König ließ damals durch seinen Cabinetschef bei Reyscher anfragen, ob er der Verfasser sei, ausdrücklich dabei appellirend an seine Wahrheitsliebe und seinen Muth. Reyscher beantwortete diese Zumuthung damit: auf eine so gestellte, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung aussprechende Frage habe er den Muth und die Ehre, nicht zu antworten. So etwas vergaß König Wilhelm nicht. Die Entfernung Reyschers von der Hochschule geschah auf ähnliche Weise, wie später bei Reinhold Pauli; nur mit dem Unterschied, daß in jenem Falle der König selbst der wißbegierige Frager war, und daß der mißliebige Zeitungsartikel von Reyscher nicht herrührte.

Ein Mann, der so Vieles erfahren, bei so Vielem mitgethan und so zahlreiche Verbindungen unterhalten hat, weiß natürlich über Personen und Dinge mehr als in den Zeitungen steht und wird in seinen Erinnerungen auch kleine Züge behalten, die für Zeit und Umstände charakteristisch sind. So ist denn hier manche Anekdote aufbewahrt, die aus der flüchtigen Welle mündlicher Rede ans Land gespült zu werden verdiente. Ergötzlich ist der Bericht von der Reise, welche Reyscher im März 1848 beim berühmten Franzosenlärm als Abgesandter der Universität Tübingen unternahm, um in der Residenz Waffen für die Studenten zu holen, welche sich den mordenden und sengenden Schaaren des Feindes entgegenwerfen wollten. Im Jahre 1848 nahmen die demokratischen Manieren auch unter den Männern der Volksvertretung stark überhand. Die Mitglieder der Kammer pflegten zu vertraulichen Besprechungen im Bürgermuseum zusammenzutreten. An einem heißen Abend wurde der Vorschlag gemacht, es sich leichter zu machen und den Rock abzulegen. Da rief der Senior der Ritterschaft, Freiherr von Hornstein: „Und ich schlage vor, auch die Hosen abzuziehen", womit natürlich unter allgemeinem Gelächter der erste Vorschlag gleichfalls beseitigt war. In der Kammer selbst ging es lebhaft zu: Jeder sprach von seinem Platze und manchmal Alle durcheinander; ein früherer Präsident, Freiherr v. Gaisberg, hatte einmal in allem Ernst die Kammer ermahnt: „Meine Herren, ich bitte Sie, daß nicht mehr als zwei zugleich reden!" Der Italiener hat für solche Geschichten aus dem Jahre 1848 einen eigenen, unnachahmlichen Ausdruck, er nennt sie: Quarantottate.

Im Ganzen aber muß man sagen, daß Reyscher von dem Rechte, durch solche „Drucker" (wie der Zeichner sagt) seine Darstellung zu beleben, einen bescheidenen Gebrauch macht. Man möchte wünschen, daß er noch viel mehr Details dieser Art zu sammeln für der Mühe werth erachtet und auch den Bildern der zahlreichen Zeitpersönlichkeiten schärferen Ausdruck verliehen hätte. Wie viel herrliches Material ist über das Jahr 1848 noch in mündlicher Ueberlieferung in Schwaben vorhanden! Wenn es aber nicht in solchen Denkwürdigkeiten gesammelt wird, droht dieser Schatz der Welt verloren zu gehen. Es handelt sich hier übrigens nicht blos um anekdotisches Beiwerk, sondern um wirkliche Beiträge zur intimen Geschichte der Zeit, die man durch die Aufzeichnungen betheiligter Persönlichkeiten zu erhalten hofft. In dieser Beziehung fällt die Unergiebigkeit von Reyschers Aufzeichnungen über die Zeit von 1866 bis zum Zustandekommen des deutschen Reiches besonders auf. Die Geschichte dieser Jahre in Schwaben ganz aufzudecken, mag freilich noch nicht an der Zeit sein; für Reyscher kommt hinzu, daß er gerade in diesen kritischen Jahren dem Landtage nicht angehörte, sondern durch Kränklichkeit vom öffentlichen Leben ferngehalten wurde, in das ihn nur der Sturm der Zollparlamentswahlen für kurze Zeit verwickelte. Dafür entschädigen manche interessante Mittheilungen aus der Jugendzeit, aus dem Anfang des Jahrhunderts. Unter den Porträts aus der alten Stuttgarter Zeit treten die beiden Napoleonsfanatiker Professor Le Bret und Dr. Lindner besonders anschaulich hervor, von denen der Erstere, später Redacteur der Allgemeinen Zeitung in Augsburg, Reyschers Oheim war; der Andere ist als der Verfasser des von König Wilhelm eingegebenen „Manuscripts aus Süddeutschland" bekannt. Le Bret und Lindner bewohnten in den zwanziger Jahren zusammen den ersten Stock des jetzigen Schiedmayer'schen Hauses in der Neckarstraße zu Stuttgart. Sie trieben ihren Napoleoncultus so weit, daß sie ihrem Helden im Garten hinter dem Hause ein Denkmal setzten, bestehend aus einem Steine mit den Inschriften: Au grand homme — L'Europe le deplore, — L'Asie l'adore, — L'Afrique le regrette. Erst im Jahre 1861 ist dieses Denkmal baulichen Veränderungen zum Opfer gefallen und ein Rest des Steines hat sich noch heute erhalten.

Solche Erinnerungen dienen am besten dazu, den Wandel der Zeiten zu illustriren, den Reyscher erlebt und an seinem Theile mit herbeigeführt hat. Aliquis.

Bergnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

Der kühne Felskegel, welcher sich westlich vom Monte Rosa erhebt, führt im Deutschen den Namen Matterhorn, im Französischen den Namen Mont Cervin; auch die Italiener nennen ihn Monte Cervino, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Monte Silvio. Mons Sylvius war im Alterthum der Name des Monte Rosa. Diese beiden Namen, Matterhorn und Mont Cervin, scheinen nichts miteinander zu thun zu haben: Mont Cervin bedeutet wörtlich Hirschberg, und man könnte sich vorstellen, daß das schlanke, auffallende, fast schreckhaft anzuschauende Horn mit dem Geweih eines Riesenhirsches verglichen worden sei, während es eigentlich an den Reißzahn eines Raubthieres erinnert; das Matterhorn ist augenscheinlich das (Zer)matter Horn. Also hat man bei Viesch die Vieschер Hörner. Aber Zermatt selbst könnte aus

Cermatt, wie Zirkel aus Cirkel, und Cermatt aus Cersmatt, d. i. Hirschmatt entstanden sein. Jedenfalls aber hat die Form des großen und des kleinen Matterhorns, des Grand Cervin und des Petit Cervin zu diesen Ausdrücken Veranlassung gegeben.

Denn die Form der Berge ist begreiflicherweise ebenso wichtig wie ihre Farbe; nach ihr unterscheiden wir spitze und stumpfe, Nadel- und Sägeberge. Der Name Spitzbergen wurde den Inseln im nördlichen Eismeer 1594 von den Holländern gegeben, weil sie im Innern mit einer dicken Schicht Landeis bedeckt sind, aus welcher scharfe Bergspitzen bis zu 1300 Meter hervorragen. Das merkwürdige Felsengebirge in der spanischen Provinz Barcelona führt den Namen Montserrat, das heißt der gesägte, wie eine Säge gestaltete Berg, weil er wie eine Säge mit lauter Zähnen besetzt ist. Dabei fällt uns ein, daß die Spanier alle ihre Gebirge Sierra nennen: bedeutet das etwa selber Säge? Freilich.

Gewisse Bergformen sind so typisch, daß man sie selbst zu Grundwörtern und zu eigenen, allgemeinen Begriffen erhoben hat, als welche sie in der Sprache der Eingebornen neben dem Begriffe „Berg" figuriren, um wieder näher bestimmt zu werden. So ist Spitz, das wir eben als Bestimmungswort kennen lernten, in den Salzburger und Zillerthaler Alpen ein oft gehörtes Grundwort, man erinnere sich nur an die Schönfeldspitze, die Löffelspitze, die Reichenspitze, die Wild-Gerlosspitze. Dem entspricht Piz in Graubünden, Pic in den Pyrenäen, Peak in England; während der Berner bildlicher Horn, der französische Schweizer Dent oder Aiguille sagt. Für abgerundete Kuppen gilt der Ausdruck Dom; in den Vogesen heißen solche sphärische Gipfel Ballons, in dem gegenüberliegenden Schwarzwald Belchen. Ein Berg, der zwei spitze Hörner hat, wird gern Ochsenkopf genannt; wo dagegen zwischen zwei hoch und steil aufsteigenden Bergen eine Einsattelung besteht, spricht man von einer Gabel oder Furka, indem die beiden Spitzen den Zinken einer Gabel verglichen werden.

Hals heißen sie in den östreichischen Alpen einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei größere und bedeutendere Gebirge mit einander verbindet, und über den man zwischen den Gebirgen von einem Thale in ein anderes gelangen kann; dergleichen sanftere Einbiegungen oder Einschnitte des Gebirgskammes führen auch den Namen Sättel oder Joche. So entspricht dem deutschen Ausdruck Matterjoch der französische Col de Saint Théodule; es ist dies bekanntlich der höchste und beschwerlichste Saumpfad der Alpen. In Salzburg, Kärnten und Steiermark nennt man hochgelegene Gebirgspässe Tauern: die Aelpler verstehen unter Tauern zunächst nur die Kammsenken zwischen den Bergmassen. Erst nachmals sind die Gruppen der Norischen Alpen, welche vom Dreiherrenspitz bis zur Arlscharte ziehen, selbst die Hohen Tauern genannt worden. Tauern sind Thüren: das Volk hat die Gebirgspässe sinnig als Gebirgspforten aufgefaßt, man vergleiche das spanische Puerta und das türkische Derbend.

In Aegypten, bei Minye, habe ich einmal einen Vogelberg, den Gebel et-Ter gesehen. Wer in den Herbst- oder Wintermonaten aus unsern Gegenden nach Afrika kommt, fühlt sich angenehm berührt, wenn er so viele seiner heimatlichen Vögel, welche bereits vor ihm in den Orient abgereist waren, munter und wohl unter der warmen Sonne wiederfindet. Tausende von Schwalben durchsegeln in Kairo bei Tage die reine Luft; Bachstelzen, Staare und Wiedehopfe nehmen den Nil bis nach Luxor hin in Beschlag und leben in den Fellahdörfern, ja, sie machen oft in großen Schaaren, anzusehen wie schwarze Wolken, Ausflüge in die Wüste. Nun, alle jene Zugvögel versammeln sich der Sage nach, ehe sie Aegypten wiederum verlassen, auf dem obenerwähnten, schroff abfallenden Vogelberge, der ein koptisches Marienkloster trägt; dann fliegen sie nach Hause, mit Ausnahme eines einzigen, der als Wache zurückbleiben muß. Die Sage mag sich auf eine Naturbeobachtung gründen; auch in Norwegen gibt es Vogelberge, z. B. den Svätholtklubben in Finmarken, wo zur Sommerzeit Milliarden von Möven hausen; und in Deutschland selbst den Vogelsberg, der diesen Namen sicherlich von seinem interessanten Thier- und Naturleben erhalten hat.

Es ist aber überhaupt ganz gewöhnlich, daß die Berge nach bestimmten Vögeln heißen, namentlich nach Raubvögeln, die da ihre Horste haben. So nach den Geiern, die höher als alle andern Vögel im Luftmeere emporsteigen und ihren Standort oft im Gebirge nehmen, wo sie sich möglichst unersteigliche Felsenwände oder Bäume aussuchen. Einer der berühmtesten Berge Unteritaliens, an den Grenzen Apuliens und Lucaniens, führte und führt den Namen Mons Vultur, zu deutsch Geiersberg, und ebenso heißt z. B. der höchste Gipfel des Spessart, nördlich von Rohrbrunn. Desgleichen haben wir in Deutschland eine Menge Falkenberge und Falkensteine, einen Habichtswald und ein Adlergebirge. Wahrscheinlich ist auch Arenenberg aus Aarenberg entstanden und soviel wie Adlerberg. Adlerspitzen, Adlerpässe, Adlergletscher trifft man häufig in der Schweiz, einen Eagle-Paß sogar im nordamerikanischen Unionsstaat Texas. Unter den Raubthieren spielt namentlich der Bär eine große Rolle; unter den Hausthieren die Ziege.

Desgleichen gibt die den Berg bedeckende Vegetation, soweit von einer solchen die Rede ist, ein willkommenes Merkmal her; ist doch Wald selbst für waldbewachsene, wenigstens in früheren Zeiten waldbewachsene Gebirge gang und gäbe und ein sehr häufiges Grundwort, wie die Namen Schwarzwald, Odenwald, Böhmerwald beweisen. Auch Harz ist soviel wie Wald und Hercynia Silva eine Tautologie wie Mongibello. Ein Gebirgsstock der Salzkammergutalpen heißt Tännengebirge; Tannenberge gibt es im Lausitzer Gebirge und im Kyffhäuser Gebirge; in Mitteldeutschland haben wir das Fichtelgebirge. Ein Theil des Karstgebirges, weltbekannt durch die Adelsbergerhöhle, führt den Namen Birnbaumerwald, was nur eine Uebersetzung von dem slavischen Hrudschiza ist, denn Birnbaum heißt im Slavischen hrudška, daher man in Ostpreußen die Birnen Kruschken nennt. Und wer wäre nicht im Stande, ein ganzes Dutzend von Blümlisalpen, Oelbergen, Nußbergen, Rosenbergen, Moosbergen aus dem Gedächtniß herzuzählen? — Es ist sehr charakteristisch, daß sich einige Pflanzen gern mit Berg, andere mit Thal verbinden.

Endlich das Steinreich. Nichts natürlicher als die Berge nach den Mineralien zu benennen, welche sie enthalten. Das erzreiche Grenzgebirge Böhmens und Sachsens im Südwesten der Elbe nennen wir das Erzgebirge; aber es gibt auch ein siebenbürgisches, auch ein ungarisches Erzgebirge; in Italien hat Savi die Hügelreihe auf der Linie von Livorno bis an die römische Grenze das Erzgebirge Toskanas genannt. In Oberkärnthen liegt der Bleiberg, im toskanischen Subapennin der Silberberg (Monte Argentario), in Brasilien hat man die Goldberge (Montes Aureos). Das Kupfer soll seinen Namen von Cypern haben, wo es besonders reichlich vorkam; aber auch in Deutschland und Oestreich haben wir mehr als einen Kupferberg. Analog könnte man wohl die Berge von Carrara die Marmorberge nennen, in Italien sind sie jedoch unter dem Namen der Alpi apuane bekannt, nur Carrara selbst deutet in seinem Namen auf den Marmor hin, denn es ist soviel wie Steinbruch, französisch Carrière. Umgekehrt hat gar häufig ein Gestein oder eine bestimmte Formation den Namen von dem Gebirge erhalten, wo sich die deutlichsten Proben davon finden. Am bekanntesten dürfte in dieser Hinsicht die Juraformation sein. So nennen die Geologen eine Abtheilung der Sedimentär- oder Flötzgebilde, welche zuerst in dem Juragebirge als eine selbstständige Bildung zwischen der Trias- und Kreidegruppe erkannt wurde. Jura ist ein uraltes keltisches Wort (Jurag), das bereits bei Strabo vorkommt (Ἴουρας) und mit dem Jus so wenig zu thun hat, wie der Harz mit Harz; die Deutschen sagen Leberberg.

Aber die Vögel sind nicht die vornehmsten Wesen, die auf dem Gebirge wohnen, und Gold und Silber nicht die höchsten Schätze, die in den Bergen schlummern: auf Berghöhen thronen die Götter in heiliger Verborgenheit und die vorweltlichen Riesen bergen daselbst ihr Dasein. Es ist kein Zweifel, daß das Wort Berg, welches wie Burg mit bergen zusammenhängt, von dergleichen mythologischen Anschauungen ausgegangen ist; vielleicht auch daß unsere Vorfahren im Gebirge die Feste, das

natürliche Bollwerk des Landes sahen. Nicht blos einzelne Berge, wie der Olymp, galten als Göttersitze, sondern um alle schien ein göttlicher Hauch zu schweben und den einen Apollo, den andern Vulkan, den dritten Frau Venus zum Haus erwählt zu haben. Auch die Slawen pflegen ihre Berge mit Göttern zu beleben, daher zum Beispiel in der wendischen Lausitz unweit Bautzen ein Berg Czernebog heißt, das ist der schwarze Gott, und ein zweiter Bilebog, das ist der weiße Gott: der Göttername ist hier direct zum Bergnamen geworden wie bei Vulkan. Und nächst den Göttern gehen die Riesen auf den Bergen um, welche die Mythe gleichfalls gern hierher versetzt. Das Riesengebirge ist nicht wegen seiner Größe, sondern deshalb so benannt, weil es in grauer Vorzeit von einem mächtigen Riesengeschlecht bewohnt war, das lange mit den Göttern in Streit gelegen hat; ganz dasselbe besagt die norwegische Alpenlandschaft, welche unter dem Namen Jotunheim bekannt ist. Jotunfjeldene, die Riesenberge nannte sie Keilhau, ihr Entdecker, Jotunheim haben sie die norwegischen Studenten getauft, da sie sich an die Wohnstatt der Frost- und Reifriesen in der Edda erinnerten.

Alle Berge haben daher einen heiligen Charakter; aber noch heiliger sind sie durch das Christenthum geworden, indem dasselbe christliche Heilige an die Stelle der heidnischen Götter treten ließ — oft nur mit geringem Erfolge, daher zum Beispiel der Bernhardsberg in der Schweiz noch heute für einen Blocksberg gilt. Der heilige Elias, der mit feurigen Rossen und Wagen gen Himmel gefahren ist, der Erlöser selbst, der zum Beispiel dem höchsten Berge von Korfu den Namen Pantokrator verliehen hat, die allerseligste Jungfrau Maria, Sanct Gotthard, Sanct Bernhard, Sanct Nikolaus — wer zählt die Heiligen alle, die, wie der heilige Benedict, „die Berge lieben"?

Bernhardus vallus, montes Benedictus amabat.

Gewöhnlich ist die Bezeichnung von einer Kapelle oder einem Kloster ausgegangen, manchmal mag sie auch dieselben nach sich gezogen haben. Der Beatenberg in der Nähe von Interlaken erinnert an den heiligen Beatus, den ersten Christusboten in dieser Gegend, der Pilatus an den Landpfleger Pilatus, obwohl der Name aus Mons Pileatus, Hutberg entstanden sein soll. Die Eliasberge sind namentlich in Griechenland sehr häufig und man erklärt das aus dem Anklang von Elias an Helios; doch ist mir aus dem Alterthum nur ein einziger Heliosberg bekannt, und der liegt an der Westküste Mauritaniens: Ἥλιου ὄρος, zu deutsch Sonnenberg.

An dieses Sonnenberg möchte ich noch eine Bemerkung knüpfen. Es gibt in den Alpen Morgen- und Abendberge, auf welchen für dieses oder jenes Hauptthal die ersten oder letzten Sonnenstrahlen schimmern. Hier und da kommen auch Elfer-, Zehner- und Neunerberge vor; diese Spitzen sind dann so eigenthümlich gestellt, daß sie von der Gemeinde aus, welche ihnen ihren Namen gab, immer erst um die Stunde, nach der sie benannt sind, von der Sonne getroffen zu werden scheinen. Auch in den Pyrenäen hat man einen Pic du Midi, einen Pic de deux heures, einen Pic de dix heures, einen Pic de onze heures u. s. w. Ja, auf dem Abendberge bei Interlaken steht eine alte Tanne, die von den Einwohnern Därligens die Siebenuhrtanne genannt wird.

Es gibt wohl Niemanden, der einmal in Interlaken gewesen ist und der nicht die Heimwehfluh besucht hätte. Ein alter Herr in Unterseen, Namens Halder, der noch lebt, hat diese Stelle entdeckt. Er besucht sie täglich und sagt, wenn er einmal lange wegbleibe, so bekomme er Heimweh. Daher der Name Heimwehfluh.

Man könnte sie auch Halderfluh nennen. Denn außer Heiligennamen werden auch viele andere Personennamen mit dem Worte Berg verknüpft und zur näheren Bestimmung des Begriffs verwendet: das sind die Namen der Entdecker. In Grindelwald sieht man links von den Viescherhörnern den Pfaffenstock. Diese Bezeichnung ist ganz modern, sie gründet sich darauf, daß der Pfaffe von Grindelwald den Pfaffenstock unlängst zum ersten Mal bestieg.

Im Allgemeinen sind es hohe, gefährliche, erst in unserer Zeit der Gebirgsreisen genommene Gipfel, welche auf diese Weise die Namen ihrer Eroberer verewigen. Ganz dasselbe ist bekanntlich mit neuentdeckten Sternen, Inseln, Ländern, Höhlen und Pflanzen der Fall. Wie der Bergmann Baumann die Baumannshöhle, so hat zum Beispiel der nordamerikanische Reisende Frémont den Frémont-Peak im Windriver Range, ein anderer Reisender Hayden den Mount-Hayden im Teton Range entdeckt. Ebenso häufig kommt es allerdings vor, daß gewisse Berge und Spitzen nur berühmten Männern zu Ehren mit ihrem Namen geschmückt worden sind, ohne daß sie dieselben selbst bestiegen hätten. So gibt es in Grönland eine Petermannsspitze; den Gaurisankar, den höchsten bekannten Berg der Erde, hat Vaugh dem englischen Ingenieur Sir George Everest zu Ehren Mount Everest getauft; die höchste Spitze des Monte Rosa wurde dem schweizerischen General Dufour zu Ehren Dufourspitze genannt. Auch das hat seine Analogie bei andern Entdeckungen.

Die zahlreichen Thäler, welche von den steilabfallenden südlichen Kalkalpen oder Seitenketten der Sierra Nevada in Oberandalusien oder Granada umschlossen werden, nennt man seit der arabischen Herrschaft in Spanien Alpujarras, und dieser Name wird auf die Kalkalpen selbst, zugleich auf das südliche Küstengebirge Granadas übertragen. Er soll von Ibrahim Alpujar, einem der ersten arabischen Feldherrn, welche sich hier festsetzten, abgeleitet sein, während ihn andere Etymologen von al Buscherat, d. i. Grasplatz, Weide herkommen lassen.

Wir sind hiermit zu dem Ausgangspunkte unserer Untersuchung zurückgekehrt — zu den Touristen und Reisenden, die ihr Werk damit krönen, daß sie schließlich im eigentlichen Sinne die Berge nennen. Es scheint, erst haben die Götter auf den Bergen gewohnt, dann sind die Riesen gekommen, dann die Heiligen und jetzt wohnen gewöhnliche Sterbliche darauf. Die Alpenvereine pflanzen auf den Finsteraarhörnern und auf den Dufourspitzen, wie Columbus auf der Insel Guanahani, ihre rothen Fahnen und ihre hölzernen Kreuze auf und liefern „zu Dufours topographischem Atlas der Schweiz einen lebendigen Commentar". Das Gefühl geistiger Kraft ist es, sagt Tschudi, das die Bergsteiger durchglüht und die todten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; der Reiz, das eigene Menschenvermögen am rohen Widerstande des Staubes zu messen. Es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten überwundenen Höhe im Ueberblicke der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine freie That zu besiegeln. Die modernen Titanen haben, Berg auf Berg thürmend und den Pelion auf den Ossa setzend, den Olymp erstiegen: die Götter sind über alle Berge.

Aus der Hauptstadt.

Christus vor Pilatus von Michael Munkacsy.

Als vor drei Jahren verlautete, Munkacsy habe als Sensationsbild von monumentalem Umfang eine Scene aus der Passion vollendet, war die Ueberraschung allgemein, denn keins seiner früheren Werke hatte auf diese Wendung vorbereitet, und keins durfte als Bürgschaft gelten, daß der gewagte Versuch gelungen sei. Wenn er auch von seinem ersten durchschlagenden Bilde, dem letzten Tag eines Verurtheilten, bis zu seinem zweiten Hauptwerk, dem blinden Milton, der seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirt, Stoffen ernsten Charakters den Vorzug gegeben, so war er doch weder in seiner Münchener und Düsseldorfer Lehrzeit noch in den zwölf Jahren seiner Naturalisation in Paris vom Genre abgewichen. Die Landschaften, die er hier und da auf die Ausstellungen brachte, trugen mehr das Aussehen von Vorstudien, dasselbe galt von seinen prächtigen Interieurs, soweit sie nicht, wie der Besuch bei der Wöchnerin, Papa's Geburtstag, als moderne Sitten-

bilder auftraten. Dann kamen aus Frankreich und aus England die Nachrichten von einem verblüffenden Erfolge. Tausende pilgerten in die Ausstellungen, die Reproductionen überschwemmten den Kunstmarkt Europas und Amerikas. Selbst in Deutschland, dem das Original durch den Besitzer, einen Pariser Kunsthändler, bisher vorenthalten wurde, dürfte die Nennung weniger moderner Bilder in so weiten Kreisen eine bestimmt umrissene Vorstellung wachrufen. Die illustrirten Blätter hatten sich mit ihm beschäftigt, die Kunsthandlungen stellten lebensgroße Photographien nach einzelnen Köpfen und Kopfgruppen aus, wie nach den Werken alter Meister, und kaum ein Monat verging, ohne daß durch die Zeitungen eine Notiz über einen neuen Erfolg lief.

Jetzt endlich wird auch uns erlaubt, dem Werk unsere Huldigungen darzubringen. Der Künstlerverein hat ihm Gastfreundschaft gewährt und seinen Hauptsaal zu seiner Aufnahme mit einem für unsere Gewohnheiten unerhörten Aufwand umgestaltet. Der Raum für die Zuschauer ist durch ein Zeltdach verdunkelt, das alles Licht auf das Bild fallen läßt. Ein breiter dunkelbrauner Teppich verhindert den Reflex des Fußbodens, Sammetdraperien an den Seiten den der Wände, für das Einhalten des nöthigen Abstandes sorgt eine Schnur quer durch den Saal. Die Lautlosigkeit der Bewegung auf den weichen Matten und das Halbdunkel üben einen so unwiderstehlichen Einfluß auf die Besucher, daß die Unterhaltung, wenn sie überhaupt gewagt wird, sich nur im Flüsterton bewegt. Ganz von dem Bilde abgesehen, das zu dieser Einrichtung den Anlaß bot, muß man gestehen, daß die Ruhe und Sammlung, wenn auch durch äußere Mittel hervorgerufen, dem Genuß nur Vorschub leisten. Wie manches Mal hat einem in unsern Ausstellungen Geschwätz und Geräusch die ruhige Versenkung unmöglich gemacht. Man sagt, daß Wereschagin, der seine Bilder unter Musikbegleitung vorführte, mit diesem vielbekrittelten Mittel weiter nichts beabsichtigte, als das widerwärtige Geräusch einer großen schwatzenden Menschenmasse zu ersticken.

Die Stille, welche den Eintretenden empfängt, läßt ihn bescheiden seinen Platz einnehmen und sich ungestört dem Eindrucke des blendenden Schauspiels hingeben. Eine hochaufgerichtete, weißgekleidete Gestalt mit gefesselten Händen steht als ruhiger Mittelpunkt in einer wilderregten Masse — Christus. Er hat den Blick auf den Landpfleger gerichtet, der um mehrere Stufen erhöht in einer schimmernden Nische thront. Ein Soldat, den wir nur vom Rücken gewahren, drängt die Tobenden mit seinem als Barriere vorgehaltenen Speer zurück, sodaß der Vordergrund zu beiden Seiten des Gefesselten frei bleibt. Er hat den Mund zu dem „Du sagst es" geöffnet. Erregt ist unter den jüdischen Beisitzern, die beiderseits neben den Stufen Platz genommen haben, ein Greis aufgesprungen und spricht ein beschwörendes Wort zu dem Römer, pathetisch weist er dabei auf Christus oder — es ist nicht ganz klar — auf den Schreier weiter hinten, der sich als Führer der Masse geberdet und mit dem Ausdruck der rohen Freude am Unheil beide Arme erhebt, als wollte er sein „Kreuzige ihn" durch ein unmißdeutbares Zeichen bekräftigen. Pilatus sitzt in seiner faltigen, weißen Toga mit vorgebeugtem Haupte. Den rechten Arm hat er, wie um einen Schmerz zu ersticken, um den Leib gepreßt, und die Linke, die sich nur ein wenig aus einer ähnlichen Lage löst, markirt mit verlegener Geberde die Unentschlossenheit, die sich in den Zügen kundgibt. Ueber der Volksmasse lagert der Schatten der hohen Halle, deren Licht sich auf den Figuren in der vordersten Reihe sammelt. Nur einzelne Köpfe und Gestalten heben sich heraus, die alle Leidenschaften der Menge wiederspiegeln. Im Hintergrund öffnet sich unter der Säulenstellung ein Blick in die sonnige Ferne mit hellen Mauern und Palästen, über denen sich ein intensiv grünblauer Himmel wölbt, — zu dem schweren drückenden Schatten der Halle ein freundlicher Contrast.

Nach der Beleuchtung und der Composition zerfällt das Bild in zwei hintereinanderliegende Theile, die nur schwer zusammengehen. Vorn die fast friesartig entwickelte Reihe in vollem Licht vom Pilatus, dem Ankläger, Christus und dem Schreier steht in körperlicher Wirklichkeit vor uns. Der Mangel an Luft und Raum, ein Resultat seiner malerischen Technik, das bisher mit Ausnahme der sonnigen Interieurs fast allen Bildern des Künstlers zum Vorwurf gemacht wurde, ist vollkommen überwunden. Fast wie in einem Panorama sehen wir die Gestalten vor uns, sehen wir den Fußboden fliehen, die Stufen des Thrones körperhaft aufsteigen. In der zweiten Hälfte walten die tiefen, schweren Töne, die undurchsichtigen schwarzen Schatten zu sehr, als daß eine so täuschende Wirkung möglich wäre. Die Volksmasse, deren Einwirkung schon durch die breite Ausführlichkeit der Schilderung im Vordergrunde beschränkt wird, tritt dadurch noch mehr zurück.

Das coloristische Arrangement ist überaus geschickt und so durchsichtig, daß es fast zu absichtlich wirkt. Pilatus, Christus und der schreiende Rädelsführer der Volksmasse stehen als weiße Farbenflecke in dem bunten Ganzen. Bei dem Römer und Christus verstand sich diese Farbe von selbst; letzterem hatte nach der Erzählung der Bibel Herodes zum Spott ein weißes Gewand anziehen lassen, als er ihn zum Pilatus zurückschickte. Den Rädelsführer als Vertreter des Volkes den beiden Hauptfiguren auch äußerlich anzureihen, war ein glücklicher Gedanke des Künstlers. Daß er ihn, um die Uebereinstimmung nicht gar zu auffällig zu machen, discreter Weise noch einen langen dunklen Schurz angelegt und ihm ein dunkles Tuch um den Kopf gethan, bedarf kaum der Erwähnung. Die Gestalt Christi wird durch rothe Farbenflecke eingerahmt, links der prächtige rothe Tuchmantel des Soldaten, ein Meisterstück an stofflicher Wahrheit, rechts die Gewänder eines Alten, der ruhig zuschauend auf einer Bank sitzt. Jederseits an der Ecke ein blaues Gewand als kalte Einfassung und durch die Gewänder der Figuren in der Volksmasse bis zu dem Streifen blauen Himmels oben ein Halbkreis von Blau über dem ganzen Bilde.

Was die malerische Gewalt der Darstellung anlangt, so müssen wir gestehen, unter modernen Bildern noch nichts gesehen zu haben, das über diese Leistung hinausginge. Wenn auch der Abstand des Beschauers zu groß ist, als daß er die Schlichtheit der Technik nicht im Einzelnen verfolgen könnte, imponirt doch schon aus der Ferne die ruhige Gleichmäßigkeit der Behandlung, die keine Einzelheit vernachlässigt und doch nirgends kleinlich wird. Das Colorit hat etwas ungemein Sattes und Leuchtendes. Vielleicht könnte man sich nur an einer Stelle ohne Schaden für die Gesammthaltung noch eine tiefere Glut wünschen, bei dem Stückchen Himmel und sonniger Landschaft unter dem Gebälk der Säulenhalle. Auch scheint der Himmel hier mehr nach seinem heutigen Aussehen auf venetianischen Bildern als nach seiner natürlichen Erscheinung unter den obwaltenden Umständen studirt. Von köstlicher Wirkung ist der blaue Mantel eines vornehmen jungen Juden neben Pilatus, dessen edler Kopf gegen das weiße Gewand des Römers steht, und gegenüber als kräftiger Kontrast das goldschimmernde Untergewand und der rothe Kaftan eines sitzenden Alten. Ueberraschend wirkt auch die weiße Gestalt des Pilatus vor der dunklen schimmernden, wie es scheint, mit Bronze bekleideten Nische.

In dieser ganz erstaunlichen Kraft der Wiedergabe des natürlichen Scheins liegt die Bedeutung des Werkes. Es ist nicht zuviel gesagt, daß es hierin neben den bedeutendsten Panoramen den Höhepunkt dessen bezeichnet, was unsere Zeit vermag.

Diese malerische Vollendung übt auf weite Kreise einen fascinirenden Reiz. Zumal die Künstler sind, soweit unsre Erfahrungen reichen, so durchaus geblendet von dem ungewohnten Schauspiel, daß sie die großen Schwächen nur widerwillig oder überhaupt nicht zugeben. Und es hieße doch unserer ganzen jungen Kunst Unrecht thun, wenn man in einseitiger Bewunderung der Fertigkeit seine Augen vor der Erkenntniß verschließen wollte, daß wir von der Technik im weitesten und besten Sinne abgesehen nichts vor uns haben, das auf ein neues Ziel deutet, das neue Wege einschlägt. Im Gegentheil, in Composition und Charakteristik steht Munkacsys Christus durchaus auf dem Boden der Historienmalerei, die eine Zeit lang als neues Evangelium der Kunst gepredigt und geübt wurde, und die so schnell und so völlig abgewirthschaftet hat.

Mehr noch, vom Standpunkte dieser Richtung gemessen ist die Composition nicht einmal genügend. Wer sich den Bibeltext vergegenwärtigt, dem stehen als die drei Gewalten, die bei dieser Scene mitspielen, der Pöbelhaufe, die Priesterschaft und der Vertreter der römischen Weltmacht gegenüber. Diese kommt am schlechtesten weg. Der Pilatus ist ein unbedeutender, unentschlossener Mensch mit ungebührlich nichtssagenden Zügen, und der einzige Römer außer ihm ist der Soldat, den man vom Rücken sieht. Nun ist Munkacsys Bild nicht für die Andacht bestimmt, sondern wendet sich als Sensationsstück an ein Publicum, das wesentlich vom historischen Standpunkt Verständniß und Genuß sucht. Ihm ist die damalige Weltlage ganz geläufig, und es wird die Perspective auf die römische Weltmacht nicht entbehren wollen. Wird diese durch die anderthalb Figuren eröffnet? Doch auch rein malerisch genommen, ent-

geht der Scene durch die kümmerliche Vertretung des Römerthums ein kräftiger Contrast.

Die Gruppe der Priester kommt ebenfalls nicht recht klar heraus. Die einzigen Männer, die etwa als solche gelten könnten, sind die Beisitzer um die Stufen des Thrones. Entspricht dies der historischen Möglichkeit? Der Evangelist Lucas, nach dem sich der Künstler, nach dem Kleide Christo zu schließen, gerichtet hat, läßt vom Landpfleger die Hohenpriester, die Obersten und das Volk zusammenrufen. Mußten sich da nicht ganz von selbst die Priester als Gruppe zusammenschließen, sie, die als Anstifter des Aufruhrs fungiren? Auf Munkacsys Composition kann man nur durch eine Reihe von Schlüssen zu der Ueberzeugung kommen, daß die beiden Alten zur Rechten des Pilatus die Hohenpriester sein mögen. Durch die Anschauung treten sie trotz des pathetisch perorirenden Greises nicht unmittelbar ins Bewußtsein.

Auch das Volk im Hintergrund gibt hie und da zu rathen auf. Was will der bärtige Mann, der sich in der Mitte, um die Linien in die Höhe zu bringen, sich halben Leibes über die Menge erhebt und auf eine — man sieht nicht genau welche — Figur des Vordergrundes weist. Christus ist es nicht. Er könnte den naseweisen, auf die Länge unausstehlichen Burschen meinen, der sich, als ob er dann besser sehen könnte, über die Schranke legt und Christus angrinst. Vielleicht weist er auf den ruhig dasitzenden Alten und soll ihn zur Action auffordern. Ein andrer, der im Stehen offenbar nicht weniger sehen würde, hat sich, wie es scheint, auf den Rand der hölzernen Wandbekleidung gestellt, und müht sich ab, in der schwierigen Situation zu balanciren. Er ist, wie auch der junge Mensch, der sich über die Schranke beugt, überaus lebendig. Weiter hinten steht vor dem Pfeiler ein junges Weib mit seinem Kinde, das erschrocken sich an die Mutter schmiegt. Sie blickt mit mitleidigem Ausdruck auf Christus. Wie sie dahin kommt, das einzige Weib in der ganzen tobenden Masse, wie es kommt, daß sie sich so ruhig und sicher fühlt, sei lieber nicht gefragt. Sie thut dort ihre Schuldigkeit, darum bleibe sie unbehelligt. Zudem ist sie eine alte Bekannte von Munkacsys „Letztem Tag des Verurtheilten". In einigen gestikulirenden Köpfen und Händen zwischen Christus und dem Soldaten und neben dem Hohenpriester hat man nicht mit Unrecht Reminiscenzen an Leonardos Abendmahl empfunden.

Der Christus hat unglaublich viel von sich reden gemacht. Erst nach vielen Versuchen hat ihn der Künstler fixirt, sogar nach der ersten Ausstellung noch wesentlich an dem Kopf geändert. Die schlanke, muskulöse Gestalt hat fast die Höhe eines Riesen. Dem Kopf warfen die Franzosen bei aller Bewunderung seinen germanischen Typus vor. Er ist nichts weniger als edel. Die Stirn flieht zu schnell zurück, die Nase vom Adlerschnitt setzt nach unten zu plötzlich ab und stört durch ungeschlachte Nasenlöcher. Der Ausdruck des Auges, das nach unten von keiner Wimper begrenzt scheint und in tiefer Höhle liegt, erinnert in Schnitt und Beleuchtung lebhaft an den des Adlerauges. Es ist fast drohend auf Pilatus gerichtet. Obgleich weltliche und geistliche Blätter dem Künstler in Frankreich und England das Zeugniß ausgestellt, er habe ein neues Christusideal geschaffen, möchten wir uns doch gegen die Gültigkeit dieses Ideals verwahren. So könnte der gefesselte Simson dreinblicken, ehe er geblendet wird. So könnte ein Fanatiker die Stirn runzeln, der in der Ausübung seiner Macht beschränkt worden und jeden Augenblick seine Fesseln sprengen möchte: aber niemals Christus, der nicht durch seinen Willen, sondern durch sein Wesen überlegen erscheinen muß, der nie einen Zug von Fanatismus gezeigt, in dessen Charakter die unbeschränkte Milde ein Grundzug ist.

Gegenüber den ungeheuerlichen Lobeserhebungen der auswärtigen Presse, in die sich nur selten ein ruhig prüfendes Wort mischte, und gegenüber den quellenden Tiraden, die wir bei uns selbst aus dem Munde besonnener Männer zu hören bekommen, kann man die Frage nicht unterdrücken, ob denn das, was uns da in so blendenden Farben vorgeführt wird, auch in sich die Nothwendigkeit der künstlerischen Existenz trage? Daß dies vorläufig bei den meisten modernen Erzeugnissen nicht der Fall, geben diejenigen am unbedingtesten zu, die selbst in ihrer Kunst am ernstesten vorandringen. Munkacsys Werk gehört nicht zu den Ausnahmen. Um sich darüber mit einem Blicke klar zu werden, darf man es nicht mit den besten Schöpfungen der vergangenen Historienmalerei vergleichen, die ihm an Schärfe und Wahrheit der Charakteristik nicht nachstehen, sondern man muß zurückgehen auf den, der zuerst die Chöre der Volksmassen mit selbstständigem Leben zu bilden verstanden, auf Rembrandt. Wenn man sich neben den lärmenden und schreienden Statisten, die wohldressirt auf den meisten unserer Historienbilder ihr Wesen treiben, nur eine von jenen Gestalten aus dem Volke ins Gedächtniß ruft, die auf Rembrandts Radirungen den Heiland umgeben, von jenen einfachen Menschen, die gar nichts beabsichtigen, die einfach da sind, aber mit der intensiven Kraft ihrer Existenz den Vorgang aufnehmen, ohne sich im geringsten um einen Zuschauer zu kümmern, dann sinken die effecthaschenden Gebilde unserer Phantasie in sich zusammen wie gegenüber Rembrandts absichtsloser, selbstverständlicher Composition das geschickte Arrangement, an das wir gewöhnt sind. Munkacsys Christus vor Pilatus führt uns aus dieser Scheinkunst nicht heraus. Bei aller Bewunderung seiner bedeutenden Eigenschaften dürfen wir uns über die innere Leere des Werkes nicht täuschen. A. L.

Alexander Strakosch als Vorleser.

Als Heinrich Laube die Direction des Wiener Stadttheaters niederlegte, demissionirte auch sein Vortragsmeister Strakosch, der die sprachliche Bildung der engagirten Mitglieder, ihre Aussprache und Declamation, die Vorbereitung der einzelnen Rollen zu überwachen und dem Meister schon während der kurzen Leipziger Directionsführung zur Seite gestanden hatte. Er widmete sich seither den Wandervorlesungen, die ihn nun endlich auch nach Berlin geführt haben. Ein bedeutender Ruf ging ihm voran. Strakosch hat bereits in einer Reihe deutscher Städte, in England, Rußland reiche Erfolge geerntet. Er gehört als Vorleser nicht zur Schule Tiecks, die in ihrem schlichten Vortrag jeden Anklang an die Bühne vermeidet, mehr das literarische als das theatralische Interesse betont und keinen Augenblick den vergessen läßt, der die Worte eingibt. Der so überaus fein, auch humoristisch veranlagte Emil Palleske, wie auch Rudolf Genée, der seine Lectüren durch ästhetisch-literarische Einleitungen zu einem besonderen geistigen Genusse macht, gehören dieser Vorleserschule an. Strakosch *trägt* vor. Seine Art ähnelt der Kunstübung des blinden Richard Türschmann, der ganze Dramen aus dem Gedächtnisse und mit schauspielerischem Pathos hersagte, aber Strakosch strebt nach Höherem, als nach den Lorbeeren eines virtuosenhaften Mnemotechnikers, dessen staunenerregende Gedächtnißgymnastik die inneren Mängel seines Vortrags vergessen lassen möchte. Mit seiner lang hinwallenden Mähne um Schläfen und Mund sitzt Strakosch im schwarzen Frack am grünverhangenen Tischchen — das traditionelle Glas Zuckerwasser fehlt — und bietet so eine Solovorstellung, ganz allein ein Ensemblegastspiel, ein Theater ohne Theater. Er trägt durchaus frei vor; kaum daß einmal ein flüchtiger Blick das Buch streift oder die Hand eine Seite wendet. Und nicht nur sein Mund, auch seine Seele ist thätig. Sein Antlitz spiegelt die Wirkungen des Dichterwortes wieder, sein Auge flammt, die Hände begleiten in nervösem, aber meist maßvollem Gestus den Vortrag: er ballt sie zur Faust, preßt sie auf die Brust, erhebt sie flehend, breitet sie segnend aus. Er ist eine stumme Sprache von äußerster Lebendigkeit und Ausdrucksfähigkeit. Aber sein erstes, wichtigstes Instrument ist die Stimme: ein Organ von seltener Reinheit, Kraft, Fülle, Ausdauer und Wohlklang. Alle Schrecken des tragischen Donners, die milden Laute verständiger Auseinandersetzung, der leichte Plauderton, das Pathos der feierlichen Rede sind dieser phänomenalen Stimme gleich geläufig; sie weint, lacht, fleht, flucht, flüstert und tobt in effectvoller Steigerung, und immer nimmt sie den Weg aus dem Herzen, der auch wieder zum Herzen gehen muß. Die rhetorischen Glanzleistungen von Demetrius und Sapieha, Uriel Acostas Bannfluch, die Erhebung des Juda in Otto Ludwigs „Makkabäern" klingen aus Strakoschs Mund noch einmal so überzeugend und packend; der Wechsel von Laut und Leise in dem Gespräch von Schweizer und Spiegelberg (Räuber IV, 5) ist ein sauber ausgearbeitetes Virtuosenstück; in den Monologen Hamlets läßt er uns Feinheiten erkennen, die weder bei der eigenen Lectüre noch bei einer Bühnendarstellung zur Geltung kommen, und in Hamlets Geplauder mit dem Schauspieler zeigt er einen leichten, flotten Conversationston, um den ihn unsere beliebtesten Liebhaber und Bonvivants beneiden könnten. Das Beste bietet er aber in den Momenten des Affectes. Da ist die Rede durchtränkt von Temperament, da bebt in jedem Wort eine tiefe Ergriffenheit, da steigt sein Organ mächtig in die höchsten Register, das durchgängig warme Colorit seines Vortrags wird fieber-

hafte Gluth, und Alles ist ungestüme, dämonische Leidenschaft. Selbst mitten im Wirbelwind der Gefühle kommt jede Silbe zu ihrem Recht. Strakosch deutet den Wechsel der Sprecher nur mit leichter Geste an, aber jede Person hat eine leicht zu unterscheidende Stimmfärbung, die consequent festgehalten wird. Seine Frauen säuseln und flöten nicht wesenlos; seine Männer leben, sein Wort schafft leibhaftige Gestalten. Und wie Strakosch die Massen sprechen zu lassen versteht! Der kleine Mann ist ein ganzes Theater, ein ganzer Chor, ein ganzes Volk. Der Ruf der Landboten im Demetrius-Fragment: „Krieg! Krieg mit Moskau!" braust viel stürmischer aus seinem Mund, als wenn sämmtliche Statisten des Schauspielhauses einen Volksauflauf agiren.

Ueberall zeigt sich Laubes beste Schule. Da ist keine Schönrednerei, keine hohle Declamation, kein leerer Singsang. Erst Wahrheit und dann erst Schönheit; lieber Charakterisiren als Schwelgen im Wohllaut. Die schauspielerische Tradition bricht überall durch, doch es ist gute Schule. Nur selten wird der Vorleser komödiantenhaft. Etwa als Karl Moor, da er seinen Vater erkennt, laut aufschreit, oder bei Hamlets hier allzu oft wiederholtem: „Geh in ein Kloster!" Auch sind die Monologe Hamlets nicht genug Selbstgespräch; sie wenden sich allzu declamatorisch an den Zuschauer. Conventionell theaterhaft sind ferner die Recitation des Geistes (Hamlet) mit den gespenstig sein sollenden langgezogenen Vokalen und die scurrile Fistelstimme des alten Moor. Strakosch vergißt, daß Polonius kein kindischer Greis sein kann, denn er gibt seinem Sohne gar weise Lehren auf den Weg und behandelt — wie Turgenjew in einem posthumen Aufsatz sehr hübsch auseinandergesetzt hat — Hamlet ganz schlau wie einen kranken, störrischen Knaben, dem man nicht widersprechen darf. Oft wird auch das Tempo zu langsam genommen. Strakosch muß sich vor dem Bestreben hüten, zu deutlich, zu klar, zu eindringlich zu sein. Wenn der Hörer den Pädagogen herausfühlt, merkt er Absicht und wird leicht verstimmt. Um so größeres, uneingeschränktes Lob verdient die geistige Auffassung und Wiedergabe. Alles ist tief durchdacht und artet doch nie in Nüancenhatz aus. Auf falsche Betonungen, worin unsere besten Schauspieler Unglaubliches leisten, machen wir hier vergeblich Jagd. Selbst wo wir nicht mit ihm einverstanden sind, hat seine Auffassung doch auch ihre Berechtigung. Strakosch ist eben ein genial nachempfindender Rhapsode, der nicht nur die Affecte meisterlich versinnlicht und den ganzen Zauber des dichterischen Wortes wiedergibt, sondern auch den Geist unserer Klassiker fein und tief erfaßt hat.

Unser reichshauptstädtisches Publicum ist im Allgemeinen der Vorlesungen und Vorträge, mit denen es seit Jahren übersättigt wird, herzlich müde geworden, und nur einem Meister wie Strakosch konnte es gelingen, eine so zahlreiche und auserlesene Zuhörerschaft um sich zu versammeln. Mit welch freudiger Empfänglichkeit nahm sie auch seine Anregungen auf! Und eines intelligenten Publicums bedarf der Vorleser mit seiner keuschen, intimen Kunst viel mehr, als der Schauspieler. Er stellt große Ansprüche an Geist und Phantasie, aber um wie viel reiner ist der Genuß! Da stört kein leichtfertiger Regiestrich, kein Ausstattungsbeiwerk, keine Coulissenreißerei, nicht die rohe Illusion der äußerlichen Darstellung. Der Zuhörer muß mitschaffen, congenial denken, er wird selbst gewissermaßen ein Dichter. Nur diejenigen, die am meisten dabei hätten lernen können, die Schauspieler, hielten sich von Strakoschs Vorträgen demonstrativ fern. Vielleicht um nicht bei jedem Worte daran erinnert zu werden, wie sehr sie sich an unseren Klassikern zu versündigen pflegen.

Z.

Notizen.

Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Von Fritz Jonas. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Eine gut und fleißig geschriebene Biographie des gastfreundlichen Körner'schen Hauses, reich an Neuem und Interessantem. Es lagen dem Verfasser viele unbenutzte Briefe von den Familiengliedern oder von dieselben im Manuscript vor, namentlich die Briefschätze aus Friedrich Försters Nachlaß, die sich jetzt im Körner-Museum in Dresden befinden. Interessant sind namentlich die von Förster aus dem Gedächtniß aufgeschriebenen Erinnerungen über die Kinderzeit der Maria Stock, nachmaligen Frau Körner, und ihrer starkgeistigen Schwester Dorothea, in deren elterlichem Hause auch Mosje Goethe — denn vornehme junge Leute wurden Mosje titulirt —, damals Student der Rechte, verkehrte. Einige der hier erzählten Goethe-Anekdoten sind sehr drollig und völlig unbekannt. Die ungedruckten Briefe Schillers sind ungemein werthvoll, wie denn auch dessen Aufenthalt im Körner'schen Hause hier eine ganz neue und erschöpfende Darstellung findet. Besonders fesselnd sind die zahlreichen, bisher unbekannten Briefe Theodors, dessen Bildungs- und Lebensgang ebenfalls manchen bedeutungsvollen Nachtrag gewinnt. Vielleicht hätte die Notiz nicht fehlen sollen, daß Doras Bräutigam Huber, Schillers Stubengenosse in Dresden, derselbe ist, der später die eheliche Tragödie im Forster'schen Hause zu Mainz herbeiführte und 1804 als Redacteur der Allgemeinen Zeitung starb.

* * *

Mal occhio und andere Novellen von Ossip Schubin. Berlin, J. H. Schorer. Fünf Erzählungen von sehr ungleichem Werth, aber kühn im Entwurf und geistvoll in der Ausführung. Das Vorbild Turgenjews ist besonders in „Memento mori" unverkennbar, doch ist das Sprunghafte in der Erzählungsform, das Geheimnißvolle in der Motivirung, der krankhafte Zug der Charakteristik, der Pessimismus der Weltanschauung hier viel weniger zu einem harmonischen Ganzen zusammengewachsen. Der Preis gebührt jedenfalls „Mal occhio" mit der feinen Zeichnung der Hauptfigur; leider läßt die Motivirung der Schlußkatastrophe zu wünschen übrig. Ein allerliebstes Kabinetstück ist „Blanche", wo auch das historische Kostüm getroffen ist, und eine stimmungsvolle Novellette: „Schneeglöckchen". Was uns besonders für die Verfasserin einnimmt, ist der weltkluge Ton und Schliff, die ethnographische Vielseitigkeit ihrer Schilderung. Sie ist in den Schlössern des böhmischen Feudaladels ebenso zu Hause, wie im Kursalon von Baden-Baden, an der Promenade des Anglais und am Pariser Boulevard; ihre internationalen Figuren haben wirklich einen großen, weltstädtischen Zug. Einzelne Schilderungen in „Dolorata", z. B. Paris im Frühling, lesen sich wie brillante Feuilletons. Wir begreifen, daß Ossip Schubin Mode geworden ist.

* * *

Hermann Lotze in seiner Stellung zu der durch Kant begründeten neuesten Geschichte der Philosophie. Eine kritisch-historische Studie von O. Caspari. Breslau, E. Trewendt.

In der Geschichte der neuesten Philosophie nimmt der verstorbene Hermann Lotze einen der hervorragendsten Plätze ein; durch sein vielverbreitetes Buch „Mikrokosmos" ist er auch außerhalb der fachphilosophischen Kreise populär geworden. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Philosophen darzulegen und seine Stellung in der Entwickelungsgeschichte der nachkantischen Philosophie zu präcisiren, ist die Aufgabe, die sich sein früherer Schüler Otto Caspari in vorliegender Schrift gestellt hat. Nach einigen Bemerkungen über Lotzes Persönlichkeit und Bildungsgang setzt der Verfasser in kritisch-historischer Weise Lotzes Stellung zur Hegel'schen Dialektik, zu Herberts Realismus und zu Kant und dem nachkantischen Skepticismus auseinander. Darauf gibt er eine treffliche kritische Besprechung der Lotze'schen Lehre und weist nach, welche Einwirkung Lotze auf jede einzelne Specialdisciplin der Philosophie geübt. Als Aufgabe der Philosophie, wie sie Lotze angestrebt, aber nicht vollkommen gelöst habe, bezeichnet der Verfasser: einen Weg zu suchen, der uns vor den Abwegen des nach Kant gescheiterten reinen Idealismus und des durch Kant bezwungenen und widerlegten Empirismus und naiven Positivismus gleichmäßig bewahrt. In welcher Weise dies zu geschehen hat, wird im letzten Kapitel: „Die neue Aufgabe der Philosophie" in klarer, einleuchtender Weise auseinandergesetzt. Hier finden sich sehr wichtige und beachtenswerthe Fingerzeige für Jeden, der sich in das Studium der modernen philosophischen Probleme einführen und die Methode des Kriticismus kennen lernen will.

F. v. G.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschien:

Professor W. Benders

Lutherrede.

Durch ein Nachwort vermehrt.

Sechste unveränderte Auflage.

Preis *M.* 1.20.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Gegen Franco-Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Soeben erschien:

Das Tischgespräch auf dem Rheindampfer.

Der hochwürdigen Facultät der evangelischen Theologie in Bonn und allen unbefangenen Herzen gewidmet von

J. M. Arouet.

Preis *M.* 1.20.

Anknüpfend an den Kirchenstreit, zu welchem Bender's Lutherrede Veranlassung gegeben, führen die hier auftretenden Repräsentanten des modernen Pietismus, der bergische Pfarrer, der Hofprediger und der schwäbische Prälat, ihre Sache ebenso naiv und offenherzig, als der Oberbürgermeister und sein Freund Arouet, welche für das gute Recht der natürlichen Religion und humanen Sittlichkeit kämpfen. Der Hauptreiz des Büchleins liegt in der pikanten, mit dramatischer Lebendigkeit durchgeführten Form des Tischgespräches.

Gegen Franco-Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Das erste Heft von 5 Bogen der

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte

(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)

ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig. Preis *M.* 1.—

(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des ersten Heftes:

Zum Geleite.
Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. I.
Ein Bild aus dem Klosterleben Oesterreichs. Von A. Horawitz.
Ein Gesandtenmord im 17. Jahrhundert. Von M. Brosch.
Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. I.
Die Staatsmänner Amerikas. Von A. E. Schönbach.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Aufforderung an Verleger.

Der äußere Erfolg der auf meine eigenen Kosten in den Jahren 1876—1881 gedruckten und meinem Bruder in Pocsneck in Debit gegebenen 4 Schriften über S. Franck, über Reuter (2) und Niederdeutsch und Neudeutsch ist bisher sehr geringfügig gewesen und weit hinter meinen bescheidenen Erwartungen und dem inneren, durch die öffentlichen ehrenden Urtheile eines Geiger, Sanders, Suringas, Weinkauff u. a. anerkannten Werthe zurückgeblieben. — Der Drang der Umstände macht es mir zur Pflicht und entschuldigt es zugleich, daß ich, im völligen Einverständniß mit meinem Bruder, an die deutschen oder auch die niederländischen Verleger die öffentliche Anfrage und Aufforderung richte, die bezeichneten 4 Werke sei es gegen eine Baarzahlung von etwa 3000 *M.* oder ein und das andere Werk gegen 20—25% des ursprünglichen Ladenpreises zu erwerben. Von allen meinen Werken sind noch etwa sieben Achtel der Auflage vorräthig, von Sebast. Franck nämlich circa 800, von Erinnerung an Reuter 2550, von Reuters Lieblingslehrern, „C. Horn, der Stifter der Burschenschaft und N. Gesellius" 1550, von Niederdeutsch und Neudeutsch 1050 Exemplare.

Ich benutze die Gelegenheit, um wiederholten vergeblichen Schreibereien zuvorzukommen, zu der Mittheilung, daß ich für eine deutsche Bearbeitung der von mir entdeckten und in den Baltischen Studien veröffentlichten lat. Autobiographie Jakob Gerschows einen Verleger suche. Bereits 1855 schrieb mir Fr. W. Barthold, daß die Biographie „ein höchst anziehender Beitrag zu d. Gelehrten- u. Sittengeschichte jener verwilderten Zeit (des 30j. Krieges) sei und in deutscher Sprache ein allgemeines Interesse erwecken würde".

Diesen verständlichen, auf echt populäre Wirkung abzielenden Wink übersah die vielleicht entschuldbare wissenschaftliche Beschränktheit eines jungen Philologen.

Schwerin i. M. Febr. 1884.

Friedrich Latendorf.

Verlag von H. Costenoble in Jena.

Nun vollständig!

Ges. Romane, Novellen u. Dramen von A. E. Brachvogel.

Mit Einleitung und Biographie von **Max Ring.**

10 Bände. 8. Brosch. 31 Mark.

Auch in 65 Lieferungen à 50 Pf. beziehbar.

Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Brachvogel's, die eine **seltene** Originalität bekunden, durch ihre **treffliche Charakterzeichnung** und durch ihren **Gedankenreichthum** fesseln und begeistern und **dauernde Belehrung** und **Erhebung** bieten. Die Sammlung ist bereits vollständig erschienen. **Den Abonnenten steht es frei, das Werk gleich vollständig oder in beliebigen Zwischenräumen zu beziehen. Probeheft gratis** durch jede Buchhandlung.

Die Zonen des Geistes.

Aphorismen von

Moriz Jokai.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. *M.* 2.50, geb. *M.* 3.—.

Neu! [Im Buchhandel.

In meinem Verlage ist heute erschienen:

Lotze's philosophische Weltanschauung

nach ihren Grundzügen.

Zur Erinnerung an den Verstorbenen

von

Prof. Dr. Edmund Pfleiderer

in Tübingen.

Zweite durchgesehene Auflage.

Preis *M.* 1.60.

Berlin, den 30. Januar 1884.

G. Reimer.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird der im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheinende neueste Roman von

Wilkie Collins:

„Herz und Wissen"

gegen Einsendung der Postquittung **gratis** und **franco** nachgeliefert.

Verbreitetste Zeitung Deutschlands.

„Berliner Tageblatt"

nebst

Illustr. Witzblatt

„ULK",

Belletrist. Sonntagsblatt

„Deutsche Lesehalle",

sowie

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft".

Man abonnirt für den Monat **März** bei allen Reichs-Postanstalten zum Preise von **nur** **M. 1,75.**

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Musik!

Schletterer, Gesch. d. Hofcapelle der französ. Könige. (Studien I.) 6 *M.*

Buttmann, Schicksalsidee i. Schillers Braut v. Messina. 2 *M.* 50 *S.*

Freytag, Herwara. 2 *M.*

Verlag v. **R. Damköhler,** Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karneval 1884.

Confetti und Moccoli

von

Emil Edel.

„.... es scheint das ganze Jahr hindurch Karneval zu sein."
(Goethe in Rom.)

9½ Bogen. Elegant broschiert. Preis 2 *M.*

Gerstenbergsche Buchhandlung.
in Hildesheim.

Lilium auratum!

Japanische Goldbandlilie!!

Von dieser **„Königin aller Lilien"**, zur Topf- und Land-Cultur gleich geeignet, empfehle soeben eingetroffene japanische **Originalzwiebeln, stark und blühbar:** 4 St. 5 *M.*, 9 St. 10 *M.*, 20 St. 20 *M.*, 100 St. 90 *M.* incl. Porto und Emb. Einige extrastarke à 1.50 *M.*

H. Dammann jr.
Breslau, Büttnerstr. 7.

Hierzu eine Beilage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 23. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Franzosen in Tongking. Von Spiridion Gopčević. — Aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung. Von Scrutator. — **Literatur und Kunst:** Ueber Sprechen, Reden und Lesen. Von Fritz Koegel. — Goethe und Heine. Von Ludwig Geiger. — „Die Grafen v. Altenschwerdt" von August Niemann. Besprochen von Theophil Zolling. — Albumblätter. Von Oscar Linke. — **Aus der Hauptstadt:** Die siebente Sonderausstellung im Gewerbemuseum. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Die Puttkamer'sche Orthographie und die Académie française. Von W. Robert, Oberlehrer. — Inserate.

Die Franzosen in Tongking.

Von Spiridion Gopčević.

Die ersten Beziehungen Frankreichs zu Annam reichen bis in das vorige Jahrhundert zurück. Der 1774 zur Herrschaft gelangte König Gialong war 1786 vertrieben worden und wurde durch den französischen Bischof d'Adran bestimmt, Frankreichs Hülfe anzurufen. 1787 schloß Gialong mit Louis XVI. einen Vertrag ab, in dem er sich zur Abtretung des Hafens Turan und der Insel Pulo-Condor verpflichtete. Aber die zu seiner Unterstützung abgesandten Streitkräfte wurden unterwegs in Indien zur Bekämpfung der Engländer zurückbehalten und blos 4 Offiziere erreichten Cochinchina. Sie organisirten Gialongs Streitkräfte und bewirkten dadurch, daß er 1802 unangefochtener Herrscher über ganz Annam wurde.

Die guten Beziehungen zwischen Annam und Frankreich endeten jedoch mit dem Tode Gialongs. Dessen Nachfolger Minh-Mang (1820—42) und Thien-tri (1842—47) rotteten durch grausame Verfolgungen das schon stark vorhandene Christenthum aus und ahmten das chinesische Abschließungssystem nach. Endlich unter dem Könige Tu-Duc riß den Franzosen die Geduld. Da er sich weigerte mit der französischen Regierung in Verbindung zu treten, benützte dies Napoleon, um 1858 eine Expedition abzusenden. Spanien, das durch die Hinrichtung eines spanischen Bischofs beleidigt worden, unterstützte Anfangs die Franzosen. Schon 1847 hatten die Franzosen im Hafen von Turan die annamitische Flotte vernichtet und 1856 die Citadelle dieses Hafens erstürmt. Beide Vorfälle hatten jedoch blos die momentane Züchtigung der Annamiten zum Zwecke gehabt. Die 1858 abgehende Expedition hingegen (unter Admiral Rigault de Genouilly) verfolgte ernstere Endziele. Am 1. September 1858 wurde Turan, im Februar 1859 Saigon erstürmt, zwei Jahre später das anamitische Heer bei Saigon aufgerieben, Bienhoa, Vinh-long und andere Städte erobert und Tu-Duc hierdurch so mürbe gemacht, daß er sich 1862 zur Abtretung der Provinzen Saigon, Mytho und Bienhoa an Frankreich bewegen ließ. Die feindselige Haltung des Königs brachte ihn 1867 um weitere 3 Provinzen: Vinh-long, Hatien und Chan-doe, während das angrenzende Königreich Cambodscha das französische Protectorat anerkannte, also Frankreichs Vasall wurde. Tu-Duc, den die Machtentwicklung Frankreichs schreckte, suchte bei den Chinesen Schutz, indem er im October 1871 eine Gesandtschaft nach Peking schickte und sich freiwillig als Chinas Vasall erklärte.

Inzwischen hatten die Franzosen durch die Mekong-Expedition (1866—68) erfahren, daß sie einen Fehler begangen, sich im Süden Annams festzusetzen, statt im Norden. Die Franzosen hatten nämlich geglaubt, der Mekong werde die beste Wasserverbindung mit dem Innern Chinas abgeben. Es stellte sich jedoch heraus, daß er wegen seiner Stromschnellen für die Schifffahrt unbrauchbar sei, während der Song-ka (Rothe Fluß) den natürlichen Weg zur metallreichsten chinesischen Provinz Jünnan bilde. Ein Zufall begünstigte die Franzosen in ihrer Absicht, sich in Tongking festzusetzen.

Ein seit 1860 in China ansässiger französischer Kaufmann, Namens Dupuis, ging im Jahre 1870 im Einverständniß mit dem Vicekönig von Jünnan nach Tongking, um die Brauchbarkeit des Rothen Flusses als Handels- und Verkehrsstraße von Jünnan zum Meere zu untersuchen. Dupuis erlangte die Ueberzeugung, daß der Rothe Fluß diesem Zwecke vollständig entspräche und der Handel durch seine Benutzung ungeheure Dimensionen annehmen würde. Jünnan ist nämlich vielleicht das metallreichste Land der Welt. Zinn, Kupfer, Quecksilber, Blei, Zink, Steinkohlen, aber auch Gold, Silber, Eisen, sowie Krystall und Marmor finden sich in ausgedehnten Lagern vor. Außerdem noch die Bodenprodukte des 300,000 Quadratkilometer großen Jünnan und die Bedürfnisse seiner 50 Millionen Einwohner in Betracht gezogen, wird man Dupuis' Handelsplänen nur bewundernd beistimmen können. Bei seiner Reise durch Tongking überzeugte er sich auch von dem Reichthum dieser blühendsten — obschon nur 10 Millionen Seelen zählenden — Provinz Ostasiens.

Als Franzose konnte aber Dupuis nicht umhin, die Vortheile der gemachten Entdeckung seinem Vaterlande zuzuwenden. Anfang 1872 erschien er in Paris und conferirte mit der französischen Regierung. Man nahm ihn sehr günstig auf und versprach ihm Unterstützung. Am 8. November trat er dann mit den Kanonenbooten „Hongkiang", „Laokai" und „Sontay", sowie einer Dschonke die Expedition an, unterstützt vom Aviso „La Bourayne", welcher eben die chinesischen Seeräuber gezüchtigt. Am 23. December langte Dupuis vor Hanoi an, wo die Mandarine in nicht geringen Schrecken geriethen. Dupuis versicherte sie jedoch seiner friedlichen Absichten, begab sich nach Jünnan und kehrte am 30. April 1873 mit einer Ladung Erze und 150 chinesischen Soldaten nach Hanoi zurück, sich stets als chinesischen Agenten gerirend. Trotzdem fühlten sich die Annamiten beunruhigt und schickten zwei Mandarine nach Saigon, um die Abschließung eines Handelsvertrages zu versprechen, falls man Dupuis abberufen wolle. Contreadmiral Dupré, der französische Gouverneur, griff diese Gelegenheit mit Begier auf und sandte den Marinelieutenant Francis Garnier — einen zweiten Hernan Cortéz — mit dem Kanonenboot „Arc" nach Tongking. Letzteres kenterte unterwegs, doch schiffte sich Garnier mit vier

Kanonen und 56 Mann auf Dschonken ein, mit welchen er am 5. November Hanoi erreichte. Hier ließ er sich durch die feindselige Haltung der Annamiten nicht abschrecken, deren Zwist mit Dupuis zu untersuchen und Urtheil zu sprechen. Er erklärte den Rothen Fluß für den französischen, chinesischen und spanischen Handel für eröffnet und geberdete sich als Herr. Die Mandarine legten ihm heimtückisch allerlei Schlingen, denen Garnier geschickt auswich, bis ihm endlich die Geduld riß und er die Erstürmung der Citadelle von Hanoi plante. In Folge erhaltener Verstärkungen verfügte er über zwei Kanonenboote („Scorpion" und „Espignole"), 11 Kanonen und 240 Soldaten (von denen 30 Asiaten). In der Citadelle befanden sich 6—7000 Mann, allerdings nur mit Lanzen, Säbeln und Luntenflinten bewaffnet, aber immerhin durch ihre Zahl und Stellung furchtbar. Am 20. November 1873 fand der Angriff statt. 180 Franzosen erstürmten innerhalb einer Stunde die Festung, ohne einen Mann zu verlieren, während die Annamiten 80 Todte, 300 Verwundete und 2000 Gefangene einbüßten. Der Marschall und die zwei vornehmsten Mandarine befanden sich in dieser Zahl. Garniers Thätigkeit war bewunderungswerth. Er eroberte binnen zehn Tagen zwei ganze Provinzen, ohne nur einen einzigen Mann zu verlieren. Sofort schritt aber Garnier zur Bezwingung weiterer Provinzen. Am 2. December dampfte die „Espignole" von Phu-Ly nach Hai-Dzuong, dessen Mandarin die Unterwerfnng verweigerte. In Folge dessen landeten 30 Franzosen im Feuer der Festung, erstürmten diese ohne Beihülfe von Artillerie binnen $1^1/_2$ Stunden und machten die ganze Besatzung zu Gefangenen. Geradezu unglaublich klingt es, wenn man hört, daß dabei 300 Annamiten, statt die ersten sechs eingedrungenen Franzosen zu erdrücken — sich ihnen voll Schrecken ergaben. Für solche Feigheit fehlt uns der Begriff!

Nachdem er die Verwaltung der Provinz Hai-Dzuong organisirt, ließ Harmand 15 Mann daselbst und begab sich mit dem Reste nach dem mittlerweile von Garnier eroberten Nam-Dinh. Er nimmt eine Dschonke, schifft sich mittelst derselben mit 6 Mann aus, erstürmt die Batterie ohne Blutvergießen, nimmt den Gouverneur gefangen, bedroht ihn, inmitten seiner Soldaten, mit Niederschießen, sofern er nicht binnen 10 Minuten die Festung übergebe und zieht wirklich in dieselbe ein. 2000 Annamiten werfen sich vor 7 Franzosen auf die Knie und strecken die Waffen!

Am 9. December Abends erschien Garnier selbst in Binh-Ninh, bestätigte den tapfern, erst zwanzigjährigen Hautefeuille in dessen Commando und erstürmte hierauf Nam-Dinh. Am 20. December kam es zu einem Waffenstillstande, dem Friedenspräliminarien folgen sollten. Diese wurden aber schon andern Tags durch die Nachricht gestört, daß die Schwarzen Flaggen im Anmarsch seien. 600 derselben, gefolgt von 2000 Annamiten, griffen auch Hanoi an, wurden jedoch durch einige Granatschüsse zum Rückzug bewogen. Dies veranlaßte Garnier zu einem Ausfalle, um den Schwarzen Flaggen — dem einzigen ernst zu nehmenden Gegner — eine empfindliche Lection zu ertheilen. Die Absicht war gewiß löblich, aber Garnier konnte nur 28 Mann dazu verwenden! Balny mit 10 Mann bricht also gerade gegen den Feind hervor, während Garnier mit 18 Mann ihn zu umgehen sucht. In seinem Eifer verfolgt er dabei die Chinesen in das Gestrüpp, verstrickt sich in diesem, fällt und wird sofort von den hervorspringenden Chinesen geköpft. Seinen Leuten gelingt es mit Mühe den Leichnam zu retten. Auch Balny war zurückgeworfen worden und so kostete dieser unglückliche Ausfall den Franzosen 5 Todte und 6 Verwundete.

Das war das Ende Garniers, des französischen Hernan Cortéz, der, wenn er am Leben geblieben wäre, wohl damals schon ganz Annam erobert hätte und zwar mit zehnmal geringeren Streitkräften als jene, über welche heute Courbet verfügt.

Man kann sich denken, wie deprimirend dieses Gefecht auf die Franzosen und deren Anhänger wirkte. Dupuis brach zwar sofort zur Verfolgung auf, fand aber den Feind nicht mehr. Statt Garnier übernahm Bain de la Coquerie den Oberbefehl. Er erfuhr drei Stunden nach Garniers Tod, daß am 16. December der „Décrès" mit bedeutenden Verstärkungen im Cua Cam eingelaufen sei. Am 25. December traf der „Scorpion" mit 108 Mann und 300 Flinten ein. Es kam zu neuen Verhandlungen mit den Annamiten, doch ehe diese zu einem Resultate führten, langte am 29. December der neue französische Bevollmächtigte Philastre an, welcher an Ungeschicklichkeit seines Gleichen suchte. Er beeilte sich alle französischen Truppen aus Tongking zurückzuziehen, bis auf den Freihafen Haiphong. Kaum war dies geschehen, als die Annamiten über die Anhänger der Franzosen herfielen und sie zu Tausenden abschlachteten. Ihre Dörfer wurden verbrannt, ihre Habe geplündert, Dupuis vertrieben, kurz Frankreichs Ehre floß in Strömen und Niemand rührte sich, diese namenlose Schmach gutzumachen oder den schuldtragenden Einfaltspinsel zur Rechenschaft zu ziehen. Die Folgen dieses Vorganges zeigen sich heute noch in dem höhnischen Benehmen Chinas gegenüber Frankreich.

Bis 1875 hatten es die Franzosen in Tongking lediglich mit den Annamiten zu thun. Jetzt mengte sich aber China in die Frage.

Am 25. Mai 1875 erhielt die chinesische Regierung Mittheilung von dem Vertrage zwischen Annam und Frankreich; bereits am 10. Juni protestirte sie gegen diesen, behauptend, daß Annam als chinesisches Vasallenland nicht eigenmächtig Verträge abschließen dürfe. Frankreich ignorirte diesen Protest, duldete jedoch stillschweigend, daß 1878 und 1881 die gewohnten Huldigungsgesandtschaften von Annam nach China gingen, sowie daß chinesische Generäle die annamitischen Festungen in Tongking befehligten.

Inzwischen wandte sich aber, von Gambetta angespornt, das öffentliche Interesse in Frankreich den Colonien zu und besonders war es Tongking, auf welches die Regierung ihr Augenmerk richtete. China, dadurch beunruhigt, beauftragte den Mandarinen Tseng (um besser zu imponiren für die Zeit seines Aufenthaltes in Europa mit dem „Marquis"-Titel beglückt), der französischen Regierung auf den Zahn zu fühlen. Gambetta antwortete schroff, daß China sich nicht in Sachen einmengen möge, mit denen es nichts zu schaffen habe. Vom französischen Standpunkt aus kann man Gambettas Sprache nur billigen und hätten seine Nachfolger ebenso energisch gesprochen, so wären die leicht einzuschüchternden Chinesen schon längst zum Rückzug veranlaßt worden und Tongking heute eine französische Provinz.

Gambettas Regierung war aber nur von kurzer Dauer und seine schwächlichen Nachfolger hatten in Allem, was sie anfaßten, merkwürdiges Mißgeschick. Wie gewöhnlich waren es hauptsächlich die halben Maßregeln, welche sich besonders verderblich erwiesen.

Gambettas Nachfolger Freycinet beschloß Anfang 1882 die Tongking-Frage zu Ende zu führen. Annam hatte den Vertrag von 1874 nicht gehalten. Statt die Seeräubereien zu unterdrücken, machte es mit den Piraten (d. i. den „Schwarzen Flaggen") gemeinsame Sache. Dadurch wurde natürlich der genannte Vertrag illusorisch und Frankreich befand sich vollkommen im Recht, als es Ende März 1882 den Schiffskapitän Rivière von Saigon nach Haiphong sandte, um mit den Piraten aufzuräumen. Nur war es ein Fehler, Rivière keine genügende Streitmacht zur Verfügung zu stellen. Wahrscheinlich hatte man die unglaublichen Erfolge Garniers im Auge, vergessend, daß zwischen dem annamitischen Gesindel, das vor hundertmal schwächeren Gegnern Reißaus nahm, und den tapfern „Schwarzen Flaggen", die um ihre Existenz kämpften, denn doch ein gewaltiger Unterschied sei. Die Folgen dieser Unterschätzung des Gegners zeigten sich bald.

Rivière dampfte den Rothen Fluß hinauf gegen Hanoi, wo sich die Schwarzen Flaggen, unterstützt von Chinesen und Annamiten, festgesetzt hatten. Am 25. April 1882 erstürmte er die Citadelle, was China zu einem schnaubenden Proteste veranlaßte, der natürlich ignorirt wurde. In Folge dessen verband sich der König von Annam officiell mit den Seeräubern und beschwerte sich bei China, dieses gleichzeitig um Schutz anrufend. China beeilte sich, 10,000 Mann abzusenden, welche im September in Tongking einrückten. Statt kategorisch den

Abzug der chinesischen Truppen zu verlangen und mit Kriegserklärung zu drohen, ließ sich der allzu ängstliche französische Gesandte in China, Bourée, hinreißen, mit China einen Vertrag abzuschließen, in dem letzteres Lao-kai bekommen und „versprechen" sollte, das Piratenunwesen zu unterdrücken. Außerdem sollte zwischen Tongking und China eine neutrale Zone geschaffen und das französische Protectorat über Tongking anerkannt werden.

Da der Vertrag nicht ratificirt wurde, so sollte man glauben, daß jetzt Frankreich energisch zu der Eroberung Tongkings geschritten sei. Thatsächlich legte auch der Marineminister, Admiral Jauréguiberry, einen solchen Plan vor, der 10 Millionen Francs erfordert hätte. Grévy beging den schweren Fehler, sich ablehnend zu verhalten und so kam es statt zu einem ernsten gewaltigen Schlage zu einer Serie schwächlicher Maßregeln, welche schließlich mehr als 10 Millionen kosteten, den Zweck nicht erreichten und obendrein Frankreich demüthigten. Statt einer Division gingen Ende December — ganze 750 Mann zur Verstärkung Rivières nach Tongking.

Am 15. Mai bewilligte die französische Kammer den geforderten Credit von $5\frac{1}{2}$ Millionen. Bei dieser Gelegenheit wurde erwähnt, daß schon Mitte April Graf Kergaradec in besonderer Mission nach Hué gegangen sei, um den König zur Annahme eines Vertrages zu bewegen, durch welchen er Vasall Frankreichs werden sollte, welches insbesondere die Finanzverwaltung übernehmen würde. Während der darauf folgenden Debatten traf die Nachricht ein, am 19. Mai habe Rivière aus Hanoi einen Ausfall gemacht und sei mit 4 Offizieren und 25 Mann gefallen, während 7 Offiziere und 47 Mann verwundet worden seien. Rivière starb seltsamer Weise an derselben Stelle, wo vor 10 Jahren Garnier den Heldentod gefunden und gegen denselben Feind (Schwarze Flaggen).

Da an diesem Gefecht annamitische Truppen theilgenommen, erhielt Kergaradec am 30. Mai Befehl, nicht nach Hué zu gehen. Gleichzeitig wurde sofortige Absendung von Verstärkungen beschlossen.

Die Chinesen hatten inzwischen auch imponiren wollen und während sie alle Tage frische Enten bezüglich abgesandter Truppen aufflattern ließen, schickten sie den Vicekönig Li Hung Tschang nach Süden. Auf der Reise traf er am 8. Juni mit dem neuen französischen Gesandten Tricou zusammen, welcher ganz energisch auftrat, ja vielleicht sogar des Guten zuviel that und China brüskirte. China ärgerte sich über Tricou, verlangte am 3. Juli dessen Abberufung und wies Li Hung Tschang an, abzureisen. Inzwischen hatte am 8. Juni General Bouët das Commando über die in Tongking stehenden Truppen übernommen, welche nach Eintreffen verschiedener Verstärkungen am 14. Juli höchstens 6000 Mann mit 18 Kanonen betrugen, wovon 1000 Eingeborne (18 Compagnien Marine-Infanterie, 6 Compagnien Matrosen, 6 Compagnien annamitische Schützen und etliche christliche Eingeborne). Die französische Seemacht in Ostasien zerfiel in vier Gruppen: An der Küste von Tongking: Admiral Courbet mit 11 Schiffen (zusammen 64 Geschütze 2486 Mann). Auf den Flüssen von Tongking 10 Schiffe mit zusammen 25 Kanonen und 500 Mann In den chinesischen Gewässern: Admiral Meyer mit 6 Schiffen (zusammen 77 Geschütze und 1783 Mann). In Saigon: 5 Schiffe mit 8 Kanonen und 400 Mann. Feindlicherseits sollten nach chinesischen Berichten mindestens 80,000 Schwarze, 60,000 Gelbe und 20,000 Weiße Flaggen, ferner 40,000 Annamiten stehen und 15,000 Chinesen im Anzug seien. Man dürfte jedoch gut thun, überall eine Null wegzustreichen, da den Chinesen für genaue Zahlen ein richtiges Verständniß mangelt. Nehmen wir also an, daß in Tongking 20,000 Piraten und Annamiten und vielleicht 3000 Chinesen standen. Bringen wir das feige annamitische und chinesische Gesindel in Abzug, so bleiben immer noch 16,000 tapfere Piraten, gegen welche die 6000 Franzosen bei einer Offensive keinen so leichten Stand hatten. Denn bringt man die unverlässigen einheimischen Bundesgenossen und 1000 Franzosen für den Besatzungsdienst in Abzug, so bleiben blos 4000 Mann im freien Feld verfügbar — zu wenig, um einen viermal stärkeren Gegner zu bezwingen, der aus China beständig Zuzug erhalten kann.

Statt also energisch ins Zeug zu gehen, legte Challemel de Lacour am 10. Juli die Absichten der Regierung dar, welche nicht ungeschickter und widerspruchsvoller sein konnten. Nicht einmal ein einheitlicher Oberbefehl sah dabei heraus, indem sich Bouët und Courbet mit dem am 8. Juni ernannten „Civil-General-Commissär" Dr. Harmand darin theilen sollten und die Instructionen so dunkel gehalten waren, daß Competenzconflicte unmöglich ausbleiben konnten.

Die Beziehungen zur Regierung von Hué wurden immer unfreundlicher. Am 24. Juni räumten die Franzosen Quinhon und wiesen die annamitischen Consuln aus Cochinchina aus. Am 20. Juli verschied König Tu-Duc, sein Nachfolger Phudacnel zog sich, weil er nicht die Zustimmung der Mandarine fand, vorsichtig zurück und so wählte man am 30. Juli den jugendlichen Thiep-hoa zum König, der nach viermonatlicher Regierung — wie die letzten Nachrichten melden — umgebracht wurde.

Das Triumvirat in Tongking (Harmand, Courbet und Bouët) hielt die Nachricht vom Tode Tu-Ducs für günstig einen Hauptschlag zu wagen. Schon am 19. Juli war Major Badens mit 500 Mann von Nam Dinh ausgefallen, hatte den Feind allenthalben zersprengt und 7 Kanonen erbeutet. Die Franzosen verloren dabei 4 Todte, 8 Verwundete, der Feind angeblich 700 Mann. Letzterer kehrte bald in verstärkter Zahl zurück und bedrängte die Franzosen derart, daß Badens Verstärkungen verlangen mußte. Mit 1200 Mann brach er am 6. und 7. August neuerdings hervor und warf den Feind zurück, was ihm 2 Todte, 6 Verwundete kostete.

Am 13. August marschirte Oberstlieutenant Brionval mit 600 Mann und 3 Kanonen von Haiphong nach Hai Dzuong, welche Stadt sich am 16. ergab. Die Beute bestand in 150 alten Kanonen und 50,000 Francs. Zwei Tage später begann Courbet mit der Flottille seine Operationen. Er hatte 1050 Mann Landungstruppen mit 15 Kanonen an Bord, erklärte die Küste für blockirt, bombardirte am 18., 19. und 20. die Forts, welche den Zugang zu Hué beherrschen, und erstürmte sie an den beiden folgenden Tagen. Den Lesern wird noch der Bericht eines französischen Offiziers im „Figaro" über das Abschlachten von 2000 Annamiten in Erinnerung sein, das damals stattfand.

Am 22. August begab sich dann Dr. Harmand nach Hué, wo er drei Tage später den König zu einem Vertrag zwang, dessen Hauptpunkte folgende waren: Abtretung der (an Cochinchina grenzenden) annamitischen Provinz Binh-Thuan an Frankreich. Anerkennung des französischen Protectorats und Verzicht auf diplomatische Verhandlungen mit anderen Mächten (China eingeschlossen). Uebernahme der Zollverwaltung durch Frankreich. Eröffnung der Häfen Suan Day und Turan. Rückziehung der annamitischen Truppen aus Tongking. Besetzung der Forts bei Hué und Thuan-An durch Franzosen, welchen es überhaupt gestattet ist, überall Befestigungen anzulegen. Zahlung einer Kriegsentschädigung. Durch diese und noch andere Nebenpunkte wäre Annam de facto eine französische Colonie geworden. Nur hatten die Franzosen die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Einerseits zeigten sich die Schwarzen Flaggen nach wie vor entschlossen, den Franzosen Tongking streitig zu machen, andererseits dachte Annam nicht daran, die Bestimmungen des Vertrages zu erfüllen. Der Schattenkönig, mit dem man ihn abgeschlossen, wurde ermordet und abermals zeigte es sich, daß papierene Verträge im Orient werthlos sind, wenn nicht das Schwert vorher sein entscheidendes Wort gesprochen. Mit diesem sah es aber, wegen Mangel an Energie und Unterschätzung des Gegners, sehr windig aus. Bouët war zwar auch am 15. August von Hanoi hervorgebrochen, doch errang er keinen ernsten Erfolg. Am folgenden Morgen brach ein Damm und hinderte durch die eintretende Ueberschwemmung die Wiederaufnahme des Angriffes. Blos Oberst Bichot hielt sich am rechten Flügel in einer mit Hülfe der Flottille genommenen Pagode. Nach französischen Angaben sollen die Schwarzen Flaggen 1300 Mann verloren haben — natürlich eine ganz willkürliche Schätzung, da ja der Feind das Schlachtfeld behauptete. Einige Entschädigung für dieses unglückliche Gefecht bot die Besetzung des wichtigen Ortes Kuang-jen nordöstlich von Haiphong.

*

Obschon die bisherigen Ereignisse zur Genüge gezeigt hatten, daß ohne ausgiebige Verstärkung nichts zu machen sei, unternahm Bouët am 1. September doch wieder einen Angriff und zwar unbegreiflicherweise mit noch geringeren Kräften. Zwar besetzte die rechte Flügelcolonne Palan, doch mißlang dafür der Versuch, die Linie des Day-Flusses zu erreichen, trotz dreitägiger Kämpfe, in welchen sich der seltene Fall ereignete, daß eine Marine-Infanterie-Compagnie durchbrannte.

Am 10. September löste sich das Triumvirat auf, indem Bouët nach Paris ging. Tricou hatte schon Mitte August Peking verlassen, da die Unterhandlungen mit China sich unabsehbar hinauszogen. Durch Tseng erfuhren nämlich die Chinesen, daß Frankreich einen Krieg mit China vermeiden wolle und dies gab ihnen natürlich Muth zum Widerstand. Statt die zunehmende Unverschämtheit der Chinesen mit sofortigem Abbruch aller Unterhandlungen zu beantworten und unbeirrt von jeder fremden Einsprache ernstlich an die Eroberung von ganz Tongking und Annam zu schreiten, verlegte sich die französische Regierung auf klägliches Feilschen. Dadurch kühn gemacht, begann die chinesische Regierung mit dem Säbel zu rasseln und ließ seit dem 1. September eine Nachricht von Truppenbewegungen um die andere in die Welt hinaus gehen. Bereits am 12. September sollten 100,000 Chinesen schlagfertig an der Grenze stehen, 15,000 in Tongking eingerückt sein. Gleichzeitig sollten die Fremden geschreckt und durch Drohen mit dem Fanatismus die Engländer und Deutschen gegen einen französisch-chinesischen Krieg gestimmt werden. Daher veranstaltete man in Canton verschiedene Krawalle und Volksaufläufe, welche das Einschreiten der ansässigen Deutschen zur Folge hatte, von denen 9 nebst 3 Engländern die Chinesen zu Paaren trieben.

Die letzten Ereignisse, die Einnahmen von Sontay ꝛc., sind dem Leser noch aus den Zeitungen im Gedächtniß; wir gehen nicht näher darauf ein, da die Nachrichten bisher noch nicht geklärt sind. Jetzt wollen wir nur einen Blick auf die gegenwärtige Lage werfen. Die Franzosen besitzen heute bereits — mit Ausnahme von Bac Ninh — das ganze Delta. Um mit den Schwarzen Flaggen aufzuräumen, müßte jedoch auch das Land zwischen Sontay und Jünnan erobert werden, wozu es mindestens 15,000 Mann bedürfte. Widerstand seitens Annam wäre mit sofortiger Einverleibung des Landes zu beantworten. Die annamitischen Soldaten haben so glänzende Proben ihrer fabelhaften Feigheit abgelegt, daß die Eroberung Annams eine Spielerei ist, die sich mit ein paar tausend Mann bewerkstelligen ließe. Sollte China, gegen alle Vermuthung, so energisches Vorgehen mit einer Kriegserklärung beantworten, so wäre dies um so schlimmer für China. Die französische Flotte könnte Canton und Schanghai nehmen, und die Besetzung der Inseln Hainan, Taiwan und Tschusan unterstützen, während 50—60,000 Franzosen leicht im Stande wären, China niederzuwerfen. Man vergesse nicht, daß dies im Jahre 1860 9000, im Jahre 1854 6000, im Jahre 1840 gar nur 2700 Europäern gelang. Blos 40,000 Chinesen sind europäisch bewaffnet und halbwegs einexercirt, aber ihr militärischer Werth kann doch höchstens mit dem von 8000 Franzosen als gleichbedeutend veranschlagt werden. Alles Andere ist dahergelaufends Gesindel mit Luntenflinten, Bogen und Speeren. Die Franzosen könnten leicht China zur Abtretung seiner Inseln und der Südprovinzen (Jünnan, Kuangsi und Kuangtung) zwingen. Frankreich besäße dann ein prächtiges Reich in Ostasien, das den englischen und russischen Besitzungen daselbst ein Gegengewicht bildete. Das reactionäre Ostasien wäre dadurch mit Gewalt der Civilisation erschlossen und in die Bahn des Fortschrittes gedrängt; ihm bräche eine neue Aera an, deren Folgen unermeßlich, unabsehbar sind. Deutschland könnte dem ruhig zusehen, da es dabei den Vortheil hätte, 100,000 Franzosen beständig in Ostasien gefesselt zu wissen. Für Frankreich würde sich allerdings dieser Nachtheil dadurch ausgleichen, daß es in handelspolitischer Beziehung aus seiner Colonie riesige Reichthümer zöge. Uebrigens bedeutet die Annexion eines jeden halbbarbarischen Landes an irgend eine europäische Macht einen Sieg der Civilisation und ist daher von jedem Kosmopoliten sympathisch zu begrüßen.

Aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung.

Von Scrutator.

Die im vorigen Jahre durchgeführte Berufszählung hat mit ihren wichtigen Ergebnissen die Aufmerksamkeit so allgemein in Anspruch genommen, daß darüber das Interesse an der nur $1^1/_2$ Jahre vorher im regelmäßigen 5jährigen Turnus veranstalteten Volkszählung hat zurückstehen müssen. Gleichwohl ist diese nicht minder bedeutend als jene! Ist sie doch am 1. December 1880 zum dritten Male seit dem Bestehen des deutschen Reichs wiedergekehrt und uns auf diese Weise gestattet, einen Rückblick auf die Entwickelung der Bevölkerung während der letzten 10 Jahre zu werfen. Der soeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte ausgegebene zweite Theil des 57. Bandes der deutschen Reichs-Statistik, welcher die Beschreibung der Volkszählung vom 1. December 1880 vervollständigt, verdient daher sicherlich Beachtung.

Fast gleichzeitig mit Deutschland haben auch andere europäische Staaten gezählt: Oestreich am 31. December desselben Jahres, Italien am 31. December 1879, Großbritannien am 4. April 1881, die Vereinigten Staaten von Nordamerika am 1. Juni 1880. Da von einigen dieser Zählungen die Resultate bereits vorliegen, lassen sich nicht uninteressante Vergleiche ziehen.

Die bei uns laut gewordenen Befürchtungen wegen Uebervölkerung erscheinen nicht ganz begründet. Auf einem Quadratkilometer leben im deutschen Reiche etwa 84 Menschen und, wenn das auch im Verhältniß zu den Vereinigten Staaten viel ist, in denen noch nicht 7 Menschen auf einem Quadratkilometer wohnen, so ist dafür die Dichtigkeit der Bevölkerung in anderen europäischen Staaten eine größere. In Italien werden 96 Personen, in Großbritannien sogar 112 auf einen Quadratkilometer gerechnet. Frankreich und Oestreich weisen freilich weniger, je 71 und 61 Einwohner pro Quadratkilometer auf. Deutschland nimmt also unter den Großstaaten Europas hinsichtlich der Dichtigkeit der Bevölkerung eine Mittelstellung ein.

Wie die Zukunft sich gestalten wird, muß allerdings dahingestellt bleiben. Thatsache ist es, daß der jährliche Zuwachs der Bevölkerung in Deutschland ein stärkerer ist als anderswo. Er betrug während des verflossenen Jahrzehnts 1,08 Procent der mittleren Bevölkerung, eine Zunahme, hinter welcher die anderer europäischer Staaten zurückbleibt. Großbritannien kommt mit einem durchschnittlichen Jahreszuwachs von 1,01 Procent den deutschen Verhältnissen noch am nächsten. In Oestreich war der Zuwachs in dem entsprechenden Zeitraum nur 0,74 Procent jährlich, in Italien 0,60 Procent, in Frankreich 0,22 Procent, in Ungarn blos 0,11 Procent. Die Vereinigten Staaten von Amerika zeigen auch hierin wieder einen ganz andern, alles Europäische weit hinter sich zurücklassenden Zuschnitt: die Bevölkerung nahm um 2,61 Procent jährlich zu.

Gewinnt es somit den Anschein, als ob wir uns gegenüber den Zuständen anderer Länder in bedrohlicher Lage befänden, so gewährt es doch Beruhigung, bei Rückblicken auf einen längeren Zeitraum wahrzunehmen, daß die Zuwachsziffer nicht stets gleichmäßig hoch gewesen ist. Während des Jahrzehnts 1820—30 nahm die Bevölkerung durchschnittlich jährlich um 1,16 Procent, von 1830—40 um 1,05 Procent zu. Diesem Zuwachs entspricht der im letzten Decennium zu Tage getretene; dagegen war von 1840—70 die Ziffer nicht entfernt so ansehnlich. Von 1840—50 nahm die Bevölkerung um 0,77 Procent, von 1850—60 um 0,64, von 1860—70 um 0,78 Procent zu. Erst seit 1870 datirt die lebhaftere Zunahme und gerade weil sich diese durch die gefestigten politischen Verhältnisse und aus dem allgemeinen Aufschwunge erklärt, ist damit nicht gesagt, daß die Bevölkerung fortan in gleichem Maße sich vergrößern wird. Ohne daß Rückschläge im Wirthschaftsleben der Nation einzutreten brauchen, wird die Bevölkerung von selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß eine massenhafte Kindererzeugung ihr nicht zum Vortheil gereicht. Thatsächlich findet bereits seit 1876 eine Geburten-Verminderung im deutschen Reiche statt und so werden voraus-

sichtlich die nächsten Jahrzehnte wieder geringere Zuwachsziffern verzeichnen, wie es in den vorhergehenden schon der Fall war.

Bemerkenswerth sind die Verschiebungen, welche in den Altersverhältnissen der deutschen Bevölkerung eingetreten sind. Gegen früher haben wir relativ mehr Kinder und Greise und relativ weniger Personen im Alter von 15—60 Jahren. So zählte man im Jahre 1871 unter 1000 Personen der Gesammtbevölkerung 129 Kinder von noch nicht 5 Jahren, im Jahre 1875 134 und im Jahre 1880 139. Andererseits fanden wir z. B. unter 1000 Einwohnern im Jahre 1871 78 Personen im Alter von 25—30 Jahren, im Jahre 1875 76 und im Jahre 1880 73. Diese Erscheinung erklärt sich aus einer sehr großen Zahl von Geburten, die namentlich nach dem französischen Kriege stark zunahmen, in den letzten Jahren aber wieder eine Abnahme nachweisen. Durch das Anschwellen der untersten Altersklassen tritt natürlich eine andere Vertheilung der übrigen Altersklassen zu Tage. Absolut haben alle Altersklassen mehr oder weniger eine Verstärkung erfahren. Irrthümlicher Weise hat man diese relative Abnahme der Personen im Alter von 20—40—50 u. s. w. Jahren mit der Auswanderung in Zusammenhang gebracht und gemeint, daß eben gerade Personen dieses Alters vorzugsweise unter den Auswanderern angetroffen werden. So richtig die letztere Bemerkung auch ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß die Auswanderung während des verflossenen Jahrzehnts besonders stark in den Jahren 1872 und 1873, dann wieder seit 1880, d. h. nach der Volkszählung, ungewöhnlich groß war. In den Jahren 1874—79 haben durchschnittlich 20—40,000 Personen das deutsche Reich verlassen und diese können in der Besetzung der Altersklassen, bei denen es sich um 3—5 Millionen Köpfe handelt, keine fühlbaren Veränderungen hervorrufen.

Vergleicht man die Altersverhältnisse der deutschen Bevölkerung mit denen einer Reihe außerdeutscher Nationen, so zeigt sich ebenfalls, daß wir relativ mehr Kinder unter 15 Jahren und dementsprechend weniger Personen in den höheren Altersklassen aufzuweisen haben als der Durchschnitt von 14 andern Ländern. Relativ mehr Kinder unter 5 Jahren als im deutschen Reich findet man nur in Ungarn und in Finnland. Im Uebrigen sind in Bezug auf den Reichthum an Kindern im Alter von 0—5 Jahren dem deutschen Reich die Vereinigten Staaten von Amerika und die Niederlande am nächsten, hinsichtlich der darauf folgenden Altersklassen aber verhalten sich beide Staaten mit Deutschland verglichen abweichend. In den Vereinigten Staaten erscheinen, unzweifelhaft wegen der ansehnlichen Einwanderung, die Klassen der 5—10, 10—15jährigen u. s. w. bis zum 30. Jahre stärker besetzt als in Deutschland; in den Niederlanden dagegen werden in den jüngeren Altersklassen bis zum 40. Lebensjahre weniger als bei uns und erst in den höheren Altersklassen wieder mehr Personen angetroffen.

Den größten Gegensatz zu Deutschland zeigt Frankreich, in welchem die unteren Altersklassen auffallend schwach besetzt sind, während die oberen Altersklassen von 30 Jahren an durchgängig verhältnißmäßig mehr Vertreter zählen als im deutschen Reiche. Der Grund dafür ist in der, im Verhältniß zu unserer, niedrigen Geburtsziffer Frankreichs zu suchen. Schon seit Jahren nimmt die französische Bevölkerung nur unbedeutend zu, während man im deutschen Reiche über Mangel an Geburten nicht zu klagen braucht. Diese geringe Zunahme hat in dem Nachbarlande schon manche Besorgniß erregt und unlängst hat diese in einem etwas sonderbaren Antrage an die Kammer Ausdruck gefunden. Herr Adolf Pieyre hat am 22. Februar 1882 einen Gesetzentwurf eingebracht, die drohende Entvölkerung Frankreichs dadurch zu hemmen, daß man auf die Kindererzeugung Prämien setze und den mit Kindern reich gesegneten Familienvätern Steuererlässe bewillige. Auch gegenüber der Bevölkerung Großbritanniens zeigt die deutsche relativ eine überwiegende Zahl von Kindern unter 5 Jahren, dann aber bis zum Alter von 30 Jahren eine geringere Zahl von Personen in jeder Alterklasse. Von diesem Lebensalter aufwärts bis zum 70. Jahre erscheinen die Deutschen verhältnißmäßig zahlreicher als die Engländer. In den Altersklassen 70—80, 80—90 Jahr und darüber gibt es dagegen wieder verhältnißmäßig mehr Engländer als Deutsche.

Auch in Bezug auf den Familienstand huldigt die deutsche Bevölkerung anderen Gewohnheiten als die des übrigen Europa. Unter 10,000 Einwohnern finden sich im deutschen Reiche 6003 im ledigen Stande, 3399 Verheirathete, 584 Verwittwete und 14 Geschiedene. Dagegen haben Frankreich, Ungarn, Italien, Oestreich, Dänemark und Finnland relativ mehr Verheirathete, Luxemburg, Belgien, Großbritannien, die Schweiz, Niederlande und Skandinavien weniger Verheirathete als Deutschland, welches also hinsichtlich der Ehe gerade die Mitte einzuhalten scheint. Mehr Ledige als in unserer Bevölkerung finden sich verhältnißmäßig in Holland, Schweden, Schweiz, Großbritannien, Luxemburg, Norwegen und Belgien. Diese Thatsache scheint auf einen bei den Deutschen stärker als bei den zuletzt genannten Nationen hervortretenden Heirathstrieb zu deuten. Sofern jedoch unter diesem die „tendance au mariage“ im Quetelet'schen Sinne verstanden wird, d. h. die Neigung des Menschen überhaupt in der Ehe zu leben, kann man das nicht gelten lassen. „Partout où il y a de l'aisance, il se forme un mariage“ sagt Montesquieu, aber die Begriffe von Wohlstand, die Ansprüche an das Leben sind verschiedene. Es wird vorkommen, daß der Eine bei einem bestimmten Einkommen einen Hausstand zu gründen geneigt ist, während der Andere Angesichts der dadurch sich vergrößernden Ausgaben es vorzieht noch zu warten. Aus der Thatsache, daß in Deutschland verhältnißmäßig mehr Verheirathete als in Großbritannien, Holland, Belgien u. s. w. leben, kann daher nichts anderes abgeleitet werden, als daß man es bei uns leichter für möglich hält einen Hausstand anzufangen als in den genannten Staaten. Ob dies auf die deutsche Genügsamkeit, oder auf einen größeren Leichtsinn, oder auf eine gewisse durchschnittliche Wohlhabenheitsstufe zurückzuführen ist, darüber läßt sich mit Sicherheit nichts sagen.

Die confessionellen Verhältnisse haben sich im Laufe der letzten 10 Jahre so gut wie gar nicht geändert. Im Reiche überwiegt das protestantische Bekenntniß so weit, daß nahezu zwei Drittheile der Bevölkerung zu demselben gehören. Von der ganzen Bevölkerung bekannten sich im Jahre 1880 62,6 Procent zum Protestantismus (im Jahre 1871: 62,3); 35,9 Procent zum Katholicismus (im Jahre 1871: 36,2); 1,24 Procent waren Israeliten (im Jahre 1871: 1,25) und 0,17 Procent gehörten zu den „sonstigen Christen“. Die Zahl der Personen, deren Religionsbekenntniß einen unbestimmten Charakter trägt, wie die Religionslosen, Freidenker, Pantheisten u. dergl. m., beläuft sich auf 3138. Größer ist jedoch die Zahl derer, welche es bei der Volkszählung vorzogen, die Frage nach dem Religionsbekenntnisse unbeantwortet zu lassen: sie beträgt 27 111. Solche Individuen kommen namentlich in den großen Städten vor.

Literatur und Kunst.

Ueber Sprechen, Reden und Lesen.

Von Fritz Koegel.

Herman Lotze nennt die grimmig stumm zuschlagenden Recken des Nibelungenliedes Barbaren im Vergleich zu den redegewandten Helden Homers. Wir heutigen Deutschen sind darin noch Barbaren oder wieder Barbaren geworden. Wir können unsre Gefühle und Gedanken in mündlicher Rede nicht zu lebendigem Ausdruck bringen: wir sprechen schlecht und können nicht „lesen“. Die Sprache, die an der Herausbildung einer freien geistigen Persönlichkeit den vornehmsten Antheil hat, wird aufs Gröblichste vernachlässigt. Unsere gesellige Rede ist tonlos, ohne Geberdenspiel, formlos und ungeschickt. Wir meiden ängstlich jede volle Betonung, jeden tönenden Klang und halten die für

kokettirende Schauspieler, die nicht so kraftlos über Silben und Worte hinhuschen. Nach einer allgemeinen stillen Uebereinkunft scheinen wir auf volle Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen in der Sprache verzichtet zu haben. Gemeinhin ist sie uns nur eine laute Form stiller Gedankenmittheilung, eine Abart des geistigen Lesens, nicht mehr. Eine eigene Schönheit der Rede fordern wir nicht, wir staunen, wenn wir sie zufällig finden und wissen sie kaum zu schätzen. Wir bedienen uns einer gleichmäßig ruhigen, nüchtern kühlen Redeweise; die mit wirklichem Sprechen verbundene Erregung behalten wir für die kurzen Augenblicke vollen Menschendaseins, die wir vom gewöhnlichen Arbeits- und Alltagsleben reinlich abgrenzen. Wir Neueren scheiden genau, wo wir Menschen sind, wo bloße Arbeitsmaschinen.

Diese farblose Sprechweise mißhandelt den Ton, die Accente und den Rhythmus; Fehler gegen die Lautrichtigkeit der Wortaussprache sind in der Gesellschaft anstößig. Richtigkeit der Aussprache wird zwar auch nur annähernd gefordert: es sind zwischen Süden und Norden, Ost und West noch zu viel strittige Punkte. Das sogenannte Hochdeutsch der gebildeten Kreise ist nicht mehr als ein vermittelnder Ausgleich zwischen den Eigenheiten des provinziellen Dialektes und den Forderungen der allgemeinen Theorie, ein Ausgleich, bei dem meist die erstrebte Reinheit zu Gunsten des gefärbten Dialektes geschädigt wird. Nur wenige Begünstigte, die glückliche Anlagen durch Studien und Reisen ausgebildet haben, erringen sich eine wirklich reine Aussprache, ein gesprochenes Schriftdeutsch. Die Forderung einer solchen Aussprache, der ersten Grundlage jedes guten Sprechens, wird aber doch als eine nothwendig anzustrebende aufgestellt, die anderen vornehmeren Bestandtheile der Rede erscheinen dem deutschen Sprachbewußtsein noch nicht als Forderungen.

Die Vernachlässigung dieser höheren Redeelemente zeigt sich zunächst in der Thatsache, daß Leute, die bewußt und sorgsam sich von den Eigenheiten ihres Dialektes zu befreien streben, den fehlerhaften Tonfall ihrer Heimat achtlos beibehalten. Daran erkennt man den Rheinländer, den Sachsen, den Ostpreußen, wenn man sie an nichts Anderem mehr erkennen kann. So klangvoll kräftig auch der Tonfall einiger Dialekte ist, so selten findet man doch eine allseitige Beherrschung des Tones in Klangfarbe und Modulation, in denen der Gefühlsgehalt der Rede lebendig erklingt. Mit den Accenten, seien es Wortaccente, logische oder pathetisch-rhetorische, ist es noch kümmerlicher bestellt. Es bleibt Sache des Zufalls und des Temperaments, ob und wie Jemand betont; da das deutsche Temperament solcher „nutzlosen Kraftvergeudung" im Allgemeinen abgeneigt ist, huscht die Rede unbetont in schattenhafter Einförmigkeit hin. Wenn die Accente, die Werkzeuge des Rhythmus fehlen, kann man vom Rhythmus der Rede, der die Satztheile und Sätze in übersichtliche Massen gliedert, nicht gut sprechen. Der Begriff des Satzes, als eines aus verschiedenen gleichlaufenden oder entgegengesetzten Theilen sich zusammenschließenden Ganzen, in dem die Theile nach Stellung und Größe sich symmetrisch gegeneinander abmessen, ist der gesprochenen Rede weit fremder noch als der geschriebenen. Der Numerus vollends, der innerhalb der einzelnen Sätze durch raschere und langsamere Bewegung die Theile sich von einander abheben läßt, der Numerus, dessen verschwebende Gesetze, für feste Formeln unfaßbar, durchs Gefühl erfaßt werden müssen, ist begrifflich und praktisch uns Deutschen ein unbekanntes Ding. Wie viel deutsche Philologen verstehen, was Cicero im „Orator" über den Numerus so seltsam gründlich abhandelt? Wie sollten sie auch, da sie in ihrer Sprache nichts davon erfahren.

Die deutsche Umgangssprache hat auch an den Stätten der öffentlichen Beredtsamkeit keine Vorbilder, an denen sie sich schulen könnte. Das deutsche Volk ist kein rednerisches, die Redekunst wird wenig gepflegt; wo sie sich findet, erscheint sie als urwüchsige Naturgabe, nicht als durchgebildete Kunst. Ohne die breite Unterlage einer volksthümlichen allgemeinen Redebegabung kann die höhere Redekunst nicht gedeihen; bei uns gleicht sie einer Treibhauspflanze: glänzend bisweilen, exotisch, aber ohne innere Lebenskraft und Dauer. Von dem lebendigen Austausch, durch den bei „sprechenden" Völkern Volksrede und Kunstberedtsamkeit sich wechselseitig befruchten, können wir Deutschen nichts erfahren.

Der Gerichtssaal ist in Deutschland, der Rechtspflege zum Heil, nie ein Schauplatz künstlerischer Beredtsamkeit gewesen. Die nüchtern sachlichen Auseinandersetzungen, allein auf die Abwägung der Beweisgründe gerichtet, stechen wohlthätig ab gegen das schauspielerische Pathos, das französische und italienische Advocaten in lärmenden Redeergüssen tummeln. Die Kanzel als einen Ort öffentlicher Redekunst zu betrachten, tragen wir Bedenken. Obwohl in den allsonntäglichen Predigten gewiß eine ansehnliche Summe rednerischer Begabung zu Tage tritt, so ist doch der Zusammenhang zwischen dem Volksleben und den heutigen Predigten, die sich in einer eigenen Kanzelsprache hinziehen, so gut wie zerrissen. Wir sagen nichts über den religiös erbaulichen Inhalt dieser Predigten, die rednerische Form, in der die meisten geboten werden, ist unvermögend, den Hörer zu fördern. Hier, wie überall in Deutschland, muß der rednerische Vortrag dem Inhalte, auch dem stilistischen Ausdruck nachstehen.

Das Katheder der Universität hätte eher die Aufgabe, in Kreisen, die deren bedürfen, rednerische Bildung zu bewirken; man kann aber nicht sagen, daß die Professoren bessere Redner wären, als die Pastoren. Sie reden ja nicht, sie „lesen". Der Vortrag schwankt meist zwischen gänzlicher Abhängigkeit von geschriebenen Heften und stoßweisen Versuchen zu freiem Sprechen. Die rednerische Ausbildung bleibt dem Zufall und der Zeit überlassen, die im günstigen Falle bei guten Anlagen zu einem charaktervollen Naturalismus führen; meist aber entwickelt sich ein rednerisches Unvermögen, dessen tödtliche Trockenheit, mit lächerlichen Eigenheiten wunderlich durchsetzt, durch tausend Schnurren der gequälten Hörer sprichwörtlich geworden ist. Die Aufmerksamkeit der Hörer gilt auch zunächst voll und ganz dem Inhalte, der schriftlich aufgezeichnet werden muß, wenn er wirklich nützen soll. Wer je in Collegien nachgeschrieben hat, weiß, wie schwer es ist, auch nur den Sinn der hastig aufgezeichneten Worte zu verstehen; die Aeußerlichkeiten des kunstvollen Vortrags verständnißvoll zu fassen, bleibt da keine Zeit. So üben auch die guten Redner, deren die deutschen Universitäten eine Anzahl doch besitzen, ihre Kunst umsonst. Für freien Redegenuß bleiben nur die „allgemeinbildenden" Publica und die Vorlesungen beliebter Modeprofessoren, die von einer nicht „schreibenden", gemischten Zuhörerschaft als eine Art geistige Leckerbissen genossen werden. Hier ist rednerische Wirkung, aber die geistig fördernde Ausbeute fehlt, wo mit den rhetorischen Accenten die Erinnerung an den Inhalt der Worte verfliegt.

Die Fluth der sonstigen öffentlichen Vorträge, die, den zerstreuten Bildungsbedürfnissen der Zeit entsprechend, sich über alle denkbaren Gegenstände verbreiten, als Erzeugnisse kunstmäßiger Rede anzuführen, tragen wir Bedenken, da auch sie meist vorgelesen werden. Gediegenen, belehrenden Inhalt in die Form wirklicher Rede einzuschmelzen, verstehen die Deutschen schlecht: ihre Vorträge sind geschriebene Abhandlungen, die zufällig, oft zu ihrem Schaden, gesprochen werden, ehe sie zum Druck kommen. Ein Redner, der, den Stoff machtvoll beherrschend, mit ursprünglicher Begabung die Form im Augenblick der Rede anscheinend frisch aus sich entstehen läßt, der durch dies lebendig gegenwärtige Schaffen seine Hörer persönlich zu fesseln weiß, ein solcher Redner, der einzig diesen Namen verdient, findet sich selten. Unter der beschränkten Zahl von „Wanderrednern", die alljährlich zu gewissen Zeiten gewisse Gegenden bereisen, sind gewiß manche, die auch strengere Forderungen befriedigen, aber die Wirkungen auch der besten Reden dieser Art verlieren sich, wie ein Steinchen im See; es schließt sich nichts an solche vereinzelten Erscheinungen an.

Einen Ort haben wir, der für ein rednerisches Volk Mittelpunkt der nationalen Beredtsamkeit sein könnte, das Parlament. Daß die Redekunst auch hier nicht sonderlich in Blüthe steht, kann nicht überraschen; auch zweifeln wir, ob eine sorgsamere Pflege der künstlerischen Rede für die Förderung der Geschäfte durchaus zuträglich sein würde. Der Schönheitsfreund

beklagt es dennoch, daß der kurzgeschorene, militärische Geist des neuen Reiches auch dieser bescheidenen Halbschwester der Musen, der Πειθώ, nur kümmerlichen Raum läßt. Der unbefangene Beobachter muß dem redegeübten Parlamentarier beipflichten, der vor einiger Zeit klagte, daß die Kunst der „Eloquenz" im Reichstage reißend abgenommen habe. Weitaus den größten Raum nehmen, wie billig ist, die kühlen Auseinandersetzungen und die geschäftlichen Berichte ein, denen entflieht, wer kann. Sie machen auf rednerische Bedeutung keinen Anspruch und bedienen sich der deutschen Freiheit, formlos zu sein. Unter den „Rufern im Streit", welche die Schlachten der Parteien ausfechten, ist mancher, den der erbitterte Kampf der parlamentarischen Arena zum allzeit fertigen Kämpen gestählt hat, unter diesen aber ist kein wirklich großer Redner. Besonders die letzten Jahre der politischen Kämpfe haben eine Art rednerischer Klopffechterei großgezogen, bei der das Gewicht der behandelten Sache hinter die persönlichen Stiche und Sticheleien zurücktritt und hinter das Bestreben, unter dem Gelächter des Hauses das letzte beißende Wort zu behalten. Die ideale Aufgabe aller wahren Beredtsamkeit, für eine innerlich begründete Sache mit dem Gewicht einer überzeugungstreuen Persönlichkeit wortkräftig einzutreten, wird dabei aus dem Auge verloren. Wir wollen nicht der gefeilten Programmrede das Wort führen, die nach der Lampe riecht, in den Erzeugnissen des Augenblicks, welche der lebhafte Meinungsaustausch gebieterisch fordert, muß sich der Redner als solcher bewähren; aber derlei Fechtkunst, die gewerbsmäßig mit Schwadronshieben, Stichen und parlamentarischen Spickern auf den Gegner losgeht, dient doch allzu sehr der gemeinen Noth des Augenblicks, als daß sie auf ernsthafte Beachtung Anspruch machen könnte. Es ist gleichgiltig, ob diese Fechtkunst von Minnigerode mit dem Cavalleriesäbel, von Richter mit der Keule, von Windthorst mit dem Stoßdegen oder von einem der vielen Kalauernden mit dem simplen Mensurschläger ausgeübt wird: das Alles sind Künste der Minute, deren schillernde Effecte mit ihr vergehen.

Die urkräftigen Grundlagen der wahren Beredtsamkeit, die hinreißende Kraft des Temperamentes und die Wucht der Persönlichkeit, die den großen Redner machen, besitzt Fürst Bismarck, dessen nothgedrungene Reden als Ausflüsse eines eisernen Charakters und eines glänzenden Geistes die höchsten Wirkungen erzielen. Diese Reden sind aber von der Persönlichkeit des Kanzlers gar nicht zu lösen, sie sind ihm eine gleichgültige Aeußerungsform seines Wesens, deren er sich bedient, weil er muß. Obgleich er der mächtigste der heutigen Redner ist, der die deutsche Sprache mit unvergleichlicher, sprachbildender Kraft beherrscht, wäre es doch Unrecht, ihn, der sich so oft verächtlich über die kunstmäßige „Eloquenz" ausgesprochen hat, überhaupt als Redner betrachten zu wollen. Ein Urtheil, das, von der Persönlichkeit absehend, Bismarcks Reden als Kunstwerke für sich ins Auge faßt, würde ungerecht urtheilen; und wer über das Verhältniß der Reden zu seinem Wesen spricht, urtheilt nicht über den Redner. In der That fehlt seinem Vortrage, bis in die einzelnsten Aeußerlichkeiten hinein, alles kunstmäßig Rednerische; wer aber das nicht hat, es wohl gar willentlich verschmäht, ist ein und für allemal kein Redner. Der größte Redner — kein Redner! Ein schlimmes Zeugniß für die deutsche Beredtsamkeit.

Die Stätte, an der die Kunst der schönen Rede am meisten heimisch sein sollte, ist das Theater. Alle Redegattungen, vom vertraulichen Gespräch bis zur feierlichen Staatsrede, die lässige Umgangsunterhaltung und das gefühlsgetränkte Tragödienpathos, finden hier ihren Ort. Ueber das ganze Land verbreitet und allgemein zugänglich, ist das Schauspiel fähig, eine Hochschule der Sprechkunst zu werden, von der tausendfältige Wirkungen ausströmen können. Das Theater könnte in unserem sprachzerklüfteten Vaterlande das Vorbild einer einheitlich schönen Sprache geben; das Theater könnte den künftigen Juristen, den Lehrer, den Prediger reden lehren, das Theater könnte — was könnte das Theater nicht Alles! Leider nur könnte!

Es wird dem Kunstfreunde schwer, über das heutige deutsche Theater zu sprechen; über das deutsche Schauspiel zu sprechen, fehlt ihm vollends die Lust. Der Musikfreund kann auf die Blüthe der dramatischen Oper, des deutschen Musikdramas, stolz sein, darüber kann er die unwürdige Gesammtstellung des Theaters in der ästhetischen Werthschätzung der Nation vergessen; aber das Schauspiel! Hier ist nichts, was über den quälenden Anblick jähen Niederganges wegtäuschen könnte. Die Oper hat das Schauspiel äußerlich verschlungen, innerlich ist es in unrettbarem Verfall begriffen. Die Kunst der Rede, welche die deutsche Bühne früherer Jahrzehnte in hohem Grade besaß, ist ihr fast völlig verloren. Neben dem Verfall der zeitgenössischen dramatischen Dichtkunst und dem gleichzeitig erfolgten Aufschwung der Oper trägt die augenblicklich im Schauspiel und in der Schauspielkunst unbeschränkt herrschende realistische Richtung die Hauptschuld an dieser beklagenswerthen Erscheinung. Diese Richtung bevorzugt in den sprachlich formlosen Conversations- und Prosastücken der Gegenwart das „natürliche" Benehmen in Haltung, Geberden und Mienenspiel vor der geistigeren Kunst der Rede. Sie gibt sich einer getreuen Nachahmung der mit allen Fehlern mangelnder Begabung und falscher Gewohnheit behafteten Tagessprache hin und schmählt auf die durchgebildete Rhetorik, die jenes Stammeln erst zur Sprache erhebt. Der heutige Anfänger verschmäht es, seine Rede in ernster Arbeit durchzubilden: mit einer hübschen Gestalt, einem „interessanten" Gesicht, einer leidlichen Haltung und dem nöthigen Maß von Bühnenroutine, die heute durch allerlei Abrichtung leicht zu erwerben ist, glaubt er jener sauer zu erringenden Kunst entrathen zu können. Hat er zum Ueberfluß von Natur eine schöne Stimme, so kann's ihm nicht fehlen: der sinnliche Klang bezaubert, die Stimme deckt der Sünden Menge, die der bequeme Besitzer beim Sprechen begeht; wozu dann noch die saure Mühe? Fehlen aber glänzende Stimmmittel, so wäre es verlorene Liebesmüh, dem spröden Organe unsichere Erfolge abzwingen zu wollen: der „Charakteristiker" legt sich also auf die Mätzchen und Kniffe der naturalistischen Schauspielkunst, er wird Mime im wahren Wortsinne und redet so schlecht und recht, wie's geht. Verse zu sprechen haben die heutigen Schauspieler längst verlernt. Unsere klassischen Jambendramen müssen das täglich bitter erfahren: sie werden zerhackt, gepoltert, gekeucht, gelispelt, gemurmelt, genäselt, wie das erste, das schlechteste Prosastück, mit allen Unarten der naturalistischen Naturrede. Am schmerzlichsten vermißt man die rhythmische Betonung, die den Vers zum Verse macht; sie wird willkürlich zu unrhythmisch gefügten Prosafetzen zerstückt. Das steife Jambengeklapper der verknöcherten Goethe'schen Schule, die am Ende jedes Jambus eine Pause vorschrieb, war verwerflich, verwerflicher aber ist diese Manier, die mit Mißachtung aller rhythmischen Periodisirung die Verse in Prosa auflöst.

Daß die Redekunst der Theil der Schauspielkunst ist, in dem zur Vollendung zu gelangen besonders dem Deutschen am schwersten fällt, unterliegt keinem Zweifel; ebenso klar aber ist, daß die Redekunst Anfang und Ende, Grundlage und Gipfel der Schauspielkunst ist. Das Schauspiel ist doch immer in erster Linie ein Hörspiel. Es ist mißlich, die in Wirklichkeit stets vereinten Bestandtheile eines künstlerischen Eindrucks theoretisch zu trennen, die Richtigkeit unserer Behauptung leuchtet aber ein, wenn man die Kunstgattungen betrachtet, die sich durch Vereinzelung der im Schauspiel vereinten Factoren ergeben. Schauspiel ohne Rede gibt Pantomime, eine untergeordnete Gattung, die dem natürlichen Empfinden als menschenunwürdig erscheint; Rede ohne Darstellung gibt Recitation, eine zwar einseitige, aber doch hoher Kunstwirkungen sichere Gattung, die oft an die Stelle des wirklich gespielten Dramas tritt, eine Gattung, die Goethe als die zur Darstellung der Shakespeare'schen Dramen einzig ausreichende bezeichnet. Die Rede enthält das seelische Wesen der darzustellenden Menschen weit unmittelbarer, als die durch zum Theil sehr verwickelte Associationen erst voll verständliche Mimik. Wird die Rede vernachlässigt, so lahmt die Menschendarstellung, so vollendet sie sonst nachahmen mag, in ihrem wichtigsten Gelenke, denn die Rede macht den Menschen zum Menschen. Den heutigen Schauspieler macht sie zur Marionette, der von oben eingeblasen wird. Die Folgerungen dieser Sätze drängen sich unbequem auf. Das Theater ist nicht, was es sein könnte, eine

Pflanzstätte der schönen, kunstmäßigen Rede, es ist nur, was es in Deutschland jetzt leider nur sein kann, ein typisches Abbild der allgemeinen, stammelnden Redeunfähigkeit. Alle Pracht stilvoller Decorationen, packend wirksamer Inscenirung und was sonst an Mittelchen der „Tapezierregie" mehr sein mögen, kann darüber nicht hinwegtrösten.

Eine Art der halböffentlichen Beredtsamkeit ist noch zu erwähnen, die Tisch- und Zweckreden. Es ist auffällig, daß den Deutschen seine Zunge gerade bei Tisch, wo sie doch Beschäftigung schon hat, so sehr zum Reden drängt. In engerem Kreise, in festlich weinfroher Stimmung entwickelt sich hier eine kräftige, zum Theil groteske Art von Beredtsamkeit. Der Humor des Deutschen und die trinkfrohe Unverwüstlichkeit seines Temperamentes drängen da zum Ausbruch. In Luthers Tischreden haben wir ein klassisches Urbild dieser zwanglosen Redekunst, die sich mit eigener Stimmung und Laune über Alles verbreitet und ernste Töne mit den Ausbrüchen frohen Scherzes wundersam mischt. Die dem Deutschen angeborene gutmüthige Streitlust äußert sich hier in allerlei persönlichen Plänkeleien, die zur Belustigung der Runde ohne Erbitterung ausgefochten werden. Diese Reden, deren eine an die vorhergehende anhakt, gleichen einem erhöhten Dialoge. Unsere niederen und höheren Bier- und Weinreden wiegen schwerer als mancher anspruchsvoll einherwandelnde Staatssermon; was an rednerischer Anlage im Volke liegt, kommt hier ungezwungen zum Vorschein, formlos allerdings und ohne Anspruch auf höhere Kunst.

Die öffentlichen Zweck- und Festreden bei Einweihungen, Erinnerungsfeiern, Nationalfesten scheinen uns gleiches Lob nicht zu verdienen. Die werthloseren Erzeugnisse dieser Gattung behelfen sich mit hundertmal Gesagtem in Redeformen, die nach der Schulrhetorik schmecken, die besseren lassen doch den Charakter der Rede zu sehr vermissen. Es sind geistreiche, gedankenvolle Abhandlungen, die das Unglück haben, öffentlich gesprochen zu werden; den eigentlich rednerischen Ton wissen sie selten zu treffen, noch seltener findet echt rednerischer Inhalt eine wahrhaft redemäßige Form. Zudem fehlt der Vortrag und die Uebung, große Räume und Volksmassen redend zu beherrschen, meist auch die äußere Zurichtung, die das begünstigte. Das Gefühl des Fremdartigen leuchtet durch bei solchen Feiern, die wir nicht mehr so einzurichten wissen, daß sie im geistigen Zusammenklang großer Volksmengen harmonische Schönheit entwickeln. Sie werden abgethan, förmlich nach vorgeschriebener Weise; damit gut. Es ist eine alte Ueberlieferung, daß bei solchen Gelegenheiten geredet werden müsse, also geschieht es; aber die meisten Theilnehmer können nichts davon hören. Der Redner entledigt sich seiner mißlichen Aufgabe mit Anstand, eine erhebende oder hinreißende Wirkung der Rede ist unter solchen Umständen unmöglich. Tags darauf aber liest man Auszüge, Stenogramme, wohl gar das Concept der Rede gedruckt, und der Redner selbst tröstet sich, daß nur da ihr Werth nach Gebühr gewürdigt werden könne. Was sind das aber für Reden, die man lesen muß, um sie schätzen zu lernen? (Schluß folgt.)

Goethe und Heine.

Von Ludwig Geiger.

Vor kurzem hat Walter Robert-Tornow unter dem Titel: „Goethe in Heines Werken" (Berlin, Haude- und Spenersche Buchhandlung) ein fleißiges und geschmackvolles Büchlein erscheinen lassen. Der Verfasser stellt die Aeußerungen Heines über Goethe in chronologischer Reihenfolge zusammen, ermüdet aber nicht durch diese Aneinanderreihung, sondern versteht es, die Fragmente zu einem lebensvollen Ganzen zu verbinden. Einen wesentlichen Theil seiner Aufgabe läßt er freilich unerfüllt: den Nachweis nämlich, wie Goethe innerlich auf Heine gewirkt hat, in welchem Maße dessen Lyrik durch Goethes Vorbild bestimmt, wie im Allgemeinen und im Einzelnen Goethes Gedankengang und Ausdrucksweise für den jüngeren congenialen Lyriker maßgebend wurde. Wohl gibt er einzelne Andeutungen über dieses wichtige Stück vergleichender Literaturgeschichte, aber die eigentliche Behandlung desselben läßt er vermissen.

In den nachfolgenden Zeilen gedenke ich nicht diese Lücke auszufüllen. Nur auf die persönliche Begegnung zwischen Goethe und Heine sei hier mit wenigen Worten eingegangen. Sie hat wahrscheinlich am 1. oder 2. October 1824 stattgefunden. Von seiner „Harzreise" aus hatte Heine Weimar betreten und den Olympier aufgesucht. Unter den neueren Biographen hat nur der sonst so vorsichtige Goedeke dieses Factum bestritten. Er sagt (Grundriß III, 1, S. 450): „Auf dieser Reise will er in Weimar auch Goethe besucht haben und von ihm sehr wohlwollend aufgenommen sein. An Varnhagen, dem er wohl nicht darüber geschwiegen hätte, schreibt er nichts davon, Goethe hat seiner niemals gedacht, auch in den Gesprächen mit Eckermann nicht, und hat wohl niemals eine Zeile von ihm gelesen. Die Erwähnung dieses Besuches in einem Briefe Heines an Moser erscheint als poetische Fiction, wie er deren mehre sich erlaubt hat."

Diese Ausführung eines Literarhistorikers, den man sonst so gern und vertrauensvoll als Führer wählen kann, ist leider in keinem Punkte zutreffend. Allerdings an Varnhagen hat Heine über den Besuch bei Goethe nicht geschrieben, aber höchst wahrscheinlich nur, weil er nicht so berichten konnte, wie der Berliner Freund, einer der eifrigsten Goetheverehrer, es wünschen mochte. Goethe gedenkt Heines allerdings und zwar gerade in den Gesprächen mit Eckermann (III, 217, 14. März 1830); aus seiner Aeußerung: „Platen ärgert Heine und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist und jeder schon an seinem eignen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!", geht sehr deutlich hervor, daß er Einiges von Heine gelesen haben muß. Und endlich, wer Heines Briefe an Moser kennt, der weiß, daß, wenn irgendwo, Heine hier die lautere ungeschminkte Wahrheit spricht, rücksichtslos über sich und Andere, gänzlich fern von dem Bestreben, sich und Andern etwas vorzulügen. Der genannte Freund, der etwas von einer Mendelssohn-Natur in sich hat, und auch in seinem Leben dem Berliner Weisen nicht unähnlich ist, gehörte zwar nicht zu dem Kreise der Berliner Goetheenthusiasten, aber er erkannte Goethes universelle Bedeutung und wünschte nichts sehnlicher, als daß Heine, für dessen dichterisches Talent er die größte Bewunderung hegte, mit dem Olympier in Berührung käme.

In dem ersten Briefe nach seiner Reise (25. October 1824) gedenkt Heine dreimal seines Aufenthaltes in Weimar. Er sagt: „Ich war in Weimar, es gibt dort sehr gutes Bier"; ferner, „ich war in Weimar, es gibt dort auch guten Gänsebraten", endlich: „Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber." Prüft man diese Aeußerungen ohne Voreingenommenheit, so erkennt man, daß Heine absichtlich etwas verschwieg. Wie man ganz unwillkürlich in Briefen der Weimaraner von 1775—1832 und solcher, die Weimar während derselben Zeit besuchten, nach der Stelle sucht, die Goethe betrifft, so hat man fast ein verbrieftes Recht, in Heines Schilderung eines Weimarer Aufenthalts eine solche Stelle zu erwarten. So ging es auch Moser; er drang in Heine etwas von Goethe zu erfahren. Heine genügte diesem Drängen, aber freilich erst nach ziemlich langer Zeit (1. Juli 1825) und in etwas seltsamer Weise. Er schreibt: „Daß ich Dir von Goethe nichts geschrieben und wie ich ihn in Weimar gesprochen und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast Du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht und nur Das wars, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide."

Schon aus dieser Aeußerung geht, meine ich, zur Evidenz hervor, daß Heine Goethe wirklich besucht und gesprochen hat. Eine derartige Aeußerung schreibt man nicht nieder und erfindet man nicht, um nachher, wie Heine an jener Stelle wirklich thut,

eine seltsame Parallele zwischen sich und Goethe zu ziehen, diesen als Lebemenschen, sich als Schwärmer zu charakterisiren und daraus die Nichtübereinstimmung der beiden Naturen zu deduciren. Indessen zugegeben, daß diese Stelle nicht genügende Beweiskraft besitzt, steht sie denn allein? Strodtmann, und nach ihm Robert-Tornow haben auf eine andere hingewiesen, die mit der genannten in engem Zusammenhang steht. In der „Romantischen Schule" (1833) kommt Heine auf seinen Besuch bei Goethe zurück. Dem Berliner Freunde, so könnte man meinen, hätte er ein Interesse gehabt, etwas vorzuflunkern, schon um den lästigen Frager loszuwerden; dem Publikum gegenüber, das seinen persönlichen Angelegenheiten theilnahmlos gegenüberstand, hatte er nicht die geringste Veranlassung, ein ähnliches Verfahren beizubehalten. Er spricht von Goethes Person und der Uebereinstimmung der Persönlichkeit mit seinem Genius. Er gebraucht Ausdrücke, die von einer so lebendigen Anerkennung dictirt sind, so wunderbar die wahrhaft dichterische Anschauung verkünden, so klar zugleich auch den Grund der Enttäuschung darlegen, welche dem Weimarer Besuch folgte, daß man sie hier nicht ungern lesen wird: „Goethes äußere Erscheinung war ebenso bedeutsam wie das Wort, das in seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, edel gemessen und man konnte griechische Kunst an ihm studiren, wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdemuth; die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung; diese Augen waren nicht christlich-sünderhaft scheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt, — nein, seine Augen waren ruhig, wie die eines Gottes ... Goethes Auge blieb in seinem Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat zwar sein Haupt auch mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer stolz und hoch und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten.... Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe, mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wieviel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte."

Ist das nicht deutsch? Bedarf es noch eines Hinweises auf der Fürstin della Rocca „Erinnerungen an Heine", in denen ein recht verwunderliches Gespräch mit Goethe, oder auf Maximilian Heines Mittheilungen, in denen eine etwas weniger seltsame Unterhaltung mitgetheilt wird? Der grundsätzliche Zweifler könnte auch diese beiden Zeugnisse, als aus derselben Quelle stammend, verdächtigen. Aber aus Heines Schilderung selbst können wir den Schlüssel zum Räthsel entnehmen. Er fühlte sich dem Fürstendichter gegenüber befangen und wußte nichts zu reden. Und Goethe lächelte. Es war nicht das Lächeln der Aufmunterung, mit dem er so oft Jüngere, und gewiß Unbedeutendere zu beglücken verstand. Es war ein recht ironisches Lächeln, mit dem er den Besucher erkältete. Goethe war in die Periode seines Lebens getreten, in der er wohl gelegentlich dem anmaßenden Wesen der Jugend das Wort redete, aber um sich herum dasselbe nicht dulden wollte. Der junge Mann war Goethe nicht fremd. Er hatte ihm Schriften zugesendet und seinem Besuche einen Brief vorangehen lassen. Der Brief war bisher unbekannt. Bratranek hat ihn aus dem Goethe-Archiv in Weimar abschreiben dürfen; er bildet mit vielen anderen Mittheilungen aus Goethes handschriftlichem Nachlaß eine Zierde des demnächst erscheinenden 5. Bandes des Goethe-Jahrbuchs. Jeder Commentar zu dem Briefe ist überflüssig. An der Thatsache, daß Heine wirklich Goethe besucht, wird man nun wohl nicht mehr zweifeln, aber auch nicht mehr befremdlich finden, warum Heine von diesem Besuche nicht gern geredet hat. Der Brief aber lautet:

Ew. Excellenz

bitte ich mir das Glück zu gewähren einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrern (dem seel. Wolf, Varnhagens ꝛc.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frey Ihnen vor 3 Jahren meine „Gedichte" und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" (Ratkliff u. Almanzor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor 3 Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen zur Verehrung Göthes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeisterung und Ergebenheit

Weimar d. 1. Oktober 1824. H. Heine.

„Die Grafen v. Altenschwerdt" von August Niemann.*)

Der neue Roman von August Niemann trägt eine falsche Etikette. Auf dem Umschlag wird bemerkt, daß er eines jener Werke sei, die sich ihrem Inhalte nach der Richtung der „Grenzboten" anschließen, und von einem Schriftsteller, dessen „Denken und Wirken sich in der gleichen Bahn bewegt", so daß das Publicum „in der hierdurch ausgesprochenen Tendenz" eine Gewähr finden soll, daß es vertrauensvoll nach diesen Bänden greifen darf. Das ist ganz darnach angethan, nicht nur den liberalen Leser, der etwa die Richtung der „Grenzboten" kennt, sondern Jedermann, dem die Tendenz in der Kunst ein Gräuel ist, gründlich abzuschrecken. Greift man aber dennoch zu diesen drei Bänden, so wird man sich angenehm enttäuscht sehen. Niemann hat diesmal keinen Tendenzroman geschrieben. Und wenn er auch im Grunde conservativ und antiliberal geblieben ist und die Kölnische Zeitung einmal boshaft, die Kreuzzeitung sehr liebevoll erwähnt, so gibt er sich doch redlich Mühe, über den Parteien zu stehen. Er hat Alles ehrlich abgewogen und Licht und Schatten gerecht vertheilt. Die Repräsentanten der Bourgeoisie zählen in ihrer Mitte zwei Schwindler und Gründer und einen Zuchthäusler, aber diese anrüchigen Helden werden durch die zwei schwarzen Figuren auf adeliger Seite übertrumpft: einen abenteuernden Erpresser und eine grausliche Verbrecherin, die eine Bigamie, eine Fälschung, einen Diebstahl, eine Brandstiftung, einen Mord und einen Selbstmord auf sich lädt. Auch der verstockte Hochtory, der sich so weit hinreißen läßt, seiner Tochter eine Ohrfeige zu geben, daß sie Nasenbluten bekommt, und der junge Graf, der es nicht verschmäht, eine Gouvernante zu heirathen und Literat zu werden, zeugen von des Autors Objectivität. Die Bürgerlichen in diesem Roman schwindeln und stehlen, aber sie sind weder brutal, noch Räuber und Mörder. Ja, ein ultrareactionärer Baron selbst, der unausgesetzt auf die Liberalen schimpft, ist der Ansicht, daß eine Reform der adligen Sitten kommen muß und hat ein dunkles Gefühl von einer neuen Zeit. Aber fangen wir mit dem Anfang an.

Der Roman beginnt mit einem Vorspiel. In dem Shaker- und Badeort Springlake am Hudson stirbt eine geheimnißvolle deutsche Frau, nachdem sie ihrem alten Neger Andrew den Auftrag ertheilt hat, eine Cassette mit Documenten und Werth-

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 Bde.

papieren ihrem Sohne nach Deutschland zu bringen, wo derselbe den Krieg um den Rhein mitgekämpft hat und jetzt sich Malerstudien hingibt. Die Sterbende läßt ihn an seine Versprechen erinnern, von den Documenten, welche seine Geburt als legitimen Grafen von Altenschwerdt beweisen, nur im äußersten Nothfalle Gebrauch zu machen. Im zweiten Kapitel finden wir den Sohn an der Ostseeküste, wohin ihm Andrew die traurige Todesanzeige und die Cassette bringt. Wenn wir in deutschen Romanen von einer Cassette lesen, so wissen wir seit Gutzkows „Rittern vom Geiste", daß sie nur dazu da ist, um auf geheimnißvolle Weise zu verschwinden und dann in den letzten Kapiteln wieder aufgefunden zu werden. Hier geschieht Aehnliches. Die Schatulle verschwindet zwar nicht, aber die Intrigantin des Romans thut alles Mögliche, um sie aus der Welt zu schaffen.

Diese unternehmende Dame, eine Gräfin Sibylle von Altenschwerdt, hofft für ihren Sohn Dietrich eine reiche Partie zu ergattern und sich bei dieser Gelegenheit womöglich selbst wieder unter die Haube zu bringen. Der ebenfalls verwittwete reichsunmittelbare Freiherr v. Sextus auf Eichhausen hat nämlich den Schmerz, nur eine Tochter, aber keinen Stammhalter zu besitzen. Wohl gibt es eine erbberechtigte Seitenlinie, allein der Baron will von diesen mit den liberalen Ideen kokettirenden Verwandten nichts wissen. Er erinnert sich der alten Beziehungen seines Geschlechts zu der gräflichen Familie von Altenschwerdt in Schlesien und der Testamentsbestimmung eines Ahnherren, wonach es Familiengesetz sein soll, daß im Falle Ausbleibens männlicher Descendenz die Herrschaft an das Haus Altenschwerdt kommen soll, dafern eine Freiin v. Sextus einen Altenschwerdt heirathe. Gräfin Sibylle folgt also gerne der Einladung des Barons zu einem Besuche, um dessen Tochter mit ihrem Sohne zu verkuppeln. Jedoch nicht wenige Hindernisse stellen sich ihr in den Weg. Ihr Sohn hegt eine zärtliche Neigung zu einer armen Redacteurstochter, der schönen Anna Glock, und die junge Baronin Dorothea v. Sextus ist in den Maler Eberhard verliebt, der ein stets gern gesehener Gast auf Eichhausen geworden ist. Aber was bedeutet dieser durch elterliche Autorität leicht zu brechende Widerstand gegenüber der Entdeckung, daß der obscure Landschafter der legitime älteste Sohn des verstorbenen Grafen Altenschwerdt ist? Der letztere, eine wilde, rücksichtslose Natur, hat sich nämlich einer Bigamie schuldig gemacht. Nachdem er sich 1844 in Amerika mit einer Marie Eberhard vermählt, aus welcher Verbindung ein Sohn hervorgegangen, hat er ein paar Jahre später, ohne daß seine erste Frau mit Tod abgegangen wäre, in Deutschland die Gräfin Sibylle geheirathet. Diese ist fest überzeugt, daß der angebliche Maler jetzt nur erschienen, um seine Rechte geltend zu machen. Für sie handelt es sich also darum, die Beweise, daß ihr Mann mit Marie Eberhard in Form Rechtens vermählt war, auf die Seite zu schaffen und zugleich Eberhards Verbindung mit der ihrem Sohne zugedachten Erbin zu hintertreiben. Schon ihre erste Operation, ein übelberüchtigtes Individuum, den Fischer Hansen, zum Diebstahl der Cassette zu verleiten, schlägt fehl. Mit besserem Erfolge warnt sie den alten Baron vor dem Maler und spielt ihm einen gefälschten Brief in die Hände. Als darauf Eberhards Entführungsversuch durch die Elemente vereitelt wird, läßt sich Dorothea endlich bestimmen, ihm einen Absagebrief zu schreiben.

Doch die saubere Gräfin fällt jetzt selbst in eine andere Falle. Sie hat keine ganz reinliche Vergangenheit. Bevor sie dem Grafen Altenschwerdt ihre Hand reichte, hatte sie ein Verhältniß mit einem gewissen Freiherrn v. Valdeghem. Dieser, ein Abenteurer schlimmster Art, entführte später die junge Frau eines Grafen v. Francken, die bald darauf starb. Nun will der Zufall, der Gott der Romanschreiber, daß nicht nur Valdeghem just im Augenblick, da die Gräfin v. Altenschwerdt das Verlobungsfest ihres Sohnes mit Dorothea v. Sextus feiert, mit seiner bekannten Redensart: „Ich brauche Geld!" vor der Triumphirenden erscheint, sondern daß auch Graf v. Francken sich in der Nähe von Eichhausen als schwermüthiger Philosoph angesiedelt hat. Die Gräfin weigert sich, die Forderung ihres ehemaligen Geliebten zu erfüllen. Valdeghem droht, er werde mit Eberhard gegen sie gemeinsame Sache machen und obendrein ihre Liebesbriefe an ihn dem alten Grafen in die Hände spielen. Das wirkt; doch zur selben Zeit verliert sie den ganzen Rest ihres Vermögens in einer zweifelhaften Gründung, so daß sie den Erpresser nicht befriedigen kann. Jetzt beschließt sie, Valdeghem und Eberhard oder wenigstens dessen Schatulle aus dem Wege zu räumen. Der Verfasser hat dafür Sorge getragen, uns schon früher beizubringen, daß Graf v. Francken, der nur noch den einen Wunsch hat, sich an dem Verführer seiner Frau zu rächen, ein virtuoser Pistolenschütze ist. Die Gräfin führt also den todtgeweihten Valdeghem seinem Feinde, der sich gerade mit einigen Freunden im Scheibenstande übt, in den Schuß. Das Duell findet unverzüglich statt.

Allein es steht geschrieben, daß der gefährlichen Frau Alles fehlschlagen soll. Valdeghem stirbt nicht auf der Stelle, sondern hat noch reichlich Zeit, dem alten Sextus die Augen zu öffnen. Und nicht minder mißlingt der Gräfin Anschlag auf Eberhard. Sie zündet bei nachtschlafender Zeit das Wirthshaus, wo er sich einlogirt hat, höchst persönlich an; doch er und die Cassette werden gerettet. Ein kunstvoll präparirtes Alibi hilft ihr nichts. Sie ist gesehen und erkannt worden. Man hinterbringt es dem nachgerade etwas stutzigen Baron. Als zuletzt noch Eberhard kommt und der Gräfin den guten Rath gibt, noch heute abzureisen, da sieht diese ihr ganzes Gebäude von Verrath und Verbrechen zusammenstürzen, und sie ertränkt sich in einem Teich, nachdem sie noch einen ebenso unnützen als widerlichen Mord à la Judith an dem sterbenden Valdeghem auf sich geladen. Der Vereinigung der Liebenden steht nun nichts mehr im Wege. Eberhard gibt sich dem Baron Sextus als legitimer Altenschwerdt zu erkennen und vermählt sich mit Dorothea. Auch die beiden Brüder versöhnen sich; nur daß der wackere Graf Dietrich sich nicht „durch ein Uebermaß der Güte beugen" lassen will. Er weist jede Unterstützung von der Hand, begräbt seine unglückliche Mutter, heirathet Anna Glock und findet als Schriftsteller sein reichliches Auskommen.

Das rasche Nacheinander der Handlung, die ganze epische Anlage kennzeichnet das Werk weniger als einen Roman, denn als eine Novelle. Räumlich freilich ist es ein Roman und ein tüchtiger obendrein. Um uns das Bischen Handlung zu erzählen, braucht August Niemann drei Bände zu je vierhundert Seiten. Das Mißverhältniß springt in die Augen. Die Hauptschuld trägt die lose Composition, die bei den Episoden und dem Beiwerk mit derselben Umständlichkeit verweilt und vom Hundertsten ins Tausendste schweift. Der Gräfin Vorbereitungen zum Schatullendiebstahl führen zu nichts und brauchten also nicht so peinlich genau erzählt zu werden. Mit dem Ende des zweiten Bandes sind wir glücklich bei Dorotheas Verlobungsfest angekommen, dem Eberhard als unbemerkter Zeuge beiwohnt, allein der dritte Band greift zeitlich wieder zurück, indem er uns die vorhergehende Reise Dietrichs nach Berlin und Valdeghems erstes Auftreten in Eichhausen mit unnöthiger Breite erzählt, und erst nach fünfzig Seiten sind wir wieder bei der Gesellschaft angelangt, „welche, in ihrer Gesammtheit von oben gesehen, einen so glänzenden und schmerzlichen Eindruck auf Eberhard gemacht hatte". Es ist wie in der Echternacher Springprozession, wo auf drei Schritte vorwärts ein Schritt nach rückwärts kommt. Und nach dem Tode der Gräfin, womit doch die Verwicklung gelöst und die Geschichte eigentlich zu Ende ist, weiß der Verfasser noch weitere 150 Seiten zu füllen. Und doch versteht Niemann wieder in anderen Fällen sehr wohl zu schweigen und zu verschweigen und nöthigenfalls eine unmöglich zu motivirende Handlung blos obenhin zu skizziren. Er hütet sich z. B., uns das gesellschaftlich undenkbare Abruzzen-Duell ohne Secundantenvermittlung und Paukarzt zwischen dem Grafen von Francken und Valdeghem in seiner langwierigen Weise darzustellen; nur 30 Seiten später wird die Sache nach dem Referat eines Augenzeugen kurz erwähnt. Aehnlichen gesellschaftlichen Unmöglichkeiten begegnet man in dem Buche auch sonst noch. Valdeghem, ein Fremder, erhält die Erlaubniß, einem voraussichtlich stürmisch ablaufenden Familientage beizuwohnen;

Dorothea führt Eberhard gleich bei seinem ersten Besuch in ihre Kemenate; und romanhaft ist auch das Auftreten Millicents und ihrer Herrin, die beide zum Scherz als Fischermädchen verkleidet sind und als solche von einem Bauernburschen attakirt werden, natürlich nur um dem Helden Gelegenheit zu geben, sich auf möglichst vortheilhafte Weise einzuführen. Als ob er erst noch eines ritterlichen Debüts bedürfte! Der Verfasser wiederholt es ja zur Genüge, daß ein Graf nimmermehr incognito bleiben kann, daß sein Mäskchen verborgenen Sinn weissagt, daß der Adel deutscher Nation unverkennbar ist. Es ist dem Baron Sextus unmöglich, dem „ungewöhnlichen" Künstler ein Bild abzuhandeln; seine stolze Haltung, sein blitzendes Auge, seine Haltung zu Pferde, der Umstand, daß er „aller ritterlichen Künste Meister", kennzeichnen ihn als ein Wesen hochgeborener Art, und ein geheimes Fluidum strömt aus seinem Herzen in das seiner feudalen Standesgenossen, für die der Mensch erst beim Baron anfängt. Hier und bei gelegentlichen Bemerkungen über Adel, Gottesgnadenthum, Parlamentarismus und Diplomatie umfängt uns plötzlich der Dunstkreis des Gothaischen Hofkalenders, dessen Redaction der Verfasser dieses Romans seit mehreren Jahren besorgt.

Den meisten Platz nehmen die Gespräche de omnibus rebus et quibusdam aliis ein, die da bei jeder Gelegenheit vom Zaun gebrochen und mit der Genauigkeit eines Phonographen wiederholt werden. Niemanns Romanfiguren sprechen nicht nur klug wie Bücher, sie reden auch ganze Bücher. Alle Figuren, auch die der dienstbaren Geister, wie z. B. die Zofe Millicent, keuchen unter einer Ueberfracht von Geschwätzigkeit, Gedankenreichthum und Belesenheit. Wir bekommen gedankentiefe Abhandlungen zu lesen über Duell und Gottesurtheil, über Kindererziehung, über Shakespeare und Goethe, über Arbeitercolonien, über den Naturalismus und das Italien-Dogma in der Malerei u. s. w. Graf Dietrich und Redacteur Glock unterhalten sich dreizehn Seiten lang über das Wesen der Satire und die Wahl dichterischer Stoffe und citiren unbarmherzig Ariost, Shakespeare, Milton, Klopstock, Aristophanes, Aristoteles, Plato und andere vertrauenerweckende Autoritäten. Und was bei diesen Plaudereien schlimmer ist, als der durch sie verursachte Aufenthalt: die Sache ist nicht immer allgemein oder überhaupt interessant. So wird uns ein langes Gespräch über Einheitscavallerie — nicht geschenkt, und das dem Autor so theure Thema erörtert man bei einer späteren Gelegenheit wieder, wobei weitere vier Seiten gefüllt werden. Diesmal zur Abwechslung erinnert es uns daran, daß Niemann auch Hauptmann a. D. und Verfasser eines militärischen Lexikons ist.

Die Charaktere haben reichlichen Spielraum, um sich auszuleben, und sie machen von dieser Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch. Sogar die obscurste Nebenperson macht sich ungebührlich breit. Und diese Episodenfiguren sind fast besser gerathen, als die ersten Acteurs. Die Gräfin ist zu schwarz, Eberhard zu licht gehalten. Des letzteren Tugendhaftigkeit, Delicatesse, Pietät geht bis zur Dummheit. Ein Wort von ihm könnte alle Verwicklungen lösen, aber er erinnert sich seines Versprechens, nur im äußersten Nothfall von den Papieren Gebrauch zu machen. Als wäre nicht bereits die äußerste Noth über ihn und die Geliebte hereingebrochen! . . . Auch die Schlauheit der Intrigantin grenzt an Beschränktheit. Ihr eigener Sohn nennt sie eine „so vernünftige und so thörichte" Frau. Beweis schon der Leichtsinn, womit sie ihr letztes Vermögen anlegt, ihre Feinde bekämpft und sich fortwährend compromittirt. Auch noch Anderes an ihr ist problematisch. Sie hat einen erwachsenen Sohn und einen vorehelichen Liebesfrühling hinter sich, muß also wohl das Cap der vierzig Jahre bereits umschifft haben. Ihr erstes Auftreten läßt uns sogar auf eine merklich ältere Dame schließen. Im Verlaufe wird sie aber immer jünger und schließlich nennt man sie gar eine „vollendete Juno". Und erst ihre Kraftproben in einer einzigen Nacht! Sie simulirt eine Fußverrenkung, erhebt sich dann bei nächtlicher Weile, kleidet sich an, schleicht aus ihrem Zimmer in die Küche, nimmt dort Wachszünder zu sich und ergreift eine „blecherne große" Kanne, die mit Petroleum gefüllt ist, und mit dieser „schweren" Kanne in der Hand eilt sie durch den Park, durch einen endlosen, düsteren Wald bis ins nächste Dorf, immer „leichtfüßig wie ein Indianer, ohne eine Spur von Ermüdung ... Es war fast eine volle Stunde zu fahren, und sie hatte den Weg in einer Stunde zurückgelegt!" Vor dem Wirthshause angekommen, erklimmt sie einen Holzhaufen und begießt mit der großen Kanne von oben her die hohe Reisigwand und steckt sie mit einem Wachszünder an. Dann ergreift sie die leere Kanne und stürzt, wieder wie von den Furien gehetzt, auf demselben Wege nach dem Schlosse zurück, stellt die unvermeidliche Kanne an den richtigen Ort, schleicht durch die schweigenden Gänge zu ihrem Zimmer zurück; bringt ihre Kleider an den gewohnten Platz, wäscht ihre vom Petroleum benetzten Hände mit wohlriechender Seife, legt sich zu Bette und läßt die Wärterin, dann den Arzt rufen und constatiren, daß es kurz vor fünf Uhr ist. Es kann jedenfalls als ein Beweis für Niemanns große Darstellungskunst gelten, daß der Leser dieses Kraftstück einer hocharistokratischen Petroleuse erst hinterher belächelt, nachdem er der unmöglichen Wanderung der schweren Kanne mit athemlosem Interesse gefolgt ist.

Und hier komme ich, wenn auch etwas spät, auf die alle Gebrechen weit überwiegenden Vorzüge dieses modernen Sittenbildes zu sprechen. Es bedeutet einen gewaltigen Fortschritt gegen „Bakchen und Tyrsosträger", Niemanns vorletzten Roman. Die „Grafen von Altenschwerdt" sind viel unterhaltender, einheitlicher, farbiger, weniger originalitätssüchtig, auch besser geschrieben. Niemann ist ein ausgezeichneter Erzähler und Schilderer. Die Scenerie von Schloß Eichhausen und Umgebung ist wahrhaft plastisch herausgearbeitet; die stürmische Segelfahrt Eberhards vergißt der Leser so bald nicht wieder; die Liebesscenen sind von unbeschreiblicher Anmuth und ohne jede Süßlichkeit; in den humoristisch gefärbten Partien — die Algenkurpfuscherei, Glocks Gedanken eines Spaziergängers, der an die Schülerscene im „Faust" gemahnende Auftritt mit dem literaturliebenden Jüngling, der Zank zwischen dem Verleger und seinem Redacteur, Zusammenbruch und „Reinwaschung" der Gewerbebank — zeigt sich ein satirisches Talent ersten Ranges. Auch die Charakterzeichnung ist, bis auf die oben gerügten Punkte, durchaus gelungen. Der reactionäre Schloßherr, der gemäßigte General, Dorothea v. Sextus, der liebenswürdige Dichtergraf Dietrich, dann die Nebenfiguren Valdeghem, Andrew, Pastor Sengstack, Dr. Glock und seine Tochter, Millicent und ihre Familie, sie Alle sind prächtige, lebenstrotzende Individualitäten und wirkliche Menschen unserer Zeit, so daß der Leser lauter Porträts vor sich zu sehen glaubt. Dazu kommt eine reine, schöne, gedankenreiche Diction von einer großen Prägnanz des Ausdrucks. Man spürt da überall einen geistvollen, durch und durch modernen Kopf, der Alles, was die gegenwärtige Gesellschaft bewegt, scharf beobachtet und tief erfaßt hat und es mit dichterischer Kraft zu gestalten vermag. August Niemann rückt mit diesem Werk in die erste Reihe unserer Erzähler.

Theophil Zolling.

Albumblätter.

Von Oscar Linke.

Als ich mich eines Abends von Madame Toutlemonde verabschiedete — ihr wahrer Name dürfte nur den Eingeweihten bekannt sein — überreichte sie mir mit reizvollem Lächeln ein prächtig eingebundenes Album und sagte:

„Lieber Doctor, wollen Sie mir nicht auch die Freude machen und sich in diesem Buche verewigen? Seltsamer Zufall, es ist gerade noch die letzte Seite unbeschrieben. Sie werden staunen beim Durchlesen: Die größten Namen werden Ihnen darin begegnen" . . .

„Und wie gehöre ich dann in diese Gesellschaft hinein?" fragte meine kleine Bescheidenheit.

Sie lachte und bat nur: „Thun Sie mir den Gefallen!"

Noch denselben Abend vertiefte ich mich in die Lectüre des Albums; dieselbe bereitete mir ein außerordentliches Vergnügen: ob auch dem Leser ein solches verschafft wird, wenn ich Einiges daraus mittheile, nachdem meine hochgestellte Freundin mir großmüthig die Erlaubniß dazu gegeben hat?

Das Buch enthält nämlich Aussprüche und Epigramme aus der Feder bekannter Zeitgenossen. Das ganze Werk auszuschreiben, würde wieder den Raum eines Bandes erfordern; greifen wir aufs Geradewohl hinein, „da wo es am interessantesten ist!" Geben wir zuerst einigen politischen Größen das Wort:

Unser Reichskanzler, Fürst von Bismarck, schreibt einfach und groß in seinem gewohnten Lapidarstile:

Menschen magst Du ihr Wollen gönnen,
Götter zeigen sich nur im Können.

Gleich in seiner Nachbarschaft siedelt sich unser leider zu früh verstorbener Lasker an mit einem Ausspruche, dem man die Zeit seiner Entstehung anmerkt; es handelt sich um den berühmten „armen Mann", welchen Lasker so reden läßt:

Von rechts und links her ziehen Alle,
So stark ein Jeder ziehen kann;
Ob hier ob dort, in jedem Falle
Bleib' ich der — arme Mann!

Von zwei andern Abgeordneten, die sich wie Hund und Katze lieben, liegen folgende eigenthümliche Bosheiten vor; wir verschweigen deshalb auch die Namen:

Legt diesem Schwätzer doch ein Schloß
Auf seinen Mund, der ewig lügt —
„Ach, dieses Maulwerk ist so groß,
Daß eine Hausthür kaum genügt."

Das andere lautet:

Wie, Du auch willst des Landtags Mitglied werden?
Wie kannst Du solchen bösen Wunsch vertheid'gen?
„Freund, sicher vor der Strafe hier auf Erden,
Möcht' ich einmal — die ganze Welt beleid'gen!"

Voller Tiefsinn ist der Gedanke Sonnemanns aus Frankfurt a. M.:

Nein, bei Gott! nicht sind's die Reichen,
Die des Bettlers sich erbarmen:
Armuth lebt von seinesgleichen —
Lebt vom Reichthum aller Armen.

Von Professoren, deren Namen wir in dem Album finden, sei zuerst der greise Lepsius, der berühmte Aegyptiologe, genannt mit folgendem Ausspruche:

Kommt vor, daß sich die Dichter
Gelehrten Studien weih'n;
Doch braucht drum ein Gelehrter
Noch kein Poet zu sein.

Mommsen meint recht kurz und drastisch, vielleicht an einen politischen Gegner denkend:

„Wissenschaft soll national sein" —
Wer die Zauberformel fand —
Kann's ein deutscher Sonnenstrahl sein,
Der ein solches Hirn verbrannt?

Scherer erhebt sich zu folgender Kühnheit: An Goethe:

So in apollin'scher Jugend
Strahltest Du, voll Götterleben,
Daß Dir hätte selbst die Tugend —
Ihre Tugend preisgegeben.

Schlicht und sinnig bemerkt Du Bois-Reymond:

Der Fromme und der Weise
Sind wie ein Januskopf:
Ein jeder hält den andern —
Für seinen Zopf.

Auch eine Anzahl von Philosophen lassen in dem Album ihr Licht leuchten; die Aussprüche derselben sind aber für das größere Publicum meist ein wenig langweilig und schwer verständlich. Begnügen wir uns mit einzelnen. Eduard v. Hartmann meint:

Glauben und Philosophie
Sind wie die Heine'schen „Brüder":
Sie stechen sich todt; doch in jeder Nacht
Als Geister kämpfen sie wieder.

Moritz Carriere klagt:

Am Löwen siehst Du die Tatze,
Die Dich zu Boden streckt;
Indeß der Mensch die Kralle —
Unter dem Handschuh versteckt!

Ehe wir den Dichtern von Profession das Wort geben, mögen noch die folgenden gehört werden: Unser Generalintendant Excellenz von Hülsen sagt den „Sängerinnen" folgende Schmeichelei:

So singen Engel wohl
In Himmelshöh'n,
Doch was sie singen, kann —
Kein Mensch verstehn.

Lübke sagt:

Zu Pisa sah den schiefen Thurm
Anstaunend mancher Menschenwurm:
So wird von Jahren zu Jahrhundert
Manch schiefes Urtheil auch bewundert.

Selbst Makart, dieser Moltke in der Kunst der Rede, zwingt sich zu einem Vers und gibt jüngeren Kunstgenossen den Rath:

Wenn Du nur fünf Sinne hast,
Einen Sinn kannst Du Dir schenken
Für die Kunst: Der schlimmste Gast,
Denk' ich, ist der Kunst das Denken.

Böcklin ist ein wenig boshaft:

Bilder, die früher in Neu-Ruppin
Zu haben waren bei Gustav Kühn,
Werden für junge und alte Thoren
Heute gemalt von Professoren.

Geibel zeigt auch hier seine von einem klassischen Anhauche verklärte Grazie, wenn er meint:

Nicht tröstet reine Himmelsluft
Dein sehnendes Gemüth:
Du athmest dort nur Veilchenduft,
Wo just ein Veilchen blüht.

Etwas vom Berliner Geiste, in dem bekanntlich einige Tropfen esprit gaulois stecken, zeigt unser Heyse mit seinen „Mädchengaben":

Was mir besonders schön gefällt
An eines Mädchens Gaben?
Die kleine Kinderrosenwelt, —
Die es dereinst wird haben.

Bei diesem Epigramm, „an Heine":

„Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott, der Herr, geschrieben" —
Womit der Teufel, sein Recensent,
Viel argen Unfug getrieben!

wird wohl Jeder leicht den Verfasser errathen: es ist Eduard Grisebach, der Poet des „neuen Tanhäuser". Bezeichnend für den hohen Ernst des Grafen v. Schack ist folgender, „den Obscuranten" zugeschleuderter Spruch:

Weil ihr als Knaben zu faul war't,
Als Jünglinge nicht minder,
Zu lernen im Weltenbuche —
Drum sollen wir bleiben wie Kinder?

Seltsam macht sich im Munde Robert Hamerlings, des Sängers der „Aspasia", die eigenthümliche Wendung:

Hagestolze sollen Steuer zahlen,
Weil sie ledig aller Kindersorgen?
Kinder möchten sie schon haben, aber —
Sich das Weib auf kurze Zeit nur .. borgen!

Unsere Nationalpoeten v. Scheffel und Julius Wolff variiren dasselbe Thema; Scheffel singt:

Das Hälsebrechen, das Köpfezerbrechen
Mag andre Köpfe freuen:
Doch brechen den Hals unzähligen Flaschen,
Das soll mich nimmer gereuen!

Und Julius Wolff sagt:

Mädchenliebe? —
Untreu kannst erfahren;
Becherminne? —
Wächst noch mit den Jahren.

Friedrich Bodenstedt läßt als Mirza-Schaffy sich also vernehmen:

Und stehst Du in der Welt,
So fülle Deinen Platz aus:
Ein Pfennig selbst ist Geld
Im allergrößten Schatzhaus.

Recht lustig ist der Einfall Gottschalls, „an einen Odendichter":

Die Muse der Begeisterung,
Sie, die so zart ist und so jung,
„Erhebt dich kühn bis zu der fernsten Sterne Glast?" —
Du wiegst 200 Pfund: Sie trägt nicht solche Last.

Felix Dahn spottet:

Wie bewandert dieses junge Fräulein
In der Weltgeschichte Leben ist:
Nicht umsonst sie Hamerling und Kingsley,
Ebers, Flaubert, Freytag, Scheffel lies't.

Aber, Herr Professor, ist das nicht schon genug?
Wie anmuthig, ganz Täuberich, singt dagegen Albert Träger:

Wenn ein tugendblondes Mädchen
Mir vorübergeht,
Werd' ich ganz zu einem Seufzer,
Werd' ich ganz Gebet.

Oscar Blumenthal und Fritz Mauthner betheiligen sich an dem lustigen Gefechte mit zwei Jodlern; Blumenthal nennt den seinigen eine „Grabschrift":

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan:
Da hing an der Linde
Der arme Mann!

Mauthner, nicht so bitterlustig böse:

„Es giebt nur a Kaisastadt,
Es gibt nur a Wien" —
So klingt es, so singt es . . .
Wo denn? In Berlin.

Der Herausgeber dieser Wochenschrift lobt in seinem Vierzeiler „Der unparteiische Recensent" jene Kritik, die weder freundschaftliche Rücksicht noch Rancüne kennt:

Fort mit der Clique! Mein Busenfreund
Ist drum kein echter Musenfreund,
Und mein talentvoller Gegenpart
Hat die Zukunft für sich und die — „Gegenwart".

Der greise Eduard von Bauernfeld bemerkt:

Ließ Eva von der Schlange sich verführen,
So kann mich das nicht wundern, wenig rühren.
Doch bleibt mir räthselhaft und unbekannt,
Was eigentlich die Schlang' an Eva fand.

Johannes Scherr, der „Alte vom Berge" singt „auf einen Vielschreiber":

Ein neues Buch mit neuem Titel,
Und als ich's aufschlug, was ich fand?
Aus seinen ält'ren Büchern das Beste —
Das auch schon in andern Büchern stand.

Ernst von Wildenbruch ruft begeistert:

O zeige mir das Land der Lust,
Das Land der Liebe, üb' Erbarmen!
Es liegt an eines Weibes Brust,
Umschlossen von zwei weichen Armen!

Spielhagen sagt „einem Philosophen":

„Du mußt für Dich behalten
Das Beste, was Du hast —"
Ich las Dein Buch der Weisheit
Und hab' den Spruch erfaßt.

Der stille Storm wendet sich gegen die „Pessimisten in Lackstiefeln":

Titanenenkel dünkt ihr Euch,
Ihr müden Kinder des Genusses?
Die Himmelsstürmer lagen nicht
Auf dem Fauteuil des Ueberdrusses.

Theodor Fontane fragt:

Begeisterung, die wagst du noch
Auf off'nem Markt zu zeigen,
Heut wo die Weisen nicht allein,
Wo selbst die Dummen schweigen?

Beinahe hätten wir die Musiker vergessen; begnügen wir uns mit einigen. Richard Wagner setzt unter die Worte „Bach und Beethoven" die Verse:

Beim Hören solcher Himmelsklänge
Da wird die Kirche mir zu enge,
Da fühl' ich wieder rein und klar:
Gott hängt nicht über dem Altar.

Franz Liszt gibt den „Virtuosen-Componisten" einen Denkzettel:

Warum nach Euren Werken
So wenig nur Begehr?
Der Inhalt ist zu leicht,
Die Technik ist zu schwer.

Hans v. Bülow zeigt durch sein Spiel, daß er vollauf leistet, was er vom „Virtuosen" verlangt:

Dieses ist der höchste Beifall,
Schrankenlos und unermessen:
Wenn, versunken in das Kunstwerk,
Eure Kunst wir ganz vergessen.

Die letzte Seite in dem Album der Madame Toutlemonde war noch leer. Ich löste mein Versprechen ein, indem ich, freilich gegen meinen Willen, dieser erlauchten Gesellschaft mich als Letzter anschloß mit folgender Harmlosigkeit:

Honny soit qui mal y pense.

Auch in diesem „weisheitsvollen"
Album zeigt aufs Neu es sich,
Wie doch oft verschiedne Rollen
Spielen kann ein kleines — Ich.

Fasching 1884.

Aus der Hauptstadt.

Die siebente Sonderausstellung im Gewerbemuseum.

Einen so bunten und mannichfachen Inhalt, wie ihn die Sammlungen Dr. Emil Riebecks aus Halle an der Saale bieten, hat der große Lichthof des Gewerbemuseums sogar gelegentlich der indischen Ausstellung nicht beherbergt. Eingeschlossen von den mit Jagd- und Waffentrophäen geschmückten Pfeilern, deren Zwischenräume reiche Stoffe und Decorationen aus Masken und Geräthen ausfüllen, wird uns in übersichtlicher Anordnung vorgeführt, was heute die Kaukasusländer, Persien, Palästina, Aegypten, Südarabien, Vorder- und Hinterindien, Java, China und Japan an charakteristischen Erzeugnissen hervorbringen. Es ist die Ausbeute einer dreijährigen Reise, und noch fehlt der rein naturhistorische Theil der Sammlung. Ein beträchtlicher Theil des Ausgestellten ist freilich nur von ethnographischem Interesse und von dem Reisenden unserm ethnologischen Museum zugedacht, auf dessen Anregung beispielsweise die vorher fast ganz unerforschten Wohnsitze der Chittagongs in Hinterindien zwischen Birma und Siam besucht und der Wissenschaft erschlossen wurden. Aber aus den großen alten Culturländern Asiens hat Dr. Riebeck so werthvolle Werke der Kunst und Industrie mitgebracht und zum Theil schon jetzt unsern Sammlungen übermacht, daß uns selbst bei der Uebersättigung mit ostasiatischen Produkten und nach dem Genuß der köstlichen Sammlungen, die uns in den letzten Jahren zu besichtigen hier in Berlin vergönnt war, noch des Neuen und Bewundernswerthen genug aufstieß.

Freilich bezieht sich dies uneingeschränkt nur auf Japan. Was Indien und China noch bieten, ist nur ein Abglanz einstiger Herrlichkeit. Japan hingegen darf für den Augenblick — und vielleicht leider nicht lange mehr! — als das einzige Land des Erdballs gelten, das eine bis in die untersten Schichten verstandene und geliebte nationale Kunst besitzt, eine Kunst, die noch nicht dem Einfluß unserer zersetzenden Gährung unterlegen ist und unausgesetzt originelle neue Schöpfungen zu Tage fördert. Wir wollen deshalb unsere Umschau auf die japanischen Arbeiten beschränken.

Es überkommt uns ein beklemmendes Gefühl vor diesen Dingen. Wir mühen uns ab, studiren die Vorbilder aller Zeiten, grübeln über die Bedingungen des Stoffes, die Anforderungen der Technik, fragen uns ängstlich nach den Eigenschaften des Stiles, in dem wir gerade arbeiten, und was wir zu Stande bringen, so gut es uns im ersten Augenblick gefallen mag, wird uns nach einem halben Jahre überdrüssig und nach einem Jahre zuwider. Die Japaner kennen vorläufig nur ihre alte langsam entwickelte Weise. Sie tifteln und theoretisiren nicht über ihre Erzeugnisse oder die einer andern Zeit, sie haben vor dem Stoff an sich gar keinen Respect, und was sie schaffen, steht mit der unvergänglichen Frische des Naturprodukts vor uns. Ihre Kunst ist nicht wie die unsere ein Luxus, den sich Wenige gestatten und dem Wenige zu dienen im Stande, sie ist Gemeingut und ist billig, wie es einst auch die unsere gewesen. Das Erfinden und Schaffen ist bei ihnen noch keine Leistung wie bei uns. Noch hält die Zeugungskraft so mächtig vor, daß ihre Handwerker lieber neu erfinden als copiren. Unsere Japanhändler wissen das auch ganz wohl. Wenn sie von einem besonders schönen Gefäß, einer reizvollen Metallarbeit eine Nachbestellung machen, so fällt sie regelmäßig ganz unerwartet aus. Es ist, als ob der selbständige Arbeiter gar nicht mehr copiren könnte. Auf der andern Seite lebt China einzig von der Reproduction. Ein beliebiges Muster kann hunderttausendfach ganz identisch wiederholt werden, wenn es verlangt wird. In Japan wäre dies, wie man mir versichert, ein Ding der Unmöglichkeit, sobald es sich um etwas einigermaßen Künstlerisches handelt. Unter den Händen und gleichsam wider Willen des Verfertigers gestaltet sich das Werk um.

Dr. Riebeck hat mit gutem Geschmack das Beste zusammengebracht, was man heute zu liefern vermag. Wir sind leicht geneigt, es gegenüber den Erzeugnissen der nächstvergangenen Epoche zu unterschätzen, denn es hat sich der japanische Künstler und Handwerker die Sache technisch bereits hier und da etwas leichter gemacht. Aber es bleibt von der alten Sicherheit immer unendlich viel übrig.

Ein Problem, das der Weisheit unserer erfahrensten Techniker spottete, bot ein Gemälde in Zellenemail, das für die vorjährige Amsterdamer Ausstellung angefertigt worden. Es stellt in nahezu Lebensgröße eine Gruppe Hühner dar. Die Wirkung kommt der einer leicht aquarellirten Tuschzeichnung nahe und beabsichtigt offenbar deren Imitation. Lebendiger Ausdruck der Thierbilder überrascht uns bei den Japanern nicht mehr. Aber wie auf dieser Platte die zartesten Farbenübergänge zu Wege gebracht sind, wie in dem schwierigen Material die breite Weichheit des Pinselstrichs wiederzugeben möglich war, das spottet unseres Könnens.

Aehnliche Räthsel geben uns die Metallarbeiten auf. Wir haben in unserer Vergangenheit eine Periode gehabt, in der unsere Schmiede in Silber und Eisen Wunder verrichten konnten. Die Kron- und Kirchenschätze, die Waffensammlungen in ganz Europa legen für ihre Tüchtigkeit noch heute Zeugniß ab. Doch wie einseitig und beschränkt erscheinen sie mit den Techniken des Schneidens, Treibens und Tauschirens, über die sie nicht hinausgingen, mit ihrer Armuth an Metallverbindungen gegenüber den Leistungen der Japaner. Vor Allem verfügen diese über einen Reichthum an Legirungen, von dem wir uns nur mit Mühe eine Vorstellung machen können. Sie vermögen mit ihren farbigen Metallen ganze Gemälde herzustellen. Auf einer Eisenplatte von der Größe einer mittleren Handfläche zählte ich einmal einundzwanzig verschiedene Metalleinlagen vom tiefsten Sammetschwarz bis zum hellsten Weißgelb. Und diese waren zu raffinirter coloristischer Wirkung über das Gewand der dargestellten Figuren und über die Landschaft vertheilt. Was die Japaner in der schwierigen Technik des Eisenschnittes leisten, ist von unserer Vergangenheit mindestens nicht übertroffen. Es ist, als ob das Material unter ihren Händen alle Sprödigkeit verlöre. Und dann erst die Ciselirungen! Die höchsten Anstrengungen macht die japanische Metallindustrie ganz wie früher die unsre, wo es sich um Waffen und Rüstung handelt, namentlich an den Ornamenten des Schwertes. Was nur an technischem Raffinement und künstlerischem Vermögen vorhanden, wird zum Schmuck der Stichblätter, der Zwingen und Knäufe aufgewandt. Daß eine so unendliche Menge der schwierigsten und kostbarsten Arbeiten dieser Art existiren, erklärt sich aus der Liebhaberei des vornehmen Japaners, für jedes Schwert eine Reihe von Garnituren zu besitzen. Dr. Riebeck hat eine größere Anzahl tüchtiger Arbeiten zusammengebracht. Von einer andern Seite offenbart sich die japanische Metallindustrie an dem Inhalt eines Schrankes mit Gefäßen. Hier sind es größere Farbenmassen, die gegeneinandergestellt werden. Wenn uns vor der feinsinnigen Naturbeobachtung und der künstlerischen Beherrschung aller Mittel unser cuivre poli einfällt!

Ein andrer Schrank enthält Proben von dem vornehmsten Produkt der japanischen Keramik, der Gefäße und Figuren von Satsuma mit ihrer sublimen Vielfarbigkeit. Ueber die ganze Sammlung sind die originellen und theilweise höchst reizvollen Erzeugnisse der übrigen Fabrikationscentren Japans zerstreut.

Eine wichtige Rolle spielen die mannichfachen Gewebe. Auch hier gibt es der technischen Combinationen kein Ende. An Stickereien und Goldstoffen hat unser Gewerbemuseum aus älterem Besitz keinen Mangel, und wesentlich Neues konnte auf diesem Felde die Ausstellung nicht bieten. Doch hatten wir so herrliche Malereien auf ungeschorenem Sammet noch nicht gesehen.

Das Gewerbemuseum, das Postmuseum und das Museum für Völkerkunde werden, wie wir hören, aus Dr. Riebecks Schätzen ihre Bestände vermehren dürfen. A. L.

Notizen.

Das neue Jahr bringt uns mehrere gediegene Werke in neuer Auflage. So die 7. Auflage von R. v. Jherings klassischer Schrift: Der Kampf ums Recht (Wien, Manz), um eine gehaltvolle Vorrede erweitert, der wir u. A. entnehmen, daß das Werkchen im Auslande nicht minder populär und bereits in 16 lebende Sprachen, ins Englische, Russische und Spanische sogar zweimal, übersetzt worden ist. Interessant ist hier auch die neue Widerlegung verschiedener Einwände, zumal über die Shylok-Frage, worin Jhering bekanntlich der Ansicht ist, daß dem Juden nach der Gültigerklärung des Scheins bei der Verwirklichung des

Richterspruchs ein schnödes Unrecht zugefügt und das Recht vereitelt wird. — Auch von Friedrich Bodenstedts Liederbuch: Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy (Leipzig, Brockhaus) ist eine neue Auflage, die 13., erschienen, was von dem Anklang zeugt, den diese köstlichen Poesien gefunden haben. Ebenso sind von den geistvollen Aphorismen von Maria v. Ebner-Eschenbach (Berlin, Fr. Ebhardt) eine um ein viertes Hundert sinniger Sprüche vermehrte zweite Auflage herausgekommen. Endlich erschien die bekannte treffliche Uebersetzung Karl Simrocks von Tegnérs Frithjofs-Sage (Stuttgart, A. Bretinger) in vierter Auflage und desgleichen: Johannes Overbecks Pompeji (Leipzig, W. Engelmann), eines jener durch gediegenen populärwissenschaftlichen Text und illustrative Ausstattung ausgezeichneten Werke, auf die der deutsche Buchhandel stolz sein kann. Für den baugeschichtlichen und topographischen Theil hat der Verfasser sich in August Mau einen sachverständigen Mitarbeiter zugesellt; auch sind die Abbildungen vermehrt und die Pläne ergänzt und verbessert.

* * *

Bäuerliche Zustände in Deutschland. Berichte, veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. III. Band. Leipzig, Duncker & Humblot.

Mit diesem Bande schließt die Sammlung der Berichte ab, welche der Verein für Socialpolitik über die Agrarfrage eingesammelt hat, richtiger, über die jetzige Agrarfrage, die Frage des bäuerlichen Besitzes. Zu dem: latifundia perdidere Italiam tritt als Seiten- und Gegenstück das moderne: Die Freitheilbarkeit ruinirt den Staat. Die Agrarfrage von früher war das Wachsen des Großbesitzes, die jetzige ist das Zugrundegehen des Kleinbesitzes. Betrachtet man aber die Sache näher, so findet man, daß in Wirklichkeit beide Thatsachen immer gleichzeitig auftreten — sowohl früher als jetzt — und daß, wenn eine in den Vordergrund tritt, es sich nicht darum handelt, welches Uebel größer, sondern welche Klage lauter ist. Folgt man dem lärmenderen Rufe allein, so entsteht einseitige Auffassung in der Discussion. Sehr wünschenswerth wäre es also, wenn das Material, das der vorliegende Band und seine Vorgänger bieten, durch Berichte über den nichtbäuerlichen Besitz ergänzt, und damit ein vollständiges Bild der Grundbesitzverhältnisse geschaffen würde. Dann erst würde man die Cardinalfrage, ob die Erhaltung des Bauernstandes socialökonomisch besonderen Schutz verdient, oder ob ein solcher nicht blos eine politische Action wäre, entscheiden können. Im Munde der Fanatiker der Arbeitstheilung wird die Erhaltung des Bauern, jenes Urbildes des Zwergbetriebs, nicht ohne Weiteres plausibel sein. Was nun die Berichte selbst betrifft, so hätten wir Berichterstatter aus den Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung vorgezogen. Bei allen derartigen Erhebungen beeinflußt das Interesse ohnehin reichlich die Aufrichtigkeit. Werden zudem noch die Brillen fremder Interessen aufgesetzt, dann mag manchmal optima fide ganz Absonderliches zu Tage treten. Wenn beispielsweise in den Berichten sich fast stereotyp wiederfindet, daß Ueberarbeit und schlechte Ernährung der Arbeitenden nicht vorkommen, so dürfte dieses befriedigende Ergebniß wohl keinen Anspruch machen, als definitiv betrachtet zu werden. Und doch wird mit dieser, selten und dann nur spärlich erläuterten Constatirung einer der wichtigsten Punkte abgethan. Das reiche Detail vieler Berichte gibt übrigens ein werthvolles Substrat für weitere Arbeiten. Es wäre sehr erfreulich, wenn systematische Zusammenstellungen daraus entspringen würden. Erst diese könnten den richtigen Gradmesser für den Werth der Berichte abgeben. O. W—r.

Offene Briefe und Antworten.

Die Puttkamer'sche Orthographie und die Académie française.

Geehrte Redaction!

Fünf Jahre sind seit der Octroyirung der Puttkamer'schen Orthographie ins Land gegangen — der Zeitraum, innerhalb dessen alle Schulbücher sich dieser Neuerung anbequemt haben müssen — und es wäre wohl an der Zeit, die Wirkungen dieser Maßregel einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Dies soll jedoch hier nicht geschehen; nur das unbestreitbare Factum möge constatirt werden, daß der orthographische Wirrwarr jetzt größer und schlimmer ist, als er je war. Jeder Freund der deutschen Sprache und des deutschen Volkes muß dies auf das Tiefste beklagen; denn die von deutscher Seite so oft geforderte oder gewünschte größere Beschäftigung der Ausländer mit unserer Literatur kann ein wirksameres Hemmniß, als eben diese Anarchie, gar nicht finden. Legte man es absichtlich darauf an, dem Ausländer das Studium der deutschen Sprache zu verleiden, so hätte man kein besseres Mittel dazu ersinnen können. Laborirte die französische und die englische Literatur an demselben Uebel, so wären sie für deutsche Schulen gar nicht zu brauchen. Allein ich will zugeben, daß die Rücksicht auf das Ausland Nebensache ist; unbedingt leidet unser Volk selbst am schwersten unter diesen Zuständen, deren Ende gar nicht abzusehen ist. Jeder, der Interesse und Verständniß für sprachliche Fragen hat, wird mir darin Recht geben. Nur ungern widerstehe ich der Versuchung, meine Behauptungen zu beweisen. Was uns hier beschäftigen soll, ist die Widerlegung eines oft gehörten und sehr beliebten Arguments für die Berechtigung einer Staatsbehörde, eine Orthographie vorzuschreiben. Zieht man die Befugniß eines Ministers, den Schulen eine besondere Orthographie aufzuerlegen, in Zweifel, so kann man sehr häufig vernehmen: Die Académie française hat eben so gehandelt, und die Franzosen fügen sich. Wer die Grundlosigkeit dieser Behauptung — die, selbst wenn sie richtig wäre, nichts beweisen würde — auf das Ueberzeugendste erkennen will, gebe sich die Mühe, die Einleitung der neuesten, siebenten Auflage des Dictionnaire de l'Académie française vom Jahre 1879 (61 Seiten) zu lesen. Es ist dies ein Document vom höchsten wissenschaftlichen und literarischen Werthe, bestehend aus der Vorrede zu der letzten Ausgabe und dem Wiederabdruck sämmtlicher Vorreden der früheren Ausgaben. Jede einzelne dieser Vorreden spricht sich mehr oder weniger eingehend über die Stellung der Herausgeber zu der orthographischen Frage aus. Da das Dictionnaire leicht zugänglich ist, so genügt es, auf die wichtigsten Stellen, auf die es hier ankommt, aufmerksam zu machen; sie finden sich auf den Seiten VIII, XVI, XXV, XXVI, XXIX, XXXIII. Ohne Ausnahme lehnen alle diese Stellen es ab, in autoritativer Weise orthographische (oder auch grammatische) Vorschriften machen zu wollen; alle erkennen den wirklichen Gebrauch als oberstes Kriterium in sprachlichen Dingen an, alle erklären sich in erster Linie für das Herkömmliche, alle athmen den in sprachlichen Dingen vollberechtigten Conservatismus, alle erklären, das Bestehende interpretiren, verzeichnen zu wollen, nicht vorzuschreiben, wie es nach dem Gutbefinden pedantischer Besserwisser eigentlich sein sollte.

Hiermit habe ich nachgewiesen, daß es nichts Falscheres geben kann, als irgend eine orthographische Reform mit der Analogie der Académie française rechtfertigen zu wollen. Bei der leichten Zugänglichkeit des Dictionnaire de l'Académie erscheint es überflüssig, eine oder einige der oben näher bezeichneten Stellen in der Uebersetzung oder dem Original zu reproduciren. Jeder Leser wird finden, daß sie mit das Beste enthalten, was über die orthographische Frage überhaupt gesagt werden kann. Nebenbei bemerkt, sind die gesammelten Vorreden sehr geeignet, viele landläufige Vorurtheile über den autoritativen Charakter, oder den Sprachdespotismus, den man der Académie zuschreibt, gründlich zu zerstören. Die große Bescheidenheit und Reserve, welche sämmtliche Kundgebungen durchdringt, sollte jedem sprachlichen Areopag, jedem would-be Sprachdictator zum Muster dienen. Um jedem Mißverständniß zuvorzukommen, mag noch ausdrücklich erwähnt werden, daß ich die Absicht der Puttkamer'schen Verordnung für eine löbliche halte, daß leider reichliche Veranlassung vorlag, der Schulwillkür ein Ende zu machen, daß mir aber diese Orthographie in vielen Punkten verfehlt erscheint, und vor allen Dingen, daß ich einer Staatsbehörde maßgebende Competenz in sprachwissenschaftlichen Dingen ebenso wenig wie auf dem Gebiete der Kunst oder der Religion zusprechen kann. Selbst das höchst anerkennenswerthe Verfahren der französischen Académie soll nicht als Autorität für uns hier hingestellt werden, wenn ich, aufrichtig gestanden, es auch recht angelegentlich zur Nachahmung empfehlen möchte; nur die so oft gehörte Berufung auf die französische Académie zur Rechtfertigung der Puttkamer'schen Octroyirung will ich als gänzlich unzutreffend nachweisen. W. Robert, Oberlehrer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Auflage 315.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Die Musik im Lichte der Poesie.

Dichterworte aus der Weltlitteratur, gesammelt von

S. J. Milde.

8. XX, 304 S. geh. *M.* 4.— Eleg. geb *M.* 5.—

Diese aus der Weltlitteratur geschöpfte Sammlung bietet unter den Rubriken: Lyrisches, Episches, Dramatisches und Epigrammatisches, eine mit ästhetischem Geschmack getroffene Auswahl der Dichterstimmen über Musik, ein Lieblingsthema der Poesie, das gewiß sympathischen Anklang finden wird.

Die Zonen des Geistes.

Aphorismen von

Moriz Jokai.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Neu! [Im Buchhandel.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Irmengard.

Eine Erzählung vom Chiemgau aus dem fünfzehnten Jahrhundert von

C. Hirundo.

8. II, 133 S. geh. *M.* 3.— Eleg. geb. *M.* 4.—

Die kleine geschichtliche Erzählung hat bereits das warme Lob berufener Beurtheiler (Professor Horawitz und Ernst Wichert) gefunden. Sie spielt auf der Fraueninsel des Chiemsees und ist reich an landschaftlichen wie an historischen Genrebildern.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karneval 1884.

Confetti und Moccoli

von

Emil Edel.

„.... es scheint das ganze Jahr hindurch Karneval zu sein."
(Goethe in Rom.)

9½ Bogen. Elegant broschiert. Preis 2 *M.*

Gerstenbergsche Buchhandlung.
in Hildesheim.

Soeben erschien:

Professor W. Benders

Lutherrede.

Durch ein Nachwort vermehrt.

Sechste unveränderte Auflage.

Preis *M.* 1.20.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Gegen Franco-Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Soeben erschien:

Das Tischgespräch auf dem Rheindampfer.

Der hochwürdigen Facultät der evangelischen Theologie in Bonn und allen unbefangenen Herzen gewidmet von

J. M. Arouet.

Preis *M.* 1.20.

Anknüpfend an den Kirchenstreit, zu welchem Bender's Lutherrede Veranlassung gegeben, führen die hier auftretenden Repräsentanten des modernen Pietismus, der bergische Pfarrer, der Hofprediger und der schwäbische Prälat, ihre Sache ebenso naiv und offenherzig, als der Oberbürgermeister und sein Freund Arouet, welche für das gute Recht der natürlichen Religion und humanen Sittlichkeit kämpfen. Der Hauptreiz des Büchleins liegt in der pikanten, mit dramatischer Lebendigkeit durchgeführten Form des Tischgespräches.

Gegen Franco Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Aufforderung an Verleger.

Der äußere Erfolg der auf meine eigenen Kosten in den Jahren 1876—1881 gedruckten und meinem Bruder in Poesneck in Debit gegebenen 4 Schriften über S. Franck, über Reuter (2) und Niederdeutsch und Neudeutsch ist bisher sehr geringfügig gewesen und weit hinter meinen bescheidenen Erwartungen und dem inneren, durch die öffentlichen ehrenden Urtheile eines Geiger, Sanders, Suringas, Weinkauff u. a. anerkannten Werthe zurückgeblieben. — Der Drang der Umstände macht es mir zur Pflicht und entschuldigt es zugleich, daß ich, im völligen Einverständniß mit meinem Bruder, an die deutschen oder auch die niederländischen Verleger die öffentliche Anfrage und Aufforderung richte, die bezeichneten 4 Werke sei es gegen eine Baarzahlung von etwa 3000 *M.* oder ein und das andere Werk gegen 20—25% des ursprünglichen Ladenpreises zu erwerben. Von allen meinen Werken sind noch etwa sieben Achtel der Auflage vorräthig, von Sebast. Franck nämlich circa 800, von Erinnerung an Reuter 2550, von Reuters Lieblingslehrern, „C. Horn, der Stifter der Burschenschaft und N. Gesellius" 1550, von Niederdeutsch und Neudeutsch 1050 Exemplare.

Ich benutze die Gelegenheit, um wiederholten vergeblichen Schreibereien zuvorzukommen, zu der Mittheilung, daß ich für eine deutsche Bearbeitung der von mir entdeckten und in den Baltischen Studien veröffentlichten lat. Autobiographie Jakob Gerschows einen Verleger suche. Bereits 1855 schrieb mir Fr. W. Barthold, daß die Biographie „ein höchst anziehender Beitrag zu d. Gelehrten- u. Sittengeschichte jener verwilderten Zeit (des 30j. Krieges) sei und in deutscher Sprache ein allgemeines Interesse erwecken würde".

Diesen verständlichen, auf echt populäre Wirkung abzielenden Wink übersah die vielleicht entschuldbare wissenschaftliche Beschränktheit eines jungen Philologen.

Schwerin i/M. Febr. 1884.

Friedrich Latendorf.

Bücher,

einzelne Werke jeder Art sowie **ganze Bibliotheken** kauft stets zu höchsten Preisen das

Braunschweigische Antiquariat
von **Richard Sattler.**
Braunschweig. Steinweg 10.

Musik!

Schletterer, Gesch. d. Hofcapelle der französ. Könige. (Studien I.) 6 *M.*

Buttmann, Schicksalsidee i. Schillers Braut v. Messina. 2 *M.* 50 ₰.

Freytag, Herwara. 2 *M.*

Verlag v. **R. Damköhler,** Berlin.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Redacteur,

welcher sowohl den politischen wie den localen als auch feuilletonistischen Theil in seiner bisherigen Stellung geleitet, sucht, Umstände halber, gleiche oder ähnliche Stellung, auch hält Selbiger sich zur Leitung oder Mitarbeiterschaft an einer Zeitschrift befähigt. Gefl. Offerten sub **Z. 817** an **Rudolf Mosse, Breslau** erbeten.

Neuester Verlag
der
J. G. COTTA'SCHEN Buchhandlung in Stuttgart.
(Vorräthig resp. zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.)

Grimminger, Adolf, **Mei' Derheim.** Gedichte in schwäbischer Mundart. 4. vermehrte Auflage, mit dem Portrait des Dichters. Min.-Form. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Grüneisen, Dr. C., **Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern.** 7. Auflage, mit einem Titelbild. Min.-Form. XIV u. 392 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Simrock, Karl, **Das kleine Heldenbuch:** Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich. 4. Auflage. 8. XIV u. 550 Seiten. *M.* 9.—

Redwitz, Oskar v., **Odilo.** Vierte Auflage. (Durch ein Einleitungsgedicht vermehrter Abdruck.) 8. 362 Seiten. Elegant cartonnirt *M.* 6.—

Riehl, W. H., **Land und Leute.** Achte, durch viele Zusätze vermehrte Auflage. 8. XIV u. 397 Seiten. *M.* 5.—

Schack, Graf Adolf Friedrich v., **Gaston.** Trauerspiel in fünf Acten und mit einem Vorspiel. 8. 148 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—

—— **Die Plejaden.** Ein Gedicht. Vierte Auflage. Mit einem Titelbilde von J. Naue. 8. 221 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Werner, Julie, **Jugenderinnerungen einer jungen Frau.** 2. Auflage. 8. 174 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Rittergedichte. Uebersetzt und erläutert von K. Simrock. 6. Auflage. Gross-8. 376 Seiten. *M.* 10.—

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 9. Berlin, den 1. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Staat und die katholische Kirche. Von *. — Deutsche Colonialpolitik aus englischer Perspective. Von Carl Peters. — **Literatur und Kunst:** Ein deutscher Theolog. Von Gustav Karpeles. — Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Besprochen von Theophil Zolling. — Ueber Sprechen, Reden und Lesen. Von Fritz Koegel. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Eine Festdecoration. Die neunte Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Die äußere Geltung des Doctorats jetzt und vor einem Menschenalter. Von Friedrich Latendorf. — Inserate.

Der Staat und die katholische Kirche.

I.

Die langathmigen Debatten über den Cultusetat im Abgeordnetenhause haben, so reich sie an charakteristischen Episoden waren, draußen im Lande schwerlich viel Befriedigung hervorgerufen: daß man im Parlamente die Zeit durch stundenlange Debatten über Frühschoppen, Mensuren, die Lehrthätigkeit einzelner Professoren und über noch unbedeutendere Dinge vergeudet, muß man allenthalben peinlich empfinden und selbst aufrichtige Anhänger der constitutionellen Staatsform können sich Angesichts solcher Vorgänge der Befürchtung nicht erwehren, daß, falls man diese Art der Budgetberathung so weiter treibt, eines Tages der Parlamentarismus durch den Parlamentarismus todt gemacht sein wird.

Am wenigsten befriedigend aber waren die Verhandlungen über das große Problem der Cultusverwaltung: das Verhältniß von Staat und Kirche. Auf die sehr charakteristische Discussion über die staatsrechtliche Stellung der Consistorien werden wir später einmal zurückkommen. Die nachfolgende Erörterung soll lediglich dem Verhältniß des preußischen Staates zur katholischen Kirche gelten. Dieser Punkt ist ja noch resp. zur Zeit wieder die brennendste und zugleich eine völlig ungelöste Frage der preußischen Politik: die Debatte über den Cultusetat war ein ernstes und keineswegs erfreuliches Zeugniß dafür, wie sehr die leitenden Gedanken in dieser so fundamental wichtigen Angelegenheit zur Zeit auf allen Seiten fehlen. Die Regierung ist mit Eifer bestrebt, vermittelst derjenigen Facultäten, die ihr durch die conservativ-klerikale Coalition übertragen wurden, die Trümmer des Culturkampfes auf dem Wege der Verwaltungspraxis zu beseitigen und die Verhältnisse wieder so gut als möglich zu ordnen; das Centrum wiederholt in ermüdender Einförmigkeit seine alten Forderungen, auf die eine preußische Regierung doch niemals würde eingehen können, ohne den Kern des preußischen Volkes in eine tiefe und gefährliche Gährung und damit den Staat in eine wirkliche ernste Gefahr zu stürzen — die Unvereinbarkeit der Forderungen des Centrums mit den Grundbedingungen der preußischen Monarchie hat sich ja gerade diesmal bei den Debatten in dem Aufeinanderplatzen conservativer und klerikaler Redner, die sonst in der besten entente cordiale leben, gezeigt; Nationalliberale, Freiconservative und Secessionisten hüllen sich in Schweigen und wissen nicht, ob sie die Hand zu einer Revision bieten sollen oder nicht und ein conservativer Führer führt die Debatte auf den Höhepunkt, indem er den ganzen Culturkampf als Handelsobject offen proclamirt und die Nationalliberalen wie das Centrum auffordert, ihre Gebote zu machen. Nur die Fortschrittspartei verdient das Lob, daß sie Gedanken in die Debatte geworfen hat, welche der Erwägung und Erörterung werth sind, weil sie das ehrliche Bestreben bezeugen, für die Lösung des Problemes einen Weg zu finden. Die Fortschrittspartei ist die einzige Partei, welche in letzter Zeit für die Kirchenpolitik etwas Positives geleistet hat, im vollen Gegensatz zu ihrem unfruchtbaren und nach unserer Ueberzeugung tief beklagenswerthen Verhalten in anderen Fragen.

Der Versuch, das kirchenstaatsrechtliche Problem aus der Praxis des ablehnenden Schweigens einerseits, des unerfüllbaren Forderns andrerseits, des Dispensirens nach discretionärem Ermessen auf der dritten Seite wieder in die Bahn principieller legislatorischer Erwägung zu leiten, darf darum wohl auf Nachsicht rechnen; Schreiber dieser Zeilen will denselben gewiß nur den Werth der Anregung vindiciren und ist weit entfernt von der Anmaßung des Glaubens, die Zauberformel für Beendigung des Streites gefunden zu haben. Aber gelöst muß das Problem doch einmal werden: die Praxis von Fall zu Fall kann nicht so weiter gehen: sie kann für einen kurzen Zeitraum gerechtfertigt sein, um einen Nothstand zu heben; als dauernde Regierungsmethode ist sie nicht nur gefährlich, sondern eines großen und geordneten Staatswesens wie die preußische Monarchie unwürdig — darum mag man einer Erörterung Nachsicht schenken, die lediglich dem ehrlichen Bestreben entsprungen ist, aus dem Gestrüppe des gegenwärtigen kirchenpolitischen Zustandes den Weg zur Ordnung der Verhältnisse zu finden.

Dabei lehnen wir drei Dinge ab: erstens die Forderungen des Centrums. Wir erachten dieselben als für die preußische Monarchie undiscutirbar. Daß sie dies in der That sind, werden wir hier nicht näher zu beweisen unternehmen; Beweis genug dafür sind die neulichen Erörterungen zwischen den Conservativsten der Conservativen und den Führern des Centrums. Die gesetzliche Basis, welche wir vorzuschlagen gedenken, muß demgemäß im Parlament vom Centrum abgelehnt werden, aber wir leben der Hoffnung, daß alle übrigen Parteien von Herrn Stöcker bis zu Herrn Stern sich darauf werden vereinigen können.

Zweitens lehnen wir ab eine Erörterung des bisherigen Verfahrens der Gesetzgebung wie der Verwaltungspraxis. Recriminationen sind nutzlos, und die Parteien, welche etwas Positives zu Stande bringen wollen, müssen vergessen und dahinten liegen lassen, was sie bisher gekränkt und traurig gemacht hat. Wir erörtern nicht, ob es recht war, dem Minister die

Dispensationsfacultäten zu ertheilen, die abgesetzten Bischöfe zurückzurufen, die Temporaliensperre aufzuheben ohne daß die Unterwerfung unter das Gesetz als Voraussetzung hierfür gegeben gewesen wäre. Nur einen Punkt wollen und müssen wir hier hervorheben. Die Temporaliensperre (Ges. v. 22. April 1875) muß in denjenigen Diöcesen, wo sie zur Zeit noch besteht, sofort aufgehoben werden; denn dieselbe ist sinnlos — wir brauchen mit Absicht diesen starken Ausdruck. Ob die Diöcese ihren Oberhirten über den Culturkampf hinaus sich gerettet hat (Ermland, Culm, Hildesheim); ob der Bischof zurückgerufen ist (Limburg, Münster); ob nach eingetretener canonischer Sedisvacanz eine Neubesetzung des bischöflichen Stuhles erfolgt ist (Breslau, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn); ob die Diöcese dermalen noch in Folge staatlichen Einschreitens verwaist ist (Cöln, Posen-Gnesen): überall ist das thatsächliche Verhältniß das nämliche, daß kein Bischof sich der Gesetzgebung des Staates unterworfen, also die ursprünglich geforderte Voraussetzung für Wiederaufnahme der gesperrten Temporalien erfüllt hat. Angesichts dieser Sachlage in der einen Diöcese die Leistungen wieder aufzunehmen, in der anderen die Sperre fortbestehen zu lassen, entbehrt jeglicher ratio und ist eine schreiende Ungerechtigkeit. Zu einem Pressionsmittel aber eignet sich gerade dieser Punkt am wenigsten: für einen einigermaßen ethisch angelegten Sinn bedarf dies keiner weiteren Begründung. Die rechtliche Möglichkeit, hier sofort die nöthigen Maßnahmen zu treffen, hat die Regierung, allerdings nur bis zum 1. April 1884. (Ges. v. 14. Juli 1880 und Ges. v. 31. Mai 1882.)

Drittens lehnen wir ab — und auch hier handelt es sich um einen Punkt von tiefernster ethischer Bedeutung —, daß die Lösung des kirchenstaatsrechtlichen Problemes von anderen politischen Constellationen und Combinationen abhängig gemacht werden darf. Die kirchenpolitische Frage ist eine preußische, keine Frage des Reiches; das Reich ist daran weder direct betheiligt, noch soll es indirect in seiner Bewegung durch dieselbe beeinflußt werden. Wenn es wahr wäre, daß unser Kanzler, um seine gewaltigen wirthschaftlichen und socialen Probleme zur Reife und zur parlamentarischen Lösung bringen zu können, „Trümpfe" gegenüber dem Centrum in der Hand behalten muß, um diese Partei eventuell mit solchen sich „kaufen" zu können, für den Fall, daß die anderen Parteien ihm die Heeresfolge versagen, so wäre das ein Zustand von einer Unsittlichkeit ohne gleichen. Dann wäre unser gegenwärtiger Parlamentarismus eine unser Volk vergiftende Lüge, die man lieber heute als morgen beseitigen müßte, um die ethische Grundlage unseres Staatslebens wieder zu gewinnen. Doch wir haben den Glauben an das Ideal auch für das Staatsleben noch nicht verloren und lehnen die Insinuation ab, als sei unser Staatsleben, soweit es in den Parlamenten sich vollzieht, ein Schacher- und Wuchergeschäft geworden: den Zolltarif hätte das Centrum auch annehmen müssen, ohne daß ihm kirchenpolitische Concessionen gemacht worden wären und dem Krankenkassengesetz hat die weit überwiegende Mehrheit des Reichstags zugestimmt, ohne daß irgend welche geschäftliche Manipulation zur Gewinnung dieser Mehrheit nothwendig gewesen wäre.

II.

Wenden wir uns nunmehr unserem Probleme selbst zu, so bemerken wir zuerst: zwei Punkte bleiben von der Erörterung ausgeschlossen: 1. die Besetzung der bischöflichen Stühle, 2. die Vermögensverwaltung. Die Verhältnisse sind hier wenn auch nicht wohl, so doch leidlich geordnet. Die Besetzung der bischöflichen Stühle erfolgt nach Maßgabe älterer Vorschriften, durch welche die Rechte des Staates genügend gewahrt sind; wenigstens gilt dies für die acht altpreußischen Diöcesen, für welche das Breve Quod de fidelium und für die beiden oberrheinischen Diöcesen, für welche das Breve Re Sacra die einschlägigen Verhältnisse zweckmäßig regelt; das für die beiden hannöverschen Diöcesen geltende, in der Bulle Impensa enthaltene Recht ist allerdings unzureichend. Doch war diese Frage nicht Gegenstand des „Culturkampfes", wir können sie demgemäß hier völlig bei Seite lassen; es handelt sich dabei immer um Personalfragen, die in einer für den Staat zweckmäßigen Weise zu erledigen nur die Aufgabe des Cultusministers eventuell des Gesandten beim päpstlichen Stuhl sein kann. Von neueren Vorschriften kommt nur in Betracht die Verordnung vom 6. December 1873, welche von neu gewählten Bischöfen den Eid auf die Staatsgesetze an Stelle des früheren der Person des Monarchen geleisteten Treueeides verlangte. Diese Verordnung erwies sich als undurchführbar; kein römisch-katholischer Bischof hat den Eid auf die Staatsgesetze geleistet: wenn auch den Bischöfen leicht nachgewiesen werden konnte, daß der geforderte Eid keineswegs so unerhört sei, wie man behauptete — ein solcher Eid wird vom Bischof von St. Gallen geleistet, ferner von den bayrischen Bischöfen, welche Mitglieder der ersten Kammer sind, um nur diese beiden Beispiele anzuführen —, so hat man doch Recht gehabt, den Gedanken jener Verordnung preiszugeben. Die Gründe, welche man in der Literatur gegen diese Form des Eides geltend machte, sind vollkommen zwingend, der Eid ist ohne jeden Nutzen für den Staat: darum hebe man jene Verordnung auf und kehre zum alten Fidelitätseid zurück, den die Bischöfe unweigerlich geleistet haben. Parlamentarische Mitwirkung ist hier nicht erforderlich. Soweit der Eid auf die Gesetze eine gesetzliche Basis hatte, nämlich für die Bisthumsverweser, ist das Princip gleichfalls aufgegeben, wenn auch in der nicht zu billigenden Form der ministeriellen, zeitlich nur bis zum 1. April 1884 reichenden Dispensfacultät. (Ges. v. 4. Juli 1880 und Ges. v. 31. Mai 1882.) Die Personalfrage in Posen und Cöln kann kein Gegenstand unserer Erörterung sein; wir freuen uns der Festigkeit der Regierung in diesem Punkte und verstehen die schablonenhaft doctrinäre Auffassung des Abgeordneten Richter, daß der alte milde Bischof Blum nothwendig als eine dem preußenfeindlichen Fanatiker Ledochowski gleichwerthige Größe betrachtet werden müsse, nicht. Vermittelst der vom Tridentinum für Nothfälle zugelassenen Aushülfe der coadjutores cum jure succedendi werden die Diöcesanverhältnisse auch in Posen und Cöln sich ordnen lassen, sobald nur die übrigen Cardinalfragen geregelt sind. In diesem Punkte ist auch das Geschäft Zug um Zug ganz an seinem Platze.

Der zweite nicht zu erörternde Punkt ist die Vermögensverwaltung. Die einschlägigen Fragen sind geordnet durch die zwei umfassenden Gesetze vom 20. Juni 1875 und vom 7. Juni 1876. Diese Gesetze sind nicht Gegenstand von Conflicten geworden, obwohl vielleicht keines der neueren kirchenstaatsrechtlichen Gesetze so sehr den Principien des canonischen Rechtes widerspricht, wie das erstgenannte der beiden oben allegirten Gesetze. Doch soll dieser Punkt hier nicht urgirt werden und wir unterdrücken bittere Bemerkungen, zu welchen gerade die Unterwerfung der Bischöfe unter dieses Gesetz Anlaß bietet; wir freuen uns des guten Willens, der darin liegt, ohne die Motive desselben hier zu prüfen und möchten diesen guten Willen bewahren, auch wenn wir nicht hoffen und nicht einmal wünschen dürfen, daß das Centrum sich auf den Boden der von uns zu machenden gesetzlichen Vorschläge stellen wird. Der Staat hat vermittelst des Gesetzes über die Verwaltung des gemeindlichen Kirchenvermögens diejenigen rechtlichen Mittel in der Hand, welche unseres Erachtens nothwendig sind, um die Frage der Besetzung der Pfarrämter in seinem Sinne einer Lösung zuführen zu können.

Ein dritter Punkt mag auch noch hier sofort vorweg genommen werden. Das Ordenswesen der katholischen Kirche ist geordnet durch das Reichsgesetz betreffend den Jesuitenorden vom 4. Juli 1872 und das preuß. Gesetz vom 31. Mai 1875.

Das erstere Gesetz muß unbedingt aufrecht erhalten bleiben; die Gründe, welche seiner Zeit zum Erlaß desselben führten, sind dauernde; das Gesetz ist gerade für das deutsche Reich eine absolute Nothwendigkeit und sein Inhalt wird, so hoffen wir, für die Reichsregierung ein fester Punkt sein, der nicht einmal einer weiteren Erwägung zugänglich ist. Das Gesetz enthielt ja in seinem Hauptpunkte für die deutschen Staaten mit überwiegend katholischer Bevölkerung, speciell Bayern, gar keine Neuerung.

Nicht ganz unzweifelhaft ist uns dagegen, ob dies in gleicher Weise für das preußische Ordensgesetz zutrifft. Dasselbe bildet einen Theil der Antwort, welche seiner Zeit der preußische Staat auf die Encyklica Pius' IX. ertheilte, durch welche dieser Papst preußische Gesetze für nichtig erklärte. Dasselbe ist somit gewissermaßen ab irato, wenn auch mit vollem Recht, erlassen. Dasselbe verbietet alle Orden und Congregationen im Gebiet der Monarchie principiell, ausgenommen nur die bestehenden Niederlassungen für Krankenpflege. Eine Milderung dieses sehr strengen Standpunktes fand insofern statt, als später die Errichtung neuer Niederlassungen der zu Recht bestehenden Congregationen als gesetzlich zulässig erklärt wurde und eine sehr weitgehende authentische Interpretation des Begriffes „Krankenpflege" erfolgte (Ges. v. 14. Juli 1880). Vielleicht verträgt hier das Staatsinteresse noch eine weitere Milderung; doch nehmen wir von einer umfassenderen Erörterung dieses Punktes Abstand: derselbe läßt sich nur unter specieller Betrachtung der Statuten der einzelnen Orden und Congregationen erledigen, die hier viel zu weit führen würde. Wenn wir eine Milderung des Ordensgesetzes für discutirbar erklären, so denken wir dabei hauptsächlich an den alten verdienten Benedictinerorden, wogegen wir z. B. bezüglich der Kapuziner den Ausschluß entschieden festgehalten wissen möchten. Das Princip der Staatsaufsicht, äußersten Falles Auflösung durch königliche Verordnung ist selbstverständlich.

Endlich sei in diesem Zusammenhange noch ein vierter Punkt betrachtet. Die preußische Gesetzgebung hat durch das Ges. v. 13. Mai 1873 den Rahmen fixirt, innerhalb dessen die kirchliche Straf- und Zuchtgewalt ausgeübt werden darf. Dies Gesetz ist kein wesentlicher Bestandtheil des sogenannten Culturkampfes geworden; dasselbe wird praktische Bedeutung ja immer nur in Ausnahmefällen haben und bietet im Uebrigen wenig Handhaben für eine active Opposition, da es lediglich ein negatives Aufsichtsgesetz ist. Ueberdies beziehen sich die Vorschriften desselben auf alle Religionsgesellschaften. Die Hauptbestimmungen sind gerechtfertigt. Einzelne revisionsbedürftige Punkte sind in der Literatur mehrfach hervorgehoben worden. Diese Revision würde keine erheblichen Schwierigkeiten bieten; im Uebrigen wäre das Gesetz festzuhalten.

III.

Im Folgenden soll nunmehr die eigentliche principielle Grundlage der Revision festgestellt werden. Diese Feststellung hat drei Fragen zu erledigen: 1. Allgemeine Gesetzgebung oder Specialgesetzgebung für die katholische Kirche, 2. „Selbständigkeit" der Kirche, insbesondere Wiederherstellung des Artikel 15 der Verfassungsurkunde, 3. Strafrecht oder Verwaltungszwang für Durchführung der Gesetze.

Die Frage, ob allgemeine Gesetzgebung oder Specialgesetzgebung darf füglich als erledigt angesehen werden. Man hat, falls wir recht sehen, die Paritätsschablone jetzt ziemlich allgemein aufgegeben, während dieselbe noch bei der Gesetzgebung des Jahres 1873 der beherrschende Gedanke war. Verhältnisse, welche thatsächlich grundverschieden sind, bedürfen auch einer verschiedenen Behandlung seitens des Gesetzgebers: diese elementare Wahrheit hat ihre überzeugende Kraft immer mehr bewährt und wird jetzt wohl nur mehr von den verbissensten Doctrinären, welche nichts lernen und nichts vergessen können, geleugnet. Daß aber die katholische Kirche mit ihrer den Erdkreis umspannenden Organisation, mit ihrer Hierarchie von mehr als militärischer Festigkeit, mit ihren tausendjährigen Traditionen, mit ihren den heutigen Staatsprincipien diametral entgegengesetzten Fundamentalsätzen, mit ihren unermeßlichen materiellen Mitteln — daß diese Kirche dem Staat ein anderes Object ist als die Mennoniten oder auch die mangelhaft organisirten, jeder hierarchischen Festigkeit baren, mit den Staatsprincipien in keinerlei dogmatischem Gegensatz stehenden, finanzieller Mittel leider nur zu sehr entblößten, von den Fürsten als Oberbischöfen abhängigen evangelischen Landeskirchen: das bedarf für den Verständigen keines Beweises mehr. Darum verlangen wir ein Specialgesetz für die katholische Kirche; die Gesetzgebung für die evangelische Kirche ist ja bereits eine ganz selbständige und bedarf dringend ihrer ganz selbständigen, von staatlichen Rücksichten auf die katholische Kirche völlig befreiten Weiterentwickelung. Die Gesetze vom 11. und 12. Mai 1873, welche sich auch auf die evangelische Kirche beziehen, werden nach dem im folgenden Abschnitt zu Erörternden formell dahinfallen; die gegenüber der evangelischen Kirche erforderlichen Aufsichtsrechte des Staates finden sich vollkommen ausreichend bereits in anderen Gesetzen, eventuell sind dieselben, falls diese Meinung nicht getheilt wird, in einem Specialgesetz für die evangelische Kirche zu fixiren. Das alle Religionsgesellschaften umfassende Gesetz vom 13. Mai 1873 über die Grenzen der kirchlichen Straf- und Zuchtgewalt dagegen ist aufrecht zu erhalten und in dem Specialgesetz für die katholische Kirche demgemäß ein bloßer Hinweis ausreichend.

Die zweite Frage ist die der Selbständigkeit der Kirche. Der ursprüngliche Artikel 15 der preußischen Verfassungsurkunde lautete in seinem ersten Satze: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." Dieser Artikel wurde dann weiterhin mit dem Zusatze versehen: „bleibt aber den Staatsgesetzen und der gesetzlich geordneten Aufsicht des Staates unterworfen" (Ges. v. 5. April 1873). Im weiteren Verlauf des „Culturkampfes" wurde sodann bekanntlich der ganze Artikel beseitigt (Ges. v. 18. Juni 1875) und die wiederholten Versuche des Centrums auf Wiederherstellung desselben scheiterten an dem absoluten Widerspruch der Regierung; von den parlamentarischen Parteien war es nur die Fortschrittspartei, welche diesen Anträgen des Centrums Sympathien entgegen brachte, jedoch ohne für dieselben zu stimmen. Wir sprechen uns für Wiederherstellung des Artikels 15 aus.

Der Artikel 15 stammt aus der Frankfurter Reichsverfassung. Derselbe enthält ein großes und weittragendes Princip, gewiß eines der segensreichsten staatsrechtlichen Principien des 19. Jahrhunderts, zugleich ein Princip, welches wenigstens insoweit es die staatsrechtliche Toleranz in sich schließt, eines der schönsten und großartigsten Blätter der Geschichte des preußischen Staates ist. Das Princip der Religionsfreiheit ist das kirchenstaatsrechtliche Princip unserer Zeit und muß dies sein. Alle „Selbständigkeit" der Kirche ist lediglich Consequenz dieses Principes. Indem der preußische Gesetzgeber den Artikel 15 aus dem preußischen Staatsrecht strich, hat er nicht jenes große Princip der Religionsfreiheit gestrichen und wollte es nicht streichen. Die Toleranz des Staates blieb unverändert die gleiche und auch die innerkirchliche Selbständigkeit sollte nicht durch jenen gesetzgeberischen Act beseitigt werden. Nur der gefährliche Mißbrauch, welchen man mit jenem Artikel trieb, sollte radical abgeschnitten und durch gesetzgeberischen Act des Staates festgestellt werden, daß die in Preußen gewährte Selbständigkeit der Kirche nicht identisch sei mit der vom canonischen Rechte geforderten „Freiheit" der Kirche, deren Folge immer und überall die Knechtung des Staates war.

Wir unterschätzen die schweren Gefahren dieses Mißbrauches nicht, ebensowenig die Bedenken gegen die Wiederherstellung des Artikel 15. Aber man darf diese Gefahren und Bedenken auch nicht überschätzen. Was die Gefahren des Mißbrauchs betrifft, so sind sie bis zu einem gewissen Grade gesetzlich überhaupt nicht zu beseitigen, ob der Artikel 15 vorhanden ist oder nicht. Das kirchenstaatsrechtliche Gebiet wird immer eines derjenigen Gebiete des öffentlichen Rechtes sein, welches der Verwaltungspraxis einen verhältnißmäßig weiten Spielraum frei läßt und lassen muß. Die Persönlichkeit des jeweiligen Ressortministers ist hier mehr als auf anderen Gebieten bestimmend und mit oder ohne Artikel 15 kann die Cultusverwaltung der katholischen Kirche eine Selbständigkeit gewähren, welche dem Ideal der canonischen Freiheit der Kirche nahe käme. Insoweit kann man also nur

*

das Vertrauen haben oder auch nicht haben, daß keine preußische Cultusverwaltung sich auf den Boden des canonischen Rechtes stellen wird.

Soweit aber dieser Gefahr auf legislatorischem Wege vorgebeugt werden kann, soll es nach unserer Meinung in der Weise geschehen, daß dem die Selbständigkeit gewährenden ersten Artikel des Gesetzes sofort die weiteren Artikel angefügt werden, welche die gesetzlichen Schranken für jene Selbständigkeit statuiren. In dieser Weise kann unserer Meinung nach der Artikel in seiner ursprünglichen Fassung wiederhergestellt werden, ist aber nicht in die Verfassung aufzunehmen, sondern an die Spitze des zu erlassenden Specialgesetzes für die katholische Kirche zu stellen. Damit ist allen Gefahren des Mißbrauches vorgebeugt, soweit das Staatsgesetz dies überhaupt vermag.

Man wird aber in der Wiederherstellung des Artikel 15 selbst in dieser Form eine unerhörte Schwäche des Staates finden und der Canossaruf wird lauter denn je erschallen. Es hat gewiß seine Bedenken, eine Position preiszugeben, um die man so lange und so hartnäckig gekämpft und die man bis jetzt als ganz besonders wichtig betrachtet hat. Die Bedenken aber werden schwinden, einmal wenn man die Wichtigkeit der Position nach Maßgabe der obigen Gesichtspunkte richtiger würdigt, als dies bisher geschehen ist. Für uns ist von entscheidender Bedeutung, daß das Princip des Artikel 15, richtig verstanden, das einzig mögliche Fundament der kirchenstaatsrechtlichen Gesetzgebung bildet, während jetzt die Gesetzgebung ohne jedes Fundament ist. Die principlose Gesetzgebung der letzten Zeit kann nicht dauern: die Selbständigkeit der Kirche ist ein durchaus richtiges Postulat, darum soll man sich nicht scheuen, dieselbe auch formell gesetzlich anzuerkennen. Daß diese Selbständigkeit nicht die canonische Freiheit der Kirche sei, ist für uns selbstverständlich; für Jedermann aber gibt ja das Gesetz in seinen folgenden Artikeln die authentische Interpretation, welche der Begriff „Selbständigkeit" nach preußischem Rechte zu finden hat. Wir halten das Princip der Religionsfreiheit und die darin liegende innerkirchliche Selbständigkeit für so hoch, daß wir unter anderen Umständen demselben seine richtige Stelle in der Reichsverfassung angewiesen wissen möchten; zur Zeit freilich ist dies nicht zu empfehlen „aus taktischen Gründen". Auf die im Obigen geforderte Selbständigkeit im Rahmen der vom Staat gezogenen Grenzen können alle Parteien sich vereinigen mit Ausnahme des Centrums. Am meisten dürften wohl bei den Nationalliberalen und Freiconservativen sich dagegen Bedenken erheben. Sehen wir recht, so ist diesen Parteien das Princip der Religionsfreiheit, insoweit es die innerkirchliche Selbständigkeit in sich schließt, überhaupt nicht sympathisch und es scheint die überwiegende Ansicht unter den Mitgliedern jener Parteien zu sein, daß die Verbindung des Staates mit der Kirche in der Form des sogenannten Landeskirchenthumes das richtige und festzuhaltende Princip sei. Wir möchten im Rahmen dieser Erörterung nicht zu tief in die principielle Betrachtung dieser Frage eingehen, welche leicht zu Gunsten „grauer Theorie" die unmittelbar praktischen Gesichtspunkte in den Hintergrund drängen könnte; vielleicht läßt sich auf die rein principielle, mehr theoretische Erörterung zurückkommen. Freiconservative und Nationalliberale, diejenigen unserer politischen Parteien, welchen alle Sympathie des Schreibers dieser Zeilen angehört, werden aber doch einer Revision ihres kirchenstaatsrechtlichen Standpunktes sich nicht entziehen dürfen und sind, wie aus einzelnen Aeußerungen erhellt, dazu auch wohl bereit. Die Falck'sche Gesetzgebung hat sich einmal als undurchführbar erwiesen, darum muß ein neuer Weg gesucht und gefunden werden; mit bloßem Schweigen aber kommt man dazu nicht. Wenn die beiden an politischem Verständniß reifsten unserer Parteien die Frage einer erneuten ernsten staatsrechtlichen Prüfung unterwerfen, kommen sie vielleicht zu dem Schlusse: richtig und für alle Zeiten mit höchster Dankbarkeit zu rühmen bleibt die Falck'sche Gesetzgebung durch Revindication der Staatsaufsicht über die katholische Kirche; problematisch aber war dieselbe, insofern sie der gesetzlichen Regelung der Materie den Gedanken einer engen Verbindung des Staates mit der katholischen Kirche, den Gedanken des Staatskirchenthumes, zu Grunde legte. Wegen dieses letzteren Umstandes und einer, wie sofort auszuführen sein wird, unangemessenen Schärfe in dem System der Durchführung der Gesetze hat eine Lösung des Problemes auf dieser Basis sich als unmöglich erwiesen. Wird man jene staatskirchliche Grundlage aufgeben, so läßt sich die Lösung nach unserer Ueberzeugung doch finden. *

(Schluß folgt.)

Deutsche Colonialpolitik aus englischer Perspective.

Von Carl Peters.

Das deutsche Reich befindet sich augenblicklich in einer Lage, welche ein wenig an die der römischen Republik zur Zeit des zweiten punischen Krieges erinnert. Hier wie dort steht eine kriegesstarke Landmacht der Frage gegenüber, ob sie überseeische Politik zu treiben habe oder nicht. Hier wie dort befinden sich die mercantilen Interessen in einem scheinbaren Conflict mit den alten conservativen Traditionen nationaler Politik, und beidemal werden auch die Folgen der getroffenen Entscheidung mehr von nationalöconomischer als von politischer Bedeutung sein. Auch darin dürfte die Analogie zutreffen, daß die eigentliche Vertheilung des in Frage kommenden Colonialmaterials in beiden Fällen bereits vollzogen ist: die Gründungen der lateinischen Race in unsern Tagen würden dann der hellenischen Colonisation der Römerzeit entsprechen, die großartigen Resultate der englischen Weltpolitik das Seitenstück zu den imposanten Erfolgen der phönikisch-karthagischen Handelspolitik sein.

Wie die „Times" mittheilt, hat die deutsche Reichsregierung von colonialpolitischen Velleitäten irgend welcher Art vor der Hand überhaupt Abstand genommen. Sollte dies in der That der Fall sein, so dürften die leitenden Gesichtspunkte für eine derartige Resignation, aus politischen Erwägungen heraus, nicht eben schwer zu erkennen sein. Es kann ja keine Frage sein, daß unser Staatswesen seine internationale Position zunächst keineswegs verbessert, wenn es die Verantwortung für die alljährlich in die Fremde ausströmenden Hunderttausende seiner Angehörigen auch jenseits der Meere übernimmt. Im Gegentheil muß sein politisches Prestige durch eine derartige Expansion seiner Defensivstellung einstweilen nur herabgedrückt werden. Allerdings würden Steuer- und Wehrkraft der Emigranten der Centralregierung erhalten bleiben, während sie heute unmittelbar andern Staatsverbänden zu Gute kommen. Aber eine richtige Colonialpolitik wird stets von dem Grundsatz ausgehen müssen, diese Kräfte immer nur für die Colonien selbst zu verwerthen, und es ist unzweifelhaft, daß, zumal im Anfang, noch ein Zuschuß der nationalen Wehrkraft selbst erforderlich sein würde, um die neue Gründung in der Ferne zu schützen. Auch unmittelbare handelspolitische Vortheile würden sich kaum zunächst ergeben — so erwünscht freilich die Ausdehnung des Zollgebietes immerhin wäre — so lange auch nach dieser Seite hin das einzig gesunde Princip: „die Colonien für die Colonisten", festgehalten würde. Ein jeder Versuch, Colonien in mercantiler Beziehung für das Mutterland zu monopolisiren, wird sich immer, früher oder später, mit Naturnothwendigkeit rächen. Das Fiasco Englands im Kampf mit seinen nordamerikanischen Colonien um solche mercantile Bevormundung ist ein sehr deutliches memento gegen derartige Ausbeutungsexperimente überhaupt.

Ich weiß nicht, ob Erwägungen dieser Art für die Entscheidung der deutschen Reichskanzlei mit in Frage gekommen sind. Jedenfalls lassen sie sich anstellen und werden leicht durch andere aus der gegenwärtigen politischen Constellation Europas heraus zu ergänzen sein. Sie deuten die Richtung an, in welchem eine Argumentation gegen deutsche Colonialunternehmungen von patriotischem Standpunkt aus vorzugehen hätte.

Eine andere Schlußkette von dieser Tendenz pflegt folgendermaßen zu operiren: Deutschland hat nie Colonien gehabt, also liegt Colonialpolitik nicht in unsern nationalen Anlagen, also müssen wir davon abstehen; wir würden sie auf die Dauer doch nicht durchführen können. Dies Argument der alten kraftlosen, feigen deutschen Michelei ward mir noch vor mehreren Wochen in vollem Ernst von deutschen Herren in Tyrol entgegengehalten. Dem gegenüber muß man sich doch einmal darauf besinnen, weshalb denn das Deutschthum bei der Vertheilung der Erde vom 16. Jahrhundert an bis zum heutigen Tage leer ausgegangen ist. Keineswegs, weil es sich aus bewußter Reflexion mit seinem centraleuropäischen Landgebiet beschied, sondern einfach deshalb, weil es, in sich zerrissen, vom Ausland vollständig im Schach gehalten wurde und sich kaum in seinen eigenen vier Pfählen zu halten vermochte. Ueberall ist es abgeschmackt und schwächlich, zu behaupten, die stärkste Kriegsmacht auf der Erde, welche über ein Seefahrermaterial verfügt, das dem englischen an Qualität in nichts nachsteht, sei nicht im Stande, auszuführen, was Ländchen wie Holland, Dänemark und Portugal fertig gebracht haben. Das 1871 vollständig niedergeworfene Frankreich annectirt Tunis, Madagascar, den Kongo und Tongkin ohne irgend welchen ernstlichen europäischen Protest, und das siegreiche Deutschland brauchte nicht einfach eine ähnliche Politik zu *wollen*, um sie genau ebenso ungestört durchzuführen!

In der That ist die Frage auch nur, ob wir eine colo*niale* Politik wollen oder nicht, und zur Entscheidung hierüber glaube ich aus englischer Perspective heraus einige Gesichtspunkte aufstellen zu können, welche den soeben angedeuteten politischen Erwägungen von *socialer* und *nationaler* Seite aus gegenübertreten.

Der zunächst in die Augen springende gewaltige äußere Unterschied zwischen englischer und deutscher Wirthschaftsentwicklung ist bekanntlich, daß in England zwischen der eigentlichen Finanzaristokratie und dem Proletariat eine sehr breite Schicht wohlhabenden Mittelstandes sich befindet, während in Deutschland hier eine Region ziemlich allgemeiner Dürftigkeit zu verzeichnen ist. Als diese Mittelklassen nehme ich, kurz gesagt, das Beamten- und Offizier- und, in zweiter Linie, das gewerbe- und ackerbautreibende Bürgerthum.

Diese Klassen eines Landes sind es besonders, welche den eigentlichen socialen Blutumlauf der Nation in mehr oder weniger energischer Pulsirung erhalten und dadurch den Stoffumsatz der Gesellschaft bis in alle einzelnen Adern und Aederchen hinein recht eigentlich bestimmen. Sind sie stark entwickelt, so wird der ganze sociale Organismus einer elastischen Fülle und Gesundheit sich erfreuen, sind sie schwach, so fungirt der gesammte Körper schlaff und energielos.

Da ist das Resultat einer unbefangenen Vergleichung zwischen den beiden Völkern nun leider das soeben hervorgehobene. Es macht einen geradezu kümmerlichen Eindruck, nach dieser Seite hin, wenn man aus den Kreisen englischer Gentlemen heraus plötzlich unter die deutschen Herren zurückgeworfen wird. Dort meistens pecuniäre Unabhängigkeit, Freiheit der Bewegung und Entschlüsse, eine behagliche Existenz; hier beklagenswerthe Abhängigkeit von den allernothwenigsten Bedürfnissen, kleinliche Einschränkung, wohl gar Noth und Entbehrung! Der junge Engländer, wenn er 19 oder 20 Jahre alt ist und das Seinige nur einigermaßen gelernt hat, wird bei leidlicher Familienbeziehung eigentlich stets eine gute und pecuniär rentable Anstellung, wenn nicht in England, so irgendwo anders auf der Erde erhalten können*), der junge Deutsche, der jenen an Durchbildung weit übertrifft, wenn er ein Vierteljahrhundert studirt und all' seine Examina absolvirt hat, sieht sich einer oft fast hoffnungslosen Mitbewerbung gegenüber, zu der ihm, gerade wenn er von besserem Stoff ist, die Neigung sehr wohl überhaupt fehlen darf. Und was erreicht er dann schließlich? — — Ich bin sicherlich der Letzte, den Werth von Mannesarbeit nach ihrem Erfolg an klingender Münze abzuwägen, und weiß sehr wohl, wie da der sittliche Factor immer das im letzten Grunde Entscheidende bleiben muß — aber ich weiß eben so wohl, wie ein größeres Maß von socialer Unabhängigkeit alle die schönen Seiten des deutschen Charakters um so reiner würde hervortreten lassen. — — —

Mit einem Wort, die englische Gesellschaft, durch ihren grandiosen Colonialbesitz, ist im Stande, die Kräfte, welche sie producirt, zu verwerthen, oder, um es deutlicher auszusprechen, ihre Mitglieder in anständiger Weise zu versorgen. Die deutsche Gesellschaft muß fortwährend Tausende ihrer Reiser in elender Weise verkümmern oder ganz absterben lassen. Das englische Staatswesen gleicht einem Baume, der Luft und Licht hat, nach allen Seiten hin seine Aeste und Zweige frei und üppig auszuwachsen, das deutsche einem wohl noch edleren Stamm, der aber in die Schlucht eines zerklüfteten Felsgebirges gerathen ist und nun nach allen Seiten hin an der Entfaltung seiner unbändigen Sprossenskraft gehindert wird, wodurch gerade die kräftigsten Auswüchse gebrochen werden, während die biegsameren, an sich schwächlicheren, am Ende gar die begünstigteren in diesem ungleichen Kampf ums Dasein sind. Wird er im Stande sein, die einengenden Schranken zu zertrümmern?

K. W. Nitzsch pflegte die italienische Politik der Hohenstaufenzeit sehr realistisch mit auf die Versorgungsbedürftigkeit der hohenstaufischen Ministerialen zurückzuführen. Die Hohenzollern haben keine Ministerialen unter sich, wohl aber eine breite Schicht junger, fortstrebender Männer, denen die Heimath in der That zu enge wird. Warum nicht sie unter dem Adlerbanner hinausführen auf ein Feld friedlichen und productiven Schaffens in der Fremde? Theodor Mommsen sieht der Gracchen und Cäsars größte That darin, daß sie genialen Blickes ihrer Race Stätten socialer Arbeit für Jahrtausende um das Mittelmeerbecken herum eröffneten — auch einem deutschen Staatsmanne ist der Lorbeer bereit für die Lösung solch' wirthschaftlicher Aufgabe!

Und vielleicht winkt ein noch schönerer Lorbeer am Ziel desselben Weges!

Hier nämlich schließt sofort ein zweiter Gesichtspunkt sich an.

Der Engländer blickt von seiner Insel aus als Herr über den größten Theil der Erde hin. Das „rule Britannia!" ist mehr als eine bloße Phrase; ein Weltreich, großartiger denn irgend eines in der Geschichte, ist die äußere Darstellung dieses ersten Postulates britischen Nationalbewußtseins. Wie der Engländer in der Heimat als freier Mann fast durchweg auch in selbstbewußter socialer Unabhängigkeit lebt, so tritt sein Fuß, wenn er in die Fremde zieht, meistens auf Grund und Boden, wo das Banner Großbrittanniens weht, wo seine Sprache, seine Sitten dominiren, und sein Volk als das herrschende respectirt und gefürchtet ist. Es ist klar, daß dies auf den Stolz eines jeden Einzelnen in dieser Nation wiederum zurückwirken muß, und in solchem Stolz liegt, neben unverkennbarer Einseitigkeit, unfraglich ein berechtigtes und sittliches Moment. Das „noblesse oblige" wird sich eben auch nach dieser Seite hin in irgend einer Form zum Ausdruck bringen.

Dem gegenüber kommt der Deutsche, wie er daheim in der fieberhaft gesteigerten Concurrenz um das bloße Sein schon wenig Raum zur Ausbildung eines wahren und noblen indivi-

*) „Wozu haben wir denn unsere Colonien?" heißt es in einer Thackeray'schen Novelle, wo von der Versorgung eines jüngeren Sohnes die Rede ist. In der That kann man für die Beurtheilung der englischen Gesellschaft diese günstige Möglichkeit, jüngere Söhne in den Colonien zu versorgen, während dem ältesten der eigentliche Stock des Familienbesitzes zufällt, gar nicht hoch genug anschlagen. Auf ihr beruht zum guten Theil Englands Nationalvermögen überhaupt. Wie anders steht dem gegenüber z. B. der deutsche Herr da, der in die Fremde wandert, um dort eine unsichere Existenz zu gründen! Er hat zu gehorchen; der Engländer befiehlt. Eine ähnliche Betrachtung überkam mich zuweilen, wenn ich in ausländischen Hôtels die Engländer meistens auf den Stühlen an den Tables d'hôte sitzen, meine Landsleute als Kellner dahinter stehen sah. Dies ist wirklich keine allzuschiefe Illustration des *socialen* Verhältnisses beider Völker im neutralen Ausland!

duellen Mannesstolzes findet,*) sobald er die Grenzen des deutschen Reiches hinter sich läßt, auf Gebiete, wo fremde Völker dominiren, und die deutsche Art, wenn nicht mit Geringschätzung oder Haß, so doch gleichgiltig und ablehnend angesehen und behandelt wird. Das bischen Nationalbewußtsein, das überhaupt mitgebracht war, verflüchtigt sich da in diesen Regionen mangelnden äußeren Gegendruckes in unglaublich kurzer Zeit und es kommt zu den Erscheinungen adoptirten Ausländerthums, von denen ich in Nr. 40 und 41 der „Gegenwart" („Deutschthum in London") einige Symptome vorzuführen versucht habe. Da schmilzt dann das Deutschthum außerhalb Europas fortwährend vor den anderen Völkern, besonders dem herrschgewohnten Angelsachsenthum dahin.

Würde sich das deutsche Reich entschließen, für die nationale Colonisation eigene Länderstrecken auf der Erde sich zu reserviren, wo einmal der deutsche Auswanderer der Hausherr, der Ausländer aber der willkommene Gast wäre, der sich jenem zu fügen hätte; so würden auch unsere Landsleute da draußen mehr von dem Gefühl berechtigten Stolzes durchdrungen werden; die deutsche Sprache und unsere nationalen Sitten würden auch in der Fremde feste Wurzeln schlagen und sich behaupten für alle Zeiten. Selbst wenn unser Volk daheim mit Opfern an Gut und Blut in solcher Weise für die Zukunft seiner Art auf der Erde zu arbeiten haben sollte, würde der erzielte moralische Gewinn einen unberechenbaren Ueberschuß für die nationale Sache als Ganzes ergeben.

Denn hier handelt es sich ja um weit Höheres als um die Sache des Staates; die Zukunft der Nationalität selbst steht in Frage.

Wenn sich heute schon ziemlich sicher der Zeitpunkt berechnen läßt, wo die indogermanische und mongolische Race allein, durchsetzt von einigen semitischen Rudimenten, unsern Planeten bewohnen werden, so eröffnet sich in weiterem Hintergrunde die für uns gefährliche Perspective, wo, wenigstens außerhalb Europas, das Angelsachsenthum alle übrigen indogermanischen Nationalitäten sprachlich und culturell völlig absorbirt haben wird. Dies wird ohne jede Frage eintreten, falls die Entwicklung der europäischen Colonisation in Amerika, Afrika und Australien die Richtung beibehält, welche sie seit nunmehr etwa 200 Jahren eingeschlagen hat.

Ist dies von nationalem Standpunkt aus schon eine wenig tröstliche Aussicht, so liegt in derselben auch geradezu eine Gefahr für die Weltcultur überhaupt. Denn gerade die Balance des nüchternen Engländerthums mit den idealeren Anlagen des Deutschthums gibt der Cultur unseres Geschlechts jenes harmonische innere Gleichgewicht, in dem allein der Gipfel der Menschheitsentwicklung zu erreichen ist. Das vom Angelsachsenthum absorbirte Deutschthum aber verliert die unserm Volke von Haus aus eigenthümlichen Seiten überraschend schnell, um womöglich noch mehr matter of fact-like zu werden, als das Engländerthum selbst.

Nur auch ein sprachliches Gleichgewicht zwischen den beiden verwandten Racen über die ganze Erde ist im Stande, die charakterologische Balance auf die Dauer zu garantiren. Dies aber wird nur erreicht werden, wenn der gewaltige deutsche Staat in Europa seinen auswanderungslustigen Angehörigen in der Fremde Stätten schafft, wo sie die eigene Art beibehalten und zur vorherrschenden machen können. Mögen diese deutschen Colonien sich dann später politisch auch ganz vom Mutterlande loslösen, wie die hellenischen es ja meistens gethan haben, und wie auch die englischen mit der Zeit mehr und mehr es thun werden: es ist dann doch der deutschen Nationalität erhalten, was dem deutschen Staat direct ja niemals von besonderem Nutzen sein wird. Das deutsche Reich steht hier einer moralischen nationalen Pflicht gegenüber, die, aus höherer Perspective angesehen, vielleicht größer ist, als alle die kleineren Aufgaben seiner continental-europäischen Politik, soweit diese nicht geradezu seine Selbsterhaltung betreffen.

Es könnte schließlich noch die Frage aufgeworfen werden, wo und wie derartige Colonisationsgebiete zu erlangen sind. Diese Frage wird durch eine öffentliche Discussion in der Regel sehr wenig gefördert, ja ihre Lösung nur geschädigt dadurch. Denn wo es auf einfaches und kurzes Handeln allein ankommt, ist mit theoretischen Erörterungen nichts gedient. Es wird wohl Jeder, der dieser Frage näher getreten ist, irgend ein praktisches Project entworfen haben, an dessen Realisirung er glaubt; der Ausführung desselben wird er selbst nicht wirksamer hinderlich sein können, als wenn er es zur öffentlichen Debatte bringt. In dieser Beziehung können wir viel von den Meistern der Colonialpolitik, den Engländern, lernen.

Das Eine ist meiner Ansicht nach zweifellos, daß der Strom der deutschen Colonisation, in seinem Hauptarm wenigstens, von den angelsächsischen in deutsche Colonien gelenkt werden würde, sobald es deutsche Colonien von genügend wirthschaftlichen Aussichten gäbe.

*) Der deutsche Individualstolz verschlampt oft ganz in das schwächliche Corporations- oder Standesbewußtsein, das im Auslande selbstverständlich nicht Stich halten kann, weil es eben der Persönlichkeit das sichere Gefühl des Auf-sich-selbst-Stehens allen anderen gegenüber nicht zu geben vermag.

Literatur und Kunst.

Ein deutscher Theolog.

Von Gustav Karpeles.

Lebhaft erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Vorlesung über die Zweiseelentheorie des Pentateuchs auf mich machte, als ich gelegentlich einmal das Colleg Wilhelm Vatkes „Einleitung in das alte Testament" hörte. Ich hatte bis dahin an der Authentie der Bibel nicht den leisesten Zweifel gehegt; wie eine dunkle Sage war es zu mir gedrungen, daß in Berlin ein Professor lebe, der den ganzen Pentateuch für eine große Fälschung schlauer Priester, für ein zusammengesetztes Flickwerk erkläre. Und ich gestehe, daß es jugendliche Neugier vor Allem war, die mich zuerst in das Colleg Vatkes trieb. Ich gestehe auch ferner, daß ich nicht ohne Bangen und Wehmuth den Aufklärungen entgegenharrte, die etwa im Stande sein sollten, mir den „braunen Folianten" zu verleiden und mein streng religiöses Bewußtsein irgendwie zu beeinflussen oder gar zu verletzen. Da trat Vatke ein, bestieg das Katheder und begann alsbald seine Vorlesung. Nur ein Gedanke ist mir noch in Erinnerung geblieben aus dieser Vorlesung — es sind schon mehr denn sechszehn Jahre her — der Gedanke, daß die Naturreligion des Sonnendienstes einen besonderen Einfluß auf Gebräuche und Vorstellungen der Hebräer ausgeübt, und daß insbesondere das Passa-Fest davon abhängig sei. Warum gerade dieser von tausend neuen, originellen, kühnen und revolutionären Gedanken, die jene einzige Vorlesung brachte, in mir lebendig geblieben? Einfach, weil an jenes kritisch zerzauste Passa meine heiligsten und schönsten Jugenderinnerungen sich knüpften, weil mir mit der Kritik Vatkes ein Stein aus dem Tempel meines Glaubens herausgebrochen schien! Und darum ist mir dieser Gedanke in Erinnerung geblieben bis auf diesen Tag, so viele Steine inzwischen aus jenem Tempel herausgebrochen wurden, bis zu dieser Stunde, da ich in kurzem Referat nach einem großen und vortrefflichen Werke*) den Lebensgang eines deutschen Theologen, Wilhelm Vatkes, skizziren will.

Selbst unter den deutschen Theologen, wo doch die Originale nicht gerade selten, ist Vatke eine der originellsten und interessantesten Erscheinungen, werth, daß sein Leben ausführlich beschrieben, werth, daß diese Beschreibung allgemein gelesen

*) Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften dargestellt von Heinrich Beneke. Bonn 1884, Strauß.

werde. Ein kritischer Himmelsstürmer, der den alten Glauben zertrümmern will, so tritt Vatke in die Action. Ein einziges Buch von ihm begründet seinen Ruf, seinen Ruhm. Er wird der „Strauß des Alten Testaments" genannt. Das Buch geräth in Vergessenheit, kein neues kommt hinzu, der Ruhm aber bleibt und überdauert das lange Leben des Helden. Ist das in einer so raschlebigen Zeit nicht seltsam, ja merkwürdig, daß ein Schriftsteller nahezu fünfzig Jahre von dem Ruf eines Buches lebt?

Natürlich in einem Pfarrhause — zu Behndorf in der Provinz Sachsen — wurde Wilhelm Vatke am 14. März des Jahres 1806 geboren. Und ebenso natürlich verlief seine Jugend in dem Kreise von Anschauungen und Empfindungen, der das alte gute Pfarrhaus ausfüllte, das heute fast nicht mehr in Wirklichkeit, kaum noch im Roman existirt. Nicht minder natürlich, daß der Entschluß, Theologe zu werden, frühzeitig in dem begabten Knaben Wurzel faßte, und daß er auch nach dem Tode der Eltern nicht aufgegeben wurde. Es folgen die üblichen vier Semester in Halle, wo Gesenius durch seine Vorlesungen über das Alte Testament in dem eifrigen Studenten die Liebe zur Exegese erweckt, dann drei Semester in Göttingen, die erste große Reise, schließlich Berlin, wohin Schleiermacher und Hegel damals — 1828 — die ganze studirende Jugend Deutschlands zogen. Bis hieher verläuft dies Leben wie jedes andere, man kann sagen: programmmäßig. Erst in Berlin wird es interessant und fesselnd. Es versteht sich, daß der junge Scholar Theologie bei Schleiermacher, Philosophie bei Hegel, Kirchengeschichte bei Neander, Geschichte bei Raumer, Geschichte der Philosophie bei Ritter „belegt" und hört. Mit den Semestern steigt auch die Begeisterung für Hegel und die Philosophie, wächst die kritische Neigung der Theologie und deren Vertretern gegenüber. „Ich bedaure nur, daß mich Urtheile meiner früheren Lehrer, die Hegel gar nicht verstanden, und ihn lächerlich machen wollten, früher von dem Studium der Philosophie, das Jahre haben will, abgehalten haben" — schreibt er an Bruder Georg im September 1828. Am 1. December 1829 steht der junge Vatke, den wir aus seinen liebenswürdigen und freimüthigen Bekenntnissen schon liebgewonnen haben, vor dem entscheidenden Schritt — dem Licentiats-Examen. Das Examen wurde bestanden, und das Diplom fiel gut aus — „postquam examen rigorosum summa cum laude sustinuerat" — und auch die Habilitationsrede gefiel allgemein. Ja, für sein erstes Privatcolleg fand der junge Docent sogar schon zwölf, und für ein publicum siebenundzwanzig Zuhörer, so sehr hatte sich der Ruf seiner wissenschaftlichen Bedeutung in Universitätskreisen verbreitet. Und schon im nächsten Wintersemester bekam er für ein Colleg über die Psalmen hundert und einen Zuhörer. Zahlen beweisen.

Wer war aber der eine Zuhörer, der das zweite Hundert inaugurirte? Nun denn, ein junger Repetent aus Tübingen, der nach Berlin gekommen war, um Hegel zu hören, und den hier erst die Botschaft von dem Tode des großen Philosophen erreichte. Er schloß sich daher an Vatke an, aus dessen Einleitung in das Alte Testament er ja ein gut Stück angewandter Hegel'scher Philosophie heraushören konnte. Und dies behagte dem jungen Gelehrten — sein Name war Strauß aus Ludwigsburg, schlechthin Dr. Strauß! — ganz besonders. Bald knüpfte sich zwischen dem Tübinger Repetenten und dem Berliner Licentiaten ein inniges Freundschaftsverhältniß an, das bis zu Beider Lebensende ununterbrochen fortdauerte. In dem bescheidenen Chambregarni-Stübchen, das Vatke Spittelbrücke Nr. 3 drei Treppen hoch schon lange bewohnte und das jener Herr Dr. Strauß bald mit ihm theilte, studirten sie zusammen die Griechen, die Rabbiner und die Kirchenväter, pflegten sie zusammen die holde „Frau Musicam" und deren edelste Freier, Bach, Mozart und Beethoven. Vatke fand sein Ideal in Bach, Strauß in Mozart. „Erst spiele für Dich den Bach, dann für mich den Mozart, und dann für uns zwei den Beethoven" — so bat Strauß — brauche ich hinzuzufügen, daß es David Friedrich Strauß war, von dem die Rede — den Lehrer und Freund Vatke, der seinerseits wieder auf den schwäbischen Repetenten große Stücke hielt und diesem eine große Zukunft prophezeihte.

Im Jahre 1835 erschien „Das Leben Jesu" von Strauß. Es war ein fruchtbares theologisches Jahr, sagten die Freisinnigen, ein „Jahr des Satans" nannte es Hengstenberg und seine Schule. Was Strauß für die Erkenntniß des Neuen Testaments und für die Kritik der Evangelien, das hatte Vatke für das Alte Testament geleistet. Nie vorher hatte ein Theolog es gewagt, mit solcher Kühnheit die Sonde der Kritik an das Bibelbuch zu legen, es mit philologischer Genauigkeit und nach philosophischen Voraussetzungen so streng zu prüfen und zu analysiren, nie vorher war darum ein exegetischer Forscher zu so bedeutungsschweren Resultaten gelangt, wie unser Vatke. „Die Religion des Alten Testaments" war kein Buch, sondern eine That. Und man muß an der Hand dieser Biographie die Reise in jene Zeit, ihre Anschauungen und Ziele wagen, um die volle Bedeutung jener That zu erkennen und den Eindruck zu ermessen, den das Buch erregen mußte. Nur so wird es begreiflich, daß dies Buch das Leben des Mannes überdauern konnte. Man kann ja verschiedener Ansicht über die Resultate der Forschung Vatkes sein, man muß sogar gestehen, daß die moderne Bibelkritik im Wesentlichen von denselben ab- und zu ruhigeren Ergebnissen in Bezug auf den Pentateuch gekommen ist — an der Bedeutung des Vatke'schen Buches ändert dies Alles nicht das Geringste; es hat im Verein mit dem Werke von Strauß die neuere Theologie begründet und bleibt darum von unvergänglichem Werthe.

Es kann uns deshalb nicht wundern, daß die Orthodoxie, die damals die Berliner Universität zu beherrschen anfing, einen kritischen Sturm und ein Ketzergericht gegen Autor und Buch heraufbeschwor. Es ruht ganz auf pantheistischem Grunde, schrie Hengstenberg. Die Geschichte ist für Vatke der werdende Gott, und dies Werden Gottes geschieht nach ewigen Gesetzen; „nirgends ein Sprung, überall nur Entwickelung!" Selbst in dem Fetischdienst ist noch mehr religiöser Gehalt wie in diesem System! „Declamationen!" ruft man aus, „aber ein Anderer wird dereinst declamiren, und sie werden verstummen. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorne und in seinem Grimme sie schrecken.... Der Herr fährt auf dem Cherub und fliegt daher und schwebt auf den Fittigen des Windes."

Aber bei der Anrufung Gottes ließ es Hengstenberg nicht bewenden; er rief auch die Staatspolizei an und denuncirte den gefährlichen Vatke bei seiner „kleinen aber einflußreichen" Partei, die sich damals der besonderen Gunst des Kronprinzen zu erfreuen hatte. Der Cultusminister v. Altenstein mußte wohl oder übel die Professoren Marheineke in Berlin und Nitzsch in Bonn zu amtlichen Gutachten über die „Religion des alten Testaments" auffordern; die Berichte Beider hat Beneke in dem vorliegenden Buche aus den Archiven des Cultusministeriums zum ersten Male veröffentlicht. Sie sprechen sich Beide gegen das Buch, aber auch gegen die Ketzerriecherei der Frommen aus, und so konnte der Minister die Gutachten wohl als Deckung für sich benutzen. In Folge dessen ging die Opposition der Orthodoxen gegen den Minister selbst vor, dessen Stellung sogar einige Zeit gefährdet schien.

Daß nach einer solchen wissenschaftlichen That dem jungen Docenten jede Aussicht, es in der theologischen Facultät zu etwas zu bringen, verschlossen wurde, versteht sich wohl von selbst. Selbst frühere Freunde wollten von dem „Theologen" Vatke nichts mehr wissen und riethen ihm, zur philosophischen Facultät überzugehen. Vatke stand aber fest auf seinem Plan und forderte eine theologische Professur — „zur Begründung meines Lebensglückes", wie es in dem bezüglichen Gesuch an den Minister heißt.

Denn der junge fleißige Theolog hatte außer der Theologie noch eine andere Liebe gefaßt — die zu der schönen Tochter eines reichen Berliner Kaufmanns, der aber dem armen Licentiaten die Hand seiner Minna kurzweg verweigerte. Die Liebesbriefe eines Theologen sind gewiß eine Specialität in der deutschen Literatur — unser Buch theilt deren mehrere mit, die ganz reizend sind. Es erzählt auch in behaglicher aber nicht ermüdender Breite die Kämpfe und Sorgen, die die beiden Ver-

liebten zu bestehen hatten, bis es endlich Vatke nach dreijährigem Hangen und Bangen gelang, außerordentlicher Professor zu werden und dadurch das Herz des Schwiegerpapas zu erweichen. Während der Abwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Bade wurde das Decret ausgefertigt, da der Cultusminister „Nackenschläge vom Kronprinzen" befürchtete.

Vatke konnte nun nach jeder Hinsicht zufrieden sein. Seine Einkünfte vermehrten sich — Gehalt bezog er zwar noch keinen — und das Vermögen seiner Frau war nicht unbedeutend. Seine wissenschaftliche Stellung war eine höchst angesehene, und er konnte mit Muße den Studien nachgehen, auf die ihn Neigung und Beruf führten.

Im Jahre 1841 erschien ein zweites Buch Vatkes. Aber ich corrigire nicht meine Behauptung, daß „die Religion des Alten Testamens" das Buch des Mannes sei, denn ich möchte der Ansicht des wackeren Biographen nicht so ohne Weiteres beistimmen, daß jenes Werk über „die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade" wirklich eine so allgemeine philosophische Bedeutung habe, und so lange Bestand haben werde, als es eine deutsche Philosophie giebt. Daß aber ein solches Urtheil von sachverständigen Männern überhaupt aufgestellt und vertheidigt werden konnte, mag in jedem Falle für den realen Werth der Arbeit entscheiden, die zu ihrer Zeit entschieden epochemachend wirkte. Eine sehr gründliche Untersuchung über das Problem der menschlichen Willensfreiheit vom philosophischen und theologischen Standpunkt aus, ein reiches Wissen, eine vorzügliche Darstellungsgabe, eine Feinheit und Freiheit des Urtheils, die nicht häufig anzutreffen — alle diese Umstände wirkten zusammen, um den tiefen Eindruck hervorzurufen, den das Werk auf gelehrte Kreise erregt haben muß.

Der Briefwechsel mit David Strauß ist — soll ich die Wahrheit bekunden — unstreitig das Beste von dem interessanten und werthvollen Material, das uns das vortreffliche, wahrhaft gediegene Buch von Beneke in reicher Fülle bietet. Mit welcher Liebe hängen die Beiden aneinander, wie treu berichteten sie einander von jedem freudigen Ereigniß im Hause, von jeder neuen Stufe der Erkenntniß in der Wissenschaft, wie innig betrauern sie gemeinsam jedes trübe Erlebniß, jeden Rückschritt, jeden Abfall. Dieser Briefwechsel gehört zu dem interessantesten unserer briefwechselreichen Zeitliteratur — er verdient viel gelesen und allgemein bekannt zu werden. Wenn Strauß Vatke bittet, ihm einen guten Gottesbegriff zu schicken, so klingt das im Munde des Referenten vielleicht frivol; in dem Schreiben des Forschers klingt daraus nur die Sehnsucht nach der höheren Erkenntniß, das Ringen nach Wahrheit. Und wenn Vatke an dem späteren Werk des Freundes „Der alte und der neue Glaube" liebevoll und zart den Mangel an positivem ethischen Gehalt tadelt, wenn er sich darüber beklagt, daß er im Alter selbst von den Leuten des Protestantenvereins zum alten Eisen geworfen werde, so kann man dies wehmüthige Bekenntniß „eines überwundenen Hegel'schen Standpunktes" nicht ohne Rührung und Theilnahme lesen. Ebenso wie die Schilderung jener Scene, welche uns David Strauß, Kuno Fischer, Eduard Zeller und Wilhelm Vatke in der Kirche eines kleinen badischen Dorfes unweit Heidelberg zeigt. Vatke spielt Präludien von Bach und Fugen von Händel auf der Orgel — und als die Töne verrauscht, ruft Strauß dem Spielmann zu: „Höre, Vatke, wenn ich so spielen könnte, ich gäbe Alles darum weg, was ich gelernt habe!" „Aber Strauß!" fährt Zeller dazwischen, „um die Kunst des Spielens Deine Theologie und deinen Ruhm? nur ehrlich, das Alles gäbest Du nicht her!" „Nun nein," gibt Strauß zu, „nicht Alles; laßt mir mein Latein und Griechisch, dann bin ich, nebenbei ein Meister wie Vatke, durchaus bereit, mein bischen Theologie als Plunder wegzuwerfen."

An solchen Mittheilungen, die uns die Theologie im Hauskleide zeigen, und da von der liebenswürdigsten Seite, ist unser Buch reich. Es erzählt auch den ferneren Lebensgang Vatkes, der immer mehr sich auf das Haus und die Collegien abgrenzte, mit objectiver Treue und Genauigkeit, ohne den Helden übermäßig zu glorificiren und dessen Schwächen zu verdecken, die das herannahende Alter mit sich bringt. Im Wintersemester 1868 bringt der greise Vatke nur noch ein einziges Colleg über den Ursprung des Pentateuchs vor 21 Zuhörern zu Stande; im Wintersemester 1876 haben sich nur drei Hörer gemeldet. Die Jugend folgt eben neuen Sternen, und auch der Professor, der seine Arbeit gethan, kann gehen.

Vatke war klug genug, dies einzusehen. Er gab seine Lehrthätigkeit auf, und lebte fortan nur noch den Freunden und der Wissenschaft. Seine freie Gesinnung hat er nie geändert, seine Ueberzeugungen nie modificirt — das ist das höchste Lob, was ihm nachzusagen ist. Am 19. April 1882 starb er hochbetagt. Er hatte sein Leben reich und voll ausgelebt, und nun, da er von dannen geschieden, einen Namen hinterlassen, den die Wissenschaft stets zu ihren besten von edlem Klange zählen wird. „Es sind wunderliche Waisenknaben," schrieb einer der ersten modernen Bibelkritiker an den Sohn Vatkes nach dessen Tode, „die statt seiner in der Theologie und im Alten Testament das große Wort geführt haben und führen; aber da er selbst die Sache gelassen ansah, so wollen wir sie auch gelassen nehmen. Hegelianer oder nicht, das ist mir einerlei — aber Ihr seliger Vater hatte ein bewundernswerth treues und feines Gefühl für die Individualität der Sachen."

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller.

Die zahlreichen Verehrer des Schweizer Dichters werden dem Meister für die neue Gabe seiner „Gesammelten Gedichte"*) besonders dankbar sein. Mir selbst erscheinen die hier ausgeprägten vierzig Poetenjahre wie ein Stück meines eigenen Lebens, wie ein verklärter Abglanz meiner Jugend, ein Nachklang meiner Kindheit. Bin ich doch neben Gottfried Keller aufgewachsen in der Schweizerstadt an der Limmat. In dieser Gesammtausgabe, welche die beiden Sammlungen von 1846 und 1851 und noch viel schönes Neues enthält, finde ich seine Jugendklänge wieder, die selbst meine Jugend durchleuchtet haben, die Zeitgedichte, die ich miterlebt, die Gelegenheitsstücke, denen ich zuerst zugejubelt. Ich weiß die Umstände, unter denen sie geworden sind, verstehe die Anspielungen, die sie enthalten, und kenne die Freunde, deren Bild er zeichnet. Diesen Sänger- und Schützenfesten habe ich beigewohnt; den Mummenschanz der Zünfte am „Sechseläuten" agirte ich mit; das Cadettenfest, für das er ein Marschlied schrieb, ist eine meiner frühesten Erinnerungen, und wenn er von dem Festzuge von 1856 singt:

> Als Gärtner, Fischer, Jägersmann
> Dann sind die Kleinen angethan,

so schlägt mein Herz doppelt schnell, denn da zog ich ja, ein zarter Dreikäsehoch, als schmucker Matrose mit dem Ruder auf der Schulter ebenfalls durch die Straßen. Aber die Gedichte Kellers bedürfen keiner persönlichen Beziehungen, um das Interesse zu erregen; sie werden jeden fühlenden und denkenden Leser im höchsten Maße fesseln. Ein großer Dichter spricht aus jeder Zeile.

Gottfried Keller scheint in seinem „Poetentod" selbst als seine Musen zu bezeichnen:

> das Leid der Erde
> Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
> Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
> Der Witz . . .

und damit hat er in der That den Inhalt seiner Lyrik und Epik zutreffend charakterisirt. Eigene und fremde Freudigkeit und Trauer zittert durch seine Lieder, temperirt durch eine gesunde, nachdenkliche Weltanschauung und einen behäbigen, kraftvollen Humor, und Alles durchleuchtet und getragen von einer feurigen, übermüthigen Phantasie, die leicht in Phantastik um-

*) Berlin, W. Hertz.

schlägt. Empfindung, Bild und Reflexion greifen in einander, und der Dichter geht Hand in Hand mit dem Denker. Letzterer kommt aber nur selten unmittelbar zum Wort, und seine weisheitsvollen Sprüche sind fast immer poetisch vermittelt. Nur einmal in einem rein lyrischen Gedichte: „Trübes Wetter" platzt es jäh: „mein Ich, mein bewußtes Ich" wie ein kalter Wasserstrahl auf den Leser und hebt Stimmung und Anschauung auf. Doch einmal ist keinmal, und sogar der gute Homer schläft zuweilen. Gelingt auch Keller das reine Lied im Goethe'schen Sinne ebenso selten, wie das Volkstonmäßige und die Ballade, so enthält der Band doch noch Verse genug, die uns mächtig ergreifen. Zu dem Schönsten gehören die Naturbilder. Da ist der erste angeschlagene Accord meist kräftig und schwungvoll, Bild reiht sich an Bild, das Geschaute stellt sich plastisch dar.

Die schwarzen Fichten sausen und wiegen sich her und hin,
Und über die wilde Haide verlorene Lichter fliehn.
Dem Himmel bringt ein Ständchen das dumpf aufrauschende Meer,
Und über mir zieht ein Gewitter mit klingendem Spiele daher.

Allein es ist niemals ein bloßes Schwelgen in Wohllaut, Bild und Stimmung. Gewöhnlich nimmt Keller einen ganz alltäglichen Ausgangspunkt, knüpft an einfachste Erscheinungen an, wählt wohl auch wunderliche, herzlich unpoetische Stoffe; mit Schilderungen hält er sich nicht lange auf und schließt daran seine Reflexionen, die stets ins Große gehen. Der Abschluß ist oft unerwartet, kühn, grell. Wer würde vermuthen, daß sich an die schwungvolle Apostrophe: „Fahre hinauf, du krystallener Wagen, klingender Morgen!" eine Verspottung der vergoldeten Kreuze auf den Domen knüpft? Und ein andermal wird wortmalend eine farbige Herbstlandschaft gezeichnet, in der plötzlich die Freiheit mit wallendem Haar, das Schwert an der Brust, erscheint, um nachzusehen, ob die reiche Saat der Freiheitsmärtyrer auf den Kirchhöfen nicht schon in grüne Keime schoß. Ueberall drängt es ihn, recht farbig und anschaulich zu sein, das Unbelebte zu personificiren, in Fleisch und Bein umzusetzen. Im Waldesbrausen hört er den alten Pan, der seine Wälder geigend in der alten Weltenweise unterrichtet; die Sorge schleicht als ein graues Weiblein durch den Festjubel; am Himmel steht ein Scheidebrief ins Abendroth geschrieben; unter der klaren Eisdecke sieht er das unvergeßliche dunkle Antlitz der Nixe; die Sonne hält das heilige Todtenamt bei dem sterbenden Jüngling, und der Mond wird — in der neuen Ausgabe ist die Inversion viel weniger schön — gar herrlich interpellirt:

Bist du der Sonne Aehrenleser
Der nach verlornen Strahlen jagt?
Bist du der Sonne Reichsverweser
Bis wieder sie im Osten tagt?

Das führt ihn freilich manchmal zu gesuchten Bildern, schiefen Vergleichen, einer frostigen Symbolik. Dann ist Oberstfeldzeugmeister die Phantasie, Feldmarschall das leichte Gemüth, der Frühling ein Richter, die Welt ein Pfau, der im Schlafe sein Rad schlägt. Die überquellende, ausschweifende Phantasie Kellers zeigt sich am mächtigsten in der Feuer-Idylle. Da ist er unerschöpflich in neuen Vorstellungen und Tropen, und jedes neue Bild ist originell und poetisch. Das flammende Haus ist von Feuerlilien ein gewaltiger Strauß; der glühende Arm des hellen Geistes wehrt die Menschen ab; die heiße Wirthschaft, des Feuers Angesicht spricht heimlich mit den Sternen; die Gluth hält den goldfarbenen Löwen, den edlen Wein, im Keller gefangen; ein Freiersmann im rothen Mantel, stürmt das Feuer mit wallendem Panier die Thür, und aus der Feuersäule des Brunnenmanns springt des Wasserstrahls lebendiger Krystall.

Auch bei unserem Schweizer Sänger finden wir die alten ewigen Themata der Lyrik. Da sind Wanderlieder aus den Alpen, vom Rhein; schöne Landschaftsbilder aus Berlin, Potsdam, die man am zutreffendsten impressionistische Schilderungen nennen könnte, wenn das Wort nicht einen so bösen Klang hätte; auch in Paris scheint er Bescheid zu wissen. Dann, was bei einem Sänger, der „keiner Quelle noch so rein, beim größten Durst genaht", selbstverständlich ist, auch Weinlieder. Und weil Keller ein prachtvoller Trinker ist, so besingt er den Wein auch prachtvoll. Aber es ist nicht die Saufslyrik Scheffels, kein wildes Preisen von Paragraph Elf, sondern ein sinniges, gemessenes Schwärmen. Er wünscht sich Rosen herbei, denn er muß Blumen sehen, wenn er trinkt und singt, der Sybarit! Obgleich er einmal versichert, der beste Reim sei Rhein und Wein, so versichert er doch wieder: „Ich trinke nur herbe Reben" — Hallauer, Affenthaler, Veltliner und nur im Nothfalle Bendlikoner Schattenseite, nicht wahr? — und herb und frisch ist auch sein stets sangbares Trinklied. Dabei nehmen die Liebesgedichte in dem ganzen dicken Band keine zwanzig Seiten ein, und doch versichert Keller, er habe ein „geübtes" Herz, das schon so viel geliebt und einer von kundiger Hand wohl eingespielten Geige vergleichbar sei. Wehmüthig denkt er zurück an jene bescheidene Frühlingspracht,

Wo von Mutterliebe noch umfangen
Schon die Jugendliebe leis erwacht,
Wie, vom Sonnenschein
Durchspielt, ein Edelstein,
Den ein Glücklicher ans Licht gebracht.

Dieser Jugendliebe ist auch fast das einzige Gedicht: „Mitgift" gewidmet, das etwa in eine Anthologie für junge Damen passen würde, denn für solche singt und sagt der kernige, derb-innige Keller niemals. Bald ist jedoch die ganze verliebte Fata Morgana versunken; der Tod trennte die zärtlich Fühlenden. Der traurige Dichter denkt in heiterer Wehmuth, wie sie, die der „Schlußton von all seinem Singen" noch im Lande ging und so manches Thal, so mancher Berg im lieben Vaterlande ihr noch zu sehen übrig blieb, und er beschwört das ferne Herz, sich zu besinnen und ihm ein Zeichen zu geben.

Da eilte sie voll Freundlichkeit
Die Heimat zu erlangen —
Doch irrend ist sie allzu weit
Und aus der Welt gegangen.

Tod, Grab und Unsterblichkeit sind überhaupt die Gedanken, die am häufigsten wiederkehren. Diese Neigung, die „sehnend ihm das Herz grabüber trägt" verleitet ihn nicht selten zu grotesken, barocken, häßlichen Klängen. Dahin gehört der berauschte Leichenwächter unter der ebenfalls „trunken rothen" Sonne; der erfrorene Bettler, der vom Rausch im Himmel aufgewacht; dann der ganze Cyklus: „Lebendig begraben", wo sich Schlag auf Schlag die gespenstigen Vorstellungen folgen:

Hört man nicht klopfen laut da obenwärts
Hier mein zum Blühen so bereites Herz?
Sie wissen nicht, wie es da unten thut,
Und keine Wünschelruthe zeigt dies Blut!
Käm' auch geschlichen so von ungefähr
Ein alter Schatz- und Quellengräber her,
Sein Stäblein, nur auf Geld und Gut gericht',
Es spürt' das warme rothe Brünnlein nicht.

Unter allen Lebensräthseln war ihm der Glaube an die Unsterblichkeit am meisten vertraut; aber die Vergänglichkeit rings um ihn her verfolgt ihn überall und spottet seiner Träume. Es ist ein heißer Kampf bis er sich zur Resignation durchgerungen. Wie er endlich im Anblick des Todes die Todesfurcht verliert, so lebt er erst recht, seit er von der Vergänglichkeit alles Irdischen überzeugt ist. Jetzt darf er über den Pfaffen spotten, der eine Predigt über die Ewigkeit hält und dann einnickt, dieweil ihm schon ein Tag zu lang ist, und über Jene, die sich die köstliche Neigung der Zeit mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sich auch in ihre finstre Truh'.
Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.
Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt!

Und nun der „Seelentrost Humor" bei Keller! Es ist ein derber, eckiger, knorriger Humor, der oft übermüthige Geistes-willkür — er tadelt sie zwar bei Heine —, aber jeder Sentimentalität abhold ist. Die Melancholie „im Garten der Phantasie" wird einmal citirt, kommt aber so gut wie gar nicht vor; ein milder Frohsinn hebt sie auf, so viel grimmiger Ernst auch seinem Scherz zu Grunde liegen mag. Welch feiner Humor spricht aus dem Herrgott, der den Verlobten Hab und Gut verweigert, aber die ganze Welt zum Lieben als Mitgift gibt! Lustige Derbheit finden wir in den weisheitsvollen Sprüchen, volksthümliche Munterkeit in den epischen Stücken, z. B. in „Amerikanisch", die an den Kalenderwitz der köstlichen Schnurren in Hebels Schatzkästchen gemahnen. Oft schlägt seine Phantasie in Phantastik um. Wie schön ist seine Antwort an Justinus Kerner, der über die Eisenbahnen und andere moderne Errungenschaften klagte, und dem er als echter Sohn seiner Zeit erwidert:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durch's Morgenroth käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?
Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer.

Ergötzlich ist auch die Abtrumpfung des malenden Schöngeists; hier zeigt sich Kellers tiefes Mitgefühl für die Niedern und Armen, das auch so erschütternd aus der „Klage der Magd" klingt. Oder der barocke Humor in der Geschichte vom Schiffe, das mit seiner Bibelfracht unterging; die neugierigen Fische ziehen den ertrunkenen Steuermann empor und halten ihm die Bibel vor, aber er hat sich zu schweigen verschworen. Dahin gehört auch die alte Wendel, welche, indem sie sich am Weihnachtsmorgen an einer Tanne erhängt, sich selbst bescheert. In seinem naiven Dichtersinn darf eben nur er es wagen, die kleine Passion einer Mücke zu schildern, ohne frivol zu sein, oder — im Ton der „Sieben Legenden" — Sanct Petrus zu verspotten, der seine alten Schuhe vor der Himmelsthüre flickt, oder zu erzählen, wie der Herrgott über den Narren lacht, der als Ministrant mit der Schellenkappe klingelt. Darum verletzt es auch nicht, wenn er in der älteren Parodie: „Der Apotheker von Chamounix" an eine ausgelassene „Morithat" anknüpfend den annoch lebenden Heine sich bekehren, sterben und läutern läßt. Großartig erdacht ist das Purgatorium im Montblanc, wo die Guten, die sich einst in schlimme Sitten eingewickelt, auf den Gletschern kaltgestellt und für das Paradies temperirt werden. Es ist eine Weltanschauung von wahrhaft komischer Urgewalt.

In Keller ist besonders stark der Patriot, der Schweizer. Als solcher hat er praktisches Gefühl, eine ausgesprochen politische Neigung, großen Gemeinsinn. Ohne auch nur ein einziges Mal in chauvinistische Rhetorik auszubrechen, lobt und preist er sein enges und hohes Vaterland in allen Tonarten, aber sogar seine Männerchorlieder reden die Sprache einer intimen Subjectivität.

O mein Heimatland! o mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Dufte noch an meinem öden Strand!

Und weil er der höchsten Liebe fähig ist, so kocht sein „heißes, einsames" Blut auch einen starken wilden Haß wider alles Schlechte und Gemeine. Er wünscht, sein Herz wäre das tiefe Meer und seine Feinde die Schiffe drauf, um das Schiff der Lüge mit Mann und Maus ersaufen zu lassen. Und wenn er Umschau hält in seinem Lande, da findet er den „gemeinen Höllenstrolch der Lüge" überall. Die Halben, Schwachen, die Aufgeregten, die falschen Hasisjünger, die Tendenzriecher reizen blos seinen Spott, aber seinen göttlich groben, lodernden Haß haben

die Kutten braun und schwarz,
Die Fledermäuse, Raben, Eulenköpfe,
Spießbürger mit und ohne Zöpfe,
Und was da klebt im zähen Pech und Harz!

Und er zeichnet in seinen geharnischten Sonetten, seinen Kampfliedern, seinen giftigen Epigrammen sie alle ganz porträtähnlich auf: den Schuft, den öffentlichen Verleumder, den Jesuiten, die Apostaten, denen er sogar ein Marschlied in den Mund legt. Im Zeughause hat er eine schreckliche Vision: das Erz fängt an zu leben, aus einer Rüstung grinst das Gespenst des Bruderneides, auf einer alten Trommel sitzt das Weib Schwätzerei, und er seufzt auf, es sei ein harter Stand, im engen Vaterlande gleiche Luft mit Schurken zu athmen. Aber er tröstet sich, daß sein Land noch die Freiheit hegt und Jeder sie zu vertheidigen bereit ist. Sein Herz schlägt für alle Freiheitshelden, so wenig er auch den Demagogen gewogen ist. Er spottet über Karl Heinzen, der friedevollen Herzens theoretisch Köpfe schneidet. „Die Schifferin auf dem Neckar", „Revolution", „Friedens Ende", „Nikolai" geben die 48er Stimmung vortrefflich wieder. „Der Thronfolger", „Frau Rösel", „Der Kürassier" hätten ohne Schaden wegbleiben können; auch „Krieg der Unfreien" ist nicht eben geschmackvoll. Keller vergleicht das siegende deutsche Volk mit einem Sanct Georg, der alle Schranken zurückwirft, doch tief im Herzen seinen Dorn läßt und für die Laus in seinem Schopf mit Ingrimm des Nachbars Kopf kratzt. Das sind noch demokratische Velleitäten, die besser in den Mund eines intransigenten Herwegh oder Kinkel passen würden. Reichlich versöhnt aber damit das schöne Sonett: „Nach dem Siege", das an die Adresse der Kriegsliederdichter von 1871 gerichtet ist:

Laßt roth vor Scham erglühen eure Wangen,
Die ihr mit eurer Reime leerem Beten
Euch anschickt, vor ein tapfres Volk zu treten,
Das eben kommt von That und Sieg gegangen!
Des Trommlers Schlägel, die im Wirbel sprangen,
Der rauhste Tagruf gellender Trompeten,
Sie gelten jetzo mehr, ihr Nach-Propheten,
Als all eu'r unnütz eitles Versefangen!

Und wie sein Herz für die Leiden seines Volkes schlägt, so ergeht er sich doch wieder mit verständnißinniger Lust in der frischen Quelle vaterländischer Freuden. Der endlose Schweizer Festkalender ist ihm lieb und vertraut, und er findet kaum ein Wort, die krankhafte Vergnügungssucht zu tadeln. Nur daß er einmal im „Schütz im Stichfieber" eine feine Satire auf die Professionsschützen dichtet. Er ist lustig dabei, wo ein Pokal „verschwellt" wird, und schlägt gerne seine Leier zu allen Volksfesten. Es sind großentheils prächtige Gelegenheitsgedichte. Zufälliges, wie z. B. daß das Theater in Zürich das Schwurgerichtshaus als Nachbar hat, ist immer sinnig ausgelegt und verwerthet. Man sollte meinen, es wäre einem Dichter kaum möglich, die Landessammlung zur Tilgung der Sonderbundsschuld 1852 oder den Volkstag in Solothurn für Annahme der abgeänderten Bundesverfassung 1873 wahrhaft poetisch zu besingen, und welch schwungvolle Verse von reinstem poetischen Gehalt hat Keller da nicht verfaßt! Früher hatte er in Herwegh einen gefährlichen Concurrenten, der ihm nicht selten den Vorsprung abgewann — man vergleiche einmal Kellers Schützenfestlieder, den weitschweifigen Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859 und die Allegorie: „Das große Schillerfest", die den lyrischen Theil sehr unglücklich schließt, mit Herweghs Schillerfeier-Prolog

und wundervollem Päan: „Wetterumzogen brausen die Wogen, aber die Sterne, sie sind dir gewogen".

Was aus den früheren Sammlungen hier wieder aufgenommen wurde, ist meistens umgearbeitet in Form, Ausdruck und Idee, und ich wüßte nichts Lehrreicheres für einen Anfänger in der Dichtkunst, als dem Meister bei dieser Arbeit über die Schulter zu sehen. Man erkennt da, wie schwer Keller mit der Sprache ringt. Die Rundung, die Glätte fehlt oft auch diesmal noch immer, und in dieser Beziehung ist ihm sein Landsmann Conrad Ferdinand Meyer überlegen. Kellers Octaven, Sonette und gar die Ghaselen — z. B. die zehnte — sind hart und ungelenk. Er muß offenbar bei der Conception seine Formen erst aus dem Dialekte loslösen, aber diesem entnimmt er wieder die frischen, originellen, überraschenden Wendungen und Wortbildungen. Er singt statt von Blüthe und Gluth von „Bluft" und „Glaft"; den „Anschicksmann" kennen wir schon aus Johannes Scherrs Schriften; er trinkt nicht, er „bürstet"; und wenn er einmal von einer Bajadere singt, so meint er beileibe keine indische Tänzerin, sondern eine gestrickte Halsbinde. Die Aenderungen sind nicht immer glücklich. In dem Abendlied an die Natur ziehe ich die frühere Wendung: „Bin ich im Feld" der im Zusammenhang unklaren Variante: „Lieg' ich im Feld" vor. Der Schluß des Gedichtes: „Abendregen" ist dafür jetzt viel effectvoller, und mit Recht blieb in: „Unter den Sternen" der philiströse Schlußvers fort, der den Hymnus früher so ledern abschloß. Der Anfang aber eines der schönsten Gedichte gefiel mir in der ersten Fassung besser:

Flackre, fernes Licht im Thal
Durch die Nacht mit leisem Blinken,
Noch vor Morgen wird dein Strahl
Endlich in sich selbst versinken.

Das inhaltreiche Buch bildet einen mit solider Eleganz ausgestatteten Band. Verleger, Drucker, Papiermüller und Buchbinder haben da offenbar für die Unsterblichkeit schaffen wollen. Sie haben, ein Jeder in seiner Art, dem Dichter nachgeeifert.

Theophil Zolling.

Ueber Sprechen, Reden und Lesen.

Von Fritz Koegel.

(Schluß.)

Zur lebendigen Rede ist auch das Lesen zu zählen. Die Kunst des Lautlesens gibt einen Maßstab für den Stand des lebendigen Sprechens überhaupt. Lotze bemerkt über das deutsche Lesen: „Wenn auch das ganze Volk bei uns lesen und schreiben kann, glücklich bleibt doch, wer das eine nicht zu sehen, das andere nicht zu hören braucht." Diese Glücklichpreisung gilt nicht nur von der Lesekunst des Volkes, sie gilt vom Lesen der Gebildeten in gleicher Weise. Die Deutschen lesen alle schlecht, sie lesen weit schlechter noch als sie sprechen. Man entsetzt sich, wenn man Jemand, den man als gebildeten Mann kennt, etwas Geschriebenes oder Gedrucktes laut lesen hört; sogar die farblose Klarheit, mit der er etwa sprach, ist geschwunden. Fehler gegen die Lautrichtigkeit zeigen, wie wenig er die Aussprache sicher beherrscht, der Tonfall ist einförmig, meist mit einem bösen Gewohnheitsfehler behaftet, der unerbittlich durch alle Sätze hindurchklingt; die Betonung kraftlos, die Rhythmik, ohne Rücksicht auf die Eigenart des gelesenen Schriftstücks, dem Temperamente des Lesenden gemäß entweder hastig schnell oder schleppend langsam: kurz ein heillos unbeholfenes Stammeln, das mangelnde Anlage und Ungeübtheit zugleich verräth.

In der That sind wir im Lautlesen wenig geübt. Wo sollen wir's auch lernen? Die Leseübungen der Volksschule erreichen ein leidlich richtiges Wort- und Satzlesen, darüber hinaus können ihre Ziele nicht liegen. Und die höheren Schulen? Es wird da viel gelesen in allerlei Sprachen, in fast allen Stunden; wer es aber durchgemacht hat weiß, wie wenig die Philologen bei diesem Lesen auf sinn- und sachgemäße Betonung des Inhaltes, wie wenig sie, von feineren Unterweisungen zu schweigen, auf wohllautende Klarheit der Aussprache dringen. Wie sollen sie auch, da ihr Hauptaugenmerk auf grammatischen Formelkram gerichtet ist? Die deutschen Leseübungen vollends, in denen eine Tertia oder Secunda den „Wallenstein" oder „Tell" mit vertheilten Rollen liest, bieten nur dem Satiriker Stoff: diese schwierigen, mit den unzulänglichsten Mitteln angegriffenen Aufgaben werden von den unglücklichen Anfängern bei dem Mangel an jeder Vorbildung in mitleiderregender Weise verzerrt; die Schuld aber trägt der Lehrer, der die Jungen lesen läßt, ehe sie buchstabiren können. In dem geistlosen Schullesen liegt eine Hauptquelle der Verderbniß. Wer Sophokleische Chöre in gleich schläfrigem Schultone liest, wie z. B. Ciceros lederne „Officien", empfindet keine innere Nöthigung, Goethes „Werther" oder den „Faust" mit declamatorischem Feuer vorzutragen. Hier wird jener Leierton langsam gezüchtet, mit dem der spätere Student und Beamte jedwedes Gedruckte abliest.

Das spätere Leben und Lesen ist nicht geeignet, diese Fehler der Schule zu verbessern, es steigert sie ins Unerträgliche. Die moderne Zersplitterung, das Schaffensübermaß auf geistigem Gebiete, das Jeden zwingt, Stöße von Büchern, wenn nicht zu lesen, doch durchzublättern, wenn nicht sie selbst zu durchblättern, doch Recensionen darüber zu lesen, die massenhaften Zeitungen und Zeitschriften, kurz die Lesezirkel, die zehnmal so viel Stoff bringen, als man bewältigen kann — all das hat uns an ein verderbliches Stillesen gewöhnt, das die gelesenen Worte innerlich kaum hört, nur in Absätzen, überflogenen Zeilen und Seiten die Gedanken flüchtig erhascht. Zum Lautlesen hat der heutige Deutsche keine Zeit; so hastet er im Kaffeehaus und im Leseverein Zeitungen und Zeitschriften, zu Hause Bücher durch, ohne Genuß der Sprache und, was das Schlimmste ist, meist ohne wahre geistige Förderung. Wir müssen uns zusammennehmen, wenn wir einmal zufällig laut lesen, daß wir über den ungewohnten Wortklängen den Denkinhalt nicht überhören: ein Beweis, wie sehr das bei uns auseinandergefallen ist, was seiner Natur nach verbunden sein sollte. Die gelehrte Cultur, die in unübersehbarer Arbeitshäufung hinkeucht, hat es uns auseinandergerissen. Goethe sagt: „Schrift ist ein trauriges Surrogat für die Sprache." Das Stillesen ist ein viel traurigeres für Lesenhören und Lautlesen. Die Schrift schließt das gesprochene Wort nicht schlechthin aus, der Stilleser erniedrigt die Worte zu rein mechanischen Werkzeugen, er hilft, die Sprache zum gleichgültigen Mittel nackter Gedankenmittheilung zu machen, da sie in ihrer Blüthe der lebendige, sinnlich schöne Leib des geistigen Gedankens war.

Der Stil selbst verkümmert, wenn der Zusammenhang mit dem gesprochenen Worte verloren geht. Es ist kein Wunder, wenn die, welche dem Zwange des Viel- und Stillesens am meisten unterworfen sind, die Gelehrten und Buchmenschen, im Durchschnitt am schlechtesten lesen und sprechen. Durch jahrhundertlange papierne Ueberlieferung hat sich in jedem Fache ein eigner Buch- und Schreibstil fortgepflanzt, der ohne befruchtenden Zufluß aus den frischen Quellen der Volkssprache zu schwerfälligen, klangwidrigen Bildungen verknorrt. Er bringt Jeden, der solche Drucksachen lesen muß, durch seine unleserliche, formlose Art zur Verzweiflung. Das Lautlesen ist aber der Prüfstein des guten, des wirklichen Stiles: eine Schreibweise, die sich nicht gut lesen läßt, ja die das Lautlesen nicht gebieterisch verlangt, ist keine gute. Die Sprache Luthers, Lessings, Goethes zwingt zum Lautlesen, sie drängt dazu, in klingenden Lauten immer von Neuem wiedergeboren zu werden, sie legt auch dem Lesenden den Tonfall, die Accente, den Rhythmus in den Mund, durch die sie Leben erhalten kann.

Hand in Hand mit der gelehrten Stubenvereinzelung und der literarischen Ueberproduction geht ein allgemeiner Zug der Zeit, der die Persönlichkeit zurückdrängt. Unsere Zeit fordert vom Manne nur eine bestimmte Art von Arbeit, dahinein hat er sich mit allen Kräften zu vertiefen, Ausbildung der ganzen

Persönlichkeit wird nicht gefordert, äußerer Formschliff nur soweit, als es sich um unanstößiges Auftreten nach den Gesetzen der Gesellschaft handelt. Solch einseitiger Arbeiter fühlt keinen Antrieb, sich eine persönliche eigne Sprache, die geistige Krone einer schönen, freien Persönlichkeit zu erwerben; auch hier genügt es, wenn er den äußerlichsten Forderungen des Schablonengeschmackes genügt. Dieser Geschmack, der für das gesammte gesellige Benehmen das Unauffällige, Regelmäßige, Matte als Richtschnur hinstellt, fordert auch von der geselligen Rede eine dem farblosen Ganzen angemessene Zurückhaltung. Nicht Menschen, charaktervolle, eigenartige, geistig kraftvolle Menschen bevölkern die Salons, sondern uniformirte Zierpuppen, die hinter den glatten Formeln der Uebereinkunft ängstlich zu verstecken suchen, was die Natur ihnen etwa Eignes, Kräftiges mitgegeben hat. Die glatte Sprache, in der diese Menschen reden, huscht klang- und charakterlos, flüchtig und flach über die Gegenstände hin, die sie streift.

Nur gesellige Völker sprechen und reden gut: die alten Griechen thaten's, deren biegsam flüssige Sprache noch heute davon zeugt, wie hoch die gesellige Rede entwickelt war; heute die Italiener und die Franzosen. Wir Deutschen gehören zu jener ungesellig innerlichen, arbeitenden Menschenart, die künstlerische Selbstdarstellung der Persönlichkeit scheut. Das ist der tiefste Grund dafür, daß in unserer Geselligkeit, unserer Sprache so wenig Schönheit zu finden ist. Diese deutsche, verschlossene Eigenart, welcher die Persönlichkeit nichts, alles die geleistete und zu leistende Arbeit gilt, läßt ein freies Gesellschaftsleben, das sich in eigner Schönheit entfaltet, gar nicht aufkommen. Alles, was gesellig an uns ist, flüchtet sich in den engeren Familienverkehr, der herzlicher zwar als das glatte Salontreiben, doch keine Schule geselliger Bildung sein kann. In diesen engen Kreisen, wo er die Kunst der Unterhaltung nicht mühsam zu lernen braucht, fühlt sich der Deutsche gemüthlich; er schmählt gegen den aufdringlichen Prunk, den Andere mit ihrer Rednerei treiben, und ist froh, nach kunstlos alter Weise von Herzen zu Herzen weiter radebrechen zu können. Unsere Geselligkeit, die im Grunde Ungeselligkeit ist, wird keine schönere Rede entwickeln, wenn sie nicht aufhört, so ungesellig zu sein. Die Aussicht, daß dies geschehe, daß es allgemein und durchgreifend geschehe, ist gering. Die Streitfrage über die lebendig schöne Rede läuft auf die größere Frage hinaus, ob Schönheit der äußeren Lebensformen anzustreben sei, ob nicht. Daß wir Deutschen weniger Anlage hiefür mitbringen, als die formbegabten Romanen, wer wüßte das nicht? Aber wir sind verstockt genug, zu behaupten, daß man sich um das am eifrigsten mühen müsse, was die Natur nicht fertig geschenkt hat, vorausgesetzt, sie habe es nicht gänzlich versagt. Formschönheit hat sie uns sicher nicht versagt, die wir in fast allen Künsten Bahnbrechendes geschaffen haben, nur fällt es uns schwer, sie in allen kleinen Gebieten des Lebens auszuprägen. Die stille Schönheit des kleinen Lebens aber hängt mit dem edelsten Theile unserer geistigen Ausbildung aufs Engste zusammen. Hier liegen die Wurzeln aller Kunst. Die gemeine Meinung läßt in einem seltsamen Irrthume die ideale Kunst hoch über dem Treiben der Wirklichkeit in einem eingebildeten Wolkenreiche schweben. Sie beachtet nicht, daß ihre Keime überallhin durch das Leben verstreut sind, daß die großen, riesenhoch aufragenden Kunstwerke aus diesen kleinen Keimen langsam aufgewachsen sind. Sie vergißt vor Allem, daß die Vorbedingungen für die richtige Würdigung der Kunst fehlen, wenn nicht die bescheidene Schönheit des Werktages das ganze Leben durchdringt. Die Kunst der schönen Rede zumal greift, abgesehen von ihrer ästhetischen Bedeutung als Werkzeug der Poesie, in die verschiedensten praktischen Gebiete ein. Alle die Zweige geistiger Thätigkeit müssen sich, wollen sie nicht in reizlos trockenem Geschehen aufgehen, sich von der Rede einen Schimmer der Schönheit borgen. Daß auch das an sich gleichgültig kalte Thun von einem Strahle der Schönheit erwärmt werde, liegt sehr im Interesse der alternden Cultur, der bei fortschreitender Arbeitsvereinzelung die Quellen des Gefühls langsam versiechen. Niemand wird uns überreden, daß das Geringste, was diese Ausdörrung aufhält, müßig oder gar höheren Zielen schädlich sei. Schädlich, ja todbringend würde es wirken, wenn die Schönheit, wie bis jetzt, aus dem Leben weiter fliehen würde. Die zusammengehäuften Bilder der Kunstausstellungen, die massenhaften Concerte und der Wust von lyrischen Gedichten, Romanen und Buchdramen können darüber nicht hinweghelfen: das sind krankhaft gesteigerte Erscheinungen, mehr Ausbrüche drängender Schönheitssehnsucht, als gesunde Erzeugnisse einer in sich befriedigten Kunst. Sollen die Gefahren abgewendet werden, die der Schönheit der Kunst und des Lebens aus der einseitigen Vertiefung in die selbstverleugnend arbeitsame Richtung drohen, so muß sich dieser „Idealismus der Arbeit" mit dem „Realismus der schönen Persönlichkeit" verschmelzen; ihre Vereinigung erst erklimmt den Gipfel echter Menschlichkeit. Wir Deutschen brauchen ein solches Ideal nicht im Wesenlosen zu suchen: Goethe stellt es uns greifbar vorbildlich dar; Apoll in der Jugend, Zeus im Alter, der unablässig an der Ausbildung seiner ganzen Persönlichkeit bemüht, dennoch in ernstester Arbeit mit den Pflichten des Tages und den großen Aufgaben der Ewigkeit rang.

Die Hauptfrage erhebt sich, ob es Mittel gibt, den Deutschen aus ihrem Sprachelend zu einer bessern Rede zu verhelfen. Allgemein geholfen kann nur dann werden, wenn das allgemeine Sprachbewußtsein durch die fühlende Erkenntniß der Verderbniß erweckt wird. Bis dahin ist der Einzelne, der die Mängel des bisherigen Zustandes fühlt, machtlos: durchgreifende Veränderungen, die in die Tiefen des Volksgeistes eindringen, lassen sich nicht vorzeichnen noch anbefehlen. Der Einzelne kann nichts thun, als an seinem Theil das Gefühl für die Unerträglichkeit der gegenwärtigen Zustände erwecken und verbreiten zu helfen; dies Gefühl wird dann aus sich heraus eine Besserung mit innerer Nothwendigkeit entwickeln. Inzwischen müssen die „Wissenden" sich mühen, selbst „Könnende", Redende zu werden. Sie sind auf eigene Studien und intim persönliche Anleitung allein angewiesen. Es gibt kleine Mittel der sprachlichen Selbstausbildung. Das erste derselben, und zugleich dasjenige, welches der vollendete Redner noch nicht entbehren kann, ist das Lautlesen. Die landläufigen Gesetze des richtigen Lesens gibt jede Vortragslehre an, soweit sie bestimmt anzugeben sind; es sind nicht allzu viele, und die unbestritten gültigen betreffen die niederen Redeelemente; das Wichtigste und Schwerste bleibt dem eigenen Gefühl und der Erfahrung überlassen: die Rhythmik der Rede und die Modulationen des Tonfalles bei Satzschlüssen, Fragen, Ausrufen, Anknüpfungen lassen sich in ihrer mannichfachen Fülle und Färbung nur durch lange mühsame Uebung sicher erwerben. Vor zwei Dingen ist dabei zu warnen. Man hüte sich vor rein dramatischen Stücken; sie führen zu jenem stammelnden Dilettantismus zurück, dem wir entfliehen wollen. Es ist nicht Jedermanns Sache, einen dramatischen Charakter, auch wenn er ihn innerlich fühlend richtig erfaßt hat, mit überzeugender Wahrheit sprechend nachzuschaffen, versucht man es dennoch mit unzulänglichen Mitteln, so entsteht ein Halbgebilde, das entweder entmuthigt, wenn der Leser das Mißverhältniß zwischen Wollen und Vollbringen gewahrt, oder ihn von weiteren Fortschritten abschließt, wenn er die vielleicht nicht unübeln Anfänge naturalistischer Charakteristik für künstlerische Vollendung hält. Wir haben so viel Gutes, das sich lesen läßt, daß wir nicht immer die „Minna", den „Wallenstein", den „Faust", die gespielt werden wollen, lesend zu mißhandeln brauchen.

Dem kunstmäßigen Leser droht eine zweite Gefahr: Je sorgsamer er sich die Kunst des Vortrages aneignet, desto mehr neigt er dazu, die erworbenen Kunstmittel überall in gleicher Weise anwenden zu wollen. Solche Leser pressen Alles in eine Vortragsform. Man soll sich aber bemühen, für den eigenthümlichen Geist jedes Schriftstellers, jedes Schriftstückes einen besonderen, nur ihm angepaßten Ton zu finden. Man sehe wohl zu, ob man ein Werk, das man lesen will, mit den vorhandenen Mitteln lesen kann. Für Lessings prosaische Schriften mit ihrer klaren Bestimmtheit, der schneidenden Schärfe ihrer meist polemisirenden Gedanken reicht eine Tenorstimme aus, der scharfe

Accente zu eigen sind, ihr heller Klang stimmt zu dem schnellen dünnen Strome seiner Entwicklung. Goethes Prosa breitet sich aus, weithin wie ein Meer: sie fordert eine weiche, klangvolle Baßstimme. Man hört den alten Olympier in tief rollendem Tone dictiren, behäbig und langsam. Diese wuchtige Breite und runde Fülle muß auch beim Wiederlesen in Ton und Stärke der Stimme wiederklingen. Die hat kein Tenor. Auch Goethes Jugendsprache mit ihrem stürmischen Brausen will auf tief mächtigen Tonfluthen getragen werden, ein Tenor bringt schneidend helle Klänge hinein, die ihr fremd sind. Ohne sorgsames Eingehen auf die geistig-sinnliche Eigenart eines Schriftstellers, auf seine kleinen psychologischen Eigenheiten fehlt dem Vortrage Schmelz und Farbe, kalte Correctheit aber ist hier wie überall unerträglich.

Die Recitation hält die Mitte zwischen dem Lesen und der dramatischen Declamation, wie das vortragende Lesen zwischen nacktem Berichten und lebendigem Recitiren. Der Recitator, der seine Kunst kennt, bricht nicht in dramatischer Leidenschaft voll aus: den Gefühlsgehalt der Worte läßt er durch einen halbverhüllenden Schleier hervorleuchten. Der das Ganze durchziehende einheitliche Ton scheidet die objectivere Recitation vom subjectiv erregten dramatischen Vortrag. Die Kunst des dramatischen Recitators, der als Einziger Stimme und Charakter der Personen eines ganzen Dramas wiederzugeben versucht, dünkt uns mehr eine Kunstfertigkeit, als eine Kunst. Eine Kunstfertigkeit allerdings, deren verblüffende Effecte die erstaunten Hörer nicht selten von den Unfertigkeiten abziehen, die trotzdem und unvertilgbar vorhanden sind.

Diese Uebungen des gebundenen und freien Vortrages bilden eine eigene gute, freie Rede vor. Sie geben der Alltagssprache sichere Wortbeherrschung, Bestimmtheit und Farbe. Nur hüte man sich, den eignen Ton des Lesevortrags in die persönliche Sprache hinüberzunehmen. Man muß nicht Alles mit der nachdrücklichen Kraft und Würde ausposaunen, mit der man eine gedankenreiche Abhandlung liest, man muß die unplanmäßige, scheinbar ziellos sich ausbreitende Lebendigkeit des Gespräches vom Leseton eines bewußt zusammengezogenen, planmäßig aufgebauten Buches scharf unterscheiden. Das Lob „Er spricht wie ein Buch" ist ein sehr zweideutiges, wenn es mehr sagt, als: er weiß viel und gut zu sprechen. Es gibt nicht leicht einen falscheren Satz als den: „Schreib wie du sprichst", es müßte denn seine Umkehrung sein: „Sprich wie du schreibst", oder „Sprich wie du liest". Beides sind, wie Goethe sagt, „ein für allemal zwei Dinge, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte". Lebendige Wirkung geht von Person zu Person; wird die sprechende Person zum Buche, so geht das Beste, was seine Mittheilungen enthalten können, das Persönliche, verloren. Wir kennen solche Leute, natürlich sehr gelehrte, die ihre Gespräche buchmäßig wohl stilisiren, die stilisirten Sätze aber vortragen, als läsen sie vom Katheder irgend einen Schmöker, der sie gar nichts anginge.

Gegen eine mögliche Mißdeutung unserer Ansichten verwahren wir uns: wir fordern nicht, daß jede Redeäußerung im faltigen Gewande der kunstmäßig drapirten Rede einherschreite. Das wäre in der That da ein nutzloses Prunken, wo der Inhalt nicht innere Gefühlserregung und durch sie eine klangvoll lebendige Sprechform bedingt. Die Scheidung zwischen der niederen und höheren Sprechweise bleibt zu Recht bestehen. Gefordert wird nur, daß auch die gleichgültigen Mittheilungen dienende Alltagsrede eine nüchterne Form prunkloser Schönheit enthalte, welche im Keim alle höheren Redebestandtheile in sich enthält. Das ist um so nachdrücklicher zu betonen, da die gebildeten Deutschen sich bequem jeder derartigen Forderung entziehen. Der Uebergänge von dieser Tagessprache zur Gefühlsrede gibt es viele. Bei lebhaften Erregungen geht jene unvermerkt in diese über: da hebt sich der Sprechton zum halbmusikalischen, gefühlssatten Klange, die logische Betonung wird stärker hervorgestoßen, hinzutreten die pathetisch-rhetorischen Accente, die, auf den wichtigsten Worten verweilend, die großen Contraste der Rede weithin erkennbar bezeichnen. Durch die Accente gliedert sich die Rede in eine feinfühlige rhythmische Reihe, die, dem Inhalte in leisesten Veränderungen folgend, in sachgemäßem Wechsel von schneller und langsamer Bewegung die Elemente des Numerus entwickelt. All diese Momente, welche die Gefühlsrede unwillkürlich aus sich schöpft, vereinigt die bewußte Kunstsprache und beherrscht sie.

Ob die großen Einrichtungen, die zunächst die Rede des Volkes zu bilden hätten, sich je wieder auf ihre gewiesene Aufgabe besinnen werden, wer weiß es? Die Schule könnte für die Hebung der Sprache am meisten thun; sie könnte — denn zuvor müßte Manches anders werden, als es ist. Die Philologen müßten ein gut Theil weniger theoretisch-philologisch, dafür viel mehr praktisch und sehr viel mehr ästhetisch gebildet werden. Die Lehrer des Deutschen vor Allem müssen Stillehre, Vortragskunst lernen, immerhin auf Kosten der altdeutschen Grammatik, die jetzt fast das ganze Studium verschlingt, obgleich sie aus den Lehrgegenständen des Gymnasiums gestrichen ist. Weiterhin wäre zu wünschen, daß der ganze sprachliche Unterricht sich etwas von den grammatisch formalistischen Tüfteleien entfernte, um für die inhaltliche, geistig ästhetische Seite der alten und neueren Schriftsteller Raum zu gewinnen. Wenn das und manches Andere geschähe, könnte die höhere Schule eine Quelle sprachlicher Bildung werden, wie sie jetzt eine der Verbildung ist. Ob das geschehen wird, und bald geschehen wird, muß der Zeit überlassen bleiben, bis dahin wäre es unfruchtbar, über die Einzelheiten der neu einzurichtenden Uebungen voreilig streiten zu wollen. Die Aussaat der Schule würde alsdann all den anderen Stätten der Rede, der Kanzel, dem Katheder, dem Theater, der Geselligkeit zu Gute kommen. Diese wiederum würden durch ihre ganze Atmosphäre den Unterricht der Schule allseitig fördern; jene fruchtbare Wechselwirkung würde entstehen, die überall sich ergibt, wo verschiedene Lebenskreise lebendig ineinandergreifen.

Das sind Zukunftsträume, deren Erfüllung ferne scheint; sie träumen von einer Zeit, von der man mit Goethe sagen könnte:

„Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war."

Aus der Hauptstadt.

Eine Festdecoration. — Die neunte Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen.

In der Tagesliteratur dürften die großen Anstrengungen und entsprechenden Erfolge der Künstlerschaar, welche es unternommen, die Räume bei Kroll für das diesjährige Künstlerfest zu schmücken, im Ganzen nicht nach Gebühr gewürdigt sein. Dies ist sehr zu bedauern, denn es handelte sich nicht um eine beliebig vor die Hauptseiten eines Saales gestellte Façaden- und Vedutenmalerei oder um Gelegenheitsschmuck aus Laub und Fahnen. In den Raum zweier großer Säle hatte man ganz frei bis ins kleinste Detail neugeschaffene Innenräume gestellt, deren Architektur, Wand- und Deckenmalerei aus einem Gusse. Der erste war ägyptisch, der andere japanisch decorirt. Zum Glück hat man sich entschlossen, die vortreffliche Leistung eine Zeit lang dem Publicum zugänglich zu machen. Dieses kann außer dem Genuß noch den Vortheil haben, eine gute Lehre mitzunehmen, wenn es die mit großen Mühen für einen Abend hergestellte Festdecoration ein wenig ernsthafter ansieht auf die originellen Mittel, mit denen eine starke einheitliche Wirkung erzielt ist.

Freilich, der ägyptische Raum, unter Leitung eines Kenners wie Professor Gentz hergerichtet, bietet auf den ersten Blick nichts, das unsern Großstädtern nicht schon aus dem Museum oder aus Orientbildern bekannt wäre. Aber es ist doch etwas Anderes, ob man sich in der Phantasie ein Bild des alten farbenreichen Aegypten lebendig macht, oder ob man einmal in einem lichten Prachtbaue umherwandeln darf, wie ihn Gentz zwischen zwei unbedeckte Höfe gestellt, über deren mit farbigen Dar-

stellungen bedeckte Mauern eine südliche Vegetation nickt. Offene Lotosblumen schmücken die Baldachine mit den Götterbildern, Laubgewinde und Blumengehänge die Wände. In feierlichem Ernst stehen an den Mauern halbnackte, bekränzte Tempeldiener auf Postamenten, thierhäuptige Götter halten Wacht. Wie ernst, feierlich wirkt in dem farbigen Raum die farbige Skulptur. Bildhauer Thomas, der in kurzer Frist die zahlreichen lebensgroßen Statuen modellirt, hat sich nicht mit bloßer Tönung begnügt, sondern die kräftigste Farbe walten lassen, die sich bei den Figuren der Tempeldiener zu voller Lebenswahrheit steigert. Hier hatten wir einmal die Freude, den Eindruck decorativer, energisch farbiger Skulptur in farbigem Raum zu empfangen.

Eine besondere Ueberraschung hatten die Malereien der Wände aufgespart. Dem oberflächlich streifenden Blick erschienen sie so richtig und so altägyptisch wie möglich. Aber sie trugen den Schalk im Nacken. Ein feierlicher Zug von Kriegern — Herman Prell hat sie gemalt — prunkt mit den Litzen und Knöpfen unserer Garde. Zwei ganz ernsthaften Ringern sieht mit Spannung eine Aegypterin zu, deren einziges Kleidungsstück aus einer goldenen Uhr mit Kette besteht. Max Klinger, der diese Gruppe hingeworfen, hat an einer andern Stelle eine übermüthige Entführung improvisirt, voran der fliehende Held, der von seiner über die Schultern geschlagenen Beute mit Schlägen tractirt wird. Bewaffnete verfolgen ihn, Straßenjungen begleiten das Ereigniß mit kritischem Pfiff auf den Fingern beider Hände, Vater und Mutter sinken in Ohnmacht, auch das Glas Wasser fehlt nicht, — und das Alles im feierlichsten ägyptischen Monumentalstil. Anderes hat Lippisch beigesteuert. So finden sich aller Ecken und Enden in dem ernsten Raum die heitersten Gaukeleien. Und das ist recht, denn damit kommt in die Feierlichkeit wieder ein Zug von Frohsinn und sogar von Ausgelassenheit, wie er zum Feste paßt. Auch würde man sich schwerlich in die Betrachtung redlicher Copien von altägyptischen Originalen vertiefen mögen wie in diese Scherze, bei denen man überall auf Ueberraschungen gefaßt sein muß. Ein Gegengewicht bilden dann wieder die köstlichen Transparente von Gentz, großartige ägyptische Landschaften, welche die Fensteröffnungen füllen.

Wie Gentz mit seiner Erfahrung bei den ägyptischen Dingen, so führte Saltzmann als Kenner Japans die Schaar im zweiten Saal, der in das Innere eines Buddhatempels verwandelt war. Hier gab die japanische Holzarchitektur das Gerüst. Außer der schlichten Decke waren alle Flächen mit Malerei bedeckt. Zu den offenen Fenstern hinaus Fernblicke auf köstliche japanische Landschaften, in der Mitte vor dem kolossalen Buddhabilde eine Estrade mit Opfergeräth.

Bei aller Einfachheit der Mittel ist die Wirkung des eigenartigen Raumes schwer zu schildern. Alle Balken sind schwarz gestrichen, alle Wandflächen vergoldet. Dieser Contrast wird gemildert durch lebensgroße farbige Darstellungen auf den mittleren Feldern neben den Fenstern. Ueber denselben ist ein Fries großer Landschaften in Weiß und Schwarz auf den goldenen Grund gebracht, unten ziehen sich als Predellen schmale, friesartige Landschaften hin. Die Darstellungen sind meist aus japanischen Büchern ohne Veränderung übernommen. Hier war auch keine weitere Aneignung nöthig, da der Stoff an sich lustig genug. Röchling, Scholtz und Souchay haben es trefflich verstanden, ihren Vorbildern nachzukommen. Eine merkwürdige Erscheinung, daß bei der Uebersetzung einer Tusch-Illustration in die Wandmalerei keine Unzulänglichkeit sich ergab. Die meisten der Darstellungen sahen aus, als ob sie für monumentale Größe ursprünglich gedacht waren. Besonders auffallend war dies bei den Landschaften unter dem Dache. Man hätte nach dem Holzschnitt nicht ahnen können, daß die großartig geschwungene Welle, deren Schaumkamm sich nach einer lieblichen Mythe in flatternde Vögel verwandelt, in natürlicher Größe so gewaltig erscheinen würde. Und doch scheint erst bei dieser Dimension der Gegensatz zwischen der überschlagenden Woge und dem ruhigen Gipfel des Fuji-yama, der über schwarze Föhren durch das Wellenthal grüßt, zum Ausdruck zu kommen. Auch in diesem Saal hatte sich Klinger betheiligt und nach seiner Art an die Stelle der Nachbildung eine eigene Schöpfung gesetzt. In wilder Bewegung saust ein Schwarm roßgroßer fliegender Fische vorüber. Auf dem vordersten reitet ein wilder Mann, der den Bogen gespannt hat. Eine schaurige Phantasie, aber vollkommen glaubwürdig gemacht. — Köstlich sind die Ausblicke aus den Fenstern. Bracht, Saltzmann, Konrad Lessing haben hier mit wahrer Hingebung gearbeitet. An der Seitenwand hinten wird uns noch eine kleine Novelle erzählt. Vor dem einen der drei Fenster liegt ein blühender Garten. Vor dem andern hebt eine Lauscherin die Matte, welche die Stelle eines Ladens versieht, und späht in das Innere einer Hütte. Was sie erblickt, verräth uns der Schatten der Bewohner, den ein Licht auf eine transparente Fläche wirft. Ein junger Europäer kniet vor einer zierlichen hochfrisirten Japanerin und hält in seinen ausgebreiteten Armen eine Strähne Garn, das sie mit geschwungener Rechten aufwickelt. Ueber dem Paar, jedoch dem Knieenden näher, die Silhouette eines Bauers mit einem Vogel drin, für den, der noch eine Erklärung braucht.

Das sind die Decorationen zum Künstlerfest. Sie boten soviel frische fröhliche Erfindung, sie trugen so dankenswerth zur Lösung der Decorationenfragen bei, die uns Alle beschäftigen, daß sie trotz ihres ephemeren Daseins eine Erwähnung an dieser Stelle beanspruchen dürfen.

Das andere Ereigniß der Woche bildet die Ausstellung der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in den Räumen der Akademie. Sie ist bereits die neunte ihrer Art, und die stetige Wiederkehr sowie die allmähliche Steigerung des Gebotenen beweisen, daß der Verein nicht vergebens arbeitet. Man darf natürlich nicht mit den Ansprüchen durch die drei Säle gehen, die an allgemeine Kunstausstellungen erhoben werden, haben doch gerade aus Rücksichten verwandter Art die Künstlerinnen sich von ihren Collegen getrennt.

Sie haben schwer zu kämpfen, selbst die wenigen, die sich, durch Talent und Schulung ausgezeichnet, mit ihren Mitbewerbern in die Schranken wagen. Wehmüthig spielt eine Allegorie auf dem Titelblatt ihres Katalogs auf diese Thatsache an. Oder sollte der Dornenkranz mit der großen Schleife, den zwei Kobolde über dem zurückgeschlagenen Vorhang befestigen, nur ein Scherz sein? Doch auch das Distelgestrüpp in der Umrahmung bedeutet nichts Gutes; nur neben dem Worte Kunstfreundinnen blühen zwei Rosen auf, und auch sie haben ihre Dornen.

Von Abwechselung ist an den langen Wänden nicht viel die Rede. Hier und da ein schüchternes Genrebild, etwas häufiger ein Porträt, und dies zuweilen ausgezeichnet; sehr viel Landschaft und noch mehr Stilleben. Letzteres beherrscht geradezu die Production, wie auch ganz natürlich. Der Empfindung für das Zierliche, dem gebildeteren Geschmack für Farbenharmonie kommt es freundlich entgegen. Der japanische Einfluß zeigt sich auffallend stark, sowie das Kunstwerk als Schmuck eines Geräthes auftritt; die losen Zweige auf den Wandschirmen und um die Bilderrahmen verleugnen ihr Vorbild keinen Augenblick. Selbständig sind dagegen die Sträuße und die Zusammenstellungen von Früchten und Fischen. Die Skulptur tritt ganz in den Hintergrund. Da wir den hervorragenderen Werken wohl demnächst in der Ausstellung des Künstlervereins oder im nächsten Salon wieder begegnen werden, so wollen wir uns ihre Besprechung bis dahin versparen.

Von besonderem Interesse sind die Leistungen der Schule des Vereins, die von namhaften Künstlern geleitet wird. In ihr liegt der beste Beweis für den Ernst, mit dem der Verein seine Ziele verfolgt.

A. L.

Notizen.

Von sämmtlichen Bibliotheken, Sammlungen, Collectionen und Lauben ist jedenfalls die Salon-Bibliothek von Karl Prochaska in Wien und Teschen die am schönsten ausgestattete. Das handliche Format, der klare Druck, das prächtige Papier verleihen diesen Bänden ein vornehmes Aussehen, das ihrem Titel mehr als nur gerecht wird. Auch der redactionelle Theil scheint mit Geschick und Geschmack geleitet zu werden; die streng gesichtete Auswahl von Romanen, Novellen, Essays, Gedichten und Aphorismen bringt angenehme Unterhaltung und Abwechslung. Gleich der erste Band: Die Zonen des Geistes von Moritz Jokai ist eine überaus werthvolle Gabe. Der berühmte ungarische Dichter schüttet da ein reiches Füllhorn voll weisheitsfroher Aphorismen, weltkluger Sprüche und geistvoller Aperçus über unser modernes Leben in Politik, Wissenschaft und Kunst aus. Wie hübsch ist z. B. die Bemerkung über die heutigen Römer: sie bestehen aus Leuten, welche die flache Hand entweder nach unten oder nach oben halten — Priestern und Bettlern! — Auch Der Naturgenuß, Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre von Hieronymus Lorm enthält viel Schönes und

Sinniges. — Den Lesern der „Gegenwart" sind die meisten Aufsätze, welche in den beiden Bänden: Haidekraut, Ein neues Skizzenbuch von Johannes Scherr und Literarische Physiognomien von Wilhelm Goldbaum enthalten sind, bereits bekannt. Die Aufsätze über Mosen, Arnim, Kinkel und Carlyle gehören zum Besten, was Scherr geschrieben hat. Was Goldbaum unter der literarischen Physiognomie versteht, wissen unsere Leser; jedenfalls excellirt er in der schweren Kunst, das Charakteristicum eines jeden Schriftstellers ins Licht zu stellen. Dabei ist Goldbaum immer geistvoll, pikant und urban: sein Wohlwollen geht unseres Erachtens in der Würdigung von Wilhelmine v. Hillern und Dingelstedt sogar um ein Beträchtliches zu weit. Brillant sind die Feuilletons über Gutzkow und die Ghetto-Poeten. — Die drei Novellen: Der Liebe Müh' umsonst von Julius v. d. Traun würden eine längere Besprechung verdienen. Wir haben seit langem nichts Packenderes gelesen, als die drei barocken, genialen Geschichten eines Autors, der unstreitig auf episch-lyrischem Gebiete besser zu Haus ist. Die Stimmung ist überall zerrissen, gespenstig, tief pessimistisch, und es liegt ein glühender poetischer Hauch darüber, der uns mit der sprunghaften Handlung, der aphoristischen Behandlung versöhnt. Die erste und die letzte Novelle erinnert an die Produkte der Romantiker; Callot-Hoffmann, Arnim, Novalis klingen durch, und wie viel sprachschöpferische Meisterschaft liegt in diesem markigen, anschaulichen, farbigen Stil! Die Naivetät des wahren Dichters verleugnet sich nirgend. Es ist eine Speise für Feinschmecker und Kenner.

* * *

Römische Dorfgeschichten von Richard Voß. Frankfurt a/M., C. Könitzer.

Wir begrüßen dieses neue Werk des mehrfach preisgekrönten Dramatikers als ein willkommenes Zeichen, daß er sich von der krankhaften Subjectivität seiner früheren Werke befreit hat. Diese Dorfgeschichten sind gesund ohne vulgär, genial ohne kraftgenialisch zu sein und zeugen auf jeder Seite davon, daß der Autor gelernt hat, die Realität scharf zu beobachten und wiederzugeben und stets Maß zu halten. Voß führt keine unwürdige Maskerade auf, indem er uns etwa gute deutsche Philister als römische Senatoren oder zeitgenössische Bewohner der Campagna im landläufigen Atelierkostüm zeigt. Nein, seine antiken und modernen Römer sind echte Naturmenschen, wirkliche Individualitäten, unverkennbare Italiener. Ein genialer Wurf sind die „Iskariden" mit den prächtigen Schilderungen der einsamen Bewohner der Ponza-Insel, von Felseneiland und Meer. Die Katastrophe ist von hinreißender tragischer Schönheit. Conventioneller muthet uns „Maria Botti" an, die übliche Malerliebesgeschichte, aber welch herrliche Figuren sind nicht der erzählende Künstler und seine stolze Geliebte von Rocca di Papa! Zum erstenmal erkennen wir auch — und zwar aus dem „Mönch von Palazzuola" und dem „Venusopfer" —, daß Voß auch humoristisch veranlagt ist. Die heimliche Liebe des Mönchs zu der Marmorstatue und dann zu dem schelmischen Bauernmädchen und die Freude des Greisenpaares an dem späten Kindersegen, das ist Alles mit so herzgewinnender Drolligkeit dargestellt und mit einer Menge von hübschen Detailzügen ausgestattet, daß wir Voß gern öfter auf diesem Gebiet anzutreffen wünschen. Es bietet ein glückliches Gegengewicht zu seiner Neigung, die Handlung in unnöthiger tragischer Herbheit ausklingen zu lassen. Den Preis verdient jedenfalls das entzückende, harmonisch abgetönte „Venusopfer", eine wahre Muster- und Meisternovelle, die an Heyses beste Schöpfungen gemahnt und doch durch und durch originell ist. Nach diesen Proben zweifeln wir nicht mehr daran, daß dies kräftige und eigenartige Talent in die richtige Bahn eingelenkt hat und uns noch manches Erfreuliche und Bedeutende schenken wird.

* * *

Internationaler Citatenschatz. Lesefrüchte aus heimischen und fremden Schriftstellern von O. Zeuschner. Leipzig, E. Schloemp.

Eine in jeder Beziehung umfassend, praktisch und feinsinnig angelegte Citaten-Sammlung, die sich an den trefflichen Büchmann anlehnt. Die über 6000 Citate und Lesefrüchte in französischer, englischer, italienischer, griechischer und lateinischer Sprache, insofern sie bei uns citirt werden, und in deutscher Sprache sind alphabetisch geordnet und durch genaue Quellenangabe und Einfügung von Parallelstellen besonders werthvoll. Das Register nach Haupt-Stichwörtern erleichtert das Auffinden der gesuchten Sentenz erheblich. Hoffentlich wird es in zukünftigen Auflagen nicht nur beigelegt, sondern beigebunden und durch ein Verfasser-Verzeichniß erweitert. Empfohlen seien auch die neuen einschlägigen Sammlungen: Schillergarten von S. Blumenau (Bielefeld, Helmich), eine systematisch geordnete Blumenlese aus Schillers Werken, Altdeutsche Sinnsprüche in Reimen, gesammelt von Max Löbe (Halle, Niemeyer) und das grundlegende Werkchen von H. Draheim: Deutsche Reime, Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden (Berlin, Weidmann), eine auch wissenschaftlich brauchbare Zusammenstellung nach den Quellen. „Es ist was Schönes und Erbauliches um die alten Sinnbilder und Sittengesprüche", hat Goethe schon vor hundert Jahren geäußert.

Offene Briefe und Antworten.

Die äußere Geltung des Doctorats jetzt und vor einem Menschenalter.

Bei der vierten Säcularfeier der Universität Greifswald im October 1856 fanden der Sitte gemäß Ehrenpromotionen in allen vier Facultäten statt. Zwei der durch die neue Doctorwürde geehrten Männer wiesen diese Auszeichnung zurück, Prinz Adelbert von Preußen, dem der philosophische, und Graf Arnim-Boytzenburg, dem der juristische Doctortitel zugedacht war. Es verlohnt nicht mehr, auf die in der Tagespresse lebhaft ventilirten Motive der Zurückweisung näher einzugehen; nur ein Moment, das von einem hervorragenden Organe jener Tage geltend gemacht wurde, ist auch heute noch der Beachtung werth, weil sich daran der Umschwung der Zeiten und der Fortschritt der geschichtlichen Entwicklung klar erkennen läßt. Die „Berliner Revue" rügte es also als eine Taktlosigkeit, daß eine preußische Facultät einem Gliede des regierenden Königshauses die Ehre des Doctorates anzutragen gewagt habe.

Und heute — noch ist kein Menschenalter vergangen — ist der deutsche Kronprinz Ehrendoctor einer britischen und zugleich einer deutschen, preußischen Universität, von Oxford und Bonn. Gerade in unseren Tagen aber ist dem jungen Herzoge Ferdinand Ludwig von Bayern in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen von der heimischen Universität München der medicinische Doctortitel honoris causa verliehen worden, und wiederum wurde die Auszeichnung nicht zurückgewiesen. Vor ihm aber hatte bereits sein Vetter, der als Augenarzt praktisch wirksame Herzog Karl Theodor von Bayern die medicinische Doctorwürde erworben, und in noch jüngerer Vergangenheit ist der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz auf Grund einer staatswissenschaftlichen Abhandlung von der philosophischen Facultät zu Leipzig zum Doctor promovirt worden. In dem bayrischen Königshause sind also jetzt zwei Doctoren der Medicin vorhanden, und in meiner eigenen Heimath Mecklenburg ist außer dem jungen Herzog Georg als Doctor der Philosophie sein Oheim, der regierende Großherzog Friedrich Wilhelm Dr. of civil law der Universität Oxford.

Von den Lesern dieses Blattes erbitte ich Auskunft, ob noch andere deutsche Fürsten mit wissenschaftlichen Ehrentiteln geschmückt sind. Ist es z. B. wiederum mit Bezug auf das Haus Hohenzollern nicht gestattet, offen zu fragen, ob die künstlerischen und literarischen Verdienste des Prinzen Georg von einer deutschen Facultät mit dem Titel eines magister liberalium artium nicht geschmückt, aber anerkannt worden sind? Und um von den Höhen des äußeren Lebens auf das ebenbürtige Gebiet des freien geistigen Schaffens zurückzugreifen, wäre es ein Raub an der Würde theologischen Wissens und Forschens gewesen, wenn der fromme Sängergreis unserer Tage, wenn das ehrwürdige Haupt Emanuel Geibels gerade am Lutherfeste mit der Würde eines Doctors der Theologie geschmückt worden wäre? Die Muse Geibels hat die fromme Sitte des Elternhauses nie verleugnet; sie hat zur sittlichen und religiösen Läuterung der Zeitgenossen mächtig beigetragen.

Schwerin i. M. Friedrich Latendorf.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken wie einz. gute Werke, spec. Kunst, Costume, Architectur, alte französ. Literatur kauft zur Completirg. e. ausländ. Bibliothek gegen Casse **S. Glogau** in **Leipzig.**

Die Zonen des Geistes.
Aphorismen von
Moriz Jokai.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel.

Soeben erschien:
REVANCHE! Bilder aus Paris von **Otto Röse.** 8. XX u. 341 S.
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Die vier Temperamente.
Lustspiel in fünf Akten von **Lothar Clement.**
IV, 155 S. 8. geh. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—
Nach dem Urtheil eines namhaften Literarhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Von höchstem aktuellen Interesse!
Soeben erschien in der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart:**
Uganda und der ägyptische Sudan.
Von
C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**
Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.
M. 7. —
In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:
Troilus und Kressida.
(Il Filostrato.)
Ein Epos in 10 Gesängen und 2 Epilogen
von
Giovanni Boccaccio.
Zum erstenmale in's Deutsche übertragen
von
Freiherrn von Beaulieu-Marconnay.
13 Bogen kl. 8° auf **Original-Büttenpapier** in **Liebhaber-Einband.**
Ueber diese zum erstenmale in deutscher Sprache erscheinende epische Dichtung Boccaccio's urtheilt **H. Hettner** in seinem Aufsatz über Petrarca und Boccaccio (Italienische Studien, Seite 43) also: **„Es ist unbegreiflich, wie eine so herrliche Perle echtester Poesie, wie Boccaccio's „Filostrato", vergessen sein kann. Es ist der laute Jubelruf eines von glücklichster Liebe erfüllten glückseligen Herzens."**
Für die Vortrefflichkeit der Uebertragung bietet der Name des Uebersetzers die beste Garantie. In leichter, gefälliger, dem Original jedoch streng entsprechender Form bietet diese epische Dichtung eine fesselnde, angenehme Lectüre.
Preis 5 Mark.
Berlin. **A. Hofmann & Comp.**

Verlag von **Otto Spamer**
in **Leipzig und Berlin.**
Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.
Buch der Hausfrau.
Dritte völlig umgearbeitete **Auflage.**
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.
Preis:
Geheftet *M.* 9.50.
Elegant gebunden *M.* 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)
Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.
Mit dem soeben erschienenen **achten** Bande liegt **vollständig** vor die **zweite,** bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:
Illustrirte
Weltgeschichte.
Begründet von **Held** u. **Corvin,** fortgeführt von **L. F. Dieffenbach,** Prof. Dr. **G. Diefel,** Prof. Dr. **O. Kämmel,** Dr. **E. Lammert,** J. **G. Vogt,** Gymn.-Direktor Dr. **B. Volz** ꝛc. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten ꝛc. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 80 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 *M.* = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.
Volksthümliches Prachtwerk.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Rau, Albrecht, Die Theorien der modernen Chemie. III. Heft. (Schluss.) Die Entwicklung der modernen Chemie. Neue Folge. gr. 8. geh. Preis 7 *M.*
Früher erschienen:
I. Heft. Die Grundlagen der modernen Chemie. Preis 2 *M.* 40 ₰.
II. Heft. Die Entwicklung der modernen Chemie. Preis 3 *M.* 60 ₰.

Hierzu eine Beilage der k. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 8. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Wendung der deutschen Reichspolitik. Aus östreichischer Perspective. Von Austriacus. — Der Staat und die katholische Kirche. Von *. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Aesthetik des Kunstgewerbes. Von Moriz Carriere. — Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Von H. von Eicken. — Ein neues Buch der Königin von England. Von H. Zimmern. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Roderich Heller. Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein unbekanntes Gedicht von Georg Herwegh. — Inserate.

Die Wendung der deutschen Reichspolitik.

Aus östreichischer Perspective.

In hohem Grade überrascht ist die Welt durch die neueste Wendung der Politik des deutschen Reichskanzlers, die Annäherung an Rußland ist rasch von einer ganzen Reihe von Erscheinungen gefolgt gewesen, in denen sich die Intimität der Höfe und die Freundschaft der Kabinete klar und entschieden ausspricht, und die europäische Presse wird nicht müde, unter Ausdrücken des Erstaunens über die Versatilität des deutschen Reichskanzlers auch die merkwürdigen Evolutionen seiner Politik zu verfolgen. An keinem Orte aber ist die Ueberraschung über die jüngste Wendung der deutschen Reichspolitik eine so starke, alle Kreise in Anspruch nehmende, wie in Wien. Man hat die Annäherung an Rußland sich vorbereiten sehen, man hat bemerken wollen, daß Herr von Giers sich weniger zufrieden mit seinem Wiener Aufenthalte gezeigt habe, als mit dem in Friedrichsruh und Berlin, allein man gedachte, daß eine Besserung der deutsch-russischen Beziehungen auch bis zu einem gewissen Grade der austro-russischen zu Gute kommen könnte und beruhigte sich dabei; aber die in raschem Tempo einander sich folgenden und verstärkenden Aeußerungen der Höfe von Berlin und Petersburg und der Kabinete, die Huldigungen der russischen Armee für den greisen Kaiser von Deutschland, diese rasche Erwärmung bis zur Verbrüderung, das hat in Wien geradezu verblüfft. Es sprach sich in Volkskreisen und in politischen Kreisen eine gewisse Eifersucht aus, man hielt sich so lange für die einzige Liebe des Reichskanzlers, daß das Erstaunen über die plötzlich zu alter Gluth erwachte Liebe für Rußland ganz begreiflich ist. Man darf sagen, die Wiener waren total verblüfft, die Pessimisten unter ihnen sahen den östreichisch-deutschen Bund schon als gelöst an und hatten kaum Gehör für die Stimmen der Berliner und Wiener Officiösen, die ein über das andere Mal versicherten, nichts habe sich an den Beziehungen zwischen Deutschland und Oestreich geändert. „Sind wir nicht wieder einmal glücklich dupirt?" hörte man wiederholt fragen, und die alten Feinde des Bundes Oestreichs mit Deutschland, die Slaven und Ultramontanen höhnten in ihrer Weise die östreichischen Deutschen ob ihres guten Glaubens an den ewigen Bestand des deutsch-östreichischen Bundes. Und in der That, das Abschwenken des Kanzlers nach der russischen Seite hin mußte nach allem Vorausgegangenen in Wien mit höchster Verwunderung erfüllen.

Noch vor wenigen Monaten waren Bismarck und Kalnoky in Salzburg vereinigt, und nach ihrer Begegnung wurde der Welt verkündigt, daß die Welt nicht sicherer auf den Schultern des Atlas ruhe, als ein Theil derselben, Europa, auf denen der verbündeten mitteleuropäischen Mächte. Wie stolz trat Kalnoky im Ausschusse der Delegationen auf, pries den Bund mit Deutschland und sprach das Wort: „Wenn wir angegriffen werden, dann werden wir nicht allein stehen," im besonderen Hinblicke auf gewisse kriegslüsterne Kreise Rußlands. Stand das nicht im vollen Einklange mit dem einstigen Worte des Kanzlers im deutschen Reichstage von der „polaren Richtung der russischen und französischen Gewehre"? In der östreichischen Delegation erklärte vor wenigen Monaten Graf Kalnoky, Oestreichs Verhältniß zu Deutschland sei ein vollkommen gesichertes, „weil es sich nicht nur auf die rückhaltlose Uebereinstimmung der beiderseitigen Kabinete gründe, sondern sich in das Bewußtsein der Völker selbst vollkommen eingelebt habe". Wie oft wurde uns versichert, der östreichisch-deutsche Bund sei ein so dichter, daß für einen Dritten, wie beispielsweise selbst für das Deutschland so befreundete Italien (1866 sogar sein Kampfgenosse), kein Raum sei. Blicken wir in die jüngste Vergangenheit und führen wir uns die russisch-deutschen Beziehungen vor. Die Herrscher von Deutschland und Oestreich hatten sich wie seit einer Reihe von Jahren in herzlicher Weise begegnet, dahingegen der Czar Alexander III. in Kopenhagen weilte, von Gladstone besucht, und den Weg nach Berlin nicht finden konnte. Die seit 1879 bestandene Erkaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland widerstand allen künstlichen Erwärmungsversuchen. Rußland hielt sich durch den Berliner Congreß um alle Erfolge des orientalischen Krieges gebracht, noch immer sprach man in Moskau von der „Niederlage", die Rußland durch den deutschen Reichskanzler erlitten hatte. Hatten sich auch die grimmigen panslavistischen Auslassungen aus der Zeit von Skobelews Reden nicht mehr wiederholt, wurde der Gedanke an eine Allianz mit Frankreich, den Gortschakow (1879) in die Massen geworfen hatte, nicht mehr ernst genommen, milderte sich in Petersburg wie in Berlin die Sprache der Presse, versöhnte sich auch Katkow mit der Idee einer deutschen Vormacht, so war die Entfremdung selbst noch in den letzten Wochen von der Art, daß man sich die Situation gar nicht anders denken konnte, als in dem Bilde der unauflöslichen Allianz Deutschlands mit Oestreich, die wie von Planeten von den östlichen Kleinstaaten und Italien umgeben war, mit dem Gegenüber von den beiden getrennten Staaten Frankreich und Rußland. Und was sehen und hören wir jetzt?

Der Kronprinz von Preußen-Deutschland in Genua von einer russischen Flottenabtheilung begrüßt, Giers kehrt in Friedrichsruh ein, Orlow, „der zuverlässige Freund Deutschlands",

wird von Paris nach Berlin versetzt, um die Annäherung zur Intimität auszubilden, Großfürst Michael, nicht weniger als der Armee-Obercommandant der russischen Armee, trifft an der Spitze einer großen Deputation russischer Offiziere in Berlin ein, um dem Kaiser Wilhelm am 70. Jahrestage seiner Ernennung zum Georgsritter zu huldigen, ihm den Marschallsstab in Brillanten zu überreichen. Nun folgt ein Austausch der herzlichsten Freundschaftsversicherungen, das amtliche russische Organ feiert die Waffenbrüderschaft zwischen Rußland und Deutschland, welche heute noch die „Basis enger Freundschaftsbande" sei, und diese Waffenbrüderschaft wird in feierlichen Trinksprüchen in Berlin besiegelt. Unterdeß arbeiten der deutsche Reichskanzler, der russische Militärbevollmächtigte Fürst Dolgorucky und der Kriegsminister von Bronsart an einer praktischen Bethätigung dieser Freundschaft, an dem Plane, die an den Grenzen concentrirten Heeresmassen in das Innere des Landes zu verlegen. So haben sich die Dinge geändert, das gute, hundertjährige Freundschaftsverhältniß, das Bismarck einst im deutschen Reichstage so sehr gerühmt, scheint wiedergekehrt. Darüber kann sich Jedermann freuen. Wird es aber wieder bis zur „Thurmhöhe" emporwachsen? fragt man besorgt in Oestreich. Denn hier erinnert man sich gar wohl jener Zeit, wo diese Freundschaft „thurmhoch" war, Fortschrittler, Nationalliberale und Ultramontane dem deutschen Reichskanzler die Berücksichtigung der östreichischen Interessen an das Herz legten, wie z. B. Bennigsen, der dafür ganz gehörig abgefertigt wurde. Der deutsche Reichskanzler ließ die Russen über die Donau ziehen, Rumänien zur Heeresfolge zwingen, gegen Oestreichs Wunsch und Interesse den Balkan überschreiten, bis nach S. Stefano vorrücken und dort den Theilungsvertrag mit der Türkei vereinbaren. Erst da zwang er Rußland vor den Congreßtisch, an diesem entriß er dem siegreichen Rußland einzelne Beutestücke und verschaffte dem durch diesen Krieg in seinem Interesse schwer geschädigten Oestreich das Mandat der Occupation von Bosnien und Herzegowina, den Marsch in die Sackgasse. Diese Reminiscenzen werden in Oestreich wach, sobald man die Freundschaft Rußlands mit Deutschland wieder erblühen sieht, deren Kosten die Türkei und Oestreich zu bezahlen hatten. Hat sie etwa den Krieg verhindert? Nein, sie hat es Rußland erst möglich gemacht, ihn zu führen. Sie artete in Entfremdung und Feindseligkeit aus und diese haben durch fünf Jahre gewährt. Wird Oestreich in erster Reihe Bundesgenosse sein? Oder in die zweite Reihe verdrängt werden? Oder soll gar der Dreikaiserbund wieder aufleben, der das Unmögliche möglich zu machen suchte, die Aspirationen des griechischen und des römischen Kaiserthums zu versöhnen? Dagegen lehnt sich die öffentliche Meinung Oestreichs ganz und gar auf. Sie zu beruhigen sind nun die Preßbureaux in Wien und Berlin gleich beflissen. Das officiöse Leitmotiv in Wien läßt sich dahin vernehmen, daß, welche Schritte immer Bismarck gegenüber einem andern Staate thut, dies nur im Sinne der mit Oestreich geschlossenen Allianz, zur Förderung und Kräftigung derselben geschehe. Die Folge der Conferenzen in Friedrichsruh sollen sein, daß Rußland und Oestreich jeden Incidenzfall in Zukunft in Freundschaft erörtern sollen. Wir fragen, weshalb geschah denn das nicht früher? Deutschland war dafür nicht ein Hinderniß? Deutschland, der „ehrliche Makler". Denn der eigentliche immanente Gegensatz besteht eben in dem Contraste der Interessen Oestreichs und Rußlands. Oder ist die Zahmheit der Auffassung der Gegensätze auf Seite der östreichischen Staatsmänner nicht vielmehr eine Folge der so plötzlichen Schwenkung Deutschlands zu Rußland? Die Berliner Officiöse sagt, die deutsche Regierung habe sich keinen Schritt von Oestreich entfernt, sondern mit der Annahme russischer Annäherung nur die Zwecke des austro-deutschen Bündnisses gefördert. So hätte dieses Bündniß fünf Jahre lang auf solche Förderung warten müssen? Ist da nicht zu viel bewiesen? Am auffallendsten ist aber, daß die russische Presse, die so redselig die neugewonnene Freundschaft mit Deutschland preist, von dem von letzterem unzertrennlichen Oestreich, mit dem es sich doch in allererster Linie auszusöhnen hatte, schweigt. Hieß es doch sonst immer, der Weg nach Berlin führe über Wien? Nun auch die östreichisch-russische Grenze wird, ist bewehrt, auch hier sammelten sich Reiterschwadronen, wurden Befestigungen aufgeführt, neue Bahnlinien tracirt; davon schweigt aber bisher die Fabel und man darf mit Spannung erwarten, was der ernüchterte Kalnoky seinerseits, nun nachdem auch er eine diplomatische Parallelaction eröffnen muß, Alles vorkehren wird, um auch Oestreich in ein Freundschaftsverhältniß zu Rußland zu setzen. Wir begreifen vollkommen, daß seine Organe die größte Zuversicht an den Tag legen, daß sie sich die größte Mühe geben, die Gemüther in Oestreich zu beruhigen, aber in der Mühe der Beruhigung merkt man die eigene Unruhe, ebenso wie in dem Anscheine der Zuversicht. Mit einiger Emphase wird in Wien verkündet, dadurch werde der Friedensbund erweitert. Nichts könnte uns erwünschter sein; denn wer wollte leugnen, daß die Erhaltung des Friedens dem ganzen Welttheil ein Bedürfniß, für Oestreich geradezu unabweisbar geworden.

Und das führt uns logisch zum Berichte über die Aufnahme der neuesten Wendung der deutschen Reichspolitik in Oestreich. Die friedliebenden östreichischen Deutschen, die als die eigentlichen Träger und Verfechter des Bundes mit Deutschland anzusehen sind und vor Allem an diesem festhalten, sind auch über die neueste Wendung der reichskanzlerischen Politik nicht betrübt; insofern sie aber dazu beiträgt, gewisse slavische Hitzköpfe, welche Oestreichs Beruf darin erblicken, im slavischen Osten Eroberungen zu machen, zur Raison zu bringen, begrüßen sie die neue Situation sogar mit Beifall. Denn klar ist es, daß Oestreich jetzt einem Conflicte mit dem an Deutschland angelehnten Rußland doppelt vorsichtig ausweichen muß, daß es Gefahr läuft, durch Unvorsichtigkeit oder Provocation zwei mächtigen Gegnern gegenüber zu stehen, vor Allem Deutschlands mächtige Freundschaft zu verlieren. Die Deutschen Oestreichs aber datiren den Niedergang ihrer politischen Macht im Innern hauptsächlich von der Zeit an, wo Oestreich seine Aspirationen als slavische Vormacht ins Werk zu setzen begann, unterstützt durch deutsche Hülfe, und so ist denn nichts natürlicher, als daß sie aus dem Zusammenhange der äußern mit der innern Politik die Folgerung ziehen, daß mit einem Zurücktreten der slavischen Expansionspolitik nach Außen auch die Begünstigung der slavischen Volkselemente im Innern aufhören werde.

Anders ist die Auffassung der neuesten Wendungen in den Kreisen der Polen. Sie scheinen völlig sprachlos geworden, ihr wahnwitziger Russenhaß, den sie so gern propagirt und auf Oestreich übertragen hätten, ist jetzt ohnmächtig. Die Agitation gegen Rußland, das Ausbeuten ihres Einflusses in Oestreich zu nationalpolnischen kriegerischen Zwecken wird fürder nicht möglich sein; ihre phantastischen Demagogen spiegelten der polnischen Welt einen Vergeltungskrieg gegen Rußland vor, an dem sich Oestreich und Preußen betheiligt hätten, in welchem sie das Geschäft des Revolutionirens von Großpolen übernommen haben würden, bei welcher Fischerei im Trüben so einfach und zweifelsohne ein wieder hergestelltes Polen zu Tage getreten wäre. Die letzten Monate gab es denn auch eine Hochfluth von Artikeln und Broschüren über den Zukunftskrieg mit Rußland. Jetzt ist die Seifenblase geplatzt und den Polen bleibt wieder einmal das leere Nachsehen. Ganz ebenso den Honved-Politikern und Politikastern, die nichts Anderes vor Augen haben, als einen Revanchekrieg Ungarns gegen Rußland, die Rache für Vilagos, den Act der Unterwerfung der ungarischen Insurrection durch Rußlands Hülfe. („Ungarn liegt zu Ew. Majestät Füßen" — meldete Paskiewitsch dem Kaiser Nikolaus nach Görgeys Kapitulation.) Doch von diesen einflußlosen Gefühlspolitikern der äußersten Linken braucht nicht weiter die Rede zu sein. Ihre Verblüffung wäre der geringste Triumph der Bismarck'schen Staatskunst, die der Welt immerhin ein neues Räthsel aufgibt, dessen Lösung schwierig, dessen Inhalt ein Geheimniß ist.

Was in aller Welt, fragt man sich in Wien, kann die Ursache dieser Abschweifung zu Rußland sein? War Frankreich wieder einmal die Triebfeder dieses im Osten wirkenden Mechanismus? Ging eine drängende Iniative von Rußland aus?

Bot Oestreich allein dem deutschen Reichskanzler nicht Ersatz genug für das fernstehende Rußland? Stellte Oestreich zu große Ansprüche an die Hülfe Deutschlands? Dünkte ihm das Verhältniß zu Rußland gefährlich, daß er besorgen mußte, in einen Conflict mit hinein gezogen zu werden? Gab Frankreich irgend einen Anlaß zur neuerlichen Befürchtung einer Allianzwerbung bei Rußland? Waren die Schwierigkeiten zwischen Oestreich und Italien, die noch immer nicht beseitigt sind, der Art, daß der Reichskanzler dieses Material als zu spröde beseitigte und lieber an die Vereinigung der immerhin nicht großen Mißverständnisse mit Rußland schritt, seine Allianzen nach dieser Richtung ausbaute? Das sind Fragen, die sich an den denkenden Politiker herandrängen. Ein neues Kapitel internationaler Geschichte hat begonnen, der deutsche Reichskanzler kehrt zur Politik zurück, die er vor einem Lustrum aufgegeben hat. Die Allianz mit Oestreich hört, das glauben wir entschieden, deshalb nicht auf; aber der Sanguinismus der Oestreicher, mit dem sie so rasch lieben oder hassen, oder Eifersucht empfinden, muß sich der deutschen Reichspolitik gegenüber abkühlen. Denn diese ist sich Selbstzweck und alle Allianzen sind ihr nur Mittel zur Hintanhaltung einer gegen Deutschland gerichteten Coalition, Erhaltung des Friedens.

Wien. Austriacus.

Der Staat und die katholische Kirche.

(Schluß.)

Es wurde in letzter Nummer bemerkt: das Falck'sche System habe Bedenken wegen seiner allzu großen Schärfe bezüglich der Durchführung der Gesetze. Dies führt uns auf die letzte der hier zu erörternden Principienfragen: Strafrecht oder Verwaltungszwang. Die Gesetze der Falck'schen Aera sind sämmtlich ausgestattet mit umfassenden strafrechtlichen Ausführungsbestimmungen. Die Verletzung der materiellen Vorschriften ist bedroht mit Geld- und Gefängnißstrafen, welche durch den ordentlichen Strafrichter zu verhängen sind. Das gleiche System beherrscht die kirchenstaatsrechtliche Gesetzgebung von Baden und Hessen, während die neuere Gesetzgebung in Oestreich, Württemberg, Sachsen und ebenso die ältere in Bayern ihre Durchführung nicht durch den Strafrichter, sondern durch die Zwangsmittel der Verwaltung findet. Wir wollen auf die Deduction aus dem Erfolge kein allzu großes Gewicht legen: der Werth gesetzlicher Vorschriften bestimmt sich keineswegs stets nach ihrem Erfolge. Immerhin muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Staaten mit Verwaltungszwang ihr neues Kirchenstaatsrecht haben ohne Culturkampf durchführen können, die Staaten mit Strafrecht dagegen nicht. Bei der sehr großen, allgemein politischen Bedeutung der Sache in Staaten mit Vertretungen irgend welcher Art, welche aus Volkswahl hervorgehen, muß der Staatsmann und Politiker das Moment des Erfolges immerhin berücksichtigen, wenn es auch nicht bestimmend sein darf. Bestimmend müssen innere Gründe sein. Und hier ergeben sich doch schwere Bedenken gegen das strafrechtliche System. Man hat diesem letzteren seiner Zeit ganz besonderen Werth und hohe Culturbedeutung beigelegt. Die Falck'sche Gesetzgebung entstand zu einer Zeit, wo es fast schien, als könne die ganze Verwaltung in Preußen überhaupt auf ein Minimum reducirt werden, als sei die Verwaltung für das Staatsleben gewissermaßen nur ein Nothbehelf, während die Gerichtsbarkeit, die civile, criminelle und administrative, das das Staatsleben grundsätzlich allein beherrschende Princip sein müsse. Das helle Licht des Gerichtssaales war eines der beliebtesten Schlagworte im Gegensatz zum Dunkel der Verwaltung. Man liebte, die letztere in möglichst düsteren Farben zu schildern und bei manchen Kammerreden über die Verwaltung muthete es den Hörer oder Leser ganz unheimlich mittelalterlich an, wie Inquisition und Tortur und brutalste Willkür der Schergen des Staates. Das hat nun inzwischen seine Correctur erfahren und die Meinung, daß man die Staatsverwaltungsbehörden eigentlich entbehren könne, wenn man nur Gerichte genug habe, gehört jetzt doch mehr in den Bereich der sonderbaren Schwärmerei oder doctrinärer Verranntheit, nicht aber in den Bereich ernsthafter Politik. Denkt man an gewisse Phasen der preußischen Verwaltungsgesetzgebung im vorigen Jahrzehnt zurück, so fragt man sich unwillkürlich: wie einige legislatorische Vorschläge nur möglich waren, gerade in diesem preußischen Staate, dessen ganze Geschichte in der möglichst fest gefügten und einheitlich concentrirten Staatsverwaltung beruht, welche die Voraussetzung für die Militärorganisation und damit für alle Großthaten Preußens vom Großen Kurfürsten bis zum Großen König und vom Großen König bis zu unserm großen Kaiser war. Darauf beruht die Größe Preußens und des Reiches heute und für alle Zukunft: wer daran rüttelt, rüttelt am Grundbau des Staates. Keineswegs soll in diesen Bemerkungen eine Verurtheilung des Gedankens der Verwaltungsgerichtsbarkeit liegen; nur gegen die Ueberspannung dieses Gedankens richten sich die obigen Bemerkungen; daß aber zeitweise auch von der Regierung eine solche Ueberspannung vertreten wurde, wird jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt. Und die Frage, ob in der Kreis- und Bezirksinstanz nicht alle Verwaltungssachen nur Beschlußsachen, nicht Streitsachen sind, halten wir auch heute noch nicht für definitiv erledigt.

Unter dem — directen oder indirecten — Einfluß dieser Gedanken entstand auch das strafrechtliche System der Maigesetze. Ist es aber wirklich ein innerlich gerechtfertigter Gedanke, daß der Bischof, der nicht „anzeigt", der Priester, der, ohne die Reichsangehörigkeit oder die vom Gesetz geforderte Vorbildung zu besitzen, geistliche Functionen ausübt, eine That begeht, welche mit Mord, Raub, Diebstahl oder auch nur mit Hochverrath qualitativ auf gleiche Stufe gestellt werden kann? Aber selbst diesen Einwand preisgegeben, wie ja in der That mit demselben von ultramontaner Seite viel Unfug getrieben wurde: ist es nicht zweckmäßiger, das kirchenstaatsrechtliche Gebiet, wo doch nun einmal religiöse und Gewissensfragen sehr zarter Natur in Frage kommen, lediglich den Verwaltungsbehörden zu überweisen, welche im Rahmen des Gesetzes den Erfordernissen der Zweckmäßigkeit und den „mildernden Umständen" mehr Rechnung tragen können und dürfen, als dies den Gerichten gestattet ist? Ist es nicht ein zu erwägendes Moment, daß das Gefühl von Millionen der Unterthanen verletzt wird, wenn ein Priester oder Bischof wegen Vornahme religiöser oder nur kirchlicher Functionen vor den Strafrichter citirt oder geführt wird? Je mehr man über die Sache nachdenkt, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung: das kirchenstaatsrechtliche Gebiet ist ein Gebiet, das rein der Verwaltung zugehört, auf welchem der Rechtsschutz der Gerichte viel mehr schadet als nützt. Den Verwaltungsbehörden einfach Willkür zu supponiren, ist ein ungerechtfertigter und unwürdiger Standpunkt, den wir ohne weitere Erörterung einfach ablehnen. Darum ersetze man das schroffe strafrechtliche System durch das bewährte östreichisch-württembergisch-sächsische des Verwaltungszwanges.

Diese allgemeine Erörterung führt uns mit einer gewissen Nothwendigkeit auf die specielle Betrachtung des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1874. Dasselbe wurde erlassen, als die Wogen des Culturkampfes sehr hoch gingen, und bildete immer ein Hauptobject ultramontaner und auch fortschrittlicher Opposition. Man erinnert sich, wie seiner Zeit der Abgeordnete Richter mit seiner unmittelbaren Gefolgschaft der Regierung ein Bein stellte mit seiner lebhaften Parteinahme für den Centrumsantrag auf Beseitigung jenes Gesetzes. Mit Emphase klagte und klagt man die Regierung an, daß sie aus dem Gebäude der Maigesetzgebung einen Stein nach dem anderen herausbreche, aber wenn der Fortschritt von diesem Gebäude das Dach abheben will, so verdient dies natürlich nur das Lob der Principientreue. Das Ges. vom 4. Mai 1874 gibt dem Staat gegen renitente Kirchendiener — das Gesetz bezieht sich auf alle Religionsgesellschaften — die verwaltungsrechtlichen Mittel der Externirung und Con-

*

fination, äußersten Falles der Aberkennung der Staatsangehörigkeit und Ausweisung aus dem Vaterlande. Formelle Voraussetzung dieser verwaltungsrechtlichen Maßregeln ist ein gerichtliches Urtheil bestimmten im Gesetz näher umschriebenen Inhaltes. Diese formelle Voraussetzung würde künftig wegfallen und müßte, falls das Gesetz sonst aufrecht bleiben soll, anderweit ersetzt werden. Wir sprechen uns für Aufrechterhaltung des Gesetzes aus. Ob Externirung und Confination nicht aufzugeben sind, lassen wir allerdings dahingestellt; bei dem militärisch festen Zusammenhang der katholischen Hierarchie erscheinen uns diese Strafmittel von sehr zweifelhaftem Werthe. Aberkennung der Staatsangehörigkeit und Vaterlandsverweisung aber sind als äußerstes Zwangsmittel zum Schutze der Staatsinteressen beizubehalten. Die sonst wohl gegen diese Mittel geltend gemachten internationalen Bedenken treffen beim katholischen Klerus nicht zu; das Strafmittel des Verlustes der Staatsangehörigkeit kommt auch sonst, speciell im Militärrecht, vor (Ges. vom 1. Juni 1870 §§. 20, 22); gerade dem katholischen Klerus gegenüber aber erscheint uns das Strafmittel als äußerstes aus inneren Gründen durchaus gerechtfertigt. Der in der katholischen Kirchenverfassung liegende Anreiz, interja unter Umständen antinationale Gesichtspunkte den nationalen voranzustellen, bedarf dringend jenes Correlates, und die katholische Kirche hat nicht die mindeste Berechtigung, gegenüber einer solchen Vorsichtsmaßregel des Staates sich mit dem Mantel der sittlichen Entrüstung zu drapiren.

IV.

Es verbleiben der Erörterung nunmehr noch folgende Einzelpunkte: 1) die Vorbildung zum geistlichen Amte, 2) die Anstellung, 3) die Disciplinargewalt der kirchlichen Oberen — der Inhalt der beiden Gesetze vom 11. und 12. Mai 1873, deren formelle Aufhebung wir vorschlagen. Die Fragen der Vorbildung und Anstellung bilden recht eigentlich die Quintessenz des Culturkampfes.

Hinsichtlich der Vorbildung fordert das Ges. vom 11. Mai 1) Abgangszeugniß von einem deutschen Gymnasium, 2) dreijähriges Studium auf einer deutschen Universität, 3) das sog. Cultureramen (§. 3 ff.). Die katholische Kirche hat nach Maßgabe der tridentinischen Schlüsse ein vollkommen selbständiges System der Vorbildung zum geistlichen Amte für sich geschaffen; „a tenera aetate“ sollen die zum geistlichen Stande bestimmten Knaben in abgeschlossene bischöfliche Anstalten, die sog. Knabenseminare, aufgenommen werden, welche der Kirche den Ersatz für die staatlichen Gymnasien bieten; von hier aus treten die Jünglinge in die dem theologischen Studium ausschließlich dienenden Priesterseminarien über; den Abschluß bildet der bischöfliche Pfarrconcurs, durch welchen die Qualification zum geistlichen Amt erworben wird. Die Knabenseminare hat das Ges. vom 11. Mai principiell verboten (§. 14); die Gymnasialbildung soll auch der künftige katholische Geistliche auf einem staatlichen Gymnasium sich erwerben; daran muß festgehalten werden. Die Kirche setzt dieser Forderung des Staates auch einen absoluten Widerspruch nicht entgegen. Das Gleiche gilt vom Universitätsstudium; die bestehenden katholisch-theologischen Facultäten an den preußischen Universitäten, sowie die gleichen Anstalten an außerpreußischen Universitäten sind von der Kirche anerkannt und werden von den künftigen katholischen Geistlichen frequentirt; somit bietet auch dieser Punkt keinerlei unüberwindliche Schwierigkeiten. Daß dem Cultusminister die Möglichkeit gewährt wird, in außerordentlichen Fällen von dem Maturitätszeugniß eines deutschen Gymnasiums sowie dem deutschen Universitätsstudium zu dispensiren, mag in der Billigkeit begründet sein. Inwieweit dagegen die Kirche außer diesem Bildungsgang noch eine besondere Vorbildung in Priesterseminarien für erforderlich findet, kann als innerkirchliche Angelegenheit ihr selbst überlassen werden; die Interessen des Staates sind durch die obigen Vorschriften ausreichend gewahrt; eine specielle Aufsicht des Staates über die Priesterseminarien (wie jetzt § 9) ist nicht zu fordern, da sie in das innerkirchliche Gebiet eingreift und da sie, was praktisch triftiger, dem Staat gar nichts nützt. Die Illusion, den katholischen Klerus auf Grund staatlicher Vorschriften im nationalen Sinne erziehen zu können, darf man nicht allzu sehr pflegen; der katholische Klerus ist in der ganzen Welt der gleiche; man täuscht sich, wenn man glaubt, durch staatliche Vorschriften die Vorbildung des Klerus bestimmend beeinflussen zu können. Höchstens mag man vorschreiben, daß an bischöflichen Seminarien nur solche Personen als Lehrer angestellt werden dürfen, welche zur Bekleidung eines bepfründeten Amtes in Preußen (s. unten) qualificirt sind. Ueberläßt der Staat die Priesterseminarien den Bischöfen, so wird er auch keine finanziellen Aufwendungen für dieselben machen und auch nicht generell den Ersatz des Universitätsstudiums durch das Studium in Priesterseminarien (jetzt § 6) zulassen dürfen.

Mit dem Pfarrconcurs beschäftigt sich das Gesetz vom 11. Mai gar nicht; wohl aber wird neben demselben das sogenannte Cultureramen von Staatswegen gefordert. In Baden hat man bekanntlich dieses staatliche Examen bereits fallen gelassen und Preußen hat in Art. 3. des Gesetzes vom 31. Mai 1882 nunmehr den gleichen Weg beschritten; täuschen wir uns nicht, so hat auch bei uns der Gedanke jenes Culturexamens nur mehr geringe Sympathien. Höchstens mag man fordern, wie dies Baden und Preußen jetzt thun, daß die Theologen auf der Universität eine Anzahl allgemeiner Vorlesungen hören müssen, eine Forderung, welche übrigens auch für Mediciner und Juristen (hier aber nur unter Erhöhung der Zeit des Studiums) sehr am Platz wäre. Der Forderung, daß dem bischöflichen Pfarrconcurs ein Regierungsbeamter als Staatscommissar beiwohne, dürfte die Kirche wohl auch keinen absoluten Widerstand entgegensetzen, ja selbst zugeben, daß dieser Staatscommissar im Examen aus Staatsrecht prüfe. In Bayern unterwirft man sich ja viel weitergehenden Vorschriften, deren Erörterung jedoch hier füglich unterbleiben kann.

Bezüglich der Anstellung zu jedem geistlichen Amt fordert der Staat außer der Vorbildung noch Reichsangehörigkeit und die berühmte Anzeige (§ 1). Die erstere Forderung wird von der Kirche kaum beanstandet. Die Anzeige ist dem Oberpräsidenten zu erstatten (§ 15), welcher aus bestimmt bezeichneten gesetzlichen Gründen Einspruch erheben kann (§ 16), wogegen der Bischof den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten anrufen kann zu definitiver Entscheidung (§ 16). Letztere Vorschrift war bekanntlich ein Hauptstein des Anstoßes: dieselbe ist jetzt insofern beseitigt, als die betreffende Function dem Cultusminister übertragen ist (Gesetz vom 11. Juli 1883, Art. 2), was wir für innerlich durchaus gerechtfertigt halten. Sind die sonstigen Schwierigkeiten beseitigt, so dürfte die Anzeige kaum viel Noth bereiten; die neueste Gesetzgebung hat diese Materie bereits geebnet, indem sie außer der eben bezeichneten Revision die Anzeigepflicht aufhebt für solche Seelsorge-Aemter, deren Inhaber unbedingt abberufen werden dürfen, sowie für die Anordnung einer Hülfsleistung oder einer Stellvertretung in einem geistlichen Amte, sofern letztere nicht in der Bestellung des Verwesers eines Pfarramts besteht (Gesetz vom 11. Juli 1883, Art. 1). Für die Anstellung von Kaplänen und Hilfsgeistlichen, die kein festes Beneficium haben, die Anzeige zu fordern, geht zu weit. Die Erfüllung der so umgrenzten Anzeigepflicht soll der Staat speciell durch zwei Bestimmungen sichern: 1) der Bezug der Pfründe ist juristisch bedingt von der erfüllten Anzeige; der Staat ist, mit den Mitteln des Gesetzes vom 20. Juni 1875 über die Vermögensverwaltung ausgestattet, in der Lage, jede Pfründe eintretenden Falles zu sperren; soweit das betreffende Gesetz etwa nicht ausreicht, wäre dasselbe zu ergänzen; zweckmäßig mag man, wie vorgeschlagen wurde, ein formelles Einweisungsdecret des Staates in die Pfründe fordern; 2) ebenso mache man die Bekleidung irgend welcher staatlichen Function, also insbesondere die Mitwirkung an der Schulverwaltung einschließlich der Ertheilung des Religions-

unterrichtes von der Erfüllung der Anzeigepflicht abhängig. Dann wird die Kirche die Anzeige wohl erstatten. Die formelle Ordnung der Anzeigepflicht halten wir, so wie dieselbe nach der gegenwärtigen Gesetzgebung besteht, für zutreffend; zu erwägen wäre nur, ob nicht an die Stelle der drei im Gesetz speciell aufgeführten Einspruchsgründe zweckmäßiger eine allgemeine Fassung, wie in Bayern und Würtemberg, zu setzen wäre.

Was endlich die Disciplinargewalt über den Klerus betrifft, so enthält hierüber das Gesetz vom 12. Mai 1873 sehr ausführliche Vorschriften. Der erste Satz des Gesetzes schließt mit dem Verbot der Jurisdiction außerdeutscher kirchlicher Behörden juristisch unzweifelhaft die Disciplinargewalt des Papstes aus (§ 1). Wir erblicken hierin einen schweren Fehler des Gesetzes. Der Staat, welcher die katholische Kirche anerkennt, muß auch die Spitze dieser Kirche, den Papst, anerkennen und darf keinesfalls in seine Gesetzgebung einen Satz aufnehmen, der juristisch ein absolutes Verbot der Amtsgewalt des Papstes enthält. Das mußte die Katholiken aufs Tiefste verletzen. Ein schwerer Fehler war aber jene gesetzliche Bestimmung besonders deshalb, weil sie gänzlich nutzlos ist. Die Disciplinargewalt des Papstes wird ja überhaupt mehr theoretische als praktische Bedeutung bei der gegenwärtigen Entwickelung der katholischen Kirche haben. Falls sie aber praktisch zur Geltung gebracht werden will, hat der Staat absolut keine Möglichkeit sie auszuschließen, am allerwenigsten durch einen Gesetzesparagraphen.

Den Gegensatz zu § 1 bildet § 24, der dem Staat das Recht vindicirt, einem Geistlichen aus Gründen der öffentlichen Ordnung die weitere Ausübung des Amtes zu verbieten und unmöglich zu machen. In der jetzigen correcten Fassung (Gesetz vom 14. Juli 1880, Art. 1) muß diese Vorschrift unbedingt festgehalten werden, sie bildet gewissermaßen den Grund- und Eckstein unseres Systemes und gewährt dem Staat immer die Möglichkeit, seine vitalen Interessen gegen die Uebergriffe eines fanatischen staatsfeindlichen Klerus zu wahren. In Verbindung mit den oben erörterten Vorschriften des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1874 ist der obige Paragraph eine starke Schutzwehr des Staates, und so lange diese Vorschriften festgehalten werden, ist der Canossaruf ungerechtfertigt. Als Form dieser staatlichen Maßregel wünschen auch wir ein gerichtliches Urtheil; die Fällung desselben aber möchten wir nicht einem Specialgerichtshof, sondern dem allgemeinen Oberverwaltungsgericht zugewiesen wissen. Um die Wiederbesetzung der Stelle in solchem Falle sich zu kümmern, hat der Staat keinen Anlaß und kann dies auch schon nach der dermaligen Gesetzgebung nicht mehr thun.

Von den übrigen Vorschriften über die Controle der geistlichen Disciplinargewalt ist festzuhalten die Aufsicht über die Demeritenhäuser (§ 6); hier sprechen in der That schwerwiegende Interessen des Staates und schlimme Erfahrungen früherer Zeit dafür, daß der Staat sich die Möglichkeit des Eingreifens wahrt. Ferner ist festzuhalten das Verbot der körperlichen Züchtigung (§ 3) sowie überhaupt aller durch das staatliche Strafrecht ausgeschlossenen Strafmittel, ferner die Vorschrift, daß Freiheitsstrafen nur in den der Controle des Staates unterstehenden Demeritenhäusern vollzogen werden dürfen (§ 5). Die staatliche Ausführung kirchlicher Disciplinarentscheidungen ist abhängig zu machen von der Vollstreckbarkeitsclausel des Oberpräsidenten, welche unter Einreichung der Acten zu beantragen und nach genauer Prüfung der Sache zu gewähren oder zu versagen ist (§ 9). Alles was sonst noch im Gesetz vom 12. Mai an Controlbefugnissen des Staates sich findet, ist ein Eingriff in die Sphäre berechtigter Selbständigkeit der Kirche und — was wichtiger — ist für den Staat ganz nutz- und werthlos. Was soll es für einen Sinn haben, wenn der Staat die Kleriker gegen Uebergriffe der kirchlichen Oberen mit allen möglichen sorgfältig ausgedachten Rechtsmitteln zu sichern unternimmt (§ 10 ff.), während doch dieser Schutz gar nicht begehrt sondern völlig abgelehnt wird? Der Staat hat Besseres und Nöthigeres zu thun, als prachtvolle Wege herzustellen, welche von denjenigen, für welche sie bestimmt sind, sorgfältig gemieden werden. Damit entfiele auch der kirchliche Gerichtshof (§ 32 ff.), der ja zu wirklichem Leben jetzt doch die Kraft nicht mehr hat, seitdem die Bischöfe nicht mehr ab- sondern eingesetzt werden.

V.

Demnach würde das für die katholische Kirche zu erlassende Specialgesetz etwa folgenden Inhalt haben:

1. Die katholische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten im Rahmen des nachfolgenden Gesetzes selbständig.

2. Bezüglich der Besetzung der bischöflichen Stühle sowie der Domherrnstellen bewendet es bei den vorhandenen älteren Rechtsvorschriften. Die königl. Verordnung vom 6. December 1873 wird aufgehoben.

3. Bezüglich der Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens bewendet es bei den Gesetzen vom 20. Mai 1875 und vom 7. Juni 1876. Der Pfarrer führt jedoch den Vorsitz im Kirchenvorstand und in der Gemeindevertretung.

4. Bezüglich der Grenzen der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel bewendet es bei dem Gesetz vom 13. Mai 1873; jedoch darf die Verkündigung verhängter Kirchenstrafen in Kirchen oder gottesdienstlichen Gebäuden erfolgen, aber nicht in beschimpfender Form.

5. Bezüglich der Orden und Congregationen bewendet es einstweilen bei dem Gesetz vom 30. Mai 1875, dessen demnächstige Revision vorbehalten bleibt.

6. Das Recht des Bischofs zur Verleihung geistlicher Aemter ist frei nach Maßgabe folgender Vorschriften:

a) geistliche Aemter dürfen nur an Reichsangehörige verliehen werden;

b) Personen, welche wegen eines Verbrechens oder Vergehens, welches das Strafgesetzbuch mit Zuchthaus oder mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte oder dem Verlust der öffentlichen Aemter bedroht, verurtheilt sind oder sich in Untersuchung befinden, dürfen geistliche Aemter nicht bekleiden;

c) geistliche Aemter dürfen nur an solche Personen verliehen werden, welche den gesetzlichen Vorschriften über die Vorbildung genügt haben.

7. Die erforderliche Vorbildung ist nachzuweisen:

a) durch das Abgangszeugniß eines deutschen Gymnasiums;

b) durch ein Zeugniß über zurückgelegtes dreijähriges Universitätsstudium, durch welches zugleich der fleißige Besuch von Vorlesungen über Philosophie und Geschichte nachgewiesen werden muß;

c) durch ein Zeugniß über das bestandene theologische Examen, welchem ein Staatscommissar beiwohnt, der das Zeugniß mit zu unterschreiben hat.

8. Die Einweisung in kirchliche Pfründen, einschließlich der aus Staats- und Communalmitteln dotirten, erfolgt durch den Oberpräsidenten, welchem die sub 6 und 7 bezeichneten Erfordernisse nachzuweisen sind. Der Oberpräsident kann außerdem die Einweisung versagen, wenn gegen den Ernannten Bedenken in bürgerlicher oder staatsbürgerlicher Beziehung obwalten. Gegen die Entscheidung des Oberpräsidenten ist Beschwerde an den Cultusminister gestattet, welcher definitiv entscheidet.

9. Von den Erfordernissen sub 7 a und b kann der Cultusminister aus besonderen Gründen dispensiren.

10. Das Einweisungsdecret des Oberpräsidenten hat zur Folge

a) das Recht auf die Temporalien;

b) das Recht, schulamtliche Functionen, einschließlich der Ertheilung des Religionsunterrichtes, auszuüben;

c) das Recht, an sonstigen Staatsanstalten fungiren zu können.

11. Die Vorschriften sub 6—10 gelten auch für die Anstellung von Lehrern an bischöflichen Priesterseminarien, sowie für Patronatspfarreien, für letztere vorbehaltlich der sonstigen Rechtsvorschriften.

12. Die Disciplinargewalt der geistlichen Oberen ist frei im Rahmen der nachstehenden Vorschriften:

a) alle dem Reichsstrafgesetzbuch unbekannten Strafmittel sind verboten;

b) Freiheitsstrafen dürfen nur in Demeritenhäusern vollstreckt werden, welche unter staatlicher Aufsicht stehen;

c) die Vollstreckung kirchlicher Disciplinarentscheidungen durch den Staat ist unter Einreichung der Acten beim Oberpräsidenten zu beantragen, gegen dessen nach genauer Prüfung der Sache erfolgte Entscheidung Beschwerde an den Cultusminister gestattet ist; die Entziehung einer Pfründe ist nur durch die Vollstreckbarkeitserklärung des Oberpräsidenten rechtskräftig.

13. Der Oberpräsident hat darüber zu wachen, daß die kirchlichen Organe ihren Wirkungskreis nicht überschreiten. Beschwerden nach dieser Richtung können jederzeit dem Oberpräsidenten eingereicht werden, gegen dessen Entscheidung der Cultusminister angerufen werden kann. Die Durchführung der staatsgesetzlichen Vorschriften ist durch alle gesetzlich zulässigen Zwangsmittel zu sichern.

14. Geistlichen, welche sich mit der öffentlichen Ordnung in so schweren Widerspruch gesetzt haben, daß ihr Verbleiben im Amte mit den Interessen des Staates unvereinbar erscheint, kann auf Klage des Oberpräsidenten durch Urtheil des Oberverwaltungsgerichtes die fernere Ausübung des Amtes verboten werden.

15. Auf Grund eines nach Maßgabe der Ziffer 14 gefällten Urtheiles kann durch die Ministerien des Innern und des Cultus die Aberkennung der Staatsangehörigkeit und Ausweisung aus dem Staatsgebiete ausgesprochen werden.

16. Die Gesetze vom 11. und 12. Mai 1873, vom 20. und 21. Mai 1874, vom 22. April 1875, vom 13. Februar 1878, vom 14. Juli 1880, vom 30. Mai 1882, vom 11. Juli 1883, sowie die Strafbestimmungen in den Gesetzen vom 13. Mai 1873, vom 20. Juni 1875, vom 31. Mai 1875, vom 7. Juni 1876 sind aufgehoben. ※

Literatur und Kunst.

Die Aesthetik des Kunstgewerbes.

Von Moriz Carriere.

„Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug", so schrieb Hegel in der Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie, wo er behauptete, daß die Philosophie zu spät komme, wenn sie die Welt belehren wolle, wie dieselbe sein solle; denn als Gedanke der Welt erscheine die Wissenschaft erst, wenn die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet habe; nicht die Gestalt des Lebens zu ergänzen, sondern zu erkennen sei Sache der Philosophie. Indeß war dem Altmeister selbst in jener Vorrede auch der Satz entschlüpft: „Jetzt hat die Bildung der Zeit eine andere Wendung genommen, und der Gedanke hat sich an der Spitze alles dessen gestellt, was gelten soll." Und so ist es in der That. Die Kunsttheorie Lessings und Winckelmanns hat die Poesie und Plastik ihrer Zeit nicht nachträglich beleuchtet, sondern dem Aufschwunge beider die Fackel vorangetragen, Herder hat den historischen Sinn auch für das politische Leben erweckt, die Romantiker sind einem Cornelius und Overbeck vorangegangen. Die Dämmerung war eine Morgendämmerung, in welcher vom Idealismus der Dichter und Denker aus das Nationalgefühl erweckt, der freie deutsche Bundesstaat gefordert und entworfen ward.

Und wie stand es vor einem Menschenalter mit dem Kunstgewerbe? Kahle Nüchternheit und willkürlicher Naturalismus machten einander das Feld streitig. Da kniete ein Gladiator mit gezücktem Schwert in der Rechten und hielt mit dem wagerechten linken Vorderarm seinen Schild über dem Haupte, und darauf standen blühende Pflanzen; das Ganze war ein Blumentisch, an dessen Fuß man sich stieß, dessen seltsamer Träger fürchten ließ, er werde seine bunte Last in die Luft schleudern. Da lag auf ehernem Zweig mit einigen Blättern eine Birne, und vor derselben erhob sich ein kleiner Cylinder, um eine Kerze aufzunehmen; die Birne öffnete sich und enthielt die Phosphorhölzchen zum Anzünden. Da waren die Hölzer der Fußböden als Pyramiden zugespitzt. Da sollten wir Professoren aus einem Thurm trinken, welcher auf einem Eichenzweig stand, so wie die Metzgerzunft einem silbernen Ochsen den Kopf abhob, um aus dem Rumpf ihren Durst zu stillen. Die Aesthetik stellte dem ihre Mahnung gegenüber: Schönheit ist Zweckmäßigkeit in wohlgefälliger Form; der Stil verlangt, daß der Begriff und die Bedeutung eines Gegenstandes an seiner Gestalt sichtbar werde, daß das Wesentliche und Nothwendige rein und voll hervortrete, die Verzierung sinnvoll demselben sich anschmiege; durch stilvolle und solide Arbeit soll Deutschland in den Wettkampf auf dem Weltmarkt mit der Eleganz der Romanen eintreten. Dem gesellte sich ein in der Architektur selbst genial-schöpferischer Denker, Semper, und forderte, daß man dem Material sich anschließe, seine Vorzüge verwerthe und ihm nichts Falsches zumuthe, den Stein anders als das Erz, den Thon anders als das Holz oder Glas, die Wolle anders als Leinwand oder Seide behandle und ornamentire. Sempers gewichtiges Wort vom Stil betonte diese Seite der Sache so mächtig und vortrefflich, daß sich vielfach die Meinung verbreitete und wir oft hören müssen: nun habe Rumohr doch recht, der Stil bestehe in nichts Anderm als in der Gewohnheit der Künstler, sich den Bedingungen des Stoffs zu fügen, und wir redeten in die Luft, wenn wir sagten: der Stil ist ein idealisirendes Bilden, er betont das Gesetzliche vor dem Zufälligen, er hebt das Wesentliche in großen Zügen hervor und ordnet alles Besondere der Harmonie des Ganzen ein; er ist ferner die geistige Physiognomie, der Charakterausdruck des Meisters selbst, und da dieser ein Sohn seines Volkes und seiner Zeit, zeigt der Stil auch das nationale Empfindungsvermögen einer Epoche in Formen ausgeprägt.

Nun ist uns Gottfried Semper selbst zu Hilfe gekommen. Seine Söhne Hans und Manfred haben seine „Kleinen Schriften"*) gesammelt und herausgegeben, zum Theil ungedruckte Aufsätze oder gelegenheitliche Vorträge, die sich über Architektur, Polychromie, Archäologie und Kunstgewerbe mannigfach verbreiten, und viel Anregendes und Gediegenes bringen. Da findet sich denn das prächtige Wort: „Die Menschengeschichte würde nur von chaotischen Zuständen der Gesellschaft zu berichten haben ohne das jeweilige Eingreifen bewegender und ordnender Kräfte, mächtiger Einzelerscheinungen oder Körperschaften, die mit dem gewaltigen Uebergewicht ihres Geistes die dumpfen, gährenden Massen lenken, sie zwingen, sich um weltgeschichtliche Ideensterne zu verdichten und bestimmte geregelte Bahnen anzutreten. Die Geschichte ist das successive Werk Einzelner, die ihre Zeit begriffen und den gestaltenden Ausdruck für die Forderungen derselben fanden. Wo aber immer ein neuer Culturgedanke Boden faßte und als solcher in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunst in seinem Dienste, um den monumentalen Ausdruck dafür zu bestimmen. Ihr mächtiger, civilisatorischer Einfluß wurde stets erkannt, und ihren Werken mit bewußtem Wollen derjenige Stempel aufgedrückt, der sie zu Symbolen der herrschenden religiösen, socialen und politischen Systeme erhob." Und an einer andern Stelle betont er die Anforderungen, welche in einem Werke der Kunstindustrie selber begründet sind, die zu allen Zeiten sich gleichbleiben, und reiht daran die Einflüsse, die wir als von außen her auf die Entstehung des Werkes einwirkend bezeichnen dürfen. Eine Trinkschale z. B. wird in ihrer allgemeinen Gestalt immer und überall dieselbe sein (nur nicht wenn der Unverstand sie zum Thurm oder Ochsen macht, wie wir oben sahen!) und im Princip unverändert bleiben, ob sie in Holz, Erz, Thon oder Glas ausgeführt wird. Die Grundidee eines Werkes der Kunstindustrie geht aus dessen Gebrauch und Bestimmung hervor, und ist unabhängig von der Mode und vom Material. Sie ist das Motiv, das in der Natur selbst oder in den frühesten Formen der bildenden Menschenhand seinen Ausdruck gefunden hat; solche

*) Stuttgart, W. Spemann.

natürliche und ursprüngliche Formen heißen Typen der Ideen. Ist die ganze Composition von solch einer Grundidee beherrscht, wie in einem Musikstücke das Thema durchklingt, dann sind wir befriedigt. Zweitens kommen die Materialien und die Art ihrer Behandlung in Betracht; drittens die persönlichen Einflüsse des Künstlers und Auftraggebers. Eine Arbeit hat keinen Stil, wenn das Material nicht der Bestimmung des Geräthes entspricht, wenn es nicht seiner Natur gemäß behandelt ist. Tritonen und Nereiden haben Sinn an einem Brunnen, Venus und die Grazien an einem Spiegel, Trophäen und Schlachten auf Waffen, nicht umgekehrt. Man benutze das Material, das sich am besten für die Aufgabe eignet, man ziehe jeglichen Vortheil aus ihm, aber man beachte die Grenzen, welche die dem Gegenstande zu Grunde liegende Idee bedingt und betrachte das Material nicht blos als passive Masse, sondern auch als mitwirkendes Element, Erfindungen anzuregen. Das Metall z. B. läßt sich hämmern, schmieden, schneiden und gießen; in all diesen Behandlungen tritt es principiell anders formbestimmend auf. Zu diesen Bedingungen kommen noch nationale Bildungsrichtung, historische Erinnerungen, locale Einflüsse, und der Sinn des Bestellers sowie die Hand des Künstlers, seine Persönlichkeit und Stimmung. Stil ist das Instrument, dessen sich die Alten zum Schreiben und Zeichnen bedienten; zu dem Werkzeug gehört die Hand, die es führt und der Wille, der sie leitet; da sind die technischen und persönlichen Momente der Entstehung eines Kunstwerkes angedeutet. Und so bedeutet das Wort Stil das zur künstlerischen Bedeutung erhobene Hervortreten des Grundthemas und alle inneren und äußeren Coefficienten, die bei der Verkörperung desselben bedingend einwirken.

Seit einer Reihe von Jahren steht Falke in Wien mitten in der Bewegung, die sich dort im Bau- und Kunstgewerbe entfaltet hat. Während unsre ideale Malerei, wie sie Cornelius unter der Aegide von König Ludwig in München begründete und leitete, gar vielfach gleich dem Mädchen aus der Fremde, der idealistischen Poesie unsrer Klassiker des Worts, in das Leben trat, aus dem sie nicht unmittelbar erwachsen war, dem sie bei seiner Verflachung und Verkümmerung vielmehr mahnend, strafend, zielsetzend, erweiternd gegenüberstand, begann in Wien, wo ja auch die künstlerische Blüthe der Musik aus dem volksthümlichen Boden hervorgesproßt und sich mit einem sangesfreudigen Publicum entwickelt hatte, nun auch plastischer und malerischer Sinn sich im Zusammenhang mit den Bedürfnissen und Zwecken des Tags und der Wirklichkeit auszubilden. Von Wien begann die Bewegung in unserm Kunstgewerbe, die sich dann mächtig und großartig in München fortsetzte; hier wie dort traten schöpferische Künstler als Erfinder und Leiter in Bund mit dem Handwerk, und wuchsen aus diesem selbst kunstsinnige Meister hervor. Die Renaissance ward Vorbild, aber rasch ward von Vielen auch die gediegene, maßvolle, vornehmlich vom Schönheitsinn der Italiener ausgeprägte Weise derselben überschritten, und nicht blos die derberen, voller quellenden Formen der nordischen Art mit Vorliebe aufgenommen, was ja im Deutschthum liegen mag, sondern auch die Verwilderung der Renaissance lockte in die Bahn ihrer üppigen, überladenen, gar oft den Zweck und die Grundgestalt verhüllenden, ja durchbrechenden Formenspiele. So wird ein mäßigendes und das Wesentliche klar stellendes Wort an der Stelle sein, wie es Falke eben in seiner „Aesthetik des Kunstgewerbes"*) im Anschluß an die allgemeinen Errungenschaften unsrer Wissenschaft gesprochen hat. Mögen daraus diejenigen Gelehrten, welche aus der Philosophie des Schönen und Guten eine blos beschreibende, nicht auch vorschreibende Wissenschaft machen wollen, ersehen, wie sie das Beste und Werthvollste, das eigentlich Philosophische preisgeben! Nicht so sehr, wie gehandelt wird, sondern wie gehandelt werden soll, ist Sache der Ethik seit Moses und Sokrates, Jesus und Kant; gerade die Empiriker sollten doch auch dieser Thatsache Rechnung tragen, ebenso gut wie die schöpferischen Denker die Principien im Anschluß an edel große Menschen und an das sittliche Gefühl in der eignen Kunst entwickelt haben und entwickeln. So werden die ästhetischen Grundsätze gleichfalls aus dem Wesen des Geistes und der Natur, aus dem Begriff der Kunst wie der besondern Künste abgeleitet, zugleich an Homer und Phidias, Rafael und Mozart, Shakespeare und Goethe geprüft und in den Thaten des Genius bestätigt; aber wir bleiben nicht dabei stehen zu berichten, was gestern gefallen hat und heute gefällt, sondern wir fragen auch, ob es zu gefallen verdient. Literatur- und Kunstgeschichte sind unter dem Einflusse der Aesthetik entstanden und erwachsen, wie die Aesthetik sich im Bund mit ihnen ausgebildet hat; die Scheidung von ihr, der Verzicht auf das ästhetische Urtheil, auf die Forderungen des Gemüths und der Vernunft, auf das Ideal als Ziel der werdenden Wirklichkeit, würden die Historiker zu bloßen Registratoren des Thatsächlichen gleich den bälgesammelnden und staubfädenzählenden Zoologen und Botanikern früherer Tage im Unterschied von der heutigen Biologie herabsetzen. Wer das für sich will, der mag es ja thun, aber er sage nicht: das sei der Fortschritt der Wissenschaft. Es ist ein zugleich historisch betrachtendes, zugleich philosophisch beurtheilendes und maßgebendes Buch im Sinn echter Wissenschaft gegenüber dem Naturalismus, Impressionalismus, Vervismus, Empirismus und wie die modischen Ismen alle sich taufen mögen in der Kunst und in der Erkenntniß. Mit Stolz und Freude kann Falke in der Vorrede sagen:

„Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem die Grundideen dieser Schrift auftraten; prüfend, suchend wurden sie in die Welt gesendet, wie Noahs Vögel, ob sie Boden fänden. Und sie haben den Boden gefunden. Trotz der kurzen Spanne Zeit haben sie sich fruchtbar erwiesen über alle Erwartung. Sie haben auf einem weiten, ja auf dem weitesten und populärsten Gebiete der Kunst die Ansichten gereinigt, den Geschmack reformirt, sie haben im Gewerbe ein neues Feuer entfacht und das Haus umgeschaffen, sie haben Schulen und Museen gegründet, ein neues seit langem unbekanntes Interesse über alle Länder erweckt, ein neues Stück Culturleben hervorgerufen. Wahrlich, wenn man die Dinge der Kunstindustrie von heute, sei es in ihren Schöpfungen, in ihren Anstalten, in ihren Erfolgen oder in der allgemeinen Theilnahme, mit denen vor zwei Jahrzehnten vergleicht, so wird Niemand in Abrede stellen können, daß die ausgestreute Saat eine glänzende Ernte getragen hat, daß jene Ideen sich als richtig erwiesen haben."

Falke wird uns zugeben, daß manche Theoretiker mit ihm den gleichen Ruf erhoben haben, er wird uns zugeben, daß die Lehre allein den Umschwung nicht hervorgebracht hätte, wären ihr nicht künstlerische Kräfte freudig entgegengekommen, hätte unser nationales Leben nicht einen mächtigen Aufschwung gewonnen, der Nationalwohlstand sich nicht gehoben, die gesteigerten Verkehrsverhältnisse, die Weltausstellungen den Wetteifer der Völker nicht aufgerufen. Aber ebenso wenig möge die Kunstindustrie und das Publicum es vergessen, daß die Theorie vom zweckmäßig Schönen, daß die Lehre vom Stil ein bedeutender, wenn nicht der tonangebende Factor in diesem segensreichen Ergebniß und Erlebniß war und ist. Und Falke fährt fort: „Schon zeigen sich, wie es bei frischem und freudigem Aufschwunge nicht ausbleiben kann, Irrwege und Irrlehrer, denen gegenüber auf den Weg des Rechten um so stärker nnd so bestimmter hinzuweisen ist. Wir gönnen der Kunst und den Künstlern die Freiheit des Schaffens, wir verlangen sie selbst als letztes Ziel, aber die Freiheit muß vom Maße gezügelt und von der Schönheit geadelt sein." Freiheit und Willkür sind zweierlei; die Freiheit ist nicht Gesetzlosigkeit, sondern Gesetzeserfüllung mit originaler Kraft und Selbstbestimmung.

Falke schildert uns in der ersten Abtheilung den geschichtlichen Gang im Kunstgewerbe und Kunstgeschmack. Vom Griechischen durch das Mittelalter zur Neuzeit sehen wir, wie die Schöpfungen der freien Kunst auf das Gewerbe einwirken, aber selbst von diesem beeinflußt werden, wenn z. B. die Seide in Byzanz an die Stelle des seitherigen Wollenstoffs der Gewandung tritt, und damit ein anderer Geschmack in Glanz und Farbe, eine andere Behandlungsweise in Bildung und Behandlung der Falten kommt; die weichen gerundeten Linien werden von scharfen

*) Stuttgart, W. Spemann.

Brüchen und kleinen Flächen abgelöst, Haltung und Bewegung der Gestalten selbst unter dem Goldbrokat wird steifer; oder das Porzellan bringt das Rococo halb selbst mit sich, halb kommt es seinem üppigen Formenspiel entgegen.

Eine zweite Abtheilung bespricht die allgemeinen ästhetischen Grundprincipien für das Kunstgewerbe, und weist das Rechte wie einzelne lehrreiche Verirrungen in trefflichen Zeichnungen auf. Hier ist die Illustration gefordert, sie, die heute so oft sich auch in die Lyrik und Musikgeschichte hineindrängt; wo uns dann das Unerhörte begegnet, daß vor der unverständigen oder lobhudelnden Kritik ein Lied von Heine für schwach oder mißrathen erschien, weil der Illustrator daran gescheitert ist. Auch das ist Kunstindustrie, aber eine zweckwidrige; das Lied will gesungen sein.

Falke betont mit Recht und Nachdruck die Entstehung der Kunstform durch Zweck und Gebrauch; die Gestalt des Geräthes ist das Erste, die Verzierung das Zweite; der Schmuck ist um dessentwillen da, was geschmückt werden soll. Eine Kanne, aus der sich nicht bequem und sicher gießen läßt, taugt so wenig wie ein eckiges Trinkgefäß, das neben den Lippen die Flüssigkeit überströmen läßt.

„Wie der Mensch mit seiner Individualität nicht aus seiner Gattung heraustreten kann, so darf und kann auch im Kunstgewerbe der einzelne Gegenstand die Grundgestalt seiner Gattung nicht verleugnen. Der Künstler, der Handwerker schafft das Individuum, das einzelne Geräth oder Gefäß; die Gattung in ihrem formellen Charakter ist von ihm unabhängig. Er hat nicht das Recht, die Formen beliebig zu erfinden oder beliebig mit einander zu vertauschen, oder eine lebendige Gestalt einem todten Ding unterzuschieben. Er hat nicht das Recht die Form einer Geige für ein Trinkgefäß zu verwenden, ein Pulverhorn für ein Dintenfaß, eine Jokeymütze zur Tabaksdose zu machen, einen Affen oder Elephanten in irgend ein Geräth zu verwandeln. Thut er es, so mag man sich dasselbe um eines guten Witzes willen oder wegen gelungener Ausführung einmal gefallen lassen, wie man sich auch graziöse oder pikante Launen gefallen läßt. Aber es ist wider die Ordnung, und wie der Witz in der Wiederholung sich todt reitet und die fortgesetzte Laune unerträglich wird, so werden auch solche Dinge in industrieller Vervielfältigung zum Ueberdruß, zum wahren Ekel."

Der Zweck bestimmt also die Form der Gattung, zu ihrer Individualisirung dient das Material, das der Bestimmung der Sache gemäß gewählt und nach seiner Natur technisch bearbeitet wird; ist diesen Grundbedingungen genügt, so kann nun die Phantasie der künstlerischen Persönlichkeit immer noch ihre Originalität beweisen. So hat die Zweckmäßigkeit die runde Form für die Gefäße bestimmt, welche Flüssigkeit in sich aufnehmen sollen; macht doch selber das Getreide den Sack rund; das Anstoßen an Ecken wird zugleich vermieden. Die Grundgestalt ist das Faß; sie bleibt dem Topf, dem Napf, sie wird für Vase und Kanne schwungvoller bewegt, mit einem Henkel versehen; die gerade Cylinderform mit plattem Boden bleibt dem einfachen und gewöhnlichen Becher, dem Wasserglas, und zwar in kleinem Verhältniß, „denn das Wasser will in erster Frische und Kühle wie auf einen Zug genossen werden", und setzen wir hinzu: wir wollen uns im durchsichtigen Becher von seiner Reinheit und Klarheit überzeugen. Das Bier fordert ein größeres Gefäß, zu bequemer Handhabe mit einem senkrechten Henkel, mit einem Deckel, um es lange frisch zu erhalten, denn man trinkt es in längerer Sitzung, und setzen wir hinzu, es bleibt kühler im derberen glasirten Thon. Der Wein, das geistigere, edlere Getränk, verlangt die feinere edlere Form; mehr gekostet und geschlürft, denn getrunken, mag er sich mit kleinerem Maße begnügen, wenn nicht ein stattlicher Pokal beim Mahle kreist. Die Becherform erhält einen Ständer oder Stengel, an welchen die Finger sich fest und zierlich anlegen, und unter demselben einen Fuß zu sicherem Stand; die höhere schlankere, die schalenförmige und die zwischen beiden mittlere Form hat ihre Reize, ihre Berechtigung. Der schwere spröde Stein eignet sich zu Taufbecken und Gartenvasen, nicht zu Weinbechern, so wenig wie das biegsame undurchsichtige Holz oder der schmiegsame, im Brennen erstarrende Thon, der für größere Gefäße paßt; das edle Metall gestattet das schwungvolle Profil, runde Formen wie Glas und Porzellan, eckige wie der Stein; es ladet zu hervorgetriebenen Zierrathen ein, die aber die Grundlinien nicht stören sollen; es setzt der Künstlerphantasie die wenigsten Schranken, und fordert dafür den besten Geschmack.

In ähnlicher Weise behandelt Falke die Möbel, den beweglichen Stuhl, auf dem wir bequem sitzen wollen, wie den Schrank, der seine architektonische Gliederung fordert, an den Eckpfosten Karyatiden, an den horizontalen Umrahmungsflächen Laubgewinde und Früchte in Relief zeigen mag; doch in der Nachbildung der Steinarchitektur verliert er den Charakter des Mobilen und erscheint schwer, ja plump.

(Schluß folgt.)

Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft.

Von H. von Eicken.

Seit Jahrhunderten wiederholen sich in der deutschen Literatur die Klagen über die geringe vaterländische und staatliche Gesinnung des deutschen Volkes. In den Zeiten einer aufwärts steigenden politischen Entwicklung pflegen sich diese Klagen zu mehren, in Zeiten einer abwärts gehenden Entwicklung hingegen allmählich zu verlieren. Es ist ja begreiflich, daß im ersteren Falle die Fortbewegung der großen Masse den weitsichtigeren und leidenschaftlicheren Naturen zu langsam geht. Noch niemals aber sind diese Klagen so laut und schmerzlich ausgesprochen als in unseren Tagen, in einer Zeit also, in welcher sich die staatliche Entwicklung der deutschen Nation auf einem Höhepunkte befindet, welchen dieselbe seit einem Zeitraum von sechs Jahrhunderten nicht mehr erreicht hat. Noch jüngst brachte diese Zeitschrift mehrere Artikel über die Deutschen in London, welche mit bittern Worten über die geringe Widerstandskraft des deutschen Volksthums gegenüber dem angelsächsischen Volksthum in London Klage führten. Das bedeutendste Symptom dieser Stimmung ist ein kürzlich im Verlage von Bruns in Minden erschienenes Buch des Amtsrichters Dr. Karl Theodor Reinhold in Barmen, welches den Titel führt: „Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft." Daß diese auch in der besseren Tagespresse immerfort wiederkehrenden Klagen im vollsten Maße berechtigt sind, dürfte unsere geschichtliche Vergangenheit allerdings zur Genüge bestätigen. Selbst in den verhältnißmäßig glänzendsten Tagen der deutschen Geschichte, in dem Zeitalter der sächsischen und hohenstaufischen Kaiser macht sich überall dieser auffällige Mangel der deutschen Nation an einer klugen und energischen staatlichen Gesinnung geltend. Wie Bleigewicht hängt der einer festen staatlichen Sammlung widerstrebende kurzsichtige Sondertrieb allen Unternehmungen jener großen Männer an. Welch eine andere Weltstellung, welche glänzende wirthschaftliche Lage würde die deutsche Nation errungen haben, wenn sie dem kühnen Fluge der mittelalterlichen Kaiserpolitik zu folgen im Stande gewesen wäre. Das politische Philisterthum pflegt heutzutage diese Politik freilich als ein phantastisches Traumgebilde zu bezeichnen. Das letztere war es allerdings, aber nur deshalb, weil die deutsche Nation nicht die staatliche Intelligenz besaß, welche zur Verwirklichung und vollen Ausnutzung dieser Politik erforderlich gewesen wäre. Noch heute empfindet man bitteren Unmuth, wenn man bedenkt, welche eminent günstige Conjuncturen die deutsche Nation in ihrem politischen Stumpfsinn unbenutzt hat vorübergehen lassen. Von den nachfolgenden Zeiten zu reden, ist kaum erforderlich, da der Jammer derselben zu notorisch ist. Aber all die Schmach und das herzzerreißende Elend, welches die deutsche Nation in diesen Jahrhunderten erlebt hat, hat nicht ausgereicht, um die große Masse derselben über die Unklugheit ihrer unstaatlichen Bestrebungen zu belehren. Noch heute sind die einzelnen Völkerschaften der deutschen Nation

dem einheitlichen Staatsgedanken nicht mehr zugethan als einst in den Tagen der alten Kaiser. Noch heute kämpft ein ganzes Drittel der Nation ohne Empfindung für ihre eigene nationale und staatliche Ehre mit noch größerer Begeisterung für die Weltmacht der römischen Hierarchie, als einst die alten Germanen gegen ihre eigenen Landsleute für die Weltmacht der römischen Cäsaren fochten. Für ihr sogenanntes „ewiges Seelenheil" werden diese Sklaven der römischen Hierarchie jeder Zeit auf einen Wink des Priesters zu Feinden gegen Kaiser und Reich. Jede Forderung der römischen Curie gegenüber dem Staate findet ein begeistertes Echo in den Reihen derselben, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, daß sie mit einer schmachvollen Demüthigung des Staates ihre eigene nationale Ehre in den Staub treten. Die gegenwärtigen von der Fractionspolitik dem Staate aufgezwungenen Concessionen an die Kirche sind eine Schmach für die ganze Nation, ebenso wie die Erniedrigung des Kaisers Heinrichs IV. unter die Gewalt des römischen Papstes ein ewiges Brandmal der ganzen Nation bleibt. Es gibt auf der ganzen Welt nicht eine zweite Nation wieder, welche zu einer solchen Erniedrigung befähigt gewesen wäre. Hat doch der Bischof Hefele, welcher noch als ein verhältnißmäßig wohlgesinnter Hierarch gilt, den Tag von Forchheim im Jahre 1077, an welchem auf Befehl des römischen Papstes und unter Vorsitz eines römischen Legaten ein deutscher Kaiser abgesetzt und ein neuer gewählt wurde, in seiner Conciliengeschichte als einen Ehrentag der deutschen Nation bezeichnet. Die ärgste Demüthigung der nationalen Ehre wird von diesem Theile unseres Volkes also noch sogar als eine Ehrenbezeugung entgegengenommen, wenn dieselbe von der Kirche ausgeht.

Wie ferner die Nation einst in Territorien gespalten war, so ist sie heute ebenso scharf in Fractionen geschieden. Kurz — die Nation ist heute genau dieselbe wie vor Jahrhunderten. Nur die äußeren Formen und das Kostüm, in welchen sie ihre Rolle spielt, haben sich geändert. Mit einer seltsamen Verwechslung von Ursache und Wirkung pflegt man heute insgemein den Rückstand der deutschen Nation gegenüber den anderen Nationen aus den voraufgegangenen kriegerischen Erschütterungen, insbesondere aus dem dreißigjährigen Kriege herzuleiten, während doch in Wahrheit der letztere und alles andere Elend nur eine Folge der unsäglichen staatlichen Bornirtheit der deutschen Nation gewesen ist. Jedenfalls liefert die deutsche Geschichte Stoff genug, um die deutsche Nation als solche im Großen und Ganzen gründlich zu verachten.

Es ist keineswegs gut gethan, diese Sachlage zu verschweigen oder abzuschwächen. Unser nationales Interesse erfordert vielmehr die offenste und unumwundenste Darlegung dieser Verhältnisse, vorausgesetzt, daß dieselbe in patriotischer Absicht geschieht. Diese allerdings unliebsame, aber heilsame Aufgabe hat Reinhold in dem oben genannten Buche mit außerordentlich anerkennenswerthem Muthe zu lösen unternommen. Reinhold sucht die Ursachen jener traurigen Erscheinung psychologisch zu begreifen. Sein Buch ist also gewissermaßen eine Naturgeschichte der deutschen Nation.

Der Ausgangspunkt des Verfassers ist nicht der Standpunkt irgend einer unserer Parteien, sondern der über allen Fractionsprogrammen stehende nationale Staatsgedanke. Derselbe bietet ihm den festen Maßstab für die Beurtheilung des Volkscharakters. Er bildet den Mittelpunkt der ganzen Schrift, um welchen sich alle Ausführungen des Verfassers fest und einheitlich zusammenschließen. Der tiefe Schmerz des Patrioten über die unheilvolle, selbstmörderische Politik der Fractionen spricht mit beredten Worten und überzeugenden Gründen aus jeder Seite dieses ebenso tief empfundenen als durchdachten Werkes. Der staatliche Gedanke desselben tritt mit solcher Klarheit und Bestimmtheit hervor, daß derselbe den Verfasser vor dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit oder der Gehässigkeit genügend beschützen wird.

Es wird leicht sein, das Bild, welches der Verfasser von der deutschen Nation im Inlande und Auslande entwirft, zu düster und herb zu finden. Die Thatsachen bleiben bestehen und können nicht anders verstanden werden als wie sie sich selber geben.

Nachdem Reinhold die dunkle Folie seiner Darstellung entworfen hat, stellt er eine eingehende Untersuchung über die Ursachen dieser Erscheinung an. Dieses Kapitel: „die deutschen Nationalfehler" betitelt, enthält die psychologische Diagnose der Krankheitserscheinungen des deutschen Volkscharakters. Der Verfasser sucht die Ursache der Krankheitserscheinung in intellectuellen Fehlern.

Und zwar bezeichnet er als den ersten und allgemeinsten Fehler des deutschen Volkes die Neigung zu einer abstracten Anschauung des Lebens, zu einer deductiven Behandlung aller öffentlichen Fragen der Politik, der Nationalwirthschaft u. s. w. Die theoretische Construction der Verhältnisse, welche die Dinge nicht nimmt wie sie sind, sondern wie sie sein sollten, verhindert allerdings auf Schritt und Tritt die Möglichkeit, praktische Aufgaben des Lebens praktisch anzufassen. Daher erklärt sich die unfruchtbare Thätigkeit unserer Parlamente. Die Wissenschaft hat zwar die deductive Methode längst überwunden, in der Politik herrscht dieselbe noch durchweg. In ihrer abstracten Construction verkennt die Parteipolitik die gegebenen Schranken des Daseins. „Die Erkenntniß a priori ist das eigentliche Heiligthum des deutschen Geistes, der aristokratische Besitz des philosophischen Grüblers." Der zweite nationale Denkfehler ist die deutsche Pedanterie, die in merkwürdigem Gegensatze zu jener metaphysisch-idealistischen Beanlagung steht. Man mag freilich zur Erklärung der pedantischen Engherzigkeit wohl auf die kleinstaatliche Vergangenheit hinweisen. Doch muß man nicht vergessen, daß diese selber erst eine Folge der ersteren war. Im theoretischen Raisonnement schweift der Deutsche weit hinaus über die Schranken der gegebenen Verhältnisse, im praktischen Leben bleibt er in der kleinlichsten Enge des Alltagsdaseins kleben. Und zwar zeigt sich dieser zweite Fehler ebenso wie der erstere gerade am meisten bei den Parteien, welche sich als freisinnige bezeichnen.

Ein dritter Fehler ist dem Verfasser zufolge der Formalismus der deutschen Betrachtung. Die letztere pflegt die wesentliche Seite ihres Gegenstandes, den Inhalt, zu übersehen und bleibt an der Form haften. Der Formalismus ist eine Folge jener Neigung zur Abstraction, jenes Mangels an inductiver Schulung des Urtheiles. In Folge der Nichtachtung der überall verschiedenen Verhältnisse führt der Formalismus zu schiefen Analogien und zu einer verkehrten Anwendung allgemeiner Grundsätze im praktischen Leben.

Dieser formalistische Sinn glaubte Verfassungs- und Verwaltungsformen des Auslandes als allgemeine Schablonen auf das deutsche Staatsleben übertragen zu können.

Im eigenthümlichen Gegensatze hierzu erscheint die viel beklagte Verachtung des formalen Elementes im Leben, die berüchtigte deutsche Formlosigkeit. „Die Weichheit und Verschwommenheit des deutschen Nationalcharakters läßt uns," wie der Verfasser treffend sagt, „im Kampf mit kräftigen und gestaltvollen Volkspersönlichkeiten überall auf der Erde wie Schnee zergehen. Mit der Vorstellung jeder anderen Nationalität verbindet sich ein Bild voll charakteristischen Lebens: nur mit dem Deutschen verbindet sich keine positive und plastische Anschauung. Seine verwaschene Erscheinung ist nur eine Summe von negativen Zügen, gefaßt mit einigen dunklen Strichen von Unausstehlichkeiten. Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Russen, Ungarn, Polen, ja selbst Nordamerikaner — so viel Worte so viel Bilder! Aber der Deutsche? Wie sieht ein solcher Mann — wie die hinter ihm stehende Nation aus? In fremden, namentlich russischen Romanen ist der Deutsche bekanntlich eine typische Figur der Lächerlichkeit und Unbeholfenheit. Er ist der Proletarier unter den Völkern und wird von kleinen Nationen, die ihm nach Geist und Charakter nicht die Schuhriemen lösen können, mit Erfolg verachtet und mit offenem Hohn und Fußtritten behandelt. Im eigenen Lande erfährt der Deutsche von Engländern und anderen Ausländern Insulten. Die so auffallend schnelle Flucht aus seiner Nationalität beruht nicht zum wenigsten auf dem drückenden Gefühl der Inferiorität seiner nationalen Erscheinung. In dem Sinne einer leben-

digen, ethnographischen Individualität sind wir noch keine Nation geworden. Auch dieser Fehler wurzelt im Grunde wieder in dem Zuge des deutschen Intellectes zur Abstraction und Metaphysik. Die Verachtung des formalen Elementes im praktischen Leben der Nation hat die zerlassene Erscheinung der deutschen Volkspersönlichkeit verschuldet, welche das Kainszeichen der Deutschen auf der Erde geworden ist und den krassen Widerspruch zwischen dem inneren Werth und der äußeren Geltung unseres Volkes erzeugt hat, der für die tiefere Auffassung eben so unbegreiflich als schmerzlich ist." Diese Fehler hemmen überall im öffentlichen Leben die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen den Mächten des Beharrens und der Bewegung. Der abstract-metaphysische Geist verachtet Tradition und Form, während die Pedanterie und Starrheit des formellen Denkens die wahre Freiheit ersticken. Die Nation begreift noch heute nicht das richtige Verhältniß der beiden Strömungen nach staatlicher Einheit und nach bürgerlicher Freiheit. Sie begreift noch heute nicht, daß die staatliche Einheit die erste und absolut unentbehrliche Voraussetzung der letzteren ist.

Das Heilverfahren nun, welches sich dem Verfasser aus dieser Diagnose ergibt, ist die Eingewöhnung der deutschen Denkweise in die inductive Methode, d. h. in die von den Erfahrungen des praktischen Lebens in vorsichtigen Schlußfolgerungen abgeleitete Erkenntniß. Reinhold stellt als Vorbild die englische Nation hin, welche durch das gerade Gegentheil der deutschen Charakteranlage, durch die scharfe Beobachtung des Thatsächlichen und die unbedingte Anerkennung der Erfahrung, groß geworden ist.

Nach dieser allgemeinen Kritik über den deutschen Volkscharakter führt Reinhold in einem zweiten Abschnitt aus, wie die von ihm bezeichneten Eigenschaften der deutschen Denkweise in der Lösung der einzelnen großen Fragen der Gegenwart sich geltend machen. Er beobachtet die nationalen Fehler in ihrer praktischen Wirksamkeit. Die herrschenden Ansichten über das Verhältniß von Staat und Kirche, Königthum und Volk, Staat und Parlament, Heer und Volk u. s. w. bilden den Inhalt dieses Abschnittes. Zugleich mit dieser Kritik versucht der Verfasser überall eine positive Anwendung der von ihm befürworteten inductiven Methode. Das Ziel seiner Beweisführungen ist die Verbindung der individuellen Freiheit mit einer einheitlichen, staatlichen Zusammenfassung der Kräfte. Die Grundlage seines „Programms" ist das denkbar breiteste, die gesammte Nation. Reinhold versteht also unter einer starken centralen Staatsgewalt keineswegs die Einführung eines büreaukratischen Regimentes. Er begreift den Staat vielmehr als eine das ganze Volk umfassende und vom ganzen Volke getragenen Institution. Von diesem Standpunkte aus wendet er sich ebenso gegen die büreaukratische Neigung, die staatlichen Behörden als Selbstzweck aufzufassen wie gegen die Neigung des Volkes, speciell des liberalen Philisters, die Einheit von Staat und Volk zu zerreißen und beide als Gegensätze zu denken. Reinhold wünscht sogar eine größere Heranziehung des Laienelements für die staatliche Thätigkeit als bisher. Ebenso stark aber wie die bürgerliche Freiheit betont er die Nothwendigkeit der staatlichen Concentration. Denn eben die Erhaltung der ersteren gebietet die Herstellung der letzteren, die Bindung der Einzelwillen unter eine höhere feste Ordnung. Die Geschichte der deutschen Nation bestätigt durch eine indirecte Beweisführung die Richtigkeit dieser Sätze in jedem Jahrhundert.

Die Stellung des Verfassers zu den einzelnen Fragen kann hier nicht eingehend behandelt werden. Reinhold beschränkt sich in diesem Abschnitt keineswegs auf allgemeine Erörterungen, sondern bietet in jedem Kapitel sehr sorgfältige staatsrechtliche Untersuchungen und entwickelt überall die leitenden Grundsätze der staatlichen Gesetzgebung mit vorzüglicher Klarheit und Schärfe. Mit großer Ueberlegenheit des Urtheiles erhebt sich der Verfasser über die bornirte Parteilogik, die angeblich das Interesse des Staates erstrebt, thatsächlich aber in den meisten Fällen das Gegentheil erwirkt.

In einem letzten Abschnitt entwirft Reinhold einige „Gedanken über einen plastischen Aufbau der Nation". Er zeigt hier in breiterer Ausführung die Wege, welche die Nation allmählich aus ihrer verkehrten und verderblichen Lebensauffassung herausführen sollen. Der Grundgedanke des Abschnittes ist die Förderung des nationalen und staatlichen Bewußtseins durch die Ausbildung eines nationalen Typus in den äußeren Lebensformen des deutschen Volkes. Reinhold fürchtet nicht mit Unrecht, daß unsere abstracte Denkweise die Bedeutung dieser Frage verkennen und die Ausbildung einheitlicher nationaler Formen im amtlichen wie im gesellschaftlichen Verkehre, in der Sprache, in der Kunst wie im Gottesdienste entweder als eine verwerfliche Gleichmacherei oder mindestens als eine kindliche und werthlose Spielerei betrachten werde. Es liegt aber auf der Hand, daß die so wenig eigenartig und national ausgeprägte Persönlichkeit des Deutschen dem Ansehen desselben im Auslande unermeßlichen Schaden gethan hat. Denn nicht weiche Nachgiebigkeit, sondern nur die feste und bewußte Behauptung der Persönlichkeit vermag sich Achtung zu erringen. Das individuelle Selbstbewußtsein ist haltlos und schwankend, wenn es nicht seinen Rückhalt in einem energischen nationalen Bewußtsein hat. Der Verfasser zeigt den Werth der äußeren Lebensformen an der Armee, welche den Offizier wie den gemeinen Mann zu einem sicheren, bewußten Auftreten erzieht. „Jedes Volk, das im Gange der Geschichte seiner Eigenart klar bewußt geworden ist, erkämpft sich von selbst den Boden, auf dem es leben und die Freiheit, in der es sich entwickeln will. Der nationale Staat ist fertig, sobald die nationale Persönlichkeit von der Volksgemeinschaft empfunden wird." Die Beachtung und Pflege der äußern Persönlichkeit ist in der That hochpolitisch, wenn sie auch anscheinend dem Gebiete des Aesthetisch-Culturhistorischen angehört. Das erste und „das letzte Programm einer deutschen Politik, die alle andern Ziele und Wege in sich zusammenfaßt, ist die nationale Erziehung. Mit ihr wird das erreicht, was zum Kampfe im Völkerleben und zur echt menschlichen Vollendung allein befähigt: „eine nationale Form des Daseins"."

Die Ausführungen des Verfassers in diesem Abschnitte können hier nicht im Einzelnen mitgetheilt werden. Dieselben sind, insbesondere in diesem Zusammenhange, neu und werthvoll. Der Verfasser berührt sich hier in manchen Punkten mit den Bestrebungen der seit einigen Jahren entstandenen Vereine für Körperpflege, nur daß er, seinen Zwecken entsprechend, weit über den Rahmen der letzteren hinausgeht.

„Die methodische Arbeit um den nationalen Staat" ist der leitende, mit großer Sicherheit und Leidenschaft festgehaltene Gedanke des ganzen Werkes. „Die staatsmännische und patriotische Vereinigung des kältesten Verstandes mit der glühendsten Vaterlandsliebe" bildet die Eigenthümlichkeit dieses originellen und bedeutenden Buches. Der Verfasser hat sich offenbar die Absichten Machiavellis zum Vorbild gewählt, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Worte nicht wie Machiavelli an den Regenten sondern an die ganze Nation gerichtet hat. Er bekundet zu dieser schwierigen und edlen Aufgabe so viel Talent und Wissen, daß wir an einen segensreichen Erfolg seiner Bemühungen nicht zweifeln. Doch dürfte Reinhold gut thun, in Zukunft etwas mehr das Maß des allgemeinen Interesses und Verständnisses für die öffentlichen Fragen im Auge zu behalten. Die Darstellung hätte vielfach knapper und in manchen Theilen geschlossener behandelt sein können. Der Verfasser würde bei einer kürzeren und strengeren Fassung manche Wiederholungen vermieden haben. Freilich geschehen die letzteren oftmals mit Absicht. „Bis zur Ermüdung" erklärt er, müsse die richtige Methode der Betrachtung ausgesprochen werden, um die Nation zu einem praktischen, d. h. inductiven Denken zu zwingen. Doch in jedem Falle gehört das Buch zu den eigenartigsten und bedeutendsten Schriften unserer neueren politischen Literatur. Was viele patriotische und einsichtsvolle Männer seit Jahren gedacht und empfunden haben, wird hier mit überraschender Offenheit ausgesprochen und in einen großen positiven Zusammenhang gestellt. Die Sprache ist von großem Schwung, doch völlig frei von rhetorischer Phrase. Sie ist reich an dichterisch schönen und treffenden Worten, an

feinem Witz und sarkastischen Wendungen. Gebe Gott, daß der Verfasser Recht behalte mit seinem Worte: „Dies Jahrhundert darf nicht zur Wende gehen, ohne daß unser Volk die praktische Einsicht von den Wegen gewinnt, welche die Nationen zur politischen Größe führen."

Ein neues Buch der Königin von England.

Von H. Zimmern.

Vor nunmehr zwanzig Jahren veröffentlichte die Königin von England schon eine Sammlung von Tagebuch-Aufzeichnungen aus Schottland, wohin sie sich zurückzuziehen pflegt, um von den Staatssorgen auszuruhen, sich selbst und ihrer Familie zu leben und sich jene einfachen Zerstreuungen zu gestatten, an welchen diese so ungemein anspruchslose Herrscherin den höchsten Genuß findet. Vom literarischen Standpunkt konnte dem Buche durchaus kein Werth zuerkannt werden. Die erste beste Gutsherrin hätte ein ebenso gutes oder schlechtes Buch fertig bringen können, als diese dürftigen, abgerissenen königlichen Tagebuchblätter waren. Tagebücher sind ihrer Natur gemäß überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit berechnet. Die Verfasser derselben befinden sich gleichsam im Negligé, und nur wirkliche große Denker verfügen auch im geistigen Hausrock über Ideen, welche des Aufbewahrens für die Nachwelt werth sind. Wir haben solche Aufzeichnungen, deren Verlust die Menschheit beklagen müßte. Doch zu ihnen zählen diejenigen der Königin von England nicht.

Jenem ersten Band war indessen ein gewisser Erfolg nicht abzusprechen. Die schlichten Blätter ließen das Volk seine Königin, welche sich von ihren englischen Unterthanen merkwürdig fern hält, zum ersten Mal in ihrem Hochland-Heim erblicken, wo sie wie verwandelt erscheint, sich leutselig und zugänglich zeigt, die in ihrer Nähe wohnenden Armen besucht und ebenso lebt wie die Schotten selber, so daß man sich fast zu der Annahme versucht fühlen möchte, die Monarchin verkehre lieber mit diesen einfachen, unwissenden Landbewohnern als mit den geistig hochstehenden Leuten, welche sie in der Einsamkeit der Hochlande ebenso gut um sich versammeln könnte, als im Tumult des Londoner Lebens.

Dieser nicht eben ganz günstige Eindruck wurde indessen von dem Umstand in den Hintergrund gedrängt, daß die Engländer durch jene Blätter einen vollen Begriff davon erhielten, wie einig und glücklich die königliche Familie gewesen und wie groß der Verlust war, der die Königin erst unlängst betroffen hatte, als sie jene Erinnerungen herausgab, in denen jede Seite mit dem Andenken an den guten und weisen Fürsten verknüpft ist, den sie so innig geliebt hat und um den ihr Herz nie zu trauern aufgehört. Was mich betrifft, so konnte ich mich derzeit des Gedankens nicht erwehren, daß jene Blätter, wenn der gute und weise Fürst noch gelebt hätte, wohl nie im Druck erschienen wären. Ein mit so viel literarischem Verständniß und so viel Weltklugheit begabter Mann, wie Prinz Albert, würde sicher eingesehen haben, daß diese einseitig gehaltenen Aufzeichnungen naturgemäß nur ein falsches Bild verbreiten konnten und einer richtigen Beurtheilung dieser constitutionellen und einsichtsvollen Monarchin nothwendigerweise im Wege stehen mußten. Aber jenen weisen und liebevollen Berather hatte der Tod der Königin entrissen und von ihren Unterthanen konnte Niemand ihr Einhalt gebieten. So fand denn jene Publication statt, welche verständige Engländer im Stillen beklagt haben, wenn sie auch zu höflich sein mochten, ihre Meinung auszusprechen, während die servilen Leute das Buch kauften und es bis in den Himmel erhoben, wodurch sie die Königin glauben machten, sie habe ein Meisterwerk vollbracht. Einmal von der Schriftstellermanie erfaßt, veröffentlichte sie eine umfangreiche und in vieler Hinsicht indiscrete Biographie ihres dahingeschiedenen Gemahls zu einer Zeit, da es noch zu früh war, eine Geschichte seines Lebens zu schreiben. In dem Werke waren zum ersten Mal die persönlichen Sympathien der Königin enthüllt, was für das Oberhaupt eines constitutionellen Staates unstatthaft ist, ein faux pas, vor dem der Prinz-Gemahl sie beschützt haben würde. Im vorigen Jahr erfolgte die Veröffentlichung von Briefen der Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt, Briefe, welche nur für das Auge einer Mutter bestimmt waren und dem großen Publicum aus Gründen der Pietät hätten vorenthalten werden sollen, so entzückend sie auch sind, und so liebenswürdig und anmuthig auch das Bild ist, welches sie von der Schreiberin geben. Im Buch der Geschichte unseres Jahrhunderts wird als ein hervorragender Zug der Zeit das Factum verzeichnet werden, daß die persönliche Zurückhaltung verschwunden war und Menschen und Dinge schonungslos ins Licht der Oeffentlichkeit gerückt wurden.

Und nun haben wir als neueste Publication aus der Feder der Königin eine Sammlung Tagebuchblätter, die — sagen wir es nur ganz offen — das unbedeutendste Produkt eines Geistes sind, dessen Ideen, wenn man eben nur nach diesen Aufzeichnungen urtheilen wollte, nicht über die alltäglichsten Interessen eines bürgerlichen Familienlebens hinausreichen. Wir glauben nun zwar — nein, wir wissen, daß die Königin von England auf einem viel höheren geistigen Standpunkt steht und einen umfassenderen Interessenkreis besitzt, als die gute, hausmütterliche, nervöse, etwas einfache Frau, als welche sie sich selbst in diesen Aufzeichnungen darstellt. Aber weshalb hat sie sich so hingestellt, wozu der Welt ein solch falsches Bild von sich gegeben? Es ist ergötzlich, wie die englische Presse sich vergebens abmüht, das Buch als gut und lesbar hinzustellen, und wie trotz aller loyalen Anstrengungen die Wahrheit zum Vorschein kommt. Manche Berichterstatter verschmähen auch solche Versuche und sagen offen ihre Meinung. Und dies ist ganz berechtigt. Wenn Majestäten sich gedruckt sehen wollen, so müssen sie so gut wie gewöhnliche Sterbliche beurtheilt werden und dürfen nicht mehr Nachsicht verlangen, als bürgerliche Autoren. Fehlt ihnen doch selbst die Entschuldigung, daß sie schreiben müssen, um davon zu leben. Wir möchten ihnen die Worte Molières zurufen: „Qui diantre vous pousse à vous faire imprimer?"

Das vorliegende Tagebuch der Königin umfaßt die Geschichte ihres alljährlich wiederholten Aufenthaltes in Schottland innerhalb der zwanzig Jahre von 1862 bis 1882.

Die Widmung des Bandes lautet: „Meinen loyalen Hochländern und besonders dem Andenken meines mir wahrhaft ergebenen persönlichen Dieners und treuen Freundes John Brown sind diese Berichte aus meinem Wittwenleben dankbar gewidmet. Victoria, R. I." Diese Widmung mußte wegen der Erwähnung John Browns, eines einfachen, gewöhnlichen Dieners, von dem wir in England mehr als genug gehört haben, und der sichtlichen Bevorzugung, welche die Königin darin ihren nördlichen Landeskindern vor den südlichen zu Theil werden läßt, Anstoß erregen. Es scheint in der That, als wenn ihr von allen Gebieten ihres ausgedehnten Reiches Schottland das liebste geworden, und das Buch kann nicht verfehlen, ihren nördlichen Unterthanen zu gefallen, die es ihr aufrichtig Dank wissen sollten, daß sich ihre Huld nicht allein auf das feuchte Klima des von ihnen bewohnten Landes, sondern auch auf den Höllenlärm ihrer Sackpfeifen erstreckt, welche sogenannte „Musik" sonst nur für die Ohren nordwärts vom Tweed geborener Menschenkinder erträglich ist. Solche schnarrenden, wimmernden, unharmonischen Töne können nur unter vereinter Wirkung beständigen Regens und Nebels und eines unbeschränkten Whiskeyconsums ins Leben gerufen werden. Die Königin indessen geht noch einen Schritt weiter. Auch auf die Kochkünste Schottlands dehnt sich ihre rückhaltslose Anerkennung aus. Bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Dunkeld, wo die Königin im Landhause einer Herzogin logirte, erzählt sie: „Vorzügliche Morgenimbisse — so herrliche Sahne und Butter. Die Herzogin hat eine sehr gute Köchin (eine Schottin) und ich mußte denken, wie trefflich Alles dem theuren Albert gemundet haben würde. Er sagte stets, daß Alles in kleineren Haushaltungen besser schmecke. Wir hatten mehrere schottische Gerichte, zwei verschiedene Suppen und das berühmte „Haggis", welches ich gestern Abend probirt habe

und sehr gut fand. Die Herzogin war sehr erfreut, daß ich davon nahm."

Nun ist dieses Haggis ein so abscheuliches Gemengsel, daß die Beschreibung davon genügt haben würde, einem Brillat-Savarin eine Ohnmacht zuzuziehen. Die Königin darf sich jedoch gratuliren, daß sie im Stande ist, es zu genießen. Weniger glücklich war ein Verwandter ihres Hauses, der Prinz Karl Eduard. Ein ernsthafter Geschichtschreiber hat berichtet, daß dieser Fürst durch einige leichtfertige Aeußerungen über ein ihm vorgesetztes Gericht Haggis die Sympathien und den wichtigen Beistand eines halben Clan verscherzt hat. Die Königin ist aber Scotis Scotior; sie schwärmt für Land und Leute, für die Nationalgerichte, die Schafherden, sogar für das Klima, obwohl in den Aufzeichnungen beständig von gelindem Wetter (soft weather", die in Schottland übliche Umschreibung für regnerisch) und zur Abwechselung von Sturm und Regengüssen berichtet wird. Eine echt englische Gleichgültigkeit gegen das Wetter macht sich durchweg bemerkbar, und die Königin erzählt fortwährend, daß sie durchnäßt worden.

Wie entzückt Sir Walter Scott wohl über diese Lobpreisungen seines geliebten Caledoniens gewesen wäre! Daß die Königin diesen Schriftsteller bewundert, ist nicht mehr als natürlich. Mit eifrigem Interesse folgt sie den Spuren des verwegenen „Rob Roy", und wenn sie an das letzte Versteck des flüchtigen Prinzen Karl Eduard gelangt oder mit Abscheu das Schlachtfeld von Culloden passirt, so ist sie ganz Jakobitin und nennt sich mit Stolz eine Verwandte jenes romantischen und unglücklichen Geschlechts. Sie ist ganz ergriffen von der eigenthümlichen Fügung des Schicksals, welches sie zur liebenden und geliebten Beherrscherin der schottischen Wohnstätten und schottischen Herzen gemacht, willkommen geheißen und gefeiert von den Abkömmlingen jener Clans-Genossen, die ausgezogen waren, um für den Prätendenten zu kämpfen, und deren Oberhäupter auf dem Schlachtfelde gefallen sind und Würden und Besitz für seine Sache verloren haben. Von der Königin Maria spricht sie mit dem innigsten Mitleid. „Ja, und ich empfinde eine Art Ehrfurcht, wenn ich diese Schauplätze in dem so schönen Lande betrete, das ich mit Stolz mein nenne, und welches eine so aufopfernde Loyalität für die Familie meiner Vorfahren gezeigt hat — denn in meinen Adern fließt das Blut der Stuarts; ich bin jetzt ihre Vertreterin, und das Volk ist mir in eben solcher Loyalität ergeben, wie einst jenem unglücklichen Geschlecht."

Begebenheiten sind nur wenig in den Blättern verzeichnet, die zumeist Beschreibungen von Spaziergängen, Ausfahrten und Besuchen enthalten, welche die Königin in ihrem entlegenen Hochland-Heim unternommen hat. Politik und öffentliche Angelegenheiten sind so wenig darin berührt, daß der Vortrag eines Ministers nirgends auch nur angedeutet ist. Daß Ihre Majestät täglich ihr Pensum Staatsgeschäfte erledigt, ist zwar ersichtlich; über diese Sorgen finden wir jedoch nicht die geringste Bemerkung verzeichnet. Wir lesen nur, daß die Königin den ganzen Morgen beschäftigt war, Schriftstücke unterzeichnet, Briefe geschrieben hat — das ist Alles. Wir gewinnen nur den Einblick in das friedliche Stillleben einer glücklichen englischen Familie auf dem Lande; in das Leben einer Wittwe und Mutter, die manchen Kummer zu tragen hat, aber in der Liebe ihrer Kinder und der Ergebenheit ihrer Dienerschaft Trost findet.

Darf man als Helden des ersten Buches der Königin den Prinzen Albert bezeichnen, so darf John Brown der Held des vorliegenden genannt werden. Von der Widmung bis zum Schlußwort ist unter den vierhundert Seiten kaum eine einzige, die nicht den Namen Browns aufweist. Ohne Zweifel war dieser schlichte einfache Mann aus dem Volke ein treuer, brauchbarer und anhänglicher Diener, so ergeben und treu wie ein Hund seinem Herrn, dessen Ueberlegenheit er sich willig unterordnet. Die letzten Worte des Buches sind wie die ersten ihm geweiht. Der Schluß ist datirt: Balmoral, im November 1883, und lautet: „Zum Schluß muß ich diesem Bande noch einige Worte beifügen: Der treue Diener, welcher so oft in diesen Blättern erwähnt ist, weilt nicht mehr bei ihr, der er so treu, ergeben und unermüdlich gedient hat. In voller Gesundheit und Kraft wurde er seinem nützlichen Berufe nach einer nur dreitägigen Krankheit entrissen. Er starb am 27. März dieses Jahres, geachtet und geliebt von Allen, die seinen seltenen Werth und seine Herzensgüte zu schätzen wußten, wahrhaft betrauert von Allen, die ihn kannten. Der Geschiedene ist für mich, die zur Zeit in Folge eines Unfalls krank und hülflos war, unersetzlich, denn er besaß verdientermaßen mein volles Vertrauen, und wenn ich sage, daß er täglich, ja stündlich, von mir vermißt wird, deren lebenslängliche Dankbarkeit er sich durch seine beständige Fürsorge, Aufmerksamkeit und Ergebenheit erworben hat, so ist dies nur ein schwacher Ausdruck der Wahrheit.

Ein treuer, wahrer, edler Herz,
Loyaler, liebevoller nimmer schlug
In einer Menschenbrust."

Es ist von Herzen zu wünschen, daß künftige Historiker die Königin Victoria nicht nach ihren Tagebuch-Publicationen beurtheilen mögen. Es kann nicht anders sein, als daß sie ein unrichtiges oder wenigstens ein sehr einseitiges Bild einer Monarchin geben, deren treues Festhalten an ihren constitutionellen Verpflichtungen fast sprichwörtlich ist. Diese Blätter, die jedes Reizes, jedes Interesses baar und ohne Anspruch auf literarische Bedeutung sind, enthalten nichts weiter, als Berichte über häusliche Details, die außerhalb des Hauses keinen Werth haben. Welcher Antrieb sie an die Oeffentlichkeit gebracht hat, ist schwer zu begreifen, es sei denn die Sehnsucht eines liebevollen weiblichen Herzens nach Mittheilung. Wenn das Publicum ein Buch von der Königin haben sollte, so wäre ihm vor Allem daran gelegen gewesen, ihre Ansichten über die erschütternden Ereignisse und politischen Angelegenheiten jener zwanzig Jahre zu vernehmen. Müßten wir indessen nach diesen Aufzeichnungen urtheilen, so könnten wir leicht auf die Vermuthung kommen, daß sie unempfindlich dagegen geblieben sei. So finden wir über die Niedermetzelung eines ganzen Regiments von ihren Unterthanen im Zulukriege kein Wort des Mitleides, während sie sich in seitenlangen Klagen über den Tod eines jungen französischen Prinzen ergeht, dessen Betheiligung an dem Kampfe weder nothwendig war, noch gewünscht wurde, und dessen Tod überdies wahrscheinlich zur Verbesserung der Chancen für den europäischen Frieden beigetragen hat. Das Gefecht von Tel-el-Kebir, welches der Königin durch Privattelegramm angezeigt worden, flößte ihr, so weit eben das Tagebuch erkennen läßt, nur Besorgnisse um den Herzog von Connaught ein. Selbst von einem Ereigniß, wie der deutsch-französische Krieg, spricht die Königin nur gelegentlich einer Predigt, welche sie von einem Hochlands-Geistlichen über den Krieg gehört hat, und über welche Predigt sie sich ganz entzückt äußert, ohne daß sie erkannt zu haben scheint, wie viel mehr ihre „liebe Kaiserin" und ihr „lieber Kaiser" als das Volk der Franzosen für jene Corruption verantwortlich waren, die dem Namen des zweiten Kaiserreichs einen verächtlichen Klang in der Geschichte verschafft hat. Unstreitig hat das Gefühl der Verantwortlichkeit, welche mit ihrer hohen Stellung verknüpft ist, die Königin veranlaßt, aufs Strengste Alles aus dem Tagebuch zu verbannen, was nicht einen privaten Charakter trägt; aber das Resultat dieser Auslassungen ist wahrhaft zu beklagen; denn eine regierende Königin ist keine Privatperson. So wie dieses Tagebuch würde „Hamlet" wirken, wenn die Titelrolle daraus gestrichen wäre. Ein hervorragendes und nicht serviles Londoner Blatt brachte über das königliche Buch einen äußerst verdammenden Artikel, der nicht erörtert, was dasselbe enthält, sondern was nicht darin steht. Nachdem von diesen Weglassungen ausführlich gesprochen wurde, heißt es am Schluß des Berichtes: „Wir sind daher im Ganzen trotz der liebenswürdigen Gesinnung, welche Ihre Majestät bewogen hat, ihr Volk so weit ins Vertrauen zu ziehen, zu der Annahme geneigt, daß, wenn dies Vertrauen nicht noch weiter gehen durfte, es rathsamer gewesen wäre, die Veröffentlichung eines Tagebuches zu unterlassen, aus dem alles Wichtige gestrichen werden mußte."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Roderich Heller.

Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan.

(Kgl. Schauspielhaus.)

Wie in Heinemanns „Schriftstellertag", so ist auch in dem neuen Stücke Schönthans das komische Motiv: wie wenig unsere Lieblingsdichter dem Bilde zu entsprechen pflegen, das man sich aus ihren Werken von ihrer Persönlichkeit macht. Die Strumpfwirkersgattin Norica Groller schwärmt für den Lyriker und Romandichter Roderich Heller, der obendrein vor einigen dreißig Jahren der Gegenstand ihrer kurzen Jugendliebelei gewesen, und als sie ihm von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, da hat sie mit Recht nichts Besseres zu thun, als vor Schrecken in Ohnmacht zu fallen. Der lyrische Roderich ist nämlich der richtige Rüpel. Von knotigem Aussehen, mit schimmernder Glatze, ein Halstuch philiströs umgebunden, erscheint er vor seiner Verehrerin, und jedes Wort aus seinem Mund ist eine Grobheit, jeder Gedanke die baare Prosa, jede Bewegung ein Dolchstich ins Herz der überspannten Hellerromanin. Sie liebt in ihm den Denker, und er starrt von Gemeinplätzen und vertritt u. A. die Ansicht: „die Weiber sollen ihre Nase nicht ins Tintenfaß (!) stecken und lieber ihren Männern Strümpfe stricken"; sie verehrt ihn als ihren Jugendfreund, und er erzählt ihr, er habe von seiner ersten Frau drei und von der zweiten vier Kinder; sie schwärmt für den zarten, phantasievollen Poeten, und er versichert, er dichte blos, um Brod ins Haus zu schaffen und nicht für die Unsterblichkeit, sondern nur für die Leihbibliotheken und die „Gartenlaube". Kein Wunder, daß die so jäh Enttäuschte aus allen ihren Himmeln stürzt. Ihr Mann aber, bisher ein zärtlicher, vernünftiger Gatte, ist grausam genug, ihre Qualen zu verschärfen, zu verlängern. Jetzt hat er plötzlich seine liebe Freude an dem „berühmten" Unbekannten, der bisher die poetische Hausbibel und Hauskapelle in seinem Daheim, der 25jährige unsichtbare Hausfreund war, welcher die Kinder miterzog, den Salon miteinrichtete, in der Küche mitkochte; der sogar in zärtlichen Augenblicken aus dem Munde seiner Frau sprach; dem zu Liebe der Stammhalter gewaltsam zum Musiker ausgebildet werden sollte, um einem Heller'schen Helden ähnlich zu werden! ... Der Strumpfwirker quält also seine enttäuschte Frau, er wird boshaft, er wird sogar witzig: jetzt will er Heller immer bei sich haben, er soll im Bunde der Dritte sein. Sein menschenfreundliches Vorhaben scheitert nur an der Grobheit Hellers, die auch ihn nicht verschont. Das Idol poltert auf Nimmerwiedersehen mit Zurücklassung eines ungeschlachten Stammbuchverses aus dem Hause; die kurirte Frau umarmt ihren Gemahl; der Sohn des Hauses heirathet ein Dachpappenfabrikantenkind und die Tochter einen Redacteur, der für Roderich Heller agitirt hatte.

Und das bringt uns auf die Nebenhandlung des Stücks: den politisch-satirischen Theil, der den ganzen zweiten Act füllt und vor Allem dazu bestimmt scheint, das Stück auf die Länge eines Theaterabends zu dehnen. Roderich Heller ist nicht nur Dichter von Beruf, sondern auch wohlbestallter Rechtsanwalt in Zoppot bei Danzig. So ist es erklärlich, daß er plötzlich von der Fortschrittspartei als Reichstagscandidat aufgestellt wird. Die „Tages-Chronik" vertheidigt in ihren Spalten diese Candidatur, und der Chefredacteur Dr. Hagedorn wirbt auch persönlich für sie, indem er den „einflußreichen" Strumpfwirker Groller besucht, dessen Töchterlein er überdies kennen und lieben gelernt, und ihn auffordert, für Heller zu stimmen. Man kann sich denken, wie übel er da ankommt. Um so besseren Erfolges erfreut er sich bei seiner ganz auf Heller gestimmten Ehegesponsin. Sie eröffnet sofort einen „politischen Salon", wo sie mit Dr. Hagedorn für Heller intriguirt, während ihr Mann und ihr Sohn gegen den verhaßten Candidaten kämpfen. Sie schmeichelt und heuchelt und sucht alle einflußreichen Wähler für ihren Heller zu gewinnen, Vater und Sohn jedoch brauchen crassere Mittel. Ein geladener Schauspieler soll für den Dichter-Politiker Stimmung machen, indem er dessen „Freiheitssturm" declamirt; allein Groller Sohn versteckt seinen Mantel, in welchem sich Hellers Gedichte befinden, und so ist der Recitator genöthigt, statt dessen etwas Klassisches, den Erlkönig, vorzutragen, worüber Frau Groller außer sich geräth. Zugleich entpuppt sich die Treffliche, die sonst nur für Lyrik schwärmt, mit Einem Mal als staatsgefährliche Leitartikelschreiberin! Unter dem Titel: „Dichter und Bauer" veröffentlicht sie in der „Tages-Chronik" einen fulminanten Artikel zu Gunsten Hellers Canditur, was eine polizeiliche Haussuchung auf der Redaction zur Folge hat. Zeugnißzwang, Haftbefehl, Plötzensee und andere unerquickliche Dinge des Preßgesetzes kommen zur Sprache und drohen schon die heitere Atmosphäre des Schwankes zu verdüstern. Groller und Frau übertreffen sich an Edelmuth; sie streiten sich darum, welches von Beiden ins Gefängniß soll. Und da geht schon die Thüre auf. Ein ominöser Schutzmann erscheint. ... Ohne Sorge, dem erfindungsreichen Verfasser ist nicht einmal die Hermandad heilig! Groller Sohn fährt den Schützer des Rechts ziemlich hart an und heißt ihn gehen „da er jetzt keine Zeit habe", und siehe da! der Polizist salutirt, macht Rechtsumkehrt und tritt ab. Er ist nämlich ein guter Freund des Groller'schen Stammhalters, welch letzterer es nicht verschmäht hat, mit einem Schutzmann in der Kneipe zu fraternisiren, um bei der Agitation und Wahl wenigstens die „Staatsbeamten" für sich zu haben.

Kurz, ein rechtes Faschingsstück, das seinen einzigen Zweck, das Lachen frohgestimmter Menschen zu erregen, vollauf erfüllt. Die literarische wie die politische Satire ist sehr harmloser Natur, der Dialog nicht eben gewählt, aber munter und lebendig, und die Situationskomik von fast Moser'scher Findigkeit. Ueber manches Verdrießliche drücken wir lachend ein Auge zu. Roderich Heller in seinem von der Cultur noch unbeleckten Naturzustand ist eine Caricatur; die Art, wie die im Grunde brave und idealistische Strumpfwirkerin kurirt und dann von ihrem Gatten gequält wird, ist mehr als grausam; die Wahlkämpfe für und wider Heller sind kleinstädtisch und läppisch; das Strafgesetzbuch, nach dem hier recherchirt und confiscirt wird, mag im Monde, aber nicht im neuen Deutschen Reiche gelten, und sämmtliche Personen sind im Grund ebenso uninteressant als unsympathisch. Weshalb muß Dr. Hagedorn, ein possenhafter Bolz, erst noch in eine zweifelhafte, aber parfumirte Liebesbriefaffaire verwickelt und seiner Zukünftigen gegenüber zu Lug und Trug genöthigt werden? Wahrlich, der Schwerenöther verdient es, daß ihn die Holde mit der Tramway-Regel: Hand an die Thürklinke, rechter Fuß vor, Gewicht nach hinten und abspringen! zur Thür hinausbefiehlt. Sie sollte ihm aber die Rückkehr nicht wieder gestatten und noch weniger sich durch den wiederholten Witz zum Schlusse gar an seinen Hals commandiren lassen.

Der übermüthige Schwank machte im Schauspielhaus ein ziemlich sonderbares Gesicht. Er wurde da in eine höhere Sphäre gerückt, die ihm entschieden unzuträglich ist. Fr. Kahle-Keßler ist nicht die komische Alte, deren „Frau Norica" eigentlich bedarf; man glaubt dieser Salondame die Schwärmerei für den Gartenlaubendichter keinen Augenblick. Auch Hr. Krause besitzt mit nichten die nothwendige behäbige Komik für den Strumpfwirker. Gewiß ganz anders hätte am Wallnertheater dieses Stück eingeschlagen, das auf der Hofbühne nur durch den Fasching existenzberechtigt erscheint. Z.

Notizen.

Les coulisses d'un livre. A propos des Mémoires de Henri Heine par F. Kohn-Abrest (Paul d'Abrest). Paris, Hinrichsen & Cie.

In dieser soeben erschienenen Broschüre versucht Herr Paul d'Abrest, dessen Name mehrfach in den letzten Negotiationen betreffs Heines Memoiren wiederkehrte, nicht ohne Geschick, seinen Antheil an der Entdeckung und Veröffentlichung des Fragments, dessen Publication in der „Gartenlaube" begonnen und bis jetzt die Heine-Verehrer nicht sonderlich in Aufregung versetzt hat, näher zu präcisiren und sich gegen den vielfach wider ihn erhobenen Vorwurf zu vertheidigen, daß er mit dem be-rühmt gewordenen Monsieur Julia unter Einer Decke gesteckt habe. Im Gegentheil beklagt er sich bitter über die Undankbarkeit des doch von ihm entdeckten Julia, der das günstige Geschäft nur den Reclamen der Kohn'schen „Pariser Nachrichten" verdanke. Unter solchen Umständen hat der Verfasser keine Ursache, mit seiner Meinung über den „Namensvetter einer berühmten Veroneser Liebhaberin" hinter dem Berge zu halten. Er findet es mit Recht sehr sonderbar, daß dieser, jedenfalls gegen Heines Willen, auf Mathildens Wunsch in den „rechtlichen" Besitz des Nachlasses gelangte, doch

beobachtet er über die Natur der Beziehungen von Heines Wittwe zu diesem Herrn eine zarte Discretion. Es ist jedenfalls höchst belustigend zu lesen, auf welche klassische Weise Julia mit den deutschen Verlegern unterhandelte, welche das Manuscript vor einem Kaufe wenigstens einsehen wollten. Wie wußte der überpraktische Julia seine Handschrift anzupreisen. Wohl sei das Manuscript mit Riesenbuchstaben beschrieben, nur 80 Seiten lang und voller Striche, aber man denke nur! einige Seiten sind doppelt und dreifach paginirt — 30, 30 bis, 30ter —, und die Striche sind gerade das Pikante, denn da sieht man noch, was Heine schreiben wollte! „Ces ratures devraient vous être comptées à part", ist eine prächtige Bemerkung. Unbegreiflicher Weise wiederholt aber Kohn nochmals seine Behauptung, die ihm deutscherseits so übel genommen wurde: die wahren Memoiren Heines seien noch immer in Julias Besitz und beständen aus den 1200 Briefen von Heines Verwandten und Freunden an den Dichter! Herr Julia gehe mit dem Plan um, dieselben nebst den Porträts, Möbeln und anderen Reliquien des Dichters demnächst zu versteigern. Wir glauben mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß Herr Kohn diesmal seine journalistischen Handlangerdienste verweigern wird, und gratuliren ihm dazu.

* * *

Richard Wagner. Erinnerungen von August Lesimple. Dresden, H. Minden.

Diese bescheiden auftretenden und warm geschriebenen Erinnerungen an Wagner aus der Feder eines seiner rheinischen Freunde und Verehrer mag künftigen Biographen schätzbares Material liefern, um den privaten Charakter und das häusliche Leben des Meisters vorurtheilsfrei zu würdigen. Der Verfasser trat schon 1854 mit Wagner in Verbindung, gründete den zweiten Wagner-Verein (in Köln), war ein gern gesehener Gast in Bayreuth und stand mit dem Componisten bis zu dessen Tode in Briefwechsel. Interessant sind seine Schilderungen von Wagners Heim in Zürich, von dessen „Parsifal"-Vorlesung in Bayreuth und die Streiflichter, die auf des Meisters nervösen Charakter fallen. Zahlreiche Anekdoten illustriren auf das Ergötzlichste Wagners schlagfertige Geistesrichtung. „Es war ihm ein Bedürfniß verehrt und geliebt zu werden," schreibt Lesimple, „und er selbst war wirklich gut Jedem, an den er glaubte." Die hübsche kleine Schrift, der jede Unduldsamkeit gegen Andersdenkende fehlt, ist eine der freundlichsten Erscheinungen der Wagner-Literatur.

* * *

Das Mikroskop und die wissenschaftlichen Methoden der mikroskopischen Untersuchung in ihrer verschiedenen Anwendung, von Dr. J. Vogel. Vierte Auflage, völlig neu bearbeitet von Dr. Otto Zacharias, unter Mitwirkung von E. Hallier und E. Kalkowsky. Leipzig 1884, Denickes Verlag. Die vorliegende erste Lieferung erweckt das günstigste Vorurtheil für die nachfolgenden, in denen die Anwendung des Mikroskops zu mineralogischen, botanischen und zoologischen Untersuchungen behandelt werden wird. Die Herausgeber der neuen Auflage haben sich die Aufgabe gestellt, die einigermaßen Vorgebildeten zur Anstellung von ernsten und zielbewußten Untersuchungen anzuleiten und ihnen den Weg, der zur Höhe der strengwissenschaftlichen Forschung führt, zu ebnen. Der durchweg klare und prägnant abgefaßte Text wird durch zahlreiche Holzschnitte erläutert.

* * *

Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen. Zwei Erzählungen von André Theuriet. Aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Autorisirte Uebersetzung. Oppeln 1884, Eugen Francks Buchhandlung (Georg Maske).

Wer seinen Geschmack nicht durch starke und ungesunde Reize verwöhnt hat, wird dieses Bändchen mit dem Gefühl aus den Händen legen, daß damit der Lesewelt eine für Herz und Phantasie wohlthuende Gabe geboten worden sei. Theuriet ist ein in seinem Vaterlande rühmlich bekannter und auch in Deutschland keineswegs fremder Dichter und Romanschriftsteller. Einige seiner Gedichte hat Geibel ins Deutsche übertragen; sonst ist meines Wissens bisher nichts von ihm dem deutschen Publicum durch Uebersetzung zugänglich gemacht worden. Es war ein glücklicher Griff der gewandten und geschmackvollen Uebersetzerin, daß sie gerade die beiden Kindergeschichten mit ihrer das deutsche Gemüth so vertraulich anheimelnden Färbung gewählt hat. Wir lernen aus ihnen einen Dichter kennen, der die Regungen der Kindesseele mit treuem und liebevollem Auge beobachtet. Zugleich hat ihn ein richtiger Takt vor dem Bestreben behütet, in welches poetische Darsteller des Kindeslebens nur zu leicht gerathen: in die kindliche Seele allzu Bedeutungsvolles hineinzulegen. Selbst die hochgesteigerte und hartnäckig festsitzende Märchengläubigkeit, welche die erste Geschichte schildert, hält sich innerhalb des Glaublichen. Angenehm berührt auch die naive und anspruchslose Art seines Erzählens. Ueber seiner Darstellung ruht kein sentimentales Wichtigthun, überhaupt kein sehnsuchtsvolles Träumen und Zurückverlangen nach dem entschwundenen Zauberalter der Kindheit; sondern wir genießen ein ganzes und ungetheiltes Nach- und Wiedererleben der Kindheitszeit. Von den beiden Erzählungen ist die erste größer angelegt und besitzt mehr Zug und Spannung, die zweite dagegen spricht mehr zum Gemüthe und enthält Elemente schöner Rührung. In beiden Erzählungen aber ist es vor Allem das Phantasieleben der Kindesseele, was uns der Dichter aufrollt. Und beide Male entwickeln sich die Wonnen und Aengste der Phantasie in hübsch und eigenartig erfundener Verknüpfung mit einem Stücke frischen und echten Naturlebens. In „Prinzessin Immergrün" ist es der Wald mit seinem dunklen Ernst und seiner geheimnißvollen Tiefe, was in der Seele des achtjährigen, in seinen Märchen schwelgenden Knaben wunderbare Ahnungen und Bilder nährt und endlich in ihm die Gewißheit erzeugt, daß tief drinnen in einem großen Walde, der in weiter Ferne den Horizont begrenzt, die Prinzessin Immergrün gefangen gehalten werde und in ihrem Schlosse seiner befreienden Heldenthaten harre. Als er nun wegen eines muthwilligen Streiches von der gestrengen Lehrerin aus dem Schulzimmer mit Schimpf und Schande hinausgestoßen wird, entflieht er mit einem Kameraden, den das gleiche Schicksal getroffen, nach dem großen Walde, um dort in das Schloß der Prinzessin zu dringen und mit reichen Schätzen beladen heimzukehren. Und nun beginnt eine Reihe von immer angstvolleren und entmuthigenderen Abenteuern, wobei uns der Dichter nicht nur die Poesie des Waldes, sondern auch mancherlei menschliches Leben und Treiben, das sich in ihm abspielt, in geschickter Verflechtung vorführt. — In der zweiten Erzählung wieder ist es, wie schon der Titel besagt, ein Eichhörnchen, dessen Schicksale in das phantasievolle Innenleben eines Knaben, der das muntere und kluge Thier gekauft und abgerichtet hat und dem er seine zärtliche Liebe schenkt, freud- und leidvoll eingreifen. Aber auch ein bedeutsames Stück gereiften Menschenlebens ist in beide Erzählungen hübsch verwoben. In dem Walde, der Prinzessin Immergrün bergen soll, haust ein seltsamer, menschenscheuer Alter, der sich aus einem Leben voll Enttäuschungen in diese Einsamkeit zurückgezogen hat und nun seine einzige Freude daran findet, das Pflanzen- und Thierleben mit geübten Sinnen zu belauschen. Der kleine Flüchtling geräth, nachdem ihn sein skeptischerer Kamerad treulos verlassen, geängstigt und abgehetzt in die versteckte, wie verzaubert aussehende Behausung des Einsiedlers. Dieser deutet dem feengläubigen Knaben in sinnvoller Weise den Glauben an die Prinzessin Immergrün und bringt ihn dann mit List seinen Eltern zurück. Durch die Einführung dieser Gestalt wird die märchenhafte Haltung des Ganzen gut gehoben. In der zweiten Geschichte findet gleichfalls das naive Treiben des Knaben seinen wirksamen Contrast in der ernsten und stillen Gestalt eines vom Schicksal unheilbar verwundeten Mannes; ja es sind hier die Lebenswege des Knaben und des Alten noch enger, gemüthvoller und origineller ineinander verflochten. Schon diese Andeutungen werden gezeigt haben, wie kunstvoll der Dichter die Fäden schlingt und weiterführt. Und doch macht sich Alles, ganz besonders aber in der zweiten Geschichte, natürlich und einfach. Ueberall bleibt das Abenteuerliche noch in den Grenzen des Möglichen. Es ist eine phantasievoll aufgefaßte und doch schlichte Welt, die dem Gewöhnlichen nicht allzu fern liegt. So lernen wir in diesen Erzählungen zwar kein kühnes, wagendes Talent kennen, kein Talent, das seine Gestalten und Scenen mit dem Hauch der Größe zu umgeben und in die Weihe eines reineren und intensiveren Daseins hinaufzurücken weiß. Wohl aber tritt uns ein Talent entgegen, das in reinlicher und künstlerisch wohl abgewogener Weise Freundliches und Rührendes, harmonisch und nachdenklich Stimmendes zu schaffen weiß. Johannes Volkelt.

* * *

„Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. Von Johannes Meißner." Wien 1884, Karl Konegen.

Da es im sechzehnten und auch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts keine deutschen Berufsschauspieler gab, erweitert sich das vor-

liegende Buch von selbst zu einer Geschichte der östreichischen Bühne jener Zeit. Bisher haben sich die Werke über Theatergeschichte, sofern sie Oestreich um jene Periode berücksichtigten, auf ein 1839 erschienenes Buch J. E. Schlagers („Wiener Skizzen aus dem Mittelalter") und auf einen spätern Bericht desselben Autors an die Wissenschaftliche Akademie stützen müssen. Schlager ist aber, wie Meißner auf Schritt und Tritt bemerkte, absolut unzuverlässig, weil er bei der Aufstellung seiner Behauptungen zumeist mit einem unglaublichen Leichtsinn zu Werke ging; Meißner geht ihm daher häufig scharf zuleibe und mußte jede einzelne Mittheilung erst verificiren, ehe er von ihr Gebrauch machen konnte. Die beste Fundgrube für seinen Gegenstand entdeckte unser Autor in den Grazer Acten des Wiener Staatsarchivs. Daselbst fand er u. A. das Grazer Repertoire der John Green'schen Komödiantengruppe auf. Dieses gibt die erste positive Nachricht über eine deutsche „Faust"-Aufführung; es veranlaßt zur Vermuthung, daß Massinger seinen „Großherzog von Florenz" eigens aus Anlaß einer Grazer Fürstenhochzeit geschrieben; es zeigt, daß schon zu Shakespeares Lebzeiten eine Bearbeitung des „Kaufmann von Venedig" in Graz dargestellt wurde. Das Hauptverdienst Meißners liegt zweifellos in der Entdeckung der soeben erwähnten Version des Shylockstückes. Er stieß auf das betreffende Manuscript, das natürlich von hervorragender literaturgeschichtlicher Bedeutung ist, in der Wiener Hofbibliothek und er bringt nun in seinem Buche nach drei Richtungen hin den Beweis, daß es die älteste und einzige auf uns gekommene deutsche Bearbeitung eines Shakespeare'schen Stückes aus des Dichters Lebzeiten ist, also ein werthvolles Unicum. Der Titel lautet: „Dass Wohl Gesprochene Uhrttheil Eynes weiblichen Studenten oder der Jud Von Venedig" (Shakespeares Stück führt ebenfalls den zweiten Titel „The Jewe off Venyce") und gelangte in Graz bereits 1608 — also zur Zeit, da der „süße Schwan von Avon" muthmaßlich „Antonius und Kleopatra" schrieb — zur Aufführung. Shylock heißt darin: „Jud Barrabas, hernach Joseph". Lancelot Gobbo und Graziano erscheinen zu einer komischen, hanswurstartigen, vorlauten, unflätigen Figur verschmolzen, welche „Pickelhäring" benamset ist. Statt der Portia haben wir hier eine „Ancilleta". Die Handlung stimmt im großen Ganzen mit Shakespeare überein; im Scenenaufbau wie im Dialog jedoch weichen die zwei Stücke von einander erheblich ab. Meißner meint, das englische Original sei den „englischen Komödianten" von London aus wohlbekannt gewesen, doch hätten sie keine Abschrift besessen und die deutsche Bearbeitung aus dem Gedächtniß hergestellt. Ueberdies haben sie es, da sie es für den Fasching brauchten, mit allerlei Verkleidungen, rohen Späßen u. s. w. gespickt. Als Gegensatz zu den letzteren dienen große Haupt- und Staatsscenen, mit denen der König von Cypern das Stück eröffnet, der Herzog von Venedig es schließt. Aus dem letzteren Grunde wird dasselbe in einem von Meißner aufgefundenen, cultur- und theatergeschichtlich ungemein wichtigen, sehr ausführlichen Briefe der Erzherzogin Magdalena „ein Comedi von ein Khünig von Chypern und von ein Herzog von Venedig" genannt. Meißner beweist mit vielem Scharfsinn unwiderleglich, daß diese „comedi" mit der des Manuscripts der Wiener Hofbibliothek identisch ist. Ueberhaupt zeugen des Verfassers Untersuchungen von beträchtlichem kritischen Scharfblick, sowie von großem Fleiß. Wenn er seinen Stoff auch noch nicht zu einer abgerundeten Darstellung gestalten konnte, weil das von ihm betretene Gebiet bisher unerforscht war, so lieferte er doch die historischen Grundlagen für weitere Forschungen. K.

* * *

Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller. Nr. 3—6: Robert Garnier, Les tragédies. Treuer Abdruck der ersten Gesammtausgabe (Paris 1585), herausgegeben von Wendelin Foerster. Heilbronn, Henninger.

Die von Professor Wendelin Foerster veranstaltete Ausgabe der Dramen Garniers entschädigt im vollen Maße für die Vernachlässigung, mit der bisher die Werke dieses hervorragenden Dramatikers des sechszehnten Jahrhunderts behandelt sind. Der Herausgeber bietet den Text der letzten zu Lebzeiten des Verfassers erschienenen Gesammtausgabe seiner Dichtungen und beschränkt sich auf ganz geringfügige Aenderungen, die zum größten Theil das Gebiet der Interpunktion betreffen. Um dem Glossar nicht einen übermäßigen Umfang zu geben, hat sich Foerster begnügt, diejenigen Wörter aufzuführen, die in dem mit Recht immer mehr an Verbreitung gewinnenden vortrefflichen Sachs'schen Wörterbuche fehlen. Die Biographie Garniers ist einigermaßen kurz gefaßt, indeß darf man den Hinweis auf die demnächst erscheinende, auf archivalischen Studien beruhende Lebensgeschichte des Dichters von Henri Chardon wohl als Erklärung des Deficits gelten lassen. Robert Garnier gehört zu den bedeutendsten Vorläufern der Klassiker, und die vorliegende verhältnißmäßig billige Ausgabe seiner Dramen wird sicherlich dazu beitragen, zu Untersuchungen über seine Sprache, seine Verskunst und die Einwirkung, welche er auf die Klassiker ausgeübt hat, anzuregen.

B.

Offene Briefe und Antworten.

Ein unbekanntes Gedicht von Georg Herwegh.

Hrn. P. H. in M. Ihren Wunsch um Mittheilung des in letzter Nummer — in der Anzeige von Kellers Gedichten — erwähnten Schützenfestliedes von Georg Herwegh erfüllen wir um so lieber, als das prächtige Poem 1859 kaum über die Kreise der eidgenössischen Festbesucher hinausdrang und seither noch weniger bekannt wurde, da es in den nach dem Tode des Dichters herausgekommenen „Neuen Gedichten" (Zürich 1877, Verlagsmagazin) abgedruckt ist, die wegen ihrer maßlosen Ausfälle gegen Preußen und sein Königshaus für das Gebiet des Deutschen Reiches verboten wurden. Das Gelegenheitsgedicht ist wegen seiner originellen Formvollendung — fast durchgängig sog. identische Reime, deren Gleichheit nur für das Ohr, nicht für das Auge besteht und auch nicht auf die Bedeutung sich erstreckt — ein Unicum in unserer Literatur und verdient überdies um seines poetischen Gehalts willen, seinem Massengrab entnommen zu werden. Redaction der „Gegenwart".

Zum Eidgenössischen Schützen-, Schwing- und Ringfest in Zürich vom 3. bis 12. Juli 1859.

Wetterumzogen brausen die Wogen,
Aber die Sterne, sie sind dir gewogen!
Steure, du Schweizer, im Völkerorkan
Ruhig, wie Tell ihn gesteuert, den Kahn!

Tapfere Schützen werden sie schützen,
Kräftige Stutzen werden sie stützen,
Sichere Hand und sicherer Blick
Werden behüten die Republik.

Einstens vor Schergen tief in den Bergen
Kam sie, die heilige Quelle zu bergen.
Trüben sie draußen die Rhone, den Rhein —
Quelle, bleib helle! der Strom wird rein.

Quelle, bleib helle! schneeschimmernde Wälle
Sendet herunter die läuternde Welle!
Sendet, an ewigem Glanz so reich,
Klarheit hinaus ins verworrene Reich!

Fort mit den kranken, den Todesgedanken!
Heiter den Himmlischen wollen wir danken:
Säulen der Freiheit, ihr stehet noch fest!
Sonne der Freiheit, verkläre dies Fest!

Liebend umschlossen alle die Sprossen
Halte am Stamme der Eidgenossen!
Segne sie alle, die Männer in Wehr,
Die von den Alpen und die vom Meer!

Segne, die ringen und muthig sich schwingen,
Ringende Geister und Herzen mit Schwingen!
Segne das Spiel und den friedlichen Schuß,
Blitzende Sonne des Julius!

Doch wenn die alten, die finstern Gewalten
Kommen, hier oben im Lichte zu walten —
Treffer im Himmel, zu unserem Heil
Lenke die Kugel, wie einst den Pfeil.

Georg Herwegh.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers.

Erster Band: Aus zwei annectirten Ländern.
Zweiter Band: Per aspera ad astra.

Preis für beide Bände zusammen Mk. 10.60. — Elegant geb. Mk. 12.60.

Nach eignen Erlebnissen schildert der „Annectirte", nachmals als preußischer Offizier, in höchst anziehender novellistischer Form, in diesen seinen „Memoiren" Deutschlands jüngste Entwickelung, welche, mit 1848 beginnend, durch die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 zur Aufrichtung des Deutschen Reichs geführt hat.

Sind auch die einzelnen Gestalten desjenigen, was als historischer Roman erscheint, erdichtet, so sind sie doch nach dem Leben gezeichnet, für Näherstehende oft gleichsam bis zu lebensvoller Porträt-Aehnlichkeit, sodaß Mancher sich getroffen fühlen mag.

J. F. Bergmann, Verlagsbuchh., **Wiesbaden.**

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 100 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Neu! [Im Buchhandel!

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken wie einz. gute Werke, spec. Kunst, Costume, Architectur, alte französ. Literatur kauft zur Completirg. e. ausländ. Bibliothek gegen Casse **S. Glogau** in **Leipzig.**

Von höchstem aktuellen Interesse!

Soeben erschien in der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart:**

Uganda und der ägyptische Sudan.

Von

C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**

Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.

M. 7. —

In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Das zweite Heft von 5 Bogen der

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte

(jährlich 12 Hefte in Oktav à M. 1.—)

ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig.
Preis M. 1.—

(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des zweiten Heftes:

Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. II.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin.
Wallensteins erste Berufung zum Generalat. Von H. Hallwich.
Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. II.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.
Mit Porträt.

In engl. Leinwand gebunden. Preis 4 M.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Hettner, Hermann, Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. gr. 8. geh. Preis 10 M.

Soeben erschien:

REVANCHE! Bilder aus Paris von **Otto Röse.** 8. XX u. 341 S.
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Cacao-Vero

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Ueber
Wissen und Glauben
von
Dr. Alois Geigel,
Professor d. Medicin a. d. Universität Würzburg.
2 Mark.

Redacteur.

Für eine täglich erscheinende politische und Local-Zeitung liberaler Richtung wird zum baldigen Antritt ein **Redacteur** gesucht, akademisch gebildet und evangelischer Confession. Gehalt 2000 bis 2400 M. p. a. Gefl. Offerten unter **H. 01530** befördern **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 11. Berlin, den 15. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutsche freisinnige Partei. Von Deputatus. — Die italienischen Universitäten. Von G. de Marco. — **Literatur und Kunst:** Flaubert und George Sand. Von F. Groß. — „Der Präsident" von Karl Emil Franzos. Besprochen von Theophil Zolling. — Die Aesthetik des Kunstgewerbes. Von Moriz Carriere. (Schluß.) — Krisen im Burgtheater. Von X. Wiener. — **Aus der Hauptstadt:** Ein neues Bild von Siemiradzki. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein orthographisches Curiosum. — Inserate.

Die deutsche freisinnige Partei.

Die Eröffnung des deutschen Reichstags hat uns eine Ueberraschung gebracht. Ein politisches Ereigniß, wohl vorbereitet, aber in der keuschen Stille märchenhafter Discretion gereift, ist an und für sich eine Ueberraschung seltenster Art. Ahnungslos greift der friedliche Bürger zu dem Leiborgan, und verdutzt steht er vor der großen Neuigkeit, vor dem fait accompli der Verschmelzung zweier Parteien, die mit einem Male die innere politische Situation Deutschlands in nicht unerheblicher Weise verändert. „Die Polizei will Alles wissen, ganz besonders aber Geheimnisse" — sagt der neugierige Wirth zu dem Kammerkätzchen des Fräulein von Barnhelm. Dies gilt heutzutage in gleichem Maße von der sehr verehrlichen Journalistenzunft. Wunderbare Thatsache, daß in der Reichshauptstadt, umstellt von den Netzen beutegieriger Reporter, politische Männer Wochen lang über einen wichtigen Gegenstand verhandeln konnten, ohne daß hierüber etwas in die Presse sickerte! Wie schade, daß die Verschwiegenheit nicht mehr zum diplomatischen Inventarium gehört; der Liberalismus hätte diesen seltenen Vorgang als Beweismoment für seine Regierungsfähigkeit verwerthen können. Jedenfalls mag es ein Zeichen dafür sein, daß die Männer, welche die Fusion der Fortschrittspartei und der Liberalen Vereinigung vorbereiteten, von dem Ernst ihrer Sache durchdrungen waren, und in der That eine ernste und wichtige Sache ist es, man mag sie von diesem oder von jenem politischen Standpunkt aus betrachten. Wie oft ist nicht die Zersplitterung der Parteien in Fractionen und Fractiönchen als ein Krebsschaden unseres politischen Lebens gerügt worden. Langathmige Programme standen zwischen denselben und verhinderten eine Vereinigung, wenn auch in den wesentlichsten Fragen Einverständniß herrschte. Das Beispiel Englands mit seinen großen Parteibildungen schien umsonst zur Nachahmung aufzufordern. „Die große liberale Partei" blieb für die Liberalen ein erstrebenswerthes Ziel, für die Gegner war sie bereits ein Gegenstand des Spottes geworden.

Die Fusion der beiden entschieden-liberalen Fractionen zu einer „deutschen freisinnigen Partei" schafft, wenn auch nicht die, so doch eine große liberale Partei. Sie ist die stärkste im deutschen Reichstage. Schon bei der Präsidentenwahl zeigte sich ihr Einfluß, indem man der neuen Partei ohne Weiteres eine Vertretung im Präsidium des Reichstages concedirte. In der liberalen Presse ist die Vereinigung, zu welcher die directe Anregung von der Fortschrittspartei gegeben ward, fast durchweg freudig begrüßt worden. Doch haben fortschrittliche Organe ein Gefühl der Wehmuth nicht unterdrücken können Angesichts der Thatsache, daß die deutsche Fortschrittspartei in der neuen freisinnigen Partei aufgegangen ist. Handelt es sich doch keineswegs blos um ein Aufgeben des Namens und um eine neue Bezeichnung für die alte Sache! Aber schon der Name war ein bedeutungsvoller. Die deutsche Fortschrittspartei repräsentirte ein Stück deutscher Geschichte, und es ist in der That nicht wenig, was diese Partei aufgibt und was sie dem Einigungswerke zum Opfer bringt. Dies gilt in erster Linie von dem bisherigen erklärten Führer der Fortschrittspartei.

Es gibt nicht Wenige, die unbeschadet ihrer Freisinnigkeit, für den Abgeordneten Richter sich nur mäßig oder gar nicht erwärmen können. Die scharfe Art und Weise seiner Opposition ist auch in den Augen vieler Liberaler eher ein Nachtheil, als ein Vortheil für die liberale Sache gewesen. Der großen Anzahl seiner Freunde steht nicht nur die wahrlich nicht geringe Gegnerschaft, sondern auch eine nicht zu unterschätzende Zahl von liberalen Gesinnungsgenossen gegenüber, welche in der Sache, aber nicht in der Taktik mit Herrn Richter übereinstimmen. Aber das wird Niemand bestreiten können: der bisherige Führer der Fortschrittspartei hat mit Selbstverleugnung gehandelt und der liberalen Sache kein geringes Opfer gebracht. Wohl fehlte es bisher schon in der Fortschrittspartei an einer gemäßigteren Richtung nicht; aber diese Richtung, welche man gewöhnlich mit dem Namen „Hänel" in Verbindung bringt, befand sich in der entschiedensten Minorität. Jetzt gibt Herr Richter eine außerordentlich einflußreiche Stellung in seiner Partei auf; er willigt darein, daß die Fortschrittspartei mit ihrer straffen und weitverzweigten Parteiorganisation in einem großen Parteiverbande aufgeht, an dessen Spitze ein maßvoller und angesehener Politiker treten soll, dessen Name und politische Vergangenheit der deutschen freisinnigen Partei eine Signatur geben, welche sich von derjenigen der bisherigen Fortschrittspartei durch bemerkenswerthe Verschiedenheiten auszeichnet. Daß ein Politiker wie Richter auch in der neuen Partei den ihm gebührenden Einfluß behaupten wird, ist zweifellos; aber er sieht sich nunmehr in dieser neuen Partei einer Mehrheit gegenüber, während seine bisherigen Parteigenossen in ihrer überwiegenden Mehrheit auf der Richterschen Seite zu finden waren. Die Secessionisten führen der neuen Partei nicht wenige politisch geschulte und hervorragende Parlamentarier zu, die schon bisher das, was der Liberalen Vereinigung an der Zahl fehlte, durch persönliche Bedeutung einigermaßen ersetzten, und die nunmehr, nachdem sie eine große Partei hinter sich haben, zu noch größerem Einfluß gelangen werden. Für die Richter'sche Partei schien die Möglichkeit, in der Folgezeit Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, nahezu ausgeschlossen. Mit der neuen Parteibildung tritt die parla-

mentarische Opposition in eine Phase ein, welche ihr nach dieser Richtung hin für die Folgezeit günstigere Perspective eröffnet.

Auch das Pogramm der neuen Partei zeugt von manchen Concessionen, welche seiten der Fortschrittspartei an die gemäßigtere Richtung gemacht worden sind, allerdings nicht ohne Gegenleistungen von Seiten der Secession. Wir glauben uns z. B. nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Aufnahme der Diäten in das Programm manchem Secessionisten einige Ueberwindung gekostet hat. Aber auch in der Programmfrage hat die Fortschrittspartei vielleicht mehr concedirt, als sie von dem Mitcontrahenten bewilligt erhielt.

Das Programm stellt an die Spitze der Einigungspunkte ein gesichertes Zusammenwirken zwischen Regierung und Volksvertretung auf constitutioneller Basis, indem es die Nothwendigkeit eines verantwortlichen Reichsministeriums betont. Letzteres Postulat war auch in dem bisherigen Programm der Fortschrittspartei enthalten. Dem Eingang entsprechend schließt das Programm mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit der Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands in der Treue gegen den Kaiser und auf dem verfassungsmäßigen Boden des Bundesstaats. Die jährliche Einnahmebewilligung mit einjähriger Finanzperiode entspricht dem bisherigen Programm der Fortschrittspartei, welch letzteres aber darüber hinaus auch die dreijährige Legislaturperiode enthielt. Das neue Programm verlangt ferner, wie sich von einem liberalen Programm eigentlich von selbst versteht, die Wahrung der Rechte der Volksvertretung, insbesondere der Redefreiheit.

Wie in dem bisherigen Programm der Fortschrittspartei wird sodann die Erhaltung des geheimen, allgemeinen, directen Wahlrechts und die Sicherung der Preß-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit gefordert, desgleichen die volle Gewissens- und Religionsfreiheit und die Gleichheit vor dem Gesetz ohne Ansehung der Person und der Partei. Wie das bisherige Programm der Fortschrittspartei „die Abgrenzung des Rechtsgebietes der Kirchen- und Religionsgesellschaften gegenüber dem Staat durch Staatsgesetz" forderte, enthält das neue Programm das correspondirende Postulat: „Gesetzliche Regelung des Verhältnisses zwischen dem Staat und den Religionsgesellschaften unter gleichem Recht für alle Bekenntnisse." Die näheren Ausführungen dieses Gedankens in dem fortschrittlichen Programm sind in das neue Programm nicht mit aufgenommen, ebenso nicht die Unentgeltlichkeit des allgemeinen obligatorischen Volksunterrichts; wie denn auch die bisherige fortschrittliche Forderung der Aburtheilung von politischen und von Preßvergehen durch Geschworene keine Aufnahme gefunden hat. Von besonderer Wichtigkeit aber ist ein Compromiß zwischen den beiden Parteien über die Feststellung der Friedenspräsenzstärke der Armee. Das Programm der deutschen Fortschrittspartei verlangte bekanntlich gegenüber dem Septennat die jährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch das Etatsgesetz, während das Programm der neuen freisinnigen Partei das Septennat durch die Feststellung der Friedenspräsenzstärke innerhalb jeder Legislaturperiode ersetzt wissen will. Die „Erhaltung der vollen Wehrkraft des Volks" und die „volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bei möglichster Abkürzung der Dienstzeit" entsprechen dem bisherigen fortschrittlichen Programm. Auch zwischen den Forderungen des neuen Programms auf dem Gebiete des Steuersystems besteht im Wesentlichen Uebereinstimmung mit den bisherigen Grundsätzen: „Gerechtigkeit und Schonung der Volkskraft; Entlastung der nothwendigen Lebensbedürfnisse; keine Zoll- und Wirthschaftspolitik im Dienste von Sonderinteressen; keine Monopole" — dies sind Postulate, in denen Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung schon früher übereinstimmten. Dagegen erklärte sich das bisherige Programm der Fortschrittspartei gegen das Reichseisenbahnproject, während die neue freisinnige Partei nur die „Gesetzgebung und wirksame Aufsicht des Reiches im Eisenbahnwesen" fordert.

Was die socialen Fragen anbetrifft, so glauben wir in der Formulirung der hierauf bezüglichen Positionen des neuen Programms den Einfluß der freien wirthschaftlichen Anschauungsweise des Secessionistenthums, auch herzlos-kaltes Manchesterthum genannt, zu erkennen, jener politischen Richtung, welche für die individuelle Erwerbsfreiheit eintritt und ebenso gut gegen den Staatssocialismus wie gegen die Bestrebungen der Socialdemokraten Front macht. „Auf Grund der bestehenden Gesellschaftsordnung" erstrebt die neue Partei „die Förderung der Volkswohlfahrt." Sie proclamirt ihr „Eintreten für alle, auf Hebung der arbeitenden Klassen zielenden Bestrebungen bei voller Wahrung der Gleichberechtigung, der Selbstthätigkeit und des freien Vereinigungswesens, nicht minder aber auch die Bekämpfung des Staatssocialismus, sowie der auf Bevormundung und Fesselung des Erwerbs- und Verkehrsleben, der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit gerichteten Maßregeln".

Aber wenn es hiernach auch den Anschein gewinnen möchte, als ob die Liberale Vereinigung es sei, welche bei dieser Verschmelzung den größeren Theil erhalten, so erscheint es doch nicht unglaubhaft, wenn versichert wird, daß auch auf dieser Seite manche gewichtige Bedenken gegen die sofortige Fusion geltend gemacht wurden. Die Liberale Vereinigung bildete bisher für Nationalliberale einerseits und für den Fortschritt anderseits das vermittelnde Bindeglied. Die große liberale Partei sollte nach den Intentionen der Secessionisten alle wahrhaft liberalen Männer umfassen; sie sollte sich auch auf liberale Nationalliberale mit erstrecken. Der Einwurf, daß die Secession mit klingendem Spiel ins fortschrittliche Lager abmarschirt sei, liegt zu nahe, um nicht gegen dieselbe ausgenützt zu werden. Zudem hatte die Liberale Vereinigung sich nicht nur im Parlament, sondern auch in den Kreisen der Wähler eine geachtete Stellung verschafft und die Führung aller liberalen Parteien schien ihr sicher zu sein, nachdem Herr von Bennigsen die Nationalliberalen ohne eigentliche Führerschaft gelassen hatte.

Auf der anderen Seite kommt vielleicht dieser letztgedachte Umstand der neuen Partei zu statten. Aus dem neuen Programme kann die nationalliberale Partei einen Grund zu einer ablehnenden Haltung nicht entnehmen. Die hervorragenden Mitglieder der Nationalliberalen stehen auch in der That der neuen Partei allem Anscheine nach nicht unsympathisch gegenüber. Zeigt es sich, daß die deutsche freisinnige Partei eine maßvolle, aber entschiedene Politik verfolgt, daß die breiten Schichten des deutschen Bürgerthums dieser Partei Vertrauen schenken und das Einigungswerk ratihabiren, so wird der Einfluß der neuen Partei ein so großer sein, daß kein Liberaler sich demselben auf die Dauer entziehen kann. Sollte freilich lediglich eine Vergrößerung der Fortschrittspartei in Frage kommen, so würde die neue Parteibildung einer nationalliberalen Sonderbündelei nur förderlich sein. Indessen liegt zu der letzteren Annahme ein Grund bis jetzt gewiß nicht vor, und der Verlauf der beginnenden Session, der entscheidenden vor den Wahlen, wird es an einer Klärung der politischen Situation nach dieser Richtung hin gewiß nicht fehlen lassen. Deputatus.

Die italienischen Universitäten.

Von G. de Marco.

Nach langwieriger Berathung hat die italienische Abgeordnetenkammer der Baccelli'schen Novelle zum Universitätsgesetz ihre Zustimmung gegeben. Hätte man die ursprüngliche Vorlage der Abstimmung der Universitätsprofessoren unterbreitet, sie wäre mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt worden; auch der von der Kammer genehmigte Entwurf, der nunmehr an den in Sachen der Verwaltung und des Rechts weit competenteren Senat geht, möchte schwerlich vor den Augen der zunächst Betheiligten Gnade finden. Schon der Paragraph, welcher im Regionalinteresse die Errichtung einer neuen Universität in Süditalien in Aussicht nimmt, würde die Angehörigen der Universität Neapel, an welcher im Schuljahr 1880/81 von 1279 Docenten 260 gelehrt haben und von 10,592 Studenten 2851 inscribirt waren, veranlassen,

gegen das Gesetz zu stimmen. Die Kammer hat einige Bestimmungen des ministeriellen Entwurfs modificirt, welche nach unserer Ansicht den unmittelbaren und wohlthätigen Einfluß des Staates auf das Universitätswesen verstärkt hätten; der von den Klerikalen drohenden Gefahren wegen können wir nicht bedauern, daß die Autonomie der italienischen Universitäten — die Novelle bezieht sich gar nicht auf alle höheren Schulen — nicht die Billigung der Abgeordneten gefunden hat. Vielleicht hätte der Unterrichtsminister, dem länger als irgend einem Vorgänger die Verantwortlichkeit für die Cultur seines Volkes verblieben ist, in den ersten Zeiten seiner Verwaltung es durchsetzen können, daß die kleineren Universitäten ohne Todeskampf verschwanden, während dieselben durch die im Laufe der Discussion des Gesetzes vorgenommene Erhöhung der Dotationen für Unterrichtszwecke scheinbar zum Wettkampf mit den besser ausgestatteten Universitäten vorbereitet worden sind. Wie dem auch sei, wir wollen hier kein Zukunftsbild dessen entwerfen, was die Baccelli'sche Reform durchzuführen hofft, sondern in möglichster Treue schildern, was die italienischen Universitäten heutigen Tages sind. Die Verhältnisse Neapels, wo die italienischen Unterrichts-Gesetze und -Verordnungen erst vor weniger als einem Decennium eingeführt worden sind, müssen wir der Uebersicht halber außer Auge lassen.

Der italienische Gymnasiast kommt noch viel abgearbeiteter und gelangweilter auf die Universität als der deutsche Abiturient. Als Student fühlt er sich weniger als akademischer, denn als Staatsbürger, dessen Lebensgewohnheiten sich nach den Einnahmen und nach der Stellung seiner Eltern richten, es gibt kein studentisches Leben. Eine Minderheit genügt ihrem Redebedürfniß durch Betheiligung an den Versammlungen entweder des republikanischen oder des monarchischen Studentenvereins, die beide neuerdings so ziemlich an allen Universitäten bestehen. Die Vorlesungen werden in der von den Facultäten empfohlenen Reihenfolge belegt und wenn der Professor interessant ist oder die nöthigen Kenntnisse ungleich schwieriger oder gar nicht durch Privatfleiß erworben werden können, auch über die ersten Wochen hinaus besucht. Die Gewohnheit, jede Stunde — in Italien kennt man das akademische Viertel nicht — den Namensaufruf vorzunehmen, kommt immer mehr ab, dagegen werden immer noch die Professoren, namentlich nach der ersten Vorlesung, applaudirt. Der Umstand, daß es sich um Jahrescurse, nicht wie in Deutschland um Semester handelt, sowie die (von Baccelli bekämpfte) Sitte der Jahresprüfungen am Schlusse und im Wiederholungsfalle zu Anfang des Schuljahrs erschweren die Beziehung mehrerer Hochschulen, der Student ist auf die Universität seiner Region angewiesen. Das schließt indessen nicht aus, daß die Mediciner der Universitäten Pisa und Siena ihr drittes Biennium anstatt am Instituto Superiore in Florenz an einer anderen vollständigen Universität absolviren. Dem letztgenannten Institut fehlt beiläufig gesagt das mittlere Biennium der medicinischen Facultät. Die allgemein herrschende Vorstellung, daß man beim besten Willen nicht durch ein italienisches Universitätsexamen durchfallen könne, ist glücklicherweise unbegründet. Wenn auch 1880/81 sämmtliche 55 Medicindoctoranden der Universität Bologna als vollendete Heilkünstler in die Welt entlassen wurden, so sind doch von 86 Candidaten des vierten Schuljahrs der medicinischen Facultät nur 66 versetzt worden; wenn in ähnlicher Weise Turin mit seinen Philologen nach Ende des ersten Bienniums so scharf ins Gericht ging, daß von 24 nur 12 aufsteigen durften, so wurden anderseits von 15 nur einem die höchsten akademischen Ehren verweigert; in Bologna gab es 53 Doctoren Juris auf 54 Candidaten, in Rom 71 auf 74, in Turin 118 auf 129. In Palermo und Cagliari war Begabung und Fleiß der Studenten oder die Menschenfreundlichkeit der Professoren so groß, daß in den zahlreichen Prüfungen jeder Art (einschließlich der Hebammen) nicht ein einziger Student durchgefallen ist; in Catania, Messina und Sassari sind, nach den Prüfungsergebnissen zu schließen, die Geister etwas weniger erleuchtet. Am ernstesten scheinen die naturwissenschaftlichen Facultäten zu sein, an denen auch die Mathematiker ausgebildet werden. Nach zweijährigem Studium der Mathematik kann man das Recht erwerben, an den Secundärschulen zweiter Ordnung lehren zu dürfen, in Bologna hat man 23 auf 41, in Genua 19 auf 29, in Pisa 22 auf 35, in Pavia 15 auf 48 von der in Italien so schlecht bezahlten Carriere zurückgehalten. Wenn der Jurist und der künftige Schulmann nach 4, der Mediciner nach 6 Schuljahren das Abgangszeugniß seiner Facultät erhält, so ist er laureato, zu deutsch Doctor; der Ingenieur, Architekt und so fort bringt an der Universität 2, sodann an einem, mit Ausnahme von Mailand, mit der Universität verbundenen Polytechnikum 3 weitere Jahre zu. Studenten der Theologie kann es keine geben, da die italienische Regierung in Verkennung ihrer Pflicht, auf die Bildung der künftigen Seelsorger einzuwirken, zu Anfang der 70er Jahre die theologischen Facultäten hat eingehen lassen, die allerdings in den letzten Jahren ihres Bestehens mehr Professoren als Studenten zählten. Nicht nur das „Umsatteln" ist sehr erschwert, sondern auch das gleichzeitige Studiren an einer anderen Facultät als der beim Eintritt in die akademische Laufbahn gewählten. Von den 17 königlichen Universitäten (um hier und im Folgenden nicht von den 4 freien Zwerg-Universitäten Camerino, Ferrara, Perugia und Urbino zu reden) besitzen zwar alle die juristische Facultät, aber die philosophische, nach unserer deutschen Auffassung der Kern der Universität, fehlt gänzlich an den 6 Hochschulen Cagliari, Sassari, Parma, Modena, Siena und Macerata. Letztgenannte Universität hat sogar nur eine, nämlich die juristische Facultät, an der 3 ordentliche und 2 außerordentliche Rechtslehrer angestellt waren. Vorlesungen über das kanonische Recht wurden nur an 9 Universitäten gehalten, während der dem Justizministerium unterstellte, in Folge der Aufhebung der geistlichen Körperschaften hochwichtige Cultusfonds jährlich 3000 Processe und mehr zu führen hat. Diese Einzelheit spricht gegen die allgemeine, sehr wohl zu begründende Aufstellung, daß die italienischen Universitäten im Grunde nur Fachschulen sind, welche zu praktischen Zwecken vorbereiten. In den Prüfungen wird wesentlich die Reproduction des nachweislich in der Schule überlieferten Stoffes verlangt, so daß jene Professoren, die nicht allzu fleißig sind, z. B. lange nach dem Beginn des Schuljahres anfangen, früher aufhören und den officiell angekündigten Ferien ein paar freie Tage vorangehen oder nachfolgen lassen oder von vornherein gerade auf das Frage- und Antwortspiel der Prüfungen die allergrößte Rücksicht nehmen, der Mehrheit der Studenten am angenehmsten sind. In den Geisteswissenschaften sind die Vorlesungen noch immer die Hauptsache; die Seminarien oder praktischen Schulen scheinen oft mehr darum zu bestehen, damit den Professoren die Einnahme eines Nebenamtes gesichert sei, als um gemeinsam zu arbeiten. Die Vielseitigkeit der Ansprüche, keineswegs die Intensität derselben, hindert die besseren Elemente am selbständigen Studium. Wie viele von 1383 Stipendiaten des höheren Unterrichts, für welche 349 Stiftungen beinahe eine Million ausgeben, Universitätsstudenten sind, vermögen wir nicht zu sagen; im Budget figuriren nur bescheidene Summen als Ehrenunterstützungen für jüngere laureati, die im In- oder im Auslande ihre Studien fortsetzen. Trotz großen Aufwandes in den letzten Jahren fehlt es den meisten Universitäten noch an dem wichtigsten wissenschaftlichen Material und an entsprechenden Räumlichkeiten. In einer Parlamentssitzung gestand der Minister, daß dem Professor der Hygiene nur an zwei Universitäten die nöthigen Sammlungen und Einrichtungen zu Gebote stehen. Um so lobender ist anzuerkennen, daß nicht wenige der Lernenden und der Lehrenden alle Opfer bringen, um den strengsten Anforderungen gerecht zu werden. Das Deutschthum hat seine energischsten Anhänger in dem Kreise der jüngeren Docenten, von denen kaum Einer der deutschen Sprache ganz unmächtig sein wird. Und die Stellung, die dem Jünger der Wissenschaft geboten wird, ist wahrhaft kläglich, auch wenn man erwägt, daß alle staatlichen Bezüge niedrig bemessen sind. 5000 Franken ist das Anfangsgehalt für einen ordentlichen Professor an einer der acht Universitäten ersten Ranges (Bologna, Neapel, Padua, Palermo, Pavia, Pisa, Rom und Turin); 3000 Franken erhält der

*

Ordinarius an einer Universität zweiten Ranges; dazu kommt alle fünf Jahre die Alterszulage eines Zehntels. Letzterer Vortheil ist dem außerordentlichen Professor nicht eingeräumt, der 3500 beziehungsweise 2200 Franken Besoldung hat und formell jedes Jahr der Bestätigung im Amte unterworfen ist, welche demüthigende Bestimmung die Baccelli'sche Reform abschaffen will. Ferner möchte dieselbe die schlimme Einrichtung aufheben, wonach die Zahl der ordentlichen Professoren in jeder Facultät ein für alle Mal festgesetzt ist. Nur die Sporteln für die Doctorprüfungen fließen in die Taschen der Professoren; vom Collegienhonorar bekommt der fleißige wie der träge Professor keinen Pfennig. Der Privatdocent kann sich allerdings seine Quote herauszahlen lassen. Mit Rücksicht darauf, daß die Studenten ungern zu anderen Docenten gehen als zu den officiellen Prüfungsprofessoren, begnügen sich die Privatdocenten in der Regel mit der Anerkenntniß ihrer bescheidenen Rechte, z. B. an Stelle der Ordinarien prüfen zu können, glänzen in den Universitätsannalen, halten indessen keine Vorlesungen. 1880/81 gab es neben 469 ordentlichen und 209 außerordentlichen Professoren 319 Privatdocenten (wovon 166 in Neapel allein), welche Zahl sich im folgenden Jahre noch vermehrt haben wird, da nach einer vom Generalsecretär des öffentlichen Unterrichts herrührenden Veröffentlichung 1880/82 an 15 Universitäten 134 Privatdocenten eingetreten sind. Außerdem sind vom Januar 1881 bis zum December 1882 87 ordentliche und 83 außerordentliche Professoren ernannt worden. Das vorliegende Material gestattet nicht zu unterscheiden, wie viele der 170 incaricati selbständige Personen gewesen sind, oder wie viele etatsmäßig angestellte Professoren dafür, daß sie ein zweites Fach lehrten, eine Entschädigung von 1250 Franken an den Universitäten ersten Ranges (an den anderen Universitäten weniger) bekommen haben. Daß Professoren und Privatdocenten den vorübergehenden Auftrag erhalten, die Stelle eines erkrankten oder verstorbenen Docenten zu versehen oder bis zur gesetzlichen Gründung eines nothwendig gewordenen neuen Lehrstuhls die Lasten des Unterrichts gegen eine so geringe Vergütung übernehmen, ist billig und kaum zu ändern. Ungerecht ist es jedoch, wenn die Concurse, mittelst deren man die budgetmäßigen Stellen (sehr häufig mit mündlicher Prüfung) vergibt, verspätet ausgeschrieben und langsam zu Ende geführt werden, um dem Supplenten die provisorische Einnahme zuzuwenden oder einem Abgeordneten den Wiedereintritt in die aufgegebene Stelle offen zu lassen. Besondere Capacitäten können unter Anhörung des Oberstudienrathes vom Minister ernannt, streng constitutionell gesprochen, vom Minister dem König zur Ernennung vorgeschlagen werden. Die italienischen Rechtslehrer sind fast alle Anwälte, die Mediciner haben ihre Privatpraxis, die Vertreter der anderen Wissenszweige nur die Hoffnung auf spärliches Honorar für Bücher, da das zahlende Publicum sehr dünn gesäet ist. Der Mangel eines intellectuellen Mittelstandes in Italien ist eben in mehreren Beziehungen verderblich. Ohne Geltung im gesellschaftlichen Leben, mit dem berechtigten Selbstgefühl, den die Atmosphäre der italienischen Abgeordnetenkammer beengenden Geschäftsadvokaten bedeutend überlegen zu sein, ist der Gelehrte beständig versucht, in das politische Leben einzutreten, sobald er anfängt etwas bekannt zu werden. Früher konnten 13, seit dem Erlaß des Nicotera'schen Incompatibilitätsgesetzes können nur 10 ordentliche Professoren im Dienste dem entscheidenden Zweige der Volksvertretung angehören, in dem sie in der Regel eine gute Rolle spielen und weniger an der landesüblichen Einmischung der Abgeordneten in die Staatsverwaltung, als an der Controle der ausübenden Gewalt und der Schaffung von Gesetzen Theil nehmen. Drei der jetzigen Minister, Baccelli, Berti und Mancini, sind gewesene Universitätsprofessoren.

Literatur und Kunst.

Flaubert und George Sand.

Von F. Groß.

Zwei bedeutende Menschen, die sich unbeobachtet glauben, mit einander plaudern zu hören über das, was ihnen am tiefsten in die Seele greift, ist von unsäglichem Reize. Indem man ihnen lauscht, thut man einen Einblick in die Werkstätte jener Auserwählten, die als Leuchten auf dem Wege der Sterblichen stehen . . . Freilich, die bloße Neugierde bekommt dabei auch ihr gut Theil ab; anstatt pietätvollen Verständnisses mag die Freude an Enthüllungen, an der Aufdeckung des Privatlebens hervorragender Personen ihre Rechnung finden. So ist es erklärlich, daß die Briefwechsel-Publicationen auch in denjenigen Kreisen Anklang finden, welche sich weniger für das intime, geistige Weben der representative men interessiren, als vielmehr nach Anekdoten suchen, nach den Schwächen der Starken, nach den Lücken der Vollkommenheit, nach den Flecken der Sonne. Und auch die Herausgeber von Briefen berühmter Leute gehen oft zu weit; sie überliefern der Oeffentlichkeit, was der engsten Intimität angehört, sie ziehen den Schleier von Vorgängen weg, die entweder zu kleinlich oder zu fein sind, um vor die große Menge geworfen zu werden. Stößt man aber einmal auf eine buchhändlerische Veröffentlichung von Privatbriefen, die einen wirklichen Beitrag zur Geschichte der Entwicklung bedeutender Menschen bieten und dabei weder der Sucht nach Pikanterie entgegenkommen, noch sich haltlos in jene Bagatellen des Lebens verlieren, welchen wir in der Biographie großer Menschen — als Störung der hero-worship — so ungern begegnen, dann mögen wir uns freuen und unserer Freude Ausdruck leihen.

Zu dieser Bemerkung veranlassen mich die eben erschienenen „Lettres de Gustave Flaubert à George Sand" (Paris 1884, Charpentier & Cie.). Der stattliche Band umfaßt zehn Jahre brieflichen Verkehrs, die Zeit von 1866—1876. Was uns da vorliegt, ist kein Briefwechsel, denn wir lernen nur kennen, was Flaubert, nicht aber, was George Sand schreibt; die Briefe der letzteren mögen wir auch aus dem Echo reconstruiren, das sie in denen Flauberts finden. In diesen ist allerdings von den Bagatellen, deren ich vorhin erwähnt, oft die Rede, aber sie gewinnen an Bedeutung, sie wachsen durch die Beziehung, die sie zu weitgehenden Literatur-Interessen gewinnen, sie erweitern sich, indem sie einen hervorragenden Schriftsteller, seine Genossen, seine Zeit und seine Kunst charakterisiren in einfacher und natürlicher Weise. Die Briefe Flauberts sind durchaus nicht „zum Fenster hinaus" geschrieben, nicht mit dem Hinblicke auf die Nachwelt, sondern als unmittelbare Rede von Freund zu Freund. Was Flaubert für den Druck bestimmte, das reifte ihm langsam und schwer; diese Briefe sind rasch nacheinander hingeworfen, keine literarischen Hervorbringungen, sondern unmittelbare Aeußerungen einer Individualität. Eine Stelle wie das so überaus kennzeichnende Compliment der Frau von Sévigné an ihre Tochter: „Vous écrivez extrêmement bien, personne n'écrit mieux" ist hier nicht zu finden. In den Briefen Flauberts an George Sand spielt nur die Sache eine Rolle, nicht aber die Form. Und das ist um so interessanter, als Flaubert in seinen Büchern sich als Fanatiker der Form offenbart. Er feilte Tage lang an einem Satze, bis dieser ihm genug musikalisch erschien. Der Euphonie brachte er jedes Opfer; er las seinen Freunden Manuscripte vor, wie man eine Symphonie spielt: auf den Wohlklang hin; die Prosa war ihm ein Instrument, dessen volle Beherrschung — wie er sie eben träumte — ihm immer und immer zu schaffen gab. In seinen Briefen läßt er sich gehen; da trägt seine Sprache ein bequemes Hauskleid, lehnt sich in den Armstuhl oder schlägt an sonnigen Tagen einen burschikosen, übermüthigen Ton an. Man erkennt den großen Stilkünstler gar nicht, wenn er an seine geniale Berufsgefährtin schreibt:

„J'ai lu, cette semaine, l'Illustre docteur Matheus, d'Erckmann-Chatrian. Est-ce assez pignouf!*) Voilà deux cocos**) qui ont l'âme bien plébéienne." Aber in diesen sorglos abgefaßten Briefen tauchen viele beachtenswerthe Bemerkungen über Flauberts Theorien auf. Der ganze auf die Musik der Sprache bedachte Flaubert enthüllt sich, wenn er der Freundin schreibt: „Ich habe vergessen, Sie von etwas zu unterrichten, theuerer Meister, daß ich mich nämlich Ihres Namens bedient habe. Ich habe Sie „compromittirt", indem ich Sie unter den Berühmtheiten nannte, die für das Denkmal für Bouilhet (französischer Dramatiker, 1869 gestorben) subscribirt haben. Ich fand, daß sich das im Texte sehr gut machte, und da ein Stileffect eine geheiligte Sache ist, strafen Sie mich nicht Lügen!" Wenn er in dem Briefe, welcher diese Stelle enthält, George Sand „theuerer Meister" nennt, so bleibt er damit dem Modus treu, den er im schriftlichen Verkehre mit ihr von Anfang an beobachtet. Er behandelt sie als Kameraden, spricht zu ihr wie der Mann zum Manne, ja einmal geht er so weit, sich ihr gegenüber weibisch zu fühlen. In seinen Anreden ist er unerschöpflich an Variationen: „Pauvre amie et chère maître" — „Chér maître, bon comme du bon pain" — einmal „mon maître", einmal „ma maître" (seine Feder war da eben im Négligé), und nur in zwei Briefen unter hundertzwanzig wendet er sich an George Sand als an eine Dame. Im Jahre 1868 entschlüpft ihm die Bezeichnung „Madame Sand", dann vergehen sieben Jahre, bis er einen Brief mit den Worten beginnt: „Votre bonne lettre lu 18, si tendrement maternelle . . ." Im Uebrigen will er nichts davon wissen, daß sie eine Frau sei. Wenn von irgend einer menschlichen Schwäche die Rede ist, sagt er der Sand: „Aber was wissen Sie davon, Sie starkes Wesen?" Der tiefe Respect vor der ungewöhnlichen Natur dieser Frau war echt und dauernd. Flaubert verehrte sie als einen der Meister der Gilde, schätzte dabei ihr gutes und großes Herz und legte seine Seele wie ein offenes Buch vor ihr dar. Dabei wurde er aber zum Schlusse seiner Episteln oftmals zärtlicher, als man es gegen Freunde männlichen Geschlechtes zu werden pflegt, und dieser leichte Zug von Galanterie gibt den Briefen einen besonderen Reiz.

Wer George Sand war, braucht keinem deutschen Leser gesagt zu werden. Diese merkwürdige Frau ist bei uns eben so populär geworden wie in ihrer Heimat. Mit Flaubert fing bei uns die Oeffentlichkeit eigentlich erst nach seinem Tode sich zu beschäftigen an. Seither wissen bei uns auch weitere Kreise, daß Frankreich in Gustave Flaubert einen seiner größten Stilkünstler besessen und verloren. Sein literarisches Gepäck ist nicht groß: drei Romane, ein Band Novellen, zwei oder drei Stücke und ein in keine bestimmte Gattung einzuschachtelndes, phantastisches Werk: „Die Versuchung des heiligen Antonius" — das ist Alles. Nun bekennt in einer Einleitung zu den vorliegenden Briefen Guy de Maupassant, einer der begeistertsten Anhänger Zolas, man dürfe Flaubert nicht den „Realisten" beizählen, denn seine Sprache sei zu getragen und zu sonor, er photographire nicht die einzelnen Menschen, wie sie ihm zufällig begegnet seien, sondern er führe Typen vor, in denen die Eigenheiten verschiedener Personen künstlich vereinigt seien . . . Guy de Maupassant macht aus der Nothwendigkeit eine Tugend, denn in den Briefen an George Sand erklärt Flaubert ganz ausdrücklich, von der in Frankreich heute vorherrschenden Richtung nichts wissen zu wollen: „Nehmen Sie davon Kenntniß, daß ich das, was man „Realismus" zu nennen übereingekommen ist, verabscheue, trotzdem man mich zu einem der Oberpriester desselben machen will." Ein anderes Mal sendet er der Freundin Daudets „Jack" und Zolas „Son excellence Eugène Rougon" und bemerkt dazu, er könne nicht begreifen, daß Turgenjew — er nennt ihn den „immensen", den „gigantischen" Turgenjew — über Daudets Buch so streng, über dasjenige Zolas so enthusiastisch urtheile. Bedarf es noch eines Beweises, daß Flaubert — trotz der Ungenirtheit, mit der er in „Madame Bovary" Alles bei dem wirklichen Namen nennt und die Liebesaffairen der Heldin mit der grausamen Genauigkeit eines Polizei-Protokolls feststellt — nicht unter die „Realisten" oder „Naturalisten" vom Schlage Zolas einzureihen sei, so liegt er in der Verehrung, die er für George Sand hegte. Wenige moderne Schriftsteller sind von Zola so bitter verhöhnt worden (siehe seine „Documents littéraires") wie George Sand. Diese gilt ihm als geradezu verwerflich, weil sie die Träumerei — „diese Mutter aller Fehler" — fördere und allen romantischen Weibern die Einbildung in den Kopf setze, sie seien unverstanden. Was in den Werken der George Sand an tiefen Ideen aufgehäuft ist, davon sagt Zola nichts, das weiß er nicht. Flaubert entzückt sich an den Büchern der Sand. Er verschlingt sie geradezu. „Ich habe," schreibt er an sie „eine Nacht und einen Tag mit Ihnen verbracht. Um vier Uhr Morgens war ich mit „Nanon", um drei Uhr Nachmittags mit „Francia" fertig. Das Alles tanzt mir noch im Kopfe umher. Ich will trachten, meine Gedanken zu sammeln und Ihnen meine Meinung über diese zwei ausgezeichneten Bücher zu sagen". Auf dem Gebiete der Production lag, das ist nicht zu leugnen, eine tiefe Kluft zwischen ihnen. George Sand liebte es, das Leben und die Menschen zu erhöhen, zu verklären, von der Erde hinweg in idealere Sphären zu fliehen. Flaubert wollte die Wirklichkeit reproduciren, und von dieser abgewichen ist er nur in seiner Diction, die er nach den Gesetzen der Schönheit gestaltet, auch wo er sie Personen in den Mund legen muß, welche mit diesen Gesetzen absolut keinen Zusammenhang haben können. Wo er den Boden der Wirklichkeit ganz und gar verläßt, wie in der „Versuchung des heiligen Antonius", und sich lediglich der Freude an den Accorden seines Stils hingibt, da wird dieser geradezu apokalyptisch. Die realen Vorgänge sind ein nützliches Gewicht, das sich seiner Sprache anhängt, auf daß sie nicht in ein Tongemälde ausarte. Ein Realist war Flaubert sein Leben lang nur insofern, als daß er vor jeder Unrichtigkeit eine heillose Scheu hatte. Darum stellte er zeitraubende und anstrengende Nachforschungen an, wie vor ihm kaum irgend ein Romancier sie getrieben hat. Um „Salammbô", seinen karthaginiensischen Roman, zu schreiben, unternahm er die Reise nach Afrika, ging den Spuren des alten Karthago nach, warf sich auf die Kriegswissenschaften, trieb Archäologie und verwendete — worauf er gewiß stolzer war als auf die genialsten Züge in „Madame Bovary" — etliche Druckseiten auf die Beschreibung eines Katapults. Wie er seine eigene Aufgabe complicirte, geht aus vielen seiner Briefe an George Sand hervor. Er charakterisirt sich selbst: „Pas primesautier, votre ami, non! pas du tout!" Während er an dem Romane „L'éducation sentimentale d'un jeune homme" arbeitet, meldet er, er brauche zu dessen Vollendung noch zwei Jahre. Um Beobachtungen für dieses Buch zu machen, war er an Einem Tage in Paris im Jockeyclub, im Café anglais und in der Kanzlei eines Advokaten. Im Laufe der Briefe heißt es: „Ich arbeite an meinem Roman wie mehrere Ochsen . . ." „Diese Woche habe ich fast sechs Seiten geschrieben, was für mich ziemlich viel ist" . . . Aus der Zeit, da er die „Versuchung des heiligen Antonius" schuf, stammt die Mittheilung: „Ich habe den ganzen Monat Juni damit zugebracht, den Buddhismus zu studiren, über welchen ich übrigens schon ziemlich viel Material besaß. . ." Das Sammeln von Daten war bei Flaubert zu einer Art von Manie geworden. Es machte einen hervorragenden Zug seines literarischen Wesens aus, einen fast ebenso markanten wie sein Haß gegen die Mittelmäßigkeit, die Spießbürgerlichkeit, die Dummheit. Den Provinzphilister hat Niemand so köstlich persiflirt wie Flaubert in einer Figur in „Madame Bovary", dem Apotheker Homais, der für jeden Anlaß eine hochtrabende, hohle Phrase in Bereitschaft hat . . . Es war ein Sport Flauberts, documentarische Proben der menschlichen Dummheit aufzuspeichern. Er hat mehrere Bände mit Citaten aus großen Autoren hinterlassen — durchwegs Beweise, daß auch Homer zuweilen schläft, daß auch Männer von Geist manchmal dem Banne des Gespenstes verfallen, gegen das Flaubert so ingrimmig ankämpfte:

*) Lümmelhaft.

**) Kerle.

la bêtise humaine. Er nahm — vorurtheilslos genug für einen Franzosen — in seine Sammlung auch den Angriff auf, den im Jahre 1873 A. Dumas fils gegen den Ruhm Goethes richtete. Aber — es sei dies constantirt, obwohl wir Deutschen damit nicht einverstanden sein können — er reiht in das seltsame Herbarium auch die Behauptung Lessings in der „Hamburgischen Dramaturgie" ein, daß er jedes Stück Corneilles besser machen wolle, als dieser selbst. Für die scharfsinnigen Paradoxa Lessings fehlte Flaubert das Verständniß. Im Uebrigen las dieser, der ein enragirter Bücherwurm war, sehr viel deutsche Literatur, wenn auch in Uebersetzungen. Sein an George Sand gerichteter Brief vom 2. Juli 1870 schließt mit der Stelle: „Ich habe die Gespräche Goethes mit Eckermann wieder gelesen. Das war ein Mann, dieser Goethe! Er hatte doch Alles für sich!" Von Häckels Schöpfungsgeschichte meint er: „Der Darwinismus scheint mir hier klarer auseinandergesetzt als in den Schriften von Darwin selbst." Er schreibt der Freundin über Kant und Hegel, und immer legt er Hochachtung für deutsches Wesen an den Tag. Während des deutsch-französischen Krieges gehörte sein Herz natürlich seinem Vaterlande, aber sein Urtheil blieb nüchtern und klar, und er sprach im Ausdrucke der grimmigsten Wuth von den Schwächen, Fehlern und Irrthümern der Franzosen. Die Briefe aus der Kriegszeit sind für den deutschen Leser die interessantesten. „Der gute Franzose," schreibt er von Croisset, seinem stillen Beobachtungswinkel, nach Nohant, dem Schlosse der George Sand, „will sich schlagen: erstens, weil er sich von Preußen provocirt glaubt, zweitens, weil die Wildheit der natürliche Zustand des Menschen ist, drittens, weil der Krieg etwas Mystisches in sich hat, was die Massen fortreißt. Sind wir wieder bei dem Racenkriege angelangt? Ich fürchte es." Und weiter: „Der Bourgeois kann sich nicht mehr zurückhalten. Er findet, daß Preußen insolent war und will sich nun rächen. Sie wissen, daß ein Herr der Kammer die Plünderung des Großherzogthums Baden vorgeschlagen hat. O, warum kann ich nicht unter den Beduinen leben!" An einem Mittwoch im Jahre 1870 berichtet er, nachdem er sich zwei Tage in Paris aufgehalten: „Ich kenne jetzt den Pariser von Grund aus und habe in meinem Herzen den Politikern von 1793 Abbitte gethan. Jetzt begreife ich sie! Welche Dummheit! Welche Unwissenheit! Welcher Dünkel! Dieses Volk verdient vielleicht, gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, dieses Schicksal wird es ereilen. Ich kann nichts lesen, geschweige schreiben. Ich verbringe, wie alle Welt, meine Zeit mit dem Erwarten von Nachrichten. Wenn ich meine Mutter nicht hätte, ich wäre längst nicht mehr hier." Wörtlich äußert er: „Mes compatriotes me donnent envie de vomir." Bald darauf ruft er: „Je moeurs de chagrin... Ich verlange nur Eines, nämlich zu krepiren (crever), um Ruhe zu haben." Er hat mit George Sand eine lebhafte Controverse wegen ihrer Vorliebe für die Republik. Ihm ist jedes Regierungssystem gleichgültig. Er schwärmt für keines, aber von der Demokratie sagt er speciell, sie tauge nicht für den Künstler, denn wo die Plebs herrsche, dort habe derjenige nichts zu suchen, der nur für den Luxus arbeite. Die größte Macht der Welt sei die Literatur, die Regierungen wollen sie daher aus Eifersucht nicht fördern... Neben solchen allgemeinen Sätzen laufen Beziehungen auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatze her. Vom 11. October 1870: „Man hält uns mit der Loire-Armee zum Besten. Wo ist sie? Wissen Sie etwas darüber? Was geschieht im Centrum Frankreichs? Paris wird ausgehungert werden und von keiner Seite kommt Hülfe. Die Dummheiten der Republik übersteigen noch jene des Kaiserreichs... Ach, wie traurig bin ich! Ich fühle, daß es mit der lateinischen Welt zu Ende geht." Voll Erbitterung erzählt er, er habe in Croisset zwölf Preußen bei sich einquartieren müssen. Mit tiefer Besorgniß blickt er in die Zukunft. Er prophezeit, daß in kommenden Tagen ganz Europa die Militäruniform tragen werde. „Wenn wir unsere Revanche nehmen werden, dann wird sie eine maßlos wilde sein und bedenken Sie, daß man fortan gar nichts Anderes im Sinne haben wird, als sich zu rächen, sich an Deutschland zu rächen. Die Regierung, welche sie auch sei, wird sich nur dann halten können, wenn sie auf diese Leidenschaft speculirt. Der Mord im Großen wird das Ziel aller Anstrengungen, das Ideal Frankreichs sein." All seine Betrachtungen über die Lage bringen ihn zu der Erkenntniß: „Wie demüthigend ist es doch, ein Mensch zu sein!"

Nach der Kriegszeit schrieb Flaubert an seine Freundin seltener als früher. Materielle Sorgen, ein Mißerfolg auf dem Theater, ein halber Erfolg auf dem Büchermarkte, das Gefühl der Vereinsamung — das Alles machte ihn wortkarg mit der Feder. Am 8. Juni 1876 starb George Sand. Nun hatte Flaubert nur noch einen alten Freund: Turgenjew. Am 8. Mai 1880 ging Flaubert aus dem Leben. Vor Kurzem folgte Turgenjew... Der glänzende Kreis ist gebrochen. Aber in den Briefen Flauberts an George Sand steht verzeichnet, wie diese bedeutenden Menschen in reiner und edler Sympathie einander zugethan waren, wie sie einander die rauhen Pfade des Lebens zu ebnen suchten. Es gibt kaum etwas Rührenderes, als aus diesen Blättern zu erfahren, wie Flaubert und George Sand wiederholte Versuche machten, einander finanziell zu unterstützen, einander Darlehen aufzudrängen. In Kleinigkeiten können große Menschen sich am reizendsten zeigen.

„Der Präsident" von Karl Emil Franzos.

Der Entdecker und Schilderer von „Halb-Asien" gefällt sich seit einiger Zeit darin, rechtliche Conflicte dichterisch zu behandeln. In seinem durch Rudolf v. Iherings bekannte geistvolle Schrift veranlaßten Roman: „Ein Kampf ums Recht" hat er nicht ohne Glück das Wagniß unternommen, mit Heinrich v. Kleist in die Schranken zu treten. Der unsterbliche Michael Kohlhaas wird durch die schnöde Mißhandlung seines eigenen Rechts zum Räuber und Mordbrenner; der Held von Franzos aber wird zum Verbrecher als Märtyrer eines höheren Rechtsidealismus, der für sich selber gar nichts, Alles nur für Andere begehrte. Auch „Der Präsident"*) enthält einen Kampf ums Recht. Hier ist er in die Seele eines Rechtsfanatikers gelegt, eines in seinem Rechtsgefühle ex officio besonders empfindlichen Beamten, eines Richters, der zugleich mit seinen väterlichen Gefühlen in Zwiespalt geräth. Er bricht nach schweren Seelenkämpfen das Gesetz und verhilft seinem Kinde zu seinem Recht. Nun aber ist es ihm versagt, sein Verbrechen zu sühnen, und zugleich unmöglich, als Verbrecher straflos zu leben, und so geht er freiwillig in den Tod. Dadurch wird ihm, was ihm gebührt, und nicht minder dem Recht.

Wir sind im Jubeljahre der Reaction 1852. Der Reichsfreiherr v. Sendlingen, einer der tüchtigsten, scharfsinnigsten Richter in Oestreich, ist Landesgerichtspräsident in der ansehnlichen deutsch-slavischen Provinzstadt B. Die Bürger verehren in ihm die Verkörperung des Rechtsgefühls, die Beamten die Zierde ihres Standes. Aber eine schwere Schuld hat seine Vergangenheit befleckt. In jüngeren Jahren hat er ein Mädchen geliebt und verführt, dann plötzlich verlassen und vergessen, trotzdem er über ihren Zustand wohlunterrichtet war. Der Verfasser bemüht sich redlich, seinen Helden so viel wie möglich zu disculpiren und bringt ein ganzes Arsenal von entlastenden Motiven zusammen. Sendlingen hat eine furchtbare Kindheit erlebt. Sein Vater hatte gegen den Willen seiner Eltern eine Bürgerliche geheirathet und war dafür von seiner Familie verstoßen und in seiner Carrière geschädigt worden. Eines Tages muß der Sohn seinem Vater knapp vor dessen Tode schwören, nie und nimmer eine Bürgerliche zu heirathen. Und nun greift ihm doch eine Bürgerliche ans jugendliche Herz, das sich lange gegen jede Liebschaft gesperrt hatte! Er lernte ehedem als Strafrichter in einem der südlichsten Grenzdistricte der Bukowina im Hause eines bojarischen Junkers eine deutsche Erzieherin kennen, Hermine Lippert. Der Bojar begünstigte das bald eingefädelte Verhältniß, und als er wegen Tabak-

*) Eine Erzählung. Breslau, Ed. Trewendt.

schmuggels arretirt werden sollte, da war es klar, daß die Gesellschafterin als Werkzeug benutzt wurde, um den Strafrichter unschädlich zu machen. Was sollte Sendlingen jetzt thun? Wohl band ihn jener Schwur gegen den Sterbenden, aber er mußte jetzt seine Pflicht erfüllen, als Richter wie als Mann von Ehre: den Bojaren verhaften und Herminen heirathen. Er hieß die Geliebte, zur Vermeidung niedrigen Klatsches, in eine benachbarte Stadt ziehen und dort bis zur baldigen Vermählung verweilen. Dann schieden sie — auf Nimmerwiedersehen. Das Gerede der Skandalsüchtigen, die Nadelstiche der Collegen, die Drohungen seines Oheims, der Edelmuth der Geliebten, die ihn bat: wenn er sie um ihretwillen nicht zu seinem Weibe machen wolle, so könne ihn auch die Rücksicht auf die Mutter seines Kindes nicht binden, — das Alles verwirrte sein Gefühl. Und er schrieb ihr also den Abschiedsbrief. Einige Monate später, als er ihr nachfragte, hieß es, sie sei spurlos verschwunden. Und dann vergaß er sie ganz. Wie man sieht, hat das Sprichwort: „Ein Sendlingen kann kein Schurke werden" nicht immer Geltung. Auch dem Verfasser gelingt es nicht, uns über die moralische Schwäche seines Helden wegzusetzen, so geschickt er auch Alles aufwendet, um ihn „als des reinsten Mitleids" würdig hinzustellen.

Und nun wird Sendlingens Schicksal ein echt tragisches. Die ungesühnte Jugendschuld rächt sich. Er hat seine Geliebte, die Mutter seines Kindes verlassen und vergessen, und jetzt kommt dieses sein Kind und schlägt ihm nach Jahrzehnten noch eine tiefe, unheilbare, absolut tödtliche Wunde. Gerade dort trifft ihn der Schlag, wo er seine moralische Existenzbedingung am meisten empfindet: in seinem Rechtsgefühl. Dem Richter stellt sich der Vater in ihm gegenüber. Er soll über die Tochter der gestorbenen und verdorbenen Jugendgeliebten, über seine eigene Tochter zu Gerichte sitzen. Victorine Lippert ist des Kindesmords — unter mildernden Umständen — angeklagt und geständig. Es ist dem Präsidenten unmöglich, den Vorsitz selbst zu führen, denn sein Rechtsgefühl sträubt sich dagegen, durch seine Autorität als Präsident ein möglichst mildes Urtheil zu erwirken. Die Angeklagte wird zum Tode verurtheilt.

Was thut nun Sendlingen? Er läßt sich einen Augenblick von der Verzweiflung übermannen und sucht seinen Tod im Flusse, wird aber gerettet. Jetzt ist noch sein einziger Gedanke, an den er sich klammert, um nicht wahnsinnig zu werden: er muß seine Tochter sehen. Nachdem Berger sie vorbereitet, erfolgt der erschütternde Besuch, und bald liegt die Unglückliche an seinem Herzen. Man erleichtert ihre Gefangenschaft. Da sie leidend ist, kommt sie in eine Krankenzelle mit besserer Kost, wo sie ohne Aufsehen auch die Besuche von Sendlingens treuer Magd erhält, die bald in Alles eingeweiht wird. Die Verurtheilte genest; der Gedanke an ihren Vater hat sie aufgerichtet. Noch bleibt das Geheimniß streng gewahrt, obwohl es auffallen muß, daß der Präsident fast wöchentlich, seine Hauswalterin fast täglich die Verurtheilte besucht. Bei alledem weicht der Präsident nicht um Haaresbreite von seiner Pflicht ab. Als der Zuchthauspfarrer einmal, von seinem Mitleid hingerissen, eine kleine Begünstigung zu erwirken sucht, will sie zwar der Kerkermeister gewähren, der Präsident lehnt jedoch das Gesuch entschieden ab. Noch eine andere Versuchung tritt an ihn heran. Der oberste Gerichtshof wendet sich an ihn mit dem Auftrage, durch abermalige Vernehmung einer verdächtigen Zeugin, die offenbar bei der Schlußverhandlung falsch ausgesagt, volle Klarheit zu verschaffen. Einem energischen Richter würde es zweifellos gelingen, die Zeugin zu überführen. Allein dem Präsidenten kommen allerlei Bedenken. Wenn er damals am Tage der Verhandlung das Präsidium nicht übernahm, weil ein Vater nicht als Richter in eine Untersuchung eingreifen darf, die gegen seine Tochter geführt wird, so kann er es jetzt noch weniger. Er überträgt also wieder dem damaligen Vorsitzenden die Vernehmung, trotzdem er weiß, daß dieser ein verknöcherter Bureaukrat ist, der die Wahrheit nicht zu erkennen, seine Pflicht nicht zu erfüllen vermag. Die Unbegreiflichkeiten in Sendlingens Benehmen häufen sich. Einer anderen Thätigkeit, der Untersuchung gegen revolutionäre Arbeiter, hingegeben, wartet er ruhig das Eintreffen der Antwort des obersten Gerichtshofes ab, und als das Todesurtheil bestätigt wird, da sagt er der Gefangenen „in einer Aufwallung des Gemüthes, über die er sich kaum Rechenschaft geben kann": sie sei begnadigt und die Untersuchungshaft werde ihr als Strafe angerechnet, — eine unbegreifliche Unwahrheit, da die Unglückliche jetzt das Beste erwartet, während sie früher auf das Schlimmste gefaßt war. In dieser verzweifelten Sachlage gibt es nur noch ein einziges Mittel, das Rettung verbürgte: eine Audienz beim Kaiser. Sendlingen jedoch will die Reise nach Wien nicht eher antreten, als bis die Untersuchung gegen die Arbeiter beendet ist, aber Wochen vergehen und noch ist kein Ende abzusehen. Das Gnadengesuch ist längst überreicht; schon naht die Zeit, wo es dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt werden muß, und noch immer zögert der Präsident. Obendrein entstehen jetzt Reibungen zwischen ihm und dem Ministerium. Schon wird er auf einen wichtigen Posten nach P. versetzt und sein Nachfolger ernannt. Die Männer der Stadt beschließen, dem Scheidenden eine Adresse zu überreichen und ein Abschiedsbankett zu veranstalten. Die Regierung verliert Angesichts des allgemeinen Unwillens die Courage, ihn zu maßregeln. Mittlerweile lernt seine Haushälterin heimlich französisch, er selbst legt plötzlich sein Vermögen in englischen und holländischen Werthen an, macht auch einen kleinen Theil in Gold flüssig. Endlich geht der Arbeiterproceß zu Ende, und die Angeklagten werden aus dem Gefängniß entlassen. Jetzt hat Sendlingen keinen Vorwand mehr. Er reist nach Wien. Es ist der 18. Februar 1852, der Tag des Attentats des Schneiders Libenyi auf den Kaiser Franz Joseph! . . . Natürlich erhält Sendlingen keinen Zutritt zu dem verwundeten Monarchen, und unverrichteter Sache kehrt er zurück, nachdem er in einer Depesche seinem Freund, dem Anwalt Berger, versichert: daß er den gewünschten Erfolg so gut wie erreicht, Aufschub bis zur Genesung des Kaisers durchgesetzt habe und getröstet heimkehre. Zu Hause läßt sich Sendlingen mit Ständchen und Fackelzug feiern und siedelt noch am selben Abend nach Wien über. Am nächsten Morgen entdeckt man, daß Victorine Lippert aus dem Gefängnisse entwichen ist. Nur Berger ahnt den Zusammenhang. Ein Brief Sendlingens bestätigt seinen Verdacht. Der Präsident hat seine Tochter befreit.

Wäre Franzos ein gewöhnlicher Romanschreiber, so würde die Geschichte zur allgemeinen Zufriedenheit sämmtlicher Leihbibliothekenabonnenten mit dem nächsten Kapitel enden, mit der Familienidylle aus Holland. Sendlingen lebt mit seiner Tochter unter fremdem Namen am Niederrhein. Niemand weiß von seinem Kinde; die Flucht der Victorine Lippert aus dem Gefängniß ist für immer unaufgeklärt geblieben, die Untersuchung resultatlos eingestellt worden. Nunmehr ist es Sendlingen gelungen, in einem Bergwerksdirector aus Batavia einen würdigen Schwiegersohn zu finden. Die Verlobung wird gefeiert, gleich nach der Hochzeit reisen die Neuvermählten nach Java . . . Aber bei Franzos hat die Idylle noch ein tragisches Nachspiel. Drei Wochen später erscheint Sendlingen in Wien vor dem Justizminister. Er klagt sich selber an. Er sei ein Verbrecher und wolle die Strafe erdulden, die ihm wegen mißbrauchter Amtsgewalt gebührt: der Vater habe seine natürliche Tochter gerettet, die einem Justizmord zum Opfer fallen sollte. Nun seine Tochter versorgt ist, will er seinem Richter übergeben werden. Der Minister weigert sich, denn es wäre der furchtbarste Schlag, der das Ansehen der Justiz treffen könnte; auch verdiene er ja keine Strafe; er habe schon genug gelitten und tausendfach gebüßt. „Ich will mein Recht," ruft Sendlingen mit Shylok. „Ich kann die Martern meines Gewissens nicht länger ertragen. Weigern Sie mir die Strafe, so werde ich mich selbst öffentlich anklagen." — „Dann untergraben Sie das Ansehen des Staates und setzen ihn in den Stand der Nothwehr. Ich werde erklären lassen, daß Sie wahnsinnig sind." — „Dann werde ich dafür sorgen, daß jedes Bedenken über meine Zurechnungsfähigkeit schwinden muß. Also zum letztenmal: welchem Gericht darf ich mich stellen?" — „Gut, alsdann thun wir unsere Pflicht und übergeben auch Ihre

Tochter als eine rechtskräftig verurtheilte Mörderin der Justiz. O, wir werden sie schon finden, und wenn wir die Polizei der ganzen Erde zu unserer Hülfe aufbieten müßten. Entscheiden Sie, ob das geschehen soll." — Todtenfahl ist Sendlingens Antlitz geworden, ein Schauer rüttelt seine Glieder. Gebrochen wankt der Rechtsfanatiker hinaus ... Ein paar Tage später melden die Blätter, daß der Präsident auf der Fahrt von Triest nach Venedig verunglückt ist. Ein Selbstmord sei aus inneren Gründen völlig ausgeschlossen; der letzte Mensch, mit dem er sprach, der Kapitän des Schiffes, rühme die heitere Laune, die der Verstorbene zeigte. Sein Freund Berger weiß es freilich besser, denn er erhielt von Sendlingen einen Scheidebrief, der mit den Worten schließt: „Mit höherer Münze als seinem Leben kann Niemand sein Verbrechen sühnen ... Nun darf ich wieder auf Deine Achtung hoffen."

Ein Theil der Kritik hat dem Verfasser vorgeworfen, Sendlingens thatloses Verhalten nach dem Wahrspruche der Richter sei ebenso unverständlich als unmöglich. Nichts ist ungerechter als dieser Vorwurf. In Sendlingens letzter Unterredung mit dem Minister werden alle Unbegreiflichkeiten wohl motivirt. Man höre nur sein erschütterndes Bekenntniß:

„Das Todesurtheil wurde gefällt. Es war ein Justizmord, wie nur je einer von einem Gerichtshofe beschlossen worden ist. Darum war mein erster Gedanke: gegen dies Unrecht kann nur noch das Unrecht helfen. Ich war einige Stunden lang fest entschlossen, meine Tochter zu befreien. Dann aber siegte mein Pflichtgefühl, vielleicht richtiger — mein Egoismus. Denn ich sagte mir, daß ich, wie ich nun einmal war, dieses Verbrechen nicht würde begehen können, ohne einst Sühne hiefür zu leisten ... Aber mein Gewissen rief: Dann stirbt Dein Kind! und so schien mir Selbstmord der einzige Ausweg ... Ich blieb am Leben, ich sah meine Tochter und gewann meine Klarheit wieder; die Stimme des Blutes hatte gesiegt. Ich wußte nun, daß es höchst wahrscheinlich kein Mittel mehr gab, das Beide erlösen konnte, daß die Frage so stand: ob ich zu Grunde gehen müßte oder sie, und zweifelte nun nicht mehr daran, daß ich es sein müßte. Ich war entschlossen, sie zu befreien und dann mein Verbrechen zu sühnen; aber bis mich nicht die äußerste Nothwendigkeit zwang, wollte ich nach Recht und Gesetz handeln. Daß ich dies durchgeführt, beweist mein Verhalten, als der Oberste Gerichtshof eine nochmalige Vernehmung der Hauptzeugen anordnete. Es hing Alles davon ab; ich übertrug die Vernehmung gleichwohl an einen Anderen, der denn auch wirklich die Wahrheit nicht ans Licht brachte. Der Oberste Gerichtshof bestätigte das Todesurtheil; er sprach es über mich, nicht über mein Kind; nun war jene äußerste Nothwendigkeit eingetreten. Ich wußte nun, daß ich ein Verbrecher werden mußte, und wartete die Entscheidung über das Gnadengesuch des Vertheidigers nur deshalb ab, weil die Vorbereitungen zur That Zeit erforderten, und weil ich vorher noch die ungerecht angeschuldigten Arbeiter retten wollte. Aus zwei Gründen rief ich nicht die Gnade des Monarchen an ... Ich habe mich mein Leben lang gemüht, Recht zu üben ohne Ansehen der Person. Es war mir immer der qualvollste Gedanke, daß der Adelige, der Reiche oft auch da, wo einzig das Gesetz entscheiden sollte, Begünstigungen erfährt, die dem Armen und Niedrigen nie zu Theil geworden wären. Und darum war es mir eine Pein, eine derartige Begünstigung für mich in Anspruch zu nehmen ... Auch ein anderer Grund ließ mich zögern, die Gnade des Kaisers anzurufen. Was wäre der Erfolg gewesen? Eine Begnadigung zu lebenslänglichem, zu zwanzigjährigem Kerker. Schon die bloße Ankündigung dieser Strafe hätte so tief in das Leben dieses schwächlichen, gebrochenen Mädchens eingegriffen, daß sie dieselbe schwerlich überdauert hätte, und wenn auch — eine gänzliche Begnadigung wäre erst nach zehn, nach acht, im besten Falle nach fünf Jahren erreichbar gewesen, sie hätte dieselbe nicht mehr erlebt ... Ich war davon überzeugt, ganz fest überzeugt, und dennoch — auch ich war ein Mensch ... Als ich die Bestätigung des Todesurtheils durch den Kaiser in den Händen hielt, da übermannte mich die Feigheit, die Selbstliebe, ich reiste nach Wien — es war am 18. Februar! ... So spielt das Schicksal mit uns Menschen, habe ich zuerst gedacht. Dann aber habe ich eingesehen, daß nicht jener Zufall mein Los entschieden hat: es war von Beginn besiegelt. Durch mein ganzes Wesen und durch das was geschehen war ... Ich kehrte nach B. zurück und befreite das Mädchen."

Wie man sieht, ein vollständiger Schlüssel zu den dargestellten Ereignissen und zugleich zu seinem Charakter. Das ist Alles logisch und klar, wie ein mathematischer Lehrsatz. Und doch bleiben noch einige Maschen in dem kunstvollen Gewebe offen. Wie konnte Sendlingen der so lüderlich geführten Verhandlung ihren Lauf lassen?! Es war für einen Richter, trotzdem er der Vater der Angeklagten, geradezu Pflicht, in dies leichtsinnige Spiel mit einem Menschenleben einzugreifen. Man fühlt dies um so tiefer, als Franzos seiner Satire über die Collegen Sendlingens freien Lauf läßt. Der Vicepräsident ist ein kindischer Greis, dem das Denken Kopfweh verursacht, und die anderen Richter sind Paragraphenmaschinen, die nur die Liste der Vordermänner, welche sie in der Carriere um jeden Preis überholen wollen, statt des Herzens in der Brust tragen. Freilich ist es wieder nur solchen Herrschaften möglich, auf Sendlingen keinen Verdacht zu werfen. Sein Selbstmordsversuch, sein Umherirren durch verrufene Stadtviertel, seine nachherige Ueberführung in eine Flößerkneipe und nach Hause, Alles geht so sehr ohne Aufsehen und Folgen vorüber, fast als etwas Selbstverständliches. Und dann ist die politische Demonstration, das Fest zu Ehren Sendlingens, wenige Tage nach einem blutigen Attentat auf den Landesherrn, eine Unmöglichkeit. Dergleichen unterbleibt nach einem solchen Ereigniß — sogar in nachmärzlicher Zeit und hinter schwarzgelben Grenzpfählen. Aber Alles in Allem ist es eine spannende, erschütternde Erzählung in vortrefflichem Stil und einheitlich und harmonisch in Stimmung und Composition. Wie anschaulich ist nicht die drückende Atmosphäre der Reactionsjahre wiedergegeben! Auch hat sich Franzos diesmal von seinem gewohnten Fehler der Weitschweifigkeit freigehalten. Einzig der Arbeiteraufstand vor Gericht ist ein Intermezzo, aber wer möchte es missen? Der Arbeiterführer ist eine Gestalt wie aus Stahl. Die Erzählung gleicht einem mächtigen, tiefernsten Charakterdrama; die psychologische Zeichnung erinnert an die unerbittliche Kunst eines Hebbel oder Otto Ludwig, wie die straffe, consequente Führung der Handlung an die Thesenstücke des jüngeren Dumas. Der Verfasser erzählt nicht, um uns zu unterhalten, sondern um etwas zu beweisen. Dabei beweist er jedenfalls am glänzendsten — seine seelenkundige, schöpferische Kraft. Die Sprache ist einfach, markig, rein. Da findet sich weit und breit kein Austriacismus, keine süddeutsch oder halbasiatisch klingende Wendung. Franzos schreibt sogar: das Gehalt, die Gehälter. Also der reine Berliner! Das kann ihm bei seiner beabsichtigten Uebersiedelung nach der deutschen Reichshauptstadt nur zur Empfehlung dienen.

Theophil Zolling.

Die Aesthetik des Kunstgewerbes.

Von Moriz Carriere.

(Schluß.)

Der Gegenstand war vor dem Ornamente da, es existirt nur verbunden mit ihm, und bleibt von ihm abhängig, indem es ihn schmückt. Darum will die Grundform mit ihrer Gliederung respectirt, nicht verhüllt und gebrochen, nicht durch Herausquellen oder Einschneiden im Contour gestört, sondern lieber betont, hervorgehoben, symbolisch charakterisirt sein. Nach ihren Motiven haben wir lineare oder geometrische, pflanzliche, figürliche, gemischte Ornamente. Eckig oder wellig bewegte Linien, Kreise, Rosetten sind das Anfängliche; Blätter und Kränze, regelmäßig gestaltet, Ranken in vielartiger Verschlingung schließen sich an, pflanzliche Formen gehen in animalische über, Thiere und Menschen oder Genien beleben die Arabesken; da hat Rafael im Anschluß an die Antike das Höchste geleistet. Relief und Malerei sind da verbunden. Auch hier erklärt sich Falke gegen den Naturalismus, welcher die äußere Natur mit all ihren Zufälligkeiten abbildet, und fordert die Stilisirung. Der Stil ist auch ihm die Darstellung der Idee in ihrer Reinheit und

Vollkommenheit mit Abstoßung aller Nebendinge und Zufälligkeiten, welche diese Reinheit trüben. Der kunstindustrielle Gegenstand hat Stil, wenn er seinem Zweck und seiner Bestimmung entspricht und wohlgefällig erscheint. Das Ornament hat Stil, wenn es den Gegenstand nach gesetzmäßigen Bedingungen angemessen schmückt. Die Stilisirung hebt die Motive der Natur in ihrem Wesen, ihrer Gesetzmäßigkeit klar hervor, indem sie jene ihrer Zufälligkeiten und Unvollkommenheiten entkleidet und auf ihr ideales Vorbild zurückführt. So ist der Stil die Umbildung der Naturformen in Kunstformen; er zeigt die regelmäßigen Bildungen, auf welche in der Natur Alles angelegt ist, und die Phantasie waltet frei in der Verwerthung derselben, da kann der Schönheitssinn des Künstlers sich hinreichend Genüge thun.

Nun behandelt Falke die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes. Terracotten, Glas, Metall, Email, Holz, Leder, Gewebe und Stickerei werden der Reihe nach betrachtet, und stets wird auf einer Wanderung durch die Geschichte und die Länder der Welt da Halt gemacht, wo das Stilvolle erreicht, das Zweckmäßige in wohlgefälliger Form verwirklicht ist; Rathschläge für die Gegenwart begleiten das Urtheil über die Vergangenheit, und die Anschauung schöner Muster bestätigt und erläutert das Wort. Wir können hier dem Verfasser nicht wohl auf Tritt und Schritt folgen, und begnügen uns Einzelnes aus der Fülle des Gebotenen hervorzuheben.

Der fügsame Thon läßt in den Teracotten vornehmlich die plastische Form herrschen, und die aufgemalten Zierathen der Gefäße ließen bei den Griechen die Fläche walten, den Umriß sprechen und vermieden Schattirung und Vielfarbigkeit. Wird aber der Thon glasirt, wie es die Fayence ist, macht sich das malerische Element geltend; „denn es ist das Wesen der Glasur, daß die Farbe eingesunken ist in den transparenten Ueberzug und spiegelnd aus ihm hervorleuchtet". Dafür wird das Relief seiner feineren Modellirung beraubt, indem die Glasur Schärfen abrundet und Tiefen ausfüllt. So hielten sich die Araber bei ihren Majoliken an den leuchtenden Farbenschimmer der Arabesken, während die Renaissance den Reichthum des Figürlichen hinzubrachte, Compositionen auf Teller und Schüsseln mit freier Hand geistreich hinwarf, aber sich um die Grundform der Gefäße wenig kümmerte und sie aus Gegenständen des Gebrauchs zu Schaustücken machte. Darnach scheint mir eine sinnvoll anmuthige Randverzierung und ein leichtes Formenspiel in der Mitte hier wie beim Porzellan für Teller und Schüsseln das Angemessene. Mit dem Porzellan kamen die kurzhalsigen runden Kannen und Tassen des Thees aus China, und sollen die Grundform bleiben. Das Porzellan reizt zu geschweiften Formen, da die einfach geraden oder regelmäßig runden beim Brennen doch etwa eingebüßt werden; die malerische Verzierung, spielend leicht behandelt, kann da gerade dienen, kleine Schäden zu verdecken. So im Rococo, das durch Gleichgewicht des plastischen und malerischen Schmuckes ausgezeichnet ist. Die neuere Zeit nahm Porzellanplatten zur Grundlage der eingebrannten und damit dauerhaften Gemälde, und die Napoleon'sche ließ in Frankreich für letztere auch große antikisirende Vasen herstellen. Dagegen sagt Falke mit gutem Fug: „Der natürliche und gesetzmäßige Gang ist der, daß der Zweck die Form schafft, das Schönheitsgefühl sie variirt, ohne der Zweckmäßigkeit zu nahe zu treten, und als Drittes erst die Verzierung kommt, der Schmuck, welcher sich der so entstandenen Form anschmiegen mußte. Umgekehrt nimmt das Empireporzellan seinen Ausgang vom künstlerischen Schmuck, macht sich nach demselben die Form zurecht und die Zweckmäßigkeit kann sehen wie sie damit fertig wird."

Ist des Glases Vorzug seine Durchsichtigkeit und Farbe, so ist die Reliefverzierung damit ausgeschlossen, da sie die Transparenz beeinträchtigt, aber, fügen wir hinzu, die eingeschliffnen, etwas vertieften Zierathen sind namentlich bei Bechern um so passender und reizvoller, als sie beim Trinken sich auf dem dunklen Wein spiegelnd wiegen. Vergoldung und Farbe kommen hinzu. Die venetianische Behandlung, die auf Feinheit und man möchte sagen, duftiger Leichtigkeit des Materials in schwungvoller Rundung sich gründet, und die böhmische, die mit mehr Masse fester gestaltet und in geschliffenen lichtbrechenden Kanten dem Bergkrystall sich anschließt, sind beide stilvoll berechtigt. In beiden Weisen haben Lobmeier in Wien und andre deutsche Werkmeister sich durch sinnige Künstler zweckvoll zierliche Formen schaffen und anmuthige Ornamente einschleifen lassen.

„Die Waffen zum Schutz und Angriff, wenn irgend etwas so sind sie es, deren Form durch die praktischen Zwecke bedingt ist, denn bei ihnen handelt es sich buchstäblich um Leben und Tod." Gewiß. Aber darum ist ja das künstlerische Moment, soweit es die Form betrifft, kein „zufälliges und ganz nebensächliches", im Gegentheil: die sinnlosen Spielereien mit abenteuerlichen Formen haben hier keine Statt, die Kunst muß sich streng an die Aufgabe halten, das Zweckmäßige schön zu bilden, das Schwert, wie die Rüstung. Denn, hier stimmen wir unserm Autor wieder bei, „der Kriegsmann will glänzen, das ist seine Art und sein Recht, seine Waffe ist ihm lieb und theuer, es ist natürlich, daß er sie bräutlich geschmückt sehn will". So verzierte man denn die Platten der Harnische mit Riefen, man ätzte Laubwindungen und Trophäen in den Stahl und füllte die Vertiefungen mit dunklem Schwarz (Niello), oder vergoldete die aufgezeichneten Abaresken, ja man lernte die Ornamente in leichtem Relief aus dem harten Metall hervortreiben, wie das nach Entwürfen von Künstlern namentlich durch süddeutsche Plattner geschah. Von den Arabern empfing Europa die Tauschirkunst, nach Damaskus auch Damascenirung geheißen. Die Zeichnung wird aus dem Metall herausgravirt und schwalbenschwanzartig unterschnitten und dann ein Gold- oder Silberdraht in die Vertiefung hineingeschlagen. Glatt und glänzend bildet das eine Fläche mit dem Grund, und die Farben spielen und schillern in einander. Oder man hält die Oberfläche rauh, legt die Fäden auf, erhitzt den Stahl und hämmert die Verzierungen ihm auf. Solche Tauschirungen zieren die Klingen der Schwerter; Griffe, Degenknöpfe, Stichplatten werden auch aus Eisen geschnitten. Von den Waffen des Kriegs kann man diese echte Metallkunst auch auf eherne Geräthe des Friedens übertragen.

Für figürliche Darstellungen ist die Bronze besonders geeignet. Sie verlangt fein durchgeführte Modellirung, eine glatte Oberfläche, um den Metallglanz nicht zu beeinträchtigen und die spätere Patinirung zu ermöglichen; der gewünschte Farbenton, der vom Grün bis zum goldigen Braun, ja glänzenden Schwarz gehen kann, darf nicht durch abstumpfenden Anstrich, sondern soll durch Mischung und Behandlung des Metalls erhalten werden. So läßt sich Vielfarbigkeit herstellen; Tauschirung und Email schließen sich an. Das Material des Emails ist mit Metalloxyden gefärbter Glasfluß; pulverisirt und angefeuchtet wird er auf das Metall oder in eingegrabene Vertiefungen aufgetragen, im Feuer eingeschmolzen und dann polirt. So verleiht das Email dem Metall den diesem gemäßen Farbenschmuck; es ist Schmelz mit seiner Eigenthümlichkeit, es besitzt Feuer, Tiefe, Transparenz und Glanz.

Die edlen Metalle sind für Geräthzierath und für Schmuck der rechte Stoff. Sie sind schmelzbar und lassen sich gießen, dehnbar und lassen sich hämmern; zäh und fest lassen sie sich in dünnen Blättchen behandeln, in Fäden ziehen, weich und nachgiebig lassen sie sich prägen, schneiden, graviren; ihr Glanz und ihre Farbe ist eine Augenweide, aber sie verlangen auch schwungvolle Linien und feine Durchbildung der Form, das Plumpe wie das Rohe erscheint wie eine gemeine Mißhandlung. Das weiße reine Silber wird am liebsten als Tafelgeräth verwerthet. Schalen, Kannen, Vasen, Becher sollen aber die zweckmäßige natürliche Gestalt bewahren, und das Relief so halten, daß es die Contour nicht beeinträchtigt, sondern belebt. Tafelaufsätze, die der Phantasie freien Spielraum gewähren, sollen sich doch nicht ganz von ihrer Bestimmung lossagen, nicht wie wuchtige Monumente die Tischgenossen trennen und ihr Gespräch hemmen, nicht mit düsteren Darstellungen die Festfreude stören; als Ehrengeschenk mögen sie durch plastischen Schmuck das Wirken des Gefeierten sinnvoll andeuten; am besten wird es immer sein, wenn sie für Blumen als Zierde des Mahles zum Träger dienen oder Frucht- und Confectschalen auf prächtigen Ständern emporheben.

Für den Schmuck der Menschen hat Gold stets die erste Rolle gespielt. Ein solcher sei dem Glied angemessen, für das er bestimmt ist: der Ring also ein Reif für den Finger, demgemäß einfach und glatt, oder nach oben, wo er sich frei zur Schau bietet, mit einem kleinen Edelstein oder mit Email in zierlich feiner Fassung ausgestattet. Das Armband kann als breiterer Reif gebildet und mit Gravirung belebt sein, wird aber besser zu größrer Anschmiegsamkeit aus kleineren Gliedern zusammengefügt, die wieder Edelsteine oder Email mit leichter graziöser Fassung umgeben mögen. Das Halsband soll locker sein, das Athmen nicht erschweren, nach abwärts, wo der Hals auf Brust und Schultern ansetzt, sich senken können; wenn am Goldbande dann kleine Kettchen mit allerhand Zierath strahlenförmig sich ausbreiten, wie in antiker Drahtarbeit, so ist das von vortrefflicher Wirkung; aber den Hals mit einem schwarzen Bandstreifen zertheilen und diesen mit Brillanten besetzen, deren Gefunkel die Augen vom Gesicht der Trägerin ablenkt und sich zur Hauptsache, die menschliche Schönheit zum Anhängsel macht, das ist geschmacklos. Wie viel edler, schöner ist die bewegliche Perlenschnur mit ihrem milden Glanze, oder rosettenartige goldne Glieder, durchbrochen in gefälliger Zeichnung, mit Email oder Steinchen verziert, durch Ringlein aneinander gereiht. Zum Verschluß nach vorn kann dann ein Medaillon dienen, ein Relief, ein Miniaturgemälde, ein Mosaikbild in anmuthiger Fassung. Nicht die Schwere des Stoffs, sondern die Feinheit der Bearbeitung steht im Vordergrund. Daran reiht sich dann die Fibula der Alten, die Brustnadel oder Brosche. Die Griechen umgaben die Scheibe gern mit Filigran; eine Camee kann ihre Mitte bilden. Email und Metall in anmuthiger Verbindung machen auch altnordische Fibeln bewunderungswerth.

Wir verweisen unsere Leserinnen auf die Capitel über Spitzen und Stickereien in Falkes Buch und schließen mit seinen ausgezeichneten Bemerkungen über farbiges Flächenornament überhaupt, da sie ja für Decken und Wände so gut wie für Teppiche, Shawls und Straminnäherei gelten. Er unterscheidet die doppelte Weise der Europäer und Orientalen. Der Europäer hält auf Klarheit, Deutlichkeit und Bedeutsamkeit der ornamentalen Zeichnung, sei sie freies Linienspiel oder biete sie pflanzliche und animalische Gestalten; Grundfläche und Ornament treten für sich hervor, ihm genügt eine Eck- und Randverzierung, oder nur ein Stern, eine Rosette in der Mitte, wo der Orientale den Teppich, die Buchdecke, den Plafond ganz mit Farben überzieht. Die Schönheit der Zeichnung verstärkt der Europäer durch den Contrast der Farbe; beides wirkt zusammen, aber jedes Element besteht für sich.

„Die orientalische Weise geht von der Beobachtung aus, daß nebeneinander gestellte Farben, wenn das Auge ferner und ferner blickt, sich auf der Netzhaut mischen, und zwar in der Weise wie es auf dem Farbenkreisel geschieht, nicht aber so und in den Tinten wie bei Mischung der Pigmente in den körperlichen Farben. Es gibt aber noch einen andern Unterschied. Die Mischung der Pigmente ergibt einen einzigen gleichmäßigen Ton, die Mischung der Farben auf der Netzhaut aber behält stets ein inneres schlummerndes Leben, die Farbe wird nicht todt und stumpf, sondern bleibt lebendig und spielt. Und das ist aus decorativem Gesichtspunkt gewiß ein großer Vorzug. Aus ihm hat die orientalische Kunst ihre hauptsächlichsten Reize geschöpft, sie hat ihr System, ihre Decoration der Harmonie darauf gegründet, wie man ihre Art im Gegensatz zur europäischen die Decoration der Contraste nennen kann. Ihre eigentliche Tendenz ist es die Farben so zu vertheilen, daß sie bereits in gewöhnlicher Entfernung des Beschauers sich im Auge mischen und in eine tonreiche Harmonie zusammenfließen. Sie stellen nicht die Zeichnung, das Ornament, der Grundfläche der Grundfarbe gegenüber, sondern sie heben diese durch die Vertheilung gewissermaßen auf, und lassen sie nur als neue Farbe neben der zweiten oder den übrigen mitwirken. Dabei verliert freilich die Zeichnung an Bedeutung, doch ist sie deshalb keineswegs gleichgültig, wenigstens nicht überall; es gibt auch orientalische Arbeiten, wo die Arabesken von bewunderungswürdiger Kunst und Feinheit sind. Dies gilt gleich von den goldtauschirten Gegenständen, welche mit schönster Schlingung der Linien die höchste Zierlichkeit verbinden; bei naher Betrachtung unterscheidet man die Composition, in einiger Entfernung mischen sich Ornament und Grundfläche zu einem goldig schimmernden gemeinsamen Effect. Aehnlich wählen die Indier für ihre Brokatstoffe dicht sich drängende, aber regelmäßig angeordnete Muster und durchschießen sie mit farbiger Seide, so daß das Gold und Silber des Musters den blauen, rothen, violetten Ton des Grundes annimmt, die Farbe des Grundes aber wieder golden und silbern schillert; das Metall wird farbig und die Farbe erhält Metallglanz."

Auf dem gleichen Princip beruht der Effect der vielfarbigen gedruckten Baumwollenstoffe Indiens, der Shawlgewebe Persiens und Kaschmirs. Die Farben sind in unbestimmten Figuren durcheinander gebracht, die Farbenflecke durch Contouren von einer dritten Farbe auseinander gehalten, auf den ineinander schwebenden Farbenreiz kommt es an. Auch auf den Wänden der Alhambra zu Granada ist solcher Farbenreiz die Hauptsache, aber die Form ist nicht vernachlässigt, und Falke belehrt uns, wie die Decoration auf einen dreifachen Standpunkt berechnet ist.

„Wer auf dem fernsten Standpunkt steht, der sieht die glänzenden Farben in einen allgemeinen coloristischen Schimmer zusammenfließen, aber durch denselben, ihm Halt, Form, Symmetrie gebend, erblickt er die großen geometrischen Figuren, durch breite Farbenbänder gebildet. Tritt der Beschauer näher, so sieht er schöngezeichnete Arabesken die Flächen innerhalb dieser geometrischen Figuren erfüllen und sich durch die Bänder derselben hindurchschlingen. Kommt er noch näher auf einen Standpunkt, wo die Möglichkeit der Unterscheidung des Details gegeben ist, so erblickt er die gestreckten schmalen Flächen der Bänder, oder die kleinen Flächen, welche die Arabesken blätterartig darbieten, wiederum, um auch sie nicht leer und todt erscheinen zu lassen, vom Ornament belebt. Das ist das dritte System. So ist das Auge, wo immer im Gemache es sich befindet, vor eine vollkommen ornamentale Wirkung gestellt. Es sieht überall ein reiches Farbenspiel voll Leben und Wechsel, aber es sieht dasselbe auch überall in weiser Ordnung und Harmonie."

Krisen im Burgtheater.

Wien, Anfang März.

Unser Burgtheater steht augenblicklich unter zwei latenten Conflicten. Der eine ist der unter einer weiten Fläche von Zeitungsasche glimmende Conflict des Generalintendanten mit dem Director, der andere der immer mehr zu Tage tretende Streit des Publicums mit Director Wilbrandt. Beide sind von einander grundverschieden, und wenn man die Größe der Gefahren ermessen will, in welcher das erste deutsche dramatische Kunstinstitut gerathen ist, so muß man die beiden Conflicte scharf auseinanderhalten. Denn ein ehrlicher Richter wird den einen zu Gunsten des Directors, den andern zu seinen Ungunsten entscheiden und aus dem Widerspruche zweier Urtheile, die anscheinend in derselben Sache erfließen, ergibt sich die neue Frage, welchem der beiden Sprüche die größere Bedeutung beizulegen, nach welchem endgültig über die Stellung des Directors zu entscheiden sei.

Als Freiherr von Hofmann zum Generalintendanten der Kaiserlichen Hoftheater ernannt wurde, herrschten in denselben ganz verschiedene Zustände. Unter Jauner war Wien, die musikalischeste Stadt der Welt, seiner Oper entfremdet, das Haus blieb dreimal in der Woche geschlossen, bei den Vorstellungen ging nichts ein, das Deficit wuchs ins Riesenhafte, das Kunstgefühl, die Treue gegen sich selbst gingen selbst den besten und selbstlosesten Künstlern des Institutes allmählich verloren. Wer kam, mußte es besser machen. Und Freiherr von Hofmann machte es wirklich besser, man kann sagen, er machte es gut. Denn heute ist die Kaiserliche Oper in Wien wieder gediegen, man sieht Vorstellungen, die strengen kritischen Anforderungen entsprechen, die Mitglieder sind bei ihrem Handwerk, das Publicum findet sich in starken Schaaren ein. Mit welchen Mitteln der Erfolg erzielt wurde, ob nicht insbesondere die würdelose tägliche faustdicke Zeitungsreclame beiseite geschoben werden solle, bleibe unerörtert. Baron Hofmann hatte auch viel Glück. Seine Bemühungen fielen in eine Zeit der allgemeinen Erholung von den schweren Folgen der wirthschaftlichen Krise von 1873, das Publicum kehrte froher zu seiner unerloschenen musikalischen Liebe zurück, doppelt froh, als es an dem Dirigentenpulte Herrn Jahn sah, eine durch und durch musikalische, feinfühlige Erscheinung voll edlen Geschmackes. Herr

Jahn heißt nebenbei auch Director; ob er es wirklich ist, ward nie genau bekannt. Man hat dem auch wenig Bedeutung beigelegt. Wien lacht nur zeitweilig über die unnöthige Aufbauschung von Kleinigkeiten zu großen Ereignissen; es lacht, wenn bei Opernredouten an dem Kaiserlichen Hause elektrische Lampen brennen wie an einem privaten Vergnügungslokale; es schmunzelt, wenn es sich die Insassen gewisser Logen besieht — aber es geht in die Oper und hat sie unstreitig wieder liebgewonnen.

Im Burgtheater traf der Generalintendant Baron Hofmann den Director Baron Dingelstedt. Vielleicht hat der Zweite über den Ersten im Geheimen seine eigenen Gedanken gehabt; der Erste zeigte vor dem Zweiten einen entschiedenen Respect, der übrigens der Scheu aufs Haar ähnlich gesehen haben soll. Denn Dingelstedt hatte nicht blos seinen eigenen Willen und nur seinen Willen, er war nicht blos Director und nur er war Director, er wußte nicht blos seine Autorität und nur seine Autorität geltend zu machen — er hatte auch ein loses Maul und eine spitze Feder, ein sehr loses Maul und eine sehr spitze Feder, und durch sie war er nicht weniger absoluter Herr im Burgtheater geworden wie durch seine Erfolge und durch seine Autorität. Selbst Fürst Hohenlohe barg sich vor dem scharfen Zahne Dingelstedts, und der erste Oberhofmeister des Kaisers hatte doch eine andere Machtfülle als der ihm untergebene Generalintendant. Baron Hofmann war klug, er ließ Dingelstedt nicht nur nach eigenem Belieben schalten, er ermunterte ihn obendrein und stachelte ihn auf. Freilich, der Baron-Director war ein kranker Mann. Wochenlang kam er nicht in das Theater, nicht in seine Kanzlei und dirigirte von seinem Kanapee, dirigirte auch dann noch mit klaren Gedanken und eiserner Festigkeit, aber er war schwer krank und man wußte, daß er bald sterben müsse. Selbst wenn Jemand daran gedacht hätte, wäre es einfältig gewesen, den sterbenden Löwen zu reizen.

Im Frühling 1881 schloß Dingelstedt, zu einer Zeit, da man es nicht erwartet hatte, die Augen, und nun war der Moment gekommen, in welchem der Generalintendant ganz auf seinen eigenen Verstand auch in Angelegenheiten des Burgtheaters angewiesen erschien. War es Bedürfniß oder Politik, Baron Hofmann ließ das Regiecollegium beinahe ein Jahr lang das Directorium des Burgtheaters führen. Das Resultat dieser Gebahrung gestaltete sich zu einem peinlichen. Das Regiecollegium besteht aus vier Männern, die alle mehr oder minder bedeutende Künstler sind, womit nicht gesagt sein soll, daß nur die bedeutendsten Künstler Regisseure werden, denn Baumeister und Meixner sind zu dem Amte noch nicht gelangt, obwohl sie auf das Amt und ihre Brieftasche auf die Zulage einigen Anspruch hätten. Alle vier Regisseure sind gediegene Charaktere, lautere, tadellose Männer. Man könnte aber nicht von ihnen behaupten, daß sie alle auf der literarischen Höhe stehen, welche für die Leitung des Burgtheaters unerläßlich ist, und so kommen in diesem Interregnum Stücke in das Repertoire, in denen die deutsche Sprache förmlich verhöhnt wurde, Possen ohne jeden Gehalt. Man griff sich an den Kopf und frug den Nachbar, ob dies denn wirklich das Kaiserliche Hofschauspielhaus in Wien wäre.

Dadurch ward Baron Hofmann zu einem Entschlusse gedrängt, und seine Wahl fiel auf Adolf Wilbrandt. Zwar war früher ein Stück von ihm, „Johannes Erdmann", mit Eclat durchgefallen, aber er war doch dramatisch produktiv, war ein Poet, mit allen ersten Mitgliedern der Hofbühne auf Du und Du, mit einem ehemaligen sehr beliebten Mitgliede dieses Theaters verheirathet, also ein ganz geeigneter Mann. Wilbrandt ward also Director des Hofburgtheaters. Er setzte sich mit dem Intendanten über das Maß der gegenseitigen Befugnisse auseinander, bekam sofort die Zusicherung der Pensionsfähigkeit und ging an die Arbeit. An die leichte Arbeit. In keinem Punkte ist der Wiener so empfindlich als in Sachen seines Burgtheaters, und das Regiecollegium hatte ihm so wehgethan! Der neue Director fand die Wege geebnet, geebnet durch und vielleicht am meisten durch Ludwig Speidels machtvolles Wort, der den Dichter Wilbrandt oft genug zerzaust hatte, aber den Director freundlich grüßte und angenehm bettete.

Die ersten zwei Monate liefen nicht gut ab, das Publicum wurde beinahe stutzig, als Wilbrandt ganz am Schlusse der Saison im beginnenden Sommer vor halbleerem Hause mit dem „Richter von Zalamea" hervorbrach und siegte. Das war ein großer Erfolg, zwar in erster Reihe Calderons, aber auch Wilbrandts in nicht geringem Maße. Denn er hatte nicht nur den großen Spanier vor unsere Augen gerückt, er hatte auch dem Wiener Publicum die Erkenntniß der gewaltigen Künstlernatur Baumeisters, die Dingelstedt durch „Götz von Berlichingen" und „Falstaff" erschloß, erweitert, völlig aufgethan. Wilbrandt verdiente vollen Dank, und man ging der neuen Saison mit Hoffnungen entgegen. Sie begann mit Unfällen. Hatten die noch in der vorigen vorgeführten Gastspiele keinen Erfolg, so erwiesen sich nun die Novitäten als jämmerlich. Sie fielen alle durch. Im Ganzen innerhalb dreißig Monaten die verhängnißvolle Zahl von dreizehn Mißerfolgen, von deren Intensität sich nichts herunterhandeln läßt.

Es gehörte zu den mancherlei Traditionen des Burgtheaters, daß in einer Saison selten mehr als drei bis vier große Novitäten gebracht wurden, diese freilich sorgfältig einstudirt und vorbereitet, wobei sich das letztere Wort weit weniger darauf bezog, daß kostbare Kostüme und streng stilgemäße Möbel angeschafft wurden, als vielmehr darauf, daß die Schauspieler, wenn sie in der Neuigkeit zum ersten Male vor das Publicum traten, damit so vertraut waren wie mit jedem älteren Repertoirestück. Weil die Mitglieder nicht mit Neustudien überangestrengt waren, konnten sie ihre alten Rollen öfter durchgehen, fand man Zeit zu Proben bereits gespielter Stücke, konnte man von diesen selbst viele und in reicher Abwechslung vorführen. Das hat unter dem Regime Wilbrandts gänzlich aufgehört. Man leiert nur das abgenützteste Repertoire ab, und rafft man sich ja einmal auf und sucht Eines hervor, das mehrere Monate oder gar ein, zwei Jahre nicht dargestellt ward, so wird es rasch wieder zu Tode gehetzt. Ein Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung liegt in dem machtvollen Einflusse Einzelner und insbesondere der Regisseure. Das Wochenrepertoire wird, so klagt die vox populi, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Wünsche der Regisseure formulirt. Hat Einer von ihnen eine neue Rolle zu studiren, so spielt er inzwischen nur Partien, die er in den letzten Monaten Dutzende Male gebracht hat und die also nicht die geringste Anforderung an ihn stellen. Und wie diese Vorstellungen oft aussehen, so salopp, so lüderlich! Die Herrschaften mögen sich bedanken, daß die Kritik sie nicht bei dieser täglichen Arbeit controlirt, sie kämen übel genug davon und könnten sich zu ihrer theilweisen Entschuldigung nur darauf berufen, daß der Director sie mit Novitäten überlade. Einerlei! Sie müßten sich im Interesse ihrer künstlerischen Reputation gegen diese Handwerksmäßigkeit wahren. Zu Anschütz', Laroches, Fichtners Zeiten wäre dergleichen unmöglich gewesen, sie hielten stets darauf, ihr Können vor stets wechselnde Probleme gestellt zu sehen, sie hätten es durchgesetzt, daß nicht Possen wie der „Bibliothekar" und „Krieg im Frieden" die Herrschaft im Repertoire führen.

Wenn die Mitglieder des Hofburgtheaters sich noch für was Rechtes zu plagen hätten! Aber wie sahen die Novitäten aus! Multa und multum — beide unerhört. Niemand kann in Abrede stellen, daß die moderne dramatische Production auf schwachen Füßen steht. Seitdem auch Wildenbruch sich als Täuschung erwies, kann man heute eigentlich in Deutschland auf Niemanden verweisen, von dem mit Wahrscheinlichkeit ein gutes Stück zu erwarten sei. Das ist traurig, aber es ist wahr, und keinem Theaterdirector wird daraus ein Vorwurf gemacht werden, wenn er das dilettantische Mittelgut von sich weist. Zum Glück sind die Reservoirs gefüllt, man braucht dort nur zu schöpfen. Dingelstedt ging hin und holte die Shakespearischen Königsdramen heraus und Antonius und Kleopatra und das Wintermärchen, und er stand im Begriffe, Figaros Hochzeit hervorzuholen, und er hatte noch gar Vieles im Kopfe. Nur die dürftigsten Concessionen machte er dem unbedachten Wollen des Publicums, nur hier und da verband er sich die Augen und ließ eine Komödie von Moser durchrutschen. Unter Wilbrandt ist Shakespeare im Burgtheater auf wenige Stücke herabgesunken, und wer heute den „König Lear" sieht, glaubt ihn diesen Darstellern nicht. Nach Jahren endlich hat man ein Lustspiel des großen Briten aufgenommen, „Die Widerspänstige", und durch eine klägliche Besetzung der Titelrolle mit der talentlosesten Dame des Hauses umgebracht. Die „Wallenstein"-Trilogie wird nach vielen Jahren jetzt auf nachdrücklichen Wunsch einer Kaiserlichen Prinzessin vorbereitet, Tasso ist verschwunden. „Minna von Barnhelm" ist offenbar kein deutsches Lustspiel. Otto Ludwig existirt ebenso wenig mehr für das Burgtheater, wie Hebbel mit „Maria Magdalena", die immer angekündigt und abgesagt wird. Die besten Stücke von Laube werden nicht aufgeführt, Halm ist definitiv begraben, von Grillparzer kennt man außer „Hero" und dem „Goldenen Vließ" nur das von Dingelstedt belebte „Wehe dem, der lügt." Iffland ist todt, Kotzebue mit seinen besten

Possen eingesargt. Selbst Heinrich von Kleist ist todt, weil — die neue Darstellerin des „Käthchen" mit der Rolle durchgefallen ist und sich doch so großer Protection erfreut, daß man sie durch die frühere nicht beschämen will. Ach, wollte man den Friedhof schildern, den Herr Wilbrandt in zwei Jahren gebildet hat, man würde glauben, er sei als Geißel durch die dramatische Literatur gezogen! Gewollt hat er das große Sterben freilich nicht, er will das Beste. Zugegeben, daß kein einziges gutes neues Stück geschrieben wird — die Novitäten, die Herr Wilbrandt zur Darstellung ausgesucht hat, waren sammt und sonders nicht nur das Papier nicht werth, auf dem sie copirt wurden, ihre Aufführung ist eine moralische und sittliche Schädigung des Burgtheaters. Wenn diese Bühne gar keinen andern Beruf hätte, so ist es vor Allem die Stätte, wo das beste, reinste, tadelloseste, vollkommenste Deutsch gesprochen werden soll und muß, die feste Burg unserer lieben deutschen Sprache. Im Burgtheater werden aber jetzt Stücke aufgeführt, in denen nicht nur alle möglichen und unmöglichen Dialekte grassiren, es wird nicht nur gejüdelt — in aller Form gemauschelt! — man begegnet dort auch in sogenannten deutschen Stücken einem Stil, daß Einem die Haare zu Berge steigen. Ein Kritiker hat aus einer einzigen Novität einen ganzen großen Kranz von Sprachschnitzern zusammengebunden. Neben dieser Verlotterung der Sprache nistet sich allmählich die Verlotterung der Sitte ein, die Zote ist ins Burgtheater eingezogen, nicht einmal die verhüllte der Franzosen, sondern die offene und unverblümte der Deutschen.

Es war eigentlich eine Uebertreibung, wenn früher behauptet wurde, es existire gar kein hervorragender Dramatiker in unsern Tagen. Einer lebt und producirt sehr viel. Er heißt Adolf Wilbrandt und konnte natürlich dem Direktor Dr. Adolf Wilbrandt nicht entgehen. Dingelstedt war der Meinung, es sei zu Wilbrandts Vortheil, wenn man ihm den Eintritt ins Burgtheater möglichst erschwere, und das Publicum, das seine Stücke im Stadttheater sah, constatirte, daß es bei der Methode Dingelstedts keinen Verlust erlitt. Director Wilbrandt ist der entgegengesetzten Ansicht und gewährt dem Dichter Wilbrandt den freiesten Spielraum; unter allen modernen Dichtern erscheint sein Name am häufigsten auf dem Theaterzettel, und hätte Shakespeare nicht die Vorsicht begangen, so viele Stücke zu schreiben, von denen einzelne aufgeführt werden müssen, der Dichter Adolf Wilbrandt triumphirte auch über ihn. Man nennt das Idealismus. Die spöttelnde Welt nennt es anders. Aber sie soll hier nicht zum Worte gelangen, sondern es mag nur constatirt werden, wie wenig Fühlung Wilbrandt mit der Außenwelt hat, wie er ihre Empfindungen so ganz und gar nicht kennt, wenn er sie in einer so delicaten und doch so einfachen Frage nicht versteht.

Man sagt nicht blos, man weiß es ganz bestimmt, daß die Weiber, nota bene die älteren Weiber großen Einfluß auf Herrn Wilbrandt haben. Da ist Frau Straßmann, längst reif für den Ruhestand, aber noch immer im Besitze aller Heldenmütter; Frau Gabillon, die unvergleichliche Salondame des Lustspiels aber so vollständig eins mit der Schauspielerin, daß sie nicht blos vor, sondern auch hinter den Coulissen aus der kleinen und großen Intrigue gar nicht herauskommt; Frau Hartmann, eine Künstlerin allerersten Ranges, die in schlechtverstandener Empfindlichkeit jüngst einen ganzen Haufen von Rollen wegwarf, um sich mit um so größerem Behagen der Minirarbeit hingeben zu können; Frau Wolter, die gewaltige Tragödin, die das Repertoire nach ihrem Belieben gestaltet; Frau Baudius-Wilbrandt, die Frau Directorin. Ihnen allen und vielen Herren des Personales erliegt Herr Wilbrandt täglich und stündlich, ihnen zur Lust werden Stücke aufgeführt, in denen sie und nur sie glänzen, ihnen zu Liebe werden andere fort und fort hintangesetzt, weil für sie kein Raum darin ist. Es gibt erste Mitglieder des Burgtheaters mit kolossalen Gagen, die in vielen Monaten nicht eine einzige bedeutende Rolle spielen. Und dabei redet sich Herr Wilbrandt ein, er habe seinen Willen, seine Ziele. Wie wenig konnte sich Dingelstedt in Bezug auf persönliche Tugend mit Wilbrandt vergleichen, wie rann der Hochmuth in breiten Strömen von der riesigen Gestalt, wie oft arbeitete er mit Mitteln, die nicht Jedermanns Sache sind, aber welch ein Herr und Gebieter war er!

So stellen sich die Zustände im Burgtheater seit dem Regime Wilbrandt recht trostlos dar, die erste Bühne der Welt ist in einem rapiden Verfalle, das Repertoire eintönig und langweilig, die gewöhnliche Vorstellung vernachlässigt, die Mitglieder fühlen nicht, daß ein Director über ihnen schaltet, der gute Geist will entfliehen. Was Wilbrandt für sich anführen kann, ist der einzige Erfolg des „Richter von Zalamea", der in der That ein großer und nachhaltiger geblieben ist und viel aufwiegt. Und was er weiter für sich geltend machen darf, ist das Engagement des Frl. Barsescou, eines noch unreifen und völlig unausgegohrenen, ja selbst in seiner eigentlichen Richtung noch nicht erkennbaren, aber eines unzweifelhaft großen und ersten Talentes voll edelster Empfindung. Was aber Herr Wilbrandt sonst noch für sich anführen möchte, gilt nicht vollwichtig. Da ist in erster Reihe seine Aufführung beider Theile des Goethe'schen „Faust" zu nennen, die ihm ein Belobigungsschreiben des ihm so wenig freundlich gesinnten Generalintendanten eingetragen hat. Das Experiment ist nicht neu, „Faust" ist schon von den verschiedensten Gärtnern in Dresden, Hamburg, Weimar u. s. w. verschnitten worden und auch Dingelstedt trug sich mit dem Gedanken einer Einrichtung für das Burgtheater. Daß der Mann, der die Septologie Shakespeares vornahm, dem Gedanken die That nicht folgen ließ, ist ein charakteristisches Symptom für das feine Verständniß, welches Dingelstedt für das Verhältniß eines Poeten zu den Schauspielern und zum Publicum besaß. Und in der That, wer heute der neunten oder zehnten Aufführung beiwohnt, muß erstaunt und verblüfft zugleich sein, wie völlig fremd Dichter, Darsteller und Publicum geblieben sind. Die Menge sieht die ungewohnt reichen Decorationen und Kostüme, sie folgt der Gretchentragödie mit der alten Theilnahme, sie erbebt in der Schlußscene, da die Lemuren das Grab des Faust graben; aber was der Scene im Himmel vorausgeht und was sich zwischen Gretchens Tod bis zum Tode Fausts zuträgt, versteht sie nicht und verstehen die Schauspieler nicht, werden beide niemals verstehen. Es zeigt sich in Wien, was sich überall herausstellte, daß die Aufnahmsfähigkeit des Theaterpublicums ihre Grenze hat und daß der zweite Theil des „Faust" jenseits derselben liegt. Die „Faust"-Aufführung, deren Vorbereitung eine halbe Saison in Anspruch nahm, hat, von der völligen Unzulänglichkeit der Darstellung abgesehen, den Werth nicht, den Herr Wilbrandt dafür reclamirt. Noch weniger gilt dies von den mannichfachen Experimenten der Belebung alter literarischer Denkmale. „Elektra" konnte sich nicht behaupten, der „Cyclop" mußte sich, zumal man die Tactlosigkeit beging, einzelne Satirrollen von Damen sprechen zu lassen, mühselig gegen das Ausgelacht-werden wehren, „Meister Pathelin" brachte es nicht über eine einzige Wiederholung. Nicht Alles was literarische Bedeutung für sich fordert und sei es selbst die größte, ist für die heutige Bühne und für das jetzige Publicum geeignet. Und eine Stätte für Curiosa ist das Theater nicht, man darf es nicht mit einem Museum verwechseln, wo todte Gestalten und Mumien aufbewahrt werden, es will leben und soll das ewig Lebendige in seinem Thun und Lassen, in seinen Leidenschaften und Empfindungen darstellen. Um Geschichte der Literatur zu studiren, sind die Schule da und das Buch, die Bühne liefert nur die Illustrationen. Und wie sich nicht Alles in einem Buche zur Zeichnung eignet, so paßt bei Weitem nicht jedes dramatische Werk zur Aufführung, und viele Dramen, die einst dazu taugten, haben diese Qualität für uns, für das lebende Geschlecht eingebüßt.

Der Urtheilsspruch über Wilbrandt wäre somit gefällt, man findet ihn schuldig, in reichem Maße schuldig. Hätte man gute Bürgschaften dafür, daß an seiner Statt ein neuer besserer Director gewählt würde, der diese Bühne wieder auf die alte Höhe erhebt, so gäbe es eigentlich keine Burgtheaterfrage. Leider sind die Verhältnisse so geworden, daß sie zu den schlimmsten Befürchtungen berechtigen. Freiherr von Hofmann, noch einmal vor die Möglichkeit gestellt, einen Director für die Hofbühne vorzuschlagen, würde sich vor Allem nach einer gefügigen Creatur umsehen. Er sucht eine solche, er braucht sie für seine ganze Art. Unter dem plausiblen Vorwande, es müsse für die Erneuerung der darstellenden Kräfte gesorgt und nach jungen Gestalten gefahndet werden, hat er das Engagement einer bescheiden talentirten Naiven, Frau Schratt, erzwungen. Die andere Naive des Burgtheaters, Frl. Hohenfels, mag sechsundzwanzig sein und ist mit Recht der Liebling des Publicums und der Kritik, die beide in ihr das einzige jüngere, große Talent erblicken. Baron Hofmann hat ferner Herrn Tyrolt für das Charakterfach gewonnen, einen sehr gebildeten Mann von bescheidener Begabung und ausgesprochen böhmischem Accente. Das Genre wird von Baumeister, dem genialsten aller derzeitigen deutschen Schauspieler, in vollster Manneskraft, von Meixner, dem Ostade der dramatischen Kunst, und Lewinski repräsentirt. Im Augenblicke arbeitet Baron Hofmann daran, Frl. Bognar wieder in das Burgtheater zu pressen, in welchem sie schon früher die Zuhörer langweilte. Gegenüber Frau Schratt hat

Wilbrandt seinen Widerstand aufgeben müssen, gegen Frl. Bognar wehrt er sich noch, aber es wird ihm nichts helfen.

Diese kleinen Proben werden genügen, um zu zeigen, welche Sorte von Director der Generalintendant für die Zukunft zu proclamiren gedenkt. Ebenso deutlich ist diese Richtung aus andern vom Baron Hofmann getroffenen Verfügungen und angestrebten Zielen zu erkennen. Eine der unglaublichsten Geschmacklosigkeiten ist die Einführung des Première-Abonnement. Wer dreißig Gulden jährlich bezahlt, hat ein Vorkaufsrecht auf einen bestimmten Sitz für alle als Première bezeichneten Vorstellungen. Wenn man die Zahl derselben recht hoch auf fünfzehn für eine Saison veranschlagt, so kostet jetzt ein besserer Sitz im Burgtheater sechseinhalb Gulden. Dabei werden die Einnahmen kleiner, während zu der Zeit, als der beste Platz nur zweieinhalb Gulden kostete, das kleine Burgtheater in der Lage war, aus seinen Ueberschüssen etwas für die Hofoper zu thun. Heute muß man ein sehr reicher Mann sein, um die Premièren im Burgtheater mitmachen zu können, und in der That ist das Publicum ein ganz anderes geworden und besteht vorwiegend aus blasirten Börsianern, die jetzt an Stelle der alten literarischen Gemeinde über das Schicksal eines Dichters, eines Künstlers richten. Wie wenig kann im Burgtheater nach dem Geschmacke dieses Publicums sein! Und wenn es sich noch um einen großen materiellen Nutzen handelte, dann könnte man diese tragikomische Verlegung des Richterspruches aus der ersten in die zweite Aufführung noch begreifen. Aber im Ganzen sind etwa viertausend Gulden eingegangen, nicht einmal soviel als die Ausstattung zu „Feodora" gekostet hat. Und dafür hat man eine Säule abgesägt und das Publicum der Premièren im Burgtheater vor die Thüre gesetzt!

Ein Ziel, das Baron Hofmann anstrebt, ist das Alterniren. Die großen Rollen sollen wie in der Oper doppelt besetzt und jedes Mal von einem andern Darsteller gespielt werden. Der Gedanke spottet selbst eines Ben Akiba, er ist wirklich neu und — monströs. Jeder Schauspieldirector denkt mit Entsetzen des Falles, in dem er gezwungen ist, eine Neubesetzung vorzunehmen, aber es wird wohl noch niemals Einen gegeben haben, der solches anders als im Zwange gethan hat. Gibt es denn für das Schauspiel ein höheres als das vollendete Zusammenspiel, das Ensemble? Und hatten die beiden ersten Theater der Welt, das Burgtheater und das Théâtre français, jemals durch irgend etwas einen höheren Ruf als durch ihr Ensemble? Jeder und Jede kennen die Art aller Andern. Die subtilsten Feinheiten kommen jedes Mal in derselben Weise und wirken immer gleich frisch, es herrscht absolute Vorsätzlichkeit und Sicherheit, tadellose Einheit. Wenn an die Stelle dessen der krause Wechsel treten soll, so heißt das nicht weniger als Alles preisgeben und ein so völliges Unverständniß aller schauspielerischen Kunst verrathen, wie es bei Baron Hofmann nicht vorauszusetzen war; es heißt die künstlerische Natur und Individualität der Einzelnen vernichten und sie zu Walzen herabzusetzen, die man in den Leierkasten einlegt. Man beruft sich vergeblich auf das Beispiel der Oper. Sie hat kein Ensemble, sie besteht nur aus Sängern und Sängerinnen, man beachtet zwei Kräfte gar nicht, wenn sie nicht geradezu stören, während im Schauspiel der letzte Bediente seinen Platz völlig ausfüllen muß. In der Oper heißt höchstens das Zusammensingen etwas, das Zusammenspielen kennt man dort nicht. In der Oper steht der Einzelne im Vordergrunde, ja man ist nicht selten froh, nach einem großen Einzelnen bei einem mittelmäßigen Zweiten ausruhen zu können. Im Schauspiel gilt vor Allem das Ganze, und jeder Zuhörer empfindet es bitter, wenn die „Umgebung" nicht auf der Höhe von Einem oder Mehreren steht. Das Burgtheater besteht aus den besten jetzt lebenden deutschen Schauspielern. Sie geben ihr Bestes, und sie haben ein Recht, daß die runde Einheit, die sie mit jeder Einzelvorstellung bieten, nicht durch einen gedankenlosen Wunsch zerstört werde. Das Alterniren wäre die Vernichtung des größten Ruhmes des Burgtheaters, seines Ensembles. Freilich wäre es auch eine bequeme Handhabe zu allerlei Versuchen, zu Protectionen, auch zu Strafen und Kränkungen. Aber die Kaiserliche Hofbühne ist kein Pensionat, sie verträgt allenfalls einen Generalintendanten, doch keine Gouvernanten.

Und nun zum letzten, wichtigsten Punkte. Das Burgtheater ist ein Kaiserliches, ein Hof-Institut; es empfängt seine stetige Subvention aus der Cassa des Hofes, alle ungewöhnliche Auslagen deckt der Kaiserliche Schatz. Daraus ergeben sich naturgemäße Verpflichtungen weitgehender Art, an denen Niemand wird mäkeln wollen. Daraus ergibt sich auch ein Schutz, den Jedermann willkommen heißen mag. Aber die Mission des Burgtheaters, ein deutsches „Nationaltheater" zu sein, bedingt etwas, was keinerlei Unterordnung verträgt: die Freiheit. Innerhalb der Schranken, die jeder taktvolle Director dieser Bühne sich selber zieht, die jedes Mitglied sich fortwährend vor Augen hält, muß das Burgtheater sich ungleich schrankenloser bewegen können als jede Privatbühne, das liegt in seiner Aufgabe. Das specifische Gewicht des Ganzen wie jedes Einzelnen soll und muß größer sein als anderswo in einem Theater, an Freiheit, an Würde, an Ehre, an Wissen, an Können. Das Burgtheater soll ein Staat für sich sein, gesichert vor den An- und Eingriffen Einzelner. Baron Hofmann dient nur der Nützlichkeit, dem Bedürfnisse des Augenblickes. Siegt er über Wilbrandt, dann ist die Preisgebung des Burgtheaters an tausend Einflüsse völlig unkünstlerischer und unliterarischer Art vollzogen, seine Würde und seine Freiheit verloren.

Das ist die Burgtheater-Frage. Kein politisch Lied, aber doch ein garstig Lied. X. Wiener.

Aus der Hauptstadt.

Ein neues Bild von Siemiradzki.

Munkacsys Riesenbild, dessen innere Leere sich von Tag zu Tag gähnender aufthut, hat einen Concurrenten erhalten. Siemiradzkis Verbrennung des Leichnams eines ostrussischen Häuptlings im zehnten Jahrhundert, ein Kolossalgemälde von ähnlichen Dimensionen, zieht die Neugierigen schaarenweise in das Ausstellungslokal von Philipp Meyer. Der lange Titel verspricht etwas. Man erinnert sich noch mit wollüstigem Grausen der lebenden Fackeln des Nero, deren Entsetzlichkeit zu übertrumpfen der neue Stoff zwar nicht erlaubte, dafür aber die allbekannte und abgebrauchte antike Scenerie durch die pikante Vergegenwärtigung eines barbatischen Zeitalters ersetzt. Schade nur, daß es uns so gar nicht menschlich nahe kommt, daß der Inhalt — und eigentlich nur ein Theil desselben — nur durch die endlose Anhäufung von Wörtern angedeutet werden kann, die den Titel bilden. Ob diese antiquarischen Stoffe selbst in der Hand großer Künstler jemals eine tiefere Wirkung ausüben können als die Befriedigung der Neugier, die gern wissen möchte, wie es wohl in den entlegenen Zeiten ausgesehen haben mag? Die Verbrennung eines Königsleichnams bei einem Urvolk kann in unserer Brust keine Empfindung wecken; der Anblick seines Lieblingsweibes, das sich bereitet, ihm in den Tod zu folgen, rührt kein tieferes Mitgefühl in unserer Seele auf. Wir können nicht mitfühlen, was wir nicht miterfahren können, und was wir nicht erleben, können wir ebenso wenig schaffen wie nachempfinden, wenn ein Andrer es dargestellt hat. Dem Stoffe nach steht Siemiradzkis Riesencomposition auf keiner höhern Stufe als die Illustration eines populären Reisewerks. Sie ist auch eigentlich nichts Anderes, denn sie folgt Zug um Zug der Beschreibung eines arabischen Reisenden aus dem zehnten Jahrhundert.

Hätte der Künstler dieses Werk wie seine Lebenden Fackeln als Wanderbild in die Welt gesetzt, dann würde man mithin die Wahl des Stoffes als künstlerisch verfehlt bezeichnen dürfen. Wir haben es hier jedoch nicht mit einem höheren Jahrmarktswunder zu thun, sondern ausnahmsweise mit einer Monumentalmalerei, die ihren bestimmten Platz im Organismus einer großen Architektur finden soll. Da das Gebäude den Inhalt des historischen Museums in Moskau birgt, so erklärt und entschuldigt sich der Gegenstand. Vom Standpunkte des Russen gewinnt er überdies noch den Grad nationalen Interesses, den wir etwa einer Darstellung altgermanischen Lebens entgegen tragen. Auf der andern Seite müssen jedoch die Ansprüche an die Composition erheblich gesteigert werden, denn es ist sicherlich nicht einerlei, ob ein Bild, von allen Kniffen der Tapezierkunst gehoben, im verdunkelten Zuschauerraum Sensation machen soll, oder ob es bestimmt ist, sich dienend in den Rahmen eines größeren Kunstganzen zu fügen.

Der Platz einer Fensterreihe gegenüber, den es im Museum einnehmen wird, hat den Künstler bestimmt, von der spiegelnden Oelmalerei abzugehen und zu den, wie es heißt, frescoähnlichen stumpfen Wachsfarben zu greifen. Von der Leuchtkraft des wirklichen Fresco ist selbstverständlich nicht die Rede. Wer Siemiradzkis frühere Leistungen im Gedächtniß hat, dem wird die Glanzlosigkeit des jüngsten Werkes auffallen, auch wenn er die Technik in Abzug bringt.

Die Composition macht leider nicht wieder gut, was die Farbe vermissen läßt. Sie war überhaupt nie eine starke Seite des Künstlers, aber so zerstückelt wie diesmal hat er einen Vorgang noch nie gegeben. Das ist doppelt zu bedauern, da es sich nicht um ein kurzlebiges Reisebild handelt, von dem man sagen kann, was von den Sperlingen gilt, man weiß nicht, wo die todten bleiben, sondern um ein Monument, vor dem jahraus jahrein Schaaren unkundiger Besucher sich die Köpfe zerbrechen werden.

Den Mittelpunkt bildet über dem breiten Scheiterhaufen die Masse eines Schiffsvordertheils, dessen rother hochragender Schnabel in Gestalt eines gebäumten Pferdekopfes gegen den silbrigen Himmel aufragt, — coloristisch der feinste Effect auf dem Bilde. Das Schiff und der Scheiterhaufen sind die Träger der Einheit in der Composition. Ganz rechts oben liegt der Häuptling mit vornübergesunkenem Haupt. Ein prächtiger Brocatrock hüllt ihn ein. Sonderbar, weshalb ihn der Künstler so klein gebildet. Seine Füße ragen auf, wo man die Kniee vermuthen sollte. Prunkstoffe hangen nach allen Seiten über dem Katafalk, goldene und silberne Prachtgefäße stehen umher, unter ihm liegen seine Lieblingspferde, während ein schwarzer Stier an unnöthig vielen Wunden verblutet über den Scheitern, die vom Blute triefen. Wenn Siemiradzki die Thiere mit Absicht so flüchtig behandelt hat, so ging er zu weit. Man wird bei den ungefügen Leibern an die Meisterwerke der Schnitzkunst erinnert, die sich im Carousseł drehen.

Bei der Mittelgruppe kommt die pathetische Wirkung nicht recht zum Durchbruch. Das schöne Lieblingsweib, das da auf dem Rande der Barke hockt und mit schmerzlicher Geberde einer Megäre den goldenen Giftbecher reicht, den sie eben geleert hat, soll drei Tode auf einmal sterben. Schon hält die Alte, von schwarzen Gewändern umhüllt, das Messer gezückt, das sie schlachten soll, und hinter ihr stehen zwei Männer mit Stricken, sie zu erwürgen. Gift, Dolch und Strang, — wenn sie antiquarisch ihre Richtigkeit haben, künstlerisch heben sie gegenseitig ihre Wirkung auf. Wie viel mehr würde jedes Motiv einzeln wirken! Zwei Gefährtinnen des schönen Weibes stehen ihr in der Todesstunde bei. Die eine hat sich an ihre Brust geworfen, die andre lehnt sich in festlichem Prunkgewand mit dem Ausdruck der Verzweiflung an ihre Seite.

Vorn unterhalb der Scheiter sind zwei andre Gruppen, Klageweiber mit geschäftsmäßigem Schmerz, Krieger, die zu dem Sange eines blinden Harfenspielers an ihre Schilde schlagen. Neben ihnen knieende Kameraden, in Schmerz zerflossen. Einer darunter, gerade der Vorderste, hat unter dem Gewande, das ihn von den Lenden abwärts verhüllt, keinen Körper mehr. Auch die Beine des nackten Knaben, der den Blinden führt, dürfen nicht genau betrachtet werden. Sie liegen am Boden umher, als ob sie Niemand gehörten.

Neben dem Bug des Schiffes gleitet der Blick über die zuschauende Volksmasse, aus der die schaurigen, grotesken Götzenbilder hervorragen, die zur Weihe des Acts mit herangeschleppt sind. Wenn der Künstler sie selbständig geschaffen hat, so darf man ihm gratulieren. Nur halbverständlich ist ein nackter Mann, der vor der Menge mit einer brennenden Fackel neben einem Feuer steht. Daß er bestimmt ist, den Scheiterhaufen zu entzünden, sobald die Wittwe den dreifachen Tod erlitten, liegt auf der Hand. Aber wozu wird er ohnmächtig, so daß ihn seine Freunde stützen müssen? Soll auch er seinen Untergang in den Flammen finden? Ein derartiger Zug ist uns bei den Schilderungen von Leichenverbrennungen noch nicht begegnet. Ganz überflüssiger Weise legt neben ihm ein kleiner nackter Wechselbalg von nacktem Kind den Kopf zurück um ihn zu betrachten. Der Mann ist pathologisch interessant durch die ganz verschiedene Ausbildung der beiden Körperhälften. Der linke Arm erscheint wie verkrüppelt; die linke Seite ist in der Entwickelung zurückgeblieben, das soll zuweilen vorkommen.

Oede dehnt sich die nordische unwirthliche Landschaft unter einem sonnenlosen Himmel hin; über den dunklen Waldhügeln steigen schwere Wolken auf. Es ist anzuerkennen, daß der Künstler nicht mit dem billigen Mittel eines atmosphärischen Widerspiels der Handlung gearbeitet hat.

Dies ist der Inhalt des Bildes. Wenn man ihm zuerst gegenübertritt, hat man Mühe, sich zurecht zu finden, und selbst bei erneuter Betrachtung muß man sich erst die Gruppen zurechtrücken.

In der Entwickelung des Künstlers spielt das Werk keine Rolle. Wenn die auffallenden Schwächen der Zeichnung und die lahme Charakteristik nicht täuschen, haben wir es mit einem schnell entstandenen Werk zu thun. Vielleicht lähmte ihn, den Koloristen, die Beschränkung in dem Mittel der Darstellung. Was er gern erreicht hätte, läßt sich an der Umgebung der Leiche mit ihrer goldigen Pracht wohl nachfühlen. Daß einzelne Effecte auf der Höhe der modernen Leistungsfähigkeit stehen, versteht sich bei Siemiradzki von selbst.

Neben diesem Haupt- und Zugbild bietet die Ausstellung noch eine Reihe interessanter kleinerer Werke. Mit großem Vergnügen betrachteten wir die in München so viel bewunderten Modelle L. von Kramers zu dem plastischen Schmuck eines Musiksaales. Es sind Gruppen von Musicirenden in Rococokostüm. Das Relief ist ein sehr capriciöses, aber in seinen scharfen Contrasten ungemein malerisch. Wir konnten nicht erfahren, ob die Ausführung polychrom gedacht ist. Die Anlage und die überaus lebendige und geistreiche Charakteristik scheinen es zu verlangen. Auch der Stil tritt dem nicht entgegen, denn in seinen unabhängigen Schöpfungen geht das Rococo ganz naiv zu Wege.

A. L.

Notizen.

In dem geschmackvoll ausgestatteten Verlagskatalog von W. Spemann in Stuttgart, worin der rühmlichst bekannte Verleger das Resultat einer zehnjährigen Thätigkeit niederlegt, nimmt jedenfalls neben dem Deutschen Maler-Journal, Von Fels zum Meer, der Bauhütte und der Deutschen Haus- und Hausbibliothek (Collection Spemann) Kürschners großartig angelegte Deutsche National-Literatur die vornehmste Stelle ein. Seit wir diese historisch-kritischen Ausgaben unseres nationalen geistigen Besitzstandes zum letzten Male der Gunst unserer Leser empfohlen haben, ist das unvergleichliche Unternehmen um fast ein weiteres hundert Lieferungen herangewachsen. Wir sollten meinen, daß ein jeder Gebildete großen Werth darauf legen müßte, die Gesammtheit unserer Literaturschätze nach dem unverfälschten, vervollständigten Original mit Commentaren und Einleitungen in gediegenster Ausstattung zu besitzen. Erst jetzt zeigt es sich, wie wohl durchdacht die Anordnung nach einheitlichen Gesichtspunkten gewesen ist, denn sie konnte auch im Verlaufe des Erscheinens beibehalten werden. Eine Modification erlitt das Unternehmen nur insofern, als die wissenschaftliche Gründlichkeit jetzt noch schärfer betont wird. Der Band z. B. mit Goethes Dramen, herausgegeben von Prof. Schröer, ist eine Arbeit, die den strengsten gelehrten Anforderungen genügt; die Ausgabe von Schillers Jugendstücken (der Don Carlos in dreifacher Fassung) von R. Boxberger darf sich mit der klassischen Goedeke-Ausgabe messen, und Goethes Naturwissenschaftliche Schriften werden hier Dank der lichtvollen Einleitung und den Anmerkungen von Rud. Steiner dem Verständniß weitester Kreise erschlossen. Complet liegen jetzt vor Grimmelshausens Werke (Simplicissimus und Schriften), Moscheroschs Gesichte, Zieglers Asiatische Banise — buchstabengetreu, mit allen Illustrationen des Originals, durch die Anmerkungen allgemein verständlich — und Kortums Jobsiade, sämmtlich von F. Bobertag herausgegeben; Lessings poetische Werke von R. Boxberger; Lessings Jugendfreunde (Weiße, Chronegk, Brawe, Nicolai) von J. Minor, wobei eine gründliche, an neuen Gesichtspunkten reiche Charakteristik Nicolais; Stürmer und Dränger (Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Müller, Schubart) von A. Sauer; Hebels Werke (Allemannische Gedichte und Schatzkästlein) von O. Behaghel und Albertinus' Narrenhatz von Frhr. v. Liliencron. Dagegen sind die erste und zweite schlesische Schule (Gryphius, Dach, Günther u. s. w.) und deren Gegner (Weise, Brockes, Canitz u. s. w.), von H. Palm, Osterley, Ludwig Fulda, noch im Erscheinen begriffen, ebenso Wieland (von H. Pröhle), Goethe (von Düntzer u. A.) und Schiller (von R. Boxberger), doch werden sie wohl in nicht allzu ferner Zeit vollständig, da principiell jeder angefangene Klassiker möglichst rasch zu Ende geführt wird. Interessant ist die hier zum erstenmal gedruckte Weiße'sche Comödie von der bösen Catherine. Auszusetzen wäre höchstens etwa die allzu eingehende Behandlung der Schlesier, die zu der mehr cursorischen, anthologiehaften z. B. der Stürmer und Dränger nicht recht im Verhältniß steht. Für Maler Müllers Niobe, die nicht aufgenommen ist, hätten wir gerne Albertinus' Narrenhatz und Zieglers Banise hingegeben. Es handelt

sich ja überall um unsere Nationalgut gewordene Literatur, nicht aber um Neudrucke, die nur für den Literaturkenner interessant sind. In dieser Beziehung mag es schwer sein, dem Andrängen der Specialforscher, welche „ihren" Dichter liebgewonnen haben und dessen Bedeutung leicht überschätzen, zu widerstehen. Zum Glück besitzt Prof. Kürschner einen vorurtheilslosen und auf das Große und Weite gerichteten Blick, der die Sammlung vor der Gefahr des Specialisirens glücklich bewahren wird. Die Anmerkungen von Osterley, Düntzer, Minor, Fulda und Schröer halten die richtige Grenze ein, ohne zu populär oder zu strengwissenschaftlich zu sein, und die Einleitungen von Bobertag (zum Prosa-Roman des 17. und 18. Jahrhunderts), Sauer und Behaghel sind nicht minder treffliche Leistungen. Wir sehen nunmehr den in Aussicht gestellten Klassikern des Mittelalters, für die u. A. Professor Bartsch gewonnen ist, mit Spannung entgegen. Jedenfalls ist Kürschners National-Literatur schon jetzt in Anlage und Ausführung ein tief durchdachtes und schön durchgeführtes Unternehmen, um das uns sogar die Franzosen und Engländer, die nicht entfernt etwas Aehnliches aufzuweisen haben, beneiden können. Möge ihm auch der vollauf verdiente Erfolg treu bleiben.

* * *

Lichter und Schatten. Novellen von Konrad Telmann. Dritte Folge. Hannover, Weichelt. Die liebenswürdige Fabulirkunst Telmanns bethätigt sich in diesen drei Novellen auf das Erfreulichste. „Barometerstudien" und „Aus Langerweile" sind von mildem Humor und heiterer Lebensanschauung erfüllte Geschichten, aus denen sich zwei anmuthige, muntere Einacter dramatisiren ließen. Namentlich die erstere ist eine fein angelegte und geistvoll durchgeführte Humoreske, ein kleines Meisterwerk. Weniger hat uns „Erste Liebe" gefallen; schon das Thema, eine Rivalität zwischen Vater und Sohn, ist grell und nicht erquicklich. Turgenjew, an den sich Telmann, ohne irgend seine Selbständigkeit aufzugeben, anlehnt, hat einmal Aehnliches behandelt, aber das slavische Kostüm und die originell halbasiatische Charakteristik tragen dort dazu bei, den Conflict wahrscheinlicher und interessanter zu machen.

* * *

Von neuen illustrirten Lieferungswerken scheint das großartig angelegte wissenschaftliche Prachtwerk: Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde, herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten (Leipzig, G. Freytag) eine Lücke in der geographischen Literatur auszufüllen. Der erste Band, enthaltend: Allgemeine Erdkunde von J. Hann, F. v. Hochstetter und A. Pokorni und wovon bereits zehn Lieferungen erschienen sind, behandelt die Erde als Weltkörper, Zusammensetzung, Bau und Bildung der Erdrinde und die Erde als Wohnplatz der Pflanzen, Thiere und Menschen, und daran soll sich sogleich die Beschreibung der einzelnen Erdtheile und Länder schließen. Der Text ist populär und doch streng wissenschaftlich, und zumal der Wiener Meteorologe Julius Hann versteht anschaulich zu schildern. Von seltener Pracht ist namentlich die graphische Darstellung. Die Holzschnitte sind von einer bewundernswürdigen Sauberkeit und die Farbendrucke überaus glänzend und lebendig im Ton. Endlich bekommen wir doch eine allgemeine Erdkunde, die in Wort und Bild auf der Höhe der heutigen Wissenschaft und Kunst steht! — Auch das Prachtwerk: Die Riviera, von Woldemar Kaden und Maler Hermann Nestel (Stuttgart, Spemann) verspricht Außerordentliches. Den schwungvollen Text des feinsinnigen Italien-Schilderers begleitet der schön und wahr gestaltende Stift des Illustrators, und Wort und Bild wachsen schon in der ersten Lieferung zu einem harmonischen Ganzen zusammen. Die Bilder von der Promenade Anglais, des Pinienhains bei Cannes, des Orangengartens in Cimiez — warum fehlt hier das merkwürdige antike Amphitheater, durch das die Straße zum Kloster führt? — sind ebenso künstlerisch als naturgetreu wiedergegeben, und die farbenfrohe Aquarelle von Monaco ist von einer wundervollen Lebenswahrheit. Wir empfehlen das schöne Werk den vielen Tausenden, die an der Corniche Gesundheit und Freude gesucht und gefunden haben und suchen und finden werden. — Ein Führer bietet sich ihnen auch in dem Reisebuche: Am ligurischen Meere von Alfred Graf Adelmann (Stuttgart, Richter und Kappeler). In diesen Briefen von Genua, San Remo, Mentone und Nizza ist das irdische Paradies mit verlockenden Farben geschildert und auch die Hölle dabei nicht vergessen, zu deren Besuch man sich aber lieber mit den geistsprudelnden Skizzen vom grünen Tisch und blauen Meer: Monaco von Hans Wachenhusen (Berlin, Janke) wappnen möge. Der Nestor der deutschen Feuilletonisten ist ein trefflicher treuer Eckhart in diesem Hörselberg, und er schildert alle Gefahren mit so eindringlicher Verve, daß der Leser am liebsten sofort — sein Glück am Spieltisch von Monte Carlo versuchen möchte.

Offene Briefe und Antworten.

Ein orthographisches Curiosum.

Der Schreiber dieser Zeilen hat vor längerer Zeit einmal einem pädagogischen Leserkreis die Noth geklagt, die einem zarten orthographischen Gewissen durch das unscheinbare Wörtchen „allmählich" bereitet werden kann. Es gibt vielleicht kein anderes, das so deutlich den — auch in Nr. 8 der „Gegenwart" beklagten — Wirrwarr in der deutschen Rechtschreibung veranschaulichte. Offenbar darf es nur „allmählich" geschrieben werden, denn es stammt von gemach und bedeutet: ganz gemächlich. (Vgl. Sanders, Handwörterbuch 22a. Weigand, Deutsches Wörterbuch I. 34.) Neben dieser richtigen Form sind nicht weniger als drei falsche in Uebung: allmälig, allmählig, allmälich. Den beiden ersten davon scheint die Auffassung zu Grund zu liegen, das Wort komme von „allemal (allemahl)", während doch augenscheinlich in „allmählich" ein ganz anderer Begriff als in „allemal" steckt: es bezeichnet nicht ein stets wiederholtes, sondern ein sehr bedächtiges Geschehen. Und was die dritte Form anlangt, so kann auch der Gegner des Dehn-h diesen Buchstaben hier nicht streichen wollen, da er zum ursprünglichen Stamme gehört. Dieselbe kommt indessen nur ganz vereinzelt und wohl meist durch Gedankenlosigkeit veranlaßt vor. Dagegen treten die zwei vorhergenannten Formen mit dem entschiedenen Anspruch der vollen Berechtigung auf und machen dem correct geschriebenen Worte vielfach das Feld streitig. Wer die nöthige Belesenheit besäße, könnte darüber gar nicht uninteressante Beobachtungen anstellen. So schrieb man meines Wissens im vorigen Jahrhundert ziemlich allgemein „allmählig"; ich erinnere mich nur in Friedr. Jacobis Werken der Schreibung „allmählich" begegnet zu sein. Heute hat sich „allmählig" vornehmlich im Süden Deutschlands, in Schwaben und Allemannien, festgebohrt; der die Kürze liebende Norden dagegen zeigt größere Vorliebe zu dem jüngeren „allmälig". Von zwei Seiten bedrängt, hatte „allmählich" ein ganz bedeutendes Terrain verloren, bis ihm die Puttkamer'sche Verordnung, die es obligatorisch machte, zu Hilfe kam. In unseren Schulen wird es also künftig allein die Herrschaft führen; außerhalb derselben freilich muß es noch mit seinen Gegnern ringen. Die meisten unserer Schriftsteller lieben dazu noch die Abwechslung; sie lassen zwei, drei, vier Schreibungen ruhig neben einander herlaufen. Sanders hat in der Vorrede zu seinem großen Wörterbuch erwähnt, daß schon dem alten Grimm in diesem Punkte etwas Menschliches passirte; ich habe in dem oben angeführten Aufsatze eine ganze Reihe anderer Beispiele angeführt. So steht in Fr. Th. Vischers Aesthetik II, S. 69, 168: allmählig und allmählich; desgleichen in Ed. von Hartmanns Philosophie des Unbewußten. 2. Aufl. S. 43. 70. 118; in O. Pfleiderers Religionsphilosophie S. 223, 233, 428, 745: allmählig, allmälig, allmälich, allmählich.

Herr Oberlehrer W. Robert, der Verfasser des oben erwähnten Artikels in Nr. 8, ist augenscheinlich kein Freund der den Schulen octroyirten Orthographie. Er lobt dagegen das Verfahren der Académie française, die nicht vorschreibe, sondern nur das Bestehende verzeichnen will. Wie würde eine solche Akademie sich nun in unserem Falle zu verhalten haben? Sie hätte zu verzeichnen, daß völlige Regellosigkeit die Regel ist, die bei der Schreibung von „allmählich" gilt. Und in gar manchem anderen Falle käme sie zu gleichem Ergebniß.

B. Ein deutscher Schulmeister.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Preisermäßigung.

Die Schriften meines Bruders, des Oberlehrers Dr. Friedrich Latendorf zu Schwerin i/M., über **J. Franck's erste namenlose Sprichwörtersammlung; zur Erinnerung an Fritz Reuter; Reuters Lieblingslehrer; Niederdeutsch u. Neudeutsch** sind bis auf Weiteres zu dem ermäßigten Preise von 6 *M.*, je 0,80 und 0,60 *M.* durch jede Buchhandlung, bei Baareinzahlung auch direct von mir zu beziehen. Näheres u. a. auf dem Umschlag der „100 Lutherſprüche" (Rostock, Hinstorff) desselben Verfassers.

Poesneck in Thüringen.

Carl Latendorf.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Jetta.

Historischer Roman

aus der

Zeit der Völkerwanderung

von

George Taylor.

Preis geheftet: *M.* 8.—
In Halbkalblederband eleg. geb.: *M.* 10.15.

Mit dem soeben erschienenen **achten** Bande liegt **vollständig** vor die **zweite**, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:

Illustrirte

Weltgeschichte.

Begründet von **Held u. Corvin**, fortgeführt von **L. F. Diefenbach**, Prof. Dr. **G. Diestel**, Prof. Dr. **O. Kämmel**, Dr. **E. Lammert**, **J. G. Vogt**, Gymn.-Direktor Dr. **B. Volz** ꝛc. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten ꝛc. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 *M.* = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.

= **Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.** =

Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Volksthümliches Prachtwerk.

73 Tausend
Abonnenten!!

Gelesenste Zeitung
Deutschlands!!

= Berliner Tageblatt =

nebst seinen 4 werthvollen Beiblättern:

illustr. Witzblatt **„ULK"**, illustr. belletrist. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" und „Industrieller Wegweiser".

Die besonderen Vorzüge, denen dasselbe die großen Erfolge verdankt, sind folgende:

Das **B. T.** erscheint täglich zweimal in einer Morgen- und Abendausgabe.

Das **B. T.** hat eine freisinnige, von aller Fraktionspolitik unabhängige Haltung.

Das **B. T.** unterhält an allen Hauptweltplätzen eigene Korrespondenten, durch deren zahlreiche Spezial-Telegramme das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten den meisten Zeitungen voraneilt.

Das **B. T.** bringt ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstages, so weit als möglich bereits im Abendblatt.

Das **B. T.** enthält eine vollständige Handels-Zeitung, sowohl die Fonds-Börse, als den Produkten- und Waarenhandel umfassend, nebst einem sehr ausführlichen Courszettel der Berliner Börse. Ernteberichte. Eisenbahn-Einnahmen.

Das **B. T.** veröffentlicht die Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loos-Papiere. Patent-Ertheilungen.

Das **B. T.** bringt eine graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte.

Das **B. T.** enthält militärische und Sport-Nachrichten. Personal Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten Ordens-Verleihungen.

Das **B. T.** bringt reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen; interessante Gerichts-Verhandlungen.

Das **B. T.** bespricht die hervorragenden Erscheinungen der Litteratur und Wissenschaft allwöchentlich in besonderen Essay's.

Das **B. T.** behandelt Theater, Musik und Kunst im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" auf das Sorgfältigste.

Das **B. T.** bringt die Romane und Novellen der ersten Autoren; im nächsten Quartal folgende werthvolle und hochinteressante Werke:

„Gute Kameraden" von **Paul Heyse,**

„Auf der rauhen Alb" von **E. Vely,**

„Prinzessin Licora" von **Hieronymus Lorm.**

Trotz der Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen täglichen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt" für das Vierteljahr für alle **fünf** Blätter zusammen nur

5 Mk. 25 Pf.

Man abonnire frühzeitig bei dem nächsten Postamt, damit die Zustellung vom 1. April ab pünktlich erfolge. **Probe-Nummern** versendet auf Wunsch die Expedition des „Berliner Tageblatt", Berlin SW., Jerusalemerstraße 48/49.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. H. Teubner** in **Leipzig.**

№ 12. Berlin, den 22. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Socialisten und Anarchisten in der Schweiz. — Deutscher Gelehrtenexport. Von Paul Dehn. — Der Ursprung des organischen Lebens. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Theodor Heyse. Ein Nachruf. Von Karl Hillebrand. — Ein confiscirtes Buch. Von Leopold Katscher. — Pater Didon über Deutschland. Von W. Lauser. — Certaldo. Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Die Socialisten und Anarchisten in der Schweiz.

Zürich, Mitte März.

In unseren kantonalen Archiven findet sich noch eine um die Mitte der dreißiger Jahre vom eidgenössischem Vorort angefertigte Liste aller fremden Flüchtlinge, auf welche die Polizei mit doppeltem Eifer zu pirschen hatte. Manche der Gehetzten verließen enttäuscht das Land der Freiheit, andere entsagten ihren Träumen, lebten sich bei uns ein und wurden allgemach sehr ehrenwerthe und ordnungsliebende Bürger; der Italiener Malegari z. B., dessen Name ebenfalls jenem Verzeichniß „besonders gefährlicher Individuen" angehörte, kam drei Decennien später wieder zu uns als Gesandter Seiner Majestät des Königs Victor Emanuel .....

Hatte diese Dreißiger Invasion uns zahlreiche Mahnungen, Beschwerden und drohend gehaltene Noten von Seiten des Auslandes eingetragen, so wurden durch diejenige der Achtundvierziger neue Complicationen geschaffen. Der Bundesrath mochte in beinahe ängstlicher Auffassung seiner Pflichten gegenüber den Mächten noch so strenge mit den turbulenten Elementen verfahren, indem er Männer wie Carl Heinze einfach abschob — in der Monarchie hielt man hartnäckig fest, die Schweiz sei ein europäisches Verschwörernest, das bei der ersten Gelegenheit ausgeräuchert werden müsse. Dieser schickliche Anlaß stellte sich zum Glücke nicht ein. Die mit der rothen Feder auf dem Hut und Zorn im Herzen zu uns gekommenen Freischärler vergaßen auch überraschend schnell das Conspiriren, die Bergluft kühlte die heißen Stirnen, die bedächtige Schweizerart ernüchterte die abstracten Theoretiker, der Gang der eidgenössischen Politik legte ihnen den Segen der nationalen Einheit mit aller Deutlichkeit nahe, so daß, verschwindend wenige Unversöhnliche abgerechnet, die deutschen Achtundvierziger in der Schweiz nach dem gewaltigen Sieg von 1870 mit unter den Ersten waren, die Kaiser und Reich jubelnd ihren Gruß entboten.

Sie sind gute Deutsche geblieben, zum Theil sogar es erst geworden, ihr Heimatgefühl erhielt sich ungebrochen und auch Angehörige anderer Nationen büßten während ihres Aufenthaltes auf Schweizererde sicherlich nichts von ihrem Nationalbewußtsein ein. Von den ehemaligen Züricher Professoren Challemel-Lacour und de Sanctis wurden der erste nachmals französischer Minister des Auswärtigen, der zweite Leiter des italienischen Unterrichtswesens. Hatten wir es bis 1863, da die versprengten polnischen Insurgenten eintrafen, mit einer im Kerne rein politischen Flüchtlingschaft zu thun, so ändert sich nunmehr der Charakter — es wird Einem roth vor den Augen. Die russischen Nihilisten rücken an und schlagen in Genf und Zürich ihr Quartier auf, in den westlichen Kantonen siedelte sich nach der blutigen Maiwoche des Jahres 1871 ein Schwarm Communarden an, es beginnt der Einmarsch der deutschen Socialisten und die letzte, nicht aber die anmuthigste Bescheerung sind deutsche und östreichische Anarchisten. Fürwahr eine seltsame Mosaik und doch in einer Hinsicht unwillkürlich an jene erinnernd, welche vor nahezu einem Jahrhundert dem Blicke sich darbot, als französische, östreichische und russische Heersäulen verwüstend unser Land durchzogen. Die Revolution hatte jene Ereignisse hervorgerufen, revolutionäre Zuckungen sind es, welche uns fortwährend Verschwörer zuführen, und da ertönen gleichwohl fortwährend Stimmen, welche giftigen Tones die Schweiz des Friedensbruches bezichtigen. Indessen wissen wir wohl, daß jener Lärm vielfach von Journalisten ausgeht, die in ihrem und ihrer Brodgeber Interesse im Dunkeln wirken; die betheiligten Regierungen selbst haben uns seit langem mit demüthigenden Zumuthungen verschont und der deutschen vornehmlich wissen wir aufrichtigen Dank für die Haltung, die sie, in erfreulichem Gegensatz zu den Nörgeleien des seligen Bundestages, beständig im Verkehr mit uns an den Tag legt.

Die eidgenössische Behörde einer Vernachlässigung ihrer internationalen Obliegenheiten anzuklagen, ist mehr als ungerecht, der Vorwurf streift geradezu ans Frivole. Vielleicht mehr als jemals zuvor und nicht zum mindesten unterm Einfluß der ernst gewordenen, Handel und Wandel lähmenden Krisis bemühen sich unsere staatlichen Organe sichtlich Alles zu vermeiden, was uns in Zerwürfnisse verwickeln und den Gang unseres öffentlichen Lebens stören könnte. Die politische Emigration wird überwacht, Demonstrationen, wie sie vor Erlaß des Socialistengesetzes in Deutschland gestattet waren, duldet unsere Polizei und duldet auch unser Volk nicht, und hier ist der Ort einmal ausdrücklich zu constatiren, daß der schweizerische Radicalismus, der in vergangenen Epochen mit den Flüchtlingskreisen enge Fühlung unterhielt, kosmopolitische Phantasien so ziemlich über Bord geworfen hat und mit den übrigen Parteien der Meinung huldigt, die Schweiz gehöre den Schweizern. Wehe den dreisten Fremdlingen, welche in Zürich oder Bern die rothe Fahne zu entrollen wagten, sogar die schweizerischen Arbeiter würden, freilich aus besonderen Gründen, auf ihre Brüder losschlagen.

Daß in der Schweiz Complotte gegen den russischen Zaren geschmiedet wurden, ist eine oft in Circulation gesetzte und gerne geglaubte Behauptung; den Beweis aber hat Niemand geliefert; was der Pariser „Intransigeant" aus Genf sich melden ließ, war Flunkerei, und Stepniak hat in seinem Buche La Russia sotterranea eine völlige Unwahrscheinlichkeit der Annahme bewiesen. Wäre

aber auch ein Attentat hinter dem Rücken unserer etwas tappigen, auf politischem Gebiete ohnehin unerfahrenen und schlecht geschulten Polizei geplant worden und hatte sie nicht zu hindern vermocht, was auswärts die mit ungeheurer Competenz ausgerüsteten Sicherheitsorgane ebenfalls nicht zu verhüten wußten, so läge fürwahr noch immer kein auch nur halbwegs ehrliches Motiv vor, sie zu schelten. Wir thun unsere Schuldigkeit, ein Mehr können wir nicht leisten, ohne unserer republikanischen Tradition ins Gesicht zu schlagen, ohne unsere festwurzelnden Rechtsgrundsätze zu verleugnen und einer nobeln Praxis zu entsagen, die unser Stolz ist und um derentwillen man uns oft gepriesen hat. Auch dem streng conservativen Schweizer werden bestimmte monarchische Begriffe nie geläufig werden, er habe denn der Republik aus voller Ueberzeugung abgeschworen. Der Zufall ließ mich einmal der Aufführung eines socialistisch gefärbten Lustspieles durch deutsche Arbeiter beiwohnen. Die deutschen Zuschauer schwammen in hellem Entzücken ob der Schwulität, in welche der Herr Staatsanwalt gerieth, während ein eingeladener Schweizer mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln gegen das Gähnen ankämpfte. Sie kannten den Staatsanwalt nicht von dieser Seite, er war ihnen eine total unverständliche Figur, die ganze Geschichte lag ihm zu fern. So ungefähr ergeht es uns auch in dem Streite über die Asylfrage. Wir interpretiren, gemäß des Gebots der Selbstachtung, in erster Linie vom republikanischen Standpunkte aus und werden, den redlichsten Willen zu einem correcten Verhalten vorausgesetzt, einzelne monarchische Definitionen nicht zu acceptiren vermögen. Es bleibt in letzter Instanz eine im Grunde nur natürliche Differenz im Wege, die in der einen Epoche kaum spurlos, in der darauffolgenden erheblich sich steigern kann. Daß diese Verschärfung aber jetzt einzutreten scheint, entspringt gewissen, sicherlich nicht von uns verschuldeten Zuständen; zur selben Stunde, da die fatale Einwanderung aus dem Norden und Osten bei uns ein Ende nimmt und uns keine notorischen Rebellen mehr auf den Hals geschickt werden, sind wir eine drückende Plage los und die Schweiz hört auf ein „Herd des Anarchismus" zu sein.

Merkwürdiger Weise ist dieser unheimliche „Herd" jedes Jahr das Reiseziel von vielen Tausenden: Fürsten, Staatsmänner, Armeeführer, Finanzgrößen stellen sich ein, rasten Monate lang unter uns und werfen inmitten revolutionärer Schlupfwinkel ihre Sorgen von sich ab. Kein Missethäter hat ihnen hier je aufgelauert, keiner sie auch nur erschreckt; während allüberall Säcke mit Dynamit nur so herumliegen, Bomben platzen und Höllenmaschinen montirt werden, verschont der Würgengel uns gnädig.

Und dennoch hatte der Anarchismus eine Stätte in der Schweiz, wir kannten ihn, bevor er eine östreichische Specialität geworden; wir verlachten sein wahnwitziges Treiben und klopften ihm auf die Finger, wie er sich unverschämt zu benehmen anfing. Schließlich schrumpfte er ein, die Führer ließen die arg zusammengeschmolzenen Genossen im Stich, die Bewegung war dem Erlöschen nahe; erst der aus Deutschland herüber wehende Wind hat das Feuerchen wiederum angeblasen.

Der Anarchismus, der in den Kantonen Genf, Neuenburg und im bernischen Jura hauptsächlich unter den dortigen Uhrmachern verbreitet war, stammte aus Rußland. Bakunin war der Gärtner, der das Unkraut zu uns verpflanzte. Auf dem Baseler Congreß der Internationale proclamirte er 1869 den Satz: Der Staat, gleichviel ob Republik oder Monarchie, müsse liquidirt und durch freiwillig föderirte Gruppen ersetzt werden. Die desperaten Socialisten berauschten sich an dem Klange der Phrase, die Vernichtung jeglicher Autorität schien ihnen eine sublime Idee. Bald hatte Bakunin in Genf, wo der den „Vorboten" in anarchistischem Sinne redigirende Philipp Becker ihn in dialektischer Kunst nicht erreichte, eine Horde erzfanatischer Anhänger um sich geschaart, und diesen Getreuen setzte er im „Egalité" wie im täglichen Verkehr aufs Eindringlichste auseinander, daß nicht die Zahl der Köpfe, sondern die flammende Hingabe und skrupellose Energie den Sieg des revolutionären Princips bedinge. Sein Evangelium des Wahnwitzes, das der junge Neuenburger James Guillaume, der zu Zürich seine Studien absolvirt hatte, in dem zu Locle erscheinenden „Progrès" unterstützte, verlor aber bald die Wirkung auf die Masse und es vollzog sich ein Umschwung. Die Leitung der „Egalité" ging dann an Utin, einen ganz für Karl Marx schwärmenden russischen Juden über, den einige Freunde des Meisters dafür in raffinirter Weise mißhandelten. Auf dem Congreß der Föderation der romanischen Schweiz kam es zum definitiven Bruche und die Neuenburger „Solidarité" ward nunmehr das Organ der anarchistischen Gemeinde, bis der Bundesrath im September 1870, als Guillaume zu Geldsammlungen und zum bewaffneten Zuzug für die französische Republik aufrief, dieselbe unterdrückte. Bakunin war mittlerweile nach Frankreich hinüber geeilt, um in Lyon jene famose Commune zu errichten, welche trotz der antiautoritären rothen Placate in kürzester Frist aufflog und durch dieses schmähliche Fiasco auch die für den Süden geplante allgemeine Schilderhebung vereitelte. Der Anarchismus hatte die Probe der Verrücktheit bestanden. Bakunin kehrte zu uns zurück, schrieb ein grimmiges Pamphlet gegen die Deutschen und die Juden und entwickelte gleichzeitig ein abenteuerliches Revolutionsproject. Das die „Solidarité" ersetzende Bulletin der jurassischen Föderation gefiel sich in breitmäuliger Prahlerei und ohne die Ankunft der einiges Leben in die dürftigen anarchistischen Zirkel bringenden Pariser Communarden wäre dieser Mustergruppe ohne Zweifel damals der Athem ausgegangen; in St. Immerthal bildeten sich verschiedene anarchistische Sectionen, an den größeren industriellen Centren, wie Chaux de Fonds und Genf, ertönte jedoch der Lockruf umsonst, und vollends die deutsch sprechenden Socialisten wendeten sich entschlossen ab, wie angelegentlich auch Herr Hasselmann im Berliner „Neuen Socialdemokraten" mit den Jurassiern liebäugelte.

Zum ersten Allgemeinen schweizerischen Arbeitercongreß in Olten stellten sich James Guillaume und Adhémar Schwitzguébel als Delegirte ein; sie vertheidigten ihre Thesen, erklärten mit vornehmem Lächeln, ihr alleinselig machender Glaube verbiete ihnen den Beitritt zu einer von der Bourgeoisie nicht gänzlich losgetrennten Organisation, zogen dann ab und der Congreß ließ sie ziehen. Bakunin grollte zu Locarno in stiller Zurückgezogenheit um das Mißlingen seiner Bestrebungen; eine von Engels verfaßte Broschüre war für ihn ein Stoß ins Herz; todtkrank kam er 1876 nach Bern, um dort im Hause des Herrn Dr. A. Vogt zu sterben.

Was der lebende Prophet nicht erreicht hatte, erreichte der todte. Bei der Beerdigung war zum ersten Male eine anarchistische Propaganda unter den deutschen Arbeitern in Scene gesetzt. Die von dem heißblütigen Brousse französisch geschriebene Arbeiterzeitung, deren „deutsche" Ausgabe eine Russin besorgte, verkündete in confusem Stile die ewigen Wahrheiten des Anarchismus und drei ihrem eigentlichen Berufe nicht eben leidenschaftlich zugethane Typographen, die Deutschen Werner und Remsdorf — ersterer ist noch in Genf, letzterer verließ die Schweiz, nachdem er sich in Winterthur, Zürich, Bern und anderen Städten herumgetrieben — und der Berner Kachelhofer, ein ehemaliger im Examen gescheiterter Mediciner, thaten sich durch besondern Enthusiasmus hervor. Ihnen schlossen sich, außer den üblichen, durch eine seltene Unreife hervorragenden Russen, mehrere Mißvergnügte an, wie der preußische Militärflüchtling Gutsman in Genf, ein nunmehr verschollener Agitator von ungewöhnlicher Begabung wie ungewöhnlicher Eitelkeit, und die zwei bayerischen Typographen Franz und Neff in Zürich. Neff, ein verkrachter Buchdruckerprincipal, begnügte sich seither mit der bescheidenen Rolle eines Privat-Anarchisten. Franz, dem die Lorbeeren seines talentvollen und praktischen Rivalen Hermann Greulich den Schlaf raubten, verließ, nachdem er als Buchhändler Bankrott gemacht, den undankbaren Continent und bekleidet nunmehr einen untergeordneten Posten bei der socialistischen New-Yorker Volkszeitung.

Am 18. März 1877 gedachte ein anarchistisches Häuflein in Bern ein pompöses Fest zu feiern; doch „der Guß mißlang". Die Bevölkerung empfing eine Deputation aus dem Jura, aus Genf und Zürich mit Zeichen des Unwillens und es entspann sich eine häßliche Prügelei. Der Ueberfall wurde von der freisinnigen Presse laut gemißbilligt. Den Herren Anarchisten aber,

die es offenbar auf eine Provocation abgesehen hatten, gönnte man die empfangenen Hiebe. Seit diesem Rencontre wurde kein öffentlicher Aufzug mehr inscenirt, man schimpfte bei geschlossenen Thüren und hatte auch hinreichende Ursache zu dem Verdruß. Das Märtyrerthum vermehrte die Schaar der Gläubigen nicht, die Arbeiterzeitung verschied an Entkräftung und Viele wurden lau, wie sehr auch Brousse in seiner „Avantgarde" wüthete. Gedruckt wurde dieses heute Bismarck, morgen Gambetta köpfende und den schauerlichen Text durch noch schauerlichere Bilder erläuternde Blättchen in derselben Officin, welche das Organ des Neuenburgischen Reactionärs verlegte; Leser besaß es in der deutschen Schweiz fast keine; abonnirt wurde es hauptsächlich von der auswärtigen Polizei. Der Bundesrath verbot das weitere Erscheinen, stellte Brousse vor die eidgenössischen Assisen und diese wiesen ihn aus, worauf Fürst Krapotkin in Genf den „Révolté" gründete, der heute noch besteht, sich mit leidlicher Geschicklichkeit durchwindet und mit dem ebenfalls in Genf erscheinenden Socialistenorgane „Le Précurseur" an Bedeutungslosigkeit wetteifert.

Brousse macht jetzt in Paris von sich reden, wo er unter die Possibilisten gegangen, James Guillaume ist ein stiller Angestellter der Pariser Buchhandlung Hachette, Schwitzguébel in Sonvillier, der Jünger, den Bakunin lieb hatte, ist ein regelrechter, über zwanzig Arbeiter beschäftigender Bourgeois geworden, der den Anarchismus aus dem Pelz geschüttelt hat. Die Pariser Communarden kehrten, sobald sie amnestirt waren, dem rauhen Jura den Rücken und nur der fürchterliche Pindy lebt noch in behaglicher Position zu Chaux de Fonds. Er empfängt die ehemaligen Freunde sehr artig, die ehemaligen Politiker aber hat er satt.

„Ausgewirthschaftet!" durfte man füglich von dem schweizerischen Anarchismus sagen; es bestanden noch kümmerliche Reste — Capacitäten, selbst solche zweiten und dritten Ranges, fehlten, vorläufig war der Bakunismus liquidirt. Herz behielt einige Dutzend zäher Fanatiker; in dem ungleich freieren Zürich, wo nach der Ansicht ängstlicher Gemüther eine zügellose Demokratie das Ruder führte, gab es kaum etliche Exemplare, die es ohnehin vermieden, von ihrer Gesinnung offen Gebrauch zu machen. Uebrigens herrschte auch unter dem Zelte des gemäßigten oder, wie er sich lieber nennen hörte, des wissenschaftlichen Socialismus keine optimistische Stimmung. Der aus Deutschen und Schweizern gemischte Arbeiterbund siechte bald dahin, der inzwischen Schweizerbürger gewordene Greulich, welcher von Anfang an in der „Tagwacht" Bakunin scharf aufs Korn genommen und dessen Programm zerfetzt hatte, zog sich zurück, die „Tagwacht" erlag einem chronisch gewordenen Deficit, machte der „Arbeiterstimme" Platz, die unter der Redaction des Schweizers Herter zum elenden Wische wurde, und die frühere, ziemlich innige Verbindung der socialistischen Partei mit den Züricherischen Demokraten lockerte sich. Und noch matter war der Pulsschlag in der Westschweiz. Lausanne hatte es niemals zu einer eigenen Arbeiterbewegung gebracht und Genf, wohin sich 1870 noch Sir Charles Dilke, ausgerüstet mit der Empfehlungskarte eines Mitgliedes des Londoner Generalrathes der Internationale, begeben hatte, um den Socialismus zu studiren, bot ein Bild der jämmerlichsten Zerfahrenheit.

Da wurde in Deutschland das Ausnahmegesetz erlassen; es begannen die Ausweisungen und mit ihnen allerlei Maßregeln, welche die Verbitterung der davon Betroffenen zur Wuth aufstachelte. Johannes Most, der sich schon längst in seinem grotesken Hochmuth unbillig zurückgesetzt wähnte, benutzte den Moment, mit seinen bisherigen Freunden zu brechen und das Commando derer zu übernehmen, denen das Diplomatisiren und Markten verhaßt war und die zu „Thaten" schreiten wollten. Es war das Wasser auf die abgestandene Mühle des Anarchismus; die von Nummer zu Nummer giftiger werdende „Freiheit" hißte die anarchistische Flagge auf und die bethörten, politisch unzurechnungsfähigen Arbeiter, welche das tolle Rasen der feigen Komödianten mit dem Ausdruck echter revolutionärer Leidenschaft verwechselten, schwelgten in Wonne über diese Sprache; sie wußten natürlich nicht, daß ihr großer Most seine Offenbarung aus Bakunins Schriften zusammenstahl. Was der Russe von seinem berüchtigten Revolutions-Katechismus immerhin mit einer gewissen Prägnanz ausgesprochen — „der Revolutionär verzichtet auf die heutige Wissenschaft, er studirt höchstens Mechanik, Physik, Chemie und Medicin zum Zwecke des schnellsten Umsturzes der unsläthigen Weltordnung; für ihn ist Alles sittlich, was den Triumph der Revolution beschleunigt, Alles unsittlich, was denselben hemmt" — das walzte Most geschäftsmäßig breit und mischte seine niederträchtigen Cynismen drein.

Unter den deutschen und östreichischen Arbeitern in der Schweiz fand das Blättchen passionirte Leser. Es wurde auch emsig colportirt, in Wirthschaften aufgelegt und manche Monate hindurch aller Wahrscheinlichkeit nach in Bern oder Zürich heimlich gedruckt. Zwischen den Anarchisten und den Gemäßigten entbrannte bald eine hitzige Fehde. Letztere hatten in Erfahrung gebracht, daß auf einem anarchistischen Meeting in London förmlich beschlossen worden war, durch Teufeleien die Schweiz zur Aufhebung des Asyles zu drängen — Alles im Interesse der Revolution! — und da sie eine solche Eventualität nicht wünschen konnten, strengten sie sich an, die Arbeitervereine zu säubern. Wenn die Reichstagsabgeordneten Bebel, Liebknecht, Grillenberger, Kayser und von Vollmar während der letzten Jahre öfters nach der Schweiz pilgerten, so geschah dies keineswegs nur wegen der Variationen über das beliebte alte Thema, sondern um die vordringende anarchistische Verderbniß zurückzuweisen. Es ist ihnen dies auch gelungen; wurden die Anarchisten nicht gänzlich ausgeräumt, so dominiren sie wenigstens nirgends mehr und sind stumm. Uebrigens gebricht es diesen auch an der erforderlichen Intelligenz; sie intriguiren und wühlen mit Ausdauer, solide Discussionen aber vermeiden sie, überzeugt, daß bei den weltbewegenden Kämpfen der Menschheit doch immer die Fäuste den Ausschlag geben. Als seiner Zeit im Deutschen Arbeiterverein Zürich der Strike der Wiener Schuster getadelt wurde, fuhr Stellmacher — der Wiener Attentäter — zornig in die Höhe, meldete sich zum Wort, fand keines, riß das Wiener Anarchistenorgan aus der Tasche, verlas mit wuthbebender Stimme einen Passus und setzte sich dann — seine Eloquenz war erschöpft. Noch verbohrter als die deutschen Anarchisten sind die östreichischen, meistens Slaven. Mir hat man in Zürich erzählt, daß nach einem Arbeitervortrag über die Zwecklosigkeit der anarchistischen Taktik ein Czeche gerufen habe: „Es hilft uns Niemand, man hält uns darnieder, es wird nichts für unsere geistige Erhebung gethan, wir Czechen besitzen nicht einmal eine Literatur, wir erreichen nur etwas, indem wir morden und brennen!"

Die polizeiliche Suche hat nun bei uns auf der gesammten Linie begonnen; man spricht bereits von werthvollen, ja pikanten Funden und wahrscheinlich wird nebenbei auch die approximative Stärke des Feindes eruirt; freilich nur annähernd, da viel irreguläres Volk sich auf dem schmalen Grenzgebiet zwischen Anarchismus und Socialismus tummelt, um je nach Laune oder Bedürfniß bald links bald rechts sich anzugliedern. Dem Ausland angehörende Anarchisten strenger Observanz beherbergen wir zur Stunde jedenfalls kaum vierhundert, die gruppenweise über die Schweiz zerstreut sind.

Die Antipathie der Masse des Schweizervolkes kennend, betheuern die Socialisten fast flehentlichen Tones, daß sie keine Gemeinschaft mit der Bande unterhalten, und es ist wahr, der „Socialdemokrat", der in dem Züricher Professoren-Viertel Hottingen gedruckt wird, seine Direction aber von auswärts empfängt, hat gegen die Most'sche Mord- und Brand-Lehre unausgesetzt sich aufgelehnt. Und hier angelangt möchte ich auch die weit herum reichenden, fast komisch zu nennenden Vorstellungen corrigiren, daß es in der Schweiz und vornehmlich in Zürich von Socialisten nur so wimmele. Glaube man es nur in Deutschland: die socialistischen Streitkräfte dahier sind sehr bescheiden; die Strategen dieser Partei wohnen nicht unter uns und lachen heimlich, wenn die Polizei, von ihnen sich abwendend, südwärts über den Rhein hin späht. Die deutschen Arbeitervereine in Zürich, Luzern, Bern, St. Gallen, Chur schmücken freilich ihre

*

Lokale mit den Porträts von Marx und Lassalle, sie singen die Marseillaise, sammeln Beiträge für die Wahlen und erquicken sich an socialistischer Lectüre; allein es ist doch immer nur eine kleine rührige Minderheit, welche aus innerem Drange der Propaganda sich widmet. Volle zwei Drittel der Mitglieder schließen sich aus sehr realen Motiven an. Die Vereine haben ihre Speiseanstalten — „Michel-" oder „Freßcasinos" — und um für wenige Centimes die Annehmlichkeit einer warmen Stube und einer kräftigen Suppe zu genießen, nehmen die Leute gern von Zeit zu Zeit einen Vortrag über die unveräußerlichen Menschenrechte in den Kauf. Man kann als Geselle eine rothe Rosette im Knopfloch tragen und später daheim als Meister doch für Schutzzölle und Innungen petitioniren.

Ist der Socialismus eine Bedrängniß für einzelne Staaten geworden, so ist diese Noth durch dessen schweizerische Filiale weder erzeugt noch beträchtlich gefördert worden; und uns Schweizern kommt es oft vor, als ob der nach angemessenen Intervallen stets aufs Neue gegen uns erwachende Unwille mehr der Verlegenheit jener auswärtigen Organe entspringe, welche im Ringen mit der Socialdemokratie bisher nicht sonderlich glücklich gewesen sind. Ungesäumtes Handeln dagegen verlangt allerdings das Gebahren der Anarchisten; an Meuchelmörder haben wir, wie der Vorsitzende des letzten schweizerischen Arbeitercongresses erklärte, kein Asyl zu vergeben. Will sodann die Polizei der Mächte uns zur Reinhaltung unseres Hauses behülflich sein, so sende sie uns vor Allem keine Agents provocateurs mehr, keinen mit polnischen Banknotenfälschern verkehrenden Raminsky, keinen mit königlich sächsischen Markstücken die Anarchisten bewirthenden Schmidt, keinen Peukert, der, nachdem er die Spießgesellen ans Messer geliefert, ebenso räthselhaft verschwindet wie er aufgetaucht ist.

Deutscher Gelehrtenexport.

Von Paul Dehn.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist unlängst dieser Ausdruck zum ersten Male angewendet worden, und zwar in der Sitzung vom 1. Februar c. bei Berathung des Etats der preußischen Universitäten von dem Abg. Prof. Dr. Virchow. Bisher hatte man den Begriff „Export" nur in Verbindung mit Waare und Handel gebracht, und es war Niemandem beigefallen, etwa zu sagen, daß Herr Professor Dr. Virchow mit seiner Zellentheorie „Export" getrieben habe und nunmehr, da dieser Artikel außer Mode gekommen, den Export damit habe aufgeben müssen.

Indessen sei's drum, daß von deutschem Gelehrtenexport gesprochen wird. In zwei Worten wird da eine Thatsache festgestellt, auf welche Deutschland stolz sein darf. Bis in die Gegenwart hat sich das Volk im Herzen Europas, in der Mitte der früheren wie der modernen Culturwelt, in seinem gesammten Bildungswesen eine Universalität bewahrt, welche überall hochgeachtet wird, weil sie nirgends wieder vorhanden ist, und als dasselbe Volk in langen Kämpfen für die Menschheit das Recht der freien Forschung errungen, da hat es jene Universalität weiter entfaltet. Während das englische Bildungswesen ungenügend organisirt den Einzelnen selbst suchen läßt, während das französische Bildungswesen allzu reglementarisch sich auf die besondere Berufsthätigkeit beschränkt, hat das deutsche Bildungswesen den Gedanken der alten Universitas aufrecht zu erhalten und durchzuführen gesucht und die Gesammtbildung des Volkes auf eine Stufe erhoben, zu welcher selbst die genannten beiden, bisher vorausgeeilten Culturvölker sich nicht aufzuschwingen vermochten. Es ist nicht nur das Wissen selbst, welches das deutsche Bildungswesen verbreitet, sondern es legt vor Allem den Keim zu freiem Streben nach Aneignung der gesammten modernen europäischen durch nichts beengten Bildung. Selbst inmitten der Gegenwart, in welcher die Arbeitstheilung auch auf geistigem Gebiete zu weitgehender Specialisirung des Wissens und Könnens geführt, hat sich der Deutsche eine rühmliche Universalität zu erhalten verstanden, was mehr als in Deutschland selbst im Auslande empfunden und geschätzt wird. Und seitdem das neue deutsche Reich erstanden, senden die fremden Völker aus weiten Fernen in größerer Zahl als zuvor ihre Vertreter in die deutsche Abtheilung des großen europäischen Erziehungs- und Bildungshauses, und deutsche Lehrer sind allerwärts zu finden, im näheren und ferneren Orient, in den übrigen Welttheilen, wo Deutsche wohnen, selbst auf Java, in Indien, Japan ꝛc.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat der Führer der liberalen Opposition indessen nicht auf erfreuliche Thatsachen, nicht darauf hinweisen wollen, daß das deutsche Volk mit seiner freien und universellen Weltauffassung im Auslande immer freundlicher anerkannt und verständnißvoller aufgenommen wird. Es war auch diesmal das Bestreben der Opposition, wie es ja in ihrem Wesen liegt, das Bestehende düster zu beleuchten und pessimistisch zu besprechen, und so meinte man unter „Gelehrtenexport" zunächst nur den Export deutscher Universitätsprofessoren. „Es war von je ein besonderer Ruhmestitel der deutschen Nation, daß sie so viel produciren konnte, um nach allen Seiten hin, bis in die fernsten Gegenden der Erde, Lehrstühle mit deutschen Kräften besetzen zu können. Leider hat es die moderne Wirthschaftspolitik in dem Maße, wie sie uns mit einer Nation nach der andern verfeindet, mit sich gebracht, daß auch die Disposition der Nachbarn, sich deutsche Gelehrte zu holen, in fühlbarer Weise leidet. Man will eben keinen Deutschen mehr; die deutsche Großmacht drückt hier auf den deutschen Export." So sprach der Abg. Dr. Virchow.

Auch in der Politik sollten allgemeine Behauptungen vermieden oder durch concrete Thatsachen belegt werden. Zum mindesten hätte der Abgeordnete Dr. Virchow im Interesse seiner Behauptungen auch Belege beibringen müssen, etwa in Gestalt einer deutschen Professorenexportstatistik auf Grund einer Privatenquete, da der Racker von Staat, der sich jetzt um Alles kümmert, nach dieser Richtung hin noch keinerlei Ermittelungen angestellt hat. Bis dahin steht Behauptung gegen Behauptung und es bleibt dem subjectiven Ermessen des Einzelnen überlassen, den Rückgang des deutschen Professorenexportes anzunehmen oder in Abrede zu stellen. So unerklärlich wäre ein solcher Rückgang eben nicht. Seit der Aufrichtung des deutschen Reiches geht der deutsche Professor nicht mehr so leichten Herzens wie ehedem ins Ausland. Weder an deutsch-östreichischen, noch an deutsch-russischen, noch an deutsch-schweizerischen Universitäten fühlt er sich so heimisch und so wohl wie ehedem, obgleich dieselben deutsch im Leben und Lernen geblieben. Innerhalb auch der politischen Grenzen Deutschlands zu wirken, erscheint ihm vor Allem erstrebenswerth und dieses Empfinden ist so stark, daß berühmte Professoren, welche unter anderen Verhältnissen ins Ausland gegangen sind und es dort zu hohen Titeln und Würden gebracht haben, gerne darauf verzichten würden, könnten sie dahin zurückkehren, wo der deutsche Genius unbestritten herrscht. Sicherlich überschreitet kein deutscher Professor mehr die Grenzen des deutschen Reiches mit der Absicht, dauernd oder für immer im Auslande zu bleiben. Nur um seinen Gesichtskreis zu erweitern, folgt er vorkommenden Falles dem Rufe des Auslandes. Nur Durchgangsstadien sind ihm die deutschen Hochschulen außerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle. Ganz besonders gilt das von den östreichischen Universitäten, seitdem auf Grund des östreichischen Gesetzes vom 9. April 1870, einer unbegreiflichen Thorheit der Minister Unger-Glaser, jeder Universitätsprofessor, welcher das siebzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, von Amtswegen und ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, ohne Prüfung des einzelnen Falles, ohne Rücksicht auf sein Können und Wollen in den Ruhestand versetzt werden muß. Auf Grund dieses Gesetzes schlachtet sich die Wiener Universität, welche ohnehin einen schwierigen Stand hat, allmählich selbst ab. Arndts, Philipps, Skoda, Hyrtl, Sigmund, Rokitansky, Oppolzer u. A. sind so beseitigt worden, Simony, Neumann, Miklosich, Wedl, Lorenz von Stein u. A. werden demnächst folgen. Wer wird unter solchen Umständen nach Oestreich noch gehen, als höchstens junge Privatdocenten oder Professoren der Medicin, letztere indeß nicht wegen des Lehrstuhls, sondern

mit Rücksicht auf die ärztliche Praxis. Aus anderen Gründen haben auch die deutsch-schweizerischen und deutsch-russischen Universitäten ihre Anziehungskraft eingebüßt. Anstatt daß die Lehrer nach diesen Filialen des deutschen Wissens gehen, wandern die Schüler nach den Centren desselben. Gottfried Kinkel hat sich in Zürich wohlgefühlt bis zu dem Tage, da das deutsche Reich aufgerichtet war. Dann hat es bis zu seinem Tode ihn bedrückt und gekränkt, daß er nicht an die neue Straßburger Reichsuniversität berufen wurde.

In seiner grundsätzlichen Opposition hat der Abg. Dr. Virchow für den Rückgang des deutschen Professorenexports die neue deutsche Wirthschaftspolitik verantwortlich gemacht, leider ohne den Zusammenhang anzugeben, welchen er zwischen Professorenexport und Schutzzoll aufgefunden hat. Oder findet außer dem Manne der Opposition und seinen Freunden noch sonst Jemand zwischen diesen beiden Begriffen irgend welchen Zusammenhang? Es ist schon bedenklich, Freihandel und Export als solidarisch zusammenzuwerfen, da es noch keineswegs erwiesen ist, daß der Export ohne Freihandel unterdrückt werden müsse, daß Export und Schutzzoll einander ausschließen.

Der Ursprung des organischen Lebens.

Von Moritz Alsberg.

Von jenen Fragen, welche ebensowohl den Philosophen wie den Naturforscher beschäftigen, ist wohl keine mehr geeignet, jene mannichfachen Räthsel, die wir in der uns umgebenden Welt antreffen, ihrer Lösung näher zu bringen und zugleich über die Stellung des Menschen in der Natur Licht zu verbreiten als die Frage nach dem Ursprunge des organischen Lebens. Während bekanntlich unsere Kenntniß von der anorganischen Welt durch die innerhalb der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Physik und Chemie gemachten Fortschritte sehr beträchtlich erweitert wurde und während andrerseits die Lehre Darwins erheblich dazu beigetragen hat, uns Aufklärung zu verschaffen über die Entwicklung und Vervollkommung der organischen Schöpfung, so ist doch gerade jenes Terrain, wo die beiden Gebiete — das Reich des Anorganischen und das des Organischen — sich berühren, der Forschung bisher fast völlig verschlossen geblieben. Denn so oft man auch das Vorhandensein einer „Urzeugung" d. h. die Entstehung organischen Lebens aus unorganisirter Materie nachzuweisen und somit die Allgemeingültigkeit des alten Satzes: Omne vivum ex ovo (Alles Lebende kommt aus dem Ei) zu widerlegen versuchte, mußte man sich gestehen, daß alle auf diese Frage bezüglichen Versuche und Beobachtungen eine derartige Annahme für die heutige Schöpfung keineswegs rechtfertigen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß in einer früheren Erdepoche ein solcher Vorgang nicht einmal stattgefunden habe; vielmehr werden wir, wenn wir nicht von vornherein auf die Einheit der Naturanschauung verzichten wollen, einen Modus finden müssen, welcher die Entstehung der belebten (organischen) aus der todten (anorganischen) Materie erklärt und zugleich die wichtigsten Functionen der Organismen, nämlich: Bewegung, Ernährung, Wahrnehmung und Fortpflanzung, von Vorgängen anorganischer Natur ableitet. Dabei muß freilich, da, wie soeben bemerkt, das Experiment und die directe Beobachtung bisher über diese Frage keine Aufschlüsse geliefert haben, die auf theoretische Folgerungen und Analogieschlüsse sich stützende Naturbetrachtung an die Stelle der soeben erwähnten Hülfsmittel treten und darf unter solchen Umständen ein kürzlich erschienenes Buch*), welches die erste Entstehung organisirter Materie in den Urzeiten und das erste Zustandekommen der soeben bezeichneten organischen Functionen zu erklären versucht und auch in anderer Beziehung über die im Thier- und Pflanzenkörper sich abspielenden vitalen Vorgänge Licht verbreitet, das Interesse der gebildeten Kreise für sich in Anspruch nehmen.

Ausgehend von der Thatsache, daß noch in unsrer heutigen Schöpfung die auf niedrigster Stufe stehenden Lebewesen aus einer eiweißartigen schleimigen Substanz (Protoplasma, bei Thieren wohl auch als Sarkode bezeichnet) bestehen und daß der Kohlenstoff in dem thierischen und pflanzlichen Stoffwechsel eine wichtige Rolle spielt — hierauf sich stützend nimmt Philipp an, daß eine eiweißartige aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und einigen anderen Bestandtheilen zusammengesetzte, aber noch unbelebte colloide Masse (Gallerte) das Substrat für die Entstehung der ersten Organismen gebildet habe. Diese Substanz, welche nach unserem Autor als geologische Schicht zu betrachten ist (welche Bedingungen der Entstehung derselben zu Grunde lagen, darüber wissen wir ebenso wenig etwas Bestimmtes, wie darüber, warum der Granit ein Gemenge und nicht eine gleichartige Mischung seiner Bestandtheile oder welches die Entstehungsgeschichte dieser Bestandtheile ist; die Bildung einer solchen Schicht erscheint aber weniger räthselhaft, wenn wir bedenken, daß organische und anorganische Stoffe denselben chemisch-physikalischen Gesetzen unterliegen und daß erstere in nicht geringer Zahl künstlich aus ihren Elementen durch Synthese hergestellt werden können) — diese Schicht also unterlag gleich nach ihrer Bildung einem Verwitterungsproceß, bestehend in einer langsamen Verbrennung durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre, und gab dadurch den ersten Anstoß zur Entstehung des organischen Lebens, dessen Erscheinungen bekanntlich ebenfalls auf einen langsamen Verbrennungs- (Oxydations-), sowie auf einen eigenthümlichen Reductions- (Desoxydations-) Proceß zurückzuführen sind. Wir betonen hierbei das Wort: „Proceß", denn der Philipp'schen Theorie liegt eben die Anschauung zu Grunde, daß das, was wir als „organisches Leben" bezeichnen, nicht als eine Eigenschaft gewisser Naturobjecte, sondern vielmehr als ein Vorgang, als ein in gewissen Stoffen sich abspielender Proceß betrachtet werden müsse und daß derjenige, welcher zu sicheren Folgerungen bezüglich der anorganischen und organischen Körper gelangen will, nicht das „Sein", sondern das „Werden" derselben ins Auge zu fassen habe. — Um uns von den zwischen dem besagten Oxydationsproceß und dem organischen Leben bestehenden Beziehungen eine Vorstellung zu machen, brauchen wir uns übrigens blos an eine Erscheinung zu erinnern, die uns in unseren Kinderjahren häufig ergötzte, nämlich an die auf einem nahezu verbrannten Papier hin- und hereilenden Funken. Wie bei dem zuletzt erwähnten Material, nachdem dasselbe zum größten Theile verbrannt ist, der Nahrungsstoff nicht mehr genügt, um eine Flamme zu unterhalten, sondern nur diejenigen Punkte am Glühen bleiben, welche in Folge der Unebenheiten des Papiers noch den meisten Nahrungsstoff enthalten — in analoger Weise behielten, nachdem der größere Theil der soeben erwähnten eiweißartigen Schicht sofort nach deren Entstehen oxydirt war, in Folge der ungleichmäßigen Auflagerung der Gallerte auf ihrer Unterlage einzelne Stellen noch Nahrungsstoff übrig, der hinreichend war nicht nur eine Verbrennung an diesen Punkten zu unterhalten, sondern auch den Verbrennungsproceß zunächst gelegener, schon abgestorbener Punkte, welche noch nicht den letzten Rest von Nahrungsstoff eingebüßt hatten, wieder einzuleiten. Auch ergeben sich für die beständige Aufrechterhaltung des die Grundlage des organischen Lebens bildenden Verbrennungsprocesses zwei Bedingungen, nämlich: 1) daß, wie oben bemerkt wurde, das oxydirte Material die Eigenschaft besitzen mußte, unter irgend welchen beständigen oder periodisch wirkenden äußeren Einflüssen den Oxydationsproceß rückgängig zu machen d. h. den aufgenommenen Sauerstoff wieder abzugeben — eine Eigenthümlichkeit, wie sie bekanntlich mehreren Substanzen resp. Mischungen verschiedener Substanzen zukommt — und 2) daß die Verbrennung langsam genug von Statten ging,

*) Ueber Ursprung und Lebenserscheinungen der thierischen Organismen. Lösung des Problems über das ursprüngliche Entstehen organischen Lebens in unorganisirter Materie von S. Philipp. Leipzig 1883, Ernst Günthers Verlag.

daß eben das oxydirte Material unterdeß Zeit genug hatte, den besagten Regenerations- (Reductions-) Proceß durchzumachen. Dieselben Eigenschaften, welche wir heutzutage an den organischen Körpern erkennen, müssen wir — wenn auch nur in den Grundzügen — ihrer allerersten Entwicklungsstufe zuschreiben und dementsprechend folgern, daß die sich allmählich oxydirende Masse das erste Entwicklungsstadium des Thierreichs, dagegen derjenige Theil der Masse, in welchem der Reductionsproceß vor sich ging, die Grundlage des Pflanzenreiches — den Pflanzen kommt bekanntlich die Eigenschaft zu, durch Zerlegung der Kohlensäure unter dem Einflusse des Lichtes Sauerstoff auszuscheiden — bildete.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, wie die von unserm Autor aufgestellte Theorie die gegenseitige Abhängigkeit der Thiere und Pflanzen und den Kreislauf der Materie schon in dem allerfrühesten Stadium des organischen Lebens zur Geltung bringt. Nun ist freilich ein Verbrennungsherd noch ebenso wenig ein Thier, wie ein desoxydirendes Verbrennungsprodukt eine Pflanze ist, es mußten vielmehr noch einige andere Umstände hinzukommen, um das thierische und pflanzliche „Ich" d. h. die Individualität herauszubilden und um jene für die Organismenwelt charakteristischen Vorgänge: Bewegung, Ernährung, Empfindung und Fortpflanzung, zu ermöglichen. Was die Entwicklung der ersten thierischen und pflanzlichen Individuen anlangt, so wurde nach unserem Gewährsmanne die Entstehung derselben dadurch bedingt, daß die Urgallerte, in welcher der Verbrennungsproceß nach Art der im halbverbrannten Papier auftretenden Funken weiter fortschritt, nicht eine zusammenhängende Masse bleiben konnte, daß vielmehr äußere Einflüsse, wie z. B. das Wallen des Meeres, in welchem wir uns diese Schicht entstanden denken müssen, zunächst eine Zerreißung resp. Durchlöcherung derselben zur Folge hatten und daß nach Wegspülung der verbrannten Produkte der den Urtypus des Thierreichs bildende Verbrennungsherd schließlich als ein isolirtes Individuum übrig blieb, während andererseits für die verbrannten Produkte, welche als von einer Hülle umgebene Cytoden (kernlose Plasmaklümpchen) die Anfänge des Pflanzenreichs repräsentiren, die Entstehung einer isolirten Individualität dadurch bedingt war, daß sie ebenso wie die Verbrennungsherde eine im allgemeinen von der Natur des verbrannten Materials abhängige bestimmte Form und Größe haben mußten. Was die Bewegungsfähigkeit der thierischen Organismen anlangt, so haben wir uns diese Eigenschaft als ursprünglich aus rein mechanischen Verhältnissen hervorgegangen vorzustellen. Sobald nämlich in dem Oxydationsherd, den wir nicht etwa als einen mathematischen Punkt, sondern als ein bestimmtes Quantum von in Verbrennung begriffenem Material aufzufassen haben, während des Processes der Brennstoffreichthum allmählich sank und nunmehr eine benachbarte Stelle mehr Nahrungsstoff besaß als diejenige, welche der Verbrennungsproceß inne hatte, kam es dadurch, daß der Verbrennungsherd nach diesem Punkte hin um ein kleines Stück vorrückte, zu der auf Nahrungsaufnahme und Nahrungserwerb abzielenden Ortsbewegung, sowie auch zu den demselben Zwecke dienenden „amöboiden Bewegungen" (Erlangung von Nahrung durch von dem Schleimkörper der Amöbe ausstrahlende Lappen), wie solche bei den niedrigsten jetzt lebenden Vertretern des Thierreiches beobachtet werden. Dasselbe Moment, welches in der soeben erwähnten Weise die dem Zwecke des Nahrungserwerbs dienende Ortsbewegung hervorruft, bedingt übrigens auch jene inneren Bewegungen oder Saftströmungen, welche den Organismen eigenthümlich sind. Da nämlich einzelne Theile des Oxydationsherdes in ihrem Plasma mehr Nahrungsstoff enthalten als andere, so müssen die eine größere Menge von Nährmaterial enthaltenden Stellen des Oxydationsherdes auf die nahrungsarmen Stellen in analoger Weise einwirken, wie ein außerhalb befindlicher Nahrungsstoff auf den ganzen Oxydationsherd einwirkt, d. h. es müssen sich jene Saftströmungen bilden, deren Tendenz ist, den Gleichgewichtszustand bezüglich des Nahrungsgehaltes der einzelnen Theile wieder herzustellen. Auch darf man aus dem Umstande, daß diese Saftströmungen nur während des Lebens des Organismus vorhanden sind, nicht etwa folgern, daß irgend ein mystisches belebendes Princip existire, mit dessen Zugrundegehen die Saftströmungen aufhören. Vielmehr ist offenbar das Umgekehrte richtig, nämlich: daß der Organismus als solcher nur so lange bestehen kann, als die Säfte desselben im Strömen begriffen sind und daß das, was wir als Leben zu bezeichnen pflegen, nämlich der Stoffwechsel und die übrigen Erscheinungen der organischen Welt, durch das gemeinsame Wirken der beiden Vorgänge der Oxydation (resp. Desoxydation) und der Saftströmungen bedingt wird.

Um nochmals auf die den thierischen Organismen eigenthümliche Ortsbewegung zurückzukommen, so gibt es bei den Betrachtungen über diese Function allerdings noch einen Punkt, welcher einer Erklärung bedarf. Zugegeben nämlich, daß infolge der Fortsetzung eines Verwitterungsprocesses in einem eiweißartigen Schleim sich Verbrennungsherde bilden und sich in der Art von Moneren*) bewegen, so muß in diesen Moneren — wenn wir sie so nennen dürfen — doch eine Eigenschaft vorhanden sein, die bei ihrer Isolirung ganz dieselben Bewegungen und momentanen Körperänderungen veranlaßt, welche ursprünglich, als sie nur einen Verbrennungsherd in einer compacten Schleimmasse bildeten, von äußeren in der umgebenden Masse liegenden Ursachen hervorgebracht wurden. Für die Fortdauer dieser Erscheinungen, welche nicht ohne Weiteres als bloße Beibehaltung nach dem Trägheitsgesetze aufgefaßt werden darf, sowie auch für jene langsamen gleichmäßigen Bewegungen vieler niederen Thiere (wie z. B. für die Wimperbewegungen der Infusionsthiere) muß also eine andere Erklärung gesucht werden. Wenn man, wie öfters geschieht, sagt: die Organismen haben sich an bestimmte Bewegungen gewöhnt und setzen dieselben auch dann fort, wenn der zum Zustandekommen derselben erforderliche Anstoß nicht mehr vorhanden ist, so wird damit im Grunde nichts erklärt. Der Naturforscher, welcher den Zusammenhang der organischen und anorganischen Welt nachweisen will, muß vielmehr die physische Basis des organischen Princips „Gewohnheit" nachzuweisen und von ihr die betreffenden Vorgänge abzuleiten suchen. Dies erreicht unser Autor durch die Lehre vom „Kreisproceß", d. h. indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß in analoger Weise, wie bei vielen in Bewegung versetzten anorganischen Körpern z. B. bei einer Metallsaite gewisse Bewegungen resp. Schwingungen in regelmäßiger Aufeinanderfolge sich aneinander reihen, so auch beim organischen Körper gewisse auf einander folgende Vorgänge so unter sich verbunden sind, daß nach Ablauf derselben der erste in der Reihe sich wiederum an den letzten anschließt. Wie beim Edison'schen Phonographen die von der menschlichen Stimme in Schwingung versetzte Metallplatte mit Hülfe eines beweglichen Stiftes auf den Staniol Eindrücke hinterläßt, die ihrerseits wiederum die nämlichen Schwingungen, durch welche sie selbst hervorgebracht wurden, erzeugen, so rufen im Organismus gewisse Vorgänge bestimmte Veränderungen hervor, die ihrerseits wieder es bewirken, daß die ursprünglichen Vorgänge analog den stehenden Wellen anorganischer Körper sich in bestimmter Aufeinanderfolge wiederholen. Als solche Vorgänge und zugleich als Phasen eines solchen Kreislaufs müssen z. B. Nahrungsaufnahme, Verdauung und Absonderung gelten, wobei freilich bemerkt werden muß, daß beim höheren Thier und namentlich beim Menschen nicht ein einfacher Kreisproceß stattfindet, sondern eine größere Anzahl solcher, welche sich gegenseitig durchdringen oder neben einander hergehn. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die geistreichen Ausführungen, durch welche Philipp den Kreisproceß und seine Bedeutung für die Organismenwelt erläutert, hier im Einzelnen wiedergeben. Erwähnt sei hier nur noch, daß derselbe ebensowohl jene Acte, welche täglich von uns ausgeführt werden, ohne daß wir uns

*) Unter der Bezeichnung „Moneren" faßt E. Häckel bekanntlich die des Kernes entbehrenden Gattungen Monas und Vambyrella und mehrere ebenfalls kernlose rhizopodenähnliche Formen zusammen.

dieselben zum Bewußtsein bringen*), wie jene Eigenheiten, deren fast jeder Mensch eine gewisse Anzahl besitzt, auf Handlungen zurückführt, die ihren Ursprung in vorübergehenden körperlichen Zuständen haben und dadurch, daß sie durch den Kreisproceß mechanisch wiederholt werden, als Gewohnheit sich einbürgern. Außergewöhnliche Bewegungen und Handlungen sind nach unserem Autor zu betrachten als durch äußere Anstöße oder durch Erregung gewisser Nervencomplexe bedingte Vorgänge, welche die Kreisprocesse durchbrechen, unter Umständen auch durch die Veränderungen, die sie im Organismus hervorrufen, dieselben modificiren. Einen für sich bestehenden Willen glaubt Philipp selbst bei den höchst organisirten Thieren und beim Menschen nicht annehmen zu sollen. Indem er vielmehr darauf hinweist, daß Schwanken und Wählen nur bei ungefährer Gleichartigkeit der Antriebe eintritt und daß dasselbe nicht die Folge des Bewußtwerdens dieser Gleichartigkeit, sondern vielmehr die Folge dieser Gleichartigkeit selbst darstellt, indem er ferner annimmt, daß diejenigen Motive, welche der Charakter und das Temperament des vor einen Entschluß Gestellten zur Entscheidung über dessen Handlungen hinzubringen, durch diese Factoren von vornherein bestimmt sind, gestützt auf diese und analoge Schlüsse faßt Philipp seine Betrachtungen über die betreffende Frage dahin zusammen, daß nicht ein mystischer Wille unsere Bewegungen resp. Handlungen hervorbringt, sondern daß periodisch wiederkehrende Erregungen von Nervencomplexen, welche in letzter Instanz Modificationen des Stoffwechsels derselben sein müssen, alle thierischen Bewegungen, die nicht von außenher veranlaßt werden, unmittelbar bewirken. Ebenso wie aber das, was wir als Willensäußerung bezeichnen, sich im Grunde auf Veränderungen des Stoffwechsels zurückführen läßt, beruht auch die Function der Wahrnehmung auf Störungen dieses Processes, mögen dieselben ursprünglich durch chemische, elektrische oder mechanische Anlässe hervorgerufen sein. Während bei weiterer Ausbildung und Differentation der thierischen Organismen noch mannichfache complicirende Begleiterscheinungen hinzutreten, welche möglicherweise die Verschiedenheit der Wahrnehmung in unseren verschiedenen Organen wie: Auge, Ohr, Nase u. s. w. hervorbringen, kann das Wahrnehmen selbst, das allen Sinnen gemeinsame Reagiren nur ein gemeinsames Princip, nämlich eine Störung des Stoffwechsels sein, denn nur in dem Falle, daß die besagten Störungen diesem Processe, den wir als den eigentlichen Kern des organischen Lebens zu betrachten haben, sich mittheilen, können echte organische Reactionen zu Stande kommen.

Wenn wir ferner fragen: Worauf beruht der den organischen Wesen eigenthümliche Vorgang der Fortpflanzung? — so bezeichnet Philipp als die einzige richtige Antwort hierauf diejenige, welche Häckel in den Worten gibt: „Fortpflanzung ist Wachsthum über das individuelle Maß hinaus." Hierbei ist besonders zu bemerken, daß die Triebe der Selbsterhaltung und Fortpflanzung bei den frühesten und einfachsten organischen Wesen als noch gar nicht vorhanden angenommen werden dürfen, daß sich vielmehr nach unserem Autor die Erzeugung neuer Individuen ursprünglich als ein rein mechanischer Proceß vollzieht. Da nämlich, wie oben bemerkt, der Verbrennungsherd und folglich auch das „Urmoner" — so bezeichnen wir den durch Lostrennung von dem verbrauchten Material entstandenen Organismus — eine von der Natur der eiweißartigen Grundsubstanz abhängige ziemlich beständige Größe haben muß, so wird, sobald das an der äußersten Grenze dieser Größe angelangte „Urmoner" ein Quantum zersetzbaren Materials als Nahrung aufgenommen hat, dasselbe sich nicht mehr als eine Einheit erhalten können, sondern ebenso, wie wir es beim glimmenden Papier beobachten können, sich in zwei verschiedene Individuen theilen.

Wir haben im Vorhergehenden die Grundgedanken der Philipp'schen Schrift — soweit dieselbe den Zusammenhang und die Uebereinstimmung zwischen belebter und unbelebter Schöpfung nachzuweisen und die organischen Functionen von Vorgängen anorganischer oder genauer gesagt mechanischer Natur herzuleiten versucht — wiedergegeben. In hohem Grade bemerkenswerth sind ferner noch jene Betrachtungen, welche unser Autor über die Entstehung der Arten, über diejenigen Momente, welche die Vererbung von Eigenschaften bedingen, sowie über den Lebenslauf der Organismen und über das Wesen der Kraft im Allgemeinen und der Muskelkraft im Besonderen anstellt und wobei derselbe von zum Theil ganz neuen Gesichtspunkten ausgeht. Wenn man auch in der Theorie Philipps eine endgültige Lösung des Problems von der ersten Entstehung des organischen Lebens nicht erblicken will, so wird man doch zugestehen müssen, daß dieselbe den Weg anzeigt, auf dem Naturwissenschaft und Philosophie weiterstreben müssen, wenn sie sich überhaupt einen Einblick in die vitalen Vorgänge verschaffen wollen. „Mag man — so bemerkt der besagte Forscher — immerhin Atome, Molecüle, Plastidule u. dergl. annehmen, aber man hüte sich davor diesen Einheiten, welche nicht wahrgenommen werden können und in der wahrnehmbaren Welt keine Analoga besitzen, Eigenschaften eigens zu dem Zwecke beizulegen, um aus ihnen die Dinge der uns umgebenden Welt der Erscheinungen zu construiren. Man wird dadurch nichts weiter erreichen als eine Antwort auf die Frage: Wie müßten die Atome beschaffen sein, wenn sich aus ihnen die uns umgebende Natur construiren lassen soll? Wir erhalten dadurch aber keinen Aufschluß über die Frage: Welches sind die Zusammenhänge der Erscheinungen in der wahrnehmbaren Welt? — um deren Lösung es uns vor Allem zu thun ist."

*) „Wenn ich die Gewohnheit habe — sagt Philipp — beim Nachdenken in kurzen Zwischenräumen abwechselnd zu sitzen und im Zimmer hin- und herzugehen, so war dieser Vorgang, als er zuerst entstand, eine Abänderung der gewöhnlichen täglichen Bewegung. Er war vielleicht hervorgerufen durch irgend welche Aufregung und Unruhe, welche kein langes Sitzen gestattete. Diese aus den erstmaligen derartigen Bewegungen, welche durch irgend eine Veranlassung entstanden waren, hervorgehende eigenartige zeitweise Erregung gewisser Nervencomplexe wurde nun beibehalten und kehrt täglich zu einer bestimmten Zeit wieder."

Literatur und Kunst.

Theodor Heyse.

Ein Nachruf.

Von Karl Hillebrand.

Am 10. Februar ist in Florenz Theodor Heyse in seinem 81. Lebensjahre ruhig verschieden. Sein Tod ging stille vorüber wie sein Leben vorübergegangen war. Nur die engste Freundschaft wachte an seinem Sterbelager, begleitete den Todten zur letzten Wohnung, wie sich sein Leben im kleinen Kreise der Freundschaft bewegt hatte. Aber nicht das Geräusch und die Menge liefern den Maßstab für die Bedeutung der Persönlichkeit: die Tiefe der Wirkung auf die Erwählten, die er sich nahe kommen ließ, der Genuß, die Anregung, die Erhebung, welche diese aus seinem Wesen gezogen, die Empfindung der Lücke, welche in ihrem Dasein mit dem Verscheiden eines Solchen eingetreten, — sie sagen beredt und eindringlich genug, was ein Mann wie Heyse war. Florenz ist vermindert durch diesen Verlust, denn für uns Alle gehörte er zu Florenz, wie Palazzo Vecchio dazu gehört. Selbst wenn man ihn Wochen lang nicht sah, man hatte das Gefühl, er ist da, wir athmen dieselbe Luft, es ist kein Schatten, keine bloße Erinnerung, er selbst lebt und ist hier, der Vertreter einer andern Zeit, der Zeuge ihrer Wirklichkeit.

Der Vertreter einer andern Zeit; darin lag in der That, nächst der in sich vollendeten Persönlichkeit, der Zauber, den Heyse auf die Menschen ausübte. Er war so frühe aus Deutschland weggekommen, daß die Entwicklung der deutschen Weltan-

schauung, wie sie sich seit 1840 vollzogen, ganz spurlos an ihm vorübergegangen ist, während doch auch die Fremde, in der er ein halbes Jahrhundert zugebracht (1832—1884), ihn nicht wesentlich beeinflußte. Alles, was er that, dachte, fühlte, war die Fortbildung der Keime, die er in den ersten dreißig Jahren seines Lebens in sich aufgenommen. Wohl nahm er lebhaft Theil an der politischen Entwicklung seines Vaterlandes, wohl war er stets ein beschaulich aufmerksamer Zuschauer des italienischen Lebens, des öffentlichen, wie des häuslichen, des psychologischen vornehmlich, aber man kann nicht sagen, daß sie je ein integrirender Theil seines inneren Lebens geworden seien. Dazu war er zu sehr Künstler — lyrischer Künstler —; er lebte in sich und nichts begünstigt solchen berechtigten Egoismus mehr als die Fremde, wo wir mit den Menschen nicht so leicht in eine störende Berührung der Interessen gerathen, wo die Concurrenz, die Mutter so vieler im Menschen schlummernden bösen Geister, die Rücksicht, welche uns so Manches von unserm Selbst zu opfern verleitet, zurücktreten; wo man unbehinderter als daheim das Schauspiel der Weltkomödie, wie das Mysterium des eigenen Innern, vor sich vorübergehen lassen kann. Heyse war der ideale Deutsche von 1830. Auch als Philologe soll er ein würdiger Repräsentant jener Zeit gewesen sein, was Schreiber dieses kaum zu beurtheilen im Stande ist. In seiner ganzen Weltanschauung jedenfalls war er der echte Idealist aus jener Zeit. Seine Gedichte — ehe der Platen'sche Einfluß ihn auf Irrwege führte — lesen sich wie Eichendorff'sche. Doch war ihm die eigentliche Romantik nicht sympathisch. Er war ganz von Goethe durchdrungen, kannte ihn wie Wenige, trug ihn immer auf den Lippen. In ihm selber mischte sich in echt Goethe'scher Weise Empfindsamkeit und Temperament. Das vertrug sich, wie wir's ja so oft an jenem Geschlecht gesehen, sehr wohl mit seiner Frömmigkeit, die freilich von positiver Religion sehr entfernt war. Das Dogma war ihm antipathisch; er hielt sich ferne davon wie vom äußeren Gottesdienst; ich glaube nicht, daß er die Lehren von der Erbsünde, der Gnadenwahl, der Erlösung je so recht angefaßt und nach ihrer Berechtigung gefragt; aber es ging ihm ebenso mit der Philosophie: jedem entschiedenen ins Auge Fassen eines philosophischen Problems und dialektischer Prüfung ging er gerne aus dem Wege: er gefiel sich im Unbestimmten, das seiner lyrischen Natur zusagte und sich den Stimmungen leicht anbequemt. Ohne nach dem Warum dieses ungeheuern Weltkampfes zu fragen, blieb er ruhig auf dem ihm darin angewiesenen Posten, etwas abseits vom Schlachtfelde, ohne Ehrgeiz, aber treulich seine Pflichten erfüllend, d. h. sein eigenstes Wesen entwickelnd, ausbildend, bejahend. Gottergebenheit, d. h. Resignation ins Unvermeidliche, dankbare Annahme des ihm Gebotenen, ein stetes Gefühl der Allgegenwart göttlichen Geistes wie des lebendigen Zusammenhanges aller Dinge bildeten seine Religion, die eigne edle Natur den Maßstab seiner Moral. Im Uebrigen ließ er „den lieben Gott walten" mit Jung-Stilling'scher Zuversicht und — mit Jung-Stilling'schem Glücke. Gefühl war ihm Alles, Name nur Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. So ragte er in unsere positive Zeit hinein wie eine Säule der Vergangenheit. Die, welche jene Vergangenheit nur aus Büchern und von Hörensagen kennen, werden nie ahnen, welch einen Zauber der Umgang mit einem solchen Ueberlebenden üben konnte.

Wunderbar mischte sich in Heyse's Natur robuste, fast leidenschaftliche Sinnlichkeit mit ruhiger Beschaulichkeit, gesündester Egoismus mit fast ascetischer Genügsamkeit, stolzes Selbstbewußtsein mit bescheidener Anerkenntniß jedes fremden Verdienstes. Eigentlicher Menschenkenntniß ermangelte er durchaus und er that gern Alles mit Sympathie und Antipathie ab; die Individualität der Frauen namentlich entging ihm ganz, obschon sein liebedurchstürmtes Leben ihm schon der Gelegenheiten genug geboten, sie kennen zu lernen. Gegen Männer machte ihn sein Stolz oft empfindlicher als billig. Je bescheidener seine Existenz war, um so mehr wollte er in ihr respectirt sein. Sein Freiheitsbedürfniß war ein fast ungemessenes: seine Pflichten als Lehrer, als gelehrter Arbeiter im Dienste Anderer erfüllte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit; aber in Allem wollte er sein eigener Herr sein. Von Niemandem nahm er auch nur die leiseste Wohlthat, ja nur eine vorübergehende Gastfreundschaft an, so eifersüchtig war er auf seine Unabhängigkeit, so ängstlich Verbindlichkeiten einzugehen, die ihn irgendwie fesseln könnten. Er nahm und verlangte wenig Rücksicht: nur sollte man ihm in seiner Natur gewähren lassen. Alles was ihm zuwider oder nur unbequem war, Alles womit er nichts Rechtes anzufangen wußte, lehnte er stets mit sicherem Instincte ab. So hat er würdevoller und imposanter als ein Fürst Jahrzehnte lang in seinem kleinen Studentenstübchen — Schlafzimmer, Eßzimmer, Studirzimmer zugleich — gehaust, allein mit seinem Aeschylos und seinen Kanarienvögeln, erwärmt von seinem deutschen Oefchen und der italienischen Sonne, die drüben Bello Sguardo vor seinen Blicken vergoldete. Da ertheilte er seine Audienzen; da, wie in früheren Jahren bei den Symposien der Trattoria, die sich oft stundenlang hinzogen, ließ er die Fülle seiner Lebensweisheit, die ahnungsvollen Bilder seiner Phantasie, die Erinnerungen seines innerlich tief bewegten Lebens vor den Freunden vorüberströmen. Und da wurde nichts bemäntelt, halbverschwiegen, schöngefärbt: Alles war echt und wahr, wie denn die Echtheit und Wahrheit einen Grundzug seines Wesens bildete. Nie wollte er mehr oder anders scheinen als er war; er kannte sich selbst von Grund aus, seine Grenzen wie seine Fähigkeiten; und er war immer er selbst: Alles bewußte und unbewußte Rollespielen war ihm durchaus fremd. Nie hat er Jemandem, auch nur indirect, geschmeichelt, nie seine Meinung zurückgehalten.

Ich glaube nicht, daß Heyse's Arbeiten, so verdienstvoll sie sein mögen, einen auch nur annähernden Begriff von dem Reichthum und von der Art seines Geistes geben können: den zu gewinnen mußte man ihn hören. Bei einigen dieser Arbeiten, wie bei seiner Ausgabe der alttestamentlichen Vulgata und der Entdeckung der Dantebriefe, mußte er das sic vos non vobis bitter genug erfahren, und obschon Tischendorf wie K. Witte sein Antheil nicht ganz verschwiegen, so hatten sie es doch nicht in das gebührende Licht gestellt und Niemand weiß heute dem unermüdlichen Arbeiter und dem glücklichen Sucher Dank für jene Bearbeitung und diese Entdeckung, die ganz sein Werk waren. Sein Clemens Alexandrinus, den er für Dr. Pusey und dessen Gesinnungsgenossen mit unsäglicher Mühe bearbeitet, liegt ungedruckt im Pulte. Nur seine Ausgabe des Catull und seine metrische Uebersetzung desselben sind ins — gelehrte — Publicum gedrungen und haben die vollste Anerkennung gefunden. Die Arbeit seiner letzten zehn Lebensjahre — die Textausgabe der Orestia — wartet eines Verlegers, und wenn, wie zu hoffen Grund ist, dieselbe im Druck erscheint, wird sie, so fürchte ich, mehr Verwunderung über die Kühnheit des Conjecturanten als Bewunderung seines Scharfsinnes hervorrufen. Heyse, der ein so schönes Latein schrieb und im intimen Verkehr sowie in Briefen und Tagebüchern seine Gedanken so klar und schön ausdrückte, hatte eine unüberwindliche Scheu vor der öffentlichen Aeußerung seiner eignen Ideen und so wollte er es auch dem Leser seines Aeschylus überlassen, selber herauszufinden, auf welchem Wege er zu gewissen Conclusionen gelangt, was freilich eine kaum zulässige Zumuthung war; denn dazu bedürfte der Leser zweierlei: Heyses Lesergenie und Heyses diplomatische Kenntnisse. Wohlüberlegt und ohne Uebertreibung sage ich „Genie": denn in der Fähigkeit sich mit seinem Autor zu identificiren, wie er zu denken, seinen Ausdruck zum seinigen zu machen, sich in ihm bis zum Aufgehen seiner selbst zu versenken, war er einzig; und diese Fähigkeit durfte wohl die Kühnheit seiner Nachdichtungen — so darf man wohl gewisse seiner Conjecturen nennen — entschuldigen. Er selbst war sich dieser seiner Ueberlegenheit wohl bewußt. „Du weißt," schrieb er in der Vorrede zum Catull an seinen Neffen Paul, „Du weißt, daß ich von jeher eine gewisse Abneigung gegen das Schreiben hatte und ihm gegenüber einem denkenden Lesen den entschiedenen Vorzug gab. Vielschreiberei schien mir, wie Vielherrschaft, eine Krankheit der Ueberwucherung. Ich hatte einen hohen Begriff gefaßt von der Gewalt und Würde des Wortes. Das Wort, sagte ich mir, läßt sich nicht ungestraft mißbrauchen:

es ist ein Mann und wächst wohl eben darum Vielen über den Kopf, weil es immer schwerer wird ein Mann zu werden. Niemand zwingt es, der sich selbst nicht besitzt, wie Keiner befehlen darf, der nicht gehorchen lernte. Auch haben verschiedene Zeiten einen sehr verschiedenen Grad von Gehörfähigkeit, weshalb denn in manchen mit Wenigem viel zu wirken ist, in andern mit Allem nichts. Genug, ich meinestheils, der ich einem Jedem seinen Weg frei stelle, wenn er nur einen hat und geht, verzichtete ohne Kampf auf die wandelbaren Ehren des Schriftstellers und nahm mir vor, Alles daran zu setzen, um wo irgend möglich es zu einem guten Leser zu bringen."

Zu dieser aufs Höchste ausgebildeten Gabe kam die vollständige Beherrschung der antiken Metrik und die große Erfahrung in der Diplomatik. Heyse erkannte auf den ersten Blick das Alter eines Codex und selbst vor einem Drucke zauberte ihm sein Gedächtniß die Buchstaben des Manuscriptes vor das innere Auge und erklärte ihm leicht, wie dies oder jenes Wort vom Copisten hatte mißverstanden werden können. Sein Verfahren war eher ein künstlerisches, wie das der Humanisten, als ein wissenschaftliches im modernen Sinne des Wortes; und er war sich dessen wohl auch bewußt, wenn er gegen uns den sibyllinischen Spruch fallen ließ: „Ja, ja, Kunst ist die Schuld, und Wissenschaft die Sühne." Wie jene großen Vorgänger der Renaissance hatte er fast keine Hülfsmittel; er verschmähte sie, verließ sich ganz auf sich selber: ein paar dürftige Schulwörterbücher bildeten all sein Handwerkszeug. Alia nulla erant subsidia, sagt er in seiner schönen Vorrede zu den Auszügen aus Polybius; citavi neminem; nemo me citabit. Feram, modo ne crimini vertant quod inopiae fuit... Non ignoro equidem nunc ita fere fieri libris quemadmodum bella geruntur in quibus commodius esset armis sine milite, quam milite sine armis. Indices κατὰ στοιχεῖα pro Apolline; librorum ex libris promptissima ea spontaneaque generatio. Ego autem veteris luctae more, nudus ad certamen accessi: si quid robore meo, si mente, memoria, meditatione proficere possem, id totum quantulumcunque operi impensurus.

Es wäre leicht ein Mißverhältniß zu finden in diesem Aufwande geistiger Thätigkeit und deren Ergebniß. Aber wo ist dieses Mißverhältniß nicht? Steht etwa der Genuß, den der leidenschaftlichste Kunstliebhaber, auf dem Rücken liegend, aus dem gelegentlichen Anblick der Sixtinischen Decke zieht im entferntesten Verhältnisse zu den sechs Jahren, die Michelangelo in unausgesetzter Arbeit seinem Meisterwerke gewidmet? Was ist denn Leistung, greifbare Leistung, selbst die höchste, gegen die darauf verwandte Geistesthätigkeit? ein Attestat, oft ein ganz unzureichendes, daß der So und So ein bedeutender Kopf gewesen; viel mehr nicht; für den, der sie geliefert, war sie der Inhalt eines ganzen reichen Lebens.

Ich sprach von Heyses Beredtsamkeit, wenn man das Wort aufs Gespräch anwenden darf, und von seinem Sprachgefühl, und ich that es nicht zufällig oder beiläufig; denn die Sprache war sein eigenstes Object, hier lag die Einheit wie die Kraft seines Geistes. Das mag er vom Vater ererbt haben, jedenfalls erkannte er früh diesen seinen Beruf und blieb ihm treu bis ans Ende. Aber er war ein Sprachkünstler, kein Sprachvirtuos — wie denn überhaupt alle Virtuosität, cleverness und dergleichen seiner grundwahren Natur höchst zuwider war, obschon er Italienisch gewählt, Französisch und Englisch correct und bequem sprach: allein die alten Sprachen und sein geliebtes Deutsch waren doch die Stoffe, an denen er seine Fähigkeiten am liebsten übte, wo sie am herrlichsten glänzten. Er war ein ausgezeichneter Vorleser und im Gespräch habe ich nur Victor Cousin gekannt, der sich mit ihm hätte messen können, obgleich seine Redeweise das gerade Gegentheil von der des Karfunkel sprühenden Philosophen war. Ruhig und eben strömte der Fluß seiner Rede: jeder Satz war mit allen Relativ- und Nebensätzen abgerundet, der Ausdruck stets der treffendste ohne Suche und Besinnen, die Gleichnisse flossen natürlich und stets überzeugend ein und tiefsinnigste Deutungen erschienen in knappster Fassung. Alle Affectation war dem Accent wie den Worten fern; doch war es nicht die Volkssprache mit ihrer Derbheit, sondern die gebildete Sprache, die er redete, und um so größer ist das Verdienst, daß sie stets unmittelbar und direct blieb, was bei unsrer Schriftsprache so selten geworden. Und welches Leben! Wie das Alles, im Augenblick erzeugt, sich unter leichtem Kreisen seinem Innersten entwand! Nichts Vorbereitetes, kein stereotyper Ausdruck, Alles originell, in jedem Wort die Persönlichkeit und die augenblickliche Stimmung wiedergebend.

Denn Alles an ihm war eigen — mit Ausnahme vielleicht gewisser litterarischer Urtheile, wo ihn die deutsche Tradition etwas zu sehr beherrschte; so ist er Heinen nie ganz gerecht geworden; er überschätzte Platen; seine Pietät hinderte ihn Schillern, der ihm nicht congenial war, mit Schiller'scher Strenge zu nahe zu treten; Virgil und Tasso beurtheilte er stets nach der Schlegel'schen Schablone u. s. w.; — dagegen war seine Empfindung stets ganz eigen und Alles bei ihm war Empfindung, man hatte immer bei ihm das Gefühl, daß er bei Allem und Jedem, das ihn augenblicklich beschäftigte, sein Ganzes einsetzte; dieses Ganze aber war eine von Natur fest ausgeprägte Persönlichkeit, die er in einem langen Leben immer harmonischer, klarer und bestimmter ausgebildet hatte. Diese Wucht der Persönlichkeit offenbarte sich auch im Kleinsten und gewann oder unterwarf. Eine seltene Lebenskraft stand dahinter, ungebrochen bis zum letzten Tage. Körperlich elastisch, trotz gar mancher Einbußen, die das Alter gebracht, war er auch geistig durchaus frisch bis zu seinem Ende. „Ja, ja," meinte er noch kurz vor dem Schlaganfalle, der ihm im Juli v. J. die erste Todeswarnung brachte, „die Stränge sind verbraucht und können jeden Augenblick zerreißen; wenn aber der Eimer noch die Tiefe erreicht, so bringt er wohl noch etwas reines Quellwasser herauf." Dieses reine Quellwasser, das sich in seiner Rede ergoß, war das Erquickende, Wohlthuende an Heyse und wer davon getrunken, wird's nicht vergessen.

Daß eine so bedeutende Persönlichkeit so wenig producirt, sollte nicht in Betracht kommen, wenn man sie beurtheilt. Aller Werth des Lebens beruht in der Thätigkeit und ihrer Quelle, nicht im Produkt; je selbstloser diese Thätigkeit in ihrem Zweck, je selbstvoller sie in ihrem Ursprung ist, desto höher steht sie, und in diesem Sinne ist das obscure Leben Heyses wohl ein hohes Leben zu nennen, und wenn die höchste sittliche Aufgabe des Menschen die ist, die Gaben, welche ihm die Natur verliehen, rein und ganz, im Nothfalle sogar rücksichtslos und egoistisch auszubilden, um sie dann im Dienste eines Außerpersönlichen zu verwenden, so hat Th. Heyse auch diese Aufgabe treulich erfüllt.

Florenz, Ende Februar.

Ein confiscirtes Buch.

Von Leopold Katscher.

Seit einem Vierteljahrhundert ist in Oestreich kein Buch confiscirt worden; Zeitungen in Hülle und Fülle, früher auch politische Broschüren — namentlich Leipziger Gepräges —, dicke Bücher aber seit undenklichen Zeiten nicht. An einem Buche, das im Januar 1884 — wohlgemerkt: noch vor Verhängung des Ausnahmezustandes — von der Wiener Polizei beschlagnahmt wird, muß etwas sein. Wir sprechen von Max Nordaus „Conventionellen Lügen der Culturmenschheit", einem zuerst Ende October 1883 erschienenen Werke, das binnen drei Monaten sechs starke Auflagen erlebt hat. Plötzlich verfiel dasselbe der Confiscation. In Deutschland ließ man es unbehelligt, und in Oestreich bewirkte die polizeiliche Maßregel nur eine Steigerung der Sehnsucht danach und die geheime Schmuggelung desselben in viele Hände, die ohne jenen sensationellen Schritt der Behörden vielleicht nicht danach gegriffen hätten. Genau genommen ist dem Verfasser und dem Leipziger Verleger (Schlicke-Elischer) zur Beschlagnahme eigentlich zu gratuliren.

Was steckt also in Nordaus Buche, daß es solcher Ehren — zu denen sich auch mehr oder minder heftige Angriffe gesellten — theilhaftig ward? Sollen wir uns kurz ausdrücken, so müssen wir sagen: Es ist ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage, wobei unter „sociale Frage" nicht die Arbeiterfrage allein, sondern die Gesammtheit der modernen Lebensverhältnisse zu verstehen ist. Damit ist aber der Erfolg des Buches noch nicht erklärt. Dies geschieht erst, wenn man die Eigenschaften, durch die es sich auszeichnet, in Betracht zieht: die unbeschränkteste Vorurtheilslosigkeit auf allen Gebieten des menschlichen Thuns und Treibens, den Schwung der Anschauungen, die Ausdehnung des Gesichtskreises, den glühenden Ernst, die ideale Menschenliebe, die scharfe, ätzende Satirenlauge.

Leider hat das Werk auch beträchtliche Schattenseiten, und zwar ihrer zwei: eine ungebührliche Verallgemeinerungssucht; in dieser Hinsicht übertrifft Nordau den Meister der Verallgemeinerungskunst, Taine; und dann die in allen Schriften unseres Autors sich hervorragend bemerkbar machende Uebertreibung und Carikirung in Ausdrucksweise und Behauptungen; namentlich in der Wahl von überstarken Epitheten geht er oft gar zu weit. Er ist eben Fanatiker, und so sehr diese Eigenschaft seiner Sache nützen kann, ebenso sehr kann sie ihr bei falscher Anwendung schaden. Das Buch erhebt den Anspruch, „die Anschauungen der meisten auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehenden Menschen getreu wiederzugeben". Der Verfasser meint, daß zahllose Angehörige der Culturvölker durch eigenes Nachdenken dahin gelangt sind, an den bestehenden staatlichen und socialen Einrichtungen dieselbe Kritik zu üben wie er selbst, daß auch sie die modernen Institutionen für größtentheils unvernünftig, naturwissenschaftswidrig, also unhaltbar ansehen. Woher rührt es dann, daß diese Einrichtungen noch immer so mächtig und wenig erschüttert sind, daß sich verhältnißmäßig so wenige Stimmen gegen sie erheben? Hierauf erhalten wir die Antwort: „Die schwere Krankheit der Zeit ist die Feigheit." Man wagt nicht, Farbe zu bekennen, für seine Ueberzeugungen einzutreten, seine Handlungen mit seinen Empfindungen in Einklang zu bringen. Man hält es für weltklug, äußerlich am Hergebrachten festzuhalten, wenn man auch innerlich damit gebrochen. Man will „die Ueberzeugungen Andrer respectiren", d. h. der Radicale, der Republikaner, der in der Naturwissenschaft fußende Gottesleugner will den Conservativen keinen Anstoß geben, während diese vor seinen Ueberzeugungen keine Achtung hegen, sondern ihn nach Thunlichkeit verfolgen.

Obgleich die Bedingungen des Behagens heute vermehrt sind, ist die Menschheit unzufriedener, aufgeregter, rastloser als je. „Die Culturwelt ist ein einziger ungeheurer Krankensaal." Die Mängel in der gesellschaftlichen Organisation, der Literatur, Kunst, Volkswirthschaft, Philosophie und Politik fast jedes europäischen Staates werden nachgewiesen. Das Ergebniß ist, daß alle diese Erscheinungen einen gemeinschaftlichen Grundzug erkennen lassen: die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart. Freilich haben die Menschen zu allen Zeiten gelitten und sie waren immer unglücklich und unzufrieden; sie klagten stets und empfanden stets den schmerzlichen Gegensatz zwischen Wunsch und Besitz, zwischen Ideal und Wirklichkeit. Allein die Unzufriedenheit war nie so groß und allgemein wie heute; sie richtete sich nie vorher gegen so viele Veranlassungen zugleich und trat nie in so radicalen Formen auf. Woher nun diese Zerfallenheit mit sich selbst, dieser unleidliche Seelenzustand der Culturmenschheit, diese Verstimmung der Denkenden in einer materiell selbst für die Aermsten verhältnißmäßig günstigen Zeit? Antwort: Die Ursache ist der Gegensatz zwischen der modernen Weltanschauung und den Formen unseres individuellen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens. „Ein unüberbrückbarer Abgrund klafft zwischen unserer Erkenntniß von der Wahrheit und den herkömmlichen Einrichtungen, unter denen wir zu leben gezwungen sind."

Diese Leere, dieser Gegensatz, diese Verlogenheit wird unserer Ansicht nach nicht von gar so vielen Personen empfunden wie der überaus pessimistische Verfasser meint, sondern nur von einer ganz gebildeten, recht kleinen Minderheit, und auch von dieser nur selten in so schrecklicher Weise, wie er mehrfach betont. Das hindert aber nicht, daß die Zustände wirklich sehr arg seien. Nordau sagt mit Recht, daß wir in einer Cultur leben, die willig zugibt, daß ein Mensch durch den Zufall der Geburt die weitestgehenden Rechte über Millionen ganz gleich, oft weit besser organisirter Mitmenschen erlange; daß ein Mann, welcher sinnlose Worte spricht und zwecklose Bewegungen macht, als sichtbare Verkörperung übernatürlicher Gewalten verehrt werde; daß ein Mädchen in gewisser Lebensstellung ein schönes, kräftiges, blühendes Individuum nicht, wohl aber ein häßliches, schwächliches, verkümmertes heirathen dürfe, weil jenes einem sogenannten niedrigen, dieses einem ebenbürtigen Range angehört; daß ein gesunder, starker Arbeiter hungere, während ein kränklicher, unfähiger Müßiggänger in einem Ueberfluß schwelgt, den er gar nicht zu genießen vermag. Wir glauben an die große und wohlthätige Wirkung der Zuchtwahl und vertheidigen dennoch gleichzeitig den Conventionalismus der Ehe, die in ihrer gegenwärtigen Form die Zuchtwahl in den meisten Fällen ausschließt. Kurz, wir spielen eine ewige Komödie, die von uns eine beständige Verleugnung unserer Erkenntniß und Ueberzeugungen verlangt. Wir tragen bei hundert Gelegenheiten mit feierlicher Miene und gemessenem Anstand ein Gewand, das uns selbst eine Narrenjacke dünkt, wir heucheln äußerliche Verehrung vor Personen und Einrichtungen, die uns innerlich im höchsten Grade absurd dünken, und halten an einer in zahlreichen Stücken ganz ungerechtfertigten Schablone fest.

Nordau ist in allen Abschnitten seines Buches bestrebt, hervorzuheben, daß die bestehenden Einrichtungen nicht für die Masse, sondern nur für die „Culturmenschen" Lügen seien; andrerseits aber nimmt er an, daß jeder Gebildete die modernen Zustände für unerträglich halte und daher ein Heuchler sei, wenn er sich ruhig in sie füge. So z. B. findet er im Abschnitte „Die religiöse Lüge" ganz begreiflich, daß die große Mehrheit der Menschen noch immer so sehr an den positiven Bekenntnissen hängt; sie verständen es eben nicht besser und seien folglich keine Heuchler; aber „die Verehrung, welche auf der Höhe der Civilisation stehende Menschen den Religionen, ihren Glaubenssätzen, ihren Einrichtungen, Festen, Ceremonien, Symbolen und Priestern zollen" oder eigentlich zu zollen vorgeben — diese wirkliche „religiöse Lüge" widert ihn an. Seine Darlegung und Motivirung der Entstehung des religiösen Gefühls hat das Verdienst, manche neuen, auf naturwissenschaftlichem Raisonnement beruhenden Details zu enthalten, die die Competenz des Verfassers für solche Studien handgreiflich beweist. Die Causalität nämlich, die doch eine Form der Kategorie des menschlichen Denkens ist, wird vom primitiven Menschen grob materiell, wesenhaft, sicht- und greifbar aufgefaßt. Er sucht für die ihn beunruhigenden Erscheinungen möglichst naheliegende Ursachen. Seine Abstractionsunfähigkeit führt ihn zum Anthropomorphismus; er bevölkert die Natur mit einem persönlichen Gotte oder mehreren persönlichen Gottheiten. Vor diesen fürchtet er sich und diese Furcht vor vermeintlichen Feinden — den Naturkräften der Wirklichkeit — veranlaßt ihn zu Opferhandlungen, Gebeten, kurz, einem äußerlichen Cultus. Durch die Wirkung der Causalität und die Unfähigkeit, sich Kräfte in anderen als den gewohnten organischen Formen vorzustellen, kam der Mensch zu dem Gottesbegriff: er schuf, wie gesagt, Gott nach seinem eignen, menschlichen Ebenbilde. Durch das ungenaue Beobachten der Erscheinungen „Leben", „Tod", „Schlaf", „Traum" gelangte er zur Annahme einer Seele und durch das Unvermögen des Ich, sich als nichtvorhanden vorzustellen, zum Glauben an die individuelle Unsterblichkeit in irgend einer Form. Zu den Gründen des Weiterbestandes religiöser Empfindungen im Menschengemüthe trotz der modernen Aufklärung gehört die natürliche Feigheit des Menschen, der nicht gern auf mächtige Bundesgenossen verzichtet und nicht leicht den Gedanken verträgt, ganz allein auf sich selbst gestellt zu sein, sich blos auf die eigne Kraft verlassen zu dürfen, auf keinen unsichtbaren Helfer und Schützer rechnen zu können. Das Durchschnitts-

Individuum will den Kampf ums Dasein nicht als Einzelkampf bestehen, sondern als Massengefecht in geschlossener Schlachtreihe. Er will Commandorufe hören und seine Handlungen von höheren Verantwortlichkeiten gegängelt wissen. Er klammert sich an den Glauben als an eine Waffe und einen Trost.

Nach unserem Gewährsmann ist die liberale constitutionelle Monarchie die widersinnigste Einrichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Man hat da versucht, zwei politische Formen, zwei Weltanschauungen zu verschmelzen, die einander unbedingt ausschließen. Ebenso ungünstig wie die Verfassungsmonarchie unserer Tage beurtheilt der Autor der „conventionellen Lügen" die Republik der Gegenwart. Wenn er also jener den Proceß machte, so geschieht es nicht, um sie zu Gunsten der letzteren sachfällig zu erklären. Im Gegentheil, er ist weit entfernt, für die Republik mit der Naivetät des marktläufigen Liberalismus zu schwärmen, der an dem Worte Gefallen findet, ohne dessen Bedeutung genau zu prüfen. So lange das alte Europa in seinen gegenwärtigen Culturformen lebt, ist die Republik nach Nordau „ein Widersinn und ein unwürdiges Spiel mit einem Namen". Das Staatswesen lassen wie es war und nur seine Bezeichnung „Monarchie" in „Republik" zu verwandeln, dünkt ihm ein politisches Seitenstück zu dem Buchhändlerkniff, verbotene Bücher in censurbehaftete Länder dadurch einzuschmuggeln, daß das verpönte Titelblatt ausgeschnitten und durch das harmlose irgend einer Jugendschrift oder eines Gebetbuchs ersetzt wird. Er nennt es ganz richtig „die Tragik unserer zeitgenössischen Cultur", daß die alten Institutionen nicht mehr den Muth und das Selbstvertrauen haben, sich schroff in ihrer „allein logischen geschichtlichen Form" zu zeigen, daß sie vielmehr einen Ausgleich zwischen ihren eigenen Voraussetzungen und den Ueberzeugungen der Neuzeit anstreben, den letzteren Zugeständnisse machen, sich von geistigen Elementen, die ihrem Wesen fremd sind und es zersetzen, durchdringen lassen.

Eine Quelle bittern Verdrusses für den Verfasser ist die Speichelleckerei berühmter Künstler und Autoren gegenüber den Monarchen und Fürsten; aber seine anthropologische Abneigung gegen das Königthum verleitet ihn zu argen Uebertreibungen (S. 123—125). Freier von solchen ist, was er über den falschen Heroencultus sagt.

Nach alledem sollte man Nordau für einen Anhänger des Gleichheitsprincips halten. Fehlgeschossen! Freiheit und Brüderlichkeit hält er für durchführbar, die Gleichheit im Sinne der französischen Revolution aber nimmermehr. Ganz im Gegentheil, er weist ausführlich nach, daß eine Aristokratie berechtigt sei. Er erkennt an, daß die Aristokratie eine natürliche und darum unvermeidliche und voraussichtlich ewige Einrichtung der Menschheit ist. Er lehnt sich gegen die ihr zugestandenen erblichen Ehren und Vorrechte nicht auf. Aber er stellt eine wichtige, unerläßliche Bedingung: daß der Adel aus dem besten und tüchtigsten Menschenmaterial des Volkes bestehe. Wenn eine Adelskaste berechtigt sein soll, so muß sie eine anthropologische Begründung ihrer Ansprüche nachweisen können. Sie muß ursprünglich aus einer auserlesenen Gruppe hervorgegangen sein und durch Zuchtwahl ihre Vorzüge erhalten und vergrößern. Geschichtlich sind in der That alle Aristokratien so entstanden; sie gingen aus den vollkommensten Individuen ihrer Stämme oder aus höheren Eroberer-Rassen hervor. Eine solche Aristokratie wird mit Recht die ersten Stellen im Gemeinwesen einnehmen und sie wird die Macht haben, dieselben an sich zu reißen und zu behaupten. Von Haus aus besser organisirt und höher gesinnt als die Masse der Plebejer, wird sie ihre Stärke und ihren Muth fortwährend üben und entwickeln müssen, soll sie nicht den Vorsprung vor den niedrigeren Ständen verlieren. Sobald sie aufhört, heroisch zu sein und die Pflicht von Vorkämpfern und Bannerträgern auf allen Gebieten zu erfüllen, wird sie verdrängt und muß dem nachstürmenden Volksrest weichen. Auch darf sie keine geschlossene Kaste bilden, weil sie sonst der Verkümmernng anheimfällt, somit nicht die bessere Rasse bleiben kann. Sie darf sich dem freien Spiel des Naturgesetzes, aus dem sie ihre Berechtigung zieht, nicht widersetzen. So oft im Volke eine Individualität auftaucht, welche Proben einer besondern Ueberlegenheit liefert und den Haufen zur Anerkennung ihrer höheren Organisation zwingt, muß die Aristokratie sich beeilen, derselben ihre Reihen zu öffnen und sich sie einzuverleiben. Das Emporkommen der Besten, das zur Entstehung einer Aristokratie geführt hat, darf nie verhindert werden.

Dies ungefähr ist die von unserem Autor näher ausgeführte Theorie eines Adelstandes, dessen „Berechtigung man anerkennen", dessen „Ueberlegenheit man tragen müßte". Wie steht es aber mit der Wirklichkeit? Entspricht die europäische Aristokratie jener Theorie? Nordau antwortet mit wohlbegründeter Entschiedenheit: „Es gibt keinen seiner Sinne Mächtigen, der diese Frage bejahen könnte." Die Klasse, die sich durch erbliche Titel vor dem Reste der Nation auszuzeichnen sucht, erfüllt keine einzige der Bedingungen einer natürlichen Aristokratie. Der berechtigte Uradel ist überall ausgestorben. Ein individueller Willensact, nicht ein anthropologisches Gesetz ist heute der Rechtstitel der vornehmen Geschlechter. Bald heraklitisch, bald demokritisch sind Nordaus eingehende Analysen des Briefadels, der Mesallianzen und der käuflichen Adelspatente, — stellenweise übertrieben grell, aber durchweg auf physiologischer, psychologischer, historischer, naturwissenschaftlicher Basis fußend.

Der bittere Sarkasmus, mit dem unser trübe blickender Weltweiser die religiöse und die monarchisch-aristokratische Lüge überschüttet, fehlt so ziemlich in dem Kapitel „Die Ehelüge". Hier spielt der naturwissenschaftliche Standpunkt die Hauptrolle. Wäre Nordau nicht Arzt oder mindestens Physiolog von Beruf, er hätte diesen Essay über die modernen Eheverhältnisse nicht schreiben können. An die Stelle des beißenden Spottes tritt hier ein ideales Pathos, eine menschheitsfreundliche Entrüstung. Es kommt ihm hauptsächlich auf Erhaltung und thunlichste Vervollkommnung der Gattung an und das Wohl der Gattung kommt in letzter Instanz ja auch dem Individuum zu Gute. Ueber die Ehelüge ist er vornehmlich darum so aufgebracht, weil sie nicht die Erhaltung und Verbesserung der Gattung, d. h. des Menschengeschlechts anstrebt, sondern deren Verschlechterung zur Folge hat, wenngleich sie schon nicht deren quantitative Verminderung herbeiführen kann. Die Form der Beziehungen beider Geschlechter zu einander innerhalb eines Volkes ist ein Grademesser der Lebenskraft des letzteren. An der Hand dieses Maßstabes gelangt man zu sehr beunruhigenden Wahrnehmungen. Die Verlogenheit sämmtlicher Einrichtungen hat alle natürlichen Instinkte, welche die Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung sichern sollen, gefälscht, auf Abwege geleitet; das Geschlechtsleben ist vergiftet; der herrschenden Selbstsucht und Heuchelei werden die künftigen Generationen geopfert.

Was hat die Lüge unsrer Civilisation aus der Ehe gemacht? Eine materielle Uebereinkunft, in welcher für die Liebe so wenig Platz bleibt „wie im Genossenschaftsvertrag zweier Kapitalisten, die zusammen ein Geschäft unternehmen". An der Hand des Darwinismus beleuchtet Nordau die Schädigung der Gattung durch die Convenienz-Ehe, das rasche Verkommen aristokratischer Familien aus dieser Ursache, die Folgen, welche entstehen, wenn ohne Liebe Verheirathete sich später in Andre verlieben — Ehebruch oder namenloses Unglück oder, wo zwar die Scheidung, aber nicht die Wiederverheirathung gestattet ist, Concubinat —, die Gründe, aus denen es so viele alte Jungfern und Hagestolze gibt, die große Ungleichheit in der geschlechtlichen Stellung des Mannes und des Weibes, und in der gesellschaftlichen Beurtheilung dieser Stellung, die Vergänglichkeit selbst wirklicher Liebe trotz des Dichters: „Die war's nicht, der's geschah."

Ganz vorzüglich argumentirt unser Autor über das Wesen der Monogamie, für und wider deren Berechtigung er wissenschaftliche Gründe angibt. Im großen Ganzen ist er gegen die Monogamie in ihrer heutigen Gestalt — sie ist nur zu oft eine geheime Bi- oder Polygamie — eingenommen; aber er predigt weder die Vielweiberei der Mohammedaner und Mormonen, noch die Rückkehr zur freien Liebe, sondern Abschaffung des strict-monogamischen Princips durch Gestattung der Scheidung und Ermöglichung der anderweitigen Verheirathung Geschiedener.

Von der „Frauenemancipation" als Heilmittel gegen das jetzige Loos der Frauen will er durchaus nichts wissen. Nicht der Ehe zu entrathen sollte man dem Weibe ermöglichen, sondern ihm seinen natürlichen Antheil am Liebeleben der Menschheit sichern," d. h. zu gesunden naturgemäßen Ehen, statt zu unsittlichen Convenienzheirathen verhelfen. Nordau hält es zu diesem Zwecke für eine „Pflicht der Gesellschaft, ihre Frauen vor physischer Entbehrung zu schützen; das Gemeinwesen schuldet dem Weibe Schutz und Erhaltung". Aber die Art, wie er sich diesen Staatsschutz durchgeführt denkt, ist kaum prakticabel und selbst wenn sie es wäre, so bliebe es noch immer fraglich, ob die rosigen Ergebnisse, die er sich davon verspricht — die Verwandlung der „Ehelüge" in eine Wahrheit — wirklich eintreten würden.

Und hier sind wir bei einem Punkte angelangt, in welchem das in Rede stehende Buch eine nicht geringe Schwäche aufweist: die Therapie. Nordau ist, wie gesagt, Arzt und behandelt Alles, wie ebenfalls schon bemerkt, naturwissenschaftlich. Als literarischer Weltverbesserer ist er in der Pathologie stärker als in der Heillehre. In der Schilderung fast aller socialen Krankheitserscheinungen erweist er sich als sehr geschickter Gesellschaftsankläger; minder glücklich ist er in seinen Vorschlägen zur Abhülfe der getadelten Uebelstände. Die Verstaatlichung des Weibes haben wir soeben erwähnt. Ein anderes Beispiel ist sein Plan zur Hebung der sittlichen Bedeutung der Zeitungspresse. Nachdem er die ungeheure Macht der letzteren geschildert, zieht er gegen ihre Mißbräuche los, nicht ohne dieselben zu übertreiben und ihnen eine allzu große Ausdehnung zu geben. Behufs Beseitigung der journalistischen Mißstände schlägt er vor, daß nur solche Personen Redacteure sein mögen, die durch ein Plebiscit mit einem „Volksmandat" bekleidet werden; er läßt sich dabei in erstaunliche Details ein, die uns ein bedenkliches Kopfschütteln kosten. Was er da proponirt, ist absolut undurchführbar; zur praktischen Anwendung seiner Lösungen bedürfte es einer idealen Welt, die es wohl nie geben wird. Das ganze Volk wird nie die Reife haben, die Befähigung eines Menschen zum Redacteur zu beurtheilen; sowohl der seitens Nordaus von einem solchen geforderte moralische Charakter, als auch der geistige Werth eines Journalisten ist von der Masse schwer zu bestimmen. Auch würde es bei den Journalistenwahlen ebenso leicht Mißbräuche absetzen wie jetzt bei den Parlamentswahlen. Kurz, es geht nicht! Auch die Vorschläge, die er zur Beseitigung der „wirthschaftlichen Lüge" macht, werden wohl kaum jemals realisirbar sein, obgleich sie sich, wie die anderen, auf dem Papier recht gut ausnehmen.

Merkwürdig! Als Patholog ungemein mürrisch, ist er als Therapeutiker äußerst optimistisch. Besonders rosig blickt er im letzten, „Schlußharmonie" betitelten Abschnitt. Wir unsrerseits theilen unsres Gewährsmannes Ansicht nicht, daß nur die Gegenwart lügt, die Zukunft aber die Wahrheit sprechen wird, daß aus unseren Lastern die Tugenden der Nachkommen erblühen werden, daß das von Nordau als „rother Faden" fortwährend betonte Solidaritätsgesetz jemals in seine vollen, wünschenswerthen Rechte eintreten wird, ob nun seine problematischen Abhülfsmittel zur Anwendung kommen oder nicht. Er verlangt ein schleuniges Niederreißen des bestehenden Gesellschaftsbaues, — würde aber das hastige Demoliren nicht eine große Unordnung im Gefolge haben? Uebrigens ist er kein Anarchist, kein Communist, kein Gleichheitsfaseler — im Gegentheil, er ist ein überaus vernünftiger Idealist; allein Ideale werden selten erreicht und „grau, Freund, ist alle Theorie".

Pater Didon über Deutschland.

Von W. Lauser.

Als ich in den ersten Tagen des Waffenstillstandes zwischen Deutschland und Frankreich — es war am 5. März 1871 — nach Tours kam, hörte ich ein merkwürdiges Zwiegespräch zwischen einem Bewohner dieser Stadt und einem Pariser Schriftsteller an. Der Erstere konnte nicht genug die Manneszucht der deutschen Besatzung und ihr freundliches Verhältniß zu den Einwohnern loben, worauf der Pariser, der die Schrecken des Krieges unter dem angenehmen Himmel von Pau überdauert hatte, in patriotischem Eifer ausrief: „Wir in Paris werden über die Deutschen in ganz anderem Sinne sprechen und schreiben, und glücklicherweise liest ganz Europa nur das, was wir Pariser schreiben; wir werden die dumme gute Meinung, welche die Deutschen durch ihre Kriegserfolge über sich verbreitet haben, durch unsere Schilderungen wieder zu zerstören wissen."

Nun haben die französischen Schriftsteller gewiß dieses cynische Recept pünktlich befolgt. Selbst angesehenere unter ihnen schämten sich nicht, was sie vor den Niederlagen Frankreichs etwa Gutes vom deutschen Nationalcharakter gesagt hatten, feierlich zurückzunehmen. Der Genfer Cherbuliez wandelte das Bild vom deutschen Gretchen in das Zerrbild eines berechnenden, herzlosen Geschöpfes um, und die verbrecherischen Lügen des Freiburgers Tissot schmeichelten der Kurzsichtigkeit der Franzosen mit der Wahnvorstellung, daß nur einmal durch einen glücklichen Zufall der in alle Laster und Gemeinheiten versunkene deutsche Barbar über den ritterlichen Franzosen habe siegen können. Tissot und Genossen tragen die Verantwortlichkeit dafür, wenn so manche Franzosen heute noch leichtfertig mit dem Gedanken des Rachekrieges spielen, wie seiner Zeit Girardin und Genossen sich an ihrer Nation durch die Hetzartikel versündigt hatten, in denen sie die Unbesiegbarkeit der Franzosen priesen und sich über die Kriegstüchtigkeit der Deutschen lustig machten. Umsonst hatte damals Oberst Stoffel seinen Landsleuten ein anderes Licht über die Deutschen aufzustecken gesucht; er wurde mit seinen Warnungen als Prediger in der Wüste verspottet. Wir wollen sehen, ob heute ein besseres Schicksal einem Franzosen blüht, dem Pater Didon, vom Orden der Predigt-Brüder, der in seinem Buche Les Allemands (Paris, Calmann Lévy) versucht hat, seinen Landsleuten reinen Wein einzuschenken.

Das Werk des berühmten französischen Predigers steht nicht nur, um dies gleich hier zu sagen, im schärfsten Gegensatze zu der Tissot'schen Schandliteratur, sondern es ist auch in manchem Betrachte ein eigenthümliches Gegenstück zu Reinholds eben erschienenem, in der „Gegenwart" neulich besprochenem Buche: „Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft". Zunächst verdient es aber eben wegen des priesterlichen Charakters seines Verfassers alle Beachtung. Drei Vorgesetzte seines Ordens haben dem Werke das Imprimatur ertheilt, obwohl dasselbe weder den Haß gegen die modernen Ideen, noch gegen die Volksaufklärung, noch gegen die Republik predigt und obwohl es eine glühende Vaterlandsliebe athmet. Von seinen deutschen Amtsbrüdern hatte aber Reinhold gesagt: „Für ihr sogenanntes ewiges Seelenheil werden die Sklaven der römischen Hierarchie jeder Zeit auf einen Wink des Priesters zu Feinden gegen Kaiser und Reich." Während Reinhold vielleicht zu schwarz sieht, erscheinen Didon die Dinge wohl zu rosig, indem er versichert, trotz der Maigesetze sei nicht nur die Vaterlandsliebe der preußischen Katholiken ganz unerschütterlich geblieben, sondern dieselbe habe bei ihnen auch noch einen Zug besonderer Leidenschaftlichkeit gegen Frankreich angenommen, offenbar wegen der antireligiösen und unduldsamen Haltung der französischen Regierung. Didon findet insbesondere in Württemberg den Beweis der Möglichkeit, daß ein in entgegengesetzte Bekenntnisse getheiltes Land seine Vaterlandsliebe unversehrt erhalten könne. „Wie ruhig und patriarchalisch ist dieses Schwaben! In Tübingen leben die beiden theologischen Facultäten, die katholische und protestantische, friedlich neben einander; die Einwohner verkehren in wahrer Brüderlichkeit. Ich fragte einen wackeren Württemberger über die Schwierigkeiten, die aus der Verschiedenheit der Bekenntnisse entstehen könnten. „Es gibt keine," sagte er mir, „wir sind alle die Söhne des deutschen Vaterlandes. Wollen Sie einen Beweis dafür? Vor einigen Jahren hatten die Katholiken keine Kirche: sie sammelten in der ganzen Welt, um die nöthigen Gelder zusammen zu bringen; die Protestanten gaben. Heute stellen die Protestanten ihren Tempel wieder her, unsere frühere Kirche:

sie sammeln nun auch; wir geben ihnen, wie sie uns gegeben haben." Dies war weder Gleichgültigkeit nach Schwäche, sondern vielmehr die Uebung einer weisen Duldsamkeit und einer brüderlichen Achtung der Bekenntnisse." Wie vielen seiner deutschen Amtsbrüder könnte dieser französische Geistliche als Vorbild echt menschlicher Gesinnung dienen!

Im Uebrigen mögen sich dieselben bei den Franzosen für manches Ehrenzeugniß bedanken, das er ihnen ausstellt und das, wie wir gern zugestehen, wohl verdient ist. Er erklärt die deutsche (katholische) Geistlichkeit für die gebildetste und gelehrteste der ganzen Welt. Allerdings meint er, auch die Geistlichkeit Spaniens, Italiens und Deutschlands würde wieder so große Geister, wie sie einst die Kirche erleuchtet und die Literatur ihres Landes geschmückt haben, aufweisen können, wenn dieselbe durch ähnliche Universitätsbildung vorbereitet würde, wie die deutsche. Die wissenschaftliche und philosophische Freiheit, die auf den deutschen Universitäten herrscht, nennt er die Quelle der geistigen Ueberlegenheit der deutschen Geistlichkeit. Allein wir möchten zweifeln, ob die spanische, italienische und französische Geistlichkeit sich auf die gleiche Höhe emporschwingen würde, auch wenn ihre wissenschaftliche Vorbildung in gleicher Weise eingerichtet würde wie diejenige der deutschen; denn es fehlt hier die mächtige Hülfsquelle, aus der die katholische Theologie Deutschlands schöpfen konnte, die protestantische Theologie.

Im Uebrigen hat Pater Didon wohl Recht, wenn er die Seele Deutschlands nicht blos in seinen Kasernen, sondern vor Allem in seinen Schulen und Universitäten findet. In der Beurtheilung der letzteren streift er so ziemlich alle nationalen Vorurtheile ab und erzählt er seinen Landsleuten so Manches, was ihre Schmeichler ihnen seither weislich vorenthalten hatten. Wenn auch er hier und da ihnen zu Gefallen redet, so fließt dies nicht aus Berechnung, sondern ist eben ein Beweis, daß man nicht aus der Haut heraus kann, in der man steckt. Er hat z. B. in Deutschland den Eindruck erhalten, daß der Schatten des französischen Königs, der das Elsaß geraubt, noch alle Gemüther beherrsche. Wenn er nun den einem Geistlichen wohl anstehenden Satz ausspricht: „Alles was von Eroberung und Annexion gelebt hat, ist in Zerstückelung untergegangen", so soll dies beileibe nicht auf Ludwig XIV. und sein Werk gemünzt sein, sondern auf Bismarck und Moltke, denen Deutschland den Wiedergewinn des Elsasses verdankt. Im Uebrigen ist der französische Pater Philosoph genug, um den Satz auszusprechen: „Die Menschheit wandelt einen Weg voll Blutes. Mord und Gewalt mischen sich in Alles, in die Entwicklung der Völker, in die Ausbreitung der Racen, in die Gründung der Religionen wie der Reiche."

Gewiß hätte Pater Didon manche Widersprüche, in die er mit sich selbst geräth, vermeiden können, wenn er noch entschlossener, als er wirklich thut, manche der seinen Landsleuten lieb gewordenen falschen Voraussetzungen verabschiedet hätte. Hierher gehört die Betonung des Unterschiedes, der angeblich zwischen dem Preußen einerseits und dem Sachsen, Bayern und Schwaben andererseits herrsche, sowie die Annahme, daß der Degen Frankreichs die künstliche, von Bismarck geschaffene Einheit Deutschlands mit einem Male zerstören könnte. Abgesehen davon, daß der ohne Zweifel unverhältnißmäßig erheblichere Unterschied zwischen dem Provenzalen und Nordfranzosen die „wunderbare Einheit" Frankreichs nicht stört und daß Preußen schon in sich selber einen Auszug so ziemlich aller deutschen Stämme darstellt, gibt Didon selber zu, daß noch etwas Anderes als die „Arche" seiner Universitäten Deutschland in seiner Bedrängniß bleiben werde, indem er schreibt: „Man fühlt, daß in Deutschland Alle, Könige und Kaiser, Kanzler und Minister, Männer des Kriegs und der Wissenschaft, Studenten und Arbeiter nur daran denken, an dem deutschen Vaterlande mitzuarbeiten. Sie haben nur eine Losung: Das Vaterland vor Allem; sein Reichthum vor Allem; seine Vorherrschaft vor Allem. Ihre Vaterlandsliebe steht über jeder Erörterung. — Diese Tugend ist bei ihnen nicht ein unbestimmtes Gefühl, sondern eine Kraft, die sich einem großartigen und bestimmten Zweck entgegen bewegt. Ein solcher Zweck läßt Niemand gleichgültig, stößt bei keinem Bekenntniß an; er verlangt das Opfer gewisser Particularismen, den Verzicht mehrerer kleiner Staaten auf Heeres- und Zollunabhängigkeit; aber er zieht durch sein Licht und seine magnetische Kraft alle Germanen ohne Unterschied von Glauben und Race an. Hierin besteht die große deutsche Einheit."

Man vergleiche diese Zeilen Didons mit dem düsteren Bilde, das der geistreiche Reinhold von der inneren Uneinigkeit der Deutschen entwirft. Der Franzose rühmt unsere werkthätige Vaterlandsliebe. Dabei unterschreibt er allerdings mit der einen Hand Döllingers Ausspruch, man finde im Wesen des Deutschen die wahre Humanität, das wahre Weltbürgerthum, viel mannichfaltiger und reicher, als bei einem andern civilisirten Volke; und mit der andern Hand schreibt er die Anklage nieder, daß wir, zum Unterschiede von den ritterlichen Franzosen, nie einen Aufschwung nehmen, der über den Gesichtskreis des deutschen Vaterlandes gehe, daß wir keine Sympathie für irgend eine andere Nation haben, daß wir wohl Bundesgenossen, aber keine Freunde besitzen und daß die Vorherrschaft Deutschlands in Europa die Herrschaft der Furcht, der Gewalt und des Interesses sei. Wir dächten, in letzterer Beziehung hielte die jetzt vierzehnjährige Herrschaft Kaiser Wilhelms wohl den Vergleich mit der Regierungszeit Napoleons III. aus, während welcher bald die französischen Obersten mit den Säbeln gegen England rasselten, bald die Heere Frankreichs gegen Rußland und Oestreich kämpften, bald die Alpen überschritten, um für Italiens Freiheit zu kämpfen und bei der Gelegenheit Nizza und Savoyen zu holen, oder auch um den Kirchenstaat gegen die Italiener zu vertheidigen. Hier liegt ja auch die Erklärung, warum Frankreich heute weder Bundesgenossen noch Freunde findet; und wenn uns solche heute zur Seite stehen, so dürfen wir dies wohl vor Allem dem Umstande zuschreiben, daß man unsern Sympathien für andere Nationen nicht so gefährliche, egoistische Hintergedanken unterschieben darf, wie seiner Zeit den edlen Sympathien der Franzosen für „unterdrückte" Völker. Pater Didon ängstigt sich allzu sehr über den „Pangermanismus" der Deutschen, während Reinhold denselben bittere Vorwürfe macht, daß sie dem kühnen Fluge der alten Kaiserpolitik nicht zu folgen vermocht hätten. Wenn der Erstere aber die traurige Nothwendigkeit, daß das gallische Schwert wieder aus der Scheide fahre, erst in dem Falle eintreten sieht, daß Deutschland den pangermanischen Traum verwirklichen wolle, dann mag er sich völlig beruhigen. Denn die Seelenruhe, womit die Deutschen des Reichs die Loslösung der zehn Millionen Deutschöstreicher aus dem nationalen Verbande hinnahmen und heute den Bedrängnissen derselben durch die Slaven zuschauen, die Enthaltung jeder Einmischung in die Geschicke der Deutschen in den andern Nachbarstatten muß ihm ja als die beste Friedensbürgschaft erscheinen.

Welche Lehren der französische Schriftsteller aus dem, was er in Deutschland beobachtete, unmittelbar für seine Landsleute schöpfen und wie er namentlich durch eine Umgestaltung des Unterrichtswesens die Wiedergeburt seines Vaterlandes herbeiführen will, dies braucht uns nicht weiter zu beschäftigen. Wir wollten nur die immerhin erfreuliche Thatsache bestätigen, daß hier ein ernst und human gesinnter Franzose ausgegangen ist, um die Wahrheit über Deutschland zu suchen, und daß er dieselbe auch in mehr als einem Punkte wirklich gefunden hat.

Certaldo.

Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi.

„Certaldo ist, wie ihr vielleicht gehört habt, ein Schloß im Elsathal, in unserer Gegend gelegen, welches, so klein es ist, einst von edlen und wohlhabenden Leuten bewohnt war." (Decameron, 6. Tag, 10. Nov.)

An der allertoscanischesten Eisenbahn, welche von Empoli über Siena und Orvieto hinab mitten durch Herz und Nieren Tusciens führt, liegt unter anderen Merkwürdigkeiten auch die

Wiege des allertoscanischesten Dichters. Nicht als ob Boccaccio in Certaldo das Licht der Welt erblickt hätte, war er doch vielmehr ein geborner Pariser und das war gut für ihn und die italienische Literatur. Auch stelle ich mir den geheimen Zusammenhang seiner von den Biographen berichteten Entstehungsgeschichte folgendermaßen vor. Wie ein bunter Schmetterling rang sich die toscanische Sprache nach überwundenem Mittelalter aus der lateinischen Puppenhülle zu Tage. Dante löste dem prächtigen Falter den einen Flügel, Petrarca den anderen, der Kopf aber und mit ihm die Zunge, welche Prosa reden sollte, waren noch dick mit Mönchslatein verklebt. Da erschien der Genius der lingua toscana einem jungen Florentiner Kaufmann, der hieß Boccaccio, Sohn des Chellino, Sohnes des Bonajuto. Dieser Geist, der sich vermuthlich nicht als eine Lichterscheinung, sondern als ein reiner Wohlklang, nur dem Gehör wahrnehmbar darstellte, sang dem Jüngling ins Ohr: „Höre mich an, Sohn meines Landes. Zwei Jahrhunderte haben mir gestern und heute die bunten Flügel entfesselt, daß ich episch zu fliegen und lyrisch zu flattern vermag; ich möchte aber auch reden können, klar und deutlich, in glatter, süßer Prosa und es ist Niemand, der mir das Zungenbändchen löse." — „Ich doch am allerwenigsten, holde Klangfigur," wandte Boccaccio, amtlich: Bulcatius de Certaldo, ein, „denn kein Singer und Sager bin ich, sondern zu Rechnung und Handel geboren." — „Sehr richtig," entgegnete der Genius, „aber du stammst aus Certaldo, das da liegt an der toscanisch murmelnden Elsa, im ölträufelnden Elsathal, wo die lindesten Lüfte wehen und Alles weicher ist als sonstwo im Lande, die Oliven wie die Mädchenherzen, ja wo selbst das klappernde „K" auf der Menschenzunge schmilzt wie harter Zucker und zum honigweichen „H" wird, also daß die Leute von Poggibonsi den Fremdling fragen: Signor, haben Sie schon die Hasa Rihasoli gesehen, welche auch il Honte Hamillo Havour besucht hat? Aus dem H-hauchenden Elsathal brauche ich Einen, und der bist du. Und du gehst nun schleunigst nach Paris, ich will dir dort eine Stelle im Bankhause der Bardi vermitteln, damit du zu leben hast. Rechne aber nicht zu viel, sondern liebe vielmehr, besonders eine gewisse junge, muntere, schwarzäugige Wittwe, die du alsbald finden wirst." — „Ich werde sie heirathen," rief der Jüngling voll patriotisch-literarischen Eifers. — „Bei Leibe!" rief der Geist, „ich brauche ein Kind der Liebe, ein toscanisches Pariserkind ohne Priestersegen, denn nur ein solches kann euch den Decameron erzählen und mir die gebundene Zunge befreien für Zeit und Ewigkeit." Der Genius verschwand und Boccaccio ging nach Paris. Zwei Jahre später brachte er den kleinen Pariser Giovanni heim, um ihn als Toscaner, als Certaldesen aufwachsen zu lassen. Und als Sohn Certaldos hat dieser sich gefühlt sein Leben lang und in seinem Stammhause zu Certaldo ist er sogar gestorben und in seinem Gedicht „Amorosa Visione", diesem größten Akrostichon der Weltliteratur, dessen fünfzigmal neunundzwanzig Terzinen mit ihren Anfangsbuchstaben zwei verliebte Sonette und eine Ballata bilden, nennt er sich auf solche kryptographische Art „Giovanni di Boccaccio da Certaldo". Der Pariser Sohn des Florentiner Vaters will durchaus Certaldese geblieben sein. . . Und Boccaccios Vater? Er geht durch die Literaturgeschichte als niedriger Verführer, der die Mutter seines Sohnes schnöde sitzen gelassen und dann daheim eine reiche Frau genommen. Keinem Menschen hat er von seiner übernatürlichen Sendung gesprochen, keinem anvertraut, daß er damals nur in höherem Auftrage handelte, selbst seinem Sohne nicht, der ihn dieserhalben im „Ameto" grausam mitnimmt. Der alte Boccaccio ist ein Märtyrer der italienischen Literatur und wird es wohl bleiben, wenn ich auch mit diesen Zeilen einen Versuch zu seiner „Rettung" gemacht habe.

„Certaldo!" ruft der Schaffner und wiederholt dann „Celtardo!" denn so sprechen die Bewohner selbst den Namen ihres Wohnortes aus. Aber eine ungeheure englische Inschrift ist das Erste, was man an der Wiege der italienischen Prosa erblickt. „The Certaldo Marble Company Limited" steht an einer langen blendend weißen Wand geschrieben, hinter der eine englische Gesellschaft Gipsmarmor verfertigt. Man hat Verwendung für diesen Stoff, denn das Städtchen ist neugeboren und will sich noch entwickeln. Oben auf dem mäßigen Hügel steht das alte Certaldo des Alberti'schen Herrengeschlechts mit dicht gedrängten grauen Häusern, in seinen festen Mauerwall wie in ein steinernes Mieder eingeschnürt, am Fuße der Anhöhe aber dehnt sich das neue, kaum hundert Jahre alte, mit etlichen anständigen Gassen, welche sogar erhöhte Bürgersteige haben, und einer großen viereckigen Piazza, wo ein stattliches Gemeindehaus steht und eine nagelneue Kirche mit halbfertigem Thurm und eine Boccaccio-Statue in der Mitte, noch schimmernd in blanker Marmorpracht, wie sie aus Passaglias Werkstatt zu Florenz gekommen und am 22. Juni 1879 hier aufgerichtet worden. „A Giovanni Boccaccio la patria XXII. giugno 1879" heißt es auf dem Sockel und dies ist so ziemlich die kürzeste der vielen Inschriften, mit denen Certaldo das Andenken des größten Certaldesen zu feiern getrachtet. Uebrigens fehlt an dem Postament auch die Zwiebel nicht, die berühmte Cipolla von Certaldo, welche zur duftigen Wappenblume der Stadt geworden; Boccaccio selbst verkündet ja ihren Ruhm in der letzten Novelle des sechsten Tages („Zwiebeln berühmt in ganz Toscana") und hat sogar den Helden dieses Schwankes nach ihr Frate Cipolla genannt.

Eine alte, gröblich gepflasterte Fahrstraße windet sich den Rebenhang hinan zu einem gothischen Thore, über dem, wie über allen anderen, ein altes Fresco schimmelt. Der Führer ist aber gebildet genug (sein Sohn war sogar in Amerika und „sa l'Amerihano", sagt er) mich lieber eine sachtere Macadamstraße zu führen. Ein kleiner rother Marmorlöwe sitzt auf der Brustwehr der Stadtmauer und guckt auf den Neugierigen, der da emporklimmt, noch viel neugieriger herab. Ein kleiner Junge, der sich neben ihm über die Mauer herauslehnt, hat ihm seine blaue Mütze aufgesetzt, die ihm auch noch sein letztes bischen Furchtbarkeit kostet. Die Hauptgasse der Akropolis heißt Via Boccaccio und das Haus des Dichters trägt Nummer zwölf. Ein Rohziegelbau, braun vor Alter, bescheiden in die Linie der unberühmten Häuser hineingestellt; doch trägt es links einen viereckigen Thurmaufsatz und das Obergeschoß öffnet sich zu einer breiten Loggia, welche ein kurzer Mittelpfeiler stützt. Ueber der Hausthür liest man zwei Inschriften, oben eine alte, darunter eine neue von 1875; man hat auf diese Art gleichsam die alte Tafel niedriger gehängt. Da steht es denn deutlich geschrieben: „Giovanni Boccaccio aus Certaldo, Fürst der italienischen Prosa und großherziger Erneuerer der durch lange Barbarei vernachlässigten humanen Studien, starb in diesem Hause seiner Väter ruhmbedeckt und zu höheren Gedanken emporgelenkt am 16. December 1375. Seine Heimatsgenossen setzten dieses Denkmal am fünfhundertsten Jahrestage seines Todes unter dem Beifall Italiens."

Die Zweckmäßigkeit solcher Inschriften leuchtet dem Leser alsbald ein, denn während er sie enträthselt oder gar abschreibt, holen fünf oder sechs Freiwillige jedes Alters und Geschlechts, nicht für schnödes Trinkgeld, sondern aus reiner literarischer Begeisterung die klassische Matrone herbei, der allein unter allen Sterblichen die Macht gegeben, diese Pforte zu öffnen. Eine braungeräucherte Frau erscheint, so braun, daß mir der unheimliche Gedanke kommen muß, sie heiße Bruna und sei leibhaftig jene „Bruna filia Cianghi de Montemagno", welche im Testament des Dichters eine so große Rolle spielt, denn nach der heiligen Reparata von Florenz und der heiligen Maria sowie dem heiligen Jacobus von Certaldo kommt alsogleich „Bruna, die Tochter des Ciango aus Montemagno, welche lange Zeit mit ihm lebte", als seine treue Magd und Pflegerin natürlich, deren er in seinen alten Tagen um so dringender bedurfte, je gründlicher er und Petrarca die Aerzte haßten. „Das Bett, in dem sie zu schlafen gepflegt in der Veste von Certaldo", vermachte er ihr, „mit dem Federbett und einem kleinen weißen Kopfkissen zum Gebrauch in besagtem Bette und einem Paare Bettlaken und einem Schemel, so neben obbemeldtem Bette zu stehen gepflegt. Item einen kleinen Eßtisch aus Nuß, zwei gebrauchte Tischtücher, je drei Ellen lang. Item zwei Servietten.

Item ein Fäßchen zu drei Oxhoft Weines. Item ein Gewand aus Mönchstuch, mit purpurfarbenem Tafft gefüttert, Unterkleid, Oberkleid und Kapuze, und überdies ihren ganzen rückständigen Lohn." Ich begrüßte sie höflich, wie man eine so reiche Erbin begrüßt: „Guten Morgen, Frau Bruna." Mit ihrem munteren toscanischen Verstande begriff sie auch die Meinung sofort und protestirte lebhaft: „Oho, Signor, die Bruna bin ich nicht, da müßt' ich ja über fünfhundert Jahr alt sein und bin doch erst ... nein, jetzt sag ich's Ihnen erst recht nicht." — „Sie ist kaum zweihundert und fünfzig alt", flüsterte mir der Führer zu, aber laut genug, daß sie es hören konnte; allerdings tappte sie ihm dafür auf den Rücken, daß es eine Art hatte. Darauf Gelächter rings an allen Fenstern und auf allen dreibeinigen Stühlchen vor den Thüren, wo die geehrten Mitbürgerinnen im Schatten der engen Hauptgasse sitzend strickten und flickten. In der That trug sie kein Gewand aus Mönchstuch mit rothem „Zendade" gefüttert, nach der Mode des Jahres 1374, sondern höchstens nach der Mode von 1830.

Auf der gewundenen Stiege, die zu den Wohnzimmern hinaufführt, liest man wieder eine Inschrift, diesmal eine lateinische: „Das von Giovanni Boccaccio bewohnte Haus kaufte Carolotta Medicea Lenzonia (Charlotte Medici Lenzoni) im Jahre 1822, bewahrte es vor dem Verfalle, ließ, nachdem sie blos den Schmutz des Alters hatte beseitigen lassen, das nächste Gemach mit bescheidenen Verzierungen schmücken, auch die Stiege für die Besucher bequemer herstellen, indem sie dem Genius dieser Stätte genug zu thun glaubte, wenn sie die Heimat eines so großen Namens und die Pflegestätte der Wissenschaften für die Nachwelt unversehrt aufrecht erhielte." Drei etruskische Aschenkisten stehen vor der Wohnstube des Dichters, der „hamera di Bohaccio". Man thut der guten Bruna den größten Gefallen, wenn man ihr glaubt, daß Boccaccio selbst auf den vermoderten goldgepreßten Ledersitzen der Armstühle gesessen habe, mit denen seine Stube jetzt ausgestattet ist; Frau Lenzoni hat sich Mühe gegeben, den ältesten Hausrath, der im Orte noch aufzutreiben war, zu diesen Zweck zu erwerben. Auch die ungeheure Sanduhr mit litergroßen Gläsern ist kaum dieselbe, mit deren Sand um die Wette vor einem halben Jahrtausend Boccaccios Leben abgelaufen, und die paar wurmstichigen Heiligenbilder an den Wänden haben ebenso wenig jemals sein fromm gewordenes Alter getröstet, als der alte Kupferstich unter ihnen die Pest in Florenz, welche den schwarzen Hintergrund jener hundert goldenen Liebesfabeln bildet, authentisch darstellt. Und noch eine Inschrift, eine nicht unverdiente, diesmal wieder italienisch: „Im Jahre 1822 sammelte Carlotta Lenzoni geborne de' Medici, in diesem von Boccaccio bewohnten Gemach seine Werke, hinterlegte die Tafel seines zerstörten Grabes und ließ sein Bild malen durch den Cav. Pietro Benvenuti." Diese drei Gegenstände sind noch jetzt die Hauptsehenswürdigkeiten des Zimmers. Das lebensgroße Freskobildniß zwar, welches den Dichter in ganzer Figur, sitzend, die Linke auf der Brust, in der Rechten den monumentalen Gänsekiel, darstellt, bringt nur einen störenden modernen Zug in dieses Haus, das eine Gruft ist, die Gruft eines Namens. Auch in der Klosterkapelle Torquato Tassos bei Sant' Onofrio in Rom ärgert man sich nur, wenn man plötzlich dem windigen Stutzer in seidenen Tricots gegenübersteht, den ein Neu-Italiener an die weiße Wand gepinselt hat, um reisenden Misses den hübschen Herrn ad oculos zu demonstriren, welcher nach ihrer Meinung dadurch berühmt geworden, daß Lord Byron sich für ihn interessirte. Was die Werke Boccaccios betrifft, so sind sie wirklich in einem Bücherschrank aufgestellt; auch der Dichter selbst besaß ja nur einen einzigen solchen Kasten, der für seine kleine Sammlung handschriftlicher Codices vollauf genügte. Seine Werke hat Frau Lenzoni in verschiedenen Ausgaben gesammelt, „in anständigen", bemerkt die Bruna, „wo gewisse Dinge nicht aufgenommen sind, denn die sind nicht für Damen." Armer Boccaccio! Er ist der berühmte Berüchtigte von Certaldo. Die schönen Seelen bewundern ihn, unter der ausdrücklichen Versicherung, daß sie ihn nicht gelesen haben. Indeß scheinen die jungen Damen von Certaldo dies doch nur der Form wegen vorzuschützen, denn sie zucken dabei lächelnd die Achseln, welche mitunter gar nicht übel sind. Ja es gibt sogar welche, die aufrichtig genug sind, dem annoch weißen Mann da unten auf seinem hohen Sockel im Vorbeigehen ein Kußhändchen zuzuwerfen, daß es auch der Fremde sehen kann, und wer weiß, ob nicht gerade diese die tugendhaftesten sind.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Die Ueberschrift „Opern" klingt fast ironisch gegenüber der Thatsache, daß während der ganzen Wintersaison das Königl. Opernhaus zwei alte Singspiele als Novität und Mozarts „Entführung" als „neu einstudirt" vorgeführt hat und daß die einzig wirklich neue, d. h. vordem nicht gegebene „Oper" das Singspiel „Jery und Bätely", Text von Goethe, Musik von Frau Ingeborg von Bronsart war, das als Vorspiel eines neuen Ballets (als „lever de rideau") zur Aufführung kam. Diesem wollen wir gerne zugestehen, daß es manche sehr freundlich melodiöse, auch gut gearbeitete Nummer enthält; im Uebrigen kann jeder einigermaßen musikalisch gebildete Leser und Opernbesucher nach flüchtigem Durchblicken des Textes selbst urtheilen, ob die heutige Bühne ihn zu tragen vermag. Frau von Bronsart, eine ausgezeichnete Pianistin und Musikerin, Gattin des Hofintendanten in Hannover, wird sich vielleicht einmal veranlaßt finden, ihr liebenswürdiges Talent einem „modernen" Ansprüchen besser entsprechenden Texte zu widmen; der von Goethe ist entschieden einerseits zu schön im Wohllaut der Sprache, andrerseits zu undramatisch. Die Darstellung durch Frl. Lola Beeth, die Herren Rothmühl, Oberhauser und Krolop verdient alles Lob. Was das neue Ballet betrifft, so beabsichtigten wir nächstens über die Kunsttanzfrage an dieser Stelle einige Betrachtungen zu veröffentlichen, worin dann auch jenes neue „Werk" seine Würdigung finden soll; heute wollen wir nur sagen, daß Frl. dell Era sehr graziös war. Außer dem eben erwähnten „Ereignisse" hat nur noch das Auftreten eines neuen Tenoristen, Hrn. Kalisch, Aufmerksamkeiten erregt. Derselbe ließ ein schätzenswerthes Talent für die leichtere sentimentale Gattung (Traviata und dergl.) erkennen; höheren dramatischen Stil wird er durch fleißiges Studiren erlangen.

An Concerten waren die letzten Wochen überreich. Frau Joachim gab deren fünf im Kroll'schen Saale; dieser größte Concertraum der Stadt war stets überfüllt und der enthusiastische Beifall bewies der Künstlerin, daß sie noch immer als die Erste im edlen getragenen Kunstgesange anerkannt wird. In ihren Concerten stellte sich eine junge Geigerin, Frl. Marianne Eißert, eine Oestreicherin, die aber ihr Studium in Paris vollendet hat, dem Publicum vor und gewann viele und verdiente Theilnahme. Herr von Bülow gab mehrere Concerte mit der Meininger Kapelle als Dirigent und eines als Pianist. In den ersten trat wieder seine bewunderungswürdige elektrisirende Energie hervor und seine außerordentlich reiche und geistvolle Auffassung, die oft ungeahnte und doch ganz charakteristische Effecte in der Aufführung bekannter Compositionen hervorzurufen weiß. Man mag vielleicht manchmal finden, daß der interessanten Einzelfärbungen so viel geboten worden, daß fast eine Abschwächung des Gesammteindruckes entsteht; aber man muß immer gestehen, daß höchst Interessantes geboten wird. Als Pianist hatte Herr von Bülow den glücklichsten Abend seit seiner ersten unerreichten Vorführung der letzten fünf Beethoven'schen Sonaten vor mehreren Jahren. Wir haben ihn nie schöner, klarer, durchsichtiger, geistvoller spielen hören. Das Publicum war begeistert. H. Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendunge (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—
Neu! [Im Buchhandel!]

Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!
Otto Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk.
Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tafelbildern, Karten etc.
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.
Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.

Soeben erschien:
Ein Streifzug durch den N.-W. Amerika's. Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von **R. Mohr**, Redakt. der Weser-Zeitung. 8°. VI. u. 394 S. Preis M. 5.—
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
beginnen demnächst in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —
Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.
Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Im Verlag der **J. G. COTTA**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** erschienen soeben:

Anonymi
de situ orbis libri duo.
E codice Leidensi nunc primum ed. **M. Manitius.**
8°. XVI u. 84 Seiten. M. 5.—

Der Kaiser Hadrian.
Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Dritte Auflage, der zweiten neugeschriebenen unveränderter Abdruck.
8°. X u. 505 Seiten. M. 10.—. Eleg. geb. M. 12.—

Zur Geschichte
des
Bauernkriegs in Südwestdeutschland.
Von
Dr. Karl Hartfelder.
8°. VIII u. 476 Seiten. M. 8.—

Die Urkunde.
Ihre Behandlung und Bearbeitung für Edition und Interpretation.
Zur Anleitung bei Archivbenützung.
Von
Dr. Friedrich Leist.
8°. VIII. u. 143 Seiten. M. 5.—

Die deutsche Arbeit.
Von
W. H. Riehl.
Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.
X u. 297 Seiten. M. 5.—

Geschichte der Erziehung
vom Anfang an bis auf unsere Zeit.
In Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern bearbeitet von
Prälat **Dr. K. A. Schmid.**
Erster Band: **Die vorchristliche Erziehung** bearbeitet von
K. A. Schmid und G. Baur.
Gr. 8°. VI u. 333 Seiten. M. 10.—
Das Werk ist auf vier Bände berechnet, deren in jedem Jahr einer erscheint.

Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache.
Von
Karl Simrock.
Zweite, teils vermehrte, teils verkürzte Auflage.
8°. XIV u. 414 Seiten. M. 5.—

Kaiser Maximilian I.
Auf urkundlicher Grundlage dargestellt von
Dr. Heinrich Ulmann.
Erster Band.
8°. XVIII u. 870 Seiten. M. 14.—

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 29. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Verlängerung des Socialistengesetzes. Von Deputatus. — Die Stadt Berlin vor der Frage der Steuerreform. — **Literatur und Kunst:** Carrieres Poetik. Von Eduard von Hartmann. — „Jetta" von George Taylor. Besprochen von Theophil Zolling. — Die Fremdwörterseuche und die preußischen Schulen. Von Herman Riegel. — Certaldo. Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Shakespeare-Inscenirungen im Deutschen Theater. Von Rudolph Genée. — Offenbachs letzte Oper. Von Eugen Zabel. — Notizen. — Inserate.

Die Verlängerung des Socialistengesetzes.

Vor dem Beginn der diesjährigen Reichstagssession ging die Notiz durch die Presse, daß man seiten der verbündeten Regierungen nicht sowohl die einfache Verlängerung des Socialistengesetzes fordern, als vielmehr eine neue Vorlage einbringen werde, welche jenes Ausnahmegesetz gewissen Modificationen unterziehen und anstatt einer abermaligen Verlängerung dieses unerfreulichen Gesetzes ein Uebergangsstadium schaffen sollte. Es schien sich also nicht nur um eine dritte, sondern zugleich um eine verbesserte Auflage des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie zu handeln. Inzwischen ist das Gesetz in unveränderter Form dem Reichstag zum Zwecke der Verlängerung unterbreitet und in zweitägiger Debatte discutirt worden. Selten ist ein so schwer wiegendes Gesetz in so leichter Form zur Vorlage gekommen. Die Motive füllen kaum eine Spalte. Vielleicht war der Verfasser derselben schon mit der Abfassung der Motive zu einem neuen Socialistengesetz befaßt gewesen. Da kommt die Ordre: „Kein neues Gesetz, sondern einfache Verlängerung", und an die Stelle einer eingehenden Begründung treten einige große Bleistiftszüge.

Man wird auch schwerlich behaupten können, daß der äußeren Kürze die Knappheit des Inhalts entspreche, und daß stoffliche Reichhaltigkeit jene Kürze als etwas Erfreuliches erscheinen lasse. Auf den Versuch eines Beweises der Wirksamkeit und der Nothwendigkeit der Verlängerung des Gesetzes hat man sich nicht eingelassen, und was die Dauer der Verlängerung anbetrifft, so kann nach der Versicherung der Motive „offenbar" eine kürzere als eine zweijährige Frist gar nicht in Frage kommen. Aber merkwürdig ist der Widerspruch, welcher offenbar zwischen den zwei Hauptsätzen dieser Begründung vorhanden ist. Im ersten Absatz wird nämlich festgestellt, d. h. behauptet, daß die Wirkungen, welche man sich von dem Gesetz versprochen, im Großen und Ganzen erzielt seien, und nach der Versicherung in dem zweiten Alinea „kann ein Zweifel darüber nicht obwalten, daß die socialdemokratische Bewegung in wesentlich gleicher Stärke fortbesteht". Das Gesetz hat sich hiernach also unwirksam erwiesen, darum soll es verlängert werden.

Es wäre denkbar gewesen, daß man die eingehende Begründung der Vorlage der mündlichen Auseinandersetzung im hohen Hause vorzubehalten gewillt war. In der That haben denn auch der Herr Staatsminister von Puttkamer und nach ihm der Herr Reichskanzler selbst in längeren Ausführungen die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregel darzuthun versucht. Aber der erstere entnahm seine Argumente zumeist aus einem Werk, dessen Ungeheuerlichkeiten und Abenteuerlichkeiten so offenbare sind, daß die Prätension, ein solches Opus ernst zu nehmen, nur mit einem Lächeln beantwortet werden sollte. Daß Herr Bebel ein begabter Mensch ist, hat er in diesen Tagen durch seine Rede gegen die Verlängerung des Socialistengesetzes bewiesen. Aber daß auch ein solcher Mann auf literarische Abwege gerathen kann, ist leider eine Erfahrung, die man nicht erst mit dem Bebel'schen Werk über die Stellung der Frau in der Hand zu machen braucht. Wenn es Herrn Bebel Freude macht, ein Zukunftsbild von der Stellung der Frau und von dem socialistischen Zukunftsstaat überhaupt zu entrollen, in welchem der Normalarbeitstag auf vier Stunden beschränkt wird, und wenn es Menschen gibt, die Zeit und Lust haben, derartige geniale Hirngespinnste zu studiren, so wird der Bestand des Deutschen Reiches ebenso wenig wie derjenige der modernen Gesellschaftsordnung dadurch gefährdet. Diese Bebel'schen Zukunftsscherze sind wahrlich nicht dazu angethan, um die Beibehaltung eines Gesetzes zu rechtfertigen, welches die hohe Polizei ermächtigt, die Existenz ganzer Familien zu vernichten, weil das Oberhaupt der Familie sich im Banne der Socialdemokratie befindet.

Was aber die Ausführungen des Herrn Reichskanzlers anbetrifft, so richteten sich dieselben weniger gegen die Socialdemokratie, als vielmehr gegen die deutsche Fortschrittspartei, welche inzwischen in der deutsch-freisinnigen Partei aufgegangen ist. Es wiederholte sich hier im Reichstage, was man bei den Wahlkämpfen so oft beobachtet hat. Während sich die Gouvernementalen und die Liberalen heftig befehden, gehen die Socialdemokraten ziemlich frei aus. Die Liberalen, nicht die Socialdemokraten sind es, welche von der Regierungspresse bekämpft werden, dem Socialisten fällt die Rolle des tertius gaudens zu. In der That ist es aber auch den Liberalen, deren wirthschaftliche Anschauungen zu den socialistischen im diametralen Gegensatze stehen, durch das Socialistengesetz erschwert, die Socialdemokratie zu bekämpfen. Der Abg. Hänel hat mit Recht betont, daß es einem anständigen Manne zuwider sein muß, mit einem Gegner zu kämpfen, der in seiner Redefreiheit beschränkt ist, während jener einer solchen Beschränkung nicht unterliegt. Der Socialdemokrat riskirt Bestrafung und Ausweisung, wenn er seine Theorien entwickelt und vertritt, während sein Gegner sich frei bewegen darf. Indessen ist es auch für den liberalen Gegner der Socialdemokratie nicht immer leicht, in der Bekämpfung der letzteren die Klippen des Socialistengesetzes zu umschiffen, denn eine eingehende Widerlegung socialdemokratischer Theorien erfordert doch auch eine Darlegung der letzteren, die leicht bei der hohen Obrigkeit Anstoß erregen könnte.

Nach den Berichten, welche z. B. aus dem zweiten Meininger

Wahlkreis über die Ersatzwahl vom 17. März d. J. vorliegen, ist ebendiese Erscheinung dort zu Tage getreten. Die ganze Kraft der liberalen Agitation richtete sich gegen die Conservativen, welch letztere ihrerseits gegen die Socialdemokratie in keiner Weise vorgingen. Es gelang den Liberalen ohne große Schwierigkeiten, den conservativen Candidaten unschädlich zu machen, welcher erklärt hatte, daß er in allen Fragen, die den Wahlkreis nichts angingen, mit der Regierung stimmen werde, um sie für sich zu gewinnen. Inzwischen machten die Socialdemokraten ihr Wahlgeschäft und brachten ihren Candidaten in die Stichwahl, und zwar in einem Wahlbezirk von vorwiegend ländlicher Bevölkerung und mit Hülfe von Wählern, die nichts weniger sind als Socialdemokraten, die im Gegentheil an ihrem Besitzthum zäh festhalten und von der Expropriationstheorie des Herrn Bebel, wenn man sie darüber aufklärte, sicherlich nichts wissen möchten.

Dazu kommt ferner, daß der Arbeiterstand die Zurücksetzung schwer empfindet, welche in der Verhängung des Ausnahmezustandes über denselben zu erblicken ist. Mit Recht ist in der Socialistendebatte im Reichstag wiederholt daran erinnert worden, wie sich das Selbstbewußtsein unseres Arbeiterstandes im letzten Jahrzehnt wesentlich gehoben hat. Die Werthschätzung der Arbeit ist ein Zeichen fortschreitender Culturentwickelung, und in diesem Sinne ist jene Erscheinung ein erfreuliches Symptom. Ueberdies haben es auch andere Parteien an mancherlei Ausschreitungen nicht fehlen lassen, und man konnte es den Socialdemokraten nicht verargen, wenn sie wiederholt auf eine gewisse Latitüde hinwiesen, deren sich ihre christlich-sociale Verwandtschaft zu erfreuen hatte.

Wenn aber die Motive des Socialistengesetzes dritter Auflage ausdrücklich constatiren, daß die socialdemokratische Bewegung mehrfacher Schwankungen ungeachtet in wesentlicher gleicher Stärke fortbestehe, so liegt die Frage nahe, ob nicht das Ausnahmegesetz geeignet ist, die socialdemokratische Agitation eher zu fördern, als zu schädigen. Die Motive selbst warnen davor, aus der an der Oberfläche eingetretenen Ruhe den Fehlschluß auf ein Ermatten oder gar Erlöschen der Bewegung zu ziehen. Eine Agitation, die im Dunkeln wirkt, ist viel gefährlicher, als die offene Agitation. Gegen die unterirdischen Minen ist der Kampf weit schwerer zu führen, als gegen den offenen Angriff. Durch das Ausnahmegesetz ist dieser Kampf mehr und mehr verbittert worden; die Agitation verschwand vielfach von der Oberfläche, um insgeheim nur um so intensiver zu wirken. Die socialistischen Wortführer im Reichstage sprachen zuversichtlicher denn je. Sitzen doch dermalen 13 socialistische Abgeordnete im deutschen Reichstag, die größte Zahl, welche die Socialdemokratie in dieser Körperschaft bisher erreichte. Die Abgeordneten Hasenclever und Bebel entrollten ein für sie sehr erfreuliches Bild von dem dermaligen Stand der socialistischen Bewegung in Deutschland; für Jeden, der ein Freund der staatlichen Ordnung ist, eine betrübende Erscheinung. Es mag sein, daß jenen Rednern eine etwas optimistische Auffassung nahe lag; aber auch die Denkschrift der Regierung über die Ausführung der Maßregel des kleinen Belagerungszustandes in den davon betroffenen Districten constatirt selbst für diese Orte den Mißerfolg dieser odiösen Maßregel.

Nun hat man die socialdemokratische Bewegung in Deutschland mit den anarchistischen Bestrebungen in unseren Nachbarstaaten in Verbindung zu bringen gesucht. Mit allgemeinen Redewendungen ist jedoch in dieser Frage nichts gethan. Dies ist von dem Abgeordneten Windthorst richtig hervorgehoben. Die Motive behaupten zwar wiederum, daß die in der letzten Zeit sowohl in Deutschland wie in anderen Culturstaaten zur Erscheinung gekommenen verbrecherischen Angriffe auf das Leben und Eigenthum mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Initiative der Umsturzparteien zurückzuführen seien; aber es ist auch nicht einmal der Versuch eines Nachweises unternommen. Mit demselben Rechte könnte man auch die Bestrebungen der Fenier auf die deutsche Socialdemokratie zurückführen. Die socialistischen Abgeordneten im Reichstage haben gegen jene Unterstellung heftig protestirt, und man ist ihnen bis jetzt den Beweis schuldig geblieben. Ebenso machte es in der That einen peinlichen Eindruck, daß die Behauptungen der socialistischen Redner über gewisse Agents provocateurs und über einzelne übereifrige Polizeibeamte, deren Namen genannt wurden, eine Zurückweisung vom Regierungstische aus nicht erfuhren. Ebenso war von einer eigentlichen Widerlegung der Behauptung nicht die Rede, daß man das Socialistengesetz je nach Lage der Situation sehr verschieden gehandhabt habe. Bekanntlich wird es auf diesen Umstand zurückgeführt, daß etliche Socialdemokraten in die geweihten Räume des Berliner Stadtverordnetensaales Eingang gefunden haben. Man ließ der „Arbeiterpartei" damals einen gewissen Spielraum, und es steht damit allerdings in einem nicht unwesentlichen Contrast, wenn z. B. neuerdings eine socialistische Versammlung aufgelöst ward, weil ein Redner eine Stelle aus der Schrift Engels über den Werth des Menschen zum Besten gab. Eine solche discretionäre Gewalt der Polizeibehörde steht mit dem Wesen des Rechtsstaates in der That im grellsten Widerspruch.

Der eigentliche Schwerpunkt des Socialistengesetzes liegt in seinem präventiven Charakter, und eben darum ist es nicht richtig, wenn man die Nothwendigkeit dieses Gesetzes betont, um Dynamitattentate und hochverrätherische Unternehmungen zu verhüten und zu bestrafen. In ersterer Hinsicht kann die Sicherheitspolizei ihre Thätigkeit auch ohne Socialistengesetz entfalten, und an Strafbestimmungen zur Sühne verübten Unrechts solcher Art fehlt es im Strafgesetzbuch bekanntlich nicht.

Dagegen ist es, wie Herr Dr. Hänel bemerkte, eine verhängnißvolle Wirkung des Ausnahmegesetzes, daß große Massen der Bevölkerung sich daran gewöhnen, außerhalb des Gesetzes zu leben, und es gibt zu sehr ernsten Betrachtungen Veranlassung, wenn man Herrn Bebel erzählen hört, in welch consequenter Weise das Socialistengesetz in Deutschland umgangen wird. Es fragt sich sehr, ob dieser Weg nicht vielleicht zu solchen anarchistischen Bestrebungen führen könnte, welche man jetzt den Socialdemokraten schuld gibt, ohne den Nachweis dafür zu führen. Herr von Puttkamer ist der Meinung, daß innerhalb der zweijährigen Frist auch die socialpolitischen Gesetze eine wohlthätige Wirkung äußern und zur Beruhigung der Arbeiter mit beitragen werden. Wer die Socialdemokraten im Reichstage beobachtet hat, sollte sich solchen Illusionen wahrlich nicht hingeben. Mit welcher Schadenfreude beleuchtete nicht neulich Herr von Vollmar die neueste socialpolitische Vorlage, den dritten Unfallversicherungsgesetzentwurf! Und Bebel nannte mit stolzer Ironie den Herrn Reichskanzler den Lehrling der Socialdemokratie. Allerdings stellte ihm der Fürst Bismarck in Aussicht, daß er an seinem Lehrlinge nicht viel Freude erleben werde, indessen waren die Versuche zur Verstaatlichung der Tabaksindustrie immerhin beachtenswerth, ebenso wie es jetzt die in Aussicht genommene Verstaatlichung des Versicherungswesens ist.

Glaubt man wirklich, daß man nach zwei Jahren weiter gekommen sein werde, als jetzt? Glaubt man in der That, nach zwei Jahren das Socialistengesetz entbehren zu können? Nein, es ist, wie Windthorst sagte, lediglich ein Leben von der Hand in den Mund. Die kurzen Verlängerungsfristen sollen bedenklichen Gemüthern die Verlängerung des Ausnahmegesetzes erleichtern. Von einer Rückkehr auf den Boden des gemeinen Rechtes ist leider keine Rede, und doch wäre hier vielleicht die Möglichkeit gegeben, Remedur zu schaffen gegen socialistische und ähnliche Ausschreitungen, und gleichwohl das gehässige Ausnahmegesetz entbehrlich zu machen. Hoffen wir, daß man in der Commission, an welche die Regierungsvorlage gegen den Wunsch des Kanzlers verwiesen ist, den Versuch hierzu machen wird. Der Abg. Windthorst ging so weit, die Commission nicht blos darum zu bitten, sondern anzuflehen. Gleichwohl hat das Centrum bei der drohenden Auflösung des Reichstages nur wenig zu fürchten. Daß nämlich die Ablehnung der Verlängerung des Gesetzes vom Kanzler mit der Auflösung des Reichstages beantwortet werden wird, ja von seinem Standpunkte aus beant-

wortet werden muß, dürfte außer Frage stehen. Indessen scheint es, als ob das Centrum eine solche für sich nicht zu fürchten brauche. Die ultramontanen Wählerschaften sind so gut disciplinirt, daß sie sich durch eine derartige Maßregel nicht beirren lassen werden. Der Schlag der Auflösung richtet sich lediglich gegen die Liberalen, und zwar, da die Nationalliberalen ihre Zustimmung zu der Verlängerung bereits ertheilt haben, gegen die deutsche freisinnige Partei. Man sagt, daß Herrn Windthorst eine Schwächung der letzteren und eine Verstärkung der Conservativen wenig erwünscht sei. Wie dem auch sein mag, die Liberalen können von ihrem Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle" nicht abgehen. Die neu begründete Partei kann der Probe einer Neuwahl nicht ausweichen, auch wenn sich diese unter der Wahlparole: „Für oder gegen die Verlängerung des Socialistengesetzes" vollziehen wird.

Deputatus.

Die Stadt Berlin vor der Frage der Steuerreform.

Wer Steuerfragen und Steuerdebatten zu den interessantesten Gegenständen allgemeiner wie praktischer Betrachtung zählt, wird selbst bei dem gebildeten Theile des Volkes nur eine sehr bedingte Zustimmung finden. Ueber den Kreis des naiven und egoistischen Interesses hinaus reicht die Theilnahme nur bei den verhältnißmäßig Wenigen, welche in den scheinbar weit auseinander liegenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens den Zusammenhang der ganzen Volksentwicklung festzuhalten sich bemühen. Unser zeitungverschlingendes Publicum nimmt den die Spalten der Tagespresse füllenden Verhandlungen des preußischen Landtags und deutschen Reichstags über Steuerreform-Vorlagen gegenüber durchweg die Haltung des ungeduldigen Zuschauers ein, welcher den Schluß eines langweiligen Schauspiels herbeisehnt. Die fortschreitende Entwickelung zu politischer Reife und die geschichtlich gebildete Einsicht in die Bedingungen des staatlichen Lebens wird auch in Deutschland allmählich größere Klarheit über das inhaltsschwere Wechselverhältniß von nationaler Volkskraft und starken Finanzgrundlagen des Staates herbeiführen.

Anziehender und lebendiger wird schon gegenwärtig das weite Gebiet dieser Fragen, wenn man von der kühlen Sphäre des abstracten Staatsgedankens zu dem individuelleren und wärmeren Bilde städtischen Gemeindelebens herabsteigt. In der kleinsten Commune regt sich das sonst unbetheiligte Interesse, wenn die Stadtväter über den „gemeinen Säckel" zu Rathe sitzen. In hervorragendster Weise beansprucht in neuester Zeit die Stadt Berlin die allgemeine Aufmerksamkeit, seitdem sie als mächtigstes Gemeinwesen des deutschen Volkes und als dessen politische Hauptstadt zur Lösung derselben Steuerprobleme gedrängt wird, welche die hohe Politik von Reich und Staat beschäftigen. Das für den erstarkenden Reichsgedanken symptomatische Interesse der Nation für die Reichshauptstadt und das Bewußtsein, daß die gesunde und technisch-richtige Lösung des schwierigen Problems typisch sein wird für die deutsche Städteentwickelung, hebt die dort hervortretende Bewegung auf eine Höhe der Bedeutung, welche in der ganzen nationalen Peripherie eine wachsende Antheilnahme herausfordert.

Mit Recht bemüht sich die ausgezeichnete und einsichtige städtische Verwaltung Berlins, von der Erörterung und Beschlußfassung über die ihr vorliegenden Steuerreform-Fragen den jede sachliche Entscheidung durchquerenden Einfluß der Politik im engeren Sinne fernzuhalten. Aber die innere Bewegung der für die äußere Betrachtung noch stillstehenden Gedankenentwickelung zeigt in erkennbaren Zügen die menschliche Gebundenheit, über welche der beste Wille oft nichts vermag und die sich erst unter dem wohlthuenden Zwange nicht beherrschter Angriffskräfte löst. Die heute drängende Entscheidung ist keine freie. Die Stadt kann sich für ihr inneres Leben nicht isoliren weder von dem größeren ihr übergeordneten Organismus des Staates, noch von ihrem eigenen Entwickelungsgange mit seinen politischen und wirthschaftlichen Besonderheiten. Die theoretisch und bei entsprechender Willenskraft auch praktisch unschwer zu lösenden Probleme der Steuerpolitik werden verwickelt und oft unlösbar in der Verkettung der Leidenschaften, der Interessen und vor Allem der festgewurzelten Vorurtheile. Die heutige Finanzlage Berlins kann, sofern man über die nächste Gegenwart hinausblickt, als eine günstige nicht bezeichnet werden. Mit unverhohlener Schadenfreude sieht der Parteihaß und die trostlose Feindschaft alten nationaldeutschen Sondergeistes die steigende Finanznoth der mächtig entwickelten Stadt. Die weitere Zukunft wird diesen übelwollenden Propheten Recht geben, wenn nicht mit rücksichtsloser Energie und klarer Einsicht in den Zustand wie in die Auswege der jetzigen Situation praktische Schritte zu einer grundlegenden Reform gethan werden. Die städtischen Budgets zeigen für jeden aufmerksamen und mit der Sprache der communalen Finanztableaux einigermaßen vertrauten Blick nach zahlreichen Richtungen hin eine bedenkliche Progression, nach anderen vorhandene erhebliche und bevorstehende beträchtliche Degressivtendenz. Diese Situation spiegelt sich mehr und mehr in den Etatsberathungen. Die ständige Losung einer wachsenden Minderheit variirt dasselbe Thema, das uns von den Tribünen der Wahlversammlungen und des Parlaments erfolglos vorgetragen wird: Sparsamkeit. Hier wie dort erfolglos, weil das Unmögliche verlangt wird. Die gewissenhafteste und wiederholte Durchberathung des Berliner städtischen Budgets ergibt, wie bei den Landes- und Reichsetats, daß wesentliche und fühlbare Ersparnisse ohne Schädigung dringender Bedürfnisse nicht gemacht werden können. Die oft mit agitatorischer oder demagogischer Tendenz versuchten und durchgesetzten Abstriche sind entweder ohne Belang oder nur eine Vertagung der nothwendigen Abhülfe auf das nächste Jahr. Während desselben aber sind hundertköpfige neue Bedürfnisse hervorgetaucht, deren Ablehnung selbst für den sparwüthigen Volksfreund ebenso gefährlich ist wie die Bewilligung. Wer den Berathungen des Berliner Etats und der consequent aufsteigenden Curve seiner Gesammtziffer gefolgt ist, bedarf hier keiner weiteren Beweise. Was an Ersparnissen gemacht werden konnte, hat der Magistrat redlich und oft mit schwerem Herzen selbst abgesetzt und das Collegium der Stadtverordneten nur um geringe Positionen vermehren können. Man parlamentirt mit dem Bedürfniß, aber man ergibt sich ausgehungert im nächsten Jahre. Das Schulbudget, der Etat der Canalisation, der Gas- und Wasserwerke ist schon zum Schaden der Sache künstlich auf einer Höhe gehalten, die über den Mittelsatz der Jahressteigerung emporschnellt, wenn man nur ein Jahr wartet. Diese Thatsachen sind bei den Etatsberathungen von verschiedenster Seite anerkannt und vom Magistrat mit nachhaltigem Ernst betont worden.

Trotzdem spielt der theoretische Gedanke der Ersparnisse weiter seine unheilvolle praktische Rolle — genau wie bei der Berathung des Landes- und Reichsetats. Hier wird der latente Feind wirksam, der programmgemäß selbst von seinen geheimen Partisanen ferngehalten worden ist: die Politik. Und mit ihm das Unglück aller gesunden und freien Entwickelung: die Orthodoxie. In den Berliner Stadtverordnetensitzungen ist zum Erstaunen aller Unbetheiligten ein Dogma proclamirt worden: Der Zuschlag zur Einkommensteuer in Berlin darf nur 100 Procent betragen. Der Magistrat hat nach eingehendster Prüfung und mit voller Klarheit über die Tragweite der Sache die Erhöhung des Zuschlages auf 110 Procent sowie der Canalisationsabgabe auf 1½ Procent vorgeschlagen und von einsichtiger Seite im Stadtverordnetencollegium Unterstützung gefunden, während eine starke Opposition durchaus an dem bisherigen Satze festhalten will. Man fürchtet hier die Ausbeutung der Steuererhöhung von den demagogischen Feinden der gegenwärtigen Stadtverwaltung und fühlt zugleich mit innerem Widerstreben eine an anderer Stelle bisher bekämpfte Steuerpolitik Boden gewinnen. Man hatte einen Stolz darin gesetzt, im Gegensatz zu der seit einigen Jahren von der Regierung betriebenen Steuerpolitik an einem überwiegend auf directe Steuern gegründeten Finanzsystem festzuhalten. Bis jetzt war dies anscheinend gelungen, ohne in die unerträglichen Zustände anderer, namentlich der westdeutschen Städte mit ihren vielhundertprocentigen Steuerzuschlägen zu ge-

*

rathen. Jetzt zum ersten Male sieht man sich in denselben Strom unaufhaltsamer Steuererhöhung hineingezogen, in welchen immer mehr deutsche Communen den Hülferuf nach einer staatlichen und communalen Steuerreform erheben. Die letztere ist zur Zeit vom Magistrat vorbereitet und wird Gegenstand eingehender Verhandlungen werden.

Es ist in hohem Maße wünschenswerth, daß in weitesten Kreisen der Fortgang dieser Entwickelung beobachtet und durch eine ruhige Discussion gefördert wird. Das praktische Resultat derselben darf keine Einwirkung von Dogmatismus zeigen. Es ist ein Irrthum, wenn die starren Anhänger der bisherigen Steuersätze annehmen, daß man dauernd mit ihnen wirthschaften könne und daß man in Wahrheit bis jetzt ohne indirecte Steuereinnahmen ausgekommen sei. Thatsächlich schleppt sich seit Jahren ein latentes Deficit durch den städtischen Etat — genau so wie im preußischen Staatshaushalt seit den Jahren nach dem Kriege. Nothwendige, dauernde und unausgesetzt steigende Bedürfnisse sind im Extraordinarium und aus Anleihen gedeckt worden, deren Verzinsung jetzt beginnt drückend zu werden. Die heute künstlich zurückgestellten Bedürfnisse werden in den nächsten Jahren eine erschreckende Höhe annehmen, namentlich der Schul- und Hochbau-Etat. Andererseits zeigen die Einnahmen aus den Gas- und Wasserwerken sowie einigen analogen Quellen, daß man indirecte Steuergefälle nicht verschmäht hat. Der Preis für Gas und Wasser ist nicht auf die Höhe bemessen, welche für die Verzinsung und Amortisation der Anlagen nothwendig ist, sondern wesentlich höher. Man hat Licht, Wasser und Reinlichkeit besteuert. Die nach unten progressiv wirkende Miethssteuer ist von Niemandem vertheidigt, aber beibehalten. Die Befreiung der unteren Klassensteuerstufen auch von der Communalsteuer ist hinausgeschoben worden, obwohl Jedermann sie für gerecht und unvermeidlich hält.

Es ist bekannt, daß gegenwärtig die Formel für die Lösung der schwierigen Situation mit Eifer gesucht wird. Aber voraussichtlich wird ihre Discussion und praktische Anwendung noch einen langwierigen Kampf veranlassen. Die Stadt Berlin wird indeß die Natur eines staatlichen Organismus bethätigen und sich der Richtung der allgemeinen Steuerpolitik anschließen müssen. Ohne vernünftigen Ausbau des indirecten Steuersystems wird weder der Staat noch das städtische Gemeindeleben in Deutschland sich weiterhin fruchtbar entwickeln können. Die in Angriff genommene Reform der Personalsteuer wird schwerlich mehr als eine Verschiebung der Steuerlast in dem Sinne einer gerechteren Ausgleichung herbeiführen. Eine irgendwie beträchtliche Vermehrung des directen Steueraufkommens für die Städte ist nicht zu erwarten.

Es kommt gegenwärtig darauf an, die öffentliche Meinung mit den Ueberraschungen der Zukunft vertraut zu machen und eine sachliche Prüfung der Lage vorzubereiten. Es kann sich heute nicht um Wiedereinführung der Schlacht- und Mahlsteuer handeln, deren Zweckmäßigkeit der Gegenstand eines unausgetragenen Streites geblieben ist. Ueberhaupt ist die Besteuerung wirklicher Lebensmittel nicht in Frage, so daß dies schwierige Problem die Köpfe nicht zu erhitzen braucht. Es bleiben nur gewisse große Gebrauchs- und Luxusartikel, welche als „Volksdelicatessen" in den Kämpfen der Gegenwart eine so große und vielfach übertriebene Rolle spielen. Jeder einsichtige und durch die Erfahrungen anderer Länder belehrte Politiker muß dringend wünschen, daß die vier großen Luxusobjecte Zucker, Branntwein, Bier und Tabak durch die Reichsgesetzgebung in stärkerer Weise als bisher zu den öffentlichen Einnahmen herangezogen und damit die Landesbudgets entlastet werden. Erst dann werden den Gemeinden die ihnen zweckmäßiger Weise zukommenden Realsteuern überwiesen werden können. Allein auch mit den letztern werden die meisten Communen nicht auskommen, wie ein Tableau der Ueberweisungen ergibt. Selbst für den Fall der Uebernahme der persönlichen Schullasten durch den Staat wird das steigende städtische Bedürfniß auf eigene indirecte Steuern angewiesen sein. Vor Allem bietet sich hier die communale Getränke- und Schanksteuer als eines der vorzüglichsten und nach mehreren Richtungen hin segensreichsten Mittel zur Verbesserung des städtischen Haushalts. Dieser Gedanke wird siegreich seinen Lauf durch alle größeren Gemeinden Deutschlands fortsetzen, seitdem er einmal angeschlagen ist. Die hochbedeutungsvolle Agitation der neuentstandenen Vereine gegen die Trunksucht wird sich in eine organische Verbindung mit der Bewegung für die Steuerreform setzen müssen. Gegenwärtig gehen in wachsendem Maße die rheinischen Städte zur Einführung einer communalen Biersteuer über. Das öffentliche Gewissen hat bald den Widerstand in der Bevölkerung und in den Stadtvertretungen zum Schweigen gebracht. Es ist eine Forderung der Sittlichkeit und Vernunft, den maßlosen und stetig steigenden Bierconsum in Deutschland zu den öffentlichen Lasten heranzuziehen. Das Vorbild der freisinnigsten Länder muß die vielfach vorhandene Abneigung gegen diese Steuer beseitigen. Der Verein gegen die Trunksucht hat in weiteren Kreisen die unverzeihliche Verschwendung zum Bewußtsein gebracht, welche vom deutschen Volk durch den maßlosen Genuß geistiger Getränke getrieben wird. Ueber 870 Millionen Mark werden hierfür jährlich ausgegeben, während die Gesammtsteuern des deutschen Reiches nur etwa 470 Millionen betragen. Es ist die höchste Zeit, dieser Ausschweifung entgegenzutreten und gleichzeitig die Gemeindeeinnahmen mit auf die Getränkesteuer anzuweisen. Es wird demnach mit Nachdruck auf die Gesetzgebung einzuwirken sein, daß dieselbe direct wie indirect dem Gemeindehaushalt diese neuen Hülfsquellen öffnet.

Die Hauptsache aber ist, daß die Einsicht gewonnen wird, daß man dauernd für reichliche Einnahmen sorgen muß. Die Furcht vor der Demagogie darf die leitenden Elemente der Gemeinde nicht abhalten, zum Wohl Aller selbst unpopuläre Steuerpolitik zu treiben. Ein Theil der fortschrittlichen Berliner Presse hat mit Recht darauf hingewiesen, daß für große Leistungen auch entsprechende Opfer gebracht werden müssen. Es wäre eine traurige Verirrung, wenn man die segensreichen Folgen freiheitlicher Entwickelung wesentlich in der Abwälzung öffentlicher Lasten erblicken wollte. Die Freiheit wird nur mit steigenden Opfern erkauft. Ein Volk, das nur auf billige Verwaltung sehen wollte, würde am besten den aufgeklärten Absolutismus wählen. Es ist überdies ein durch die Erfahrung widerlegtes Dogma, daß eine niedrige Besteuerung unbedingt von wirthschaftlichem Segen sei. Bei Verwendung reichlicher Mittel in öffentlichem Interesse, bei Förderung der Allen gemeinsamen Anstalten für ökonomische Wohlfahrt, Gesundheit und Geistespflege ist ein ergiebiges Finanzsystem die Quelle volkswirthschaftlicher Blüthe. Wer die Lage des Proletariats in den verschiedenen deutschen Gebieten beobachtet, wird finden, daß sie in den sogenannten theuern Gegenden am besten ist. Mit den Berliner Verhältnissen verglichen ist der standart of life der arbeitenden Bevölkerung der rheinischen Industriebezirke beneidenswerth. In Kleidung und Nahrung, in Wohnung und Meublement herrscht hier ein relativ erstaunlich guter Zustand. Proletarierkinder in Lumpen oder mit nackten Füßen sieht man im Gegensatz zu anderen Gegenden höchst selten. An Stelle der Holzpantoffeln sieht man fast nur Lederschuhe. Der vom Bürgermeister einer großen rheinischen Industriestadt gestellte Antrag auf Anschaffung von Holzpantinen für die Armenverwaltung wurde von der Stadtverordnetenversammlung einstimmig mit der Erklärung abgelehnt, daß man der Bevölkerung eine solche Zumuthung nicht machen könne, da hier das ärmste Kind in Lederschuhen gehen wolle.

Das Hauptbestreben der Berliner Stadtverwaltung wird daher auf eine allgemeine Steigerung der städtischen Entwickelung gerichtet sein müssen. Die damit bedingte Vermehrung der Arbeitsgelegenheit und der Löhne, des hauptstädtischen Lebens und seiner Anziehungskraft auf Land und Volk wird eine energische Steuerpolitik glänzend rechtfertigen. Die Stadt Berlin wird sich ihrer nationalen Aufgabe bewußt werden müssen. Auf den erst in den letzten Jahren kühner betretenen Wegen wird sie sich bald aufgehalten sehen, wenn nicht mit gleicher Kühnheit an den Ausbau eines ergiebigen Finanzsystems herangetreten wird. Schon seit mehreren Jahren ist man genöthigt gewesen, an einzelnen der Verbesserung und Verschönerung der Stadt

dienenden Etats zu sparen. Die Parkverwaltung, das Extraordinarium für Straßendurchbrüche und Straßenanlagen ist künstlich niedrig gehalten, obwohl die betreffenden Anforderungen naturgemäß wachsen. Wenn Berlin die Rolle als Centrum und Blüthe deutscher Städte-Entwickelung spielen und den Proceß nationaler Einigung und nationaler Cultur fördern will, so wird es noch in größeren Zügen als bisher den Charakter der Reichshauptstadt ausprägen müssen. Der Reichthum und die Gediegenheit, mit der Städte wie Frankfurt am Main, Hamburg, Hannover, Köln und andere ihre öffentlichen Bauten und Anlagen vom Großen bis zum Kleinsten ausstatten, wird in Berlin an vielen Stellen vermißt, da hier durchweg nur mit einem nackten Minimum gearbeitet und oft in der pedantischesten Weise gespart wird. Manche Straßenzüge, die Anlage öffentlicher Plätze und Bauten zeugen noch immer von einer gewissen kleinbürgerlichen Aengstlichkeit, welche der Entwickelung der Stadt nicht mehr entspricht. Eine weitaussehende Planmäßigkeit in der baulichen Ausdehnung der Stadt ist nicht zu bemerken. Man denkt fast immer nur an das nächste Bedürfniß. Dies von der Hand in den Mund Leben ist eben aufgenöthigt durch den Mangel einer großangelegten Steuerpolitik, welche nicht mit dem kurzsichtigen Widerstande des kleinen Philisters zu markten hat. Wirkliche Freiheit des Handelns und damit eine berechnete wirthschaftliche Vorbereitung und Benutzung der Situationen ist mit einer Knauserpolitik, wie sie egoistischen und kurzsichtigen Bauerngemeinden eigen ist, nicht möglich. Berlin bietet gegenwärtig das größte praktische Beispiel einer umfassenden Selbstverwaltung. Der frühere Glaube, daß eine solche sich durch besondere Billigkeit auszeichne, ist wohl überall jetzt geschwunden. Ihr Schwerpunkt liegt in der Intensität und Volksthümlichkeit, mit welcher sie öffentlichen Bedürfnissen gerecht wird und in dem Zuge freiheitsliebender Völker zur Selbstregierung. Diese erfreuliche Entwickelung würde gefährdet werden, wenn der Nerv aller staatlichen Kraft, reichliche Geldmittel, fehlt. Power of the purse, power of the sword, sagt das engliche Wort. Macht des Geldbeutels, Macht des Schwertes. Ein kräftiges staatliches und Gemeindeleben, die Beherrschung der menschlichen Unfreiheit, die Durchführung der modernen Culturideale ist abhängig von der Kraft und Freiheit der Bewegung, welche die Herrschaft über die materielle Güterwelt gewährt. Deshalb ist ein hohes Steuereinkommen staatlicher Weisheit höchster Schluß, nicht die billige und kurzsichtige Tagesphrase „Steuererleichterung" oder der blinde Widerstand gegen die „Fiscalität". Der ebenso gegen die staatliche Einheit wie gegen die Machtstellung Berlins feindselige Particularismus, wie er immer wieder und noch in den letzten Landtagsverhandlungen hervorbricht, kann durch nichts wirksamer bekämpft werden, als durch eigene Kraftentwickelung, welche im Erfolg ihrer Größe die Gegner überwindet. Nichts wäre verderblicher, als wenn die Stadt in einer Zeit, in welcher sie zum ersten Male in ihrer Geschichte den Anlauf zu einer wahrhaft weltstädtischen Entwickelung nimmt, ihre Energie erlahmen ließe, um das formale Dogma zu retten, das sich an Namen und Ziffern klammert und den Kern der Fragen übersieht. „Die Provinz soll nicht mehr für Berlin frohnden." Dies gehässige und thörichte Wort warf ein Centrumsführer in die letzte Berathung des Etats für Kunstverwendungen für Berlin. Die Stadt acceptire mit Stolz den Satz. „Frohnde" sie für sich selbst. Sie wird dann in edler Umkehrung des unterstellten Vorwurfs nicht nur für sich, sondern für das deutsche Volk gearbeitet haben, indem sie ein Muster von selbstthätigem Gemeindeleben verwirklicht und gleichzeitig das herausbildet, was dem Reiche noch fehlt, eine vom ganzen deutschen Volke mit Liebe betrachtete nationale Hauptstadt. Läßt die Stadtverwaltung dagegen die rechte Energie und das empirische Verständniß bei der Lösung der Steuerreform-Frage vermissen, so wird die weitere städtische Entwickelung nur da Befriedigung hervorrufen, wo man sich des gegenwärtigen Dilemmas freut: im Lager der Feinde der Stadt.

Literatur und Kunst.

Carrieres Poetik.

Von Eduard von Hartmann.

Es mag unentscheidbar sein, welche der Künste sich der weitesten Verbreitung und der allgemeinsten Anerkennung erfreut; aber das wird kaum zu bestreiten sein, daß das Aesthetisiren über keine andre Kunst in so breiten Schichten des Publicums Wiederhall findet als dasjenige über die Dichtkunst. In allen Lehrbüchern der Aesthetik ist der Abschnitt über Poesie am meisten gelesen, und weder die Geschichte der bildenden Kunst noch diejenige der Musik kann sich an Verbreitung mit der Literaturgeschichte messen. Es darf deshalb eine ästhetische Behandlung der Poesie immerhin auf einen dankbaren Leserkreis rechnen, zumal wenn sie sich nicht zu sehr bei den zum Theil trockenen Formalitäten der poetischen Technik aufhält und nicht minder auf der andern Seite das Versinken in abstracte Speculationen über den idealen Gehalt der Kunst meidet. Die gewöhnlichen Lehr- und Handbücher der Poetik sagen aus dem ersteren Grunde, die Auseinandersetzungen der idealistischen Aesthetik aus dem letzteren Grunde dem Geschmack des Publicums weniger zu; will man das Interesse wirksam fesseln, so müssen die concreten Beispiele in Gestalt vergleichender Literaturgeschichte das Gerüst der Darstellung bilden, um welches sowohl die technischen Belehrungen wie auch die mehr speculativen ästhetischen Erörterungen sich gefällig herumranken, ohne die Aufmerksamkeit der Leser einseitig und ermüdend in Anspruch zu nehmen.

Ein solches Werk bietet der Münchener Aesthetiker Moriz Carriere in seinem so eben erschienenen Buch: „Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte." (Leipzig, Brockhaus.) Obwohl es als „zweite, umgearbeitete Auflage" des im Jahre 1854 erschienenen Buches: „Das Wesen und die Formen der Poesie" bezeichnet ist, wird man doch nicht fehlgehen, wenn man die Umarbeitung weit mehr als eine neue Arbeit ansieht. Erst das letzte Menschenalter hat z. B. auf dem Gebiete des Epos die Materialien zu einer vergleichenden Literaturgeschichte in einiger Vollständigkeit zur Verfügung gestellt. Zwischen beide Auflagen fallen ferner die Hauptwerke des Verfassers, die zweibändige „Aesthetik" und die fünfbändige „Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung". In beiden Werken nimmt die Behandlung der Poesie einen breiteren Raum ein, als sie nach der Oekonomie des Ganzen sollte, und zwar, wie der Verfasser selbst gesteht, weil sie ihm von Anfang am nächsten unter den Künsten stand. In einer dritten Auflage der Aesthetik verspricht derselbe, die Darstellung der Poesie auf das Gleichmaß mit den übrigen Künsten wieder zurückzuführen, nachdem er in dem vorliegenden Werk zur ausführlicheren Darlegung seiner Ansichten Gelegenheit gefunden. Wer Carrieres Hauptwerke kennt, findet in dem letzterschienenen keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, wenngleich manches durch vergleichende Zusammenstellung in eine neue Beleuchtung gerückt ist; aber wenn schon jene mehrbändigen Werke zwei bis drei Auflagen erlebt haben, so wird dieser Auszug aus denselben in einem handlichen Bande unter Beschränkung auf die Dichtkunst gewiß dazu beitragen, den Autor noch beliebter zu machen, ähnlich wie seine akademischen Vorlesungen über diesen Gegenstand sich von jeher besonderer Beliebtheit erfreuten.

Für Carrieres wichtigste Leistung halte ich seine „Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung", sein eigentliches Lebenswerk, und bedeutend genug, um ein ganzes Leben auszufüllen. Hier ist zum ersten Mal die Geschichte der Ideale der Menschheit im Zusammenhang geschrieben, die Culturgeschichte unter ästhetischen Gesichtspunkt gerückt, und die schwierige Aufgabe mit umfassendster Gelehrsamkeit, feinstem Geschmack und idealer Wärme der Gesinnung behandelt. Auch die Verdienste seiner Aesthetik sind nicht zu unterschätzen. Schon das ist anerkennenswerth, daß

er die Geschichte des Schönen und der Phantasie, welche z. B. bei Hegel und Vischer die Aesthetik unförmlich anschwellt, aus derselben herausgelöst und gesonderter Behandlung unterzogen hat. Gegenüber dem Anspruch einer reinen dialektischen Entwickelung der ästhetischen Begriffe und Wahrheiten bei Hegel, Weiße und Vischer war Carriere der erste Aesthetiker der Hegel'schen Schule im weiteren Sinne, welcher nachdrücklich ein Ausgehen von der Anschauung forderte, die Dialektik verwarf und der Betrachtung der formalen Seite der Schönheit größeren Raum gönnte als die Vorgenannten. Er stellte die Aesthetik auf eine gesunde erkenntnißtheoretische Grundlage und strebte über den einseitigen (abstracten) Idealismus hinaus zu einem höheren vermittelnden Standpunkt, den er mit einer wenig glücklichen Wendung als „Realidealismus oder Idealrealismus" bezeichnete.

Sein zweibändiges Werk hat vor allen Dingen den Vorzug, ein lesbares Buch mit übersichtlicher Stoffvertheilung zu sein, was man weder von den posthumen Veröffentlichungen der Schelling'schen, Solger'schen, Hegel'schen, Krause'schen, Schleiermacher'schen Vorlesungen über Aesthetik noch von Weißes hochspeculativer Aesthetik noch von Vischers unbehülflichem, dunklem und von ihm selbst größtentheils desavouirten Werk sagen kann. Der zweite Band, welcher die Theorie der Künste behandelt, ist heute noch unbestritten das bequemste und in der Hauptsache ausreichende Orientirungsmittel auf diesem Gebiet, da Kirchmann und Köstlin sich wesentlich auf den grundlegenden Theil der Aesthetik beschränken, welcher bei Carriere den ersten Band einnimmt. Auch in einzelnen Fragen aus dem ersten grundlegenden Theil der Aesthetik ist Carriere der Wahrheit näher gekommen als die meisten seiner Vorgänger; so hat er namentlich Vischers falsche Entgegensetzung des Erhabenen mit dem Komischen aufgelöst, das Humoristische aus der falschen Unterordnung unter das Komische herausgelöst und dem richtigen Gegensatz des Tragischen und Komischen übergeordnet.

Als Carriere seine Aesthetik in erster Auflage herausgab, war soeben der erste mißrathene Versuch einer „Geschichte der Aesthetik" (von Zimmermann) ans Licht getreten; in der zweiten Auflage hat er Lotzes „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" eingehend benutzt, während Schaslers kritische Geschichte kurz zuvor erschienen war. Leider hat Carriere sich weder in der ersten noch in der zweiten Auflage entschließen können, nicht nur in Bezug auf die Geschichte des Schönen und der Phantasie, sondern auch in Bezug auf die Geschichte der Aesthetik von seinem nächsten Vorgänger Vischer abzuweichen und die Aesthetik durch Ausscheidung alles Geschichtlichen auf ihren systematischen Kern zu verdichten. So löblich auch das Bestreben ist, den Vorgängern ihr geschichtliches Recht widerfahren zu lassen, so wünschenswerth ist es doch, diese theils positive theils negative Abrechnung mit der Vergangenheit von der eigentlichen Darstellung der Aesthetik zu sondern. So anerkennenswerth ferner das Bestreben ist, zur Wahrung der Objectivität die Vorgänger möglichst mit ihren eignen Worten reden zu lassen, so führt doch solch ein ausgedehntes Citiren leicht zu einer babylonischen Sprach- und Gedankenverwirrung, da niemals zwei Aesthetiker die gleiche Sprache reden. Werden nun gar sogenannte „schöne Stellen" bevorzugt, so gewinnt das Ganze allzu leicht den Anstrich einer populären Anthologie, der zwar der Verbreitung der Bücher im Publicum, nicht aber ihrem wissenschaftlichen Werth dienlich sein kann. Die deshalb gegen Carriere gerichteten Vorwürfe könnten leicht gegenstandslos gemacht werden, wenn derselbe sich entschlösse, in der dritten Auflage seiner Aesthetik nur mit eigenen Worten zu reden und die geschichtliche Würdigung der Vorgänger in eine besondere Schrift zu verweisen.

Allerdings hängt die Neigung zum Citiren „schöner Stellen" mit einem principiellen Irrthum Carrieres zusammen, nämlich mit seinem Glauben, daß man über das Schöne auch nicht anders als schön reden müsse. Nun ist aber die Aesthetik ohnehin derjenige Zweig der Philosophie, wo am allerleichtesten statt der fehlenden Begriffe Worte sich einstellen und wo Phrasen die Dunkelheit der Probleme verhüllen; da scheint es grade auf ästhetischem Gebiet am dringendsten geboten, sich der größten Nüchternheit des Denkens und der größten Schlichtheit des Ausdrucks zu befleißigen, um überall die nöthige Klarheit und Controlirbarkeit des Gedankens zu retten. Diese Forderung, die unter allen Aesthetikern am besten von Kirchmann erfüllt ist, widerstrebt nun Carrieres Natur. Die Wärme der Gesinnung, die ihn durchglüht, den Enthusiasmus für die Sache, der ihn beseelt, drängt es ihn auch einen sprachlichen Ausdruck finden zu lassen, anstatt sie als verborgene Triebkräfte im Grunde zu behalten. Diese Eigenthümlichkeit trägt abermals dazu bei, die Popularität und Beliebtheit seiner Schriften zu erhöhen, leider auf Kosten ihrer gedanklichen Durchsichtigkeit und begrifflichen Schärfe. Nüchternheit und Präcision sind die beiden Eigenschaften die man am meisten bei ihm vermißt. Anstatt die vorhandenen Gegensätze vor dem Versuch ihrer synthetischen Lösung in voller Schärfe herauszuarbeiten, bricht seine milde conciliante Natur gern zu früh deren Spitze ab, und seine Begeisterung überredet ihn leicht, die seiner sittlichen Gesinnung genugthuenden Lösungen auch als theoretisch genugthuend anzusehen. Dies tritt z. B. in seiner philosophischen Bekenntnißschrift „Die sittliche Weltordnung" hervor, wo Theismus und Pantheismus, Freiheitslehre und Determinismus, Weltleid und Glückseligkeitsglaube u. s. w. ihre in mildem Opallicht schimmernde Versöhnung erhalten.

Die Begriffsschärfe würde im ersten Bande der Aesthetik wesentlich gewinnen, wenn die störende Unterbrechung jeder eigenen Gedankenentwickelung durch eingestreute Citate aufhörte, und mit der äußerlich gewonnenen Concentration würde ohne Zweifel auch eine innerliche Hand in Hand gehen. In der fünfbändigen Kunstgeschichte tritt der Mangel an Präcision wenig zu Tage, weil dort keine speculativen begrifflichen Entwickelungen nöthig sind; in dem neuen Werke wird er ebenso wenig merklich, weil es sich um mehr concrete Gegenstände handelt und nur einleitungsweise in populärer Form über Kunst und Leben, Sprache und Mythus, Kunst und Wissenschaft und die Stellung der Poesie im System der Künste gesprochen wird. Man thut Carriere entschieden Unrecht, wenn man in seiner Aesthetik, die so günstig zur Popularisirung der speculativen idealistischen Aesthetik gewirkt hat, blos eine Popularisirung oder doch blos eine halb-populäre, halb-wissenschaftliche Bearbeitung sieht, da sie durchaus eigenartige wissenschaftliche Verdienste besitzt; bei dem neuen Werke wird der Verfasser selbst nichts dagegen haben, wenn man es nach seiner ästhetischen Bedeutung als eine popularisirende Ausführung der betreffenden Abschnitte seiner Aesthetik bezeichnet und den eigenthümlichen wissenschaftlichen Werth desselben in den literarhistorischen Illustrationen sucht, also in der vergleichenden Geschichte des Epos, der Lyrik und des Drama, welche auch räumlich bei weitem den Löwenantheil des Werkes erhalten hat.

Ein solches Unternehmen ist meines Wissens neu, wenigstens für die epische und lyrische Poesie, während die Geschichte des Dramas allerdings schon verschiedene Versuche vergleichender Darstellung in weiterem Umfange hervorgerufen hat. In dem engen Raume eines Bandes kann es sich selbstverständlich nur um die wichtigsten Grundzüge handeln; aber mit einer solchen Beschränkung auf das Wesentlichste kann auch meines Erachtens dem Publicum nur gedient sein, da vielbändige Geschichten der epischen Dichtung, ebenso wie solche der dramatischen, außer von wenigen Fachleuten kaum gelesen werden würden. Gerade in diesen Skizzen vereinigen sich alle Vorzüge, welche den Verfasser auszeichnen. Die Eintheilung der Geschichte der epischen Poesie in eine vergleichende Darstellung des Volksepos, der epischen Kunstdichtung, der epischen Erzählung in Prosa und der epischen Gedankendichtung erleichtert die Uebersicht und das Verständniß. Ich glaube, daß Carriere mit diesem Buche die Quintessenz seiner Lebensarbeit in einer den Bedürfnissen des Publikums in jeder Richtung entgegenkommenden Form gezogen hat, und daß dasselbe aufs Beste geeignet ist, Sinn und Verständniß für die Schönheit und den idealen Gehalt der Poesie aller Völker zu wecken und zu entwickeln.

„Jetta" von George Taylor.

Der neue Roman von Professor Hausrath*) spielt im vierten Jahrhundert am Rhein und Neckar, wo Kaiser Valentinian schwere Kämpfe gegen die unendlich andrängenden germanischen Völkerschaften zu bestehen hatte. Das Dogma: Romanus utraque ripa wurde da arg zerstört, und Taylors Roman zeigt sehr anschaulich, wie die Römer das rechte Rheinufer endgültig räumen müssen. „Wir haben nicht Treue gehalten, darum gehen wir zu Grunde", sagen die abziehenden Welteroberer. Aber mit tiefem Bedauern sehen wir, wie zugleich ihre hohe Cultur verschwindet. Die Bilder des hohen Zeus und der holden Kypris weichen der Barbarei und der Anbetung morscher Zähne. Der Christenglaube verbreitet sich rasch, wenn auch noch durch ein Schisma in seinem Schoße gelähmt. Die Nicäner sind stärker, als die Arianer, hier wie überall im Westreiche. Noch will der Kaiser es mit keiner Religion verderben. Taylor hat dies hübsch exemplificirt. Valentinian ist Nicäner und besucht die Basilica, seine Gemahlin ist Arianerin und pflegt den Hausgottesdienst, und der Augustus Gratian hält es mit den Heiden und besucht ihre Grotten. Aber die Zeit naht, wo es Stellung zu nehmen gilt, und schon gewärtigen wir den völligen Sturz Roms unter dem Siegertritt der gesunden Barbarenvölker. Der Christengott triumphirt. „Fahrt wohl, Statuen und Urnen, Marmor und Rosen!" ruft einer von Taylors Römern, „die Helden im Schaffell und die Mönche zimmern die neue Welt!"

Die Titelheldin von Dahns letztem Roman, der unglückseligen „Bissula", finden wir auch in dieser Völkerwanderungsgeschichte wieder. Aber Bissula, die in der „Mosella" des Dichters Ausonius gefeierte Alemannin, ist hier nicht Hauptperson, sondern bloße Episode, ein muntere Nebenfigur, die Soubrettenrolle. Taylor macht aus ihr die Ehegesponsin des Ausonius, der da wiederum den Part des Komikers übernimmt und sogar einmal, trotz seines anderweitig abgeschlossenen Ehecontracts, als Bewerberin um die schöne Jetta, die Tochter des Comes Arator auftritt. Die stolze Römerin wählt jedoch nicht den feisten Collegen der poetae Latini minores, sondern den blonden Alemannen Rothari, den Sohn des Gaukönigs Vadomar. Auch Rothari ist, wie es einst sein Vater war, Rom ergeben, wird vom Kaiser begünstigt und hat die Führung der Alemannen in römischen Diensten übernommen. So wäre er in der That ein würdiger Gemahl für die schöne Jungfrau. Aber wenn sich Beide auch herzlich zugethan sind, trennt sie doch wieder die Verschiedenheit ihres Charakters, ihrer Bildung, ihrer Religion, ihrer Nationalität. Rothari ist Krieger, nichts weiter, einfach, tapfer und stark, einer jener sieben Fuß hohen Germanen, deren Anblick hinreicht, um die kaiserlose Stadt der sieben Hügel in Gehorsam zu erhalten. Jetta aber ist Trägerin der raffinirten Cultur Roms; sie liebt die Kunst und die Götter des Olymp, spricht wie ein Gelehrter von der Harmonie der Zahlen, aus der Pythagoras die Welt erklärt, und ist der Zauberei ergeben. Der tapfere Germane stutzt ein wenig, ehe er sich ins Ehejoch beugt, doch die Dinge sind schon zu weit gediehen. Die Hochzeit findet statt. Seine Widersacher rufen ihn aus der Brautkammer hinaus, zu den grauenvollen Prüfungen des Mithrasdienstes und Jetta scheint diesen unzeitgemäßen Mysteriencultus zu billigen. Unversehrt, aber zornig kehrt er aus der schaurigen Grotte zum Thalamos zurück. Die zarte germanische Scheu vor der Profanation des Brautgemachs, welche die Römerin nicht empfindet, hat ihn verletzt, und er bettet sich mürrisch auf seinen Wolfspelz an den Boden, indessen Jetta unwillig in dem leeren Hochzeitsgemache zurückbleibt. Erst am andern Morgen, als sie verspricht, ihm in seine schlichte germanische Pfahlhütte, die keine Hinterthüren und mystischen Gänge hat, zu folgen, wird sie seine Gattin. Dort in dem mächtigen Barbarenbau hat es einen Augenblick den Anschein, als könnten die in ihren Gefühlen und Anschauungen so verschiedenen zwei Wesen sich endlich vertragen und verstehen. Bald vereinsamt aber Jetta wieder, kränkelt, verfällt aufs Neue in ihre alten somnambulen Zustände, und das Kind, das sie ihrem Gatten schenkt, vermag den Bund nicht enger zu schließen: es ist ein blonder Alemanne und nicht, wie sie hoffte, ein Römer. Dann zieht Rothari in den Krieg. Das Wiedersehen nach vielen Monaten ist unerfreulich. Jetta hat Rotharis Wunsch, ihre hexenhafte Dienerin Phorkyas zu entlassen, nicht erfüllt, überdies „mit der Gier einer Ausgehungerten" sich wieder in ihre philosophischen und kabbalistischen Studien gestürzt und obendrein ihre ausgelassenen welschen Vettern zu täglichen Gästen ihres Hauses erwählt. So erweitert sich die Kluft von Tag zu Tag. Als Rothari gar eines Abends in seinem eigenen Heime durch einen tückischen Pfeilschuß verwundet und aufs Siechenlager gefesselt wird, da reizt ihn Jettas ungeschickte Pflege, und es gilt ihm für ausgemacht, daß Phorkyas die Schützin war und im Einverständniß mit seiner Frau handelte, während die Dienerin das Attentat doch nur auf Befehl der Kaiserin beging, die in Rothari einen künftigen Cäsar fürchtet. Stündlich zurückgestoßen, schließt sich Jettas Herz aufs Neue zu. Das Krankenlager hat die Gatten noch mehr entfremdet. Auch wie sein Knabe erzogen wird, will Rothari nicht gefallen. Soll er ein süß redender Affe werden, wie Jettas Vettern, statt ein Held wie seine Ahnen? Rothari beschließt, ihn heimlich seinen alemannischen Verwandten in Pflege zu geben, damit er aufwachse wie andere Knaben seines Blutes, aber die Mutter vereitelt den Anschlag. Sie flüchtet mit dem Kind in Valentinians Palast zu Alta Ripa, nachdem sie ihrem Gemahl, um sich seiner Verfolgung zu entziehen, ein Zaubermittel in die Augen gegossen, das den Helden für die Dauer mehrerer Tage der Sehkraft beraubt. Allein der Knabe hat sich bei der übereilten nächtlichen Flucht eine tödtliche Krankheit zugezogen, und die Zaubermittel der alten Phorkyas und ihrer Vertrauten, der Kaiserin Justina, beschleunigen seinen Tod. Er wird begraben, und Jettas Schmerz ist grenzenlos. Jetzt stürmt Rothari, der seine Sehkraft wiedergefunden, voll finsteren Grolls an den Kaiserhof, und das Erste, was er dort erblickt, ist das bleiche Haupt seines Kindes, dessen sich Justina und Phorkyas ohne Vorwissen der Mutter bemächtigt haben, um es als willkommenes Requisit für ihre wahnwitzigen Beschwörungen zu verwenden. Rothari erwürgt auf der Stelle die alte Hexe, klagt die Kaiserin offen des Mordes an, und Gratian verspricht ihm Sühne. Doch der Alemanne hat jetzt genug gesehen von dieser römischen Welt voll Lug und Trug und magischer Gräuel und lechzt förmlich nach der reinen Luft seiner heimischen Berge. Wohl kehrt er noch auf seinen Posten zurück, aber er ist entschlossen, sich von den Römern zu trennen. So leichten Kaufes gibt Valentinian seinen germanischen Feldherrn nicht frei, um so weniger, als ein neuer Krieg mit den Alemannen vor der Thüre steht. Rotharis Unglück will, daß gerade jetzt sein Bruder ihm mit anderen Beutestücken seines Hauses auch den Goldhelm heimlich überbringt, den Valentinian in einer siegreichen Schlacht gegen die Alemannen eingebüßt. Der verlorene Helm war dem Cäsar ein böses Zeichen, daß sein Geschlecht entthront und sein Nachfolger ein Germane sein werde, und nun muß er ihn gerade in Rotharis Hand sehen! Jetzt ist dessen Tod beschlossene Sache. Rothari, der durch die Bluttaufe der Taurobolien sich von der Blutschuld zu entsühnen wünscht, wird mitten in dem heiligen Act von seinen Widersachern ermordet. Sein eigener Schwiegervater führt den tödtlichen Streich, und sein Blutbruder, der Augustus Gratian, kommt in Folge eines Mißverständnisses in den Verdacht, den Mord, den er vereiteln sollte, mitverschuldet zu haben.

Das lang gedehnte Nachspiel enthält die Rache der römischen Kriemhild. Zuerst übt Jetta an den Ihrigen, den Römern, Verrath. Wahnsinn im Auge, eilt sie in des Gaukönigs Macrian Lager und führt seine Mannen hinterlistig mitten ins Castell. Die Kaiserin selbst geräth in Jettas Hand. „Kind um Kind!" schreit sie der Megäre zu, reißt den kleinen Valentinian aus den Armen Bissulas und übergibt ihn als Geißel den Alemannen. Doch ihre Rache mißlingt noch im letzten Augenblicke. Bissula weiß den jungen Prinzen den Kriegern abzuschwatzen und bringt ihn seiner

*) Leipzig, S. Hirzel.

Mutter wieder. Bald darauf wird das römische Lager gestürmt, Arator fällt, und nur mit Mühe gelingt es Jetta, die Gefangenen, die geopfert werden sollen, durch ihre Fürsprache zu retten. Und während König Macrian mit dem Kaiser Frieden schließt und ein Bündniß aufrichtet zu Schutz und Trutz, zieht sich Jetta in eine Höhle zurück, wo sie ein Anachoreten- und Sibyllendasein führt. Sie lehrt den Kindern die lateinischen Runen lesen und schreiben und gewinnt die Barbaren für Bildung und Sitte. Aber die Zauberfrau entfremdet sich die Gunst Macrians, indem sie dessen Werbung stolz abweist, und bald wird sie sogar ein Gegenstand der Furcht, des Abscheus. Die Kirche der Christianer erhebt sich gegen sie und vertreibt und ächtet sie. Da bietet ihr Gratian seine Hülfe an; er will sie in die Heimat zurückführen, für sie sorgen, sie lieben. Aber in Jetta regt sich plötzlich ein wildes Verlangen nach Rache. Will er zu dem Morde des Gemahls noch die Schmach der Wittwe fügen? Sie hat Rothari Rache gelobt, und der schmählich Gemordete soll noch ein Todtenopfer haben. Sie gibt dem Augustus ein Stelldichein im Walde, in einer grauenvollen Wolfsschlucht, die noch Keiner lebend verließ. Da erfährt sie zu spät, daß Gratian keineswegs nach Rothari geschossen hatte und auch an dessen Ermordung ganz unschuldig sei. Und sie hat ihn jetzt in den Tod gelockt! ... Sie eilt, ihm zuvorzukommen. Noch ist er nicht zur Stelle, wohl aber ein ganzer Rudel von Wölfen, die knurrend, zähnefletschend, mit grünlich leuchtenden Augen sie umzingeln. Vergeblich bekämpft sie die Bestien mit dem Zornblicke ihres zauberkräftigen Auges; ein tückisches Thier wagt den Ansprung im Rücken, sie fällt und die ganze Meute ist über ihr her. Gratian findet nur ihre blutig entstellte Leiche.

Das Wenige, was wir von Valentinians I. Kämpfen gegen die Alemannen wissen, z. B. aus den Annalen des Geschichtschreibers Ammianus Marcellinus, hat Taylor äußerst geschickt vertieft, ergänzt und poetisch fruchtbar gemacht. Aus den dunklen Andeutungen Ammians über Hortari, einen der Häuptlinge (primates) der Alemannen in römischem Dienst, den der Kaiser zum Offizier machte und der später beschuldigt wurde, an Macrian und die Vornehmen (optimates) der Barbaren verrätherische Briefe geschrieben zu haben, dann die Wahrheit auf der Folter bekannte und zur Strafe verbrannt wurde (Amm. XXIX, 4) — aus dieser dürftigen Skizze scheint die Heldengestalt Rotharis erwachsen zu sein. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie Taylors reiche Phantasie die dürrste historische Ueberlieferung zu vollsaftigem Leben aufblühen läßt. Alles ist sinnreich verwerthet: die beiläufige Erwähnung der Feste Robur und des Mons Pirus, der Verlust des kaiserlichen Goldhelms, die Ablenkung des Flusses Nicer (Neckar), die Operationen mit den Burgundern gegen die Alemannen, der vereitelte Versuch einer Gefangennahme Macrians, dessen Zusammenkunft mit Valentinian, der unter allen Umständen Frieden schließen will und dabei genöthigt wird, den Barbarenkönig, nicht wie Valens und Athanarich einst mitten im Strom auf Schiffen, sondern auf seinem Gebiete aufzusuchen, da die Alemannen den hinterlistigen Römern nicht trauen, — Alles gliedert und lebt sich hier aus zu hochdramatischen, farbenreichen Scenen, die der Leser so leicht nicht wieder vergißt. Die Composition ist gut, namentlich im ersten Theile. Die Erzählung kommt zwar etwas langsam in Fluß und beginnt eigentlich erst mit Jettas Auftreten (S. 60) fesselnd zu werden, läßt uns dann aber nicht wieder los und entwickelt sich in epischer Behaglichkeit und kunstvoller Steigerung. Nach Rotharis' Ermordung stockt sie wieder. Jettas Leben in der Höhle und schmerzliche Prüfungen sind zu breit behandelt, so schön auch einzelne Schilderungen sind, z. B. wie sogar der Wald der Geächteten das Gastrecht kündigt. Der Abschluß aber mit Gratians Versuchung und Jettas Tod ist wieder vortrefflich gehalten. Die Charaktere sind mit Meisterschaft gezeichnet; nicht nur die Hauptfiguren, die stolze, kluge, mondsüchtige Römerin und ihr naiver Alemanne, sondern auch die Nebenpersonen und Episoden. Wie prächtig ist der schielende Cäsar porträtirt und psychologisch consequent bis zum tödtlichen Schlagfluß durchgeführt! Er ist ein echter Römer, wie Justina eine ganze Imperatorin ist. Trefflich sind auch Rothari, Macrian, Vulfilaich gezeichnet. Wir glauben an diese Germanen; sie führen keine Maskerade auf; ihre Gewänder und Requisiten kommen nicht vom Maskenverleiher. Sie sind aus Einem Stück, echt in ihrem Fühlen und abgelegen in ihrer Sprache, ohne mit Gustav Freytags und Dahns Helden Stabreime zu stottern und gegen die Syntax zu sündigen. Sie reden einfache, gute Prosa und verzichten auf gesuchte Wendungen und alterthümlichen Krimskrams, der nach dem germanistischen Colleg schmeckt. Hier stoßen wir auch nie, wie bei Dahn, auf ein unkünstlerisches Ueberwuchern der culturhistorischen und philologischen Notiz. Wenn Taylor uns verrathen will, daß z. B. Alta Ripa das Dorf Altrip bei Mannheim ist, so verweist er nur in einer lakonischen Fußnote unter dem Texte darauf, und blos einmal accentuirt er mit fürsorglichem Eifer: Mogontiācum, Borbetomāgus, Noviomāgus. Im ganzen Buch kommt es auch nur einmal vor, daß der objective Erzähler aus dem Ton fällt: ich meine die Stelle, wo der fröhliche Ton des Meißels ebenso hell und erfreuend durch den Maienwald klingt, „wie wenn heute in den tiefer gelegenen Sandsteinbrüchen fleißige Arbeiter die Steine behauen und dabei vom deutschen Kaiser reden".

Der Stil ist schön, kräftig. Hier stört auch nie Ebers' fortwährende Rücksichtnahme auf weibliche Leser. Taylor thut sogar ein Uebriges in der Schilderung des Entsetzlichen, Peinlichen, Traurigen. Er ist gegenüber seinen Geschöpfen hart, grausam, unerbittlich, wie es freilich jene eiserne Zeit auch war. Die Scene, wie Rothari die alte Phorkyas erwürgt, streift die Grenze des ästhetisch Unzulässigen. Leider vermag Rotharis Ermordung kaum unser Mitleid zu erregen, denn die Art, wie er zuletzt in die offenkundige Falle tappt, zeugt doch von einer Einfalt, die selbst bei einem so naiven Recken das billige Maß der Wahrscheinlichkeit übersteigt. Vulfilaich, der asketische Bruder Rotharis, verschwindet auch gar zu summarisch, als der Verfasser nichts mehr mit ihm anzufangen weiß, da er ihm bei Jettas Sühne nur im Wege stehen würde. Der Leser erwartet mit Sicherheit, den Mönch schließlich an der Spitze seiner Alemannen zu sehen, und ist mit Recht ärgerlich über sein plötzliches Ende. Sonst gehen die meisten Figuren wirklich an unlöslichen Conflikten zu Grunde, zumal Jettas Tod erscheint folgerichtig und trotz seiner Schrecken fast befreiend. Ihr ist wohl, und uns ist besser. Das lobenswertheste Stück ist jedenfalls die psychologische Darlegung des ehelichen Auflösungsprocesses. Nicht minder vollendet sind die römischen, christlichen und barbarischen Pfaffen und ihre Streitigkeiten geschildert. Man merkt, daß der Verfasser da aus der Schule schwatzt.

Taylor hat auch Humor. Die frische Figur Gratians führt sich mit der Erzählung vom Bären Valentinians charakteristisch ein; fein ist auch die Ironie Rotharis gegenüber der antiken Blaustrümpfelei seiner Braut und der Liebeskampf um Jetta. Ergötzlich sind Bissula und ihr dicker Poet; die paar Kapitel, in denen das Naturkind auftritt, wiegen psychologisch und dichterisch den ganzen letzten Völkerwanderungsroman Felix Dahns auf. Lustig ist es, wie Jetta das Eheglück des Ausonius wieder herstellt; ohne allen und jeglichen Zauber, nur durch Anwendung eines alten probaten Hausrecepts, das sich in Hebels Schatzkästlein („Mittel gegen Zank und Schläge") und wohl schon früher findet. Und wie der deutsche Wald und sein Leben und Weben schön geschildert wird, so spielt auch die Thierwelt eine ansprechende Rolle. Die zahme Wölfin erinnert an Scheffels berühmten Kater Hiddigeigei. Wie humorvoll erzählt ist ihr Leben in schnöder Hundehütte, ihre Befreiung, ihre nächtlichen Streifzüge! Der Verfasser scheint mir aber zu weit zu gehen, wenn er Jetta am Halse ihres Wolfes über den Neckar setzen läßt, wenn Isegrim so manierlich ist, daß er Hasen und Rehe unbehelligt neben sich in der Höhle duldet, und wenn das außerordentliche Vieh sich am Ende gar als geschulter Todtengräber bewährt.

Theophil Zolling.

Die Fremdwörterseuche und die preußischen Schulen.

Von Herman Riegel.

Als meine Schrift wider die Fremdwörterseuche („Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache; Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen." Leipzig 1883) erschien, brachte die Magdeburgische Zeitung einen sehr gesunden Leitartikel über diese Frage, der an seinem Schlusse auf „das den Puttkamer'schen Regeln beigegebene Wörterverzeichniß" hinwies, indem er unter Anführung eines schier unglaublichen Beispiels sagte: „man meine ein Fremdwörterbuch vor sich zu haben". Und dabei rief er aus: „und das soll in der Schule gelehrt werden!"

Ich hatte bis dahin das kleine Buch nicht in die Hand genommen, weil ich von der ganzen Neuerung, die mir ebenso überflüssig als willkürlich erschien, nichts wissen mochte und sie für meine Person unbedingt ablehnte. Das aber machte mich denn doch neugierig. Ich kaufte mir also das Heft: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten", und sah dasselbe durch. Die Neuerungen der Schreibweise unsrer Sprache waren mir bekannt; ich fand nichts, was mich zu einer Aenderung meiner Stellung dieser Angelegenheit gegenüber auch nur im geringsten hätte veranlassen können. Ich halte das Vorgehen nach wie vor, um mit den Worten des Reichskanzlers zu reden, für „eine willkürliche Entstellung unserer hergebrachten Rechtschreibung". Aber das Wörterverzeichniß! Wahrlich die Magdeburger Zeitung hatte Recht: „man meint ein Fremdwörterbuch vor sich zu haben!" Ich, sonst gerade nicht schreckhaft, bekam doch einen gewaltigen Schrecken und mußte mir die schmerzliche Frage stellen: ist das in der That das Deutsch, um dessen Rechtschreibung es sich beim Unterrichte „in den preußischen Schulen" hier handelt?

Doch ich will dem Leser zunächst einen Bericht über dieses Wörterverzeichniß geben.

Das Wörterverzeichniß umfaßt auf 25 Druckseiten zu je 3 Spalten im ganzen etwa 3500 Wörter und darunter rund 1500, in Buchstaben eintausendfünfhundert, fremde, nicht deutsche. Das heißt also Dreisiebentel oder beinahe die Hälfte aller hier aufgeführten Wörter sind Fremdwörter, reine Fremdwörter, die in ihrer Form sofort ihre Zugehörigkeit zu einer fremden Sprache erkennen lassen und die, bis auf einige wenige vielleicht, ganz und gar zu entbehren sind. Ich habe Wörter wie Partei, Katalog, Nation, Modell, Nerv und dergleichen mehr gar nicht mitgezählt, weil ich dieselben als in unsere Sprache aufgenommen erachte, obwohl manches dieser Wörter dermaleinst auch durch einen Ausdruck rein deutschen Ursprungs sich würde ersetzen lassen. Doch auf solche Einzelheiten kommt es gar nicht an. Das Bestreben, die deutsche Sprache von dem ihr anhaftenden Unflath zu befreien, richtet sich gegen das Uebermaß fremder Eindringlinge und ganz besonders gegen die Masse der französischen Schmarotzer. Von einzelnen Wörtern und selbst von einer Hand voll solcher Wörter wird kein verständiger Mensch viel Aufhebens machen. Aber das ist doch noch etwas Anderes als die Verwälschung und Verquatschung der deutschen Sprache. Das „Wörterverzeichniß" scheint nun aber in der That die Verwälschung, die echte und richtige Fremdwörterseuche recht hegen und pflegen zu wollen. Das Gift wird der Jugend nicht tropfenweise, nein gleich eimerweise eingeflößt, die Verquatschung der Sprache wird methodisch betrieben und zu einer Aufgabe der Schule gemacht. Es gibt Spalten in diesem Wörterverzeichnisse, wo nicht ein einziges deutsches Wort steht, wo unter den 44 oder 46 Wörtern, die sie enthalten, die größere Hälfte der französischen, die kleinere der lateinischen Sprache angehört. Lauter wälsche Ausdrücke! Da möchte ich denn doch lieber gleich französisch oder lateinisch reden. 25 bis 30 und selbst 40 fremde Wörter auf der Spalte bilden die Regel. Nur einige wenige Spalten mit 2, 3 oder überhaupt nur einer geringen Zahl von Fremdwörtern kommen vor. Der Buchstabe W. ist der glücklichste. Auf drei und einer halben Spalte hat er nur ein einziges Fremdwort, dafür freilich auch eines der alleralbernsten, das urdumme Wort Waggon, das echten alten deutschen Ursprungs ist, eine englische Form hat und französisch ausgesprochen wird. Und so etwas wird der Jugend auf den „preußischen Schulen" unter dem Aushängeschilde „deutscher Rechtschreibung" beigebracht!

Was aber soll der Ausländer, der die „deutsche" Rechtschreibung aus den amtlichen Lehrmitteln erlernen will, von unsrer Sprache denken? Müssen wir uns nicht vor ihm und vor uns selber schämen? Es wird so viel von dem „Gefühl für nationalen Anstand und Würde" gesprochen, in den Reichs- und Landes-Vertretungen, in den Zeitungen, in Vereinen und wo sonst nicht überall. Eine Partei sucht die andere damit zu verkleinern oder auch zu gewinnen, sich selbst aber nicht wenig damit zu brüsten und zu heben, — aber von einem Gefühl nationalen Anstandes in Bezug auf die deutsche Sprache sind kaum irgendwo Spuren zu entdecken. Die unselige Neuerung der Puttkamer'schen „Regeln" leitet mit ihrem „Wörterverzeichniß" sogar amtlich zur stärksten Vergiftung und endlichen völligen Abtödtung alles nationalen Sprachgefühles an. O Jammer über Jammer!

Was würde man in Frankreich darum geben, wenn man eine genaue Kenntniß dieser Zustände haben könnte! Wie würde man über uns herfallen und uns höhnen! Von der République française bis zum Antiprussien, vom Univers bis zum Voltaire würden die Zeitungen jubelnd die Lärmtrommel rühren und die Deutschen verspotten, die eine Nation sein wollen, — mit einer nationalen Sprache, die halb französisch ist. Wie würden sie die unendlich überlegene Bildung und Bedeutung der Franzosen mit dem höchsten Grade ihrer Eitelkeit, ihres Stolzes und ihres Dünkels in das hellste Licht setzen! Und hätten sie nicht recht? Und was sollten wir erwidern? Wir füttern das Elend Tag für Tag und merken es gar nicht. Und doch ist es nicht nur an sich selbst so groß und beschämend, noch mehr ist es verhängnißvoll als ein Zeichen der inneren Lage des deutschen Volkes. Was ist aller Ruhm und aller Reichthum nütze, wenn die Nation an ihren geistigen und sittlichen Gütern krankt und Schaden nimmt!

In den dem Wörterverzeichnisse vorangehenden Regeln wird auf 4 Seiten (S. 16—19) Anweisung „über die Schreibung der Fremdwörter" gegeben, und nachher werden anderthalbtausend dieser Fremdwörter ausführlich verzeichnet. Das heißt doch so viel, daß diese Fremdwörter als Bestandtheil des Sprachschatzes amtlich angesehen werden, den man in den preußischen Schulen für deutsch ausgibt und dessen Rechtschreibung man regeln wollte. Denn daß diese Sprache noch die deutsche genannt werden könnte, darf doch nur Der behaupten, der gar keinen lebendigen Begriff vom Wesen und Geist der deutschen Sprache hat, der kein Gefühl für nationalen Anstand besitzt und der nicht weiß, wie stark und nachhaltig das fremde Wort die Gesinnung beeinflußt. Da stehen sie in geschlossenen Reihen, diese Franzosen! Auf dem Schlachtfelde haben wir sie überwunden, nicht aber auf dem Felde unserer Sprache. Da herrscht noch ganz die schmählichste Unterjochung, die albernste Afferei. Affaire, — affrös, — Assemblee, — Balance, — charmant, — Parasol, — Revanche, — soupieren, — Jalousie, — brillant, — Etage, — changieren, — Cousin, — genieren, — Queue, — Recherche, — transpirieren, — rikoschettieren, — Raffinement, — Eloge, — Decharge, — Entree, — Chance, — Chaine, — Nuance — und so fort, schier ins Unendliche. Die Belehrung über diese Wörter und deren Schreibung gehört doch in die französische Sprachstunde, aber im Leben nicht in den Unterricht über die deutsche Rechtschreibung.

Uebrigens halte ich die Gesichtspunkte, nach denen die „Schreibung der Fremdwörter" behandelt wird, größtentheils für ganz falsch. Es wird „Entree" geschrieben, aber kein Mensch spricht Entree; es wird Angtreh gesprochen. Man schreib

deshalb doch Entrée und lasse dem französischen Worte sein Recht, seine Natur und seine Gestalt. Wenn es hernach der „preußische Schüler", der noch nicht französisch gelernt hat, auch nicht versteht, so achte ich das für doppelten Gewinn: er wird dann einen deutschen Ausdruck gebrauchen. Statt affreux wird affrös geschrieben, aber es bleibt Affaire stehen und es wird nicht Affäre geschrieben. Man verwandelt in ricocheter das c in k und das ch in sch und schreibt rikoschettieren, aber läßt das c in Carré (so!) und das ch in hundert Wörtern unverändert stehen. Man schreibt Kurs und Kurier, aber Cour und courant. Man schreibt Nuance mit dem deutschen u und weiß doch, daß das Wort nicht Nuanze gesprochen wird, sondern Nüangs. So flickt und quacksalbert man an den Wörtern herum, um ihnen einen Schein deutscher Schreibweise zu geben, — aber die Art, wie sie gesprochen werden, ist und bleibt die ursprüngliche, französische.

Dann wieder schreibt man Attaque, setzt aber in Klammern Attacke dabei: man hält also hier die französische, echte Schreibweise für richtig, läßt aber die deutsch zurecht gemachte auch „als zulässig gelten" (S. 22). Dagegen hält man die deutsch zugestutzte Allianz für richtig, aber die echte Alliance nur für zulässig. Banquier ist die Regel, aber Bankier ist zulässig, während Billete (Mehrzahl) für richtig, Billets für zulässig erklärt werden. „Ce n'est pas logique" pflegt der Franzose in solchen Fällen zu sagen. Ganz besonders auffallend ist aber dieser Mangel an Klarheit und Folgerichtigkeit in Bezug auf die Schreibung des c. Bei einem Worte steht für den C-laut das z und daneben dann oft in Klammern als auch zulässig das c, — bei einem anderen ist es gerade umgekehrt. Man liest: Patricier (Patrizier), aber daneben Parzelle (Parcelle); man liest Particip (Partizip) und doch Prozent (Procent), dann wieder liest man Präcedenzien, aber auch prätentiös, beides ohne weiteren Beisatz. Wer kann in dieser Willkür „Regel" finden?

Zwar werden ja Regeln „über die Schreibung der Fremdwörter" aufgestellt, aber das ist nur scheinbar. Denn diese Regeln bestehen nur darin, den Sprachmischmasch, wie er nun einmal von vielen Leuten getrieben wird, so wie er steht und liegt, aufs Papier zu bringen. Da heißt es z. B., der Laut a, nämlich der deutsche Laut a, wird durch das französische e bezeichnet in Appartement, Emballage, Entree, Pension. Dieses französische e sieht aber gedruckt genau so aus wie das deutsche e, und der preußische Schüler, der noch nicht französisch gelernt hat, kann demselben doch unmöglich anriechen, wo es herkommt und was es vorstellt. Hinaus also mit solchen Zwittergeschöpfen aus dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung! Doch ich thue dem amtlichen Regelhefte unrecht. Es ist bescheiden genug, es hat nur Anweisungen „über die Schreibung der Fremdwörter" geben wollen, es verzichtet also selbst und von vorn herein auf die Aufstellung von Regeln über die Rechtschreibung der Fremdwörter.

Zusammengesuchter, nackter Erfahrungskram ist hier geliefert, und es ist so ein Stoff zusammengehäuft, wo jede wissenschaftliche Methode fehlt und dessen Bewältigung an das Gedächtniß des Schülers Riesenansprüche erhebt. Da verbannt man aus etlichen hundert deutschen Wörtern ein h oder ein e, nur damit der viel geplagte theure Schüler die Sache einfacher habe und sein Gedächtniß nicht so zu quälen brauche. Aber tausend französische Wörter, die bald französisch geschrieben, bald deutsch zugestutzt, bald halb französisch und halb deutsch zurecht gemacht sind: die soll er auswendig lernen. Und was lernt er damit? Die schöne deutsche Sprache verhunzen. Dazu, denke ich, sollten doch die Zöglinge der „preußischen Schulen" zu gut und zu kostbar sein.

In diesem Augenblicke, wo eine nationale Bewegung in Fluß kommt, um dem Unwesen der Fremdwörterseuche von der Schule aus zu begegnen, wo mehrere erleuchtete deutsche Bundesregierungen in diesem Sinne vorgehen, wird die preußische Schule zum eigentlichen Heckneste dieser Seuche gemacht. Oder will man dies zu leugnen wagen? Was sollen dann aber diese 1500 Fremdwörter hier in diesem „Wörterverzeichnisse" bedeuten? Doch nur, daß es selbstverständlich ist, sie anzuwenden, — auch auf den preußischen Schulen! Die Schüler und Schülerinnen werden also in bester Form angeleitet und abgerichtet, ein Kauderwälsch zu reden, in dem jedes zweite oder dritte Wort ein fremdes, ein französisches ist.

Aber auch ganz entlegene gelehrte Fremdwörter enthält das „Wörterverzeichniß", die vielleicht zum Theil in der obersten Gymnasialklasse einmal auftauchen können, aber doch auf der ganzen großen Masse der „preußischen Schulen" nicht die geringste Spur eines berechtigten Vorkommens besitzen: Chrie, Solöcismus, Syllogismus, Votant und viele andere Ausdrücke mehr. Was soll das?

Ich ziehe den Schluß. So überflüssig und willkürlich die „Regeln für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauche in den preußischen Schulen" sind, so schmählich, verderblich und beschämend ist das denselben beigefügte „Wörterverzeichniß". Hier thut Abhülfe, schleunigste Abhülfe Noth. Möchte sich doch der Herr Cultusminister von Gosler, dessen klarem und ruhigem Wirken man schon so manches Gute und Heilsame verdankt, entschließen, die deutsche Nation von dieser Schande lieber heute als morgen zu befreien! Millionen würden es ihm danken und großen Segen würde er stiften.

Bei der gesammten Sachlage, von der dieses traurige Bild doch nur ein einzelnes Zeichen ist, muß immer und immer wieder die Forderung nach der Errichtung einer Akademie der deutschen Sprache erhoben werden, wovon ich in meiner Eingangs erwähnten Schrift gesprochen habe. Die Akademie der deutschen Sprache ist das einzig zuverlässige und würdige Mittel, um den Kampf gegen diese entehrende Fremdwörterseuche nach einheitlichen und höheren Gesichtspunkten, sowie mit der Bürgschaft vollen Erfolges zu führen oder doch zu leiten.

Certaldo.

Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi.

(Schluß.)

So viel scheint gewiß, daß selbst die züchtigsten Certaldesinnen mehr vom Decameron wissen, als von den gelehrten Werken ihres Mitbürgers über die berühmten Frauen (deren Reihe er mit Eva beginnt) und über die heidnischen Götter und über die „Berge, Flüsse und Seen". Man guckt ihnen unwillkürlich nach den Fingern, ob man nicht an einem hübschen weißen Goldfingerchen die drei Ringe erblicke, welche sich Lessings Nathan von Boccaccios Melchisedech geborgt. Und selbst den Gärtner, der da in der Sonnengluth schweigend seine Salathäupter begießt, möchte man für irgend einen Masetto von Campovecchio halten, der sich stumm stellt, um im Nonnenkloster Gärtner sein zu dürfen. Und der gichtbrüchige Steinheilige dort an der Ecke, heißt er nicht San Ciappelletto? Denn welcher andere könnte es sein, als dieser von Boccaccio erfundene, den noch immer kein Kalender aufnehmen will? Und doch ist ja Certaldo an allen diesen Dingen ganz unschuldig, Neapel und Florenz sind das wahre Certaldo, der küssende Hof und der raufende Bürgerstaat. Neapel besann sich keinen Augenblick, dem Dichter eine Fiammetta zu liefern, ein lichterloh entflammtes Königskind, die natürliche Tochter König Roberts dem natürlichen Sohne des Kaufmanns Boccaccio di Chellino. Und Florenz machte eine Staatsangelegenheit daraus, daß die „Deputati" des Papstes, welche Anno 1573 das Decameron nach den Vorschriften des heiligen Concils von Trient zu verbessern und zu säubern hatten, ihnen den Pfarrer von Varlungo in der 72. Novelle zurückgeben sollten, dieweil er ihnen bereits zum Sprichwort, zu einem Stück Muttersprache geworden sei. Welche moralische Genugthuung für einen todten Dichter, der sich selbst für höchst unmoralisch gehalten und seinen Freund Cavalcanti bei seiner Freundschaft beschworen hatte, das unfläthige Buch seiner jungen Frau ja nicht in die Hände zu geben, wie er in unglaublicher Verblendung, wenn nicht eher in natürlicher Lebensklugheit beabsichtigte.

Auch etliche Bruchstücke vom zerstörten Grabmal Boccaccios sind in eine Wand dieses Zimmers eingelassen. „Dieser Stein deckte die Asche Giovanni Boccaccios in der Kirche der Heiligen Jacobus und Philippus zu Certaldo", bezeugt eine beigefügte Inschrift. Ein armseliger, zerbrochener Stein, der letzte Rest des schönen Grabmals, das man 1783 aus der Kirche der „Canonica" hinauswarf, als Großherzog Leopold I. das Begraben in den Kirchen aus Gesundheitsrücksichten verbot; der beschränkte Unterthanenverstand hielt das Gesetz für rückwirkend bis ins dunkelgraue Mittelalter. Die Kirche dient jetzt als Töpferwerkstätte und Niemand bedauert den Verlust der berühmten literarischen Knochen lebhafter, als der Töpfer, der dadurch um ein Vermögen an Trinkgeldern kommt. Der Dichter hatte dem heiligen Jacob mehrere Kirchengefäße und eine Madonnenstatue vermacht, damit er sein Grab ehrlich schütze, aber Jacobus wich nach langem Widerstand der force majeure und Boccaccios Reste gingen verloren, nachdem ihr Hüter, der wackere Pfarrer der Canonica, ins obere Arnothal versetzt worden war. Welcher Pflug geht jetzt über die berühmte Grabschrift, die der Greis sich selber an den Leib gedichtet?

Unter dem Stein allhier ruhn Asch' und Gebeine Johannes',
Aber es sitzt sein Geist vor Gott, mit des sterblichen Lebens
Arbeit geschmückt und Verdienst. Bocchaccius war ihm Erzeuger
Und Certaldo die Heimat, Beruf die erhabene Dichtkunst.

„Genitor Bocchaccius illi, Patria Certaldum, studium fuit alma poesis." Die Worte haben etwas entschieden Lapidarisches. So schreibt ein Todter über sich selbst. Er sargt sich selbst ein und schlägt mit kurzen festen Hammerschlägen einen Nagel nach dem andern in den Deckel. Denn längst ist der Dichter Boccaccio todt und es ist der Gelehrte Boccaccio, der ihn hier feierlich begräbt. Er sammelt jetzt Reliquien und bittet alle Welt um Verzeihung, daß er die hundert Novellen geschrieben, er sei damals noch ganz jung gewesen und wolle es gewiß nicht wieder thun. Manchem seiner Verehrer schien das eigenhändige Epitaph viel zu kurz und sein Zeitgenosse Coluccio Salutati verfaßte darum folgende ausführliche Nachschrift dazu, ein Kapitel der Literaturgeschichte in lateinischen Hexametern:

Dieses schrieb Johannes Bocchaccius über sich selbst:
Colucius Pyerius fügte Folgendes bei:

Rühmlicher Dichter, warum im bescheidenen Ausdruck der Rede
Uebergehst du so Vieles von dir? Du steigerst die Triften
Hoch empor durch herrlichen Sang. Du fassest der Berge,
Wälder und Quellen, der Ströme und Seen und Teiche und Meere
Namen, mit emsigem Fleiß ergründend Jedes, zusammen.
Aller berühmten Männer unselig Schicksal erkundest
Du von Adam dem Ersten herauf bis auf unsere Zeiten.
Hell und laut verkündest den Ruhm du der wackeren Mütter.
Du erspähst die verborgenen Keime der sämmtlichen Götter,
Sie in göttlichen Büchern der Welt zu erzählen und Keinem
Weichst du der Alten. Aus tausend Werken kennt dich das Volk und
Hält in Ehren dich hoch. Keine Zukunft wird von dir schweigen.

Die Loggia im Obergeschoß ist ein gar lauschiges Plätzchen, bei Tage sich zu sonnen, des Abends sich zu kühlen, je nachdem der ehrwürdige Dichter-Leichnam dessen eben bedürfen mochte. Hoffentlich hatte sie gegen die Gasse Vorhänge und auf ihrem rothen Ziegelpflaster einen Teppich liegen. Vollends ist es eine Herrlichkeit, auf dem trotzigen Hausthurme zu stehen und das toscanische Paradies zu überblicken. Unmittelbar dem Rundschauer zu Füßen kauert sich die kleine Altstadt, in einer Art Vertrauensseligkeit, daß er nicht etwa aus Unachtsamkeit oder Muthwillen einen Fuß auf sie setzen werde und sie zerstampfen wie einen Maulwurfshaufen. Fast jedes Haus übrigens — das sieht man von hier am besten — hat einen solchen kurzen, dicken Thurm auf dem Dache; diese Baukunst war ja Kriegskunst in alter Zeit. Einige Häuser sind villenartig gebaut, z. B. das des Marchese Istiozzi aus Florenz, mit seinem hübschen Hof und rothen Pavillon. Weiter unten streckt sich die harmlose Neustadt, so weit ihre etwas kurze Decke reicht. Ringsumher aber ist eine der lieblichsten Landschaften verbreitet; die behagliche Thalebene der Elsa, deren fette Krume das schwerste Korn Toscanas und die üppigsten Maulbeerbäume nährt und sich alljährlich in Wein und Oel badet, unbekümmert um gelegentliche Missethaten des Flüßchens Ghiena, das sich im Winter Einiges von diesen Herrlichkeiten als Steuer zu holen pflegt. Ringsum ein Kranz von erdfahlen Hügeln, deren Grün längst ein Raub des Sommers geworden, auf deren Kuppen aber meist selbstbewußte Dörfer oder Städtchen sitzen, von spitzen Cypressen umstarrt wie von Palissaden. Ganz in der Ferne, im Westen aber, am „Hapuzinerkloster" und den Cypressen vorbei, steht auf einem viel höheren Berge eine viel größere Stadt, oder vielmehr ein merkwürdiges Gebilde, einem riesigen Krystallgefüge ähnlich, welches eine dichte Gruppe regelmäßiger Prismen in die Höhe schießen läßt und links daneben einen großen viereckigen Block, die „harceri", das Gefängniß. Auch ohne zu fragen, weiß man es sofort, das kann nur San Gimignano sein, die Stadt Benozzo Gozzolis, die „Stadt der schönen Thürme". Ach ja, sie war es; seitdem aber die wehrhaften Familienthürme des Mittelalters Steinbrüche geworden sind (man bezahlt jetzt 15 Centesimi für jeden der größeren Steine), verschwindet ein Thurm nach dem anderen und von den vierundsiebzig sind nur noch dreizehn übrig. Unten aber mitten in der Thalebene erheben sich zwei seltsame Hügel, eirund, wie mit dem Zirkel umschrieben, ihre flachen Rücken dünn mit Bäumen bestanden. Welchen Namenlosen sind diese Tumuli gethürmt worden in datumloser Zeit? Man hat Kammern in ihnen gefunden, in denen einst Getreide aufbewahrt wurde. Und vor dem Getreide? Daß diese Hügel sehr alt sind, gibt auch der Führer zu: „Hügel aus der Zeit des Boccaccio", sagt er. Die Herrlichkeit des Rundblicks füllt das Auge, ohne es zu sättigen. Welch tiefer Friede da oben, wie platonisch wehen die Lüfte, oder lucrezisch wenigstens. Man hat sich von der Erde entfernt und dem Himmel genähert. Wenn man auf einem solchen mittelalterlichen Hausthurme steht, geht Einem Manches auf, was man sonst nicht geahnt hätte. Man stelle sich Dante vor auf dem Thurme seines Hauses sitzend in schweigender Nacht, während der funkelnde Sternenhimmel Italiens über ihm und um ihn her seine geheimnißvollen Kreise zieht. In solcher Nacht, auf solchem Thurm muß sich ihm das Gesicht offenbart haben vom ewigen Wirbelreigen der Sphären. Im Anblick der Plejaden hat er zum ersten Male das Auge jenes Adlers (Paradiso, Canto XX) geschaut, das aus sechs glänzenden Seelen zusammengesetzt ist, unter denen der Psalmist als Pupille leuchtet; das blitzende V der Hyaden und das diamantene H des Orion waren seine Vorbilder für die mystischen Buchstaben, zu denen sich ihm die leuchtenden Geister in der Sphäre des Jupiter ordnen. Man hat die frühen Fortschritte der Araber in der Sternkunde aus der Pracht und Klarheit des Sternenhimmels der Wüste erklärt; ebenso ist auf den Hausthürmen des dreizehnten Jahrhunderts die mystische Astronomie der Divina Commedia entstanden und auf einer ähnlichen Sternwarte hat Boccaccio dieselbe nachzuempfinden gestrebt, als die Republik Florenz ihn zum öffentlichen Erklärer des Nationalgedichts bestellte. Als sinnliche Natur faßte er freilich seine Aufenthalte in Certaldo, zu denen ihn die Erbitterung über die politischen und socialen Umstände in Florenz trieb, mehr bucolisch auf. In seinem Trostbrief über die Verbannung, den er 1361 an seinen reichen Leidensgenossen Pino de' Rossi richtete, schildert er sein Landleben im Vaterhause folgendermaßen: „Ich bin, getreu meinem Vorsatze, den ich Euch mittheilte, nach Certaldo zurückgekehrt und habe hier unter weit geringeren Schwierigkeiten, als ich gedacht hatte, angefangen mein Leben zu trösten. Auch beginnt mir schon das grobe Tuch zu gefallen und die ländliche Nahrung, und daß ich den Ehrgeiz, die Widerwärtigkeit und Protzigkeit unserer Mitbürger nicht sehe, ist mir ein solcher Seelentrost, daß, wenn ich nur auch nichts davon zu hören brauchte, mein Behagen dadurch wahrscheinlich noch bedeutend wachsen würde. Statt des geschäftigen und unablässigen Getümmels der Bürger sehe ich Triften, Hügel, Bäume mit grünem Laub und bunten Blüthen bedeckt, Dinge, welche die

Natur naiv hervorbringt, während bei den Bürgern jede Bewegung falsch ist; ich höre Nachtigallen singen und andere Vögel, und das macht mir kein geringeres Vergnügen, als es mir ehedem Beschwerden machte, den ganzen Tag die Betrügereien und Unredlichkeiten unserer Bürger mit anzuhören. Mit meinen lieben kleinen Büchern (libricciuoli) kann ich, so oft ich Lust habe, ohne jedes Hinderniß frei verkehren. Und um in wenigen Worten den Zustand meines Geistes auszudrücken, sage ich Euch, daß ich hier, sterblich wie ich bin, die ewige Glückseligkeit würde zu schmecken und zu fühlen glauben, wenn Gott mir einen Bruder gegeben, oder vielmehr mir keinen gegeben hätte."

Den Brief an Pino de' Rossi kennt das große Publicum nicht, wohl aber ist ihm die oben erwähnte Novelle bekannt, in welcher das Leben von Alt-Certaldo so gemüthlich geschildert wird. Das Elsathal ist das Nilthal Toscanas; Getreide und Zwiebeln sind sein Reichthum. Ein fattes Völkchen hauste daselbst und auch Frate Cipolla, der Mönch des heiligen Antonius, kam nur wegen der nahrhaften Kost so häufig dahin und predigte den gastfreien Leutchen, nach dem Essen und vor dem Essen, und wollte ihnen sogar eine Feder aus dem Fittig des Erzengels Gabriel zeigen, wozu er sie sämmtlich in den Schloßhof bestellte. Aber fatte Leute sind stets zu allerlei losen Streichen aufgelegt und so vermaßen sich zwei muthwillige Jünglinge, Giovanni del Bragoniere und Biagio Pizzini, dem Frate die Reliquie zu mausen und den Schrein mit Kohlen zu füllen. Fra Cipolla jedoch faßte sich rasch und zeigte der Versammlung diese Kohlen als einen Theil derjenigen, auf denen der heilige Laurentius geröstet worden, ja er machte sogar jedem Anwesenden ein schwarzes Kreuz damit auf das weiße Gewand. Das Schloß, in dessen Hofe solches geschehen, steht noch aufrecht, wenn es auch mit gelitten hat in der großen Feuersbrunst, als die Neapolitaner Anno 1479 nach ihrem Sieg über die Florentiner bei Campo di Poggio das feste Certaldo verbrannten. Es heißt Pretorio, oder Munizipio, oder Tribunale (man nimmt es nicht so genau) und sieht gar anziehend aus in seinem Verfalle. Der Thorbogen ist tief in den Boden gesunken oder es hat sich das Erdreich an ihm emporgestaut, die Bildsäulen sind längst verschollen, aber die Thorhalle schimmert noch von alten Fresken und großmächtigen Wappen und vielzeiligen lateinischen Inschriften. Im Hofe sind sogar alle Wände, durch sämmtliche Stockwerke bis ans Dach hinauf, buntgescheckt von heraldischen Seltenheiten. Alle florentinischen Vicarii, welche im Lauf der Jahrhunderte diesen Palast bewohnt, haben ihre Familienwappen an den Wänden desselben zurückgelassen. Die meisten sind echte Kunstwerke im Stile der Robbia, aus farbig glasirtem Thon, mit prächtigen Fruchtschnüren, bausbackigen Genien und einem Geschnörkel umgeben, das der Reihe nach alle Launen von Früh-, Hoch- und Spätrenaissance, ja sogar Barock durchmacht. Als Leopold das Vicariat eingehen ließ, hörte auch dieser liebenswürdige Wetteifer auf; in neuerer Zeit hat man dafür zu stehlen begonnen und gar manches schöne Wappen in aller Stille entführt. Immerhin bleiben noch genug der unregelmäßig über die Wände verstreuten, daß man ein Stündchen sich an ihnen und den entsprechenden Inschrifttafeln ergötzen kann, deren Jahreszahlen ein halbes Jahrtausend weit zurückreichen. Wie eine Parodie nimmt sich unter ihnen ein hellgoldener Markuslöwe aus, allerdings nur auf dem Geschäftsschilde der Assicurazioni Generali in Venedig, wo man den Palast gegen Feuer versichert hat. Auch von den alten Certaldasen, die hier, am Fuße der zweiarmigen, säulengestützten Hoftreppe, die Kohlen des Frate Cipolla verehrt haben, ist keine Seele mehr übrig; nur armseliges Bettelvolk lungert in den Winkeln und fällt dich an; wo nur die Leute die viele Armuth hernehmen, die sie zu ihrem Geschäftsbetrieb brauchen!

Ich ging langsam hinunter nach Neu-Certaldo, zum blutjungen Wirth Guido, dessen noch jüngeres Frauchen eben einem Ereigniß entgegensah, das im Decameron nicht selten vorkommt. Ich mußte in die geräumige neue Kirche hinein, deren weiße Wände noch ihren Benozzo Gozzoli erwarten, und dann mußte ich die fiera im Garten des Gemeindehauses besichtigen, die fiera di beneficenza zum Besten der Verunglückten von Casamicciola. Da waren Tausende von kleinen geschenkten Gegenständen, welche verlost werden sollten, darunter das Geschenk des Königs, eine silberne Zuckerdose mit Zubehör, und das des Papstes, eine Camee mit der Himmelfahrt Mariens als Busennadel; das waren die beiden Haupttreffer. Jeden Sonntag und Donnerstag, den halben Sommer hindurch, war fiera und die Schönen von Certaldo suchten möglichst viel Loose zu verkaufen. Das hübsche sechzehnjährige Rothköpfchen, die Jungfer Schwägerin des Wirthes, rühmte sich, das letzte Mal 101 Lire erlöst zu haben. Freilich geschieht auch etwas, um die Leute aus der ganzen Provinz herbeizulocken. Aus Empoli, Florenz, Siena kommen ganze Karawanen zu Wagen und Eisenbahn; die Velocipedisten von Florenz lassen sich bewundern, auf dem Corso von Certaldo ist Pferderennen (einen eigenen Rennplatz, wie das nahe Castel Fiorentino, haben sie leider noch nicht) und die Musikbande von San Gimignano spielt dazu auf. Kurz, es ist ganz herrlich; wenn nur schon wieder Sonntag wäre — oder wenigstens Donnerstag! seufzte sie, die kleine Fiammetta nämlich mit den 101 Lire. Sie sprach wie geschrieben; den Rothköpfchen, und wohl auch den Schwarzköpfchen, im correcten Val d'Elsa ist ja die Grammatik angeboren. Darum ist auch in dem dicken Buche*) des Herrn Giovanni Papanti, der eine Novelle Boccaccios in sämmtlichen Dialekten der Halbinsel, von dem deutschen der Sette Comuni bis zum griechischen der letzten Italioten im Süden abgedruckt hat, gerade der von Certaldo einer der uninteressantesten. Aber das stört Fiammetta nicht im Geringsten, sie schwatzt so zuversichtlich drauflos, als spräche sie spottschlecht und ich wäre von der Accademia della Crusca eigens entsendet, alle Bocksprünge ihres Züngleins aufzuzeichnen und auf Staatskosten herauszugeben.

Aus der Hauptstadt.

Die Shakespeare-Inscenirungen im Deutschen Theater.

Von Rudolph Genée.

In seinen Anschauungen über Shakespeare hatte sich Ludwig Tieck oft zu den größten Wunderlichkeiten verirrt, die man einfach als Schrullen bezeichnen kann. Es gilt dies namentlich von seinen capriziösen Erklärungen einzelner Shakespeare'scher Charaktere. Am Entschiedensten aber wird man heute noch wie schon zu seiner Zeit gegen seine Ansicht protestiren, daß die große Einfachheit der altenglischen Bühne, d. h. des englischen Theaters der Shakespeare'schen Zeit, auch heute noch bei den Bühnenaufführungen Shakespeare'scher Dramen maßgebend bleiben müsse. In der That wäre es ein thörichtes Unternehmen, unsere heutige complicirte Decorationsbühne auf den simpeln Stand zurückführen zu wollen, den das scenische Theater vor nahezu dreihundert Jahren einnahm. Mit Bezug auf Shakespeare, bei welchem die Dichtung mit des Dichters Vorstellung von der Bühne seiner Zeit allerdings innigst zusammenhängt, könnte man vielleicht als Argument geltend machen: Warum sollten wir ihm gegenüber nicht ebenso verfahren, wie es doch mit den griechischen Tragikern geschehen ist, für deren Aufführungen in neuerer Zeit man doch die Einrichtung des antiken Theaters als nothwendig erkannte und herzustellen bemüht war? Dieser Vergleich wäre nur insofern unzutreffend, als die griechischen Tragiker bei uns auf der Bühne nur seltene Ausnahmserscheinungen gewesen sind, daß sie niemals einen so festen Platz eingenommen haben und einnehmen können, wie es mit dem Shakespeare'schen Drama der Fall ist. Aber für Jeden, der die ganze Structur des Shakespeare'schen Dramas genau betrachtet und der die Dichtung mit dem Theater seiner Zeit zu erkennen sucht, muß der Mißstand einleuchtend sein, der zwischen den Dichtungen und dem gänzlich veränderten

*) „I parlari italiani in Certaldo. Alla festa del V. centenario di messer Giovanni Boccacci. Ommaggio di Giovanni Papanti. Livorno 1875."

scenischen Apparat des heutigen Theaters besteht. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man im Allgemeinen dem Principe Tiecks beipflichten müssen, wenn er einmal (in der Vorrede zu „Shakespeares Vorschule", 1823) bei einem Vergleich der modernen Bühne mit den Vortheilen der Athenischen Bühne und des altenglischen Theaters sagt: „Seit wir freilich die alte Bühne eingerissen und eine neue, ganz ungeziemende aufgebaut haben, auf welcher uns statt Kunst Wirklichkeit, und statt der poetischen Täuschung ein gaukelndes Hintergehen als die Aufgabe der Poesie erscheint, thun sich Widersprüche hervor, die sich die alten Dramatiker nicht konnten träumen lassen. Muß sich unsere gaukelnde Gemäldeausstellung erst bei jeder Zwischenscene (welche oft unbedeutend, vorübergehend, die Aufmerksamkeit zerstreuend sein soll) verwandeln, so wird schon dadurch eine Wichtigkeit auf sie gelegt und eine Erwartung veranlaßt, die den getäuschten Zuschauer nachher um so verdrießlicher stimmt." Hiermit hatte Tieck allerdings nur die Eine Seite des großen herrschenden Uebels kurz und zutreffend bezeichnet: den Uebelstand schwerfälliger und complicirter Scenenverwandlung bei oft ganz unbedeutenden Anlässen. Dieser der modernen Bühne anhaftende Uebelstand, die Scene so häufig von Grund aus verwandeln zu müssen, tritt in der That nirgends ärgerlicher hervor, als bei den Aufführungen Shakespeare'scher Stücke. Denn auf unserer Bühne bekommen wir die Dichtung in lauter getrennten Stücken vorgeführt, in einem Potpourri verschiedener scenischer Tableaux, während auf der Bühne Shakespeares die Handlung ohne Anstoß, ohne fühlbare Trennung ihrer zusammengehörenden Theile vor dem Publicum sich abspielte, wie der kühne Flug des dichterischen Genius es erforderte. Die Angaben des veränderten Schauplatzes, wie wir sie in dem gedruckten Shakespeare finden, rühren bekanntlich erst von den spätern kritischen Herausgebern her, sie wurden erst seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts von N. Rowe, Pope u. A. nacheinander eingeschaltet, ohne daß man dafür einen andern Maßstab hatte, als den Inhalt der Scenen selbst.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier den Zusammenhang der Shakespeare'schen Dichtung mit der Bühneneinrichtung seiner Zeit näher zu begründen. Ebensowenig kann ich an dieser Stelle die großen Vortheile erörtern, welche jene einfache und doch sehr sinnreiche Einrichtung für den vollen und reinen Eindruck jener Dichtungen bot. Es handelt sich hier nicht um die Frage: Soll das heutige Theater zu der Einfachheit der alten englischen Bühne zurückkehren? Es handelt sich auch nicht einmal darum, ob wir die Shakespeare'schen Stücke nur in der alten Bühneneinrichtung aufführen oder lieber ganz darauf verzichten sollen. Die Bewunderung, welche wir für den in unserer Literatur längst eingebürgerten Shakespeare empfinden, nehmen wir auch mit in das Theater. Es kommt hierbei nicht in Frage, ob und in welchem Maße uns das Stück gefällt, sondern wie es dargestellt wird. Unser Decorationstheater ist uns nun einmal gegeben und wir müssen so gut es geht damit rechnen. Und eben das ist der Punkt, um den sich's handelt. Es kommt darauf an, wie wir am besten diese Dichtungen, die nicht nur auf sondern aus einer ganz andern scenischen Bühne erwachsen sind, mit unserer gegenwärtigen Bühne in Einklang bringen können, ohne daß dadurch die ganze Structur eines klassischen Meisterwerkes zerstört werden müßte.

Wenn Tieck schon vor einem halben Jahrhundert über den Widerspruch zwischen der Shakespeare'schen Dichtung und dem modernen Decorationstheater Klage führen konnte: was würde er wohl sagen, wenn er das heutige Theater sähe, wie es sich auf der schiefen Ebene der „Meininger" Richtung fortbewegt, in einer Weise, daß das gesprochene Wort — das Wort des Dichters und die Kunst des Schauspielers — immer mehr zur Nebensache wird!

Daß die Meininger Decorations- und Kostümausstellungen, mit Begleitung des Textes großer Dichter, keine isolirte Erscheinung bleiben würden, war von vornherein zu erwarten. Auch hat das Beispiel gewiß manches Gute bewirkt; es hat dazu angeregt, mit einem gewissen traditionellen Schlendrian zu brechen und den Inscenirungen der Stücke auch im Interesse der innern Wahrscheinlichkeit größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und dagegen wird gewiß kein Verständiger etwas einzuwenden haben. Aber neben diesen gewonnenen Vortheilen greift leider auch das Uebel, welches der „Ausstattungseifer" in sich birgt, in immer bedenklicherer Weise um sich.

Ein neues Kunstinstitut wie das „Deutsche Theater" in Berlin mußte ganz naturgemäß mit den Factoren rechnen, die durch das Beispiel der „Meininger" gegeben wurden, obwohl es ja zweifellos über bessere schauspielerische Kräfte verfügt. Aber das Deutsche Theater will etwas Besonderes geben; und da es keine wirklich „großen" Künstler aus der Erde stampfen kann, so ist es ganz natürlich, daß es das Deficit der schauspielerischen Kräfte mit Kostümen und Decorationen zu decken sucht. Ich bin weit entfernt davon, in diesem Prunk das einzige Verdienst in den Leistungen dieses Theaters bezeichnen zu wollen. Es verwendet in der That auf das Einstudiren der Stücke einen Fleiß, wie wir ihn leider an unsern bequemen Beamtentheatern nicht kennen. Wenn die ersten Probemonate dieses Theaters das Publicum vielfach enttäuschten, da die Verkündigungen der Theaterleitung und die dem Publicum zugemutheten Geldopfer zu größern Ansprüchen berechtigten, wenn in der ersten Zeit so viele schwere Mißgriffe vorkamen, daß man an eine glückliche Zukunft dieses Theaters kaum noch glauben konnte, so ist seit dem neuen Jahre eine günstigere Wendung eingetreten. Und das können die Freunde eines guten Theaters mit Befriedigung zugestehn. Wenn ich in diesen meinen Bemerkungen dennoch eine Klage gegen das „Deutsche Theater" erhebe, so gilt diese nicht dem Institute und seinen Leistungen im Ganzen, sondern nur der Einen Richtung, die ich schon charakterisirt habe. Daß die Inscenirungen klassischer Stücke mit allem Aufwand an Kostümen und Decorationen bewerkstelligt werden, wie es nun einmal der neuesten Richtung der „dramatischen Kunst" entspricht, und wie es durch das schon Gebotene dem Publicum bereits zum Bedürfniß geworden ist, mag man immerhin als ein nothwendiges Uebel gelten lassen. Mit Einem Drama unserer deutschen Klassiker — mit Schillers Don Carlos — hat dies Theater auch etwas Vortreffliches geleistet, um so vortrefflicher, als auch die künstlerischen Leistungen zu der prächtigen Gewandung, in der das Drama erschien, im günstigen Verhältniß standen. Bei Shakespeare aber sind die Inscenirungen durch ganz andere Rücksichten bedingt, als bei einem Dichter wie Schiller, der schon unser modernes Decorationstheater kannte und dasselbe bei allen seinen dramatischen Dichtungen im Auge hatte. Nur unter Einer Einrichtung, welche der neuern Zeit erst angehört, hatte auch die Carlos-Aufführung zu leiden, unter dem sogenannten Zwischenvorhang, der auch bei bloßem Scenenwechsel fällt, und der ein fünfactiges Stück willkürlich in zehn bis fünfzehn Acte theilt. Bei der sehr erfolgreichen Aufführung von Calderons „Richter von Zalamea" hatte die Regie die vortreffliche Einrichtung getroffen, daß bei den Veränderungen der Scene die Bühne offen blieb und die Verwandlung unter dem Schutze plötzlich eintretender Dunkelheit stattfand. Indem hierdurch dem Publicum der Einblick in das Arrangement des Theatermeisters erspart bleibt, wird zugleich der Unterschied der bloßen Verwandlungspausen und der vollen Actschlüsse genügend markirt. Aber unser moderner Bühnenausputz ist schon zu complicirt geworden, als daß sich diese treffliche Einrichtung bei allen Stücken durchführen ließe. So geschah es bei der jüngsten Aufführung von „Romeo und Julie" mehrmals, daß während des Actes der Vorhang fallen mußte, während bei andern, einfachern Verwandlungen bei offener Scene die Dunkelheit eintrat.

Um bei Shakespeare'schen Stücken den Uebelstand der häufigen Verwandlungen einigermaßen zu mindern, läßt man sich's bei den Einrichtungen der Stücke angelegen sein, die Veränderung des Schauplatzes zuweilen durch Zusammenlegung einzelner Scenen zu umgehn. Wo dies ohne Schädigung des Dichters geschehen kann, läßt sich nichts dagegen einwenden. Wenn es aber, wie z. B. bei der Othello-Aufführung, gegen allen Sinn der Handlung geschieht, so ist damit wahrlich nichts gebessert. Und als durchaus widersinnig muß es bezeichnet werden, wenn man im „Othello" alle Scenen des dritten und vierten Actes in einem und demselben Raum, einem Wohnzimmer im Schlosse, spielen läßt. Dieser Raum war so reich decorirt, so mit Tischen, Sesseln, Teppichen, Vorhängen u. s. w. überladen, daß, vermuthlich um das stete Wegräumen und Wiederaufbauen zu vermeiden, diese Zimmerausstellung zwei Acte hindurch stehen bleiben mußte. Es mußten also alle jene Scenen, die auf der Straße spielen sollen, und nur dort spielen können, in dies Zimmer verlegt werden. Nicht nur die Scenen zwischen Jago, Othello, Cassio und Desdemona, Lodovico u. s. w. spielen in dem Gemache Othellos, sondern auch die Scene, da Othello das Gespräch zwischen Jago und Cassio belauscht und nur aus dem Mienenspiel des Letztern auf den Inhalt des Gespräches urtheilt, wird in das Zimmer verlegt; ja selbst die Scene, da Roderigo den Jago auffindet und ihn wegen seines Verhaltens laut scheltend (und wie laut!) zur Rede stellt! Und nach allen diesen Vorgängen muß Desdemona mit Emilia erscheinen, um sich zum Schlafengehn vorzubereiten — am Arbeitstische Othellos. Durch dies

ganz unbegreifliche Arrangement mußte für diese so eindrucksvolle Scene alle Stimmung und Sammlung verloren gehen. Das kommt aber von all dem Firlefanz, den man jetzt auf die Bühne schleppt, wie für eine Kunstgewerbe-Ausstellung. Wenn es darauf ankommt, ein Drama „würdig" und „stimmungsvoll" zu insceniren, so ist dies mit dem reichen Ausputz der Bühne wahrlich nicht gethan. Auch bei der Aufführung von „Viel Lärm um Nichts" hatte man das Lustspiel, dessen Hauptreiz doch in dem muntern und geistreichen Dialog und in der Charakteristik der humoristischen Gestalten liegt, zu einem Ausstattungsstück forcirt. Wenn man eine Scene, wie diejenige, in welcher Claudio in der Kirche die schändliche Verleumdung gegen Hero schleudert, dadurch aufbauscht, daß man vorher den ganzen Apparat der katholischen Kirche mit Gesängen, Chorknaben, Weihrauch u. s. w. wirken läßt, so liegt es doch auf der Hand, daß dadurch der Charakter des betreffenden Lustspiels völlig vernichtet wird.

Auch die Aufführung von „Romeo und Julie" litt unter dieser Anhäufung unnützer Schwierigkeiten durch scenisches Beiwerk. Es ist ganz unbegreiflich, wie man im dritten Act den Abschied Romeos nach der Vermählungsnacht in dieser grob deutlichen Weise insceniren konnte, daß dem Publicum sogar das Bett gezeigt wird, von welchem die Liebenden sich soeben erhoben haben. Um was es sich bei diesem Abschied Romeos bei anbrechendem Morgen handelt, das klingt uns doch aus dem zitternden Liebesathem dieser Verse deutlich genug. Wenn Julia beim Eintritt der Mutter schleunigst die Bettvorhänge zuzieht, so hätte dies lieber vor Beginn der Scene geschehen sollen.

Ebenso unglücklich (wenn auch aus andern Ursachen) scheint mir der Gedanke, bei jenen Scenen, die in der Zelle Lorenzos spielen, die Bühnenbreite stets in zwei Hälften zu theilen, von denen die eine das Innere der Zelle, die andere den Klostergarten darstellt. Und dies nur aus dem Grunde, weil Lorenzo bei seinem ersten Auftritt mit einem Körbchen erscheint, um Kräuter zu pflücken. Er pflückt aber hier nicht nur Kräuter, sondern er zerpflückt auch den ganzen Monolog, der hier als ein lyrisch-didactisches Gedicht für sich dastehen soll. Will man durchaus den Klostergarten (die englischen Ausgaben bezeichnen immer nur „friar Laurence's Cell"), so nehme man ihn für die erste Scene Lorenzos, später aber nur das Innere der Zelle. Man erspart dadurch nicht nur die Mühe der wiederholten und ganz überflüssigen Bühnentheilung, sondern man läßt auch den Personen (namentlich in Romeos großer Scene) mehr Raum zum Spiel, und das gilt doch mehr, als alle die Kräuter zu sehn, die Lorenzo pflücken will. Es ließe sich noch Manches gegen das Zuviel der Ausstattung sagen, so auch u. A. gegen die immer wiederkehrenden und geradezu lästig werdenden Beleuchtungseffecte. Doch es sollten hier nur die auffälligsten Dinge hervorgehoben werden, um daran zu zeigen, wie durch das Uebermaß der aufs Aeußerliche gerichteten Mühe oft gerade gegen den Sinn der Dichtung gefehlt wird. Um neben dem Verfehlten das Gute nicht zu verschweigen, mögen hier die ausgezeichneten Prospecte der Straßen Veronas gerühmt sein und die Schlußdecoration, welche den Kirchhof mit dem Grabgewölbe der Capulets in ebenso schöner und eindrucksvoller wie der tragischen Situation angemessener Weise zeigt.

Nochmals sei hier der große Fleiß anerkannt, den das Theater auf das Einstudiren und auf die Inscenirung klassischer Meisterwerke verwendet. Aber man wird für die Dichtungen wahrlich mehr thun, wenn etwas weniger geschieht. Das Uebermaß in dem leidigen Ausstattungseifer schädigt aus den angeführten Ursachen keinen Dichter so sehr, wie gerade Shakespeare. Es ist wohl kaum zu erwarten, daß durch vereinzelte dagegen sich erhebende Stimmen dieser immer gefährlicher werdenden Richtung Einhalt geboten werde könnte, denn die Erscheinung auf jenem Gebiete ist keine isolirte, sie liegt im Zuge der Zeit. Vielleicht aber ist es nicht unnütz, wenigstens die allerwidersinnigsten Dinge und Verirrungen als solche zu bezeichnen.

Offenbachs letzte Oper.

Mehr als drei Jahre hat das letzte Werk Offenbachs gebraucht, um den Weg von Paris nach Berlin zurückzulegen, wo es jetzt im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in ansprechender Weise zur Aufführung gelangte. Bei der Bedeutung, welche der Name des Componisten für die Operette hat, würde eine solche Verzögerung unbegreiflich sein, wenn nicht ein äußerer und ein innerer Grund bestimmend auf das Schicksal der merkwürdigen Arbeit eingewirkt hätten. Bei der zweiten Aufführung des Werkes in Wien brach jener furchtbare Ringtheaterbrand aus, der sich mit seinen erschütternden Details so tief in unser Gedächtniß eingegraben hat und der wie ein Schreckgespenst unseren Bühnenleitern die Lust nahm, sich an die Oper heranzuwagen. Betrachtet man dieselbe näher, so findet man leicht auch einen inneren Grund dafür, daß „Hoffmanns Erzählungen" nicht so schnell wie ihre Vorgänger über die Theater gehen. Das Werk ist nach Inhalt und Form eines der merkwürdigsten, die man sich denken kann, und eine wirkliche Ueberraschung für alle Freunde des Componisten, der dieses Mal seinem göttlichen Leichtsinn den Abschied gegeben und noch knapp vor seinem Tode eine rechtschaffene künstlerische Arbeit zu Stande gebracht hat. Aber gerade das Neue an der Sache macht die Hörer stutzig und bringt sie erst allmählich dazu, sich dem unerwarteten Eindruck ungetheilt hinzugeben. Endlich bietet die Oper der Regie und den Sängern ungewöhnliche Schwierigkeiten, zu deren Bewältigung es vielen Bühnen an dem nothwendigen Material und Geschick fehlen dürfte.

Wer den Zusammenhang zwischen E. T. A. Hoffmanns Novellen und den Erzeugnissen der französischen Romantik kennt, wird sich schwerlich darüber wundern, daß der Verfasser der „Serapionsbrüder" zum Helden einer französischen Oper gemacht werden konnte. War er doch mit seiner krausen und wunderlichen Phantastik bei unseren westlichen Nachbarn schon zu einer Zeit populär, als für diese Schiller und Goethe nicht viel mehr als bloße Namen waren. J. Barbier, der Librettist, nahm drei der bekanntesten Hoffmann'schen Erzählungen, rollte sie zu dramatischen Bildern auf, stellte in die Mitte derselben als unglücklichen Liebhaber den Dichter selbst und fügte das Ganze in einen Rahmen ein, der diese Vorgänge zu einer Art Traumgebilde macht. Die Scene beginnt nämlich in der berühmten Stammkneipe Hoffmanns und Devrients, der Weinstube von „Lutter und Wegener", die sich freilich in der Phantasie des französischen Textdichters der Wirklichkeit wenig entsprechend als Sammelplatz lustiger Studenten aufbaut. Hoffmann erscheint unter ihnen, ganz berauscht von dem Eindruck einer Sängerin, die es ihm als Donna Anna angethan hat und die Vorzüge der von ihm früher geliebten Frauen zu vereinigen scheint. Man nöthigt ihn diese Liebesabenteuer zu erzählen, und während er seine Plauderei mit den Worten „Meine erste Geliebte hieß Olympia" beginnt, fallen Schleier über die Scene, die den Fortgang der erwarteten Erzählung abschneiden. Was beabsichtigen der Dichter und der Componist mit diesem Kunststück? Sie wollen uns einfach statt des Berichts die Wirklichkeit selbst vorführen und das Vergangene als etwas Gegenwärtiges vor unseren Augen aufleben lassen. Was Hoffmann den Studenten erzählt, sehen wir in drei Acten, von denen jeder ein Liebesabenteuer enthält, leibhaftig vor uns, bis wir ihn zum Schluß wieder im Kreise der Studenten erblicken, wo er, auch von seinem neuesten Ideal enttäuscht, nur noch der Muse zu leben verspricht. Man sieht, der Zusammenhang dieser Bilder ist nur durch die Persönlichkeit des Helden, nicht durch eine dramatische Causalität bewirkt, das Ganze schwebt auf jener Grenze zwischen Wachen und Traum, Wirklichkeit und Phantasterei, auf dem sich Hoffmanns Muse am wohlsten fühlte. Für die drei Liebesgeschichten hat Barbier in der Hauptsache die drei Novellen „Der Sandmann", „Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde" und die Geschichte vom Rath Krespel aus den „Serapionsbrüdern" benutzt. In Paris und Wien hat man die zweite Geschichte, die von der schönen koketten Sängerin Giuletta und einem Duell zwischen Hoffmann und einem Nebenbuhler handelt, einfach fortgelassen, was man auch in Berlin ohne Schaden für den Eindruck des Ganzen hätte thun können. Läßt sich doch das Werk an und für sich nur schwer in den Rahmen eines Theaterabends fügen. Dagegen leisten die beiden anderen Liebesgeschichten nach der Seite des Humoristischen und Phantastischen Alles, was ein Componist nur wünschen kann. In der ersten verliebt sich Hoffmann in einen schönen Automaten, den der Dr. Spalanzani für seine Tochter Olympia ausgibt. Man denkt dabei unwillkürlich an das Delibes'sche Ballet „Coppelia", das gleichfalls seinen Stoff dem „Sandmann" des deutschen Dichters entnommen hat. Offenbach hat dem Humor, der in der singenden und tanzenden Puppe liegt, welche durch einen Druck auf die Schulter in Bewegung gesetzt wird, in der reizendsten Weise die Zunge gelöst. Die Bravour-Arie, welche Olympia singt, während das Gesicht unaufhörlich auf einen Punkt starrt und die Arme sich nur mechanisch ein paar Mal erheben, sowie der Walzer, nach dem Hoffmann mit dem Automaten tanzt, sind allerliebste Blüthen von Offenbachs musikalischem Humor.

Endlich wird die Puppe von einem Optiker, der sich um den Lohn seiner Arbeit betrogen sieht, zerschlagen und der Act schließt mit einem wilden Durcheinander Angesichts des betrogenen Liebhabers. Des zweiten Abenteuers gedachten wir schon als des am wenigsten charakteristischen und unterhaltenden, das dritte stellt uns die brustkranke Sängerin Antonia vor, die Hoffmann von ihrer unwiderstehlichen Neigung zur Musik heilen will, während sie eine dämonische Erscheinung, der Doctor Mirakel, durch die verführerischen Töne seiner Geige zum Singen und schließlich dahin bringt, daß sie in höchster Leidenschaft entseelt zu Boden sinkt. Wer diese Situation, die in ihrer wilden Phantastik noch durch Antonias als Bild erscheinende todte Mutter verstärkt wird, so zu beherrschen versteht, wie Offenbach, der ist ohne Frage in seiner Art ein großer Künstler. Man kann dem Terzett weder musikalische Charakteristik noch dramatisches Leben absprechen, es ist von einer bestrickenden Gewalt der Stimmung und paßt trefflich zu den Hoffmann'schen Bizarrerien, bei denen man immer meint, es müsse sich eine höhere Welt vor den erregten Blicken aufthun. Gerade das Unverständliche und Unmotivirte an der Scene macht ihren phantastischen Reiz aus, man glaubt von unheimlichen Traumbildern verfolgt zu werden, wenn man den scenischen Vorgang mit den wunderlich verschnörkelten Weisen, die aus dem Orchester aufsteigen, zusammenhält. So steigert sich das Werk, in dem schon an und für sich mit der Operette keine Aehnlichkeit obwaltet, zu einer eigenthümlich tragischen und gespenstischen Höhe, zu welcher die Hausgeister unserer Theater bedenklich den Kopf schütteln müssen, die aber mit eigenthümlichen Mitteln bewirkt ist und ihres Erfolges überall sicher sein muß.

Die Musik Offenbachs ist unzweifelhaft das Kunstvollste, was wir ihm überhaupt zu verdanken haben, und zeigt uns seine Physiognomie von einer ganz neuen Seite. Wir erinnern nur an den Studentenchor bei Lutter und Wegener, an Hoffmanns Lied von Klein-Zack, worunter Niemand anders als das Alräunchen Klein-Zaches, genannt Zinnober, zu verstehen ist. In der Automaten-Scene rollen die Coloraturen wie Glaskugeln durcheinander, während man überall das Kichern fröhlicher, etwas satirisch gefärbter Laune zu hören glaubt. In den Duetten zwischen Hoffmann und seinen drei Geliebten Olympia, Antonia und Giulietta fehlt es gleichfalls nicht an glücklichen musikalischen Eingebungen. Jugend und Frische, die in den früheren Werken des Componisten so prächtig aufschäumten, wird man in seiner letzten Arbeit nicht suchen dürfen. Sie will mit Aufmerksamkeit und musikalischem Verständniß genossen werden und wendet sich nicht nur an das Bedürfniß flüchtiger Unterhaltung.

Eugen Zabel.*)

*) In Vertretung unseres durch Unpäßlichkeit verhinderten ständigen Musikreferenten. D. R.

Notizen.

Emil Witte, Die sociale Krankheit und ihre naturgemäße Behandlung durch wirthschaftliche Maßregeln. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Nach des Verfassers lebendiger Schilderung erklärt sich unsere sociale Krankheit nicht durch Uebervölkerung, sondern durch Ueberproduction sachlicher Güter. Dampfmaschine und Technik haben seit fünfzig Jahren die Zahl der Arbeitskräfte verzwölffacht, während sich die Einwohnerzahl nur verdoppelt habe. Die Folge sei daher Arbeitslosigkeit eines Theils der „Arbeiter"-Bevölkerung, und damit Noth und Elend. Dazu komme, daß der Staat den Handel in Transport- und Posteinrichtungen auf Kosten der eigentlichen Production zu sehr begünstige. Witte schlägt nun vor, daß zur Hintanhaltung dieser Krankheitsursachen jene Elemente, welche den Kraftüberschuß erzeugen, die Kohle und die Dampfmaschine, speciell die Eisenbahnlocomotive einer solchen Besteuerung unterzogen werden, daß deren Belastung successive in Gleichgewicht mit jener der menschlichen Kraft gebracht werde. Die Erträgnisse dieser Steuern sollen theilweise zur Aufhebung der drückenden Salzsteuer ꝛc., der Ueberschuß aber für öffentliche Arbeiten verwendet werden. Ist es aber wirklich wahr, daß jetzt „der sociale Organismus einem Körper gleicht, welcher fortwährend mit Nahrungs- und Genußmitteln übersättigt wird", ist es wahr, daß heute zu viel producirt wird? — oder hätte der Verfasser nicht richtiger sagen müssen, daß wir in falscher Richtung produciren, und daß die Krankheit zu heilen wäre, wenn die Kräfte sich anderen Zwecken zuwenden würden. Die Ueberproduction ist in Wirklichkeit nur eine lokale auf einigen Arbeitsgebieten, ihr steht ein weitaus überwiegender Productionsmangel auf anderen Punkten gegenüber. Wir haben nicht zu viel Kraft und können auch nie zu viel haben, wenn wir sie nur auf die richtigen Punkte zu vertheilen wissen. Wenn nun auch die Unhaltbarkeit der Diagnose des Verfassers zur Folge hat, daß seine darauf basirte Therapie keine Heilung der Krankheit erwarten läßt, so erscheint dennoch nicht ausgeschlossen, daß ein Theil seiner Vorschläge, wenn realisirt, von wohlthätigster Wirkung sein würde. Insbesondere die Besteuerung der Kohle, welche den Concurrenzkampf der menschlichen Handarbeit mit der Maschine auf bestrittenen Punkten zu Gunsten der ersteren entscheiden würde, wäre ein für den Moment ebenso wirksames als gerechtes Mittel. — Alles in Allem ist das Buch Wittes demnach eine werthvolle Enunciation, die in der Kritik landläufig gewordener Irrthümer — deren Untersuchung häufig schon als phantastisches oder frevlerisches Werk gilt — stellenweise Vorzügliches leistet. O. W.

* * *

Arnold Böcklins Gefilde der Seligen und Goethes Faust. Von Guido Hauck. Mit einer Photolithographie. Berlin, Jul. Springer.

Der gelehrte und geistvolle Verfasser wagt hier den kühnen Versuch, den geheimnißvollen Inhalt eines der räthselhaftesten und vielbestrittenen Bilder des genialen Baseler Malers zu erklären und uns dem vollen Genuß zu erschließen. Während der Abgeordnete Reichensperger in einer Parlamentssitzung das Werk gewissermaßen als den Typus einer ungesunden, unmoralischen modernen Kunst an den Pranger stellte, erklärt es Professor Hauck für eine von poetischem und philosophischem Geist erfüllte Schöpfung idealster Kunst. Indem er den eigentlichen Ideeninhalt des Gemäldes einer scharfsinnigen Interpretation und Analyse unterwirft, kommt er zu dem überraschenden Ergebniß, daß dem Meister dabei jene Scene aus dem zweiten „Faust" vorgeschwebt haben müsse, wo Chiron dem Faust, den er über den Fluß Peneios trägt, erzählt, daß er einst auf seinem Rücken auch Helena getragen habe. Also wäre das Motiv des Bildes: Chiron und Helena, die Erhabenheit mit der Schönheit gepaart, die von der Würde getragene Anmuth. Wir wissen nicht, ob Böcklin sein beharrliches Schweigen nach dem Erscheinen dieser Broschüre gebrochen und seinem Ausleger Recht gegeben hat; jedenfalls ist dessen Interpretation frappant sinnreich. Wenn Schopenhauer einmal sagt, daß Jeder vor ein Bild sich hinzustellen hat wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was er zu ihm sprechen werde, so waren die „fürstlichen" Worte, die Hauck hier wiedergibt, zum mindesten der Aufzeichnung werth.

* * *

Voltaire-Studien. Beiträge zur Kritik des Historikers und Dichters von Richard Mahrenholtz. Oppeln, Eugen Franck (G. Maske).

Vorliegende Studien sind aus den Sammlungen hervorgegangen, welche Mahrenholtz zum Zweck einer Voltaire-Biographie gemacht hat, deren Vollendung aber noch nicht sobald in Aussicht steht. Um so dankenswerther ist es, daß der Verfasser uns die bereits festgestellten Resultate hier in möglichst abgeschlossener Form zugänglich macht. Sie betreffen Voltaire als Essayist und Geschichtsschreiber, als Dichter, wobei jedes Werk eine gründliche Charakterisirung und Kritik erfährt, und endlich die Grundzüge einer Charakteristik des Dichters. In der Hauptsache berühren sich Mahrenholtz' Resultate natürlich mit den Darstellungen von Hettner und Strauß, doch gibt es noch genug der Abweichungen. Ueberall zeigen sich die Früchte eines selbständigen tiefen und umfassenden Quellenstudiums. Wie schade aber, daß sich Mahrenholtz nur mit der Ausbeutung der Voltaire-Literatur der Dresdner und Berliner Bibliotheken begnügen mußte! Ein längerer Aufenthalt in Paris und Petersburg ist für einen Voltaire-Biographen unerläßlich. Der Stil ist schmucklos, klar, überzeugend. Eine wichtige Ergänzung bildet die im gleichen Verlag erschienene Schrift des Verfassers: Voltaire im Urtheil seiner Zeitgenossen, worin der Dichter getreu nach dem Bilde geschildert wird, das die hervorragendsten oder doch tonangebendsten seiner Zeitgenossen von ihm entworfen haben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** (N. W. Unter den Linden 68) ist soeben erschienen:

Neues Portrait
von
Rudolf Virchow.
Brustbild in Kupferstich von **H. Römer.**
Bildgrösse 17 cm. hoch, 13 cm. breit.
Preis 5 Mark.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**
Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 *M.*

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Soeben erschien:
Ein Streifzug durch den N.-W. Amerika's. Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von **R. Mohr,** Redakt. der Weser-Zeitung. 8°. VI. u. 394 S. Preis *M.* 5.—
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.
Otto Spamer's Illustrirtes
Konversations-Lexikon
für das Volk.
Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.
Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
beginnen demnächst in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern. — Auch in Heften zu 50 Pf. —
Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.
Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Mit dem soeben erschienenen **achten** Bande liegt **vollständig** vor die **zweite,** bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:
Illustrirte Weltgeschichte.
Begründet von **Held** u. **Corvin,** fortgeführt von **L. F. Diefenbach,** Prof. Dr. **G. Diestel,** Prof. Dr. **O. Kämmel,** Dr. **E. Lammert, J. G. Vogt,** Gymn.-Direktor Dr. **B. Volz** 2c. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten 2c. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 *M.* = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.
= **Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.** =
Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.
Volkstümliches Prachtwerk.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.
Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Das zweite Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig.
Preis *M.* 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des zweiten Heftes:
Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. II.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin.
Wallensteins erste Berufung zum Generalat. Von H. Hallwich.
Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. II.
Mitteilungen und Berichte.
Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung E. L. Morgenstern in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 5. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Für das Socialistengesetz. Von Eduard von Hartmann. — Ueberseeische Stationen. Von Spiridion Gopčević. — Die spiritistische Saison in Wien. Von J. Weiß. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um die Leihbibliothek. Von Wilhelm Goldbaum. — Unbekannte Aphorismen Börnes. Mitgetheilt von Ludwig Geiger. — Der neue Roman von Zola. Von Theophil Zolling. — Aus meiner Werkstatt. Plauderei von P. K. Rosegger. — **Aus der Hauptstadt:** Gurlitts Frühjahrsausstellung. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein Druckfehler oder Fehler Lessings? Von Dr. Theodor Maurer. — Inserate.

Für das Socialistengesetz.

Von Eduard von Hartmann.

Aus der Thatsache, daß die socialdemokratische Bewegung sich auf gleicher Höhe gehalten habe, und aus den Erklärungen der socialdemokratischen Abgeordneten, daß sie dem Gesetz ein Schnippchen schlagen, glaubt man schließen zu können, daß das Socialistengesetz keine Wirkung gehabt habe. Ich möchte auf den Trugschluß aufmerksam machen, der darin liegt, wenn man einerseits die absichtsvollen Prahlereien der Parteiführer für baare Münze nimmt, und zweitens den gegenwärtigen Stand der Bewegung mit demjenigen vor Erlaß des Socialistengesetzes vergleicht, anstatt ihn mit demjenigen zu vergleichen, wie er gegenwärtig sein würde, wenn jenes Gesetz unterblieben wäre. Nach meiner subjectiven Ansicht würde die Bewegung mit wachsender Progression zugenommen haben; jedenfalls liegt kein Grund vor daran zu zweifeln, daß sie in derselben Progression fortgeschritten sein würde wie in dem gleichen Zeitraum vor Erlaß des Gesetzes, so daß wir jetzt nicht 13, sondern vielleicht 30 socialdemokratische Abgeordnete haben würden. Ich glaube ferner, daß nach Aufhebung des Gesetzes die Zunahme der zurückgedämmten Bewegung um so rapider sein wird, und daß wenige Jahre nach derselben die socialdemokratische Fraction im Reichstage eine Macht darstellen wird, mit der sowohl die Regierung wie die übrigen Parteien rechnen müssen, da bei der Eigenthümlichkeit unserer Fractionsverhältnisse auch eine kleinere Fraction unter Umständen ausschlaggebend werden kann.

Ich halte es für eine zweite, nicht minder wichtige Wirkung des Socialistengesetzes, daß sie einer gemäßigten Richtung innerhalb der Socialdemokratie ihren Kampf mit den Extremen erleichtert, indem Allen klar gemacht wird, daß Regierung und Volk darin einig sind, verfassungswidrige Extreme nicht zu dulden und nur einer mit gesetzlichen Mitteln arbeitenden Partei die Eingliederung in das Staatsleben zu gestatten. Auf diese Weise ist die Periode der Herrschaft des Ausnahmegesetzes zu einer Erziehungszeit für die deutsche Socialdemokratie geworden und zu einer Vorbildungszeit für eine staatlich zulässige socialdemokratische Partei der Zukunft, mit der jeder Politiker heute als mit einer unabwendbaren Thatsache rechnen muß. Dieser Umwandlungsproceß ist aber erst auf halbem Wege angelangt und würde bei vorzeitiger Aufhebung des Ausnahmegesetzes geradezu rückgängig gemacht werden.

Wenn die Regierung bemüht ist, die socialen Organisationsgesetze noch während der Dauer des Socialistengesetzes unter Dach und Fach zu bringen, so heißt das mit andern Worten: sie wünscht dieses Gebiet nach ihrem eigenen Ermessen und nach demjenigen der jetzigen Parteien zu ordnen, bevor die socialdemokratische Partei einen parlamentarischen Einfluß gewinnt, dem auch die Regierung sich unmöglich ganz entziehen könnte, und der am nachdrücklichsten bei solchen socialen Gesetzen sich geltend machen würde. Sollte es nicht im rechtverstandenen Interesse insbesondere der liberalen Parteien liegen, die Regierung in diesem Bestreben zu unterstützen, einerseits durch Verlängerung des Ausnahmegesetzes, andrerseits durch Handanlegen bei der Fertigstellung der Socialreform?

In meinen Augen wäre es eher ein Vortheil als ein Nachtheil für die Socialreform, wenn die socialdemokratische Partei mehr positiven Einfluß auf deren Redaction gewönne, vorausgesetzt freilich, daß die Erziehung derselben zur Eingliederung in das normale Staatsleben vollendet wäre, woran jetzt noch viel fehlt. Mir scheint deshalb die Vollendung dieser Erziehung durch das Ausnahmegesetz wichtiger als die schleunige Fertigstellung des Reformwerkes. Wer aber in der Prämisse meine Ansicht nicht theilt, wird auch in der Schlußfolgerung von ihr abweichen müssen. Die größte Gefahr würde ich darin sehen, wenn nach Ablehnung der Verlängerung des Ausnahmegesetzes sowohl durch den jetzigen als durch den neu zu wählenden Reichstag die socialdemokratische Partei in ihrem jetzigen unreifen Zustande so viel Macht gewönne, daß sie die Regierung zwingen könnte, zur Vollendung des Reformwerkes auf ihre Wünsche Rücksicht zu nehmen, und es scheint mir, daß alle Parteien, namentlich aber die liberale, darin einig sein müßten, dieser Gefahr vorzubeugen.

Im Uebrigen möchte ich noch auf einen andern Gesichtspunkt aufmerksam machen, der aus Opportunitätsgründen — und um andere kann es sich ja bei politischen Ausnahmegesetzen überhaupt nicht handeln — für die Verlängerung spricht. Es ist dies der Umstand, daß das unbehinderte Wirken von drei verschiedenen Oppositionsparteien mehr ist, als ein Staat, namentlich ein so unfertiger wie das deutsche Reich, vertragen kann, ohne daß der Mechanismus des Staatslebens aus den Fugen geht. Das Centrum, die freisinnige Partei und die Socialdemokratie gehen von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus und wirken mit ganz verschiedenen Mitteln, sind also nichts weniger als Nuancen einer und derselben Opposition; aber alle drei wirken als principielle Opposition gegen das bestehende Regierungssystem und agitiren gegen dasselbe mit Erfolg im katholischen Landvolk, in dem gebildeten Bürgerthum und in der industriellen Arbeiterbevölkerung. So lange nicht die Kirche sich den Staatsgesetzen gefügt oder doch einen friedlichen modus vivendi gefunden hat, so lange nicht der principielle Gegensatz

zwischen Regierung und Liberalismus sich durch gegenseitige Anerkennung der Unumgänglichkeit von Compromissen zu einem relativen gemildert hat, wird das deutsche Staatswesen kaum den offenen legalen Streit mit der Socialdemokratie aufnehmen können, welche rücksichtsloser als jede andre Opposition in ihren Kampfesmitteln ist, welche unter allen an die stärksten und gefährlichsten Leidenschaften der Massen apellirt, und welche im Unterschied von den beiden andern Oppositionsparteien dem Hohenzollernstaat seine einzige bis jetzt unbedingt zuverlässige Stütze, das Heer, zu untergraben droht.

Täuschen wir uns nicht darüber, daß die deutsche Einheit zunächst ebenso auf dem deutschen Schwerte ruht, wie sie durch dieses errungen wurde; eine Agitation, deren ungehinderter Fortgang die Zuverlässigkeit des Heeres bei äußeren und inneren Kreisen auf das Ernstlichste in Frage stellen würde, darf man sich nicht wundern von den Hohenzollern ernster aufgefaßt zu sehen, als der bürgerliche Horizont der unmittelbaren Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß findet.

Ueberseeische Stationen.

Von Spiridion Gopčević.

Als Italien das „dringende Bedürfniß" fühlte, in die Reihe der Colonien besitzenden Seemächte zu treten, ließ es lange seinen spähenden Blick über den Erdball schweifen, um einen passenden Punkt zur Gründung der ersten Colonie ausfindig zu machen. Die Eifersucht Englands und Frankreichs und die Zagsamkeit der italienischen Regierung führten jedoch ein halbes Fiasco herbei. Man fühlte sich nicht stark genug, jede fremde Einmischung höflichst abzulehnen und schlug daher lieber einen Umweg ein. Die Dampfschifffahrtsgesellschaft Rubattino wurde vorgeschoben. Sie erwarb käuflich die Bai von Assab am Rothen Meere und stellte sie unter den „Schutz" der italienischen Flagge. Dieser „Schutz" war nichts als eine verschleierte Annexion nach dem Muster des französischen „Protectorats". Seit jener Zeit nahm ein italienisches Kriegsschiff (gegenwärtig das Kanonenboot „Cariddi" von 1050 Tonnen) seinen beständigen Aufenthalt in jener Bai und mit Unterstützung der Regierung begann die „Colonisation", welche indeß bisher nur sehr langsame Fortschritte gemacht. Offenbar hatte die italienische Regierung bei Wahl der Bai von Assab die Absicht im Auge, den Handel mit Abyssinien an sich zu locken und zu monopolisiren. Bisher ist diese Hoffnung jedoch nicht in Erfüllung gegangen.

Einen ganz merkwürdig analogen Fall haben wir jetzt in Deutschland erlebt. An der Westküste von Südafrika, ein paar Grade nördlich der Capcolonie, befindet sich eine große Bai, von den Portugiesen „Angra Pequena", d. i. „kleiner Schlupfhafen" getauft. Diese Bai hat treffliche Ankerplätze und ist durch drei vorliegende Inseln vor den Stürmen geschützt, eignet sich also ganz gut zu einer Schiffsstation. Diese Bai ist auf den meisten Karten als englische Besitzung bezeichnet. Um so größeres Staunen rief daher die Nachricht hervor, daß Deutschland so zu sagen Besitz von ihr ergriffen habe. Das Bremer Handelshaus Lüderitz hatte nämlich (nach Muster der Gesellschaft Rubattino) von den Hottentotten und Buschmännern ein Territorium von ca. 60,000 Hektaren (600 Qu.-Kilom.) gekauft und von der deutschen Regierung die Erlaubniß erhalten, sich durch Aufhissen der deutschen Kriegsflagge unter den „Schutz" des deutschen Reiches zu stellen. Um diesen effectiv zu machen, wurde die neue Glattdeckscorvette „Carola" (8 schwere, 8 leichte Geschütze, 232 Mann, 2169 Tonnen) beordert, nach der Angra Pequena zu segeln und dort vorläufig Station zu nehmen. Damit hat also Deutschland seine erste eigene überseeische Station erworben.

Auffallend ist es, daß England, welches doch sonst immer so eifersüchtig die Schritte der Seemächte in fremden Erdtheilen überwacht, diesmal die Besitzergreifung der Angra Pequena ganz ignorirt. Dies ist um so erstaunlicher, als ja dieselbe bisher für englisches Eigenthum galt, wenngleich es wahrscheinlich ist, daß die Angra gleich so vielen andern Punkten des Erdballs (Socotora, Muscha, Carmoran, Keeling, Kuria-Muria, Auckland, Caroline, Starbuck, Walfisch Bai, N. Amsterdam, St. Paul, Süd-Georgia u. s. w.) von England blos nominell, nicht aber factisch in Besitz genommen wurde. Man kann sich die Gelassenheit Englands auf zweierlei Weise erklären: entweder hat sich die deutsche Regierung mit der englischen darüber geeinigt, oder — und dies halte ich für wahrscheinlicher — die englische Regierung findet es nicht der Mühe werth, wegen der Bai sich mit Deutschland zu überwerfen. Wie dem auch immer sei, Deutschland kann mit dem unangefochtenen Besitz seiner Colonie zufrieden sein. Daß es dabei ganz in die Fußtapfen Italiens bezüglich Assab tritt, geht daraus hervor, daß nach den neuesten Nachrichten das Kanonenboot „Nautilus" (4 schwere Geschütze, 4 Mitrailleusen, 105 Mann, 716 Tonnen) angewiesen wurde, nach der Angra Pequena abzugehen und dort bleibend Station zu nehmen.

Sehen wir nun zu, welche Vortheile Deutschland aus seiner neuen Besitzung zu ziehen vermag.

Als Colonie halte ich die Angra Pequena für einen unglücklich gewählten Punkt. Das ganze Land ist auf viele Breiten- und Längengrade hinaus ziemlich trostlos. Die beständige Trockenheit erschwert den Anbau des Bodens. Es soll sich zwar nicht allzu tief unter der Oberfläche Wasser finden, doch würde die Fruchtbarmachung des Landes durch künstliche Bewässerung die Anlage von Brunnen und Kanälen erfordern, und die Kosten stünden in gar keinem Verhältnisse zu dem Nutzen. Zudem ist der culturfähige Theil des Bodens von dem Meere durch einen breiten Wüstenstrich getrennt. Die Bodenprodukte müßten ihn behufs Einschiffung passiren, was große Transportspesen verursachen würde. Die Versuche, welche mit Viehzucht gemacht wurden, sind bis jetzt nicht zufriedenstellend ausgefallen. Zwar begünstigen sie Klima und Boden, aber man kann das Vieh nicht zu entsprechendem Preise verkaufen. Die nach dem Cap geschickten Thiere kamen zwar in gutem Zustande an, doch mangelte es an Käufern. Elfenbein und Straußenfedern könnten wohl Handelsartikel abgeben, aber einerseits sind letztere bedeutend im Preise gesunken und andrerseits werden die Elefanten immer seltener im Lande. Man erwartet zwar Nutzen von den Mineralien, doch liegen die Gebirge so tief im Innern, daß der Transport zu theuer käme, und der Bau einer Eisenbahn, wenn schon möglich, bleibt immer ein sehr riskirtes, kostspieliges Unternehmen. Es steht auch nicht zu erwarten, daß viele deutsche Auswanderer ihre Schritte nach der Angra Pequena lenken werden. So wenig, als es den italienischen Emigranten einfiel, der nationalen „Colonie" Assab zuliebe von dem bisherigen Emigrationsziel Argentina und Uruguay abzuweichen, so wenig werden sich die deutschen Auswanderer statt in Nordamerika und Brasilien in Südafrika niederlassen. Die deutschen Emigranten suchen im Allgemeinen Länder auf, wo sie der drückenden Lasten des Mutterlandes (Geld- und Blutsteuer) überhoben sind und eine Freiheit genießen, deren sie sich in ihrer Heimat nicht erfreuen. Es wäre daher wirklich naiv zu glauben, daß die trostlosen Wüstenstriche Südafrikas im Calcul der deutschen Emigranten über die lachenden Gefilde und die Civilisation Amerikas den Sieg erringen würden. Als Colonie wäre Angra Pequena eine Verirrung. Schon vor 200 Jahren besaß Brandenburg an der Goldküste Colonien, welche unter dem Schutze der kleinen brandenburgischen Flotte von einer deutschen Handelsgesellschaft ausgebeutet wurden. Damals waren Colonien überhaupt meistens weitaus einträglicher als sie es heute sind, und zudem steht die Goldküste in commerzieller und strategischer Beziehung hoch über dem Namaqualande, dessen Hafen die Angra Pequena bildet. Trotzdem fand sich Brandenburg mit seinen Colonien nicht zurecht und verkaufte sie den Holländern. Letztere haben sie ihrerseits wieder den Engländern vor einem Jahrzehnt verkauft.

Heutigen Tags ist die Anlage einer Colonie immer etwas sehr Bedenkliches. Meistens kostet sie Jahrzehnte hindurch

heidenmäßig viel Geld und wenn sie einmal sich so gehoben hat, daß sie auf eigenen Füßen stehen kann, reißt sie sich vom Mutterlande los. Wir haben an den spanischen, portugiesischen und englischen Colonien genügende Beispiele. Auch von den Colonien, welche England heute noch besitzt, sind Australien, Canada und Südafrika schon de facto unabhängig. Sie würden es auch de jure werden, wenn es England einfiele, diese Colonien als — — Colonien zu behandeln. In ganz Australien steht nicht Ein englischer Soldat; in Canada blos 1800 Mann und zwar lediglich in Halifax. Blos in Südafrika stehen auf specielle Bitte der Colonie einige tausend Mann wegen der drohenden Zulukafferngefahr. Sonst haben diese „Colonien" ihr eigenes Parlament, regieren sich selbst und lassen sich vom Mutterland in nichts dreinreden. Directen Nutzen zieht England von diesen „Colonien" nicht und könnte ihren Verlust mit Gleichmuth hinnehmen. Auch Indien ist nicht mehr die Melkkuh, welche es unter der Herrschaft der ostindischen Compagnie war. Statt jährlich Hunderte von Millionen daraus zu ziehen, kostet die Erhaltung der Colonie dem Mutterlande bedeutende Summen. Von allen existirenden Colonien sind meines Wissens die holländischen in Ostasien die einzigen, welche die Staatskassen füllen. Die spanischen könnten unter einer besseren Verwaltung dasselbe thun und die französischen in Hinterindien werden sich wahrscheinlich auch bald einträglich erweisen. Alle anderen Colonien sind dem Mutterlande eher eine Last und es kann sich glücklich schätzen, wenn die Ausgaben des Colonialbudgets von den Einnahmen gedeckt werden.

Unter diesen Umständen kann kein Unbefangener der deutschen Regierung die Anlage oder Erwerbung eigentlicher kostspieliger Colonien anrathen. Anders steht es dagegen, wenn es sich darum handelt, für die Handelsmarine im Frieden, für die Kriegsmarine im Kriege überseeische Stationen zu erwerben. Solche kosten weitaus weniger als Colonien und bieten größeren Nutzen. Jener, welchen die Handelsmarine im Frieden aus überseeischen Stationen zieht, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Ausführung. Dagegen will ich über den bedeutenden Nutzen sprechen, welcher dem deutschen Reiche während des Krieges aus seinen Stationen erwüchse.

Bekanntlich rüsten sich alle Seemächte zu einem energischen Kreuzerkrieg. In allen Marinen mehrt sich seit einigen Jahren die Zahl der Kreuzer auffallend; daß die wenigsten zweckentsprechend gebaut werden, gehört nicht hierher und sei blos so nebenher erwähnt.

Auch Deutschland ist nicht zurückgeblieben und es kann sogar von seiner Kreuzerflotte mit Stolz sagen, daß sie verhältnißmäßig weitaus bessere und schnellere Schiffe enthält als jene der andern Seemächte, England eingeschlossen. Ich habe dies ausführlicher und fachmännischer in meiner Studie „Die Ostseeherrschaft" („Deutsche Heeres-Zeitung" 12. August bis 9. September 1882) dargelegt. Nun handelt es sich aber darum, daß die vorhandenen Schiffe auch entsprechend verwendet werden. Sehen wir zu, ob dies unter den gegenwärtigen Umständen möglich ist.

Die deutsche Kreuzerflotte zählt heute an flotten Schiffen: 9 gedeckte und 9 Glattdeckscorvetten, 7 Avisos und 10 Kanonenboote — letztere größtentheils wegen zu geringer Fahrtgeschwindigkeit wenig zu Kreuzern geeignet. Im Bau befinden sich noch 1 gedeckte, 3 Glattdeckscorvetten und 1 Kanonenboot. Von diesen 35 Kreuzern befinden sich gewöhnlich nur 12 in überseeischen Gewässern (gegenwärtig 3 gedeckte, 4 Glattdeckscorvetten und 5 Kanonenboote). Wenn nun plötzlich ein Krieg ausbräche, wären diese 12 Kreuzer — von denen nur 7 ihrer Aufgabe gewachsen — Alles, was sogleich im Stande wäre den eigenen Handel zu schützen, den feindlichen zu schädigen und die gegnerischen Kreuzer unschädlich zu machen. Die anderen 23 Kreuzer liegen abgerüstet in Wilhelmshafen und Kiel und es wäre möglich, daß sie durch eine plötzlich erscheinende übermächtige Blockadeflotte am Auslaufen gehindert würden und während des ganzen Krieges unthätig in den Häfen bleiben müßten. Die ausgerüsteten 12 Kreuzer hätten aber auch insofern einen schweren Stand, als sie einerseits in Bezug auf Verproviantirung mit Kriegsbedarf, Kohlen und Lebensmitteln auf den guten Willen der neutralen Mächte angewiesen wären, andererseits riskirten, in den neutralen Häfen vom Gegner gekapert zu werden. Letzteres widerstreitet allerdings dem Völkerrechte und ist auch keine Gefahr vorhanden, daß deutsche Schiffe im Hafen einer respectirten neutralen Macht gekapert würden. Wer könnte aber z. B. englische oder französische Schiffe hindern, deutsche Schiffe in Häfen von Siam, Maskat, Zanzibar, Madagaskar oder ähnlicher zweifelhafter Staaten zu kapern, wenn jene sich über das Völkerrecht hinaussetzten, wie dies ja schon oft genug geschehen ist?

Anders stehen die Dinge, wenn Deutschland überseeische Stationen besitzt. In ihren Häfen würde die Mehrzahl der Kreuzer liegen, um bei Ausbruch eines Krieges sofort ausgerüstet und verwendet werden zu können. Die deutschen Schiffe befänden sich dann auf hoher See, bevor noch der Gegner mit Uebermacht gegen sie auftreten könnte, und mitten auf den Verkehrsstraßen des Oceans. In den überseeischen Stationen fänden die deutschen Kreuzer Alles was nöthig, die verbrauchten Vorräthe aller Art zu ergänzen, Docks zur Reparatur und sichere befestigte Häfen. Dorthin könnten sie auch die gemachten Prisen behufs deren Verwerthung schleppen, während diese sonst meistens auf hoher See vernichtet werden müßten. Die Stationen böten auch den eigenen Handelsschiffen sowie verfolgten Kriegsschiffen ein sicheres Asyl. Da die Seemächte nur sehr wenig verfügbare Truppen in ihren überseeischen Colonien haben, so ließen sich die Stationen mit geringer Besatzung gegen etwaige kleinere Landungscorps vertheidigen. Gegen Angriffe von der Seeseite her würden Torpedos, Torpedoboote und ein Panzerthurm nebst einigen guten Erdwerken vollkommen schützen.

Der Nutzen überseeischer Stationen wäre somit bewiesen; es handelt sich jetzt darum zu untersuchen, welche Punkte sich dazu am besten eignen würden. Deutschland versieht mit seiner Flotte gegenwärtig 5 Stationen. Die afrikanischen Küsten sowie der indische Ocean sind dabei merkwürdigerweise nicht inbegriffen. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn noch zwei regelmäßige Stationen: die ostafrikanische und die westafrikanische errichtet würden. Letzteres dürfte mit der Besetzung der Angra Pequena geschehen. Die Angra Pequena liegt zwar strategisch nicht zum günstigsten, da sie von der stark befahrenen Seestraße zwischen Madeira und Liberia zu weit entfernt ist, doch ist sie immerhin besser als nichts und wohl zur Operationsbasis jener Kreuzer geeignet, welche den Weg um das Cap herum zu überwachen haben. Die ostamerikanische Station fände einen trefflichen Centralpunkt in den dänischen Antillen. Ich glaube kaum, daß es Schwierigkeiten machen könnte, diese gegen Cedirung der dänischsprechenden Districte Nordschleswigs einzutauschen. Diese paar Quadratmeilen mit einer dem Reiche feindlich gesinnten Bevölkerung nützen diesem weit weniger als die Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jean. Die Dänen könnten auch mit dem Tausche zufrieden sein, da sie für die „Danimarca irredenta" blos eine Colonie herzugeben brauchten, aus der sie gar keinen Nutzen ziehen und die ihnen blos unnütze Summen kostet.

Schwieriger wäre es, für die westamerikanische Station einen entsprechenden Punkt zu finden, da die Amerikaner nach der Monroe-Doctrin nimmermehr gestatten werden, daß europäische Staaten neue Besitzungen auf amerikanischem Boden erwerben. Sonst ließe sich vielleicht mit Ecuador bezüglich Erwerbung einer der so vorzüglich strategisch gelegenen Galápagos-Inseln ein Geschäft machen.

Die australische Station besitzt in den Samoa-Inseln ein gewissermaßen für das deutsche Geschwader prädestinirtes strategisches Centrum. An anderer Stelle („Die Samoainseln und ihre Bewohner" im Novemberheft 1879 von „Unsere Zeit") habe ich seinerzeit, als die Frage eines deutschen Protectorats über die Inseln ventilirt wurde, nachgewiesen, von welch ungeheurer Wichtigkeit die Erwerbung derselben für Deutschland wäre. Dieser Ansicht bin ich noch heute. Pangopango ließe

*

sich zu einem trefflichen Kriegshafen umgestalten, der die Operationsbasis für den ganzen stillen Ocean abgäbe.

Nebst der australischen ist die ostasiatische Station für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Einen vorzüglichen strategischen Punkt würden die Tschusan-Inseln oder auch die Liu-Kiu abgeben. Da Deutschland gegenwärtig mit der chinesischen Regierung auf dem besten Fuße steht, so ließe sich vielleicht die Abtretung der Tschusan-Inseln gegen ein entsprechendes Aequivalent von Waffen erreichen. Deutschland besitzt nämlich Tausende von Kanonen (Beute der drei letzten Feldzüge und älteres Material) sowie über eine Million Gewehre, welche den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechen, der chinesischen Armee aber, welche über kaum 50,000 anständige Flinten verfügt, von bedeutendem Nutzen wären. Ich sehe nicht ein, weshalb ein solches Tauschgeschäft unmöglich sein sollte. Und verhielte sich China ablehnend, so würde sich vielleicht Japan in Bezug auf Liu-Kiu geneigter zeigen.

Von großem Vortheil wäre auch eine Station im malayischen Archipel. Deutschland ließ sich 1867 die treffliche Gelegenheit entschlüpfen, als der Sultan von Sulu dem König Wilhelm das Protectorat anbot. Der Sultan von Bruni scheint indeß dem Landschacher nicht abgeneigt zu sein, denn er verkaufte in den vierziger Jahren Sarawak dem Engländer James Brooke und vor einigen Jahren das Nordostende der Insel dem Oesterreicher Overbeck. Man könnte also gewiß eine passende Station einhandeln. Eventuell würden sich vielleicht die Portugiesen nicht abgeneigt zeigen, Timor, aus dem sie keinen Nutzen ziehen, an Deutschland zu verkaufen.

Bliebe also noch die zu errichtende ostafrikanische Station, welche am besten auf Madagaskar errichtet würde. Es läßt sich erwarten, daß die Howas, schon aus Haß gegen Frankreich, Deutschland einen trefflichen Hafen abtreten würden. Von Frankreich wäre schwerlich Einsprache zu besorgen, da sich die Franzosen wohl hüten werden, eines madagassischen Hafens halber einen verhängnißvollen Krieg heraufzubeschwören. Im Nothfalle könnte man jedoch auch dem Sultan von Zanzibar einen entsprechenden Hafen abkaufen.

Im Besitze der befestigten Operationsbasen S. Thomas, Samoa, Tschusan (oder Liu-Kiu), Borneo (oder Timor), Madagaskar (oder Zanzibar) und Angra Pequena wäre Deutschland im Stande, mit seinen Kreuzern selbst den ersten Seemächten ernsten Schaden zuzufügen und seine maritime Machtstellung in eine allgemein gefürchtete zu verwandeln. Die Kosten, welche die Anlage der sechs befestigten Häfen erheischen würde, würden hundertfach durch ihre bedeutenden Vortheile wettgemacht. Zur Ausführung dieses Planes bedarf es blos rücksichtsloser Energie, deren Fürst Bismarck gewiß nicht entbehrt!

Die spiritistische Saison in Wien.

Von J. Weiß.

Unsere lärmenden spiritistischen und „antispiritistischen" Feste sind vorüber und wenn die Theilnahme des großen Publicums der Ausdruck für das Interesse ist, das einem Gegenstande anhaftet, dann ist der Spiritismus wohl die interessanteste Erscheinung unserer Zeit. Die Kämpfe, welche die Productionen Bastians und dessen Entlarvung, die „antispiritistischen Demonstrationen" Cumberlands und die divergirenden Erklärungsversuche des „Gedankenlesens" hervorgerufen haben, waren von einer lebendigen Wärme, die der Besprechung der ernstesten Fragen zu wünschen wäre. Worin liegt nun das Interessante der Firma „Bastian, Cumberland u. Comp.?" Worin unterscheiden sich die Schaustellungen der Genannten von allen ähnlichen Productionen? Offenbar nur in der Haltung des Publicums. Denn nichts kann merkwürdiger erscheinen als die kindliche Naivetät, mit welcher das große Publicum den Wechsel der spiritistischen Sachlage ohne jede gemüthliche Erschütterung erträgt und den verschiedensten Glaubensströmungen mit voller Hingabe folgt. Heute von der Realität der spiritistischen Manifestationen eines Bastian voll überzeugt, lacht es morgen, wenn ihm sich das entlarvte Medium unter Zurücklassung seiner nothwendigsten Toilettenstücke eiligst davonmacht, um übermorgen in größter Erregung dem Humbug und den bauernfängerischen Kunststücken des „Gedankenlesers" zu folgen. Heute überzeugt, daß dem Gedankenlesen eine „unbewußte Geistesfähigkeit" zu Grunde liegen müsse, und morgen auf dem Standpunkte des erstbesten praktischen Lösungsversuches. Liegt nicht in dieser erstaunlichen Elasticität der öffentlichen Meinung und Ueberzeugung das eigentliche Räthsel des Spiritismus und seiner Abkömmlinge?

Wie oft und vielfältig sind die Medien à la Bastian schon entlarvt worden! Noch kein einziges Medium hat seinen Ruhm und den der „Spirits" ungetrübt aufrechterhalten können. Jedes einzelne hat in schmählicher Weise die Sache der Geisterwelt compromittirt, und dennoch findet jedes neu auftauchende Medium sein Publicum, das sich von den Geistern am Barte zupfen und ohrfeigen läßt und mit staunendem Entsetzen Guitarren und und Tintenfässer durch die Luft fliegen sieht.

Und wie heute Cumberland sein gläubiges Publicum und seine wissenschaftlichen Erklärer findet, so fand vor kaum drei Jahren ein Herr Bishop dasselbe Interesse bei Laien und einigen Gelehrten mit den gleichen Productionen. Auch dieser letztgenannte „Gedankenleser" fand versteckte Nadeln und errieth gedachte Personen und Gegenstände und erklärte, ganz wie Cumberland, für diese seine Fähigkeit keine Erklärung zu wissen. Damals wie heute versuchten ernste und gelehrte Menschen eine wissenschaftliche Darlegung dieses seltenen Naturphänomens und sprach Barrett von einer „veritablen exoneuralen Action des Geistes", wie heute Simony von der „Möglichkeit, daß elektrische Innervationsströmungen" eines Individuums ähnliche Innervationsströme bei einem anderen geeigneten Individuum hervorrufen könne.

Und gerade diese ersten Untersuchungen oder nur die bloße Aufmerksamkeit unbefangener denkender Köpfe sichert diesen Taschenspielerkunststücken eine breite und gewinnbringende öffentliche Theilnahme. Gerade dieses kleine Endchen eines scheinbaren Verständnisses dieser angeblich übernatürlichen Vorgänge verleiht denselben ein Maß von Berechtigung, das allein schon genügt einer neuen großen Narrheit des Menschengeschlechtes Eingang zu verschaffen. Denn nichts kann bedenklicher sein, als der Herausforderung der als Medien einhergehenden Akrobaten und Prestidigitateure zu folgen. Von dem Augenblicke ab, in welchem ruhige und denkende Menschen sich mit ihnen einlassen, sei es nun zum Zwecke einer Widerlegung oder einer sog. „natürlichen Erklärung", sind die producirten Fertigkeiten auch auf das Niveau von Erfahrungsthatsachen gehoben und haben eine Bedeutung, die ihnen sonst gar nicht zugesprochen worden wäre. Der scheinbar berechtigten Forderung der Zuschauer, die spiritistischen Manifestationen zu erklären, fehlt eben jede ernste Berechtigung. In dem Umstande, daß man nicht leicht hinter die langgeübte Fingerfertigkeit und vollendete Geschicklichkeit eines Prestidigitateurs kommen und seine Kunststücke sofort auch imitiren kann, liegt ja gerade die Möglichkeit einen Erwerb mit solchen Productionen zu finden. Und auch wenn der modus practicandi wirklich bekannt wäre, könnte noch immer nicht jeder Beliebige dieselbe Fertigkeit entwickeln. Dazu gehört eben die fortgesetzte und gewerbsmäßige Uebung des Virtuosen. Darin liegt ja das große Geheimniß jedes Virtuosen, auch dasjenige eines Rubinstein. Weil aber nicht Jeder Klavier spielen kann wie Rubinstein, oder Künste machen wie Hermann, sind dies noch nicht Emanationen überirdischer Kräfte und höherer, vierdimensionaler Wesen. Mag nun das „Medium" in welcher Weise immer Abgeschiedene uns vorführen, aus verschlossenen Schränken Gegenstände entnehmen, sich aus einer völlig gebundenen Lage befreien, versteckte Nadeln, und gedachte Personen finden und bezeichnen, — ohne lange berufsmäßige Uebung ist es nicht denkbar. Wunderbare Kräfte und das Hineinziehen übernatürlicher Vorgänge kommen dabei durchaus nicht in Betracht, weil sie ja auch nichts erklären können. Wunder sind für die moderne Generation nicht mehr Stützen eines Glaubens; wir sind heute schon so organisirt, daß

uns auch das Wunder erklärt werden muß, wenn wir daran glauben sollen. Aber dieser Durst nach Erkenntniß, nach Erklärung, und wäre diese Erklärung auch tausendmal läppischer, als die vermeintliche Thatsache, die sie erklären will, ist in seiner Wirkung viel fataler, als der naive Wunderglaube. Wir sehen das an den einzelnen wissenschaftlichen Vertretern des Spiritismus. Productionen einer geschickten Escamotage imponiren für genau controlirte Sinneswahrnehmungen und stellen den ahnungslosen Gelehrten vor die bedenkliche Alternative entweder eine allem Anscheine nach gutcontrolirte Sinneswahrnehmung zurückzuweisen, als im Widerspruche stehend zu unserem Bewußtseinsinhalte, oder aber eine, wenn auch hypothetische Erklärung zu suchen, die diesen Widerspruch auszugleichen vermag — für das Denken.

Es ist hierbei in hohem Grade interessant, daß bisher lediglich Mathematiker es versucht haben, die Wunder des Spiritismus und des Gedankenlesens unserem Bewußtseinsinhalte einzuverleiben, indem sie durch Erweiterung des Raumbegriffes und Ausdehnung der Lehre von der Elektricität auf die Denkvorgänge Vereinigungspunkte suchten. Der Mathematiker steht dabei auf dem Standpunkte des Naturforschers, soweit er die erklärungsbedürftigen Erscheinungen als Erfahrungsthatsachen in naturwissenschaftlichem Sinne anerkennt, und indem er durch Heranziehung einer schon transcendental gewordenen physikalischen Anschauungsweise die logische Denkbarkeit der räthselhaften Wahrnehmungen erweisen will. Beides ist unrichtig. Denn einmal sind Sinneswahrnehmungen noch keine Erfahrungsthatsachen. Beleg dafür sind, um nur Eines hervorzuheben, die hallucinatorischen Vorgänge der Geisteskranken, denen die Täuschung durch objectiven und beabsichtigten Betrug an die Seite zu stellen ist. Dann aber ist das mathematisch Denkbare nicht gleich dem logisch Denkbaren. Für die Mathematik sind unendliche, negative und imaginäre Größen nicht nur einfach denkbar, sondern auch brauchbar zu weiteren Denkprocessen; für den Mathematiker ist eine auf die Spitze gestellte Pyramide, oder sind parallele Linien, die sich in einem Punkte treffen, ganz anschaulich. Für dasjenige Denken, das immer und überall an Erfahrungsthatsachen anknüpft, sind die erwähnten mathematischen Begriffe vollständig faßbar. So mögen die Geister des Spiritismus als vierdimensionale Wesen, das fälschlich sog. „Gedankenlesen" als Actionsströme des einen Individuums, welche Innervationsströme in einem anderen wachrufen, mathematisch denkbar sein, — für unser Denken, dessen wesentlichste Stütze die Anschauung, das Experiment ist, haben diese „Erfahrungsthatsachen" keinen Werth.

Was aber jeden Ernstdenkenden von vornherein bestimmen muß, sich gegen die genannten Demonstrationen ablehnend zu verhalten, ist erstens: der trotz des dünnen wissenschaftlichen Firnisses doch unverkennbare professionelle, taschenspielerische Charakter der Productionen, und zweitens: die läppische Inhaltslosigkeit der vorgebrachten Erscheinungen. Mit richtigem Blick bezeichnet Erzherzog Johann in seiner Broschüre („Einblicke in den Spiritismus") diesen letzten Punkt als denjenigen, welcher den ganzen spiritistischen und antispiritistischen Spuk lächerlich macht, auch wenn alle producirten Erscheinungen wirklich das wären, was sie nicht sind, nämlich Emanationen besonderer Wesen und besonderer Kräfte. Wenn die Materialisation der Geister nur dazu dienen kann, um deren mangelhaftes Guitarrespiel, deren Püffe und Nasenstüber und deren höchst dürftigen Witz in banalen und unorthographisch geschriebenen Sentenzen uns zur Wahrnehmung zu bringen; wenn die große, unbewußte Fähigkeit des „Gedankenlesens" nur dazu dienen kann, um verborgene Stecknadeln oder andere Dinge in einem Raume aufzufinden, — dann ist beides eigentlich eine Unterhaltung für nicht zu erwachsene Kinder. Das Lebensglück und die Erkenntniß der Menschheit erleidet nicht den geringsten Abbruch, wenn ihr diese Aeußerungen einer anderen Welt und anderer „Fähigkeiten" abgehen. Wohl aber involviren diese so jämmerlich armseligen Taschenspielerkunststücke eine Gefahr für die breitere, nicht denkgeübte Gesellschaft, wenn voreilige und transcendental-phantastische Gelehrtenköpfe denselben auch nur die Bedeutung von Untersuchungsobjecten zuschreiben.

Literatur und Kunst.

Der Streit um die Leihbibliothek.

Von Wilhelm Goldbaum.

Auf dem letzten Deutschen Schriftstellertag erhob sich ein heftiger Streit. Und zwar um die liebe, die arme, die verkannte und verlästerte Leihbibliothek. Ja schier wäre sie gar in feierlicher Resolution zum Inbegriff aller irdischen Lasterhaftigkeit erklärt und ihr das Gesetz, welches den gemeinen Betrug ahndet, auf den Hals gehetzt worden. Ach, daß ich damals stille blieb und nicht mit einem einzigen Worte für die Leihbibliothek ins Turnier ging, das drückt mir noch heute die Seele ab wie eine unverzeihliche Sünde. Freilich weit, weit in die Vergangenheit hätte ich mit meiner Erinnerung zurückgreifen müssen, um mein Plaidoyer für die Leihbibliothek ordentlich zu begründen.

Ich bin ein armer Knabe, voll Wissensdrang und abenteuerlicher Bücherlust. Was von der lateinischen Grammatik, von dem Einmaleins und den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos zu profitiren war, das habe ich mir angeeignet; aber weit darüber hinaus quält mich ein Verlangen nach mehr, nach Schilderungen ferner Reiseabenteuer, nach Geschichten von Freundschaft, Liebe und Heldentod. Hinterm Rücken meines gestrengen Vaters stehle ich täglich dem Cornelius Nepos, den Metamorphosen des Ovid, der Anabasis des Xenophon ein paar Stunden; des Abends, wenn die Anderen schlafen, verschlinge ich Tromlitz, van der Velde, Clauren; ich lebe mit Auerbachs Schwarzwälder Bauern, ich kokettire mit den ungeheuer geistreichen Frauen der Ida Hahn-Hahn; ich sterbe hundert Tode mit Uriel Acosta und lalle schockweis Liebeserklärungen mit den affectirten Bücherhelden der Louise Mühlbach. Und dann komme ich in die große Stadt, als Gymnasiast, als Student. Ein paar ersparte Groschen reichen hin, um mich mit der Literatur in fortgesetztem Contact zu erhalten. Ich lese, während meine Genossen kneipen. Das Corpus juris ist das nothwendige Uebel, die Leihbibliothek ist mein Paradies. Ich hätte nützlicheren Leidenschaften fröhnen können? Vielleicht, vielleicht auch nicht. So pietätvoll, so andächtig und glaubensstark liest man doch nur in jenen Lebensjahren, die jenseits der Schwelle der rauhen Wirklichkeit liegen; wenn diese Schwelle überschritten ist, hat jeder Tag seine Sorge, jeder Schritt sein Ziel, jede Handlung ihren Zweck. Als ich mit meinen Studien fertig war, war auch diese Empfänglichkeit dahin; ich schlich mich von der Jurisprudenz wie ein Ueberläufer zur Literatur hinweg, und was ich gelesen habe, das ward mir nun zum Kapital, zum Betriebskapital in meinem Berufe.

Doch was rede ich soviel von mir?

Ich sah die arme, schmächtige Nähterin in die Leihbibliothek kommen; sie wollte am Abend den Tag vergessen. Dann flogen unter ihren wunden Fingern die Blätter, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Lippen lachten, kicherten, stöhnten, ihre kleinen Fäuste ballten sich — sie war frei in ihren Regungen am Abend nach der Sklaverei der Noth am Tage. Und ich sah die Mutter mit verweinten Augen am Krankenbette ihres Kindes, indessen der Vater, ein Handwerker, in der Schenke weilte; sie hatte ein Buch in der Hand, welches ihr das Elend hinweglog. Sie las und hoffte. Ich sah auch die alte Jungfer mit dem weißen, faltenreichen Antlitz, die Brille auf der Nase, den Strickstrumpf in der Hand und das Buch vor sich auf dem Tische. Ach, der Armen war das Leben Alles schuldig geblieben; beim Lesen lebte sie mit den Anderen mit, was ihr selbst eine verschlossene Welt geblieben war. Ein Kranker wälzte sich auf dem Kissen; nur wenn er lesen durfte, wenn er sich in eine Geschichte versenkte, die ihn fortzauberte aus dem Moder seiner Krankenstätte, ward ihm die Gegenwart zu zerrinnendem Nebel, die Phantasie zu heilkräftiger Arznei. Und sie sagen, du mein alter, unvergeßlicher Leihbibliothekar aus fernen Jugendtagen, sie sagen, du seiest ein

Sünder gewesen! Du habest ihr geistig Gut, ihr Eigenthum mißbraucht zu deinem eigenen Vortheil, du seiest schuld daran, daß die Leute keine Bücher kaufen, weil du sie ihnen für ein paar Groschen liehest, vermietetest. Als ob die arme Nätherin sich die Bücher, die sie las, hätte kaufen können!

Freilich, es gibt zweitausend Leihbibliotheken in deutschen Landen, und auch zarte Frauenhände, welche niemals zu harter Arbeit und zum Kampfe mit der Noth verurtheilt gewesen, scheuen sich nicht, ihre literarischen Bedürfnisse mit den fleckigen, abgegriffenen, zerknitterten Büchern des Verleihers zu befriedigen. Was thut's? Wir sind kein reiches Volk, aber ein bildsames Volk. Wir lesen mehr als jede andere Nation und nimmt man uns die Leihbibliotheken, so nimmt man uns eine nationale Eigenthümlichkeit. Ja wohl, eine nationale Eigenthümlichkeit. Und daran ändert auch die drollige Geschichte nichts, die einstmals Berthold Auerbach in einer süddeutschen Stadt mit Frau Toutlemonde begegnet sein soll, derselben Frau Toutlemonde, an die Paul Heyse das berühmte Vorwort seiner „Moralischen Novellen" adressirte. Besagte Dame hatte den Dichter der Dorfgeschichten, für den sie schwärmte, zu einer Soirée geladen und diese war so splendid, daß der Dichter in seiner liebenswürdigen Eitelkeit, um sich erkenntlich zu zeigen, der Gesellschaft seine „Frau Professorin" vorlesen wollte. Aber das Exemplar? Es gibt nur ein einziges im Hause der Auerbach-Schwärmerin und dieses — ist Tags zuvor aus der Leihbibliothek beschafft worden. Frau Toutlemonde ist auch eine nationale Eigenthümlichkeit, gewiß. Aber ich möchte sie so wenig missen in dem vielgestaltigen deutschen Geistesleben wie die Leihbibliothek. Frau Toutlemonde könnte Bücher kaufen, ach ja; aber sie haust zumeist in einer kleinen Stadt, wo der Buchhändler zugleich Leihbibliothekar und in der letzteren Eigenschaft rühriger ist als in der ersteren. In Deutschland ist kein Städtchen so klein, wo nicht die Mehrzahl von Schiller bis Spielhagen und Ebers in dem heimischen Schriftthum sich zurechtwüßte. Laßt mir Frau Toutlemonde in Ruh! Sie schwärmt für Auerbach, ohne seine Bücher zu besitzen; aber sie liest sie mit Hülfe des Leihbibliothekars und besser ist es jedenfalls so, als wenn sie dieselben besäße, ohne sie zu lesen.

Der Schriftsteller sagt, er sei an seinem Eigenthum, an seiner Habe, seinem Erwerb geschädigt, wenn der Leihbibliothekar mit einem einzigen Exemplar seines Werkes hundert Leser versorgt, deren jeder sich sonst ein Exemplar kaufen würde. Doch das ist ein Irrthum. So unendlich nüchtern, so wirthschaftlich karg, so undeutsch mit Einem Worte dünkt es mir, daß viele unserer heutigen Schriftsteller ihr Verhältniß zum Leser, zum Volke als ein Verhältniß des Producenten zum Consumenten anschauen. Nein, das geistige Leben einer Nation hat seine eigenen Gesetze, es läßt sich nicht nach dem Lohnverhältnisse reguliren. Das Essen und Trinken, der Rock, die Wohnung ist eine Nothdurft, das Buch ist ein edler Luxus. Die Masse des Volkes kann sich ihn gönnen mit Hülfe des Leihbibliothekars, sie muß sich ihn versagen, wenn sie die Bücher kaufen soll. Und wie wären denn unsere großen Erzähler ohne den Leihbibliothekar populär geworden? Ist er etwas Anderes als der Theaterdirector, der wohlfeile Plätze der Masse des Volkes zugänglich macht und so die dramatischen Dichter mit ihrer Nation vermittelt? Der Theaterdirector zahlt Tantièmen. Aber die Höhe der Tantièmen steht fürs Erste in einem Mißverhältnisse zu dem Gewinn, den der Theaterdirector bei gutem Erfolge erzielt, und fürs Zweite hat das Theaterstück nur den einzigen Absatz von der Bühne herab, sofern es nicht als Buchdrama elendiglich und nach Verdienst verkommt. Und paßt das Beispiel des Theaterdirectors nicht ganz, so paßt doch dasjenige des Cafétiers, der ein einziges Exemplar einer Zeitung mit Leitartikel, Depeschen, Feuilleton und Roman abonnirt und mit diesem Exemplar tagsüber funfzig Stammgäste versorgt. Doch halt, der Leiermann in Paris zahlt eine Steuer an den Componisten für jede neue Walze, die er in seinen Leierkasten fügt — warum soll der Leihbibliothekar nicht steuern? Weil bei uns Deutschen das Lesen gleich nach dem Essen und Trinken kommt, und weil die Besteuerung des Lesers — denn eine solche wäre es in letzter Linie — nicht gar sehr sich davon unterschiede, wenn gewisse Majoritäten das Petroleum besteuern. Mehr allerdings für den Ruhm als für den Reichthum der Schriftsteller thut der Bücherverleiher, aber reich zu sein, war niemals bei unseren großen Dichtern ein höheres Verlangen, als berühmt zu sein.

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, sollst du willkommen sein.

Und wäre es doch wenigstens nur wahr, daß der Leihbibliothekar den Schriftsteller schädige! Aber es ist nicht einmal wahr. Ein Gustav Freytag, ein Friedrich Spielhagen brauchen nicht darum zu sorgen, daß ihre Bücher mit bleiernem Gefieder in den Magazinen ihrer Verleger liegen bleiben. Doch nicht Jeder ist ein Freytag, ein Spielhagen, ein Wolff oder Ebers; es gibt auch geringere Götter auf dem deutschen Parnaß und diese — du lieber Gott! — was wären sie ohne den Leihbibliothekar? Wenn von jedem Buche in zweitausend Leihbibliotheken nur ein einziges Exemplar angeschafft wird und jedes Exemplar durch zehn Hände geht, so ergibt sich eine Verbreitung, welche der Neuling oder der Vielschreiber im andern Falle nicht hoffen konnte, die er oft auch nicht verdiente.

Der Leihbibliothekar hat freilich dem Richterstuhl der Kritik gegenüber keine Verantwortung, aber er hat das Risico. Er ist kein Idealist, sondern ein Zwischenhändler. Und zumeist ein Zwischenhändler, der nicht reich wird. Nein, wenn schon die wirthschaftliche Terminologie auf das Schriftthum Anwendung haben soll, dann sagen wir es grade heraus, daß der Leihbibliothekar ein Apostel des geistigen Freihandels ist, während der Schriftsteller von heute sich mit einem Schutzzoll umgeben will und für schlechte Waare denselben Markt begehrt, dessen sich die gute erfreut.

Ich stehe im Geiste vor den morschen Bücherregalen meines kleinen heimischen Leihbibliothekars, und wie ein Schattenbild an der Wand ziehen hundert Jahre deutschen Schriftthums vor meinen Augen vorüber.

Vor hundert Jahren weinten unsere Urgroßeltern über Goethes Werther, über Zimmermanns Buch von der Einsamkeit, über Richardsons und Fieldings langen, thränenseligen Romanen. Damals kamen die Leihbibliotheken in Deutschland auf; das Bedürfniß einer sentimentalen Lesewelt ward zur Wiege ihrer Existenz. Und mancher Selbstmord aus Liebe war die Frucht dieser Lectüre. Dann ward im Theater den Räubern Schillers zugejubelt; man sah den Funken der Freiheit, der von dem Genie des jungen Schwaben aufstob, und es ward ein breites Feuer daraus, das mehr verzehrend als wärmend die Geister ergriff. Rinaldo Rinaldini war der Bastard Karl Moors. In unzähligen Räuber- und Rittergeschichten spann sich der Faden trostlos fort. Bald genug war aber auch die Ritter-, Geister- und Räubergeschichte überwunden. Immer seltener langte die Hand des Verleihers nach den Räuber- und Ritterromanen; immer spröder verschloß sich ihnen der Kreis der Leser.

Es ist in der Leihbibliothek wie im Leben; eine Blume senkt welk ihr Köpfchen und hart in der Nachbarschaft entfaltet eine andere ihre üppige Blüthe. Der Philosoph betrachtet beide mit sinnendem Blicke und schüttelt melancholisch das Haupt; aber die Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Rinaldo ist verschollen in seinen düsteren Waldesgründen; dafür sind Goethes Wahlverwandtschaften gekommen und Friedrich Schlegels Lucinde. Der Leihbibliothekar — unsittlich oder nicht — muß mit; wenn es den Schriftstellern nicht verwehrt sein kann, die subtilsten Probleme, die schlüpfrigsten Situationen zu erfinden, warum sollte es just ihm verwehrt sein, ihre Schriften zu verbreiten?

Freilich, freilich, die Zeit ist eine andere geworden. Die Romantiker haben in unser Schriftthum ihren Einzug gehalten und die Romantiker in der mondbeglänzten Zaubernacht wollen nichts wissen von der alten hausbacknen Moral. Die Romantiker sind auch literarisch die Sklaven der Frauen, und wenn sie den Fesseln entschlüpfen, so greifen die Frauen selbst zur Feder und schreiben, was sie von den Männern erfahren. Die sogenannte „unverstandene Frau" ist damals ein Inventarstück der deutschen

Gesellschaft geworden. Dann schließt sich das Zeitalter der Revolution und es wird wiederum stiller in der Welt. Man nennt es die Zeit der Restauration. Napoleon Bonaparte und sein erschütterndes Schicksal wird zur Legende. Da schlägt auch der Roman und mit ihm die Leihbibliothek wieder die alten Geleise ein. Sittiger wird die Phantasie, aber nicht sittlicher. Clauren ist der Held der Leihbibliotheken und seine süßliche Ueppigkeit, sein lächelndes Philisterthum sind so herausfordernd, daß ein junger schwäbischer Dichter, Wilhelm Hauff, ihn als „Mann im Monde" persiflirt. Doch Eins ist von der großen französischen Revolution geblieben, und das läßt sich nimmermehr aus der Literatur schaffen. Der Weltschmerz! Der Conflict zwischen dem Bewußtsein der Menschenrechte und der Wirklichkeit. Vorbei mit Clauren, van der Velde, Tromlitz; Lord Byron ist gewesen, Faust ist geworden. Doch immer wieder flackert die Revolution auf, in Spanien, in Griechenland, in Belgien und Polen, in Paris. Und das Schriftthum hält sich an die Revolution. Man vernimmt bis nach Deutschland die Lieder Bérangers, des vieux republicain, man singt selber Griechenlieder und Polenlieder, und über Nacht, ehe man sich's versieht, hat man seine eigenen revolutionären Poeten und Schriftsteller, einen Heinrich Heine, einen Ludwig Börne. Der Weltschmerz hat den Patriotismus zum Freiheitsgefühl erhoben. Die Poeten, die Schriftsteller gehen ins Exil, die armen Burschenschafter in den Kerker, aber die Zukunft ist ihr. Und von diesem Momente, etwa gleichzeitig mit dem Tode Goethes, datirt eine durchgreifende Wandlung unserer Literatur; die Naivetät ist fort, das Kunstgefühl zerrinnt — Les aïeux s'en vont — aber dafür kommt etwas Anderes in die Dichtung: das Bewußtsein, der Kunstverstand — Place aux jeunes! — wir sind in der Epoche, die man die Epoche der allgemeinen Bildung genannt hat.

Auch der Leihbibliothekar von altem Stil ist ausgestorben; das Lesen ist allgemeines Bedürfniß geworden, und die Zeit, da der Verleiher seinen Kunden den Katalog vorschrieb und den Geschmack octroyirte, ist unwiederbringlich vorüber. Jetzt drängt ihm das Publicum seinen eigenen Geschmack auf, es sagt nicht mehr zum Leihbibliothekar: „Geben Sie mir, was Sie wollen", es sagt: „Geben Sie mir, was ich will."

Bis hieher war das Buch etwas Anderes und die Wirklichkeit ebenfalls etwas Anderes gewesen. Man konnte lesen und lesen und brauchte keine Ahnung zu bekommen von einem Zusammenhange zwischen dem, was der Dichter fabulirte, und dem, was sich in Wahrheit um ihn her zutrug. Was lernt man aus Jean Pauls, aus Claurens, aus Schlegels Büchern über Jean Pauls, Claurens, Schlegels Zeit? Nichts, gar nichts. Aber wenn man Heines Reisebilder liest und Börnes Pariser Briefe, so wird Alles lebendig, man blickt in das Leben eines Volkes, in sein Wohl und Wehe. Um die tausend Fesseln der alten Gesellschaft zu sprengen, ist man vorerst noch zu schwach, aber man ballt die Fäuste, man macht Zeitschriften, man treibt Kritik in der Production und Production in der Kritik. Das ist die Sendung der Jungdeutschen! Durch alle Poren dringt dem Volke der neue Geist in das Blut. Hat dabei die Leihbibliothek nicht eine große Mission in unserem geistigen Leben zu erfüllen gehabt? Und ist es verwunderlich, daß die erste öffentliche Lesehalle in Berlin knapp vor der Märzrevolution entstand? So greift Eines in das Andere, das Kleinste in das Größte, denn die Literatur ist zum Abbilde der Zeit, der Dichter zum Wortführer der Nation geworden. Und jede Schicht der Gesellschaft, jedes Standesinteresse, jede politische Meinung bringt sich in der Literatur zur Geltung, denn Allen gehört die Literatur, ohne Unterschied der Klasse, der Geburt, des Geschlechtes. Dem jungdeutschen Emancipationsroman setzt sich der Salonroman entgegen, dem Salonroman die Dorfgeschichte.

In Wahrheit ist es zunächst das Individuum, das sich seinen Platz in der Literatur erobert. Aber das Individuum strebt von sich hinweg ins Allgemeine, es beginnt sich als Theil eines Ganzen zu fühlen. Was bin ich in der Geschichte, fragt es, und der historische Roman ist da; was in der Gesellschaft, und der sociale Roman entsteht; was in der Zeit, und der Zeitroman kommt auf; was im Staate, und der politische Roman ist geboren. Sind wir am Ende der Kette? Ist es ein Zeichen der Erschlaffung, daß sich schließlich der Roman wieder zurückwendet wie auf eiliger Flucht in das ägyptische, das römische, das germanische Alterthum? Nein, mich dünkt, es gibt einen anderen Grund. Wir haben in drei Jahrzehnten so viel erreicht, sind so ungeheuer, so unerwartet rasch vorwärts gekommen, daß wir einer Pause bedürfen. Für den Augenblick kämpft unsere Dichtung nicht; sie ergeht sich beschaulich auf bequemen Wegen in der Vergangenheit. Aber sie wird wieder kämpfen, wenn sie gerufen wird, denn es ist ihres Amtes, Urwälder auszuroden und neue Pfade zu bahnen. Ein ewiges Heimweh trägt der Dichter in der Brust, das Heimweh nach dem Ideal, und das Ideal wird nimmer erreicht, nur erstrebt. Die Leihbibliothek ein Mikrokosmus — wer hätte das gedacht?

Und ein Mikrokosmus, der seine Geschichte hat. Denn der Leihbibliothekar hat einen sehr respectablen und einen wohlbeglaubigten Ahn, keinen geringeren als den reichen römischen Feinschmecker Lucullus. Dieser, ein Gourmand nicht blos in materiellen Genüssen, sondern auch in denen des Geistes, gründete im Jahre 54 vor Christi Geburt zu Rom eine Bibliothek, deren freien Gebrauch er dem Publicum gestattete. Seinem Beispiel folgten Augustus mit der Gründung der sogenannten Octaviana, Titus mit derjenigen der Palatina. Leihbibliotheken im heutigen Sinne waren dies allerdings nicht, denn charakteristisch für diese ist die Zahlung, welche für den Gebrauch der Bücher entrichtet wird. Und auf diese Zahlung begründet ja grade der Schriftsteller seinen Proceß gegen den Leihbibliothekar. Aber solche Leihbibliotheken hat überhaupt kein Zeitalter als das unserige besessen, nicht das Mittelalter, dessen Bibliotheken sich innerhalb der Klostermauern befanden, und auch nicht die Jahrhunderte zwischen dem Mittelalter und der französischen Revolution. Die Leihbibliothek von heute ist dem natürlichen Bedürfnisse entsprungen, und sie konnte nicht anders aufkommen als bei demjenigen Volke, in welchem die Armuth kein Hinderniß der Bildung ist, bei dem deutschen Volke. In dem alten Rom gab der Reiche dem Armen von seinem Ueberfluß und ein freigelassener Sklave ward zum Historiker des Weltreiches. In Deutschland, dem Deutschland des vorigen Jahrhunderts, lehnte sich die bildungsbedürftige Creatur, ihrer Individualität inne werdend, gegen den Despotismus der Kleinstaaterei auf, der Arme bezahlte seine Bildung, die ihm der Leihbibliothekar vermittelte.

Auf diesem Wege ist die Leihbibliothek zu einem Culturmerkmal der neuen Zeit geworden, und so unermeßlich ist das allgemeine Bedürfniß nach geistiger Belehrung und Unterhaltung geworden, so rastlos die Concurrenz, dieses Bedürfniß zu befriedigen, daß es fast wie ein Anachronismus erscheint, mit der Leihbibliothek dem Volke auch ein Mittel der Bildung entziehen zu wollen.

Ich bin kein Rechenkünstler und verstehe nicht zu veranschlagen, wie viel von seinem Bücherlohne dem Schriftsteller durch die Existenz der Leihbibliothek entgeht. Aber ich habe noch niemals einen Leihbibliothekar in einer Equipage fahren gesehen, dagegen manchen mittelmäßigen Schriftsteller gekannt, der nicht begriff, warum er — ohne den Leihbibliothekar — von Niemandem als von seinen guten Freunden gelesen worden wäre. Was hätte es einem solchen Schriftsteller genützt, wenn, um den Leihbibliothekar entbehrlich zu machen, die Verleger zu wohlfeilerer Herstellung der Bücher sich entschlossen hätten? Und was vor Allem hätte es unserem Schriftthum genützt? Die Verleger wären weniger reich, die Autoren ärmer, die Leser spärlicher geworden.

In unseren Tagen kann man nur wünschen, daß dem Volke die Möglichkeit der Belehrung nicht erschwert werde; vielleicht darf man daneben bescheidener Weise auch meinen, daß es besser wäre, wenn nicht Jeder sich als einen Schriftsteller fühlte, dem das Geschick in seiner unbegreiflichen Güte einen Verleger beschert. Das geistige Eigenthum soll geschützt werden, ohne Frage; aber es gibt so viel geistiges Eigenthum, an dessen Genuß sich zu betheiligen die Wenigsten sich drängen, daß der Schutz vor dem Leihbibliothekar fast wie eine Ironie sich ausnehmen würde.

Der Streit um die Leihbibliothek wird so bald nicht von der Tagesordnung verschwinden; aber mich dünkt, daß die Schriftsteller diesen Proceß verlieren werden. Und zwar aus drei Gründen werden sie ihn verlieren: Erstens, weil es nicht ihres Berufes ist, dahin zu wirken, daß das Bildungsbestreben des Volkes durch eine den Leihbibliotheken aufgelegte Steuer erschwert werde; zweitens, weil der Leihbibliothekar als Zwischenhändler zwischen Verleger und Leser für den ersteren ein werthvoller Consument, für den letzteren ein bequemer und wohlfeiler Colporteur ist; drittens endlich, weil es der idealen Anschauungsweise des deutschen Volkes nicht entspricht, seine Schriftsteller im Bilde von Erwerbsjägern zu erblicken, die auf jeden Leihbibliothekar fahnden, um mit ihm seine kärgliche Leihgebühr zu theilen. Man hüte sich, den Staat zum Büttel der Literatur zu machen, wo dies nicht unvermeidlich ist; er waltet ohnehin schon mehr seines Amtes, als es unserer individuellen Entwickelung dienlich ist.

Unbekannte Aphorismen Börnes.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

In den Jahren 1811 und 1812 — ob auch in den folgenden Jahren ist mir nicht bekannt — erschienen zu Frankfurt a. M. „Gemeinnützliche Blätter für das Großherzogthum Frankfurt und dessen Umgebung". Die Zeitschrift hatte einen noch ephemerern Charakter als das Großherzogthum. Sie erschien dreimal die Woche in einem Quartbogen, von dessen acht Spalten mindestens die eine durch Anzeigen eingenommen war und zeichnete sich nicht eben durch Reichhaltigkeit ihres Inhalts aus. Um ihren Charakter als gemeinnützlich zu beweisen, brachte sie Berichte über neue Erfindungen, Recepte für Küche und Haus; um sich dem großen Kreise der Gebildeten angenehm zu machen, veröffentlichte sie Gedichte, Reden, Räthsel, moralische, historische, geographische Aufsätze. Es fehlte nicht an Referaten über Theater, über das Kunstleben der Stadt. Das Gebiet der Politik wurde absichtlich nicht berührt: kaum daß der Geburtstag des „Großherzogs" in einem gesinnungstüchtigen Gedichte gefeiert wurde. Napoleons Name kam so gut wie gar nicht vor; und wenn man nicht aus kurzen geographisch-statistischen Artikeln über Smolensk und andere russische Städte ahnte, daß damals in Rußland das Schicksal Frankreichs, ja das Schicksal der Welt entschieden wurde, — die Zeitschrift würde es Keinem verrathen.

Die Mitarbeiter sind heute vergessen, wie die Zeitschrift selbst. Vielleicht waren sie auch beim Erscheinen des Blattes selbst nicht viel über das Weichbild der Stadt hinaus bekannt. Frankfurter Lokalhistoriker mögen von Feuerlein, Bourye, dem Prof. Römer, einigen Hauptmitarbeitern der Zeitschrift, Mancherlei zu sagen wissen, sie mögen sich Mühe geben von Frau Elisa Sommer geb. Brandenburg, der Leibdichterin des Blattes, Nachrichten zu sammeln; für den Literarhistoriker, selbst den, der nicht immer blos auf den Gipfeln der Literatur verweilt, bleiben diese und ähnliche Größen ohne Bedeutung. Nur drei Männer verdienen eine Hervorhebung und beanspruchen eine gewisse höhere Beachtung.

Der eine ist Bernhard Hundeshagen, Architekt, Historiker, Philologe, ein fleißiger Mensch, aber ohne Gründlichkeit, Anregungen leicht zugänglich, aber ohne Tiefe, anspruchsvoll, launisch, vom Schicksale aber recht stiefmütterlich behandelt. Ein Sonnenstrahl fällt auf ihn, da Goethe seiner gedenkt (Reise am Rhein, Main, Neckar. Hempel XXVI, S. 285). Goethe erwähnt und lobt die Wiesbadener Bibliothek, die „in bester Ordnung gehalten" werde. „Dieses geschieht unter der Aufsicht des Herrn Bibliothekar Hundeshagen, welcher dem Publicum schon durch Bemühungen um den Palast Friedrichs I. zu Gelnhausen rühmlich bekannt ist." Hundeshagen trat mit Goethe in Beziehung; zwei Briefe, die der Dichter an ihn richtete, sind bekannt; andere Spuren des Verkehrs zwischen Beiden gedenke ich an anderm Orte aufzuzeigen.

Der Andere ist Joh. Is. Freiherr von Gerning (1769—1837). Auch sein Hauptruhm ist, daß er mit Goethe bekannt, von ihm beachtet war. „Er macht alle Anstalten, berühmt zu werden," sagt Goethe einmal von ihm mit gutmüthigem Spott, „ich wünsche, daß es gut abläuft." Freilich wurde er auch manchmal wegen seiner Wuth, Verse zu machen, und wegen seiner allzugroßen Dienstfertigkeit bespöttelt. Hoffentlich ist seine diplomatische Thätigkeit (er war — man denke! — hessen-homburgischer Gesandter in London) bedeutsamer als seine schriftstellerische, und seine Gesandtschaftsberichte besser als seine Verse. In jener Zeitschrift hat er Uebersetzungen, Epigramme, Gedenksprüche, beschreibende Gedichte veröffentlicht, aber auch ungedruckte Reden Herders und Recensionen über Goethes Werke. Denn er fühlte sich als Weimaraner: hatte er doch kurze Zeit in Weimar zugebracht, und war mit Herder und Knebel auch nach seiner Entfernung in enger Verbindung geblieben.

Der Dritte ist Joh. Jak. Willemer (1760—1838). Er ist ohne Zweifel der Bedeutendste aus diesem Kreise. Ein angesehener Beamter, ein klarer, charaktervoller Schriftsteller, ein feinsinniger Mann. Einzelne seiner pädagogischen, politischen, ästhetischen Schriften verdienen noch heute Beachtung. Er war mit Goethe und seinem Kreise schon bekannt, bevor er Marianne, Goethes „Suleika", heimführte; er wurde durch sie nur noch inniger mit Goethe verbunden. Der Zeitschrift stand er nahe. Wenn er auch keine größeren Beiträge derselben zuwendete — wenigstens nicht mit seinem Namen unterzeichnet — so schrieb er doch manche kleineren Notizen, und gerade die Art und der Ton derselben bekunden, daß er sicher war, auch für die unbedeutendsten Kleinigkeiten dankbare Aufnahme zu finden.

Vielleicht hat er nun Mitarbeiter für die Zeitschrift geworben. Die Genannten repräsentiren die ältere Generation, vielleicht mochte Willemer es für gerathen halten, auch die jüngere Generation mit heranzuziehn. Unter dieser war Ludwig Börne wohl derjenige, der am meisten versprach. Willemer kannte und schätzte ihn. Wir besitzen das Empfehlungsschreiben, das er für Börne an Clemens Brentano richtete, wir wissen, daß er in die „Wage" Beiträge schickte.

Als ich die „gemeinnützlichen Blätter", die ich in einem Briefe Gernings an Goethe erwähnt fand, durchsah, um Aufklärungen über einzelne Andeutungen des Briefes zu gewinnen, stieß ich in Nr. 77 S. 312 (Freitag, 28. Juni 1811) auf „Aphorismen", mit der Unterschrift: Dr. Baruch. Börne trug damals noch den Namen seines Vaters. Er war damals 27 Jahre alt. Er hatte 1808 in Gießen sein Doctorexamen gemacht, zu dem er sich in langen, freilich gar wechselvollen Jahren vorbereitet hatte. Nun war er in die Heimat zurückgekehrt, die unter französischer Oberhoheit religiöse Duldung gewährte und war trotz seines jüdischen Bekenntnisses — oder vielleicht gerade wegen desselben — zum Polizeiactuar ernannt worden. Er war Beamter und bereitete sich vor, Schriftsteller zu werden. Aber er war noch nicht als Schriftsteller aufgetreten; er wartete seiner Zeit. Seine ersten bekannten Arbeiten sind aus dem J. 1817. Hier haben wir nun Versuche, die sechs Jahre früher sind. Man wird zugeben: der geistvolle, gedankenreiche, witzige, satirische Schriftsteller verräth sich schon hier.

Börne hat sich dieses seines ersten schriftstellerischen Versuchs später erinnert. Einzelne der gleich mitzutheilenden Bemerkungen hat er in seine Sammlung der „Fragmente und Aphorismen" (Schriften, 6. Theil, Hamburg 1829) aufgenommen. Es sind die Nummern (ich habe die Nummern des leichtern Citirens wegen hinzugefügt) 2. 12. 13. 15. 16, die sich a. a. O. S. 97. 138. 139 wiederfinden. Sie sind in dem Neudruck fast ohne jede Veränderung wiedergegeben; nur heißt es in Nr. 12: „Der Mensch ist wie eine Spieluhr" statt: „Der Mensch ist wie eine Leyer!"

Und nun mögen die Aphorismen selbst folgen und selbst für sich reden:

„1. Bedenkt Ihr denn nicht — doch nein, man soll nicht bedenken, wo man fühlen muß — fühlt Ihr denn nicht, wie abgeschmackt es sey, mit der Elle des Schneiders das Weltmeer ausmessen wollen?

2. Um Kinder Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwerdt und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben.

3. Die ästhetischen High-way-man's lauern an der staubigen Landstraße dem Apoll auf und rufen: la bourse ou la vie. Er gibt singend seinen Beutel hin und freut sich, daß er das Leben behielt und — die Leyer.

4. Die Schriften von dem Verfasser des goldenen Kalbes gleichen einer Schweizergegend. Man genießt überall herrlicher Aussichten, aber der Weg ist steil und ermüdend.

5. Voltaire, dieser elegante Toilettenkasten der französischen Literatur — wie artig wäre er nicht, wenn er weniger Schminke enthielte.

6. Es gibt, wie überall, so auch im Handel, einen Schlendrian, der Schuld daran ist, daß nur reiche Kaufleute große Kaufleute seyn können.

7. Viele Bücher gleichen gewendeten Röcken. Aus der Ferne betrachtet scheinen sie uns neu; tritt man aber näher, dann erkennt man den Irrthum, und Musje Kammerdiener gesteht selbst, er habe das Kleid von seinem gnädigen Herrn geschenkt bekommen.

8. Gewisse Schriftsteller sind die Huiliers auf der Tafel der Wissenschaft. Allein sind sie ungenießbar, aber man gebraucht sie zu allem.

9. Das Herz, auch des größten Bösewichtes, rechnet nie so schlecht, daß es nicht das Ein-mal-Eins der menschlichen Gefühle kennen sollte.

10. Du schöne geräucherte Zeit, du köstlich gesalzenes Leben, wo der Wein, das Deckelglas und der Proceß des Urgroßvaters sich forterbte von Kind zu Kind — nein, du kehrst nie zurück!

11. Es gibt Sonnen- und Mondfinsternisse in der Geschichte, wie in der Natur. Die unkundige Menge bebt bei ihrem Anblick, und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächelt, und weiß, daß sie vorübergehen.

12. Der Mensch ist wie eine Leyer. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

13. Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? — Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

14. Die Nachtigall singt nur im Dunkeln. So lernen wir die himmlische Melodie eines edeln Herzens erst kennen, wenn es trauert.

15. Es gibt Menschen, die wohnen auf dem Cimborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen — sie behalten immer Recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entathmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sey als eine Lanze.

16. Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!"

Ich widerstehe dem Versuch, einen Commentar zu diesen Sprüchen zu schreiben. Nur wenige Notizen seien gestattet. Politische Bemerkungen verboten sich im Jahre 1811 und in einer Frankfurter Zeitschrift von selbst; die Aphorismen sind daher allgemeiner und ästhetischer Art. Die letzteren entsprechen ganz Börnes späterer Denk- und Ausdrucksweise. Er hatte zwar noch keine Bücherkritiken geschrieben, in denen er später excellirte, und keine Theaterrecensionen, für die er epochemachend wurde, aber sein Urtheil war bereits gebildet genug, daß es kaum einer Läuterung und Klärung bedurfte. Was er hier über Shakespeare sagt, ist der Kern seiner Dramaturgie. Das Wort über Voltaire ist einer übeln Stimmung entsprungen; Börne hat später sein Urtheil geändert und berichtigt. Ich kann mir nicht versagen, ebenfalls aus seinen Aphorismen eine Stelle herzusetzen: „Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete und die Funken in jedes gefühlvolle Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird; er war die eiserne Pflugschar der Wahrheit, die nicht verwittert und, alles Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht."

Der in Nr. 4 erwähnte Verfasser des „goldenen Kalbes" wird nicht Jedem bekannt sein. Es ist der Graf von Benzel-Sternau (1767—1850), zu der Zeit, da Börne schrieb, ein vielgelesener Mann. Damals (1808—1813) war er badischer Minister des Innern und also wohl seiner Stellung wegen sehr angesehen. Er ist ein Schüler und Freund Jean Pauls und schon in dieser Stellung Börnes Aufmerksamkeit würdig. „Das goldene Kalb" ist ein vierbändiger Roman, der zuerst in Gotha 1802—1804 erschien und der Nachfolger in desselben Verfassers „Pygmäen" und „Der steinerne Gast" erhielt. Benzel-Sternau war eine Zeit lang ein vielgelesener Autor. Seine gelehrten Anspielungen erfreuten, seine Schilderungen des Hoflebens reizten; er knüpfte gern an die unmittelbare Vergangenheit an und wurde dadurch historisch, wußte aber auch von der Gegenwart zu erzählen und durch derbrealistische Darstellungen zu ergötzen.

Hier könnte ich schließen; aber ich habe noch eine Bemerkung auf dem Herzen. Börne wird heute nicht mehr gelesen. Die früheren rechtmäßigen Ausgaben seiner Werke sind längst vergriffen; seit Jahren wagt kein Verleger eine neue Ausgabe zu veröffentlichen. Die Begeisterung für Börne, die noch bei dem Geschlechte herrschte, das mit ihm groß geworden war, ist gründlich zerstört. An diesem Zerstörungswerke haben die Patrioten und Literarhistoriker gleichmäßig gearbeitet, die letzteren vielleicht schon deswegen, weil sie patriotisch erscheinen wollten. Aber ich kann nicht finden, daß sie Recht haben. Börnes politische Schriften haben zur Bildung unseres politischen Sinnes weit mehr beigetragen, als man gewöhnlich zugibt. Mag er ein unklares Ideal der Freiheit besitzen oder auf die Frage, welchen politischen Zustand er ersehne, die bestimmte Antwort schuldig bleiben, er muß in der Reihe der politischen Erzieher Deutschlands obenan genannt werden. Der Erzieher Deutschlands, denn er war ein guter Deutscher, obgleich er gelegentlich grimmig über sein Vaterland zu spotten wußte. Er spottete, um seine Thränen zu verbergen. Will man aber seine politischen Schriften nicht gelten lassen, warum achtet man der humoristischen und kritischen so wenig? Warum erinnert man sich in einer Zeit, da über Verrohung des deutschen Stils so sehr geklagt wird, nicht seiner reinen und edlen Sprache, die leider genug wenig Nachahmer gefunden hat?

Wie gerne möchte ich denen, welche Börne nicht kennen, zum Schlusse eine Probe mittheilen, die sie begierig machen sollte, Börne kennen zu lernen. Aber ich weiß wohl, daß man mit Mittheilung solcher herausgegriffenen Proben oft eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung erzielt. Doch sei's gewagt. Die Stelle findet sich unter den oben erwähnten Aphorismen; sie lautet:

„Soll man die Menschheit beweinen oder über die Menschen lachen? Jeder wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist was nützt: die Klarheit. Eins ist was besteht: das Recht. Eins ist was besänftigt: die Liebe."

Der neue Roman von Zola.

(La joie de vivre.*)

Der Titel: „Die Lebensfreude" ist ironisch gemeint. Emile Zola verspottet im Grunde das optimistische Dogma von der besten der möglichen Welten, indem er ein pessimistisch gefärbtes Bild des irdischen Treibens aufstellt. Ein ganzes Spital menschlicher Leiden thut sich da vor dem Leser auf. Die Figuren des

*) Paris, G. Charpentier & Cie.

Romans kommen aus den trüben Gedanken und Schmerzen und Plagen gar nicht heraus. Fast jedes Kapitel enthält die Beschreibung einer Krankheit. Hypochondrie, Todesfurcht, Gicht erfüllen das ganze Buch. Jeder Gichtanfall, jede neue Erscheinungsform einer hypochondrischen Veranlagung, jeder Fortschritt in dem Entwicklungsproceß eines jungen Mädchens wird umständlich beschrieben. Nebenher gehen noch allerlei „interessante Fälle", die das Entzücken eines Mediciners bilden müßten: ein Abscеß im Halse, eine plötzlich ausbrechende Wassersucht mit tödtlichem Ausgang, eine schwierige Geburt ... Man glaubt sich oft in einem gynäkologischen Cursus. Und wenn Zola keine Menschen mehr auftreiben kann, um uns an ihnen die physiologischen und psychologischen Wirkungen des Schmerzes zu zeigen, so läßt er einen Hund langsam verrecken. Den Beschluß macht der Selbstmord einer schwermüthigen Dienstmagd, der einem stets von der Gicht gefolterten Lebensfreudigen den klassischen Ausruf entlockt: „Muß man dumm sein, um sich zu tödten!" Damit ist der Optimismus ad absurdum geführt und die Moral des Buches ausgesprochen. Es ist dasselbe Ergebniß, das sich in dem bekannten Sechszeiler von Durger drastisch genug ausspricht:

Que de tous maux je sois le centre,
Que je sois bossu dos et ventre,
Que je n'aie aucuns membres sains,
Que je sois goutteux pieds et mains,
Que la tristesse me poursuive,
Tout va bien, pourvu que je vive!

Eine einzige Person ist gesund in diesem Museum der Pathologie: die Heldin, die Repräsentantin der Lebensfreude, einer jener braven, herben, starken Jungfrauencharaktere, in deren Zeichnung Zola, wie wir noch aus seinem letzten Romane, dem „Bonheur des Dames", wissen, excellirt. Aber auch Pauline Quenu wird von der Krankheit des Lebens, von der uns erst der Tod heilt, arg heimgesucht. Es sind seelische Leiden, eine wahre Passion des Herzens, die sie erdulden muß. Ihr Vermögen nicht nur, auch ihre Zärtlichkeit, ihre Liebe wird von den Menschen ausgebeutet, und sie erntet obendrein Undank, Untreue, Erniedrigung. Und dabei thut sie unentwegt ihre Pflicht und sogar ein Beträchtliches darüber und ist sie die Hingebung in Person und immer fröhlich, mild, lebens- und opferfreudig. Ein einziges großes Martyrium ist ihr Dasein vom Augenblick an, da sie als zehnjährige Waise in das Haus ihres Onkels Chanteau kommt, der die Vormundschaft übernommen hat. Sie bringt ihr Vermögen von 150 000 Francs in soliden Werthen mit, und Madame Chanteau verschließt es feierlich in einen Secretär mit den Worten: „Fürchte nichts, Du findest eines Tages Alles wieder. Kein Centime wird fehlen. Das ist heilig." Pauline wird bald der gute Schutzgeist des Hauses. Dem alten Chanteau, den die Gicht den größten Theil des Jahres an den Sorgenstuhl fesselt, wird die sanfte, stille Krankenpflegerin unentbehrlich; die Tante liebt sie wie ihr Kind; der Sohn des Hauses, der zwanzigjährige Lazare, wird ihr unzertrennlicher guter Kamerad. Nur zu bald nehmen die unschuldigen Spiele der jungen Leute ein Ende. Lazare verreist nach Paris, um Medicin zu studiren und kommt einzig in den Ferien nach Hause. Als er im Examen durchfällt, will er eine große Fabrik errichten, um nach einem neuen, Millionen versprechenden Verfahren die Algen am Meeresstrande chemisch auszubeuten. Was ist natürlicher, als daß man darauf verzichtet, von einem entfernten Verwandten das Betriebscapital zu borgen und sich dafür des im Secretär schlummernden Vermögens von Pauline erinnert? Das junge Mädchen selbst ist glücklich, ihrem geliebten Vetter helfen zu können, und bald beginnt für sie ein neues, schönes Leben. Sie assistirt dem Cousin bei der Destillation der Algen, allein die theuern Experimente mißlingen immer. Man zögert um so weniger, sich abermals und öfter an Paulines Secretär zu wenden, als die ganze Familie sich bereits mit dem Gedanken einer Heirath Lazares mit der Cousine befreundet hat. Die Verlobung findet statt, doch soll die Hochzeit erst in zwei Jahren folgen, denn die ehrliche Madame Chanteau will die Majorennität ihrer Mündel abwarten. Nachdem das verunglückte Laboratorium die Hälfte von Paulinens Vermögen verschlungen hat, gewöhnt man sich ganz daran, auch ohne Paulines Erlaubniß ausschließlich von dem Inhalt des Secretärs zu leben. Das böse Gewissen macht aber, daß namentlich Madame Chanteau das junge Mädchen zu hassen und zu mißhandeln anfängt. Ein neues Unternehmen Lazares, das Dorf durch einen starken hölzernen Wall gegen das Meer zu schützen, leert den Secretär noch mehr. Ueberdies fängt der Bräutigam an, mit seiner reichen Cousine Louise zu liebäugeln. Pauline wird eifersüchtig und erkrankt. Angesichts einer abermaligen Untreue ihres Verlobten jagt Pauline die Nebenbuhlerin aus dem Hause. Kurz darauf stirbt Madame Chanteau plötzlich, nicht ohne ihrer aufopfernden Pflegerin ihren Haß erklärt zu haben. Um Lazare aus seinem Schmerz aufzurütteln und durch eine neue Thätigkeit zu zerstreuen, opfert Pauline abermals bedeutende Summen für einen zweiten Damm gegen das Meer, aber die Fluth bricht aufs Neue die Pallisaden als wären es Zahnstocher. Und Pauline bringt jetzt sogar ihre Liebe zum Opfer, um Lazare glücklich zu sehen. Sie versöhnt sich mit Louise, führt sie ins Haus zurück und verlobt sie mit Lazare. Die Hochzeit wird gefeiert. Das junge Paar siedelt nach Paris über, wo Lazare wieder allerlei Allotria treibt, das Vermögen seiner Frau schädigt und sich recht unglücklich fühlt. Eines Tages siedelt er ins väterliche Haus über, während seine Frau bei ihren Eltern der Niederkunft entgegensieht. Pauline und Lazare leben wieder als gute Kameraden und sind sehr glücklich. Nur einmal vergißt sich Lazare und will ihr die Ehre rauben. Sie verzeiht ihm. Da erscheint Louise. Pauline wohnt ihrer Niederkunft bei und rettet durch ihre Pflege das Leben des Kindes. Aber weiter will sie ihren Opfermuth nicht treiben. Sie mag nimmermehr unter einem Dache leben mit der Frau ihres einstigen Verlobten. Doch sie verschiebt ihre Abreise immer wieder. Mit Kummer erkennt sie, daß ihr Opfer vergeblich war, daß das junge Ehepaar nicht glücklich ist. Sie versöhnt die beiden Gatten mit einander, und triumphirt, als sie sich umarmen. Jetzt will und muß sie bleiben. Sie ist entschlossen, sich nie zu verheirathen, denn sie hat ja jetzt ein Kind, ihr Pathenkind, sein Kind, das sie erziehen will zu einem Mann.

In kleinerem Rahmen und ohne den Pferdefuß des Naturalismus, der nur zu oft hervorguckt, wäre die rührende Geschichte der armen Pauline ein Meisterstück. Das langwierige, oft langweilige Familienbild ist mit plastischer Kunst entworfen. Da leibt und lebt Alles: der ewig ächzende Hausvater, seine egoistische aber nicht eigentlich schlechte Frau, der halb verrückte Projectenmacher Lazare, die herrliche Pauline, die kokette Louise, die nachdenkliche Magd und bis hinab zur Katze Minouche und zum wackeren Hund Mathieu. Es ist ein Intérieur von wahrhaft niederländischer Lebenstreue und Subtilität. Diese gewöhnlichen Menschen, Alltagskinder, tief im Philisterthum versunken, zeichnet dem Pariser Autor so leicht Keiner nach. Wie fein und scharf ist da nicht Alles der Natur abgelauscht und mit einer unvergleichlich reichen Dialektik bis auf die Atmosphäre, die Farbe, den Geruch von Menschen und Dingen fixirt! Nur bei Flaubert finden wir eine ähnliche Virtuosität. Auch das Erfreuliche schildert Zola erfreulich. Die Lichtblicke in Paulines Liebesleben, der prächtige Doctor Cazenove, der rührende Abschied Lazares von seinem Hunde, der in seiner Einfalt glückliche Dorfpfarrer u. A. beweisen, daß Zola nicht nur die Nachtseiten des Lebens zu sehen und zu malen weiß. Die psychologische Zeichnung ist von fabelhafter Sicherheit. Die Wandlungen im menschlichen Gemüth sind meisterhaft entwickelt: die verschiedenen Stadien in der Liebe Paulines und Lazares, der Wechsel in Veroniques Sympathie, wie Madame Chanteau auf der abschüssigen Bahn immer tiefer sinkt und zuletzt die Mündel geradezu bestiehlt und die Verkehrung ihrer Liebe in Haß aus Schuldbewußtsein. Leider erinnert sich der Verfasser nur zu oft, daß er nicht einen auf sich selbst beruhenden Roman schreibt, sondern blos ein Stück der „Natur- und Socialgeschichte einer Familie unterm zweiten Kaiserreich", und daß seine Helden lediglch Glieder einer Kette sind

und in den Stammbaum passen müssen, den er seinem Roman „Une page d'amour" vorangedruckt hat. Seine Heldin, die sanfte, aufopfernde Pauline, ist die Tochter jener Lisa, die wir im „Ventre de Paris" kennen gelernt haben. Sie ist nichts weniger als geizig, aber hat einmal eine wohl begreifliche egoistische Regung. Flugs ist der Autor da mit der Erklärung, daß in ihr eine „hérédité d'avarice" liege: die Liebe ihrer Eltern für das Geld in ihrem Fleischerladen. Auch für ihre entschuldbare und echt weibliche Eifersucht hat Zola die Begründung: „Es schien ihr, als ob diese eifersüchtigen Regungen von Weitem kämen, von irgendeinem Ahnen mütterlicherseits, mit Ueberspringung des schönen Gleichgewichts ihrer Mutter und ihres Vaters, deren lebendiges Abbild sie war." Aber Pauline wird im ganzen Buche nicht wieder geizig und erstickt jede Eifersucht, und so durchschaut der Leser, daß es dem Verfasser nur darum zu thun war, gewaltsam die Verbindung mit seinen früheren Romanen herzustellen. Und ähnlich wird auch Lazares Herzfehler, Todesfurcht und Freude an Experiment und Spielerei auf das Gesetz des Atavismus zurückgeführt. Als er seine Zeit und das Geld seiner Cousine verplempert, indem er mit seinen hölzernen Constructionen gegen den Ocean kämpfen will, da erinnert sich seine Mutter bebend des Großvaters, eines unternehmenden, confusen Zimmermanns, dessen unnützes Meisterwerk, das kindische Modell einer sehr complicirten Brücke, unter einer Glasglocke im Wohnzimmer aufgestellt ist. Und bei jeder neuen Liebhaberei Lazares zieht Zola bedeutungsvoll Großvaters Modell heran.

Interessant für den Leser sind die Einwirkungen einer deutschen Geistesströmung. Werther, Wagner, Schopenhauer werden genannt, besonders oft letzterer. Ich bezweifle, daß Zola ihn aus erster Hand kennt. Mehr als die „Aphorismes sur la sagesse de la vie", eine Anthologie, die in Paris viele Auflagen erlebte, und höchstens etwa die Aufsätze von Challemel-Lacour in der Revue des Deux Mondes und Caros „Pessimisme au 19ème siècle" (Leopardi, Schopenhauer, E. v. Hartmann) scheint Zola nicht gelesen zu haben. Jedenfalls ist es ein Anachronismus, wenn in seinem Roman, der unterm zweiten Kaiserreich spielt, für Schopenhauer geschwärmt wird, denn der Weise von Frankfurt ist erst seit ein paar Jahren bei unseren Nachbarn populär. Lazare will die Bekanntschaft dieser Philosophie als Student im Lateinischen Viertel gemacht haben. „Der Pessimismus wehte dort, ein schlecht verdauter Pessimismus, von dem nur die genialen Paradoxa, die große schwarze Poesie Schopenhauers, übrig blieben. . . . Lazare litt an dem skeptischen Spleen seiner ganzen Generation, der nicht mehr jener romantische Weltschmerz von Werther und René ist, der über den verlorenen alten Glauben jammert, sondern die Langeweile der neuen Zweifelshelden: junger Chemiker, die zornig sind und die Welt für unmöglich erklären, weil sie das Geheimniß des Lebens nicht auf dem Grund ihrer Retorten gefunden haben." Lazare überbietet noch die Theorien des „Alten", wie er Schopenhauer nennt, dessen heftigste Aussprüche er aus dem Gedächtniß citirt. Dabei ist er von einer geradezu wahnsinnigen Todesfurcht (l'idée du jamais plus) besessen. Er wird abergläubisch, kindisch, mißtrauisch gegen Jedermann; er sieht sich verkannt, verfolgt, seine Langeweile wird unendlich; der stets lebendige Gedanke an den Tod vergällt ihm jede That und macht, daß er unnütz dahinlebt unterm Vorwande, daß ja doch Alles nichtig sei. Nur einmal, als er Vater wird, ist er mit seinem vieux im Widerspruch: der Gedanke, ein Geschöpf hervorgerufen zu haben, erfüllt ihn mit Stolz. Bald aber verdirbt er sich die Freude durch die Erwägung, die Mutter werde dabei zu Grunde gehen, und durch den Anblick ihrer Leiden und der Schwäche seines Kindes. Die wackere Pauline kämpft tapfer gegen seinen Griesgram. Als der Geliebte in seiner Hypochondrie immer tiefer versinkt, da versucht sie, ihm Muth einzuflößen, ihn das Leben lieben zu lehren, und „cette vilaine bête de pessimisme" zu verjagen. Sie haßt in Schopenhauer auch den Frauenverächter. „Sie hätte ihn erwürgen mögen, wenn er wenigstens nicht so viel Herz besessen hätte, die Thiere zu lieben." Um den Geliebten seinen düsteren Gedanken zu entreißen, scherzt und spottet sie mit lustiger Keckheit. „Mir träumte, Dein Schopenhauer habe in der anderen Welt unsere Heirath vernommen und komme des Nachts als Alp, um uns an den Füßen zu ziehen." Und erst am Ende des Buches, als sie all ihr Hoffen und Lieben auf das kleine Kindeshaupt setzt, erklärt sie lachend, ihr Vetter habe sie zu dem großen Heiligen Schopenhauer bekehrt und daß sie Jungfrau bleiben wolle, um an der allgemeinen Erlösung zu arbeiten.

Diese wackere Pauline ist jedenfalls eine höchst erfreuliche Schöpfung, so traurig auch die Perspective ist, womit uns der Verfasser entläßt. Was wird ihr die Zukunft bieten? Die Stellung einer dienenden Magd, vielleicht den völligen Ruin, gewiß aber die Undankbarkeit des jungen Ehepaars, dem sie ihr Lebensglück geopfert. Und wenn ihr Pathenkind, aus dem sie einen Mann machen will, die üblen, krankhaften Instincte seines Vaters geerbt hat? Aber gleichviel, „pourvu que je vive!" Sie wird auch ferner Alles geduldig ertragen und keinen Augenblick ihre Güte, ihre Heiterkeit, ihre Anmuth verlieren. Bewundernd scheidet der Leser von diesem Muster echter Weiblichkeit. Er erkennt, daß nur die Frauen so leicht das Schwerste ertragen. Ihr Sinnbild sind die Karyatiden, die zierlich mit gesenkten Händen ihre Lasten tragen, während die Atlanten mit gewaltsamem Muskelspiel die Arme aufstemmen und das Gesicht verzerren.

Theophil Zolling.

Aus meiner Werkstatt.

Plauderei von P. K. Rosegger.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch einmal zuschauen beim Dichten!" sagte einst ein anmuthiges Mädchen und lugte mir über die Achsel.

Im Augenblick blieb die Feder stehen.

„Warum schreiben Sie denn nicht?"

„Es sperrt sich, mein Kind, es sperrt sich."

Sie lächelte wunderfein und der Leser ist darauf gefaßt, daß in solchem Moment der Poet dem Maidlein einen Kuß gibt und sagt, das wäre ein Gedicht. Eine wohlfeile Wendung, doch bei mir ist sie niemals wahr gewesen.

Bin ich für eine poetische Arbeit disponirt und in derselben befangen, dann kann mich jeder Eintretende wohl arg verwirren, aber Keiner und Keine mich auf der Stelle für etwas Anderes interessiren. Und wenn in solchem Moment ein Bote mit der Nachricht einträte: Dein dankbares Vaterland hat in Erwägung Deiner Verdienste und in Erwägung ferner, daß Deine Füße Dich nicht mehr so recht im Gebirge herumtragen wollen, Dir einen Ehrenesel zum Geschenk gemacht — das höchste meiner Wünsche! — es würde mich kaum viel angenehmer berühren, als der eintretende Steuerbote, der mir die Frage vorlegt, wie viel meine poetische Melkkuh jährlich an Einkommen abwirft? Es ist das Eine wie das Andere eine Störung und im Augenblicke des Schaffens ist dem Dichter das Dichten das Wichtigste auf der ganzen Welt.

Das Wichtigste und das Genußreichste, der einzige Zustand im Leben, der sich ganz entschieden des Lebens lohnt.

Ich habe mich in den ersten Jahren bei jedem neuen Buche, das ich in die Welt setzte, entschuldigt, daß es da war. Aber das ist ein Narr, der sich alle Jahre einmal entschuldigt, daß er existirt. Existiren und produciren, das ist bei mir Eins.

Habe ich eine Arbeit vollendet, so athme ich auf und verspreche mir eine gute, lange Rast; verspreche mir kleine Reisen, frohe Feste in der Familie, geselligen Verkehr mit heiteren Menschen, mit lehrreichen, wissenschaftlichen und amüsanten Büchern, verspreche mir Kunst- und Naturgenüsse und was derlei Ideale abgemüdeter Kopfarbeiter mehr sind. Einige Tage geht das Schlaraffenleben ganz gut, mit Heißhunger verzehre ich geistige Nahrung, das Hirn ist wie ein ausgepreßter Schwamm, der sich wieder einmal ansaugen will und ansaugt. Das dauert eine, höchstens zwei Wochen, hernach stellt sich allmählich ein geistiges Unbehagen ein, dem rasch das körperliche folgt. Ich

fühle mich verstimmt, unstet, appetitlos für leibliche und geistige Nahrung. Es träumt, es gährt, es jagt sich etwas in meinem Kopfe, und wenn ich nachsehe, was es sei, so finde ich nichts, was Gestalt oder Namen hätte. Eines solchen Tages zumeist gegen Abend, oder wenn schon das helle Lampenlicht auf ein weißes Blatt Papier fällt, setze ich mich hin und beginne zu schreiben. Sonst ist die glatte oder störrische Feder oft maßgebend für das Gelingen der Arbeit und das Sprüchwort, das man bei einem gewandten Schriftsteller anzuwenden pflegt: er hat eine gute Feder! ist nicht nur bildlich. Bei einem solchen plötzlich erwachten Arbeitsdrange aber ist jede Feder gut genug, und steht nur erst ein Satz, auch nur ein Wort auf dem Papier, dann belebt sich's, formt sich's, die Stimmung wird zum Gefühle, das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Wort, das Wort zur Gestalt. Das Alles aber erst, wenn die Feder schon naß ist oder die erste Zeile auf dem Blatte steht. Es muß ein gewisser äußerer Zwang da sein, der mir das peinigende Ding im Kopfe concentriren hilft. Sätze und Wendungen, die ich mitunter früher ausgedacht, so lange ich noch nicht beim Papier war, nehmen sich, wenn sie hernach ohne weiteres geistiges Zuthun abgeschrieben sind, fast allemal hölzern und ungefüg aus, wogegen das, was im Momente des Schreibens entsteht, und im Momente des Entstehens hingeschrieben wird, kräftiger und lebendiger erscheint.

Ist aber die Stimmung eine zu günstige, fliegt die Feder zu glatt dahin, so laufe ich allemal Gefahr, geschwätzig und weitläufig zu werden, was ich erst später beim „Feilen" oder auch gar nicht merke; während, wenn der Stoff einmal lebendig ist, eine gewisse Schwere oder Mühe in der Wahl der Ausdrücke, im Componiren, ja selbst ein wenig physische Anstrengung im Schreiben, den Text gedrängter und gehaltvoller macht. Je lästiger das Schreiben, desto kürzer sucht man sich zu fassen.

Je größer die Begeisterung für den Gegenstand, desto weniger Sorgfalt hat man für den Stil. Das Versunkensein in den Stoff wirkt selbst oft bei der Correctur des Bürstenabzuges noch so wesentlich, daß man die blühendsten Satzfehler nicht sieht, welche später als Druckfehler auf den ersten Blick höhnend ins Auge springen. Das Auge des Dichtenden geht nicht auf den Buchstaben — es sieht auf dem Papiere nicht Striche und Wörter, sondern ganz andere Dinge.

Für Plaudereien, Stimmungsbilder, Schilderungen und dergleichen genügt die einfache Disposition. Für Erzählungen oder Aufsätze ernsterer Art muß Stoff und Plan im Kopfe selbstverständlich schon vorhanden sein. Aber auch das gewinnt bei mir erst an Deutlichkeit während des Schreibens; und wäre es im voraus noch so sorgfältig durchdacht worden, erst während des Schreibens organisirt sich's und bekommt Leben. Das Schreiben ist das Schaffen.

Am besten von statten geht mir die Arbeit nach dem Frühstück und nach dem Nachmittagskaffee, besonders aber des Abends bei dunklem Zimmer und der Lampe, bei welcher ich fünf bis sechs Stunden thätig sein kann, ohne auch nur im Geringsten zu ermüden. Hingegen darf ich einer solchen, für sich überaus behaglichen Anspannung niemals trauen, weil ihr stets eine Abspannung und Erschöpfung folgt, die um so größer ist, je intensiver und schwungvoller die geistige Thätigkeit gewesen war. Von vielem Einfluß ist mir die Beleuchtung des Zimmers, des Schreibtisches. Wenn die Sonne in das Zimmer oder gar auf den Tisch scheint, ist es mir unmöglich zu arbeiten, und vollends im Freien wäre ich der nöthigen Sammlung nicht fähig. Gegen die Sonne kommt mein Lichtlein nicht auf. Hingegen eine dunkle Stube, in welcher der Tisch nahe am sonnlosen Fenster steht, so daß das ruhige milde Licht recht voll auf das Blatt fällt, ist mir für die Entfaltung des inneren Lebens günstig. Ich pflege — wie meine Hausgenossen sagen — während des Nachdenkens zum Fenster hinauszublicken, so daß es scheint, ich warte auf Ereignisse, die draußen vor sich gehen sollen, oder ich betrachte die Blätter der Bäume oder die Wolken. Selbstverständlich sieht man nichts, als das geistige Bild, an dem man arbeitet. Am besten dient mir, wenn ich zum Fenster hinausstarre, der neblichte Tag oder die finstere Nacht. Der Lärm auf der Gasse, das Geräusch in den Nebenzimmern kann mich nicht stören, nur muß ich versichert sein, daß die Thür nicht aufgeht. Die Vorstellung, daß plötzlich Jemand zu mir hereintreten könnte, stört meine Sammlung und lähmt mich wesentlich im Denken.

Das Aufreibende einer größeren Arbeit liegt für mich darin, daß ich während deren Dauer — das ist oft wochen- und monatelang — für kaum etwas Anderes Sinn und Interesse gewinnen kann. Der Gegenstand meiner Arbeit verfolgt mich immer und überall hin, raubt mir Appetit und Schlaf. Ich suche nichts, als die Einsamkeit, sei es im Hause, sei es auf Spaziergängen, und was mir da begegnet, ich sehe es nur mit halbem Auge, was ich höre, ich höre es nur mit halbem Ohr, ich bin nur ein halber Mensch für meine Umgebung. Die andere Hälfte baut und ordnet und dichtet an dem entstehenden Werke.

Obwohl man naturgemäß den Titel sonst nur nach der Vollendung des Werkes zu bestimmen pflegt, so ist er doch manchmal auch früher da und wird als Leitgedanke Grund und Stab fürs Ganze, das sich an ihm zur größeren Einheitlichkeit heranwächst. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes ging, dehnte sich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung; es wuchsen neue Theile und Episoden heraus, die, als unmittelbar entstanden, mich mehr erwärmten und beseelten als die ursprünglichen Aufzeichnungen, die theils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleisch und Blut hatte. So ist in diesem Werke Manches, was ich Anfangs als nebensächlich betrachtete, zur Grundmark geworden, während in demselben die Beschreibung der Erdbeerblätter, des Thautropfens u. s. w. sehr untergeordneter Natur ist.

Jahrelang hatte ich die Gewohnheit, Alles, was mir auf meinen ländlichen Spaziergängen auffiel und einfiel, ins Notizbuch zu schreiben, um es demnächst zu verarbeiten. Aber wenn ich dann etwas aus dem Innern heraus dichtete und dergleichen Notizen hinein verwob, um sie anzubringen, so wurden das allemal Zuthaten, die nicht recht paßten oder zum mindesten überflüssig schienen! sie waren eben nicht organisch aus dem Stoff hervorgewachsen. Ja sie leiteten mich sogar von der eigentlichen Sache ab und wirkten fast immer störend. Seitdem ich das erkenne, habe ich die Notizenjagden aufgegeben. Ich betrachte nichts mehr in der Absicht, um es literarisch zu fassen; was von der äußeren Welt unwillkürlich durch die Sinne einzieht, das wird drinnen sein, dort mit mir verwachsen und wenn ich es brauche, aus dem Innern hervorkommen.

Seit in meinen Rocktaschen weder Notizbuch noch Bleistift zu finden ist, beginnt sich mein Gedächtniß zu stärken, das sich sonst gerne nur auf das Aufgeschriebene und Aufschreiben verlassen hatte. Was vergangene Erlebnisse betrifft, weiß der Mensch nicht immer, was er weiß. Dafür sind mir animirte Gespräche über Bauernthum und Dorfleben ersprießlich, wobei ich ins Erzählen komme und mir Erinnerungen wach werden, die ohne solche äußere Anregung sicher in mir begraben geblieben wären. Eine von Natur etwas schwerfällige Geistesthätigkeit bedarf solcher Triebfeder, und selbst wenn's die eigene Zunge wäre.

„Ich weiß das, denn ich hab's erzählen gehört."

„Von wem?"

„Von mir selber."

Klingt das nicht bedenklich? Und doch kann es mit rechten Dingen zugehen. Die Zunge, wenn sie einmal im Schwunge ist, macht das Perpendikel des Gehirnes und rückt dort den Zeiger der Erinnerung vor und auf Mancherlei, was sonst verborgen geblieben wäre.

Was Einfälle anbelangt, so kann eine plötzlich glänzend aufsteigende Idee sich mitunter wieder rasch verflüchtigen; es war nur eine momentane inhaltslose Stimmung gewesen.

Leider habe ich an mir die Erfahrung machen müssen, daß das Studium aus Büchern, es mag der Gegenstand wie immer sein, gar wenig fruchtend auf meine Schaffenskraft wirkt, dieselbe eher lähmt und mich befangen macht. Auch was mir von anderen Leuten zur Bearbeitung mitgetheilt wird und selbst wenn

es aus jenen Kreisen wäre, wo ich Bescheid weiß, vermag mich nur selten entsprechend lebhaft zu begeistern. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf geht, das zündet und entwickelt sich. Andererseits wieder vermisse ich die Vortheile des systematischen Unterrichtes und Studiums, das schon von Kindheit auf den Geist gelenkig macht, in hohem Grade. Man ist unbeholfen im Theoretischen, in der Anordnung; vollends das Nachschlagen in Hilfsbüchern, wenn man über etwas unsicher ist, weiß man nicht zu betreiben, weil man die Bücher, die Quellen nicht kennt.

Worin meine literarische Ausbildung besteht, ich weiß es eigentlich nicht, und wovon ich sie habe, das weiß ich noch weniger. Die Lehrbücher der Poetik, die geschriebene Kritik, die Urtheile des Publicums wirken auf mich gleich Null. Höher schlage ich das Lesen jener Autoren an, mit denen man gewissermaßen naturverwandt ist, so daß man sich Anfangs zu ihnen hingezogen fühlt, und die man als Vorbilder wählt. Große Klassiker oder sonst Schriftsteller, die eine mir ferneliegende Richtung verfolgen, haben mich nie gefördert. Bei meinem leicht zu entmuthigenden Charakter mußte das Ziel nicht zu weit und nicht zu hoch gesteckt sein, und mußte mir die Möglichkeit einleuchten, es ebenso gut oder besser zu machen, als mein Vorbild war. Daß man sich vor dem Nachmachen und Gleichkommen mit seinem Lieblingsschriftsteller zu hüten hat, versteht sich von selbst. Vorbilder müssen fördern, ohne die Ursprünglichkeit und Originalität, wenn eine da ist, zu beeinträchtigen. Am meisten zugute gekommen sind mir stets persönliche Besprechungen mit Freunden. Ein einziges lebendiges Wort bekommt mir besser als ein ganzes Buch, das mich belehren soll. Alles in Allem genommen, ist es wohl die aus vielseitiger Erfahrung reifende Selbsterkenntniß, die den Geschmack und den Takt des Schriftstellers läutert und bestimmt. Ich rufe sie an, sie hat auch an mir noch Manches zu vollbringen.

In früheren Jahren habe ich Alles zwei- und dreimal geschrieben, gewöhnlich in der Absicht, um den Stil zu glätten und beim Umarbeiten einzelne Partien weiter und bedachtsamer auszuführen. In den meisten Fällen mochte das gewiß sehr zweckmäßig gewesen sein, mitunter hat sich aber in der neuen Bearbeitung auf Kosten des Natürlichen und Unmittelbaren die Künstelei eingenistet. Heute schreibe ich nichts öfter als einmal, lasse aber auf dem Blatt Papier links die Hälfte frei, um Raum zum Feilen, Ausbessern und zu Einschaltungen zu haben, für die Möglichkeit, daß mitunter noch ein leidlicher Einfall nachgehinkt kommt, der die Arbeit vervollständigen kann.

Schriftsteller, die sich ja unterfangen über Alles zu schreiben, und auch noch über einiges Andere, sollten gewiß eine große Auswahl von Stoff haben. Und doch haben sie die Wahl nicht. Sie müssen das nehmen, was sie angeflogen, ja gewissermaßen befruchtet hat, was sie anregt, was sich in ihr Gemüth gesetzt hat. Vor einiger Zeit bin ich gefragt worden, wann der Dichter intensiver fühle, beim Erleben des zu Schildernden oder beim Schildern des Erlebten? Nach meiner Erfahrung mußte ich beziehungsweise antworten: Beim letzteren. Ich sehe während des Schreibens die Situationen und Gestalten oft so lebhaft vor mir, daß ich, wieder zu mir gekommen, die Wände meines Zimmers ganz verblüfft anstarre und für den Augenblick nicht weiß, wo ich mich befinde.

Indeß geht dieses Versunkensein in den Gegenstand nicht so weit, daß z. B. eine zu schildernde Gefahr mich in Angst, ein Unglück in Aufregung, eine Liebesscene in Inbrunst versetzen könnte. Das Gefühl ist anderer Art, ich möchte es ein objectives Gefühl nennen, wenn dieser Ausdruck nicht gar so ungereimt wäre. Besonders nervösen Naturen kann es freilich passiren, daß dieses Mitleben mit der entstehenden Erzählung zu mächtig wird, und die Gegenständlichkeit derselben gefährdet; was man in solcher Verfassung schreibt, mißlingt. Seines Stoffes Herr zu sein und zu bleiben, das ist die Hauptsache.

Bisweilen kommt der Dichter in die Lage, Stoffe zu behandeln, die ihn gar nichts angehen, Gefühle zu äußern, die er gar nicht hat, Gedanken zu haben, die er erst suchen muß. Um Gelegenheitsgedichte, Festspiele, Sinnsprüche aller Art wird er angegangen, und hier zeigt sich's, ob er sein Handwerk auch gelernt hat und Bestellungen auf seinen Witz annehmen kann. Mußdichtungen gehen bei mir ganz anders vor sich, als die freiwilligen, da wird nach Ideen gejagt und nach wohltönenden Worten gesucht, die über den Mangel des Gefühles hinwegtäuschen sollen. Bei solcher Gedankensuche muß der Körper in mäßiger Bewegung sein — am besten ein Spaziergang — bei welcher leichten Erschütterung etwaige Fragmente sich im Gehirne loslösen und wie Eiszapfen klingelnd zu Boden fallen. Das Gedicht, der Spruch braucht ja nicht lang zu sein, heißt es tröstend; als ob es der Umfang machte, wie bei einer Kuhhaut! Mit wenigen Worten etwas Rechtes zu sagen, das ist eben die Kunst. Uebrigens braucht's in solchen Sachen gemeiniglich nichts Rechtes zu sein, wenn's nur geistreichelt. Schlaflose Nächte werden dazu hergenommen, um nachzudenken, aber die Gedanken, die in liegender Stellung entstehen, im Dunkel der Nacht leuchten, sind, bei Tage betrachtet, zumeist sehr hinfällig und verblaßt. Doch der Termin verstreicht, die Festpersonen erwarten vom Schuster die neuen Stiefel und vom Dichter das Festgedicht, was bleibt diesem übrig, als schließlich fadenscheiniges Zeug auf ein solides Metrum zu haspeln — und das Opus ist fertig.

Wenn das, was fertig ist, nur immer auch vollendet wäre!

Aus der Hauptstadt.

Gurlitts Frühjahrsausstellung.

Nach soviel Kolossalgemälden thut es wohl, sich einmal vor einer kleinen Zahl ausgewählter Bilder geringeren Formats ausruhen zu können; und nach all den Veranstaltungen, bei denen eine Fülle des Unterwerthigen die wenigen Schöpfungen erstickt, an denen man seine Freude haben kann, gibt man sich mit Behagen dem Genusse hin, wo aller Ballast ferngehalten ist. Und wie angenehm berührt die Beschränkung auf das Maß dessen, was auf einmal genossen werden kann, ohne statt der Gehobenheit Abstumpfung zu erzeugen!

Wie gewöhnlich bei Gurlitts Ausstellungen steht im Mittelpunkt des Interesses ein neues Gemälde von Arnold Böcklin. Die ergreifende Poesie und die, man möchte sagen, absolute Schönheit der malerischen Erscheinung, deren Genuß durch kein Zugeständniß erkauft werden muß, haben selbst diejenigen besiegt, die sich sonst wohl durch eine Aeußerlichkeit abschrecken ließen.

Es kann kein Zweifel sein, daß der Name, den das Bild führt, den Inhalt bezeichnet, wenn ihn auch der Künstler nicht selbst gewählt haben sollte: die Todteninsel. Aus den spiegelnden Fluthen eines unendlichen Gewässers, dessen fernes Ufer ein schwer herabhängendes Gewölk verhüllt, taucht ein schroffer Fels auf, den eine gütige Natur für die Bestimmung vorgebildet zu haben scheint, welche ihm der Mensch gegeben. Im Halbkreis umhegen die ragenden Massen eine friedliche Bucht, deren Strand durch eine Mauer gegen die nagenden Wasser geschützt ist. Dunkle Cypressen erheben sich dahinter, schwingen sich mit ihren schwanken Wipfeln bis über die Felsen empor und stehen gegen den rosig aufblühenden Rand des Gewölks, das über der Insel vom Wind zerrissen ist. Purpurfarbene Löwen aus Porphyrgestein lagern auf der Mauerbrüstung und bewachen die Treppe, welche in der Mitte den einzigen Zugang bildet. Eine einsame Barke steuert auf sie zu. In weißen Gewändern erhebt sich neben dem weißverhangenen Sarg in seinem reichen Rosenschmuck eine trauernde Gestalt. Von einem einzigen Fergen gerudert, gleitet das Fahrzeug regungslos über die glatte, dunkle Fluth dem Hafen zu.

Was ist es, das uns zwingt, mit verhaltenem Athem zu stehen und das Bild gleichsam widerstandslos in uns aufzunehmen? Das Auge wird nicht satt, an der Pracht der farbigen Erscheinung zu schwelgen und ruht nicht, bis es den ganzen Reichthum sinniger Züge erfaßt, mit dem der Künstler seine einfache Conception ausgestattet.

In halber Höhe führt um die Felswände ein Gang mit gemauerter

Brüstung, der die einzelnen Grottengräber verbindet. An der einen Seite stehen über der Eingangsthür die Initialen von Arnold Böcklins eigenem Namen eingegraben. Andere Gräber lassen sich im Schatten der Cypressen erkennen. Wie schlicht und wahr ist das Stachlicht-Wollige, das Compacte und doch wieder Lockere ihrer grünen Laubmassen wiedergegeben! Wunderbar ist die Fläche der Felsen belebt von dem dunklen Rand, den das leckende Wasser gebildet, bis zu dem magern Graswuchs der auf den Kuppen ein elendes Dasein fristet. Ein Triumph ist die Darstellung der glatten und doch schwellend bewegten Wasserfläche, die nur hier und da am Rand der Felsen leicht aufschäumt. Die ganze Farbenwelt über ihm wirft sein dunkler, zitternder Spiegel zurück.

Erst nachträglich wurde mir bekannt, daß sich in hiesigem Privatbesitz eine ältere Schöpfung des Künstlers befindet, die dasselbe Thema behandelt. Sie wirft ein neues Licht auf die Eigenart der zweiten Redaction.

Auch hier entsteigt den Fluthen eines uferlosen Meeres die einsame Insel. Doch erscheint sie nicht schroff und starr, und ihre geologische Formation hat etwas Plausibleres. In den Ringwall eines Kraters, der sich kaum bis zur Höhe der Pinien erhebt, die in seinem Schoße aufgesprossen sind, hat ein Erdbeben eine Bresche gerissen, und durch das offene Thor ist die Meerfluth eingedrungen. Aber durch eine Quaimauer hat Menschenhand ihr eine Grenze gezogen. Zwischen den Klippen, welche die zertrümmerte Wand gebildet, gibt sie einen engen Hafen ab. Auf ihn steuert der Kahn mit dem Sarge. Von der Brüstung der Treppe spähen wolfsähnliche Thiergestalten als Wächter des Heiligthums hochaufgerichtet über das Meer. Die Pinien und die Gräber in ihrem Schatten sind wie auf dem zweiten Bilde. Aber weit mächtigere Substructionen ziehen sich am Rand der umwallenden Felsen hin und bilden mit ihren starren regelmäßigen Linien und Flächen ein Mittel, die natürliche Lebendigkeit der Felsmassen fühlbar zu machen. Auch die Vegetation ist üppiger als auf der zweiten Bearbeitung, und statt der verhüllenden Wolken spannt sich ein lichter Himmel über die Scenerie. Noch freundlicher und milder ist der Gesammteindruck. Und vor allen Dingen erscheint das Ganze natürlicher und selbstverständlicher als auf der zweiten Ausbildung, deren fast zu starr regelmäßige Anlage durch den Gegensatz einen Anflug von Decorationshaftem erhält.

Ein zweites Gemälde Böcklins vermag nicht so bedingungslos zu fesseln trotz der größten Schönheiten einzelner Partien. Es ist Odysseus und Kalypso genannt. Vor dem Eingang einer dunklen Grotte sitzt das schöne Weib mit goldener Leier in der Linken und wendet, auf die Rechte gestützt, den bekümmerten Blick nach der fröstelnd in ein blaues Gewand gehüllten Gestalt des Helden, der von einem Felsblock über das Meer schaut. Die coloristische Anlage des Bildes kommt dem Stimmungsgehalt gleich, und wenn die Kalypso in der zeichnerischen Durchbildung dem pathetischen Bewegungsmotiv gerecht würde, dann müßte der blühende Leib, den von der Lende abwärts ein duftiger Schleier verhüllt, in seinem Gegensatz zu den dunklen Felsenmassen umher und dem rothen Mantel, der ihm als Unterlage dient, von wunderbarer Wirkung sein. So aber fängt er durch seine unschöne übertriebene Verrenkung der Schulter den Blick und läßt ihn zu keinem ruhigen Genuß kommen.

Wer sich einen Begriff machen will, was für weit abgelegene Erscheinungen die Kunst einer Zeit zu umfassen vermag, braucht sich nur von Böcklins poetischer Schöpfung einer idealen und doch in dem ganzen Reiz der sinnlichen Erscheinung prangenden Welt zu den impressionistisch angehauchten Bildern Fritz von Uhdes zu wenden. Man hat Mühe, das Auge an die nüchterne Wahrheit zu gewöhnen, mit welcher der Künstler ohne Abzug und Zusatz die Erscheinung wiederzugeben sich bemüht. Seine Scene aus einem niederländischen Hofplatz, auf dem die zu gemeinsamer Strickübung versammelten kleineren und größeren Mädchen durch die Ankunft eines Orgelspielers angeregt worden, fesselt durch die feinsinnige Beobachtung des phlegmatischen Geschlechts, bei dem nur die kleinsten Kinder von einem Impuls des Augenblicks hingerissen werden. Im Sinne des besseren Impressionalismus sind die Lichtstimmung und die stoffliche Erscheinung der Dinge mit großer Wahrheit erfaßt. Dasselbe gilt von den übenden Tambours, nur daß uns die Beleuchtung etwas kalkig vorkommen will.

Durch große Flottheit und geschicktes Arrangement wird Wilhelm Diez' Anbetung der Hirten sich Freunde machen. Aber die äußerliche Manier, in der coloristische und andere Anregungen von Wouvermann und Correggio und Rembrandt verarbeitet sind, lassen doch keine dauernde Freude an der Leistung aufkommen. Es ist ganz aus Reminiscenzen zusammengesetzt und vertritt damit die dritte Seite unserer modernen Kunst, die sich nicht, wie es Böcklin oder Uhde auf ganz verschiedenem Wege durchsetzen, von dem Vorbild der großen Todten befreien kann, und in ihrem Studium nicht zur Natur selbst gelangt, sondern nur zu der Auffassung der Natur im Sinne eines oder mehrerer der alten Meister. Damit ward noch nie etwas Bleibendes gewonnen.

Ganz anders geht J. Scheurenberg mit seinen spielenden Kindern vor. Ein kleines Mädchen hat sich in die Polster eines weichen Lehnstuhles geflüchtet und drückt schützend ein paar Spielsachen an sich, während die ältere Schwester sich neckend über die Lehne beugt. Tracht, Physiognomie und Umgebung sind gleich modern, und ohne im Sinne eines der Alten befangen zu sein, hat das Auge des Künstlers die Erscheinung studirt, die er mit eigenen Mitteln wiederzugeben vermag. Eine so tüchtige liebenswürdige Leistung vermögen uns nicht Viele zu bieten.

A. Holmbergs Vortrag beim Cardinal schwelgt in der Schilderung eines in raffinirtem Luxus ausgestatteten Innenraumes im gedämpften Sonnenlicht. Die Fähigkeiten sind sehr bedeutend, aber das Ganze wirkt matter als frühere ähnliche Werke des Künstlers. — Das Frühlingsmärchen ist eine ältere Arbeit von Gabriel Max und für die Eigenart des Mannes höchst charakteristisch. Ein modern gekleidetes junges Mädchen, das sich an einem Abhang im Park zur Lectüre eines Dichters niedergelassen hat, wird von einem neugierigen Vogel, der sie aus überhangenden Zweigen beäugelt, zu träumerischem Aufschauen verleitet. Nach der Art des sonderbaren Künstlers steht neben der feinfühligsten Durchbildung aller Details eine auffallende Flächenhaftigkeit der Gesammterscheinung. Man sollte meinen, die Figur wäre in den Hintergrund gesunken.

Alle ähnlichen Leistungen schlägt eine Aquarelle Ludwig Passinis, das Bild einer hübschen venetianischen Wasserträgerin mit ihrem Eimer. Dem schwarzen Lockenkopf steht das feurige orangegelbe Tuch um den Hals ausgezeichnet, das einen ebenso lebhaften Contrast zu der blauen geblümten Jacke bildet. Auch hier haben wir es mit einer durchaus modernen Auffassung und Darstellung zu thun. Als tüchtige Leistung eines jüngeren Künstlers möge Hans Fechners Mädchen aus dem Zillerthal angeschlossen werden.

Mit charakteristischen Schöpfungen sind die beiden Achenbach und Louis Gurlitt vertreten. Neue Wege betritt Carl Scherres mit zwei Landschaften, die nach seiner Gewohnheit als Seitenstücke componirt sind. Die Darstellung der ruhigen Wasserfläche bildet bekanntlich sein Lieblingsmotiv und seine Stärke. Er hat ihr diesmal den bewegten Strand als Gegensatz beigegeben. Ein märkische Abendlandschaft von Oskar Begas erinnert schmerzlich an den frühen Heimgang des Künstlers, der auf dem leider so spät betretenen Gebiet der Landschaftsmalerei eine so seltene Begabung an den Tag gelegt.

Fast wie Seitenstücke wirken zwei große Orientbilder von E. Bracht und W. Gentz. Die Rast in der Araba von Bracht führt uns ein Bild der öden Sandfläche unter tiefem, bleiernem Himmel vor. Eine Karawane hat Halt gemacht und gibt sich einer behaglichen Ruhe hin. Menschen, Thiere und Scenerie machen den Eindruck der äußersten Glaubwürdigkeit. Ein glänzendes Bild von den Ufern des Nil entrollt uns W. Gentz. Vom hohen Ufer schweift der Blick über den unbewegten Wasserspiegel zu dem mauerartig hingestrecktem jenseitigen Ufer, über dem sich im Abendlicht, das von hochragenden Tempelruinen abgefangen wird, riesige Pyramiden erheben. Das Wasser ist von schaarenweis auftretenden Pelikanen und Flamingos bedeckt. Ein Meisterwerk in dem Studium der Lichteffecte. Man sollte meinen, das Bild sei an Ort und Stelle im Freien gemalt.

Die Ausstellung der Werke Marées', welche von der Gurlittschen Kunsthandlung in diesem Frühling geplant wurde, ist leider infolge einer Erkrankung des Künstlers nicht zu Stande gekommen. Hoffen wir, daß ihm der Sommer die Gesundheit und uns der Herbst seine Bilder und Statuen bringen möge!

A. L.

Notizen.

Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben von Elpis Melena. Zwei Bände. Hannover, Schmorl & v. Seefeld.

Baronin Esperance v. Schwartz — man weiß, daß diese deutsche Dame sich hinter der griechischen Elpis verbirgt — hat mit diesen zwei Bänden die große Garibaldi-Literatur um einen interessanten Beitrag bereichert. Es drängte sie, einmal eine besondere Eigenschaft des Volksmannes, die Humanität, hervorzuheben, und dann war sie auch, Dank dem großen Vertrauen, das der General ihr durch Jahrzehnte schenkte, im Stande, durch gewisse Mittheilungen seinen kühnsten und so oft getadelten Unternehmungen eine gerechtere Beurtheilung zu verschaffen und das vielfach verkehrte Bild des Generals in das richtige Licht zu stellen. Es geschieht dies, indem die Verfasserin ihre Beziehungen zu Garibaldi erzählt, dem sie mehrfach in geheimer Mission diente, und dessen zahlreiche Briefe und Billets an sie in Uebersetzung mittheilt. Von ihrer ersten Zusammenkunft mit Garibaldi auf Caprera 1857 bis zu dem um 1875 stattgehabten Bruch erfahren wir viel Neues und Interessantes über Garibaldis Pläne, Unternehmungen und Ansichten, und alle Indiscretionen tragen den Stempel absolutester Zuverlässigkeit. Wir lernen den Helden in der Schlacht, im Verschwörer-Conventikel und in Schlafrock und Pantoffeln kennen. So sehr die Verfasserin Garibaldi auch bewundert und verehrt, so ist sie doch weit entfernt von kritikloser Verhimmelung; sie besitzt im Gegentheil ein sehr scharfes Auge für dessen Schwächen. „In der Geschichte bleibt Garibaldi eine Sonne," schließt ihr Buch, „aber auch die Sonne hat ihre Flecken." Nach ihr war der erste Feind seines Ruhmes er selbst. Eine seiner Schwächen war, daß er auch durch seine lächerliche Romanschreiberei zum Generator seines Volkes werden wollte. Trotz aller Selbständigkeit und Schroffheit des Handelns war er, sich selbst unbewußt, fremdem Einfluß zugänglich. Harmlos und leichtgläubig von Natur, fehlte ihm bei aller Hochherzigkeit der feine Takt. Mit seiner ersten Frau war ein Schutzengel von ihm gewichen, und allerlei Parasiten drängten sich mit Erfolg später an ihn heran. Schließlich verirrte sich der als Messias der Freiheit gepriesene Held in eine Art Unfehlbarkeit, welche ärgste Rücksichtslosigkeit gegen wahre Freunde wenig scheute und es nicht merkte, daß er der Spielball egoistischer Parteigänger wurde. So mußte er von Ehrenmännern und edlen Frauen, welche ihm zahllose Opfer gebracht hatten, aufgegeben und seinen Parasiten überlassen werden. Wie alles das, was die Verfasserin für ihr Idol gethan, von Garibaldi gelohnt ward, und das Nähere über den im August 1875 erfolgten geheimnißvollen Tod Anitas, verschweigt die Verfasserin; sie glaubt es dem Andenken des Verstorbenen schuldig zu sein, kein Pamphlet zu schreiben. Besonders interessant für deutsche Leser ist die überraschende Mittheilung, daß Garibaldi von mütterlicher Seite deutscher Abkunft ist. Als untrüglichen Beleg für ihre Behauptung veröffentlicht Elpis Melena die Abschrift einer Notiz aus dem Kirchenbuche der Gemeinde Rüggeberg in Westfalen, wonach der Ahn unseres Helden, der Arzt J. B. M. Garibaldi am 15. August 1735 Katharina Am. v. Neuhof ehelichte, eine Schwester von Theodor v. Neuhof, der als Theodor I. den Königsthron von Corsica bestieg. Sein Enkel ist der Befreier Italiens, in dessen Adern von großmütterlicher Seite somit deutsches Blut rollt.

* * *

Xantippe von Fritz Mauthner. Dresden, H. Minden. Mauthner bietet hier eine ungemein geistreiche Satire auf die „Mode, Gestalten aus alter Zeit in echten Gewändern vorzuführen und die Umgebung bis auf die geheimsten Kammergeräthschaften genau nach den Ergebnissen der augenblicklichen Wissenschaft zu beschreiben, was aus den betreffenden Dichtungen traurige Maskeraden gemacht hat, bei denen ehrliche Leibziger oder Dräsener, als Römer und Griechen verkleidet, mit unmännlicher Stimme ihre Ballgespräche führen, die regelmäßig mit dem geistreichen: Maske, ich kenne dich! schließen." Die versuchte Ehrenrettung der Philosophenfrau kann als vollständig gelungen betrachtet werden. Xantippe wird in der einfachen und doch nicht kunstlosen Darstellung Mauthners, der überall einen soliden Schulsack verräth, aber nirgend damit kokettirt, eine rührende Figur, für die wir bis zu ihrem heroischen Ende ein warmes Interesse fühlen. Die Aufführung von Aristophanes' Wolken ist vortrefflich geschildert. Mancher Leser wird wohl daran Anstoß nehmen, daß da von dem „Salon" der Aspasia, der nationalen und liberalen conservativen Partei des Alkibiades, dem „Nihilisten" Sokrates gesprochen wird, aber der Schalk Mauthner schreibt ja auch sonst nicht den Pedanten und Philistern zu Liebe. Sein witziges Buch ist für Feinschmecker und wirkliche Freunde und Kenner der Literatur, und es wirkt befreiend wie ein Gewitter.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Druckfehler oder Fehler Lessings?

In dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung, Nr. 50, Abendblatt, tadelt Herr Gymnasiallehrer Limpert in Lindau in einer „Glosse zu Lessings Emilia Galotti" folgenden Druckfehler (oder Fehler Lessing's?) in allen ihm zugänglichen gangbaren Ausgaben, selbst in der neuesten kritischen der Kürschner'schen Nationalliteratur. Im II. Aufzug, 6. Auftritt erzählt Emilia ihrer Mutter die Begegnung mit dem Prinzen in der Kirche. Die Mutter will davon dem Vater nichts mittheilen — denn — „wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen!" — Dazu bemerkt Herr Limpert: „Nicht ohne Mißfallen? also mit Mißfallen? Aber der Zusammenhang erfordert ja das gerade Gegentheil, etwa „nicht ohne Wohlgefallen" oder „durchaus nicht mit Mißfallen", wie Claudia dem Odoardo in der 4. Scene desselben Aufzugs erzählt. Daß der Irrthum immer wieder auftaucht, ist um so verwunderlicher, als gerade von der „Emilia" bereits zahlreiche Uebersetzungen in fremde Sprachen vorliegen, in welchen allen derselbe wohl vermieden sein dürfte, so z. B. in der mir zufällig verfügbaren englischen des Ch. Lewis („how angry he was on only hearing that the Prince had once looked at you without disfavour") und in der italienischen von Bianchi („quanto non era già adirato solo perchè intese che il principe ti vide di recente, e con piacere")."

Meine Meinung ist, daß weder die Uebersetzer, noch Herr Limpert eben Lessings wahre Meinung verstanden haben. — Daß Claudia nicht sagen kann, was nach den Regeln der strengen Logik der Wortsinn an die Hand gibt, liegt ja auf der Hand und macht Herr Limpert mit Recht geltend. Daß aber der Zusammenhang nicht das erfordert, was er selber oben will, hätten ihn das „schon" und „nur" des einleitenden Satzes lehren sollen, abgesehen von der Zumuthung, kurzer Hand das „ohne" in „mit" oder das „Mißfallen" in „Wohlgefallen" im Texte zu ändern. — Der Engländer hat vorgezogen, einfach das „nicht" zu streichen; der feine Italiener, derselben Spur wie Herr Limpert folgend, sich gegen den ersten von uns erhobenen Einwand durch ein „l" nebst vorstehendem Komma gedeckt. — Alles irrig! Der Zusammenhang gibt ein wesentlich Anderes an die Hand. — Mit ihrer kurzsichtigen mütterlichen Eitelkeit, die sie mit „Entzücken" dem Gatten erzählen ließ, wie „bezaubert" der Prinz bei seiner ersten Begegnung mit Emilien gewesen, war sie bei dem klarsehenden, sittenstrengen Gatten vorhin etwas übel angelaufen. Der Rückschlag offenbart sich in einer gewissen Sucht zu übertreiben; wenigstens ist es für sie im Tone der Uebertreibung gemeint, wenn sie sagen will: Nach dem Sinne deines Vaters durfte dich der Prinz „nicht ohne Mißfallen" sehen, und weil derselbe dich „nicht nicht ohne Mißfallen gesehen", eben darum schon ward er so wild. — Daraus sehen wir, daß um das eine der beiden zu gewärtigenden „nicht" der Satz Claudias zu kurz gekommen ist. — Wollen wir darin etwa einen Fehler in der Ueberlieferung annehmen und aus Conjectur jenes zweite „nicht" zufügen? — Man versuche es, und wird sich überzeugen, wie die Form des Satzes unerträglich wird, zumal im Munde einer Frau, einer Claudia. Soll darum aber überhaupt auf den Gedanken verzichtet werden? Lieber läßt sich die Sprache von dem gestrengen Logiker schulmeistern und spart sich das eine der beiden „nicht". Den Zorn ihres Gatten hat ja Claudia bereits ausgesprochen, implicite damit die Nichterfüllung seines Wunsches; so wird sie, und mit ihr der unbefangene Hörer, sich über der einen Negation, nämlich der des negativ ausgedrückten Wunsches Odoardos, des Ausfalls der vorausgehenden anderen, die Nichterfüllung dieses Wunsches besagenden, nicht bewußt und sicherlich auch von Emilia richtig verstanden.

Mainz. Dr. Theodor Maurer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** (N. W. Unter den Linden 68) ist soeben erschienen:

Neues Portrait
von
Rudolf Virchow.
Brustbild in Kupferstich von **H. Römer.**
Bildgrösse 17 cm. hoch, 13 cm. breit.
Preis 5 Mark.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
erscheinen jetzt in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —
Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.
Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**
Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 *M.*

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.
Otto Spamer's Illustrirtes
Konversations-Lexikon
für das Volk.
Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.
Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Von höchstem aktuellen Interesse!
Soeben erschien in der **J. G. Cotta'**schen Buchhandlung in **Stuttgart:**
Uganda und der ägyptische Sudan.
Von
C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**
Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.
M. 7. —
In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Das dritte Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig.
Preis *M.* 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)
Inhalt des dritten Heftes:
Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von W. H. Riehl.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin. II.
Die neuesten Handschriftenfunde aus Aegypten. Von A. Bauer.
Mitteilungen und Berichte.
Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Soeben erscheint im Verlage der K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig:**
Aus Litteratur und Symbolik.
Abhandlungen
von
D. Paulus Cassel.
In gr. 8. eleg. br. *M.* 8.—, eleg. geb. *M.* 9.—
Inhalt: Die Sage vom Tannhäuser. — Aus dem Königreich des Gral. — Tristan und Parzival. — Parzival. — Der König. — Barlaam und Josaphat. — Der dreifarbige Stein. — Gräbersymbolik. — Der Tannenbaum am Weihnachten. — Das Henkelkreuz. — Das redende Lamm. — Athene Tritageneia. — Russen und Waräger. — Shylock.
Das geistreich geschriebene Werk des bekannten Verfassers sei allen Gebildeten bestens empfohlen.

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn, Kopenhagen.**
KLÖPPELBUCH.
Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazars".
Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.
Preis 9 *M.*, in eleg. Mappe 15 *M.*

Fette wohlschmeckende
Harzer Handkäse
nur Prima Qualität versendet gegen Nachnahme Postkiste (100 Stück) 3 *M.*, bei Abnahme von 400 St. à 2,75 *M.*, größere Aufträge billiger.
Verpackung wird nicht berechnet.
Wilh. Rienäcker, Stiege i. Harz.

Hierzu Beilagen von E. A. Seemann und der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 12. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Situation in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Der jetzige Stand der Elektrotechnik. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Trinklied. Von Emanuel Geibel. — Ueber die Entthronung der Philosophie. Von Otto Caspari. — Gregorovius' „Kaiser Hadrian". Besprochen von Georg Winter. — Die ersten Deutschen in Amerika. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Mohr des Zaren. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Von Z. — Aus dem Künstlerverein. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ueber Mr. Cumberland in Dresden. — Inserate.

Die Situation in Frankreich.

Paris, Anfangs April.

Wenn einerseits nicht geleugnet werden kann, daß Frankreich im gegenwärtigen Augenblick sich ohne Alliirten befinde; wenn selbst die Möglichkeit einer ernsten Allianz Frankreichs mit einer europäischen Großmacht durch die momentane Constellation in weitere Fernen gerückt erscheint, so kann man andererseits nicht verkennen, daß die etwas unfreiwillige Politik der „freien Hand", auf welche die Republik momentan beschränkt ist, mit zu den ernsten Bürgschaften des europäischen Friedens gehört und den Franzosen obendrein die willkommene Gelegenheit bietet, ihre Colonialmacht zu vergrößern und sich sowohl in den alten Erwerbungen dauernd festzusetzen, als neue Erwerbungen nach Maßgabe der Nothwendigkeit und der disponibeln Mittel zu unternehmen. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher sich waghalsige französische Politiker mit dem Zustandebringen einer französisch-russischen Allianz schmeichelten. Schon deren Durchführbarkeit ohne Schwierigkeiten vorausgesetzt, und angenommen, daß sich der Beherrscher aller Reußen, umgeben von seinem militärisch-büreaukratischen Stabe, willig bequemt hätte, mit dem Präsidenten der Republik Hand in Hand zu gehen, so ist doch für Jedermann auch ohne Grübelei und Spitzfindigkeit klar, daß eine solche Allianz, wie sehr sie Frankreichs Wiederauftreten im europäischen Concert begünstigt hätte, die Gefahr einer großen europäischen Verwickelung in ihrem Schoße barg. Wenn sich Rußland mit Frankreich in eine Verbindung einlassen wollte, so wußte es genau zu welchem Zwecke — in ihrem Uebermaß von eifervoller Offenherzigkeit haben manche russische Generale es ja auch rund heraus verrathen. Bei der Grundverschiedenheit der staatlichen Bedingungen beider Reiche, bei dem unversöhnlichen Gegensatz der Principien und Anschauungen, welche die innere Regierung beiderseits leiten, konnte die russisch-französische Allianz nur nach Außen hin einen Sinn haben, wo sie in der vermeintlichen Gemeinsamkeit des Gegners ihre bindende und zusammenhaltende Kraft finden würde. Frei herausgesagt: für Frankreich wäre es eine Revancheallianz geworden; für Rußland hätte die Republik ein helfendes Element für seinen Drang nach Westen abgeben müssen. Ist es aber dann nicht mehr als wahrscheinlich, daß der erste greifbare Effect dieser Allianz die Gegensätze zwischen der russisch-französischen und der alten Tripelallianz (Deutschland-Oestreich-Italien) gefährlich verschärft hätte? Vielleicht, ohne es zu wollen, oder besser gesagt zu einer Zeit, in welcher sie es noch nicht gewünscht, wären die beiden Parteien plötzlich, bis an die Zähne gerüstet, mit herausfordernder Geberde einander gegenüber gestanden und von da bis zum Losschlagen ist nur ein kleiner, unbedeutender Schritt. Wie nun auch mancher französische Politiker mit der Wiederannäherung Rußlands an Deutschland den Zusammensturz seines politischen Gebäudes beklagen mag, die Mehrzahl der französischen Bürgerschaft, die den Frieden selbst mit Aufopferung oder mindestens Vertagung auf unbestimmte Zeit einer nicht näher zu bezeichnenden Lieblingsidee zu erhalten wünscht, konnte aufathmen, als der Welt von jener Wiederannäherung Rußlands an Deutschland und Oestreich Kunde wurde. Die gewitterschwangeren Wolken zerstreuten sich, der Himmel blaute wieder über Frankreich und über Europa. Denn die fernen Expeditionen der Franzosen ist man selbst hier zu Lande nicht mehr geneigt, so tragisch zu nehmen, wie zu Anfang, als man die erstaunliche Virtuosität der Chinesen, einer Umgehung auszuweichen, noch nicht gekannt und als man in der Expedition gegen Madagaskar — ob sie jetzt schon eingeleitet werden mußte, lassen wir dahingestellt — noch den Zündstoff für eine englisch-französische Verwickelung erblicken wollte. Ebensowenig wir an die Dauer und Nützlichkeit einer englisch-französischen Allianz ernstlich zu glauben vermochten, ebensowenig fürchten wir jetzt, nachdem sich die Franzosen aus Aegypten zurückgezogen, einen ernsten Conflict zwischen dem „leichtlebigen Frankreich" und dem „perfiden Albion", wie es in den öffentlichen Polemiken jenseits und diesseits des Canals so liebenswürdig lautet. Ja, ein „Condominium" in Aegypten, das scheint uns, hätte im Laufe der Zeit zu einer ernsten Reibung zwischen den beiden Staaten ausarten müssen. Denn in Aegypten haben die Engländer ein Interesse auf Leben und Tod, die Franzosen aber selbst nach dem Bekenntniß ihrer actionslustigsten Diplomaten blos ein sehr respectables, mehr historisches Interesse. Bei einer einseitigen französischen Action (wenn England nämlich eine solche zugelassen hätte) wäre England in eine solche Abhängigkeit von der französischen Politik gerathen, daß sich der englische öffentliche Geist sicherlich dagegen bald aufgelehnt hätte und daß alle möglichen Mittel aufgewendet worden wären, die französische Action als willkürlich und ungerechtfertigt erscheinen zu lassen und die Franzosen aus ihrer eingenommenen Position wieder zu verdrängen. Eine gemeinschaftliche Action in Egypten wiederum wäre bei der Präponderanz der englischen materiellen Interessen auf eine eifersüchtige Vertheidigung der mit dem Schwerte eroberten Hoheitsrechte von Seiten der Franzosen gestoßen, und da wären die Streitigkeiten wie Pilze nach dem Regen hervorgeschossen und der Zustand des Zusammenherrschens mußte sicherlich sehr bald unleidlich werden. Die Opferung des „respectablen Interesses" mag den Franzosen begreiflicherweise sehr schmerzlich gefallen sein, allein sie war für eine größere

Sache, für den Frieden zwischen zwei großen Nationen eine Nothwendigkeit. Ist aber die aus den Verhältnissen in Egypten sich ergebende Gefahr beseitigt, so werden wegen Madagaskar und Tonking die Engländer mit den Franzosen in keine weltaufregenden Conflicte gerathen. Wir sagen nicht, daß es keine Zänkereien und Verdrießlichkeiten abgeben werde. Ueber Madagaskar ging ein Schwarm katholischer und protestantischer Missionäre nieder, die daselbst um den Einfluß streiten. Je nachdem die Katholischen oder die Protestantischen eine Niederlage erleiden, wird es bald in Frankreich, bald in England aufschreien, in der Hauptsache aber scheint uns diese Angelegenheit schon entschieden. Die sogenannte Macht werden die Franzosen in Madagaskar ebenso ausüben wie in Tonking. Da die Engländer das militärische Einschreiten derselben nicht verhindern konnten, werden sie wahrscheinlich mit ihrem praktischen Geist trachten, aus der neugeschaffenen Sachlage den möglichst größten Nutzen zu ziehen. Die Allianzmöglichkeit zwischen England und Frankreich findet in der unversöhnlichen Verschiedenheit des Volkscharakters und der Anschauungen und Gefühle beider Nationen ein bedeutendes Hinderniß, welches nur eine große zwingende Ursache, die aber in diesem Augenblicke nicht vorhanden ist, wegzuräumen vermöchte. Allein ebensowenig ist eine große und zwingende Ursache für eine gefährliche Feindschaft vorhanden. Es wird, scheint uns, trotz Madagaskar und Tonking bei dem gegenwärtigen Zustande einer verminderten gegenseitigen Werthschätzung bleiben. Sind solcher Art die großen Sorgen beseitigt, so ist es für die Welt von geringerem Interesse, wie lange noch die französischen Truppen in Tonking mit der Säuberung des Landes zu thun haben werden, wie lange Zeit es bedürfen wird, bis die Königin auf Madagaskar zur Einsicht gelangt, oder auf welche Art sie zur Einsicht gebracht werden kann, daß die Republikaner nicht herausgeben wollen, was Richelieu genommen, und daß die Civilisation dem widerstrebenden Howas nach dem Spruche zu Theil werden wird: „Friß, Vogel, oder stirb!“

Interessant gestaltet sich die innere Lage, obwohl sie sich weniger durch große und erschütternde Aeußerungen als durch kleine symptomatische Vorfälle kennzeichnet, die einen anormalen, noch latenten, ungesunden Zustand errathen lassen. Dabei haben wir nicht die parlamentarischen Zwistigkeiten im Auge, den Ringkampf zwischen Opposition und Regierung sammt ihrer Partei. Dieses listige Kräftespiel regt uns wahrhaftig nur mäßig auf. Ministerien entstehen und vergehen; es gibt noch Leute genug in Frankreich, die ganz stattliche Minister abgeben würden und noch viel, viel mehr, die nichts sehnlicher wünschen, als dem gegenwärtigen glücklichen Besitzer sein Portefeuille aus der Hand zu winden und es selbst mit Anstand und Grazie zu tragen. Dergleichen gibt es allerwärts, wir möchten sagen, das sei die nothwendige Schattenseite des Strebens. Auch die Prätendenten an und für sich erscheinen uns nicht furchtbar. Man verstehe uns recht: die Prätendenten an und für sich, nämlich soweit es von ihrem Talent, ihrer Beliebtheit, ihrer persönlichen Macht, ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Kühnheit und Gewandtheit im Intriguiren abhängt. Würden die Republikaner Prinzen Jerome Napoleon und den Grafen von Paris — einstigen Philipp VII.? — nur von dieser Seite zu fürchten haben, so könnten sie unbesorgt ihr Haupt auf ein weiches Kissen legen und ruhig schlafen. Der Graf von Paris wartet geduldig auf den natürlichen Umschwung der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten, tritt aber durch keinen ritterlichen Schritt als Gunstwerber auf. Kalt und unbewegt blickt er auf den Strom, ohne zu versuchen, ihn in sein Bett zu leiten. Mehr Kühnheit und weit mehr abenteuerlichen Unternehmungsgeist hätte schon Prinz Jerome. Allein Jahre lang hat man ihn als feige, als einen cynischen Wüstling, als geizig, haltungs- und principienlos hingestellt nnd jetzt auf einmal soll er die großen imponirenden Eigenschaften haben, die ihn als Erben und Träger der napoleonischen Legende auszeichnen müßten? Seine Klugheit wird als bloße List, sein stolzes, selbstbewußtes Auftreten als Prahlerei, sein Verleugnen der in der Jugend gehegten Anschauungen als Heuchelei dargestellt. Auch das Betonen seiner Armuth, dieser versteckte Appell an das Mitleid des Volkes, nützt nichts, sogar im eigenen Lager findet er unversöhnliche, ihn wüthend anfallende Feinde, die ihm selbst einen Orleans vorzögen. Dennoch ist die Gefahr der Prätendenten nicht zu übersehen und zwar aus schwerwiegenden außerhalb ihrer Person liegenden Ursachen.

Als die Republik in ihrer ersten Jugend in einst vielbeneideter Blüthe stand, da vergaßen ihre Staatsmänner den günstigen Augenblick zu benutzen, jene Reformen einzuführen, welche mit Unrecht dem Liberalismus allein aufgelastet werden, welche die Interessenkreise, die sogenannten Classes dirigeants, vielleicht auch das industrielle und handeltreibende Bürgerthum für eine Zeit lang aufgeschreckt, sicherlich auch große finanzielle Opfer gekostet hätten, wie jede weitgreifende Umgestaltung, die aber zu einer Zeit des Ueberflusses und beispiellosen Wohlergehens bald verschmerzt worden wären. In der Voraussicht einstiger schlechterer Zeiten hätten jene nothwendigen Reformen durchgeführt werden müssen, welche einer großen Klasse der durch das suffrage universel zu einer gewissen politischen Macht gelangten Bevölkerung den Stoff für ihre Revindication benommen hätte. In Epochen wie die heutige, da die französische Industrie den Anforderungen einer rastlos vorschreitenden Concurrenz nicht mehr leicht nachzukommen vermag, da der Handel schmachtet und eines neuen Aufschwunges, weiß Gott wieso und woher, harrt, da die Kapitalswelt von lähmendem Mißtrauen befallen ist und zum Theile sich scheu verbirgt — in solchen Epochen bekommen diese Forderungen nach Umänderung einen drohenden Charakter, welcher die Postulate unserer Zeit mit ruhigem, gerechtem, billigem und mildem Sinn zu betrachten hindert. Und da eine große Umschwung erzeugende Idee oder ein hinreißender Gedanke fehlt, der wenigstens einige Stunden edler und generöser Täuschung hervorzurufen geeignet wäre, da Niemand den Muth hat, rückhaltslos eine neue Aera des Friedens, des offenen Anschlusses an die Friedensmächte zu acceptiren, um die riesigen Budgets entlasten zu können, so liegt eine Krankheit von schleichender Unzufriedenheit in Aller Glieder und der öffentliche Geist, zum Theil auch in Skepticismus oder pure Gleichgültigkeit verfallend, sinkt und sinkt. „So kann es weiter nicht gehen!“ hört man vielfach sagen. Niemand weiß aber, wie man herauskommen könne, Niemand versteht recht oder wagt strenge Rechenschaft zu geben, ob man erst am Anfange der prüfungsvollen Tage stehe oder ob man hoffen könne, daß das Ende derselben nahe sei? Sowie nun Industrie und Handel aus der schmachtenden Lage herauszukommen bestrebt sind, so möchten sie wiederum, daß es ohne Gewaltthaten und blutige Umwälzungen geschehe. Die arbeitenden Klassen vermehren durch ungestüme, übrigens durch die Noth des Augenblicks theilweise gerechtfertigte Forderungen, Unruhe und Unzufriedenheit. Die unzweckmäßigsten Lösungen, die ungerechtfertigtsten Anklagen, die schädlichsten Leidenschaften verwirren die öffentliche Ueberlegung, die nie angespannter, ruhiger, vorsichtiger und fester sein sollte, als gerade jetzt. Und da unglücklicherweise augenblicklich Niemand stark genug ist, die auseinanderstrebenden Elemente wieder zum Zusammenwirken zu gegenseitiger Hülfeleistung zu vereinigen, so können die der Republik feindlichen Parteien den Moment benutzen, die Republikaner für eine Sachlage verantwortlich zu machen, die sie nur zum Theil verursacht haben, die in der Hauptsache das Resultat von Anstrengungen außerhalb Frankreichs ist, die zu ändern und einzudämmen hier in Niemandes Macht liegt. Die Wahlen für den Gemeinderath in ganz Frankreich stehen vor der Thür. Die „Conservativen“, wie sich die richtigen Umstürzler, nämlich Monarchisten und Imperialisten zu nennen belieben, werden riesige Anstrengungen machen, um aus der trüben Situation Vortheil zu ziehen. Mit Spannung kann man daher auf diese Wahlen blicken. Sie sollen der Gradmesser sein weniger für die Fortschritte der monarchischen Parteien in Frankreich, als wie weit die Verzagtheit über das gegenwärtige Unbehagen schon um sich gegriffen. Erst wenn die monarchisch-reactionären Umstürzler einige Erfolge erzielt hätten, erst dann würden die Prätendenten eine Gefahr für die Republik bilden, nicht des-

wegen, weil sie in einigen Gemeinderäthen mehr Stimmen erhielten, sondern weil diese Thatsache als ein Symptom des Niederganges der Republik ausgebeutet würde und weil die Unentschiedenen und Vortheilsüchtigen, die stets „mit dem Strom schwimmen" und als die Ersten ankommen wollen, die Schaar der Gegner in gefahrvoller Weise vergrößern würden. Ein Umschwung vollzieht sich in Frankreich schnell, das zeigt die Geschichte dieses Landes zur Genüge. Ein erster Erfolg bei den Gemeindewahlen gäbe das Signal zum großen Sturm auf die republikanischen Positionen für die Kammer-Wahlen im nächsten Jahre. Haben die Reactionären an der öffentlichen Unzufriedenheit, an dem schlechten Gang von Handel und Industrie, ferner an den Zwistigkeiten zwischen den arbeitenden Klassen und der Kapitalswelt gut ausgenutzte Helfer, dann können die nächste Kammer und der erneute Senat vermöge der bedeutenden Stärkung der Rechten die Thatkraft der Republikaner lähmen und das System zur völligen Ohnmacht, zu unfruchtbaren Kämpfen ums Dasein und zur Unzufriedenheit seiner Anhänger verdammen. Aber selbst wenn der Angriff bei den nächsten Gemeindewahlen von den Republikanern siegreich abgewiesen wird und die Monarchisten sich wieder beschämt in ihre Unmacht zurückziehen müssen, selbst dann ist die Situation eine die öffentliche Aufmerksamkeit im höchsten Grade bedürftige. Das Land bete zum Himmel um eine reiche Ernte. Eine gute Ernte kann Vieles mildern und die Aufgabe erleichtern, welche die republikanischen Politiker durchführen müssen, damit Frankreich industriell, commerziell und finanziell die seinen Ressourcen angemessene Stellung auch fernerhin behaupte.

Wilhelm Singer.

Der jetzige Stand der Elektrotechnik.

Von Gustav Weisbrodt.

Es ist merkwürdig, daß seit den Wundern und trotz der Wunder, welche das elektrische Licht in der Ausstellung in Wien vollbracht, es von diesem Licht verhältnißmäßig sehr still geworden ist. Sind die Elektriker, fragen wir unwillkürlich, auf ihren bisherigen Erfolgen eine Zeit lang auszuruhen willens oder sind sie vielleicht von der Ueberzeugung durchdrungen, daß diese Erfolge nur die ersten Schritte auf einem neuen Wege zu noch undefinirbaren Zielen bedeuten und daß dieser neue Weg noch nicht gebahnt worden?

Die Ausnutzung des elektrischen Lichts freilich ist im Ganzen und Großen als eine bereits gelöste Frage zu betrachten. Wir haben bei Verwendung von Regulatoren Lichtquellen in der Stärke von 5000 bis zu 10,000 und Glühlampen in der Stärke von ½ bis zu 500 Normalkerzen gesehen, wir wissen also, daß sich das elektrische Licht in den größten wie in den kleinsten Dimensionen ausnutzen läßt. Das Problem ist jetzt die Erzeugung des elektrischen Lichts.

Die Dynamomaschinen sind in dem Zeitraum, der zwischen der Pariser und der Wiener Ausstellung liegt, stark vorgeschritten. In Paris glaubte man schon stolz sein zu dürfen, wenn man versprechen konnte, mit ihnen das und das zu leisten; in Wien war man bereits so weit, mit Bestimmtheit erklären zu können, eine Maschine, die das und das zu leisten habe, müsse so und so construirt sein oder, umgekehrt, eine so und so construirte Maschine müsse und werde das und das leisten. In der Wiener Rotunde befanden sich Maschinen, welche während der ganzen Dauer der Ausstellung 10, 20, ja 40 Bogenlampen betrieben, sie barg sogar ein elektrisches Monstrum, welches 1500 Glühlampen mit elektrischem Strom versorgte. Schwerlich wird es Jemandem beifallen, solche Ungeheuer zu bauen, sondern man wird lieber drei Maschinen für je 500 oder fünf Maschinen für je 300 Lampen installiren wollen, denn wenn eine solche Maschine einmal den Dienst versagt, kann man eine Reserve einschalten und wird nicht ganz ohne Licht sein; aber wir haben nur die Thatsache constatiren wollen, daß der Bau so kolossaler Maschinen möglich ist. Noch einen weiteren Erfolg aber haben die Dynamomaschinen aufzuweisen. Wenn man früher solche Maschinen baute, beispielsweise für 6 Bogenlampen, so mußte man sie sämmtlich mit Strom speisen, weil, wenn bei dem ursprünglichen Kraftaufwand nur Eine Lampe in Function gesetzt wurde, durch den zu starken Strom die übrigen Regulatoren verdorben wurden oder weil die überschüssige Kraft der Maschine gleich in ihr (in der Maschine) sich in Wärme umsetzte und die Maschine verbrannte. Diese Schwierigkeiten sind durch die Compound-Schaltung — ihre Theorie ist kein Geheimniß, wohl aber sind die einzelnen Handgriffe nur den Fabrikanten bekannt — überwunden, angewendet zuerst von Schuckert in Nürnberg, aber demonstrirt von Egger und Kremenetzky in Wien. Die Firma experimentirte auf der Ausstellung mit einer für 6 Bogenlampen eingerichteten Maschine. Wenn nun der Strom dieser Maschine die 6 Bogenlampen betrieben hatte und dann, nach ihrer Ausschaltung, der ganze Strom auf eine Glühlampe concentrirt wurde, merkte man wohl beim Uebergang dieser Glühlampe eine gewisse Unbehaglichkeit an, aber nach kurzer Zeit gab sie, trotzdem die ganze Kraft aufgewendet und die Zahl der Rotationen nicht vermindert war, ein ruhiges und gleichmäßiges Licht. Wenn aber hierin ein Fortschritt zu verzeichnen, so ist der Kraftaufwand, der zum Betrieb des elektrischen Lichtes erforderlich, der gleiche geblieben. In Paris wurde constatirt, daß für Bogenlampen von 1000 Normalkerzen 1 Pferdekraft gebraucht werde oder daß man mit 1 Pferdekraft 10 Glühlampen von 16 Normallichtkerzen oder 16 Glühlampen von 10 Normalkerzen speisen könne. Daran hat sich nicht allein nichts geändert, sondern es wurde in Wien constatirt, daß jenes (in Paris gefundene) Verhältniß sich keineswegs mit allen, sondern nur mit den besten Maschinen erreichen lasse — ein Ergebniß, welches beweist, daß die elektrische Beleuchtung (vorläufig wenigstens) einen Kraftaufwand bedingt, der (vorläufig wenigstens) ihre allgemeine Einführung nicht gestattet. Wo die Kosten nicht wesentlich ins Gewicht fallen, bei der Luxusbeleuchtung also, oder dort, wo man von dem elektrischen Licht besondere Vortheile erwartet (größere Lichtintensität, geringere Wärmeentwickelung, absolute Gefahrlosigkeit u. s. w.), oder dort, wo die vorhandene Kraftquelle den Betrieb der Dynamomaschine ohne Erweiterung der Kraftmaschinen gestattet, oder endlich dort, wo man große Räume beleuchten und viele andere Flammen beseitigen will, ist das elektrische Licht sicher von hohem Werth, aber in allen andern Fällen ist es einfach zu theuer. Wenn auch vielleicht nur bis auf Weiteres. Wer dachte, als das Gaslicht noch neu war, auch nur entfernt an die Möglichkeit, mit der brennbaren Luft durch ein Leitungsnetz eine ganze Stadt zu erleuchten? Was mit dem Leuchtgas gelungen, wird hoffentlich auch mit dem elektrischen Licht gelingen.

Kommen wir jetzt zur elektrischen Kraftübertragung. Man scheint sie als Ausgangspunkt einschneidender socialer Reformen zu betrachten und hat dafür ein einfaches Recept zur Hand: es werden große Kraftcentren errichtet, die darin aufgespeicherte Kraft wird in Elektricität umgesetzt, diese Elektricität wird nach den uns bekannten Gesetzen über ein beliebiges Territorium geleitet, die Kraft wird an den kleinen Geschäftsmann abgegeben, das Handwerk hat seinen goldenen Boden wieder, die großen Fabriksunternehmungen sind ruinirt und die sociale Frage ist gelöst. Das Recept ist allerdings einfach, nur rechnet es mit nicht oder noch nicht existirenden Voraussetzungen. Wir sind eben mit der elektrischen Kraftübertragung noch nicht sehr weit gekommen; freilich datiren die betreffenden Versuche auch erst vom Jahre 1876. Auf der Münchener Ausstellung experimentirte der Franzose Deprèz im Großen: auf einem von der bayrischen Telegraphenverwaltung ihm zur Verfügung gestellten 4mm starken Eisendraht übertrug er die Kraft eines Wasserfalls in Miesbach nach dem Ausstellungspalast in München, die Elektrotechniker sagten das Mißlingen des Experiments voraus und es mißlang wirklich. Der Widerstand des (wie gesagt, 4mm. im Durchmesser haltenden) Leitungsdrahtes war so enorm, daß die nothwendig erforderliche Spannung in einzelnen Augen-

*

blicken eine Höhe erreichen mußte, daß die Maschinen verbrannten: nach acht Tagen mußte das Experiment eingestellt werden. Auf der Wiener Ausstellung spielte die elektrische Kraftübertragung nur eine bescheidene Rolle: die Société Gramme hob mit bedeutendem Aufwand von elektrischer Kraft große Wassermassen auf den Springbrunnen in der Rotunde, und die Firma Ganz und Comp. betrieb mit elektrischer Kraft zwei Mühlen. Eminent bewährt hat sie sich nur bei der elektrischen Eisenbahn im Prater, die täglich 50 Fahrten machte und nicht ein einziges Mal den Betrieb einzustellen genöthigt war. Alles in Allem: die elektrische Kraftübertragung ist möglich, aber es wird dabei noch mit so großem Kraftverlust gearbeitet, daß sie nur dort sich empfehlen kann, wo die primäre Kraft eine außerordentlich billige ist — ein Satz, der von einer hervorragenden Fachautorität dahin erweitert ist, daß sich im Bereich eines Kilometers von der Kraftquelle die Krafttransmission mit dem Drahtseil empfiehlt, daß sie in einer Entfernung von 30 Kilometer dann noch rentabel ist, wenn die primäre Kraft sich sehr billig stellt, daß sie aber, wie heute die Sachen liegen, auf weitere Entfernungen weder praktisch noch ökonomisch ist.

Gehen wir zu den Accumulatoren über. Was ist ein Accumulator? Jede Maschine, die dazu dient, Kraft in sich aufzunehmen, sie aufzuspeichern und sie im geeigneten Augenblick abzugeben; ein elektrischer Accumulator also nimmt die elektrische Kraft auf und bewahrt sie bis zu ihrer Verwendung. In der Wiener Ausstellung haben die Accumulatoren nur eine bescheidene Rolle gespielt. Als man auf der Pariser Ausstellung zuerst die Aufspeicherung der Elektricität erschaute, war man von einer gewissen Bewunderung erfüllt, aber gleichwohl vermochte Philippart keine Gesellschaft zusammenzubringen, die zur praktischen Ausnutzung der Accumulatoren Geld hergegeben hätte. Seitdem hat man von ihren Erfolgen wenig mehr gehört und in Wien waren sie in einem bescheidenen Winkel so versteckt aufgestellt, daß man lange suchen mußte, um sie zu finden. Freilich war die elektrische Beleuchtung des Kaiserpavillons von Accumulatoren besorgt und dieses Licht war unbedingt das schönste und ruhigste in der ganzen Rotunde; freilich wurden das elektrische Boot und die elektrische Eisenbahn ebenfalls mit Accumulatoren betrieben und diese functionirten ohne Unterbrechung in der befriedigendsten Weise. Aber dagegen hat die Power Storage Company erklärt, sie werde, nachdem sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Accumulatoren, die gegenwärtigen wenigstens, den an sie gestellten Anforderungen nicht entsprächen, wohl die vorhandenen Bestellungen noch ausführen, neue Bestellungen jedoch nicht mehr annehmen, und in Frankfurt hat Hofrath Stein die betrübendsten Erfahrungen mit Accumulatoren gemacht. Ueber ihren Werth hat sich also vorläufig noch kein allseitig feststehendes Urtheil gebildet. Auf der Ausstellung waren übrigens, das möchten wir zum Schluß anführen, vier Arten von Accumulatoren zu finden, von Faure, von Planté, von Sellon und Volkmar und von Schultze.

Nun das Telephon. Vor sieben Jahren war zum ersten Mal von einem von Graham Bell construirten Apparat die Rede, der die Form des menschlichen Ohrs habe und die Möglichkeit biete, die Schallschwingungen von einem Ort zum andern zu übertragen. Man glaubte damals noch, man habe es im glücklichsten Fall mit einem hübschen elektrischen Spielzeug zu thun, aber da kam die Pariser Ausstellung und führte es als eigentliches Verkehrsmittel ein, so daß in Wien die Telephonie nur wenig Aufsehen mehr erregen konnte. Wohl war die Form theilweise geändert, aber im Wesen war kein Fortschritt zu verzeichnen. Constatirt ist vorläufig nur — und auf dieser Erkenntniß fortzubauen, wird die Aufgabe der Zukunft sein — daß bei richtiger Anwendung der Elektricität ein stärkerer Ton hervorgebracht werden kann, als der Ton, der vor dem Aufgabstelephon gegeben wurde ... Auch die Telegraphie kann sich keiner großen Fortschritte rühmen; wohl hat die Ausstellung eine Reihe schöner und gediegener Telegraphenapparate gezeigt, aber des Neuen hat sie so gut wie nichts gebracht.

Dagegen füllt die Galvanoplastik eine der glänzendsten Seiten in den Annalen der Ausstellung. Die Galvanoplastik ist eben etwas Abgeschlossenes: man weiß genau, daß, wenn man das und das leisten will, man das und das aufwenden muß, und man weiß umgekehrt, daß, wenn man das und das aufwendet, man das und das leistet. Dieses Abgeschlossensein hat es denn auch zu Wege gebracht, daß die Galvanoplastik bereits einen gewerbsmäßigen Betrieb aufweist. Etwas Abgeschlossenes zieht eben aus jeder Verbesserung Nutzen, und so ist sie durch die Erfindung der Dynamomaschine zu einer Großindustrie herausgewachsen und wendet sich bereits dem Kunstgewerbe zu. Die russische Abtheilung speciell wies Produkte der Galvanoplastik auf, die geradezu auf das Gebiet des Kunstgewerbes gehören.

Literatur und Kunst.

Trinklied.

Von Emanuel Geibel.*)

Thee beherrschet die Bezirke,
Wo die lange Mauer steht;
Heißen Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perser schlürft Sorbet.

Bei des Kumis hellem Gusse
Wird der Sohn der Steppe froh,
Quas und Fusel trinkt der Russe,
Walfischthran der Eskimo.

Schwärmt der Franzmann beim Champagner,
Glotzt der Britte stumm ins Ale,
Heißes Wasser trinkt der Spanier,
Kaltes Wasser — das Kameel.

Aber wir bekränzten Hauptes
Trinken unsres Stromes Wein;
Soll die Welt sich drehn, o glaubt es,
Muß die Welt auch trunken sein.

*) Die erschütternde Kunde vom Heimgang unseres größten Lyrikers seit Heine geht uns knapp vor Redactionsschluß zu. Der Verstorbene war bis zuletzt ein treuer Freund unseres Blattes, in dessen Spalten seit einem Decennium manch schöne Frucht seines poetischen Sinnens und erst kürzlich — in Nr. 4 — eine Würdigung seines dichterischen Lebenswerkes (bei Gelegenheit der eben vollständig gewordenen Gesammtausgabe seiner Schriften) erschienen ist. Ein Mitarbeiter der „Gegenwart" sendet uns das obige einst in fröhlichem Freundeskreise improvisirte Lied Geibels, das damals sofort nach der Melodie der 9. Symphonie Beethovens (Freude, schöner Götterfunken) gesungen und auch niedergeschrieben, aber niemals veröffentlicht wurde. „Schnell saß einer der Zechgenossen am Flügel," schreibt uns unser Gewährsmann v. U. über die Entstehung des drolligen Gedichtes, „Ton und Vers vereinigte die weinselige Begeisterung; glatt ergossen sich die werdenden Strophen dahin, nur bei dem Reim auf „Ale" zögerte Geibel einen Augenblick, bis er den passenden fand, der dann unsere vollste Heiterkeit erregte. Gewiß ist das reizende Trinklied werth, der Vergessenheit entrissen und componirt und in froher Erinnerung an den Unvergeßlichen viel gesungen zu werden." D. R.

Ueber die Entthronung der Philosophie.

Von Otto Caspari.

Man wird nicht behaupten wollen, daß sich das Leben der Wissenschaften ganz unabhängig von denjenigen Erlebnissen, Gedanken und Vorstellungen vollzieht, die im praktischen Leben von den Völkern untereinander und im Staatsleben insbesondere gemacht werden. Daher nimmt es nicht Wunder, daß nach der französischen Revolution, mit der im Staatsleben der Absolutismus streng genommen überwunden wurde, auch allmählich an den Grundsäulen derjenigen Wissenschaften gerüttelt wurde, welche sich stützten auf ein absolutes Dogma, oder auf ein Axiom, das man seiner Festigkeit nach für absolut und unverbrüchlich ausgegeben hatte. Dieser Proceß des skeptischen Rüttelns an allen Dogmen und staatlich absoluten Formen ging praktisch wie geistig sogar fast zu gleicher Zeit in der Geschichte vor sich, und während die staatlich gereifteren Franzosen mit revolutionärer Gewalt alle Formen des Absolutismus zertrümmerten, war es den allerdings durch die Kleinstaaterei viel ohnmächtigeren und unreiferen Deutschen doch schon zur selbigen Zeit — nämlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — beschieden, den gleichen Kampf in der Gedankenwelt und in den Wissenschaften aufzunehmen. Was sich daher bei uns durch den großen geistigen Revolutionär Kant in aller Stille vollzog, geschah dort auf der Arena des Staatslebens unter den furchtbarsten politischen Convulsionen. War durch die Franzosen der Absolutismus gestürzt worden, so wurde bei uns in Deutschland durch die Anstöße Kants der Dogmatismus zu Grabe getragen. Wie der absolute Staat, so hatte sich von nun an auch die absolute Philosophie überlebt. Noch mehrmals zwar flackerten die alten Bestrebungen im Gebiete der philosophischen Wissenschaft von Neuem auf, auch hier ähnlich wie es im Staatsleben geschah, aber die ursprüngliche Macht war gebrochen. Kein Wunder daher, daß die zerstörenden Kräfte immer fortwühlten, und jetzt nun selbst im Wissenschaftsleben Consequenzen zu Tage treten, die man scharf ins Auge zu fassen hat.

Nachdem man den Absolutismus der philosophischen Bevormundung erschüttert hatte, hat auch die Philosophie mit Rücksicht auf ihre aristokratische Geburt den Versuch gewagt, ihre verlorene Position, kraft ihrer Privilegien, zurückzuerobern. In besonderem Maße waren es vor kurzem erst bekanntlich die nachkantischen Epigonen, und unter ihnen namentlich die Idealisten, welche von Neuem darauf drangen, daß sich alle Wissenschaften der Philosophie als oberste Wissenschaft (als Wissenschaft der Wissenschaften) zu fügen und unterzuordnen haben. Von Neuem wurde an die Bestrebungen der Alten angeknüpft und der Werth des Systems scharf betont, in das sich als eine Grundeinheit alle Einzelwissenschaften einzugliedern haben. Indessen ist dennoch dieser erneuerte Versuch gescheitert, und zwar aus den nämlichen Gründen, wie früher. Der moderne Idealismus war eine dialektische Wissenschaft, gegen welche sich die empirischen Wissenschaften mit ihrer vorwiegend inductiven und experimentellen Methode um so mehr verwahrten, als sie Thatsachen aufbringen konnten, welche sich in das Prokrustusbett dieser philosophisch-dialektischen Constructionssysteme nicht hineinbringen ließen. Nach einem abermaligen noch tieferen Sturz war daher die Philosophie gezwungen sich in ihr Schicksal zu ergeben, und sie hatte zunächst bei sich selbst Einkehr bezüglich ihrer neuen Stellung zu halten. Durch den philosophischen Rückgang auf Kant, den großen Zertrümmerer von Dogmatismus und Absolutismus, ist dies denn auch geschehen, und es hat unter solchem Einflusse nicht an Ansichten gefehlt, die sich über die neue, in gewissem Sinne depossedirte Stellung der Philosophie wissenschaftlich verbreiteten.

Ueberblickt man die hervorragendsten Anschauungen hierüber, so lassen sich deutlich zwei Richtungen erkennen, von denen die eine dem Particularismus aller Einzelwissenschaften in gewisser Weise das Wort redet. Die Philosophie soll nach ihr ebenfalls zu einer Art von Specialwissenschaft degradirt werden.

Mit dieser Anschauung ist A. Riehl neuestens hervorgetreten; nach ihm soll die Philosophie sich vollständig allen übrigen gleich berechtigten Wissenschaften coordiniren, und sie soll sich dem entsprechend ihr particuläres Object in der Wissenschaft aufsuchen. Als solches vindicirt ihr unser Forscher vor Allem die Erkenntnißlehre; Philosophie, sagt er daher, ist speciell nichts Anderes, wie sogenannte Erkenntnißwissenschaft. Damit hätte dann die depossedirte Exkönigin doch wenigstens eine Stellung und specielles Handwerk gefunden, durch welches sie sich in der wissenschaftlichen Demokratie und Republik nützlich machen könnte. Das wäre nun gewiß recht schön, wenn nur die übrigen Wissenschaften, nachdem sich die Philosophie so um ihre Autorität gebracht sieht, noch hinreichend auf sie achten würden, indessen, da unter solcher Form die Autorität nun einmal geopfert wurde, findet es sich, daß sie ohne Zweifel von den aufstrebenden Schwestern sicherlich an die Wand gedrückt wird. Denn in der That, was soll und will noch eine den übrigen Wissenschaften nebengeordnete sogenannte Erkenntnißwissenschaft bedeuten? Entweder lehrt sie und findet hier solche Resultate, welche ihr wiederum unter den andern Einzelwissenschaften Autorität und Prärogative verleihen, so erhebt sie sich wieder zu einer Art von aristokratischer Stellung über den Parteien; oder aber sie findet solche nicht, so wird sie ohne Zweifel hiernach nur eine Art von physiologischer Philosophie, und damit schließlich doch von einer Gesammtphysiologie (d. h. von der Alles usurpirenden Naturwissenschaft) verschlungen werden. Diese Consequenz ist daher denn auch von anderer Seite ganz scharf erkannt worden, und es ist merkwürdig, daß gegen sie kein Anderer neuestens Einspruch erhebt, als W. Wundt in Leipzig, der, obwohl eigentlich Physiologe, doch der Philosophie ein gewisses höheres Recht und Prärogativ gewahrt wissen will. Nach Wundt ist die moderne Philosophie nicht nur Erkenntnißwissenschaft, sondern sie hat eben als solche vor Allem ein logisches Vermittlungsgeschäft zu vollziehen, das seine Absicht darauf richtet: die einzelnen Special- und Particularwissenschaften nicht in kämpfende, einander vernichtende Parteien auseinanderfallen zu lassen; da unter solchen Umständen der Staat der Wissenschaften Aehnliches erleben müßte, wie ehedem das große deutsche Reich unter dem mächtigen Einflusse seines schroffen politischen Particularismus. Wundts Ansicht ist jedenfalls discutabel und beherzigenswerth; aber die Kritik wird zu forschen haben, durch welche Mittel er den hinreichend zugkräftigen Kitt zu beschaffen gedenkt, um die durch Vermittelung angestrebte Einheit des wissenschaftlichen Gesammtreiches zu erzielen. Das durch Wundt hervorgehobene Einheitsstreben ist ganz gewiß ebenso im Reiche der Wissenschaften berechtigt, wie es das nämliche politische Streben im deutschen Vaterlande gegenüber den Einflüssen des Partcularismus von jeher gewesen war. Nun aber hat uns der große Zertrümmerer Kant gezeigt, daß es in der Wissenschaft eine Art von metaphysischem Einheitsstreben gibt, das sich gar leicht als eine bloße Illusion, oder wie ein hochgeachteter moderner Kantianer (nämlich Albert Lange) sagte: als eine bloße Dichtung ausweist, die zwar nützlich, schön und angenehm, nicht aber im streng wissenschaftlichen Sinn auch nothwendig und beweisbar sei. Diese inzwischen sehr modern gewordene Ansicht hat ganz gewiß dazu beigetragen, sehr viele Philosophen unmuthig und verzweiflungsvoll zu machen. Es müßte daher unter solchen Umständen im jetzigen Gesammtstaate der Wissenschaften bei einem völlig sich einbürgernden wissenschaftlichen Particularismus, oder vielleicht bei einer (wie nicht verhehlt werden soll) zeitweise einreißenden Anarchie verbleiben, wenn wir nicht bei Kant im Grunde bessere und tiefere Fingerzeige vorfänden, welche in methodologischer Hinsicht auf die neu einzunehmende Stellung der Philosophie zu den Einzelwissenschaften hinweisen. Ich kann nicht finden, daß man im Sinne von Kant auf gewisse Prärogative hinsichtlich der Stellung der Philosophie zu den übrigen Specialwissenschaften gänzlich verzichten kann. Ganz gewiß wird man nicht wieder in den überwundenen früheren Absolutismus fallen können, und so darf man Fichte hierüber nicht beistimmen, wenn er in seiner Wissenschaftslehre die Philosophie als die Grundwissenschaft angesehen wissen will, welche den übrigen Wissenschaften vorausgehe, und

jeder einzelnen ihre Grundbegriffe fertig zu übergeben habe. Dies wäre ein Rückfall in die ehemalige mit Unrecht geübte Bevormundung aller Specialwissenschaften. Es hieße aber anderseits die Philosophie ganz aufheben, wollte man sie wie Riehl den übrigen Wissenschaften nur als eine verfeinerte Physiologie, Psychologie oder Erkenntnißwissenschaft coordiniren; denn hat sie auch keine besondere und höhere Methode zur Bearbeitung ihres Materials, so besitzt sie doch von vornherein ganz andere umfassendere Objecte, und in jedem Falle ein viel umfassenderes allgemeineres (synthetisches), und somit zugleich ein ganz besonderes höheres Princip. Erkennt doch auch Wundt (als ehemaliger Physiologe) willig an, daß Philosophie immerhin in dem Sinn Wissenschaftslehre sein und bleiben muß: „daß sie die Methoden und Ergebnisse der Einzelwissenschaften als den eigentlichen Gegenstand ihrer Forschungen betrachtet — ihr letztes Ziel bleibt dabei immer die Gewinnung einer Weltanschauung, welche dem Bedürfniß des menschlichen Geistes nach der Unterordnung des Einzelnen unter umfassende theoretische und ethische Gesichtspunkte Genüge leistet. Dieses Bedürfniß," sagt er weiter, „existirt heute wie immer, und keine andere Wissenschaft kann dasselbe befriedigen. Denn die Gesichtspunkte, zu denen die Einzelforschung gelangt, sind nothwendig einseitig und beschränkt. In nichts zeigt sich dies augenfälliger als in den Widersprüchen, die sich sogar zwischen einander nahe stehenden Wissenschaften in Bezug auf die ihnen gemeinsamen Begriffe herausstellen. Eben darum aber bedarf die Philosophie bei ihrer Untersuchung der allgemeinen wissenschaftlichen Principien des vollen Unterbaues der Einzelwissenschaften. Nur wenn sie sich auf ihn stützt, kann sie sich zugleich der Hoffnung hingeben, daß auch ihre Ergebnisse wieder klärend und fördernd auf die einzelne Forschung zurückwirken werden."

Man wird Wundt voll und ganz zustimmen können; aber man muß von ihm, wie schon hervorgehoben, alsdann auch fordern, daß er zugleich auch das so angesprochene autoritäre Princip aufweist und anerkennt, das hinreicht, um diese Stellung der Philosophie als eine oberste, alle Einzelwissenschaften einander vermittelnde Allgemeinwissenschaft zu legitimiren. Gerade dieses aber hat Wundt uns in seinem neuesten Werke über Methodologie zu zeigen vergessen, obwohl uns ein gründliches Kantstudium deutlich auf ein solches oberstes und vermittelndes Princip hinweist. Nach Kant haben wir anzunehmen, daß alle Specialwissenschaften bezüglich der von ihnen angenommenen Axiome und Ausgangspunkte, methodologisch betrachtet, analytisch verfahren; denn obwohl sie alle das synthetische Moment innerhalb der Bearbeitung ihrer speciellen Stoffe nicht wohl entbehren können und dürfen, so verwerthen sie doch die Synthese selbstverständlich nur in einem verhältnißmäßig untergeordneten Maße, mindestens keinesfalls in dem Umfange wie die Philosophie. Wahrhaft synthetisch in reinem und umfassendstem Maße verfährt methodologisch allein die Philosophie, sie ist daher ohne Zweifel die höchste synthetische Wissenschaft; denn ihre Erklärungen müssen von Grundsätzen ausgehen, welche alle Gebiete gleichmäßig zu berühren und zu durchdringen im Stande sind. Will nun aber die Philosophie durch eine richtig gebildete Synthese alle Einzelnwissenschaften wirklich miteinander vermitteln, so ist leicht zu erkennen, daß die Natur dieser Synthese eine gewisse Höhe der Abstraction erfordert, während anderseits diese doch auch wiederum nicht so überspannt werden darf, daß die Verbindung zu den Specialwissenschaften hiermit zerreißt und nicht mehr deutlich aufweislich ist. Dies ist das hierüber von Kant gestellte Problem. Unschwierig wird man erkennen, daß dasselbe von allen den Schulen falsch gelöst wird, welche hierüber in Skepsis verfallen und die zu findende oberste Synthese gar nicht aufsuchen. Aber diesen Skeptikern gegenüber gerathen auch diejenigen Schulen (der Dogmatiker) in einen Abgrund, der darin besteht, daß sie die zu fassende Synthese rein intelligibel, d. h. in einem geistigen, abstracten Jenseits (rein Transcendentem) suchen, aus dessen Gebiet heraus eine Vermittelung mit dem diesseitig Concreten und Individuellen (Thatsächlichen) der Specialwissenschaften nicht mehr gefunden werden kann. Man wird Kant nur dann in methodologischer Hinsicht verstehen lernen, wenn man erkennt, mit welchen Mitteln er die Skeptiker bekämpft, während er die Dogmatiker, die mit ihren Principien und obersten Synthese in eine verworrene abstracte, rein intelligibele Metaphysik übergehen, zu widerlegen sucht. Wie und in welcher Weise man das Allgemein-Nothwendige (als allgemeines oberstes Princip) mit dem concret Individuellen zu vermitteln hat, das hat uns Kant bekanntlich dargethan in der „Kritik der Urtheilskraft". Sollen methodologische Fragen gelöst werden, so kann das daher nur mit Rücksicht auf Kant und vornehmlich auf die Kritik der Urtheilskraft geschehen. Die Urtheilskraft hat, methodologisch betrachtet, bekanntlich die Vermittlerrolle zu übernehmen, um die von den Wissenschaften des äußeren Erfahrungsumkreises (Naturwissenschaften) beschriebenen und klargelegten Thatsachen durch die inneren geistigen Werthurtheile (des apriori), wie uns solche hauptsächlich in der Ethik und Aesthetik geliefert werden, zu ergänzen und in einen einheitlich logischen Zusammenhang zu bringen. Eben diese logisch-synthetische Vereinheitlichung der Ergebnisse aller Specialwissenschaften ist das besondere methodologische Geschäft der Philosophie. Aber weil eben diese mit den Werthurtheilen umgehende synthetische Wissenschaft allein als Philosophie betrachtet werden darf, muß man um so bestimmter und nachdrücklicher fordern, daß sich alle Specialwissenschaften, sie mögen im äußern oder innern Erfahrungsumkreise forschen, von dieser Fällung von Werthurtheilen (die auf Logik, Aesthetik und Ethik hinweisen) völlig fern halten. Alle Einzelwissenschaften der Naturlehre bleiben daher in ihren Ergebnissen stehen bei den Darlegungen, welche ihnen das zur Klarlegung der raumzeitlichen Verhältnisse am meisten dienliche Instrument der Mathematik gewährt. Nur erst die Philosophie bleibt hierbei nicht stehen, sondern bildet die mathematischen und logisch-systematischen Ergebnisse in der allgemeinen Vernunfterkenntniß um: in mathematisch-ästhetische und ethisch verständliche Formen.

Die Naturwissenschaften mögen daher ihre Stoffe systematisch ordnen oder historisch-genetisch erklären, es ist Alles recht, sobald sie eben nur diese Werthurtheile nicht hineinmischen, um darauf hin Schlüsse und Folgerungen oder Hypothesen zu bilden. Denn geschieht dieses, beschränken sie sich nicht auf diese descriptive Darlegung im weiteren Sinne, so beginnen Verwirrungen, d. h. unklare Mischungen von Philosophie und Specialwissenschaften, so daß leicht Fälschungen des Thatbestandes hieraus resultiren. Umgekehrt aber nun hat der Philosoph wieder um so mehr die Pflicht, alle Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu vermitteln, um dieselben mit den Werthurtheilen der Ethik und Aesthetik tiefer zu durchleuchten und in einheitlich verständliche Verbindung zu bringen. Nur die strengste Arbeitstheilung in der Methode von Philosophie gegenüber von Description und Naturwissenschaft kann daher anderseits auch nur ein ersprießliches Zusammenwirken beider so nothwendig zu einander gehörigen Gebiete beständig ermöglichen. Nur der Philosoph, und zwar er allein, hat methodologisch die Aufgabe, die Geisteswissenschaften (Ethik und Aesthetik), die sich auf Werthurtheile stützen, mit den Naturwissenschaften aller Erfahrungsgebiete zu versöhnen und synthetisch zusammenzufassen. In diesem methodologisch obersten synthetischen Geschäft, das über die Specialwissenschaften hinausführt, liegt zugleich das unumstößliche Prärogativ dieser Wissenschaft. Man würde die ganze Philosophie Kants mißverstehen, wollte man ihr dieses rauben und ihre Directiven und Abschlüsse durch die Ethik und Aesthetik für überflüssig halten. Wer dies versucht, täuscht sich über die Menschennatur, die in sich ein einheitliches Bewußtsein trägt, eine Einheit, über welche man nicht hinwegspringen kann, und die somit nothwendig im Endergebniß zu einer obersten Synthese als Ziel und Regulativ für alle Wissenschaften hindrängt. Würde man ein solches methodologisches Geschäft dem Philosophen absprechen, oder würde man überhaupt eine Philosophie nicht mehr in solchem Sinn gelten lassen, so müßte durch Widersprüche, die sich zwischen den einzelnen emancipirten Wissenschaften ergeben, ein zwiespältiger Kampf anbrechen, der jederzeit zur Anarchie des wissenschaftlichen Gesammtgebietes hinführt. Anderseits aber, wie

wir aus obigen Erörterungen erkannt, ist die Zeit vollständig vorüber, in welcher die Philosophie rein durch sich selbst, und ohne die constitutionelle Mitwirkung der Specialwissenschaften, ein Princip zu finden trachtete, mit dem sie alle die Einzelwissenschaften meisterte und bevormundete. So also müssen wir, ohne die Prärogative der Philosophie (als Stellung über den Partialwissenschaften) aufzugeben, im Hinblick darauf die Anarchie und den Absolutismus im Gebiete der Wissenschaften, ähnlich wie im Staatsleben, gleichmäßig ausschließen.

Gregorovius' „Kaiser Hadrian".

Besprochen von Georg Winter.

Man hat die mit Trajan und Hadrian beginnende Epoche der römischen Kaiserzeit als die glücklichste Epoche der Menschheitsgeschichte überhaupt bezeichnet, und wohl mag sie dem an die furchtbaren Despoten des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gewöhnten Zeitgenossen als solche erschienen sein. Jedenfalls ist sie diejenige gewesen, in welcher die erhabene Idee einer Gemeinschaft des gesammten Menschengeschlechtes ihrer Durchführung scheinbar am nächsten gewesen ist: die großen Hervorbringungen des Alterthums, die römische und hellenische Cultur, waren, nachdem jede die ihr eigene universelle Aufgabe gelöst hatte, zu einer neuen Einheit verschmolzen, und zugleich war durch die Entstehung der ersten Weltreligion die Grundlage gegeben, von welcher aus diese neue Einheit zu einer höheren, über sie selbst hinausführenden Wirksamkeit erhoben werden konnte.

Eben um diese großen dem römischen Imperium innewohnenden Aufgaben einer definitiven Lösung entgegenzuführen, hat Hadrian, der auch hierin eine neue Epoche anbahnt, auf eine weitere Ausdehnung des römischen Weltreichs nach Osten hin, die noch Trajan erstrebt hatte, verzichtet und damit den Grund zu einer Epoche des allgemeinen Friedens gelegt, wie sie die Menschheit seitdem nicht wieder erlebt hat. Just in der klaren Erkenntniß und Durchführung der friedlichen Aufgaben seiner Macht liegt die eminente Bedeutung, welche Hadrian trotz aller seiner Schwächen und seiner chamäleonartig wechselnden Charaktereigenschaften vom universalen Standpunkte aus zukommt. Für die Erhaltung der antiken Cultur, für die Durchdringung der gesammten Welt mit deren Elementen hat er Unermeßliches geleistet. Und darum erscheint er uns in vieler Hinsicht so modern, so allgemein menschlich-verständlich trotz aller der räthselhaften Gegensätze, welche seine Natur in sich vereinigte. Wie die großartigen Sammlungen seiner tiburtinischen Villa gleichsam einen Mikrokosmos der gesammten antiken Kunst darstellen, wie aus ihnen die Denkmale derselben in fast unübersehbarer Fülle in alle europäischen Museen geströmt sind, so repräsentirt seine Regierung überhaupt die Gesammtheit der idealen und realen Kräfte, auf denen die antike Cultur beruhte.

Dieses universale Moment ist es, welches die Darstellung der Regierungszeit Hadrians in Rankes Weltgeschichte so ganz besonders anziehend gemacht hat. Und was dort in großen, genialen Skizzen vor dem Leser entrollt wird, das erscheint dann in dem Werke, welchem die vorliegenden Zeilen gewidmet sind*), in liebevoller Detailmalerei, in der plastischen Gegenständlichkeit eines in kleinerem Gesichtskreise gehaltenen, aber in um so verständlicheren und concreteren Formen ausgeführten Gemäldes. Beruht die ganze Eigenart und großartige Bedeutung der Rankeschen Auffassung vornehmlich in der Darstellung der universalen Elemente, in deren Mitte Hadrian seine Wirksamkeit entfaltete, sucht sie vor Allem verständlich zu machen, inwiefern in dem großen Fortgange der universalen Begebenheiten dem Kaiser Hadrian eine eigenartige Wirksamkeit zugeschrieben werden darf, so erscheint bei Gregorovius diese Epoche aus dem universalen Zusammenhange losgelöst, als ein einzelnes Gemälde, aus der Fülle der Erscheinungen herausgegriffen, aber doch in seinen Motiven und Ausführungen auf die Momente der Gegenwart und Vergangenheit hinweisend, seine Darstellung ist gleichsam ein Querschnitt durch die ganze große Epoche, in welcher Hadrian als eine der bedeutendsten Erscheinungen zu betrachten ist. Indem Gregorovius, räumlich und zeitlich, eine Schilderung der gesammten römischen Welt, welche damals mit der Culturwelt überhaupt identisch war, zur Zeit Hadrians gibt, wirft er stets zugleich einen umfassenden Blick auf die Elemente der Vergangenheit, die in den Ereignissen, die er schildert, noch fortwirken. Die Vereinigung dieser geistvollen und in glänzender, oft enthusiastischer Sprache geschriebenen Cultur- und Sittenschilderungen mit einer Innehaltung der zeitlichen Grenzen, welche ihm seine Aufgabe steckte, ist ihm namentlich darum so vortrefflich gelungen, weil die berühmten Reisen, auf denen Hadrian fast unausgesetzt die sämmtlichen Gebiete seines schier unermeßlichen Reiches besichtigte, gleichsam von selbst den Rahmen für eine lange Reihe von Wandelbildern gaben, in denen uns die Länder der römischen Universalmonarchie in ihrer eigenthümlichen und doch gleichartigen Cultur und Sitte vor Augen geführt werden. Mag er nun den Aufenthalt des für die hellenische Kunst begeisterten Kaisers in Athen, seine umfassende Bauthätigkeit in dieser Metropole des hellenischen Geistes oder seine abenteuerliche und romantische Fahrt den Nilstrom hinauf, seine Reisen nach Troas und dem fernen Orient oder seine großartige Bauthätigkeit in seiner tiburtinischen Villa schildern, immer und überall werden wir von seiner Darstellung gepackt und hingerissen, weil sie niemals bei den isolirten Erscheinungen einer längst entschwundenen Zeit stehen bleibt, sondern immer die innern Zusammenhänge mit der allgemeinen Cultur zeigt, die ja nicht in letzter Linie auf den Hervorbringungen jener Zeit beruht.

Und dieser Zusammenhang wird uns dann auch noch von einer andern Seite veranschaulicht. Es ist kein Zufall, daß in derselben Zeit, in welcher das Christenthum sich definitiv und völlig von der nationalen Befangenheit des Judenthums loslöst, auch in der römischen Ideenwelt zum ersten Male der Gedanke der allgemeinen Humanität, der Gemeinschaft des Menschengeschlechts emportaucht. Der Gedanke der allgemeinen Menschenrechte ist nicht erst in der Zeit der französischen Revolution entstanden, er verdankt eben jener Epoche, in welcher sich das Kaiserthum zum ersten Male seiner friedlichen Culturmission ganz und voll bewußt wird, Ursprung und Fortentwickelung. Wenn noch der größte Denker des antiken Hellenenthums, Aristoteles, mit voller Schärfe an dem Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren festhält und die Sklaverei für eine naturnothwendige Einrichtung hält, wenn das Römerthum in der ganzen bisherigen Epoche in dem Sklaven nur den rein sächlichen Besitz gesehen hatte, so war Hadrian der Erste, der hierin eine Wandlung anbahnte, indem er die willkürliche Tödtung der Sklaven verbot: es ist das eben ein Produkt der allgemeinen Richtung, welche der menschliche Geist in Folge des Aufhörens der nationalen Besonderheiten genommen hatte. Der Gedanke einer ideellen Gleichberechtigung aller Menschen ist allerdings in voller Klarheit aus rein religiösen Motiven zuerst von dem Christenthum ausgesprochen und bis zu einer gewissen Grenze durchgeführt worden, im Keime vorhanden war er schon in dem philosophischen System der Stoa, wie es sich eben damals gestaltete. Es ist bekannt, daß man daraus gefolgert hat, daß einige hervorragende gräco-römische Philosophen, vor Allem Seneca, wirklich geheime Christen gewesen seien: im Gegensatz hierzu weist Gregorovius mit voller Klarheit darauf hin, daß diese Annahme weder erwiesen noch nothwendig ist, weil eben die allgemeine Cultur, indem sie sich über den Erdkreis erstreckte, mit einer gewissen Nothwendigkeit zu ähnlichen Gedanken gelangen mußte.

Meisterhaft hat nun Gregorovius geschildert, in welcher Weise Hadrian an der allgemeinen geistigen Bewegung, die sich so vollzog, theilnahm: wie er, ein Philhellene durch und durch, nicht blos receptiv, sondern auch productiv sich an der Entwickelung der Wissenschaft und Kunst betheiligte. Auch er ist

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

wie Mark Aurel und Friedrich der Große, wenn auch nicht in dem umfassenden und sittlich-idealen Sinne wie diese, ein Philosoph auf dem Throne gewesen: freilich ein skeptischer, zuweilen frivoler, in seinen sittlichen Ueberzeugungen schwankender und wankelmüthiger, aber doch immerhin ein Philosoph. Wie er selbst Verse schrieb und Memoiren über seine Regententhätigkeit verfaßte, so hat er durch seine kolossale Bauthätigkeit, durch seine freigebige Unterstützung jeder Gattung der Kunst dieser einen Impuls gegeben, welcher sie zu einer, wenn auch vorübergehenden, Nachblüthe, gleichsam zu einer Art von Renaissance des Antiken befähigte. Gerade wo Gregorovius diesen eigenthümlichen Zug der Zeit Hadrians zur Nachbildung früherer Vorbilder auf literarischem wie künstlerischem Gebiete schildert, ist seine Darstellung von höchstem Interesse und packender Ueberzeugungskraft. Daneben hat Gregorovius sich aber auch den Schattenseiten in dem Charakter und der Regierungsweise Hadrians nicht verschlossen: im Gegentheil liegt gerade in der musterhaften Objectivität, mit der er ein alle Seiten seiner Thätigkeit umfassendes Bild zu geben bestrebt ist, einer der größten Vorzüge des Werkes, welches überall auf den umfassendsten Quellenstudien beruht. Die maßlose Eitelkeit, die den Kaiser erfüllte und sich namentlich in dem hohen Werthe, den er seiner eigenen göttlichen Verehrung durch das in Knechtssinn versunkene Griechenvolk beimaß, sein Neid gegen fremdes Verdienst, seine ruhelose und unstäte Natur werden ohne jeden Umschweif zugestanden. In besonders vortheilhaftem Lichte erscheint dieses Streben nach unbedingter Objectivität bei seiner Darstellung des räthselhaften, jedenfalls aber für den Charakter des Kaisers wenig vortheilhaften Verhältnisses zu Antinous. Daß Hadrian in der Liebe zu diesem schönen Jünglinge ebenfalls ein Nachahmer der griechischen Sitte oder vielmehr Unsitte gewesen ist, wird rückhaltlos zugegeben, der räthselhafte Tod des Antinous im Nil zwar nicht direct dem Kaiser zur Last gelegt, aber doch die Möglichkeit dieser Sachlage zugegeben. Gregorovius schließt seine Ausführungen über diesen wenig erfreulichen Gegenstand mit dem Ausdruck des Wunsches, daß Hadrian von dieser Schuld freigesprochen werden könne. Mit voller Schärfe aber hat er dann wieder die Lächerlichkeit gegeißelt, welche der göttlichen Verehrung, die auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers dem verstorbenen Antinous gewidmet wurde, anhaftet.

Erhalten wir so in dem vorliegenden Werke einen umfassenden und das höchste Interesse erweckenden Ueberblick über das gesammte geistige und culturelle Leben jener Zeit und über den Antheil, welchen der Kaiser an demselben genommen hat, werden wir durch die Schönheit der Sprache und die Gewalt und Klarheit des Ausdrucks gefesselt und hingerissen, so dürfen wir uns diesem Genuß um so unbefangener hingeben, als wir überall das klare Bewußtsein und die durch Thatsachen belegte Erkenntniß haben, daß es die Arbeit eines mit sauberster Kritik und größter Vorsicht zu Werke gehenden Forschers ist, welche uns in diesem Werke entgegentritt. Der Verfasser zeigt eine umfassende Kenntniß aller neueren Forschungen auf diesem Gebiete, er hat sich aber keineswegs mit deren Zusammenstellung und Verarbeitung begnügt, sondern schöpft überall aus den originalen Quellen der Ueberlieferung, die er in oft sehr eigenartiger und geistvoller Art verwerthet.

Gerade hierdurch ist das Werk auch literarhistorisch interessant: es zeigt uns die großen Fortschritte, welche die Forschung über diese Epoche in den letzten Jahrzehnten gemacht hat; Gregorovius hat denselben Gegenstand schon vor einem Menschenalter behandelt: damals trat er als junger, unbekannter Gelehrter mit diesem Buch als erster wissenschaftlicher Leistung hervor. Dann wurde er mehrere Jahrzehnte hindurch durch andere umfassende Arbeiten in Anspruch genommen, unter denen wir namentlich an sein Hauptwerk, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter erinnern, die seine Ernennung zum Ehrenbürger von Rom zur Folge hatte. Jetzt, nach mehreren Jahrzehnten, ist er noch einmal zu dem Ausgangspunkte seiner Studien zurückgekehrt. Und so gründlich ist er dabei verfahren, so sehr hat er es sich angelegen sein lassen, alle die großen Funde an Inschriften, Denkmälern und Münzen, welche namentlich durch Mommsens rastlose Thätigkeit zu Tage gefördert sind, zu verwerthen, daß man in dem vorliegenden Werke jenes früher erschienene kaum wieder erkennt. Es ist keine Uebertreibung, wenn der Verfasser auf dem Titelblatte sagt: „Zweite, neugeschriebene Auflage." Denn in der That ist von dem alten Werke außer der äußeren Systematisirung kaum irgend ein Theil unverändert geblieben, wie denn das Werk auch auf das Doppelte seines früheren Umfanges angewachsen ist. Es ist ein schönes Denkmal wissenschaftlichen Fleißes und sorgsamer, gewissenhafter Kritik, und last not least: es erscheint in einem Gewande von solcher Schönheit und Farbenpracht, daß seine Lectüre jedem Gebildeten einen wahren und schönen Genuß bereiten wird; der Laie braucht nur den in den Anmerkungen für den Fachmann in gründlichster Weise zusammengestellten kritischen Apparat zu überschlagen, um seine Aufmerksamkeit dem Gegenstande selbst ausschließlich zu erhalten; wir sind überzeugt, daß er den Ausführungen des Verfassers mit großem Interesse, hier und da mit gespannter Begeisterung folgen wird.

Die ersten Deutschen in Amerika.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Am 6. October 1882 sind es zweihundert Jahre geworden, daß die erste deutsche Auswanderer-Gesellschaft die amerikanische Küste betreten. Es war ein kleines bescheidenes Häuflein von 13 Familien oder höchstens 40 Personen, welches am 24. Juli 1683 aus Crefeld ausgezogen und nach 45tägiger Fahrt im Delaware eingelaufen war. Seitdem sind Hunderttausende und Millionen unserer Landsleute jenen schlichten Leinewebern vom Rheine nachgefolgt, und jede deutsche Landschaft hat, die eine in höherm, die andere in geringerm Grade dazu beigetragen, das ursprünglich so unscheinbare Rinnsal deutscher Auswanderung zu einem mächtigen Strome anzuschwellen.

Es ist sonach zwar ein kleiner Anfang, aber ein Anfang zu großen Dingen, welchen man am 6. October v. J. diesseits und jenseits der Atlantis, in Crefeld und in Philadelphia (Germantown) gefeiert; und für uns, die wir weder an der einen noch an der anderen Stelle theilnehmen konnten, an der Feier, welche so große welthistorische Perspectiven nach der Vergangenheit und nach der Zukunft eröffnet, hat der Gedenktag eine Gabe hinterlassen, an welcher sich die Deutschen im Reich und die Deutschen in der Union gleichmäßig erfreuen mögen.

Es ist ein Buch unter den Titel: „Franz Daniel Pastorius' Beschreibung von Pensylvanien. Nachbildung der in Frankfurt am Main im Jahre 1700 erschienenen Originalausgabe. Herausgegeben vom Crefelder Verein für wissenschaftliche Vorträge. Mit einer Einleitung von Friedrich Kapp (Crefeld 1884). Das Buch und die Einleitung sind gleich lesenswerth. Die letztere erzählt uns kurz die Geschichte der Auswanderungsgesellschaft, an deren Spitze der genannte Franz Daniel Pastorius, der Verfasser des hier reproducirten Büchleins, stand.

Pastorius war am 26. September 1651 in Sommerhausen geboren, studirte in Altdorf, Basel und Straßburg die Rechte, ging dann als Hofmeister eines Junkers auf Reisen, wurde, nach Deutschland zurückgekehrt, mit den von Penn in Deutschland, namentlich in Frankfurt und Crefeld, für seine amerikanischen Besitzungen gewonnenen Mennoniten und Quäkern bekannt und entschloß sich, in Gesellschaft dieser „Gott fürchtenden" Menschen nach „der neuerdings erfundenen Provinz Pennsylvania, an denen Endgrenzen Americae in der Westwelt gelegen" überzusiedeln, dort eine Stadt Germantown anzulegen (sie bildet jetzt den 22. Stadtbezirk von Philadelphia) und daselbst „überdrüssig der gesehenen und gekosteten europäischen Eitelkeiten, nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen".

Pastorius verließ Frankfurt am 2. April 1683, kam am 11. nach Uerdingen und ging von da zu Fuß nach Crefeld. Hier

verhandelte er mit den Gebrüdern de Graeff und Tönis Küners, welche ihm sechs Wochen später über das Meer folgten. Dann fuhr er über Rotterdam nach London und traf hier die Vorbereitungen für seine Reise, die er mit einigen Begleitern am 6. Juni im Schiff „Amerika" antrat, worauf er in Philadelphia am 20. August landete.

Die Crefelder kamen etwas verspätet in Gravesend an und fuhren erst am 24. Juli mit dem ihnen von James Claypoole in London, einem Quäker und ihrem Reisegefährten, gecharterten Schiff „Concord" nach Pennsylvanien ab. Sie waren durchaus keine armen Leute oder Abenteurer, allein auch sie suchten in ihrer Flucht aus dem heimischen Elend das, was sie zu Hause nicht gefunden hatten, Gewissensfreiheit und eine Heimstätte, welche sie durch eigene Arbeit aufbauen und verschönern konnten.

Pastorius, als der Leiter der jungen Ansiedlung, ließ die ersten Hütten bauen, entwarf die städtischen Verordnungen und führte das heute noch vorhandene Stammgrundbuch, welches seiner Gefährten Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Mit derselben Umsicht traf er auch die ersten Gemeindeeinrichtungen, nannte die drei Bezirke des werdenden Ortes nach dessen ersten Ansiedlern und seinem eigenen Geburtsorte Crefeld, Kriesheim und Sommerhausen, war abwechselnd Friedensrichter und Bürgermeister, Notar und Lehrer, blieb aber immer der geistige Führer seiner Landsleute und vermittelte namentlich klug und verständig zwischen ihnen und den englischen Colonialbeamten. Penn schätzte ihn sehr hoch und nannte ihn „nüchtern, rechtschaffen, weise und fromm, einen Mann, der allgemein hoch geachtet wird und sich des unbescholtensten Rufes erfreut". Penns einflußreicher Secretär, Philipp Theodor Lehmann, Sohn des sächsischen Generalpächters Johann Georg Lehmann, machte mit ihm „vertrauliche Bruderschaft". Pastorius war nicht allein ein hochgebildeter und für seine Zeit gelehrter Herr, der sich vortrefflich auf seine alten Klassiker und auf Mathematik verstand, ja sogar in lateinischer Sprache recht artig dichtete und bald correct Englisch sprach, sondern, was der colonialen Ursprünglichkeit gegenüber noch viel schwerer wog, ein durch und durch praktischer Mann, dabei unabhängig und uneigennützig, stets hülfsbereit und mit seiner reichen Lebenserfahrung Jedem gefällig, der seine Dienste in Anspruch nahm. Pastorius war mit einem Wort ein Mann, der alle für seine Stellung nöthigen guten Eigenschaften in sich vereinigte, — für die Anfänge der jungen Niederlassung ein ungewöhnlich seltenes Glück. Natürlich waren diese Anfänge klein und erbärmlich. Die armen Leute wohnten im ersten Winter in elenden Hütten und nannten mit Galgenhumor ihre Germantown nur Armentown. Pastorius' Keller, der einzige Ort, der gegen den Regen geschützt war, diente Anfangs zu Berathungen. Aber als der Frühling herankam und man das Feld bebauen konnte, wurde es viel besser, und nach einigen Jahren begann schon ein bedeutender Aufschwung sich bemerkbar zu machen. Jede derartige neue Niederlassung ist zu allen Zeiten und unter allen Zonen in ihrer allmählichen Entwickelung vom äußersten Mangel bis zur verhältnißmäßigen Behaglichkeit und Fülle eine Robinsonade im Großen gewesen und hat stets die Anstrengung aller Geistes- und Körperkräfte des Ansiedlers herausgefordert. Pastorius, welcher bis zu seinem zu Ende 1713 erfolgten Tod der treue Berather und uneigennützige Vertreter der jungen Gemeinde blieb, hatte sich wie die meisten Deutschen den englischen Quäkern angeschlossen und erfreute sich bei ihnen desselben Ansehns wie bei seinen Landsleuten.

Pastorius hat auch der von ihm gegründeten Stadt ein Wappen gegeben, das bei unseren europäischen Heraldikern und „Wappenwissenschaftsmännern" wenig Beifall finden würde, und das er beschreibt, wie folgt:

„Auf dem Insiegel der Stadt sieht man ein Trifolium. Auf dem einen Blättlein ist ein Weinstock, auf dem anderen eine Flachsblume, und auf dem dritten eine Weberspule abgebildet. Darum steht die Inschrift „Vinum, Linum et Textrinum" (Wein, Flachs und Weberei), um anzuzeigen, daß man sich dies Orts mit Weinbau, Flachsbau und Handwerk mit Gott und Ehren ernähren wolle. Inmaßen wir friedsam und vergnügt leben, ohne Appetit des vergänglichen Reichthums; so wir nur Kleider und Nahrung in dieser unserer irdischen Pilgerschaft haben werden, so wenden wir übrigens unsere Augen allezeit vorwärts zu dem himmlischen Jerusalem, unserem rechten Vatterlande."

Wie ein Mann von dem Geist, den Kenntnissen und der Stellung des Pastorius europa-, ja sogar weltmüde werden konnte, das begreift man, wenn man einen Blick auf das damalige Europa wirft. Namentlich Deutschland hatte damals seine unglücklichste Periode.

Von Südosten drohten die Türken, von Nordosten die Schweden, von Westen die Franzosen, von Süden die Jesuiten und die Spanier, welche den letzten Funken der Gewissensfreiheit auszulöschen strebten. Das „Heidelberga deleta" und das „Brûler le Palatinat" waren die heroischen Acte, deren sich der allerchristlichste König von Frankreich in officiellen Actenstücken und auf Denkmünzen berühmte. Die Schweden schlossen uns von der Ostsee, die Holländer und die Spanier von der Nordsee aus. Die alten Handelsstraßen waren durch den Krieg verödet. Der Reichthum der freien Reichsstädte, wie Ulm, Nürnberg, Augsburg, war verschwunden. Die Bürger und Bauern waren zu Heloten herabgesunken. Die Reichsfürsten, namentlich die geistlichen, buhlten mit dem Auslande und ließen sich von demselben bezahlen. Die Regierungen „verstaatlichten" und monopolisirten alle wichtigeren Zweige wirthschaftlicher Production. Sie thaten es, um Geld zu gewinnen für „eine hochfürstliche Kammer-Cassa". Und diese bedurfte das Geld, um die stehenden Heere der Beamten, der Landsknechte und sonstigen Söldlinge zu bezahlen, „aufzubessern" und zu vermehren. (Der Großvater des Pastorius war auf einer friedfertigen Reise von Erfurt nach Mainz von den Landsknechten aufgegriffen, und da er nicht genug Geld bei sich führte, auf offener Landstraße buchstäblich todtgeprügelt worden.)

Am schlimmsten war es auf kirchlichem Gebiete, wo Katholiken und Protestanten, Lutheraner und Reformirte wider einander wütheten, und es nicht einmal erlaubt war, sich in irgend einen stillen Winkel der Neutralität zurückzuziehen; denn es war anerkannten Rechtens, „wem das Land gehört, dem gehört auch das Gewissen" (Cuius regio ejus religio); und in Folge dessen mußte jeder Unterthan alltäglich und allstündlich bereit sein, seinen Glauben zu wechseln, sobald dies dem Landesherrn einfiel.

Das trieb die Besten über den Ocean; und das Erste, was Pastorius in seinem Germantown in Pennsylvanien that, war, daß er William Penn veranlaßte, mit Zuthun der Allgemeinen Versammlung festzusetzen:

„Damit sich keine Sect über die andere erhebe, so soll ein jeder der Freiheit des Gewissens genieſſen, und soll niemand gezwungen werden einigen offentlichen Ubungen des GOttesdienstes beyzuwohnen, und soll keiner in seinem Glauben oder Religion verunruhiget werden."

Wenn ich diese Auswanderungsgeschichte lese, dann fällt mir immer ein Wort des verstorbenen Grafen Fritz zu Eulenburg ein, der in seiner Eigenschaft als preußischer Minister mit „Eulenburg I." bezeichnet wird. Als man im preußischen Abgeordnetenhause über die Zunahme der Auswanderung klagte und den Minister aufforderte, dagegen einzuschreiten, antwortete er:

„Ich kenne kein anderes Mittel, die Leute vom Auswandern abzuhalten, als daß man es ihnen hier so behaglich macht, daß sie im Lande bleiben."

Und als man kurz danach den Grafen Eulenburg ebendaselbst interpellirte, warum die Selbstverwaltungsgesetzgebung in das Stocken gerathen, da zuckte er elegisch die Schultern und sagte:

„Der Stein, der mir zum Heben zu schwer ist, den muß ich liegen lassen."

Eine Weile danach war er nicht mehr Minister. Dies nebenbei. —

Der alte Pastorius hat sich deutlicher über die Motive seiner Auswanderung ausgesprochen. Es ist eine Variation des alten:

„So hab ich denn von Ort zu Ort
Die Welt durchirrt auf flüchtigen Sohlen.
Maul-Christen hier, Maul-Christen dort!
Es ist fürwahr zum Teufelholen."

Nur drückt sich natürlich Pastorius frommer und gewählter aus. Seine Schilderung der europäischen Verderbniß schließt mit den Worten:

„Ich sahe ferner in diesem meinem Tour zu Orleans, Paris, Avignon, Marseille, Lyon und Geneve viel tausend junge Personen aus Teutschland meistens vom Adel die da im Gebrauch haben nur denen Eitelkeiten der Kleidungen, Sprachen, frembden Sitten und Ceremonieen nachzuziehen und in Erlernung des Pferd-Hupffens, Reutens, Dantzen, Fechtens, Piquen- und Fahnen-Schwingens unglaubliche Depensen machen. Also daß ein groß Stuck ihres teutschen Patrimonii an die unnütze Welt-Eitelkeit verwendet, darbey aber an die Liebe Gottes und an die Gott-wohlgefällige Klugheit der Nachfolgung Christi nicht ein einziges mahl gedacht wird; Ja wer von des heiligen Augustini, Tauleri, Arndii, und anderer Gottesgelehrten Männer Schrifften und Soliloquiis cum Deo etwas reden will, der muß für einen Pietisten, Sectirer und Ketzer ausgeschryen werden; und will sich kein in der Aristotelischen Welt-Weisheit ertrunckener Mann mehr einreden noch von dem Geiste Gottes straffen lassen.

„Derowegen setzte ich mich nach Endigung meines Tours in mein Cabinet in eine kurtze Retirade, und revocirte mir in mein Gedächtnuß alles das, was bißhero dieses Welt-Theatrum mir vor die Augen gestellet hatte und konte in keinem Dinge eine beständige Vergnüglichkeit finden, desperirte auch, daß in meinem Vatterlande und gantz Teutschland einiger Ort für künfftige würde erfunden werden, in welchem man von der alten Gewonheit des blossen Operis operati abtretten und die reine Liebe zu GOTT aus gantzem Hertzen aus gantzen Gemüte und aus allen Kräften antretten, auch den Nächsten lieben würde wie sich selbsten.

Gedachte also bey mir, ob es nicht besser wäre, daß ich die von dem höchsten Geber und Vatter des Liechtes mir aus Gnaden geschenckte Wissenschafft zum Guten denen neu-gefundenen Americanischen Völckern in Pensylvanien vortragen und dieselbe hierdurch die wahre Erkäntnuß der heiligen Dreyfaltigkeit und des wahren Christenthums theilhafftig machen thäte."

Das reproducirte, und zwar mit diplomatischer und typographischer Treue reproducirte Buch führt folgenden, den Stempel der Zeit tragenden Titel:

„Umständige geographische Beschreibung der allerletzt erfundenen Provintz Pennsylvaniae, in denen End-Gräntzen Americae in der West-Welt gelegen. Durch Franciscum Danielem Pastorium, Juris Utriusque Licentiatum und Friedensrichtern daselbsten. Wobei angehenket sind einige notable Begebenheiten und Bericht-Schreiben an dessen Herrn Vattern Melchiorem Adamum Pastorium und andere gute Freunde. Franckfurt und Leipzig. Zu finden bei Andreas Otto 1700."

Der Herausgeber hatte einfach die Briefe seines Sohnes in die Druckerei gegeben, ohne sonderliche Sorgfalt. Dies hat für uns etwas Gutes insoweit, als wir damit eine Garantie mehr dafür haben, daß da nichts weggelassen, abgeändert oder retouchirt ist. So gewinnen wir denn durch die Lectüre dieser vertraulichen Briefe eines ausgezeichneten Mannes ein anschauliches Bild der amerikanischen Zustände vor zweihundert Jahren und der deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften von damals.

Der genannte Crefelder Verein hat wohl daran gethan, diese seltene Schrift zu reproduciren und sie „den deutschen Brüdern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als Pfand unzerreißbaren inneren Zusammenhanges mit dem Mutterlande Deutschland zu widmen."

Ich habe in dieser Besprechung hauptsächlich das hervorgehoben, wofür wir Deutschen diesseits des atlantischen Oceans uns interessiren. Die Deutschen jenseits des Oceans finden in dem Buche, namentlich in der Vergleichung der pennsylvanischen Zustände von 1684 mit denjenigen von 1884 nicht minder Erbauliches und Interessantes; und ohne Zweifel hat der Reichstagsabgeordnete Friedrich Kapp Recht, wenn er in der Einleitung seine Auseinandersetzung über die Verdienste, welche sich die eingewanderten Deutschen um Amerika, das Land ihrer Wahl, erworben haben, schließt mit der Behauptung, „daß die Union das, was sie heute ist, ohne die Mitarbeit der Deutschen niemals hätte werden können". Jedenfalls wäre sie ohne dies weder so rasch noch auch so hoch gestiegen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Mohr des Zaren.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß.

(Kgl. Schauspielhaus.)

Der gewissenhafte Richard Voß bemerkt zu seinem neuen Stück ausdrücklich, daß es „nach einem Fragment von Puschkin" gearbeitet sei, obwohl es im Grunde eine durch und durch selbständige Arbeit ist. Der vielversprechende Novellen-Torso des russischen Dichters: „Der Mohr Peters des Großen", der die Geschichte eines afrikanischen Ahnen Puschkins enthalten sollte, lieferte nicht viel mehr als den Ausgangspunkt: der Neger Ibrahim muß auf Befehl des Zaren die widerstrebende Bojarentochter Natalia Gawrilowna heirathen. Voß hat nur die Namen der Hauptpersonen, die Figuren des Zaren und eines französischen Gecken und noch da und dort spärliche Motive benutzt, z. B. die lustige Episode mit dem Adlerpokal, die Satire auf die Damenmoden und ein paar Lokalfarben zu dem Bilde des russisch-barbarischen Hofes von Anno 1720. Puschkins altrussisch erzogene, des Lesens und Schreibens unkundige und in den Sohn eines Strelitzen verliebte Natalia konnte er natürlich nicht brauchen. Den Titelhelden hat er sich in seiner Weise zurecht gelegt. Ibrahim ist bei Puschkin erst französischer Artilleriehauptmann, der sich im spanischen Erbfolgekrieg Wunden und Lorbeeren geholt hat und Geliebter einer lockeren Gräfin am tollen Hofe des Herzogs von Orléans und dann Kapitän einer russischen Bombardiercompagnie und gehorsamer Geheimsecretär seines kaiserlichen Pathen, ganz ohne Bedenken bereit, mit einer reichen Bojarentochter eine Vernunftheirath zu schließen, ohne Liebe von ihr zu verlangen, nur um mit dem russischen Adel in verwandtschaftliche Verbindung zu treten. Doch ist er schon bei Puschkin feurig, melancholisch, argwöhnisch. „Ibrahim fühlte mit Bitterkeit und Widerwillen, daß er von den Frauen als eine seltene Art Thier betrachtet wurde, als ein eigenthümliches Geschöpf, das nichts mit ihnen gemein hat." Auch die Phrase von dem „unseligen Geschick des Negers, eines bedauernswerthen Geschöpfs, das kaum den Namen eines Menschen verdient" findet sich schon in der Novelle. Voß führt die gegebene Anregung weiter aus, vertieft, und, wie das in seiner kraftgenialischen Art liegt, übertreibt sie auch. Sein Mohr ist ohne erkennbaren Berufsstand, kein Mann des Schwertes, nur eine Dichter- und Denkerseele, der poetische Ahnherr eines Poeten. Er ist trotzig, wild, knirschend ob seines Sklaventhums, bizarr, phantastisch, ein düstrer Grübler,

Voll tollen Widerspruchs und Eigenheiten,
Voll Eigensinns. Kurzum: ein Mohr, kein Mensch.

Seine Welt- und Menschenverachtung wird auch darauf zurückgeführt, daß er eine heißgeliebte Schwester hatte, die vor langen Jahren als Sklavin ausgepeitscht, verkauft und für immer von ihm getrennt wurde. Er kann sich namentlich noch immer nicht darüber beruhigen, daß ihn sein schwarzes Gesicht zum Gegenstand der Neugier, des Hasses und der Verachtung seiner weißen Mitmenschen macht. Trotz seiner schopenhauerischen Redensarten ist er also viel weniger Philosoph, als Puschkins praktischer Novellenheld und Aeltervater, und gerne stimmen wir dem jovialen Fischer Este Jurko bei, wenn er ihm in seiner drolligen Weise den Text liest:

Du siehst das Ding zu schwarz! Und offenherzig:
's ist nicht die schlechtste Farbe, lieber Herr,
Denn 's ist 'ne kräft'ge Farbe, eine Farbe,
Die Stich hält, guter Herr. Was ist denn Weiß?
Gar nichts! Nicht grau, nicht gelb, nicht Fisch, nicht Fleisch.

Mit welchen Mitteln der Neger bei Puschkin das Herz oder wenigstens die Hand von Natalia Gawrilowna gewinnt, läßt sich aus dem Fragment nicht ersehen. Richard Voß hat sich ein Intriguenspiel erdacht. Wie Estes Kuh kein kaiserliches Gras frißt, so will die stolze Bojarentochter den Mohr des Zaren nicht heirathen, und sobald der mächtige Reformator Rußlands und Sieger von Pultawa, der hier freilich mehr an den Helden von „Zar und Zimmermann" gemahnt, diese Analogie erkennt, so beschließt er die Anwendung seines probaten Kuh-Recepts auch bei der störrigen Natalia: „laß sie hungern . . . bevor sie Hungers stirbt, frißt sie das Gras." Er verbannt also die Schöne auf eine öde Insel und zwar in Gesellschaft des ihr verhaßten Mohren; dort läßt er beide den ganzen Theaterabend zusammengesperrt, und als er am Ende nach dem Rechten sehen will, da kann er constatiren, daß Natalia Gras frißt, nicht doch: den Mohren liebt, was übrigens ja nach seiner geschmackvollen Ansicht auf Eines herauskommt.

Leider fehlt der Intrigue die Steigerung, mehr noch: die Verwicklung. Man höre nur etwas schärfer zu, wie Natalia gleich anfangs ihrem Widerwillen gegen den schwarzen Günstling des Zaren seltsam verdächtige Worte leiht:

Unleidlich ist mir dieser schwarze Anblick,
Ja, unerträglich fast. Wie kann der Mensch
So häßlich — — Nein, das ist das falsche Wort —
So unedel gebildet sein, so würdlos?
— Auch das ist nicht der rechte Ausdruck; denn
Unedel ist sein Antlitz grade nicht. —
Sein Gang ist stolz, stolz ist auch seine Seele.
Und dennoch — dennoch find' ich ihn abscheulich!
Er spricht nicht schlecht. Im Gegentheil, er sagt
In seiner räthselvollen, tiefen Weise
Oft wundersame Dinge. — Kurz und gut: der Neger ist
Mir höchst verhaßt. (Ich drück' sehr stark mich aus,
Jedoch ich fühl' sehr stark.) —
Mit einem Wort: er ist mir widerwärtig;
Ist mir's in tiefster Seele, wie ich's ihm
In tiefster Seele bin; denn das empfind' ich,
Und bin beglückt, daß ich's empfinden darf.

Man braucht in Amors Wörterbuch nicht allzu bewandert zu sein, um hinter diesem widerspruchsvollen Gallimatthias den verliebten Haß, die hassende Liebe, nein die echte Liebe zu erkennen. Kein Zweifel, trotz aller wüthenden Redensarten hat der Mohr längst angefangen, ihr weniger schwarz zu scheinen; er ist ihr interessant, sie empfindet Mitleid mit ihm, sie entschuldigt, sie versteht, sie liebt ihn. Es handelt sich blos darum, daß sie ihr Herz entdeckt, daß sie es unverfälscht auf den Mund legt. Die Liebe ist da, und das ist das Wesentliche. Den Widerwillen wird sie so leicht besiegen, wie das Kind seine Furcht vor dem Schornsteinfeger. Zu diesem schlichten Zwecke steht aber das schrullenhafte Mittel des kurzsichtigen Zaren und der große dramatische Apparat des Herrn Richard Voß in keinem Verhältniß. Die Verbannung verfehlt ihren Zweck. Die Gegensätze, die im Grunde nicht vorhanden sind, platzen nicht aufeinander. Sie warnt ihn wohlmeinend vor dem gefährlichen Meer; er verbittet sich diese Fürsorge, worauf sie tragikomisch die Hand auf ihr Herz preßt mit der verlogenen Redensart: „Daß man so hassen kann!" Dann wird das alte Komödienmittel aus „Er ist nicht eifersüchtig" in Scene gesetzt. Sie wird eifersüchtig auf ein Bauernmädchen, mit dem er freundlich ist; er auf einen Windbeutel, der ihr eine Liebeserklärung macht. Jetzt, sollte man meinen, hüpft ihnen das Herz auf den Mund? Nein, nun verbittet sie sich den Ausbruch seiner ungebändigten Natur; er erzählt ihr als Exempel ein unklares Märchen von der Erschaffung der schwarzen Menschheit und geht fuchswild ab, worauf sie beschließt, ihr Herz noch weiter zu belügen. Und auch das letzte Auskunftsmittel, die herkömmliche Lebensrettung, bringt uns nicht weiter. Der Mohr wagt in Sturm und Wetter sein Leben, um den Zaren, der dahergesegelt kommt, ans Ufer zu lootsen. Wozu? Dadurch erfährt Natalia nur, daß der Mohr ein muthiges Herz hat, und das weiß sie ja längst. Als daher der Zar nach dem Ergebniß seiner Heilmethode sieht, stehen die Dinge gerade so wie im zweiten Act, und er seufzt mit Recht: „Wär' ich der Mohr, ich wüßte, was ich thät. Ich ließ' sie laufen . . . und nähm mir eine Andere, die mir von Herzen gut wär'." Der Mohr ist noch immer schwarz, die Bojarentochter noch immer stolz und Beide sehen sich noch alleweile so feindlich an und möchten vor Liebe vergehen. Wenn der Zar das probate Mittel, auf das er nun verfällt, schon im zweiten Acte angewendet hätte, so wären die langwierigen Prüfungen in der „Schule der Selbsterkenntniß" gar nicht nöthig und das Stück schon damals zu Ende gewesen. Peter droht nämlich jetzt den Mohren nach Afrika und Natalia ins Kloster schicken zu wollen. Das wirkt. Beide machen dem Autokraten Vorstellungen. Der Mohr schildert ihm das Leben im Kloster in den afrikanisch schwärzesten Farben; Natalia malt es ihm aus, daß es in der Wüste nicht schön sei. Und bereits in der nächsten Scene küßt Natalia das Antlitz des Menschen, dessen lichte Seele sein schwarzes Antlitz sie vergessen macht. Der Zar aber, der Puschkins Novelle zu kennen scheint, hofft von diesem Paare und seinen Söhnen und Enkeln

Wohl schwerlich kalte Diplomaten, schwerlich
Bojaren, die zehntausend Seelen haben;
Doch sicher manchen kühnen, stolzen Denker,
Vielleicht — wer weiß! — gar einen großen Dichter.

Daß Richard Voß mit dieser Intrigue, der es an Spannung wie an Interesse fehlt, und ihrer theatralischen Verkörperung das kritische Publicum der Hauptstadt zu großem Beifall hinreißen und einen schönen Sieg davontragen konnte, spricht jedenfalls für seine entschiedene dramatische Begabung. Er zeigt überall Bühnengeschick. Sein Schauspiel besticht durch zahlreiche Vorzüge. Die Composition ist klar und einfach. Mit Ausnahme des letzten Actes, der ein unmotivirtes Hin und Her und Auf und Ab enthält, folgen und steigern sich die Scenen natürlich und effectvoll. Die Charakterzeichnung des Mohren enthält großartige Züge. Die originelle, farbige Schilderung des schnapsseligen russischen Hoflebens, die an reizvollen Einzelzügen reiche genrebildliche Darstellung des patriarchalischen Treibens auf der Insel, vor Allem die komischen Figuren der alten Fürstin Wera, des geckenhaften französischen Chevaliers, des jovialen gewaltthätigen Zaren, des treuherzigen Brummbärs Este und seines munteren Töchterleins verdienen alles Lob und zeugen von einem starken Talent. Leider ist neben diese humoristischen Partien hart und grell der heroische, beinahe tragisch anklingende Theil gestellt. Der Mohr — namentlich in der Darstellung des Hrn. Ludwig — geberdet sich wie der richtige Tragödienheld. Er hält weltschmerzliche Monologe wie Hamlet, tobt in seiner Eifersucht wie Othello, seine ganze Individualität ist auf das Tragische gestimmt und schadet den heiteren Wirkungen des Lustspiels. Denn das Stück ist im Grunde nichts Anderes. Freilich gerade so widerspruchsvoll, so craß, so gewaltsam auf die Spitze getrieben, wie fast Alles was Voß schreibt. Seine Phantasie drängt zum Phantastischen, sein Humor zum Possenhaften, es steht Alles auf der Kippe, in der Handlung, wie in den Charakteren. Auch die Diction bewegt sich stets auf der Linie zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen. Statt Prosa zu wählen, nimmt Voß für seine Tragikomödie den Blankvers, und so bekommen wir neben den lyrischen Tiraden über den Samum, die Erschaffung des Menschen, das Kloster, wofür der Jambus trefflich paßt, auch die philiströsen Selbstverständlichkeiten des Zaren und seiner naiven Insulaner in einem Silbenfall zu hören, der nur zu oft an Caroli Magni Knüppeldamm erinnert. An wahrhaft poetischen und originellen Bildern, an Genieblitzen und Schwung ist wahrlich kein Mangel:

Nennt Ihr ihren Namen,
So betet ihr . . .
Umkreischt von heisern Meeresvögeln, führt
Ein träger, matter Frühling Rußlands Winter
Dem Meere zu . . .
Schon fühlt die Welt
In ihrem dumpfen Traum die Gegenwart
Des stürmenden Giganten, ächzt und stöhnt,
Wehrlos in ew'ger Regungslosigkeit
Der wüthenden Umarmung preisgegeben.

Der Stamm der Birke bebt und schwankt und schauert,
Laßt Fälle welken Laubes niederrieseln.
Und jedes Blatt ist ein verdorrtes Leben,
Und jeder Lufthauch ein erstickter Seufzer,
Und jede schwarze, schaumgekrönte Woge
Die wilde Saite einer Aeolsharfe,
Die diese Windsbraut spielt.

Allein neben diesen Glanzstellen, die den warmen Herzschlag eines Dichters verrathen, finden sich spießbürgerliche, unklare, absonderliche, bombastische Wendungen, welche die metrische Form geradezu schänden: „'s ist nicht zu begreifen", „ein Schwätzchen halten", „ein Birkenwäldchen verbirgt uns", „Nun wohl, dem Manne soll geholfen werden" ... oder die unglaubliche Naivetät:

Da sollte dieser Mann bei Seite gehen
Und man wird selbst bei Seite gehen müssen!

Ich bin gewiß kein Freund des stilvollen Jambenstelzgangs und weiß die Vorzüge eines stets auf das Charakteristische und Natürliche gerichteten Bühnenverses wohl zu würdigen, aber wählt man einmal die gebundene Rede, dann scandire man doch keine platte Prosa. „Das Triviale kommt im Vers am ehesten ans Licht", schreibt einmal Schiller an Körner, wobei er freilich wieder in den entgegengesetzten Fehler der blos und an sich schönen Sprache verfiel.

Die Darstellung that nichts hinzu, um das Werk harmonischer zu machen. Wir hatten da unvermittelt nebeneinander die Donner der Tragödie, das frohe Getändel des Lustspiels, die Lazzi der Posse, — Thalia auf dem Kothurn, im Soccus und — in Socken. Eine Scene des Schlußactes, wo der Chevalier im Kostüm des malade imaginaire über seine Erkältung klagt, stieß mit Recht auf den Widerspruch des intelligenten Publicums. Ich vermisse diese alberne Scene in der Buchausgabe des Stücks.*) Wie ich höre, ist sie eine Erfindung der Regie und ein Postulat des Darstellers. Wie lange müssen sich unsere jungen Dichter derlei Vergewaltigungen noch gefallen lassen?

Z.

Aus dem Künstlerverein.

Munkacsys „Christus" ist durch ein anderes Kolossalgemälde abgelöst, „Die Schwestern" des Genfers Charles Giron. Mit dem Aufgebot aller Phantasie ließe sich zu dem Werk des Ungarn kein so schneidender Gegensatz construiren. Wo Munkacsy in den Räumen einer schattigen Halle der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit Gewalt anthut, um zu einem einheitlichen Gesammteffect zu gelangen, stehen wir bei Giron vor einer lichten, alle Hülfsmittel des Schwarz und Braun verschmähenden Wiedergabe eines kolossalen Stückes modernen Lebens an hellem Frühlingstag auf offener Straße. Statt schauspielernder Statisten, deren Künste keines Menschen Herz rühren, die obendrein Reminiscenzen an Lionardo, Rembrandt und Gott weiß wen wachrufen, haben wir es bei Giron mit einfachen, wahren Menschen zu thun, die so bitterwenig auf Effect agiren, daß unser verwöhntes Publicum im ersten Augenblick gar nicht merkte, welch energisches Leben in ihnen pulsirte. Für Munkacsys verwirrende Unentschiedenheit in der Composition, für sein Füll- und Flickwerk hat Giron eine Anlage von voraussetzungsloser Schlichtheit einzusetzen, die mit so leisen, sachlichen Mitteln arbeitet, daß sogar Künstler im Stande waren, ihr Vorhandensein zu leugnen. Schließlich die Stoffe! Der gewaltigste, die Kräfte des heutigen Geschlechtes himmelhoch überragende bei Munkacsy, und bei Giron ein Vorgang aus dem alltäglichen Leben einer Großstadt. Man sollte meinen, daß die Sympathien sich allgemein dem durch und durch modernen Bilde des Genfers zugewandt hätten. Weit gefehlt! Das Urtheil lautet fast durchweg absprechend, mit Vorliebe sogar vernichtend.

Wie das kommt, ist unschwer zu begreifen. Es fehlen bei uns die Voraussetzungen, deren Giron nothwendig bedarf. An ihrer Stelle ist aus der vergangenen Epoche eine Aesthetik lebendig, die scheu wird und sich aufbäumt, wenn sie auf eine Erscheinung stößt, die sich in keine der gewohnten Formeln zwingen läßt. Selbst wer vom allerbesten Willen beseelt ist, sich der völligsten Unbefangenheit zu befleißigen, hat Mühe, den ersten Eindruck zu überwinden, der allen Anforderungen, die wir an das Verhältniß von Vorwurf und Dimension zu stellen gewohnt sind, ins Gesicht schlägt.

Das Genremotiv leichtester Sorte, ein ehrbares Weib aus dem Volke, das auf der Straße seiner verlorenen Schwester ihre Entrüstung bezeugt, verdient es mit lebensgroßen Figuren, mit Karossen und Architektur in natürlichen Dimensionen vorgeführt zu werden? Liegt nicht ein unüberwindbarer Widerspruch zwischen dem Inhalt, der kaum für eine Illustration hinreicht und dem kolossalen Format? Wo bleibt das Gleichgewicht, wenn, wie bei den Wippmännchen der Kinder, beständig die schwere Form das leichte Motiv hochschnellt?

Die Antwort auf diese Bedenken würde dem Werk das Todesurtheil sprechen, wenn wir nicht die Ueberzeugung hegten, daß Aufgaben dieser Art von anderm Standpunkt angesehen sein wollen. Sollte wirklich der Künstler nicht gefühlt haben, daß sein Vorwurf nicht langt? Dann würde er schwerlich eine so sichere und doch feinfühlende Hand bewiesen haben. Nicht der Stoff scheint ihm der Ausgangspunkt gewesen zu sein, sondern das Problem der malerischen, naturgroßen Behandlung einer Scene aus dem täglichen Leben in freier Luft, bei deren Wiedergabe jede Art von Kunstgriff ausgeschlossen sein sollte. Nur von dieser Annahme aus kann man dem großen künstlerischen Ernst des Werkes gerecht werden.

Doch der sollte auch denen einleuchten, die sich durch das Motiv abschrecken lassen. Wenn es dem Künstler darauf angekommen wäre, seinen Vorwurf zu einem Ausstellungsbilde auszustatten, dann hätte er den Schwerpunkt in eine pikante, aufregende Scenerie gelegt. Wie leicht wäre es gewesen, einen Straßenauflauf zu arrangiren mit der gesticulirenden braven Frau, die in schamlosem Tugendstolz oder in erbitterter Rachsucht die Verworfene insultirt, unterstützt und angefeuert von der skandalfreudigen Menge. Nichts von alledem; ein Sensationsbild ohne die mindeste Sensation. Was zwischen den Frauen vorgeht, merkt kaum Jemand außer den Betheiligten. Die Scene spielt vor der Madeleine-Kirche — sie ist offenbar nicht ohne Absicht als Hintergrund gewählt —; während die Fluth von eleganten Equipagen, die aus dem Bois zurückkehren, einen Moment staut, hat sich eine Arbeiterfamilie über den Fahrdamm geflüchtet. Unterwegs hat das junge Weib in der eleganten Dame, die sich im vordersten Gefährt wiegt, die Schwester erkannt, und wie sie mit Mann und Kindern das sichere diesseitige Trottoir erreicht hat, wendet sie sich blitzschnell zurück und streckt der Verworfenen die Hand entgegen, deren Fingerstellung bei den Romanen zugleich den bösen Blick abwendet und, demonstrativ gezeigt, den empfindlichsten Schimpf zufügt. Sie scheint kein Wort dabei zu äußern, und außer der Schwester, die sich nicht anders als durch verlegene Ruhe zu helfen weiß und doch keinen Blick von der Angreifenden abwenden kann, geben nur Kutscher und Diener vom Bock herunter auf die Scene Acht. Einen Augenblick noch, und die Pferde haben die Beleidigte dem Ort entführt.

Sehen wir uns das Motiv von seiner ethischen Seite an. Es hat nicht das sentimental Ergreifende, das früher einmal Charles Hermans in seiner „Morgendämmerung" angestrebt hat. Seine Arbeiterfamilie auf dem Weg in die Werkstatt steht erschüttert vor dem Ausgang eines Vergnügungslokals, das die geputzte Tochter am Arm eines taumelnden Nachtschwärmers verläßt. In diesem Sinne aufgefaßt, würde die Scene bei Giron wesentlich anders erscheinen. Gesenkten Hauptes, als hätte sie selbst die Last der Schande zu tragen, müßte das Weib über die Straße eilen und ihre unschuldigen Kinder an sich ziehen, ohne nur mit einem Blick die Unglückliche zu streifen. Doch schwerlich würde diese Auffassung der Wahrheit so gut entsprechen wie die bei Giron, und es zeugt von richtigem Instinct oder Bewußtsein, daß er der Sentimentalität aus dem Wege gegangen ist. Er hält sich gleichweit vom Skandal und von der Rührung, und das muß bei einem modernen Künstler als ein sehr gesunder Zug begrüßt werden.

Daß Giron mit dem Manne, der sich wie seine Frau nach dem Wagen umgewendet hat, nicht viel anfangen kann, darf nicht Wunder nehmen. Er spielt eine Nebenrolle und ist überhaupt nur erträglich bei diesem blitzartigen Vorgang. Bei der skandalösen wie bei der sentimentalen Ausbeutung würde er eine ungleich üblere Position haben. Aus den beiden Kindern ist mehr gemacht. Der kleine Knabe merkt gar nichts von dem Vorgang und sieht mit großen Kinderaugen auf den Beschauer, das etwas ältere Mädchen beugt sich vor und betrachtet

*) Frankfurt a. M., Verlag von C. Könitzer.

mit nachdenklicher Neugier die geputzte Dame im Wagen. Wie fein ist diese und ihre Umgebung charakterisirt, ohne daß zu einem widerwärtigen Zuge gegriffen wäre! Der elegante Wagen mit dem Strauß blauen Flieders auf dem Vordersitz, den ein zierlicher Schoßhund einnimmt, die beiden Diener in einfacher Livrée auf dem Bock, das Gespann, Alles tadellos, aber mit dem Gepräge der Miethbarkeit.

Von den übrigen zahlreichen Figuren stehen nur wenige in nothwendigem Zusammenhang mit der Hauptgruppe. Damit die Arbeiterfamilie vorn nicht so absichtlich allein stehe, feilscht neben ihr vor einem Blumenstand eine Dame mit der alten Verkäuferin. Die erstere, der Arbeiterfamilie nahe, ist von hinten gesehen und wirkt in ihrer dunklen selbstgemachten Toilette ganz körperlich. Hinter dem Wagen der Geschmähten reitet ein Offizier in rother Uniform, der als Seitenstück zu dem Kutscher und Bedienten auf dem Bock die lichte Gestalt im Wagen von dem Gewirr isolirt. Das ist so ein feiner Zug genialer Fähigkeit, absichtslos zu gestalten, daß man gar zu leicht die hohe künstlerische Leistung, die sich in ihm verbirgt, übersieht.

Ueber den Wagen und Reitern steigen die Säulen der Madeleine empor und daneben grüßen die Bäume des Boulevard Malesherbes in hellem Frühlingsgrün herüber. Ein leicht bewölkter Himmel steigt über den Häusermassen mit spiegelnden Fensterscheiben auf.

Mit der feinsinnigen Composition steht die malerische Durchführung auf gleicher Höhe. Es ist keine Kleinigkeit, eine so ungeheure Fläche ins Gleichgewicht zu bringen, ohne sich einer Tönung zu bedienen. Und bei der lichten taghellen Stimmung des Ganzen bleibt doch die Frau im Wagen der unverkennbare Mittelpunkt. Wie prächtig ist obendrein die Zeichnung, und wie einfach bei aller Wirkungskraft die Malerei! Die Arbeiterfrau in ihrem blaugestreiften Kattunkleid steht in plastischer Wirklichkeit da. So sehr die Kunst Munkacsys Anerkennung heischt in Allem, was Rundheit und Plastik der Hauptfiguren angeht, Giron geht über ihn hinaus, und das bei weit schwierigeren Verhältnissen und ohne zu einem billigen Mittel zu greifen.

„Die beiden Schwestern" sind sicherlich nicht das letzte Wort der modernen Kunst. Es bleibt zweifelhaft, welche Wirkung sie in zehn Jahren ausüben werden. Aber sie sind eine Leistung, die zu den ersten unserer Zeit gerechnet werden muß, und wir können dem Künstlerverein Glück wünschen, daß er der aufstrebenden Generation dies Werk vorgeführt. Mögen nun seine mustergültigen Eigenschaften zur Nacheiferung anspornen!

Von dem Felde, auf dem sich Giron mit Vorliebe bewegt, bis er 1883 mit diesem Bilde auftrat und im Salon eine Medaille erhielt, bringt ein tüchtiges Porträt die Frucht. Parisina nennt es der Künstler, und die etwas süßliche Allgemeinheit des Antlitzes scheint den Gedanken an ein bestimmtes Original abweisen zu sollen. Vor lichtem Hintergrund steht die Dame in schwarzer Promenadentoilette mit den braunen Handschuhen beschäftigt. In seiner Einfachheit und Wahrheit dem großen Bilde ebenbürtig und allgemein als vorzügliche Arbeit anerkannt.

Von der übrigen Ausstellung ist leider nicht viel Erfreuliches zu berichten. Zwei sentimentale, manierirte Bilder von Gabriel Max von gequollener Malerei, ein Makart von unglaublicher Leere und Oberflächlichkeit kommen gegen die einfache Wahrhaftigkeit des Franzosen nicht auf. Ueberhaupt öffnet er uns auf einmal wieder die Augen, wie voll gequälter Diftelei wir zu arbeiten pflegen. Ein tüchtiges Genrestück lieferte Kleinke mit dem jungen Bauernmädchen, das sich zum Scherz den Hut eines vor ihr sitzenden Mannes aufgesetzt hat; überaus sorgsam gemalt. Die Erwartungen, welche das erste Porträt von Conrad Fehr erregt, haben die folgenden Arbeiten nicht enttäuscht. Ein Pastellbild des Geheimen Ober-Regierungsraths L. zeichnet sich durch sprechende Aehnlichkeit aus und ist von der unermüdlichsten Durcharbeitung in Colorit und Modellirung.

Zur Erinnerung an den im vergangenen Jahre verstorbenen Landschaftsmaler G. Engelhardt ist eine kleine Auswahl seiner Studien und Bilder ausgestellt, die eine Uebersicht seines anspruchslosen und namentlich in den Arbeiten für die Königliche Porzellanmanufactur erfreulichen Schaffens bietet. A. L.

Notizen.

Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878. Eine culturgeschichtliche Studie von W. Starke. (Berlin, Enslin.)

Die zum Gemeinplatz gewordene Erkenntniß, daß unsere Zeit schnell lebe, findet ihre sicherste Stütze in der täglich zu erprobenden Wahrheit, daß sie mit einer Geschwindigkeit zu lesen erlernt hat, die an die Fahrschnelligkeit amerikanischer Eilzüge erinnert. Ob aber auch mit dem Ernste und mit jener Gewissenhaftigkeit, welche vom Leser erwartet werden darf, oft der einzige Lohn eines deutschen Autors ist? — Die umständliche Beantwortung dieser Frage würde um einen Schritt weiter führen auf dem jüngst mit Erfolg betretenen Weg kritischer Betrachtung des Wirkens unserer Tagespresse; dabei müßte aber auch jener Glieder der verschiedenen Volksvertretungen gedacht werden, in deren Mandat es förmlich zu liegen scheint, heute zu lehren, was sie — nicht etwa „gestern gelernt", sondern was sie vielleicht morgen erst lernen werden. So, und nicht anders ist es zu erklären, daß das auf sorgfältigsten Studien, auf jahrelangen Beobachtungen beruhende, darum aber auch auf intensivstes Studium berechnete Werk Starkes mit seinen 240 Großoctavseiten, 12 graphischen und vielen statistischen Tabellen, bereits im November letzten Jahres von der Parteien Haß und Gunst erfaßt war, während das Vorwort des Buches im October geschrieben wurde. Ein solches Werk läßt sich auch bei größtem Fassungsvermögen nicht in so überraschend kurzer Zeit bewältigen: der Ausweg aber, nur einen Punkt aus dem Gefüge zu lösen, willkürlich eine Gruppe herauszugreifen, steht dem Leser wie dem Werke schlecht an. Umsomehr als das letztere aus der Ueberzeugung seines Verfassers hervorging, daß die öffentliche Meinung in der Beurtheilung der auf strafrechtlichem Gebiete seit 1871 hervorgetretenen Erscheinungen gewichtige Gesichtspunkte unbeachtet ließ und dadurch zu einseitigen Auffassungen gelangt ist. Die Correctur dieser einfließenden Störungsmomente bewirkte der Verfasser durch eine abgeklärte, parteilose Betrachtung der criminalstatistischen Daten aus dem — wenn ich so sagen darf — Unrechtsleben der Bevölkerung in Preußen. Er nimmt dabei gebührende Rücksicht auf die ethischen wie ökonomischen Momente, welche auf die Umgestaltung des Volkslebens Einfluß nehmen, und deren Einwirkung auf die Criminalität. Er zeigt uns die Massenerscheinungen im wechselnden Lichte der Zunahme und Verdichtung der Bevölkerung und mit den erkennbaren Einwirkungen, welche sich aus den Kriegsjahren, aus der wirthschaftlichen Lage des Landes in der Zeit seit 1871, aus dem geistigen Mittel der aufsteigenden politischen Ideen unserer Zeit ergeben. Besonders im letztern Gebiete — Verbrechen und Vergehen am öffentlichen Rechtsgebiete — liefert uns das treffliche Werk eine solche Fülle eigener Beobachtungen und verwerthbaren Materials, daß uns erst jetzt so recht die Lücke auffällig wird, die uns das vorliegende Buch ausfüllt. Daß es allen Schwarzsehern zum Trotz mit einem trostreichen Ausblick und mit der Zuversicht auf ein in Sitte und Wohlfahrt steigendes Volksleben abschließt, wird nur Jenen widerspruchsvoll erscheinen, die statistische Werke nur soweit begreifen wollen, als ihr eigener Vortheil reicht. F. St.

* * *

Tales by Edgar Allan Poe; Poems and Essays by Edgar Allan Poe. Edited by John H. Ingram. Tauchnitz Edition, Leipzig 1884.

Der unglückliche, geheimnißvoll-geniale amerikanische Dichter, der so früh dahinschied, aber nicht ohne einen Weltruhm zu hinterlassen, hat sich in allen civilisirten Ländern einen ausgedehnten Leserkreis erworben, namentlich für seinen merkwürdigen „Raben" und für seine wundersamen Erzählungen. Ingram, der Verfasser einer zweibändigen englischen Poe-Biographie, der Besitzer vieler Originalmanuscripte Poes und der Herausgeber der besten Ausgabe von Poes Werken (4 Bände, Edinburg 1874), hat jetzt für die wohlbekannte Tauchnitz-Edition eine aus zwei Bänden bestehende Auswahl aus den Schriften des Autors der „Morde in der Rue Morgue" zusammengestellt. Für englischlesende Deutsche läßt sich keine spannendere Lectüre denken als Poes Novellen; vielleicht Niemand sonst versteht es, seine Leser so sehr in Athem zu halten und sie zu zwingen, selbst das Unglaublichste gegen ihren Willen zu glauben, wenigstens während der Lectüre. Die Ingram'sche Ausgabe zeichnet sich vor allen andern Poe-Editionen dadurch aus, daß sie nicht seine sämmtlichen

Sachen, aber gekürzt und verstümmelt, enthält, sondern nur eine Auswahl bringt, diese aber ganz und voll, nach den eigenhändigen Niederschreibungen des Dichters. Dies bezieht sich namentlich auf die Erzählungen, die durch Weglassungen und Zusammenziehungen an Werth bedeutend verlieren, denn Poe pflegte jeden Satz, ja jedes Wort genau zu bedenken, ehe er ihn oder es an den richtigen Platz setzte. Auch ließ sich Ingram von dem Grundsatz leiten, daß es den mit Poe noch unbekannten Lesern erwünscht sein wird, von jeder Art seiner Leistungen etwas kennen zu lernen, um ein vollständiges Bild seiner schriftstellerischen Individualität zu erhalten. L. K.

* * *

Kleine Schriften von Hermann Hettner. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.

Diese von Hettners Wittwe herausgegebene Sammlung von Biographien, Gelegenheitsreden, Abhandlungen zur Philosophie, Kunst und Literatur, die meist in Zeitschriften zerstreut waren, ist von großem Werthe für die Beurtheilung von Hettners Bildungsgang und kann uns, so lange noch keine Biographie des bedeutenden Schriftstellers vorliegt, einen gewissen Ersatz bieten. Wir sehen da, wie der jugendliche Verfasser im Jahre 1844 die Philosophie Feuerbachs beurtheilt und als die neue wahre, weltbefreiende Philosophie der Zukunft preist und zugleich in einer besonderen Abhandlung gegen Hegels und Vischers speculative Aesthetik Front macht, wobei er sich namentlich auf Rumohrs Schriften stützt. Auf seinem eigensten Gebiete zeigt sich der durch eine mittlerweile angetretene italienische Reise gereifte Autor in den schönen Aufsätzen über die neapolitanische Malerschule (1846), über die Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik, wobei namentlich Thorwaldsen gewürdigt wird, über Ernst Willers, wobei er in der Landschaftsmalerei die Aufgabe der Gegenwart sieht, und über die neuere Historienmalerei. „Die altfranzösische Tragödie" (1850), eine feinsinnige Ehrenrettung contra Lessing und Schlegel, „Goethe und der Socialismus", „Ludwig Tieck als Kritiker" und „Ueber Hamlet" sind Vorarbeiten zu seinem großen literaturgeschichtlichen Werke. In Folge seiner Versetzung nach Dresden folgen sich jetzt wieder kunstgeschichtliche Arbeiten: die begeisterten und feinen kritischen Betrachtungen über das Neue Museum (1855), die harte Verurtheilung der englischen Bildhauerkunst in der Besprechung der Wellington-Denkmalsentwürfe und die warmherzigen Nekrologe beim Tode von Rethel, E. Rietschel, Schnorr v. Carolsfeld, Cornelius, Schwind, Semper, Baron Stockmar (seinem Schwiegervater) und Wolf v. Baudissin. Die Aufsätze über Goethes Iphigenia und dessen Stellung zur bildenden Kunst sind später in sein Hauptwerk hineingearbeitet worden und auch in dieser Form bedeutend und hochinteressant. Die letzte hier aufgenommene Arbeit (1881) betrifft die Franciscaner in der Kunstgeschichte und den Beschluß machen fünf formschöne, geistreiche, warmherzige Gelegenheitsreden. Ueberall erscheint der feinsinnige und scharfe Beurtheiler der Kunst in seiner ganzen Bedeutung und auch den trefflichen Menschen lernen wir liebgewinnen.

* * *

Meyer's Reisebücher: Oberitalien, von Gsell-Fels, 4. Auflage. — Rom und die Campagna von Gsell-Fels, 3. Aufl. — Leipzig, Bibliographisches Institut.

Die Reisebücher für Italien von Gsell-Fels bedeuteten, als die ersten Bände vor nun bald zehn Jahren ausgegeben wurden, nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution auf diesem Gebiete. Das Ziel, das sich der Verfasser steckte, war: auf dem Standpunkte der gegenwärtigen Bildung und Kunst, Geschichte und Landeskunde eine getreue Charakteristik und eine möglichst klare, lebenswarme Darstellung alles in dem so reich begnadeten Lande Bemerkenswerthen zu geben und es gelang ihm, wie die Nothwendigkeit zahlreicher Auflagen seiner Bücher zur Genüge darthun, auch in glänzender Weise, dieses Ziel zu erreichen, indem er mit sicherem Takte aus der Geschichte und aus der Zeichnung der Lage, Entwickelung und Sitten, wie nicht minder aus dem Naturleben dasjenige aufnahm, was dazu dienen konnte, die Physiognomie der beschriebenen Orte zu charakterisiren und bei der Uebersicht der bedeutenderen Kunstwerke neben der eigenen Anschauung überall auch die betreffende Literatur bis auf die letzten Tage herab möglichst vollständig benutzte. Dabei waren bei den neuesten Bearbeitungen ganz besonders die neu errichteten Museen und das Interesse zu berücksichtigen, das die Gegenwart an dem Architektonischen und Decorativen, an der Kunstindustrie und an den Kunstwerken der späteren Zeit nimmt. Da dem Wunsche der Verlagshandlung gemäß durch Verkürzung des Textes eine Minderung des Preises erzielt werden sollte, so blieb, um den Grundgedanken, auf dem die Reisebücher von Gsell-Fels mit so viel Glück aufgebaut sind, nicht zu zerstören, nur das Eine übrig, die Kürzungen auf Kosten der Eintrittsrouten und der nicht zu Italien gehörigen Gegenden vorzunehmen, auch die allgemeinen historischen Einleitungen so weit möglich kürzer zu halten. Dagegen wurden andererseits die kunstgeschichtlichen Abschnitte und Vorbemerkungen sowie die lokalgeschichtlichen Notizen bei einzelnen Kirchen, Palästen ꝛc. vielfach bereichert. So sind Werke entstanden, von denen man, gestützt auf praktische Benutzung derselben an Ort und Stelle, ohne Widerlegung fürchten zu müssen, behaupten kann, daß sie alle bisher erschienenen, wie sie auch heißen mögen, weit hinter sich lassen, weil jene, so ausführlich und brauchbar sie auch in einzelnen Theilen sein mögen, doch nicht überall aus den rechten Quellen geschöpft haben. Gsell-Fels behandelt Geschichte, Alterthum und Kunst ebenso gediegen wie den landschaftlichen Charakter und die nationalen und lokalen Eigenthümlichkeiten, und hat, was wir ihm hoch anrechnen, nicht blos Gelehrte und Künstler im Auge, sondern überhaupt ein gebildetes Publicum. Eine höchst willkommene wie durchaus praktische Beigabe wird Vielen Rud. Kleinpauls im gleichen Verlag erschienener „Italienischer Sprachführer", ein italienisches Reisewörterbuch sein, das insbesondere die Sprache des Reiseverkehrs ins Auge faßt. R.

* * *

Im freien Reich. Ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber, von Irma v. Troll-Borostyáni. Zürich, Verlagsmagazin.

Als beschränkter Alt-Europäer wurde Referent mehr als einmal stutzig auf seiner Wanderung durch das vorliegende Buch. Wer wollte einer Frau das Recht absprechen über Materien, wie: die politische und sociale Gleichstellung beider Geschlechter; die vollkommen und unbedingte Lösbarkeit der Ehe; Abschaffung der Prostitution; Reform der Jugenderziehung der Kinder in Staats-Instituten auf Kosten und unter Leitung des Staates u. s. w. — ihre durch ökonomische und staatswissenschaftliche Studien fundirte Meinung abzugeben? Daran dürfte kein Billigdenkender Anstoß nehmen. Im Gegentheile. Es muß uns erwünscht sein, wenn eine geistvolle und strebsame Frau die Schranken der Prüderie übersteigt und mit uns in den Secirsaal socialer Fragen sich begibt. Dort erwarten wir aber, daß sie uns aus der Tiefe der Frauenseele heraus das biete, was unser Gedankenstückwerk zu ergänzen vermöchte. Das fehlt aber der vorliegenden Arbeit so gut wie gänzlich, und sie wird darum bei allem interessanten Detail und trotz geistvoller Züge dem großen Problem von keinem Nutzen sein. Die Verfasserin faßt nämlich ihre Aufgabe allzu männlich resolut an, um nicht in den „Verdacht" der Weiblichkeit zu gerathen. Sie sollte uns mehr sagen, als die geistvollsten Männer wissen können — und sie sagt uns das, was wir von geringeren schon längst erfuhren. Nicht das Feigenblatt erheuchelter Unkenntniß ist es, was wir verlangen, sondern wir verlangen Resultate, wenn wir in so ungewohnter Begleitung in die Tiefen der socialen Krankheiten steigen. Wenn uns aber beispielsweise eine Frau die Frage der Uebervölkerung nicht anders lösen hilft, als „durch das sanfte schmerzlose, durch Einathmung von Chloroform zu erzielende Einschlummern des neugeborenen Kindes zum Tode" (S. 264) — dann sehen wir den Zweck der Neuerung verfehlt, und dann verzichtet wohl die Mehrzahl der Leser auf die socialwissenschaftliche Mitwirkung der geschlechtlosen Geister aus dem „freien Reich". K.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber Mr. Cumberland in Dresden.

Verehrtester Herr Redacteur!

Ich bin neulich, ohne es zu wollen, nach Dresden gerathen; d. h. ich wollte blos durchpassiren, denn ich kenne die gute brave Stadt von früher her „wie meine Tasche", würde der Franzmann sagen; aber in einem Anflug von Ritterlichkeit hatte ich mir die Sorge um das Gepäck einer jungen Frauensperson — ein Köfferchen und zwei Pappschachteln, inclusive darin pipsendem Kanarienvogel — aufgebürdet, — genug, ich versäumte die Abfahrt meines Zuges. Einmal im Pech drin, wollte ich

daraus auch Vortheil ziehn, — das ist meine Maxime, und so hätten Sie mich eine Stunde später in der glücklichen Lage sehen können, einer hocharistokratischen Stegreifkomödie beizuwohnen, noch dazu für mein Geld, also mit dem beruhigenden Gefühl, nicht inmitten des Stücks beim Kragen gefaßt und auf die Straße hinausgedrechselt zu werden. Die Mitspielenden kann ich ohne Indiscretion nennen, denn die Lokalpresse ist mir damit schon vorausgegangen. Es waren — ich nenne nur das tiefblaue Blut — ein Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen und ein Prinz von Weimar; außerdem eine Anzahl Grafen und Barone. Sie wissen jetzt schon, wohin mich der Zufall geführt hatte: in eine Cumberland-Soirée, und jene Herren waren im Interesse der Aufklärung so liebenswürdig gewesen, den Feldzug Mr. Cumberlands gegen den Spiritismus durch ihr Erscheinen auf dem Podium und ihr Miterperimentiren zu unterstützen. Fürchten Sie nicht, daß ich nun mit einer Beschreibung vorfahre. Alle drei Soiréen, die ich mitmachte — ich wollte eben wirklichen Vortheil aus meinem Pech ziehen — glichen sich nicht nur in der wunderbaren — Monotonie will ich's nicht nennen — aber in der staunenswerthen Hartnäckigkeit, mit welcher der Magier an der Ueberzeugung festhielt, in dem Geisterzelt müsse alle Mal eine Uhr verschwinden, es müsse alle Mal ein Tambourin rasseln, eine Art Querpfeife quäken, ein Bretterzwilling auf einen Stuhl festgenagelt werden ꝛc. ꝛc., sonst werde das Publicum sich über zu viel Abwechselung beklagen; sie glichen auch den längst durch alle Penny a liners dankenswerth ans Licht der Oeffentlichkeit gebrachten Referaten über besagte Soiréen und zwar in so hohem Grade, daß ich Ihre Druckerschwärze nicht nochmals dafür in Anspruch nehmen will. Wir bekamen also Geisterrumor in Fülle zu hören, wir sahen den zuvor in einen Sack eingesiegelten Mr. Cumberland aus seinem verschlossenen Zelt drei oder vier Mal in unterschiedlicher Gestalt als materialisirter, weißleinener Spirit hervorkommen und wieder ins Zelt verschwinden, wir sahen ihn gleich darauf beim Oeffnen des Zelts in seinem Sacke regungslos dasitzen, — mit einem Wort: allen Respect vor seinen Verrenkungsfähigkeiten und Fingerfertigkeiten, denn darauf beruhte der schließlich als durch natürliche Magie hervorgebracht von ihm selbst erklärte Theil seiner Spiritisten-Productionen. — Neben diesen Enthüllungen, welche im Grunde für uns Nichtspiritisten nur den zweifelhaften Reiz besaßen, den in jungen Jahren die Kunststücke der Kautschuk-Männer oder der Taschenspieler für uns hatten, gingen aber Experimente, welche wirkliches Interesse boten. Dies sind die verschiedenen Proben von Hellsehen, welche Mr. Cumberland vorführte. Ich höre Schreie der Entrüstung: Hellsehen! Clair-voyance! Cagliostro redivivus! — Natürlich! Wir geben zwar zu, daß hysterische Frauenzimmer Anfälle von Hellsehen haben können. Wir halten Bellinis Somnambula für eine Entlehnung aus der Wirklichkeit, — fast Jeder von uns hat ja Familien gekannt, unter deren Mitgliedern Nachtwandler vorkamen. Wir erklären uns auch die Sicherheit, mit der die Schwalbe, der Storch nach einem Fluge von hundert Meilen ihr heimatliches Dorf, den Spürsinn, mit dem die Lachse, nachdem sie lange Zeit im Meere umhergeflossten, das kleine Bächlein im Erzgebirge oder in den Vogesen wiederfinden, wo sie aus dem Ei schlüpften, wir erklären uns Alles das harmlos als eine Art Hellsehen, da uns das Wort Instinct eben nichts mehr sagt. Wir geben auch zu, daß ganz und gar ungewöhnliche Begabungen unter uns hin und wieder auftauchen, z. B. Menschen mit einer Phantasie, wie sie das Hirn Goethes, Schillers, Shakespeares, Calderons befähigte, uns die Welt in einer Beleuchtung schauen zu lassen, die über die natürliche weit hinausreicht. Wir bestreiten auch nicht, daß durch große Uebung bestimmte Anlagen bis zur Abnormität gesteigert werden können, z. B. Mezzofantis Gedächtniß für Sprachen, Bülows Gedächtniß für Beethoven und Brahms, Dahses Gedächtniß für Zahlen, und wir drucken die auf Aehnliches abzielenden Berichte alter Schriftsteller gläubig nach, z. B. daß es Literatur-Sklaven gab, deren ein gewisser Calvisius Sabinus sogar auf einmal elf kaufte — beiläufig für eine Million Sesterzen oder ca. 80,000 Thaler — Literatur-Sklaven, deren Jeder einen ganzen Dichter im Kopfe hatte, unter ihnen den Vater Homer, also die ganze Ilias und Odyssee, — man denke! Aber kommt uns Einer mit der höflichen Frage, ob bei der Unverständlichkeit des neuen Flickwortes Muskelsinn und bei dem Unzureichenden seiner Verwendbarkeit für das von Mr. Cumberland producirte Quasi-Gedankenlesen nicht das harmlose Wort Hellsehen zu substituiren sei, so möchte schier Jeder aus der Haut fahren. Für mich, der ich auf meinen vielen Kreuz- und Querfahrten manche betrügerisch sich als hellsehend producirende, aber auch manche durch magnetische Striche und die ja durchaus nicht seltene körperliche Disposition hellsehend gewordene Person gesehen und unvoreingenommen beobachtet habe, war Mr. Cumberland nur deswegen etwas Neues, weil er, abweichend von dem unter dem Einfluß eines Magnetiseurs clair voyant Werdenden, einen gewissen, etwa auch nur ganz niedrigen Grad des Hellsehens durch das Berühren eines beliebigen Andern in sich selbst zu entwickeln vermag. Er veranlaßt also z. B. Jemanden mit möglichster Concentration an eine Person, die in erreichbarer Nähe ist, zu denken, legt dann, nachdem er sich die Augen verbinden ließ, die Hand auf die Stirn des Concentrirten und ergreift kurze Zeit darauf seine Hände, worauf in großer Hast die Suche nach der betreffenden Person vor sich geht, voran immer Mr. Cumberland, ihm nach der unfreiwillig Folgende. An eine unbewußte Führung durch den Sehenden, wie sie Dr. Weinlechner voraussetzt, kann man beim nahen Beobachten des Vorganges nicht mehr denken. Ausdrücklich versicherte denn auch in einer der Soiréen der bei einer solchen Suche als Partner betheiligt gewesene Graf Hohenthal, er sei vollständig passiv gewesen und habe seinen Gang durchaus nicht zu seinem Vergnügen in einen Geschwindschritt verwandelt. Ich will hier nicht auf weitere Einzelheiten eingehen und namentlich nicht von Dingen reden, die ins Bereich der Fingerfertigkeit gehören, also vom Lesen eines zusammengefalteten Zettels, quasi mit der Stirne und Aehnlichem. Mr. Cumberland verheißt in seinen Prospecten die Erklärung seiner antispiritistischen Productionen und einige, auf Verlangen vielleicht auch alle, erklärt er ja in der That. So das erwähnte Hammern, dann das Geisterpochen, was er innerhalb seines Stiefels durch Zusammenschnellen gewisser Muskeln zu Wege bringt; endlich das Vertauschen der Stelle eines Ringes oder hölzernen Reifs, den das Experimentir-Object eben auf dem Kopfe hatte und, ohne daß er es begreifen konnte, gleich darauf um seinen Arm liegend findet, ein Experiment, zu welchem Mr. Cumberland den betreffenden Herrn übrigens durch magnetische Manipulationen, wie jeder einigermaßen mit derartigen Dingen Vertraute wahrnehmen mußte, gerade so hypnotisirt, wie dies bei den Hansen'schen Experimenten seiner Zeit das Wesentliche war. Nicht erklärt dagegen hat Mr. Cumberland jene Vorgänge, die ich auf clair-voyance zurückführe, also das Ausfindigmachen einer Nadel, einer Person. Warum sollte er es auch? Um sich dem Odium auszusetzen, das nun einmal dem Hellsehen anhaftet? Alle auf diesem Gebiet vor ihm Aufgetretenen sind den Betrügern zugezählt worden. Das ist ein Schicksal, dem man nicht ohne Noth die Thür öffnet. So hütet er sich denn wohlweislich, die Fahne seines Kreuzzugs gegen die Spiritisten einzuziehen. Unter ihr kämpft sich's ja vortrefflich. Jeder Verständige spendet ihm Beifall. Selbst was vielleicht für Manche nur den Reiz eines Salon-Sports hat erscheint unter dem Rollen dieser Fahne als ein Feldzug hochverdienstlicher Art. In jeder Stadt, wo Mr. Cumberland seinen Einzug hält, stellen sich ihm Leute aus den privilegirten Klassen zur Verfügung, ist das österreichische Kaiserhaus doch muthig damit vorangegangen. Aber — was profitirt die Wissenschaft dabei? Ich glaube, trotzdem Mr. Cumberlands Englisch nicht von sonderlichem Wohlklange war, so ziemlich alle seine Auseinandersetzungen, Erklärungen und Scherze verstanden zu haben. Daß er irgend etwas Anderes dabei zu verstehen gab, als die Versicherung, er lasse sich nicht durch Geister helfen, er bediene sich keiner „supernatural means", habe ich nicht gehört. Aber allerdings sagt er in seinem Prospect, sogenannte Clairvoyance wende er nicht an, und so wurde im Gewerbhaussaal von dem gelehrten Herrn, welcher dem Publicum die Schlußworte Mr. Cumberlands verdeutschte, in dessen Namen versichert: Mr. Cumberland bediene sich nicht des Hellsehens. Hauptsächlich betheiligt bei den Productionen des vorletzten Abends war ein in Dresden, so schien es, allbekannter Arzt. Jene Bemerkung wurde aber nicht corrigirt, und von Seiten der Wissenschaft nahm das zahlreiche Publicum also nur die Belehrung nach Hause . . . ja, welche denn eigentlich? — Wie heißt noch das spanische Sprichwort? Es preciso encender los faroles. „Ihr müßt die Laternen anzünden." Vielleicht erwirbt man sich dieses Verdienst in Berlin. Der ungläubige Thomas.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Ein bekannter junger Schriftsteller,

dessen Werke (Skizzen, Novellen ꝛc.) eine glänzende Aufnahme seit. Publik. wie Presse fanden (eine der vornehmsten Zeitschriften bezeichnet diese Werke als „von vollendeter Meisterschaft"), sucht zu sofort oder später Stelle als **Feuilletonredacteur** einer gröss. Zeitung, resp. Zeitschrift. Da selbst etwas bemittelt, sind Ansprüche höchst bescheiden (circa 1500 *M.*). Suchend. ist 27 Jahre, evangel, unverheir., von ausgezeichnet. Famil. Bücher, Probearb. ꝛc. zu Diensten. Gef. Off. unter **R. M. Z. 25** Exped. ds. Zt. erbeten.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**

Beiträge
zur
Physischen Geographie der Ostsee
von Dr. **Carl Ackermann.**
Mit einer Tiefenkarte und 5 lithogr. Tafeln.
Preis: 10 *M.*

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
erscheinen jetzt in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt,** in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. **Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Das dritte Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig.
Preis *M.* 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des dritten Heftes:

Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von W. H. Riehl.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin. II.
Die neuesten Handschriftenfunde aus Aegypten. Von A. Bauer.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von **Otto Spamer**
in **Leipzig** und Berlin.

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.
Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet *M.* 9.50.
Elegant gebunden *M.* 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien:

Ein Streifzug durch den N.-W. Amerika's. Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von **R. Mohr,** Redakt. der Weser-Zeitung. 8°. VI. u. 394 S. Preis *M.* 5.—
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Ueber
Wissen und Glauben
von
Dr. Alois Geigel,
Professor d. Medicin a. d. Universität Würzburg.
2 Mark.

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** (N. W. Unter den Linden 68) ist soeben erschienen:

Neues Portrait
von
Rudolf Virchow.
Brustbild in Kupferstich von **H. Römer.**
Bildgrösse 17 cm. hoch, 13 cm. breit.
Preis 5 Mark.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**

Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 *M.*

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 19. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Verantwortliches Reichsministerium. Von *. — Das Universitätsstudium in den letzten fünf Decennien. Von Ludwig Elster. — **Literatur und Kunst:** Emanuel Geibel. Persönliche Freundeserinnerungen. Von Wilhelm Jensen. — Eine Biographie Bulwers. Von Karl Witte. — Ein philologischer Klopffechter. Von Jacob Mähly. — Die neue Mineralmalerei. Von Carl Albert Regnet. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Zerstreut. Schwank in drei Acten von Théodore Barrière und Edmond Gondinet. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zu Geibels Trinklied. — Inserate.

Verantwortliches Reichsministerium.

Die im Programm der durch Anschluß der Secessionisten zur „deutschen freisinnigen Partei" erweiterten Fortschrittspartei enthaltene Forderung eines verantwortlichen Reichsministeriums hat Anlaß zu einer merkwürdigen Campagne des Bundesrathes gegeben, welche in der Presse mit großer Lebhaftigkeit fortgesetzt wurde. Betrachtet man den Gegenstand des Streites an sich mit objectiver Ruhe, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren: „Viel Lärm um Nichts", wie wir dies sofort begründen werden. Unwillkürlich hat man demnach die Empfindung, daß irgendwelche Vorgänge hinter den Coulissen gespielt haben, welche den tieferen Grund für das Vorgehen des Bundesrathes enthalten. So wie die Dinge sich äußerlich darstellen, scheint sich Preußen zum Wortführer nicht eines berechtigten Föderalismus, sondern eines ungerechtfertigten Particularismus gemacht zu haben: die wiederholte starke Betonung der Verträge als der Grundlage des Reiches ist ungerechtfertigt, da die Verträge lediglich historische Bedeutung haben; staatsrechtlich ruht das Deutsche Reich auf dem Grundgesetz seiner Verfassung.

Bei Gründung des Reiches war die Schöpfung des Bundesrathes durchaus ein Problem. Man fand für denselben keinerlei staatsrechtliche Analogie in anderen Ländern, auch nicht in der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Nordamerika; der Bundesrath trug etwas von einem Ministerium, etwas von einer ersten Kammer, etwas von einer Staatenrepräsentanz (Ständerath in der Schweiz, Senat in der Union) an sich. Alle Welt stand der neuen Institution skeptisch gegenüber, und bekannt ist Waldecks Ausspruch: der Bundesrath werde Preußen ruiniren; Reichstag und Presse wetteiferten, den Bundesrath zu verkleinern.

Man wird bei ruhiger Betrachtung der Entwickelungsgeschichte des Reiches nicht leugnen dürfen, daß die Beurtheilung des Bundesrathes inzwischen eine wesentlich andere geworden ist. Die vom Bundesrath befürchteten Gefahren, insbesondere nach der particularistischen Seite, sind nicht eingetreten; die neue Institution hat regelmäßig und gut functionirt; das Einvernehmen der Bundesglieder war ein in der Hauptsache ungetrübtes; Meinungsverschiedenheiten führten niemals zu wirklichen Kämpfen; speciell fand eine factiöse Opposition gegen Preußen im Bundesrath nicht statt. Mag immerhin viel von diesem Erfolge auf Rechnung der Persönlichkeit des Reichskanzlers kommen, dessen große Klugheit einerseits, speciell gegenüber den Bundesfürsten, alle Schwierigkeiten zu ebnen vermochte, dessen gewaltiger welthistorischer Bedeutung andrerseits die Einzelstaaten in anerkennenswerther Weise Rechnung trugen: jedenfalls bildete der Bundesrath kein Hinderniß für die Entwickelung des Reiches und insbesondere nicht für die socialen Reformpläne des Kanzlers, welche vielleicht die größte und fruchtbarste Gedankenarbeit dieses großen Lebens einschließen.

Im geraden Gegensatz zum Bundesrath war der Reichstag bei der Gründung des Reiches der erklärte Liebling der Nation. In ihm war die Einheit des Volkes zu imposantem äußerem Ausdruck gelangt und jeder Deutsche fühlte sich unmittelbar betheiligt an dem Vertretungskörper der ganzen Nation. Neben dem Kaiser war es der Reichstag, der alle Sympathien genoß. Diese erste Liebe dauerte nicht allzu lange. Durch den preußischen Culturkampf trat reichlich ein Viertel des Parlamentes in schroffe Opposition zur Regierung; und wenn auch seit 1879 das Centrum nicht mehr absolute Oppositionspartei ist, so ist doch das Verhältniß desselben zur Regierung immer noch ein gespanntes und von gegenseitigem Vertrauen keine Rede. Seitdem nun auch der weit überwiegende Theil des Liberalismus sich zu einer bedeutenden und geschlossenen Phalanx der Opposition vereinigt hat, fehlt der Regierung ziffernmäßig der Halt in der Volksvertretung und die Reichsmaschine vermag nur unter den größten Schwierigkeiten zu fungiren. Seit Jahren leben wir im Reiche in unausgesetzten peinlichen Frictionen zwischen Parlament und Regierung.

Wir untersuchen nicht, wer hieran die Hauptschuld trägt. Für unseren Zweck genügt es, die obigen Thatsachen constatirt zu haben. Denn von diesen Thatsachen fällt vielleicht ein Lichtstrahl auf die jüngsten Vorgänge im Bundesrath: diejenige Institution, welche man als den Hort des Particularismus bezweifelte, beargwohnte, ja verachtete, hat der stetigen Fortentwickelung des Reiches im Sinne des Reichskanzlers kein nennenswerthes Hinderniß bereitet; diejenige Institution dagegen, welche recht eigentlich als der Ausdruck der Reichseinheit betrachtet und geliebt wurde, hat den Gang der Reichsentwickelung nach der Meinung des Kanzlers seit Jahren geschädigt und gehemmt, vielleicht schädigen und hemmen müssen — wir enthalten uns darüber des Urtheils — jedenfalls thatsächlich gehemmt.

Darum hat das Urtheil über Bundesrath und Reichstag auch in weiten Kreisen des Volkes eine so beträchtliche und für den Reichstag ungünstige Aenderung erfahren. Und darum hat Preußen jüngst dem Particularismus wie es scheint Concessionen auf Kosten der Reichseinheit gemacht, weil der Particularismus des Bundesrathes der Entwickelung des Reiches keinen Schaden gebracht hat, während die Gestaltung unserer parlamentarischen Verhältnisse diese Entwickelung zum Stillstand zu bringen droht. Daraus mag sich der Denkzettel erklären, den Fürst Bismarck im Namen Preußens unter dem lebhaften Zuruf von Bayern,

Sachsen, Württemberg derjenigen Partei angehängt hat, die jetzt den Reichstag negativ beherrscht.

Was aber den Inhalt des Protestes betrifft, so ist derselbe in der That, wie oben bemerkt, viel Lärm um Nichts.

Das Ministerialsystem, welches i. J. 1808 durch Stein in Preußen geschaffen wurde, beruht, um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen, auf dem Ressortparticularismus. Die Verwaltung des Staates wurde in eine Anzahl Ressorts getheilt, ursprünglich vier, jetzt neun, an deren Spitze je ein Minister in voller Selbständigkeit und alleiniger Verantwortlichkeit gegenüber dem König stand und steht. Der Ministerpräsident hat — wir sehen ab von der Periode des Staatskanzleramtes, welche 1822 endete — keinerlei staatsrechtlich übergeordnete Stellung, sondern nur die formelle Leitung der Sitzungen des Gesammtstaatsministeriums, welchem nur die ihm ausdrücklich übertragenen Functionen zukommen. Sind mehrere Ressorts an einer Sache betheiligt, so haben die competenten Minister sich zu verständigen. Staatsrechtlich liegt der Schwerpunkt des preußischen Systemes durchaus in den Ressorts. Inwiefern thatsächlich, sei es durch Gründe der Staatsraison, sei es durch das Schwergewicht einer welthistorischen Persönlichkeit, in den letzten Jahren die Bedeutung des Ministerpräsidenten bezw. des Gesammtstaatsministeriums gewachsen ist, mag dahingestellt bleiben, da es für unsere Erörterung irrelevant ist. Des Fürsten Bismarck Klagen über den preußischen Ressortparticularismus sind bekannt genug.

Die Verantwortlichkeit der Ressortminister, welche ursprünglich lediglich dem Staatsoberhaupt gegenüber bestand, besteht seit Erlaß der Verfassung auch der Volksvertretung gegenüber. Bekanntlich ist diese constitutionelle Verantwortlichkeit ein bis jetzt in Theorie und Praxis völlig ungelöstes Problem. Der Liberalismus hat jedoch auf dieselbe immer das allerhöchste Gewicht gelegt; die Forderung der Ministerverantwortlichkeit in einem liberalen Parteiprogramm ist demnach gewissermaßen selbstverständlich. Das Princip dieser Verantwortlichkeit ist übrigens in der Reichsverfassung materiell ganz ebenso wie in der preußischen Verfassung anerkannt. Das preußische System aber, welches für jedes Ressort eine allein und selbständig verantwortliche Persönlichkeit statuirt, muß natürlich dem Liberalismus sympathischer sein, als ein System, welches nur Einen verantwortlichen Träger der gesammten Verwaltung kennt, denn es liegt auf der Hand, um wie viel wirksamer nach jenem Systeme die Rechte der Volksvertretung geltend gemacht werden können, als nach diesem: divide et impera — gilt auch hier.

Die Reichsverfassung kennt keine verantwortlichen Ressortministerien, sondern nur einen einzigen Minister, den Reichskanzler, als dessen „Bureaux" die erste wissenschaftliche Autorität des Reichsstaatsrechtes die sämmtlichen Reichsbehörden bezeichnet hat. Dies trifft staatsrechtlich vollkommen zu. Materiell enthält auch die preußische Verfassung nicht mehr an „Verantwortlichkeit", als die Reichsverfassung; der Unterschied ist nur: nach letzterer ist einzig und allein der Reichskanzler, nach ersterer sind neun Ressortminister der Volksvertretung „verantwortlich".

Dieses staatsrechtliche Verhältniß hat jedoch durch das die Reichsverfassung abändernde Gesetz vom 17. März 1878, betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers, eine fundamentale Veränderung erfahren.*) Nach diesem Gesetz können — wir sehen von der praktisch nicht bewährten Generalstellvertretung, die das Gesetz gestattet, ab — Specialstellvertreter des Reichskanzlers ernannt werden für alle Regierungszweige, die sich in der eigenen und unmittelbaren Verwaltung des Reiches befinden; die Stellvertretung umfaßt auch die constitutionelle Verantwortlichkeit; zu Stellvertretern sind zu ernennen die Chefs der einzelnen Verwaltungszweige; der Reichskanzler ist jedoch berechtigt, jeder Zeit jede Amtshandlung in dem betreffenden Ressort selbst vorzunehmen, selbstverständlich unter eigener Verantwortlichkeit.

Betrachten wir die thatsächliche Entwickelung, welche sich an dieses Gesetz knüpfte, so ist dieselbe folgendermaßen zu skizziren: es wurden sofort die vier großen Verwaltungszweige des Auswärtigen, des Post- und Telegraphenwesens, der Reichskriegsmarine und der Reichsfinanzen nach Maßgabe des Gesetzes eingerichtet; dazu kamen noch weiterhin, nicht ohne daß Bedenken hinsichtlich der Interpretation des Gesetzes überwunden werden mußten, die Ressorts des Innern, der Justiz, des Eisenbahnwesens. Wir haben demnach zur Zeit sieben Stellvertreter des Reichskanzlers als Träger der constitutionellen Verantwortlichkeit für die Ressorts des Auswärtigen Amtes, des Reichspostamtes, der Admiralität, des Reichsschatzamtes, des Reichsamtes des Innern, des Reichsjustizamtes, des Reichsamtes für die Verwaltung der Reichseisenbahnen. Mit anderen Worten: wir haben sieben verantwortliche Reichsministerien, nur führen die Chefs nicht den Titel Minister wie in Preußen, sondern Staatssecretär.

Die Forderung verantwortlicher Reichsministerien ist somit für die sieben oben bezeichneten Ressorts, und dies sind die sämmtlichen Ressorts des Reiches, erfüllt: die Forderung des freisinnigen Programmes wie der Protest des Bundesrathes demnach insoweit völlig gegenstandslos.

Dabei ist ja allerdings zwischen dem preußischen und dem Reichssystem ein hochwichtiger staatsrechtlicher Unterschied: einen Ressortparticularismus wie in Preußen kann es im Reich nicht geben. Indem der Reichskanzler jeder Zeit in jedem Ressort jede Amtshandlung selbst vornehmen kann, kann er jede ihm unerwünschte Selbständigkeit eines Ressorts abschneiden und unterdrücken. Die Verwaltung bleibt nach wie vor principiell im Reichskanzler allein concentrirt. Dagegen hauptsächlich dürfte sich, wenn man auf die Verhandlungen über das Stellvertretungsgesetz zurückblickt, die Forderung des freisinnigen Programmes richten. In dem Protest des Bundesrathes tritt aber dieser Punkt gar nicht hervor, darum ist dieser Protest gewissermaßen ein Monolog, der mit der Frage der verantwortlichen Reichsministerien nur in sehr losem Zusammenhange steht.

Ob übrigens das Collegialsystem der preußischen oder das Personalsystem der Reichsverfassung vorzuziehen sei, ist eine sehr unentschiedene Streitfrage, und wir sind der Meinung, das Personalsystem sei mit sehr liberaler Gesinnung wohl zu vereinigen, wofür ja auch England ein starkes und schlagendes Argument bietet. Die welthistorische Persönlichkeit unseres Reichskanzlers wie die Noth der unfertigen Verhältnisse drängten dem Reiche geradezu das Personalsystem auf. Aber auch abgesehen von diesen beiden Argumenten sind wir der Meinung, daß das Reich bei dem in der Verfassung und dem Stellvertretungsgesetz statuirten Ministerialsystem beharren muß, denn dasselbe bietet allein die gerade bei uns unbedingt erforderliche Garantie für eine concentrirte einheitliche starke Verwaltung des Staates.

Darum antworten wir auf die Forderung des freisinnigen Programmes nach verantwortlichen Reichsministerien: insoweit die Forderung berechtigt ist, ist sie im Reichskanzler und den sieben verantwortlichen Staatssecretären des Reiches erfüllt. Und soweit die Forderung nicht erfüllt ist, ist sie nicht berechtigt.

Auf den Protest des Bundesrathes aber haben wir zu entgegnen: soweit er verantwortliche Reichsministerien ablehnt, ist er nach Maßgabe des Obigen theils gegenstandslos, theils berechtigt; soweit er die staatsrechtlichen Grundlagen des Reiches berührt, ist er in hohem Grade bedenklich und steht überhaupt mit der Frage der Reichsministerien nur in einem künstlich gesuchten Zusammenhang. *

*) Dies Gesetz ist so mangelhaft redigirt, daß man seinen juristischen Sinn nach dem Wortlaut gar nicht, sondern nur mit Hülfe der Reichstagsverhandlungen feststellen kann. Die Abänderungsanträge der Abgeordneten Beseler und Hänel wurden zurückgezogen bezw. abgelehnt, nachdem Fürst Bismarck erklärt hatte, es sei nicht ohne große Mühe gelungen, im Bundesrath dasjenige Maß von Uebereinstimmung zu erzielen, dessen Ausdruck die Vorlage sei; jede Abänderung des Entwurfes durch den Reichstag gefährde das Zustandekommen des Gesetzes aufs Höchste. So wurde die Vorlage Gesetz, indem alle Redner, insbesondere Lasker, anerkannten, welch ungeheurer Fortschritt für die Organisation der Reichsgewalt in demselben liege.

Das Universitätsstudium in den letzten fünf Decennien.

Von Ludwig Elster.

Die in den letzten Jahren eingetretene gewaltige Steigerung der Universitätsfrequenz hat die Aufmerksamkeit Aller, die für das öffentliche Wohl besorgt sind, in hervorragendem Maße auf sich gezogen. Schon heute macht sich in den meisten gelehrten Berufszweigen eine überaus starke Concurrenz um Amt, Stellung, ausreichenden Erwerb geltend und das bereits gegenwärtig zu starke Angebot gegenüber der Nachfrage muß in Zukunft sich noch stärker gestalten, wenn erst diejenigen, welche heute die Universitäten übervölkern in das praktische Leben ein- und als Concurrenten für Beamten- und ähnliche Lebensstellungen auftreten.

An diese Betrachtung reihen sich unwillkürlich weitere Fragen: wird der Nachwuchs aus den höheren Gesellschaftsklassen in Zukunft nicht noch mehr als bisher in die realistischen Berufsarten des praktischen Lebens hineingedrängt werden müssen? Und wenn dieses als wahrscheinlich erscheint, — wird bereits gegenwärtig in der Gestaltung unseres Unterrichtswesens, in unserer ganzen Jugenderziehung hierauf genügend Rücksicht genommen?

Diese und andere hiermit im Zusammenhange stehende Fragen sind in neuerer Zeit mehrfach aufgeworfen und erörtert worden. Die Meisten aber, welche sich mit denselben beschäftigten, vermißten zuverlässige statistische Unterlagen, um alle die verschiedenartigen Fragen genau beantworten zu können. Wohl wußte man, daß der Besuch der Universitäten besonders seit Beginn der siebziger Jahre, nach Beendigung des Krieges, ganz bedeutende Dimensionen angenommen hatte, aber man war nicht in der Lage die Zunahme des Universitätsbesuches für einen längeren Zeitraum zu vergleichen mit der Zunahme der Bevölkerung, man wußte auch nicht, ob eventuell früher schon einmal etwas Aehnliches dagewesen sei ꝛc. Daß Schwankungen in den Frequenzverhältnissen der Universitäten stattgefunden hatten, war hinlänglich bekannt, aber genaue Angaben über die zum Theil sehr bedeutenden Schwankungen fehlten theils völlig, theils erstreckten sie sich auf einen so kleinen Zeitraum, daß sie zur Grundlage weiterer Untersuchungen nicht dienen konnten.

Diese von Vielen empfundene Lücke ist kürzlich durch eine ungemein mühselige, aber auch außerordentlich dankenswerthe Arbeit, die Professor Conrad in Halle veröffentlicht hat, ausgefüllt.*) Wir wollen im Folgenden auf diese statistische Untersuchung eingehen, die Hauptresultate derselben, die auch für weitere Kreise von Interesse sind, hervorheben.

Conrad untersucht zunächst die Frequenzverhältnisse der Universitäten Deutschlands im Allgemeinen während der letzten fünfzig Jahre; er beginnt mit dem Wintersemester 1830/31 und endet mit dem Semester 1882/83; in jenem gab es 15,585, in diesem 24,187 Studenten, in beiden entfielen auf 100,000 Einwohner 52,5 Studirende. Wir haben es hier mit einer zufälligen Gleichheit in dem Verhältniß der Studirenden zu der Einwohnerzahl zu thun, beide Ziffern, welche für die Endpunkte dieser statistischen Untersuchung ermittelt sind, zeigen überdies zufällige Extreme. Das Wintersemester 1830/31 gehört zu dem Gipfel einer Hochfluth, der Anfang der zwanziger Jahre die Ebbe vorangegangen war, wie eine ebensolche darauf folgte. Denn bereits 1831 beginnt die Frequenz allgemein außerordentlich zu sinken, um (wenn hier zunächst nur die absoluten Ziffern berücksichtigt werden) in den Sommersemestern 1841 und 1843 mit 11,072 und 11,017 Studenten den Tiefpunkt zu erreichen. Zieht man indes, wie nothwendig, die Studirenden im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung in Betracht, so fällt die tiefste Depression in den Zeitraum 1856—61, in dem auf 100,000 Einwohner nur 32,0 Studenten kommen. Mit 1860 beginnt die Steigerung, die dann bis zum Jahre 1870 langsam aber stetig zunimmt, nach Beendigung des Krieges größere Dimensionen annimmt, namentlich seit 1877/78, von welcher Zeit an pro Semester eine durchschnittliche Zunahme von 675 Studenten zu verzeichnen ist. — Es liegt nahe, nach den Ursachen dieser bedeutenden Schwankungen zu forschen.

Conrad glaubt die starke Zunahme des Universitätsbesuchs in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts theilweise zurückführen zu können auf den allgemeinen Bildungstrieb jener Zeit überhaupt, auf das neuerwachte religiöse Gefühl. Während in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts das Studium tief darniederlag, suchte man unter dem Schutze des wiedergewonnenen Friedens jene Güter zu pflegen, welche das Leben im Staate erst wahrhaft lebenswerth machen und eine ideale Begeisterung des Wissens und Forschens, die sich weiterer Kreise bemächtigte, half jene Wunden heilen, die dem Staate auf dem schweren Gange seiner politischen Machtentwickelung geschlagen waren. Dazu kam, daß in Folge der Umgestaltungen in den staatlichen Verhältnissen ein großer Bedarf an Beamten hervorgetreten war und die schnelle Beförderung derselben reizte zu dieser Carrière. Als ein weiteres Moment, welches den Zudrang zu den Universitäten begünstigte, hebt Conrad noch die Prüfung der Reife zum Universitätsstudium durch die Universitäten selbst hervor, die außerordentlich lax betrieben wurde.

Nachdem aber allmählich eine Ueberfüllung in allen Studienfächern fühlbar geworden war, trat jener oben in Ziffern bereits dargelegte Rückschlag ein. Gleichzeitig begannen die wirthschaftlichen Verhältnisse nach langer Depression sich wieder zu heben und Viele, die kurz vorher dem Studium sich gewidmet haben würden, wandten sich wirthschaftlicher Thätigkeit zu. Die realistische Bildung, Anfangs sehr vernachlässigt, wurde gleichfalls mehr gepflegt, Akademien für Forst- und Landwirthe, Bergleute, Architekten, Polytechniker ꝛc. wurden errichtet, hierdurch aber wiederum ein Theil der Studirenden den Universitäten entzogen. Das preußische Prüfungsreglement vom Jahre 1834, welches die Zulassung zum Universitätsstudium an strengere Bedingungen knüpfte, trug mit dazu bei, den bereits eingetretenen Rückgang zu verschärfen.

Wie somit durch allgemein wirkende Momente die Abnahme der Universitätsfrequenz hervorgerufen wurde, so sind es auch wiederum vorwiegend allgemein wirkende Ursachen gewesen, die den neuesten Aufschwung des Studiums anbahnten und förderten. Als solche sind zu nennen: einmal die wirthschaftliche Depression, die, wenngleich eine Besserung in den allerletzten Jahren nicht zu verkennen ist, immerhin noch empfindlich fühlbar ist. Mit Recht sagt Conrad: „wie die Handwerker, Kaufleute ꝛc. sich um selbst den kleinsten Posten bewerben, der ihnen gleichmäßige Beschäftigung und bestimmtes, wenn auch noch so dürftiges Einkommen gewährt, eine ausgeschriebene Portier-, Schreiberstelle und dergl. Hunderte von Bewerbern aus allen Kategorien anzieht, so sucht in dieser Zeit der Landwirth, der Kaufmann, der Handwerker seine Söhne dem eigenen ungewissen Erwerbszweig zu entziehen und studiren zu lassen." Die gesellschaftlich bevorzugte Stellung der Studirten in Deutschland wirkt in gleicher Richtung, — auch das ist ein Moment, das mit in Anschlag gebracht werden muß. Man verzichtet auf pecuniäre Vortheile, um sich einer bevorzugteren socialen Stellung zu erfreuen. Vor Allem aber ist der starke Zudrang zu den Universitäten in neuerer Zeit auf unsere Schulverhältnisse zurückzuführen. Das mit Nachdruck betont und soweit wie möglich ziffermäßig begründet zu haben ist ein ganz besonderes Verdienst der Conrad'schen Studie. Er hebt die einseitige Begünstigung der gelehrten, die zu geringe Unterstützung der mittleren Schulen durch den Staat hervor und sucht zu zeigen, wie gerade hierdurch weite Kreise gezwungen oder verleitet werden ihren Kindern, die ursprünglich für den praktischen Lebensberuf bestimmt waren, eine gelehrte Vorbildung zu geben. Nichts ist natürlicher, als daß dann eine große Zahl derselben der einge-

*

*) Dr. J. Conrad (Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S.), Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens. Jena 1884, Gustav Fischer.

schlagenen Richtung treu bleibt. Diese Schulverhältnisse sollen weiter unten noch berührt werden.

Die Ueberfüllung unserer Universitäten im Allgemeinen und die der einzelnen Facultäten im Speciellen ist ziffermäßig erwiesen. Ein zu starkes Angebot gegenüber der Nachfrage macht sich in einzelnen Fächern bereits empfindlich geltend, in anderen muß ein solches Mißverhältniß binnen kurzem eintreten. Wir haben es hier somit mit einer ernsten, besorgnißerregenden Erscheinung zu thun und die Frage tritt an uns heran: wie entlasten wir unsere Universitäten, wie können wir der bereits eingetretenen und immer noch steigenden Calamität entgegenwirken? Da Conrad als die wichtigste Ursache der rapiden Zunahme des Universitätsbesuchs unsere Schulverhältnisse bezeichnet, so glaubt er auch, daß eine dauernde Besserung erst dann erfolgen kann aber auch dann erfolgen wird, wenn durch eine Reform des Schulwesens die hier hervorgetretenen Mißstände gehoben werden. Diese Mißstände findet er, wie schon erwähnt, in der einseitigen Begünstigung und künstlichen Verallgemeinerung der gelehrten Bildung.

Die Erörterung über die Schulen bezieht sich nun zwar hauptsächlich auf Preußen, weil für das ganze Deutschland die bez. Zahlen nicht zu beschaffen waren, man wird jedoch die Schlüsse, die hier aus dem preußischen Material für Preußen gezogen werden, im großen Ganzen auch auf das übrige Deutschland anwenden können, da die Entwickelung Preußens auf dem Gebiete des Schulwesens mit der der übrigen Staaten des deutschen Reiches in den wesentlichsten Punkten harmonirt.

Mit großem Nachdruck fordert Conrad die weitere Ausbreitung der mittleren Schulbildung; er wünscht, daß diese immer mehr von jenen Bevölkerungsschichten erworben wird, welche sich bisher nur mit elementarer Bildung begnügten. Im Handwerker-, Bauern- und Kaufmannsstande brauche man Leute mit höherer Intelligenz, ebenso aber sei eine Erhöhung des Niveaus der Schulbildung in der großen Masse der niederen Subalternbeamten dringend nothwendig. Die unteren Mittelschulen sind nun aber in neuerer Zeit mehr in den Hintergrund getreten, während die höheren Schulen, die Realschulen und die „gelehrten Schulen" die Gymnasien, an Terrain gewonnen haben. Was zunächst die letztgenannten Anstalten, die Gymnasien, betrifft, so bedauert Conrad, daß die preußische Regierung es sich habe angelegen sein lassen, die Gymnasien überall im Lande zu verbreiten, wenngleich sie darin keineswegs eigenmächtig vorgegangen, sondern nur dem Drängen der maßgebenden Kreise gefolgt sei. Wiese hat seinem Werk „Das höhere Schulwesen in Preußen, historisch-statistische Darstellung" (Band III) eine Uebersichtskarte, die Vertheilung der höheren Schulen in Preußen darstellend, hinzugefügt, aus welcher ersehen werden kann, in wie vielen und in welchen Städten im Jahre 1873 nur Gymnasien vorhanden waren. Hiernach ergibt sich, daß die Zahl der Gymnasien in Preußen excl. Progymnasien sich auf 220 belief, von diesen lagen 122, also über die Hälfte isolirt, mit anderen Worten: die betreffende Gegend war, und da sich die Verhältnisse nicht geändert haben, ist darauf angewiesen, die Kinder, die überhaupt eine über die Volksschule hinausgehende Bildung erhalten sollen, auf ein Gymnasium zu schicken. Bezüglich der Vertheilung der Gymnasien tritt aber noch ein sehr beachtenswerthe Unterschied zwischen den alten und neuen Provinzen hervor. In den letzteren lagen 32% isolirt, in den ersteren dagegen 60%, in den vier bezw. fünf Agrarprovinzen 67% (!). Die Folge hiervon ist, daß auch Kaufleute, Handwerker, Gutsbesitzer und Bauern der Umgegend, welche ihre Söhne für ihren eigenen Beruf bestimmt haben, ihnen aber eine bessere, als die blos elementare Bildung geben wollen, genöthigt sind, dieselben dem Gymnasium zu übergeben, statt sie auf die angemessene höhere Bürger- und Realschule zu schicken und diese absolviren zu lassen. „Die weitere Folge ist, daß die meisten dieser Schüler und damit ein übergroßer Procentsatz aller Gymnasiasten von den mittleren Klassen abgeht, ein anderer aber, von Ehrgeiz getrieben, die Schule durchmacht und sodann, dem ursprünglichen Plan entgegen, zur Universität geht, um im Studentenleben den Lohn für die überstandene Mühsal zu genießen und das nun einmal Erlernte auch fachmäßig zu verwerthen." Conrad verlangt, daß ein Gymnasium erst dort begründet werden dürfe, wo eine mittlere Schule existire. Im großen Ganzen ist diese Forderung eine entschieden berechtigte. Ebenso berechtigt aber ist jenes weitere Verlangen nach einer schärferen Scheidung zwischen den beiden, verschiedene Zwecke verfolgenden, höheren Bildungsanstalten, den Gymnasien und Realschulen; gerade auf die Ignorirung des Gegensatzes zwischen diesen beiden Schulen sind wesentliche Uebelstände in unserem höheren Unterrichtswesen zurückzuführen. Während die Realschulen den Unterricht an Ort und Stelle abzurunden haben, während eine Fortsetzung desselben bei der Mehrzahl der Schüler nicht vorausgesetzt werden kann, haben die Gymnasien die Abschließung des Unterrichts nicht selbst zu übernehmen, sondern diese der Universität zu überlassen, welche zwischen Schule und Lebensberuf tritt. Das Gymnasium ist die Vorschule für die Universität, die Realschule hingegen „sollte ursprünglich," so sagt Wilh. Schrader in seiner „Verfassung der höheren Schulen" (Berlin 1881), „die Vorschule für das aufstrebende Bürgerthum im Unterschied zu den gelehrten Berufsklassen, also für Handel, Technik und das höhere Gewerbe sein. Dies war eine klare und lösbare, zugleich eine eigenthümliche und in der Volksentwickelung begründete Aufgabe; innerhalb dieses Kreises hätte sie eine eingreifendere und unbefangenere Fürsorge des Staates verdient, als ihr leider zu Theil geworden ist. Vielleicht gerade weil ihr diese vorenthalten wurde, glaubte sie bald jenes Ziel überspringen zu können und mit den Gymnasien eine Concurrenz eingehen zu dürfen, welche beiden Theilen großen Schaden gebracht hat."

Im Hinblick hierauf sind jene Ziffern beachtenswerth, die Conrad bezüglich der zur Universität gehenden Realschulabiturienten mittheilt. Es zeigt sich aus dieser kleinen Tabelle, die wir hier zum Abdruck bringen wollen, von welch durchgreifendem Einfluß die Erweiterung und Berechtigung der Realschulen gewesen ist.

Jahr.	Gesammtzahl der Realabiturienten.	Von diesen gingen zur Universität.	Gymnasialabiturienten.	Die Realabitur. machen Proc. der Gymnasialab. aus
1869	256	4	1897	0,2 %
1870	419	5	2473	0,2 „
1871	309	15	1475	1 „
1872	425	45	2050	2 „
1873	482	89	2054	4,5 „
1874	514	133	1897	7 „
1875	499	115	2040	5,7 „
1876	532	191	2202	8,7 „
1877	597	248	2230	11,1 „
1878	662	300	2332	12,7 „
1879	678	333	2474	15,5 „

Die Steigerung ist eine auffallende; die Ziffern aber gewinnen noch an Bedeutung, wenn man, wie nöthig, berücksichtigt, daß die zur Universität gehenden Realschulabiturienten sich allein einer Facultät zuwenden, innerhalb welcher sie sich auf das Studium weniger Zweige concentriren. In irgend einer Weise muß hier eine Aenderung eintreten, d. h. entweder müssen noch für andere Fächer die Realschulabiturienten zum Studium zugelassen werden, oder aber es muß ihnen ein Theil der gewährten Rechte wieder entzogen werden. Den ersten Weg zu betreten wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen Niemand ernstlich befürworten wollen, in Zeiten der Ueberfüllung der Universitäten neue Zugangscanäle zu denselben zu eröffnen „hieße dem gesunden Laufe der historischen Entwickelung mit offenen Augen entgegenarbeiten", der andere Weg aber, der auf eine Entziehung jener Rechte hinausläuft, die den Realschulen vor nun 14 Jahren eingeräumt, sie zu jenem hoffnungslosen Concurrenzkampfe mit den Gymnasien getrieben haben und die nicht im Einklange mit den eigentlichen Zwecken dieser Anstalten stehen, dürfte sich allerdings empfehlen. Wir sehen hier von einer weiteren Begründung ab, verweisen zu dem Zwecke auf die gründlichen Ausführungen bei Conrad und bemerken nur, daß

wenn hier ein Zurückschrauben der Anforderungen, welche heute die Realschulen an ihre Besucher stellen, empfohlen wird und für eine Zurücknahme jener Berechtigung, die den Realschulabiturienten den Besuch der Universität gestattet, eingetreten wird, der Gedanke fern liegt, die Realbildung als eine niedrigere hinzustellen gegenüber der Gymnasialbildung, — nur als eine andere. Niedriger ist sie als Vorbildung für den Besuch unserer Universitäten, nicht aber für den Eintritt in die realistischen Berufsarten des praktischen Lebens. Man muß sich darüber klar werden, daß die Mannichfaltigkeit unseres socialen Lebens für die einzelnen Berufszweige einen verschiedenen Bildungsgang erfordert. Wird aber den Realschulen der Eintritt zur Universität untersagt, so werden nicht nur die Universitäten entlastet, sondern den Realschulen selbst würde eine entschiedene Wohlthat erwiesen. So ist es z. B. auffallend, daß das Alter der Realschulabiturienten in den letzten Jahren nicht unerheblich gestiegen ist, was in erster Linie auf die veränderte Stellung dieser Schulen zurückzuführen sein dürfte. Waren in den sechziger Jahren noch 24,4% unter 18 Jahren, so jetzt nur noch 8%. Während damals 22,1% der Abiturienten zwanzig Jahre und darüber waren, sind es jetzt 38,7%. Indem die Realschule sich bemühte, ihren Schülern sowohl für den kaufmännischen wie landwirthschaftlichen Beruf, für die technischen Hochschulen ebenso wie für die Universitäten die nöthige Vorbildung zu geben, zwang sie dieselben sich länger in ihr aufzuhalten. Eine über das nothwendige Maß hinaus verlängerte Schulzeit entspricht aber weder unseren Wohlstandsverhältnissen, noch ist sie den jungen Leuten, die nach Absolvirung der Schule in den praktischen Beruf eintreten wollen, förderlich. Wer sich bis in ein relativ hohes Alter auf der Schulbank herumgedrückt hat, hat vielfach jene Frische und Arbeitsfreudigkeit eingebüßt, die beim Eintritt ins Leben so dringend erforderlich ist. Viele aber sehen sich aus diesen oder anderen Gründen gezwungen die Schule früher zu verlassen, erhalten somit keinen abgerundeten Schulunterricht und tragen dann mit zur Verbreitung jener Halbbildung bei, die eine der größten Gefahren für unsere gesunde nationale Entwickelung ist. Hier zeigt sich allerdings auch besonders die schädliche Wirkung unseres Wehrgesetzes: die unteren und mittleren Klassen der Realschulen wie der Gymnasien sind von solchen Leuten überfüllt, die nur in möglichst bequemer Weise die schwarz-weißen Schnüre sich ersitzen wollen, welche dann, sobald sie die Secunda absolvirt haben, mit einer, weil nicht harmonisch abgerundeten, durchaus unzureichenden Bildung die Schule verlassen. All das sind Uebelstände, die mit den Jahren noch immer schärfer hervortreten, dann aber auch die nicht zu umgehende Reform immer entschiedener verlangen werden.

Daß eine gründliche, durchgreifende Reform in unserem Unterrichtswesen dazu beitragen wird, der Uebervölkerung der Universitäten zu steuern, erscheint uns zweifellos, ob indes mit dieser Reform allein schon, wie Conrad annimmt, die genannten Mißstände gehoben werden, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls wird diese Universitätsfrage nur im Zusammenhange mit unserem ganzen Schulwesen behandelt und gelöst werden können. Möge man rechtzeitig auf Abhülfe der erwähnten Mißstände bedacht sein, damit Deutschland vor einem Proletariat in den studirten Kreisen bewahrt werde, das seiner politischen und socialen Entwickelung ernste Gefahren bereiten dürfte!

Literatur und Kunst.

Emanuel Geibel.

Persönliche Freundeserinnerungen.

Von Wilhelm Jensen.

Es ist Sonntag, und seit heut' Morgen ist es mir, als läuteten die vielen Glocken Freiburgs rastlos: „Seitdem die Sonne aufgegangen, liegt Emanuel Geibel todt drüben im Norden." Auch in Lübeck wird sonntägliches Nachmittagsgewoge jetzt die Straßen füllen, und von denen, welche ihr Weg durch die Königsstraße bringt, haben vielleicht einige die Trauerkunde schon vernommen und sie schauen, anhaltend, nach den verhängten Fenstern auf, hinter welchen ihr Ehrenmitbürger, der weitestgenannte Sohn ihrer Vaterstadt, der Ruhm und Stolz derselben aus dem Leben geschieden daliegt. Kaum Einer wird unter ihnen sein, der ihn nicht von Angesicht gekannt; daß verhältnißmäßig nur Wenige seine dichterische Bedeutung voll zu würdigen wissen, liegt in der Natur der Menschheit. Aber Alle werden empfinden, daß Lübeck einen hohen Verlust erlitten hat, und Jeder wird diesem Gefühl nach der Stufe seines Verständnisses Ausdruck geben. Denn es war etwas Seltenes in unserer Zeit, wie der Verstorbene nicht allein dem weiten deutschen Geistesleben, sondern im engeren Sinne seiner Heimatstadt angehörte. Wohl in der mittleren Zeit seines Daseins von ihr getrennt, hatte es ihn mit dem beginnenden Alter an die Stätten der Jugend zurückgezogen; wo seine Wurzeln hafteten, breiteten seine abendlich beglänzten Wipfel sich aus, fiel der Schnee auf seine Haare. Die alte Travestadt war seine Mutter, und er hing mit treuer Sohnesliebe und Pietät an ihr; sie hat's ihm vergolten und ihr nachgewachsenes heutiges Geschlecht wiederum zur Liebe und Pietät für ihn erzogen. Ein festes und schönes Band verschlang sie; ob er einsam lebte, mit den Jahren seltener Andere sah und gesehen wurde, war er in dem Bewußtsein Aller stets vorhanden. Selbst Solche, die, ohne Interesse und Verständniß für die Dichtung, von seinem wirklichen Werthe kaum eine Ahnung besaßen, die Wirksamkeit eines Poeten vielleicht sehr geringschätzten, konnten sich dem Allgemeingefühl nicht entziehen, mit einem gewissen patriotischen Stolz von „unserem Geibel" zu sprechen. So wird kein Haus in Lübeck sein, das ihn nicht vermißt, nicht eine Verarmung der Stadt empfindet.

Und dennoch sehe ich im Geiste, wie die Leute gegenwärtig, nachdem sie zu den verhängten Fenstern aufgeblickt, ihren Weg fortsetzen. Sie reden im Weitergehen eine Weile über den Todten, sagen ihm Gutes, Rühmliches, Unverstandenes nach, dann erreichen sie vorm Thor die Plätze der sonntagnachmittägigen Vergnügungen, essen, trinken, schwatzen und lachen, als sei nichts geschehen. Was sollten sie auch anders? Das Leben geht eben weiter, es mag aus ihm fortgegangen sein, wer immer.

Vielleicht — und ich wollte, es wäre so — sind die Fenster auch nicht verhängt, sondern die linde Frühlingssonne, der erste, süße Blüthenduft und das helle Glockenspiel von St. Marien grüßen noch einmal das kalte Antlitz dessen, der sie Alle so sehr geliebt und oft der Verkünder ihrer Schönheit gewesen. Wie ich hinaushorche, wandeln sich mir die Münsterglocken Freiburgs traumhaft zu denen von Sanct Mariens hohen Doppelthürmen, eine Woge von Glanz, Duft und Lebenswärme des Lenzes bricht durch die offenen Fenster zu mir herein, und ich glaube es immer noch nicht, daß Er, dessen Bild dort vom Schreibtisch altvertraut und verehrt auf mich herabsieht, für ewig ausgelöscht, nirgendwo auf Erden mehr ist.

Dies ist kein Blatt, das des Dichters gedenken will, nur des Freundes, des Menschen, dem bald seit einem Vierteljahrhundert Wenige näher gestanden, den Keiner mehr geliebt hat, als ich. Andere werden in vielfältigen Schriften das würdigen, was er der deutschen Dichtung gewesen und bleiben wird; der Liebe kommt es zu, auszusprechen, nicht was er uns hinterläßt, sondern was man mit dem Todten ins Grab legt.

Er war körperlich leidend schon seit einem Menschenalter, im Verlauf des letzten Jahres verschlimmerte sein Zustand sich mehr und mehr, die telegraphische Trauerbotschaft konnte mich nicht unvorbereitet treffen. Im siebzigsten Jahre stehend, hatte er sogar ein höheres Alter erreicht, als ich früher oft zu hoffen gewagt; seit langen Jahren in täglicher Wiederkehr von häufig fast unerträglichen Schmerzen gepeinigt, zuletzt leiblich und geistig erschöpft, langsam hinschwindend, ist ihm das Ende eine sicher selbst erwünschte Befreiung gewesen. Man kann keine Klage gegen den Tod erheben, der ihn entrissen, kaum den Wunsch, ihn ungeschehen zu machen. Nur gramvolle Schwermuth weckt

die Botschaft, daß man so den Schluß seines Lebens erharren mußte, daß auch das reichste Leben so zum Ende gehen muß. Aber dennoch traf die Nachricht mich mit jähem Schlag. Es ist anders, sich etwas als unabänderlich vorzustellen, als in einer Stunde, drin man nicht daran gedacht, plötzlich zu vernehmen, daß es geschehen, wirklich unabänderlich geworden ist. In der Ferne erhält der tägliche Gang der Dinge gewohnheitsmäßig die Hoffnung aufrecht; ich hatte immer geglaubt, ihn in diesem Jahre noch einmal zu sehen. Und zwar so, wie er von unserem letzten Zusammensein her vor mir steht: wohl leidend und gealtert, doch immer der alte noch: lebhaftesten Gemüthes, begeisterungsfähig für alle höchsten Ziele des Lebens und der Kunst, leidenschaftlich für seine Meinung eintretend, auch manchmal wohl auflodernd und von seinem Temperament zu einer heftigen und ungerechten Aeußerung fortgerissen, doch zumeist schon um eine Minute später mit verwandelter Stimme nachfügend: „Seid nicht bös, ich war heftig." Dann besaßen seine Züge, seine Augen etwas Bezauberndes; klein von Gestalt, machte er doch einen imponirenden Eindruck. Sein Lächeln konnte etwas Großes, Mildes, Gütiges haben, wie ich es auf keinen anderen Lippen gesehen. Ich wußte, das Alles sei nicht mehr — man hatte es mir geschrieben — aber ich glaubte trotzdem nicht daran. Es war für mich immer noch bis heut', erst dieser Tag hat es für immer ausgelöscht. Niemals wieder! Nur der Traum wird ihn mir noch so zurückbringen und das Aufwachen das Wehegefühl dieses Tages erneuern. Die Sprache drückt selten aus, wie sehr man einen Menschen liebt, und zumeist muß er erst von dannen gehn, damit der Zurückgebliebene es ihm voll sagen kann.

An manchen Orten, in wechselnder Umgebung sehe ich ihn vor mir, das Leben brachte uns mehrfach dauernd zusammen. Er veranlaßte mich im Beginn der sechziger Jahre, nach München zu gehen, und nahm sich dort fürsorglich meiner an. Wo die Dachauerstraße in die Karlsstraße einmündet und mit dieser einen kleinen dreieckigen Platz bildet, wohnte ich ihm zwei Jahre lang schräg gegenüber. Wie still war München damals noch, ein weitgedehntes Dorf, wunderlich mit griechischen Tempeln, Säulenhallen und Thoren durchsetzt. Aber am stillsten, kleinstädtischsten lag unsere Gegend; das Alles ist jetzt ausgelöscht. Die Pferdebahnen kreuzen sich dort, es rasselt und pfeift unablässig auf ihnen, ein Menschenstrom wälzt sich ebenso rastlos nebenher, hohe, vierstöckige Miethskasernen verengen die Luft. Der Zufall hat, fast als das einzige, das Haus, in dem Geibel gewohnt, noch unverändert dazwischen erhalten; über Nacht wird es einmal auch verschwunden sein, es steht „unzeitgemäß" in seiner neuen Umgebung.

Mir aber war Geibels Wohnung „über eine Stiege" in der Karlsstraße eine Heimat in der Fremde. Mit ernster, ätherischer Schönheit sah das lebensgroße Bildniß seiner verstorbenen, kurz besessenen Frau von der Wand, es durchwehte das Zimmer mit einem Hauch von Einsamkeit und Schwermuth. Er lebte völlig allein mit einer alten Wirthschafterin, sein Töchterchen hatte er weiblicher Pflege bei Verwandten in Lübeck anvertraut. Man ward jedesmal von dem Gefühl überkommen, eine vereinsamte Wohnung zu betreten, doch er sprach nie davon. Er war nicht heiter, und ich kann mich nicht entsinnen, daß ich ihn damals je lachend gesehen; aber in seinem Zimmer lag immer die Atmosphäre eines warmen, verhängten Sommertags und man empfand seine freundlich theilnehmende Gesinnung als unsichtbare Sonne. Und stets fand man ihn zum Beurtheilen, zum Berathen, zum lehrreichen Gespräch über Kunst und Dichtung bereit. Sie bildeten das Innerste seines Denkens und Seins; die Wissenschaft, außer der Geschichte und Philologie, besonders das große Gebiet der Naturwissenschaften, lag ihm seitab. Doch in dem ihm eigenen Reich der künstlerischen Darstellung des Schönen, ihres Inhalts und ihrer Form, herrschte er als Souverain, zuweilen despotisch, niemals nachsichtig, oft unnachgiebig streng. Er war, wie Heyse treffend und schön von ihm gesagt, „der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter", und wich nicht um Haaresbreite von dem, was er mit Recht oder Unrecht von ihr forderte. Die Dichtung war ihm ein Kunstwerk und zwar ausschließlich in Versen; die Prosa rechnete er deshalb nicht zu ihr, weil ihr in seiner Anschauung die Form gebrach, welche den Inhalt erst adelte. Sein Urtheil ließ sich schwer im Voraus bestimmen, nicht selten verwarf er allgemein Anerkanntes vollständig; ich glaube, daß ihn „das Farbige" dann und wann bestechen konnte, die Mangelhaftigkeit der darunter verborgenen Grundlinien etwas zu übersehen. Er schätzte den Humor, ohne ihn in seiner Dichtung eigentlich zu besitzen, selbst aus seinem Lustspiel „Meister Andrea" blickt eine nur äußerlich etwas verkleidete Ernsthaftigkeit hervor, die den Grundzug seines ganzen künstlerischen Wesens ausmachte. Im Leben dagegen, bei heiterer Vereinigung war ihm der Humor ein stets willkommener Gast, wenn derselbe nicht in unbescheidener Art ausschließlich die Herrschaft an sich zu reißen suchte. Er hörte und erzählte selbst gern gute Schwänke und Witzworte, doch durften sie, wie gesagt, nur gleichsam als Verbrämung einer ernsten Unterhaltung dienen, sonst konnte er wohl am Schluß des Abends mißmuthig äußern: „Das Wort war den Wein nicht werth." Uebrigens hatten seine Jugendgedichte in weiten Kreisen bis zuletzt ein durchaus falsches Bild von seiner Persönlichkeit entworfen. Man betrachtete ihn nur als den „zarten Sänger", hielt sein Wesen äußerlich und innerlich für sentimental überhaupt, dem Ideal einer mondscheinschwärmerischen Jungfrau entsprechend. Statt dessen erregten seine edelgebildeten Züge mit buschigen Brauen, starkem Schnurrbart und Zwickelbart, den er beim eifrigen Gespräch zwischen den Fingern flocht, einen höchst männlichen, später sogar martialisch-verwitterten Eindruck, dem Alles näher lag als salbungsvolle Weichheit, und er liebte in der Rede sehr den kräftigen, oft drastischen Ausdruck. Ich muß auch dem vielverbreiteten Irrthum begegnen, der ihn mit Vorliebe als den „gottesfürchtigen Sänger" bezeichnet. Die naturwissenschaftlichen Anschauungen unserer Tage übten allerdings keinen Einfluß auf ihn, allein er war keineswegs dogmatisch gläubig, gehörte innerlich keiner Confession an. Sein Standpunkt hielt nur an einer theistischen Weltordnung, einem durch diese bedingten Fortschritt der Menschheit fest, den er in der sich mehr und freier entwickelten Möglichkeit für den Einzelnen, zur selbständigen Individualität und höheren Bildungszielen zu gelangen, gewahrte. Nichts dagegen war ihm verhaßter als „das Pfaffenthum", das katholische wie das lutherische, die geistige und politische Herrschsucht der Orthodoxie, welcher er die Hauptschuld an allem staatlichen Uebel mit heftiger Entrüstung beimaß. Sonst verhielt er sich jeder andersgearteten religiösen Meinung gegenüber im höchsten Maße tolerant und vermied nach dieser Richtung alles Debattiren „über Dinge, die man nicht wissen könne". Dafür brachte er bei besonderen Anlässen die Rede gern auf große politische Fagen, obwohl er diesen keine active, sondern eigentlich nur eine historische Beachtung und Betrachtung entgegentrug und ebensowenig einer bestimmten politischen Partei, als einer Glaubensconfession angehörte. Im Ganzen entsprachen ihm wohl die Freiconservativen am meisten; sein von früh auf bethätigter Wahlspruch war: „Für Kaiser und Reich", lange eh' das Wiedererstehen beider zur Wirklichkeit geworden. Mit solch' hohem Rausch der Begeisterung hat schwerlich ein Zweiter die Siege und die volle Neueinigung Deutschlands begrüßt, als er. Der Kaiser bildete ihm die sichtbare Verkörperung und die höchste Gewähr derselben und war ihm eine weihevolle Persönlichkeit; so oft er von ihm redete, rückte er stets am Hut oder an dem im Hause getragenen, von seinem Aufenthalt in Griechenland beibehaltenen Fez. In seiner Natur lag ein tiefer Drang der Ehrfurcht vor aller Größe, ein pathetisches Wesen im besten, erhabenen Sinn. Auch beim Vorlesen seiner Gedichte kam dies zur Geltung; er las ungemein volltönig, doch etwas monoton und häufig das, von ihm sonst überall so fest innegehaltene künstlerische Maß überschreitend. Aber er gab seine ganze energische Individualität darin wieder, mir verband sich seine Stimme und Art des Lesens mit dem Vorgetragenen zu einem erhöhenden poetischen Reiz, und ich hörte ihn außerordentlich gern.

Manches aus dieser Darstellung trat mir noch nicht in

München, sondern erst in späterer Zeit näher, als er völlig in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Alljährlich sah ich ihn dort zu mehreren Malen und brachte manchen schönen, eindrucksreichen Abend mit ihm im alten Lübecker Rathskeller, in befreundeten Häusern oder in seiner eigenen Wohnung zu. Er lebte nicht mehr allein, sondern seine Nichte führte ihm nach der Verheirathung seiner Tochter den Haushalt, entzog ihn dem Gefühl der Vereinsamung und umgab ihn mit treulichster Sorge und Pflege, deren sein zunehmendes Leiden mehr als früher bedurfte. So erschien er mir trotz dem letzteren eigentlich heiterer als an der Isar; seine Kinder und Enkel, der Umgang mit wenigen Freunden erfreuten ihn, ein behaglicher, friedvoller, wohlthuend anathmender Geist waltete in seiner Wohnung. In ihrer Stille lag etwas Altmodisches, physisch und figürlich drang kein Tagesgelärm in sie herauf. Beim Eintritt begrüßten mich die altvertrauten Penaten seines Arbeitszimmers, die Bücher, Bilder, Einrichtungsgegenstände, Gedächtnißstücke immer in wandelloser Ordnung; wie er selbst, so paßten auch sie besser hierher als nach München, waren in ihrer Heimat. Und diese wob sich mit ihren alten Thürmen und Giebeln, ihrer ernstschönen Physiognomie einklangsvoll um ihn. Sie waren sich vertraut und ebenbürtig, vom gleichen Lebensstamme, Mutter und Sohn, beide altersgrau und ruhmbedeckt.

Im Sommer zog er in die schöne Umgegend Lübecks aufs Land, bald in die kleine Hafenstadt Travemünde, bald in den oldenburgischen Flecken Schwartau, eine Stunde von Lübeck gleichfalls an der Trave, in dichten Wald eingebettet, belegen. Am letzteren Ort verbrachten wir in der Mitte der siebziger Jahre zwei Sommer lang einige Monate gemeinsam und fanden uns täglich zu Spaziergängen in der wundersam idyllischen Umgegend oder am Abend zusammen. Aus dieser Zeit steht sein Bild am lebendigsten vor mir, wenn er stets um die gleiche Stunde einen langen geraden Weg herangeschritten kam, weithin erkennbar, einen Plaid auf der Schulter, zumeist mit einer irgendwo im Wald gefundenen Raubvogelfeder am grauen Filzhut. Er kam und ich frug: „Wie geht's?" Tiefstimmig antwortete er gewöhnlich: „Schlecht", aber auch wenn er anfänglich etwas schweigsam-bedrückt gewesen, verflog dies immer bald. Anregend und angeregt, in lebhafter Unterhaltung ging er die gewohnten Wege unter den gewaltigen alten Bäumen und durch sonnige Haide, vor der stets die sieben mächtigen Thürme Lübecks am Horizonte in die Luft stiegen. Dann bei der Heimkehr in der Dämmerung, mit dem Anbruch des Abends begann seine beste Zeit.

Acht Jahre sind's erst, und doch liegt mir der freundliche Erdenfleck dort wie eine stillgewordene Gräberstatt in der Ferne.

„Seit ich das Land verlassen hab',
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt —"

Und nun ist auch er dahin, der damals an der Schwelle des Alters dort nur noch, wie er selbst in jenen Tagen dichtete,

„aus Luft und Sonne
Des Daseins reinste Pflanzenwonne"

sog und doch uns Alle täglich mit dem alten, ungeschwächten Feuer seines Geistes und seiner Empfindung freudig belebte. Nur einmal noch, vier Jahre später, sah ich ihn in Lübeck wieder. In der Frühlingswärme schauert es mich kühl an — die Welt ist um einen großen, edlen und guten Menschen ärmer geworden.

Um einen edlen Menschen — das ist's, was dieses kurze Freundeswort aussprechen gewollt. Er stand fast wie ein Fremdling in unserer Zeit, mit der Stirn in eine reinere Luft ragend, unter der auch „zu wesenlosem Scheine" das Gemeine versank. Alles Kleine, Rechnende, Klügelnde, Alltägliche fiel von ihm ab, wie von keinem Andern, den ich gekannt; wo er ging, waren hohe, schöne, leuchtende Gedanken, es lag Erhabenes in ihm. Jeder, der ihm nahe gestanden, weiß, daß diese Worte keine Enkomiastik enthalten; Keiner wird im Stande sein, sich einer kleinlichen Aeußerung aus seinem Munde zu erinnern. Er war ein tief überzeugter Priester aller Götter der Schönheit, die hohe Mitgift ihm gefallen, nur das Schöne für wahr zu halten. Und so sehr mir das Fremdwort widerstrebt, muß ich mich desselben ergänzend bedienen, um sein Wesen im Alltagsleben voll zu bezeichnen. Denn das Wort „edel" deckt sich nicht damit; er war vor Allem auch eine „noble" Natur.

So tönt ihm selbst, Wort für Wort, was er einst am Grabe Uhlands sang:

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald,
Ein Sänger schied, getreu vor Allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.
Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht,
Ein Meister und ein Held wie Walter,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht!
— — —
So stand er, deutschen Reichthums Wächter,
Ein Leuchtthurm in der Zeiten Lauf,
Und huldigend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf.
— — —
Doch segnend waltet sein Gedächtniß
Unsterblich fruchtend um uns her,
Das ist an uns sein groß Vermächtniß,
So treu und deutsch zu sein, wie Er.

Und so, mit leiser Schlußwandlung seines schönen Gedichtes „Ferien",

gönnt ihm's nun,
Im Grünen friedvoll auszuruhn.

Aus des Lebens ihm vielfach herber Schule ist er nach Hause in die Ferien gegangen; wir Alle, die ihn geliebt, werden ihm folgen.

Es ist Palmsonntag heut' — Palmzweige des Dankes, des Ruhmes und der Liebe werden Deine Gruft decken, Emanuel.

Freiburg i. B., 6. April 1884.

Eine Biographie Bulwers.

Von Karl Witte.

Es ist zur Zeit in England ein Buch im Erscheinen begriffen, das den Titel führt: „The Life, Letters and literary Remains of Edward Bulwer, Lord Lytton, by his Son". Bis jetzt sind zwei Bände davon veröffentlicht, und nach der „Academy" werden noch drei zur Vollendung folgen. Dem Verfasser ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, das Fundament zu diesem Denkmal seines berühmten Vaters zu breit angelegt zu haben. Das ist Geschmackssache. Wir für unsern Theil möchten nur wenige Seiten aus den erschienenen Bänden missen. Wie man auch immer über den Rang denken mag, den Bulwer in der englischen Romanliteratur einnimmt, soviel steht fest, daß er zu den eigenartigsten Erscheinungen derselben gehört. In Deutschland hat er vielleicht einen größeren und sympathischeren Leserkreis gefunden als in seinem eigenen Lande, daher darf man auch wohl erwarten, daß das Unternehmen seines Sohnes, sein Leben in authentischer Weise vor der Oeffentlichkeit auszubreiten, von vielen Seiten in Deutschland freudig begrüßt werden wird.

Der größte Theil des ersten Bandes ist autobiographisch. Bulwer selbst nannte diese Aufzeichnungen „Memoiren eines literarischen Lebens", aber sie verdienen leider insofern nicht diesen Titel, als sie gerade vor dem Beginn seiner eigentlichen schriftstellerischen Laufbahn abbrechen. Immerhin erregt jedoch dieses autobiographische Bruchstück ein vielseitiges Interesse, einmal, weil es uns einen intimen Einblick in die erste Entwickelungs-

periode dieses frühreifen, bedeutenden Talentes gewährt, dann aber auch, weil es den Stil Bulwers von seiner glänzendsten Seite zeigt. Sein Sohn setzt die Abfassungszeit in die Jahre zwischen 1852 und 1855. Der Anfang, in dem der Verfasser seine Großeltern und Eltern in glücklicher Charakteristik Revue passiren läßt, erinnert in der Ausdrucksweise lebhaft an den Roman „The Caxtons", der im Jahre 1849 erschien, und in dem Bulwer bekanntlich den Sterne'schen Familienhumor wieder belebte.

Von mütterlicher wie von väterlicher Seite konnte Bulwer auf eine ahnenreiche Abstammung zurücksehen, doch wir lassen hier alle genealogischen Einzelheiten bei Seite. Erwähnenswerth erscheint uns aber der Umstand, daß eheliches Glück eine seltene Erscheinung im Geschlecht der Lyttons (mütterliche Seite) war. Wir erfahren sein Geburtsjahr keineswegs von ihm selbst, er sagt im Gegentheil hierüber: „Wenn Neugierige gerne wissen möchten, in welchem Jahre unseres Herrn jenes Ereigniß stattfand, so mögen sie es für sich selbst ausfindig machen." Als er drei Jahre alt war, starb sein Vater. Bulwers äußerer Bildungsgang während des Knabenalters war ein ziemlich unregelmäßiger. Im Alter von siebzehn Jahren trat Bulwer mit den ersten Erzeugnissen seiner dichterischen Muse vor die Oeffentlichkeit. Die kleine Sammlung führte den Titel „Ismael and other Poems". Sein Sohn gesteht ein, daß die Gedichte nur geringen literarischen Werth haben, aber sie trugen ihm doch höchst schmeichelhafte Anerkennung von berufenen Seiten ein.

Dann kommt das zweite wichtige Ereigniß im Seelenleben Bulwers, vielleicht das wichtigste überhaupt — seine erste Liebe. Es liegt etwas Tieftragisches im Verlauf dieser jugendreinen Herzensgeschichte des großen Romanschriftstellers. Am Anfang lauter Sonnenschein eines Liebesfrühlings, am Ende der kalte Schatten und Winterhauch des Todes. Und was die Brust des Knaben mächtig durchglühte, was sich mit dem ersten tiefen Schmerz unauslöschlich in sie eingrub, das hat dem Charakter des Mannes die Färbung gegeben. Die Kenntniß dieser Jugendliebe Bulwers wirft ein bedeutsames Licht auf sein ganzes Leben und seine Weltanschauung, ja, für viele psychologische Tiefen in seinen Romanen kann sie allein als Senkblei dienen. Er selbst hat in seinen autobiographischen Aufzeichnungen das für ihn heilige Gedächtniß an jene Zeit nur mit wenigen Worten angedeutet. „Eine kurze Geschichte wahrer Leidenschaft und großen Schmerzes: eine Geschichte, die nie erzählt werden wird. Als jene Tragödie vorüber war, fühlte ich mich fürs Leben umgewandelt. Dann wurde Melancholie der charakteristische Zug meines Wesens, von der Zeit an beherrschte mich die Neigung zum Alleinsein und zum Brüten. Ich erlangte die Fähigkeit, die Quellen der Freude und des Schmerzes in mir zu concentriren." Bulwers Sohn hat diese „Geschichte wahrer Leidenschaft und großen Schmerzes" fragmentarisch erzählt im Nachlasse seines Vaters aufgefunden, und wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet, daß er sie der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten hat. Sie füllt freilich auch in dieser Form kaum drei Seiten aus, aber diese wiegen nach unserer Ansicht manchen bändereichen Roman auf. „Sie war ein oder zwei Jahre älter als ich. Sie hatte das süßeste Gesicht und das sanfteste Gemüth, das je ein Mädchen zierte. Die Art Liebe, die wir für einander fühlten, kann ich nicht beschreiben. Sie war so unähnlich der Liebe erwachsener Leute, so rein, daß nie ein unrechter Gedanke sie je bewölkte, und doch so leidenschaftlich, daß ich nie wieder ein so heißes Gefühl empfunden und nie wieder empfinden werde." Es war zur Sommerzeit. Die Beiden trafen sich fast jeden Tag heimlich am Rande eines Baches. Der Himmel lächelte und glühte über ihnen, als wenn er selbst von Liebe erfüllt wäre. Aber dieser süße Traum nahm ein plötzliches Ende. Eines Tages kam sie nicht wieder — sie konnte nie mehr kommen. Sie war zur Heirath mit einem Anderen gezwungen worden. Drei Jahre trug sie die Last ihres geheimen Kummers, dann versagten ihre schwachen Kräfte. Sie starb an gebrochenem Herzen. Auf ihrem Sterbebette schrieb sie einen Brief an Bulwer, in dem sie ihn ihrer alten Liebe bis zum letzten Athemzuge versicherte und ihn bat, ihr Grab zu besuchen.

Im Alter von achtzehn Jahren bezog Bulwer die Universität Cambridge. Seine eigenen Aufzeichnungen über die drei Jahre, die er hier zubrachte, sind ziemlich dürftig. Mit Bezug auf seine Studien deutet er nur an, daß er sich besonders englischer Geschichte und Literatur gewidmet habe. Noch vorhandene, umfangreiche Notizbücher von ihm aus jener Zeit bezeugen, daß er schon damals jene bewunderungswürdige Kenntniß des englischen Volkslebens früherer Jahrhunderte sammelte, die dann später das Fundament seines großen Romans „Der Letzte der Barone" bildete. Fast alle Romane seiner ersten schriftstellerischen Periode lassen übrigens erkennen, daß er sich während seiner Universitätszeit auch eifrig mit der klassischen Literatur und metaphysischen Studien beschäftigt haben muß. Nach Beendigung seiner akademischen Studien folgte für Bulwer ein Wanderjahr (1824—1825). Zunächst durchstrich er wie ein fahrender Schüler den seenreichen Norden seines Landes. Am Anfang seiner Aufzeichnungen über diese Excursion sagt er: „Ich hatte einen Zweck bei dieser Fußreise im Auge, der weit über irgend einen Gedanken an Abenteuer und Vergnügungen hinaus lag. Es gab in diesen Districten einen Ort, nach dem ich mich mit so heiliger und andächtiger Leidenschaft sehnte, mit welcher es den Araber nach dem Grab des Propheten ziehen mag: einen Ort, an dem jene wilde und schmerzvolle Romanze meiner Knabenzeit, die so völlig meine Jugend beeinflußt hatte, für immer begraben lag. Und ich fühlte, daß, ehe ich allein und in der Nacht und unter den Sternen an jenem Grabe niedergekniet hätte, jene Erscheinung aus einer anderen Welt mich nie verlassen, mein Herz nie wieder Frauenliebe empfinden, noch mein Geist am thätigen Leben der Menschen theilnehmen würde. Ich führte jene Pilgerfahrt aus. Was ich in einer langen, einsamen Nacht litt, will ich nicht sagen. Als der Morgen dämmerte, verließ ich den Ort, gleichsam von Neuem getauft und wiedergeboren. Ich erlangte die gesunde Stimmung meines Gemüthes wieder; und diese Prüfung, durch die mein junges Leben gegangen war, trug viel dazu bei, mich zu dem zu machen, was ich seitdem geworden bin." Brauchen wir hinzuzufügen, daß es das Grab der verstorbenen Geliebten war, an dem er unter dem nächtlichen Himmel niederkniete und betete? Bald darauf erzählte er die Geschichte seiner ersten Liebe in Versen. Er nannte das Gedicht „Die Erzählung eines Träumenden". Trotz des Byron'schen Mantels, in das es gekleidet ist, hört man doch immer das Klopfen des vollen Herzens und die Seufzer der schmerzdurchwühlten Brust des Dichters. Wir können uns nicht versagen, den Theil dieses Gedichtes, der auf jene Pilgerfahrt Bezug hat, in eigener, freilich etwas freier Uebersetzung hier wiederzugeben.

„Ich stand an ihrem Grab. Die Nacht war still
Und süß und sternig. Von Wolken ungetrübt
Schien klar der volle Mond. Der kleine Bach
Sprach träumend laut und rauschend mit sich selbst.
Dort wuchsen wildes Kraut und Kriechgesträuch,
Und drunter fand ein glücklich' Schwesterpaar
Von kleinen Purpurblumen sichern Schutz.
Das dichte, überdachende Gezweig
War voll von Flüstern. In dem Mondenlicht
Schien klar der graue Kirchthurm, den Weg mir zeigend
Für inniges Gebet und rechten Glauben,
Von Grab und Kummer hier, zu Freuden dort.
Des Lebens Lieblichkeit lag rings umher: —
Mein Denken und mein Weinen galt der Todten."

In diese Zeit fällt ein Abstecher nach Paris, wo Bulwer bei den alten Adelsfamilien des Faubourg St. Germain eine sehr schmeichelhafte Aufnahme und Gelegenheit fand, jene Beobachtungen über die höheren französischen Gesellschaftskreise anzustellen, die er bald in „Pelham" verwerthen konnte. Im Frühling des Jahres 1825 kehrte er nach England zurück. In der Londoner Gesellschaft sah er jetzt zum ersten Male Rosina Wheeler, die eine so verhängnißvolle Rolle in seinem späteren Leben spielen sollte. Sie war die Tochter irischer Eltern, die getrennt von einander lebten. Der Glanz ihrer äußeren Erscheinung und die freie Anmuth ihres

Wesens bezauberten Bulwer derart, daß seine Mutter über die wachsende Intimität zwischen ihrem Sohne und dem vermögens-, gleichsam auch heimathlosen Mädchen unruhig wurde. Sie hatte über seiner vaterlosen Knabenzeit mit der sorgfältigsten Liebe gewacht und auf ihn fast allein die ganze Fülle ihres reichen Herzens, dem in der Ehe kein sympathisches Verständniß zu Theil geworden war, ausgegossen; sie hatte mit wachsendem Stolz die vielversprechende Entwickelung seiner hohen Geistesgaben verfolgt. Und jetzt, da er an der Schwelle der Erfüllung seiner Versprechungen stand, sollte eine in ihren Augen tollkühne Ehe mit einem Schlage vielleicht alle Bedingungen einer glücklichen und ruhmreichen Zukunft für ihn zerstören? Sie machte die ernstlichsten Einwände gegen die Fortdauer des schon ziemlich weit vorgeschrittenen Verhältnisses, und Bulwers ehrfurchtsvolle Liebe zu seiner Mutter war damals noch stärker als seine Neigung zu der schönen Tochter Erins. Um sich ihrem Zauberkreis zu entziehen, ging er wieder nach Paris. Den gewaltigen psychologischen Proceß, den er damals durchzumachen hatte, spiegelt deutlich ein Briefwechsel wieder, den er in jener Zeit mit einer älteren Freundin unterhielt, die ihn hier einige Male sehr passend „Mein lieber Childe Harold" anredet. Byron'scher Weltschmerz, Werther'sche Sentimentalität, in der Vergangenheit begrabene und enttäuschte Liebe, in der Gegenwart der Widerstreit zwischen dem Pflichtgefühl seiner Mutter gegenüber und der berauschenden Erinnerung an die schöne Irländerin, dazu verworrene Zukunftsbilder von Erfolgen und Ruhm — das scheint das Stimmungsbild des damals zweiundzwanzigjährigen Bulwers während seines zweiten Pariser Aufenthaltes gewesen zu sein. Jetzt las er zum ersten Male Rousseaus „Nouvelle Héloïse". Das Buch erfüllte ihn mit Abscheu, der Charakter der Julie und des St. Preux berührten ihn gleich unsympathisch. Unterdeß fing er an, sein eigenes Können als Prosaschriftsteller zu prüfen. Das in dieser Zeit entstandene Fragment einer unvollendet gebliebenen Erzählung mit dem Titel „Glenallan" ist deshalb merkwürdig, weil es jener Neigung zum Romantischen Ausdruck gibt, die in den großen Romanen der ersten schriftstellerischen Periode Bulwers fast gar nicht zum Vorschein kommt, dagegen das charakteristische Merkmal der letzten bildet. Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er seine Prosa-Romanze „Falkland", die er aber später aus seinen Werken ausschied, und die erst nach seinem Tode wieder in die Reihe derselben aufgenommen wurde. Sie blieb bei ihrem ersten Erscheinen fast unbeachtet und lenkte die Aufmerksamkeit nicht eher auf sich, als bis der Name des Verfassers durch spätere Werke bekannt geworden war. Dann fand sie keine Gnade vor den Augen der englischen, um so größere aber vor denen der deutschen Kritiker.

Das Jahr 1827 war ein folgenschweres für Bulwer — er heirathete Rosina Wheeler. Zwischen ihm und seiner Mutter riß dieser Schritt zunächst eine Kluft offen, die nur mit Mühe wieder überbrückt werden konnte. Auf fernere Unterstützung von ihrer Seite durfte und wollte er unter diesen Umständen nicht rechnen, und da das gemeinschaftliche Vermögen von ihm und seiner Frau in keinem Verhältniß zu ihrem kostspieligen Haushalt auf einem größeren Landsitze stand, so mußte Bulwers Feder das Fehlende ersetzen. Sie erwies sich bald als eine reiche Quelle. Im Jahre 1828 erschien der erste größere und vielleicht berühmteste aller Romane Bulwers — „Pelham". Er machte den Namen des jugendlichen Verfassers mit einem Schlage weit über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt. Die fremde Kritik (besonders die „Revue des deux Mondes") sprach sich sofort sehr günstig über das Werk aus, nicht so, mit wenigen Ausnahmen, die einheimische. Sie mißverstand oder verstand überhaupt nicht seine Satire. Ganz ist Bulwer freilich von dem Vorwurf nicht freizusprechen, die Uebergänge zwischen den lächerlichen, zum Theil sogar verachtenswerthen Eigenschaften seines Helden einerseits und den lobenswerthen andererseits zu wenig abgestuft zu haben. Aber wie leicht wird dieser Mangel durch die plastische Sittenschilderung und die bewunderungswürdige Menschenkenntniß aufgewogen! Aus dem vorliegenden Buch über sein Leben lernen wir übrigens, daß Bulwer, als er „Pelham" schrieb, viele Berührungspunkte mit seinem Helden hatte, von denen eine Art Dandyismus, freilich im harmloserm Sinne des Wortes genommen, nicht der am wenigsten hervortretende war.

Während der zwei Jahre, die auf das Erscheinen Pelhams folgten, gab Bulwer der Welt drei andere große Romane: „Der Verstoßene" (1828), „Devereux" (1829), „Paul Clifford" (1830). Diese Fruchtbarkeit bei einem so jungen Autor wird um so mehr die Bewunderung herausfordern, wenn man die Fülle von tiefen Lebensproblemen und zum Theil vollgültigen Charakteren, denen hier greifbare Gestalt gegeben ist, in Betracht zieht. Sie findet jedenfalls nur eine oberflächliche Erklärung in dem unabweislichen Bedürfniß, das an Bulwer herantrat, die Mittel zur Aufrechterhaltung seines Hausstandes, der namentlich seit seiner Uebersiedelung nach London ein sehr kostspieliger geworden war, herbeizuschaffen. Er war zu stolz und besaß ein zu lebendiges Selbständigkeitsgefühl, um selbst jetzt, nach der Versöhnung mit seiner Mutter, eine Unterstützung von dieser anzunehmen. Die gewaltige Schaffensnothwendigkeit aber, die sich ihm nicht weniger stark von innen als von außen aufdrängte, ließ schon in den ersten Jahren der Ehe jene Entfremdung zwischen ihm und seiner Frau aufkeimen, die sich zu so verhängnißvoller Saat entwickeln sollte. Man wird unwillkürlich an den Ausruf von Carlyles Frau: „Quelle vie! Möge keine Frau, die den Frieden ihrer Seele schätzt, einen Schriftsteller heirathen. Ich meine einen ehrlichen, der sich ein Gewissen daraus macht, das wirklich zu thun, was er zu thun vorgibt", erinnert, wenn man folgende Stelle aus einem Briefe von Bulwers Frau an ihre Schwiegermutter liest: „Ich fürchte, daß keine Aussicht auf Edwards Besserung vorhanden ist, denn er unternimmt eine Art Arbeit, die auszuführen, ohne Uebertreibung, keine drei Personen die Gesundheit und Zeit haben würden. So unaufhörlich ist er beschäftigt, daß ich ihn selten oder nie sehe, ausgenommen für fünf Minuten um zwei oder drei Uhr Morgens. Und es nützt nichts, daß ich ihm vorhalte, er werde nur den ganzen Zweck seines Lebens in dem Versuch, mehr auszuführen als er kann, vernichten." Wie Carlyle faßte Bulwer seinen Beruf als Schriftsteller mit dem heiligsten Ernst auf, wie dieser war er von der Ueberzeugung beseelt, daß ihm vom Schicksal die Erfüllung einer besonderen Mission angewiesen sei, und indem er den gewaltigen Kreis des allgemeinen Menschendaseins mit seinen tiefen Räthseln und Geheimnissen zu ergründen und zu umfassen suchte, blieb ihm das Verständniß für den engen Kreis der Familie mit seinen Reizen und Pflichten verschlossen. Seine Liebe zu seiner Frau hatte einen großen Mangel, ihr fehlte die stets lebendige und freudige Bethätigungskraft. Sein Sohn sagt mit Bezug auf seine Mutter: „In dem fieberhaften Leben erntete sie nicht die Früchte seiner Liebe." Liegt nicht etwas Erschütterndes im Geschick dieser großen Männer, deren häusliches Glück unter dem Schatten ihrer weltliebenden Bestrebungen nicht gedeihen konnte? Vielleicht mochte sich bei Bulwer in diesen Widerstreit noch oft das Gedächtniß an seine begrabene Jugendliebe verdunkelnd und verwirrend einmischen. Dazu kam, daß er namentlich in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Laufbahn mehr von böswilligen Kritikern zu leiden hatte als vielleicht irgend ein anderer der großen Romanschriftsteller seines Landes. Unter denen, die sich selbst nicht scheuten, ihn mit den ärgsten, persönlichen Schmähungen zu überschütten, that sich wenig rühmlich Thackeray hervor, der freilich in reiferen Jahren bittere Reue darüber empfand. Bulwer sagt in seinem Essay „Ueber den Geist wahrer Kritik", den er im Jahre 1832 in einer Monatszeitschrift veröffentlichte: „Keine Wissenschaft erfordert ein so tiefes Studium wie die Kritik. Sie ist die analytischste aller unserer geistigen Operationen. Zu überlegen, zu prüfen, zu sagen, warum jene Stelle eine Sünde gegen die Natur, oder jener dramatische Knoten eine Verletzung der Kunst ist; tiefe Kenntniß des Lebens in allen seinen Gestalten, des Herzens in allen seinen Geheimnissen zu besitzen; ein Urtheil der Mißbilligung oder der Zustimmung abzuwägen; das Gefühl der Schönheit in dem Maße ausgebildet zu haben,

daß seine Empfindung der Harmonie so fein geworden ist wie das Ohr eines Musikkenners, ebenso empfindlich jedem Mißton, wie verständnißfähig neuen Verbindungen gegenüber — das sind keine leicht wiegenden Eigenschaften.... Aber ich bezweifle, daß ein Mann ein guter Kritiker sein kann, der nicht wenigstens die elementaren Eigenschaften eines guten Mannes hat. Er muß die geistige Einsicht von Neid und Bosheit und persönlicher Abneigung unbewölkt halten. Er muß das Genie freudig bewillkommnen. Er muß sich nicht darüber erhaben fühlen, etwas aus dem neuen Werk, das er prüft, lernen zu wollen, und er muß tief in anderen Werken die Principien der Kunst, die er beleuchtet, studirt haben. Wo diese Spannweite des Geistes fehlt, da wird dem Urtheil des professionirten Kritikers immer etwas Kleinliches und Krüppelhaftes anhaften."

Im Jahre 1831 wurde Bulwer zum Parlamentsmitglied gewählt, und damit nahm seine politische Wirksamkeit ihren Anfang. Um diese Zeit wurde auch der Grund zu der lebenslangen Freundschaft zwischen ihm und Benjamin Disraeli, dem späteren Lord Beaconsfield gelegt. Erwähnen müssen wir noch des zwischen dem Winter des Jahres 1828 und dem Sommer von 1829 entstandenen Fragmentes eines unvollendet gebliebenen Romans „Greville". Hätte Bulwer ihn zu Ende geführt, so würde er wohl ein ebenso wahres wie ergötzliches Bild des englischen „high life" jener Zeit dargestellt haben.

So weit im Leben und Wirken des großen englischen Romanschriftstellers führt uns der zweite Band des hier besprochenen Werkes. Was die noch zu erwartenden Bände bringen werden? Wohl wie die beiden ersten die Erfolge und Enttäuschungen eines ringenden Genius und hinter dem Flittergold-Mantel des Ruhmes das alte Menschendasein mit seinen Leiden und Freuden.

Ein philologischer Klopffechter.

Von Jacob Mähly.

Man war früher gewohnt, an einen Geschichtschreiber, selbst wenn er mit seinem Griffel das Wallen und Wogen der Zeitgeschichte schilderte, die Anforderung kühler Objectivität zu stellen, und Thucydides galt den Aesthetikern in erster Linie darum für ein unerreichtes Muster, weil er diese Eigenschaft in noch nie dagewesenem Grade zum Ausdruck brachte. Heut zu Tage scheint jedoch in den Kreisen, die über Werth oder Unwerth literarischer Erzeugnisse zu entscheiden haben, ein anderer, wir möchten sagen, ein *wärmerer* Wind zu wehen. Man will den Herzschlag des Schriftstellers in seinen Sätzen und Gedanken vernehmen, die vornehm kühle, über den Zeitereignissen erhaben schwebende Reflexion wird als ein Manco in der schriftstellerischen Persönlichkeit angesehen, diese soll vielmehr, wenn auch nicht mitthaten, so doch mitreden und mitrathen. Nun steht, wie bekannt, die Geschichtschreibung in der Mitte zwischen literarischer und rein wissenschaftlicher Darstellung, es ist aber noch Niemandem eingefallen, die Anforderungen der Subjectivität, die man an jene stellt, auch auf die letztere überzutragen. Ohne daß man sich also vorerst darüber auszusprechen hat, wie man sich zu jener Forderung stelle, ob billigend, ob ablehnend, darf man zuversichtlich behaupten, daß in rein *wissenschaftlicher* Darstellung die subjective Färbung wegzubleiben habe. Freilich, insofern jeweilen *Individuen* die Träger der Wissenschaft sind, so können diese auch bei der objectivsten Beanlagung des Darstellenden nicht ganz aus dem Spiele gelassen werden, sie sind Factoren in der Rechnung, aber diese Rechnung setzt sich doch schließlich aus dem Plus oder Minus von *Leistungen* zusammen, und diese Leistungen sollen, und können auch, kraft des wissenschaftlichen Beweises als Plus oder als Minus aufgeführt werden, ohne daß diese logische Operation dem Publicum in Begleitung von Gefühlsmusik zu Gehör gebracht wird. In der Theorie wenigstens steht dieser Satz bei allen Gebildeten fest; er entwickelt sich nothwendig aus dem Begriff der Wissenschaft selber heraus; und so wenig diese strenge Herrin selber Rücksicht nimmt auf ihre Träger und Pfleger, so wenig darf sie auch diesen ein Abschweifen von der streng wissenschaftlichen Linie auf Nebenpfade und Gebiete verstatten, wo die Subjectivität schön oder unschön sich tummeln kann. Aber was hilft uns alle Theorie, grau oder nicht grau, wo die Praxis, die grüne, ja oft sehr grüne, „waldursprünglich" grüne, die sorgfältig gesteckten Zaunpfähle ausreißt und damit nach links und rechts „über die Schnur haut"? Und daß dieses *Ausreißen eingerissen* ist, davon wissen unsere Tage leider empörende Beispiele zu erzählen. Was früher die allzu eifrigen Theologen in diesem wenig erbaulichen Kapitel geleistet, respective gesündigt haben, konnte und kann man auch heute noch, wenn auch nicht entschuldigen, so doch begreifen. Die Theologie läßt sich eben von der Religion nicht so sauber und glatt weglösen, als man wünschen möchte, und sintemal Religion Sache des Gemüths, so muß die Sache auch etwa einmal „gemüthlich" (d. h. ungemüthlich) ausgetragen werden; — heut zu Tage aber haben leider die Philologen den Löwenantheil an besagter „Errungenschaft" zu beanspruchen und in diesen, man kann nicht mehr sagen wissenschaftlichen, sondern muß sagen persönlichen Duellen herrscht oft eine Kampfesart, welche mit den Dreschflegeln immer größere Aehnlichkeit hat als mit den feinen und zierlichen Stößen der ritterlichen Klinge. Unter den Kampfhähnen unserer Tage aber hat sich keiner ein solches (wenig beneidenswerthes) Renommé zu erringen gewußt, als der Mann, dessen neuestes Werk uns zur Besprechung vorliegt, Lucian Müller, dermalen Lehrer der Humaniora zu St. Petersburg. Wir wollen aus unserem Standpunkt kein Hehl machen, sondern mit der Offenheit, welche ja auch Herr L. Müller jeweilen liebt und pflegt, eingestehen, daß uns weniger um eine Anzeige seines neuen Buches zu thun war, als darum, an ihm, als dem Hauptrepräsentanten jener Sitte, d. h. Unsitte, das Unschöne und Verwerfliche derselben aufzuzeigen, und da Herrn L. Müllers ganze bisherige philologische Thätigkeit so sehr von dem Fermente der Subjectivität durchsäuert ist, daß man sich seine wissenschaftliche Physiognomie ohne jenen Hauptzug gar nicht denken kann, so wird es angezeigt sein, auf diesen Hauptzug auch einmal mit dem Finger zu deuten. Dabei betonen wir: Als Typus einer Unsitte, nicht als individuelle Persönlichkeit gilt uns Herr Müller; *jene* wollen wir zeichnen, nicht gegen *diese* auftreten — denn ihr gegenüber fühlen wir uns vollständig neutral und gleichgültig und würden uns scheuen, die Spalten eines öffentlichen Blattes zu Zwecken persönlichen Angriffes in Anspruch zu nehmen. Aber weil wir eben einem Unwesen zu Leibe gehen wollen, das gerade in der ungebührlichen, maßlosen Wucherung der Persönlichkeit besteht, so müssen wir diese als Object gebrauchen, wenn es nicht ein Kampf gegen einen Schatten sein soll. Unsere Mühe wäre höchst wahrscheinlich überflüssig, wenn die große Zunft der Philologen gegenüber Herrn L. Müller jeweilen die richtige Taktik zur Anwendung gebracht hätte; diese war auf doppelte Weise denkbar: Entweder hätte, was blos vereinzelt geschah, die Form eines allgemeineren Protestes gegen Herrn L. Müllers Exuberanzen annehmen, es hätten bewährte Philologen jeweilen, wenn besagter Schriftsteller seinen subjectiven Gelüsten den Zügel schießen ließ, vereint dagegen auftreten, oder aber man hätte ihn consequent und fortgesetzt ignoriren sollen, ihn und seine Schriften, bis er sich eines Besseren besonnen hätte; wir wären vielleicht auf solche Weise um einige Ausgaben römischer Schriftsteller gekommen — denn Herr Müller ist gewohnt, viel für den Druck zu arbeiten, aber doch gewiß nicht länger als seine Produkte Abnehmer finden! — indessen einen großen Verlust hätte ein zeitweiliges Pausiren des Publicationsfiebers auch nicht gerade bedungen, sintemal dieser unselige Drang zu ediren nun nachgerade eine Modekrankheit bedenklichsten Charakters geworden ist. Herr Müller allerdings denkt von seiner Editorenthätigkeit anders, wie er auch von seiner ganzen Persönlichkeit eine andere Ansicht haben mag, ja ganz gewiß hat, als die meisten seiner Fachgenossen; aber gerade dieser letztere Moment spricht dafür, daß er, der Einzelne, sich täuschen wird. Nun sei sofort zugestanden, daß Herr

L. Müller schon Tüchtiges geleistet hat und daß einzelne seiner Arbeiten sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, daß aber hieraus, und selbst wenn jene Arbeiten wirklich bahnbrechend und epochemachend wären, noch nicht die mindeste Berechtigung erwächst weder zu den Posaunenstößen, womit Herr Müller als Herold seiner selbst sich gewöhnlich ankündet, noch zu der Katzenmusik, die er seinen wissenschaftlichen, und oft hoch überlegenen Gegnern bringt. Beides resultirt theils aus maßloser Selbstüberschätzung, theils aus „berühmten Mustern". Es muß gesagt sein: L. Müller hat leider erlauchte Vorgänger, aber war es denn sogar diesen erlaubt rücksichtslos und inhuman zu sein? Wird man denn wirklich in Deutschland fortfahren, an einem großen Kritiker, wie Lachmann, sein „Salz" (das durchaus nicht immer attisch war) als den nothwendigen Ausfluß seines biedern deutschen Wesens zu bezeichnen oder gar als schöne Eigenthümlichkeit rühmen zu wollen? Wir vermögen den wahrlich nicht zu beklagen, der für diesen Zug bärenmäßigen Urgermanenthums keinen Sinn und keinen Resonanzboden hat. Aber leider ist derer, die sich gerade in jenem Charakterzug der Lachmanne zu spiegeln gefallen, noch immer eine große Zahl, und sie sind an dem Gebahren Müller'scher Reckenhaftigkeit mit schuld, nicht nur weil er an ihnen Exempel und Exempelchen fand, sondern weil sie vermöge ihres bösen Gewissens seinen behemothartigen Kraftübungen nicht entgegenzutreten wagten. Es kam so etwas wie die Nemesis. Schulen und Individuen, die sich zu selbstgefällig und absprechend geberdet hatten, wurden nun auf einmal recht unsanft aus ihrem Unfehlbarkeitstraum aufgeweckt durch einen Polterer, der, wenn auch nicht aus besserem, so doch aus viel gröberem Holz geschnitzt war, als sie selber. Für die Wissenschaft brachte es keinen Schaden, auch für die Selbsterkenntniß der Betroffenen konnte es nur zuträglich sein, wenn diese die Erfahrung machen mußten, daß auch ihre Autorität anfechtbar, ja sogar vor dem Dreschflegel nicht geschützt sei; nur trat jetzt der widerwärtige Umstand ein, daß derjenige, der die Altäre der Autoritätsgötzen so grob und ungeschlacht zu zertrümmern sich anschickte, nunmehr sich selber als Hauptgötzen aufspielte und aufstellte. Der Glaube an die Autoritäten sollte, nach L. Müller, dem an die Autorität weichen, und als letztere proclamirte er sich selber und verlangte unbedingte Anerkennung. Zu dieser Art von geistiger Monarchie hat aber Niemand das Recht, und hätte es je einer, so jedenfalls nicht L. Müller. Das darf mit bestem Wissen und Gewissen gesagt werden, ohne der Persönlichkeit des Mannes zu nahe zu treten. Als seiner Zeit einige Gelehrte sich erlaubten auf einem Feld zu arbeiten, das L. Müller zufällig auch cultivirte, so nahm er Veranlassung, dies geradezu als einen Frevel zu bezeichnen, denn man habe ja doch gewußt, daß er (αὐτὸς!) sich mit diesen Dingen beschäftige! Er nahm den bekannten Spruch von Goethe über die Bescheidenheit zu buchstäblich und vergaß darüber offenbar seinen Sokrates. — Herr L. Müller hält sich für einen großen Gelehrten. Wir müssen dieses aussprechen nicht um dagegen zu opponiren — das könnte ja leicht als persönlicher Angriff gedeutet werden — sondern weil es ihn charakterisirt und sein ganzes Auftreten beleuchtet. Es wird hoffentlich gestattet sein, das, was auf und zwischen hunderten unter hunderttausenden seiner Zeilen für Jeden, der Augen hat, zu lesen steht, in eine kurze und präcise Form zu fassen. Auch wird es solchen, die sich nicht zu dieser seltenen Klasse bevorzugter Geister zählen, erlaubt sein (und wären es nur einfache Lehrer) sich darüber auszusprechen, was sie unter einem Gelehrten großen Stils verstehen, wenn dieses Vorstellungsbild auch in Hauptzügen zu der geistigen Physiognomie L. Müllers nicht stimmen sollte. Der erste Artikel des Müller'schen Credo heißt doch wohl, wenn wenigstens ein Schluß aus der persönlichen Thätigkeit gestattet ist: Schreibe möglichst viel. Nehmen wir für einmal an, dieser Satz sei richtig, richtig auch in unserem Jahrhundert der ungezügeltsten Schreibelust, so werden doch auch die Anhänger dieser Theorie die Restriction machen, daß das Geschriebene (oder besser, das Gedruckte, denn die Texte der alten Autoren sind ja zum Glück schon längst geschrieben!) einem Bedürfniß entspreche, d. h. wenn auch nicht durchweg, so doch vielfach Neues, oder das Alte wenigstens in neuer Form bringe und in ein neues Gesichtsfeld rücke. Und nun frage sich Herr Müller, ob seine Schriftstellerei diese Anforderung erfülle. Neu und eigenartig ist sie allerdings in einer Beziehung, aber um diese wird Niemand ihren Verfasser beneiden. Wäre es Salz, wie es seinem berühmten Namensvetter aus Samosate so reichlich zu Gebote stand, ja, dann; aber — —

Wir wollten eben in unsere Definition vom echten Gelehrten die Forderung einflechten, daß ein solcher mit Schwung und Geschmack begabt sei, und siehe da, während des Niederschreibens dieser Zeilen finden wir beim Durchblättern seines Buches eine ganz ähnliche, nur negativ gehaltene Stelle, woselbst L. Müller einen Schulmeister als einen „Pedanten" charakterisirt, der „den Kopf mit Notizen gefüllt hat, aber weder Geschmack noch Schwung besitzt". Wer wird dem Schreiber hierin nicht vollständig beistimmen, und allerlei vergleichende Gedanken an diese Stelle knüpfen?

Aber genug des Prologes; wir wollen nun endlich einmal das jüngste Kind der Müller'schen Laune, den Quintus Ennius, auf die Scene treten lassen. Um eine eingehende erschöpfende Besprechung dieses Buches kann es sich an diesem Orte nicht handeln, es gilt blos einzelne „großartige" Eigenthümlichkeiten des in seiner Art so originellen Verfassers zu beleuchten, hoffentlich nicht ganz erfolglos für Diesen oder Jenen. Zuerst das Persönliche, ohne das es nun einmal bei Herrn Müller nicht abgeht; es gibt uns eine passende Gelegenheit zu vergleichenden Betrachtungen. „Fern von Hoffahrt und Selbstgefälligkeit" müsse sich der Schriftsteller in seine Aufgabe versenken, belehrt uns Herr Müller, und als einen Ausfluß dieser goldenen Regel scheint er es zu betrachten, daß über eine Anzahl bekannter, ja berühmter und berühmtester Männer auf die unbarmherzigste — und wär' es nur das! — auf die perfideste Weise Gericht gehalten wird. Wir müssen einige Namen nennen. Ritschl findet noch verhältnißmäßig Gnade, obschon er sich in der Wahl seiner Lebensaufgabe (Plautus) übel vergriffen hat (nach Herrn Müller nämlich!); Niebuhr erhält einen kräftigeren Denkzettel — warum mußte er auch so wenig Geschmack haben und diesen Defect durch sein Urtheil über die „Voß'sche Luise" so sonnenklar darthun? Aber was vollends Theod. Mommsen hören muß, und zwar gelegentlich und ungelegentlich vom Zaun gerissen oder nicht, übersteigt das Maß des Glaublichen. Sogar sein Latein wird ihm gewaschen. Herr Müller, der Philologe, versteht das; der hält etwas auf Form, er ist keiner von denen, welche den „Schwerpunkt der philosophischen Wissenschaft in Inschriftenkunde und Alterthümer", in „Oskisch oder Umbrisch" legen, nein! sondern sein Princip ist, ganz unverkennbar: Goldene Früchte in silberner Schale. Und also schreibt der Formkünstler Müller neben seinem makellosen Latein auch ein exemplarisches Deutsch, was Mommsen und andere Stilpfuscher aus folgendem kurzen Florilegium sich entnehmen mögen. (Wir haben eigentlich „Blumenlese" sagen wollen, indeß da Herr Müller selber von „Enthusiasmiren", sogar von „professionirten" Künstlern spricht und seiner Vorliebe für sprachliches Rococo überhaupt freiesten Spielraum gönnt, wenn auch nicht mehr in dem Ueberschwang wie in seiner Horaz-Biographie, so wird eine oder die andere wälsche Arabeske auch kleineren Leuten hingehen.) Also man merke: Etwas ist solchermaßen; ein anderes hat insofern große Aehnlichkeit, daß ...., bei einem dritten finden wir die schöne Inversion: „So liegt nahe die Vermuthung daß" . . . und wunderbar schmeichelt sich auch ein das vierte: „in der Fälle Mehrzahl", an „nummerisch" (sic!) fünfter Stelle werden wir mit einer „geistigen Fackel" bekannt gemacht, welche zugleich „erquickend und erwärmend wirkt". Auch die drei Gebiete, die „untereinander nichts zu schaffen haben", nehmen sich recht eigenthümlich aus; auch wenn man sonst „nicht weiß, was zu thun" wird man „keinen Hehl daraus machen", daß „Dank dem Verluste der vorklassischen Dichterwerke" . . . eine recht ungewöhnliche Bezeichnung ist für Dinge, welche man zu beklagen hat, ingleichen, daß die Construction „Naevius brachte Anspielungen von den vornehmen Römern", wenn nicht nachlässig, so doch unerhört ist, daß die Häufung der Präpositionen in Sätzen wie „der Römer,

der dazu seit der Mitte des Jahrhunderts ohne Unterbrechung auf der Weltbühne im eigenen Hause wie in den Nachbarreichen" ... die rhetorische Wirkung kaum verfehlen können, „selbst abgesehen, daß" Gräco-Romanismen wie „nicht der Luxus hat die Kraft der Römer gebrochen, sondern daß sie in Ueberhebung meinten" uns Deutsche freundlich daran erinnern dürften, wie viel wir den Alten auch in der Syntax unserer Sprache verdanken.

Im Lateinischen und Griechischen läuft hier und da — Herr L. Müller, der geborene Textverbesserer, weiß das besser als irgend ein anderer Kritiker — durch Schuld der Abschreiber ein Räthsel über den Weg; auch diese Erscheinung hat er anschaulich zu machen gewußt in dem seltsamen Gebilde: „Die Vertreibung der Könige behandelte gewiß, wie das gleichnamige Stück des Accius, eines ihm wohl gleichzeitigen Cassius Brutus" (sic!). Schließlich ist Herr L. Müller der Einzige, der den Romulus und Remus, die Söhne der Rhea Silvia, „zum Enkel des Mars" macht; die Sage macht sie, weniger wunderbar, blos zu Enkeln.

So viel von der Form. Und nun der Inhalt. Dieser hat es mit der Verherrlichung des bisher, nach L. Müllers Ansicht, viel zu niedrig taxirten römischen Ennius zu thun, er ist der Schwerpunkt, nach welchem sämmtliche Kapitel des Buches, auch die scheinbar nebensächlichen, gravitiren; eine Masse von geschichtlichem, literargeschichtlichem und technischem (d. h. metrischem) Rüstzeug wird herbeigeschafft, um zu beweisen, was bisher Niemand glaubte und auch nach der Prüfung des besagten Apparats kaum Jemand glauben wird, daß „Ennius einer der größten Dichter aller Zeiten" gewesen sei, und „seine metrische Begabung in der Literatur aller Völker wohl ohne Beispiel dastehe". Die Verdienste dieses Dichters um die lateinische Metrik — Einführung des griechischen Hexameters und was sich Alles um diese Thatsache ansetzt — hat bereits Ritschl richtig gewürdigt, und wir können nicht finden, daß L. Müller auch nur ein neues Moment beigebracht habe, um seine eigene Hyperbel zu rechtfertigen; was Gründe und Beweise sein sollen, hat sich in das freilich weit bequemere, aber schlottrige und keineswegs imponirende Gewand subjectiver Behauptungen und Machtsprüche gehüllt, verbrämt mit einzelnen Broderien aus dem Schubfach der Aesthetik, oder es verflüchtigt sich zu einfacher Negation schwerwiegender Autoritäten aus dem Alterthum. Was Kenner, wie Cicero, Horaz, Ovid, Quintilian über Ennius urtheilen, wird, wenn es mit Herrn Müllers Urtheil contrastirt — und das ist in hohem Grade der Fall — mit dem Prädicat flüchtig oder nachlässig abgethan. Natürlich! ein moderner Metriker, der aus ein paar Dutzenden von Versen sein Urtheil herausdestilliren muß, weiß doch viel besser und gründlicher Bescheid in dieser Frage, als jene alten Kritiker, denen für ihr Urtheil ein stattlicher Apparat von beiläufig 30,000 Versen zur Verfügung stand. Wir möchten zwar diese Zahl auch nicht verbürgen, aber warum sollten wir uns hier nicht an Müller selber halten? Er ist es, der sie für die „Annalen" herausgerechnet hat, und noch vieles Andere, das, mit den heutigen Hülfsmitteln, er so wenig wie irgend ein Anderer richtig stellen oder auch nur ins Gebiet der primärsten Wahrscheinlichkeit erheben kann. Vieles zwar, was gar zu ruppig und struppig an der sonst makellosen Marmorgestalt seines Ennius sich vordrängte — das bekannte Taratantara der Trompete oder geschmacklose Spielereien mit der Paronomasie u. A. — muß natürlich auch L. Müller (man sieht aber, wie ungern!) als „Platitude" bezeichnen, Anderes aber, wahrscheinlich auch die schweren Einsilber am Ende so manchen Verses oder cäsurlose und lendenlahme Exemplare solcher, wie das bekannte sparsis longis hastis campus splendet et horret rangiren jetzt unter die mit Bewußtsein eingestreuten Schönheiten dieses Dichters, der zwar „etwas rasch arbeitete", dem aber trotz Allem und Allem und trotz dem Kunststück, sämmtliche zwölf Götter des Olymps in die engen Räume von zwei Hexametern einzulogiren, „die Stadt doch schuldete, daß sie die ewige blieb". Letzteres ist zwar nicht „edle" Ueberlieferung, sondern nur die Ansicht L. Müllers, der überhaupt über Ennius und einschlägige Dinge viel mehr zu sagen weiß, als man bisher wußte. Er schildert z. B. jenes „collegium poetarum", zu dessen Mitglied er Ennius stempelt, so lebhaft und realistisch, als ob ihm ein Blick in die Statuten vergönnt gewesen wäre: da wird gebechert und gezecht, trotz einer mittelalterlichen Zunftstube, aber immerhin so, daß die „geselligen Vergnügungen nicht den Hauptzweck bildeten". Ennius selber „griff oft zum Becher". Warum sollt' er auch nicht? Aus Geiz? Aber es war ja gerade seine Specialität (vide andere große Dichter), daß er „mit dem Geld nicht gut umzugehen" wußte. Ob die eine Magd, die er sich hielt, ihren Herrn nicht auf die fatalen Folgen dieser seiner Untugend aufmerksam machte, darüber weiß, oder sagt wenigstens Herr L. Müller nichts. Eine andere Frage ist: Woher floß das Geld in Ennius' Kasse? Da lautet denn die Antwort: „unser Dichter scheint die Leitung eines Bureaus für Abfassung von Schriftstücken innegehabt zu haben". Also schon damals die Misère der Kunst, die — nach Brod geht! Gleichwohl scheint auch dieses Metier nicht für Beschaffung der ἄλφιτα ausgereicht zu haben, denn wir finden den Ennius auch als Besitzer eines „stenographischen Bureaus". Wenn das Mommsen gesagt hätte, wie übel würde er bei L. Müller angelaufen sein! — Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß in dem Buche sich manches Gute findet, besonders in den Kapiteln, die über Grammatik und Metrik handeln, aber doch viel weniger, als man nach einzelnen öffentlichen Kundgebungen anzunehmen berechtigt war; zudem war es weniger unsere Absicht, die Sonnenfläche als vielmehr die Schattenseiten des Buches und zugleich Herrn L. Müllers hervorzuheben, um zu zeigen, daß er, der so eifrig Jagd macht auf fremde Fehler, an seinem eigenen Leibe mehr als eine Stelle hat, wo er sehr sterblich ist. Die bedenklichen Partien des Buches (es sind auch einzelne Conjecturen darunter zu rechnen, wie auf S. 194, 235, besonders aber gewisse Parallelen zwischen Rom und Griechenland, griechischen Klassikern und lateinischen Kirchenvätern, die an Originalität wenig, an Glaubwürdigkeit viel zu wünschen übrig lassen), besagte Stellen also ließen sich mühelos vermehren. Sie entspringen großentheils aus dem Hauptfehler — der so vielen Biographen anklebt — aus dem vorhandenen Material um jeden Preis, auch um den Preis der Wahrheit Helden zu schnitzen. Aus dieser Neigung entspringen dann nicht blos Uebertreibungen aller Art (immerhin solche, die sich auf subjectivem Boden bewegen), sondern auch Behauptungen, die dem objectiven Thatbestand geradezu ins Gesicht schlagen, wie z. B. daß „Ennius" gerade ebenso der „Schöpfer des historischen Epos" sei, „wie Homer des mythischen". Mit solchem Zeug bauscht man seine Heldenfigur nicht auf. Kurz: Der Panegyriker L. Müller, den man als solchen nur auf antikem Boden sich spreizen sieht, nimmt sich hier zwar auch nicht vortheilhaft aus, immer aber noch besser als der Satiriker und Pamphletist L. Müller, der mit seinem bäurischen Instrument so plump und rücksichtslos auf seine Zeitgenossen losdrischt. Er ist leider nicht der einzige aber wohl der ausgeprägteste Typus dieser Gilde, die nur in der Anmaßung groß ist. Ihn oder seines Gleichen belehren zu wollen, wäre wohl ein verwegenes Hoffen, vielleicht aber wissen uns andere human gesinnte Männer Dank, daß endlich einmal ein Protest gegen solches Unwesen öffentlichen Ausdruck gefunden hat.

Die neue Mineralmalerei.

Von Carl Albert Regnet.

Es ist ein hohes Verdienst, das sich der Münchener Akademie-Professor Wilhelm Lindenschmit um die Kunst erworben hat, indem er der von Adolf Keim erfundenen Technik der Mineralmalerei seine ganze Aufmerksamkeit zuwendete, mit ihr eine Reihe praktischer Versuche anstellte und schließlich im Laufe des vorigen Sommers in ihr seine großen Wandgemälde im Rathhause zu Kaufbeuren ausführte und so deren Verwerthung in großem

Maßstabe unternahm. Seitdem hat Professor Lindenschmit diese Technik mit Vorliebe gepflegt und damit wahrhaft glänzende Erfolge erzielt. So namentlich mit dem heute noch auf seiner Staffelei stehenden lebensgroßen Bilde eines nur mit einem Schleier bekleideten jungen Mädchens, das einen nackten Knaben durch Vorenthalten eines Apfels neckt. Er nennt es „Verlangen". Es treten uns hier die Fleischtöne in einer Helle und Klarheit entgegen, welche mittels Oelfarbe nun und nimmer erzielt werden können.

Was die Vorzüge der neuen Technik vor jeder bisher für Monumentalmalerei angewendeten älteren anlangt, so haben sich hervorragende Künstler und Sachverständige in einem gemeinsamen Gutachten vom 10. und 14. Januar d. J. darüber in einer Weise ausgesprochen, welche jedes weitere Anpreisen derselben überflüssig erscheinen läßt.

Hier aber handelt es sich um etwas Anderes, darum nämlich, welchen Einfluß die allgemeinere Pflege der Mineralmalerei auf die fernere Entwickelung der Münchener und der deutschen Kunst gewinnen könnte.

Die Münchener Kunst nahm ihren Ausgang von der Architektur, welche mit dem Bau der Glyptothek das Fest ihrer Wiedergeburt feierte. Aus dem Verständniß klassischer Kunst und Schönheit hervorgegangen, bildete dieser Bau den ersten Ring der Kette, an welcher sich in langer ununterbrochener Folge andere öffentliche Gebäude anreihten. Und keine Kirche ward errichtet, kein öffentlicher Bau, sei es dem Staatsdienste, sei es der Kunst oder der Wissenschaft, der Belehrung und Erziehung, sei es dem geselligen Verkehr oder der Erholung geweiht, ward aufgeführt, ohne daß die der Architektur verschwisterten Künste der Plastik und Malerei hinzugetreten wären, um sie in entsprechender Weise mit ihren Werken auszustatten.

Die Schöpfungen des Cornelius in der Glyptothek bürgerten mit der historisch-monumentalen Kunst die Frescomalerei erst wieder in München ein und bahnten ihr von da aus den Weg in alle Theile Deutschlands, ja Europa's, wo noch Sinn für eine höhere Richtung der Kunst vorhanden war. Denn die Frescomalerei war, wie viel auch bayerische Künstler noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts darin geleistet hatten, eine fast verloren gegangene Kunst und ihre Wiederbelebung durch die deutschen Künstler in Rom, welche der König nach München berief, kommt einer ursprünglichen Erfindung nahe. Und es war eine ganz natürliche Folge dieses Systems, staatlich nur die hohe ideale Kunst zu pflegen, daß auch die untergeordneteren Gattungen der Kunst, wie das Genre, die Landschaftsmalerei ꝛc. sowie weiterhin die vervielfältigenden Künste diesem allgemeinen Aufschwunge und Zuge der historischen Kunst folgten.

Doch die Zeiten ändern sich. An die Stelle der monumentalen Malerei trat als herrschende die Staffeleimalerei, die aus ihrer Verbindung mit der Baukunst heraustrat und auch an der Akademie vorzugsweise Pflege fand und noch findet. Leider machten sich auch klimatische Einflüsse der Monumentalmalerei gegenüber störend genug geltend, wenigstens soweit diese an gar nicht oder nur unzulänglich geschützten Orten zur Anwendung gekommen war. Die Fresken an den beiden Giebeln des kgl. Hof- und Nationaltheaters, an der neuen Pinakothek, an der Fronte des kgl. Maximilianeums, ja selbst jene unter den Arkaden des Hofgartens sind fast alle mehr oder minder zerstört — Grund genug vor ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken, wäre ihnen nicht die allgemeine Kunstrichtung schon abgeneigt gewesen.

Da erfindet der Münchener Chemiker Adolf Keim ein Verfahren für Monumentalmalerei, dessen Beständigkeit und Wetterfestigkeit vollkommen erprobt ist, das der decorativen Architektur ganz neue Bahnen eröffnet, das auch auf die Staffeleimalerei angewandt werden kann und dem Künstler erlaubt, die ihm geläufige Art des Malens beizubehalten, überdies aber demselben eine in der Frescomalerei unmögliche Ausführung gestattet.

So haben wir eine Monumentalmalerei-Technik, welche das Fresco in jeder Beziehung hinter sich läßt, und Angesichts derselben liegt der Gedanke nahe genug, durch sie zu der großen Kunst zurückzukehren, durch welche sich München einst zur ersten Kunststadt in Deutschland aufgeschwungen, und deren Traditionen es nur zu seinem Schaden verlassen hat. Bereits haben zahlreiche Privaten, haben Gemeindekörper sich dieser Technik bedient, unterstützt von einer in den letzten Jahren erstaunlich entwickelten decorativen Kunst, und was auf ihr Geheiß geschaffen ward, verdient alle Anerkennung.

An den bayerischen Staat aber tritt eine höhere Aufgabe heran. Wie er es war, unter dessen Aegide zur Zeit Ludwigs I. sich die Münchener Kunst durch monumentale Schöpfungen zu ungeahnter Höhe aufschwang, indem er Architektur, Plastik und Malerei mit einander in innigste Verbindung setzte, so bietet sich ihm jetzt in der Erfindung Keims die Gelegenheit, zur großen monumentalen Malerei zurückzuführen.

Stehen ihm auch gegenwärtig in Folge der Kargheit der Volksvertretung nur wenig Mittel zu Gebot, um die Kunst überhaupt zu pflegen, so reichen sie doch immerhin für den Anfang aus, um die neue Maltechnik in weitern Kreise einzuführen und die günstigen Folgen können und werden nicht ausbleiben. Tüchtige alte und junge Talente werden sich wieder der hohen monumentalen Kunst zuwenden, die Staffeleimalerei wird sich bequemen müssen, auf den ihr gebührenden zweiten Platz zurückzutreten, anstatt sich auf dem ersten breit zu machen, und wird mehr und mehr an idealem Gehalte gewinnen, mit einem Worte: die Münchener Kunst wird sich wieder zu einem höheren Standpunkte aufschwingen.

Es handelt sich vorläufig auch gar nicht darum, Millionen auf monumentale Neubauten zu verwenden, es genügt schon halb und ganz Zerstörtes wieder herzustellen und bei Vertheilung der für die Kunstpflege im Allgemeinen verfügbaren Mittel zu den alten Traditionen zurückzukommen, Zuschüsse an Gemeinden für Kunstzwecke von der Anwendung der neuen Technik abhängig zu machen, kurzum sie in derselben Weise in staatlichen Schutz zu nehmen und ihr staatliche Begünstigung zu Theil werden zu lassen, wie vordem der Frescomalerei. Die vor etlichen Jahren bethätigte Restauration der historischen sogenannten Fresken in den Hofgarten-Arkaden hat aus hier nicht näher zu erörternden Gründen den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Nun beabsichtigt Professor Lindenschmit das Andenken seines Vaters dadurch zu ehren, daß er das von selbem dort ausgeführte Bild in der Keimischen Maltechnik neu herstellt. Ist das geschehen, dann werden die übrigen historischen Gemälde kaum mehr länger in ihrem dermaligen herabgekommenen Zustande belassen werden können. Der Contrast wäre ein zu schlagender und es wird nichts erübrigen, als auch sie in gleicher Weise zu erneuern. Dasselbe gilt von den weltberühmten Fresken Karl Rottmanns ebendort, nachdem sie aus der Wand gesägt worden. Dem Vernehmen nach hat die Staatsregierung die Erneuerung der beiden Bilder in den Giebelfeldern des kgl. Hof- und Nationaltheaters mittels der Mineralmalerei ins Auge gefaßt und sich dadurch vollen Anspruch auf unseren Dank erworben.

Was in dieser Beziehung in München geschaffen wird, das wird übrigens schließlich nicht blos München und Bayern, es wird ganz Deutschland zu Statten kommen und das mag auch die Besprechung des scheinbar specifisch bayerischen Themas an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen lassen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Zerstreut.

Schwank in drei Acten von Théodore Barrière und Edmond Gondinet.

(Residenz-Theater.)

Der verstorbene Barrière, der Verfasser von Filles de marbre, Un scandale d'hier, Faux bonshommes und noch einer Menge auch bei uns vielgespielter Stücke, hat die Skizze einer Intriguenposse hinterlassen,

die sein Freund und College, der beliebte Gondinet, ausarbeitete und unter dem Titel „Tête de linotte“ (wörtlich der Hänflingskopf oder das [schwache] Vogelgehirn, also eine Person mit schwachem Kopf, hier Gedächtniß) jüngst unter großem Beifall in Paris zur Aufführung brachte. Herr Neumann, der Director des Residenz-Theaters, übersetzte das ausgelassene Stück, strich oder milderte die von der Censur beanstandeten Stellen mit dem nämlichen Geschick, und „Zerstreut“, wie er den Schwank betitelt — in Wien hieß dieser, wenn wir nicht irren, „Die Confusionsräthin“ — hat nun auch das Berliner Publicum sehr erheitert. Selbst im Glücke scheint das Mißgeschick den tüchtigen Director und Uebersetzer zu verfolgen. Wegen Besetzungsschwierigkeiten hat sich die Aufführung der Novität bis gegen den Schluß der guten Saison verzögert, so daß an eine ergibige Ausbeutung des schönen Erfolges kaum mehr zu denken ist.

„Zerstreut“ gehört in die Klasse der Pariser Imbroglio-Stücke, für welche der „Proceß Veauradieux“ und die „Rosa-Dominos“ von Hennequin und Delacour typisch geworden sind. Es ist die ewig junge und wirkungsvolle Verwechslungskomödie, aber nicht in der behäbigen Art von Kotzebue und Benedix, sondern getrieben bis zum complicirtesten Nonplusultra der Personen-, Begriffs- und Namensverwechslung — die letzte Consequenz der grobmateriellen Bühnentechnik. Da bildet ein Dutzend von Mißverständnissen und Verwechslungen ein theatralisches Rechenexempel; die Menschen und Verhältnisse sieht man verkleidet, versteckt, durch einander gerüttelt; fast lauter bekannte, aber mehr oder weniger stets wirksame Situationen und Combinationen werden bis in das beinah Unentwirrbare gehäuft, ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit, Charakteristik, Moral, Logik und Codex. Der Verfasser gleicht dem Jongleur, der seine bunten Kugeln empor- und durcheinanderwirft und immer wieder geschickt auffängt, so daß dem Zuschauer bei aller Anerkennung der Geschicklichkeit am Ende die Augen übergehen. Nur den besseren unter diesen Arithmetikern des Quiproquo gelingt es, den Aufbau planvoll und klar zu gestalten, die Verwicklungen durch einen sinnigen Grundgedanken und einen witzigen Dialog in die Sphäre der feineren Komik zu erheben und durch einen wahrhaften Herzensconflict interessant zu machen. Dies ist den Autoren von „Zerstreut“ fast durchweg gelungen. Die verzwickte und verzwackte Handlung läßt sich nicht erzählen, aber sie fesselt, belustigt, verblüfft. Charakteristisch ist es, daß zwei volle Acte, der erste und dritte, nöthig sind, um den Rattenschwanz von Mißverständnissen und Verwechslungen, dem der ganze zweite Act gewidmet ist, vorzubereiten und zu entwirren. Der erste Aufzug, obwohl munter und lebendig, ist im Grunde gerade so schwach wie der letzte, der die Situationskomik nicht mehr zu überbieten vermag, sondern alle Scenen voll zu thun hat, um die zahllosen Knoten, die der zweite Act geschürzt, zu lösen. In dieser Beziehung steht das neue Stück hinter den „Rosa-Dominos“ zurück, wo das Interesse und die Steigerung bis zuletzt vorhalten. Versuchen wir wenigstens die hauptsächlichsten Motive in dieser tollen Komödie der Irrungen anzudeuten, so nennen wir den Ehemann, der den Anbeter seiner Frau in eine Modistin vernarrt glaubt und denselben von dieser Fessel zu befreien unternimmt, um ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen, wobei er natürlich mit seiner Frau und dem wirklichen Galan der Putzmacherin in Conflict geräth und die Wahrheit schließlich — nach Pariser Theatermoral — doch nicht erfährt; dann die Ehefrau, die einem anderen Liebhaber gegenüber den Namen einer Freundin sich aneignet, welche in Folge dessen nun tausend Unannehmlichkeiten erlebt und am Ende mit der ganzen Entrüstung einer komischen Alten ihre Unschuld, die nie ernsthaft in Frage gekommen, vertheidigt; ferner eine leichte Person, die eine möblirte Garçonwohnung miethet und dadurch mit ihren eigenen und ihres Vermiethers Besuchern in Collision geräth u. s. w. Diese Wirrnisse erfordern selbstverständlich die altgewohnten Requisiten: eine Unzahl von Ein- und Ausgängen in der Scenerie, verwechselte und verlorene Kleider, Handschuhe, Hüte und Briefe, gefällige Wandschränke zum Verstecken höchst erwachsener Personen . . . Die (sehr hübsche) Decoration des zweiten Actes zeigt die ganze typische Maschinerie solcher theatralischen Taschenspielerstücke, aber ins Raffinirte gesteigert. Die Bühne ist in zwei Hälften getheilt, rechts ein Zimmer mit zwei Thüren und einem geräumigen Wandschrank, links ein Hausflur mit zwei Thüren und im Hintergrund eine Treppe, die von ebener Erde nach dem Ort der Handlung, der im ersten Stocke gedacht ist, und von da in den zweiten Stock führt, also zwei Ausgänge, einen nach unten und einen nach oben. Im Ganzen sind demnach sechs zum Verschwindenmachen der Personen bestimmte Vorrichtungen da. Und nun beginnt ein anscheinend regelloses Chassez-croisez von wohlgezählten acht Personen, die nach- oder miteinander die Treppe, den Flur oder das Zimmer betreten, sich verstecken und vor einander die Flucht ergreifen. Einer komischen Wirkung sicher ist namentlich das Bild der menschenbelebten Treppe, die unten die Hüte der Kommenden, in der Mitte die volle Figur der Verweilenden und zugleich oben die Füße der Entfliehenden zeigt, indessen die Stimme des unsichtbaren groben Portiers gleichsam die Rolle des Pater Seraphicus spielt. Zu diesem ergötzlichen Auf und Nieder und Hin und Her kommt ein nicht gewählter, aber heiterer, witziger Dialog, der die operirende Maschinerie angenehm vergessen läßt, und ein wirklich drolliger Grundgedanke. Nur Zerstreutheit verursacht nämlich das ganze Durcheinander: das vermeintlich strafbare Verhältniß der „Heldin“ mit ihrem Secretär ist durchaus platonisch; die im Grunde ganz unschuldigen Liebesbriefe des Pärchens sind mit nichten verloren, sondern werden von der ewig Zerstreuten drei Acte lang (!) im Mieder getragen und erst zuletzt in ihrem allzu sicheren Verstecke gefunden; die heimkehrende Familie muß den Weg in ihre Wohnung durchs Fenster nehmen, worauf die Vergeßliche den Schlüssel in ihrer Tasche findet. Also Alles nur um ein Nichts — und doch so unterhaltend!

Die Aufführung verdient Lob, doch muß das Tempo für solche Confusionsscherze viel schneller genommen werden. Hat der Zuschauer erst Zeit sich zu besinnen, so lacht er nicht mehr. „Ueberlegungsrecht vorbehalten“, sollte das Motto für derlei Stücke lauten, die sich gegen das Denken des Publicums verwahren. Als Gäste traten auf Fr. Ottilie Genée, welche die komische Alte mit amerikanischer Verve spielte, und Hr. Anton Anno, der zukünftige Director des Residenztheaters, ein einfacher und natürlicher Schauspieler, dessen trockener Humor sich wohl bald an die pikantere Art der französischen Komödie gewöhnen wird.

Z.

Notizen.

Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbilde von Moritz Busch. Zwei Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer von der Parteien Haß und Gunst erregten Generation und zumal ihrer Wortführerin, der Presse, daß Buschs Bismarck-Bücher so selten objective Würdigung gefunden haben. Wohl mag es schwer sein, den rein historischen Standpunkt zu wahren gegenüber einer machtvollen Persönlichkeit, die so tief in unsere Aspirationen eingegriffen hat, wie der Kanzler; wir glauben aber, daß jede andere Nation, als die von ihren Individualismus und ihrem Erbfehler der Induction geplagte deutsche, den richtigen Standpunkt viel leichter finden würde. Auch dieses neueste Buch von Bismarcks Eckermann wurde von einem Theil der Presse mit gehässigen Angriffen bedacht, als ob wir nicht für jeden Versuch dankbar sein sollten, der uns die Kolossalfigur des ersten modernen Diplomaten menschlich vermitteln möchte. Im Uebrigen ist es unter den gegebenen Verhältnissen begreiflich, daß dieses neue Opus viel schärfer angegriffen wird, als „Graf Bismarck und seine Leute“, denn es ist viel weniger rein referirend, viel tendenziöser. Busch will ein Porträt oder vielmehr Beiträge zu einem Charakterbilde des Kanzlers liefern, aber er hat sein Material von vornherein geschickt arrangirt und zurechtgestutzt, seine Farben nach gewissen Principien gemischt, sein Bild ist „geschmeichelt“. Dazu kommt, daß dies auch den ausgesprochenen Zweck verfolgt, für den Kanzler und seine Politik zu wirken, daß es eine prononcirte Streitschrift ist, wie es denn auch höchst charakteristisch am Schlusse seine Moral im folgenden Citate ausspricht: „In'n Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt.“ Das ist doch deutlich. Aber auch diese Schrift hat ihren großen Werth. Der Verfasser ist seinem Meister 1870 persönlich näher getreten, war während des großen Krieges um ihn und hatte auch seither mehrfach Gelegenheit, mit ihm zu verkehren. Und Busch hat, wie er selbst rühmt, sehr gute Augen. Was er aber nicht sehen und hören konnte, das entnahm er der reichen Bismarck-Literatur. So finden wir denn hier zum größten Theil Bekanntes aus allen möglichen mehr oder minder zuverlässigen Quellen, wobei die Bücher des Herrn Busch natürlich in erster Linie berücksichtigt sind: Documente, Vorträge, Reden, Briefe, Aussprüche, Anekdoten, Klatsch, Indiscretionen,

große, kleine, auch kleinliche Züge, aber Alles vortrefflich gewählt, disponirt und benutzt. Es ist ein gewandt componirtes Mosaikbild, in dem der schneidige, geniale Staatsmann, der schlaue Diplomat, der prunklose Privatmann lebendig und farbig heraustritt. Bei der großen Liebe, womit das Porträt ausgeführt ist, wundert man sich jedoch unwillkürlich, daß Busch mit dem Bilde seines Helden, den er vergrößern will, eher eine gegentheilige Wirkung erreicht. Wenn er unablässig wiederholt, daß die Macht und Einheit Deutschlands nur auf zwei Augen ruht und mit diesen zu Grunde geht, so erniedrigt er Bismarcks „ausschließliches" (?) Werk zu einer Eintagsschöpfung. Wenn er die Diplomaten, mit denen Bismarck zu thun hatte, fast sämmtlich als bornirte Dupirte schildert, so verkleinert er unwillkürlich damit auch seinen Helden. Die Pariser Kritik will denn auch richtig herausgefunden haben, daß Bismarcks Genie in der Dummheit seiner Gegner besteht! Ihr zweifelhafter Trost ist, daß nur Drouyn de Lhuys unseren Kanzler durchschaut hat und, wenn er sich mit Beust hätte einigen können, Preußen 1866 erdrückt hätte. Buschs Buch gibt leider zu so naiven Schlüssen nur allzu oft Anlaß. Neues enthält das Buch Vielerlei. Am interessantesten ist in dieser Beziehung das Kapitel über Frankreich. Zum erstenmal erfahren wir von diplomatischen Unterhandlungen zwischen Preußen und Oestreich, welche den Zweck einer gegen Frankreich gerichteten Coalition hatte: die Mission Gablenz scheiterte aber an dem Widerstande des Grafen Mensdorff, und einige Wochen später standen die Preußen in Böhmen. Auch der Vertrag vom Mai 1866 bezüglich eines Congresses in Paris ist bisher noch unveröffentlicht, desgleichen der Versuch einer Allianz der drei conservativen Großmächte gegen die „Revolution", knapp vor dem Ausbruch der Commune; Rußland ging damals auf Bismarcks Vorschläge ein, nur Oestreich zögerte. Erst Andrassy war es vorbehalten, Bismarcks Versailler Project durch Oestreichs Beitritt zu verwirklichen. Die letzten Kapitel behandeln Bismarck als Staatssocialist, Redner, Humorist und Privatmann mit interessanten Einblicken in sein intimes Leben. Dem Verfasser ist jedenfalls historischer Sinn und sittlicher Ernst nicht abzusprechen, nur möchten wir ab und zu seine Leidenschaftlichkeit in majorem domini gloriam und in der Verdonnerung der Liberalen etwas milder, urbaner, seine Frische unbefangener sehen. Der hohe Werth dieser Publication für die Geschichtschreibung der drei letzten deutschen Kriege und die Biographie Bismarcks muß trotz alledem und alledem anerkannt werden.

* * *

Kleine historische Schriften von Alfred von Reumont. Gotha, F. A. Perthes. Sechs vorwiegend culturgeschichtliche Aufsätze, schön in der Form, gehaltvoll und auf umfassender Kenntniß der Quellen beruhend. Das Leben der Florentinerfamilie Strozzi, der Aufenthalt Gustavs III. von Schweden in Aachen (1780—91), die Geschichte von Victor Amadeus II. Thronentsagung und Ende und das Leben des letzten Stuarts, all diese Abhandlungen haben einen fast novellistischen Reiz, so sehr auch der strenge Historiker immer das Wort führt. Mit einer Ausnahme gehören diese Aufsätze in das Memoirenfach, während sie wiederholt an persönliche Erinnerungen anknüpfen. Den Preis möchten wir dem farbenreichen Gemälde geben, das Reumont von dem Liebesroman Alfieris mit der Gräfin Albani entwirft. Es enthält viel Neues und Poetisches, wie es denn auch bereits einen Dichter, Wilhelm Jensen, zu einer dramatischen Bearbeitung, dem schönen Einacter „Aus Wettolsheim", angeregt hat. Wie hoch stehen solche culturgeschichtliche Abhandlungen über den landläufigen sogenannten „historischen" Romanen und Novellen!

* * *

Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz von Rudolf Rahn. Wien, J. P. Faesy. Der rühmlichst bekannte Schweizer Kunsthistoriker gibt hier eine dankenswerthe Sammlung von interessanten Abhandlungen und Vorträgen, die ein vielseitiges Bild der Kunstentwicklung seiner Heimat bieten. Von allgemeinem Interesse sind die Vorträge: Kunst und Leben und die Studien über die Pariser Liederhandschrift, und viel Neues enthalten die Aufsätze über das altberühmte Kloster Wettingen und den Maler Ardüser. Poetisch, lebendig und voll Farbe und Geist sind die munteren Wanderbilder aus dem Tessin, in ihrer Art ganz vortreffliche Feuilletons, die namentlich auch um ihrer warmen Kunstbegeisterung willen wohlthun. Etwas aus dem Ton fallen die zornerfüllten Auseinandersetzungen über die schmählich verzettelte und verschacherte Berner Bürki-Sammlung. Das Schönste ist wohl die Beschreibung eines Schweizer Bürgerhauses und Edelsitzes im 16. und 17. Jahrhundert mit einer begeisterten Schilderung des farben- und formenfreudigen damaligen Daseins. — Empfehlen können wir auch das im nämlichen Verlag erschienene Reallexikon der Kunstgewerbe von Bruno Bucher, ein umfassendes Nachschlagebuch für Liebhaber und Ausübende über die Terminologie der Kunstgewerbe mit fleißigen Hinweisen auf die Fachliteratur. Vielleicht hätte die christliche Archäologie eingehender berücksichtigt werden müssen, auch bedauern wir das Fehlen von Illustrationen. — Populärer und reich illustrirt ist das eben vollständig gewordene Lexikon der bildenden Künste von H. A. Müller (Leipzig, Bibl. Institut). Hier finden wir über Technik und Geschichte der Baukunst, Plastik, Malerei und der vervielfältigenden Künste, Künstler, Kunststätten, Kunstwerke 2c. in mehr als 4000 Artikeln stets präcise und bei aller Kürze ausreichende Auskunft. Es ist ein fast unentbehrliches Vademecum für Kunstfreunde.

* * *

Franz von Kobell. Eine Lebensskizze. Von Luise von Kobell. München, Braun und Schneider.

Wie Fritz Reuter und Klaus Groth vorzugsweise im Norden ihre Leser, aber doch auch im Süden Deutschlands ein verehrendes Publicum haben, so ist umgekehrt Kobell zumeist im Süden bekannt, aber auch im Norden anerkannt. Er hat die Poesie der Gebirgsbayern erschlossen und in die Literatur eingeführt, und auch in Pfälzer Mundart manch ergötzliches Lied gesungen, ja man kann sagen: er war vornehmlich Dichter, wenn er reden konnte wie ihm der Schnabel gewachsen war, seine bayrischen Gedichte sind das Vorzüglichste, dann kommen die Pfälzer, dann die Hochdeutschen. In seiner dreifachen Gestalt als Poet, als Mineralog, als Jäger war er eine der beliebtesten Persönlichkeiten in München, naturfrisch, voll Humor. So wird das Lebensbild, das seine Tochter, Frau Staatsrath Eisenhard, von ihm entworfen hat, Vielen willkommen sein. Es ist ein Lichtbild, es erläßt uns nicht die Aufzählung der Orden und Ehrenmitgliedschaften, aber es zeigt den Mann auch im Hauskleid, im Kreis der Familie, und beim Becher unter den Freunden. Es ist durchwoben von Reimsprüchen, und bringt Briefe von und an Kobell aus alter und neuer Zeit. Ein Mann hätte vielleicht das Büchlein bündiger abgefaßt, und einige Schatten zu schärferer Charakteristik angebracht. C.

* * *

Von Iwan Turgenjew sind die letzten Erzählungen in nicht weniger als vier deutschen Ausgaben erschienen. Eine treffliche Uebersetzung hat Constantin Jürgens mit Autorisation des Verfassers geliefert in Die vier letzten Dichtungen J. Turgenjews (Mitau, Felsko), enthaltend: Das Lied triumphirender Liebe, Poltjew, Clara Militsch und Gedichte in Prosa. In den Vier Erzählungen von J. Turgenjew (Leipzig, Otto Wigand) finden wir zwei neue „Fragmente aus eigenen und fremden Erinnerungen", und der soeben erschienene 12. Band der autorisirten Ausgabe seiner Ausgewählten Werke (Mitau, Behre) ist uns besonders lieb durch die dankenswerthe Aufnahme des Essays über Hamlet und Don Quichotte, eines 1860 gehaltenen Vortrags voll tiefsinniger und geistreicher Bemerkungen.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Geibels Trinklied.

Geehrtester Herr!

In dem Geibel'schen Trinkliede, das Sie in Ihrer Nr. 15 mittheilen, und das mir ebenfalls seit längerer Zeit bekannt ist, befindet sich ein Schreib- oder Gedächtnißfehler. In der 3. Strophe muß es heißen:

Heißen Xeres trinkt der Spanier,
Kaltes Wasser das Kameel.

Hochachtungsvoll
Ein alter Leser der „Gegenwart".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die letzten Tage Heinrich Heine's.

Erinnerungen

von

Camilla Selden.

Einzige autorisirte Uebersetzung.

Aus dem Französischen.

8°. In hocheleg. Ausstattung. br. 2 *M.*

Die als „mouche" bekannte Dame, **Heinrich Heine's letzte Liebe,** bietet uns in Obigem ihre Aufzeichnungen und Erinnerungen.

Das Buch bringt viel **Neues,** noch **gänzlich Unbekanntes** und eine **größere Anzahl noch ungedruckter Briefe** unseres Lieblingsdichters.

Verlag von **Otto Spamer**
in **Leipzig und Berlin.**

Mitgabe für **Frauen** und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:

Geheftet *M.* 9.50.

Elegant gebunden *M.* 12.—

(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Die höchst interessanten Memoiren

der letzten Liebe

HEINRICH HEINES

(genannt Mouche)

sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von

E. WERNER

Ein Gottesurteil

erscheinen jetzt in der illustr. Zeitschrift

Schorers Familienblatt.

Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** erschienen soeben:

Der Kaiser Hadrian.

Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte Auflage, der zweiten neugeschriebenen unveränderter Abdruck.

8°. X u. 505 Seiten. *M.* 10.—. Eleg. geb. *M.* 12.—

Die deutsche Arbeit.

Von

W. H. Riehl.

Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.

X u. 297 Seiten. *M.* 5.—

Geschichte der Erziehung

vom Anfang an bis auf unsere Zeit.

In Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern bearbeitet von

Prälat **Dr. K. A. Schmid.**

Erster Band: **Die vorchristliche Erziehung** bearbeitet von

K. A. Schmid und G. Baur.

Gr. 8°. VI u. 333 Seiten. *M.* 10.—

Das Werk ist auf vier Bände berechnet, deren in jedem Jahr einer erscheint.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt,** in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. **Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s w.. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Das dritte Heft von 5 Bogen der

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte

(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)

ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig. Preis *M.* 1.—

(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des dritten Heftes:

Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von W. H. Riehl.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin. II.
Die neuesten Handschriftenfunde aus Aegypten. Von A. Bauer.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von **Otto Meissner in Hamburg:**

Beiträge
zur
Physischen Geographie der Ostsee
von Dr. **Carl Ackermann.**
Mit einer Tiefenkarte und 5 lithogr. Tafeln.
Preis: 10 *M.*

Für einen **Volkskalender** werden größere u. kleinere **Beiträge** gesucht, darunter eine Novelle im Umfange von 4 Druckbogen. Gefl. Offerten mit Honorar-Forderung unter Chiffre **J. O. 6993** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per ½ ⅓ ¼ ⅛ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 26. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Verstaatlichung des Feuer-Versicherungswesens. Von Hugo Schramm-Macdonald. — Preßfreiheit und Anklagerecht. Von A. Bodek. — Das Institut für Völkerrecht. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe. Von Albert Lindner. — Ignaz Kuranda. Von Wilhelm Goldbaum. — Zur Popularisirung Kants. Von A. Rosenstein. — „Marienburg" von Rudolf Genée. Besprochen von Z. — Ein Sänger und ein Spielmann. Von Hugo Klein. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Verstaatlichung des Feuer-Versicherungswesens.

Von Hugo Schramm-Macdonald.

Bei der Berathung des Unfallversicherungs-Gesetzes im Reichstage in der Sitzung am 15. März cr., in welcher der Reichskanzler in großen Zügen seine weitzielenden Gesichtspunkte für die social-politischen Aufgaben des Reiches zu Gunsten der armen Volksklassen kund gab, ist von ihm die Nothwendigkeit hervorgehoben worden: daß bei dem Zustandekommen dieses Gesetzes die Zulassung von Privatversicherungen vorweg auszuschließen sei. In der Motivirung dieser Ansicht bemerkte der Reichskanzler u. A.: „daß Unglücksfälle und Unfälle keine Gelegenheit bieten dürften, um für Actionäre hohe Zinsen und Dividenden herauszuwirthschaften, wie das in der Feuerversicherung schon geschehe, bei der einzelne Actiengesellschaften so ungeheuerliche Dividenden zahlten". Wer wollte nicht die Nothwendigkeit der Errichtung von Institutionen zum Wohle des Arbeiters Angesichts der immer drohender ihr Haupt erhebenden „rothen Internationale" anerkennen und des Reichskanzlers Absichten freudig begrüßen? Durch die Sicherstellung der Existenz des Arbeiters, soweit sie in der Praxis durchführbar ist, wird der Unzufriedenheit der Arbeiterklassen und damit auch der Socialdemokratie der Boden entzogen. Und wenn für eine solche Institution die Staatsverwaltung der Privatversicherung der Vorzug gegeben und aus derselben kein Gewinn für Actionäre erzielt werden soll, so wird diese Auffassung sicher gern acceptirt werden und jeder wahre Patriot wird die bezüglichen Pläne des Reichskanzlers im Interesse der Wohlfahrt der deutschen Nation gern unterstützen. Der geflissentliche Hinweis aber, daß bei den vom Reichskanzler, wie es scheint, mit einer besonderen Vorliebe bedachten Feuerversicherungs-Actiengesellschaften zum Theil eine „ungeheuerliche" Verzinsung aus dem Feuer-Versicherungs-Geschäfte gewonnen werde, bedarf um so mehr einer Richtigstellung, als derselbe thatsächlich auf einem Irrthum beruht, welcher insbesondere im Laufe des letzten Jahres wiederholt zu Tage getreten ist.

Die gesammten deutschen Feuerversicherungs-Actiengesellschaften haben nach den veröffentlichten Abschlüssen in den Jahren 1879 und 1880 durchschnittlich einen Gewinn aus dem Versicherungsgeschäfte von 3,44 und 2,07 % der Prämie gehabt und im Jahre 1881 haben von den 28 deutschen Feuerversicherungs-Actiengesellschaften 11 überhaupt mit Verlust gearbeitet. Auch in den Jahren 1882 und 1883 sind die Gewinnresultate in ähnlicher Weise im Durchschnitt ungünstig gewesen, und diese Totalerträgnisse sind in der That nicht geeignet, als sichtbares Zeichen eines lucrativen Geschäfts gepriesen zu werden.

Die Betonung der ungeheuerlichen Dividenden einzelner Gesellschaften bezieht sich auf wenige ältere Gesellschaften, welche dieselben keineswegs als Resultat eines günstigen Geschäftsjahres aus dem Feuerversicherungs-Geschäfte zu verzeichnen haben. Jene älteren Gesellschaften, welche hohe Dividenden gewähren, haben das lediglich dem Umstande zu danken, daß sie vor 70, 60, 50 ,40 Jahren eine Reihe von Jahren gar keine Dividenden aus dem Versicherungsgeschäfte vertheilten, weil sie für die Höhe der mit dem einzelnen Risico verbundenen Gefahr noch keinen Maßstab hatten und deshalb, statt die Actionäre mit Dividenden zu bedenken, den Reservefonds um so reichlicher ausstatteten, als eine Gesellschaft in den ersten 10—20 Jahren ihres Bestehens, wo ihr Geschäft noch klein ist, ein weit größeres Risico im Allgemeinen trägt, als nach 50 Jahren, wo ihr Geschäft groß geworden und durch seinen Umfang mehr Chance des Ausgleichs bietet, als im Anfange. Bei kleinem Geschäftsumfange ist die Chance erschütternder Schäden größer, als bei großem Geschäftsumfange.

Vielleicht könnte die Frage aufgeworfen werden, ob die von weiser Fürsorge und Sparsamkeit erfüllten Leiter jener Gesellschaften auch darin richtig gehandelt haben, daß sie, als ihnen die Sachlage klar geworden war, das überschüssige Plus der Reserven nicht an die Actionäre jener Zeit vertheilten, zumal diese, wie schon erwähnt, eine Reihe von Jahren nach der Betriebseröffnung gar keine Dividenden aus dem Versicherungsgeschäfte bezogen und nur die mit einem gefahrvollen Unternehmen verbundenen Risicos und Sorgen zu tragen hatten. (Die Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft zahlte z. B. erst 15 Jahre nach der Betriebseröffnung die erste Dividende aus dem Feuerversicherungs-Geschäfte, und die Bedeutung solcher Enthaltsamkeit wird klar, wenn man sich die Frage vorlegt, welche Antwort wohl derjenige bekäme, der heute mit dem Vorschlage hervortreten wollte: „Laßt uns eine Actiengesellschaft gründen, aber in den ersten 14 Jahren bekommt ihr keine Dividende!")

Jene Frage war jedenfalls aber nur der Competenz der früheren Actionäre unterstellt und ist von diesen im Sinne der derzeitigen Gesellschaftsvorstände durch Genehmigung der Bilanzen entschieden worden.

Der Staat und das Publicum haben keinen Nachtheil davon gehabt, und es kann heute mit gutem Rechte oder auch vom Standpunkte der Moral aus jenen längst aus dem Leben geschiedenen Gesellschaftsleitern daraus nicht der leiseste Vorwurf

nachgerufen werden; im Gegentheil: es ist ihnen im öffentlichen Interesse Anerkennung deshalb zu zollen, weil sie den Boden der als Sicherheitsanstalten dienenden Gesellschaften befestigten. Andererseits ist es factisch ein gewaltiger Irrthum, wenn man die aus den dargelegten Verhältnissen herrührenden Einnahmen, welche allerdings durch den von Alters her jenen Gesellschaften angehörenden Stamm guter Versicherungen unterstützt werden, als Beispiel einer „ungeheuerlichen" Verzinsung aus dem heutigen Feuerversicherungs-Geschäfte bezeichnet. Für die heutige Staatsregierung und für die heute Versicherten kann es sich doch lediglich um die Frage handeln: ob die Prämien der Gesellschaften heute so hoch sind, daß aus ihnen die Dividenden der Actionäre über Gebühr hoch gezahlt werden. Wäre das der Fall, dann müßten diese Prämien herabgesetzt werden, und dafür würde die große Concurrenz sorgen, welche die Privat-Actien- und die Privat-Gegenseitigkeits-Gesellschaften und die öffentlichen Societäten mit einander führen. Das ist eben der große, im Interesse des Versicherung suchenden Publicums liegende Vortheil der freien Concurrenz.

Die Beiträge, welche die öffentlichen Societäten im Durchschnitt erheben, sind, abgesehen von der ihnen anhaftenden bedrohlichen Nachschußverbindlichkeit, nicht niedriger als die festen Prämien der Actiengesellschaften. Ja, es hat z. B. der Jahresbericht der Land-Feuersocietät der Kurmark Brandenburg, der Niederlausitz und der Districte Jüterbog und Belzig pro 1883 wiederum so hohe Beiträge für die Mitglieder zu verzeichnen, daß diese erheblich billiger bei Actiengesellschaften sich gegen Brandschaden versichert hätten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der frühere Gesetzgeber Recht gehabt, wenn er die Privatthätigkeit in der Feuerversicherung zugelassen hat, um gegen Erhebung einer festen Prämie das Risico gegen Brandschaden zu übernehmen. Ein Unfallversicherungs-Gesetz zu Gunsten der arbeitenden Klassen zu erwirken wäre vor 70 Jahren — trotz Stein und Hardenberg — und selbst vor 10 Jahren noch eine Unmöglichkeit gewesen. Wenn eine weise Regierung jetzt durch die Errichtung einer staatlichen Unfallversicherung auf Gegenseitigkeit für die Arbeiter Präservativmaßregeln trifft, um der Gefahr der socialdemokratischen Agitation vorzubeugen, so kann die Feuerversicherung dazu keine Analogie bieten.

Preßfreiheit und Anklagerecht.

Von A. Bodek.

Für die politischen Zustände einer Zeit und eines Landes gibt es kaum ein Spiegelbild, daß so untrüglich wäre wie die Preßgesetzgebung. Wie charakteristisch ist es, daß die Censur die Erfindung eines Papstes (Alexanders VI.) ist, daß sie zuerst im freien England abgeschafft wurde, daß ihre Herrschaft in Deutschland, wo sie unter der Bundestagsmisere üppig wucherte, erst durch den Frühlingssturm des Jahres 1848 erschüttert ward, um dann nach Aufrichtung des neuen Reichs gänzlich gebrochen zu werden! Und wie charakteristisch endlich, daß neuerdings, seitdem wir wieder in das Zeichen der Reaction eingetreten sind, die Versuche zur Knebelung der Presse immer von Neuem und immer dringlicher hervortreten! Sinnt man doch, wie die in der officiösen Presse ausgestreckten Fühler zeigen, nicht etwa nur auf eine Erweiterung und Verschärfung der im Reichspreßgesetze festgestellten Verantwortlichkeit der geistigen Urheber und Leiter eines Preßunternehmens; nein, man möchte die mißliebige Presse auch von der gewerblichen Seite fassen und einen tödtlichen Schlag gegen sie führen durch den den Unternehmern drohenden Ruin — ganz wie in der Reactionszeit der fünfziger Jahre.

Hört man nur die officiösen Stimmen, so muß man glauben, daß wir in Deutschland bereits eine schrankenlose, alles Maß übersteigende und der schärfsten Correctur bedürftige Preßfreiheit haben. „Der Reichskanzler ist wehrlos den schlimmsten Ueberfällen preisgegeben; Minister und Beamte müssen schutzlos stillhalten, wenn die Presse sie mit Angriffen verfolgt." So lautet die immer wiederkehrende bewegliche Klage. Sieht man aber näher hin, so wimmelt es allerorten von Preßverfolgungen und Preßbestrafungen. Die Acten der Bismarck-Beleidigungsprocesse allein würde eine stattliche Reihe von Bänden füllen, und die Summe der Gefängnißstrafen, die in diesen Processen verhängt worden sind, beziffert sich bereits nach vielen Jahrzehnten. Andererseits aber hört man selten oder nie von Strafverfolgungen gegen die sogenannte gutgesinnte Presse. Bietet diese wirlich niemals Anlaß zum Einschreiten? Verstößt sie wirklich nie gegen die Preß- und Strafgesetze? Von dieser Kehrseite schweigen sehr weislich die Regierungsblätter. Aber um so beredter sprechen die Thatsachen. Nirgends bietet sich einem unbefangenen Beobachter mehr Material für Preßprocesse als eben in diesen Blättern, die über die Mißhandlung unseres Reichskanzlers und über die Verrohung der Presse nicht genug Krokodilsthränen vergießen können. Wir sehen ab von der Privatehre unabhängiger und der Regierung unbequemer Politiker, die in der gouvernementalen und regierungsfreundlichen Presse jahrein jahraus durch den Koth gezogen wird. Mit solchen Kleinigkeiten begnügt man sich nicht; die Ehrabschneiderei wird im Großen betrieben. Ganze Parteien werden als reichsfeindlich und landesverrätherisch an den Pranger gestellt; je nachdem der Wind sich drehte und es der Regierung in den Kram paßte, haben nach einander bereits alle Parteien in Deutschland, mit Ausnahme vielleicht der Freiconservativen, von der officiösen Presse die absurde Verdächtigung der Reichsfeindschaft hinnehmen müssen. Ja von Zeit zu Zeit wird die Hetze gegen die einzelnen Parteien zusammengefaßt in einer großen Razzia gegen die gesammte Volksvertretung und den Parlamentarismus überhaupt. Zur Verunglimpfung der Parteien und Parlamente gesellt sich die ganzer Stände, Berufsarten und Bevölkerungsklassen. Bald sind es die Kapitalisten, die Kaufleute und Zwischenhändler, bald die Professoren, bald die Rechtsanwälte, ja selbst die Richter, gegen welche Spott und Neid, Haß und Verachtung aufgeregt werden.

Unwillkürlich fragt man sich solchem Treiben gegenüber: wird hier nicht in der freventlichsten Weise mit dem öffentlichen Frieden gespielt? Steht bei der Verhetzung ganzer Gruppen und Klassen des Volkes, bei der Verhöhnung großer und wichtiger Landesinstitutionen, bei der Gefährdung verfassungsmäßig gewährleisteter Rechte kein öffentliches Interesse in Frage? Ist denn kein Staatsanwalt da? Ja, da liegt eben der Hase im Pfeffer. Der Staatsanwalt, der hier allein helfen könnte, steht zur Verfügung der Regierung, die ihn anstellt und absetzen kann, von der er abhängig ist und in deren Sinne er sein Amt versieht, auch ohne daß er im Einzelnen bestimmte Anweisungen von höherer Stelle zu erhalten braucht. Soll er gegen die Freunde der Regierung, wenn sie im Eifer für die „gute Sache" über das Ziel hinausschießen, mit derselben Strenge vorgehen wie gegen ihre Feinde? Das wäre doch wider die Natur. Wir meinen nicht, daß ein Staatsanwalt gegen bessere Ueberzeugung mit ungleichem Maße messe, daß er aus Willkür oder Liebedienerei Anklagen unterlasse, die zu stellen er sich eigentlich für verpflichtet hält. Allein die Natur seiner Stellung bringt es mit sich, daß er, der im Namen der Regierung das öffentliche Anklagerecht handhabt, dies nur in einseitiger Weise thun kann. Wer dies bestreitet, der erkläre uns doch, warum die Staatsanwälte so wachsam und unermüdlich sind, wenn es Ausschreitungen der Opposition zu ahnden gilt, warum sie aber weit seltener in die Lage kommen, diese in ihrem Rechte zu schützen; der löse das statistische Räthsel, daß die Amtsverfolgungen gegen die mißliebige Presse sich in so hohen, die gegen die „gutgesinnte" aber in so verschwindenden Ziffern bewegen.

Wir stoßen hier auf einen sehr wunden Punkt, an dem nicht nur unser Preßwesen, sondern unser gesammtes Rechts- und Staatsleben leidet. Einen anderen Weg der Strafverfolgung als den durch Vermittlung des Staatsanwalts gibt es in Deutschland nicht. Das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft, das trotz der der Justizreform vorangegangenen Kämpfe in unserer Reichsstrafproceßordnung aufrecht erhalten worden ist, macht jede strafrechtliche Untersuchung von der Erhebung

einer Anklage durch den Vertreter des öffentlichen Interesses abhängig. Nur in wenigen untergeordneten Fällen (von Beleidigung und Körperverletzung) ist eine Privatanklage zugelassen; aber diese hört eben dort auf, wo die Gefahr eines Mißbrauches oder eines Versagens des Anklagemonopols beginnt. Auf die Presse angewandt, ist dieser harmlose und kümmerliche Ansatz einer Privatanklage fast ohne Werth. Sie kann nur vom Beschädigten selbst in seinem eigenen Interesse, nicht im öffentlichen Interesse erhoben werden. Dazu ist sie von umständlichen und peinlichen Formalitäten umgeben; sie darf erst erhoben werden, nachdem ein vorher angestellter Sühneversuch erfolglos geblieben und entbehrt, vor das Schöffengericht gewiesen, der Feierlichkeit und Gewichtigkeit, die einer von dem öffentlichen Ankläger im öffentlichen Interesse vor den Strafkammern erhobenen Anklage beiwohnt. Ein Gegengewicht gegen parteiische Handhabung der Proceß- und Strafgesetze gewährt diese Privatanklage somit gar nicht.

Wie die Presse, so wird auch das Vereins- und Versammlungsrecht, die Wahlfreiheit, die Verantwortlichkeit der Beamten für Ueberschreitung ihrer Amtsbefugnisse durch das Anklagemonopol beeinträchtigt. Auf die Vermittlung der Staatsanwaltschaft angewiesen, steht der Bürger amtlichen Uebergriffen und einseitiger Handhabung der Gesetze in vielen Fällen wehrlos gegenüber. Es liegt hier einer der entscheidenden und grundlegenden Punkte des Rechtsstaates, den man in anderen, freieren Ländern längst richtig erfaßt hat. In England bildet das allgemeine Anklagerecht eine Hauptgrundlage der bürgerlichen Freiheit, eine wirksame Waffe gegen Amtsüberschreitung und Vergewaltigung. Dort kann jeder Bürger ohne einen vom Staate bestellten Mittler auf eigene Verantwortung vor den Strafrichter hintreten, um nicht nur sein eigenes Recht zu suchen, sondern auch im Namen der verletzten Rechtsordnung eine Anklage zu erheben. Dort, wo man mit der Selstverwaltung Ernst macht, hat man als deren wichtigste Function die Selbstübung des Anklagerechts erkannt, durch welche alle Gesetze zum Schutze der Preß-, Vereins- und Wahlfreiheit erst einen Sinn erhalten, durch welche die Verantwortlichkeit der Beamten, bis hinauf zur Ministerverantwortlichkeit, erst zur Wahrheit wird.

Dort sind aus diesem Grunde Preßzustände, wie sie bei uns herrschen, unmöglich. Nicht als ob von der Waffe der Privatanklage ein besonders häufiger Gebrauch gemacht würde. Im Gegentheil, sie braucht nur selten geschwungen zu werden, eben weil sie immer im Hintergrunde steht, weil sie eine ungleichmäßige Behandlung der Presse von vornherein ausschließt. Schon durch die bloße Existenz des privaten Anklagerechts und die Möglichkeit seiner Anwendung werden Einseitigkeiten und Uebergriffe, wie sie durch das bei uns herrschende Anklagemonopol gefördert werden, im Keime erstickt. Dadurch wird nicht nur das Recht der Presse besser gewahrt; die gleichmäßige Vertheilung von Wind und Sonne wirkt auch ausgleichend und erziehend auf die Presse selbst zurück. Es bildet sich durch gegenseitige Uebereinkunft ein gewisser Takt aus, der dem Recht ergänzend zur Seite tritt, so daß Preßverfolgungen zu seltenen Ausnahmen werden. Dagegen trägt bei uns das System der einseitigen Strafverfolgung zur Verbitterung um so mehr bei, als der Presse obendrein noch eine Ausnahmestellung angewiesen ist, indem die Aburtheilung ihrer Delicte im größten Theile des Reiches den Schwurgerichten entzogen ist.

Die Beseitigung dieser Ausnahmestellung und die Abschaffung des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft — das sind Grundforderungen, von deren Erfüllung eine gesunde Entwickelung und würdige Gestaltung unserer Preßzustände abhängt. Hätten die gouvernementalen Preßdoctoren eine solche im Auge, so würden sie uns nicht Recepte verschreiben, die nur dahin zielen können, die Presse zu verkrüppeln, sie zum Zerrbild und Prügelknaben der öffentlichen Meinung zu machen. Das Zerrbild hat aber doch das Verdienst, daß es uns das wahre Bild besser würdigen lehrt, und insofern haben die officiösen Preßpolitiker sich Anspruch auf unseren wärmsten Dank erworben als Pioniere der Preßfreiheit wider Willen.

Das Institut für Völkerrecht.

Von L. Geßner.

Am 2. und 9. October 1880 hat Bluntschli in der „Gegenwart" über das völkerrechtliche Institut und besonders über die Verhandlungen desselben, welche in gedachtem Jahre zu Oxford stattgefunden haben, eingehenden Bericht erstattet. Die wissenschaftliche Thätigkeit des Instituts hat seitdem ohne Unterbrechung fortgedauert. Im Jahre 1881 fanden in Wiesbaden nur Commissionssitzungen statt, welche sich mit Berathung eines Referats des Professors Bulmerincq über die Reform des internationalen Seerechts beschäftigten. Die Verhandlungen in Turin begannen Anfangs September 1882.

Auf der Tagesordnung befanden sich zunächst verschiedene Commissionsberichte, welche sich mit Aufstellung von allgemeinen Grundsätzen beschäftigten, nach welchen internationale Verträge abzuschließen sind, die den Zweck verfolgen, Conflicte zwischen den Civil- und Criminalgesetzgebungen der verschiedenen Länder zu beseitigen. — Von allgemeinem Interesse waren besonders die Berathungen über den Conflict von Handelsgesetzen. Das Institut gelangte hier zur Annahme der folgenden drei Regeln: 1) Einzelne Theile des Handelsrechts sollen auf dem Wege einer allgemeinen Gesetzgebung geordnet werden, um Rechtsconflicte auf diesem Gebiete gründlich zu vermeiden. 2) Die Gegenstände, hinsichtlich deren eine Uebereinstimmung ganz besonders wünschenswerth ist, sind die Wechsel und übrigen kaufmännischen Geschäftspapiere, das Transportwesen und die wesentlichsten Grundsätze des Seerechts. — Für das gesammte Handelsrecht ist es erforderlich, daß die Entscheidung wichtiger Conflicte durch Verträge geregelt wird, insofern es in den Landesgesetzgebungen an übereinstimmenden Grundsätzen fehlt.

Es folgten dann sehr eingehende Verhandlungen über das internationale Seerecht. Im Jahre vorher war besonders durch die Autorität und die vermittelnden Bemühungen Bluntschlis, in den meisten wesentlichen Punkten sowohl mit dem Referenten als auch mit den englischen Mitgliedern ein Einverständniß erzielt worden. Nur in einem wesentlichen Punkte hinsichtlich der Prisengerichtsbarkeit blieben die Differenzen ohne Ausgleich. Fast sämmtliche Mitglieder waren mit Bluntschli darin einverstanden, daß es ein Beschluß von rein theoretischer Tragweite sein werde, wenn eine völlig internationale Prisengerichtsbarkeit in Vorschlag gebracht werden sollte. Es wurde namentlich auch von Perels und Geßner eingehend ausgeführt, daß ein solcher Vorschlag niemals die Zustimmung der europäischen Mächte finden werde. Die meisten Mitglieder erklärten es daher für opportun, daß die Prisengerichtsinstanz erster Instanz nach wie vor den Gerichtshöfen der kriegführenden Mächte auch über aufgebrachte neutrale Güter verbleiben. Dagegen sei es angezeigt, nach dem Vorgange des Vertrages von Washington gemischte internationale Commissionen einzusetzen, denen es obliegen solle, die Entscheidungen der territorialen Prisenhöfe einer Revision zu unterwerfen. Es wurde ausgeführt, daß durch diese internationale Revision die Rechtmäßigkeit der Entscheidungen völlig gewahrt bleibe, insofern der Prisenhof erster Instanz durch seine Entscheidung eine Verletzung des Völkerrechts begangen haben sollte. Der Referent bestand aber auf seinen Vorschlag, daß auch in erster Instanz die Prisengerichtsbarkeit einen internationalen Charakter haben müsse, und die Arbeiten der Commission führten in Folge dessen nicht zu einem völligen Einvernehmen. Ein solches Einvernehmen wurde auch demnächst in Turin nicht erzielt, wennschon über das materielle Seerecht in allen irgendwie wesentlichen Punkten eine Uebereinstimmung erreicht wurde. Das gilt namentlich von den Beschlüssen über die Kriegscontrebande, über das Blockade- und Durchsuchungsrecht, über den neutralen Frachtverkehr und andere für den internationalen Handelsverkehr wichtige seerechtliche Fragen. Wir können auf diese streng wissenschaftlichen Fragen hier nicht näher eingehen und bemerken daher nur, daß die Differenz mit dem Berichterstatter, welcher die Einsetzung

*

eines internationalen Prisenhofes erster Instanz mit dem Sitze in Brüssel beantragt hatte, auch in Turin nicht zur Erledigung gelangte.

Zum Schluß wurde noch über eine Frage des internationalen Privatrechts verhandelt, welche bereits durch die Commissionsverhandlungen in Wiesbaden auf Grund eines Referats von Martens vorbereitet worden war. Es handelte sich dabei um die Prüfung, welche Reformen in den jetzt in den Ländern des Orients gültigen Gerichtsverfassungen erforderlich sind, sobald es sich um Processe handelt, wo eine der Parteien einem christlichen Staate Europas oder Amerikas angehört. Die Dauer der Sitzung gestattete nicht, die Verhandlungen über diese überaus schwierige Frage, für deren Entscheidung nicht blos rechtliche, sondern wesentlich auch politische Interessen maßgebend sind, zu Ende zu führen. Nach längeren, sehr interessanten und gelehrten Debatten mußte daher die endgültige Entscheidung für eine spätere Sitzung vertagt werden. Namentlich bereitet auch die Verschiedenheit des Culturstandes in den verschiedenen orientalischen Staaten, von denen einige, wie die Türkei, China, Japan und auch Persien der europäischen Civilisation sich mehr und mehr genähert haben, einer für alle Orientländer gemeinschaftlichen Lösung große Schwierigkeiten. Die allgemeinen Beschlüsse, zu denen man in Turin vorläufig gelangte, sind folgende: 1) Die jetzige Praxis in den gemischten Processen entspricht nicht der Würde der civilisirten Mächte und ist den berechtigten Interessen ihrer im Orient lebenden Unterthanen im hohen Grade nachtheilig. 2) Es ist ein dringendes Bedürfniß, daß die Exterritorialität der Unterthanen christlicher Mächte, welche im Orient leben, gesichert wird. Diese Exterritorialität kann nach Lage der Verhältnisse nicht als ein Privileg angesehen werden. 3) Das Verfahren in den gemischten Processen kann nicht durch die Gesetzgebung einzelner Staaten geregelt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, ist ein internationales Uebereinkommen unter sämmtlichen interessirten Staaten erforderlich. 4) Das geeignetste Mittel, um die mit der gemischten Consulargerichtsbarkeit in Verbindung stehenden Grundsätze zu regeln, ist eine internationale Conferenz, zu welcher die betheiligten Mächte Deputirte abzusenden haben. 5) Als Grundlage und Vorbild für derartige Verhandlungen werden am besten die in Aegypten eingeführten gemischten Gerichtshöfe dienen können, welche bisher eine gute Wirksamkeit bereits geübt haben. Die Möglichkeit, derartige Gerichte in den übrigen Ländern des Orients einzuführen, hängt von dem Grade der Civilisation ab, den diese einnehmen. Japan würde z. B. für die Einführung solcher Gerichtshöfe besser vorbereitet sein, als die Türkei.

Im vorigen Jahre fanden die Sitzungen des völkerrechtlichen Instituts zum ersten Male auf deutschem Boden statt. Nachdem dieses Institut durch Männer wie Bluntschli, Mancini, Rolin-Jacquemyns und Professor Lieber in New-York ins Leben gerufen worden, hat es nacheinander in Genf, im Haag, in Zürich, in Paris, in Brüssel, in Oxford, in Turin und schließlich in München seine Sitzungen gehalten. An allen diesen Orten und namentlich in München, wo diese Sitzungen unter dem Vorsitze des Professor von Holtzendorff stattfanden, wurden das Institut und seine Mitglieder von den Regierungskreisen sowohl wie von den städtischen Behörden in der würdigsten und gastfreundlichsten Weise aufgenommen. — In München gelangten die beiden wichtigen Aufgaben, an denen so lange und gründlich gearbeitet worden ist, die Consulargerichtsbarkeit im Orient und das internationale Seerecht, im Wesentlichen zum Abschlusse. Der erstgenannte Gegenstand wurde, nachdem über alle Einzelnheiten Uebereinstimmung erzielt war, noch einmal an die Commission verwiesen, um die letzte Hand an denselben zu legen. Auch über das internationale Seerecht ist völliges Einverständniß herbeigeführt worden, und es unterliegt nach den in den Verhandlungen zu München kundgegebenen Aeußerungen keinem Zweifel mehr, daß die Einführung einer internationalen Revisions-Instanz in Prisensachen befürwortet werden wird. Auch ein angesehenes englisches Mitglied, Mr. Westlake, sprach sich in diesem Sinne aus. In der nächsten Sitzung, welche in diesem oder dem nächsten Jahre in Brüssel oder Berlin stattfinden soll, wird daher das völkerrechtliche Institut auch diese beiden wichtigen Aufgaben, welche es sich gestellt hat, voraussichtlich zum Abschluß bringen. Dasselbe darf auf eine reiche wissenschaftliche und politische Thätigkeit zurückblicken. Den Regierungen ist eine sorgfältige, auf Grundlage der Beschlüsse der Brüsseler Conferenz ausgearbeitete Vorlage über ein der heutigen Civilisation entsprechendes Kriegsrecht vor einiger Zeit bereits vorgelegt worden. Der in Oxford von politischen und juristischen Vertretern sämmtlicher civilisirter Länder gefaßte Beschluß, daß politische Flüchtlinge, welche gleichzeitig ein gemeines Verbrechen, wie Mord, Brandstiftung und Raub begangen haben, nicht gegen die Auslieferung geschützt sein sollen, ist in einer Zeit, wo die öffentliche Sicherheit und die gesellschaftliche Ordnung durch Dynamitattentate bedroht wird, sicherlich von großer sittlicher und politischer Bedeutung. Auch die Beschlüsse über die Neutralisirung des Suezcanals und über den Schutz der internationalen Kabel haben in der politischen Welt eine anregende Wirkung gehabt. Auch die in München auf die Initiative des Präsidenten der internationalen Gesellschaft des Rothen Kreuzes, G. Moynier, gefaßte Resolution über die Neutralisirung des Congostromes, an dem in diesem Augenblicke so wichtige Handelsinteressen der verschiedenen Nationen sich kreuzen, hat in der politischen und in der handeltreibenden Welt die günstigste Aufnahme gefunden. — Wir glauben daher zu der Hoffnung berechtigt zu sein, auch über die ferneren Arbeiten des Instituts für die Entwicklung und Veredlung des internationalen Rechts und der internationalen Beziehungen der Nationen demnächst Günstiges berichten zu können.

Literatur und Kunst.

Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe.

Von Albert Lindner.

Im Prinzessinnengarten zu Jena befindet sich eine abgestumpfte Pyramide, von Moos so bedeckt, von Farrenkraut so umwuchert, daß kein Besucher ohne Veranlassung den Blick darauf wirft und eine Deutung der darauf eingegrabenen Sprüche versucht. Mir wenigstens ist nicht bekannt, daß in den Goetheschen Ausgaben ein Commentator sich der Sache angenommen hätte. Ich theile meine Meinung darüber mit in der bescheidenen Erwartung, daß ein Goethekenner mich eines Besseren belehre.

Als Goethe nach der Rückkehr aus Italien sich der Umgegend von Weimar annahm und mit Karl August den schon vor jener Reise entworfenen Plan der Regeneration des Parkes ausführte, benutzte er dabei die Sitte der alten Griechen, welche an ihren Kreuzwegen auf steinernen Wegweisern kurze Sprüche anbrachten, die sie dem Wanderer gleichsam als Xenie, d. h. als Gastgeschenk mit auf den Weg gaben, wie denn an einem Wegweiser im Hohlwege von Daulia, der nach Delphi führte, der Spruch stand: Erkenne dich selbst. Nach dieser Gepflogenheit der Griechen ließ Goethe verschiedentlich in der Umgebung von Weimar dergleichen orphische Sprüche anbringen, u. A. die Distychen unter dem Borkenhäuschen im Park von Weimar:

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt. u. s. w.
(S. Goethes Werke.)

Eine gleiche Veranlassung haben auch die Sprüche in jenem Garten zu Jena. Sie lauten:

1. Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
   Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.
2. Irrthum verläßt uns nie, doch leitet ein höher Bedürfniß
   Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.
3. Zierlich Denken und süß Erinnern
   Ist das Leben im tiefsten Innern.

Ich habe in Jena viele Besucher des Parks beobachtet, welche das lasen und kopfschüttelnd weiter gingen mit der Äußerung: „Nur, daß sich's reimt!" „Ich versteh's nicht!" „Das ist ja Unsinn!" u. dergl. Unverständlich ist für den Augenblick nur der dritte jener Sprüche, d. h. wenn er an und für sich betrachtet wird. Aber nimmt man an, daß diese Trias ein Ganzes bilden, daß jeder Spruch den integrirenden Theil einer Sinnesgesammtheit darstellen soll, so dürften die drei in folgendem Sinne zu erklären sein.

Die obige Dreiheit enthält die höchsten menschlichen Ziele bezeichnet, wie sie auf den drei Gebieten Leben, Wissenschaft, Kunst dem Sterblichen gestellt sind.

Was ist das höchste Gut, das dem Menschenleben erreichbar ist? Freudiges Handeln, dessen man sich auch nach dem Vollbringen noch freuen darf, oder das Sittlich-Gute oder die Tugend.

Wahrheit ist das Ziel aller geistigen Arbeit, der Weg dahin mit Irrthümern besäumt und gepflastert. Das Streben allein nach Wahrheit hat uns die Gottheit zugebilligt, die Wahrheit aber hat sie sich selbst vorbehalten — nach dem bekannten Lessing'schen Wort („ich fiele ihm mit Demuth in die Linke und spräche: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!").

In der Kunst aber offenbart sich das Leben „im tiefsten Innern". Nach dem griechischen Mythus schon ist die Erinnerung die Mutter der Musen. „Zierlich denken" hat allerdings etwas von spätergoethischem Sprachklang, wohin auch das von Goethe in der Hälfte seines Lebensalters oft und bis zum Uebermaß gebrauchte Wort „reinlich" gehört. „Zierlich" will hier besagen: im Wesen des Rhythmus, des Metrums, überhaupt der ästhetischen Form.

Und so bestände der Werth des Lebens erstens aus der Wahl der Thätigkeit, zweitens aus dem Gewinn der Idee, drittens aus dem Erfiegen der Form. Es ist mithin das Ideal, das der ganzen Schiller'schen Kunstphilosophie (Briefe über ästhetische Erziehung und „naive und sentimentale Dichtung") zu Grunde liegt. — —

Goethe und Luther. — Man weiß, was Goethe sowohl wie Schiller von der damaligen pietistischen Kirchenrichtung und ihren Anhängern haben erdulden müssen; man kennt das Stichwort „vom großen Heiden Goethe". Es braucht heute auch nicht mehr gesagt zu werden, daß man dergleichen Anschuldigungen, die besonders bei Goethe auf Atheismus hinauslaufen, sehr leicht und massenhaft aus den Werken selbst aufsammeln kann, wenn man die Stellen aus ihrem Zusammenhange reißt und isolirt betrachtet — und nicht blos aus dem Zusammenhange der Werke selbst, sondern aus dem ganzen Proceß der geistigen Entwicklung dieser Dichter, für welch letzteres vor Allem Schillers „Götter Griechenlands" von der Geistlichkeit bis in die neueste Zeit immer als flagrantes Beispiel geistlichen Unverstandes gegolten hat. Dem Goethe hat es ein gewisser Klerus nie verziehen, daß Brander in Auerbachs Keller singt:

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebt' nur von Fett und Butter.
Hatt' sich ein Ränzlein angemäst,
Als wie der Doctor Luther.

Vor wem, von wem das Rattenlied gesungen wird, in welcher Zeit die Scene spielt, das kümmert solche Herren nicht, weil sie keinen Genius unter dem Gesichtspunkte der höchsten Objectivität begreifen. Daher setzte es die Geistlichkeit in den zwanziger Jahren durch, daß der Faustische Text lauten mußte:

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebt' nur von Butter und Käse.
Hatt' sich ein Ränzlein angemäst't
Wie der gelehrtste Chinese.

Die Herren mußten sich ja auf das Chinesenthum verstehen! Uebrigens ist es selbstverständlich, daß dieser Verbesserungseifer kaum einige Jahre Zeit hatte, in Preußen sich breit zu machen. Aber gedruckt ist's doch worden. Das geht noch über jenen östreichischen Censor, der 1848 die Worte:

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn

beanstandete, weil Fräulein ein Vorrecht adliger Stände sei, und also in seiner Weisheit decretirte:

Bin weder Jungfer, weder schön . . .

Eine andere Stelle, die den frommen Herren von damals ein Dorn im Auge war, findet sich in den Xenien (93):

Revolutionen:
Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

Oder wie diese Stelle später in Goethes „Jahreszeiten" lautete:

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Auf den ersten Blick mag nun wohl die Xenie wie eine Verdächtigung des Lutherthums klingen, aber nur auf den ersten Blick. Man hat auch hier Goethe nicht sehen wollen, wie er ist. Selbst wer die Revolutionen als eines der großen Mittel der Vorsehung betrachtet, heilsame Krisen in der Entwicklung der Menschheit zu erzeugen, wird zugeben müssen, daß Niemand, in dessen Lebenszeit so erschütternde Scenen fallen, zu beneiden ist, und daß dann alle großen, besonders dichterisch begabte Naturen Märtyrer für die Allgemeinheit werden müssen, d. h. daß sie, die großen Geister, dazu bestimmt sind, Spiegel wie Reflex ihres Zeitalters zu sein, das, was in der Allgemeinheit sich vollzieht, der Mit- und Nachwelt mikrokosmisch, im Rahmen des Individuums, zu wiederholen. Was Goethes damalige Stellung zur französischen Revolution betrifft, so hat er sie deutlich genug in der Erklärung gegen Eckermann abgegeben: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund dieser Revolution sein, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich eine Folge großer Nothwendigkeit waren." Wie gesund ist dieses Urtheil. Sind wir etwa in den letzten Jahrzehnten frei von dem Vorwurf geblieben, daß unser Volk nur deswegen revolutionäre Bewegungen durchmachte, weil es glaubte — nein gewohnt war, sich sein Verhalten in Politik, Literatur und Socialismus bei den Tonangebern an der Seine holen zu müssen? Liegt nicht in jenen schlichten Worten Goethes eine intensive Betonung desjenigen nationalen Elementes, welches unsre (die germanische) Weltstellung, welches die Selbständigkeit unsrer Volksseele bedingt? Die fragliche Xenie soll und kann also keine Anklage jener Reformen in Staat und Kirche enthalten, sondern nur eine Klage des Dichters über die unlauteren, das ruhige Fortschreiten der Bildung hemmenden Elemente in denselben. Man kann die Revolutionen hassen, ohne ein Freund des Bestehenden zu sein; man kann es beklagen, daß das Nothwendige von unten her erzwungen wird, ohne daß man Reform an sich und für sich verdammt. Luther sagte freilich: „Wahrheit hat alle Zeit rumort", aber er hat damit nicht gesagt, daß man ein Wohlgefallen am Rumoren haben müsse. Die „frommen" Feinde Goethes vergessen es, daß er als Jüngling, Mann und Greis an dem Bekenntniß festhielt: „Luther war ein Genie sehr bedeutender Art, er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, productiv zu sein, ist nicht abzusehn." Man ignorirt es von jener Seite, daß der 67jährige Goethe im Jahre 1816 den großartigen Plan entwarf, das dritte Reformationsjubiläum durch ein Oratorium: „Christus in der Weltgeschichte" zu begrüßen, in welchem der Hauptbegriff des Lutherthums würdig begründet wäre. (Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und

Zelter II, 348ff.) Daher ist den unverständigen Eiferern gegenüber keine Antwort weiter angebracht, als die er selbst gegenüber den Angriffen auf seinen Werther abgab:

Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Faust. Da sich die Gelegenheit dazu bietet, so erlaube ich mir, auch auf die Gefahr, heute nur Aphorismen zu schreiben, dem Leser einen geringen Beitrag zur Geschichte des Goetheschen Faust zu unterbreiten. Im Einzelnen mögen die Resultate bei den zahlreichen Commentatoren, die ich bei weitem nicht alle kenne, vorhanden sein, aber in chronologischer Anordnung sind die folgenden Ergebnisse meiner Faststudien jedenfalls noch nicht vorhanden.

Die forschende Kritik hat sich in den zwei letzten Decennien auffallend viel mit dem Schiller'schen Tell beschäftigt, aber während ihre Resultate im Ganzen nur negativer Natur sind (das Hauptwerk ist „Rochholz: Tell und Geßler in Geschichte und Sage"), findet das Umgekehrte beim Faustmythus statt. Hier bleibt für die Ausschachtung des Historisch-Positiven noch ein starker Rest. Folgende Punkte waren und sind zum Theil noch heute der Klärung bedürftig: Wann ist das Volksschauspiel geschrieben? Hat der Verfasser seinen Anstoß im Volksbuche von 1587 (Frankfurt a. M. bei Fries) oder in Marlowe gefunden? Wann ist das Volksschauspiel zum Puppenspiel geworden? Welcher von den acht vorliegenden Texten (gesammelt bei Scheible in Stuttgart) ist der älteste — und wenn ein Originaltext doch nicht mehr vorhanden ist, welcher von diesen Texten war es, den Lessing und den Goethe kennen gelernt hat?

Die allumfassend kritische Behandlung der Sage brach 1843 mit Reichlin-Meldeggs ausführlichem Werke ab. Was nun noch folgte, war Nachlese, Detailbehandlung und Textausgabe. So von Notter 1847, Schade, Engel, Scherer. Der bekannte Aesthetiker Fischer gab 1877 nur eine Darstellung des Längstgewonnenen in glänzender Rhetorik für akademisch Gebildete. Gründlicher und mit manchem neuen Ergebnisse ausgestattet ist die Schrift von Creizenach „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels Dr. Faust 1878".

Was die Entstehungszeit des Volksschauspiels anlangt, so habe ich mich schon vor Jahren ausgesprochen, daß man die Abfassung dem bekannten Theaterunternehmer Veltheim oder Velthen, der nach dem 30jährigen Kriege in Deutschland umherzog und sich bis 1670 verfolgen läßt, zuschreiben dürfe. Es ist nämlich bekannt, daß dieser intelligente Mann viele deutsche Volkssagen zu Theaterstücken machte und dazu die alten Volksbücher benutzte. So hat er die Geschichten vom verlornen Sohne, von der schönen Melusine, von dem ewigen Juden, vom Finkenritter, von Genofeva u. s. w. dramatisirt, von einem Faust aber wird nichts berichtet. Gleichwohl ist bekannt, welch ungeheures Aufsehen bis tief ins 17. Jahrhundert das Faustbuch von 1587, dann dessen Umarbeitungen von Widmann und Pfizer in Deutschland gemacht haben, und ein so praktischer Mann sollte gerade das allerpopulärste dieser Volksbücher nicht benutzt haben, für welches ihm das Interesse des Volkes von vornherein sicher war? Nun entsteht aber die Frage: Hat Velthen das Volksbuch direct benutzt, oder hatte er Anknüpfungspunkte an Marlowe durch die damals herumziehenden englischen Komödianten? Der Gedankengang der tragischen Hauptstellen ist freilich im ältesten Text und im Volksbuch identisch, aber dasselbe ist der Fall mit Marlowe, der sein Drama 1588 bekanntlich nach dem deutschen Volksbuche abfaßte. Ein Faust von Marlowe fand sich indessen im Repertoire der englischen Komödianten bis auf das Jahr 1620 nicht. Erst im Jahre 1626 geschieht die erste Erwähnung in dem Dresdener Verzeichniß von Schauspielen der Engländer: „Julius 7. (1620) ist eine Tragödie von Dr. Faust gespielt worden." Es kann kein andrer als der Marlowesche sein. Die nächste Erwähnung stammt erst wieder aus dem Jahre 1651: Joh. Schilling, sächsischer Hofkomödiant, reicht in Prag ein Gesuch ein, daß er unterschiedliche sittliche Theaterstücke aufführen dürfe. In seinem Verzeichniß ist die Tragödie von dem „Erzzauberer Dr. Faustus". Auch dieser ist noch der Marlowesche Nun aber springt plötzlich das Volksschauspiel als deutsches Originalstück in zwei verschiedenen Gegenden ungefähr gleichzeitg auf: in Danzig 1668, in Bremen ungefähr eben damals, 1670 giebt es Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath". In einem Bericht von Schröder, einem Danziger Rathsherrn, aus dem Jahre 1668, worauf bisher die Commentare des Goethe'schen Faust meines Wissens nicht reflectirt haben (der Bericht befindet sich auf der Danziger Stadtbibliothek) wird zum ersten Male jener merkwürdigen Stelle Erwähnung gethan, die wir in dem bekannten Faustfragmente unseres Lessing benutzt finden.

Der Teufel versammelt seine Geister und fragt, wer der geschwindeste sei. „Ihm ist nicht genug, daß sie so geschwind seien wie die Hirsche, wie die Wolken, wie der Wind, sondern er will einen, der so geschwind ist wie des Menschen Gedanke." Offenbar haben wir in diesem Danziger Spiele das echte Volksschauspiel, womit auch der übrige Inhalt übereinstimmt: ein Einsiedler (später ein Mönch, weil man sich der Satire gegen Rom in protestantischen Ländern gar zu gern bediente), räth dem Faust vom Vertrage ab. Der Teufel beschwört ihm Carolum magnum und die schöne Helena; in der letzten Stunde erscheint Pluto mit seinen Teufeln und zerreißt ihn mit den Worten: accusatus es, iudicatus es, damnatus es! ganz wie im ältesten jener acht Texte, den bekanntlich Simrock zu restituiren versucht hat. Marlowes Faust hat diese drei lateinischen Posaunenstöße nicht, sie sind die geniale Zuthat des deutschen Bearbeiters, wie das auch die eingefügte Figur des Kasperle ist, den damals der Geschmack nirgends, auch nicht im traurigsten Trauerspiel entbehren mochte. Aber dieser Kasperle (ich meine nicht den rohen, unflätigen Burschen des 18. Jahrhunderts, der nichts als Zoten im Munde führt) gehört meinem Gefühl nach zu den kühnsten Gebilden, die der Volksmuse gelungen sind. Die Kühnheit liegt in der Gegenüberstellung des himmelstürmenden, nie befriedigten Faust, des „Unmenschen ohne Rast und Ruh", und des hausbacknen, beschränkten Philisters Kasperle, dessen Auge über den Horizont seiner vier Wände nicht wegträgt, und dessen Magen bei Brod und Käse sich im Himmel dünkt — es ist derselbe geniale Contrast, den Cervantes in Don Quixote und Sancho Pansa gedichtet hat. Und was gibt es auch Furchtbareres als jene Gerichtsscene, wo die Teufel ihr Opfer zu holen kommen und über dem von Seelenangst gefolterten Faust sich alle Schrecken des jüngsten Gerichtes häufen, während Kasperle als Nachtwächter sein Liedchen bläst und keine Furcht kennt als die vor seinem zänkischen Weibe und ihrem Besen. Ich habe mich immer gewundert, warum kein moderner Dramatiker sich die Kraft zutraut, die Energie dieser Scene und ihrer Gegensätze an einem andern Stoffe zu wiederholen. Shakespeare wußte, wo er hinsichtlich der tiefen Wirkung in die Lehre zu gehen hatte und hat Vieles in seine unvergängliche Form gebracht, was vor ihm in der Volkspoesie nur als Andeutung vorhanden war.

Die Verwirrung der Urtheile über die Texte führt sich auf den Umstand zurück, daß dieselben als unnütz von den Komödianten aufgegeben wurden, seit Faust ein Puppenspiel geworden war. „Ich habe den Text von meinem Vater, mein Vater hat ihn vom Großvater gelernt, mein Junge lernt ihn jetzt bei den Puppen von mir," sagte mir ein in Thüringen herumziehender Puppenspieler, indem er meine Frage nach einem Manuscript mit einer gewissen Verachtung anhörte. Noch vor einigen Jahren frug ich den Berliner Puppenspieler Linde nach seinem Faustmanuscript, und auch dieser antwortete: „In meiner Familie ist zwar eins dagewesen, aber wozu braucht man eins, da sich's in der Familie mündlich forterbt!" Da sind denn die zahlreichen Abweichungen in den uns erhaltenen acht Texten, die willkürlichen Einschiebsel nach dem Bedürfniß der Menge und des Ortes allerdings erklärlich genug! Eins aber, dünkt mich, hätten wir Ursache zu beklagen: daß Goethe nicht auf die Figur des Kasperle eingegangen ist, nicht den echten Typus deutscher Komik, den Gottsched gar nicht erkannte, gerettet hat, sondern daß er die Lücke durch einen wissenschaftelnden Pedanten (Wagner) ausfüllte. Oder hätte er in Leipzig ein Puppenspiel späterer

Abfassung gesehen, in welcher ihn die unflätige Rohheit des Hanswurst schrecken mußte? Wir wissen darüber nichts, dürfen ihm aber zutrauen, daß seinem Genius die geniale Verschmelzung von Tragik und Komik zum Humor in höherem Sinne nicht entgangen wäre, wenn er den ältesten Text gekannt hätte. Hat er doch notorisch den Marlowe nicht gekannt, in dessen Faust jene Verschmelzung bereits im Keime angelegt erscheint.

Wem es auffallen sollte, daß dem unbekannten Verfasser der letzten Gerichtsscene ein so überraschender Glückswurf gelungen ist, daß er die lateinischen Rufe so wirksam benutzt hat, als ob ihm der geniale Einfall vom Himmel gefallen sei, dem will ich entgegenhalten, daß dergleichen in der Geschichte niemals ganz unvermittelt und ohne Verbindung geschieht. Das Kühnste, was Shakespeare geschaffen hat, das hat Keim und Anfang in seinen Vorgängern und in den Quellen gehabt, und Guizot's Wort wird wohl richtig sein: „Das Genie erfindet nichts, es gestaltet nur." Das Effectmittel, am Schluß eines Stückes dergleichen Kernworte in Flammenschrift erscheinen zu lassen, war ein in der gleichzeitigen dramatischen Literatur allgemein übliches. So schließt der Polyeukt von Komart mit der Flammenschrift: „Gottes Wort bleibt ewig." Da nun schon im Volksbuche der Teufel den Faust mit den Worten holt: „Fauste, Du bist verdammt" — wie nahe lag es dem Bearbeiter, für den ihm bekannten Theatereffect die lateinische Gerichtsformel zu benutzen. Daß im Danziger Spiel diese Worte am Schluß im Feuer gesehen wurden, erzählt der obige Schröder in seinem Tagebuche.

Evident ist damit der Zusammenhang Marlowes mit dem deutschen Schauspiele allerdings noch lange nicht; aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie sie hier kurz dargelegt worden, ist immerhin ein Fortschritt gegen den Stand der Forschung vor 20 Jahren, wo man diesen Zusammenhang noch entschieden leugnete. Wir wissen heute, daß der sogenannte Ulmer Text, der älteste, etwa um 1670 entstanden ist, daß er, wie kein zweiter, den Idealgehalt des Mythus am vollgehaltigsten wiedergibt; wir wissen, daß Marlowe in Deutschland bekannt geworden, daß sein Faust vom deutschen Schauspiele direct abgelöst worden ist und daß wir jenen Idealgehalt nur ihm verdanken, weil er sich selbst so streng an das älteste Volksbuch hielt; daß also die Verbindung zwischen Marlowe und Goethe trotz alledem und von nun an ohne Widerspruch hergestellt ist.

Aber ein anderes Resultat von größter Wichtigkeit hat sich aus den letzten Forschungen ergeben. Wir verdanken die deutsche Posse demnach nicht den Engländern, obwohl man meinen sollte, daß die Verwandtschaft des englischen mit dem deutschen Humor hier von Belang gewesen, und daß das Puppenspiel mit seinem Kasperle dazu einen bedeutenden Ansatz enthalten habe. Wir verdanken vielmehr unsere Posse den Italienern, welche dicht nach dem 30jährigen Kriege den englischen Einfluß auf unser Theater ablösten.

Ein ungedrucktes Autograph. In meinen Jenenser Studienjahren hatte ich Gelegenheit, den unten mitgetheilten mit W. Goethe 1765 unterzeichneten Aufsatz zu lesen. Er war angeblich aus einem Stammbuche der Friederike Oeser in Leipzig copirt worden, und man weiß ja, was Stammbücher in jener Zeit für eine wunderliche Rolle spielten. Das Schriftstück lautet:

Sagen de Geym, mer hätten kä König, kä Kayser, kä Scepter, kä Kron, da will ich äch ober beweise, daß geschribben stäht, daß mer habben ä König, ä Kayser, ä Scepter, ä Kron'. Aber wo habben mer denn unsern Kayser? Das will ich äch och sage. Do drüben über's große, grause Meer. Und da wäre dreimalhunnerttausend Jahr vergangen sei, do werd ä groser Mann mit Stiefle und Sporn gerad aus spornstrechs gegange komme übers grose grause rothe Meer, und werd in der Hand habe ä Horn, und wos denn fer ä Horn? Ä düt Horn (Tuthorn). Und wenn der werd in's Horn düte, do wären alle Jüdlich, die in hunnerttausend Jahren gepökert sind, die wären alle gegange komme ans große grause Meer. — No, was sagt ehr darzu? Unn was ä gros Wunner sein wärd, däs will ich äch och sage: Er werd geritte komme uf ä große schnee weise Schimmel, un wos ä Wunner, wenn dreimal hunnert und neun und neunzig tausend Jüdlich wärn of den Schimmel sitze, do wäre se olle Platz habbe, un wenn än eenziger Geym sich werd aach uf den Schimmel setze, do wärd äh keenen Platz finne. — No was sagt ehr dasu? Abber was noch fär ä groser Wunner sey werd, des will ich äch och sage. Unn wenn de Jüdlich alle wäre of den Schimmel sitze, do werd der Schimmel kerzengerade seine große, grause Wädel ausstrecke, do wern de Geym denke: komme mer nich uf de Schimmel, setze mer uns uf de Wädel. Und nu wern sich alle of de Wädel ruf hucke; un wenn se alle druf sitzen, un der grose schnee weiße Schimmel werd gegangen komme durchs grose grause Meer zurück, do werd äh de Wedel falle lasse und de Geym wern alle runter falle ins große grause rothe Meer. No was sagt ehr darsu?

Aus welchen Beziehungen der Einfall hervorgegangen ist und ob er überhaupt eine persönliche Spitze besitzt, das weiß ich nicht und überlasse die Untersuchung gründlicheren Kennern des Dichters.

Ignaz Kuranda.

Von Wilhelm Goldbaum.

Mit allen Ehren, die ihm gebührten, ist der wackere Mann begraben worden, und das war ein Trost für Jene, welche besorgen, daß Wien aufhören könnte eine deutsche Stadt zu sein. Denn was hätte die ungeheure Menschenmenge, welche sich hinter dem Sarge Kurandas nach dem Centralfriedhof wälzte, an diesem Todten mehr zu ehren gehabt, als den festen deutschen Mann, der bis zum letzten Augenblicke auf der Stelle ausgeharrt, auf der er einmal seinen Platz genommen hatte? Die Gaslaternen brannten, während der Leichenzug sich durch die Gassen wand, vom Parlamentshause wehte die Trauerfahne, die hundert Kränze, die den Sarg bedeckten, sprachen von Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit, die sich der kleine, unansehnliche Mann während eines langen Lebens erworben hatte. Und er war doch nicht einmal Minister gewesen, nur ein Journalist zuerst und dann ein Abgeordneter! Aber freilich, es ist auch noch in unseren vielgeschmähten Tagen etwas Schönes um die unentwegte Gesinnungstreue, die durch vierzig Jahre unter Gefahren und Entbehrungen sich selbst bewahrt, und immer wieder erscheint es wie ein Protest gegen Streberthum und Materialismus, wenn an einem offenen Grabe Zeugniß dafür abgelegt wird, daß es noch etwas Anderes gibt, um rebus bene gestis zu sterben, als eine stolze Carriere und eine erfolggekrönte Ordensjagd.

Vielleicht war es lediglich ein subjectiver Eindruck, daß Kuranda mich, so oft ich ihm begegnete, in Art und Gestalt halb an Berthold Auerbach und halb an Eduard Lasker erinnerte. Den niederen Wuchs, das Feierliche der Mittheilsamkeit hatte er mit beiden gemein, wie die Abstammung und das Bewußtsein des von ihm Erreichten; an Auerbach gemahnte er außerdem durch eine gewisse Selbstgefälligkeit, die immer mit dem lieben Ich manipulirte, ohne jedoch Anderen dasselbe Recht zu verkümmern. Wenn Kuranda, lässig debattirend, irgend eine Betrachtung anstellte, so hatte er sicher eine Reminiscenz aus dem eigenen Leben zur Hand und diese ward mit einer Behaglichkeit ausgesponnen, daß darüber das eigentliche Thema völlig verloren ging. Aehnlich, nur tiefer, sententiöser, hat auch Auerbach zu plaudern gepflegt, weil in ihm stets der Philosoph nach vorn drängte, während Kuranda sich als Publicist und Politiker mit loseren Nutzanwendungen und Anknüpfungen begnügte. An Lasker aber dachte man unwillkürlich, weil, wie bei diesem, auch bei Kuranda der moralische Pathos alles Gedankenleben unwiderstehlich beherrschte, wenn auch der Oestreicher heiterer, nachgiebiger, läßlicher den Dingen ins Gesicht schaute, als der ernsthafte, unerbittliche Norddeutsche. Ich habe beide als Parlamentsredner zu beobachten Gelegenheit gehabt und es dünkt mich, daß der Unterschied nur sozusagen ein klimatischer, ethnographischer, ein Unterschied der Himmelsgegend war. Lasker sprach viel und lange wie Kuranda und ohne große Sorge um die Form wie dieser; aber Anekdoten, Bilder, Beispiele waren Kurandas Beweismittel, während Lasker mit einer jeden Zier-

rath verschmähenden Dialektik seinen Gegenstand zerwühlte. Und dann war noch ein bestimmter Punkt, in dem Kuranda an Berthold Auerbach und Eduard Lasker unmittelbar erinnerte; das war die Scheu, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was man als specifisch jüdisch oder, um es correcter zu sagen, als undeutsch, als fremd, als zum großen Ganzen gegensätzlich hätte ausfinden können. Sie waren alle drei nicht furchtsam in und mit ihren Bekenntnissen, doch nur so weit, als dasselbe nicht von ihnen forderte, sich von den Anderen abseits zu stellen und in Staat, Gesellschaft, Beruf etwas Besonderes zu repräsentiren.

Ob man nun aber diese aus subjectiven Eindrücken geschöpfte Vergleichung gelten läßt oder nicht, ob man in dem Lehrerssohn aus Nordstetten, dem Glashändlerssohn aus Jarocin und dem Antiquarssohn aus Prag nahe verwandte oder grundverschiedene Individualitäten erblickt, so viel ist gewiß, daß die Geschichte ihrer Entwicklung und Vollendung eine Menge frappanter Aehnlichkeiten darbietet. Ignaz Kuranda wurzelt wie Berthold Auerbach mit seinen literarischen Interessen im Vormärz und beide haben sich im Nachmärz einer völlig neuen Lage zu accommodiren. Auerbach thut es, ohne sich zu wesentlichen Concessionen zu verstehen, und Kuranda macht es nicht anders. Der Erzähler hat nur den größeren Ruhm und die größere Bildung voraus, indem er im Jahre 1849 sein „Neues Leben" beginnt, während der Publicist — noch dazu als Autodidakt — sich nach der Revolution auf die Wirksamkeit in der engeren Heimat zurückzieht. Ignaz Kuranda hat zwar in seinen jungen Jahren auch etwas vom Poeten in sich gespürt, und ein Drama „Die weiße Rose" ist diesem dichterischen Drange entsprungen; auch zu Uhland und Kerner ist er, wie damals alle jungen östreichischen Sänger, gegen Ende der dreißiger Jahre nach dem Schwabenlande gepilgert. Aber der Dichter ist in ihm nicht fruchtbar geworden. Dagegen schwimmt der Böhme schon im Jahre 1841, als Dreißigjähriger, auf den Wogen der Politik, wir finden ihn in Paris, dann in Brüssel, wo er, von Hendrik Conscience gestützt, zuerst Vorlesungen über die deutsche Literatur hält und dann die „Grenzboten" gründet.

„Die Grenzboten!" Es ist ein starker Klang in diesem Namen, den man fast noch ganz unmittelbar hindurchhört durch die mehr als vierzig Jahre, die er überdauerte. In den grünen Heften, die nur kurze Zeit von Brüssel, dann aber von Leipzig ausgingen, sprach das junge Oestreich, das sich gegen das Metternich'sche Regiment aufrichtete, zu Deutschland und — was fast noch wichtiger war — das literarische Deutschland zu dem von einer chinesischen Mauer umgebenen Oestreich. Man fahndete nach diesem fliegenden Frühling, der seine Fäden keck über alle Grenzen spann, an allen Zollämtern dies- und jenseits des Erzgebirges; es war umsonst. Der Frühling war da und seinen Athem spürte man an allen Ecken, in allen Winkeln. Ballenweise wurden die „Grenzboten" nach Oestreich geschmuggelt. Damals war Ignaz Kuranda eine geistige Macht, als Publicist vielleicht nicht einmal so hervorragend wie als publicistischer Commandeur, als solcher aber von einem unvergeßlichen Stabe umgeben, den Jacob Kaufmann, Gustav Freytag, Wilhelm Hamm, dem als Jüngere Moritz Hartmann und Alfred Meißner, Nordmann, Julian Schmidt, Kuno Fischer u. A. angehörten. Blättert man in den längst vergilbten Jahrgängen der „Grenzboten" aus jener wundersam rührigen Epoche, so begreift man den Reiz, den diese lebhaft, frisch und furchtlos geschriebenen Artikel und insbesondere die Berichte aus Oestreich üben mußten. Die jungen Leute, die hier sich zusammenfinden, sind arge Doctrinäre und Idealisten, aber sie haben sich einen neuen publicistischen Stil zurechtgemacht, halb rhetorisch und halb raisonnirend; sie sind über den süddeutschen Liberalismus, über das Rotteck'sche Pathos hinausgewachsen, aber sie bereiten das großdeutsche Ideal vor, das in Frankfurt seinen höchsten Glanz, aber auch seine völlige praktische Unbrauchbarkeit offenbarte. Selbstverständlich kann dann ein Mann wie Kuranda in der Paulskirche nicht fehlen; wo ein Dichter, ein namhafter Publicist war, wurde er damals vom Volke jubelnd hervorgezogen und in das große Parlament geschickt. Und als es aus ist mit diesem Parlamente — dem Ver sacrum unseres politischen Lebens — da stiebt Alles auseinander, ins Exil oder in die Verborgenheit, das Schwache, um mit der neugestärkten Reaction seinen Frieden zu machen, das Starke, um weiter zu kämpfen mit anderen Waffen.

Ignaz Kuranda ist wieder in Wien; er hat die „Ostdeutsche Post" gegründet. Da schreibt er, des Nachts, wenn ringsumher der Schlaf auf allen Augen liegt, seine kurzen, zündenden Artikel, die ein originelles Gemisch von Causerie, Berichterstattung und pathetischer Rede sind. Er hat sich in Frankfurt einflußreiche Freunde erworben, darunter Schmerling und Giskra; er ist populär in Wien und bei allen Schichten der Gesellschaft. Seinem Blatte droht wiederholt durch die Faust des Polizeiregiments der Untergang; ihm selbst will man einen Revers abnehmen, daß er aufhören werde, über Politik zu schreiben. Aber unsichtbare Hände schützen ihn, weil er sich sein großdeutsches Ideal unversehrt aus Frankfurt heimgebracht hat, das ihm selbstverständlich unter Felix Schwarzenbergs Regime, aber sogar vom Concordats-Ministerium als Entlastungsgrund angerechnet wird. Und das Jahr 1859 bringt die Schillerfeier, um deren Veranstaltung in Wien auch Kuranda sich ein Verdienst erwirbt; der italienischen Katastrophe folgt der Schmerling'sche Constitutionalismus, dessen publicistischer Herold Kuranda ist. Ueber ein Weilchen ist der winzige Mann mächtiger durch sein Wort als durch seine Feder; als Mitglied der Verfassungspartei zieht er in den Reichsrath ein. Du lieber Gott! sie haben es Alle vortrefflich gemeint und auch die Schmerling'sche Halbheit soll man nachträglich nicht schelten; aber es ist ihnen mit ihrem großdeutschen Ideal ergangen wie dem eifersüchtigen Knaben, der sein Mädchen einsperrte, bis es, verblaßt und abgehärmt, in seinem Käfig zu Grunde ging.

Die innere östreichische Politik hat Kurandas Geist niemals sonderlich interessirt; er kämpfte mit, aber nicht als Führer. Um so lebhafter aber beschäftigte ihn die auswärtige Politik und namentlich das Verhältniß in Deutschland und zu Preußen. Seine Parlamentsreden waren, wie die vormärzlichen Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung, mehr eine von allgemeinen Betrachtungen durchwobene Revue, ein Weltbild, als der Ausdruck einer präcisen politischen Willensmeinung. In dieser raisonnirenden Unklarheit, die trotzdem als Widerschein einer tiefen patriotischen Gesinnung im höchsten Grade achtungswerth war, steuerte man dem Jahre 1866 entgegen, und als das Unglück hereinbrach, warf man im ersten Augenblicke kleinlaut die Büchse ins Korn. Kuranda ließ damals die „Ostdeutsche Post" eingehen, die er achtzehn Jahre lang mit Muth und Ausdauer geleitet hatte. Und als er, eine parlamentarische Stütze des Bürgerministeriums, wieder die politische Arena betrat, als es sich zu bewahrheiten schien, daß auf dem Schlachtfelde von Königgrätz für Oestreich die Lerchen der Freiheit geschlagen hatten, da war er trotzdem noch immer der äußeren Politik lebhafter zugewendet als der inneren, jetzt aber allerdings mit größerer Aussicht auf allgemeine Wirkungen, da durch den Dualismus der Discussion über auswärtige Dinge in den Delegationen eine autoritative Stätte geschaffen worden war. Hier nun, in den Delegationen, ging Ignaz Kuranda, ein Unverbesserlicher, mit dem Grafen Beust, bis die große weltgeschichtliche Wendung des Jahres 1870 eintrat, und seinen Frieden mit der neuen Lage hat er kaum jemals oder wenigstens nur mit der großdeutschen Reservation gemacht, daß die Geschichte bisweilen gethane Schritte auch wieder zurückthut. Man kann dies sagen, ohne auf das Andenken des Heimgegangenen einen Schatten zu werfen. Diese vormärzlichen Liberalen aus dem Süden Deutschlands haßten nichts so sehr wie die „preußische Spitze" und ihr Haß wurde desto intensiver, je mehr Preußen sich gegen den Liberalismus kehrte. Kuranda war Oestreicher bis in die innersten Fasern seines Herzens, er schwamm in jenem Liberalismus, der halb aus der Phrase und halb aus dem Gemüthe stammte, er sträubte sich gegen Alles, was preußischer Dressur und Nüchternheit verwandt war. Ganz merkwürdig spiegelte sich diese Aversion gegen Preußen in den Urtheilen, die Kuranda bisweilen über den Fürsten Bismarck äußerte. Bewunderung und subjectiver

Widerwillen kreuzten einander, man glaubte fast das Wort des Tischlermeisters Anton in Hebbels Trauerspiel zu hören: „Ich verstehe die Welt nicht mehr".

Nicht lange wird es währen und diese großdeutschen Malcontenten werden allesammt ausgestorben sein. Aber man täusche sich nicht, mit ihnen wird auch ein gutes Stück jenes fröhlichen, himmelanstrebenden deutschen Idealismus zerronnen sein, der das Jahr 1848 gemacht hat. Gerade Kuranda — um auf die Parallele mit Eduard Lasker zurückzukommen — hat noch den im Verschwinden begriffenen Politiker von Beruf repräsentirt und zwar just, wie Lasker, in verehrungswürdiger Gestalt. Es ist ihm dies auch im Parlamente von dem Czechen Rieger vorgeworfen worden, dem er die berühmte Antwort zuschleuderte: „Man kann auch das Geschäft mit Nationalitäten zu seinem Berufe machen!" Und wie Lasker als Mitglied einer von der Herrschaft zur Nothwehr hinabgestürzten Partei persönlich die Obmacht des Siegers zu spüren hatte, so mußte auch Kuranda in der Delegation sich schließlich den Spott des Grafen Julius Andrassy gefallen lassen, der vergessen hatte, daß man auch ihn einst in effigie hingerichtet hatte. Im Grunde paßt, was Fürst Bismarck von den „Herbstzeitlosen" in Oestreich gesagt hat, auch auf die Freisinnigen in Deutschland, und sieht man näher zu, so paßt es auf den Liberalismus in allen Ländern, denn die politische Freisinnigkeit ist ja gar nicht ohne einen starken Beisatz von Idealismus, von Optimismus, von Doctrinarismus zu denken. Aber wenn jene Brutalität der realpolitischen Obmacht der Weisheit letzter Schluß ist, wenn die Junker in Deutschland und die polnisch-czechische Coalition in Oestreich die Blüthe politischer Wahrheit darstellen, dann mag man sie, was bis vor zehn Jahren als deutsch galt, nur ohne Weiteres in die Rumpelkammer werfen. Kuranda war ein Deutscher von jenem alten Schlage, vielleicht kurzsichtig in Bezug auf die praktischen Möglichkeiten und einseitig vermöge seiner östreichischen Traditionen, aber charaktervoll, treu, verläßlich. Er hat die Occupation Bosniens und der Herzegowina bekämpft, wie sie nothwendig das Gewicht der Deutschen in Oestreich vermindern mußte, er hat auch das Wort vom „Schwerpunkt im Osten" gehaßt, weil er die Vorstellung vom deutschen Oestreich nicht von sich abzustreifen vermochte. Das sind die Sünden, um derentwillen die Deutschen in Oestreich heute in der Minderheit, warum sie allein und verlassen sind.

Es ist ein Stück tragischer Gemeinsamkeit, das an dem Ende Kurandas, wie an demjenigen Laskers und Auerbachs haftet. Alle drei sind tadellos in ihrer Lebensführung, von großer Wirkung auf ihre Zeitgenossen, musterhafte Bürger, und alle drei begleitet ein schriller Mißklang zu Grabe. Soll man wirklich glauben, daß eine Zeit gekommen, in der es patriotischer, dankenswerther, ersprießlicher ist, sich auf die Bedingungen des Streberthums einzurichten? Ich habe Ignaz Kuranda zum letzten Male im vorigen Sommer gesehen; er war bereits körperlich gebrochen und schlich hinfällig, vorgebeugt, wankend durch den Wiener Stadtpark. Auch seine Rede floß nicht mehr wie ehedem breit und behaglich von den Lippen; er hatte die Freude am Leben verloren. Aber noch als Ruine dünkte er mich verehrungswürdig, das Bild einer unvergeßlichen Vergangenheit, und es wird recht leer werden um uns, wenn es uns etwa beschieden sein sollte, unseren Kindern nicht mehr Männer als Muster zeigen zu können, die einst in Treue bei der Sache des Volkes aushielten, als es fast eine Gefahr und ein Verbrechen war, sich zu dieser Sache zu bekennen.

Zur Popularisirung Kants.

Von A. Rosenstein.

Vor nunmehr drei Jahren veranstaltete ein Petersburger Kaufmann, Herr Julius Gillis, eine Preisbewerbung für die beste populäre Darstellung der Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit; der Preis wurde einem jungen Gelehrten, Kurd Laßwitz, zuerkannt, der sich der gestellten Aufgabe mit Geschick erledigt hatte.*)

Die Absicht des Preisstifters war ohne Zweifel die beste. Er wollte, wie es in dem Preisausschreiben heißt, dem immer mehr in allen Schichten sich ausbreitenden Materialismus gegenüber die idealistische Richtung Kants zur Geltung bringen. Es fragt sich aber, in wie weit dies durch eine populäre Darstellung der Philosophie Kants möglich ist. Wäre der Materialismus, der sich heute breit macht, dem Boden der Theorie entsprungen, z. B. der Lectüre Büchners, Moleschotts u. A., so wären Gegenschriften das passende Remedium, die Waffen wären, wie es in der Ausdrucksweise der Studenten heißt, so gut als gleich, und der Ausgang des Kampfes hinge nur von der Güte der Gründe und der Geschicklichkeit der Kämpfer ab. Doch die Voraussetzung ist eine falsche. Kann man schon im Allgemeinen es als ausgemacht betrachten, daß Geistesrichtung und Sittlichkeit irgend einer Epoche ihre Wurzel nicht in den gleichzeitigen literarischen Erzeugnissen haben, daß vielmehr umgekehrt diese nur die entwickeltste Blüthe an dem Baume der Menschheit sind, so darf der moderne Materialismus, *insoweit er sich nach Außen geltend macht*, am allerletzten auf das Conto der Büchner, Moleschott u. s. w. geschrieben werden. Die Quellen dieses Materialismus sind viel tiefer und ganz anderswo zu suchen, dort, wo die Welt des Vorstellens und Erkennens vor der des Wollens ganz im Hintergrunde liegen bleibt. Wollten wir zu diesen Quellen hinuntersteigen, so würden wir bald die Entdeckung machen, daß wir uns an dem Wendepunkte zweier Culturen, der erlöschenden idealistischen des 18. Jahrhunderts und der aufdämmernden materialistischen des 19. befänden, und ein Blick auf beide würde genügen, um uns mit einem Schlage die Gründe der veränderten Denkungsart klar und eindringlich vor das Bewußtsein zu führen. An jenem Wendepunkt macht dem ruhigen Dahinleben ein heftiges Drängen, dem ungezwungenen Nebeneinanderarbeiten ein gewaltiger Kampf um das Dasein, dem Streben nach Freiheit ein Verlangen nach Macht, der Werthschätzung der Gattung (Humanität, Kosmopolitismus) die höher gestellte Verherrlichung der Art (Nationalismus), der das Leben rundenden Kunst die das Leben zergliedernde Wissenschaft, der inneren Entwicklung der Individuen die äußere Entfaltung der Staaten Platz, und indem sich dieser Wechsel vollzieht, scheidet der Idealismus, zieht der Materialismus triumphirend ein und beginnt die Reaction des neunzehnten Jahrhunderts auf das achtzehnte.

Wird diesem Umschlag ins Gegentheil die Stimme des Philosophen Halt gebieten, wird er den Strom wieder zurücklenken, er, der entzogen dem Lärm des Tages, dem beweglichen Treiben der Menge, auf den reinen ewigen Aetherhöhen der Begriffe und Ideen seinen Sitz hat? Wir glauben, er wird es ebensowenig vermögen, als er diesem Strom Ursprung gegeben hat. Er wird — das geben wir nicht nur zu, sondern hoffen wir — stets eine kleinere oder größere Gemeinde um sich schaaren, die, im Streben nach Wahrheit, sich aus eigener Kraft zu ihm, zu seiner Höhe hinaufgerungen hat und im Kampfe der Meinungen treu auf seiner Seite steht, immer aufs Neue aus seinen Lehren Stärkung für diesen Kampf gewinnend. Aber der Kampf der Meinungen wird abseits vom Kampfe des Lebens ausgefochten, und, um den letzteren mit Ruhm zu bestehen, ist es durchaus nicht nöthig, an dem ersteren Theil genommen zu haben. Mit dem praktischen Materialismns kann und soll sich Jeder auseinandersetzen auf der Grundlage der sittlichen Erfahrung, die er an sich selbst und an Anderen im Leben gemacht; vermag er das nicht, so wird der Schatten Kants, der zwar die Truggebilde des theoretischen Materialismus zu zerstören, nicht aber eine auf materialistischen Grundlagen aufgebaute Gesellschaft zu erschüttern vermag, vergeblich heraufbeschworen.

Trotz dieser Erwägungen verkennen wir nicht den Werth,

*) Kurd Laßwitz, Die Lehre Kants ꝛc., allgemein verständlich dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin, 1883, Weidmann'sche Buchhandlung.

den eine gute allgemeinverständliche Darstellung der Kant'schen Philosophie unter Umständen haben kann. Sie kann für Leute, die sich gern mit etwas Philosophie drapiren (und deren gibt es heutzutage nicht wenige) das passendste Gegengift gegen die Lectüre der populären Materialisten abgeben, sie kann den jungen Studenten auf das Studium der Kritik der reinen Vernunft vorbereiten, sie kann zur schnellen Orientirung dienen und Aehnliches mehr. Allen derartigen Anforderungen wird die Arbeit des Herrn Laßwitz gerecht, und die gestellte Aufgabe wäre somit als völlig gelöst und erledigt zu betrachten. Es scheinen aber die Lorbeeren des Herrn Laßwitz Frau E. Last, die sich nicht nur zur eigenen Bildung, sondern auch zum Nutzen ihrer Mitmenschen mit Philosophie beschäftigt hat, nicht haben schlafen lassen, und sie veröffentlicht ihrerseits eine Schrift, die ebenfalls das Thema der Preisaufgabe (an deren Stellung sie, wenn wir nicht irren, Antheil hat) behandelt.*) Das frappirt etwas, denn die Concurrenz bleibt immer materialistisch, mag sie sich auch um die Verbreitung des Idealismus drehen. Man sollte meinen, daß, wenn es sich um keine Erweiterung des philosophischen Denkens, sondern nur um die genaue Wiedergabe des schon Gedachten handle, ein Werk dieser Art genüge, jedes weitere geradezu überflüssig sei.

Die Verfasserin scheint dieser Ansicht nicht gewesen zu sein. Sie hatte einmal das Thema behandelt und wünschte, daß man auch ihre Bearbeitung desselben kennen lerne; vielleicht hat auch der Glaube an die Güte ihrer Arbeit sie geleitet. Diesen Glauben müßten wir allerdings als einen Aberglauben bezeichnen. Alle Vorzüge Laßwitz', Klarheit der Darstellung, Einfachheit der Schreibweise, glückliche Wahl der Beispiele, gehen der Last'schen Schrift ab, ohne daß wir durch Anderes entschädigt werden. Frau Last ist ohne Zweifel von einem lebhaften Gefühl für das „Wahre, Gute und Schöne" beseelt, aber sie hätte dieses Gefühl als solches bei ihrer Arbeit zurückdrängen und sich bei der Abfassung derselben von dem zwar kälteren, aber in philisophicis stets überzeugender wirkenden Verstande führen lassen sollen; man hätte dann allerdings weniger Gelegenheit, das edle Herz, aber mehr den klaren Kopf der Verfasserin zu würdigen. Wir glauben recht gerne, daß Frau Last dem Königsberger Philosophen ein gutes Verständniß entgegengebracht hat, aber aus der Darstellung ist das nicht immer ersichtlich, und es bestätigt sich auch in diesem Falle, daß etwas verstehen und das Verstandene Anderen verständlich mitzutheilen zweierlei Dinge sind. Bisweilen allerdings hat die Verfasserin bei Kant das gelesen, was sie darin zu finden gewünscht hat, so daß merkwürdigerweise ihr eigener Wunsch der Vater des Kantischen Gedankens gewesen ist. Z. B. sucht sie gleich in der Vorrede ihr Unternehmen durch den Hinweis auf angebliche Aeußerungen Kants in der „Vorrede" der Kritik der reinen Vernunft zu rechtfertigen. Nun sagt Kant selbst aber in der Vorrede zur ersten Ausgabe (Ed. Kehrbach, 2. Auflage, S. 9): „Ich fand es unrathsam, es (nämlich das Werk) durch Beispiele und Erläuterungen, die nur in populärer Absicht nothwendig sind, noch mehr anzuschwellen, zumal diese Arbeit keineswegs dem populären Gebrauche angemessen werden könnte." Und in der Vorrede zur 2. Ausgabe (ebd. S. 28) heißt es: „Die Kritik der reinen Vernunft kann niemals populär werden, hat aber auch nicht nöthig es zu sein, weil, so wenig dem Volke die fein gesponnenen Argumente für nützliche Wahrheiten in den Kopf wollen, ebensowenig kommen ihm auch die ebenso subtilen Einwürfe dagegen in den Sinn." Man sollte glauben, das sei deutlich genug gesprochen und könne über die Meinung des Philosophen keine Zweifel aufkommen lassen. Trotzdem, wie gesagt, beruft sich Frau Last auf Kants „Vorrede" (welche, ist nicht gesagt) und die Art, wie sie dies thut, ist wenig geeignet, Jemandem, der Kant auch nur etwas kennt und ihn hoch schätzt, Vertrauen zu der Führung Frau Lasts einzuflößen. Wenn ein Buch, wie das vorliegende, die Möglichkeit seiner Existenz ausschließlich einem Heros in dem Reiche des Denkens verdankt, ist die Pflicht der Treue gegen ihn nicht schon damit erschöpft, daß man seine grundlegenden Gedanken kennt und in seinem Sinne wiedergibt, sondern man muß überall wo man sich auf ihn zu stützen vorgiebt, sowohl seine eigenen Worte und den Ort, von dem man sie geholt hat, angeben, als auch diese Worte nur in dem Sinne gebrauchen, in dem er sie hat verstanden wissen wollen. Gegen diese beiden unerläßlichen Gebote sündigt leider die Verfasserin gleich in ihrem ersten Citat. Denn weder hat Kant den Ausspruch, so wie er citirt wird, irgendwo gethan, noch steht der dem Wortlaut ähnliche Ausspruch in einer der Vorreden des gesammten Werkes (vielmehr ganz am Schlusse der Kritik der reinen Vernunft, Ed. Kehrbach, S. 644!), noch hat er endlich den Sinn, den die Verfasserin ihm gibt. Kant fordert nämlich an der herangezogenen Stelle den Leser der Kritik auf, das Seinige dazu beizutragen, den Fußsteig der kritischen Methode zur Heeresstraße zu machen. Frau Last liest das Wort „Heeresstraße" und betrachtet sogleich die Stelle als einen Hinweis Kants auf ihr eigenes populärisirendes Unternehmen. Hätte doch Frau Last, als sie den Schluß der Kritik gelesen, nicht gleich das Buch zugeklappt und den Entschluß gefaßt, dem gewaltigen Eindruck einen, leider nicht ganz ädäquaten, Ausdruck zu geben. Hätte sie doch lieber die Lectüre noch einmal angefangen, und zwar bei den von ihr citirten und nicht citirten Vorreden. Da wäre es ihr ganz deutlich geworden, daß mit der Heeresstraße nicht die große Landstraße gemeint sei, auf der sich Alles durcheinander tummelt, Gelehrte und Ungelehrte, Wissende und Unwissende, Denker und Phrasenmacher, sondern die Heeresstraße, d. h. „der sichere Weg", der Wissenschaft, die Straße, die für Mathematik und Physik, wie Kant in der Vorrede zur 2. Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft des Näheren auseinandersetzt, schon seit langer Zeit aufgefunden war und die für die Philosophie angebahnt zu haben eben das unvergeßliche Verdienst des Königsberger Philosophen ist. Nur in diesem Sinne spricht Kant von der Heeresstraße und nur in diesem Sinne sind die übrigen diesem verunglückten Citat angereihten Stellen aus Kant zu verstehen.

Man lasse also, wie man auch über die Populärisirung der Philosophie denke, Kant aus dem Spiele und noch weniger versuche man, sich die Zustimmung zur populären Verarbeitung seines Werkes aus diesem selbst zu construiren. Kant wußte sehr wohl, daß der Berg nicht zu Muhamed kommen könne, sondern Muhamed zum Berge kommen müsse, d. h., daß es dem Volke nichts nütze, wenn man ihm die Philosophen in mundgerechter Form vorsetze, sondern daß ihm nur dann seine Denker förderlich sein könnten, wenn die denkfähigen und denklustigen Elemente des Volkes aus eigenem Antriebe auf die Eroberung der in den Werken der Philosophen niedergelegten Gedankenwelt ausgingen. Freilich würde dann vielleicht die Wahrheit weniger zahlreiche, aber um so aufrichtigere und selbstlosere Verehrer haben. Heute ist die Wahrheit in populärer Form Sache der Mode, man legt etwas Philosophie als Puder dem inneren Menschen auf und kommt unter Umständen (exempla docent) dem positiven Kirchenglauben mit Kant zu Hülfe. Das nenne Fortschritt, wer will. Wir können die Erscheinung nur zu den von Nordau constatirten conventionellen Lügen der heutigen Culturmenschheit rechnen, eine Lüge, die darum nicht erträglicher wird, daß sie in dem Lichtgewande der Philosophie vor uns hintritt.

Damit hätten wir unsere Meinung über das Buch, das den Anlaß zu diesen Ausführungen gegeben, bereits gesagt; ein näheres Eingehen auf dasselbe dürfen wir wohl uns und dem Leser ersparen. Wäre es das erste und einzige seiner Art, so könnte man immerhin denen, die partout ihrer Bildung auch mit „etwas Philosophie" aufhelfen wollen, das Buch empfehlen. So aber müssen wir, bei dem Vorhandensein einer viel besseren Schrift über das völlig gleiche Thema, das Werk der Frau Last, auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, als überflüssig erklären. Doch halt, wir vergessen, daß die populäre Literatur sich bereits spaltet in Bücher für die „Gebildeten", für „Frauen und Jungfrauen", für „die reifere Jugend". Jede Kategorie fordert eine andere Behandlung desselben Themas.

*) E. Last, Die realistische und idealistische Weltanschauung entwickelt an Kants Idealität von Zeit und Raum. Mit dem Porträt der Verfasserin. Leipzig, 1884. Th. Griebens Verlag.

Frau Last scheint, nach dem Aufwand von Pathos und Gefühl in ihrem Buch zu schließen, Kant speciell für „Frauen und Jungfrauen" bearbeitet zu haben, so daß nur noch der Kant für „die reifere Jugend" eine Lücke in der populären Literatur bilden würde. Sollte übrigens, was trotz Allem nicht unwahrscheinlich ist, das Buch der Frau Last eine 2. Auflage erleben, so begehe der Verleger nicht wieder die Geschmacklosigkeit (von der die Verfasserin, wie wir zu ihrer Ehre annehmen wollen, nichts weiß), das Bildniß der Frau Last hineinzukleben statt desjenigen des großen Philosophen, mit dessen Pfunde gewuchert wird.

„Marienburg" von Rudolf Genée.

Es ist wunderlich, daß das malerische Hochmeisterschloß an der deutschen Ostmark, die großartigste und merkwürdigste Schöpfung aller aus dem Mittelalter erhaltenen Profanbauten, und seine heroischen Schicksale nicht öfter zum Gegenstande poetischer Darstellungen gewählt worden. Man sollte meinen, daß vor Allem der historische Roman sich dort besonders heimisch fühlen müßte. Es läßt sich nicht leicht ein gleich pittoresker Schauplatz denken. Auch die Zeit ist interessant genug, um unsere Dichter anzuregen. Die Culturmission der Kreuzzüge ist im Orient kläglich gescheitert und findet im Osten Deutschlands eine neue Aufgabe. Fest und glänzend in jahrhundertelangem Ringen steht das erhabene Bollwerk am Nogatflusse. Jedes patriotische Herz schlägt höher, wenn es jener glorreichen Kämpfe gegen die slawische Ueberfluthung gedenkt. Die Ordensritter verbreiten nicht nur die Schrecken der Schlacht, sondern auch die Segnungen des Friedens; sie gründen Burgen und Städte, lehren Religion und Gesittung, Kunst und Wissenschaft und verstehen viel besser als das Haus Habsburg ihre Mission: Cultur nach Osten zu tragen. Dann aber kommt die Zeit des Verfalls. Weniger vor dem Andrängen der Polen sinkt das Kreuz im Osten, als weil seine Träger die Verfechter einer überlebten Weltanschauung sind. Ritterthum und mönchische Ascese lassen sich nicht länger vereinigen. Aber wie groß und herrlich sind sie noch im Sturz! Nur Verrath macht die Marienburg polnisch, und bald blüht neues Leben aus den Ruinen. Der Hochmeister Albrecht von Brandenburg hat, um das Ordensland zu retten, dieses zum weltlichen Herzogthum erklärt, dessen Herrschaft die Kurfürsten von Brandenburg und die preußischen Könige übernehmen, deren einer heute die deutsche Kaiserkrone trägt.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß dieser dankbare patriotische Stoff den deutschen Nachahmern von Walter Scott, den Spindler, Tromlitz und Van der Velde, entgehen konnte. Und nun gar dem Schöpfer des märkischen Romans: Wilibald Alexis! Selbst „Die letzten Ritter von Marienburg" des liebenswürdigen Erzählers Wilhelm Hauff, eine Conversationsnovelle in der Manier Tiecks, spielen in modernen Literaturkreisen, und der wunderschöne und vielversprechende Titel bezieht sich lediglich auf einen Roman, der zum ästhetischen Thee vorgelesen wird. Auch in Gustav Freytags „Ahnen" wird das Hochmeisterschloß nur gestreift. Erst in neuester Zeit hat Marienburg seinen eigentlichen historischen Roman erhalten. Vor einigen Jahren veröffentlichte Ernst Wichert seinen trefflichen Roman: „Heinrich von Plauen", der fast ausschließlich in Marienburg spielt und die Kämpfe des Ordens gegen die Polen und namentlich wider den preußischen Städtebund behandelt.

Die Heldenfigur des Grafen Plauen steht auch im Mittelpunkt von Genées neuem Roman.*) Er schildert uns den Orden der Marienritter, der sich zwar überlebt hat und innerlich gebrochen ist, aber doch noch so viel Kraft in sich trägt, um den furchtbaren Schlag, den er in der Schlacht von Tannenberg (1410) empfängt, zu verwinden und eine heftige Belagerung der siegreichen Polen ruhmvoll zu überstehen. Freilich fehlt da der Abschluß. Genée verfällt auf das unkünstlerische Mittel, in einem Briefe die späteren Schicksale der Marienburg erzählen zu lassen. Es wäre wohl besser gewesen, er hätte nicht die erste polnische Belagerung zum Hintergrund genommen, sondern die spätere ebenfalls vergebliche von 1457, wo der Städtebund schmählicher Weise mit Polen gemeinsame Sache machte und Geldnoth den Fall des Schlosses herbeiführte. Die Hochmeister mußten nämlich das Schloß den böhmischen Söldnerführern verpfänden, die es dem König Kasimir von Polen überlieferten. Noch widerstand eine Zeitlang die Stadt, aber als sie vom Schlosse aus beschossen wurde, erlag auch sie der Uebermacht, und der patriotische Bürgermeister fiel unterm Henkerbeil. Mit diesem endgültigen Falle der Marienburg, dem Triumphe des preußischen Städebundes und dem Einzuge der Woywoden und Starosten in ihre neue Residenz wäre der historische Abschluß gefunden, den Genée vergeblich sucht. Hauff hat ebenfalls diese letzten Ritter zu Helden des Romans in seiner Novelle ausersehen, — eben mit dem sicheren Blick eines echten Schülers von Walter Scott.

Hier hat ohne Zweifel die Begeisterung den Dichter gemacht. In warm empfundenen Strophen preist Genée im Prolog

„Das Denkmal alter Zeiten
Im neuen Vaterland,
. . . als deutsche Warte
Dem Osten zugewandt",

und er versucht es, jene Ruinen in alter Pracht vor uns aufzubauen und mit den Gestalten der Vorzeit zu beleben. Er folgt nur allzu treu den Ueberlieferungen der Geschichte; seine dichterischen und romantischen Zuthaten betreffen blos Episoden, lediglich die Motivirung, doch ist diese meist geschickt eingesetzt. Ein Beispiel dafür. Im großen Remter zeigt man noch heute die steinerne Kanonenkugel, welche die polnischen Belagerer während einer Sitzung des Kapitels durch das Fenster schossen und die in erster Linie dem Mittelpfeiler galt, der das kunstvolle Gewölbe ganz allein trägt. Natürlich wählen die Kanoniere den Augenblick, da der Meister mit seinen Rittern versammelt ist, um durch einen wohlgezielten Schuß den Pfeiler und mit ihm den ganzen Saal zu zertrümmern. Wie können aber die Polacken draußen diesen „psychologischen Augenblick" wissen? Ganz einfach durch Verrath, antwortet Genée, und flugs erfindet er die Gestalt des Palutis, eines gefangenen Samogitenjünglings, dem die Polen den Besitz seiner Geliebten versprochen haben, wenn er mit seiner rothen Mütze die Stelle bezeichne, wohin der polnische Artillerist zu zielen habe. So schließt sich an die dürre Notiz der Urkunde das planvolle Motiv des Fabulisten, der Klarheit und Zusammenhang in die Ueberlieferung bringt.

Rudolf Genées historische Erzählung — denn für einen Roman ist die Composition doch zu einfach — hat den schlichten Vortrag des Chronikstils und entbehrt gänzlich des archäologischen Elements. Da finden wir keine weit hergeholten und kokett hinein geklebten culturgeschichtlichen Raritäten und antiquarischen Liebhabereien, die den historischen Roman von heut oft so ungenießbar machen. Die Treuherzigkeit des Chronisten äußert sich auch in den gar nicht romanhaften Verwicklungen. Es fehlt die leidenschaftliche Bewegung, der tragische Zusammenstoß. Die Ränke des Intriganten, Vogt Küchmeister, sind gar zu harmlos; wir müßten ihn wühlen und schüren sehen, Schlag auf Schlag, Mine gegen Mine. Statt dessen bleibt er meist bescheiden im Hintergrunde und verschwindet plötzlich hinter der dürren Notiz, daß er bei der weiteren Verfolgung der Polen in Gefangenschaft gerathen sei. Auch die andere Intrigue, der Verrath des Palutis und seine sentimentale Liebe zu der schönen Landsmännin, fesselt uns noch weniger, als die Krankheits- und Liebesgeschichte des jungen schwäbischen Ritters, der während der Belagerung eine sehr untergeordnete Rolle spielt und dessen Mission zu den livländischen Schwertbrüdern ohne Vollwirkung bleibt. Genée vermag uns nicht recht für seine ohne markige Linien und warmes Colorit skizzirten Personen zu interessiren.

*) Berlin, A. Deubner.

Sie sind nicht greifbar, nicht leibhaftig; sie haben Gesichter aber keine Physiognomie. Sie huschen wie Schemen am Auge des Lesers vorüber und wecken wenig Antheil. Ruhig mag man sie erscheinen, ruhig gehen sehn. Genée referirt zu viel und gestaltet nicht genug. Wo wir ein Gemälde, eine dramatische Scene erwarten, begnügt er sich meist mit der trockenen, kurzen Erzählung ohne Stimmung und Temperament. Um nicht ein schwieriges Schlachtenbild entwerfen zu müssen, verfällt er auf ein originelles Auskunftsmittel, das freilich dem Kenner des Dramas und Shakespeares im Besonderen nahe lag. Er schildert die Schlacht von Tannenberg nicht in ihrer lebendigen Actualität, sondern nach Botenberichten. Die der Metzelei Entsprungenen fliehen nacheinander in die Marienburg, und das Gesammtbild erwächst aus ihren athemlosen Meldungen. Auch in anderen Fällen hätten wir einen höheren Glanz der Schilderung gewünscht. Treue geht dem Verfasser zu sehr über Anschaulichkeit. Am besten ist noch das Polenlager, der Charakter des Königs Jagiello und die Scene zwischen diesem und Plauen gelungen, doch fehlt so ziemlich ganz das Genrebild, die Schilderung des Kleinlebens. Eben weil die Uebergangstöne mangeln, muthet Alles wie eine bloße Skizze an. Und nun sollen dieselben matten Farben, womit die Personen gemalt sind, uns die Marienburg vor die Augen zaubern! Wie viel hat in dieser Beziehung Genée von Walter Scott noch zu lernen! Bei ihm sehen wir die Abtei Melrose plastisch vor uns, jeder Winkel des halbwüsten jakobitischen Landsitzes Tully-Veolan (Waverley) ist uns vertraut, die gemüthliche Wirthschaft auf Schloß Ellangowan (Guy Mannering) gemahnt uns heimatlich, als ob wir dort aufgewachsen wären. Genées Marienburg jedoch greift uns nicht ans Herz, drängt sich nicht einmal farbig und plastisch vor des Geistes Auge. Sie gleicht ein wenig der edlen Stute des rasenden Roland, die nur den einen Fehler hat, daß sie todt ist:

Morta là sull' altra ripa giace,
Altro diffetto in lei non mi dispiace.

Der treffliche Literarhistoriker hat sich bei seinem ersten Roman für den heutigen Geschmack zu ausschließlich des ungelenken Rohrs des Chronisten bedient, aber seine schlichte, anmuthige und gut geschriebene Erzählung wird gewiß auch Freunde finden.

Z.

Ein Sänger und ein Spielmann.

Von Hugo Klein.

Graf Géza Zichy hat soeben wieder eine Concerttournée beendigt, die sich von Königsberg bis Bologna erstreckte. Jedes Jahr, wenn sich die Lerchen zu Frühlingsliedern stimmen und die ersten Schwalben unsere Kirchthürme umfliegen, erscheint auch der gräfliche Virtuose mit seinem merkwürdigen Klavierspiele in den Concertsälen. Er hat es eigentlich nicht nöthig, der Welt seine Kunst zu zeigen, und wenn dieselbe vor das Publicum tritt, so steht sie ausschließlich im Dienste der Wohlthätigkeit. Der Ertrag der überall stark besuchten Concerte ist humanitären Zwecken gewidmet und unsere Zeit kennt keinen zweiten „fahrenden Künstler" dieser Art, der jährlich Monate lang von Stadt zu Stadt zieht, um die Kasse der Armen und Dürftigen zu bereichern; dies ist eine Erscheinung, die allein genügen würde, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Grafen zu lenken. Im Concertsaale mag es nun manche Größere geben, als er ist; seine Leistungen gehören aber sicherlich zu den Interessantesten, die wir dort finden können. Sie füllen ein bemerkenswerthes Blatt in der Geschichte des Virtuosenthums. Der Rechten beraubt, die er durch einen Unfall auf der Jagd verlor, ist der Graf trotzdem ein ausgezeichneter Clavierkünstler; er hat die linke Hand in einer ganz überraschenden Weise ausgebildet, und wenn sie die Tasten berührt, scheint sie sich zu vervielfältigen. Das Ohr des Laien wird, wie viele Beispiele beweisen, häufig getäuscht durch die Kunstfertigkeit und Rapidität, mit welcher eine Hand zwei Hände bilden und ihre Leistungen zu Stande bringen will. Wenigen ist es gegönnt, mit zwei wohlausgewachsenen Händen die Virtuosität zu erreichen, es läßt sich daher leicht ermessen, welche Mühe es dem ungarischen Grafen gekostet haben mag, den schweren Preis mit der Linken allein zu erringen. Seine Leistungen wurden von eminent kunstverständigen Federn als staunenswerth anerkannt, sein Spiel als seelenvoll, begeistert, glänzend bezeichnet. Seine Compositionen erfreuen sich nicht mindern Beifalls; sie sind sämmtlich für die linke Hand berechnet. Franz Liszt erklärte, sie seien von besserem Stil, feinerem Geschmack und stärkerer Wirkung, als viele Compositionen für zwei und vier Hände; er fand sie aber ausnehmend schwer und meinte, es könne sie nur derjenige spielen, der die überraschende Technik ihres Verfassers inne hat. Franz Liszt, Robert Volkmann, Mayrberger, der Regenschori in Preßburg, waren die Lehrer Géza Zichys. Als er fünfzehn Jahre alt war, entlud sich durch einen unglücklichen Zufall seine Flinte auf der Jagd und die Kugel zerschmetterte ihm die rechte Hand. In einem Gedichte, welches die Ueberschrift trägt: „Der 24. September" erzählt der Graf, daß er, unbehindert seines Unfalls, an diesem Jahrestage desselben stets auf die Pürsche gehe und zu Ehren des heiligen Hubert ohne Groll das Jagdhorn ertönen lasse. In launigem Tone bemerkt der Dichter, er würde, falls ihm an einem solchen Tage im Sonnenglanz der rechte Arm von Neuem wüchse, ihn rasch mit der Linken erfassen und in die Tasche stecken; vorher aber, setzt er ernst hinzu, möchte er auf die Knie sinken und beide Hände zum Himmel erheben, um für sein Vaterland zu beten. Er kann, im Leben und in der Kunst, zur Noth die Hand entbehren; was ihn schmerzt ist nur, die Hände zum patriotischen Gebete nicht falten zu können. Niemals wurde eine verlorene Rechte, ein kostbarer Schatz des Mannes, schöner besungen, als in diesen stolzen Versen.

Und damit haben wir auch die poetische Begabung des Grafen berührt, von der wir heute hier vorwiegend sprechen wollen. Der Klaviervirtuose ist auch in Deutschland, Italien und anderen Ländern bekannt, den Dichter kennt nur sein Vaterland. Graf Géza Zichy ist aber nicht nur ein Spielmann, sondern auch ein Sänger vornehmer Art. Er hat in ungarischer Sprache einige höchst interessante poetische Erzählungen geschrieben, von seinen zahlreichen kleineren Gedichten erschien im vergangenen Jahre eine erste Sammlung. Die Verse scheinen leicht und spielend hingeworfen und sind dabei voll schöner Gedanken; sie enthüllen uns ein echtes Dichtergemüth und die Zartheit der Empfindung, die in jeder Zeile zum Ausdruck kommt, ließe eher auf einen deutschen Verfasser dieser Poeme schließen, als auf einen Sohn jenes Magyarenlandes, in dessen Dichtwerken der feurige Wein zu glühen scheint, der auf den Bergabhängen der Karpathen wächst.

Was den Autor vor Allem auszeichnet, ist sein lebhafter Familiensinn. Die Gedichte, die er an seine Braut, an seine Frau, an sein Kind richtet, sind die schönsten in dem Buche seiner Lieder. Er verehrt in seiner Braut ein engelhaftes Wesen, das in himmlischen Regionen zu Hause ist; ein Thau des Himmels ist ja die erste Liebe eines Mädchenherzens, und diese schenkt sie ihm, ihr Lächeln ist ja ein Sonnenstrahl, der nur flüchtig diese Erde trifft, ihr Händedruck wie die Berührung eines Engels, welche himmlischen Segen in das irdische Dasein zaubert. Wer die Braut so poetisch besingt, widmet wohl auch der Frau die Klänge seiner Lyra. — Die schöne, dunkeläugige Gräfin Karácsonyi, welche Géza Zichy geheirathet, verdient im Uebrigen mehr als ein wohlgedrechseltes Verslein zum Ruhme. Sie theilt sich im Herzen des Poeten mit der Muse:

„Die Eine zieht mich in die Höhe,
Dort blinkt so hell der Sterne Glanz —
Die Andre ruft mich auf die Erde,
Um die sich schlingt der Blumen Kranz."

Die Eine verspricht den Lorbeer und himmlischen Ruhm, die Andere zeigt ihm ein kleines Baby auf dem Arm und flüstert:

„Sieh dein Kind!" „Und so schwebe ich", schreibt der Poet, „wie der Sarg Mohammeds zwischen Himmel und Erde und fühle, daß ich weder ohne Frau, noch ohne Muse leben kann." Von den Gedichten, die an seine Braut gerichtet sind, möchte ich noch eines in einer anspruchslosen Uebersetzung hier folgen lassen, ein kleines Poem, das mit den Worten „Schöne Tage" überschrieben ist und am Krankenbette der Geliebten verfaßt wurde. Es lautet:

„Ihr seid die Schmetterlinge schöner Stunden,
Ihr holden Tage, die ihr rasch enteilt,
Wollt ihr schon flieh'n, kaum daß wir euch gefunden,
Ihr brachtet uns das Glück — verweilt, verweilt!

Nicht sollt ihr rasch, so wie ihr kommt, verrauschen,
Den Sonnenglanz, den heit'ren, sah'n wir kaum;
Mit meinem letzten Liebeshoffen tauschen
Wollt' sie im Mai den ersten Liebestraum.

Soll dieser duft'ge Blumenkranz der Liebe
Verwelken früh auf einem öden Grab?
Wär's möglich, daß er mit dem Tod zerstiebe,
Der reiche Schatz von Blüthen, den sie gab?! . . ."

Eigentliche Liebeslieder gibt es, wie sich aus dem Ausgeführten von selbst ergibt, unter den Gedichten Zichys sehr wenige. So laut er auch hie und da das Lob seiner schönen Frau singen mag, anderen Frauen als dieser streut er selten Weihrauch. Nur in einem einzigen kleinen Poem sagt er, ein Frauenbild, das er meine, sei wie eine trügerische, wenngleich zaubervolle Fata Morgana; in einem andern Gedichte, das eines „lieben, kleinen Mädchens" zärtlich gedenkt, spricht sich auch nur klagende Entsagung aus, da die Holde, wie es scheint, einem Andern ihr Herz geschenkt hat. Im Uebrigen bezeugen die Verse Zichys, daß sich Liebe und Ehe durchaus nicht ausschließen. Wie aufrichtig er es mit seinen Gefühlen meint, ersehen wir aus einem andern, kleinen, epigrammatisch zugespitzten Poem, welches die Ueberschrift trägt: „Am Sarge einer Frau." Es lautet wie folgt:

„Es ist die letzte Nacht ein Weib gestorben,"
So spricht der Fremde kalt, gelassen.
„Die gute Frau," so sagen die Verwandten,
„Sie hat den Sündenpfuhl verlassen!"

Der Priester nennt sie „eine gläub'ge Seele",
Der Arzt „des int'ressanten Falles
Merkwürdiges Subject, von seltnem Muthe" —
Der Gatte flüstert nur —: „Mein Alles! . . ."

Der Preis allerdings ist jenen Gedichten zu ertheilen, welche Zichy an sein Kind richtet und in denen die väterliche Zärtlichkeit eine poetische Verklärung findet. Bald in ernstem, bald in scherzhaftem Ton wendet er sich an das vielgeliebte kleine Wesen und streut ihm seine Verse vor, Perlen der Weisheit und Perlen des Humors, wie Zuckerbrod. Es ist ein kleines Mädchen, ein ungarisches Mädchen, und mit nationalem Stolze preist er diese im Frauengarten dieser Erde auch sonst wohlaccreditirte Blume. Sie ist von mächtiger Kraft in der Liebe wie im Leide, treu dem Vaterlande und so schön, wie es nichts Schönres im Himmel und auf der Erde gibt — selbst die Engel möchten ungarische Mädchen werden, wenn es ginge. Die Poeten wissen eben Allem eine gute Seite abzugewinnen und das sei denen zur Beachtung empfohlen, die, wie Géza Zichy, ein „gesundes Mädchen" vom Storche präsentirt erhielten „und nicht einen Knaben, wie wir gehofft". Gleich hübsch, wie dieses Gedicht, sind die launigen Verse, mit welchem Zichy „einem jungen Vater" zur Ankunft seines Sprößlings gratulirt, die Freuden und Leiden schildert, mit welchem die Anwesenheit des kleinsten Hausgenossen und größten Haustyrannen verbunden ist, um mit dem Worte zu schließen, es gäbe nichts Klügeres und nichts Froheres, als sein eigenes Kind zu wiegen. Dann finden wir auf einem andern Blatte rührende Vierzeilen an die „welkende Knospe", sein krankes Kind, mit dem der „Rosenstock seiner Liebe" leidet, „dessen Wurzeln sein Herz umklammern". Sehr sinnig ist auch das nachfolgende Gedichtchen: „Kuß, Lächeln und Thräne":

„Weine nicht, mein süßes Mädchen,
Denn mein Herz darüber bricht,
Sieh', was soll dein kindisch Klagen
In der heit'ren Sonne Licht?!

Ja, die Thrän' in deinem Auge
Ist, als wie ein weises Wort
Wär' in deinem schönen Munde —
Küsse suchen wir nur dort.

Kuß und Lächeln sind dein eigen,
Klug vertheil' sie einst, mein Kind,
Wenn du schön und groß geworden,
Die so süß und kostbar sind.

Deinem Liebsten schenk' das Lächeln,
Deinem Kinde schenk' den Kuß
Und die Thräne weih' dem Vater,
Wenn er von dir scheiden muß."

Wie alle ungarischen Poeten besingt auch Zichy begeistert das ungarische Tiefland, die weite Pußten-Ebene in seinen Gedichten. Andere Strophen, die Franz Deák und Baron Joseph Eötvös gewidmet waren, beweisen, daß der Dichter auch ein warm fühlendes Herz für die politischen Geschicke seines Vaterlandes hat und die Verfechter liberaler Ideen mit allen seinen Sympathien begleitet. Höchst bemerkenswerthe Stücke sind ferner seine Balladen, welchen die knappe Fassung zu vorzüglicher Wirkung verhilft und die sich durch einen sehr volksthümlichen Ton auszeichnen. Nach so viel Liebenswürdigkeit, wie der Dichter in den Poesien bekundet, die an seine Frau und sein Kind gerichtet sind, wird man schwer glauben, daß er auch recht boshafte Epigramme verfassen kann. Und doch enthält die Sammlung seiner Gedichte einige witzige Stücke dieser Art.

Auch die poetischen Erzählungen Géza Zichys zeichnen sich durch Formvollendung, gewinnenden Humor und tiefe Empfindung aus. Sie erinnern in Anlage und Ausführung an die ähnlichen Dichtungen Paul Heyses, welcher dem ungarischen Grafen sicherlich als Vorbild diente. Eine dieser Erzählungen Zichys, deren Lectüre Jedem Vergnügen bereiten muß, ist: „Der arme Hans." Der Held der Erzählung ist ein wackerer Bauernbursche, der leider im Rufe steht, nicht allzu klug zu sein. Wie sehr er sich auch in der Wirthschaft des Vaters mühen mag, er ist von den Eltern wegen seines beschränkten Geistes verachtet, wird von dem Gesinde nur der „dumme Hans" geheißen, von Jedem verspottet und gestoßen. Er wird die Plage endlich satt und beschließt, in der weiten Welt sein Glück zu versuchen. Er wendet sich vor Allem an seinen Pathen, einen reichen Bauern, der ein schönes Töchterlein hat, verlangt Arbeit und eine Frau. Da kommt der „dumme Hans", wie er auch hier genannt wird, aber schön an. Der Vater weist ihm die Thür, die Tochter lacht ihn aus. Er richtet nun seine Schritte zum Hause eines guten Freundes, der im nächsten Dorfe wohnt, und bei dem er auch Arbeit sucht. Der gute Freund ist gern bereit, die starken Arme des Burschen in Dienst zu nehmen, der nun Dreścher und Pflüger und Hirte wird, sich auf jede erdenkliche Art nützlich macht, für alle Mühe bei kargem Lohn nur Schimpfworte erhält. Ja, eines Tages, da sich ein Widder aus der Heerde verläuft, die der Obhut unseres Hans anvertraut ist, gibt ihm der Dienstherr auch einen Schlag ins Gesicht. Schon erhebt der Bursche, welcher alle Besinnung verliert, das Beil, um den Mann niederzuschlagen, da ertönen Hilferufe vom Flusse her. Das Kind des Dienstherrn fiel in das Wasser und ringt mit den Wellen. Da wirft Hans das Beil fort, eilt zum Ufer, stürzt in den Fluß und rettet das untersinkende Knäblein vom Tode. Die glücklichen Eltern wollen ihm reichen Lohn geben, er schlägt indessen Alles aus und verläßt das Haus, wo er so ungerecht behandelt wurde. Nachdem es ihm überall in der Welt schlecht gegangen, will er zu den Eltern zurückkehren. Auf dem Heimwege kehrt er beim Pathen ein und wird mit großer Freude empfangen.

Das Töchterlein hat blasse Wangen und verweinte Augen; verführt und verlassen, wäre ein Freier dringend nöthig. Unser Held läßt sich feiern und betrachtet mitleidig das arme Kind. „Meinetwegen," denkt er, „möge man mich einen dummen Jungen schelten — ich nehme das Mädchen!" Und er feiert das Verlöbniß mit der Unglücklichen. Dann will er doch nach Hause sehen. Er kommt gerade zur rechten Zeit, das Elternhaus steht in Flammen, der Vater konnte sich nicht rechtzeitig flüchten und droht ein Opfer der Feuersbrunst zu werden. Der arme Hans aber dringt in das brennende Haus und trägt den Alten auf den Schultern ins Freie. Dieser jammert um sein Geld, das ihm lieber ist, als das Leben, und so entschließt sich Hans, nochmals in das Haus zu dringen, welches aber über seinem Haupte zusammenstürzt und ihn unter seinem Schutte begräbt. So endet der arme Hans, und der Dichter hat in der gewinnendsten, gewiß nicht aufdringlichen Weise die These demonstrirt, daß ein Herz auf dem rechten Flecke doch besser ist als aller Verstand der Verständigen. Von der gleichen anziehenden Anspruchslosigkeit sind die übrigen poetischen Erzählungen des Grafen Géza Zichy, von welchen wir noch die „Hexe von Leányvár", eine fesselnde Dichtung, die hie und da in einem romantischen Clairobscur sich bewegt, hervorheben wollen. Einen weit höheren Flug nimmt ein episches Gedicht in drei Gesängen: „Der Epilog der Menschheit", welches das erschütternde Drama vom Tode der letzten Menschen behandelt und die Scenen des jüngsten Gerichtes vor unserm Auge entrollt. Es würde zu weit führen, wollten wir hier nur eine Skizze dieses epischen Werkes geben, dem es weder an philosophischer Tiefe, noch an Originalität der Gedanken fehlt. Die Uebersetzung dieser wie der übrigen Dichtungen des Grafen Géza Zichy wäre wirklich wünschenswerth — man vergißt aber in Deutschland, wie es scheint, über dem Spielmann den Sänger. Und doch haben wir es hier mit einer dichterischen Individualität zu thun, welche Jeden bezaubert, der ihre Bekanntschaft macht.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Die interessantesten Neuigkeiten der letzten Wochen waren zwei altbekannte Werke, Richard Wagners „Walküre" und Hector Berlioz' Symphonie „Harold in Italien" — jene zum ersten Male in der Königlichen Oper, diese ebenso in einem Symphonie-Abende der Königlichen Kapelle aufgeführt. Die Leser der „Gegenwart" werden gewiß keine Betrachtungen über das Musikdrama Wagners erwarten, da ich hierüber bereits zweimal sehr Ausführliches in diesen Blättern geboten habe. Jetzt kann ich nur die neueste Thatsache berichten, daß die Anziehungskraft des Werkes nach wie vor dieselbe ist, daß die vier Vorstellungen, die bis zum Augenblicke, wo ich diese Zeilen niederschreibe, stattgefunden haben, vollständig gefüllt waren bis in die letzten Winkel des Hauses, und daß die erste Vorstellung, der ich beigewohnt, eine glänzende zu nennen war. Frau Sachse-Hofmeister ist als vortreffliche Wagner-Sängerin bekannt und gab als Siglinde eine vollendete Leistung in Gesang und Spiel. Neu war Frau v. Voggenhuber als Brünhilde; sie feierte einen wahren Triumph; die Erinnerung an die große unvergeßliche Reicher-Kindermann, die so früh der Kunst entrissen ward, lebte in den meisten Hörern noch in voller Kraft — um so ehrenvoller war der Erfolg der Frau v. Voggenhuber. Die sonst hochgeschätzte Fräulein Lili Lehmann konnte als Fricka uns nicht befriedigen, sie war zu theatralisch leidenschaftlich, zu wenig Göttin der Ehe, der häuslichen Ehre. Niemann sang und spielte an jenem Abende wie in den schönsten Bayreuther Tagen von 1876. Betz war ein vortrefflicher Wotan, wenn auch die Stimme etwas kälter und weniger vollendet schön klang, als in früherer Zeit. Herr Fricke als Hunding trug das Seinige bei zum Gelingen. Die Partien der acht Walküren waren von den besten Künstlerinnen vertreten, welche die Königliche Oper neben den erstgenannten Trägerinnen der Hauptrollen besitzt; nichtsdestoweniger brachte die erste Scene des dritten Actes nicht die Wirkung hervor, welche viel weniger bedeutende Sängerinnen in kleineren Theatern mit diesem Gesange erzeugt haben; es fehlte eben das stramme Zusammenwirken und das Feuer; nicht den Künstlerinnen fällt hier die Schuld zu, sondern der Leitung. Herr Kahle ist ein ganz vortrefflicher, verläßlicher Orchesterführer im gewöhnlichen Kapellmeister-Sinne, aber für das Wagner'sche Musikdrama fehlt ihm die poetische Auffassung und der Flug der Phantasie, der mit voller Kraft und Sicherheit immer das rechte Ziel erreicht. Manche Tempi waren zu schnell genommen; in manchen war wieder die Vorsicht des genauen Takthaltens zu sehr erkennbar. Auch klang das Orchester durchwegs zu stark. Ueber die Ausstattung können wir ein Urtheil nicht fällen, da unsere Grundsätze denen der Regie ganz entgegengesetzt sind; wir wollen nicht, daß die Aufmerksamkeit vom Kunstwerke auf Nebensachen gelenkt wird; die Art dagegen, wie der Feuerzauber dargestellt wird, zeigte aufs Unwiderleglichste, daß das Decorative als in erster Reihe stehend betrachtet wird; die Flammen sprühten so natürlich, daß viele Leute schon deswegen das Musikdrama weniger beachteten, weil sie sich vor einem Unfalle fürchteten. Dagegen wirkte die Erscheinung des Rosses Grane, das Frau v. Voggenhuber gemüthlich über drei Felsenwindungen hinter sich in die Coulisse herzog, worauf sie den Wälsung Siegmund zum Tode ruft, eher erheiternd — keinesfalls dem Ernste der Scene angemessen.

Wir haben noch einer neuen Erscheinung an der Königlichen Oper zu erwähnen, einer jungen Anfängerin, Fräulein Leisinger aus Stuttgart, einer Schülerin der Viardot. Die junge Dame hat als „Rosine" im Barbier und als Mignon einen ganz durchschlagenden und ganz verdienten Erfolg errungen. Es fehlt ihr noch viel von der eigentlichen Theaterkunst; aber was die Gesangskunst und die musikalische Bildung verlangt, besitzt sie in bedeutendem Grade, und dabei wohlthuende natürliche Empfindung! Also kann man eine glänzende Zukunft vorhersagen.

Die „Harold-Symphonie" von Berlioz, welche die Königliche Kapelle in ihrem letzten Symphonie-Abende vorführte, ist auch kein in Deutschland unbekanntes Werk; wir selbst haben sie 1853 in Frankfurt am Main unter des Componisten Leitung gehört; der selige große Geiger Ernst, den damals noch die letzten Strahlen seines großen Ruhmes umgaben und der als Gast in der Stadt weilte, spielte die Violopartie. Wir halten das Werk für die beste einheitlichste der dramatischen Symphonien Berlioz', der bekanntlich seine großartige Begabung in Versuchen abmühte, denen die Wesenheit der Tonkunst widerspricht. Was Berlioz wollte, konnte man als „Musikdrama ohne Worte" bezeichnen. Er schuf höchst Interessantes, Geniales und Großartiges, leider niemals Durchgreifendes, allgemein Ueberzeugendes, und wird immer zu den Künstlern gehören, deren Werke mit großer Achtung genannt, aber wenig aufgeführt werden. Daß sie in letzter Zeit in Paris mit so großem Enthusiasmus aufgenommen worden sind, ist vielmehr dem Hasse der Pariser gegen das Deutsche zuzuschreiben, dem Verlangen, einen großen französischen Instrumentalcomponisten und Programm-Musiker dem verhaßten Richard Wagner*) entgegenzusetzen, als der Verehrung und Auffassung der Berlioz'schen Composition. Diese wird immer auf einen kleinen Kreis beschränkt bleiben. Die Ausführung von Seiten der Königlichen Kapelle war eine vorzügliche unter Herrn Hofkapellmeister Radecke, dem besondere Anerkennung für die Mühe und das Wagniß gebührt. Das Publicum dieser Concerte ist durchaus nicht für neuromantische Richtung gestimmt; doch verhielt es sich im Ganzen eher freundlich. Die zweite Neuheit des Abends war eine in der That neue kleine Serenade für Streichinstrumente in vier Theilen von H. Hofmann, eine sehr angenehme musikalische Plauderei ohne jeden tieferen Gehalt, aber sehr geschickt gemacht, sehr hübsch klingend und der bestgewählte Gegensatz zur Berlioz'schen Symphonie; die Zuhörer erwiesen sich auch ganz besonders zufrieden und zollten lebhaftesten Beifall.

H. Ehrlich.

*) Seit dem Tode R. Wagners haben ja seine Werke wieder Gnade gefunden.

Notizen.

Essais sur l'histoire politique des derniers siècles par Jules van Praet. Bruxelles, Bruylandt-Christophe & Cie.

Der hervorragende belgische Staatsmann gibt in diesem dritten und letzten Bande seiner historischen Essays kritische Untersuchungen über die englische Regierung unter Georg III., über die Lage Frankreichs bei Beginn der Revolution, über die Politik von Katharina II. von Rußland und die Irrthümer, in Folge deren Joseph II. den Abfall der Niederlande vom deutschen Reiche herbeiführte. Es sind ebenso viele anziehende und meisterhaft ausgeführte Gemälde von der Hand eines geschichtskundigen Politikers und unparteiischen Beobachters. Besonders werth ist uns das Buch um seiner lebendigen Porträts von Pitt, Fox, Georg III., Katharina, Joseph, Mirabeau, Dumouriez, Louis XVI. willen, die alle leidenschaftslos, aber scharf und sicher entworfen sind. Mehr als einmal ist van Praet im Wiederspruch mit der Meinung zumal französischer Geschichtsforscher. So wenn er die Ansicht vertritt, daß Mirabeau zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben und wenn er mit nichten die Begeisterung für Talleyrands diplomatisches Talent theilt. „Er hat", sagt der Verfasser, „persönlich keinen entscheidenden Proceß zu Gunsten seines Landes gewonnen. Die Regierungen, denen er diente, haben ihn, mit Ausnahme der letzten, nach einiger Zeit immer fallen lassen und kalt gestellt. Die verschiedenen Scenen, in denen er auftrat, gab er noch vor der Lösung des Dramas preis. Sein staatsmännischer Ruhm ist mit einem gewissen geheimnißvollen Nimbus umhüllt worden, der ihm sehr gut zu statten kam." Wir empfehlen das geistreiche und elegant geschriebene Buch allen denen, die sich für die Geschichte des letzten Jahrhunderts interessiren. G.

* * *

Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs herausgegeben von einem Mitglied der Familie. 2. Auflage. Gotha, F. A. Perthes.

Daß nach einem Decennium schon eine zweite Auflage dieses biographischen Denkmals nöthig wurde, spricht für die Beliebtheit des frommen Sängers. Die zahlreich hier mitgetheilten Briefe an die Brüder Schlegel und andere Freunde verleihen dem mystischen Charakterbilde des jung verstorbenen Romantikers einen intimen Reiz. Das Wichtigste bleiben wohl die Enthüllungen über Novalis' angeblichen Uebertritt zur katholischen Kirche, eine durch Fälschung F. Schlegels und ein literarisches Mißverständniß Tiecks veranlaßte Legende, die noch heute in unseren Literaturgeschichten spukt. Wir wissen jetzt aus dieser Publication, daß die Marienlieder nicht als geistliche Lieder, sondern als einzulegende Dichtungen zum „Heinrich von Ofterdingen" concipirt wurden und daß F. Schlegel, nachdem er selbst katholisch geworden und durch den Wunsch geleitet, in Novalis der römischen Kirche einen werthvollen Convertiten zu verschaffen, eine entscheidende, nichts weniger als ultramontan gedachte Stelle in des Freundes Aufsatz: „Europa oder die Christenheit" mit mehr Geschick als Gewissenhaftigkeit einfach secretirt hat.

* * *

Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1875 bis jetzt. Von Hermann Wagener. 2 Abtheilungen. Berlin, R. Pohl.

Der einstige Redacteur der Kreuzzeitung erzählt uns hier ein Stück preußischer Geschichte, freilich in seiner Weise gefärbt, höchst parteiisch und tendenziös. Leider unterbricht er seinen Bericht gerade da, wo er am Interessantesten zu werden verspricht, in der Zwischenperiode von 1866 bis 1873; seine damalige Anstellung als vortragender Rath im Staatsministerium verpflichtet ihn nämlich zur Amtsverschwiegenheit. Das Werthvollste ist jedenfalls, was er über hervorragende politische Persönlichkeiten, mit denen er in nähere Berührung trat, z. B. über den Reichskanzler, zu „enthüllen" weiß, wobei er mit großer Genugthuung auch einen Ausspruch Lassalles anführt, der ihm das Compliment machte, er sei nach Bismarck und Lassalle der klügste Mann. Das Ganze ist ein mißlungener Versuch einer Selbstrettung mit der üblichen Verunglimpfung der Liberalen und des Parlaments. Alles Unheil, meint der Verfasser, kommt vom constitutionellen Gedanken; auch daß der vielberufene Geheime Ober-Regierungsrath Wagener seine Dienstentlassung erhielt, über deren Gründe derselbe allerdings sehr wenig Ueberzeugendes zu äußern weiß.

Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts von Adolf Hausrath. Leipzig, S. Hirzel.

Der gefeierte Heidelberger Kirchenhistoriker und Novellist (George Taylor) widmet die vorliegenden durchgängig nach den Quellen gearbeiteten zehn Essays aus dem Alterthum und Mittelalter, der Reformation und Neuzeit seinem Lehrer, dem Altmeister der Kirchengeschichte Professor K. A. Hase. Einen tiefen Einblick in das Zeitalter der Kirchenväter des zweiten Jahrhunderts gewährt die erste Abhandlung. „Die mit Geist am reichsten erfüllte Periode der menschlichen Geschichte ist die römische Kaiserzeit," beginnt Hausrath; „man zeige uns doch in der ganzen Weltgeschichte zwei Jahrhunderte, die etwas Aehnliches geleistet hätten wie die zwei Jahrhunderte von Augustus bis Septimius Severus!" Und der Verfasser schildert mit schönen, kräftigen Farben die Vorzüge des heidnisch-antiken Staates, wobei dessen Widersacher, die Christen, freilich nur allzu übel wegkommen. Nach dieser Darstellung sollte es unmöglich scheinen, daß dies erhabene Heidenthum in der That, wie es der Fall war, dem verschlagenen, gemeinen und schwachen Gegner unterliegen konnte. Eine stark tendenziöse Spitze ist der Schilderung der Kirchenväter jedenfalls nicht abzusprechen. Mehr einverstanden sind wir mit der zornerfüllten Untersuchung über den unheilvollen Ketzermeister Conrad von Marburg, — es ist ein vernichtendes Urtheil über die päpstliche Politik des 12. und 13. Jahrhunderts. Die Aufsätze zur Kirchengeschichte Südwestdeutschlands, zumal der Artikel über den religiösen Entwicklungsgang von D. F. Strauß, enthalten viel Gutes. Das Beste ist jedenfalls der geradezu herrliche Essay: „Luther und Käthe", den wir in jeder Beziehung über Freytags „Doctor Luther" stellen. Der strenge Quellenforscher geht hier Hand in Hand mit dem Novellisten und Künstler. Das Bild ist zutreffend, farbig und stimmungsvoll, auch mit feinem und biderbem Humor ausgeführt, wie es sich für ein Lutherbild schickt — ein meisterhafter apologetischer Beitrag gegenüber den neuesten ultramontanen Zerrbildern. Welch congenialer Luther-Biograph wäre nicht Hausrath! Hoffentlich führt er die hier gebotene Skizze zu einem Kolossalbilde des großen Mannes aus, — wir würden zu Gunsten dieses Werkes gerne auf ein paar zukünftige Romane von George Taylor verzichten.

* * *

Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. Eine Mittheilung bisher unbekannter Briefe von Theodor Distel. Leipzig, J. A. Barth.

Schon wegen des entzückenden Bildes der Frau von Humboldt ist das hübsch ausgestattete Büchlein allgemein zu empfehlen. Aber auch der Inhalt, Briefe Humboldts an den Freiherrn von Rennenkampf, ein ausführlicher Bericht des letztern über Humboldts Lebensende ist von großem Interesse. Die innige Liebe des großen Staatsmannes, Gelehrten und Weltweisen zu seiner ihm im Tode vorausgegangenen Gattin ist rührend ausgedrückt, seine Ansichten über Welt und Leben empfangen neue Beleuchtung, seine Bemerkungen über sein Verhältniß zu Schiller und Goethe sind höchst wichtig. Bei Gelegenheit des Falk'schen Buches über Goethe äußert er sich eingehend über die Art von Goethes Unterhaltung. G.

* * *

Die letzten Merowinger. Sittenroman aus jüngster Vergangenheit von Ernst Mewert. Wandsbeck, Mencke.

Studien am Secirtisch verlangen bekanntlich stählerne Nerven; möge sich daher jeder prüfen, bevor er das neueste Werk Mewerts in die Hand nimmt. Der Verfasser verschmäht es absichtlich, seiner Darstellung ein irgendwie versöhnendes Element beizufügen, wir sehen nichts als einen immer erneueten Zergliederungsproceß, der in seiner abstoßenden Gräßlichkeit kaum überboten werden kann. Die verwendeten Romanmotive gehören zu den abgebrauchtesten ihrer Gattung; der Held selbst wird von den Verhältnissen getragen, diese aber sind so gezeichnet, daß es den Anschein gewinnt, als ob der Autor nicht einen Sittenroman, sondern eine Beispielsammlung zu einer socialpolitischen Tendenzschrift geplant habe. An welche Adresse sich diese richtet, wird nach der Lectüre des Buches Niemandem zweifelhaft sein. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Ein bekannter junger Schriftsteller,

dessen Werke (Skizzen, Novellen ꝛc.) eine glänzende Aufnahme seit. Publik. wie Presse fanden (eine der vornehmsten Zeitschriften bezeichnet diese Werke als „von vollendeter Meisterschaft"), sucht zu sofort oder später Stelle als **Feuilletonredacteur** einer größ. Zeitung, resp. Zeitschrift Da selbst etwas bemittelt, sind Ansprüche höchst bescheiden (circa 1500 *M.*). Suchend. ist 27 Jahre, evangel, unverheir., von ausgezeichnet. Famil. Bücher, Probearb. ꝛc. zu Diensten. Gef. Off. unter **R. M. Z. 25** Exped. ds Zt. erbeten.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben:

Kampf und Schutz

gegen drohende Schwindsuchtskrankheiten des Kehlkopfs und der Lungen

in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät.

Für Ärzte und Laien von

Dr. med. **Michaelis**, prakt. Arzt.

Mit 2 Holzschnitten. 8. geh. 1 *M.* 20 S.

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten

von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. *M.* 1.50.

Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Auf friedlichem Wege.
Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage
von **Michael Flürscheim**
Verl. v. Oscar Sommermeyer
Baden. 25 Bog. Preis: 2 M.,
Volksausgabe M. 1.

Diese Schrift, aus der Feder eines bekannten deutschen Industriellen, wird überall das grösste Aufsehen erregen und so recht dazu bestimmt sein, Klarheit in die grösste weltbewegende Frage zu bringen, die nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sie ihre definitive Lösung gefunden.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Das erste Auftreten

des Eisens in Nord-Europa.

Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie

von **Dr. Ingvald Undset.**

Deutsche Ausgabe von **J. Mestorf.**

Mit 209 in den Text gedruckten Holzschnitten und 500 Figuren auf 32 Tafeln.

Preis: 15 *M.*

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Luther,

Historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen

von

Otto Devrient.

Ein Festspiel, erstmalig im Herbste 1883 zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luther's dargestellt von Bewohnern Jenas.

Zweite Auflage.

gr. 8. XII, 160 S. geh. *M.* 3.60. Eleg. geb. *M.* 5.—.

Abonnements für Mai und Juni

für 3 Mark 50 Pf. bei allen Postanstalten.

Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Auflage 71,000. Probe-Nummern gratis und franco.

„Berliner Tageblatt"

nebst seinen werthvollen 4 Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt **„ULK"**, illustr. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** und **„Industrieller Wegweiser".**

Im **Roman-Feuilleton** des „B. T." erscheinen folgende interessante Werke: **„Auf der rauhen Alb"** von **E. Vely**; „Prinzessin Licora" von **Hieronymus Lorm.**

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.

Otto Spamer's Illustrirtes

Konversations-Lexikon

für das Volk.

Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.

In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.

Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Soeben erscheint im Verlage der K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig:**

Aus Litteratur und Symbolik.

Abhandlungen

von

D. Paulus Cassel.

In gr. 8. eleg. br. *M.* 8.—, eleg. geb. *M.* 9.—

Inhalt: Die Sage vom Tannhäuser. — Aus dem Königreich des Gral. — Tristan und Parzival. — Parzival. — Der König. — Barlaam und Josaphat. — Der dreifarbige Stein. — Gräbersymbolik. — Der Tannenbaum am Weihnachten. — Das Henkelkreuz. — Das redende Lamm. — Athene Tritageneia. — Russen und Waräger. — Shylock.

Das geistreich geschriebene Werk des bekannten Verfassers sei allen Gebildeten bestens empfohlen.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Jetta.

Historischer Roman

aus der

Zeit der Völkerwanderung

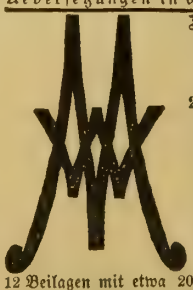
von

George Taylor.

Preis geheftet: *M.* 8.—

In Halbkalblederband eleg. geb.: *M.* 10.15.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 3. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die östreichische Gewerbenovelle. Von D. Zeller. — Eisenbahnlinien in Vorderasien. Von Heinrich Kohn. — **Literatur und Kunst:** Schummern. Von Klaus Groth. — Zum Schopenhauer-Denkmal. Von Karl Hillebrand. — Novellen von Hans Hoffmann. Besprochen von Theophil Zolling. — Florentiner Ostertage. Von F. Boettcher, M. d. R. — Die Pariser Theatersaison. Von Eugen von Jagow. — **Aus der Hauptstadt:** Die Menzel-Feier. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die östreichische Gewerbenovelle.

Von D. Zeller.

Wie man in Deutschland durch die sogenannte Reform der Gewerbeordnung, die Grundlage jeder modernen wirthschaftlichen Entwicklung, die Gewerbefreiheit zu erschüttern sucht, so haben auch in Oestreich Strömungen die Oberhand gewonnen, welche in der veralteten Zunftverfassung Rettung vor den wirklichen und eingebildeten Mißständen im Gewerbewesen sehen. In Deutschland wie in Oestreich ist es ein charakteristischer Zug der zünftlerischen Handwerkerpartei, für so viele Gebrechen und gewerbliche Unbequemlichkeiten vorzugsweise die Gesetzgebung verantwortlich zu machen. Am 15. September v. J. trat in Oestreich das neue Gewerbegesetz in Kraft, welches Dank der feudalklerikalen Partei das Fundament der Gewerbeordnung von 1859, die Gewerbefreiheit, in vielen Punkten verletzt hat. Die Gewerbenovelle schuf zunächst neben den bisherigen freien (auf einfache Anmeldung hin) betriebenen und den concessionspflichtigen, eine dritte Kategorie: die handwerksmäßigen Gewerbe, ohne eine genaue Begriffsbestimmung zu geben. Einer Ausführungsverordnung ist es überlassen das Räthsel zu lösen, das Gesetz selbst enthält nur die vage Definition: „Als handwerksmäßige Gewerbe sind die anzusehen, bei denen es sich um Fertigkeiten handelt, welche die Ausbildung im Gewerbe durch Erlernung und längere Verwendung in demselben erfordern. Die praktische Bedeutung dieser Neubildung liegt in der Fernhaltung der Concurrenz des Kleinhandels, da zum Betriebe des handwerksmäßigen Gewerbes der Befähigungsnachweis verlangt wird. Die Neuerung wird mit der Nothwendigkeit des Schutzes der redlichen Arbeit und der bestehenden Gewerbbetriebe gegen Schleuderproduction, gegen Unerfahrenheit, Leichtsinn beim Antritt des Gewerbes zu rechtfertigen versucht. Das vom Vorsteher der Zwangsgenossenschaft (Zunft) — in Gemeinden, in denen keine Innungen bestehen, vom Gemeindevorstande — zu bestätigende Lehr- und Arbeitszeugniß dient zum Nachweis der Befähigung, die mehrjährige Lehrlingszeit ersetzt ein Zeugniß über den erfolgreichen Besuch einer gewerblichen Fachschule. Die Novelle hat ferner den Kreis der concessionspflichtigen Gewerbe erweitert, überhaupt der Concessionspflicht und behördlichen Einmischung, als Inbegriff der öffentlichen Rücksichten, einen großen Spielraum eingeräumt, endlich das Princip der Zwangsgenossenschaften (Zünfte, Innungen) wesentlich verschärft. Die 1859er Gewerbeordnung behielt die alten Innungen, wenngleich im geschmälerten Wirkungskreise, als „Zwangsgenossenschaften" bei. Der Entwurf war viel weiter gegangen, er wollte unter Aufhebung der bestehenden Zünfte und Handelsgremien die gewerblichen Corporationen lediglich als freie Vereine der Gewerbtreibenden constituiren. Allein man entschied sich schließlich doch für den Fortbestand obligatorischer „Genossenschaften", wie die gewerblichen Corporationen in der Sprache der östreichischen Gesetzgebung genannt werden. Die Zwangsgenossenschaften sollten dem Gewerbestande einen Vereinigungs- und Stützpunkt für seine speciellen Interessen bieten und nebenbei ein Mittelglied zwischen den Gewerbtreibenden und Behörden bilden. Nicht mehr den exclusiven Charakter der alten Zunft tragend, war ihnen in der Verfolgung von Humanitäts-, Disciplinar- und Unterrichtszwecken die Möglichkeit verdienstvollen Wirkens erschlossen. Trotz zahlreicher Petitionen aus den Kreisen der Gewerbsinhaber und Hülfsarbeiter wurde die Institution der Zwangsinnungen nicht fallen gelassen, man verschloß sich der Ueberzeugung, daß sich ein selbstthätiges Wirken und Schaffen nicht durch Gesetzesparagraphen ersetzen läßt. Auch in Oestreich hatten die Zwangsgenossenschaften keine Einwirkung auf die Bessergestaltung der Verhältnisse des Handwerkes. Natürlich machte man seitens der Apostel der Zwangsinnungen hiergegen das Argument geltend, es sei noch nicht Zwang genug vorhanden, es müsse noch mehr Zwang angewendet werden. So hat denn die Gewerbenovelle unter dem Drucke der herrschenden Strömungen die Competenz der Zwangsgenossenschaften erweitert und erscheint als die wichtigste Neuerung im östreichischen Gewerberecht die allgemeine Einführung obligatorischer Genossenschaften. Der Wortlaut des Gesetzes zeigt, daß keineswegs blos die handwerksmäßigen Gewerbe, sondern mit Ausnahme der Fabriken alle Gewerbbetriebe Innungen bilden sollen. Handelte es sich doch darum, den Wünschen der Vertreter des Kleingewerbes Rechnung zu tragen! Bezüglich der zwangsweisen Einbeziehung der Gewerbtreibenden eines bestimmten Bezirkes in die Genossenschaften gilt im Wesentlichen das bisherige System, wonach unter denen, welche gleiche oder ähnliche Gewerbe in einer oder in benachbarten Gemeinden betreiben, der bestehende Verband aufrecht zu erhalten, oder, falls er nicht besteht, von den Behörden herzustellen ist. Die Zwangsgenossenschaft kann unter Umständen auch die Gewerbtreibenden und Arbeiter mehrerer Gemeinden oder verschiedenartiger Gewerbe umfassen, z. B. auf dem Lande, wo nur vereinzelte Gewerbebetriebe sich vorfinden. Mitglieder der Zwangsgenossenschaften sind nicht blos die Arbeitgeber, sondern auch die Gehülfen (Gesellen), diese allerdings in untergeordneter Vertretung, die Gewerbeinhaber sind im Gegensatz zu den Gehülfen, den Angehörigen der Zwangsgenossenschaften, deren eigentliche

Mitglieder. Die Beitrittspflicht ist einfach die Folge des Beginns eines Gewerbes; wer mehrere Gewerbe selbstständig betreibt, welche nicht in eine Genossenschaft vereinigt sind, kann daher auch mehreren Genossenschaften angehören. Der territoriale Umfang der einzelnen Genossenschaften kann jederzeit von der Verwaltungsbehörde nach Einvernehmen der Handels- und Gewerbekammern und Anhörung der Betheiligten bestimmt werden. Eine paritätische Vertretung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer innerhalb der Zwangsgenossenschaft hielt man wegen der Interessengegensätze und Verschiedenheit der socialen Stellung für undurchführbar. Die Gehülfen sind deshalb nur bei den gemeinsamen Angelegenheiten der beiden Elemente, bei dem schiedsrichterlichen Ausschuß und der Verwaltung der Krankenkassen (zu welchen sie Beiträge neben den Arbeitgebern zahlen) den Gewerbsinhabern gleichgestellt. Im Uebrigen bilden sie ein gesondertes Organ in der Gehülfenversammlung zur Wahrung und Erörterung ihrer speciellen Interessen. Demgemäß bestehen als Organe der Zwangsgenossenschaften: die Genossenschaftsversammlung und die Genossenschaftsvorstehung mit dem Genossenschaftsausschuß, ausschließlich aus Meistern als Mitgliedern, wobei es den Statuten vorbehalten ist zu bestimmen, inwiefern den Gehülfen eine Vertretung im Ausschuß eingeräumt werden kann. Jeder Genossenschaftsversammlung sind Vertreter der Gehülfenversammlung (2—6) beizuziehen, welchen Behufs Vorbringens von Wünschen berathende Stimmen zustehen. Da nun auch der schiedsgerichtliche Ausschuß, dessen Competenz die Gewerbeordnung feststellt, zur Hälfte aus Gehülfen besteht, endlich die Vorstände der Krankenkassen zu zwei Drittheilen aus Gehülfen zusammengesetzt sein müssen, sind auch diese Delegirten von der Gehülfenversammlung zu entsenden. Entsprechend der Theilnahme der Gehülfen an der Genossenschaftsversammlung kann die letztere ihrerseits Delegirte in die Gehülfenversammlung entsenden, welche derselben mit berathender Stimme beiwohnen.

Das Programm der Genossenschaften ist ein überaus reichhaltiges. Nach der Gewerbenovelle besteht der Zweck der Genossenschaft in der Pflege des Gemeingeistes, der Erhaltung und Hebung der Standesehre unter den Mitgliedern und Angehörigen, wobei die facultativen Aufgaben mit Anführung von Beispielen, wie Errichtung von Vorschußkassen, Rohstofflagern, Verkaufshallen, gemeinschaftlichem Maschinenbetrieb u. s. w. vorangestellt sind. Als obligatorische Aufgaben sind aufgeführt: die Sorge für Erhaltung geregelter Zustände zwischen Gewerbsinhabern und ihren Hülfsarbeitern besonders in Bezug auf den Arbeits- und Lohnverband, die Austragung von Streitigkeiten durch Schiedsgerichte, die Sorge für ein geregeltes Lehrlingswesen, die Gründung und Förderung von Fachschulen, Krankenanstalten, Unterstützungskassen, gewerblichen Associationen u. s. w. Es läßt sich nicht verkennen, daß das neue Gesetz die Organisation der Genossenschaften sorgfältig ausgearbeitet hat, was besonders bei dem Krankenversicherungswesen hervortritt. Auf letzteres einzugehen liegt außerhalb des Zweckes der Arbeit, welche nur ein Bild des östreichischen Innungswesens in allgemeinen Zügen geben will. Ob die neue Organisation die Genossenschaften zu regem Eifer in der Betheiligung der ihnen zugewiesenen Aufgaben entflammen wird, muß nach competenten Stimmen aus Oestreich bezweifelt werden. Vielfach werden die Opfer an Zeit, Mühe und Beiträgen da, wo der Kreis der Theilnehmer nicht ein sehr großer ist, als eine drückende Last empfunden. Insbesondere taucht fortwährend die Frage auf: Warum denn alles das, was die Reform schaffen soll, nicht bereits bei dem mehr als zwanzigjährigen Bestande der Zwangsgenossenschaften realisirt sei? Niemand kann die Berechtigung dieser Frage bestreiten. So schreibt die „Genossenschaft", Organ des Verbandes der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Oestreich: „Bis jetzt haben die Gewerbtreibenden von der genossenschaftlichen Institution — wenn wir von den Vorschußvereinen absehen, — nur einen sehr unzureichenden Gebrauch gemacht. Gerade das Verhalten der Gewerbtreibenden gegenüber diesen Einrichtungen, welche ihnen wenigstens zum Theil die Vortheile des Großbetriebes verschaffen sollen, ist bezeichnend für die Sorgfalt, welche sie der Hebung und Besserung ihres geschäftlichen Betriebes zuwenden. Sie besteht in vollständiger Gleichgültigkeit. Wo man aber wirklich den Versuch machte, derartige Genossenschaften ins Leben zu rufen, da zeigte sich neben dem Streben der Einzelnen, die Genossenschaften zu ihren Gunsten und zum Nachtheil des Ganzen auszubeuten, ein vollkommener Mangel kaufmännischer und volkswirthschaftlicher Kenntnisse u. s. w." Das Organ der Associationen spricht sich gegen Errichtung von Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften durch Zwangsgenossenschaften als mit dem Wesen der ersteren unverträglich aus und tritt ganz entschieden der Tendenz entgegen, Vorschußvereine zu gründen, welche ausschließlich aus Mitgliedern einer bestimmten Gewerbsgenossenschaft bestehen.

Durch das Produkt wirthschaftlicher Reaction auf dem Gebiete des Gewerbrechtes ist indessen nur ein Theil der Wünsche des Kleingewerbestandes realisirt worden. Seine Forderungen gehen noch weiter, und er wird den erlangten Erfolg nur als eine erste Etappe betrachten auf dem Wege, das Handwerk zu dem „alten goldnen Boden zurückzuführen". Ob diese Bestrebungen des östreichischen Kleingewerbestandes noch weitere Förderung erfahren werden, hängt bei den eigenthümlichen Verhältnissen in Oestreich-Ungarn von der politischen Constellation ab.

Eisenbahnlinien in Vorderasien.

Von Heinrich Kohn.

Ich wünschte in folgendem die Aufmerksamkeit auf ein Ländergebiet zu lenken, welches zwar momentan etwas mehr in den Hintergrund der Tagespolitik getreten ist, das aber von heute auf morgen wieder in den Brennpunkt europäischer Interessen gerückt werden kann, ein Gebiet, welches nach langer lethargischer Ruhe bestimmt zu sein scheint, in erreichbarer Ferne die Arena für zwei mächtige Streiter zu bilden. Südwest-Asien, worunter ich für diesen Zweck neben Mesopotamien, Armenien und Persien noch den westlichen Theil Turkestans, Afghanistan und Belutschistan verstehe, ist es, wo schon lange Indoengland mit dem russischen Nachbar „Fühlung" gewonnen hat, wohin sich längst die keineswegs, und aus guten Gründen, von Sorgen freie Aufmerksamkeit englischer Politiker und die Hoffnungen unternehmungslustiger russischer Geister gerichtet haben, und wo die Frage, wem die indische Halbinsel für das nächste Jahrhundert gehören solle, in nicht zu ferner Zeit entschieden werden muß.

Doch es sind keine Zukunftsspeculationen politischer Art, so verlockend solche auch für Leute erscheinen möchten, welche sich eingehender mit diesen Fragen beschäftigen, die ich hier auseinandersetzen will, sondern nur um über eine Bewegung zu referiren, welche sich unlängst in handelspolitischen Kreisen Englands gezeigt hat, möchte ich den Leser einladen, die Karte jener ältesten Culturländer zur Hand zu nehmen, in deren großartigen Ruinen das Gesindel der heutigen Epigonen seine ärmlichen Behausungen aufgeschlagen hat.

Ehe noch der erste Spatenstich geschehen war, um die Gewässer des rothen mit denen des syrischen Meeres zu vermischen, war bereits ein anderes Project aufgetaucht, das den fernen Osten in noch schnellerer Weise mit dem Occident in Verbindung bringen sollte; aber eben die Ausführung des Suezkanals war neben Anderem die Ursache, daß das Project einer Bahn durch Mesopotamien in den Hintergrund gedrängt wurde, und es wäre dasselbe, gleich den hundert anderen alljährlich aufschießenden, durch die technischen Riesenbauten unserer Tage angeregten Projecten derart, wohl ebenfalls längst der Flucht der Zeit zum Opfer gefallen, wäre sein Grundgedanke nicht ein zu gesunder und klarblickender gewesen. Zwar noch in den 60er Jahren Gegenstand der Aufmerksamkeit des Parlaments und noch 1872 von einer Commission des Unterhauses untersucht und befürwortet, war das Project bisher immer doch nur mehr in aka-

demischer Weise behandelt worden, und erst in der neuesten Zeit ist dasselbe, namentlich durch die energische Agitation in dem Organ der Londoner Handelskammer, wieder mehr in die Reihe praktischer Erwägungen getreten; unmittelbaren Anlaß zu letzterer hatte zunächst die Broschüre von Charles Marwin „The proposed railway to Herat and India" und ferner die nicht ungegründete Befürchtung gegeben, daß französisches Kapital sich wieder wie beim Suezkanal den englischen „Interessen" in unliebsamer Weise allzu „zuvorkommend" erweisen möchte. Ehe wir aber auf obige Schrift und das Project selbst eingehen, mögen zuvor einige resümirende Bemerkungen gestattet sein.

Bis vor wenige Jahre war Malta das einzige Depot gewesen, das England im Falle von Verwicklungen im Osten eine vorläufige Concentration von Streitkräften und Material gestattet hätte. Das energische Auftreten Beaconsfields erwarb England ebenso geräusch- wie mühelos eine weitere äußerst wichtige Position im syrischen Meere, wenige Meilen von der asiatischen Küste, in der Insel Cypern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Beaconsfield in dieser Insel, neben einem allgemeinen eventuellen Centraldepot auch in der Erinnerung an die seinerzeit Lord Palmerston (s. u.) gemachten Vorschläge, gewissermaßen einen Brückenkopf für die große Straße durch Mesopotamien nach dem persischen Meerbusen gewinnen wollte. Seitdem der gegenwärtige liberale englische Premier mit seiner toryistischen äußeren Politik so unbestreitbare Erfolge erzielt hat, ist als letzterer und wichtigster Posten Aegypten zu jenen getreten: mögen auch in ruhigeren Zeiten, wie die des gegenwärtigen Augenblicks, aus galanten Rücksichten und zu parlamentarischem Versteckspielen die Namen des Khediven und Sultan noch öfters genannt werden, als ihrer wirklichen Bedeutung entspricht, in denjenigen Zeiten, für welche Aegypten erobert wurde, werden solche Rücksichten fortfallen, wird das Nildelta eine ebenso wichtige Position, wie Malta und Cypern, für England bedeuten. Die Debatten über den zweiten Suezkanal endlich sind in noch zu frischer Erinnerung, als daß wir darauf zurückkommen sollten.

Aber selbst diese Errungenschaften, welche den Weg nach Indien zu einem von englischen Sperrforts besetzten Defilé machen, bieten England noch nicht die gewünschten Garantien betreffs der Erreichbarkeit seines indischen Kaiserreiches, denn von Suez bis Bombay sind es noch nicht weniger als 2972 Seemeilen (nach Karratschi, welches bei diesen Calculationen viel mehr in Betracht kommt, etwa 130 Seemeilen weniger), zu deren Durchmessung selbst die schnellen vom Staat subventionirten Dampfer der „Peninsular and Oriental" Linie 11 Tage gebrauchen. Und das erscheint dem englischen Politiker eine unsäglich lange Frist, wenn er seine Augen nach Norden wendet. Zwar ist es dort noch nicht gelungen, allerdings wohl mehr aus Geldrücksichten, als aus technischen Gründen, die Felsenmauer des Kasbek zu durchbohren, und die Bahn von Rostow ist in Wladikaukas noch eine Sackgasse, aber das europäische Pennsylvanien, das naphtareiche Georgien, ist von Poti bis Baku überschient und die kaspische Flotte (bekanntlich darf laut Vertrag Rußlands mit Persien auf den Gewässern dieses Binnenmeeres nur die russische Flagge wehen) wächst durch schnelle Zunahme an Zahl wie an Größenrang ihrer Schiffe zu einem schwer ins Gewicht fallenden Transportfactor heran. Vor einem halben Jahre erregte ferner auch die Nachricht Interesse, daß von Enseli, dem einzigen brauchbaren persischen Hafen dieser Küste, oder vielmehr von dem benachbarten Rescht aus eine Trace nach Teheran von russischen Ingenieuren vermessen werde. Eine solche Bahn hätte zwar mit dem Wege nach Indien direct nichts zu thun, wäre aber insofern von Wichtigkeit, als sie noch mehr wie bisher Persien in commercieller Hinsicht auf Rußland verweisen und letzterem durch den Besitz einer bequemen Straße in das Herz dieses Staates einen viel größeren Einfluß auf denselben ermöglichen dürfte.

Doch das eigentliche Gespenst, indem wir auf die oben angezogene Broschüre von Marwin zurückkommen, das den Hauptvorwand zu der neuerlichen Agitation für die mesopotamische Bahn gegeben hat, ist der von General Annenkoff der russischen Regierung vorgeschlagene Bau einer Bahn von der Ostküste des Kaspischen Meeres entlang der persischen Nordgrenze nach Herat und von dort weiter bis zu dem südlichen „Schlüssel von Indien", dem Bolanpaß, bis zu welchem (d. h. bis Sibi, aber noch nicht durch den Paß selbst) bereits eine englische Abzweigung der großen Indusbahn führt. Von dieser projectirten Bahn, die in der That von einer eminenten strategischen Wichtigkeit wäre, besteht schon seit einigen Jahren als Militärbahn die Strecke von Michaïlowsk, einem russischen Fort gegenüber von Baku, bis Kisil-Arwat (56° ö. L. v. G.) in der Länge von 217 Werst (232 Kilom.), deren Herstellungskosten 13 Millionen Mark betragen hat. Von Kisil-Arwat bis Sarachs, südöstlich von dem durch Skobeleff traurig berühmten Merw, wo der Heri Rud die nördlichen Gebirgsketten Afghanistans durchbricht und dadurch die einzige natürliche Straße nach den südlichen Hochebenen eröffnet, zöge sich die Bahn in 516 Kilom. Länge am Südrande der Turkmenenwüste dahin und würde dann das Flußthal aufwärts in das Gebirge eindringen, um in weiteren 326 Kilom. Strecke das bereits 2500 englische Fuß hoch gelegene Herat zu erreichen. Von dort ab erst würde die Bahn, des gebirgigen Terrains wegen, größere Schwierigkeiten zu überwinden haben: während bis Herat der Kilometer etwa 50,000 Mark kosten dürfte, müßte man für die 965 Kilom. von dort über Kandahar und Ketta nach Sibi allermindestens 90 Millionen Mark Herstellungskosten berechnen.

Da diese Trace die von der Natur selbst vorgezeichnete directeste Straße von Südosteuropa nach Indien ist, und auch für den Handel von größter Bedeutung werden könnte, so ist nicht zu zweifeln, daß sie später einmal erbaut werden wird; daß aber heute schon, wie die englischen Pamphletisten Glauben machen möchten, in der bloßen Möglichkeit ihrer Erbauung für England eine Gefahr liege, das ist eine übertreibende, aber, wir möchten sagen, in guter pädagogischer Absicht übertreibende Anschauungsweise: augenblicklich, wo Rußland mit chronischem Deficit gegen einen Bankerott anzukämpfen hat, ist es nicht im Stande, für indische Zukunftsmusik 130 Millionen Mark auszugeben und die russische Stimmung ist dem Project auch keineswegs günstig zugethan; dagegen halten wir das Manöver, durch einen solchen, wenn auch nicht augenblicklich bedrohlichen, so doch in seiner Realität nicht wegzuleugnenden Popanz ein in politischer wie commercieller Hinsicht so ungemein bedeutendes Werk, wie die mesopotamische Bahn, zu fördern, für ein verdienstliches und erlaubtes. Daß übrigens die russischen Generale, der energische bisherige Statthalter Turkestans, Tschernajeff, voran, keinen Moment ihr Auge von ihren panslavistischen Zielen verlieren und General Annenkoff sein Project auch keineswegs nur als akademischen Essay betrachtete, beweisen unter Anderem die neuesten Versuche, die nördliche, durch die schwierigen, 12,000 Fuß hohen, monatelang eingeschneiten Pässe des Hindukusch unvorteilhaftere Route nach Indien über Kabul durch die Entdeckung der neuen Straße nach Turkestan praktikabler zu machen, beweist auch ferner die militärische Recognoscirungsexpedition, die vor einem halben Jahre unter Führung des bekannten Asienreisenden Prschewalski nach Pamir und Tibet aufgebrochen ist, beweist endlich die soeben officiell verkündete Einverleibung Merws in das russische Reich. Durch diese Besitzergreifung, deren Bedeutung nur englische Blätter mit schlecht geheuchelter süß-saurer Miene herabzumindern versuchten, ist Rußland nunmehr in der Lage, die erste Hälfte der genannten Bahn bis zum Heri Rud auf eigenem Gebiete auszuführen. Daß der allzueifrige Tschernajeff vor einigen Tagen aus dem ein chauvinistisches Regiment nicht wohl vertragenden Turkestan abberufen worden, nachdem er nunmehr die Befestigung der Stellung Rußlands dortselbst zu einem gewissen vorläufigen Abschluß gebracht hat, als ein Désaveu der Thätigkeit desselben anzusehen, mag höchstens in England zu Zwecken der Selbsttäuschung Befriedigung gewähren. Noch bemerken wir eins zu der genannten Bahn, sowie Bahnen in Turan und Persien überhaupt, in betriebstechnischer Hinsicht. Der Mangel an Holz in jenen waldlosen Sandsteppen, sowie an benachbarten Steinkohlenlagern, wäre früher für den Betrieb und damit viel-

*

leicht für das Zustandekommen der Bahn ein ernstlicher Vertheuerungsfaktor gewesen. Die in dem 70er Jahrzehnt so rasch aufgeblühte und wohl bereits in den nächsten Jahren den europäischen Markt versorgende Erdölindustrie Bakus hat jedoch in dieser Hinsicht Abhilfe geschaffen. Die zähen Destillationsresiduen der kaukasischen Naphta werden schon seit einigen Jahren auf den Kaspi- und Wolgadampfern, wie auf einigen südrussischen Bahnen, pulverisirt als ebenso compendiöses wie heizkräftiges Feuerungsmaterial verwendet und lösen die Heizmaterialfrage für Bahnen in Vorderasien in befriedigendster Weise.

Ein Bahnzug nun, so calculiren jene englischen Politiker, von etwa 40 Kilom. Geschwindigkeit in der Stunde, würde zur Zurücklegung der 1700 Kilom. von der Küste des Kaspischen Meeres bis zum „Thore Indiens" keine 2 Tage gebrauchen, während England erst in 11 Tagen die Mündung des Indus von Aegypten aus erreichen kann. Um dieses grelle Mißverhältniß wenigstens einigermaßen auszugleichen, wäre es Lebensaufgabe für das angloindische Reich, ebenfalls eine directere Verbindung mit dem Mutterlande und dessen Stationen zu erhalten. Wir haben oben angedeutet, daß dieses Project schon sehr alt ist, und höchst charakteristisch ist, daß bereits in der ersten Deputation, welche, von Lord Shaftesbury eingeführt, im Juni 1857 in dieser Angelegenheit Lord Palmerston ihre Ansichten darlegte, neben dem nicht zu unterschätzenden commerciellen Vortheil von Anfang an die politische Bedeutung der Bahn in den Vordergrund gestellt worden ist. Sir William P. Andrew sagte damals (die große Indusbahn, die jetzt von Pischawar über Lahore bis Karratschi geht, war zu jener Zeit selbstverständlich noch nicht erbaut): „Das große Ziel, das wir dabei verfolgen, ist, England und die Nordwestgrenze von Indien mit Dampfeshilfe durch die Thäler des Euphrat und Indus zu verbinden. Die letztere Bahn wird es uns ermöglichen, die indische im Pendschab stehende Truppenmacht rasch nach Bedürfniß auf den Bolan oder den Kaiber-Paß, die beiden Thore Indiens zu concentriren; die erstere mit dem Indus durch eine rasche Dampferlinie verbunden, wird es uns ermöglichen, die Flanke und den Rücken jeder durch Persien nach Indien ziehenden Kriegsmacht zu bedrohen." Wir führen diese Worte nur an, um den von vornherein als vorzugsweise politisch zugestandenen Charakter dieser Bahn zu präcisiren; im Uebrigen ist die letzte Bemerkung betreffs des Bedrohens der Flanke eine vollständig sinnlose: daß dies nicht geschieht, dafür sorgen die fast unübersteiglichen 10,000 Fuß hohen Gebirgsketten der persischen Westgrenze, sorgen ferner die ungeheuren Sandwüsten Ostirans; dagegen ist die Bahn als Transportmittel, seien es nun Truppen, oder compendiösere Waaren, von höchster Wichtigkeit.

Nach dem ursprünglichen Plan Sir Williams nun würde die Bahn in Alexandretta das Mittelmeer verlassen, das Küstengebirge überschreiten, nach 145 Kilom. Aleppo erreichen, nach weiteren 67 Kilom. an den Euphrat bei Balus gelangen, von da ab sich stets außerhalb des Ueberschwemmungsgebietes des Flusses auf dem rechten Ufer des Euphrat halten und über Ana, Hit, Kerbella, Mesched Ali und Semarva den Hafen Koren (oder Kouet) am persischen Meerbusen erreichen. Die ganze Strecke vom syrischen bis zum persischen Meer betrüge 1480 Kilom. und böte keine besonderen technischen Schwierigkeiten der Herstellung. Dagegen liefe die Bahn durch meist ödes, wenn auch wahrscheinlich recht wohl cultivirbares Steppenland, und würde eine Reihe von bedeutenden Handelsstädten Mesopotamiens nicht berühren, wenn auch Bagdad durch einen Seitenarm von wenigen Meilen mit der Hauptlinie verbunden werden könnte. Allerdings hätte sie den unbestreitbaren Vortheil, die directeste Linie zu sein; es ist jedoch in solchen Fällen der kürzeste Weg nicht immer der vortheilhafteste, und deshalb hat ein anderes Project, das auch den Handels- und Localbedürfnissen mehr Rechnung trägt, ungleich größere Aussicht auf zunächstige Verwirklichung.

Nach diesem Project, der Tigrislinie, würde die Bahn sich von Aleppo nach Norden wenden, bei Birdschik den Euphrat überschreiten, um über Orfa, Diarbekir, Mosul auf dem linken Ufer des Tigris nach Bagdad zu laufen. Bis Bagdad herauf kommen bereits englische Flußdampfer von Basra, welcher Hafen, beiläufig einer der ungesündesten, fieberverpestetsten dieser Gegenden, seinerseits durch Schiffe der britisch-indischen Dampfergesellschaft mit Karratschi in Verbindung steht. Es wäre somit schon allein die Bahn bis Bagdad von größtem Werthe; andererseits könnte sie von hier, wobei allerdings die in dem unteren sumpfigen Inundationsbette des Zwillingsstroms keineswegs so sehr leichte und kostenlose Ueberbrückung des Tigris und Euphrat nöthig wäre, vollends weiter bis Basra oder dem oben erwähnten Koren geführt werden. Diese Linie wäre zwar etwas kostspieliger und (bis Koren) etwa 350—400 Kilom. länger, als die erste; dagegen würde sie nicht nur den fruchtbarsten und bestcultivirtesten Theil Mesopotamiens durchziehen und größere Handelsstädte berühren (folgendes sind die ungefähren Einwohnerzahlen der längs der Linie oder in ihrer Nähe liegenden Städte: Alexandretta 2500, Aleppo 90 000, Birdschik 12 000, Orfa 40 000, Mardin 20 000, Diarbekir 60 000, Mosul 40 000, Arbil 12 000, Kerkuk 20 000, Bagdad 80 000, Kerbella 60 000), sondern sie würde auch, ein weiterer nicht zu unterschätzender Factor, der Pforte, deren Zustimmung zum Bau eben einmal nothwendig ist, wohl insofern plausibler erscheinen, als sie für dieselbe in ihrer ersten Hälfte militärische Vortheile in sich schlösse, während die Euphratbahn allein den Zwecken des Transits und speciell Englands dienen würde.

Welche der beiden Bahnen zuerst und unter wessen Auspicien sie erbaut werden wird, muß die nächste Zukunft lehren; aus den letzten Gründen, und weil der gesteigerte Localverkehr eine höhere Rentabilität der Bahn in Aussicht stellen würde, erscheint die letztgenannte Trace als die wahrscheinlichere. Um den Umfang dieser Mittheilungen nicht zu sehr auszudehnen, bemerken wir nur noch kurz, daß die früher meist im Zusammenhang mit der mesopotamischen Bahn genannte Linie von Konstantinopel resp. Scutari über Ismid (das vollständig unproductive Stück Scutari-Ismid, 92 Kilom., ist seit 1872 erbaut), Afiun-Karahissar und Konia nach Adana und von dort weiter nach dem Norden Syriens, wohl noch längere Zeit zu den frommen Wünschen der Pforte gehören wird; denn da die mesopotamische Bahn zur Abkürzung des Weges nach Indien vollkommen genügen wird, dürfte bei den jämmerlichen wirthschaftlichen, „türkischen" Zuständen Kleinasiens sich nicht leicht eine Gesellschaft bereit finden lassen, zu dem Bau dieser an und für sich allerdings sehr wichtigen Bahn Geld vorzustrecken; ebenso werden die zwei anderen Localbahnen Kleinasiens, welche von Smyrna nordwärts über Manissa (ant. Magnesia) nach Alescher (ant. Philadelphia), und nach Süden über Ayasluk (ant. Ephesus) nach Aidin-Güsel-Hissar (ant. Tralles), erstere 170, letztere 130 Kilom. lang, abzweigen, noch lange Sackbahnen bleiben. Uebrigens zeigte eben in der letzten Zeit an verschiedenen Punkten Kleinasiens Kapital Lust zu kleinen Bahnunternehmungen; so sind neulich Concessionen ertheilt worden zu einer Bahn von Jean d'Acre nach dem Jordan, von Suedieh nach Antiochia, von Mersina nach Adana; alles das sind aber nur größere Tramways für den Localverkehr, während die mesopotamische Bahn bestimmt sein wird, eine der Hauptadern des Weltverkehrs zu werden.

Literatur und Kunst.

Schummern.

In Schummern to sitten,
Wo kumt dat noch vör?
De Welt is to ilig —
Dat gift dat nich mehr.

Grotvader in Eck,
Mit en Gör oppe Kneen,
En Nawer mit Piep —
Nich de Damp mal to sehn,

En Snack so gedüllig
Fung an un gung fort,
As hör man den Athen
Un wieder keen Wort.

De Hann in den Schot
Seet de Husfru un rau,
De Hund un de Katt
Kennt de Schummern genau.

Int Finster en Glem
Is vun Maan oder Steern,
Wietaf noch mal liesen
En Wagen to hörn. —

Denn mag man wul dröm',
As dat Kind oppe Knee,
Vun Blöm un vun Böm,
Öwer Land un to See,

Vun Engeln dar baben
Un en Welt, och! so schön,
Un man hört jümmer sachten
Na Obbe sin Klön'.

Doch endlich kumt Vader,
Rasch op geit de Dör.
Wi seten in Düstern —
Kumt Licht achterher.

Un Obbe un Enkel
De drückt sik de Hann —
Dat Schummern, dat Schlummern
Is Allens dervan.

Klaus Groth.

Schummern Dämmerung, Dämmerstunde. Gör Kind, besonders Mädchen, engl. girl. Nawer Nachbar. Snack Gespräch, Geplauder. gedüllig geduldig, ruhig. rau ruhte, von raun ruhen. Glem Schein, Glanz. baben oben. Obbe (Oldpa) Großvater. Klön' Gespräch, von klönen sprechen, plaudern.

Zum Schopenhauer-Denkmal.

Von Karl Hillebrand.

Gestern, als am „Geburtstage der Stadt Rom", wurde die Büste Leopardis feierlich unter dem Vorsitze des Bürgermeisters, Herzog Torlonia, in Gegenwart des Gemeinderathes, sowie von Deputationen des Senats, des Abgeordnetenhauses und der Presse, auf dem Capitol aufgestellt. Seine Statue schmückt schon längst den Hauptplatz seiner Vaterstadt Recanati. Nirgends in Italien ward und wird eine Stimme laut um diese dem großen Todten erwiesenen Ehren zu bekritteln. Die willige Anerkennung bedeutender Männer, selbst anders denkender, sobald sie nur dem Kampf ums Leben entrissen sind, ist ein schöner Zug im italienischen Charakter. Neid und Haß sind lebhafter hier als anderswo, aber sie schweigen, wenn das persönliche Interesse keinen Gegenstand mehr hat. Mir scheint das menschlicher, natürlicher, als die deutsche Gewohnheit, uns das Bild unserer großen Männer selbst noch nach ihrem Tode durch Herauskehren aller Flecken zu trüben und den Widerstreit der Meinungen in die Beurtheilung des Menschen zu tragen. Im Grunde ist keine Nation Europas optimistischer gesinnt, als die italienische; aber vor dem Genius Leopardis vergißt sie, daß dieser Genius stets den Pessimismus und ihn allein verherrlicht hat. Sie kennt die Schwächen des Menschen — und sie waren zahlreiche und tiefgehende —; sie verhehlt sich auch nicht, daß ein großer Theil der Leopardischen Dichtungen bereits veraltet ist und daß der Denker eben dort nur eine Seite der Welt seiner Prüfung unterworfen hat. Es genügt ihr, daß Leopardi der Dichter der „Ginestra" und der größte italienische Prosaiker seit Galilei war, um ihn für den nationalen Ruhmestempel zu beanspruchen.

Heute gilt es einem deutschen Schriftsteller, dem größten unserer Sprache nach Lessing und Goethe, dem vielseitigen Denker, der, ein todter Cid, noch nach seinem Ende das erstorbene philosophische Interesse in seinem Vaterlande wiederzuerwecken gewußt, und alle großen Probleme der Welt, oft mit Erfolg, immer mit Geist und Originalität in Angriff genommen hat, dessen philosophische Grundlehren die heutige europäische Weltanschauung durchdrungen haben und zum großen Theile beherrschen — es gilt Schopenhauern — ein Denkmal zu errichten, der nicht, wie sein um zehn Jahre jüngerer Zeit- und Gesinnungsgenosse Leopardi, schon bei Lebzeiten eine Anerkenntniß genossen, welche dieselbe seiten der Nachwelt fast überflüssig macht, und was hören wir? Eine freudige Zustimmung der Nation? Die war kaum zu erwarten; denn so weit sind wir noch nicht in Deutschland, daß die „nichtstudirte" Nation wissen sollte, wer Schopenhauer war. Die Philosophen von Fach? Die stehen schmollend abseits, da sie sämmtlich ihrer Zunft etwas zu vergeben glaubten, wenn sie mit echter Vornehmheit die Verdienste eines Mannes anerkännten, der diese Zunft so unglimpflich behandelt. Die philosophischen Dilettanten und die literarischen Feinschmecker? Sie fürchten sich als „Oberflächliche" gebrandmarkt zu werden, wenn sie eine Größe ehren, die noch nicht seit zweihundert Jahren patentirt ist. Die Liberalen aber verzeihen ihm seine reactionären Gesinnungen nicht; die Conservativen, die ja meist noch im Banne der Kirche liegen, wollen von einem Gesinnungsgenossen nichts wissen, der so frei von allem positiven Autoritätsglauben ist. Die Juden haben nicht vergessen, wie unbarmherzig er mit ihnen umgegangen ist und die Patrioten tragen's ihm nach, daß er nicht blind für die Schwächen seiner Landsleute war.

Wohl birgt sich alle diese Rancune, die noch ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Beleidigers fortlebt, unterm Deckmantel aller möglichen Vorwürfe, die man dem Denker und Schriftsteller vom moralischen und wissenschaftlichen Standpunkte aus machen könne; aber dieser fadenscheinige Vorwand täuscht Niemanden. Gewiß war Schopenhauer als Mensch nicht vollkommen, aber wer ist es unter den Größten? In seiner Philosophie reizt Vieles zum Widerspruch, Manches sogar zum Lächeln; aber wo ist der Denker, der nicht im selben Falle wäre?

Sollte man großen Männern das Recht auf den Nachruhm bestreiten, wenn sie menschliche Schwächen hatten, so würden sie übel fahren. War Alexander nicht ein Trinker, Cäsar ein Schuldenmacher und Schlimmeres, war Karls des Großen Familienleben ein fleckenloses? Sind sie darum weniger groß, eines Denkmals unwürdiger? Und sind die Helden des Geistes alle so ganz vorwurfsfrei? War Dante nicht rachsüchtig und hochmüthig? War Luther ein Meister der Duldsamkeit, der Langmuth und der Mäßigung? Welche Gefäße menschlicher Schwächen waren nicht Voltaire und Rousseau, Swift und Byron, denen man den schuldigen Tribut der Bewunderung doch so gerne zahlt; und was waren Schopenhauers harmlose Sünden dagegen? Er hatte eine hohe Idee von sich selber; aber welcher Mittelmäßigkeit verzeiht man nicht dies Gebrechen, das meist viel tiefer sitzt und verderblicher wirkt, wo es im Geheimen zehrt, als wo es mit Schopenhauer'scher Naivetät zur Schau getragen wird? Er war schmähsüchtig; aber war er nicht dazu herausgefordert und fühlt man bei seinen heftigsten Auslassungen nicht, daß nicht Neid und Galle, sondern Entrüstung über die Thorheit der Menschen und den Erfolg dessen, was er als Marktschreierei betrachtete, ihm solche jambischen Invectiven entriß? „Er verachtete die Menschen." Nun und weiter? Schreiber dieses gehört sicherlich nicht zu den Menschenverächtern, aber die Geschichte hat ihm gelehrt, daß die überzeugtesten Verächter der Menschennatur oft die größten Menschenbeglücker gewesen. Jedenfalls will es ihm scheinen, als ob es eine ganz sonderbare und unerträgliche Prätention gewisser Leute sei, zu behaupten, man

müsse schlecht sein, weil man die Menschen verachtet. Was hat das mit gut oder schlecht zu thun? Kann man nicht gerecht, mildthätig, selbstlos, muthig, unbestechlich sein und dabei doch die Menschen en gros wenig hochachten? Wer hat hinwiederum nicht Philanthropen vom Handwerk gekannt, die herrschsüchtig, eitel, unduldsam, neidisch und heftig waren? Nichts von alledem bei Schopenhauer. Wer ihm nur nahe getreten, kann nicht genugsam seine wohlwollende Höflichkeit, sein Selbstvergessen im Interesse der allgemeinen Interessen, seine Wahrheitsliebe, seine Billigkeit, seine Bewunderungsfähigkeit, seine Güte gegen Untergebene, vor Allem aber seine Mäßigkeit rühmen. Nun geht aber der Groll gegen ihn so weit, daß man ihm selbst aus letzterer Tugend ein Verbrechen machte: nicht mäßig, ascetisch, so meint man, oder sagt man, hätte ein Philosoph sein müssen, der die Ascese gepredigt. Gewöhnliche Sterbliche, selbst wenn sie Professoren der Philosophie sind, mögen Abends Weib und Kind daheim sitzen lassen und drei, vier Stunden bei Bier und Cigarre zubringen, aber wer der Welt die Verneinung des Willens zum Leben als das Ziel aller Moral hingestellt, der darf sein Hähnchen und seine Erbschen im Englischen Hofe nicht mit Wohlgefallen verzehren. Dagegen wäre nun doch vor Allem einzuwenden, daß Schopenhauer nie „gepredigt" hat. Er hat Niemanden bessern und bekehren wollen, brauchte also nicht bei sich selber anzufangen. Er hat einfach dargelegt, was er als das Wesen der Dinge ansah; und er war so wenig gehalten als ein Heiliger zu leben, weil er die Heiligkeit als höchstes Ideal der Moral hingestellt, als er eine Symphonie zu componiren brauchte, weil er in dieser Kunstgattung den höchsten Ausdruck der künstlerischen Anschauung sah. Aber wie gesagt, alles das sind doch wahrlich nur Peccadillen, die bei einem solchen Geiste gar nicht in Betracht kommen. Wäre Schopenhauer ein Wüstling oder Völler, ein Geizhals oder Verschwender, ein Lügner oder Betrüger gewesen, hätte er Knechtsinn, Herrschsucht, Bestechlichkeit oder Unredlichkeit an den Tag gelegt, so möchte man den Versuch, seine Größe als Denker durch seine Mängel als Mensch zu verringern, begreiflich finden, wie man es natürlich findet, daß die unmittelbare Nachwelt an der Apotheose Bacons Anstoß nahm; — aber hier handelte es sich doch wahrlich nur um Blößen, auf die gar Wenige unter uns das Recht haben den Stein zu werfen.

Uebrigens handelt sich's auch gar nicht darum dem Menschen, sondern dem Denker und Schriftsteller ein Denkmal zu errichten. Was den letzteren anlangt, so ist mir denn auch nicht der geringste Einwand zu Ohren gekommen und es müßte in der That schlimm um den deutschen Geschmack stehen, wenn man für die Vollendung der Schopenhauer'schen Prosa kein Verständniß mehr haben sollte. Dagegen wirft man dem Philosophen Paradoxien und Widersprüche, Willkürlichkeit und Phantasterei vor; und obschon man anzuerkennen gezwungen ist, daß Wenige ihm an Tiefe und Breite der Kenntnisse, der allgemeinen, wie der speciellen, gleichkommen, so zeiht man ihm doch gern des Dilettantismus. Letzterer Vorwurf ist absolut grundlos und wird nur dadurch plausibel gemacht, daß Schopenhauer die höchsten Fragen gemeinverständlich und lebendig behandelt und keiner Akademie angehört. Haben wir doch erst kürzlich von einem der Koryphäen der modernen Wissenschaft hören müssen, Goethe sei nur ein Dilettant in der Naturforschung gewesen, mit der sehr vernehmlichen Reticenz: „Ja, wenn er ein Universitätsprofessor gewesen wäre, wie sein Faust!" Denn mehr als je beherrscht heute das Professorenthum unsre Bildung, wenn auch nicht mehr direct, wie zu Fichtes und Hegels Zeiten, so doch indirect: man erkennt nur als gediegen, tüchtig, gründlich, als exacte Wissenschaft an, was von den Universitäten ausgeht, das aber auch ohne es zu prüfen, auf Treu und Glauben. Es ist dies eine Thatsache, die hinzunehmen ist wie alle Thatsachen und es liegt mir ferne, die deutsche Bildung geringer zu schätzen, weil sie von den Universitäten ausgegangen und ausgeht. Im Allgemeinen haben ja auch die Professoren ganz Recht, wenn sie die extra-universitarische Wissenschaft in Deutschland etwas mißtrauisch ansehen; nur sollte dies berechtigte Mißtrauen nicht in Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit ausarten. Wie sehr auch alles wissenschaftliche Leben Deutschlands in den Universitäten concentrirt sein mag, hier und da tritt doch auch eine bedeutende wissenschaftliche That — man denke nur an J. R. Mayer — außerhalb ihrer Weichbilde zu Tage. Das will man aber nun einmal nicht zugeben und ich hätte Locke und Hume, Grote und Darwin nicht rathen wollen, in Deutschland außerhalb der Facultäten aufzutreten, wie sie in England gethan: sie wären sicherlich als Dilettanten begrüßt worden. Las ich doch neulich einen, übrigens sehr interessanten Aufsatz eines unserer bedeutendsten Historiker der Philosophie über die Causalitätsfrage, worin alle Schriften und Schriftchen von Ordinarien, Extraordinarien und Privatdocenten, von Trendelenburg bis auf Herrn Raab angeführt waren, Schopenhauers grundlegende Schrift von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, dem Tiefsten und Erschöpfendsten, was überhaupt je über diese Frage geschrieben worden, auch nicht mit einer Silbe erwähnt ist. Stände nicht irgendwo im Text eine kleine abfällige und nebenbei ganz unherausgeforderte Bemerkung über „die Welt als Wille", man sollte glauben, die Existenz Schopenhauers sei dem Verfasser unbekannt gewesen. — Und nicht allein die Philosophen von Fach, auch die Professoren anderer Facultäten scheinen sich Schopenhauern gegenüber nicht zu einer unbefangnen Anerkennung erheben zu können. Wenn man den überwiegenden Antheil bedenkt, den die Universitäten an unserm geistigen Leben nehmen, und findet unter den Namen, welche den Aufruf zu Errichtung eines Denkmals für Schopenhauer unterzeichnet haben, nur die dreier Professoren — freilich dreier, die schwerer wiegen als Dutzende — so muß man doch wohl an ein, ich will annehmen, instinctives Solidaritätsbewußtsein glauben. Der Mann hat sich auf eigne Faust mit Optik beschäftigt und ist zu andern Schlüssen gelangt als wir; er hat nicht nur an den Magnetismus, sondern sogar an Tischklopfen geglaubt — und letzteres wird ihm auch sein fanatischster Bewundrer nicht zum Lobe anrechnen, wenn schon er sich erinnern wird, daß selbst ein David Fr. Strauß zur Hellseherin von Prevost gewallfahrtet; er hat uns Physiologen insbesondre als eine Art Metzgerzunft dargestellt, die bis zum Knöchel im Thierblute watet; und wer wollte leugnen, daß Schopenhauer bei seiner überreizten Thierliebe und von seiner Einsiedelei aus, wo ihm die Wirklichkeit manchmal zu Phantomen anschwoll, in seinen Anklagen zu weit gegangen ist, wenn auch Manches darin gerechtfertigt ist? Aber sind das Alles nicht geringfügige Ausschreitungen, die man ganz unverhältnißmäßig aufgebauscht hat? Und wo ist der Philosoph, welcher der Versuchung widerstanden hätte, scheinbare Thatsachen und unleugbare Gefühle als Beweise aufzuführen, wenn sie so trefflich in sein System paßten?

Was nun aber die Einwände gegen Schopenhauers Philosophie betrifft, so fallen dieselben ganz anders ins Gewicht, und wenn es überhaupt ein philosophisches System gäbe, welches keine anhaltbaren Theile enthielte, so möchte man schon irre werden; wenn man aber bedenkt, daß selbst ein Plato, ein Descartes, ein Leibniz, ein Kant nur cum beneficio inventarii angenommen werden können, so wird man auch Schopenhauer gegenüber weniger hohe Ansprüche erheben. Man erlaube mir gleich von vornherein und lediglich um den Verdacht abzuwenden, als spräche hier ein blinder Parteigänger, die persönliche Bemerkung, daß ich weder Schopenhauers Aesthetik noch seine Moral unterschreibe; und zwar zu ersterer ganz oppositionell stehe, von der letzteren nur gewisse Seiten annehmen kann. Niemand hat das Problem der Willensfreiheit tiefer ergründet als Schopenhauer, Niemand die Lehre vom Mitleiden, als dem Fundament der Moral, plausibler begründet; aber die daraus gezogenen Schlüsse sind doch meist in offnem Widerspruch, sei's mit den Prämissen, sei's mit der Metaphysik der Philosophen. Wenn der Wille wirklich das Primat in der Welt hat, wie Schopenhauer annimmt, so hat auch der Optimismus Recht gegen den Pessimismus, als welcher er nur vor dem Intellecte besteht, und es ist nicht abzusehen, warum der Schwächere, d. h. der Intellect, durch Verneinung des Willens zum Leben den voraussichtlich erfolglosen Kampf gegen den Stärkeren, d. h. eben den Willen, aufnehmen solle. Denn erfolglos, hoffnungslos muß der Kampf immer sein, so lange das philosophische

Moralsystem sich nicht in einer Religion verkörpert hat; und das will ja gerade Schopenhauer um keinen Preis. Wissenschaftlich mag nichts interessanter sein, als das Studium der Grundlagen der Moral; aber auf die Handlungen der Menschen hat ein solches Studium auch nicht den geringsten Einfluß; erst wenn Nächstenliebe, Fatalismus, Prädestination zu religiösen Dogmen geworden, d. h. aufgehört haben Philosophie zu sein, beginnen sie bestimmend auf die Thätigkeit des Menschen zu wirken.

Mag man nun aber Schopenhauern auch nicht überall hinfolgen, so bleibt doch unbestreitbar, daß er in den zwei wichtigsten Zweigen der Philosophie, der Erkenntnißtheorie und der eigentlichen Metaphysik, sich den allergrößten Geistern aller Zeiten an die Seite gestellt hat. Man kann sagen, daß die große Forschungs- und Entdeckungsreihe der innern Welt, welche, fast gleichzeitig mit der der äußern Welt durch Copernicus, Galilei, Kepler und Newton, von Locke, Hume und Kant geleitet worden, durch Schopenhauer zum Abschluß gelangt ist. Schon sein Meisterwerk, die Kritik der Kant'schen Philosophie, trug wesentlich zur Klärung bei; das erste Buch, die „Welt als Wille und Vorstellung", hat dann unsre ganze Erkenntnißlehre auf unerschütterliche Grundlagen gestellt.

Nicht minder groß ist Schopenhauers Leistung auf dem Gebiete der Kosmologie, um mich des Ausdruckes zu bedienen, den er selber gerne brauchte, um seine metaphysische Welterklärung zu bezeichnen. Nicht das Woher, noch das Wohin, noch das Wie, sondern einzig und allein das Was der Welt zu erklären war seiner Ansicht nach die Aufgabe der Philosophie; und als dieses Was fand er den Willen: Alles ist Willen in dem ausgedehnten Sinne, den er dem Worte gab. Mit welcher Gelehrsamkeit, welchem Scharfsinn, welcher Folgerichtigkeit, welch überzeugender Dialektik er dies sein System aufgeführt hat, weiß jeder Leser seiner Werke, und selbst Gegner, wie die drei eminenten Franzosen — ein Deist, ein Pantheist und ein Positivist —, die ausführlicher über ihn geschrieben, stehen bewundernd vor diesem großartigen Aufbau. Man mißverstehe mich nicht: jedes metaphysische System — sei's Spiritualismus oder Materialismus, Pantheismus oder Dualismus — ist und bleibt immer eine riesenhafte Hypothese und hat nur in den Augen einer ganz verschwindenden Minderheit die Gewißheit, welche eine Religion für Millionen hat. Bei jeder Hypothese aber handelt sich's um ihre relative Wahrscheinlichkeit. Wo die meisten stichhaltigen Argumente, die bestconstatirten Thatsachen, wo am meisten Folgerichtigkeit, Zusammenhang der Theile, widerspruchlose Einheit zusammenkommen, um eine Hypothese annehmbar zu machen, da wird dieselbe am Ueberzeugendsten wirken. Es ist Schopenhauers unsterbliches Verdienst, eine solche Hypothese aufgestellt zu haben, indem er, statt des Geistes oder der Materie, den Willen als das Wesen der Welt hinstellte, und diese Hypothese, wir glauben siegreich, jedenfalls mit einem noch nie dagewesenen Aufwand von Geist, Consequenz und Beredtsamkeit, gegen alle anderen Hypothesen vertheidigt zu haben. Zwei solche Verdienste aber würden genügen, selbst wenn er dunklere Flecken auf seinem Charakter trüge als es in Wirklichkeit der Fall war, und seine Philosophie in manchen Theilen zu berechtigteren Widersprüchen herausforderte, als die sind, welche man gegen sie erhoben hat, Schopenhauern, wie der Aufruf sagt, „als ein würdiges Glied an die hohe Reihe jener königlichen Geister anzuschließen, die von Platon und Aristoteles durch Descartes, Spinoza, Locke und Leibnitz zu Kant hinführt". Einem solchen Manne, zumal wenn sich die Mitwelt an ihm versündigt, wie sie's an Schopenhauer gethan, ein Denkmal zu verweigern, wäre in der That einer großen Nation wenig würdig; denn

„. . . . was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Florenz, 22. April 1884.

Novellen von Hans Hoffmann.

Unter unseren jüngeren Novellisten gebührt Hans Hoffmann unstreitig eine erste, wenn nicht die erste Stelle. In der Form an keinen Geringern als Paul Heyse gemahnend, hat er mit diesem auch in Bezug auf die Geistesrichtung eine große Verwandtschaft. Die süße, doch nie süßliche Grazie, das Streben, alles Unschöne zu vermeiden und tragische Conflicte zu mildern, der liebenswürdige Humor, ein stark weiblicher Zug eignen auch ihm. Er wendet ebenfalls gerne der Gegenwart mit ihren schroffen, unauszugleichenden Gegensätzen den Rücken und vertieft sich am liebsten sinnend in eine ferne historische Vergangenheit. Er hält sich nicht mit archaisirendem Plunder auf, und doch stört kein moderner Zug seine Bilder, kein modernes Fühlen seine Charaktere, kein Modewort ihre Sprache. Es ist eine Echtheit, die nicht mit sich selbst kokettirt, nichts von Gelehrsamkeit und Absicht weiß, und die deshalb nur um so unmittelbarer aus dem Vollen schafft und wirkt. Seine antiken Gesellen und mittelalterlichen Sippen sind naiv, und darum wachsen sie uns auch ans Herz. Freilich ist ihnen allen ein Familienzug gemeinsam. Sie sind sämmtlich liebenswürdig. Selbst wo ein Bösewicht geschildert werden soll, mischen sich liebwerthe Züge und vermittelnde Uebergänge ein. Es sind meistens passive Helden mit weichen, fast weiblichen Zügen. Am besten gelingen ihm die jungen Mädchen, deren eines er stets in den Mittelpunkt seiner Novellen zu stellen pflegt: am häufigsten eine junge Schöne von keuscher Sinnlichkeit, mädchenhaftem Trotz und Stolz, klug, neckisch. Auch wo sie in wilder Leidenschaft auflodert, ist ihre Gluth mehr erwärmend als leuchtend, und ihr Thun und Lassen mehr das Produkt ihrer Reflexion, als eines rücksichtslosen Instincts, einer Naturgewalt. Dabei ist das Typische stark betont. Charakteristisch ist überall das schöne Ebenmaß, die künstlerische Abrundung und Glätte, die sonnige Beleuchtung. Sonnig, das ist die Signatur dieses Dichters. Sonnig sind seine Landschaften, seine Menschen, seine Fabeln, auch wo sie tragisch ausklingen. Sogar in dem erschütternden Charaktergemälde: „Brigitta von Wisby"*) spürt man noch die weiche Künstlerhand, die einen rosafarbenen Schleier um die tieftraurige Lebenswahrheit zieht.

Schöne Composition, stilvolle Figuren, stimmungsvolle Bilder stets in Bewegung und Handlung findet man auch hier. Wie prächtig ist nicht gleich der erste Accord: der Besuch des Goldschmieds Nils und seiner schönen stolzen Tochter Brigitta auf dem gothländischen Unghansehof und der Ritt der letzteren zu dem Gestüte, an der Seite des mit seiner Base Botildis verlobten Thjelvar. Mit herrlichen Farben schildert Hoffmann, wie die wilden Pferde „gleich einer ungeheuren Wellenbewegung" den Reiter und die Reiterin umbrausen, die wie in einem athemlosen Wirbelsturme gefangen dahinsprengen; wie Brigittas Renner scheu wird, und wie Thjelvar die Stürzende, fast Ohnmächtige auffängt und vor den Hufen den Rosse schützt „mitten im tosendsten Strudel blind stürmender und stürzender lebendiger Fluthen". Als sie wieder zur Besinnung kommt, gesteht er ihr, daß er das Schwinden ihrer Sinne benutzt und sie geküßt habe. „Ich war wach und bei hellem Bewußtsein", erwiederte Brigitta schalkhaft, allein ihr Scherz verwandelt sich in Wuth, da der Jüngling die Bemerkung nicht unterdrückt, daß er sie gerne zu seinem Weibe nehmen würde, wenn er nur nach seinem eigenen Willen wählen dürfe, aber er könne sich dem Beschlusse seines Oheims nicht widersetzen, denn Recht und Sitte wollen es, daß der Väter Erbe in den Händen seines Geschlechtes erhalten bleibe. Nun bäumt sich der Stolz der Bürgerin von Wisby auf, und sie nennt ihn einen Feigling. In ihre Kemenate zurückgekehrt, erklärt sie ihr Empfinden deutlicher. „Daß er mich liebt und mir das zu gestehen wagt, und mich dennoch verschmäht um seines Erbes und seiner Sippe willen, das ist unerhört. Wehe dem Weibe, wenn es nicht mehr mit dem Scheine der Wahrheit sagen kann: Ich bin's, die dich

*) Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Leipzig, Bernhard Schlicke (B. Elischer).

verschmäht! weil es, wie ich gethan, ihm schon sich hingegeben von ganzem Herzen, war's auch nur einen Augenblick, mit dem stillen Eidschwur solchen Kusses!" Und sie schwört Rache.

König Waldemar von Dänemark, der einst um ihre Liebe warb und vor dem sie geflohen war, kommt voll böser Pläne wider Wisbys Freiheit in der Maske eines harmlosen Roßhändlers nach Gothland. Brigitta erkennt ihn und droht, ihn zu verrathen, wenn er nicht nach dem Unghansehof ziehe und Botildis zu seinem Ehegemahl küre. Waldemar verspricht eidlich Gehorsam, und nur zu bald gewinnt er als rossekaufender Gastfreund das Herz der Bauerntochter. Aber Botildis erräth, wem sie sich hingegeben, denn Brigitta hat ihr früher so genaue Dinge von Waldemar erzählt, daß sie ihn jetzt danach erkennen muß. Waldemar beruhigt sie leicht über seine Absichten und weiß der Arglosen Alles zu entlocken und abzulisten, was er über das Land und die Streitkräfte der Gothländer zu wissen begehrt.

Eines Tages wird auf der Insel ein Volksfest gefeiert, an dem der König in seiner Vermummung Theil nimmt. Die Wisbyer haben ein Spiel erdacht, eine Art Ringelreihen zur Verspottung des hinterlistigen Dänenkönigs. Ein Jüngling wird als König Waldemar ausgewählt und soll den Ring der sich an den Händen fassenden jungen Leute durchbrechen, wobei ein Spottlied auf Herrn Waldemar angestimmt wird. Begreiflich ist der echte König ob des neckenden Spiels ergrimmt, und er verspricht sich im Herzen, es den Wisbyern einst desto reichlicher heimzuzahlen. Als er nach Spielrecht Botildis küßt und diese seine Liebkosung vor allem Volke herzhaft erwidert, da gehen dem Unghansebauer doch die Augen auf: er verflucht den ehrvergessenen Gastfreund und schlägt ihn auf die Wange. Waldemar greift zum Schwerte.

Doch ehe er es ganz entblößt hatte, überwand die kühle Besonnenheit den königlichen Zorn, und er stieß es klirrend in die Scheide zurück. Seine Gestalt aber schien plötzlich zu wachsen und in neuer Jugendfülle zu schwellen, als er das stolze Haupt zurückwarf und ruhig drohend sagte: „Ich weiß einen, der diese Wange mit Strömen Blutes rein waschen kann von dem Schlage, und was ein Bauer gethan, wird Gothland büßen. Der Eine heißt Waldemar Atterdag, der König der Dänen!"

— „Dein Roß nun sporn', dein Roß nun sporn',
Daß dich nicht schlage der Gothen Zorn —
Wenn wir's erlauben, Herr Waldemar!"

So antwortete es lustig seinen Worten. Er aber wandte sich langsam ab und ging ruhig und hochmüthig von dannen, und Keiner von den sorglosen Sängern kümmerte sich um ihn, den sie unbewußt und spielend beim rechten Namen genannt hatten ... So konnte es geschehen, daß König Waldemar ungefährdet die Stadt und den Hafen erreichte und seine harrenden Schiffe die Anker lichten ließ.

Die Katastrophe bricht bald herein. König Waldemar landet auf Gothland, jedoch keineswegs um das Bauernkind, wie er geschworen, als Königin heimzuführen, sondern als Eroberer mit einem wohlgerüsteten Heer. Er besiegt die Schaaren, die sich ihm entgegenwerfen, und zerschmettert mit einem Schwerthieb die Rechte, die ihn einst auf die Wange geschlagen. Botildis soll von den Ihrigen als Verrätherin auf den Tod verklagt werden, doch es gelingt der schuldbewußten Brigitta das arme Mägdlein, das darob den Verstand verloren, ihrem schrecklichen Vater durch die Flucht zu entziehen. Bald darauf kommt es zur Schlacht. Aber statt daß Thjelvar den eidbrüchigen Waldemar lebend als Gefangenen zu Brigitta bringt, wie diese es von ihm als Liebespreis gefordert, findet er seinen Tod im Kampfe. Wisbys Schicksal ist entschieden. Die Stadt ergibt sich dem Sieger. Brigitta und Botildis suchen auf der Wahlstatt die Leiche Thjelvars und finden sie. Die Wahnsinnige singt dazu das Lied vom Herrn Waldemar.

Brigitta rang die Hände in sprachlosem Grauen. Plötzlich tönte Hufschlag hinter ihr; sie wandte sich herum und sah einige Reiter in scharfem Trabe sich nähern. Sie blieb stehen und blickte ihnen ruhig und furchtlos entgegen. Aber als sie in Gesichtsweite gekommen, entrang sich ein Ausruf der Ueberraschung ihrem Munde und mit schneidender Stimme rief sie: „Jetzt, Botildis, jetzt singe dein Lied, hier nahet der, an den es gerichtet ist, aber singe es ihm so, daß es Grausen und Entsetzen in die Seele des Eidbrüchigen schleudere, der Thjelvar getödtet und der deinen Geist zerbrochen hat, daß es wie ein Posaunenton in sein Ohr dringe und sein steinernes Gewissen aus nie gestörtem Sündenschlaf aufreiße und erwecke!" Schnell kamen die Reiter heran und hielten neugierig vor den beiden Mädchen ihre Rosse an. Der König fuhr heftig zurück, als er sie erkannte; er glaubte ein wüstes Nachtgesicht zu erblicken.

„Tummle dein Rößlein im Kreise flink,
Reit' in den Ring, reit' in den Ring,
Wenn wir's erlauben, Herr Waldemar!"

sang die unglückliche Botildis, ohne ihn zu erkennen oder anzusehen. Ihre Stimme klang weich und feierlich, so unmittelbar aus der Wahnsinnsnacht ihres Geistes heraus, daß Alle verstanden, was die seltsame Begrüßung bedeutete und ein unheimlicher Schauer die stolzen Sieger befiel. Keiner wagte zu reden, nur Waldemar versuchte zu lachen, aber das Gelächter ward so rauh, fremd und häßlich, daß er selbst darüber erschrak und verstummte. — Fragend heftete er den Blick auf Brigitta. Die aber hob sich stolz in die Höhe, daß Alle ob ihrer Schönheit erstaunten nnd sagte laut und mit furchtbarem Ernst: „... Wisse, König Waldemar, der du einst als verlorener Mann vor mir, dem Weibe, standest und der du nur von meinen Gnaden hier reitest als Sieger: Der Eid, den du mir für dieses Mädchen schwurest und den du gebrochen hast wie hundert andere, mag vielleicht erst drüben deine verurtheilte Seele martern; aber der andere, den du mir für Wisby schwurest, wird noch auf Erden, deß bin ich gewiß und Tausende mit mir, dein schuldiges Haupt mit seiner Rache erreichen: In den Ring bist du geritten, wie diese dir singt, aber siehe wohl zu, wie du wieder hinausgelangest." — Der König versuchte der leidenschaftlichen Worte des schönen Mädchen zu spotten; aber ein heimliches Grausen umfing ihn, daß er sich zornmüthig abkehrte, um vorüberzureiten. Da auf einmal klang eine andere, weiche, süße Stimme in sein Ohr: Botildis war dicht an sein Roß getreten, streckte die Arme ihm zärtlich entgegen und flüsterte so herzlich und vertraulich, wie sie einst gewohnt gewesen: „Waldemar!" Der König erbleichte, fuhr mit der Hand an seine Stirn, riß sein Roß zurück mit starrem Blick und jagte von dannen, als würde er von zornigen Rachegeistern getrieben.

Brigitta von Wisby aber rudert mit der Leiche ihres Geliebten, der für sie gestorben ist, aufs Meer hinaus, und kein sterbliches Auge weiß, wo sie mitsammen ihr kühles Brautbett im Meeresgrunde gefunden. —

Der liebenswürdige Humor des Dichters, der schon in der oben angeführten Schilderung vom Ringelreihen erkennbar ist, durchleuchtet noch mehr die vier Novellen, die gleichzeitig unter dem zusammenfassenden Titel: „Im Lande der Phäaken"*) herausgekommen sind. Die sommerlich blühende Landschaft des nordischen Eilands und seiner vielthürmigen Stadt verschwindet vor dem gesegneten, glanzumflossenen, mit dem Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückten Korfu. Wohl spöttelt Hoffmann über den Glauben eines Schwärmers, der nach einer Ueberlieferung der Alten das glückselige Sageneiland der fröhlichen Phäaken hierher verlegt, aber die Sonne Homers lächelt in seinen Erzählungen überall. Besagter Phantast nennt seine Landsleute nur noch Phäaken, seine Tochter Nausikaa, statt ihres rechten christlichen Namens Irene, und so fort bis zu den Knechten und Mägden. Er gibt glänzende Feste mit allerhand homerisch zugeschnittenen Spielen und Wettkämpfen, und auch seine Irene macht Ernst aus ihrer Nausikaa-Rolle. Sie fährt alle Wochen einmal auf einem Maulthierwagen, von etlichen Mägden begleitet, an den Strand, wenn sich auch ihre reinlichen Händchen dort nicht gerade mit der Wäsche befassen, indessen eine stattliche Schaar von Anbetern aus gewisser bescheidener Ferne folgt und begeisternd die bezüglichen homerischen Verse citirt:

„So wie Artemis herrlich einhergeht, froh des Geschosses,
Also schien vor den Mägden an Reiz die erhabene Jungfrau."

Einmal jedoch geschah es, daß ein vorwitziges Herrchen in der Meinung, der Nausikaa gefällig zu sein und in ihrer Gunst einen Vorsprung zu gewinnen, in allzu gewissenhafte Nachahmung der klassischen Handlung verfiel und sich beikommen ließ, in stark erleichterter Kleidung plötzlich aus dem Gebüsche

*) Berlin, Gebrüder Paetel.

zu tauchen und mit sinnreich einstudirter Geberde eine schutzflehende Ansprache zu halten: da war Nausikaa die Erste, welche beflügelten Laufes an der Spitze ihrer Mägde die Flucht ergriff und Wagen und Wäsche im Stiche ließ.

Dieselbe Ironie belächelt noch einen anderen Wahn. Nausikaa hält sich leider auch für eine große Malerin und zwar im Sinne der steifen byzantinischen Schule, und will von der „mancherlei seltsamen" Kunstrichtung, die gerade damals von Italien herüberdringt und sich zumal an den Namen Lionardos knüpft, nichts wissen. Um sich ihrer vielen Freier zu erwehren, erdenkt sie ein Preisausschreiben für das beste Gemälde und die schönste Erklärung des Homer und Platon, wobei sie schlau sich selber die höchste Entscheidung vorbehält. Hans Hoffmann berichtet nun höchst ergötzlich, wie sich die ganze Stadt mit einem Schlage gleichsam in eine große Malerakademie und philosophisch-ästhetische Hochschule verwandelt und wie zuletzt ein lustiger fahrender Malerschüler aus Italien durch seine Kunst und seine eines Odysseus würdige Verschlagenheit die Hand und das Herz Irenes gewinnt, obwohl er von den „sonderbaren Lehren und Wörtern der wildfremden Heiden Platon, Aristoteles und Homeros" nicht das Geringste begriffen hat.

Wir wissen aus Hoffmanns früher erschienener Meisternovelle: „Der Hexenprediger", daß unser Dichter, der, irre ich nicht, aus einem protestantischen Pfarrhause stammt, in theologischen Dingen sehr wohl Bescheid weiß, ohne just sonderlich frommen Gemüthes zu sein. Es steckt im Gegentheil viel von Alt-Hellas' sinnlich-frohem Heidenthum in ihm, das ihn das Christenthum als einen Bruch mit der Natur auffassen läßt und gern zur Polemik anregt. Der „Hexenprediger" ist aus dieser Stimmung erwachsen. Auch in den Phäakengeschichten lächelt er über die Dogmen, wobei aber sein feiner Spott nie den Personen, sondern nur der Lehre gilt, nie verletzt, höchstens kitzelt. Es ist ungefähr jene Stimmung, in welcher Gottfried Keller in seinen „Sieben Legenden" die heidnisch-weltlichen Elemente in den christlichen Heiligensagen herauskehrte. Es ist also nicht zufällig, wenn Hoffmann seine Novellensammlung dem Schweizer Dichter widmet. Noch ein anderer Anklang findet sich. Wie im „Grünen Heinrich" das Patricierkind Meretli von einem zelotischen Pfarrer als junges Hexlein zu Tode erzogen wird, so geschieht es ähnlich mit den beiden Korfiotinnen Photinissa und Kalomira. Die Eine endet in ihrem heiligen Bekehrungsdrange tragisch, die Zweite aber findet in einem frechen Gesellen ihren Meister und stülpt über den Heiligenschein die Haube der glücklichen Hausfrau. Von sinnvoller Schelmerei erfüllt ist das Genrebild von der Heiligen-Erziehung.

Der Vater des Wunderkindes läßt auf Grund des zufällig entstandenen Volksglaubens von der Segenskraft seiner Tochter diese unter seiner Aufsicht allerhand glänzende Heilungen vollbringen. „Und weil er zugleich ausstreute, an heimlichen Bösewichtern müsse die himmlische Kraft unwirksam bleiben, so fand sich Niemand, von dem nicht alles Kopf- und Zahnweh, Gliederreißen, Husten und Schnupfen bei Annäherung des Kindes bereitwillig entwich." Die Kleine übt auch stillheimlich den wunderbarsten Einfluß auf das etwas lockere und faule Wesen ihrer korfiotischen Landsleute aus. Ein Jeglicher muß der gutthätigen Kalomira seinen Dank in einem kleinen laufenden Zinse von seinem Verdienst abtragen; damit er aber selbst durch eine solche dauernde Steuer nicht in Schaden kommt, braucht er nur jeden Tag ein wenig länger als sonst zu arbeiten, um die früheren Ernten in gleicher Fülle zu erhalten. Auf solche Weise wächst der Fleiß und damit auch der Wohlstand des Dorfes von Jahr zu Jahr, ohne daß das Völkchen irgend etwas an seiner alten Fröhlichkeit und Festeslust einbüßt.

Und seit sie einmal zu einem Jungen, der etwas unsauber gekleidet war und ein gar arges Schmutznäschen ihrer Hand näherte, laut gesprochen hatte: „O pfui doch, wie darf ein solches Ferkel meine Hand küssen?" da ging ein Schrecken durch die Schaar der Kinder, und keines wagte künftig anders als in reinem Gewande und mit vorwurfsfreier Nase ihre Nähe zu genießen. Und von den Kindern lernten das hinwiederum auch die Eltern.

Nun wird geschildert, wie sich als unausbleibliche Folge des stattlichen Bewußtseins, ein auserlesen Werkzeug Gottes zu sein, ein kleiner Hochmuthsteufel dem Gnadenprinzeßchen oder gar der Heiligen in den Nacken setzt, ihr das Näschen kräftig in die Höhe reckt und ihren Kindergeberden eine seltsam possirliche Würde leiht. Darum bleibt auch die gerechte Strafe nicht aus, und der Leser mag es selbst in dem Buche nachlesen, wie Kalomiras Stolz von dem bösen Buben Perikles, dem Sohne des Xanthippos, gehänselt und gebrochen wird. Am Ende sehen wir, daß das Gnadenkind zwar keine Heilige mehr, aber ein liebespendend und liebefordernd Weib, eine brave Gattin und Mutter ist, und daß das Glück der Gemeinde und ihrem jungen Hause gleichwohl treu bleibt. Man muß überall die feine und anmuthige Weise bewundern, wie Hans Hoffmann hier naives Leben schaut und zur Anschauung bringt, eine echte Dichteriironie walten läßt und Manches schalkhaft der nachschaffenden Phantasie des Lesers überläßt. Der beste Poet sagt uns ja nicht Alles, was er auf dem Herzen hat, sondern regt den Leser an, selbst weiter zu denken und zu dichten.

Theophil Zolling.

Florentiner Ostertage.

Von F. Boettcher, M. d. R.

Der Gründonnerstag begann mit einem kräftigen Gewitter, dem ein längerer Regen nachfolgte. Für die Campagna war das sehr wohlthuend, weniger angenehm aber für die Stadt. Florenz hat vielleicht das schönste Pflaster der Welt, und zwar durchgehends bis in die letzten Winkel hinein. Aber im Punkte der Straßenreinlichkeit ist es nicht besser, als seine italienischen Schwestern. So kommt es, daß an Regentagen der Fußwanderer ununterbrochen mit einer häßlichen Schlammmasse zu kämpfen hat. Und Fußwanderer gibt es am Gründonnerstage mehr als irgend sonst. Es ist der Tag der „visita delle sette chiese". Jeder gute Katholik ist verpflichtet, in sieben verschiedenen Kirchen seine Andacht zu verrichten. Doch wird demjenigen, dem die buchstäbliche Ausführung der Vorschrift etwa zu schwer fallen sollte, auch das wiederholte Erscheinen in derselben Kirche als voll angerechnet, wenn nur — sei es auch durch einfaches Hinaus- und Wiederhineingehen — die Siebenzahl der Besuche richtig erfüllt wird.

Als ich in den späteren Nachmittagsstunden, aus dem Villenviertel vor der Porta ranana kommend, die Stadt betrat, wogte ein Meer von Regenschirmen durch die enge Straße; ganz Florenz schien auf den Beinen zu sein. Darüber konnte ich mich nicht wundern. Aber alsbald sollte mir eine unerwartete Ueberraschung zu Theil werden. Vor der Kirche S. Felice drängte sich eine dichte Menge; aus dem Gebäude selbst heraus erscholl ein fürchterlicher Lärm, ähnlich wie Theaterdonner, oder wie wenn ein mit schweren Blechplatten beladener Wagen einhergefahren würde. Alles lachte, die aus der Kirche Heraustretenden nicht minder, als die Hineinströmenden. Als ich eintrat, war das Getöse bereits verstummt. Im Mittelschiff, nicht weit vom Eingange, war eine wächserne Christusleiche aufgebahrt. Alles Volk beeilte sich, ihr die Füße zu küssen. Kleine Kinder wurden über die Köpfe der Voranstehenden hinweggehoben, um das Bild des Heilandes zu sehen, es zu berühren. In den Seitenschiffen schlenderten scherzende Gruppen umher. Von der Ursache jenes Höllenlärms aber war nichts zu sehen.

Beim Beginn der Dämmerung kam ich in den Dom. Die Menge der Besucher während des Regentages hatte den schönen Marmorboden in eine schmutzige Straße verwandelt; nichtsdestoweniger machte der herrliche Bau — umsomehr, als die am Tage so nüchterne Kahlheit seiner Wände durch die Schatten des Zwielichts verschleiert war — einen überwältigenden Eindruck. Am Hochaltar, unter Brunelleschis majestätischer Kuppel, sang man eine Messe. Plötzlich begann dasselbe infernalische Toben wie in S. Felice, nur, infolge des Echos in den weiten

Hallen, noch viel toller. Ich sah mich um nach rechts, nach links, ohne in der Dunkelheit das Wie und Woher ergründen zu können. Erst bei dem Kerzenschimmer einer vorüberziehenden Procession erkannte ich, daß durch den ganzen Dom zerstreute halbwüchsige Jungen mit Bündeln von dünnen Stöcken aus Leibeskräften auf den Boden schlugen, während alle Uebrigen sich an dem ohrenzerreißenden Rasseln und Brausen höchst naiv ergötzten. Nachher bemerkte ich dann auch, daß an den Thüren des Domes wie an denjenigen der übrigen Kirchen jene Ruthenbündel in aller Form feilgeboten wurden.

Den Sinn dieses wunderlichen Brauches hat man mir nicht recht erklären können. Offenbar soll irgend Jemand oder irgend etwas bildlich gezüchtigt oder vernichtet werden. Dem mag eine ganz gute Idee zu Grunde liegen, aber wahrhaft entsetzlich ist es denn doch, diese rohe Ausführung derselben in die geweihten Räume des Gotteshauses zu verlegen. Bei uns würde sich gegen eine solche Unsitte jedes deutsche Gemüth, ob protestantisch, ob katholisch, in allen seinen Fasern auflehnen. Die Italiener sind eben anders geartet. Ich fragte eine junge Florentinerin, welchen Eindruck ihr der Lärm, der übrigens auch ihr unerwartet gekommen war, gemacht habe, und sie antwortete lächelnd: „Oh! ho avuto tanta paura!“ Das war Alles — von Entrüstung keine Spur!

Niemals ist mir die sprichwörtliche Aeußerlichkeit des religiösen Cultus in Italien abstoßender vorgekommen als an diesem Gründonnerstage. In jeder Kirche war eine Kapelle als „heiliges Grab“ hergerichtet, meistens mit einem großen Aufwande von Kerzen und überall mit einer entzückenden Blumenpracht. Aber das massenhaft herbeiströmende Publicum betrachtete das wie ein Schauspiel, ohne irgend welche tiefere Empfindung zu verrathen. Ueberall auf den Straßen sah man Gruppen gewöhnlicher Leute, die einander erzählten, in welcher Kirche es am schönsten gewesen. Die visita delle sette chiese ist in der That nichts Anderes als ein sportähnliches Vergnügen.

Nicht erbaulicher waren die Wahrnehmungen des folgenden Tages. Auch in Deutschland besteht das eigenthümliche Verhältniß, daß, während die Protestanten den Charfreitag als hohen Feiertag begehen, die Katholiken denselben in der äußeren Heilighaltung auffallend vernachlässigen. Wie dort, so fällt auch hier der Schwerpunkt in den musikalischen Theil des Nachmittagsgottesdienstes. In deutschen Domen ist zu demselben regelmäßig ein großer Andrang, aber es bleibt wenigstens die Würde des Ortes gewahrt; hier dagegen meint man in einem Concertsaale zu sein. Besonders die goldstrotzende S. S. Annunziata mit ihrem wunderthätigen Marienbilde machte diesen Eindruck. Sie ist immer die beliebteste Kirche der feinen Damenwelt; man sagt von ihr, daß allmittäglich in ihr die „messa delle belle“ stattfinde. Am Charfreitag aber schien es vollends, als ob das Rendezvous, welches sich die „Gesellschaft“ sonst im Park der „Cascine“ oder im Theater zu geben pflegt, an diese heilige Stätte verlegt wäre. In einer anderen Kirche freilich ereignete sich an demselben Tage ein merkwürdiger Fall von Entrüstung über solch weltliches Treiben: ein Geistlicher versetzte mit seinem Barett einem jungen Mädchen, das während der Messe vergnüglich mit seiner Nachbarin plauderte, einen Schlag auf den Rücken. Aber die Folge davon war, daß die versammelte Menge in großem Tumult für das Mädchen Partei ergriff. Nur dem Einschreiten der Polizei hatte es der erzürnte Priester zu verdanken, daß er nicht in seiner eigenen Kirche mißhandelt wurde.

Derartige Beobachtungen sind nicht ohne Werth. Sie machen die Thatsache verständlicher, daß sich die Italiener, trotz all ihrer Kirchlichkeit, von den Bedrängnissen, in welche das Papstthum und die katholische Hierarchie durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte gerathen sind, weit weniger tief ergriffen zeigen, als irgend eine andere katholische Bevölkerung, namentlich die deutsche. Für eine mystische Begeisterung, wie sie bei uns der Klerus mit Zuhülfenahme des „Culturkampfes“ vielfach anzufachen gewußt, fehlt hierzulande aller Boden. Die Geistlichkeit selbst ist von erheblich weltlicherem Schlage. Von den Landpfarrern, die mit ihren Beichtkindern etwa auf dem Fuße stehen, wie es in Altbayern in der allmählich zu Ende gegangenen guten alten Zeit der Fall war, gar nicht zu reden — auch in den Städten lebt wenigstens der niedere Klerus ganz in und mit dem Volke und wird von demselben nicht anders als wie seinesgleichen angesehen. Die Herren sind meist starke Schnupfer. Da kann man denn häufig beobachten, wie sie auf der Straße mit Leuten der unteren Klassen den Inhalt ihrer Dose theilen oder auch von solchen darum ausdrücklich angegangen werden. Bei uns pflegt sich der Geistliche, auch wo er „sich populär macht“, immer einer gewissen Vornehmlichkeit zu befleißigen; hier herrscht — nicht selten sogar bei den gottesdienstlichen Functionen — ein Sichgehenlassen, das uns Deutsche stets aufs Neue in Erstaunen setzt. Ich weiß nicht, ist es Wirkung oder Ursache davon — jedenfalls ist es Thatsache, daß von dem eigenthümlichen „Respect“, welchen die deutsche Bevölkerung ihrem Pfarrer entgegenbringt, hier wenig zu finden ist. Auch der Einfluß der Geistlichen ist geringer. Zwar ist der Versuch, was sie bei den politischen Wahlen zu Wege bringen könnten, noch nicht gemacht worden; immerhin aber haben sie nicht verhindert, daß die ungeheure Mehrheit des italienischen Volkes sich auf den Boden des „kirchenräuberischen“ Staates gestellt hat. Und von vielen, vielleicht von den meisten, kann man annehmen, daß sie das gar nicht hätten verhindern wollen. Von jenem glühenden Hasse gegen den Staat wenigstens, wie er sich in Preußen noch heute nur zu oft kund gibt, ist nach glaubwürdigen Urtheilen der in der praktischen Seelsorge thätige italienische Klerus fast vollkommen frei.

Auf der anderen Seite aber zeigen die erwähnten Beobachtungen auch, wie wenig die Opposition gegen das Kirchenthum, der Rationalismus in seinen verschiedenen Formen das italienische Volk vermocht hat, sich der äußeren Formen des Katholicismus zu entschlagen. Die Macht der Gewohnheit und der Gedankenlosigkeit mag dazu das Meiste beitragen; aber im Allgemeinen halten auch die „Aufgeklärten“ auf strenge Berücksichtigung der kirchlichen Dehors. Das ist um so natürlicher, je weniger man aus der Religion eine Gewissenssache macht. So sind die Italiener zugleich das religiös seichteste, gleichgültigste und das kirchlich eifrigste Volk. Jeder nach Italien kommende Deutsche ist überrascht, wie in den Kirchen nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer aller Stände sich einstellen, dieselben Männer, welche zum Grabe Viktor Emanuels wallfahrten und der italienischen Tricolore zujauchzen. Die „römische Frage“, mit welcher die Journalisten des Vaticans und des gesammten Ultramontanismus die Welt in Athem zu halten suchen, ist durch diese Eigenart des italienischen Volkes aufs Einfachste gelöst. In keinem anderen Lande kann die katholische Kirche auf eine lebhaftere Theilnahme der Bevölkerung an der Aufrechterhaltung ihres äußeren Mechanismus rechnen, als in Italien, sobald sie sich in das Unvermeidliche findet. Und dieser Erkenntniß wird sich der Vatican fügen.

Die wunderlichste, aber überaus bezeichnende Feier hat Florenz am Ostersonnabend, den „scoppio del carro“ — eine Veranstaltung, welche trotz ihres Alters weder an Sonderbarkeit noch an Anziehungskraft etwas eingebüßt hat. Ein Sproß des alten Patricierhauses der Pazzi hat aus den Kreuzzügen ein Stück der Einfassung des heiligen Grabes in seine Vaterstadt gebracht, wo es in der Kirche S. S. Apostoli aufbewahrt wird. Am Morgen des Ostersonnabends wird an dieser Reliquie eine Flamme entzündet und in den Dom gebracht. Dort nimmt sie der Erzbischof am Hochaltar in Empfang und setzt mit ihr eine mechanische Taube in Bewegung, die an einem Drahtseil das Mittelschiff entlang zum Portal hinausfliegt und einen auf dem Domplatz aufgestellten, mit Böllern und Feuerwerkskörpern beladenen Wagen zur Explosion bringt. Die Weise aber, wie die Taube den Weg zurücklegt, ob ohne oder mit Hindernissen, gilt den Landleuten der Umgegend als Vorzeichen einer guten oder schlechten Ernte.

Es war ein strahlender Sommermorgen an diesem sabbato santo. Eine frische Tramontana hatte die Regendünste der

letzten Tage hinweggeblasen, in tiefem Blau lachte der Himmel über der ewig schönen Stadt. Von allen Seiten strömte es nach dem Domplatze. Zu vielen Tausenden drängte sich da die Menge. In der Mitte stand ein fast haushoher, katafalkähnlicher Wagen, dem, außer seinem thurmartigen, mit einem Rade gekrönten Aufsatz, von pyrotechnischen Vorkehrungen kaum etwas anzusehen war. Punkt zwölf Uhr flog die wunderbare Taube aus dem Dome hervor, ein allgemeines „ecco!“ „ah!“ — und im nächsten Augenblicke sauste das Feuerrad des Wagens, krachten unzählige Böllerschüsse wie aus unsichtbaren Schlünden, während von allen Kirchen die Glocken, die seit Donnerstag geschwiegen hatten, ihr volltönendstes Halleluja in die Lüfte riefen. Trotz des unbeschreiblichen Lärms lag etwas Ergreifendes in dem Vorgange. So seltsam die Sache auf den ersten Anblick scheint, so läßt sich ihr doch die symbolische Deutung abgewinnen, daß durch das heilige Feuer die Fesseln des Grabes gesprengt werden. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet erscheint das Ganze bei aller Derbheit als eine tiefsinnige Auferstehungsfeier.

Die schaulustige Menge zerbrach sich freilich darüber wenig den Kopf. Ihre Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich darum, wie die Taube geflogen sei. „Andò benissimo!“ versicherten sich gegenseitig die Bauern, und freudige Hoffnung auf ein gutes Jahr lachte in ihren Blicken. Aus dem Dome aber traten Hunderte von Vätern und Müttern, die sich mit ihren Kindern auf den Armen in das Mittelschiff gedrängt hatten, um von dem Funkenregen, den die fliegende Taube auf die Untenstehenden ausgießt, etwas zu erhaschen; denn das bringt den Kleinen Kraft und Gesundheit.

Der historische „carro“ wurde, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, von vier prächtigen weißen Stieren mit blumengekrönten Hörnern vor den alten Palast der Pazzi gezogen, begleitet von dichten Volksmassen Zu Ehren des sagenhaften Kreuzfahrers und seines edeln Geschlechts donnerte dort nochmals eine Böllersalve; dann war das Fest zu Ende und Alles zerstreute sich, die Florentiner in ihre Häuser, die Leute aus der Umgegend in die Weinstuben. Wie ging es da hoch her an diesem Tage fröhlicher Hoffnung! In den offenen Rosticcerien am Mercato vecchio und in den angrenzenden Straßen dieser malerischen Partie des alten Florenz brodelte es lustiger als je, herzlicher lachten die Menschen, sogar die lufterschütternden Weisen der mandolinebegleiteten Bänkelsänger wollten mir freundlicher erscheinen. Doch zog ich bald genug vor, mich aus dem Treiben der Stadt hinauszuretten ins Freie.

Es wäre ein Verbrechen gewesen, es nicht zu thun. Uns Deutschen haftet von früher Jugend her ein Schatz von Vorstellungen und Empfindungen in der Seele, der uns den Vorabend des Osterfestes stets, auch wenn einmal die Schneeflocken fliegen, mit einem weihevollen Frühlingsschimmer umgibt; hier hätte man solche Erinnerungen nicht erst nöthig gehabt. Welch eine Auferstehungsfeier der Natur! Nie habe ich das zauberreiche Arnothal entzückender gesehen. Vom Himmel war das letzte Wölkchen geschwunden, die Tramontana hatte ihr Wehen eingestellt; wie die schönste Verkörperung der Idee des Wonnemonats lag die Landschaft da im Glanze der Spätnachmittagssonne. Wohl hatte der Frühling längst seinen Einzug gehalten, aber die Folgen eines beispiellos dürren Winters waren erst durch den Regen der letzten Woche beseitigt worden. Kein Wunder da, daß Alles wie verwandelt schien. Die frischen Farben der Pappeln, der Obstbäume, all der Gebüsche hoben sich lachend ab von dem ernsten Hintergrunde der immergrünen Eichen, Lorbeern und Cypressen; das sonst so eintönige Silbergrau der Olivenbäume war mit den in ihrem Schatten sich breitenden Weizenfeldern zu einem eigenartig abwechselungsvollen Bilde gemischt; aus den Gärten dufteten Rosen und Flieder, leuchteten Lilien und Tulpen.

Es gibt einen Punkt in der Nähe von Florenz, der die großartige Naturschönheit dieser Landschaft wie kein anderer überschauen läßt. Von dem die Südostseite der Stadt unmittelbar umgrenzenden Hügelzuge, über welchen der allen Fremden bekannte Viale dei Colli führt, zweigt sich ein anderer, höherer ab, derselbe, von welchem aus einst das mit den Mediceern verbündete Heer der Kaiserlichen den entscheidenden Todesstoß gegen die Florentiner Republik führte. Ueber Pian de' Giulari, wo sich die Villa erhebt, in welcher Galilei sein Leben beschloß, steigt man auf schmalem Kamme empor nach S. Margherita a Montici, einem auf nach allen Seiten schroff abfallendem Gipfel erbauten Kirchlein. Dort blickt man gen Norden hinab auf S. Miniato al Monte, hinter welchem die Kuppel und der Campanile des Domes hervorragen, während sich jenseits der Stadt die villenbesäten Höhen von Fiesole und über ihnen die waldlosen Häupter der Berge erheben; im Süden erstreckt sich das enge Thal der Ema mit seinen unzähligen Bauerhöfen, seinen Dörfern und der auf einem Bergkegel thronenden Karthause — ein reizendes Bild des Friedens; im Osten bildet der Hochappennin, wie er die Sieve und den Arno entlang zieht, einen imposanten Abschluß, während im Westen die mächtigen Gipfel von Carrara den äußersten Horizont bezeichnen. Selten, fast nie gelangt ein Tourist an diese einsame Stätte; höchstens ein paar Landleuten begegnet man hier. So war es auch jetzt. Die scheidende Sonne vergoldete die Spitzen der Berge, goß über das Ganze jenen rosigen Hauch, mit dem wir uns italienische Landschaften am liebsten vorstellen. Dann tönte fern vom Dome herauf das Ave Maria, und in hundertfältigem Chor stimmten sie ein, die Glocken der zahllosen Kirchen und Kapellen in der Runde. Das war ein Abend, so schön, um alles Andere darüber zu vergessen! Schon verschwammen die Zacken der westlichen Berge in der ersterbenden Gluth des Himmels, schon grüßten von oben die Sterne und aus den Thälern die tausend Lichter der Städte, Dörfer und Villen, bevor ich mich zum Rückwege entschließen konnte.

Die Begriffe von Sonntagsheiligung sind in Italien bekanntlich andere als in Deutschland. Wie oft, wenn ich am Sonntagmorgen die fürchterlichen Rufe der Gemüseweiber durch die Straßen gellen höre, wenn ich alle die alltäglichen Hantirungen auf den Gassen, in den offenen Werkstätten, in den Läden sehe, welch letztere höchstens des Nachmittages, während die Menschheit dem Vergnügen nachgeht, geschlossen werden, — wie oft kommt mir dann der Wunsch, unsere heimatlichen ultramontanen und nichtultramontanen Sonntagseiferer zur Abkühlung einmal unter dies „rein katholische“ Volk führen zu können! Um so wohlthuender berührte es mich, durch den Ostersonntag zum ersten Male einigermaßen an das gleiche Fest in Deutschland erinnert zu werden. Die mit demselben verknüpften Gebräuche ähneln den unserigen. Wenigstens spielt das Ei eine große Rolle; nicht nur, daß es bunt bemalt und, wie der Edelstein in den Ring, in eine Bretzel eingefügt an die Kinder verschenkt wird, sondern man läßt es auch in der Kirche segnen, um dadurch Glück und Gedeihen für das ganze Haus zu erlangen. In dem auf dem Lande durchweg bestehenden Pachtverhältniß ist es eine allgemeine Klausel, daß der Contadino dem Herren, wie zu Weihnachten eine Anzahl Kapaune, so zu Ostern ein Quantum Eier zu liefern hat. Die Bäuerin bringt sie, indem sie feierlich „la buona Pasqua“ wünscht — ein Gruß, der hier allgemein im Schwunge ist, sogar durch Glückwunschkarten dargebracht wird und wohl dasselbe sagen soll, wie unser „Vergnügte Feiertage!“

In einem Punkte aber sind die Florentiner, und wohl überhaupt die Italiener, sehr ungleich uns Deutschen. Jener Drang hinaus ins Freie, den unser großer Dichter so schön und wahr als den eigentlichen Kern der deutschen Osterfreude geschildert hat, den wir in unseren heimatlichen klimatischen Verhältnissen aber nur zu oft bis Pfingsten zurückdämmen müssen, — hier könnte er nach Herzenslust befriedigt werden. Verlockend, wie nur irgend denkbar, lud die Natur an diesem Ostermorgen in die Campagna, in die Berge. Mit einer kleinen Gesellschaft von Landsleuten folgte ich ihrem Rufe. Aber wie war ich erstaunt, das Leben am Bahnhofe nicht anders zu finden, als an jedem beliebigen Sonntage. Der Florentiner bleibt auch am Auferstehungsfeste seinem gewöhnlichen Amüsement getreu, das Pflaster seiner Straßen zu treten und den Staub der Cascine zu schlucken. Wir Germanen fuhren hinaus, durch die üppigen Reben- und

Fruchtfelder, an den zahlosen weißschimmernden Villen vorüber, in das obere Arnothal. Da, wo die Höhen von beiden Seiten hart an den Fluß herantreten, so daß die Eisenbahn neben ihm nur noch mühsam ihren Weg findet, in dem Städtchen Rignano, machten wir Halt.

Hier hatte man sich allgemein angeschickt, den Festtag auf italienische Weise zu begehen. Die Krone alles öffentlichen Vergnügens hier zu Lande ist, auf Straßen und Plätzen umherzustehen oder umherzuschlendern. Den Rignanesen aber wurde dieser Genuß heute noch erhöht durch das Concert der „banda". Eine echt romanische Sitte, diese Vereinigungen junger Leute zu dem Zwecke, sich die Abende mit dem Einstudiren von Blechmusik zu verkürzen und dann an besonderen Festtagen sich in glänzender Phantasieuniform, nicht ohne Federbusch und Seitengewehr, vor ihren Mitbürgern hören zu lassen. Sie nehmen etwa die Stelle unserer Liedertafeln ein. Ein bezeichnenderer Ausdruck für den Unterschied zwischen gewissen Seiten des italienischen und des deutschen Volksgemüthes läßt sich nicht finden. Die Liedertafeln sind recht eigentlich ein Produkt des sentimentalen Zuges, der durch unser deutsches Wesen geht, der aber der romanischen, insbesondere der italienischen Volksnatur fast vollständig fremd ist. Unsere deutschen „Sangesbrüder" finden, auch wenn sie öffentlich auftreten, doch immer den Hauptgenuß in dem, was ihnen das eigene Innere bewegt; sie begnügen sich bei Sängerfesten mit einem bunten Bändchen im Knopfloch und einem Eichenzweige am Hut. Bei diesen italienischen Musikdilettanten dagegen ist Alles auf den äußeren Effect angelegt, die Kleidung sowohl wie die schmetternde Fanfare. Mir scheint, daß bei einer Abwägung des culturellen Werthes der beiderseitigen Einrichtungen die deutsche den Vorzug verdient.

Aber es gibt eine andere Seite des Volkscharakters, in Bezug auf welche eine Vergleichung wohl nicht zu demselben Ergebniß führt. Darüber konnten wir, nach Florenz zurückgekehrt, am folgenden Tage lehrreiche Beobachtungen machen. Der Ostermontag ist hier nur eine „mezza festa"; seine Eigenthümlichkeit ist, daß am Nachmittage die Leute der untersten Volksklassen vor die Thore ziehen, um sich an Speise und Trank gütlich zu thun. Italiener einmal ordentlich trinken zu sehen ist ein so seltenes Schauspiel, daß ich auf dasselbe um so mehr gespannt war, als man mir gesagt hatte, es werde darin an diesem Tage ganz Erschreckliches geleistet. Das Wetter war dem Feste nicht gerade günstig; der immer trüber gewordene Himmel entlud sich am Nachmittage in einem warmen Landregen. Indeß, das leichtlebige Volk ließ sich dadurch die gute Laune nicht verderben. Wo immer ein Baum Schutz bot, namentlich unter den Eichen des Poggio Imperiale, lagerten Männer und Weiber in fröhlichem Kreise, sangen und tranken. Aber ich habe nirgends einen Betrunkenen, nirgends eine nennenswerthe Ausschreitung gesehen. Zwei Tage zuvor, beim scoppio del carro mit seinen abergläubischen Anhängseln, hörte ich Deutsche verächtlich urtheilen über den untergeordneten Culturstandpunkt dieses Volkes. Ich will nicht bezweifeln, obgleich ich es nicht für erwiesen halte, daß selbst in dem civilisirtesten Theile Italiens die noch vorhandene Summe abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche größer ist, als an irgend einem Punkte Deutschlands. Aber wenn Mäßigkeit und gesittetes Betragen sich in den Massen des italienischen, wenigstens des toscanischen Volkes selbst bei so außergewöhnlichen Gelegenheiten nicht verleugnet, so weiß ich doch nicht, ob wir Deutsche ein Recht haben, uns an wirklicher Volksbildung über die Italiener weit erhaben zu fühlen. Jedenfalls würden wir sehr froh sein dürfen, wenn das Ende der Ostertage daheim überall so gewesen wäre wie in Florenz.

Die Pariser Theatersaison.

Eugène Scribe, der seit mehr als einem Decennium gänzlich vom Pariser Repertoire verschwunden war, ist wieder zu Ehren gekommen. Dieses ist vielleicht das erfreulichste Resultat der eben abgeschlossenen Theatersaison. „Bertrand et Raton" ist von Neuem Zugstück geworden. Die Neueinstudirung der „Camaraderie" und vielleicht noch anderer seiner Werke steht nahe bevor. Was lehren diese eigenthümlichen Thatsachen, wenn man eine andere dagegen hält, nämlich den unerwarteten, nach dem Erfolge der ersten Aufführung doppelt unerwarteten Mißerfolg des Zola'schen, dem Assomoir keineswegs nahestehenden „Pot-Bouille", das schon nach etwa dreißig Vorstellungen klanglos von der Bühne des Ambigu verschwand? — Das Vorhandensein einer starken reactionären Strömung gegen das, was sich mit einiger Anmaßung und vieler Einseitigkeit heute „Naturalismus" nennt, gegen die Formlosigkeit, gegen die Auflösung der dramatischen, straffen Einheit, gegen die Beseitigung eines ebenmäßigen Steigens und Sinkens der Handlung, und gegen den Ersatz dieser charakteristischen Elemente des Dramas durch mehr oder weniger locker aneinander gereihte Bilder, gegen den Ersatz der Bewegung, dieser conditio sine qua non des Theaters, durch breite, romanhafte Sittenschilderungen. Zola und seine Anhänger hatten die Natur der Erscheinungen bis zu ihrer äußersten Grenze hin ausgebeutet. Das Publicum, das ästhetischen Betrachtungen abhold ist, fühlte dies instinctiv heraus; ein Umschlag seines Geschmackes war unausbleiblich. Wäre es demselben nur um die Form zu thun gewesen, so hätte es sich zu Augier zurückgewendet, dem solidesten, schlagkräftigsten dramatischen Dichter der Gegenwart. Aber die Zola'sche „Natur" war dem Publicum so sehr zum Ueberdruß geworden, daß es nach einem starken Gegensatz, nach einer Ueberfülle von Empfindungen, nach einem reichen, dramatischen Verbrauch starker Seelenkräfte verlangte, mochten dieselben nun mehr oder weniger echt sein. Es hat sich nicht Augier, nicht den satirischen Sardou mit seinen actuellen, darum aber auch so schnell verbrauchten Stücken zu seinem Liebling erkoren, sondern den sentimentalen, paradoxen, phantastischen Dumas fils, der ihm als ein formgewandter Idealist erscheint.

Ich will noch an eins erinnern. Es gab eine Zeit — es war die Glanzzeit der Rachel — da Scribe, wie jene unter den Darstellern, unter den Dichtern Alleinherrscher war. Dumas, einer der Begründer des Sittendramas, bekämpfte ihn damals mit ähnlichem Erfolge, wie Victor Hugo dereinst die Tradition der klassischen Tragödie. Heute ruft man die einstigen Feinde, den Lebendigen und den Todten, die Meister des modernen Conversationsstückes, wie zwei Freunde herbei, um die verderblichen Wirkungen des Zolaismus zu bekämpfen. Die alten Gegensätze sind überwunden. Man verzeiht Scribe die Automatenhaftigkeit seiner Figuren, man sieht in ihm nur noch den Meister im dramatischen Aufbau und in der sorgsamen Exposition. Ein literarisches Publicum erlernt von ihm, wie Sardou dereinst, das ABC seiner Kunst und manchen weiteren Buchstaben dazu, je nachdem der Schüler mehr oder weniger selbstständig und dichterisch begabt ist. Gegen Niemand donnert Zola in seinen Vorreden heftiger, als gegen den Schablonenhelden Scribe, folglich Scribe und Dumas contra Zola! So lautet der Schlachtruf der Reaction.

Noch eine andere Tendenz macht sich indessen geltend. Sie erklärt sich aus folgender Erwägung: ist das Sittendrama überhaupt noch einer Entwickelung fähig? kann hier noch etwas Originales geschaffen werden? und nach welcher Richtung hin? — Augier, Dumas und Sardou haben für die verflossene Saison gar nichts geliefert. Sie sind schaffensmüde geworden, und das wahrscheinlich nicht, weil ihnen die poetische Quelle, sondern weil die Stoffquelle, wenn ich so sagen darf, versiegt ist. Ich weiß nicht, ob man durch ästhetische Combinationen, durch tiefsinnige Speculationen dem Sittendrama neue Quellen erschließen kann — bis jetzt ist es jedenfalls nicht gelungen. Der weitaus bedeutendste jüngere Dichter ist Albert Delpit. Ich möchte ihn als einen Schüler Augiers bezeichnen, und damit gleichzeitig andeuten, daß er noch nicht auf eigenen Füßen steht. Was thut er in seinem Schauspiel „Les Maucroix" (Comédie française), was thut der viel unfertigere Victor Jannet in seiner Komödie „Bel Armand" (Odéon), zwei, im Uebrigen regelmäßig gebauten Stücken? Sie versuchen das Sittendrama durch das Raffinement ihrer Voraussetzungen zu vervollkommnen; Zolaismus hinter den Coulissen und vor dem ersten Act! Wie im „Fils de Coralie" und „Père Martial", den Erstlingswerken Delpits, die bis dahin übliche Ehebrecherin durch die ehebrecherische Mutter und noch Schlimmeres ersetzt ist, so in den genannten Werken der einst beliebte natürliche Sohn durch den ehebrecherischen Vater mit seinem legitimen und illegitimen Sohn nebst Familien. Aus den Wechselbeziehungen all dieser Personen, die in Wirk-

lichkeit nach dem ersten Contact, d. h. schon nach Ablauf der Ereignisse des ersten Actes, nach allen Richtungen der Himmelsrose auseinanderstieben würden — aus allerlei Verheimlichungen und successiven Enthüllungen und Erkennungen ergibt sich ein Uebermaß halb aufregender, halb peinlicher Scenen, das die Wirkung abschwächt. Wie poetisch takt- voll und weise vermied es Augier, seinem Fourchambault Vater und dessen liebenswürdiger Gattin das Geheimniß des Publicums und der übrigen Bühnenfiguren mitzutheilen. Wäre es ihm doch ein Leichtes gewesen, Madame Bernard mit Drohungen zum ehemaligen Liebhaber zu schicken. Um das Duell zwischen Bernard und Leopold zu verhindern, hätte der beschämte graue Sünder seiner keifenden Gattin dann seine Jugendsünden eingestehen müssen. Welch aufregender Wirrwarr! Das wäre Delpit'sche Mache gewesen. — Also keine Fortentwickelung des Sittendramas, sondern eine Vergröberung desselben!

George Ohnets neues Stück „Maître de forges" (Gymnase) steht noch eine Stufe tiefer als die „Maucroix". Man könnte ihn, trotz des Beifalls, den er errungen, als den typischen Ausdruck der allgemeinen Rathlosigkeit bezeichnen, der unter denjenigen Dichtern herrscht, die das Sittendrama cultiviren. Ohnet weiß sein Handwerk, er gibt das, was man ehedem ein gutgebautes Stück nannte, aber das Studium der Leidenschaften ist oberflächlich, die Charaktere sind mehr conventionell als wirklich. Der Dialog ist geschickt, aber nicht originell. Mit einem Wort: die goldene Mittelmäßigkeit! ein Rückschritt von Dumas in der Richtung auf Scribe, zwischen deren beiden Manieren die des „Grubenbesitzers" unsicher flottirt. Das Sujet ist ebenfalls nichts weniger als originell: eine Mesalliance, die ein stolzes, von seinem Bräutigam verlassenes adeliges Fräulein aus Aerger eingeht. Nachher aber entdeckt die Frau, daß, wenn von einer Mißheirath die Rede sein könne, jedenfalls der ihr geistig und seelisch überlegene Gatte der Benachtheiligte sei. Ihr Widerwille gegen denselben wandelt sich in Sympathie, zuletzt in Liebe, die ihren Stolz überwindet.

Noch eine andere Tendenz machte sich geltend, nämlich die, die Opposition gegen Zola und die Theorien seiner zahlreichen Anhänger vom Gebiet des Sittendramas auf ein anderes hinüberzuspielen. Es genügte nicht, die Werke Dumas', die ewig zugkräftige „Camelliendame" Zolas „Kochtopf" gegenüberzustellen. Man mußte auch Neues schaffen. Jenes Gebiet schien erschöpft, wie ein ausgesaugter Ackerboden. Aber welches aufsuchen? In Victor Hugos Werken kommt zwar die Welt der Empfindungen nicht zu kurz, gewiß nicht, aber es fehlt die concise dramatische Form, das Maß in der Behandlung der Natur der Erscheinungen. Und dessen will man gerade jetzt am wenigsten entbehren. François Coppées fünfactiges Drama in Versen: „Severo Torelli" (Odéon) erfüllt vollkommen alle Bedingungen, die der nach Neuem verlangende, aber hier noch wenig verwöhnte Geschmack des Publicums stellt. Der Dichter verlegt seine Handlung in eine mittelalterliche Zeit, nach Italien. Er ist der Controle eines Publicums, das jeden Verstoß gegen die moderne Realität im engeren Sinne des Wortes lebhaft empfindet, gänzlich enthoben; ihm sind die socialen Gesetze und Convenienzen nicht mehr unsichtbare Mitspieler, nicht mehr die Hauptfactoren der Handlung, wie im Sittendrama, sondern er stellt die Leidenschaften wieder freier gegenüber, er läßt Hoffnung und Leid wieder reicher ausklingen, seine Verse trägt ein erhabener Rhythmus, seine Sprache ist pathetisch. Die maßgebende Kritik hat „Severo Torelli" freudig begrüßt, es hat seinem Dichter einen Sitz in der Akademie verschafft, es bezeichnet den theatralischen Höhepunkt der Saison. Der junge Akademiker ist freilich so sehr Kind seiner Zeit, daß er leider noch so Manches vom Sittendrama in sein Werk hinübergenommen hat. Severo Torelli glaubt der Sohn des alten Patrioten Battista Torelli zu sein, dem Barnabo Spinola, Tyrann von Pisa, zwanzig Jahre vor Beginn des Stückes das Leben geschenkt hat. In Wahrheit aber ist er der Sohn dieses letzteren. Pia Torelli hat sich diesem heimlich hingegeben, um ihren Gatten zu retten. Im ersten Act schwört der ahnungslose Severo, Pisa vom Tyrannen zu befreien. Pia entsetzt, offenbart im zweiten Act in einer peinlichen, aber tiefergreifenden Scene dem Sohne das Geheimniß seiner Geburt. Im dritten und vierten Act wandert Severo unschlüssig umher, und beantwortet erst am Schlusse des vierten Actes von den beiden Fragen: „Soll ich meinen Eid brechen? oder meinen Vater tödten?" die letztere mit einem Ja. Im fünften Act wird er an der Ausführung seiner That dadurch verhindert, daß ihm die Mutter zuvorkommt und sich dann selbst entleibt.

Dies Vergehen der Mutter vor dem ersten Act erinnert sehr an die Fabel der oben besprochenen neuesten Sittendramen. Derartige Erkennungs- und Enthüllungsscenen haben überdies leicht zur Folge, daß das Stück in der Mitte erlahmt, wie es der dritte und vierte Act in „Severo Torelli" beweist.

Die erwähnte Gattung hat also ganz gewiß sehr bedeutende Chancen, sie ist viel reicher, als die des Sittendramas, denn das Gebiet der Empfindungen und Seelenkräfte ist unendlich viel größer, als das der für die Bühne verwerthbaren Erscheinungen der Natur und das der socialen Realitäten. Es ist schwer, die Gattung zu definiren, der „Severo Torelli" angehört und zu der Dumas gewissermaßen den Uebergang bildet. Coppée führt uns in diesem Werk in eine Welt der Empfindungen ganz eigener Art. Er imitirt nicht Corneille oder Racine, nein, er bietet weit mehr von jener Realität im engeren Sinne des Wortes, welche gleichsam in der Luft liegt und dem Zeitalter der exacten Wissenschaften angehört. Ob man sagen darf, seine Empfindungen seien schlechtweg moderne, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls gibt er etwas Originelles, das ist die Hauptsache. Er schreitet nicht mehr auf Stelzen dahin, wie die Klassiker des siebzehnten Jahrhunderts, die Vorgänge seiner Fabel, auch die äußerlichen, sind sorgfältiger motivirt, und dennoch beschränken sie ihn nicht in der freien Entfaltung seiner Phantasie, die ihrerseits wiederum ein edles Maß innehält.

Jean Richepins „Nana Sahib" (Porte-Saint-Martin) ist ein großes Schau- und Spektakelstück mit zum Theil glänzenden, oft schwülstigen Versen. Aber weder diese, noch Sarah Bernhardts wunderbare Declamation vermochten für den Mangel dramatischer Form und Charaktere zu entschädigen. Dem Dichter der „Smilis" (Comédie française), Jean Aicard, gebricht es an poetischer Kraft und dramatischem Verständniß. Richepin steht Victor Hugo, Aicard aber Coppée näher, als Zola, aber sie verstehen beide gleich wenig vom Theater, und darum interessiren sie uns hier nicht. „Die Könige im Exil" (Vaudeville) von Alphonse Daudet (nach seinem Roman) und Paul Delair sind dagegen nach dem Herzen Zolas, ohne dramatische Form, Charaktere und Bewegung. Das Stück verspottet die Könige, wie Rabagas die Demagogen. Warum sollte es in einer Republik nicht gefallen? Die Thatsache, daß es sehr bald vom Repertoire verschwinden mußte, sowie die, daß Rabagas, trotz seiner politischen Anzüglichkeiten, hier dereinst einen ungeheuren Erfolg hatte, beweist die Macht und die Nothwendigkeit einer vollendeten dramatischen Form.

Die Posse „Ma Camarade" (Palais-Royal-Theater) von Meilhac und Gille ist schon mehr als hundert Mal gegeben, und füllt noch immer den kleinen Raum, in dem der Marivaux dieses Jahrhunderts schon so viele Triumphe gefeiert hat. Man hat oft auf Meilhac das Wort vom „Parisien le plus Parisien" angewendet, und so will ich denn Sarcey, dem Kritiker, der am meisten Pariser ist, das Wort geben. „Meilhac hat in den einstigen Artikeln der „Vie parisienne"," schreibt derselbe, „ich weiß nicht welchen Geschmack für das Paradoxe gezeigt, eine bizarre Aber ironischer Skeptik, welche durch alle seine Erzählungen circulirte. Man wußte niemals so recht, ob der Schriftsteller sich nicht über seine Leser und über sein Sujet oder über sich selber lustig machte. Er stellte sich darüber. Seiner Phantasie freien Lauf gönnen, ohne sich von ihr dupiren zu lassen, und die Leute von Geist mit einem Augenzwinkern avertirend, daß sie sich nicht anführen lassen sollen, das ist die Originalität dieser Manier; eine sehr pikante Originalität, die man schwer versteht, wenn man nicht selbst mit jener ganz speciellen Witzgattung vertraut ist, welche die Boulevardiers „la blague" genannt haben und die in Wirklichkeit in unserer Sprache keinen Namen hat." Nun, in der deutschen auch nicht! Blague (blasirtes Kalauern und skeptisches Sichmoquiren) ist so unübersetzbar, wie überhaupt ein Meilhac'sches Werk. Auch der Inhalt eines solchen läßt sich unmöglich erzählen, denn die Fabel ist etwas ganz Nebensächliches.

Was das Pariser Lustspiel sonst noch in der letzten Saison hervorgebracht hat, ist an dieser Stelle keiner Besprechung werth.

Eugen von Jagow.

Aus der Hauptstadt.

Die Menzel-Feier.

Wenn Adolf Menzel einer von denen wäre, die zum Künstler ausgebildet worden, und die ebenso gut zum Juristen oder Philosophen getaugt hätten, dann würden die Feste der verflossenen Woche sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum heißen dürfen. So aber sind sie nur eine Erinnerungsfeier an das erste Werk des Meisters, das einst seine wenig entgegenkommenden, auf eine diametral entgegengesetzte Kunst versessenen Zeitgenossen zur Anerkennung der seltenen Begabung zwang: „Künstlers Erdenwallen", vor fünfzig Jahren in einer Reihe Lithographien erschienen. Das war im Jahre 1834. Menzel zählte noch nicht zwanzig Jahre, und was er konnte, hatte er sich selbst gelehrt. Und wenn man schon damals in seiner Leistung den Autodidakten anstaunte, so wissen wir jetzt, wo wir sein ganzes Leben überschauen, daß er nur dann ganz gewürdigt werden kann, wenn man nie aus den Augen verliert, daß er Alles durch sich selber geworden ist und Alles aus sich selber gelernt hat. Was er angriff, führte er auf den letzten Gipfel des in seiner Zeit überhaupt Erreichbaren. Zeichnen lernte er auf eigene Faust und erhielt als Knabe seine Familie durch seine Thätigkeit als Lithograph. Die Oelmalerei überwältigte er ohne Lehrer und kam weiter als irgend ein deutscher Meister seiner Zeit. In Aquarell und Gouache fand er ganz selbständig neue Methoden und originelle Combinationen. Seine Versuche mit Pinsel und Schabeisen haben noch jetzt nach fast dreißig Jahren auf der Wiener graphischen Ausstellung die ungetheilteste Bewunderung erregt und dem Künstler eine goldene Medaille eingebracht. Was er als Förderer des Holzschnitts geleistet hat, bezeugen seine Illustrationen für Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen und für die Werke des Königs selbst, wie er denn wohl zweifellos als der größte Illustrator unseres Jahrhunderts angesehen werden muß. Fragen wir nach dem einzigen ganz originellen Historienmaler unseres Jahrhunderts, dem einzigen, der eine verflossene Periode so genau gekannt, daß er sie malen durfte; fragen wir nach einem Künstler, der durch die literarische und historische Bewegung hindurchschreitend zur Wahl ganz moderner Stoffe gekommen ist, — immer wird uns der Name Menzels entgegentönen.

Doch kann es sich hier nicht um eine Würdigung des Meisters handeln, dem endlich nach langer Verkennung das gerechte Verständniß zu Theil geworden — leider nicht in den breiten Schichten des Volkes, denen man ein Verhältniß zu seiner kernigen wahren Kunst wünschen möchte; ist er doch mehr der Mann eines kleinen Kreises künstlerischer Feinschmecker. Auch kann es sich nicht darum handeln, die Skizzen und Reproductionen, welche die Säle des Handzeichnungskabinets in der National-Galerie füllen, hier zu besprechen; sollte ihnen einigermaßen ihr Recht werden, müßte der verfügbare Raum um das Vielfache erweitert werden. Nur auf ein bisher in weiteren Kreisen unbekanntes, zum ersten Mal ausgestelltes Werk Menzels möchte ich besonders hinweisen.

Es ist das Kinderalbum, ein (jetzt aufgelöstes) Buch mit Aquarellen, das er für die Kinder seiner Schwester gemalt. Ein anregender Gedanke sich vorzustellen, wie wohl der phantasiereichste, gestaltungskräftigste Künstler unseres Jahrhunderts, der zugleich ein nachdenklicher Mann ist und tausend Andeutungen und Bezüge in seine Gebilde bringt, von denen der Zehnte keine Ahnung hat, eine solche Aufgabe gelöst haben könnte. Man sollte denken, er würde mit Vorliebe das Märchenhafte aufsuchen und in dessen Darstellung seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, oder er möchte sich an der Belebung unserer sächlichen Alltagswelt versuchen. Nichts von alle dem, keine Spur des Uebernatürlichen, kaum daß unser Menschenleben hier und da gestreift wird. Den Inhalt fast aller Blätter bilden Scenen aus dem Thierleben. Der Mensch erscheint nur vom Thier gesehen: in dem Lockenkopf, der durch das Drahtgitter eines Vogelbauers sichtbar wird, in den Zuschauern, die sich an die Gitter des Hirschgeheges im zoologischen Garten drängen, über die ruhigen Thiere hinweg gesehen, die ganz zu Hause sind; oder es erscheint nur eine weiße mit Ringen geschmückte Hand, die einen weißen gelbschopfigen Kakadu kraut; zuweilen äußert sich nur die Wirkung ihrer Anwesenheit, wie bei den Bären, die durch die dicken Eisenstäbe ihres Käfigs um Brod betteln. Wie dumm ihr Gesicht und wie falsch-gutmüthig die lichten Aeuglein drin sitzen! Dann kommt der Humor zur Herrschaft. Eine junge weiße Ziege reckt sich so weit es der Strick, mit dem sie gefesselt ist, ihr erlaubt, neugierig nach einem Schaukelpferd mit unsäglich dummem Gesicht — einem prächtigen Gegensatz zu der Intelligenz des Ziegenkopfes. Dämonisch geheimnißvoll huscht ein Rabe herab, der im Schatten einer Laube aus einer köstlichen Rococotasse einen silbernen Löffel stiehlt.

Ganz märchenhaft wirken andere Schilderungen. Da ist eine Chinesin in bunten Seidengewändern, die auf weiter Terrasse eine Herde Fasanen füttert. Am Boden wimmeln die prachtvollen Thiere durcheinander, einige sind ihr auf die Arme geflogen, daß sie sich ihrer kaum erwehren kann. Welch ein entzückend farbiges Gesammtbild! — Mit ganz anderen Mitteln ist eine ähnlich märchenhafte Wirkung in Bildern aus unserer heimischen Natur dadurch erreicht, daß das Kleinleben als etwas für sich Bestehendes gegeben wird. Eine unruhige Bachstelze steht an einem klaren Wasser, in dem sich Goldfischchen tummeln; ein rothes Eichhorn eilt über eine grüne Lichtung dem schützenden Baum zu, an dessen Wurzel eine hohe blaue Glockenblume aufgesproßt ist. So sehen wir die Goldhähnchen in ihrer Umgebung; die Silhouette eines kahlen Baumes, den sich Pfauen zur Nachtruhe ausgesucht haben, Schwäne am Ufer dahinsegelnd, Hühner und Tauben, ein Schwein auf dem Bauernhof, Eidechsen und Insecten im Gras und den Kopf eines wilden Büffels, der sich einen Weg durch die Dschungeln bahnt. Eine Ausnahme bildet ein weiter Grasplatz vor einem Landhause mit Allem, was an einem warmen Sommertag auf ihm vorzugehen pflegt, und die Ansicht eines hohen Etagenhauses in Berlin zur Zeit der Abenddämmerung, wo das Licht, das aus allen Etagen strömt, mit den letzten Fluthen des Tageslichts kämpft.

Wenn auch das angeschlagene Thema ein etwas einseitiges, so zeugt es doch von sicherem Verständniß des Kindergemüths, daß Menzel gerade das Thierleben als passenden Vorwurf befunden hat. Dabei hat er es meisterhaft verstanden, alle Stimmungen anklingen zu lassen, von dem Schreck und Grauen bei dem Büffel bis zum idyllischen Waldfrieden auf dem Bild mit dem Eichhorn. Glücklich das Kinderauge, das sich alle die Herrlichkeiten lebendig träumen durfte! — Von der technischen Meisterleistung brauchen wir nicht zu reden.

Unter den Ovationen, die dem greisen Künstler gebracht worden, verdient *eine* besondere Aufmerksamkeit.

Ein Künstler, der ihm in mancher Neigung verwandt ist, hat ein Erinnerungsblatt zu der Jubelfeier gespendet, Max Klinger. Man wird es sammeln, wie seine übrigen Werke, denn es ist keineswegs ein flüchtiger Festscherz, sondern eine ernsthafte Huldigung und von reichem Inhalt.

Die erste Seite des Folioformats füllt eine prächtige Radirung, die in ihrer Virtuosität an die Leistungen Piranesis gemahnt, nur daß sie noch weit farbiger wirkt. Auf einen Felsen, um den die Wogen eines uferlosen Meeres aufschäumen, stämmen sich vier Giganten gegen die Last eines ungeheueren Felsblocks, den zwei gewaltige Hände, aus einer Strahlenglorie kommend, auf ihre Schultern legen. Auf dem Block steht mit großen Lettern der Name Menzel. Prächtig heben sich die hellen Leiber der Jungen gegen die dunkeln der Alten ab und in ihrer gewaltigen Anstrengung suchen sie an einander und auf den Vorsprüngen des Felsbodens Stützpunkte. Mit weißen Armen und Schultern tauchen die neugierigen Nixen aus der dunklen Fluth. Ein üppiges Blumengehänge bildet an der Seite den Abschluß. Vier lorbeerbekränzte Masken darin sollen die vier Temperamente bedeuten.

Zu der ernsten einfachen Größe der Widmungsallegorie bildet der mannichfache Inhalt der zweiten Seite den humoristischen Gegensatz. Doch wird auch hier noch ein ernster Ton angeschlagen in der vornehmen Frauengestalt in antiker Gewandung, die an der Seite des Widmungstextes auf einem Postament steht. Sie trägt in der Rechten ein Buch mit der Aufschrift Anatomia und in der Linken eine hohe Palme, deren Blattwedel bei näherem Zusehen sich in die Instrumente des Künstlers auflöst. Aber die Radirmesser, die Pinsel, die Bleistifte und Federn sind so geschickt in der Bewegung der Blätter angeordnet, daß die Palme noch als solche wirkt, wenn man hinter den Scherz gekommen. Auch die Petroleumlampe, aus der sich der Nimbus hinter dem dunkelgelockten Haupt der Gestalt entwickelt — die Arbeit ist es, wie die Sockelinschrift sagt — muß als sinniger und moderner Zug begrüßt werden. Zwischen der Gestalt und der Darstellung am Fuß des Blattes schwebt ein beschwingter Genius, der mit großer Anstrengung einen schweren Sack Geldes emporträgt, aus dessen geplatzter Hülle der Inhalt herabrieselt.

Unten das Fußbild erinnert an das Festbanket, das die Berliner Künstlerschaft zu Ehren des Mannes veranstaltet, der im neunzehnten Jahrhundert den Berolinismus in der Kunst vertritt wie Chodowiecki im achtzehnten, nur daß der Jüngere auf unendlich breiterer Basis steht und höhere Ziele verfolgt. Die lange Tafel ist nur noch lückenhaft besetzt. Unordentlich stehen Flaschen und Gläser umher, und die Servietten hangen von den verlassenen Stühlen oder treiben sich am Boden umher. Die wenigen Festgäste, die noch Stand gehalten, haben sich in Gruppen zusammengeschlossen. Links im Schatten sitzen die Alten ruhig vereint beim Glase, jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach oder lauscht auf das erregte Gespräch der Jungen am andern Ende der Tafel. Einer von diesen ist in heftiger Rede begriffen — sein Kopf mit dem kurzen dichten Bart und Haar trägt die Züge Klingers — und hat sich zu den beiden andern gebeugt, die ihm angestrengt zuhören, mit zurückgeworfenem Kopf der eine, vor sich auf den Tisch starrend der andere. Der eine von den Alten blickt sinnend zu ihnen hinüber, als dächte er der Zeit, da auch er noch mit seinen Freunden über die Kunst zu debattiren pflegte, und die nun so weit hinter ihm liegt.

Was die Jungen dort discutiren kann nichts Andres sein als die allgemeinen Fragen, die jedes junge Künstlergeschlecht sich aufs Neue zu lösen ausersehen glaubt. In ergötzlicher phantastischer Parodie hat Klinger es über ihnen anzudeuten gesucht. Ein fahrender Ritter in voller Rüstung zu Roß hält auf wüstem Terrain sein Pferd an und blickt unentschlossen auf vier Gestalten, die im Hintergrunde vor ihm an der Erde kauern. Wir sehen ihn und sein Roß nur von hinten, aber die Bewegung seines behelmten Kopfes sagt deutlich, wie sein Auge von der einen zur andern gleitet.

Zur Linken sitzt ein dicker Mann mit Hermelin und Zackenkrone. Er blickt mit breitem Munde auf den Ritter, hat die Hände unter dem dicken Bauch gefaltet und dreht die Daumen. Im Sande vor ihm stecken Messer und Gabel, menschliche Gebeine liegen im Halbkreis umher, als seien sie die Ueberbleibsel eines grausigen Mahles. So faßt Klinger nach seiner Beischrift die „Historia" auf. Daneben hockt ein Weib im Regenmantel mit Pelerine; sie hat den Kopf gesenkt, so daß der Tirolerhut ihr Gesicht verdeckt, und mit der erhobenen Linken scheint sie den Ritter warnend von sich zu weisen. Es ist die Mitzeit, Modernitas nach der Unterschrift. Auf der andern Seite folgt eine geheimnißvolle verhüllte barhäuptige Männergestalt, deren Züge zu unterscheiden der strahlende Nimbus unmöglich macht, der ihr Haupt umgibt — die Zukunft. Den Abschluß bildet — Homer. Er ist ein weißhäuptiger Greis, aber nicht blind, denn er sieht mit ironischem Grinsen den Ritter erwartungsvoll an. Er hat die Harfe, die seinen Gesang begleiten soll, zwischen die riesigen Füße geklemmt und läßt die mächtigen Hände weit vorgestreckt über die Knie hängen. Nicht deutlicher kann er ausdrücken, daß er nur der Thaten harrt, um sie zu besingen.

Der wohlgerüstete Ritter brauchte nicht durch das Zeichen Max Klingers auf der Schabracke des Rosses gekennzeichnet zu sein. Es ist der Künstler selber, als Vertreter der jungen, wohlgerüsteten Generation, die, zu Allem bereit und willig, nur nicht weiß, wo und was beginnen. Soll sie die Vergangenheit verherrlichen? Das ist so überflüssig und man hat es so satt. Die Gegenwart ist so spröde und abweisend, die Zukunft — ein Räthsel. Und dabei drängt es ihn vorwärts, er fühlt sich zu Dingen berufen, die nur zu geschehen brauchen, um ihren begeisterten Sänger zu finden. Es ist ihm, als sehe die Welt voll Ungeduld den Thaten entgegen, die er zu verrichten brennt.

So schließt die innere Beziehung die reale Tischscene und die phantastische Märchenscene zusammen, die auf den ersten Blick so wenig miteinander zu thun haben.

Für gewöhnlich zwar gilt für ein Kunstwerk der Satz: le temps ne fait rien à l'affaire; wenn aber eine Radirung wie die auf Klingers Widmungsblatt in acht Tagen entsteht, so ist es zum mindesten der Mühe werth, es zu erwähnen. Ein Folioblatt! Ebenso muß es als ein Beweis ganz ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit bezeichnet werden, daß Heuer & Kirmse die Tischscene und die Figur der Kunst in drei Tagen geschnitten haben.

A. L.

Notizen.

Märkische Streifzüge von A. Trinius. Berlin, Schmidt und Sternaux.

Ein durchaus würdiges Seitenstück zu Theodor Fontanes klassischen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg". Trinius ist ein durch und durch poetisches Gemüth, und er bringt auch die nöthige vaterländische Begeisterung mit, um die oft monotone schwermüthige Schönheit seiner engeren Heimat mit fesselnder Wärme zu schildern. Ohne just Fontanes prächtigen Humor und kernige Kunst des Charakterisirens von Land und Leuten zu besitzen, findet er doch die richtigsten und schönsten Farben und setzt das Landschaftliche, Genrehafte und Historische stets anmuthig ins Licht. Er weiß wohl, daß es bedenklich wäre, nur durch die Landschaft wirken zu wollen, und darum spart er die feuilletonistischen Zuthaten nicht. Er kann witzig, geistreich, zur rechten Zeit aber auch ernst und sentimental sein und ist immer anregend, interessant und lebendig. Es ist eine Lust, ihm auf seinen Streifzügen durch die Mark zwischen Oder, Elbe und Havel, an Edelsitzen, Burgruinen und Pfarrhäusern vorbei, durch Kieferwälder und Haidesand zu folgen; besonders zutreffend sind das malerische Spreewaldgebiet und die schwermüthigen stillen Havelseen charakterisirt. Beim Wannsee vergißt er zu bemerken, daß seine Ufer und speciell die Stelle, wo Kleists Grab steht, bis in die jüngste Zeit ein ersehntes letztes Ziel der Selbstmörder war, worüber er im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel einen interessanten Beleg findet. Auch lautet Kleists Grabschrift nicht: „Er lebte lang und litt", sondern: „Er lebte, sang und litt". Der geniale Dichter, dessen Grab jetzt — endlich! — aus dem Kleist-Schmenzin'schen Familienfonds reparirt und erhalten werden soll, sank bekanntlich in der Blüthe seiner Jahre hier in den Sand.

* * *

Adolf Lützows Freicorps 1813 und 1814 von K. v. L. Berlin, W. Hertz.

Diese Broschüre wendet sich gegen einen Angriff, den jüngst Koberstein wider die „wilde verwegene Jagd" geführt hat, und ist im Wesentlichen objectiv und überzeugend gehalten. Sie gemahnt an eine ähnliche Abfertigung, die vor 42 Jahren dem Professor Eiselen von Seiten des Turnvaters Jahn, freilich in derberer Weise, zu Theil wurde. K. v. L(ützow?) weist auf Grund gedruckter und ungedruckter Quellen nach, daß die neueste Bekämpfung der „historischen Legende" über ihr Ziel hinausschoß, vor Allem in der spöttischen Aburtheilung von Lützow, Jahn, Theodor Körner u. A. m. Obwohl kein gerade „bedeutender" Mensch, war Lützow doch nach den hier angeführten Urtheilen von Scharnhorst, Gneisenau und Stein unstreitig ein trefflicher Organisator und tadelloser Charakter. Auch Jahn und Körner kommen in dieser Gegenkritik viel besser weg. K. L. beweist namentlich, daß das Gefecht, in dem Körner fiel, doch eine etwas vornehmere Bedeutung hatte, als „einige Karren mehr zu erobern und verscheuchten Flüchtlingen eins auszuwischen." Trotz aller Versuche, den Heldentod des Sängers von „Leyer und Schwert" in den Staub zu ziehen, wird die Erinnerung an ihn unentweiht fortleben.

* * *

Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum Deutschen Sagenschatz von E. Handtmann. Berlin, Abenheim.

Eine sehr verdienstliche Arbeit. Dem unermüdlichen Eifer und dem regen Sammelfleiße Handtmanns ist es gelungen, wiederum eine nicht unbedeutende Anzahl märkischer Sagen vor der Gefahr des Unterganges zu bewahren. Priegnitz und Neumark haben das meiste Material geboten; indeß wäre eine umfassende Erforschung der bisher nicht herangezogenen Gegenden außerordentlich wünschenswerth, zumal die Ueberlieferung von Tag zu Tag mehr an Kraft einbüßt. Das Interesse für die Sache hat glücklicherweise weitere Kreise ergriffen, und so ist zu hoffen, daß die Perlen unseres heimischen Sagenschatzes nicht nur erhalten bleiben, sondern auch in Bälde in den allgemeinen Besitz übergehen.

B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage von **Michael Flürscheim**. Verl. v. Oscar Sommermeyer Baden. 25 Bog. Preis: 2 M., Volksausgabe M. 1.

Diese Schrift, aus der Feder eines bekannten deutschen Industriellen, wird überall das grösste Aufsehen erregen und so recht dazu bestimmt sein, Klarheit in die grösste weltbewegende Frage zu bringen, die nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sie ihre definitive Lösung gefunden.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Jetta.

Historischer Roman

aus der

Zeit der Völkerwanderung

von

George Taylor.

Preis geheftet: *M.* 8.—
In Halbkalblederband eleg. geb.: *M.* 10.15.

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

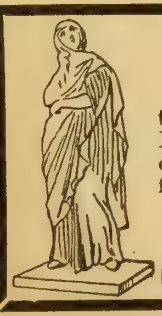
Die Egoisten.

Drama in vier Akten

von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. *M.* 1.50.
Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Hannover-Altenburg. Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, *in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien.* ***Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.***
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Von höchstem aktuellen Interesse!

Soeben erschien in der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart:**

Uganda und der ägyptische Sudan.

Von

C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**

Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.

M. 7. —

In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause vor 1848.

Leuchen im Zuchthause.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.
Von
W. Reinhard.
2. umgearb. Aufl. 1884. 6 *M.*
S. Glogau u. Co. Leipzig.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M.
Station der Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Großh. hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.

Verlag von **Otto Spamer**
in **Leipzig** und **Berlin.**

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet *M.* 9.50.
Elegant gebunden *M.* 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn, Kopenhagen.**

KLÖPPELBUCH.

Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazars".
Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.
Preis 9 *M.*, in eleg. Mappe 15 *M.*

Für Kunstfreunde.

Soeben erschien unser

Antiquar.-Catalog 14,

enthaltend Costüme, Kunst, Prachtwerke, ca. 2000 Photographien Cab. u Vis. sowie neueste Erscheinungen a. allen Wissenschaften bis 1884. Preise bekanntlich sehr billig. Gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } Jede 14 Bg. à *M.* 2.
dto. Der Georgi-Thaler „
dto. Die Knappenliesl „
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.

Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**
Das erste Auftreten
des Eisens in Nord-Europa.
Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie
von **Dr. Ingvald Undset.**
Deutsche Ausgabe von **J. Mestorf.**
Mit 209 in den Text gedruckten Holzschnitten und 500 Figuren auf 32 Tafeln.
Preis: 15 *M.*

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 10. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die „vertragsmäßigen" Grundlagen des Deutschen Reiches. Von *. — Weltliche Krankenpflegerinnen. Von A. Lammers. — **Literatur und Kunst:** Der Somnambulismus. Von Carl du Prel. — Psychologie und Ethnologie. Von Th. Achelis. — Die Arbeiterversicherung in England. Von Max Schippel. — Warnung vor der Ruhmsucht. Von Philosophus. — **Aus der Hauptstadt:** Gesammtgastspiel der Mitglieder des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerplatz. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die „vertragsmäßigen" Grundlagen des Deutschen Reiches.

In der Plenarsitzung des Bundesrathes vom 5. April d. J. gab Preußen jene vielbesprochene Protesterklärung gegen die Forderung verantwortlicher Reichsministerien ab, welche ihrem materiellen Inhalte nach bereits in diesen Blättern erörtert wurde. Der erste Satz jener wichtigen und feierlichen Erklärung des leitenden deutschen Einzelstaates lautet: „Indem die königlich preußische Regierung auf den von der königlich sächsischen Regierung angeregten Meinungsaustausch eintritt, theilt sie den principiellen Standpunkt der königlich sächsischen Regierung dahin, daß es sich empfiehlt, keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß die verbündeten Regierungen ohne Ausnahme entschlossen sind, **die Verträge, auf welchen unsere Reichsinstitutionen beruhen,** in unverbrüchlicher Treue aufrecht zu erhalten. — — Jede Verminderung der Zuversicht, mit welcher die verbündeten Regierungen auf die Festigkeit der unter ihnen geschlossenen Verträge bauen, würde Zweifel über die Zuverlässigkeit der Verträge herbeiführen, auf denen der Bund der deutschen Staaten beruht." Weiterhin heißt es: „Die Einrichtung verantwortlicher Reichsministerien ist nicht anders möglich, als auf Kosten der Summe von vertragsmäßigen Rechten, welche die verbündeten Regierungen gegenwärtig im Bundesrath ausüben."

Der principielle Ausgangspunkt, auf welchen Preußen seinen Protest gründet, ist juristisch unhaltbar. Die deutschen Reichsinstitutionen beruhen nicht auf Verträgen, sondern auf Gesetz; der Bund der Deutschen Staaten hat sein Fundament nicht auf Verträgen, sondern auf Gesetz; die Rechte des Bundesrathes sind nicht vertragsmäßige, sondern gesetzliche.

Die juristische Unhaltbarkeit der principiellen Unterlage des preußischen Protestes für weitere Kreise nachzuweisen, ist Zweck der nachfolgenden Erörterung. Sine ira et studio, rein nüchtern soll die Frage behandelt werden: wir wissen uns frei von der Manie, der Regierung Opposition zu machen, weil es eben die Regierung ist. Aber wir erblicken in dem principiellen Ausgangspunkt der preußischen Erklärung eine schwere Gefahr für die Weiterentwickelung des deutschen Reiches, wenn diese Entwickelung einmal nicht mehr getragen sein wird von der Autorität der welthistorischen Persönlichkeit, welche die Sehnsucht der Nation nach Kaiser und Reich erfüllt hat. Denn der preußische Standpunkt in jener Erklärung ist der nämliche, welchen Kentucky und Virginien seiner Zeit gegenüber der Union einnahmen und welcher zu den bekannten furchtbar verhängnißvollen Consequenzen führte. Vestigia terrent! —

Unterm 18. August 1866 schlossen nach glücklicher Beendigung des Krieges die mittel- und norddeutschen, damals vollkommen souverainen Staaten einen Vertrag — daß einige Staaten (beide Mecklenburg, Hessen, Reuß ä. L., Sachsen-Meiningen, Königreich Sachsen) dem Vertrage erst später beitraten, ist juristisch irrelevant — des Inhaltes: „eine Bundesverfassung auf der Basis der Grundzüge vom 10. Juni 1866 unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlamentes" herstellen zu wollen. Die Grundzüge vom 10. Juni 1866 waren die bekannte Denkschrift, welche der preußische Bundestagsgesandte in Frankfurt zugleich mit der Erklärung, daß Preußen den Bund als aufgelöst betrachte, überreicht hatte. Der Augustvertrag des oben bezeichneten Inhaltes bestimmte aber die Zeitdauer seiner Geltung selbst „bis zum Abschluß des neuen Bundesverhältnisses, eventuell auf ein Jahr, wenn der neue Bund nicht vor Ablauf eines Jahres geschlossen sein soll".

Die zeitliche Begrenzung, welche der Augustvertrag sich selbst gab, ist völlig klar und unzweifelhaft. Es konnten danach zwei Eventualitäten eintreten: entweder der neue Bund kommt im Laufe eines Jahres zu Stande oder nicht; länger als ein Jahr soll der Augustvertrag in keinem Falle Kraft haben.

Wer Angesichts dieses Wortlautes des Augustvertrages behaupten kann: der Augustvertrag sei auf Begründung dauernder Verpflichtungen gerichtet gewesen und bilde heute noch die juristische Grundlage unserer Reichsinstitutionen, der behauptet eben: weiß sei schwarz, und dagegen ist ja nicht mit Gründen zu streiten.

Die im Augustvertrag in Aussicht genommene Bundesverfassung kam zu Stande; wir werden alsbald die relevanten Momente ihrer Entstehung betrachten. Sobald die rechtliche Perfection der Bundesverfassung erreicht war, war der Augustvertrag erfüllt und damit juristisch erloschen. Der Augustvertrag bildet selbstverständlich bis auf diesen Moment die historische Grundlage unserer Reichsinstitutionen, juristisch aber ist er kraft des in ihm selbst niedergelegten Willens der Contrahenten erloschen, weil er erfüllt ist; und wäre er nicht erfüllt worden, so wäre er kraft der in ihm enthaltenen Zeitbestimmung nach Ablauf eines Jahres erloschen gewesen. Der Vertrag kann demnach weder

gehalten noch gebrochen werden: denn er existirt juristisch nicht mehr.

An dem Wesen der Dinge kann auch der Bundesrath unter Führung der machtvollen Autorität Preußens nichts ändern. Die Sätze der preußischen Erklärung über die Verträge als die Grundlage des Deutschen Reiches sind aber der unmögliche Versuch, das Wesen der Dinge ändern zu wollen. Daran scheitert aller Menschenwitz. Wenn ein Vertrag nach dem mit unzweifelhafter Klarheit ausgedrückten Willen der Contrahenten von einem bestimmten Moment an nicht mehr juristisch vorhanden sein soll, dann äußert sich die Kraft dieses Willens mit dem Eintritt jenes Momentes. Dieser Moment aber ist bereits vor 17 Jahren eingetreten. Seitdem ist der Augustvertrag todt und es ist ein unmögliches Beginnen, denselben jetzt nach fast zwei Jahrzehnten wieder ins Leben rufen zu wollen.

Derjenige Moment, in welchem der Augustvertrag von 1866 erfüllt und damit nach dem Willen der Contrahenten erloschen war, ist der 1. Juli 1867. An diesem Tage war die Bundesverfassung juristisch perfect und damit der Augustvertrag auf eine lediglich historische Bedeutung reducirt.

Der Weg aber, auf welchem der Augustvertrag erfüllt wurde, war folgender:

Die Grundzüge der Verfassung waren bereits vorhanden in der preußischen Denkschrift vom 10. Juni 1866, auf welche der Augustvertrag ausdrücklich verwies. Unter Zugrundelegung dieser Denkschrift einigten sich die verbündeten Regierungen ohne Schwierigkeit auf den Entwurf der Verfassung (18. Januar bis 7. Februar 1867).

Die Herstellung der Bundesverfassung aber sollte nach dem Augustvertrag erfolgen unter Mitwirkung eines nach dem Reichswahlgesetz von 1849 zu wählenden Parlamentes. Die Wahlen wurden von den Regierungen angeordnet und vollzogen; am 24. Februar 1867 trat der „constituirende Reichstag" in Berlin zusammen. Dieser „Reichstag" entbehrte der staatsrechtlichen Grundlage völlig, denn die staatsrechtliche Voraussetzung einer Volksvertretung ist das Vorhandensein desjenigen Staates, dessen Volk vertreten werden soll. Dieser Staat aber war noch nicht vorhanden, sondern sollte erst geschaffen werden. Der sogenannte constituirende Reichstag war somit nur eine berathende Versammlung von Vertrauensmännern aus denjenigen deutschen Staaten, welche den Augustvertrag abgeschlossen hatten. Das Februarparlament berieth den vorgelegten Verfassungsentwurf, nahm ihn mit Abänderungen am 16. April 1867 an, und nachdem die Vertreter der Regierungen diese Abänderungen acceptirt hatten, war die Bundesverfassung materiell fertig nach Maßgabe der Bestimmungen des Augustvertrages.

Juristisch aber war dieselbe auch jetzt noch nicht perfect. Den Staatswillen, auf welchem die Rechtskraft der Bundesverfassung beruhen mußte, konnten weder die Vertreter der Regierungen noch die im Februarparlament vereinigten „Volksvertreter" erklären; die Erklärung der letzteren hatte zwar eine ungeheure ethisch-politische, aber gar keine juristische Bedeutung; die Erklärung der ersteren war ein rechtlich nothwendiger Theil der erforderlichen staatlichen Willensäußerung, aber in Anbetracht der constitutionellen Beschränkung der contrahirenden Regierungen eben nur ein Theil, der ergänzt werden mußte durch die Zustimmung der verschiedenen einzelstaatlichen Volksvertretungen.

Diese Zustimmung wurde überall gegeben. Der vorgelegte Entwurf einer Bundesverfassung wurde von den Landtagen der Einzelstaaten angenommen und zwar als Gesetz, welches am 1. Juli 1867 in Kraft treten solle. Dadurch war nicht etwa die Verfassung übereinstimmendes Einzelstaatsgesetz der 22 Staaten geworden, die den Augustvertrag abgeschlossen hatten — das wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Denn wie sollte ein sächsisches Gesetz beispielsweise über preußische Thronrechte und Pflichten disponiren können? Die juristische Auffassung der Bundesverfassung als eines gemeinsamen Landesgesetzes der Einzelstaaten scheitert an dem Inhalt derselben und ist unmöglich.

Vielmehr enthalten jene „Gesetze" der Einzelstaaten, welche die Bundesverfassung „annahmen", nur die Willenserklärung, vom 1. Juli ab dem neuen Staate angehören zu wollen, der auf der Basis der materiell bereits vereinbarten Verfassung entstehen und bestehen solle.

Am 1. Juli 1867 trat dann der neue Staat ins Leben. Die Entstehung eines Staates ist immer eine Thatsache, kein Rechtssatz. Diese Thatsache vollzog sich am 1. Juli 1867. Und die Verfassung ist das erste Gesetz, das der neue Staat sich gegeben hat. Von diesem Moment der im juristischen Sinne des Wortes „hergestellten" Bundesverfassung existirt nur das Gesetz, durch welches die Bundesverträge erfüllt, also juristisch gegenstandslos geworden sind. Das Gesetz der Verfassung ist das alleinige juristische Fundament des Deutschen Reiches, wie auch das Publicandum des Königs von Preußen vom 26. Juli erklärt: daß die Bundesverfassung am 1. Juli Gesetzeskraft erlangt hat. Wer „Verträge" als die dauernde juristische Grundlage der Reichsinstitutionen betrachtet, befindet sich in unlösbarem Widerspruch zu dem im Augustvertrag niedergelegten klaren Willen der Contrahenten dieses Vertrages.

Genau das Nämliche, was von dem Augustvertrage gilt, gilt von den Novemberverträgen des Jahres 1870. Ist die auf den Augustvertrag begründete Construction richtig, so ist damit die ganze Frage der „Bundesverträge" in allen ihren Beziehungen erledigt.

Jeder staatsrechtlichen Auffassung des Deutschen Reiches, welche die Verträge zur principiellen Grundlage nimmt, fehlt der juristische Boden.

Die obige Argumentation könnte nur dann als unrichtig nachgewiesen werden, wenn man zu dem Resultat genöthigt wäre: der Norddeutsche Bund bez. das Deutsche Reich sind keine Staaten, können also auch keine Gesetze geben, ergo kann die Bundesverfassung kein Gesetz sein. Für den Fall der Erhebung dieses Einwandes behalten wir uns den Nachweis vor, das der Norddeutsche Bund bez. das Deutsche Reich Staaten sind.

*

Weltliche Krankenpflegerinnen.

Von A. Lammers.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist neulich ein Schatten auf die sogenannten weltlichen Krankenpflegerinnen gefallen. Professor Virchow sagte mit vollem Recht, daß wir noch lange nicht so weit seien wie in England, wo von ihnen die Leistungen der geistlichen Genossenschaften überboten würden. Aber als dann ein Centrumsführer dies wie eine Art von Anerkenntniß deutete, daß die Organisation der weltlichen Krankenpflege in Deutschland mißglückt sei, da blieb die Gegenrede, die Charakteristik des wirklichen Standes der Dinge aus, und die Verhandlung mußte einen weit ungünstigeren Eindruck hinterlassen, als den Thatsachen entspricht.

Die Wahrheit ist, daß wir für das Bedürfniß, wie es heute empfunden und in einzelnen Städten auch schon annäherungsweise befriedigt wird, überhaupt noch viel zu wenig ausgebildete Krankenpflegerinnen besitzen. Nach der Zählung von 1876 kamen auf je dreizehn Aerzte in Deutschland acht Pflegerinnen: auf 13 728 Aerzte 8681 Pflegerinnen, darunter 5763 Barmherzige Schwestern und 1760 Diakonissen, von denen aber die meisten in Krankenanstalten oder in der Privatpflege größerer Städte thätig waren, so daß die kleinen Orte und das Land beinahe leer ausgingen. Seitdem hat die Zahl sich sicherlich vermehrt, aber nicht entfernt zufriedenstellend. Seitdem sind die weltlichen Krankenpflegerinnen oder Schwestern vom Rothen Kreuz

auch eigentlich erst recht in den Dienst der Leidenden miteingetreten. Im Interesse dieser liegt es nicht, der Vermehrung der Zahl der Pflegerinnen entgegenzuwirken. Von einer Ueberfüllung des Faches wird noch lange keine Rede sein können, und es ist mindestens zu früh, ein Monopol für kirchliche Genossenschaften in Anspruch zu nehmen, denn die möglichst gute und ausgiebige Pflege aller derselben bedürfenden Kranken ist in der Organisation der Krankenpflege doch wohl die Hauptsache.

Es ist noch nicht so lange her, daß die Aerzte in protestantischen Gegenden sich noch völlig mit den alten roh angelernten Wärterinnen und Wärtern begnügten, weil es eben keine besser ausgebildeten gab. Die erste Diakonissen-Bildungsanstalt in Kaiserswerth am Rheine stammt ja aus den dreißiger Jahren; das von ihr begründete Werk nahm Anfangs sehr langsamen Fortgang, und viele ganz gute Protestanten scheuten den Pietismus dieser Damen mehr als sie ihre Pflegekunst schätzten. Noch größer war natürlich das Grauen protestantischer Gemüther vor den pflegenden katholischen Nonnen. Der schleswigsche Feldzug von 1864 ward zum Wendepunkt. Da lernten die Militär- und Hospital-Aerzte das Wirken dieser geistlichen Krankenpflegerinnen würdigen und verkündigten alsbald überall laut ihren Ruhm. Da war aber auch eine so hervorragende Frau wie Amalie von Lassaulx, die spätere Altkatholikin, an der Spitze der Barmherzigen Schwestern thätig. Seitdem entwickelte sich, unterstützt und verstärkt von den nachfolgenden großen Kriegen, ein allgemeines Verlangen der Aerzte in Deutschland nach höher ausgebildeten Pflegerinnen, das zunächst natürlich nach den Barmherzigen Schwestern und den Diakonissen griff, dann aber auch begann Anstalten zu schaffen, in denen sich ohne eine ausgesprochene gemeinsame Beziehung zur Kirche Pflegerinnen bilden ließen.

Anfänglich ist dies in enger Anlehnung an den Bedarf der kämpfenden Heere selbst geschehen. „Vaterländische Frauenvereine", zu dem Zwecke gestiftet, um kranken und verwundeten Kriegern Hülfe zu bringen, ließen Pflegerinnen dafür ausbilden und hielten sie zu etwaigen neuen Feldzügen bereit. Wie dann aber die Zeit der Kriege abgelöst wurde von einer neuen dauernden Friedenszeit, traten die regelmäßigen Bedürfnisse des Lebens in den Vordergrund. Civilpatienten wollten es ebenso gut haben, wie die Vaterlandsvertheidiger im Felde. Die vorhandenen Pflegerinnen bedurften der Beschäftigung, die auszubildenden der Uebung, und auch im nächstbevorstehenden Kriege konnte man über ein ausgiebiges Personal doch nur verfügen, wenn eine breite, nachhaltige Friedensbeschäftigung für die „Schwestern vom Rothen Kreuz" — wie sie nach dem neutralen Symbol der berühmten Genfer Convention genannt wurden — sich sichern ließ. So nährte ausnahmsweise einmal, wenn man so sagen darf, der Krieg den Frieden. Die tiefe und allgemeine nationale Erhebung, welche unsern Einheitskrieg ausgezeichnet hat, ließ in besserer Krankenpflege einen Schatz für das ganze Volk zurück, auf den Niemand vorher gerechnet hatte.

Einige süddeutsche Residenzen, in denen hochherzige Fürstinnen den Anstoß gaben, Karlsruhe und Darmstadt, sind mit gutem Beispiel vorangegangen. In Kiel schuf Professor Esmarch ein Mutterhaus, der Stifter der Samariter-Vereine. Die kirchlichen Liberalen Bremens wollten sich zuerst 1867 oder 1868 an dem damals dort entstehenden Diakonissenhause betheiligen, was von der anderen Seite auch nicht durchweg abgelehnt wurde. Als es sich gleichwohl zerschlug, bauten sie ein eignes kleines Krankenhaus zu dem Behuf, planmäßiger technischer Ausbildung von Pflegerinnen das praktische Material von Fällen oder Krankenbetten, wie man auch sagen könnte, zu liefern, und den ausgebildeten „Schwestern" zugleich ein gemeinsames Heim mit genossenschaftlicher Selbstversicherung für die Zeit der Erwerbsunfähigkeit im Alter oder bei Siechthum. Die Ausbildung ist hier besonders streng, und steht sicher auf der Höhe der besten Vorbereitung in kirchlichen Häusern; die Bremer Ausbildungsweise aber ist als mustergebend anerkannt worden auf der ersten Zusammenkunft von Vertretern solcher Bildungsanstalten, welche im October 1882 stattfand.

Soweit ist die Bewegung also doch schon gediehen, daß sie ihre Träger treibt, sich verbandsmäßig zusammenzufassen. Es besteht dafür ein leitender Ausschuß, an dessen Spitze der Consistorialrath Ehlers in Frankfurt am Main steht. Dem Verband gehören außer Frankfurt und Bremen Vereine an in Kassel, Magdeburg, Oldenburg, Schönebeck und Eschwege. Noch mehrere würden ihrer sein, wären nicht verschiedene zurückhaltende Rücksichten. In Dresden z. B. ist die Königin Protectorin der dort Albertinerinnen genannten Schwestern vom Rothen Kreuz; in Hannover haben die Clementinerinnen keinen leichten Stand neben dem welfisch-orthodoxen Henrietten-Stift, den sie sich wohl nicht gern verschlechtern möchten, indem sie in eine öffentliche Solidarität mit Vereinen träten, die dem Verdacht des Liberalismus oder gar der preußischen evangelischen Union unterliegen; in Hamburg — ja was den Vaterländischen Verein in Hamburg außer der Größe und Selbstgenugsamkeit der „Vaterstadt" abhält beizutreten, ist auswärts nie recht bekannt geworden. Aber schon weil Frauen bei allen diesen Unternehmungen eine bedeutende Rolle mitspielen, und zwar Frauen, die in festen Rangverhältnissen stehen und von höfischer Etikette abhangen, begreift sich, daß das Sammeln und Verbinden seine Schwierigkeiten hat. An Takt und Vorsicht wird die gegenwärtige Leitung es nicht fehlen lassen. Hat doch der Ausschuß des Verbandes kürzlich schon beschlossen, die Benennung „weltliche Krankenpflegerinnen" für seine Schwestern vom Rothen Kreuz zu perhorresciren! Sie klingt offenbar für den Tag zu antigeistlich.

Indeß ist sie darum doch durchaus bezeichnend. „Interconfessionell", wie man auch wohl gesagt hat, klingt nicht allein schwerfällig, unverständlich für nichtgelehrte Deutsche beiderlei Geschlechts, sondern trifft auch kaum richtig die Sache. Die neuen Pflegerinnen sollen ja nicht, wie Diplomaten oder Handelsfahrzeuge, zwischen den Nationen, von der einen Confession zur andern laufen. Die Confession wird vielmehr negirt; zwar nicht für die Einzelne, die es damit halten kann wie sie will, aber für die Gemeinschaft als solche, für die bildende und bewahrende Anstalt. Wie der Leidende verpflegt wird ohne Ansehen der Religion, so soll auch die Pflegerin aufgenommen und nicht nach Glaube und Bekenntniß gefragt werden.

Der Wortführer des Centrums im Abgeordnetenhause stellte es als ganz unzweifelhaft hin, daß nur auf dem Boden des kirchlichen Lebens die zu dem Berufe der Krankenpflege erforderliche ernste und befriedigte Hingebung erwachsen werde. Ganz so sprachen Anfangs auch zahlreiche freisinnige Leute, die nur leider nicht viel Vertrauen hatten auf die Seelenstärke, welche Freiheit reifen läßt. Sollte solche Hingebung aber wirklich nur in äußerer Gebundenheit erblühen?

Man pflegt das Leben einer Krankenpflegerin von Fach als ein besonders schweres, mühevolles und düsteres anzusehen. Immer mit der Schwäche und Hinfälligkeit, mit den Schmerzen und qualvollen Stimmungen bettlägeriger Kranken zu thun zu haben däucht Unkundigen ein kaum erträgliches Leben. Die Thätigkeit des Arztes hat freilich keinen anderen Gegenstand; aber er wechselt wenigstens rasch die Häuser und die ihm entgegentretenden traurigen Zustände, bewegt sich viel im Freien, ist mehr sein eigener Herr und pflegt ein behagliches Heim zu besitzen, in welchem er umgeben von einer liebevollen Familie sich erholt. Die Pflegerin hingegen ist an ihr Krankenbette gebunden, entbehrt sogar des ungestörten Schlafes zu Nacht und steht allein. Trotzdem sagt Florence Nightingale, die berühmteste und wohl auch verdienteste, heldenhafteste aller Krankenpflegerinnen: kein glücklicheres Loos gebe es als das ihrige und das ihrer Berufsschwestern. Sie meint das in vollem Ernste, und was ich von dem inneren Leben tüchtiger Pflegerinnen erfahren habe, widerspricht nicht. Wie hinreißend schildert Amalie von Lassaulx die Schönheit der stillen am Krankenlager verwachten Nächte! Ja wie heiter sind gewöhnlich Pflegerinnen, die sich der zu ihrer Arbeit allerdings nöthigen festen Gesundheit erfreuen und die mit Ihresgleichen in den Pausen der Arbeit gesellig zusammenkommen können! Wenn der Arzt vor ihnen mancherlei voraus hat, so sind sie doch frei von der Verantwortlichkeit, welche auf

*

seinen Entscheidungen über die Behandlung schwieriger Fälle lastet. Der Arzt kann seine Sorgen nicht allemal im Krankenzimmer zurücklassen, aber eine Pflegerin, die sich bewußt ist das Ihrige gethan zu haben, gehört sich völlig selbst an, sobald sie die Thüre hinter sich geschlossen hat.

Hellt sich demnach die Vorstellung auf, welche wir uns von der Erträglichkeit dieses zwar ernsten und auch nicht eben leichten, aber keineswegs übermäßig düstern Berufes zu machen haben, so werden wir auch nicht gerade mehr annehmen wollen, daß nur die schwersten persönlichen Schicksale oder eine frühe Eintauchung des Geistes in inbrünstige religiöse Gefühle zu ihm führen und in ihm erhalten könnten. In nicht wenigen Fällen mag ja hierdurch auch den confessionslosen Pflegerinnen-Bildungsanstalten ein auf Liebesglück verzichtendes weibliches Wesen zugetrieben werden; aber dann ist das ihre eigene Sache, der Charakter der Anstalt wird dadurch nicht berührt. Daß zuerst kirchlicher Unternehmungsgeist, sozusagen, Krankenpflegerinnen höherer Art geliefert hat, beruht auf anderen Gründen als auf dem Erforderniß eines specifischen kirchlichen Glaubens. Die Kirche, oder sagen wir lieber im Plural: die Kirchen sind eben Körperschaften, welche sich dem Seelenheil und daneben überhaupt den Nöthen des Lebens gewidmet wissen. Wie deshalb die Armenpflege, so ging die Krankenpflege von der ältesten unter ihnen aus. Aber wie die Armenpflege im Fortgang der Culturgeschichte sich säcularisirt, auf den Staat und auf die politischen Gemeinden und zu allerletzt ferner auf freie Vereine übertragen hat, so wird es ähnlich wohl auch der Krankenpflege geschehen. Die ersten Aerzte waren vielerwärts ebenfalls Priester und Mönche, und doch gibt es in der civilisirten Welt heute nichts was praktisch schärfer von einander geschieden wäre als Medicin und Theologie.

Den Kirchen machte ihre eigene alte und reichgegliederte Organisation es so leicht, weibliche Krankenpflege zu organisiren. Sobald im Schoße ihrer Leiter selbst nur erst einmal das Bewußtsein des Bedürfnisses erweckt war, kostete es nicht viel, Mittel und Kräfte für seine Befriedigung zu gewinnen. Auf die Frauenwelt ist ihr Einfluß allenthalben verhältnißmäßig am größten. Sie vermochten ihr den Dienst der leidenden Menschheit in einem Lichte darzustellen, als sei es der höchste Gottesdienst und ein Ersatz für alles andere irdische Glück.

Genossenschaftlich wird aber auch die freie weltliche Krankenpflege sich einrichten müssen. Nicht wegen der Ausbildung: an jedem Krankenhause wäre die zu haben, wo ein lehrbefähigter tüchtiger Arzt sich ihr widmen wollte. Aber wegen des sittlichen und socialen Halts, welchen Gemeinschaft gewährt, wegen der Annehmlichkeit schwesterlichen Zusammenlebens, und wegen der Versorgung in Siechthum und Alter. Für den Anfang wenigstens wird eine einzellebende Frau es unendlich viel schwerer finden, sich eine geachtete und wirthschaftlich wie gemüthlich befriedigende Stellung als öffentliche Pflegerin zu erringen, wie wenn sie mit Andern gemeinsam, gelehnt an eine Anstalt oder einen Verein, es unternimmt. Sie weiß dann, wohin sie in Mußestunden oder in Nothfällen gehört; sie hat für gute Tage ein Heim und für schlimme eine Zuflucht. Auf diesem Wege ist auch Altersversorgung vergleichsweise leicht und sicher erreichbar, auf dem Privatwege aber überhaupt nicht, so lange der Grad des allgemeinen Wohlstandes, die Schätzung der Wichtigkeit geschulter Krankenpflege und die Mitbewerbung der verhältnißmäßig wohlfeil zu habenden Diakonissen und Barmherzigen Schwestern die Vergütung für solche Dienste niedrig hält.

Denken wir uns hiermit die Möglichkeit der besten Krankenpflege ohne kirchliche Bindung gegeben und nachgewiesen, so folgt sofort, daß für außerordentlich viele, ja die meisten denkbaren Fälle ihr in Zukunft der Vorzug gegeben werden wird. Alle Communen, alle confessionslosen öffentlichen Anstalten müssen sie bei sonstiger Gleichheit der Leistungen bevorzugen, denn sie stimmt mit ihrem eigenen Charakter überein. Von den Familien in der Privatpflege wird ihr mindestens ein großer Theil zufallen.

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß auch in der Reichshauptstadt Berlin die Ausbildung weltlicher, d. h. keinen gemeinsamen Stempel tragender Krankenpflegerinnen jetzt ernstlich in Angriff genommen worden ist. Die Hülfsschwestern-Genossenschaft der Gräfin Hedwig Rittberg ist bereits dem allgemeinen deutschen Verbande beigetreten. Dazu kommt nun das Victoria-Haus zur Ausbildung und Unterbringung von Pflegerinnen, dem die Gunst der Kronprinzessin eine bedeutende Zuwendung aus dem Silberhochzeits-Fonds des erlauchten kronprinzlichen Paares verschafft hat, während hervorragende tüchtige Männer und Frauen sich in die Leitung theilen. Eine Hunderttausend-Mark-Stiftung in Magdeburg ist kürzlich dem gleichen Zwecke gewidmet worden. Jetzt kommt es vornehmlich darauf an, daß in den gebildeten Familien der Blick auf diesen echt weiblichen Beruf gelenkt werde, und nicht das alte Vorurtheil, als ob derselbe allzu schwer und düster, oder als ob das Feld nur von der Kirche zu bestellen wäre, neue Gewalt gewinne. Einer ernsten und kräftigen Frauenseele kann, wenn nähere Pflichten oder eheliches Glück sie nicht an sich ziehen, kaum eine befriedigendere Lebensbahn sich aufthun.

Literatur und Kunst.

Der Somnambulismus.

Von Carl du Prel.

1. Der natürliche Somnambulismus.

Wenn der Naturforscher einen Körper wissenschaftlich definiren und charakterisiren will, so genügt es nicht, diejenigen Eigenschaften aufzuzählen, die er unter normalen Umständen zeigt. Diese Umstände müssen vielmehr so lange künstlich abgeändert werden, daß ihm dadurch Gelegenheit geboten wird, auch seine gewöhnlich verborgenen Eigenschaften zu verrathen. In dieser Weise unterwerfen der Physiker und Chemiker die Körper dem Experimente, in dessen besonderen Anordnungen an den Körper die Frage gestellt wird: was bist du? Der Körper aber antwortet durch die Art und Weise, wie er auf die ihm aufgedrungenen Umstände reagirt.

Der Mensch, das interessanteste Naturobject, aber auch das größte Naturräthsel, hat trotz jahrtausendlangen Streites seine wissenschaftliche Definition nur darum noch nicht gefunden, weil er fast ausschließlich in seinem Normalzustande studirt wurde, aber nicht durch Abänderung der Umstände dem Experimente unterworfen wurde.

Es wird das nicht immer so bleiben. Unsere Enkel werden Experimentalpsychologie treiben, wie wir Experimentalchemie, und sie werden vielleicht das Räthsel des Menschen lösen, indem sie durch Abänderung seiner normalen Umstände ihn zu Thätigkeitsweisen veranlassen, die sonst latent bleiben, und uns Aufschlüsse geben über seine Natur.

In welcher Weise kann nun aber durch Abänderung der Umstände der psychische Normalmensch zu abnormen Functionen gebracht werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir erst wissen, auf welchem Umstande der psychische Normalzustand beruht.

Der psychische Normalmensch ist charakterisirt, wenn wir wissen, welche Einwirkungen von Seite der Naturdinge er aufnimmt und in welcher Weise er auf diese Einwirkungen zu reagiren vermag. Seine Empfänglichkeiten müssen wir kennen und seine Thätigkeitsweisen. Diese beiden Factoren bilden den psychischen Menschen, und stehen zu einander in genauem Verhältniß: Je mehr Empfänglichkeiten, desto mehr Thätigkeiten. Immer jedoch können von den Natureinflüssen, denen der Mensch unterworfen ist, nur diejenigen in Betracht kommen, die in seinem Bewußtsein eine deutliche Empfindung erzeugen. Einwirkungen auf den Menschen, die, ob sie zwar stattfinden, ihm doch nicht zum Bewußtsein kommen, veranlassen ihn auch zu keiner Reaction, sind daher für die psychische Definition des Menschen ohne Belang.

Die Natur ist demnach von dem Standpunkte eines jeden psychischen Wesens in zwei Hälften getheilt: die eine wirkt auf sein Bewußtsein, die andere nicht. Zwar wirken alle Dinge der Natur auf den menschlichen Organismus physisch ein, wenn nicht direct, so doch indirect; aber es ist ein fundamentales Gesetz, daß Naturvorgänge nur dadurch auf ein Bewußtsein wirken, daß die von ihnen ausgehende räumliche oder moleculare Bewegung einen gewissen Stärkegrad besitzt. Dieser nöthigen Minimalstärke auf objectiver Seite der Natur entspricht auf subjectiver Seite des Menschen jener Empfänglichkeitsgrad, der als Empfindungsschwelle bezeichnet wird. Diese Schwelle wird ferner die psychophysische genannt, weil in jedem Bewußtseinsvorgang eine physische Bewegung der Natur, indem sie die Empfindungsschwelle überschreitet, in eine psychische Empfindung sich verwandelt. Naturvorgänge von ungenügendem Stärkegrad bleiben unter der Empfindungsschwelle des Menschen, kommen ihm nicht zum Bewußtsein.

Demnach ist der psychische Normalmensch, den wir gesucht haben, dahin zu charakterisiren, daß er die normale menschliche Empfindungsschwelle besitzt. Die in hohem Grade wünschenswerthe Experimentalpsychologie aber ist nur dann möglich, wenn die normale Empfindungsschwelle des Menschen der Art abgeändert werden könnte, daß ihm Natureinflüsse zur Empfindung kämen, die für gewöhnlich unter der Empfindungsschwelle bleiben. Diesen abnormen Einwirkungen der Natur würden in der Reaction auf Seite des Menschen auch abnorme psychische Thätigkeitsweisen antworten. Je mehr wir solche kennen lernen würden, desto vollständiger könnte auch die Definition des Menschen vorgenommen werden. Die Lösung des Menschenräthsels ist also möglich, wenn es eine Experimentalpsychologie geben sollte; diese letztere aber ist nur dann möglich, wenn die Empfindungsschwelle des Menschen veränderlich, verschiebbar sein sollte; unmöglich dagegen, wenn diese Schwelle starr und unveränderlich wäre.

Die Empfindungsschwelle des Menschen ist nun aber verschiebbar. Abgesehen von gelinden Verschiebungen im Wachen, die bei Krankheitszuständen oder auch durch bloße Richtung der Aufmerksamkeit sich einstellen, erfährt der Organismus alltäglich eine sehr bedeutende Verschiebung seiner Schwelle, wenn er dem Schlaf anheimfällt. Im Schlafe sinkt die psychophysische Thätigkeit des Menschen zeitweilig unter die Schwelle.*) Dafür bringt aber der Schlaf ein innerliches Erwachen mit sich, und diesem gibt gerade die Verschiebung der Schwelle einen Empfindungsinhalt, der uns im Wachen fremd bleibt, weil gegenüber den gröberen Einwirkungen der Außenwelt diese leisen Reize nicht aufkommen können, daher unter der Empfindungsschwelle verlaufen. Diese Reize, meistens aus der inneren Körpersphäre kommend, sind die Ursachen unserer Träume.

Der Schlaf enthält also nicht blos Negationen des Wachens, sondern auch positive Seiten. Er verschiebt die Empfindungsschwelle, so daß die Tageswelt aus dem Bewußtsein schwindet; aber eben darum wird das innere Bewußtsein empfänglich für Einwirkungen, die im Wachen die Schwelle nicht überschreiten. So hat auch der Untergang der Sonne nicht nur die negative Folge, daß Dunkelheit sich über die Erde breitet, sondern auch die positive, daß die schwächeren Strahlen der sonst von der Sonne überstrahlten Fixsterne nun zur Geltung kommen.

Die Vorgänge, die im Schlaf zum inneren Bewußtsein kommen, finden auch im Wachen statt, nur daß sie unbewußt bleiben. Der Schlaf erzeugt also nicht neue Einwirkungen für den Organismus, sondern er hebt dieselben blos über die Schwelle, unter der sie im Wachen lagen; er erzeugt aber neue Reactionsweisen des Menschen auf diese nunmehr bewußt werdenden Einwirkungen, und diese Reactionen nehmen die Gestalt von Träumen an.

Je mehr die Empfindungsschwelle verschoben wird, desto mehr positive Seiten des Schlafes würden zum Vorschein kommen und immer neue psychische Reactionen erzeugen. Darum würde der tiefe Schlaf, weil mit der größten Verschiebung der Schwelle verbunden, uns ohne Zweifel sehr werthvolle Aufschlüsse über die Natur des Menschen geben, wenn er nicht leider erinnerungslos wäre. Für die Experimentalpsychologie erwächst somit die Frage, ob Träume vor dem Vergessen bewahrt werden könnten, oder, falls dieses nicht möglich wäre, ob Träumende zum Reden gebracht werden können.

Diese beiden Probleme werden ohne Zweifel ihre Lösung finden; denn beide haben sie theilweise bereits gefunden, und zwar im Somnambulismus. Der Somnambulismus also, dieses helle innere Erwachen, das im tiefen magnetischen Schlafe eintritt, ist die natürliche Grundlage für die Experimentalpsychologie der Zukunft. Er verdient daher auch mit ganz anderem Eifer studirt zu werden, als es heute geschieht. Das Menschenräthsel steht heute noch so riesengroß vor uns da, daß es nur dem Stumpfsinn der Materialisten vorbehalten ist, dasselbe durch die Behauptung zu leugnen, der Mensch sei eine bloße chemische Verbindung und weiter nichts; dieses Räthsel aber kann allein gelöst werden, wenn wir den Menschen im somnambulen Zustande dem Experiment unterwerfen. Denn, wie Mesmer sagt: „Die Fähigkeiten des Menschen offenbaren sich durch die Wirkungen des Magnetismus, gleichwie die Eigenschaften anderer Körper durch den gesteigerten Wärmegrad, den die Chemie anwendet, sich entwickeln.“*)

Die im Somnambulismus auftretenden psychischen Fähigkeiten des Menschen sind lediglich Reactionen auf solche Natureinflüsse, welche die Empfindungsschwelle des normalen Menschen nicht überschreiten. Demnach macht der Somnambulismus empfänglich für *feinere* Einflüsse, als die von den Sinnen des Wachenden aufgenommen werden. Wie nun die Sinne des Wachenden um so merkwürdigere Fähigkeiten des Menschen hervorrufen, je feiner organisirt sie sind, so muß der im Somnambulismus auftretende Sinn, welcher die für die Tagessinne zu feinen Einflüsse aufnimmt, Fähigkeiten des Menschen entbinden, die denen des Wachenden überlegen sind. In der That sind diese Fähigkeiten so merkwürdiger Art, daß schon mancher Arzt in seinem Enthusiasmus zu dem Ausspruch verleitet wurde, der Somnambulismus sei ein höherer Zustand, als der des Wachenden, während Andere darin einen Rückfall in das instinctive Naturleben der Thiere sehen wollen.

Wie so oft, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte: die Verschiebung der Empfindungsschwelle in den verschiedenen Schlafzuständen ist keine stetig fortschreitende, sondern oft sehr schwankend; ebenso schwankend müssen demgemäß auch die psychischen Fähigkeiten sein, die von jener Verschiebung erweckt werden. Demgemäß sind die Aussprüche sogar desselben Somnambulen und in derselben Krise von sehr ungleichem Werthe. Aber noch ein weiterer Grund muß uns abhalten, diesen Zustand zu überschätzen: der Somnambulismus ist den Einflüssen der Natur und der Menschen gegenüber ein passiver Zustand, der Mensch ist darin psychisch decentralisirt, meistens in gänzlicher Abhängigkeit vom Magnetiseur, gegen welchen nur selten ein selbstbewußter Wille sich geltend macht. In so ferne ist der Somnambulismus dem Wachen nicht gleichwerthig. Dagegen ist ganz unbestreitbar, daß im Somnambulismus, wenngleich nur flüchtig, oft Fähigkeiten auftreten, weit überlegen denen des Menschen, dessen äußere Sinne der Welt offen stehen und dessen Empfindungsschwelle normal liegt.

Es läßt sich also die Frage stellen, ob es vielleicht auf anderen Planeten Wesen von günstigerer Empfindungsschwelle gibt, bei welchen die in dem abnormen Zustande des Somnambulismus nur schwankend und keimartig sich zeigenden Fähigkeiten, in völliger Entwicklung und als normaler Besitz zu finden wären? Wer der Entwicklungslehre huldigt, wird die Existenz solcher Wesen, die offenbar höher ständen als der Mensch, nicht bezweifeln; er kann wenigstens nicht leugnen, daß solche Wesen um so mehr im Schoße der Zukunft liegen, als ja der Mensch, auf der derzeitigen Spitze irdischer Organisation stehend, sie in rudimentärer Weise prophetisch anzeigt.

*) Fechner: Elemente der Psychophysik, II, 439.

*) Dr. Karl Wolfart, Mesmerismus. S. 211. Berlin 1814.

Wenn aber der Somnambule solche höhere Wesen keimartig anzeigt, aber noch nicht selber zu ihnen gehört, so darf man den Somnambulismus jedenfalls nicht über das Wachen stellen; wohl aber ist er, vom philosophischen Standpunkt betrachtet, wichtiger als das Wachen. Denn jeder geistige Fortschritt ist entweder ein blos historischer innerhalb der sich gleich bleibenden Empfindungsschwelle, oder ein biologischer, durch günstigere Verlegung der Empfindungsschwelle bedingt. Jeder historische Fortschritt hat seine Grenze; in der Empfindungsschwelle ist ihm eine unüberschreitbare Schranke gezogen, jenseits welcher die Lösung gerade der tiefsten Probleme der Menschheit liegt. Darum ist der Somnambulismus philosophisch wichtiger, als das Wachen; er greift über den historisch entwicklungsfähigen Menschen hinaus zu dessen biologischem Nachfolger, und wenn er auch diesen nur keimartig andeutet, so zeigt doch das Studium des Somnambulismus ganz deutlich, daß sich für die Entwicklungslehre gar nicht auszudenkende Folgerungen aus der Verlegbarkeit der Empfindungsschwelle ergeben. Zugleich zeigt sich aber sehr klar, daß es eine bloße Anmaßung von Seite der Materialisten ist, wenn sie die Entwicklungslehre für sich als ihre Hauptstütze reclamiren. Eine Lehre, welche behauptet, daß nur das Sinnliche wirklich sei, und welche die unterhalb unserer Empfindungsschwelle liegende Welt negirt, steht mit der Entwicklungstheorie in principiellem Widerspruch.

Der Somnambulismus, eben weil auf Verlegung der Empfindungsschwelle beruhend, liefert der Psychologie eine ganze Zufuhr neuer und zwar sehr schwieriger Probleme. Es liegt nun aber in der Natur des Menschen, neue Probleme lieber irrthümlich zu lösen, als ihre Unlösbarkeit einzugestehen; er verfährt dabei immer in jener Weise, die schon Bacon von Verulam mit den Worten getadelt hat: „Das in sich Neue pflegt trotzdem in der Weise des Alten aufgefaßt zu werden.“*) Das ist auch hier geschehen. Der Somnambulismus ist eine in sich ganz neue und ganz eigenartige Erscheinung, und er kann schon darum nicht in der Weise des Alten, nämlich nach Analogie der psychischen Zustände des Wachens, beurtheilt werden, weil es sich bei ihm um die Psyche unterhalb, im Wachen aber um die Psyche oberhalb der Empfindungsschwelle handelt. Daraus allein schon ergibt sich, daß es eine Verkehrtheit ist, die von Eigenartigkeit strotzenden somnambulen Zustände nach den psychologischen Gesetzen des wachen Lebens zu erklären. Den Physiologen, die das noch immer thun, möchte ich empfehlen die hübsche Geschichte zu beherzigen, die Livingstone von einem Neger erzählt. Er hatte demselben einen Löffel zum Geschenke gemacht und lehrte ihm den Gebrauch, indem er damit aus einer Milchschale schöpfte. Der Neger aber, das in sich Neue in der Weise des Alten auslegend, nahm zwar ebenfalls mit dem Löffel Milch aus der Schale, dann aber goß er den Inhalt desselben in die hohle Hand und trank aus dieser. An dieser Geschichte hat sich vielleicht schon mancher physiologische Gegner des Somnambulismus ergötzt, ohne das „de te fabula narratur“ einzusehen.

Diese eigenartige Erklärung verlangt sogar schon der gewöhnliche Traum. Wenn wir unsere Träume analysiren, so scheint es auf den ersten Blick allerdings, als wäre in denselben lediglich der Stoff des wachen Lebens in aufgelockertem regellosem Zustande durcheinander geworfen, und das, im Wachen von dem vernünftigen Ich zusammengehaltene Vorstellungsleben im Traume nur decentralisirt. Bei näherem Zusehen erkennt man aber leicht, daß der Traum auch seine positiven Seiten hat; denn weil er mit einer Verschiebung der Empfindungsschwelle verbunden ist, erfährt der Schlafende zunächst aus der eigenen inneren Körpersphäre Einwirkungen, die vorher unter der Schwelle blieben; sein Bewußtsein erhält also einen neuen Inhalt. Auf diese Einwirkungen reagirt die Psyche mit Fähigkeiten, die im Wachen latent waren; also auch das Selbstbewußtsein erfährt einen neuen Inhalt.

Mit der Verschiebung der Empfindungsschwelle eröffnet sich also eine transcendentale, dem Tagesbewußtsein verschlossene Welt, und ein transcendentales Ich. Immer wieder zeigt es sich also, daß das normale Bewußtsein die Welt so wenig erschöpft, als das normale Selbstbewußtsein das Ich. Wir dürfen daher von einem doppelten Bewußtsein, also von einem doppelten Ich in uns reden, dem diesseits und dem jenseits der normalen Schwelle liegenden, und dürfen das um so mehr, als die beiden Ich nur alternirend auftreten, ohne ihren Bewußtseinsinhalt auszutauschen. Der erwachende Somnambule knüpft, erinnerungslos für den Inhalt seiner Träume, an den Zeitpunkt vor dem Einschlafen an. Zudem sind auch die den Wahrnehmungen der beiden Ich correspondirenden Fähigkeiten so sehr verschieden nach Form wie Inhalt, daß wir trotz der Verschiebbarkeit der Empfindungsschwelle von einer doppelten Persönlichkeit in uns reden müssen; aber dieser Dualismus der Personen ist freilich wegen der Flüssigkeit der Schwelle wiederum monistisch aufzulösen in die Einheitlichkeit eines gemeinschaftlichen Subjects. Weil nun aber nach dem Bilde zweier Wagschalen das innerhalb des Schlafes erwachende transcendentale Ich um so heller erwacht, je größer die Bewußtlosigkeit des Tagesmenschen ist, so müssen nothwendig die Zustände des tiefsten Schlafes günstig sein, um durch Traumanalyse zu einer deutlichen Definition und Charakteristik des transcendentalen Subjects zu gelangen.

Damit sind wir abermals behufs der Lösung des Menschenräthsels an den Somnambulismus verwiesen.

Der Somnambulismus ist gesteigerter Schlaf. Um diese Erscheinung richtig zu verstehen, müssen wir zunächst ihre physiologische Bedeutung für die Oekonomie des Organismus zu erkennen trachten. Dazu muß aber erklärlicher Weise der spontan eintretende natürliche Somnambulismns in Betracht gezogen werden und gefragt werden, wozu die Natur eine so bedeutende Vertiefung des Schlafes herbeiführt.

Die Intensität eines jeden Schlafes entspricht dem Bedürfnisse des Organismus, und wird durch noch nicht hinlänglich erkannte physiologische Ursachen herbeigeführt, unbeschadet welcher wir den teleologischen Charakter des Schlafes nicht übersehen dürfen, der sich auch in der Wirkung zeigt. Je mehr das Gehirnleben unterdrückt ist und je länger es im Zustande völliger Ruhe ist, desto mehr und länger ist die Reproductionskraft im Organismus thätig. Der Schlaf stärkt die im Wachen abgenützten Kräfte, daher fühlen wir uns erfrischt, wenn wir gut geschlafen, und die Intensität der Wirkung entspricht immer entweder der Dauer oder der Tiefe des Schlafes.

In Krankheiten, wenn der Organismus sehr geschwächt ist, tritt häufig ein Schlaf von außergewöhnlicher Länge als Krise ein, in der sich die Krankheit zum Besseren wendet. Jeder Arzt kennt die Heilkraft dieses kritischen Schlafes.

Langdauernder Schlaf ist häufig, und nicht erst in neuerer Zeit, als zur Genesung führend beobachtet worden. Aus den Philosophical Transactions berichtet Schubert von einem Kranken, der 16 Wochen lang schlief, und als er endlich erweckt wurde, waren Krankheit und Schlafsucht zugleich vergangen. Die Acta eruditorum vom Jahre 1707 wissen von einem Schlafe, der anfänglich 14 Tage, dann aber 6 Monate dauerte; Fichet berichtet von einem Langschläfer, der einen vierjährigen, nur von kurzen Zwischenräumen des Wachens unterbrochenen Schlaf hatte.*) Micrulius berichtet von einem Priester in Stettin, der, schon bejahrt, in der Christnacht drei Messen zu lesen hatte, nach der ersten aber das Bedürfniß fühlte, ein wenig auszuruhen, und in seiner Zelle in einen dreizehntägigen Schlaf verfiel.**) Der Arzt Mayo weiß sogar von einem zwölfjährigen Mädchen, das in Schlaf verfiel und darin 13 Jahre verharrte, so daß sie innerhalb derselben aus einem Kinde zum reifen Weibe wurde.*** Aehnliche Fälle, die häufig den Verdacht der Simulation erregen, sind auch in unseren Tagen dann und wann berichtet worden.

Es scheint mir nun die physiologische Bedeutung des spon-

*) Bacon, Neues Organon. I. § 34.

*) Schubert, Geschichte der Seele. I. S. 245.

**) Micrulius, Altes Pommerland. II. S. 369.

***) Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben. S. 107.

tanen Somnambulismus darin zu liegen, daß hier die Naturheilkraft den Organismus in einen Schlaf versenkt, dessen Tiefe die lange Dauer ersetzt. Wenn nun aber unbeschadet der physiologischen Ursachen der Langschlaf und der somnambule Tiefschlaf ihre teleologische Bedeutung haben, so liegt die Annahme nahe, daß auch die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten, die im Somnambulismus auftreten, in der Verlängerungslinie dieses teleologischen Princips liegen, wenigstens diejenigen, welche mit der Krankheit und deren Heilung in Verbindung stehen. Wenn man sieht, mit welcher instinctiven Sicherheit die Somnambulen Aufschlüsse geben über den Charakter ihrer Krankheit, über Ursache und Entwicklung derselben, über die nöthige Behandlung und die anzuwendenden Heilmittel, dann liegt es in der That sehr nahe, geradezu mit Schopenhauer zu sagen: „Zum Hellsehen läßt die Natur es eigentlich nur dann kommen, wenn ihre blindwirkende Heilkraft zur Beseitigung der Krankheit nicht ausreicht, sondern es der Hülfsmittel von Außen bedarf, welche nunmehr im hellsehenden Zustande vom Patienten selbst richtig verordnet werden. Also zu diesem Zwecke des Selbstverordnens bringt sie das Hellsehen hervor . . . Also im einem, wie im anderen Falle zündet die Natur sich ein Licht an, um so die Hülfe, deren der Organismus von Außen bedarf, aufsuchen und herbeischaffen zu können. Die Lenkung der nun einmal entwickelten Sehergabe der Somnambulen auf andere Dinge, als ihren eigenen Gesundheitszustand, ist ein bloßer accidenteller Nutzen, ja eigentlich schon ein Mißbrauch derselben."*) Diese teleologische Ansicht Schopenhauers liegt, wie gesagt, sehr nahe; sie ist aber logisch nicht unvermeidlich. Es wäre nämlich denkbar, daß nicht blos das über die Leibessphäre des Kranken hinaus gelenkte Hellsehen, sondern überhaupt jedes Hellsehen des Somnambulismus nur accidentell wäre. Es wäre alsdann der Somnambulismus nicht die Ursache, aus welcher das Hellsehen entspringt, sondern lediglich die Bedingung, ohne welche es nicht entstehen kann. Es würde dann physiologisch betrachtet kein directer Causalzusammenhang zwischen Somnambulismus und Hellsehen bestehen, und auch teleologisch betrachtet würden die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten des Somnambulismus nicht in der Verlängerungslinie einer teleologisch wirkenden Naturheilkraft liegen. Der causale und zugleich teleologische Zusammenhang würde also zwar gegeben sein zwischen der Naturheilkraft des Organismus — lediglich eine Collectivbezeichnung der einheitlich zusammenwirkenden organischen Kräfte — und dem nach physiologischen Gesetzen eintretenden Tiefschlafe, d. h. der gänzlichen Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins; daß dagegen innerhalb dieser Bewußtlosigkeit das transcendentale Subject zum innerlichen Erwachen käme, wäre nicht mehr direct vermittelt, und der Tiefschlaf wäre nur Bedingung des Hellsehens, aber nicht Ursache, so etwa, wie der Sonnenuntergang Bedingung, aber nicht Ursache des Aufleuchtens der Fixsterne ist.

Es ist um so nöthiger, diesen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung, causa und conditio, ins Auge zu fassen, weil ja auch der gewöhnliche Schlaf nicht die Ursache, sondern blos die Bedingung des als Traum sich zeigenden innerlichen Erwachens ist. Die zu unseren Traumbildern Anlaß gebenden inneren Empfindungen sind auch im Wachen gegeben, nur daß sie unterhalb der Schwelle bleiben. So sind vielleicht auch die Visionen der Somnambulen nicht neu erzeugt, sondern treten nur über die Schwelle, und wenn die Verschiebung dieser Schwelle nur mangelhaft und schwankend ist, dann sind es auch — was sehr häufig vorkommt — diese Visionen. Wenn endlich der Tiefschlaf nicht physische Ursache, sondern nur Gelegenheitsursache des inneren Erwachens ist, dann fällt auch der Haupteinwand hinweg, den der Skepticismus gegen den künstlichen Somnambulismus richtet, daß es nämlich undenkbar sei, durch magnetische Striche Jemanden hellsehend machen zu können.

Das von Schopenhauer behauptete teleologische propter hoc, wobei das Tagesbewußtsein in den Dienst der blinden Naturheilkraft gezogen würde, läßt sich also auch in ein bloßes cum hoc verwandeln, wobei das transcendentale Bewußtsein sich offenbaren würde, wenn, aber nicht weil das sinnliche Bewußtsein unterdrückt ist. Für den vorliegenden Zweck ist es übrigens ganz gleichgültig, welche der beiden Ansichten der Leser adoptiren will; es soll hier lediglich die Existenz des transcendentalen Subjects bewiesen werden, und dafür ist es ziemlich gleichgültig, ob für das Auftreten desselben der Tiefschlaf Ursache ist, oder bloße Gelegenheitsursache.

Für den Arzt dagegen ist dieser Unterschied sehr wichtig. Es zeigt sich nämlich, daß unsere Aerzte im Grunde gar nichts erklären, wenn sie den Somnambulismus kurzweg als Krankheit und Hysterie abthun. Wenn der Somnambulismus häufig krankhaft ist seiner Ursache nach, so kann er doch seinem psychischen Inhalt nach ganz gesund sein, sobald der Tiefschlaf als bloße Bedingung und Gelegenheitsursache für das Auftreten des transcendentalen Subjects erkannt ist. So wenig als die Nacht die Ursache der Fixsterne ist, sondern nur Bedingung ihrer Sichtbarkeit, so wenig ist Hysterie Ursache des Hellsehens. Der Somnambulismus ist also nicht nur keine Krankheit, sondern im Gegentheil heilt er den Kranken, direct durch den Tiefschlaf, indirect dadurch, daß in diesem Tiefschlafe die Somnambulen zu Selbstverordnungen befähigt werden.

Daß der Mensch durch Krankheit in seinen psychischen Fähigkeiten sogar gesteigert werden kann, weil eben ein Unterschied ist zwischen Ursache und Bedingung, das zeigt sich häufig sogar im Irrsinn, indem auch dieser oft die Gelegenheit wird zu solchen Functionen des transcendentalen Subjects, die mit den somnambulen Erscheinungen die größte Aehnlichkeit haben. Mesmer hatte also, wie es scheint, sehr Recht, wenn er die schweren Nervenkrankheiten, Epilepsie, Katalepsie, Irrsinn u. s. w. einen unvollkommenen Somnambulismus nannte, welche geheilt werden können, wenn die Anstrengungen des Organismus zur Ueberwindung der Krankheit gleichsinnig verstärkt werden durch Anwendung des künstlichen Somnambulismus.

Physiologisch betrachtet ist demnach der somnambule Schlaf eine der Formen der Naturheilkraft. Im Wachen ist nämlich erhöhte Sensibilität des Organismus vorhanden, im Schlafe erhöhte Reproductionskraft. Darum unterdrückt die Naturheilkraft das sinnliche Bewußtsein, wenn der geschwächte Organismus durch Steigerung der Reproduction gestärkt werden soll. Das wußte schon Hippokrates, wenn er sagte, daß in der Manie die Ekstase gut sei.*)

Philosophisch interessant wird aber der Somnambalismus allerdings erst durch das innerhalb der sinnlichen Bewußtlosigkeit auftretende innerliche Erwachen, worin vermöge der Verschiebung der Empfindungsschwelle die gewöhnlich latenten Wirkungsweisen der Naturdinge empfunden werden, wodurch sodann auch die gewöhnlich latenten Fähigkeiten unseres Subjects frei werden. Diese Fähigkeiten sind so merkwürdiger Art, daß sie noch immer vom rationalistischen Skepticismus bezweifelt werden. Ihre Darstellung muß ich aber einer besonderen Arbeit vorbehalten. Hier möchte ich nur an ein paar Beispielen zeigen, daß was sich Skepticismus nennt, häufig nur Mangel an philosophischer Besonnenheit ist; und zwar wähle ich als Beispiele gerade die am heftigsten angezweifelten Fähigkeiten der Somnambulen: das Hellsehen und den Heilinstinct.

Das merkwürdigste Merkmal des Hellsehens ist, daß Zeit und Raum darin überwunden werden, daß es also als Fernsehen im Raume und Voraussehen in der Zeit auftritt. Der Rationalist hält das für unmöglich. Nun ist aber doch klar, daß wir, die wir nicht wissen, was Zeit und Raum sind, gar kein Recht besitzen, ihre Ueberwindung in gewissen abnormen Erkenntnißprocessen für unmöglich zu erklären. Es ist nur der Pöbel, welcher zu wissen glaubt, was Zeit und Raum sind; der Philosoph aber gesteht seine Unwissenheit. Sollte er aber als Kantianer Zeit und Raum für bloße Formen unserer Erkenntniß halten, dann wäre von diesem Standpunkte des transcendentalen Idealismus aus das Hellsehen erst recht möglich, daher denn Schopenhauer gerade als Kantianer daran glaubte.

*) Schopenhauer, Ueber Geistersehen.

*) Hippokrates: Aphorismen VIII, 5.

Heftigere Angriffe noch hat von Seite der Aerzte der Heilinstinct der Somnambulen erfahren. Dieser aber läßt sich sogar begreifen durch bloße Berufung auf die alltäglichen Erscheinungen von Hunger und Durst. Diese Empfindungen mahnen den Organismus, die verbrauchten Kräfte zeitenweise wieder zu ergänzen, sind aber ganz allgemein gehalten, d. h. sie beziehen sich nicht auf bestimmte chemische Substanzen. Die Zustände, in welchen Hunger und Durst auftreten, sind demnach leise Krankheiten, für welche uns die Natur das Heilmittel als Allgemeingefühl in die Empfindung bringt, aber noch nicht specialisirt in die Vorstellung. Wenn aber Hunger und Durst einen hohen Grad erreichen, dann wird auch das Vorstellungsvermögen davon erregt, und es tritt die Vision des Heilmittels ein. So sieht sich der verdurstende Wüstenreisende von Quellen und Bächen umgeben und Trenck in der Sternschanze zu Magdeburg hatte die Vision üppiger Mahlzeiten. Wenn nun aber die Empfindungsschwelle verschoben, d. h. die Empfindung verfeinert wird, dann werden Hunger und Durst specialisirt; es treten bestimmt gerichtete Instincte, als Sympathie oder Antipathie, in verschiedenen Krankheiten ein, oder bei schwangeren Frauen, sogar im Gegensatze zum sonstigen Geschmacke und mit einer auf das Bedürfniß des Kindes berechneten Zweckmäßigkeit. Noch mehr specialisirt sind nun die Bedürfnisse des Organismus in dem hochgesteigerten inneren Leben der Somnambulen, weil eben die Verschiebung der Empfindungsschwelle sehr bedeutend ist; dadurch gelangen Bedürfnisse zum Bewußtsein, die sonst unterhalb der Schwelle bleiben, oder doch auf ein Allgemeingefühl beschränkt bleiben. Wer also den Heilinstinkt der Somnambulen für ein unbegreifliches Wunder hält, sollte logischer Weise auch gestehen, daß die nur quantitativ unterschiedenen und weniger specialisirten Heilinstincte von Hunger und Durst eben so unbegreiflich sind.

Der Heilinstinct ist nicht nur dem Somnambulismus eigen, sondern verschiedenen Zuständen, die das gemeinsame Merkmal der Verschiebung der Empfindungsschwelle haben, worin der beste Beweis dafür liegt, daß er eben in dieser Verschiebung seinen Grund hat: im gewöhnlichen Traum, in bewußtlosen Zuständen bei Fiebern, im Wahnsinn und in der Besessenheit, wovon Horst ein Beispiel anführt.*) Der Heilinstinct bezieht sich nicht immer auf bloße Arzneistoffe. Bei den Besessenen tritt z. B. oft plötzlich das Bedürfniß einer rapiden kreisenden Bewegung ein.**) Diese selbe Bewegung kommt nun beim sogenannten Tanz der Derwische als Erweckungsmittel des Somnambulismus vor; und wenn wir nun sehen, daß auch die Somnambulen sich manchmal dieselbe verordnen, so liegt dem offenbar das Bedürfniß zu Grunde, den Somnambulismus zu steigern, d. h. den Schlafzustand zu vertiefen.

In ähnlicher Weise läßt sich auch von den übrigen Fähigkeiten der Somnambulen zeigen, daß sie nur Steigerungen von Anlagen sind, die sich abgeschwächt schon im gewöhnlichen Traum, ja sogar im wachen Zustande, z. B. bei Idiosynkrasien, finden, so daß nur derjenige, welcher diese Vorstufen nicht kennt, glauben kann, sich gegen die extremen Endfälle skeptisch verhalten zu müssen. Diese Existenz der Vorstufen ist aber ein weiterer Beweis dafür, daß der Somnambulismus nicht neue Fähigkeiten im Menschen erzeugt, sondern nur bereits vorhandene durch Verschiebung der Empfindungsschwelle aus der Latenz treten läßt.

(Schluß folgt.)

*) Horst, Zauberbibliothek. V, S. 206.

**) Görres, Die christliche Mystik. IV, S. 174.

Psychologie und Ethnologie.

Von Th. Achelis.

Es ist eine in unseren Tagen außer allem Zweifel bestehende Thatsache, daß bei allen Fragen philosophischer Art nicht irgend welche aprioriſche, speculative Erwägungen, sondern der fruchtbare Grund der Erfahrung das Material für Stellung und Lösung der bezüglichen Probleme zu liefern hat; nur über den Umfang und die Gewinnung des Stoffes herrschen noch controverse Ansichten. Je mehr sich aber der Einfluß der Naturwissenschaften auf Methode und Richtung der übrigen Disciplinen hebt, desto stärker wird die Ueberzeugung, daß die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins nur in den einzelnen Fragen dieses Processes erfaßbar ist, nicht deductiv oder mathematisch synthetisch, sondern inductiv auf umfassende Vergleichung und Beobachtung gegründet. Gerade die Ethnologie, ein verhältnißmäßig junges Produkt moderner Forschung, hat es sich zur Aufgabe gemacht, vermöge einer genauen comparativen Behandlung aller Phänomene des menschlichen Geistes eine exacte, wissenschaftliche Ableitung der Ideen zu geben; in dieser Theorie des Animismus, wie Tylor sie nennt, liegt potentia, die gesammte Entwicklung der Menschheit nach allen Richtungen hin beschlossen. Was bislang nur biologisch galt, wurde in gleicher Weise anerkannt für die innere Morphologie des menschlichen Geschlechts; aus der Sitte und den socialen Organisationsformen erwuchs eo ipso die Geschichte der Moral und Ethik. Die früheren wunderbaren Factoren des allgemein Guten, Wahren und Schönen erwiesen sich als höchst complicirte und in langsamem, naturgesetzlichem Werden entstandene Produkte eines universalen organischen Processes. Einer der hervorragendsten Männer, die mit Wort und That diesem tiefsinnigen Gedanken ihre ganze Existenz weihen, ist A. Bastian, ein ebenso großer, mit wahrhaft enormem Wissen ausgerüsteter Gelehrter, wie ein unermüdlicher Reisender, auf dem ganzen Erdenrund gleichsam zu Hause.

In seiner neuesten Schrift*) hebt er zunächst einen wichtigen Grundsatz mit Recht hervor, dem noch immer nicht die gebührende Anerkennung widerfährt, daß nämlich „für den Menschen als Gesellschaftswesen das theoretisch construirte Individuum ein Unding ist“ (Vorrede S. VIII). Die alte, aber im ganz anderen Lichte geprüfte Wahrheit des Aristoteles vom ἄνθρωπος als ζῶον πολιτικόν sollte endlich einmal den vielfach anmuthigen, mitunter aber auch grell und caricaturmäßig gehaltenen Phantasien ein Ende machen, wie sie immer noch über den Urmenschen im Schwunge sind. Ehrlich gesagt ist dieses fossile Phänomen eine Fiction, nur getragen durch die schöpferische Einbildungskraft, welche sie mit den sorgfältigsten Zügen auszustatten nicht müde wird. Die rationalistische Meinung z. B. Rousseaus von dem planmäßigen Entstehen des Staates aus dem Contrat social ist längst von der Wissenschaft gerichtet. Weshalb spukt die nicht minder willkürliche Hypothese von dem singulären Urmenschen mit merkwürdiger Consequenz in populären und halbwissenschaftlichen ethnographischen Darstellungen? Es ist ein grober Irrthum, das total für diese Aufstellung fehlende Material durch sog. psychologische Rückschlüsse ersetzen zu wollen; denn eben diese gehören ja, ihrem Inhalte und ihrer Form nach, re vera nicht dem angedichteten ersten Exemplar des generis humani an, sondern dem erfindungsreichen Kopf des modernen Denkers. Diese psychologische Basis ergibt sich vielmehr erst bei Verlassung des individuellen und Aufsuchen des generellen Standpunktes, mit anderen Worten erst mit dem ethnologischen Blickpunkt der Völkerpsychologie; an die Stelle des singulär umherschweifenden Urmenschen tritt die erste, kritisch nachweisbare Form socialer Gliederung, wie sie Bastian nennt, die Mutterlauge der primitiven Horde, die, alle weiteren Differenzirungen in sich enthaltend, keine weitere Zerlegung in einfachere Elemente zuläßt. Bislang hat das Geheimniß von der Entstehung der Sprache und der Vernunft trotz aller Analogien aus der Thierwelt vorwitziger Neugier standhaft widerstanden; so lebhaft die Ueberzeugung sein mag, daß alles Organische, also auch Sprache und Vernunft, nicht von Ewigkeit her existirt, sondern allmählich sich gebildet haben, so entzieht sich doch eben dieser Entwicklungsproceß, mindestens in seinen Einzelheiten,

*) Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde. Berlin, 1883, Weidmann'sche Buchhandlung.

völlig unseren Augen. Gewisse Anfänge, wenn sie auch kosmisch gedacht, willkürliche Satzungen sein mögen, sind für unsere beschränkte Auffassung völlig unentbehrlich, und es nutzt nichts, dieses Vacuum durch allerlei wohlgefällige Traumbilder ausfüllen zu wollen. Anstatt also mit einem ersonnenen isolirten Urmenschen zu spielen, muß sich die ethnologische Forschung an die thatsächlich (und noch heute) existirenden ethnischen Complexe halten, um so bestimmte Rückschlüsse wagen zu können. Jede Vorstellung, sagt Bastian, über den äußeren Sinneseindruck hinaus . . . ergibt sich in ihrer einfachsten Form bereits als das Produkt des Gesellschaftsgedankens; denn da der Mensch als Zoon politikon (nach Aristoteles' Ausspruch) geschaffen, kann er auch als Gesellschaftswesen nur menschlich fungiren. Im sprachlichen Ausdruck erst kommt das Bewußtsein zur Klärung, damit sich der Gedanke zur Vorstellung gestalte, und diese Verkörperungen des Gesellschaftsgedankens sind als der primäre Ausgang zu nehmen, um aus dem Ganzen auf die constituirenden Theile zurückzuschließen, auf das Selbst der Einzelindividuen (S. 2).

Diese vorsichtige Behandlung des Problems, die jeden sog. Ursprung als eine rein metaphysische, wissenschaftlich nicht lösbare Frage betrachtet, hat nun in der That zu den folgenreichsten Aufschlüssen geführt. Sprachforschung, Mythologie und Anthropologie haben Hand in Hand ein ungeheures Material zusammengehäuft und die ersten Fundamente für eine exacte Geschichte des menschlichen Bewußtseins, als was sich die Weltgeschichte zeigt, gelegt. Männer wie Max Müller, Ad. Kuhn, Tylor, Lubbock, Fr. Müller, Bastian und Andere sind die Koryphäen dieser Regeneration einer makrokosmischen Philosophie, die auch nur irgend erschöpfend zu skizziren hier selbstredend zu weit führen würde.

Um nur ein Beispiel aus dieser unendlichen Fülle herauszugreifen, so sei die Bildung und Entwicklung des Rechtes und der Sitte erwähnt; anstatt wie früher diese Erscheinungen aus gewissen aprioriſchen Factoren (angeborenen Ideen, Gewissen, moralischem Bewußtsein u. s. w.) abzuleiten, war es jetzt vielmehr die Aufgabe, aus der specifischen Gestalt der betreffenden socialen Gliederung den bezüglichen ethischen Gehalt behutsam herauszuschälen, indem so jene den untrüglichen Maßstab für diesen abgab. Es zeigte sich, wie ursprünglich Nützlich und Gut wesentlich identisch war, wie durchaus keine unterschiedslose Allgemeinheit und Gültigkeit der Principien bestand, sondern je nach Anlage und Entwicklungshöhe der ethnischen Bildung auch die sittlichen Vorstellungen sich verschiedenartig färbten. Was die eine gut hieß und mit den höchsten Lobsprüchen ehrte, galt einer anderen als fluchwürdiges Verbrechen und vice versa; der Todtschlag, in geschlechtsgenossenschaftlicher Zeit ein Factum uneingeschränkter Billigung, wurde in der staatlichen Periode auf das Schwerste geahndet; das Gewissen inferiorer Culturkreise schwieg bei den (unseres Erachtens) empörendsten Verbrechen, während es die sorgsamste Befolgung uns völlig gleichgültiger, ja sinnloser Ceremonien verlangte. — Ein Punkt jedoch, der für die Beurtheilung der ganzen Methode bedeutsam ist, bedarf noch kurzer Erwähnung. Gegenüber der historischen Betrachtung, die in der Zeit einen Leitfaden ihrer pragmatischen Auffassung sucht, kümmert sich die Ethnologie ganz und gar nicht um den chronologischen Zusammenhang. Denn ihr existiren die verschiedenen Culturphasen nicht nach, sondern neben einander, ganz ohne Rücksicht, ob der verglichene sociale Complex etwa den australischen Wilden entlehnt ist oder Völkerschaften, die schon seit Jahrhunderten ausgestorben sind. Hier, wo es einzig und allein nur auf die fraglichen Zustände und Sitten ankommt, die sich unter bestimmten (inneren und äußeren) Bedingungen naturgesetzlich wiederholen, ist es offenbar völlig gleichgültig, in welches Jahr wir diese Entwicklung verlegen. Deshalb schärft Bastian mit Recht ein zu bedenken, daß der Ausgangspunkt der Untersuchung, die ganze Rechnungsmethode, ethnologisch eine völlig verschiedene ist von der historischen, indem bei dieser das tertium comparationis in den geschichtlichen Beziehungen liegt, dort dagegen psychologisch aufzuweisen sein wird, aus dem zunächst allgemein gleichartigen Wachsthum der Menschengedanken, wobei dann die etwa auf geographischem Wege hinzutretenden Modificationen ihre besondere Betrachtung zu erhalten haben (Vorr. S. XIV). Diese für den exacten Historiker so revolutionäre Anschauung wird erst dann richtig gewürdigt, wenn man den universell vergleichenden Maßstab der Ethnologie erwägt, die die betreffenden Phänomene nur ihrer inneren Structur nach analysirt, nicht nach irgend welchem äußeren Connex. So ergeben sich bestimmte Gesetze, die auf den bezüglichen Entwicklungsstufen, einerlei bei welchem Volk und in welcher Zeit, immer dieselben Manifestationen der Psyche hervortreiben; was einer auf abgemessene Zeiträume beschränkten Forschung als Curiosum, als unlösbares Räthsel vorkommen muß, das löst sich unter dieser großartigen Perspective als Resultat allgemein gesetzlichen, tellurisch-organischen Wirkens dem Blicke auf. Dahin gehören z. B. die gnostischen Reminiscenzen in der hawaischen Kosmogonie oder die bis ins Detail gehende Uebereinstimmung des platonischen Himmels mit dem der Maori oder der chaldäischen Schöpfungsmythe mit der hawaischen. Sodann ist nicht zu vergessen, daß für die sogenannten Anfänge der menschlichen Gesittung sich trotz aller Rassenverschiedenheit im Großen und Ganzen dasselbe Bild der socialen Organisation ergiebt; erst bei schärferer Differenzirung treten relevante Abweichungen hervor, die sich auch in den ethnischen Bildungen zeigen. Aber weil gerade diese Disciplin es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Wunder der Cultur seines supranaturalen Charakters zu entkleiden und es als einen Organismus natürlicher Kräfte aufzufassen, begreift man wohl die warnende Mahnung Bastians: „von allen diesen Entwicklungsstadien der menschlichen Existenz möglichst viel und genau in den Archiven der Wissenschaft zu bergen, ehe die Alles nivellirende Civilisation die Naturvölker vom Erdboden vertilgt hat. Denn im Keime liegt bereits der Organismus, und so in den Primärelementen des Völkergedankens seine Ausbreitung der menschlichen Cultur unter sämmtlichen Variationen der geographischen Provinzen in der Phänomenologie des Geistes über dem Erdenrund." (S. 13.)

Außer dieser allgemeinen Begründung des ethnologischen Standpunktes und einem Excurs gegen die Darwinisten enthält das vorliegende Buch einige Abhandlungen über besondere völkerpsychologische Fragen, die wie immer bei Bastian, Material und Theorie miteinander verknüpften. Freilich ist ja bekanntlich grade diese formelle Seite bei unseren Autoren (vielleicht des überquellenden Gedankenreichthums halber) nur mangelhaft ausgebildet; dennoch wird Keiner unseres Erachtens ohne lebhafte Anregung, sei es für die vorgetragene Ansicht oder dagegen, dieser Entwicklung folgen können.

Die Arbeiterversicherung in England.

Von Max Schippel.

Die Darstellungen des englischen Arbeiterkassenwesens beschränkten sich bisher ziemlich einseitig auf die Leistungen der Gewerkvereine, welche bekanntlich ihren Mitgliedern bei gewerblichen Streitigkeiten und im Falle der Arbeitslosigkeit beistehen, selten aber zugleich Fürsorge treffen, die wirthschaftlichen Folgen von Krankheit, Alter und Invalidität von dem schutzlosen Arbeiter abzuwenden. Letztere Aufgabe fällt fast allein den Hülfskassen im engeren Sinne zu, und es ist um so mehr zu bedauern, daß ihre Entwicklung gewöhnlich nicht die entsprechende Beachtung fand. Erst in den allerjüngsten Tagen hat ein Werk von W. Hasbach*) diese mitunter recht fühlbare Lücke der Wissenschaft auszufüllen versucht, und wenn es dem Verfasser auch nicht gelungen ist, aus der verwirrenden Fülle des vorgebrachten historischen Details die springenden Punkte der Entwicklung anschaulich und scharf hervortreten zu lassen, so ge-

*) Das englische Arbeiterversicherungswesen. Geschichte seiner Entwicklung und Gesetzgebung. Von Wilhelm Hasbach. Leipzig, Duncker und Humblot, 1884.

bührt ihm doch aufrichtiger Dank für den unermüdlichen Fleiß, mit dem er ein bisher wenig betretenes Gebiet erstmals genauer durchforscht und geschildert hat. Seine Arbeit kommt um so gelegener, als die Gesetzgebung augenblicklich in Deutschland wie im Ausland in hervorragender Weise der Arbeiterversicherung ihr Augenmerk zuwendet, und aus den Erfahrungen Englands, des Landes mit dem ältesten und verbreitetsten Hülfskassenwesen, viel Anregung und Belehrung zu schöpfen ist.

Daß es unendlich viel Mühe und Kampf gekostet hat, ehe sich die Friendly Societies aus dem Zustande völliger Vogelfreiheit und Rechtlosigkeit zu ihrer heutigen staatlichen Beschützung und Beförderung emporgearbeitet haben, bedarf kaum eines Beweises. Wohl drängte sich von jeher auf allen Seiten die Nothwendigkeit auf, die Vereine gegen den Betrug ihrer Beamten, die Verschleuderung ihrer Gelder zu sichern, aber man fürchtete andrerseits in der kampfdurchtobten Jugendperiode der modernen Großindustrie, daß unter dem Schild einer schirmenden Hülfskassengesetzgebung die verhaßten Gewerkvereine sich bergen und entfalten würden. Noch der Ausschuß, welcher im Jahre 1824 die Wirkungen des Coalitionsrechtes untersuchte, bedauerte „aus den Zeugenaussagen zu ersehen, daß eingeschriebene Hülfskassen häufig der Deckmantel für die Ansammlung eines Vermögens zur Ermöglichung von Verbündelungen und Arbeitseinstellungen gewesen seien, welche von gewaltsamen und einschüchternden Handlungen begleitet waren"; und ohne bestimmte Maßnahmen zu empfehlen, wünschte er doch die Aufmerksamkeit des Parlamentes auf die häufige Abwendung dieser Vereine von ihren vorgeblichen und gesetzmäßigen Zielen zu lenken. Noch zwei Jahrzehnte später suchten hervorragende Mitglieder des Parlaments die Ausdehnung der Hülfskassengesetzgebung auf die großen, durch das ganze Land verzweigten, gutgeleiteten Arbeiterorden zu verhindern, weil sie fürchteten, durch diese Maßregel Gewerkvereinen und anderen anstößigen Verbindungen Thür und Thor zu öffnen.

Langsam und unter tausendfachen Hemmungen erweitert sich somit der Kreis der Zwecke, für welche freundliche Gesellschaften „eingeschrieben" (registered) und damit eines bestimmten gesetzlichen Schutzes theilhaftig werden können. Die erste Acte vom Jahre 1793 läßt nur die Unterstützungen für Kranke, Invalide und Altersschwache, ferner die Versorgung von Wittwen und Waisen zu. In dem etwas weitläufigen Stil jener Zeit heißt es in § 1: „Da der Schutz und die Ermuthigung von Gesellschaften, welche aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder ein Vermögen ansammeln zur gegenseitigen Unterstützung in Krankheit, Alter und Invalidität, wahrscheinlich die Glückseligkeit der Einzelnen befördern und die öffentlichen Lasten erleichtern wird, so soll es jeder Anzahl von Britten gestattet sein, eine oder mehrere aus freiwilligen Beiträgen unterhaltene Gesellschaften für die oben genannten Zwecke, und für die Unterstützung von Wittwen und Waisen der Mitglieder zu gründen." Schrittweise hat man alsdann von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auch andere Vereine in die Hülfskassengesetzgebung einbezogen, bis endlich die letzte Acte vom Jahre 1875 die Erlaubniß zur Registrirung allen durch freiwillige Beiträge erhaltenen Vereinen ertheilt, welche 1) eine Unterstützung geben an Mitglieder, ihre Männer, Frauen, Kinder, Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten oder Mündel, sei es im Falle der Verwaisung, der Krankheit, der körperlichen oder geistigen Invalidität, des Alters oder der Wittwenschaft; 2) welche eine Geldsumme versichern, die zahlbar ist bei der Geburt eines Kindes eines Mitgliedes, oder beim Tode eines Mitgliedes, oder zur Bestreitung der Begräbnißkosten eines Mannes, der Frau, oder des Kindes eines Mitgliedes, oder der Wittwe eines verstorbenen Mitglieds, oder während der Enthaltung von aller Arbeit, welche Mitglieder des israelitischen Bekenntnisses in gewissen Trauerfällen beobachten müssen; 3) welche arbeitssuchende Mitglieder auf der Reise oder Mitglieder in bedrängten Verhältnissen, oder nach einem Schiffbruche, oder beim Verlust oder der Beschädigung von Booten und Netzen unterstützen; 4) welche Mitglieder oder von Mitgliedern ernannte Personen ausstatten; 5) welche die Versicherung des Handwerkzeuges der Mitglieder gegen Feuersgefahr übernehmen. Hiernach sind also nicht nur die Unterstützungsvereine für Kranke, Altersschwache, Invaliden und Wittwen und Waisen zur Registration zugelassen, sondern ebenso Begräbniß- und Ausstattungskassen, ferner Kassen, welche Arbeitern auf der Reise, Handwerkern beim Verlust ihrer Werkzeuge aushelfen. Des Weiteren sind noch registrationsfähig Viehversicherungskassen, wohlthätige Gesellschaften, Arbeiter-Bildungs- und Erholungsvereine, endlich je nach dem Bedürfniß vom Ministerium zu bezeichnende Gesellschaften.

Man glaube aber nicht etwa, daß das englische Arbeiterversicherungswesen die Aufgabe gelöst habe, für alle die bezeichneten Nothlagen des Lebens den Arbeiter sicher zu stellen. Von allen anderen Hindernissen abgesehen, sind hierzu schon die ökonomischen Mittel der besitzlosen Klassen zu klein. Meist sind die Mitglieder der Friendly Societies nur im Stande gewesen, ein kleines Krankengeld sich für beschränkte Zeit zu sichern. In allen Fällen langandauernder oder chronischer Krankheit ist die Unterstützung nicht groß genug, um die private Wohlthätigkeit und das öffentliche Almosen entbehrlich zu machen. Die Arbeiter sind zweitens im Stande gewesen, ihrer Wittwe ein Begräbnißgeld zukommen zu lassen, welches der Familie wenigstens über die nächsten Wochen nach dem Tode des Ernährers hinweghilft. Die Mitglieder der Hülfskassen beziehen endlich auch vielfach Entschädigungen, wenn ihnen Frau oder Kinder hinwegsterben. Aber nur sehr wenige Arbeiter vermögen es, eine Alters- oder Invalidenpension zu erwerben. Vom Anfang unseres Jahrhunderts an bis hinein in unsere Tage hören die Klagen nicht auf, daß die Prämien für die Altersrenten für den gewöhnlichen Arbeiter unerschwinglich sind. Die meisten Altersrentenkassen, welche bestehen, sind zahlungsunfähig. Was weiter die Unfallversicherung anbetrifft, so liegt sie noch in ihren Anfängen. Die Wittwen und Waisen sind bald nach dem Tode ihres Ernährers aller Unterstützung beraubt, die bestehenden Wittwen- und Waisenkassen sind weder zahlreich noch finanziell günstig gestellt. Zum Schlusse wäre, um das Bild der heutigen Thätigkeit der englischen Hülfskassen vollständig zu machen, zu erwähnen, daß einige Orden ein Reisezehrgeld gewähren. Man kann hiernach durchaus nicht behaupten, daß der englische Arbeiterstand gegen alle Unbilden des Lebens genügend gesichert sei.

Man kann dies um so weniger, wenn man sich vergegenwärtigt, daß selbst die versprochenen Unterstützungen meistens durchaus nicht sicher sind, weil die Verwaltung einer großen Zahl von Kassen ganz unzulänglich ist. Daß selbst in den bestgeleiteten Vereinen erst seit kurzem von den Mitgliedern nach Altersklassen abgestufte Prämien erhoben werden, daß dagegen noch heute in vielen, vielleicht den meisten Fällen Jung und Alt den gleichen Beitrag leisten, führen wir nur nebenbei an, obwohl es für die ganze Anlage der Kassen charakteristisch ist. Was soll man aber dazu sagen, wenn freundliche Vereine ihre Finanzlage für günstig halten, so wie sie nur ein paar Pfund baares Geld aufweisen können? Erscheint es glaubhaft, daß Ende der sechziger Jahre die Verwaltungskosten vieler lokaler Begräbnißkassen 30, ja 39 Procent der gesammten Einnahmen verschlangen, im Durchschnitt etwa 20 Procent, ja bei einigen der größten Begräbnißkassen sogar einmal 57 und 74 Procent? Wieder andere Vereine verwenden keinen kleinen Theil ihres Vermögens zu Trinkgelagen und Schmausereien; die Ausgaben für Trommeln, Pfeifen, Bänder und Fahnen werden aus der Krankenkasse bestritten. In einem Falle, der aus dem Ende der fünfziger Jahre berichtet wird, nahmen die „Treuhänder" dem Kassirer mit Gewalt die Schlüssel ab, betranken und prügelten sich und schlugen schließlich dem Wirth noch die Möbel entzwei. Die Mitglieder mußten zu solchen Vorkommnissen schweigen, wenn sie nicht ausgeschlossen und damit um ihre Beiträge gebracht sein wollten. Der Bierwirth spielt noch heute eine große Rolle bei den Hülfskassen, er gründet selber Vereine, blos um sich einen Kreis von Stammgästen zu sichern. Will eine Hülfskasse ihr Lokal wechseln, so übertreffen sich die Wirthe gegenseitig in Anerbietungen, der neue Wirth gibt den Mitgliedern ein Essen. Zahlreiche Auflösungen sind von jeher eine Folge solcher Zu-

stände gewesen. In den ersten siebzig Jahren unseres Jahrhunderts war etwa ein Drittel sämmtlicher eingeschriebenen Hülfskassen zusammengebrochen, und wie trostlos vielfach noch heute die Zustände liegen, beweist der eben erschienene letzte Bericht des Chief Registrars, wonach nur ein Sechstel aller eingeschriebenen Friendly Societies vollständig zahlungsfähig ist, während die anderen fünf Sechstel entweder die Leistungen um 27 Procent herabsetzen, oder die Beiträge um 32 Procent erhöhen müßten, um auf die Dauer das finanzielle Gleichgewicht zu bewahren.

Diese Thatsache erweist unseres Erachtens auch, daß der Zwang zu eingehender öffentlicher Rechnungslegung, welche im Wesentlichen die Gegenleistung der eingeschriebenen Kassen für ihre gesetzlichen Begünstigungen ist, nicht die Stärke besitzt, um alle Gesellschaften zu einer soliden Geschäftsführung zu nöthigen. Die eingeschriebenen Kassen sollen jährlich an die Registrationsbehörden einen Ausweis über ihre gesammten Einnahmen und Ausgaben und über ihr vorhandenes Vermögen senden, sie sollen alle fünf Jahre eine zusammenfassende Uebersicht über ihre Finanzen geben, und ebenso alle fünf Jahre eine Krankheits- und Sterblichkeitsstatistik aufstellen. Doch kommt der Behörde auf Grund dieser Einsendungen kein Einschreiten gegen zahlungsunfähige Kassen zu. Nur die unmittelbar Betheiligten sollen hierdurch Kenntniß vom Stand der Vereine erhalten und zu etwa nöthigen Reformen angeregt werden. Zu diesem Zwecke muß jede Kasse jeder Person, welche an den Vermögensverhältnissen derselben interessirt ist, einen Einblick in ihre Bücher gestatten, ferner jeder Person, welche darum bittet, einen Abdruck des letzten Jahresberichts einhändigen, und endlich eine Copie desselben, die letzte Bilanz und den Bericht über ihre Zahlungsfähigkeit in dem Bureau der Kasse aufhängen. Diese Bestimmungen sind zweifellos alle ganz trefflich, aber vor chronischen Deficiten haben sie, wie gesagt, die Kassen nicht zu wahren vermocht.

Trotz aller Hemmnisse aber, welche theils aus dem Verfahren der gesetzgebenden Körperschaften, theils aus der geringen wirthschaftlichen Schulung der betheiligten Arbeiter erstanden, ist das englische Hülfskassenwesen allmählich doch zu ganz imposanter Größe herangewachsen. Nach mehrfachen übereinstimmenden Schätzungen sollen gegenwärtig nicht weniger als zwanzig Procent der gesammten Bevölkerung in den Hülfskassen versichert sein. Um den Betrag der gewährten Unterstützungen genau bestimmen zu können, sind leider die vorliegenden Daten nicht zureichend. Im Jahre 1879 gaben 8701 gewöhnliche Hülfskassen in England und Wales 1,495,708 Pfund Sterling an Unterstützungen aus, die Vereine, welche Sammler beschäftigten, 309,245 Pfund. Wenn wir nun erwägen, daß die Gesellschaften, welche Berichte einsenden, thatsächlich nur die Hälfte aller eingeschriebenen Kassen bilden, aber freilich die pecuniär besser gestellte Hälfte, so dürfen wir wohl annehmen, daß die gewöhnlichen Hülfskassen jährlich über drei Millionen Pfund an ihre Mitglieder auszahlen. Für die Orden sind keine erschöpfenden Zahlen vorhanden. Doch ist bekannt, daß der größte Orden, die Manchester Unity of Odd Fellows im Jahre 1881 531,334 Pfund, der Orden der Foresters im Jahre 1882 539,237 Pfund an Kranken- und Begräbnißgeld bewilligten. Den jährlichen Gesammtaufwand der Orden schätzt Hasbach dem entsprechend auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund. Wenn wir nun die jährlich von der Staatsversicherungsanstalt und den Actienversicherungsgesellschaften an die arbeitenden Klassen zu leistenden Zahlungen auf etwa 900,000 Pfund schätzen, so brächte die englische Arbeiterversicherung alljährlich die immerhin ganz bedeutende Summe von nahezu sechs Millionen Pfund, d. h. 120 Millionen Mark auf, abgesehen von den 350,000 Pfund, mit denen die Gewerkvereine ihren Mitgliedern jährlich beistehen dürften. Das ist viel, und zu gleicher Zeit doch wenig, weil die Armensteuer 1879 und 1880 noch mehr, nämlich acht Millionen Pfund, betrug. Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, daß in England ebenfalls die Forderung nach einer tiefgreifenden Reorganisation des Hülfskassenwesens tagtäglich erhoben wird und daß selbst der Plan einer staatlichen Zwangsversicherung nicht wenig Anhänger findet.

Warnung vor der Ruhmsucht.

Lieber Leser! Hoffentlich bist Du nicht berühmt; aber vielleicht wünschest Du es zu werden, und wenn Du zu alt bist, um es für Dich selbst zu wünschen, so erhoffst Du es vielleicht für Deine Söhne, Schwiegersöhne oder Enkel. Lieber Leser, laß Dich warnen, ehe es zu spät ist. Es gibt ja so Manches auf der Welt, wonach die Menschen sich sehnen, und dessen Schattenseiten sie erst kennen lernen, wenn sie es erreicht haben; aber der Ruhm ist unter allen diesen Prellereien die schlimmste, weil seine Schattenseiten am wenigsten bekannt und beachtet sind. Darum gestatte mir, Dir eine kleine Auswahl derselben vorzuführen, und wenn Du diese Zeilen gelesen hast, so wird Deine Zufriedenheit nicht ohne Zuwachs geblieben sein, wenn Du aus ihnen gelernt hast, Gott zu danken, daß Du nicht berühmt bist.

Die wenigsten Köpfe vertragen den Weihrauchduft des Ruhmes, ohne davon umnebelt zu werden und das Gleichgewicht vernünftiger Selbstbeurtheilung zu verlieren. Die liebenswürdige Bescheidenheit schwindet und macht einer dünkelvollen Eitelkeit Platz; wo aber vorher schon Eitelkeit bestand, liegt die Gefahr des Ueberschnappens nahe. Der Mensch wird empfindlich, wo ihm die Anerkennung vorenthalten bleibt, auf welche er durch seinen Ruhm ein Recht erworben zu haben wähnt; er wird anspruchsvoll und pocht auf den schuldigen Tribut von Huldigungen. Seiner gewöhnlichen Umgebung von Familie und Freunden glaubt er sich nun enthoben und entrückt in eine höhere Sphäre des Daseins; indem er sich ihnen gegenüber ein höheres und besseres Menschenwesen dünkt, wird der vorher Fügsame besserwisserisch und herrschsüchtig und dadurch unliebenswürdig. So werden nicht nur Sitten und Manieren, sondern selbst Gemüth und Charakter verdorben und die intimsten Beziehungen vergiftet. Die näher Stehenden sehen mit Bedauern diese Veränderung, die Nächsten leiden darunter; die alten Freunde ziehen sich halbwegs zurück, auch wenn sie den Erfolg gönnen, oder fallen ganz ab, wenn sie ihn mißgönnen und beneiden.

Nur seltenen Ausnahmenaturen, die schon vorher ein klares und sicheres Urtheil über sich selbst, ihr Vermögen und den Werth ihrer Leistungen besaßen und gewohnt waren, das Urtheil der Menge ihrem eigenen gegenüber stolz zu mißachten, nur solche werden ungeschädigt an ihrem Innersten die Probe des Berühmtwerdens bestehen. Aber wie können sie erwarten, daß die Welt an eine solche ausnahmsweise Veranlagung glauben soll? Mögen die nächsten Freunde und Angehörigen diesen Glauben besitzen und durch die tägliche Erfahrung bestätigt sehen, so werden doch die neidischen Freunde ein solches menschliches Verdienst zu dem mißgönnten Ruhm hinzu einzuräumen wenig geneigt sein, und ferner Stehende oder neue Bekanntschaften werden stets mit dem Vorurtheil behaftet sein und bleiben müssen, daß die gewöhnlichen und so schwer vermeidlichen Fehler der Berühmtheit auch in diesem Falle vorliegen und vielleicht nur aus Klugheit etwas geschickter als gewöhnlich verhüllt werden. So legt der Ruhm auf alle rein menschlichen Beziehungen seinen erkältenden Reiffrost, bei Allen, die es verdienen und die es nicht verdienen.

Von den bescheidenen, zurückhaltenden, feinfühligen, harmlosen in sich befriedigten Naturen wird der Berühmte gescheut und gemieden, von den unbescheidenen, zudringlichen, eitlen Menschen, die gern mit berühmten Bekanntschaften prahlen, wird er aufgesucht. Wenn ohnehin schon ein „Mensch" mit der Laterne gesucht werden muß, so muß der Berühmte sich zehnfache Mühe geben, einen zu finden; noch mehr Noth hat er aber, sich derer zu erwehren, an denen ihm nichts gelegen sein kann. Die Menschen können sich so schwer denken, daß ein Mann, der seinen Ruhm verdient, doch zunächst auch ein Mensch sein muß und in höherem Grade als andre ein solcher, dem nichts Menschliches fremd ist, bei dem also auch alle menschlichen Interessen sicher sind, einen Widerhall zu wecken. Statt dessen sind die Bescheidenen und Feinfühligeren, wenn der Zufall sie mit einem Berühmten zusammenführt, meist doppelt zurückhaltend und still

aus Furcht, nicht geistreich und bedeutend genug, oder auf dem Specialgebiet des Betreffenden nicht bewandert genug zu erscheinen; die Andern aber plagen ihn mit verständnißlosen Fragen und Bemerkungen, durch welche sie ihr ungewöhnliches Interesse und Verständniß für die fragliche Specialität zu bekunden glauben. In Gesellschaft wie in der Sommerfrische wird der Berühmte, wenn er nicht selbst ein Eitelkeitsnarr ist, bald nur noch den einen Wunsch haben, sich vor dem erkältenden und isolirenden Nimbus des Ruhms durch Incognito zu retten; aber dieses Mittel ist selten anwendbar und jedenfalls hilft es nicht gegen die Belästigungen zu Hause.

Da kommen die Besucher aus Neugier, die befriedigt wieder abgehen, wenn sie constatirt haben, daß der Herr X. seinem Porträt ähnlich sieht; aber diejenigen Personen, deren Bekanntschaft aus sachlichen Interessen gerade am erwünschtesten und für beide Theile am ersprießlichsten wäre, wagen leider aus Bescheidenheit es oft nicht, die Schwelle des Berühmten zu überschreiten. Daß er von wirklichen oder angeblichen Fachgenossen aufgesucht wird, um Almosen und Unterstützung, Rath und Hülfe zu finden, mag noch hingehen, da es neben der meist zwecklosen Belästigung doch auch in Ausnahmefällen Gelegenheit gibt, sich nützlich zu machen; die allerunsinnigste Belästigung aber ist die durch Autographensammler, welche sich nicht mit den in Autographenalbums facsimilirten Schriftzügen begnügen wollen, sondern die Eitelkeit haben, möglichst viel Originalhandschriften zu sammeln. Wer aus Furcht, sich unbeliebt zu machen, einige Mal auf solche Zumuthungen eingegangen ist, der wird überhäuft mit brieflichen Aufforderungen; wer alle Gesuche um Autographen (mit Ausnahme der für wohlthätige Zwecke bestimmten), wie es das einzig Richtige ist, in den Papierkorb wirft, der wird durch allerlei Finten überlistet, z. B. durch fingirte Unterstützungsgesuche, oder die noch beliebtere Methode der Bitte um Rath kurz vor dem angeblich beabsichtigten Selbstmord. Der Autographensammler scheut sich niemals, sich für einen glühenden Verehrer des Angebettelten auszugeben, auch wenn er dessen Leistungen nicht anders als von Hörensagen kennt; ebenso findet man auch unter denjenigen, welche sich nach der persönlichen Bekanntschaft drängen, selten einen, der es der Mühe werth gefunden hätte, zunächst die so viel leichter zu erlangende genauere Bekanntschaft mit dem Besten, was die Person zu geben hat, mit der Reihe ihrer Thaten oder Werke zu machen.

Die Störung der Unbefangenheit im persönlichen Verkehr erstreckt sich noch über den mündlichen hinaus auf den brieflichen. Der widerwärtige Personencultus dieses Jahrhunderts, welcher allemal im umgekehrt proportionalen Verhältniß zu dem Ernst und der Tiefe des sachlichen Interesses steht, hat es fertig gebracht, daß keine private Mittheilung eines berühmten Mannes vor der Veröffentlichung nach dem Tode, ja wohl gar bei Lebzeiten, mehr sicher ist. Der Eitle mag daraus den Antrieb entnehmen, auch seine Privatbriefe so abzufassen, wie er sie für ein künftiges Publicum wünscht; wem aber solche Exposition in Schlafrock und Nachtmütze zum Ekel ist, der wird seine Correspondenz auf die nothdürftigsten trocknen Thatsachen beschränken, und die Verkümmerung eines berechtigten Gebiets des gemüthlichen Privatlebens bitter empfinden.

Sofern die Thaten und Werke des Menschen bestimmte Tendenzen verfolgen (was eigentlich nur bei Künstlern nicht der Fall — sein sollte) werden diese Absichten und Ziele stets der Verkennung und der Mißdeutung von ihren Gegnern wie vom bloßen Mißverstand ausgesetzt sein; es bilden sich bald zu Anfang falsche Meinungen und Stichworte (wie z. B. Grillparzer während seines ganzen langen Lebens ein „Schicksalstragödiendichter" hieß), welche durch keine Bemühungen von Seiten des Verkannten auszurotten sind. Wenn seine Werke nicht zugleich der vergnüglichen Unterhaltung dienen, so verleiht der Ruhm nicht einmal, wie er doch billiger Weise sollte, den Rechtsanspruch, die späteren Leistungen, welche erst das Gesammtbild vervollständigen und den ersten Eindruck berichtigen können, auch nur beachtet zu sehen. Das Publicum ist nur zu geneigt zu glauben, daß ein erstes, Ruhm begründendes Fahnenwerk auch die Leistungsfähigkeit seines Urhebers in der Hauptsache erschöpfe und daß es nicht der Mühe werth sei, darauf hinzuhören, was ein solcher Autor sonst noch zu sagen haben könne (man denke z. B. an Strauß). Den einzigen reellen Vortheil, den der Ruhm seinem Besitzer gewähren könnte und sollte, enthält er ihm somit auch noch vor, wenigstens in Deutschland, da das Ausland in dieser Hinsicht der Ehrenpflichten gegen seine hervorragenden Männer besser eingedenk ist. Dagegen muß der Kelch des Verdrusses über unbelehrbare Vorurtheile und ohrenverschließenden Mißverstand bis zur Hefe geleert werden. Daß die Ungerechtigkeit des Urtheils bei sachlicher Verkennung selten stehen bleibt und nur zu häufig auch die Person und deren Privatleben in den Kreis ihrer Angriffe mit hineinzieht, ist ebenso bekannt, wie daß es nur wenigen öffentlichen Persönlichkeiten erspart bleibt, Gegner und Feinde zu haben, welche die gutgläubige Verurtheilung durch eingemischte Einflüsterungen des Neides und Uebelwollens trüben und verbittern. Der Empfindliche wird an alledem eine nie versiegende Quelle der Kränkung und des Aergers haben, aber auch der Unempfindliche, der sich von dem Urtheil Anderer in ruhigem Stolze unabhängig weiß, wird doch Schmerz und Betrübniß über das mächtige Beharrungsvermögen des Vorurtheils und der Gleichgültigkeit und über die unausrottbare Existenz der Gesinnungsgemeinheit in der Welt fühlen.

Ist der Berühmte ein ausübender Künstler, dessen Leistungen zugleich dem Zeitvertreib und dem Vergnügen dienen, so bemühen sich seine Bekannten, zu seinem Benefiz (mit 50% Antheil am Reinertrag) recht viel Billets unterzubringen und versäumen nicht, selbst hinzugehen und kräftigst zu applaudiren. Ist er dagegen ein Schriftsteller, gleichviel ob seine Schriften der Unterhaltung dienen oder nicht, so kaufen sie dieselben nur in dem besonderen Ausnahmefall, daß es gerade zeitweilig Mode ist, dieselben zu kaufen und zu verschenken; andernfalls muß der Autor riskiren, daß sie ihm übel nehmen, die Werke nicht von ihm geschenkt erhalten zu haben, unbekümmert darum, ob deren Verkauf nicht auch sein Benefiz (mit 50% Antheil am Reinertrag) darstellt. Daß man bei dem größten Ruhm verhungern kann, wenn man nicht sonst eine reelle Einnahmequelle besitzt, und zwar um so leichter, je echter der Ruhm ist, das ist weltbekannt, ebenso daß der wahre und echte Ruhm meist langsam gewonnen und nur von denen erlebt wird, welche ein hohes Alter erreichen. Was hat aber der Mensch von einem Ruhm nach seinem Tode? Ist es da nicht ganz gleichgültig, ob der Nachruhm sich an den Namen heftet, den er im Leben trug, oder an einen falschen (z. B. Homer), oder ob er, wie z. B. bei dem Nibelungenliede, namenlos an den Werken haftet? Ist es nicht die Eitelkeit der Eitelkeiten, für seinen Namen nach Nachruhm zu streben, von dem man selber gar nichts hat? Und selbst wenn der Berühmte steinalt wird und alle Jubiläen rite absolvirt, so muß er doch noch seinen echten Ruhm mit ebenso strahlendem falschen Ruhm unwürdiger Mitbewerber theilen, also des Ruhmes heilige Kränze als auf gemeinen Stirnen entweihte in Empfang nehmen. Manchmal verbindet sich aber auch falscher und echter Ruhm, so daß eine Person eine Zeit lang wegen gewisser den Zeitströmungen entgegenkommenden Nebeneigenschaften seiner Leistungen falschen Ruhm genießt, welcher allmählich erblaßt und das Aufkommen des wahren Ruhmes, den seine Leistungen nach ihrem tieferen Kerngehalt verdienten, mehr behindert als befördert; der Verdacht auf eine solche Verwickelung des Sachverhalts ist überall da begründet, wo ein Künstler oder Schriftsteller, dem man Anspruch auf wahren Ruhm nicht aberkennen möchte, schon in jüngeren oder mittleren Jahren berühmt war (man denke an Goethes Werther, Schillers Räuber, Schellings Naturphilosophie und ähnliche Beispiele).

Wenn Du also, lieber Leser, Dich nicht abschrecken lassen solltest, für Dich oder die Deinigen nach Ruhm zu streben, so nimm wenigstens den guten Rath an, nicht nach echtem, sondern nach falschem Ruhm zu streben, da nur der letztere Dir einige

Aussicht gewährt, daß Du seine Vortheile an Ehre und materiellem Gewinn noch genießen kannst. Willst Du aber den falschen Ruhm trotz seiner ideellen und materiellen Vorzüge verschmähen, blos weil er auf unwahrem Grunde ruht, dann höre überhaupt auf nach Ruhm zu trachten, und trachte statt dessen nach werthvollen Leistungen, ganz unbekümmert darum, ob und wann denselben die Anerkennung des Ruhmes zu Theil werden möge.

Philosophus.

Aus der Hauptstadt.

Gesammtgastspiel der Mitglieder des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerplatz.

Im Austragstüberl.

Volksstück in vier Acten von Hans Neuert.

(Wallner-Theater.)

Der fast alljährliche Besuch der „Münchener" ist im Berliner Theaterleben eine feststehende Institution geworden. Und eine stets freudig und allgemein begrüßte. Unser Publicum weiß, daß es sich da von den überreizten Effecten der französischen Komödie, den schalen Späßen der Posse und Operette, den verlogenen Figuren und Empfindungen des jüngstdeutschen Lustspiels und zumal von den Männchen uud Mätzchen der landläufigen Schauspielerei erholen kann. Bei den Münchenern ist es sicher, allezeit eine erfrischende Einkehr in ein farbenbunt blühendes, kerngesundes Volksthum zu halten, das die volle Eigenart der rein germanischen Rasse bewahrt hat, eine kräftige, klangreiche Sprache von echt poetischer Urwüchsigkeit zu hören und Schauspieler agiren zu sehen, deren Kunst reinste Natur und doch kein bloßes Abschreiben der bäurischen Rohheit, kein gemein naturalistisches Porträtiren ist. Freilich darf man nicht mit hohen literarischen Ansprüchen kommen. Bisher enthält leider das Gastspiel-Repertoire der Münchener, das in Ganghofers „Herrgottsschnitzer von Oberammergau" seinen gelungensten Ausdruck gefunden, bloße Schauspielerstücke, die oft im Theaterconventionellen stecken bleiben. Von tiefgreifenden religiösen und socialen Problemen, wie in Anzengrubers Bauernkomödien, ist da keine Rede. Der Stoffkreis ist beschränkt. Zumeist handelt es sich, wie es Herman v. Schmid zuerst vorgezeichnet hat, um eine Wilderer- oder Schmugglergeschichte. Bauern, Knechte, Gaisbuben, Sennerinnen, Holzflößer, Jäger und Grenzer sind die Helden. Man meint sich oft in ein bäuerliches Utopia oder Schlaraffia versetzt. Gesang und Zitherspiel ertönen; der schwere Nagelschuh kommt ins Springen, Hüpfen und Stampfen; derbe Patschhände trommeln klatschend auf die Schenkel, und in unbändiger Lust ringt sich der Juhuschrei aus der Brust: immer wird gegessen und getrunken, gespielt und getanzt, gejubelt und gesungen. Die reine Idylle vom „Alleweil fidel!" ... Aber das ist nur so im ersten Act. Von da an wird die Sache ernster. Das Allgemeinmenschliche, Allzumenschliche beginnt. Das graue Mütterchen Sorge schleicht durch den Jubel und Trubel und tippt Diesem und Jener verstohlen auf die Schulter; und kommt es auch nicht zu Mord und Todtschlag, so verzerrt sich doch manches Gesicht, die Freude ist vergällt, und ein gewaltiges Ringen mit dem Schicksal hebt an. Die blutarmen Großstädter sehen da wahre Leidenschaft, groß und ungeschlacht, wie sie zu diesen knochigen, vollblütigen, stiernackigen Aelplern paßt — kein Sturm im Glas Wasser, sondern ein rechtschaffenes Donnerwetter, das alles Blut aufwühlt und die schwindelnden Abgründe der Menschennatur grell und großartig beleuchtet. Der Zuschauer aber geht heim mit der Lehre, daß menschliches Elend und menschliche Thorheit überall sind und daß man so fest im Sturme stehen muß, wie diese Bergsöhne, um nicht im Unglück zu erliegen.

Das neue Stück, womit die Münchener diesmal debütirt haben, Hans Neuerts Volksschauspiel mit Gesang und Tanz: „Im Austragstüberl" zeigt einen etwas erweiterten, modernisirten Horizont. Die Cultur vermochte zum Glück diese wackeren Oberbayern noch nicht zu belecken, aber es geht ein starker Zug Zeitgeist durch das Stück. Leider kein guter. Das Gründerthum hat sich im Gebirge aufgethan. Man spürt den verderblichen Einfluß der Hauptstadt auf bäurische Sitte. Es ist viel von Speculiren die Rede, der leichte Gewinn soll die schwielige Handarbeit ersetzen, eine Fabrik wird gebaut, Hypotheken werden aufgenommen, und der neumodische Herr Krach macht seine Aufwartung. Die Handlung ist von kindlicher Einfachheit. Der greise Lehmhofbauer hat seinem Sohne, dem Martl, Haus und Hof übergeben und sich mit seinem alten Waberl aufs Altentheil, wie der norddeutsche Bauer sagt, ins Austragstüberl, wie der Altbayer es nennt, zurückgezogen. Eine Weile geht Alles gut und in Frieden. Aber der Hochmuthsteufel faßt den Martl beim Schopf. Ein gutmüthiger Lump spiegelt ihm vor, wie leicht der mühsam erworbene und zusammengehaltene Besitz durch Speculation gemehrt werden könne, und Martl geht wirklich unter die Gründer. Er baut eine große Ziegelei, um den Lehm auf seinem Grund und Boden zu brennen, geräth dabei in Schulden und fällt einem hartherzigen Wucherer in die Hände. Auch sonst führt er sich nicht eben manierlich auf. Er gewöhnt sich das Trinken an und wird roh und gewaltthätig. Jeder Act endet mit einem großen Wurf. Im ersten Aufzug wirft er seinen kreuzbraven Pflegebruder hinaus; im zweiten weist er seine Eltern, gegen die er sogar den Stock erhebt, aus dem Hof; im dritten, wo er zudem seine Frau prügelt, nimmt er endlich seinen Blutsauger, den Baumeister Planer, am Kragen, und im vierten und letzten Act, nun der Hof unter den Hammer kommt, würde er wohl selbst von Rechtswegen hinausbefördert, wenn nicht die Eltern aus dem Austragstüberl ein Einsehen hätten und ihm mit ihrem Gelde zu Hülfe kommen würden. Mütterchen schleppt eine geheimnißvolle Truhe herbei und ist bereit, ihre silbernen Spangen, das goldbeschlagene Gebetbuch und ihre übrigen Schätze ihrem Sohne zu opfern. Als ob ihm damit geholfen wäre! Praktischer greift es schon der Vater an. Er war nicht so einfältig, sich gänzlich zu Gunsten seines Sohnes zu entblößen und mit leeren Händen ins stille Austragstüberl zu ziehen: er hat heimlich einen Theil seines Vermögens im Hinblick auf mögliche Wechselfälle des Glücks zurückbehalten und in der Sparkasse sicher angelegt; die stattliche Summe hat hübsche Zinsen getragen, und so ist der Lehmhofbauer jetzt im Stande, als deus ex machina aufzutreten. Er befriedigt den durch allerlei Handgreiflichkeiten eingeschüchterten Wucherer und ersteht auf der Gant wieder seinen Hof. Jetzt ist er aufs Neue Herr im Hause. Doch nein, er legt Alles in die Hände seines reuigen Martl, blos unter der Bedingung, daß dieser den Hof mit seinem Pflegebruder theile, und die beiden alten Leutchen ziehen sich wieder ins Austragstüberl zurück, wo sie hoffentlich in ihrem Frieden nicht mehr gestört werden und gottergeben ihr seliges Ende gewärtigen können.

An diese Hauptaction, die sich immer um dieselbe Situation dreht, schließt sich eine Reihe lustiger Episoden. Die meisten Figuren kennen wir von früher: die altmodischen, trefflichen Eltern, der leichtsinnige, querköpfige Sohn, der im Handumkehren reuig und gebessert ist, der brave andere Sohn, der schließlich mit seinem Moralisiren Recht behält, der faule, gefräßige Dorfcretin — „l'innocent" der französischen Bauernkomödie —, der nicht halb so trottelhaft ist, als er aussieht, und der Loder und Hallodri, ein Bruder Liederlich mit gutem Herzen. Dieser letztere ist in dem neuen Stück in seinem ganzen liebenswürdigen Leichtsinn prächtig gezeichnet und erinnert an Kobells Brandner Kasper, dieser Prototyp eines pfiffigen Altbayern, der sogar den Boanlkramer (Tod) über den Löffel barbirt. Neu ist die Nuance, daß er mit seinem Schwadroniren und Renommiren den Helden zu bösen Streichen verleitet. Ebenfalls eine längstbekannte und doch wieder neue Figur ist die heirathssüchtige alte Jungfer; hier aber erscheint sie als „selige Frau Wittwe", die stets bereit ist, wieder ins Ehejoch zu treten und das klassische Dictum im Munde führt: „Lieber drei Männer zugleich heirathen, als daß einer stirbt!"

Jedenfalls sind diese Volksschauspieler besser als ihre Stücke. Wie lebensfrisch und rund ist nicht ihr Zusammenspiel! Da stört keine schlecht besetzte Nebenrolle. Ein Jeder stellt seinen Mann, spielt sich selber, ist eine Individualität. Diese begabten und geschulten Künstler gebieten über unser Lachen und unsere Rührung, ohne daß es erst der Zitherbegleitung, des bengalischen Feuers und des melodramatischen Tremolos bedürfte, die eigentlich die Stimmung nur stören. Mit welcher Naturwahrheit wurde nicht das ergötzliche „Fensterln" zwischen der Schusternandl und dem verschmitzten Stiglschuster gespielt! Sie näht am Tisch, er sitzt rittlings auf dem Fensterbrett, und da wiederholt sich in neuer, volksthümlicher Variation das alte Thema von der suchenden und finden-

den Liebe, freilich oft mit gewaltsamen Peripetien, so daß der Stiglschuster mit all seinem Bauernwitz Reißaus nehmen will und von der Schusternandl am Bein ins Zimmer hinein und ihr an den Hals gezerrt werden muß. Und nun erst das freundliche greise Ehepaar in der Darstellung von Herrn Neuert und Frln. Schönchen! Es läßt sich nichts Frischeres, Rührenderes denken, als das Zankduett zwischen dieser oberbayrischen Copie von Philemon und Baucis: er bleibt steif und fest bei seinem Entschluß, dem verschuldeten Sohne nicht zu helfen; sie bietet ihre ganze Ueberredungskunst und Beredtsamkeit auf, um ihn umzustimmen. Sie erinnert ihn daran, daß er selber einst jähzornig und wild gewesen sei und seinem Waberl manch schlimme Stunde bereitet habe, und der Sohn könne seine „fliegende Hitze" nur von ihm geerbt haben, und darum sei es Pflicht, dem armen Muttersöhnchen zu Hülfe zu kommen. Und als keine Güte, als weder Bitten noch Schmollen verfangen, da zieht sie andere Register auf. Sie wird „fuchtig" und schimpft und keift und geräth in komischen Zorn. Zuletzt spielt sie ihren großen Trumpf aus. Sie droht, von ihm zu gehen, ihn allein zu lassen, nach einem halben Jahrhundert zum ersten Mal sich von ihm zu trennen. Und gleich will sie fort, auf der Stelle, wie sie steht und geht. Sie wendet sich richtig der Thüre zu, zögert noch unterwegs, guckt ein letztes Mal, ob er sie nicht zurückhält, und wirft dann die Thüre mit Ostentation hinter sich zu, — um eine Minute darauf wieder unter irgend einem kindischen Vorwande hereinzukommen und einen allerletzten Angriff auf das verstockte Greisenherz zu unternehmen. Der Bauer jedoch lächelt nur schlau und bleibt ganz gleichgültig: er kennt seine Alte auswendig und weiß wohl, daß sie ihn ja doch nicht verlassen wird. Man muß sehen, mit welchem Raffinement von Natur, Einfachheit und Herzlichkeit Herr Neuert, der Verfasser, und Frln. Schönchen diese Scene spielen! Namentlich Frln. Schönchen bewährt ihre nie genug zu bewundernde Meisterschaft. Ihr Waberl ist wie lebendig aus einem Bild von Defregger, nein, naturalistischer: von Wilhelm Leibl herausgetreten. Wie wahr ist der forschende Seitenblick aus den umrunzelten Augen, das schmerzliche Zucken um die Mundwinkel, der mühsam bekämpfte und doch unzerstörbare Ausdruck der Herzensgüte in dem verwitterten lieben Antlitz, jede Bewegung der knochigen Hände, die gleichsam nervös in die Luft fassen nach dem Strohhalm, der den geliebten Sohn retten soll! Und dann die Stimme! Die richtige Altweiberfistel: dünn und heiser, von der Rührung verschleiert und im Affect krampfhaft umschlagend, voll echter Naturlaute, mißtönig und doch harmonisch, lächerlich und dennoch wieder so ergreifend, ein ganzes Leben voll Mühe und Arbeit, Hingebung und Treue malend und eine Welt von Mutterliebe offenbarend. Und dieselbe große Künstlerin habe ich auf einer Schweizer Bühne vor etwa zwanzig Jahren als „Jungfrau von Orleans" mit Fug bewundert! Kann man sich einen größern Gegensatz denken, als zwischen der heroisch-romantischen Jungfrau und dem Waberl des Lehmhofbauers? Die ganze Tragikomödie von Künstlers Erdenwallen liegt zwischen diesen beiden Stationen, und ich glaube etwas davon in den so lebenswahren Gebilden der jetzt unvergleichlichen Darstellerin bäuerlichen Altweiberthums wiederzufinden. Z.

Notizen.

Götter und Götzen. Roman von Konrad Telmann. 3 Bde. Leipzig, Karl Reißner.

Unter unseren regelmäßig vor das Publicum tretenden Erzählern gehört K. Telmann zu den beliebteren. Er verdankt dies weniger seiner bemerkenswerthen dichterischen Kraft, als der Liebenswürdigkeit seiner Grundanschauungen. Trotzdem er ohne alle weichlichen Rücksichten in seinen Dichtungen darlegt, daß ein hartherziger, selbstsüchtiger Götzendiener auf Kosten der von ihm verlachten humanen Jünger der wahren Götter seinen Weg durch diese Welt meist besser findet, und dies in Entwickelungen von theils erschütternder Tragik, theils sogar realistisch empörender Consequenz ausführt, gibt er dennoch jenem Glücke den Vorzug, welches in der Verklärung vor dem eigenen Bewußtsein, unbekümmert um den äußeren Erfolg, liegt. Er findet die letzte Spitze der Weisheit in der Wahl, die auf allen Scheidewegen des Lebens immer wieder an uns herantritt, der Pilgerfahrt zu den Altären der wahren Götter, und schildert dieses Streben mit einer oft rührenden Innigkeit. Mit Vorliebe läßt er in seinen Romanen die Helden aus den Mittelständen seiner Ostseeheimat hervorgehen. Es ist selbst erlebtes und sinnig angeschautes Leben, und darum gerade ist warmblütige Wahrheit in denselben. Wir meinen aber, daß der Verfasser die Neigung hat, die kleinen Studenten- ja Kinderliebeleien als von eminentem Einfluß auf den ganzen Lebensgang zu schildern; und zwar nicht nur von Einfluß auf Gefühls- und Verstandesbildung seiner Personen, sondern auch diese Personen derart an einander fesselnd, daß sie sich wie selbstverständlich ins Praktische umsetzen, nämlich in das Streben, zu einer Heirath zu führen. Wir halten das aber in unserer heutigen Gesellschaft nicht mehr für zutreffend. Wenigstens unserer eigenen Erfahrung und Beobachtung nach hat man schon vor einem halben Jahrhundert solche „Schüler- oder Studentenliebschaften" nicht nur von Seiten der Herren Eltern, sondern auch der Betroffenen selbst für eine Art Mauserkrankheit der Charaktere betrachtet, die man in den allerseltensten Fällen anders auffaßte, denn als Dinge tout à fait sans conséquence. Und das schon aus dem scheinbar mehr äußerlichen, in der That aber sehr innerlich gewichtigen Grunde (alle andern hier bei Seite gelassen), daß solche Neigungen fast immer zwischen gleichalterigen, oft sogar zwischen Paaren sich bilden, worin das Mädchen der ältere Theil ist. So im vorliegenden Roman. Und dies wirkt auf moderne Leser, wenn nicht komisch, dann unbehaglich, denn es ist, mag man auch Beispiele für ein glückliches Gegentheil beibringen können, als Regel in der Ehe genommen, unnatürlich. Wenn nun aber gar, wie hier, der Held der Erzählung dreimal gegenüber Kinderneigungen und einmal gegenüber einer Studentenliebe sich bis an den Moment geführt sieht, wo er vor dem Werben um das Jawort steht, so ist dies doch so gewagt, daß man schließlich erleichtert aufathmet, als der Held, obwohl durch eine tückische und tiefschmerzliche Schicksalsfügung, auch vor dem Trunk aus diesem Kelche bewahrt bleibt, der allerdings noch am ersten Wohlgeschmack bieten konnte. Nur einer ansehnlichen dichterischen Kraft war es möglich, alle diese Verhältnisse so interessant, ja in vielen Momenten so reizend darzustellen, daß die Wichtigkeit, mit der sie auftreten, zeitweise wahrhaft und erträglich erscheint. Telmann erreicht es, indem er einerseits seine Mädchencharaktere in ihrer Anlage und Entwicklung interessant schildert, und andererseits die Verkettungen aller mit seinem Helden durch des letzteren allzu große Eindrucksfähigkeit motivirt, wie sie einem sich langsam zum Bewußtsein seines Berufes und zur festen Mannesreife entwickelnden Dichtercharakter wohl natürlich ist. Die zweite bedenkliche Seite, welche aber nicht Telmann allein eigenthümlich, sondern eine in der modernen Romandichtung allgemeine Schwäche ist, liegt in der Schilderung gewisser wichtiger, und zur Zeit besonders maß- und tonangebender Kreise der Gesellschaft, vor Allem des Adels, des Beamten- und Offizierstandes. Wie wollen denn eigentlich diejenigen Schriftsteller, welche den Beamtenstand *nur* als unleidlichen, ledernen, Frömmigkeit heuchelnden Bureaukratismus, — den Offizierstand *nur* als geistesöde blasirte Schuldenmacher und Roués ohne Gewissen, mit einem bloßen *Schein* von Berufsehre, — den Adel *nur* als dem Ruin entgegengehende, in unzeitgemäßen Prätentionen lebende Affen einer nicht vorhandenen wahren Aristokratie, — und die Söhne aller dieser Stände als schon im Blute dem Verkommen unrettbar geweihte Jammerburschen schildern, — wie wollen sie denn erklären, daß in einer Zeit, wo das Bürgerthum trotz seines pecuniären und geistigen hohen Aufblühens, doch politisch allzugeringes Gewicht hatte, unter der Führung jener Klassen und trotz aller zweifellos vorhandenen Fehler derselben, ein so gewaltiger nationaler Aufschwung erfolgen konnte, daß ferner diese Kreise nicht nur factisch sich noch immer maßgebend über das billige Recht hinaus sich erweisen, ja daß sogar wegen vieler Einrichtungen unseres Beamtenthums und Heeres, während doch in beiden dieser sogenannte „kleine" und arme Adel so reich vertreten ist, andere Länder mit einer Art neidgemischter Achtung auf uns blicken? Diese Thatsache an sich allein muß doch Jeden auf den Gedanken führen, daß hier, bei allen uns Freisinnigen so verhaßten Mängeln, ein ganz bedeutender Fonds von wahrhaft guten und tüchtigen Kräften vorhanden ist, ohne welchen diese Erscheinung einfach die bare Unmöglichkeit in einem so hoch entwickelten Volke wäre. Von der weit überwiegenden geschlossenen Masse der Beamten gilt — und mehr noch als vom Offizierstande —, daß nicht nur Pflichttreue in dem einförmigen Beruf selbstverständlich ist, sondern auch eine große Anzahl wissenschaftlich, ja selbst künstlerisch hochgebildeter Männer von sehr festem Charakter auch aus dem Adelstande wirken. Daß Blasirte, Stutzer, Hochmüthige,

Schuldenmacher, Spieler, Mädchenjäger widerwärtige Erscheinungen unter einem Stande sind, der schon äußerlich den Mann von Werth und Charakter zeigen soll, wer könnte dagegen die Augen verschließen? Und nun auf der anderen Seite: liefern denn die besitzenden Bürgerklassen unter ihren Söhnen nicht genau ebenso viel Procente verkommender Roués und Verschwender? Ja, liefern nicht selbst die armen Klassen, welche gar keine Prätentionen auf Standesvorzüge erheben, ebenso viel jämmerliche Lumpe? Finden sich in den letztgenannten, im Ganzen jetzt so kraftvoll emporblühenden Ständen nicht genau so viel gesinnungslose Streber und Diener der „falschen Götzen"? Jedenfalls ist es ein Fehler, diese Thatsachen zu übersehen, nicht mit aufzunehmen in eine so breit angelegte Dichtung, und dadurch den Leser, und sei es nur zeitweise, zur Verkennung einer so unbestreitbar zur richtigen Charakteristik gehörigen socialen Wahrheit zu veranlassen. G. v. S.

* * *

Erlebtes und Erstrebtes. 1809—1859. Von Georg Beseler. Berlin, W. Hertz.

Der gefeierte Rechtslehrer und Reichstagsabgeordnete, der als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung einer der Führer des rechten Centrums und Verfasser des Coalitionsprogramms war, unter welchem sich später die Centren als Casinopartei vereinigten, bietet in diesen Aufzeichnungen einen werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte. Immer sachlich und bescheiden, vermeidet Beseler so viel wie möglich rein Persönliches; vielleicht ist er in dieser Beziehung nur allzu sehr zurückhaltend, denn eine eingehende Berücksichtigung des Bildungsganges gäbe manche wichtige Erläuterung seines Thuns und Wirkens als Politiker und Rechtslehrer. Der eigentliche Text nimmt nicht einmal die Hälfte des Buches ein, ist prunklos und klar geschrieben und enthält viel Neues und Interessantes über Beselers Antheil an der nationalen Wiedergeburt, zumal in den Jahren 1848—50. Willkommene Beigaben finden sich in den Anlagen: verschiedene akademische Reden, ein Brief Savignys über Volksrecht und Juristenrecht, das denkwürdige Gutachten über die Sache der gemaßregelten sieben Göttinger Professoren und vor Allem das Musterstück politischer Beredtsamkeit: Beselers Rede gegen die Aufhebung des Adels. Wir wollen hoffen, daß der Verfasser bald Zeit und Stimmung finde, einen zweiten Band seiner Memoiren folgen zu lassen, der die nicht minder merkwürdige Zeit von 1859 bis in die Gegenwart behandelt und seinen schönen und begeisterten Antheil an der Aufrichtung des Deutschen Reichs als Mitglied des preußischen Abgeordneten- und Herrenhauses und des Reichstags.

* * *

Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe von L. Passarge. Zwei Bände. Leipzig, Bernhard Schlicke (B. Elischer).

Unter unseren Reiseschriftstellern nimmt unstreitig Ludwig Passarge eine erste Stelle ein. Er ist ein scharfer, vorurtheilsloser Beobachter und weiß seine Eindrücke frisch und lebendig wiederzugeben. Auch in den vorliegenden, wohl erst hinterher zu Hause geschriebenen, aber den ganzen Duft der Unmittelbarkeit bewahrenden Reisebriefen gibt er ein durch Anschaulichkeit und gediegenes Urtheil ausgezeichnetes Bild seines nur allzu kurzen Aufenthaltes auf der Pyrenäen-Halbinsel. Passarge ist ganz Tourist, und theilt man auch manchmal seine Ansichten nicht immer — z. B. über maurische Kunst, deren Existenz er im Gegensatze zu Schack geradezu leugnet — so imponirt uns doch der rasche Blick und die sichere Auffassung, die er an den fremdartigen Erscheinungen übt. Der Nationalcharakter der Portugiesen erfährt mit Recht eine absprechende Beurtheilung; der Spanier wird ihm gegenüber ohne Schmeichelei, aber viel günstiger porträtirt, und auch noch in vielen anderen Punkten bewährt sich des Autors lehrreiche, gerechte Kritik. Werthvoll ist das Buch namentlich um der philologischen Aperçus willen. Passarge bietet gelungene sprachliche und zumal etymologische Untersuchungen, die eine tiefe Kenntniß des spanischen Idioms verrathen. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch den soeben erschienenen Illustrirten Führer durch Spanien und Portugal (Wien, Hartleben) empfehlen, ein überaus praktisches und zuverlässiges Vademecum, das zum Theil in den Abschnitten über Hotelwesen und die Stiergefechte sehr pikant zu schildern weiß. Ist Passarge oft zu breit, so sündigt Hartlebens Führer manchmal durch allzu große Kürze. Das Beste ist, der Spanienfahrer corrigirt den Einen durch den Anderen, indem er sich mit beiden Reisewerken versieht. Er könnte alsdann in dem Lande der „schattigen Kastanien" nicht besser gewappnet sein.

Die Hausmusik in ihrer Organisation und culturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt von August Reißmann. Berlin, R. Oppenheim.

Ein Buch, das wir in der Hand eines jeden Musikfreundes und namentlich der harmonienfrohen Jugend sehen möchten, wenn es auch schwerlich dazu angethan ist, der herrschenden Clavierseuche Einhalt zu thun. Hier wird die Musikübung im Hause systematisch gelehrt, die sich leider noch vorwiegend auf das beschränkt, was der Zufall oder besonders günstige Umstände ihr zuführen. Der reiche Schatz an Gesang- und Instrumentalmerken der großen Meister findet eine ausführliche Besprechung, die ganz dazu angethan ist, das Repertoire der Hausmusik wirklich zu bereichern und zu veredeln. Freilich sind wir mit Reißmanns Urtheilen über zeitgenössische Componisten nicht immer einverstanden. Johannes Brahms und Robert Franz sind zu lieblos, Richard Wuerst, Emil Naumann und namentlich der Herr August Reißmann selbst viel zu liebevoll behandelt. — Auch die feinsinnige Anthologie: Die Musik im Lichte der Poesie von S. J. Milde (Leipzig, Breitkopf und Härtel) darf dem musikliebenden Familienkreise empfohlen werden. Es ist eine geschickte Zusammenstellung musikalischer Dichterworte in chronologischer Reihenfolge und Gruppirung, und Lyriker, Dramatiker, Epiker und — Epigrammatiker sind hier einig im Lobe der edlen Musica. Einzelne satirische Ausfälle gegen Musik und Musiker, zumal aus der Feder Grillparzers, sind mit doppelt anerkennenswerther Objectivität keineswegs unterdrückt und mit Recht, denn auch sie bestätigen im Grunde nur die Thatsache von der Töne Macht.

* * *

Prinz Friedrich Karl im Morgenlande. Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern Prof. Brugsch und Major v. Garnier. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Ein wirkliches Prachtwerk in des Wortes vollster Bedeutung, das mit den flüchtigen Reiseskizzen, die Brugsch Pascha in einem Unterhaltungsblatte veröffentlicht hat, nicht das Geringste gemein hat. Hier spricht überall der humor- und geistvolle Feuilletonist, als welcher uns und unseren Lesern der berühmte Aegyptologe längst bekannt ist, der tiefe Kenner des Orients, der treffliche Gelehrte, und auch die reiche und feinsinnige künstlerische Ausstattung verdient warmes Lob. Bilder wie „Abstieg vom Sinai", das launige Titelblatt mit den fliehenden Haremswächtern, die herrliche Marine mit dem Taigetos und nicht minder die geistvoll erdachten Initialen sind wahre Triumphe der deutschen Holzschneidekunst.

* * *

A. Wysard: „The intellectual and moral problem of Goethe's Faust." London 1883, Trübner & Co.

Der Verfasser lebt seit einer Reihe von Jahren in London als Pfarrer einer der zehn deutschen Kirchengemeinden. Er pflegt im „German Athenaeum" (alias „Deutscher Verein für Kunst und Wissenschaft") und anderswo literarhistorische Vorträge zu halten, und die vorliegende Schrift ist das in Buchform gebrachte Facit einiger dieser Vorlesungen. Sie ist in einem stark mit Germanismen versetzten Englisch geschrieben; doch macht der Inhalt einen vortrefflichen Eindruck; er bietet zwar kaum irgend welche neuen Ideen und wirft auch auf die dunkeln Stellen des zweiten Theils kein neues Licht — das wäre bei dem riesigen Umfang der Faust-Literatur übrigens gar nicht zu erwarten —; allein wir erhalten darin ein äußerst befriedigendes Resumé dessen, was andere Erläuterer bisher gesagt. Man könnte höchstens noch sagen, daß der Umstand, daß der Verfasser ein Geistlicher — freilich ein höchst freisinniger — ist, seiner Darstellung einen leisen Zug von Christlichkeit aufprägt. Besonders gut behandelt finden wir den zweiten Act des zweiten Theils, namentlich die klassische Walpurgisnacht. In besseres Englisch übertragen, würde die Wysard'sche Schrift ein sehr brauchbares Schulbuch für Hörer der deutschen Literatur an den Lehranstalten des Vereinigten Königreichs abgeben. L. K.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Neue Romane.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Byr, Rob., Soll ich? Roman. 2 Bde. 8. broch. *M.* 4.—

Möllhausen, Bald., Der Haushofmeister. Roman. 3 starke Bde. 8. broch. *M.* 14.—

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig.

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. *M.* 1.50.

Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Eine **Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges** wünscht mit **Autoren** und **Componisten** in **Verbindung zu treten.** Adressen erb. sub **J. H. 7399 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Schachturnierbuch.

Auswahl von hundert vorzüglichen Partieen, welche in den Meisterturnieren von 1873 bis 1883 gespielt worden sind.

Herausgegeben von

Jean Dufresne.

1884. gr. 8. Geh. 3 Mark.

= Vorrätig in allen Buchhandlungen. =

Ein junger Schriftsteller

der e. Leistung v. anerkanntem Werth aufweisen kann, akad. gebildet, v. angenehm. Aeußern, sucht mit e. vermögl. Herrn od. Dame bekannt zu werden, welche geneigt wären, ihm durch Unterstützung d. Forts. s. Studien z. ermögl. Derselbe würde auch Stellung a. Erzieher, Sekretär od. Reisebegl. annehmen, bei bescheid. Anspr. Gef. Off. unter **Q. f. f. s.** bef. d. Exp. d. Bl.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer: Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w.. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezuständs nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Hannover-Altenburg. Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

Von höchstem aktuellen Interesse!

Soeben erschien in der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart:**

Uganda und der ägyptische Sudan.

Von

C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**

Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.

M. 7. —

In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig und Berlin.

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:

Geheftet *M.* 9.50.

Elegant gebunden *M.* 12.—

(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von

Johannes Scherr.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.

Neu! [Im Buchhandel!

Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause vor 1848.

Leuchen im Zuchthause.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

Von

W. Reinhard.

2. umgearb. Aufl. 1884. 6 *M.*

S. Glogau u. Co. Leipzig.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Antiquar-Catalog 14,

Kunst, Prachtwerke, Costüme, Photographien, neue Erscheinungen v. 1880—84, erschien soeben und versenden gratis franco

S. Glogau & Co., Leipzig.

Hierzu eine Beilage der Königlichen Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a/Oder.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 20. Berlin, den 17. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Competenzconflicte und Verfassungskämpfe. Von Eduard von Hartmann. — Deutscher Socialismus in amerikanischer Beleuchtung. Von R. Lutz. — **Literatur und Kunst:** F. M. Dostojewski. Von Eugen Zabel. — Neues über alte Sagen. Von Moriz Necker. — Der Somnambulismus. Von Carl du Prel. (Schluß.) — Sprachstudien aus der guten und aus der schlechten Gesellschaft. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Die Bebauung der Museumsinsel. Von A. L. — Eine neue Operette. Von Z. — Inserate.

Competenzconflicte und Verfassungskämpfe.

Von Eduard von Hartmann.

Auch auf politischem Gebiet gibt es einen abstracten Idealismus, der nach Begriffen a priori und idealen Axiomen die beste Verfassung und die besten Gesetze deductiv ableitet und von der Wirklichkeit verlangt, daß sie sich den so gewonnenen Schablonen anpassen müsse. Wie überhaupt der abstracte Idealismus der Erbfehler des deutschen Volkes ist, so ist er es auch in der Politik; wie aber die philosophischen Kämpfe des letzten Menschenalters sich um die Ueberwindung des abstracten Idealismus drehen, so auch die politischen. Keine schlagendere Illustration hat der abstracte Idealismus der Deutschen auf politischem Gebiete je gefunden als die Reformbestrebungen Josephs II. und die kurze Geschichte des Frankfurter Parlaments, und kein größerer Lehrer zur Ueberwindung ihres Erbfehlers konnte den Deutschen erstehen als Fürst Bismarck, der „Realpolitiker". Die „Realpolitik" verfolgt im Gegensatz zu dem deductiven Gange des abstracten Idealismus einen inductiven Weg, d. h. sie knüpft an das Gegebene an, rechnet vorsichtig mit dem Stärkeverhältniß der vorhandenen Mächte und Kräfte (wobei natürlich ein Verrechnen nicht ausgeschlossen ist), baut auf den realen Grundlagen schrittweise fort und entschließt sich zu Aenderungen überhaupt nur nach Maßgabe eines greifbar hervorgetretenen praktischen Bedürfnisses. Der abstracte Idealismus bestreitet deshalb diesem Realismus jeden idealen Charakter, wirft ihn mit jenem wirklich idealitätslosen Realismus der Geschäftsroutine oder des persönlichen Ehrgeizes in einen Topf, und beschuldigt die anders Denkenden, daß sie sich von dem äußeren Erfolge blenden lassen. Dem tiefer Blickenden wird aber doch die Wahrheit nicht entgehen, daß man auch auf realistischem Wege ideale Ziele verfolgen kann, und daß man mit diesem „concreten Idealismus", wenn auch bescheidenere, so doch festbegründete und darum dauernde Erfolge zu erreichen Aussicht hat.

Der abstracte Idealismus pocht darauf, daß er das Beste will und hält es für gesinnungslos, das Beste um des Guten willen preiszugeben; der concrete Idealismus begnügt sich mit dem erreichbar Besseren, d. h. mit Compromissen, und überläßt der Zukunft die Erprobung des Errungenen und die weitere Entwickelung zum Besten. Der abstracte Idealismus, durchdrungen von der Evidenz seiner idealen Grundsätze, sieht im Gegner gar zu leicht den selbstsüchtigen Sünder gegen den heiligen Geist der politischen Wahrheit; der concrete Idealismus trägt der Thatsache Rechnung, daß die absolute Vernunft sich bei ihrer Verwirklichung durch die individuellen Vernunftäußerungen in sehr verschieden gefärbte Strahlen bricht, aus deren richtiger Vereinigung erst das weiße Licht der ungebrochenen Wahrheit zurückgewonnen werden kann. Der abstracte Idealismus beurtheilt jede Frage zunächst nach der formellen Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorlage mit seinen abstracten Principien; der concrete Idealismus beurtheilt sie vielmehr direct nach ihrer materialen Zweckmäßigkeit für die Entwickelung zu idealeren Zuständen. Der erstere stellt demgemäß überall die formellen staatsrechtlichen Gesichtspunkte, soweit solche nur irgend mit der Frage in Beziehung zu bringen sind, in den Vordergrund und gewinnt durch seine Deductionen aus diesen unvermeidlich einen juristischen Charakter; der letztere geht in erster Reihe auf sachliche Angemessenheit der Reformen an die hervorgetretenen Bedürfnisse und an die nach Abhülfe schreienden Mißstände. Der erstere ist stets geneigt, die idealen Kräfte des Volkslebens in ihrem Einfluß und ihrer Macht zu überschätzen und die auf die reale Organisation der nationalen Kraft verwandten Opfer für zu große zu halten; der letztere erkennt die Nothwendigkeit aller Opfer an, durch welche erst die Existenz des nationalen Staatslebens ihre feste reale Grundlage erhält. Der erstere hingegen hält kein materielles Opfer des Volkes für zu groß, um die sofortige Verwirklichung seiner Principien zu erzwingen und huldigt dem Satze: fiat justitia, pereat mundus; dem letzteren kommt es vor Allem auf Sicherstellung einer ruhigen gedeihlichen Fortentwickelung des Staatslebens unter friedlichem Zusammenwirken der betheiligten Factoren an. Der erstere ist stets bereit, behufs Behauptung des formellen Rechtsstandpunktes es zu Conflicten von unabsehbarer Tragweite zu treiben; der letztere sucht allen Conflicten, insbesondere den materiell unfruchtbaren Conflicten von formell staatsrechtlicher Natur vorzubeugen und auszuweichen, um den inhaltlichen Fortschritt nicht durch Vergeudung von Zeit und Kräften und durch Störung des guten Einvernehmens zwischen den betheiligten Factoren zu stören und zu hemmen. Der erstere richtet sein vornehmstes Streben auf Herbeiführung solcher Umgestaltungen der Verfassung, welche dieselbe seinen abstracten Principien conformer machen; der letztere sucht mit der gegebenen Verfassungsgrundlage so lange als möglich auszukommen, nur solche Aenderungen an ihr vorzunehmen, welche einem allgemein anerkannten und unbestrittenen Bedürfniß entsprechen, und die Erschütterungen zu vermeiden, welche mit Verfassungskämpfen unvermeidlich verbunden sind.

Für die beiden in staatsrechtlicher Hinsicht wichtigsten Kundgebungen des Fürsten Bismarck halte ich die bei Gelegenheit der Hamburgischen Zollanschlußfrage erlassene Warnung vor Competenzconflicten — und die in der Kundgebung vom 5. April enthaltene Warnung vor Verfassungskämpfen. Beide Warnungen

sollten von den Regierungen der Bundesstaaten wie von den parlamentarischen Parteien gleich ernstlich in Erwägung gezogen und beherzigt werden, wenn sie auch nach Maßgabe der gegebenen Anlässe zunächst an verschiedene Adressen gerichtet sind. Denn auch in den Bundesregierungen steckt ein Rest jenes urdeutschen abstracten Idealismus, der den formellen Rechtsstandpunkt über die inhaltlichen Lebensinteressen des Volkes zu setzen geneigt ist, wie er denn auch die absolute Unfruchtbarkeit des seligen Deutschen Bundes verschuldete, und dieser jetzt glücklich zurückgedrängte Rest könnte leicht einmal wieder in den Vordergrund treten, wenn entweder ein unfähiger Reichskanzler dem Bundesrath präsidirt, oder aber wenn durch eine Verfassungsänderung im Sinne der freisinnigen Partei dem Reichskanzler die schwierige Aufgabe gestellt würde, zwischen einem collegialisch organisirten, ihm gegenüber auf seine Verantwortlichkeit pochenden Reichsministerium und dem Bundesrath als zwischen zwei selbstständigen Behörden zu vermitteln und auftauchende Differenzen auszugleichen.

Es ist ein offenbares Mißverständniß, wenn man aus der Erklärung vom 5. April hat herauslesen wollen, daß jedes Streben nach Verfassungsänderung juristisch unstatthaft sei, auch dann, wenn es sich in den verfassungsmäßig vorgeschriebenen Bahnen bewegt; es ist ebenfalls ein Mißverständniß, wenn man aus derselben hat herauslesen wollen, die preußische Regierung halte sich nicht blos für moralisch, sondern auch für juristisch verpflichtet, jeden Versuch einer Verfassungsänderung im unitarischen Sinne zu bekämpfen. Wenn die Mehrzahl der kleinstaatlichen Regierungen so lange Zeit die bundesstaatliche Vereinigung mit Preußen gescheut hat, so war es offenbar in der nicht ungerechtfertigten Besorgniß, durch Eintritt in eine abänderungsfähige Verfassung das Vermögen des Widerstandes gegen allmähliche Auffaugung in einen Einheitsstaat preiszugeben. Nur Ereignisse von der erschütterndsten Wucht konnten diese Besorgniß überwinden, und nur eine durchaus loyale Bethätigung der in der Erklärung niedergelegten Grundsätze von Seiten Preußens konnten in den Bundesregiernngen dasjenige Vertrauen gegen Preußen großziehen, ohne welches ein gedeihliches Zusammenwirken derselben in dem thatsächlich durch den Reichskanzler erzielten erfreulichen Grade nicht möglich gewesen wäre. Wenn nun die gegenwärtig stärkste Partei des Reichstages durch ihr Programm diese mühsam gesponnenen politischen Cirkel zu stören droht, kann man es da dem Reichskanzler verdenken, wenn er die Grundsätze, deren Beobachtung er seine Erfolge im Bundesrath verdankt, noch einmal laut verkündigt, um jeder Erschütterung des Vertrauens der Bundesregierungen durch den Verdacht auf geheime Begünstigung unitarischer Aspirationen von Seiten Preußens vorzubeugen? Und worauf soll der Reichskanzler die Bundesregierungen zu ihrer Beruhigung hinweisen als auf die moralische Vertragstreue Preußens, d. h. auf dessen festen Willen, daß der formell loyale Weg der Verfassungsänderung nicht inhaltlich dazu gemißbraucht werden solle, um den verbündeten Regierungen eine größere Einbuße von Rechten zuzumuthen, als in denjenigen Verträgen in Aussicht genommen war, auf Grund deren die Bundesverfassung vereinbart wurde?

Zum Schluß mögen noch zwei Bemerkungen Platz finden, welche sich auf den Inhalt der fraglichen Erklärung beziehen. Man bestreitet erstens, daß die Umwandlung der einheitlichen Reichskanzlei mit ihren verschiedenen Aemtern und Staatssekretären, die als verantwortliche Stellvertreter des verantwortlichen Reichskanzlers fungiren können, in ein collegiales Reichsministerium den verfassungsmäßigen Einfluß der verbündeten Regierungen im unitarischen Sinne beschränken würde, und zweitens, daß dieselbe das verfassungsmäßige Machtverhältniß zwischen Reichsregierung und Reichstag verändern würde. Beide Einwände scheinen mir unrichtig. Gegenwärtig ist die eigentliche Reichsregierung der Bundesrath, der Reichskanzler nur dessen Vorsitzender, und das Beamtenpersonal der Reichskanzlei nur ein technischer Behelf des Reichskanzlers; ein Reichs-Minister-Collegium wäre nicht mehr die präsidiale Spitze des Bundesraths, sondern eine selbstständige Behörde neben demselben, mit welcher er sich ins Einvernehmen zu setzen hätte, welche also auch eine Beschränkung mehr für seine verfassungsmäßigen Befugnisse bilden würde. Ob die Reichssekretäre als verantwortliche Stellvertreter, beziehungsweise als ausführende Organe des verantwortlichen Reichskanzlers, oder ob sie als verantwortliche Reichsminister dem Reichstag gegenüberstehen, würde an dem Verhältniß zwischen Regierung und Parlament freilich nichts ändern, so lange die Verantwortlichkeit nur als moralische, nicht als juridische verstanden wird. Der Schwerpunkt der Forderungen des freisinnigen Progamms liegt aber darum auch nicht in der collegialen Verfassung des Reichs-Ministeriums, sondern in der Feststellung seiner juridischen Verantwortlichkeit durch ein bezügliches Gesetz, und daß ein solches das Machtverhältniß zwischen Regierung und Reichstag zu Gunsten des letzteren erheblich verschieben würde, dürfte angesichts der neuesten Vorgänge in Norwegen doch kaum zu bezweifeln sein.

Mögen die politischen Vertreter des abstracten Idealismus mehr und mehr mit den concreten realen Verhältnissen rechnen lernen, ohne die ideale Höhe ihrer Principien zu verleugnen, aber nicht ohne dieselben am Maßstabe der neueren politischen Erfahrungen einer sorgfältigen Revision zu unterziehen! Mögen andrerseits die realistischen Elemente unsres staatlichen Volkslebens den Kampf um ihre politischen Interessen mit jenem Idealismus der Gesinnung durchdringen, der in dem deutschen Liberalismus eine so ehrenvolle, wenn auch einseitige geschichtliche Verwirklichung gefunden hat! Je mehr diese Wünsche sich erfüllen, desto rascher und gedeihlicher wird der Entwickelungsgang des so lange ersehnten und so spät errungenen nationalen deutschen Reiches sein, desto näher wird der Zeitpunkt rücken, wo alle auf dem Boden des Reiches stehenden Parteien sich die Hand reichen zum gemeinsamen Widerstande gegen diejenigen, welche nur nach dem Umsturz oder dem Wiederuntergang dieses nationalen Staatswesens auf die Erfüllung ihrer Herzenswünsche hoffen können.

Deutscher Socialismus in amerikanischer Beleuchtung.

Von R. Lutz.

Noch vor einem Jahrzehnt konnte Rodbertus von den amerikanischen Nationalökonomen geringschätzend als von lauter „wildwachsenden Sombarts und Schulzes" (d. h. Manchestermännern reinsten Blutes) schreiben. Das fängt rasch an, anders zu werden; es hat drüben bereits eine Schule begonnen, welche dem Princip des Gehenlassens auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Verkehrs den Krieg erklärt. Ein hoffnungsvolles Zeichen ist, daß selbst die in den Vereinigten Staaten so stark verbreiteten Anhänger des Engländers Spencer, der in seinen Schriften der Darwin'schen Entwicklungslehre in ihrer Geltung für die menschliche Gesellschaft nachforscht, diesem ihrem Lehrer folgend, sich zu der Nothwendigkeit der Staatseinmischung zu bekennen anfangen. Durch die epochemachende Schrift des Californiers H. George über „Reichthum und Armuth" ist den Amerikanern das Licht einer ganz anderen Staatsauffassung aufgegangen, als der gewohnten; derselbe hat ihnen mit einem an den deutschen Rodbertus erinnernden Scharfsinn wo nicht das Wesen des Kapitals, so doch den der steigenden Grundrente, klar gemacht, mit deren Steigen die wirthschaftliche Lage der amerikanischen Land- und Industriearbeiter eine immer größere Aehnlichkeit mit derjenigen der europäischen angenommen hat. Er hat ihnen ferner den demokratischen Hochmuth benommen, der da meint, die freie amerikanische Staatsform sei allein genügend, um die Masse der Bevölkerung vor dem wirthschaftlichen Niedergang und der tiefsten Sklaverei zu bewahren. Noch andere Zeichen des Wechsels der Anschauungen über Staat und Gesellschaft sind zu verzeichnen. Die North American Review, die älteste und gediegenste amerikanische Monatsschrift, hat sich in den letzten Jahren zu dem Hauptorgan der jungen Schule amerikanischer Socialreformer umgestaltet; die International Review beschäftigt sich ebenfalls lebhaft mit wirthschaftlichen Fragen, sie gehört aber

mehr der auf den amerikanischen Universitäten noch vorherrschenden Richtung der englischen Schule von Smith bis Mill an. Die Kritik, welche die sociale und wirthschaftliche Verschlechterung der eigenen Verhältnisse hervorruft, sowie der Rückschlag von England herüber, wo mit außerordentlicher Raschheit eine sociale Bewegung entstanden ist, die ganz den Anlauf nimmt, das von dem Chartismus der vierziger Jahre unvollendete Werk fortzusetzen, machen es wahrscheinlich, daß Amerika in nicht langer Zeit ebenfalls tief in die Beschäftigung mit der socialen Frage hineingezogen wird. Die neuliche Einbringung einer Bill im Congreß, welche die Ausländer von dem Landerwerb in den Vereinigten Staaten ausschließen will, kann leicht die Grund- und Bodenfrage in Amerika, die in erster Linie durch die tolle Verschleuderung des nationalen Bodens an Eisenbahnspeculanten entstanden ist, in den Fluß der Debatte bringen. — In akademischen und kirchlichen Kreisen regt sich der Geist des christlichen bezw. Kathedersocialismus. Die ersten Früchte desselben liegen in mehreren gediegenen Schriften vor; die Schrift des Geistlichen Dr. Rylance, „Vorlesungen über sociale Fragen" enthaltend, setzt in die Fußtapfen der englischen Christlich-socialen Kingsley und Maurice ein; und der junge, unlängst mit dem Grad eines Dr. Ph. von deutschen Universitäten heimgekehrte Professor Richard Ely macht mit seiner kürzlich erschienenen Schrift „French and german socialism in modern times"*) die studirende Jugend Amerikas mit den continentalen europäischen Ideen einer Socialreform bekannt. Die Schrift beruht auf Vorträgen des Verfassers vor den Studenten der John Hopkins-Universität in Baltimore und der Cornell-Universität in Ithaka, und ihre Veröffentlichung erfolgte auf Anregung des Präsidenten der letzteren Anstalt, des bekannten früheren amerikanischen Gesandten in Berlin, Andrew White. Der erste Theil der Schrift beschäftigt sich mit den socialistischen Speculationen von Baboeuf an bis Louis Blanc und Proudhon. Die Entwicklung des französischen Socialismus der letzten dreißig Jahre erkennt Ely als unfruchtbar für Lehre und Praxis. Fruchtbarer, wissenschaftlich schöpferisch, ja welterobernd erscheint Ely der deutsche Socialismus in seinen Vertretern Rodbertus, Marx, Lassalle u. A. „Mit unbedeutenden Ausnahmen (schreibt er) ist der heutige Socialismus, sei es der in Paris oder Berlin, in New-York oder Wien, in Chicago oder Frankfurt a. M. durch und durch deutsch." Ely spricht mit Verehrung von der Tiefe des deutschen Geistes, die sich auch darin offenbare, von dem Scharfsinn und der Logik der Systeme, auf welchen der deutsche Socialismus beruhe, von der zähen Ausdauer seiner Führer. Daß Ely unseren Rodbertus-Jagetzow als den bedeutendsten Vertreter des theoretischen Socialismus anerkennt, ist bezeichnend für die Schule, welche Rodbertus jetzt, fast ein Jahrzehnt nach seinem Tode, in raschem Laufe zu machen beginnt. In Deutschland hat das Studium desselben erst begonnen, und bereits übt er auch auf die denkenden Geister in England und Amerika eine starke Anziehung aus. Wenn die deutsche Socialpolitik friedlich siegt, wird es im Geiste von Rodbertus sein, der conservativ in der Praxis, radical im Denken war, nicht aber im Geist des fanatischen Marx. Von Interesse ist Elys Urtheil über unsere Kathedersocialisten und Christlichsocialen; von ersteren spricht er mit Hochachtung, ohne zu verkennen, das ihr principieller Standpunkt ein schwacher ist; auch der christliche Socialismus ist ihm sympathisch, aber nur in der Art der tapferen und edeldenkenden englischen Schule, nicht aber in der des „unnobeln" Stöcker. Vom Kathedersocialismus schreibt Ely: „Die Professoren der politischen Oekonomie, sich genöthigt sehend, die Hoffnung auf eine Versöhnung der sich widerstreitenden Interessen der Gesellschaft ohne einen sittlichen und religiösen Aufschwung der verschiedenen Klassen aufzugeben, suchen ihre Zuflucht beim Christenthum. Der Professorensocialismus endigt im Christenthum, während der christliche Socialismus von ihm seinen Ausgangspunkt nimmt." Ueber den Bismarck'schen Staatssocialismus hält Ely sein Urtheil zurück. Bei Erwähnung der Gesetze der Krankheits- und Unfallversicherung für die Arbeiter weist er auf die große Aehnlichkeit hin, welche dieselben mit den Versicherungseinrichtungen der Baltimore- und Ohio-Eisenbahngesellschaft haben; Ely verhehlt aber nicht, daß die Mittel des Versicherungswesens nicht an die Wurzeln des socialen Uebels reichen.

Ely hat mit seinem Auftreten die amerikanische Gattung des Kathedersocialismus geschaffen. Seine Absicht war, ein unentstelltes Bild von dem den Mittelklassen meist in der Verzerrung gezeigten Wesen des Socialismus und Communismus zu machen; — „denn es ziemt sich, — schreibt er — unseren Geist von Vorurtheil und Uebelwollen frei zu machen; nur so werden wir den socialen Gefahren, die auch Amerika in einer nicht fernen Zeit bedrohen, zu begegnen und sie zu überwinden vermögen. Wir haben bis vor kurzem keine ständige Arbeiterklasse gehabt; mit der Vermehrung der Bevölkerung entwickelt sich dieselbe jetzt schnell. Es ist für den Arbeiter äußerst schwer geworden, sich in eine höhere Lage zu schwingen, wie erst, wenn das Volk wie bisher an Zahl zunimmt. Eine arbeitende Klasse, ohne Hoffnung auf die Zukunft für sich und ihre Kinder, wird unsere Institutionen auf die erste Probe stellen. Aber nur ein Blinder kann übersehen, daß schon heute in Amerika die Gruppirung zur Socialdemokratie begonnen hat."

*) Verlag von Harper & Brothers, Newyork.

Literatur und Kunst.

F. M. Dostojewski.

Von Eugen Zabel.

Wenn man sich mit Russen über die literarischen Zustände ihres Landes unterhält und dabei an das Interesse erinnert, welches unser gebildetes Publicum seinen großen Schriftstellern entgegenbringt, so weit dieselben durch Uebersetzungen zugänglich gemacht worden sind, kann man fast regelmäßig die Behauptung hören, daß eigentlich doch nur Turgenjew mit wirklichem Genuß und Verständniß in Deutschland gelesen werde, während andere kaum minder bedeutende Autoren ganz unbekannt geblieben seien. Die Russen pflegen dann gewöhnlich eine Anzahl Namen zu nennen, die allerdings für westeuropäische Ohren einen ganz unbekannten Klang haben und ohne rechte Kritik dem Verfasser des „Tagebuch eines Jägers" an die Seite gestellt werden. Richtig ist an diesem Urtheil über die Verbreitung der russischen Literatur in Deutschland freilich die Thatsache, daß Turgenjew für uns eine fast ganz isolirte Erscheinung ist und daß wir von seinen Zeitgenossen, deren Talent in ähnlicher Richtung liegt, kaum eine dunkle Vorstellung haben. So viele Begabungen uns indessen, namentlich auf dem Gebiete der sogenannten Anklageliteratur begegnen, welche die Wirklichkeit nicht nur künstlerisch ausmalen, sondern durch Hinweisung auf die im privaten und öffentlichen Leben bestehenden Mängel auch umgestalten will, lassen sich eigentlich doch nur zwei Dichter nennen, die man allenfalls mit Turgenjew vergleichen kann, obwohl auch sie das poetische Zartgefühl, die unbestechliche Wahrheitsliebe des letzteren nur in geringerem Maße besitzen und, was das Umfassende seiner Bildung betrifft, weit hinter ihm zurückblieben. Von diesen beiden Männern ist der eine, Graf Leo Tolstoi, in seinen hervorragendsten Schöpfungen, dem historischen Roman „Krieg und Frieden" und dem Zeitroman „Anna Karenin", in Deutschland ganz unbekannt, während der andere, F. M. Dostojewski, seit zwei Jahren, so lange die Uebersetzung seines besten Romans „Raskolnikow" (im Russischen „Verbrechen und Strafe") von Wilhelm Henckel vorliegt, häufiger genannt zu werden beginnt.

Wenn sich unser gebildetes Publicum für das starke, aber nur selten zur künstlerischen Harmonie durchgedrungene Talent des letzteren interessirt, so hat es darin selbst der Thatsache gegenüber Recht, daß Dostojewski trotz seines mehrjährigen Aufenthalts in Deutschland — er hatte von 1869—71 seinen Wohnsitz in Dresden genommen — ganz unfähig war, unser nationales

Geistesleben zu verstehen. Die vor kurzem von Professor Orest Miller und dem panslavistischen Kritiker Strachow herausgegebenen Briefe des Dichters geben vielfache Beweise von seinem bis zum Unerträglichen gesteigerten Hasse auf Alles, was westliche Cultur heißt. Im Februar 1871, also zur Zeit unseres höchsten nationalen Aufschwungs, konnte er die Deutschen ein todtes Volk nennen, das ohne Zukunft sei. Ebenso kleinlich sind seine Urtheile über den berühmten russischen Kritiker Belinski, dem die Literatur seines Landes doch so tief verpflichtet ist, und über seinen großen, ihm künstlerisch überlegenen Rivalen Turgenjew. Das darf uns jedoch nicht abhalten, in Dostojewski einen der interessantesten literarischen Charakterköpfe zu erblicken, die es in Rußland während der letzten Jahrzehnte gegeben hat. Der wunderbare Wechsel seines Schicksals, das den einstigen Revolutionär und Sträfling zum Liebling der Nation gemacht und ihn aus den Kasematten Sibiriens auf die Höhen des Ruhmes geführt hat, die ungewöhnliche Kraft seiner Phantasie und seines Darstellungstalentes, die es ihm möglich machte in dem Roman „Verbrechen und Strafe" ein wichtiges Document zu unserer Zeitgeschichte zu liefern, müssen das Interesse jedes Gebildeten erregen. Als der Dichter am 9. Februar 1881, wenige Wochen vor dem furchtbaren Attentat, das dem Kaiser Alexander II. das Leben kostete, an den Folgen eines Lungenübels starb, trauerte um ihn die gesammte Intelligenz Rußlands. Auf seinem letzten Wege begleitete ihn eine an vierzigtausend Köpfe zählende Menschenmenge, seiner Wittwe setzte der Kaiser eine jährliche Pension aus, seine Kinder wurden auf Staatskosten erzogen, die studirende Jugend erklärte in einem Beileidsbriefe an die Wittwe, daß sie die Ideale Dostojewskis nicht vergessen, sondern dieselben wie ein theures Vermächtniß ihres geliebten Lehrers von Generation zu Generation vererben wolle.

Der im Jahre 1821 in Moskau geborene Dichter hatte schon als Knabe eine unruhige Phantasie und Lesewuth. Eine Aufführung der Schillerschen „Räuber", die er mit zehn Jahren sah, rief in seiner Seele einen förmlichen Aufruhr hervor. Neben den deutschen Klassikern verschlang er namentlich George Sand und Balzac, dessen „Père Goriot" er für das Muster eines realistischen Romans erklärte, Walter Scott und Dickens, von den einheimischen Schriftstellern besonders den Historiker und Novellisten Karamsin. Mit einem Roman „Arme Leute" verdiente er sich die literarischen Sporen, indem er ein rührendes Bild Petersburger Elends entwarf. Ihm folgten eine Anzahl anderer Novellen, die gleichfalls von großem Talente zeugten, als jene Katastrophe erfolgte, die den Dichter aus seiner ruhigen Entwicklung herausriß, ihn an den Rand des Abgrunds stieß und seinen Idealismus auf das Höchste steigerte, während seine Gesundheit für Lebenszeit erschüttert wurde. Dostojewski wurde nämlich als Mitglied der sogenannten Petraschewski'schen Verschwörung, deren Mitglieder keines anderen Vergehens als der Erörterung socialistischer Fragen in regelmäßigen Zusammenkünften überführt werden konnten, im April 1849 verhaftet, mit 21 anderen jungen Leuten zuerst zum Tode verurtheilt, dann aber zur Zwangsarbeit und Soldatendienst begnadigt. Die über Dostojewski verhängte Strafe wurde von acht Jahren auf vier ermäßigt, bis 1858 mußte er aber als Gemeiner in Sibirien dienen.

Die furchtbare Leidensschule, die er hier unter dem Auswurf der Menschheit durchmachen mußte, gab seinem Gemüthsleben und Talente ein für alle Male die Richtung. Ihm genügte es nicht in den Sträflingen den Ausdruck des beleidigten und Sühne heischenden Rechtsgefühls zu erblicken, er sah auch in ihnen Menschen, beklagenswerthe Opfer nicht nur ihrer eigenen verderblichen Leidenschaft, sondern zugleich auch der Schuld, welche die ganze menschliche Gesellschaft in ihren unthätigen oder verkommenen Gliedern auf sich ladet, er nahm ferner die entsetzliche Grausamkeit der russischen Justiz wahr, welche oft unbedeutende Vergehen mit den strengsten Strafen bedroht. Das Alles klang in seiner Seele wieder und erfüllte dieselbe mit unendlichem Mitgefühl für die Unterdrückten und dämonischem Haß den Unterdrückern gegenüber. Den ersten Schritt, die empfangenen Eindrücke zu verwerthen, that er mit einer Anzahl Novellen, in denen er den im Dienst physisch und geistig zu Grunde gegangenen Beamten mit der bis zum Kindischen ausgebildeten Aengstlichkeit seines Wesens porträtirte und eine Galerie halb rührender, halb komischer Gestalten schuf. Er schilderte darin die Entwürdigung des Menschenthums innerhalb jener Sphären, in welchen der Vorgesetzte den Untergebenen als Sklaven behandelt und dafür von ihm als Despot angesehen wird. Viel tiefer griff er aber in das volle Menschenleben in dem Roman „Memoiren aus dem todten Hause" hinein, der bereits eine vollständig ausgereifte Künstlernatur zeigt und zugleich ein beredtes Zeugniß für sein weiches, leicht empfindliches Herz bildet. Das Buch schildert uns das Leben der in Sibirien gefangen gehaltenen Verbrecher und weist in den bleichen entstellten Gesichtszügen der Unglücklichen Linien nach, die nicht vom Verderben und Laster, sondern von unzerstörbaren edleren Neigungen gezogen sind. So sucht er den Zusammenhang mit der menschlichen Gesellschaft, den die Justiz bei diesen Individuen kraft ihres Amtes aufheben mußte, durch die Empfindung des Mitleids und die dichterische Beobachtung wieder herzustellen. In diesem Gefühl mit den Parias der Gesellschaft stecken alle Wurzeln des Talentes unseres Dichters, es war der hervorragendste Charakterzug des Menschen wie des Poeten und verlieh ihm auch die Kräfte zu seiner vorzüglichsten Schöpfung, dem unter dem Namen „Raskolnikow" in die deutsche Literatur eingeführten Roman „Verbrechen und Strafe", einem der originellsten Erzeugnisse der erzählenden Literatur.

Das Buch muß in die Reihe jener Schöpfungen gestellt werden, deren Wahrheit größer als ihre Schönheit ist und in denen der sonst abgesperrte und eingezwängte Volksgeist der Russen fieberhaft nach Bethätigung ringt. Dostojewski erschließt uns darin das Verständniß eines jugendlichen Gemüthslebens, wie es unter den socialen Mißverhältnissen Rußlands entartete und ein furchtbares Verbrechen gebiert, mehr in Folge einer verwerflichen Casuistik als auf Grund einer organischen Anlage zum Laster. Turgenjew hat uns in Bazarow, dem Helden von „Väter und Söhne", den nihilistischen, und in Neshdanow, dem Helden des „Neuland", den socialistischen Studenten geschildert. Der Eine ist Theoretiker, der die Welt aus materialistischen Grundsätzen heraus verstehen will, der Andere insofern Praktiker, als er ins Volk gehen und dasselbe zum Angriff gegen seine Peiniger aufwiegeln will. Die neueste terroristische Bewegung hat uns die Jugend gezeigt, wie sie zum Attentat ihre Zuflucht nimmt und das Heil von der Dynamitpatrone erwartet. Dostojewski führt uns in seinem 1867 geschriebenen Romane in die Anfänge dieser Bewegung ein. Raskolnikow, ein armer Petersburger Student, der mit den Seinigen in die drückendste Noth gerathen ist, bohrt sich in die Anschauung hinein, daß es nach dem Grundsatz der Jesuiten, der Zweck heiligt die Mittel, kein Verbrechen sein könne, eine alte Wucherin zu tödten, wenn mit dem damit erworbenen Gelde lediglich Gutes gestiftet wird. Er gewinnt die Ueberzeugung, daß Ausnahmenaturen berechtigt seien, zu Gunsten einer löblichen Absicht die Schranken des Gesetzes zu durchbrechen, er erinnert sich an die großen Reformatoren der Menschheit, die keinen Anstand genommen haben, durch Verbrechen zu ihren Zielen zu gelangen. Der Jammer seiner armseligen Existenz, die Verzweiflung darüber, daß seine Mutter sich durch Sticken und Stricken die Augen verdirbt, daß seine Schwester einen ungeliebten Mann heirathen will, nur um ihm die Möglichkeit zur Fortsetzung seiner Studien zu gewähren, die unverdaute Lectüre, die er in sich aufgenommen hat, endlich die fürchterliche Julihitze der Newaresidenz, das Alles wirkt zusammen, um eine Art von Hallucination bei ihm zu erzeugen, in der er den Anschlag auf die alte Frau zur Ausführung bringt. Die unvergleichliche Kunst des Dichters äußert sich in diesem Roman in doppelter Weise, ein Mal in der Darstellung, wie die furchtbare Idee des Mordes an Raskolnikow langsam heranschleicht, ihm zuerst Grausen erweckt, aber immer näher kommt und schließlich trotz seines Widerwillens ihn wie mit kalten Todesarmen umklammert, das andere Mal in der Auseinandersetzung der

seelischen Zertrümmerung, die sich nach der That in dem Studenten vollzieht, ihn mürbe und matt macht und schließlich dahin bringt, daß er ein offenes Bekenntniß des Verbrechens als eine Erleichterung betrachtet.

Dostojewski hat es geahnt, daß die den Mord erzeugende Theorie Raskolnikows sich auch noch andere Ziele aussuchen könne. „Es ist nur gut," läßt er den Untersuchungsrichter Porphyrius sagen, „daß es blos eine elende Alte war, die Sie getödtet haben; wenn ihre Theorie aber eine andere Richtung genommen hätte, so wäre Ihre That vielleicht eine hundertmillionenfach gräulichere gewesen." Ist darin nicht das Kaiserattentat vom 13. März 1881 mit wahrhaft genialem Instinct vorweggenommen? Und damit wir den Seelenzustand des unglücklichen Studenten recht verstehen, erzählt uns der Dichter gleich zu Anfang einen Traum des ersteren, in welchem das russische Volk unter dem Sinnbilde eines mageren Karrengaules dargestellt wird, der vor einen riesigen Lastwagen gespannt ist. Das arme Thier vermag die Last nicht zu ziehen und wird unter dem Gelächter der Umstehenden, während hier ein gemeines Lied erschallt, dort ein Weibsbild vergnügt Nüsse knackt, zuerst mit Peitschenhieben mißhandelt, dann mit der Deichsel geprügelt und schließlich mit einer Eisenstange zu Boden geschlagen, bis es jämmerlich verendet. Das Bild, in dem der Dichter zu uns spricht, ist deutlich genug, denn es erinnert an sociale Zustände, die Theorien wie diejenige Raskolnikows und daraus entstehende Thaten wie die seinige verständlich machen.

In der Analyse dessen, was zum Verbrechen führt und aus diesem wieder das Sühnebedürfniß herauswachsen läßt, entwickelt Dostojewski seine eigentliche Meisterschaft. Er ist in diesen Dingen ein vollendeter Beobachter und fortreißender Erzähler, es ist nicht anzunehmen, daß Jemand den Roman lesen kann, ohne wiederholt zu spüren, wie ihm der Athem stockt. Um seinen Helden recht scharf zu beleuchten hat er ihm in der Buhlerin Sonja und in dem Wüstling Swidrigailow zwei Figuren an die Seite gestellt, welche durch die Analogie und den Contrast der Persönlichkeit in Beziehungen zu ihm gesetzt sind. Auch Sonja hat die Schranken, die dem Weibe gezogen sind, umgeworfen und ihre Ehre verkauft, um ihren lüderlichen Vater, ihre hysterische Mutter, ihre hungernden und frierenden Geschwister zu erhalten, aber auch sie erkennt das Opfer als ein nutzlos gebrachtes an, gerade so wie Raskolnikow. Beide haben nicht die Kraft auf dem Weg des Lasters weiterzuschreiten, sondern sehen sich mit der Bürde ihres Schuldbewußtseins schwer beladen nach dem Rückwege um. Die Scene in der Bettlerwohnung, wo Sonja, das gefallene Weib, Raskolnikow, dem Mörder, die Geschichte vom Lazarus aus dem Neuen Testamente vorliest und das flackernde Lichtstümpfchen seinen matten Schein auf das ewige Buch wirft, ist eine geniale Erfindung Dostojewskis. Swidrigailow, der seine Frau vergiftet hat, ist der Mörder aus niederer Habsucht, ein Subject, das sich im Unflath wälzt, der Schwester Raskolnikows in gemeiner Weise nachstellt und sich schließlich selbst das Leben nimmt.

Außer den Genannten hat der Verfasser noch mehrere Figuren mit derselben Schärfe charakterisirt und seinem Helden auf größere oder geringere Entfernung genähret. Keine derselben ist überflüssig und nebensächlich behandelt, sie strotzen förmlich von Lebenswahrheit, wie Sonjas Vater, der in der Kneipe herumlungernde Marmeladow, der sich von seiner Frau an den Haaren durchs Zimmer zerren läßt, der eitle klatschsüchtige Lushin, den Raskolnikows Schwester Dunja heirathen soll, während dessen Studienfreund Rasumichin bestimmt ist, sie glücklich zu machen, vor Allem aber der Untersuchungsrichter Porphyrius mit den verbindlichen Formen, der scheinbar zwecklosen und doch sein Ziel haarscharf verfolgenden Redseligkeit, den unheimlich zwinkernden Augen, denen nichts verborgen zu bleiben scheint.

An die Trefflichkeit der Beobachtung, den gedrungenen Fluß der Erzählung, reicht leider die Composition des Romans nicht heran. Der Verfasser eilt bald voraus und muß dann den zu weit gesponnenen Faden abschneiden, bald bleibt er zurück und muß dann das Versäumte später nachholen. Immerhin ist „Raskolnikow" eine hochbedeutsame Erscheinung in der modernen Literatur und für die Beurtheilung des russischen Geistes ein ganz unentbehrliches Hülfsmittel. Die späteren Romane Dostojewskis leiden an allen möglichen Verzerrungen und Uebertreibungen wie „Idiot" und „Die Teufel", oder sind mystisch religiös durchwachsen wie die „Gebrüder Karamassow", oder einfach schwach wie der „Halbwüchsige". Die Schranken des Dichters lagen in seiner panslavistischen Voreingenommenheit, dem herausfordernden Trumpfen auf russische Art und Sitte, das ihn nicht nur ungerecht gegen fremde Vorzüge, sondern auch künstlerisch schwach machte. Aber ein Buch wie „Raskolnikow" ist von einer Lebenskraft und Originalität, die seinen Verfasser zu einem tiefergreifenden Herzenskündiger stempeln und ihm die Unsterblichkeit nicht nur innerhalb der russischen Literatur sichern.

Neues über alte Sagen.

Von Moriz Necker.

Nirgends mehr als in den Geisteswissenschaften ist das Eingreifen der verschiedenen Disciplinen in einander nothwendig. Eine muß die andere stützen; wo der eine Fachmann aufhört, fängt der andere an. Denn die Thätigkeit, das Leben und Schaffen des Geistes, welches sie zu erforschen haben, ist, so verzweigt auch die Disciplinen sein mögen, in die sich sein Studium theilt, doch immer nur Eines, sprießt immer nur aus Einer Wurzel hervor: bei aller Mannichfaltigkeit ist das menschliche Leben eine Einheit — eine wunderbare, unergründliche allerdings. Es gibt zwar Gelehrte, welche dies nicht einsehen wollen und in ihrer Einseitigkeit verknöchern; diese entgehen auch ihrem Schicksale der Vergessenheit nicht. Es gibt aber auch Gelehrte, die es nicht blos einsehen, sondern sich auch in ihrem Streben nach Universalität nie genug thun können. Sie sind selten, das ist wahr, aber sie kommen doch vor. Diese sind behutsam in der peinlichsten Art, und wenn sie eine noch so erstaunliche Gelehrsamkeit in einem fremden Gebiete sich erworben haben, eben im Gefühle der Nothwendigkeit einer Ergänzung, halten sie doch darauf, nur Fachmänner dort zu sein, von wo sie ausgegangen sind. Ein solcher Gelehrter ist San-Marte (A. Schulz). Wer seine Parzival-Studien (1862) gelesen hat, wird wohl nicht umhin können, dem ausgezeichneten Germanisten auch noch Bewunderung ob seiner Vertiefung in die ganze höchst verwickelte scholastische Theologie der Zeit Wolframs von Eschenbach zu zollen. Er war der Erste, welcher in wirklich aufklärender Weise den tiefsinnig religiösen Gehalt der deutschen Divina Comedia aufdeckte und erläuterte. Gleichwohl aber schreibt dieser aus der Germanistik in die Geschichte der Theologie hineingerathene Gelehrte in der Vorrede zum zweiten Heft seiner Studien (S. IX): „Mit Nachdruck bevorwortet er (der Verf.) daher: es soll in diesem ersten Versuch, diese unsere Dichtungen von der religiösen Seite her zu durchdringen, den Sachkundigen nur der theologische Vorrath in möglichst vollständigem Ueberblick vorgezeigt und so das Material offen und bereit gelegt werden, zu dem sie angelockt werden sollen, und das weiter auszubeuten und besser zu verwenden sie zu ihrer Aufgabe machen mögen." Kann man bescheidener und liebenswürdiger sein? Und dabei wimmelt das Buch nur so von Citaten aus allen möglichen heiligen und profanen religiösen Schriften, werden die Evangelien, die Bibel, die Psalmen und Sprüche Salomonis sammt den Propheten trotz einem geschulten Theologen citirt; dabei enthält das Buch ein besonderes lehrreiches Kapitel über die kirchlichen Zustände des 11. und 12. Jahrhunderts, dabei erklärt San-Marte die tiefsten Mysterien des christlich tiefsinnigen Dichters in wahrhaft congenialer Weise!

Wir wissen nicht, wie viele Theologen der Einladung des enthusiastischen Germanisten gefolgt sind. Vor uns aber liegt ein soeben erschienenes Buch eines Theologen, das neben anderen Abhandlungen zur christlichen Symbolik auch noch einige enthält, welche das Lieblingsgebiet jenes bescheidenen Forschers

betreffen. Ob D. Paulus Cassel — denn von seinem Buche*) ist die Rede — wirklich durch San-Marte zu seinen Studien veranlaßt wurde, ist kaum anzunehmen. Bemerkungen wie die: „Es ist keine geringe Aufgabe, aus der Buntheit des Symbols, wie aus dem farbigen Osterei die Idee wieder lebendig zu machen; zumal in der modernen Literaturgeschichte, wo die gelehrte Technik so große Massen darüber erbaut hat — daß man eher zu einem Altar in den Katakomben, als durch ihre Studien zu dem gelangen kann, was doch das Wichtigste bleiben muß, den Gedanken des Epos" (S. 107); und dann die: „Auch in unserer Literaturgeschichte könnte noch etwas mehr für das Verständniß der nationalen Dichterwerke und etwas weniger für den Götzendienst des Genius geschehen" (S. 134) — solche Bemerkungen lassen wohl kaum annehmen, daß der Theologe bei seiner Arbeit des wichtigsten Forschers auf demselben Gebiete, der freilich nur Germanist war, gedacht hätte. Gleichwohl sind die Studien San-Martes für alle späteren Darstellungen Wolframs und seiner Dichtung grundlegend geworden und werden in allen Seminarien aufmerksam gelesen. Vielmehr war für Cassel der Widerspruch, den in ihm die Textbücher Richard Wagners hervorgerufen haben, Anlaß zu seinen Abhandlungen über den Tannhäuser, den Wartburgkrieg, Tristan und Isolde, Parzival und den Graal. Er will den Tannhäuser des Volksbewußtseins „aus den Sirenenarmen der Venus von Bayreuth" retten, da sich der Wagnerische und der des Volksliedes gar so wenig gleichen, und zwar zum Nachtheile des letzteren. Und was den Parzival Wagners angeht, sagt er: „Es ist wenig übrig geblieben von dem, was die Sage des Mittelalters bietet, und das, was blieb, gehört der Decoration an. . . . Es ist keine Spur von dem Gedanken, den Parzivals Frage verschließt. Die Hauptsache sind prachtvolle Coulissen, Aufzüge, „düstere Beleuchtung" und daß zuletzt der Graal glüht. Da nun der Graal die heilige Speise und das Sacrament selbst ist, so kann man ermessen, wie einem das Herz pocht, wenn man Graal und Abendmahl und das evangelische Wort und Sacrament zu einem theatralischen Spiel mißbraucht sieht" (S. 147). So ist es denn die Theologie, in deren Dienst diese Abhandlungen geschrieben wurden, oder wie Cassel sich am Schlusse des Vorworts ausdrückt: „Sie haben alle denselben Ausblick —; sie wollen der Liebe und dem Frieden im Herzen und Geiste dienen."

Nur etwas zuviel Theologie! Einer jeden rein sachlichen Untersuchung über die ideelle, symbolische Bedeutung von Legenden und Sagen der reichen mittelalterlichen Phantasie ein moralisirendes Schwänzlein, ein Fabula docet anzuhängen, wobei nicht viel darauf ankommt, ob diese Lehre mehr oder weniger billig und banal ist, ist doch gar zu predigerhaft. Dieses Geistreichthun hat die moderne Literaturgeschichte in ihrem, wir fürchten fast heidnisch unbefangenen Sinn — Gottlob! aufgegeben. Sie ist allerdings auch wie Cassel der Ueberzeugung, daß: „im Mittelalter alle Schöpfung nur durch die Totalidee (des alles Leben und Denken beherrschenden christlichen Gedankens) verstanden werde. Sie war überall wie die Sonne, die nicht blos im See, auch im Glasscherben, im Graben ihr Licht zeigt" (S. 21). Aber sie ist vorerst objectiv historisch, und hat dann auch noch den guten Geschmack, nicht aus aller und jeder Bewegung des rein dichterischen Gedankens eine Lehre ziehen zu wollen. Denn nicht alle Handlung, nicht alles Ereigniß läßt sich auf das dünne Gewebe des Gedankens reduciren; es wäre mit der ganzen, ureignen Art und Macht und Berechtigung der Dichtung gar übel bestellt, wenn sich Alles, was sie in Vorgängen ausdrückt, ebenso gut in Begriffen sagen ließe. Kein Literarhistoriker hat sich mit der Mütterepisode z. B. im zweiten Theile des „Faust" so einfach abgefunden, wie Cassel (S. 29); und keiner versteigt sich zur großartigen Phrase: „Herzeleid der Mütter steht am Anfang der Weltgeschichte" (S. 39), wenn er vor Herzeloyden, der Mutter Parzivals steht, die durch ihn und seinen Vater viel Leid gewann. Gewöhnlich pflegt man etwas Schöpferisches an den Anfang der Dinge zu stellen. Und der moderne Literarhistoriker hält es durchaus gegen den Geist der Kunst, die er studirt, aus dem Benehmen Gahmurets gegen Belakane, jene Mohrenkönigin, welche der abenteuernde Ritter sitzen ließ, nachdem er sich mit ihr auf seinen Fahrten im Morgenland vermählt hatte, die billige Lehre zu ziehen: „Niemand geht über Maß und Pflicht hinaus ohne zu leiden" (S. 36). Oder aus seiner späteren Untreue gegen Herzeloyde, weil sie ihn zur Ehe beredete, obgleich sie wohl wußte, daß er schon mit der Heidin verbunden war, die ebenso billige, als sentimentale Phrase als Facit zu ziehen: „Jedes Unrecht gegen die Liebe, wenn auch von der Liebe begangen, wird von Thränen bitteren Schmerzes überströmt" (S. 37). Das geht wahrlich schon über die bloße Deutung des christlich Symbolischen, in der Cassel übrigens so glücklich ist, hinaus. Und wenn der modernen Literaturgeschichte kein anderer, als der Mangel dieses Geistes vorgeworfen werden kann, so darf sie ruhig ihren Weg weiter verfolgen.

Doch genug der Polemik, die wir mehr zur Abwehr, als zum Angriff führen. So wenig die Abhandlungen Cassels — wir meinen immer nur jene, welche die Literatur betreffen — das Buch San-Martes überflüssig machen, so enthalten sie doch einzelne neue Bemerkungen und Aufstellungen, welche der Erwähnung werth sind. Wir wollen billiger sein, als der Theologe, und das Gute nehmen, wo wir es finden.

Zunächst fällt uns eine ganz neue Ableitung der Gestalt und des Namens des Tannhäuser im Volksliede auf. Nach Cassel ist die bisherige Annahme, der auch Scherer in seiner Literaturgeschichte folgt, wonach der Minnesänger Tannhäuser, welcher in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebte, den historischen Kern der Sage bildet, durchaus hinfällig. Die Sage sei vorerst keine Lokal-, sondern eine Weltsage. „Nicht blos an dem kleinen Hörsel, sondern im Niederland, wie auf den Schweizerbergen, in aller Welt war der Venusberg bekannt" (S. 5). Eine Weltsage ist sie also und so weit schauend wie die vom Parzival. Ferner: Der bußfertige Ritter erhält vom Papste, bei dem er Heil und Vergebung sucht, die schrecklichste Antwort. Aber wie kann der Papst sie geben? Worauf ruht seine Härte? Das erkläre der Name Tannhäuser. Wie bei Heinrich v. Ofterdingen liege das Räthsel im Namen „Tanhuser" selbst. Es bedeute das einen Bürger des Tan. Es sei aber „Tan" in der Sprache des Mittelalters der Wald mit reizendem Gebüsch, wo man unter Bäumen spielen und tanzen kann. Im Tan, im Wald war der Schauplatz des Lebensgenusses. Es waren die Tans des Klinschor und der Venus Paradiese der Sinnlichkeit, gerade entgegen dem Garten des Friedens . . . „Es war aber auch ein „Tan", in dem die Burg des Gral lag. Die Gralsritter sind Bürger und Einwohner des Waldes. In einer alten Tradition wird daher Lohengrin, der vom Gralberge kam, Salvius genannt. Der Gralsberg spiegelt paradiesische Natur, den Tan von Eden ab. Im Tannhäuser sehe ich einen Salvius, der ausging, Abenteuer zu suchen und in die Gärten der Venus fiel. Sein Vorbild ist Amfortas." Nun, meint Cassel, sei die Härte des Papstes erklärt. „Wie, spricht dieser, du bist ein Salvius, du ein Ritter des heiligen Waldes, du ein Träger der göttlichen Hülfe, ein Ritter der Taube, des Symbols des heiligen Geistes — du konntest in den Venusberg gehen? Du hast wider den Geist gesündigt. Die Lästerung wider den Geist wird nicht vergeben." — Soweit Cassel. Man wird leicht geneigt sein zuzugeben, daß der Tannhäuser des Volksliedes nichts mit dem Minnesänger zu thun habe, da weder in dessen Leben noch in seinen Liedern irgend ein Anhalt für den Mythus zu finden ist. Aber Cassel legt zuviel aus. Indem er das Munsalväsche nach der doppelten Etymologie zugleich faßt (mons salvationis und mont sauvage, silva) und nicht etwa, wie es die Germanisten thun, sich entweder für eine oder die andere entscheidet, erhält er für seinen Tan zwei Bedeutungen: den Venusgarten und das Paradies, Lebensgenuß und Heiligkeit, und nur durch das Spiel mit der doppelten Etymologie wird der Held zum Graalsritter. Und damit steht und fällt der allerdings tiefere Gedanke, welcher als Motivirung für die Härte des Papstes gewonnen wird. Nach

*) Aus Literatur und Symbolik. Abhandlungen von D. Paulus Cassel. Leipzig, Friedrich.

Cassels Auffassung wird die Pointe des Volksliedes noch schärfer reformatorisch, als sie es schon ist.

Auch von der ganz dunklen Gestalt des Heinrich v. Osterdingen versucht Cassel eine bessere Erklärung zu geben, als sie existirt. Der Streit Wolframs von Eschenbach mit Klinschor und den diesem verbundenen Geistern, welche Heinrich v. Osterdingen in Schutz nehmen, ist der eigentliche Brennpunkt der Erzählung vom Sängerkrieg auf der Wartburg. „Sie drückt ein so lebendiges Stück des damaligen Zeitbewußtseins aus, daß sie verdient an das mächtige Epos vom Parzival herangerückt zu werden, ja daß sie förmlich zu einer Einleitung für dasselbe wird ... Der Dichter von Osterdingen ist ein solcher von Afterdingen —, eitler und übler Dinge. Es ist bekannt, daß After den Nebensinn des Schlechten und Eitlen habe im Gegensatz zur Wahrheit (Afterglaube und dergl.) ... Tannhäuser, der im Venusberge festgehalten wird, ist nur ein in andere Gedanken gekleideter Heinrich v. Osterdingen. Letzterer stellt die Weltkunst mit Hülfe Klinschors (clin du soir, Lucifer) dar; Tannhäuser die Weltlust durch Verführung der Venus ... Der Kampf zwischen Staat und Kirche fand eine Fata morgana in den Gebilden der Sage. Der Mythos vom Wartburgkriege hängt wie mit Sommerfäden an der Wirklichkeit, und wie Wissenschaft gegen das Wort des Geistes stand Heinrich dem W. v. Eschenbach gegenüber" (S. 26—27).

Doch lassen wir diese mehr oder weniger geistreichen, mehr oder minder treffenden Versuche, den alten Namen neue Erklärungen zu geben, die sich auch über die Tristansage erstrecken, und gehen wir zu den wichtigeren und wie wir gleich hervorheben müssen, überzeugenderen Ausführungen über, in denen Cassel das so viel umstrittene Räthsel des Graal zu lösen sucht. Es ist bekannt, daß man nach einer schon im Mittelalter gemachten Etymologie, welche Bartsch (Einleitung zur Ausgabe des Wolfram S. XXIII) von einem mittellateinischen Schriftsteller Helinand (um 1227) anführt, das Wort Graal aus dem lateinischen gradalis oder cratalis (von crater) ableitete und darunter eine Schüssel oder ein vertieftes Gefäß, einen Becher oder dergl. verstand. Diese Ableitung und Auffassung ist noch jetzt die am meisten verbreitete. Es soll jene Schüssel sein, welche Christus beim letzten Male im Kreise seiner Jünger gebrauchte, in der dann Josef von Arimathia die Blutstropfen des Gekreuzigten auffing, und die nach zahlreichen Schicksalen in den Südwesten Europas kam, wo man sich die Gralburg dachte; in dieser bilde sie das höchste Heiligthum, den Mittelpunkt des ganzen religiösen Hauswesens. — Merkwürdig ist jedenfalls, daß Wolfram in seiner Dichtung vom Graal niemals als einem Gefäß oder einer Schüssel oder einem Kelche spricht und auch nicht im Entferntesten dabei an Blut in besonderem Sinne denkt. Es ist immer nur vom Graal als einem Stein, ob Gemme oder Perle gleichviel, die Rede. Es ist der Stein, welcher die Speisen gibt, Brod und Wein, zumal wird das Erstere genannt; es ist der Stein, welcher Wunder verrichtet; es ist der Stein, den alle Menschen der Welt nicht ertragen können, der aber wohl einer reinen Jungfrau federleicht wird. — Und Cassel bemerkt mit Recht, was wohl die Meinung der meisten Gelehrten ist, daß die ganze Sage von der Erwerbung des Graal als Schüssel durch Jos. v. Arimathia und ihrem Transport an sich schon ihre Jugend verräth; und, was in aller Märchen- und Legendenliteratur sehr häufig vorkommt, wo falsche Etymologien eine große Rolle spielen: die Sage ist erst aus der Ableitung des Namens entstanden. Mit dem Grundgedanken dessen, was der Graal im ganzen Zusammenhang der Dichtung ist und der Kraft, die ihm zugeschrieben wird, stimmt sie schwerlich überein.

Die Dichtung vom Parzival ist eine zur Ritiergeschichte gewordene Legende, der es wie vielen anderen Legenden gegangen ist, daß man über den Kleidern, in denen sie steckten, den Inhalt vergaß: man hielt die Sage für Wahrheit und die Wahrheit ging verloren. Die alte Kirche selbst war bis auf den kleinsten Zug symbolisch; es ging ihr auch wie der Legende. Der Parzival ist eine Theodicee in den Farben der Welt; Alles, bis an den Altar, trägt ein Kleid der galanten Aventiure. Minne ist überall, auch wo die höchste Liebe erscheint. Die ganze Scene, welche der junge Parzival bei seinem ersten verhängnißvollen Besuche des kranken Anfortas erlebt, ist ein romantisches Bild vom Abendmahl. Die göttliche Liturgie im symbolischen Abbild, die heiligste Handlung der mittelalterlichen Kirche in ihrem höchsten Gedanken erscheint vor seinen Augen. Keine romantische, sondern die höchste christliche Thatsache wird abgezeichnet; nur der Rahmen, in den sie eingetragen, ist von romantisch-poetischem Schnitzwerk. Und zwar ist es das reich symbolische Ceremonial der griechischen Kirche, an welche das in der Dichtung beobachtete sich anlehnt. Die altfranzösische Kirche (das Original Wolframs ist aus Frankreich) und Kunst hat griechisch-byzantinischer Tradition in mancherlei Brauch nicht fern gestanden. In der Kathedrale zu Rheims herrscht heute noch in der Liturgie ein nur ihr eigenthümlicher Brauch, der ein Rest davon ist. In jener Scene des Epos wird das Mysterium des Abendmahles in seinen höchsten Zügen gezeichnet. Der Graal speist und tränkt; er giebt Brod und Wein, also nach kirchlichem Ausdruck „unter beiderlei Gestalt". Aber das Brod ist doch immer das Erste. Es ist dabei der bekannte Brauch der griechischen Kirche nicht zu übersehen. Das Brot wird in Wein getaucht, mit einem Löffel den Communicirenden gereicht und das Gegebene trägt den Namen Margarita d. i. Perle, also auch Stein. Der Brauch war im Mittelalter auch in der lateinischen Kirche nicht unbekannt. — Es widerspricht sonach, wie es scheint, die Auslegung von „Graal" als Kelch oder Schüssel dem kirchlichen Grundgedanken des ganzen Bildes. Wenn Maria (d i. im Epos Ourepense) den Graal trägt, so erfüllt es die Idee nicht, daß sie eine Schüsselträgerin heißt, wenn auch darinnen das Blut ist, sondern sie ist die Christträgerin, die Trägerin seines Leibes. Christus speist die ganze Welt, denn er sprach: Ich bin das Brod des Lebens. Christus wird ein Stein genannt, wie biblisch das Wort im Gebrauch ist: Eckstein, Grundstein. Bei Clemens von Alexandrien heißt der durchleuchtende und reine Jesus „heiliger Stein" und „Perle". Christus also ist der Stein, den Ourepense trägt und auf den Tisch von Granat Jachant, von welchem der Wirth und seine Ritter speisen, niedergelegt. — Soviel zur Sinneserklärung des Graal.

„Die Etymologie des Wortes graal für Schüssel hat keine besondere Beweiskraft; wie aus cratalis, crater könnte es ebenso gut aus dem mittellateinischen gradale, graduale, dem Stufengesang, abgeleitet werden. Um so mehr mußte bei der Betrachtung des Wortes graal die Frage entstehen, ob auch bei seiner Erklärung und resp. Zurückführung in das lateinische Idiom dabei ein Wort ins Auge gefaßt ward, welches hinreichend im kirchlichen oder volksthümlichen Gebrauch gewesen, um zu einer so bedeutungsvollen Symbolik zu gelangen. Der Ausdruck Graal erscheint als der Mittelpunkt des kirchlichen Gedankens. Könnte nachgewiesen werden, daß cratale, gradale, crater als Becher, Kelch, Gefäß, eine solche Verwendung im Munde des Volkes und zumal der Kirche hatte, daß daraus der Brauch von Graal für das „Manna des Himmels" und das „Brod des Lebens" sich ergab? Es ist durchaus nicht der Fall! Gradale im Sinne von Schüssel ist selten und hat gar keine kirchliche Anwendung. Von dieser Form aber müßte graal abgeleitet sein, wenn die obige Erklärung richtig wäre." Cassel hat darum eine andere Ableitung ins Auge gefaßt. „Wenn das Wort graal von einem Adjectiv des Wortes gradus abgeleitet wird, so ist dabei sowohl die sprachliche Wahrscheinlichkeit, wie der kirchliche und volksthümliche Ausdruck gesichert. Eine solche Ableitung ist die von gradilis." Cassel stellt daher die Behauptung auf, die er des Breiteren motivirt: „es sei der Graal, das Brod, das er dem Volke zur Speisung gibt, sprachlich nichts Anderes, als das panis gradilis, und nur aus der Volks- und Staatssitte in die kirchliche und poetische Symbolik übertragen. Gradilis kommt nur im Zusammenhange mit panis vor. Spenden, welche zur Unterstützung des Volkes durch die römischen Kaiser schon vor Constantin gemacht wurden und zumal in runden Weizenbroden bestanden, wurden panes gradiles genannt. Denn von einer Erhöhung, zu der man auf Stufen

hinaufstieg und die, um den Zudrang zu verhindern, vergittert war, fand die Vertheilung statt. Es war eine tägliche Spende, welche von oben an das Volk nicht nur in der Hauptstadt verliehen wurde." „Die Uebertragung der panes gradiles auf das Brod, welches vom Altar aus an alles Volk vertheilt ward, war so natürlich und wahrscheinlich, daß man sie nur anzudeuten braucht, um die Uebereinstimmung zu fühlen. Denn Zug um Zug, bis in die unscheinbarsten Einzelheiten läßt sich Name und Wesen von der weltlichen Institution in die geistliche übertragen wiedererkennen." „Es wird daher wohl keinen Anstand finden, zu erkennen, daß auch gradilis in graal überging, und der heilige Graal das heilige Brod sei, welches Alle ernährt und Leben spendet, das von der Höhe gereicht wird und das alles Volk von den weißen Linnen zu sich nimmt."

Man wird zugeben müssen, daß diese Erklärung Cassels der Bedeutung, der symbolischen sowohl als der sprachlichen, des geheimnißvollen Graal überraschende Vorzüge hat, welche des Näheren auszuführen er auch keineswegs unterließ und die wir hier nicht wiederholen können. Jedenfalls stehen diese Erklärungen weit über den Spielereien, in welchen man sich in der letzten Zeit gefiel. Erst durch diese Deutung bekommt die ganze Graalsage, in der die Sage von Josef v. Arimathia für Jedermann ein fremdes, höchst unpassendes Glied bildet, ihren einheitlichen Charakter. Es ist, als wenn ihrem Bau erst dadurch die Kuppel aufgesetzt würde. Und es dünkt uns sehr wahrscheinlich, daß sie Viele für sich gewinnen wird.

Der Somnambulismus.

Von Carl du Prel.

(Schluß.)

2. Der künstliche Somnambulismus.

Wie alle Dinge der Natur in ihrer Wesenheit reiner erkannt werden, wenn sie von ihren zufälligen Bestandtheilen, gleichsam ihren Schlacken befreit und als Präparate dem Verstande dargeboten werden, so auch der Somnambulismus. Als natürliche Erscheinung tritt er auf im Gefolge von Krankheiten, oder infolge von hochgradiger innerer Aufwühlung — z. B. in der christlichen Mystik —, oder auch unter dem Einflusse verschiedener chemischer Substanzen — z. B. im Hexenwesen. In allen diesen Fällen haften ihm aber zufällige Bestandtheile an, indem die Symptome dieser Gelegenheitsursachen sich oft mit den Symptomen des Somnambulismus selbst vermischen. Wenn nun die Aerzte den schon besprochenen Unterschied zwischen Gelegenheitsursache oder Bedingung und eigentlicher Ursache nicht erkennen, dann halten sie häufig die Symptome der Schwellenverschiebung im Somnambulismus für Symptome derjenigen meistens krankhaften Ursache, wodurch die Schwelle verschoben wird. So werden z. B. häufig die Symptome religiöser Ekstase, wenn diese im Gefolge — post hoc, aber nicht propter hoc — von Hysterie auftritt, kurzweg als Symptome der Hysterie abgethan, oder des Irrsinns, wenn der Somnambulismus innerhalb des Irrsinns auftritt; und weil im Fieber oft krankhafte Phantasmen auftreten, werden auch die Visionen des im Gefolge des Fiebers häufig vorkommenden Somnambulismus als krankhafte, daher werthlose Phantasmen erklärt.

Zu den Potenzen nun, welche den Somnambulismus erwecken können, gehört der Einfluß, den ein Mensch auf seinen Nebenmenschen ausüben kann; weil aber dieser Einfluß in beliebiger Weise geregelt werden kann — wenn wir auch die Gesetze dieser Regelung noch sehr wenig kennen — läßt sich der Somnambulismus auch als künstliches Präparat, gereinigt von seinen zufälligen Bestandtheilen, herstellen. Zwar ist auch dieser künstliche Somnambulismus bisher fast nur bei Kranken angewendet worden, deren Empfänglichkeit sogar meistens mit der Krankheit selbst verschwindet; aber eine spätere Experimentalpsychologie wird den Somnambulismus nur um so reiner darstellen, wenn sie den gesunden, wiewohl seltener empfänglichen Menschen zum Object ihrer Versuche nimmt.

Der künstliche Somnambulismus stellt sich ein, wenn ein Mensch — Somnambule — durch einen anderen Menschen — Magnetiseur — dem Einfluß des thierischen Magnetismus unterworfen wird. Dieser magnetische Schlaf ist viel tiefer, als der durch die Naturheilkraft allein erzeugte, aber wesentlich gleiche Schlaf des natürlichen Somnambulismus; das innere Erwachen ist ferner im magnetischen Schlafe viel vollkommener und klarer*), und demgemäß sind auch in letzterem die psychischen Fähigkeiten der Somnambulen, wiewohl sie in beiden Zuständen wesentlich gleich sind, reiner und gesteigert. Aus allen diesen Gründen ist der magnetische Schlaf geeigneter, uns das Wesen der Sache zu offenbaren, als der natürliche Somnambulismus; aber die wesentliche Gleichheit der Phänomene läßt erkennen, daß in beiden Zuständen physisch und physiologisch derselbe Proceß vor sich geht, d. h. daß es eine und dieselbe Kraft ist, welche oft spontan im Inneren des Organismus entbunden wird, aber auch vom Menschen auf den Nebenmenschen ausströmen kann. Der Mensch kann sich demgemäß auch selber in magnetischen Schlaf künstlich versetzen, — eine Kunst, wovon die altindische Geheimlehre in der Vedantaphilosophie mehr wußte, ja wovon die heutigen indischen Fakire, die sich lebendig begraben lassen, mehr wissen, als wir Europäer.**)

Der künstliche Somnambulismus setzt also eine innere Anlage voraus, welche durch die magnetische Behandlung nicht eigentlich erzeugt, sondern nur zur Thätigkeit angeregt wird; er erleichtert nur den Eintritt eines Processes, den die Natur häufig aus eigener Initiative als heilsame Krise erweckt, gestattet aber eine beliebige Steigerung und Regelung dieses Processes.

Die Entdeckung oder vielmehr — historisch gesprochen — die Wiederentdeckung des thierischen Magnetismus gebührt dem Arzte Mesmer und fällt in das Ende des vergangenen Jahrhunderts. Diese Zeit war sehr ungünstig für die richtige Würdigung dieser Entdeckung. Der Materialismus beherrschte schon damals die der Revolution entgegentreibenden Köpfe. In Folge dessen geschah, was meistens bei wichtigen neuen Entdeckungen geschieht: erst leugnet man die Thatsachen, und wenn sie sich nicht mehr leugnen lassen, werden sie vom Standpunkte des jeweilig herrschenden Systems beurtheilt, nach dem Beispiele des oben erwähnten Negers von Livingstone. Zu dieser Beurtheilung glaubte sich nun die materialistische Psychologie um so mehr berechtigt, als, wie schon gesagt, Symptome der Krankheit häufig mit Symptomen des innerhalb der Krankheit entstehenden Somnambulismus sich vermischen. Man verwechselte also schon damals Ursache und Bedingung, glaubte an einen Causalzusammenhang zwischen Krankheit und den Erscheinungen des Somnambulismus, und erklärte daher den Somnambulismus seinem Inhalte nach als krankhaft, während doch nur die hinter seiner Bedingung liegende Ursache dieser Bedingung krankhaft ist.

Diese materialistisch-physiologische Beurtheilung des Somnambulismus ergab natürlich eine ganz schiefe Auffassung seiner Erscheinungen, die sich mit diesem Maßstab so wenig messen lassen, als Pfunde mit Ellen. Diese Erscheinungen finden im Materialismus nicht nur keinen Platz, sondern sind vielmehr sehr geeignet, den materialistischen Ring, der die Köpfe einengt, gewaltsam zu sprengen.

Man würde übrigens Unrecht thun, die damalige Generation für besonders tadelnswerth zu halten. Es ist historisch nachweisbar, daß gerade die Vertreter der Wissenschaft von jeher den wirklich neuen Ideen die größten Hindernisse bereiteten. Und das begreift sich: Goethe sagt irgendwo, daß die größten Feinde neuer Ideen die alten Ideen seien; es muß also die größte aprioristische Voreingenommenheit gegen Neues eben dort zu finden sein, wo man sich der alten Ideen am meisten bewußt ist, und sie zu einem System zusammengestellt hat. Sogar muß gerade eine hohe Entwicklung eines Wissenszweiges um so ge-

*) Kieser, Archiv für thierischen Magnetismus. I, 3. S. 15.

**) Preyer, Der Hypnotismus. S. 43—60.

neigter machen, solche Ideen auszuschließen, welche geeignet sind, den alten Rahmen zu sprengen. In einem Systeme gibt es keinen Platz für in sich ganz neue Erscheinungen, weil darin die alten Erscheinungen zu einem planmäßigen scheinbar vollendeten Ganzen verbunden sind, und es nicht in der Natur der Systematiker liegt, durch offen gelassene Lücken das System selbst als lückenhaft hinzustellen. Als z. B. der Akademie in Paris gemeldet wurde, es seien Meteorsteine in Frankreich niedergefallen, verwarf sie das als Aberglauben, und sogar ein Geist wie Goethe verlachte in seiner Jugend den Meteor von Ensisheim. Bei den alten Griechen dagegen waren die vom Himmel fallenden Steine ohne alle Voreingenommenheit als Thatsachen anerkannt. Dieser Rückschritt der Meinungen erklärt sich geradezu aus den Fortschritten der Astronomie. Die der Griechen war noch nicht in dem Grade abgeschlossen und zum System verknöchert, konnte daher neue Thatsachen sich leichter assimiliren, als die hochentwickelte Astronomie der Neueren, welche für unmöglich erklärten, was nur für ihr System unverdaulich war. So wird also die Wissenschaft der Natur gerade durch ihre Ausbildung zum Prokrustesbette der Natur.

So ist auch der Mesmerismus für den Materialismus ganz unverdaulich; der letztere, zum System erstarrt, hat seine Biegsamkeit verloren, und statt das System umzuwandeln, sucht man die Thatsachen umzudeuten, und spricht von Hysterie, Hallucination und schließlich sogar von Betrug, nur um das unbequeme Hellsehen nicht anerkennen zu müssen. Die Physiologen suchen die Formel zur Erklärung des Menschenräthsels lieber in aufgeschnittenen Thierleibern, statt sie aus ihrem eigenen Innern heraufzuholen. Sie gleichen Leuten, die überall nach ihrem Hute herumsuchen, während sie ihn doch auf dem Kopfe haben.

Wer, im System befangen, von der Voraussetzung ausgeht, daß alle Psychologie in Physiologie auflösbar sein muß, der muß consequenter Weise das Hellsehen leugnen. Und wenn er zwischen Ursache und Bedingung nicht unterscheidet, dann muß er es für eine Unmöglichkeit erklären, daß ein Mensch dadurch hellsehend werden kann, daß ein anderer Mensch an seinem Leibe magnetische Striche herunterführt. Diese Unmöglichkeit wird aber auch jeder Einsichtige zugeben; es liegt in der menschlichen Hand keine Kraft, um einen Anderen hellsehend zu machen. Wohl aber ist Folgendes logisch möglich: Bei den magnetischen Strichen, die ich an einem fremden Organismus herabführe, entströmt meiner Hand ein materielles Agens, das für den Sehnerv unsichtbar ist, außer etwa in der Dunkelkammer. Indem dieses Agens in den fremden Organismus übergeht, sich mit dem gleichartigen Agens desselben verbindend und es in noch nicht genügend aufgeklärter Weise vertheilend oder lokalisirend, wird der Organismus in tiefen Schlaf versenkt. Bis hierher reicht der Causalzusammenhang: der magnetische Strich ist Ursache des magnetischen Schlafes. Angenommen nun, es fänden in diesem Schlafe gewöhnliche Traumvisionen statt, so ist von diesen nicht mehr der Strich die Ursache, sondern die letzte Wirkung des Striches, der tiefe Schlaf, ist seinerseits wiederum die Bedingung jener Visionen, deren Ursache aber im Inneren des Organismus, nämlich in seinen physiologischen Dispositionen liegt. Noch viel weniger kann der magnetische Strich Ursache der wahren Visionen des Hellsehens sein. Aber in dem von ihm verursachten Schlafe findet eine Verschiebung der psychophysischen Schwelle statt; die für den wachen Zustand constante Trennungslinie zwischen Bewußtem und Unbewußtem wird also verlegt, ein neues Empfindungsmaterial wird geliefert, zunächst aus der inneren Körpersphäre, sodann aber auch aus der Außenwelt, und mit den neuen Empfindungen stellen sich naturgemäß auch neue Erkenntnisse und Fähigkeiten ein. Der magnetische Strich ist also nicht Ursache dieser Fähigkeiten, die schon latent in uns lagen, sondern er hat nur durch Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins das Hinderniß hinweggeräumt, das der Entfaltung dieser Fähigkeiten im Wege stand. Der magnetische Strich liefert also lediglich die Bedingung, bei deren Gegebensein es möglich ist, daß das vom sinnlichen Bewußtsein des Wachens unter die Schwelle zurückgehaltene transcendentale Subject die Empfindungsschwelle überschreitet.

Das Alles ist nicht nur logisch möglich, sondern durch Tausende von Experimenten schon als Thatsache constatirt. Vom Licht der Sinne gilt also, was vom Licht der Sonne gilt. Diese erzeugt nicht die Fixsterne, und vernichtet sie nicht, sondern läßt sie nur optisch hervortreten und verschwinden, je nachdem sie untergeht oder aufgeht; in gleicher Weise tritt das transcendentale Subject aus dem Unbewußten hervor, oder ins Unbewußte zurück, je nachdem das sinnliche Bewußtsein untergeht oder aufgeht.

Es ist ganz vergeblich, Jemandem das Hellsehen auch nur seiner logischen Möglichkeit nach begreiflich zu machen, wenn er nicht diesen wichtigen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung einsieht. Und doch findet sich diese Einsicht schon bei dem alten Plutarch, wenn er sagt: „So wie die Sonne nicht erst dann, wenn sie aus den Wolken entweicht, glänzend wird, sondern es beständig ist, und nur wegen der Dünste uns finster und unscheinbar vorkommt, ebenso erhält auch die Seele nicht erst dann, wenn sie aus dem Körper wie aus einer Wolke heraustritt, das Vermögen, in die Zukunft zu sehen, sondern besitzt es schon jetzt, wird aber durch ihre Vereinigung mit dem Sterblichen geblendet.“*)

Durch die Wiederentdeckung jener geheimnißvollen Kraft, die wenig zutreffend als thierischer Magnetismus bezeichnet wird, ist für eine Experimentalpsychologie die Grundlage gelegt. Daß aber dieser Entdeckung die Anerkennung noch immer nicht in genügendem Maße gefolgt ist — erst die neueren regen Untersuchungen über Hypnotismus kündigen eine Wendung zum Besseren an — erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, welche Concession von Seiten der Arzneiwissenschaft in dieser Anerkennung läge. Die bloße Definition der Sache zeigt schon genügend die Schwierigkeiten an, die ihr im Wege stehen. Ich wähle mit Absicht eine Definition, die den Mesmerismus auf seinen paradoxesten Ausdruck bringt, aber gleichwohl zutreffend ist. Die magnetische Behandlung ist eine Heilmethode, worin der Patient die Rolle des Arztes übernimmt — er nimmt seine eigene Diagnose vor und gibt selbst die Heilmittel an — während der Arzt, insofern als er mit dem Magnetiseur zusammenfällt, die Arznei bildet. Das zu glauben wird einem Arzte ziemlich schwer fallen; man wird große Mühe haben, ihn zu überzeugen, daß ein ungebildeter Mensch im Schlafe von Diagnose und Therapie mehr verstehen sollte, als ein hochgebildeter Arzt im Wachen.

Der Widerstand begreift sich also. Aber daß der Magnetismus und Somnambulismus ein Heilmittel ist, geht unwiderleglich schon daraus hervor, daß es einen natürlichen Somnambulismus gibt, den die Natur bei manchen Krankheiten als kritisches und wohlthätiges Symptom herbeiführt; daß ferner der künstliche Magnetismus einen sehr tiefen Schlaf herbeiführt, der die anerkannten heilsamen Wirkungen des leichten Schlafes in erhöhtem Maße nach sich ziehen muß. Der Tiefe des Schlafes entspricht aber nicht nur seine physiologische Heilkraft, sondern auch die Klarheit des innerlichen Erwachens, weil sie den Verschiebungsgrad der Empfindungsschwelle bestimmt. Durch diese Verschiebung erstreckt sich die Wahrnehmungsfähigkeit auf die inneren Zustände und steigert sich zur klaren inneren Selbstschau. Dies macht eine Diagnose möglich, deren Werth nicht geringer anzuschlagen ist, wenn auch die technischen Ausdrücke der Wissenschaft dabei nicht zu Gebote stehen.

Aber auch in Bezug auf die Außenwelt ist der Organismus nicht blos den Einwirkungen unterworfen, welche uns im Wachen bewußt werden, sondern auch noch anderen, die, weil unterhalb der Empfindungsschwelle liegend, erst mit Verschiebung derselben wahrgenommen werden. Von den chemischen Substanzen des Mineral- und Pflanzenreiches erfährt er Einflüsse, die im Wachen nur höchst selten als Idiosynkrasien zur Geltung kommen, und er fühlt ihr nützliches oder schädliches Verhältniß zum Organismus, wie es im thierischen Instinct geschieht. Auf diesem Vermögen beruht die Fähigkeit der Somnambulen, sich selber die geeigneten Heilmittel zu verordnen.

*) Plutarch, Ueber den Verfall der Orakel.

Die merkwürdigen Fähigkeiten des Somnambulen finden sich nicht immer alle zusammen in einem Individuum vereinigt, sondern häufig nur vereinzelt, so daß die Beobachtung mehrerer Fälle dazu gehört, um ein Gesammtbild dieses Zustandes zu erhalten. Zudem sind die individuellen Unterschiede sehr bedeutend.

Ueber das Wahrnehmungsorgan und die Wahrnehmungsweise der Somnambulen ist man noch sehr im Dunkel. Da das Hirnbewußtsein der Somnambulen unterdrückt ist, hat man das Gangliensystem mit dem Sonnengeflecht als Centrum für ihr Wahrnehmungsorgan erklärt, in so ferne mit Recht, als mit den psychischen Functionen im Somnambulismus Veränderungen im Gangliensystem eben so parallel gehen, wie das sinnliche Bewußtsein mit Veränderungen des Gehirns parallel geht, welchen Parallelismus die Materialisten in ein Causalverhältniß verwandeln zu dürfen glauben.

Wenn die Somnambulen selbst von ihrer Wahrnehmungsweise reden, geschieht es naturgemäß in der Sprache der Sinne; sie sprechen also von Sehen, Hören ꝛc. Es ist dies natürlich nur ein Behelf, und man kann nicht etwa das räumliche Fernsehen so auffassen, als würde der Gesichtssinn durch den Somnambulismus eine teleskopische Erweiterung erfahren. Es ist daher besser, die Bezeichnung der Wahrnehmungsweise des „inneren Sinnes" als eine bloße Uebersetzung in die Sprache des Wachens anzuerkennen, statt in wörtlicher Auslegung dieser Bezeichnung sich zum Skepticismus verleiten zu lassen, oder verfrühte Definitionen dieses inneren Sinnes vorzunehmen. Mit Bestimmtheit können wir nur sagen, daß, aber nicht wie die Somnambulen wahrnehmen; und da wir die Allgemeingültigkeit des Causalitätsgesetzes auch für diesen Zustand voraussetzen müssen, so folgt daraus nothwendig die Existenz eines Wahrnehmungsorgans und ein gesetzmäßiger, durch ein materielles Agens vermittelter Zusammenhang zwischen diesem Organ und der Außenwelt, der zwar auch im Wachen vorhanden ist, aber unterhalb der Empfindungsschwelle verläuft, deren Verschiebung im Somnambulismus die Wahrnehmung möglich macht. Wenn man einen Träumer fragen könnte, ob er schlafe, so würde er es verneinen; diese Frage verneinen auch die Somnambulen mit Bezug auf ihr inneres Wachen, und zwar mit um so mehr Recht, als, was sie wahrnehmen, ein Theil der Wirklichkeit ist. Mag nun auch dieser innere Sinn ein noch sehr dunkles Wort sein, so sind doch die äußeren Sinne im Somnambulismus der Art geschlossen, daß sie für die innere Wahrnehmung nicht in Betracht kommen; es ist also nicht befremdend, zu hören, daß sogar Blindgeborene im Somnambulismus sehen*), wie sie auch im gewöhnlichen Schlafe Traumbilder haben.

Um die verschiedenen psychischen Functionen der Somnambulen begreiflich zu machen und die dagegen gerichteten Zweifel zu zerstreuen, ist eine längere Untersuchung nöthig, die ich mir für eine eigene Schrift vorbehalte. Hier muß ich mich auf bloße Andeutungen beschränken, die aber genügen mögen, um zu zeigen, daß sowohl Erkenntnißweise als Erkenntnißinhalt der Somnambulen über das sinnliche Bewußtsein und Selbstbewußtsein hinausragen. Diese bilden daher nur einen der uns Menschen möglichen psychischen Zustände, und nur der halbe Mensch ist definirt, wenn man nur sein geistiges Wesen im Wachen in Betracht zieht. Nicht im Wachen wohl aber im Somnambulismus vermögen wir es, die Diagnose unseres Inneren vorzunehmen, und die nöthigen Heilmittel anzugeben. Ein Gegensatz zum Wachen zeigt sich auch in der größeren Angemessenheit der Mienen und Geberden zu den inneren Empfindungen der Somnambulen; ihre Sprache veredelt sich und ihr Erinnerungsvermögen umfaßt längst vergessene Dinge. Ihre Visionen sind häufig allegorisch, wie ja häufig schon im gewöhnlichen Traum, so daß sie selbst oft den Sinn derselben nicht verstehen. Ihre Mienen verrathen den Ausdruck eines ihrer neuen Lage entsprechenden Nachsinnens und ein hochgesteigertes Wohlsein. Wenn ihr inneres Leben zur höchsten Klarheit sich steigert, so zeigen sie auch eine moralische und intellectuelle Steigerung, welche letztere aber nicht als erhöhte Reflexion aufzufassen ist, sondern als intuitive Erkenntnißweise, wie es stattfindet in den mit dem Somnambulismus verwandten Zuständen des Instincts und der künstlerischen Production, mit vorwiegender Betheiligung des Gefühls und der Phantasie. Nehmen wir hierzu noch das Hellsehen mit seinem Abstreifen der Erkenntnißformen Raum und Zeit — worin die beste Bestätigung der Lehre Kants liegt — so kann man wohl sagen, daß sich im Somnambulismus eine dem sinnlichen Bewußtsein verschlossene Welt offenbart, und ein dem normalen Selbstbewußtsein verschlossenes Ich. Die physiologische und philosophische Erkenntnißtheorie sind darüber längst im Reinen, daß die Welt unsere Vorstellung ist, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt; sie anerkennen eine jenseits unserer Sinne liegende transcendentale Welt. Dies wird bestätigt durch den Somnambulismus; er zeigt, daß unser Bewußtsein die Welt nicht erschöpft, indem die bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle auch den Schleier von der transcendentalen Welt einigermaßen lüftet; er zeigt aber auch, daß das Gleiche vom Selbstbewußtsein, als einem bloßen Specialfall des Bewußtseins, gilt, d. h. daß unser Selbstbewußtsein unser Ich nicht erschöpft, indem eine bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle die transcendentale Verlängerung des Ich und uns als Bewohner jener transcendentalen Welt erkennen läßt.

Bisher ist das Unbewußte von der Physiologie nur anerkannt worden in Bezug auf die vegetativen Functionen des Organismus, die sich ohne Antheil des bewußten Willens vollziehen, und im Denken, indem sie den im Bewußtsein auftauchenden Gedanken als Endresultat eines unbewußten Processes auffaßt. Einen größeren Schritt hat die Philosophie gethan, und Hartmann hat in der ganzen Welt der Erscheinungen diesen für unser Bewußtsein unauflöslichen Kern des Unbewußten nachgewiesen. Damit ist nun für die Weiterentwicklung der Philosophie eine bestimmte Richtung angezeigt. Zunächst handelt es sich um eine nähere Definition des Unbewußten. Offenbar ist eine solche nur dann möglich, wenn Zustände des Menschen gegeben wären, worin die normale Empfindungsschwelle unseres Bewußtseins und Selbstbewußtseins verschoben ist. Das geschieht nun im Somnambulismus. Wir erkennen aus ihm, daß unsere unbewußten Functionen nur relativ unbewußt sind, nämlich nur für den sinnlich erkennenden Menschen, daß sie aber begleitet sind von einem transcendentalen Bewußtsein — wodurch eben die Selbstdiagnose der Somnambulen möglich wird. Das Gleiche gilt vom Instinct und der genialen Production, die ebenfalls vom transcendentalen Bewußtsein begleitet sind. Weil nun aber dieses transcendentale Bewußtsein unserem Ich in seiner transcendentalen Verlängerung angehört, und die Individualität im Somnambulismus keineswegs pantheistisch zerfließt, sondern sogar gesteigert wird, so muß zunächst von dem Unbewußten der pantheistischen Systeme eine große Provinz losgetrennt werden, und der metaphysische Individualismus tritt wieder in sein ihm verkümmertes Recht.

Das Individuum liegt also diesseits und jenseits der Empfindungsschwelle. Diese beiden Hälften unseres Wesens verhalten sich aber wie zwei Schalen einer Wage; die eine taucht über die Empfindungsschwelle in dem Maße auf, als die andere sinkt. Wenn die Somnambulen erwachen, schrumpft ihr Bewußtsein und Selbstbewußtsein zum normalen Zustande des Wachens zusammen. Die Empfindungsschwelle bewirkt also allerdings einen Dualismus unseres Wesens; aber es ist das ein gleichsam nur optischer Dualismus von zwei Personen eines monistischen Subjects, wie ein Doppelstern in seinem gemeinschaftlichen Gravitationspunkt monistisch aufgehoben ist. Die menschliche Seelenlehre, welche von der modernen Naturwissenschaft wegen ihres Dualismus preisgegeben worden ist, verliert also dieses anstößige Merkmal und wird monistisch.

So bildet also der Somnambulismus die Grundlage für ein den Menschen betreffendes Lehrgebäude, dessen Inhalt sich zusammenfassen läßt als Lehre von der Zweieinigkeit des Menschen.

*) Kieser, Archiv für thierischen Magnetismus. II, 1. S. 22.

Sprachstudien aus der guten und aus der schlechten Gesellschaft.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Die jetzige preußische Provinz Hessen, d. i. das ehemalige Kurfürstenthum dieses Namens, ist in mundartlicher Hinsicht ein sehr interessantes Gebiet. Im Süden des Landes, z. B. in der vormaligen Grafschaft Hanau, wird fränkische Mundart gesprochen, und zwar mit entschieden süddeutschem Tonfall. Im Norden dagegen, in der Grafschaft Schaumburg, deren Hauptstadt Rinteln ist, herrscht schon das entschiedenste Plattdeutsch. Der größere Theil des Landes dagegen, welcher zwischen jenen beiden Extremen in der Mitte liegt, spricht mitteldeutsche Mundart und zwar in einer höchst eigenthümlichen Weise, nämlich so, daß der niederdeutsche und der oberdeutsche Dialekt sich nicht miteinander vereinigt haben, um ein Drittes hervorzubringen, sondern daß die Consonanten mit fränkischer und die Vocale mit niedersächsischer Zunge ausgesprochen werden. Daraus entstehen denn oft gar seltsame Dinge. Ich will eins dieser Mißverständnisse anführen.

In der Nähe der hessischen Hauptstadt Kassel liegt das Dorf Wehlheiden. Jetzt ist es wohl eher als eine Vorstadt von Kassel zu betrachten. In Kassel grassirt die Redensart: „Das kann der Bauer von Wehlheiden auch.“ Merkwürdigerweise fand ich dasselbe sprichwörtliche Dictum auch in Berlin; nur hatte man, da man in Berlin von Wehlheiden nichts weiß, an die Stelle jenes Bauern einen Hausknecht angenommen. In Berlin sagt man nämlich: „Das kann Fetschows Hausknecht ooch.“

In dem Büchlein „Der richtige Berliner in Worten und Redensarten“ wird diese Phrase dahin erläutert, daß in Berlin in der Klosterstraße heute noch eine Großhandlung unter der Firma „Fetschow und Sohn“ existirt, und daß sich bei den Inhabern des Geschäftes die Tradition von dem berühmten Hausknechte bis zum heutigen Tage bewahrt hat; — ein seltener Fall, daß sich noch lebende Zeugen für den persönlichen Ursprung einer solchen stehenden Redensart finden lassen. Obgleich es nun sorgfältiger Nachforschung ungeachtet nicht gelungen, den Namen des gedachten Hausknechtes, oder irgend etwas über dessen „Leben, Meinungen und Thaten“ auszumitteln, so darf man doch annehmen, daß derselbe ein Renommist war, d. h. daß er von ihm verrichtete Dinge als Großthaten darstellte, die in der That so schwer nicht waren. Wenn ich auf dem Billard einen leichten Ball mache und mich dessen berühme, dann sagen mir meine Mitspieler: „Det kann Fetschows Hausknecht ooch.“ Zuweilen heißt es indessen in Berlin: „Das kann Lehmanns Kutscher auch.“ Wir haben also die Wahl zwischen Lehmanns Kutscher, Fetschows Hausknecht und dem Bauer von Wehlheiden. Was mich anlangt, so möchte ich dem letzteren den Vorzug geben; denn der Bauer, der dicht bei der Hauptstadt wohnt und in der letzteren verkehrt, ohne seine Rusticität zu unterdrücken, ist eine interessante Erscheinung. So hat man in Berlin den „Schöneberger Bauer“, dessen Grundstücke ohne sein Zuthun plötzlich dadurch, daß sie Gegenstand der Terrain- und Bauspeculation wurden, enorm im Werth stiegen und ihren Eigenthümer zum Millionär machten. Ein solcher Bauer, den ich die Ehre hatte zu kennen, versicherte, er habe Alles abgelöst, auf keinem seiner Grundstücke haftet ein „Onyx“ (onus = Last); und als ein Beamter um seine Tochter freite, sagte er rundweg, er gebe seine Tochter nicht einem Beamten, denn bei einem solchen sei man nicht sicher davor, daß man um Hab und Gut komme, derselbe könne ja ein Cassen-„Confect“ machen (Confect statt Defect).

Noch interessanter als der Bauer von Wehlheiden ist übrigens der Todtengräber von Wehlheiden. Derselbe führte über die Leichen, die er begrub, ein genaues Register, in welches er nicht nur den Namen, den Stand und das Alter des Verstorbenen eintrug, sondern auch die Krankheit, woran er gestorben. Bei einer Revision dieses Registers ergab sich's, daß ein nicht unerheblicher Theil der auf dem gedachten Friedhofe Ruhenden an einer Krankheit gestorben war, welche die Revisoren nicht kannten. Die Krankheit hieß: „Schweinzucht“; und doch hatte die Sache ihre Richtigkeit. Es war damit nämlich so zugegangen:

Der Wehlheider nennt (getreu dem oben angeführten Grundsatze seiner Mundart: oberdeutsche Consonanten und niederdeutsche Vocale) das Schwein: Schwîn; er weiß aber, daß man im Schriftdeutschen statt des î ein „ei“ setzt; und so hatte er denn die „Schwinsucht“ (das d wird dort im gemeinen Leben nicht ausgesprochen) in „Schweinzucht“ verwandelt, indem er statt des weichen î ein hartes ei und statt des weichen s ein harfes z schrieb. Wenn unsere Gesundheits-, Ungesundheits- und Sterblichkeitsstatistiker vom deutschen Reichsgesundheitsamt ihre Forschungen auch auf die Vergangenheit ausdehnen und dabei das Register des Todtengräbers von Wehlheiden benutzen, so wird ihnen diese Todesursache „Schweinzucht“ viel Kopfzerbrechen verursachen, falls sie nicht vorher diese meine Abhandlung gelesen haben sollten, was ich ihnen empfehle.

Kurhessen ist freilich die Musterstätte origineller Krankheiten. An einem Orte, welchen zu nennen mir die Höflichkeit verbietet, existirte ein Hospital, welches von einem ehemaligen Militär (nicht eben höherer Charge) schlecht und gerecht dirigirt wurde. Der Mann war nicht gerade ein Schriftgelehrter, aber ein sorgfältiger und redlicher Verwalter. Nachdem das Land im Jahre Sechsundsechzig preußisch geworden war, erschien ein aus Berlin abgesandter Commissarius, um sich über die Sanitätsverhältnisse in weiland Kurhessen zu unterrichten. Er fand bei diesem Hospital Alles in bester Ordnung; u. A. fragte er auch unsern alten militärischen Hospitaldirigenten, ob man im Hospital viele Todesfälle habe.

„Danke der Nachfrage,“ brummte der Alte, „mit den Todesfällen, da geht's als noch. Freilich kommt viel auf die Krankheit an, die auf den Zetteln steht, mit welchen die Kranken eingeliefert werden. Indessen gelingt es doch, die Menschen zuweilen am Leben zu erhalten, bei allen Krankheiten, mit Ausnahme einer einzigen. Die heißt nämlich „Moribundus“. Wenn diese Krankheit auf dem Zettel steht, dann ist dem Manne niemals zu helfen; dann stirbt er, wir mögen mit ihm machen, was wir wollen.“

Die Aerzte schrieben nämlich bei unheilbaren Kranken auf den Ablieferungsschein das lateinische Wort „Moribundus“ (im Sterben begriffen), und der alte Director, der früher ein braver Soldat und jetzt ein gewissenhafter und praktischer Verwalter, aber niemals ein großer Gelehrter, und der Sprache Ciceros vollständig unkundig, war, hatte geglaubt, dieses Wort bedeute, ähnlich wie bei Cholera Morbus, irgend eine sehr gefährliche Krankheit. —

Ich habe diese paar Beispiele babylonischer Sprachverwirrung nur vorausgeschickt, um den Appetit zu wecken, und wende mich nun zu meiner eigentlichen Aufgabe, nämlich zu einer Skizze derjenigen Mißverständnisse, Irrungen, Wirrungen und Verunstaltungen, welche entstehen, wenn verschiedene Mundarten und Sprachen mit einander in einen Verkehr, eine Uebertragung oder einen Austausch gerathen, welcher nicht geregelt ist durch sprachliche Einsicht. Es entsteht daraus eine förmliche Komödie der Irrungen; und ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß unsere Lustspieldichter sich dieses Stoffes, der wahrscheinlich ein dankbarer sein würde, noch nicht bemächtigt haben.

Ich beginne mit denjenigen Irrungen, welche, wie die „Schweinzucht“ des Todtesgräbers von Wehlheiden, sich ausschließlich auf deutschem Gebiete entwickeln, aus Differenzen zwischen verschiedenen Mundarten, oder aus solchen zwischen dem Dialekt und der Schriftsprache, oder endlich aus einem zur Caricatur ausartenden Bestreben, ein potenzirtes Hochdeutsch (das man auch Mock-Deutsch oder Talmi-Deutsch nennen könnte) zu sprechen, d. i. das Hochdeutsch noch zu verhöhern — eine Krankheit, welche sich, gewöhnlich mit einer affectirt-geschmacklosen Halbbildung vereinigt, in entlegenen Kleinstädten vorfindet.

Der Oberdeutsche hat mißverständlicher Weise aus dem „dat mul open hölen“ (das Maul offen halten) des Niederdeutschen ein vollkommen sinnloses „Maulaffen feil halten“ gemacht. Sinnlos: denn es gibt erstens keine Art von Affen, welche man „Maul-Affen“ nennt (vielmehr haben sie alle

Mäuler); und zweitens, wenn es welche gäbe, würde man sie nicht feil halten, weil sie Niemand kaufte. Aus dem niederländischen Jan primus, Johann der Erste, hat, wie ich an einem anderen Ort nachgewiesen, der Oberdeutsche einen Gambrinus gemacht.

Der Plattdeutsche seinerseits antwortet mit ähnlichen Verunstaltungen. Ein niederdeutscher Bauer klagt dem Arzt aus der Stadt, mit welchem er glaubt, ein möglichst hohes Hochdeutsch sprechen zu müssen, es fehle ihm schon seit Wochen an „Appe-Zeit". Er wollte sagen Appetit oder Appetid. Da aber „Tid" plattdeutsch ist und „Tid" auf hochdeutsch „Zeit" heißt, so gerieth er auf einen seltsamen Abweg.

Ein Anderer forderte, geleitet von demselben sprachlichen Bestreben, von dem Apotheker in der Stadt etwas zum „Abfeiern" oder gar „Abfeuern". Er dachte Abführen, was er spricht „abfirn", sei Plattdeutsch und er wollte Schriftdeutsch sprechen.

Ein Dritter sprach mit mir von der „Stadt Wein". Ich hatte von einer solchen Stadt, mit einem so anziehenden Namen, noch nichts vernommen und erkundigte mich angelegentlich, wo sie liege. Da ergab sich denn, daß die Kaiserstadt Wien gemeint war. Der Wein heißt plattdeutsch Win oder „Win" und der gute Mann glaubte recht hochdeutsch sprechen zu müssen.

Im Taunusgebirge fragte ich einen Burschen, der mir meine Tasche trug: „Jakob, was ist das für ein Baum, der schöne, große, breitästige, der ganz allein da oben auf der Spitze des Berges steht?"

Das ist ein Einhorn, Herr Doctor, lautete die Antwort.

„Jakob, reitet dich der Teufel? Das Einhorn ist ja kein Baum, sondern ein fabelhaftes vierfüßiges Thier mit einem Horn auf der Nase. Wie nennt Ihr denn den Baum, wenn Ihr unter einander redet?"

Ja, in unserer gemeinen Sprache nennen wir ihn den Ahornbaam, aber mit Ihnen darf ich doch so nicht sprechen.

„Jacob," sagte ich, „Du wirst mir einen Gefallen erweisen, wenn Du auch mit mir so sprichst, wie Dir der Schnabel gewachsen ist; wir sind ja Landsleute; und der Baum ist wirklich ein Ahorn."

Aehnlich ging mir's in den Salzburger Alpen. Mein Führer war ein alter Handwerksbursche von jener Sorte, auf welche die Redensart Anwendung leidet: „Ein ewig rollender Stein setzt kein Moos an." Es war von seinen endlosen Wanderungen wenig an ihm hängen geblieben; und er kannte noch nicht einmal die Namen der Berge in seiner Heimat, schien sich auch wenig dafür zu interessiren. Dagegen konnten wir kein Dorf passiren, ohne daß er plötzlich still stand und mir mit feierlichem Ernst versicherte: „Gnod'n, hier hat's bereits sehr ã gut's Wierthshaus."

Er machte mich auch einmal auf eine große Schaar Vögel aufmerksam, die an einem einsamen Platze des Hochlandes eine Art von Volksversammlung abzuhalten schienen.

Er nannte das Thier „Kranich". In Wirklichkeit waren es Krähen.

„Seraphin," sagte ich ihm, „das sind keine Kraniche. Wie nennt Ihr's denn in Eurer Sprache?"

Wir heißen's halt „a Kröah", aber es heißt doch in der Sprache der Vornehmen: Kranich.

Ich suchte ihn zu belehren, jedoch mit geringem Erfolg, wie ich vermuthe.

Zur „Stadt Wein" will ich noch nachtragen:

Solche Verballhornungen haben sich sogar in unserer Schriftsprache eingeschlichen

Die gute alte niederdeutsche Stadt Braunschweig hat mit „Schweigen" gar nichts zu thun. Sie heißt Brun's-Vik, lateinisch: Brunonis vicus, der Ort des Bruno. Erst das Verhochdeutschungsfieber hat sie in eine Stätte des Schweigens verwandelt.

Ich kann auch aus meiner Heimat einige Pendants dazu liefern zur Auswahl.

Da haben wir bei Wiesbaden den Neroberg. Er ist nicht zu verachten. Denn abgesehen von der „griechischen (richtiger russischen) Kapelle", hat man da eine prachtvolle Aussicht nach dem Rhein zu; auch ist der Wein, der dort wächst, gar nicht übel. Aber mit dem Kaiser Nero hat der Berg absolut nichts zu schaffen, und man hat ihm diesen blutigen Namen erst angehängt, als man die alte Benennung „Nersberg" — so steht der District in den alten Flurbüchern und Karten — nicht mehr verstand; und kaum hatte der arme schöne deutsche Berg diesen niederträchtigen römischen Namen erhalten, da kam auch schon ein Schriftgelehrter und bewies uns, der Kaiser Nero habe die Wiesbadener Bäder gebraucht, und da er nun einmal nicht habe leben können, ohne Blut zu vergießen, so habe er sich auf diesem Berg ein seiner Jagdlust und seinem Blutdurst dienendes „Vivarium" angelegt, d. h. einen Park mit allerlei mehr oder weniger wildem Gethier, über welches Institut man bei Plinius ein Näheres nachlesen könne.

Fährst du von Wiesbaden rheinabwärts, dann kommst du nach einem Orte, wo man am Ufer des breiten Rhein gar behaglich sitzt und einen schönen Tropfen Wein trinkt.

Dieser Ort führt jetzt den unglücklichen Namen Walluff — sage und schreibe: „Uff!" Ursprünglich und eigentlich führt er den Namen des Bachs, der hier in den Rhein fällt, nämlich Waldache, d. i. Waldbach, manchmal auch „Waldaffe" in den alten Urkunden geschrieben. Diesen Namen haben unwissende Schriftgelehrten nicht verstanden und in „Walluff" verballhornt.

Auf dem Westerwald liegt ein bescheidenes Dörfchen, das Pfadheim heißt und Podhem oder Paddem gesprochen wird. Als nun dies vormals oranische Land nassauisch wurde und der neue Landesherr seine Städte im Reich zählte und ihre Namen durch seine Schreiber, die der Mundart unkundig waren, feststellen ließ, verwandelte man den unverständlichen Namen Paddem in einen lateinischen Pott, und nannte das unglückliche Dorf „Pottum", und so heißt es noch heute.

„Mög' der Himmel Euch vergeben,
Was Ihr an uns Armen thut!"

Auch der Name „Taunus", wie man jetzt das Gebirg zwischen Main, Rhein und Lahn nennt, ist eine Verballhornung. Das Gebirg heißt „Dun", ein Name, der sich in dem „Dunsberg" und „Duneberg" bis heute erhalten. Das Volk nennt es heute „die Höhe". Im Rheingau nennt man die Leute von da oben die „Ueberhöher"; das Bad Homburg heißt „Homburg vor der Höhe" und nicht: Homburg am Taunus; und wenn man einem dortigen Bauer vom „Taunus" spricht, wird man nicht verstanden. Nur die Schuljungen wissen's.

Ich will damit das Kapitel der Namen und örtlichen Bezeichnungen verlassen und nur noch bemerken, daß die oben angeführten Beispiele ebenfalls der Sprachverbesserungswuth Halbgebildeter ihren Ursprung verdanken.

Dieser in die Irre gehende Verbesserungsdrang, welcher weder von dem natürlichen Sprachgefühl, das einem Jeden innewohnt, oder innewohnen sollte, geleitet ist, noch auch von wissenschaftlicher Einsicht, treibt seltsame Blüthen. Dafür noch einige Beispiele:

Einer meiner Schreiber, welcher vorher an dem Hofe eines kleinen hinterwäldler Dynasten beschäftigt gewesen, und es liebte, höfische Manieren an den Tag zu legen, so gut er es verstand, hatte u. A. auch über zwei Redensarten nachgegrübelt, nämlich erstens über die Frage „nicht wahr?" und zweitens über das dort in gleichem Sinne gebrauchte „Gelle?" oder „Gelte" (d. i. „Soll es gelten?", oder „Ist es so?"). Sein Nachdenken hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß weder das Eine noch das Andere „Fair" sei, und da er glaubte, der eine wie der andere Ausdruck beruhe auf der Voraussetzung, daß man mit dem Angeredeten auf „Du" stehe, so hielt er den Gebrauch derselben mir, seinem gestrengen Chef, gegenüber für unstatthaft. Er fragte mich daher: „Nicht wahren Sie, Herr Doctor?" oder „Gelten Sie?" Das hielt er für höflich. Uebrigens sagt auch der Schweizer allgemein: „Gellen Sie?"

Von dem gleichen Bestreben, ein „höheres" Hochdeutsch zu sprechen, beseelt war eine alte Tante, welche die Torte „Taart" und die Sauce „Saas" aussprach. In Betreff des letzteren aber gerieth sie in einen Streit mit einer anderen, nicht minder „ge-

bildeten" alten Dame, welche behauptete, man müsse weder „Soos" noch „Saas" sprechen, das Eine sei so ordinär wie das Andere, im höheren Stil spreche man Sa-u-tse.

Die hochdeutsche Tante erzählte eines Tages auch, sie sei beinahe „die ganze Trepfe hinunter gestolpfert"; und als eine ihrer Nichten sich wieder auf die äußerste Kante des Stuhles setzte, statt auf die Mitte desselben, sagte sie zu ihr: „Aber Kind, sitze doch nicht immer so auf der Schnepfe" (Schneppe).

Vor nunmehr dreißig Jahren aber, als in München die Tonhalle noch neu war, fragte mich ein Eingeborner, ob ich noch nicht in der „Tanholle" gewesen. Er wollte hochdeutsch sprechen, vergriff sich aber in dem A und dem O, weil beide Vocale sich sonst bei ihm identificirten.

Der Berliner dagegen sagt mit großer Beharrlichkeit „Lakal" statt Lokal. Unter einem Lakal versteht er eine große und womöglich etwas wüste Bierkneipe. Der Plural heißt nicht Lakale, sondern „Lakäler". Bildlich gesprochen bedeutet dort „Lakal" auch das menschliche Antlitz. In diesem Sinne hört man in Berlin wohl auf der Straße: „Ik werde dir Eens in's Lakal hauen!"

Seltsam ist das Schicksal des Wortes „Suade", das bekanntlich lateinischer Herkunft.

Von einem Redner, der sehr leicht und fließend spricht (der boshafte Berliner sagt: „Unsinn, aber jeläufig"), sagt man, er habe eine außerordentliche „Suade", oder er verstehe es, „den Leuten die Butter vom Brod zu schwatzen". (Beiläufig bemerkt, setzt unser holländischer Nachbar „Käse" an die Stelle der Butter.)

Das Volk aber, dem das Wort Suade einen fremdartigen Klang hat, setzt statt dessen „Schwarte". In meiner Heimat sagte man von einer Frau, die aus Klatsch und Verleumdung ein Gewerbe macht, „das Weibsbild hat eine Schwarte am Kopp, wie ein Schlachtschwert". In Berlin dagegen nennt man ein solches Mundwerk eine „Revolverschnauze" oder seit dem Krieg von 1870 eine „Schwatzmitrailleuse", und von einer solchen Frau sagt man: „Wenn die mal stirbt, dann muß die Schnauze extra dodjeschlagen weern." Bei der Berliner Schuljugend aber bedeutet „Schwarte" die Uebersetzung eines Klassikers, deren sich der Schüler vorschriftswidriger Weise als Eselsbrücke bedient.

Im August 1883 war ich in Wien. Ich fuhr hinaus nach Dornbach und stieg auf den dort gelegenen Heuberg, welcher eine schöne Aussicht bietet, namentlich auf die Stadt und auf die Gesammtheit der neuen öffentlichen Gebäude an der Ringstraße. Der freundliche Wirth aus einem Restaurant auf dem Heuberge diente mir als Cicerone. Obgleich in Wien seit einem Menschenalter ziemlich heimisch, wußte ich mir doch jene kolossale Masse, welche auf dem linken Ufer der Donau wie ein Berg sich aus der Tiefe emporhob, nicht zu erklären und fragte. Der Wirth sagte mir: „Ei, das ist ja die „Rundonte." Wir unterhielten uns nun eine Zeit lang über dieses schöne Ueberbleibsel der Wiener Weltausstellung von 1873. So oft ich aber sagte: „Rotunde", verbesserte mich der Wirth mit ebenso viel Höflichkeit als Entschiedenheit: „Rundonte"; und da das Ding doch in der That „rund" war, so dachte ich „der Klügste gibt nach" und sagte — pour être bien avec tout le monde — am Ende ebenfalls: die Rundonte. So wurden wir einig und schieden als Freunde.

In Nassau kam ein Bericht des Bürgermeisters Kardorf in Kestert am Rhein in meine Hände, worin er anzeigt, daß er den N. N. nicht so, wie befohlen, könne vorführen lassen, denn derselbe befinde sich im Auslande, und zwar dem Vernehmen nach in der Stadt „Kopf und Hagen". Er meinte damit Kopenhagen, aber das war ihm nicht Hochdeutsch genug.

Ein nach den Vereinigten Staaten ausgewanderter Bauer schrieb mir wegen einer Angelegenheit, die er bei der Auswanderung ungeregelt in der Heimat zurückgelassen hatte. Seine Adresse war mit Sorgfalt angegeben: Wohnsitz, Poststation, Grafschaft (County), und dann Staat „Pinselfähnchen". Das sollte Pensylvania bedeuten.

Einige schöne Exemplare von Mock-Hochdeutsch verdanke ich meinem (leider vor kurzem in der Blüthe seiner Jahre gestorbenen) verehrten Freunde, dem Director des Gymnasiums zu Sprottau, Dr. Robert Rößler, dem Verfasser prachtvoller Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart, welche (namentlich da das Verständniß des Dialektes keine sonderlichen Schwierigkeiten bietet) ebenso gut wie Fritz Reuter auch im übrigen Deutschland außerhalb der Dialektgrenze gelesen zu werden verdienten. Sie spielen alle in Schlesien, diese Exemplare. Siehe das schöne Büchlein: „Gemüthliche Geschichten" (Berlin 1882).

Das erste ist die Erfindung eines sinnreichen Stadtverordneten.

Es handelte sich um die Neupflasterung einer Straße, eines Weges. Der Herr war dagegen und erklärte: „Wenn de Wägetation überoal asu gutt ihs, wie bei üns, do höats keene Sache." Selbstverständlich dachte er an „Vegetation" und hatte keine Ahnung, daß das verwünschte Wort etwas ganz Anderes bedeute als Wegbeschaffenheit oder Wegsamkeit.

Ein Anderer, dessen ganze Freude eine „Hecke" Kanarienvögel war, sprach im Frühjahr, sobald die ersten Eier ins Nest gelegt wurden, stets davon, daß die Weibchen jetzt schon „hektisch" wären.

In einer Schule sollten die Kinder Wörter mit der ziemlich seltenen Endung „sam" aufsuchen; sie brachten alle, welche sie wußten, herbei, wie „heilsam", „wegsam", „lobesam", „gemeinsam", „grausam" u. s. w. Bald war der Vorrath erschöpft und die Finger der Kleinen senkten sich; nur ein Junge, der sich sonst nicht gerade durch Schlauheit auszeichnete, zeigte immer noch. Der Lehrer macht ein freundliches Gesicht und muntert ihn auf: „Nun Karlchen, du weißt noch ein Wort auf „sam"? Das muß uns Allen entgangen sein. Wie heißt es also?!" Worauf Karlchen sich erhebt und zum größten Gaudium seiner Mitschüler stolz und zufrieden ausruft: „Gespeistsam!"

Bekanntlich begrüßen sich die richtigen Schlesier nicht blos nach Tische, sondern den ganzen Nachmittag über nicht mit „Guten Tag", sondern mit „Wohl gespeist zu haben"; das wird aber so schnell gesprochen, daß es wie „Gespeistsam" klingt.

Die Redensart, mit der man einander begrüßt in dem Augenblicke, in welchen man die Tafel verläßt, ist sehr verschieden in Deutschland. Das schlesische „Gespeist zu haben" ist noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit, da Schlesien östreichisch war. Was das übrige Deutschland anlangt, so sagt man östlich der Elbe in der Regel: „Ich wünsche Ihnen gesegnete Mahlzeit" oder abgekürzt „Mahlzeit" und reicht dabei einander die Hände. Westlich der Elbe sagt man „Wohl bekomme es Ihnen" (oft auch nur „Komm's Ihne"), ohne einander die Hände zu reichen. In vielen Gegenden aber sagt man gar nichts und unterläßt überhaupt eine jede derartige Begrüßung; ja man erlaubt sich sogar, dieselbe bei Anderen affectirt oder gar komisch zu finden. In Deutschland herrscht nun einmal nicht durch das ganze Land jene Gleichförmigkeit oder Uebereinstimmung der Lebensgewohnheiten und Sitten wie in England.

Und man kann in der That darüber streiten, ob dies ein Vorzug ist oder ein Fehler.

Aus der Hauptstadt.

Die Bebauung der Museumsinsel.

Das moderne Museum, eine Sammlung im Staatsbesitz, erhalten und vermehrt aus Mitteln des Staates, zählt unter diejenigen Dinge, welche man mit dem bequemen und deshalb bis zum Ueberdruß mißbrauchten Ausdruck „Errungenschaft unserer Zeit" zu bezeichnen pflegt. Sammlungen sind so alt wie die Cultur und so weit wie sie verbreitet. Wir kennen sie als Erzeugniß der antiken Bildung und können sie über Indien nach China und Japan zu allen Zeiten verfolgen. Die älteste Sammlung, die heutzutage nachgewiesen werden kann, dürfte der Schatz des Mikado zu Nara sein, den man seit dem achten Jahrhundert ohne Unterbrechung vermehrt hat — wenn wir uns auf die Genauigkeit der

Berichte verlassen können. Aber es handelt sich bis in die neueste Zeit nur ganz bedingt um Sammlungen an sich. Entweder hatte der Monarch oder ein reicher Privatmann zusammengebracht, was an Kunstobjecten und Curiositäten seine Freude am Besitz gereizt, und sie als höchsten Schmuck seines Hauses über seine Wohn- oder Repräsentationsräume vertheilt — oder es hatte der gläubige Sinn des Volkes seine Tempel und Kirchen, später der Bürgerstolz seine Raths- und Zunfthäuser mit dem edelsten Produkt menschlichen Vermögens ausgestattet. Sammlungen dieser Art sind noch zahlreiche und höchst bedeutende in den katholischen Kirchen, in den holländischen Rathshäusern auf unsere Tage gekommen, gerade so wie in Japan, China und zum Theil auch in Indien die alten Tempel ihre Kunstschätze noch besitzen. Auch alte fürstliche Sammlungen sind mehr oder weniger intact im Besitz des Geschlechts, das sie anlegte, auf uns gekommen, und nicht selten nehmen die heutigen Staatssammlungen noch immer die Räume ein, die für sie hergerichtet wurden, als sie noch dem Herrscherhause gehörten.

Bereits im sechzehnten, in größerem Umfange aber erst im siebzehnten Jahrhundert lösten sich aus der großen Masse dessen, was gesammelt wurde, Bilder und Statuen für die Galerie, Werke der Kleinkunst, naturhistorische Curiositäten für die „Kunstkammer", einzelne Specialitäten los und wurden in besondern Räumen für sich geordnet und wissenschaftlich bearbeitet; so kamen die Naturalien- und Kupferstichkabinete auf. Aus und neben den ersteren hat unser Jahrhundert, das des Sammelns vor allen andern, für alle Kategorien des Bestehenden seine Museen gegründet, historische, landwirthschaftliche, postale, hygienische und so weiter in infinitum.

Aber der wesentlichste Umschwung im Charakter aller Sammlungen hat sich seit ihrem Uebergang an den Staat, oder ihrer Gründung durch den Staat vollzogen. Sie sind jeglicher Art privater Laune entzogen, werden nach festen wissenschaftlichen Grundsätzen in gesicherter Tradition verwaltet und systematisch vermehrt.

Die Kunstmuseen haben bei diesem Uebergang die tiefstgreifendsten Veränderungen erlitten, denn der Kunstgegenstand ist zum ersten Male gänzlich aus dem Zusammenhange gerissen mit der Umgebung, für die er gedacht war. In demselben Raume hangen nebeneinander das Altarbild der Kirche, die kolossale mythologische Wanddecoration eines Renaissancepalastes und das winzige Tafelbild, das für das Zimmer des wohlhabenden Bürgers geschaffen ist. Freilich lassen sich die Anfänge dieses Zustandes schon bei den großen fürstlichen Sammlungen unter den Selbstherrschern des vergangenen Jahrhunderts nachweisen. Auch sie litten bereits an Häufung. Das Tafelgemälde war nicht mehr ein Kleinod, das möglichst selbstständig und von der Umgebung unbeeinflußt zur Geltung kommen sollte. In den Galerien und Gemächern waren die ganzen Wände damit bedeckt, als wären sie nur ein kostbarer Ersatz für die Tapisserie. Die Skulptur ist nur ausnahmsweise in ähnlicher Art mehr magazinirt als aufgestellt worden. Schon ihre geringere Quantität führte zu einer angemesseneren Behandlung. Weit besser als das Tafelgemälde ließ sich das Relief und die Statue in das architektonische Ganze eines Gemaches, einer Halle einordnen. In dieser Beziehung ist es höchst charakteristisch, daß die Renaissance und die von ihrer Bewegung direct abhängigen Jahrhunderte die Reste antiker Plastik so gut wie möglich zu restauriren suchten. Unser Intactlassen des Fundzustandes ist eben ein Resultat unserer wissenschaftlichen Richtung und unserer Museen als Aufbewahrungsort.

Von den fürstlichen Galerien haben unsere Bildermuseen die Sitte überkommen, ihren Inhalt möglichst gedrängt in knappen Räumen aufzuspeichern. Alle neuen Museumsbauten des Continents erscheinen deshalb von modernem Standpunkte, der eine Anordnung verlangt, welche der künstlerischen Individualität des Objectes gerecht wird, als von vorn herein selbst für den ursprünglichen Bestand der Sammlung zu eng bemessen.

Nicht länger wird das Ideal einer großstädtischen Galerie in der überwältigenden Masse gesucht, sondern in der angemessensten Aufstellung der vorzüglichsten Werke, zugleich dem Kunstgenuß und den Ansprüchen der Wissenschaft entgegenkommend. Wenn nun schon hierdurch die Anforderungen an Weiträumigkeit um ein Bedeutendes gesteigert sind, so kommt bei der künftigen Anlage von Staatsmuseen deren großartige Sammelkraft in Anschlag, die den Zeitpunkt mit Sicherheit voraussehen läßt, da in Privatbesitz nur ausnahmsweise noch ein werthvolles Erzeugniß älterer Kunst vorhanden sein wird. In der That haben sich fast alle einschlägigen Neubauten in wenigen Jahren als zu eng erwiesen. Zuweilen war während der Bauzeit die in andern Räumen untergebrachte Sammlung so sehr angeschwollen, daß für die erste Aufstellung der Raum nicht langte. Die erste Bedingung bei der Anlage eines modernen Staatsmuseums ist deshalb die Geräumigkeit.

Leider fehlt es in dieser Hinsicht den Berliner Museen seit ihrer Entstehung. Kaum war vor fünfzig Jahren das Schinkel'sche alte Museum am Lustgarten bezogen, so stellte sich das Bedürfniß nach weit größeren Räumlichkeiten heraus. Wenig mehr als zehn Jahre nachher stand das Stüler'sche Museum fertig. Heute sind die meisten Werke der Kleinkunst ausgeschieden und werden im Kunstgewerbemuseum aufbewahrt; das umfassende ethnographische Museum ist geschlossen und so gut wie magazinirt, bis es den stattlichen Neubau in der Königgrätzer Straße beziehen kann, und dabei sind die Räume aller Abtheilungen so überfüllt, daß kaum mehr als die Hälfte der Gemälde dem Publicum zugänglich gemacht werden kann, um nur ein Beispiel zu nennen.

Daß man bei den jetzt nothwendig werdenden Neubauten auf möglichst lange Zeit das Bedürfniß zu decken sucht, liegt auf der Hand. Wäre nur nicht der verfügbare Raum so knapp bemessen! Wenn die unter dem Namen Museumsinsel bekannte Landzunge zwischen der Spree und einem Nebenarm, dem Kupfergraben, in seinem ganzen Umfange zur Benutzung frei läge, dann wäre kaum eine bessere Lage für Museumsbauten denkbar als dieses Terrain im Herzen der Stadt. Aber das neue Museum und die Nationalgalerie, welche parallel neben ihm liegt und nur noch ein Beträchtliches hinter die Front zurücktritt, haben sich ungünstig eingeordnet, daß so viel Raum um sie her brachgelegt ist, wie durch eine unglückliche Disposition überhaupt nur möglich. Dann ist zum Uebermaß die Stadtbahn quer über die Mitte der Landzunge gelegt, so daß ein dreieckiges Stück an der Spitze abgeschnitten wird.

Für die Bebauung dieses Terrains mit Museumsanlagen hat der Staat eine Concurrenz ausgeschrieben, deren Ergebniß gegenwärtig im Lichthof des Gewerbemuseums ausgestellt ist. Man hat damit einen Gedanken Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgenommen. Der Fassung des Programmes nach dürfte als erstes Ergebniß noch kein Definitivum erwartet worden sein, denn bei einigen Hauptpunkten war wohl ein Wunsch nach bestimmter Richtung ausgesprochen, aber nicht in verbindlicher Form. Auch die Architekten haben offenbar diese erste Concurrenz als ein Vorspiel aufgefaßt, als eine generelle Lösung des Problems, welche die Möglichkeiten klar legen sollte.

Eine der Hauptschwierigkeiten bestand in der Aufstellung der Pergamener. Es war der Gedanke angeregt worden, den Altar in seiner ursprünglichen Gestalt wieder aufzubauen, und so fragte es sich vor Allem, wie weit sich dies mit den übrigen nothwendigen Anlagen auf dem engen Raum vertrüge und welcher Art die Lösungen sein würden. Es ist keine Kleinigkeit, die Möglichkeit für einen kolossalen Raum mit tiefeinfallendem Seitenlicht bei so beschränkter Lokalität und so zahlreichen sonstigen Anforderungen zu schaffen. Es haben deshalb die weitaus meisten Lösungen auf den Wiederaufbau verzichtet und dafür nach einem andern Gedanken des Programms das Bauwerk als eine Art Treppenanlage an einen Hauptbau geschoben. Dies wird auch wohl der Ausweg bleiben, zumal da vom Fries der Rückseite nur einzelne Bruchstücke gefunden worden.

Ueberaus schwierig ist auch die Behandlung der Stadtbahn. Soll sie der ganzen Länge nach überbaut werden? Damit wären die Museen zugleich vor dem bei jedem widrigen Winde eindringenden Ruß geschützt. Es müßte diese Vorsichtsmaßregel vielleicht auch dann ergriffen werden, wenn nach dem Wunsch des Programms im Interesse der Feuersicherheit die Anlage in Einzelbauten aufgelöst werden sollte. Bei dem Massenbau, der eine ausgiebigere Ausnutzung des Terrains erlaubte, läßt sich eine Ueberbauung der Stadtbahn in den wenigsten Fällen vermeiden.

Dann bedarf die Erweiterung des Museums der Gipsabgüsse, in seiner wissenschaftlichen Vollständigkeit ein Unicum, bedeutenden Zuwachses. Das Dreieck an der Spitze jenseit der Stadtbahn ist als Museum für die Kunst der christlichen Epoche in Aussicht genommen. Es werden die Gemälde, die Skulpturen der Renaissance ꝛc. und die Gipsabgüsse nach Skulpturen aus christlicher Zeit hineinkommen. Dies sind einige der Hauptpunkte. Alle übrigen Anforderungen gibt das Programm im Einzelnen. Hier des Näheren darauf einzugehen würde zu weit führen. Es kann sich bei der Schwierigkeit der Grundrisse und der Mannichfaltigkeit der Lösungen auch nicht um eine Besprechung der einzelnen Projecte handeln, zumal keines der späteren Ausführung ohne wesentliche Aenderung zu Grunde gelegt werden dürfte.

Was die äußere Ausbildung der Architektur anlangt, so muß eine durchgehende Mäßigung hervorgehoben werden. Diese lag einestheils schon in einer Bemerkung des Programms als Forderung ausgesprochen, andrerseits versteht sich von selbst, daß der Staat bei der späteren Ausführung die Mittel zu äußerer Pracht nicht leicht gewähren wird, wo es sich um eine Riesenanlage handelt. Es kommt hinzu, daß die Museumsinsel im Herzen der Stadt ganz versteckt liegt. Nur an einer Seite führt eine wenig begangene Straße an dem jenseitigen Ufer entlang, auf die andere gibt es keine Ansicht von einer Straße aus. Auch führt kein großer Straßenzug von irgend einer Seite auf die Insel, noch wird dies Verhältniß sich in absehbarer Zeit ändern, und vom Lustgarten aus verdeckt Schinkels Museum die sämmtlichen hinter ihm gelegenen Bauwerke schon jetzt.

Daß weiterhin eine unverkennbare Neigung zu klassicistischen Formen sich ausspricht erklärt sich aus den Bauten Schinkels, Stülers und Stracks, mit denen die neuen Anlagen in Uebereinstimmung gebracht werden sollen. Nicht selten mischt sich, namentlich bei den Kuppeln, eine Reminiscenz an Pariser Prachtbauten ein. Nur hin und wieder kommen ganz phantastische Projecte vor, wie z. B. der Plan, den pergamenischen Altar als eine Art Akropolis über der Stadtbahn aufzuthürmen.

Einige Projecte haben auch den Versuch einer Regulierung der umliegenden Stadtviertel gemacht, um große Perspectiven zu gewinnen. Für die Zukunft dürfte einer oder der andre dieser Pläne manche Anregung bieten, denn schwerlich werden sich die engen, verlorenen Quartiere am Kupfergraben im Mittelpunkt der Stadt halten können.

A. L.

Eine neue Operette.

(Der Marquis von Rivoli. Komische Operette von Louis Roth.)

Wenn die Natur uns nicht an das Ende der Wintersaison gemahnte, das Repertoire der Berliner Bühnen und vor Allem ihre Novitäten würden es thun. In der Regel sind diese Nachzügler meist zurückgelegte Werke, zu denen der Director wenig Vertrauen hat, die er aber, da sie doch einmal angenommen, zu geben verpflichtet ist: im Laufe der Saison würde ein Mißerfolg seine Kasse empfindlich schädigen, während am Ende derselben und vor einem ohnehin weniger zahlreichen und vorzugsweise nicht-berlinischen Publicum ein halber Erfolg schon eher zu verwinden ist. Der Director des Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters hat sich ohne Zweifel auch von Roths „Marquis von Rivoli", den er als voraussichtlich letzte Novität gab, keine großen Erwartungen gemacht. Sein Glaube ist nicht betrogen worden. Der Marquis hat sich zwar recht verführerisch herausgeputzt und in Tönen und Worten Manches vorgebracht, was zu seinen Gunsten spricht: er ist munter, anständig und plaudert, tänzelt und trällert artig genug, um uns einen leidlich vergnügten Theaterabend zu verschaffen, aber seine musikalischen Anlagen sind noch schwach und vermochten unser Publicum nicht sonderlich anzusprechen. Louis Roth, der Nachfolger Millöckers am Dirigentenpulte des Theaters an der Wien, packt uns nicht, weder am Herzen, noch an den Beinen, wenn er uns auch immerfort mit Tanz-, Marsch- und sonstigen frohen Rhythmen tractirt. Er ist auch nicht schöpferisch und erinnert sich zu viel. Damit steckt er den Zuschauer an, der sich nun auch erinnert — alle diese Musik schon öfter unter veränderten Umständen in den Werken von Strauß, Millöcker, Suppé und Anderen gehört zu haben.

Der Text ist jedenfalls mehr werth als die Musik. Obgleich der Theaterzettel mit gewohnter Discretion als alleinige Verfasser die Herren Richard Genée und B. Schier nennt, so genügt die Kenntniß einer einzigen Scene, um sofort den französischen Ursprung errathen zu lassen. Nach Zell-Genée'schem Brauche wurde er irgend einem alten Pariser Schmöker entnommen; vielleicht einem Libretto des unerschöpflichen Scribe oder einem Vaudeville des nicht minder vielgeplünderten „Herrn" Théaulon — wie auf dem Theaterzettel von „Nanon" zu lesen stand, obwohl „Herr" Théaulon schon seit vielen Jahrzehnten kein Herr mehr ist und längst nach der üblichen Station im Fegefeuer seinen vermuthlichen Aufenthalt im Himmel genommen hat. Darum ist es auch possirlich, daß ein Theil der Kritik diesem Texte Mangel an Originalität und allzu ungenirte Anlehnung an allbekannte Stücke wie „Robert und Bertram", „Die beiden Galeerensklaven", „Die Prinzessin von Trapezunt" u. A. vorgeworfen hat, während ohne Zweifel der „Marquis von Rivoli" viel älter und wahrscheinlich das Urbild all dieser Gaunerstücke ist. Zwei Spitzbuben verbünden sich, um das Leben der Pompadour scheinbar in Gefahr zu bringen und öffentlich zu retten. Dupont übernimmt den ersten, Preton den zweiten Theil des Programms. Es gelingt, die Pferde der Marquise scheu zu machen und dann zum Stehen zu bringen, und höchstens der Polizeipräfect von Paris durchschaut das Arrangement. Preton, der Lebensretter, wird zum Marquis von Rivoli erhoben. Aber Dupont heftet sich compromittirlich an seine Fersen und verlangt seinen Antheil. Der neue Marquis ernennt ihn zu seinem Lakai, welche Stellung der unverbesserliche Dieb vortrefflich zu seinen gewohnten Streichen zu nützen versteht. Gleich anfangs wird er von der Vorleserin der Pompadour — diese selbst erscheint in dem Stücke nicht — auf frischer That ertappt, und der Marquis hat alle Mühe, seinen Bedienten zu entschuldigen und rein zu waschen. Auch als Beide von dem als spanische Sängerin verkleideten Präfecten bei der Ausübung ihres alten Berufes betroffen werden, ersinnt der schlaue Marquis noch eine halbwegs plausible Ausrede, so daß der Präfect seines Postens enthoben und der Marquis zu seinem Nachfolger ernannt wird. Im letzten Acte zerrinnt natürlich der Traum von Reichthum und Größe. Der Marquis, stets von seinem Bedienten und nun auch durch seine früheren Spießgesellen — wie im „Bettelstudent" — bloßgestellt, läßt sich zu Gewaltmaßregeln hinreißen, arretirt die Vertraute der Pompadour und brüskirt deren Geliebten, einen eifersüchtigen Pagen, und weiß sich schließlich nur dadurch zu helfen, daß er mit seinem Collegen in der Galacarosse des Präfecten auf- und davonfährt.

Wie man sieht, eine bunte, lustige Handlung, reich an komischen Verwicklungen und dankbaren musikalischen Motiven. Wie hübsch ist nicht die Scene gedacht, wo der Page und die Vorleserin die eingeschlafenen Hofdamen wecken, indem sie denselben einen ganzen Kalender von männlichen Taufnamen ins Ohr rufen: bei dem geliebten Namen fährt eine Jede aus dem Schlaf empor und verräth dadurch ihr süßes Geheimniß. Oder das Terzett im zweiten Act, wo die Vorleserin entdeckt, daß Dupont ihr ein Medaillon gestohlen. Dupont leugnet es keineswegs, Preton bringt die Ausrede vor, er habe es stipitzen lassen, weil er in die Porträtirte, eben die Vorleserin, verliebt sei. Und nun preist der Marquis ihre persönlichen Reize, sein Lakai aber den Werth des kostbaren Rahmens, der Eine ihre blauen, funkelnden Augen, der Andere die Bläue der Türkisen und den Glanz der Diamanten. Man sollte meinen, ein Componist von Rasse müßte schon durch die vis comica dieser Situation angeregt werden, doch von alledem ist hier gar nichts zu merken. Roth schöpft einfach aus seinen Kapellmeister-Erinnerungen: Menuett, Galopp und Walzer, wer weiß, wie das geschah? und wir sehnen uns vergeblich nach einem wirklich lustigen und schlagenden musikalischen Ausdruck. Auch der Marsch, der seit Suppés „Fatinitza" in keiner Operette mehr fehlen darf, ist ohne Brio und Schwung; das sentimentale Sopran-Solo: „Von zweien Uebeln soll man wählen" paßt nicht zum Text; das parodistische Duo: „Das sind die Klänge vom Manzanares" sucht durch Castagnettengeklapper und Mandolinezupfen uns über seine musikalische Oede zu täuschen. In der Instrumentation findet sich manches Hübsche und fleißig Erklügelte; am besten gelingt Roth noch das einfache Couplet. Hier verräth sich eine schätzbare Kraft für die Posse mit Gesang und das leichte Singspiel und Vaudeville.

Die Aufführung läßt zu wünschen übrig. Es fehlt dem Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater durchaus an einer ersten Sängerin. Freilich, wo ist ein solcher weißer Rabe noch zu finden? Der Aufschwung der Wiener Operette hat nicht auch eine Blüthe im Soubrettenfach hervorgebracht, und während die glücklicheren Pariser noch von Offenbachs Zeiten her eine Judic, eine Théresa, eine Théo, eine Paola Marié und Céline Chaumont besitzen, stirbt die Gallmeyer, das Genie der Parodie, zieht sich die alte Geistinger zurück, gehen die Damen Schläger und Klein vom Karltheater zur Hofoper über ... Dafür besitzt die Berliner Operettenbühne in Herrn Wellhof einen ausgezeichneten Buffo, der ebenso viel komische Kraft hat wie Knaak und Matras, weniger nur lediglich Chargenspieler ist als Girardi und Schweighofer und mehr Stimme besitzt, als diese beliebten Wiener Komiker alle miteinander — was allerdings nicht gerade viel sagen will.

Z.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten

von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. M. 1.50.

Verlag: **J. B. Metzler in Stuttgart.**

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch

von

Johannes Scherr.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.

Neu! [Im Buchhandel!

Eine **Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges** wünscht mit **Autoren** und **Componisten** in **Verbindung zu treten.** Adressen erb. sub **J. H. 7399 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Antiquar-Catalog 14,

Kunst, Prachtwerke, Costüme, Photographien, neue Erscheinungen v. 1880—84, erschien soeben und versenden gratis franco

S. Glogau & Co., Leipzig.

1/2 Stunde von Frankfurt a. Main. **Bad Homburg** 1/2 Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Heines Memoiren

jetzt complet erschienen. Preis 4 Mark.

Zur Erinnerung an Emanuel Geibel.

Verlag von **F. Grautoff** in **Lübeck.**

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkblatt.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck

und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift von 1882.

1 Mark 50 Pfg.

Ein Lebensbild, von Freundeshand geschrieben, das jeden Verehrer unseres heimgegangenen Dichters anmuthen wird. Ein Anhang giebt Bericht über die denkwürdige Bestattungsfeier.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für A. Schopenhauer in Frankfurt am Main.

In wenigen Jahren erfüllt sich ein Jahrhundert, seit Arthur Schopenhauer das Licht der Welt erblickte, einer Welt, die für ihn der Gegenstand tiefsinnigster Forschung werden und die er mit den Strahlen seines Genius mächtig erhellen sollte. In einsamer Grösse, nur von Wenigen verstanden, hat er unter uns geweilt. Spott und Hohn, die der verständnisslose Haufe stets für die Edlen und ihrer Zeit weit Vorausgeeilten bereit hält, sind ihm nicht erspart geblieben. Verstummt ist das Geschrei, das Zeitalter der Wirkung ist angebrochen. Schopenhauer ist schon heute, was er als Jüngling gehofft und erstrebt, der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts. Er ist das Bindeglied zweier Welten, der abendländischen und der morgenländischen Philosophie. Das allein genügt zu seinem Ruhme und um ihn zum Manne der Menschheit im höchsten Sinne zu stempeln. Der Weg, den er sich zu dem Geiste der Upanischaden gebahnt, ist eine staunenswerthe Leistung unvergleichlicher Divinationskraft. Dass er, der Erneuerer Kants, die dunkle, fast unzugängliche Lehre dieses grössten Denkers des Abendlandes dem allgemeinen Verständnisse erschlossen, dass er mit und nach Kant den Materialismus durch den einzig möglichen Gegenbeweis widerlegt und so dieser einseitigen, heute mehr als je in ihren verderblichen Consequenzen hervortretenden Weltanschauung allen Anspruch auf metaphysische Geltung für immer entrissen hat, — dass er darnach die Ethik als den höchsten Gegenstand der Philosophie bezeichnet, das unendlich schwierige Problem der Willensfreiheit tiefsinnig ergründet hat, — dass er auf die Naturbetrachtung wie auf das Gebiet der Künste Lichtstrahlen geworfen, die in eine bisher ungeahnte Tiefe hinab deren wahres Wesen erleuchtet haben, — alles das sind Verdienste, deren hoher Werth und weitreichende Wirkungen erst von kommenden Jahrhunderten richtig geschätzt werden können.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um dem grossen Lehrer der Menschheit zum hundertjährigen Gedenktage seiner Geburt ein würdiges Denkmal in der Stadt, wo er die besten Jahre seines Lebens verweilte, zu errichten. Sie bitten um Beiträge zu diesem Zwecke bei den Gebildeten aller Nationen. Schopenhauer als Schriftsteller gehört zunächst Deutschland, als Philosoph der ganzen Menschheit.

Dr. Carl Bähr, Dresden. Rudolf von Bennigsen, Hannover. Otto Böhtlingk, Jena. Prof. Francis Bowen, Harvard College, Cambridge, Massach. Johannes Brahms, Wien. Georg Brandes, Kopenhagen. Georg von Bunsen, Berlin. Prof. Wilhelm Gentz, Berlin. F. A. Gevaert, Brüssel. Dr. Wilhelm Gwinner, Frankfurt. Hugo Gyldén, Dir. d. Sternwarte, Stockholm. Frederick D. Hedge S. J. D., Cambridge, Massach. Karl Hillebrand, Florenz. Dr. S. van Houten, Mitglied der Staten-Generaal, Haag. Prof. Rudolf von Jhering, Göttingen. Emile de Laveleye, Lüttich. Prof. Rudolf Leuckart, Leipzig. Paul von Lilienfeld, Mitau, Kurland. Elpis Melena, Khalepa, Creta. Prof. Hugo Meltzl von Lomnitz, Klausenburg. Oberbürgermeister Dr. Miquel, Frankfurt. S. Moret y Prendergast, Madrid. F. Max Müller, Oxford. Ludwig Noiré, Mainz. Rájah Rámpál Sing, Sudbury, Harrow. Ernest Renan, Paris. Adolf Friedrich Graf von Schack, München. Joseph Unger, Präsident des Reichsgerichts, Wien. Hans von Wolzogen, Bayreuth.

☞ Die gesammelten Geldbeiträge sind an die Central-Annahmestelle des Frankfurter Localcomités, die **Deutsche Vereinsbank in Frankfurt a. M.** einzusenden.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 21. Berlin, den 24. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins. Von Wilhelm Wattenbach. — Zur Vagabundenfrage. Von Hermann Mich. Richter. — **Literatur und Kunst:** Don Juan-Studien. Von Wilhelm Bolin. — Eine Turgenjew-Biographie. Von Wilhelm Goldbaum. — Il cinque Maggio. Eine Scene am Lago maggiore. Von Wilhelm Lang. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Künstlerverein. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins.

Von Wilhelm Wattenbach.

Seitdem in diesen Blättern zum letzten Mal das politische Martyrium der Siebenbürger Sachsen besprochen wurde, hat sich die verzweifelte Lage dieses edlen verlassenen Bruderstammes eher verschlimmert. Die ganze alte Verfassung ist gegen die feierlichsten Zusicherungen zerstört, der Sachsenboden zerschlagen und in verschiedene Comitate vertheilt; in Amt und Gericht wird, gegen den klaren Wortlaut der noch bestehenden Gesetze, immer ausschließlicher die magyarische die einzig geduldete Sprache; im völlig deutschen Hermannstadt ist dem deutschen Angeklagten keine Vertheidigung in seiner Sprache gestattet, werden Kundmachungen über Hypotheken u. dgl. nur magyarisch erlassen, Alles gegen den klaren Wortlaut des Nationalitätengesetzes von 1868, welches nur dazu dient, fremde Leser irre zu führen. Beschwerden sind oft genug versucht, bleiben aber immer völlig erfolglos. Auf politischem Boden zum Widerstand ohnmächtig klammerten sich die Sachsen um so fester an das, was ihnen noch blieb, an das letzte und theuerste Gut geknechteter Völker, an Kirche und Schule. Hier war die Autonomie ihnen feierlichst zugesichert, sie kam ihnen um so mehr zu, weil sie Alles allein aus eigenen Mitteln unterhalten. Dazu ausschließlich dient das Nationalvermögen, welches sie aus früheren besseren Zeiten gerettet haben. Nur noch die Verwaltung dieser Einkünfte ist der einstmaligen Repräsentation des Volkes, der sogenannten Nationsuniversität geblieben. In der Versammlung aber, welche nach fester Ordnung das Vermögen der Nation zu verwalten hat, findet sich ein Rumäne, denn die Rumänen, welche die untere, früher politisch nicht berechtigte Schicht der Bevölkerung ausmachen, haben zum Mitgenuß zugelassen werden müssen. Dieser also stellt die Anträge, welche der Minister wünscht, Anträge auf Verwendung des Geldes für Ausgaben, welche der ganzen Versammlung ungerechtfertigt erscheinen, wie z. B. eine Zulage für den, den Sachsen aufgedrängten Obergespan, der, wie zum Hohn, der Sachsengraf genannt wird. Alle, bis auf den Antragsteller, stimmen dagegen. Der Minister aber erklärt diesen Antrag für ein Minoritätsvotum, welches er bestätigt und der Obergespan verfügt die Auszahlung. Es ist klar, daß dabei alle Sicherheit und Ordnung der Finanzverwaltung aufhört. Aber eine mit allem Nachdruck betriebene Beschwerde dagegen ist neuestens einfach zurückgewiesen worden.

Natürlich ist bei solchen Grundsätzen das Fortbestehen der Schulen ganz unsicher; das Vermögen kann jeden Augenblick ganz eingezogen werden, und es ist auch schon damit gedroht worden. Einstweilen aber bestehen die Schulen noch, fünf Gymnasien und eine lange Reihe anderer Unterrichtsanstalten. Niemand hat auch nur behauptet, daß sie nicht auf gleicher Linie mit guten deutschen Schulen ständen, aber eben, daß sie gut sind und daß sie deutsch sind, macht sie verhaßt. Das Landesconsistorium, die gewählten Vertreter der evangelischen Kirche, hatte die Leitung und die Prüfung der Schulamtscandidaten. Diese werden später Pfarrer; nur auf solche Weise ist es möglich, mit den geringen Mitteln, welche der Nation zu Gebote stehen, die Schulen zu erhalten, da sie nicht im Stande ist, auskömmliche Gehalte für ältere verheirathete Lehrer aufzubringen. Begreiflicher Weise sind diese Schulen der eigentliche Hort und Halt des deutschen Volksthums. Ebenso natürlicher Weise sind sie deshalb der Gegenstand des Hasses und der Anfeindung für die Magyaren. Schon 1879 wurde der Unterricht in der magyarischen Sprache für obligatorisch in der Volksschule erklärt, und die Volksschullehrer sind also gezwungen, magyarisch zu lernen. Aus Gegenden, in welchen weit und breit Niemand diese Sprache versteht, müssen sie in ihren Ferien nach Klausenburg wallfahrten, um da eine Sprache zu lernen, deren sie nur deshalb bedürfen, weil man sie von ihnen verlangt. Um die Mittelschulen oder Gymnasien aber drehte sich in den letzten Reichstagssessionen der Kampf. Ein Gesetz wurde vorgelegt, welches das Aufsichtsrecht des Staates maßlos ausdehnt und die Prüfung der Candidaten einer Staatsbehörde überträgt, welche natürlich magyarisch prüft und an einer Universität ihren Sitz hat. Die Universitäten aber sind ausschließlich magyarisch. Dadurch und durch die Forderung vollkommener Kenntniß der magyarischen Sprache und Literatur wird es unumgänglich nothwendig, daß die Candidaten die magyarischen Universitäten besuchen. Man will ihnen den Besuch der deutschen Universitäten unmöglich machen, und damit den Lebensnerv ihres deutschen Volksthums durchschneiden.

Dieses Gesetz, den feierlichsten Zusicherungen des Nationalitätengesetzes widersprechend, ist es gewesen, welches den Deutschen Schulverein zur Agitation veranlaßte. Der Verein hielt sich für verpflichtet, jedes Mittel zu versuchen, um die Theilnahme der deutschen Nation für diese Vorgänge anzuregen. Es ist nicht geglückt, das Gesetz hat die kaiserliche Sanction erhalten, und für den Schulverein ist der Anlaß zu einer Art der Thätigkeit entfallen, welche nicht überall gefiel. Er beschränkt sich hinfort auch hier auf Unterstützungen, welche vorzüglich in der Beschaffung von Lehrmitteln und Büchern bestehen.

Nur ganz kurz will ich erwähnen, daß im eigentlichen Ungarn die Lage der Dinge noch viel schlimmer ist. Hier sind Hunderte deutscher Schulen einfach zerstört. Die heranwachsende Generation hat in großem Umfang schon die deutsche Sprache, wenigstens in ihrer schriftmäßigen Ausbildung, verlernt, sie kann

sich oft mit ihren Eltern kaum noch verständigen, von deutscher Bildung ist keine Rede mehr. Nur im magyarischen Staat hat diese Generation die Möglichkeit der Existenz, des Fortkommens, und zwar um so besser, je eifriger magyarisch sie sich geberdet. Hier ist keine Widerstandskraft mehr, mit Ausnahme weniger Gegenden, namentlich im Banat, wo mehr als 400,000 deutsche Bauern wohnen, wo jetzt viele einst blühende deutsche Dorfschaften im traurigsten Verfall sind. Denn die magyarische Herrschaft ist nichts Anderes als das rücksichtsloseste Junkerthum, mit einigen lächerlichen Fetzen constitutioneller Formen behangen, ohne irgend eine Beschränkung durch die Staatsgewalt. Ein magyarisch redender Dorfnotar besorgt die Geschäfte, von den Bauern unverstanden und also auch unbeaufsichtigt. Für die Hunderte neu errichteter magyarischer Schulen fehlt es natürlicher Weise an irgendwie befähigten Lehrern: je weniger sie zu wirklichem Unterricht befähigt sind, um so lauter betreiben sie die Propaganda des Magyarismus, und sind vollkommen sicher, dadurch als wackere Patrioten gegen jede Anfechtung geschützt zu sein.

Der Schulverein aber ist hier in seiner Wirksamkeit um so mehr gehemmt, da bei dem herrschenden Terrorismus auch gewährte Unterstützungen sorgfältig geheim gehalten werden müssen, um nicht den Empfänger zu Grunde zu richten. Das Nationalitätengesetz von 1868 verpflichtet die Regierung, überall, wo eine Nationalität in größerer compacter Masse beisammen wohnt, für Unterrichtsanstalten in ihrer Sprache zu sorgen; gegenwärtig aber besteht für die zwei Millionen Deutschen in Ungarn kein Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache außer den sächsischen, und das neue Gesetz verbietet geradezu ihre Errichtung. Für die mehr als 120,000 Deutschen in Budapest gibt es keine deutsche Volksschule mehr, und was sonst überall gestattet ist, was von den Magyaren selbst für ihre Volksgenossen in Rumänien und der Bukowina in Anspruch genommen wird, die Errichtung und Unterhaltung von Schulen durch Landsleute in der Fremde, das ist allein in Ungarn nicht gestattet.

Im Allgemeinen steht es in Cisleithanien nicht viel besser. Schon 1848 hörte man viel von Mißhandlungen der Deutschen in Böhmen; schon damals trat in Wien, Dank den thatkräftigen Bemühungen des Dr. Loehner, ein Verein der Deutschen in Böhmen zusammen, der sich bald zu einem Verein der Deutschen in Oestreich erweiterte. Es war die erste Ermannung der Deutschen gegen die Uebergriffe der Slaven, das Vorspiel des jetzigen Schulvereins. Mannichfach wechselnde Ereignisse liegen dazwischen, welche ich hier nicht verfolgen kann, nur das muß ich berühren, weil es die heutige Sachlage erklärt, daß die Niederlagen des Jahres 1866 in Oestreich gewirkt haben, wie eine Niederlage der Deutschen daselbst. Hatte auch die Verbindung mit dem deutschen Bund außerordentlich wenig wirklichen Einfluß auf die deutsch-östreichischen Lande, so bestimmte sie doch den Charakter der Regierung. Seitdem hat sich Alles geändert. Man hat ja lange von Uebergriffen der Czechen gehört. Man sah mit Unwillen, daß auch hohe Beamte denselben nicht, wie es sich gebührt hätte, entgegentraten. Allein man schrieb das ihrer persönlichen Vorliebe für die Czechen zu. Der Deutsche ist gewohnt, daß die Staatsgewalt und ihre Organe Jedem gleiches Recht gewähren, oder doch gewähren sollen, mag er auch anderer Abstammung sein. Allein man weiß, daß andere Nationalitäten nicht so empfinden und denken, daß bei ihnen vielmehr, wo die Nationalität in Frage kommt, jedes Gerechtigkeitsgefühl aufhört. Aber für die Monarchie selbst schien doch die deutsche Sprache und Nationalität das einzig mögliche Bindemittel, die allein sichere Grundlage zu sein. So war es historisch geworden: dem Widerstreben gegen eine czechische Herrschaft über Oestreich hatte schon einst Rudolf von Habsburg seinen Sieg und Thron verdankt. Wien selbst, die Hauptstadt, ist durch und durch und eifrig deutsch, und sie ist doch der Schlußstein, welcher die nur locker verbundenen Lande zusammenhält. Hatte man einmal Ungarn preisgegeben, so schien für den Rest der deutsche Charakter um so unentbehrlicher. Die italienischen Landestheile, welche Oestreich noch geblieben sind, gravitiren in gefährlicher Weise nach Italien; deutsche Herrschaft lassen sie sich ungern gefallen, sollten sie etwa czechische vorziehen? Die südlichen Slaven suchen ebenso wenig ihren Schwerpunkt in Böhmen, und wo die Polen ihn suchen, ist nicht unbekannt. Es schien so selbstverständlich, daß nur das überall verbreitete deutsche Element, fast überall im Besitz überlegener Bildung, Strebsamkeit, industrieller Tüchtigkeit, das Ganze zusammenhalten könne, stark durch Anlehnung an das befreundete Deutsche Reich, stark durch höhere Cultur. Es schien so unmöglich zu sein, daß man das ändern wolle, daß man auch die Deutschen mit Gewalt den centrifugalen Elementen beigesellen wolle, an denen doch schon kein Mangel ist, ihren Culturgrad herabdrücken wolle durch Zerstörung ihrer Schulen, daß nur langsam, allmählich, widerstrebend die Ueberzeugung sich Bahn gebrochen hat, daß es wirklich so ist, daß wir nicht Ausschreitungen einzelner Beamten vor uns sehen, sondern eine überlegte Aenderung der Gesammtpolitik. Es ist nicht anders: das deutsche Element gilt als das unzuverlässigste. Man gibt ihm Hinneigung zum Deutschen Reiche schuld, zu welcher es doch nur künstlich hingedrängt wird. Auch für die katholische Kirche, und das ist vielleicht die Hauptsache, gelten die Deutschen nicht mehr als zuverlässig, sondern als der Hinneigung zum Protestantismus verdächtig, wenigstens nicht unbedingt fügsam. Thatsache ist, daß der katholische Clerus, mag er deutscher Abkunft sein oder nicht, fast überall auf der Gegenseite steht. So muß man wohl die Behauptung als richtig anerkennen, daß für die Sicherheit und Machtstellung der Monarchie höchsten Orts die deutsche Basis als eine unsichere und auf die Dauer unhaltbare betrachtet wird, während dagegen eine slavisch-katholische Monarchie bessere Aussichten verspreche.

Gegen die immer fühlbarer werdenden Wirkungen dieses Systems erhob sich in Wien im Frühjahr 1880 der Oestreichische Schulverein. Die lebhafte Empfindung der unmittelbar drohenden Gefahr führte ihm sehr zahlreiche Mitglieder und ansehnliche Geldmittel zu, und seine Wirksamkeit zur Erhaltung bedrohter Schulen ist eine sehr bedeutende. Mit hunderttausend Mitgliedern lassen sich schon erhebliche Wirkungen erzielen; sie rechnen mit Hunderttausenden von Gulden, gründen und erhalten eine ansehnliche Anzahl von Schulen, Kindergärten und anderen Anstalten. Sie bedürfen unserer Hülfe eigentlich nicht, aber sie legen hohen Werth auf die gemeinschaftliche Arbeit, auf die moralische Unterstützung, welche ihnen dadurch zu Theil wird; es wirkt in anregendster Weise auf die bedrängten Deutschen, wenn sie erfahren, daß selbst da draußen im Reich die Landsleute ihrer nicht vergessen haben und ihnen helfen wollen. Gleich anfangs hatte die Stiftung des Wiener Schulvereins in Deutschland lebhaften Anklang gefunden, zunächst bei denen, welche die Zustände aus eigener Anschauung kennen und besondere Beziehungen zu Oestreich haben. Allein diese Sache geht weit hinaus über freundnachbarliche Theilnahme. Die Vorgänge in Ungarn und Siebenbürgen erscheinen Manchem als fern abgelegen und uns wenig berührend — mit Unrecht, denn bei der immer wachsenden Bedeutung der Länder des europäischen Südostens ist es keineswegs ohne Wichtigkeit auch in praktischer Hinsicht, ob ein fester Stützpunkt der deutschen Nationalität, eine deutsche strebsame, intelligente, unternehmende Bevölkerung an der großen Straße nach dem Schwarzen Meere lahmgelegt, ja vernichtet wird, oder nicht. Aber viel näher noch rückt uns hier die Gefahr. Wenn in Böhmen, Mähren, Schlesien ein czechisches Reich, ein Großczechien, wovon sie träumen, in Steiermark, Kärnten und Krain ein windisches oder slovenisches Reich sich bildet und befestigt, wenn alle früher gewonnenen Stützpunkte deutscher Cultur zerstört werden, und beide auf die noch deutschen Provinzen in der Mitte drücken, so werden auch für das Deutsche Reich die Folgen mehr und mehr sich fühlbar machen.

Das östreichische Vereinsgesetz erschwert die Verbindung, da Zweigvereine im Ausland nicht gestattet sind, und deshalb, dann aber auch, weil man hier nicht auf die Unterstützung der Deutschen jenseits der Leitha verzichten wollte, bald auch eine noch allgemeinere Thätigkeit ins Auge faßte, hat in vollem Einvernehmen mit dem Wiener Schulverein eine Trennung stattgefunden. Am 15. August 1881 trat der Allgemeine Deutsche

Schulverein selbstständig ins Leben und erfreut sich seitdem einer fortwährend wachsenden Theilnahme, wie sie sich soeben in Berlin auf der dahin berufenen Versammlung von Delegirten der Zweigvereine in erhebender Weise gezeigt hat. Die innige Beziehung zu dem Wiener Vereine kam hier zum bestimmten Ausdruck, und wegen der so sehr schwierigen und schwer zu beurtheilenden Verhältnisse in Oestreich, wegen der so unentbehrlichen Lokalkenntniß, welche uns fehlt, wurde, wie schon früher, so auch jetzt von Neuem festgesetzt, daß alle dorthin gerichteten Unterstützungen nur durch Vermittelung des Wiener Vereins und im Einverständniß mit ihm erfolgen dürfen.

Wir sind also auch hier, das ist nicht zu leugnen, in einem gewissen Gegensatz zur Staatsgewalt, allein doch nur zu einer augenblicklichen, hoffentlich vorübergehenden Tendenz derselben. Es ist bitter, wenn deutschgesinnte Beamte eben wegen dieser Gesinnung beseitigt oder versetzt werden, wenn das einzige Schullehrerseminar in Krain den Slovenen ausgeliefert wird, deren Sprache noch gar nicht fertig ist, sondern erst erfunden wird. Um nämlich diese, die man bis dahin nur als den windischen Volksdialekt kannte, literarisch brauchen zu können, wird eine Sprache erkünstelt, welche der Bauer gar nicht mehr versteht, und wie die Lehrer bei solcher Sachlage beschaffen sind, das können wir uns leicht vorstellen. Oder vielmehr nicht leicht, da wir keine Gelegenheit haben, solche eben so anspruchsvolle wie bildungslose Nationalitäten kennen zu lernen. Die Schulbücher müssen erst gemacht werden, aber einstweilen werden ihnen die Schulen ausgeliefert.

Immerhin jedoch gilt in Oestreich noch Gesetz und Recht; der Schulverein ist in Wien in offener, anerkannter Wirksamkeit und es wird ihm nicht verwehrt, auf gesetzlichem Boden seine Thätigkeit zu entfalten. Das Schlachtfeld bietet so zu sagen das Schulgesetz. Bei einem gewissen Verhältniß zur Bevölkerung ist nämlich jede Nationalität berechtigt, eine öffentliche Schule aus Gemeindemitteln für sich zu fordern. Nun haben früher die Arbeiter und Bauern ihre Kinder gerne in die deutschen Schulen geschickt, weil sie dort etwas lernten und die Kenntniß der deutschen Sprache schwer zu entbehren, immer nützlich war. So machen es die Winden in Kärnten noch jetzt und eine große Anzahl von ihnen gehört selbst dem Wiener Schulverein an. Sie haben kein Vertrauen zu der slovenischen Herrlichkeit. Aber ganz anders steht es in Krain und in Böhmen. Da wirkt die mit allen Mitteln arbeitende slavische Propaganda, die unermüdliche und opferfreudige Thätigkeit des czechischen Schulvereins, welche den Deutschen zum beschämenden Muster dienen kann. Nun ist in diesen gemischten Ländern das Verhältniß ähnlich wie in Nordschleswig. Die gebildete, wohlhabende Minderzahl, aber auch nur diese, ist deutsch oder deutsch gesinnt. Da wird nun kein Mittel, auch kein Terrorismus gescheut, um die slavische Bevölkerung aufzuhetzen, Gegner zu bedrängen und mürbe zu machen, auch Arbeiter neu heranzuziehen. Es wird eine slavische Privatschule gegründet, den Kindern freies Schulgeld, Bücher, selbst Kleider und Kost gegeben, um sie heranzuziehen. Ist die nöthige Anzahl erreicht, so wird eine Gemeindeschule gefordert; sehr bald findet dann die Gemeinde, daß zwei Schulen zu erhalten zu theuer ist. So behauptet endlich die czechische oder slovenische Schule das Feld, und zwar um so leichter, je weiter man jetzt schon ohne Kenntniß der deutschen Sprache kommen kann, je mehr die Beschützung von Seiten der Partei sich vortheilhaft erweist. Man kann es ja den Slaven nicht verübeln, daß sie für die Hebung ihrer Nationalität thätig sind, abgesehen von der Verwerflichkeit der Mittel, welche sie oft genug anwenden; wir müssen ihre Thatkraft anerkennen und sollten uns daran ein Beispiel nehmen. Das ist ja auch in großem Maßstabe schon geschehen, und geschieht hoffentlich immer mehr. Hier ist kein Ankämpfen gegen die Staatsgewalt nöthig; es ist ein völlig loyaler Wetteifer, indem es gilt, die vorhandenen Schulen so nachdrücklich zu unterstützen, daß sie den Wettkampf aushalten können, und wo es nöthig ist und die Verhältnisse günstig sind, neue Schulen zu gründen.

Auf diesem Felde hat, wie gesagt, der Wiener Schulverein schon bedeutende Erfolge erreicht; es ist aber von großer Wichtigkeit, daß auch unser Verein sich daran betheiligt, daß auch dadurch die Kenntniß dieser Vorgänge, von denen in unseren Zeitungen fast nichts zu lesen ist, sich in Deutschland mehr verbreitet. Denn es ist wahrlich nicht etwas, was allein Oestreich angeht, wenn ganze Länder und Städte der deutschen Nation verloren gehen. Der ganze Nachwuchs wird da nicht nur ohne deutsche Bildung herangezogen, sondern auch so viel wie nur irgend möglich mit dem Geist des gehässigsten slavischen Fanatismus erfüllt. Rechnen wir dazu die von grimmigem Deutschenhaß erfüllten Magyaren und unsere liebenswürdigen Nachbarn im Westen, so ergibt sich doch wohl, daß es nicht ganz gleichgültig ist, ob wir Dorf auf Dorf und Stadt auf Stadt unserer Volksgenossen uns entfremden lassen.

Es sind die Kampfplätze, mit welchen wir bis jetzt uns beschäftigt haben. Außerdem nun sind auf der ganzen Erde die Deutschen zerstreut, welche ebenfalls unserer Fürsorge bedürfen. In Nordamerika freilich, wohin die große Hauptmasse unserer Auswanderung sich richtet, ist das Aufgehen unserer Nationalität in die nah verwandte englische kaum zu hindern, und soweit dort unsere Landsleute noch bestrebt sind, an deutscher Sprache und Bildung festzuhalten, sind sie auch im Stande, sich selbst zu helfen. Anders aber steht es mit zahllosen Ansiedelungen einer größeren oder kleineren Anzahl von Familien in Orten, wo eine ganz fremde oder niedriger stehende Cultur ihnen gegenübersteht, sei es nun, daß sie noch an der Hoffnung der Heimkehr für sich oder ihre Kinder festhalten, oder daß sie auch als Angehörige fremder Länder deutsche Sprache und Bildung zu bewahren wünschen. Seit der kurzen Zeit des Bestehens des Schulvereins sind schon Gesuche aus den verschiedensten und fernsten Ländern an uns herangetreten, aus Finnland und der Türkei, aus Rio grande do Sul in Brasilien, wo der Wunsch laut geworden ist, die Kinder in deutschen Schulen bis zur Reife für die Universität ausbilden zu können, um an Beamten, deren Bildung auf diesem Boden steht, einen besseren Anhalt gewinnen zu können; aus Chile und Australien, wo deutsche Schulen dringend begehrt werden. Mehr als früher ist seit der Gründung des Deutschen Reiches auch bei den Deutschen im Ausland der Wunsch und das Bestreben hervorgetreten, am Heimatlande festzuhalten, und gewiß ziemt es uns nicht, kühl abwehrend und theilnahmlos uns dagegen zu verhalten. Nur der Einwand kann uns gemacht werden, daß einer so großen Aufgabe gegenüber — und ohne Zweifel werden die Anforderungen noch immer wachsen — unsere Mittel gar zu unzureichend sind. Allein, das ist kein Grund, überhaupt nicht anzufangen, sind doch alle ähnlichen Vereinigungen, wie namentlich der Gustav-Adolf-Verein, auch von kleinen Anfängen ausgegangen und nicht ohne Anfechtung geblieben. Ferner aber sind fast überall eigene Kräfte vorhanden, und es ist oft erstaunlich, zu sehen, mit wie kleinen Mitteln bedeutende Wirkungen zu erzielen sind. Die Correspondenzen des Schulvereins zeigen fortwährend, wie ermuthigend und aufmunternd schon die Zuversicht wirkt, vom Heimatland nicht ganz verlassen zu sein, dort einen Anhalt zu haben, wie viel in manchen Verhältnissen durch eine kleine, aber zur rechten Zeit gewährte Unterstützung zu erreichen ist, wie nützlich ein guter Rath wirkt und vor Allem die Zusendung von Büchern und anderen Lehrmitteln, auch von Lesebüchern für Erwachsene. Solche Sammlungen sind schon sehr viel vom Verein verschickt worden und immer sehr dankbar aufgenommen.

Ich weiß, daß der Verein durch seine eifrig betriebene Agitation ängstlichen Gemüthern Anstoß gegeben hat, daß er ihnen bedenklich vorgekommen ist. Sie mögen sich beruhigen, diese Gefahr ist vorüber. Bereuen kann der Verein nicht, was er gethan hat. Er hat sein Ziel nicht erreicht, aber er hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Zustände in Ungarn gelenkt, hat künstlich verbreitete Täuschungen vernichtet, und vielleicht doch bewirkt, daß nicht noch rücksichtsloser vorgegangen ist. Auf jeden Fall aber wird man später, wenn in der Geschichte von dem enormen Rückgang der Cultur in jenen Ländern,

*

von der systematischen Vertilgung des deutschen Elements die Rede ist, dem deutschen Volke nicht den Vorwurf machen können, daß es theilnahmlos und regungslos zugeschaut habe. Freilich hätte die Theilnahme eine lebhaftere sein sollen; der Schulverein aber ist sich bewußt, gethan zu haben, was in seinen Kräften stand; er hat gethan, was er für seine Pflicht hielt.

Es ist ja auch möglich, daß diese Agitation der Reichsregierung nicht gerade gelegen kam. Der Verein wünschte natürlicher Weise, daß auch die Regierung bei der Vergewaltigung deutscher Volksgenossen nicht so ganz passiv sich verhalten hätte, allein er muß ja zugeben, daß es für sie in hohem Grade bedenklich ist, in die inneren Verhältnisse befreundeter Staaten sich einzumischen. Wenn aber die Ansicht vorhanden war oder ist, daß der ganze Verein der Regierung mißliebig sei, so müssen wir uns dagegen mit aller Entschiedenheit verwahren: nie hat er eine Anfechtung erfahren, und er zählt viele Mitglieder, welche, wenn das der Fall wäre, sicher nicht mehr dem Vereine angehören würden.

Gewiß würden wir mehr leisten können, wenn unsere Mittel größer wären. Es hat sich jetzt in Frankreich ein Verein gebildet, welcher dem unserigen so ähnlich ist, daß man an Nachahmung denken könnte. Es ist die Alliance Française, Association Nationale pour la propagation de la Langue Française dans les Colonies et à l'Etranger. Ihr Zweck ist auf die Colonien gerichtet und auf die Länder, welche unter französischem Protectorat stehen. Man will den dort vereinzelt lebenden Franzosen Schulen für ihre Kinder schaffen, oder, wo sie schon bestehen, sie unterstützen. Man will den Eingeborenen französische Schulen darbieten und Seminare errichten, um Lehrer anszubilden. Dieselbe Organisation mit centralem Ausschuß, Lokalvereinen und Generalversammlung. Der Unterschied besteht nur darin, daß wir keine Colonien haben und daher eine Einwirkung auf die Eingeborenen uns fern liegt, und daß wir ferner hier an der Spitze die hervorragendsten Namen finden, Botschafter, gewesene Minister, einen General und einen Admiral, den Erzbischof von Algier und Männer von hohem Ansehen aus den verschiedensten Lebensstellungen.

Nur mit Leidwesen können wir sehen, wie dort, wo es sich um ein nationales Unternehmen handelt, Jeder sich eine Ehre daraus macht, daran sich zu betheiligen, während unser Schulverein eine stille und bescheidene Existenz führen muß und meistens nur mit Achselzucken beehrt wird, wenn man sich überhaupt um ihn bekümmert. Doch fehlt es uns auch nicht ganz an erfreulichen Erfahrungen, und unter den Männern der Wissenschaft zählen wir Namen genug von gutem Klang, wie das die früher vom Schulverein veröffentlichten Erklärungen zeigen. Wir hoffen sicher, daß die Ueberzeugung von dem segensreichen Wirken des Vereins mehr und mehr Anerkennung finden, und daß er dann durch vermehrte Theilnahme auch besser im Stande sein wird, seinen großen Aufgaben zu genügen.

Zur Vagabundenfrage.

Von Hermann Mich. Richter.

Das Ueberhandnehmen des Vagabundenthums ist immer ein bedenkliches Krankheitssymptom am socialen Körper. Sein Wachsthum, seine Heranziehung, wenn man sich so ausdrücken darf, durch die Verhältnisse, die Einrichtungen, die gesellschaftliche Entwicklung, ist vielleicht kaum je so eingehend studirt und so klar dargelegt worden wie von Henri Taine in seinem schönen Werke: „Der Ursprung des heutigen Frankreich" (Les origines de la France contemporaine). Wir geben hier das auf diese Volkskrankheit Bezügliche aus diesem Werke, vielleicht möchte es uns einige Andeutungen zur Bekämpfung derselben Krankheit geben, die sich seit einigen Jahren auch bei uns in so bedenklichem Grade zeigt.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, sagt ein altbekannter Weisheitsspruch. Zur Zeit Ludwig XIV. in Frankreich war der Glanz, der von seinem Hofe ausging, so stark, daß er die Augen von ganz Europa blendete. Er war so blendend, daß er auch den Augen der französischen Regierung selbst die Tiefe des Elends verdeckte, das gerade damals in seiner erschreckendsten Gestalt sich zu zeigen begann.

Taine beginnt das fünfte Buch des Ancien régime überschriebenen Theiles seines Werkes mit folgenden Worten:

„La Bruyère schrieb gerade ein Jahrhundert vor 1789: „Man sieht gewisse wilde Thiere männlichen und weiblichen Geschlechts auf dem platten Lande verbreitet; sie sind schwarz, blaß und ganz von der Sonne verbrannt, zur Erde niedergebeugt, die sie mit einer unbesieglichen Hartnäckigkeit durchgraben und hin- und herwerfen. Sie haben wie eine articulirte Stimme, und wenn sie sich auf ihren Füßen erheben, so zeigen sie ein menschliches Antlitz; und in der That sind es Menschen. Bei Nacht ziehen sie sich in Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brode, von Wasser und von Wurzeln leben. Sie ersparen den anderen Menschen die Mühe des Aussäens, des Arbeitens und des Einheimsens, um zu leben, und verdienen daher, dieses Brod nicht zu entbehren, das sie gesäet haben." — Sie entbehren es aber während der 25 folgenden Jahre und sterben schaarenweise; nach meiner Schätzung war im Jahre 1715 bei einem Drittel sechs Millionen, vor Elend und vor Hunger umgekommen."

In der That, nach allen Zeugnissen, welche uns aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts überliefert sind, lebte das französische Volk kaum mehr von Brod, sondern mußte sich mit Kraut und Wurzeln begnügen. So berichtet St. Simon im Jahre 1725. Ebenso d'Argenson 1739. So war es in der Normandie, so in der Touraine, so im Osten des Landes wie im Westen, an den Grenzen wie im Mittelpunkt. 1740 schrieb der Bischof von Clermont-Ferrant, Massillon, an Fleury: „Das Volk unserer Landorte lebt in einem fürchterlichen Elend, ohne Betten, ohne Möbel; die Mehrzahl hat die Hälfte des Jahres hindurch nicht einmal das Gerste- und Haferbrod, welches ihre einzige Nahrung ausmacht, und das sie an ihrem Munde und an dem ihrer Kinder absparen müssen, um ihre Steuern zu bezahlen. Jedes Jahr habe ich bei meinen Besuchen den Schmerz, dieses traurige Schauspiel vor Augen zu sehen. Es ist dahin gekommen, daß die Neger unserer Inseln unendlich glücklicher sind denn wenn sie arbeiten, werden sie mit ihren Frauen und Kindern ernährt und gekleidet, während unsere Bauern, und zwar die fleißigsten des Königreichs, mit der härtesten, unausgesetzten Arbeit kein Brod für sich und ihre Familie haben und ihre Steuern nicht bezahlen können."

Bekannt ist das Zusammentreffen des jungen Rousseau (1732) mit einem Bauern, bei dem er eingekehrt, um sich zu erfrischen. Erst als dieser sich vergewissert hatte, daß der junge Mann kein Zöllner war, holte er Wein und Brod aus einem Versteck im Keller, weil er nach seiner Versicherung überzeugt war, „daß er verloren sei, wenn man einen Zweifel darüber habe, daß er am Hungertuch nage". Eines Tags brachte der Herzog von Orleans ein Stück Brod in den Staatsrath, um dem Könige zu zeigen, von was sich seine Unterthanen nähren. Doch glücklich diejenigen, welche von diesem Brode zu essen hatten, denen gegenüber, die selbst dieses entbehren mußten.

Schon vor der Mitte des Jahrhunderts brachen daher an verschiedenen Orten aufrührerische Bewegungen aus, indem das Volk die Brod- und Mehlfuhren anhielt. Frauen, welche Brod mit sich trugen, wurden auf offener Landstraße ermordet. Selbst in Paris setzte es schon zwischen Polizei und den hungernden Volksmassen blutige Gefechte. Freilich suchte man dem Elende zu steuern, man unternahm, die Wohlhabenden zur Unterstützung der Armen zu zwingen; was aber, wenn diese an Zahl jene überstiegen? So war es aber an vielen Orten. Auch der Stand der Staatsfinanzen verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Bei der Steuererhebung sah sich der Staat daher zu unerbittlicher Strenge genöthigt; die Art der Erhebung steigerte diese Strenge bis ins Unerträgliche. Um die Steuern einzutreiben, müssen die Thüren erbrochen, die letzte Habe der Armen ver-

kauft werden. Auch „ist es nicht mehr das traurige Gefühl des Elends, es ist die Verzweiflung, welche die armen Bewohner ergriffen hat, sie wünschen nur noch den Tod und vermeiden zu bevölkern", so berichtet derselbe d'Argenson. Um diesem höchsten Elende zu entgehen, ziehen daher die Leute fort, zuerst in die benachbarten Provinzen, geht es auch da nicht, ins Ausland. So bilden sich Landstreicherbanden, sie sind gleichsam ein Naturprodukt des gesellschaftlichen Zustandes.

Lange Zeit hatte das darbende Volk, nachdem es angefangen, seine Lage mit derjenigen der Privilegirten zu vergleichen, noch auf den König gehofft; aber die seit Jahrhunderten herangewachsenen Mißbräuche waren zu eingewurzelt, wie hätte ein Mensch, selbst der mächtigste, da helfen können! So ward das Elend von Tag zu Tag nur größer, allgemeiner. Mit dem Anwachsen desselben wuchs aber auch die Zahl der Gesetzesübertreter, Schmuggler, Wilderer; auf jede Art und Weise suchte man den Staat in seinen Einnahmen zu verkürzen, zu betrügen. Besonders an den Grenzen der Provinzen trieb sich diese Sorte von Leuten in Banden, die zuweilen das Hundert überschritten, herum. Wurde das Geschäft an einem Orte zu gefährlich oder zu wenig einträglich, so zogen sie weiter; es gibt überall Gelegenheit zum Verdienst. Da alles Landvolk von dem gleichen Elende bedrückt war, so stand es auf Seiten der Schmuggler, der Wilderer, der Betrüger des Staats, und half ihm das Gesetz zu hintergehen. Beim Herannahen der Revolution zählte man mehr als zehntausend Räuber und Vagabunden in Frankreich. Als nach der Revolution durch die feste Hand Napoleons die Ordnung wieder hergestellt war, zogen sich die meisten jener Landstreicher an den Oberrhein, wo sie noch jahrelang ihr Wesen trieben. Die Namen Schinderhannes, der bayrische Hiesel und andere sind heute noch nicht vergessen.

Im deutschen Volke ist das Wandern eine Nationalsitte. Schon vor bald zweitausend Jahren kamen viele Angehörige der deutschen Stämme nach Rom, um da Kriegsdienste zu nehmen. Zur Zeit des stürzenden Reiches haben manche dieser Abenteurer weite Landstriche beherrscht. Nicht anders war es das ganze Mittelalter hindurch. So ist Luther zu Fuß, ohne Geld, bis nach Rom gewandert. In Klöstern oder Herbergen fanden die Wanderer Obdach und Nahrung. Nicht anders ist heute zu verfahren, wenn man die fahrenden Leute überwachen und ihre Zahl nach und nach vermindern will. Oder wären etwa heute andere Ursachen des Herumziehens vorhanden als damals?

Daß die Anzahl der fahrenden Leute in den letzten Jahren bedenklich angewachsen ist, möchte wohl kaum bestritten werden können. Als Hauptursache dieses Zustandes ist aber keine andere zu erkennen, als der ungenügende Stand der Erwerbsverhältnisse seit 1873. Allerdings hat derselbe in den letzten Jahren eine gewisse Besserung erfahren, aber eben doch nicht in dem Maße, daß er ein normaler genannt werden könnte. Heute noch sind trotz des neuerlichen Aufschwungs unserer Industrie die Löhne niedrig, und die Gelegenheit zur Arbeit ist nicht so allgemein als es zu wünschen wäre. Das Bedenklichste aber bei einem solchen, so lange andauernden Zustande ist der Umstand, daß die Leute, welche lange Zeit keine Arbeit hatten, sich derselben am Ende ganz entwöhnen. Eine Reihe von Fehljahren in der Arbeitsgelegenheit wird daher stets ein Anwachsen des Vagabundenthums im Gefolge haben. Ist dies richtig, so wird, neben der Beschaffung jenes ersten Bedürfnisses, Obdach und Nahrung, für diese Leute nach Arbeit zu sehen sein, und wenn es gelingt, welche herbeizuschaffen, so darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß das Vagabundenthum eine Verminderung erfahren wird, ja selbst der moralische Zustand der Leute, aus denen es sich zusammensetzt, würde ein viel besserer werden, als er gegenwärtig ist.

Durch das Anwachsen des Vagabundenthums, durch die daraus entspringenden Gefahren, durch Verbrechen, welche begangen worden sind und die man mit diesem Anwachsen in Verbindung gebracht hat, ist man auf gewisser Seite so erschreckt worden, daß man — um einen milden Ausdruck zu wählen — die abenteuerlichsten und gefährlichsten Mittel zur Bekämpfung des Uebels in Vorschlag gebracht hat. Ist nicht sogar von Prügelstrafe gesprochen worden? Hat man aber je gesehen, daß rohe Menschen dadurch, daß sich die besser und glücklicher Gebildeten ebenso roh zeigten, gebessert worden wären? Allerdings ist die strengste Ueberwachung, die unerbittlichste Aufrechterhaltung der Ordnung geboten, aber die Rohheit überlasse man den Rohen, sie ist nicht als Mittel der Erziehung zu gebrauchen.

In denselben Fehler wie Jene, ist seiner Zeit auch der wohlmeinende Alfons Karr verfallen, als er bei Gelegenheit der Besprechung der Todesstrafe jenes bekannte Wort aussprach: Que messieurs les assassins commencent! Ja wenn die „Herren Mörder" die besten Menschen wären, dann würden sie wohl anfangen. Sie sind aber nicht die besten, sondern die unglücklichsten, die nichtswürdigsten, die verworfensten. Und diese sollten der übrigen Menschheit den Weg zur Besserung, zur Tugend weisen? Nur durch das gute Beispiel bessert man diejenigen, die überhaupt der Besserung fähig sind; die es nicht sind, sind eben zu überwachen und in einen solchen Stand zu versetzen, daß sie nicht schaden können. Aus alle dem geht hervor, daß es zur Eindämmung des Vagabundenthums nur jenen einen Weg gibt, den man allerdings auch bereits einzuschlagen begonnen, nämlich die Organisirung der Unterstützung. Doch ist gleich hier die Bemerkung anzufügen, daß man sich nicht einredet, diese Organisirung durch Rohheit fördern zu können, sondern dadurch, daß man den Leuten den Antheil zeigt, den man an ihnen nimmt.

Man hat mit dieser Organisirung in verschiedenen Gegenden Deutschlands einen Anfang gemacht. Am weitesten ist man wohl in Württemberg damit gekommen, und man hat da auch alle Ursache, mit den Resultaten zufrieden zu sein. Nicht wenig sind diese Versuche durch die vielen wohlthätigen Vereine gefördert worden, welche seit langem in diesem Lande bestehen, sowie durch viele Privatpersonen, welche ihre Zeit und Kraft der öffentlichen Wohlthätigkeit widmen. Es ist dadurch möglich geworden, einen Schatz von Erfahrungen zu sammeln, welcher bei der Bekämpfung des Landstreicherthums nicht verloren gewesen ist. Es ist also nur auf diesem Wege fortzuschreiten, d. h. den fahrenden Leuten nur an bestimmten Orten Unterstützung zu gewähren; und dann, wie man ja ebenfalls schon begonnen, Colonien anzulegen, welche auf die Arbeit der Aufgenommenen zu gründen wären. Die Rohheit ist aber da und dort fern zu halten, denn Gerechtigkeit und gutes Beispiel allein haben eine bessernde Wirkung. Gerade hierin aber ist noch Vieles zu thun. Der Mensch lebt bekanntlich nicht von Brod allein; da nun der Landstreicher auch ein Mensch ist, so müßte auch auf moralischem Wege auf ihn einzuwirken gesucht werden, was, sobald derselbe durch die Verabreichung von Nahrung und Obdach den Antheil erkennt, den man an ihm nimmt, nicht so schwer sein dürfte. Das einfachste Mittel hierzu wäre wohl, daß an allen den Orten, wo sich eine gewisse Anzahl Unterstützungsbedürftiger zu versammeln pflegte, der Pfarrer, Lehrer, oder auch Leute von gutem Willen sich unter ihnen einfänden, um sich mit dem Opfer einer Viertelstunde ihrer Zeit mit ihnen zu unterhalten. In England, ja selbst in Amerika fehlt es selten an Leuten zu solcher Mission, und in Deutschland sollte es unmöglich sein?

Literatur und Kunst.

Don Juan-Studien.

Von Wilhelm Bolin.

Deutschlands dramatische Literatur ward kürzlich mit einem Werk bereichert, das schon längst die Runde über dessen Bühnen gemacht hätte, wenn es ausländischen Ursprungs gewesen oder von so untergeordnetem Gehalt, wie solcher dem herrschenden Tagesgeschmack zumeist entspricht. Da es aber von einem unserer bedeutendsten Autoren herrührt, und dieser noch nicht unter die

Zahl der Unsterblichen aufgenommen, sondern uns Jahr um Jahr durch eine Reihe herrlicher Dichtungen auf dem Gebiete der Erzählung erfreut, wird es ganz in der Ordnung befunden, daß man seinen dramatischen Leistungen, deren Zahl beiläufig auf zwanzig gestiegen, weniger nachfragt. Jeder unserer Leser kennt und schätzt Paul Heyse als Novellisten, einem nicht geringen Theil unter ihnen dürfte aber dessen dramatische Thätigkeit gänzlich unbekannt sein, da es den Theatern nur selten beliebt hat, sich dieselbe zu Nutz zu machen, wiewohl bekanntlich über Mangel an guten einheimischen Bühnenerzeugnissen sattsam geklagt wird. Wie begründet diese Klagen im Allgemeinen auch sein mögen, Paul Heyses Stücken gegenüber hat sie wahrlich keine Berechtigung. Unter dem Vielen, was er für die Bühne gedichtet, ist unzweifelhaft mehr als zwei Drittel von einer Bedeutung, welche zu würdigen und für den Darstellungsbedarf auszubeuten man füglich nicht erst kommenden Zeiten überlassen sollte. Trotz der geringen Aufmunterung seitens der Theater ist er seiner Liebe für dramatische Schriftstellerei mit einer wahrhaft rührenden Anhänglichkeit treu geblieben, und so möchten wir hoffen, daß ihm dafür endlich, sowohl beim Publicum wie bei den Bühnenleitern, die verdiente Beachtung zugewendet werde. Ganz entschieden gebührt ihm diese für die jüngste Leistung seiner dramatischen Feder, welche zu den vorliegenden Betrachtungen Anlaß gegeben.

„Don Juans Ende", Trauspiel in fünf Acten*), ist diese Dichtung betitelt und hat die wohlbekannte Figur aus Mozarts Oper zum Helden. Da selbiger dort eines gründlichen Endes keineswegs ermangelt, so drängt die Aufnahme der populären Gestalt in einem gesprochenen Drama mit der eben angegegebenen Benennung zu der Frage hin, welches Verhältniß zwischen den beiden Werken etwa bestehen könne. Handelt es sich nämlich um ein anderes Ende als das in der Oper vorkommende, so ist nicht recht ersichtlich, wie dieses selbst die Voraussetzung des betreffenden Trauerspiels sein möchte, zumal von einer sonstigen Dichtung, zu welcher die gegenwärtige den nöthigen Abschluß bildet, kaum etwas bekannt ist.

Freilich ist Byrons epische Dichtung, an die man zunächst denken könnte, ohne Abschluß, aber jeder Zusammenhang zwischen ihr und dem vorliegenden Drama ist sowohl durch die Verschiedenheit der Form wie auch dadurch ausgeschlossen, daß die betreffende Figur bei dem englischen Dichter mit der hier fraglichen nur den Namen gemeinsam hat. Selbstverständlich haben wir uns an frühere Don Juan-Dramen zu halten, von denen der Mozart'schen Oper bekanntlich mehrere voraufgegangen, andere wiederum in nicht geringer Zahl ihr gefolgt sind. So viele ihrer aber vorhanden, hat jedes der gedachten Dramen sein erforderliches „Ende", und man könnte fast sagen, daß sie gerade des Endes wegen verfaßt worden. Wenn nun die neueste Dichtung über den nämlichen Gegenstand gleichwohl einen ganz besondern Nachdruck auf das Ende legt, so deutet das offenbar auf eine eigenthümliche Fassung des Problems, welcher gegenüber es wohl der Mühe verlohnt die bisherigen Behandlungen desselben näher ins Auge zu fassen. Wir wollen in dem Folgenden die vornehmsten der vormozartischen Don Juan-Dramen und sodann diejenigen überblicken, welche ihrerseits mehr oder minder direct durch die Oper selbst angeregt worden.

I.

Ueber volle drei Jahrhunderte erstreckt sich die dramatische Verwerthung des Don Juan-Problems. Obenan unter den frühesten Behandlungen desselben steht das Drama des Spaniers Fray Gabriel Tellez, Zeitgenosse des Lope de Vega und mit diesem und Calderon eine Zierde der reichhaltigen dramatischen Literatur ihres Heimatlandes, welches ihn jedoch am liebsten mit seinem Autornamen Tirso de Molina benennt. Das betreffende Stück betitelt sich „Der Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast", wird aber nicht zu den gelungenen Leistungen des Dichters gerechnet. Aeußerst lose in der Composition, spielt es abwechselnd in Neapel und Sevilla und führt eine ganze Reihe von Liebesabenteuern seines Helden vor, dessen Figur allein durch meisterhafte Charakterzeichnung über eine Menge conventioneller Gestalten — den zugehörigen Diener und Begleiter des Don Juan nicht ausgenommen — mächtig hervorragt. „Dieser Don Juan wird nicht von dämonischer, mit sich und der Welt zerfallener Sophisterei getrieben, die bürgerlich-sittliche Ordnung mit Füßen zu treten", bemerkt der hochverdiente deutsche Uebersetzer des Dramas*); vielmehr ist er ein derber sinnlicher Epikuräer, der einfach auf kecken und schrankenlosen Genuß ausgeht. Gleichwohl ist es dem Dichter gelungen, diesem Wüstling durch einen Anhauch von ritterlicher Tapferkeit ein so energisches Colorit zu geben, daß sein Don Juan der Grundtypus geworden ist, nach welchem fast alle europäischen Literaturen diesen Charakter sich zugeeignet haben. Zu den besten Scenen des Stückes gehören diejenigen, welche später in Mozarts Oper hinüber gegangen; sie bilden aber nur insofern einen wesentlichen Bestandtheil des Dramas, als sich daran die Schlußepisode mit dem steinernen Gast knüpft, welche jedoch bei Tirso noch nicht in ihrer ganzen theatralischen Bedeutung verwerthet ist, indem diese Partien theils zu flüchtig, theils gar zu sehr den Späßen des Gracioso zu lieb behandelt sind.

Die von Tirso zuerst in die Dichtung eingeführte Don Juan-Figur trifft man bereits 1620 auf italienischen Bühnen, in Stücken jedoch, die nunmehr verschollen, wiewohl sie ihrerseits französische Schriftsteller zur Behandlung des nämlichen Themas veranlaßt, welches bereits um die Mitte des nämlichen Jahrhunderts geschah.

Unter den französischen Don Juan-Dramen ist dasjenige von Molière, 1665 verfaßt, unstreitig das bedeutendste, obschon es keineswegs zu den besten Leistungen des Dichters selbst gehört. Wie der Urtypus bei Tirso ist auch Molières Don Juan lediglich rücksichtsloser Genußmensch mit einem gewissen Anflug individueller Skepsis, mit deren Hülfe er sich leicht über die gewöhnlichen Forderungen der Moral hinwegsetzt. Fern von aller weltschmerzlichen Grübelei, wie man sie später diesem Charakter zu verleihen gesucht, ist der Don Juan bei Molière von derber Sinnlichkeit, die an sich überwältigend und elementar wirkt. Leider ist aber dieser entschieden richtige und bei geschickter Behandlung durchaus hinreichend wirksame Zug von Molière nicht consequent durchgeführt, und gelangt um so weniger zu voller Geltung, als die Zeichnung dieses Charakters schließlich nach einer Seite hin abschweift, die dem Wesen desselben unzweifelhaft fremd ist, wiewohl dies durch die geschickte Mache vorliegendenfalls minder auffällig erscheint. Um nämlich die Ruchlosigkeit des Don Juan besonders zu betonen, läßt ihn der Dichter in einer Scene mit dessen Vater, der ihn ob seiner zügellosen Lebensweise zur Rede stellt, die frechste Scheinheiligkeit herauskehren, wobei der alte Herr ohne weiteres bethört wird. Aber dieser Kunstgriff hat nur mittelbar das Weiterführen der Handlung als solcher zum Zweck; unmittelbar ist es lediglich ein Herzenserguß des Dichters selber, der sofort in der folgenden Scene dem Don Juan einen langen Sermon gegen die Frömmelei in den Mund legt, wobei er seinen gerechten Unwillen an „dieser modernen Art sein Glück in der Welt zu machen" auf beredteste Weise zu Wort kommen läßt. Offerbar hat hier ein subjectives Bedürfniß des Dichters obgewaltet, dem er zunächst bei dieser Gelegenheit genügen wollte, wo gleichsam der später zur Ausführung gelangende Tartüffe seinen Schatten vorauswirft.

Im Uebrigen ist das Stück nicht sorgfältig gearbeitet. Wiewohl „der steinerne Gast" darin einen wesentlichen Bestandtheil bildet, ist die betreffende Persönlichkeit bereits vor Beginn der Handlung durch Don Juan ums Leben gekommen, seine von ihm verführte Tochter wird im Drama nur erwähnt, während die weibliche Hauptfigur desselben die dem Don Juan angetraute Donna Elvira ist, als deren Rächer an dem treulosen Gatten zwei ihrer Brüder erscheinen. Die rührende Anhänglichkeit dieser

*) Bd. 13 der dram. Dichtungen, Berlin 1883, Wilhelm Herz.

*) C. A. Dohrn, Spanische Dramen. Berlin 1841.

Frauengestalt an Don Juan, den sie vergeblich zur Umkehr zu bewegen sucht, ist ein ebenso hübsch durchgeführter Zug im Drama, wie die kecke Unverschämtheit, die Don Juan anläßlich eines Zerlinen-Abenteuers entwickelt — selbiges vorliegendenfalls durch zwei ländliche Koketten in einem lustigen Wettstreit um die Hand des vornehmen Herrn vertreten — von einer überaus wirksamen Komik ist. Am köstlichsten bei Molière ist die Leporello-Partie — hier jedoch ebenso wenig wie bei den Spaniern diesen typisch gewordenen Namen tragend. Die Rolle, welche der Dichter seiner Zeit selbst gespielt, ist weit individueller und spaßiger als die noch sehr conventionell gehaltene des Grazioso beim Tirso. Freilich wird auch dieser Charakter nicht ganz streng eingehalten, indem hier, ähnlich wie beim Don Juan selbst das Abschweifen in der Richtung des Tartüffe, ein Ablenken nach der von Molière beliebten Verspottung der Aerzte statt hat; dieser zulieb erscheint nämlich Sganarelle-Leporello in einer mit der Handlung selbst überaus lose verknüpften Scene als Arzt verkleidet, bei welcher Gelegenheit dann der betreffende Stand gehörig durchgehechelt wird. Gleichwohl steckt die Rolle voll Humor und ist nicht nur die vorzüglichste unter sämmtlichen gleichen Figuren aller sonstigen Don Juan-Dramen, sondern auch eine der besten unter den derartigen Gestalten bei Molière selbst. Mit auffallend geringem Bühnengeschick und auch sehr knapp sind die den „steinernen Gast" betreffenden Scenen behandelt, obschon sie unverkennbar dem Stücke selbst als Zugkraft dienen sollten. Eigenthümlich ist jedoch ein kleines Detail in eben dieser Schlußscene: bevor der Comthur den Don Juan zu holen kommt, erscheint demselben eine verschleierte Frau, ebenfalls um ihn zu warnen; schnöde zurückgewiesen enthüllt sich dies Gespenst als die Zeit, in der üblichen Gestalt mit der Sense in Händen, und überläßt ihn seinem Verhängniß.

Mit größerem Geschick ist die Episode des steinernen Gastes, wie überhaupt die ganze damit zusammenhängende Partie der Don Juan-Fabel in dem Drama des Antonio de Zamora behandelt, welches sich bis heute noch auf den spanischen Bühnen erhalten hat. Der Verfasser — er starb 1722 als Kammerherr am Hofe Philipp V. — hat nur eine Umarbeitung des Stückes von Tirso im Auge gehabt, und nicht dieses selbst sondern das Drama des Zamora liegt dem Libretto zu Grunde, welches Lorenzo Daponte für Mozart fertigte. In Zamoras bühnenkundiger Umgestaltung hat die Handlung schon fast ganz die Form, die uns von der Oper her vertraut ist. Aus Tirsos Drama sind Don Juans Abenteuer in Neapel gänzlich ausgeschieden und Zamora beginnt, wie der Librettist, mit der Ermordung des Comthurs. Aber während Tirso, und mit ihm seine italienischen, französischen und spanischen Bearbeiter nur mittelbar für die eminente Popularisirung des Don Juan-Typus gewirkt, ist dies eigentlich erst durch Mozarts Oper geschehen, wiewohl diese bei ihrem Erscheinen 1787 bekanntlich eine nur laue Aufnahme fand. Unter dem gewaltigen Einflusse Mozarts sind, wie schon bemerkt, die vielen Don Juan-Dramen entstanden, welche die Nachblüthe der Romantik in der Zeit der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts aufzuweisen hat. Es lassen sich darin genau zwei Stadien des Verhaltens zur Oper unterscheiden, und so wollen wir sie auch gesondert betrachten.

II.

Wie hoch man auch den dramatischen Werth von Mozarts Oper veranschlagen mag, kann doch der ihr zur Unterlage dienende Stoff schwerlich als seinem ganzen Gehalte nach darin für erschöpft gelten. Mag die Musik noch so vollendet sein, so kommt doch dem Don Juan-Problem eine weit größere poetische Bedeutung zu als wie sie zunächst durch das Libretto, welches doch nur die äußeren Umrisse der Sage zu geben vermag, dramatisch verwerthbar ist. Unendlich viel hat Mozart aus dem allerdings sehr dankbaren Text gemacht. Das Bild der entfesselten, zu titanenhaftem Uebermuth gesteigerten Genußsucht aber tritt durch die Hand des Tonsetzers, und wenn er dabei noch so viel Tiefe und Gewalt entwickelt, doch nur mittelbar an den Zuschauer heran*); unmittelbar kann dies nur durch eine Behandlung des Stoffes geschehen, die dessen Elemente in ganz anderer Weise als das Libretto zu dramatischer Geltung bringt. Hierin eben liegt der Reiz zum Wetteifer mit dem Tonsetzer, und nachdem dessen Meisterwerk mehrere Jahrzehnte lang die Bühnen allüberall beherrscht, wurde der erste der hierher gehörenden Versuche gewagt.

Es geschah dies durch den hochbegabten Dichter Chr. Dietr. Grabbe. Von der ganz richtigen Einsicht geleitet, daß eine tiefere Fassung des Problems erforderlich sei, um im recitirten Drama eine der Oper ebenbürtige Wirkung zu erzielen, vergriff er sich dabei jedoch vom ersten Ansatz an, wie schon der Titel seiner 1829 vollendeten Tragödie unverkennbar besagt. „Don Juan und Faust" ist das wunderliche Elaborat benannt. Als wäre es an dem einen Titanen nicht genug, wird ihm also ein zweiter beigesellt, und weit entfernt einander zu heben, sind die beiden sich gegenseitig nur im Wege. Keine der Gestalten gelangt zu einer vollen Entfaltung ihres Wesens, ja nicht einmal zu einer wahrhaft dramatischen Verkörperung in Fleisch und Blut. Jeder von ihnen ist, wie mit Recht hervorgehoben wird, lediglich nur die „sehr geistreich berechnete, einheitlich gegliederte Repräsentation je einer polar entgegengesetzten Lebensanschauung" — des Materialismus und Idealismus —; bei allem Scharfsinn und aller Consequenz in der Charakteristik sind sie doch undramatisch und unlebendig, so sehr der Verfasser selbst auch vom Gegentheil überzeugt gewesen.**) Das Stück ist so hohl und unwahr wie nur je ein Buchdrama, und auch die pietätvollste Verehrung für das Genie des Dichters hat nicht umhin können in der Handlung „nur Flachheit, Seichtigkeit und bunten Zufall" zu finden. Was können auch Faust und Don Juan im Grunde gemeinsam haben? — Daß jeder von ihnen Genuß anstrebt und dabei eine gewisse ihm eigenthümliche Lebensanschauung vertritt, mag wohl eine Zusammenstellung Behufs ästhetischer Erörterung über die beiden Gestalten rechtfertigen, nimmer aber eine poetische Verschmelzung der betreffenden Sagen für einen dichterischen, und nun gar einen dramatischen Zweck. Die von Grabbe erreichte Verknüpfung ist auch von einer geradezu verblüffenden Oberflächlichkeit: er stellt seine beiden Helden lediglich im Wetteifer um den Besitz des nämlichen Weibes einander gegenüber, — ein Conflict, wozu es wahrhaftig nicht zweier Titanen bedarf. Zudem verläuft es dabei so undramatisch, daß, während Don Juan, um der Schönen habhaft zu werden, deren Bräutigam und Vater im Zweikampf erlegt — alle drei Gestalten sind der Oper entlehnt und heißen wie dort Donna Anna, Don Octavio und der Gouverneur — wird diese selbst vom Faust mit Hülfe des Teufels in ein Zauberschloß auf dem Montblanc entführt, wo er sie schließlich durch die Macht seines bloßen Wortes tödtet, weil sie seine zudringlichen Liebesanträge beharrlich zurückweist. Don Juans Versuch, die entführte Anna vom Montblanc herunter zu holen, was er freilich ohne übermenschlichen Beistand unternimmt, mißlingt, ohne sogar ein Wiedersehen mit ihr zu gewähren. Zum Schluß mündet das Stück ganz und gar in die Oper ein — Kirchhofsbesuch und Bankett mit dem steinernen Gast — wobei der Verfasser seinestheils, außer einer albernen Polizeiscene und der Erdrosselung des ganz willkürlich herbeikommenden Faust durch den Teufel, namentlich eine Ausschmückung der Gastmahlsscene

*) Freilich hat der Mozart-Enthusiast E. Th. Am. Hoffmann in den bekannten „Phantasiestücken in Callots Manier" (1. Theil, IV: In der Fremdenloge Nr. 23) eine die Oper betreffende Auslegung des Don Juan-Problems gebracht, worin er dasselbe, wenn auch äußerst phantastisch zugestutzt, überaus geistreich und namentlich dramatisch aufgefaßt entwickelt. Was er aus der Musik herauszulesen glaubt, besteht offenbar nur in einer Paraphrase der Sage als solcher auf Grund des Libretto, gehoben und vertieft durch die dichterische Intuition des Verfassers selbst. Für eine etwaige Bühnenverwendung des fraglichen Stoffes muß dies „Phantasiestück" immerhin als lehrreich bezeichnet werden.

**) Chr. D. Grabbes sämmtl. Werke, hrsgb. von Oskar Blumenthal. Bd. 4, S 432 f.

mit abgeschmackten und barocken Zuthaten hinzu liefert in dem naiven Wahne, damit das Finale des Mozart'schen Don Juan gänzlich in den Schatten gestellt zu haben.*)

In eben die Zeit — Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre — fällt eine andere Don Juan-Tragödie. Ebenfalls im Anschluß an die Oper entstanden, ist selbige dänischen Ursprungs und hat den Dichter Johannes Carsten Hauch**) zum Verfasser. Wiewohl er sich mit dem Don Juan-Problem allein begnügt, streift er dabei doch das Faustgebiet insofern, als er seinem Helden einen Zusatz Mephistophelismus verleiht, der dem Charakter eine gewisse Pikantheit gibt, jedoch den Grundzug des leichtsinnigen Genuß-Virtuosen an ihm verwischt. Aehnlich wie Grabbes Don Juan aus Princip treulos ist, weil „nur Abwechslung dem Leben Reiz gibt und uns seine Unerträglichkeit vergessen läßt", hat sich der Hauch'sche vorgenommen „zu zeigen, daß Alles nur Schein ist und derjenige ein Thor, welcher hier auf Erden irgend Gutes sucht". Von seiner eigenen Nichtswürdigkeit vollkommen überzeugt, hält er alles übrige Menschenthun für bloße Heuchelei, welche zu entlarven ihm eine besondere Freude macht. Allerdings erhält er dadurch jenes Dämonische, das man an diesem Charakter gern finden will; es ist dies aber keineswegs dasjenige, was ihm seinem Wesen nach zukommt und in der unmittelbar wirkenden Liebenswürdigkeit besteht, welche seine leichten Siege bei den Schönen erklärt und bis zu einem gewissen Grade entschuldigt. Bei solcher negativen Fassung büßt der Don Juan selbstverständlich all den verstrickenden Zauber ein, der ihm in der Oper eigen und sicherlich den poetischen Adel dieser Figur bedingt. Statt mitten im Rausche des Sinnentaumels zeigt ihn uns der Verfasser an der Neige desselben in einer wenig anziehenden Uebersättigung, womit er freilich eine Concentration der Handlung erreicht, die ihm für das rechtzeitige Herbeiführen der Katastrophe von Belang ist. Diese selbst entlehnt er ganz und gar aus der Oper: das Festmahl mit dem steinernen Gast und alle zugehörigen Voraussetzungen, die Verführung der betreffenden Dame — hier Donna Elvira geheißen und mit der gleichnamigen Opernfigur zum Theil verschmolzen — mit einbegriffen, bilden den Hauptinhalt des Stückes. Als Nebenhandlung kommt, außer einer ins Bürgerliche übertragenen Zerlinen-Intrigue, die keineswegs als gelungen zu bezeichnen ist, ein recht kläglich wirkendes Verhältniß Don Juans zu Elvirens Stiefmutter hinzu, zumal diese Dame, als man ihr des Gatten Leiche ins Haus bringt, in einen Krimhildengrimm über den ihr unbekannten Urheber der Unthat geräth, dessen Schuld dann auf ihre Veranlassung hin in eben der Weise festgestellt wird wie in der berühmten Nibelungenscene, wo das Wiederbluten der Wunden am todten Siegfried den ihn berührenden Hagen als Mörder erkennen läßt. Von einem stellenweise etwas häufigen Scenenwechsel abgesehen, ist das Stück nicht ohne Geschick für die Bühne gearbeitet, was auch von der Schlußscene mit dem steinernen Gast gilt, wiewohl die Anlehnung an die Oper hier sogar zur Anwendung opernhafter Mittel führt, indem Musik und Gesang zu Hülfe genommen werden.

Größere Selbstständigkeit der Oper gegenüber zeigt das nächste der hier zu verzeichnenden Dramen, welches 1834 angeblich in Paris erschien, jedoch als „von einem deutschen Theaterdichter" verfaßt auf dem Titel angegeben wird.***) Der ungenannt gebliebene Autor ist kein anderer als Karl von Holtei, dessen Leistung aber der mit Buchdramen überreich gesegneten deutschen Literatur wahrlich nicht zur Zierde gereicht. Von der Unmöglichkeit der Darstellung zu schweigen — besagtes Stück gibt sich als „dramatische Phantasie", zerfällt in sieben Acte mit endlosem Scenenwechsel und umfaßt 336 Octavseiten ziemlich engen Druckes — fehlt diesem Don Juan jede nur irgend ansprechende Eigenschaft. Auch hier ließ sich's der Verfasser an dem Problem selbst nicht genügen, und so sind Handlung und Hauptcharakter mit einer Menge fremdartiger Elemente versetzt, die wohl ein lebhafteres Interesse daran erzeugen sollen, aber ganz unfehlbar das Gegentheil bewirken. Der Don Juan erscheint als „regierender Fürst", dessen zügelloser Lebenswandel eine ganze Verschwörung mißvergnügter Unterthanen ins Stück hineinzubringen erlaubt. An der Spitze der Verschwörung stehen Don Octavio und der Comthur, dazu veranlaßt durch die an Donna Anna verübte Nothzucht, womit das Stück in brutalstem Cynismus anhebt. Von ähnlichen Widerwärtigkeiten strömt das Drama so unschön wie willkürlich durchaus über, indem es nicht nur eine ansehnliche Reihe Liebesabenteuer des Helden selbst, sondern auch eine ganze Schaar sonstiger Wollüstlinge vorführt, welche die fleischliche Genußsucht in allen nur erdenklichen Stadien und Arten repräsentiren. Ob der Don-Juanismus damit gleichsam als eine Seuche gezeichnet sein soll, die wenn einmal entfesselt in ekelhaftester Weise um sich greift, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls scheint es der Verfasser auf eine gewisse Disculpation seines Helden abgesehen zu haben. Denn außer daß er es sehr geflissentlich betont, derselbe habe schon früh um die abscheulichsten Laster gewußt, vor deren Ausübung er durch vorzeitigen Verkehr mit schönen Frauen bewahrt worden, läßt er als Vermittler dieser „Rettung" den Leporello gelten, der hier zu einem widerwärtigen und schamlosen Kuppler entstellt erscheint. Aber nicht genug an derartigen „Milderungsgründen", soll der Don Juan in der Theilnahme des Lesers noch dadurch gehoben werden, daß er selber im Ehebruch erzeugt worden, und auch die Urheber seiner Tage werden uns vorgeführt in seiner höchst messalinenhaft gehaltenen Fürstin-Mutter und ihrem als Einsiedler lebenden weiland Liebhaber, an welchem der beiden durchaus nachgerathene Sohn sogar noch zum Mörder wird. Obschon er auch sonst etliche seiner Widersacher erlegt, erstreckt sich seine Blutfreudigkeit doch nicht auf den Comthur, der am Leben bleibt und die wüste Tragödie mit einer hochtrabenden Rede abschließt. Dennoch hat das Stück seine Kirchhofscene und seinen steinernen Gast, — aber diese einzige directe Anlehnung an die Oper bekundet ebenfalls die vom Verfasser erstrebte Selbstständigkeit, und damit hat es folgende Bewandtniß. Beregter Gast ist nämlich — Donna Anna, die nach der an ihr begangenen Gewaltthat für todt liegen geblieben und zur Bewahrung ihrer Ehre auch vor der Welt für todt gegolten. Nach dem Vorbild einer gewissen in Verona einst vorgefallenen Liebesgeschichte wurde die Dame auch scheinbar bestattet, worauf man das leere Grabmal mit dem Standbild der angeblich Dahingeschiedenen geschmückt, während sie selbst mittlerweile unter fremdem Namen in ein Kloster gegangen. Dort ist all ihr Sinnen auf eine am Verführer zu vollziehende Rache gestellt, und dafür sorgt sie, indem sie ihm, als Eremit verkleidet, auf einem Maskenball ein Stelldichein nach dem Kirchhof gibt, wo sie alsdann hinter ihrem eigenen Standbild spukt. Nachdem selbiges vom Don Juan zu einer Schäferstunde in seine Wohnung geladen worden, findet Donna Anna sich persönlich dort ein, erhält das Geständniß seiner Liebe*), bei welcher Gelegenheit er „sein Herz entdeckt", welches laut seiner Versicherung nur an ihr wahrhaft gehangen haben soll. Eben das gewährt ihr die ersehnte Genugthuung, und nachdem sie sein Liebesverlangen bis zum Aeußersten gesteigert, gibt sie sich selbst den Tod, worauf er, verzweifelt über diese harte Strafe, mit dem nämlichen Dolche sich ersticht.

Ein ebenso wüstes Durcheinander, wiewohl bühnengemäßer gearbeitet und seiner Zeit in Paris und wohl auch anderwärts vielfach gegeben, ist der Don Juan vom ältern Dumas**),

*) Vgl. gesamm. Werke Bd. 4, S 433.

**) Geb. den 12. Mai 1790, gest. den 4. März 1872.

***) Thatsächlich ist es bei O. Wigand in Leipzig gedruckt. Vergl. E. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung, Bd. 3.

*) Dieser einzige Zug von wirklich poetischer Bedeutung ist nicht nur in klobigster Weise verwendet, ohne jegliche Motivirung oder irgend tiefere Verknüpfung mit der Handlung und der Charakterentwicklung des Helden, sondern hat nicht einmal den Werth, dem Verf. selbst anzugehören, welcher selbigen offenbar der vorhin angeführten Don Juan-Analyse in Hoffmanns Phantasiestücken entlehnt hat.

**) Sein Stück betitelt sich „Don Juan de Marana ou la chute d'un ange" und trägt die Bezeichnung „Mystère".

ein für die Porte-St. Martin 1836 gefertigtes Spektakelstück in neun „Bildern". Der Held hier soll allerdings nicht der eigentliche Don Juan sein, der nur als entfernter Verwandter aus einem früheren Jahrhundert bezeichnet wird; thatsächlich handelt es sich aber um das nämliche Problem, obschon es mit größter Freiheit behandelt worden. Das Ganze ist auf die Besserung und Rettung des Don Juan angelegt, welches durch einen vom Himmel kommenden Engel weiblichen Geschlechts bewerkstelligt wird. In Liebe für den hartgesottenen Sünder entbrannt, erscheint ihm die Himmelsbotin in einer Gruftkirche als Nonne, erweckt wahre Liebe in ihm und bringt ihn mit Hülfe verschiedener Geistererscheinungen zu so gründlicher Reue, daß er für einige Zeit in ein Trappistenkloster geht. Hierüber verliert jedoch der Nonnen-Engel sonderbarer Weise den Verstand, um in einer knalleffectlichen Wahnsinnsscene im Ophelienstil glänzen zu können, stirbt alsdann sogar eines irdischen Todes, wird hinterher als überirdisch belebte Leiche vom Geliebten entführt, dessen Erlösung dann bei einer abermals sehr zahlreichen Gespenstererscheinung schließlich erreicht wird. Trotz dieser umgestaltenden Zuthaten enthält doch der Kern der Handlung die wichtigsten Bestandtheile des bekannten Don Juan-Stoffes. Der Held selber, dem des Daponte und Molière nahe verwandt, ist bei aller Verzerrung zu einem grausamen und blutgierigen Selbstsüchtler, der Herzen wie Menschenleben mit gleicher Gelassenheit hinopfert, im Grunde die nämliche Gestalt, wie sie durch das Libretto ausgeprägt worden. Auch sonstige Figuren und Situationen aus demselben sind trotz wesentlicher Modificationen in ihren ursprünglichen Umrissen kenntlich. Der Leporello ist schwarz, trägt einen Turban und heißt Hussein; aus dem Octavio ist ein Halbbruder Don Juans von maurischer Herkunft geworden, aber dafür ward dessen Verlobte nur zur Teresina umgetauft, erliegt auch der betreffenden Verführung, die sie jedoch durch Selbstmord sühnt, um sodann bei den obgedachten Geistererscheinungen mit an der prädestinirten Bekehrung des Helden theilnehmen zu können. Ebenda trifft man auch den eines natürlichen Todes gestorbenen Vater des Don Juan, der hier für den Comthur der Oper eingetreten, nebenbei aber an seinem Grabe auch den Besuch seines natürlichen Sohnes erhält, um demselben als Steinbild eine posthume Legitimirungsurkunde auszufertigen. Das eigentliche Steinbild dieses Stücks gehört aber dem schönen Geschlechte an, heißt Ines und hat dem Don Juan allerdings nicht so nahe gestanden wie eine Anzahl sonstiger Schönen, die ebenfalls an den mehrbesagten Geisterscenen betheiligt sind, dürfte aber, wegen ihres vor wie nach dem Tode gleich dringenden Verlangens den herzlosen Wüstling bestraft zu sehen, für eine Stellvertreterin der ähnliche Gefühle hegenden Donna Elvira füglich gelten können.

Auch bei diesem Stück also ist es, wie bei den übrigen der hierher gehörenden Dramen, gleichviel ob Holteis Ungethüm mitzählt oder nicht, auf eine gewisse Concurrenz mit der Oper abgesehen, zumal auch Dumas' Elaborat, bei allen Abweichungen von derselben, mit Melodramen, Chören und Baletten möglichst opernhaft zugestutzt ist. Der Erfolg hat nirgend zu Gunsten der concurrirenden Versuche entschieden, und eine etwaige Wiederaufnahme derselben würde zu keinem andern Ergebniß führen, schon weil die betreffenden Stücke selbst, wie aus unserem Nachweis ersichtlich, in jeglicher Beziehung verfehlt und an die bisher unverwüstlich gebliebene Oper keinenfalls hinanreichen.

(Schluß folgt.)

Eine Turgenjew-Biographie.

Von Wilhelm Goldbaum.

Man wird sich allmählich gewöhnen müssen, Iwan Turgenjew weniger zu bewundern und mehr zu beurtheilen. Er ist — absolut genommen — unter allen Dichtern, welche das russische Volk hervorgebracht hat, zweifellos der größte, und er ist noch etwas mehr, denn über der nationalen Geltung steht nun einmal die Geltung in der Weltliteratur, und diese hat sich seit Goethes Tode vielleicht kein einziger europäischer Dichter in höherem Maße erworben als Turgenjew. Aber während er innerhalb des nationalen russischen Schriftthums nachweislich keine Schule gemacht hat, ist er insbesondere in Deutschland mit einer Emsigkeit nachgeahmt worden, die schließlich in eine Art von Kunstgewerbe ausartete. Woraus hat man sich diese merkwürdige Erscheinung zu erklären? Ist sie darauf zurückzuführen, daß Turgenjew seinen Landsleuten weniger nachahmungswerth dünkte, als den Fremden, weil er sich in seiner Originalität nicht über Puschkin oder Gogol erhob? Oder hat er die Fremden nur deshalb zur Nachahmung gereizt, weil er ihnen eine neue Welt erschloß, in der anders empfunden wurde als in derjenigen, welche vorher das dichterische Stoffgebiet ausgemacht hatte? Man muß, um diese Fragen zu beantworten, sich ein wenig in dem russischen Schriftthum orientiren, wie es Turgenjew bei seinem ersten Auftreten vorfand, und zugleich auf den Zustand der deutschen Literatur, wie er damals beschaffen war, einen Blick werfen.

Als Turgenjew zu schreiben begann, stand Nikolaus Gogol auf dem Gipfel seines Ruhms und seiner Entwicklung, und Gogol war Russe, nichts als Russe. Er hatte die ganz unbestimmte Sehnsucht Puschkins und Lermontows nach besseren politischen, socialen und geistigen Zuständen, ihren nebelhaften Weltschmerz zumal auf das durchaus positive Gebiet der satirischen Kritik hinübergelenkt und mit der Findigkeit des Kleinrussen die Punkte gefunden, wo Abhülfe zuerst Noth that, wenn es jemals in Rußland besser werden sollte. Die Leibeigenschaft und die schändliche Verwahrlosung des Beamtenthums hatte er in dem Roman „Todte Seelen" und in dem Lustspiel „Der Revisor" gegeißelt und damit hatte die russische Literatur den entscheidenden Schritt von der romantischen Negation zur Beobachtung und dichterischen Erfassung der Wirklichkeit gethan. Turgenjew selbst steckte damals noch tief im alten Geleise, er dichtete in Versen, die an dem Muster Puschkins klebten. Inwieweit dann Gogols Beispiel ihn vorwärts drängte, daß er sich seinen „Hannibalsschwur" gegen die Leibeigenschaft leistete und mit dem „Tagebuch eines Jägers" auch seinerseits den Kampf wider dieselbe aufnahm, erfährt man aus seinen „Lebenserinnerungen", gewiß aber ist, daß er in dieser Richtung weniger auf das Lob der Originalität als auf den Ruhm Anspruch hat, den von Gogol eröffneten Weg mit höheren Intentionen und mit größerem dichterischen Können als sein Vorgänger gewandelt zu sein. Er war selbst Schüler, und wie ihn, so hat man auch die Späteren, die Dostojewsky, Pisemski, Danielewsky, ja die ganze sogenannte Literatur der Vernichtung auf die Abkunft von jenem Kleinrussen zurückzuführen, der am Ende seines Lebens die „Todten Seelen" und den „Revisor" abschwor, einem unheilvollen religiösen Mysticismus verfiel und im Wahnsinn verdarb.

War nun aber Gogols vorbildliches Schaffen auf Rußland beschränkt geblieben, so fügte es die Gunst der Umstände nicht minder als die ungleich feiner organisirte dichterische Individualität Turgenjews, daß außerhalb Rußlands die Aufmerksamkeit dem Jüngeren sich fast wie einem Propheten zuwendete. Die Gunst der Umstände war eine doppelte. Das Problem der Aufhebung der Leibeigenschaft drängte zur Lösung in einem Momente, da durch den Krimkrieg die Blicke der ganzen Welt auf Rußland gelenkt worden waren; man konnte nicht genug über die Zustände des russischen Volkes erfahren, die bis zu dieser Zeit von dem nikolaitischen Despotismus wie mit einer Decke verhüllt worden waren. Wer in solchem Augenblicke kam, um der Wißbegier Befriedigung zu schaffen, dem war ein ungeheurer Erfolg verbürgt, und Turgenjew kam nicht blos als Russe, der von den Leiden und Freuden seines Volkes erzählte, er kam auch als der große Dichter, dem man mit angehaltenem Athem lauschte, weil er durch die Kunst der Erzählung einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Man darf nicht vergessen, daß gleichzeitig auf publicistischem Wege, durch Alexander Herzens „Glocke", das allgemeine Interesse an der Entwicklung Rußlands unter dem neuen Herrscher fast in fieberhafter Weise wachgehalten und daß Turgenjew erst um diese Zeit — in den ausgehenden fünf-

ziger Jahren — außerhalb der russischen Grenzen in weiteren Kreisen bekannt wurde. Aber außer diesem Vorschub, den die Beschaffenheit der Zeitläufte dem Erzähler leistete, trug auch der Zustand unseres eigenen Schriftthums das Seinige dazu bei, daß wir Deutsche als die Allerweltsvermittler, die wir sind, dem Russen die Pforten der Weltliteratur öffneten. Wir hatten just den großen Uebergang von der Lyrik und Epik zum Roman, zur Novelle, zur Novellette und Skizze, mit Einem Worte zur Herrschaft der dichterischen Prosa vollzogen; wir waren, unter dem Drucke der Reaction seufzend, in einer verzweifelten Gemüthsverfassung und es that uns bis in die Seele hinein wohl, zu erfahren, daß es andere Leute noch schlechter hatten als wir; es behagte uns wie Musik in der Dämmerstunde, daß wir in jener halb mystischen Naturstimmung schwelgen konnten, welche über Turgenjews Erzählungen ausgegossen ist. Man kommt ja immer zur Natur zurück, wenn das Leben im Staate und in der Gesellschaft die Erfüllung gerechter Ansprüche versagt. So ward uns Turgenjew fast zum Unsrigen, und das Fremdartige, was als Rest an ihm verblieb, reizte uns mehr als es uns von ihm fernhielt; wir trachteten, bewußt oder unbewußt, es uns ebenfalls anzueignen, wir versenkten uns in seine Stimmungen, wir entsagten ihm seine Conflicte, ohne darnach zu fragen, ob die barbarisch heiße Sinnlichkeit seiner Menschen, die sittliche Trägheit seiner Probleme sich dazu eignete, aus dem Slavischen ins Germanische, aus der niederen in eine höhere geistige Sphäre verpflanzt zu werden.

Als dann aber trotz der Befreiung der Leibeigenen der Nihilismus sein schreckhaftes Haupt erhob und Turgenjew, dem Gang der Dinge mit patriotischer Theilnahme folgend, auch diesen mit dem ahnungsvollen psychologischen Fernblick des Dichters in seinem innersten Wesen erfaßte, als er, inzwischen zum Kenner zweier Welten geworden, das Ringen des autochthonen Russenthums mit den eingedrungenen Elementen westländischer Cultur zum Gegenstande seiner Darstellungen machte, da wuchs sein Ruhm, bis dahin nur in Deutschland und Rußland — und in Deutschland fast mehr noch als in Rußland — verbreitet, über den ganzen Welttheil hinaus, und wenn Paul Heyse ihn vordem nur als Novellisten begrüßt hatte, so hatte sich Turgenjew jetzt auf die Stufe eines großartigen Culturschilderers erhoben, an dessen Munde man überall hing, weil man überall, im Innersten betroffen, die furchtbare Entwicklung beobachtete, welche sich in Rußland vollzog. Das künstlerische Interesse stand abermals in zweiter Linie; man hatte in diesem Bazarow („Väter und Söhne"), in diesem Inßarow („Helene") mehr als bloße Gestalten der dichterischen Phantasie, man hatte lebendige Figuren aus der Wirklichkeit vor Augen, und man sah einen großen Schriftsteller am Werke, zu zeigen, wie die neue, von der Leibeigenschaft entlastete Generation in seinem Vaterlande ihre Beziehungen zum Westen und zum Süden Europas zu gestalten sich vorsetzte, ohne von dem eigenen Wesen mehr preiszugeben, als es der ungestüm jugendliche nationale Stolz und der unklare Emancipationsdrang vermeintlich zuzulassen schien. Der Politiker, der Geschichtsforscher wurden die eifrigsten Leser Turgenjews und um so fesselnder war die Lectüre, als der Dichter, ohne den Russen zu verleugnen, aus seinen Sympathien für die westländische Cultur kein Hehl machte, die er während eines langen Aufenthaltes in Deutschland und Frankreich, im Verkehr mit ausgezeichneten Occidentalen kennen und würdigen gelernt hatte. Daß er dabei direct für den Nihilismus Partei ergriffen, haben nur Diejenigen geglaubt, welche seinem Gegner Katkow mehr vertrauten als ihm, oder Jene, die sich nicht zu erklären vermochten, warum er selbst stets von Bazarow, diesem Nihilisten im Keime, als von seiner Lieblingsfigur sprach. Natürlich, Herrn Katkow und der Petersburger Autokratie mußte es schon als ein Verbrechen erscheinen, daß Turgenjew überhaupt den Fremden einen Einblick in die Zustände Rußlands eröffnete, und wie er selbst einst für zwei Jahre auf seinem Gute Spaßkoje im Gouvernement Orel internirt worden war, weil er in einem Nachrufe Gogol einen „großen Mann" genannt hatte, so legte man noch dreißig Jahre später, nachdem auch er gestorben war, einer Todtenfeier in Petersburg allerhand Hindernisse in den Weg, damit das russische Volk sich nicht bewußt werde, in ihm einen „großen Mann" besessen zu haben. Daß er aber hinwiederum nicht schlechthin gegen den Nihilismus Partei ergriff, sondern zwischen den einzelnen Stadien desselben eine Unterscheidung machte, beweist der große Abstand zwischen Bazarow (1861) und Neshdanow („Neuland", 1876), dem Nihilisten des ersten und demjenigen des vorletzten Stadiums. Mit jenem konnte man noch sympathisiren, denn er glich einigermaßen dem deutschen Burschenschafter von Anno Zwanzig; dieser war bereits bis knapp an die Grenze der Mordattentate entartet und ihn hat Turgenjew niemals als eine seiner Lieblingsgestalten bezeichnet.

Nicht unmittelbar von diesen Gesichtspunkten geht die vortreffliche biographische Studie aus, welche Eugen Zabel (Leipzig 1884, Otto Wigand) dem großen Russen gewidmet hat, aber man darf ihr nichtsdestoweniger nachrühmen, daß sie in Form und Inhalt einen höchst gelungenen Versuch darstellt, das Leben und die Werke Turgenjews im Gedächtniß und im Verständniß des deutschen Volkes zu erhalten. Will man an ihr etwas bemängeln, so könnte es nur dies sein, daß sie fast ausschließlich und nahezu in einem panegyrischen Tone die literarisch-ästhetische Seite ihres Themas herauskehrt, aber darüber, ob dies in der That ein Fehler oder nicht vielmehr eine zweckmäßige Beschränkung sei, wird sich je nach dem Standpunkte des Beurtheilers streiten lassen, zumal Zabel nicht blind ist gegen Turgenjews Schwächen, die er ganz richtig andeutet, indem er sagt: „Das Gebot, unbedingt wahrhaftig zu bleiben und alle freie Zuthat und alle rein stofflichen Ausspinnungen der Fabel zu vermeiden, erscheint ihm so hoch und heilig, daß er ihm jedes beliebige Opfer in der Abrundung und Composition seiner Novellen bringt. Viele derselben sind nicht gleichmäßig ausgeführt; oft erscheint das Verhältniß, in dem der Held zu seiner Umgebung steht, im ästhetischen Sinne schief, und die meisten weisen mehr oder weniger große Fehler auf, wenn man sie z. B. mit dem Maß Paul Heyse'scher Novellentechnik mißt."

Im Grunde ist das Urtheil über eine derartige biographische Studie zu allererst davon abhängig, wie groß das Maß der Anregung ist, welche sie zur weiteren Beschäftigung mit ihrem Gegenstande bietet, und man legt Zabels Schrift nicht aus der Hand, ohne in sich das Bedürfniß einer Auseinandersetzung mit dem Biographen zu spüren. Die Punkte, auf die es ankommt, sind allesammt gestreift; man hat den Andeutungen nur tiefer nachzugehen, um sich das Bild des großen russischen Dichters nach allen Richtungen hin zu vervollständigen. Was mich betrifft, so sind es besonders drei Punkte, an denen ich über die Lectüre des Zabel'schen Buches hinaus haften geblieben bin, und es mag mir gestattet sein, sie näher zu bezeichnen.

Allezeit war es die unvergleichliche Naturstimmung, welche an Turgenjews Erzählungen zu unbedingter Bewunderung herausforderte. Seine Menschen sind fast wie ein Produkt der Natur, die sie umgibt, und wo das Leben an ihnen arbeitet, da erscheint die Cultur durchaus im Nachtheile, sie ist das Vergängliche, das Unzulängliche gegenüber der Ewigkeit von Himmel und Erde. Gewiß, das ist echte russische Wirklichkeit und die unnachahmliche Treue, mit der sie sich bei Turgenjew widerspiegelt, nimmt uns widerstandslos gefangen. Wir hören den Wald und sein Gethier ihre geheimnißvolle Sprache reden; die Steppe, anscheinend öd und leer, wandert plaudernd mit uns mit, und der Dichter, der uns führt, bleibt uns unsichtbar, so daß jeder Eindruck ungetheilt auf uns wirkt und aus unserem eigenen Inneren als Echo zurückzutönen scheint.

Ueber die Haide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Mit gleicher Objectivität der Naturbetrachtung ist vielleicht niemals im ganzen Bereiche der Weltliteratur ein Dichter begabt gewesen, aber gerade deshalb war es kein Meisterstück unseres literarischen Eklekticismus, Turgenjews Naturmalerei athemlos nachzupinseln. Denn die russische Natur redet anders zu den Menschen, welche sie umgibt, und anders ist auch die Empfäng-

lichkeit, welche der Russe der Natur seiner Heimat entgegenbringt. Sie ist tiefmelancholisch, diese Natur, in ihrer unendlichen Verlassenheit, und die mit ihr verkehren, sind ihr durch die Cultur noch wenig entfremdet, haben für sie noch feinere Sinne und schärfere Instincte. Was man daher von Turgenjew herübernehmen konnte, war etwas rein Aeußerliches, die melancholische Stimmung, das Todesahnen, das fatalistische Gefühl der menschlichen Ohnmacht gegenüber der Allgewalt der Natur, und dies hat man auch mit einer wahren Schwelgerei gethan. Aber süßlich, gekünstelt, unwahr mußte diese ewige Melancholie, die bei Turgenjew Wahrheit ist, unter anderen Lebensbedingungen, unter anderen landschaftlichen und Bildungsvoraussetzungen erscheinen, und so wurde das Wort „stimmungsvoll" bei uns zu einer leeren Attrape, wie jetzt, nachdem Turgenjews Einfluß von demjenigen der „Butzenscheibenpoesie" abgelöst worden, auch das Wort „stilvoll" nichts als ein modischer Lückenbüßer ist.

Daß dann, wenn man erst einmal Turgenjew zum Wegweiser genommen hatte, auch das Verhältniß der Frau zum Manne in der slavischen Welt auf den Boden der deutschen Erzählungsliteratur verpflanzt wurde, ist fast selbstverständlich. Denn dieses Verhältniß ist an sich das Problem aller Roman- und Novellendichtung und das Culturmaß der Völker spricht sich deutlich in demselben aus. Bei Turgenjew ist der Mann ein Schwächling oder ein Barbar, ein Schwächling gegenüber den Frauen, ein Barbar gegenüber seinen Untergebenen, wie er es auch bei Puschkin ist. Die immer wache Sinnlichkeit macht ihn zum Sklaven der Leidenschaft und vorzeitig zum blasirten Invaliden. Und die Frau ist herrschsüchtig, kalt, grausam und skrupellos, sie betrachtet den Mann als ein Spielzeug, das sie zerbricht und wegwirft, oder, wenn sie ausnahmsweise ernsthaft ist, als ein Werkzeug, mit dem sie ihre Zwecke verfolgt. Der schauerliche Fanatismus der Nihilistinnen findet darin seine völkerpsychologische Erklärung, vielleicht auch die trostlose Apathie, mit der die russische Gesellschaft sich zu den öffentlichen Zuständen verhält. Aber nun übertrage man sich diese nationale, diese Raceneigenschaft auf deutsche Gestalten, und man erkennt sofort, wie unnatürlich und unwahr dasjenige sein muß, was dabei herauskommt. Diese wilde, begehrliche Maria Nikolajewna („Frühlingsfluthen") ist eine echte Russin, und russisch ist auch jene mehr als bedenkliche Situation, von welcher sich der Tod des Bulgaren Inßarow („Helene") herschreibt. Ja, man mag mit einem gewissen Rechte hier das allgemein Slavische für das Russische substituiren und darin eine Erklärung suchen für das Verhältniß, welches bei Sacher-Masoch, einem der talentvollsten Jünger Turgenjews, zwischen dem Manne und dem Weibe besteht. Aber deutsche Empfindung muß sich davon verletzt fühlen, denn bei uns ist die Frau die Trägerin der Sitte und Schicklichkeit, die den Mann ergänzt, aber nicht beherrscht, ihn leitet, aber nicht verführt; bei uns ist die Milde, Hingebung und Barmherzigkeit das Vorrecht der Frau, der Mann aber repräsentirt den Willen und die Thatkraft. Wo also Turgenjews Vorbild rein künstlerisch auf unser Schriftthum eingewirkt hat, da konnte es nicht anders als Verwirrung stiften und seine Größe, an sich unvergleichlich, hat auch die Größe des angerichteten Schadens bestimmt. Es kam ein fremder Tropfen in unsere Dichtung, den wir uns niemals assimiliren konnten, wie wir auch den politischen Gegensatz zwischen Deutsch und Russisch nimmer ausgleichen werden.

Dieser Gegensatz aber — und eine flüchtige Betrachtung desselben gehört ebenfalls in die Reihe der Anregungen, welche wir von dem Buche Eugen Zabels empfangen — ist in Turgenjew stets lebendig geblieben, er hat das volle Bewußtsein desselben nicht verleugnet. Allerdings hat er im Allgemeinen vor unserem nationalen Geistesleben eine nicht geringe Achtung gehabt, zu Deutschland als seinem „zweiten Vaterlande", zu Goethe als dem moderen Dichterideale sich bekannt; aber wenn er im Besonderen auf uns zu sprechen kam, so hat er uns nichts von dem subjectiven Widerwillen geschenkt, der jeden Russen gegen uns beseelt. So ganz und gar harmlos ist es doch wohl nicht, wenn er in der Novelle „Faust" von dem alten deutschen Sonderling Schimmel sagt, daß er einen starken Cichoriengeruch um sich verbreitete, „den unvermeidlichen Geruch aller alten Deutschen", wenn er in den „Frühlingsfluthen" die Messaline Maria Nikolajewna behaupten läßt, „der schlechteste französische Schauspieler in der kleinsten Provinzstadt spiele besser und natürlicher als die erste deutsche Berühmtheit", wenn gerade immer Deutsche es sind, welche entweder als komisch oder als zudringlich oder als betrunken sich präsentiren. Aber ist da eine ernsthafte Apologie überhaupt erforderlich? Hat Goethe nicht gesagt, ein wackerer deutscher Mann könne keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinke er gern? Wenn wir für uns den anderen Nationen gegenüber das Recht der Sympathie und Antipathie beanspruchen, so dürfen wir es ihnen auch uns gegenüber nicht bestreiten, das Urtheil hat damit nichts zu schaffen, und Turgenjew bleibt ein Großer unter den Großen, auch wenn wir uns sagen müssen, daß er uns weniger geliebt hat als wir es vielleicht um ihn verdienten. Und das müssen wir uns sagen, trotzdem wir wissen, daß er viel mit Deutschen verkehrt und manchem von ihnen in wirklicher Freundschaft zugethan war. Immer wird, wie sich auch die politischen Verhältnisse gestalten mögen, jedem Russen ein einziger Franzose lieber sein als ein Dutzend Deutscher, und wenn man etwa einen Vergleich anstellen wollte zwischen der Art, wie Turgenjew zu Gustave Flaubert, und der Art, wie er zu Ernst Dohm sich hingezogen fühlte, so würde es sich vielleicht ergeben, daß er die Franzosen liebte und die Deutschen respectirte. Ob das nun unsere eigene Schuld oder diejenige der Anderen ist, daß wir mutterseelenallein unden Nationen immer nur uns selbst helfen müssen und auf uns selbst angewiesen sind, ob es überhaupt ein Defect oder nicht vielmehr die Quelle unseres Könnens ist, das steht auf einem anderen Blatte; nur soviel bleibt gewiß, daß Turgenjew auch in dieser Beziehung wie in jeder anderen der echte Russe war, dem Ilia Murom der Sage vergleichbar, der seiner Stärke sich vielleicht nie bewußt geworden wäre, wenn wir Deutsche sie ihm nicht zum Bewußtsein gebracht hätten. Wir dürfen etwas Aehnliches für uns ja auch bei Peter dem Großen in Anspruch nehmen und die deutsche Katharina hat mehr russische Volkskraft entfesselt als irgend ein Czar vor oder nach ihr. Vielleicht gerade deshalb, weil sie uns soviel zu danken haben, lieben uns die Russen so wenig, denn nichts wird ja dem Menschen saurer als die Pflicht der Dankbarkeit. Und Turgenjew bildet darin keine Ausnahme. Wir haben kein Recht, es ihm zu verargen, daß er seinen Bazarow sagen läßt: „Was mich betrifft, so gestehe ich in aller Demuth, daß ich die Herren Deutschen nicht liebe" — aber wir haben auch keinen Grund, ein Uebriges zu thun und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihn als unseren besonderen Freund zu reclamiren. Sei es Selbstironie oder nicht, er hat uns durch den Mund seines „Hamlet des Schtschigrowschen Kreises" grade genug gesagt, um uns hierüber nicht im Unklaren zu lassen. „Ich habe den Hegel studirt, mein Herr, und kann Goethe auswendig; ich bin auch lange in die Tochter eines deutschen Professors verliebt gewesen und heirathete hier in der Heimat ein schwindsüchtiges Fräulein, eine kahlköpfige aber sehr bemerkenswerthe Persönlichkeit. Ich bin also eines Geistes Kind mit Ihnen, ich bin kein Steppensohn, wie Sie glauben. Auch ich bin reflexionswurmstichig und es ist gar nichts Unmittelbares an mir." Der Biograph neigt der Natur seiner Aufgabe nach immer ein wenig zum Panegyricus und Eugen Zabel ist in dieser Beziehung, wie in allen anderen, der richtige, der höchst löbliche Biograph. Aber das schließt nicht aus, daß man ihn auf das Zuviel aufmerksam macht, wenn insbesondere demselben nirgends ein Zuwenig gegenübersteht.

Il cinque Maggio.

Eine Scene am Lago maggiore.

Von Wilhelm Lang.

Wer den Nachmittag in Locarno zubringt, wird ihn unvermeidlich zum Besuch von Madonna del Sasso verwenden. Schwieriger war es, den Abend auszufüllen. Nach dem Essen schlenderten wir an den Arkaden der Hauptstraße hin, über die Piazza des wenig belebten Städtchens, dem Ufer zu. Aus einem Café mit offener Halle erscholl eine kräftige Frauenstimme. Nicht Gesang, es ist pathetische Recitation. Wir treten ein, als eben die Dame ihren Vortrag beendet hat und mit Anstand sich am Tische niederläßt, offenbar eine tragische Schauspielerin, die einst bessere und jüngere Tage gesehen hat. Nach einer Weile erhebt sie sich wieder, tritt einen Schritt vor und beginnt mit tiefklingender Stimme:

Il cinque Maggio,
Ode di Alessandro Manzoni.

Allgemeine Aufmerksamkeit. Das Gespräch verstummt. Kein Geräusch mit Stühlen und Gläsern wird mehr gehört. Noch einmal lange Pause, die von der Künstlerin mit einer ausdrucksvollen Schmerzgeberde ausgefüllt wird, als stehe sie auf den Brettern und sähe etwa händeringend dem verlorenen Gatten ins offene Grab hinab. Dann brach es los: Ei fu. Alles erschrak, wie beim plötzlichen Abfeuern eines Geschützes. Noch einmal Pause, Ringen nach Fassung und langsamer Uebergang zu einer ruhigeren Geberde. Und nun rollten sie dahin, die unvergleichlich schönen Strophen, mit Wohllaut gesprochen, feierlich, mit viel Modulation der Stimme, doch durchaus mit theatralischem Ausdruck und entsprechendem Geberdenspiel. Bald klang es wie Schlachtendonner — von der Scylla bis zum Tanais, von einem zum anderen Meer —, bald elegisch, wie ein Lied von fernen Eilanden hergetragen, dann wieder wie dumpfe Grabestöne, jetzt heroisch, jetzt schmelzend. Die Welle des Tones hob sich und senkte sich, der Laufbahn des Schicksalsmannes folgend zu ihren Höhen und ihren Tiefen: Flucht und erneuter Sieg, Kaiserpalast und Verbannung. Die von dem Dichter kunstvoll angebrachten Pointen wurden scharf betont. Bei den männlichen Reimen, welche die Strophen schließen, klang es jedesmal wie eine auf den Sarg hinabgeworfene Scholle. Zuletzt die milden Friedensklänge des triumphirenden Christenglaubens.... Noch einmal eine ausdrucksvolle Geste und die Künstlerin trat wieder zurück und setzte sich. Der Eindruck schien allgemein und tief. Noch immer lautlose Stille. Erst als sie sich wieder erhob und nun ihren Bittgang mit dem hingestreckten Teller antrat, wurde es wieder geräuschvoll in der Halle.

Was war es, das die Gemüther so sichtbar gefesselt hatte? Unwillkürlich reihte sich der andere Gedanke an: wäre von einem deutschen Publicum in einer deutschen Bierhalle Aehnliches denkbar? Und können wir uns rühmen, in unserer Literatur ein poetisches Kunstprodukt von gleicher Popularität zu besitzen? Ein Gedicht, das Allen verständlich, vom Belt bis zu den Alpen bekannt und anerkannt, mit ähnlicher Andacht von einer zufällig gebildeten, nicht eben gewählten Gesellschaft angehört würde? Und welchen Antheil hat der innere Werth des Gedichts, welchen der kunstvolle Vortrag an der Wirkung, die wir soeben erlebt hatten?

In den Handbüchern steht zu lesen, daß „der fünfte Mai" die populärste Dichtung der Italiener sei. Daß dem wirklich so ist, davon hatten wir uns eben überzeugt. Sie ist noch so populär wie vor funfzig Jahren. Doch die Thatsache ist auffällig genug und gibt zu denken. Volksthümlich ist im Grunde weder der Stoff noch die Behandlung. Das Todtenopfer gilt nicht einem nationalen Helden der Italiener; ist er aus italienischem Blut entsprossen, so wird dies dadurch wieder aufgehoben, daß er ein Unterdrücker des Vaterlandes war. Also ein Fremder, oder doch ein Halbfremder, dessen Verhältniß zum italienischen Volk ein zwiespältiges ist. Die Dichtung selbst aber ist in Form und Gedanken keineswegs einfach zu nennen. Die Disposition, der Wechsel der Situationen ist berechnet, die Ausdrücke gewählt, selbst die Stellung der Worte ungewöhnlich; es ist eine poetische Offenbarung, die vom tiefsten Kunstverstand ihre Form erhalten hat, und deren Schönheiten nur ein geübter Sinn ganz zu ergründen vermag. Und dennoch die populärste Dichtung!

Der im vorigen Jahre verstorbene Professor der Literaturgeschichte Don Francesco de Sanctis hat einmal eine eigene Vorlesung über die Ode Manzonis gehalten, worin er die Frage zu beantworten suchte, warum ihr eben dieser Rang in der italienischen Literatur zuerkannt werden müsse. Einige Hauptgedanken daraus zu vernehmen wird auch aus dem Grunde willkommen sein, weil man daran die Fortschritte ersieht, welche die Behandlung literaturgeschichtlicher Fragen — früher ein gänzlich ödes und und unfruchtbares Feld — neuerdings bei den Italienern gemacht hat.

Der Kritiker nimmt seinen Ausgangspunkt bei den religiösen Hymnen Manzonis. In diesen hat sich der Dichter zu der Anschauung bekannt: die Geschichte ist das Werk der Vorsehung, ist die Geschichte Gottes, der Mensch ist nur Schatten, Schein, Werkzeug. Unter denselben Gesichtspunkt stellt der Dichter scheinbar auch die Ereignisse, welche den größten Eindruck auf die zeitgenössische Welt machten: Napoleon ein Werkzeug der Vorsehung, seine Triumphe und Erniedrigungen Thaten Gottes. Allein ist es wirklich ein religiöser Eindruck, den das Gedicht zurückläßt? Das Gefühl des Uebernatürlichen? Im Gegentheil, der Eindruck ist die höchste Realität. Die christliche Epopöe ist bloße Einkleidung, der Rahmen; das Bild selbst ist der wirkliche Napoleon. Freilich nicht der Napoleon der Geschichtswissenschaft, sondern der der Legende; der Held, wie er der Menge, dem Volke erscheint. Das Volk sieht in den menschlichen Dingen nur das, was es anstaunen kann, das Wunderbare. Es fragt nichts nach der Mission des Mannes, nach dessen geschichtlicher Stellung und Wirkung, es sieht nur die Größe des Mannes, seiner Thaten und seines Unterganges. So sieht auch der Dichter ab von einer Analyse der Handlungen, er sieht nur die Aeußerungen der Kraft, die wie eine Naturerscheinung wirkt, dem Sturm, dem Blitze gleich, bei dem man nicht fragt, warum er losbricht, warum er diesen tödtet, jenen verschont. Eine einzige Saite ist in dem Gedicht angeschlagen, die des Wunderbaren, Erstaunlichen: sei es die Kraft des Mannes, sei es die Wucht der Ereignisse. Und wie hat der Dichter die Wirkung des Wunderbaren erreicht? Der Maler ist im Stande, den unmittelbaren gleichzeitigen Eindruck von dem zu geben, was der Dichter mit dem Werkzeug der Sprache nur durch eine Reihenfolge von Gedanken hervorbringt: erst nachträglich stellt die Phantasie aus diesen einen Gesammteindruck her. Wie kann nun der Dichter diesen Nachtheil aufheben, wie kann er seiner Schöpfung, gleich einem Bildwerk, die Wirkung des Moments, den Charakter der Vision verleihen? Er nimmt die Zuflucht zum Gruppensystem. Er thut mit dem Wort, was der Maler mit dem Pinsel thut: er hebt die Entfernungen, die Zeiträume, die strenge Folge der Ereignisse auf, gruppirt dieselben unbekümmert um Ort und Zeit und macht daraus ein Ganzes, das unmittelbar auf die Einbildungskraft wirkt. Ein Beispiel: die Schlachten Napoleons. Zählte der Dichter die Schlachten von Marengo bis Waterloo auf, so würde er eine Reihenfolge von Eindrücken hervorbringen und damit träge Wirkungen erzielen. Statt dessen macht er es wie der Maler: er stellt in die Mitte ein Bild, um das er Ereignisse, Zeiten, Orte gruppirt. Dieses Bild ist der einschlagende Blitz:

Di quel securo il fulmine
Tenea dietro al baleno;
Scoppiò . . .

Mit derselben Schnelligkeit, mit welcher der Donner dem Blitze folgt, sieht man den Manzanares und den Rhein, die Alpen und die Pyramiden erscheinen. Ungeheure Räume stellen sich dar — dall' uno all' altro mar —, welche die Einbildungs-

kraft sofort mit den zugehörigen Ereignissen ausfüllt. Das ist im Cinque Maggio das Verfahren des Dichters überhaupt. Er greift drei oder vier dramatische Situationen heraus, die zusammen die Idee des Lebens des Helden geben, und macht daraus Bilder, die sich der Einbildungskraft eingraben. Gleich zu Anfang das kolossale Bild: der Leichnam des Helden und ihm gegenüber die Welt, erstarrt wie die Leiche. Dann die Gestalt des Helden, sitzend zwischen zwei Jahrhunderten. Dann jener Napoleon der Ueberlieferung: mit gesenktem Blick, die Arme übereinander geschlagen. Zuletzt Napoleon auf dem Todtenbette, die versöhnte Gottheit ihm zur Seite. Aus diesem System, weit entlegene Ereignisse zu gruppiren, entspringt eine weitere Wirkung: die Weite der Perspective und des Horizonts, der Eindruck des Unendlichen. Mit einem verwegenen, gigantischen Vergleich beginnt die Ode: Der leblose Held und die erstarrte Welt, aber das Bild verliert seine scheinbar übertriebenen Proportionen: der Dichter steht unter einem ungeheuren Eindruck, und die Ode, immer auf denselben Ton gespannt, läuft so rasch und warm bis zum Ende, daß die Verhältnisse sich umkehren und das Gigantische das Natürliche erscheint. Die Contraste sind nicht gesuchte Antithesen, in denen der Witz des Dichters sich zeigt, sie sind die Natur der Sache selbst, es ist die natürliche Entwicklung des Gruppensystems. Die gedrängte Sprache hängt damit unmittelbar zusammen, wie die Wahl der Beiwörter, die gesättigt mit Nebengedanken sind. Eine Welt von Erinnerungen drängt sich in den knappen Worten zusammen: Alles ist Saft in dieser Poesie . . .

Wir wollten nichts Anderes von der ehemaligen Bühnenkünstlerin hören und hatten das Lokal verlassen. Beneidenswerth der Dichter, dem es glückt, in einer Dichtung, die sein eigenstes Gepräge trägt, die Seele seines Volkes zu treffen, gleichsam im Einklang mit ihr, als ihr Ausleger, zu schaffen und die Anerkennung dafür im tausendfältigen Echo der Volksstimme zu vernehmen. De Sanctis hat die Wirkung der Ode scharfsinnig analysirt. Der Napoleon der Volkslegende, das Moment des Wunderbaren, die Zusammenfassung der Handlung in große Bilder, die sich der Einbildungskraft einprägen — das trifft den Kern der Sache. Der Kritiker ist dem Dichter hinter das Geheimniß seiner Mittel gekommen. Auf das Kunstgefühl des italienischen Volkes fällt aber aus der Popularität der Dichtung ein höchst bezeichnendes Licht. Einen ähnlichen Rang würden wir Deutsche doch nur solchen Dichtungen zuerkennen, die einfach, volksmäßig sind, dem naiven Tone sich nähern. Der Italiener als echter Römersohn erhebt das sorgfältig gemeißelte Kunstwerk zum höchsten Rang, er verlangt die pathetische Hebung des Tones, und erst der pathetische Vortrag mit pathetischer Geberde vollendet die Wirkung auf sein Kunstgefühl.

Unter solchen Betrachtungen gingen wir noch eine Weile am schweigenden Seeufer hin und gedachten, wie mehr als ein Ort, den die Welle des Lacus Verbanus bespült, an Manzoni, den Dichter des Cinque Maggio, und an seinen Kreis erinnert. Wer von hier aus den See befährt, erblickt bei der ersten Biegung desselben in einer Bucht zur Rechten, der ein paar Felseneilande mit altersgrauen Kastellen bekrönt vorliegen, den terrassenförmig aufsteigenden Ort Cannero mit der aus Vignen blickenden anspruchslosen Villa, wo Manzonis Schwiegersohn Massimo d' Azeglio sich seine künstlerische Einsiedelei schuf und malte und dichtete, wenn er den Rock des Staatsmanns ausgezogen hatte. Und weiterfahrend kommt man zum reizendsten Punkte des Sees, wo seine drei Arme zusammentreffen und die vielgefeierten Eilande umfangen; auf jener Höhe hinter Stresa aber sieht das Auge ein langes weißes Klostergebäude, wo viele Jahre hindurch der südtirolische Priester Don Antonio Rosmini-Serbati seine reformatorischen Gedanken spann und dem Problem nachdachte, wie die Religion und das Vaterland, wie das Papstthum und ein italienischer Staat zusammen bestehen könnten. Einflußreiche Männer gingen hier aus und ein, und aus ihren Gesprächen entsprang der welthistorische Gedanke: die freie Kirche im freien Staat. Auch Manzoni ist ein oft gesehener Gast in Stresa gewesen. Was er bei dem weisen Abte hörte, entsprach seinen eigenen Gedanken, die er schon in seinen Jugendwerken niedergelegt hatte. Es waren zwei verwandte Naturen, beide von der idealen Macht der Kirche, und beide von Sehnsucht nach der Erneuerung des italienischen Volkes erfüllt. Der eine verlangte die Befreiung der Kirche von den drückenden Fesseln des Staates, der andere erlebte noch und begrüßte es mit Freuden, wie umgekehrt der Staat sich von der Kirche freimachte. Am Ende des Sees aber, auf einer Anhöhe bei Arona, erhebt sich weithin sichtbar die Kolossalstatue jenes Wohlthäters von Mailand, des Cardinalerzbischofs Grafen Karl Borromeo, dem ein schöneres Denkmal in Manzonis Roman: „Die Verlobten" gesetzt ist.

Im Besitze der Familie Borromeo sind heute noch die zauberischen Eilande, die vor Stresa in der blauen Fluth schwimmen. Und hierher hat auch der Mann des Cinque Maggio einmal einen Ausflug gemacht — eine idyllische Episode in dem gewaltigen Epos seines Lebens. Es war im Sommer 1797, zwischen Leoben und Campoformio. Bonaparte stand auf der Höhe seines jugendlichen Ruhmes. Vergöttert von einem siegreichen enthusiastischen Heere that er eben die ersten verhängnißvollen Schritte zum Cäsarenthron. Mit Talleyrand waren schon die Verabredungen zum 18. Fructidor getroffen, welcher der republikanischen Staatsform den ersten Stoß beibringen sollte. Jetzt war der Held im Begriff von Mailand nach Udine abzureisen, um den endgiltigen Frieden mit Oestreich zu schließen. Vor der Abreise erwartete er noch die entscheidenden Mittheilungen aus Paris, „und diese ruhige Frist, welche bedeutenden Ereignissen häufig vorangeht, beschloß er zu einem Ausflug nach dem Lago maggiore und den borromäischen Inseln zu benützen." Der Bürger Miot, später Graf Melito, damals Gesandter der französischen Republik am Turiner Hof, befand sich eben in Mailand und wurde zur Begleitung eingeladen. Dieser hat auch die Fahrt beschrieben. „Wir reisten — so schreibt er in seinen Denkwürdigkeiten — am 1. Fructidor (18. August) von Mailand ab. Wir saßen zu vier im Wagen: Bonaparte, seine Frau, Berthier und ich. Während der Reise war Bonaparte heiter und aufgeräumt; er erzählte uns mehrere Anekdoten aus seinen Jugendjahren und sagte uns, daß er soeben sein 28. Lebensjahr zurückgelegt habe. Seiner Frau war er eifrig bemüht, alle mögliche Aufmerksamkeit zu erzeigen, und er erlaubte sich öfters mit ihr gewisse eheliche Freiheiten, welche Berthier und mich nicht wenig in Verlegenheit setzten; aber diese Vertraulichkeiten trugen das Gepräge einer so tiefgefühlten Zärtlichkeit für diese ebenso wohlwollende als liebenswürdige Frau, daß sie sich wohl entschuldigen ließen. Uebrigens wandte sich das Gespräch zuweilen auch auf ernstere Gegenstände, ohne daß ihm jedoch über die Angelegenheit, die seinen Geist in diesem Augenblick am meisten beschäftigte, irgend eine Andeutung entschlüpfte. Ueberhaupt schien er nicht gerne vor seiner Frau von Politik zu sprechen; er vermied dies sogar in Gegenwart Berthiers, den er nur als Chef des Generalstabs besonders gelten ließ . . . . Nach einer, der außerordentlichen Hitze wegen, etwas beschwerlichen Reise gelangten wir an den Lago maggiore und bezogen den prächtigen Palast, der sich in dem Mittelpunkt der Isola bella, der schönsten unter den Inseln des Sees, erhebt . . . . Wir brachten zwei sehr angenehme Tage auf der Isola bella zu. Spaziergänge, Bäder und die Genüsse der Tafel füllten unsere Zeit aus, und nur mit Widerstreben rissen wir uns von diesem bezaubernden Aufenthalte los, um nach Mailand in die wirbelnde Bewegung der Politik zurückzukehren."

Bonaparte in der Blüthe seiner Tage auf dem Eiland, das ein deutscher Dichter den „geschmückten Thron des Frühlings" genannt hat. Das „Gruppensystem" Manzonis ist wohl Schuld daran, daß die Phantasie, zwei Jahrzehnte überfliegend, von da jenes andere Eiland sucht, den einsamen Fels, wo derselbe Mann — nach der ausdrucksvollen Schilderung des Dichters — so oft beim schweigenden Sterben des leeren Tages stand, gesenkt das blitzende Auge, die Arme übergeschlagen, bestürmt von der Erinnerung vergangener Tage.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Künstlerverein.

Oskar Begas. — Gebhardts: „Es ist vollbracht".

Im Künstlerverein, dem Oskar Begas durch lange Jahre als Mitglied angehörte, hat man zur Erinnerung an sein Wirken eine Anzahl seiner besten Porträts, Skizzen zu seinen historischen Gemälden und Landschaften ausgestellt.

Durch viele Jahre war er in Berlin einer der angesehensten Bildnißmaler. In seiner letzten Zeit wandte sich die Gunst des Publicums andern Künstlern zu, mit deren kräftigem Realismus er nicht Schritt halten konnte, obgleich er keineswegs stehen blieb, sondern dem neuen Zuge der Künstlerbewegung sich hingab, soweit seine Erziehung und sein Naturell es erlaubten. So finden sich unter seinen Bildnissen ganz verschiedene Auffassungsweisen. Wenn man von den Rittern der Friedensklasse des pour le mérite, im Auftrag Friedrich Wilhelm IV. gemalt, zu jüngeren Werken übergeht, wie dem Porträt des Baurath Heyden, so sollte man fast glauben, das Werk eines andern Künstlers vor sich zu haben. Freilich muß auch der große Wechsel des physiognomischen Ausdrucks in Anschlag gebracht werden. Welch ein Abstand trennt das glattrasirte Gesicht der Generation, welche unter dem Romantiker auf dem Thron die geistige Führerschaft hatte, mit fein durchgearbeiteten geistreichen Zügen, von dem freien, vom wallenden Barte halb verhüllten Antlitz des Geschlechts, das 1871 mitgefochten hat! — Zwischen beiden die Mitte hält das vornehme Bildniß Sußmann-Hellborns, eins der besten des Künstlers. Uebrigens gibt die Ausstellung, wie nach der Natur der Sache nicht anders zu erwarten, durchaus keinen erschöpfenden Ueberblick über die Thätigkeit des Künstlers im Porträtfach, es fehlen mehrere Arbeiten, die ihrer Zeit zu den Zierden unseres Salons gerechnet wurden.

Im Historienbilde ist Oskar Begas nur ein Wurf gelungen, der über das allgemeine Niveau seiner Zeit hinausragt, sein Friedrich der Große nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs in der Schloßkirche zu Charlottenburg. Originell im höchsten Sinne ist es nicht, denn es folgt dem Wege, den Adolf Menzel gebahnt. Aber es gehört mit Julius Hübners Friedrich in Sanssouci und Schraders Friedrich nach der Schlacht von Kollin und Menzels eigenen Werken zu den populärsten Darstellungen aus dem Leben des preußischen Nationalhelden. Für das religiöse Bild, an dem er sich mehrfach versucht, fehlt Begas die Kraft und Tiefe. Glücklicher war er auf dem Gebiete der decorativen Malerei. Der Festsaal im Berliner Rathhaus, der Kaisersaal in der Passage legen Zeugniß davon ab.

Nicht genug ist zu beklagen, daß er erst so spät das Feld betreten, das seiner Natur den günstigsten Spielraum bot, die Landschaftsmalerei. Er hatte zwar schon seit den fünfziger Jahren beachtenswerthe Leistungen hervorgebracht, aber erst seit etwa 1870 sich energischer auf die Wiedergabe der heimischen Natur geworfen. Im weiteren Publicum sind seine Landschaften leider wenig bekannt geworden, weil sie schnell im Privatbesitz der Oeffentlichkeit entzogen wurden. In seinen Hauptwerken, die ihre Motive aus märkischen Forsten oder von den Küstenwäldern Rügens nahmen, zeigt er großes formales Talent für einfache, edle Composition, die ihre Kunst gar nicht merken läßt, und die lebendigste Empfindung für die landschaftliche Stimmung. Mit seinem Schneesturm, seiner Schnepfen- und Treibjagd, vor Allem aber mit der letzten schwermüthigen Abendstimmung in märkischer Flußlandschaft reiht er sich den bedeutendsten deutschen Vertretern dieses Gebietes an.

Auch einen neuen Gebhardt brachte die Ausstellung, ein Altargemälde für eine russische, oder wohl genauer esthnische Kirche. Den Gegenstand, die Kreuzigung, hat der Künstler schon verschiedentlich behandelt. Einmal in dem großen Bilde für dem Dom zu Reval, ein anderes Mal auf einem Tafelbilde geringeren Umfanges, das die Kunsthalle in Hamburg erworben hat. Mit letzterem theilt das neueste Werk Gebhardts nicht nur die Wahl des Moments — das „Es ist vollbracht!" des Johannesevangeliums —, sondern auch bis auf Kleinigkeiten die Gesammtdisposition und die Typen.

Den Mittelpunkt bildet nicht sowohl der Tod des Herrn, dessen gemarterten Leib eben die letzten Kräfte verlassen, als der Schmerz der Mutter, die mit dem Ausdruck der qualvollsten Hülflosigkeit beide Hände zu dem Sohne emporhebt. Johannes, von ihrer Gestalt halb verdeckt, stützt die Schwankende. Vor dem Kreuzesstamm am Boden liegt in kostbaren Gewändern Maria Magdalena hingestreckt. Neben der Mutter stehen dicht zusammengedrängt die Freunde, eine Gruppe des Jammers, ihnen gegenüber Gleichgültige und Schergen. Da die Kreuze der Schächer im rechten Winkel zu dem des Herren aufgestellt sind und die Ansicht der Scene aus der Diagonale genommen ist, so ergibt sich eine reiche Abwechselung der Stellungen. Der vorderste Schächer erscheint scharf im Profil, ein alter hagerer Mann, der andere, ganz von vorn gesehen, ein bärtiger Jüngling, das Haupt dem Erlöser zugeneigt. Dieser ist mit dem ganzen Leibe vornüber gesunken, nur Hände und Füße berühren das Kreuz.

Soweit stimmen beide Darstellungen überein. Auf dem Hamburger Bilde kommt ein weiter landschaftlicher Hintergrund mit reicher Staffage hinzu. Wir sehen einen Kriegerzug die Straßen ziehen, spottendes Volk verhöhnt den Gekreuzigten. Alles das fehlt auf dem Altarbilde; die Landschaft dient lediglich als Hintergrund, kein Pöbelhaufen, kein Kriegerzug spinnt die Handlung aus, das Interesse ist mit großer Kraft auf den Hauptvorgang concentrirt.

Auch hier ist Alles vereinfacht. Die Malerei, auf dem früheren Werk sorgfältig ins Detail gehend, gibt nur die großen Züge. Auch abgesehen von der nothwendigen Fernwirkung in der Kirche nur zum Vortheil der Wirkung. Kein Detail lenkt die Aufmerksamkeit ab, sogar der Ausdruck der Köpfe in der Gruppe der Freunde ist gemildert; dies macht sich namentlich in dem weinenden Gesicht der mit gerungenen Händen weit vorgebeugten Frau bemerkbar — es wird eine der Marien sein — die auf dem Hamburger Bilde in ihrem etwas sinnlichen Schmerzensausdruck die Gestalt der Mutter schädigt.

In dem Gemüthe des Künstlers hat sich das Problem der Darstellung des verscheidenden Gottes auf die Wiedergabe des rein menschlichen Schmerzes verschoben. Maria, mit dem alten thränenüberströmten Antlitz in starrem Schmerz zu dem Sohne aufblickend, die Mutter, welche die Hände ausstreckt, erfüllt von dem qualvollen Drang zu helfen, wo die Hülfe unmöglich, ohne Empfindung eigenen Schmerzes nur die Marter des Sohnes tausendfach mitleidend — und Magdalena, in unthätiger Vernichtung vom eigenen Schmerz zu Boden gestreckt — das sind die Gegensätze, die wir mitempfinden können, weil sie der Künstler vorempfunden hat.

Weniger als auf dem kleineren Bilde fällt auf dem größeren die antiquarische Neigung Gebhardts auf, seine Gestalten in die Tracht des Reformationszeitalters zu kleiden. Es ist eben Alles einfacher und der Nachdruck noch reiner auf den seelischen Vorgang gelegt. Daß auch hier die Erinnerung an einen älteren Künstler aufsteigt, beruht auf einer geistigen Verwandtschaft, deren sich Gebhardt wahrlich nicht zu schämen braucht. Mehr als an Dürer oder Schongauer gemahnt Gebhardt hie und da an Roger van der Weiden, den großen Dramatiker unter den nordischen Malern des fünfzehnten Jahrhunderts. Auffallend ist namentlich die innere Verwandtschaft der Kreuzigung Gebhardts mit der Beweinung Christi von Roger im Berliner Museum, einem seiner köstlichsten Schätze. Das Bild fällt noch in die Jugend des Meisters, aber seine Macht der seelischen Vertiefung hat er bereits voll entfaltet. Eine christliche Niobe von erhabener Schönheit, hält Maria den starren Leib ihres Sohnes umschlungen und beugt ihr thränenüberströmtes Gesicht über sein regungsloses Antlitz. Johannes und Joseph von Arimathia stehen schmerzbewegt aber in ehrfurchtsvoller Scheu daneben, jener legt beschwichtigend die Hände auf ihre Schultern, dieser stützt das Haupt des Gekreuzigten. — Auch hier ist nicht der Schmerz der Mutter der Mittelpunkt. Wie denn überhaupt auch bei den alten Meistern die Kraft am intensivsten sich äußert, wo rein menschliche Empfindungen ohne den Zusatz der erkaltenden Göttlichkeit zur Darstellung kommen.

A. L.

Notizen.

Kinderthränen. Zwei Erzählungen von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel.

Diese zwei Erzählungen behandeln, wie schon der Titel andeutet, Vorgänge in der kleinen und doch schon so reichen Welt der Kinderseelen, Vorgänge, von welchen „die Mehrzahl der Menschen so wenig Aufhebens

zu machen pflege". „O, es gibt Schmerzen in der Kinderseele . . . . .", so präcisirt uns der Dichter selbst sein Thema. Diese Schmerzen zu schildern, versuchen nun die beiden Erzählungen in sehr verschiedenartigem Tone. Die erste wandelt in schwerem, tragischen Gewande einher, sie berührt eines der traurigsten Zeichen unserer Zeit, die Kinderselbstmorde. Es ist eine Tragödie, von einer Kinderseele durchlebt, die uns vorgeführt, oder vielmehr angedeutet wird. Einen Vater sehen wir, der, umdüstert von Mißgeschick, in Gram versunken über den Tod seiner Frau, noch das Bitterste erleben muß, daß ihm von vier blühenden Knaben drei dahin sterben, darunter der älteste, sein Stolz, sein Liebling. Und daneben steht das schüchterne, schwächliche Kind, das ihm allein geblieben ist, das auch selbst mit dem ältesten Bruder jeden Halt verloren hat, das sich vor dem Vater fürchtet, der ihm die Liebe nicht zeigen kann, die er für ihn hegt; dieses ängstliche Kind, das schließlich noch einen Mißerfolg in der Schule erlebt und bald darauf todt im Flusse gefunden wird. Es ist eine erschütternde Tragödie, die sich zwischen beiden im Stillen und ohne Worte abspielt; sie hinterläßt einen fast peinigenden Eindruck, der nur wenig durch die beiden Lichtgestalten des alten Pädagogen und des meisterhaft gezeichneten kinderfreundlichen Offiziersburschen gemildert wird. Diese erste Erzählung ist ganz Wildenbruchisch; sie entspricht den Erwartungen, die der Name des Verfassers erweckt, und befriedigt in diesem Sinne. Nicht so die andere. In ihr schlägt der Dichter eine neue Saite auf seiner Leier an, die wir bisher noch nicht haben klingen hören; wir müssen gestehen, sie klingt unter seiner Tragödenhand nicht gerade lieblich. Der Ton soll ein humoristischer, ein naiv kindlicher sein, worin die Seelenqualen des Hänschen und Fränzchen geschildert werden, welche beide den Kuchen aufgenascht haben, den sie zur Probe ihrer Enthaltsamkeit ein Stück Weges tragen sollten. Die Scene ist ja ganz drollig, wie sich beide Kinder gegenseitig mit Kuchenstücken füttern, aber es lagert doch über dem Ganzen nicht der eigenthümliche, feine, das Herz erfreuende Duft, der wie der rosige Morgennebel die Landschaft die Schöpfungen wahrer Humoristen zu umhüllen pflegt. Der echte Humorist zaubert aus der kleinsten Scene tiefere und mehr zum Herzen gehende Eindrücke hervor, als dies Wildenbruch mit dieser Kindergeschichte, in die er noch dazu als ein recht heterogenes Motiv Reflexionen der Kinder über die Vorsehung verflicht, gelungen ist. Wir müssen constatiren, daß er damit ein neues Gebiet ohne jeden Erfolg betreten hat. B—e.

* * *

Handbuch der deutschen Verfassungen von Felix Stoerk. Leipzig, Duncker & Humblot.

Das constitutionelle Deutschland wird alljährlich, beziehungsweise in jedem zweiten Jahre, in 26 gesetzgebenden Körpern durch mehr als 2000 Reichstags- und Landtagsabgeordnete vertreten. Das öffentliche Recht eines Volkes, welches auf einer solchen Mannichfaltigkeit der Formen und Gestaltungen des staatlichen Lebens beruht, drängt mit Nothwendigkeit zu einer Darstellung hin, welche einen Theil ihrer Kraft in der Vergleichung des Verschiedenartigen suchen muß, um eine objective Werthrelation für das Vorhandene zu finden. Daß hierfür in den letzten Jahren der staatswissenschaftlichen Arbeit Deutschlands weniger geschehen, als in früheren Epochen der einschlägigen Literatur, steht wohl abseits von jedem Meinungsstreit; denn auch derjenige, der die zwingenden Gründe vollauf zu würdigen versteht, welche in jüngster Zeit die deutsche Staatsrechtsarbeit zur vorwiegenden und eindringenden Behandlung des Reichsrechts bestimmten, wird billig zugeben müssen, daß die bisher geübte Zurückdrängung aller Rücksichtnahme auf den Rechtszustand der einzelnen Bundesstaaten am letzten Ende doch zu einer nachtheiligen inneren Spaltung und Aushöhlung dessen führen muß, was wir das deutsche Staatsrecht zu nennen übereingekommen sind. Jene Mannichfaltigkeit der äußeren staatlichen Erscheinungsformen hat freilich von jeher eine erschöpfende systematische und zugleich positive rechtliche Darstellung des deutschen Landesstaatsrechts zu einem Unternehmen gemacht, dessen bestangelegter Plan an dem Parallelismus von 25 Verfassungssystemen scheitern mußte. Die vorzüglichsten der Materie gewidmeten Werke suchen daher mit Recht überall nur die leitenden Gedanken der deutschen Staatsentwicklung herauszuheben, und halten es nicht innerhalb der Aufgabe einer systematischen Behandlung gelegen, das ganze Detail der Einzelgesetzgebungen heranzuziehen. So nothwendig diese Beschränkung an sich ist, ebenso gewiß ist es aber auch, daß ohne bestimmte Beziehung und Hinweisung auf jene Einzelheiten ein festes Gebäude des positiven deutschen Landesstaatsrechts nicht gewonnen werden kann. An dieser Stelle erscheint daher die rechtsgeschichtliche Darstellung des positiven Staatsrechts als nothwendige Voraussetzung und Ergänzung der systematischen Arbeit. — Die auf eingehendsten Quellenstudien beruhende Arbeit des Greifswalder Professors der Rechte Stoerk entspricht dieser wichtigen Aufgabe im vollsten Maße. Sie zeigt uns, wie der nationale Gedanke im Verfassungsrechte aller einzelnen Staaten wirksam zum Durchbruche gelangt, wie die scheinbar noch so particularistische Gesetzgebung doch immer entschiedener dem Punkte zusteuert: die nicht durch besondere Geschichtsumstände oder specifisch locale Bedürfnisse geschaffenen Unterschiede im öffentlichen Recht der deutschen Staaten in einem langsamen Umbildungsproceß zur Ausgleichung und Aufhebung zu bringen. Das mit ebenso großer Sachkenntniß wie Sorgfalt durchgeführte Werk trägt darum die volle Eignung in sich, den Zugang zu den nationalen Rechtsquellen zu eröffnen, den in Gericht und Schule, in Parlament und öffentlichem Leben an Staatsfragen Betheiligten die genaue Kenntniß der staats- und verwaltungsrechtlichen Grundfragen zu ermöglichen. Das vorzüglich ausgestattete Werk wird gewiß die seiner Nützlichkeit entsprechende Verbreitung finden. M.

* * *

Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden von 1862—1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Ueber dies neue literarische Erzeugniß der Königin von England haben wir gleich nach Erscheinen des Originals in Nr. 10 eingehend berichtet. Wir können, auch nach Einsicht in diese deutsche Ausgabe, die bereits ausgesprochene ungünstige Beurtheilung nur bestätigen: es ist eine überflüssige und inopportune Veröffentlichung. Doch werden anspruchslose Gemüther immerhin von der freundlichen, pietätvollen und schlichten Intimität dieser Aufzeichnungen angesprochen werden. Die vorliegende Uebersetzung liest sich leicht und flüssig, und die Ausstattung ist in Bezug auf den Druck, das Papier und die zahlreichen Porträts in Stahlstich eine wirklich königliche.

* * *

Von Robert Waldmüller-Duboc, dem Verfasser des vorzüglichen komischen Romans: „Don Adone" sind drei neue Novellen erschienen, die in jeder Beziehung Lob verdienen. „Auf der Leiter des Glücks" und „Blond oder Braun?" (Leipzig bei F. W. Grunow) sind zwei von Humor getragene und mit vollendeter Kunst erzählte Geschichten, die auch durch psychologische Feinheit zu fesseln vermögen. Wie ergötzlich sind in ersterer Novelle nicht die biederen Besitzer der Muster-Villa geschildert! Die Abenteuer der schönen Hermione mit dem Prinzen sind für moderne Verhältnisse vielleicht etwas allzu romanhaft, aber nicht ohne Reiz, und da die späteren Entwickelungen wieder festen Boden unter den Füßen haben, so heißt es auch hier: Ende gut, Alles gut. Die drollig gelehrten Citate erinnern ein wenig an Don Adones Art, sind aber noch nicht Manier und nie unangenehm. Eine prächtige Charakterstudie bietet „Blond oder Braun?" ein Ich-Roman in nuce, dessen Held, ein robuster Seelöwe, uns schon um seiner zarten Liebe zu seiner Mutter willen ans Herz greift, von seinem ungestümen Humor ganz abgesehen. Die Novelle: Maddalena (Augsburg, Gebr. Reichel) endlich hat historischen Hintergrund. Das farbentolle Carnevalstreiben im Venedig des 17. Jahrhunderts ist mit kräftigem und feinem Colorit gemalt, und in dieser Staffage baut sich eine einfache, anekdotenhafte Geschichte auf, die geschickt erzählt und gut erfunden ist und volles Behagen ausströmt. Der Parfum als Verräther, könnte die Geschichte heißen, und Boccaccios Fiametta könnte die Erzählerin sein. Es wäre der Stoff zu einer lustigen Operette in drei Acten. Hoffentlich arbeitet Waldmüller, der bekanntlich auch formschöne Verse zu drechseln versteht, ein Libretto aus und findet sich dafür ein congenialer Componist.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Subscriptions-Ausgabe von Heinrich Heine's

Buch der Lieder.

Illustrirt von Paul Thumann.

Diese Subscriptions-Ausgabe wird in 8 Lieferungen erscheinen, jede zum Preise von 3 Mark. Probehefte in jeder Buchhandlung zu haben!

Bibliothek Pelonken.

Versteigerung der werthvollen Privat-Bibliothek eines englischen Sammlers am **7. Juli 1884** u. folg. Tage.

Haupt-Inhalt: Deutsche und englische schönwissenschaftl. Litteratur; Biographien und Memoiren; Kunst und Kunstlitteratur; Länder- u. Völkerkunde; Naturwissenschaften; Ingenieur-Wissenschaften, besonders mit Bezug auf die sanitäre Technik.

Der 1891 Nummern umfassende Auctions-Katalog ist gratis zu beziehen von

Theodor Bertling in Danzig.

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von

Johannes Scherr.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

[Neu!] [Im Buchhandel!

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. M. 1.50.

Verlag: **J. B. Metzler in Stuttgart.**

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Bad Homburg

1/2 Stunde von Frankfurt a. Main. — 1/2 Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bäder-Almanach 1884.

Mittheilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten für **Aerzte** und **Heilbedürftige.**

II. Ausgabe 1884.

Mit einer Einleitung über die Benutzung und Wahl der Kurorte von Sanitätsrath **Dr. Georg Thilenius** in Soden a. Taunus.

Preis 3 Mark, mit eleganter Decke 4 Mark.

Verlag von RUDOLF MOSSE, Berlin und Frankfurt a. M.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Heines Memoiren

jetzt complet erschienen. Preis 4 Mark.

Zur Erinnerung an Emanuel Geibel.

Verlag von F. Grautoff in Lübeck.

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkblatt.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck

und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift von 1882.

1 Mark 50 Pfg.

Ein Lebensbild, von Freundeshand geschrieben, das jeden Verehrer unseres heimgegangenen Dichters anmuthen wird. Ein Anhang giebt Bericht über die denkwürdige Bestattungsfeier.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 31. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die neueste amerikanische Handelskrise. Von Max Quarck. — Das Recht auf Arbeit. Von Georg Adler. — **Literatur und Kunst:** Giovanni Prati. Von Siegfried Samosch. — Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben". Von Jacob Falke. — Heines „Memoiren". Von Theophil Zolling. — Das Wiener Stadttheater, sein Glück und sein Ende. Von Adam Müller-Guttenbrunn. — Don Juan-Studien. Von Wilhelm Bolin. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung billiger Möbel. Von A. L. — Inserate.

Die neueste amerikanische Handelskrise.

Von Max Quarck.

„. . . Ungefähr seit eben so lange, als der Pauperismus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, richten in periodischer Wiederkehr sogenannte Handelskrisen ihre Verheerungen im Verkehr an. Die äußerlichen Kennzeichen dieser wirthschaftlichen Weltplagen sind unschwer zu fassen. Eine plötzliche Stockung des eben noch so blühenden Absatzes in den Hauptzweigen der Industrie, die sich bald auch allen übrigen Gewerben mittheilt; ein rasches Sinken aller Waarenpreise, die noch vor kurzem so lohnend waren; eine bis zur Entwerthung gehende Werthverringerung der productiven Vermögen; eine fast allgemeine Unmöglichkeit, eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen; zahllose Bankerotte oder Zahlungseinstellungen; zeit- oder theilweise Einschränkung oder Einstellung der Production; Brodlosigkeit von Tausenden von Arbeitern — das sind die in rascher Folge und Wechselwirkung sich äußernden Symptome von Erscheinungen, die das Kapital decimiren und dem Arbeiter auch noch seine Lumpen rauben. — Diese Krisen heben immer in den Weltcentren des Verkehrs an und pflanzen von da ihre Wirkungen bis zu den letzten Handelsplätzen beider Hemisphären fort. Gerade dort, wo sich alle Bedingungen nationalen Wohlstandes am üppigsten vorfinden, die Kapitalien am häufigsten sind, der Credit am ausgebildetsten ist, die Productivität am höchsten steht, die Arbeiter sich am freiesten regen, machen sich zuerst jene Schläge fühlbar, die bald die ganze verkehrende Welt treffen. Auch am härtesten fallen sie dort nieder, und in unbegreiflichem Widersinn wird der Fluch des Elends dort und zu der Zeit am lautesten, wo und wann die Wunder des Kunstfleißes am höchsten aufgehäuft sind. — Zuweilen hob der Verfall mit einem Anstoß des Credits an, zuweilen mit bedeutendem Kapitalverlust, zuweilen mit einer Mißernte, am häufigsten mit dem allgemeinsten und durchgreifendsten, in allen Krisen sich wiederfindenden Symptome, mit dem Sinken der Waarenpreise. Der Absatz war gestockt. In seinen Kanälen hatten sich die Waaren angehäuft, wie die Wassermasse eines Stromes vor dem thürmenden Eise aufschwillt. Aber hiermit hört auch das Bild schon wieder auf wahr zu sein. Der Strom richtet seine Verheerungen an, weil er sich nun in die Niederungen und Ebenen stürzt; von jenem aufgestauten Waarenstrom ergießt sich nichts in die bedürftigen Regionen der Gesellschaft. Dieser verheert, weil er in seiner starren Anhäufung verharrt. Nur sein Werth verrinnt zum Nachtheil seiner Besitzer und zu Niemandes Vortheil in der Gesellschaft. Mit dieser Absatzstockung beginnen dann die Rückwirkungen durch jene ganze Kette von Wohlstandsbedingungen und Reichthumsbeweisen. Sie enden beim Arbeiter, der jetzt aufhört, weniger als das nothdürftige Brod zu bekommen, weil er brodlos wird, der, weil er selbst kein Brod hat, auch noch wieder das Brod dessen verkümmert, der es besitzt. Erst wenn die Production zum Theil oder eine Zeit lang still gestanden hat, wenn das von der Waarenmasse gleichsam erdrückte Bedürfniß sich wieder erholt hat, wenn die Kanäle wieder allmählich zu fließen anfangen, beginnt sich hie und da wie schüchtern auch die Production wieder zu regen, und die dunkle Aussicht für Kapitalisten und Arbeiter sich wieder aufzuklären."

Die citirten Worte scheinen dem großen amerikanischen Krach, der Mitte Mai dieses Jahres in New-York ausbrach und seitdem das Erwerbs- und Verkehrsleben der ganzen Welt erschüttert hat, auf den Leib geschrieben, so beredt und treffend schildern sie die ungeheure Katastrophe in ihren vielen traurigen Wirkungen.

Sie sind aber 33 Jahre älter als der neueste Krach. 1850 veröffentlichte sie Rodbertus, der große sociale Seher, in einer verschollenen, vergriffenen Schrift, seinem ersten „socialen Briefe", der eine noch unübertroffene Charakteristik und Geschichte der Handelskrisen enthielt. Rodbertus hat auch Recht behalten mit dem, was er über seine eigenen Lehren sagte: zu seinen Lebzeiten wolle sie Niemand hören; nachher werde man sie von allen Dächern predigen. Acht Jahre nach seinem Tode regt sich das Studium seiner klassischen Werke, mehrt sich die Zahl seiner Anhänger auf allen Seiten. Es ist hohe Zeit. Wenn eine mit den modernen Verkehrsverhältnissen nicht mehr congruente staatswirthschaftliche Organisation in immer kürzeren Räumen immer gewaltiger in ihren Fugen kracht, muß die Gesellschaft doch endlich aus ihrer staatswirthschaftlichen Lethargie erwachen. Ein Glück, daß ein mächtiger Geist ihr die Bahnen schon vorgezeichnet hat, die sie nun gehen muß! Eine Pflicht unsererseits, diese Bahnen mit der Leuchte von Rodbertus' mächtigen Gedanken immer wieder aufzuhellen! Die Geschichte des neuesten amerikanischen Krachs mag uns heute Gelegenheit dazu bieten.

Auch ihm ging eine Periode voran, in der „sich alle Bedingungen nationalen Wohlstandes am üppigsten vorfanden, die Kapitalien am häufigsten waren, der Credit am ausgebildetsten war, die Productivität am höchsten stand, die Arbeiter sich am freiesten regten". Die Nachrichten aus dem Sitz der Krisis, die wir den zuverlässigsten und bestunterrichteten Börsen- und Handelsblättern entnehmen, bestätigen dies. Während der letzten 32 Jahre hat sich die Zahl der Industrieetablissements in den Vereinigten Staaten verdoppelt, das in ihnen angelegte Kapital sich verfünffacht. Es waren im Betriebe

im Jahre	Zahl der Etablissements	investirtes Kapital
1850	123,029	533,245,351 Doll.
1860	140,433	1,009,855,715 „
1870	252,448	2,118,208,769 „
1880	253,852	2,790,272,606 „
1883	254,000	3,000,000,000 „

Der Werth des verarbeiteten Materials hatte sich seit 1850 versiebenfacht, der der hergestellten Producte versechsfacht. Der Gewinn an der Production betrug 1850 237,227,330 Doll. gegen 1,200,000,000 Doll. im Jahre 1883. Man schätzte

im Jahre	den Werth der Materialien:	den Werth des Fabrikats:	den Ueberschuß des Products:
1850	555,123,822 Doll.	1,019,106,616 Doll.	237,227,330 Doll.
1860	1,031,605,092 „	1,885,361,676 „	475,377,648 „
1870	2,488,427,242 „	4,222,325,442 „	768,313,857 „
1880	3,396,823,549 „	5,369,579,191 „	1,024,900,847 „
1883	3,700,000,000 „	5,900,000,000 „	1,200,000,000 „

Man bemerke, wie riesig allein in der kurzen Periode 1880 bis 1883 das amerikanische Nationaleinkommen schwoll. Die Berichterstatter können bereits die Anmerkung nicht unterdrücken, daß es zu bewundern bleibe, wie eine Bevölkerung von damals 53,000,000 Menschen 90 Procent dieser ungeheuren Production, und zwar zu derartigen Preisen consumiren könne. Auch deuten sie bereits an, daß bei der gestatteten ungebührlichen Ausnutzung der Bevölkerung jedes Individuum einen verhältnißmäßig zu großen Bruchtheil seines Arbeitsresultats habe investiren müssen, das Baarvermögen der Nation also nicht entsprechend gewachsen sei, d. h. aus dem Kaufmännischen in gut Deutsch übersetzt: die arbeitenden Klassen haben mehr arbeiten, aber weniger Lohn dafür annehmen müssen. Noch lehrreicher sind folgende Zahlen, weil sie zeigen, daß auch die Krisis von 1873 nur die Zahl der Etablissements beschränkte, die Vergrößerung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebe aber nicht aufzuhalten vermochte. In der Eisen- und Stahlproduction der Vereinigten Staaten betrug

	1870	1880	Procentzunahme
die Zahl der Werke	808	1005	24,4%
das in demselb. angel. Kapital in Doll.	121,772,000	230,971,000	89,7%
der Werth des verbrauchten Materials	135,526,000	191,271,000	41,1%
der Werth der Production	207,808,000	296,557,000	43,1%
das Gewicht derselben in Tons . . .	3,655,000	7,265,000	98,8%
die Zahl der beschäftigten Personen .	77,555	140,987	81,8%
die Summe d. gezahlten Löhne in Doll.	40,541,000	40,476,000	36,9%

Betrachtet man vollends blos den Zeitraum von 1877 bis 1881, so kommt man zu noch tolleren Ergebnissen. 1877 war die Zahl der im Betrieb befindlichen Hochöfen 218. Als sich geringe Zeichen einer Besserung der wirthschaftlichen Lage bemerkbar machten, stieg ihre Zahl bis 1879 auf 241, von da ab aber in Folge einer einigermaßen günstigen Geschäftslage in zwölf Monaten auf **431** und bis December 1881 auf **455**! Sie verdoppelte sich also nahezu in zwei Jahren.

Aber auch der Import entsprach solch kolossaler Production. Noch im Jahre 1883 betrug er aus dem Districte der Consularagentur in Gera allein 939,820 Doll., 211,912 Doll. mehr als im Vorjahre, und aus dem Consularbezirk Sonneberg (thür. Spielwaaren) allein im ersten Quartale desselben Jahres 342,000 Doll. mehr als im vorigen.

Um aber diesem Flor des Gewerbes und Handels die Krone aufzusetzen, meldeten die Zeitungen Mitte 1883: die drei reichsten Männer der Vereinigten Staaten, der Börsenfürst Joy Gould (100 Millionen Doll. Vermögen), Vanderbilt, bekannt als amerikanischer Eisenbahnkönig (250 Millionen Doll. Vermögen), und der Raritätenkrösus Astor, dessen Vermögen auf 300—400 Millionen Doll. geschätzt wird, haben sich vereinigt, um gemeinsam geschäftliche Operationen auszuführen. Mochte diese Nachricht eine gewöhnliche Zeitungsente sein — bezeichnend war sie für die berauschende Blüthe damaligen amerikanischen Wirthschaftslebens! „Was da wohl herauskommen wird!" riefen die Blätter aus; sie hätten es sich bereits selbst sagen können, wenn sie einige der berückenden Zahlen, die wir oben gebracht haben, genauer betrachtet und mit einander verglichen hätten.

Aus der Statistik der Eisen- und Stahlproduction ergibt sich nämlich, daß der einzelne beschäftigte Arbeiter durchschnittlich wohl 51½ Tons i. J. 1880 gegen 47 Tons i. J. 1870 herstellte; es ergibt sich aber auch, daß er für die Mehrproduction nicht etwa mehr, sondern weniger Lohn erhielt. Denn 1870 betrug der Durchschnittslohn jährlich 522½ Doll. (ungefähr 2100 Mark), 1880 dagegen nur noch 303½ Doll. (nicht ganz 1600 Mark); er war also um mehr als 500 Mark gesunken! — Ein gleich betrübendes Ergebniß stellt sich auf einmal auch bei einer Uebersicht der Gesammtproduction heraus. Es waren beschäftigt

im Jahre	Männer über 16 Jahre	Frauen über 16 Jahre	Kinder	Lohn jährlich
1850	731,137	225,922	—	236,755,464 Doll.
1860	1,040,349	270,897	—	378,878,966 „
1870	1,615,598	333,770	114,628	725,184,343 „
1880	2,019,034	531,639	181,921	947,953,795 „
1883	2,100,000	600,000	200,000	1,000,000,000 „

Das klingt zunächst, als wenn sich der Lohn der Arbeiter wirklich gehoben hätte, nämlich von 248 Doll. i. J. 1850 auf 345 Doll. i. J. 1883. Der kaufmännische Berichterstatter setzt aber selbst sogleich hinzu: „Das ist scheinbar eine große Verbesserung, aber auch eben nur scheinbar. Denn einerseits sind die Kosten des Unterhaltes für den Arbeiter seitdem ebenfalls in beträchtlichem Maßstabe gestiegen; andererseits wird die höhere Entlohnung des Arbeiters durch die größeren Ansprüche an seine Arbeitsleistung bedingt. Uebrigens variirt der Arbeitslohn in den Neuengland- und in den mittleren Industriestaaten etwa um 30—40% und steht ein Arbeiter in den Oststaaten sich heute nur um Weniges besser, als die Durchschnittszahl von 1850 ergibt." Das ist eben der gordische Knoten: nicht einmal verhältnißmäßig mit dem Nationaleinkommen steigender, sondern sogar absolut fallender Antheil der arbeitenden Klassen an ihm. Denn vergleicht man nur die Jahre 1880 und 1883, so ergibt sich bereits eine absolute Abnahme des Lohns: er ist von durchschnittlich ca. 473 Doll. auf durchschnittlich 345 Doll. gefallen, trotz des riesenhaften Aufschwungs der Gewerbe im Großen! Die grauenerregende Invasion der Frauen- und Kinderarbeit, das letzte Symptom, daß die Lage der arbeitenden Klassen bereits eine menschenunwürdige geworden, ergänzt das traurige Bild. Allein von 1870 bis 1880 hat die Zahl der beschäftigten Männer um 25%, die der Frauen aber um 62%, und die der Kinder um 58% zugenommen. In vielen Gewerben bilden die Kinder über ein ganzes Drittel der beschäftigten Arbeiter überhaupt!

Dieses crasse Mißverhältniß zwischen steigendem Nationalreichthum und fallendem Antheil der arbeitenden Klassen, der Mehrheit des Volkes, an demselben mußte sich desto eher und furchtbarer rächen, je ungemessener jener Nationalreichthum stieg. Die moderne Productionsweise mit ihrer der freien Concurrenz überlassenen Einkommensvertheilung gräbt sich selbst ihre Grube. Fallender Antheil der Mehrheit des Volkes am Nationaleinkommen heißt nichts Anderes, als allgemein abnehmende Kaufkraft dieses selben Volkes. In demselben Verhältniß, in welchem sich die Magazine mit den berechtigtsten, wie mit den raffinirtesten Wohlthaten hochgestiegener Productivität zum Bersten anfüllen, versiegt nach und nach die Möglichkeit bei der ausschlaggebenden Mehrheit des kaufenden Publicums, mehr als die nothdürftigste Lebensfristung zu erschwingen. Gerade auf eine mit der Productivität gleichmäßig steigende Kaufkraft haben ja aber die Unternehmer gerechnet. Sie sind in dieser Hoffnung riesenhafte Verbindlichkeiten eingegangen, die nun in baarem Gelde gelöst werden müssen, das sie aus gesteigertem Absatz in reichlicher Menge zu gewinnen hofften. Und nun? Statt des baaren Geldes vollgestopfte Magazine mit unterwerthigen Waaren auf der einen Seite, und ein ärmer gewordenes Publicum, das nicht einmal mehr so viel kaufen kann als vor kurzem noch, auf der anderen Seite. Der Export wäre (freilich keine

dauernde, aber doch eine temporäre) Rettung. Aber er ist von den Nordamerikanern über den großen Profiten, mit welchen die Bevölkerung der Industrie in Folge der hohen Zölle bisher tributär war, vernachlässigt worden und daher unentwickelt.

Da bricht denn die Krisis mit Schrecken aus.

Sie beginnt mit einer gewaltsamen Einschränkung der Production. Bereits im Mai 1883 berichten die Blätter davon, daß das amerikanische Eisengeschäft einer täglich wachsenden Stagnation verfalle. Zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sei weniger Aussicht als je zuvor auf rechtzeitige Einigung, und sehe man mit einer Art fatalistischer Resignation dem für den 1. Juni angedrohten Massenstrike in der Eisenbranche entgegen. Stimmungsberichte aus Pittsburg nnd Cleveland schildern die dortigen Zustände in den düstersten Farben. Nach dem 1. Juni 1883 stellten von den 445 Hochöfen über 100 die Arbeit ein, und 351 waren noch in Thätigkeit, und von diesen 27 nahe daran, ebenfalls mit der Arbeit aufzuhören. Ein Gleiches wird aus der Textilindustrie und den Kohlenminen gemeldet. Ende Juni 1883 beginnt bereits die Deroute. Großartige Arbeitsentlassungen und Strikes folgen sich auf dem Fuße. In den Zeitungen kann man tagaus, tagein spaltenlange Listen der Fallissements finden, von denen die Geschäftswelt heimgesucht wird. Millionen über Millionen sind bei dem Versuche verloren gegangen, den Preis für Provisionen und Brodstoffe auf einem höheren Niveau zu halten, als es dem regulären Verhältniß von Angebot und Nachfrage entsprach. Die Banken selbst sind jetzt mit Naturalien überhäuft, statt des Geldes, dessen sie so dringend benöthigt wären. Unterm 17. August schreibt die bekannte „New-Yorker Handels-Zeitung" noch optimistisch: „Eine Woche großer Aufregung in finanziellen Kreisen liegt hinter uns. Jetzt, nachdem das Gewitter vorüber und die Luft gereinigt, athmet man erleichtert auf. Der äußerliche Anstoß zu der Deroute liegt in der Erschütterung des Vertrauens, verursacht durch die schnelle Aufeinanderfolge der kürzlichen Suspensionen in den Schmalz-, Eisen- und Lederbranchen und besonders in den Verlegenheiten der Vermont- und Indianopolis-Banken." Es habe sich herausgestellt, daß der Zusammenbruch durch wilde Speculationen der Betreffenden verschuldet worden sei. Nach „Poors Manual" war das Total des Actienkapitals und der Schuld aller Bahnen in den 3 Jahren 1880—1882 um 2,023,646,842 Doll. erhöht worden, während die wirklichen baaren Ausgaben für dieselben sich auf höchstens 1,050,000,000 Doll. beziffert hatten. „Eine solche kolossale Vermehrung der Verbindlichkeiten über die Baarauslagen hinaus mußte natürlich schließlich zu Mißtrauen gegen alle Sekuritäten, gute wie schlechte, führen. Indessen ist bereits seit Beginn dieses Jahres ein heilsamer Rückschlag hierin eingetreten." Leider eine Täuschung! Im September wird weiter gemeldet, daß es nicht viel anders wie der Eisenindustrie auch der Wollindustrie ergangen sei: eine große Anzahl von Wollfabriken stehe still, in den Neuenglandstaaten etwa ein Drittel. Die Papierfabrikanten klagen über mangelnden Absatz und nicht weniger die Erzeuger von Glas- und Thonwaaren, sowie vor Allem die Kohlenproducenten. Ein Rückblick auf die 9 ersten Monate des Jahres ergab 6440 Zahlungseinstellungen mit 118,261,918 Doll. Verbindlichkeiten, gegen nur 4897 mit blos 69,000,000 Doll. in der gleichen Periode des Vorjahres. Das dritte Quartal 1883 allein steht einzig da „in der enormen Höhe der Passiven gegenüber der Zahl der einzelnen Fallimente." Die Durchschnittssumme beträgt nicht weniger als 28,881 Doll., beinahe das Doppelte des vorhergehenden Quartals. Keines der Sommerquartale seit 1876 erreichte eine solche Durchschnittshöhe. Es betrug in den

	1883 Zahl der	1882 Bankerotte	1883 Betrag derselben		1882	
Oststaaten	296	145	24,402,133	Doll.	1,741,987	Doll.
Centralstaaten	411	358	14,745,054	„	9,598,750	„
Südstaaten	284	178	2,944,446	„	2,483,066	„
Weststaaten	526	436	7,412,325	„	3,624,522	„
Pacificstaaten	286	183	2,568,926	„	1,494,568	„
	1803	1300	52,072,884	Doll.	18,942,893	Doll.

Die Oststaaten, die industriellsten, hatten also gegen das gleiche Vierteljahr von 1882 die doppelte Anzahl Bankerotte zu verzeichnen. Die Passiven aber überstiegen die vorjährigen um das Vierzehnfache!

Und die Lage der durch die Tausende von gestürzten Unternehmern vermehrten arbeitenden Klassen? Die seitdem hundertfach bestätigte Correspondenz eines der größten Berliner Organe aus dieser Zeit gibt die Antwort. Die unbefriedigende Lage der Erwerbsverhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika spiegelt sich am deutlichsten in dem Elende wieder, welchem die dortige Arbeiterbevölkerung der verschiedensten Branchen gleichmäßig verfallen ist, so beginnt sie. Nach dem neuesten Census stellte sich die Zahl der Arbeitnehmer auf $2\frac{3}{4}$ Millionen gegen nicht ganz $\frac{1}{4}$ Million Arbeitgeber, was ein Verhältniß wie 11 zu 1 ergibt. Ein von einem Senatscomité vernommener Experte deponirt, daß von den alljährlich erzeugten Gesammtwerthen die Arbeitnehmer weniger an Lohn erhielten, als die Arbeitgeber an Gewinn einstrichen, und zwar seien die Lohnverhältnisse derart ungünstig, daß die große Masse der Arbeiter geradezu am Rande der Verkommenheit schmachte. In den fünf Hauptindustriestaaten Massachusetts, Pennsylvanien, New-York, Illinois und Ohio variirte der Durchschnittslohn pro Tag zwischen 1 bis $1\frac{1}{5}$ Doll. Dabei stand der Preis der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse so außerordentlich hoch, daß sie für den Arbeiter in vielen Fällen unerschwinglich waren. Die Noth zwang dann dazu, behufs Erhöhung des Verdienstes der Arbeiterfamilien die Kinder oft schon im zartesten Alter zum Erwerb anzuhalten. Das führte auf der einen Seite zum Wachsthum des Pauperismus, auf der andern zum Wachsthum der Unwissenheit. In den oben genannten fünf Staaten existirten dermalen 62 000 Arme. In Chicago entbehrten 47 % der Kinder des Schulunterrichts; in Cincinnati waren 10 % der Kinder zwischen 8 und 12 Jahren mit Cigarrenmachen beschäftigt. In New-York lagen etwa 2000 Familien, welche noch dazu in den erbärmlichsten Behausungen zusammengepfercht waren, der gleichen Beschäftigung ob. Die Geringfügigkeit ihres Verdienstes gestattete diesen Leuten keinerlei Verbesserung ihrer sanitären Situation. In allen Industriezweigen dauerte die sinkende Tendenz der Löhne fort.

Bei solchen Zuständen konnte eine optimistische Betrachtung der Dinge nicht Recht behalten. Mit Beginn des neuen Jahres zogen sich die Wolken immer dichter über dem amerikanischen Erwerbsleben zusammen. In gewissen Zweigen hörte der Import vollständig auf, und auch der Continent verspürte deshalb bereits die Gewitterschwüle. Anfang Mai d. J. schmetterte endlich der Blitz auf die schwindelhafte Höhe der Production nieder, um sie noch tiefer und jäher zusammenstürzen zu lassen als im Jahre 1873. Die Börse mit ihrer unbeschreiblichen Panik spiegelt treu die Anarchie wieder, welche nun im gesammten Erwerbs- und Wirthschaftsleben der Union herrscht. Sogar die Nationalbanken haben fallirt, und beim Senat in Washington ist bereits eine Resolution eingebracht, in der eine Enquete darüber beantragt wird, ob die Fallissements der Nationalbanken Gesetzesverletzungen seiten der Leiter dieser Institute zuzuschreiben sind. Dem Bankerott der Nationalbanken ist natürlich derjenige der größten Geldinstitute nachgefolgt. Es wird aber auch schon hinzugesetzt: „Wer glaubt, daß sich die Calamität nur auf die Fondsbörse erstrecken wird, dürfte ganz gewaltig fehlgehen. Die Ursachen sind zu mannichfaltige und ruhen in zu verschiedenen Gebieten, als daß sie durch eine einseitige Blutung des Centralorgans beseitigt werden könnten." Die Geldknappheit in New-York ist auf einen kaum je erhörten Höhepunkt gestiegen. Man hört, daß für tägliches Geld pro Tag 3 bis 6 % bewilligt werden mußten. Nach Meldungen vom 16. Mai hat sich endlich die Krisis auch auf den riesigen Oelmarkt Amerikas erstreckt: auch die Banken im Oeldistrict beginnen zu falliren. Die unterrichtetsten Stellen behaupten bereits, daß die Katastrophe in eine allgemeine Handelskrisis ausarten werde. Sie stimmen auch darin überein, daß schwere innere, organische Leiden die eigentliche Ursache des Krachs sind.

*

Ob sich endlich auch die weitesten Kreise dieser Erkenntniß erschließen werden? Der 2. Congreß deutscher Industrieller, der im Februar 1878 in Berlin tagte, constatirte in seinen Verhandlungen, daß der Gesammtverlust allein der deutschen Eisenindustrie im letzten Krach auf 455 Mill. Mark zu berechnen sei. Muß da nicht der bloße Egoismus die Unternehmer zu klarer Erkenntniß und richtiger Lösung drängen? „So lange noch ein sichtbares Eigenthum existirt, darf kein Armer verhungern," rief einst Pitt aus. „Seitdem ist aber," fährt Rodbertus am Ende seiner verschollenen Schrift fort, „der Widersinn der gesellschaftlichen Organisation so groß geworden, daß die Armen gerade dann verhungern, wenn des sichtbaren Eigenthums so viel geworden ist, daß auch die Reichen davon ins Unglück gestürzt werden. Wenn die leitenden Mächte der Production diese aus irgend welchem Beweggrunde anspornen, wenn sich soeben der Gesellschaft eine allgemeine Fülle von Reichthum und Glück darbieten will, verwandelt sich plötzlich für die danach langende Hand jene Fülle in neue Entbehrung. — Die Mythe des Tantalus scheint sich an der ganzen Gesellschaft bei den Wundern des Kunstfleißes verwirklichen zu sollen! — Offenbar arbeiten sich diese beiden Erscheinungen, der Pauperismus und die Handelskrisen, gegenseitig in die Hände. Die Armuth der arbeitenden Klassen läßt niemals zu, daß ihr Einkommen ein Bett für die anschwellende Production abgebe. Das Uebermaß von Producten, das in den Händen der Arbeiter nicht blos deren Lage verbessern, sondern zugleich ein Gewicht abgeben würde, um den Werth des bei den Unternehmern verbleibenden Restes zu steigern, und diesen damit die Bedingung der Fortsetzung ihrer Betriebe in dem bisherigen Umfange zu gewähren, drückt auf Seiten der Unternehmer den Werth des ganzen Produkts so tief, daß jene Bedingung verschwindet, und überläßt im besten Fall die Arbeiter ihrem gewohnten Mangel. Die Handelskrisen ihrerseits lassen niemals zu, daß die arbeitenden Klassen, durch irgendwelche Umstände begünstigt, aus dem Pauperismus sich erheben und den besitzenden Klassen, wenn auch in bescheidenem Abstande, in Theilnahme an den Wohlthaten der steigenden Productivität folgen könnten. Kaum daß solche Erhebung begonnen hat, schleudert die eintretende Krisis sie in ein tieferes Elend zurück, und bereitet sich selbst dadurch nur eine leichtere Wiederkehr."

Die letzten Worte des großen Denkers sind auch zur neuesten Krisis halb Drohung, halb Warnung. Soll es bei der gegenwärtigen Nichtorganisation der Production, beim wirthschaftlichen Kampf Aller gegen Alle verbleiben, so droht bereits nach aller Erfahrung in längerer oder kürzerer Frist eine neue Katastrophe am Horizonte. Dieselbe wird aber vermieden werden und das moderne Wirthschaftsleben auf eine ungeahnte und fest fundirte Höhe gelangen nach einer staatswirthschaftlichen Organisation, unter der bei steigender Productivität der Arbeit der Lohn der arbeitenden Klassen ein gleichmäßig mitsteigender Antheil am Nationalproduct ist. Dazu braucht es keiner Gewalt und keiner Enteignungen, sondern nur zielbewußter, friedlicher Staatsmaßnahmen!

Das Recht auf Arbeit.

Von Georg Adler.

Seitdem Fürst Bismarck sich in der Reichstagssitzung vom 9. Mai für das Recht auf Arbeit ausgesprochen hat, ist dasselbe in Deutschland in den Vordergrund getreten und wird wohl in der nächsten Zeit um so weniger von der Tagesordnung der öffentlichen Discussion verschwinden, als es wahrscheinlich bei den nächsten Wahlen von conservativer Seite als socialpolitische Parole ausgegeben werden wird. Das Recht auf Arbeit ist nichts Neues. Es hat bereits eine große Rolle in der Geschichte gespielt. Und eine Betrachtung derselben dürfte um so angemessener erscheinen, als allein eine Würdigung der historischen Bedeutung jenes Princips den Schlüssel zum Verständniß desselben gibt.

Die Geschichte des Rechts auf Arbeit datirt bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurück. Es wurde nämlich in England schon 1601 in dem großen Armengesetz der Königin Elisabeth eine Verpflichtung der Behörden anerkannt, allen arbeitsfähigen Armen Arbeit zu verschaffen. Zum zweiten Male finden wir diese Aufgabe des Staates im Allgemeinen Landrecht ausgesprochen. Dort heißt es Th. II. 19. Tit. § 2: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheiten, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und ihren Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden."

Es ist nur natürlich, daß das Recht auf Arbeit während der großen französischen Revolution in den Vordergrund trat, damals als Tausende und aber Tausende ohne Arbeit waren. Die National-Versammlung erkannte auch wirklich im J. 1790 an, daß „die Gesellschaft einem jeden ihrer Mitglieder Nahrung und Arbeit schuldig sei". Und dieser Beschluß blieb nicht nur auf dem Papier stehn, sondern hatte auch für die Pariser Arbeitslosen die unmittelbare praktische Folge der Einrichtung von „Ateliers publics", welche bald über 30,000 Arbeiter beschäftigten. Es kann darnach nicht verwundern, daß auch die Constitutionen von 1791 (im I. Hauptabschnitt) und von 1793 (im 21. Art. der Menschenrechte) ebenfalls die Verpflichtungen des Staates aussprachen, den gesunden Armen Arbeit zu geben. Im Convent wurde in der Sitzung vom 15. Juli 1793 sogar die stricte Durchführung dieses Grundsatzes neben vollständiger Alters- und Invalidenversorgung sowie allgemeiner Staatserziehung als Panacee gegen alles irdische Elend von Robespierre empfohlen (auf Grund einer Denkschrift des Jakobiners Lepelletier Saint-Fargeau). Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß bei der in Frankreich immer mehr steigenden Verwirrung an eine auch nur einigermaßen befriedigende Verwirklichung des Rechts auf Arbeit nicht zu denken war.

War dieses Princip bisher auch der Idee nach hervorgetreten, so wurde es doch in in der Form, die es bis heute beibehalten hat, als „Recht auf Arbeit" („droit au travail") zum ersten Male von dem geistreichen Socialisten Charles Fourier in der „Théorie de l'Unité universelle" (1819) angewandt. Es war auch vor 1848 vornehmlich die Fourier'sche Schule — an der Spitze Victor Considérant in seinem Journal „La Phalange" —, welche das Recht auf Arbeit vertheidigte. Innerhalb gewisser Grenzen wurde es auch 1844 von dem berühmten Dichter und Politiker Lamartine empfohlen. Zu großer Bedeutung gelangte aber das Recht auf Arbeit erst durch die Februar-Revolution.

Es war am 25. Februar 1848. Die provisorische Regierung war im Stadthaus eben mit der Organisation der Verwaltung von Paris beschäftigt, als ein Arbeiter, Namens Marche, eindrang. Mit dem Hinweis auf die vor dem Stadthaus angesammelten Tausende von Beschäftigungslosen, von denen er delegirt war, forderte er ungestüm die Garantie der Existenz durch Garantie der Arbeit. Lamartine suchte ihn zu beschwichtigen. Aber Marche rief ihm zu: „Keine Phrasen! Genug Poesie! Das Volk ist Herr und befiehlt Euch, ohne Säumen das Recht auf Arbeit zu decretiren." Die provisorische Regierung gab nach und erließ, auf Antrag Louis Blancs, Ledru-Rollins und Flocons, auf der Stelle das Decret: „Die provisorische Regierung verpflichtet sich, die Existenz der Arbeiter durch die Arbeit zu verbürgen. Sie ist der Ansicht, daß alle Arbeiter sich associiren müssen, um die Früchte ihrer Arbeit zu erhalten." Es sei übrigens bemerkt, daß Louis Blanc später naiv erklärte, er habe beim Niederschreiben des Decrets nicht genau dessen Tragweite erkannt.

Im Verfolg dieses Decrets — aber ohne Louis Blancs Zuthun, ja in der ausgesprochenen Absicht, ihn zu discreditiren — wurden die bekannten Pariser „National-Werkstätten" errichtet, zu denen bald 150,000 Mann gehörten. Sie zogen nämlich nicht nur die wirklich Beschäftigungslosen an. Auch viele Andre, die Arbeit hatten, gaben dieselbe auf, weil sie in den National-Werkstätten besser fortzukommen hofften. Dort erhielten sie zwar nur 2 Franken Tagelohn, brauchten aber dafür desto weniger zu arbeiten. Uebrigens waren diese wenigen Arbeiten auch ganz

unnütz. Die Leiter der National-Werkstätten wollten eben, wie heute von allen Historikern festgestellt ist, das Volk davon überzeugen, daß es bei den socialistischen Experimenten sein Geld nur zum Fenster hinauswürfe. Nachdem die National-Werkstätten 15 Millionen Franken gekostet, ohne daß eine einzige nützliche Arbeit vollbracht worden wäre, beschloß die National-Versammlung ihre Auflösung. Die Durchführung dieses Votums hatte bekanntlich die Insurrection der Arbeiter zur Folge, welche nach mehrtägigem Kampfe blutig niedergeschlagen wurde. Aber damit sollte das Recht auf Arbeit noch immer nicht zur Ruhe kommen.

Die Commission der National-Versammlung für Feststellung eines Verfassungsentwurfs hatte in denselben ursprünglich das Recht auf Arbeit aufgenommen. Artikel 7 dieses Entwurfs lautete nämlich: „Das Recht auf Arbeit ist jenes, welches jeder Mensch besitzt, der sein Leben durch Arbeit erwerben will. Die Gesellschaft muß durch die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, und die noch später organisirt werden müssen, allen arbeitsfähigen Männern Arbeit verschaffen, wenn dieselben sie sich nicht auf eine andre Weise verschaffen können." Unter dem Eindruck der durch die Garantie des Rechts auf Arbeit hervorgerufenen Juni-Insurrection war aber die Stimmung der National-Versammlung der Aufnahme dieses Princips in die Verfassung wenig günstig. Und sie mußte sich um so ablehnender verhalten, als Proudhon, der damals als der schlimmste Feind des Eigenthums galt, im Finanz-Comité zu Thiers gesagt hatt: „Geben Sie mir das Recht auf Arbeit und ich lasse Ihnen das Eigenthumsrecht."

Unter solchen Umständen strich schließlich sogar die Verfassungs-Commission das Recht auf Arbeit aus der Constitution. Der Referent der Commission in der Kammer, Armand Marrast, sprach es offen aus: man fürchte, die Garantie des Rechts auf Arbeit würde die Arbeiter zur Trägheit veranlassen und zur Insurrection führen. Da nun Mathieu (de la Drome) den Antrag einbrachte, „die Republik erkenne das Recht aller Bürger auf Unterricht, Arbeit und Unterstützung an", so fand in der National-Versammlung eine Debatte über das Recht auf Arbeit statt. Vor Allem wurde dieses Princip von Girardin und von Thiers heftig angegriffen. Jener erklärte: wenn der Staat sich verpflichtete, allen Beschäftigungslosen Arbeit zu liefern, so müßte er einem Jeden diejenige Arbeit zuweisen, an welche er gewöhnt sei. Der Staat würde Fabrikant, Kaufmann u. s. w. werden, bis er schließlich alle Gewerbszweige monopolisirt hätte. Somit führe das Recht auf Arbeit direct zum Communismus. Thiers fügte hinzu, daß das in Rede stehende Princip zum Ruin der Industrie führen müßte. Denn die Arbeiter würden in vielen Fällen ihre Meister verlassen, blos weil sie es im Staatsdienst besser zu haben hofften, — wie dies durch das Beispiel der National-Werkstätten erwiesen werden könnte. Hiergegen machten die Vertheidiger des Rechts auf Arbeit (Ledru-Rollin, Considérant u. A.) geltend, daß dasselbe in England auf Grund des Gesetzes der Königin Elisabeth und in Frankreich während der großen Revolution bestanden habe, ohne all den befürchteten Schaden anzurichten. Da die Freunde des Rechts auf Arbeit bemerkten, daß die Kammer dem Amendement Mathieus abgeneigt war, so ersetzten sie es durch ein gemäßigteres, welches aussprach: „die Republik erkennt das Recht aller Bürger auf die Existenz durch die Arbeit oder die Unterstützung an". Aber selbst dieses Amendement erhielt nur 187 von 783 Stimmen. Schließlich gelangte ein Antrag Dufaures zur Annahme, welcher besagte: „Die Republik ist verflichtet, die Existenz der dürftigen Bürger durch eine brüderliche Hülfe zu garantiren, sei es, indem sie denselben innerhalb der ihr zu Gebote stehenden Mittel Arbeit verschafft, sei es, daß sie in Stellvertretung der Familie Jenen, welche nicht arbeiten können, Unterstützung gewährt."

Im Hinblick auf das Votum der National-Versammlung verfaßte Louis Blanc die berühmte Schrift „Droit au travail. Réponse à M. Thiers", welche schnell hinter einander mehrere Auflagen erlebte. Blanc resumirt hier vortrefflich gegen Thiers die Gründe für das Recht auf Arbeit. „M. Thiers — sagt er — nie résolûment le droit au travail. Toutefois il daigne admettre le droit à l'assistance. Eh bien! à vrai dire, nous ne pensons pas que jamais on se soit permis une contradiction plus étonnante. Sur quoi peut reposer, en effet, le droit à l'assistance? Evidemment, sur ce principe que tout homme, en naissant, a reçu de Dieu le droit de vivre. Or, voilà le principe qui, justement, fonde le droit au travail. Si l'homme a droit à la vie, il faut bien qu'il ait droit au moyen de la conserver. Ce moyen, quel est-il? Le travail. Admettre le droit à l'assistance et nier le droit au travail, c'est reconnaître à l'homme le droit de vivre improductivement, quand on ne lui reconnaît pas celui de vivre productivement; c'est consacrer son existence comme charge, quand on refuse de la consacrer comme emploi, ce qui est d'une remarquable absurdité. De deux choses l'une ou le droit à l'assistance est un mot vide de sens ou le droit au travail est incontestable."

Von deutschen Socialisten war der einzige, der das Recht auf Arbeit nachdrücklich vertreten hat, Karl Marlo in seinem — erst in allerneuester Zeit hinreichend gewürdigten — Werke über „die Organisation der Arbeit oder das System der Weltökonomie" (3 Bde. 1848 ff.). Marlo deducirt das Recht auf Arbeit aus dem Rechte eines jeden Menschen auf Genüsse aller Art, deren unerläßliche Vorbedingung erfahrungsmäßig die Arbeit sei.

Seitdem verschwand das Recht auf Arbeit so ziemlich von der Tagesordnung. Die deutsche Socialdemokratie hat nur sehr selten darauf hingewiesen. Erst vor kurzem wollte sie — zum ersten Male seit ihrem Bestehen — einen auf jenes Princip bezüglichen Antrag einbringen; die Absicht kam aber nicht zur Ausführung, weil die erforderlichen 15 Stimmen nicht zusammengebracht werden konnten.

Zuweilen brachte der christlich-sociale „Reichsbote" einen Leitartikel für das Recht auf Arbeit. Und mit besonderem Nachdrucke wurde dasselbe von dem seit Januar d. J. in Berlin erscheinenden socialistischen „Volksfreund" vertreten, welchem Beziehungen zum officiösen Preßbureau nachgesagt werden.

So lagen die Dinge, als bei Berathung des Socialistengesetzes der Reichskanzler das Recht auf Arbeit proclamirte. Ob es ihm gelingen wird, das schwierige Problem zu lösen?

Literatur und Kunst.

Giovanni Prati.

Von Siegfried Samosch.

Wie dem Roman und den Dramen ist auch der modernen Lyrik der Italiener ein realistischer Zug aufgeprägt, der von den Literarhistorikern jenseits der Alpen als „verismo" bezeichnet zu werden pflegt. Giosuè Carducci, der Dichter des „Inno a Satana", und Lorenzo Stecchetti, der Verfasser der „Postuma" und der „Nova Polemica" gelten mit Recht als die hauptsächlichen Vertreter der neuen Richtung, während mit Giovanni Prati am 9. Mai 1884 derjenige Lyriker aus dem Leben geschieden ist, welcher, ein begeisterter Bannerträger des Idealismus, Jahrzehnte hindurch von seinen Landsleuten als der hervorragendste Dichter gefeiert wurde, bis seine süße Cantilene aus der Mode kam und kräftigeren Accorden Platz machen mußte. Dieß verhindert jedoch nicht, daß der Dichter der „Edmenegarda", welche bei ihrem Erscheinen das größte Aufsehen erregte, nicht blos auf die Entwickelung der italienischen Lyrik einen bedeutsamen Einfluß ausübte, sondern auch durch seine Poesien im Sinne der Einheit Italiens aufs Erfolgreichste wirkte.

Obgleich Giovanni Prati, am 27. Januar 1815 zu Dasindo, unweit Trient, geboren, dem östreichischen Staatsverbande angehörte, begeisterte er sich doch schon frühzeitig für die Mission des Hauses Savoyen, welche dann in unseren Tagen mit dem Einzuge der Truppen Victor Emanuels durch die Bresche der

Porta Pia zum glücklichen Abschlusse gebracht wurde. Sicherlich hat der Dichter, ein überzeugter Anhänger der Monarchie, niemals mit den Bestrebungen der „Irredentisten" sympathisirt, welche aus ihrem republikanischen Glaubensbekenntnisse kein Hehl machen. Viel zu schroff betonte der Dichter aber seine monarchische Gesinnung, als er dem berühmten italienischen Schauspieler Gustavo Modena, der sich offen als Republikaner bezeichnete, das Epigramm anheftete:

„Repubblica tu sudi
Da capo fino ai piè;
Ma in forza degli scudi
Ti adatti a far da re."

Der gegen den Schauspieler erhobene Vorwurf, daß er zwar vom Scheitel bis zur Sohle Republikaner wäre, trotzdem aber nicht verschmähte, für eine bestimmte Anzahl „scudi" auf der Schaubühne Könige darzustellen, bewies freilich wenig Geschmack und Takt; immerhin ging Gustavo Modena weit über das zulässige Maß der Vertheidigung hinaus, wenn er den Spott des Dichters mit blutigen Sarkasmus wie folgt erwiderte: „Raffael malte den Judas; Alfieri schrieb für das Theater seine Tragödie Filippo II.; Milton schilderte den Teufel und die Sünde. Ich stelle auf der Schaubühne Könige und Bettler, gute und böse Charaktere dar; und wenn ein Dichter mich einen Spion, einen Kuppler, eine verkaufte Seele zur Anschauung bringen läßt, so schildere ich Prati selbst. Und was folgt daraus? Man wird mich ebenso wenig Pratis wegen angreifen dürfen, wie es Raffael zum Vorwurfe gereichte, daß er Judas gemalt hatte." Dieser Streit, welcher seiner Zeit in der literarischen Welt Italiens aufs Lebhafteste erörtert wurde, beweist, daß der Dichter der „Edmenegarda" durch seine ausgesprochene politische Parteistellung persönliche Feindschaften hervorrief, so daß eine unbefangene Beurtheilung seiner künstlerischen Eigenart wesentlich erschwert wurde. Daß er sich vom König Karl Albert, der ihm während seines Aufenthaltes in Turin zahlreiche Beweise der Gunst gab, zum Hofdichter ernennen ließ, wurde ihm ebenfalls häufig zum Vorwurfe gemacht. Allerdings konnte er sich einigermaßen mit der Anerkennung trösten, welche die „Edmenegarda" bei Männern wie Manzoni, Tommaso Grossi und Torti gefunden hatte. Prati schildert selbst in Versen, wie er mit dem Manuscripte seiner Dichtung nach Mailand eilte, um die Leiter der literarischen Bewegung in der lombardischen Hauptstadt aufzusuchen, wie er ferner, „in das Heiligthum aufgenommen", das Urtheil der Drei erwartete, wie diese endlich trotz ihrer strengen Aufrichtigkeit dem jugendlichen Poeten die „ersten Rosen" darreichten. Der Beifall, welchen die Dichtung sogleich nach ihrem Erscheinen in ganz Italien fand, war denn auch allgemein; bezeichnend für den Erfolg der „Edmenegarda" ist unter Anderem die Thatsache, daß im geistlichen Seminar zu Mailand eine „Revolte" ausbrach, weil der Rector der Anstalt den Zöglingen die Lectüre der Dichtung untersagt hatte. „Als Giovanni Prati," bemerkt Corrado Corradini in seinem Buche „Poeti contemporanei" (Torino, Casanova) mit Recht, „Italien durch seine Poesie „Edmenegarda" in Erstaunen versetzte, war eine ganz andere Zeit wie heute, und wer ohne Voreingenommenheit vergleicht, muß anerkennen, daß die socialen Anschauungen eine große Veränderung erfahren haben. Es wäre überflüssig, von den politischen Bedingungen zu sprechen, da Jeder sieht, daß etwa zwanzig Jahre der Freiheit mehr als hinreichend sind, der physischen und moralischen Thätigkeit eines Volkes eine neue Richtung zu geben."

Die erzählende Dichtung „Edmenegarda" ist eine Liebesgeschichte, zu welcher Prati durch einen wirklichen Vorgang die Anregung erhielt. Vergleicht man aber die wohllautenden Verse dieser Erstlingsdichtung mit einem der letzten größeren Werke „Armando", so kann man sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß auch in Prati sich im Laufe der Jahre eine Wandelung vollzogen hat, so daß er keineswegs starr und fest an seinem ersten künstlerischen Glaubensbekenntnisse festhielt. Die Ideen, von denen unsere Zeit bewegt wird, regten sich bereits in dem Dichter, und wenn sie nicht mit voller Klarheit zum Ausdrucke gelangen, so muß eben den Zeitverhältnissen sowie der Naturanlage Pratis Rechnung getragen werden. Letzterer hat sich selbst in wenigen Versen gezeichnet, aus denen hervorgeht, daß auch in seiner Brust zwei Seelen wohnten. In dieser Schilderung heißt es: „Traurig und dann nach kurzer Zeit ausgelassen lustig; bescheiden und stolz; schnell von einer Idee ergriffen, aber langsam, sie auszuführen; begierig nach Lob, sanft und dann wieder heftig und zum Spotte geneigt; aber niemals ein Heuchler. Ich glaube an das Gute, versuche es zu thun, liebe denjenigen, der es ausführt, und verachte die Schaar der Gemeinen. Von kühnen Gefühlen erregt, spreche ich dieselben auch kühn aus. Was frommte es auch, wollte ich mich der Trostlosigkeit hingeben? Der Wahrheit bin ich in treuerer Freundschaft ergeben als mir selbst."

„Son più del ver che di mi stesso amico!"

Dieser Vers darf als Motto der Poesien Giovanni Pratis gelten, der sich durch seine Aufrichtigkeit manche unversöhnliche Feindschaft zuzog. So entsprang auch die niemals getrübte Anhänglichkeit, welche der Dichter seit Jahrzehnten dem Hause Savoyen bewahrte, der aufrichtigen Ueberzeugung, daß nur dieses Herrschergeschlecht den patriotischen Bestrebungen der Italiener glücklich zum Siege verhelfen würde. Wie dem Hause Savoyen war Prati auch seinem engeren Vaterlande Tirol in Treue ergeben; weiß er doch die rührendsten Töne zu finden, wenn er das Heimweh, die Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendparadiese schildert! In der von Paul Heyse für die „Gegenwart" übersetzten Poesie „Der Savoyarde" legt Prati die eigenen Klagen einem Savoyardenknaben, der mit seiner Leier in die weite Welt gezogen ist, in den Mund. Drei Melodien von eigenem Klange entlockt jener seinem Instrument. Die eine, wild wie Sturmessausen am Bergeshange, beschwichtigt die Schmerzen, welche des Knaben Herz durchwühlen; die andere läßt er mit sanftem Tone erklingen, wenn er ein holdes, blondes Mädchen in der Mondnacht auf dem Balcon erblickt. „Die letzte Weise" fährt der Dichter melancholisch fort:

„Die letzte Weise, voll Hoffnungssüße,
Sie klang, da hell noch mein Himmel lachte,
Wenn ein bekanntes Gesicht mir Grüße
Von Hause brachte.

Die würd' ich spielen, wenn Hoffnung bliebe,
Zur süßen Heimat zurückzukehren,
Wenn dort die Stätten, die ich so liebe,
Die alten wären."

Doch, wer kann sich, klagt der Savoyarde, zur Heimat sehnen, wenn ihm dort Mutter und Liebste fehlen? So zieht er hoffnungslos in der Fremde umher; nur zuweilen findet er Trost, wenn er dem Gesange der Vögel im Walde lauscht. Die Verse Pratis sind von dessen Landsleuten oftmals mit Musik verglichen worden, und diese Parallele trifft für die Poesie „Der Savoyarde" ganz besonders zu. Unwillkürlich wird man aber bei der Lectüre an die Seelenschmerzen gemahnt, welche der Dichter selbst empfinden mußte, wenn er, für die Größe und Einheit Italiens begeistert, auf die Hoffnung verzichtete, „zur süßen Heimat zurückzukehren". Freilich hatte er im Schutze der Herrscher aus dem Hause Savoyen eine zweite Heimat gefunden, wie er denn auch mit Victor Emanuel nach Rom kam, als letzteres die Hauptstadt des geeinten Italiens geworden war. Die Verse, welche Prati dem Dichter Alessandro Manzoni und dem Staatsmanne Rattazzi nach ihrem Hinscheiden widmete, ergreifen nicht blos durch den Ausdruck innigster Freundschaft, sondern zugleich durch den warmen Patriotismus, von dem sie durchweht sind.

Was den Poesien des Dichters vor Allem zur Empfehlung gereicht, ist dessen Abneigung gegen alles Gekünstelte; wir empfangen in der That zumeist den Eindruck des wirklich Empfundenen. Selbst dann, wenn er die Liebe besingt, verfällt er nicht in jene sklavische Nachahmung Petrarcas, die jenseits der Alpen seit Jahrhunderten so viel Unheil gestiftet hat. So ist in dem Sonett:

„Ridon le stelle in ciel per farti festa"

zwar Alles Wohllaut und echte Poesie; letztere birgt aber zugleich manchen lieblichen Gedanken. Ungemein anmuthig sind auch Pratis Lieder für das Volk, welche oftmals wie das folgende in knapper Form die italienische Volksseele wiederzuspiegeln scheinen. „Was machst Du an Deiner Thür Mädchen, indem Du die Straße entlang nach der Ferne ausschaust?" — „Ach, wenn Sie wüßten! Als meine Mutter starb, trug man sie in jener Richtung fort und sagte mir, daß sie von dort auch zurückkehren müßte. Ich erwarte sie nun aber seit vier Jahren hier." — „Armes Kind, du weißt also nicht, daß die Todten nicht mehr zur Erde zurückkehren!" — „Meine Blumen kehren wieder, die Sterne kehren wieder . . . so wird auch jene zurückkehren!" Wie in derartigen kleinen Poesien trifft Prati in seinen Balladen den volksthümlichen Ton vortrefflich, mögen die letzteren uns immerhin mit ihrem Apparat von gespenstischen schwarzen Rossen, von Mönchen und Nonnen hier und da fremdartig berühren. Will man den Dichter gerecht beurtheilen, so darf man nicht die Zeit aus den Augen verlieren, in welcher und für welche er geschaffen hat. Wenn die Italiener jener Zeit sich mit Vorliebe in eine phantastische Welt versenkten, weil die Wirklichkeit so wenig Anziehendes und Erfreuliches darbot, so darf man deshalb nicht mit dem Dichter rechten. Daß derselbe auch die Wirklichkeit zu erfassen wußte, hat er durch seine politischen Gedichte erwiesen, in denen er sogar vorahnend die Erfüllung der Hoffnungen aller wahren Patrioten verkündet. Prati beschränkte sich aber nicht darauf, die Einheit Italiens zu prophezeien; vielmehr wird durch Poesien wie diejenige, welche dem Andenken des Girondisten Barbaroux gewidmet ist, erhärtet, daß der italienische Dichter auch die Probleme zu ergründen suchte, welche die Geschichte anderer Nationen darbot. Daß die Sympathien Pratis vollständig dem Girondisten Barbaroux gehören, der als Gegner der Schreckenspartei Robespierres zur Hinrichtung verurtheilt wurde und zu Bordeaux den Todesstreich erlitt, gelangt in der Poesie zum ergreifenden Ausdrucke.

Trotz dieser Anlehnung an die Realität darf Giovanni Prati im Hinblick auf die Mehrzahl seiner Dichtungen als entschiedener Anhänger des Idealismus bezeichnet worden. „Das Wort Realismus," führt Corradino aus, „welches die vollständige Befreiung von einer ausschließlichen Idealität ausdrückt, kam damals Niemanden auch nur in den Sinn; die schwülstigen Gefühle erzeugten auch Schwulst der Gedanken und der poetischen Bilder, und diese unruhigen Leidenschaften, diese Art, gewissermaßen auf der Fußspitze zu gehen, gleichsam als ob man stets bereit wäre, durch die luftigen Regionen hin emporzufliegen, beherrschten sogar das tägliche Leben. Man wußte nicht, was der folgende Tag Neues bringen konnte, man empfand jedoch, daß das Heute nur einen vorübergehenden Zustand darstellte, so daß im Geiste und in der gesammten Denkweise eine unablässige Spannung entstand."

Freilich blieben auch einem so schwärmerisch angelegten Dichter wie Giovanni Prati die Enttäuschungen nicht erspart. Mußte er sich doch allmählich überzeugen, daß das Idealbild, welches er in einer seiner Oden von dem Menschen entworfen hatte, der Wirklichkeit nur wenig entsprach. „Auf seinen Wink," versicherte in jener Ode der Dichter mit Emphase, „wird sich der Ozean öffnen; wird der Berg zu seinen Füßen fallen, und der Tiger der Wüste wird ihn auf dem Rücken tragen." Der „Mensch als Herr der Schöpfung" erscheint uns in diesen schwülstigen Bildern unwahr. Hier haben die modernen realistischen Dichter in Italien die Aufgabe, die Siege der Wissenschaft zu verherrlichen, weit besser zu lösen vermocht. In dieser Hinsicht braucht nur auf Giosuè Carducci hingewiesen zu werden, der in verschiedenen Poesien den Beweis erbrachte, daß eine Eisenbahnfahrt nicht minder poetisch verwerthet werden kann, als das „blutende Herz" eines von „Amors Pfeilen" getroffenen Jünglings. Man darf deshalb ohne Weiteres annehmen, daß von den zahlreichen Dichtungen Pratis diejenigen am meisten Bestand haben werden, in denen er darauf verzichtete, sich eine eigene ideale Welt zu bilden.

Waren es nun die trüben Lebenserfahrungen, welche der Dichter gemacht hatte, war es die mit den Jahren gewonnene höhere Einsicht, jedenfalls sehen wir, daß der Zweifel sich immer stärker in ihm regt. In einer seiner vorzüglichsten Dichtungen „Armando" hat er dann einen „Helden" gezeichnet, der, nicht selten an Goethes Faust und Byrons Manfred erinnernd, mit sich selbst und der Welt zerfallen ist. „Weißt du," klagt der Dichter, der sich allem Anscheine nach selbst hinter seinem Helden birgt, „weißt du, was es heißt: den Glauben an die Liebe, an den Ruhm verlieren, was es heißt: empfinden, daß die Saiten des geheimnißvollen Instrumentes, mit dem wir denken, zerrissen sind, was es heißt: mit dem Geiste, welcher der Erinnerung, den Hoffnungen, Allem verschlossen ist, sich ohne Kummer und Furcht, von Ekel ergriffen, einspinnen und wie eine kalte Larve auf dem Todeswege das Leben betrachten, was es heißt: Schlummer an Schlummer knüpfend, in stetem Müßiggange weder leben noch sterben?" Als Prati diese Worte niederschrieb, hatte er bereits klar erkannt, daß das Lebensräthsel keineswegs eine so einfache Lösung gestattet, wie mancher Lyriker zu glauben scheint. Freilich erscheint uns auch der Held der Dichtung „Armando" hier und da unwahr; die Lebensweisheit, die Welt für „kein Elysium, für keine Hölle" zu halten, ist ihm noch nicht aufgegangen. Der pessimistische Zug, welcher jener Dichtung anhaftet, erklärt sich allerdings ebenfalls aus den Zeitverhältnissen. Ueberdies war die Auffassung, welche Prati hinsichtlich der Beziehungen zwischen Welt und Dichter hegte, eine andere geworden. In einem ebenfalls von Heyse für die „Gegenwart" übertragenen Sonett hat jener diese Auffassung niedergelegt, indem er betont, daß die Welt den Poeten nicht mit Blumen, sondern mit einem Dornenkranze kröne, der ihm auch gebühre, wenn er, ohne übermenschliche Kräfte zu besitzen, die wildesten Pfade aufsuche. Das Sonett schließt mit der melancholischen Klage:

„Er, der so wenig kannte des Lebens Lauf,
Der Träume nur und Schatten trägt im Herzen,
Er lerne, welch ein Kranz den Menschen kröne!"
So lärmt das Volk und drückt den Kranz ihm auf.
Es tropft das Blut, der Himmel sieht's mit Schmerzen.
Er lächelt fort und singt die alten Töne."

In den letzten Jahrzehnten wurde die Bedeutung Pratis als Dichter in Italien unterschätzt. Als Mitglied des höheren Unterrichtsrathes trat er nicht in die Oeffentlichkeit, so daß man nur selten daran erinnert wurde, daß einer der früher am meisten gefeierten italienischen Dichter noch am Leben wäre. Um so größere Anerkennung verdient der Verfasser der „Edmenegarda", daß er sich in keiner Weise verbittert nach außen und eifersüchtig auf den Ruhm der Jüngeren zeigte; vielmehr erklang sein Saitenspiel hell wie ehemals, wenn es galt, Italiens Einheit und Freiheit zu preisen. In den Versen „Chi sono e chi non sono" äußert sich auch die ganze Herzensbescheidenheit des Poeten, wenn er sein einfaches Heim, das Zusammenleben mit der nicht minder anspruchslosen Gattin schildert und dann fortfährt: „Ich gehöre weder der Crusca noch der Accademia dei Lincei an . . ., auch steige ich nicht zum Capitol empor; ebenso wenig krümme ich den Rücken aus Liebe zum Besitz oder aus Sehnsucht nach Clienten. Ich gehe nicht vom Vatican zum Quirinal!"

Die innige Theilnahme, mit welcher die Nachricht vom Hinscheiden Pratis überall in Italien aufgenommen wurde, legte vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher die Bedeutung des Dichters wieder in vollem Maße gewürdigt werden wird. Bei den für ihn veranstalteten Gedenkfeierlichkeiten wird aber insbesondere darauf hingewiesen, daß er vor Jahrzehnten bereits den Heroldsruf der Einheit Italiens vernehmen ließ. In dieser Hinsicht darf sein Wirken mit demjenigen Emanuel Geibels verglichen werden, so daß Deutschland und Italien gleichzeitig um diejenigen Dichter trauern, in deren Poesien die nunmehr verwirklichten nationalen Bestrebungen beider Länder sich aufs Treueste wiederspiegeln.

Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben“*).

Von Jacob Falke.

Auch eine praktische Aesthetik, die Lehre von der Lebenskunst. Eine schwierige Kunst! wie Wenige haben sie verstanden und geübt! Es ist auch kein Wunder, denn keine hat ein Material spröder, eigenwilliger, das mit seinen unberechenbaren Zufällen und Factoren jeder Absicht spottet, keine ist weniger auf bestimmte Formen und Gestaltung angelegt, keine hängt mehr von der einzelnen Persönlichkeit ab.

Eben darum erscheint die Absicht diese Kunst buchmäßig lehren zu wollen einerseits dankbar, andererseits vergeblich, vergeblich wegen der Schwierigkeit oder Unmöglichkeit allgemeine Regeln aufzustellen.

Indessen wie jede Kunst, so besteht auch diese, so verschieden sie ist von der anderen, aus Gehalt und Form; der Gehalt prägt sich in bestimmte Formen aus, und diese sind, weil Form, erkennbar, erklärbar und wohl auch lehrbar. Die Formen können gut oder schlecht, roh und vernachlässigt sein, immer aber sind sie da, und der Beobachter wird sich von ihnen Rechenschaft geben können.

Ob aber ein solches Buch nützlich sei, nützlich zum Zweck der Besserung, das kann man zugeben oder auch bezweifeln, wie man will, zumal es ja Leute gibt, welche alle Nützlichkeit der Theorie für die künstlerische Praxis leugnen. Wenn es aber erscheint, dieses Buch, so ist es jedenfalls ein Zeichen der Zeit, ein Zeichen, daß nicht Alles richtig ist. Wenn dem so ist, so entsteht die Reflexion, der Reflexion folgt die Erkenntniß, der Erkenntniß das Bedürfniß, und das Buch ist da.

So etwa der Standpunkt des Verfassers. Darin, daß die Lebenskunst eine Kunst wie eine andere ist, bestehend aus Gehalt und Form, findet es seine logische Rechtfertigung, seine praktische aber darin, daß die Lebensformen in Deutschland heute durchaus nicht so sind, wie sie sein sollten. Das Bedürfniß, die Nothwendigkeit einer Besserung sei vorhanden. Der Verfasser, ein strenger Kritiker und Richter, hat dem Leben in Deutschland viel Schlimmes nachzusagen. Er muß es besser wissen als wir, die wir demselben seit einen Vierteljahrhundert nur ein fernstehender, wenn auch eifriger Beobachter sind.

Zunächst — und das ist wohl des Deutschen Art überhaupt — wird der Gehalt als das Wesentliche betrachtet, die Form darüber vernachlässigt, ja wohl gar als des Mannes unwürdig malträtirt. Feine Sitte in diesem Sinne ist wohl nicht allzu häufig in Deutschland zu Hause gewesen, wenigstens nicht als Erb und Eigen, und wenn an die Höfe gebracht, ist die Form schnell zur Formel erstarrt, zu versteifter Etikette geworden, die freilich auch an ihrem Orte im richtigen Maße ihr Gutes hat. Nun aber heute, so meint der Verfasser — wir wollen ihm die Verantwortung überlassen — stehen die Dinge schlimmer. Die moderne Gesellschaft — und das gilt ja nicht von Deutschland allein — befindet sich in einem Stadium des Uebergangs, ja mehr, in einer Art Culturrevolution. Die alten Formen, so weit sie bestanden, sind gebrochen; die alten Unterschiede verschwinden und die Stände schieben sich durch einander; viel Hefe dringt nach oben, wohin sie nicht gehört, und ein gut Theil der alten Aristokratie versinkt in die Tiefe. Reich gewordene Unbildung tritt in den Kreis der Bildung, nicht zum Vortheil desselben, und spielt eine Rolle. Die Plätze wechseln wie im Kinderspiel; wer aber gewechselt, hat nicht immer denjenigen gefunden, auf dem er feststeht, auf dem er sich sicher weiß. Neue Formen für das neue Leben sollen erst geschaffen werden; vorhanden sind sie nicht oder erst in der Bildung begriffen. Doch nicht alle Anzeichen deuten auf einen schlechten Ausgang. Es ist wahrscheinlich — und das ist trostreich — daß, wenn einmal die Gesellschaftszustände wieder sedimentär geworden sind, wenn aus dem Gemenge ein Jedes nach seiner Art wieder geschieden worden, alsdann das Leben sich wieder adäquate und bessere Formen geschaffen hat und in ihnen und mit ihnen dem Deutschen wieder eine Lebenskunst möglich ist.

Einstweilen mag denn ein solches Buch, das diese Lebenskunst predigt, willkommen und auch nützlich sein. Es führt wenigstens zur Erkenntniß. Unter allen Umständen aber, wenn es ernst, sachlich, aus der Fülle der Erfahrung geschrieben ist, so bringen wir ihm das größte Interesse entgegen.

Und das glauben wir wohl von Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben“ versichern zu können. Es ist nicht blos guter Wille, der das Buch geschaffen hat und durchdringt, es spricht aus ihm eine scharfe Beobachtung, ein gesundes Urtheil und eine lange und reiche Erfahrung in mancherlei Ländern und in allen Kreisen und Schichten der Gesellschaft. Wir haben auch einige Städte und Menschen gesehen und Gelegenheit gehabt auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft Beobachtungen zu machen und Erfahrungen zu sammeln, müssen aber gestehen, daß die unsrigen mit denen des Verfassers fast immer sich decken.

Dem Verfasser standen für seine „Lebenskunst“, so scheint uns, zwei Wege offen. Einmal konnte er sich das Individuum zum Objecte machen und an ihm und für ihn die Regeln demonstriren, mit welchen er sich das Leben zu einer Kunst gestalten könne. Diesen Weg hat der Verfasser nicht eingeschlagen. Er hat seine Aufgabe allgemeiner gefaßt. Statt des Individuums nimmt er die Stände — allerdings die mittleren, bürgerlichen — und die edleren Berufszweige, betrachtet sie für sich, in ihrem Verhältniß zu einander, in ihrer Stellung nach Oben wie nach Unten, nicht abstract, sondern in Rücksicht auf Zustände und Anforderungen der Gegenwart. Er bespricht die Lebenskunst für den Bürger und seine moderne Specialität, den Parvenü; er bespricht sie für den Gelehrten, für den Künstler, den Musiker vor Allem, als denjenigen, dessen Kunst heute die erste Rolle in der Gesellschaft spielt; er bespricht die Lebenskunst für den Dichter, den Schriftsteller. Auch die Hausfrau, die — auch nach unserer Ueberzeugung — überschätzte deutsche Hausfrau kommt zu ihrem Rechte, oder vielmehr das Recht kommt zu ihr: sie muß sich Mancherlei sagen lassen, was nicht angenehm zu hören ist. Und wie die Stände und Berufsarten, so erhalten auch verschiedene Erscheinungsformen des Lebens ihren besonderen Text: der Umgang, die geselligen Vergnügungen, der Anstand, die Mode, der Luxus, der Geschmack in Kleidung und Wohnung, selbst die Kunst zu reisen.

Ueberall gibt jede Seite treffende Wahrheiten und Bemerkungen, mit scharfem Auge ersehen und mit Ernst vorgetragen. Vielleicht mit zu viel Ernst, denn gerade dieser Gegenstand reizt zu Witz und Humor und verlangt sie fast zu seiner Würze, Eigenschaften, wie sie ein verwandtes, so überaus wahres, leider englisch geschriebenes Buch: German home life und seine geistreiche Verfasserin in so liebenswürdiger Weise auszeichnen.

*) Berlin, A. Hofmann & Comp. (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.)

Heines „Memoiren“.

Die endlose Seeschlange genannt Heines Memoiren, die sich seit Jahrzehnten durch die Literatur schlängelt und seit vier Jahren wieder mit besonderer Vehemenz die deutschen Journale heimsucht, hat bei dem großen Publicum das halb schon erloschene Interesse für den todten Dichter zum Nutz und Frommen der Verlagsfirma Hoffmann und Campe zu einer wahren literarischen Resurrection künstlich gesteigert und scheint nun endlich erlegt und abgethan. Nach den tausendfältigen Trompetenstößen der Reclame hat sich jetzt ein schmächtiges Bändchen krystallisirt, das soeben unter dem anspruchsvollen Titel: „Heinrich Heines Memoiren, mit einer Einleitung herausgegeben von Eduard Engel“ natürlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen ist und sich — auf meinem Exemplar — als zehntes Tausend ankündigt, so daß man füglich sagen kann, daß

es bereits an die zehntausend enttäuschte Käufer gibt. Noch selten ist ein pomphaft angekündigtes literarisches Ereigniß so kläglich im Sande der Unzulänglichkeit verlaufen, hat der unvermeidliche klassische Berg des alten Horaz ein gleich schäbiges und lächerliches Mäuschen geboren. Eduard Engel, den Herausgeber der „Memoiren", trifft hierfür keine Schuld. Er hat sich fleißig in seinen Autor hineingearbeitet und doch nicht verrannt. Er ergänzt und erklärt, aber preist nicht an; er wahrt sich überall den freien, vorurtheilslosen Blick. Er ist auch ehrlich genug, in seiner Einleitung eine Warnungstafel vor allzu großen Erwartungen auszustecken. Offen gesteht er ein, daß auch er zu den Enttäuschten gehört. Seine Unabhängigkeit zeigt sich z. B. darin, daß er die nichtsnutzigen „Erinnerungen" der Fürstin della Rocca, obgleich sie bei Hoffmann und Campe erschienen sind und auf dem Umschlag bestens empfohlen werden, höchst treffend ein Sammelsurium von Anekdoten aus Meißners und Maximilian Heines „Erinnerungen" nennt. Ebenso ist das sträfliche Breit- und also auch Dünnschlagen des winzigen Materials weniger ihm aufs Kerbholz zu schreiben, als der Verlagsanstalt, die durchaus ein dickleibiges, kostspieliges Buch machen wollte. Ein einziger Bock fällt Engel zur Last. Er befindet sich in dem Commentar zu dem lustigen Gedichte „Die verkehrte Welt" und der Strophe:

„Nachtwächter heirathen Nachtigall'n,
Wie deutsche Blätter melden."

Engel bemerkt richtig, daß darunter natürlich der politische Nachtwächter „mit den langen Fortschrittsbeinen" Dingelstedt und seine Frau gemeint ist; letztere war aber nicht Jenny Lind, sondern Jenny Lutzer. Im elften Tausend wird dieser Fehler hoffentlich verbessert sein.

Die hier vorliegenden „Memoiren" sind nur ein Fragment, das Bruchstück einer zweiten Niederschrift. Bekanntlich behauptet Herr Gustav Heine in Wien, des Dichters Bruder, die eigentlichen Memoiren zu besitzen und niemals veröffentlichen zu wollen, und Karl Emil Franzos hat in diesen Blättern unlängst (in Nr. 2) die Ansicht vertreten, daß Heine die erste Niederschrift nicht, wie er versichert, verbrannt, sondern seinem Bruder Gustav verpfändet oder verkauft und daß er sich geschämt habe, seinem Verleger Campe die Wahrheit über den Handel einzugestehen. Eduard Engel ist anderer Ansicht. Er will beweisen, daß aus inneren wie äußeren Gründen Gustav Heine nicht im Besitze der Memoiren sein kann, daß Heine deren erste Fassung vernichtet hat und daß das vorliegende Fragment einer zweiten Redaction angehört und Alles enthält, was davon existirt. Er beruft sich dabei namentlich auf das Zeugniß des bisherigen Besitzers der Memoiren, des vielgenannten Monsieur Julia in Paris. Dieser klassische Zeuge imponirt mir aber durchaus nicht. Dem Herausgeber freilich ebenso wenig. Er bemerkt ausdrücklich, daß er wenig erbaut sei von Herrn Julias Handlungsweise bezüglich der „Memoiren". Trotzdem trägt er kein Bedenken, dessen Glaubwürdigkeit in diesem Punkte zweifellos zu halten, weil der Mann „sein Zeugniß abgelegt lange nachdem das Manuscript ihm abgekauft worden und also keinerlei Interesse habe, den Werth des Manuscripts der zweiten Memoiren dadurch zu steigern, indem er behauptete, die ersten Memoiren wären verbrannt worden". Daß Heine die ersten Memoiren verbrannt hat, scheint mir jetzt festzustehen, aber ich bin überzeugt, daß die zweite Redaction viel weiter gediehen war, als diese paar Bogen, die Engel heute herausgibt. Ich glaube nicht, wie dieser, an einen Irrthum Meißners, der den Umfang der Memoiren 1854 auf drei Bände schätzte und im Mai 1856, kurz nach Heines Tode, einen gewaltigen Stoß von wohl an 600 Bogen constatirte, während uns hier nur der Inhalt von etwa 160 Bogen gedruckt vorliegt. Ich halte wirklich dafür, daß Gustav Heine die eigentlichen Memoiren besitzt und zwar in Folge eines Vergleichs mit Frau Wittwe Mathilde — mit oder ohne Julia.

Was Herr Julia gegenüber den deutschen Unterhändlern und erst vor einigen Tagen im Pariser „Temps" Alles zu erzählen weiß, muß mit äußerster Vorsicht aufgenommen werden. Der Herr hat ja so viel zu vertuschen und zu beschönigen! ... Ich weiß aus sicherer Quelle, daß der Namensvetter der berühmten Veroneserin keineswegs so freundschaftlich mit dem deutschen Dichter verkehrte, als er uns jetzt glauben machen will. Seine Besuche in der Matratzengruft galten weniger dem kranken Heine, als dessen lebenslustiger Frau. Er hat von Heine direct nichts geerbt, nichts in Verwahrung bekommen. Der gesammte Nachlaß fiel ausschließlich der Wittwe zu. Er hatte die Memoiren wohl schon früher zu sich genommen, vielleicht in Anbetracht des Umstandes, daß Frau Mathilde, welche fremden Regierungen den Einblick gestattete und sich von Max Heine hinterrücks um mehrere Blätter und von Friedmann („Calmonius") um einen Stoß Manuscripte hatte beschwindeln lassen, nicht die geeignete Verwalterin war. Wahrscheinlich ist es dieser „Rechtsfreund", der die stets geldbedürftige Wittwe dazumal bewog, die Memoiren nicht an eine Regierung oder einen Verleger zu verkaufen, sondern an Gustav Heine, worauf Frau Mathilde um so lieber eingegangen sein mag, als sie befürchten mußte, ihre Pension, die sie von den Verwandten empfing, könnte ihr sonst entzogen werden. Die Sache wurde damals geheim gehalten, vielleicht um sich ein späteres Geschäft mit dem aus irgend welchen Gründen, etwa um den ganzen Handel besser zu maskiren, nicht mitverkauften vorliegenden Fragmente zu verderben, das Max Heine schon früher durch heimliche Escamotirung der mißliebigen Bogen zu einem harmlosen Schriftstück gemacht hatte. Ob Herr Julia, wie mir versichert wird, lange vor ihrem Tode mit Heines Wittwe gebrochen hatte, weiß ich nicht. Sicher ist, daß der Nachlaß des Dichters in seinen unangefochtenen Besitz überging. Daß er jetzt vor dem Verkauf des Fragments und anständigerweise auch nach demselben ein Interesse haben mußte, die Existenz anderer Memoiren zu leugnen, liegt auf der Hand. Wie man sieht, hat also Eduard Engel die Seeschlange trotz alledem noch nicht aus der Welt geschafft. Sie wird so lange noch am Leben bleiben, als man bestimmt wissen wird, ob Gustav Heine überhaupt Memoiren besitzt.

Was uns Hoffmann & Campe hier bieten sind nur klägliche Bruchstücke. Ein bloßer Blick auf die redenden Zahlen des Inhaltsverzeichnisses zeigt es uns schon. Engels Einleitung über die Geschichte der Memoiren nimmt 80 Seiten ein; die Memoiren füllen mit Noth 100 Seiten; die übrigen 150 Seiten des Buches sind dem Nachlaß gewidmet, über dessen „Prosa-Funde", Varianten und Briefe nachher ein kräftig Wörtlein gesagt werden soll. Das Memoiren-Fragment behandelt etwa die Zeit von 1800 bis 1810. Es sind Knabenerinnerungen; freilich lange nicht so interessante, wie die in den „Reisebildern" eingeflochtenen. Da wird uns nichts über die schwüle Franzosenzeit, den Wettersturm der Befreiungskriege, das bange Frühlingsahnen der Burschenschafterei erzählt: es sind fast nur Familienbilder, und das Interessanteste dabei fehlt obendrein. Freilich zeigt sich auch da und dort noch der echte, der ganze Heine. So in der sentimental-ironischen Porträtirung seines abenteuernden Oheims, in der romantisch gruseligen Erzählung von dem Düsseldorfer Scharfrichter, der Hexe und ihrer Nichte, in den Bemerkungen über französische Poesie und das Corpus Juris, in der humoristischen Schilderung der Erziehungsexperimente seiner Mutter, in den Blättern über seinen Vater, der nicht Offizier, wie die Fürstin della Rocca faselt, sondern ein zuletzt ruinirter Tuchkrämer und Armeelieferant war. Hübsch ist auch was er von seinem Jugendfreunde Grabbe erzählt, den er einen „betrunkenen Shakespeare" heißt und offenbar überschätzt, während es gegenwärtig Mode geworden, ihn zu unterschätzen. Die Anekdote von den nährenden Löffeln der vielverleumdeten Mutter ist ebenso reizend an sich, als sie gut erzählt ist. Auch der lächerlichen Familien-Großmannssucht der „Sippen und Magen" tritt Heine hier einigermaßen entgegen, indem er den Familiennamen seiner Mutter „de" Geldern nennt, während er früher dreist: von Geldern schrieb. Wahrscheinlich ging er ursprünglich in seinen Zugeständnissen noch weiter, aber Max Heine hat hier fehlende Bogen hinter Mathildens breitem Rücken verbrannt.

Gustav Freiherr von Heine kann also ruhig sein! . . . Sonst spricht überall der gealterte, kranke Poet. Man spürt die Matratzengruft, auf der diese Zeilen mühsam mit dem Bleistift gekritzelt wurden. Wohl ruht auch das Auge eines geistsprühenden, echten Dichters darüber, aber wenn wir es nicht wüßten, wir könnten es merken, daß das gelähmte Lid mühsam offen gehalten werden mußte. Eine greisenhafte Geschwätzigkeit, die gequälte Stimmung des Sterbenskranken, der Humor, der meist merklich nur Galgenhumor, und der Witz, der blos ein verstohlenes Blitzen ist, muthen nicht freundlich und erwärmend an. Es fehlt das Behagen. Heine unterscheidet nicht mehr zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, und die Breite einzelner Partien, z. B. über seinen Spitznamen Harry, wird jetzt in dem schmächtigen Fragment noch auffallender. Manchmal hat der Witz einen unangenehmen cynischen Beigeschmack. Dann erzählt uns der Verfasser Schnurren im Stile der neufranzösischen Pornographie. Die „Gartenlaube" hat wohl daran gethan, diese Stellen zu unterdrücken, und nur ein Monsieur Julia kann sich darüber wundern. Ich zweifle nicht, daß Heine, der so Manches, was in seinen ersten Memoiren gegen Religion, Sitte und Pietät verstieß, nachträglich unterdrückte, auch die Flecken in dem Fragment noch ausgelöscht hätte. „Keine Flecken, nur Wunden." In diesem schönen, echt Heine'schen Worte spricht er aus, was ihm vorgeschwebt hat.

Das Buch bringt nach den „Memoiren" unter dem Titel: „Erhaltene Bruchstücke aus Heines ersten Memoiren" drei unwesentliche Varianten, die im Manuscript der zweiten Bearbeitung gefunden wurden, und zwar nicht kurz unter dem Text notirt, sondern in breiter Wiederholung auf voll 8 Seiten abgedruckt. Ferner auf Grund einer brieflichen Aeußerung Heines an Campe, er habe einen integrirenden Theil der Memoiren, welcher die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert, in seinem „Börne" eingefügt, die Briefe aus Helgoland über die Julirevolution, die das zweite Buch der genannten Schrift bilden. Engel nennt es eine „verblüffende Thatsache", daß das Publicum schon seit länger als 40 Jahren im ungehinderten Besitz eines sehr werthvollen Bruchstückes der Memoiren Heines gewesen ist, ohne dessen gewahr zu werden Noch „verblüffender" scheint es mir, daß diese längst in den Sämmtlichen Werken aufgenommenen Briefe, im vorliegenden „Supplementbande" wieder abgedruckt werden. Sie enthalten gar nichts Memoirenhaftes, und Jedermann kennt sie. Der einzige Zweck dürfte sein, das schmächtige Bändchen der weltberühmten „Memoiren" um drei Bogen zu erweitern. Zürnen wir aber nicht allzu sehr, denn diese Briefe gehören zum Besten, was Heine geschrieben, und stehen in jeder Beziehung hoch über dem Fragment. Dieser eigenthümliche Neudruck bildet den Hauptschmuck der ganzen Veröffentlichung.

In der stimmungsvollen Einleitung der neuen „Memoiren" bemerkt Heine: „Es ist eine unerlaubte und unsittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht selber für das große Publicum bestimmt hat. Dieses gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient." Als Illustration dazu publiciren die Verleger nun gleich darauf eine Menge ganz gleichgültiger Briefe und Papierschnitzel, die nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und ganz geeignet sind, die Ruhe des großen Todten auf dem Kirchhofe Montmartre zu stören. Diese neuen Funde, über deren Wichtigkeit bereits allerorten die Reclametrommel gerührt worden, beginnen mit einem Bruchstück aus einem Testament Heines, welches dem Entwurf eines späteren Testaments angehört, als des französisch abgefaßten letzten, das Strodtmann mitgetheilt hat. Es enthält eine nicht unwichtige Stelle, in welcher Heine von der Vernichtung seiner ersten Memoiren spricht. Dann folgt ein Bruchstück aus einer Denkschrift über Heines Verhältniß zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, als diese einmal ohne Genehmigung dessen „Aveux d'un poète" aus der Revue des Deux Mondes „in das plumpste Bayrisch" übersetzte, obwohl Heine ausdrücklich das Erscheinen einer eigenen deutschen Uebersetzung angekündigt hatte. Heine gerieth damals über diese literarische Unanständigkeit in die größte Entrüstung. Was würde er erst gesagt haben, wenn er wüßte, daß die Augsburgerin, der er länger als 20 Jahre ein treuer Mitarbeiter war, bei seinem Ableben nicht einmal einen Nekrolog brachte ! . . . Auch ein offenes Sendschreiben an Jacob Venedey, ein Stück echtheinescher Polemik, das der Verfasser nicht drucken ließ, findet sich hier, und das beigegebene Notizenblatt, auf welches der Verfasser zum voraus alle aufzunehmenden Schlager: Achilles der Memmen, alberner Lumpazius, geflügelter Esel, schwarzrothgoldgestreiftes Zebra u. s. w. schrieb, gibt einen guten Einblick in Heines Art zu arbeiten.

Enttäuschen uns die „Funde", so enthalten die Briefe noch weniger des Abdrucks Werthes. Das Beste ist jedenfalls der Brief des jungen Heine an Goethe, der zuerst in der „Gegenwart" (in Nr. 8) veröffentlicht wurde. Hier wird er ohne Quellenangabe einfach aus unserem Blatte repoducirt. Die sechs französisch abgefaßten Briefe an Caroline Jaubert sind längst aus deren hochinteressanten „Souvenirs" (Paris, Hetzel) bekannt; desgleichen die 20 Billets an die „Mouche" aus deren nun auch im Deutschen erschienenen „Letzten Tagen Heinrich Heines" (Jena, Costenoble), einem liebenswürdigen Büchelchen, das neben manchem Altweibergeschwätz immerhin einiges Unbekannte enthält. Drei Nummern sind übrigens bereits längst gedruckt und stehen, wenn auch zum Theil nicht ganz vollständig, im zwölften Band der Werke. Das hält natürlich die Verleger nicht ab, sie nochmals abzudrucken, um, wie der alte Hagedorn singt, „besser zu nützende Bogen" zu füllen. Ebenso liegen die beiden Briefe an den Musikverleger Schloß in Köln schon in Hüffers „Aus dem Leben Heinrich Heines" (Berlin, Paetel) vor. Neu sind einzig die 13 nicht ganz uninteressanten Briefe an Heines Arzt Dr. Werthheim. In einem derselben spricht Heine von dem „Wahnsinn einer geliebten Person, der mehr oder minder selten hervorbricht, und der eben so unzurechnungsfähig wie unheilbar ist. Hier ist weder zu klagen noch etwas zu ändern, sondern nur mit Ruhe zu dulden und mit Barmherzigkeit zu verzeihen." Aus dem Zusammenhalt mit der anderen Stelle eines späteren Briefes: „Weiberhader verjährt in kürzerer Frist, aber Männerfreundschaft ist langlebiger" ergibt sich, daß Frau Mathilde auch diesen bewährten Freund und Pfleger des Todtkranken durch ihre Launen verscheucht hatte, wie so manchen deutschen Freund des immer mehr vereinsamenden Dichters.

Die bitterste Enttäuschung bringen jedenfalls die hier mitgetheilten Verse, die großentheils aus Varianten und unreifen Entwürfen bestehen. Das Gedicht: „Manch kostbar edle Perle birgt der Ocean" ist nichts als ein erster Wurf und überdies eine lebhafte Reminiscenz, wenn nicht die freie Uebersetzung aus einer Strophe Grays. Das nicht weniger ungehobelte Gedicht „Citronia":

„Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid,
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das ABC anfing" —

gemahnt an die Leberreime von Wilhelm Busch. Anderes athmet wieder die durchdringende Krankenstubenluft, ist gequält oder einfach cynisch. Wenn es der Verlagshandlung nur darum zu thun war, ohne Rücksicht auf „ihres" Klassikers guten Ruf, blos einen recht dicken und theuren Band auf den Büchermarkt zu werfen, so hätte sie sich nach Paris wenden sollen, wo in Privathänden manches ungezogene Musenkind Heines in der Handschrift heimlich von Hand zu Hand geht. Wenn man das Alles drucken wollte, was der witzige Poet in einer leichtsinnigen Stunde aufs Papier geworfen, wohin würde das führen? Ich selbst besitze einige Bogen aus dem „Wintermärchen" von Heines Hand, deren Echtheit sein Neffe Ludwig von Embden „als Erbe der hinterlassenen Papiere und Schriften" überflüssigerweise noch mit seinem eigenen kostbaren Namenszuge bescheinigt hat. Es findet sich da neben interessanten Correcturen und Varianten eine noch unbekannte Einleitungsstrophe zum letzten „Caput". Sie lautet:

„Deutschland beschäftigt sich des Tags
Mit lauter Philisterlapalien,
Doch ist es zaubergroß in der Nacht,
Dann ist es ein zweites Thessalien."

Großmüthigst stelle ich diese bisher unveröffentlichte Strophe den Herren Hoffmann und Campe zur Verfügung. Vielleicht machen sie daraus einen neuen Supplementband zu Heines Sämmtlichen Werken.

Theophil Zolling.

Das Wiener Stadttheater, sein Glück und sein Ende.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Als am 15. September 1872, Abends um sieben Uhr, das unter Friedrich Halm selig eingeschlafene und unter der jungen Direction Dingelstedt noch nicht recht munter gewordene Burgtheater die Augen aufschlug, da zeigten sich große Lücken in den Reihen seiner Freunde. Wo waren sie? Sie waren zu dem stattlichen neuen Theaterbau auf der Seilerstätte gepilgert, um das denkwürdige Schauspiel zu genießen, das sich dort entfalten sollte.

Der 15. September 1872 war ein großer Tag in den Annalen des Wiener Kunstlebens; er bildet einen Markstein in der Geschichte des deutschen Theaters. Die Intelligenz Oesterreichs und Deutschlands blickte an jenem Tage nach der alten Kaiserstadt an der Donau, wo es dem ersten der lebenden deutschen Dramaturgen, der das Burgtheater durch achtzehn Jahre ruhmvoll geleitet hatte und nach einem kurzen Theaterfeldzug in Leipzig wieder nach Wien zurückgekehrt war, wo es Heinrich Laube im Verein mit einigen kunstsinnigen Männern binnen kürzester Zeit gelungen war, eine Million für den Bau eines ersten deutschen Schauspielhauses aufzubringen und eine kleine Armee von Künstlern um sich zu scharen. Stolz durfte sich Wien an jenem Tage sagen, es habe dem Ideal in seinem Weichbilde einen neuen Tempel erbaut, denn der Name Laube bedeutete eine allererste Bühne neben dem Burgtheater, und alle Freunde der dramatischen Kunst prophezeiten, der edle Wettstreit dieser beiden Kunstinstitute werde eine in Deutschland nie gesehene Blüthe des hohen Schauspiels zeitigen. Was ist aus jenen schönen Illusionen geworden? Heute, da der schöne Bau als eine ausgebrannte Ruine in die Lüfte ragt und es gewiß ist, daß dieselbe nie wieder eine Stätte des Ideals sein wird, heute kann man es ruhig aussprechen: Jene geträumte und erhoffte Blüthe war da, doch ehe sie sich entfaltet hatte, wurde ihr das Herz ausgebrochen, und eines Tages fiel sie ab, ohne daß aus ihrem Schoße sich eine Frucht hätte entwickeln können. Der Musentempel Heinrich Laubes ist nicht abgebrannt, denn derselbe fiel schon vor vier Jahren in Trümmer; das Wiener Stadttheater, das jüngst ein Raub der Flammen wurde, war kaum noch ein Schatten jenes stolzen Baues von 1872.

Das Wiener Stadttheater wurde mit dem Schiller-Laubeschen „Demetrius" eröffnet und man stand sogleich vor einer sehr respectablen Leistung. Die höchste Aufmerksamkeit aber erregte es, daß dieses sozusagen aus der Erde gestampfte Kunstinstitut vom ersten Tage an in dem vornehmen Stile des Burgtheaters geleitet war, daß es sogleich mit einem Repertoire vor die Welt zu treten suchte, das die mannichfaltigste Abwechslung bot; denn schon am dritten Tage brachte es zwei neue Lustspiele und dann Schlag auf Schlag Stücke schwersten Kalibers von Goethe, Grillparzer und Wilbrandt neben Novitäten von Hackländer, Benedix, Moser u. A. Das konnte nur der eiserne Wille und die staunenswerthe Arbeitskraft eines Laube zuwege bringen, der mit seinem Vortragsmeister Tag und Nacht an dem spröden Material seines aus allen Gauen Deutschlands zusammengetrommelten Künstlerheeres meißelte. Ehrlich und mit weitausschauenden Plänen war Laube an die Arbeit gegangen; welche Hindernisse, welche Widerwärtigkeiten seinem jungen Unternehmen gleich nach den ersten Schritten bereitet werden sollten, ahnte er nicht. Die erste Folge der Rückkehr Laubes nach Wien war die, daß sein alter Rivale Dingelstedt die Zügel des Burgtheaters ergriff und das im Entstehen begriffene Stadttheater im Stillen zu unterminiren suchte. Am Tage der Eröffnung des Stadttheaters gab denn auch Dingelstedt seine Visitenkarte in einer sehr merkwürdigen Form bei Laube ab — er sandte ihm im Namen des Burgtheaters einen Protest, worin „die Lebensluft, der geistige Inhalt des jungen Theaters plötzlich bedroht erschien", denn die Aufführung „einer ganzen Armee von Stücken", welche Laube in sein Programm einbezogen hatte, wurde ihm in diesem Proteste von Dingelstedt untersagt. Nur wenige Autoren oder deren Erben waren so klug, auf das Ansinnen Dingelstedts nicht einzugehen, und zu spät sahen die Meisten ein, daß sie durch die Unterfertigung eines Reverses künstlerisch und materiell empfindlich geschädigt wurden, denn das neue Theater lechzte nach guten Stücken und zahlte reichliche Tantièmen.

Dieser Zwischenfall charakterisirt die damalige Situation zur Genüge. Wien besaß die zwei berufensten literarischen Bühnenleiter Deutschlands, die, wenn sie sich gegenseitig ergänzt oder auch nur mit einander verständigt haben würden, das Ersprießlichste hätte leisten können; so aber eröffnete Dingelstedt sogleich einen wenig löblichen Kampf gegen das junge Institut und mißbrauchte seine starke Position als Lenker eines gegen alle Wechselfälle gesicherten Hoftheaters zu einer kleinlichen Rancune gegen ein um seine Existenz ringendes, von den edelsten Intentionen getragenes Theater. Doch Laube war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen und einen Ringkampf mit Dingelstedt zu scheuen. So kam es denn schon in den ersten Wochen zu einem dramaturgischen Waffengang zwischen den beiden ersten Theatern Wiens — in welchem das junge Stadttheater Sieger blieb. Laube hatte mehr als ein Menschenalter hindurch freundschaftlich mit Grillparzer verkehrt, und letzterer versprach ihm einmal gesprächsweise seine noch unaufgeführten Stücke für das im Entstehen begriffene Stadttheater; doch er starb ehe das Haus eröffnet wurde, und das Burgtheater lief Laube auch bei den Schwestern Fröhlich, die den Nachlaß Grillparzers zu vergeben hatten, den Rang ab; mit vieler Mühe gelang es, den „Bruderzwist im Hause Habsburg" für das Stadttheater zu gewinnen. Auch die Burg kündigte dies Stück an und Laube beeilte sich daher, es zuerst zu bringen. Es gelang, Dingelstedt kam einige Tage später. Das Wiener Publicum zog Parallelen, die für das Stadttheater und seine Künstler (Lobe, Salomon, Robert und Frl. Frank) sehr günstig ausfielen. Nur die Kostüme waren echter im Burgtheater, die „Tapezier-Dramaturgie" hatte nach dieser Seite ihre Ueberlegenheit gezeigt. Der alte Theaterfeldherr schmunzelte. Dieser Waffengang hatte seine Künstler gehoben, er hatte Lobe mit einem Schlag für Wien zu einem ersten Schauspieler gemacht und das war ein Erfolg nach Außen; ihn nach Innen zu zerstören war Dingelstedt rasch zur Hand — er machte Lobe sogleich nach seinem Sieg über Lewinsky einen Engagementsantrag. Dieses unwürdige System wurde dann von Seiten des Burgtheaters fortgesetzt so lange Dingelstedt lebte, das Stadttheater hielt seinen Neid durch Jahre in Athem. Und das war eine der größten Gefahren für das neue Institut, es brachte die künstlerische Demoralisation unter die junge Truppe; jede erste Kraft hatte für alle Fälle sogleich sein Entlassungsgesuch zur Hand, jede konnte sich ja auf einen Antrag Dingelstedts berufen. Laube verlor auf diese Art früh die volle Herrschaft über seine Künstler, und Lobe fing als der Erste an, zu versagen. Das Stadttheater hatte einen ersten Schauspieler, aber dieser sandte Rolle um Rolle zurück. Er unterschätzte indessen die Zähigkeit Laubes. Dieser verzichtete resolut auf den renitenten Künstler, d. h. er ließ ihn ein halbes Jahr unbeschäftigt spazieren gehen, zahlte ihm seine hohe Gage fort, aber die ersehnte Entlassung gab Laube ihm nicht. Der Schaden für das Theater war groß, aber auch der für den Künstler, denn er gerieth fast in Vergessenheit. Lobe wurde mürbe; aber diese kostspieligen Scenen wiederholten sich im Laufe der Jahre mit andern Kräften immer wieder, und es liegt am Tage, daß Dingelstedt der böse Dämon des Stadttheaters gewesen, daß er

mithalf, es zu Grunde zu richten, weil er immer hinter der Komödianteneitelkeit seiner besten Mitglieder her war. Wenn er eines erhaschte, so machte er es — wie z. B. Reusche — durch ein Engagement im Burgtheater gewöhnlich moralisch und künstlerisch todt.

Das Wiener Stadttheater wurde dieser Machinationen zum Trotz interessant und es war unermüdlich in der Schaffung eines großen Repertoires. Wenn man die Thätigkeit, die dieses Institut in der ersten Saison schon entfaltete, überblickt, so muß man staunen. Shakespeare, Schiller, Goethe, Lessing, Kleist, Grillparzer, Gutzkow, Laube, Wilbrandt und die Modernsten — alle waren sie da! Das Burgtheater hatte damals keinen „Hamlet", das Stadttheater brachte ihn mit Robert und feierte einen Triumph. Das Burgtheater hatte keine „Hero", im Stadttheater erstand eine solche allerersten Ranges in Fräulein Frank. Beide Künstler, Herr Robert und Fräulein Frank, erhielten alsbald Engagementsanträge von Dingelstedt. Das war immer das sicherste Zeichen eines großen Erfolges.

Es lag gar nicht in den Intentionen des Stadttheaters, mit dem Burgtheater zu concurriren, am wenigsten in der Vorführung klassischer Werke, denn Laube wußte sehr wohl, daß er das nicht konnte. Er spähte aus nach Stücken echt modernen Inhalts, nach schneidigen dramatischen Dichtungen, die dem Hofburgtheater versagt waren; nur dadurch konnte das Stadttheater seine Existenzberechtigung darthun, nicht aber durch eine aussichtslose Concurrenz mit der anerkanntesten deutschen Bühne, welche eine künstlerische Tradition und die Autorität für sich hatte. Und es gelang zum Theil; das Stadttheater brachte einige bedeutende Dichtungen, die in Wien heute noch unbekannt wären, wenn es kein Stadttheater gegeben hätte: Albert Lindners „Bluthochzeit", Wilbrandts „Graf Hammerstein", „Die Hexe" von Fitger, „Daniel Rochat" von Sardou. Jedes dieser Stücke bezeichnete eine echt Laube'sche That, denn in jedem derselben wurde nebenbei auch das Wagniß unternommen, einen Schauspieler zu „machen". Und dies gelang zumeist, so weit es überhaupt gelingen kann. Friedmann und Andere wurden so gemacht, daß sie nicht hielten, was sie versprochen, ist nicht die Schuld ihres Meisters.

Diese Erfolge des Stadttheaters mit hohen Dramen, in denen der moderne Zeitgeist wehte, übten auch nach einer anderen Richtung einen wohlthätigen Einfluß — die Censur des Hofburgtheaters wurde immer milder. Wozu sollte das Stadttheater seine Existenzberechtigung aus einem Mangel des Hoftheaters demonstriren können? Auch dieser Vortheil mußte ihm benommen werden!

Charakteristisch für die Repertoirebildung des Stadttheaters ist, daß Laube im ersten Jahre nur ein französisches Sittendrama mit Ehebruch brachte: „Die Gräfin von Sommerive", und daß dieses Stück kein Glück machte — weil es zu tugendstreng war. Erst vom zweiten Jahre ab sieht man das Stadttheater aus Noth — man denke an die Reverse Dingelstedts! — sich der französischen Production mehr zuneigen; vorerst freilich kamen nur allererste französische Schriftsteller wie Augier und Feuillet zum Wort, und „Die verzauberte Prinzessin" des letzteren errang in Wien einen der populärsten Erfolge.

Der große „Krach", der im Mai 1873 über Wien hereinbrach, rüttelte auch am Stadttheater, das materiell ein Geschöpf unseres falschen volkswirthschaftlichen Aufschwunges war, aber die Kasten waren gefüllt von der glücklichen Wintercampagne, und die Fremden, welche die Weltausstellung nach Wien zog, besuchten fleißig das freundliche und populäre Stadttheater; so gab es für dieses Schauspielhaus in der schweren Zeit doch immer noch „halbe Häuser", während die anderen Theater leer blieben. Die Wintercampagne vom Jahre 1873 war künstlerisch so glücklich wie die erste, das Theater lebte trotz seiner ungeheuern Lasten und des geschwächten Theaterbesuches, zwar unter steten Sorgen, aber es lebte. Nicht ohne schwere Sorgen eröffnete man die dritte Saison. Und als die ängstlich gewordenen Finanzleute des Stadttheaters den Director interpellirten, da sagte er offen, daß er sich für eine so feste Saison, wie das Theater sie brauchte, nicht verbürgen könne. Seine Antwort machte die Geldmänner stutzig und sie kamen in einigen Tagen wieder. Diesmal mit dem offen ausgesprochenen Verlangen, Laube möge seinen Etat, der nur einem allerersten Theater entspreche, einschränken, kurz — er möge ihnen eine „billigere Komödie" machen. Der Director sagte: Nein, dazu sei er nicht der Mann. Nun lag die Entscheidung bei der mächtigsten Persönlichkeit des Directionsrathes, einem bekannten, seither verstorbenen Wiener Finanzbaron. Er entschied sich für die Fortführung des Theaters in seiner vornehmen Gestalt und mit Laube. Die Gemüther waren aber kaum beruhigt, so hatte der Baron sich schon eine andere Ansicht von der Sache gebildet, und er kam eines Tages zu Laube auf die Probe und sprach zuerst verlegen und gewunden, dann immer deutlicher von der Möglichkeit einer „billigeren" Fortführung des Theaters u. s. w. Am nächsten Tage stand in den Zeitungen, Laube habe seine Stelle als Director des Wiener Stadttheaters niedergelegt. Anfang September! Am Beginn der Saison! Man schrie, glossirte und debattirte, man suchte umsonst nach faßbaren Gründen für einen solchen Schritt; nur ein ganz kleiner Kreis von Eingeweihten fragte theils empört, theils höhnisch lächelnd: Où est la femme?

Und sie war da! Sie war eine allererste Kraft, war von Laube „gemacht" worden und schuldete ihm viel Dank. Doch Dingelstedts Lockungen wiederholten sich immer wieder und sie konnte nicht widerstehen. Aber Laube war unerbittlich, um keinen Preis der Welt hätte er ihren Contract gelöst. Und doch wollte, doch mußte sie hinüber in die Burg, denn sie spürte so etwas von einer Rivalin der Wolter in sich. Sie wollte ihren Contract gelöst, und da es dazu kein anderes Mittel gab, als den Rücktritt Laubes, so griff man eben zu diesem. Laube zog sich grollend in sein Heim auf dem Opernring zurück und hinter den Beiden stürzte krachend der schöne Bau in Trümmer. Die ersten Kräfte zerstoben nach allen Richtungen der Windrose und Lobe wurde Director des Stadttheaters mit „kleinerem Etat", er war dazu berufen worden, den Gründern eine „billigere Komödie" zu machen. Aber das war die theuerste Komödie, die je hinter den Coulissen eines Theaters aufgeführt worden war! Das Stadttheater wurde künstlerisch geschändet und materiell fast dem Ruin zugeführt, denn binnen acht Monaten belief sich das Deficit dieser „billigen" Komödienmacherei auf etwa 130,000 Gulden und das Unternehmen stand vor einer Liquidation. Doch es kam nicht dazu .... Laube war nicht wenig erstaunt, als eines Tages die Aufforderung an ihn erging, die Direction des Stadttheaters wieder zu übernehmen; es würden materielle Garantien geboten, dieses und jenes seiner früheren Mitglieder käme gern wieder zurück — auch jene Dame in der Burg habe Heimweh nach dem Stadttheater u. s. w.! Laube zögerte, aber schließlich willigte er dennoch ein. Warum zögerte er? Er sah, wie diese Herren, bewußt oder unbewußt, jene frivole Komödie, die sie schon einmal mit ihm gespielt, jetzt in andrer Form wiederholten. Jene Dame — die übrigens eine vortreffliche Schauspielerin ist — war mit einem ähnlichen Komödiantencoup, wie sie ihn im Stadttheater ausgeführt hatte, von der Löwin des Burgtheaters aus demselben hinausgedrängt worden, und sie schnaubte Rache. Sie wollte ihrer Rivalin beweisen, daß sie trotz ihr eine große tragische Schauspielerin sei; sie wollte .... ja, wo konnte sie das? Wo hatte Wien ein erstes Theater neben der Burg? Sie stampfte mit ihren Füßen den Boden und sprach: Wien soll dieses erste Theater wieder haben! Und so geschah es. Wien bekam dieses erste Theater wieder, denn — sie brauchte es. Es fand sich plötzlich Geld und man rief Laube zurück, weil diese Dame seinen Namen und die Folie eines ersten Theaters brauchte zu ihrem Ruhme. Das Alles sah Laube, und er zögerte; aber seine Liebe zu seinem Schoßkind siegte über die widerwärtigen Empfindungen, welche die Erkenntniß der wahren Gründe seiner Rückberufung in ihm geweckt hatten — er sagte Ja und kam wieder, denn er hoffte trotz Allem, was geschehen war, das Stadttheater vor dem völligen Untergang retten zu können.

Der Zauber, den der Name dieses Theaterfeldherrn ausströmte, war stets eine Macht; aber so groß war dieselbe nicht,

die schlechten Zeitverhältnisse, an denen die Hoftheater krankten und die Privattheater zum Theil zu Grunde gingen, zu überwinden. Sein Personalstand war gelichtet, er mußte auf die Durchführung so manch interessanter Projecte, die er vor seinem Rücktritt, vor der Zersplitterung der Kräfte, noch hätte ausführen können, jetzt verzichten, und das überkommene Deficit war allzu groß. Das Theater wurde zwar wieder populär, und als Laube die Feier seines siebzigsten Geburtstages beging, schrieb die Stadt Wien sogar einen Laube-Preis aus für das beste Lustspiel, auch gelang noch manche That, an deren günstigen Folgen das ganze Wiener Theaterleben participirte, so z. B. die Einführung der volksthümlichen Nachmittags-Vorstellungen zu halben Preisen, aber im Großen und Ganzen begann nun doch nur der langwierige, aussichtslose, fast tragisch zu nennende Kampf eines guten Schwimmers mit den übermächtigen Wellen; er sah das Land zwar immer näher rücken, denn die Zeiten besserten sich, aber mehr noch fühlte er seine Kräfte schwinden, und er versank, ehe er das Ufer erreicht hatte. Auch Dingelstedt sah den aussichtslosen Kampf der verhaßten „Concurrenzbühne", das hinderte ihn jedoch nicht, großmüthig wie er war, sein System der Chicane, das er am Eröffnungstage des Stadttheaters inaugurirte, mit Eifer fortzusetzen. Er entzog Laube zuletzt noch Robert, einen Magnet des Stadttheaters, und verfolgte Lobe, Fräulein Frank, Frau Schönfeld, Herrn Tyrolt, ja selbst die jüngste Acquisition Laubes, den aus Teplitz mitgebrachten Komiker Karl Bukovics, mit Engagements-Anträgen. Und es war dem erbitterten Rivalen des Stadttheaters vergönnt, kurz vor seinem Tode den gänzlichen Zusammenbruch dieser Bühne zu erleben. Nach einer kleinen Vorkrise, einem Intermezzo, welches einem unfähigen Regie-Collegium die Zügel für ein paar Wochen in die Hände spielte und Laube den Stachel des Komödianten-Undanks zu kosten gab, rollte sich der letzte Act des Dramas rasch ab. Laube trat müde und erschöpft von dem großen Kampfe eines Tages für immer vom Schauplatz, und dessen schöner Traum eines zweiten ersten Schauspielhauses in Wien war zerstört.

Was nun folgte, ist der Würdigung an dieser Stelle fast nicht werth. Wie das Satyrspiel der Alten auf die Tragödie, so folgte hier die Hanswurstiade auf die großzügige, von idealen Gesichtspunkten ausgehende Organisation des Laube'schen Stadttheaters. Nachdem man alle Verträge zerrissen und der großartige Pensionsfonds, den dieses Theater sich selbst geschaffen, aufgelöst war, übermannte die Actiengesellschaft doch wieder eine Art Schamgefühl und sie stand ab von der Liquidation des Unternehmens. Auch fingen die Zeiten an besser zu werden, der allgemeine Theaterbesuch hob sich, und der frühere Director hatte manche Novität angekauft, die vielleicht Glück machen konnte. Man suchte nach einem Pächter des Hauses, und derselbe fand sich in der Person der Komikers Bukovics. Er erhielt das Theater und es gelang ihm, noch einen Rest von guten Schauspielern festzuhalten. Der Uebergang zur Posse durfte nicht plötzlich unternommen werden, das mußte sanft, allmählich, Schritt für Schritt geschehen, damit sowohl die Kritik als das Publicum dabei überlistet werden konnten. Und das gelang vollständig. Der erste Winter brachte uns noch eine ganze Reihe ernsthaft zu nehmender Vorstellungen, denn Friedrich Mitterwurzer, den der Directionsrath mittelst Proceß zwang, seinen Contract, den er mit Laube abgeschlossen, einzuhalten, war der Regisseur derselben. Dann ging es in künstlerischer Beziehung reißend schnell bergab. Constatirt sei noch, daß die Direction ihren Etat so sehr herabzumindern wußte, daß sie selbst bei einer Einnahme von 400 Gulden auf die Kosten kam — Laube mußte 1000 Gulden einnehmen, um leben zu können. Hier liegt die Erklärung für den materiellen Erfolg Bukovics', dessen Theater in der letzen Saison auf die Stufe eines mittleren Provinzialtheaters herabgesunken war und sich materiell nur durch den von der Presse ihm aufgedrängten Anzengruber-Cyklus über Wasser hielt. Alle Künstler von Namen, die noch bei ihm ausgeharrt, hatten ihn nach Ablauf der jetzigen Saison verlassen, Tyrolt um sein Engagement in der Burg anzutreten, die Andern, um der neuen Direction Mitterwurzer ins Carltheater zu folgen, und es herrschte nur eine Meinung in ganz Wien über das Schicksal der heutigen Direction des Stadttheaters: sie sei beim letzen Act angelangt. Es kam anders. Am 16. d. M. ging es in Flammen auf, und seine letzte Novität war die schale Pariser Posse „Villa Blancmignon".

Das Stadttheater als solches wird gewiß nicht wieder aufgebaut werden, es gehört also bereits der Geschichte an. Und es bildet kein erfreuliches Blatt in der Geschichte des deutschen Theaters, denn sein Glück war kurz und sein Ende traurig. Es bedurfte des zerstörenden Elementes, um das, was dieses Theater einst war, der Mitwelt wieder ins Gedächtniß zu rufen. Wer dasselbe nur in der letzten Zeit gekannt, wird es nie und nimmer begreifen, wie man den Verlust einer solchen Schaubühne wie ein nationales Unglück beklagen kann. Und darin liegt der Triumph jener idealen Idee, welche dem intellectuellen Urheber die Gründung des Wiener Stadttheaters eingegeben.

Don Juan-Studien.

Von Wilhelm Bolin.

(Fortsetzung.)

III.

Bevor Mozart sein dramatisches Meisterwerk geschaffen, war allerdings das poetische Interesse am Don Juan-Problem hauptsächlich dem mit dem Steinbild zusammenhängenden Sagenelement zugekehrt. Seitdem aber gerade diese Partie der Sage durch seine Leistung einen Ausdruck künstlerischer Vollendung gefunden, wo die Musik ihre höchsten Bühnentriumphe feiert — wenigstens steht dies für uns als unantastbare Thatsache fest — hat jede fernere dramatische Verwerthung des fraglichen Problems auf die Darstellung eben dieses Sagenbestandtheils zu verzichten. Denn das Problem als solches ist keinesfalls mit der Steinbild-Episode identisch, welche ihm ja nur zum Abschluß dient. In der Entwicklung von Don Juans Charakter selbst liegt die der dichterischen Behandlung zukommende Aufgabe, und namentlich wenn dies dramatisch geschehen soll, muß ein anderer Schluß ins Auge gefaßt werden, um damit jeglicher Concurrenz mit der Oper aus dem Wege zu gehen.

Lediglich in dieser Hinsicht ist ein Don Juan-Drama vom Jahre 1840 bemerkenswerth. Verfaßt ist selbiges von Sigismund Wiese, einem sogar zu seinen Lebzeiten kaum beachteten Literaten, der das Camposanto der deutschen Buchdramatik mit etlichen geistlichen wie weltlichen Dramen vollendetster Unspielbarkeit fleißig angebaut hat.*) Weniger wüst und umfangreich als Holteis Schauerdrama — es zählt nur 248 Octavseiten und empfiehlt sich durch eine gewisse Decenz — bietet es doch ein ermüdendes Gewirr von weitschweifigen und vorwiegend rhetorisch abgefaßten Scenen, zumeist so prosaischen Gehaltes, daß selbige, ihrer Dialogform entkleidet, wie eine ästhetisch-psychologische Analyse über den Don Juan-Charakter sich ausnehmen würden. Der Autor hat es offenbar darauf abgesehen, seinen Helden recht interessant zu machen, weiß sich aber dabei keinen bessern Rath als demselben einen gehörigen Posten Faust-Grübelei einzuimpfen, die jedoch so weit von poetischer Gestaltung entfernt, daß man ein Compendium aus der Blüthezeit der Schelling-Schlegel'schen Phrasendrescherei über Welt und Natur, Weltgeschichte und Genialität und all dergleichen zu lesen glaubt. Wiewohl der Held zu diesem Behuf reichlich mit Monologen bedacht worden, hat sich es der Verfasser nicht genug sein lassen, sondern ihm noch fünf Interlocutore beigesellt, die alle, je nach dem eigenen Standpunkt, ebenso gewandt im Disputiren sind,

*) Verfasser war geboren 1800 zu Culm und lebte als Literat zu Döbritz bei Potsdam, wo er im August 1864 starb.

den unvermeidlichen Leporello mit einbegriffen, der als echter Bildungsphilister auch seine Weisheit über oben besagte Themata mit großem Behagen auskramt. Von den fünf Acten des Stückes sind drei, der erste und die beiden letzten, solcher Art akademisch zugestutzt und lediglich Erfindung des Verfassers, dafür auch von einer so entschiedenen Bühnenwidrigkeit, wie sie ihm nur Holtei und Grabbe in ihren Elaboraten streitig machen können. Etwas mehr damatisch sind der zweite und dritte Act gerathen, und das vermittelst einer starken Anlehnung an Dapontes Libretto. Aus diesem sind, mit mehr Harmlosigkeit als Geschick, Situationen und Persönlichkeiten unverkennbar hinüber genommen, erstere freilich hinlänglich durch Zuthaten aus eigenen Mitteln modificirt, letztere durch allerhand Manipulationen nicht ohne Absicht unkenntlich gemacht. So ist die Donna Anna zu einer Alexandra umgetauft, die Elvira in zwei Persönlichkeiten gespalten, eine Mathilde und eine Clara, welche der Held beide nach einander heirathet. Don Octavio heißt Fernando, hat einen Doppelgänger an dem Bruder der Anna-Alexandra, selbst Alexander geheißen, und einen ferneren an seinem Freunde Carlos, der das Tröster- und Rächeramt zu übernehmen hat, nachdem Octavio-Fernando, ganz wie bei Grabbe, im Zweikampf mit Don Juan im zweiten Act gefallen. Bei eben der Gelegenheit wird, genau wie bei Grabbe, der Comthur erlegt, hier Herzog von Olivarez geheißen und als gemüthlicher, lebenslustiger alter Herr gefaßt. Statt als Steinbild umzugehen, lebt er für die beiden Schlußacte in einem Grafen von Feria auf, Oheim der beiden Elviren-Exemplare, der den Don Juan durch philosophische Auseinandersetzungen vergebens zu besserer Einsicht und einem soliderem Lebenswandel zu bekehren sucht. Im ersten Act findet man die Mehrzahl dieser Personagen vorgeführt und das Liebesbündniß mit Anna-Alexandra angeknüpft, das dann im zweiten Act getreu nach Daponte weiter geführt wird. Nach Erledigung des Doppelzweikampfs mit den beiden Angehörigen besagter Dame, die beim Anblick der Leichen um ihren Verstand kommt, um selbigen im Schlußact zur Vollführung ihrer Rache am Don Juan wieder zu finden, begibt sich Don Juan in den Garten eines Fräuleinstifts und entführt von dort seine nachmalige Gattin Elvira-Mathilde. Im dritten Act, der volle zwei Jahre nach dem vorhergehenden spielt, überzeugt sich diese Dame von der Flatterhaftigkeit ihres Gemahls, den sie bei seinem obligaten Zerlinen-Abenteuer belauscht, worüber sie sich aus Verzweiflung den Tod gibt. Auch die ländliche Schöne — hier Isabella geheißen und mit einem Namens Marcado bevatert, der lediglich eine ältere Auflage des hier zum Rodrigo umgetauften ebenfalls auftretenden Opern-Masetto ist — büßt ihre Liebe für den Helden durch Verlust des Verstandes, worauf sie sich durch Ertränken in einem Brunnen ums Leben bringt. Im folgenden Acte bindet Don Juan mit dem andern Elviren-Exemplar an, die ihn sofort zu Gnaden aufnimmt, wiewohl sie mit dessen Freunde Alexander verlobt ist. Ueber die Verhältnisse zwischen den beiden Herren scheint sie jedoch völlig im Unklaren zu sein, da sie ihnen ihre gleichzeitige Anwesenheit im Schlosse verschweigt, wiewohl der bisherige Bräutigam dasselbe erst nach Eintreffen des begünstigten Bewerbers verläßt. Auch um dessen Liebschaft mit Anna-Alexandra scheint sie nur verworrene Begriffe zu haben, trotzdem Onkel Feria sie gründlich darüber aufzuklären versucht. Genug, die bis dahin für wahnsinnig gehaltene Anna-Alexandra wird bei Clara-Elvira im Schlosse untergebracht, um bei dem im fünften Act statthabenden Hochzeitsmahl beide Neuvermählten zu vergiften und in eigener Person eines gleichen Todes zu sterben und zwar mit der für den Leser nicht minder wie für die Hochzeitsgäste überraschenden Versicherung: „ich habe mehr geliebt als sie begreifen", denn ihre Liebe war genau von der Art wie die der übrigen Damen der liebesreichen Tragödie.

Indem bei diesem Drama auf einen andern Schluß als den der Oper eigenthümlichen Bedacht genommen, bezeichnet es einen Wendepunkt in dem bisher waltenden Verhältniß der selbstständigen dramatischen Dichtung zu Mozarts Meisterleistung. Wohl steht der Verfasser noch unter dem Banne derselben, da er ohne ein vielfaches Anlehnen an deren Libretto nicht zurechtkommen kann. Gleichwohl ist bei ihm ein Bestreben nach Umgestaltung der hier gegebenen Elemente kenntlich, und nur seine überaus kümmerliche Begabung*) hat es zu keinem besseren Resultat kommen lassen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung billiger Möbel.

Es ist nicht lange her, da konnte man von ganz ernsthaften Fachleuten enthusiastisch von dem Schmuckbedürfniß früherer Perioden schwärmen hören. Kein Möbel, kein Geräth, so unbedeutend und geringfügig auch immer, wäre ohne sein Ornament geblieben; ein instinctives Bedürfniß hätte die Menschen gezwungen, alle Produkte des Gewerbes in den Formen des gerade herrschenden Stiles zu verzieren. Im Publicum, soweit es überhaupt an den Dingen Interesse nimmt, herrscht die Ansicht in mehr oder minder vager Formulirung noch immer.

Daß sie aufkommen und Geltung selbst in Fachkreisen gewinnen konnte, liegt an der Beschaffenheit des Materials, aus dem wir die Stile vergangener Perioden reconstruiren. Das einfache Gebrauchsgeräth hat sich vernutzt oder ist durch Unachtsamkeit zu Grunde gegangen. Erhalten blieb vorzugsweise das Prachtmöbel, weil es nicht in täglichen Gebrauch kam und respectvoll behandelt wurde. Auch die Vorlagen in den Ornamentstichen bieten fast ausnahmslos Prunkstücke, weil für die schlichten Geräthe des täglichen Bedürfnisses die Erfindungskraft des Handwerkers ausreichte.

Unsere Production ist durch das Mißverständniß der alten Kunst auf bedauerliche Abwege gerathen und hat den Geschmack des Käufers mit sich gerissen, soweit er ihm nicht etwa schon vorausgeeilt war. Das ganze Gewerbe liegt krank an der Ornamentensucht und dem Verzierungsfieber. Sogar die Architektur ist angesteckt und phantasiert ganze Façaden aus Fensterlöchern und Ornament zusammen. Wer in seinem Beruf die moderne Entwickelung zu verfolgen Gelegenheit findet, empfindet allgemach einen wahren Abscheu vor Allem, was Ornament und Profil heißt. Ein japanischer Holzkasten ohne andern Schmuck als das köstliche Material, die zweckmäßige Construction und die unvergleichliche Arbeit versetzt ihn in Entzücken; einen modernen französischen Bucheinband ohne jegliche Verzierung wird er nicht müde in allen Einzelheiten der vollendeten Herstellung zu studiren und mag das schlichte und doch so kostbare und kostspielige Produkt gar nicht aus den Händen legen, denen die Berührung der mit unendlicher Sorgfalt präparirten glatten weichen Lederfläche so wohl thut. Mit Aufmerksamkeit sucht er unter der Hinterlassenschaft vergangener Kunstperioden nach dem schmucklosen Möbel und Geräth, das nicht mehr scheinen will als es ist.

Damit ist der wundeste Punkt unserer Gewerbe berührt. Das Uebermaß an Schmuck ließe sich überwinden und würde sich im Lauf der Zeit von selbst corrigiren. Aber es ist nicht lediglich auf ein historisches Mißverständniß basirt und auch nicht etwa blos ein schnell verfliegender Rausch, der einer langen Periode der Nüchternheit als nothwendiger Rückschlag folgte. Das lüderlich aus schlechtem Material fabricirte, aber dabei mit überflüssigem Ornament beladene Möbel muß als Produkt derselben socialen Uebergangscalamität aufgefaßt werden, die den Arbeiter treibt, in seinem Sonntagsanzug das Kostüm des vornehmen Stutzers nach Schnitt und Stoff aber im billigsten Materiale zu imitiren. So will er auch in seiner Wohnung sich nicht mit dem einfachen gediegenen Möbel begnügen, wie es seine Kasse bezahlen kann, sondern sein Schrank muß einen durchbrochen geschnitzten Aufsatz herweisen und sein Tisch auf Löwentatzen ruhen.

Und die Production kommt ihm nur zu willig entgegen. Doch es liegt ja in ihrem Wesen von Anfang an; und so wäre es thöricht, ihr

---

*) Um sich davon zu überzeugen genügt ein Blick auf die steifbeinigen Jamben und die überhaupt äußerst prosaische Diction des Verfassers, die gerade durch ihren prätentiösen Ton die echte poetische Impotenz verräth.

Vorwürfe zu machen, denn sie kann nie einen anderen Willen haben als den des Abnehmers. Da nun von dem Fabrikanten nicht verlangt werden kann, daß er auf seine Gefahr hin eine idealere Richtung einschlage, und andrerseits dem Consumenten gegenüber jedes noch so wohlgemeinte Wort machtlos und erfolglos tauben Ohren predigt, so bleibt nichts übrig als auf ein Mittel zu sinnen, das beide Theile zugleich in Bewegung setzt.

Man hat es seit Jahren versucht, durch Concurrenzausschreiben mustergültige einfache und doch nicht schmucklose Einrichtungen dem Publicum vorzuführen. Bisher leider ohne nennenswerthen Erfolg.

Ob es auf dem Wege der Concurrenz mit begrenzten Kaufpreisen erreichbar, muß mindestens als zweifelhaft bezeichnet werden. Die Gefahr liegt zu nahe, daß der Fabrikant, wenn, um bei dem Beispiel zu bleiben, das diese Zeilen veranlaßt, für eine Einrichtung von Wohnzimmer, Schlafstube und Küche ein Maximum von 500 Mark Handelpreis festgesetzt wird, in Hoffnung auf die Prämie von 1000 Mark oder aus Rücksicht auf die Reclame Leistungen vorführt, die einen weit höheren Werth repräsentiren und deshalb das Publicum auf bedauerliche Weise irre führen. Was hilft die Bedingung, daß der Aussteller verpflichtet wird, innerhalb sechs Monate Bestellungen auf seine Entwürfe zu dem angegebenen Preise auszuführen? Wenn ihn einer beim Wort nimmt, fällt es ihm nicht schwer, eine Ausrede zu finden, und wäre es auch nur die naheliegende und plausible Behauptung, nur Bestellungen im Großen so billig übernehmen zu können.

Weit zweckmäßiger hat sich bis jetzt ein Ausschreiben ohne Preisnormirung bewiesen, wie bei der letzten Staatsconcurrenz für billige Teppiche und geschmackvolle Postamente. Jedenfalls muß jedoch das überaus rege Interesse des Publicums an der Ausstellung der eingelieferten 18 Ausstattungen in dem Glaspalast der Hygiene als das höchst erfreuliche Zeichen einer Wendung zum Bessern begrüßt werden und bereitet einer künftigen ähnlichen Veranstaltung den Boden. Sicherlich wird nach den günstigen Erfahrungen bei dem letzten Versuch die Betheiligung der Fabrikanten im Fall einer Erneuerung derselben weit umfassender ausfallen. Die geringe Zahl der eingegangenen Concurrenzarbeiten beweist am besten, wie wenig Erfolg man sich versprach.

Ein Gang durch die Ausstellung erregt zunächst das höchste Erstaunen über die Wohlfeilheit der Einrichtungen. Unwillkürlich faßt man bei jedem neuen Complex zuerst nach den Zetteln, um sich zu überzeugen, daß der gediegen aussehende Kleiderschrank wirklich nur achtzig Mark koste und das große Küchenspind gar für dreißig zu haben sei. Kosten sie doch sonst in keineswegs eleganter Ausstattung das Doppelte bis Dreifache. Kritische Gemüther sieht man kopfschüttelnd und offenbar ohne das nöthige Vertrauen von Zimmer zu Zimmer wandeln, während leichtgläubige Frauen mit strahlenden Gesichtern am liebsten gleich Einkäufe machten. Wenn nur nicht die billigen Preise zu einer Ruthe werden für ihre Erfinder!

Zahl und Art der Möbel sind von auffallender Constanz und entsprechen durchaus dem durchgehenden Typus der Einrichtungen bei kleinen Leuten in Berlin. Da ist das Wohnzimmer mit dem kleinen Sopha, dem Pfeilerspiegel, den Stühlen mit Rohrgeflecht. Die Kommode, einst so populär wie sie es verdiente, da sie die unbequeme Gruppe von Lade — Truhe — Koffer ablöste, kommt gar nicht vor, sie ist durch den sogenannten Phantasieschrank ersetzt. Das Aussterben eines weitverbreiteten Möbels gehört sonst zu den seltensten Erscheinungen und läßt auf einen Wechsel in den Lebensgewohnheiten schließen. Jahrtausende hatte die Lade für alle Bedürfnisse ausgereicht. Da kam gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in den höheren Kreisen der moderne Luxus an Leibwäsche auf — seinerseits nicht ohne Zusammenhang mit dem Rückgang der Badegewohnheiten — und der Masse des Besitzes sowie der bequemen Verfügbarkeit genügte die Lade nicht mehr, die man auspacken muß, um an den Boden zu kommen! Und die immer complicirteren Lebensgewohnheiten sträubten sich gegen die Zeitverschwendung mit Aus- und Einpacken. Das Resultat war die Kommode mit ihren Schubkasten, oder Schubladen, wie sie mit Anknüpfung an die verdrängte Vorgängerin genannt werden. Vielleicht erleidet die Kommode, die aus dem graziösen Möbel des Rococo, das ihr die vollendetste Ausbildung verliehen, ein häßlicher plumper Kasten geworden war, nur eine Eklipse und wird, wenn sie von kunstverständiger Hand wieder salonfähig gemacht ist, den „Phantasieschrank" aus dem Felde schlagen. Bequemer ist sie sicherlich nach mehr als einer Richtung.

Das Sopha kann noch immer nicht zu einer typischen Form kommen, wo es zugleich Ehrensitz für die vornehmsten Gäste und Ruhebett sein soll. Erst wenn für jede Function eine besondere Form ausgebildet werden darf, läßt sich ein praktisches und schönes Möbel bilden. In der Ausstellung sind alle Gestalten vertreten, von dem degenerirten Urenkel des Rococosophas mit geschweifter Rückenlehne bis zu dem Ungeheuer der modernen deutschen Renaissance mit seinem Bort für Gläser und Töpfe. In einer kleinen Wohnung, in der ein Sopha alle Leistungen zu verrichten hat, dürfte ohne ein zweckmäßig entwickeltes System von Kissen nicht auszukommen sein — nur keine „Rückenkissen"!

Trübselig war der Anblick der Bezüge und der Gardinen. Es ist, als ob es in Natur und Kunst keine Farbe mehr gäbe, erdfahl, lehmfarben, schmutzgrün starren uns die „Töne" entgegen. Doch das ist ja für den Augenblick unsere allgemeine Misère, und man möchte verzweifeln, wenn dieser Zustand nicht in unverkennbarer Deutlichkeit den Charakter des Ueberganges an der Stirne trüge. Von der gänzlichen Farbenblindheit zur Farbenempfänglichkeit führt der Weg durch eine Dämmerung, in der sich das Auge allmählich an das Licht gewöhnt. — Was in einer so billigen Ausstattung eine Portière aus nichtsnutzigem Stoff zu thun hat, bleibt mir unerfindlich. Nöthig ist sie in unseren Wohnungen nicht oft. Wer sie dennoch anbringen will, kann sich nur durch die Wahl eines schönen, kostbaren Stoffes rechtfertigen, dessen Fall und Farbe dem Auge einen Schmaus bereiten soll. Noch dazu mußte bei den niedrigen Preisen stets mit dem beliebten dreieckigen Tuch gearbeitet werden, der geschmacklosesten Erfindung unserer modernen Tapezierkunst. Wo man zu ihm greift, hört die Möglichkeit auf, das Arrangement zu verstehen, und es geht dem Stoffgehänge verloren, was bei einem Bau die Construction heißt.

Im Schlafzimmer beängstigen die durchweg zu klein bemessenen Betten. Daß auch für den billigen Waschtisch fast überall die Marmorplatte als unumgänglich betrachtet wird, muß im Interesse der Reinlichkeit mit Freuden begrüßt werden. Ein Princip, das für Wohn- und Schlafzimmer ängstlich vermieden wurde, fand in den Schränken der Küche durchgehend Anwendung, die Bemalung. Oft ging man sogar verständiger Weise über die beliebte Holzmaserung weg und versuchte sich an einem lichten Anstrich mit dunklen, meist blauen Linien. Daß wir die Bemalung des Holzes künstlerisch nicht verwerthen, verschließt uns eine reiche Quelle lustiger Decorationen. Das Vorurtheil, das hier zu Grunde liegt, ist ein ganz modernes und wohl wesentlich den modernen Gothikern mit ihrem auf die Spitze getriebenen Dogma des reinen Materials in die Schuhe zu schieben. Die alte Gothik erkannte gar keine derartige Fessel an und bemalte das Holz so oft es ihr gutdünkte, und das gab zeitweise die Regel. Um die Wirkung zu beurtheilen, braucht man sich nur an Wunderwerke zu erinnern wie jener köstliche Schrank im bayrischen Nationalmuseum mit seiner Lisiere aus farbigen Rosetten und Blättern. Doch das Alles ist erst für die Zeit zu erträumen, da wir die moderne Einseitigkeit überwunden haben. Vorläufig müssen wir uns freuen, wenn nur mit dem Contrast verschiedener Holzarten gearbeitet wird, ein Vorgehen, von dem die Ausstellung mehrere bemerkenswerthe Beispiele aufweist. Namentlich für billige Einrichtungen liegt hier ein Mittel mannichfaltiger Abwechselung bereit.

Wir verlassen die Ausstellung mit dem Eindruck, daß in Bezug auf Schmuck und Ornament im Ganzen eher zu viel als zu wenig geboten sei. Die billigen Möbel könnten noch weit einfacher sein, ohne an Schönheit einzubüßen. Gerade die Zeit, die unserm Bedürfniß am besten vorgearbeitet hat, in deren Bann wir trotz der äußeren Anlehnung an andere Stile in Möbel und Geräth noch immer stehen, das soviel gerühmte und vielgeschmähte, in seinem wahren Wesen so selten begriffene Rococo hat uns in seinen besten Erzeugnissen Beispiele höchster Einfachheit bei dem größten Raffinement praktischer und materialgemäßer Erfindung hinterlassen. A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Geschichte meines Lebens
v. Alfred Meissner.
Erster Band. M. 5 = fl. 3.
Soeben erschienen.

Verlag von Wilhelm Koebner in Breslau:
Das philosophische System
Eduard von Hartmann's
von
Dr. Raphael Koeber.
Preis 9 Mark.

Novität.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Die Egoisten.
Drama in vier Akten
von
Albert Gaebeler.
7 Bogen. 8. elegant brosch. *M.* 1.50.
Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Soeben erschienen:
Die Aquarell-Malerei.
Die Technik derselben in ihrer
Anwendung auf die Landschafts-Malerei.
Von Prof. **Max Schmidt.**
Mit einem Farbenkreis.
Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.

Haidekraut.
Ein neues Skizzen- und Bilderbuch
von
Johannes Scherr.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

½ Stunde von Frankfurt a. Main. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. Main.
Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.**
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Bäder-Almanach 1884.
Mittheilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten
für **Aerzte** und **Heilbedürftige.**
II. Ausgabe 1884.
Mit einer Einleitung über die Benutzung und Wahl der Kurorte von Sanitätsrath **Dr. Georg Thilenius** in Soden a. Taunus.
Preis 3 Mark, mit eleganter Decke 4 Mark.
Verlag von RUDOLF MOSSE, Berlin und Frankfurt a. M.

In allen Buchhandlungen vorräthig:
Heines Memoiren
jetzt complet erschienen. Preis 4 Mark.

Aufruf
zur
Errichtung eines National-Denkmals
für die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm
in ihrer Vaterstadt Hanau am Main.

Am 4. Januar 1885 und am 24. Februar 1886 werden hundert Jahre verflossen sein, seit **Jacob** und **Wilhelm Grimm** in **Hanau** das Licht der Welt erblickten. Die Bürger Hanaus, stolz darauf, daß zwei der berühmtesten Gelehrten und besten Söhne unserer Nation in den Mauern ihrer Stadt geboren sind, haben mit opferbereiter Begeisterung den durch das Herannahen dieser Tage angeregten Gedanken aufgenommen, dem edlen Brüderpaare in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal aus Erz zu errichten. Aber nicht nur die Vaterstadt, nicht nur das hessische Heimatland sind zur Ausführung des Werkes berufen: die ganze Nation hat das Recht, wie die Pflicht, das Andenken der unvergeßlichen Männer dankend zu ehren.

Die Brüder **Grimm** haben die deutsche Alterthums-Wissenschaft begründet und die Schätze der Vergangenheit für das Leben der Gegenwart zurückgewonnen. An „Grimm's-Märchen" erbauen sich Tausende von deutschen Kinderherzen. In unsere Sprache sind die beiden Forscher tiefer eingedrungen als irgend Jemand und haben aus ihrem unergründlichen Schachte Schätze zu Tage gefördert, deren Reichthum unser Volk staunend in dem unvergleichlichen Werke erkennt, das ihren Namen trägt und allein genügen würde, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Sie haben das Vaterland mit der reinsten Hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes Eintreten für ihre Ueberzeugung die vaterländische Gesinnung in weiten Kreisen geweckt und befestigt.

An alle Deutschen im Reiche und außerhalb desselben bis zu den fernsten Gestaden der neuen Welt ergeht daher der Ruf, Herz und Hand zu öffnen, da es gilt, die Männer zu ehren, welche unserem Volke erst ein klares Bewußtsein vom Werthe seiner Muttersprache, dieser unversiegbaren Quelle seiner Volkskraft und sichersten Grundlage seiner nationalen Zusammengehörigkeit, gegeben haben.

Geldsendungen bitten wir an einen der Schatzmeister des Comités, Herrn **Ludwig Limbert** oder Herrn **Ph. Heinrich Zeuner,** briefliche Mittheilungen und Anfragen an **Justizrath Osius** oder Dr. **Georg Wolff** zu richten.

Hanau a. M., am 23. April 1884.

Das Local-Comité.
Für dasselbe:
Lang, Landg.-Präsident. Freih. v. Broich, Landrath. Rauch, Oberbürgermeister. Osius, Justizrath. Kehl, Fabrikant. Dr. Wolff, Gymn.-Oberlehrer.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Greßner & Schramm in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 7. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur angeblichen römischen Frage. Von Capitolinus. — Ueber die Vererbung geistiger Anlagen. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Sängerloos. Von Emanuel Geibel. — Berthold Auerbachs Briefwechsel. Von Gustav Karpeles. — Sind die Trojaner germanischer Abkunft? Von Karl Blind. — Don Juan-Studien. Von Wilhelm Bolin. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Hüttenbesitzer. Schauspiel in vier Acten von Georges Ohnet. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur angeblichen römischen Frage.

Die sogenannte „römische Frage" spukt schon wieder einmal in den Spalten der conservativen und klerikalen Presse fast aller Länder umher. In denjenigen politischen Kreisen außerhalb Italiens, in denen man für das neue Italien die allerwenigsten Sympathien hegt, ist man plötzlich weich geworden und zeigt sich väterlich besorgt um das Schicksal des jungen Staates und der verjüngten Dynastie, weil sich beide nicht beeilen, die angeblich unhaltbare Situation zwischen Papst und König in Rom auf friedliche Weise zu lösen. Diese nicht erbetene Freundschaft und ihre guten Rathschläge sind aber für Italien um so mehr verdächtig, als man auf der Halbinsel recht gut weiß, daß die Interessen, welche beispielsweise die deutsche und italienische Regierung gegenwärtig miteinander verbinden, durchaus nicht auf denselben Anschauungen und Gefühlen beruhen, welche die zwischen den beiden Völkern herrschende lebhafte Sympathie erzeugt haben. Das Band, welches die beiden Regierungen umfaßt, ist das Ergebniß einer kalten Berechnung der Kraftverhältnisse auf dem großen Schachbrette der europäischen Diplomatie, die schon morgen bereit sein dürfte das Band zu zerreißen, wenn die engagirte Partie die Opferung selbst der werthvollsten Figur erheischen sollte. Sogar die persönliche Freundschaft zwischen den beiden Herrscherfamilien fällt dabei nicht in das Gewicht. Man würde sich daher auch einer argen Täuschung hingeben, wenn man bei den leitenden Staatsmännern Deutschlands die geringste Zuneigung für Italiens liberale Institutionen voraussetzte. So lange dieselben den Zielen der gegenwärtigen Freundschaft nicht schaden, kümmert man sich öffentlich nicht um dieselben und macht gute Miene zum bösen Spiele. Geben sie aber Anlaß zu einer Störung der Pläne, welche sich die deutsche Diplomatie vorzeichnet, so greift man sofort ein, wie es seiner Zeit gelegentlich der irredentistischen Bewegung geschah.

Anders liegt es mit den Sympathien des deutschen Volkes für das italienische und umgekehrt. An ihnen hat die conservative Klasse Deutschlands keinen oder doch nur einen ganz verschwindend winzigen Antheil. Die Klerikalen stehen jeder Zuneigung fremd und feindlich gegenüber. Das gemeinsame Gefühl, welches in Deutschland wie in Italien alle liberalen Parteien zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß freiheitliche Institutionen der beste Kitt sind für die Befestigung der nationalen Freiheit, allein ist es, welches eine lebhafte Sympathie zwischen den beiden Nationen in ihrer größten Mehrheit hervorgerufen hat. Daß die politische Situation Europas Italien einen Platz anwies, der es einer so stark conservativen Regierung, wie der Deutschlands, sogar trotz seines revolutionären Ursprungs und seiner innern Freiheit als Bundesgenossen erwünscht macht, ist nur ein glücklicher Zufall.

Ist man sich über diese Sachlage klar, so wird man auch die Züge auf dem europäischen Schachbrette allmählich verstehen lernen, welche man mit dem Papstthum bald in der Presse, bald in der Diplomatie bezüglich Italiens zu machen beliebt. Je nachdem es die Umstände erfordern, wird bald diese bald jene Macht das Papstthum gegen Italien auszuspielen versuchen. Preußen hat seine diplomatischen Beziehungen nicht allein wieder aufgenommen, um den Kirchenstreit in Deutschland beizulegen, sondern auch um sich eine Waffe gegen Italien zu verschaffen, welche man schon verschiedene Male gezeigt hat, um dem jungen freisinnigen Staat begreiflich zu machen, wie er sich gewissen Wünschen anzuschmiegen hat. Nicht umsonst hat das Papstthum während der letzten Jahre in der vatikanischen Presse stets das Bündniß der Fürsten mit dem Papste gepredigt, um dem Liberalismus und Socialismus, welche der h. Vater gern in einen Topf wirft, gemeinsam den Garaus zu machen. Diese Bemühungen sind nicht ohne Erfolg geblieben. Die Wiedererrichtung der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan; die gemeinsame Feindseligkeit der deutschen Regierung und des Vatikans gegen alles Liberale; die bekannten Preßmanöver der „Post", welche vor einigen Jahren ganz unerwartet die Frage der weltlichen Herrschaft des Papstes zu nicht geringer Verwunderung des italienischen Bundesgenossen in ähnlicher Weise wieder auf das Tapet brachte, wie es unlängst von Neuem die „Grenzboten" thaten; die allerdings nicht von dem gewünschten Erfolg gekrönte Reise des deutschen Kronprinzen in den Vatikan, der die geschmeidige Geschicklichkeit der italienischen Diplomatie einen ihr sehr günstigen Anstrich zu geben verstand; das von Wien aus zuerst in die Welt geschleuderte Gerücht von der wegen der Propogandaangelegenheit geplanten Abreise des Papstes von Rom — das Alles sind Anzeichen dafür, daß die stets wachsende conservative Strömung in den Regierungskreisen jenseits der Alpen auf die angebotene Bundesgenossenschaft des Papstthums hinsteuert, ohne allerdings bis jetzt zu erklären, ob der Augenblick eintreten kann, in welchem die Freundschaft für den Vatikan und deren eventuelle Nützlichkeit nicht jene für Italien aufwiegt, falls letzteres sich weigern sollte, in das Fahrwasser der Reaction einzulenken. Wie groß aber der Werth ist, den conservative Regierungen auf die Intimität mit der Curie legen, beweist der Umstand, daß sie freiwillig die Augen schließen, um die eigenen Mißerfolge ihrer Diplomatie beim Vatikan nicht zu sehen. Man muß sich große Dinge von der Freundschaft des Vatikans versprechen, wenn man ruhig und geduldig die Wege des Labyrinths mitwandelt, auf

welche die Curie jede Frage mit großer Gewandtheit zu schleppen versteht, während sie offenbar jeden Tag mehr zu dem Bewußtsein kommt, daß nichts wirksamer zur Hebung ihres wankenden Ansehens beigetragen hat und noch beiträgt, als die Sprödigkeit, mit welcher die päpstliche Staatskanzlei das Entgegenkommen des Fürsten Bismarck erwidert. Selbst die gefällige Wiedererweckung der römischen Frage in der „Post" und in den „Grenzboten" hat den Vatikan noch nicht veranlaßt, von dem bisherigen Wege abzuweichen. Man wird inzwischen in den Mauern der geistlichen Zwingburg täglich selbstbewußter; je mehr man um Zugeständnisse beim Papst wirbt, je zäher wird man; das jahrelang von Leo XIII. den Conservativen und den Fürsten aller Nationen durch die päpstliche Presse gratis angetragene Bündniß gegen den Liberalismus will man jetzt im Vatikan theuer verkaufen auf dem Gebiete kirchlicher Zugeständnisse im Innern der verschiedenen Länder. Die Wiederherstellung der weltlichen Macht, die von den „Grenzboten" geträumte, allerdings bescheidenere freiwillige Verlegung der Residenz von Rom nach Florenz oder nach Neapel, betrachtet man, trotzdem man öffentlich natürlich das Gegentheil versichert, im Vatikan doch nur noch als eine Fata Morgana. Im Vatikan ist man davon gerade so fest überzeugt, wie im Quirinal, daß davon, so lange ein einiges Italien existirt, nicht die Rede sein kann. Nicht minder gewiß ist man an beiden Orten, daß der Papst Rom nicht verlassen wird. Eben gerade weil eine gesunde Politik nicht auf Empfindlichkeit beruht, sondern auf Interessen, liegt dieses Ereigniß gegenwärtig außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit. Der Papst kann und wird Rom nur verlassen, wenn er dadurch wirkliche Vortheile und größere Freiheit für sich und die Kirche erringen kann, oder falls ihm die Abreise von Rom eine Bürgschaft bietet, daß er dahin über kurz oder lang unter besseren Bedingungen, vielleicht sogar als weltlicher Herrscher zurückkehrt.

Diese zweite Hypothese wagt selbst keine conservative Regierung Europas mehr aufzustellen. Niemand hat 1870 oder später auch nur einen Finger gerührt, um den Papst wieder auf den weltlichen Thron zu heben. Die Einziehung der Kirchengüter ist nach der von keiner Macht Europas bestrittenen Besitznahme Roms durch Italien ruhig vor sich gegangen; die Abschaffung der Mönchsorden hat keinen Kreuzzug gegen Italien heraufbeschworen; weder der letzte noch der jetzige Papst haben es ernst gemeint mit dem über das Haus Savoyen verhängten Kirchenbanne; ohne Widerruf zu leisten erhielt Victor Emanuel die letzte Oelung und ein christliches Begräbniß im Pantheon; erst vor wenigen Wochen gestattete der Papst einem Cardinal einen neugeborenen italienischen Prinzen, den Sohn des Herzogs von Genua, eigenhändig in Gegenwart des im Bann liegenden Königs zu taufen; das Conclave selbst verschmähte es s. Z. seinen Sitz nach dem Auslande zu verlegen, indem es ungestört die Wahl Leo XIII. im Vatikan vollzog; auch der bedenkliche Augenblick, in welchem die Kurzsichtigkeit und momentane Schwäche der italienischen Regierung die bedauerliche Leichenschändung an Pius IX. in der Nacht am 13. Juli 1881 möglich machte, ging seiten des Papstes Leo unbenützt vorüber; er zog es damals wie früher bei seiner Erwählung vor, Rom nicht zu verlassen. Und wie alle die obenerwähnten kritischen Momente, in denen der Vatikan gewaltig in das Sturmrohr blies, folgenlos vorübergingen, so wird es auch bezüglich der Propaganda wiederum der Fall sein. Die Noten des Cardinals Jacobini werden in den diplomatischen Archiven der europäischen Regierungen einfach verstäuben; sie können vom Glücke sagen, wenn es in Folge des großen Lärms Niemandem einfällt, Nachforschungen über die Herkunft der großen Güter des berühmten Institutes, deren Convertirung so viel Gezeter hervorrief, anzustellen; gewisse vor den italienischen Gerichten gegenwärtig anhängige Erbschaftsprocesse, welche unter den päpstlichen Regierungen gewaltsam verhindert wurden, legen Zeugniß dafür ab, welch weites Gewissen das fromme Institut hatte, wenn es sich darum handelte, Testamente, sogar berühmter Cardinäle, in denen es sich um ebenso viel Millionen handelt, als die Propaganda überhaupt zu besitzen behauptet, geheim zu halten oder zu verstümmeln zu eignen Gunsten, indem man ganze Familien, welche erbberechtigt waren, ins Elend stieß.

Der Papst wird, wir wiederholen es, Rom nicht verlassen, und zwar nicht allein, weil er wohl weiß, daß ihn heutzutage keine Macht nach Italien zurückführen will noch kann, sondern weil er längst eingesehen hat, daß es ihm und der Curie sowie der Kirche überall schlechter gehen würde, als unter den jetzigen Verhältnissen in Rom. Die Vergangenheit kommt nicht zurück, die Hoffnung auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht ist unwiederbringlich verloren; es kommt also in Italien bezüglich des Papstthums nur noch die Frage über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Betracht. Wohin der Papst seine Schritte auch wenden möge, nirgends wird er das Maß der Freiheit finden, welches er in Rom genießt. Im Vergleich zu seiner früheren Machtstellung in Rom mag er das selbst mit Recht bestreiten, aber da sich die Geschichte nicht rückgängig machen läßt, so muß auch er heute seine Betrachtungen von einem anderen Gesichtspunkte, d. h. von jenem der vollendeten Thatsachen aus anstellen. Diese Betrachtungen aber werden den Papst davon überzeugen, daß kein conservativer Staat der Welt, schon seiner eignen Natur wegen, in der Lage ist, ihm die Freiheit zu bieten, welche ihm ein liberaler Staat unbedenklich gewähren kann. Benutzt er aber die ihm gewährte Freiheit nicht, so beweist das keineswegs, daß dieselbe in Italien und speciell in Rom nicht vorhanden ist. Die Freiheit, welche der Vatikan so sehr verabscheut, kommt ihm wider Willen in Rom selbst zu Gute. Nirgend anderswo würde er dieselben finden; am allerwenigsten in einem conservativen Staate. Gesetzt auch man würde den Papst in einem anderen Lande aus Höflichkeit wie einen fremden Souverain behandeln, so erscheint es doch sehr zweifelhaft, ob irgend eine Regierung geneigt wäre, den Cardinälen gesetzlich die Immunitäten zuzugestehen, welche sie hier genießen auf Grund des viel geschmähten Garantiegesetzes. Oder ist es vielleicht eine ausgemachte Sache, daß man in dem neuen Asyl, falls der Papst ein solches suchen und finden sollte, die Erziehung der Geistlichkeit so massenweise, ohne Unterschied der Nation, frei und unbeschränkt vornehmen kann wie in Rom, während das italienische Volk und seine Regierung recht wohl wissen, daß jeder Seminarist, welchem Volke er auch angehöre, in der römischen Schule zu einem Feinde Italiens erzogen wird? Nirgends würde das Papstthum eine so unbeschränkte Kanzelredefreiheit und eine so freie geistliche Amtsausübung finden, als wie in Italien. In der Klösteraufhebung und Einziehung der Kirchengüter u. s. w. sind Italien aber weit conservativere Staaten um viele Jahre vorausgeeilt. Es wäre eine sonderbare Verblendung, wenn man im Vatikan nicht begriffen hätte, daß eine Auswanderung aus Rom einem Selbstmorde gleichkommen würde. Und in der That hat man es auch eingesehen. Aber man darf es und kann es nicht eingestehen. Man weiß sehr gut im Vatikan, daß die gegenwärtige Situation durchaus nicht unhaltbar ist. Man lasse dieselbe sich nur ruhig weiter entwickeln, ohne durch neue Verträge und Abmachungen einzugreifen, die ja doch immer leicht gebrochen werden können. Die Natur der Dinge ist stärker als jedes menschliche Gesetz. Sie wird Alles allmählich zwischen dem Papstthum und Italien ganz von selbst ausgleichen. Die Nothwendigkeiten des Augenblicks, gegen welche es ebenso wenig auf italienischer als auf vatikanischer Seite eine Berufung gibt, weil sie meistens sofort gelöst werden müssen, schaffen langsam aber mit sicherem Schritte einen modus vivendi, den man vergeblich durch diplomatische Untersuchungen herzustellen versuchen würde. Derselbe wird die Curie immer mehr auf ihre geistliche Mission zurückdrängen, wofür jeder aufrichtige gläubige Katholik den neuen Verhältnissen in Rom nur Dank wissen sollte. Die religiöse Freiheit ist in Italien für den Papst ebenso wenig beschränkt wie für den letzten Bürger; des Papstes Schuld allein ist es, wenn er sein geistliches Amt in Rom nicht öffentlich ausüben will, wie vor 1870. Die Pflicht der Selbsterhaltung würde Italien hinreichend zwingen, für seine volle Sicherheit zu sorgen. Wer stört heute den Papst im Vatikan? Niemand, obgleich er die Garantiegesetze, welche Italien beobachtet, nie an-

erkannt hat! So oft es Pius IX. wie Leo XIII. beliebte, viele Tausende von Pilgern auf einmal zu empfangen, haben beide Päpste die Peterskirche schließen lassen und sind in dieselbe hinabgestiegen. Zu Tausenden wurden Eintrittskarten durch die Pfarrer Roms bei solchen Gelegenheiten auch an Italiener vertheilt; wie leicht hätten sich nicht anders, nicht päpstlich Gesinnte, derselben bemächtigen und im Innern des ungeheuren Tempels gefährliche Scenen ins Leben rufen können! Nichts von alle dem aber ist je geschehen, so oft Leo XIII. auch in der Fülle seines priesterlichen Glanzes in der Basilika erschien. Wer hat ein Wort der Irreverenz gegen ihn geschleudert, als er am Tage seiner Erwählung auf dem innern Balcon der Peterskirche Hunderttausenden von Römern und Fremden öffentlich den Segen ertheilte? Hätte Leo XIII. an jenem Tage den Muth gehabt, auf den äußeren statt auf den inneren Balcon zu treten, so hätte er mit einem Schlage den thörichten Gefängnißbann gebrochen, den der schlechtberathene Pius IX. auch auf seinen Nachfolger vererbte. Man muß Augenzeuge jenes denkwürdigen Tages gewesen sein, um es zu begreifen, wie unendlich leicht es damals dem neuen Papste gewesen wäre, die Schranken einzureißen, welche ihn nicht mehr als weltlichen Fürsten, sondern auch als Haupt der Kirche von Italien und von Rom trennten. Die Hunderttausende, welche den Petersplatz an jenem Nachmittage füllten, dachten nicht mehr, weder im freundlichen noch im feindlichen Sinne, an den weltlichen Herrscher, sondern lediglich an den neuen Statthalter Christi, den sie gerade so wohlwollend auf dem historischen Platze begrüßt hätten, wie sie es im Innern der Kirche, welche für Jedermann geöffnet war, thaten. Kann man einen bessern Beweis für diese Voraussetzung liefern, als durch die Thatsache, daß in jenem Augenblicke fast alle Cardinäle, welche noch die Conclavezimmer bewohnten, in den Fenstern des Vatikans lagen und unbeleidigt dem selten gewordenen Schauspiele so großer Volksmengen auf dem Petersplatze ruhig zuschauten?

Den Ultramontanen aller Länder, denen es übrigens schwer werden dürfte, obige Thatsache abzuleugnen, mag die gegenwärtige Situation zwischen Vatikan und Quirinal unhaltbar erscheinen. Den Italienern, welche am meisten dabei interessirt sind und dem Papste am nächsten wohnen, liegt eine solche Anschauung vollkommen fern. Sie zucken die Achseln und lächeln über die Schwerfälligkeit, mit der conservative und andere fremde Regierungen dem Vatikan diplomatisch in Dingen häufig vergeblich beizukommen suchen, die man in Italien nach den einfachen Regeln des gewöhnlichen Hausrechts ordnet, ohne sich um die Meinung der Curie im Geringsten zu kümmern. Der Culturkampf ist für Italien ein geschlossenes byzantinisches Buch, in welchem nicht einmal die klerikalen Italiener, geschweige denn die liberalen zu lesen verstehen. Man hat es beispielsweise nicht einmal für nöthig gehalten, Strafbestimmungen zu schaffen für die Priester, welche die Bevölkerung lange Zeit dazu verführten, nur kirchliche Ehen, statt standesamtliche zu schließen. Die civilrechtlichen Folgen dieser vom Staate nicht anerkannten Bündnisse haben aber das Volk und die Priester rasch von diesem für die Betreffenden verhängnißvollen Verfahren geheilt. Statt gegen den Staat wandte sich der Zorn gegen die Priester, als die Urheber des aus solchen Ehen entstandenen Unheils; dieselben werden deshalb auch täglich seltener auch ohne Culturkampf. Die Neffen des Papstes haben sich erst kürzlich den Vorschriften des Standesamtes gefügt, wie jeder andere Italiener auch.

Dieses Beispiel bezüglich der Eheschließung findet hinsichtlich der angeblich unhaltbaren Situation in Rom tausendfache Analogien in allen übrigen Beziehungen zwischen Kirche und Staat. Nirgends sind daher, so paradox es klingen mag, die wirklichen Reibungen zwischen diesen beiden großen socialen Institutionen so gering, wie in Rom. Man vermeidet gegenseitig so viel wie möglich jede kleinliche Chicane. Man läßt der päpstlichen Presse die unbeschränkteste Freiheit, man läßt die Priester aller Nationen in Rom predigen wie es ihnen beliebt, nie fällt es dem Staat ein, sich um das Messelesen zu kümmern. Für öffentliche Processionen bedarf es allerdings einer Erlaubniß seiten der Präfectur, gerade wie für alle Aufzüge, welche sich durch öffentliche Straßen und Plätze bewegen. Aber diese Erlaubniß wird fast nie verweigert. Wenn man aber trotzdem in Rom keine Processionen mehr sieht, so liegt das nur daran, daß die Kirche aus Trotz darauf verzichtet, solche zu veranstalten. Wir sagen aus Trotz, weil sie schon wenige Meilen vor den Thoren der ewigen Stadt anders denkt, und die Cardinäle, welche Suburbicarbischöfe werden, feierlich in großen Processionen in ihre Bisthümer einziehen läßt, wie es noch vor wenigen Wochen z. B. in Frascati der Fall war, als der englische Cardinal Howard von seinem neuen Stuhle Besitz nahm. Warum soll aber in Rom unmöglich sein, was in allen Städten Latiums fortwährend geschieht? Im Belieben der Kirche steht es daher einzig und allein, alle die alten Kirchenfeste wieder herzustellen. Wenn der Papst das aber nicht thut, so verleiten ihn dazu offenbar andere Gründe, als die unberechtigte Rüge über eine Behinderung seitens der italienischen Regierung, welche der Ausübung seines geistlichen Amtes keine Hindernisse in den Weg legt. Es ist daher außerordentlich sonderbar, daß man fortwährend das Thema von der Abreise des Papstes, von der Unmöglichkeit der gleichzeitigen Residenz des Königs und des Papstes in Rom von Neuem aufnimmt. Noch überraschender aber ist es, daß dies seitens der Organe einer protestantischen mit Italien befreundeten Regierung geschieht, welche sich vergebens abmüht, von dem Papste Zugeständnisse zu erreichen, welche sie durch einfaches Zusammengehen mit den liberalen Parteien auf dem Wege innerer Gesetzgebung im eignen Lande leicht zu erzielen vermöchte. Man rechne doch nur mit den vorhandenen Thatsachen. Der König Humbert und der Papst Leo XIII. leben doch thatsächlich schon lange friedlich nebeneinander in der ewigen Stadt, alle die Schwierigkeiten, welche zwischen Vatikan und Quirinal dieses Nebeneinanderleben nach der Behauptung der Klerikalen und Conservativen unerträglich machen sollen, sind in Rom vollständig unbekannt. Dieselben würden für den König von Italien erst entstehen an dem Tage, an welchem er den thörichten Rath der „Grenzboten" befolgen würde, seine Residenz nach Florenz zurückzuverlegen. In dem Munde eines radicalen Blattes würde ein solcher Rath logisch sein, in jenem eines conservativen ist derselbe unbegreiflich. Die Uebersiedelung der Residenz nach Florenz bedeutet nämlich nichts Anderes, als den Untergang der italienischen Monarchie. Deshalb ist auch derjenige in dem größten Irrthum befangen, welcher in einer solchen Uebersiedelung ein nationales Interesse Italiens erblickt, welches wegen einer unpolitischen Empfindlichkeit nicht geopfert werden dürfe. Diese sogenannte Empfindlichkeit bezüglich Roms als Hauptstadt Italiens mag den Klerikalen und Conservativen als eine solche erscheinen, im Herzen eines jeden Italieners ist dieselbe gleichbedeutend mit dem größten Ideal der Vaterlandsliebe, welches heute jede Frage über die Regierungsform in den Schatten stellt. Opfert die Monarchie Rom als Hauptstadt Italiens, so ist ihr Sturz besiegelt. Deshalb wird dieselbe auch trotz aller Rathschläge dem Worte Victor Emanuels treu bleiben: In Rom sind wir und in Rom bleiben wir. Ein Gleiches kann und wird auch Leo XIII. sagen und thun. Denn auf größere Freiheit für sich und die Kirche dürfte er anderwärts für immer vergebens hoffen. Leo XIII. ist ein viel zu welterfahrener und gescheidter Mann, um das nicht leicht begriffen zu haben.

Rom, Mitte Mai. Capitolinus.

Ueber die Vererbung geistiger Anlagen.

Von Otto Zacharias.

Wenn man das menschliche Leben in seiner Breite betrachtet, so drängt sich einem oft genug die Wahrnehmung auf, daß geistige und moralische Vorzüge selten in ungeschwächtem Maße von den Eltern auf die Kinder übergehen.

*

Es ist nur mit Einschränkung wahr, wenn Horaz im „Lob des Drusus“ singt:

Von Helden stammen Helden und Biedere;
Es lebt im jungen Farren, es lebt im Roß
Der Väter Kraft; kein wilder Adler
Zeugete friedlich gesinnte Tauben.

Im Gegentheil bietet sich dem Beobachter vielfach das betrübende Schauspiel dar, daß Männer von hervorragendem Genie ihren ruhmvollen Namen meistentheils auf recht unbedeutende Menschenkinder vererben. Wie oft ist in solchen Fällen die kurze, aber bei aller Kürze vollkommen verständliche Charakteristik am Platze, die sich in den Worten ausspricht: „Er ist der kleine Sohn seines großen Vaters!“

So verhält sich's wirklich in einer großen Anzahl von Fällen, und gerade diese sind es, welche zu der Frage anregen und berechtigen: worin denn eigentlich die Logik im Vererbungsprocesse liege, wenn sich Edles und Vortreffliches nicht ausnahmslos von den Eltern auf die Kinder fortpflanze.

Um hierüber einigermaßen ins Klare zu kommen ist es nöthig, daß wir uns erst darüber orientiren, was wir unter einer geistigen Anlage, einem „Talent“ (wie es im gewöhnlichen Leben heißt) zu verstehen haben.

Die Phrenologie macht es sich ziemlich leicht, um zu erklären, warum der eine Mensch in dieser, der andere in jener Beziehung seinem Mitbruder „über“ sei. Diese Pseudowissenschaft geht von der Annahme aus, daß für jedes Talent eine wohlumschriebene Gehirnprovinz existire, deren Fasercomplex in Function trete, wenn der Wille seinen Anstoß dazu gibt. Nach Ansicht der Jünger Galls und Scheves ist bekanntlich beim Menschen ein besonderer Zahlensinn, ein Organ für Formen- und Farbenunterscheidung, ein Zeit- und Ortssinn u. s. w. vorhanden, und je nach der Höhe und Ausbildung dieser Special-Sinne und -Organe hat der betreffende Mensch ausgesprochene Anlage zum Mathematiker, Modelleur, Maler u. dergl.

Diese Ansicht ist sehr populär geworden, weil sie — im eigentlichsten Sinne des Wortes — eine handgreifliche Demonstration zuläßt: vorausgesetzt natürlich, daß man die phrenologischen Prämissen acceptirt. Geschieht das, so kann man hervorragende Verstandes- und Gemüthseigenschaften als wirklich tastbare „Hervorragungen“ in Form von Höckern und Beulen am Schädel diagnosticiren. Nach denselben Prämissen, d. h. unter Annahme besonderer Organe für dieses oder jenes Talent, ließe sich auch begreifen, wie eine Anlage im individuellen Leben durch Uebung gesteigert und in erhöhtem Grade auf die Nachkommenschaft vererbt werden könnte. Durch mnemotechnische Kunstmittel ließe sich z. B. das Gedächtniß dann in ganz derselben Weise kräftigen, wie die Armmusculatur durch Turnen, oder die Lunge durch Singen und Bergsteigen. Aber ein Talent ist nicht auf den Besitz eines besonders stark ausgebildeten Hirntheils zurückzuführen. Wissenschaftlich steht lediglich fest, daß die Hirnhemisphären Kräfte zu entwickeln vermögen, die wesentlich zur Hervorbringung der Erscheinungen dienen, die wir Verstand und Willen nennen; aber es fehlt an jedem ausreichenden Beweis dafür, daß die Manifestation einer besonderen Seite der geistigen Befähigung auch jedesmal einer besonderen Stelle der Hirnhemisphären zuertheilt wäre.

Die besonderen Fähigkeiten und Talente beruhen vielmehr auf dem Zusammenspiel mehrerer geistiger Anlagen, und dieses wird wiederum erst ermöglicht durch eine erhöhte Leitungskraft gewisser Nervenbahnen.

Vergegenwärtigen wir uns die Sachlage an dem Beispiele des Redner-Talentes, an der beneidenswerthen Fähigkeit, jeden aufsteigenden Gedanken sofort und unverzüglich in das entsprechende Wortgewand zu hüllen. Dieses Talent beruht auf dem Zusammenwirken einer sehr großen Anzahl von einzelnen Momenten.

Klarer und zusammenhängender Gedankengang ist das erste Erforderniß bei einem Redner. Es muß demnach eine sehr wegsame Verbindung zwischen den einzelnen Erinnerungsbildern bestehen, so daß immer zur rechten Zeit das erforderliche Material, die Rede weiter auszuspinnen, vorhanden ist. Aber das ist nur eins von den vielerlei Erfordernissen, denen durch die Person des Redners entsprochen werden muß. Da ist ferner eine äußerst prompte Innervation und eine sehr schnelle Bewegbarkeit der Muskeln der Lippen, der Zunge und des Kehlkopfs von Nöthen; auch die Athmung muß in einem etwas rascheren Tempo unterhalten werden. Hierzu kommt noch die Ausführung gewisser Gesten und Geberden, etwas Aufmerksamkeit auf die eigene Körperhaltung und auf die Stimmung des Zuhörerkreises, den man vor sich hat. Alles das kostet Nervenkraft und macht außerdem noch eine erhöhte Functionsfähigkeit aller der Leitungswege nothwendig, auf denen diese Kraft zu den verschiedenen körperlichen Apparaten, die in Action treten müssen, hingelangt.

Aehnlich verhält es sich auch mit anderen Talenten. Zum Naturforscher gehört nicht blos ein gutes Auge und eine sichere Hand, um andauernd ins Mikroskop schauen und das Wahrgenommene nachzeichnen zu können. Es ist zum Forschen auch eine gute Dosis Phantasie nöthig, um sich mit Hülfe derselben Dinge vors geistige Auge zu stellen, die mit dem leiblichen nicht mehr wahrzunehmen sind. Vor Allem aber muß im Herzen des echten Forschers eine leidenschaftliche Wahrheitsliebe vorhanden sein, wenn er kein Sudler in seinem Fache, sondern ein Mann sein soll, der die Wissenschaft mit wirklich neuen Entdeckungen zu bereichern im Stande ist. Besäße ein Mensch aber auch diese Wahrheitsliebe und verstände nicht, seiner Phantasie im entscheidenden Momente den Zügel anzulegen, so möchte er zu vielen Geschäften in der Welt noch ganz wohl tauglich sein, aber zum Naturforscher wäre er völlig verdorben.

Ich führe diese beiden Beispiele nur zum Beweise dafür an, daß jedes Talent auf dem complicirten Ineinandergreifen einer ganzen Anzahl von geistigen (und zum Theil auch körperlichen) Fähigkeiten beruht, und durchaus nicht etwas Einfaches ist, das man sich ohne Weiteres von einer Generation auf die andere übertragen denken könnte.

Zu dieser Ansicht bekennt sich auch ein feinsinniger und philosophisch denkender Naturforscher, Prof. August Weismann, in einer zu Ende des vorigen Jahres erschienenen Schrift über Vererbung.*) Auf S. 45 derselben heißt es: „Mir scheint das Talent auf glücklicher Combination ererbter, einseitig gesteigerter, aber im Allgemeinen schon hoher geistiger Anlagen zu beruhen.“

Auch Prof. Weismann ist also der Ansicht, daß das specifische Talent erst durch eine „Combination und Steigerung ererbter Anlagen“ entsteht, nicht aber als solches von einer Generation auf die andere übertragen werden kann.

Der Vater des großen Componisten Händel war Wundarzt und es ist nichts darüber bekannt, daß er eine prononcirte Begabung für Musik besessen hätte. Ebenso wenig war der berühmte Mathematiker Gauß der Sohn eines Rechenmeisters. Der Vater des bekannten Darwinianers Ernst Häckel war Verwaltungsbeamter in hoher Stellung, und es verlautet nichts davon, daß er sich mit botanischen oder zoologischen Studien befaßt hätte. Dennoch gibt Häckel in der Vorrede zu seiner „Generellen Morphologie“**) folgender Ueberzeugung Ausdruck: „Wenn mein Werk, wie ich zu hoffen wage, zur weiteren Entwicklung der Wissenschaft (Zoologie) beitragen sollte, so bin ich weit entfernt, mir dies als mein freies Verdienst anzurechnen. Denn die persönlichen Eigenschaften, welche mir die große und schwierige Aufgabe zu erfassen und durchzuführen erlaubten, habe ich zum größten Theil durch Vererbung von meinen trefflichen Eltern erhalten.“

Das was vererbbar ist, kann nach allen diesen Beispielen nur eine gewisse geistige Energie sein, eine erhöhtere Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und ein prompteres Zusammenspiel der einzelnen geistigen Fähigkeiten. Letzteres kann natürlich erst bemerkbar werden, wenn Erziehung und Bildung das Material

*) Jena 1883, Gustav Fischer.

**) Berlin 1866. I. Band. S. XI.

zur Bethätigung herbeigeschafft haben. Aber die Disposition dazu ist sicherlich angeboren, und dieser Umstand läßt es als unabweislich erscheinen, auch in den Eltern eines großen Mannes, selbst wenn diese ganz unberühmt geblieben sind, eine schlummernde Tendenz zur Manifestation menschlicher Größe vorauszusetzen. Aus nichts kann nichts kommen — das ist ja selbstverständlich!

Zur Stützung der Ansicht, daß Talente in der That nur bestimmte Combinationen hochentwickelter Geistesanlagen sind, die sich minder entwickelt in jedwedem Gehirn vorfinden, kann angeführt werden: daß sehr häufig mehrere Talente in einer und derselben Person auftreten. Viele Maler sind zu gleicher Zeit vorzügliche Musiker gewesen, und sehr häufig kommt es vor — worauf Weismann mit Recht hinweist — daß man geringere Grade beider Talente in einem Menschen vereinigt sieht. Andererseits begegnen wir in der Familie Feuerbach einem bedeutenden Juristen, einem berühmten Philosophen und einem namhaften Maler; in der Familie Mendelssohn einem Philosophen und einem Musiker. Einen Beweis dafür, daß die äußeren Verhältnisse eine entscheidende Rolle dabei spielen, in welcher Weise vorhandene große Anlagen zu Tage treten, gibt uns die Culturgeschichte. Als Deutschland an politischer Zerrissenheit krankte, schossen die dichterischen Talente wie Pilze aus der Erde; nach dem Erscheinen von Kants „Kritik der reinen Vernunft", die aller metaphysischen Speculation ein Ende machen wollte, traten eine ganze Reihe bedeutender Denker hervor, von denen gewiß manche (wenn sie heute gelebt hätten) zu Naturforschern geworden wären. Wer Huxleys Schriften aufmerksam liest, der wird sich der Meinung nicht verschließen können, daß dieser scharfsinnige Physiolog, wenn er zufällig in die juristische Bahn gerathen wäre, sicherlich einen ausgezeichneten Sachwalter und Vertheidiger abgegeben hätte. Dieselbe bündige Art der Beweisführung, dasselbe schlagfertige Beantworten jeder Art von Einwänden, dieselbe oratorische Begabung — alles das wäre in einer Gerichtsverhandlung genau ebenso am Platze gewesen, wie in einer physiologischen Vorlesung mit Demonstrationen.

Die sogenannten Talente scheinen hiernach nicht auf der Steigerung und Uebung einer bestimmten Gehirnqualität zu beruhen, sondern den Ausfluß, gewissermaßen das Nebenprodukt des im Allgemeinen hochentwickelten menschlichen Geistes darzustellen. Oder um mit Weismann zu reden: „Ein großer Künstler ist stets auch ein großer Mensch, und wenn ein solcher für seine Begabung nach der einen Seite äußerliche Hemmung findet, so bricht sie sich nach der andern freie Bahn."

Es ist schon oben erwähnt worden, daß in den Erzeugern eines bedeutenden Menschen die Disposition zu einer höheren Bethätigung der Gehirnfunctionen bereits als vorhanden vorausgesetzt werden muß. Diese Disposition muß sich — wenn sie in der nächsten Generation zum Vorschein kommen soll — auch auf den Keim übertragen, wenn wir auch nicht wissen (und vielleicht niemals wissen werden), wie diese Uebertragung stattfindet. Aber wie die kleine Eichelfrucht potentia den riesigen Baum in sich birgt, der später einmal alle Birken und Buchen seiner Umgebung in den Schatten stellen wird, so muß auch der erste materielle Anfang eines später zu großer Bedeutung gelangenden menschlichen Individuums in irgend einer Weise von den Anfängen, die einen Hinz und einen Kunz aus sich hervorgehen lassen, verschieden sein. Der namhafte amerikanische Essayist Ralph Waldo Emerson sagt drastisch und treffend in einem Aufsatze, der die Ueberschrift „Fatum" trägt: „Wenn wir die optischen Mittel hätten, die einzelnen Keimzellen menschlicher Wesen zu durchmustern, so würden wir schon zu sehr früher Stunde entdecken können, ob das noch ungeborne Geschöpf später zur Partei der Whigs oder zu der der Tories gehören wird." Es ist klar, was der scharfsinnige Mann hiermit sagen will. Das Fatum ist schon lange vor der Zeit, da man uns in eine Wiege bettet, über uns verhangen. Kein Fatum zwar im Sinne des Korans, sondern ein solches im Sinne der modernen Entwickelungsgeschichte, das aber nicht minder ehern ist.

Woher es freilich kommt, daß sich aus der einen menschlichen Keimesanlage ein Goethe oder Shakespeare, und aus einer andern ein Individuum mit Durchschnittsintelligenz entwickelt, das ist für uns zur Zeit völlig unergründbar; wir können nicht einmal eine Hypothese darüber aufstellen.

Was dagegen die andere Frage betrifft, woher es kommen möge, daß übernormale Individuen, bedeutende Dichter und Denker, sehr oft Kinder haben, auf die kaum ein Hauch von dem Geiste ihres Erzeugers übergegangen zu sein scheint — was diese Frage betrifft, so ist sie eher einer Beantwortung fähig. Und zwar finden wir eine ziemlich befriedigende (wenn auch nur hypothetische) Antwort darauf, wenn wir uns auf den Standpunkt der Pangenesistheorie Darwins stellen.

Diese Theorie ist in weiteren Kreisen nicht hinlänglich bekannt geworden. Ich will sie daher in kurzen Worten charakterisiren. Darwin nahm, um die räthselhafte Erscheinung der Vererbung zu erklären, an, daß der elterliche Organismus während seines ganzen Lebens aus allen seinen Elementartheilen (Zellen) Keimchen absondere, welche sich zur Begründung der folgenden Generation wieder zusammenfügen und zu den betreffenden Theilen, aus denen sie ursprünglich hervorgegangen sind, wieder entwickeln. Wenn sich also ein Kind allmählich zum Manne entwickelt, so wachsen alle jene Keimchen, welche in der Körpermasse des Neugebornen enthalten sind, zu Zellen und Zellencomplexen aus, so daß die Wirkung eine stete Vergrößerung und Weiterausbildung des kindlichen Körpers ist — bis als Endresultat ein in körperlicher und geistiger Beziehung den Eltern ähnlicher Organismus zu Tage tritt.

Es ist nun zu vermuthen, daß die Absonderung solcher Darwin'schen „Keimchen" aus den Nerven und dem Gehirn von Menschen, deren Geist in außergewöhnlicher Weise functionirt, weniger ergiebig von Statten geht, als in den bezüglichen Organen von ruhiger dahinlebenden Erdenbürgern, die zwar potentiell eine große geistige Energie besitzen, dieselbe aber nicht so intensiv in Anspruch nehmen, wie eine Capacität auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet. Hieraus würde es sich erklären, daß geistige Heroen selten wieder intellectuelle Größen erzeugen, und daß bedeutende Männer am häufigsten aus den mittleren Volksschichten hervorgehen, wo ein mäßiger Kampf um die Existenz alle geistigen und körperlichen Eigenschaften in Uebung und bei Kraft erhält, ohne dieselben nach irgend einer Richtung hin überanzustrengen. Das Bürgerthum ist darum nicht blos im politischen und nationalökonomischen Sinne die Hauptgrundsäule des Staatswohles, sondern auch in Bezug auf das physische Wohlbefinden eines Volkes, in Bezug auf die Erhaltung eines normalen, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelten Menschenschlages, ist die Erhaltung eines tüchtigen Mittelstandes von größter Wichtigkeit. So sind wir an der Hand einer Untersuchung, die ursprünglich mit einer sehr abseits liegenden Erörterung begann, mitten in den Brennpunkt der Tagespolitik versetzt worden, und gewinnen aufs Neue die Ueberzeugung, daß des Lebens goldener Baum, im Lichte der Theorie betrachtet, nichts von seiner anziehenden Frische verliert.

Literatur und Kunst.

Sängerloos.

Von Emanuel Geibel.*)

Der Sänger steht am Rand der Fluthen,
Die treue Cither in der Hand,
Da dämmert fern in dunklen Gluthen
Vor ihm empor der Liebe Strand.

*) Im Frühjahr des Jahres 1835 besuchte Emanuel Geibel seinen älteren Bruder Friedrich, der damals Lehrer der fürstlichen Prinzen war, in Detmold und lernte bei dieser Gelegenheit meinen väterlichen Freund,

Und in der Wogen Purpurschimmer
Stürzt sich der kühne Jüngling fort
Und ringt, ein mutherfüllter Schwimmer,
Mit aller Kraft zum hellen Port.

Und sieh, die blauen Wogen tragen
Ihn schaukelnd hin in raschem Lauf,
Es krönt der Preis sein muth'ges Wagen,
Das Wundereiland nimmt ihn auf.
Er schauet freudig, was er nimmer
In seiner stillen Brust geahnt,
Daß er zu sel'gem Himmelsschimmer
Sich unbewußt den Weg gebahnt.

Die Blumen hauchen leise Klänge,
Die Quellen rauschen wunderbar,
Geheimnißvolle Geistersänge
Durchziehn die Lüfte duftig klar.
Empor aus blauen Wogen tönen
Die Schwanenlieder liebesüß,
Und hell umstrahlt von allem Schönen
Erschließt sich ihm das Paradies.

Er schaut's, und in des Lichtes Fülle
Will er sich stürzen gluthgedrängt,
Da mahnt's ihn, daß die Erdenhülle
Die freie Seele noch umfängt.
Und willig senket er die Flügel
Und läßt vom überkühnen Lauf,
Doch in der Brust krystall'nen Spiegel
Nimmt er das Wundereiland auf.

Und sieh, bald rollen dunkle Wogen
Sich über den ergrünten Strand,
Vom Fluthenschwalle überzogen
Versinkt das schöne Wunderland.
Er treibt dahin. In weiter Runde
Ist ihm kein Rettungsport enthüllt,
Doch in des Busens tiefstem Grunde
Trägt er des Paradieses Bild.

Und wie er nun in sel'gem Schauen
Sich in sein eig'nes Selbst versenkt,
Da muß der Trost herniederthauen,
Der ihn mit Himmelsfreuden tränkt.
Es tönt wie kühle Geisterschwingen
Mit sanftem Rauschen um sein Ohr,
Der Blick wird hell, die Pforten klingen,
Und leise zieht es ihn empor.

---

den jetzigen Seminar-Oberlehrer H. Steinhagen, der den Elementarunterricht der jungen Prinzen leitete, kennen. Die Güte des letztgenannten Herrn gestattet es mir, obige Dichtung Geibels mittheilen zu können, die meines Wissens sich in seinen gesammelten Gedichten nicht findet und doch nach Form und Inhalt wohl verdient, bekannt zu werden. — Herr Oberlehrer Steinhagen theilte mir über sein Zusammentreffen mit Geibel ungefähr Folgendes mit:

Eines Tages, im Frühling des Jahres 1835, machte ich mit Geibel einen weiteren Spaziergang in der Umgebung von Detmold. Auf einem der schönsten Aussichtspunkte, dem Königsberge, hielten wir längere Rast und freuten uns der herrlichen Aussicht in das liebliche Thal der Berlebecke. Hier theilte mir Emanuel auf meinen Wunsch einige seiner Gedichte mit, die er mit klarer, wohltönender Stimme vortrug. Ich hatte früher der Behauptung des Raths Geibel, das schönste Deutsch werde in Lübeck und im Eutin'schen geredet, widersprochen; bei Emanuel Geibel fand ich diese Behauptung vollständig bestätigt, so schön und wohllautend war sein Vortrag. — Am Abend langten wir wieder in Detmold an, und der Dichter, den ich in den vergangenen schönen Stunden lieb gewonnen, verehrte mir auf meine Bitte zum Andenken an den gemeinsamen Spaziergang eines seiner Gedichte, das mir besonders gefallen hatte: Sängerloos. So ist das schöne Gedicht in meine Hände gekommen, und ich habe es seit dieser Zeit, besonders aber nach dem Tode des Dichters, als eine theure Reliquie aufbewahrt. —

Ich enthalte mich jedes Urtheils der obigen Jugenddichtung Geibels und überlasse es den Lesern, aus den jugendlichen Zügen, die aus diesem Gedichte in glühender Begeisterung hervorblicken, das liebe, wohlbekannte Bild des edlen Sängers, wie es uns Allen vor Augen steht, herauszufinden.

Bremen. Th. Kessemeier.

Berthold Auerbachs Briefwechsel.*)

Von Gustav Karpeles.

Ein Frühlings-Sonntagmorgen auf dem Lande. Weithin durch das Thal hallen die Klänge der Glocken aus allen Nachbardörfern mit wundersamer Harmonie in einem Ton zusammen. Auf allen Wegen sieht man festlich geschmückte Menschen einem Ziele, dem Dorfkirchlein am Hügel, zueilen. Nur hie und da schlägt Einer — ein Großbauer gewiß — einen Feldweg ein, der ihn durch die wogende Saat in den Tempel der Natur führt. Das, meine ich, wäre die rechte und echte Stimmung, um über das letzte Werk von Berthold Auerbach so aus der Fülle bewegten und harmonisch wieder beruhigten Herzens heraus zu erzählen, zu schreiben.

Von einer Kritik, wie sie Friedrich Spielhagen in seiner warmherzigen und geistvollen Einleitung anruft, wird, wie ich fürchte, diesem Buche gegenüber nicht die Rede sein können. Es wird sich nicht leicht ein Beurtheiler finden, und hätte er in der That dreifach gepanzertes Erz um die Kritikerbrust gelagert, der diesem Werke gegenüber die vornehme Objectivität würde aufrechterhalten können, die nothwendig scheinen möchte, um dasselbe streng und gerecht zu beurtheilen. Ich für mein Theil verzichte von vornherein auf diese kühle Objectivität; gern begnüge ich mich damit, eine bloße Anzeige gegeben und die Empfindungen ausgedrückt zu haben, die einen innigen Verehrer, einen warmen Freund des theuren Dichters bei der Lectüre dieses posthumen Werkes überkommen müssen.

Diese Empfindungen sind doppelter Natur. Zunächst das Gefühl einer aufrichtigen Bewunderung für den Charakter des Mannes, den wir Alle persönlich gekannt und den wir doch wieder so wenig gekannt haben, dann das Gefühl inniger Freude über die Wahrhaftigkeit dieser Natur, über die Uebereinstimmung des gesprochenen und des geschriebenen Wortes, ein Gefühl, das wahrhaft ergreifend und rührend wirkt. Und nun lese, wer da will, diesen Briefwechsel des Dichters, er sei welcher politischen oder religiösen oder literarischen Partei immer, er gehöre zu den Freunden oder zu den Gegnern Auerbachs, und wenn er ihn gelesen, dann sage er, ob er nicht die Empfindung gehabt, daß es ein reiner und edler Mensch gewesen, dessen Leben und Leiden aus diesen Blättern zu uns spricht, ein Mensch im Sinne Goethes, weil er edel, hülfreich und gut gewesen, und im Sinne Spinozas, da er nach jener wolkenlosen Klarheit und erhabenen Ruhe des Weisen gerungen, der „alles Einzelne und Particuläre als ein Endliches in den Abgrund der göttlichen Substanz versenkt" und unverwandt den Blick auf dieses ewig Eine gerichtet, hinter sich im wolkenlosen Schimmer Alles zurücklassend, was der gewöhnlichen Vorstellung des Menschen als ein Wirkliches und Bedeutendes erscheint.

Ueber diese rein menschlichen Empfindungen hinaus hat aber dieser Briefwechsel noch ein viel weiteres Interesse. Es ist nicht blos ein psychologisch, sondern auch ein historisch und literarisch merkwürdiges Werk, in dem die Generation ihre eigene Geschichte, das Bild ihrer Leiden und Wandelungen und ihres geistigen Lebens wie in einem Spiegel wiedererkennen wird, und aus dem der Culturhistoriker eines

*) Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

späteren Jahrhunderts die Züge wird abschildern können, die das unsrige im Guten wie im Schlechten auszeichnen. Auerbach hat einmal mit dichterischem Bewußtsein ein solches Werk schaffen wollen; es war sein „Waldfried". Was ihm dort nicht gelang, er hat es in diesem Werke, wie ich glaube, unbewußt aber aus der poetischen Intuition heraus vollbracht, die ihn während des ganzen Lebens nie verlassen, von der aus er alle Dinge dieser Welt betrachtete, und mit der sich schließlich sein ganzes Sein identificirte. Wunderbar ist dieses Zusammenklingen der beiden Werke in Stimmungen, Anschauungen und Empfindungen. Man kann sagen: „Waldfried" wird durch den Briefwechsel erklärt, und der Briefwechsel wird von „Waldfried" ergänzt. Und es ist überaus charakteristisch, daß Auerbach die Mängel, die der Roman aufweist, im Briefwechsel selbst anerkennt und klarer wie der schärfste Kritiker hervorhebt.

Ein sanguinischer Optimist, wie er nun einmal war, macht er natürlich alle Stadien jenes Temperaments und dieser Weltanschauung bei jeder Begebenheit vor unseren Augen durch. Vielleicht liegt nach dieser Seite hin der psychologische Hauptwerth dieser Publication. Es hat etwas Herzerfrischendes, in unserer von Schopenhauer so mächtig beeinflußten Zeit einem solchen Optimisten zu begegnen. Ein gesunder Kern steckt in dieser Natur, der sie immer auf die rechte Straße führt, mag auch das sanguinische Temperament ihn zu den kühnsten Träumen, sein unverwüstlicher Optimismus ihn zu den überschwänglichsten Hoffnungen verführen. Und unverwüstlich ist dieser Optimismus des Dichters; kein Ereigniß seines Lebens und keine Erfahrung kann ihn davon heilen; er bleibt ihm treu bis zum Tode. So wiederholt sich fast bei jedem neuen Werke dieselbe Scala der Empfindungen vom „Himmelhochjauchzend" bis zu dem „Zu Tode betrübt": die frohe Empfindung und das Glücksgefühl während des Schaffens, die hohe Befriedigung und Harmonie nach Abschluß, die Freudigkeit und der Stolz bei jeder Anerkennung, aber auch die Erkenntniß der Fehler und Mängel und nicht selten der Schmerz über ein mißlungenes Werk.

Eines aber bleibt sich in allen Stadien dieses reichbewegten Lebens gleich; das ist der sittliche Ernst des Schaffens, durch den Auerbach als Muster und Zierde unter allen Zeitgenossen hervorragt, sowie die unbedingte Hingabe an seinen Beruf und seine Arbeit. Spielhagen hat Recht, wenn er in seiner Einleitung sich an diejenigen wendet, welche ihr Ideal, Schriftsteller zu sein, im Sprunge erreichen möchten, sowie an Alle, welche glauben, daß man das Schriftstellern frei wie Essen und Trinken treiben könne und achselzuckend von Leuten sprechen, „die ihren Beruf verfehlt haben", indem er ihnen zuruft: „Hieher kommt ihr alle und seht, was es mit dem Berufe des Schriftstellers auf sich hat, und lernt Ehrfurcht vor diesem Berufe!"

Man fühlt es den Worten des Freundes an, daß sie aus dem tiefsten Herzensgrunde hervorkommen und auch seine innerste Ueberzeugung mit aussprechen. Ja, soweit ich es beurtheilen kann, hat die Freundschaft zwischen den beiden Dichtern von diesem Punkte aus, von der gleichen Auffassung des dichterischen Berufes, ihren Anfang genommen und durch den sittlichen Ernst des Schaffens eben trotz aller Verschiedenheiten in der Denk- und Schreibweise, in den Anschauungen und Zielen sich ohne Trübung bis zum Ende auf gleicher Höhe erhalten. Nach dieser Richtung hin wird der Briefwechsel von Auerbach klärend und reinigend wirken. Er wird den Glauben an den Beruf und die Arbeit des Dichters auch in den Kreisen verbreiten, denen er bisher gefehlt hat; er wird die Achtung vor der geistigen Arbeit erhöhen und dadurch einen sehr heilsamen Einfluß auf das deutsche Volk ausüben.

Man hat wohl gesagt, daß der deutsche Schulmeister die Schlachten von Königgrätz und Sedan geschlagen habe — aber im Auslande. Und auch der Antheil, den deutsche Literatur und Poesie an der Einigung Deutschlands haben, ist überall mehr und besser gewürdigt worden, als im Vaterlande. Der vorliegende Briefwechsel ist geradezu actenmäßiges Material für diese Frage. Merkwürdig, daß derselbe Mann, der mit allen Fasern seines Herzens an Deutschland hing, zugleich auch ein begeisterter Jude war! Von dem Tage an, wo er in das öffentliche Leben eintritt, bis in die letzten Stunden seines Daseins, beschäftigt ihn der Gedanke an seinen Stamm, dessen treuester Sohn er trotz aller Versuchungen und Wandelungen bleibt.

Ein ungläubiges Lächeln hat wohl bei Freund und Feind die nach dem Tode des Dichters wiederholt ausgesprochene Ansicht erweckt, daß die Judenhetze ihm das Herz gebrochen habe. Nun denn, hier könnt ihr die Bestätigung dieser Ansicht schwarz auf weiß nach Hause tragen! Die pathologische Anatomie weiß allerdings nichts von der Krankheit des gebrochenen Herzens, aber die Dichter wissen von den Symptomen dieses Leidens mehr und besser zu sagen, das ihre Besten in voller Lebensblüthe dahinraffte, weil sie unverstanden blieben oder falsch verstanden wurden, oder weil die Zeit ihren Idealen nicht reif war, oder endlich weil sie das, was sie in emsiger, mühevoller Lebensarbeit aufgebaut, plötzlich wie ein Kartenhaus zusammenstürzen sahen. Man lese den Brief Auerbachs vom 23. November 1880 und man wird diese Krankheit verstehen. „Vergebens gelebt und gearbeitet! das ist der zermalmende Eindruck, den ich von dieser zweitägigen Debatte im Abgeordnetenhause habe. Und wenn ich mir auch wieder sage, es ist vielleicht nicht ganz so arg, so bleibt doch die entsetzliche Thatsache, daß solche Rohheit, solche Verlogenheit und solcher Haß noch möglich ist. Und da soll man wieder Tag und Nacht darauf sinnen, um Reines und Schönes zu gestalten und mit ganzer Seele bei der Arbeit sein, und Abscheu, Ekel erfüllt die Seele. Wie überwindet, wie tilgt man sie? Man muß die Schande des Vaterlandes mittragen und ausharren."

Ein Jahr darauf war Auerbach todt.

Das größte Interesse gewährt der Briefwechsel natürlich für die Biographie Auerbachs und für die zeitgenössische Literatur. Von der ersten Zeit seiner Geistesentwickelung bis in die letzten Lebenstage begleiten wir den Dichter, von der Schule fast bis zum Grabe. Jedes Ereigniß seines wechselvollen Lebens zieht noch einmal an uns vorüber und dieses selbst liegt vor uns da als ein aufgeschlagenes Buch, in dem keine Zeile und kein Wort und kein Zug ist, die wir an dem Bilde Auerbachs hätten missen mögen. Es ist bekannt, daß Auerbach in den letzten Lebensjahren der Gedanke einer Autobiographie beschäftigte. Ich erinnere mich selbst noch eines Festabends, wo der Dichter, besonders angeregt und hochgestimmt, mir in großen Zügen das Bild seines Lebens zeichnete, wie es die Autobiographie darstellen sollte. Mit besonderer Liebe verweilte er damals bei den Erinnerungen seiner Jugend, und als ich ihn bat, mit diesen Aufzeichnungen bald zu beginnen, berührte er die Stirn und sagte: „Hier liegt schon Alles fertig, aber schreiben muß man's doch auch!" Nun denn, da er es leider nicht mehr geschrieben, ist dieser Briefwechsel der beste Ersatz der Selbstbiographie. Er zieht sich durch 52 Lebensjahre und kein bedeutendes oder wichtiges Ereigniß seines äußeren wie seines geistigen Lebens bleibt darin unbesprochen. Auerbach ist 18 Jahre alt; er hat schon die Talmudschule in Hechingen und die ersten Gymnasialjahre in Karlsruhe hinter sich, als der Briefwechsel beginnt. Und wie merkwürdig! Der erste Brief — aus Stuttgart vom 7. April 1830 — beginnt mit Sentenzen und Gedanken, die den zukünftigen Collaborator deutlich verrathen.

Selbst die Liebe zu Spinoza, die ihn durch das Leben geleitete, findet sich schon in diesen Briefen aus der Gymnasialzeit angedeutet.

Es folgen die Universitätsjahre und die Entscheidung, ob Auerbach Rabbiner werden solle oder nicht. Ein auf dem Hohenasperg „demagogischer Umtriebe" wegen internirter Student kann nicht gut Rabbiner werden. Auch seine damalige religiöse Stimmung gestattet es ihm nicht und er wird — wohlbestellter Recensent der „Europa" von August Lewald. Damit ist sein Schicksal entschieden. Zwar hat er noch hie und da theologische Rückfälle; ja noch im Jahre 1840 bewirbt er sich um die Predigerstelle am israelitischen Tempel in Hamburg! Aber glücklicherweise erhält er sie nicht und sagt der Theologie Valet. Rastlos und unentwegt verfolgt er nun seine literarischen Ziele,

die ihn alsbald auf die Höhen der Menschheit geleiten. Er ist nun einmal zum Prediger bestimmt und so wird er denn ein Prediger der Humanität, der Menschenliebe, der Freiheit. In der Art aber, wie er sich für diese hohe Mission ausbildet, in der Weise seiner Selbsterziehung, seiner geistigen und politischen Läuterung, die sich in diesem Briefwechsel förmlich vor unseren Augen vollzieht, liegt meines Erachtens der entscheidende Werth dieser Publication.

Es ist natürlich, daß in dieser Beziehung der erste Band, der Auerbachs Leben bis zum Jahre 1870 umfaßt, der ungleich wichtigere ist, obwohl ich keinen Augenblick zweifle, daß die Meisten den zweiten Theil wegen seiner vielen Beziehungen zu Mitstrebenden und wegen seines sonstigen Inhalts für viel interessanter halten werden. Allen denjenigen, welchen das Werden und Wachsen eines Dichters, die Schulung für seinen Beruf und die Ausübung desselben, das Geheimniß künstlerischen Schaffens, die Bedingungen und Hemmnisse der geistigen Arbeit, ihre Erfolge und Nachtheile in Deutschland von Interesse sind, werden in dem ersten Band eine reiche Ausbeute finden. Wir sehen den jungen Dichter die ersten Staffeln zum Ruhme emporsteigen, wir vernehmen bange lauschend, wie auch ihn das Weh der ersten Liebe erfaßt, wir begleiten den Freund zu den Gräbern der theuren Eltern, geliebter Geschwister, treuer Freunde, wir treten in die Werkstatt ein, in der die Dorfgeschichten entstehen, wir nehmen Theil an den Kämpfen, Hoffnungen und Träumen der freien Geister des deutschen Vaterlandes, wir halten endlich mit dem Dichter Selbstschau und hören, wie er sich gegen Vorwürfe und Verleumdungen, die ihn nie geschont, mannhaft vertheidigt, wir folgen schließlich seinem beharrlichen Ringen, sich ein eigenes Heim, eine feste Stellung im Leben der Gesellschaft zu begründen. Da und dort winkt ihm ein sicherer Hafen; bald ist es eine Oberbibliothekarsstelle in Weimar, bald eine Anstellung als Museumsdirector in Berlin, bald ein journalistischer Posten in Leipzig. Er wehrt sich beharrlich und behält schließlich die goldene Freiheit, die er über Alles liebt, zu leben, wo, und zu schaffen, wie es ihm beliebt.

Nur in eine Fessel läßt er sich schlagen, in die Hymens. Er führt ein treues Weib in sein Dichterheim und wir freuen uns mit ihm, wie wir mit ihm trauern, wenn er nach Jahresfrist am Grabe seines häuslichen Glückes steht. Die Briefe aus jener Zeit athmen einen tiefen Schmerz und doch wieder eine weise Erhebung; es ist in ihnen etwas von dem Hauche Lessings, der in gleicher Lage jene bekannten Briefe an seinen Freund Eschenburg schrieb.

Ruhelos zieht der Dichter dann weiter, immer die brennende Sehnsucht nach einem eigenen Heim im Herzen tragend, ohne dieselbe befriedigen zu können. Noch am Schlusse des ersten Bandes — Auerbach war damals schon 58 Jahre alt — heißt es in einem Briefe an den Freund: „Hier in Berlin habe ich doch keine eigentliche Wurzel. Ich habe sehr viel freundliche Beziehungen, aber ich bin nicht daheim .... Und glaub mir, ich lege Alles praktisch an und werde Alles praktisch einrichten. Ich bin in der Lage und werde arbeiten, es noch mehr zu sein, mir eine solche endgültige Heimat zu schaffen. Ich bin alt und erfahren genug, mir keine Idylle vorzugaukeln, aber ein gedeihliches Leben werde ich gewinnen, und die Meinen mit mir."

Auerbach wollte sich damals ein wohnliches Häuschen in Gernsbach an der Murg kaufen und dort leben „vom ersten Knospen bis zum Abfallen der Blätter". Ach, es ist ihm nie so gut geworden. Nie und nirgends wird man die Klage Schillers in der „Theilung der Erde" besser verstehen, als wenn man dieses Dichterleben an sich vorüberziehen läßt. Da gibt es Ruhm und Lorbeeren in Hülle und Fülle. Der zweite Band weiß viel davon zu erzählen — im Palast des deutschen Kaisers wie in der letzten Forsthütte des bayerischen Hochgebirges und in der stillen Klause der alten Judenfrau zu Amsterdam wird der Dichter gleich geehrt und geliebt und — gekannt; er erfreut sich auch wieder des Segens einer Häuslichkeit und einer frohen und gedeihenden Kinderschaar, findet gleichstrebende Genossen, die sich ihm anschließen — und doch diese ewige Unraft, dieses Suchen und Haschen nach einem erträumten Glück, nach einem stillen zufriedenen Leben! Der Dichter ist nicht glücklich; er kann auch nicht glücklich sein in dieser gährenden, drängenden und treibenden Zeit des Ueberganges, die so wunderliche Blasen aufwirft, und der er sich, je tiefer die Schatten seines Lebens fallen, immer mehr entfremdet, weil sie sich von den Idealen, denen er unentwegt treu geblieben, so weit entfernt hat.

So ist der Eindruck, den die zweite Lebensperiode Auerbachs auf uns macht, doch wesentlich ein schwermüthiger. Er wird nur gemildert durch die unwandelbare Treue, mit der der Dichter an dem Freunde hängt, und durch die innige Liebe, mit der dieser den Bahnen des Dichters folgt. Der klassische Begriff der Freundschaft verkörpert sich in dem Paar: Berthold und Jakob Auerbach. Alles, was er weiß und erfährt, was ihm einfällt und begegnet, an Gutem wie an Bösem, das berichtet der Dichter zuerst und allein seinem Freunde 52 Jahre lang. Und wie ein Wächter steht der Freund im Leben des Dichters. Er verfolgt seine Laufbahn, er rathet und hilft bei literarischen Entwürfen, er tritt als Mahner und Warner auf, wo der Freund einen falschen Weg einschlägt. Gleichaltriger Genoß des Dichters, von der Theologie ausgehend, wie er, für alles Gute und Schöne empfänglich, ein poetisch empfindender aber auch kritisch geschulter Geist ergänzt er den Freund, der auch sein Vetter ist, in wirksamster Weise. Seine Neigung führt ihn schließlich zur Pädagogik und so berühren sich die Lebenswege der beiden Freunde. Aus dieser Quelle stammt ihr gegenseitiges Interesse, das Verständniß Jakobs für das Schaffen Bertholds, und die Treue, mit der dieser an dem Genossen in allen Lebenslagen festhält. Daß der Freund mit der Theologie in einem gewissen Zusammenhange bleibt, macht ihn dem Dichter, der zu ihr wie zu einer alten Jugendgeliebten immer wieder rückkehrt, nur um so werther. Jakob Auerbach wählt den Beruf eines Religionslehrers und schreibt „biblische Erzählungen für die israelitische Jugend", die als die besten dieses Literaturkreises gerühmt werden; Berthold Auerbach wird ein Volkslehrer und erzieht das deutsche Volk in allen seinen Schriften. Der pädagogische Zug ist Beiden gemeinsam, das Lehrhafte tritt auch in den Briefen, mag es sich um Selbsterziehung oder Volksbildung handeln, am stärksten hervor.

Und so steht das Bild Auerbachs in dem Denkmal dieses Briefwechsels vor unserer Seele. Ein Erzieher seines Volkes, das er liebt und kennt, ein Führer und Herold in das Reich der Humanität und Bruderliebe, das er mit seiner geistigen Arbeit auferbauen hilft, ein Prophet der Zukunft, in der dieses Reich über dem Trennenden aller Religionen und Racen sich wird erheben, ein treuer Sohn des deutschen Vaterlandes, dem er sein bestes Theil geweiht, ein treuer Sohn auch des Stammes, dem er entsprossen und mit dem ihn eine vieltausendjährige Leidensgeschichte verknüpft hat. Wie dieses Bild und dieses Leben vor uns steht, so mahnt es uns an des Dichters Wort:

In einem reinen Leben
Verwelkt nichts, alles ist darin Unsterblichkeit,
Nichts wird daraus hinweg die stille Lethe waschen.

Sind die Trojaner germanischer Abkunft?

Von Karl Blind.

I.

Bei der hohen Bedeutung von Dr. Schliemanns neuestem inhaltsvollen Werke für die griechische und die vorgeschichtliche Alterthumskunde im Allgemeinen, wie für unser Volk im Besonderen, ist es von Wichtigkeit, einige auf den Zusammenhang der Troer und der Thraker mit dem großen Germanenstamme bezügliche Punkte klar festzustellen.

Aus einer Andeutung des Xenophanes — 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung — wissen wir, daß die Thraker blau-

äugig und rothhaarig, aus anderen klassischen Schriftstellern, daß sie von hohem Wuchse waren. Es klingt das wie eine Stelle in Tacitus' „Germania": truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora.

Von einer Menge Geschichtschreiber und Dichter erfahren wir ferner: daß das Thrakervolk zugleich das kriegerischste, auch persönlich streitsüchtigste, und ein musikalisch hochbegabtes gewesen; daß es bachischen Gewohnheiten bis zum Uebermaße ergeben war, aber nicht minder stark der tiefen philosophischen Forschung zuneigte, und namentlich in seinem kleinasiatischen Zweige viele Gelehrte hervorbrachte. Endlich, daß die Tonkunst und der ganze Musendienst der Hellenen, auf der europäischen wie auf der asiatischen Seite, von den Thrakern aufs Mächtigste beeinflußt wurde. All die berühmten Musensitze waren, wie Strabon berichtet, einst thrakische Orte und Berge. Von den Thrakern, welche die bedeutendsten Ausüber der Tonkunst hervorgebracht, nicht von den Griechen, waren sie den Göttinnen geweiht worden. Noch bis zu Platons und Demosthenes Zeiten spielte man den phrygischen und sonstigen thrakischen Gottesdienst betreffende Stücke auf der Bühne zu Athen. Demosthenes hielt sich vorwurfsvoll darüber auf.

Welchem Stamme gehörte wohl dies blauäugige, rothhaarige, hochgewachsene, kriegerische, auch händelsüchtige, die Tonkunst und die Weltweisheit pflegende, dabei trinklustige und sangesfrohe Volk zu, das — wie aus Xenophons Schilderung des Gastmahls bei einem Thrakerhäuptling von augenscheinlich germanischem Namen erhellt — sogar die Trinkhörner und die Nagelprobe kannte?

Zufolge Herodot war es „das größte aller Völker, mit Ausnahme der Inder". In seinen einzelnen Stämmen gab es daher beträchtliche Unterschiede der Bildung. Die einen lagen wesentlich dem Krieg und der Jagd ob. Unter ihnen treffen wir auf jene Helme mit ehernen Stierohren und Stierhörnern, wie sie auch eine Anzahl unserer heidnischen Vorfahren trug. Werden doch die Helme mit schreckhaften Thierköpfen schon vom Kimbern- und Teutonen-Zuge her durch Plutarch erwähnt! Andere Thraker waren geschickt in der Erzschmiedekunst und in der Weberei. „Besäße das Thrakervolk eine einheitliche Regierung, oder handelte es einig, so wäre es, meiner Ansicht nach, unüberwindlich und unter allen Völkern das mächtigste; doch darin eben liegt sein Gebrechen, daß ihm die Einigkeit unmöglich ist, es daher schwach bleibt" — so sagt Herodot.

Erkennen wir uns vielleicht einigermaßen auch darin? — Aehnliches sprach ja noch Tacitus über unsere nächsten Vorfahren, 500 Jahre später, in der Form eines Wunsches aus.

Kein Zweifel ist daran vorhanden, daß, wie die Thraker in Europa in allerhand Zweige gespalten waren, ebenso auf asiatischer Seite die Phryger, Be-Bryker, Myser, Lyder, Thyner, Maido-Thyner, Bi-Thyner, sogar die Marian-Dyner u. s. w. nur Unterabtheilungen des großen Thrakervolkes dar: stellen — gerade wie Franke und Schwabe, Bayer und Sachse, ja, Däne, Schwede und Norweger dem gemeinsamen germanischen Schlage angehören. Einige der genannten Völkerschaften waren aus Europa nach Kleinasien eingewandert. Klar ist endlich von den Alten bezeugt, daß die ursprünglichen teukrischen Ansiedler auf Ilion — also die Trojaner — von thrakischer Abkunft waren, und daß es auf europäischer Seite ebenfalls ein Ilion gab.

Der enge Zusammenhang der thrakischen Troer und ihrer Volksgenossen in Kleinasien und Europa mit dem germanischen Stamme liegt aber für Jeden auf der Hand, der die alten Schriftsteller von Kallinos, Herodot und Homer bis zu Strabon, Stephanos, Capitolinus, Flavius Vopiscus, Claudian, Cassiodor, Prokop und dem Gothen Jornandes herab sorgfältig verglichen hat. Damit ist ein Zeitraum von nahezu 1400 Jahren umfaßt. Die Beweiskette ist einfach genug. Die Teukrer oder Troer waren Thraker. Unter den Thrakern war der edelste Stamm der getische. Der getische Stamm (auch „Gauden" werden unter den Thrakern genannt) ist als gleichbedeutend mit den Geaten, Gauten, Gothen erwiesen. Die Gothen nun waren Germanen und sprachen deutsch. Also waren die thrakischen Troer Stammverwandte der Deutschen und müssen als Germanen des Ostens bezeichnet werden.

Zum Ueberflusse wissen wir aus klassischem Zeugniß, daß die Geten (d. h. Gothen) und die ihnen benachbarten Daken mit den Thrakern insgesammt von gleicher Sprache waren. Wie die Gothen redeten, das kennen wir aus Ulfilas und einigen anderen Bruchstücken. Wenn wir überdies von Strabon hören, daß es am Schwarzen Meere, wo die Thraker saßen, ein Aspurg (Aspurgion = Asenburg) gab; wenn aus klassischer Zeit ein Teutoburg (Teutoburgion) nicht blos in Westfalen, sondern am Zusammenflusse der Donau und der Drau gemeldet wird; wenn wir dabei im Auge behalten, daß der Osten weithin von dem gewaltig großem Thrakervolke erfüllt war: können wir da zweifeln, daß wir es mit dem germanischen Stamme zu thun haben, der der Schrecken Roms war, der in den Völkerwanderungen so mächtig nach Süden und Westen hervorbrach und sich bis nach Afrika ergoß?

Oder wohin sollte dies „größte aller Völker", das den Germanen leiblich und geistig auf ein Haar glich, so plötzlich verschwunden sein?

Was oben über die Stammverwandtschaft der Thraker mit unserem Volke gesagt worden, ist im Grunde keine neue Ansicht. Schon Fischart, ein nicht geringer Gelehrter, hat sie in einem Versuche, den Hexameter und Pentameter nachzubilden, in Bezug auf Orpheus ausgesprochen, wenn auch nicht genauer begründet. Lessing erwähnt die Stelle. Voß, der sich auf diese Dinge verstand, hat die Ansicht getheilt. Neuerdings ist sie endlich in Geschichtswerken durchgedrungen.

Da nun die Trojaner thrakischer Abkunft waren, so hat der Verfasser dieses seit vielen Jahren die geradezu zwingende Nothwendigkeit betont, die Bewohner von Ilion dem großen teutischen Stamme einzureihen, und zwar als Ostgermanen, wie es die Thraker waren. Der Gedanke, daß das kleine Deutschland von jeher alles Germanenthum umfaßt habe, ist ja geschichtlich von Vornherein unhaltbar. Können wir doch auf jedem Kiepert'schen Atlas der alten Welt unsere Sueben oder Schwaben bis nach Sibirien hinein verfolgen.

II.

Bei dieser streng wissenschaftlichen Untersuchung darf uns gewiß keine „patriotische Phantasie" leiten. Das Ergebniß solcher Untersuchungen ist übrigens manchmal gar nicht dazu angethan, unserer Einbildungskraft zu schmeicheln — ob man nun Hellene, Deutscher, Kelte, Slave oder was sonst ist. Sagen wir es nur gleich: es gab einst Germanenvölker, welche die Vielweiberei, den gröbsten Kauf der Frauen, die (wenn auch freiwillige) Wittwenverbrennung, den Verkauf der Kinder im Falle der Noth, die Tödtung der Greise u. dgl. m. als Sitte oder Unsitte pflogen. Das gilt namentlich von einzelnen Thrakerstämmen. Selbst die Geschwisterehe spielt aus uralter wanischer Zeit bis in unsere eigene Geschichte herein.

Die Meisten sind eben gewohnt, das gesammte Germanenthum lediglich aus dem Gesichtspunkte der knappen Schilderung jener Deutschen zu betrachten, welche Tacitus kannte. Und doch schloß selbst Tacitus die skandinavischen Suionen (Schweden) kurzweg in seine Germanen ein. Bei dem Skandinavenvolke aber herrschte offenbar einst sowohl die Geschwisterehe, als auch die Wittwenverbrennung. Man lese einmal die Feuerbestattungs-Gebräuche, wie sie uns Ahmed Ibn Fosslan, der arabische Gesandte des Khalifen Al Moktador, im Jahre 921 von den heidnisch-germanischen Warägern in Rußland gemeldet hat: und man wird erstaunen, wie es da zuging.

Daß sich die deutsche Götterlehre nicht aus den paar, von Cäsar oder Tacitus ihr gewidmeten Worten genügend begreifen läßt, erkennen alle unsere Forscher an. Schon Simrock sagt, gerade unter Hinweis auf Tacitus, von den alten Deutschen:

„Statt der Bilder hatten sie Symbole: den Speer Wodans, den Hammer Donars, das Schwert des Ziu und Heru. Ein Schiff bedeutete die Isis; Eberbilder den Gott und die Göttin, welchen der Eber geheiligt war; und so konnten wohl

auch die den andern Göttern, dem Wodan und Donar geheiligten Thiere (ferarum imagines; Tacitus Histor. IV, 22) als deren Symbole gelten. Ob sich nicht gleichwohl bei Tacitus schon eine Spur eigentlicher Götterbilder findet, hängt von der Auslegung der berühmten Stelle von der im See gebadeten Nerthus ab. Erwähnt er doch selber schon Hercules-Säulen, die sich später in Irmin-Säulen, Rolands-Säulen, Aethelstans-Säulen verwandelten und als St. Hirmons-Bilder noch jetzt verehrt werden. Schwerlich war auch der Römer in das Allerheiligste aller deutschen Haine gedrungen; hier und da könnten also schon damals bildliche Darstellungen versucht worden sein."

Tacitus selbst kennt also Thierbilder unter den alten Deutschen. Zufolge der angezogenen Stelle in seiner „Geschichte" waren sie in den Wäldern und Hainen, das heißt: an geheiligtem Orte, aufgestellt. Mit diesen Thierbildern gingen sie in die Schlacht. Selbst in seiner „Germania" (VII) erwähnt er der Bilder. Unmittelbar nachdem er geschildert, welche Macht dem Priester zukommt, der im Kriege über Einzelne „gewissermaßen im Namen des bei der Schlacht anwesenden Gottes Strafen verhängt", sagt Tacitus: „Gewisse, ihren Hainen entnommene Bildnisse (effigies) und Zeichen nehmen sie ins Treffen mit."

Simrock gedenkt der Vorwürfe, die in halbchristlicher Zeit gegen die deutschen Heiden geschleudert wurden: daß sie Bilder aus Holz, Stein und Erz statt des Gottes verehrten, der Himmel und Erde geschaffen habe. Als unter Gothen das Heidenthum noch vorherrschte, ließ Athanarich auf einem Wagen die Bildsäule des obersten Gottes (Frauja) vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigten umherfahren, damit sie ihm opferten. Dieser Wagen gleicht, nach Simrocks Ansicht, auffallend dem, worauf die Bildsäule Freys mit seiner schönen Priesterin unter dem zuströmenden, Opfer darbringenden Volk umherfuhr; ebenso dem der Nerthus, „was der Vermuthung Raum läßt, daß auch dieser verdeckte Wagen eine Bildsäule barg". Ferner vergleicht Simrock, in Uebereinstimmung mit Grimm, die drei vergoldeten Erzbilder, welche Columban und St. Gallus zu Bregenz fanden, mit den drei, von Adam von Bremen erwähnten Bildern Wodans, Thors und Friccos im Tempel zu Upsala. Und wieder im Einklang mit Grimm: „So gleichen endlich die hundert Götter eines Tempels auf Gautland der Menge Bilder im Wasgauwalde."

Götter-, ja Thierbilder, gewiß von roheſter Arbeit, sind also bei unseren Vorfahren nachweisbar, wenngleich die Hauptverehrung im Hain, an der Quelle, auf Bergeshöhen stattfand. In Menschengestalt mußte man sich gewiß die Gottheit denken, der man einen Speer, einen Mantel, einen Hammer, einen Wagen, eine Spindel, eine Hunde- und Luchs- oder Katzenmeute zuschrieb. Der heidnischen deutschen Tempel gedenkt auch der bekannte Brief Gregors über die Bekehrung der Angelsachsen.

III.

Aber selbst die Thierhäuptigkeit oder Thiergestaltigkeit der Götter ist in nicht wenigen Fällen bezeugt; und Thiere selbst wurden verehrt. Schon 200 Jahre vor Tacitus, als die Kimbern und Teutonen auf den Kriegszug gingen, trugen sie einen ehernen Stier als Heiligthum umher, auf welchen sie die gefangenen Römer einen Schwur vor ihrer Entlassung leisten ließen. (S. Plutarchs „Caius Marius".) Ist das kein Thier-Idol?

Stiere, Kühe, Rosse wurden von allen Germanen als heilig verehrt, als weissagende Geschöpfe benutzt. Tacitus meldet von den eigens dafür von Gemeindewegen gehaltenen weißen Rossen. Bis in die eddische Sigurd-Sage hinein finden wir diese „Befragung des Pferdes". Weiße Rosse galten darum als vornehmstes Geschenk an Fürsten — von den Thrakern zu Xenophons Zeit an bis auf Hermanfried von Thüringen und den Ostgothenkönig Theoderich.

Von einem Stier wollten die Merowingischen Könige abstammen. Mit sozusagen sinnbildlich heiligem Ochsengespann fuhren sie deshalb umher. Ein goldenes Stierhaupt fand sich in Chilperichs Grab. Heilige goldgehörnte Kühe erscheinen in den eddischen Liedern, gerade wie bei den alten Indern. So große Rolle spielen Kühe und Rinder in deutscher und skandinavischer Mär, daß uns dabei ganz mykenisch und trojanisch zu Muthe wird.

Die nordische Kuh Audhumla ist — gleich Hesiods Gaia, welche auch zugleich die Kuh und die Erde bedeutet — die nährende Ur- und All-Mutter der Welt. Der schwedische König Eistein Beli verehrte die heilige Kuh Sibilja, die er selbst in die Schlacht mitnahm. Aehnliches wird von König Oegwaldr berichtet. Nicht umsonst hießen die Eroberer Britanniens Hengest und Horsa — Hengst und Roß.

Die langobardische Heldensage berichtet von der Verehrung eines heiligen Schlangenbildes. Odins Beinamen „Ofnir" und „Swafnir" deuten auf den gleichen Schlangendienst, der ja auch bei den Griechen noch zur Zeit ihrer höchsten Bildung im Schwange war und bei den Juden von Moses bis zu König Hiskias Regierung im Tempel vor der ehernen Schlange betrieben wurde. Selbst ein Käferdienst ist aus unseren Volkssagen und Kinder-Reimen nachweisbar.

Wenn der Sachse unter dem feienden Eberhelm focht, so hatte es damit doch auch eine gottesdienstliche Bewandtniß. Soll ich des Sonnen- oder Sühn-Ebers erwähnen, der einst in Deutschland, Skandinavien und England verehrt wurde, und von welchem manche deutsche, schwedische und norwegische Weihnachtssitte — des Ebermahles zu Oxford und am Hofe der Königin Victoria, wie im Hause manches englischen Adeligen, nicht zu vergessen — noch die deutlichen Nachklänge sind?

Unser volksmäßiger Weihnachts-Mummenschanz, bei welchem die alten Götter als Schimmelreiter, Klapperbock, Bär u. s. w. ihre Sonnenwendfahrt vollziehen, ist zum Theil ein Ueberbleibsel der Thiergestaltigkeit von Göttern. Auch die Folgegeister des Menschen, seine Dämonen, haben im Norden Wolfs-, Bären-, Stier-, Fuchs-, Hasen-Gestalt. Götter, Menschen und Thiere sind bei allen alten Völkern wunderlich durcheinander gemischt. Es ist eine Darwinische Auffassung.

Wenn unsere Frau Holle oder Holda im Spessart umfährt, so „bellt sie wie ein Hund". Freia-Holda ist eben die nordische Freyja, welche an der Riesin Hyndla (Hündlein) nicht blos ihr gigantisches Gegenbild, nein, ihre Schwester hat. (S. das eddische Hyndla-Lied.) Als Venus vulgivaga — wie sie dort von ihrer riesigen Schwester gescholten wird, und wie sie auch in „Oegirs Trinkgelage" von Loki dargestellt ist — mag sie selbst einst in Thiergestalt, als Betze, gedacht worden sein. In anderen niederen Auffassungen läßt sie sich als Schwan, als Ente, als Katze u. s. w. nachweisen. Aehnlich Odin-Wodan als Roß; Donar als Bock oder Bär.

Einst standen sich die Wodans- und die Wanen-Lehre, augenscheinlich zwei verschiedene Auffassungen von der Entstehung der Welt aus Feuer oder Wasser, als feindliche Bekenntnisse gegenüber, bis sie sich nach einem, in der Edda erwähnten, blutigen Kampfe und Ausgleiche verschmolzen. Uralter Thierdienst muß an diesen höheren Religionen haften geblieben sein. Wie könnten übrigens die Götter Götter sein, wenn sie sich nicht sogar zeitweilig in Thiere zu wandeln vermöchten? Wir sehen Odin Adlers-, Loki-Lachs- und Stuten-Gestalt annehmen, u. dgl. m. Noch in der jetzigen shetländischen Volkssage habe ich das Meer — ganz wie, nach Pytheas, es einst bei Griechen der Fall war — als von einem ungeheueren Thiere abhängig geschildert gefunden, dessen Ausstoßen und Einziehen des Athems Ebbe und Fluth verursacht.

In Bayern gilt Holda noch als „Bertha mit der eisernen Zitze". Odin hieß ehemals im Norden „Arnhöfdi": der Adlerköpfige. Er ist auch „Hroßharsgrani", der Roßhaar-Bärtige. Die Winde, einst göttliche Gestalten, erscheinen, wie Mannhardt bemerkt, noch in deutschen Bildern des zehnten Jahrhunderts als Thierköpfe, von denen ein Hauch ausgeht, während die christliche Kunst sonst die römisch-heidnische Darstellung eines blasenden Menschenhauptes annahm.

IV.

Doch es ließe sich solcher Belege eine Unmasse beibringen. Die alte deutsche und nordische Götterlehre ist somit nicht nach

einer einzigen Stelle des Tacitus zu beurtheilen, obschon, wie gezeigt worden, selbst er sowohl einen Bilder-, als auch einen Thierdienst andeutet. Ueberhaupt läßt sich der so gedrängt, manchmal so dunkel schreibende Tacitus oft nur durch mühsame Vergleiche richtig verstehen. Man nehme zum Beispiel den Satz im 22. Abschnitt der „Germania" über das merkwürdige Verhältniß der Söhne zum Bruder ihrer Mutter. So kurz übrigens sein Büchlein „Germania" ist, so erhellt doch auch daraus eine Verschiedenheit der deutschen Stämme an Sitten, Tracht, Glaubensformen u. s. w. Unsere Vorfahren hatten die Einweiberei — ihre Heerkönige, wie er sagt, immerhin ausgenommen! Das ist eine beachtenswerthe Andeutung; sie weist auf einen allgemeinen älteren Gebrauch. Wissen wir zudem nicht, daß die Geten, die doch als nachweisbare Gothen zu den Germanen gehören, die Vielweiberei und die freiwillige Wittwenverbrennung hatten? Letzterer Gebrauch, von den alten Deutschen im Gebiete unseres heutigen Vaterlandes aufgegeben, ist jedenfalls noch längere Zeit hindurch ein skandinavischer gewesen. Darum besteigt Brynhild den Holzstoß und höhnt Gudrun, daß sie nicht die der Gemahlin würdige That vollziehe.

Kann man sich da wundern, daß bei den weit nach Osten abliegenden getischen Thrakern mancherlei Dinge vorkamen, auf welche die, überhaupt nur knappe und flüchtige Schilderung der „Germania" nicht paßt?

Damit ist genug gesagt, um die Tempel und die rohen, mit Thierköpfen versehenen Götterbilder, welche Dr. Schliemann aus dem Schutte von Troja aufgrub, nicht für unvereinbar mit einer germanisch-thrakischen Abkunft der Troer zu halten. Wenn nöthig, könnte des Beweisstoffes noch die Menge herbeigeschafft werden.

Der vaterländischen Einbildungskraft ist das Bild von Vielweiberei, von Wittwenverbrennung, wenn auch freiwilliger, bei Ost- oder Nord-Germanen, unbedingt nicht angenehm. Ebensowenig der Gedanke an Voraltern, welche den Leib und das Antlitz bemalten oder tättowirten. Doch kam Letzteres bei einer Reihe unzweifelhaft germanischer Stämme vor. Die Thraker thaten es zufolge Herodot, Plinius, Valerius Flaccus u. s. w. Tacitus erwähnt es von den deutschen Hariern, d. h. wohl Heermännern, welche mit schwarzem Schild und bemaltem Körper sich die dunkeln Nächte zum Kampfe auserwählen. In all diesen Fragen über unsere Ahnen leitet uns nur der wissenschaftliche Forschungsgeist, gleichviel, welches das Ergebniß der Untersuchung ist. Diejenigen aber, welche die thrakischen Trojaner wegen ihres Bilderdienstes und ihrer thierhäuptigen Götter nicht zu den Germanen gerechnet wissen wollen, tragen mehr der patriotischen Phantasie, als den Thatsachen Rechnung.

So viel ist gewiß: risse man dies Thrakervolk aus dem Griechenthum heraus, wie Vieles wäre da in der Heldensage und Geschichte von Hellas an Tapferkeit, an musikalischer, dichterischer, philosophischer, auch gewerblicher Begabung verloren! Wie groß wären die Lücken! Und darum hat die Untersuchung über den Ursprung dieses Volkes eine so hohe Bedeutung; und jeder gebildete Deutsche, der ins Schliemann-Museum geht oder sich in „Ilios" und „Troja" vertieft, wird sich dadurch doppelt zum Nachdenken angeregt fühlen.

Don Juan-Studien.

Von Wilhelm Bolin.

(Schluß.)

Weitaus glücklicher war solchenfalls ein anderer Autor, dessen Don Juan-Drama bald nach dem soeben besprochenen veröffentlicht worden. Es ist der nunmehr freilich bereits vergessene, doch seiner Zeit namentlich als Erzähler geschätzte Karl Johann Braun, Ritter von Braunthal*), der wohl auch nur ein Buchdrama geliefert, immerhin aber ein Werk von stellenweise poetischer Schönheit und namentlich durch völlige Unabhängigkeit von der Oper einer besonderen Beachtung würdig. In klangvollen Versen geschrieben, bei denen nur ganz vereinzelt etwas ungefüge Wortstellungen mit unterlaufen, bringt es den reinen Don Juan-Charakter wieder zur Geltung und entwickelt denselben in einer Reihe von Handlungen und Situationen, die einer dichterischen Gestaltung des im Probleme selbst gegebenen Stoffes entstammen. Liegt irgend welcher Einfluß seitens vorhandener Don Juan-Dichtungen vor, so ist es jedenfalls keine Bettelei bei Daponte, sondern höchstens eine gewisse nur ganz äußerliche Anlehnung an Byron, indem auch hier der Held auf Reisen geht. In vier Hauptstädten Europas führt uns der Dichter dessen Liebesabenteuer vor, und das hat allerdings ein solches Zersplittern der Handlung zur Folge, daß dem Stück die geschlossene Einheitlichkeit, wie sie das dramatische Kunstwerk verlangt, durchaus abgeht. Nur Anfang und Schluß, erster und fünfter Act — oder Abtheilung, wie es hier heißt — stehen in einem gewissen Zusammenhang und haben beide Madrid zum Schauplatz. Es handelt sich da um ein Liebesverhältniß, das auf dem Kirchhof in einer an Richard III. gemahnenden Weise angeknüpft wird, worauf der Held die so gewonnene Schöne verläßt, die sich dafür schließlich doch zu rächen weiß. Bei seiner Heimkehr nämlich, die erst nach fünf Jahren erfolgt, gelingt es ihr ihn wieder zu fesseln, ohne daß er ahnt, mit wem er es zu thun hat. Das Ganze endet mit einer Doppelvergiftung, wobei sich beide ihre gegenseitige Liebe gestehen und lediglich die zeitweise in den mittleren Acten bei Don Juan selbst auftauchende Erinnerung an eben diese Neigung stellt die einzige Verbindung zwischen Anfang und Ende dieser Herzensangelegenheit her. Gänzlich unabhängig von derselben und unter einander stehen die galanten Erlebnisse in Neapel, London und Paris, womit der zweite und die beiden folgenden Acte ausgefüllt sind. Was aber dem Stück noch mehr jede dramatische Bedeutung benimmt, ist der dem Helden zugesellte Begleiter, eine Art gutgesinnter Mephistopheles, mit dessen Hülfe er nicht nur die betreffenden Fahrten auf zauberhafte Weise zurücklegt, sondern ebenfalls aus allen Gefahren und Verwickelungen, die er sich durch seine ausländischen Liebesunternehmen zuzieht, jederzeit höchst bequem und behende herausgerissen wird; nur den spanischen Schönen gegenüber zeigt sich dieser Schutzgeist ganz machtlos, wie dies der tragische Ausgang des Helden beweist, der übrigens durch eine andere höhere Macht, eine ganz unfaßbare allegorische Figur, die gegen das Ende des Stücks zu spuken beginnt, herbeigeführt wird.

In dem Hinzuziehen des Zauberhaften und der dasselbe vertretenden Persönlichkeit gibt sich bei Braun gleichsam eine Nachwirkung aus Grabbe zu erkennen, dessen unmittelbare Zusammenstellung von Faust und Don Juan hier gegen eine Umgestaltung des Don Juan-Problems in ein Seitenstück zur Faust-Sage vertauscht wird. Wie der eigentliche Faust durch einen bösen Geist ins Verderben gezogen wird, soll der Don Juan — in einer dem Drama voraufgehenden Widmung nennt ihn Braun „der klügere Faust", weil er weiß, daß „des Lebens einz'ge Wahrheit der Genuß ist" — durch einen guten Geist in seinem rastlosen Trachten nach Genuß gefördert werden, bis er schließlich seinem Verhängniß erliegt. Nicht minder bezeichnend ist Brauns Verhalten der betreffenden Oper gegenüber. Bei allem Geschick, jegliche Anlehnung an Dapontes Libretto zu meiden, kann er sich doch Mozarts Allgewalt und dem entsprechenden Geschmacke für das Opernhafte nicht entziehen; auch bei ihm findet eine häufige Verwendung von Musik und Gesang mit und ohne allerhand decorativer und mechanischer Zuthaten statt.

Völlig selbstständig erfaßt zeigt sich das Don Juan-Problem erst in der Hand eines gottbegnadeten Dichters, dem es leider versagt war, seinen höchst originell und sprachlich in schönste Form gekleideten Don Juan zu vollenden. Gleichwohl heischt Lenaus aus der Mitte der vierziger Jahr stammendes Fragment die größte Beachtung, obschon es denklich auch nur Buchdrama geworden wäre wie sein Faust, und wie dieser eine

*) Geboren zu Eger 1802, privatisirte als Schriftsteller zu Wien und starb den 26. Nov. 1866. Sein Don Juan erschien 1842 in Leipzig. Unter andern Dramen hat er auch einen Faust gedichtet.

Neigung zum Zerfallen in vereinzelte Episoden zeigt. Auch was die den Helden selbst betreffenden Situationen anlangt, scheint der Dichter auf dramatische Concentrirung nicht bedacht gewesen zu sein: dessen Liebesverhältnisse erhalten nicht weniger denn zehn Repräsentanten — freilich lauter Spanierinnen, und nur ein verschwindender Bruchtheil der „mille e tre“ des Leporello-registers — worunter das für die eigenthümliche Auffassung des Dichters bedeutendste Verhältniß nur in einem Monologe Don Juans berührt wird. Es handelt sich da um seine Gefühle für Donna Anna, der gegenüber er einen weit tieferen Eindruck empfangen als bei den übrigen Damen seines Herzens. Ganz unzweifelhaft liegt der Schwerpunkt einer dramatisch richtigen Verwerthung des Don Juan-Problems, sobald selbiges tiefer aufgefaßt wird als es bei der Sage in ihrer unmittelbaren Form der Fall, in dem soeben angedeuteten Verhältniß einer wirklichen Liebe zwischen dem Helden und einem weiblichen Wesen edler Art, so daß ein Gegensatz zu den flüchtigen und nur auf den Rausch des Augenblicks abzielenden Beziehungen entsteht. Als tragischer Conflict ergibt sich hierbei die im Charakter des Helden liegende Nothwendigkeit, auch diese Liebe dem Sinnentaumel zu opfern, wobei das liebende Weib, dem die Hingebung beim drängenden Verlangen des Geliebten ganz unvermeidlich, an der danach eintretenden Enttäuschung zu Grunde gehen muß. Hierzu enthält Lenaus Fragment nur den Ansatz, aber daß der Dichter diesen wichtigen Punkt ins Auge gefaßt, muß ihm ebenso hoch angerechnet werden wie es andrerseits unerheblich ist, daß sich unter seinen Entwürfen auch eine der Oper nachgerathene Kirchhofscene findet, wo das Standbild des von ihm erschlagenen Comthurs höhnisch angeredet wird, jedoch ohne daß selbiges ein Lebenszeichen von sich gibt oder später sich an der Handlung betheiligt. Denn einen ganz und gar selbstständigen und originellen Schluß hat Lenau seiner Dichtung gegeben. Zunächst läßt sich derselbe so ziemlich wie bei Mozart an, da es allerdings mit einem Bankett beginnt, wobei Freunde und „Freundinnen“ anwesend; anstatt des „steinernen Gastes“ kommt aber dessen Sohn als Rächer, und in seinem Gefolge eine Schaar verführter Frauen und deren Kinder, die ihre Rechte an dem leichtsinnigen Hausherrn geltend machen wollen. Eben diese Ansprüche finden bei ihm, in einer allerdings überaus sprunghaften Weise, die bereitwilligste Anerkennung, indem die Betreffenden sammt und sonders in seinem zur Verlesung kommenden Testament bedacht werden. Denn der Held selber ist mittlerweile genußmüde und lebenssatt geworden; von dem Ueberdruß an dem Einerlei seines bisherigen Daseins überwältigt, nimmt er die ihm vom Sohne des Comthurs gewordene Herausforderung an und läßt sich von ihm niederstechen.

Wie hoch oder gering man auch den Werth von Lenaus Don Juan-Fragment veranschlagen mag, so liegt darin doch eine Leistung vor, die nicht nur das Gepräge echter dichterischer Bedeutung trägt, sondern in ihrer ganzen Fassung ebenso frei vom Anlehnen an die Oper wie von einem Vermengen des aufgenommenen Problems mit ihm durchaus fremden Elementen ist. Schon deshalb war Lenau in seinem guten Recht, an diese Aufgabe zu gehen, der gegenüber seine Freunde ihre Bedenken gehabt haben sollen, „daß er sich an einen schon so oft und in allen Dichtungsformen besungenen Helden gewagt habe.“*) Wie durchaus unbegründet diese Bedenken waren, dürfte aus der bisherigen Betrachtung sämmtlicher Vorgänger Lenaus auf dem Gebiete der Don Juan-Dramen zur Genüge ersichtlich sein.

IV.

Ein Menschenalter nach Lenau, während Mozarts Don Juan fortdauernd seine unfehlbare Wirkung auf den Bühnen allein behauptete, nahm wiederum ein wahrhafter Dichter den Don Juan-Stoff zu dramatischer Verwerthung auf. Was uns Paul Heyse im jüngstvergangenen Spätjahr gebracht, ist eine dichterisch hochbedeutende Leistung, namentlich weil der Bruch mit den der Oper angehörenden phantastischen Elementen vollständig darin durchgeführt ward, und zwar in einer Weise, die auch im Uebrigen auf einer durchaus selbstständigen Fassung des Problems fußt. Offenbar wegen der für ein rechtes Bühnenwerk nöthigen Concentration hat aber der Dichter lediglich das Ende Don Juans zum Gegenstande gewählt. Bei derartiger Begrenzung der Aufgabe bleibt immerhin die Frage nach dem zugehörigen Anfang bestehen, und da selbstverständlich nicht die Sage in ihrer Allgemeinheit, sondern nur eine bestimmte Gestaltung derselben solchenfalls in Betracht kommen kann, zugleich aber hinlänglich erwiesen ward, daß keines der vielen Dramen hierbei irgend zu berücksichtigen ist, hat es den Anschein, als gewährte die Oper, weil darin die geläufigste Form der betreffenden Sagengestaltung enthalten, die hier erforderliche Voraussetzung.

Besteht nun wirklich eine solche im Princip unzweifelhaft widersinnige Beziehung zwischen Mozarts Oper und dem vorliegenden Drama? Allerdings hat der Dichter aus dem Hauptmotiv jener, dem Verhältniß Don Juans zu Donna Anna, sein Trauerspiel hergeleitet. Die Anknüpfung ist jedoch nur eine mittelbare, durch freies Umgestalten der Einzelheiten wesentlich modificirt, wie dies zugleich bei dem entschiedenen Ablenken von der Oper durchaus selbstverständlich. Man hat sich nicht die Oper bis etwa zum Entweichen Don Juans nach dem bekannten Mandolinen-Ständchen als den dramatischen Verlauf zu denken, zu welchem Paul Heyses Stück einen neuen Abschluß brächte. Vorausgesetzt ist nur die Bekanntschaft mit den beiden genannten Hauptfiguren, von denen sogar Don Juan allein, aber streng im Charakter der Oper gehalten, in dem Heyse'schen Drama vorgeführt wird, während sein Verhältniß zu Donna Anna, ganz anders als im Libretto gefaßt, die zwanzig Jahre vor der hier beginnenden Handlung zurückliegende Vorgeschichte bildet. Außer durch den Leporello, der einzigen ferner noch der Oper entnommenen Gestalt, hängt das Drama mit jener nur durch die Thatsache zusammen, daß der Held seine Geliebte — hier eine Nonne, die er vom Altar weggelockt — „ihrem Vater hat abtrotzen wollen und den würdigen Greis in blinder Nothwehr erschlagen“, worauf es hieß „der Gottseibeiuns habe ihn geholt“, weil er durch rasche Flucht den Verfolgungen der Inquisition entronnen war. Diese Vorgeschichte selbst ist aber mit dem Drama in einer für den Zuschauer völlig zureichenden Weise verwebt, so daß das Stück als einheitlich gegliedertes Ganze sich vor ihm entfaltet. Nur der Gesammteindruck des Don Juan-Charakters, wie er sich aus der Oper ergibt, kann füglich als vortheilhafte Ergänzung zu dem sonst ganz selbstständig gehaltenen Drama betrachtet werden, da selbiges eben, seiner Aufgabe nach, nur das Ende des Helden bringen will und er demgemäß schon in einer gewissen Uebersättigung und Ermüdung erscheint, welches auf die Vorstellung eines entsprechenden früheren Zustandes zurückweist.

Die vortreffliche concentrirte Handlung umfaßt etwa anderthalb Tag und trägt sich bei Neapel zu. Am Fuße des Vesuvs trifft Don Juan mit einem Mädchen von wunderbarer Anmuth zusammen, an der er seine Verführungskünste üben will; doch sie bleiben wirkungslos an der edlen Weiblichkeit der keuschen jungen Ghita, eine der lieblichsten Gestalten nicht nur unter den vielen herzgewinnenden Wesen bei Paul Heyse selbst, sondern der ganzen modernen Dichtung überhaupt. Hierauf von räuberischen Strolchen überfallen und verwundet, findet Don Juan unerwartete Rettung durch einen aus Salerno heimkehrenden jungen Mediciner. Dieser Jüngling, ebenfalls eine der prächtigsten Gestalten unseres Dichters, übt eine so mächtige Wirkung auf Don Juan, daß er seinerseits wünscht, er „hätte einen jüngern Bruder, der ihm gliche, daß er in einer müden oder vertraulichen Stunde seinen Kopf an dessen Schulter lehnen könnte und sich einreden, es nähme eine Menschenseele Theil an ihm“. Zum ersten Male in seinem Leben von einem edlern und über allen Sinnenreiz erhabenen Gefühl erfaßt, stößt Don Juan auch hier auf Widerstand, als dessen Ursache er ein Liebesverhältniß zwischen dem jungen Arzt Gianotto und der lieblichen Ghita, der Tochter einer in der Gegend begüterten Grafenfamilie, zu erkennen glaubt. Er

*) Vergl. Lenaus sämmtl. Werke, Ausgabe in 2 Bänden, Leipzig 1882, Bd. 2, Einleitung S. 427.

beschließt, seiner siegesgewohnten Natur gemäß, auch diesen Widerstand zu brechen, wozu er sich umsomehr berechtigt hält, als er mittlerweile in Erfahrung gebracht, daß Gianotto, als Pflegekind bei den Eltern seiner Geliebten aufgewachsen, sein eigener Sohn ist, den ihm die bei der Niederkunft verstorbene Donna Anna geboren. Hierin eben besteht das ausnehmend reichhaltige Interesse des Stückes: die naturgemäße Folge der besinnungslosen Genußsucht Don Juans tritt — im Gianotto dichterisch personificirt — mit einer ihm selbst unwiderstehlichen Gewalt an ihn heran, wobei er auch dieser Empfindung, welche jedes andere Lebewesen vorwiegend zur Selbstentäußerung veranlaßt, nur in selbstischer Weise zu genügen versteht. Auf dem oftbewährten Wege seiner gewohnten Liebesabenteuer weiß er Nachts bei dem jungen Mädchen einzudringen, um sie zum Verzicht auf den Geliebten zu zwingen und ihre Beharrlichkeit schließlich dadurch zu bewältigen, daß er die Eifersucht Gianottos tückisch herausfordert und diesen an seiner Geliebten irre werden läßt. Dieser wirkungsvolle Auftritt, mit Recht in die Mitte des Dramas verlegt und äußerst bezeichnend im Schlafgemache Ghitas spielend, begründet aufs Anschaulichste den Widerspruch, welchem die drei in jene Situation gebrachten Persönlichkeiten zum Opfer fallen müssen. Lediglich auf die Wahrung seiner Vaterrechte bedacht, dabei aber der seinem gewohnten Treiben entsprechenden Mittel sich bedienend, erscheint Don Juan dem eigenen Sohn als eben der Verführer, der er seither gewesen. Auch nachdem er, von seiner an den beiden Liebenden verübten Unthat tief ergriffen, seinen anfänglichen Eigenwillen so weit überwindet, daß er für den Sohn um die Hand Ghitas bei deren Mutter wirbt, bricht doch seine Vergangenheit, wie er sie in jenem Schlafgemach über sich heraufbeschworen, wie ein Strafgericht über ihm zusammen, ihn selbst und die er wahrhaft lieb haben wollte in den Abgrund ziehend. Für die Liebe, die er dem Knaben, der ihn haßt, hat abtrotzen wollen, erwirbt er dessen Fluch, als derselbe in dem Räuber seines Glücks den eigenen Vater erkennen soll, und das Mädchen, „das einzige Weib außer der Mutter Gianottos, zu dem er voll Ehrfurcht als zu einem höheren Wesen aufblicken muß", bringt er ob der ihr zugefügten Schmach, vor dem Geliebten für treulos zu gelten, dahin, daß sie den Tod in den Wellen sucht. Als hierauf auch Gianotto sich mit eigener Hand das Leben genommen, nachdem er vergeblich die aus den Fluthen emporgezogene Geliebte wieder zu beleben versucht, begibt sich Don Juan in dumpfer Ergebenheit nach dem Krater hinauf, um in dessen Tiefen den Frieden zu finden, den er auf der Welt nimmer erhoffen kann.

Durch und durch äußerst bühnenwirksam, zeichnet sich das Drama auch durch eine Menge gelungener Nebenfiguren aus. Außer den vorhin angeführten — der Gräfin-Mutter und dem Leporello mit den beiden schlimmen Gesellen aus der Expositionsscene — hat es noch eine brave alte Dienerin, welche für Gianottos Mutter gegolten; einen ländlichen Gastwirth voll Naturfrische und harmloser Spaßigkeit; dessen muntere Verlobte, als Repräsentantin jener Weiberart, bei der Don Juan jederzeit seinen Willen durchsetzt; einen sinnig angelegten Karthäusermönch und einen prächtigen alten Fischer — alle lebendig und von durchweg anziehender Charakteristik, in ihrer Bedeutung dem Ganzen vortrefflich angepaßt und von unzweifelhafter Spielbarkeit. Wohl mit Rücksicht hierauf hat der Dichter sein Stück in Prosa geschrieben, was vielleicht bei dem von ihm gewählten Stoff einiges Befremden erregen könnte, weil man gewohnt ist gewisse der Sagenwelt angehörende Gestalten nur in gebundener Form reden zu hören. Ohne das Recht des Verses im Drama irgend anzutasten, halten wir doch dafür, daß einem Dichter daraus keine unerläßliche Bedingung gemacht werden soll, zumal eine gute, gehaltreiche und klangvolle Prosa manchem Text von metrischer Unantastbarkeit vorzuziehen ist. Und die Prosa in dem vorliegenden Drama läßt wahrlich nicht den Mangel der gebundenen Form vermissen, von den wenigen Stellen abgesehen, wo bei Erörterungen über seelische Vorgänge ein etwas moderner Ton anklingt, der in die vom Dichter angegebene Zeit der Handlung — Mitte des 14. Jahrhunderts — nicht recht passen will. Dies bleibt aber gänzlich belanglos gegenüber der tiefmenschlichen Wahrheit, von der die Dichtung im Ganzen durchdrungen ist, und wohl um hierin besonders wirksam zu sein, erhielt das Drama die freiere und unmittelbarere Ausdrucksform.

Jedenfalls haben wir ein in vieler Hinsicht hochbedeutendes Dichtungswerk vor uns. Nicht nur unter den neuern Dramen überhaupt und unter den gleichartigen Schöpfungen Paul Heyses selbst nimmt es einen hervorragenden Rang ein, das Drama hat noch die fernere Bedeutung, daß es die Don Juan-Sage eigentlich jetzt erst der deutschen Dichtung in einer vollgültigen Weise zugeführt hat. In dieser Beziehung kann keines der früheren Don Juan-Dramen, wie zur Genüge dargethan, wahrhaft mitzählen: sie haben nur literarhistorischen, keineswegs jedoch echt dichterischen Werth. Aber was uns der Dichter hiermit gebracht, ist doch hinsichtlich der Don Juan-Sage als Ganzes nur ein wenn auch immerhin wesentlicher Theil, und was darüber hinaus in dem Stoffe dichterisch verwerthbar, bleibt der deutschen Dichtung unstreitig noch zu erwerben übrig. Das nun gelieferte „Ende" weist nothwendig auf einen Anfang zurück, an den es sich organischer und homogener als an die Oper anlehnen könnte. Einstweilen enthält diese thatsächlich die allgemeinen Voraussetzungen zu dem fraglichen Drama, so selbstständig dasselbe an sich wie rücksichtlich der Oper gehalten ist. Es handelt sich aber, wie gesagt, darum, den dichterisch so ergiebigen Stoff in möglichster Gesammtheit der deutschen Dramatik einzuverleiben, und vor allen Dingen gilt dies von dem Verhältniß Don Juans zu Donna Anna, welches namentlich in der Fassung, wie wir sie vorhin anläßlich unserer Besprechung von Lenaus Fragment angedeutet, ein fruchtbares Motiv zu einer Tragödie enthält, die vortrefflich als erster Theil zu der vorliegenden herstellbar wäre. Unseres Erachtens ist hier für die deutsche Bühnendichtung ein Schatz zu heben, wozu es allerdings einer kundigen Hand bedarf. Vielleicht fühlt sich die nämliche Hand dazu berufen, der wir vorläufig eine der schönsten Don Juan-Dichtungen zu danken haben.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Hüttenbesitzer.

Schauspiel in vier Acten von Georges Ohnet.

Dem Deutschen Theater, das seine eigentliche Aufgabe, der modernen Bühnendichtung im Allgemeinen und der durch tausend Rücksichten von den Hoftheatern ferngehaltenen im Besonderen eine Heimstätte zu sein, so wenig versteht und erfüllt, geschieht es schon recht, daß der große Erfolg, den es mit Ohnets „Hüttenbesitzer" errungen, erst knapp vor Saisonschluß erzielt worden ist. Welches Kassenstück wäre die Pariser Novität nicht in der guten Theaterzeit geworden, während jetzt der schönste Sieg von der Hitze des Sommers und den nahen Theaterferien paralysirt wird! Aber die Umstände zwangen das Deutsche Theater zu dieser verspäteten, unzeitigen Première. Es hatte das Stück von der neuen Direction des Residenztheaters erworben, welche ihr Régiment nächsten Winter damit eröffnen wollte und blos in Folge des Umstandes, daß eine andere Berliner Bühne eine unrechtmäßige Bearbeitung desselben Stoffes angekündigt hatte, jetzt lieber darauf verzichtete. Das Deutsche Theater hat die Novität in aller Eile insgeheim einstudirt, und am selben Abend, da die schlechte deutsche Nachahmung im Centraltheater gegeben wurde, gelangte nun auch das echte Stück zur Aufführung.

Wie seinen Erstling „Serge Panine", so hat Georges Ohnet auch den „Hüttenbesitzer" nach seinem Romane dramatisirt: nach dem zur Zeit in 110. Auflage erscheinenden „Maître de Forges" (Paris, P. Ollendorf). Gewiß ist noch selten eine Erzählung geschickter für die Bühne bearbeitet worden, und die Kunst der Birch-Pfeiffer verschwindet in wesenlosem Scheine vor dieser effect- und geistvollen Arbeit. Freilich

hat schon der Romanschreiber dem Dramatiker weidlich vorgearbeitet. Georges Ohnet ist in erster Linie Dramatiker. In seinen Romanhelden fließt Theaterblut. Die Handlung ist reich und doch übersichtlich und von keinen naturalistischen Beschreibungen und Stilprätentionen angekränkelt. Ich habe bereits letzten Sommer bei einer Besprechung seines Romans „Comtesse Sarah“ an dieser Stelle gezeigt, wie der Gedanke an die Bühne auch hier den Romanschreiber beherrscht, wie schon im Buche die Handlung in Scenen und Acte zerfällt, wie theatralisch die Figuren sich gruppiren, wie der Dialog bereits im epischen Flusse der Erzählung die einzelnen Tiraden, Schlager, Abgänge und Actschlüsse erkennen läßt. Bei seinem früheren Roman: „Serge Panine“ war dasselbe der Fall, aber erklärlicher, denn er war nur die Bearbeitung eines überall zurückgewiesenen Theaterstücks, das erst dann den Sprung auf die Bühne wagen durfte, als der Roman großen Anklang beim Leserpublicum gefunden hatte. „Le Maître de Forges“ läßt eine verwandte Genesis vermuthen. Auch er ist offenbar nach dem „Scenario“ gearbeitet.

Das französische Originalstück hat diesen Winter in Paris einen unerhörten Erfolg errungen. Es wird im Gymnase-Theater Abend für Abend gegeben und dürfte bereits die 200. Aufführung hinter sich haben. In jüngster Zeit hat das interessante Doppelwerk auch noch einen heftigen literarischen Streit hervorgerufen. Die Neider des jungen Autors erhoben den in Paris fast zur Regel gewordenen Vorwurf des Plagiats Ferdinand Xau, ein Mitarbeiter des „Gil Blas“, bezichtigte Ohnet, einen vor 38 Jahren erschienenen und zweimal ins Französische übersetzten Roman der einst beliebten schwedischen Schriftstellerin Emilie Flygare-Carlén: „Zwei Frauen oder Ein Jahr Ehe“ abgeschrieben zu haben. Er bewies oder glaubte vielmehr zu beweisen, daß Vorwurf, Situationen und Hauptcharaktere dieselben seien, wie in Ohnets Roman und Stück und citirte sogar einige, übrigens gar nichts beweisende „Parallelstellen“. Zum Ueberfluß mischte sich auch noch Rochefort in den Zank, indem er, an einen ähnlichen Prozeß Mario Uchards, des Verfassers von „Fiammina“, gegen Sardou als Nachdichter von „Odette“ anspielend, den vorliegenden Fall eine „Ohnette“ nannte. Der Angegriffene antwortete, daß er bis heute von dem Leihbibliotheken-Dasein des schwedischen Romans keine Ahnung gehabt, und jeder, der Ohnet kennt, muß seiner Aussage unbedingt Glauben schenken. Leider schloß er aber seine Replik mit einem unglücklichen Hinweis auf Plautus, Molière und andere ebenfalls der Abschriftstellerei angeklagte größere Collegen in Apoll, und schloß mit dem Rührefect: der Angriff gelte übrigens nicht seinem Werke, sondern dessen Erfolg, und doch habe er diesen nach zwölfjährigen schweren Debüts errungen und redlich verdient. Natürlich vermehrte diese ungeschickte Parade nur den Eifer seiner Angreifer, denn Ohnet ist der Sohn eines mehrfachen Millionärs und hat niemals die Noth nicht geldbegabter Anfänger gekannt. Adhuc sub judice lis est.

Die Handlung kann hier nur in Kürze angedeutet werden. Claire de Beaulieu ist die Braut ihres Vetters, des mit ihr aufgewachsenen, gegenwärtig in Petersburg weilenden Herzogs von Bligny. Die Hochzeit soll demnächst stattfinden, als plötzlich die Briefe des Bräutigams seltener werden, dann ganz ausbleiben. Da erfährt die alte Marquise zu ihrem Schrecken, daß der Herzog seit sechs Wochen in Paris sich befindet, ja daß er im Begriff steht, sich mit einer Pensionsfreundin ihrer Tochter, Athenais-Moulinet, dem Kind eines unmenschlich reich gewordenen Chocoladenfabrikanten, zu verloben. Der Herzog hat einen doppelten Beweggrund für diese schändliche Untreue. Einmal hat er in Erfahrung gebracht, daß die Familie seiner Braut durch einen Proceß um ihr Vermögen gekommen ist; dann hat er in einem Pariser Club 200 000 Francs Spielschulden gemacht, die Herr Moulinet großmüthig für ihn bezahlt, um den Cavalier an seine Tochter zu ketten. Unglücklicherweise muß nun Claire ihr Unglück aus dem Munde der ihr noch von der Pension her verhaßten Nebenbuhlerin erfahren. Da kommt unglücklicherweise der Herzog dazu. Böses ahnend, will er die Beleidigung entschuldigen, aber Claire, die dem Treulosen gegenüber auch die Treulose spielen will, ergreift die Hand eines zufällig anwesenden, schüchtern in sie verliebten Gastes, des bürgerlichen Hüttenwerksbesitzers Philipp Derblay, und stellt diesen der erstaunten Gesellschaft als ihren Verlobten vor. Tableau. Der Vorhang fällt natürlich sehr schnell.

Die verschmähte Ariadne läßt es noch nicht genug sein des grausamen Spiels, und der edle, der musterhafte Derblay gibt sich mit räthselhafter Gutmüthigkeit auch ferner zum Werkzeug einer krankhaft trotzigen Laune her. Es wird richtige Hochzeit gefeiert — doch eine freudlose, verschämte, um Mitternacht! Nun folgt eine pathetische Scene, die uns Labiche und andere Vaudevillisten und Operettendichter schon unzählige Male, aber stets in viel mehr angemessener komischer Beleuchtung gezeigt haben: die Thüre des Brautgemachs verschließt sich vor der Nase des neugebackenen Ehemanns. Die Scene ist trefflich geführt. Ein einziges ungeschicktes Wort, und das Publicum, das jetzt gerührt sich die Thränen trocknet und dazu einen „Schneuz“ thut, mit Gottfried Keller zu reden, müßte unwiderruflich in ironisches Lachen ausbrechen. Aber Ohnet segelt stolz und sicher im Fahrwasser der larmoyanten Komödie. Philipp ist erst resignirt und zum Rückzug bereit, dann ungestüm und wild vor Eifersucht und weint und flucht endlich ganz gehörig. Wenn sie den Herzog noch immer liebt und ihn selbst blos geheirathet hat, um einen Trumpf auszuspielen, so ist er zu gut zum Strohmann. Er wird jetzt auch seinen Trotz, seinen Bürgerstolz haben, und seine Frau in partibus fortan gänzlich ignoriren.

Der dritte Act ist ein Lustspiel-Intermezzo. Die ganze Situation dreht sich um die Frage: wann wird diese Frau sich herbeilassen, die Frau ihres Mannes zu werden? Dem Anscheine nach scheint das Ende der ehelichen Abstinenzpolitik jeden Augenblick eintreten zu wollen. Claire hat ihren von Edelmuth triefenden Mann endlich schätzen und lieben gelernt, und nur ihr Stolz hält sie noch zurück, sich ihm an den Hals zu werfen. Seine Arbeiter kommen, ihm ein Deputirtenmandat anzutragen. Da erfährt Claire, daß ihr Bruder Octave die Schwester ihres Mannes Suzanne liebt und jubelt über dies neue Band, das sie jetzt mit ihrem Gatten vereinigen soll. Aber Philipp verweigert seine Einwilligung. Die Familie seiner Braut habe schon ihn elend genug gemacht; nun soll nicht auch noch das Lebensglück seiner Schwester an dem Stolze Derer von Beaulieu zu Grunde gehen. Claire hat kein Recht, sich über diesen Protest zu beschweren, umsoweniger, als sie gleich darauf ein Geheimniß erfährt, das ihr auf Philipps Wunsch vorenthalten worden war: der Ruin ihrer Familie. Und zwar wußte Philipp vor ihrer Hochzeit davon und verschmähte dennoch die Hand der bettelarmen Marquise nicht. Es ist echt französisch, daß diese Großmuth ihr erhabener dünkt, als alles Andere. Und Philipp soll nun auch noch als richtiger Held sich erweisen. Claire glaubt bemerkt zu haben, daß Athenais, die nunmehrige Herzogin von Bligny, allzu lebhaft mit ihrem Manne kokettirt, und sie, die eigentlich gar kein Recht zur Eifersucht hat, stellt die verhaßte Nebenbuhlerin zur Rede. Sie stößt auf Hohn und Bosheit. Aufgefordert, sofort in aller Stille das Haus zu verlassen, zuckt Athenais die Schultern und will es lieber auf einen Eclat ankommen lassen. Und Claire provocirt richtig einen unerhörten Scandal. Sie weist Athenais vor aller Welt die Thür. Der Herzog fragt Derblay, ob er das Vorgehen seiner Frau billige. Philipp übernimmt die volle Verantwortung. Der Herzog gibt seiner Gemahlin das Geleite.

Das unausweichliche Duell und seine Vorbereitungen füllen den Schlußact. Es ist selbstverständlich, daß Philipp sich jetzt erst recht in der schönsten Edelmuths-Apotheose zeigt. Er vermacht seiner Frau die eine Hälfte seines colossalen Vermögens, seiner Schwester die andere. Auch bittet er jetzt seinen Schwager, Suzanne ein liebevoller Gatte zu werden. Wie in Feuillets „Eine vornehme Ehe“, ist die Bühne der Schauplatz des Zweikampfs. Claire fällt dem Herzog in den Schuß. Die Kugel geht ihr durch die Hand, und mit einer Liebesbetheuerung stürzt sie in die Arme ihres Mannes.

Das Bedenklichste an dem Stück: das heikle, brutale, im Grunde alles eher als tragische Hauptmotiv habe ich schon oben angedeutet und auch das Geschick anerkannt, womit Ohnet hier die stets auf der Kippe befindlichen Situationen und Empfindungen in Vorgänge und Worte gekleidet hat, ohne uns natürlich über die Verschrobenheit von Claires Casuistik und die Unnatur mehrerer Situationen täuschen zu können. Wenn Claire den Herzog, der sie verlassen, einen Feigling nennt, so geben wir ihr Recht; wenn sie aber ihren Mann, der sie geheiratet hat, obwohl er sich nicht von ihr geliebt wußte, eine noch größere Memme heißt, dann gehen wir nicht mehr mit. Für diesen hysterischen Sittencodex haben wir kein Verständniß. Und noch weniger gefällt mir das andere Motiv, das Athenais' Haß erklären soll. Das reiche Bürgermädchen ist in der Pension von ihren adeligen Freundinnen viel geneckt und gequält worden. Für diese Backfischleiden, die längst vergessen sein

sollten, übt Athenais nach Jahren gräßliche Rache, indem sie als Braut der Jugendfeindin den Bräutigam nimmt, als Frau ihr den Mann stehlen will. Dieses kindische Motiv leidet an demselben Fehler wie der pathetische Alkovenconflict. Beide Male will uns Ohnet zwingen, ein Strohfeuerchen für einen Hamburger Brand zu halten und zu weinen über etwas, was eigentlich eher unser Gelächter reizen müßte.

Unter diesen Vorbehalten kann auch die Kritik in den Beifall einstimmen, den das Pariser Schauspiel in Berlin fand. Das Stück gehört zum lebendigen Theater. Die Handlung, die zumal im ersten Act Schlag auf Schlag, Effect auf Effect bringt und mit einem Hauptcoup schließt, wird im Verlaufe besonnener, behaglicher, hört auf nur melodramatisch zu sein und wird stellenweise wahrhaft dramatisch. Ohnet nimmt den Zuschauer ganz in Beschlag und läßt ihn nicht wieder los. Die Wahlwühlereien sind ein Stück Actualität, die Brautnachtscenen sorgen für die beliebte Pikanterie, das Duell regt uns nicht minder auf. Alles ist von diesem jungen Schüler des alten Scribe vortrefflich in die Bühnenbeleuchtung gerückt. Der Dialog ist einfach, schlagkräftig, nervös, da und dort fein und witzig. Wie hübsch ist die Bemerkung des alten Notars, der die Heiratscanditatur Derblays unterstützt und dabei dessen bürgerlichen Namen annehmbar zu machen bemüht ist. „Man könnte den Namen corrigiren, ihm etwas nachhelfen — etwa durch einen Apostroph. Die Familie ist sehr alt. Zur Revolutionszeit schlossen sich die guten Leute aneinander; die Buchstaben thaten vielleicht dasselbe."

In der Inscenirung, so geschmackvoll auch die Zimmerdecorationen aussahen, war Manches versehen. Die Seelandschaft im ersten Act paßt nicht für eine bei Besançon im französischen Jura vor sich gehende Handlung. Da schleppen sich auch ein Baron und ein junger Marquis mit einem Köfferchen herum, als ob in dem herrschaftlichen Hause keine Lakaien zur Verfügung ständen. Der melodramatische Krimskrams des Duells bot mit den linkischen Zeugen eher Stoff zum Lachen. Das Tempo war oft schleppend. Die Besetzung ließ zu wünschen übrig. Tadellos war einzig Frau Niemann-Raabe. Das heitere Geplauder der Conversationsscenen gelang ihr ebenso gut, wie die Accente des Schmerzes und der Wuth. Meisterhaft waren zumal die Auftritte mit ihrer Nebenbuhlerin im ersten und dritten Act — ganz Weltdame voll maskirter Ironie und mächtig aufgewühlter Empfindung, die sich doch zu beherrschen weiß, und dann wieder ganz Weib in dem vulkanischen Ausbruch voll echter, hinreißender Naturlaute. Auch Herr Barnay spielte sehr angemessen. Vielleicht betonte er das Plebejische in Maske, Ton und Geberde zu stark; er sollte nicht vergessen, daß Derblay kein Dorfschmied ist, sondern als Sohn eines reichen Mannes tüchtige Studien gemacht und die Pariser Polytechnische Schule besucht hat. Er ist geprüfter Ingenieur, decorirter Offizier. Der leichte, gefällige Plauderton war meist gut getroffen, und nur die Schmerzausbrüche im zweiten Act klangen zu äußerlich, zu theatralisch. Bruststimme, nicht Kopfstimme, besonders bei einem so schönen Organ! Der Herzog, hier ohne Schneide und Distinction dargestellt, hätte Herrn Friedmann zufallen müssen; der Chocoladenfabrikant wurde von Herrn Förster allzu reichlich mit deutschen Bierphilistermanieren ausgestattet. Herr Engels hätte ihn gewiß viel wirksamer zur Geltung gebracht, wenn er ihn auch unfehlbar ins Drottelhafte hinübergespielt hätte. Unzureichend war die Darstellerin der Athenais, für die uns am Ende auch sogar Frln. Haverland lieber gewesen wäre, kriechend und unterthänig Herr Pohl als Notar und allzu sehr Naive Frln. Jürgens als Baronin v. Préfont. Ihr Mann wirkte in der gemessenen Darstellung durch Herrn Peppler gar nicht humoristisch. Und doch hatten die Herrschaften ein so gutes und angenehmes Mittel an der Hand, um besser, als es aus der dramatischen Kurzschrift ersichtlich war, hinter die Absichten des Verfassers zu kommen: sie hätten einfach den Roman zu lesen brauchen.

Z.

Notizen.

Von der Bank der Spötter. Allerlei Glossen von Oscar Blumenthal. Berlin, Freund & Jeckel.

Der größte Theil dieses amüsanten Büchleins wird unsere Leser bekannt anmuthen. In der That sind die besten der hier gesammelten Feuilletons vor zwei Jahren in der „Gegenwart" erschienen und haben damals allgemein angesprochen. Daß sie nun auch in Buchform ein dankbares Publikum finden werden, scheint uns gewiß. Blumenthal hat mit Geschick alles Ephemere, blos an das Ereigniß des Tages Gebundene daraus entfernt, und was da übrig geblieben ist, sind geist- und witzvolle Plaudereien, die man füglich sub specie aeterni betrachten darf. Der treffliche Humorist besitzt ein scharfes Auge für die Lächerlichkeiten unserer Zeit und Gesellschaft und weiß mit kratzender, strafender Kaustik — wie er sich ausdrückt — die Niedern und Vornehmen mit gleicher Beherztheit beim Ohr zu nehmen. Die „Electrischen Träumereien", die „Großstadtseufzer", die „Tragödie des Wählers" sind voll guter Einfälle und feiner Wendungen. Auch die dem Verfasser des „Probepfeils" sonst weniger geläufige note tendre, die unser Gemüth treffen sollte, gelingt ihm manchmal überraschend. Auf seinem eigentlichen Jagdgebiete pirscht Blumenthal in den literarischen Satiren. Da fällt manches beherzigenswerthe Wort, das den Nagel auf den Kopf trifft. Die „Tapezier-Literatur", eine Diatribe gegen das Illustrationsunwesen, ist uns aus der Seele geschrieben, und auch der Artikel: „Furor biographicus" ist ein Schuß ins Schwarze. Dieser kecke, gesunde Witz wirkt wahrhaft reinigend und befreiend. Daß Blumenthal auch fein gedrechselte, pointenreiche Verse zu machen versteht, ist bekannt und zeigt sich hier wieder. „Wie man Stücke macht" ist eine allerliebste Reimepistel, wogegen der „Unpolitische Mirza Schaffy", so gewandt auch die Ghaselen geformt sind, zu sehr an ein längst vergessenes Tagesereigniß anknüpft. Gelungenes findet sich endlich auch unter den „Epigrammatischen Notizblättern", Blumenthals eigentlicher Specialität. Kurz überall zeigt sich ein Schriftsteller, der nicht lediglich Witzbold sein will, ein scharfer und gerechter Beobachter und sorgfältiger Stilist.

* * *

Vom Wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. Wien und Teschen, Karl Prochaska.

Zu der eleganten „Salon-Bibliothek" gehörig, werden diese werthvollen Aufzeichnungen über die Volksbühnen in Wien nicht nur den Freunden der dramatischen Kunst überhaupt, sondern auch denen eine entsprechende Lectüre sein, welche die Feder des verdienten Feuilletonisten auf dem Gebiete der Wiener Culturgeschichte schon von früher her mehrfach schätzen gelernt. In aller Kürze, wie dies durch die ursprünglich feuilletonistische Fassung der hier gesammelten Artikel geboten, bringt das Büchlein eine in scharfen Contouren gehaltene Uebersicht der Genesis und der Lebensschicksale der Wiener Volkstheater, deren Förderung, Pflege und Verwahrlosung, über die wichtigsten und Ausschlag gebenden Ereignisse, Veränderungen und Persönlichkeiten, die im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts auf die Gestaltung dieser so bedeutsamen Culturstätten Wiens gewirkt. Nach einer Rückschau auf das Theaterwesen entschwundener Zeiten und einen Ueberblick der gegenwärtig waltenden Zustände schildert der Verfasser in besondern Artikeln die Geschicke der drei großen Volksbühnen: in der Leopoldstadt, an der Wien und in der Josephstadt. Es ist kein erfreuliches Bild, das da entrollt wird, und kann auch nicht anders sein, wenn sich als Schlußertrag einer achtzigjährigen Thätigkeit dreier Hauptbühnen der völlige Niedergang des herrschenden Geschmacks ergibt, wie dies bei unverständiger, häufig gewissenloser Leitung, bei sinnloser Jagd nach Novitäten und bei der Pflege des zwitterhaften Bühnenwesens ganz unabwendbar eintreten mußte. Und all dieser Jammer ist um so bedauerlicher, als das echte Volksstück, heitern wie ernsten Inhalts, eine bedeutende Literatur aufzuweisen hat, welche einstweilen vor dem singenden Getändel der Operette hat weichen müssen. Sehr lehrreich und anziehend sind die an jene Theatergeschichten gereihten Skizzen über die verschiedenen Verfasser auf dem Gebiete des Volksstücks, unter denen Bäuerle, Raimund und Nestroy mit je einem Artikel bedacht worden. Diesen vortrefflichen Charakteristiken hätte mancher wohl gern eine über L. Anzengruber beigegeben gesehen, durch den das Volksschauspiel unzweifelhaft in einen neuen bedeutsamen Wendepunkt getreten, was ja der Verfasser auch mehrfach in seinem Buche andeutet. Offenbar hat der Autor sich mehr an das historisch Abgeschlossene halten wollen. An die seinem Schaffen noch bevorstehende Wirkung knüpft er vermuthlich wohl die „Hoffnungsstrahlen", womit er das gehaltvolle Buch abschließt, das jedem kundigen Leser zu denken gibt.

W. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Luther,

Historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen
von
Otto Devrient.

Ein Festspiel, erstmalig im Herbste 1883 zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luther's dargestellt von Bewohnern Jenas.

Zweite Auflage.

gr. 8. XII, 160 S. geh. *M.* 3.60. Eleg. geb. *M.* 5.—.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben:

Kampf und Schutz
gegen drohende Schwindsuchtskrankheiten des Kehlkopfs und der Lungen
in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät.
Für Ärzte und Laien von
Dr. med. **Michaelis**, prakt. Arzt.
Mit 2 Holzschnitten. 8. geh. 1 *M.* 20 ₰.

Eine **Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges** wünscht mit **Autoren** und **Componisten** in **Verbindung zu treten.** Adressen unter **J. H. 7399** bef. **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Neue Romane.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Byr, Rob., Soll ich? Roman. 2 Bde. 8. broch. *M.* 4.—

Möllhausen, Bald., Der Haushofmeister. Roman. 3 starke Bde. 8. broch. *M.* 14.—

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig.

Verlag von Wilhelm Koebner in Breslau:

Das philosophische System
Eduard von Hartmann's
von
Dr. **Raphael Koeber.**
Preis 9 Mark.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Soeben erschien in unserm Verlag:

Berthold Auerbach.

Briefe
an seinen Freund
Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. *M.* 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Neuer Verlag von Freund & Jeckel in Berlin.

Von der Bank der Spötter. Allerlei Glossen von **Oscar Blumenthal.** *M.* 2.—

Vom Nordcap bis Tunis. Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nord-Afrika von **Robert Davidsohn.** *M.* 2.—

Quickborn. Gesammelte Gedichte, erster Theil, 14. Auflage, von **Claus Groth.** Eleg. gebunden. *M.* 6.—

Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart von **Paul Lindau.** Neue Ausgabe. *M.* 3.—

Der Schwabenstreich. Lustspiel in 4 Akten von **Paul von Schönthan.** *M.* 2.—

Die Häßliche. Roman in 3 Bänden von **Clara Steinitz.** *M.* 10.—

Die Familie Buchholz. Aus dem Leben der Hauptstadt von **Julius Stinde.** 3. Auflage. *M.* 3.—

Dichtungen und Balladen von **Ernst von Wildenbruch.** *M.* 2.—

Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen von **Hugo Wiltmann.** *M.* 1.—

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

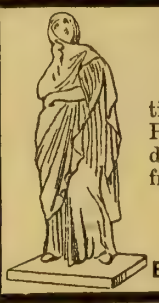
Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben erschienen:

Die Aquarell-Malerei.

Die Technik derselben in ihrer
Anwendung auf die Landschafts-Malerei.
Von Prof. **Max Schmidt.**
Mit einem Farbenkreis.
Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } Gesammelte Werke
dto. Der Georgi-Thaler „ }
dto. Die Knappenlist „ }
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.

Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Schachturnierbuch.

Auswahl
von hundert vorzüglichen Partieen,
welche in den Meisterturnieren von 1873 bis 1883 gespielt worden sind.
Herausgegeben von
Jean Dufresne.
1884. gr. 8. Geh. 3 Mark.
= Vorrätig in allen Buchhandlungen. =

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per ½ 850 — ¼ 300 — ⅛ 150 — 1/16 75 Pfennige = Pfd.-Dose

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 14. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Organisation der Arbeit. Von E. Hirschberg. — Die Repetirgewehrfrage. Von Hauptmann z. D. J. Castner. — **Literatur und Kunst:** Die Ehe der Madame de Staël. Nach alten und neuen Documenten. Von H. Breitinger. — Karl Frenzels neueste Novellen. Besprochen von Paul Nerrlich. — Wiener Neubauten. Von Siegmund Feldmann. — **Aus der Hauptstadt:** Gustav Richter-Ausstellung. Von A. L. — Von den Theatern. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Organisation der Arbeit.

Von E. Hirschberg.

Drei Schlagworte sind es, die neuerdings in die öffentliche Discussion über die Arbeitsfrage geworfen sind: „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit", „Recht auf Arbeit", „Organisation der Arbeit".

Wer sich auch nur einigermaßen mit der heutigen Arbeitsfrage beschäftigt hat, wird zugeben müssen, daß mit der Verwirklichung dieser drei Dinge zum ersten Male im neuen deutschen Reich der Versuch zu einer fundamentalen Lösung dieser Frage gemacht werden würde.

Die Krankenversicherung, Unfallversicherung, Altersversicherung greifen die Sache nicht im Kern an, sie lindern ohne zu heilen. Nicht die Versicherungen an sich sind es ja, für welche die arbeitende Klasse zu kämpfen hat, sondern der Lohn, welcher ihr alle jene Versicherungen ermöglicht. Hätten die Arbeiter den dazu erforderlichen Lohn, so würden sie — ein Einmischen der Staatsgewalt überhaupt als nöthig vorausgesetzt — schon durch einen einfachen Versicherungszwang zur Eingehung aller jener Versorgungen bewogen werden können, für welche heute die Arbeitgeber den größten Theil der Kosten zu tragen haben. Man sollte nun meinen, daß der Staat demgemäß auch in der Lohnfrage zuerst hätte eingreifen sollen, um dann zu sehen, ob und in wie weit ein weiteres Eingreifen auch für andere Versicherungszwecke nothwendig gewesen wäre.

Im Grunde genommen ist nun die ganze heutige Armenpflege eine „Art von Versicherung gegen Arbeitslosigkeit", welche den Armenverbänden zufällt. Soll also dieses Wort einen tieferen Sinn haben, so muß es natürlich etwas Anderes bezwecken als die heutige Armenpflege: die bei Arbeitslosigkeit nachgewiesene Arbeit muß nicht die des Armenhauses und die bei nicht vorhandener Arbeit geleistete Unterstützung muß nicht jenes Existenzminimum sein, als welches die Armenunterstützung sich darstellt.

Es müssen die geleisteten Unterstützungen vielmehr hoch genug bemessen sein, um nicht nur den Lebensunterhalt des Arbeiters, sondern auch die fälligen Prämien der Unfall-, Kranken-, Alters-, Invaliditäts-Versicherung zu bestreiten.

Nur in dieser Weise könnte eine Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit sich bewähren und nicht nur sich in einen Gegensatz zur Armenpflege stellen, sondern letztere auch entlasten; und nur wenn sie so gestaltet den jetzigen Arbeiter-Versorgungsgesetzen vorangegangen wäre, könnte man letztere als verfrüht bezeichnen. Indessen kann das Bestehen dieser Gesetze keinen erheblichen Einwand gegen die Neueinführung auch dieser Versicherung, wenn sie einmal als heilsam erkannt ist, bilden; auch darf es nicht Wunder nehmen, daß die Dinge gerade diesen Gang genommen haben. Denn man muß sich vergegenwärtigen, wie unsicher das Vorgehen der Regierung auf dem noch unbekannten Wege der Arbeiter-Unterstützung von Anbeginn war. Heute endlich hat sich ja der Kanzler offen zum Staatssocialismus bekannt. Aber die ersten Unfallversicherungs-Entwürfe waren doch nur Vorläufer für dieses neue Princip, das denn erst in der Proclamirung des „Rechtes auf Arbeit" sich ohne Scheu als das bekannt hat, was es ist: als den definitiven Uebergang zum „Staatssocialismus" auf dem Gebiete der Arbeiterfrage.

Der Name thut ja nichts zur Sache und es ist im Grunde gleichgültig, wie man dieses Vorgehen der Reichsregierung theoretisch nennen will. Nur hat der Umstand, daß nach Durchführung eines „Rechtes auf Arbeit" verbunden mit einer Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit die Kranken- und Unfall-Versicherung vor der Hand in ihrer jetzigen Gestalt ganz hätte unterbleiben können, viel zu wenig Beachtung gefunden. Und doch hätte dieser Umstand, früher berücksichtigt, vielleicht auch viele principielle Gegner in das Lager des „Staatssocialismus" ziehen und letzteren für dieselben genießbarer machen können. Denn mag auch zur Durchführung einer „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" ein gut Theil Staatssocialismus gehören — mit Freuden hätten ihn viele Gegner aufgenommen, wenn sie dadurch die Hoffnung gehabt hätten, daß Unfall-, Kranken-, Alters-, Invaliditäts-Versicherung nunmehr ohne staatliches Eingreifen, aus eigener Kraft sich hätten bewerkstelligen lassen.

Wir haben hier nun bisher die drei Worte „Recht auf Arbeit", „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit", „Organisation der Arbeit" wie gleichbedeutend mit einander gebraucht. Das ist zunächst zu rechtfertigen. Der Endzweck nämlich, den sowohl die Organisation der Arbeit, wie auch das Recht auf Arbeit haben, kann verständiger Weise nur der einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sein. Man kann denselben allerdings auch einen weiteren Begriff zuweisen, speciell der „Organisation" der Arbeit; indessen kommt es hier ja nur auf den Zusammenhang mit der Lohnfrage an. Die Nothlage der Arbeiter hat ihren Grund 1) in der Natur der Waare „Arbeit" („Leibes-Arbeit" nach Engel), 2) in der Regellosigkeit der Concurrenz zwischen den Waarenverkäufern. Es mag gestattet sein aus des Verfassers „Die Selbsthülfe des Arbeiterstandes als Grundlage einer Versicherung" (Heft 189 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" 1883) einige Sätze zu recapituliren. „Die Waare ist am billigsten, die am häufigsten vorkommt, ohne daß eine entsprechende

Nachfrage vorhanden ist. Bei der Waare Arbeit aber entspricht dem großen Angebot schon darum nicht die nöthige Nachfrage, weil ein Jeder dieselbe event. durch seine persönliche Leibeskraft — ganz abgesehen von der vielleicht noch billigeren Benutzung des Thieres oder der Maschine — befriedigen kann. Dies also der Grund des niedrigen Lohnes, begründet in der Natur der Waare Arbeit selbst. Aendern läßt sich hierin gar nichts. Wer nicht der socialdemokratischen Anschauung eines Lasalle, Rodbertus, Marx u. s. w. huldigen und annehmen will, daß alle Güter Produkt der Arbeiter („Leibesarbeiter") sind, wird den niedrigen Lohn der rein körperlichen Arbeit als etwas Naturgemäßes hinnehmen, und jede Staatsaction, die hier eine Aenderung schaffen wollte, als verwerflich bezeichnen müssen. Anders verhält sich die Sache, wenn die Regellosigkeit der Concurrenz der Arbeiter noch einen weiteren Grund ihrer Nothlage bildet. Daß dem so ist, haben die Schriften Lujo Brentanos überzeugend nachgewiesen: Macht auch der Umstand, daß der Lohn für körperliche Arbeit immer dem Minimum zuzustreben geneigt ist, den einzelnen Arbeiter vollkommen machtlos gegenüber dem Kapital, so ließe sich diesem Sinken des Lohnes durch ein Zusammenhalten, durch eine Vereinigung der Arbeiter oft ein Ziel setzen. Strikes, die solcher soliden Basis entsprungen sind, haben zumal in England meist ihre Ziele erreicht. Die trade-unions (Gewerkvereine) haben eine Arbeitsfrage, wie wir sie haben, bisher nicht aufkommen lassen. Fragt man sich nun, warum bisher in Deutschland sich diese Vereinigungen nicht in ähnlicher Weise haben Einfluß verschaffen können, so liegt es wohl an der Art unserer Gewerkvereine selbst, die sich von den englischen wesentlich unterscheiden. Gerade was die englischen Vereine so einflußreich gemacht hat, bei den deutschen aber ganz in den Hintergrund tritt, ist die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, die in Folge dessen höchst ausgebildete Arbeitsnachweisung und die bei Strikes so sehr wirksamen Schiedsgerichte. Auch hatten die Engländer sich ihre „Organisation der Arbeit" in großem Maßstabe bereits geschaffen, als sich die heutige Socialdemokratie entwickelte, konnten also auf socialdemokratische Wühlereien sicher herabsehen. Anders bei uns! Wie sollte der deutsche Arbeiter, dem von socialistischen Demagogen blendende Utopien einer Staatshülfe vorgegaukelt werden, welche die Pflicht habe, die „Arbeiter" — welche ja alle Güter schafften — in ihr Recht einzusetzen, wie sollte dieser Arbeiter, der nun alles Heil von oben her erwartete, mit Erfolg daran denken, daß er aus eigener Kraft seine und seiner Genossen Lage zu heben vermöge? Der Socialdemokrat ist der geschworene Feind der Gewerkvereine. Er ahnt es wohl, daß sie geeignet sind, seinen seichten Theorien und leichtfertigen Agitationen den einzigen Boden zu entziehen, in dem bisher seine Saat aufgegangen ist, den Arbeiterstand. Darum verfolgt er den Gewerkverein und alles ihm Aehnliche, nennt ihn Manchesterei und beschwatzt für seinen Zweck den Arbeiter um manchen Groschen, der als Beitrag zu zweckmäßigen Vereinigungen ihm zum wahren Wohle gereichen würde.

Man muß nun bei der Erörterung der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, d. h. also der Unterstützung während der Zeit unverschuldeter, nicht durch Krankheit u. dergl. herbeigeführter Arbeitslosigkeit festhalten, daß dieselbe nur bei Organisation der Arbeit, bei „Großbetrieb" derselben, vernünftig durchgeführt werden kann. Wie sollte sonst die Uebersicht über den gesammten Arbeitsmarkt, die Arbeitsnachweisung, wie ein Vergleich der Löhne in Streitfällen möglich sein! Begreift doch schon das Moment der Schuldlosigkeit an der augenblicklichen Arbeitslosigkeit die Nothwendigkeit von Schiedsgerichten in sich, die über die Schuldfrage entscheiden. Nun kann, wie jede Versicherung, auch die hier in Frage stehende von Privaten (Gesellschaften), Corporationen oder dem Staate ausgeübt werden. Die staatliche, zwanglose Versicherung gegen Arbeitslosigkeit aber wäre das, was sich vernünftiger Weise, d. h. solange die heutige Gesellschaftsordnung und Productionsweise noch nicht socialdemokratisch zugeschnitten sind, unter seinem „Recht auf Arbeit" denken und vertheidigen ließe. Die Arbeiter zahlen dem Staate die Versicherungsprämie, der Staat hat dafür die Pflicht Arbeit nachzuweisen, wenn er dies nicht vermag eine auskömmliche (nicht Armen-) Unterstützung zu gewähren. Freilich müßte dann der Staat bei den Schiedsgerichten über die Schuldfrage eine bedeutsame Stimme haben, und es wäre sehr zu bedenken, ob damit den Arbeitern gedient ist, und ob nicht auch dem Staate selbst diese entscheidende Stimme im Schiedsgericht äußerst gefährlich werden könnte. Bedeutend vermehrt würden diese Bedenken noch, wenn auch der Staat Zuschüsse zu den Versicherungs-Prämien leistet. Denn da aus den Versicherungs-Prämien der Lohn gezahlt wird, würde der Staat theilweise als der Brodherr der Arbeiter erscheinen, welcher Arbeit nicht mehr zu vermitteln, nachzuweisen, sondern selbst zu gewähren hat, welcher die Versorgungsanstalt der Arbeiter nicht mehr nur verwaltet, sondern selbst eine solche ist.

Für weniger bedenklich ist dagegen ein „Corporativer Hilfskassenzwang" zu erachten. (Versicherungs-Gesellschaften Privater gegen Arbeitslosigkeit existiren nicht, oder — wenn man die Gewerkvereine dahin rechnen will — prosperiren eben nicht genügend.) Diese corporativen Hilfskassen sind private Organisationen, jedoch zwangsweise durch den Staat geschaffen. Ein neues — unlängst in 2. Auflage erschienenes — Werk Schäffles „Der corporative Hülfskassenzwang" ist auch in Hinsicht der „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" von großem Interesse. Schäffle gibt einen vollständigen Gesetzentwurf dessen, was man „Organisation der Arbeit" nennen kann. Allerdings ist dabei die Verquickung der verschiedenen Versicherungsarten zu bedauern. Wenn jeder weitere Versicherungszwang durch eine rationelle Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit unnöthig werden kann, so sollte man doch eilen, letztere, und zwar letztere zunächst allein einzuführen. Sie gibt die Möglichkeit, den freien Willen hinsichtlich der übrigen Versorgungen zu bethätigen. Wozu aber Zwang, wenn man hoffen darf, daß der freie Wille genügen wird?

Nach alledem also wird man einer „Organisation der Arbeit", mag sie durch Gewerkvereine, Arbeitskammern, ja unter gewissem Vorbehalte auch durch den Staat geschehen, nur mit Sympathie begegnen können, wofern sie nur die „Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit" als einziges, aber auch möglichst vollkommen zu erreichendes Ziel anstrebt.

Auf die Art der Ausführung kommt ja Alles an, und Zweck dieser Zeilen war es nur, principielle Bedenken gegen jede Organisation der Arbeit und Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu zerstreuen und zugleich auch das „Recht auf Arbeit" in die Grenzen des Möglichen und Denkbaren zurückzuführen.

Die Repetirgewehrfrage.

Von Hauptmann z. D. J. Castner.

Die italienische Regierung hat neuerdings die Ausrüstung der Marine mit einem Repetirgewehr nach dem System des Capitän Bertoldo angeordnet. Dieses Gewehr befindet sich bereits seit dem Jahre 1881 bei einem Versaglieri-, einem Infanterie-Regiment und einem Alpenjäger-Bataillon, seit wenigen Jahren auch bei der Marine selbst im Versuch. Es ist eine Umänderung des Armeegewehrs System Vetterli, welches mit Repetirvorrichtung und Magazin im Vorderschaft für 9 Patronen versehen worden ist. Italien folgt hiermit dem Beispiele Frankreichs, welches bereits 1878 seine Marine-Infanterie mit einem Magazingewehr bewaffnete und ist überhaupt der zweite unter den Großstaaten, der ein solches zur Einführung bringt. Die eidgenössische Infanterie führt bereits seit 1871 das Repetirgewehr Vetterli, die norwegische Marine das Magazingewehr System Krag-Peterson seit 1877 und nach einem vor Jahresfrist gegebenen Decret soll auch die Bewaffnung der norwegischen Infanterie mit einem Repetirgewehr System Jarmann stattfinden.

Noch hat also das Repetirgewehr in keiner großen Armee als Infanteriewaffe das Bürgerrecht sich erworben.

Die Entschließung Italiens entspricht ganz der aufstrebenden Energie, die dieser Staat seit etwa einem Jahrzehnt in der Entwickelung seiner militärischen und maritimen Streitkräfte entfaltete und ist darum ein bemerkenswerthes Ereigniß. Italien trifft eine Entscheidung in der Repetirgewehrfrage, mit der sich alle übrigen Großstaaten, zum Theil schon seit Jahren, prüfend beschäftigen.

Allerdings hat man sich in der Streitfrage, ob die Einführung der Magazingewehre aus taktischen Rücksichten nothwendig sei, in Betreff der Marine leicht entscheiden können, da sich bei dieser seit Alters her das Bedürfniß geltend gemacht hat, für den kurzen entscheidenden Augenblick des Seegefechts mehrere Schüsse schnell zur Verfügung zu haben. Bezüglich der Landarmee kann dagegen diese viel umstrittene Bedürfnißfrage, trotz jahrelanger Berathungen und Versuche, noch keineswegs als entschieden angesehen werden. Ja, so lebhaft man auch schon für die Repetirer in die Schranken trat, ist doch nicht zu verkennen, daß nicht etwa das Interesse für dieselben erkaltet, wohl aber infolge des tieferen Eindringens in die ballistischen Verhältnisse der Handfeuerwaffen, die Thätigkeit auf diesem Gebiete ein ruhigeres Tempo angenommen hat. Die Bewaffnung der Armee einer Großmacht hat internationale Bedeutung. Ein Zurückbleiben darin kann zur Existenzfrage werden.

Bald nach dem Jahre 1866 begannen die Hinterladungsgewehre die gezogenen Vorlader aus allen Armeen zu verdrängen. Sie fanden nur Widerstand in südlichen Ländern, wie Italien, wo man meinte, daß die durch das erleichterte Laden so sehr begünstigte Feuergeschwindigkeit die Soldaten bei ihrem lebhaften Temperament zur Munitionsverschwendung verleiten müsse. Die Führer würden ihre Truppe aus der Hand verlieren, dadurch aber würde die Disciplin gelockert werden. Alle diese und andere Bedenken mußten jedoch vor der Macht der Thatsachen des Feldzuges von 1866 und vollends erst des von 1870—71 zurücktreten. Sie wurden auch, nachdem die Truppen sich längere Zeit im Besitze neuer schnellschießender Gewehre befanden, durch die Praxis widerlegt.

Wie damals wird auch jetzt Aehnliches behauptet. Der Soldat würde sich im Gefecht mit dem Repetirer „Muth schießen", sagt man, d. h. in den Pulverdampf hineinknallen, ohne zu überlegen und zu sehen, wohin er schießt. Auf diese Weise wird er seine kostbare Munition bald verschossen oder vergeudet haben; tritt dann der entscheidende Gefechtsmoment ein, in dem der Mehrlader seine eigentliche Bedeutung erhält und seine Vorzüge gegenüber dem Einzellader zur Geltung bringen kann, also z. B. bei Abwehr von Cavallerieangriffen: dann ist das Magazin und womöglich der ganze Patronenvorrath schon verbraucht, die Truppe also so gut wie wehrlos. So einleuchtend diese Behauptungen klingen, kann ihnen doch nicht ohne Weiteres zugestimmt werden, da sie bis jetzt noch des allein durch die Kriegserfahrung zu erbringenden Beweises entbehren. Auch das Manöver kann das Schlachtfeld hierin nicht ersetzen. Daß der Munitionsverbrauch bei dem Repetirgewehr ein größerer sein wird, als beim jetzigen Einlader, ist natürlich, ist auch nothwendig, sogar Absicht, denn sonst wäre seine Einführung überflüssig. In den entscheidenden Augenblicken des Gefechts soll mehr geschossen werden, als der Einlader leisten kann, weil damit das wirkungsvollste Mittel für den Erfolg und unter Umständen für die Selbsterhaltung gegeben ist.

Es erscheint daher einfach als eine Folge des hierdurch zur Geltung gekommenen Princips des Schnellfeuers, die Waffe in technischer Beziehung zur Abgabe einer größtmöglichen Schußzahl zu vervollkommen. Denn hat einmal die Taktik den Vortheil des Schnellfeuers anerkannt, so muß die Feststellung seiner Grenze allein der Technik überlassen werden.

Wenn aber von den Gegnern die über das Bedürfniß hinausgehende Feuergeschwindigkeit als Behinderungsgrund für die Einführung der Mehrlader geltend gemacht wird, so wäre es folgerichtig, demjenigen Gewehr den Vorzug zu geben, das am langsamsten feuert, da dann die taktischen Forderungen, die man hierbei im Auge hatte, gewiß am vollkommensten erfüllt würden. Nun lehrt aber die Kriegsgeschichte, daß die Feuergeschwindigkeit der Handfeuerwaffen bis zu den gegenwärtigen Hinterladungsgewehren mit Selbstspannung beständig zugenommen und daß die Taktik für den Gebrauch der jezeitlichen Waffen auch diejenigen Formen fand, welche ihre vortheilhafteste Ausnützung für das Gefecht ermöglichten. Wenn also das Repetirgewehr der heutigen Fechtweise nicht entspricht, so darf man an der Hand der Geschichte behaupten, daß die Fechtweise sich dem Gewehr anzupassen habe, aber nicht umgekehrt.

Diese theoretische Folgerung findet eine thatsächliche Unterstützung in dem statistischen Nachweis aus den Kriegen von 1866, 1870—71 und 1877—78. Die Verluste der Gegner verhielten sich nahezu umgekehrt wie die Feuergeschwindigkeit der von ihnen benutzten Gewehre. Die meisten Verluste (durch Handfeuerwaffen) hatte also derjenige, der am langsamsten schoß. Diese Ermittelungen führten zur Aufstellung des Grundsatzes, daß im Kampfe derjenige die meisten Aussichten auf Erfolg habe, der die meisten Schüsse abgibt, wobei natürlich die gleiche Ausbildung der sich gegenüberstehenden Truppen vorausgesetzt wird.

Alle größeren Armeen beschäftigen sich deshalb seit geraumer Zeit mit der Frage, ob überhaupt die Einführung eines Repetirgewehrs für alle, oder nur einen Theil der Fußtruppen zweckmäßig ist, und welches System sich zur Annahme empfiehlt, denn seitdem diese Frage in Fluß gekommen, sind derartige Systeme wie Pilze über Nacht ans Licht gekommen, und da jeder Erfinder die Vorzüge des seinen hervorhebt, so läßt sich denken, wie hierdurch den Prüfenden die Wahl und Arbeit erschwert wird; aber sie klären und reifen das Urtheil. Dies begründet auch die in allen Heeren bemerkbare Zurückhaltung in der Entscheidung. Wer bereits ein gutes Gewehr hat, verlangt mit Recht einen besseren Mehrlader (Repetirer), zumal dessen Einführung sehr ernste finanzielle Bedenken hat.

Wie gegenwärtig die Angelegenheit liegt, darf man wohl annehmen, daß der Ausgleich der sich gegenüberstehenden Meinungen eine Aufgabe der Technik sein wird, deren Lösung allerdings durch das fortgesetzte Hinzutreten neuer Bedingungen und Anforderungen an Schwierigkeit erheblich zugenommen hat. Die vielfach gehörte Ansicht, daß es sich hier lediglich um die Erfindung eines Verschlußmechanismus mit Repetirvorrichtung handele, bleibt weit hinter den wirklichen Zielen zurück. Nicht nur auf diesen Theil der Waffe ist es bei der Neugestaltung abgesehen, auch die Art und Anbringung des Magazins, Einrichtung des Laufes, Material, Form und Einrichtung des Geschosses, der Patronenhülse und der Pulverladung sind Fragen, denen in neuerer Zeit vielfach eine größere Wichtigkeit zugesprochen wird, als dem bloßen Repetitionsmechanismus. Im Vordergrunde aber steht, wie damals, als man vom gezogenen Vorderlader von 17—18 mm Kaliber zur Hinterladung überging, die Kaliberfrage. Sie wurde zunächst wohl hervorgerufen von der Nothwendigkeit einer Munitionserleichterung, die es ermöglichen soll, den Soldaten mit einer größeren Anzahl Patronen auszurüsten, ohne ihn mehr zu belasten, als bisher. Das jetzt gebräuchliche Durchschnittskaliber von 11 mm ist zu groß, es wird nach den neuesten Erfahrungen in der Ballistik wahrscheinlich auf das Durchschnittsmaß von 8,5, womöglich bis zu 8 mm heruntergehen, da gerade Gewehre dieses Kalibers bei den seit 1879 ausgeführten Versuchen des Directors der eidgenössischen Munitionsfabrik zu Thun, Major Rubin, die besten Ergebnisse lieferten.

Die der Repetirgewehrfrage hierdurch gegebene Erweiterung hat nach und nach der Ansicht immer mehr Geltung verschafft, daß mit einem neu construirten Repetirgewehr auch gleichzeitig ein Minimalkaliber zur Annahme gelangen müsse. Will man aber — aus finanziellen Rücksichten — vorläufig von einer Neuconstruction absehen, so wird man einem Gelegenheits-Repetirgewehr, d. h. einer solchen Einrichtung den Vorzug geben, die es ermöglicht, dem Einlader im Bedarfsfalle, also bei Gelegenheit, ein Magazin anzuhängen. Sind diese Magazine

*

gleichzeitig so eingerichtet, daß sie selbstthätig, ohne Mithülfe des Schützen die Patronen in die Einlage des Verschlusses einführen, so werden diese Gewehre in ihren Leistungen kaum hinter denen mit festem Magazin zurückstehen, aber gewisse Vortheile vor diesen bieten, so daß die Ansicht nicht unberechtigt ist, die in diesem System das Gewehr der Zukunft erblickt. Es würde die Gefahr des Verschießens der Magazinfüllung, einer der Haupteinwürfe gegen die Repetirer, fast ganz beseitigen lassen, ohne daß das Gewehr die Vorzüge des Einladers vor dem Gewehr mit festem Magazin darangegeben hätte, denn es blieb eigentlich ein Einlader.

Ein derartiges Gewehr ist beim Garde-Schützenbataillon in Berlin im Jahre 1880 praktisch erprobt werden. Es war das vom Waffenfabrikanten L. Löwe in Berlin construirte System, dessen Eigenthümlichkeit darin bestand, daß ein 11 Patronen fassendes Uförmiges Magazin an einem Gewehr M/71 angebracht war. Beim Zurückziehen des Verschlußkolbens öffnete sich der Deckel des Magazins und ließ unter dem Druck der Magazinfeder eine Patrone in das Schloßgehäuse gleiten, die beim Schließen des Gewehrs durch die Kammer in den Lauf geschoben wurde, wobei sich gleichzeitig durch Hebelübertragung der Magazindeckel schloß. Nach Feststellung der Magazinfeder war das Gewehr mit Einzelladung zu gebrauchen. — Das umständliche Füllen, sowie die für das Tragen des Gewehrs auf der Schulter sehr unbequeme Lage des Magazins, dessen Abnahme und Wiederanbringung doch nicht ohne Weiteres jeder Zeit ausführbar ist, waren Gründe, welche sich der Einführung des Gewehres entgegenstellten.

Fast gleichzeitig mit Löwe war dem Waffenfabrikanten Lee zu Bridgeport in Connecticut ein System geglückt, welches die Mängel des Löwe'schen vermeidet. Der Boden des Schloßgehäuses hat einen Ausschnitt, der sich durch den Schaft nach unten fortsetzt, so daß in denselben von unten her ein kapselartiges Patronenmagazin, welches gefüllt aus der Patrontasche entnommen wird, durch eine griffartige Bewegung eingesetzt werden kann. Eine Wförmige Magazinfeder drückt die Patronen nach oben, wo sie beim Zurückziehen der Kammer am Bodenrand erfaßt und in das Schloßgehäuse zum demnächstigen Einführen in den Lauf gehoben werden. Will man das Gewehr mit Einzelladung gebrauchen, so schließt man die Oeffnung im Gehäuseboden, indem man eine Platte vorspringen läßt, die im Schaft durch eine Feder gehalten wird. Das System hat viel Anerkennung gefunden, bedarf aber noch der technischen Vervollkommnung. Als eine Verbesserung würde auch die Vergrößerung des Magazins, welches jetzt nur 5 Patronen aufnimmt, bei gleichzeitiger Erleichterung und Verwendbarkeit an Stelle der Packschachteln begrüßt werden.

Die vorgenannten beiden Systeme lassen sich zwar auf jedes Gewehr übertragen, machen aber nicht unerhebliche Veränderungen desselben erforderlich. Da nun in neuester Zeit die Ansicht mehr und mehr an Geltung gewonnen hat, daß die Wahl eines Mehrladersystems hinauszuschieben sei, bis die ballistischen Fragen einen befriedigenden Abschluß gefunden haben, so zeigt man sich z. B. in Oestreich, Frankreich, Rußland mehr geneigt, einstweilen ein weniger kostspieliges Aushülfsmittel anzunehmen. Dasselbe besteht in der Anbringung eines Magazins am Gewehr, ohne daß letzteres hierzu einer technischen Veränderung bedarf. Diese Einrichtung hat nur den Zweck, dem Schützen die Patronen zum Laden nahe zur Hand zu bringen, so daß er den weiten Griff bis zur Patrontasche erspart. Das 10 Patronen fassende schachtelartige Magazin wird neben der Patroneneinlage am Gewehr, entweder diesem parallel, wie bei den Schnellladern von Krnka, Vater und Sohn, oder senkrecht, wie bei Fosbery (England), befestigt, zu welchem Zweck dort ein Bügel oder Halter angebracht ist, beim System Krnka nur durch eine Klemmfeder am Schaft gehalten. Dieser Schnellader ist in Rußland eingeführt, findet in Oestreich vielen Beifall und hat Aussicht, in Frankreich eingeführt zu werden. Eine Anzahl ähnlicher Constructionen ist noch bekannt geworden, die mehr oder weniger Anerkennung fanden.

Von den Repetirgewehren mit festem Magazin und selbstthätiger Patronenzuführung sind mehrere Systemgruppen unterscheidbar und zwar solche mit Magazin im Vorderschaft (unter dem Lauf), oder im Kolben, oder in einer Revolvertrommel. Während von letzterer nur das System Spitalsky (Werkführer der großen Waffenfabrik von Werndl in Steyer) bekannt geworden, umfassen die beiden ersteren eine große Zahl zum Theil weit verbreiteter Constructionen. Aus ihren röhrenförmigen Magazinen treten die Patronen, durch eine Spiralfeder geschoben, zunächst auf den Zubringer, der sie in das Schloßgehäuse, also dahin hebt, wohin sie bei der Einzelladung durch die Hand des Schützen gelegt und demnächst in den Lauf geschoben werden. Die Repetirvorrichtung hat also die Aufgabe, nur eine Patrone nach der andern auf den Zubringer gelangen zu lassen, sodann das Magazin abzuschließen und die Patrone in den Verschluß zu befördern, der dann wie bei Einzelladern functionirt. Man verlangt daher auch von jedem Repetirgewehr die Abstellbarkeit des Repetirwerks, um die Waffe jederzeit mit Einzelladung gebrauchen zu können. Hieraus geht hervor, daß der Verschluß im Allgemeinen der der Einlader ist, an den der Repetirmechanismus sich anschließt. Dem entsprechend sehen wir auch den Vetterli-, Mauser-, Gras-Verschluß u. a. für Repetirgewehre umgewandelt, von denen jeder seine besonderen Vorzüge und Mängel hat.

Vorläufig wird, wie schon erwähnt, in allen größeren Armeen die Wahl eines Systems bis zur Lösung der ballistischen Aufgaben vermuthlich noch hinausgeschoben werden. Für dieselben darf das kleine Kaliber von 8—8,5 mm wohl als Grundlage angesehen werden. Es bedingt die Verlängerung des Geschosses von 2,5 auf 3,5 bis 4 Kaliber und die Wahl eines härteren Metalles als Weichblei. Nicht nur weil bei der außerordentlichen Stauchung solcher Geschosse ein bedeutender Procentsatz der dem Geschoß durch das Pulver ertheilten Arbeitskraft verloren geht, und dementsprechend die Schußweite sich vermindert, sondern auch, weil Weichbleigeschosse infolge ihrer Zertheilung in getroffenen menschlichen Körpern häufig eine arge Verwüstung anrichten. Man wird sie deshalb aus Hartblei fertigen müssen. Der Oberstlieutnant Bode der Artillerie-Prüfungs-Commission in Berlin hat vorgeschlagen, Hartbleigeschosse mit einem Kupfermantel zu überziehen, der die sehr lästige Einfettung entbehrlich macht und vorzügliche Treffergebnisse liefert. Gelänge es der Technik, solche Geschosse billig herzustellen, möchte ihnen die Zukunft gehören. — Patronenhülsen aus Messing wirken bei längerer Aufbewahrung chemisch zersetzend auf das eingeschlossene Pulver; man hat wasser- und gasdichte Papierhülsen vorgeschlagen und schon mit einigem Erfolg versucht. — Die relativ großen Pulverladungen bei kleinen Kalibern mit langen Geschossen ergeben für den Gebrauch beim Repetirgewehr Patronen von oft unmöglicher Länge; zur Abhülfe hat man die Ladung verdichtet, mit einem Kanal versehen, dem Ladungsraum einen erheblich größeren Durchmesser gegeben, als dem Kaliber und auch die Ladung aus Pulver und Schießbaumwolle zusammengesetzt, ohne bis jetzt alle Wünsche befriedigt zu haben. — Um den dünnen Lauf biegungsfester zu machen, schlug man vor, ihn außen zu reifeln, oder in eine dünne Stahlröhre zu stecken, gleichzeitig auch den Rückstoß entweder durch Puffer, oder dadurch in seiner erlahmenden Wirkung auf die Schulter des Schützen abzuschwächen, daß seine Arbeitskraft zur Bewegung des Verschlußmechanismus ausgenützt werde. Auch der Schaft soll nicht mehr aus Holz gefertigt werden, weil es nicht wetterbeständig genug ist; Stahlblech, Holzsubstanz u. dgl. soll an seine Stelle treten. Kurz und gut, alle Theile des jetzigen Gewehres haben mehr oder minder weitgehende Veränderungen in ihrer Form oder ihrem Material zu erwarten. Bis zu deren Feststellung bedürfen wir — Geduld und Frieden.

Literatur und Kunst.

Die Ehe der Madame de Staël.

Nach alten und neuen Documenten.

Von H. Breitinger.

Noch heute, das heißt fast siebenzig Jahre nach dem Tode der berühmten Frau, besitzen wir keine abschließende Biographie von Madame de Staël. Dies erklärt sich aus der Thatsache, daß weder ihr Briefwechsel gesammelt vorliegt noch ihr Nachlaß in den Familienarchiven von Coppet dem Forscher zugänglich geworden ist. Allerdings hat ein Urenkel der Frau von Staël, der jüngst verstorbene Graf d'Haussonville, in seinem Buche über den Salon Necker aus jenen Archiven Mehreres mitgetheilt, aber gerade genug, um uns ein quellenmäßiges Lebensbild aus seiner Feder wünschen zu lassen. Schildert er ja selbst die ungehobenen Schätze von Coppet mit folgenden Worten (Band I, S. 3):

„Man wird nun leicht begreifen, daß ich nicht ohne innere Aufregung die Thüre jenes alten Thurmes, der die Archive von Coppet aufbewahrt, vor mir sich öffnen sah. Ich wußte, daß noch keiner unberufenen Neugier war gestattet worden, diese Thür, deren massive Eisenbeschläge dem Kinde Schrecken und Ehrfurcht eingejagt, zu beschreiten. Ich glaube, selbst ein Gleichgültiger hätte dem Reize nicht widerstehen können, alle diese Zeugnisse aus dem Leben zweier Generationen und zweier heute verschwundener Gesellschaften frei durchforschen zu dürfen." Leider fügt der Graf aber sofort bei, er sei nicht gesonnen, über das Privatleben der Frau von Staël Enthüllungen zu machen, wie wenn sich das öffentliche, literarische und politische Leben so ohne Nachtheil für die ganze Wahrheit vom Privatleben sondern ließe.

Nun, so lange uns die ganze Wahrheit über Frau von Staël fehlt, müssen sich verschiedene Kapitel ihrer Biographie aus weit zerstreuten Fragmenten aufbauen.

Aus welchen Quellen haben nun aber die bisherigen Biographen geschöpft? Frau von Staël selbst hat in ihren „Betrachtungen über die französische Revolution" und in ihren Denkwürdigkeiten (Dix années d'exil) Autographisches aus den Jahren 1789 bis 1804 und 1810 bis 1812 hinterlassen; und nach ihrem 1817 erfolgten Tode schrieb ihre Verwandte, Madame Necker de Saussure, die Tochter des Genfer Naturforschers, eine 1820 zum Druck gelangte „Notice" (Lebensabriß), deren zweihundert Octavseiten allen späteren Biographen als Hauptquelle gedient haben, obgleich sie mehr den Charakter und die Werke als das Leben der Frau von Staël behandeln und über den Betrachtungen und Urtheilen das Thatsächliche häufig vernachlässigen. So erfahren wir beispielsweise wenig über die Verbindung von Germaine Necker mit dem schwedischen Baron von Staël und über die Geschichte dieser Ehe, ohne deren genauere Kenntniß gewisse Episoden im Leben und in den Werken der berühmten Frau weder richtig verstanden noch richtig beurtheilt werden können. Anderswo als in den vorliegenden Biographien müssen wir uns also Rath erholen. Es sind namentlich die Publicationen Loeve-Weimars' und Adolf Strodtmanns über Benjamin Constant, die Mittheilungen Geffroys aus den Papieren des Schwedenkönigs Gustavs III., ein Kapitel von d'Haussonville über die Jugend der Frau von Staël, endlich die Briefe Bollmanns im ersten Bande von Varnhagens Denkwürdigkeiten, welche jene Lücke ausfüllen und uns somit in den Stand setzen, gewisse Stellen von Staëls Werken aus den Schicksalen der Verfasserin erklären zu können.

Germaines Mutter stammte aus einem bescheidenen Pfarrhofe der französischen Schweiz; ihr Vater, der berühmte Minister Ludwigs XVI., war der Sohn eines aus Küstrin nach Genf gewanderten Preußen. Das Wunderkind mit den großen schwarzen Augen, der gewandten Zunge und dem exaltirten Wesen wuchs im Salon seiner Mutter auf, in welchem, wie wir heute uns ausdrücken würden, die liberale Opposition fast täglich mit den revolutionären Geistern der Literatur zusammentraf. Als Germaine ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, mußte man an ihre Verheirathung denken. Nach damaliger Sitte verheiratheten sich Standestöchter so früh wie möglich, und zwar nach den Grundsätzen der Convenienzheirath, des „Mariage de raison". Im Sommer 1782 besuchte der zweite Sohn des großen Chatham, der damals kaum 23jährige William Pitt, den Hof von Versailles. Madame Necker machte seine Bekanntschaft in Fontainebleau und sah in ihm den Schwiegersohn ihres Herzens und ihrer Phantasie: ein Protestant, ein Mann von Adel, ein glänzender Name, und eine große politische Laufbahn in der Zukunft! Wie würde eine solche Allianz Neckers politischen Einfluß in Frankreich heben! Sie malte alles das ihrer Tochter in den glühendsten Farben hin. Aber siehe da, Germaine blieb kalt, zeigte sogar ganz entschiedenen Widerwillen. Sie wußte damals nicht, vor welchem Unglück diese Weigerung sie rettete. Den Erzfeind ihres heißgeliebten Frankreichs zum Gatten haben zu müssen, wäre für Frau von Staël in der Folge ein tödtlicher Schmerz geworden; denn sie haßte Napoleon besonders um Frankreichs willen; Pitt aber sollte Frankreich einst um Napoleons willen hassen.

Eine Aussöhnung zwischen Mutter und Tochter erfolgte. Frau Necker suchte in christlicher Ergebung ihren William Pitt zu verschmerzen; und jetzt tauchte ein neuer Freier auf in der Person eines Attaché der schwedischen Gesandtschaft, Baron von Staël. Die pikante Geschichte der mehrjährigen Unterhandlungen zwischen diesem Freier und dem Banquier Necker mag man in dem Werke des Historikers Geffroy über Gustav den Dritten und dem Hof von Frankreich nachlesen. Geffroy fand sie in den nachgelassenen Privatarchiven des schwedischen Monarchen, welche erst in den fünfziger Jahren geöffnet worden sind. Diese Papiere sind von großem Werthe für die französische Geschichte und, in ihren Correspondenzen, auch für die Literatur und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Man sieht, daß Germaine Neckers eigene Gefühle in allen diesen Verhandlungen über ihr künftiges Lebensglück gar wenig in Betracht kamen. Die Mutter wußte, daß ihre Tochter eine tiefe Neigung ohne Hoffnung im Herzen trug, zu Matthieu de Montmorency, dem glänzenden Edelmanne, der im amerikanischen Freiheitskriege so tapfer sich geschlagen und in der denkwürdigen Nacht des 4. August 1789 den ritterlichen Antrag auf Abschaffung der Adelsvorrechte stellen sollte. Aber Montmorency war Katholik, die Liebenden mußten entsagen und ihren bleibenden Gefühlen das Gewand einer unverbrüchlichen Freundschaft leihen. Am 14. Januar 1786 wurde die Trauung in der Kapelle der schwedischen Gesandtschaft vollzogen.

In der Ehe fehlte es der jungen Frau nicht an Zerstreuungen und Trostgründen. Sie zählte zwanzig Jahre, ihr Gatte dreißig, man lebte in den interessantesten Zeiten des Jahrhunderts, in den Jahren, von welchen Talleyrand zu Guizot sagte: „Wer damals nicht in Paris gelebt, der weiß nicht was es ist um des Lebens Lust und Freude." Frau von Staël selbst in einem besonderen Kapitel ihrer „Betrachtungen über die Revolution" hat die Reize und den Schwung jener Conversationen und jenes Salonlebens geschildert, welche von den optimistischen Träumen des Augenblicks getragen, zu einem Rausche führten, dem die entsetzliche Wirklichkeit von 1792 und 1793 ein jähes Ende bereitete. Aber in den ersten Jahren von Frau von Staëls Eheleben sah Alles so rosig und so erhebend aus! Im Salon ihrer Mutter war sie jetzt die gefeierte Königin, sie leitete die belebte Unterhaltung, ja sie führte ihrem Gatten gelegentlich die Feder in seinen Depeschen an Gustav III., lieferte selbst dem Schwedenkönige regelmäßige Pariser Chroniken, aus welchen Geffroy uns interessante Auszüge mittheilt. So war denn das erste Jahr jener Ehe jedenfalls ein glückliches. Der junge Gesandte machte ein so großes Haus, daß die Königin selbst Herrn Necker eine Warnung in Form eines wohlgemeinten Rathes zukommen ließ. Necker unterließ es natürlich nicht, seine Tochter zu „moralisiren", wie diese in einem Billet an ihren

Gemahl sich ausdrückt. „Du gehst morgen nach Versailles," fährt sie fort. „Sei so gut und bestelle das Diner. Sechszehn Gänge scheinen mir zu genügen (!). Die Lectionen der Königin haben schon gewirkt, wie du siehst. Lebe wohl, mein Lieber!"

Die rasch sich drängenden Wechselfälle der nun hereinbrechenden Revolution machten Necker erst zum Helden des Tages, um ihn bald nachher zu vernichten. Im September 1790 erreichte er mit Mühe und Noth, ernüchtert und enttäuscht und tief entmuthigt, sein Landgut Coppet am Genfer See. Seine Tochter besuchte ihn auf einige Wochen, um sodann wieder zu ihrem Gatten in Paris zurückzukehren. Sie verblieb daselbst auch nach der Abreise des Barons nach Stockholm, bis zum zweiten September 1792. Sie selbst hat uns die fürchterlichen Erlebnisse jener Tage geschildert, in welchen die Septembermorde Marats und Dantons vorbereitet und begonnen wurden. Nach dem Sturme auf die Tuilerien (10. August 1792) mußten die maßgebenden Royalisten, um dem Tode zu entrinnen, sich in den Häusern ihrer Freunde verstecken. Frau von Staël, deren Gatte immer noch abwesend war, gewährte dem Kriegsminister Narbonne das Asyl ihres neutralen Gesandtschafts-Hotels. Sie berichtet selbst:

„Ein edler und geistreicher Hannoveraner, der Doctor Bollmann, der später sein Leben wagen sollte um Lafayette aus den Kerkern Oestreichs zu befreien, erfuhr meine Noth, und anerbot mir ohne einen anderen Beweggrund als die ideale Begeisterung der Gutherzigkeit, den Herrn von Narbonne nach England zu bringen, indem er ihm den Paß eines seiner Freunde verschaffen wollte. Bollmann wagte dabei seinen Kopf, aber sein Muth blieb unentwegt, und Herr von Narbonne war nach vier Tagen in London."

Auch Bollmann hat seine Abenteuer in jenen pikanten Briefen erzählt, welche Varnhagen im ersten Bande seiner Denkwürdigkeiten mittheilt. Nach diesen glaubwürdigen Documenten muß sich schon damals das Verhältniß der Gatten sehr gelockert haben. D'Haussonville spricht von einem Besuch der Frau von Staël in London, wohin sie im Sommer 1793 von Coppet aus gereist sei. Nach Paris konnte sie nicht zurück, und in Coppet langweilte sie sich entsetzlich. Was blieb also übrig, als die alten Freunde in London aufzusuchen? Auch von diesem sechswöchentlichen Aufenthalte in England weiß Bollmann als Augenzeuge viel zu berichten. Ich verweise hier auf Varnhagens Denkwürdigkeiten.

Bald nach dem Sturze Robespierres kehrte der Baron von Staël an seinen Posten zurück, und geraume Zeit war er der einzige Inhaber der Diplomatenloge des Conventes. Frau von Staël brachte „einige Monate des Jahres 1795" in Paris zu, wie sie selbst uns berichtet. Es war dies das letzte Zusammensein mit ihrem Gatten.

Im Jahre 1796 löste sie ihre Verbindung mit dem Baron von Staël, der durch seine Verschwendung das Vermögen ihrer Kinder gefährdet und sich die Gattin durch manche Untreue entfremdet hatte. — Wir stehen hier an einem großen Wendepunkt in Staëls Privatleben. Am 19. September 1794 hatte Frau von Staël den jungen Benjamin Constant von Lausanne kennen gelernt; sie liebte ihn bald mit glühender Leidenschaft und führte ihn bei ihrer Rückkehr nach Paris im Jahr 1796 ins große politische Treiben der Hauptstadt ein.

Das Verhältniß zu Constant blieb nicht lange verborgen, die bösen Zungen begannen zu zischeln, wie unter Anderem aus den Pariser Briefen von Bertuchs Modejournal hervorgeht, wo z. B. im Januar 1797 der Tagesklatsch also berichtet wird: „Die neuesten Calembours sind auf die stets geschäftige Mme. de Staël gemünzt, deren pikante Schrift „Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf Revolutionen" wohl auch bei Ihnen schon in allen Boudoirs zu finden ist. Man sagt, sie sei bester Hoffnung, und wodurch anders als „de l'influence des passions"? In der That erfolgte um diese Zeit die Geburt ihrer Tochter Albertine, nachmals Gemahlin des Herzogs von Broglie. In den von A. Strodtmann 1879 herausgegebenen Briefen an Constant spricht Mme. de Staël von dieser Tochter „stets wie von einem ihm durch die nächsten Blutsbande angehörigen Wesen".

Man begreift, daß Frau von Staëls Ruf unter solchen Umständen selbst in dem directorialen Paris etwas ins Gedränge kam. Sie erwartete, daß Constant sie ehelichen würde; aber Constant, dem sie ihre Liebe, ihre Ehre und — ihr Geld geopfert, den sie aus einer planlosen Existenz gerettet, dem sie eine würdige Lebensaufgabe gestellt, eine große Laufbahn eröffnet, — Constant, getreu seinem Wahlspruche: „Sola inconstantia constans" fing an auszuweichen, zurückzutreten und verließ sie schließlich im Jahre 1804.

Der Verräther reiste nach Weimar und Göttingen und vermählte sich im Juni 1808 mit einer geschiedenen Dame aus der Familie von Hardenberg. Madame von Staël traf mit dem neuvermählten Paare unvermuthet in Interlaken zusammen, und es erfolgte ein Ausbruch der Gefühle, in welchem Frau von Staël dem Undankbaren nichts von ihrem Schmerz verbarg. Obgleich sie später (1811) mit dem Südfranzosen De Rocca sich vermählte, fuhr sie gleichwohl fort, ihrem flatterhaften Benjamin eine schwärmerische Liebe zu bewahren. Frau von Staëls 1817 erfolgter Tod habe, so heißt es, auf Constant so erschütternd gewirkt, daß er sich wüthender, wilder als je dem Hazardspiel ergab. Das war seine Art zu condoliren!

Adolf Strodtmanns treffliche Arbeit über Constants Verhältniß zu Frau von Staël (Dichterprofile II), namentlich die von ihm im Nachlasse Constants aufgefundenen Briefe befriedigen nun aber keineswegs blos die Neugier eines Publicums, dem „die eiserne Thüre von Coppet" verschlossen bleibt, sondern sie liefern uns auch den Schlüssel zum richtigen Verständnisse mancher Stellen in Staëls Werken. Dies wollen wir nunmehr aufzuzeigen versuchen.

Ueber die Liebe hat sich Frau von Staël in ihren sentimentalen Jugendarbeiten, namentlich in den Briefen über J. J. Rousseau geäußert. Letztere wurden im zweiten Jahre ihrer Ehe geschrieben, sie athmen die ganze Begeisterung jener Generation für die Werke des sentimentalen Sophisten, welcher mit Exaltation gepriesen wird; aber eben deshalb zeigen sie wenig Spuren persönlicher Erfahrung oder selbsterlebter Leiden.

Anders verhält es sich mit dem Buche „Vom Einflusse der Leidenschaften", welches 1794 in Coppet geschrieben wurde, dem Buche, welches die Reihe von Staëls Selbstbekenntnissen eröffnet. Von nun an schreibt sie mit dem Blute ihres Herzens, macht den Leser zum Vertrauten ihrer Geheimnisse, ihrer Stimmungen und vor Allem ihrer Schmerzen. Nachdem sie ihr Herz über die Schreckensmänner und die Fehler ihrer Nation ausgeschüttet, schreibt sie ein Kapitel „Ueber die Liebe". Sie betont es ausdrücklich, daß die wahre Liebe nur in der Form einer glücklichen Ehe möglich sei. Dann aber wirft sie einen melancholischen Blick auf die Ungleichheit in der socialen Stellung des Weibes gegenüber derjenigen des Mannes, auf jene Unbill der öffentlichen Meinung, welche das Weib verurtheilt und den Mann begnadigt, wo doch die größere Schuld dem Manne zufalle. Spricht nun nicht ein tiefer persönlicher Schmerz aus dem melancholischen Schlusse jenes Kapitels?

Die Liebe ist des Weibes einzige Leidenschaft. Ehrgeiz und Ruhmsucht steht ihm so schlecht an, daß, wenn Eine von uns sich emporschwingt, Tausende dafür unter ihr Geschlecht sinken, sobald sie dessen natürliche Bahn verlassen. Aber füllt denn die Liebe das Leben aus? Es bleiben ja noch dreißig Jahre, nachdem des Weibes Aufgabe gelöst ist. Hier stoßen wir auf einen grausamen Gegensatz. Die Liebe ist des Weibes ganze Geschichte; in der Geschichte des Mannes bildet sie nur eine Episode. Ehre und Ruf, Achtung und Lebensglück, alles das hängt von der Führung einer Frau in dieser Hinsicht ab, während in den Augen einer ungerechten Welt für das Verhältniß des Mannes keine Moral mehr zu walten scheint. Ein Mann kann auch dann noch für brav und gut gelten, wenn er einem Weibe den größten Schmerz bereitet, den der Mensch dem Menschen bereiten kann, und Männer gelten auch dann noch für ehrenhaft, wenn sie ein Weib betrogen haben. Ein Mann kann von einem Weibe Beweise der Treue und Hingebung em-

pfangen haben, die zwei Waffengenossen auf ewige Zeiten verbänden, die einen von ihnen entehrten, wofern er sie vergäße, — vom Weibe, sage ich, kann er dieselben empfangen haben, und dennoch sie ungestraft vergessen, sich über alles Vergangene hinwegsetzen, indem er Alles der Liebe und Leidenschaft zuschreibt, als würde ein weiteres Gefühl die andern Gefühle entwerthen. Ja es gibt sehr wenige Männer, welche in diesen Dingen jene Zartheit zu zeigen wagten, die ein Weib zu heucheln sich genöthigt glaubte, wofern sie sie nicht wirklich besäße.

Acht Jahre später erschien Staëls erster Roman Delphine, der zwischen 1800 und 1802 in Paris geschrieben und dann in Genf gedruckt wurde. Schon die Zeitgenossen behaupteten, Delphine sei Frau von Staël, Henry von Lebensay der idealisirte Constant, der Spanier Leonce: Mathieu de Montmorency, und die Absicht des Ganzen liege darin, der grausamen Härte der Gesellschaftsmoral im Namen eines aufrichtigen Herzens den Krieg zu erklären. Die exaltirte Delphine geräth in Conflict mit der pedantischen Strenge ihrer Umgebung, ihre Größe wird selbst von Leonce verkannt, der feige zurücktritt und sich und Delphine dadurch ins Unglück stürzt. Das Ganze wird aber noch verständlicher, wenn wir uns an Staëls selbsterlebten Krieg mit den bösen Zungen jener Tage erinnern wollen. Dann klingen Scenen wie die folgende an die oratio pro domo an, und wir fühlen uns fast versucht mit Molière einzuwenden: „Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse?“ Ich meine den dreißigsten Brief des ersten Theiles der „Delphine“.

Wir erwarteten die Königin im Vorzimmer, mit vierzig der vornehmsten Damen von Paris. Da trat Madame de R. ein, eine Dame, die durch unkluge Führung sich um ihren guten Ruf gebracht hat. Ich habe sie stets gemieden und ich begriff nicht, wie sie ohne ihre Tante in den Tuilerien zu erscheinen wagte, sie mußte ja wissen, daß keine andere Dame mit ihr sprechen würde. Wie nun diese Unglückliche in den Salon trat, verließen einige jener Damen, die sich in strengen Hinrichtungen gefallen und unter dem Vorwande der Tugend ihre angeborene Rohheit befriedigen, ihre Sitze; sofort erhoben sich alle anderen, sei es aus gutem Ton, sei es aus Furcht, — und die Herren folgten; denn diese maßen sich ja das Recht an, die Frauen erst zu verführen und sie hernach dafür zu bestrafen. — So blieb denn Frau von R. allein allen Blicken ausgesetzt, bei jedem Annäherungsversuche, den sie machte, sah sie den Kreis vor ihr zurückweichen, und sie vermochte ihre Bestürzung immer weniger zu bemeistern. Der Augenblick nahte, wo die Königin uns eintreten ließ, und ich sah voraus, daß die Scene alsdann noch grausamer sich gestalten müßte. Unterdessen füllten sich die Augen der Frau von R. mit Thränen, sie schaute uns Alle flehentlich an, als wollte sie eine von uns zum Mitleid bewegen. Nun, diesem Unglück fühlte ich mich nicht gewachsen; noch hielt mich die stets gegenwärtige Furcht zurück, meinem Bräutigam Leonce zu mißfallen; aber ein letzter Blick auf die arme Frau genügte, um mich durch den ganzen Saal zu schicken: ich setzte mich neben sie und sagte zu mir selbst: Nun gut, weil denn auch hier wieder die Gesellschaftsmoral dem Zuge des Herzens sich entgegenstemmt, so soll sie diesem auch heute wieder geopfert werden.

Welcher Leser fände den Muth, Frau von Staël hier zu tadeln oder Mirabeaus Wort von der kleinen Moral, welche die große umbringt, in diesem Sinne nicht zu billigen?

Merkwürdiger Weise hat Frau von Staël als Motto ihres Romans aus den Schriften ihrer Mutter (die sie hier zum ersten und letzten Male citirt) die Maxime hingestellt: „Ein Mann darf der öffentlichen Meinung trotzen, ein Weib soll sich ihr unterwerfen.“ Das ist der Goethe'sche Gedanke aus dem Tasso: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ Aber in seiner französischen Fassung klingt er wahrlich wie eine Ironie auf die Tendenz unseres Romanes. Delphine ist ja gerade die Heldin, welche der Gesellschaft trotzt, während der schwache Leonce in Todesangst sich unterwirft. Es ist überhaupt interessant, daß in Frau von Staëls Romanen die schwachen Charaktere den Männern zufallen, wie dies später und in noch auffallenderer Weise auch bei George Sand der Fall sein wird. „Schwäche, dein Name ist Mann!“ scheinen beide Frauen uns predigen zu wollen.

Trübe Tage folgten auf den flüchtigen Genuß, den der europäische Erfolg der „Delphine“ ihrer Verfasserin verschaffen mochte. Unter dem Vorwande, Schillers Wallenstein an Ort und Stelle zu übersetzen, hatte Benjamin Constant sich entfernt, so daß für die italienische Reise von 1805 nur Herr von Schlegel als Begleiter übrig blieb. Zwei Jahre später erschien „Corinna“ (Corinne ou l'Italie), welche man eine Variante zum Thema der Delphine genannt hat. Corinna ist wiederum das außerordentliche Weib, das, wie Frau von Staël von sich selber sagt, zur Berühmtheit sich verurtheilt sieht. Corinna fühlt sich unglücklich; denn durch ihren Ruhm ist sie isolirt; das Schicksal hat ihr den Ruhm geschenkt, indem es ihr das stille Glück einer geliebten Gattin und Mutter versagte. Da taucht eine Hoffnung auf. Sie lernt Oswald (Lord Nelvil) kennen, liebt ihn und findet Gegenliebe. Aber Oswald ist ein zweiter Leonce, etwas bedeutender als jener, dazu noch melancholisch und schwindsüchtig; aber auch er ist zu schwach, zu feige und zu klein, um Corinnas Größe zu fassen. Der Undankbare verläßt sie, bereitet ihr damit den Tod, sich selbst ein langes Unglück.

Kein Zweifel, daß die Erfahrungen mit Constant dem selbstsüchtigen und herzlosen Charakter Lord Nelvils manchen Zug geliefert haben. Adolf Strodtmann sagt geradezu: „In Corinna erscheint B. Constant unter der Maske des Lord Nelvil als ein charakterloser Schwächling, welcher in feiger Angst vor dem Kampfe mit den Vorurtheilen der Gesellschaft das geniale Weib, an dessen Liebe er sich berauscht hat und in dessen Armen er aus geistiger Erstarrung zum Leben erwacht ist, herzlos hinopfert, um eine fashionable Convenienzehe zu schließen.“ Dies darf indeß durchaus nicht so verstanden werden, als sei der Romanheld Oswald geradezu identisch mit dem Menschen Constant. Manche Züge sind es nicht, während eine Nebenfigur, das glänzende Weltkind Graf d'Erfeuil, mehrfach an Constants verführerische Seiten erinnert. Vor Allem aber ist es Frau von Staël selbst, die als Corinna zu uns redet und in leidenschaftlichen Klagen ihr Liebesleid erzählt. Man lese nur Corinnas zweite Improvisation (auf dem Cap Misenum). Ist es endlich nicht bezeichnend, wenn wir (I, 2) die Worte lesen: „Das Reisen ist, man sage was man will, eines der traurigsten Vergnügen unseres Lebens.“ Weder die Natur noch die Kunst konnte auf jener italienischen Reise die düsteren Stimmungen der Staël verscheuchen. Für beide hatte sie übrigens von jeher wenig Sinn: die Gesellschaft, der Gedanke, die Empfindung war ihr Alles. Es klingt wie ein Selbstbekenntniß, wenn sie (I, 5) von Oswald sagt: „Er hatte wenig Geschmack an Kunstwerken, er hatte eben nur in Frankreich gelebt, wo die Gesellschaft Alles ist, und in London, wo die Politik alle anderen Interessen verschlingt. Seine Phantasie, ganz mit ihren eigenen Schmerzen beschäftigt, konnte weder an den Wundern der Natur noch an denjenigen der Kunst sich laben.“

Niemand besser als Constant selbst verstand die Anklagen zu deuten, welche sich unter dem dichterischen Gewande der Corinna verbargen. Er beantwortete sie seinerseits mit dem Romane: „Adolphe“, welcher zwar erst im Jahre 1816 erschien, aber bald nach dem Erscheinen der Corinna geschrieben wurde. In diesem kleinen Buche hat Constant mit großer Aufrichtigkeit seine eigene Geschichte erzählt; die Jugendgeschichte eines talentvollen, frühreifen und frühalten Jünglings, dem nichts als die Willenskraft fehlte, um Großes zu leisten; sodann Adolfs Leidenschaft für die dreißigjährige, berühmte Ellenore, die ihm Alles opfert, ihn schwärmerisch und tyrannisch liebt und deren Eifersucht ihn nachgerade zur Verzweiflung bringt. Lange findet er den Muth nicht, das entscheidende Wort zu sprechen; denn er ist sich seines Undanks wohl bewußt, endlich aber siegt der Ueberdruß und Ekel, und er verläßt sie.

Zu einem gewissen Seelenfrieden scheint Frau von Staël erst gegen das Ende ihres kurzen Lebens gelangt zu sein, denn in ihrem letzten Briefe an Constant (Florenz d. 30. März 1816) nennt sie ihr gegenwärtiges Leben ein glückliches. Die Todesahnung, die sie übrigens ihr ganzes Dasein lang begleitet und gequält hat, und die sie auch auf ihrer Corinna lasten läßt, sollte ein Jahr später zur trüben Wahrheit werden. Frau von Staël

starb in Paris am 14. Juli 1817. Ihre Gebeine ruhen heute neben denjenigen ihres Vaters und ihrer Mutter in der von ehrwürdigen Platanen beschatteten im Grünen tief versteckten Familiengruft in Coppet.

So oft ich im Salon von Coppet die Bildnisse von Monsieur und Madame Necker und Frau von Staël mir betrachte und dann im Billardzimmer vor dem kleinen nicht eben bedeutenden Bilde stehen bleibe, welches Frau von Staël als Corinna auf Cap Misenum darstellt, ergreift mich ein Gefühl der Ehrfurcht vor den guten Menschen, die hier gelebt, vor dem edlen Herzen, dem starken Charakter und dem großen Geiste der außerordentlichen Frau, welche Frankreich so heiß geliebt und die Franzosen so fein gezeichnet hat, die ihr eigenes glänzendes Conversationstalent in der „Corinna" so wahr und so geistreich erklärt, wenn sie sagt:

„Gewiß, Corinna ist die berühmteste Frau unseres Landes, aber nur ihre Freunde können sie schildern; denn eine große Seele muß geahnt werden. Ihr Improvisationstalent hat mit dem italienischen durchaus nichts zu schaffen; denn nicht einzig und allein dem Reichthum ihres Geistes ist es zuzuschreiben, sondern der Leidenschaft und Wärme, welche jeder edle Gedanke in ihr erzeugt. So ist denn ihre Begeisterung ein unerschöpflicher Born von Empfindungen und Gedanken!"

Das ist Corinna-Staël, jeder Zoll! Sie war im edelsten Sinne des Wortes, wie sie selber im Motto ihrer Memoiren sagt: „modo vir modo femina".

Derselbe Bollmann, welcher von einer Schwäche der Frau von Staël für den „unwiderstehlichen" Narbonne zu berichten weiß, schreibt in seinem Briefe vom 14. October 1793 die Worte:

„Die Staël ist ein Genie; eine außerordentliche, excentrische Frau in Allem was sie macht und thut. Sie schläft nur wenige Stunden und ist die ganze übrige Zeit hindurch in einer ununterbrochenen, fürchterlichen Thätigkeit. Ihre Reden sind Abhandlungen, oder eine zusammengehäufte Masse von Laune und Witz. Sie kann nur nicht alltägliche Leute um sich leiden. Sie hat manche Fehler, aber auch Manches, das bei Andern Fehler sein würde, ist bei ihr keiner. Sie erfordert ihren eigenen Maßstab."

Die „eiserne Thüre von Coppet" ist nicht im Stande gewesen, das ganze Privatleben der Frau von Staël der Neugier zu entziehen. Bollmanns Briefe und die von Strodtmann aufgefundenen Documente haben schon Manches ausgeplaudert. Indessen vergessen wir dabei die Lessing'sche Fabel vom Löwen nicht, der das Hahnengeschrei nicht ertragen kann, und hüten wir uns mit den Philistern zu sagen: „Nun begreife ich, weshalb wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

Karl Frenzels neueste Novellen.

Besprochen von Paul Nerrlich.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte Jemand Karl Frenzel, den Kritiker und Essayisten, rühmen. Sei es, daß Frenzel über die erste Aufführung eines Dramas berichtet, sei es, daß er uns in einen Roman oder ein wissenschaftliches Werk einführt, sei es endlich — und hier vielleicht erreicht er das Höchste — daß er uns in der Form des Essays die Früchte seiner eigenen wissenschaftlichen, besonders seiner historischen Studien spendet: überall bewundern wir seinen feinen künstlerischen Sinn, die Gerechtigkeit und Milde seines Urtheils, die Fülle und Vielseitigkeit seines Wissens, nicht minder endlich die vollendete Form und einen edlen, klar und hell dahinfließenden Stil. Doch nur zur Hälfte wird Karl Frenzel von denjenigen geschätzt, welche blos den Kritiker und Essayisten kennen: daß ihm auch unter den deutschen Dichtern der Gegenwart ein ansehnlicher Platz gebührt, hat er durch eine Reihe von Romanen und Novellen bewiesen.

Auch der uns jetzt vorliegende Roman „Nach der ersten Liebe"*), wie die beiden Novellen „Verjährt" und „Die Wohlthäterin"**) zeigen ihn auf seiner Höhe. Keines dieser Werke gehört zu denen, welche uns sofort beim ersten Lesen alle ihre Schönheiten offenbaren; sie fesseln auch nicht vornehmlich durch eine rasch fortschreitende, uns in ängstlicher Spannung erhaltende, vielfach verschlungene Fabel, am wenigsten endlich gehören sie zu jener honigsüßen, sentimentalen Backfischliteratur, welche vor einem Griffe ins volle Menschenleben zurückscheut und die Menschen schildert, wie sie sich der jugendliche, erfahrungslose Enthusiasmus ausmalt. Ist die Eintheilung in Idealisten und Realisten berechtigt, so gehört Frenzel entschieden zu den letzteren, nur muß man sich vor dem weit verbreiteten Irrthume hüten, als ob diese immer nur, etwa wie gewisse Maler, die nackte, ideenlose Wirklichkeit schildern und eines Ideales entbehren, welches den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegt und dem sie zustreben.

Alle drei Dichtungen haben, um dies eine Bedenken gleich am Anfange auszusprechen, hinsichtlich der Fabel das Gemeinsame, daß es sich weit weniger um einen sich vor unsern Augen zuspitzenden, nach vorwärts drängenden Conflict handelt, als vielmehr um die Aufhellung und die Nachwirkungen dessen, was bereits vor der eigentlichen Geschichte sich ereignet hat. Am deutlichsten zeigt dies die zweite der Novellen, denn wenn auch unsere lebhafte Theilnahme für die eigentlich vor uns agirenden Helden geweckt und rege erhalten wird, so ist doch „die Wohlthäterin" selbst, nach welcher die Geschichte benannt ist, am Anfange derselben bereits verstorben. Aber es bereiten auch schon die Titel der zwei übrigen Dichtungen darauf vor, daß gerade dem Rückwärtsliegenden eine bedeutsame Rolle zuertheilt ist und daß ein energisches Fortschreiten mitunter durch Erzählungen aus vergangenen Zeiten beeinträchtigt wird. Doch nur der oberflächliche Leser wird sich hierdurch den Genuß trüben lassen; der nachdenkliche und empfängliche dagegen wird dem Dichter seine Zustimmung nicht versagen und die Fülle naturwahrer, origineller Charaktere bewundern, welche er plastisch, mit nicht fehlgreifender Sicherheit schildert, oder sich in die schwierigen psychologischen Probleme vertiefen, in die er uns mit tiefer Menschenkenntniß, jedoch nie abstract und losgelöst von den Schicksalen der einzelnen Helden, einführt. Nicht zum wenigsten endlich ist seine sich nie ungehörig vordrängende, aber stets unsere Aufmerksamkeit fesselnde Schilderung der Lokalität zu beachten: die erhabene Schönheit des Meeres und das Leben auf Helgoland weiß uns der Dichter nicht minder trefflich zu malen als einen vornehmen Herrensitz, ein stilles Landstädtchen oder das Wühlen und Wogen der Hauptstadt. Während in früheren Zeiten Frenzel mit vielem Erfolge auch den historischen Roman gepflegt hat, bieten seine letzten Dichtungen ausschließlich Charaktere und Zustände der unmittelbaren Gegenwart; ja sie erheben sich zum Kulturbilde und dienen zur Charakteristik unserer gesammten Zeit.

In der ersten Novelle, in „Verjährt", führt uns Karl Frenzel in ein fernab von der großen Heerstraße liegendes hannöversches Städtchen, welches jedoch, seitdem es in preußischen Besitz übergegangen ist, einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Der Freiherr Wittekind von Eggesen ist soeben über den Ocean aus dem fernen Westen nach dem Orte, wo er vor Jahren eine Don-Juan-Rolle gespielt hat, zurückgekehrt. In der neuen Welt hat er unter Goldgräbern und Indianern, in den verschiedensten Stellungen, die harte Schule des Leidens und der Noth durchgemacht, als ihn das Testament eines Verwandten in die alten Verhältnisse, aber zu neuem Leben ruft. Sein vornehmes Wesen erobert ihm auch jetzt wieder alle Herzen im Sturm. Seinem dämonischen Zauber vermag am wenigsten die unschuldige, träumerische Dora zu widerstehen. Neben ihr taucht plötzlich die Freundin seiner Jugend, Sophie Wesselhöft, in der Gesellschaft auf. Es liegt nicht in ihrem Wesen schwärmerische Gefühle zu hegen: sie ist frühzeitig ihre eigenen Wege gegangen und hat, zum

*) Zwei Bände, Stuttgart und Leipzig 1884, Deutsche Verlags-Anstalt.
**) Leipzig 1884, B. Schlicke.

Theil nicht ohne Wittekinds Schuld, eine verlorene Jugend zu beweinen. Auch sie ist, wie er, stolz und absprechend gewesen; wohl hatten sich beide in ihrer Jugend gefunden, aber sie waren zu stolz, ihr Herz sprechen zu lassen, als es noch Zeit war. Ihr unvermuthetes Erscheinen raubt Wittekind mit einem Male seine bisherige Sicherheit. Jetzt steht seine Vergangenheit wieder lebhaft vor ihm, ja es quält ihn eine furchtbare, noch nicht gesühnte Schuld, und der Gedanke, daß Sophie um diese wissen und ihn mit einem Worte aus dem sichern Hafen wieder hinaus ins wogende Meer treiben könne, wird in ihm immer lebendiger und peinigender. Er hat einstmals in bitterster Noth die Unterschrift des Freundes gefälscht und die für diesen bestimmten Summen eingezogen, Sophie aber ist in den Besitz des verhängnißvollen Schuldscheines gelangt. Doch sie vernichtet den einzigen Beweis seiner Schuld. Wittekind ist wirklich im Feuer des Unglücks geläutert. Er ist entschlossen, durch seinen Tod dem Schicksal seine Schuld zu zahlen, will aber nicht scheiden, ohne durch ein offenes, freimüthiges Geständniß vor Sophie sein Herz erleichtert zu haben. Damit ist für sie, die einst Verschmähte und Gekränkte, der Augenblick gekommen, demjenigen, welcher jetzt so tief gedemüthigt vor ihr im Staube liegt, die Hand zu neuem Leben zu reichen; sie erklärt seine Hand nicht wieder loszulassen, bis er ihr Unterwerfung gelobt hat.

Die zweite Novelle, „Die Wohlthäterin", schildert auf düsterm und melancholischem Hintergrunde einen räthselhaften und problematischen, mannichfache Widersprüche in sich vereinenden Charakter; wer sich liebevoll in denselben versenkt, wird die Einheit in den Widersprüchen finden und die ungewöhnlichen Schicksale wie die eigenartigen Motive des Handelns begreifen. Hier wird das uralte Thema, wie sich alle Schuld auf Erden rächt, in geistvoller Weise variirt. Außerdem aber erkennen wir, wie überall Freiheit und Zwang, Zufall und Nothwendigkeit in einander spielen; ja Frenzel neigt zu der Ansicht, daß unsre Handlungen überhaupt nicht aus dem freien Willen, sondern aus einer innern, für uns immer unergründlich bleibenden Nothwendigkeit entspringen.

Handelte es sich in den beiden Novellen jedesmal vorwiegend um einen einzigen Helden und dessen Geschichte, so sind im Romane „Nach der ersten Liebe" die Geschichten zweier Paare kunstreich mit einander verschlungen: auf der einen Seite stehen die Gräfin und Detlev von Bassewitz, auf der andern Hubert Lunau und Susanne.

Die Gräfin ist die Tochter eines einfachen Buchhalters. Schon von Kind an aber ist sie voll phantastischer Begierden gewesen: Eitelkeit, Sucht nach Glänzendem, nach Genuß und Reichthum haben frühzeitig ihre Laufbahn bestimmt. So ist sie Schauspielerin geworden, hat Triumphe über Triumphe gefeiert und ist tief in den Abgrund der Leidenschaften hinabgestiegen, um nur zu früh zu erkennen, wieviel die Welt verheißt und wie wenig sie hält. Den Gipfel dessen, was sie Glück nannte, erstieg sie, als sie ihre Hand dem bei weitem älteren, aber ihr in herzlicher Neigung zugethanen Grafen reichte. Beim Beginne unsrer Geschichte ist sie bereits Wittwe und weilt mit ihrem Gesellschaftsfräulein Susanne und dem Baron Bassewitz, der ihre Gastfreundschaft genießt, auf ihrem Schlosse. Detlev scheint auf den ersten Blick wie für die Gräfin geschaffen. Wie Eggesen ist auch er hannöverscher Offizier gewesen, auch er hat in Amerika ein abenteuerndes Leben geführt, er ist aber eine bei weitem weniger edle und vornehme Natur als jener und auch das Glück lächelt ihm nicht wie jenem entgegen. Das Ziel seines Lebens ist jetzt, ein großes Vermögen, eine bedeutende Stellung zu erwerben; was also erscheint natürlicher, als daß er, welcher die Frauen ausgekostet und Menschen wie Dinge auf dem Standpunkte der Alltäglichkeit sieht, in einer Verbindung mit der Gräfin seinen einzigen Rettungsanker erblickt. Doch da will es der Zufall, daß Hubert Lunau, derselbe, welcher die Gräfin einstmals mit all der Gluth eines jugendlichen Herzens geliebt, welchen sie aber treulos um eines Andern willen verlassen hat, übers Meer zurückkehrt.

Lunau ist das Gegentheil Detlevs, denn er ist durchaus ein Mann in eigenen Schuhen, der sich aus den bescheidensten Anfängen durch eine außerordentliche Thätigkeit und Willenskraft zu einer großen Stellung in der Handelswelt emporgearbeitet und sich unermeßliche Reichthümer erworben hat. Längst schon ist in ihm keine Ader von Sentimentalität mehr, denn sein Dichten und Trachten ist klug und trocken auf den Erwerb gerichtet gewesen. Es fehlt ihm freilich der Sinn fürs Hohe, doch Frenzel fügt sofort hinzu „und die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren". Er legt gerade ihm seine tiefsten und wahrsten Gedanken in den Mund. „Sind wir nicht alle arm?" so etwa fragt einmal Lunau. „Fehlt es nicht einem Jeden an dem Punkte über dem J, an dem Schlußsteine seines Glücks?" Er selbst aber gibt sich, und dies können wir schon jetzt als den Grundgedanken des Romans hinstellen, die Antwort: „Auf dies Letzte gelassen verzichten zu können, das ist die wahre Lebenskunst." Mit einem solchen Manne ist eine der wichtigsten Perioden aus der Jugend der Gräfin unabtrennbar verknüpft gewesen; natürlich muß sein Wiedererscheinen unter jetzt so völlig veränderten Verhältnissen höchst bedeutungsvoll sein.

Als Detlev der Gräfin von seinen eigenen Abenteuern erzählt und dabei Lunaus Namen zum ersten Male erwähnt, fragt sich die Gräfin, warum es keine zweite Jugend gebe, die mit der Leidenschaft und dem Wagmuth der ersten die gereifte Erfahrung des Lebens verbände, ob das Alter der Liebe und Leidenschaft nicht ohne Wiederkehr für sie vorbei sei. Es will ihr auf einmal scheinen, als habe kein Mann sie so wild und glühend geliebt wie Lunau, und es erfaßt sie eine übermächtige Sehnsucht nach ihm. Doch Lunau hat sein früheres Leben wie ein staubiges, zerrissenes Kleid von sich geworfen und ein neues begonnen; ihm erscheint seine erste Liebe als eine Thorheit, die ihn beschämt. Und so muß sich denn die Gräfin gestehen, daß die Abenddämmerung ihres Lebens nicht mehr fern sei und daß sie nur noch eine Göttin, die Erinnerung hat. Wohl glimmt noch die Kerze ihres Lebens; wo aber ist, fragt sie, ihr Glanz und ihre Wärme? Mit Schmerz und Resignation muß sie erkennen, daß die armseligen Reste ihrer Schönheit und ihre Güter nur die Habsucht und die Begierden eines Abenteurers wie Detlev locken, daß dagegen für den von ihr einstmals verschmähten Hubert gerade jetzt und gerade durch sie, ohne daß sie es will, sich die Pforten eines neuen Paradieses öffnen. Lunau findet in Susanne das Weib seines Herzens. Auch in ihr fließt Künstlerblut wie in der Gräfin, sie war aber ein Zwitterwesen, denn sie hatte eine Fülle freundlicher Talente ohne den übermächtigen Drang sie zu beherrschen und zu bändigen. Schon als Kind ist sie eigenartig und ohne stärkeren Trieb sich anzuschmiegen gewesen; auch in ihr schlummert der Keim des Leichtsinnigen und Beweglichen, ein Drang nach Abenteuerlichem, nach Glanz und Genuß. Es kann uns daher nicht wundern, wenn sie sich zunächst zu Detlev magisch hingezogen fühlt, ja wenn ihr Herz gradezu in leidenschaftlicher Liebe zu diesem entbrennt. Für den gewöhnlichen Leser gibt es vielleicht nichts Einfacheres und Selbstverständlicheres, als daß das arme Gesellschaftsfräulein, nachdem sie der vornehme Cavalier verschmäht hat, die Liebe, welche ihr der Millionär entgegenbringt, nicht zurückweist. Doch gerade darin, daß der Dichter dieser Lösung alles Triviale genommen und sie zu einem originellen psychologischen Problem gemacht hat, zeigt sich seine nicht gewöhnliche Begabung. Daß Lunau Susanne liebt, bedarf keiner Erklärung. Für Susanne selbst ist vorerst die gelassene Freundschaft für den so viel älteren Mann doch allzu sehr das Gegentheil jener Leidenschaft für Detlev, die in ihrem Busen lodert, und sie schreckt widerwillig vor dieser Vergleichung zurück; allmählich aber fängt das Bild des ihr in herzlicher Güte zugethanen Mannes an sich ihr auf einem Goldgrunde abzuzeichnen. Sie erkennt, wie sie Ruhe und Frieden und Glück gewinnen kann, wenn sie ihr Herz bezwingt und ihre erste und einzige Liebe opfert.

Während Susanne auf diese Weise durch Verzicht auf das höchste Glück, auf das Pünktchen überm J, den wahren Frieden findet, wird die Gräfin immer einsamer. Sie muß schließlich Susanne bekennen, daß diese ihre Tochter ist und zwar — welche

Nemesis — die Tochter gerade des Mannes, um dessentwillen sie dereinst Hubert verlassen. Durch ihr launisches Wesen jedoch, das sie heut freundlich, morgen herb und unnahbar sein läßt, nicht zum mindesten durch ihren Plan, Susanne mit dem ihr so verhaßten Candidaten zu vermählen, durch alles dies wird ihr die Tochter vollständig entfremdet. Erst zu allerletzt gelingt es ihr, das Herz, das sie selbst freiwillig in herzloser Weise und durch thörichte Rücksichten auf die Welt verleitet aufgegeben hat, wieder zu erobern. Ob sie nicht schließlich doch noch in Detlev den ihr wahrhaft Geistesverwandten erkennt und ihm die Hand reicht, dies zu errathen überläßt Frenzel dem individuellen Empfinden des Lesers.

Von den übrigen Personen des Romans sei schließlich nur noch auf die urkomische Figur des Candidaten Lorenz Stechow hingewiesen. Bisher hatte er in seinen Büchern und Phantasien gelebt und war nicht aus der Idylle herausgekommen, schon jetzt aber zeigt sich, wie er zu den jungen Früchten gehört, die schließlich Hof- und Domprediger werden. Er tritt mit steifer Förmlichkeit auf und zeigt ein halb schüchternes, halb geistlich hochmüthiges Wesen, und so sehr er sich auch bemüht, den Andern zu gleichen: überall stößt er an und dient den Andern zum Stichblatt ihrer Spötteleien; sobald es sich jedoch um die Erörterung allgemeiner Fragen und wissenschaftlicher Gegenstände handelt, verliert er die Hälfte seiner Schüchternheit. Statt nun so consequent zu sein und sich mit einem Apage Satanas von einem so argen, der Hölle verfallenen Weltkinde wie Susanne abzuwenden, ruht sein Auge mit Wohlgefallen auf dem Mädchen, ja er wagt es ihr seine Liebe zu gestehen; natürlich geräth er hierbei aus einer komischen Situation in die andere. Doch da wird der Mann Gottes wieder consequent. Anstatt in sich selbst und seinem tölpelhaften Ungeschick die Quelle seines Ungemaches zu suchen, bekennt er, daß es ihm ja überhaupt nicht zukomme, den unerforschlichen Rathschluß des lieben Gottes lenken zu wollen.

Wiener Neubauten.

Von Siegmund Feldmann.

Ein Vierteljahrhundert — von 1859 bis 1884 — hat es nur gebraucht, um die „Glacis-Gründe", welche ehedem als trennender Wüstenstreif zwischen der „City" von Wien und den diese peripherisch umlagernden Vorstädte sich hinzogen, in einen gewaltigen und vielverzweigten Straßenzug umzuwandeln, der seines Gleichen wohl in den modernen europäischen Großstädten nicht hat. Das große Werk der „Stadterweiterung" erscheint nun abgeschlossen, und es ist an der Zeit, nach den künstlerischen Ergebnissen dieser Bewegung zu fragen, welche Wien zum Vororte der deutschen Architektur der Gegenwart gemacht hat. Bei der Beantwortung dieser Frage muß man sich allerdings der absoluten ästhetischen Maßstäbe begeben, was durch die Natur der Sache geboten wird. Mag eine Stadt noch so reich an öffentlichen Bauten sein, mögen in ihren monumentalen Schöpfungen diese oder jene Stilrichtung sich noch so scharf ausprägen: immer wird ihr architektonischer Gesammtcharakter durch jene Gebäudegattung bestimmt, die am zahlreichsten und für das bürgerliche Leben am wichtigsten ist — durch das Wohnhaus. Das moderne Wohnhaus oder, besser gesagt, Zinshaus ist aber, zumal in Wien, ein Kind der Massenproduction, ein Erzeugniß der Speculation, das seine Kriterien nicht in der Aesthetik suchen und bestenfalls ein Compromiß zwischen einer künstlerischen Idee und einer Kapitalsanlage werden kann.

Von dieser Erkenntniß ausgehend, darf man von dem mehrfachen Häusergürtel der Wiener Ringstraße immerhin befriedigt sein. Es war ein Glück für die Stadt, daß sie, als alle materiellen Bedingungen für eine wuchernde Bauproduction zusammentrafen, ein Fähnlein Architekten besaß, deren Talent mächtig genug war, den Strom der Speculation in halbwegs künstlerische Bahnen zu lenken. Es bildete sich auf dem Wiener Boden bald eine Formel für die moderne Zinsburg heraus, die trotz des Surrogatmaterials und des zumeist gewerbsmäßig hergestellten ornamentalen Beiwerkes auf eine würdige und harmonische Ausgestaltung der Façade sowie des Vestibules und des Stiegenhauses abzielten. Diese Formel war unter dem dominirenden Einflusse Theophil Hansens entstanden und schöpfte daher hauptsächlich aus dem Schatze griechischer Ueberlieferung, die sich schlecht und recht mit dem Zinserträgniß, dem Hypothekar-Credit und andern hier mitspielenden ökonomischen Factoren abfinden mußte. Sie wurde von einer Anzahl begabter Architekten variirt und weiterentwickelt, und das Resultat dieser Bestrebungen war eine etwas magere, etwas verlogen und manchmal unverstandene Renaissance, die sich aber, im Hinblick auf den Zweck und die Mittel, ganz respectabel präsentirte. Auf diese Weise entstand der Wiener Typus des Zinshauses, der, trotz mehrerer zopfiger Versuche aus der jüngsten Zeit, bis heute Geltung hat und auch jenseits der Grenzen Oestreichs aufgenommen und nachgeahmt worden ist.

Neben dieser von der Muse Wohnungsnoth inspirirten Bauindustrie ist aber die Baukunst ihre eigenen Wege gegangen, und die Etappen, die sie dabei zurückgelegt, werden durch eine ziemlich lange Reihe öffentlicher Bauten bezeichnet, welche gewissermaßen als Meilenzeiger ihres Fortschreitens gelten können. Die Zielpunkte dieses Weges erscheinen jedoch erst durch die drei großen Werke markirt, welche im vergangenen Jahre vollendet und der Benutzung zugeführt worden sind. Es sind dies: das Rathhaus, die Universität und der Parlamentspalast, Bauten, in denen die drei wichtigsten Stilrichtungen sich fixiren und welche durch die Großartigkeit der Anlage, durch den Adel der Detailbildung wie durch den Namen ihrer Meister aus dem blos lokalgeschichtlichen in den kunstgeschichtlichen Horizont hineinragen.

Der umfangreichste dieser Paläste ist die neue Universität, die letzte Schöpfung des vor Jahresfrist verstorbenen Heinrich v. Ferstel, der zum Entsetzen aller Romantiker zur Renaissance überging, nachdem er, fast ein Jüngling noch, in der „Nationalbank" einen mustergültigen romanischen Bau und in der Votivkirche das herrlichste gothische Gebilde des Jahrhunderts geschaffen hatte. Die Renaissance Ferstels ist aber der vornehmlich durch Gottfried Semper inaugurirten decorativen Richtung nicht verwandt. Er zog es vor, durch die wohlabgemessene Harmonie der Verhältnisse, durch energische Profilirung der Gliedertheile, durch kräftige, von einfachem Flachornament discret unterstützte Betonung der Struktur zu wirken, und fand im Ziegel-Rohbau das Mittel, dieser edlen Einfachheit eine warme, effectvolle Unterlage zu geben. Diesen Vorgang der Quatrocentisten hatte Ferstel im „Oestreichischen Museum" und einer Reihe ähnlicher Bauten eingehalten. Die Aufgabe, die dem Künstler in der Universität erwuchs, war jedoch auf diese Weise nicht zu lösen. Die vielgestaltigen praktischen Anforderungen einer Hochschule machten eine Trennung der einzelnen Baumassen zum Gebote und deshalb mußte der Architekt die Frührenaissance verlassen und dem Muster der Hochrenaissance folgen, welche eine weit beweglichere Entwicklung der Façaden gestattet. Demgemäß hat Ferstel das Gebäude in vier Haupttheile gegliedert und jedem derselben: der wechselvoll silhouettirten Façade, den beiden Seitenfronten und der rückwärtigen Front eine selbstständige Betonung verliehen. Alle vier Theile ruhen jedoch auf einem gemeinsamen, stark rusticirten Unterbau auf und werden an den Ecken durch vorspringende, durch Kuppeln markirte Pavillons zu einem organischen Ganzen verbunden, dessen Einheitlichkeit auch in der vollkommenen Uebereinstimmung der Profile sowie aller ornamentalen Details zu Tage tritt.

Am reichsten und wirksamsten macht sich nach außen die dem Franzensringe zugekehrte Façade geltend. Um die zu monotone Längenentfaltung derselben (85 Klafter) aufzuheben, hat Ferstel die mittlere Partie hineingerückt und mit einem hochragenden französischen Dache bekrönt. Die verschwenderische Pilasterstellung in beiden Geschossen, die mächtige, statuentragende Attika,

die massig ausladenden Gesimse und die Fülle schmückender Einzelheiten verleihen dieser Front einen festlichen Charakter, der deren Bestimmung sofort erkennen läßt. Sie schließt die Repräsentationsräume der Hochschule in sich, deren Mittelpunkt von der Aula, einem majestätischen Saalbau mit von zweiunddreißig korinthischen Säulen getragener Galerie, gebildet wird. — In den beiden Seitenflügeln sind die sechsundvierzig Hörsäle, sowie die verschiedenen Seminarien und Institute untergebracht, welche Räumlichkeiten im Ganzen sechstausend Studenten zu gleicher Zeit zu fassen vermögen: eine Zahl, welche die gegenwärtige Frequenz der Universität um rund 2000 übersteigt. — Der rückwärtige Theil des Gebäudes endlich gehört ausschließlich der Bibliothek, einer riesigen, durch alle Stockwerke gehenden Halle, die nach außen ohne Fenster und nach innen durch eine dicke Feuermauer von den anstoßenden Partien getrennt ist. Diese Construction isolirt den Raum im Falle eines Brandes vollständig, und dieser Schutzmaßregel entspricht auch die innere Einrichtung, welche ganz aus eisernen Rosten hergestellt ist. Diese Roste bilden 13 durch eiserne Treppen verbunden Etagen, in denen eine halbe Million Bände Platz finden wird, während die beiden Lesesäle für 520 Pulte berechnet sind.

Seine wahre Schönheit aber enthüllt der Universitätsbau erst, wenn man durch das grandiose dreischiffige Hauptvestibule in den mittlern Arkadenhof tritt, der seinesgleichen in der zeitgenössischen Architektur nicht besitzt. 212 Fuß der Länge, 150 Fuß der Breite nach messend, öffnet er sich in sechsundvierzig kühn gespannten Bogen auf die tiefe, ringsum laufende Halle, in welche die prachtvollen Treppenhäuser münden. Ohne jeden Schmuck durchgeführt und in den drei Geschossen nach römischem, vom Ornamente zum Gesetz erhobenen Beispiel die drei Säulenordnungen zeigend, wirkt dieser Hof einzig und allein durch den Adel seiner Verhältnisse, durch das köstliche Raumgefühl, das dem Künstler beim Entwurfe den Stift geführt hat. Wie die Zeilen eines Sonnets verschlungen sind, so fest gefügt reihen sich die Glieder dieser Architektur aneinander, und wenn man lange hinsieht, so ist es fast, als vernähme man den Wohlklang dieser in Stein gemeißelten Ryhthmen. Die dreiarmige Fest- und die fünfarmigen Schülertreppen dienen dem Hofe als würdige Fortsetzung, und nicht minder glücklich ist die Anlage der übrigen Treppen, Höfe und Communicationen. Wohin man sich auch stellen mag, man gewinnt überall eine große und reizvolle Perspektive, und das ist in der Baukunst das sicherste Zeichen eines schöpferischen, nicht mühselig Detail an Detail schweißenden, sondern aus dem Vollen und Ganzen gestaltenden Geistes.

Neben der prangenden, ganz vom Odem der Zeit durchwehten Realität des Universitätsbaues nimmt sich der Parlamentspalast Hansens wie ein zu Marmor erstarrter Traum aus. Seitdem Schinkel und Leo v. Klenze gestorben sind, hat sich der Hellenismus nur durch schwächliche Compromisse zu erhalten vermocht, und allein der idealistische Geist Hansens ist unerschütterlich für diesen zaubervollen Anachronismus eingestanden. Neigung, Entwickelungsgang und innerer Beruf haben ihn zum Epigonen der perikleischen Aera gemacht, und so wie er stets die „reine Form" hochgehalten, so leben auch im Parlamentspalaste, seinem reifsten und reichsten Werke, alle Traditionen der attischen Erde wieder auf. Von korinthischen Säulen aus blinkendem, an Paros gemahnenden Marmor, ist das Haus umstellt, zu dem eine mächtige Rampe hinanführt; die drei Risalite der Hauptfront stellen sich als giebeltragende Tempelfaçaden dar; die Karyatiden, welche die beiden Balcone der Schmalseiten emporheben, sind direct dem Erechtheion entlehnt; ein herrlich gezeichneter Palmettenfries schlingt sich unter den Zahnschnitten des Hauptgesimses hin, und auf das flache Dach ist ein ganzer Olymp aus Bronze und Stein placirt. So mannigfach aber auch all' diese Elemente sind, so besticht das Gesammtbild, zumal wenn man die richtige Distanz gewinnt, durch seine edlen, vom Prostylos des Hauptportals dominirten Linien, durch die Monumentalität der Verhältnisse und den hohen malerischen Reiz, den Hansen über alle seine Entwürfe auszugießen versteht.

Nicht so befriedigend wirkt jedoch der Grundriß, die Eintheilung des Innenraumes, der von dem imposanten, von vierundzwanzig Marmormonolithen umfaßten „Peristyl" in zwei gleiche Hälften getheilt wird, von denen eine dem Herrenhause, die andere dem Abgeordnetenhause gehört, während die Sitzungsräume der Delegation, der beiden Kammern gemeinsamen Körperschaft, sich als Fortsetzung an den Peristyl schließen. Wenn aber auch hier zwischen dem künstlerischen Gelingen und der praktischen Zweckdienlichkeit eine gewisse Incongruenz nicht zu leugnen ist, so darf dafür Hansen allein nicht verantwortlich gemacht werden. Der Architekt besaß in diesem Falle keine Vorbilder; er stand vor einer ganz jungfräulichen Aufgabe, deren Schwierigkeit derjenige ermessen wird, welcher den ungemein complicirten Mechanismus des parlamentarischen Verkehres kennt. Ueberdies wurde diese Aufgabe noch durch die Forderung des Programms erschwert, der zufolge beide Häuser des Reichsraths unter Einem Dache vereinigt werden mußten. Dadurch wurde die Centralisirung des Baues unmöglich gemacht und demselben ein Parallelismus der Anlage aufgenöthigt, der im hohen Grade langweilig zu werden drohte. Hansen hat diese Gefahr durch die Einschiebung des bereits erwähnten Peristyls glücklich überwunden, allein dieser verzehrt einen im Vergleich zu den beschränkten Raumverhältnissen ungeheuer großen Platz, und wie unnütz er ist, erhellt wohl am besten daraus, daß man ihm keinen besseren Namen als den einer „Ruhmeshalle" zu geben im Stande war.

Diese „Ruhmeshalle" ist zu einer Ruhmeshalle für ihren Erbauer geworden: sie ist zweifellos eines der schönsten Interieurs der Welt. Man mag der Anwendung der griechischen Architektur in der Gegenwart noch so enge Grenzen stecken wollen und principielle Einwände gegen dieselbe erheben — hier hat der Erfolg alle Zweifel besiegt und vor Allem der Kühnheit Hansens, einen auf ganz modernen Bedürfnissen basirenden Riesenbau ausschließlich in hellenische Kunstformen zu kleiden, ein ehrendes Zeugniß ausgestellt. Denn Hansen hält das Griechenthum nicht blos für eine decorative Spielerei; er hat es auch in seinen constructiven Elementen erfaßt, die überaus dürftig sind und dem Architekten Vieles versagen. Trotzdem hat er sich diese Beschränkung auferlegt und das gewaltige Werk unter vollständiger Verzichtleistung auf Bogen und Gewölbe auf den Boden gestellt. Was das Gebäude dadurch an perspectivischer Wirkung und wechselvollen Durchblicken verliert, hat Hansen reichlich durch die Farbe ersetzt. Er hat nicht nur die Formenwelt, sondern auch die Polychromirung der griechischen Bauwerke zu erwecken und damit eine Jahrzehnte alte Streitfrage aus der Welt zu schaffen gesucht. Ob ihm dies gelungen, bleibe dahingestellt; es ist ziemlich zweifelhaft, ob die antiken Interieurs genau so beschaffen waren und ob die Archäologen zu der Arbeit des Wiener Meisters Ja und Amen sagen würden. Künstlerisch aber erscheint das Problem gelöst: die Enkomiasten der „weißen Fläche" sind aus dem Felde geschlagen. Vergoldete Capitäle tragen das Gebälk, dessen Ornament sich zart und leuchtend von dem dunklen farbensatten Grunde abhebt; die Wände sind durchwegs in Succo lustro nach pompejanischem Vorbilde decorirt; die Marmorbrüche aller Lande wurden geplündert, um die Fliesen, Säulen und Gliederungen herzustellen, und dieses harmonische Ineinanderfließen aller Töne und Nüancen, diese Magie des Goldes und der Farben bildet ein Ensemble von zauberischer Wirkung. Wie Makart über seine Palette, so souverain hat hier Hansen über alle polychromen Effecte verfügt und dadurch den strahlenden Reichthum seiner Pasten durch den vollendetsten Geschmack künstlerisch geadelt. Mag man den Wiener Parlamentspalast im großen Ganzen nicht ohne jeden Grund nur als interessantes Experiment gelten lassen wollen — diese eine Eigenschaft: die Ausstattung seiner Innenräume verleiht ihm Bedeutung und macht ihn zu einer der ersten architektonischen Sehenswürdigkeiten des Jahrhunderts.

Universität und Parlamentspalast bilden aber nur die Seitencoulissen jenes großen Platzes, dessen Hintergrund von dem neuen Rathhause ausgefüllt wird; einem gewaltigen, sieben Höfe umschließenden Baue, mit offenen Arkaden im Erdgeschoß, einer grandiosen, durch zwei Stockwerke gehenden Loggia

und einem Thurme, der an Höhe nur noch vom Stephansthurme überragt wird. Es ist ein herrliches Bollwerk machtbewußten Bürgerthums, durch welches Friedrich Schmidt seinen Primat, den er seit dem Tode Viollet-le-Ducs unter den Gothikern einnimmt, für alle Zeiten gefestigt hat, obgleich die Gothik, deren er sich hier bediente, keineswegs derart ist, um den Puristen Freudenthränen zu entlocken und die Opposition Sempers gegen ein „romantisches" Rathhaus zu rechtfertigen. Der Künstler selbst hat dies einbekannt, indem er einmal äußerte, selber nicht genau zu wissen, in welchem Stile das Rathhaus gehalten sei. „Wenn aber irgend etwas", fügte er hinzu, „charakteristisch für den Bau ist, so mag es der Geist der Neuzeit im eigentlichen Sinne des Wortes sein, der sich voll in ihm ausspricht." Der Geist der Neuzeit ist ein schwer faßbares Ding, besonders für den Architekten, der nur im Concreten schaltet und schafft; seitdem aber der Bau fertig vor uns steht, fühlen wir, was Schmidt mit diesen Worten gemeint hat. Als er daran ging, ein gothisches Rathhaus zu bauen, war er sich klar, daß er in diesem Stile keine Vorbilder für die praktischen Anforderungen seiner Aufgabe finde. Im Mittelalter machten die Menschen nur dem lieben Gott Platz, sich selbst aber zwängten sie in enge, kleine und niedere Räume ein, über welche unsere Bedürfnisse himmelhoch hinausgewachsen sind. Hier aber galt es, immense Festsäle, bequeme und luftige Communicationen, gewaltige Vestibules mit sich verästenden Treppenarmen zu schaffen, und hierfür hat erst die Palast-Architektur des Cinquecento die Vorbilder geliefert. Ohne erst zu erwägen, wie schwer die engbrüstige Gothik mit dieser Raumentwickelung in Einklang zu bringen sei, griff Schmidt resolut auf diese Muster zurück, und in ihrem Sinne fügte er die Rippen des Baues ineinander, während das Ornament, das bewegliche Spiel der Formen, überhaupt die ganze künstlerische Signatur der Gothik entnommen ist. Giebel und Wimperge, Fialen und Schrägen silhouettiren das Haus, Spitzbogen verbinden die Säulen und schneiden in die Façaden, durch die weiten Fenster des Risalits schlingt sich charakteristisches Maßwerk. — Die Stützen und das Gebälk jedoch, das, was den Bau gestaltet und zusammenfaßt, funktionirt ganz im tektonischen Geiste der Renaissance. Diese organische Vermählung zweier sich widersprechender Kunstweisen stempelt das Werk Schmidts zu einer That; in ihr klingt eben der Geist der Neuzeit vernehmlich an, denn hier hat der Künstler in veraltete, auf nicht mehr vorhandenen Lebensverhältnissen beruhende Formen einen neuen, modernen Gehalt gegossen und damit ein Problem gelöst, das ihm zu dauerndem Ruhme gereichen wird.

Nahezu fünfzehn Jahre heißen Mühens hat es gekostet, bis auf den ersten schöpferischen Werberuf das Echo der Vollendung erscholl und der Schlußstein in die drei geschilderten Bauten gefügt werden konnte. Der Erfolg hat die Arbeit gekrönt: Wien darf mit berechtigtem Stolze auf diese Leistungen heimischen Kunstfleißes blicken. Allein damit hat die monumentale Bauthätigkeit an der Wiener Ringstraße ihr Ende noch nicht erreicht. Gerade dem Rathhause gegenüber erhebt sich, aus schneeweißen Quadern gefügt, das zukünftige Burgtheater; unweit davon zeichnen sich die fein umrissenen Kuppeln der beiden Hofmuseen an dem Horizonte ab, deren Fenster auf den weiten Plan hinübersehen, auf welchem die neue Hofburg ihre kolossalen Flügelarme ausstrecken wird. In diesen drei Werken, glänzender und umfangreicher noch als die zu Ende geführten, hat Gottfried Semper der Stadt ein kostbares Vermächtniß hinterlassen. Allein, sowohl in den Museen wie in dem Schauspielhaus sieht es noch chaotisch aus, und der Neubau der Burg ist kaum über die Erdaushebungen gediehen. Es wird noch lange währen, bis da der letzte Hammerschlag und Meißelhieb verklungen ist, und bis dahin wird sich noch Zeit und Gelegenheit finden, von ihnen zu singen und zu sagen.

Aus der Hauptstadt.

Gustav Richter-Ausstellung.

Ein Künstlerleben voll berauschender Erfolge, ein Menschenloos, dem das Glück mit vollen Händen gespendet, was es einem Kinde unseres Jahrhunderts zu bieten vermag, ist in Erinnerungsfesten ausgeklungen, in denen die Liebe und Freundschaft der Berufsgenossen, die Anhänglichkeit weiter Kreise sich noch einmal um den Brennpunkt seines Gedächtnisses zu großartigen Ovationen sammelten. Wer den Leichenzug Gustav Richters gesehen, wer an der Erinnerungsfeier in der Nationalgalerie theilgenommen, wo sich zu der schwungvollen Rede Max Jordans die Familie des Kronprinzen und die hervorragendsten Vertreter der drei Aristokratien zusammengefunden hatten, wer die Ausstellung seiner Werke in der Nationalgalerie besucht und in dem Gedränge kaum Athem schöpfen konnte, der fragt sich staunend, wie das in unserer Zeit möglich ist, die doch sonst dem bildenden Künstler so kühl gegenübersteht.

Bei Gustav Richter befremdet diese Popularität doppelt, da er zu den einseitigen Begabungen gehört. Seine Versuche an umfangreichen Stoffen aus der heiligen und profanen Geschichte, in weiten Abständen über seine lange Künstlerlaufbahn vertheilt, haben nur zweimal durchgeschlagen und beidemale nur kurzathmige Erfolge gehabt. Sein Ruhm, seine Popularität knüpft sich an seine Bildnisse und Studienköpfe, und auch hier nur an einige wenige Schöpfungen, wie der Fischerknabe, die Odaliske, das „Evviva", deren Reproduction dann aber jede Näherin auf ihrer Brosche haben muß, die in Farbendruck auf allen Handschuhkasten und Bonbonnieren prangen, während die Mehrzahl der bedeutendsten Porträts, nachdem sie kaum die Ausstellungen gestreift, für immer dem Auge des Publicums entrückt wurden.

Doch vielleicht muß in der Beschränkung auf das enge Gebiet, das er mit seiner Begabung ganz zu umfassen vermochte, eine Ursache seines beispiellosen Erfolges gesucht werden. Er wußte dem Bildniß einen so mannichfachen Inhalt zu geben, daß es auch, von der technischen Behandlung und Persönlichkeit des Dargestellten abgesehen, interessirte. Dann kam hinzu, daß er bei seiner virtuosen Mache, die Jahrzehnte hindurch alles Stoffliche besser als die der meisten deutschen Concurrenten wiedergab, und bei seiner Neigung, die günstigste Stellung und die glücklichste Stunde auszuwählen, der berufenste Maler weiblicher Schönheit geworden. In der langen Reihe seiner Bildnisse sind es gewisse Frauengestalten, an die sich sein Ruhm knüpft. Sein Höchstes leistete er jedoch in der Wiedergabe des häuslichen Glückes, das ihm spät noch zu Theil geworden. Im letzten Jahrzehnt sind das Gesicht seiner Frau, die Lockenköpfe seiner Kinder allen Besuchern deutscher Kunstausstellungen so oft begegnet und in so mannichfacher fesselnder Auffassung, daß sie wahrhaft zu Typen geworden sind.

Die Direction der Nationalgalerie hat die Benutzung des Handzeichnungscabinets für einige Wochen suspendirt und dessen Räume zu einer Gesammtausstellung der Werke Richters verwendet. Weil sich die Galerie Raczynsky mit dem Handzeichnungscabinet in die Säle des oberen Stockes getheilt hat, konnte die Verwaltung nur ganz ausnahmsweise sich entschließen, derartige Veranstaltungen zu treffen. Einzig mit Adolf Menzel theilt Richter die Ehre einer Ausnahme.

Von allen Seiten sind die Beiträge eingetroffen, aus ganz Deutschland, aus Rußland, Belgien und England. Von den allbekannten Bildern fehlt nur eins, das Idealporträt der Königin Louise, dessen Besitzer die Fährlichkeiten des Transportes nicht riskiren wollte.

An der Hand dieses Materials läßt sich die Entwickelung des Künstlers seit seiner Berliner Lehrzeit und den Studienjahren in Paris, wo er von 1842—1846 als Schüler von Cogniet arbeitete, in ihren Hauptphasen verfolgen. Er ist nie still gestanden, hielt sein Auge beständig auf hohe Ziele gerichtet, oft auf solche, die seinem Vermögen unerreichbar, und hat seinen mächtigsten Aufschwung erst in seinem letzten Jahrzehnt genommen.

Wenn die Schöpfungen dieses Zeitraums auf der Ausstellung fehlten, dann würden wir sie mit dem Eindruck verlassen, daß uns Richters Kunst doch schon recht ferne steht. Das technische und coloristische Uebergewicht, das ihm in den fünfziger und sechziger Jahren seine französische Schulung verlieh, täuscht uns nicht mehr über eine gewisse elegante Leere seiner Porträts. Dasselbe süße, hier und da sogar etwas puppenhafte

Lächeln spielt um die Lippen aller seiner Frauengestalten, ihr Auge hat nur den einen Ausdruck gewinnender Freundlichkeit. Es ist als trügen sie alle eine Maske, hinter der das wahre Antlitz verborgen, die Maske der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, die zugleich mit der großen Toilette angelegt wird. Fast bei allen — immer mit Ausschluß der letzten zehn Jahre — könnte man sich denken, sie ständen oder säßen vor ihrem Spiegel, um einen letzten wohlgefälligen Blick auf die tadellose, in jedem individuellen Ausdruck herabgestimmte Totalität ihrer gesellschaftlichen Erscheinung zu werfen. Was hinter dieser glatten Stirn schlummert, wie dieses freundliche Auge in Haß oder Liebe blicken mag, wie der süße Mund sich beim Sprechen bewegt, das läßt das Bildniß nicht ahnen. Kein Wunder, daß alle diese Frauen eine gewisse Familienähnlichkeit haben. Von den früheren Männerbildnissen läßt sich nicht mehr sagen, sie entbehren auch des äußerlich bestechenden Reizes, durch den die Frauenporträts anziehen und sind überdies sehr in der Minderzahl.

Auch die beiden großen Compositionen aus Richters erster Periode, einst das Entzücken der Ausstellungsbesucher, stehen uns ferner als man vermuthen sollte. Und doch wurden sie ihrer Zeit als Bahnbrecher neuer Richtungen begrüßt. Die ältere, Jairi Töchterlein, wurde veranlaßt durch die jetzt entschlafene Sitte der Berliner Künstlerschaft, um die Weihnachtszeit Transparentgemälde unter Musikbegleitung auszustellen. König Friedrich Wilhelm IV. fand an der 1852 dem Publicum vorgeführten Skizze des Künstlers ein solches Wohlgefallen, daß er ihre Ausführung in der Gestalt befahl, in der sie aus dem Besitz des Kaisers an die Nationalgalerie übergegangen ist. 1856 erschien das Werk auf der akademischen Ausstellung und trug Richter einen seltenen Erfolg ein. Die Künstler bewunderten die coloristische Leistung, dem Publicum behagte die von allem Göttlichen abstrahirende Auffassung. Es wird uns heute schwer, dem Bilde gerecht zu werden, denn im Colorit ist es überholt und in der Vermenschlichung der biblischen Figuren sind die Neueren noch weit über Richter hinaus gegangen. Somit frappirt uns weder das Eine noch fesselt uns das Andere, und das Unzulängliche, Theatralische der Charakteristik, das man ehemals, von den neuen Vorzügen geblendet, übersah, springt uns zuerst in die Augen.

Wenn dies Werk auch im übrigen Deutschland nicht den gleichen Enthusiasmus erregte wie in Berlin, lenkte es doch die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf Richter. Wenige Jahre nach seinem Bekanntwerden gab König Max von Bayern dem Künstler einen glänzenden Auftrag, den Bau der Pyramiden für den Schmuck des Maximilianeums zu schildern. Die Ausführung dieser Aufgabe verlieh dem Können des aufstrebenden Mannes eine mächtige Steigerung, denn er entschloß sich, an Ort und Stelle die Studien zu machen. Fast zwanzig Jahre liegen zwischen der Vollendung der beiden Bilder, mehr als 12 Jahre arbeitete Richter an der Schilderung altägyptischen Lebens. Schon diese mühselige Entstehung läßt vermuthen, daß es sich nicht um eine Schöpfung handelte, deren Ursprung in der Eingebung einer glücklichen Stunde liegt. Es ist bekannt genug mit seinem wimmelnden Leben dunkelfarbiger Menschen in dem beschatteten Vordergrunde, dem stolzen Profil des Königs und der märchenhaften Erscheinung seines Weibes, die mit ihrem endlosen Gefolge gekommen sind den Bau einer Pyramide zu inspiciren. Coloristisch war das Bild ein immenser Fortschritt und schlug durch wie sein erstes größeres Werk. Die Composition wurde dabei streng getadelt, es fehlte die Einheit, der Mittelpunkt, eine bestimmte Handlung. Sicherlich ist es kein Werk aus einem Guß, aber es hat vor den meisten andern historischen Bildern einen großen Vorzug, den man nicht vergessen darf, die voraussetzungslose Verständlichkeit. Selbst wer nicht mehr historisches Wissen über Altägypten zur Verfügung hat als ihm die Dorfschule bei Gelegenheit der Geschichte Josephs vermitteln kann, wird sich ohne jeglichen Commentar zu orientiren vermögen. Dies ist bei einem historischen Gemälde, das auch auf den Stoff seinen Nachdruck legt, nicht gering anzuschlagen. Unter Richters Compositionen wird der „Bau der Pyramiden" ohne Zweifel am längsten leben, länger als die Erweckung, trotzdem diese straffer componirt ist. Es existiren von Richter noch manche Entwürfe zu umfangreichen Gemälden, die aber über die Conception nicht hinauskommen. Auf eine großartig visionäre Wirkung will seine Verkürzerung des „Kommt zu mir" hinaus. Aus einem wirren Gedränge von Elenden strecken sich hundert Arme flehend zu der Lichtgestalt des Herrn empor, der in weißem Mantel mit ausgebreiteten Armen am Rande eines Waldplateaus ihnen entgegentritt. Oben spielt der Sonnenschein durch die lichten Laubmassen und umfluthet den grünen Boden und die mächtigen Stämme der Riesenbäume, unter denen sich die Schattengestalten der Seligen bewegen; unten liegt Dunkel über dem Thal des Elends, in dem sich noch nicht Alle dem Erlöser zugewandt haben. Gestalten der Verzweifelnden, im Entwurf nur erst angedeutet, füllen den Vordergrund. Ob es dem Künstler gelungen wäre, bei längerem Leben und gefesteter Gesundheit den Entwurf auszuführen, steht dahin. Seiner Anlage nach, die ihn stets auf die Vertiefung in die Einzelgestalt gedrängt hat, der die schaffende Phantasie so schnell versagte, dürfte ihm eine solche Riesenaufgabe doch zu schwer gefallen sein. Selbst die Entwürfe für freie Schöpfungen sind dünn über seine Productionsjahre gesäet; wenn wir zu den angeführten Werken noch die Wandmalereien im nordischen Saal des neuen Museums — Balder, die Walküren, Walhalla —, den Pygmalion vor seiner zum Leben erwachenden Statue — in ihrem rosigen Oberkörper, aus dem die Blutwelle allmählich in den kalten Marmorleib hinabsteigt, ein leibhafter Rococogedanke — und ein „Lasset die Kindlein zu mir kommen" anfügen, haben wir die Reihe im Wesentlichen erschöpft.

Einen neuen Aufschwung nahm Richters Kunst, seit ihm in reiferem Alter das Glück eines innigen Familienlebens beschеert wurde. Was er in dieser Periode der höchsten Steigerung und Anspannung seines Wesens geschaffen, wird seinen Namen erhalten, wenn längst vergessen ist, was er vorher geschaffen. Im letzten Saale der Ausstellung sind die meisten der Bilder aus seiner Familie vereint, die er so früh verlassen mußte. Von den Ausstellungen, deren Hauptzierden sie bildeten, sind sie den weitesten Kreisen vertraut geworden. Da ist jenes allbekannte Selbstporträt, des glücklichen Vaters, der sein nacktes Knäblein zum Fenster hinaushält, da ist das Bild seiner jungen blühenden Gemahlin, die in reicher Gesellschaftstoilette das jüngste Knäbchen auf dem Arm hält, als wäre sie noch einmal zu ihm geeilt und hätte es aus dem Bettchen genommen, ehe sie sich für den Abend von ihrem Lieblinge trennte. Dann der Wandschirm mit den Bildern seiner vier Söhne, an kecker frischer Erfassung, der in ihrer väterlichen Innigkeit das Idealisiren diesmal gar nicht in den Sinn kommt, ganz einzig unter seinen Werken. Weiterhin das Bild seiner Gemahlin, die im Atelier ein Bild betrachtet, daneben die vielen Bildnisse seiner Kinder, bald einzeln, bald zu zweien, die Köpfe aneinander gelehnt, wie beim Ausruhen vom Spiel oder mit großen Augen auf Märchen lauschend; einmal in schimmernder Mondbeleuchtung alle vier nackt als Bacchanten vor einem Springbrunnen. Doch die Krone von Allen das Bildniß der Frau und sein eigenes aus seinem letzten Jahre. Er selbst mit den Spuren schweren körperlichen Leidens in den welken Zügen, aber ungebrochenen Geistes, der aus dem sinnenden Auge spricht. Das Bildniß der Frau ist von der letzten akademischen Ausstellung noch in frischem Gedächtniß. In natürlicher Ungezwungenheit sitzt sie vor uns, die schönen, wundervoll modellirten Arme und Hände übereinander gelegt, auch ihr Antlitz um einen Zug bangen Kummers gealtert.

Die Vertiefung, die Richters Arbeit an den Bildnissen seiner Familie erfahren, findet sich auch bei den übrigen Arbeiten des letzten Jahrzehnts. Wir gedachten schon seines neapolitanischen Fischerknaben und seiner orientalischen Idealköpfe. Seine Frauenbildnisse — wir nennen nur die Fürstin Carolath (1872), die Gräfin Karolyi (1878), die Gräfin Dönhoff (1883) — gehen in der Charakterisirung des seelischen Lebens weiter als irgend welche früheren. Unter den Männerbildnissen ragen die beiden Porträts des Kaisers hervor, eins in ganzer Figur für die Breslauer Kaufmannschaft, das andre ein Brustbild. Der Natur des Künstlers entsprechend kommt besonders die gewinnende Liebenswürdigkeit und Güte des Monarchen zum Ausdruck. Ein glücklicher Gedanke war es, in einem Idealporträt die Gestalt der Mutter des Kaisers heraufzubeschwören. Es scheint als ob Richters Auffassung alle andern aus der Phantasie des Volkes verdrängen wollte, tausendfache Reproductionen haben die edle, reine Erscheinung der hohen Frau, die in weißem, goldgesticktem griechischen Gewande nach verzogenem Gewitter die Stufen zum Garten hinabsteigt, an die Stelle aller früheren Verkörperungen gesetzt. Schmerzlich mußten die Besucher der Ausstellung das Bild entbehren. Der Kopf des Frl. von Ziegler, deren Züge dem Künstler das lebende Modell geboten, konnte keinen Ersatz bieten.

Berlin wird dem größten heimischen Bildnißmaler seiner ersten Glanzzeit selbst dann noch ein gutes Andenken bewahren, wenn auf seinen leeren Thron ein Nachfolger gestiegen ist. A. L.

Von den Theatern.

(Fr. Mallinger. Fr. Schröder-Hanfstängl. Heinrich Bötel. Hr. Götze. Pauline Ulrich. Die Münchener. Fr. Geistinger und „Lili".)

Die letzten Wochen der Saison sind in der Regel interessanten Gästen gewidmet. Namentlich in Krolls Oper häufen sich die Gastspiele, so daß der Theater-Chronist nur „wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter" nachzukommen vermag. Während dort Frau Mallinger, deren Stimme an Wohlklang und Fülle erfreulicherweise wieder zugenommen, von Frau Schröder-Hanfstängl vom Stuttgarter Hoftheater abgelöst wird, steigt schon wieder ein neuer Stern am musikalischen Himmel in Heinrich Bötel auf, dem von Director Pollini entdeckten Tenor. Dieser junge Hamburger folgt den Fußstapfen Wachtels, der soeben im Walhalla Operettentheater sich, wie es heißt: für immer, von Berlin verabschiedet hat. Bötel, der erst unlängst vom Kutscherbock herabgestiegen, hat als Postillon von Lonjumeau jedenfalls bewiesen, daß er nicht nur knallen, sondern auch singen kann. Seine Stimme hat echten Tenorklang und ist von einer märchenhaften Ausdehnung nach der Höhe hin. Das hohe C und Cis schmetterte er als Manrico in der Stretta des dritten Actes (Troubadour) kräftig und leicht heraus. Seine Aussprache des Textes ist ziemlich rein und der Vortrag leidlich geschmackvoll. Zur Stunde läßt die Mittellage noch zu wünschen übrig, auch ist die Intonation nicht immer zuverlässig, aber man darf hoffen, der stimmgewaltige Sänger werde sich auch noch zum wahren Künstler entwickeln. Als Ideal würden wir freilich statt Wachtel lieber etwa den Tenor der Kölner Oper Herrn Götze vorziehen, der eben in der Kgl. Oper auftritt. Sein Stolzing (Meistersinger) ist gesanglich eine unvergleichliche Leistung. Schauspielerisch strebt Herr Götze mit Recht unserem Niemann nach; der edlen Gestaltung ist freilich seine Kleinheit und sein Embonpoint gar sehr im Wege.

Im Schauspiel verdient nur das kurze Gastspiel von Frl. Pauline Ulrich hier verzeichnet zu werden. Es zielte keineswegs auf Engagement ab, da die Künstlerin kurz zuvor einen lebenslänglichen Contract mit der Dresdner Hofbühne abgeschlossen hatte, welcher sie seit Jahrzehnten angehört. Vielmehr war dies Gastspiel eine Art Jubiläumsfeier, denn es sind 25 Jahre her, daß die treffliche Künstlerin zuerst in unserem Schauspielhause die weltbedeutenden Bretter betreten hat. Zwischen der einstigen Antrittsrolle als obscures Kammerkätzchen und der heutigen „Pompadour" (Narciß), welche die Künstlerin leider zu ihrem Gastspiel gewählt, mag ein gewaltiger Unterschied sein. Was dazwischen liegt, ist ein langes Künstlerleben voll echter Begeisterung, ernstem Streben und stetig fortschreitendem Können. Wie hoch steht Frl. Ulrich als Tragödin über der Ziegler! Sie ist keine Bumbumschauspielerin mit leerem Pathos und schönen Posen; ist auch Alles an ihr edel und stilvoll, so huldigt sie doch wieder einem gesunden Realismus, der ihren Gebilden den Schein charakteristischer Lebenswahrheit gibt. Dabei keine Nüancenjagd und stets ein wohldurchdachter, gehobener Vortrag. Sie ist eine Intelligenz und ein Temperament. Wie Schade, daß sie zu ihrem Jubiläum nicht ihre beste Rolle, die Maria Stuart, gewählt hat! Unter allen Umständen verdient Herr v. Hülsen Dank für sein huldigendes Entgegenkommen, das dieses kurze Gastspiel ermöglicht hat. Wir wollen es nicht als ein heimliches pater peccavi auffassen, weil er zu keinen Zeiten verstanden hat, die talentvolle und ewig junge Berlinerin an das Schauspielhaus zu fesseln.

Die „Münchener" haben sich inzwischen von Berlin verabschiedet. Ihr lobenswerther Versuch, ein älteres Stück Anzengrubers, den „Meineidbauer" aufzuführen, ist leider nicht ganz gelungen. Ein Anzengruberisches Stück rührt eben Himmel und Hölle auf und spielt sich nicht leicht aus dem Stegreif weg wie etwa ein „Herrgottschnitzer"! Mit dem neuen Volksschauspiel: „Der Loder von Bayrischzell" nach einer Novelle: „Der Leonhardsritt" von Maximilian Schmidt, bearbeitet von Hans Neuert, ging es schon besser. Da war Alles harmonisch und ausgeglichen, und die Charaktere, die nicht gar sehr in die Tiefe gehen, standen klipp und klar da. Die Dramatisirung läßt freilich viel zu wünschen übrig, und wir vermissen oft die geschickt gestaltende Hand Neuerts. Die sprunghafte Handlung löst sich manchmal in ein wüstes Scenengewirr auf, doch versöhnen uns stets wieder die lustigen Auftritte mit ihrem rothbackigen Bauernhumor. Allerdings haut letzterer auch öfter über die Schnur. Es wird hier gar zu viel geschimpft und geprügelt. Der Held ist der bekannte gutherzige Wilderer, hier mit einer ernsten, sentimentalen Färbung: ein Unglücklicher, dem nichts gelingen will und der doch das Herz auf dem rechten Fleck hat. Nicht er hat den erschossenen Förster, der in der Bauernkomödie eine so große Rolle spielt, auf dem Gewissen, und im letzten Act entlarvt er den Thäter, der ihn schon verderben wollte. Ein neues Element bringt der patriotische Hintergrund des deutsch-französischen Krieges. Im zweiten Zwischenact wird der ganze Feldzug geschlagen, und als die „blauen Teufel" im Schlußact als Sieger und Helden in ihre Berge heimkehren, fällt manch gutes patriotisches Wort, das nicht vom blauweißen Particularismus angekränkelt ist. Im Gegentheil — ich weiß nicht, ob es blos für das norddeutsche Gastspiel eingelegte captatio benevolentiae ist, die in München dem Regiestifte verfällt, aber hier wird so viel von den wackeren Preußen und der allgemeinen deutschen Waffenbrüderschaft geschwärmt, daß es einem ultramontanen oder „patriotischen" Stockbayern ganz übel zu Muthe werden muß. Das Berliner Publicum nahm diese schönen Tiraden mit Begeisterung auf und zürnte sogar, als einige selbstironisirende Anspielungen auf die Schläge von Anno Sechsundsechzig fielen. „Lieb Vaterland magst ruhig sein!"

Im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater hat sich ein berühmter Gast eingefunden. Fr. Marie Geistinger, geradenwegs aus Amerika zurück, macht in Berlin eine kurze Station. Sie hat uns ein neues Stück mitgebracht, das unserer Censurbehörde viel zu schaffen gegeben. „Lili" von Hennequin und Millaud, Musik von Hermé, dem Componisten des „Petit Faust", gehört in jene Gattung von Pariser Gesangsposſen, die wie „Niniche" und „La Femme à Papa" der beliebten Operettendiva Anna Judic, die jüngst in Wien ein erfolgreiches Gastspiel absolvirte, auf den Leib geschrieben sind. Die pikanten Couplets sind da immer die Hauptsache, der Lebensnerv des Stückes. Vier Chansonnetten mit etwas Handlung — Gesang mit einer Posse in drei Aufzügen. Die Handlung ist Zugabe, die Posse blos Füllsel, Mittel zum Zweck... Demzufolge haben die Lieferanten der Judic sich auch diesmal nicht allzu sehr in Phantasie-Unkosten gestürzt. Ich kann mir denken, welcher Idee das ganze Stück seine Existenz verdankt. „Wie wäre es," mag Albert Millaud, der witzige Redacteur des „Figaro", gedacht haben, „wenn die Judic einmal die Trompete blasen würde? Man denke sich die angebetete Diva, wie sie mit verführerischem Lächeln ein veritables Klappenhorn, gleich den berühmten zwei Knaben, die durch das Korn gingen, an ihre kirschrothen Lippen setzt und ihr die paar disharmonischen Töne eines Signals, etwa „la casquette, la casquette", entlockt! Wie werden da die befrackten Herrchen im Parquet erstaunen, applaudiren, sich kugeln vor Lachen!" Gesagt, gethan. Die Judic nimmt die Trompete, setzt sie an den ewig lächelnden Mund, bläst die ohnehin schon runden Wangen auf, und eine wirkliche Fanfare erklingt. Das Publicum ist im Delirium des Entzückens. Bis! bis! Und sie zeigt wieder ihre 32 Zähne, lacht und tutet wieder, entfesselt einen womöglich noch größeren Beifallssturm, trompetet abermals und so fort mit unendlicher Grazie. Aber wie kommt die Holde dazu, die Trompete zu blasen? Dafür sorgt schon Hennequin, der erfinderische Odysseus der Vaudevillistenfirma. Und er hat redlich gesorgt, indem er eine Liebschaft zwischen einem Backfisch und einem Clairon in Scene setzt. Und das soll einen Theaterabend füllen? Warum nicht gar — kaum einen Act! Da erinnern sich die Verfasser, daß in ihrer Jugend die sogenannten pièces à époques wie die „Marié" von Mme. Ancelot, „Drei Jahre aus dem Leben eines Spielers" u. a. m. sehr beliebt waren. Also schreiben sie zur Abwechslung so etwas wie drei Episoden aus dem Leben einer Frau: im ersten Act die Judic als Mädchen, im zweiten als junge Frau, im dritten als Großmutter. Die Judic als Großmutter... Wie pikant, nicht wahr? O noch lange nicht genug! Diese Großmutter muß eine Enkelin haben. Wie wäre es nun, wenn die Diva vermittelst eines schnellen Kleiderwechsels in der Coulisse beide Rollen spielte, die Alte und die Junge, Großmutter und Enkelin in einem Act? Vier Rollen in einer! Ein großartiger Gedanke! Hundert Vorstellungen sind gesichert.

Im ersten Aufzuge sehen wir also die kleine Lili, wie sie im Flügelkleid einen Trompeter liebt, denn die Kaserne ist dicht neben das elterliche Haus gebaut. Aber die verliebten Blicke des gutmüthigen piou-piou gelten keineswegs dem ehrsamen Töchterlein, sondern dessen Zofe. Diesen Nebenumstand hat die Kleine leider übersehen. Nun hat der Trompeter seine Trompete verloren und der Backfisch sie als Liebespfand versteckt. Wenn sie ihren Trompeter sehen will, braucht sie blos

in sein Wunderhorn zu stoßen. Taratata! Richtig, da steigt er schon über die Mauer, will wieder zurück, als er das junge Fräulein erblickt, kommt dann aber doch herunter, man plaudert ein wenig zusammen, das Mißverständniß löst sich, sie fällt ohnmächtig in seine Arme, die blödsinnigen Eltern kommen dazu, auch ein ernstlicher Heirathscandidat findet sich ein. Da aber der Trompeter ja nicht die Tochter des Hauses, sondern sein Instrument gesucht hat, so sind die Schwierigkeiten im Handumkehren geebnet, und die Verlobung mit dem Baron de la Grange-Batelière bildet den Actschluß.

Anno 1842 spielt der erste Aufzug, acht Jahre später der zweite. Baronin Lili de la Grange-Batelière langweilt sich in ihrer Ehe. Zur Zerstreuung läßt sie in ihrem Salon Komödie spielen und agirt selbst mit. Heute soll just Probe sein. Leider läßt sich der Hauptacteur entschuldigen, und vergeblich sieht man sich nach einem Stellvertreter um. Da geht die Thür auf, und herein tritt ein flotter Offizier, der seinen Einquartierungszettel vorweist. Natürlich ist der Herr Unterlieutenant der kleine Trompeter von ehemals, der in Folge einer Heldenthat in Algier avancirte, und ebenso versteht es sich von selbst, daß er den Part des Abwesenden übernimmt und die gute Gelegenheit benutzt, um seine Liebhaberrolle auf das Lebhafteste zu spielen. Und der Kuppler Zufall sorgt noch weiter: der Offizier wird im selben Zimmer wie die Baronin eingeschlossen und zwar von dem Ehemann selbst. Der discrete Vorhang fällt.

Mehr als dreißig Jahre trennen den zweiten vom letzten Aufzuge. Baronin Lili ist mittlerweile Mutter und Großmutter geworden. Sie hat in einer dreißigjährigen tadellosen Ehe den „Irrthum einer Nacht" gesühnt, und längst würde sie jenes schlimme Ereigniß ganz vergessen haben, wenn das Gesichtchen ihrer Enkelin sie nicht fortwährend an den hübschen Offizier erinnerte. Sie will diesen lebendigen Vorwurf nicht länger in ihrer Nähe dulden. Die Kleine soll heirathen. Zufällig liebt sie einen jungen Advocaten, von dem die Großmutter nichts wissen will, aber das Pärchen hat in dem Onkel des Rechtsbeflissenen, dem wackeren General Plinchard, einen guten Verbündeten. Ich brauche nicht erst zu verrathen, daß der General Niemand anders ist, als der Trompeter des ersten, der Lieutenant des zweiten Aufzugs. Und ebenso sieht der Leser auch schon das Ende des Stücks voraus: der General erinnert die alte Baronin an ihr gemeinsames Abenteuer und erwirkt damit schnell ihre Einwilligung zur Vermählung ihrer Enkelin mit seinem Brudersohn. Die heikle Scene ist ganz vortrefflich, aber nicht neu, denn wir kennen sie schon aus Scribes „Chanoinesse" und anderen französischen Stücken. Für uns Deutsche hat dieses Greisenpaar, das seines Fehltritts gedenkt, etwas Peinliches, und daher mußte das Stück, das im Vaudeville-Theater in Paris mehrere hundertmale gegeben wurde, unser Publicum ein wenig befremden. Unsere sittenstrengen Kritiker aber konnten ihre moralische Entrüstung nicht energisch genug in Worte fassen. Sie haben das „neueste Muster gallischer Sittenlosigkeit" mit rührender Einstimmigkeit verdonnert.

Und zwar trotzdem Fr. Geistinger ihre vierfache Rolle mit großer Decenz durchführte. Schauspielerisch steht sie hoch über der Judic, die sie offenbar studirt hatte, ohne jedoch einen Abklatsch zu geben. Aber die Judic ist die größere Coupletsängerin. Ihre geistvoll frivole, specifisch halbweltliche Kunst, das Unaussprechliche mit einer verschleiernden prickelnden Zweideutigkeit und doch einer harmlosen Kindermiene wiederzugeben, die Pointen und den Refrain mit immer neuer Intonation und doch jedesmal voll schelmischer Liebenswürdigkeit vorzutragen, die Zote gewissermaßen salonfähig zu machen — darin kommt ihr die Geistinger nicht gleich, so hübsch dieser auch das Trompeterlied, das provençalische Couplet und die Romanze über die leere Seite ihres Tagebuchs und alle die wehmüthig drolligen Aeußerungen über ihre Jugendsünde, die cascades de la vertu gelangen. Die Judic ist immer nur die feine Chansonnettensängerin aus dem Tingeltangel, die Geistinger stets die Operettendiva größeren Stils, eine Künstlerin. Das süße Stimmchen der Pariserin, die aus guten Gründen das mezza voce bevorzugt, ist mit dem noch immer frischen, volltönenden Gesange der Wienerin nicht zu vergleichen. Ja, noch immer frisch. Während die Geistinger in diesem Stücke stets älter werden muß, scheint sie im Leben das Vorrecht ewiger Jugend zu haben. Die Jahrzehnte sind spurlos namentlich an ihrer äußeren Erscheinung vorübergegangen, so daß sie das übermüthige Vexirkunststück ausführen durfte, ein ganz junges Mädchen und ihre eigene Enkelin zu spielen. Und die beiden Backfische gelangen ihr schauspielerisch entschieden viel besser, als die greise Betschwester. Sie ist die umgekehrte, eine sich verjüngende Baronin de la Grange-Batelière. Noch mehr gemahnt die unverwüstliche Soubrette an eine andere Rolle des lustigen Pariser Schwanks. Während hier Alle von Act zu Act altern, wird der Vicomte de Sainte-Hypothèse zum Verdruß seiner Erben immer jünger. Im ersten Aufzug ist er ein an Gehirnerweichung laborirender, schwachbeiniger halb blinder und ganz tauber Greis. Nach acht Jahren hört er wieder auf einem Ohr und fühlt verliebte Regungen. Fünfunddreißig Jahre später, während welcher seine Police bei der Lebensversicherungsgesellschaft von den vergeblich auf seinen Tod speculirenden Verwandten regelmäßig bezahlt worden, ist er ganz boudiné très-v'lan: er kleidet sich nach der neuesten Mode, trägt sich mit Heirathsgedanken und nur die Beine wollen nicht mehr recht mit. Gewiß eine geistreich erfundene Possenfigur, die durch Herrn Wellhof wirksam dargestellt wird. Z.

Notizen.

Meyers Reisebücher. **Rheinlande** von Ferdinand Hey'l. Fünfte Auflage. Leipzig 1884, Bibliographisches Institut.

Jede neue Auflage von Meyers Reisebüchern bedeutet einen neuen Fortschritt. An Verbesserungen fehlt es auch hier nicht. Als eine solche, schon äußerlich sichtbare, begrüßen wir die Verkleinerung des Formates, welche den Handgebrauch des Buches wesentlich bequemer macht. Auf Grund langjähriger Erfahrung, nach welcher unsere deutschen Landsleute nur in seltenen Fällen den Rhein in seiner ganzen Länge von der Schweiz bis Holland bereisen, vielmehr in der Regel entweder den Oberrhein mit Straßburg, den Schwarzwald und Heidelberg, oder aber die eigentlichen Rheinlande zwischen Mainz und Köln besuchen, hat die Verlagshandlung das Buch schon vor mehreren Jahren in zwei Theile zerlegt. Der südliche führt den Titel: „Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg" und erlebte schon im vorigen Jahre die dritte Auflage, während der nördliche uns vorliegende unter dem Titel: „Rheinlande" das Gebiet von Heidelberg nördlich bis Aachen und Düsseldorf und westlich bis Trier und Saarbrücken behandelt. Die Vergleichung der gegenwärtigen mit der letztvorausgegangenen Auflage läßt uns sofort eine völlige Neubearbeitung und Vermehrung des Textes, sowie eine Bereicherung des Kartenapparates durch neue, sauber gestochene Kärtchen vom Niederwald und der Umgebung von Ems, Koblenz und Heidelberg erkennen. Bei gründlicherer Durchsicht des Textes aber freuen wir uns, auch hier wieder der Meyers Reisebüchern eigenen eingehenden und ausführlichen, dabei aber doch überaus concisen Behandlung zu begegnen. Daß selbe insbesondere auch dem Nationaldenkmal auf dem Niederland zu Theil wird, bedarf kaum besonderer Versicherung.

R.

* * *

Meine Sonntage. Rückblicke und Erinnerungen. Herausgegeben von C. Betemann. Leipzig 1883, Verlag von Ambr. Abel.

Diejenigen Bücher, von denen jeder Leser glaubt, er hätte sie selber schreiben können, sind gewöhnlich die besten und nützlichsten, wenigstens was praktische Lebensweisheit betrifft. In diese Kategorie gehört die vorliegende gemüthvolle Erzählung für Frauen und Mädchen von Herzensbildung. Auf jeder Seite begegnen wir einigen beherzigenswerthen Lebensregeln, weisen oder geistreichen Bemerkungen. Der Stil ist trefflich, die Diction edel, es mangelt da gänzlich an aufregenden Scenen, an jeder modernen Effecthascherei — Alles ist einfach, und das ist ein großer Vorzug, um so mehr als die Schilderungen und die Handlung dennoch fesselnd sind. Noch etwas hat die Verfasserin — oder Herausgeberin, die sich in ein Pseudonym hüllt — vor den meisten weiblichen Belletristen voraus: sie versteht es nämlich, Männercharaktere wahrheitsgetreu und vorurtheilsfrei zu schildern. L. K—r.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl**- und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen. sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bäder-Almanach 1884.

Mittheilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten

für **Aerzte** und **Heilbedürftige.**

II. Ausgabe 1884.

Mit einer Einleitung über die Benutzung und Wahl der Kurorte von Sanitätsrath **Dr. Georg Thilenius** in Soden a. Taunus.

Preis 3 Mark, mit eleganter Decke 4 Mark.

Verlag von RUDOLF MOSSE, Berlin und Frankfurt a. M.

Zur Erinnerung an Emanuel Geibel.

Verlag von F. Grautoff in Lübeck.

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkblatt.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck

und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift von 1882.

1 Mark 50 Pfg.

Ein Lebensbild, von Freundeshand geschrieben, das jeden Verehrer unseres heimgegangenen Dichters anmuthen wird. Ein Anhang giebt Bericht über die denkwürdige Bestattungsfeier.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Koebner in Breslau:

Das philosophische System

Eduard von Hartmann's

von

Dr. **Raphael Koeber.**

Preis 9 Mark.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie

von

Eugen Zabel.

Mit dem Bildnisse Turgenjews.

Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Schlangenbad

im Taunus, 1½ Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.

Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.

Das Bürgermeister-Amt.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Soeben erschien in unserm Verlag:

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. *M.* 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Eine **Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges** wünscht mit **Autoren und Componisten in Verbindung zu treten.** Adressen unter **J. H. 7399** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Schriftsteller

werden gebeten sich wegen Verlag ihrer literarischen Erzeugnisse vertrauensvoll an eine renommirte Buchhandlung zu wenden sub **L. G. # 40.** Exped. d. Bl.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Carl Krabbe in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 21. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueberseeische Eroberungen. Von Gustav Weisbrodt. — Völkerrechtliche Fragen. Von L. Geßner. — Ein internationales Polarunternehmen. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen. Von David Asher. — „Sappho" von Alphonse Daudet. Von Theophil Zolling. — Ein amerikanischer Präsidentschaftscandidat als Geschichtsschreiber. Von Rudolf Doehn. — Die Philosophie im Lichte eines Philologen. Von Sigmund Münz. — **Aus der Hauptstadt:** Menzels „Piazza d'Erbe in Verona". Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Ueberseeische Eroberungen.

Von Gustav Weisbrodt.

Im engeren Europa gibt es augenblicklich keine politische Frage, die, menschlicher Voraussicht nach, den Frieden zu stören vermöchte, aber außerhalb Europas tauchen handelspolitische Fragen auf, Weltfragen wesentlich handelspolitischer Natur, die vorläufig freilich kaum ernste politische Verwickelungen zeugen werden, aber, insofern sie schon jetzt ein klares Bild parallel laufender Bestrebungen und intensiven Ringens um einen entsprechenden Antheil an ihrer Lösung und Entscheidung bieten, doch die Keime künftiger politischer Betrachtung und Action deutlich erkennbar in sich tragen. In Asien, vorwiegend aber in Afrika und zwar in den verschiedensten Theilen Afrikas, stoßen neuestens die Handelsinteressen der europäischen Mächte hart und härter gegen einander, und daß es hier bei einem laissez-aller nicht sein Bewenden haben wird, dafür bürgt die Thatsache, daß gerade Deutschland zu Gunsten seines immer mehr sich ausdehnenden überseeischen Handels mit steigendem Nachdruck an die betreffenden Fragen herantritt: es ist das eine Thatsache, die deshalb so schwer ins Gewicht fällt, weil gerade Fürst Bismarck nicht der Mann ist, der, wenn er einmal nach dem Rechte dieser oder jener Nation zu fragen beginnt, sich mit einer akademischen Erörterung eines solchen Rechts zufrieden gibt. Von England, das unter seinen selbstgeschaffenen ägyptischen Verlegenheiten fast erliegt, ist für den Augenblick nach anderen Richtungen hin kaum etwas zu fürchten (freilich auch nicht zu hoffen), das neueste überseeische Ausgreifen Frankreichs aber fordert die Aufmerksamkeit aller seefahrenden Nationen heraus denn auch hier wird der Satz Principiis obsta Geltung haben müssen.

Da ist zuerst die Congo-Frage. Eben glaubte man sie durch den Februarvertrag zwischen England und Portugal erledigt, als die Proteste Deutschlands, Frankreichs und der Niederlande sie wieder erstehen machten. Deutschland bestreitet die Rechtsverbindlichkeit der englisch-portugiesischen Abmachungen, es bezweifelt, nachdem Frankreich seinerseits am oberen Congo festen Fuß gefaßt und durch einen Vertrag mit der Afrikanischen Gesellschaft sich die Anwartschaft auf ein Territorium erworben, das vielleicht schon innerhalb der Grenzen, jedenfalls hart an den Grenzen des portugiesischen Besitzes gelegen, daß diese Afrikanische Gesellschaft mit rechtlicher Gültigkeit internationale Verträge abzuschließen vermöge, und gleichzeitig legt es in Angra Pequehna seine Hand auf die südwestliche Küste Afrikas. Frankreich ist bereits Herr in Algier und Tunis, es arbeitet, und mit voller Aussicht auf Erfolg, daran, den ausschließlich englischen Einfluß in Aegypten zu brechen, es setzt einen Hebel nach dem andern an, um auch Marokko in seine Machtsphäre einzubeziehen, und ist fort und fort beschäftigt, in den Madagaskischen Küstenländern seine von ihm angesprochene Oberherrlichkeit mit Waffengewalt zur Anerkennung zu bringen. England, mit einer ihm weder angeborenen noch anerzogenen, sondern durch die allgemeine Situation ihm aufgezwungenen Schüchternheit, sucht von seiner privilegirten Congo-Stellung wenigstens einen Rest dadurch zu retten, daß es für die Congo-Mündung die Einsetzung einer europäischen Schifffahrtscommission, etwa nach der Analogie der europäischen Donaucommission, in Anregung bringt.

Zu diesen ausgedehnten afrikanischen Wirrnissen, sämmtlich mit monopolistischem Hintergrund, sind die Dinge in Hinterasien hinzugetreten, wie sie der Vertrag von Kientsin geschaffen. Noch sieht man nicht klar, ob sich Frankreich für seinen Handel in den drei südlichen Provinzen Chinas specielle Vortheile ausbedungen hat oder auszubedingen gedenkt, Vortheile, welche das Meistbegünstigungsrecht der übrigen Nationen illusorisch machen müßten, aber daß Annam und Tonking handelspolitisch zu sequestriren, leugnet man in Paris nicht, und die französische Presse aller Farben fordert für diese beiden Gebiete nicht blos Differenzialzölle zu ausschließlichen Gunsten Frankreichs, sondern deren Aufrichtung, in Verbindung mit Cochinchina und Cambodga, zu einem förmlichen französischen Colonialreich, also in erster Reihe den fiscalischen und zollamtlichen Schutz der französischen Handelsinteressen gegen jede fremde Concurrenz. Damit würde, der That nach, die Annexion vollzogen sein.

Wir hören vorläufig nicht, daß, nachdem die Action Englands wahrscheinlich auf längere Zeit hinaus gebunden, die übrigen Mächte ihre überseeischen Interessen Frankreich gegenüber wirksam zu wahren sich anschicken, und von dem Kampfe auf handelspolitischem Felde ist jedenfalls noch ein weiter Weg bis zum Kampfe auf politischem Gebiet. Aber schließlich werden politische Erwägungen die Entscheidung geben und weil das der Fall, wird das schon jetzt fast führende Hervortreten Deutschlands von ausschlaggebender Bedeutung sein. Wenn Deutschland einmal gesprochen, wird es seinen Worten Achtung nöthigenfalls auch zu erzwingen wissen.

Völkerrechtliche Fragen.

Von L. Geßner.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die juristischen und politischen Kreise Englands, welche den Beitritt ihres Landes zu der seerechtlichen Declaration des Pariser Congresses eine Reihe von Jahren hindurch für einen Landesverrath erklärten, neuerdings anfangen, eine überaus versöhnliche Sprache zu führen. Die Unterzeichnung der Declaration durch die beiden Congreßbevollmächtigten Großbritanniens rief im Parlamente einen gewaltigen Sturm hervor. Am 17. März 1862 stellte dann Disreali unter harten Worten der Verdammung einer Politik, welche den Wohlstand des Landes zu vernichten drohe, den Antrag, daß die Regierung noch nachträglich von der Declaration sich lossage. Er äußerte bei dieser Gelegenheit unter Anderem: „Durch den Beitritt zu diesem Acte, haben wir auf unsere Seemacht Verzicht geleistet. Wenn wir Krieg führen, vermögen die Vereinigten Staaten ihren gesammten Handel unter neutraler Flagge fortzutreiben (Disraeli übersieht in seinem Eifer, daß die Vereinigten Staaten der Pariser Declaration gar nicht beigetreten sind, also weder Vortheile noch Nachtheile daraus für sich herleiten können), obwohl sie durch zahllose Kaperschiffe auf unsere Handelsschiffe Jagd machen dürfen. Indem wir unser gutes Recht einem Phantom geopfert haben, sind wir den Vereinigten Staaten in die Hände gefallen. Wenn, was Gott verhüten wolle, ein Krieg zwischen beiden Ländern ausbrechen sollte, so müßte ich den Ministern ihrer Majestät ans Herz legen, sorgfältig zu prüfen, in welcher Weise die Declaration von Paris, um mich des Ausdrucks des Herrn Staatssecretärs zu bedienen, modificirt werden kann." — Am 5. August 1867 kam Stuart Mill auf die von Disraeli vertheidigte Sache zurück, indem er die Declaration als einen rein formellen Vertrag bezeichnete, welcher weder vom Parlamente noch von der Königin ratihabirt sei. Die windige Ausführung des englischen Philosophen machte selbstverständlich auf das Parlament nicht den geringsten Eindruck, so sehr das Ergebniß, zu welchem der Philosoph gelangte, Vielen gefallen mochte. Am 21. April 1871 nahm das torystische Mitglied der Insel Wight, M. Baillie-Cochrane, denselben Vorschlag im Parlamente wieder auf, jedoch ohne besseren Erfolg zu erlangen als seine Vorgänger. — Am 2. Juli 1875 wurde der letzte Sturm von M. O'Clery gelaufen. Dieser gab folgende Deduction zum Besten. Lord Clarendon, der in Paris die Declaration gezeichnet, sei Delegirter des auswärtigen Ministeriums und als solcher in der Lage gewesen, Instructionen zu empfangen und zu nehmen. Bei dieser seiner doppelten Eigenschaft sei es unklar, ob sein College blos auf seine Instruction oder auch in Folge einer Instruction des Londoner Ministeriums gezeichnet habe. So geschraubten Unsinn kann unzweifelhaft nur ein englisches Parlamentsglied leisten. Der Minister Bourke antwortete dem Herrn M. O'Clery, der, so viel bekannt ist, einer ärztlichen Untersuchung nicht unterworfen wurde, daß Lord Clarendon längst bereits im Parlamente erklärt habe, die Pariser Declaration sei von ihm im ausdrücklichen Auftrage des Ministers gezeichnet worden. — Es sind nicht viel mehr wie 8 Jahre vergangen, und seitdem ist, wie gesagt, in den politischen und juristischen Kreisen Englands hinsichtlich der in Rede stehenden Frage ein völliger Umschwung eingetreten.

Vor kurzem hat auch der Advokat der Königin, Sir Travers Twiß „über die Rechte der Kriegführenden seit der Pariser Declaration" eine sehr bemerkenswerthe Abhandlung geschrieben, welche demnächst in französischer Sprache in dem soeben erschienenen neuesten Hefte der Genter Revue (Revue de droit international) veröffentlicht worden ist.*) Die erste Einleitung zu den Bestimmungen der Declaration macht ein Bericht des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Drouin de Lhuis, an den Kaiser Napoleon vom 29. März 1854, worin gesagt wird, daß die verbündeten Mächte die Absicht hätten, die Gefahren des Krieges für den neutralen Seehandel thunlichst zu beschränken. Im Verfolg dieses Berichts veröffentlichte der Kaiser eine „Declaration", worin der Absicht Ausdruck gegeben wird, während des Krieges keine Kaperschiffe auszurüsten. Mit einer der französischen in allen Punkten entsprechenden officiellen Declaration, welche bereits vom 28. März 1854 datirt (die officielle Uebergabe der französischen Declaration an die englische Regierung hatte weit früher bereits stattgefunden), ging auch die englische Regierung vor. Der Advokat der Königin, der sonst sehr auf den Dienst paßt, vergißt recht auffälliger Weise nur, daß die französische Declaration nicht blos die Aufhebung der Kaper für den bevorstehenden Krieg, sondern außerdem auch den Grundsatz ausspricht, daß die neutrale Flagge das feindliche Gut decken solle. Auch in dieser Hinsicht folgte die englische Regierung dem guten Beispiele, welches der französische Kaiser gab, unbedingt nach. Es ist überraschend, daß Sir Travers Twiß bei seinem sonst augenscheinlich ganz vortrefflichen Gedächtniß diesen Umstand so vollständig vergessen zu haben scheint. Daß die Declaration des Pariser Congresses von 1856 beide Grundsätze, sowie den Grundsatz, daß Blockaden, um verbindlich zu sein, effectiv sein müssen, anerkennt, und daß England dieser Declaration ihrem ganzen Inhalte nach beigetreten ist, erkennt auch unser englischer Publicist bereitwilligst an.

Während des Krieges mit Frankreich hatte die preußische Regierung durch ein Decret vom 24. Juli 1870 alle deutschen Schiffsbesitzer eingeladen, wenn es ihnen genehm sein würde, mit ihren Schiffen und anderen maritimen Hülfsmitteln sich an dem Dienste des Vaterlandes zu betheiligen. In England wurde die politische und rechtliche Frage aufgeworfen, ob nicht die preußische Regierung durch die in Rede stehende Declaration mittelst einer Hinterthür die Kaper wieder in die Praxis des damaligen Krieges eingeführt habe. Die höchste Rechtsautorität Englands, die Kronjuristen, sind von der Königin aufgefordert, über diese Frage ein Gutachten abzugeben. Dieses lautet wörtlich in deutscher Uebersetzung: „Es besteht ein großer Unterschied zwischen freiwilligen Seekräften, welche die preußische Regierung verwenden will, und dem Kapersystem, welches der Pariser Congreß zu unterdrücken verstanden hat. Diese Verschiedenheit besteht um so mehr deshalb, weil die preußische Regierung die Schiffe, um welche es sich in dem gedachten Decrete handelt, unter allen Umständen und in jeder Hinsicht lediglich für Staatszwecke verwenden will, so daß alle diese maritimen Hülfsmittel derselben Disciplin unterworfen sein sollen, wie alle Schiffe, welche dauernd zur Reichsmarine gehören." — Die englischen Kronjuristen, und jetzt auch Sir Travers Twiß haben daher erklärt, daß England kein Recht habe, den deutschen Regierungen aus der erwähnten Maßregel vom Standpunkt der Pariser Declaration aus einen Vorwurf zu machen.

Im Vorübergehen bemerken wir hier, daß Twiß die interessante Mittheilung macht, Lord Loftus habe dem Fürsten Bismarck während des Krieges von 1870 mit Frankreich das „Zugeständniß" gemacht, daß Kohle zur Kriegscontrebande werde, sobald diese von englischen Häfen aus direct in ein feindliches französisches Schiff transportirt worden sei. Dieses „Zugeständniß" hat während des gedachten Krieges für die deutsche Heerführung eine sehr bedeutungsvolle Rolle gespielt. Die englischen Kaufleute wollten nämlich unter dem Schutze dieses „Zugeständnisses" das Recht beanspruchen, mit Wissen ihrer Regierung nicht direct, sondern durch Vermittlung anderer neutraler Transportschiffe unmittelbar aus den englischen Häfen der französischen Flotte und den französischen Häfen Kohlen für Kriegszwecke zuzuführen. — Die deutschen Regierungen haben mit Recht behauptet, daß die englische Regierung einen Neutralitätsbruch beging, da sie ungeachtet der feierlichsten Proteste die Ausfuhr im größten Umfange gestattete und obwohl sie wußte, daß die Kohlenladungen nur für die französische Kriegführung bestimmt waren, so daß dadurch von der englischen

*) Belligerent right on the high Seas, since the Declaration of Paris (1856) by Sir Travers Twiss, D. C. L., F. R. S. Membre of the Institute of international law and one of Her Majesty's counsel London. Butterworth 7. Fleet-Street. Law Publishers of the Queen's most excellent Majesty.

Regierung eine erhebliche Verlängerung der Gräuel des Krieges herbeigeführt worden ist. Es hätte durch dieses Verfahren der englischen Regierung für diese eine neue Alabamafrage entstehen müssen, und zwar noch eine viel kostspieligere als es die wirkliche Alabamafrage war, wenn nicht die deutschen Regierungen die Hände mit Friedensverhandlungen und anderen großen Dingen, wie die Wiederherstellung des deutschen Reiches, so voll gehabt hätten, daß es an Zeit und Kräften fehlte, auch nebenher noch mit England einen neuen großen Conflict ins Leben zu rufen.

Twiß schließt diese Darstellung mit Erwähnung des Umstandes, daß die Pariser Declaration nicht in das Völkerrecht übergegangen sei, sondern nur diejenigen Mächte binde, welche nicht wie Spanien, Mexiko und die Vereinigten Staaten ihren Beitritt versagt hätten. Die letztere Macht habe deshalb ihren Beitritt verweigert, weil sie, wie aus der damals veröffentlichten Note des Staatssecretärs Marcy hervorgeht, auf die Kaperei nicht verzichten wollte, wenn nicht gleichzeitig das Beuterecht feindlichen Eigenthums zur See aufgehoben werde. Sodann beschäftigt sich der Verfasser noch mit der bekannten „Springbokfrage", um zu zeigen, daß durch die Pariser Declaration noch keineswegs alle für den neutralen Seehandel verderblichen Rechtscontroversen beseitigt seien. Auch hierin können wir dem englischen Publicisten nur Recht geben. Die Sachlage ist in aller Kürze die folgende. Das englische Schiff „the Springbok" hatte während des amerikanischen Bürgerkrieges am 8. December 1862 den Hafen von London verlassen und befand sich nebst einer sehr werthvollen Ladung auf der Fahrt nach dem neutralen Hafen von Nassau. Als das Schiff noch 150 Seemeilen von dem Bestimmungsorte entfernt war, wurde dasselbe von der Sonoma, einem Kreuzer der Vereinigten Staaten, aufgebracht und demnächst von dem Richter Betts wegen intendirten Blockadebruchs, wegen Kriegscontrebande, aus welcher ein Theil der Ladung bestehen sollte, und wegen angeblich falscher Schiffspapiere nebst der Ladung condemnirt. Der höchste Gerichtshof (the supreme Court) zu Washington gab demnächst das Schiff frei, ließ auch die Anklage wegen Kriegscontrebande fallen, und erklärte die Schiffspapiere ausdrücklich für recht- und ordnungsgemäß, condemnirte aber die werthvolle Ladung (dieselbe ist auf mehr als 150,000 £ geschätzt worden) wegen intendirten Blockadebruchs. Als Thatbestand wurde nämlich ohne jeden stricten Beweis und lediglich auf Grund von Präsumptionen festgestellt, daß das Schiff allerdings nur für den Hafen von Nassau bestimmt, jedoch die Absicht vorhanden gewesen sei, die Ladung von dort auf einem anderen Schiffe nach einem blockirten Hafen zu verschiffen. Vorher und glücklicher Weise auch nachher ist noch niemals davon die Rede gewesen, daß die bloße „Intention" eines Blockadebruchs straffällig sei. Im vorliegenden Falle aber ist die in Rede stehende „Intention" gar nicht nachgewiesen, sondern lediglich präsumirt. Da hören alle Rechtsgrundsätze auf, und die absolute Willkür führt das Regiment. Mit solchen Grundsätzen von asiatischem Richterdespotismus vermag ein handfester Prisenrichter allerdings mit Leichtigkeit den gesammten neutralen Seehandel „abzuschlachten". — Auch Twiß macht auf das Bedenkliche dieser Entscheidung für die internationalen Interessen aufmerksam.

Eine sehr interessante Arbeit über „die politischen Verbrechen, ihre Geschichte, ihre eigenthümliche Natur vom Gesichtspunkte der Theorie und des belgischen Rechts" von Albéric Rolin, Professor an der Universität Gent, wird von dem soeben erschienenen neuesten Heft der Revue de droit international veröffentlicht. Der Verfasser führt aus, daß der Ausdruck „politisches Verbrechen" (délit politique) sich vor dem Jahre 1830 in keinem Documente der Gesetzgebung findet. Zuerst kommt es in der französischen Charte aus dieser Zeit vor. Es werden die Definitionen der verschiedenen Publicisten wie Kluit u. s. w. mitgetheilt und kritisirt. Kluit sowohl und Männer wie Guizot, Benjamin Constant waren bereits darüber einverstanden, daß es ganz unzulässig und ungerechtfertigt sei, Personen, die aus politischen Motiven einen Meuchelmord begangen haben mit „politischen Verbrechern" auf gleiche Linie zu stellen, denen man doch aus idealen oder aus Billigkeitsrücksichten in der Regel eine gewisse Nachsicht zu gewähren pflege, sobald sie sich von gemeinen Verbrechen fernhielten. Bisweilen sei es schwer die Grenze zu finden, wo ein politisches Verbrechen beginne. Sei es z. B. ein solches Verbrechen, wenn ein Gefangenwärter eine Person in Haft halte, welche noch nicht durch ein rechtskräftiges Erkenntniß verurtheilt worden sei, oder wenn eine Person eine Ordensdecoration trage ohne hierzu berechtigt zu sein? Der Verfasser verneint dies wohl mit Recht, da durch solche und ähnliche Handlungen die allgemeinen politischen Interessen unberührt bleiben. Am meisten neigt Rolin der Definition von Filangieri zu, welche lautet: „Ceux qui troublent l'ordre déterminé par les loix fondamentales de l'état, la distribution des différentes parties du pouvoir, les prérogatives des diverses classes qui composent l'ordre social." — Er fügt dieser Definition noch die Bemerkung hinzu, man müsse ein politisches Vergehen nicht blos darauf prüfen, ob die politischen Einrichtungen dadurch betroffen seien, sondern auch darauf, ob die Staatsmaschine vorübergehend, oder vielleicht auch nur nebenbei dadurch in ihrem Räderwerk gehemmt worden sei. Bluntschli bezeichnet es als wesentliches Merkzeichen eines solchen Vergehens, daß es gegen die Verfassung oder das politische System eines ganz bestimmten Staates gerichtet sei. — Nur politische Verbrecher könnten gegen Auslieferung geschützt sein. Das Institut de droit international hat vor vier Jahren in seiner Sitzung zu Oxford nahezu einstimmig den folgenden Beschluß gefaßt: „Les faits qui réunissent tous les caractères de crime de droit commun (assassinat, incendie, vols) ne doivent pas être exceptés de l'extradition à raison seulement de l'intention politique de leurs auteurs."

Ein internationales Polarunternehmen.

Von M. Wilhelm Meyer.

Es ist doch ein eigen Ding mit dem Nordpol. Er zieht nicht nur das Eisen mit unsichtbarer Kraft zu sich hin; auch Menschen, die zwar beinahe gleichfalls von Eisen sein müssen, treibt es immer wieder diesem Punkte entgegen, von dem man doch zum voraus weiß, daß er sich durch nichts von seiner näheren oder weiteren Umgebung unterscheiden wird, als vielleicht dadurch, daß ihn die Erdachse, der große Bratenwender trifft, durch welchen unser dickbauchiger Planet über dem glühenden Sonnenherde unaufhörlich herumgedreht wird. Aber der himmlische Mechaniker macht es wie der Theatermaschinist: Man sieht und bewundert den großen Effect, aber die Maschine steht unsichtbar hinter den Coulissen. Was wollen also die Menschen am Nordpol? Wollen sie dorthin und wagen sie Gut und Blut aus demselben Grunde, welcher unsere Herren Bergfexen veranlaßt, irgend eine selbstverständlich höchst gefährliche Alpenspitze zu erklettern? Ich habe einmal in der Schweiz einen Engländer gekannt, der als das Ideal der Parforcetouristen anerkannt zu werden verdient. Der gute Herr war stockblind, was ihn aber nicht abhielt, sich von einem halben Dutzend Führern bis auf die oberste Spitze des Montblanc, wo man sich schon bücken muß, um das Himmelsdach nicht zu beschädigen, ziehen, schieben, stoßen und schleifen zu lassen. Napoleon, nachdem er die Armee glücklich über den Bernhard geführt hatte, konnte im starken Herzen nicht glühender triumphirt haben, als jener Engländer, als er oben den üblichen Böllerschuß hörte, der in Chamoni abgefeuert wird, wenn man eine solche Karawane im Schnee auf der Spitze des Riesenberges ankommen sieht. Sind die Menschen, welche durchaus nach dem Nordpol wollen, nicht zu vergleichen mit diesem blinden Engländer? Sind sie nicht auch blind gegenüber den tausend Gefahren, die ihnen im Lande des eisigstarren Todes entgegentreten, besonders, da leider noch keine concessionirten Führer nach dem Nordpol aufzutreiben sind? Und wiegt wohl der Werth und der freudige Genuß des Erfolges alle die tausend Strapazen auf, welche die endlos lange Winternacht der Polar-

*

regionen in ihrem eisigem Schooße birgt, und sind die vielen Opfer an Menschenleben, welche diese Reisen beständig fordern, nicht zu leicht erkauft mit der Entdeckung irgend eines unbewohnten öden Eilandes, das man, unter Eis und Schnee begraben, auf gefährlicher Irrfahrt zufällig findet? Es gibt in unserer Zeit immer mehr Leute, welche diese Fragen zu verneinen wagen und es war zuerst im Jahre 1875, als der berühmte, inzwischen verstorbene Nordpolfahrer Karl Weyprecht sich nicht scheute, vor der damals in Graz stattfindenden Naturforscherversammlung in begeisterter Rede offen seine Ueberzeugung auszudrücken, daß die weitere Verfolgung des Polarproblems sich ganz andere Ziele vorstecken müsse, als die bisher ins Auge gefaßten, daß die geographische Erforschung dieser Gebiete ein unfruchtbares Beginnen und die Erreichung des Nordpols ein toller Wahn, unausführbar und unnütz bleiben würde. Er verlegte den Schwerpunkt der Polarforschung in die Aufdeckung der Physik des Erdkörpers in diesen Regionen, in die genaue Ermittlung ihres meteorologischen und erdmagnetischen Verhaltens, wodurch der ganze Plan und die Durchführung der Polarreisen einer wesentlichen Reform unterliegen müßten und ihre Gefahren bedeutend vermindert würden. Hätte sich damals schon das Schicksal der Jeannette-Expedition erfüllt, so würde dasselbe Weyprecht als ein neuer blutiger Hinweis gedient haben, daß man endlich aufhören soll, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen, und mit einer Nußschale voll tollkühner Menschen den Pol erobern zu wollen, den eine unüberwindliche Feste, aus ungeheuren krystallenen Eisquadern erbaut, ewig umgürtet. Hier ist der Punkt, wo die Erde jungfräulich bleiben, die Natur ausruhen will von ihrer ausbündigen Schaffenslust und die frechen Eindringlinge, welche sie hier aus ihrer langen Ruhe stören und das weiße Gewand zu lüften wagen, die ihre nackten Glieder eng umschließt, vernichtet sie in der empörten Aufwallung beleidigter Unschuld.

Wer kennt nicht das Schicksal der Jeannette! Vor zwei Jahren beklagte die ganze gebildete Welt den Tod von zwanzig kühnen Menschen, welche die Entdeckung von drei kleinen unbewohnten, unfruchtbaren Inseln im sibirischen Eismeere nach zweijährigem Ringen mit Kälte und Hungersnoth und Elend aller Art, nach Aufbietung fast übermenschlicher Energie, am Ende ihrer Irrfahrt, als sie schon dem sichern Hafen nahe zu sein schienen, schießlich doch mit ihrem Tode zahlen mußten. Die Jeannette war im Jahre 1879 von dem Besitzer des New-York Herald, Gordon Bennet, ausgerüstet worden. Das kleine Schiff, befehligt vom Lieut. De Long, beherbergte bei seiner Abfahrt von San Francisco eine kleine Familie von unerschrockenen Seefahrern, die etwa dreißig Köpfe zählte. Von diesen sind zwanzig nicht wieder zurückgekehrt, und die wiederkamen, waren an Leib und Seele gebrochen und krank. Der zweite Offizier des Schiffes, Lieut. Danenhower, hatte zwar das Leben gerettet, büßte aber sein kühnes Beginnen mit dem Augenlichte; er kehrte erblindet, ein Anderer irrsinnig zurück. Ich frage nun: ist so viel Elend und unsägliche Qual die Gewißheit werth, daß nordöstlich über der Lena-Mündung etwa unter dem 77. Breitengrade ein paar trostlose Felsen aus dem eisigen Meere hervorragen, welche nun die Namen der Jeannette-, Henrietta- und Bennett-Insel führen? Nein, und ewig nein! Ein Menschenleben und das Licht der Augen und des Geistes ist nicht um eine Insel aus Gold und kostbaren Steinen feil und wenn sich Menschen aus eigener Machtvollkommenheit blindlings in solche Unternehmungen stürzen, so sind sie in der That mit jenem blinden Engländer zu vergleichen, welcher den Montblanc besteigt.

Wir sind himmelweit davon entfernt die Wichtigkeit geographischer Forschung im Allgemeinen in Abrede stellen zu wollen. Das wäre so viel, als wenn wir es für unnöthig hielten, das Haus kennen zu lernen, in welchem wir ein kleines Stübchen bewohnen, zumal wir Gefangene in diesem Hause sind und die übrige Welt nur durch das Fenster hindurch mit dem Fernrohr wahrnehmen. Es würde von einem gar beschränkten Geiste Zeugniß ablegen, wenn wir den ohnehin eng begrenzten Horizont unseres Wissens nicht über dieses Stübchen hinaus auszudehnen wünschten. Und da ist gar nicht zu leugnen, daß in dieser Richtung noch ungemein viel zu thun ist. Wir kennen die Erde noch bei Weitem nicht so gut, als wir z. B. die Reliefgestaltungen, die Gebirge des Mondes, so weit wir überhaupt seine Oberfläche sehen können, nach Form, Ausdehnung und Höhe erforscht haben; und der Mond ist ein kleineres Nachbarhaus, das immerhin einige fünfzigtausend Meilen von uns entfernt ist. Und rings um beide Pole unseres Planeten herum befindet sich ein Gebiet von mehr als zweihundert Meilen im Durchmesser, welches nie eines Menschen Fuß betreten oder ein Schiff befahren hat. Es ist ohne Zweifel wissenschaftlich hochinteressant diese Gebiete zu erschließen und zu durchforschen, über die der Reiz des Geheimnißvollen und das Mysterium des zuckenden Nordlichtes einen märchenhaften Schein wirft. Das ist das andere Extrem der irdischen Natur, der tropischen Fülle und ewig sommerlichen Heiterkeit entgegen gesetzt. Beide Extreme gemischt bringen unsere wohnliche, gemäßigte Zone hervor, wo beide äußerste Naturentfaltungen gedämpft und verschmolzen den stillen Frieden, die gemüthliche Ruhe unserer civilisirten Erdstriche schafften. Aber da diese gemäßigte Zone aus der Verschmelzung der großartigen Naturwirkungen der extremen Zonen entsteht, so hängt sie und Alles, was in ihr lebt, auch von diesen Extremen ab und die Erforschung der übermächtigen Vorgänge in diesen beiden äußersten Zonen im Süden und im Norden muß deshalb von weittragender Wichtigkeit für die Erklärung der Erscheinungen sein, welche wir in nächster Umgebung wahrnehmen. So kommt es, daß die genaue Verfolgung der meteorologischen Vorgänge in den arktischen Gebieten, die normale Temperaturvertheilung, die Variationen des Luftdruckes und die dadurch hervorgerufenen Richtungsgesetze der Winde eine Bedeutung gewinnen, welche weit über das Interesse an der Erkenntniß der Natur jener unwirthsamen Gebiete selbst hinaus- und direct in diesbezügliche Fragen für unsere Landschaften hinübergreift.

Handelt es sich nun aber darum, die physische Natur der kalten Zone, ihre meteorologischen Verhältnisse und die erdmagnetischen Kundgebungen, die mit dem unaufgeklärten Nordlichte in engem Zusammenhange stehen, in ihrem normalen Verlaufe gründlich zu studiren, so war dazu das bisherige Programm tollkühn vordringender Nordlandfahrer durchaus ungenügend, ja vollkommen zweckwidrig zu nennen. Zu diesem Ende war es nöthig, ganz langsam Schritt für Schritt weiter zu gehen und an einer und derselben Stelle mindestens ein ganzes Jahr hindurch die atmosphärischen Erscheinungen während ihrer verschiedenen Phasen in allen Jahreszeiten zu verfolgen. Die meteorologischen Beobachtungen im Eise umherirrender Seefahrer konnten diesem Zwecke ganz und gar nicht dienen, weil sie sich für jeden Tag auf einen anderen Punkt der Erdoberfläche bezogen, und folglich aus der erhaltenen Reihe von Daten kein Schluß auf die normale Entwicklung der meteorologischen Vorgänge in ein und demselben Punkte möglich war.

Weyprecht hatte zuerst auf die allgemeine Wichtigkeit circumpolarer Stationen hingewiesen, welche nach einem gleichen Plane mindestens ein Jahr hindurch an feststehenden, nicht allzu schwer erreichbaren Punkten, die physische Natur der arktischen Gebiete studiren würden, und bald nach seiner begeisterten Rede in Graz im Jahre 1875 hatten sich die meisten seefahrenden Nationen bereit erklärt, der Verwirklichung dieser großen Idee hülfreiche Hand zu bieten, während gleichfalls eine Anzahl von Privaten das Unternehmen in hochherziger Weise zu unterstützen versprachen, unter welchen besonders Graf Hans Wilczek hervorragt. Eine internationale Polarcommission wurde ins Leben gerufen, welche zuerst in Hamburg 1879, dann in den beiden folgenden Jahren in Bern und Petersburg tagte, um das gemeinsame Programm der Expedition festzulegen. Im August 1882 waren vierzehn Expeditionen, von zwölf verschiedenen Ländern ausgerüstet, auf ihren Stationen angelangt und begannen ihre Beobachtungsreihen, die programmmäßig im September 1883 zu Ende geführt worden sind. Wir werden hier die Namen der Stationen und ihrer Chefs, welche schon durch viele andere Zeitschriften bekannt geworden sind, nicht wiederholen. Dazu wird

es Zeit sein, wenn wir über die Resultate der vielverzweigten Arbeit referiren können. In Wien wurde in einer vierten Conferenz, welche im April laufenden Jahres stattfand, bestimmt, in welcher wiederum ganz gleichmäßigen Form die Resultate mit den vorliegenden Beobachtungsreihen von den betheiligten Nationen ermittelt und veröffentlicht werden sollen, und man hofft dieselben bis Ende des nächsten Jahres der Welt übergeben zu können.

Durch dieses großartige Unternehmen tritt die Polarforschung in ein ganz neues Stadium. Die vereinigten Nationen werden von nun an gemeinschaftlich weiter operiren auf diesem schwierigen Eroberungszuge gegen die Pole und Schritt für Schritt das Terrain überwältigen. Nur so allein, bei planmäßig langsamem Vordringen, wird man schließlich, wenn es denn überhaupt menschenmöglich ist, den Sieg über die furchtbaren Mächte davontragen, welche uns bis jetzt in diesem dunklen Reiche des Eises unüberwindlich entgegentraten.

Auch für die Geographie dieser Gebiete, für die Frage, ob der Nordpol jemals zu erreichen sei, wird das neue Programm der internationalen Polarcommission einstmals indirect wichtige Anhaltepunkte liefern können. In den meteorologischen Vorgängen spiegelt sich die Configuration der benachbarten Continente ab und die Meeresströmungen sind namentlich in den Polargegenden von sehr großem Einfluß auf die Jahrestemperatur der benachbarten Ländergebiete, wegen der Eismassen, welche solche Ströme mitführen, oder der eislösenden Wirkung, welche der Zufluß von warmem Meerwasser ausübt. Wird man einmal durch wiederholte Beobachtungsreihen von Circumpolarstationen, wie die, welche vor zwei Jahren in Function getreten sind, über die Normalwerthe der meteorologischen Constanten und die Beschaffenheit des Meeres und seiner Strömungen an den Grenzen des bekannten Polargebietes Sicheres wissen, so wird man von dieser Kenntniß aus auf etwa vorhandene größere Ländercomplexe im unbekannten Norden oder auf Meeresarme schließen können, die den Weg in das eisige Herz dieser unheimlichen Zone eröffnen. Dann kann man mit mehr Zuversicht das Wagniß unternehmen, als heute jene bewunderten Abenteurer, welche blindlings Kraft und Leben einem unüberwindlichen Entdeckungseifer aufopfern.

Literatur und Kunst.

Die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen.

Von David Asher.

Seit meiner 1881 bei Langenscheidt in Berlin erschienenen Schrift „Ueber den Unterricht in den neueren Sprachen, specieller der englischen, an unseren Universitäten und höheren Schulen" ist der Kampf zwischen den Betheiligten, Docenten und Schulmännern, betreffs der in der Ueberschrift bezeichneten Frage entbrannt oder doch von Neuem zu einer lebhafteren angefacht worden. Natürlich steht die große Mehrzahl, um nicht zu sagen die Gesammtheit letzterer auf meiner Seite, während die ersteren meist meine Gegner sind. Schon vor mir allerdings hatten Männer wie der verstorbene Lector Schmitz in Greifswald, Storm, Universitätsprofessor in Christiania, Mr. Sweet in der Londoner Wochenschrift „Academy" und Andere, das was ich in jener Schrift zur Sprache gebracht, befürwortet und wie ich verlangt, daß man erst eine vollständige Kenntniß der neuesten Stufe einer fremden und lebenden Sprache besitzen solle, ehe man zur Erforschung der älteren Stufen derselben schreite. Bei der Muttersprache ist das ja selbstverständlich und der von der Natur selbst uns vorgezeigte Weg. Bei den fremden Sprachen aber hat man an den deutschen Hochschulen, seitdem Lehrstühle an denselben für neuere Sprachen, specieller für Französisch und Englisch, geschaffen worden sind, so ziemlich den umgekehrten Weg eingeschlagen. Aus Furcht, bloßen sogenannten Sprachmeistern gleichgestellt zu werden, die eine fremde Sprache blos zu „parliren" (!) verstehen, scheut man sich fast und verschmäht es, als Universitätslehrer, Neufranzösisch oder Neuenglisch zu tractiren oder gar — horribile dictu — zu sprechen und, wenn man sich auch vornehm herabläßt, den Bedürfnissen der Zuhörer, die ja meist zum Lehrfach sich auszubilden beabsichtigen und den an einen Professor der französischen oder englischen Philologie gestellten Forderungen einigermaßen Rechnung zu tragen, so bevorzugt man doch bei weitem das Altfranzösische und Altenglische (welches letztere nach neuerer Benennung das Angelsächsische mit in sich schließt) und widmet diesen die Hauptpflege. Und dies Zuhörern gegenüber, welche in der Regel die allerdürftigsten Kenntnisse des Neuenglischen und, wie bekannt, selbst nach 7jährigem Studium des Neufranzösischen am Gymnasium eine nur sehr unvollkommene Bekanntschaft mit dem Neufranzösisch zu den Vorlesungen mitbringen.

In meiner früheren Stellung*) als Examinator der Candidaten des höheren Schulamtes im Englischen vom Jahre 1868 bis Mitte 1875 hatte ich vielfach Gelegenheit, die höchst mangelhafte Vorbereitung dieser Candidaten in den beiden neueren Sprachen wahrzunehmen, konnte ihnen aber nicht die Schuld beimessen, da ihnen damals auf der hiesigen Universität keine Gelegenheit dazu geboten wurde und sie zu unbemittelt waren, auf dem Wege des Privatunterrichts die nöthigen neusprachlichen Kenntnisse sich anzueignen. Und doch sollten diese jungen Männer die künftigen Lehrer des Französischen und Englischen an den höheren Schulen sein! Inzwischen wurde, wohl in Folge eines Beschlusses, der auf meinen desfallsigen Antrag auf der 1869 hier in Leipzig tagenden Philologen-Versammlung gefaßt worden war, bald nachher insofern Wandel geschafft, als neue Lehrstühle für Professoren jener beiden Sprachen, theils verbunden, theils getrennt, gegründet und besetzt wurden. Als ich nun im Jahre 1881 eine Reihe in englischer Sprache geschriebene Doctordissertationen und Schulprogramme aus verschiedenen Gegenden Deutschlands durchmusterte, um zu sehen, ob es nun wirklich besser geworden und die Kenntniß der neueren Sprachen bei den Doctoranden und Schullehrern, die sich der Neuphilologie gewidmet, eine für ihren Lebenszweck ausreichende geworden sei, da überzeugte ich mich zu meinem Bedauern vom Gegentheil und fühlte mich dadurch veranlaßt, nach dem in meiner obengedachten Schrift erbrachten Beweise, sie als „Mahnruf" an die deutschen Unterrichtsbehörden zu richten. Es hatte sich aus meiner Prüfung der verschiedenen Dissertationen und Programme ergeben, daß deren Verfasser, dem Anscheine nach wenigstens, eine ziemliche Vertrautheit mit der altenglischen Sprache, oder, richtiger gesagt, mit den Denkmälern der altenglischen Literatur und der Grammatik der älteren Stufen des Englischen besaßen, mit der des Neuenglischen aber auf Kriegsfuß standen und von Aneignung des Idioms dieser Sprache bei ihnen gar keine Rede sein konnte. Es war dieses verkehrte Verhältniß nur natürliche Folge dessen, was ich oben berührt habe, nämlich der Bevorzugung seiten der Docenten des Altfranzösischen und Altenglischen gegenüber dem Neufranzösisch und Neuenglisch. Daß sie selbst nicht competent sein konnten, eine in einer dieser Sprachen verfaßte Schrift zu beurtheilen, mußte, soweit es jene Herren betraf, denen die Doctordissertationen zur Begutachtung vorgelegen hatten, ebenso natürlich angenommen werden, wollte man ihnen nicht noch Schlimmeres imputiren.

Daß ich mit der Schrift in ein Wespennest stechen würde, darauf war ich von vornherein gefaßt; doch kam es nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte. Nur einige der Betheiligten jedoch und zwar nicht die direct Beschuldigten setzten sich zur Wehr — freilich mehr mit Schimpfworten als mit stichhaltigen Argumenten; Manche mögen es vom Katheder gethan haben,

*) Eigentlich nur Beschäftigung, da ich nur vom damaligen Kreishauptmann von Burgsdorff und seinem Nachfolger, dem jetzigen Finanzminister von Könneritz, zu den Prüfungen hinzugezogen wurde, nicht aber vom Cultusministerium regelmäßig bestellt war.

Manche haben meine Ansichten und Forderungen nur theilweise bekämpft. Hingegen hatte ich die Genugthuung, von vielen gewiegten Schulmännern und anerkannten Autoritäten, darunter Männer wie Alexander Schmidt, dem bekannten Verfasser des Shakespeare-Lexikons, und dem nicht minder berühmten Professor Dr. Mahn, zustimmende Kundgebungen zu erhalten und unter meinen jüngeren Collegen zahlreichen Anhang zu gewinnen. Ich nenne von diesen Letzteren beispielsweise nur zwei, die sich öffentlich zu meinen Ansichten bekannt haben, den tüchtigen Shakespeareforscher Dr. Hermann Isaac, Lehrer an der Wupperfelder Realschule in Barmen*), und den ord. Lehrer am Realgymnasium in Kassel, Dr. Otto Danker, der sich in seiner kürzlich erschienenen Broschüre „Die Realgymnasien bezw. Realschulen I. O. und das Studium der neueren Sprachen, Kassel 1883" besonders auf meine oben erwähnte Schrift bezieht. Nun ist mir aber auch aus Frankreich eine Unterstützung geworden und eine gewichtige Stimme über die beregte Frage zu uns herübergedrungen. Ich rede von Ferdinand Brunetières kürzlich erschienener Schrift: „Die Sprachforschung der Gegenwart. Mit Bezug auf die französische Literatur im Mittelalter. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von E. Laur, Heidelberg 1883, Carl Winters Universitätsbuchhandlung." Es ist gewiß dem gelehrten Verfasser Unrecht geschehen, wenn ein Berliner Blatt Deutschenhaß in dieser Schrift wittern wollte, und zwar blos, weil er einen Ausspruch Jakob Grimms, vielmehr aber noch einen von Max Müller betreffs der literarischen Epoche der Sprachen, die, vom rein linguistischen Standpunkt betrachtet, nach Ersterem „gewöhnlich die ihres Verfalles", nach Letzterem gar „ein Monstrum" sein sollte, bekämpft. Die Schrift ist viel zu ernst und wissenschaftlich, als daß sie dem Zwecke eines versteckten Angriffes auf Deutschland oder deutsche Männer der Wissenschaft dienen sollte. Auch kommt der Verfasser im Verlaufe derselben gar nicht wieder auf die oben gedachten Aussprüche zurück. Vielmehr bekämpft er darin offen und ehrlich und mit augenscheinlicher Sachkenntniß die auch in Frankreich zu weit getriebene Beschäftigung und „systematische Verherrlichung der Sprache und Literatur des Mittelalters", die wie eine Modekrankheit bei den modernen Philologen Deutschlands, Frankreichs und Englands grassirt, und die, wie er sagt, zum größten Nachtheile der klassischen Literatur, der Literatur des 16., des 17. und des 18. Jahrhunderts betrieben werde.

Was Jacob Grimms Ausspruch betrifft, so sagt Brunetière**): „Es liegt ein erstaunlicher Mißbrauch der Ausdrücke darin, bei den Anfängen einer Sprache von einer angeblichen Vollkommenheit zu sprechen. Wahr ist hierbei nur Folgendes: wenn wir den historischen Gang einer Sprache nach rückwärts verfolgen und sie dergestalt gleichsam auf frischer That der Umwandlung überraschen, so lassen die Gesetze, welchen die Veränderungen unterliegen, sich mit größerer Sicherheit erkennen. Offenbar nicht in der Oraison funèbre für Henriette de France oder dem Prince de Condé werden die Ueberreste der Volksdialekte oder des Lateinischen der Feldlager zu suchen sein. Allerdings ist jede Sprache bei ihrem Ursprunge und in der Zeit ihrer frühesten Jugend in gewissem Sinne regelmäßiger, weniger verwickelt, symmetrischer als in irgend einer anderen Epoche ihrer Existenz oder ihrer Entwickelung. Nirgends aber, so viel man weiß, in keiner Kunst, in keiner Wissenschaft, in keiner Disciplin sind Einfachheit — in dem hier gebrauchten Sinne — oder Regelmäßigkeit oder Symmetrie Maßstab der Vollkommenheit. Ganz im Gegentheil! Und da man so weit gegangen ist, die Sprachen mit Organismen zu vergleichen, so ist hier am Orte, sich recht zu erinnern, daß jeder Organismus der relativen Vollkommenheit desto mehr sich nähert, je verwickelter er ist, d. h. eine je größere Anzahl von Bestandtheilen, welche durch zartere Glieder und feinere Kräfte mit einander vereinigt sind, zu seiner Existenz zusammen wirken."

Diese mehr mittelalterlichen als modernen Philologen haben nach seinem Dafürhalten die richtige Perspective für die Werthschätzung der Literatur der Epoche, mit welcher sie sich beschäftigen, verloren. „Durch ein paar spärliche schöne Einzelnheiten in den Schriften ihres weit ausgedehnten Mittelalters," sagt er, „sind sie geblendet oder vielmehr verblendet worden, und wissen nicht, daß für diese Masse der von ihnen gepriesenen Production der wahre Name — Unfruchtbarkeit ist." Es begegnet Jedem von uns, fügt er weiter hinzu, daß wir den Gegenstand unserer Arbeiten weit überschätzen. Wir wollen ja unsere Zeit, Mühe und Begeisterung nicht umsonst aufgeopfert haben. Das sei aber kein Grund, meint er, die Geschichte zu verwirren und mit einem Gewaltstreich das Centrum einer Literatur zu verschieben. Er schreitet dann zur Beweisführung, 1) daß die Literatur des Mittelalters nichts von einer großen Literatur an sich habe; 2) daß sie bereits todt war, todt gleich der Scholastik und der gothischen Kunst, als die Renaissance kam, den menschlichen Geist wieder anzufachen, und 3) daß das 17. und 18. Jahrhundert, weit entfernt, das Beispiel ärgerlicher Undankbarkeit gegen unsere nationalen Alterthümer, wie Léon Gautier gesagt, gegeben zu haben, was in Wirklichkeit werth gewesen, gerettet zu werden. Von den vielgerühmten Chansons de Geste sagt er, wenn man den ganzen wirren Haufen derselben durchsuche, werde man nichts von dem Reichthum und Glanz der Sprache finden, den die klassische französische Literatur besitzt; der halb lateinische, halb germanische Jargon, in welchem sie verfaßt seien, ringe fortwährend mühsam danach, eine des Namens Sprache würdigen Ausdruck hervorzubringen. Vom 10. bis zum 15. Jahrhundert sei die Sprache der Vorfahren der heutigen Franzosen eine höchst barbarische gewesen, roh wie ihre Sitten und gemein wie ihre Neigungen. Nicht viel günstiger urtheilt Brunetière über den vielgepriesenen Chanson de Roland und noch ungünstiger über die Fabliaux. Diese seien buchstäblich unlesbar. Ihren Inhalt anzudeuten, wäre schwierig; unmöglich sei es, ihre Titel abzuschreiben. In keiner Sprache vielleicht gebe es etwas so geradezu Obscönes und nie habe man mit solchem Behagen die Gedanken auf den schmutzigsten und widerwärtigsten Bildern verweilen lassen. Mit dem vorgeschrittenen Geschmack und der Verfeinerung der Sitten sei diese mittelalterliche Literatur gerichtet worden; es haben ihr die Originalität der Erfindung, die Zartheit und Innigkeit des Gefühls, die Vollendung der Form gefehlt, und so konnte sie, als der Augenblick des Unterganges gekommen war, nur mit einem Schlage und vollständig untergehen. „Der gesunde nationale Sinn hatte das Urtheil gefällt; legen wir nicht Berufung dagegen ein! Halten wir nicht das unharmonische Geräusch und den übelklingenden Lärm eines Orchesters, welches seine Instrumente stimmt, für den Wohllaut eines Concerts. Sparen wir unsere Begeisterung für die Werke, welche zweimal geheiligt sind, d. h. durch das Urtheil der Zeitgenossen und das der Nachwelt." In solcher Weise eifert der Verfasser gegen das Wiederbeleben dieser einmal abgestorbenen Literatur, von deren allzu großer Pflege er fürchtet, sie werde den guten Geschmack der Franzosen verderben. Zum Schlusse läßt er allerdings einige für Deutschland nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen fallen. „Noch eine kurze Zeit," sagt er nämlich, „und man wird für ein paar Lobsprüche von jenseit dem Rhein gerade den besten Theil der uns von den Vätern überkommenen Erbschaft geopfert haben; hingegeben für ein Linsengericht — jenes Recht auf den ersten Rang in stilistischer Beziehung, welches noch jüngst von einem ausgezeichneten Schriftsteller in Gegenwart der Académie française mit gutem Fug beansprucht wurde."

Nun, wer in dieser Aeußerung Deutschenhaß herausliest, der lese doch die Urtheile der englischen Kritik, der Saturday Review, des Athenäum und andrer englischer Wochenschriften, über unsere belletristischen Erzeugnisse der Neuzeit und er würde noch viel herberen Aeußerungen begegnen. Die Gründlichkeit gesteht man uns wohl zu, beharrt aber — mit welchem Rechte bleibe dahingestellt — immer noch dabei, uns Pedanterie und

*) Siehe besonders dessen Abhandlung über „Sprachwissenschaft oder Sprachwissen" im Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens, Heft 4, Berlin 1883, Friedberg u. Mode.

**) Ich citire nach Laurs im Ganzen gelungener Uebertragung, wenn auch hier und da die Spuren der Ursprache nicht ganz verwischt sind.

Formlosigkeit vorzuwerfen. Die schöngeistigen Schöpfungen findet man langweilig und mangelhaft in der Charakteristik sowie in der Menschenkenntniß überhaupt. Kurz, nur äußerst wenige deutsche Schriftsteller, von den Klassikern abgesehen, finden Gnade in den Augen der englischen Kritik. Und hat nicht auch Schopenhauer den Franzosen das zugestanden, was, wie wir oben gehört, ihren Stolz ausmacht, womit sie sich brüsten? Und würde Heinrich Heine wohl der vollendete Stilist geworden sein ohne seine französische Schulung? Oder Schopenhauer selbst? Doch dies beiläufig. Ich wollte nur Brunetière vor dem Vorwurf des Deutschenhasses retten und seiner Schrift, der ich weite Verbreitung wünsche, den Stachel benehmen, den man hat darin finden wollen. Und wäre auch wirklich ein solcher darin, was ich nicht zugeben kann, so müßte ich an des heilsame Wort fas est et ab hoste doceri erinnern.

Was er übrigens von der altfranzösischen Literatur sagt — und nach seiner schonungslosen Verurtheilung derselben könnte man ihn vielmehr des Mangels an Patriotismus zeihen, als ihn von Deutschenhaß beseelt sein lassen — das kann man, soweit es das Sprachliche oder die Form betrifft, mit gleichem und vielleicht mit noch größerem Rechte auf die altenglische Literatur anwenden. Mit noch größerem, insofern das Altfranzösische immerhin der Abkömmling einer hochcultivirten Sprache, das Altenglische aber, wobei ich Angelsächsisch mit einschließe, die Sprache eines auf noch ziemlich niedriger Culturstufe stehenden Volksstammes war. Was den Inhalt betrifft, so ist es zwar dem Tadel der Obscönität nicht ausgesetzt, wohl aber dem der gräßlichsten Langweiligkeit. Abgesehen von den Heldengedichten, die allerdings einzelne schöne Stellen enthalten, und manchen recht anmuthigen lyrischen Ergüssen, bietet die altenglische Literatur meist nur trockene, formlose Chroniken, Evangelienübersetzungen und Erweiterungen nebst Heiligenlegenden und dergl. Zugegeben, daß man diese Denkmäler einer uns so entfremdeten Culturepoche nicht sowohl um ihretwillen, als zu linguistischen Zwecken erforscht: hier aber stelle ich meine zwei großen Fragen: 1) Entspricht es der auch auf dem Gebiete der Wissenschaft in neuerer Zeit so nothwendig gewordenen Arbeitstheilung, daß fremde Völker sich eine so neue Disciplin geschaffen und die goldene Zeit der studirenden Jugend unter ihnen damit in Anspruch nehmen, die doch nur für Eingeborene sich eignende Beschäftigung mit den früheren Stufen ihrer Muttersprache auch ihr, dieser Jugend, aufzuerlegen? Das scheint mir doch das jetzt so um sich greifende internationale Princip zu weit treiben. Mögen die Völker immerhin ihre Ideen, die Resultate ihrer Forschungen auf dem Gebiete der Allen gemeinsamen Wissenschaften, also auch auf dem der allgemeinen Sprachwissenschaft, sowie ihre schöngeistigen Schöpfungen gegenseitig sich mittheilen und austauschen; solche specielle Forschung aber, wie die Geschichte und Entwickelung der Landessprache sollte man doch wohl füglich jedem besondern Volke überlassen, dem ja auch die Quellen viel zugänglicher sind.*) Einzelnen, denen Mittel und Muße vergönnt sind, mag es ja unbenommen bleiben, falls sie eine besondere Vorliebe für solche Studien haben oder auf die akademische Laufbahn sich vorbereiten, in die meiner Ansicht nach den Eingeborenen andrer Länder zukommende Beschäftigung überzugreifen, und diese können ja dann die Ergebnisse ihrer Forschungen ihren Zuhörern mittheilen und sie auch sonst verwerthen. 2) aber, frage ich, entsprechen diese, bei der schweren Zugänglichkeit der Quellen so kostspieligen und zeitraubenden Studien älterer Stufen einer fremden Sprache den Zwecken der studirenden Jugend? Und hier kann ich nach den Früchten, welche das an unseren Universitäten*) herrschende System, wie ich in meiner mehrfach gedachten Schrift nachgewiesen, gezeitigt hat, mit einem entschiedenen Nein! antworten. Man gestatte mir, das dort von mir gebrauchte Gleichniß hier zu wiederholen. Es ist mit diesem System, wie wenn man einem Hungrigen statt der Speise, deren er benöthigt, Feuer reiche, um sie daran zuzubereiten. Wie schon erwähnt, sind die Neuphilologen der großen Mehrzahl nach solche, die sich auf das Lehramt an einer höheren Schule vorbereiten. Ihnen wird die deutsche Jugend anvertraut, Neuenglisch und Neufranzösisch unter ihrer Anleitung zu erlernen. Nur die weitaus geringere Zahl der Eltern hat die Mittel, ihren Kindern diese heutzutage so nothwendigen Sprachen noch nebenbei durch Privatunterricht beibringen zu lassen, und noch eine weit kleinere Zahl, sie ins Ausland zu schicken, um sich dort in denselben zu vervollkommnen. Was kann man aber Ersprießliches von Lehrern erwarten, deren Vorbereitung zu ihrem Amte selbst eine so dürftige oder verkehrte war? Man sehe sich ihre Leistungen in Schulprogrammen**) an — Ausnahmen lasse ich natürlich auch hier gelten und habe auch die Genugthuung gehabt, in meiner Schrift auf eine solche hinweisen zu können — und frage sich dann, ob die Verfasser vieler solcher, wie ich sie gesehen, im Stande sind, auch nur ein einfaches Thema, das sie ihren Schülern aufgeben, ohne etwaigen Schlüssel zur Grammatik, richtig zu stellen? Und die Schuldirectoren sind ja in der Regel ebenso wenig oder, falls sie sich nicht zufällig gerade dem neusprachlichen Fache gewidmet haben, noch weniger competent, die Lehrer dieses Faches und deren Leistungen zu controliren oder die einschlagenden Lehrbücher auf ihren Werth und ihre Brauchbarkeit hin zu prüfen. Man hat mir entgegengehalten, meine Bekämpfung des jetzigen Systems laufe darauf hinaus, daß es am besten wäre, man beschränke sich auf den Bonnenunterricht. Deshalb fand ich mich veranlaßt, im 2. Hefte des LXIX. Bandes des Herrig'schen Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen (Braunschweig, G. Westermann, 1883) auf den Gegenstand nochmals zurückzukommen, um jener falschen Deutung entgegenzutreten und die Nichtigkeit jener Beschuldigung zu beleuchten. Ich habe bei der Gelegenheit meine Forderungen genauer formulirt und gestatte mir, die betr. Stelle hier zu reproduciren.

„Wäre der Zweck der Aneignung fremder Sprachen lediglich der, daß man sich auf Reisen im Coupé oder bei anderen Gelegenheiten mit Nationalen unterhalten könne, so dürfte man auf einen solchen Zweck vielleicht mit der vornehmen Verachtung herabblicken***), die bei Professoren beliebt ist. Die Sache liegt aber der Wahrheit nach ganz anders: der Verkehr zwischen den Völkern ist fortwährend im Wachsen begriffen, namentlich der zwischen den Deutschen und den 290 Millionen englisch redenden Individuen in England, Amerika und den englischen Colonien. Es ergeben sich daraus die folgenden unerläßlichen Forderungen:

*) Wenn wir auch die seltene Erscheinung hier der Wahrheit gemäß verzeichnen wollen, daß die Engländer allerdings sich jetzt nicht schämen, Deutschen die Edirung einzelner ihrer älteren Sprachdenkmäler zu überlassen und die in Deutschland erscheinenden englisch-philologischen Fachschriften durch Beiträge zu unterstützen, so ist das ein zu unnatürlicher Zustand, als daß er von Dauer sein könnte. Die Academy selbst, die es erst ohnlängst beklagt hat, daß England noch keine Fachzeitschrift für seine eigene Sprache besitzt, wie es solche in Deutschland gebe, hatte damit angefangen, von deutschen Mitarbeitern fast die Mehrzahl von Beiträgen (Kritiken ausländischer Werke) zu bringen, hat aber diese Neuerung nach kurzer Zeit wieder aufgegeben. Mit dem neuen Wörterbuche von Dr. Murray, welches der jetzige Redacteur des Magazins für Literatur des Auslandes „immerhin" (!) sich gefallen lassen will, werden die Engländer der Welt wohl zeigen, daß sie auch, was die Philologie ihrer Sprache anlangt, auf eigenen Füßen zu stehen gelernt haben.

*) Ich nehme natürlich hiervon diejenigen aus, welche, wie z. B. Berlin, durch Anstellung eines besondern Lectors für Neuenglisch bereits hierin Wandel geschafft haben oder auf denen Männer von anerkannter Tüchtigkeit im Neuenglischen und Neufranzösischen die Lehrstühle für Englisch und Französisch einnehmen.

**) Die neusprachlichen Doctordissertationen läßt man seit einiger Zeit weislich in deutscher Sprache verfassen, ob in Folge meiner Anklage, weiß ich nicht. Bietet das aber eine Gewährleistung für die Competenz des Doctoranden, in der betr. Sprache auch zu unterrichten?

***) Fürst Bismarck, wie wir jetzt aus Buschs neuestem Werke wissen, denkt, wenigstens was das französische „Parliren" betrifft, anders und weiser über diese Frage als die Herren Professoren.

1) Benöthigen wir für die sämmtlichen Gerichte in den größeren deutschen Städten Uebersetzer und Dolmetscher, die der ausländischen Sprache, für und auf die sie verpflichtet sind, vollkommen mächtig sein müssen und zwar nach allen Richtungen hin, d. h. im mündlichen und schriftlichen Gebrauche derselben und auf allen Gebieten, soll die Rechtspflege nicht gehemmt und beeinträchtigt werden.

2) Bedürfen wir behufs des immer größere Dimensionen annehmenden Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande junger Männer, welche den ausländischen Briefwechsel in kaufmännischen Geschäften*), Fabriken u. dergl. zu führen verstehen, sowie solcher, die zum Bereisen der fremden Länder vermöge ihrer mündlichen Beherrschung der betr. Landessprache verwendet zu werden geeignet sind.

3) Brauchen wir literarisch gebildete Männer, welche im Stande sind, vermöge ihrer vollkommenen Beherrschung beider Sprachen, der Muttersprache, in welche, und der fremden, aus der sie übersetzen, uns die Literaturen der civilisirten Völker in ihren hervorragenden Erscheinungen, wissenschaftlichen sowie belletristischen, zu vermitteln.

Endlich 4) bedürfen wir behufs dieser drei genannten Zwecke**) tüchtig ausgebildeter Sprachlehrer an unseren Gymnasien und Realschulen, um die denselben anvertraute Jugend in den fremden Sprachen gründlich zu unterrichten, die zu dem Zwecke nöthigen Lehrbücher zu bearbeiten und die vorhandenen zu prüfen und zu beurtheilen.

Hier, sollte ich meinen, wären Ziele, die sich an Wichtigkeit mit denen anderer Universitätsstudien, die ja, mit Ausnahme der philosophischen, ebenfalls sämmtlich rein praktische Zwecke verfolgen, wohl messen können; ja, so viel ich aus einigen der neuesten, jetzt so zahlreich bei uns auftauchenden englisch geschriebenen Handbücher der englischen Literatur ersehe, sind es consummations devoutly to be wished. Zu erreichen sind sie nicht etwa, wie Körting in seiner, bald nach der meinigen erschienenen Schrift: Gedanken und Betrachtungen über das Studium der neueren Sprachen vorgeschlagen hat, durch vom Staate zu errichtende Institute in London und Paris, wo unsere Neuphilologen nach Beendigung ihres Universitätscursus zusammen beherbergt werden sollen, um sich im Neu-Englischen und -Französischen zu vervollkommnen (ward je eine unpraktischere Idee aus dem Kopfe eines Professors selbst ausgeheckt?!), sondern durch Schaffung von Lehrstühlen für Männer, welche diese Sprachen gründlich studirt und gepflegt und Beweise ihrer Vollkommenheit in denselben gegeben haben. Am besten, wenn, wie auch Körting in dieser Hinsicht mit besserer Einsicht sagt, die Professuren für Englisch und Französisch getrennt werden, was dem Princip der Arbeitstheilung weit besser entspricht, als wenn sie verbunden sind, und ebenso müßte es mit den Lehrern dieser Sprachen an den Schulen gehalten werden. Denn nur in den seltensten Fällen wird ein und derselbe Mann beide Sprachen gleichmäßig beherrschen, wie es überhaupt nur zur Ausnahme gehören wird, wenn ein Mann mehr als eine fremde Sprache wie seine Muttersprache sich angeeignet hat. Hiermit nun gebe ich es dem größeren Publicum anheim, darüber zu entscheiden, ob ferner unsere künftigen Lehrer der neueren Sprachen mit mittelalterlichen Forschungen in dem Maße wie bisher geplagt, oder in richtiger Weise auf ihren künftigen Beruf vorbereitet und dazu tüchtig gemacht werden sollen. Hat sich einmal das Publicum darüber entschieden, so werden die Behörden bald sich fügen müssen. Diesen rufe ich zum Schluß noch ein caveant consules zu.

*) Ein mir befreundeter hiesiger Kaufmann erzählte mir kürzlich, er habe wohl zwanzig Mal annonciren müssen, ehe es ihm gelang, einen englischen Correspondenten für sein Comptoir zu finden. Die ihm eingeschickten Proben der allerdings zahlreich genug sich um die Stelle Bewerbenden seien so erbärmlich schlecht gewesen, daß er sich schließlich nach Hamburg wenden mußte, wo er dann endlich einen in England gewesenen tüchtigen jungen Mann fand.

**) Diejenigen jungen Leute, welche sich der diplomatischen Carrière widmen, wo namentlich Französisch eine sine qua non, wären hier nicht mit ins Auge zu fassen, da diese und andere neuere Sprachen selbstverständlich einen Hauptfactor ihrer Vorbildung ausmachen und sie oder ihre Eltern selbstverständlich ausreichend für den Unterricht in denselben sorgen.

„Sappho" von Alphonse Daudet.

Es ist wahrlich nicht pharisäische Ueberhebung, wenn wir Deutschen gegenüber Daudets neuestem Roman*), der das französische Nationallaster des Maitressenthums geißelt, Gott danken, daß wir wenigstens in dieser Beziehung nicht so sind, wie unsere Nachbarn jenseits der Vogesen. Die wilden Ehen, die bei uns doch nur Ausnahme, bilden namentlich in Pariser Studenten-, Künstler-, auch Arbeiterkreisen sozusagen die Regel. Sie werden begünstigt durch die laxen moralischen und religiösen Ansichten der Franzosen im Punkte der Galanterie, durch die Freiheit und Ungenirtheit der Lebensweise, durch die von der katholischen Kirche geforderte Unauflöslichkeit der Ehe. Nachdem nun neuerdings der Ehescheidungsapostel Naquet mit seinem Antrage durchgedrungen, ist zu hoffen, daß wenigstens der letzte Beweggrund entfalle: unglücklich Verheirathete, die abseits vom geraden Wege einen Ersatz für das in legitimer Ehe versagte Glück suchen, werden jetzt ihre Liaison legitimiren lassen können; auch dürfte die Aussicht einer möglichen Scheidung manchen Junggesellen zu einem nachträglichen Gang nach dem Standesamte bestimmen ... In gewissen Kreisen zumal der französischen Landeshauptstadt ist, wie gesagt, das „collage", das eheliche Verhältniß, dem der Segen des Priesters und selbst die Registrirung des Standesbeamten fehlt, eine allgemeine Erscheinung geworden. Was Wunder, daß sie sich auch im Schriftthum widerspiegelt. Besonders die Bühnendichtung hat eine ganze Literatur aufzuweisen, die sich mit der nicht regelrechten Ehe beschäftigt. Sie hat sogar einen neuen dramatischen Charakter geschaffen: den „crampon", die Geliebte, die man nicht wieder los werden kann. Da haben wir z. B. in Meilhac und Halévys „Fanny Lear" die „Klette", die selbst vor Verbrechen nicht zurückschreckt, um sich den Geliebten zu erhalten, das tugendhafte „Klebpflaster" in Paillerons „Faux ménages" und geradezu die legitime Maitresse in Louis Davyls gleichnamigem Rührstück. Nun tritt in Daudets „Sappho" der crampon auch in den Roman. Es ist eine Streitschrift, eine Warnungstafel. Wie von heiligem Ernst der Verfasser erfüllt ist, beweist schon die Widmung: „A mes fils quand ils auront vingt ans." Er möchte seine Söhne vor den Gefahren der wilden Ehe warnen. Der schwarzlockige Léon wird bald in die Jahre kommen, wo er das ihm von seinem Vater gewidmete Buch lesen darf; Zézé, der jüngere — ein kleiner blonder Schlingel, der die ganze bestrickende Liebenswürdigkeit des Vaters erbte — hat noch anderthalb Decennien Zeit. Mittlerweile wird das Buch von Leuten gelesen werden, die dem Verfasser weniger nahe stehen, aber ihm nicht minder Dank wissen werden. Es wird ohne Zweifel Manchem die Augen öffnen und viel Segen stiften. Es ist ein gutes Buch, eine gute That.

Man erhält hier eine wahre Physiologie der wilden Ehe. Auf diesem „travestissement de mariage et de ménage", wie Daudet fein sagt, ruht nur Fluch und Unheil. Alle Repräsentanten dieser Ehe aus dem Stegreif sind tief unglücklich. Man sehe nur einmal den Helden selber, von dem hier später die Rede sein soll, oder den Componisten Potter. Dieser ist mit einer schönen, vortrefflichen Frau verheirathet, aber er verläßt das eheliche Dach bald nach der Hochzeit, um zu einer alten Maitresse, einer rohen Circusdame, zurückzukehren, die ihm seine hündische Anhänglichkeit mit Verachtung, Hohn und Mißhandlung lohnt. Und sind etwa alle die Maler, Dichter und Bildhauer, die ehedem mit der Heldin des Buches eng liirt waren, vielleicht glücklicher gewesen? Man braucht nur ihre Liebes-

*) Sapho, Moeurs parisiennes. Paris, Charpentier.

briefe zu lesen, um einen Begriff dieses durch Eifersucht und alle Dämonen verbitterten Glückes zu bekommen, von dieser gemeinsamen Hölle zweier Wesen von ungleicher Herkunft und Erziehung. Bis zum Verbrechen führt oft das unselige Verhältniß, und der Kupferstecher, der, um seiner Maitresse den Luxus zu geben, zum Fälscher wird und ins Zuchthaus kommt, ist ein warnendes Exempel. Gewiß können sich alle diese Unglücklichen nur noch durch das „lâchage" retten, d. h. indem sie brechen und in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen. Aber nicht Jeder hat die Energie dazu, und der Bruch ist eine Radicalkur, die ihre großen Gefahren mit sich bringt und oft den Tod herbeiführt. Man denke nur an Gambetta und seinen mysteriösen Tod. Ein erfahrener Kenner, der Maler Déchelette, äußert über diesen Punkt: „Welch schreckliches Ding ist ein solcher Bruch! Man hat jahrelang zusammengelebt, sich Alles gesagt, Alles gegeben. Man hat Gewohnheiten, Lebensanschauungen, Redeweise und Denkart, sogar die Züge des geliebten Wesens angenommen. Man besitzt sich ganz vom Wirbel zur Sohle . . . Mit einem Wort, das Collage! . . . Dann trennt man sich plötzlich, reißt sich auseinander." Darum bandelt Déchelette auch nur höchst vorübergehende Liebeleien an, „pas de lendemain, wie das alte Frankreich sagte". Aber auch dieser schlaue Practicus erfährt zuletzt, daß es Frauen gibt, die lieber sterben als verzichten. Eine vermeintlich Geliebte auf Kündigung stürzt sich, als sie von ihm scheiden soll, zum Fenster hinaus, und dieser Selbstmord erschüttert ihn und seine Theorien so gewaltig, daß er wenige Wochen später denselben Weg aus dieser Welt nimmt. Weniger tragisch verläuft die Ehe auf Zeit, deren Schilderung den Hauptgegenstand dieses Buches bildet: die Heldin hängt sich — an einen Anderen.

Diese Sappho hat nichts mit der bestverleumdeten Sängerin von Lesbos gemein. Fast nichts. Die häßliche Andeutung über ein widernatürliches Laster hätte der Dichter besser vermieden. Fanny Legrand ist eine echte Pariser Faubourg-Pflanze, Tochter eines abgesoffenen Tramway-Kutschers, ehemaliges Modell, noch immer Allerweltsfreundin in lockeren Künstlerkreisen und hat ihren altklassischen Spitznamen erhalten, weil sie dem Bildhauer Caoudal zu dessen berühmter Sappho Modell saß. Offenbar schwebt hier dem Verfasser Pradiers populäre Statue vor. Die schon mehr als dreißigjährige Dame trifft nun auf einem Künstlerfeste Jean Gaussin, einen zwanzigjährigen blonden Provenzalen, der nach Paris gekommen ist, um sich auf das Consulats-Examen vorzubereiten. Und mitten im Gewühle des Maskenballs verliebt sie sich in ihn, sobald sie vernommen, daß er weder Maler, noch Dichter, noch Bildhauer, noch Musiker ist. Ihr ekelt nachgerade vor der Künstlerwelt, wo sie von Arm zu Arm gegangen, wie eine Waare. Die Liebe macht in solchen Kreisen nicht viel Umstände, und auch Jean verläßt ohne weitere Präliminarien mit seiner neuen Eroberung das Maskenfest und trägt sie, „ganz Jüngling und Südländer", auf seinen Armen in seine Garçonwohnung, hoch oben im vierten Stock seines Studentenhôtels im Lateinischen Viertel. Dieses Treppensteigen, erst Lust, dann Last, symbolisirt in der That trefflich die ganze Geschichte von Jean Gaussin und Sappho und ihrer Liebe.

Der Jüngling ist glücklich, bei Fanny wahrhaft weibliche Sanftmuth, vulkanische Gluth und während seiner Krankheit hingebende Pflege zu finden. Ihr früherer Verkehr mit Künstlern gibt ihr in seinen Augen einen gewissen Schimmer, sodaß er sie hoch über die Skatingdamen und Biermamsells des Studentenviertels stellt, deren dummes Gelächter, grobe Köchinnenhände und gemeine Reden ihn stets angewidert haben. Sappho zeigt eine rührende Anhänglichkeit. Ihm zu Gefallen verläßt sie ihren reichen Liebhaber. Bald gründen sie einen gemeinsamen Haushalt. An diesem pseudo-ehelichen Herde findet seine Vorliebe für ein stilles eigenes Daheim Befriedigung. Er läßt seine moralischen Bedenken, wenn er solche überhaupt hat, einschlafen und ist dankbar für die sich immer gleiche Zärtlichkeit. Sollte er etwa auf dies Glück verzichten aus Furcht vor einer Fessel? Bah, in drei Jahren ist ja seine Pariser Lehrzeit zu Ende und beginnen die Wanderjahre in einer fernen, überseeischen Colonie; dann wird sich der Bruch ganz von selbst und ohne Erschütterung vollziehen! . . . Fanny ist ja darauf vorbereitet; sie plaudern sogar schon manchmal in aller Seelenruhe darüber . . . Die erste Störung ihres Glückes kommt von außen. Die ehemaligen Liebhaber seiner „Frau" erzählen in Jeans Gegenwart von Sapphos Vergangenheit. Kein Laster ist diesem Weibe fremd. Jean erfährt, wie seine Vorgänger alle heißen, und die Wuth, der Ekel scheinen ihn zu übermannen. Er will brechen. Es ist zu spät. Ihn knüpft vielleicht weniger die Liebe, als die weit mächtigere Gewohnheit an die Verworfene. Er unterliegt ganz ihrem ungesunden Zauber. Der in einer gut bürgerlichen Familie erzogene Provenzale kommt nach fortwährenden Compromissen dazu, in einer zweideutigen Welt zu leben, an seinem Tische die Freundinnen Fannys zu bewirthen, sogar Geld von ihr anzunehmen, um einem Verwandten zu helfen. Ab und zu gibt es schreckliche Scenen, wo Sappho in ihrer wahren Gestalt erscheint: das Gesicht hohl und verzerrt, wie ein zum Sprung bereites wildes Thier. „Ihre Wuth setzte ihn manchmal in Versuchung, sich auf sie zu stürzen und sie zu schlagen, denn in diesen lediglich sinnlichen Liebschaften, wo die Achtung vor dem geliebten Wesen fehlt, kommt immer die Brutalität in dem Ausbruche des Hasses oder der Liebe zum Vorschein." Einmal entspringt er ihr und besucht seine Eltern, aber mitten in dem paradiesischen Frieden der Provence zeigt sich in ihm die Pariser Corruption. Seine Ruh' ist hin, und er stört den Frieden Anderer. Die treffliche Tante Divonne sieht mit Schrecken, wie ihr Liebling verwandelt ist und ballt, gleich dem braven Buchhalter in „Fromont jeune & Risler aîné", die Faust gegen Paris, „den Feind, den die Provinz in allen Zornausbrüchen mit Flüchen überhäuft". — „O dies Paris!" jammert sie, „was anvertraut man ihm, und was gibt es uns wieder!" Und Jean kehrt richtig in seinen Sündenpfuhl zurück, und die Fessel, die ihn an die Pariserin knüpft, wird immer fester und schwerer. Er kann nicht mehr ohne Sappho leben.

Und die Lösung? Sie ist von einer tragischen Einfachheit. Jahre sind in diesem Sklaventhum vergangen. Jean keucht unter dem Joche, aber hat nicht die Kraft, es abzuschütteln. Dennoch erscheint ihm eines Tages die Vision des stillen, reinen, wahren Glücks. Er begegnet einem keuschen jungen Mädchen und fühlt sich mächtig zu ihm hingezogen. Eine Heirath könnte ihn retten. Er nimmt seine ganze Kraft zusammen und bricht wirklich mit Fanny. Aber der Vorwand eines letzten Besuches, abzuholender Briefe, ein Restchen Eifersucht, das Heimweh nach dem Koth — kurz, er fällt von Neuem in Sapphos Arme. Er sagt sich von seiner Braut los. In der Ferne will er an der Seite seiner alten Maitresse eine neue Existenz gründen. Ein Consulposten in Peru ist frei und wird ihm angeboten. Beide wollen sie dahin abreisen, verloren für die Welt, angeklettet für immer. Jean, jetzt gänzlich mit seiner Familie zerfallen, hat nicht einmal den Muth, seiner Mutter Lebewohl zu sagen. Er soll in Marseille mit Fanny zusammentreffen, und die zwei Plätze auf dem Steamer sind bereits genommen. Aber Sappho kommt nicht. Statt ihrer trifft ein Brief ein, worin sie ihm schreibt, daß sie ihn nicht mehr genug liebt, um mit ihm zu reisen, und daß sie entschlossen ist, zu einem früheren Geliebten, dem Vater ihres Kindes, zurückzukehren. Jean ist wie vernichtet, und die Trümmer seines zerstörten, verpfuschten Lebens gähnen ihn an. — Das Ende muß sich der Leser selbst ausdenken. Ist er an Leihbibliothekenfutter gewöhnt, so wird er annehmen, daß Jean, mit seinen Eltern versöhnt, dennoch die Tochter des Pariser Arztes heirathet. Wer den Verfasser versteht, erräth aber, daß es mit Jean kein so gemüthliches Ende nimmt. Sein Herz ist längst abgestorben, seine Energie dahin. Mangelt ihm der Muth zum Selbstmord, so wird sein ferneres Erdenwallen eine verpfuschte, verlorene Existenz sein ohne Glück und Stern.

So endet Daudets Plaidoyer, denn daß er weniger erzählt um zu erzählen, als um etwas zu beweisen, erhellt aus der ganzen Anlage und Ausführung, die niemals von ihrem Thema abweicht und wo jedes Bild und jede Scene nur Argumente für oder wider seine These sind. Tadeln können wir den pessi-

mistischen Grundzug unmöglich. Daudet sieht schwarz, aber nicht falsch; er übertreibt nicht, er ist gerecht. Wir müssen es ihm glauben, daß auf all diesen Verhältnissen kein Segen liegt. Aber wir hätten doch noch ein paar helle, fröhliche Lichter gewünscht, um die Monotonie des grau in grau ausgeführten Gemäldes aufzuheben. Die sonnigen Blicke, die aus der Provence in das Pariser Sittenbild fallen, und zumal die komischen Scenen, die Onkel Césaire aufführt, genügen noch nicht. Auch kommt gegenüber diesen „amours buissonnières", um einen witzigen Ausdruck Paillerons zu gebrauchen, die legitime Ehe entschieden zu kurz. Das häusliche Glück Hettemas, der seine Lebensgefährtin dorther geholt hat, „wo die letzten Häuser stehen", oder dasjenige des alten Gaussin mit seiner kranken, geistesverwirrten Frau, bildet kein Gegengewicht. Das ehrbare Intérieur beim Doctor Bouchereau hätte schon mehr ausgemalt werden dürfen, wie denn auch er selbst und seine Tochter allzu schattenhaft im Hintergrunde bleiben. Ich weiß dem Autor wahrlich Dank dafür, daß er die keusche Irene nicht mit ihres Bräutigams zweideutiger Welt in Verbindung gesetzt und uns namentlich einen melodramatischen Kampf zwischen ihr und Sappho, den uns ein gewöhnlicher Romanschreiber gewiß nicht erspart hätte, großmüthig geschenkt hat; aber Irene huscht auch gar zu schemenhaft durch den Roman; man lernt sie zu wenig kennen, um sich für sie und ihre gerechte Liebe zu erwärmen. So kommt es, daß der Leser fast versucht ist, wenigstens im Momente des Bruches für Sappho Partei zu ergreifen und sie als ein Opfer ihres egoistischen Geliebten zu beklagen. Damit wird aber das gerade Gegentheil bezweckt von dem, was der Dichter mit seinem Roman eigentlich wollte.

Ich halte dafür, daß dieses Buch schon um seines echt französischen Themas willen einen weniger großen Erfolg bei unserem Publicum finden wird, als die früheren Werke Daudets, denen es an Vollendung kaum nachsteht. Es ist mit dem Kopf und mit dem Herzen geschrieben, mehr Studie als Roman, ein fesselndes, ergreifendes Werk voll Beobachtung, Empfindung, Gewissenhaftigkeit. Ich bin zwar der unmaßgeblichen Meinung, daß die übertriebene coloristische Zuspitzung des Stils, in dem sich die Naturalisten gefallen, dem Geist und Wesen der französischen Sprache widerspricht und widersteht, doch ist nicht zu leugnen, daß Daudet, in dieser Beziehung ein ebenbürtiger Schüler von Flaubert, Zola und Goncourt, stets eine volle Wirkung erzielt. Seine Schilderungen sind mit ihrer athemlosen Jagd auf farbige, duftende, malende, zeichnende Epitheta durchaus unruhig und haben etwas Gesuchtes, einen starken Beigeschmack von Manier, aber die Menschen und Dinge kommen doch plastisch und farbig heraus, sind voll Leben und Bewegung und prägen sich der Phantasie des Lesers ein. Daudet ist ein großer Maler von dem, was er einmal „le visage des choses" nannte. Dem deutschen Leser wird er vor Allem durch seine poesievolle, empfindungsreiche, dem Lachen und Weinen gebietende Lust zu fabuliren theuer und vertraut. Divonnes Brief über das Verschwinden der „bessonnes", Jeans kleinen Schwestern, ist unendlich rührend, und Sapphos Abschiedsschreiben verdient Manon Lescauts berühmtem Briefe gleichgestellt zu werden. Ein großartiges Tableau bildet die Schilderung des Bruchs und der letzten Scene zwischen Sappho und Jean. Den Preis möchte ich freilich den heiteren Bildern geben, vor Allem dem Diner bei Rosa mit begleitender Fütterung des Chamäleons und sentimentaler Wasserfahrt. Eine der packendsten Scenen ist jedenfalls jene, wo Jean die an Sappho gerichteten Liebesbriefe liest. Sie ist dem Leben entnommen. Die fünfzigjährige Rachel, deren Herz für einen bartlosen Jüngling in arg verspäteter Liebe entflammt war, pflegte in ihrer Villa in Enghien, sobald die Gefühle des Geliebten zu erkalten drohten, demselben die Briefe vorzulesen, welche einst Fürsten, berühmte Dichter und Künstler, die vor langen Jahren zu ihren Füßen lagen, an sie gerichtet haben. Dieses Mittel wendet nun auch Sappho mit Erfolg an. Es ist ein traurig wahrer Zug, daß die Berühmtheit oder vielmehr Berüchtigtheit seiner Maitresse, der einstigen Geliebten bekannter Dichter, die sie besungen, und großer Künstler, die sie in Marmor und auf der Leinwand verewigt haben, bei allem Ekel Jeans jugendliche Einbildung angenehm reizt, seiner Eitelkeit schmeichelt und ein neues Band wird, das ihn an sie knüpft. Die Sappho steht neben diesem haltlosen Schwächling, für den wir uns unmöglich interessiren können, in Lebensgröße vor uns da, mit allen Fehlern und Vorzügen, in Liebe und Haß, mit wahrhaft schauriger Objectivität gemalt. Dann die Figuren des Hintergrundes: die treffliche provenzalische Bäuerin Divonne, der ehrenfeste, hartnäckige alte Gaussin, Sapphos Vater, der nur seine Peitsche liebt, diese aber mit unbegrenzter Hochachtung behandelt, Hettema — „il bredouillait comme s'il avait autant de barbe dans la bouche que sur les joues" — und seine geliebte Ehehälfte, Potter und seine zwei Frauen, der philosophische Bildhauer Caoudal, der sich trotzdem über den Verlust seines durchgebrannten Modells nicht trösten kann. Endlich die Episodenfiguren: der Holländer, der sich blos für den Preis der Kartoffeln interessirt, die Citherspielerin Fräulein Minna Vogel aus Stuttgart und ihr schwindsüchtiger Bruder, der nur auf einer eingebildeten Clarinette blasen darf — eine Fülle origineller Charaktere und Typen, ebenso viele leibhaftige Menschen, die entweder liebevoll geschildert sind oder deren innerstes Wesen nur gelegentlich durch einen Ausspruch, eine Bemerkung blitzartig beleuchtet wird. Wie hübsch ist z. B. die Bemerkung, daß Césaire, der nach Paris kommt, um einen Elevator zu kaufen, das Wort „machine élévatoire" mit einer Ueberzeugung aussprach, die ihn in seinen eigenen Augen erhob und vergrößerte. Dieser komische Typus ist überhaupt mit einer vollendeten Kunst ausgeführt in allen seinen Stadien, seinem ersten Auftreten, seinem Verhältniß zu Sappho, seiner Lebens- und Liebesphilosophie, dann endlich in seinem Triumphe, der in der Bestellung seiner Statue für den Sitzungssaal des Vereins der Reblaus-Bekämpfer gipfelt! Der prächtige alte Sünder verdient wirklich ausgehauen zu werden ...

Theophil Zolling.

Ein amerikanischer Präsidentschaftscandidat als Geschichtsschreiber.

Von Rudolf Doehn.

Vor uns liegt der erste Band eines in mehrfacher Beziehung interessanten Werkes. James G. Blaine, der bekanntlich während der kurzen Dauer der Administration des Präsidenten Garfield den Posten des ersten Ministers der nordamerikanischen Union bekleidete, hat es unternommen, eine politische Geschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben, in welcher er die wichtigsten Ereignisse vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1881 einer nähern Beleuchtung unterzieht.*) Als einer der talentvollsten Führer der republikanischen Partei zählt Blaine bei der in diesem Jahre stattfindenden Präsidentenwahl zu den hervorragendsten Bewerbern um das höchste Amt, welches das amerikanische Volk zu vergeben hat. In seinem 32. Lebensjahre begann er seine eigentliche politische Laufbahn im Jahre 1862 als Mitglied des Repräsentantenhauses des Congresses. Nachdem er 16 Jahre als Vertreter des Staates Maine in dem genannten Zweige der nationalen Gesetzgebung gedient und während dieser Zeit 6 Jahre das einflußreiche und schwierige Sprecheramt mit Auszeichnung bekleidet hatte, war er 5 Jahre Mitglied des Bundessenates, um alsdann in das Ministerium des Präsidenten James A. Garfield als Staatssecretär einzutreten. Vor Beginn seiner Thätigkeit als Congreßmitglied war er Herausgeber einer Zeitung. Blaine hat sich bereits zweimal um das Präsidentenamt beworben, aber ohne Erfolg; ob er in diesem Jahre mehr Glück haben wird, ist zweifelhaft, da er in seiner

*) Twenty Years of Congress. From Lincoln to Garfield; with a Review of the Events, which led to the Political Revolution of 1860. By James G. Blaine. Vol. I. Norwich, Conn. The Henry Bill Publishing Company. 1884.

eigenen Partei in dem auch von Karl Schurz und der Fraction der „Unabhängigen" unterstützten Bundessenator Edmunds von Vermont einen nicht zu verachtenden Concurrenten fand. Auf der am 3. Juni d. J. in Chicago abgehaltenen Nationalconvention der republikanischen Partei sind indeß Blaine nach hartem Kampfe als Candidat für das Präsidentenamt und General John A. Logon aus Illinois als Candidat für das Amt des Vicepräsidenten ernannt worden. Die Ernennung ist aber noch nicht gleichbedeutend mit der Erwählung.

Das in Rede stehende Buch erschien deshalb zweifellos nicht ohne Grund gerade um diese Zeit, wo die Wogen des Präsidentenwahlkampfes hoch zu gehen anfangen, wenn wir dasselbe auch nicht geradezu als ein Parteimanifest, als ein Angebot auf die Präsidentur ansehen wollen. Der Verfasser ist ein genauer Kenner der verschiedenen politischen Parteibewegungen seines Vaterlandes während der letzten beiden Decennien. Seine Schrift wird ganz gewiß viel und eifrig gelesen werden, aber manche Leser dürften in dem vorliegenden ersten Bande vom gegenwärtigen Parteistandpunkte aus nicht immer gerade das finden, was sie darin suchen; darum behält indeß das Buch doch seinen Werth für den Geschichtsforscher, wie für den Politiker von Fach.

Obschon Blaine für sein Werk den Titel „Zwanzig Jahre im Congresse" mit dem Zusatz „von Lincoln bis Garfield" gewählt hat, so enthält der erste Band doch weit mehr, nämlich eine höchst interessante Schilderung des ganzen politischen Entwickelungsganges der Vereinigten Staaten von ihrem Entstehen an bis etwa zum Ende des Bürgerkrieges. Andere Schriftsteller mögen diesen Gegenstand genauer und ausführlicher, als es durch Blaine geschehen ist, behandelt haben; das Verdienst und die Eigenthümlichkeit der Arbeit Blaines besteht aber gerade darin, daß er die Dinge von einem specifisch politischen Standpunkte aus betrachtet, ohne sich dabei zu sehr durch einseitige Parteirücksichten leiten zu lassen. Er hatte übrigens in dem alten Thomas H. Benton, welcher den Staat Missouri 30 Jahre im Bundessenate vertrat und das werthvolle, zwei starke Bände umfassende Werk: „Thirty Years' View" (1820—1850) verfaßte, keinen unwürdigen Vorgänger. Benton wie Blaine sind als fähige und kenntnißreiche, wenn auch nicht fehlerfreie Staatsmänner anzusehen und die Ereignisse, welche „die politische Revolution" (the political revolution) von 1860 in den Vereinigten Staaten herbeiführten, sind von letzterem mit Talent und historischer Einsicht beleuchtet und besprochen worden. Was bis zum Jahre 1861 in politischer und socialer Beziehung in den Vereinigten Staaten geschah, hat Blaine mit Klarheit, Kraft und möglichster Objectivität beschrieben, bei den Ereignissen nach 1860 tritt dagegen aus leicht erklärlichen Gründen des Autors Subjectivität mehrfach zu stark hervor und seine Arbeit verliert wohl etwas an historischem Werthe, wenn sie auch an Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung nur wenig einbüßt.

Der Autor beginnt sein Buch mit der Erklärung, daß „die Compromisse mit der Sklavenfrage, welche der Constitution der Vereinigten Staaten einverleibt wurden, zu den wesentlichsten Bedingungen gehörten, auf denen das föderale Regiment (federal government) aufgebaut wurde"; ohne diese Compromisse würden die 13 Staaten niemals „eine engere Union" (a more perfect Union) eingegangen sein. Alsdann geht er zu der Geschichte des Ankaufs von Louisiana über und zu dem Vertrage mit Spanien, welcher die Grenzen der Vereinigten Staaten weit nach dem mexikanischen Golf ausdehnte und ihnen den größten Theil von Texas erwarb. Die Aufnahme von Louisiana als Staat wurde vom Norden der Union heftig bekämpft, so namentlich durch Josiah Quincy aus Massachusetts, der darin eine Lockerung der Union erblickte. Blaine dagegen glaubt in dem Erwerb von Louisiana „ein politisches Meisterstück" (a masträ stroke of policy) erkennen zu müssen, wodurch die verhältnißmäßig schwache Union zu einer „continentalen Macht" erhoben wurde. Er zollt deshalb dem Präsidenten Jefferson und dessen Staatssecretär Madison, sowie den amerikanischen Gesandten Monroe und Livingston in Paris, welche den Ankauf von Louisiana zu Stande brachten, hohes Lob, wenn er auch zugesteht, daß dieser Ankauf durch den Wortlaut der Constitution nicht vollständig zu rechtfertigen gewesen sei. Außerdem, meint er, habe die Erwerbung von Louisiana einen Krieg mit England herbeiführen können, denn Napoleon I. habe es wahrscheinlich nur verkauft, um es nicht in die Hände Englands fallen zu lassen. Jefferson habe übrigens noch vor seinem Tode eine andere Gefahr aus seiner Politik hervorgehen sehen, und das sei der Kampf mit dem Institut der Negersklaverei gewesen. Dieser Kampf habe sich zuerst in gefährlicher Weise angekündigt, als das Territorium Missouri, welches zu dem Louisianagebiete gehörte, im Jahre 1820 seine Aufnahme als Staat in die Union verlangte. Schon Washington, Jefferson und andere Gründer der Republik warnten ihre Landsleute vor den sectionellen Gefahren, welche die Negersklaverei für die Einheit der Union im Gefolge habe. Die freien Staaten des Nordens haßten das Institut der Negersklaverei aus sittlichen und anderen Gründen, während in den Südstaaten dieses Institut die Basis des Reichthums geworden und tief in alle socialen Verhältnisse eingedrungen war. Jefferson rief einmal mit Bezug auf die Negersklaverei aus: „Ich zittere für mein Vaterland, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist"; derselbe Jefferson war aber auch ein Anwalt der verderblichen „Staatenrechtslehre" (doctrine of State rights), welche infolge ihrer particularistischen Tendenz die Einheit der Union bedrohte. Blaine schildert in lebhaften Farben die allgemeine Aufregung, welche die Missourifrage hervorrief, und citirt den Ausspruch Jeffersons: „Die Missourifrage ist eine der verhängnißvollsten, welche jemals die Union bedroht haben; in den dunkelsten Stunden des Unabhängigkeitskrieges bin ich nicht so besorgt gewesen als jetzt." Allein die Gefahr wurde abgewandt durch den Compromiß, welcher den 36°30′ als Grenze zwischen den freien und den Sklavenstaaten der Union zog. Was Blaine über Calhoun, Van Buren und Stephen A. Douglas sagt, ist im Wesentlichen correct: er bekämpft mit Erfolg die Ansicht, daß die Negersklaverei für die Südstaaten der Union in nationalökonomischer Beziehung eine Nothwendigkeit gewesen sei, und stellt die Behauptung auf, daß die Führer des Südens beim Ausbruch des Secessionskrieges den Sklavenhandel wieder hätten ins Leben rufen wollen. Einen andern Grund der Secession findet er darin, daß die Südländer gefürchtet hätten, sie würden die leitende Rolle im Congresse verlieren. Beachtenswerth ist, was er über Daniel Websters Thätigkeit bei den Compromißverhandlungen im Jahre 1850 sagt. Im Ganzen darf man die Gründe, welche Blaine der Sklavenhalterpartei bei der Secession unterlegt, als richtig anerkennen; er betont ferner mit vollstem Rechte, daß der Norden in keiner Weise dem Süden zu nahe getreten sei, daß kein wirkliches Recht des Südens jemals vom Norden bedroht war und deshalb keine gerechte Ursache vorlag, die Union zu trennen. Nicht genug aber betont er die Thatsache, daß nicht der Norden gegen den Süden, sondern umgekehrt, der Süden gegen den Norden wiederholt aggressiv voranging. Er legt nicht genug Gewicht auf die vom Süden so oft und so verderblich angewandte Staatenrechtslehre und vergißt ganz den von dem demokratischen Präsidenten Andreas Jackson, einem Südländer, aufgestellten Grundsatz, daß „den Siegern die Beute gehöre". Diese gewissenlose, das amerikanische Volk corrumpirende Lehre, die übrigens auch in manchen europäischen Staaten Anklang zu finden scheint, beherrscht noch jetzt einen großen Theil des amerikanischen Volkes; sie ist es, die bei dem diesjährigen Präsidentenwahlkampfe von der Fraction der „Unabhängigen" (Independents), der, wie bereits angedeutet, auch Karl Schurz angehört, so bitter bekämpft wird. Die Lehre von den besonderen Rechten der einzelnen Unionsstaaten, welche zuerst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den sogenannten „Virginia-Resolutionen" ihren Ausdruck fand, wurde von so hervorragenden Staatsmännern wie Jefferson und Madison indossirt, sie wurde weiter ausgebildet von dem Vater der Secession, John C. Calhoun, und, wie auch Blaine hervorhebt, von dem Präsidenten James Buchanan, dem Amtsvorgänger von Abraham Lincoln, in seiner Congreßbotschaft vom December 1860 officiell anerkannt. Buchanan ließ sich sogar so weit hinreißen, daß er erklärte, der Süden habe, um die Sklaverei zu erhalten, das „Recht der Revolution gegen die

Unionsregierung". Die Staatenrechtslehre, die Aufrechterhaltung der Negersklaverei und das Recht zur Revolution waren für den echten Südländer synonyme Begriffe; darum traten selbst Männer, wie der General Robert E. Lee, für die südliche Rebellion in die Schranken und manche nördliche Mitglieder der demokratischen Partei sympathisirten mit dem rebellischen Süden. Der unvermeidliche Conflict, von dem Lincoln zuerst gesprochen, war gekommen und nur das Schwert konnte ihn entscheiden. Bekanntlich ist dies zu Gunsten des Nordens und im Sinne der Freiheit geschehen; aber noch jetzt ist das politische Sondergefühl in den Südstaaten nicht ganz erstorben. Dies zeigt sich namentlich in der Behandlung der Neger, die jetzt doch gleiche politische Rechte mit den Weißen haben. Hier wird und muß die Zeit mildernd und ausgleichend wirken.

Charakteristisch für Blaine ist der Umstand, daß er, wie bereits kurz erwähnt, das „Beutesystem" (the spoils system) im öffentlichen Aemterwesen der Union gar nicht berührt, und doch bildet dieser Punkt nicht nur eine Hauptfrage bei dem bevorstehenden großen Wahlkampfe, sondern er stärkte auch die Macht der Sklavenhalter im Norden der Union vor dem Bürgerkriege, da nicht wenige Nordländer es der Aemter wegen mit dem Süden hielten. Nicht alle nördlichen Demokraten waren käuflich, aber viele von ihnen sympathisirten doch deshalb mit den südlichen Machthabern, weil sie durch diese in Amt und Würden zu kommen hofften. Allein die Geschichte des amerikanischen Aemterwesens ist noch nicht geschrieben, und sie wird auch wohl nicht eher in zufriedenstellender Weise geschrieben werden, als bis diese wichtige Frage, die das Lebensmark der Union berührt, gründlich gelöst ist.

Was Blaine über die Administration Lincolns berichtet, ist zweifelsohne von hohem Interresse, wenn er uns auch nur wenig Neues mittheilt. Er wäre nach unserer Ansicht wohl hierzu im Stande gewesen, da er unter Lincoln bereits eine öffentliche Stellung einnahm, die ihn dazu befähigen mußte; aber persönliche Gründe, die vielleicht mit seiner Bewerbung um das Präsidentenamt zusammenhängen, mögen sich hier geltend gemacht haben. Es will uns sogar scheinen, als wenn sein Stil und seine Darstellungsweise weniger gut sind, sobald er sich in seinen Mittheilungen mehr der Gegenwart nähert. Dies gilt auch von dem Theile des Buches, welcher die finanziellen und nationalökonomischen Fragen behandelt; man erkennt leicht, daß der Verfasser dem Freihandel abhold und der Schutzzollpolitik zugeneigt ist.

In dem Schlußkapitel des vorliegenden Werkes kritisirt Blaine das Verhalten der fremden Mächte während des Bürgerkrieges der Union gegenüber und tadelt hier nicht mit Unrecht das Verhalten Englands.

Alles in Allem genommen ist Blaines Buch ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Vereinigten Staaten und es bleibt nur zu wünschen, daß er Zeit und Lust finden möge, die Fortsetzung desselben zu liefern.

Die Philosophie im Lichte eines Philologen.

Von Sigmund Münz.

Der Tübinger Professor Dr. Hans Flach hat sich berufen gefühlt, in einer Schrift „Württemberg und die Philologie"*) die Philosophie und die Philosophen in ihrer ganzen Bedeutungslosigkeit zu entlarven und die berühmten Worte des Apostels: „der Buchstabe tödtet, aber der Geist machet lebendig" umzukehren, zu verkünden, daß der Buchstabe lebendig machet und der Geist tödtet. Er führt Klage über die geringe Aufmerksamkeit, die in Württemberg von Staatswegen der Philologie geschenkt wird; während seiner Ansicht nach die Theologie und Philosophie schon lange, um ein modernstes Schlagwort zu gebrauchen, in Württemberg verstaatlicht sind, ist es die Philologie noch immer nicht, die Philologie, die exacteste, die erhabenste aller Wissenschaften. Lassen wir Herrn Flach doch lieber selber sprechen. „Das philosophische Denken steht in diametralem Gegensatz zu dem philologisch-historischen. Das philosophische Arbeiten ist subjectiv und generell, das philologische objectiv und historisch, mit Voraussetzung der genauesten Kenntniß des Materials. Die Philosophie befördert den Dilettantismus, die Philologie verträgt kein Dilettantenthum. Das philosophische Denken hängt von Systemen, Richtungen und Standpunkten ab, das philologische ist vorurtheilsfrei." Herr Flach macht also den Philosophen den Vorwurf der Subjectivität, des Generalisirens, des Dilettantismus, des Vorurtheils. Wir haben in der Subjectivität eines Menschen nie einen bedeutenden Fehler gesehen, die Objectivität des Cretinismus und des Marasmus hat uns von jeher wenig imponirt. Das ist sicher, daß Platon der Philosoph, um große Gedanken aufzubauen, subjectiver sein mußte als sein Wortausleger; Platon mußte eben 2300 Jahre früher subjectiv sein, damit die objective Conjecturenmacherei einen in Worte gefaßten Geist, eine in Silben gekleidete Subjectivität zum Substrate wissenschaftlicher Spielerei habe. Denn, wenn auch die gute Bestellung des Platotextes ein Werk mühseligen, verdienstlichen Gelehrtenfleißes ist, so wird die philosophische Subjectivität Platons kaum mehr durch neue, sportmäßig betriebene Conjecturen, die geradezu den Lebensberuf armer Seelen ausmachen, modificirt werden. Nach Herrn Flach ist Platon jedenfalls als Philosoph ein Dilettant, als philologisches Object erst ist er objectiv, historisch wie Herr Flach selber. Doch wie die größte Subjectivität, um eine von Herrn Flach so verworfene Eigenschaft hervorzuheben, auch ihre Wahrheit hat, so auch die des Herrn Flach von der Subjectivität der Philosophie und der Objectivität der Philologie. Wir — Herr Flach denkt darüber anders — sind so merkwürdig geartet, die subjective, generelle Ideenlehre Platons, den Dilettantismus seiner politisch-socialen Theorien noch immer höher anzuschlagen, als die ausgezeichnetste philologische Conjectur über eine Stelle im Symposion, als die vorzüglichste Restitution eines Textes in den „Leges". Wir dachten immer, daß die grünen Bäume werthvoller seien als die Parasiten, die sich an ihrem Stamme festsetzen; Herr Flach belehrt uns eines Besseren. Subjectiv ist die Philosophie nach Herrn Flach. Wer wird es je wagen, wenn Herr Flach constatirt hat, daß eine Collationirung der Codices mit Bestimmtheit ergeben hat, daß eine Stelle im Aristoteles lautet: „πᾶσαν πόλιν ὁρῶμεν κοινωνίαν τινὰ οὖσαν καὶ πᾶσαν κοινωνίαν ἀγαθοῦ τινος ἕνεκεν συνεστηκυῖαν", daran zu zweifeln, ist das nicht objective Sicherheit? Haben aber nicht alle philosophischen Systeme in der Definition des Staates, in der Definition des Guten, der Glückseligkeit gewogt? Da ist ein Zeitalter, in welchem der Staat um des Individuums willen, ein anderes wiederum, in welchem das Individuum um des Staates willen da sein soll; heute sagt man, die Tugend sei die Prämisse des Staates, morgen wiederum, der Staat sei die Prämisse der Tugend; heute führt man Alles auf ein geistiges Princip zurück, morgen wiederum Alles aufs Atom, auf die Materie. Ist das, so meint Herr Flach, stabil, objectiv? Mit nichten.

Ja, wenn das nur wäre, wenn die Philosophen nur für sich so ihres Amtes walteten, allein sie verderben uns unser Metier. Gelockt von dem Köder der Philosophie, die dem Menschen den Ausblick ins Weite, den Einblick in die Tiefe verspricht, die ihm Klarheit über sich, die Welt, die Existenz und den Beruf der Wesen vorspiegelt, gehen auch hie und da Philologen ins Lager der Philosophie über, um nie wiederzukehren. Wehe über die moderne Lehrfreiheit, sie ermöglicht den Wechsel der Ueberzeugungen, insoferne er ein Aufsteigen vom Niedrigen zum Höheren bedeutet; und von keinem Fache fällt man so leicht ab wie vom Wortklauben und Silbenzählen; und zu keinem so gerne wie zum Gedanken, zur Philosophie.

Ja, Herr Flach hätte ein Recht über die Philosophie das Haupt zu schütteln, wenn wir sie so häufig von Wort- und Be-

*) Stuttgart 1884, Metzler.

griffsdeutlern gehandhabt sehen; allein das ist ja gerade die Philosophie-Philologie. Herrn Flach sollte das Herz aufgehen, wenn er den modernsten Sport der Kantphilologie betrachtete.

Herr Flach sagt: „Wir stehen nicht an, sie (die Philosophie) geradezu als gefährlich und eine philologische Neigung im Keime erstickend zu bezeichnen, was jeder gebildete und unbefangene Philologe unterschreiben wird." Und wiederum: „Man mache nur mit einem philosophisch vorgeschulten Philologen den Versuch der philologischen Detailarbeit. Man gebe ihm z. B. eine Handschrift zum Collationiren, wo jüngere Philologen — vor Freude außer sich gerathen und mit Leidenschaft und Enthusiasmus die ihnen gestellte Aufgabe erfüllen würden. Man wird nicht nur in den meisten Fällen erstaunt sein über die ungemein kühle Aufnahme, sondern man wird oftmals geradezu Aeußerungen vernehmen, daß eine solche Arbeit langweilig sei. Und wie wird erst geurtheilt über die Anfertigung eines Index oder die Zusammenstellung eines kritischen Apparats zu einem Schriftsteller!" Wahrlich, schlechter als durch diese Worte kann man schwerlich pro domo sprechen. Gewiß wird man, wenn man die frische Atmosphäre des befreienden Gedankens geathmet hat, wenig Gefallen mehr an der Enge des Sammelns, des Corrigirens, des Zerpflückens finden; gewiß wird Jeder sich beglückwünschen am Tage, da er aus dem codexgewordenen Menschen wiederum zum menschgewordenen Menschen sich emancipirt hat; gewiß wird kein Menschgewordener die Rückkehr zur Codexwerdung nehmen. Herr Flach verargt es, daß, wer Philosophie studirt hat, keinen Gefallen mehr am Collationiren von Codices findet; Herr Flach vergißt, daß auch der Philosoph fortwährend collationirt; allein es sind etwas feiner bestellte Gewebe als gewaltige Codices, es sind Seelenzustände, Gedankenprocesse, geschichtliche Vorgänge, Leidenschaften und Tugenden der Menschen, die er collationirt. Und dieses Conjecturenmachen ist ein klein wenig geistig anstrengender, als die silben- und lückenzählende Arbeit. Die feinen Fäden des Gedankens lassen sich eben nicht so greifen und betasten, wie die Tinte und die Druckerschwärze, das Object einer weniger hohen Wissenschaft oder mitunter wissenschaftlicher Quacksalberei. Diejenige Zeit, die so recht den Philologen mit ihrem Reichthume herhält, das fünfte und vierte vorchristliche Jahrhundert, hatte keine Philologen. Nur wenn der Gedanke seine Feierstunde hält, wenn man Schönheit und Wesen nach Quantitäten und nicht nach Qualitäten und Harmonien mißt, dann wuchern gedankenlose und schönheitsarme Geschöpfe mit dem Pfunde; sie fallen her über die Muse des Sophokles, den Enthusiasmus des Herodot, zerfasern Alles und betrachten das noch immer aus diesen herrlichen Werken frisch quellende Leben als Cadaver für philologische Sectionsübungen.

Herr Flach wundert sich, daß philosophische Geister an solch hohler unnützer Arbeit keinen Gefallen mehr finden, und wie ein neuer Celsus tritt er für die Erhaltung des wissenschaftlichen Götzendienstes ein. Zu spät: in den Tagen des Celsus ging eine neue Humanität von einer jugendfrischen Religion aus, und in unsern Tagen bläst ein kräftiger, frischer Hauch von dem neuen Gebiete der Naturwissenschaft her. Herr Flach hat wohl lange Zeit geschlafen und es nicht erfahren, daß die Philosophen und die Naturforscher sich täglich inniger verbünden. Vielleicht erlebt er auch eines Tages, wie die Geschichtswissenschaft, die jetzt noch ein wenig in der frostigen Umarmung der Philologie ruht, sich von ihrer Handlangerin erlöst und mit der Philosophie und Naturwissenschaft umarmt.

Die größten Denker aller Zeiten haben sich bemüht, die Wissenschaften zu klassificiren und sie je nach dem größeren oder geringeren Grade ihrer Sicherheit aneinanderzureihen. Gibt es nicht auch eine Hierarchie der Wissenschaft in Bezug auf ihre Vornehmheit, auf ihren Rang? Wenn es einen Homer gab, was würde er sagen, wenn man ihn in eine Kategorie mit seinem Conservator Aristarch setzte; und was soll Platon sagen, wenn man ihn äquivalent macht mit der Summe der Worte, die er geschrieben, und nicht mit dem Baue der Gedanken, die er gedacht hat? Viele Arbeit der Philologen ist unnütz, ist Zeitvergeudung, „Schnupfen des Gehirns", um mit Cavour zu sprechen; viele Arbeit wiederum, die sie verrichten, ist herstellend, erhaltend, allein nie in das Gebiet höchster Geistesarbeit gehörig. Wer wird seine ersten Schularbeiten bereuen, wer aber sollte in ihnen den Gipfelpunkt seines Strebens erblicken? Treffliche Sprachkenntnisse sind Mittel zum Zwecke für den Einzelnen; es gibt aber auch Menschen, die wie Mittel sind für die Arbeit Anderer, den Zweck. Jeder wird gut thun selber auch das Instrument des Handlangers zu handhaben und bei hohen Zielen auch dürftige Erklärer- und Sammlerarbeit zu thun; aber traurig ist es, wenn er niedrigen Dienst mit hoher Arbeit verwechselt oder, ohne sie selber zu treiben, gering achtet. Diese traurige Verirrung ist die Verirrung einer Zeit, in welcher thatsächlich Philosophen noch immer in scholastisch-alexandrinischer, der Erfahrung entrückter, des Fundamentes entbehrender dogmatischer Speculation befangen sind, oder in Tagen, wo schale Privatäußerungen von Königen oder Höflingen zu politischer Bedeutsamkeit, zu staatsmännischer Weisheit aufgebauscht werden. Wir entfernen uns täglich mehr von solchem Wahnwitze. Gesunder Empirismus, mühereiche Induction in der Philosophie gewinnt täglich mehr Boden; und in der Politik ist es das Erkennen der Bedürfnisse der Gesellschaft, des Volkes, das der Hofpolitik weicht. Auch die Wissenschaft der Geschichte erhebt sich unter solchen Einflüssen zum Gesetzbuche der Gesellschaft, zur Philosophie der socialen Phänomene.

Rufe nach Erlösung von der Philosophie klingen heute wie dumpfe Schreie aus Todtengrüften. Herr Flach ruft ins Leere. Er beklagt sich über das Uebergewicht philosophischer Studien in Württemberg. Wie dankbar dürfen wir Schwaben und dem theologischen Stifte in Tübingen dafür sein, daß dort so viel Philosophie getrieben wird. Die Philosophie, die die jungen Theologen dort als Einleitung zu ihren höheren theologischen Studien treiben müssen, ist die Prämisse für ihren so häufig erfolgenden zukünftigen Abfall, oder, wenn sie Theologen bleiben, für ihre in höherem Stile gepflegten historischen Studien der Religions- und Kirchen-Entwicklung. Das Tübinger theologische Stift hat Deutschland von jeher einige seiner besten Denker und Gelehrten gegeben; man mag über Hegel und Schelling denken wie man will, angeregt haben sie reichlich, und befruchtet sind von dem ersteren zumal auch viele seiner Gegner worden. Wir verdanken dem theologischen Stifte David Friedrich Strauß und Ferdinand Christian Baur; Hölderlin der Dichter hat dort gelernt. Zwei treffliche Denker, Schüler des theologischen Stifts, lehren noch heute an der Universität Tübingen: Gustav Rümelin und Christoph Sigwart. An der Berliner Universität ist die theologische Schule Tübingens gut vertreten, in allen Zeiten hat sie durch die Pflege der Philosophie Gutes gesäet; sie wird gewiß dem naturwissenschaftlichen Ansturme der Gegenwart wie die Theologie und die Dogmatik überhaupt nicht dauernd widerstehen. Aber seien wir für eine auch noch befangene Philosophie dankbar, sobald sie uns das Denken entbindet, denn eine Hebamme des Denkens war die Philosophie immer, wenn auch nur die Methode des Sokrates den weltgeschichtlichen Namen der Hebammenmethode bekommen hat.

Unkenrufe wie die des Professors Flach verhallen. Er spricht mit Hohn von dem „ungebundenen Speculiren" und stellt Speculationsfähigkeit der Leistungsfähigkeit entgegen, als ob die Speculation dankbaren Geistern nicht von jeher als die höchste Leistung gegolten hätte. Herr Flach will, daß der Jüngling ewig im Banne des Wortes bleibe, ihm ist der Anblick des Schmetterlings, der seine Hülle sprengt, nicht genehm. Er beschimpft polyhistorischen oder encyklopädischen Drang. Gewiß, nicht Jeder ist dazu berufen, aber es hat, dem Himmel sei Dank, zum Glücke der Welt einen Aristoteles, einen Leibniz, einen Alexander Humboldt gegeben.

Aus der Hauptstadt.

Menzels „Piazza d'Erbe in Verona".

Wenn auch die Daten nicht auf einen Tag stimmen, könnte man Adolpf Menzels jüngste Schöpfung doch ganz wohl eine Jubiläumsarbeit nennen. Zwischen „Künstlers Erdenwallen", von 1834 und der Piazza d'Erbe von 1884 liegen fünfzig Jahre unermüdlichen Schaffens. Wie es heißt, hatte Menzel auch ursprünglich im Sinn, an seinem Ehrentage im Künstlerverein das vollendete Werk auszustellen. Wer Menzels Art kennt, wundert sich nicht, daß er sich bei der dreijährigen Arbeit, die ihm das Bild gekostet, um einige Monate verrechnet hat.

Sein Genius hat von je die unvorhergesehensten Wendungen einzuschlagen gepflegt. Wenn man ihn auf einer Bahn eingefahren wähnte, so schwenkte er ab und schlug ungebahnte Wege in die Wildniß ein, deren Ziel erst erkannt wurde, wenn er aufs Neue die Richtung geändert. Nur daß er sein Leben lang, wenige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, seiner nächsten Heimat treu geblieben war. Jetzt als Siebzigjähriger wagt er sich an die Schilderung einer fremden Lokalität, eines fremden Volkes und nimmt auf seine Greisesschultern die ungeheure Arbeit, die seiner Art zu schaffen das Studium einer neuen Materie auferlegt. Und er, der von Jugend her unermüdlicher als irgend einer der Lebenden, ja, irgend einer aus den letzten beiden Jahrhunderten mit der Natur gerungen, er wirft sich mit einem Eifer auf seinen Gegenstand, als sollte er an ihm erst lernen die Welt des Scheins bemeistern, als wäre er ein Jüngling, der auf seinem Entwickelungsgange eben bei der Entdeckung der Natur angelangt sei. Es hat zu allen Zeiten Maler gegeben, die bis in ihr höchstes Alter hinein ihre Schaffenskraft bewahrt. Daß aber ein Greis von Menzels Jahren sich noch gänzlich neue Probleme gestellt, gewissermaßen von vorn anfängt, findet vielleicht nur in Rembrandt ein Gegenstück.

Trotz einzelner Andeutungen von Begünstigten, die den Meister bei der Arbeit beobachtet, konnte man sich doch gar kein Bild machen, wie Menzel Italien aussehen würde. Daß er nicht nach der Weise von Leopold Robert oder Gustav Richter auf ideale Schönheit Jagd machen würde, ließ sich voraussehen. Aber selbst in der Erfassung des Charakteristischen, das in einseitiger, auf die Spitze getriebener Consequenz sein Ziel, stand ein weiter Spielraum offen. Dann war die große Frage, wie er das Problem des Lichts lösen würde. Mit begreiflicher Spannung sah man der Ausstellung entgegen, die mehrfach verschoben wurde und schließlich nur kurze Zeit dauerte.

Dafür war die Wirkung so intensiv, wie die eines politischen Ereignisses. Man sprach kaum von etwas Anderem.

Das allgemeine Urtheil über das Bild und die gleichzeitig ausgestellten Skizzen ist von seltener Einmüthigkeit, aber über Bild und Skizzen ganz verschieden. Während letztere einen wahren Enthusiasmus erregten, blieb die Stimmung dem Bilde gegenüber bei allem Respect, bei aller Freude an einzelnen Figuren durchweg kühl. Selbst unbedingte Bewunderer sprachen nie von dem Ganzen, sondern immer nur von Einzelheiten.

Wenige nur haben von dem Werke einen ersten, vollen Eindruck gehabt, denn sein Umfang ist nicht groß und die Zahl der Besucher war so stark, daß der Eintretende über die Hüte der Damen weg nur das Stückchen tiefblauen Himmels und die Dächer und obersten Etagen der Häuser zu sehen bekam, und allmählich, je nachdem die Bewegung eine Lücke ergab, Stück für Stück die ganze Composition zusammenfügen mußte. Das war in diesem Falle für das Verständniß des Bildes hinderlicher als sonst, denn gerade hier offenbarte der erste unbehinderte Anblick die Mängel des Ganzen. Menzels Piazza d'Erbe ist weder in der Composition noch im Colorit eine Einheit. Der sinnliche Eindruck des Ganzen vermag uns in keiner besondern Weise zu erregen.

Es ist um die Zeit des bewegtesten Markttreibens. Das wimmelt und wogt von zahllosen kleinen Gestalten auf der kleinen Fläche, daß man auf wenige Schritt Entfernung zuerst nur farbige Flecke wahrnimmt. Die Gruppen und Einzelgestalten lösen sich obendrein nicht so energisch von einander, wie sonst bei Menzel. Es mangelt dem Mittelgrunde an Luft. Allmählich erst lernt man sich in dem Gedränge zurecht finden, doch muß man dazu erst jede einzelne Gestalt auswendig wissen. Das Bild verlangt Detail für Detail besehen zu werden, — man muß sich hindurchlesen, hörte ich sagen.

Vorn hocken einige Steinsetzer hintereinander und geben in ihren ruhigen, gleichmüthigen Posen dem Vordergrund die nöthige Ruhe. An ihnen vorüber und durch ihre Reihe hindurch schreiten die Hausfrauen mit ihren Einkäufen, Passanten, die das Gedränge genirt. Die ganze Fläche des Platzes wird von den Händlern mit Bergen von Gemüsen und andern Eßwaaren unter ihren Riesenschirmen eingenommen. Man erkennt nur die vordersten, nach hinten verschwinden die Gestalten zu bloßen Andeutungen. In dies geschäftige Gewimmel ist eine Familie von Engländern gerathen, die all den Forderungen und Anerbietungen, mit denen sie die Marktbummler umringen, trotz des gezogenen Portemonnaies vollkommen hülflos gegenüberstehen. Man möchte sie Engländer der Fabel nennen, es sind Caricaturen, wie in einem Witzblatt, und dürfen kaum als Typen des heutigen reisenden Engländers gelten. Man hätte bei Menzel an ihrer Stelle eher den vornehmeren Typus der eleganten, ruhigen, welterfahrenen Kosmopoliten erwartet, die durch nichts auf der Welt aus der Fassung gebracht werden. Von großer Schärfe und Wahrheit sind die unverschämten Belagerer, die Buben, die in dem Gewirre kopfstehen und radschlagen, ohne daß sich einer darüber wundert als die Engländer, die das Schauspiel bezahlen sollen; die Lungerer, die dem unglücklichen Paare leibhaftige Eulen zum Kauf anbieten. Auf der anderen Seite fährt ein Eselskarren ab, dessen Thier und Geschirr vielleicht das Wahrste ist, das Menzel selber und mithin das neunzehnte Jahrhundert bis jetzt gemalt hat. Im weiten Bogen schließen die Häuser das Bild ein. Auf ihren Balconen und in ihren Fenstern kaum angedeutet, aber jede für sich erfunden, eine Unzahl Gestalten, deren keine ohne Absicht so und nicht anders geworden.

Doch aller Reichthum im Einzelnen, die unerhörte Meisterschaft der Zeichnung bringen es zu keiner Gesammtwirkung, die zu ihnen im Verhältniß stände.

Vielleicht liegt eine der Ursachen, zum wenigsten die des nicht ganz einheitlichen Colorits, in dem Umstande, daß Menzel keine farbigen Skizzen zu dem Bilde gemacht. Unter der ausgestellten Auswahl finden sich keine. Es sind durchweg Bleistiftzeichnungen.

Sie eröffnen uns einen tiefen Einblick in das Wesen des Mannes. Es dürfte wohl kaum einen modernen Maler geben, der die geringste Kleinigkeit seines Bildes derart durch Studien vorbereitet, und sicherlich keinen, der ihn in der Qualität dieser Studien erreichte. Mit seltenster Einmüthigkeit erkennen Künstler und Kunstforscher, selbst die, deren Studium der Gegenwart sonst abgewandt ist, in ihnen Producte, die neben den höchsten ihrer Art rangiren. Sogar Fanatiker des Alten stellen die besten ohne Bedenken neben Dürers Handzeichnungen. Zweifellos sind Menzels Studien zu der Piazza d'Erbe ungleich treuer und frischer als das fertige Bild. Doch das ist im Grunde keine neue Erscheinung bei ihm. Die Studien zu den Friedrichsbildern und zum Eisenwalzwerk offenbaren dieselben Eigenschaften.

Bis jetzt hat selbst Menzel unter seinen Handzeichnungen nichts, das über diese letzten Studien hinausginge. Und es sind die eines Siebzigjährigen, was man keinen Augenblick vergessen wolle. Da ist eine arme alte Frau mit ihren mageren Einkäufen in der Hand, über den Stock gebückt, gerade auf den Beschauer zuschreitend. Die geringe Last strengt ihre schwachen Kräfte dermaßen an, daß der Mund sich zitternd öffnet. Ungekämmt hängt ihr das rauhe Haar um den Kopf, mit unendlicher Sorgfalt und der Wahrheit der Photographie sind all die tausend Runzeln und Falten wiedergegeben. Die Partie des Halses und die Hände sind extra daneben gezeichnet. Dann eine sitzende Italienerin mit rundlichem brünettem Kopf, aufschauend aus kleinen Augen, aus deren Winkeln eine Glorie weicher Strahlen über die Schläfe schießt, von frappantester Wahrheit; weiterhin die Studien zu den Steinklopfern, zu den radschlagenden Jungen eine Anzahl ganz stupender Haarstudien und die ausgestreckten Hände eines bettelnden Buben, plastische, feste und doch fleischige italienische Hände; der Künstler hat gewissenhaft ihre Maße und Größe und Alter des Jungen beigefügt. Neben diesen detaillirten Studien die Fixirungen von Bewegungsmotiven, die der Künstler selber passend Notizen nennt, — in ihrer Art ebenso wunderbar wie die sorgfältigsten Ausarbeitungen.

Aufs Neue bestätigt diese jüngste Leistung Menzels die alte Ansicht, daß er in seiner großartigen Begabung doch innerhalb der Grenzen des deutschen Kunstnaturells gebannt liegt, die fast Keiner durchbrochen

hat. Er ist in erster Linie der Zeichner, er denkt nicht in der Farbe; diese tritt ergänzend zu der Zeichnung, entsteht nicht von vornherein ebenbürtig mit ihr.

Noch steht der greise Künstler mit ungebrochener Kraft vor uns. Möge sie ihm so lange erhalten bleiben, wie ihre Fülle hoffen läßt. Unsere Kunst muß noch mit ihm rechnen dürfen. Es ist Keiner da, der in den Augen Europas als sein Erbe gelten könnte. A. L.

Notizen.

Leonis Pontificis maximi Regesta ed. Card. Hergenröther. Freiburg i. B., 1884.

Den ausgezeichneten Versuchen deutscher Gelehrter, die mittelalterliche Papstregesten herauszugeben, tritt in der vorliegenden Sammlung der Versuch zur Seite, die Papstgeschichte der neuern Zeit urkundlich zu beleuchten. Jene hatten das Material mühselig aus Archiven und Bibliotheken zusammenzusuchen, diesen liegt fast durchaus das vaticanische Archiv und zwar ungefähr 250 starke Manuscriptbände zu Grunde; jene gingen von Privatleuten aus, diese geschieht in officiellem Auftrage des Papstes. Schon die bisher erschienene erste Lieferung gibt Zeugniß von der ungeheuren Fülle des Materials und von dem Fleiß und der Sorgsamkeit des Herausgebers. Diese erste Lieferung, welche nur die Zeit vom 13. März bis Ende April umfaßt, enthält nicht weniger als 2348 Nummern. Die meisten Regesten sind ganz kurz: Datum, Adressat, Inhalt wird angegeben, die Anfangsworte werden mitgetheilt, auf den Druck — oder Aufbewahrungsort der Urkunde — wird hingewiesen; letzteres geschieht meist durch Buchstaben, die ihre Erklärung wohl erst in der Einleitung finden werden. Diese Einleitung, die Werth und Bedeutung des ganzen Unternehmens ausführlich erörtern muß, wird erst am Ende des Werkes gegeben. Dem Texte sind erklärende Anmerkungen hinzugefügt. Sie weisen auf Quellen und Bearbeitungen hin, in denen die in den Regesten angedeuteten Gegenstände ausgeführt werden, erklären die Namen der Städte, geben kurze Berichtigungen. Schon die erste Lieferung zeigt, daß wir es hier mit einem hochbedeutenden, in echt wissenschaftlichem Geiste unternommenen Quellenwerke zu thun haben. Für die politische, Literatur- und Kirchengeschichte im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts wird es eine unendliche Fülle der Belehrung gewähren. Das Werk ist auf 12 Hefte berechnet, die im Laufe von 4 Jahren erscheinen sollen. L. G.

* * *

Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke von A. Rutari. Berlin R. Eckstein Nachfolger.

Eine sehr verdienstvolle Biographie des 1880 verstorbenen Berliner Humoristen, der unstreitig der Schöpfer des deutschen Feuilletons ist. Es werden hier manche interessante Stellen aus Privatbriefen Kossaks mitgetheilt, die eine willkommene Ergänzung zu dessen bekannten Reisefeuilletons bilden und stets den scharfen Blick, die kaustische Geistesdichtung und den hohen sittlichen Ernst des Schriftstellers bestätigen. Auch die wieder abgedruckten Artikel, meist aus den ersten längst verschollenen Schriften Kossaks, sowie die Erzählung seines Bildungs- und Lebensganges sind interessant und charakteristisch. Da der Verfasser ein naher Verwandter Kossaks ist, so wollen wir seiner herzlich und hübsch geschriebenen Arbeit gern einige Ueberschwänglichkeiten zu Gute halten. Wir glauben aber, der stets bescheidene Feuilletonist, der hier einmal übers andere „Genie" und „Dichter" genannt wird, hätte ein ironisches Lächeln etwa bei folgendem Passus nicht unterdrückt (S. 60): „Endlich, endlich hatte die Sonne des Genies den Nebel zertheilt, der so lange die Phantasie des Dichters von dem Stoffe schied, der bestimmt war, jener zur Nahrung zu dienen. Glänzend und leuchtend fielen ihre Strahlen in die Brust des Dichters und erweckten eine niegewohnte Schaffensfreude; glänzend und strahlend verbreiteten sie sich auf seiner schriftstellerischen Laufbahn; erwärmend, erheiternd schienen sie in das Herz des Dichters und in das des Lesers gemeinsam, so daß seine Leser schnell seine Freunde wurden. Da nun der recht Pfad gefunden, begann der Dichter ꝛc."

* * *

Von W. H. Riehls schönem Buch: Die deutsche Arbeit (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung) liegt uns eine neue 3. Auflage vor, deren Text durch viele Zusätze vermehrt und im Einzelnen mannichfach verbessert und durchgefeilt ist. Der Verfasser sieht den Urgrund der socialen Unzufriedenheit bekanntlich weniger in den Härten des Lohnsystems und in den ungerechten Maßen so manches Gewinns und Erwerbs oder in der unsicheren Existenz ganzer Volksgruppen, als namentlich in dem Mangel einer sittlichen und religiösen Auffassung der Arbeit nach ihrem Wesen, ihrer nothwendigen historischen Organisation und ihren letzten idealen Zielen. Diese ideale Auffassung der socialen Frage als einer nicht lediglichen Magenfrage und in Verbindung mit den tiefen Problemen des Geistes, der Bildung und der Religion hat dem Buche viele Freunde zugeführt und wird immer weitere Kreise fesseln. Es dient keiner Partei, sondern nur der Versöhnung. — Auch die im gleichen Verlag erschienene 2. Auflage von Simrocks Altdeutschem Lesebuch in neudeutscher Sprache mit seinen feinsinnig ausgewählten Proben aus der ältesten Dichtung der Germanen, der alt- und mittelhochdeutschen Zeit in geschmackvollen Musterübertragungen können wir Schule und Haus bestens empfehlen.

* * *

Bertha Thomas: „George Sand". (London 1883, W. H. Allen & Co.)

Wir haben vor kurzem den ersten Band der Ingram'schen „Serie von Biographien berühmter Frauen" („George Eliot" von Miß Blind) an dieser Stelle erwähnt. Jetzt liegt uns der dritte Band unter obigem Titel vor. Miß Thomas, die eine sehr geschätzte Romanschreiberin ist, zeigt sich auch als Biographin im besten Lichte. Jahrelang war davon die Rede, daß ein Deutscher, dann, daß ein Franzose das Leben der genialen Französin ausführlich darstellen wolle. Das langsame Erscheinen der vielbändigen Auswahl der Sand'schen Correspondenz hat bislang die Durchführung jener Absichten vereitelt, und so blieb es schließlich einer Engländerin vorbehalten, das erste eigentliche Buch über Madame Dudevant seit ihrem Tode zu schreiben. Es ist dem In- wie dem Gehalt nach ein sehr interessantes Buch. Von Vollständigkeit kann bei dem Mangel an unparteiischen, verläßlichen Quellen keine Rede sein. Das Leben der merkwürdigen Frau, das sich wie ein Roman liest, ist trotz des Briefwechsels und der noch umfangreicheren Selbstbiographie, die vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschien, noch immer vielfach in Dunkel gehüllt. Was sich aber aus dem vorhandenen Material machen läßt, hat Miß Thomas daraus gemacht. Sie behandelt ihren oft etwas delicaten Gegenstand mit entsprechendem Zartgefühl. Die Liebesaffaire mit de Musset wird nur flüchtig berührt; vielleicht dünkte der Verfasserin das Thema schon gar zu abgedroschen, vielleicht auch konnte sie sich nicht recht entschließen, ihrer Heldin, deren eifrige Verehrerin sie ist, Unrecht zu geben in dieser seltsamen Angelegenheit, aus der trotz zahlloser Darstellungen noch Niemand hat klug werden können. L. K—r.

* * *

Karyatiden. Sechs Novellen von Oscar Berkamp. Berlin, Walter & Apolant. Die weibliche Production auf literarischem Felde nimmt drohende Verhältnisse an. Auch die „Karyatiden" scheinen unverkennbar einer Frauenfeder zu entstammen, aber da sich überall ein entschiedenes Talent zeigt, so wollen wir mit diesem Produkt nicht allzu scharf ins Gericht gehen. Ueberall merkt man ein krampfhaftes Haschen nach Originalität und Effect, doch liegt dieser Kraftgenialität wirklich meist ein ziemlich starkes Können zu Grunde. „Rothhaar" und „Heidenmarie", zwei Variationen über dasselbe Thema: ein wilder, trotziger Mädchencharakter, den die Liebe beugt, sind am besten gerathen. Die sprunghafte, erhitzte Erzählungsweise paßt hier vortrefflich, und die Charakterzeichnung ist nicht ohne Feinheit und wirkliche Größe. „Lucifer" ist ein barocker Pasticcio in der Art von E. T. A. Hoffmann und Poe, und ebenso wenig vermag „Psyche" zu fesseln. Hier und namentlich im „Modell" zeigt sich das Unvermögen, einfache Probleme einfach zu exponiren und zu lösen. Namentlich das „Modell" ist eine unwahrscheinliche Geschichte ohne ein Atom von Natur- und Menschenbeobachtung. Angenehm contrastirt damit die freundlich schlichte Erzählung „Aus den Leidenstagen einer Häßlichen". Hier gibt sich die Erzählerin wie sie ist, und da erscheint sie echt weiblich und wahrhaft liebenswürdig.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Abonnements
auf das nächste **Quartal** zum Preise von **5 Mk. 25 Pf.** (für alle 5 Blätter zusammen) nehmen alle **Reichs-Postanstalten** entgegen.

Reise-Abonnements
pro Woche **1 Mark** nach jedem beliebigen Orte nimmt die Expedition des Berliner Tageblatt, Berlin SW., entgegen.

„Berliner Tageblatt"

nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt „**ULK**", illustr. Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**", „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**" und „**Industrieller Wegweiser**".

Geistige Frische, außerordentlich reicher und gediegener Inhalt und schnellste Mittheilung aller Ereignisse, sowie der außergewöhnlich billige Abonnementspreis sind die besonderen Vorzüge des „**Berliner Tageblatt**", denn hierdurch wurde es die

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheint:

„Um Ehre"

ein höchst spannender Roman von Friedrich Friedrich; ferner

„Der Tanzmusikant"

eine reizvolle Novelle von H. Ehrlich.

Auflage 315.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Baginsky's Antiquariat in Berlin, Artillerie-Strasse Nr. 24, kauft **Bibliotheken** u. **einzelne Werke** zu **höchstmöglichen** Preisen!

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 6 = fl. 3. Soeben erschienen.

Preisermäßigung.

Die Schriften meines Bruders, des Oberlehrers Dr. Friedrich Latendorf zu Schwerin i/M., über **J. Frank's erste namenlose Sprichwörtersammlung; zur Erinnerung an Fritz Reuter; Reuters Lieblingslehrer; Niederdeutsch u. Neudeutsch** sind bis auf Weiteres zu dem ermäßigten Preise von 6 *M.*, je 0,80 und 0,60 *M.* durch jede Buchhandlung, bei Baareinzahlung auch direct von mir zu beziehen. Näheres u. a. auf dem Umschlag der „100 Lutherssprüche" (Rostock, Hinstorff) desselben Verfassers.

Poesneck in Thüringen.

Carl Latendorf.

Eine Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges wünscht mit Autoren und Componisten in Verbindung zu treten. Adressen unter **J. H. 7399** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:

Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.

Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum" und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die **erste Lieferung** *von*

Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,

um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau:**

Das philosophische System

Eduard von Hartmann's

von

Dr. Raphael Koeber.

Preis 9 Mark.

Soeben erschien:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen

über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren.

Von Prof. Dr. **W. Preyer.**

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis broch. 9 *M.*, eleg. gebd. 11 *M.*

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Soeben erschien in unserm Verlag:

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. *M.* 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Eine angesehene Verlagsbuchhandlung sucht Manuscripte von Novellen und kürzeren Romanen zu erwerben.

Angebote werden durch die Expedition dieses Blattes sub **E. K. # 14** weiter befördert.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 26. Berlin, den 28. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Tripelallianz und die Mittelmeerfrage. Von Legatus. — Die Ueberbürdung der Schuljugend. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Ungedruckte Gedichte Theodor Körners. Aus der Handschrift des Dichters mitgetheilt von Friedrich Latendorf. — Der Vegetarismus und die Dichter. Von Julius Duboc. — Hänschens Bein. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. — **Aus der Hauptstadt:** Die Oper im Kroll'schen Saale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Tripelallianz und die Mittelmeerfrage.

Was sich seit lange vorbereitet hat, beginnt sich zu vollziehen. Ein neuer Conflict ist zwischen den französischen und den italienischen Interessen in Nordafrika ausgebrochen. Auf das zur Thatsache gereifte Protectorat Frankreichs über Tunis ist eine Grenzberichtigung Algiers auf Kosten Marokkos gefolgt. Vielleicht verhindert die lebhafte Aufregung, welche dieses Ereigniß in Italien hervorgerufen hat, Frankreich momentan einen entscheidenden Schritt mehr zu thun, um den Plan eines großen nordafrikanischen Reiches unter seiner Botmäßigkeit zu verwirklichen. Aber der unbestrittene Erfolg des Versuchs, Algier den marokkanischen Landstrich bis zum Flusse Muluya einzuverleiben, wird Frankreich ermuthigen seinen Plan in Nordafrika im Stillen fortzusetzen, bis eines schönen Tags die Welt überrascht zur Einsicht kommen wird, daß Frankreich Herr des Mittelmeeres geworden ist.

Die Sachlage ist gegenwärtig also eine ziemlich klare und einfache. Niemand reagirt gegen die französische Besitznahme des marokkanischen Besitzes bis zum Flusse Muluya unter dem specifischen Momente, daß der betreffende Landstrich nicht an die Meeresküste reicht und somit die Machtverhältnisse im Mittelmeer nicht verschoben werden. Dadurch gibt man unter einem fadenscheinigen, aber doch noch nicht ganz unanständigen Deckmantel einfach nach. Für die Zukunft wechselten Spanien, England und Italien allerdings hochtönende, platonische Versprechungen auf Anregung des römischen Cabinets aus, welche wohl nie praktische Folgen haben werden, weil Frankreich klug genug sein wird, Spanien rechtzeitig auf Kosten Marokkos durch eine Gebietserweiterung an der Nordwestküste Afrikas abzufinden, während die ägyptische Frage der französischen Regierung ein günstiges Feld für befriedigende Zugeständnisse an England bietet. Spanien und England wissen also genau, was sie thun; beide haben einen sehr wahrscheinlichen Nutzen vor Augen. Italien aber wird Dank der unfähigen Leitung seiner auswärtigen Geschäfte leer ausgehen und vielleicht noch bittern Spott dafür ernten, daß es von seinen Staatsmännern versäumt wurde, Italiens Mittelmeerinteressen durch die Tripelallianz — falls eine solche in dem strengen Sinne des Wortes überhaupt existirt — als Gegenleistung sicher zu stellen. Das dies nicht geschah, beweist unzweifelhaft die frühere Haltung der Cabinete in Berlin und Wien bezüglich der Regentschaft Tunis und heute das tiefe Schweigen der genannten Regierungen bezüglich Italiens Klagen über die Wendung, welche die Dinge in Marokko zu nehmen drohen. Die Situation ist also genau dieselbe wie nach dem Berliner Congreß, bei dem hinter den Coulissen die Annectirung von Tunis zwischen Frankreich und England unter Zustimmung Deutschlands und ohne Vorwissen Italiens abgekartet worden. Italiens kleinmüthige Anlehnung an Oestreich und Deutschland nach der tunesischen Schlappe wurde offenbar nur acceptirt unter der Bedingung, daß dieselbe keinen feindseligen Sinn gegen Frankreich habe. In Berlin und Wien wollte man damals wie jetzt den Frieden in Europa; was über Europa hinausreichte, scheint bei der Tripelallianz gar nicht in Betracht gekommen zu sein. Italien war, wie es scheint, kurzsichtig genug, dies nicht zu begreifen; wäre damals irgend etwas bezüglich der italienischen Interessen in Nordafrika zwischen den Centralmächten stipulirt worden, so würde es der wortselige Herr Mancini bisher bei Gelegenheit der jüngsten Interpellation Camposcolis ausgekramt haben. Der Ausgang der tunesischen Angelegenheit hätte ihn s. Z. selbstverständlich veranlassen müssen, bei der neuen Stellung, welche das italienische Cabinet nach dem Sturze Cairolis gegen die Centralmächte einnahm, eine Wiederholung der tunesischen Katastrophe sowohl auf dem Boden von Marokko, als auch auf jenem von Tripolis ins Auge zu fassen. Dies muß man aber entweder italienischerseits unterlassen oder von deutsch-östreichischer Seite abgelehnt haben, denn heute wie damals sehen wir die Cabinete von Wien und Berlin achselzuckend lautlos bei Seite treten, während die Cabinete von London und Madrid sich beeilen, ihre Ansicht kundzugeben, auf welche Frankreich gerade wie zur tunesischen Zeit mit den heiligsten Friedensversicherungen antwortete. Vielleicht ändert sich noch, je nachdem sich die marokkanische Angelegenheit entwickelt, die Haltung der deutschen und östreichischen Diplomatie; momentan jedoch hat ihre Zurückhaltung in Italien den Eindruck gemacht, als begünstige sie Frankreichs marokkanische Bestrebungen.

Die Situation, welche hierdurch geschaffen wird, ist eine ganz eigenthümliche. Es geht das so recht deutlich hervor aus dem grundverschiedenen Eindruck, den die Rede des italienischen Ministers des Auswärtigen im eigenen Lande und in Frankreich hervorgerufen hat. In Paris fühlte man sich verletzt durch den von Mancini geäußerten Verdacht, Frankreich strebe nach einem nordafrikanischen Reiche; während man diese Absicht entrüstet ableugnete, äußerte man gleichzeitig das größte Mißbehagen darüber, daß Herr Mancini ungeachtet seiner Versicherung, daß man den Erklärungen des Präsidenten der Republik und des Botschafters Decrais vollen Glauben schenke, italienischerseits, dennoch sein Mißtrauen durch die in Madrid, London, Wien und Berlin gethanen Schritte lebhaft zur Anschauung gebracht habe.

Weit entrüsteter aber zeigen sich die Landsleute Mancinis selber. Die Interrogation Camposcoli bezeugt schon eine

strenge Mißbilligung seiner Edicte durch zwei Dinge, erstens dadurch, daß sie aus der ministeriellen Majorität hervorging, zweitens aber durch die Schlußworte des Interpellanten, welcher die Sachlage nach den vom Minister gegebenen Aufklärungen für bedenklicher und schlimmer erklärte, als vorher. Noch ungehaltener aber erweist sich die gesammte Presse, die hochofficiöse allein ausgenommen. Während man Mancini in Frankreich wegen seiner Rede anklagt, verurtheilt ihn die ministerielle sowie die oppositionelle Presse Italiens ohne Weiteres. Die Rassegna verlangt trotz ihres ministeriellen Charakters, daß der König den Minister ohne Weiteres entlassen solle, weil er es nicht gewagt habe, durch die Absendung der italienischen Flotte nach Tanger auf das dortige Einlaufen des französischen Geschwaders zu antworten. Der Vorwurf unmännlicher Angst, welchen man dem Minister in Italien macht, ist ein allgemeiner. Man fühlt sich gedemüthigt wie zur Zeit von Tunis; während man Cairoli, welcher damals an der Spitze der Geschäfte stand, einer unverzeihlichen Kurzsichtigkeit beschuldigte, richtet man heute die Anklage gegen Mancini, Italien durch die Tripelallianz der Lächerlichkeit preisgegeben zu haben, weil ihm dieselbe jetzt nichts nützt, um Frankreich in seinem Marsch durch Afrika aufzuhalten. Eine Menge Blätter gehen noch weiter, indem dieselben behaupten, daß die Tripelallianz sich heute als ein Hemmschuh erweise, der Italien verhindere, Frankreich energisch entgegenzutreten.

Unter solchen Umständen ist es denn auch begreiflich, daß die öffentliche Meinung in Italien plötzlich mißtrauisch geworden ist gegen die Tripelallianz und sich offen für eine rasche Verständigung mit England bezüglich aller Mittelmeerfragen ausspricht. Schon in der Kammer äußerte sich Camposcoli gelegentlich der obenerwähnten Interpellation in diesem Sinne. Aber wird England, nachdem es 1878 zur Zeit Cairolis den ersten Bundesantrag in Rom machte, den es dann vor zwei Jahren zur Zeit Mancinis und zuletzt vor wenigen Wochen zum dritten Male wiederholte, bereit sein, heute darauf zurückzukommen? Die Frage ist entschieden eine sehr ernste, die zu lösen der Minister Mancini schwerlich den Muth finden wird. Eine Einigung Englands und Italiens zu dem Zweck, Frankreichs Ausdehnung in Nordafrika nöthigenfalls mit Waffengewalt zu verhindern, ist nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Dieselbe würde die Colonialpolitik Frankreichs, welche somit auch im Interesse Deutschlands zu liegen scheint, durchkreuzen. Sie würde die Stellung der verschiedenen Staaten Europas zu einander wesentlich verschieben.

Daß eine solche Tendenz heute in Italien vorhanden ist, läßt sich jedoch nicht leugnen. In Paris wird man das wissen und vielleicht deshalb vorläufig die Fühlhörner wieder einziehen, um den von Schiedsgerichten, Abschaffung der Todesstrafe, Nationalitätsprincipien und ähnlichen Dingen träumenden Minister Mancini wieder einzulullen. Aber im Stillen wird Frankreich auch ohne Rumoren fortfahren, das Terrain in Marokko für weitere Ereignisse unbeachtet vorzubereiten, bis der günstige Augenblick zum Handeln gekommen sein wird. Daß, so lange Herr Mancini am Ruder ist, diesem Verfahren seitens Italiens kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, dafür zeugt erstens die bereits im Parlament angekündigte Gutheißung der erfolgten Grenzberichtigung, zweitens aber die Sprache des Mancinischen Organs „Il Diritto", welches die ganze Marokkofrage als eine unbedeutende und nichtssagende hinstellt, über welche sich die Regierung durch die französischen Erklärungen vollständig beruhigt fühle und für die Italien niemals gegen Frankreich in den Krieg ziehen werde! Einen sonderbaren Contrast zu dieser demüthigen Friedenserklärung bildet aber der Schluß des Diritto-Artikels, welcher plötzlich von Tripolis, das seit Jahren unerwähnt blieb, in einem geradezu überraschenden Tone redet. „Was Tripolis anbetrifft", sagt das genannte hochofficiöse Blatt, „so können wir mit Entschiedenheit erklären, daß Italien dessen Besetzung, durch welche Macht es auch sei, niemals erlauben wird. Italien würde sich", so schließt der Diritto, „genöthigt sehen, aus einer solchen Besitznahme aus Gründen des Gleichgewichts und der eignen Sicherheit einen Kriegsfall zu machen".

Es ist nicht klar, weshalb plötzlich von officiöser Stelle das Schlagwort „Tripolis" gelegentlich der Marokkofrage in das Publikum geschleudert wird. Soll dasselbe etwa die in Rom cursirenden Gerüchte bestätigen, daß Frankreich Italien die Besetzung von Tripolis angeboten und Mancini sich dagegen ausgesprochen haben soll? Aus Idolatrie für das Nationalitätsprincip wäre der Minister Mancini dazu fähig. Aber daß er der Drohung, die Besitznahme durch Andere mit einer Kriegserklärung zu beantworten, auch Thaten nachfolgen läßt, daran glaubt in Rom jetzt wenigstens Niemand. Seine Politik hat sich dazu stets als zu kleinmüthig und augendienerisch erwiesen. Ueberhaupt wäre eine Drohung, wie die oben ausgesprochene, zur Zeit des tunesischen Conflicts besser angebracht gewesen als heute; denn welches ist das wahre Interesse Italiens an Nordafrika? Entweder mußte es die Machtlosigkeit der früheren kleinen Staaten aufrecht erhalten oder es mußte mit Entschlossenheit selbst zu den Annectirungen greifen, welche Frankreich heute nach und nach vornimmt. Und zu dieser Alternative mußte Italien sich weniger gedrängt fühlen durch die gegenwärtig vielleicht zweifelhafte Bedeutung des italienischen Handels in Afrika, als durch die immense Entwicklungsfähigkeit, welche Frankreich an dem Tage zu entfalten im Stande ist, an dem es ganz im Besitze von Nordafrika gelangt. Hat Frankreich das aber erst erreicht, dann ist es nicht allein um die handelspolitische Wichtigkeit Italiens geschehen, sondern auch um sein Ansehen und seine Macht als Staat. Seine Kriegsflotte wird dann im Mittelmeer nur noch geduldet werden, seine Handelsflotte wird einem immer größeren Ruin entgegen gehen, denn auf dem zum französischen See gewordenen Mittelmeer wird Frankreich keine andere Flagge mehr zur Geltung kommen lassen. Die Grenzberichtigung in Marokko ist nach Algier und Tunis zu dieser Herrschaft bereits der dritte Schritt. Das kleine Piemont unter Cavour würde denselben nicht geduldet haben; die heutigen Minister des Aeußern in Italien scheinen aber des Geistes jener Zeit total uneingedenk zu sein; je mehr der Wohlstand und die Wehrkraft ihres Volkes wächst, destomehr scheint auch ihre Zaghaftigkeit zuzunehmen. Und doch sollten sie sich daran erinnern, daß Italien nie ein kräftiger Staat sein wird, wenn es nicht das Mittelmeer beherrscht. Legatus.

Die Ueberbürdung der Schuljugend.

Von Eduard von Hartmann.

Es darf als unbestreitbar gelten, daß heute von den Schülern mehr häusliche Arbeiten verlangt werden als vor einem Menschenalter, und daß trotzdem von dem Durchschnitt der Schüler weniger geleistet wird, so daß die Procentzahl der Nichtversetzten in jeder Klasse beträchtlich gegen früher gewachsen ist. Die statistische Ermittelung, ob die Jugend jetzt in durchschnittlich schlechterem Gesundheitszustand als vor einem Menschenalter die Schule verläßt, ist unausführbar; aber auch wenn dieses Resultat festzustellen wäre, könnte man immer noch einwenden, daß es durch andere Ursachen als die gestiegene Arbeitslast bedingt oder doch mitbedingt sei. Wichtiger scheint mir die wachsende Abneigung der Jugend gegen die Schule als Zeugniß dafür, daß letztere mehr und mehr zu einer kraftverschöpfenden Drillanstalt geworden und mehr und mehr ihren Beruf, zur geistigen Freudigkeit und Frische anzuregen, verfehlt. Nur der Begabte, der zugleich sich kein Gewissen daraus macht, sich durchzuschwindeln, kommt ohne leiblichen Schaden davon, nimmt aber dafür die Gewöhnung an Umgehung der obliegenden Pflichten als bedauerliche Mitgift ins Leben mit. Die Verfügung des preußischen Unterrichtsministeriums vom März 1882 drängt zwar auf Beschränkung der Unterrichtsziele und namentlich des Memorirstoffs, aber bis jetzt, wie es scheint, in der Hauptsache vergeblich. Es dürfte deshalb nicht überflüssig sein, wenn Laien ihre Stimmen erheben, um nicht

blos über die Thatsache zu klagen, sondern auch auf die Ursachen und die Wege zur Abhülfe hinzuweisen.

Die genannte Centralverfügung weist auf die gegenwärtig in Aufnahme gekommene fachmäßige Vorbildung der Lehrer als auf eine Hauptquelle der gesteigerten Ansprüche hin; aber es ist psychologisch unmöglich, durch einfache Verfügungen Abhülfe zu schaffen, so lange die Schulbehörden erklären, sich nicht auf den Standpunkt stellen zu können, daß nur auf wenige Unterrichtsgegenstände Werth gelegt wird, wie es der Geh. Oberregierungsrath Bonitz bei der Debatte über den Cultusetat im preußischen Abgeordnetenhause gethan hat. Ich behaupte, daß nur Lateinisch und Griechisch Hauptgegenstände in dem Sinne sind, daß eine entschiedene Unreife in einem derselben ein Hinderniß der Versetzung sein darf und muß. Dagegen ist es ganz gleichgültig, ob ein Schüler der Quarta sicher im elementaren Rechnen ist, oder ob ein Schüler der Tertia Genügendes in der Geometrie leistet; wenn er mathematische Anlage hat, so holt er das in den oberen Klassen mit spielender Leichtigkeit ganz unvermerkt durch den mathematischen Unterricht nach, und wenn er solche nicht hat, wie thatsächlich etwa zwei Drittel der Menschen sie nicht haben, so ist es eine unbillige Härte, ihm wegen solchen Mangels seine Carriere zu verderben und seinen Eltern schwere Opfer aufzuerlegen. Was der mathematische Unterricht in den drei letzten Jahren bei Unbefähigten überhaupt leisten kann, den Hinweis auf die Strenge der mathematischen Beweisführung, das leistet er auch dann, wenn das Auswendiglernen dieser Beweise und die Fertigkeit im Aufgabenlösen unbefriedigend erscheint.

Ebenso verkehrt ist es, die deutsche Grammatik in den unteren oder den deutschen Aufsatz in den oberen Klassen zu einem für die Versetzung maßgebenden Hauptgegenstande aufzubauschen, während letzterer bei der Abgangsprüfung allerdings als solcher gelten muß. Der Mangel an deutscher Grammatik wird später durch den Ueberfluß an lateinischer und griechischer ausreichend ersetzt; die Entwickelung des Stils aber tritt meist plötzlich und stoßweise bei Erlangung einer gewissen Geistesreife ein, und die Unzulänglichkeit des Stils in Secunda ist kein Hinderniß dafür, daß der Betreffende in Prima den besten Aufsatz der Klasse liefert. Das Französische kann auf dem Gymnasium niemals eine besondere Wichtigkeit beanspruchen, theils deshalb nicht, weil die ihm zugetheilte Stundenzahl thatsächlich zu gering ist, um etwas Ordentliches darin verlangen zu können, theils deshalb nicht, weil es in keinem Gegenstande leichter und gebotener ist, sich selbst durch Lectüre, Conversationsstunden u. s. w. nach Abgang von der Schule fortzubilden, als in diesem, also gerade hier die Mängel der Schulbildung am ehesten nachgeholt und ausgeglichen werden können, wozu nach der Schulzeit weit eher Muße zu finden ist als während derselben. Die Fächer, welche hauptsächlich das Gedächtniß in Anspruch nehmen (Geschichte, Geographie, Naturkunde) verlangen am allerwenigsten den Fortbau auf einem in den vorhergehenden Klassen gelegten Grunde; man kann bei ihnen anfangen, wo man will, und hat bis zur Abgangsprüfung doch alles in den unteren und mittleren Klassen Gelernte wieder spurlos vergessen. Der Physikunterricht der obersten Klassen endlich besitzt seinen Werth lediglich in dem Hinweis auf den strengen Causalzusammenhang der Naturprocesse und auf das Wesen der experimentellen Induction; dieser Zweck muß durch die Theilnahme am Unterricht selbst erreicht werden, und es kommt gar nicht darauf an, wie viel von dem mitgetheilten Wissensstoff im Gedächtniß behalten wird. Die Entlastung von Memorirstoff sollte vor allen Dingen beim Religionsunterricht beginnen, insbesondere bei demjenigen der bereits Confirmirten; nichts wird von den christlichen Abiturienten als eine drückendere Härte empfunden, als daß sie zu allen sonstigen Wiederholungen hinzu sich noch mit dem Auswendiglernen von Katechismus und Kirchenliedern plagen müssen, von dem ihre jüdischen Mitschüler befreit sind.

Man kann nicht von jedem Schüler verlangen, daß er sich für alle Unterrichtsgegenstände gleichmäßig interessiren soll; jeder aber wird durch Anlage und Neigung auf gewisse Nebenfächer hingewiesen sein, in denen er schon durch die bloße Theilnahme am Unterricht gut beschlagen ist. Das gerade verleidet unserer Jugend die Schule, daß ein gleiches Interesse für Alles von ihr verlangt wird, wobei aber für das Meiste ein blos erzwungenes Interesse herauskommt. Wer in Latein und Griechisch Befriedigendes leistet, der sollte unbedenklich versetzt werden, wofern nur die Leistungen in allen Nebenfächern sich zu einem befriedigenden Gesammtergebniß compensiren, also ein Minus der einen durch ein Plus der andern gedeckt wird; wer aber in Latein, Griechisch, deutschem Aufsatz und Mathematik genügt, der müßte versetzt werden, auch wenn er in allen anderen Nebenfächern nicht genügt, und das Urtheil über die Fertigkeiten dürfte auch nicht den allergeringsten Einfluß auf die Versetzung haben.

Nach ähnlichen Grundsätzen wurde in meiner Jugend in den mir bekannten Schulen thatsächlich verfahren, und die Endresultate waren bessere als heute, wo trotz aller Erschwerung des Schulgangs und trotz der vermehrten häuslichen Aufgaben die Leistungen in den beiden Hauptgegenständen des Gymnasiums im Sinken sind. Früher, wo der häusliche Fleiß sich in der Hauptsache auf Latein und Griechisch beschränkte, und Jeder die seiner Neigung nicht entsprechenden Unterrichtsstunden ungestraft zur Abspannung seiner Aufmerksamkeit, d. h. zur Erholung und Kräftigung derselben für die nächsten Stunden benutzen konnte, da wurde weit mehr gelernt, als jetzt, wo die multa das multum unmöglich machen, und die gesteigerte Intensität des Unterrichts in allen Stunden ohne Ausnahme (theilweise in Verbindung mit dem Wegfall des Nachmittagsunterrichts) die durchschnittliche Aufnahmefähigkeit der Schüler für den gesammten Unterricht herabsetzt.

Daß es wirklich die Steigerung der Ansprüche in den Nebenfächern ist, welche die Leistungsfähigkeit der Schüler herabsetzt und sowohl direct wie indirect zu einer das Uebel nur noch verschlimmernden Vermehrung der häuslichen Arbeiten zwingt, das sieht man am besten an einem Vergleich zwischen Gymnasium und Realschule; die letztere hat mehr Schulstunden und mehr häusliche Arbeiten als das erstere, und trotzdem leistet sie noch weniger als dieses, weil ihr in noch weit höherem Grade die Concentration auf wenige Hauptfächer fehlt. Fragt man aber, wodurch die Schulbehörden zu einer Steigerung ihrer Ansprüche in den Nebenfächern der Gymnasien gegen früher gedrängt worden sind, und wodurch sie in dieser falschen Stellung festgehalten werden, so ist es offenbar der Zug der Zeit nach Verstärkung der Bildung in den Realwissenschaften, d. h. eine falsche Anticipation der realistischen Fachbildung durch die Schule als allgemeine Bildungsanstalt, oder mit anderen Worten eine fehlerhafte Concurrenz der Gymnasien mit dem Lehrziel der Oberrealschulen und Realgymnasien, welche eben als verschiedene Grade der Verquickung von allgemeinen Bildungsschulen mit Fachschulen zu charakterisiren sind. Die Schulbehörden haben nur den Fehler begangen, dem Andrängen nach vermehrter Berücksichtigung der Realwissenschaften auf den Gymnasien zu sehr nachzugeben, und zwar nicht sowohl in Vermehrung der Stundenzahl, als vielmehr in Steigerung der Anforderungen an die Schüler. Die sich jetzt am lautesten über die Ueberbürdung beklagen, sind gerade diejenigen, welche die Regierung in die falsche Position gedrängt haben und auf diesem Wege immer weiter drängen möchten; gelänge es dieser Richtung, die alten Sprachen im Gymnasium zu Gunsten der Realwissenschaften noch erheblich zu beschränken, d. h. das Gymnasium der Realschule ähnlicher zu machen, so würde damit die Ueberbürdung der Gymnasialjugend noch über die der jetzigen Realjugend hinauswachsen, weil die alten Sprachen doch immer Hauptgegenstände würden bleiben müssen, während sie schon auf dem jetzigen Realgymnasium in den oberen Klassen nur noch ein Nebenfach darstellen.

So lange die öffentliche Meinung diesen letzten Grund der Ueberbürdung nicht erkennt und ihren Einfluß auf die Schulbehörden nicht in umgekehrter Richtung wie bisher geltend macht, so lange werden alle Palliativmittel sich als wirkungslos erweisen; erst wenn die Schulbehörden ihr Aufsichtspersonal

*

dahin instruiren, bei den Versetzungs- und Abgangsprüfungen nur den Hauptgegenständen Wichtigkeit beizumessen, bei den Nebenfächern aber der Individualität der Schüler volle Rechnung zu tragen, erst dann werden die Lehrer der Nebenfächer aufhören können, sich der Versetzung eines in ihrem Fache nicht genügenden Schülers zu widersetzen. Dann wird wieder mehr Freiheit für Lehrer und Schüler und mit ihr mehr Freudigkeit und Liebe zur Arbeit in die Schule ihren Einzug halten, die jetzt durch den Anspruch, das Klassenziel von allen zu versetzenden Schülern erreicht zu sehen, mehr und mehr einer mechanischen Drillthätigkeit gewichen ist. Es wird sehr wohl möglich sein, die Klassenziele in den Nebenfächern sogar auf der Höhe zu erhalten, auf welche sie durch die fachmäßig gebildeten Lehrer hinaufgeschraubt sind, sobald man nur darauf verzichtet, alle Schüler dieses Ziel erreichen zu sehen. Dann werden die Schüler allerdings nicht mehr mit so einförmig gleichmäßiger Bildung wie jetzt die Schule verlassen, sondern der eine mehr in diesen, der andre mehr in jenen Fächern gebildet, alle aber mit einem gegen jetzt erhöhten geistigen Niveau und mit unzerstörter Geistesfrische und Lernfreudigkeit.

Unter solchen Voraussetzungen allein wird es auch möglich sein, die häuslichen Arbeiten auf das zu beschränken, worüber sie aus idealem Gesichtspunkt nicht hinausgreifen sollten: auf Vorbereitung und Wiederholung. Man hat sich zwar gegenwärtig allgemein daran gewöhnt, die häuslichen Arbeiten als eine unentbehrliche Ergänzung des Schulunterrichts anzusehen, aber ich halte diesen Gesichtspunkt für entschieden falsch, und meine, daß dessen Falschheit Jedem ohne Weiteres einleuchten müßte, wenn nicht die Gewöhnung an das Gegentheil als an den normalen Zustand die Unbefangenheit des Urtheils aufhöbe. Die Schule ist dazu da, um der Jugend die nöthige allgemeine Bildung einzupflanzen, und wenn sie sich dazu unfähig erklärt ohne Zuhülfenahme des Hauses, so beweist sie damit nur, daß entweder in ihrer Organisation ein Fehler steckt, oder daß die Lehrer die ihnen obliegende Aufgabe theilweise auf das Haus abzuwälzen bequemer finden.

Zehn Stunden Handarbeit findet man heute bereits zuviel und steuert auf den achtstündigen Normalarbeitstag für alle Arbeiter hin; sollte da nicht achtstündige Arbeitszeit für die Kopfarbeit Erwachsener erst recht als unüberschreitbares Maximum gelten, und sollten nicht drei Viertel dieses Quantums die allerhöchste, aus hygienischen Rücksichten an jugendliche, unreife Gehirne zu stellende Zumuthung sein? Dieses Maximum wird aber mit 34—38 Wochenstunden (in Gymnasien und Realgymnasien) thatsächlich erreicht und die hinzutretende Inanspruchnahme für häusliche Arbeiten ist eine auf keine Weise zu rechtfertigende Ueberanspannung. Es hat weit schädlichere Folgen, wenn man bei geistiger, als wenn man bei körperlicher Arbeit die gesundheitlich zulässige Grenze überschreitet; während aber der Staat den jugendlichen Fabrikarbeitern durch gesetzliche Beschränkungen der Arbeitszeit ohne Rücksicht auf die dadurch herbeigeführte Verringerung des Familieneinkommens seine Fürsorge widmet, stützt er sich darauf, daß Schulmännerconferenzen eine 3—$3\frac{1}{2}$stündige häusliche Arbeitszeit neben 36 wöchentlichen Schulstunden für keine Ueberbürdung der reiferen Jugend erklären, anstatt darin den Wahrspruch einer bei der Angelegenheit dringlichst interessirten Partei zu erblicken. Die Schulmänner haben ohne Zweifel das Interesse, die Arbeitsleistung der Schule, d. h. ihre eigene Arbeitsleistung durch Mitanspannung des Hauses zu erleichtern, das Haus aber hat um so mehr Grund, diesem Uebergriff zu wehren, als derselbe ebenso unpädagogisch wie gesundheitswidrig ist, und wenn die fehlerhafte Organisation der Schule, die Unfähigkeit zur selbstständigen Erfüllung ihrer Aufgabe, bis zu einem gewissen Grade als Entschuldigungsgrund für diesen Uebergriff gelten kann, so liegt darin eine um so stärkere Aufforderung, an diese fehlerhafte Organisation die bessernde Hand zu legen.

Die häuslichen Arbeiten sind unpädagogisch. Mit diesem Satze bin ich sicher, den allgemeinen Widerspruch hervorzurufen, weil die Schulmänner das Publicum seit Generationen an die entgegengesetzte Ansicht zu gewöhnen gewußt haben. Als Grund wird angeführt, daß durch die häuslichen Arbeiten die Jugend zu selbstständigem Arbeiten angeleitet werde. Unter „selbstständigem Arbeiten" kann man zweierlei verstehen: erstens das Studium selbstgewählter Wissenszweige und die Bearbeitung selbstgewählter Aufgaben, und zweitens die zwangsweise Lösung gestellter Aufgaben ohne Gedankentausch und erleichternden Verkehr mit dritten Personen. Der erste Zweck stellt eine Ausnahme dar, denn er paßt bekanntlich nicht für die Schule im Ganzen, sondern nur für die reifste Stufe der Schuljugend, und für diese halte auch ich die Privatlectüre und die freiwilligen Arbeiten für höchst wünschenswerth. Aber bei der jetzigen Erschöpfung der Schüler hören die sogenannten freiwilligen Arbeiten entweder ganz auf, oder sie werden selbst wieder zu unfreiwilligen häuslichen Arbeiten mit einem gewissen Spielraum in der Wahl der Gegenstände; in beiden Fällen geht ihr pädagogischer Werth als Gewöhnungsmittel an Spontaneität der Arbeit verloren. Nur besonders begabte und zugleich intensiv strebsame Köpfe können trotz der Ueberbürdung die Kraft und Frische behalten, mit Privatstudien ihren persönlichen Neigungen zu folgen; bei der Mehrzahl aller Schüler bewirkt das heutige System der häuslichen Arbeit erfahrungsmäßig nicht die Lust zu selbstständigen Arbeiten, sondern blos den Ekel vor aller Geistesarbeit, einen so gründlichen und dauerhaften Ekel, daß er nach der Erholung der ersten Studiensemester beim Biere nur noch durch den Zwang des Brodstudiums überwunden zu werden pflegt. Der Erfolg spricht also entschieden gegen die pädagogisch richtige Wahl des Mittels zum Zweck; die Unzweckmäßigkeit desselben ist aber auch deductiv zu erweisen.

Der eigentliche, regelmäßige und allgemeine Zweck der häuslichen Arbeiten im gewöhnlichen Sinne des Worts kann nur der zweitgenannte sein: die zwangsweise Lösung gestellter Aufgaben ohne Gedankentausch und erleichternden Verkehr mit dritten Personen. Daß dieser Zweck durch Clausurarbeiten in der Schule wirklich erreicht werden kann und thatsächlich erreicht wird, ist zweifellos; daß er nur durch häusliche Arbeiten erreicht werden könne, ist also völlig unhaltbar, vielmehr sind solche für diesen Zweck ganz überflüssig, wofern nur die Schule einen genügenden Theil ihrer Zeit auf Clausurarbeiten verwendet. Daß aber dieser Zweck überhaupt durch häusliche Arbeiten erreicht werden könne, ist von zwei Voraussetzungen, die beide bei der Mehrzahl der Schüler offenbare Fictionen sind, abhängig: erstens daß die Arbeiten wirklich zu Hause gefertigt, und zweitens daß sie ohne Hülfe dritter Personen und ohne unerlaubte Hülfsmittel gefertigt werden.

Bekanntlich wird ein Theil der weniger controlirten Arbeiten gar nicht, ein anderer Theil in der Schule (theils in Zwischenstunden, theils in weniger scharf controlirten Schulstunden), ein dritter Theil mit fremder Hülfe, ein vierter vermittelst unerlaubter Hülfsmittel (älteren Klassenheften, gedruckten Uebersetzungen u. s. w.) gemacht; in allen diesen Fällen wird der Zweck der häuslichen Arbeiten, und zwar nicht nur der pädagogische, sondern auch der Lehrzweck verfehlt, und an seine Stelle tritt die unpädagogische Gewöhnung der Schüler an Unredlichkeit, Täuschung, Schwindeleien und Umgehung der obliegenden Pflichten. Je mehr der Unterricht den Charakter schablonenhafter Dressur annimmt, desto leichter sind die älteren Klassenhefte zu mißbrauchen; je besser und billiger die sogenannten Eselsbrücken werden, desto nutzloser werden die Präparationen, da die allein werthvolle Uebung im selbstständigen Construiren der Sätze dabei wegfällt. Je höher die Anforderungen der Schule an die häuslichen Arbeitsleistungen in allen Fächern gespannt werden, desto stärker wird der Anreiz, aus naturgemäßem Selbsterhaltungstriebe oder aus berechtigter Nothwehr gegen die Ueberbürdung solche sich darbietende Erleichterungsmittel zu brauchen, desto mehr wirkt die Schule als directe Verführerin auch der gewissenhafteren Schüler zum Betrug, desto tiefer sinken naturgemäß die durchschnittlichen Klassenleistungen, weil das Unterrichtssystem auf Voraussetzungen basirt, die nicht erfüllt werden. Was aber die persönliche Selbstständigkeit der

Schüler bei der Anfertigung häuslicher Arbeiten betrifft, so ist dieselbe schon da aufgehoben, wo mehrere Schüler sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen; sie wird in ihr strictes Gegentheil verwandelt, wo die Schule, wie es oft genug vorkommt, bei Schülern von nicht besonderer Fassungskraft geradezu auf die unterstützende Mitwirkung des Hauses rechnet. Am widersinnigsten sind die häuslichen Arbeiten in der Mathematik, da sie erfahrungsmäßig doch nur von ganz Wenigen selbstständig gelöst, von den Uebrigen aber blos abgeschrieben oder mit fremder Hülfe gefertigt werden.

Der begabte Schüler, der in den Schulstunden allein genug lernt zur Erreichung des Klassenziels, ist sachlich im Rechte, wenn er die für ihn überflüssige Plage der häuslichen Arbeiten geschickt umgeht; der unbegabte gewissenhafte wird unter ihrer Last erdrückt und verfehlt entweder das Ziel der Schule oder kommt gebrochen an Geist und Körper aus ihr hervor; der unbegabte gewissenlose wird zum Schwindel verleitet und verfehlt das Ziel, weil es von seinesgleichen ohne gewissenhafte Erfüllung aller Anforderungen nicht zu erreichen ist; die mittleren Köpfe schlagen sich zur Noth durch, verlassen aber endlich mit gerechtem Groll, mit Ueberdruß und Bitterkeit die Schule. Die Lehrer werden durch die Controle der Unredlichkeit in einen beständigen Krieg mit den Schülern hineingedrängt, an dessen Stelle bei dem Mangel häuslicher Arbeiten sofort die wohlthuendste Eintracht träte; auch werden sie durch Beurtheilung der Schüler nach dem häuslichen Fleiß in eine falsche Richtung hin, und von der allein maßgebenden Beurtheilung nach den Leistungen abgelenkt.

Angenommen, es wäre von den jetzigen Schulstunden keine einzige disponibel zu machen, um die Anfertigung der deutschen und fremdsprachlichen Aufsätze und mathematischen Arbeiten aus dem Hause in die Schule zu verlegen, so wäre es immer noch besser, einen Nachmittag in jeder Woche mit zwei Stunden zur Anfertigung dieser Arbeiten unter Clausur anzusetzen, als den jetzigen unpädagogischen Standpunkt zu belassen; ebenso müßte ein größerer Theil der Lectürestunden zu cursorischer Lectüre ohne Präparation verwandt werden, um den Schaden der jetzt allgemein üblichen Präparation mit Uebersetzung einigermaßen wieder gut zu machen. Erst mit der Verlegung der Aufsätze und mathematischen Aufgaben unter Schulaufsicht würde die Beurtheilung derselben zu dem, was sie doch sein soll, zu einem Maßstabe für die Leistungen des Schülers, und erst mit ihr würde der bei der häuslichen Anfertigung verfehlte pädagogische Zweck der Gewöhnung an selbstständiges Arbeiten wirklich erreicht werden.

Jedenfalls darf der jetzige Zustand nicht länger fortbestehn: entweder muß die Zahl der Schulstunden beträchtlich verringert werden, oder die Schule muß in der Hauptsache ohne Zuhülfenahme der häuslichen Arbeiten ihre Aufgabe erfüllen, und es ist nicht schwer zu sehen, welches dieser beiden Ziele mehr Aussichten für praktische Verwirklichung bietet. Aber die durchaus gebotene Entlastung der Schüler, mag man sie nun anstreben auf welchem der beiden Wege man wolle, setzt immer als Bedingung ihrer Möglichkeit voraus, daß die Nebenfächer wieder wie früher wirklich als Nebenfächer behandelt werden und aufhören, für die Versetzungs- oder Abgangs-Reife einen mitbestimmenden Einfluß zu besitzen.

Literatur und Kunst.

Ungedruckte Gedichte Theodor Körners.

Aus der Handschrift des Dichters mitgetheilt von Friedrich Laun.

Die nachstehenden Gedichte Körners entnehme ich einer von der eigenen Hand des Dichters geschriebenen Sammlung, deren Existenz über ein halbes Jahrhundert der öffentlichen Kunde sich entzogen hat. Als Streckfuß im Jahre 1833 im Auftrage der Mutter des Dichters die erste rechtmäßige Gesammtausgabe seiner Werke vollendet hatte, entschloß sich die edle Frau, einen werthvollen Theil des poetischen Nachlasses ihres Sohnes einem treuen Freunde ihres Hauses, der durch die liebevolle, hingebende Sorgfalt für die Gräber ihrer Lieben in Wöbbelin ihrem Herzen vor Andern theuer geworden war, dem Gerichtsverwalter Ludwig Wiechelt zu Ludwigslust, zum bleibenden Andenken zu übersenden. Die Uebersendung selbst unterblieb aus zufälligen Gründen noch mehrere Jahre; sie erfolgte erst im Sommer 1837. In dem begleitenden Briefe vom 14. Juli 1837 und in einem späteren vom 27. September desselben Jahres heißt es mit Bezug auf diese Sammlung („Reisebüchlein zum Jahr 1811", vom 4. Juni 1811 bis zum 16. Juli 1812):

„Längst hatte meine Liebe Ihnen dieses Buch zugedacht — es ist ganz von Theodors Hand geschrieben, es wird Ihnen werth sein, mir ist es eine Freude es in Ihren Händen zu wissen, zu wissen, daß es von treuen Händen zu treuen Händen kömmt ... So oft ich das Buch Theodors in die Hände nahm, so hatte ich auch den Gedanken, daß es in Ihre treuen Hände kommen müßte. Wer anders als Sie, mein vortrefflicher Freund, würde es so würdigen."

Wiechelt, selbst ein Kämpfer der Freiheitskriege, hat das Vertrauen seiner mütterlichen, ihm persönlich unbekannt gebliebenen Freundin in vollem Maße gewürdigt und verdient. Er hielt es durch die Pietät geboten, was die Angehörigen des Dichters, sei es aus welchem Grunde, der Oeffentlichkeit vorenthalten, seinerseits nicht voreilig ans Licht zu ziehn; und wenn es auch seinem feinfühlenden Verständniß nicht entgehen konnte, daß in seinen Händen ein werthvoller literarischer Schatz geborgen liege, so hielt er sich nach dem Willen der abgeschiedenen Freundin nur für einen Hüter, nicht für den Heber dieses Besitzthums; seine Gewissenhaftigkeit gewann es nicht über sich, von den über ein halbes Hundert zählenden theils an sich, theils durch ihre chronologischen Beigaben wichtigen unbekannten Dichtungen, von denen er ein genaues Verzeichniß angefertigt hatte, auch nur die geringste Notiz an die Oeffentlichkeit dringen zu lassen.

In gleichem Sinne glaubte sein Sohn und Erbe, der mir persönlich bekannte und befreundete Herr Gutsbesitzer Julius Wiechelt-Wendischhoff, diese und andere Reliquien der Körner'schen Familie, ein köstliches Zeugniß der Freundschaft beider Häuser, ehren zu müssen. So ist es gekommen, daß ein bedeutender Theil der hier vereinigten Schätze bereits von Friedrich Förster in der Hempel'schen Ausgabe ans Licht gezogen ist, freilich, wie es scheint, aus abgeleiteten und zum guten Theile recht gründlich getrübten Quellen. Andere Gedichte Körners, die ihrer selbst und ihres Verfassers willen des Lichtes der Oeffentlichkeit völlig werth sind, erscheinen hier zum ersten Mal vor dem deutschen Publicum.

Der Besitzer der Handschrift, der sie mit Recht als ein köstliches Kleinod seines Hauses hütet, und dessen Freundschaft ich das Glück danke, meine Studien und Abschriften unter seinen Augen machen zu dürfen, glaubt nämlich jetzt die Zeit gekommen, um von persönlichen und äußeren Rücksichten abzusehn. Was der Oeffentlichkeit werth ist, soll ihr nicht länger vorenthalten werden. Möge diese kleine Probe Anziehung genug haben, dem alsbald von uns herauszugebenden Ergänzungshefte zu Körners Werken im deutschen Volke eine günstige Stätte zu bereiten!

Wir entnehmen dem „Reisebüchlein" Theodor Körners zuerst das folgende lustige

Trinklied.

Schon seit Olims grauer Zeit
Wollte man's erdenken,
Wem auf Erden weit und breit
Wohl der Preis zu schenken.
Und trotz aller Streiterei
Hat's sich bald ergeben,
Daß die Lieb' das Höchste sei,
Und der Wein daneben.

Doch beim süßen Zeitvertreib
Thät sich offenbaren,
Gluth hat nur ein junges Weib,
Frost kommt mit den Jahren.
Bei dem Wein soll's anders sein,
Denn, bei meiner Treue,
Kraft hat nur der alte Wein,
Leeren Braus der neue.

Und so folg' ich der Gewalt
Meiner schönsten Triebe,
Was ich trinke, das sei alt,
Jung sei, was ich liebe,
Und so soll mein Wahlspruch sein,
Dem ich mich ergeben,
Junge Weiber, alter Wein
Und ein freies Leben!

Dieses Lied wurde, nach einer eigenhändigen Notiz Theodors, „im Keller bei Schmalwasser und vor einer guten Flasche Wein gemacht am 10. Sept. 1811". Wir können die Veranlassung sogar noch näher bestimmen. Am Abend des 10. September begleitete Körner seinen Freund Krämer von Wien nach Regensburg. Ehe die Freunde den Wagen bestiegen, hat der Wirth des Cölner Hofes sie durch guten Stoff in die gehörige Stimmung gesetzt. (S. Jonas' schönes Buch: Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. 1882. S. 224. 225.) Dieselbe glückliche Stimmung erfüllte Körner während der Rückreise auf der Donau. „Die Schiffer singen Lieder, die ich ihnen gemacht habe, und wir sind herzlich vergnügt." Zwei dieser Lieder finden sich bereits seit 1815 in den Ausgaben; die Handschrift bietet noch ein drittes, aber von leichterer und lockerer Fügung, „Die Schiffsgesellschaft", humorvoll, aber ohne poetischen Werth, weshalb die Mittheilung hier unterbleibt. Von größerem dichterischen Gehalte sind die folgenden Gelegenheitspoesien.

Der holden Geberin.

(Karlsbad, am 25. Juli.)

Tief fühlt manches Menschenherz
Mit verstärkten Schlägen
Seine Freude, seinen Schmerz
Auf des Lebens Wegen.

Aber reicher ist der Drang
Aus des Dichters Herzen.
In der Brust voll Lied und Sang
Wuchern Lust und Schmerzen.

Wie in Schmerzen, so in Lust
Bricht er alle Schranken,
Und so ist's in meiner Brust.
Sprich, wie soll ich danken?

Hätt' ich mehr als Sang und Lied,
Mögt es besser glücken,
Aber wo dies Blümchen blüht,
Will ich's für dich pflücken.

*

Vergißmeinnicht.

(Karlsbad, am 10. August 1811.)

Vergiß, vergiß, ruft mancher Thor vermessen.
Als hätt' der Mensch ein Grab für seine Schmerzen,
Wenn sich die Sehnsucht regt im vollen Herzen,
Da kann man nicht verträumen und vergessen.

Mein war des Augenblickes stille Freude,
Doch in dem leichten Rosentanz der Horen
Hat sich der schöne Augenblick verloren,
Was bleibt mir noch, wenn ich von hinnen scheide?

Nicht dieser Tag mit seinem heitern Leben
Vergoldet wieder dieser Berge Höhen,
Nur der Erinn'rung heil'ges Götterwehen
Erfüllt mich jetzt mit wunderbarem Beben.

Vergißmeinnicht! o klänge es dir im Herzen,
O fänd ich's aufgeblüht auf deinen Wegen,
Ich wollt' es mir mit treuer Sorgfalt pflegen,
Es sollte nie die schönste Gunst verscherzen.

*

Aus der Ferne.

Der Jüngling zog ins ferne Land,
Ins bunte Weltgetümmel,
Wo er das Leben reicher fand,
Und freundlicher den Himmel.

Viel war der Lust, wie Sternenlicht,
Das noch kein Auge zählte,
Doch Alles das ersetzte nicht,
Was ihm im Herzen fehlte.

Da ist ihm aus der Heimat fern
Ein lieber Ton erklungen.
Er horchte still, er horchte gern,
's war ihm ins Herz gedrungen.

Er sehnt sich nach vergangner Zeit,
Was hilft die Pracht der Schlösser,
Was hilft des Himmels Freundlichkeit,
Die Freunde sind doch besser.

Zwar Freunden ist ein Glück gegönnt,
Das stillt der Sehnsucht Schmerzen,
Sie sind entfernt, doch nicht getrennt,
Sie sind sich nah im Herzen.

*

In ein Stammbuch.

Viel Blätter hat ein Menschenherz,
Drauf steht der Tage Lust und Schmerz,
Auch schreibt man da die Freunde auf
Und blättert drin zur eignen Freude,
Schreibt doch auch meinen Namen drauf,
Wär's auch auf eine linke Seite.

Nach dem Reisebüchlein währte der Aufenthalt Körners in Karlsbad vom 2. Juli bis zum 12. August 1811. Das Abschiedsgedicht „Vergißmeinnicht" ist also kurz vor der Abreise gedichtet worden. An welche Freundin beide Gedichte gerichtet sind, wird sich jetzt kaum noch ermitteln lassen; sicher ist es doch wohl dieselbe, auf die von den „Erinnerungen an Karlsbad" u. A. die Gedichte „Der Neubrunnen", „Beim Tanze im sächsischen Saale", „Auf der Bank am Sauerbrunnen" sich beziehen. Es ist selbst wahrscheinlich, daß diese Gedichte der Zeit nach die ersten sind: denn „am 24ten July fieng ich die Erinnerung an Carlsbad an". Und am Annentage, am Namenstage der Geliebten, dem 25., dankte der Dichter „der holden Geberin".

Einen höheren Schwung und tieferen Gehalt tragen die Wiener Dichtungen Körners, insbesondere die an Toni Adamberger gerichteten Huldigungen, die zunächst die Künstlerin, bald aber in den feurigsten Weisen die zum Bunde fürs Leben erkorene Geliebte feiern. Eine ganze Reihe derselben ist, zuerst vermuthlich um das Gefühl der trauernden Braut zu schonen, der Oeffentlichkeit vorenthalten worden. Zwanzig Jahre später, als Streckfuß eine neue Ausgabe der Werke Theodor Körners besorgte, hegte die Mutter einen leisen, wenn auch völlig grundlosen Groll gegen die ehemalige Geliebte ihres Sohnes, und mag so der Veröffentlichung widerstrebt haben. Die Gedichte geben den ersten Eindruck ihrer künstlerischen Persönlichkeit wieder, als der Dichter sie nur erst auf der Welt der Bretter gesehen hatte. Ihre persönliche Bekanntschaft datirte, wie er selbst brieflich mitgetheilt hat, aus der Generalprobe zum „Domino", d. h. aus

dem Januar 1812. Denn der „grüne Domino, ein Lustspiel in Alexandrinern" ist im „December 1811" geschrieben und zum ersten Mal am 17. Januar 1812 aufgeführt und gleich darauf am 18., 20. und 23. wiederholt worden. Welche früheren scenischen Aufführungen den unter dem gemeinsamen, sei es unklaren, sei es ungenauen Titel „leoninische Verse" vereinigten fünf kleinen Gedichten vorausgingen, muß ich Wiener Lesern zu ermitteln überlassen.

Leoninische Verse.

Als des Herzens reine Söhne
Deuten deine süßen Töne
Auf den Einklang deiner Brust.
Mit der Stimme sanftem Walten
Blühn die lieblichsten Gestalten
Ewig dir in Frühlingslust.
Reich am höchsten Preis im Leben
Grüß ich dich als Künstlerin.
Edler Trieb nach edlem Streben,
Reiner, jungfräulicher Sinn.

Könnt' ich Thaliens Kranz verschenken,
O nimmer wollt' ich mich bedenken,
Reich ist die Kunst,
Doch hoch vor Allen steht
Naivetät.

Kampf und Liebe, Lust und Schmerzen,
Reich geschmückt an Geist und Herzen
Uebst du mit der Musen Gunst. —
Gleichen Glücks in Kraft und Milde,
Eifrig nach des Dichters Bilde
Reift die Blüthe deiner Kunst.

Kann der Mensch sich glücklich wähnen
Ohne Schmerzen, ohne Thränen?
Blüht nicht in der tiefsten Brust
Ewig jung der Liebe Sehnen,
Reich an Schmerz, wie reich an Lust?
Wem die Götter ihn (sic!) versagen,
Weide sich an deinem Spiel.
In des Liedes Zauberklagen
Neigt sich dir sein Hochgefühl.

Die letzten neun Zeilen hat der Dichter selbst mit einem energischen Censurstriche in der Handschrift verworfen; in der Regel wird sonst und naturgemäß seine leichte und gefällige Production durch kritische Bedenken kaum gestört. Unbeanstandet folgt:

Weit hat dich der Geist getragen,
Eine deutsche Dichterin
In des deutschen Liedes Tagen
Stehst du da mit klarem Sinn.
Schönes mag das Leben schauen,
Edles hat die Welt gesehn,
Nie doch Zart'res als in Frauen
Treue Lust an Liedeswehn.
Horchend schwebt die Muse nieder,
Und im sanften Sternenglanz
Reicht sie dir für Spiel und Lieder
Nieverwelkt den Doppelkranz.

*

An Marie und Pauline

am 17. Jänner (1812).

Still kam der Jüngling aus dem tiefen Norden,
Trat zu dem Tempel auf geschmückten Wegen,
Wo sich Thaliens laute Freuden regen; —
Noch klang sein Lied in schüchternen Accorden.

Und sieh, da öffnen sich des Tempels Pforten,
Zwei Genien schweben freundlich ihm entgegen,
Reich ausgeschmückt mit aller Musen Segen,
Und rufen ihn mit sanften Himmelsworten.

Er tritt hinein, noch schwanken seine Füße,
Noch schlägt das Herz, noch fühlt er sich beklommen,
Und schauern nur macht ihn das heil'ge Schweigen.

Doch Muth! — verhallen auch die ersten Grüße
Bedeutungslos, der muß zum Ziele kommen,
Dem Kunst und Anmuth so die Hände reichen.

Das Sonett bezieht sich auf die erste Vorstellung des Grünen Domino; die beiden Genien sind Johanna Krüger und Toni Adamberger; s. den ersten Brief Körners vom gleichen Datum in den Nicolai'schen (Streckfuß'schen) Ausgaben.

An Toni

am 17. Februar 1812.

Ein Riesengeist geht durch das Haus, es beben
Die zarten Saiten unter kühnen Schlägen,
Das sind des Britten Lieder, so verwegen
Greift Keiner in das tiefste Menschenleben.

Doch wenn hier Kräfte feindlich widerstreben,
Wenn Schrecken hier und Furcht und Angst sich regen,
So seh ich doch auf stillen Blüthenwegen
Der Schönheit Zauber durch die Kämpfe weben.

Der Schönheit Zauber! ja, was Dichter hoffen,
Wo alle Liederwünsche sich getroffen,
Dies Paradies lag meinen Blicken offen.

Denn was des Britten kühnstes Lied gesungen,
Dir ist dennoch der schönre Sieg gelungen,
Die Anmuth hat den Riesengeist bezwungen.

*

An Toni

den 17. Februar.

Erwartend stand ich in Thaliens Hallen.
Ich sah ein Bild mit reichem Frühlingsweben
In Scherz und Anmuth zart vorüberschweben,
Ich seh es noch, der Vorhang ist gefallen.

Bald aber hör' ich düstre Lieder schallen,
Ich fliege hin, mich faßte tiefes Beben,
Das heitre Bild, besiegt vom strengen Leben,
Geht mit dem Schmuck der Thränen durch die Hallen.

Und welche Thränen, welche Zaubertöne!
Die heitre Anmuth, diese ernste Schöne.
Ich staune noch, ich weiß nicht, was ich kröne.

Der Lieder Ahndung hat mich nicht betrogen.
Hoch über des gesunknen Lebens Wogen
Steht meiner Träume goldner Irisbogen.

Welches der Shakespeare'schen Dramen gemeint ist, wird in der Handschrift nicht angegeben.

Nach der Aufführung der Toni.

Sturm der Begeist'rung umarmt das Herz, der Donner der Liebe
Reißt die jubelnde Brust in die Verschlingung des Lieds.
Heilige, ewige Kunst, wie durchbraust du die jubelnde Seele,
Wie durchwirbelt dein Rausch glühend den glühenden Geist.
Vor mir stand es, das Bild aus dem Frühling der blühenden Sehnsucht,
Aus des Jünglings Traum stand's in Verklärung vor mir.
Was ich im Liede erschuf, die stillen Gedanken des Sängers
Trägt dein liebender Hauch freudig zum Leben, zum Licht.
Dichten konnt' ich es wohl, doch stumm blieb Lied und Gedanke
Und das lebendige Wort schlief im verschlossenen Kelch.
Da erklang dein Ruf, es erwachten die Träume des Jünglings.
Aus dem geöffneten Kelch stieg das belebte Gefühl.
In das zarte Reich der jungfräulich prangenden Anmuth,
In dein heimisches Land zogst du die Stürme des Lieds.
Dir zu Füßen wär' ich so gern, so gern dir gesunken,
Hätte den Donner der Brust gern dir in Töne gehaucht. —

Toni, beim heiligen Gott, beim allmächtigen Vater dort oben,
Bei der Liebe Gewalt, bei der Verklärung der Kunst.
Toni, dir stürmt dies Herz, dir schlagen die Pulse des Lebens.
Dir in der weiten Welt, Toni, nur dir, dir allein!
Heut erst hab' ich's gefühlt, was du bist, und wie ich dich liebe,
Und wie über den Kreis Kunst und Empfindung dich trägt.
Das gefällt mir an mir, das freut mich am glühenden Herzen,
Daß sich der freudige Muth auch an das Herrlichste wagt.
Hier in der Brust, ich fühl's, trag ich eine Welt voll Gesänge,
Und wenn die Liebe mich führt, löst sich melodisch der Sturm.
Liebe gab mir die Kraft und Liebe stimmte die Saiten,
Und für die Liebe allein schlug ich ins donnernde Gold.
Hast du den Jüngling so früh zum Dichter gemacht, zum bekränzten,
Mach auch zum Hymen den Wunsch, mach auch den Menschen zum Gott!

Die erste Aufführung der „Toni" fand am 17. April 1812 statt. Wir beschließen unsere Mittheilungen mit dem folgenden Gedicht:

Auf die Beste,
als ich diese am Feste gesehen hatte.

Und du hast mich nicht betrogen,
Ahndung, heilig ist dein Wort! —
Mächtig fühlt' ich mich gezogen,
Unwillkürlich trieb mich's fort.

Wildes Herz, du sollst sie schauen,
Hört' ich's flüsternd um mich wehn.
Sollst die Krone aller Frauen,
Sollst die Sonne tagen sehn!

Muthig stürmt' ich um die Ecke,
Meine Träume trogen nicht,
Und die zarte Augendecke
Zitterte in deinem Licht.

Und ich sog aus deinen Zügen
Neues Leben, neue Lust,
Und ein seliges Vergnügen
Warf sich heiter auf die Brust.

Wenn der Welten Donner wogen
Und des Meeres Brandung raucht,
Und der klare Himmelsbogen
Sich in Nacht und Nebel taucht:

Gießt der Schiffer seine Fässer
Milden Oeles in den Kampf,
Und es gleiten die Gewässer
Spiegelnd aus dem Wellendampf.

So wird's friedlich in der Seele,
Wenn dein süßer Blick mich trifft,
Was mich martre, was mich quäle,
Ich vergesse schnell das Gift.

Gern veracht' ich dann die Klippen,
Gern den Strudel meiner Zeit,
Einen Kuß von deinen Lippen
Und der Tod wird Seligkeit.

Dieser stürmische Liebesgruß bildet den Schluß der poetischen Eintragungen Theodor Körners.

Der Vegetarismus und die Dichter.

Von Julius Duboc.

Eine recht interessante kleine Studie, welche den in Hellas und Rom, im Mittelalter und der neueren Zeit hauptsächlich in Dichtungen ausgeprägten Spuren nachgeht, auf denen der Orientalismus als Repräsentant einer dem Thiermord überhaupt und speciell zu Ernährungszwecken widerstrebenden Auffassung gegen den Occidentalismus als seinen Gegensatz vorzudringen versucht, hat Edmund Dorer, einer der gedankenreichsten und sinnigsten unserer lyrischen Poeten, soeben unter dem Titel: „Der Vegetarismus und die Dichter" in Dresden erscheinen lassen. Der Verfasser geht dabei auf den ältesten, nach dem Zeugniß des Neuplatonikers Porphyrius („Von der Enthaltsamkeit") u. A. unblutigen Opfercultus der Griechen zurück. Ebenso zieht er den sagenhaften Orphismus heran, der mit seiner priesterlichen Würde, seiner Enthaltung von thierischer Kost u. s. w. als Vorbote des Pythagoräismus noch in dem Lichtdienst Asiens und Indiens wurzelt und der seinen mäßigenden Einfluß ausübte, bis er dem bacchischen Cultus und dessen berauschendem Orgiasmus erlag. Daß es hauptsächlich orientalische Einflüsse ägyptischen und indischen Ursprungs waren, welche in den ältesten Zeiten des hellenischen Lebens einen gewissen Widerwillen gegen den Thiermord und die Fleischnahrung lebendig erhielten, ist wohl nicht zu bezweifeln. Auf den Gegensatz von Orientalismus und Occidentalismus hat bereits Schelling hingewiesen, indem er die frühesten Momente des mythologischen Processes als dem Orientalismus angehörig bezeichnet, während ihm Homeros den entschiedenen Uebergang zum Occidentalismus bedeutet. „In ihm," bemerkt Schelling, „kann man sagen, ist jener völlig überwunden. Aber eben ihm stellt sich die dunkle Gestalt des Orpheus entgegen." Da Pythagoras die Traditionen des Orphismus wieder erneute, die Blüthezeit und der Fall des pythagoräischen Bundes aber gerade in die Anfänge des hellenischen Dramas fiel, und Epicharmos von Kos, der Gründer der dorischen Komödie, gleichzeitig ein getreuer Schüler des Pythagoras war, so treffen wir auch in dieser frühen Zeit, in dessen Komödie „Pyrrha und Prometheus" sofort auf satyrische Anfechtungen der Fleischtopf-Verehrer. Der Dichter travestirt den Mythos von der Menschenschöpfung, indem er erzählt, wie die Menschen, denen Prometheus aus übergroßer Liebe den Gebrauch des Feuers verlieh, dies göttliche Geschenk in der Kochkunst mißbrauchten, wie sie nichts so eifrig trieben als Braten und Kochen, dadurch zu Schlemmern wurden und zuletzt Alles verpraßten, was sie besaßen. Zeus habe dann das sündige Lehmgeschlecht bis auf Pyrrha und Deukalion vertilgt, welche die Stammeltern eines neuen, reineren Geschlechtes geworden seien.

Entschiedener noch vertritt die fleischfeindliche Richtung der zur attischen Komödie gehörige Krates in seinem Lustspiel: „Die Thiere". In dieser Komödie verhandeln zwei Personen über die entschwundene goldene Zeit, und während der Carnivore ein schlaraffenartiges Genußleben vertritt, verlangt der Andere, unterstützt vom Thierchor, die größte Einfachheit in Sitten und Lebensweise. Als Voraussetzung derselben fordert der Thierchor die Enthaltung von aller animalischen Kost. Der Einwand, der bis auf den heutigen Tag den schwerverrückbaren Stein des Anstoßes für alle jene Theorien bildet, welche das Tödten der Thiere absolut verfehmen, ist bekanntlich der, daß die Thiere dann vermuthlich uns tödten würden. Hier wird er dadurch beseitigt, daß der Dichter den Thierchor das Versprechen geben läßt, daß die Thiere, falls die Menschen Vegetarianer werden wollen, mit ihnen im friedlichsten Verkehr zu leben sich anheischig machen.

Auch bei Aeschylos, Sophokles und Euripides lassen sich hier und da Anklänge an das pythagoräische Ideal nachweisen. In den „Fröschen" des Aristophanes läßt der Dichter den Aeschylos die verdienstvollen Poeten aufzählen, wobei Orpheus und Hesiod in erster Linie genannt werden.

„Durchmustre sie Alle von Anfang,
Die edelsten Dichter, wie nützlich sie stets dem gemeinen Besten gewesen;
Denn Orpheus lehrt uns heilige Weihen und Scheu vor blutigen Thaten;
Musäos brachte die Heilkunst uns und Orakel, von Pflügen und Säen
Und Ernten berichtet Hesiodos uns."

Und Euripides läßt den jungen Hippolytos, der nur von Pflanzenkost lebt, in einer strahlenden Vereinigung von Reinheit der Gesinnung und Selbstbeherrschung erglänzen, die sein Vater Theseus, der ihn schmäht und verbannt, nur zu spät erkennt.

„Du also pflegst, als auserwählter Mann, Verkehr
Mit Göttern? als ein Heil'ger, rein und makellos?
Dein Schönthun kann mich nicht verlocken zu dem Wahn,
Des Unverstands die Götter zu beschuldigen.
Prahl' immerhin und wuch're mit dem Tugendschein
Der Pflanzennahrung; schwärme für den Orpheus, der
Dein Herr und Meister, knie' vor deinem Bücherquark.
Du bist entlarvt; vor solchen Heuchlern warn' ich laut
Die ganze Welt: mit schönen Worten kirren sie
Die Herzen, doch ihr Sinnen geht auf Schändliches."

Später, als er seinen Irrthum eingesehen, verklagt er sich selbst vor dem Sohn, der ihm vergibt, so daß die Scene mit den Worten endigt:

Theseus:
Wie edel, Theurer, zeigst Du Deinem Vater Dich!

Hippolytos:
Nun lebe wohl, o Vater, lebe wohl!

Theseus:
O weh mir! Welche Frömmigkeit! Welch' edles Herz!

In der später folgenden sogenannten mittleren Komödie (308 v. Chr.) dagegen wurden der Pythagoräer Lebensgrundsätze häufig zum Stichblatt von allerlei Spöttereien gemacht. So viel über Hellas. Was Rom betrifft, so besaß der römische Charakter nicht jenes empfindliche Naturgefühl für alle lebenden Wesen, welches die Wurzel des Vegetarismus bildet. Er findet daher im antiken Rom auch nur wenige Vertreter. Zu ihnen gehört u. A. auch der Philosoph Seneca, der selbst vegetarisch lebte, auch Juvenal, der die Klage erhebt:

„Wie würde sich äußern
Oder wohin wohl flieh'n Pythagoras, wenn er in jetz'ger
Zeit die Gräuel erlebt, der jegliches Thier sich enthielt als
Wär' es ein Mensch?"

und Ovid, der im letzten Buch der Metamorphosen den Pythagoras mit warnenden und strafenden Worten also auftreten läßt:

„Welch' ein vermessenes Thun, im Fleische das Fleisch zu versenken,
Und den begehrlichen Leib mit verschlungenem Leibe zu mästen;
Und mit des Lebenden Tod ein Lebender sich zu erhalten!
Bei so reichlichem Gut, das die Erde, die beste der Mütter,
Zeuget, behagt Dir nichts, als traurige Stücke zu kauen,
Mit unseligem Zahn und zu thun nach Art der Kyklopen?
Jene verwichene Zeit, die golden wir pflegen zu nennen,
War mit Baumesertrag und dem Boden entsprossenen Pflanzen
Reichlich beglückt und befleckte noch nicht mit Blute die Lippen."

Weiterhin fand die fleischfeindliche, thierfreundliche Richtung eine kräftige Unterstützung an den ersten Kirchenvätern (Chrysostomos, Gregor von Nazianz, Clemens, Basilius, Tertullian und Lactantius), welche im Allgemeinen das predigten und guthießen, was viele Mönche und Einsiedler ausführten: Enthaltsamkeit und frugale Kost. Auch die Jagd war in der Meinung der Kirchenväter nicht gut angesehen und der Thierquälerei wurde von geistlicher Seite entgegengetreten, so z. B. auf einem i. J. 787 in Northumberland abgehaltenen Concil. Im elften Jahrhundert tauchte in manchen Gegenden Deutschlands und Frankreichs eine Secte auf, deren Anhänger es vermieden, Thiere zu tödten und Fleisch zu essen. Je mehr indessen üppiges Wesen in der Kirche überhand nahm, desto mehr verblaßte auch der ursprünglich umfassend gemeinte Protest gegen den Carnivorismus. Als ein letztes Ueberbleibsel desselben ragt das Gebot der Fleischenthaltung, welches die katholische Kirche den Ihrigen zu gewissen Zeiten auferlegt, noch in die Gegenwart hinein.

In der neueren Zeit erhob sich ein Gegensatz der thierfreundlichen und thierverachtenden Richtung zwischen den Cartesianern und den Anhängern des Leibniz, von denen die ersteren das Thier als einen empfindungslosen Mechanismus und daher als eine recht- und vernunftlose Sache betrachteten, während die letzteren die Annahme eines vernünftigen Prinzips, d. h. das Vorhandensein einer Seele im Thier, vertheidigten. Diese Auffassung hat sich mehr und mehr Bahn gebrochen und in den neuzeitlichen Bestrebungen gegen Thierquälereien und Verachtung der Thiere praktisch vertieft. Nebenher findet sich aber auch die Anlehnung an die im Brahmanismus von diesem Standpunkt gezogenen Consequenzen vertreten. Sowohl Schelling und Jean Paul, der die Fleischmahlzeiten durch den Ausspruch stigmatisirte: „Himmel, aus wie viel Marterstunden der Thiere löthet der Mensch eine Fest-Minute der Zunge zusammen", wie Schopenhauer und Rückert, der sich angeeignet hatte:

„Der Kindermärchenwelt tiefsinnige Betrachtung
Und des Brahmanen draus entsprungene Thierweltachtung"

wie endlich von den Neuesten Richard Wagner in seiner musikalischen Apotheose des Parsifal sind hier zu nennen. In England verdienen neben Bacon die Dichter Milton, Pope, Thomson und Shelley, in Frankreich der Philosoph Gassendi, Rousseau, La Fontaine, und von den Neueren besonders Lamartine in seinem hochpoetischen „Fall eines Engels" Erwähnung.

Gedichte und abermals Gedichte — was beweisen sie aber schließlich in einer Sache, die, mag man sie nun als einfache Ernährungsfrage oder als eine allgemeine Culturfrage betrachten, doch vor ein ganz anderes Forum der Erwägung gehört. Sie beweisen in der That nichts, sollen aber auch nichts beweisen, sondern nach des Verfassers Meinung nur den instinctiven sittlichen Protest widerspiegeln, der, nach der Ansicht der Gegner der Fleischnahrung, in unserm Bewußtsein nie ganz erlischt und den Thiermord und die Ernährung durch Thierleichen ein für allemal und abgesehen von allen detaillirten Beweisen als etwas Unerträgliches und Unverträgliches brandmarkt. In diesem Sinne sagt Lamartine

„Nicht Mord ist der Vertrag den die Natur,
Die liebevolle, zwischen Euch geschlossen . . .
Das Blut der Thiere peinigt dich im Innern
Der Tod erzeugt den Tod in deinem Busen."

Und Bogumil Goltz protestirte in seiner letzten Schrift mit folgenden Worten: „Es ist ein Unglück, es ist ein unerträglicher Widerspruch mit unserer Menschlichkeit, mit unserem Gewissen, mit unserer Vernunft, mit all unserem Reden von Menschenthum, Bestimmung, Veredlung, ein himmelschreiender Widerspruch mit unserem Dichten und Denken, mit unserer Natur und Philosophie, mit unserer Naturliebe, mit unserer christlichen Religion, mit unserer Lehre von der Selbstzwecklichkeit der lebendigen Dinge und Augenblicke, daß wir die lebendige Creatur Gottes ums Leben bringen, abschlachten und unser eigenes Leben mit anderem Leben und mit den Thierleichen fristen."

Es ist der Mühe werth, bei diesem ernsthaften Verdict einen Augenblick stehen zu bleiben. Zugegeben, daß Bogumil Goltz Recht hätte, das Abschlachten von Thieren und Verzehren derselben einen „unerträglichen Widerspruch" zu nennen, — was hier, da es sehr weite Erwägungen veranlassen müßte, ununtersucht bleiben möge — so hatte er jedenfalls doppelt Recht, es ein „Unglück" zu nennen, denn es ist zunächst doch gar nicht abzusehen, wie aus diesem Widerspruch herauszukommen sein sollte. Ich bin nicht geneigt, die in der aufsteigenden Weltentwicklung gelegenen Möglichkeiten gering anzuschlagen, oder sie, den Blick auf den jeweiligen Stand der Dinge, auf das Heute geheftet, in enge Grenzen einzuschließen. Und so mag denn auch der Dichtertraum, der durch so viele Sagen und Mythen klingt, von einer gewesenen oder kommenden goldenen Zeit, in der alles Lebende harmlos und die Schöpfung gewissermaßen ohne Klaue und Kralle gewesen sei, als Ahnung oder Prophezeiung einer dereinstigen Weltharmonie sein Anrecht behaupten. Allein wie praktisch mit der Herbeiführung dieser goldenen Zeit dadurch ein Anfang gemacht werden könnte, daß die Menschheit sich des Thierschlachtens und des Thierverzehrens enthielte, bleibt doch vollkommen unverständlich. Als unausweichliche Folge eines solchen Verhaltens würde sich, soweit wir es zu übersehen vermögen, schließlich eine Art von Belagerungszustand der Menschheit durch die Thierwelt ergeben, und es bliebe dann eine offene Preisfrage, wie diesem nicht zu erliegen und doch kein Blut zu vergießen wäre. Oder

soll man zwischen den Thieren unterscheiden? Soll der Mensch nur gewisse Thiere schonen, aber das Raubthier tödten und das unzählige Gewürm, das ihm überall nachstellt, vertilgen? Damit würde aber wieder das ganze Princip hinfällig, denn mit Recht vom Standpunkt des Brahmanismus sagt Lamartine

„Die Kette läuft vom Menschen zum Insect
In tausend Ringen, höhnet ihrer keinen!
Ob es der erste oder letzte sei,
Sie reichen alle an die Gottheit an."

Kann aber das Einstellen des Thierschlachtens nicht den Anbruch der goldenen Zeit bilden, so bleibt für diese wohl kein anderer Weg übrig, als der, auf den Rückert selbst verweist, wenn er sagt:

„Die goldene Zeit wird neu, wenn seinen Fraß vergißt
Der Leu einmal und Heu als wie der Ochse frißt."

Dazu aber können wir unsererseits nichts thun.

Der positive Grundgedanke des Vegetarismus, soweit derselbe als ein Postulat der sittlichen Cultur vertheidigt wird, verzweigt sich nach zwei Seiten. Es wird für ihn angerufen die Barmherzigkeit, die wir dem Thiere schulden, also die Schonung desselben, und ferner die Mäßigkeit, die Harmonie des Lebens, die der Carnivorismus aufhebe. Aber es ist einleuchtend, daß, was den letzten Punkt betrifft, der Fleischgenuß wohl zur Unmäßigkeit und Ueppigkeit verführen kann, daß er aber nicht ohne Weiteres und absolut mit Unmäßigkeit im Princip zusammenfällt. Man kann üppig fasten, d. h. ohne Fleischnahrung in anderen Gerichten schwelgen und sehr frugal sich an einem Fleischgericht mit Salzkartoffeln genügen lassen. Man kann also die unblutige Kost der Mäßigkeit halber wohl aus Vorsicht predigen, sie aber nicht als eine unbedingte Consequenz des Princips der Mäßigkeit und der harmonischen Lebensweise rigoros stipuliren. Höher steht derjenige, der im Genuß Maß zu halten weiß, als der, welcher, um Maß zu halten, entsagen muß. Wer sich im Genuß berauschender Getränke nicht zu zügeln vermag, handelt weise, auch ein Glas Bier oder Wein zu meiden. Unweise aber ist es, hieraus auch ein Princip für den Mäßigen zu machen und nicht lieber nach Mäßigkeit als nach Enthaltsamkeit zu streben.

Was aber die an den Thieren zu übende Barmherzigkeit betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß das Thier keinen Gedanken an seinen Tod mit sich herumträgt, daß es keine Todesfurcht an sich — im menschlichen Sinne — kennt. Die Todesfurcht des Thieres, soweit man von einer solchen reden kann, seine innere Beängstigung, sein Ringen mit und sein Widerstreben gegen die Vernichtungsmächte beginnen erst mit einem ihm zugefügten physischen Leiden. Wird ihm dieses nach Möglichkeit erspart, der Tödtungsact so raschwirkend vollzogen, daß die Vernichtung urplötzlich an dasselbe herantritt (was wohl möglich zu machen ist), so liegt in der Tödtung überhaupt kein Leidensproceß mehr und insofern unsererseits keine grausame Vergewaltigung eines Lebendigen. Damit hört das Ganze aber auf eine Frage der sittlichen Cultur zu sein, deren Geboten vielmehr durch den möglichst schmerzlosen Vollzug des einmal nicht zu umgehenden Nothwehractes der Tödtung genügt wird.

Ob das Fleisch des getödteten Thieres dem Menschen zur Ernährung dienen könne und solle, ist dann lediglich als Magen- und Verdauungsfrage zu beurtheilen und hat mit der an sich unvermeidlichen, aber schmerzlos vollzogenen und dadurch vorwurfsfreien Tödtung nichts mehr zu thun. Dadurch werden zwei Principien gesondert gehalten, deren Verbindung die ganze Frage widerspruchsvoll und verworren gestaltet, und es ergibt sich, daß der gesunde Grundgedanke des Vegetarismus auf nichts anderes als auf möglichste Schonung des Thieres einerseits und Mäßigkeit in der Lebensführung andererseits hinaussteuern kann. Wenn der Occident diese Pricipien consequent und einsichtsvoll ausgestaltet, so hat er meines Erachtens mehr geleistet als der sich überbietende Orient, ohne sich gleichwohl in Widerspruch mit dessen tieferer Wahrheit zu setzen.

Hänschens Bein.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

Ich hatte wirklich nichts Ernstes an Adele zu tadeln; Adele hatte wirklich nichts Ernstes an mir zu tadeln, — aber wir konnten uns nicht leiden. Das heißt, um gerecht zu sein, ich konnte sie nicht leiden; Adele war ja so phlegmatisch, daß sie einer starken Antipathie nicht einmal fähig war! — Kurz, es war schwer, eine langweiligere Ehe zu finden als die unsrige war. Wenn wir beisammen waren, Adele und ich, gähnten wir uns an, daß es ein Vergnügen war uns zu sehen. Die Ankunft Hänschens änderte an dieser anziehenden Situation nichts, durchaus nichts. Adele wollte selbst die Amme ihres Kindes sein, sie rüstete sich während der Stillzeit eine besondere Kammer zu, und nach dieser Zeit stellte sich keinerlei Benöthigung heraus, zu den Gewohnheiten des früheren Zusammenlebens zurückzukehren. Ihr steht es an, zuerst wieder zu reden, sagte ich in meiner Weisheit zu mir selbst, während ich in den Coulissen des Theaters zahlreiche Zerstreuungen für meine einsame Ehe suchte. Aber Adele sprach das erste Wort nicht, ja sie war härter als der Fels. Wie der größte Theil tugendsamer Eheweiber begnügte sie sich damit, ein Kind zu haben. Das muß man nun freilich zugestehn, Adele liebte ihr Hänschen zärtlich und sorgte für ihn auf das Mütterlichste, stets war sie geschäftig, ihn zu putzen, seine kleine Wäsche zu wechseln und dann wieder ihn auf ihren Knieen tanzen zu lassen. Mir kam es vor, als ob sie mit der Puppe spielte. Ich verhielt mich meinem Sohne gegenüber gravitätischer, war ich doch ein Mann und erhaben über alle Ziererei. Große Opfer, große Tugenden, sie verstand ich sehr wohl und fühlte mich dazu geschaffen — aber dies Jahrhundert ist so prosaisch! Immerhin wuchs Hänschen tüchtig heran; und mit seinen drei und ein halb Jahren war er so hübsch, so munter, so eine wahre Rosenknospe, daß er das Entzücken eines noch viel ernsteren Menschen ausgemacht haben würde, als ich es war. Ich indeß kümmerte mich wenig um ihn; auch der kleine arme Wicht erschien mir mitschuldig an der Erschöpfung meiner Phantasie. Uebrigens erwies auch er mir nicht allzuviel Zärtlichkeiten; nur immer seine Mama hatte er im Munde. Einmal stritt ich mich mit Adele über Hänschen herum, die Veranlassung war so nichtssagend, daß ich mich ihrer nicht einmal mehr entsinne. Ein Wort gab das andere. — „Das Leben, welches wir mit einander führen, ist doch recht schön!" sagte Adele. — „Ja, Jeder geht so seinen Weg für sich," erwiderte ich. — „Wenigstens was mich betrifft," — fügte sie hinzu. — Da ergriff ich die Gelegenheit beim Schopfe und theilte ihr endlich frei heraus meine Idee einer gegenseitigen Trennung mit. — Sie wurde ein wenig blaß, aber da sie wußte, daß Alles in Stillschweigen vor sich gehn würde, und daß ihr das Hänschen bis zum zwölften Jahre einzig mit der Verpflichtung, ihn alle Halbjahre einmal auf vierzehn Tage zu mir zu senden, gelassen würde, meinte auch sie endlich, daß es, vielleicht meinetwegen, so besser sei. „Besser für alle Beide" — ergänzte ich ihren Gedanken.

Gleich nach dem Mittagessen war ich von Hause fortgegangen und kehrte erst in später Nacht zurück. Zu meinem großen Erstaunen kam mir meine Gemahlin entgegen. — „Hänschen ist gefallen," sagte sie, „und hat eine bedeutende Quetschung davongetragen. Ich habe sofort den Arzt gerufen. Er hat einen Verband angelegt und will morgen in der Frühe wiederkommen." — „Unbedeutende Geschichten ... Warum bist Du noch auf?" — „Weil das Kind sich bis jetzt noch keinen Augenblick beruhigt hat, höre doch, wie es schreit ... Ich will zu ihm ... Willst Du es sehen?" — „Hat jetzt keinen Zweck ... Werde es morgen sehen."

Als ich am andern Morgen spät genug mich erhoben, begab ich mich in Hänschens Kammer, wo meine Frau die ganze Nacht gewacht hatte. Hänschen klagte zwar nur leise, war indeß ganz roth im Gesicht und hatte ein wenig Fieber. — Der Arzt untersuchte das Bein, das um das Knie herum vollständig

angeschwollen war, und ließ Blutegel ansetzen. — „Ist es ein Bruch?“ fragte ich. — „Ein Bruch, nein . . .“ — „Nun, wenn es das nicht ist . . .“ meinte ich gravitätisch. — „O,“ entgegnete der Arzt, „es gibt Quetschungen, die schlimmer sind als Brüche.“ — Die Aerzte haben doch eine seltsame Neigung, den Leuten einen Floh ins Ohr zu setzen, dachte ich. — Jedesfalls war es aber, so lange man hier nicht klar sah, unmöglich, meinen Schwiegervater zur Abholung Adeles aufzufordern. — Und Hänschen besserte sich durchaus nicht. Er war fortwährend geschwollen, konnte das Bein nicht auf die Erde setzen, vermochte sich überhaupt nicht zu bewegen, ohne einen Schmerzensausdruck im Gesicht zu zeigen. — Er, der gewohnt war den ganzen Tag herumzutrippeln und zu springen — welch eine Pein mußte es für den armen Kleinen sein, jetzt nun beständig im Bett oder auf dem Sopha liegen zu müssen. Und wenige Tage hatten denn auch genügt, ihn seine rosige Farbe verlieren, die Wangen einfallen und seine sonst so lebhaften, glänzenden Augen ermatten zu machen.

Die Sache zog sich in die Länge. Der Arzt verlangte eine Consultation, und wir beriefen einen der ausgezeichnetsten Chirurgen des Landes, welcher nach vielen Umschweifen darin schlüssig wurde, daß sich eine Geschwulst gebildet habe, daß das Kind lymphatische Anlage haben müsse, daß man sich zum mindesten auf eine langwierige Kur gefaßt machen müsse, — und was der erfreulichen Nachrichten mehr waren. — Seit diesem Augenblicke wurde des armen Hänschens Bein in jeder Weise gemartert. Pflaster, Schnitte, ätzende Einspritzungen — jeden Morgen gab es eine neue Tortur. — Es war eine Marter, die über meine Kräfte ging, so daß ich, wenn der Arzt kam, jedesmal einen unüberwindlichen Drang nach frischer Luft in mir empfand. Meine Gattin, die Gottbegnadete, vermochte es mit ihrem phlegmatischen Charakter, der ärztlichen Behandlung beizuwohnen, das Beinchen des armen Kranken festzuhalten und sich so des Titels einer Musterkrankenwärterin werth zu machen. Und wenn ich wirklich einmal, in der That schmerzlich erregt über die Leiden des Kleinen, einige Verwünschungen den Lippen entschlüpfen ließ, so fand sie selbst noch darin eine Veranlassung zu lächeln und mir zu bedeuten: „Was gewinnt man dabei, wenn man über die Vorsehung murrt?“ — Uebrigens wunderte ich mich weniger über ihre Ruhe als über ihre physische Kraft. Temperamentssache, Nervensache, meine Frau hatte keine Nerven!

Es waren bereits vier Wochen vergangen, seit Hänschen sich das Bein beschädigt hatte, und die unselige Geschwulst, welche sich gebildet, bot immer noch nicht die geringste Hoffnung auf Heilung.

Adele, ernst und ruhig, äußerte den Wunsch, eine dritte Ansicht über Hänschens Zustand zu vernehmen. Wir wandten uns diesmal an einen sehr berühmten Chirurgen einer andern Stadt, an einen jener Männer, deren Worte im Werthe des Goldes stehen — übrigens ohne Metapher gesagt. — Er untersuchte Hänschens Bein eine gute Stunde lang, indem er es unbarmherzig anfaßte, drückte und gar die Sonde einführte. Hänschen hätte Steinen Mitleid einflößen können. Kalter Schweiß lief mir das Gesicht herunter, und dreimal mußte ich die Kammer verlassen. Meine Frau — hielt die Händchen des armen Märtyrers fest umschlossen, bewegte sich nicht, sprach kein Wort. Ihre Augen waren trocken, ihre Lippen geschlossen. Der Prüfung der Krankheit im Besondern folgte eine allgemeine Untersuchung des Patienten, welche günstige Resultate zu ergeben schien. Trotz seiner lymphatischen Anlagen war Hänschen äußerst kräftig. Die drei Aerzte zogen sich in eine Ecke der Kammer zurück, um unter sich zu berathen; darauf riethen sie im Verein zu einer neuen Kur. „Wenn auch die nicht zum Ziele führen wird,“ — sagte der Doctor Allinori, der zuletzt Herbeigerufene, — „Dann?“ fragte meine Frau mit leiser Stimme. — „Dann wird es nöthig sein an Anderes zu denken,“ fügte der Arzt, ohne sich deutlicher zu erklären, hinzu. Als er sich verabschiedete, folgte ich ihm auf den Corridor, drückte ihm eine Note von bedeutendem Werthe in die Hand und flüsterte: „Nun, wie steht es?“ — „Nun man macht noch einen Versuch . . .“ — „Aber Sie glauben nicht, daß er zum Ziele führen wird?“ — „Wir hoffen, ja, wenn nicht, dann allerdings müssen wir zum Aeußersten schreiten . . .“ — „Zu welchem Aeußersten?“ — „O, . . es ist ja jetzt nutzlos . . . wir werden wieder davon reden . . .“ — „Nein, sagen Sie, reden Sie, zu welchem Aeußersten?“ — Der Doctor Allinori ließ die Stimme sinken: „Zur Amputirung.“ — Ein leiser Schrei ward gehört. Es war meine Frau. Sie war auf den Zehen hinter uns hergekommen und hatte, da der Corridor dunkel war, sich unbemerkt nähern und das schreckeneinflößende Wort das Arztes vernehmen können. — „Gnädige Frau,“ sagte derselbe, schmerzlich berührt über den Zufall, „erschrecken sie nicht . . . Es sind das bis jetzt nur noch fernliegende Möglichkeiten . . . Wir Aerzte müssen auf alle Fälle gefaßt sein.“

Adele hatte sich schon wieder gefaßt. — „Ich weiß es,“ entgegnete sie. „Indeß, Sie werden wiederkommen, nicht wahr?“ Es wurde verabredet, daß der Doctor Allinori in vierzehn Tagen wiederkommen solle, und man hoffte während dieser Zeit das Beste von der neuen Kur. — Der Gedanke an eine Amputation war schrecklich. Mir war es durchaus unmöglich, den kleinen Wildfang, unser Hänschen, nur mit einem Beine mir vorzustellen. Und diese hübschen milch- und rosenfarbenen Schenkel, diese strammen Waden, die den Stolz seiner Mutter ausmachten, der Mutter, die, so oft nur immer einer unserer Bekannten vorsprach, nichts Eifrigeres zu thun fand, als dem Kleinen das Unterkleidchen aufzuheben und dessen volle und runde Formen der bewundernden Schau darzubieten. Alles Dinge, die ich gering geschätzt hatte, so lange Hänschen gesund war, die ich aber jetzt sehr hoch anschlug, da das Verhängniß das arme Geschöpf so grausam heimsuchen sollte. Ja, ich bekenne es, jetzt erst fing ich an, das Gefühl der Vaterschaft in mir zu fühlen; das Bein Hänschens gehörte auch mir an; ich durfte nicht zugeben, daß das Eisen eines Chirurgen es vom Körper schnitt. Ich suchte meine Gattin auf meine Seite zu ziehn, sie zu einem thatkräftigen und entschiedenen Proteste zu vermögen gegen die Barbarei, welche man zu unserm Schaden plante. Sie begnügte sich zu antworten: „Hoffen wir, daß sie nicht nöthig sein wird.“

Jeden Morgen, auch wenn keiner der Doctoren kam, behandelte Adele das Bein des Knaben, und sie unterzog sich dieser gefährlichen Arbeit mit staunenswerther Sicherheit, Ruhe und Sorgfalt. Es schien, als ob sie zehn Jahre in einem Hospitale als Hülfschirurgin gelebt habe. Es war unleugbar; meine Frau hatte ihre guten Eigenschaften, und es war mindestens seltsam, mich von ihr trennen zu wollen, von einer solchen Frau, während so viele Männer . . . genug . . . Aber andererseits diese gottbegnadete Gleichgültigkeit des Charakters! Und dann war ja diese Trennung von Adele ebenso herbeigewünscht als von mir! . . . Wohlverstanden konnte man nicht daran denken, so lange Hänschens Krankheit währte. Wenn er geheilt wäre, würde die Sache ganz anders sein . . . Aber wenn er nun nicht geheilt würde? . . . Es war das ein Gedanke, den ich zurückwies, der aber doch unerbittlich mich immer wieder von Neuem ängstigte . . . Wenn er nicht geheilt würde? . . . Gewiß, dann würde die Trennung nur noch leichter vor sich gehn können; welches Band würde uns Beide dann noch verknüpft haben? . . . Wenn er nicht geheilt würde . . . O, es wäre schrecklich!

Ich, der ich mich nicht im Stande fühlte, bei der ärztlichen Behandlung gegenwärtig zu sein, fragte stets Adele: „Nun?“ — Aber leider konnte ich weder von ihr, noch von den Aerzten eine günstige Antwort erhalten. — Der erneute Besuch des Doctor Allinori hatte ein sehr entmuthigendes Resultat. — „Leider finde ich nicht die Spur von Besserung,“ meinte er, den ängstlich fragenden Blicken Adeles und mir antwortend. Darauf schüttelte er den Kopf und sprach leise mit seinen Collegen. „Man kann noch eine kurze Zeit warten,“ äußerte er endlich am Schlusse seiner Unterredung und mich beiseite nehmend: „Wer weiß? . . . Die Natur thut Wunder . . . Wenn indeß das Wunder nicht eintritt, ist das Warten nutzlos, und es ist dann nur noch nöthig, zum Aeußersten zu schreiten, das unsere Wissenschaft uns vorschreibt.“ — Die Uebrigen stimmten bei.

„Amputation!“ schrie ich. Das schreckliche Wort brannte mir auf der Zunge, beinahe rasend zerknitterte ich mein Taschentuch mit den Händen. — Meine Frau kam hinzu. Sie hatte Alles errathen. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter und flüsterte: „Muth!“

Sie war es, die mir Muth einsprach! — Im Laufe des Tages benutzte ich einen Augenblick, in welchem Hänschen schlief, um mit Adele unter vier Augen zu reden. — „Nein, nein,“ sagte ich, „die Aerzte können reden, so lange sie wollen, wir dürfen unserm Hänschen das Bein nicht nehmen lassen. Einen Krüppel aus ihm machen, einen Unglücklichen ... nein, nein, durchaus nicht!“ — „Aber wenn er uns nun stirbt?“ — „Es wird ein Unglück sein, es wird ein ungeheures Unglück sein, aber wir werden doch wenigstens keine Barbarei begangen haben... Wir werden ihn nicht unserm Egoismus geopfert haben...“ — „Robert! Robert! Kann man ihn wirklich sterben lassen?“ brach es da plötzlich mit einem herzzerreißenden Schrei hervor. — Plötzlich sprang ich vom Stuhle auf und rief mit wunderlicher Logik: „Ich will noch einmal einen andern fragen ... es wird der vierte sein ... Ganz gleichgültig ... Ich will ihn am Ende der Welt aufsuchen, wenn es nöthig ist.“ — Adele widersprach nicht, hoffte indeß sichtlich nichts von dieser neuen Consultation, welche ich entschlossen war anzustellen, ohne daß ich noch wußte mit wem.

Es vergingen einige Tage, ehe ich in meiner Wahl zwischen drei bis vier Celebritäten, welche mir empfohlen waren, schlüssig wurde. Endlich gab ich einem derselben den Vorzug; er war damals am meisten beliebt, wohnte zu Florenz und ich beschloß selbst dorthin zu reisen, um ihn mit mir zu nehmen. — „Bring mir ein neues Spielzeug aus Florenz mit, Papa,“ sagte Hänschen. Ich versprach es ihm und er küßte mich lächelnd. Wie mager er war, wie bleich! Armes Hänschen! Dieses Lächeln auf dem weißen und abgezehrten Antlitz rief in mir ein Gefühl wach, ein Gefühl! ... „Komm bald zurück,“ drang Adele in mich, die mich bis zur Treppe begleitete. — Und wir drückten uns die Hand ohne ein Wort noch hinzuzufügen. Wirklich, Niemand würde uns für zwei Eheleute gehalten haben, die entschlossen waren sich zu trennen.

Der Teufel trieb sein Spiel mit uns. Ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Mein Hippokrates war Senator und befand sich als solcher in Rom. — Eine Zeit lang stand ich da ohne in meiner Verlegenheit zu wissen, was nun zu thun sei, indeß hatte ich mich in den Gedanken dieser Consulation so verrannt, daß ich endlich beschloß, direct nach Rom zu fahren. Natürlich telegraphirte ich vor meiner Abreise erst Adele, damit sie durch meine Verzögerung nicht in Angst versetzt würde.

In Rom angekommen, gab es eine neue Widerwärtigkeit. Es war Sonntag und mein großer Mann war nach Frascati spazirt, um frische Luft zu schöpfen. Man erwartete ihn um Mitternacht zurück. Und ich befand mich bis 12 Uhr in seinem Salon, jede Minute zählend. Um ein Viertel auf ein Uhr kam endlich das Licht der Wissenschaft an und schien ziemlich verdrießlich, noch Besuch in seinem Hause zu finden. Als ich ihm den Grund meines Kommens und die Absicht, ihn mit mir zu nehmen, mitgetheilt, sagte er: „Unmöglich, durchaus unmöglich. Morgen geht im Senat die Besprechung des Sanitätsgesetzbuchs vor sich und ich habe da die Bemühungen der Commission zu unterstützen, auf deren Seite ich stehe.“

Ich konnte mich nicht entschließen davon zu gehen und wollte wenigstens den ganzen Unfall in Kürze erzählen, um seine Ansicht darüber zu vernehmen. — „Wenn man den Kranken nicht sieht,“ sagte er, „ist es sehr schwierig sich über ihn auszusprechen. Indeß scheint mir die angewandte Kur die beste. Ich würde ebenfalls zur Amputation schreiten.“ — Er erhob sich vom Sessel, begleitete mich höflich bis zur Thür, wies im übrigen jede Bezahlung für sein Geschwätz zurück und wünschte mir gute Nacht. — In ein paar Wochen vielleicht, wenn ich seiner dann noch bedürfe, würde er kommen können ... Vielen Dank!

Das war nun der Nutzen, den ich aus meiner Reise nach Rom gezogen! Von Hause war ich seit vier Tagen abwesend und wußte nichts über Hänschen. Adele, auch wenn sie mir nach Rom hätte telegraphiren wollen, würde nicht gewußt haben, wohin sie die Depesche richten sollte, da ich vergessen hatte, ihr mitzutheilen, wo ich in Rom wohnen würde. Ich sandte ihr ein zweites Telegramm, in welchem ich ihr mittheilte, daß ich nothwendiger Weise auf eine neue Consultation verzichten müsse und daß ich im Begriff sei, heimzukehren. Etwaige Nachrichten möchte sie mir an den Bahnhof Florenz senden. — Früh Morgens fuhr ich mit dem ersten Zuge Oberitalien zu. Mißgeschick über Mißgeschick! Eine unglückliche Verzögerung ließ uns den Anschluß in Florenz verfehlen. Fünf Stunden mußten wir liegen bleiben. — Am Bahnhofe fand ich ein Telegramm folgenden Inhaltes:

„Die Schmerzen sind vorüber. Ich erwarte Dich. Hast Du die Depesche erhalten, welche ich dir vor zwei Tagen nach dem Albergo del Nord sandte? Adele.“

Noch eine Depesche? Ich konnte der Neugier nicht widerstehen sie zu lesen, und nahm eine Droschke, welche mich zu besagtem Gasthofe führte. Hatte ich doch reichlich Zeit zur Fahrt und Rückfahrt. Da lag nun die Depesche, welche sich mit der meinigen gekreuzt hatte und an mich abgesandt war, ehe noch Adele von meiner Reise nach Rom etwas gewußt:

„Doctor Allinori, welcher seine Ankunft beschleunigt hat, sagt, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Kehre sogleich zurück, sogleich, sogleich!“

Ein Gefühl des Todes bewirkten diese Worte in meiner Seele. Was war Neues erfolgt? Freilich klang die andere zweite Depesche viel ruhiger, aber auf jeden Fall würde mir Adele doch nicht ohne gewichtigen Grund so geschrieben haben! Ich reiste ab — man kann sich leicht vorstellen mit welcher Unruhe, welcher Angst! Am Bahnhofe war Niemand; in der That, man wußte ja nicht, mit welchem Zuge ich kommen würde. Zu Haus angekommen, sprang ich blitzschnell die Stufen hinauf. Adele hatte mich kommen hören und kam mir auf der Flur entgegen. Ihr Anblick verursachte mir Furcht, sie war weiß wie frisch gefallener Schnee. „Nun?“ fragte ich mit erstickter Stimme.

„Er schläft jetzt. Hoffen wir ... Komm doch herein ... Gott, armer Robert, wie dein Gesicht entstellt ist!“ — „Und Du, Adele, wenn Du Dich im Spiegel erblicken würdest ... Aber wie ist es ergangen? Sage mir Alles!“ — „Sogleich; komm herein.“ — Ich ließ mich mechanisch in den Speisesaal führen. — „Du wirst Hunger haben,“ meinte Adele, ihre Schritte dem Speiseschranke zulenkend. „Nein, ich habe keinen Hunger, ich habe nichts. Nur die Wahrheit über Hänschens Zustand will ich wissen. Wo ist Doctor Allinori?“ — „Abgereist.“ — „Wie? abgereist? Man muß ihn sofort zurückholen. Es ist keine Zeit zu verlieren, Du selbst hast es mir telegraphirt ... Ich widersetze mich nicht mehr der Amputation, hörst Du, nicht mehr ...“ „Nicht?“ rief sie mit dem Tone einer Freude, welche mir sehr sonderbar schien in dem Augenblicke der Erwartung eines so schrecklichen Experimentes. „Eilen wir,“ setzte ich hinzu, „der Himmel wolle, daß wir nicht schon zu lange gewartet haben.“

„Robert,“ erwiderte Adele, indem sie meine beiden Hände erfaßte, „Du willst mir also verzeihen?“ — „Dir verzeihen? Was verzeihen? Um des Himmels willen, sprich ... Ist irgend ein Unglück geschehen, das Du nicht wagst, mir mitzutheilen?“ — „Nein, ich versichere es Dir, Unglück nicht ... Im Gegentheil ...“ — „Du bist so verwirrt ... Laß mich endlich Hänschen sehen!“ Ich machte mich mit Gewalt von ihr los. „Nur einen Augenblick“, rief sie, „höre mich an.“ Ich blieb auf der Thürschwelle stehn. „Ich telegraphirte dir nach Florenz, daß Doctor Allinori sagte, wir hätten keine Zeit zu verlieren, und fügte hinzu: kehre sogleich zurück, sogleich, sogleich!“ — „Ja.“ — „Hast Du dies Telegramm damals nicht erhalten?“ — „Nein, ich war nach Rom abgereist, und fand es erst bei meiner Rückkehr auf der Durchreise nach Florenz.“ — „So hat es sich gekreuzt mit der einen Deiner Depeschen, welche mir gerade diese Abreise nach Rom meldete, ohne mir mitzutheilen, wohin ich nun meine Nachrichten zu senden habe.“ — „Leider wahr; ich hatte es vergessen.“ — „Denke Dir, in welchem Zustande ich mich befand, als ich vernahm, daß Du, anstatt unmittelbar zurückzukehren,

Dich nur weiter entferntest." — „Es war ein Mißgeschick." — „Doctor Allinori hatte eingewilligt, noch einen Tag zu warten, aber nicht länger als einen, da ernste Berufsgeschäfte ihn anderswohin riefen. Es war zudem Eile nöthig ... die Dinge hatten sich im Laufe der Woche verschlimmert ... von Stunde zu Stunde konnte sich der Krebs ausbilden."

Ich fing an die Wahrheit zu ahnen, hatte indeß nicht die Kraft ein Wort zu sprechen. Ich war ganz Ohr, ich athmete kaum. Meine Gattin fuhr fort: „Er sagte mir: 'Gnädige Frau, meinen Sie im Stande zu sein, eine große Verantwortlichkeit zu übernehmen?' Ich glaubte, ihn zu verstehen. Aber Sie werden mir ihn retten? rief ich. Und alle drei Aerzte meinten einstimmig: 'Ja, wir werden ihn retten, Sie sollen sehen. Haben Sie Vertrauen zu uns, Vertrauen auf die Vorsehung ... Wenn Sie uns jetzt nicht handeln lassen, ist der Knabe ein Kind des Todes.' Todt! hörst Du Robert? Todt!" — „Und Du?" — „Ich erwiderte, daß ich diese große Verantwortlichkeit übernehmen wolle. Sie möchten thun ... Dir wird schlecht, Robert?" — „Nein. Weiter nur ... die Amputation?" — „Ist vor zwei Tagen ausgeführt worden." —

Adele stand aufrecht vor dem Sessel, sich an der Lehne desselben festhaltend. Ich bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief: „Mein armes Hänschen! Armes Geschöpf! Und er hat es aushalten können?"

„Man chloroformirte ihn. Er sah mich mit seinen schönen Augen so bestürzt und doch so liebevoll an und meinte: 'Mama, was ist das? Nein, Mama, nein!' Zweimal schüttelte er das Köpfchen, erhob die Hand, wie Jemand, der ein lästiges Insect verjagen will und dann — fiel er in tiefen Schlaf. Sie wollten mich in eine andere Kammer schicken. Stelle Dir vor, ob ich weggehen konnte. Ich blieb da bis zum Ende — wenige Minuten — ein Jahrhundert, was weiß ich ... Ich sah Alles, hörte Alles ... o, dieser knirschende Ton der Säge! ... Und als die Operation beendet war, und als das arme kleine Bein, das so viel ausgehalten hatte, wie ein unnützes Geräth in einen Winkel geworfen wurde, o, ich schwöre Dir, da glaubte ich, daß meine Seelenstärke mich verlassen würde! Ich war nahe daran ohnmächtig niederzusinken. Nur ein Gedanke hielt mich noch aufrecht. Hänschen war betäubt worden; man mußte ihn ja wieder zu sich kommen lassen. Und mußte dann nicht ich, seine Mama, um ihn sein? Es kostete Mühe, ihn zu ermuntern. Zweimal sahen die Aerzte stumm einander an; ich sie — welche Augenblicke! welche Schmerzen! Endlich bewegte das Kind die Aermchen ein wenig, öffnete mit Mühe die Augen und — suchte mich, o er suchte mich sogleich. 'Mama, ich mag den bösen Geruch nicht mehr.'"

„O, genug, genug!" Und ich begann zu weinen wie ein Kind. „Jetzt," fügte sie hinzu, um mich zu trösten, „fühlt er gar keine Schmerzen mehr, er hat sich in den Verlust seines Beines ergeben und sagt: 'Garstiges Bein, sie haben ganz recht gethan, dich wegzuschneiden.'" Ich fuhr fort zu weinen. „Und wirst Du mir verzeihn?" fragte sie schüchtern. „Dir verzeihn?" brach ich hervor, „ich Dir verzeihn? ... Du bist es, Adele, welche zu verzeihen hat." Und ich würde so fortgesprochen haben, wenn sie mir nicht bedeutet hätte, still zu sein.

„Kein Wort mehr, Robert, um Gotteswillen kein Wort mehr ... wenigstens so lange nicht Hänschen außer Gefahr ist ... Du bist überzeugt, daß ich auf die beste Art gehandelt, und das genügt mir. Was Du auch hinzufügen könntest, es würde mir heute wie eine böse Vorbedeutung erscheinen." — „Und wie lange wird die Gefahr andauern?" — „Noch acht, noch zehn Tage, es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wir haben so lange Geduld gehabt, halten wir sie auch diese Zeit hindurch noch fest."

Die acht, zehn Tage vergingen, nicht ohne daß uns Hänschen von Zeit zu Zeit einmal Besorgniß einflößte und den Aerzten Kopfzerbrechen verursachte. Indeß am Ende der zweiten Woche verschwand jede Spur von Fieber, und am fünfzehnten Tage, — einem Sonntage, ich werde ihn nie vergessen — drückte Doctor Allinori, der den kleinen Patienten zu besuchen gekommen war, meiner Frau mit triumphirender Miene die Hand und rief: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, gnädige Frau, daß wir ihn retten würden? Lassen Sie endlich den Frieden wieder in Ihr Herz einziehn nach so vielen Stürmen; Ihr Hänschen ist gerettet! Freilich wird er nun wohl ohne das eine Bein heranwachsen müssen, aber er wird gesund heranwachsen und ein schönes Kind werden." Dann sich an mich wendend, setzte er mit seiner bekannten Freimüthigkeit hinzu: „Und Sie, danken Sie Ihrer Gemahlin, ohne sie würde das Kind längst in der Erde sein." — Und ich war davon so fest überzeugt, daß ich mich zu Adele wandte, bereit mich ihr zu Füßen werfen. Allein statt dessen mußte ich eilen sie zu stützen. Ihre Kräfte, welche auf so wunderbare Weise dem Schmerze widerstanden hatten, schienen der Freude nicht Stand halten zu können. Bei den Worten des Arztes war sie erst roth, dann bleich wie Wachs geworden; sie hatte sich gezwungen zu lächeln, etwas zu sagen, aber vergebens. Und in diesem Augenblicke, wo sie den Boden unter sich wanken fühlte, suchte sie eine Stütze, und sie würde gesunken sein, wenn ich nicht hinzugesprungen wäre, um sie aufrecht zu halten. „Es ist nichts, die Aufregung, —" sagte der Arzt, indem er ihr ein Fläschchen Ammoniak zum Riechen vorhielt.

Sie kam zu sich, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und flüsterte mit matter Stimme: „Es war nur ein Augenblick ... Aber ich bin so schwach, so müde ... Ich will zu Bett gehn ... Ist Norina da?" — „Wir werden sie rufen, indessen bin ich ja bei Dir." — Und ich führte sie in ihre Kammer, wo sich nur ein Bett befand, in welchem sie nun seit vier Jahren schlief, allein wie ein Mädchen, wie eine Wittwe, ja schlimmer noch, wie eine Verachtete. Mit Hilfe Norinas entkleidete ich sie, legte ihr, als sie sich zu Bett begeben, selbst die Decke um und setzte mich zur Seite ihres Kopfkissens. — „Ich werde bei ihr wachen," sagte ich zu ihrer Kammerfrau, „gehen Sie!"

Ich wachte die ganze Nacht, ich dachte an Hänschen, der nun geheilt war, aber um welchen Preis! Ich dachte an Adele, welche vielleicht im Begriff war, ernstlich krank zu werden, vor Allem aber dachte ich an die ungeheure Schuld, welche ich auf dem Gewissen hatte, und an die Unmöglichkeit, sie zu sühnen. — Wie konnte ich je Adele verachten, ihr Damen von zweideutigem Rufe vorziehn, ihr endlich eine Trennung vorschlagen!

Sie war endlich eingeschlafen, ihre anfangs schweren Athemzüge waren allmählich ruhig und regelmäßig geworden; der Ausdruck ihres Gesichtes war ein ruhiger; und doch war ich so unruhig! Alle zehn Minuten stand ich vom Stuhle auf, um nach Adeles Uhr zu sehen, die auf der nahen Kommode beim Nachtlichte lag, und deren eintöniges Tik Tak mich, ich weiß nicht warum, traurig stimmte. Tik Tak Tik Tak. Sekunden folgten auf Sekunden, aber mein Herz schlug viel schneller! — Es war doch seltsam. Es kam mir vor, als ob ich nicht würdig sei, mich um diese Zeit in der Kammer meiner Gattin zu befinden, die doch meine Hochzeitskammer gewesen, und die ich so thöricht verlassen. Ich liebkoste mit der Hand die einfache Kleidung Adeles, die über die Lehne eines großen Sessels geworfen war, berührte ihre weißen Untergewänder, welche zu Füßen des Bettes lagen, und meine Gedanken durchirrten, ohne daß ich es eigentlich wollte, mein ganzes vergangenes Leben mit all seinen Fehlern und Sünden ... Die da lag, diese Frau, sie war die Mutter meines Knaben, allein ich würde es nicht gewagt haben, auch nur an den Saum ihrer Decke zu rühren, ich würde es nicht gewagt haben einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

Die Morgendämmerung begann durch die Fensterläden in die Kammer zu dringen, und ans Fenster tretend sah ich, wie der Horizont sich in Purpur kleidete. — Kurz vor sechs Uhr bewegte sich Adele, öffnete die Augen und richtete sich, als sie mich neben ihrem Kopfkissen bemerkte, schnell auf. — „Du, Robert! Wie viel Uhr ist es?" — „Fast sechs Uhr." — „Du bist so früh aufgestanden ... Ist Hänschen etwa nicht wohl?" — „Hänschen hat immer geschlafen, Hänschen schläft immer wie ein Engel," entgegnete ich, das Ohr an die Thür der anstoßenden Kammer haltend, in welcher das Kind sich mit seiner Wärterin befand. „Und dann," fügte sie hinzu, indem sie sich scheinbar zu besinnen suchte, „ich fasse es nicht ... Weshalb bist Du hier?" — „Wie geht es Dir?" fragte ich. — „Ach ... Ich erinnere

mich ... Ich muß gestern Abend ein starkes Kopfweh gehabt haben ... Es ist vorüber ... Es war nichts ... Du hattest keine Ursache, Dich deßhalb noch vor Tagesanbruch zu erheben." — „Ich habe mich nicht erhoben," äußerte ich schüchtern. — „Wie? Wo warst Du denn? Warst Du ausgegangen?" — „Ich war ... hier." — „Du warst hier, die ganze Nacht?" — Ich erwiderte nichts, aber mein Stillschweigen galt ja so viel wie eine bejahende Antwort. — „O ... Robert!" rief sie. Und sie blickte mich mit ihren schönen Augen zärtlich an.

Ich konnte nicht mehr an mich halten, warf mich aufs Knie zu Füßen des Bettes und sagte ihr schluchzend Alles, was mir seit so langer Zeit das Herz eingeengt hatte. Der Worte entsinne ich mich nicht mehr; das aber weiß ich, daß ich mir nicht eine Anklage ersparte, daß ich nicht eine einzige Schlechtigkeit meines Lebens verschwieg. Ich gab ihr die süßesten Namen, ich nannte sie Engel, Heilige, Göttin, nannte sie die Retterin unseres Kindes und würdig eines Menschen, der es verstanden hätte, die Hoheit ihrer Seele zu fassen, während ich ... — Sie that Alles, um mich zu beruhigen. — „Nein, Robert, nein, es ist nicht wahr, auch ich habe Schuld gehabt; ich war kalt, ich war abstoßend, ich glaubte mich zu erniedrigen, wenn ich Dir gestände, daß ich Dich liebe ... Das Unglück unseres Hänschens soll uns Beide gebessert haben ... Wir wollen uns um so mehr lieben und in dieser Liebe die Sühne für unsere Schuld suchen ..." — Adele sprach von ihrer Schuld!

„Du stößt mich also nicht zurück," fuhr ich fort, „Du forderst sie nun nicht selbst — die Trennung ...?" — Sie ließ mich den Satz nicht beenden. Sich halb aus dem Bett lehnend, schlang sie mir ihre zarten Arme um den Hals; ihre langen, vollen Haare, die sich losgelöst hatten von der Haube, welche sie fest hielt, berührten meine Schulter, ihre Thränen mischten sich mit den meinigen, während sie mit bewegter Stimme wiederholte: „Armer Robert, auch Du hast in diesen Monaten so viel gelitten! —" Die ersten Strahlen der Sonne zitterten auf der Wand, ein Lichtstrom überfluthete das Zimmer; draußen begrüßten die Vöglein den Frühling. Und auch in meinem Herzen jauchzte der Frühling. — —

Seit jenem Morgen sind nun mehrere Jahre vergangen. Hänschen trägt mit Leichtigkeit sein hölzernes Bein; er ist von hoher Statur, hübschem Gesicht, gleichmäßiger und heiterer Seelenstimmung, ist herzensgut, gescheidt und fleißig. In der Schule ist er stets der Erste der Klasse; seine Mitschüler verehren ihn, seine Lehrer lieben und achten ihn, und er selbst sagt mit einem gewissen Humor: „Ich kann werden, was ich will, außer Soldat." Und das ist die einzige Anspielung, die er auf sein Unglück macht. — Hänschen hat auch kleinere Brüderchen, muntere, gesunde, an allen Gliedern unversehrte, und wenn man weiß, wie lieb Adele und ich diese muntere Kinderschaar haben, so hat man den schönsten Beweis unserer Aussöhnung. Und doch, — wenn wir Hänschens Bein auf dem Pflaster schlagen hören, fühlen wir eine noch tiefere Zärtlichkeit, ein elektrischer Strom fährt durch unsere Körper und nähert uns einander. Wir zwingen uns, keinerlei Vorzug sichtbar werden zu lassen, und doch sagt Arthur, welcher der malitiöseste der ganzen Schaar ist, bisweilen: „Ja, wenn Hänschen spricht, gibt man ihm immer Recht!"

Reichlich erwidert unser Erstgeborener die tiefe Neigung seiner Eltern. Vielleicht waltet die Liebe zu seiner Mutter ein wenig vor. Und wie sollte es anders sein können? Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen nicht; seine Mutter liebte ihn über Alles, als ich eine spröde Gleichgültigkeit gegen ihn zur Schau trug; und in der langen Zeit seiner Schwäche, — wer stand ihm bei, wer wachte an seinem Bett, wer wußte, selbst den Tod im Herzen, noch mit ihm zu lächeln? — Ueberall von Liebe umgeben, hat Adele die übermäßige Zurückhaltung abgelegt, die sie einst kalt und unbedeutend erscheinen ließ. Jedermann bewundert jetzt das Zutreffende, Sichere in ihrem Urtheile, und wenn sich in meinem Hause einige erprobte Freunde versammeln, ist es längst Sitte geworden, ihr in allen Discussionen das letzte Wort zu lassen. Und ihr Wort ist stets so klug, so gerecht! — Ich bin jetzt fünfunddreißig Jahre alt; sie zweiunddreißig, und wir lieben uns wie Neuvermählte, ja, in unserem Falle viel mehr als da wir Neuvermählte waren. Und wir waren einmal im Begriff uns zu trennen! Nun, — Hänschen soll niemals erfahren, welches Wunder sein Bein hervorgebracht hat.

Aus der Hauptstadt.

Die Oper im Kroll'schen Saale.

Frau Hanfstängl. Frau Rosa Papier.

Der Sommer bringt alljährlich die Kroll'sche Opernsaison. Aber nicht die Jahreszeit, nicht berühmte Gäste bestimmen das vollkommene Gelingen der Saison; ein bedeutender Theil des Erfolges hängt vom Wetter ab. Keiner hat das besser dargelegt, als der witzige Director des weltberühmten Locales, Herr J. Engel: Als ein früher berühmter und sehr eitler Sänger, der bei ihm gastirte und wohnte, an einem regnerischen Tage selbstgefällig die Bemerkung aussprach: „Heute wird gewiß der Saal ganz überfüllt," entgegnete ihm Engel: „Sie irren! Ihr schönes Singen allein macht mir den Saal nicht voll; bei mir müssen die Bäume mitsingen." Und er hatte Recht; viele Leute kommen nicht, wenn schlechtes Wetter den Spaziergang im Garten während der Pausen und nach der Vorstellung verhindert. So ist auch nur in dem abscheulichen Wetter der letzten Wochen der Grund zu suchen, aus welchem das Gastspiel der Frau Hanfstängl und der Frau Rosa Papier nicht den verdienten Kassenerfolg erzielt haben.

Ueber die erstgenannte ausgezeichnete Künstlerin haben wir schon im verflossenen Jahre ausführlich berichtet und können auf das damals Gesagte zurückweisen. Die Stimme ist vielleicht ein wenig schärfer geworden, aber die unfehlbare Reinheit, die vortreffliche Schule, der geschmackvolle Vortrag werden noch immer im Hörer die angenehmsten Wirkungen erzeugen. Daß sie mit Vorliebe die „Traviata" singt, können wir nicht gut begreifen. Die Rolle ist sowohl ihrer künstlerischen wie der physischen Individualität ferner liegend als andere, wie z. B. die der Königin Margarethe in den „Hugenotten", in der sie bezaubert. Aber es scheint, daß alle berühmten Sängerinnen eine besondere Vorliebe für diese schwindsüchtige Frivolität hegen, selbst wenn sie mit Anderem größere Erfolge gewinnen. Traviata for ever!*) Da nützen weder künstlerische noch moralische Verwahrungen. Und man muß froh sein, daß Frau Rosa Papier als Altistin diese Partie nicht in ihr Rollenfach aufgenommen und ihr Gastspiel mit dem „Orpheus" von Gluck begonnen und mit der „Fides" im Propheten fortgesetzt hat.

Der genannten, an der kaiserlichen Hofoper in Wien angestellten Künstlerin ist ein sehr großer, fast romantischer Ruf vorausgegangen; es waren merkwürdige Dinge erzählt worden, wie sie in Ungarn als unbekannte Sängerin gelebt hatte und erst seit nicht langer Zeit entdeckt wurde u. s. w. Wir sind also ziemlich mißtrauisch in die erste Vorstellung von „Orpheus" gegangen und auch wenig befriedigt gewesen. Dagegen hat uns die „Fides" der Frau Rosa Papier die Ueberzeugung gegeben, daß sie ein sehr bedeutendes Talent besitzt, und nur ernst zu wollen braucht, um überall die Anerkennung als eine Größe ersten Ranges zu erzwingen. Sie gebietet über eine Stimme von seltenem Umfange, von seltener Kraft und von seltenem Wohlklange besonders in den hohen Tönen und in der tiefen Alllage. Daß die Mittellage manchmal schwächer klingt, daß manchmal das leidige Tremoliren in zu starkem Maße hervortritt, liegt nach unserer Ueberzeugung nur in der Angewohnheit, nicht etwa in einem Fehler der Anlage; ein aufmerksames Ueben, um die Register auszugleichen, würde in kurzer Zeit diese Stimme zu einer unvergleichlichen und künstlerisch vollendet ausgebildeten entwickeln. Die

*) „Du sollst dich nie vermessen: Von dieser Speise will ich nicht essen," sagt Goethe. Als ich in Paris die erste Vorstellung der „Dame aux camélies" sah, lief ich im dritten Acte aus dem Theater — trotz des wundervollen Spiels der Doche — und schwor, dieses Stück niemals zu sehen. Und keine berühmte Sängerin ist hier aufgetreten, welche nicht zuerst die „Traviata" sang!

Coloratur — wie sie in der Rolle der „Fides" gezeigt ward — ist glänzend und sicher. Der Vortrag zeugt überall von großem Feuer, ist von Leidenschaft erfüllt, verfällt aber allerdings manchmal in Uebertreibung. Die Action, die Geberden und Stellungen der Künstlerin sprechen von großem Bühnentalent und werden durch ein sehr vortheilhaftes Aeußere auf das Beste unterstützt. Daß auch hier Ueberschreitungen der Schönheitsgrenze vorkommen, läßt sich leicht dahin erklären, daß die Künstlerin eben noch zu sehr den naturalistischen Neigungen nachgibt und mehr den augenblicklichen Bühneneffect anstrebt, als eine abgerundete künstlerische Leistung. Das bewies am Besten ihre Wiedergabe des „Orpheus"; die Recitative ermangelten sowohl in der Declamation als im musikalischen Vortrage jener Festigkeit, welche als allererste, kein Zugeständniß erlaubende Bedingung bei Durchführung solcher Rollen bezeichnet werden muß. Auch die Arien waren nicht überall stilvoll vorgetragen; und bei dieser Gattung Musik kann man wohl das Gesetz verkünden: Lieber ein wenig langweilig, als ungleich! Dagegen muß wiederholt betont werden, daß die „Fides" der Frau Rosa Papier die einer reich begabten, zu dem Bedeutendsten berufenen Bühnensängerin war, und auch stürmischen Beifall gewann.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß neben der fremden berühmten Künstlerin die am Krolltheater angestellte Frau Mielke als „Bertha" im Propheten vielfache verdiente Anerkennung fand als vortreffliche, feurige und sichere Coloraturſängerin und daß sowohl in dieser Vorstellung wie in Orpheus alle Nebenpartien, Chor und Orchester den alten Ruf des Krolltheaters im trefflichen Zusammenwirken bewährten.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Modeteufel. Vortrag von Julius Lessing. Berlin, Simion.

Es gibt Erscheinungen des täglichen Lebens, von denen Jedermann ohne Weiteres annimmt, sie seien ihm aus der eigenen Erfahrung so wohl bekannt, und er habe über sie in Anspielungen und Ausführungen so oft und so ausgiebig die Meinung Anderer gehört, daß ihr Wesen bis auf den Grund klar vor ihm läge, sobald er sich nur der Mühe nicht verdrießen ließe, sein Angesicht über ihren Spiegel zu beugen und hinabzuspähen. Gewöhnlich aber sind diese Dinge bei all ihrer Alltäglichkeit von unergründlicher Tiefe und trotz der Durchsichtigkeit aller einzelnen Elemente ist das Auge allein nicht im Stande die ganze Schicht zu durchdringen. Es bedarf der sorgfältigsten und langwierigsten Untersuchungen, um zu erforschen, was auf ihrem Boden ruht. Unser Jahrhundert hat zuerst systematisch die Sonde an die scheinbar gleichgültigen Selbstverständlichkeiten unserer Daseinsformen gelegt und ist in den meisten Fällen noch nicht hinausgekommen über die Erkenntniß der Wichtigkeit des schwierigen Problems.

In die Kategorie dieser Erscheinungen gehört die Mode, der Julius Lessing in seiner jüngsten, im Verlage von Leonhard Simion, Berlin, erschienenen Broschüre eine eingehende, die eigenen Erfahrungen und Untersuchungen langer Jahre zusammenfassende Studie widmet. Es handelt sich in dem „Modeteufel" nicht etwa, wie der Titel vielleicht vermuthen läßt, um eine Bekämpfung des vielgestaltigen Wesens; auch nicht um die fein ausspintisirte Speculation eines Philosophen oder Aesthetikers, der in seiner, selbst bei dem besten Willen und bei den eingehendsten Studien immer mangelhaft bleibenden Kenntniß der complicirten Thatsachen nothwendig zu vagen oder schiefen Resultaten kommen muß, sondern um die ruhige Untersuchung eines Mannes, der seit Jahren mitten in der modernen Bewegung steht und dem zugleich aus seinem Fachstudium das Detail der Entwicklung vergangener Perioden vertraut ist. Eine rapide Uebersicht des historischen Ganzen bis zum Ende der vergangenen Jahrhunderts bildet die Einleitung. Dann wendet sich der Verfasser dem Kern seiner Abhandlung zu, der Beantwortung der Frage, was eigentlich das Wesen der Mode sei und auf welche Weise sich auf ihrem Gebiete die Bewegungen vollziehen. Hier steht ihm ein umfassendes, schwierig zu sammelndes Beobachtungsmaterial zu Gebot, das er mit den allbekannten Thatsachen zu einem klaren Bilde gruppirt. Die Organisation der mannichfachen gesellschaftlichen und industriellen Factoren, die in Paris die Mode machen, wird blosgelegt, soweit sie dem Auge erkennbar sind. Im Gegensatz dazu werden die Berliner Verhältnisse einer scharfen und in ihren Resultaten überzeugenden Analysis unterzogen. Namentlich erfährt das Verlangen nach nationaler Tracht eine scharfe Beleuchtung. In der kleinen Broschüre steckt eine langwierige Gedankenarbeit, die sich hinter der gefälligsten Form verbirgt. Ihre Bedeutung ist keineswegs eine blos theoretische. Die Resultate sind von großer Wichtigkeit für die Richtung unserer praktischen Bestrebungen auf dem betreffenden Gebiet. Nicht umsonst erscheint das Werk unter den volkswissenschaftlichen Zeitfragen, welche die Volswirthschaftliche Gesellschaft in Berlin herausgibt.

A. L.

* * *

Die Urkunde. Ihre Behandlung und Bearbeitung für Edition und Interpretation. Zur Anleitung bei Archivbenützung. Herausgegeben von Friedrich Leist. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Auf Grund der Vorarbeiten der bedeutendsten Diplomatiker unserer Zeit, wie Wattenbach, Waitz, Sickel, Weizsäcker u. A. hat es der Verfasser, Accessist am Bayerischen Reichsarchiv, unternommen, die bis heute in ungenügender Weise festgestellten Grundsätze, nach denen die Herausgabe archivalischer Quellen erfolgen soll, in systematischer Weise zu erörtern, weniger für Historiker von Fach und Archivbeamte, als für Laien, die zu rein privaten Zwecken die Urkunden, diese Grundlage aller historischen Forschung, aufsuchen, sei es daß sie aus besonderer Liebhaberei Special- und Lokalgeschichtsforschung treiben oder genealogische Untersuchungen über Familienhistorie machen, um processualische und andere Fragen zu begründen. Leist stellt in klarer, allgemeinverständlicher Weise die in Betracht kommenden Gesichtspunkte zusammen: in diplomatisch paläographischer Hinsicht, über treue Textwiedergabe, Behandlung der Abbreviaturen, Verbesserung von Schreibfehlern, Vocalismus und Consonantismus, Regesten, Ueberschriften, Registeranfertigung, Entdeckung von Fälschungen, Bildung der Personen- und Ortsnamen u. s. w. Das praktische Werkchen dürfte dazu beitragen, dem Dilettantismus, der zumal den Arbeiten der historischen Vereine mit Recht manchmal vorgeworfen wird, zu steuern, und wird gewiß auch den Fachmännern von Nutzen sein.

* * *

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Goedeke. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Dresden 1884, Ls. Ehlermann.

Nur etwa die Nachricht, Altmeister Vischer veröffentliche die seit vielen Jahrzehnten vergeblich erwartete zweite Auflage seiner Aesthetik, kann der Genugthuung gleich kommen, welche die Verehrer unseres besten Nachschlagebuchs der deutschen Literatur, den zuverlässigen, unentbehrlichen „Goedeke", bei der Ankündigung dieser 2., gänzlich neu bearbeiteten Auflage empfinden. Das berühmte Werk des fleißigen Literarhistorikers ist ja der treueste Führer auf dem unabsehbaren Felde deutscher Dichtung, die ausgereifte Frucht eines ganzen langen Gelehrtenlebens. Aber der erste Theil der ersten Auflage erschien bereits im Jahre 1858, und wie außerordentlich der Stoff insbesondere auf germanistischem Gebiete sich vermehrt hat, ist jedem Kundigen nur zu bekannt. Daher die Freude im ganzen Lager der Literaturforscher und -freunde über diese in erster Lieferung vorliegende Erneuerung. Goedeke hat mit bekannter Genauigkeit die seither vergrößerte Fülle des Stoffs aus Commentaren, Dissertationen, Programmen und Monographien zusammengetragen und seiner Arbeit eingefügt, und die gewaltige Bereicherung, die er seinem Werke angedeihen läßt, erkennt man schon daran, daß die erste Abtheilung, die in der ersten Auflage 7 Druckbogen umfaßte, in der zweiten auf 30 Bogen gestiegen ist. Und nicht minder gute Aufnahme sichert dem Werke schon der Umstand, daß es diesmal über den Tod Goethes, womit es bisher abschloß, hinausgehen und bis zum Jahre 1871 fortgeführt wird. Nur ein Mann von den Kenntnissen und der Objectivität Goedekes kann eine solche Arbeit unternehmen, und sein Name bürgt uns auch dafür, daß wir hier ein wahres Denkmal lexikographischer, historischer und kritischer Meisterschaft zu erwarten haben. Endlich wird das Buch auch in verbesserter und verschönerter äußerer Form, auf tadellosem Papier und mit breitem Rand erscheinen, wofür dem opferwilligen Verleger ein besonderer Dank aller Verehrer des klassischen Buches gebührt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende

von

Prof. Dr. A. Rauber

in Leipzig.

I. Band: **Die Realien.**

Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 *M.*

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken, wie einzelne Werke **zu höchsten** Pr. Meine Lagerkataloge liefere für 30 Pf. frc.

L. M. Glogau. 23 Burstah, Hamburg.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Baginsky's Antiquariat in Berlin, Artillerie-Strasse Nr. 24, kauft **Bibliotheken** u. **einzelne Werke** zu **höchstmöglichen** Preisen!

Meyer, Conv. Lexicon, T. Langenscheidt Unterr.-Briefe, Trachten, alte Kupferwerke sowie ganze **Bibliotheken** kaufen baar

S. Glogau & Co., Leipzig.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie

von

Eugen Zabel.

Mit dem Bildnisse Turgenjews.

Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Redaction.

Ein j. Mann, 20 Jahre alt, ev., mit sehr guter Gymn.-Bildung, seit fast 2 Jahren d. Buchhandel angehörig, im Besitz umfassender Kenntn. d. ges. Literatur, Geschichte, Politik ꝛc., der engl., franz. u. ital. Sprache hinlänglich mächtig, sucht eine geeignete Stellung b. d. Redaction einer geachteten Zeitung. Suchender war schon mit best. Erf. liter. thätig, Verf. e. bek. humor. Werkchens. Gefl. Off. sub **J. E. 8204** an **Rudolf Mosse, Berlin S. W.** erb.

Wessely, J. E., das weibliche Modell

in s. geschichtl. Entwicklg. m. 31 hochinteressant. Illustr. Lex.-8°. 1884. Prachtband.

Statt 40 *M.* für 15 *M.*

S. Glogau & Co., Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums

von **Eduard Meyer.**

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund

im Jahre 1384

bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.

Von **L. Quidde.**

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die **erste Lieferung** *von*

Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,

um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von

J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von

Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

in Nördlingen.

der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **R. Th. Teubner** in **Leipzig.**

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Sechsundzwanzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1884.
Verlag von Georg Stilke.

Druck von W. Büxenstein in Berlin.

№ 27. Berlin, den 5. Juli 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die holländische Thronfolge. Von K. Theodor Wenzelburger. — Praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Herd. Von Karl Theodor Reinhold. — **Literatur und Kunst:** Seelenwanderung. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Ludwig Ganghofer. Von Wilhelm Goldbaum. — Laube über Grillparzer. Von Theophil Zolling. — Ein deutscher König im Exil. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Der Drang zum Leben. Ein Phantasiebild von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Die spanische Ausstellung. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die holländische Thronfolge.

Von K. Theodor Wenzelburger.

Seit Monaten werden im ganzen Lande die Vorbereitungen getroffen, um am 10. Juli, dem Tage, an welchem vor 300 Jahren die Kugel des von Philipp II. gedungenen und mit dem Segen seines jesuitischen Beichtvaters ausgestatteten Mörders den großen Oranien, den „Vater des Vaterlandes" traf, den Manen des großen Todten die verdiente Huldigung darzubringen, — aber vorher wird sich in Delft in der „Nieuwe Kerk" noch einmal die oranische Familiengruft öffnen, um den Letzten seines Stammes zum ewigen Schlummer aufzunehmen. Es ist kein Fürstenhaus in Europa, in welchem der Tod in den letzten fünfzehn Jahren eine so gräßliche Ernte gehalten hat, als im Hause Oranien: im Jahr 1870 trug man die hochherzige Gattin des greisen Prinzen Friedrich zu Grabe, während der Bruder der Dahingeschiedenen, Kaiser Wilhelm, mit dem deutschen Heere vor Paris lag, zwei Jahre später folgte Amalie, die Gattin des beliebten Prinzen Heinrich, des Bruders des regierenden Königs, 1878 starb Königin Sophie, die Württembergerin, 1879 Prinz Heinrich selbst, nachdem ihm nur kurze Zeit das Glück vergönnt gewesen, an der Seite der jugendlichen zweiten Gemahlin zu leben; dann raffte eine jähe Krankheit den Prinzen von Oranien, die Hoffnung des Landes, hinweg, bald darauf ging der hochbetagte Schwager unseres Kaisers, Prinz Friedrich, der Großmeister der niederländischen Logen zum ewigen Osten ein, und jetzt schließt Prinz Alexander den langen Zug des Todes, der 67jährige Vater wird als letzter Sprosse des oranischen Hauses am Grabe des Sohnes stehen.

Wenige Fürstenkinder haben ein so unfreundliches Dasein gehabt, wie der dahingeschiedene dreiunddreißigjährige Prinz Alexander. Von frühester Jugend an kränklich trat er vollständig in den Hintergrund; überstrahlt und in den Schatten gestellt von seinem hochbegabten Bruder, dem Prinzen von Oranien, wurde ihm keine andere Zukunft augurirt, als die, später einmal als des Königs erster Unterthan neben dem Throne zu stehen. Aber mit dem Tode desselben wurde er der muthmaßliche Thronerbe und mit Recht verlangte deshalb auch die öffentliche Meinung, daß der Prinz aus seiner fast klausnerischen Zurückgezogenheit hervortrete, sich unter dem Volke bewegen und der Pflichten eingedenk sein möge, welche er dem Lande gegenüber einmal zu erfüllen habe. Umsonst, das Haus auf dem herrlichen Kneuterdijk, in welchem einst der große Rathspensionär Johan de Witt gewohnt hatte, blieb für die Außenwelt so gut wie verschlossen, nur aus dem Kreise weniger Vertrauter drang hin und wieder eine Kunde über das Leben des Prinzen in die Oeffentlichkeit. Darf man sich deshalb wundern, wenn über das Thun und Treiben desselben und über seine geistigen Fähigkeiten die widersprechendsten Berichte verbreitet und theilweise auch geglaubt wurden?

Aber die freiwillige Absonderung wurde nur um so strenger, denn zu den körperlichen Leiden trat noch der tiefste Seelenschmerz. Es müssen furchtbare Tage für Alexander gewesen sein, als seine von ihm zärtlich geliebte Mutter hoffnungslos darnieder lag, und der Tod derselben machte einen so niederschmetternden Eindruck auf ihn, daß man schon damals für sein Leben gegründete Befürchtungen hegte. Dann traf ihn ein womöglich noch härterer Schlag, als sein Bruder der Mutter folgte. Dem Vater schon lange und namentlich seit dessen zweiter Heirath in einer den Augen der Welt nicht entgehenden Weise entfremdet, war sein Bruder das einzige Wesen gewesen, an dem er mit inniger Zärtlichkeit hing, und die Pietät, mit der er sein Andenken heilig hielt, hat etwas Rührendes an sich; noch einige Tage vor seinem Tode ließ er sich in die Bettstelle tragen, in der sein Bruder gestorben war.

Aber seiner Stellung und der auf ihn gesetzten Hoffnungen in vollem Umfange bewußt, hielt er es doch für nöthig, von seiner Haltung öffentlich Rechenschaft abzulegen. Er that dies in einer kleinen Broschüre, und wer die Gelegenheit hatte, von derselben Einsicht zu nehmen, wird ebenso getroffen durch den klagend melancholischen Ton, der wie das letzte Vermächtniß eines Menschen klingt, der vom Leben nichts mehr erwartet, wie er auch den wahrhaft gesunden und zeitgemäßen Ideen seine Bewunderung zollen muß, welche der Prinz über die constitutionelle Monarchie und namentlich über das Verhältniß des Monarchen zu den Dienern des Staats ausspricht.

Und dennoch, trotz aller körperlichen und seelischen Leiden hat Prinz Alexander den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes stets die regste Theilnahme gezeigt, und wie er selbst mit Vorliebe die Vertreter der Kunst und Wissenschaft in seine nähere Umgebung zog, so fanden auch alle Bestrebungen auf diesem Gebiete an ihm einen wohlwollenden Mäcenas. Mit reichlicher Hand unterstützte er fast alle wohlthätigen Vereine und als im vorigen Jahre der indische Archipel von der Wuth der Elemente in so gräulicher Weise heimgesucht wurde, stellte er sich an die Spitze des Krakatao-Comités, das so viel zur Linderung der dort herrschenden Noth beigetragen hat.

Seit einer Reihe von Jahren hat Alexander seine Wohnung nur verlassen, um von Zeit zu Zeit nach Delft zu gehen, in die Familiengruft hinabzusteigen und auf den Sarg seiner Mutter und seines Bruders einen Kranz zu legen. Als sich die Kunde

von seiner Krankheit verbreitete, gab man sich im Anfang keinen besonderen Befürchtungen hin, erst als täglich ärztliche Bulletins erschienen, die einen bösartigen Typhus constatirten, fing man an sich mit der Möglichkeit einer traurigen Katastrophe vertraut zu machen. Schon gab man sich neuen Hoffnungen hin, nachdem die gefährlichsten Symptome gewichen waren, schon konnten die Aerzte die beruhigende Versicherung geben, daß ohne den Hinzutritt eines unerwarteten Ereignisses die Gefahr als beseitigt betrachtet werden könne, als Sonnabend, 21. Juni, die um 5 Uhr ausgegebenen Extratelegramme meldeten, daß der Prinz um 2 Uhr gestorben sei. Das unerwartete Ereigniß war in der That eingetreten, denn der ohnedies geschwächte Körper des Prinzen hatte nicht mehr die Kraft gehabt, die Folgen einer tückischen Krankheit siegreich zu überstehen. Ungefähr vor zehn Jahren, zu derselben Zeit, war Alexander von seinem Oheim, dem Prinzen Friedrich, in den Freimaurerbund aufgenommen worden; der deutsche Kronprinz war dabei zugegen und die von letzterem damals gesprochenen Worte haben ihm ebenso die Sympathien des freisinnigen Theils der Bevölkerung gewonnen, wie sie die bekannten Wuthausbrüche der Ultramontanen aller Herren Länder hervorriefen. Nach Friedrichs Tod wurde Alexander zum Großmeister des Freimaurerordens gewählt und noch einige Tage vor seinem Tode ließ er sich über die am 15. Juni stattgehabte Zusammenkunft der Großoffiziere in sehr eingehender Weise Bericht erstatten.

Ueber das Grab des Prinzen hinweg richten sich die Augen in die Zukunft und diese sieht allerdings trübe genug aus. Zwar ist König Wilhelm III. im Verhältniß zu seinen Jahren noch ein kräftiger Mann, aber er nähert sich den Siebzigern und dann ist die vierjährige Prinzessin Wilhelmine, die Tochter aus der Ehe mit Emma von Waldeck-Pyrmont, die Thronerbin. In Anbetracht dieses Ereignisses hat man sich im Auslande schon in allerlei Phantasien der tollsten Art ergangen und den englischen Blättern gebührt dieses Mal der Ruhm, in den lächerlichsten Faseleien das Aeußerste geleistet zu haben. Der König hat bekanntlich vor einiger Zeit den Hof in Brüssel besucht und darauf hin wurde in einem englischen Blatt als feststehende Thatsache der Welt verkündet, daß dieser Besuch insofern seine hochernste Bedeutung habe, als über die Zukunft der oranischen Dynastie bestimmte Abmachungen getroffen seien, wodurch man zwei Fliegen mit einem Schlage treffen könne, indem nämlich die jugendliche Wilhelmine dem zwölfjährigen Sohne des Grafen von Flandern — bekanntlich dem Vertreter der ultramontanen Branche des in Belgien regierenden Hauses Coburg — anvermählt wurde, so daß schließlich Belgien und Holland einmal in das Verhältniß der Personalunion zu einander treten würden und der Traum Oraniens wenigstens theilweise in Erfüllung ginge. In dieselbe Kategorie gehört der in einigen deutschen Blätter aufgetauchte Plan, die Prinzessin mit einem Sohne des Herzogs von Edinburg zu verheirathen, der dann in Holland erzogen werden solle, um später als Regent auftreten zu können. Bei allen derartigen Conjecturen tritt die krasseste Unwissenheit in staatsrechtlichen Fragen in so naiver Weise auf, daß man sich oft ernstlich fragen muß, ob denn diese Zeitungen gegen ihre Leser eine solche souveraine Verachtung hegen; ein deutsches Blatt tischte dieser Tage seinen Lesern die funkelnagelneue und gewiß noch nie ausgesprochene Wahrheit auf, daß die Königin Wilhelmine ihres Thrones verlustig werde, wenn sie ohne Erlaubniß der Generalstaaten heirathe, ja sie könne ohne Zustimmung derselben überhaupt gar keine rechtsgültige Ehe eingehen; als ob dies in Deutschland oder anderen constitutionellen Staaten anders gehalten würde! Von den patriotischen Beklemmungen französischer Blätter, die im Geist schon eine deutsche Secundogenitur im Haag sehen, die von Berlin aus inspirirt werden wird, und welche in den holländischen Küsten und Colonien nur die Beute der unersättlichen deutschen Ländergier erblicken können, braucht hier nicht weiter Notiz genommen zu werden, da ja die deutschen Blätter aller Farben unbegreiflicherweise schon viel zu viel Tinte verschwendet haben, um den hier zu Tage geförderten journalistischen Unsinn zu widerlegen.

Daß eine der ersten Aufgaben der Regierung und Generalstaaten sein muß, die Thronfolge für die Zukunft zu regeln, versteht sich von selbst, da von König Wilhelm III. männliche Nachkommen wohl nicht mehr zu erwarten sein werden. Nach Wilhelmine kämen nach dem bis jetzt geltenden Gesetze die Kinder des Großherzogs von Weimar an die Reihe, der mit einer Schwester des Königs verheirathet ist, nach diesen Prinz Albrecht von Preußen, der Sohn Mariannes, einer Tante des Königs und in letzter Linie endlich die Kinder des Prinzen von Wied, der mit der Tochter des Prinzen Friedrich verheirathet ist. Erst nach dem Aussterben aller dieser Familien käme das Haus Nassau in Betracht, das Erbrecht desselben würde sich erst begründen lassen, wenn man in das 16. Jahrhundert zurückgeht; denn die depossedirte Dynastie des Herzogthums Nassau stammt von dem Grafen Johann von Nassau-Katzenellenbogen, dem Bruder Wilhelms von Oranien, ab; übrigens ist derselbe zugleich auch der Stammvater des jetzigen holländischen Königshauses.

Wie diese Frage aber auch gelöst werden mag, die Zukunft des Staates hängt in keinem Falle von ihrer Entscheidung ab; jedes Volk und jeder Staat findet seine Existenzberechtigung in sich selbst und eine so reiche historische Vergangenheit, wie sie die Niederlande aufzuweisen haben, die mehr als einmal bewiesen hat, daß die Zukunft des Staates nicht von dem Wechsel der Personen abhängt, wird auch in der Folge die sicherste Garantie für die Freiheit und Unabhängigkeit des Staates darbieten.

Amsterdam, Ende Juni.

Praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Herd.

Von Karl Theodor Reinhold.

Das neue Deutschland trägt sich in wachsendem Maße mit der Hoffnung auf einen zukünftigen Colonialbesitz. Seitdem man durch Reden und Planen über deutsche Colonien fremde Nationen glücklich zu einem festen Zugreifen nach dem verfügbaren Rest der Welt gebracht hat, wagt man die ersten schüchternen Schritte, um wenigstens den Abhub der Mahlzeit jener Reichen zu erlangen. Bei dem tiefen Stande der patriotischen Hoffnungen auf eine kühne Colonialpolitik können immerhin selbst die kleinsten Anfänge einer selbstbewußten Bewegung freudig begrüßt werden. Man muß annehmen, daß die unsere ganze nationale Zukunft bestimmende Nothwendigkeit eines überseeischen Besitzes unserem Volke endlich mit der Klarheit über die Lage der Dinge auch die Rücksichtslosigkeit und Energie anerziehen wird, welche den Kampf ums Dasein auch über die Meere trägt.

So sehr man nun der populären Bewegung vorerst ein gutes Stück von übertreibendem Optimismus wünschen muß, so nothwendig erscheint es für die gebildete und an der nationalen Politik mitarbeitende Bevölkerung, das Bewußtsein von der engbegrenzten Möglichkeit deutscher Colonialpolitik klar zu halten, und dahin zu wirken, daß man über entfernte und zweifelhafte Ziele nicht naheliegende große Gebiete für eine gleichartige Erfolge versprechende Thätigkeit unbeachtet lasse. Wir wissen jetzt, daß es der privaten Unternehmung überlassen bleibt, fremde Länder, „wenn noch welche frei sind", zu erwerben. Aber der Colonisationsgedanke ist trotzdem weder eine Mode- noch eine aussichtslose Sache.

Ueber die auswärtige Colonisation besteht ein bisher nicht genügend gepflegtes Arbeitsfeld, welches wir die intensive oder verdeckte Colonisation nennen möchten und von der sogenannten inneren Colonisation d. h. Landesmelioration unterscheiden müssen. Es eröffnet sich hier für die private Vereinsthätigkeit ein überaus fruchtbares Gebiet, auf welches gerade in unserer Zeit der gährenden Colonialbewegung die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als bisher zu lenken ist.

Es handelt sich mit einem Worte darum, die fremden Ländern angehörige deutsche Bevölkerung bis zu einem gewissen

Grade und nach bestimmten Richtungen hin dem alten Vaterlande zu erhalten und möglichst zu kräftigen. Hier ist freilich nicht das naive Phantom in Frage, das mit Recht von einem bekannten deutschen Parlamentarier, welcher Jahre lang im Auslande gelebt hat, wiederholt verspottet und nachdrücklich zurückgewiesen worden ist, als könne man in aller Stille auf dem Boden der fremden Staaten „ein neues kleines Deutschland" erbauen. Die nationale Assimilationskraft und staatliche Energie jener fremden Völker wacht mit Eifersucht über jeder derartigen Regung einer unmöglichen Selbständigkeit. Allein wenn die hier in Betracht kommenden, nach Hunderttausenden und Millionen zählenden deutschen Bevölkerungen der fremden Länder nicht eben Deutsche wären, d. h. Elemente von denkbar geringer nationaler Widerstandskraft, so würde schon die absolut hohe Zahl jener Elemente den Erfolg einer Art von Colonie ergeben, welche nicht in allen, aber in vielen wesentlichen Beziehungen den Werth eines eigenen Colonialbesitzes für das Mutterland enthielte. Denkt man sich aber die deutsche Einwanderung in den fremden Ländern mit der nationalen Zähigkeit aber der Juden, Magyaren, Engländer oder Franzosen ausgestattet, so würde bei voller Souverainetät der fremden Staatsgewalt das Schwergewicht der deutschnationalen Massen eine Wahrung ihrer volksthümlichen Eigenart durchsetzen, welche zugleich für das Heimatland von der greifbarsten Bedeutung sein würde. Es kann bei dem bestimmenden Einfluß materieller Gesichtspunkte auch für unsere Frage nicht häufig genug darauf hingewiesen werden, von welch mittelbarem und unmittelbarem handelspolitischen Vortheil die Existenz deutscher Bevölkerungselemente in fremden Staaten ist. Die dominirende Stellung Englands im Welthandel beruht großentheils auf der nationalen Gleichartigkeit seiner Bevölkerung mit jener der fremden Exportländer. In ähnlicher Weise ist der steigende Verkehr Deutschlands mit den Vereinigten Staaten für viele Handelsartikel auf das deutsche Element der nordamerikanischen Bevölkerung zurückzuführen. Es entspricht der Natur der Sache, daß ganze Gruppen des materiellen wie geistigen Bedarfs einer Bevölkerung von dauernden und zufälligen Einwirkungen rassenhafter und nationaler Anschauungen bestimmt werden und insoweit sich ein fortgesetzter Zusammenhang zwischen dem Mutterlande und der Emigration ergibt.

Je nach der Energie der nationalen Eigenart und der inneren Gründe derselben wird der hierdurch bedingte Güterbezug aus der Heimat einen größeren oder kleineren Spielraum einnehmen, übrigens aber das ganze Gebiet der Exportartikel durchlaufen. Von den Verzehrungs- und Bekleidungsgegenständen bis zu den Schmuck- und Luxusartikeln, von den Kleinerzeugnissen des Geistes bis zu den höchsten Kunstleistungen wird hier sich ein Begehr entwickeln, der sich mit der Kraft der frischerhaltenen nationalen Empfindung auch zu den nationalen Bezugsquellen wenden wird. Welch große Rolle ein solcher Zusammenhang spielt, davon gibt der englische und auch der deutsche Export redendes Zeugniß. Der Bezug gewisser Getränke, gewisser Stoffe, von Spielwaaren, Büchern, Musikalien, Musikinstrumenten, von Gegenständen der Kunstindustrie und der Kunst, insbesondere von Gemälden, zeigt für den Verkehr Deutschlands mit den Vereinigten Staaten die wachsende Einwirkung des deutschen Elements. Es wäre hier nebenbei wohl die Frage aufzuwerfen, ob der exorbitante amerikanische Einfuhrzoll auf ausländische Gemälde (welcher den Zorn der Pariser soweit erregt hat, daß die angehenden nordamerikanischen Künstler vom Besuch der Pariser Kunstinstitute ausgeschlossen worden sind, während in Deutschland eine gleiche Antwort nicht durchzusetzen war und Mancher sich hochgeehrt fühlt, daß der in Paris abgewiesene Yankee bei uns seine Kunststudien macht) aufrecht erhalten werden könnte, wenn die deutsche Bevölkerung mit mächtiger nationaler Empfindung den freien Eingang deutscher Bilder, insbesondere der sehr beliebten Landschaften forderte.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, von welcher Bedeutung auch nach den im Gebiete des politischen und geistigen Lebens liegenden Richtungen hin die Existenz großer deutscher Bevölkerungen im Auslande sein muß. Das praktische Interesse der Frage liegt in der Untersuchung der Mittel, durch welche die Erhaltung und Förderung deutschen Lebens im Auslande erreicht werden kann. Es ergibt sich hier eine ganze Reihe ebenso einfacher wie wirksamer Maßnahmen, welche noch nicht gewürdigt worden sind.

Die praktische Ausbreitung der deutschen Sprache im Auslande ist bisher nur ganz vereinzelt betont und immer wieder vergessen worden. Und doch ist dieser Weg vielleicht der erfolgreichste von sämmtlichen colonisatorischen Bestrebungen. Die Einsicht in diese Wahrheit hat in Frankreich vor einiger Zeit eine Gesellschaft zur Förderung der französischen Sprache begründen helfen, der wir zur Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben.

Da es zunächst vor Allem darauf ankommt, das vorhandene deutschsprechende Element im Auslande zu erhalten, so sollte das alte Deutschland Bestrebungen, welche diesem Zwecke dienen, volle Beachtung und Unterstützung zuwenden. In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnißmäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen. In den Vereinigten Staaten und neuerdings in Oestreich sind Vereinsbildungen vorhanden, deren Förderung leicht und vielversprechend ist. Der Allgemeine Deutsche Schulverein hat in Oestreich den der deutschen Bevölkerung gewaltsam aufgedrängten Kampf für die deutsche Sprache muthig aufgenommen und sich immer weiter ausgebreitet.

Es ist freilich schwer, die deutsche Trägheit aufzurütteln und, so lange es nicht im eigenen Hause brennt, zu thätiger Mitwirkung zu bringen. Die Freunde des genannten Schulvereins können von entmuthigenden Erfahrungen berichten. Aber mit Treue und Zähigkeit läßt sich für eine gute Sache doch allmählich viel durchsetzen. In vielen Gegenden Deutschlands, namentlich im Königreich Sachsen, hat der Schulverein in letzter Zeit mächtige Wurzel gefaßt. Bei unabläßiger und ausdauernder Agitation im Kleinen und Großen wird ganz Deutschland in die Bewegung hineingezogen werden können. Man muß nur sowohl den idealen wie den praktisch-geschäftlichen Sinn unseres Volkes auf die Bedeutung hinlenken, die eine allmähliche Umwandlung des deutschen Oestreichs in einen feindseligen Staat mit fremden Nationalitäten für unsere Zukunft birgt. Die Größe der Gefahr aber kann Jeder aus der ständig wachsenden östreichischen Broschürenliteratur über die Verdrängung der deutschen Sprache ersehen. Die ebenso interessanten wie für das deutsche Gefühl schmerzlichen Broschüren von Franz Höllrigl „Aus dem Böhmerwald", von Teweles „Linguistische Studien" und die Publicationen des deutschen Schulvereins sind laute Mahnrufe an die „deutschen Brüder im Reich", den Stammesgenossen in Oestreich im Kampfe um ihre Sprache und Nationalität beizustehen. Aus dem Auflösungsproceß diesseits wie jenseits der Leitha wird, wenn die staatsbegründende deutsche Nationalität dort erliegt, in kurzer Zeit eine zweite orientalische Frage entstehen, die nicht nur die heutigen verblendeten Bedränger des Deutschthums in den Abgrund ziehen, sondern auch die Knochen der pommerschen Grenadiere fordern und dem sorglosen deutschen Reichsphilister den Trost, „daß nur die Völker der Türkei aufeinanderschlagen", nicht lassen wird.

Die Agitation für die deutsche Sprache kann erfolgreich und ohne jede Gefahr betrieben werden, da sie das fremde Staatsbürgerthum nirgends bedroht. In allen fremden Ländern sind die Deutschen — nicht immer zur Ehre ihres nationalen Bewußtseins — die treuesten und anhänglichsten Unterthanen und die besten Förderer der fremden Cultur. Niemand kann ihnen verwehren, ihre Sprache und ihre geistige Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke festzuhalten, so wenig wie den massenhaften englischen und amerikanischen Fremdencolonien in Deutschland, Paris und aller Orten die treue Anhänglichkeit an ihre nationale Eigenart verübelt wird.

Auf diesem praktischen Gebiete läßt sich außerordentlich viel erreichen, zumal wenn die innere Consolidirung und wahrhaft nationale Gestaltung der deutschen Volkspersönlichkeit nebenher in den Grenzen des Reichs planmäßig betrieben wird, ein sehr

*

wichtiges Kapitel, das hier zu weit führt und nur zum Schluß noch mit einigen Worten gestreift sein mag.

Ein weiterer, anscheinend nach der entgegengesetzten Seite hin gerichteter, aber zu demselben Ziele führender Schritt liegt in der praktischen Pflege des fremdsprachlichen Unterrichts. Wie übel es hiermit, namentlich auf den höheren Schulen Deutschlands, bestellt ist, weiß Jeder. Da aber Colonisation gleichbedeutend ist mit der Beherrschung ausländischer Verhältnisse, so leuchtet ohne Weiteres ein, daß wir Deutschen nur dann in der Lage sind, colonisatorische Fortschritte zu machen, wenn wir die besseren und zur Leitung bestimmten Elemente unserer Auswanderung mit wirklich brauchbaren Sprachkenntnissen ausrüsten. Die deutschen Unterrichtsverwaltungen, die freien Vereine und vor Allem die deutschen Eltern sollten bei den furchtbar wachsenden Schwierigkeiten für das Fortkommen des deutschen Nachwuchses systematisch dahin wirken, daß die künftig unvermeidliche Nothauswanderung ein wohlvorbereitetes Geschlecht findet. Mindestens eine fremde Sprache — englisch, spanisch oder französisch — sollte ein obligatorisches Unterrichtsfach der höheren Schulen in dem Sinne werden, daß ihre praktische Beherrschung Voraussetzung bestimmter Qualificationen wäre. Zu diesem Zwecke sollte man Ausländer oder vollkommen praktisch ausgebildete deutsche Sprachlehrer anstellen und für reichliche Gelegenheit zur Erlernung der Conversation, sowie einfacherer Verkehrs- und Geschäftsformen sorgen. Die erheblichsten Geldopfer wären hier ein wohlangelegtes Erziehungskapital.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die in solcher Weise vorgebildeten Elemente der deutschen Auswanderung für die Erhaltung und Kräftigung des Deutschthums im Auslande eine ganz andere Rolle spielen würden, als die heute wehrlos in den Strom fremder Nationalitäten gerathenden Landsleute. Das Gefühl der Sicherheit, welches mit einer gewissen Beherrschung des Lebens verbunden ist, die zeitige Ueberwindung jenes Zustandes kindlicher oder bauernmäßiger Anstaunung des Fremden, welcher unsere Landsleute im Auslande erfahrungsmäßig drückt und zur affectirten Preisgebung ihrer dort nicht gewürdigten nationalen Eigenart verführt, vor Allem aber die enorme Erleichterung des Fortkommens in Folge sicherer Kenntnisse der Landessprache müssen nothwendig auf die ganze Haltung der Deutschen im Auslande und die Wahrung ihrer ethnographischen Persönlichkeit günstig einwirken. Die noch heute unerschöpflichen Beispiele nationaler Selbsterniedrigung der Deutschen unter den Fremden würde zweifellos seltener werden, wenn sie künftig nicht mehr mit dem Gefühl ungleicher Waffen das Ausland betreten.

Eine ganze Fülle praktischer Colonisationsarbeit liegt auf dem neuerdings auch officiell betretenen Gebiet einer planvollen auswärtigen Handelspolitik. Es wird freilich dem noch immer in seine alten Grenzen gebannten deutschen Blicke schwer, die weitergreifende Einsicht anderer Völker sich anzueignen. Welch ungemein hohe Bedeutung nationale Dampferlinien für die materielle und geistige Verbindung fremder Gebiete mit deutscher Bevölkerung und des Mutterlandes haben, darüber können mit voller Sachkenntniß nur solche Leute reden, die einmal längere Zeit „draußen" gewesen sind. Bei diesen Männern ist das Urtheil dann auch einstimmig und wohl geeignet, den parlamentarischen Skepticismus und dem kurzsichtigen Zahlengeist die Correctur der besseren Erfahrung zu geben. Projecte ferner wie die der geplanten überseeischen Bank gehören ebenfalls hierhin. Dieselbe sollte aber nicht nur das reine Bankgeschäft betreiben. Das Journal des Débats führte vor kurzem treffend aus, daß es auch „Kapitalcolonien" gibt, daß man nicht nur mit Armeen und Auswandrerschaaren, sondern auch mit dem Handel und mit Kapitalien colonisiren kann. Die Geschichte der Nationalökonomie zeigt in zahlreichen und zum Theil berühmten Fällen die erobernde Bedeutung solcher in fremden Gebieten werbender Kapitalien, welche im Verbot des „Absenteismus" oder doch der Beschränkung der verhaßten „absentees" von der nationalen Eifersucht oft genug gewürdigt worden ist. Die Reaction des nationalen Instincts beweist die Fruchtbarkeit jener handelspolitischen Methode.

Auf diesem Felde gibt es noch zahlreiche große und kleine Maßnahmen, welche durchweg einfacher Natur aber mit Aufmerksamkeit zu behandeln sind. Nicht die Neuheit der Gedanken, sondern ihre kräftige und praktische Durchführung ist in Frage. Die deutsche Sucht zur Zersplitterung verdirbt die besten Pläne. Mag der Deutsche im Reich sich der Mannichfaltigkeit der heimischen Verhältnisse erfreuen, für die nationale Kraftentwicklung nach außen ist die Concentration der einzige Weg zu Erfolgen. Kaum hat der Gedanke von Exportmusterlagern, Handelsmuseen, Specialmärkten Wurzel gefaßt, so entsteht der leidige Streit um den Sitz und für den Ort dieser Institute. Anstatt den gegenwärtig gegebenen Mittelpunkt des deutschen Reichs, die Reichshauptstadt, zu wählen, concuriren ein halbes Dutzend und mehr Städte; schließlich erhalten sie alle einen Schatten der Idee, deren wirklich fruchtbare Ausführung in der deutschen Eifersucht erstickt wird. Unbeschadet der selbständigen und reichen Entwicklung deutschen Sonderlebens muß das Reich in einem greifbaren Bilde dem Volke deutscher Zunge innen und außen dem Lande vorschweben und ähnlich wie London oder Paris als Brennpunkt der über dem Erdball verstreuten Nation allgemein empfunden werden. Hieraus ergibt sich eine innere Sammlung und Kräftigung des Volksthums im Auslande, die von unmittelbarer Rückwirkung auf die Beziehungen zum Mutterlande sein wird. Der Austausch von Sachgütern und persönlichen Dienstleistungen, die concentrirtere und dadurch energischere Fühlung zwischen der alten und der Colonialbevölkerung ergeben hier die gesunden materiellen Unterlagen, auf denen ein Welthandelsvolk, wie die Deutschen es ihrer Anlage nach sind, sein weitverzweigtes Wachsthum frei entwickeln kann. Es ist daher systematisch darauf hinzuarbeiten, aus der deutschen Reichshauptstadt einen großartigen Markt des nationalen Lebens zu schaffen, welcher in materieller wie geistiger Beziehung eine Art Clearinghouse darstellt, in welchem die weitauseinanderliegenden und zersplitterten Bethätigungen der deutschen Bevölkerungen zugleich eine Concentration und Lösung finden, die einen größeren Zug von Einheit und Klarheit in das Bild der deutschen Nationalität bringen. Denn nichts kann unsere Bedeutung unter den Völkern der Erde mehr heben als kraftvolle Einheit der Erscheinung, in welcher wir unsere Existenz durchsetzen mit dem klassisch-stolzen Bekenntniß der Czechen „Wir sind wir". Erlangen wir diese bei zahlreichen untergeordneten Nationen naiv und gesund erscheinende „Forderung ums Dasein" auf der uns Deutschen nur einmal nur möglichen bewußten Stufe als Recht auf das nationale Leben, so wäre alles Gerede und Geschreibsel über Colonisation überflüssig. Deutschland besitzt im östlichen Europa, in den Vereinigten Staaten und in Südamerika Analoga von Colonien, welche wenigstens theilweise Ersatz für eigenen Besitz gewähren. Der Pessimismus über die Zukunft der deutschen Bevölkerung dort ist unbegründet, sobald er sich selbst entschlossen aufgibt und zu thätiger Arbeit übergeht.

In Wahrheit kommt es hauptsächlich darauf an, daß wir daheim, am häuslichen Herd ein starkempfindendes, geeintes Volk werden. Ist die Sehnsucht der Patrioten erfüllt, daß wir einen rechten nationalen Stolz auf unser Volksthum als erstes allgemeines Erziehungsziel der Nation betrachten und in diesem Stück nicht ferner von allen andern Völkern übertroffen werden, so steht hinter unseren Stammesgenossen im Auslande eine weltgeschichtliche Macht, eine großes Culturvolk, welches die ausgesendeten Kinder mit unwiderstehlicher Kraft an sich bindet und auch ohne staatsrechtliche Formen in einer Einheit zusammenhält, welche neben ihrem idealen Werth selbst die begehrten ziffernmäßigen Erfolge zeitigt. Den deutschen Völkerfamilien anzugehören, in einer großen über die ganze Erde verbreiteten Gemeinschaft zu stehen, welche neben dem Glanze einer zweitausendjährigen Geschichte noch die Kraft der blühenden Jugend zeigt und unter den Culturnationen in erster Reihe steht — dies erhebende Gefühl wird in einer Zukunft, die wir selbst bald herbeiführen können, einen Ring über den Erdball ziehen, den in geheimer Angst die fremden Völker schon sich schließen sehen. Hierzu ist allerdings die unermüdliche Arbeit bei uns und an uns

selbst nothwendig, vor Allem aber, was Fürst Bismarck bei der Commissionsberathung über die Dampfersubvention betonte, der Flügelschlag der nationalen Begeisterung. Dieser sich zu schämen, sie künstlich zurückzuhalten oder gar lächerlich zu machen, ist eine der schwersten Versündigungen an der Zukunft unseres Volkes. Denn wir Deutschen haben es von allen Nationen der Erde am wenigsten nöthig, daß man uns Wasser in den Wein schüttet. Während alter hanseatischer Unternehmungsgeist auf Landerwerb hinauszieht und nach dem anderen soeben gehörten schönen Worte unseres großen Staatsmannes „der nationale Schild ihnen folgt", haben wir zu Hause die Hand zu rühren und ein weites Feld der Bethätigung anzubauen, die in den besten Zielen und Erfolgen mit der Sache der Colonialpolitik zusammenfällt.

Literatur und Kunst.

Seelenwanderung.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Den ich pflanzte, junger Baum,
Dessen Wuchs mich freute,
Zähl' ich deine Lenze, kaum
Sind es zwanzig heute.

Oft im Geist ergötzt es mich,
Ueber mir im Blauen,
Schlankes Astgebilde, dich
Mächtig auszubauen.

Lichtdurchwirkten Schatten nur
Legst du auf die Matten,
Eh' du dunkler deckst die Flur,
Bin ich selbst ein Schatten.

Aber haschen soll mich nicht
Stygisches Gesinde,
Weichen werd' ich aus dem Licht
Unter deine Rinde.

Frische Säfte rieseln laut,
Rieseln durch die Stille,
Um mich, in mir webt und baut
Ew'ger Lebenswille.

Halb bewußt und halb im Traum
Ueber mir im Lichten
Werd' ich, mein geliebter Baum,
Dich zu Ende dichten.

Ludwig Ganghofer.

Von Wilhelm Goldbaum.

Von dem wunderbaren Stück Erde, das im Norden der Watzmann und im Süden der Zugspitz wie zwei gewaltige Ausfallsthürme begrenzen, kenne ich nur einen kleinen Theil und auch diesen leider nicht so genau, daß ich zu beurtheilen vermöchte, wie viel oder wie wenig er geeignet ist, die Phantasie eines Dichters zu erregen. Ich habe am Achensee Sommerfiesta gehalten, bin durch die Hinter- und Vorderriß nach Tölz gewandert, von der Scholastika nach Kreuth und von da nach Tegernsee gefahren, habe zu guterletzt auch die Ufer des Starnbergersees durchmessen, bis wo die Benediktenwand sich dunkel in seinen Fluthen spiegelt. Und die ergreifenden Eindrücke, welche ich auf diesen Fahrten empfangen, sind in mir wach geblieben, wie gewiß in Jedem, der mit offenen Augen dieses Gebirgsparadies durchpilgerte. Aber es ist etwas Anderes, ein entzückendes Landschaftsbild still genießend in sich aufzunehmen, und etwas Anderes, die Staffage dieses Bildes so bis ins Einzelne zu studiren, daß man ihren inneren Zusammenhang mit der Natur, deren Bestandtheil sie ist, ergründet. Der Tourist schwelgt in dem Anblick des Zugspitz, wenn die Abendsonne das weiße, nadelförmig gen Himmel strebende Haupt desselben mit leuchtendem Golde übergießt; er jubelt vor Entzücken, wenn er über den tiefblauen Spiegel des Achensee dahinrudert und an den steilen Felswänden die Gemse hurtig emporspringen sieht; er erschauert in geheimnißvoller Bangigkeit, wenn der Donner durch die Berge hallt, daß es sich anhört, als ob von dem einen zum anderen die Kunde des bevorstehenden Weltunterganges tönte. Aber von der Aufnahme eines solchen Eindruckes bis zu seiner dichterischen oder künstlerischen Gestaltung, bis zu seiner Erneuerung in Wort oder Farbe ist ein weiter Weg, den man ahnt, wenn man vor einem Bilde Franz Defreggers steht oder ein Gedicht Karl Stielers liest. Diese Bauern und Knechte, Gaisbuben und Sennerinnen, Holzflößer und Botenläufer sind von ihren Bergen, ihren Seen und Almen nicht abzulösen; sie und das Stück Gotteswelt, in dem sie leben, sind Eins. Und wenn man ein solches Defregger'sches Bild oder Stieler'sches Gedicht am Nordpol unter die Augen bekäme, man würde sich wie durch einen Zauber fortgetragen fühlen an das Ufer der Ache oder des Inn, zu den stillen Riesen, welche, einer über die Schultern des anderen, herniederschauen auf die einsamen Bergseen des bayrischen Hochlandes. Nicht der Dialekt und der Juhuschrei, nicht die Joppe und der Nagelschuh sind die Merkmale der Echtheit; Alles zusammen und dazu Erde und Himmel, Wald und Ferner, Mensch und Gethier ergeben das Bild der Wahrheit und auch dann erst, wenn es, hindurchgegangen durch die Seele des Dichters oder Malers, eine Einheit geworden ist in Stimmung und Gestalt, in Sprache und Farbe.

Man ist leicht geneigt, das Dialektgedicht, die Dorfgeschichte, das Alpenidyll als etwas Untergeordnetes in der Gattung über die Achsel anzusehen. Im Süden steht man Fritz Reuter und Klaus Groth, im Norden Franz Stelzhamer und Kobell kühl, sozusagen literarisch gegenüber. Und nirgends so wahr wie hier ist ja allerdings das Wort, man müsse, um den Dichter zu verstehn, in des Dichters Lande gehn. Aber diese Wahrheit erstreckt sich doch nur auf das Stoffliche, nicht auf den Dichter selbst. Der Dichter erhebt den Stoff ins Allgemeine, indem er sich selbst zu einem Theile von ihm macht, und Mecklenburg wird nicht poetisch durch seine eigenen Reize, sondern dadurch, daß es sich in der Individualität Fritz Reuters reflectirt. Ob dann in Nordstetten oder Güstrow, Lenggries oder Radegund die Geschichte spielt, das ist, von der Lokaltreue abgesehen, völlig gleichgültig; nur daß Roseggers Steirer ein Stück von Roseggers, Reuters Mecklenburger ein Stück von Reuters, Auerbachs Schwarzwälder ein Stück von Auerbachs Persönlichkeit sei, ist die Bedingung. Und wenn diese erfüllt ist, dann hat der Jägerbursch in der Jachenau, die Sennerin auf der Kobelwand dasselbe poetische Recht wie die „problematische Natur" Spielhagens, und der Dialekt denselben literarischen Geltungsanspruch wie die hochdeutsche Schriftsprache.

Diese Ueberzeugung ist mir zuerst lebendig geworden, als ich im Sommer des Jahres 1880 im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin den „Herrgottschnitzer von Ammergau" aufführen sah. Das Stück wirkte über die weite Entfernung hinweg am stärksten durch sich selbst; Lokal und Dialekt thaten nur ergänzend ihre Schuldigkeit, indem sie zeigten, wo das Naturell des Dichters seine Heimat hatte. Später klang mir der Name dieses Dichters öfter an das Ohr und allmählich war mir Ludwig Ganghofer auch als Lyriker und Novellist vertraut geworden, noch bevor ich ihn in seiner ganzen blonden Jugendfrische von Angesicht zu Angesicht sah, einen echten, stramm gefügten Altbayern, der in seinem neuen Wiener Heim — am „Ratzenstadel" draußen, wo einst die Villa des Fürsten Kaunitz

stand — mit leuchtendem Stolze seine Jagdtrophäen aus der bajuvarischen Gebirgswelt producirt. Er hat es als echtes Jägerskind leicht gehabt, sich mit den Menschen und Thieren im Wald und auf der Alm bekannt zu machen und die Geheimnisse der Natur zu erlauschen, und dann holte er sich aus den Hörsälen der Münchener Universität, was ihm als literarisches Handwerkszeug für die Zukunft von Nutzen sein konnte. Er beschäftigte sich mit Fischart, der ihn auf das Volksthümliche hinlenkte, und mit Alfred de Musset, dessen Spuren in seiner Lyrik wiederzufinden sind. Er hörte die Vorlesungen von Moritz Carriere und Wilhelm Hertz und sah das große Talent des unglücklichen Leuthold in Wahn und Nacht niedertauchen. Es war, als er sich rüstete, die Feder in die Hand zu nehmen, noch ein sehr respectabler Rest von der berühmten Tafelrunde des Königs Max an der Isar beisammen: Paul Heyse, Lingg, Hermann Schmid. Und junges Streben erstarkt gern an guten Mustern. So wurde Ludwig Ganghofer zum Dichter und daß er den bereits erbgesessenen Landsleuten auf dem deutschen Parnaß, einem Hans Hopfen und Karl Stieler, an Ruf und an Jahren nachsteht, ist kein Grund, warum man ihn nicht ebenfalls schon einer eingehenden Betrachtung würdigen sollte. Das Talent überwindet die Jugend.

Das Talent Ganghofers ist aber ein dreifaches, es bekundet sich in der Lyrik, in der Novelle, im Drama, und ist man sich erst über das Maß der Originalität klar geworden, das ihm verfügbar, so vermag man auch zu beurtheilen, wo diesem jungen Altbayern jetzt und in Zukunft die schönsten Kränze blühen. Für den Dichter ist die Originalität Alles; sie bildet den Schatz unter seinen Schätzen. Aus dem eigenen Glase trinken, nennt es Alfred de Musset, aber Glas und Trunk müssen auch etwas Besonderes sein, nicht Haus- und Küchenvorrath aus Jedermanns Wirthschaft. In der Jugend hält man sehr bald eine Thräne, die man im Auge spürt, für eine Perle, und einen alltäglichen Eindruck für eine poetische Empfindung; dann zimmert man leicht einen Vers dazu, gefällige Nachbarn geben ihr Amen, und der gottbegnadete Sänger ist fertig. Aber dabei braucht nicht ein einziges Körnlein von Originalität vorhanden zu sein und meistens ist es auch nicht vorhanden. Der wahre Dichter wird aus Schmerzen geboren. In dolore paries. Das Ringen mit sich selbst, der Kampf mit dem eigenen Ich, das sich sträubt, in den Mittelpunkt der Dinge hineingerückt zu werden, ist das wesentlichste Merkmal der Originalität. Ich habe Dichter gekannt, die jauchzend um ihren Schreibtisch herumhüpften, wenn plötzlich ein erlösender Einfall sie über eine Schwierigkeit der Composition hinweghob, und denen die hellen Thränen über die Wangen liefen, während sie eine ergreifende novellistische oder dramatische Scene niederschrieben. So vollzieht sich das Schaffen gleichsam trotz des Dichters, ihm selbst eine Offenbarung; er glaubt, der Herr über seinen Genius zu sein und er ist sein Knecht. Ludwig Ganghofer ist sich dessen bewußt, er deutet auf diesen geheimnißvollen Proceß in den Versen:

> Ich habe — nicht der Letzte, nicht der Beste —
> Nur durch des Lebens Schule mich gemüht,
> Und jeder Aufschrei, den sie mir entpreßte,
> Ward, ohne daß ich's dachte, mir zum Lied.
> In dieser Schule hab' ich nur erfahren,
> Daß lang die Schmerzen, kurz die Freuden waren.

Wenn nun aber gleichwohl der Lyriker Ganghofer gegen den Dramatiker und Novellisten Ganghofer im Nachtheile ist, so hat dies nicht in einem Mangel an Originalität, sondern in einem Ueberschuß an Empfindung seinen Grund. Aus vollem Halse lacht, in Thränenfluthen weint der Poet, aber man glaubt ihm seine Trauer weniger als seine Freude, und das dichterische Wort selber will sich schwerer in seine Verzweiflung als in seinen Frohsinn schicken. Er ist zu concret, zu nachdenklich, zu sehr — bei aller Jugend — durch sein besonderes Interesse an den Dingen in bestimmte Grenzen eingeschlossen, als daß er, im All umherschweifend, wie es der Lyriker soll, an jeder Blume den Honig zu finden vermöchte. Es mag sein, daß er im Verkehr mit den Münchener Malern sein Auge frühzeitig daran gewöhnte, das Körperliche der Erscheinungen, das Plastische der Formen als das Entscheidende anzuschauen, oder daß die zum Epischen und Dramatischen gesteigerte Natur seines heimischen Hochlandes ihn den bescheideneren subjectiven Stimmungen des Lyrikers entfremdete, genug, das Lied quillt ihm nicht frei und leicht genug aus der Seele, es reißt sich von ihr halb gewaltsam los wie der Bergbach vom Felsen, und wie dieser hat es, obzwar klaren und durchsichtigen Spiegels, in rapidem Gefäll eine Menge von Hindernissen, entwurzelte Baumstämme, rollendes Gestein und jählings aufgerissenes Erdreich zu überwinden.

Was nun aber den Lyriker beeinträchtigt, das ist die Stärke des Novellisten, des Dramatikers. Fast die Geltung eines Gesetzes kommt der Thatsache zu, daß der Lyriker und der Dramatiker sich nicht bei einander heimisch fühlen in derselben Individualität. Schiller und Geibel liefern den Beweis. Dort herrscht die Kraft, hier die Anmuth. Auf Ludwig Ganghofer angewendet, läßt sich der Satz noch dadurch modificiren, daß das Stoffgebiet selbst, auf dem der bayrische Epigone erntet, sich der Novelle, dem Drama williger erschließt als dem Liede, und dem letzteren beinahe nur, wenn der Humor den Takt angibt. Ganghofers Gedichte sind tief empfunden, von gewinnender Frische, und doch wiegt ein ganzes Bündel derselben nicht das einzige Lebensbild „Hochwürden Herr Pfarrer" auf und vollends erweist es sich, daß seiner Muse die Tracht der Sennerin angeboren ist, wenn man sich die Wirkung vergegenwärtigt, welche sein Volksstück „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" von der Bühne herab übt. Da tritt die Ursprünglichkeit seines Talents voll zu Tage und zwar gleichmäßig wirksam in der Erfindung, der Sprache, der Nachgestaltung der Scenerie. Und da schafft der Genius loci auch Lyrisches von reizender Unmittelbarkeit in Vers und Prosa. Ein solches Stück Lyrik ist die Skizze „Das Geigenkröpfl" und das Jagdabenteuer „Der schwarze Teufel". Was man heutzutage Stimmung nennt, das darf man freilich hier nicht suchen; aber darum ist's wahrhaftig nicht schade. Denn diese neumodische Stimmungsmacherei ist etwas ausgeklügelt Weichliches, woran kein Faden von Poesie, aber desto mehr Reflexion ist. Man redet sich künstlich in eine Situation hinein, häuft onomatopöische Worte, und stellt so einen Nebelschleier her, der Landschaft, Handlung, Menschen und Schicksale dem Leser mehr verhüllt als erschließt. Diese Art Stimmung ist Beschreibung. Daß aber die Handlung selbst, daß die Charaktere, die Schicksale viel unmittelbarer und wirksamer ohne aufdringliches Hinzuthun des Dichters, in dem Leser eine Stimmung schaffen können, dafür hat Ludwig Ganghofer ein sehr feines Gefühl, als wäre er bei Iwan Turgenjew in die Schule gegangen. „Man klomm einen Berg hinan, ohne zu wissen, was man von dem Gipfel aus sehen würde," sagte Sainte Beuve von den französischen Dichtern der ausgehenden Restauration. Mit Ganghofer steigt man bergan, er bereitet nicht vor wie ein geschwätziger Führer, und wenn droben sich plötzlich ein entzückendes oder schauerliches Panorama eröffnet, so steht er schweigend dabei, wie er auch nicht einen breiten Commentar vorträgt, wenn etwa in einem schicksalsschweren Momente der Jörg oder Sepp mit dem Schuh aufschlägt, daß die Stube zittert, wenn die Vroni oder Loni im Augenblicke der Entscheidung bis an die Haarwurzeln erröthet. Der wahre Dichter docirt und declamirt nicht, er gestaltet. Und hat er etwas zu erörtern, so reden sein Figuren, seine Situationen für ihn, wie beispielsweise die Loni im „Herrgottsschnitzer" sich darüber klar zu werden sucht, warum sie mit einem Herzen voll von Elternliebe ihre Eltern nicht kennt. „Siehst, Lehnl, in mein'm Herzen, da is mir grad, als wär' a Kammerl drin, das mir unser Herrgott ganz extra für d' Eltern g'schaffen hat. Und wie weh mir's thut, daß die Kammer leer blieben is, das kann ich kein'm Menschen sagen. Ich hab' keine Eltern und hab' doch a Herz dafür, und mir will's net in Sinn, daß es Leut' geben soll, die a Kind haben und keine Lieb' dazu, die's weggeben können in Gleichmuth oder gar in Haß." Auch Berthold Auerbach hat, wie seine soeben veröffentlichten Briefe beweisen, nicht umhin

gekonnt, Ganghofers Talent anzuerkennen, als er den „Herrgottsschnitzer" — und dasselbe gilt von dem „Proceßhansel" — auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater sah. Er faßte seinen Eindruck in folgenden Worten zusammen: „Gestern sah ich ein Stück der Münchener Schauspieler „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", ein Stück ganz im Dialekt, auch in den Empfindungen voll warmer Naturlaute und überhaupt ganz naturalistisch, dabei aber mit geschickten theatralischen Contrasten und auch einigem theatermäßigen Aufputz. Ich konnte erst lange nach Mitternacht zur Ruhe kommen, so bis aufs Tiefste erregte mich diese neue Fassung des Volkslebens auf. Es ist offenbar, es ist ein Schritt weiter geschehen, als ich wagte oder vielleicht auch konnte; dennoch glaube ich, daß meine Haltung und Fassung mehr der Dauer der Kunst entspricht."

Man ist schnell bereit, wenn man während einiger Ferienwochen am Achensee den Salontiroler beobachtet hat, sich eine abgünstige Vorstellung von dem Menschenschlage zu bilden, der da hinten in den Bergen haust. Dieses „Schubladln" und „Fensterln", diese „G'stanzln" bei Beefsteak und Champagner haben ein Raffinement, das auf die Dauer ermüdet und vernüchtert. Aber weiter hinein in's Land, wo der schaulustige Engländer, der blasirte Wiener Finanzbaron, der kritische Berliner noch rare Gäste sind, muß man vordringen, um zu erfahren, daß es doch ein ganz eigenthümlicher Humor und eine ebenso eigenthümliche Tragik ist, was der Verkehr mit den begletscherten Riesen, mit den düsteren Alpenseen im Menschenleben entwickelt. Und dort drinnen ist Ganghofers Muse zu Hause, dort hat sie die tragische Episode von den „Seeleithnersleuten", die heitere von „Assi Manlasse" aufgelesen. Fast eine Sehnsucht hat mich beschlichen nach dem tiefversteckten Walchensee und nach der steilen Straße, neben der in schwindelndem Grunde die Ache zu Thal donnert; als ich Ganghofers Hochlandsgeschichten las, die er unter dem Titel „Bergluft" zusammengefaßt. Und das ist, wie ich meine, ein Zeugniß für den echten Dichter, daß wir ihm folgen, wohin er uns führt. Wenn wir mit seinen Augen sehen, mit seinem Herzen empfinden, mit seinen Menschen lachen und weinen, so ist seine Gewalt über uns erwiesen, und diese Gewalt ist das Zeichen seiner Originalität.

So Gott will, in nicht zu ferner Frist wandere ich wieder hinaus, wo

auf der Höh
findt so schö
jedes sein Platz,

und ich denke, es wird Mancherlei in Berg und Thal mich an den Poeten erinnern, der mir mein dunstiges Stadtzimmer zur Winterszeit mit erquickender „Bergluft" angefüllt hat.

Laube über Grillparzer.

Ein Buch von Heinrich Laube über Franz Grillparzer? Und ein Buch, das dem großen östreichischen Dramatiker gerecht wird? Gewiß, hat nicht schon Laube als Theaterdirector den Wiener Dichter zu Ehren gebracht, wie sollte er nicht als Biograph ihn zu würdigen verstehen? Freilich, ein größerer Gegensatz ist schwer denkbar als zwischen diesen beiden literarischen Physiognomien. Das Gemeinsame scheint nur darin zu bestehen, daß Beide eben deutsche Dichter in Wien, Dramatiker sind. Grillparzer ein weicher Oestreicher, Laube ein stahlharter Norddeutscher; Grillparzer ängstlich, träumerisch, unentschlossen, melancholisch, grillenhaft, eine problematische Natur, die keiner Lage gerecht wird, in der sie sich befindet — Laube praktisch, burschikos, gesund und stark, im Leben wie in seinen Schriften. Man lese nur einmal seine „Lebensgeschichte Grillparzers"*) und vergegenwärtige sich, daß der Verfasser schon hoch in den Siebzigern steht, einem Alter, wo sogar die Unsterblichsten, wenn sie überhaupt noch die Feder führen, fast immer greisenhafter Geschwätzigkeit zuneigen. Bei Laube nichts dergleichen. Er schreibt noch immer seine hastigen, kurz angebundenen Sätze, klar, gedrungen, kernig, eher zu wenig als zu viel sagend, sprunghaft, ohne Rücksicht auf die Vollständigkeit, die Chronologie. Er macht fast keinen Versuch, uns das widerspruchsreiche Wesen seines Collegen psychologisch zu erklären: er zeichnet einfach dessen Aeußeres plastisch und scharf hin, spricht von seinen Eigenheiten und thut manchmal einen beherzten Griff in reiches ungedrucktes Material. Am liebsten läßt er Grillparzer, dem sonst so Schweigsamen, das Wort, und er selbst, der sonst so Gesprächige, schreibt gewissermaßen nur den verbindenden Text dazu, wobei er nur ab und zu etwa eine Aeußerung des stets cum grano salis zu verstehenden Dichters corrigirt. Dies geschieht meist mit feiner Ironie, aber öfter stimmt er ihm zu, streicht ihn gebührend heraus und nimmt ihn wohl auch gelegentlich, zumal gegen die norddeutsche Kritik, in Schutz. Einmal lodert auch sein ganzer Zorn empor: bei der Stelle aus Grillparzers Tagebuch über dessen Betheiligung an der Wiener Revolution, wo die ganze Erhebung als Faschingsscherz, ein Idyll, als das Werk heldenmüthiger Kinder hingestellt wird. Und Grillparzer verdient da wirklich die Rüge seines Biographen. Sonst plagt sich dieser auch mit ästhetischen Untersuchungen nicht allzu sehr. Wer eine Einführung in den Geist der Grillparzer'schen Dichtung erwartet, wird sich enttäuscht finden. Laube ist immer zuerst Theatermann. Wird just ein Stück Grillparzers genannt, so beurtheilt Laube es kurz, schlagend und meist zutreffend, immer aus dem Gesichtswinkel der Bühnenwirkung vom Standpunkte des Directors, des Regisseurs. Darum mag es Manchen auch komisch anmuthen, daß er für die Bühnenrettung einiger unsicherer Stücke einfach — den Rothstift empfiehlt.

Wer Laube kennt, konnte kein anderes Buch von ihm erwarten. Sit ut est aut non sit. Wer die geistige Physiognomie des Dichters vermißt, der greife zu Emil Kuhs noch immer unübertroffener Abhandlung. Laube bietet nicht abgerundete, künstlerisch empfundene Stimmungsbilder, sondern nur lebendige, frische, farbige Feuilletons. Eine erschöpfende Biographie des Dichters ist überhaupt für die nächsten Jahrzehnte unmöglich, denn sein Nachlaß darf erst in fünfzig Jahren veröffentlicht werden. Grillparzer war sein Lebtag zurückhaltend, fast ohne Beziehungen. Er hat niemals Privatbriefe, selten Albumblätter geschrieben, wie die Autographensammler wohl wissen. Seine Selbstbiographie ist Fragment geblieben und sehr mit Vorsicht zu gebrauchen. Bleiben also nur die Einzelberichte und anekdotischen Aufzeichnungen seiner Verwandten, seiner wenigen Bekannten. Diese hat Laube denn auch auf das Ausgiebigste benutzt und wir sind ihm dankbar für jeden Bericht, den er noch der Vergessenheit entreißen konnte. Ihm ist vor Allem das Material, das ein Verwandter Grillparzers, der jüngst verstorbene Freiherr von Rizy in Wien, für eine Biographie gesammelt und zum Theil im „Grillparzer-Album" veröffentlicht hat, zur Verfügung gestellt worden und bildet seine Hauptquelle. Damit füllt Laube manche Lücke in Grillparzers Selbstbiographie, die bis 1836 reicht und im 10. Bande seiner sämmtlichen Werke mitgetheilt ist. Das Uebrige sind Familientradition und Freundeserinnerungen, namentlich die mündlichen Mittheilungen von Grillparzers „Leibarzt", des vor wenigen Wochen verschiedenen Dr. Preyß.

Nicht Alles, was Laube aus den Heften Grillparzers mittheilt, ist interessant. Man kann darüber streiten, ob das Reisetagebuch aus der Türkei in die Biographie gehört, ob es überhaupt des Abdrucks werth war. Laube gibt sich keiner Täuschung hin. Jedenfalls verübeln wir ihm den Abdruck der höhnischen Bemerkungen Grillparzers über Bauernfeld, denn sie müssen den greisen Dichter schwer verletzen, sind auch durchaus schief und ungerecht. Der grämliche alte Grillparzer konnte für den graziösen, leichtblütigen Vollblutwiener kein Verständniß haben. Um so werthvoller sind die anderen Citate aus ungedrucktem Material: die Erzählung der Handlung von „Blanca von Castilien", einem ungedruckten Erstling, der offenbar von

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schillers Don Carlos angeregt ist, die scharfgeistigen Autokritiken über dieses und einige spätere Stücke und mannichfache Nachrichten über Grillparzers Abstammung, Familie, Jugend, Bildungsgang. Werthvoll ist auch die zum erstenmal abgedruckte Vorrede zur „Ahnfrau" mit der pikanten Bemerkung, die Kritik habe die eigentliche partie honteuse des Stückes immer noch nicht herausgefunden. Laube überrascht uns dabei mit der Bemerkung, daß der bekannte „Vorbericht" zu diesem Stücke nicht von Grillparzer, sondern von seinem Freunde und Gönner Schreyvogel, dem späteren Director des Burgtheaters, herrühre. Neu und interessant sind auch einige Zusätze zu Grillparzers Reise zu Goethe, die in der Selbstbiographie eingehend geschildert wurde. Hier urtheilt Grillparzer über die Norddeutschen, die er in späteren Jahren als poesielos verdonnerte, sehr anerkennend. „Die Menschen", schreibt er in Berlin, „habe ich angenehmer gefunden, als ich sie mir vorgestellt. Der Oestreicher erscheint im Auslande leicht ein Tölpel, der Preuße ein Großsprecher; zu Hause sind sie beide etwas anders, wenn sie gleich beide einen kleinen Beigeschmack davon behalten mögen. Die Unterhaltung ist hier ungleich geistreicher als bei uns, selbst wenn sie nicht glänzen will."

Ungemein fesselnd ist Grillparzers unnachsichtlich strenge Prüfung seiner Herzensregungen. Als Mensch gewinnt er dadurch freilich nicht. Dieser sauertöpfische Egoist, der so viel geliebelt hat, ohne wirklich lieben zu können, bietet keinen erbaulichen Anblick. Seine Bekenntnisse sind von einer erschreckenden Aufrichtigkeit, die manchmal geradezu ans Unritterliche und Rohe grenzt. Er war in der Liebe kein Heiliger. Namentlich über sein Verhältniß mit der Frau eines befreundeten Malers wird Manches angedeutet, und Laube erzählt sogar eine wahre Komödienscene, deren Held Grillparzer war und die würdig wäre, im Boccaccio zu stehen. Besonders in Bezug auf das Kapitel Katharina Fröhlich steckt uns Laube ein Licht an, so daß wir das räthselhafte Verhältniß nachgerade verstehen können. Man höre einmal Grillparzers Bekenntnisse über seine Art verliebt zu sein, und frage sich dann noch, ob er ein Wesen glücklich machen und selbst überhaupt ein Glück finden konnte.

Von dem Augenblicke an, als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern den Betrüger gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht. Zwei von ihnen sind bereits todt. Aber ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher sich mir genähert. — Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rückhaltlosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es blos die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle anderen Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl einen Augenblick ergreifen, nie aber lang festhalten kann. Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein werthes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle anderen so ganz, daß nach einem Heute voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein Morgen denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? —

Nein, gewiß nicht, können wir getrost antworten. Grillparzer war auch in der Liebe grillenhaft, selbstquälerisch, unverträglich. Was Wunder, daß am Ende der weibliche Eigensinn in Kathi, die in ihren Hoffnungen und berechtigten Erwartungen stets betrogen wurde, einen argwöhnischen, heftigen, zänkischen Charakter annahm? Wir können es ihr wahrlich nicht verdenken. Wie sehr aber sinkt Grillparzer als Mensch in unserer Werthschätzung, wenn wir ihn jetzt in seinen Tagebüchern den kläglichen, ungentilen Versuch machen sehen, das Scheitern seines kurzen Liebesglückes physiologisch zu erklären und seinerseits die Schuld auf seinen grillenhaft beobachteten Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, und bei Kathi als auf eine Wirkung des „unbefriedigten Geschlechtstriebes" zu schieben! Nach dieser seltsamen Beschönigung seines unqualificirbaren Verhaltens kommt aber wieder ein aufrichtiger Seufzer. „Warum mußte dieses Wesen in meine Hände gerathen oder je darauf verfallen, sich gleich auf gleich mir gegenüber zustellen." Das Verhältniß trübte sich gleich Anfangs und konnte sich doch nie lösen. Wohl flackert manchmal noch einmal die erste Empfindung auf. „Mittags bei Fröhlich", heißt es in einer späteren Notiz. „Es erwachte, wie jedesmal nach jeder Versöhnung, eine Art Verlangen in mir. Ich nahm sie auf den Schoß und liebkoste ihr, das erstemal nach langer Zeit. Aber die Empfindung ist erloschen. Ich möchte sie gar zu gerne wieder anfachen, aber es geht nicht." Die Liebe in ihm, wenn sie überhaupt je da war, ist endgültig todt und läßt sich nicht einmal mehr galvanisiren. An ihre Stelle tritt eine warme Freundschaft, die ihr Nebeneinanderleben erträglich macht und sich mit der Zeit durch die Gewohnheit immer mehr vertieft. Katharina hat ihren „Zimmerherrn" ohne Zweifel bis zuletzt nicht nur verehrt, sondern auch geliebt. Sie hatte ihm ihre Jugend, ihr Lebensglück geopfert und war es zufrieden. Das seltsame, stets rein gebliebene Verhältniß sollte ein halbes Jahrhundert dauern. Er ist der ewige Bräutigam Kathis geblieben.

Der Leser, will er einen Gesammteindruck von Grillparzers Wesen empfangen, muß sich erst mühsam die zerstreuten Züge zusammensuchen und combiniren. Laube versäumt es leider, das Porträt selbst zu entwerfen. Zum Glück läßt er ihm reichlich die Hälfte des Buches das Wort, wodurch uns der Dichter und Mensch näher tritt. Wie wir gesehen haben, nicht immer zu seinem Vortheil. Grillparzer war ein Hypochonder, ein virtuoser Selbstquäler. Wie die Biene selbst aus häßlichen Pflanzen Honig saugt, so entnahm Grillparzer auch seinen Freuden Wermuth. Er war zu leicht verstimmt und gar nicht für die Oeffentlichkeit gemacht. Und nun denke man sich, daß dieser empfindliche, reizbare Mensch gerade mit dem Theater, das stählerne Nerven verlangt, in Verbindung treten mußte. Die Schauspieler waren ihm zuwider. Seine Hauptdarstellerin Fräulein Wolter hat er nie kennen gelernt. Seiner Braut, die zum Theater gehen will, untersagt er diese Laufbahn. Mit 27 Jahren ein berühmter Dichter, drückte ihn der große Erfolg seiner ersten Stücke nur nieder. Die Première der „Ahnfrau" verletzt sein Schamgefühl. „Es ist", schreibt er in sein Tagebuch, „etwas in mir, das sagt: es sei ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen, als das Aeußere." In der Folge hat er sich auch von allen Proben und ersten Aufführungen ferngehalten und bald das Theater überhaupt nicht mehr besucht. Die Kritik, über die er sich nicht hinwegzusetzen verstand, verletzte ihn tief. Sie hatte, und gewiß nicht mit Unrecht, die „Ahnfrau" eine Schicksalstragödie genannt, und so zählte denn Grillparzer hinfort, er mochte schreiben, was er wollte, zu den Schicksalstragikern. Dies hat Grillparzers Dichten am meisten vergällt. Er wurde verurtheilt wegen eines ästhetischen Grundsatzes, den er nicht theilte. Ueber nichts hat er in der Folge mehr geschrieben, als über oder besser gegen die Schicksalsidee. Die verächtliche Haltung gegen die Kritik hat er zeitlebens geäußert und sich dadurch viele Feinde zugezogen. Zu all diesen Verdrießlichkeiten kamen noch die Eigenheiten seines dichterischen Naturells, ein steter Kampf zwischen poetischem Wollen und Nichtwollen. Er arbeitete leicht und schnell, war aber leicht aus einer gehobenen Stimmung zu bringen und unfähig, sich später wieder ganz in dieselbe zu versetzen. Wenigstens erklärt er selbst manche Mängel seiner Dichtungen durch äußere

Störungen. So geht ein Riß durch „Hero und Leander", durch sein Lieblingsstück „Sappho"; mitten in der Conception des „Goldnen Vließes" ereilte ihn die Kunde vom Selbstmorde seiner Mutter. Widrig war auch seine unglückliche Geistesrichtung, die in seinem Kopfe Raum für je nur einen Gegenstand ließ. Er zersplitterte, er zerstreute sich leicht. So kommt es, daß er jede Liebhaberei, jedes andere Interesse wie eine Behinderung verdammte. Er war sehr musikalisch, sang hübsch, studirte den Contrapunkt, componirte nicht ohne entschiedene Begabung, und hatte, wie Hanslick bestätigt, tiefe und eigenthümliche Gedanken über Musik — natürlich macht er sich auch einen Vorwurf aus diesem Talent. Dann kommen die Stunden des Zweifels an seinem Dichterberuf, die eigentlich keinem Poeten erspart sind, bei Grillparzer aber besonders verheerend auftreten. Er klagt über die Erkaltung seiner Phantasie, das Ausbleiben der poetischen Inspiration: „Ist einmal der Dichter über Bord, sende ich ihm den Menschen auch nach." Und endlich bricht die Katastrophe seines Lebens herein: der Durchfall seiner Komödie „Weh dem, der lügt." Sie schmettert ihn so sehr nieder, daß er sich von diesem Schlage nicht wieder erholt. Er schließt seine literarische Laufbahn ab. Sein Tagebuch hört auf. Nur Gelegenheitsgedichte und giftige Epigramme verfaßt er noch. Erst nach Jahren, um 1843, erholt er sich ein wenig, aber deshalb bleibt doch Alles, was er sinnt und spinnt, der Oeffentlichkeit vorenthalten, in seinem Pult vergraben. Ein von Laube hier zuerst mitgetheiltes Gedicht zeigt uns seine spätere stereotype Stimmung:

Was je dem Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn.

Grillparzer konnte auch noch aus andern Gründen nicht glücklich werden. Er war ein Stockösterreicher, und sein Oesterreich war das Land eines Metternich, den er übrigens liebte und entschuldigte, eines Bach, eines Beust, ein Polizeistaat, das Eldorado der Protection, des Nepotismus, des Trinkgelds. Er mußte die stufenweise Abschwächung seiner innigst geliebten Heimat erleben: den Verlust der Lombardei, Venedigs, das Hinauswerfen aus Deutschland, die Zweitheilung, den Nationalitätenschwindel. Er, der übrigens schon das Aufflammen deutschen Nationalbewußtseins zur Schillerfeier 1859 spöttelnd betrachtet, hatte kein Verständniß für die deutschen Siege über Frankreich und zürnte Bismarck bis zuletzt. Und dabei kannte und beklagte Niemand so wie er die Fehler und Gebrechen seines Oesterreich. „Der Katholicismus", schreibt er einmal, „ist an Allem schuld. Gebt uns eine zweihundertjährige Geschichte als protestantischer Staat, und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Musik und — zum Concordate." Und nun will sein Unstern, daß er als Beamter diesem verlotterten Staatswesen dienen muß. Alle Anfeindungen, alle Verdrießlichkeiten der Amtslaufbahn hat er auskosten müssen, und immer fühlte er sich dadurch gehemmt und gestört. Er kämpft mit Geldsorgen und nüchterner Bureauarbeit. Sein Ideal, Director der Hofbibliothek zu werden, hat sich nie erfüllt. Stets wurden ihm talentlose Streber, seichte Kriecher vorgezogen. Sogar seine Stellung am Burgtheater, wohin er doch eher paßte als ins Zollamt und Finanzministerium, wurde ihm sofort untergraben und verleidet. Die Censur erschwerte ihm das Dichten, die Ränke seiner Mitbureaukraten das Leben. Er wurde verdächtigt, arretirt, angeklagt, mit jenem Raffinement geärgert und geschunden, wie es nur das vormärzliche Oestreich verstand. Er, der schwarzgelbe Josephiner, sollte plötzlich ein staatsgefährlicher Wühler und sogar ein Gottesleugner sein. Spitzel und Denuncianten hetzten den harmlosen Poeten und überall erlag er dem Mißverstand, Undank, Haß. Man darf wohl sagen: Grillparzer ist an Oestreich zu Grunde gegangen.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter der Fülle." Als das Goethe'sche Wort an Grillparzer sich erwahrte, da fand man einen gebrochenen Greis, einen mit sich und seiner Zeit zerfallenen Sonderling. Laube bewirkte durch die Ausgrabung der Grillparzer'schen Dramen eine literarische Resurrection, die Wiener bereiteten ihm Erfolg um Erfolg, ganz Oestreich feierte den 80. Geburtstag seines Dichters. Es war zu spät. Er hatte keinen Sinn für die verspäteten Ehren und keine Freude daran. Er entzog sich allen Triumphen und entgegnete spöttisch Laube, als dieser von dem durchschlagenden Erfolge seiner Stücke meldete: „Wunderlich, welcher Zufall hat denn da geholfen?" Ein Jahr nach seinem Ehrentag entschlief er. Man hat ihn zu Tode gefeiert und dann den Todten mit königlichen Ehren bestattet. Grillparzer ist gewiß einer der unglücklichsten Menschen unserer Literaturgeschichte.

Theophil Zolling.

Ein deutscher König im Exil.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Der letzte Kurfürst von Hessen schrieb kurz vor seinem Tode, er sehe mit stets wachsender Sehnsucht der Rückkehr nach seinem Lande und auf seinen Thron entgegen. Er glaubte fest daran, daß ein Umschwung der Dinge nahe bevorstehe; und er drückte dieses Gefühl, wenn auch nicht so poetisch, dann doch ebenso lebhaft aus wie Odysseus, der nichts sehnlicher wünschte, als noch einmal „den Rauch seines Herdes zum Himmel aufsteigen zu sehen".

Wen erinnert nicht dieser letzte Seufzer des deutschen Kurfürsten an jene bewundernswürdige Darstellung Macaulays, welcher uns den Gemüthszustand der englischen Flüchtlinge schildert, die unter der Regierung Jakobs II. England verlassen und sich auf dem Continent, namentlich in den Niederlanden, angesammelt hatten.

Diese Flüchtlingskrankheit ist Allen gemeinsam, sowohl den durch die Reaction vertriebenen Opponenten, als auch den durch die Opposition vertriebenen Reactionären. Auch die Herrscher, welche durch Krieg oder Revolution veranlaßt wurden, sich in das Ausland zu begeben und dort längere Zeit zu verweilen, leiden ganz in dem nämlichen Grade an derselben, wie jene gewöhnlichen Sterblichen, die nicht für den Thron geboren sind und niemals eine Krone getragen haben. Jener vertriebene und von dem Bundestag im Stich gelassene Herzog Karl von Braunschweig, welcher in seinen französischen Streitschriften sogar den deutschen Namen verschmähte und es vorzog, sich Charles „d'Este" zu nennen, hielt sich stets einen großen Vorrath von Uniformen, weil er hoffte, Soldaten für dieselben zu finden, und schloß sogar mit dem Gefangenen von Ham einen Vertrag: „Do ut des" oder „Do ut facias", d. h. ich gebe das Geld her, daß du aus deinem Gefängniß befreit wirst, und dafür schaffst du mir, wenn du Kaiser der Franzosen geworden, „mein" Herzogthum wieder. In der That ist Napoleon aus Ham entsprungen und auch nachgehends Kaiser geworden; aber „Charles d'Este" hat dennoch sein Herzogthum nicht wiedererhalten, obwohl er die Vertragsurkunde über das mit Louis Napoleon Bonaparte abgeschlossene Geschäft mit der größten Sorgfalt aufbewahrte bis zu seinem seligen Ende.

Um so seltsamer ist es, daß ein anderer Herrscher, ebenfalls aus dem Haus Este, dem doch jene Hergänge sehr wohl bekannt sein mußten, daß ein König von Hannover, gegen dessen Vorgänger jener Karl von Braunschweig förmlich gewüthet und für den er sich sogar ein Richtschwert angeschafft hatte, um solche, wenn er zur Gewalt gelange, allerhöchst eigenhändig zu decapitiren, daß Georg V., welcher im Abscheu gegen die Rheinbundszeiten und gegen Napoleon I., den Usurpator und Räuber der welfischen Stammlande, und im Enthusiasmus für die Befreiungskriege und die Sieger von Waterloo war großgezogen worden, daß Georg V., welcher als Ultralegitimist oder, wie er sagte, als „Welfe, Christ und Mensch" den bonapartistischen Cäsarismus und die Revolution gleich sehr verabscheuen mußte, doch in

einem solchen Grade an jener Flüchtlingskrankheit, die sich bei dopossedirten Herrschern zu einer besonderen Specialität — dem Thronfieber oder dem Kronenheimweh — gestaltet, litt, daß er alle jene Erinnerungen und Traditionen, alle jene Ueberzeugungen und Gefühle, alle jene Erfahrungen und Warnungen vergaß und bereit war, sich mit dem Cäsarismus, der Illegitimität und der Revolution, mit der durch das Suffrage universel „gekrönten Demokratie", als welche sich Napoleon III. nicht nur von seinen reptilischen Leibjournalisten bezeichnen ließ, sondern sogar selbst proclamirte, in eine Verschwörung einzulassen, und noch dazu in eine Verschwörung gegen das deutsche Land und das deutsche Volk und gegen seine legitimen deutschen Mitfürsten, blos zu dem Zwecke, seiner Flüchtlingskrankheit um jeden Preis Genüge zu leisten.

Der dritte und letzte Band von Oscar Medings „Memoiren zur Zeitgeschichte", welcher den Titel führt: „Im Exil", und soeben bei Brockhaus in Leipzig erschienen, liefert uns das Material und die Belege zu jener schier unbegreiflichen Krankheitsgeschichte des „Königs im Exil". Ich will in der nachfolgenden Darstellung mich lediglich an eine unzweifelhaft echte Urkunde halten, welche Napoleon überreicht ward, und an einen Brief des Grafen von Platen, welcher als „Minister des Auswärtigen" für den blinden König fungirte, gerichtet an Meding und datirt vom 17. April 1867. Der Brief verlangt von Napoleon „Geld, viel Geld, sehr viel Geld" und offerirt dafür eine Art von Menschenhandel; und die Denkschrift liefert zu dem proponirten Handel eine ausführliche Begründung, welche versucht, das offerirte Geschäft dem französischen Kaiser in einem möglichst vortheilhaften Lichte zu zeigen. Meding betitelt diese Denkschrift, welche in französischer Sprache abgefaßt ist: „Memoiren über die Grundlagen eines Bündnisses zwischen dem König Georg und dem Kaiser Napoleon".

Das Actenstück ist so langweilig-lehrhaft im Eingang, als wenn es Friedrich v. Gentz, Karlsbader Andenkens, nach den Eingebungen des Fürsten Metternich zu Papier gebracht hätte.

Da verkündet es mit einer geschäftsphilosophischen Miene, der Charakter der germanischen Rasse und deren Entwicklung beruhe auf zwei großen „Principien", welche während einer tausendjährigen Geschichte überall hervortreten. Dies sei erstens das Princip der Selbstständigkeit der Völker und zweitens das Princip der Freiheit. Die romanischen Völker streben der Centralisation zu, die deutschen Volksstämme aber seien für die Fürsten und gegen die neutralisirenden Kaiser. Hier stoßen wir auf eine höchst eigenthümliche Auffassung, welche sich während der Periode von 1866 bis 1870 deutlich erkennbar durch die welfische Politik durchzieht. Diese Politik ist legitimistisch. Gleichwohl hindert dieser Cultus der Legitimität den König nicht, mit Napoleon III., der wahrhaft stolz darauf war, nicht zu den alten Legitimen zu gehören und sich wiederholt, namentlich bei Gelegenheit seiner Verheirathung, als einen „Emporkömmling" (parvenu) proclamirte im bewußten Gegensatz zu den alten Dynastien, eine Allianz auf Leben und Tod, auf Gedeih und Verderb anzustreben, und zugleich die Absicht zu verfolgen, mit Hülfe seiner Verbündeten, als welche er Frankreich und Oestreich in Aussicht genommen hatte, sein „Welfenreich" zu vergrößern auf Kosten deutscher Mitfürsten, die doch mindestens ebenso legitim waren als er selber.

In diesem Sinne schreibt er selbst am 13. Juni 1869 an Meding:

„Wie Sie wissen, verfolge ich nur das eine Ziel mit strengster Consequenz und nie ermattender Energie, unter Gottes Beistand und Segen ein großes und mächtiges Welfenreich wiederherzustellen."

Und damit jeder Zweifel darüber, was unter dem „großen und mächtigen" Welfenreiche zu verstehen, ausgeschlossen sei, erzählt uns Meding, daß König Georg V., bethört von dem Abenteurer Klindworth (welcher unter seinen Bekannten scherzweise der „Doyen des Spionencorps" genannt wurde, weil er auf der Reihe herum allen Potentaten gedient und sie alle verkauft und verrathen oder ausgepreßt hatte), die Absicht hegte, durch französischen Beistand nicht nur die Wiederherstellung seines früheren Königreichs Hannover innerhalb der Grenzen, welche es von 1816 bis 1866 gehabt hat, herbeizuführen, sondern dasselbe auch ansehnlich zu vergrößern, namentlich durch Einverleibung von Kurhessen und von anderen deutschen Gebieten, „um dadurch sämmtliche Besitzungen Heinrichs des Löwen in seiner Hand wieder zu vereinigen".

Klindworth habe sich, so erzählt Meding, im Besitze eines, diesen schönen Plan auseinander setzenden und von dem König Georg eigenhändig unterzeichneten, für den Kaiser der Franzosen bestimmten Memoire befunden; und der bethörte König habe es sich ein schweres Stück Geld kosten lassen müssen, um dies compromittirende Actenstück aus den Händen seines verrätherischen Vertrauten wieder in die seinigen zu bringen. Diese Angabe Medings ist durchaus nicht unglaubhaft. Denn Klindworth hat denselben Griff während seiner langen Laufbahn (von 1820 bis 1880) sehr häufig wiederholt. Gleichwohl erfreute er sich bis zu seinem seligen Ende, das, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, im Jahre 1882 erfolgt ist, des Vertrauens hoch- und höchstgestellter Personen. Auch solche, welche über seine Antecedentien wohl unterrichtet waren — und König Georg V. war es, namentlich aus der Zeit der braunschweigisch-hannoverschen Händel während der zwanziger und dreißiger Jahre — schienen sich dem seltsamen Irrthum hinzugeben: „Er hat zwar alle Anderen betrogen, aber mit dir wird er eine Ausnahme machen." Selbst der Fürst Metternich, der große Trismegistus der continentalen Reaction, wußte dem Zauber der ziemlich plumpen Klindworth'schen Kunststücke nicht zu widerstehen und hat ihn lange Zeit, auf Kosten anständiger Leute, als seinen Vertrauensmann gelten lassen; und Klindworth seinerseits wußte, unter Berufung auf die Protection des Fürsten, viele allzu gläubige Gemüther zu täuschen. Die Geschichte dieses Klindworth verdient geschrieben zu werden. Sie ist, für uns wenigstens, lehrreicher als die Biographien des Plutarch und aller seiner mehr oder weniger berufenen Nachahmer. Denn sie zeigt uns, wie wenig Weisheit dazu gehört, nicht nur, wie der große Kanzler Oxenstjerna meint, die Welt zu regieren, sondern auch Diejenigen, welche die Welt regieren oder zu regieren glauben, zu täuschen. Die Letzteren befinden sich in der Regel abwechselnd in der Laune, entweder viel zu wenig oder viel zu viel Vertrauen zu schenken, letzteres namentlich dem Schmeichler und dem Verleumder gegenüber.

Doch kehren wir von diesem Excurs wieder zurück zu unserer welfischen Denkschrift vom 17. April 1867.

Dieselbe tadelt also den alten deutschen Bund, weil er

1. zu viele und zu kleine Monarchien in sich begriffen;
2. sich zum Oefteren zum Organ von „Doctrinen" und zum Werkzeug für ultrareactionäre Maßregeln hergegeben, und
3. nicht gehörig für Handel und Wandel gesorgt und den Ansprüchen der deutschen Nation nicht entsprochen habe.

Davon, daß er bei den beharrlichen Rechts- und Verfassungsbrüchen in Hannover und Kurhessen taub blieb oder sich incompetent erklärte oder gar mithalf am Unrecht, sagt die welfische Denkschrift gar nichts. Natürlich; sie hatten ihre guten Gründe davon zu schweigen.

Dann gibt die Denkschrift dem Kaiser Napoleon III. die Versicherung:

— Die Lage, welche das Jahr Sechsundsechzig in Deutschland geschaffen, sei die Verneinung der Eingangs genannten zwei großen Principien des nationalen Lebens in Deutschland, nämlich der Selbstständigkeit der Völker (l'autonomie des races) und der Freiheit. Diese Lage, heißt es dann wörtlich, führt früher oder später entweder zu einer Revolution im Innern von Deutschland oder zu einem großen europäischen Krieg.

Folgt dann ein Schauergemälde der erstgedachten Revolution, welche gleichzeitig auch die sociale Frage aufwerfen, sich mit derselben compliciren und unbarmherzig die sofortige Lösung aller Probleme fordern werde, welche unser Zeitalter bewegen.

— „Man wird sehen, heißt es dann wörtlich, wie sich in einer verzweiflungsvollen Verbindung gleichzeitig und mit dem nämlichen Feld-

geschrei sowohl die politischen Demokraten und die arbeitenden Klassen, deren Elend durch den Militarismus noch erschwert wird, erheben, als auch die aristokratischen Bevölkerungsschichten, welche den depossedirten Fürsten anhängen.

— „Die Parole für den Krieg wird sein:

Verbrüderung zwischen der französischen und der deutschen Nation!

— „Diese Verbrüderung muß nach Ansicht der deutschen Patrioten auf der Voraussetzung beruhen, daß Frankreich sich verpflichtet, nicht als Eroberer in Deutschland zu erscheinen, sondern in der erklärten Absicht, Deutschland zu befreien und ihm den Besitz seines natürlichen Rechtes wieder zu geben."

Daß das Alles am Ende des vorigen Jahrhunderts schon einmal da war und daß damals die bindendsten Versicherungen des bezeichneten Inhaltes von den Franzosen gegeben wurden, und was sie nachgehends — und namentlich auch in Hannover — gemacht haben, davon scheinen König Georg und sein Rathgeber nichts zu wissen. Die Denkschrift fährt fort:

— „Der König von Hannover hat nicht nur das Herz seiner Unterthanen in seiner Hand, sondern er verfügt auch über die directen Dienste einer großen Anzahl kluger, unterrichteter, entschlossener und tapferer Offiziere, welche niemals in preußische Dienste übertreten und an den König durch ihren Fahneneid gefesselt sind. Ganz Hannover ist organisirt für die Erhebung. Das geheime Centralcomité hat seine Verzweigungen überall im Lande. Ueberall werden die Befehle des Königs ohne Aufschub vollzogen. An der Spitze dieser geheimen Nationalregierung steht ein Mann von Intelligenz und bewährter Treue; er hat an seiner Seite einen Executiv-Ausschuß, bestehend aus jungen, entschlossenen Männern. Jede Provinz hat ihren Vorstand u. s. w.

„Der Präsident des geheimen Centralcomités ist von dem König mit Leitung der inneren Angelegenheiten betraut und hat seine Maßregeln getroffen. Im Falle eines Conflictes, wie er dem Kriege vorausgeht, wird die gesammte wehrpflichtige Jugend Hannover verlassen und sich in das Ausland begeben. Ein jeder Wehrpflichtige ist im Voraus unterrichtet, an welchen Offizier er sich zu wenden hat und an welchen Ort er sich begeben muß, um dort seine Reisekosten zu empfangen und den Platz zu erfahren, wohin er dirigirt wird.

„Sobald Frankreich für den Fall eines Kriegs gegen Preußen die Mitwirkung Hannovers acceptirt, sowie die Bildung einer hannoverschen Armee auf französischem Gebiete gestattet, ist es leicht, eine solche Armee sofort in das Leben zu rufen.

„Schon in dem gegenwärtigen Augenblicke befinden sich in der Schweiz etwa 1500 Mann gedienter Soldaten im Sold des Königs von Hannover und unter Befehl von Offizieren und Unteroffizieren desselben. Sie bilden die Cadres verschiedener Regimenter.

„Auch in England befinden sich schon 300—400 Mann vertheilt in der nämlichen Weise.

„In Amerika haben wir ungefähr 2000 Mann, welche dort organisirt werden durch unsere lediglich ad hoc dahin geschickten Offiziere. Auf Grund einer im Voraus vereinbarten Parole, welche ihnen durch das atlantische Kabel zukommt, werden solche sofort nach Europa zurückkehren."

In Betreff dieses amerikanischen Contingents zur welfischen Revolutions- und Kriegsarmada muß ich eine kleine Randglosse machen. Ein mir befreundeter Deutscher, welcher sich 1867 und 1868 in New-York aufhielt, erzählte mir darüber Folgendes:

„Um selbige Zeit erschienen in Amerika und namentlich in New-York hannoverische Werbeoffiziere, an deren Spitze ein Herr von Dassel stand. Sie wohnten in einem sehr feinen nnd theuren Hotel, Brevoort-House in der fünften Avenue — oder wie unsere halb amerikanisirten Deutschen sagten: in der fünften „Ebene" — und warben im Auftrag des Königs Georg V. für die Welfen-Legion. Sie erließen zu diesem Zweck einen Aufruf in den zu New-York in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen. Auch fanden zu diesem Zwecke einige Picknicks und Festessen statt, sowie auch sonstige Demonstrationen. Einer derselben habe ich zufällig beigewohnt; ich bin also im Stande, darüber aus eigener Wahrnehmung zu berichten. Die Anhänger des Königs Georg V. brachten vor dem Brevoort-House den darin wohnenden hannoverschen Werbeoffizieren ein Musikständchen. Die Rede hielt ein vormaliger hannoverscher Tambourmajor, der zur Zeit in New-York eine Bierkneipe führte. Der Gedankengang der Rede war folgender: „Wir sind in Deutschland sehr gequält worden und sind deshalb nach Amerika gegangen; aber hier geht es uns noch viel schlechter; deshalb wollen wir nach Deutschland zurückkehren, um das Land zu befreien, und deshalb wollen wir rufen: Es lebe Seine Majestät Georg V., König von Hannover! Es lebe der Herr von Dassel!" Die Werbeoffiziere fanden indeß wenig Zulauf, obgleich sie es an Geld und an Versprechungen nicht fehlen ließen. Ich glaube nicht, daß sie mehr als zweihundert Mann zusammenbrachten, und die waren zum großen Theil Bummler. Die Bewohner von New-York nahmen keine Notiz von der Sache oder sie lachten über dieselbe."

So viel zur Ergänzung und Berichtigung der Geschichte von den Zweitausend in Steifleinen oder vielmehr in Amerika.

Die Denkschrift fährt fort:

— „Alle die oben aufgezählten Mannschaften werden in dem Augenblicke, wo der Krieg (gegen Preußen) beschlossen und Frankreich bereit ist, die erforderlichen Verträge mit Hannover zu schließen, an der französischen Grenze aufgestellt werden, um dort die hannoverschen Emigranten zu empfangen.

„Der König wird sich dann nach Frankreich begeben und von da aus sein Volk zu den Waffen rufen. Zugleich wird er erklären, daß er sich im Namen des deutschen Volks mit dem Kaiser der Franzosen verbündet habe, um Deutschland von der seinen Gefühlen widerstrebenden Knechtschaft zu befreien, und daß er jeden guten Deutschen auffordere, sich seiner Armee einzureihen, um gemeinsam mit den Hannoveranern den gemeinsamen Feind zu bekämpfen.

„Man ist ferner dahin übereingekommen, daß auch die Häupter der demokratischen Partei zu gleicher Zeit das Volk auffordern, sich zu erheben. Sie werden ebenfalls in ihrem Aufrufe erklären, daß die Armee des Königs von Hannover die deutsche Armee ist, und daß Jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meint, sich derselben einzureihen habe.

„Der König von Hannover wird in einem Manifeste die großen Grundsätze von 1789 proclamiren und für Hannover das suffrage universel einführen.

„In weniger als zwei Monaten werden 10,000 Chassepots nach dem neuesten Modell der französischen Armee geliefert sein. Desgleichen alle übrigen Ausrüstungsgegenstände u. s. w."

Alles ist nach den französischen Modellen gearbeitet. Die Exercierreglements, die Kriegsartikel, die Organisationsordnung, — Alles, wie es gegenwärtig in Frankreich in Geltung — sind sorgfältig ins Deutsche übersetzt und werden allen Unteroffizieren zugestellt werden, so daß im Augenblicke der Kriegserklärung eine Elite-Armee von 10,000 Mann sofort Frankreich zur Verfügung gestellt werden kann.

„Gleichzeitig wird eine allgemeine Erhebung des ganzen hannoverschen Volkes stattfinden zur Unterstützung und Förderung der militärischen Operationen. Diese Erhebung kann auf drei verschiedene Arten bewerstelligt werden:

1. Wenn die französische Armee von Holland aus nach Deutschland einmarschirt, wird man mit deren Vorschreiten succesiv die Bevölkerung insurgiren, so daß die preußischen Truppen gleichzeitig zu kämpfen hätten mit den von der Grenze heranrückenden Franzosen und mit der Insurrection im Innern des Landes.

2. Wenn die Franzosen an der hannoverschen Nordsee-Küste landen, wird man sie mit guten Lootsen versorgen, und das Volk veranlassen, sich hinter den preußischen Truppen zu erheben, welche Front nach der Küste machen müssen.

3. Wenn die preußische Armee am Rhein eine Niederlage erlitten, und durch Hannover sich zurückzieht um an der Elbe eine zweite Aufstellung zu nehmen, wird sie, verfolgt von den siegreichen französischen Truppen, nach Nord und nach Süd hin einen Guerilla-Krieg zu bestehn haben.

„Die Officiere des Generalstabes haben bereits die für jeden dieser Fälle erforderlichen Pläne ausgearbeitet. Die Sammelplätze der Insurgenten sind bestimmt und die Chefs sind mit der nöthigen Instruction versehen.

„Die Waffen für die, welche an der Insurrection theilnehmen, sind heimlich im Lande geborgen. Was noch fehlt, wird im gegebenen Augenblicke eingeführt werden. Die Pulvervorräthe befinden sich in Holland, wo auch der oberste Chef der Insurrection zur Zeit seinen Sitz hat.

„Auch sind bereits alle Maßregeln ergriffen, um auf Specialbefehl die preußischen Pulvermagazine in Hannover in die Luft zu sprengen. Die Telegraphendrähte werden zerschnitten, die Eisenbahnschienen ausgehoben, die Militärmagazine in Brand gesteckt, und die Eisenbahnbrücken zerstört werden. Die Preußen werden in Hannover aller Communicationsmittel beraubt, ihre Existenz in dem Königreich wird unmöglich werden."

Dies sind die Pläne des deutschen Königs im Exil; Napoleon hat mit diesen Propositionen gespielt, ohne eine feste Verpflichtung zu übernehmen. Offenherziger war schon der Minister. Er sagte, „wir wollen diese hannoverschen Zündstoffe in unsere wohl verschlossene Schublade legen, und diese erst aufziehen, wenn wir dessen bedürfen".

Sic vos non vobis vellera fertis oves!

Der Drang zum Leben.

Ein Phantasiebild von Ludwig Hevesi.

Weithin dehnt sich das Meer, von Aufgang bis Niedergang und von Mittag bis Mitternacht. Die blaue Höhe darüber, die blaue Tiefe darunter, sonst nichts, nichts.

Doch, ein Schiff in der Mitte, ein Menschenschiff. Im Unabsehbaren verloren, sucht es das Ende des Endlosen.

Und nun ist es gefunden. Ein Sturm fährt über das Meer, daß der Gischt hoch aufstiebt, wie Wüstensand. Die Fläche ist ein Gebirg geworden, welches sich aufthürmt und zusammenbricht, tausendmal in tausend Minuten.

Niemand hört es, wie das Schiff zerkracht und wie der Abgrund die Trümmer hinabschlürft, Balken und Menschen durcheinander. Niemand hat den fünfzigfachen Todesschrei gehört; ein Pfiff der Windsbraut übergellt fünfzig letzte Seufzer.

Nur ein Kopf treibt noch athmend auf der Woge, einen Augenblick. Und jetzt nicht mehr. Wer hat seinen letzten Laut vernommen? Und er klang doch so schrill und verzweifelt: „Dorothea!"

*

„Dorothea," zittert es von den blassen Lippen. Dieser Name war ihr letzter Schrei, er ist ihr erster Hauch.

Einen Einzigen hat das Meer nicht behalten. Aus bleierner Ohnmacht erwacht er; er weiß nicht wie, er weiß nicht wo.

Eine öde Küste. Kein Mensch, kein Thier. Ein Berg hinter ihm mit Wald und Höhle; Fruchtbäume, eine Quelle. Und ringsum das Meer, das weite, stille, blaue. Und über ihm die Sonne, die hohe, stille, heiße. Starr und still selbst die Blätter der Palmen und Agaven. Windstille. Meeresstille. Robinson. Salas y Gomez.

*

Wie lang ist er dort gesessen auf seinem Fußbreit Felsen in diesem weltbreiten Ocean? Er hat die Monde nicht gezählt und die Jahre. Er hat sie nicht zählen können, weil sie sich so ähnlich waren. Winter war Sommer und Sommer war Winter unter diesem ewig gleichen Südhimmel. Aber Nacht war Nacht und Tag war Tag. Und jeden Abend warf er einen Stein in eine Ecke seiner Höhle; das war seine Zeitrechnung. Immer größer wurde dieser Steinhaufen, diese öde, leere Vergangenheit, in der ein Tag war wie der andere, ein tauber, harter Stein. Anfangs zählte er die Steine jeden Morgen, aber als sie in die Tausende gingen, hörte er auf. Sie vermehrten sich auch ungezählt. Jetzt fügte er die Steine lieber zu einer Bank zusammen, vor seiner Höhle, an der Sonne. Aber als er auf der Bank saß und seine Füße den Boden nicht mehr erreichten — so hoch war sie nachgerade geworden — da hörte er auch damit auf. Und nun rechnete er gar nicht mehr.

Auch blickte er nur noch gedankenlos hinaus auf das weite Gewässer. Er erwartete nichts mehr und hoffte nichts. Wäre plötzlich ein Schiff mit vollen Segeln daher gefahren, er hätte sich gesagt: unmöglich, es ist eine Möve.

*

Anfangs streifte er viel umher auf der Insel und redete laut mit sich. Stundenlang rief er „Dorothea!" . . . nur um eine Menschenstimme zu hören in der ängstigen, betäubenden Stille. Und dann war ja dies das Schönste, was er zu rufen wußte. Das Liebste. Er rief es hinein in den Wald, hinauf in den Himmel, hinab ins Meer. Und immer hoffte er ein Echo zu finden, das ihm zurückriefe: „Dorothea!" und mit dem er dann plaudern könnte den ganzen Tag. Aber es lebte nicht einmal ein Echo auf dieser stummen Insel.

Anfangs hatte er auch allerlei kostbare Gelüste. Nach Tinte, Papier und Feder, nach einem Buch. O, die Hälfte seiner Insel würde er hingegeben haben um ein Buch. Er hatte eine Taschenuhr — sie ging nicht seit seinem Schiffbruch — und las stundenlang ihr Zifferblatt. Er fand einige Knöpfe an seiner Kleidung, welche die Firma der Fabrik trugen; er las Knopf auf Knopf durch, tausendmal. Das Zifferblatt und die paar Knöpfe waren seine Bücherei. Er redete sich ein, die kurze Chronologie I—XII sei die ganze Weltgeschichte. Und die Firma „A. E. und Comp. Hamburg" die ganze Weltliteratur. Welcher Kummer für ihn, daß da nur „A. E." stand und nicht der volle Name. Welches Meisterwerk der Literatur entging ihm dadurch, welche Quelle der Erhebung und Erfrischung war ihm verschüttet.

Aber dann dachte er nach über das Gelesene, wochenlang, monatelang. Er hatte ja Zeit. Und zuletzt lachte er höhnisch auf, daß die Weltgeschichte denn doch so inhaltlos sei und die Weltliteratur so unbedeutend. Er durfte wohl lachen, er allein unter allen Lebenden, denn er wußte beide auswendig, vom ersten Buchstaben bis zum letzten. Und wenn er genug gelacht hatte, dann rief er „Dorothea!" und weinte.

*

Da kam ein Tag des Schreckens. Ein stiller, harmloser, freundlich lächelnder Tag des Zornes.

Er dachte nach, . . . er wollte nachdenken über die dunkeln Wege der Vor . . ., der Vor . . ., wie hieß doch das Ding? . . . Wie hieß es doch nur in aller Welt?! . . . Das Wort „Vorsehung" fiel ihm nicht ein.

Drei Nächte lag er wach und stocherte in seinem Hirn herum, ob er es vielleicht doch noch hasche. Es lag ihm ja auf der Zunge, daß er meinte es ausspucken zu können. Die dunkeln Wege der Vor . . . der Vor . . . Wenn ihm Einer nur den nächsten Buchstaben gesagt hätte, er hätte es ganz und gar wieder gehabt, das leidige Wort. Aber Keiner sagte ihm den nächsten Buchstaben.

Wem ein Batzen fehlt, geht zum Nachbar und borgt sich ihn. Auch ihm fehlte nur ein Batzen, ein Buchstabe, und wie gerne hätte er sich den Buchstaben ausgeliehen, geliehen selbst von seinem Todfeind. Aber sein nächster Nachbar, so weit er sah, war der Mann im Monde . . . und überdies war eben Neumond.

Um die dritte Mitternacht fuhr er jäh in die Höhe. „Werde ich blöde?" schrie er entsetzt.

Alles stumm um ihn her. „Werde ich stumm?" schrie er verzweiflungsvoll.

Diese Vorstellung ließ ihn nicht mehr los. Blöd . . . stumm, stumm . . . blöd; entsetzlicher Pendelgang seines Denkens. Ein Fieber raste in seinem Gebein. Er warf sich auf die Kniee und betete zum Himmel, inbrünstig, ingrimmig, um das vergessene Wort, um den verlorenen Buchstaben. Aber der Himmel schwieg.

„Du schweigst?" schrie er, „wohlan, so werde ich sprechen." Und er sprach fort, unaufhörlich fort, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Was er sprach? Alles . . . Nichts . . . Er sprach nur, um zu sprechen, denn so lange er sprach, war er

sicher, nicht stumm zu sein und sogar weniger blöd. Abends wurde er heiser. Da warf er sich aufs Gesicht nieder und biß in die Erde und knirschte: „Ich kann mir nicht helfen, nun rede ich den ganzen Tag und verlerne es doch.“

Er wälzte sich am Boden die ganze Nacht und versuchte von Zeit zu Zeit, wie stumm und blöd er schon sei. Gegen Morgen wich die Heiserkeit und das beruhigte ihn einigermaßen. „Gut,“ sagte er, „aber man muß vorsorgen für die Zukunft.“ Er raffte sich also auf und that zweierlei.

Er drehte einen festen Strick aus Bast und knüpfte eine Schlinge daran. Diesen Strick band er an einen Baumast vor seiner Höhle, so daß die Schlinge frei herabhing. Einen leichten Holzblock stellte er grad unter die Schlinge als Schemel. Wenn er auf den Block stieg, den Hals durch die Schlinge steckte und mit dem Fuße den Block wegstieß, so war er todt.

Als er dies vollendet hatte, athmete er auf. Nun war er sicher, nicht blöd zu werden; er konnte ja vorher ein Ende machen.

Dann machte er sich Tinte aus Erde und dem rothen Saft einer Frucht. Er wollte sein ganzes Gehirn ausräumen und jeden Rest von Menschenthum, den er noch darin fand, luftdicht und gegen Verdunstung geschützt aufspeichern in sicheren Behältnissen. Nichts sollte mehr davon abhanden kommen, kein Stäubchen Seele, kein Krümelchen Mensch. Das Vaterunser war das Erste, das Einmaleins das Zweite, dann kam die Nationalhymne, dann Bruchstücke von Liedern, die er einst ganz gekonnt, endlich ging es an ein Wörterbuch. Jedes Wort, das ihm noch einfiel, that er in die eiserne Kasse, wie bares Geld. Mancher Stein, Fels und Baum um seine Höhle bedeckte sich mit Schriftzügen.

Verhängnißvolle Arbeit. Sie gebar ihm Entsetzen über Entsetzen. Nun, da er den Ueberschlag seiner Habe machte, sah er erst, welche Verluste er bereits erlitten. Wie viele uneinbringliche Posten, auf immer verlorene Summen. Tag für Tag spannte er sein Gedächtniß auf die Folter, um ihm noch ein Wort und noch eins abzupressen. Wie viele angefangene Wörter standen auf diesen Rinden. Ihr Schluß fiel ihm nicht mehr ein, aber er konnte ihm vielleicht ein andermal noch einfallen, bei günstigerem Blut- und Nervenstand. Einstweilen galt es also wenigstens die Silbe festzuhalten um jeden Preis.*)

Und wenn ihm dann das Verlorene in Tagen, in Wochen doch nicht wieder einfiel, dann raufte er sich das Haar und verzweifelte. Plötzlich aber rief er: „Dorothea!“ und klammerte sich fest an diesen Namen und war getröstet. Denn wenn er jedes Wort vergaß, selbst den eigenen Namen, dieses eine mußte ihm doch übrig bleiben.

*

Wieder vergingen Zeiträume, die er bald maß, bald nicht mehr maß. Gebückt schleppte er sich von einer Inschrift zur andern und las und las. Seit Jahren kämpfte er diesen Kampf um die Sprache. Einen Kampf, der ihm nur Niederlagen brachte. Ja, wenn der Zweifel nicht gewesen wäre. Aber da kam auch noch der Zweifel herangeschlichen und nagte mit an seinem kargen Vorrath, wie eine Ratte am letzten Zwieback des Schiffbrüchigen.

Da stand das Wort mit deutlichen Zügen, wie er es damals aufgeschrieben, als er noch auf der Bank saß und mit beiden Füßen den Boden erreichte. Jetzt sann er hin und her über einen Buchstaben, aus dessen Form er bald den, bald jenen Laut herauszubekommen versuchte. Er betastete ihn mit den Händen, als könnten sie den Augen helfen. Er schnupperte an ihm herum, wie ein Thier. Alle Sinne strengte er an, um den Sinn des stummen, für ihn allmählich verstummenden Zeichens festzuhalten.

Dann fragte er sich: „Kann ich noch lesen? Heißt das wirklich so und nicht anders, als ich es lese? Und spreche ich wirklich noch oder belle ich nur, oder blöke, oder grunze, daß mein nächster Landsmann mich nicht mehr verstehen würde?“

Er fragte sich das, Anfangs mit Worten, später mit einem nagenden Gefühl geistigen Hungers. Und dieses Gefühl wurde immer dumpfer; wie lange noch und es wird sich gar nicht mehr so weit aufraffen können, um sich in Worte zu kleiden?

Er aß die Baumfrüchte, die vor ihm niederfielen, und pflückte sie nicht mehr. Er trank das Wasser, das an seinem Munde vorbeilief, und schöpfte es nicht mehr.

Er wurde krank und wieder gesund, wie ein Thier.

Wie ein Thier ging er aus und ein in seiner Höhle.

Er war alt und grau geworden und sprach nicht mehr mit sich selbst. Theils wußte er nicht: was, theils nicht: wie.

Seit Jahren hatte er die Versuche zu lesen aufgegeben; er empfand das Bedürfniß nicht mehr. Auch nicht das Bedürfniß sich zu erinnern.

Seit Jahren hatte er kein Wort mehr articulirt; auch dieses Bedürfniß war ihm abhanden gekommen. Er konnte nicht mehr sprechen. Kein Wort . . . Sollte das möglich sein? Kein einziges Wort? Womit wäre das zu beweisen? Mit einem unwiderleglichen Beweisgrund. Seit Jahren hatte er nicht mehr „Dorothea!“ gerufen. Nicht weinend und nicht lachend, wie so oft vorher, wie jedesmal, wenn sein Geist sich geängstigt festhalten mußte an seinem letzten Nothanker. Er hatte auch diesen Anker fahren lassen. Seit Jahren.

Der Mensch war zu Ende, das Thier lebte noch weiter.

*

Nur eine Gewohnheit, eine einzige war ihm noch treu geblieben, außer den elementarischen Instincten, die den Leib erhalten. Seit vierzig Jahren und länger hatte er sie tagtäglich geübt mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit. Sie war seine Religion geworden. Seine zweite Natur, stärker als die erste. Selbst als er nicht mehr wußte, warum er es that, that er es noch immer, wie ein Thier, das auf gewisse Bewegungen abgerichtet worden.

Er ging jeden Tag unter jenen Baum, stieg auf jenen Holzblock und steckte seinen Hals in jene Schlinge. Der Vernünftige hatte sich das angewöhnt, damit seinerzeit selbst der halb oder ganz Vernunftlose die Fähigkeit habe, sich zu tödten.

Warum er sich nicht getödtet, ehe er so tief gesunken? Weil er nicht an einem Tage so tief sank, sondern an Tausenden von Tagen. Und weil er heute nicht merklich elender war, als gestern und morgen nicht viel schlimmer als heute. Und endlich und erstlich, weil er lebte und den Drang zum Leben hatte.

Und wieder einmal stand er auf dem Block und hatte den Hals in der Schlinge. Wozu? Das wußte er nicht; er war es so gewohnt, das war ihm wie Essen und Trinken. Da fiel zufällig der Block unter seinen Füßen. Er hing in der Luft.

In diesem Augenblick, zwischen Leben und Tod, erwachte in dem Thiere plötzlich wieder der Mensch. Er mußte erwachen, sofort und ganz erwachen, sonst schlief er ein auf ewig.

Der Mann in der Schlinge griff mit beiden Händen über sich und erfaßte mit beiden den tödtlichen Strang. Krampfhaft hielt er ihn fest und hob mit den letzten Kräften die Last seines Körpers soweit, daß die Schlinge sich lockerte und daß er wieder Athem hatte. Athem genug für ein Wort.

Und dieses Wort war nicht „Dorothea!“ . . . sondern „Hülfe!“

Mit dem Aufgebot der äußersten Muskelenergie hob er sich einen Zoll weit an dem Strang empor und rief immer und immer wieder: „Hülfe!“

Ein Wort, das er lange vor „Dorothea“ vergessen, ein Begriff, der ihm längst unfaßbar geworden. Und im Angesichte des Todes rief das Thier mit längst verlorener Menschenstimme aus voller Brust: „Hülfe!“ und zehnmal: „Hülfe!“

Wenn er einen Blick vor sich hinabwarf aufs Meer, konnte er sehen, wie das stille, trostlose, von ihm vieltausendfach verfluchte Blau nach allen Seiten endlos ins Weite floh. Er wußte es ja, er hatte sich ja seit mehr als einem Menschenalter an den Gedanken gewöhnt, in die Vorstellung sich hineingewachsen, daß auf zweitausend Seemeilen in die Runde kein Ohr war, seinen Hülferuf zu hören.

*) Solche und ähnliche Symptome der Gedächtnißkrankheiten werden neuestens eifrig beobachtet.

Und dennoch schrie er mit dem letzten Brustvoll Odem: „Hülfe!“

Hatte sich der Tod den schlechten Witz erlaubt, ihm dies einzige Wort zurückzugeben, als es ihm nichts mehr nützen konnte?

*

Man hörte ihn. Man schnitt die Schnur durch und rief ihn ins Leben zurück.

Es hatte eben ein Schiff unten Anker geworfen und Leute an Land gesendet. Seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder.

Als sich der Gerettete erholt hatte, fragte man ihn, wer er sei und wie er auf die verlorene Insel gerathen und mit dem Hals in jene Schlinge. Aber er verstand kein Wort und wußte kein Wort zu erwidern. Der Schiffsarzt erkannte, daß man es mit einem Menschen zu thun habe, der in der Einsamkeit sich selbst verloren. Man hatte ein neugebornes Kind von siebzig Jahren vor sich, und keins von den begabten. Er lebte noch einige Jahre und lernte nicht mehr sprechen. Auch das Wort „Hülfe“ nicht. Nur damals hatte der Unglückliche dieses Wort unbewußt gerufen, als er an der Bastschnur hing und ihn die ganze Breite des Weltmeeres von aller Möglichkeit der Hülfe schied.

So gewaltig ist in Allem, was lebt, der Drang zum Leben.

Aus der Hauptstadt.

Die spanische Ausstellung.

Das mit Spannung erwartete Album von Skizzen lebender spanischer Künstler, unserm Kronprinzen bei seiner Anwesenheit in Madrid als Huldigung an seine hohe Gemahlin angekündigt, ist eingetroffen und durch die Güte der Besitzerin ohne Zögern dem Publicum der Hauptstadt zur Mitfreude vorgeführt. In den Räumen der Akademie hat Max Jordan, Director der Nationalgalerie, die losen Blätter als Kern benutzt, um den sich Körners, Possarts, Gebhards und Seels Bilder und Skizzen aus dem Wunderlande der Romantik und die verschiedenartigsten Arbeiten der älteren Industrie des Landes aus dem Besitz des Kaisers, der kronprinzlichen Familie, der Grafen Seckendorff und Eulenburg, der Herren Hainauer, Dr. Lippman und Ulrici zu einer anheimelnden „spanischen Ausstellung“ gruppiren.

Es sind dieselben Räume, in denen die Jubiläumsausstellung älterer Kunstwerke im Berliner Privatbesitz vor einem Jahre die viel ventilirte Frage der Einrichtung von Kunstausstellungen praktisch zu lösen versuchte. Noch erinnern die prächtigen rothen Draperien der Wände und der rothe Teppich des Fußbodens an jene Musterleistung. Palmen und Orangen bereiten schon auf der Treppe die Phantasie auf eine Reise nach dem Süden vor, ein Duft blühender Sendboten der spanischen Flora strömt dem Eintretenden aus der offenen Thür entgegen, über dem Rundsitz in der Mitte des Uhrsaals und aus allen Ecken nicken die Orangen mit ihrer goldenen Last von Früchten, die Myrthen und Rosen.

Die Langeweile des freibleibenden Sockels unter den Bilderwänden wird durch zierliche Kasten und Schränke altspanischer Arbeit mit bunten Einlagen und vergoldeten Schnitzereien unterbrochen. Daneben stehen ernste hochlehnige Stühle mit blanken Messingknöpfen, Sitz und Polster mit Leder überzogen, in jener getriebenen Arbeit, die neuerdings auch in Deutschland wieder aufgelebt ist. Alte spanische Stickereien und orientalische Teppiche vollenden die reiche Ausstattung.

Das Album kam in einem schlichten schwarzen Kasten mit vernickelten Eisenbeschlägen, der gleichfalls ausgestellt ist. Mit ihm die Adresse an den Kronprinzen, der ehrfurchtsvoll ersucht wird, das Album im Namen der Madrider Akademie für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung der Kronprinzessin zu überreichen, denn von der Akademie ging die Anregung aus. Es ist für uns von Interesse zu beobachten, wie weder in dem Ornament der in gothischen Lettern geschriebenen Adresse noch in den Verzierungen des Deckels, der sie einschloß, eine Spur von Renaissance zu entdecken ist. Alles gothisch oder maurisch, als ob ein instinctiver Widerwille gegen die Formen der Zeit vorhanden wäre, deren Politik dem blühenden Lande den Untergang bereitet hat.

Wollte man in dem Inhalt des Albums einen Maßstab für den Stand der modernen spanischen Kunst suchen, so würde das Ergebniß ganz falsche Proportionen zeigen, denn wir haben, wie es der Zweck verlangte, eine Reihe von Blättern beschränkten Umfangs vor uns, durchweg Aquarelle untermischt mit einigen Feder- und Tuschzeichnungen oder Oelskizzen. Kaum daß die hundert Blatt zu einigen Schlüssen allgemeiner Natur über Ziel und Richtung der heutigen Künstlergeneration berechtigen. Es fehlt jede Anlehnung an die großen Meister der alten Schulen von Sevilla und Madrid, ebenso das Element der klassischen Kunst Italiens; von einzelnen Pagen und Troubadours abgesehen, deutet keine Spur auf die Existenz einer eigenartigen Historienmalerei, die sich auf der letzten Münchener Ausstellung so siegreich offenbarte. Auch die Landschaft, die so köstliche Blüthen zeitigt, ist nur schwach vertreten. Fast durchgängig bewegt sich der Darstellungskreis innerhalb des modernen Volkslebens. Das Vorwiegen der Aquarelle, die in unsern Tagen eine so glänzende Entwickelung erlebt, muß als ein Zeichen gelten, daß auch die spanische Kunst das ausgefahrene Geleise der erschöpften Oelmalerei verlassen hat und in den technischen Grundlagen der Malerei neue Bahnen einschlägt.

Es kann sich für uns nicht um eine erschöpfende Betrachtung der einzelnen Blätter handeln, die ja jedes für sich keine andre Geltung beanspruchen als die einer Gelegenheitsgabe. Den Titel bildet eine Allegorie „Hispania“ von José Casádo, ein mächtiges Weib vor dem Säulenpaar sitzend, das die stolze Devise Karls V. trägt „plus ultra“. Sie lehnt sich auf ein reiches Wappenschild und stützt die Rechte auf ein hohes Schwert. Ein Löwe liegt zu ihren Füßen. Bei aller Einfachheit eine originelle Allegorie und überaus frisch in der Erscheinung. Auch die Züge mit der niedrigen von schwarzem Haar beschatteten Stirn sind trefflich individualisirt. Brillante Technik der Aquarelle versteht sich bei Casádo von selbst, dem in dieser Beziehung sein Vaterland wenig Rivalen an die Seite zu setzen hat. Das Widmungsblatt von Ferrant enthält eine complicirtere Allegorie. Deutschland, ein blondes Weib in den drei Landesfarben, thront unter schwerem Baldachin. Neben ihr steht Spanien und beugt sich erklärend zu einem Album, das ein junges, lorbeerbekränztes Weib vor ihr aufgeschlagen hält. Die Letztere ist, wie der begleitende Knabe mit Gesetztafeln und Wage andeutet, die Akademie als Spenderin des Albums, — breit und flott, ebenfalls Aquarell.

Unter den Federzeichnungen fällt eine allerliebste Ansicht des „Giralda“ in Sevilla von Garzia Ramos auf. Es ist jener phantastische Maurenthurm mit kolossalem, nur durch die farbige Bekleidung gegliederten Körper, auf den die Renaissance unbekümmert eine zierliche, reich silhouettirte Thurmspitze gesetzt hat. Der Künstler zeigt ihn im Schmuck flatternder heller Fahnen und Wimpel, wie er beim Einzuge des Kronprinzen prangte. Nicht weit davon eine andere Federzeichnung führt uns Typen der Bevölkerung von Salamanca vor. Es ist die Skizze zu einem Bilde von J. Aranjo, das einen wimmelnden Jahrmarkt darstellt, — zwei Schurken suchen einen Tölpel zu betrügen, — ausnehmend kräftig in der Charakteristik. — Eine „Chula“ — man übersetzt dies wohl am mildesten mit „Schenkmamsell“ — von Bilbao gehört unter die trefflichsten Leistungen der Aquarelle. Das derbe Mädchen mit den dichten schwarzen Simpelfransen über der Stirn lehnt an einem Tisch mit Liqueurstand und blickt vergnügt auf den Beschauer. Sie hat ein feuerrothes Tuch über die Schultern geschlagen, das den rechten, auf die Hüfte gestützten Arm freiläßt. Wie dieser Arm herauskommt! — Vornehmer erscheint auch in der Technik und Stimmung ein Cardinal von Antonio Casanova. Er sitzt auf offenem Altan und blickt von der Lectüre auf sinnend über die öde Landschaft im Abendlicht hinaus. Die Farben fangen schon an zu verschwimmen. — Von Ricardo de Madrazo, dem jüngsten Mitgliede der weitverzweigten Künstlerfamilie, enthält das Album ein hübsches Aquarell, das überaus lebendig jenes alte Thema des Mädchens variirt, welches beim Briefschreiben „nicht weiter kann“. — Pradillas schlafender Lakai, Aquarell, stammt aus 1873, einer Zeit, da seine europäische Berühmtheit noch in den Windeln lag. — Einen deutschen Zunamen trägt Niederleytner, aber seinem alten Valencianer merkt man sofort an, daß dem Künstler dieser Menschenschlag von Kind auf vertraut gewesen sein muß. — Ein arabisches Weib, das sich in bunter Tracht an eine mit azulejos — farbig glasirten Kacheln — bekleidete Wand lehnt, von P. Françés, und ein Krieger von Echena mögen diese Aufzählung einiger hervorragender Stücke beschließen.

Ernst Körner, durch seine Bilder aus dem Orient wohlbekannt, hat eine größere Anzahl Studien und Bilder aus Spanien für die Ausstellung zur Verfügung gestellt und J. Possart, der einen Theil der spanischen Reise mit ihm gemeinsam zurückgelegt, hat sich ihm angeschlossen. Oft behandeln sie dasselbe Motiv, und da auch die Gegenden hauptsächlich zwischen Granada, Sevilla und Toledo wechseln, die übrigen Provinzen und Städte sowie das Volksleben aber fast ganz fortfallen, so bilden sie eine romantische Ergänzung zu den modernen Thematen des Album.

Von den Aquarellen Eduard Gerhards, der gegen Ende der vierziger Jahre die pyrenäische Halbinsel bereiste; dürfen die getreuen Aufnahmen der berühmten Deckenmalereien in der Alhambra besondere Bedeutungen beanspruchen. Owen Jones, der englische Architekt, gibt in seiner großen Publication nur eine Decke als farbiges Blatt, alle übrigen in Umrissen. Auch sonst sind sie, soviel mir bekannt, nirgend farbig reproducirt. Und heute soll ihr Zustand eine neue Aufnahme unmöglich machen, da die Lederbekleidung, auf die sie gemalt, den Einflüssen der Witterung erlegen ist. Wir besitzen also in den auf Pergament gemalten sehr getreuen Nachbildungen Gerhards möglicherweise die einzigen, die den Eindruck der Originale genau wiedergeben. Es kommt hinzu, daß Owen Jones zwar das imposanteste Gemälde, eine Versammlung maurischer Könige, in Farben reproducirt, aber es weicht von den drei andern gänzlich ab, denn es enthält nur einzelne sitzende Figuren in feierlicher Haltung auf Goldgrund, während die übrigen, die in reichbewegten Scenen das Leben christlicher und maurischer Ritter in Krieg, Jagd und friedlichem Lebensgenuß wiedergeben, die ganze Natur in den Kreis ihrer Darstellung ziehen mit einem unendlichen Gewimmel liebevoll beobachteter Thiere, mit blühenden Bäumen, die sich von dem tiefblauem Himmel mit seinen weißen Wölkchen abheben.

Die Darstellungen laufen um eine Decke von rechteckigem Grundriß mit abgerundeten Schmalseiten. In der Mitte jeder Langseite baut sich eine Architektur auf, bald ein Schloß, bald ein großartiger Brunnen. An der einen Seite wird das Leben des christlichen Ritters geschildert, auf der andern das des maurischen. Meist sind es Jagdscenen; der Orientale, am Turban und den faltigen Gewändern leicht zu erkennen, tödtet von seinem Pferde herunter fast nur harmlose Gazellen und Hirsche, einmal auch ein Wildschwein. Dem Christen, in der knappen Tracht der Entstehungszeit des Cyklus — man nimmt etwa das Jahr 1350 an, wo die Decoration der Alhambra unter Yussuf I. erneuert wurde — sind die reißenden Thiere zuertheilt, der Bär und sogar der Löwe. Von gewaltigem Schwunge ist die Darstellung eines Ritters zu Fuß, der zum Schlage gegen den Löwen ausholt, welcher ihn anfällt. Einmal ersticht er mit seiner Lanze einen wilden Mann, der eine Jungfrau entführen will. Der zahme Löwe, den sie an der Kette hält, hat sich feige zusammengekauert. Dann bringen die Ritter ihren Damen die Jagdbeute, der Orientale steht mit würdiger Geberde neben dem am Boden liegenden Wild, der Abendländer überreicht seine Trophäe knieend. Köstlich sind die Mittelgruppen. Einmal ein schachspielendes Paar, ein andermal ein Ritter mit seiner Dame am Brunnen, in dem sich unter dem Mantel der fallenden Wasser nackte Gestalten baden. Nicht ohne Pathos ist der Kampf eines christlichen mit einem maurischen Ritter geschildert; ersterer erleidet von der Lanze seines Gegners den Todesstoß und sinkt mit ausdrucksvoller Handbewegung vom Pferde. Aus dem Fenster eines Schlosses beugt sich seine zuschauende Dame, die entsetzt ihre Hände erhebt. In Farbe und Zeichnung sind die Bilder ganz vorzüglich, wenn sie auch über die nothgedrungene Einfachheit der Epochen des Beginnes nicht hinausgehen. Wenige stets wiederkehrende kräftige Töne bilden die Grundlage des Colorits. Die Zeichnung ist energisch, von bewußter Grazie, und plagt sich in der Darstellung der Architektur bereits mit den Elementen der Perspective, wie sie auch die Gestalten des Hintergrundes beträchtlich verkleinert.

Ueber den Ursprung gelten bis jetzt nur Vermuthungen; haben wir es mit dem Producte abendländischer Kunst zu thun? Die Einführung des wilden Mannes scheint dafür zu sprechen, das Unterliegen des christlichen Ritters könnte ein Zugeständniß an den maurischen Besteller sein. Sonst kommt der Christ offenbar besser weg als der Maure. Aber woher sollte ein König von Granada sich um 1350 den Künstler verschrieben haben? Ob ein Sieneser oder Florentiner sich um jene Zeit zu dieser liebevollen Beobachtung der niedern Natur gewandt haben könnte?

Gegen den einheimischen Ursprung hat man das sogenannte Bilderverbot des Islam geltend gemacht. Aber längst ist nachgewiesen, am bündigsten in einer kleinen Abhandlung von Karabacek, daß ein solches eigentlich nie existirt habe. Im Koran ist es nicht nachzuweisen, und die Aussprüche, welche die mündliche Ueberlieferung dem Propheten zuschreibt, haben niemals bindende Kraft besessen. Daß die islamitische Kunst Persiens bis auf diesen Tag die Darstellung des Menschen als ihr Recht beansprucht, beweisen die Metallarbeiten und Stickereien mit den von Alters her beliebten Jagdscenen, die Teppiche und Lackmalereien. Von einem ägyptischen Sultan aus dem neunten Jahrhundert wird berichtet, er habe sein eigenes Bildniß und das seiner Gemahlinnen anderthalb lebensgroß aus Holz geschnitzt in seinem Thronsaal aufgestellt. Selbstverständlich waren sie naturtreu bemalt und trugen goldenen Hauptschmuck. Ein andrer legte dreihundert Jahre später eine förmliche Gemäldegalerie an, wie denn auch nach der Ueberlieferung des Märchen der „Tausend und eine Nacht" Harun al Raschid einen Gemäldesaal besessen haben soll. Von einzelnen Bildern berichten die Schriftsteller, die uns sogar die Namen von Künstlern aufbewahrt haben. So gab es in Kairo ein Bild, das den Joseph im Brunnen darstellte und wegen des Effectes der Fleischfarbe auf dem dunklen Grunde berühmt war. In einem Palaste am Tigris befand sich im neunten Jahrhundert eine Bildergalerie, in der eine Darstellung des Innern einer christlichen Kirche beim Gottesdienste das für uns interessanteste Thema behandelt. Aus neuerer Zeit sind die Bildnisse türkischer Sultane bekannt, vor Allem das des Muhamed II. von Giovanni Bellini. In unserm Jahrhundert befahl Mahmud II., derselbe, welcher die Janitscharenplage aufhob, die Kaffeehäuser mit seinem Porträt zu schmücken und türkische Gelehrte geben heutzutage ihren Werken ihr Bildniß bei.

Von den Menschenbildern älterer Zeit ist uns nur die Ausstattung der Miniaturen erhalten und hier und da ein Erzeugniß des Kunsthandwerks. Und doch kennt die orientalische Ueberlieferung Maleranekdoten, wie die der Griechen und Japaner. Ja, wir wissen sogar, daß man bestimmte Schulen unterschied, und daß es arabische Literatur bis zu den Anfängen einer Kunstgeschichte gebracht hat.

Demnach erscheint der orientalische Ursprung der Malereien in der Alhambra keineswegs ausgeschlossen oder auch nur anormal. Doch wird Genaueres erst von einer sorgfältigen Untersuchung zu erwarten sein, die nicht lange möge auf sich warten lassen. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Technik, die als Malgrund präparirte Thierhäute verwendet.

A. L.

Notizen.

Geschichte der preußischen Handwerkerpolitik. von Dr. Moritz Meyer. I. Band. Die Handwerkerpolitik des Großen Kurfürsten und König Friedrichs I. Minden i. W., 1884, Bruns Verlag.

An der Hand bisher nicht verwertheten Urkundenmaterials des Königl. Geh. Staats-Archivs gibt der Verfasser eine anschauliche Geschichte der Gewerbspolitik, welche Preußens thatkräftige Herrscher befolgten, um in einer wichtigen Epoche strafferer Centralisation der Staatsverwaltung die vorhandene mächtige Organisation des Gewerbes mit seiner corporativen Zunftverfassung allmählich so schwiegsam und elastisch zu machen, wie es für die Zwecke einer gründlichen Reform der öffentlich rechtlichen Verhältnisse nothwendig schien. In richtiger Erkenntniß der Aufgaben der historischen Volkswirthschaftslehre geht der Bearbeiter der preußischen Handwerkerpolitik nur immer so weit, als er seinen Folgerungen die rechtfertigenden Grundlagen urkundlichen Materials zu sichern vermag. Des letztern bieten die Beilagen eine so reiche Fülle, daß sie über die selbstständige Darstellung hinausragend das Buch vorwiegend als werthvolles Quellenwerk erscheinen lassen.

F. St.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Schlangenbad

im Taunus, 1½ Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.

Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.

Das Bürgermeister-Amt.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken, wie einzelne Werke zu höchsten Pr. Meine Lagerkataloge liefere für 30 Pf. fro.

L. M. Glogau. 23 Burstah, Hamburg.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per ½ ½ ⅓ ¼ = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie

seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.

In ihren Grundzügen dargestellt von

Dr. F. H. Otto Weddigen.

8. XVI u. 360 S. *M.* 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen . . ."

Verlag von **Georg D. W. Callwey in München.**

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism, Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.**
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirge-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen. sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von

J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die ***erste Lieferung*** *von*

Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,

um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:

Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.

Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum" und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen
über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren.

Von Prof. Dr. **W. Preyer.**
Zweite stark vermehrte Auflage.
Preis broch. 9 *M.*, eleg. gebd. 11 *M.*
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 14 Bg. à *M.* 2.
dto. Der Georgi-Thaler „
dto. Die Knappenlist „
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.

Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Georg D. W. Callwey in München.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **R. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 28. Berlin, den 12. Juli 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Tripelallianz und der Orient Von Paul Dehn. — Die Cholera. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. — **Literatur und Kunst:** Jean Richepin. Von F. Groß. — Friedrich der Große in französischen Liedern. Von Ludwig Geiger. — Flußnamen. Von Rudolf Kleinpaul. — **Aus der Hauptstadt:** Die Teppichausstellung im Gewerbemuseum. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Tripelallianz und der Orient.

Von Paul Dehn.

Mit dem Jahre 1887 läuft das Zollbündniß zwischen Oestreich und Ungarn ab und gleichzeitig die Mehrzahl der zwischen Oestreich-Ungarn und den Nachbarstaaten abgeschlossenen Handelsverträge. Bis dahin wird die Neuregelung des wirthschaftspolitischen Verhältnisses der südosteuropäischen Staaten unter einander zu erfolgen haben, eine Angelegenheit, welche Deutschlands Interessen immer unmittelbarer berührt.

Die erste Vorbedingung einer wirthschaftspolitischen Annäherung Deutschlands, Oestreich-Ungarns und der Staaten zwischen Orient und Occident ist die Regelung des wirthschaftspolitischen Verhältnisses zwischen Oestreich und Ungarn, welche bis Ende 1887, bis zum Ablauf des bestehenden Vertragsverhältnisses, erfolgt sein muß. In beiden Reichshälften bestehen Verstimmungen und Gegensätze, wie sie während der Ausgleichsverhandlungen von 1876 und zuletzt im April 1884 aus Anlaß der ungarischerseits begünstigten und östreichischerseits bekämpften Errichtung eines Schlachtviehmarktes in Preßburg für Wien so scharf zum Ausdruck gelangt sind. Allein das östreichisch-ungarische Reichsinteresse erheischt gebieterisch die Wiederherstellung und Sicherung des wirthschaftspolitischen Friedens zwischen den beiden Reichshälften und es wird von allen Seiten, wenn nicht die östreichisch-ungarische Monarchie in ihren Grundvesten erschüttert werden soll, das erforderliche Entgegenkommen zu Gunsten einer neuen Vereinbarung bethätigt werden müssen. Einer der ersten Arbeitskräfte des Ministeriums Tisza, Herr von Matlekowits, Staatssekretär im ungarischen Handelsministerium, hat sich zwar in einer Rede vor seinen Budapester Wählern vom 22. Mai 1884 als einen Anhänger des gemeinsamen Zollgebietes bekannt, indessen fügte er die einschränkende Erklärung hinzu, daß er den unbedingten Ausgleich, den Ausgleich um jeden Preis nicht anstrebe. In dieser Beziehung hält er das im § 58 des Gesetzartikels 12 vom Jahre 1867 ausgesprochene Princip, wonach „die Gemeinsamkeit der commerziellen Angelegenheiten nicht aus der pragmatischen Sanction folgt, denn im Sinne der letzteren sind die Länder der ungarischen Krone rechtlich abgesondert von den übrigen Ländern des Landesfürsten, könnten daher als solche durch ihre eigene verantwortliche Regierung und Legislative Verfügungen treffen und durch Zollinien ihre commerziellen Angelegenheiten regeln" nicht blos für eine Waffe, mittelst welcher man den andern Theil zu passenden Concessionen zwingen und obligiren könnte, sondern für jene feste Grundlage, auf welcher fußend Ungarn in Sicherheit die Vor- und Nachtheile des Handels erwägen und beurtheilen kann, und wenn die Verhandlung in dem Principe des gemeinsamen Zollgebietes keine günstige Lösung fände, so kann nach der Anschauung des Herrn von Matlekowits auf gesetzlicher Basis das Princip der Verhandlung geändert und zu anderen Principien, eventuell mit der Errichtung der Zollschranken, zum selbstständigen Zollgebiete übergegangen werden.

Bei dem Abschluß des bevorstehenden Ausgleichs wird man in Budapest nicht versäumen dürfen, über die engeren Landesgrenzen hinaus eingedenk der Kallay'schen Mahnungen die Blicke auch nach Nordwesten und Südosten zu lenken. Hat Ungarn seiner besonderen Verkehrslage zwischen Orient und Occident jene Mißgeschicke zuzuschreiben, welche in Gestalt von Invasionen, Verwüstungen und Glaubenskriegen das Land verödeten, die nationale Bevölkerung aufrieben und die Einwanderung fremder Elemente nöthig machten, so kann es jetzt unter veränderten Verhältnissen in wirthschaftspolitischer Hinsicht aus seiner Lage im Ersatz zu früheren Verlusten besondern Vortheil ziehen.

Nicht minder wichtig und wünschenswerth als das Zustandekommen des dritten Ausgleiches zwischen Oestreich und Ungarn ist die friedliche Regelung der wirthschaftspolitischen Beziehungen dieser Monarchie zu den Staaten zwischen Orient und Occident. In dem Kapitel „Deutschland und Rumänien" sind die zahlreichen Differenzen und Gegensätze angedeutet worden, welche in wirthschaftspolitischer Hinsicht zwischen Oestreich-Ungarn und Rumänien bestehen. Im dringlichen Interesse der beiden Länder ist bei Erneuerung der ebenfalls im Jahre 1877 ablaufenden östreichisch-ungarisch-rumänischen Handelsconvention auf die friedliche Beilegung jener Differenzen mit gutem Willen und großer Entschiedenheit hinzuarbeiten. Oestreich-ungarischerseits wird man nothgedrungen, wenngleich unwillig, an Rumänien große Zugeständnisse machen müssen, will man dieses Absatzgebiet nicht vollends verlieren. Bei einem Vergleich der beiderseitigen Beschwerden zeigt sich, daß Rumänien gegründeteren Anlaß dazu hat als Oestreich-Ungarn. Letzteres befindet sich in günstigerer Verkehrslage und bildet für die Erzeugnisse Rumäniens auf ihrem Wege nach den mittel- und westeuropäischen Absatzmärkten ein nicht immer freies, öfters gänzlich gesperrtes, schwer zu umgehendes Durchzugsgebiet. Gegen das östreichisch-ungarische Verbot der Ein- und Durchfuhr rumänischen Hornviehs wird Rumänien wirksam allein durch die Hebung seiner heimischen Veterinärpolizei ankämpfen können und es hat in dieser Richtung bereits aussichtsvolle Anläufe genommen. Bei der Hornvieheinfuhr hat Oestreich-Ungarn bisher aber nur eine Vorsicht gebraucht, wie sie von fast allen übrigen Staaten des Westens gehandhabt worden ist. Dagegen erscheint es unbegreiflich und unverständlich, daß Ungarn alljährlich seine Grenze auch gegen rumänische Hammel

und Wolle sperrt und zwar regelmäßig dann, wenn der französische Markt mit dieser Thiergattung versorgt wird. Unter der zeitweisen Grenzsperre gegen Wolle leiden überdies gerade ungarische Staatsbürger besonders, weil die Hammelherden derselben vielfach durch Rumänien bis nach der Dobrudscha wandern und bei der Rückkehr als rumänische behandelt werden. In Folge des Druckes, welchen die große Steinbrucher Borstenvieh- und Mastanstalt auf den serbischen und rumänischen Schweinehandel übt, ist derselbe verstimmt worden und will sich durch Errichtung eigener Grenzmärkte emancipiren. In seinem Bericht für 1883 beklagt der östreichisch-ungarische Consul zu Widdin selbst die häufige Grenzsperre Oestreich-Ungarns gegen Erzeugnisse bulgarischer Herkunft und als Folge davon die Schädigung der östreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, da die bulgarischen Erzeugnisse alsdann — wie auch die rumänischen — auf dem billigeren Seewege nach den mittel- und westeuropäischen Märkten verfrachtet werden. Es wird demnach durch Grenzsperrmaßregeln von Oestreich-Ungarn die Concurrenz der Staaten zwischen Orient und Occident in Mittel- und Westeuropa nicht nur nicht zurückgedrängt, sondern theilweise sogar erleichtert. Durch seine zeitweiligen Einfuhrverbote von Fellen aus Bulgaren schädigt Oestreich-Ungarn sogar direct seine eigene Industrie, da nach den Berichten östreichisch-ungarischer Consuln selbst vielfach die Gerber Oestreich-Ungarns auf die Verarbeitung bulgarischer Felle angewiesen sind, welche sie unter Umständen erheblich vertheuert über Triest beziehen müßten. Mit einer so kleinlichen, verkehrshemmenden Wirthschaftspolitik, welche auch in den Paßscheerereien an der Grenze zum Ausdruck kommt, wird allseitig gebrochen werden müssen, nachdem nicht nur die Nutzlosigkeit, sondern geradezu die Schädlichkeit derselben für die Betheiligten klar zu Tage tritt.

Wenn dann die Intentionen des leitenden deutschen Staatsmannes, welcher seit der Auflösung des deutschen Bundes ein neues vertragsmäßig geregeltes Verhältniß zwischen Deutschland und Oestreich-Ungarn erstrebte, welcher in seinem deutschen Verfassungsentwurf vom 4. Juni 1866 bestimmt wissen wollte: „Die Beziehungen des Bundes zu den deutschen Landestheilen des östreichischen Kaiserstaates werden nach erfolgter Vereinbarung über dieselben mit dem zunächst einzuberufenden Parlamente durch besondere Verträge geregelt werden", welcher im Jahre 1879 bei seiner Anwesenheit in Wien nach sonst zutreffenden Berichten zwischen Deutschland und Oestreich-Ungarn „ein öffentliches, verfassungsmäßiges Bündniß gegen die Coalition" herstellen wollte, das, „durch Mitwirkung aller constitutionellen Factoren zu Stande gekommen, auch nur durch solches Zusammenwirken, also nur mit Zustimmung, in Deutschland des Kaisers, des Bundesrathes und des Reichstages, in Oestreich des Monarchen und der Vertretung von Cis- und Transleithanien auflösbar sein sollte", so darf wohl angenommen werden, daß auf dem bestehenden politischen Vertragsverhältniß zwischen den beiden mitteleuropäischen Reichen im Hinblick auf die Bedeutung der gemeinsamen Interessen im Orient unter Beseitigung all' der vorhandenen, mehr oder minder kleinlichen Differenzen unter der einen oder anderen Form eine wirthschaftspolitische Annäherung hervorgehen wird, welche berufen wäre, im Interesse aller Völker vom Rhein bis zu den Mündungen der Donau nicht nur Streit und Krieg zu verhindern, sondern die friedliche Arbeit Europas positiv zu fördern.

Mehr als anderen widerstrebt es wirthschaftspolitischen Kreisen das, was man Conjecturalpolitik nennt, zu treiben. Allein es muß doch betont werden, daß die großen Ziele zukünftiger mitteleuropäischer Wirthschaftspolitik nicht so ferne und nebelhafte sind, als es den ersten Anschein hat, wenn sie im Orient, und zwar in den Staaten zwischen Orient und Occident durch handelspolitische, in der europäischen Türkei durch verwaltungspolitische, in Anatolien endlich durch colonialpolitische Actionen angestrebt werden und nicht etwa in Gegenden, welche vorerst noch selbst ferne und nebelhafte sind. Eifersüchtig auf sein „handelspolitisches Näherrecht" verfolgt Oestreich-Ungarn die neue Richtung, welche die deutsche Handelspolitik nach Westafrika hin einzuschlagen scheint, und man glaubt bereits annehmen zu dürfen, daß die Erschließung neuer Gebiete für den deutschen Handel nothwendig dessen Concurrenz im Orient bis zu einem gewissen Grade werde abschwächen müssen. In diesen Tagen, da deutsche Marinesoldaten eine Kanone aus den Ruinen des brandenburgischen Forts Groß-Friedrichsburg von Afrika nach Berlin überführt haben, wie einen alten Zeugen vergangener doch nicht vergessener Kämpfe und Bestrebungen, kommt ein Ausspruch des nun durch Schmoller in ein helleres Licht gerückten großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ins Gedächtniß, welcher einst bedauerte, daß die beiden größten deutschen Ströme, der Rhein und die Donau, Gefangene in fremden Händen seien. Wie damals so wird man auch jetzt von Berlin aus über die kleinen Experimente in tropischen Zonen das große Ziel mitteleuropäischer Wirthschaftspolitik, die wirthschaftspolitische Gewinnung des europäischen, die colonialpolitische Cultivirung des asiatischen (anatolischen) Orients nicht übersehen. Wahrlich, hätte zu rechter Zeit ein Fürst in Wien geherrscht von dem weiten Blick eines Friedrich Wilhelm, die Donau wäre heute ein deutscher Strom bis zur Mündung, während es jetzt noch fraglich erscheint, ob jene Länder für Deutschlands Handel und Cultur wiedergewonnen werden können.

Die Cholera.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Der unerwartete Ausbruch der Cholera in Toulon hat wieder einmal den Beweis geliefert, daß die Sperrmaßregeln keinen irgend zuverlässigen Schutz gewähren, und daß im Vertrauen auf diese immer noch diejenigen Vorkehrungen vernachlässigt werden, die in Deutschland von den Männern der Wissenschaft längst als zuverlässig und ausführbar anerkannt sind. Diese erfordern freilich große Arbeit und beträchtliche Geldaufwendungen durch Reihen von Jahren, wo die Cholera nicht als Schreckgespenst droht: da sie aber mehr leisten, auch gegen andere Krankheiten, und wahrscheinlich auch in der That weniger kosten als jene von der bloßen Angst dictirten, und doch stets durchbrochenen Absperrungen mit ihren kostspieligen Störungen von Handel und Verkehr und alle die mit viel Eifer und wenig Verständniß in Scene gesetzten Desinfectionen, so werden sie hoffentlich jetzt endlich um so eher Anerkennung und Ausführung finden, als sie durch Robert Kochs Entdeckung dem allgemeinen Verständniß näher gerückt sind.

Der längst als eigentliche Ursache der Cholera angenommene Organismus, den Koch neuerdings in der Gestalt des Kommabacillus aufgefunden und in einigen seiner wichtigsten Lebenseigenschaften erkannt hat, bedarf bekanntlich gewisser Hülfsursachen oder günstiger Bedingungen, um eine Epidemie der Cholera ins Leben zu rufen. Diese allein erzeugen niemals die asiatische, höchstens die ziemlich ungefährliche einheimische Cholera (Cholera nostras), deren Name leider so oft als Deckmantel der echten, asiatischen Cholera gebraucht wird, bis es zu spät ist, um die Krankheit auf ihren Ausbruchspunkt zu beschränken. Aber auch der Cholerapilz kann oft in Menschen eindringen, ohne sie krank zu machen, wenn er nicht eine gewisse seiner Einwirkung günstige Disposition oder Empfänglichkeit vorfindet; oder er kann einzelne Menschen, auf die er übertragen wird, krank machen, ohne daß viele andere Erkrankungen nachfolgen. Und zwar geschieht letzteres nur dann, wenn der Bacillus außerhalb des menschlichen Darms günstige Bedingungen für sein Leben, seine Entwicklung und Vermehrung, sowie für seine Ausbreitung findet.

Diese örtlichen Bedingungen oder Hülfsursachen der Cholera sind nach Pettenkofers bekannten Ansichten die wichtigsten, und bestehen wesentlich in starker Verunreinigung des Bodens mit organischen fäulnißfähigen Stoffen. Auf reinem Boden, einerlei welche Beschaffenheit er sonst hat, mag die Cholera noch so oft eingeschleppt werden, und mögen auch einzelne Personen,

die mit den Kranken und ihren Ausleerungen zu thun gehabt haben, von der Krankheit ergriffen werden, kommt es niemals zur Bildung einer Epidemie: offenbar weil diesem Boden die faulenden Stoffe fehlen, welche dem Cholerapilz zur Nahrung und Wucherung dienen. Dieser Boden muß zugleich feucht sein, da, wie ebenfalls Koch dargethan hat, nur bei Anwesenheit von Feuchtigkeit der Pilz sich vermehrt, durch Austrocknen aber rasch abstirbt. Die günstigsten Bedingungen wird also der Bacillus dort finden, wo ein mit organischen Stoffen verunreinigter Erdboden durch Sinken des Grundwassers der atmosphärischen Luft zugänglich wird und wenn seine Entwicklung zugleich durch die ihm nöthige Wärme begünstigt wird. Aber auch im Wasser kann nach Kochs directer Beobachtung der Kommabacillus existiren und mit demselben in wirksamem, lebens- und entwicklungsfähigem Zustande von Menschen aufgenommen werden.

Da der Cholerapilz erfahrungsmäßig, auch trotz scharfer Aufsicht, leicht unbemerkt eingeschleppt werden kann, und da er im Erdboden, im Wasser und anderen Keimstätten unsern Zerstörungsmitteln wenig oder gar nicht zugänglich ist, so bleibt es nach wie vor Kochs Entdeckung eine Aufgabe der Gesundheitspflege, die eben genannten lokalen Hülfsursachen der Cholera so viel wie möglich zu beseitigen, bevor die Cholera da ist, und somit durch Aufhebung einer der nothwendigen Bedingungen einer Epidemie, den Ausbruch derselben zu verhüten. In erster Linie kommt es natürlich darauf an, den Grund und Boden unserer Häuser, wozu auch die Zwischendecken unserer Wohnungen gehören, nach Möglichkeit gegen das Eindringen faulender und fäulnißfähiger organischer Stoffe und des Wassers zu schützen, den verunreinigten Boden aber auszutrocknen, damit die an Stelle des Wassers eindringende Luft vermittelst ihres Sauerstoffs die gefährlichen organischen Stoffe zerstören und in unschädliche verwandeln kann.

Dies ist in vielen Städten durch Neugestaltung des Abfuhrwesens, Drainirung und Canalisirung, so wie durch reichliche Wasserversorgung, als erste Bedingung der Reinlichkeit, bekanntlich bereits in bedeutendem Umfange geschehen, und die guten Folgen haben sich nicht nur in allgemeiner Abnahme der Krankheiten und der Sterblichkeit, sondern auch ganz besonders in Bezug auf die Cholera deutlich gezeigt. Wenn die Engländer sich darauf berufen, daß die in Folge der schweren Choleraepidemien von 1848 und 1854 auf John Simons Rath ausgeführten durchgreifenden Verbesserungen in Wasserversorgung und Canalisation die Wirkung gehabt haben, daß die Cholerazeiten von 1865/66 an England sehr gelinde, die von 1872 bis 1874 fast spurlos vorübergingen, trotz des regsten Verkehrs mit dem stark inficirten Continent, so mögen Zweifler dagegen anführen, daß auch ohne solche Vorbauungsmaßregeln viele Theile Deutschlands, die früher stark von Cholera heimgesucht waren und also gewiß keiner Immunität oder Sicherheit vor der Cholera sich erfreuten, von der in anderen Theilen Deutschlands und den Nachbarländern in großer Ausdehnung und Heftigkeit wüthenden Krankheit verschont blieben, und mögen dies als einen jetzt noch nicht erklärlichen Zufall ansehen; — schwieriger wird das Leugnen solchen Zusammenhanges aber gegenüber der Thatsache (der sich andere gleichartige an die Seite stellen lassen), daß die Stadt Danzig, die bis in die neueste Zeit immer ein wahres Choleranest war, so oft die Krankheit in ihre Nähe kam, nach Vollendung der nach englischem Muster ausgeführten Wasserversorgung und Canalisation im Jahre 1873, als die Cholera sich in den Vororten von Danzig (Neufahrwasser, Heubude) mit gewohnter Stärke verbreitete, mit nur 160 Fällen davonkam, während man sonst immer über 1000 gezählt hatte.

Da die Städte wegen ihrer zahlreichen und dichter gedrängten Bewohner, wegen ihres stärkeren Verkehrs die ersten Angriffspunkte der Cholera zu bilden pflegen und dann zu Mittelpunkten werden, von denen aus die Epidemie sich auf die Dorfschaften verbreitet, so sind jene natürlich vorzugsweise zu schützen. Wenn man aber die in den Dörfern sehr gewöhnliche Bodenverunreinigung durch die in unmittelbarster Nähe der Wohnungen, und oft oberhalb derselben befindlichen Dungstätten, sowie die sehr häufigen Verunreinigungen des Trink- und Nutzwassers, das entweder aus Bächen oder aus nahen Flachbrunnen genommen wird, die oberirdisch und unterirdisch dem Einlaufen von Schmutzwasser, Düngerjauche u. dgl. m. preisgegeben sind, also der Choleraentwicklung äußerst günstige Bedingungen, bedenkt, so wird man sich nicht wundern, daß solche Dörfer, wenn sie einmal von der Cholera heimgesucht werden, ganz enorme Krankheits- und Sterblichkeitszahlen aufzuweisen haben. Wenn in Städten eine Cholerasterblichkeit von 4 auf 100 Bewohner, oder 400 auf 10 000, mit Recht Entsetzen erregen kann, so ist dies doch sehr wenig in Vergleich zu den Dörfern, die, z. B. 1859 in Mecklenburg, oft ¼ und mehrfach über ⅓ ihrer Einwohner in der kurzen Zeit von ein paar Wochen hinweggerafft sahen!

Hier hat die staatliche Gesundheitspflege eine große Verantwortlichkeit und eine wichtige Aufgabe, die nicht den Gutsherrschaften und Gemeinden anheimgegeben werden kann, wie allenfalls in den Städten, wenigstens in den größeren, wo intelligentere Einwohnerschaften und Obrigkeiten eher das Nöthige vorkehren werden, wenn ihnen einmal, wie es jetzt der Fall ist, die Möglichkeit und Nützlichkeit sanitärer Verbesserungen gezeigt worden ist.

Die zweite Bedingung oder Hülfsursache der Cholera ist die individuelle Disposition, oder die Empfänglichkeit der einer Ansteckung ausgesetzten Personen. Auch dieser stets beobachtete und von allen Kennern der Cholera voll gewürdigte Umstand, daß von vielen, unter annähernd gleichen Lebensverhältnissen existirenden und in gleicher Weise der Ansteckung ausgesetzten Personen einige leicht, andere schwer, viele andere gar nicht ergriffen werden, ist durch Koch unserm Verständniß erschlossen. Alle guten Beobachter von Choleraepidemien sind darin einig, daß vorzugsweise diejenigen Personen gefährdet sind, deren Verdauung sich nicht in ordnungsmäßigem Zustande befindet, mag dies in ihrem allgemeinen Gesundheitszustande, mag es in gelegentlich erworbenen Verdauungsstörungen begründet sein: von jeher sah man schwächliche, durch Anstrengungen, Entbehrungen, Krankheiten erschöpfte, schlecht genährte oder durch Diätfehler an Verdauungsstörungen leidende Personen vorzugsweise und auch besonders schwer erkranken, während kräftige, gut genährte Personen mit normaler Verdauung, sowie Gemüthsruhige und Kaltblütige auch inmitten der zahlreichsten Cholerakranken ganz verschont blieben, oder höchstens einen leichten Anfall zu bestehen hatten. Koch hat nun gezeigt, daß der Cholerabacillus nur in alkalisch reagirenden Nährsubstanzen regelrecht wächst, durch eine geringe Menge freier Säure aber in seiner Entwicklung auffallend zurückgehalten oder getödtet wird. Da nun im gesunden Magen beständig freie Säure anwesend ist, so werden die verschluckten Cholerabacillen hier getödtet; fehlt es aber an freier Magensäure, was bei Verdauungsstörungen vorkommen kann, oder wird etwa durch rasche Entleerung des Magens der mit Bakterien versetzte Inhalt desselben so rasch in den Darm übergeführt, daß die Säure nicht einwirken konnte, so entwickeln sich die Bacillen in dem alkalisch reagirenden Darminhalt massenhaft, und werden an und in dessen Wänden ihre verderblichen Wirkungen entwickeln.

Wir sehen also durch diese Entdeckung bestätigt und erklärt, daß und warum Personen mit schwacher und gestörter Verdauung sich vor jeder Infectionsmöglichkeit zu hüten haben, kräftige mit gesunder Verdauung aber derselben in der Regel ungestraft trotzen können. Ferner daß und warum man während einer Choleraepidemie, wo erfahrungsgemäß auch gesunde Menschen oft eine gewisse Schwäche der Verdauung spüren, alle Ueberladungen, Excesse und das Genießen schwer verdaulicher Speisen und Getränke, besonders auch die noch gährenden, vermeiden muß: denn jede Verdauungsstörung, die sonst nur unbedeutende Beschwerden verursachen mag, kann in Choleraeiten dem Bacillus den Zugang zum Darm öffnen, ihm eine günstige Entwicklungsstätte bereiten und dadurch schwere Krankheit oder gar den Tod nach sich ziehen. Ein Durchfall zur Choleraeit ist ein Warnungsruf, daß man schleunigst die Ordnung wieder herstelle: denn sie

*

zeigt an, daß der Darm in geschwächtem Zustande und daher ohne Schutz gegen den eindringenden Feind ist. Nun darf man aber die Sache nicht so verstehen, daß etwa jeder Durchfall zur Zeit einer Choleraepidemie so schnell wie möglich gestopft werden müßte, wozu ja sogenannte Choleratropfen und andere opiumhaltige Mittel dann von allen Seiten empfohlen und förmlich aufgedrängt zu werden pflegen. Es ist vielmehr im Gegentheil wünschenswerth, daß der Darm so schnell und so vollständig wie möglich von seinem krankhaften Inhalte befreit werde, damit den Pilzen das Festsetzen und Wuchern wenigstens erschwert oder vielleicht unmöglich gemacht werde. Ich selbst habe in drei großen Choleraepidemien, an deren Bekämpfung ich sehr regen Antheil genommen, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß jeder rechtzeitig in vernünftige Behandlung genommene Durchfall und auch die große Mehrzahl der beginnenden Cholerafälle geheilt werden kann; daß aber fast rettungslos verloren ist, wer im Anfange der Krankheit durch Opium und andere sogenannte Stopfmittel seine Darmbewegungen aufhebt. Jetzt wird Jeder begreifen, was damals oft bezweifelt wurde, daß man die Bacillen nicht im Darm zurückhalten, sondern schleunigst hinausschaffen muß, wofern man sie nicht an Ort und Stelle tödten oder wenigstens zeitweise unschädlich machen kann. Ob wir jetzt bereits Mittel haben, die diesem Zwecke dienen können, wie ich glaube, und wann und wie sie anzuwenden sind, muß natürlich dem Urtheile des Arztes überlassen bleiben, der bei jedem Kranken nicht nur diese Rücksicht auf die Verdauungsorgane und die Bacillen seines Patienten zu nehmen, sondern auch viele andere Punkte zugleich ins Auge zu fassen hat, wie es denn überhaupt bei der Cholera mehr als bei der großen Mehrzahl der Krankheiten nicht nur darauf ankommt, die richtige Methode und die besten Mittel zu kennen, sondern sie auch *im richtigen Moment* anzuwenden.

Der Cholerabacillus selbst, ohne dessen Uebertragung, Ansiedelung und Vermehrung im Darm kein Fall von Cholera zu Stande kommt, und der für das Entstehen einer Epidemie neben den Hülfsursachen so nothwendig ist, wie der zündende Funke zur Explosion einer Pulvermine, — dieser Bacillus vermehrt sich außerhalb seiner indischen Heimat, sicher in Europa, nur in beschränkter Weise. Die Epidemieen erlöschen in verhältnißmäßig kurzer Zeit, sei es, daß die Nahrung verzehrt, der empfängliche Theil der Bevölkerung durchseucht ist, sei es, daß die Lebenskraft der Pilzindividuen in unserm Klima sich in wenig Generationen erschöpft. Neben den so vergänglichen Formen werden aber wohl, analog wie bei anderen krankheiterzeugenden Pilzen, Dauerformen existiren, welche die Art fortpflanzen und unter günstigen Umständen jene rasche Vermehrung der Bacillen erzeugen, welche die Epidemien verursachen. Von solchen Dauerformen des Cholerapilzes, deren Mitwirkung zur Verbreitung der Krankheit nicht wohl von der Hand gewiesen werden kann, wissen wir bis heute gar nichts, sind also auch nicht im Stande, sie anders zu bekämpfen, als durch Hinwegräumung jener Hülfsursachen, ohne welche die massenhafte Vermehrung der Bacillen und die Epidemien nicht eintreten. Dagegen haben Kochs Entdeckungen über den Bacillus selbst so viel Aufschluß gegeben, daß wir daraus auch Muth und Kraft schöpfen können, um ihn wirksamer zu bekämpfen, als es bisher möglich war.

Die Cholerabacillen sind danach sehr vergängliche Geschöpfe: Eintrocknen tödtet sie in wenig Stunden vollständig, die Anwesenheit freier Säure legt wenigstens ihrer Entwickelung, wenn nicht auch ihrem Leben, schwere Hindernisse in den Weg. Eintrocknen und Ansäuern der pilzhaltigen oder verdächtigen Stoffe — also aller Entleerungen von Cholerakranken und der mit solchen beschmutzten Gegenstände, wie Wäsche, Betten ꝛc. — werden also zuverlässige Desinfectionsmittel sein, besser jedenfalls als die meisten der bisher gebräuchlichen, deren Ruf oft nur darauf beruht, daß die Cholera nicht überall hinkommt, wo man sie fürchtet, und daß die Epidemien in unserm Klima stets nach kurzer Zeit von selbst erlöschen. Die Entwicklung von Chlor- oder Karboldämpfen in der Umgebung der Kranken, sowie das Anräuchern verdächtiger Personen, was augenblicklich in Frankreich, sowie an der italienisch- und spanisch-französischen Grenze den eintretenden Reisenden zu Theil wird, hat auf die etwa im Darm befindlichen Bacillen gewiß, und auf die entleerten und durch den übrigen Darminhalt oder andere Dinge eingehüllten Bacillen schwerlich irgend eine Wirkung. Man wird sich in dieser Beziehung zunächst auf Grund der Beobachtungen Kochs auf Austrocknen oder ausgiebige Behandlung der verdächtigen Stoffe mit Mineralsäuren beschränken müssen.

So vergeblich der Versuch sein würde, die in Menschen, in den Erdboden oder großen Unrathmassen oder in Gewässer eingedrungene Bacillen auf solche Art zu bekämpfen, und so schwer ausführbar und vollkommen unzuverlässig alle Sperr- und Desinfectionsmaßregeln einer einigermaßen ausgebreiteten Epidemie gegenüber sein werden, so zugänglich und angreifbar sind oft die ersten Fälle von Choleraerkrankungen an einem Orte. Es handelt sich dann nur um Aufnahme der Kranken in einem gegen Verunreinigung des Bodens und Wassers gesicherten Lokal nebst Desinfection oder Vernichtung aller Abgänge und aller nicht sicher desinficirbaren Kleider und Gebrauchsgegenstände. Nach allen Erfahrungen brauchen sich Aerzte und Wärter dabei nicht vor Ansteckung zu fürchten, wenn sie nicht durch eine Störung der Verdauungsorgane sich in besonders empfänglichem Zustande befinden. Der Umgang mit den Kranken, ihre Wartung und Pflege, sowie die Behandlung der Leichen ist anerkannter Weise für Gesunde nicht oder sehr wenig gefährlich; aber der Aufenthaltsort der Kranken, die Abtritte ꝛc., welche ihre Ausleerungen aufgenommen haben, und ihre (ziemlich frische und feuchte) Wäsche haben sich stets als sehr gefährlich erwiesen. Auch diese alten Erfahrungen hat Koch bestätigt und aufgeklärt: er fand, daß in der Wäsche von Cholerakranken, die (was wohl immer der Fall sein dürfte) mit Entleerungen beschmutzt war und 24 Stunden feucht gehalten wurde, die Cholerabacillen sich in ganz außerordentlicher Weise vermehrten, und ferner, daß wenn Choleraentleerungen oder Darminhalt von Choleraleichen auf der feucht gehaltenen Oberfläche von Leinwand, Fließpapier und ganz besonders auf der Oberfläche feuchter Erde ausgebreitet werden, daß sich dann nach 24 Stunden regelmäßig die ausgebreitete dünne Schleimschicht vollständig in eine dichte Maße von Cholerabacillen verwandelt hat.

Könnte man von allen Cholerakranken, also auch von denjenigen, welche mit der sogenannten Choleradiarrhoe umhergehen und umherreisen, und dabei die Krankheitskeime ausstreuen, alle Abgänge auffangen und sicher desinficiren, also ihre Bacillen durch Austrocknen, durch Säuren oder andere chemische Mittel tödten, so würde man jede Choleraepidemie vernichten können. Solche Bestrebungen werden zwar vermuthlich immer an dem Leichtsinn und der Unwissenheit der Menschen und den uncontrolirbaren Mannichfaltigkeiten des Verkehrs scheitern, aber dennoch bleibt die Aufgabe bestehen, womöglich in jedem Cholerafall, besonders bei den ersten in einem Orte oder Hause, zu verhindern, daß Choleraausleerungen in die Abtritte, in den Erdboden und andere der Bacillenentwicklung günstige Stoffe gelangen, und ferner die Wäsche und andere verunreinigten Gegenstände alsbald einer zuverlässigen Desinfection zu unterziehen, über deren Ausführung dem Vernehmen nach die deutsche Reichs-Choleracommission alsbald Anweisungen erlassen wird. Dagegen wird man gut thun, von allen sogenannten prophylaktischen oder vorbauenden Desinfectionen abzusehen, weil dadurch keinerlei Nutzen, sondern lediglich der Wahn eines nicht vorhandenen Schutzes geschaffen wird. In dieser Beziehung ist Reinlichkeit in Haus und Hof, wie oben ausgeführt, die einzige Schutzwehr.

Können wir nach allem diesem in Folge unserer besseren Kenntniß der Ursachen und Verbreitungsweise der Cholera ihrem drohenden Nahen mit besserem Muthe als früher entgegensehen, so wird eben die bessere Erkenntniß auch dazu beitragen, das ärztliche Handeln sicherer und erfolgreicher zu machen, als dies bei der früher vorhandenen Unkenntniß und den oft sehr fehlerhaften Vorstellungen über die Ursache und das Wesen der Krankheit möglich war. Schon der Umstand, daß die Aerzte,

wenn nicht unbedingtes Vertrauen, so doch Hoffnung an ihre Behandlung knüpfen, und daß solche Hoffnung oder solches Vertrauen den Kranken eingeflößt wird, hat oft, wie ich vielfältig selbst erfahren habe, einen günstigen Einfluß auf den Verlauf der Krankheit. Der Schrecken und das Entsetzen aber, welches diese mörderische Krankheit durch ihr plötzliches, explosionsartiges Auftreten, ihre rasche Ausbreitung und ihren stürmischen Verlauf überall verbreitet, wohin sie ihren Fuß setzt, die werden uns so lange nicht erspart werden, als es nicht gelingt, durch hygienische Verbesserungen ihr den Boden zu entziehen. Und da die zur Abwehr der Cholera nothwendigen Verbesserungen zugleich vielen andern, im Laufe der Zeit noch mehr Opfer fordernden Krankheiten, entgegenwirken, so mögen die scharfen und eindringlichen Mahnungen jenes orientalischen Gastes zugleich die segensreiche Folge haben, durch raschere Ausführung sanitärer Verbesserungen auch die Gebiete jener andern Krankheiten mehr und mehr einzuengen und durch Schutz und Förderung der allgemeinen Gesundheit das Gemeinwohl zu erhöhen.

Literatur und Kunst.

Jean Richepin.

Von F. Groß.

In der neuesten Zeit haben in Frankreich mit Gedichten zwei Autoren im großen Publicum Aufsehen erregt. Man braucht die Titel der beiden poetischen Sammlungen nur zu nennen, um einen Einblick zu gewinnen in die derzeitige Geschmacksrichtung der Franzosen. Der eine Band, der ältere, von Maurice Rollinat verfaßt, führt die Aufschrift: „Die Nervenkrankheiten" (Les névroses); der andere, kürzlich erschienen, hat Jean Richepin zum Verfasser und heißt: „Die Gotteslästerungen" (Les blasphèmes). Rollinat tauchte eines Tages aus dem Dunkel seiner Unbekanntheit plötzlich empor. Sarah Bernhardt im Vereine mit Albert Wolff vom „Figaro" hatte ihn entdeckt. Und wie das in Frankreich heut zu Tage zu gehen pflegt: wenn man einen Künstler, einen Dichter lanciren will, begnügt man sich als findiger Protector keineswegs damit, zu constatiren, der Schützling mache schöne Bilder, Statuen oder Gedichte, sondern man stellt ihn nebenbei als ungewöhnlichen, geheimnißvollen Menschen hin. Rollinat ist Klaviervirtuose, Componist, Sänger, Declamator, kurzum er kann Alles und außerdem auch dichten. Unstreitig steckt ein starkes Talent in ihm. Aber sein Geschmack ist verdorben wie derjenige des Publicums. Das Gesunde, Natürliche erscheint ihm langweilig; er macht die Nervenkrankheit zur zehnten Muse, und dabei unterschiebt er ihr Stoffe, die man selbst in den pathologischen Rahmen nur mit aller Gewalt hineindrängen kann. Ich erinnere daran, wie er die Liebe — eines Stieres zu einer Kuh naturalistisch schildert, jedem Veterinär zu Nutz und Belehrung ... Für blasirte Gaumen ist solche Kost wie gemacht; was Wunder, daß Paris Rollinat einen Tag lang als bedeutenden Dichter acclamirte! Es wäre ungerecht, zu sagen, daß in Paris nicht auch Verständniß vorhanden sei für reine und edle Dichtung. Aber, sieht man von Victor Hugo ab, dessen großer Name den Franzosen von vornherein imponirt, auch wo es sich um ein schwaches Werk handelt, und sie zu einer Art Götzendienst auf die Kniee wirft, so wird man zugeben, daß die vornehmen Poeten langsam, Schritt für Schritt, ihren Boden sich erobern und auf eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde beschränkt bleiben. Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, François Coppée illustriren durch ihre Schicksale diese Behauptung zur Genüge. Man darf deshalb mit einigem Mißtrauen einem dichterischen Produkt begegnen, das unmittelbar nach seinem Erscheinen von Paris verschlungen wird und Auflage nach Auflage erlebt. In der That zeigt dieses Mißtrauen sich in der Regel nur zu sehr berechtigt. Wie lange hat Alphonse Daudet gebraucht, um sich seine feste Position zu erschaffen, obzwar gerade seine ersten Schriften — die reizvollen, kleinen, von der Sonne der Provence durchglühten Genrebilder — zu dem Tadellosesten gehören, was er geschaffen! Richepin aber nahm die Feder zur Hand und war sofort berühmt, Anfangs freilich nur in den Studenten-Kaffeehäusern des Quartier latin, aber auch diese Berühmtheit ist nicht leicht zu erlangen. Am linken Seineufer galt er als ein großer Poet, nachdem er seine Vagabundenlieder — die „Chansons des gueux" — veröffentlicht hatte. In diesen Liedern war er so handgreiflich, so ultrarealistisch, daß die Gerichte etliche Stellen beanstandeten, die denn auch in allen weiteren Auflagen weggelassen wurden. In diesem Verbote lag eine Reclame, wie der junge Poet sie sich nicht wirksamer wünschen konnte. Wie weit er in der Realistik geht, mag daraus erhellen, daß Emile Zola (in seinen „Documents littéraires") die Gedichte Richepins für gar zu starken Pfeffer erklärt. „Monsieur Richepin," sagt Zola wörtlich, „fait un effort trop visible pour s'encanailler." Im Verlaufe seiner Kritik setzt Zola auseinander, daß Richepin mit der ungeschminkten Brutalität im Ausdrucke geradezu kokettire ... Die eingeschlagene Richtung erwies sich Richepin als diejenige, die ihn zu Ruhm und Geltung führte, und so sucht er in den „Blasphèmes" sich selbst zu überbieten. „Originell um jeden Preis" ist seine Devise, und wo die Einfälle ihm versagen, tritt — es ist das nicht übertrieben — ein ausgesprochener Größenwahn in Action, Richepin rasselt mit dem Säbel und droht, er allein, er persönlich, werde Gott, Schicksal, Natur u. s. w. züchtigen und vernichten ... Solche Abart von Poesie erfreut sich derzeit in Paris einer unsagbaren Popularität; nicht um Richepins willen, sondern zur Charakteristik von Paris verdienen diese Gedichte, in einem deutschen Blatte gekennzeichnet zu werden ... Richepin ist übrigens weniger eigenartig, als er selber wohl glaubt. Obwohl in seinen Absichten weit abstechend von den „Parnassiens" wie Gautier, Banville und Baudelaire, tritt er in des letzteren Fußstapfen mit der Absicht (frei nach Baudelaires „Fleurs du mal"), das Häßliche zum Angelpunkte der Poesie zu machen. Und während er über die Romantik der „Parnassiens" ironisch lächelt, verirrt er in dem Bestreben, das Höchste an Realistik zu leisten, sich ziellos in Romantik, denn kein der Wirklichkeit entnommenes Bild reicht aus, um seine hyperbolischen Wendungen zu verdeutlichen. Welchem Romantiker steht er nach, wenn er kreischend behauptet, aus seinen Versen werde er spitzige Waffen machen, die Natur — diese Rabenmutter, diese Kupplerin — damit zu erstechen! Der Eindruck, den Richepins Gedichte hervorbringen, läßt sich dahin zusammenfassen, daß man in neun Fällen unter zehn auf die Idee kommt, ein in normalem Zustande hochbegabter Mensch sei vom Veitstanze befallen worden. Die Frage nach Richepins innerer Bedeutung ist rasch zu erledigen: überquellende Fülle von Bildern und Gedanken; eine pompöse Rhetorik, die an Victor Hugo gemahnt; glühendes Temperament; weitblickender Geist einerseits — dagegen andererseits: Mangel an Einfachheit und Natürlichkeit; theatralische Pose; Liebäugeln mit bloßen Aeußerlichkeiten; phänomenale Selbstüberhebung; die Sucht, in jeder Silbe, in jeder Bewegung anders zu sein als die übrigen Menschen; offenkundige Absicht, um jeden Preis Lärm zu machen ... Eine Reihe dieser Fehler aber erscheint den Franzosen gar nicht als solche, ja, gerade das Komödiantenhafte in Richepins literarischer Erscheinung blendet und berückt die Majorität seiner Landsleute. Will man wieder einmal eine Probe davon haben, daß die Franzosen in gewissen Dingen Kinder sind, so braucht man nur den von Adrien Marx signirten Leitartikel des „Figaro" vom 1. Juni d. J. zu lesen; er handelt von Richepin und schildert dessen Schicksale und Persönlichkeit im Stile eines Ammenmärchens ... Daß Richepins Gedichte merkwürdig seien, das wolle noch gar nichts beweisen, aber ganz andere Dinge könne man von ihm erzählen. In früheren Jahren habe er einen spitzigen grauen Hut mit zwei rothen Quasten, dazu Stulpstiefeln und Pumphosen getragen, und damals habe er etwas von Fra

Diavolo, Othello und Porthos (aus Dumas' „Drei Musketieren") an sich gehabt. In Médéah in Afrika sei er geboren, seine Familie stamme aus Kurdistan und er gleiche einem Zigeuner. Seine Mußestunden fülle er mit Musik aus, und zwar sei er ein leidenschaftlicher Trommler. Seine Studien absolvirte er glänzend, fürchtete sich aber vor einer philisterhaften Thätigkeit, nahm Reißaus und beschäftigte sich nacheinander als Ringkämpfer in Jahrmarktbuden, als Matrose, als Lastträger, als Chansonettensänger und griff erst dann zur Feder. Er sei sogar — staunt, französische Zeitgenossen! — der englischen Sprache mächtig und habe, Dank dieser „érudition spéciale" „Macbeth" übersetzt. Als vor einiger Zeit der Darsteller des „Nana Sahib" in seiner gleichnamigen Tragödie am Théâtre Porte-Saint-Martin plötzlich erkrankte, übernahm Richepin seine Rolle und führte sie glänzend durch. In jener Vorstellung hätte Rollinat noch die Zwischenacte ausfüllen sollen, und das Gaudium wäre vollkommen gewesen ... Und es gibt Leute, welche glauben, es sei genug Leistung für einen einzelnen Menschen, wenn er gute Gedichte mache, auch ohne vorher Ringkämpfer oder Chansonettensänger gewesen zu sein! ... Aber Richepin erreicht seinen Zweck. „Tout Paris" spricht von ihm, und endlich wird auch das Ausland auf ihn aufmerksam. Wie sehr Alles an Richepin gemacht, gekünstelt ist, geht schon aus dem Titel seines Buches hervor. Derber hätte er seine Tendenz dem Publicum kaum mehr unter die Nase reiben können. „Ich bin ein Gotteslästerer von Profession!" ruft er den Leuten zu. „Nur hereinspaziert, meine Damen und Herren, gleich wird Gott gelästert! Der Band 3 Fr. 50 C.!" Er kann den Marktschreier nicht los werden, das Deckblatt seiner Gedichte nimmt sich wie ein „boniment" zu Gunsten eines Kalbes mit drei Köpfen oder der Dame mit der Tigerhaut aus. Louise Ackermann, die gedankentiefe französische Dichterin, von der ich an dieser Stelle zwei Male gesprochen*), gehört unstreitig zu den Atheisten, aber sie überschreibt ihre Bücher einfach „Poésies" und „Nouvelles Poésies", sie drückt ihren Atheismus in ernster, würdiger Weise aus, aber sie flunkert nicht damit. Richepin begnügt sich nicht, Gott zu leugnen, sondern er verfällt oftmals in bloßes Schimpfen, haut mit Händen und Füßen um sich, und nicht selten erinnert er an die Stimmung der Besucher jenes oberbayerischen Bauernwirthshauses, in welchem eine Tafel angebracht ist mit der Inschrift: „Hier darf nicht vor zehn Uhr Abends gerauft werden." Viele seiner Gedichte, die er mit der Ueberzeugung von sich gibt, etwas nie zuvor Gesagtes zu verkünden, bewegen sich in Wirklichkeit in längst ausgefahrenen Geleisen. In „Tes père et mére" z. B. wirft er sich in die Brust und meint, alle Kindesliebe sei Unsinn, denn Vater und Mutter hätten an das Kind nicht gedacht, als es entstand ... Hätte Richepin seine „érudition spéciale" auch ein wenig auf deutsche Literatur ausgedehnt, so würde er wissen, was Franz Moor (I. Act, 1. Scene) über dasselbe Kapitel sagt. Und er würde auch wissen, daß vor ihm ein gewisser Goethe die Gottheit als Werk des Menschen bezeichnet hat; er würde sich den Zuruf des Prometheus an Zeus vergegenwärtigt haben:

„Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät" ...

Aber Richepin versteht kein Deutsch. Er hat allerdings „Macbeth" übersetzt (was Menschenhände im Stande sind!), allein Schiller und Goethe bekümmern ihn nicht. Dafür excellirt er im Pariser Argot. Zola in der oben angeführten Kritik wirft ihm vor, daß er den Gebrauch des Dialekts übertreibe, und Zola ist auf diesem Gebiete doch gewiß nicht zimperlich. Wenn Richepin in einem Gedichte vom „pif" du municipal spricht oder etwas „mastoc" nennt, so wird man selbst manchen Franzosen sagen müssen, daß „pif" eine Nase und „mastoc" etwas Geschmackloses bedeute. Aber auch im rein Französischen schafft Richepin sich Specialitäten. Sein Lieblingsausdruck, der unaufhörlich wiederkehrt, ist „cracher". In diesem Bande wird fortwährend gespuckt. Einmal spuckt der Zufall einen Menschen auf die Erde. Dann spuckt Richepin der Natur ins Gesicht. Ein drittes Mal werden die Ideale angespuckt, und sofort durch 339 Druckseiten. Aber all solcher Auswüchse und Verirrungen ungeachtet spricht aus einzelnen Gedichten eine machtvolle Individualität, die Sprache nimmt einen kühnen Flug, und fast widerwillig fühlen wir uns mitgerissen.

In einem als Einleitung dienenden Sonnet verkündet Richepin: wer sein Buch gekauft habe, um sich zu amüsiren, werde seine Rechnung nicht finden; hier werde herber Wein geboten für starke Köpfe und gesunde Magen ... In einer an Maurice Bouchor, den Verfasser der „Chansons joyeuses", gerichteten Widmung bekennt Richepin sich als Nihilisten. „Ich zweifle," sagt er, „daß viele Leute den Muth haben werden, Glied für Glied die logische Kette dieser Poeme zu verfolgen, um zu den unversöhnlichen Schlußfolgerungen zu gelangen, die ihr selbstverständliches Resultat sind. Wenn ich all die Meinungen überblicke, die ich bedingungslos angreife — Meinungen, die untereinander gegnerisch sein mögen, aber alle einig sind wider mich — so frage ich mich mit Besorgniß, wem meine Aufrichtigkeit nicht unangenehm sein wird." Wirklich greift er nicht etwa blos die Transcendentalisten an, er wendet sich ebenso heftig gegen die Materialisten. Er erkennt nicht nur keine schöpferische Kraft an, sondern auch keine Gesetze, keine von der Wissenschaft ergründete Ordnung. Der blinde Zufall nur waltet, und der Naturforscher weiß ebenso wenig wie der Priester ... Seltsamerweise bemerkt er zum Schlusse der Widmung, dies sei eigentlich eine bittere Ironie, denn er wisse, sein ehemaliger Freund Bouchor theile längst nicht mehr seine hier niedergelegten Anschauungen. Aber daraus macht Richepin sich nicht viel. „Ich werde mich immer mehr und mehr," ruft er, „in die stolze Einsamkeit meiner Gedanken einhüllen." Durch alle seine Gedichte geht eine tiefe Sehnsucht danach, das Räthsel des Menschenlebens zu lösen, in das Weltgeheimniß einzudringen, den Schleier der Maja zu lüften. Die Wissenschaft, behauptet er, biete dazu keinen Weg. Wir seien nicht klüger als vor einer ganzen Reihe von Entdeckungen unserer Gelehrten. Jede Freude und jede Hoffnung sind ihm fremd. Sogar der Frühling widert ihn an, er nennt die Zeit mit ihrem stets wiederkehrenden Wechsel eine „alte Komödiantin ohne Talent". Während er trinkt, denkt er an den Katzenjammer, der ihm bevorsteht. Er beneidet die Blödsinnigen, weil sie die Schalheit der Welt nicht erkennen. Diese ist aus der Verbindung der Null mit dem Nichts hervorgegangen. Wilder, entfesselter Hohn ergießt sich aus seinem Munde über alle Ideale. Die Götter der verschiedenen Religionen führen einen wilden Tanz aus — es sind unheimliche, manchmal groteske Bilder, die an uns vorüberziehen ... Jetzt ertönt eine Wehklage über des Menschen Ohnmacht und Blindheit, dann schreit der Dichter empor zu dem Gott, dessen Existenz die Anderen behaupten: „O stolzes Geheimniß deiner düsteren Schleier! Wer sich Vater nennt, muß es auch sein. Wie kannst du mich bluten lassen in der Finsterniß, wenn du mich geschaffen hast? Wie kannst du mich auf dem Steine knieen lassen, die Arme nach dir ausgestreckt, erstickend vor Schluchzen, ohne daß eine Thräne dein Auge befeuchtet, wenn ich wirklich dein Kind bin? ... Ein Almosen, aus Mitleid! Mein Elend ist so groß. Ich bin nicht schlecht. Sei du gut und beachte mich. Mein armes Herz ist voll Liebe und will dir entgegenschlagen ..." Das Gedicht heißt: „La prière de l'athée" und dürfte von dem Atheisten herrühren, der Gott täglich auf den Knieen dafür dankt, daß er nicht an ihn glaubt. Denn gleich auf jene rührende Klage folgt der Zuruf: „Dein Stolz und dein Ruhm sind Blüthen unserer Träume; ohne uns wärest du nicht." Gott soll dem Dichter ein Lebenszeichen geben; wenn nicht, wird er, Jean Richepin, ihn — ohrfeigen. Solche Pointen, und das Buch wimmelt von ihnen, riechen nach Irrenanstalt. Aber gleich darauf blitzen wieder bedeutende Gedanken auf. Wie packend ist z. B. in Richepins Darstellung der Ahasver, der keine Spur

*) Siehe „Gegenwart" Nr. 48 vom Jahre 1882 und Nr. 3 vom Jahre 1883.

von Reue empfindet und von sich sagt: „Ich bin der König der Erde, einer von den unzähligen Proletariern, die niemals schweigen sondern immer in die Welt rufen, daß du nicht bist ... Erst mit dem letzten Menschen stirbt der letzte Ewige Jude.“ Den Teufel führt Richepin als Freund der Menschheit vor. Er läßt ihn die Enterbten zu sich rufen und ihnen sagen: „Taucht bei mir das Brod der Wahrheit in den Wein der Gotteslästerung.“ Aber vor Richepins Nihilismus besteht selbst Beelzebub nicht. „Wenn ich an Gott glaubte,“ sagt er, „würde ich an den Teufel glauben, aber da ich nicht an Gott glaube, kann ich nicht an den Teufel glauben.“ Der Dichter sieht in einer Vision die vielen Religionskriege, die schon stattgefunden, und alle haben das Motto: „Gott will es!“ Die Götter, in deren Namen Blut vergossen ward, müssen sterben. Der Dichter wird sie tödten. „Der Mensch hat eure Stirne mit dem Heiligenscheine gekrönt; er hat euch Tempel, Scepter und Throne geschenkt; ihr lebt durch unsere Almosen, und da wir die Ursache sind und ihr die Wirkung seid, so können wir euch vernichten, nachdem wir euch gemacht haben.“ Nach diesen Worten stößt der Dichter die Götter ins Chaos, er sieht sie als Verlorene hinabstürzen in den ewigen Schatten. Richepin spricht zumeist von sich und von den Göttern. Sein brausendes, zügelloses Ich erklärt er mit seiner Abstammung von Vorfahren, die aus Kurdistan herbeigekommen. Er fühlt sich als Nomaden, der berufen sei, die Menschheit von allen sie einschüchternden Phrasen zu befreien. Die wilden Völkerschaften haben überhaupt seine uneingeschränkten, heißen Sympathien; er versteigt sich bis zu einer Apologie der Menschenfresserei. In der Abtheilung „Les dernières idoles“ kündigt er der Vernunft jede Gefolgschaft auf. Er wirft ihr vor, daß sie den Menschen zwar vor dem Thiere auszeichne, aber ihn doch nicht glücklich machen könne. Er will Ruhe haben, Ruhe auch vor den Qualen des Gedankens, und darum nimmt er sich vor, die Vernunft zu beseitigen, wie er die Götter beseitigt hat. Auch ihr droht er mit Prügel („Je vais te dévêtir de ta royale jupe — Pour te fouailler à pleine peau“), und man muß sich im Interesse der arg gefährdeten Vernunft damit trösten, daß Richepin hoffentlich nicht immer sein Wort hält und daß die Leute, die er bisher umgebracht hat, alle noch am Leben sind. Großartige Töne findet Richepin in der Anklage wider die Natur, daß sie das Thier liebevoller bedacht habe als den hülflos geborenen Menschen; freilich stört auch hier wieder die unerträgliche Drohung, er werde die Natur züchtigen. Aber man vergißt diese Marotte um der mächtigen Klänge willen, welche Richepin ertönen läßt. Die Natur, sagt er, setze ihre Kinder nur in die Welt, um sie dem Tode zu weihen. Sie sei eine schreckliche Todtengräberin. Der Mensch wisse wohl, warum er bei der Geburt schreie und weine — „on ne peut trop gémir du malheur d'être né“. Wer sie je eine Mutter genannt, der habe gelogen. Nach der Natur verhöhnt Richepin den Fortschritt, der für ihn ebenfalls nicht besteht. Wer an den Fortschritt glaube, der glaube, ohne es zu wissen, auch an Gott. Der Zufall nur lenke Alles. Dieses Thema variirt der Dichter unermüdlich. Zum Schlusse wendet er sich an den neuen Christus. Daß dieser kommen werde, sei über jeden Zweifel erhaben; er werde kommen, wenn die müde, haltlos umherirrende Menschheit wieder nach einem Heiland, nach einem Halt begehren werde. Der Dichter sagt dem zukünftigen Messias schon im Voraus, daß er auch an ihn nicht glaubt. Er, Richepin — es ist nur etwas unklar, wie er sich das denkt — wird dann der einzige Ungläubige sein. Diese an und für sich allerdings seltsame Voraussagung kleidet der Dichter in gewaltige Accorde. Ich lasse ihm das Wort, um zugleich ein Muster seiner Verse zu bieten:

„Dans ton triomphe tu n'entendras que mon cri;
Et, malgré le troupeau des blondes Madeleines
T'enveloppant de leurs cheveux, de leurs haleines,
Tu sentiras perler à ton front pâlissant
Les horribles rubis de la sueur de sang.
Oui, oui, tu souffriras tout ce qu'a souffert l'Autre!
Et c'est pourquoi dans mon blasphème je me vautre
Comme un lion s'étend sur sa proie et la mord.
Avant que tu sois né, te condamnant à mort,
Loin de la redouter j'appelle ta venue;
Car je te vois déjà, les regards dans la nue,
Y cherchant vainement ton rêve en vain rêvé
Que mon blasphème aura par avance crevé;
Car j'ai tout préparé pour que l'ancien supplice
Avec tous ses détails contre toi s'accomplisse;
Car j'ai forgé les clous, emmanché le marteau,
En haut du bois infâme accroché l'écriteau;
Car j'ai fourbi le fer de lance qui te navre:
Car j'ai dressé la croix où pendra ton cadavre;
Car c'est pour t'y clouer que je t'ouvre mes bras! — —
Et maintenant tu peux venir, toi qui viendras.“

Nach dem Wenigen, was ich hier mitgetheilt habe, mag jeder Leser sich ein Urtheil bilden über den Dichter, dessen Name jetzt in Frankreich von Munde zu Munde geht. Es wäre traurig um die Franzosen bestellt, wenn Richepin sich als einer ihrer Lieblingspoeten einbürgern würde; glücklicherweise gibt es in der Literatur wie in der Toilette vorübergehende Moden. Keine Dame trägt heute eine Krinoline. Es wird der Tag kommen, an welchem die Mode über die Auswüchse der französischen Literatur zur Tagesordnung übergegangen sein wird: über die „Nervenkrankheiten“ Rollinats wie über die „Gotteslästerungen“ Richepins. Dem Unparteiischen erübrigt nur, zu bedauern, daß eine ungewöhnliche Begabung sich so haltlos und ziellos verirren kann um eines momentanen Erfolges willen, den die Franzosen eines Morgens vergessen haben werden. Leuten wie Richepin ergeht es umgekehrt wie Lord Byron: sie erwachen einmal und sind plötzlich nicht mehr berühmt.

Friedrich der Große in französischen Liedern.

Von Ludwig Geiger.

Die Art und Weise, wie Friedrich in der deutschen Literatur, wie er speciell in den preußischen und den östreichischen Volksliedern geschildert wurde, ist in neuerer Zeit mehrfach Gegenstand eingehender Behandlung gewesen. Weniger bekannt ist die Art, wie er in der französischen Literatur und besonders in dem französischen Volkslied dargestellt wird. Die folgenden Zeilen wollen auf Grund eines neuen Werkes*) einige Mittheilungen darüber machen.

*) Chansonnier historique du XVIII. siècle. Recueil de chansons, vaudevilles, sonnets, épigrammes, épitaphes et autres vers satiriques et historiques. Formé avec la collection de Clairambault, de Maurepas et autres manuscrits inédits. Publié avec introduction, commentaire, notes et index par Emile Raunié. Paris, A. Quantin. Bisher erschienen 8 Bände. Sie umfassen die Zeit vom Anfange des Jahrhunderts bis 1774, bis zum Tode Ludwigs XV. (Der 9. Band, die Zeit von 1774 bis 1780 enthaltend, wurde ausgegeben, nachdem dieser Aufsatz bereits der Redaction übersendet war.) Hauptzweck dieser Zeilen ist, auf diese bedeutsame und, soweit ich sehe, in Deutschland sehr wenig beachtete Sammlung hinzuweisen. Sie bezweckt nicht, eine vollständige Sammlung der historischen Volkslieder zu sein, legt vielmehr eine berühmte handschriftliche Sammlung zu Grunde und beschränkt sich auf die Mittheilung ungedruckten Materials. Die Fülle des Dargebotenen ist erstaunlich: politische und Literaturgeschichte erhalten ihren Antheil. Theatergeschichtchen werden ebensowohl besprochen, wie die großen Weltvorgänge; Pariser Skandalgeschichten und Ereignisse der Literatur erfahren eine neue Beleuchtung. Die Einleitungen und Anmerkungen des Herausgebers sind kurz, sachlich, ohne Aufdringlichkeit, sie erklären schlicht und einfach das, was wirklich der Erklärung bedarf. Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. Jeder Band enthält einige meisterhafte Radirungen von Männern und Frauen, die in jener Zeit eine Rolle spielen und von den Liederdichtern bald gut bald übel tractirt werden.

Daß Friedrich die französische Sprache liebte und in seinen Gesprächen und Schriften bevorzugte, war den Franzosen wohl bekannt. Aber an derartige Benutzung waren sie zu sehr gewöhnt, um sonderlichen Werth darauf zu legen; sie nahmen dieselbe vielmehr als schuldigen Tribut hin. Nicht von Friedrich dem Schriftsteller sprechen diese Lieder, sondern von Friedrich, dem Regenten und Krieger.

Seine Thronbesteigung gilt als ein wichtiges Ereigniß. Man kennt die schöne Ode Voltaires an Friedrich (1740), in der er als Fürst des Friedens und der Aufklärung willkommen geheißen wird: „Soldaten haben allein die Kriege verherrlicht, Höflinge und Wollüstlinge das Vergnügen gepriesen, sie haben die Wahrheit verachtet, Wissenschaft und Kunst verspottet, das Talent verhöhnt; du aber regiere und kläre auf, belohne das Verdienst und befördere die Tugend."

Le Salomon du Nord apporte la lumière;
Barbare, ouvre les yeux.

Zu solch hohem Tone versteigen sich die Volkslieder nicht. Eins behandelt die Frage, wer dem Kaiser Karl VI. (gest. 19. Oct. 1740) folgen werde. (La succession de l'empereur, Chans. hist. VI, 286 ff.) Der Kurfürst von Bayern und der Herzog von Toscana machen Ansprüche. „Der König von Preußen schmeichelt sich mit der Gunst des Reichstags, er glaubt schon Herrscher am Rhein zu sein und jubelt über seinen Fang. In seiner Politik folgt er den Rathschlägen Voltaires und Maupertuis', hat er ja doch den Schein des Gelehrten wie sie und ist Katholik wie sie." Aber der Franzose kümmert sich im Grunde wenig um den Nachfolger des Kaisers; mag es werden, wer will; wenn nur Frankreich seinen Ludwig behält und den Segen seiner Herrschaft.

Ein Dichter des Jahres 1741 beschäftigt sich mit dem „europäischen Chaos". Er sieht in Frankreich und in den übrigen Ländern Europas lauter Verwirrung. Er bezeichnet Männer und Frauen, die er erwähnt, mit Namen, die er aus der Antike entlehnt hat. Jedem gönnt er nur eine kurze Erwähnung; von Friedrich sagt er: „Prusias (der Name des tapfern Königs von Bithynien ist gewählt wegen seines Anklingens an Prusse), indem er seine Truppen heimlich marschiren läßt, glaubt Schlachten zu gewinnen."

Die Schlachten wurden aber wirklich gewonnen. Und Frankreich hatte damals ein Interesse daran, daß der Sieg auf preußischer Seite blieb, denn es war mit Preußen verbündet. Aber das Bündniß dauerte nicht lange. Friedrich näherte sich England, schloß seinen Frieden mit Maria Theresia und ließ die Franzosen, die nicht ausschließlich seinetwegen gekommen waren, in Böhmen zurück. Es gibt über diesen Feldzug ein Lied: Chanson des grenadiers du régiment de Lyonnais (Chans. hist. VI, 322—326). Es ist ein frisches Soldatenlied mit dem Refrain: Chacun a son tour, luron lurette. Es schildert die muthige Stimmung der Krieger, die Tapferkeit und das Ansehen der Heerführer, die Aufgabe des Heeres, das Kaiserthum zu beschützen. Der Dichter freut sich des Beistandes Hollands und erträgt gleichmüthig den Abfall Preußens. „Der König von Preußen meint wohl daran gethan zu haben, mit Oestreich Frieden zu schließen, er hat uns den Rücken gekehrt, um Schlesien zu erhalten; verspreche er sich nicht zu viel davon, denn er wird nicht lange drin bleiben."

Der Sänger war ein schlechter Prophet; auch die folgenden schlesischen Kriege vermochten nicht, Friedrich aus seinem neugewonnenen Besitze zu drängen. Die Kämpfe der Franzosen gegen Oestreich erregten in Frankreich keinen sonderlichen Enthusiasmus. Es gibt ein Gedicht aus dem Jahre 1744 (Entrée en Campagne, vol. VII, S. 45), in welchem der Sänger hofft, daß der Zug nicht nach Prag gehe: „Maria Theresia hat Krone und Diamanten verpfändet; wo es aber nichts mehr zu holen gibt, da mag ich und mein König nicht sein"; er schlägt seinen Landsleuten vor, lieber nach Hannover zu gehen, um dort, wo Alles im Ueberfluß vorhanden sei, ihre Säcke zu füllen. — In einem andern (Les ennuis de la Reine de Hongrie, S. 47 ff.) wird Maria Theresia sehr gehöhnt. Sie sei die Stolze, die Friedensstörerin, aber es gehe ihr schlecht nach Gebühr. „Sie leben," so redet der Sänger die Kaiserin an, „recht knauserig, seitdem unser Vetter Friedrich (notre cousin Frédéric) ganz Schlesien in seine Jagdtasche gesteckt hat."

Die Jahre 1745 bis 1757 sind, in unserer Sammlung wenigstens, ohne Erwähnung Friedrichs. Seltsam genug, denn die Aufmerksamkeit der Welt und Frankreichs insbesondere war in der Zwischenzeit nicht selten auf den „Salomon des Nordens" gerichtet. Der Verkehr französischer Schriftsteller mit dem Berliner Hofe und der Berliner Akademie war ein äußerst reger: Maupertuis hatte seit Jahren dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und Voltaire beeiferte sich, ihm zu folgen. Aber nicht einmal von diesen das französische Nationalgefühl arg verletzenden Vorgängen ist die Rede; weder von den Lächerlichkeiten, die Maupertuis, noch von den Schlechtigkeiten, die Voltaire beging, wird gesprochen. Nur einmal heißt es in einem Tableau de Paris (VII, 109 ff.) aus dem Jahre 1748, in welchem der Verfasser die Runde bei allen Berühmtheiten macht, auch Voltaire sei nicht da, „der Eine sagt, er sei nach Preußen gegangen, der Andere, er sei nach Rußland geflüchtet".

Mochten die französischen Literaten nach wie vor Preußens König begrüßen, Frankreichs Politiker zogen sich vor ihm zurück. Der siebenjährige Krieg begann. Die Franzosen standen auf Seite der Gegner Friedrichs. Aber man sieht deutlich: der Haß gilt zuerst weit mehr dem mit Friedrich verbündeten England als Preußen selbst. In einem aus dem ersten Jahre des Krieges 1756 stammenden Liede (L'armée de Hanovre, VII, 281 fg.) heißt es: „Oeffne Deine Augen, allzu wildes England, und mache das Uebel gut, das Du der Erde bereitet. Friedrich, der von Tugenden, Talenten und Künsten Umgebene, der Günstling der Minerva, des Apollo und Mars, wäre der Gott des baltischen Meeres gewesen, wenn er, zufrieden mit den kriegerischen und friedlichen Lorbeeren, die er erntete, nicht den Norden verwüstet hätte, der ihn anbetete. Die Muse der Spree wird, wenn sie seine Geschichte aufzeichnet, seufzen an dem Orte, wo der Glanz seines Ruhmes sich verfinsterte durch den verhängnißvollen Vertrag, der seine Tugenden mit Deiner Wildheit verband." (Es ist der Neutralitätsvertrag zu Westminister zwischen England und Preußen gemeint vom 16. Januar 1756.)

Der Krieg begann. Die französischen Truppen in Westdeutschland hatten den Sieg bei Hastenbeck davon getragen (26. Juli 1757) über den Herzog von Cumberland; trotz des Sieges war der Heerführer, der Marschall d'Estrées, durch den lüderlichen Genossen Königs Ludwig, den Herzog von Richelieu, ersetzt werden. Ein Volkslied (Les deux généraux) stellt beide einander gegenüber:

A Cythère l'un le (nämlich der König) sert,
Et l'autre sur le Veser.

„Man bemerkt beide Krieger in einem schönen Felde voll Lorbeeren, der Eine wußte sie zu erwerben, der Andere sie fortzunehmen."

Am 5. Nov. 1757 wurde die Schlacht von Roßbach geschlagen. Die Franzosen, die ohne sonderliche Lust in den Krieg gezogen waren, gönnten ihren Truppen die Niederlage. Es gibt französische Lieder, die geradezu den feindlichen Sieger verherrlichen.

Eins, das mir vorliegt — es befindet sich nicht in der Rauniéschen Sammlung — trägt den Namen Voltaires „Ode über den gegenwärtigen Krieg" 1758. Der Dichter schildert, wie Ehrgeiz und Eifersucht sich rüsten, wie die furchtbare Bellona ihr Haupt erhebe. Drei mächtige Feinde vereinigen sich gegen den König; er aber sei ruhig, wisse von keiner Furcht und beschäftige sich nur mit dem Glücke seiner Unterthanen. Mit einem Blicke besiege er seine Feinde, der französische Stolz werde vernichtet,

Français, ta valeur si vantée,
Devant le Prussien est glacée,
Tout disparaît jusqu'à l'honneur.

Oestreich werde vernichtet, der wilde Moskowite könne nicht widerstehn, „die herrlichen Ereignisse, welche das Alterthum feierte, werden in den Augen der Nachwelt nur falsche Märchen sein". Aber nun sei des Krieges genug; der König möge an seine Ruhe denken. „Ergreife die Leier des Horaz, sei Apollo auf dem Parnaß, wie Du Mars im Kriege warst."

Das Jahr 1758 ist sehr reich an französischen Dichtungen, die den Krieg betreffen; die Berliner königliche Bibliothek verwahrt eine Anzahl derselben. In den Chansons sur la retraite de l'armée française ist eins witzig und scharf. Die Heerführer werden aufgezählt und ihre Niederlagen besprochen. Die Franzosen jammern: „Wir wollen fort, die Luft bei den Deutschen ist uns zu schädlich." Aber sie nehmen alsbald wieder einen hohen Ton an: „Hätten wir nur keine Feinde, wir wären alle wahre Alexander."

Holländische und französische Offiziere ergreifen das Wort. Möglicherweise freilich sind es Deutsche, die solche Titel wählen, um sich darunter zu verbergen. Es gibt ein Poëme d'un officier hollandais à sa majesté le roi de Prusse 1758, in welchem der Sänger den König als Kriegshelden preist, aber doch nicht unterlassen will, ihn an seine wichtigeren Friedensaufgaben zu erinnern. Merkwürdiger sind die Vers par un officier français prisonnier de sa majesté le roi de Prusse Berlin 1758. Der Dichter gibt vor, gefangen zu sein; er dichtet von Leipzig aus seine Geliebte an, er preist besonders den Prinzen Heinrich, den er seinem angestammten König Ludwig bei weitem vorzieht, er sehnt sich nach Freiheit, rühmt aber doch den Herrscher, der ihm die Freiheit geraubt, nennt ihn „den stolzen und gelehrten Nebenbuhler des ersten der Cäsaren" und wendet sich gegen manche Angreifer des Königs. Höchst eigenthümlich ist es nun, wie dieser angebliche oder wirkliche Franzose literarische Kritik gegen Deutsche übt. Er, der Franzose, müßte doch die Nachahmer der Franzosen anerkennen; statt dessen tritt er energisch gegen Gottsched, den geschworenen Franzosenfreund auf. Dessen vers tudesques werden als sehr schlimm bezeichnet. Er will sich diesen literarischen Bundesgenossen und Nebenbuhler nicht gefallen lassen, sondern ruft aus: „Mag Gottsched sich auch noch so sehr anstrengen, seine poetische Ader erhitzen und seine alte Melpomene nach Gefallen heulen lassen; niemals wird sie den unsterblichen Klängen der Musen der Seine gleichkommen."

Ein solch absprechendes Urtheil mußte die Deutschen erbittern. Gottscheds und der Deutschen Vertheidigung wurde von zwei Dichtern übernommen. Beide sind sie gewiß Deutsche, wenn sie auch französisch schreiben; der Eine nennt sich Mathanasius der Jüngere; der Andere bezeichnet sich als einen officier du regiment de Picardie. Der Letztere geht mit dem Verächter deutscher Dichtkunst scharf ins Gericht: „Lernen Sie, mein Herr, daß Frankreich nicht das einzige Land ist, wo man denkt; daß es noch andere Staaten gibt, in denen man sich der Wissenschaften, des Geists und Geschmacks rühmt und wo man besonderen Werth legt auf wahres Verdienst und wahre Tugend ohne Einbildung und Ueberhebung."

Zeigt sich hier neben dem politischen der literarische Kampf, so tritt in einem auch sonst bemerkenswerthen Epos, als dessen Verfasser de Sauvigny genannt ist, „La Prussiade, poëme en quatre chants" Frankfurt 1758, das religiöse Element hervor. In dem kleinen Epos herrscht nämlich die Absicht vor, den Sachsen Friedrich als Protestanten angenehm zu machen, den ganzen Krieg vorwiegend als einen religiösen erscheinen zu lassen. Gleich am Anfange des Gedichts wird Friedrich als Führer der Calvinisten bezeichnet, deren Erwartungen er erfüllt. Calvin — denn er wird seltsamerweise als der religiöse Rathgeber Friedrichs hingestellt — erscheint dem König mehrmals, zuerst um ihn zum Kriege zu ermuntern, sodann um ihn zur Beendigung des Kampfes aufzufordern. Das Gedicht aber endet mit den Worten:

Ainsi le protestant si jaloux de lui plaire
En lui vit un vengeur et le Saxon un père.

Doch kehren wir zu unserer Sammlung zurück. Unter dem Titel „Les Soubisades" enthält sie (VII, 287 ff.) eine Reihe heftiger Spottgedichte gegen Soubise. Ich hebe einige hervor.

„Zu Friedrich, der sich mitten in der Schlacht befindet, kommt einer mit dem Rufe: Wir haben gefangen . . ." „„Wen denn?"" fragt der König. „Den General Soubise." „„O weh, man entlasse ihn sogleich. Ich weiß die Bedeutung dieses Manns zu schätzen; in meinem Lager ist er mir unangenehm, unschätzbar aber an der Spitze der Feinde.""

Soubise selbst wird vorgeführt, eine Laterne in der Hand. „Ich kann noch so sehr suchen; wo ist denn mein Heer? Gestern war es doch noch hier; hat man mir es fortgenommen, oder habe ich mich verlaufen? Gott sei Dank, da finde ich es endlich; wie bin ich so glücklich! Aber, nein! es ist ja das feindliche Heer!"

Man fingirt, der geschlagene Feldherr kehre nach Paris zurück. Er wird vom Volkswitze höhnisch empfangen. „Nach seinen großen Thaten kann er sich ein Schloß bauen ohne Kosten; sein Weib liefert ihm das Holz und Jeder wirft ihm einen Stein."

Ein Erfolg, den die französische Armee davon getragen, wird Soubise zugeschrieben, während er dem General-Lieutenant de Chevert gebühre. Ein Dialog zwischen Joli-Coeur und La Ramée beschäftigt sich mit diesem Ereignisse (La victoire de Soubise, S. 298 ff.) und der eine Unterredner bemerkt am Schlusse als Augenzeuge: „Glaube mir nur, als Chevert den Sieg davon trug, war Soubise nicht weit."

Fast noch schlimmer als Soubise wurde ein anderer französischer Heerführer im siebenjährigen Kriege, der Graf von Clermont in Liedern behandelt (VII, 293 ff. 299 ff.). Friedrich hatte ihn, der Abbé war, „General der Benedictiner" genannt; diese Bezeichnung behielt der unglückliche Feldherr bei. Die Dichter fragen, was er denn eigentlich sei. Der Eine antwortet: „Halb Geistlicher, halb Krieger, zum einen ebenso wenig geschaffen, wie zum andern; er schlägt sich wie ein Apostel und dient seinem Gott, wie er sich schlägt." Der Andere bemerkt: „Ein Geistlicher kann's nicht sein, denn die Kirche will ihn nicht; ein General noch weniger, denn Mars mißhandelt ihn; ein Akademiker gewiß nicht, denn er thut den Mund nicht auf. Was ist er denn? Ach recht wenig. Man schrieb ihm den Werth eines Riesen zu, aber zum Unglück ist es nur ein kleines Prinzchen, dessen Nichts der hohe Titel verklären soll." Ein Dichter läßt ihn sein Kriegslied anstimmen: „Ich kam, schwur, wetterte, trank mir einen Rausch an"

J'ai fait le diable à quatre
Je me suis laissé battre.

Clermont wurde in der Schlacht von Crefeld geschlagen (23. Juni 1758). Ein Franzose, der in der Schlacht verwundet worden, der Graf von Lauraguais, dichtete ein Abschiedslied an den Krieg (Adieux à la guerre, S. 295 ff.), er habe genug vom Kriegsruhm, er wolle Mars mit Amor vertauschen, sein Blut sei über seine Lorbeeren geronnen; ich habe einen Sieg wieder verlieren und den Grafen von Gisors (den Sohn des Marschalls von Belle-Isle) fallen sehen."

Die Stimmung des Verfassers des letzterwähnten Liedes „Ich will nur jagen, lachen, singen und trinken" wurde von gar Manchem getheilt. Trotzdem wurde der Friede zwischen Preußen und Frankreich nicht geschlossen, im Gegentheil ein neuer Vertrag zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande gebracht (Versailles, December 1758). Es gibt über denselben ein furchtbares Lied (Résultats du traité de Versailles, S. 301 fg.). Der Dichter beklagt den neuen Vertrag, durch welchen die theuersten Interessen des Landes verletzt würden. „Unsere Schätze, unser Blut werden umsonst vergeudet, die Völkerrechte verwirrt, das Reich beklagt seine verrathene Freiheit; Europa vereinigt sich ohne Ziel, ohne Erfolg, ohne Ehre gegen Brandenburg. Die Franzosen sind Allen ein Schrecken von der Elbe bis zum Rhein, unsere Nebenbuhler triumphiren, unser Ruhm ist vernichtet, unsere Städte ohne Schutz, unsere Häfen zerstört, der Credit erschöpft, die Völker belastet; das sind die würdigen Resultate Eurer weisen Rathschläge. O, Bernis, ist der Tod von 300,000 Mann nicht genug der Opfer? Ist die Verachtung,

die ein König deinen kleinen Reimereien bezeigt, nicht genug gerächt?"

Bernis, der in der letzten Stelle erwähnt ist, wird mit Unrecht Hauptanstifter des Versailler Vertrags genannt, denn gerade er wirkte gegen denselben und wurde deshalb durch den Herzog von Choiseul ersetzt. Gegen Bernis aber hatte sich der Spott Friedrichs manchmal gekehrt, und gerade unsere Stelle spielt auf ein Wort an, das Friedrich in einer Epistel an den Grafen Gotter gebraucht hatte:

> Je n'ai pas tout dépeint, la matière est immense
> Et je laisse à Bernis la stérile abondance.

Trotz des Vertrags, der die Franzosen zur Fortsetzung des Krieges nöthigte, erschallt der Zuruf (Conseils aux Français, VII, 302 fg.) vom Kriege abzustehn. Die Franzosen werden an ihre Niederlagen erinnert. An Roßbach, „den Gipfel ihrer Schande, wo sie mit Windeseile geflohen seien vor dem Beginn des Kampfes", an Crefeld, wo die Tapferkeit der Truppen gegen die Unfähigkeit der Führer nichts vermocht hätte. „Steht ab vom Kampfe," so ruft der verzweifelte Dichter, „Eure Anstrengungen sind überflüssig, Euer Ruhm ist dahin, Euer Reich ist zu Ende."

Eine neue Niederlage schien diesen traurigen Prophezeiungen Recht zu geben. Contades war im Oberbefehl dem Prinzen von Soubise gefolgt und hatte die Schlacht bei Minden verloren (1. August 1759). Ein Ungenannter schreibt eine Epistel an die Pompadour (VII, 317), von der man sagte, daß sie die Befehlshaberstellen nach Gutdünken vertheilte, mit der Bitte, ihm doch auch einen militärischen Posten zu geben; er verspreche ohne Ueberhebung Soubise und Contades zu gleichen.

Contades war durch Broglie ersetzt, Soubise aufs Neue nach Deutschland geschickt worden. Die beiden Letztgenannten hatten sich vereinigt und waren zusammen im Treffen von Fillinghausen (16. Juli 1761) geschlagen worden; nun erduldeten sie gemeinschaftlich Spott und Hohn. In einem Gedichte auf Beide (VII, 331 ff.) heißt es: „Soubise ist 45 Jahre, Broglie ungefähr ebenso alt, darin ähneln sie sich; der Eine versteht den Feind zu schlagen, der Andere nur zu fliehn, dadurch unterscheiden sie sich. Der Eine ist beschränkt und halsstarrig, der Andere dumm und hochmüthig, das ist ihre Aehnlichkeit; Broglie ist ein Hanswurst, Soubise hat einen schönen Namen, das ist der Unterschied."

Auch Broglies Tage waren gezählt; an seine Stelle kam Marschall d'Estrées. Ein Lied, das seinen Einzug in Deutschland beschreiben soll (VII, 342 ff.) lautet resignirt genug: „Ich marschire wie ein Marschall, durchaus nicht wie ein General. Wenn wir einen Vortheil erlangen, so hat Soubise alle Ehre davon. Ich trete ihm gern mein Anrecht ab, denn ich habe keinen Antheil am Siege."

Das eben erwähnte Gedicht ist aus dem J. 1762; im folgenden Jahre wurde der Hubertusburger Friede geschlossen, der den siebenjährigen Krieg beendete. Merkwürdigerweise bezieht sich kein Gedicht unserer Sammlung auf diesen Frieden, obwohl er doch für Frankreich bedeutsam genug war. Und überhaupt hören nun die Erwähnungen Friedrichs auf. Nur einmal noch wird sein Name genannt. Das geschieht in einem seltsamen Gedichte: Noëls pour l'année 1771 (VIII, S. 231—238). Dort wird die Wanderung des Jesusknaben durch Europa beschrieben. Die Unterhaltung, die Friedrich mit ihm führt, ist zu cynisch, um hier wiedergegeben zu werden, sie ist nicht etwa irreligiös, sondern bezieht sich auf geschlechtliche Laster, welche die Franzosen Friedrich Schuld geben. Ferner heißt es: „Friedrich präsentirt dem Jesusknaben die Könige von Schweden und England, dann aber bringt er den Knaben in seine Gewalt, führt ihn unter Trommelschlag fort und behandelt ihn auf Soldatenart. Die übrigen Fürsten, da sie sehen, daß dies kein Spaß ist, thun den Preußenkönig in Acht und Bann; aber Friedrich, stolz und eigenmächtig, geht mit Jesus seines Wegs und ruft ihnen verächtliche Worte zu."

Soll das ganze Gedicht nicht blos ein thörichtes Spiel sein, so zeigt es die gefürchtete Stellung, die man Friedrich zuschrieb: er galt auch den Franzosen als Schiedsrichter Europas. Schade, daß unsere Sammlung nicht auch das Jahrzehnt von Friedrichs Tod umfaßt; wir würden dann gewiß manch ihm gewidmetes Wort lesen können. Um aber diese Skizze nicht in der Mitte abzubrechen, sei ein Wort über den Tod Friedrich des Großen aus einer französischen Quelle angeführt. Grimm erwähnt des Ereignisses October 1786 (neue Ausgabe Band XIV, 449). Er gibt keinen langen Artikel darüber, sondern nur eine schlichte und wirkungsvolle Aufzeichnung: Epitaphe du roi de Prusse: Hic cinis, nomen ubique.

Flußnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Unter den Aufschneidereien, mit denen der abenteuerliche Simplicissimus bei seiner zweiten Wallfahrt nach Einsiedeln seine Beherberger tractirt, ihnen, wie er sich ausdrückt, die Ohren damit zu krauen, ist auch die — er habe auf seinen weiten Reisen alle namhaften Flüsse in der Welt gesehen, als Rhein und Donau in Deutschland, die Elbe in Sachsen, die Moldau in Böhmen, den Inn in Baiern, die Wolga in Reußen, die Tems in Engelland; davon und von andern seltsamen und wunderbarlichen Wassern, Brunnen, Seen, Sümpfen und Lachen wußte er nicht allein daherzulügen, sondern er hatte alles selbst mit seinen eignen Augen gesehen; wenn er aber verständige Leute vor sich hatte, so hiebe er nicht soweit über die Schnur. Er gibt gerne zu, daß dies lauter Aufschneidereien und Storgen gewesen seien; aber, o ehrlicher Simplici, von den irdischen Gewässern weißt Du ja in der That ein Mehreres zu erzählen. Sintemal Du unlängst in dem Mummelsee gewesen und zum Centrum Terrae hinabgefahren bist; sintemal Du zugesehen hast, wie die Wasser von den Wassermännlein oder Sylphen (welche Du mit den Undinen verwechselst) aus dem Abyssо des Oceani in alle Quellen des Erdbodens getrieben werden, wovon alsdann alle Brunnen in der ganzen Welt fließen und die große und kleine Wasserflüß entstehen. Ueber den Kreislauf des Wassers hast Du Dich damals vom Prinzen über den Mummelsee ausführlich berichten lassen und auch den Grund der Verschiedenheit, so die einzelnen Flüsse untereinander aufweisen, erkundet. „Weil ich verstehe," meintest Du zu dem Fürstlein, „daß euer Geschlecht durch solche See alle Quellen und Flüß auf dem ganzen Erdboden mit Wasser versihet, so werdet ihr auch Bericht geben können, warum sich die Wasser nit alle gleich befinden, beides an Geruch, Geschmack und der Kraft und Würkung, da sie doch ihre Wiederkehrung, wie ich verstanden, ursprünglich alle aus dem Abgrund des großen Oceani hernehmen, darein sich alle Wasser wiederum ergießen."

Hätten wir nun, anstatt des Simplicissimus, von den Sylphen den grünen, leuchtenden Stein empfangen, mit dessen Hülfe man sich im Wasser hinunterläßt, so würden wir uns vielleicht auch darüber Auskunft erbeten haben, warum nit alle Flüsse und Ströme gleich genennet werden. Wie kommt es denn, hätten wir gefragt, daß das Wasser bald Rhein, bald Donau, bald Elbe, bald Wolga heißt, da es doch immer dasselbe Wasser ist und aus einem und demselben allgemeinen Brunnen aufsteigt? Beruht diese Mannichfaltigkeit der Flußnamen etwa darauf, daß sich die Wasser nit alle gleich befinden, beides an Geruch, Geschmack und der Kraft und Würkung? — Wolten wir das Fürstlein gebeten haben, uns auch davon die Ursach zu erzählen.

Als worauf der Mummelseeprinz vielleicht folgendermaßen geantwortet haben würde: — Rings um unsern König schweben die Fürsten über alle See, die sich in der ganzen Welt befinden, ein jedweder in derjenigen Landsart aufziehend, in welches sich ihr unterhabender See von dem Centro Terrae aus erstreckt. Wie sich nun diese Fürsten beides mit Kleidern und Geberden

der Landsart anbequemen und sich bald wie Chinesen, bald wie Afrikaner, bald wie Tartaren, bald wie Schweizer tragen, also müssen sie auch sprechen wie die Nationen in der ganzen Welt. Und daher kommt es, daß jeder Fluß und jeder Bach einen besonderen Namen hat, indem er je nach dem Lande und der Landsart bald Inn, bald Donau, bald Wolga genennet wird.

Aber, hätten wir abermals gefragt, der König, um den die Wassermännlein schweben, der sie wie Eilboten in alle Welt entsendet, und zu dem sie auf wunderbaren Wegen wieder niederfahren, was hat denn der für einen Namen? Denn der gehört doch keinem einzelnen Volke, sondern der ganzen Erde an? Spricht er deutsch oder chinesisch? — Inzwischen wären wir wohl dem Sitze des fraglichen Königs näher gekommen, und die Majestät hätte uns weiterer Nachforschungen in diesem Punkte überhoben, indem sie selbst anfinge, fein gut Teutsch mit uns zu reden, uns wie den Simplicissimus interpellirend: „Aus was Ursach habt Ihr Euch unterfangen, uns gleichsam ganz mutwilliger Weis so einen Haufen Stein zuzuschicken?“ —

II.

Hierauf wollen wir den Simplicissimus einmal Simplicissimus sein und ihn mit den Wassermännlein auf den Grund des Friedsamen Meeres wischen lassen, aber die Erzählung vom Mummelsee als eine Allegorie betrachten, die uns die Entstehung der Flußnamen anschaulich machen soll. Der König, der wie eine Spinne im Mittelpunkte des weitläuftig ausgesponnenen Wassernetzes thront, der, um mich eines Grimmelshausen'schen Bildes zu bedienen, die Geschäfte der Wassermännlein wie der Weisel in einem Immenstocke dirigirt, er mag uns den allgemeinen Begriff des Wassers vorstellen, der allen Flußnamen zu Grunde liegt; und die Geister, welche das Element vom Mittelpunkt der Erde hinauf an die Oberfläche treiben, um bald in diesem, bald in jenem Lande zu Tage zu treten, mögen die Wörter bedeuten, welche jenem allgemeinen Begriff in den verschiedenen Sprachen des Erdkreises entsprechen. Das deutsche Wassermännlein heißt zum Beispiel Ache, das schwedische Elf, das arabische Wadi, das spanische Rio, das chinesische Kiang, das skythische Don u. s. w. Diese Hauptwasserleute haben wieder andere Undinen unter sich, die zu ihnen in gleichem Verhältniß stehen wie sie selber zum Könige: der Ache ist zum Beispiel die Schwarzach und die Salzach unterstellt, dem Elf der Götaelf und der Torneäelf, dem Wadi der Guadalquivir und der Guadalupe, dem Kiang der Jantsekiang und der Takiang, dem Rio der Rio de Janeiro und der Rio de la Plata, dem Don der Dnjepr und der Dnjestr; alle diese Namen sind nur nähere Bestimmungen des Haupttitels. Die ganze Organisation wird uns an die Verwaltungsbezirke und Provinzen eines großen Reichs gemahnen. Der Mummelsee, durch dessen Tiefen wir zu dem Reservoir im Erdinnern gelangen, erinnere uns daran, daß die wahre Bedeutung der Flußnamen von der Sprache oft vermummt ist und daß unser Blick, um das wahre Gesicht der Wassermännlein zu erkennen, gewöhnlich durch eine Maske dringen muß — wir schließen uns damit der Auffassung des Simplicissimus an, nach welcher der Name Mummelsee genugsam zu verstehen gibt, daß es um ihn wie um eine Maskerade ein verkapptes Wesen seie; eigentlich ist wohl Mummel so viel wie ein Nix oder Wassergeist. Der grüne Stein endlich, welcher macht, daß wir im Athmen das Wasser anstatt der Luft brauchen und mit geringer Mühe im Element herumwebern können, er sei uns ein Symbol der etymologischen Wissenschaft, mit welcher wir uns ohnverblichen in die mächtigsten Ströme der Welt vertiefen.

Und so wollen wir uns ihrer gleich bedienen, um den Wasserhauptleuten oder den Departementschefs ein wenig auf die Nähte zu fühlen, ob sie ihre Pflicht thun und die Menschen gehörig mit Wasser versorgen, oder ob sie dies Geschäft ihren Untergebenen überlassen und selbst im Centrum Terrae auf der Bärenhaut liegen. Wir können uns gar nicht genug über ihre aufopfernde Thätigkeit verwundern; denn weit entfernt, daß sie sich von ihrem Amt zurückgezogen hätten, sie sehen es nicht einmal gern, wenn ihnen Jemand hilft das Reich bewässern, sondern rollen mit ihren Urnen würdevoll und majestätisch als gute Präfecten durch die Lande. Es ist seltsam, aber die berühmtesten Flüsse der Erde führen gewöhnlich keinen andern Titel als den Namen Fluß selbst, ohne alle weiteren Zusätze; daran erkennen wir eben, daß sie unter dem persönlichen Commando der Wasserfürsten stehen. Das kommt daher, daß die Menschen das größte, vielleicht auch einzige Wasser in ihrer Nähe zunächst κατ' ἐξοχήν das Wasser oder den Fluß benennen und den allgemeinen Begriff anstatt des Eigennamens brauchen. Diese allgemeinen Namen halten sich so lange, als sich keine anderen Prätendenten melden und der Horizont des Volkes nicht merklich erweitert wird. Ja, sie behaupten sich gelegentlich auch dann noch, aber freilich nur deshalb, weil sie, um ihres Alters und ihres ungewöhnlichen, einer entschwundenen Zeit angehörigen Klanges willen, von der gegenwärtigen Generation nicht mehr verstanden und im Lande selbst gar nicht mehr als allgemeine Begriffe empfunden werden. Aus demselben Grunde machen sie dann auch ihren Weg ins Ausland zu fremden Nationen, von denen sie natürlich erst recht nicht verstanden werden.

Wolga, sagt ein russisches Sprichwort, wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst. Das bezieht sich natürlich auf das ungeheure Stromgebiet der Wolga, die über hundert Nebenflüsse hat; aber in einem anderen Sinne könnte man das Sprichwort auf den russischen Don anwenden. Don wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst, denn Don oder Dan ist ein skythisches Wort und bedeutet Wasser. Jeder Bach und jeder Fluß der Erde ist ein kleiner Don. Dieses Wort hat eine ungeheure Verbreitung. Es wird zunächst absolut für den drittgrößten Strom des europäischen Rußlands, den Grenzfluß zwischen Europa und Asien gebraucht; im Alterthum hieß er Tanais, was zweifellos auf Dan zurückzuführen ist. Es steckt aber außerdem in vielen wichtigen Flußnamen. So in Eridanus, was ursprünglich der Name eines großen Stroms in Norddeutschland, vielleicht der Oder, vielleicht der Weichsel ist und erst nachmals von den Griechen mit dem Po identificirt ward; nur so ist die Sage verständlich, daß die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaethon den Bernstein am Eridanus ausschwitzten und ins Meer träufelten. Der Bernstein, den man seit uralter Zeit an der preußischen Ostseeküste von Danzig bis Memel holte, wurde zu Lande an die Küsten des Adriatischen Meeres gebracht und hier von phönizischen und griechischen Kaufleuten eingekauft; so entstand der Irrthum, er sei ein Produkt des großen Stromes, der ins Adriatische Meer fällt. Aehnliche Irrthümer kommen bekanntlich häufig vor, ich will nur an den türkischen Weizen erinnern, der aus Amerika stammt, den aber das Volk aus Ostindien über die Türkei herkommen ließ. Eridanus hängt offenbar eng mit Rhodanus, dem alten Namen der Rhone zusammen, daher bei den vagen geographischen Vorstellungen der alten Griechen Eridanus auch wieder mit Rhodanus verwechselt wurde; ja, vielleicht ist Rhenus, unser Rhein, selbst nur eine andere Form des Wortes, und der Reno, ein Nebenfluß des Po, verhält sich zum deutschen Rhein, wie der Po selbst zum Eridanus. Andere behaupten, der Name Rhein sei keltisch und den ursprünglich am Rheine wohnhaften Kelten abgelernt; noch Andere glauben an einen Zusammenhang des Namens Rhein mit dem griechischen ῥέειν fließen, so daß Rhein der Fließende oder der Fluß schlechthin sein würde.

Aber wir haben noch einen wichtigen Strom, dessen Name ebenfalls auf das skythische Wort Don oder Dan zurückzuführen ist, das ist die schöne blaue Donau. Die Donau wurde von den Alten Danubius und im unteren Laufe, der ihnen zuerst bekannt war, Ister genannt. Ister ist eine Abkürzung von Danister, so daß sich Dan-ubius und Dan-ister entsprechen. Danubius bedeutet das obere Wasser, Danister das untere Wasser. Ohne große Schwierigkeit erkennt man, daß sich Danubius zu Danister verhält wie Dnjepr zu Dnjestr; der Dnjepr hieß bei den alten Griechen Borysthenes, bei den Römern aber Danapris, der Dnjestr bei den Griechen Tyras, bei den Römern aber Danastris. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß der Dnjestr für die Alten ebenfalls

den unteren, der Dnjepr den oberen Fluß darstellte, nur daß der Unterschied hier auf zwei Flüsse angewendet ward. Die Donau, im Keltischen Dänoba, im Magyarischen Duna, hieß im Althochdeutschen Tuonowa, im Mittelhochdeutschen Tuonouwe. Dies beruhte auf einer Andeutschung des lateinischen Danubius, indem aus dem -ubius das althochdeutsche owa, das mittelhochdeutsche ouwe d. i. Wasser, Strom gemacht ward. Da nun Don selbst schon Wasser bedeutet, so ist unser Wort Donau genau dem italienischen Mongibello, dem Namen des Aetna zu vergleichen; denn wie Mongibello aus Monte und arabisch Gebel, Berg entstanden und so viel ist wie Berg-Berg, so ist Donau aus unserem Aue und dem skythischen Don, Wasser entstanden und so viel wie Wasser-Wasser.

Elbe wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst. Unsere Elbe scheint ebenfalls Fluß überhaupt zu bedeuten; man wird das bei seiner ersten Reise nach den skandinavischen Ländern inne, wo man einen Elf und einen Elv über den anderen trifft, z. B. den Göta-elf, welcher die Trollhättafälle bildet. Auch in Deutschland gibt es noch ähnliche Flußnamen: eine Alf fließt in der Rheinprovinz, eine Alb im südlichen Baden, die Elben ist ein Nebenfluß der Eder. Die Haupt-Elbe wird böhmisch, mit umgestellter Liquida, in Labe, lateinisch in Albis verwandelt, und man könnte denken, daß sie speciell so viel wie der weiße Fluß sei, eine Eigenschaft, welche, wie wir unten sehen werden, an den Flüssen sehr häufig hervorgehoben wird. Grimm stellt daher die Elbe mit den Elfen oder Alben, sowie mit dem althochdeutschen albiz, d. i. Schwan zusammen, was Alles sich mit dem lateinischen albus, weiß berührt. Aber nicht nur daß die Elbe bei Dresden so gelbe ist und nur eine ihrer Quellen Weißwasser genannt wird, der ganze Zusammenhang erscheint auch etwas problematisch, da z. B. die Elfen des deutschen Heidenthums keineswegs weiße Geister sind, sintemal es ebensogut Schwarzelfen wie Lichtelfen gibt; Alberich ist bekanntlich der Fürst der Schwarzelfen. Jedenfalls müßte der Begriff früher verallgemeinert und der weiße Fluß als Fluß schlechthin betrachtet worden sein. Beim Volke hat eine andere Erklärung des Namens Elbe großen Cours erhalten: die Erklärung aus dem Zahlworte Elf, das zufällig mit dem schwedischen Flußnamen buchstäblich zusammentrifft. Der Elbquellen oder Elbbrunnen sollen elf gezählt werden: Nomen ab undenis fontibus Albis habet. Ja, sagt ein schlechter Dichter,

> Ja, es hat ihren Brunn und Ursprung auch die Elbe
> Als Königin der Ström aus dem Gewölbe
> Des hohen Riesenbergs; entspringt die Elb heraus
> Mit elf Brunnquellen klar, dies weist ihr Name draus.

Diese Etymologie ist ebenso drollig wie die, daß Elbe soviel wie Halbe sei, weil sie Deutschland halbire.

Ache wird die Antwort sein, wenn du den kleinsten Bach nach seinem Namen fragst; denn Achen findet man gleichfalls zu Dutzenden in Deutschland, den Niederlanden und andern angrenzenden Ländern. Das edle alte Wort Ache oder Aach bedeutet schlechthin Wasser und wird wie Elbe und wie Don gern absolut gebraucht; es entspricht dem lateinischen Aqua, dem Ap im Sanskrit und dem litauischen Ap, auf welches so viele ostpreußische Flüsse auslauten, z. B. die Angerap und die Goldap. Oft sind sogar Städtenamen daraus geworden, z. B. heißt Aach eine kleine Stadt im badischen Kreise Konstanz am Ursprunge des Flüßchens Ach, und Aachen hat seinen Namen von den Aachen, d. h. den Aachener Mineralquellen. Die Franzosen nennen Aachen Aix-la-Chapelle; dieses Aix, welches auch sonst vorkommt, ist zusammengezogen aus Aigues = Eaux = Aquae. Die Formen Ach, Aach und Ache sind im obern Deutschland heimisch; im Oldenburgischen, Hannover, Holstein und theilweise auch in Schleswig und in den Ostseeprovinzen tritt Au und Aue ein; in der Schweiz, im nördlichen Frankreich, in den Niederlanden, in Westfalen und dem Osnabrückischen herrscht die Form Aa. Das Königreich der Niederlande zählt allein vierundzwanzig Gewässer des Namens Aa. Selbst in Schweden besteht das Wort neben Elf; hier wird es Å geschrieben.

Und so könnte man noch viele Antworten ausfindig machen, welche die Bächlein geben möchten. Jordan wird in Palästina die Antwort sein, denn dieser Hauptfluß Palästinas und in seiner Art überhaupt einzige Strom heißt eigentlich Jarden, d. i. der Herabfließende oder eben der Fluß, daher ihn Josephus schlechthin τὸν ποταμόν betitelt. Ganges in Ostindien, denn die Ganga bedeutet Strom. Congo in Afrika, denn die Portugiesen benennen ihn einfach Zaire, d. h. Meer oder großes Wasser. Nil in Aegypten, denn die Araber nennen ihn el-Bachr, welches ebenfalls Meer oder großes Wasser bedeutet. Dergleichen absolute Bezeichnungen müssen uns wohl in Verwunderung setzen, die wir viel gesehen und gelernt haben und alle Flüsse der Erde überschauen; wer aber an einem bestimmten Flusse wohnt und nur diesen einen im Auge hat, der fühlt kein Bedürfniß ihn von anderen zu unterscheiden und Umstände mit ihm zu machen, selbst wenn er sich nicht, wie bei Elbe, Ache oder Don, auf veraltete und darum genugsam ausgezeichnete Formen berufen kann. „Geh an's Wasser," sagen wir wohl auch, wenn wir in Genf einen an den Genfersee schicken; „sie ist ins Wasser gegangen," wird es in Dresden heißen, wenn sich eine in die Elbe gestürzt hat. Wozu sollte der Aegypter seinen Nil, welcher von der Stadt Chartum ab bis zu seinen Hauptmündungen bei Damiette und Rosette nur einen einzigen Nebenfluß, den Atbara, aufnimmt, anders als das große Wasser, nämlich el-Bachr nennen? Er spricht nicht von dem Bachr en-Nil, sondern von dem Bachr, und erst wenn er den Weißen Nil (Bachr el-Abyad) dem Blauen Nil (Bachr el-Azrak) oder das Nilwasser dem Salzwasser oder dem Meere (Bachr el-Mälch) oder dem Lotwasser, d. h. dem Todten Meere (Bachr Lût) entgegensetzt, sucht er nach einer näheren Bestimmung.

III.

Es setzt schon immer eine gewähltere Gesellschaft und einen höher gestimmten Unterhaltungston voraus, wenn von speciellen Flüssen die Rede ist, und der allgemeine Begriff bald durch die Größe, bald durch die Farbe, bald durch sonst eine Eigenschaft determinirt wird. Von Cordova bis nach Sevilla bin ich auf dem Fluß gefahren. — Auf welchem Flusse? — Nun, auf dem großen Flusse. Da weiß Jeder, woran er ist; die Größe ist offenbar das einfachste, nächstliegende Mittel der Bestimmung, für einen großen Fluß haben ja die meisten Sprachen selbstständige Ausdrücke, zum Beispiel die portugiesische das ebenerwähnte Wort Zaire, die arabische das ebenerwähnte Wort Bachr, die deutsche das Wort Strom, welche Worte schon eine leise Beschränkung der allgemeinen Idee enthalten. Anderseits scheint der große Fluß nur ein genauerer Ausdruck für den Fluß κατ' ἐξοχήν zu sein. Ich bin also von Cordova nach Sevilla auf dem Guadalquivir gefahren, das heißt, auf dem großen Flusse, denn Guadalquivir ist aus dem arabischen Wadi al-kebir entstanden und gleich dem spanischen Rio grande. Auch der Niger, nach dem Nil der bedeutendste Strom Afrikas, wird im obern Laufe von den Mandingo Dhiuliba = Dscholiba, d. i. großer Fluß, genannt; und ebenso heißt der Missisippi in der Sprache der Algonkin-Indianer Miche-Sepe, großer Fluß oder großer Vater der Wasser, ein Name, der durch die Werke Chateaubriands populär geworden ist. Der gewaltige Strom von Nordamerika nimmt an zweihundert Nebenflüsse auf, darunter viele, welche den Hauptströmen Europas gleichstehn; seine Quellen sammeln sich in einem See, und zwar gilt gegenwärtig der nach seinem Entdecker benannte Glaziersee für das erste Sammelbecken des Missisippi, die Gesammtheit der diesen See speisenden Quellen für den Quellenbezirk des Vaters der Ströme. Den Strom, welcher Flüsse und Bäche wie Kinder um sich sammelt, einem Vater zu vergleichen, liegt nahe, doch rührt die poetische Wendung erst von den Europäern her, denn Miche bedeutet Alles, die Gesammtheit, Sepe Fluß. Bei den Indianern kommt auch ein Missinnippi vor, welches Wort nicht mit Sepe, sondern mit Nipi, Wasser, gebildet ist; so heißt der Fluß Churchill in Nordamerika. Ganz analog ist der Name des Congo: Moienzi Ensaddi, welcher so viel heißt wie: Fluß, der alle andern absorbirt. Die

Franzosen, welche Louisiana colonisirten, tauften den Mississippi, wie das Land, nach dem Vater der französischen Monarchie, dem heiligen Ludwig: Saint Louis.

Wie sah denn aber das Wasser aus, auf dem Du gefahren bist, schwarz oder weiß, blau oder gelb? — Dunkle Tannen und Berghäupter scheinen aus ihm wieder: es war ein schwarzer Fluß. Diese Bezeichnung findet sich in allen Sprachen wieder. Black River heißt ein amerikanischer Fluß, Rio Negro ein Nebenfluß des Amazonenstroms. Bereits im alten Griechenland führten viele Flüsse den Namen *Μέλας*, sie heißen jetzt gewöhnlich Mavropotami oder Mavronero. Freiligrath sagt zu der Griechin auf der Messe:

Und hinter ihnen wandelst du —
Heil widerfahre dieser Schwelle!
Schlank wie am Flusse Karasu
Des Taurus weidende Gazelle.

Kara heißt schwarz, Su Wasser im Türkischen: Karasu, Schwarzwasser werden daher unzählige Flüsse in der Türkei und in andern von türkisch-tatarischen Volksstämmen bewohnten Ländern und eben auch am Taurus in Kleinasien genannt. Der eine Quellfluß des Euphrat, welcher jahrhundertelang die Ostgrenze des römischen Reiches bildete, wird von den Arabern Frât oder Furât, von den Türken gewöhnlich nur Karasu betitelt. Der Gegensatz ist Weißwasser, türkisch Aksu, arabisch Wadi al-abyad = spanisch Guadalaviar, so viel wie Rio blanco: das sind reißende und daher schäumende Bergströme; an einem solchen liegt zum Beispiel die Stadt Aksu in Ost-Turkestan oder der kleinen Bucharei. Auf den ersten Blick denkt man wohl auch, daß der Rio de La Plata, das ist, der Silberstrom, seinen Namen von der silberweißen Farbe habe, wie wir von dem silbernen Rhein sprechen. Er wurde aber vielmehr von dem wirklichen Silber so genannt, welches die Eingeborenen im Jahre 1527 dem Diego Garcias brachten. Bekanntlich sind die La Plata-Staaten oder die Staaten der Argentinischen Conföderation reich an Silber (spanisch Plata, Argento).

In Afrika wird der Weiße Nil (Bachr el-Abyad) dem Blauen Nil (Bachr el-Azrak) entgegengesetzt, und zwar hier der erstere für den hellen oder klaren Nil erklärt, indem seine durch endlose Ebenen fließenden Wasser geläutert, gleichsam filtrirt erscheinen; der letztere, ein plötzlich steigender und Alles mit sich fortreißender Bergstrom ist dunkel oder trübe. Blau ist im Allgemeinen die Farbe der meisten großen Ströme, die draußen im ebenen Lande fließen, wenn man auf sie hinsieht, wie die Teiche blau sind, auf die nichts als der leere Himmel schaut; und auch der vereinigte Nil hat diese Farbe, so gut wie die schöne, blaue Donau. Nur in unmittelbarer Nähe erscheint er gelb und schlammig, so daß man ihn dem Vaal-Rivier, d. h. dem Fahl- oder Gelbflusse (jenseits dessen die Transvaalische Colonie liegt), oder dem Hoangho, dem zweiten Hauptstrom Chinas, d. i. ebenfalls dem „gelben Flusse", an die Seite stellen kann; der größte chinesische Strom, der Jantsekiang, heißt in seinem Oberlaufe, wie der Nil, der „blaue Fluß" (Kinschakiang). Ja, höchst wahrscheinlich bedeutet Nil selbst so viel wie Blau, indem der Name mit dem bekannten Worte Anilin zusammenhängt. Anilin kommt von dem spanischen añil, dem portugiesischen anil; dies geht auf das arabische an-nîl = al-nîl zurück, und das ist wieder aus dem Persischen (nîl) oder aus dem Sanskrit (nila) entlehnt. Das portugiesische Anil ist der Name für Indigo, nila, womit auch Lila identisch ist, bedeutet dunkelblau. Der Nil ist also der dunkelblaue Fluß, der Blau zu vergleichen, welche bei Blaubeuren im Blautopfe entspringt und in die Donau mündet. Dazu stimmt vortrefflich, daß der Nil im Hebräischen (Sichor) und ursprünglich auch im Griechischen (*Μέλας*) der Schwarze heißt, denn dunkelblau und schwarz stehen sich sehr nahe, so nahe, daß manche Völker in Blau trauern. Auch der einheimische Name Aegyptens, Chemi oder Kemi, was ebenfalls „schwarz" bedeutet und gewöhnlich auf das schwarze Land bezogen wird, ist wahrscheinlich zunächst der Name des schwarzen Flusses.

Ich kann mich nicht enthalten, auf eine Bedeutung aufmerksam zu machen, welche das hindostanische Wort Nil erhalten hat. Der Indigo gibt bekanntlich ein sehr echtes Blau, es ist ein außerordentlich dauerhafter Farbstoff. Daher heißt im Sanskrit nili raga, indigofarben, auch: unwandelbar wie die Indigofarbe, beständig in der Zuneigung, treu. Wer wollte zweifeln, daß deshalb Blau die Farbe der Beständigkeit und der Treue geworden ist? —

Noch heute führt der Indigo in Aegypten den Namen Nile: die seltsame Staude wird an den Ufern des Nils selbst überall angebaut, und wer das Delta im Sommer zu sehen bekommt, der weiß, daß sie dann eine der ersten Stellen unter den ägyptischen Feldgewächsen einnimmt. Es gibt noch einen anderen großen Strom, dessen Name mit dem einer wichtigen Drogue zusammentrifft: wie der Nil mit dem Indigo, so ist die Wolga mit dem Rhabarber combinirt. Das Mütterchen Wolga, von den Tataren Etil, Itil oder Atel, d. i. die Freigebige genannt, führte im Alterthum den Namen Rha (*Ῥᾶ ποταμός*); es mag das ein sarmatisches Fremdwort gewesen sein, aber wir erinnern uns daran, so oft wir Rhabarber einnehmen oder Rhapontika-Salat essen. Rhabarber und Rhapontika ist so ziemlich gleich, das eine wie das andere die Wurzel einer mächtigen Pflanze, die zur Gattung Rheum (*ῥῆον*) gehört und auch bei uns in Gärten häufig angepflanzt wird. Die Rhabarberwurzeln des Handels stammen aber von einer besonderen Species, die wir noch nicht kennen: sie sind ein eigenthümliches Produkt der centralasiatischen Steppe von einer noch nicht aufgefundenen Art, die in Hochturkestan einheimisch zu sein scheint, daher das wichtige Heilmittel in der Pharmacopoea Germanica unter die Rhei species ignotae Sinenses gerechnet wird. Ammianus Marcellinus sagt dagegen, der Rhabarber bedecke die Ufer der Wolga, daher nun auch die Pflanze wie die Wolga Rha genannt werde. Bis jetzt hat man an der Wolgamündung nur das sogenannte Rhaponticum gefunden, welches eine dem chinesischen Rhabarber ähnliche Wurzel hat, und man darf wohl annehmen, daß die Pflanze auch schon im Alterthum weiter hinten, in der Wüste Gobi gefunden und nur aus Unkenntniß an die Ufer der Wolga versetzt worden ist. Das scheint schon daraus hervorzugehn, daß der eigentliche Rhabarber durch das Indusland und das Rothe Meer über Alexandria importirt ward, dann nannte man ihn Rha Barbarum; aus den Ländern am Schwarzen Meere oder dem Pontus kam das Rha Ponticum oder Rhapontion (neugriechisch *ῥαβέντι*, arabisch râwend). Von der Wolga würde man die Wurzel doch nicht erst nach Ostindien und Aegypten gebracht haben. Ich möchte glauben, obgleich das nur eine Vermuthung sein soll, daß die ganze Combination des Rhabarber mit der Wolga auf einem uralten Hirngespinnst beruht und durch den Anklang des Wortes Radix, Wurzel, an den Namen Rha veranlaßt worden ist. In der That hieß es nicht bloß Rha-ponticum und Rha-barbarum, sondern auch Radix pontica, Radix barbara. In der Sprache und in der Schrift, namentlich in der pharmaceutischen, mochte man das Wort Radix abkürzen, so daß nur noch Rad. oder Ra. übrig blieb, wie das noch jetzt auf Recepten vorkommt. Dies erinnerte einen Gelehrten an die Wolga, und er erfand die Fabel, daß der Rhabarber an den Ufern der Wolga wachse, umsomehr, als er in der That aus dieser unbekannten Gegend her bezogen ward. Ra verhält sich zu Radix, wie im amerikanischen Jargon Rebs zu Rebells, Repubs zu Republicans, Pants zu Pantaloons, Spec zu Speculation, Photo zu Photograph, Seceſh zu Secessionist u. s. w.

An vielen Flüssen machte eine Eigenschaft einen hervorragenden Eindruck auf die Phantasie: das war ihre Schnelligkeit. Der Garigliano heißt bei seiner Entstehung Liri; den Namen Garigliano nimmt der Fluß erst bei der Einmündung des Rapido an: Rapido ist so viel wie der Reißende oder Schnelle. So soll der Tigris, der in der Genesis unter dem Namen Hidekkel als einer der vier Ströme des Paradieses bezeichnet wird und den die Assyrer Idiglat, die Araber Didschleth nannten, seines raschen Laufes wegen den Namen Pfeil erhalten haben (altpersisch tigra, Pfeil). Von der verderblichen Wirkung des reißenden Wassers ist der Name Amazonenstrom (Amazonas) hergenommen.

Dieser nächst dem Nil längste Strom der Erde verspürt bis sechshundert Kilometer ins Land hinein noch Ebbe und Fluth und seine Wasser steigen vom niedrigsten Stande bis über sechzehn Meter hoch. Deshalb nannten ihn die Para-Indianer, welche im sechzehnten Jahrhundert die ganze Mündungsgegend bewohnten, Amassona, d. h. Zertrümmerer der Boote, woraus durch Umdeutung das Wort Amazonas oder Amazonenstrom, sowie die Sage entstand, daß zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoco Amazonen lebten und gegen die europäischen Fremden gekämpft hätten. Weiter oben, zwischen den Zuflüssen Ucayale und Madeira, heißt der gewaltige Strom Solimões, in seinem Oberlaufe Marañon (portugiesisch Maranhão). Der letztere Name ist unzweifelhaft von Maraña abgeleitet, was Dickicht oder undurchdringliche Wildniß bedeutet; aber auch hier hat die Volksetymologie gespielt. Der spanische Entdecker Pinzon, der das Aestuarium des Stromes im Jahre 1500 auffand, soll gefragt haben: Mare an non? Meer oder nicht? —

Der Orinoco heißt im Indianischen eine ringelnde Schlange. Nach seinem Austritte aus dem Hochlande umströmt er nämlich dasselbe, indem er eine große Spirale um seine Quelle beschreibt. Von derselben ist die Mündung nur 820 km entfernt, während die ganze Stromentwicklung über 2500 km beträgt.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Teppichausstellung im Gewerbemuseum.

Wenn jedes Werk der Menschenhand seine Geburts- und Heimatscheine und sein Wanderbuch mit sich führte, welch ein wunderbares Geschichtenbuch ließe sich dann aus den Papieren all der herrlichen alten Producte orientalischen Kunstfleißes zusammenstellen, die jetzt im Lichthof des Gewerbemuseums wie blumige Wiesen am Boden liegen, in langen Streifen feierlich wie in einer Moschee von der Galerie herabhängen oder über den Eingängen ausgespannt sind wie farbenglühende Baldachine über Thronen. Wenn sie reden könnten, was hätten sie zu erzählen! Die Greise unter ihnen sind vielleicht von Kreuzrittern als kostbarste Beute heimgebracht und dem Dienste des Christengottes oder seiner Heiligen geweiht worden. Ueber andre könnte noch der Fuß eines purpurgeborenen Kaisers in Byzanz gewandelt sein. Dieser mag einmal aus dem Fenster eines venetianischen Palastes gehangen haben, als es galt, den ersten der stolzen Fürsten zu empfangen, in deren Reich die Sonne nicht unterging. Dort sehen wir die leibhaften Brüder alter guter Freunde, die auf den Bildern der Eyck, des Raffaellino del Garbo oder unseres Holbein Fuß und Gewandsaum der Madonna vor der Berührung mit dem profanen Boden beschützen. Jener dort, der aus dem köstlichsten Silber- und Goldgewebe, zum Priestermantel verschnitten, gleicht auf ein Haar jenen aller Beschreibung spottenden Wunderwerken, die im Bayrischen Nationalmuseum aufbewahrt werden, Beutestücken aus den Türkenkriegen. Bei anderen steigt ein holländisches Interieur des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts vor unseren Augen auf mit Damen in lichtem Atlas, würdigen Handelsherren mit Fürstenmienen unter hohen Perrücken und braunen javanischen Dienerinnen, wie sie die Netscher malten. Dort liegt einer, den sein Besitzer aus dem italienischen Palaste gekauft hat, dessen Schicksale er seit dreihundert Jahren getheilt. Vom Rande Sibiriens bis zu den Höhen Tibets und Kaschmirs, von den Stromländern Indiens bis zu den Katarakten des Nils und den Küsten der Levante, ja bis Granada und Polen würde kein Volk leben, das nicht seinen Vertreter fände, wenn das Zauberwort eines Spiritisten die Schatten der Verfertiger in langem Zuge an uns vorüberziehen ließe. Wie manches der Völker mag im Laufe der Jahrhunderte zergohren sein!

Welche Wanderungen machte jedes einzelne Stück durch, ehe es in dem Museum unserer jungen Reichshauptstadt seine letzte Ruhe fand! Teppiche und Stoffe waren im Orient und sind dort zum Theil noch jetzt die Vertreter des Goldes. Alljährlich schleppen noch heute die Mekkapilger unendliche Mengen als Weihegeschenke für das Heiligthum zusammen, und von Mekka aus zerstreut sie ein wohleingerichteter Handel über die ganze mohamedanische Welt.

Die ausgestellten Teppiche umspannen den Zeitraum von etwa sechshundert Jahren. Sie sind fast sämmtlich in europäischen Kirchen und Palästen entdeckt, im Orient gehören ganz alte Teppiche zu den höchsten Seltenheiten, sie werden eben aufgebraucht, geradeso wie in den katholischen Kirchen die Paramente aus den prachtvollen orientalischen Goldgeweben des Mittelalters, während der Schatz protestantischer Kathedralen Norddeutschlands die köstlichen Zeugen einer untergegangenen Kunst unversehrt, weil ungebraucht in unsere Zeit gerettet hat. Doch sind es nicht die letzten Jahrhunderte allein, die aus dem Orient Teppiche importirten. Soweit wir von der occidentalischen Menschheit überlieferte Kunde haben, stand sie im Banne der orientalischen Gewebe. Ihre Einwirkung auf die Kunst und Bildung des Abendlandes läßt sich kaum noch erst ahnen. Wie auf dem Zaubermantel des Faust wurde auf dem Teppich die bildgewordene Mythologie des Ostens zu uns herübergetragen und befruchtete mit der schrankenlosen Zeugungskraft, welche an den Boden des mittleren Asiens gebunden zu sein scheint, die Phantasie der abendländischen Völker. Ganze Klassen niederer Götter, die Halbmenschen und Fabelthiere, die Tritonen, Greifen und Drachen und wie jene wundersamen Verschmelzungen verschiedener animalischer Wesen alle heißen, lassen sich in der Kunst Babyloniens nachweisen, ehe ein griechischer Gedanke sie weiter gebildet. Im Ornament unterliegt es keinem Zweifel, daß die fruchtbarsten Gedanken, die bis in unsere Tage alle Productionen beherrschen, durch Teppiche und Prachtstoffe dem Abendlande vermittelt wurden. Zwar sind die Originale altmesopotamischer Textilindustrie aus Andeutungen griechischer, biblischer und römischer Schriftsteller nicht mehr zu reconstruiren, aber die Schwellen der Paläste Babylons und Ninives haben uns in Stein gehauen die Muster einer einfacheren Gattung überliefert, mit Feldern von Rosetten als Mittelstück, einer Borte von Lotusblumen ins Profil gestellt als Rand.

Ob die Farbencomposition, seit Urzeiten eine Hauptstärke der orientalischen Kunst, auf den Colorismus der occidentalischen Abnehmer jemals einen besonderen Einfluß geübt, steht dahin. Schwerlich wird er so stark gewesen sein wie der des ornamentalen Gehalts. Wenigstens läßt er sich nicht ohne Weiteres nachweisen, soweit wir zurückblicken können. In der originellsten Periode unserer Kunst, die in Farbe und Form ganz auf eigenen Füßen stand, dem Rococo, scheint eine principielle Abneigung gegen orientalische Teppiche geherrscht zu haben. Mit den duftigen Tönen des Seegrün, Rosa, Lila und Perlmutter und dem kalten Silber, das im Rococo vielfach an die Stelle des Goldes trat, lassen sich die glühenden Tinten des echten Teppichs kaum zu einer Harmonie vereinigen. Sehr selten findet man ihn auf Bildern der Zeit, nie, soweit mir den Augenblick erinnerlich, auf decorativen Vorlagen, während die Heiligenbilder und Interieurs der vorhergehenden Jahrhunderte von den köstlichsten Beispielen wimmeln.

Für uns, die wir jene durch das Rococo bereits abgebrochene Verwendung orientalischer Teppiche wieder aufnehmen, liegt ihr Hauptwerth in der Farbe, wenn auch die Bedeutung des fein empfundenen Musters nicht herabgesetzt werden soll. Freilich, bis jetzt hat uns das Studium nicht viel genützt. Unsere Production hielt sich nicht an die mustergültigen Exemplare mit wohlerhaltenen frischen Farben, sondern suchte sich die verschossensten, „abgetöntesten" aus, die sie nachahmte, so gut es die gänzlich verschiedenen Mittel erlaubten. Das Resultat ist die große Misere, in der wir stecken. Wo der Orientale die mannichfachsten Pflanzenfarben besitzt, die bei richtiger Behandlung gar nicht verschießen oder, wo sie gar zu sehr mißhandelt werden, sich bei sorgfältiger Aufbewahrung im Dunkeln noch nach fünf Jahrhunderten allmählich wieder erholen, benutzen wir mit Vorliebe chemisch reine Färbemittel. Da fehlt dann unsern Producten jener höchste Reiz individueller Tönung, der allem aus organischen Wesen gewonnenen Colorit unverlierbar eigen bleibt. Dann kommt hinzu, daß wir die Wolle vor der Färbung entfetten und bleichen. Das macht sich dann nachher durch eine harte Gesammtönung bemerkbar, während die orientalischen Farben auf unentfetteter Wollfaser ein glühendes goldiges Ansehen erlangen. In jüngster Zeit hat auch der verschossenste orientalische Teppich noch zuviel Farbe, um als Vorbild dem Geschmack des Publicums entsprechen zu können; aber unsere Fabrikanten haben dafür an den trübseligst verstimmten Gobelins die Wahrheit entdeckt. Sie bleiben auch nicht einmal bei der Imitation des widerwärtigen Colorits stehen, sondern suchen in der ganz verschiedenen Kunsttechnik die freien naturalistischen Fruchtborten der Gobelinwirkerei nachzubilden, die sich fast ebenso frei kann

gehen lassen wie die Malerei. Was dabei herauskommt steht tiefer als die auf Stramin gestickten Jagdscenen der Reisetaschen unserer Väter. Möge uns der Himmel bewahren vor weiteren Schritten auf dieser Bahn. Gibt es doch jetzt in keinem modernen Teppich ein herzhaftes Weiß mehr, weil die übrigen „Töne" es nicht vertragen können. Und dabei dreht sich doch alle Farbenharmonie um Weiß und Schwarz, wie um feste, unverrückbare Pole. Wenigstens sollte man sich das für den Anfang immer wieder vorhalten. Die Tönung kann nur das Resultat einer längeren Entwickelung auf dem Gebiet der Farbenempfindung sein, der Abschluß, mit dem man nicht anfangen kann, denn eine Entwickelung läßt sich nicht rückwärts durchmachen. Uebrigens werden wir bei einer nahen Gelegenheit auf die Farbe in ihrer historisch-physiologischen Entwickelung zurückkommen.

Einen Begriff von der Pracht der alten Stoffe zu geben, liegt so wenig in der Macht des Wortes wie die Schilderung der Musik, und ein Versuch würde ebenso zur Nebelei führen. Das Material der Ausstellung gehört zum weitaus größten Theil dem Gewerbemuseum, nur daß es für gewöhnlich nicht in so ausgedehntem Maße zugänglich gemacht werden kann. Einige Prachtstücke hat die Frau Kronprinzessin beigesteuert, eine Anzahl seltener und überaus wohlerhaltener Beispiele Dr. Bode, der eine ausgezeichnete Sammlung alter Teppiche besitzt.

Zum ersten Mal wird hier der Versuch gemacht, den umfangreichen Stoff in chronologischer Ordnung vorzuführen. Die Handhabe zur Bestimmung geben am sichersten die Bilder der italienischen und niederländischen Malerschulen. Allerdings nicht mit unfehlbarer Sicherheit, denn damit, daß ein Teppich auf den Bildern der Eyck vorkommt, ist noch nicht gesagt, daß er nicht auch älter sein könnte oder noch ebenso einige Jahrhunderte später angefertigt worden sein könnte. Der Orient hält ja das einmal Gefundene mit unglaublicher Zähigkeit fest. Aber wir sehen doch andrerseits, daß vom fünfzehnten Jahrhundert an jede dritte Generation in Europa Teppiche ganz verschiedenen Charakters zugeführt bekommt, was zunächst auf Erweiterung der Handelsbeziehungen schließen läßt. Ueber den Ursprung der Fabrikate sind wir bei Allem, was nicht unserer Zeit entstammt, im höchsten Grade unsicher. Nur ganz allgemein lassen sich Persien, Kaschmir und Indien nach den verschiedenen Jahrhunderten auseinanderhalten. Anders ist es mit den Erzeugnissen der Industrien, die zeitweilig in Spanien, in Polen und an den Küsten der Nordsee geblüht haben. Erstere sind schon verhältnißmäßig früh zu Grunde gegangen. Von Teppichen, die bei den friesischen und jütischen Bauern ganz in der orientalischen Technik geknüpft wurden, sind mir datirte Beispiele aus den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts bekannt.

Seit dem Anfang der fünfziger Jahre wird die Teppichwirkerei nach orientalischer Weise auch in Schlesien betrieben, von wo sie sich nach Böhmen und Sachsen verpflanzt hat. Es war die Kottbuser Handelskammer, die 1853 einige Webemeister nach Kleinasien schickte, um die Teppichfabrikation nach den schlesischen Nothstandsdistricten zu verpflanzen. Die Herstellung ist sehr primitiv, da die Wollfäden, welche die sammetartige Oberfläche bilden, mit der Hand in die Kette des Gewebes geknotet werden. Sie lassen sich der Knoten wegen auch nicht ausziehen, wie die Plüschfäden. Das Wollmaterial ist ein andres als bei den besten orientalischen Teppichen. Bei uns wird Schafwolle verwendet, während der Orient Ziegenhaar vorzieht. Auch jene weichen seidigen Waaren, die so hoch geschätzt werden und bis in die neueste Zeit als Seidenteppiche galten, sind aus besonders feinem Ziegenhaar. Bei uns hat man das Material noch nicht verwenden können. Die Engländer sollen in ihren indischen Bergländern und am Cap daran denken, Ziegen der Haargewinnung wegen zu züchten. Immerhin dürften die glatteren Ziegenhaarteppiche neueren Fabrikats, die so viel weniger staubhaltend sind, bei dem stärkeren Verbrauch des kostbareren Materials, das nicht so viel aushält wie die krause Wolle, Luxusartikel bleiben.

Vom Orient ist heutzutage an modernen Fabrikaten nicht viel Erfreuliches mehr zu holen, denn im Contact mit Europa scheint sich die alte Erfindungskraft zu zersetzen, und überdies haben unsere unseligen Anilinfarben, deren Tuben an Geldesstatt sogar bei den unberührtesten Stämmen Innerafrikas circuliren sollen, in ihrer bequemen Anwendbarkeit die theuren schwierigen Pflanzenfarben auf weiten Strecken verdrängt. Um so wichtiger wird die Hebung unserer einheimischen Industrie, die bis jetzt principiell die Anilinfarben ausschließt. Hier könnte das kaufende Publicum bei einiger Thatlust einen sehr wohlthätigen Einfluß ausüben, indem es nicht die modefarbigen Fabrikate wie sie gerade vorräthig kaufte und verbrauchte, sondern den Teppich, den es lange Jahre in seiner Wohnung vor Augen haben soll, den es bei der großen Haltbarkeit auf Kind und Kindeskind vererben kann, auch ganz nach seinem Geschmack anfertigen ließe. Ein gutes Muster ist aus einfachen Motiven älterer orientalischer Originale oder der Copien in Julius Lessings bekanntem Teppichwerk unschwer zusammenzustellen, und wird von jeder Fabrik in wenigen Wochen ausgeführt. Namentlich bei der Aussteuer sollte ein solcher Teppich nicht fehlen. Einige wenige gute Muster in schlichten kräftigen Farben — man hat sie zur Verfügung — würden weithin ihre Wirkung ausüben. Es ist hohe Zeit, daß wir aus der trüben Tönung herauskommen. Das Ausland, das doch ein so weites Absatzgebiet sein könnte, fängt schon an, sich über unsere „Chocoladensauce" lustig zu machen. A. L.

Notizen.

Die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich ein Verdienst erworben, indem sie dem deutschen Publicum, Gelehrten wie Laien, eine autorisirte Uebersetzung der epochemachenden Geschichte der Kunst im Alterthum des Pariser Universitätsprofessors Perrot bietet, denn seit Winkelmann und K. O. Müller, auf deren Schultern der Franzose allerdings steht, ist kein Werk auf dem Gebiete der Kunstgeschichte erschienen, das uns in so umfassender und tiefdringender Weise in das Ganze antiker Kunst einführt. Aegypten, Assyrien, Persien, Kleinasien, Griechenland, Etrurien, Rom und ihre Kunst bilden da den Gegenstand kunsthistorischer Forschung und Darstellung. Die erste Abtheilung: Aegypten ist soeben in der deutschen Ausgabe bei der 24. und letzten Lieferung angelangt, so daß uns schon jetzt ein Urtheil über das stattliche Buch möglich ist. Ein derartiges Werk existirte bisher in der deutschen Literatur nicht, und nur ein Schriftsteller, der, wie Perrot, den Orient so gründlich aus eigener Anschauung kennt, vermochte es zu schreiben und damit den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft und Kunst so vollständig zu entsprechen. Der für uns ja erst in den letzten Jahrzehnten wirklich erschlossene Orient steigt hier empor in alter Pracht, und alle die neuen wichtigen Ergebnisse der Denkmäler- und Inschriftenerforschung, auf Grund deren die Geschichte und Kunsthistorie des Alterthums eine ganz neue Gestalt angenommen, sind hier genau berücksichtigt und aus allgemeinen Gesichtspunkten durchgearbeitet. Es ist eine Freude zu sehen, wie die Detailforschung hier im Zusammenhang verwerthet erscheint und sich harmonisch und niemals aufdringlich zu einem Ganzen schließt, einer kunstvollen Mosaik vergleichbar, wo das Einzelne im Dienste einer Einheit verschwindet und nur als Theil mitwirken und gestalten hilft. Perrot ist aber auch nicht nur Forscher und Gelehrter, der seinen Gegenstand bis ins Kleinste beherrscht, ein Aegyptolog von staunenswerther Kenntniß, er ist zugleich auch Künstler. Der feine Sinn für die Form, der seine Landsleute so oft auszeichnet, ist auch ihm gegeben, und äußert sich einerseits in dem unbestechlichen Schönheitsgefühl, womit er, ohne sich um die einseitigen Liebhabereien leicht entzündlicher Kunstfreunde zu kümmern, mit streng ästhetischem Maßstabe Kritik übt, und andererseits in der stilischen Durcharbeitung seiner Schrift. Perrot schreibt immer klar, anschaulich, unterhaltend, ohne flach oder lediglich amüsant zu werden, und dieser Vorzug erscheint auch in der trefflichen Bearbeitung seines Werkes durch den bekannten Aegyptologen R. Pietschmann. Wir müssen noch hinzufügen, daß die glänzende äußere Ausstattung des französischen Buches auch im deutschen Gewande beibehalten wurde. Die vielen hundert Stahlstiche, Buntdrucke und Holzschnitte nach Zeichnungen des Architekten Chipiez bilden einen werthvollen Bestandtheil des Buches, das wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen können.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Luther,

Historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen
von
Otto Devrient.

Ein Festspiel, erstmalig im Herbste 1883 zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luther's dargestellt von Bewohnern Jenas.

Zweite Auflage.

gr. 8. XII, 160 S. geh. *M.* 3.60. Eleg. geb. *M.* 5.—.

Neue Romane.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Byr, Rob., Soll ich? Roman. 2 Bde. 8. broch. *M.* 4.—

Möllhausen, Bald., Der Haushofmeister. Roman. 3 starke Bde. 8. broch. *M.* 14.—

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.

8. XVI u. 360 S. *M.* 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen ..."

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben:

Kampf und Schutz
gegen drohende Schwindsuchtskrankheiten des Kehlkopfs und der Lungen
in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät.
Für Ärzte und Laien von
Dr. med. **Michaelis,** prakt. Arzt.
Mit 2 Holzschnitten. 8. geh. 1 *M.* 20 ₰.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Bad Homburg

1/2 Stunde von Frankfurt a. Main. — 1/2 Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums
von **Eduard Meyer.**

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund
im Jahre 1384
bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.
Von **L. Quidde.**

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben
von
J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.
Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.
Mit dem Bildnisse Turgenjews.
Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.
Ein Handbuch für Studirende
von
Prof. Dr. **A. Rauber**
in Leipzig.

I. Band: **Die Realien.**

Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 *M.*

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau:**

Das philosophische System
Eduard von Hartmann's
von
Dr. **Raphael Koeber.**
Preis 9 Mark.

Redaction.

Ein j. Mann, 20 Jahre alt, ev., mit sehr guter Gymn.-Bildung, seit fast 2 Jahren d. Buchhandel angehörig, im Besitz umfassender Kenntn. d. ges. Literatur, Geschichte, Politik 2c., der engl., franz. u. ital. Sprache hinlänglich mächtig, sucht eine geeignete Stellung b. d. Redaction einer geachteten Zeitung. Suchender war schon mit best. Erf. liter. thätig, Verf. e. bek. humor. Werkchens. Gefl. Off. sub **J. E. 8204** an **Rudolf Mosse, Berlin S. W.** erb.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von R. H. Teubner in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 19. Juli 1884.

Die Gegenwart

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitze.

Inhalt: Zur Innungsbewegung. Von G. Bobertag. — Der Ausfall der ungarischen Reichstagswahlen. Von Adolph Kohut. — Urgeschichte als Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Die Grenzen der G schichte Von Bruno Gebhardt. — Ein Gedankendichter. Von Ludwig Fulda. — Flußnamen. Von Rudolf Kleinpau (Schluß.) — Ein deutsches Fest in den Vogesen. Von Ernst Koßmann. — Die Zahlen in der Odyssee. Von Daniel Sanders — Notizen. — Inserate.

Zur Innungsbewegung.

Von G. Bobertag.

Ausgangs 1881 schloß ich eine kurze Besprechung des neuen Innungsrechts an dieser Stelle*) mit folgenden Sätzen: „Möchten die deutschen Handwerker einsehen, welch große Vortheile ihnen das neue Gesetz durch die volle Freiheit bei der Aufnahme ihrer Mitglieder gewährt. Möchten diese jetzt erst wirklich freien Innungen sich zu Vereinigungen der tüchtigsten Mitglieder des Standes entwickeln und endlich den ganzen Stand zur Tüchtigkeit erziehen. Der Boden dafür ist geschaffen. Das neue Innungsrecht hat die Hindernisse beseitigt; aber nur dann wird es damit gelingen, wenn der Handwerkerstand vergißt, daß ein Paragraph 100e im Gesetz steht." — Ich wurde an diesen Gedanken lebhaft erinnert durch die jüngst im Reichstage stattgefundene Berathung und schließliche Annahme des Antrages Ackermann.

Ich muß bei der noch größeren Bedeutung, welchen der § 100e der Innungsnovelle vom 18. Juli 1881 durch den Beschluß des Reichstags vom 18. bezw. vom 10. Juni dieses Jahres und namentlich durch die von dem Vertreter der verbündeten Regierungen, Geh. Oberregierungsrath Lohmann, am 10. Juni abgegebene, dem Antrage Ackermann günstige Erklärung, erhalten hat, den Wortlaut des Paragraphen zunächst in Erinnerung bringen. Der von dem Bundesrathe dem Reichstage zu Anfang des Jahres 1881 unterbreitete Gesetzentwurf enthielt den § 100e in nachstehender Fassung: „Für den Bezirk einer Innung, deren Thätigkeit auf dem Gebiete des Lehrlingswesens sich bewährt hat, kann durch die höhere Verwaltungsbehörde nach Anhörung der Aufsichtsbehörde bestimmt wurden: 1) daß Streitigkeiten aus den Lehrverhältnissen der in § 120a bezeichneten Art auf Anrufen eines der streitenden Theile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der Innung verbotenes Gewerbe betreibt und selbst zur Aufnahme in die Innung fähig sein würde, gleichwohl der Innung nicht angehört; 2) daß und in wie weit die von der Innung erlassenen Vorschriften über die Regelung des Lehrlingsverhältnisses, sowie über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge auch dann bindend sind, wenn deren Lehrherr zu den unter Nr. 1 bezeichneten Arbeitgebern gehört. Haben sich hiernach Lehrlinge solcher Gewerbtreibenden, welche der Innung nicht angehören, einer Prüfung zu unterziehen, so ist dieselbe von einer Commission vorzunehmen, deren Mitglieder zur Hälfte von der Innung, zur Hälfte von der Aufsichtsbehörde berufen werden; 3) daß Arbeitgeber der unter Nr. 1 bezeichneten Art von einem bestimmten Zeitpunkte an Lehrlinge nicht mehr annehmen dürfen. — Diese Bestimmungen sind widerruflich."

Der vorstehend gesperrt gedruckte Satz 3 wurde 1881 vom Reichstage gestrichen und auch der erste Antrag des Abgeordneten Ackermann, ihn wieder in das Gesetz hineinzubringen, wurde in der Sitzung des Reichstags vom 31. Januar 1883 abgelehnt, während jetzt der von demselben Abgeordneten zum zweiten Mal gestellte gleiche Antrag in der Sitzung vom 18. Juni dieses Jahres eine schwache Majorität gefunden hat.

Es erhellt, um das gleich hier zu erwähnen, aus Vorstehendem, daß die von dem Geh. Oberregierungsrath Lohmann am 10. Juni für nöthig befundene Zurückweisung der Annahme, „daß die verbündeten Regierungen diejenige Stellung aufgegeben hätten, welche sie in der Vorlage von 1881 einnahmen", eine dem Antrage Ackermann zustimmende Erklärung war und daß also die Freunde der Verleihung des Lehrlingsprivilegs an die Innungen, sei es die unveränderte Annahme des Reichstagsbeschlusses seitens der verbündeten Regierungen, sei es eine dahin gehende neue Regierungsvorlage in nächster Zeit zu er[illegible] berechtigt sind. Es ist ferner klar, daß in der nach wi[illegible]lichen Privilegien und den davon erhofften materielle[illegible] theilen trachtenden Masse der deutschen Handwerker[illegible] durch den Reichstagsbeschluß vom 18. Juni und die [illegible] des Regierungsvertreters vom 10. Juni eröffnete Aussic[illegible] lebhafte Agitation hervorrufen muß, welche ihr nächstes prak[illegible]sches Ziel in der Stärkung der dem Lehrlingsprivilegium günstigen Reichstagsfractionen bei Gelegenheit der bevorstehenden Reichstagswahlen, d. h. der conservativ-klerikalen Parteien, zu erblicken hat.

Ganz abgesehen von der politischen Bedeutung dieser Sachlage, lediglich im Interesse der Innungsbewegung selbst ist dieser Sieg der Freunde des § 100e entschieden zu bedauern.

Von den Gegnern, welche der Antrag Ackermann im Reichstage gefunden hat, steht ein Theil der Innungsbewegung überhaupt ablehnend gegenüber. Ich will hier den Standpunkt der Socialdemokraten, welchen der Abgeordnete Bebel in seiner Rede vom 18. Juni nach Form und Inhalt mustergültig vertrat, und der auf die Ansicht hinausläuft, daß einzig und allein die socialistisch-communistische Organisation der gesammten Arbeit den Leiden der Handwerker abhelfen könne, — diesen Standpunkt will ich hier nicht näher erörtern. Im scharfen Gegensatz zu

*) Nr. 49, Jahrg. 1881 der „Gegenwart".

der Abneigung gegen die ganze
ialdemokraten äußerlich vereint,
geordneter, welche die Klagen über
namentlich die Klagen über die
ng, die in der ganzen Innungs-
ne die Hauptsache bildet, als völlig
o nicht Rühmens genug machen können
n gerade der technischen Erziehung in der
weisen mit Stolz auf die seitdem, zumal
en Großstädten, eingerichteten Fachschulen
olt inscenirten Ausstellungen von Lehrlings-
as, was Herr v. Kleist-Retzow am 10. Juni mit
nz ungerechtfertigtem Spott als die „Ladenhüter"
umenten gegen die Innungsbewegung bezeichnete.
it dieser Argumentation gegen die Zünftler in dem
oen Wahlkampfe entschieden nicht überall Glück haben.
rde weit besser thun, zuzugeben, daß es in der That mit
nischen, intellectuellen und sittlichen Erziehung — und diese
Momente können bei der Heranbildung eines tüchtigen Nach-
chses der kleingewerblichen Bevölkerung nicht von einander
getrennt werden — in weiten Kreisen des deutschen Handwerks
schlecht bestellt ist. Wo, wie in Württemberg, seit langer Zeit
eine Combination staatlicher Fürsorge mit freier Vereinsthätig-
keit sich entwickelt hat, treten diese Mängel nicht so hervor, wie
anderwärts, wie namentlich in Preußen. Ich bin weit davon
entfernt, den Segen, welchen auch in Preußen und nicht am
wenigsten in Berlin, die Fachschulen und auch mancher „Ge-
werbeverein" bringen, nicht hoch zu schätzen, die Anerkennung,
die ich den württembergischen Einrichtungen zolle, schützt mich
hoffentlich gegen jede falsche Beurtheilung in dieser Beziehung.
Ich habe mich wohl auch hie und da der hübsch arrangirten Lehr-
lingsausstellung gefreut. Aber diese anerkennenswerthen Leistungen
haben es in Preußen doch nur mit einem verschwindend kleinen
Theile der Lehrlinge zu thun, die große Masse des Handwerks
in den mittleren und kleinen Städten und auf dem Lande bleibt
völlig unberührt davon und selbst in Berlin ist die Gesammt-
erziehung der Lehrlinge, mögen immerhin einige Tausend am
Zeichenunterricht Theil nehmen, eine solche, daß nur eine ge-
wisse Voreingenommenheit und Verblendung Loblieder darüber
anstimmen kann. Falsch ist es ferner auch, wenn man glaubt,
durch den beliebten Hinweis auf den neuerlichen Aufschwung des
sogenannten Kunstgewerbes die Klagen über die Mängel der
kleingewerblichen Ausbildung und Leistung mundtodt zu machen.
Das, was das Handwerk und das Kleingewerbe mit diesem Auf-
schwunge zu thun hat, tritt gewaltig zurück gegen das, was die
kapitalkräftigen Großbetriebe auf diesem Felde geleistet haben
und immer leisten werden. Es klingt sehr schön, wenn man
tschen Handwerkern das Kunstgewerbe als die fette Do-
eist, die ihnen die Großindustrie niemals rauben könne,
heit sind das aber ziemlich inhaltslose Worte, die der
lasse der Meister absolut unverständlich bleiben müssen
Wirklichkeit viel weniger entsprechen, als etwa der Satz:
flickarbeit bleibt die unantastbare Domäne des Handwerks.
Die individuelle, durch keine Maschine zu ersetzende Kunstfertigkeit,
welche das Kunstgewerbe vielfach beansprucht, ist keineswegs das
geeignete Moment, einen ganzen Stand selbständiger kleiner
Unternehmer aufrecht zu erhalten, sie tritt vielmehr mit Vor-
liebe in den Dienst der Großunternehmer, leider zum Theil noch
mit einen durchaus nicht ausreichend hoch normirten Antheil am
Unternehmergewinn.

Ein anderer Theil der Gegner des Antrags Ackermann
stellt sich der Innungsbewegung an sich nicht ablehnend gegen-
über, sondern er bekämpft nur nachdrücklichst die „privilegirte"
Innung und deshalb vor Allem nicht nur den Ackermannschen
Zusatz, sondern den ganzen § 100e der Innungsnovelle. In
der Reichstagssitzung vom 18. Juni vertrat diesen Standpunkt
in besonders beachtenswerther Weise der Abgeordnete Dr. Blum.
Er bekannte sich als Freund der Innungen, aber nur der
„freien" Innungen. Ihnen wirthschaftlich nutzbare Privilegien
zu geben, wie der Antrag Ackermann dies wolle, oder auch
nur, wie der § 100e dies jetzt schon zuläßt, ihnen Jurisdic-
tionsrechte über den Kreis der Mitglieder hinaus zu geben, sei
unverträglich mit dem Wesen eines „freien" Vereins und un-
gerechter selbst als ein gewisser allgemeiner Innungszwang. Noch
eingehender hatte diesen Gedanken schon am 10. Juni der Ab-
geordnete Goldschmidt ausgeführt, indem er treffend daran er-
innerte, daß das Gesetz vom 18. Juli 1881 die Freiheit der
Innungen insofern wesentlich erweitert habe, als nach ihm den
letzteren das Recht zugestanden sei, in der Hauptsache autonom
über die Aufnahme und den Ausschluß von Mitgliedern Be-
stimmung zu treffen, ein Recht, welches sie nach dem Wortlaut
der Gewerbeordnung von 1869 bei weitem nicht in gleichem
Umfange hatten. Knüpfe man nun an die Mitgliedschaft eines
in dieser Beziehung „freien" Vereins ein so wichtiges und
wirthschaftlich einträgliches Privilegium, wie das der Lehrlings-
haltung, so bedeute dies nichts Anderes als die Verleihung des
Rechts, unliebsame Gewerbsgenossen concurrenzunfähig zu machen.

In der That erscheint die Einräumung öffentlich recht-
licher Machtvollkommenheiten über den Kreis der Vereinsgenossen
hinaus, und nun vollends die Verleihung wirthschaftlich lucra-
tiver Privilegien an derartig „freie" Innungen weit zünftleri-
scher als das Verlangen nach obligatorischen Innungen an sich
und ich habe es nie begreifen können, daß man regierungsseitig
im Jahre 1881 auf der einen Seite die Freiheit der Innungen
in zweckmäßiger Weise vervollständigte und auf der anderen
Seite den § 100e in das Gesetz aufnahm. Die Art von Selbst-
verwaltung, wie sie durch diesen Paragraphen geschaffen werden
soll, steht im schroffsten Widerspruch mit dem Wesen des moder-
nen Rechtsstaats. Wenn man die Handwerksgenossen eines be-
stimmten Bezirks, wie dies z. B. die östreichische Gewerbeord-
nung vom 20. December 1859 wenigstens auf dem Papier that,
durch die selbstständige Niederlassung ipso facto zu Angehörigen
einer Genossenschaft werden läßt, welche in gesetzlichen Grenzen
gewisse gemeinsame Angelegenheiten zu verwalten und dem
Staate gewisse Aufsichtspflichten abzunehmen hat, so mag man
dies bei der bunten Vielgestaltigkeit und weitgehenden Speciali-
sirung unsres gewerblichen Lebens und bei der Verwischung der
Grenzen zwischen den einzelnen Gewerben einerseits und zwischen
Großindustrie und Handwerk andrerseits vielleicht für unprak-
tisch halten, aber an und für sich ist die Organisation solcher
Zwangsgenossenschaften nicht als mittelalterlich zünftlerisch, nicht
als unverträglich mit dem modernen Rechtsstaat zu bezeichnen.
Diese Organisaton kann doch wenigstens noch als Selbstver-
waltung im Sinne des 19. Jahrhunderts aufgefaßt werden,
aber das, was der § 100e aus den Innungen zu machen
verspricht, kann, wenn es eben wirklich zur Ausführung gelangt,
nur auf die rechte mittelalterliche privilegirte Zunft hinaus
kommen.

Man kann diese principiellen Bedenken gegen die Verleihung
behördlicher Machtvollkommenheiten über den Kreis der Innung
hinaus oder wirthschaftlich nutzbarer Privilegien an die „freien"
Innungen auch nicht mit dem Einwand zurückweisen, daß in
der Praxis sich die Sache ja doch ganz anders gestalte, daß
namentlich die Bestimmung des § 100e, die Privilegirung einer
Innung solle erst dann erfolgen dürfen, wenn die Thätigkeit
derselben auf dem Gebiete des Lehrlingswesens sich bereits bewährt
habe, vor allen Gefahren schütze. Nachdem einmal eine Be-
hörde angefangen hat, den Paragraphen zur Anwendung zu
bringen, ist dem Wettlauf der Innungen um die Erlangung der
verheißenen Privilegien Thür und Thor geöffnet und die Be-
hörden werden jetzt gar nicht anders können, als diese Privi-
legien zu verleihen, wo es nur irgend mit Anstand geschehen
kann. Die Frage, ob diese oder jene Innung sich bereits „auf
dem Gebiete der Lehrlingserziehung" hinreichend „bewährt" habe,
ist in der Praxis so unendlich schwer auch nur einigermaßen
sicher und gleichmäßig zu entscheiden, daß man, um nicht unge-
recht zu sein, mit ihrer Bejahung sehr liberal verfahren müssen
wird oder gar nicht anfangen dürfte.

Der Weg, den Regierung und Reichstag 1881 mit der Ein-
fügung des § 100e in das Gesetz betreten haben, und auf welchem

jetzt ein weiterer Schritt vorwärts gethan worden ist, wird unzweifelhaft zu Verhältnissen führen, welche ihrerseits wieder eine energische Reaction bedingen müssen. Die Innungen und der deutsche Handwerkstand werden dadurch schwer geschädigt werden. Möchte es gelingen, dem deutschen Kleingewerbe noch einmal Verständniß für den Gedanken beizubringen, daß keine Privilegien, keine Vorrechte, keine Herrschaftsbefugnisse im Stande sind, das Handwerk vor immer weiterem Niedergang, vor immer vollständigerer Unterwerfung unter die Großindustrie zu bewahren, sondern einzig und allein das eigene energische Vorwärtsschreiten auf der Bahn technischer, wirthschaftlicher, sittlicher Vervollkommnung. Dann könnten die „freien" Innungen zweifellos Großes leisten auf dieser Bahn. Die praktische Verwirklichung des § 100e jedoch schließt diese Hoffnung aus, die gesunde Entwicklung eines neuen Innungslebens ist damit zu Ende.

Der Ausfall der ungarischen Reichstagswahlen.

Von Adolph Kohut.

Alle drei Jahre wird der ungarische Reichstag gewählt. Daß in allen constitutionellen Ländern eine große und rücksichtslose Agitation von allen Parteien entfaltet wird, um in Wort und Schrift, durch Massenversammlungen, Vorträge, Flugschriften, Zeitungsartikel ꝛc. die öffentliche Meinung zu bearbeiten, ist selbstverständlich und im Interesse der freien Discussion und der politischen Freiheit mit Freuden zu begrüßen. Aber die beschämenden und skandalösen Scenen, die sich in Ungarn diesmal vor und nach den Reichstagswahlen abspielten, sind eines civilisirten Landes unwürdig. Nur in Amerika, wo der Revolver eine solche Rolle spielt, erleben wir noch derartige abscheuliche Ausschreitungen gelegentlich der Wahlen. Diesmal besonders lösten sich alle Bande frommer Scheu. Transleithanien glich Wochen hindurch einem Schlachtfelde, auf welchem sich die gegnerischen Parteien mit der ganzen Wuth des Fanatismus bekämpften. Als Waffe kam besonders der Schleuderstein in Mode. Die Parlamentscandidaten wurden, während sie vor versammeltem Volke erschienen oder auf der Rednertribüne standen, um recht erbaulich über die Versammlungsfreiheit zu sprechen, mit einem wahren Steinregen überschüttet, und ebenso erging es auch allen Parteifreunden und Genossen der dem Pöbel nicht sympathischen Abgeordneten. Ein Schlachten war's, und nicht eine Schlacht zu nennen, — das Blut floß in Strömen und es gab zahlreiche Todte und Verwundete. Das Empörendste war bei all den scheußlichen Vorgängen, die sich in Mindszent, Klausenburg, Czegléd u. s. w. abspielten, daß die Vertreter der Obrigkeit, die Sicherheitsbeamten, entweder selbst die Hand bei all den ruchlosen Excessen im Spiele hatten, indem sie in erster Linie fanatische Parteigänger und dann erst Comitatsbeamte sind, oder aber zu schwach und zu feige waren, um die Canaille zu Paaren zu treiben und dem Mob den Daumen aufs Auge zu drücken. Erst nachdem die Wogen der Erregung aufs Höchste gestiegen waren und die Ausübung der Wahl illusorisch geworden wäre, entschloß sich die Regierung zu energischen Mitteln zu greifen. Koloman von Tisza, der Premierminister und zugleich Minister des Innern, erließ an alle Behörden ein Circularschreiben, worin er vor jeder unerlaubten, d. h. ungesetzlichen Wahlbeeinflussung warnte und ihnen gestattete, Militär und Gendarmerie zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu requiriren; auch wurden an alle die vom Mob bedrohten Ortschaften Polizeimannschaften und Soldaten geschickt, um jede Störung durch Waffengewalt niederzuhalten. So haben sich gewissermaßen unter dem Schutz der Bajonette die Reichstagswahlen vollzogen.

Bei den jetzigen Reichstagswahlen kämpften folgende Parteien um die Herrschaft im Parlament wie in der Regierung, denn da Ungarn ein streng constitutionelles Land wie England und Italien ist, führen diejenigen die Geschäfte des Landes, welche über eine ausschlaggebende Mehrheit im Reichstage zu verfügen haben: die Liberalen, die Gemäßigt-Oppositionellen, die Unabhängigen, die Nationalen, die Antisemiten und die sogen. Wilden, d. h. die keiner bestimmten Partei angehörigen Politiker. Die Liberalen, deren Führer Koloman von Tisza ist und mit deren thatkräftiger Unterstützung er bereits neun Jahre hindurch an der Spitze der Regierung steht — nachdem er schon aus vier Parlamentswahlen als Sieger mit großer Mehrheit hervorging —, befinden sich seit dem Jahre 1875 am Ruder. Dieselben sind aus einer Fusion der Deákisten, der Anhänger Franz von Deáks, des Vaters des „Ausgleichs" Ungarns mit Oestreich im Jahre 1867, und derjenigen Linken, welche des staatsrechtlichen Haders müde waren, hervorgegangen. Seit jener Zeit ist Herr von Tisza Herr der Situation. Ein zäher Calvinist, der seine staatsmännische Laufbahn damit begann, daß er im Parlament mit glänzender Beredsamkeit die rohen Attentate bekämpfte, welche das Bach'sche Concordatsministerium auf die protestantischen Kirchen Ungarns begonnen, ist Tisza auch als Politiker von einer unglaublichen Ausdauer, der seine Ziele und Bestrebungen mit Beharrlichkeit verfolgt. Ein Taktiker ersten Ranges, beherrscht er durch sein polemisches Talent das Parlament; wie kaum Einer weiß er die Schwächen seiner Gegner herauszufinden und dort seine Hebel anzusetzen. Was haben die oppositionellen Parteien schon Alles aufgeboten, um den kühlen, nüchternen, unerbittlichen Calvinisten zu stürzen, aber vergebens! Als Tisza zum ersten Male den Sitz des Präsidenten auf der Ministerbank einnahm, bemerkte man ein Mitglied der äußersten Linken, das, mit verschränkten Armen, in eine Ecke des Saales gelehnt, den starren Blick auf den neuen Chef der Regierung — eine hagere Gestalt, so daß die Kleider an ihr schlottern, die Augen durch riesige blaue Brillengläser verschleiert — gerichtet, dastand. „Warum stierst du denn Tisza so sehr an?" frug ihn ein Gesinnungsgenosse. „Ich denke" — antwortete der Extreme — „daß wir diesen Mann von diesem Platze nicht mehr lebendig wegbringen werden." Und, wie es scheint, soll dieser verbissene Prophet Recht behalten. So lange Herr von Tisza über eine Mehrheit im Reichstage verfügen wird, wird er sich wohl nie von seinem Platze rühren. Er denkt mit Mac Mahon: j'y suis, j'y reste! Er hat es verstanden, die Liberalen derart zu beherrschen, daß sie ihm blindlings folgen, wie die Nationalliberalen in der Zeit der nationalliberalen Herrlichkeit dem Fürsten Bismarck. Die Wandelungen der Volksgunst hat er in seltenstem Maße erfahren. Nach der Fusion auf der Höhe seiner Volksthümlichkeit, war er, als er die Occupation Bosniens und die Andrássy'sche Politik warm vertheidigte, der Gegenstand allgemeinen Hasses, und als sogar einige europäische Skandale in der Verwaltung, bei denen der Staatssekretär Graf Zichy-Ferraris eine so traurige Rolle spielte, sein Ansehen aufs Tiefste erschütterten, glaubte man schon, daß er und mit ihm die liberale Partei von der politischen Bildfläche verschwinden würden, aber er gleicht dem Antäus in der Fabel: zu Boden geworfen, schnellt er mit frischer Kraft und Elasticität wieder empor. Die Liberalen huldigen dem Fortschritt auf politischem, socialem und religiösem Gebiete. Herrn von Tisza mag es zum Ruhme angerechnet werden, daß er stets und beharrlich den um sich greifenden Antisemitismus in rücksichtsloser Weise bekämpfte, daß er das Palladium der Gewissens-, Versammlungs- und Preßfreiheit stets hoch hielt und zu Ausnahmemaßregeln, wie z. B. gelegentlich des Spectakels in Kroatien in der Wappenschilderaffaire, nur in dem äußersten Fall griff und sofort bereit war, die Ausnahmezustände zu beseitigen, sobald die Verhältnisse sich einigermaßen besserten. Aber Tisza ist kein Mann der Doctrinen, sondern ein Politiker des Opportunismus. Während in allen europäischen Culturstaaten wenigstens die Nothcivilehe eingeführt ist, herrscht in Ungarn noch unumschränkt die kirchliche Trauung. Nach langem Zaudern raffte er sich vor einigen Monaten endlich auf und brachte das Mischehengesetz im Parlamente ein. Das Unterhaus nahm dasselbe mit erdrückender Mehrheit an, aber die Magnaten und Kirchenfürsten, sowie die „Indigenen" wiesen selbst dieses schwächliche Experiment eines bürgerlichen Eheschließungsgesetzes bekanntlich mit Hohn und

*

Spott zurück. Der entschiedene Liberalismus hätte erwartet, daß er dieses Auflehnen des Oberhauses mit der so oft angedrohten Reform des Hauses der Lords sowie mit dem Einbringen der obligatorischen Civilehevorlage beantwortet hätte, aber Herr von Tisza machte mit der Geistlichkeit, auf deren Unterstützung bei den Wahlen er angewiesen war, seine Rechnung und sowohl die Reform des Oberhauses wie die der Eheschließung wurde vertagt. Er wagte der verbündeten Reaction kein Paroli zu bieten.

Zu den bekanntesten Vertretern der liberalen Regierungspolitik im Parlament, die auch außerhalb Ungarns einen klangvollen Namen haben, gehörten bisher Maurus Jókai, der berühmte Romanschriftsteller und Chefredacteur des ungarischen Regierungsblatts: „Nemzet" — „Nation" — und Dr. Max Falk, Chefredacteur des Pester Lloyd, der aber diesmal in seinem Wahlkreis durchgefallen ist. Trotz der heftigsten und erbittertsten Agitation der Oppositionsparteien hat Tisza und die liberale Partei auch in dieser Wahlcampagne gesiegt. Der ungarische Reichstag zählt 446 Mitglieder und die Summe der gewählten Liberalen beträgt 229. Es verfügen dieselben über eine noch größere Mehrheit als in der abgelaufenen Session des Reichstages. Da aber der Zuwachs an Stimmen keine allzu bedeutende und eine Anzahl von Bezirken der liberalen Fahne untreu geworden ist, so beweist dies, daß sich in den letzten Jahren in Ungarn gar Manches zum Schlechteren verändert hat. Der ehemalige Justizminister im Cabinet Andrássy, Balthazar Horváth, hat den Nagel auf den Kopf getroffen, als er kürzlich gelegentlich einer Wahlrede in Temesvár auf den socialen und sittlichen Krebsschaden im Magyarenlande hinwies. „Die Ursache aller Uebel", sagte er u. A., „liegt in der gegenwärtigen Generation, in dem Verfall des Gemeingeistes... Wir haben große Fehler begangen, indem wir unsere Gegner artig hätschelten, durch einige Compromisse unsere eigene Schöpferkraft lähmten; dies mußte auf das große Lager des Liberalismus entmuthigend einwirken und den Samen der Apathie ausstreuen. Der Opportunismus gerieth immer mehr auf die Oberfläche, der Liberalismus aber wurde allmählich der Gegenstand des Spottes, der Verfolgung und der Geißelung. Ich kann wohl nicht behaupten, daß die Reaction ihren Einzug in unsere Gesetzgebung hielt, doch ist es unleugbar, daß materielle Gesichtspunkte die Herrschaft erlangten und jede Frage, welche sich über das Niveau der Tagesinteressen erhob, kaltem Gleichmuth begegnete." Wer denkt hierbei nicht an die deutschen Compromißpolitiker der nationalliberalen Aera? Aber nicht allein das Compromißthum in der Politik hat Platz gegriffen, wie Balthazar Horváth klagt, sondern die ganze ungarische Gesellschaft ist krank. Abgesehen von den zahlreichen antisemitischen Ausschreitungen und den Processen à la Tisza-Eszlár, grassirt in Ungarn das wüste Demagogenthum, die Spiel- und Duellwuth, die Verhetzung der Gemüther, der Terrorismus, den einzelne Klopffechter und verbrecherische Charlatane, wie der berüchtigte Julius Verhovay, auf ihre Gesinnungsgenossen ausüben, — kurz, das Schauspiel, welches sich uns im Lande der heiligen Stephanskrone darbietet, ist gerade kein erfreuliches und schönes.

Es ist klar, daß die liberale Regierungspartei noch die meiste Anwartschaft auf unsere Sympathien hat. Die Gemäßigt-Oppositionellen, deren Führer Graf Albert Apponyi Wochen hindurch das Land bereiste und überall Brandreden gegen die Regierung hielt, verfolgen eine conservativ-agrarische Politik, sofern sie überhaupt ein Programm haben. Im Allgemeinen verlegen sie sich auf das Regiren und tadeln Alles, was von der Regierung kommt, selbst die Finanzpolitik des Grafen Szapáry, eines der besten Finanzminister, die Ungarn je besessen. Die Angriffe gegen die ungarische Finanzpolitik sind durchaus ungerecht. Die Anstrengungen, die Ungarn zur Consolidirung seiner Finanzen macht, sind sehr anerkennenswerth, das Gleichgewicht im Staatshaushalt ist im Ordinarium hergestellt und die Rentenconversion hat sich aufs Glücklichste vollzogen. Was wollen aber die Gemäßigt-Oppositionellen bieten, sobald sie zur Herrschaft gelangen? Eine ihrer, bei den jetzigen Wahlen durchgefallenen Größen hat das Geheimniß in einer Wahlrede ausgeplaudert. „Das Großcapital", sagte Paul Somssich, „dessen Besitzer sich Weltbürger nennen, hat kein Vaterland. Es beherrscht heute noch die Staaten und die Einzelnen, scheint aber den Höhepunkt seiner Herrschaft schon überschritten zu haben, und nicht fern ist die Zeit, in der es mit jener aufgeklärten öffentlichen Meinung, welche die Privilegien der Gutsbesitzer abschafft, wird pactiren müssen." Das genügt! Durch socialistisch-agrarische Kunststückchen und Quacksalbereien wollen diese Candidaten auf ein Ministerportefeuille die kranke Gesellschaft curiren! Weß Geistes Kind übrigens diese Leute sind, die es nicht verschmähen, zuweilen das Mäntelchen liberaler Gesinnungen umzulegen, bewies ja die Coilition, welche sie mit den feudalen Junkern und Pfaffen der Magnatentafel eingingen, als es galt, das Mischehengesetz zu Falle zu bringen. Sie gingen ein Bündniß selbst mit Beelzebub ein, wenn es ihnen nur gelänge, das verhaßte Tisza'sche Cabinet zu stürzen. Leider, leider, haben die Wahlen ihnen das Concept verdorben: sie haben es blos auf etwa 60 Mitglieder zu bringen vermocht.

Sie wurden noch überflügelt von der äußersten Linken, den „Unabhängigen", welche gegen 67 Candidaten gewonnen haben. Diese Partei schwört zur Fahne Ludwig Kossuths, des alten Exdictators, der jetzt in Turin grollend seine Memoiren schreibt und recht fleißig leidenschaftlich-elegische Episteln an seine Getreuen im Vaterland sendet. Diese Herrschaften streben die Personal-Union mit Oestreich an, sie wollen ein eigenes ungarisches Heer, ein eigenes ungarisches Zollgebiet, — wenn es ginge, wünschten sich diese dem Chauvinismus besonders ergebenen Magyaren der Unabhängigkeitpartei (függetlenségi párt) sogar einen ganz aparten eigenen Herrgott. Der namhafteste Führer dieser Partei ist Carl von Oetvös, der berühmt gewordene Vertheidiger in dem Proceß von Tisza-Eszlár, dem aber das Malheur passirte, im siebenten Bezirk zu Budapest, wo er gegen den Staatssecretär im ungarischen Handelsministerium, Dr. Alexander Matlekowics, candidirte, durchzufallen.

Seine Niederlage beweist am besten, wie mächtig der Antisemitismus in Ungarn ist. Die Reichstagswahlen sind am meisten den Antisemiten zu Gute gekommen. Nicht weniger als 22 sind in das Parlament gewählt worden. Vor einigen Jahren noch gab es nur einen einzigen Antisemiten im Parlament, Victor Istóczy. Diesen Herrn, der von Zeit zu Zeit sein Steckenpferd des Antisemismus ritt und für eine Austreibung der Juden nach Palästina plaidirte, nahm man nicht ernst; nun aber verfügt er schon über eine Partei im Reichstage und er hat das Recht, ernst genommen zu werden. Dieses Anwachsen des Antisemitismus ist das bezeichnendste Symptom der diesmaligen Wahlen. Die sociale und Racenfrage, welche seit Jahren Ungarn aufwühlt und das Land fast an den Rand der Revolution gebracht hat, wird voraussichtlich noch viel lebhafter in der Presse, in Volksversammlungen, im Parlament und — auf den Straßen und Gassen der Städte erörtert werden. Die sociale Frage ist nun auch in Ungarn aufgerollt, — die Mittelklasse, die sich bisher indolent verhalten, mag zusehen, wie sie sich mit dieser neuen Erscheinung abfindet.

Etwa ein Dutzend Candidaten haben die nationalen Parteien gewählt. Und mit diesen Abgeordneten wird die Regierung sicherlich ihre Noth haben. Diesmal haben die Serben und Rumänen, dem Beispiel der Siebenbürger Sachsen folgend, ihre bisherige Passivität gegenüber den Reichstagswahlen aufgegeben und haben theils mit den verschiedenen Parteien betreffs der Candidaten pactirt, theils eigene Candidaten aufgestellt, beides fast ausnahmslos unter Anerkennung der bestehenden staatsrechtlichen Grundlage. Die Nationalitäten haben gut daran gethan, daß sie sich an der praktischen Politik betheiligen und für ihr gutes Recht im Parlament kämpfen, wo sie es verletzt glauben. Nichts kann der gedeihlichen Entwickelung und dem Aufschwung Ungarns hinderlicher sein, als der übertriebene Chauvinismus und die Nationalitätenhetze. Das bestehende Nationalitätengesetz muß sine ira et studio, gewissenhaft und strenge durchgeführt werden, um Friede und Eintracht herzustellen. Den Magyaren gebührt gesetzlich und naturgemäß die Führung im Lande und es wäre

ein Unglück für Ungarn, wenn dort ein solcher grauenhafter Nationalitäten-Wirrwarr herrschte, wie in Cisleithanien, aber was dem Einen recht, muß dem Anderen billig sein; und wenn die Nationalitäten treue Staatsbürger sind und die staatsrechtliche Stellung Transleithaniens in der Monarchie voll und ganz anerkennen, können sie auch mit Recht beanspruchen, daß ihre gesetzlichen und patriotischen Culturbestrebungen anerkannt und hochgehalten werden!

Ich übergehe die 11 keiner Partei angehörenden Wilden, welche zu den nothwendigen Requisiten eines jeden Parlaments gehören und auf das Ergebniß der entscheidenden Debatten eben im Allgemeinen ohne Einfluß sind, und will das Facit der diesmaligen Wahlen ziehen: Es ist erfreulich, daß die liberale Partei, zumal die Reaction in Belgien soeben erst triumphirt hat, wenigstens in Ungarn Siegerin geblieben. Das glänzende Vertrauensvotum, welches das Land dem Leiter der magyarischen Politik, Koloman von Tisza, gegeben, darf ihn aber nicht blenden: die ungarische Gesellschaft ist krank; die sociale und Nationalitätenfrage erheischen dringend ihre Lösung, und die Forderungen des Liberalismus in Kirche und Schule, in Staat und Gesellschaft lassen sich nicht mehr aufschieben. Allerdings haben auch diesmal die Wahlen die vollständige Ohnmacht der Parteien dem Liberalismus gegenüber bewiesen, aber es darf nicht vergessen werden, daß der Liberalismus es war, welcher Herrn v. Tisza eine imponirende Mehrheit zugeführt hat. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft, und will er und sein Regime auch in der Zukunft reüssiren, muß er das Programm des Liberalismus, ohne allzu ängstliche Rücksichtnahme auf Opportunitätsbedenken, ganz und voll ausführen. Vor allem aber muß der grauenhaften Comitatsverwaltung, deren Folgen wir in Tisza-Eszlar und Nyiregyháza sattsam kennen gelernt haben, ein Ende bereitet werden! Die Organe der Verwaltung sind vielfach corrumpirt, und wir haben neuerdings oft die beschämende Erfahrung gemacht, daß höhere Comitatsbeamte mit dem Straßenpöbel gemeinsame Sache machten, indem sie sich selbst, von Parteifanatismus hingerissen, an Excessen gegen politische Gegner betheiligten oder aber scandalöse Auftritte aus Nachlässigkeit oder Feigheit stillschweigend duldeten.

Der ungarische Reichstag wird, wie ich fürchte, im Herbst, da die neue Session beginnt, — dem polnischen Reichstag gleichen. Auch im letzten Parlament ging es zuweilen hoch her und Scandale waren an der Tagesordnung, aber im neuen Hause wird der Spectakel voraussichtlich ein nothwendiges Attribut, eine berechtigte Eigenthümlichkeit werden. Dort werden, wie selbst die freisinnige ungarische Presse befürchtet, nunmehr Sitz und — Stimme haben, welche sich auf die Volksleidenschaften berufen und die auch im Sitzungssaale die chaotische Stimme der Volksleidenschaft erheben werden. Man wird parlamentarische Scenen erleben, die an den agramer Landtag erinnern, wo David Starcsevics und Genossen den gewerbsmäßigen Scandal zur Schmach der kroatischen „Intelligenz" als den beliebtesten Sport der Herren Kroaten betreiben. Die ungarische Gesellschaft kann von einem solchen Reichstag nur wenig Gutes erwarten.

Die Urgeschichte als Schlüssel zum Verständniß der Gegenwart.

Von Otto Zacharias.

Alle Wissenschaften berühren und fördern sich gegenseitig. So haben die Ergebnisse der Geologie in bemerkenswerth hohem Grade unsere geschichtlichen Forschungen beeinflußt. Wenn uns durch klare Thatsachen bewiesen wird, daß die Erdoberfläche nicht zu allen Zeiten so beschaffen war, wie wir sie jetzt vor uns sehen, wenn wir aus der Aufeinanderfolge der Gesteinsschichten die Ueberzeugung gewinnen, daß die Vertheilung von Land und Wasser in ihrer gegenwärtigen Form verhältnißmäßig neueren Datums ist, so verlängert sich das Band, welches uns und unser Geschick mit den Ereignissen der Vergangenheit verknüpft, ins Unbestimmbare, und wir gelangen in den Besitz eines unerschöpflichen Fonds von Zeit, auf den wir beliebig Wechsel ziehen können, wenn es sich darum handelt, große (und ungeheuer erscheinende) Veränderungen im Gebiete der organischen und anorganischen Natur durch die fortgesetzte Wirksamkeit bekannter Gesetze zu erklären.

Diese von Charles Lyell, dem berühmten englischen Forscher, zuerst in die Geologie eingeführte „Stetigkeit der Ursachen" enthält implicite die Anerkennung eines causalen Zusammenhanges zwischen den früheren Epochen der Erdgeschichte und den Veränderungen, die noch gegenwärtig in physikalisch-geographischer Hinsicht vor sich gehen. Hieraus ergibt sich nun mit Nothwendigkeit die weitere Schlußfolgerung, daß eine Continuität materieller Art auch für die lebenden Wesen, die den Erdball bevölkern, zu statuiren sei: daß also zwischen den thierischen und pflanzlichen Organismen unserer jetzigen Erdperiode und denen der Urzeit ein Verhältniß der Abstammung bestehen müsse.

Und zwar ist dieses Abstammungsverhältniß der Art zu denken, daß Organismen von einfacherem anatomischen Bau die Vorläufer von solchen waren, die eine größere Complication ihrer körperlichen Einrichtung zeigen. Diese Theorie wird fast zum Range völliger Gewißheit erhoben, wenn wir die embryonale Entwickelung der gegenwärtig lebenden höheren Thiere studiren, und wenn wir andererseits sehen, daß die sedimentären Schichten, je nach ihrem Alter, Reste von mehr oder minder entwickelten Organismenformen einschließen.

Es wird in solchen Kreisen, deren Logik von theologischen Vorurtheilen unbeeinflußt ist, kaum noch Jemand geben, der es fertig bringt zu glauben: daß der Löwe oder der Eichbaum eines Tages ganz unvermittelt so ins Dasein traten, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Es ist uns eine Alternative gestellt, der wir nicht ausweichen können. Entweder müssen wir annehmen, daß die zahlreichen Verwandtschaftsbeziehungen, welche die höheren Organismen in ihrem Bau und in ihrer Entwickelung mit den niederen aufweisen, gar keine wissenschaftliche Bedeutung haben und lediglich dazu da sind, um unser Denken in eine Falle zu locken, oder wir müssen in jenen Beziehungen das Band erblicken, welches die höheren Lebensformen mit den niederen Organisationstypen genetisch verknüpft. Ein Drittes gibt es nicht.

Was nun den ersten Theil der Alternative betrifft, daß jene merkwürdigen Aehnlichkeiten bedeutungslos seien, so müßte mindestens eine plausible Theorie ihrer Entstehung gegeben werden, weil das Walten des Zufalls dabei sicherlich ausgeschlossen ist. Da uns nun bisher keine solche Theorie von den Gegnern der Entwickelungslehre präsentirt worden ist, so behauptet letztere siegreich und ausschließlich das Feld, indem sie dem geistigen Auge großartige Perspectiven in eine allumfassende Natur- und Weltgeschichte eröffnet.

In vagen, verschwimmenden Grundzügen liegt diese große Historia mundi bereits vor uns. Ein Hauptkapitel darin, zu dem schon allerlei Material aufgehäuft ist, wird von der Herkunft des Menschen und dessen Stellung in der Natur handeln. Wann ist der Mensch zuerst aufgetreten? In welchem Zeitmoment des allgemeinen Lebens finden wir seine Wiege? Welches waren die günstigen Dispositionen des Klimas und der geologischen Verhältnisse, als er zuerst „an der Spitze seiner Brüder" erschien?

Es gibt heutzutage noch auf Bildung Anspruch erhebende Europäer, die eine solche Fragestellung für frevelhaft erachten. Sie meinen, die Urgeschichte unseres Geschlechts sei nur darum mit einem so dichten Schleier verhüllt, damit wir gar nicht einmal den Versuch machen sollen, ihn zu heben. Es ist dies die Logik der Bequemlichkeit, mit welcher der Wissenstrieb in beständiger Fehde liegt. Letzterer kann mit viel größerem Rechte darauf hinweisen, daß jeder Trieb seine Befriedigung erheischt, und daß die Räthsel dazu da sind, um gelöst zu werden.

Für den denkenden Menschen kann es nichts Anziehenderes

geben, als den Spuren nachzugehen, welche nach fernab liegenden Epochen der Vergangenheit führen, und uns ahnen lassen, aus welchen Anfängen unsere gegenwärtige Cultur hervorgegangen ist. Für denjenigen freilich, der möglichst rasch über das massenhaft aufgehäufte Material orientirt sein will, ist der Anschluß an einen bewährten Führer unerläßlich. Wer sozusagen die Poesie der Urgeschichte des Menschen kennen lernen will, dem kann kein schöneres Buch empfohlen werden, als das „Die Schöpfung" betitelte von Edgar Quinet.*) Hier haben wir einen Autor, der das, was er schildert, innerlich erlebt hat. Mit genialem Blick findet er sofort heraus, daß uns die Steinsplitter, die Bronzespangen und die Eisenäxte nichts über die Entwickelung des Menschengeschlechts lehren können, wenn wir keinen klaren wissenschaftlichen Begriff von der Stellung des Menschen unter den übrigen Naturwesen besitzen. Es ist eine Art Usance unter den Anthropologen geworden, den Urmenschen für ein wildes Ungeheuer auszugeben. Das ist aber eine Sinnlosigkeit. In Wirklichkeit zeigt er uns vielmehr von Anfang an alle diejenigen Qualitäten, welche ihn zu einem Dasein höherer Art befähigen.

„Man unterscheidet den Brachiopoden vom Brachiopoden — ruft Quinet aus — den Mollusken vom Mollusken, und sollte kein sicheres Merkmal finden können, den Menschen vom Vierhänder zu unterscheiden? Ist das nicht der augenscheinlichste Beweis, daß hier ein Rechnungsfehler vorliegen muß? Zwischen dem Gorilla und dem Menschen ist nicht blos eine Größenverschiedenheit des Gehirns und die vielerörterte Frage des Daumens; der ganze Zeitraum der Geschichte steht zwischen ihnen, und erweitert die Kluft von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Orang-Utangs, die Siamangs und die Gorillas thuen heute genau dasselbe, was sie vor hunderttausend Jahren thaten, nicht mehr und nicht weniger. Sie empfinden, sie handeln wie am Beginn ihrer Existenz."

Dem gegenüber macht nun Quinet geltend, daß der Mensch nicht blos innerhalb der Natur, sondern auch in einer traditionellen, historischen Welt stehe. Er allein habe die Fähigkeit, sich nicht nur im Raume, sondern auch in der Zeit fortzubewegen. Und gerade letzteres Merkmal, das nur ihm zukommt, unterscheide ihn von den übrigen belebten Wesen. Es genüge nicht zu sagen: der Mensch fühlt und denkt; man müsse auch hinzufügen: der Mensch bewegt sich von Generation zu Generation in der Zeit vorwärts.

Eingangs dieser Zeilen ist gesagt worden, daß eine Wissenschaft die andere fördere. Diesen Satz sehen wir bezüglich der Forschungsweise Edgar Quinets bestätigt. Der Historiker vereint sich in der Person dieses geistvollen Schriftstellers mit dem Naturforscher. Zu der Uebung im Beobachten detaillirter Umstände und Verhältnisse kommt hier der weite, weltüberschauende Blick des Geschichtskundigen. Zu einer möglichst objectiven Auffassung dessen, was die Vorzeit unseres Geschlechts betrifft, kann Niemand befähigter sein, als ein in das Detail der geologischen Wissenschaft eingeweihter Historiker. Es ist wahr, daß vom Standpunkte des Anatomen und Zoologen aus betrachtet, der Mensch nichts weiter darstellt, als ein placentales Säugethier. Es gibt in unserem Körper kein einziges Organ, welches sich nicht auch bei den höheren Affen vorfindet. Aber umfaßt denn Anatomie und Zoologie die ganze Wissenschaft vom Menschen?

Der Fanatismus einiger Ultras beantwortet diese Frage unbedenklich mit Ja. Aber mit gleichem Rechte könnte man dann behaupten, daß bei Beschreibung der Biene von ihrer Industrie und ihren Kunstbauten nicht die Rede sein dürfe, und daß das nur die Dichter und Märchenerzähler interessiren könne. In diesem Fall würde freilich sofort der Vorwurf einer „unwissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes" erhoben werden, während dieselben Gelehrten nichts darin finden, daß man in der Anthropologie die Fähigkeit des Menschen, geistig fortzuschreiten, für unwesentlich hält und daher beharrlich ignorirt.

Gerade durch diesen geistigen Fortschritt aber ist die ungeheure Kluft zwischen uns und den geschichtslosen Primaten entstanden. Eine ganze Welt, ein complicirtes historisches Gewebe, trennt uns für alle Zeiten von dem uns anatomisch und zoologisch verwandten Gorilla.

Was war nun aber das Vehikel jenes siegreichen Vordringens und Weiterschreitens, durch welches sich das Menschengeschlecht schon in vorgeschichtlicher Zeit von den übrigen Naturwesen unterschied?

Hierauf gibt einer unserer berufensten Naturforscher, der sich neuerdings auch der Urgeschichte des Menschen zugewendet hat, die Antwort: daß alles geschichtliche Leben und alle Culturentwickelung mit der Staatenbildung beginnt. Der Staat ist — wie in dem uns vorliegenden Werke Prof. A. Rauber's näher ausgeführt wird — der eigentliche Erzeuger der Menschheit, der Fähigkeiten des Einzelnen sowohl wie derjenigen der Gesammtheit. Er ist auch der Erzeuger der Kirche, ja der Religion.*)

Hier hätten wir also einen analogen Proceß vor uns, wie er bei der Entwickelung des thierischen Eies unserer directen Beobachtung zugänglich ist. Wenn sich der Bildungsstoff der Eizelle in die einzelnen Segmente zerlegt und daraus durch fortgesetzte Weitertheilung das Material zum Aufbau eines neuen Thierkörpers hervorgeht, so ist es in diesem Falle auch das Ganze (der Einhalt), was die Größe und Anordnung der Elementartheile bestimmt, sie mit Kräften zu ihrer Fortentwickelung ausrüstet und schließlich zu Organen und Organsystemen zusammenfügt.

Es lag dem berühmten Embryologen nahe, die Entwickelung der menschlichen Cultur nach Analogie eines anderen Entwickelungsprocesses, dessen Verlauf wir vom Anfang bis zum Abschluß beobachten können, zu betrachten. Solche Analogien sind fruchtbar und lehrreich; auch ist es nicht das erste Mal, daß davon zur Präcisirung der Begriffe in politischen und staatsrechtlichen Dingen Gebrauch gemacht wird.

Man denke nur an die Bezeichnungen „politischer Körper" und „staatlicher Organismus", deren sich jetzt jeder Zeitungsreporter bedient, um in aller Kürze auszudrücken, daß die einzelnen Factoren des Staatslebens sich in dem Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit von einander befinden. So kann man mit voller Berechtigung die aus der Beobachtung von sich entwickelnden Thierkörpern gewonnenen Anschauungen auch auf die sich gestaltende menschliche Gesellschaft übertragen. Wie der flüssige Inhalt des Eies, so zeigen auch primitive Stämme keine festen Contraste ihrer Theile. Anfangs betreiben alle Menschen dieselbe Art von Thätigkeit. Es besteht nicht einmal eine feste Häuptlingsschaft, und nur im Kriegsfall macht sich eine Unterordnung der Uebrigen unter die Autorität des stärksten und tapfersten Führers geltend. Von den so beschaffenen, lose zusammenhängenden, kleinen gesellschaftlichen Aggregaten findet ein Fortschritt zu solchen von größerer Festigkeit und bedeutenderem Umfange statt, deren integrirende Theile zu gleicher Zeit bestimmter und mannichfaltiger werden. Die einzelnen Individuen der Gesellschaft übernehmen mit Entwickelung der letztern verschiedenen Arten und Ordnungen von Thätigkeiten, die durch Unterschiede in den örtlichen Bedingungen oder durch äußere Nöthigung hervorgerufen werden. Allmählich kommt es zu dauernden gesellschaftlichen Gebilden von größerer Complication, vermehrter Leistungsfähigkeit und längerem Bestand. Das ist der sociale Fortschritt, wie er seit Urzeiten her stattgefunden hat.

„Wie der Körper des Menschen, der Thiere und der Pflanzen nur demjenigen verständlich ist — argumentirt Rauber —, der die Entwicklungsgeschichte dieser Wesen und ihrer Functionen kennt, demjenigen aber ein vollständig verschlossenes Gebiet bleibt, der diese Kenntniß versäumt, so ist es auch der Fall mit dem Dasein des Menschengeschlechtes. Wer dasselbe bloß als ein Gegebenes betrachtet, nicht aber als ein Gewordenes, und sein Werden

*) In deutscher Uebersetzung von Bernhard v. Cotta. 2 Bände. Leipzig 1871, J. J. Weber.

A. Rauber: Urgeschichte des Menschen. I. Band. Leipzig 1884. F. C. W. Vogels Verlag.

außer Betracht läßt, bringt sich um die Mittel, dasselbe zu verstehen."

Weil nun viele Menschen völlig unbekannt mit dem Verlaufe unserer culturellen und staatlichen Entwickelung sind, so haben sie auch kein Verständniß für die Vorgänge der Gegenwart, woraus in einem Theil der Fälle politische Indifferenz, im andern Theil ausgesprochene Staatsfeindlichkeit resultirt. „Die eine sich feindlich gegen den Staat, ihren Erzeuger, heranwälzende Heeressäule ist die sociale, die andere die kirchliche. Und wenn die dritte Heeressäule genannt werden soll, so sei sie genannt; es ist diejenige der unfruchtbaren Schwätzer, die sich ebenfalls nicht verstehen." Mit diesen wenigen Federstrichen charakterisirt Prof. Rauber das Elend unserer politischen Lage äußerst treffend, wie es auch nicht anders von einem so feinen und kenntnißreichen Beobachter alles natürlichen Geschehens zu erwarten ist.

Aber der Staat ist nicht unschuldig daran, daß ihm so zahlreiche Feinde erstanden sind. Daß die herangewachsene ältere Generation so öde Ansichten vom Staate hat, rührt nach Raubers Ansicht davon her, daß es der Staat selbst war, der es versäumte, zur allein richtigen Zeit die geeignete Belehrung über sein Wesen und seine Aufgaben auszustreuen. „Es ist klar — meint Rauber — daß schon die letzte Classe der Volksschule dieses wichtige Gebiet zu pflegen haben wird, wofür ein geziemender Leitfaden geschaffen werden muß. Man wende nicht ein, die Jugend sei hierfür nicht empfänglich; sie ist es weit mehr als für manche andere Dinge (z. B. Grammatik), von welchen man so viel erhofft. Im Gegentheil, die Jugend horcht auf, wenn von staatlichen Dingen in einer Weise die Rede ist, die ihr gerecht wird."

Von dem sehr beherzigenswerthen Gesichtspunkte aus, das Verständniß der Gegenwart durch eine wissenschaftlich gediegene, aber allgemein verständliche Darstellung der Urgeschichte des Menschen zu fördern, ist das vorliegende Buch abgefaßt. Es kann vielen Fachgelehrten ein Muster für die Behandlungsweise eines so schwierigen, ja riesenhaften Materials sein. Ueberall schimmert das geistige Band durch die zerstreuten Einzelnheiten hindurch und hält sie fest zusammen. Nichts ist nebensächlich oder obenhin in diesem schönen Buche behandelt; von der ersten bis zur letzten Zeile kündigt sich das Walten einer Meisterhand an. Es ist eine Darstellung ganz aus einem Gusse, die nicht verfehlen wird, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen. Der in Bälde erscheinende zweite Band wird sich speciell mit der Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft beschäftigen und sicherlich ebenfalls Gediegenes darbieten.

Literatur und Kunst.

Die Grenzen der Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Der jüngst verstorbene Droysen sagt einmal: „In den Kreisen derer, die in den historischen Studien ihren Beruf sehen, sind, wie es scheint, die Fragen nach dem Wesen ihrer Wissenschaft, nach ihrer Theorie und ihren Methoden, nach ihrem Verhältnisse zu andern Gebieten menschlicher Erkenntniß wenig beliebt. Vielleicht weil sie dem Einen für unerheblich, dem Andern für seitabliegend gelten, dem Dritten es genügend erscheint, aus der eigenen wissenschaftlichen und Lebenserfahrung die für ihn endgültigen Anschauungen gewonnen zu haben." Und in der That, für Aufhellung dieser Fragen ist bisher wenig geschehen. Der rechte Historiker sucht lieber aus vermoderten Archivpapieren einen alten Kaufvertrag oder eine werthlose Besitzurkunde, als daß er sich mit dem Totalen seiner Wissenschaft beschäftige, sie zu durchdringen versuche und sich klar werde über Wesen und Zweck, über Ziel und Aufgabe derselben. Ich verkenne keineswegs Werth und Wichtigkeit archivalischer Publicationen, munitiöser Quellenuntersuchungen, chronologischer Forschungen, aber ich halte es für bedauernswerth, wenn der Forscher bei seiner Detailarbeit den Blick für das Große und Ganze verliert, wenn die Specialarbeit um ihrer selbst willen existiren zu wollen prärogirt, kurz wenn das historische Factum sich begnügt dazusein und nicht Baustein sein will an dem großen Geistesbau menschlicher Erkenntniß. Wie unendlich werthvoll und wichtig würde es sein, wenn die großen Historiker, die wir unser zu nennen stolz sein dürfen, jeder aus der Fülle seiner Erfahrung sich über Wesen und Zweck seiner Wissenschaft aussprechen wollte! Nur so könnte der Grund gelegt werden für eine Theorie der Geschichte, die uns noch immer mangelt, nur so würde der oft verfehlte Versuch, die Geschichte zu einer Wissenschaft zu erheben, endlich glücklich zu Ende geführt werden können. Indeß gerade der Historiker, der seinen Stoff beherrscht und deshalb zur theoretischen Durchdringung desselben vorzüglich geeignet ist, überläßt die Gedankenarbeit dem Philosophen, dem wiederum der Stoff Nebensache, der Gedanke Hauptsache ist, und so entstehen denn jene titanenhaften geschichtsphilosophischen Constructionen, denen das Fundament historischer Thatsachen fehlt. Ein Beispiel für viele! Fichte hat „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" geschrieben, eine Philosophie der Geschichte von weitausschauender Perspective, aber vor der Philosophie hat sich die Geschichte in ein Nichts verflüchtigt, und Fichte sagt selbst: „Der Philosoph bedient sich der Geschichte allerdings nur, inwiefern sie zu seinem Zwecke dient, und ignorirt alles Andere, was dazu nicht dient; und ich kündige es freimüthig an, daß ich ihrer in den folgenden Untersuchungen mich also bedienen werde." Hier ist denn in den deutlichsten Worten gesagt, daß die Erkenntniß von Wesen und Zweck der Geschichte nicht Selbstzweck, sondern daß die historische Thatsache blos Mittel zum Zwecke sei, blos die Säule, an der sich epheuartig die philosophische Construction ranke, ohne daß die Integrität derselben gewahrt bleibe.

Was haben die Philosophen nicht blos bei der Beantwortung der ersten grundlegenden Frage: „Was ist Geschichte?" gesündigt. Fast jeder Philosoph hat da seine eigene Definition aufgestellt, manche interessant, keine deckend, bis man auf die Etymologie des Wortes zurückging. Der Grieche nennt diese Wissenschaft ἱστορία, der Römer hat kein eigenes Wort dafür, der Deutsche sagt Geschichte. Die Ausdrücke, deren sich die übrigen Culturvölker bedienen, gehen alle auf diese beiden zurück, so das l'histoire der Franzosen, la storia der Italiener, the history der Engländer und andererseits geschiedeniss der Holländer u. s. f. Seiner Etymologie nach bedeutet ἱστορία (von εἰδέναι) die Thätigkeit des Erforschens der Thatsachen. Das haben schon die Römer richtig erkannt, indem sie die Geschichtsschreibung historia, die Geschichte selbst res gestae oder so ähnlich nannten. Damit ist die Theilung gegeben. historia ist Geschichte im subjectiven Sinn, nämlich Erforschung und Darstellung dessen, was geschehen ist; dieses letztere, das Geschehene, ist Geschichte im objectiven Sinne, res gestae, und bildet den Inhalt jener. Und was ist Geschichte im objectiven Sinne? Ein Entwicklungsproceß; nichts Körperliches oder Geistiges ist gleich Athene aus dem Haupte des Zeus entsprungen, jedes Wesen und Wissen hat seine Entwickelung. Entwickelung ist das Fortschreiten von einem Ausgangspunkt, und dieses Fortschreiten, das nicht immer ein Fortschritt zu sein braucht, dieser Entwickelungsproceß heißt Geschichte im objectiven Sinne. Damit ist unser Ausgangspunkt fixirt. Die Geschichte kann es nun mit den verschiedensten Objecten zu thun haben: wir können den Entwickelungsproceß der unbelebten Natur, der übrigen lebenden Wesen, des Menschen betrachten. „Der ergiebigste Stoff ist die Gattung Mensch", sagt Berthold Auerbach, nur auf den Menschen richtet sich unser Blick, nur menschheitliche Entwickelung ziehen wir in den Kreis unserer Betrachtung und definiren bald Geschichte als Entwickelungsproceß der Menschheit. Das wäre also inhaltlich das Wesen der Geschichte. Aber wie gestaltet es sich dem Umfange nach, wo sind die Grenzen des historischen Stoffes? Um

diese Frage, die für uns die Hauptfrage ist, zu beantworten, müssen wir erst den Begriff „Menschheit" definiren. Menschheit ist die Gesammtheit aller mit Vernunft begabter Wesen, Geschichte der Menschheit wäre also Entwickelung der Gesammtheit aller mit Vernunft begabter Wesen — und das wäre Universalgeschichte im höchsten Sinne. Zugleich ist es aber ein unlösbares Problem, denn so genommen umfaßt die Geschichte alle Gebiete des physischen, geistigen und moralischen Seins und erheischt Betrachtung und Darstellung aller dieser Gebiete. Sie muß die Individualität ins Auge fassen, deren jede ihren Beitrag zur Entwickelung der Gesammtheit leistet, und doch besteht die Gesammtheit aus Millionen Individualitäten. Daran muß das Ideal einer wirklichen Universalgeschichte scheitern; eine mögliche Universalgeschichte muß sich so beschränken, wie überhaupt alles historische Wissen sich beschränken muß. Man hat der Geschichte zum Vorwurf gemacht, daß ihr Inhalt ein so geringer im Verhältniß zu dem, was wirklich geschehen ist, sei, und daß oft der Zufall ein unwichtiges Factum aufbewahre, ein wichtiges untergehen lasse. Der letztere Vorwurf ist nicht ungerechtfertigt, aber doch unvermeidlich; der erstere ist unhaltbar. Denn was soll und will uns die Geschichte geben? Nichts weiter als, um den treffenden Ausdruck von Lazarus zu brauchen, den Niederschlag der Thatsachen und Ideen. Es ist unmöglich, alle treibenden und bewegenden Kräfte, die ein Ereigniß herbeiführten, aufzuzählen; es ist unmöglich, jedes Kämpferpaar zu nennen und in seinen Bewegungen zu schildern, das in der Schlacht bei Actium den Sieg für Octavian entschied, der Niederschlag alles dessen ist eben: Octavian siegte. Das ist eine natürliche Begrenzung des historischen Stoffes, eine andere liegt noch deutlicher auf der Hand. Wir können nur wissen, entweder was wir miterlebt haben, wobei wir zugegen gewesen sind, oder was uns auf irgend eine Weise überliefert ist. Das ist so selbstverständlich, daß es keines Wortes weiter bedarf. Also der Stoff der Geschichte besteht in den überlieferten Niederschlägen des Geschehenen. Aber auch in dieser Begrenzung ist das Gebiet noch so unermeßlich groß, daß der Historiker sich selbst noch Beschränkungen auferlegen muß, wenn er eine Universalgeschichte überhaupt zu Stande bringen will. Bis ins 17. Jahrhundert hinein band man sich an die vier Weltreiche, wie sie Paulus Orosius zuerst zur Bewältigung des Stoffes verwendet hatte. Im 18. wurde die Fessel gesprengt, aber man hatte kein anderes, die Gesammtmasse zusammenfassendes Princip an Stelle dessen zu setzen und die Englische, dann Hallische Weltgeschichte war nichts weiter als eine haarsträubend voluminöse Sammlung von Staatengeschichten. Was wir bis auf unsere Zeit an Weltgeschichten besitzen, ist auch nichts anderes als Staatengeschichte, allenfalls unter jedesmaliger stärkerer Hervorhebung des in der betreffenden Epoche die politische Hegemonie besitzenden Staates. Erst Ranke, wenn wir von H. Rückerts verfehltem Versuche absehen, spricht in der Vorrede zu seiner Weltgeschichte für sie das Programm aus: „Die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft besteht eben darin, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welche alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen." Aber auch ihm ist die gefährliche Klippe deutlich offenbar: „Die Weltgeschichte," sagt er, „würde in Phantasien und Philosopheme ausarten, wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichten loßreißen wollte; aber ebensowenig kann sie an diesem Boden haften bleiben." Indem er nun hinzusetzt: „Die Nationen sind nicht durchaus naturwüchsig", liegt der Zwiespalt offen zu Tage, der Zwiespalt zwischen künstlicher, oft zufälliger Bildung, denn das sind die Nationen politisch — und dem natürlichen Gebilde, der Menschheit. Trenne ich die Gesammtheit in Theile, wie unendlich schwer, ja unmöglich ist es, aus den Theilen das Leben des Ganzen sich gestalten zu lassen. Nehme ich das Ganze, wie ist in diesem Chaos Ordnung und Maß zu schaffen? Nun, dürfen wir fragen, gibt es keine Theilung, die nicht so unnatürlich oder wenigstens so künstlich ist, wie die der Menschheit in Nationen? Unzweifelhaft, und zwar nach Ideen, die im welthistorischen Entwickelungsgange als leitend erkannt werden. Es würde zu weit führen, näher auf diesen Gedanken einzugehen. Nur eines will ich noch bemerken. Der Mensch, der nicht gedankenlos vegetirt, sondern wirklich lebt, muß, um zu einer sichern Weltanschauung, der Grundlage seines ideellen Seins, zu gelangen, sich die Frage beantworten, welches ist Zweck und Ziel des menschlichen Lebens? In gleicher Weise muß der Universalhistoriker die Frage zu lösen versuchen, was ist Zweck und Ziel des historischen Lebens der Menschheit? Scheinbar werden die Beantwortungen dieser Frage mannichfach und verschieden ausfallen, aber es ist sicher, daß Kriterien vorhanden sind, durch welche das Problem näher bestimmt werden, durch welche die Differenzen gehoben und auf ein Ziel vereinigt werden können. Von einem so gewonnenen Princip, und dasselbe wird tiefer liegen als alle bis jetzt maßgeblichen Principien, hat der Universalhistoriker auszugehen und in dem factischen Inhalt der Geschichte nachzuweisen, wo die jenes Princip fördernden und hemmenden Momente wirksam waren. Warum sollte nicht eine Universalgeschichte unter dem Gesichtswinkel der Entwickelung des Gottesbegriffes geschrieben werden können? Man sehe nur, welch unendlichen Werth Ranke in seiner herrlichen Weltgeschichte gerade auf diese Ideen legt und man wird zugeben, daß auch noch ausgedehnter, erweiterter sich dieser Versuch durchführen ließe. Auch der etwaige Einwand, daß eine solche Universalgeschichte keinen Platz böte für das, was jetzt den Hauptinhalt der Geschichte ausmacht, also für Politik und Kriege, ist hinfällig, wenn man erwägt, etwa wie geläutert der Gottesbegriff durch Entstehung und Ausbreitung des Christenthums wurde, wie ferner zur Weiterentwickelung dieser Ideen die Reformation beigetragen hat, und in wie engem Zusammenhange wiederum die Ausbreitung des Christenthums und das Emporkommen der Reformation mit der Politik, mit der Literatur, mit der ganzen Cultur zusammenhängt. Bei Wahrung eines solchen Princips finden nicht nur alle Erscheinungen des historischen Lebens Raum in der Geschichte, sondern das weltgeschichtliche Chaos mit seinen unendlich mannichfaltigen Bewegungen und Regungen nimmt Form und Gestaltung an. Doch genug von diesem Ideal einer Weltgeschichte, die erst noch geschrieben werden soll.

Eine fernere Begrenzung und Beschränkung des historischen Stoffes finden wir in der Anordnung desselben unter dem Gesichtspunkte der Rasse. Auch dieser Gesichtspunkt ist noch ein natürlicher, im Wesen der Menschheit selbst liegender. Es handelt sich hier natürlich weniger um die anthropologischen als um die ethnographischen Rassen. Gerade in unserer Zeit, wo der Panslavismus und der Panromanismus wieder auf die Fahnen der Parteien geschrieben werden, müßte eine weltgeschichtliche Darstellung in dieser Theilung von höchstem Interesse sein. Die slavischen Nationen hat man wohl oft zusammengefaßt, die Einheit der germanischen und romanischen Nationen ist der Gedanke, von dem Ranke bei seinem ganzen Forschen ausging. Die Geschichte von diesem Princip aus behandelt würde manche interessante Perspective eröffnen, die ich blos kurz andeute. Einst beherrschte der Romanismus die Welt, jetzt prävalirt in und außerhalb Europa der Germanismus; hat das Slaventhum eine Zukunft? Wann war die Einheit der drei in Europa vorwiegenden Völkerkreise noch vorhanden, wann und wodurch wurde sie aufgehoben, wie bildeten sich die Gegensätze heraus? Ich kann das Alles nur flüchtig berühren, aber es liegt am Tage, wie fruchtbringende und interessante Reflexionen sich daran knüpfen.

Die nächste Art der Begrenzung des geschichtlichen Stoffes wäre Staatengeschichte und Staatsgeschichte. Während die Universalgeschichte die Menschheit als einheitliches Ganzes, während die Rassengeschichte sie in ihrer natürlichen Theilung zum Gegenstand hat, spaltet die Staaten- und Staatsgeschichte die Gesammtheit in künstliche oder zufällige Bildungen. Wer die Geschichte kennt, wird zugeben, daß, so natürlich dem menschlichen Wesen nach die Entstehung der Staaten ist, so willkürlich, zufällig, künstlich oft die Zusammensetzung derselben ist. Welche Menschengruppen einen Staat bilden, welche anderen im Laufe der Entwickelung zugetreten sind, wer weiß nicht, von welchen

äußeren Umständen das oft abhing? Friedensschlüsse, nachdem Zufall und Glück über Sieg oder Niederlage entschieden, Kauf, Erbschaft, Heirath bilden die Ursachen. Wie viele Zufälligkeiten mußten vorangehen, ehe unter Karl V. die habsburgische Weltmonarchie herauswuchs! Welch ein unnatürliches Conglomerat bildet nicht heute noch die östreichische Monarchie! Und dieses zufällige Menschengewirr macht nur eine Einheit, einen Staat aus, gewiß keine natürliche, sondern nur eine künstliche, zusammengehalten etwa durch ein gemeinsames Herrscherhaus oder ein anderes mehr äußeres Band. Solange noch einheitliche Religion in den Staaten herrschte, konnten sie wohl als durch göttliche Anordnung gegründet gelten; seitdem Renaissance und Reformation diese Fesseln gesprengt hatten, erstand eine neue Auffassung des Staates. Hugo Grotius, der Begründer des modernen Völkerrechtes, stellte die Vertragstheorie zuerst auf: die Staatsgemeinschaft beruht auf freiwilliger Einwilligung der Betheiligten. Thomas Hobbes hat unter Aufnahme des alten aristotelischen Satzes, daß der Staat um des bloßen Lebens willen entsteht, aber um des vollendeten Lebens willen besteht, die Vertragstheorie dahin ausgedehnt, daß die Einzelnen sich dem Herrscher vertragsmäßig unterwerfen, um von ihm Schutz zu erhalten. Die Lehre ist von Locke und Spinoza weiter gebildet worden und fand ihren crassesten Ausdruck in Rousseaus Contrat social. Man weiß, daß die Realisirung der ganzen Theorie die französische Revolution war; sie zog die thatsächliche Consequenz, daß, wenn der Staat, durch die Regierung repräsentirt, nicht mehr den Bedürfnissen seiner Unterthanen entspricht, wenn also der eine Vertragscontrahent den Vertrag brach, auch der andere nicht mehr daran gebunden sei. Die Lehren der französischen Revolution sollten nicht verloren sein. Unter natürlicher Begünstigung der Herrschenden proclamirte die historische Rechtsschule die Theorie des Selbstzwecks. Der Staat ist Selbstzweck, seine Erhaltung ist seine erste Aufgabe. Aber auch diese Theorie widerspricht nicht unserer Behauptung, daß die Staaten keine natürlichen, sondern künstliche Bildungen seien. Staatsgeschichte wäre also der Entwickelungsgang einer durch irgend welches Band äußerer Natur oder Interessen zusammengehaltenen Menschengruppe, Staatengeschichte oder Geschichte eines Staatensystems der Entwickelungsgang einer lokal oder politisch zusammenhängenden Staatengruppe. Solche Staatengruppen bildeten im Alterthum beispielsweise die griechischen Staaten, die lokal, politisch und durch gemeinsame Interessen verbunden, ohne dauernde einheitliche Führung, doch in steter Beziehung zu einander standen. Allerdings erscheint in den Darstellungen die griechische Geschichte fast ausschließlich als die Geschichte Spartas und Athens, während die andern Staaten nur temporär in den Vordergrund oder wenigstens in Mitwirkung treten. Doch flössen die Quellen reichlicher, so würden wir auch das Bild des Staatensystems deutlicher empfangen. Im Mittelalter ist das beste Beispiel das System der italienischen Städte = Staaten, wie es von Sismondi und Leo gezeichnet wurde. In der Neuzeit bildet ganz Europa ein solches Staatensystem und der Kern der ganzen neueren politischen Geschichte ist das Ringen und Festhalten am Gleichgewicht der Staaten. Spittler und Heeren haben in unverdientermaßen vergessenen Werken unter diesem Gesichtspunkte die Geschichte geschrieben. Staatsgeschichten haben wir ja in Hülle und Fülle für alle bestehenden und untergegangenen Staaten, darin aber berühren sich Staaten- und Staatsgeschichte außerordentlich nahe, daß die Staatsgeschichte nicht isolirt aufgefaßt werden kann, daß sie immer die Verhältnisse benachbarter Staaten und ihre Einflüsse berücksichtigen muß. So wird die Staatsgeschichte blos eine engere Staatengeschichte oder besser eine Staatengeschichte unter dem vorwaltenden Gesichtspunkte eines Staates, und Staatengeschichte unter dem Gesichtspunkte der ganzen Gesammtheit, des Systems.

Immer tiefer steigen wir die Stufenleiter der historischen Objecte hinunter und gelangen nun zu den Gesellschaftsverbänden, die innerhalb der Staaten bestehen. Jede Genossenschaft, jeder Verband, jede Vereinigung der Menschen hat ihr geschichtliches Werden, aber der Verband, auf dem die Staaten in erster Reihe beruhen, ist die Familie. „Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechtes," sagt Goethe, „ruht größtentheils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genöthigt." Auf der Familie baut sich das Staatsleben, auf diesem das Leben der Menschheit auf. Die Familie ist die sittliche Basis des Ganzen, und die Auffassung der Ehe, des Familienlebens, des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern wird der Gradmesser für die Sittlichkeit eines Volkes. So hat J. J. Roßbach wie eine „Geschichte der Gesellschaft" auch eine „Geschichte der Familie" geschrieben und einen gleichen Versuch veröffentlicht soeben J. Lippert. Neben die Geschichte der Familie tritt die Geschichte der Familien. Meistentheils werden es solche sein, die in hervorragender Weise sich ausgezeichnet haben, deren Mitglieder Herrscher sind oder waren oder sonst im geschichtlichen Leben handelnd auftraten. Je nach der größeren oder geringeren Bedeutung der Familie deckt sich ihre Geschichte mit der ihres Landes, ihres Staates, ihrer Nation. Raumers Geschichte der Hohenstaufen z. B. ist eine Familiengeschichte, die zugleich Geschichte des deutschen Reiches in jener Epoche ist.

Den Schlußstein des ganzen Baues bildet die Geschichte des Einzelnen, die Biographie. Die Menschen machen die Geschichte: sie sind die Träger der Ideen, deren Realisirung die Thatsachen sind; sie sind die Subjecte und Objecte des historischen Werdens, sie lenken und werden gelenkt. Darin liegt die Divergenz, darin zugleich die Begrenzung. Das Ideal der Universalgeschichte scheitert an der Möglichkeit, alle Individualitäten zu berücksichtigen. Aber die Menschen theilen sich in Führende und Geführte; die Geschichte und im Besonderen die Biographie charakterisirt nur die ersten, die lenkenden Geister, die die Geschichte machen, die Männer, die um Haupteslänge aus der Menge ragen und ihre ἡγήτορες καὶ μέδοντες, ihre Führer und Rather sind. So schließt sich der Ring der historischen Objecte: von der Gesammtheit gehen wir aus, mit der Individualität schließen wir. Das ist die Begrenzung des historischen Materials nach seinem Umfange.

Ob aber auch ein engerer oder weiterer Kreis zur Betrachtung herangezogen wird, ein Zweck ist allen gemeinsam: die Erweckung des historischen Sinnes, den Goethe so schön definirt: „Ein historisches Menschengefühl heißt ein dergestalt gebildetes, daß es bei der Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt." Wo dieser historische Sinn vorhanden ist, wird auch die historische Objectivität vorhanden sein, nicht jene, die blos tolerirt, sondern die Gerechtigkeit, welche Thatsache, Motive und Einflüsse zu verstehen sucht und in Schätzung zieht.

Ein Gedankendichter.

Von Ludwig Fulda.

Gedankendichter? Das ist eigentlich ein recht seltsamer Pleonasmus. Etwa so wie „Farbenmaler" oder „Tönecomponist". Denn es hat mir niemals einleuchten wollen, daß mit Worten, die doch nun einmal die Form der Dichtkunst sind, etwas Anderes ausgedrückt werden kann als Gedanken. Die längst abgegriffene Phrase, der Dichter und zumal der Lyriker solle sich auf die Schilderung von Empfindungen und Gefühlen beschränken, ist eben eine Phrase und enthält als solche genau soviel Wahres wie Verkehrtes. Empfindungen und Gefühle sind allerdings der Inhalt der Lyrik wie jeder anderen Kunst; aber zum künstlerischen Ausdruck können sie doch nur dann gelangen, wenn sie sich zu Gedanken verdichten und klären. Die Gabe dieser Verdichtung und Klärung ist es gerade, welche den Dichter macht. Beim Anblick des Mondes in einer milden Sommernacht befällt jeden sensitiven Menschen und besonders jeden Deutschen eine weiche, träumerische, hingebende Stimmung. Aber

um diese Stimmung so in Gedanken und Worte umzuwandeln, daß sie durch die Gedanken und Worte auch beim hellen Tageslicht im Hörer und Leser wieder erweckt werden kann, dazu bedarf es des lyrischen Genies. Und darin beruht die Wohlthat, die uns ein Kunstwerk wie Goethes Lied an den Mond erweist, daß uns unser eigenes dunkles Empfinden in Gedankenklarheit gegenübertritt, daß wir uns selbst erst recht verstehen lernen. Wer nur das Rohmaterial seiner Gefühle in gute Verse bringt, der mag wohl ein sehr gefühlvoller Mensch sein; aber ich glaube nicht, daß er ein Dichter ist. Den Schein poetischen Könnens vermag er überhaupt nur dann zu erringen, wenn eine bereits ausgebildete Lyrik ihm das schwere Geschäft des Umwandelns von Gefühlen in Gedanken vorweggenommen hat. Jede Empfindung ist bereits von seinen poetischen Vorgängern in Worte umgesetzt und gemünzt; er weiß, daß diese und jene bestimmten Worte den Münzwerth seiner auszudrückenden Empfindung bilden, und ohne den eigentlich dichterischen Connex zwischen Gefühl und Wort herstellen zu können, wird er durch seine bloße Kenntniß der lyrischen Conventionalsprache den Mangel poetischer Kraft zu verbergen im Stande sein.

Und eine solche lyrische Conventionalsprache muß sich mit Naturnothwendigkeit nach jeder Blüthezeit der Lyrik entwickeln; bereits Schiller hat feinsinnig die Gefahren „einer gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt", erkannt. Das ist der Punkt, in welchem der viel mißbrauchte Begriff des Epigonenthums zu Recht besteht und auch heute noch seine begründete Anwendung findet. Dieselbe Erscheinung ist in unserer Literatur schon früher einmal und zwar noch viel schroffer zu Tage getreten. Auf die Blüthe des Minnegesangs folgte im dreizehnten Jahrhundert eine Zeit, in welcher die Lyrik so conventionell geworden war, daß sie schließlich nur noch in einer neuen und gefälligen Gruppirung stehender Formeln bestand. Die Poesie der letzten dreißig bis vierzig Jahre bietet dazu eine recht betrübende Analogie. Sie operirt genau ebenso mit den für jede einzelne Empfindung gebräuchlich gewordenen Ausdrücken, Bildern, Metaphern und Vergleichen, wobei sie natürlich auf jede Individualität und Ursprünglichkeit verzichtet. Ob es sich nun um Mondschein oder Frühlingsluft, um Liebesschmerz oder Liebesglück handelt, für alle diese lyrischen Themata haben unsere großen Dichter Darstellungsarten gefunden, welche jetzt poetisches Gemeingut geworden sind. Genau so conventionell wie die oft verspotteten Reime von „Herz" und „Schmerz", „Lust" und „Brust", ist der Inhalt, die Anschauungsweise und der Ausdruck eines großen Theils unserer heutigen lyrischen Poesie. Ich sage, eines großen Theils, und damit ist glücklicherweise der Analogie mit dem dreizehnten Jahrhundert ihre Grenze gezogen. Aus dem traditionellen Gezwitscher haben zur Freude der Wenigen, die noch unentwegt im deutschen Dichterwald spazieren gehn, stets ein paar frische Stimmen hervorgetönt, deren Eigenart und unverschüchterte Urwüchsigkeit sich von dem abgeleierten Chorus nicht beirren ließ. Diesen echten Talenten bringt der sie umgebende Conventionalismus eine Schwierigkeit und eine Gefahr. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sie dem Abgegriffenen fortwährend ausweichen müssen, auch da, wo der conventionelle Ausdruck sich zufällig mit demjenigen ihres ursprünglichen Empfindens deckt, und die Gefahr liegt darin, daß sie bei dem Bestreben, ihrer Eigenart eine eigenartige Form zu finden, nur allzu leicht in Dunkelheit oder in Manier verfallen.

Diese lange Betrachtung war nöthig, um den „Gedankendichter", auf den ich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers lenken will, unter den rechten kritischen Gesichtspunkt zu rücken. Wolfgang Kirchbach hat in seinen „Ausgewählten Gedichten"*) jene Schwierigkeit nicht ganz überwinden, jene Gefahr nicht völlig vermeiden können. Aber dafür macht er uns in diesem Buch, nachdem er schon in seinen früheren Publicationen, zumal in den „Kindern des Reichs", sich als kühnen und selbständigen Kopf erwiesen, mit einer um so interessanteren Gedankenwelt bekannt. Es ist auch bei der allergrößten Begabung undenkbar, daß ein Poet, der so ganz seine eigenen Wege geht und unabhängig von aller Tradition sein denkmündiges Ich in Verse prägt, überall gleich die prägnanteste und plastischeste Form finden sollte. Aber der vernünftige Beurtheiler wird den tüchtigen Kern trotz der etwas herben Schale der tauben vergoldeten Weihnachtsnuß unbedenklich vorziehen. Und ein tüchtiger, ein sehr gesunder und lebensfähiger Kern steckt in diesen Dichtungen. Kirchbach ist ein Denker mit einer leichten Nüance vom Grübler. Er vertieft sich liebevoll und mit redlicher Gedankenarbeit in alle Probleme des Lebens und der Zeit; er durchdringt und durchglüht sie mit der Wärme eines beweglichen Dichtergeistes. So gestaltet er eine fesselnde, farbige Welt aus sich heraus und schildert uns die Außenwelt frischweg so, wie er sie gesehen, unbekümmert darum, ob sie durch andere Geistesbrillen sich anders ausnimmt. Aber gerade dieser freudige Muth in der Bekennung der eigenen Individualität, der heutzutage so selten geworden ist, erweckt unsere Sympathie für diese Dichtungen und giebt ihnen selbst etwas Charakterfestes und Achtunggebietendes. Naturmythen, Idyllen, Visionen oder schlichte Monologe sind der Rahmen für diese sinnenfrische und daseinsfreudige Weltanschauung, für diese sonnige Urbehaglichkeit, welche sich an allem Menschlichen mit unbefangenem Lächeln ergötzt. In dem umfangreichsten Gedichte der Sammlung, dem Idyll „Die seligen Faune", ist diese poetische Grundstimmung zum abgeklärtesten und behäbigsten Ausdruck gekommen; noch künstlerischer tritt sie aus dem reizenden Gedicht „Die neuen Amoretten" hervor. Sie zieht sich mehr oder weniger ausgeprägt durch die ganze Sammlung, selbst durch die Epigramme, denen gerade deshalb häufig der Stachel fehlt. Um so auffälliger ist ein Zug zur Mystik und Allegorie, welcher besonders in einigen Gedichten des „neuen Hiob" sich kundgibt. So ist die Abtheilung der Sammlung überschrieben, deren Inhalt nach der Angabe des Verfassers „Psalmen, Visionen, Lieder, Reflexionen" bilden. In einzelnen Gedichten dieser Abtheilung, so z. B. im „Traum von den Blinden im Jenseits", ist eine plastische Herausarbeitung des Gedankens nicht recht geglückt. Man bemerkt, wie der Dichter mit dem spröden Stoff zu ringen hatte, und daß es ihm nicht gelang, das Bild so hinzustellen, als sei es „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen". Die sehr gerechtfertigte Absichtlichkeit, mit der Kirchbach das Conventionelle umgeht, hat eben nicht immer verwischt werden können und mag ihn hier und da verleitet haben, die Selbständigkeit seiner Dicht- und Denkart auf Kosten der Schönheit zu betonen. Dies ist am meisten in den Liedern der Fall, die doch ein wenig zu gedankenbeschwert sind, um überall den leichtfüßigen Liedcharakter zu wahren. Aber das Alles sind Ausstellungen, welche durch die Schwierigkeit des Unternehmens entschuldigt werden und den Reiz und die Anziehungskraft der interessanten Dichtungen nicht wesentlich beeinträchtigen können. Freuen wir uns, daß wieder einmal Jemand den Mund aufgethan, der wirklich etwas zu sagen hat, der uns den alten Wein in neuen Schläuchen bietet und als ein rüstiger Wanderer den steilen Pfad hinansteigt. Kirchbach befindet sich in den Jahren, in welchen ein frisches Fortschreiten auf dem glücklich betretenen Wege so gut wie selbstverständlich ist. Wir dürfen den Resultaten desselben mit hoffnungsvoller Spannung entgegensehen.

*) Leipzig. W. Friedrich.

Flußnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

IV.

Es ist eine der häufigsten Erscheinungen, daß Flüsse gleich daranliegenden Städten lauten, aber oft schwer zu entscheiden, welchem von beiden Namen, dem Flußnamen oder dem Stadtnamen die Priorität gebührt. Wenn freilich der Fluß so deutlich hervortritt, wie in Rio de Janeiro, d. i. Januarfluß —

eigentlich liegt die Hauptstadt Brasiliens gar nicht an einem Flusse, sondern an einer Bai, aber diese Bai wurde von den ersten sie besuchenden europäischen Schifffahrern für die Mündung eines großen Stromes gehalten und Januarfluß genannt, weil die Entdeckung gerade zu Neujahr erfolgte — oder wie in dem obenerwähnten Aksu, oder wie in der ungarischen Hafenstadt Fiume: dann wird sich Niemand den Kopf zerbrechen. Aber Wien, von einem Donauarm durchschnitten, welcher das Flüßchen Wien aufnimmt, Chicago, vor der Mündung des Flusses Chicago in den Michigansee angelegt, Chemnitz im Kesselthal des Flusses Chemnitz, Meißen zwischen den Bächen Meiße und Triebisch, Avenza an der Avenza — was ist da das Ursprüngliche? Freilich muß der Fluß eher dagewesen sein, als die menschliche Niederlassung, aber dieselbe erscheint uns so viel wichtiger als die verschwindende Wasserader, ihr Begriff ist dermaßen über das Flüßchen hinausgewachsen, um so mehr als es eben immer nur Flüßchen sind und Wien nicht nach der Donau, sondern nach der Wien genannt wird: daß wir Mühe haben, an die Taufe so gewaltiger Wesen in so winzigen Taufbrunnen zu glauben.

Dennoch muß uns schon die große Zahl von Städtenamen, die unzweifelhaft auf Flüsse, Bäche, Quellen zurückzuführen sind, eines Besseren belehren: der Aachen und der Gießen gibt es in allen Ländern und in allen Sprachen der Welt, während mir nur sehr wenige sichere Beispiele für die Ableitung eines Flußnamens von einem Stadtnamen bekannt sind. Zum Beispiel möchte ich Chemnitz ausnehmen, weil die Endung -itz auf ein slawisches Patronymikon -ice hinweist (Chemnitz war ja auch ursprünglich eine Niederlassung der Sorbenwenden), dieses aber kaum auf einen Fluß bezogen worden sein kann. Desgleichen läßt sich bei Wien zweifeln, weil Wien ursprünglich ein keltischer Ort war und Vindobona hieß; Vindobona aber scheint so viel wie Winden- oder Wendenstadt zu sein, das heißt, die Stadt (Bona) des keltischen Volkes der Veneter, eine Etymologie, die uns abermals nicht auf den Fluß Wien führt. Doch fragt es sich, ob der Name Wien aus Vindobona und nicht vielmehr aus Faviana = Fabiana entstanden ist, wie die Stadt seit dem fünften Jahrhundert hieß. Ja, wenn wir den Aegyptologen glauben dürfen, so wurde bereits in uralter Zeit der Name der Stadt Memphis auf den Nil übertragen. Der Name Aegypten ist griechischen Ursprungs: er (*Αἴγυπτος*) findet sich bereits bei Homer, und zwar noch nicht für das Land, sondern für den Nil, der erst bei Hesiod Neilos heißt. Nach Brugsch wurde nun der westliche oder kanopische Nilarm, der einzige, in welchen fremde Schiffe einlaufen durften, von den Griechen nach dem heiligen Namen der Stadt Memphis benannt. Dieser heilige Name lautete Ha-ka-ptah, d. i. Haus der Verehrung des Gottes Ptah, und gräcisirt: *Αἰ-γυ-πτο-ς*. Hierauf wurde der Flußname wieder auf das Land übertragen, wie das ja ebenfalls viele Analogien hat, z. B. bei dem Negerreiche Congo und den La-Plata-Staaten.

Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß. (Mahomets Gesang).

Interessant ist es, daß der Simplicissimus immer von der Moskau spricht. Er meint nicht den Fluß, sondern die „Statt Moscau in Reußen"; aber die Moskau klang ihm vermuthlich wie die Donau. Und der Gleichklang betrog ihn gar nicht, denn wirklich liegt ja die alte Hauptstadt des Russischen Reiches an dem Flusse Moskwa, einem Nebenflusse der Oka, welche in die Wolga fällt.

V.

Aber das war eine verfehlte Speculation, die Reise unseres Simplicissimus vom Schwarzwald bis nach Moskau, die er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem „Mitteltheil der Erden" und wohl mit aus Aerger unternahm, weil er seinen Sauerbrunnen an einem unrechten Ort „verzettet" hatte. Deshalb wollen wir den Simplicissimus jetzt selbst einmal coram nehmen und ihm eine kleine Vorlesung über die Gewässer halten; denn seine Theorie derselben ist eine veraltete.

Es ist dieselbe, die alle älteren Geographen gehabt haben und die schon der Prediger Salomo vertritt, indem er (Kapitel 1, 7) sagt: Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin.

Danach besteht nämlich zwischen dem Meere und den Quellen und Flüssen ein unterirdischer Zusammenhang, während dieser Zusammenhang vielmehr umgekehrt überirdisch ist, indem das Meer verdunstet, die aufsteigenden Dämpfe Wolken bilden und aus diesen wieder in der Form von Regen und Schnee auf die Erde niederfallen, um in dieselbe einzudringen und als continentales Wasser wieder aus ihr hervorzugehen. Wie die Geister über den Wassern singen:

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Selbst Carteſius, der das Meerwasser in unterirdische Behälter unter den Bergen strömen, dort durch die Hitze des Centralfeuers in Dampf verwandelt werden und dann erst als Niederschlag hervortreten läßt, hat den Kreislauf des Wassers auf der Erde noch nicht richtig aufgefaßt, obwohl er der Wahrheit schon näher kommt.

Das Meer ist also das große Reservoir für alle Bäche, Flüsse und Ströme und die Quelle aller Quellen; der Ocean ist der „Vater der Ströme" und der große „Missisippi", dem die Kinder freudebrausend ans Herz sinken; in dessen Hause sich die tausend Söhne sammeln, nachdem sie das Land wie eine Fremde durchwandert haben; der sie dann nicht der Erde, sondern der Luft zurückgibt.

Aber nicht alle Kinder sind im Stande, die weite Reise zum alten Vater selbst zurückzulegen, sondern sie müssen sich von einem älteren und stärkeren Bruder mitnehmen lassen, der sie unter seinem Namen weiterträgt; und zwar sind es nicht immer die mächtigsten, wasserreichsten und längsten Gewässer, deren Quelle von der Mündung des Ganzen am entferntesten ist, welche sozusagen den Paß auf ihren Namen ausgestellt bekommen und als die Häupter der Reisegesellschaft betrachtet werden. Der Inn ist bei Passau bedeutend breiter als die Donau und sein Lauf bis hierher mindestens ebenso lang, dennoch wird er von ihr verschlungen. Desgleichen ist die Moldau mächtiger und wasserreicher als die Elbe und hat bei ihrem Zusammenflusse einen längeren Lauf zurückgelegt als sie, und dennoch betrachten wir die Moldau nur als einen Zufluß. Den Ausschlag pflegt hier nicht sowohl die commerzielle und historische Wichtigkeit als vielmehr die Richtung und, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Charakterfestigkeit des Stroms zu geben: derjenige, welcher von der bisher angenommenen Richtung nicht abweicht, wird als der Hauptfluß angesehn. So geht der Inn in der Richtung der Donau, die Moldau in der Richtung der Elbe auf, Inn und Moldau werden scheinbar von Donau und Elbe angezogen, nicht umgekehrt. Ueberhaupt hat die Donau das entwickeltere Stromsystem, und der Inn erscheint im Verhältniß zu ihr nur als das vornehmste Glied einer Reihe von Nebenflüssen, zu welcher außerdem Iller, Lech und Isar gehören.

Und darum, meine Herren Flüsse, wenn ihr euren Namen behalten wollt, so müßt ihr bei der Stange bleiben und es wie der Simplicissimus machen, der nicht rechts und nicht links schaute, sondern gerade und einfältig seinen Weg verfolgte und „sich nichts drum geheiete, wann gleich die ganze Welt untergieng".

Ein deutsches Fest in den Vogesen.

Sonntag den 6. Juli wurde hoch oben in den Vogesen eine Feier veranstaltet, in ihrem Verlauf ein wirkliches Volksfest, die Altdeutschland ebenso erfreulich sein kann, als sie uns Theilnehmern unvergeßlich sein

wird, und die in mannichfacher Hinsicht das Interesse ganz Deutschlands beanspruchen darf.

Der Vogesenklub, dieser rührige vielseitige Verein, dem jetzt schon Tausende von Touristen und Patrioten Genuß und Belehrung danken, dessen Thätigkeit dereinst noch ganz anders gerühmt werden wird, wenn Altdeutschland sich daran gewöhnt hat, auch die herrlichen Vogesen wieder als Ausflugorte zu betrachten — dieser Verein lud die Bewohnerschaft Straßburgs ein zu einer Chamissofeier auf Burg Nideck. Den Freunden schöner und sagenumwobener Natur gewiß nicht weniger verlockend als den Freunden des liebenswerthen Dichtergeistes!

Burg Nideck ist von Station Urmatt auf schönem Wege, der über beide Haslach führt, in 2 bis 3 Stunden bequem zu erreichen. Bieten auch die Trümmer und der einfache schwere Steinthurm dem Beschauer nicht soviel des Interessanten als andere Burgen des Elsaß, wie die prächtige Hohkönigsburg, so umhüllt doch dieses leere Gemäuer ein eigenthümlicher Reiz, der uns immer wieder in seinen Kreis bannt — das ist nicht nur die schöne Natur, die uns auf dem ganzen Wege freundlich anlacht, die am Wasserfall geradezu überwältigend einwirkt und die wir von oben in ganzer Schöne überblicken — das ist vor Allem das geheimnißvoll Anheimelnde der alten Sage, die uns seit Kindesbeinen vertraut, wegen ihres volksthümlichen und volksfreundlichen Inhalts ganz besonders sympathisch ist.

Die Sage vom Riesenfräulein, das den ackernden Bauer als Spielzeug heimbringt und belehrenden Verweis vom Vater erhält, ist alt und viel verbreitet mit mannichfachen, theils älteren Variationen (vgl. Grimm Mythologie ² 446); sie ist Gemeingut des deutschen Volkes geworden durch die dichterische Gestaltung, die ihr Adalbert von Chamisso 1831 gab. Diese That hat der Vogesenklub durch eine Denktafel geehrt.

Der Bahnhof in Urmatt, die Ortschaften auf dem Wege waren geschmückt — es ist keine Phrase, die ganze Bevölkerung in weitem Umkreis feierte mit, und zeigte dies durch ihre praktische Theilnahme: Oben auf dem Festorte waren alle Schichten der Gesellschaft vertreten, saßen alle, wie es gerade kam, an den aufgeschlagenen Holztischen, freuten sich des Lebens, des guten Wetters und des aufgestellten Musikcorps des Zaberner Jägerbataillons.

Um zwei Uhr begann die Feier. Oberlehrer Grün, ein Mann, der seit 35 Jahren das Deutschthum thätig in Straßburg vertritt, hielt die Festrede. Er faßte die wesentlichen Punkte in des Dichters Leben an der Hand seiner Dichtungen und Briefe zusammen und gab so im Ganzen ein klares Bild von der edlen Gestalt (eine ernste Kritik der Darstellung kann hier nicht beabsichtigt werden). Trefflich zeichnete er die männliche, die weibliche und die kindliche Seite in Chamissos Wesen; und konnte er auch der literarischen Stellung seines Helden nicht gerecht werden, so ward er es doch in Bezug auf den Herzenseindruck seiner Schöpfungen. Die poetische Vorgeschichte der Sage wurde kurz gegeben, das Engelhardt'sche und das Chamisso'sche Gedicht wurde von Mädchenmund vorgetragen; einige Worte (auf die ich noch zurückkommen möchte) beschlossen die Rede mit dreimaligem Hoch auf Elsaß-Lothringen. Der Vorstand, Forstmeister von Etzel, trat vor, übergab die Tafel der Section Molsheim; die Hülle fiel unter Geschützgekrach, Tusch und den Hochrufen der großen Menge.

Die längliche Tafel zeigt in der Mitte das Medaillonporträt des Dichters, eine Vergrößerung des bekannten David'schen Meisterwerkes (ähnlich der am Wohnhause Chamissos in Berlin angebrachten), zu beiden Seiten die Anfangszeilen des Gedichtes, darunter Name und Widmung; sie ist über dem Eingangsthor des Thurmes eingemauert.

Der Nachmittag verlief wie nun eben Nachmittage zu verlaufen pflegen, wenn frohe Menschen in schöner Natur bei gutem Getränk in gehobener Stimmung beisammen sind — und als um 5 Uhr die Musik zum Aufbruch blies, waren die leeren Fässer die einzigen Traurigen der Gesellschaft.

Als netter Zug der Theilnahme verdient hervorgehoben zu werden, daß auf dem Rückzug die Bewohner Oberhaslachs durch zwei weißgekleidete Mädchen dem einzigen anwesenden Verwandten des Dichters (einem Enkel) zwei Sträuße in längerer Rede überreichen ließen.

Fragen wir kritisch nach Chamissos Verdienst an der poetischen Gestaltung der Sage, so scheint dies erstlich sehr gering; nicht weil er die Sage fertig vorfand (Sagenerfindung, außer der Lorley, hat selten Glück gebracht), sondern weil sie volksthümlich, in ihrer Art trefflich, poetisch gestaltet vor ihm existirte.

Charlotte Engelhardt (1781—1864) nämlich, die Tochter des berühmten Hellenisten Joh. Schweighäuser, Gattin des gelehrten Moriz Engelhardt, hat im Jahre 1808 auf einer Fußwanderung mit ihrem Manne die Sage zuerst von einem Förster gehört, dieselbe in ihrer elsässischen Mundart ganz prächtig versificirt und es Jacob Grimm mitgetheilt; nur der Anfang als Probe:

Im Waldschloß dort am Wasserfall
Sin d' Ritter Rise gsinn.
Ä mol kummt's Fräule hrab ins Thal
Un geht spaziere drinn;
Si thut bis schier nach Haslach gehn
Vorm Wald im Ackerfeld,
Do blibt sie voll Verwundrung stehn
Un sieht, wie's Feld wurd bestellt.
Sie luegt dem Ding ä Wil so zu
Der Pflui, die Ros, die Lütt
Ischer ebs neus; sie geht darzu
Un denkt: die nimm i mitt.

Als nun im Jahre 1816 die Brüder Grimm ihre „Deutsche Sagen" herausgaben, nahmen sie auch diese Sage (als Nr. 17) auf, unter der Ueberschrift „Das Riesenfräulein, mündlich von einem Förster". Für diesen Zweck hatten sie aber die elsässischen Verse in hochdeutsche Prosa aufgelöst. Diese Sammlung lernte Chamisso, scheint's, im Sommer 1831 näher kennen; denn alle 5 Gedichte, die er unter dem Titel „Deutsche Volkssagen" zusammenfaßt, sind (wie sich aus seinem poet. Hausbuch ergibt) im September und October 1831 gedichtet; und über „Die Männer im Zottenberge" schreibt er selbst (in einem noch ungedruckten Briefe) an Schwab (18./7., 1832): „sind so im Grimm". Die Grimm'sche Prosaauflösung der Sagen war demnach Chamissos Quelle. Erst 4 Jahre später (1835) veröffentlichte Jacob Grimm in seiner Mythologie das Gedicht der Engelhardt. Es ist mir keine Aeußerung Chamissos darüber bekannt. (Die sonstigen Bearbeitungen der Sagen, von Rückert und Stöber, finden sich in Stöbers Oberrheinischem Sagenbuch 1842.) Zu dieser historischen Thatsache gesellt sich die weitere, daß Chamissos Bearbeitung, weder die erste noch die letzte der fünf bekannten, die andern dergestalt überstrahlt, daß sie allein die Sage dem Volk übermittelt — mithin ist es eine historisch sanctionirte Gerechtigkeit, ihn, den poetischen Ausbildner, wie durch einen officiellen Act der Sage anzutrauen, sein Bild den Trümmern einzuverleiben — ein wahrer Sängerlohn!

Beachtenswerth ist das Wort Fouqués, das Chamisso seinen deutschen Sagen als Motto voransetzte: „Die Sage will ihr Recht, ich schreit' ihr nach." Mit wie ganz anderm Rechte darf er dies Wort auf sich anwenden, als der sentimental teutonisirende Phantast! Chamisso schreitet überall ernst der Sage nach, im Lied von Thrym wie in den Sagen, wie im armen Heinrich — und noch im letzten Jahre seines Lebens dankte er denen, denen wir Alle unsre deutsche Forschung danken, den Brüdern Grimm:

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt!

Ich schuld' es Euch, daß, wie im Traume
Berührt, mein Saitenspiel erklang,
Und sich dem übervollen Busen
In Schmerz und Lust das Lied entrang.

Es lag dem Redner nahe, zumal hier auf elsässischer Erde, Chamissos politische Stellung zu Frankreich und Deutschland heranzuziehen; er that dies in seinen Schlußworten, hinauszielend auf eine politische Nutzanwendung für unsere Generation. Es mag dahin gestellt bleiben, ob letzteres zur Feier gehörte oder nicht. Nur einige Worte zur Sache:

Die interessante Frage ist oft und anziehend berührt oder behandelt worden von Varnhagen von Ense, Hitzig, Hüser (Wie Chamisso ein Deutscher ward. Halle.), Max Koch u. A., nirgends gründlich nach Sammlung sämmtlicher Belege. Und doch kann der künftige Biograph nur auf Grund aller Selbstäußerungen Chamissos, aller Notizen seiner Freunde und möglichst vieler Berichte französischer und deutscher

Zeitgenossen es versuchen, ein vollendetes wahres Bild zu geben, so sicher auch unser jetziges Bild in allgemeinen Umrissen sich bewähren wird. Dies hier aufzuschöpfen darf meine Aufgabe nicht sein, nur weniges, bisher unbenutztes französisches Material sei hier eingeführt.

Kurz nach Chamissos Tod erschien ohne Druckort und Jahr eine anonyme Notice sur Adelbert de Chamisso, naturaliste et poète allemand, wie die Vorrede sagt, von einem ami dévoué d'Adelbert verfaßt zu Gunsten der alten Waschfrau, ein Schriftchen, das auf 30 Seiten neben vielen Ungeheuerlichkeiten Manches enthält, was auf nähere Familienkenntniß hinweist, und welches bei künftigen Bearbeitungen berücksichtigt werden muß. Auf Seite 9 wird eine Stelle aus dem Nekrolog der Vossischen Zeitung vom 22. August 1838 in Uebersetzung angeführt. Auf Seite 24 ist der erste, bisher nie erwähnte, Abdruck der ganzen Uebersetzung des Schlosses Boncourt (durch Chamisso selbst). Chateaubriand hatte nur die acht ersten Strophen gegeben. Der Text des Anonymus schwankt zwischen dem Chateaubriand'schen und dem des poet. Hausbuches (vgl. H. von Chamisso bei Fulda, Chamisso u. s. Zeit. 1881. S. 259 ff.)

Die dürre, lebenslose Schilderung Chamissos durch Chateaubriand (Mémoires d'outre tombe Paris 1860, IV, 184 sq.), der 1821 ihn in Berlin besuchte, scheint ihrem Realinhalt nach durchaus von dem Anonymus abhängig. Von dem Gespräch zweier geistreicher Menschen kein Wort, einige thörichte Anecdoten des Anonymus an Stelle einer Charakteristik, eine geänderte und unvollendete Abschrift des Chateau de Boncourt, und am Schluß von plötzlicher Poesie befallen der Satz: Je me souviens de Chamisso comme du souffle insensible qui faisait légèrement fléchir la tige des brandes que je traversai en retournant à Berlin; eine Phrase, über die Hesekiel (Chamissos Werke, Hempel, I, 17.) in exegetische Begeisterung geräth, während ich gestehen muß, nur schöne Wörter darin zu hören.

Ein wirklich interessantes Document ist der Brief, den Béranger am 1. August 1834 an Chamisso schrieb (Correspondence de Béranger rec. p. Bosteau, Paris, Garnier, II, p. 180. 181.) ohne ihn zu kennen. Am wichtigsten für unsern Zweck ist der zweite Theil, den ich in Uebersetzung anführe:

„Ihr Name scheint zu sagen, daß Sie französischen Ursprungs sind. Ein Rest des alten Blutes ist vielleicht die Ursache des Wohlwollens, das Sie mir bezeugt haben [durch Uebersetzung mehrerer Lieder]. Vielleicht auch haben Sie mir Dank gewußt, daß ich der Erste in Frankreich war, der den Bund der Nationen gepredigt hat. Das wird wohl auch Ihr Traum sein. Unsre Soldaten haben gar lange Deutschland bedrängt. Unsre Metaphysiker haben dort ihren leeren Bettelsack gefüllt, und mehr als einer, ohne es sich merken zu lassen. Da kann es leicht geschehen, daß die Deutschen den Soldaten und Philosophen Frankreichs grollen. Das ist nun doch Sache der Dichter, der Leute der Zukunft, endlich diese alte Abneigung auszurotten. Das, mein Herr, wäre ein würdiger, heiliger Gebrauch Ihrer schönen Begabung. Was mich betrifft, ich kann nichts mehr darin thun. Unsre maßlosen Kämpfe haben meine Stimme erschöpft, die nun in der Zurückgezogenheit ohne Widerhall vollends verklingt. Es bedarf keiner geringeren Sache, um mich wieder zu erwecken, als eines so schmeichelhaften Achtungsbeweises, wie ich ihn von Ihnen erhalte. Auch können Sie glauben, daß es tiefe Dankbarkeit ist, mit der meine arme Muse der Ihrigen Dank sagt."

Leider ist bis jetzt keine Antwort Chamissos bekannt geworden. Ueberschätzt darf ja der Werth dieses Briefes nicht werden, so lange wir die Antwort nicht kennen, er bleibt aber doch mindestens interessant.

Der geistvolle Aufsatz des französischen Literarhistorikers Ampère (Revue d. d. mondes, Mai 1840) ist längst in Deutschland bekannt und gewürdigt; nur der Vollständigkeit halber sei er hier erwähnt.

Außer diesen bekannten und unbekannten Beleuchtungsquellen zu Chamissos politischer Stellung werden sich noch eine Anzahl der ungedruckten Gedichte als sehr wichtig erweisen, da solche mit politischer Unterlage aus fast allen Epochen seines Lebens vorhanden sind. Möge doch reges Interesse der noch ungehobenen Schätze dieses edlen, reichen Geistes warten!

Es sind über zwei Jahre her, daß die größten Geister unsrer Nation sich zusammenthaten und in einem Aufruf uns sagten:

„Er umfaßte das ganze Vaterland seiner Wahl und mit dankbarer Liebe, sammelte aus allen Gegenden die aufstrebenden Dichter zu gemeinsamer Wirkung und suchte zwischen Norddeutschland und Süddeutschland, soviel an ihm lag, zu vermitteln. Er war ein reiner, unschuldiger Mensch, rastlos thätig, selbstlos und wahrhaftig, eifrig in der Förderung junger Talente und voll von edler Wärme für die höchsten Gedanken der Menschheit. Kein stärkeres Zeugniß kann es geben für die geistige Macht unserer klassischen Literatur, als daß ein Fremder in ihren Dienst trat. Chamisso hat dieses Zeugniß abgelegt. Der Dank der Nachwelt soll ihm dafür nicht entgehen."

Der Dank der Nachwelt sollte, scheint's, in Berlin nicht sprießen. Der Vogesenklub hat den entfallenen Faden aufgenommen — und wahrlich, er hat sich damit selbst geehrt, wie er dem Dichtergeist ein Dankopfer dargebracht nahe seiner Wiege an Frankreichs Grenze.

Straßburg. Ernst Koßmann.

Die Zahlen in der Odyssee.

Das hier Mitgetheilte ist ein Bruchstück aus einer Arbeit, zu der mich die Betrachtung und Erwägung der in neugriechischen Volksliedern*) vorkommenden Zahlen und Zahlenverhältnisse im Vergleich mit andern Volksdichtungen veranlaßt hat. Für die vollständige Arbeit dürfte ich hier allerdings wohl kaum auf einen allgemeinen Antheil rechnen; auch setzt sie einen nicht allgemein bekannten, zum Theil sogar noch ungedruckten Apparat voraus. Dagegen ist die Odyssee ja jedem Gebildeten — sei es in der Ursprache oder durch Uebersetzung — bekannt und des Antheils sicher, wie auch für etwaiges Nachschlagen leicht zugänglich.

Der geneigte Leser ersieht hieraus schon, daß ihm in dem Folgenden nichts Neues geboten werden kann und soll, außer eben der Zusammenstellung und Zusammenfassung, durch welche das allerdings Altbekannte, aber doch weit aus einander Liegende und Zerstreute vielleicht doch in eine neue und eigenthümliche Beleuchtung gerückt ist.

Daß gewisse stehende Zahlen und wiederkehrende Zahlenverbindungen in der Volksdichtung nicht etwas ganz Gleichgültiges und Nebensächliches sind, wird dem deutschen Leser sofort klar sein, wenn er an bekannte Liederanfänge denkt, wie:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.
Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.
Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch.
Es waren drei Gesellen.
Es waren einmal drei Reiter gefangen.
Es stehen drei Sterne am Himmel.
Es stunden drei Rosen auf einem Zweig.
Es kommen drei Herren ins Himmelreich.
Es flogen drei Schwälbelein über den Rhein u. Aehnliches m.

Man versuche es nur, hier die Drei mit einer anderen Zahl (4, 5, 6 ꝛc.) zu vertauschen und man wird sogleich fühlen, daß es mit der Dreizahl eine eigene und eigenthümliche Bewandtniß hat, so wenig man auch wohl im Stande sein mag, dies Gefühl genau und bestimmt auszudrücken oder gar zu erklären und zu begründen.

Eine ähnliche Beobachtung über die Dreizahl auch in Homers Gedichten hat schon der alte Geograph Strabo (I, Kap. 2) gemacht, der zu der Stelle der Odyssee (XII, 105) in welcher Kirke (Circe) dem Odysseus von dem Grauen der Charybdis berichtet, die das dunkle Gewässer

Dreimal strudelt des Tages hervor und dreimal zurückschlürft,

bemerkt, daß es statt dreimal richtiger hätte zweimal heißen müssen, doch sei, wie er hinzusetzt, solche Uebertreibung ganz gewöhnlich, wie man ja auch 3mal selig und 3mal unglücklich sage u. Aehnliches m., wofür er Belege aus dem Homer anführt.

Ehe wir aber die in der Odyssee vorkommenden einzelnen Zahlen nach ihrer natürlichen Reihenfolge anführen, wollen wir die allgemeine Bemerkung voranschicken, daß sich sehr häufig die Zusammenstellung zweier in der natürlichen Zahlenreihe unmittelbar auf einander folgenden Zahlen findet, z. B.:

Nicht Einer oder Zwei allein sollen es wissen (XII, 154); nicht 1 Opfer opfern sie oder 2 allein (XIV, 94); der Freier ist nicht 1 Zehner (δέκας) oder 2 allein (XVI, 245); Einen packt er, 2 entfliehen (X, 116).

*) Ich habe deren eine sehr umfassende Anzahl, zum Theil noch nirgend veröffentlichter gesammelt.

2 Nächte und Tage, doch als den 3ten die lockige Eos vollendet (V, 388; IX, 74; X, 142 ꝛc.); 2 Männer, den 3ten als Herold (IX, 89); 2 oder 3 Männer (V, 484).

Es ist schon das 3te Jahr und bald das 4te (II, 89); 3 Jahre lang, doch als das 4te kam (II, 106; XIX, 151; XXIV. 141); 3mal selig und 4mal (V, 406); 3- und 4fach zerrissen (IX, 71); 3 im Felde und den 4ten zur Stadt (XIV, 26); 3mal versucht er den Bogen zu spannen, 3mal schwand ihm die Kraft; doch beim 4ten Mal ꝛc. (XXI, 125).

Der 4te Tag, aber am 5ten (V, 262); 4, ich aber als 5ter (IX, 335).

5 Jahre und 6 (III, 115).

6 Tage, aber am 7ten (X, 80; XII, 397; XIV, 249; XV, 476).

7 Jahre, aber im 8ten (III, 305; VIII, 259; XIV, 285).

9 Jahre, im 10ten (V, 107; XIV, 240); 9 Tage, aber am 10ten (VII, 253; IX, 82; X, 28; XII, 447; XIV, 314); 9 Ziegen, mir 10 (IX, 159).

Die 10te oder 11te Morgenröthe (XIX, 192).

Der 11te und 12te Tag (II, 374; IV, 588).

12 Fürsten, ich als der 13te (VIII, 391); 12 Tage, am 13ten (XIX, 199).

17 Tage (und Nächte) am 18ten aber (V, 278; VII, 267; XXIV, 68).

Ferner: 1, z. B.: Alle schliefen, nur sie, die Eine, ruhte nicht (XX, 110) u. o.

2 ungemein häufig, zuweilen blos durch den Dual ausgedrückt, z. B.: 2 Adler (II, 146); 2 Geier (XI, 578) ꝛc., oft auch: beide; von beiden Seiten; doppelt ꝛc.; ferner: Nur 2 blieben zurück (III, 424); 2 Männer (IV, 27; XVI, 244); nur 2 Heerführer (IV, 496); 2 Dienerinnen (VI, 18); 2 Diener (XVI, 253); 2 Gefährten (IX, 289; 311; 344); 2 Kinder (XI, 262; 307); 2 Sirenen (XII, 166); 2 Jungfrauen (XVIII, 198; 207); 2 (Geis-)Hirten (XVII, 214; XX, 175) ꝛc. — 2 Ferkel (XIV, 74); 2 Rinder (XVIII, 376) ꝛc. — 2 Talente Goldes (IV, 526); 2 Quellen (VI, 129); 2 rauschende Flüsse (X, 515); 2 Wege (XII, 57); 2 Felsen (XII, 73); 2 Speere, Lanzen (XII, 129; XVIII, 378; XXII, 101; 125); 2 Klippen (XIII, 97); 2 Thürme (XIII, 109; XIX, 562); 2 Städte (XV, 412); 2 Brode (XVIII, 120); 2 Schwerter und 2 Schilde (XVI, 295). Vgl. auch die Verbindung: 2 Wannen, 2 Dreifüße und 10 Talente (IV, 128).

3 ist sehr häufig, s. o. und z. B.: 3 Menschengeschlechter (III, 245); 3mal gebären die Schafe im Jahr (IV, 85); 3 Gefährten (IV, 409; 434); 3mal selig (VI, 154); 3fach stärkere Bande (VIII, 340); 3fache Meinung (VIII, 506); 3mal rufen wir (IX, 65); 3mal reichte ich, 3mal trank er (IX, 361); 3 Schafe (IX, 431); 3 Reihen Zähne (XII, 91); 3 Jahre (XIII, 377); 3 Monate (XVII, 408); 3 Nächte und 3 Tage (XVII, 515); 3 Leuchter (XVIII, 307); 3fach getheilte Dorier (XIX, 177); 3 Mastschweine (XX, 163); als 3ter kam Philoitios (XX, 185); 3sternige Ohrringe (τρίγληνα, XVIII, 298); ⅓ der Nacht (XII, 312; XIV, 483); ⅓ der Schätze (IV, 97).

Der 4te Tag (III, 180); 4 Robbenfelle (IV, 436); 4 Quellen (V, 70); 4 Hufen [oder: eine Hufe im Geviert] großer Garten (τετράγυος, VII, 113); Gespann von 4 Hengsten (XIII, 81); 4 Hunde (XIV, 22); Schild aus 4 Lagen oder Schichten (XXII, 122); 4 arbeitskundige Frauen (XXIV, 279, s. u. bei der Zahl 12); 4 Dienerinnen, diese . . ., die andere . . ., die 3te . . ., die 4te . . . (X, 348 ff.); auf der Schwelle 4 und innen viele (XXII, 204); 4 Schilde, 8 Lanzen und 4 Helme (XXII, 110); 4 um Odysseus und 6 von Dolios' Söhnen (XXIV, 497).

5. Wir heben zunächst hervor das Verbum πεμπάζω (nach Fünfen zählen, IV, 412) und die Fünfzacke (πεμπώβολον) beim Opfern (III, 460); ferner: 5 Schiffe (III, 299); am 5ten Tage (XIV, 257); im 5ten Jahr (XXIV, 309); 5jähriges Schwein (XIV, 419); 5jähriger Stier (XIX, 420) ꝛc. — 5 Söhne, 2 vermählt und 3 ledig (VI, 62).

6 Genossen (IX, 60; XII, 110; 246); 6 Diener (XVI, 248); 6 warfen Lanzen (XXII, 252); der 6te Sohn (III, 415) ꝛc. — 6 Hälse, 3 Reihen Zähne (XII, 90).

7 Talente Goldes (IX, 202; XXIV, 274); die 7thorige Thebe (XI, 263); 7 Heerden zu 50 (XII, 129); in 7 Theile zerlegt (XIV, 434).

9 Sitze zu 500 und 9 Stiere (III, 7 ff.); 9 Jahre (III, 118; XIX, 179); 9 Kampfwärter (VIII, 258); 9jähriger Stier (X, 19); 9jährige Schweine (X, 390); 9jährig, 9ellig, 9klafterig (XI, 311); 9 Morgen Landes (XI, 577); 9mal führte er Männer (XIV, 230); 9 Schiffe (XIV, 248); 9 Musen (XXIV, 60).

Bis ins 10te Geschlecht (XIV, 325; XIX, 299); im 10ten Jahr (XVI, 18). Der Freier nicht blos 1 oder 2 (s. o.) Zehner (XVI, 245).

Im 11ten Jahr (vom Wein, III, 391); 11 Ziegenherden (XIV, 102).

12 sehr häufig, z. B.: 12 Krüge (II, 353; IX, 204); 12 Stuten (IV, 636; XXI, 23); 12 von den Freunden (IX, 195); 12 Stiere zum Opfer (XIII, 182); 12 Herden (XIV, 101); 12 Jünglinge aus Ithaka (s. u. XVI, 251); 12 Spangen (XVIII, 293); 12 Beile (XIX, 572 ff., XXI, 76); 12 mahlende Weiber (XX, 107); 12 Mägde (von 50, XXII. 424); 12 Ställe, in jedem 50 Schweine (XIV, 13); 12 Schilde, 12 Lanzen und 12 Helme (XXII, 144); 7 Talente Goldes, einen Mischbecher, je 12 Kleidungsstücke von verschiedener Art (χλαίνας, τάπητας, φάρεα, χιτῶνας) und 4 arbeitskundige Frauen (XXIV, 274 ff.); 12 Schiffe jedes erhielt 9 Ziegen, meines 10 (s. o. IX, 159); 12 Kinder, 6 Töchter 6 Söhne (X, 5); 12 Füße, 6 Hälse, 3 Reihen Zähne (XII, 89); 12 Schafe, 8 Schweine, 2 Rinder (VIII, 59).

Sehr häufig ist dann 20, z. B.: Das 20ste Jahr (II, 175; XVI, 206; XVII, 327; XIX, 222; 484; XXI, 208; XXIII, 102; XXIV, 322); 20 Tage, am 20sten Tage (IV, 360; V, 34; VI, 170); 20 Männer (IV, 530); 20 Gefährten (IV, 669; 778); 20 Stämme (V, 244); 20 Maß Wasser auf einen Becher Wein (IX, 209); 20rudriges Schiff (IX, 322); 20 Hände und Füße (XII, 78); 20 Männer zusammen (XIV, 98); 20 Gänse (XIX, 536) ꝛc.; auch 12 Krüge (s. o.) und 20 Maß Mehl (II, 355) ꝛc.; Freier nicht blos 1 oder 2 Zehner (s. o.), sondern aus Dulichion 52 (s. u.) mit 6 Dienern, aus Samos 24, aus Zakynthos 20, aus Ithaka 12 mit dem Herold, dem Sänger und 2 Dienern (XVI, 245 ff.) ꝛc.;

ferner: 13 Birnbäume, 10 Apfelbäume, 40 Feigenbäume und 50 Rebengeländer (XXIV, 340) ꝛc. — 50 Mägde (VII, 103; XXII, 421); 50 Rinder und Schafe in jeder der 7 Herden (XII, 130); 50 Schweine in jedem der 12 Ställe (XIV, 15); 50 Scharen (XX, 49). — 90 Städte (XIX, 174). — Selbst gegen 300 Männer würde ich kämpfen (XIII, 390); 300 Schafe (XXI, 19). — 360 Schweine (XIV, 20);

endlich Zehner mit 2 darüber (s. o.: 12), auch: 22 Gefährten (X, 208); 22 vierrädrige Wagen (IX, 241); 52 Jünglinge (VIII, 35; 48; XVI, 247, s. o. die Zahl: 20).

Auf die Zahlverhältnisse der neugriechischen Volksdichtung hier näher einzugehen, ist — wie gesagt — nicht unsere Absicht; doch mag hier im Anschluß an das zuletzt Erwähnte wenigstens bemerkt sein, daß sich häufig auch neugriechisch die 2 an Zehner und Hunderter, wie die 5 an Zehner angehängt findet, z. B.: 300 Schellen und 62 Glocken hat die St. Sophienkirche. Der Berg Olymbos (Olymp) rühmt sich dem Kissawos gegenüber, daß er 42 Gipfel und 62 Quellen habe; andere Singeweisen führen theils 32 Gipfel und 3000 Quellen an, theils 62 Gipfel und 45 Quellen ꝛc., auch 62 Gipfel und 40 Klöster ꝛc. Der Pfaffe bezahlt 502 Goldstücke als Lösegeld für den Sohn. Den Hochzeitszug bilden 402 Spielleute und 1000 Gäste, ein ander Mal 400 Gäste und 62 Spielleute. 62 Tritte und 42 Räder hat der Webstuhl. 40 Thürme und noch 45 hat das Schloß der Schönen. Das Roß läuft beim ersten Peitschenschlag 40, beim zweiten 45 Meilen. 75 Rappen stehen im Stall. Sie schöpfet 40 Eimer voll, er sieht ihr nicht ins Auge; | doch bei dem 42sten, da sieht er, wie sie weinet u. Aehnliches m.

Andere Zahlverhältnisse aber der neugriechischen Volkslieder müssen wir, wie gesagt, einer andern Stelle vorbehalten.

Daniel Sanders.

Notizen.

Kunstsammlung von Lorenz Gedon. Katalog seiner nachgelassenen Sammlungen. Mit künstlerischen Beigaben von Heinrich Lossow, Fr. A. Kaulbach u. R. Seitz herausgegeben von Georg Hirth. München, G. Hirth.

Ein Katalog, wie er gleich luxuriös bei uns wohl noch nie, überhaupt nur etwa für die San Donato-Demidoff'sche Auction hergestellt wurde. Lossow und Seitz haben prächtige Skizzen, Fr. A. Kaulbach eine meisterhafte Radirung des jüngst verschiedenen Bildhauers, Architekten und Sammlers beigesteuert. Wenn nun auch dessen kostbare Hinterlassenschaft, die das Bayerische Nationalmuseum unter allen Umständen hätte erwerben müssen, leider in alle Winde zerstreut ist, so wird wenigstens die Erinnerung an die Bestände der unvergleichlichen kunstgewerblichen Sammlung in diesem stilvollen Buche Hirths fortleben und jedem Kunstfreunde theuer sein.

Zum Tagesschluß. Neues Novellenbuch für deutsche Familienkreise von Ludwig Ziemssen. Drei Bände. Berlin, Simion.

Durchschnittswaare! Schon der Titel verräth, daß die deutschen Familienkreise die drei Bände Novellen als verdienten Lohn nach des Tages Last und Mühe in ruhiger Beschaulichkeit genießen sollen. Es wäre deshalb auch unbillig, wenn wir den Autor allein dafür verantwortlich machen wollten, daß seine Erzählungen uns seelisch so wenig in Mitleidenschaft ziehen; wer für ein bestimmtes Publicum schreibt, kann nicht umhin, der Geschmacksrichtung desselben Rechnung zu tragen. Daß der Familienkreisschriftsteller aber seinen Beruf verfehlt hat, wenn er nicht ganz besondere Rücksichten zu nehmen versteht, wird uns jede töchtergesegnete Mutter bezeugen. Und an großen wie kleinen Concessionen läßt es Ziemssen nicht fehlen. Zu den letzteren rechnen wir die umfangreichen Anleihen, die die Helden und Heldinnen seiner Novellen ohne Unterlaß bei unseren Klassikern machen. Diese liebenswürdige Schwäche bleibt ihnen in allen Lagen des Lebens treu, selbst die giftgefüllte Phiole suchen sie mit etwas „Faust" zu würzen. Da Ziemssen ein geschickter Erzähler ist, so können wir nur bedauern, daß er diesmal nichts Geschmackvolleres zu erzählen weiß. Sollten wir ihm übrigens bald bei einer seinem Talente mehr entsprechenden Aufgabe begegnen, so würden wir gern constatiren, daß er sich einzelne sprachliche und stilistische Unarten abgewöhnt hat. Wörter wie seelzagen gehören unseres Wissens nicht zum Bestande der deutschen Sprache, gegen ihre etwa beabsichtigte Einführung müßten wir aber aus ästhetischen und sprachlichen Gründen entschieden Protest erheben. Ebenso wenig können wir uns mit dem Luxus befreunden, den Ziemssen mit den Parenthesenzeichen treibt. Entfallen auf zehn Zeilen nicht weniger als vier eingeklammerte Bemerkungen, so wird diese Art des Commentirens geradezu unleidlich. B.

* * *

Albert Desjardins. Les cahiers des États généraux en 1789 et la législation criminelle. Paris. Durand et Pedone Lauriel.

An keinem Punkte macht sich der principielle und zugleich praktische Unterschied zwischen dem absoluten Regime und der Regierung nach festen, in ihrem Bestande gesicherten Gesetzen so sehr fühlbar, als im Gebiete der staatlichen Strafgewalt. Jede große Wandlung im Leben der Staaten und Völker äußert sich hier am frühesten, gelangt hier zum entschiedensten Ausdruck. Von dieser klaren Einsicht ausgehend hat der gelehrte Professor an der Pariser Ecole de droit sich der interessanten Aufgabe unterzogen, die den einzelnen Abgeordneten zur ersten Nationalversammlung mitgegebenen imperativen Mandate, die „Cahiers", auf ihren strafrechtlichen Inhalt zu prüfen. Er zeigt uns darin die Bewegung der Geister jener folgenreichen Epoche in einem durchaus neuen Licht und führt manche dunkle Erscheinung unserm Verständnisse näher. Wie schön und wie grausig zugleich hat doch jene Zeit zu irren verstanden, wie fühlte sie sich kindlich frei von Fesseln der Natur, die sie als Schöpfungen der Willkür betrachten zu dürfen glaubte. Desjardins' geistvolle Arbeit ist eine Quellengeschichte der Grundlehren des neueren Strafrechts, sie zeigt uns die Grenzlinien, wo in dieser Materie das ancien régime aufhört, und wo neue frische Keime wirksam werden. Auch die übrigen Gebiete des öffentlichen Rechts empfangen reichliche Förderungen aus dem Studium jener Volksaufträge. So zeigt uns der Verfasser im neunten Kapitel: immunité parlementaire, unter X: Separation des pouvoirs, Indépendance du pouvoir judiciaire wie die entsprechenden Institutionen unseres modernen Staatenlebens mit den Anfängen jener Bewegungen zusammenhängen; er hebt aber zugleich auch die Momente hervor, welche unsere gegenwärtigen Einrichtungen eine wesentlich verschiedene Entwicklung nehmen ließen. — Das Werk des französischen Forschers sei hiermit der Aufmerksamkeit der weitesten Fachkreise empfohlen. F. St.

* * *

Im Banne des Kometen. Roman von T. Orny. (Berlin, Otto Janke.) Dieser Roman ist ein beredtes Beispiel dafür, wie weit es die Blaustrumpf-Schriftstellerei unserer Tage schon gebracht hat, und wie weit sie es unter günstigen Umständen noch bringen kann. Die Erfindung leistet an Plumpheit das Ungeheuerlichste, jeder Criminalnovellen-Fabrikant hätte das besser verstanden, aber die nonchalante Dreistigkeit, mit der die Verfasserin (wir supponiren eine solche ohne Weiteres) ihre Erzählung fortspinnt, Figuren und Situationen sich aus andren Romanen ad libitum herbeiholt und das Ganze mit einer echten Blaustrumpf-Rührung übergießt, ist wirklich bemerkenswerth. Lebensfähig ist keine einzige von all ihren Figuren, aber wozu auch? Sie schreibt ja einen Roman, und solche Romane, wie sie sie nebst vielen andren, noch unbegabteren Schwestern in Apoll zu fabriciren versteht, werden ja nicht vergeblich geschrieben, sie werden in sogenannten Familien-Wochenschriften gedruckt, spannen, rühren, erscheinen in Buchform und — bilden einen Schandfleck unserer modernen Belletristik. Gegen die Colportageromane erfindet man Gesetze, — wer aber schützt uns gegen die Blaustrumpf-Literatur? T—n.

* * *

Unsere Nachbarn. Neue Skizzen von Ada Christen. Dresden, H. Minden. Wenn man dem Genre dieser sprunghaften Skizzen, das in der Novellistik ungefähr dasselbe ist, was die Bilder der Impressionisten in der Malerei, auch keine Sympathie entgegenbringt, so wird man dem vorliegenden neuen Buche Ada Christens doch das Eine nachsagen können, daß es von scharfer Lebenskenntniß zumal in der Erfassung und Wiedergabe kleiner Züge und einem fast genialen Raffinement in der Schilderung des Kleinbürgerthums Zeugniß ablegt. Diese Jugenderinnerungen an die Bewohner der „Blauen Gans", der anstoßenden Häuser und des Vorortes, zu dem diese Handwerkerwohnungen gehören, fesseln namentlich durch die Kunst, womit die Menschen mit ein paar Strichen gezeichnet und in ihrer Denkweise charakterisirt sind. Die Handlung ist meist eine Nichtigkeit, ohne Anfang, ohne Ende. Der Tod des Webers im „Nachbar Krippelmacher" ist ein wahres Kabinetstück dieser stark realistischen Andeutungskunst. Anderes wie die zweite Geschichte der Liese — die sterbende Wöchnerin, die mit ihrem Arzt in ehebrecherischem Verhältnisse gestanden — verletzt und stößt ab. Ein feines Charakterbild ist der „einsame Spatz". Seltsam berührt uns die letzte kurz abgebrochene Geschichte: „Als er heimkehrte". Hier brauchen wir uns aber nicht anzustrengen, um das Fehlende uns hinzuzudenken, denn der Verleger versichert, der Schluß soll in einem künftig erscheinenden zweiten Bande nachgetragen werden ... In der That sehr wunderlich!

* * *

Die guten Hochländer. Ungarische Dorfgeschichten von Koloman Mikszath. Uebertragen durch Adolf Silberstein. Szegedin, L. Endrenyi & Comp.

Wir machen da zum erstenmale die Bekanntschaft eines originellen englischen Erzählers, der zugleich der poetische Ethnograph seines Stammes ist. Der Schauplatz der Handlung ist das Ländchen der Palowzen, eines magyarischen Bauernschlages auf der Abdachung der Karpathen, der vom slawischen Element umfluthet wird. Mikszath weiß uns in diesen gemüthreichen Dorfbildern, halb Feuilleton, halb Novellette, so viel Rührendes, Erheiterndes und allgemein Interessantes zu erzählen, daß man sein Skizzenbuch recht lieb gewinnen muß. Es sind meistens seelische Stimmungsbilder mit feiner Beobachtung der kleinsten Züge, temperamentvoll im Fluß der Erzählung und ohne Effecthascherei, das Werk eines echten Poeten. Am Besten gefiel uns das rührende Charakterbild: „Aennchens Schuld", das fein humoristische „Wunder am Bagy-Bache", die tragische Geschichte von den Pferden des armen Hans. Wir gehen nicht zu weit, wenn wir diese eigenartigen Skizzen den besten kleinen Erzählungen Daudets an die Seite stellen. Die Uebersetzung ist vorzüglich bis auf einige Austriacismen, die aber hier Stimmung machen. Die geschmackvolle Ausstattung macht der Typographie- und Buchbinderkunst Neu-Szegedins Ehre.

* * *

Saga. Geschichten aus alter Zeit. Von E. Escherich. Stuttgart, Bonz & Comp. Anmuthige, anspruchslose Erzählungen eines gelehrten Schülers von Scheffel und Dahn. Der dichterische Gehalt kommt unter dem archäologischen Gerüst nicht immer zum Ausdruck, am ehesten noch in den Novelletten. Für größere Würfe fehlt noch die Kraft, wie „Adalmann" beweist. Alles in Allem aber ein freundliches Buch voll schöner Gestalten und tüchtiger Studien aus dem Gebiete von Sage und Geschichte.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Schlangenbad

im Taunus, 1½ Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.

Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.

Das Bürgermeister-Amt.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,

William Dunbar

sein Leben und seine Gedichte

in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. *M.* 7.—, geb. *M.* 8.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken, wie einzelne Werke zu höchsten Pr. Meine Lagerkataloge liefere für 30 Pf. fro.

L. M. Glogau. 23 Burstah, Hamburg.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie

seit dem Ausgange des Mittelalters

bis auf die Gegenwart.

In ihren Grundzügen dargestellt von

Dr. F. H. Otto Weddigen.

8. XVI u. 360 S. *M.* 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen ..."

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism., Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Der

Liebe Müh' umsonst.

Drei Novellen von

Julius v. d. Traun.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.

Neu! [Im Buchhandel!

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von

J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von

Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

in Nördlingen.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:

Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.

Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum" und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.

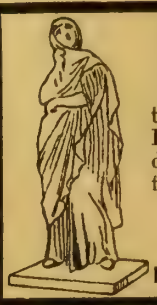
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die ***erste Lieferung*** *von*

Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,

um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn, Kopenhagen.**

KLÖPPELBUCH.

Eine Anleitung

zum Selbsterlernen des Klöppelns

von

SARA RASMUSSEN,

Mitarbeiterin des „Bazars".

Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.

Preis 9 *M.*, in eleg. Mappe 15 *M.*

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 30. Berlin, den 26. Juli 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die bevorstehende Reichstagswahl. Von Politicus. — Zur neuen Rechtsordnung. Von A. Pallaske. — **Literatur und Kunst:** Der colonisatorische Werth des Plattdeutschen. Von Klaus Groth. — Ueber den Endzweck im All. Von Otto Caspari. — Die Zeitungen und die Literatur. Von Emil Peschkau. — Zwischen Freundesgräbern. Von Z. von Reuß. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein Stücklein von der östreichischen Censur. Von Wilhelm Jensen. — Inserate.

Die bevorstehende Reichstagswahl.

Unsere politischen Parteiverhältnisse bieten seit der von vielen Seiten seit lange gewünschten Vereinigung der beiden entschieden liberalen Fractionen zu einer großen Partei ein ganz eigenthümliches Bild dar, welches jeden wahren Freund der liberalen Idee im Hinblick auf die im Herbst bevorstehende Reichstagswahl mit gerechter Besorgniß erfüllen muß: die nationalliberale Partei steht der neubegründeten deutsch-freisinnigen in Parlament und Presse mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden, leidenschaftlichen Feindseligkeit gegenüber, die für die Zukunft der liberalen Sache geradezu verderblich werden kann. Es muß das um so wunderbarer erscheinen, als gerade gegen das Ende der abgelaufenen Session für jeden einsichtigen Beobachter die Thatsache ganz evident hervortrat, daß das Gemeinsame, welches die beiden Parteien verbinden sollte, an innerer Bedeutung die trennenden Elemente bei Weitem überragt. Vor Allem trat das bei den Ackermann'schen Anträgen hervor, in denen ein erster wuchtiger Angriff auf eine der größten Errungenschaften der liberalen Idee mit aller Energie einsetzte und durch die Coalition zwischen Conservativen und Ultramontanen wirklich mit schwacher Mehrheit durchging, während in diesen wie in mehreren anderen Fällen die gesammte Linke geschlossen dagegen stimmte. Die Fälle, in denen das im Reichstage, wie früher im Abgeordnetenhause, eintrat, sollten doch den beiden Parteien mit voller Klarheit zeigen, worauf es eigentlich im Grunde ankommt, daß nämlich ihr nächstes, unverrückbares Endziel darauf gehen muß, bei den nächsten Wahlen der conservativ-klerikalen Coalition die schwache Mehrheit, über welche sie jetzt verfügt und durch die ihr jeder, auch der kühnste Angriff auf die Fundamente der Gesetzgebung der sogenannten liberalen Aera gelingen kann, wieder zu entwinden, um dann wenigstens in der Defensive, wie dieselbe bei den Ackermann'schen Anträgen nothwendig war, durch Einheit zu siegen. Je mehr die nationalliberale Partei durch Compromisse wenigstens einen Theil ihrer Bestrebungen durchzusetzen sucht und das taktische Vorgehen der „deutsch-freisinnigen Partei", welche stets nur das Ganze oder Nichts durchsetzen wolle, beklagt oder auch verurtheilt, um so mehr müßte sie sich doch stets bewußt bleiben, daß jene Grundgedanken ihr doch eben mit jener Partei gemeinsam sind, daß die Gegensätze zwischen ihnen im Wesentlichen nicht grundsätzlicher, sondern taktischer Art sind. Und umgekehrt: je mehr die deutsch-freisinnige Partei darüber entrüstet sein zu müssen glaubt, daß die nationalliberale Partei so oft in letzter Stunde von den Anfangs gemeinsam verfochtenen Grundgedanken in ihren Compromissen mit der Regierung oder der conservativen Partei abgeht, um so klarer müßte sie sich doch darüber werden, daß von der nationalliberalen Partei zum mindesten doch sicher nicht ein Angriff auf die Grundgedanken der von liberalem Geiste getragenen Gesetzgebung der siebziger Jahre zu erwarten sei, daß man vielmehr solche Angriffe nur in Gemeinschaft mit derselben abzuwehren im Stande sei. Und daß diese Defensive sich noch wiederholt als nothwendig herausstellen wird, kann keinem einsichtigen Politiker auch nur einen Moment zweifelhaft sein. Ein großer Theil der Conservativen und des Centrums haben es ja offen rund heraus erklärt, daß ihr Streben im letzten Grunde auf die Einführung von Zwangsinnungen gehe: der Ackermann'sche Antrag war gewissermaßen nur ein Vorbote des kommenden consequenteren Angriffs auf Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, wenngleich der Antragsteller selbst bona fide versichert haben mag, daß er persönlich sich keineswegs mit den dahin gehenden Bestrebungen identificire. Hier handelt es sich, ebenso wie bei dem bereits mehrfach versuchten Angriff auf die obligatorische Civilehe, um die fundamentalsten Errungenschaften unseres modernen staatlichen Lebens, deren Vertheidigung die erste und ursprünglichste Aufgabe des in diesen Dingen vorläufig in die Defensive gedrängten Liberalismus sein muß. Möglich, ja wahrscheinlich, daß die Regierung dem ungestümen Drängen ihrer conservativ-klerikalen Gefolgschaft, deren Bestrebungen weit über ihre eigenen Ziele hinausgehen, Widerstand leisten wird: sicher aber ist es ein Zustand, den der Liberalismus nicht herbeiwünschen kann, daß etwa die conservativ-klerikale Mehrheit eine Reihe nach dieser Richtung gehender Gesetze im Plenum des Reichstags durchbringt und daß dann deren Durchführung nur von dem eventuellen Widerstreben der Regierung verhindert werden kann. Man weiß, daß diese letztere Annahme — denn kaum darf man es eine Hoffnung nennen — in jüngster Zeit selbst von so hervorragenden Organen wie der Kölnischen Zeitung mit großer Zuversicht ausgesprochen worden ist. Aber bleibt es darum nicht doch eine schwerwiegende Niederlage des liberalen Gedankens, daß dieser Angriff auf denselben die Mehrheit der Volksvertretung auf sich vereinigte?

Man sollte meinen: diese Sachlage wäre klar genug und sollte es den liberalen Parteien mit aller Evidenz klar machen, daß jenes Ziel gemeinsamer Abwehr, das einst Forckenbeck mit dem Rufe: „Auf die Schanzen!" eingeleitet hat, nimmermehr auf dem Wege gehässigster Feindseligkeit unter einander erreicht werden kann. Wir untersuchen hier nicht, welche der beiden Parteien diesen Ton, der in der gesammten Presse tagtäglich sich geltend macht, zuerst angeschlagen hat: zur Ehre und zum Segen gereicht er sicherlich keiner von ihnen: er ist ein neues

trauriges Symptom jenes verhängnißvollen Kampfes der feindlichen Brüder, welcher den reactionären Bestrebungen freie Bahn zu schaffen so sehr viel beigetragen hat.

Allerdings wird man sich bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse an den Gedanken gewöhnen müssen, daß an eine wirkliche Vereinigung der beiden großen liberalen Gruppen zu einer großen liberalen oder Verfassungspartei — in welch letztere dann sogar einige Elemente der freiconservativen Partei mit aufgenommen werden könnten — zunächst wenigstens nicht zu denken ist: dazu sind die Gegensätze zu groß, und der Wunsch nach Vereinigung auf beiden Seiten nicht groß genug. Der Gedanke wird wiederkehren und sich mit Naturnothwendigkeit geltend machen, wenn man sich daran gewöhnt haben wird, Gegensätze der Meinungen in einzelnen Fragen zu toleriren und mehr auf das Gemeinsame, Verbindende, als auf das Trennende Rücksicht zu nehmen: dieser Moment wird und muß eintreten, wenn es sich dereinst einmal zeigen sollte, daß die Hauptgarantie für die Dauer und Zukunft unseres gemeinsamen Vaterlandes nicht, wie unser großer Staatsmann einmal in einem Moment der erbittertsten Erregung geäußert hat, in dem Bundesrathe, sondern im Parlament liegt, d. h. wenn, was wir gar nicht für ausgeschlossen halten, in dem ersteren die jetzt durch die geniale Kraft des Reichskanzlers mit unvergleichlichem Geschick niedergehaltenen particularistischen Tendenzen noch einmal die Oberhand gewinnen sollten: dann wird sich die Nothwendigkeit einer stramm-centralistischen und doch freiheitlichen Verfassungspartei, zu der die gesunden Elemente sicher nur in den liberalen Parteien, einen Theil der Freiconservativen mit eingerechnet, zu finden sind, mit so ursprünglicher und überwältigender Kraft geltend machen, daß alle entgegenstehenden Bedenken in ein Nichts zusammensinken werden. Der so vielgeschmähte und verlachte Gedanke v. Eynerns wird ohne alle Frage einmal, zum größten Segen unseres Vaterlandes, der herrschende in ganz Deutschland werden.

Doch das sind Zukunftsbilder, die wir hier nicht weiter ausmalen wollen: uns kommt es vorwiegend auf eminent praktische Fragen der Gegenwart an. Und da müssen wir natürlich mit gegebenen Größen rechnen, d. h. mit der Thatsache, daß selbst ein Wunsch nach solcher Vereinigung nur von Wenigen ernstlich gehegt wird. Wenn die früheren Secessionisten eben in dem Streben nach einer Vereinigung aller liberalen Elemente, bei welcher sie die Vermittelung übernehmen wollten, anfangs den vornehmsten Punkt ihres Programms erkennen wollten, so wurden sie von der Wucht der Thatsachen bald eines Besseren oder vielmehr Schlechteren belehrt, so daß sie nunmehr sich damit bescheiden mußten, eine Vereinigung mit derjenigen Partei einzugehen, der sie nach ihrer Secession mit ihren Grundanschauungen nun einmal am nächsten standen. Ohne Zweifel hatten sie dabei den Gedanken, daß zwar nicht sofort, aber doch später ein Anschluß der nationalliberalen Partei zu erreichen sein werde, der sie früher selbst angehört hatten und mit der sie demgemäß doch in vielen Fragen auf gleichem Boden standen. Sicher aber war, wie aus allen ihren Kundgebungen erhellt, keineswegs beabsichtigt, die Spitze der neugebildeten Partei gegen die Nationalliberalen zu kehren, man hoffte, trotz aller trennenden Momente innerhalb gewisser Grenzen mit ihnen zusammengehen zu können.

Daß diese Hoffnung sich nicht verwirklicht hat, daß vielmehr dieser Gegensatz gerade nach und wohl auch in Folge dieser Vereinigung eine größere Schärfe als je angenommen hat, ist ohne Zweifel aufs Höchste zu beklagen. Ist es doch in letzter Zeit so weit gekommen, daß von nationalliberaler Seite der deutsch-freisinnigen Partei der Vorwurf gemacht worden ist, sie opponire immer, wenn es sich um wirklich nationale Interessen handele. Wenn eine solche Aeußerung in der Hitze des Gefechts vom Regierungstisch oder von conservativer Seite fällt, dann ist es, wenn auch nicht entschuldbar, doch erklärlich. Daß aber liberale Männer denjenigen, mit denen sie bis vor wenigen Jahren in treuer gemeinsamer Arbeit gewirkt haben, einen solchen Vorwurf machen können, ist wahrlich im höchsten Maße bedauerlich.

Doch ist in ähnlicher Weise auch von deutsch-freisinniger Seite viel und schwer gesündigt worden. Es kann kein Zweifel sein, daß die nationalliberale Partei nach langem Niedergange sich seit der Heidelberger Erklärung und den darauf folgenden großen Parteitagen in einem unverkennbaren Aufschwunge befindet. Ueber diese Thatsache müßte sich doch nun naturgemäß jeder überzeugte Liberale gleichviel welcher Schattirung aufrichtig freuen: ein erneuter Aufschwung der nationalliberalen Partei würde doch ohne Frage einen Niedergang der conservativen zur Folge haben, und auch dem radicalsten Fortschrittsmann muß doch eine starke nationalliberale Partei immerhin wesentlich lieber sein, als eine conservative von der gegenwärtigen Stärke, welche, wenn sie mit dem Centrum zusammengeht, ganz unabhängig von allen liberalen Parteien über die Mehrheit des Parlaments verfügt. Daß ein Aufschwung der nationalliberalen Partei nothwendig einen Verlust der deutsch-freisinnigen zur Folge haben müsse, ist doch durch nichts erwiesen: im Gegentheil, gerade das müßte die vornehmste, die ausschließliche Aufgabe aller Liberalen bei der bevorstehenden Reichstagswahl sein, daß dieser Aufschwung auf Kosten der conservativen und, soweit das möglich, der ultramontanen Partei erfolge. Dann würde im Wesentlichen das Verhältniß der Parteien wieder hergestellt sein, welches bis zum Jahre 1878 bestand, d. h. die liberalen Parteien würden wieder in allen den Fragen, in denen sie einig sind, — und deren sind fürwahr nicht wenig — über eine feste und unzweifelhafte Mehrheit verfügen. Dadurch würde keine der beiden Parteien irgend etwas von ihrer Selbständigkeit einbüßen: in getrennten Colonnen könnten sie doch nach einem gemeinsamen Endziele hinmarschiren; und in den Fragen, in denen die nationalliberale Partei von der deutsch-freisinnigen abweicht, würden dann allerdings nach wie vor Anlehnungen der ersteren an die rechte Seite des Hauses erfolgen, die doch aber ohne Frage für die deutsch-freisinnige Partei weniger nachtheilig sein würden, als die gegenwärtig vorwaltenden Compromisse zwischen Conservativen und Centrum, welche Gesetze zu Stande kommen lassen, gegen welche sämmtliche Liberale gestimmt haben.

Bei dieser Sachlage scheint es uns unzweifelhaft, daß bei den bevorstehenden Wahlen das einzig zweckentsprechende Vorgehen sein würde, daß die Liberalen stets vereinigt agirten, wo auch nur eine entfernte Möglichkeit einer Verdrängung der bisherigen conservativen oder ultramontanen Abgeordneten vorläge und getrennt nur dann vorgingen, wenn der betreffende Wahlkreis ohnehin für die liberale Sache gesichert ist; nur in diesem Falle müßte ein Kampf der liberalen Richtungen gegen einander mit dem leitenden Gesichtspunkte vereinbar erscheinen, wenn man nicht etwa noch den Fall hinzunehmen will, daß von vornherein der Sieg der conservativen oder ultramontanen Gegencandidaten feststeht, so daß der Luxus einer Kraftprobe der liberalen Richtungen unter einander ohne Folgen bleibt.

Darüber aber kann kaum ein Zweifel sein, daß überall da, wo eine principielle Geneigtheit zu einer Einigung bei beiden liberalen Gruppen vorhanden ist, die Verständigung über eine gemeinsam aufzustellende Persönlichkeit keine erheblichen Schwierigkeiten haben würde; die nach links neigenden Elemente der nationalliberalen Partei und die nach rechts neigenden der deutsch-freisinnigen, d. h. fast die sämmtlichen früheren Secessionisten und von der Fortschrittspartei die Gruppe Hänel, stehen einander in vielen Fragen so nahe, daß gewiß unschwer aus ihnen Persönlichkeiten zu finden wären, welche beiden Parteien als Candidaten genehm wären. Dabei müßte das Gemeingefühl für die liberale Idee als solche über kleinliche Fractionsinteressen gestellt werden: denn das kann kein Zweifel sein, daß es sich hier um nichts weniger und nichts mehr als um die Existenzfrage des Liberalismus überhaupt handelt, dessen Schicksal besiegelt sein würde, wenn unser Parlament dauernd unter dem Zeichen einer conservativ-klerikalen Mehrheit stünde, die sicher nicht bei so schüchternen Angriffen auf unseren ganzen Verfassungsbau stehen bleiben würde, als sie bisher erfolgt sind. Jede der beiden Gruppen müßte sich in jedem einzelnen Falle

klar darüber sein, daß es in jedem Falle besser ist, wenn sie selbst einen Sitz an die andere liberale Gruppe verliert, als wenn derselbe durch den Kampf zwischen den Liberalen an die Conservativen verloren geht. Zahlenmäßig gesprochen: dem Nationalliberalen muß es lieber sein, wenn 100 Freisinnige und 100 Nationalliberale gewählt werden, als wenn 105 Nationalliberale und 90 Freisinnige gewählt werden und umgekehrt, weil eben im ersteren Falle die Gesammtzahl der Liberalen größer ist als im letzteren. So lange dieses Gemeingefühl so gut wie nicht vorhanden ist, werden wir freilich tauben Ohren predigen, aber wir sind überzeugt, daß diese Ohren dennoch dereinst hören werden, nur fürchten wir, daß es dann vielleicht zu spät sein wird.

Gegenwärtig freilich sind wir von diesem von uns vorgeschlagenen und sehnlichst gewünschten Standpunkte so weit als möglich entfernt. Die Verblendung, welche über diese vitalsten Fragen des ganzen Liberalismus herrscht, ist in beiden Lagern leider gleich groß. Der neu emporstrebende Nationalliberalismus hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit aller Energie gegen die Deutschfreisinnigen vorzugehen, und die letzteren scheinen es als ihre Hauptaufgabe zu betrachten, jenen Aufschwung der nationalliberalen Partei möglichst zu bespötteln und, so weit an ihnen liegt, zu vereiteln und zu hemmen.

Die nationalliberale Partei hält sich zu dieser feindseligen Haltung gegen die deutsch-freisinnige Partei wahrscheinlich durch die Wendung berechtigt oder verpflichtet, welche sich in neuester Zeit in ihren Beziehungen zu dem leitenden Staatsmanne vollzogen hat. Es kann kein Zweifel sein, daß der Fürst-Reichskanzler in demselben Momente, in welchem er dem „fortgeschritteneren Liberalismus" schroffer als je den Fehdehandschuh zugeworfen hat, eine sichtbare Annäherung an die nationalliberale Partei vollzogen hat. Wir freuen uns der letzten Thatsache ebenso aufrichtig, wie wir die erstere bedauern. Denn eben darin vor Allem sehen wir die Ursache unserer unleugbar ungesunden politischen Zustände, daß der geniale Mann, welcher die Geschicke Deutschlands mit eiserner Hand leitet, niemals in einem wirklich innigen Contact mit der politischen Partei gestanden hat, der nun einmal, wenn man dem Volksgeiste freien Raum zur Entwickelung läßt, der überwiegende Theil der intelligenten Bevölkerung anhängt, mit der liberalen Partei, unter welchem Namen wir hier alle einst ja wirklich vereinigten und erst später getrennten Gruppen der Linken verstehen. Fürst Bismarck ist gewiß der Letzte, der sich darüber täuscht, daß der liberalen Idee als solcher unweigerlich die Zukunft gehört; er mag den Fortgang derselben aufhalten können, vernichten kann und wird er ihn nicht. Und eben aus dieser Erkenntniß heraus ist es zu verstehen, daß er sich jetzt dem „gemäßigten" Theile der Liberalen wieder nähert. Wenn wir eine Vermuthung über die Beweggründe des großen Mannes äußern dürfen, so sind deren vornehmlich zwei: auf der einen Seite hat er unzweifelhaft erkannt, daß die Bestrebungen des größten Theils der Conservativen weit über seine eigenen Ziele hinausgehen, vor Allem aber, daß er seine nationalen Ziele nimmermehr durch eine Combination zweier Parteien erreichen kann, deren eine, man mag darüber sagen was man will, eine mehr oder weniger internationale, d. h. doch antinationale Tendenz verfolgt; auf der andern Seite wünscht er dann, wenn er nun einmal eine neue Stütze auf liberaler Seite sich schaffen muß, diese zugleich dazu zu benutzen, um die ihm unsympathischen weitergehenden Forderungen der Linksliberalen, welche er nach seinen wiederholten Versicherungen für unserem Vaterlande gefährlich hält, niederzuhalten.

Gehen die Nationalliberalen, wie es ja leider der Fall zu sein scheint, auf diese Absicht des Reichskanzlers bedingungslos ein, so gestehen sie zu, daß die liberale Idee als solche, wenn sie, wie das von deutsch-freisinniger Seite geschieht, consequent festgehalten wird, wirklich etwas Gefährliches oder Verderbliches für unsern nationalen Staat in sich schließe, während es gerade darauf ankommt, den Kanzler zu überzeugen, daß die liberale Sache nicht im Gegensatz zu der nationalen steht, sondern mit derselben identisch ist oder wenigstens in Zukunft wieder werden wird. Darüber kann doch die Vergangenheit der Männer, welche das nationale Banner schon zu einer Zeit hochgehalten haben, wo es für Hochverrath galt, von einem einigen Vaterlande zu reden, jeden Zweifel beseitigen.

So sehr wir uns also über die Annäherung des Reichskanzlers an die nationalliberale Partei freuen, so sehr bedauern wir die Consequenz, welche die letztere daraus gezogen hat. Denn einen wirklich bestimmenden Einfluß auf die Regierung kann sie doch nur dann zu erlangen hoffen, wenn die liberale Partei in allen Gruppen zusammen die Majorität des Hauses repräsentirt: allein wird die nationalliberale Partei diese Mehrheit nie erringen, ihren wirksamen Einfluß hat sie doch auch in der Vergangenheit nur mit der Hülfe der andern liberalen Partei, damals der Fortschrittspartei, ausgeübt. Hofft die nationalliberale Partei noch weiter, daß der Reichskanzler sich entschließen wird, eine liberale Regierung zu berufen — was wir ja an sich nicht für ausgeschlossen halten wollen — so würde das doch eben nur in dem Falle eintreten, wenn wirklich eine liberale Mehrheit vorhanden wäre: danach kann doch gar kein Zweifel sein, daß das Streben der nationalliberalen Partei dahin gehen muß, die von ihr erhoffte und auch von uns gewünschte Vermehrung ihrer Sitze nicht auf Kosten der andern liberalen, sondern auf Kosten der conservativen Partei zu erreichen.

Ebenso wie die nationalliberale scheint uns indeß auch die deutsch-freisinnige Partei das wahre Wesen der Annäherung zwischen dem Reichskanzler und der nationalliberalen Partei zu verkennen: statt die nationalliberale Partei wegen der Gefolgschaft, die sie dem Kanzler leiste, zu verhöhnen und anzugreifen, müßte sie sich jener Annährung vielmehr aufrichtig freuen, denn darüber kann doch nicht der mindeste Zweifel obwalten, daß die deutsch-freisinnige Partei ihre Ideen und Bestrebungen niemals erreichen kann, so lange Bismarck gezwungen ist, mit der conservativ-klerikalen Mehrheit zu regieren, daß vielmehr die einzige Möglichkeit, wenigstens mit einigen ihrer Wünsche durchzudringen, die ist, daß die nationalliberale Partei ihren alten bestimmenden Einfluß auf die Gesetzgebung wieder erhält. Und es ist doch wohl besser, etwas als nichts zu erreichen!

Gehen wir also, ehe es zu spät ist, viribus unitis vor, so weit das innerhalb der gegebenen Grenzen möglich ist, damit nicht am Tage der Wahl, während wir uns bekämpfen, der Gegner als Sieger hervorgehe und eine gedeihliche Weiterentwickelung unseres gesammten Verfassungslebens in liberalem Sinne unmöglich mache.

Politicus.

Zur neuen Rechtsordnung.

Von A. Pallaske.

Vor einigen Jahren wurde in Breslau, der alten Provinzialhauptstadt Schlesiens, ein Rechtsfall lebhaft besprochen, der in processualischer Hinsicht hochinteressant ist und Anlaß bietet, einen wichtigen Abschnitt des neuen Strafverfahrens bezüglich seiner Zweckmäßigkeit näher zu prüfen.

Ein Apotheker stand unter der schweren Anklage, mit seiner Tochter Blutschande getrieben zu haben. Zuständig für die Entscheidung ist nach der Strafproceß-Ordnung nicht das Schwurgericht, sondern die Strafkammer des Landgerichts, da der Höchstbetrag der angedrohten Strafe immerhin nicht über fünf Jahre Zuchthaus hinausgeht. Bei der Hauptverhandlung wurde entsprechend der Natur des Verbrechens durch Beschluß der Kammer die Oeffentlichkeit ausgeschlossen, dieselbe aber auch nicht wiederhergestellt, als der Vorsitzende das auf Freisprechung lautende Urtheil der Kammer verkündete. In dieser Nichtwiederherstellung erblickte die Staatsanwaltschaft eine Verletzung wesentlicher Proceßvorschriften und legte deshalb gegen das Urtheil der Kammer das Rechtsmittel der Revision ein; sie berief sich auf die Vorschriften des Gerichtsverfassungs-Gesetzes, wonach zwar durch das Gericht für die Hauptverhandlung oder einen Theil derselben die

*

Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden kann, wenn sie eine Gefährdung der Sittlichkeit besorgen läßt, die Verkündung des Urtheils aber in jedem Falle öffentlich erfolgen muß. Das für die Revision zuständige Reichsgericht in Leipzig erwog zunächst, ob hier nicht — was nach der Strafproceß-Ordnung unstatthaft ist — zu Ungunsten des Angeklagten eine Verletzung processualer Vorschriften gerügt werde, die lediglich zu Gunsten des Angeklagten gegeben seien. Der höchste Gerichtshof des deutschen Reiches kam zu dem Schluß, daß der Grundsatz der Oeffentlichkeit des Hauptverfahrens keineswegs zu Gunsten oder Ungunsten des Angeklagten, sondern im öffentlichen Interesse in unsere Strafproceß-Ordnung aufgenommen sei und daß eine Verletzung desselben die Vernichtung des ergangenen Urtheils zur Folge haben müsse, auch wenn diese Vernichtung dem Angeklagten nachtheilig sei. Das freisprechende Urtheil der Breslauer Strafkammer wurde demzufolge kassirt und gemäß der durch die Strafproceß-Ordnung dem Reichsgericht eingeräumten Befugniß die Sache zur anderweiten Entscheidung an die Strafkammer des benachbarten Landgerichts Oels zurückverwiesen. Von der letzteren wurde der Angeklagte der Blutschande für *schuldig* befunden und zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, ohne daß ein Mangel des Verfahrens dem Angeklagten Handhabe zu einer abermaligen Anfechtung geboten hätte.

Nun bestimmt allerdings die Strafproceß-Ordnung, daß zu einer jeden dem Angeklagten nachtheiligen Entscheidung, welche die Schuldfrage betrifft, eine Mehrheit von zwei Drittheilen der Stimmen nothwendig ist. Die Strafkammer der Landgerichte erkennt in der Besetzung mit fünf Mitgliedern, es haben also in Oels mindestens vier Landrichter zu Ungunsten des Angeklagten entschieden, während sich möglicherweise von den fünf Breslauer Landrichtern auch nur zwei für ihn erklärt haben. Andrerseits besteht aber die Möglichkeit, daß das freisprechende Urtheil der Breslauer Strafkammer einstimmig, das Schuldig der Oelser Kammer aber eben nur mit der erforderlichen Stimmenmehrheit gefällt worden ist, mit anderen Worten, daß unter zehn Richtern gleichen Ranges sich sechs *für* und nur vier *gegen* den Angeklagten erklärt haben, derselbe aber trotzdem zu schwerer Strafe verurtheilt worden ist.

Der hier geschilderte Fall erscheint von einer überaus bedenklichen Seite, wenn man erwägt, daß gegen die Urtheile der Strafkammer das Rechtsmittel der Berufung ausgeschlossen und nur das ja bei dem ersten Urtheil auch angewendete Rechtsmittel der Revision zulässig ist. Für diejenigen Leser, welche mit dem Wesen dieser Institute der Rechtspflege nicht vertraut sind, diene dabei zur Erläuterung, daß bei der Berufung das ganze angefochtene Urtheil der Prüfung des höheren Gerichts unterliegt, das letztere die gesammte Beweisaufnahme wiederholen und das Ergebniß derselben ganz anders auffassen kann, als das niedere Gericht, während die Revision nur darauf gestützt werden darf, daß das angefochtene Urtheil auf einer Verletzung des Gesetzes beruht. Kann also der Beschwerdeführer nicht darthun, daß gegen den Wortlaut oder Sinn eines Gesetzes-Paragraphen erkannt worden ist, so ist das von ihm eingelegte Rechtsmittel zurückzuweisen; insbesondere ist der höhere Gerichtshof nie befugt, die von dem niedern Gericht auf Grund der stattgehabten Beweisaufnahme getroffene Feststellung des Thatbestandes, die wiederum dem Urtheil zu Grunde liegt, zu bemängeln.

Im vorliegenden Falle hatte die Strafkammer des Landgerichts Oels aus den Zeugenaussagen, aus dem Benehmen des Angeklagten oder sonstwie die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit seiner Tochter die in § 173 des Reichs-Strafgesetz-Buches mit Strafe bedrohte Handlung vorgenommen, die verhängte Strafe blieb in den gesetzlichen Grenzen, ein Mangel des Verfahrens lag nicht vor, das Urtheil der Strafkammer in Oels ist sonach unanfechtbar, obwohl eine andere Strafkammer kurz vorher nicht zu der Ueberzeugung gekommen war, daß der Angeklagte die gedachte Handlung verübt hat. In der That ein in aller Form Rechtens erzieltes Ergebniß, durch welches das allgemeine Rechtsbewußtsein empfindlich berührt wird und welches das Verlangen nach Bürgschaften gegen die Wiederkehr solcher Vorkommnisse rege macht.

Es ist nur die Frage, ob jene Bürgschaften in der Gestattung der Berufung auch gegen die Urtheile der Strafkammern oder in einer anderweitigen Gestaltung dieser Gerichtshöfe gefunden werden sollen. Wenn man die Gründe, welche gegen die vorgedachte Ausdehnung der Berufung vorgebracht worden sind, eingehend prüft, so wird man sich für den letzteren Weg entscheiden müssen. Der Strafkammer fällt die Aburtheilung der weitaus meisten erheblicheren Verfehlungen gegen die Strafgesetze zu. Sollte nun das nächst höhere Gericht, das in der Regel für eine ganze Provinz zuständige Oberlandesgericht, noch einmal die ganze Verhandlung, welche der landgerichtlichen Strafkammer bei ihrem Urtheil zur Grundlage diente, vor sich abspielen lassen, so würden diese Gerichte, deren Aufgabe doch in erster Linie die Anwendung und Auslegung von Rechtsgrundsätzen, die eigentliche Pflege der Rechtswissenschaft ist, eine Arbeitslast aufgehalst bekommen, unter der sie erliegen müßten und die sie jedenfalls ihrer eigentlichen Aufgabe ganz entfremden würde. Die Entscheidung über die Berufung aber etwa einem andern Landgericht zuzuweisen, erscheint durchaus unmöglich; der Rechtsgrundsatz, daß ein richterliches Urtheil nur bei einem Gericht höherer Ordnung angefochten werden kann, hat sich so eingelebt und ist auch seiner Natur nach so vernünftig, daß an ein Aufgeben desselben gar nicht gedacht werden kann. Ferner ist zu erwägen und von den Gegnern der Berufung bei den Berathungen der Justizgesetze im Reichstage auch mit Nachdruck hervorgehoben worden, daß eine vollständige und genaue Wiederholung der ganzen Verhandlung in zweiter Instanz nach allen in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen ausgeschlossen ist. Die Richter der zweiten Instanz werden sich in der Hauptsache doch an die in den Acten niedergelegte Verhandlung erster Instanz halten und nur diejenigen Theile noch einmal lebendig werden lassen, die ihnen entweder selbst als zweifelhaft erscheinen oder von den Betheiligten bemängelt werden. Endlich steht erfahrungsmäßig fest, daß ein Zeuge nach wochen-, ja vielleicht monatelangem Zwischenraume, beeinflußt durch die wenigstens theilweise in seiner Anwesenheit stattgehabte erste Verhandlung, bei der zweiten seine früheren Aussagen nicht mehr mit Sicherheit aufrecht erhält. Die zweite Verhandlung, die doch nur eine genaue, man möchte sagen photographische Nachbildung der ersten sein soll, gewährt demnach ein wesentlich verschiedenes und nur in den seltensten Fällen richtiges Bild.*)

Unter diesen Umständen wird man die nothwendigen Bürgschaften für ein zutreffendes Urtheil in einer anderweitigen Gestaltung der Strafkammer suchen müssen. Hier hat der General-Berichterstatter der Reichs-Justizcommission, Abgeordneter Miquel, schon den richtigen Weg angedeutet. Er hielt die wunderliche Bildung der Strafgerichte in den verschiedenen Instanzen — unten, also für die geringsten Verfehlungen, ein Richter neben zwei Männern des Volks mit gleichen Befugnissen, in der Mitte nur gelehrte Richter, oben gelehrte Richter und Männer des Volks mit besondern Befugnissen — für ganz unhaltbar und eine baldige Aenderung für unausbleiblich. Von verschiedenen Seiten, so von dem Führer des Centrums Windthorst, wurde bereits die Einführung von Nichtjuristen auch in die mittleren Strafgerichte, die Strafkammern, als eine solche Aenderung bezeichnet; um diesen Preis erklärte Windthorst, sonst ein entschiedener Anhänger der Berufung, auf sie verzichten zu wollen.

Dem Verfasser dieses Artikels ist es bekannt, daß die Einführung des Laienelements in die Strafrechtspflege eine Hauptforderung der liberalen Parteien ist, und wenn er sich nun für seine Person zu conservativen Grundsätzen bekennt und trotzdem

*) Anmerkung für Juristen. Man darf mir nicht entgegenhalten, daß bei der Berufung, wie sie gegen die Urtheile der Schöffengerichte eingeführt ist, neue Beweismittel beigebracht, insbesondere auch neue Zeugen gehört werden können. Es ergibt sich dies aus der Beschränkung, welche bei Wiederaufnahme des Verfahrens in Schöffensachen beliebt worden ist, die aber bezüglich der Urtheile höherer Gerichte nicht Platz greifen kann. Die Wiederaufnahme des Verfahrens an sich kann als außerordentliches Rechtsmittel hier füglich außer Betracht bleiben.

jener Forderung beitritt, so weiß er sich dabei jedenfalls von Parteirücksichten frei. Ebenso wenig haben ihn juristisch-theoretische Erwägungen bestimmt; die Erfahrung ist seine Rathgeberin gewesen. Die Schwurgerichte haben zwar immer noch Angriffe zu bestehen, sich aber doch so bewährt, daß während der ganzen Vorbereitung der Reichs-Justizgesetze auch nicht einmal ein ernstlicher Versuch zur Beseitigung der Schwurgerichte gemacht wurde. Wenn der Hauptschöpfer jener Gesetze, der preußische Justizminister Leonhardt, im Reichstage bemerkte, daß das Geschworenengericht seinem Abend entgegen gehe und die Schöffengerichtsverfassung in der Morgendämmerung liege, so kehrt sich diese Bemerkung selbstverständlich nicht gegen die Betheiligung von Nichtjuristen an der Strafrechtspflege, sondern blos gegen die Art dieser Betheiligung. Leonhardt wollte nicht, daß die Männer des Volkes, die Geschworenen, ausschließlich über die Schuld oder Nichtschuld, die gelehrten Richter darauf ausschließlich über die Höhe der Strafe urtheilen sollten, sondern er wünschte ein lebendiges Zusammenarbeiten von Juristen und Nichtjuristen bei der ganzen Verhandlung und Entscheidung des Einzelfalles, ein gemeinsames Abwägen der Schuld und des Strafmaßes, wie dies eben im Schöffengericht verwirklicht ist.

Der Verfasser dieses Artikels hält ein blos aus Juristen bestehendes Strafgericht keineswegs für besser, als das Schwurgericht in seiner jetzigen Gestalt, theilt aber sonst Leonhardts Ansicht von den Vorzügen der Schöffengerichtsverfassung. Er ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das Schöffengericht ein Segen für die Strafrechtspflege ist. Darin stimmen ihm jetzt Richter bei, die vordem entschiedene Gegner der Rechtsprechung durch Schöffen waren. In dem Zusammenwirken mit den Männern des Volkes haben sie sich überzeugt, daß diese Männer, die ja zumeist aus den besseren Schichten genommen sind, mit Ernst an ihre Aufgabe herantreten, in den eigentlich juristischen Fragen sich bereitwillig der sachverständigen Ansicht des gelehrten Richters unterordnen, im Uebrigen aber sich eine selbstständige Auffassung zu bilden wissen und damit sehr häufig berichtigend und klärend auf den einseitiger urtheilenden gelehrten Richter einwirken. Ein Beispiel: Vor dem Inslebentreten der neuen Rechtsordnung hatte ein preußischer Richter in den alten Provinzen über einen wandernden Handwerksgesellen zu urtheilen, der des Bettelns angeklagt war. Vier Meister seines Handwerks sagten eidlich aus, daß der Beschuldigte bei ihnen lediglich um Arbeit angesprochen, ein fünfter allerdings mit dem Zusatze, daß der Geselle nachträglich um „das Geschenk" gebeten habe. Schöffen, also Bürger, die entweder selbst Handwerker sind oder doch mit solchen im engeren Verkehr stehen, würden den Richter auf den alten Brauch des deutschen Handwerks, das unter dem Namen des „Geschenks" eine Unterstützung der wandernden Gesellen durch die Meister und die in Arbeit befindlichen Gesellen eingeführt hat, aufmerksam gemacht und dadurch eine einstimmige Freisprechung erzielt haben; der Einzelrichter aber sah die Handlung des Gesellen als das an, als was er sie ohne Kenntniß jenes Brauchs ansehen mußte, als Betteln, und sprach demgemäß sein Urtheil.

Aber auch, wenn man den Satz nicht unterschreiben will, daß der gelehrte Richter mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens weniger vertraut ist, als der aus der Mitte des Volkes berufene Schöffe — eins wird man nicht hinwegdisputiren können: der Jurist, der vielleicht schon tausendmal über Gesetzesverletzungen zu Gericht gesessen hat, bringt bei dem tausendundeinten Male nicht immer die lebendige Frische und — sagen wir es nur gerade heraus — das warme Interesse mit, welches zu einer gerechten Beurtheilung des Falles nun einmal unumgängliche Voraussetzung ist. Der Bürger, der nur selten, in langen Zwischenräumen des Richteramts zu walten hat, besitzt dieses Interesse, er besitzt es besonders zu Gunsten des Angeklagten. Das Bewußtsein, daß ein jeder von ihnen in die Lage kommen kann, wie der Angeklagte, ist in den Schöffen lebendig und führt sie zur Klarlegung und Würdigung von Einzelmomenten, die der Jurist vielleicht unbeachtet lassen würde. Daß Schöffen häufig freisprechen, wo Juristen verurtheilt hätten, dies ist eine Erfahrung, die mir alle Praktiker bestätigen können.

Fürst Bismarck hat sich einmal vor versammeltem Parlament bitter über die Sentimentalität der deutschen Richter beklagt, die sie dahin führt, den Verbrecher nach Möglichkeit mit der gesetzlich niedrigsten Strafe zu belegen. Was an dieser Klage des Kanzlers Berechtigtes ist, will ich hier nicht erörtern, keinesfalls trifft sie auf das von mir angeschlagene Thema. Fürst Bismarck klagt nicht darüber, daß zu viele Angeklagte freigesprochen, sondern daß die für schuldig Befundenen zu milde bestraft werden, und das ist ein himmelweiter Unterschied. Daß die Schöffen zu besonders milden Strafen neigen, muß der Verfasser dieses Artikels nach seiner Erfahrung entschieden bestreiten, ihm sind im Gegentheil viele Fälle bekannt, wo die Schöffen im Strafmaß ganz erheblich über den Antrag des Amtsanwalts hinausgegangen sind. Daneben laufen nun freilich zahlreiche Fälle, wo die Schöffen gegen den Antrag des Vertreters der öffentlichen Anklage auf Freisprechung erkannt haben, darin aber finde ich kein Bedenken, und kein vorurtheilsfreier Mann wird es finden können. Wenn die Richter einmal die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten gewonnen haben, dann sollen sie sich bei Abmessung der Strafe nicht von sentimentalen Regungen leiten lassen, andrerseits aber sollen sie, falls ihnen jene Ueberzeugung nicht unumstößlich feststeht, auf Freisprechung erkennen, denn — so abgedroschen er auch sein mag — ewig wird der Satz die Richtschnur eines Richters bleiben müssen, daß es besser ist, zehn Schuldige gehen frei aus, als ein Unschuldiger wird verurtheilt. Daß dieser Satz zur Anwendung kommt, dafür bietet ein Gericht, zusammengesetzt aus Juristen und Bürgern, die beste Gewähr. Tritt das sogenannte mittlere Schöffengericht, bestehend aus zwei Juristen und drei Laien, an die Stelle der jetzigen Strafkammer, wird dann noch die Bestimmung beibehalten, daß zu einer Verurtheilung mindestens vier Stimmen nothwendig sind, so sind alle Bürgschaften, die der Angeklagte nur verlangen kann, gegeben, und man kann auf die Berufung gegen die Urtheile dieses Gerichts ruhig verzichten.

Nach Allem, was aus der Presse, aus den Parteien und den Regierungskreisen verlautet, ist eine Ordnung der Reichs-Justizgesetze an der Hand der seither gemachten Erfahrungen nicht fern — mögen dann auch die vorstehenden Betrachtungen eine wohlwollende Erwägung finden!

Literatur und Kunst.

Der colonisatorische Werth des Plattdeutschen.

Von Klaus Groth.

K. Th. Reinhold sagt in seinem Artikel über „praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Herd" in Nr. 27 der „Gegenwart" u. A.:

„Die praktische Ausbreitung der deutschen Sprache im Auslande ist bisher nur ganz vereinzelt betont und immer wieder vergessen worden. Und doch ist dieser Weg vielleicht der erfolgreichste von sämmtlichen colonisatorischen Bestrebungen. Die Einsicht in diese Wahrheit hat in Frankreich vor einiger Zeit eine Gesellschaft zur Förderung der französischen Sprache begründen helfen, der wir zur Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Da es zunächst vor Allem darauf ankommt, das vorhandene deutschsprechende Element im Auslande zu erhalten, so sollte das alte Deutschland Bestrebungen, welche diesem Zwecke dienen, volle Beachtung und Unterstützung zuwenden. In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnißmäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen. In den Vereinigten Staaten sind Vereinsbildungen vorhanden, deren Förderung leicht und vielversprechend ist."

Ueber diese Vereinsbildungen nach einer bestimmten Richtung hin, von denen der Verfasser jenes Artikels wohl keine genaue Kenntniß besitzt — denn sonst würde er nicht unterlassen

haben, auf ihren schon jetzt ganz bedeutenden Einfluß für seine Zwecke näher hinzuweisen —, erlaube ich mir einige Mittheilungen zu machen und einige Betrachtungen daran anzuknüpfen.

Die „Plattdütsche Zeitung" in Chicago in Illinois bringt daselbst in plattdeutscher Sprache in ihrer letzten uns zugekommenen Nummer vom 21. Juni folgenden Artikel unter der Ueberschrift: „Un se bewegt sik!" darunter ihre Vignette, ein Eichbaum, das allgemein angenommene Symbol der plattdeutschen Sprache, und der holsteinische Wehrruf: „Jungs holt fast!"

„Wenn Fritz Reuter noch lebte und sich den plattdeutschen Volksstamm von heute betrachten könnte, so würde er mit lachendem Gesichte ausrufen: Wie ist's möglich!

„Gott sei Dank, unserm lieben Klaus Groth ist es vergönnt!

„Wir Niederdeutsche spielen heut zu Tage die erste Geige. Unsere plattdeutschen Jungens haben den Hebel von der Weltmaschine in der Hand. Mister Plattdütsch ist gegenwärtig eine angesehene Person bei allen Nationen. Wovon kommt das? Es kommt daher, daß der Plattdeutsche im Durchschnitt ehrlich, arbeitsam und sparsam ist. Er geht vorsichtig zu Werke, und mit Ausdauer vollbringt er, was andern Völkern unmöglich scheint. War es nicht so mit unserer plattdeutschen Bewegung in Chicago? Unsere Landsleute, die hier vor 30 Jahren in Amerika landeten, wissen sich noch ganz gut zu erinnern, mit welch verächtlichen Gesichtern sie empfangen wurden. Heute sind diese Leute die reichsten und angesehensten in diesem Lande. Unsere plattdeutsche Sprache, auf die früher jeder strohköpfige Professor mit Verachtung herabsah, hebt heute stolz ihr Haupt und sagt: Hier bin ich!

„Hier in Chicago, der Hauptgeschäftsstadt der Welt, halten die plattdeutschen Vereine von Nordamerika am 7. Juli d. J. eine Zusammenkunft, wozu sämmtliche Vereine eingeladen sind. Der Zweck ist: Unsere liebe Moderspraak zu hegen und zu pflegen, ferner: Engere Vereinigung unter den Plattdeutschen Amerikas herzustellen.

„Möge der Allmächtige, der in Meerestiefen und den fernsten Sternen thront, seinen Segen dazu geben, daß aus dieser Zusammenkunft eine Vereinigung entsteht, an der Kind und Kindeskinder sich erfreuen werden!"

Darüber wird also eben entschieden sein, während ich dieses schreibe.

„Gleichzeitig aber feiert man in New-York zum zehnten Mal das große plattdeutsche Volksfest." Ueber die Vorbereitungen dazu schreibt die New-Yorker Plattdütsche Post in ihrer letzten Nummer vom 5. Juni: „Es soll in diesem Jahre das zehnte plattdeutsche Volksfest begangen werden, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß das Gesammt-Plattdeutschthum Amerikas mit verdoppeltem Interesse der Entwicklung der Jubiläumsfeier entgegensieht. Von San Francisco, Denver, St. Louis, Milwaukee, Chicago, Cincinnati, Cleveland ꝛc. ꝛc. gehen uns unausgesetzt Fragen zu.

„Wir erfuhren zu unserm Vergnügen, daß das Executiv-Comité in der letzhin abgehaltenen Sitzung beschloß, den einzelnen Abtheilungen des Festausschusses 7000 Dollar zu überweisen, um damit ein dem reichen Vereine würdiges Volksfest einzuleiten. Gewiß eine Summe die sich hören läßt und mit der man auch etwas beschicken kann. Die nächste Delegirten-Sitzung findet morgen Sonntag Nachmittag in Louis Behrendts Beethoven-Halle statt und wird voraussichtlich auch wieder, wie gewöhnlich, stark besucht werden."

Das also geschieht in dieser Einen gesegneten Woche drüben überm Weltmeere zur Erhaltung deutscher Sprache und Sitte, zur Vereinigung deutscher Culturkraft, denn das Plattdeutsche isolirt nicht, es zieht die verwandten Stämme heran, nur ist es in seiner Zähigkeit das feste Bindemittel. Das hat sich auch im deutschen Mutterlande gezeigt. Es ist nicht wahr worden, was deutsche Journale, Kritiker und Literarhistoriker bei unserm ersten Auftreten vor einem Menschenalter prophezeiten, daß wir den Particularismus aufs Neue stärken würden. Unser Reichskanzler sah gleich schärfer, er schrieb mir gelegentlich 1870 während des Krieges aus Rheims seinen Dank dafür, daß ich durch meine Lieder mit geholfen, daß die deutschen Stämme sich gegenseitig kennen und achten lernten. Vor allen Dingen hat der Yankee den Mister Plattdütsch durch und seit dem ersten großen plattdeutschen Volksfeste, dem auch solche in Chicago und wer weiß wo gefolgt sind, respectiren lernen. Das ist Thatsache und ein Erfolg, den auch wohl Fritz Reuter in Stemhagen, als er seine Läuschen un Rimels und seine Ollen Kamellen schrieb, nicht als Mitwerk vorausgesehen hat. Stolz lieb ich den Spanier, stolz lautet jener Artikel, stolz muß erst einmal der Deutsche im Auslande werden, dann bleibt er der Sieger.

Vor zehn Jahren schrieb mir ein Auswanderer von New-York einen plattdeutschen Brief, ein einfacher Mann aus dem Hannöverschen, ohne eigentliche Schulbildung, vielleicht nicht im Stande richtig hochdeutsch zu schreiben, worin er mir sagte, er habe zufällig meine Broschüre „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung" gelesen. Er sei außer sich gerathen, habe sogleich erkannt, daß das Plattdeutsch drüben eine Macht sei, man solle nur die Kräfte vereinigen. Dazu schlug er, ein praktisch gewordener Mann, sogleich die richtigen Mittel vor. Er war Mitglied eines plattdeutschen Vereins, des Bewerstedter Clubs, und bat nun mich, ich möchte ihm einen plattdeutschen Brief schreiben, der veröffentlicht werden könnte, worin ich möglichst humoristisch vorschlüge, daß der Club seinen Namen, etwa in „Plattdütsche Vereen" änderte und so Veranlassung würde, daß andere Plattdeutsche sich anschließen. Das geschah. Der Brief stand bald dort in allen deutschen Zeitungen, wenn auch oft kaum noch lesbar, abgedruckt, und der Erfolg war, daß mehr als 30 plattdeutsche Vereine, die bis dahin größtentheils ganz in der Stille praktische Zwecke: Todten- und Krankenkassen, gesellige Zusammenkünfte verfolgt hatten, auftauchten, deren Vereinigung bei der Größe der Stadt und der Entfernungen sich als unmöglich zeigte.

Sogleich hatte nun Johann Börsmann, so ist sein Ehrenname, einen anderen Plan, und eine lebhafte Correspondenz entspann sich zwischen uns: ein großes plattdeutsches Volksfest! damit zunächst einmal alle Plattdeutschen New-Yorks und Umgegend persönlich zusammenkommen, sich kennen lernen, aussprechen, Pläne bereden könnten.

Wir sparten keine Mühe und Börsmann schonte weder Zeit noch Geld. Ich schrieb Artikel und ein Festlied, das schon lange vor Gestaltung des Festes nebst andern plattdeutschen Liedern zum Staunen der New-Yorker bei Zusammenkünften auch auf den Tramways durch die Stadt gesungen wurde.

Mit dem Photographen Fricke zusammen wagte Börsmann es eine plattdeutsche Zeitung „Uns' Moderspraak" zu gründen, die als Festzeitung großen Eindruck machte. Das Fest kam zu Stande, begann mit einem Umzuge durch die Stadt so großartig, wie er seit dem Friedensfest 1871 nicht gesehen worden war, und amerikanische Zeitungen sprachen in der That mit Staunen vom Mister Plattdütsch. Wenn ich nun noch sage, daß das Fest auf 8 Tage ausgedehnt werden mußte, daß es an den Haupttagen an Geldkisten für das (meist in Kupfer gezahlte) Eintrittsgeld fehlte, daß man Bierfässer, denen man den Boden ausschlug, dazu benutzen mußte, so wird dem Leser Werth und Einfluß desselben klar geworden sein. Plattdeutsch war drüben eine Macht geworden, mit der der kluge Yankee anfing zu rechnen.

In diesem Augenblick feiert man das Fest zum zehnten Mal. — Warum nicht ein allgemeines großes deutsches Fest? Wer da glaubt, daß die Schriftsprache das Kampfmittel sei, an den Grenzen des deutschen Stammes gegen andrängende Feinde, das Mittel zur Einigung in der Fremde, der irrt sich. Die Mundarten, oder wie schon Dahlmann in seiner Vorrede zu der plattdeutschen Ditmarscher Chronik des Neocorus 1828 mit Recht sie nannte: die Stammsprachen sind Schild und Waffe gegen die Feind die Fahne in der Fremde. Nicht die Gebildeten sind die Kämpfer — sie sind höchstens Führer —, sondern der allgemeine Heerbann sind Knecht und Magd, Arbeiter und Handwerker, Kind und Kegel. Der süß vertraute Mutterlaut, von der Wiege, von Kindesbeinen an, von Mund zu Mund in traulicher Rede, Liedern und Sprüchen gehört, nicht

in der Schule aus Büchern gelernt ist es, der die Herzen rührt und zusammen führt und die unwiderstehliche Macht bildet, wenn fremder Mund sich eindrängen will. Das Plattdeutsche hat in Schleswig das Deutschthum gerettet, das Allemannische im Elsaß. Es gibt eine ganze Anzahl deutscher Zeitungen in New-York, in St. Louis und sonstwo in Amerika, deren Einfluß zur Erhaltung deutschen Wesens im Auslande wir gewiß nicht verkennen wollen, aber agitatorisch wie Frickes Modersprak, wie die Chicagoer Plattdütsche Zeitung, die New-Yorker Plattdütsche Post, so wenig diese sich nach Inhalt und Form mit jenen messen können, haben sie nie gewirkt.

Was kann da das deutsche Mutterland thun, um weiter zu helfen? An Geld fehlt es nicht drüben. Zu einer Fahne mit den Bildnissen von Fritz Reuter und Klaus Groth hatten die Frauen von New-York 1874 sechstausend Dollar über. Der deutsche Schulverein kann nicht helfen, an Schulen und Büchern fehlt es nicht. Aber die plattdeutschen Zeitungen drüben dürfen nicht untergehen. Dann würde das Centrum fehlen, der Angriffspunkt; der Sprechsaal wäre geschlossen. Freilich schrieb die Chicagoer Plattdütsche Zeitung vor einiger Zeit ebenso triumphirend wie in dem mitgetheilten Artikel: Wenn ihre Abonnentenzahl so zunähme, wie in den letzten Jahren — und dafür thut sie das Ihrige, da sie Agenten reisen läßt, um zu werben —, so würde sie bald eins der gelesensten Blätter der Welt. Wozu sie die alte Heimat bedürfen das ist das Material. Ohne Fritz Reuter und mich wäre drüben keine plattdeutsche Zeitung je entstanden. Die Chicagoer hat meine beiden Bände Quickborn nebst allem was sonst von mir faßbar, abgedruckt; versteht sich ohne Vergütung. Ich habe mich nicht darüber gegrämt, sondern gefreut. Wenn sie nun aber ganz zu Ende — was dann? Einheimische plattdeutsche Schriftsteller, die etwas leisten können, haben sie noch wenige. Herr Goos in Nebraska galt nur einmal etwas, als er mir ein gutes Gedicht entwendet und, etwas verhunzt, unter seinem Namen hatte drucken lassen. Seitdem ist er verschollen. Doch ist allerdings eine plattdeutsche Gedichtsammlung in Chicago von Lafrentz erschienen, das erste plattdeutsche drüben geschriebene gedruckte Buch, zu dem ich eine empfehlende Vorrede habe schreiben können.

Wir besitzen in Deutschland eine einzige plattdeutsche Zeitung, den Eekbom in Berlin, nachdem der Plattdütsche Husfründ, trotz aller hingebenden ungelohnten Arbeit von mir und Anderen, wegen Mangels an Theilnahme eingegangen ist. Mit dem Bestehen dieses oder eines ähnlichen Blattes, glaube und fürchte ich, ist das Schicksal wenigstens der Chicagoer Zeitung verknüpft. Und wenn man etwas für die Deutschen draußen thun wollte, so wäre es nach meiner Meinung von Wichtigkeit, wenn man den Eekbom sei es durch Geldmittel, sei es durch Abonnement unterstützte. Wäre das nicht auch ein Gegenstand für den deutschen Schulverein? Wir Mitarbeiter thun unsere Arbeit auch für dieses Blatt umsonst und bringen, nebst dem Verleger, mehr oder weniger Geldopfer. Wenn das Blatt eingeht, so fehlt es an einem Sammelpunkt und an Anregung für plattdeutsche Schriftsteller, und für die guten Landsleute drüben bald an allem Anhalt.

„In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnißmäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen," sagt Reinhold. Wäre nicht hier ein solcher Fall? —

Es kommt noch ein gewichtiges Moment hinzu. Reinhold sagt weiterhin: „Ein weiterer, anscheinend nach der entgegengesetzten Seite hin gerichteter, aber zu demselben Ziele führender Schritt liegt in der praktischen Pflege des fremdsprachlichen Unterrichts." Er meint mit Recht, „daß wir Deutsche nur dann in der Lage sind, colonisatorische Fortschritte zu machen, wenn wir die Auswanderer mit brauchbaren Sprachkenntnissen ausrüsten". Fürs englische Amerika nimmt der Plattdeutsche diese Ausrüstung durch seine Mundart von Haus aus mit. Kein Fremder lernt so leicht, schnell und vollkommen englisch, als der Plattdeutsche. Max Müller hat es gewagt, den Engländern ins Gesicht zu sagen — was jedem Kenner beider Idiome einfach bekannte Thatsache ist —, daß ihre Sprache nur ein verderbtes Plattdeutsch sei. Thatsache ist auch und namentlich von den amerikanischen plattdeutschen Zeitungen wiederholt angeführt, daß die bessere Stellung der Plattdeutschen drüben, namentlich als Grocers, Wirthe, zum großen Theil daher stamme, daß sie sich rasch der englischen Sprache bemächtigten.

Dies wäre denn ein Grund auch daheim dafür zu sorgen, daß die heimische Mundart gepflegt werde, wozu eine Zeitung in jetzigen Verhältnissen kaum zu entbehren ist.

Wenn von Colonisationsideen die Rede ist, so fällt gegenwärtig Jedem Südafrika, Transvaal, Angra Pequena und Lüderitz ein — mir auch, denn das Land ist, so weit Cultur reicht, plattdeutsch. Die südafrikanische Colonie wurde gegründet von zwei Holländern, zwei Plattdeutschen und einem Vlamen, und vereinigte so schon in ihrem Ursprunge alle drei Abtheilungen des niederdeutschen Stammes. Im Jahre 1881, zur Zeit des Kampfes der südafrikanischen Buren mit den Engländern, empfing ich nach und nach einen ganzen Stoß dortiger Zeitungen aus der Capstadt, aus Bloomfontein und anderswoher. Die Sprache ist uns leicht verständlich, sie ist niederländisch mit einer Abweichung ins Plattdeutsche. Es ist gar kein Wunder, daß unser genialer Reichskanzler dies beim Besuch der Gesandten aus dem Transvaal gleich heraushörte und frischweg mit ihnen plattdeutsch sprach.

Mir liegt augenblicklich, auch wie gerufen, ein Separatabdruck einer Rede des gelehrten Stadtbibliothekars Dr. Hansen in Antwerpen aus dem „Vlaamschen Kunstboden" vor, die er im Auftrage des dortigen Kunstvereins an die Gesandten der südafrikanischen Republik, den Präsidenten Paul Krüger, den General Smit und den Minister Du Toit bei ihrem Besuche dort in Antwerpen hielt.

Dr. Hansen ist die Seele der niederdeutschen, oder wie sie dort sagen, der dietschen Bewegung in Belgien, die einen näheren Anschluß der Holländer und Plattdeutschen mit den Vlamen, Austausch ihrer Literatur, womöglich Gemeinsamkeit in der Orthographie der eng verwandten Idiome erstrebt und dafür seit 30 Jahren durch Reden und Schriften gewirkt hat.

Er sagt den Herren in seiner Ansprache: „Was uns zusammenbringt, das ist das Blut, da wir Kinder derselben Mutter sind." Aber nicht blos die Vlamen und die Holländer gehören zu demselben Stamm mit den Transvaalen, die Plattdeutschen gehören nach Sitte und Sprache auch dazu. Das komme freilich, wie es scheint, immer erst in Kampf und Krieg um die eigne Existenz zum Bewußtsein. So ging es auch in diesem Falle. Ganze Jahrhunderte konnten verfließen, ohne daß man sich um einander kümmerte oder von einander wußte. Als aber im Jahre 1881 die Buren in Südafrika den Heldenkampf gegen britische Uebermacht und Vergewaltigung kämpften, da erwachte das Verwandtschaftsgefühl. Holländer und belgische Vlamen sammelten Geld, schickten Aerzte nach Afrika und, mit Tausenden von Unterschriften der besten namhaften Leute des Landes bedeckte ernste Vorstellungen an das englische Volk, an das dortige Parlament, an Regierung und Königin — nicht ohne Wirkung. Auch die Plattdeutschen schlossen sich an (die Hochdeutschen nicht minder, setzen wir hinzu) und thaten Aehnliches.

Dabei erzählt Dr. Hansen seinen afrikanischen Freunden: „Ganz Norddeutschland ist, nicht weniger als das Capland, in verschiedenen Jahrhunderten von Vlamen und Holländern colonisirt worden. Hunderttausende haben sich dort seit mindestens drei Jahrhunderten niedergelassen, mit den stammverwandten Sachsen gemischt haben sie Städte gegründet, Landbau und Viehzucht eingeführt; auch der so allgemeine Backsteinbau stammt von ihnen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist eine holländische Schöpfung, und die berühmten „Linden" zu Berlin sind von einer holländischen Hand gepflanzt."

Dr. Hansen spricht dann des Genaueren von der Verwandtschaft der niederländischen und plattdeutschen Sprache unter einander und mit dem Transvaalschen.

„Ich erinnere mich," erzählt er, „daß ich am 26. Nov. 1876 und am 2. Dec. 1877 im niederländischen Theater in Antwerpen

vor einer gemischten Gesellschaft von 800—1000 Personen unter überraschendem Beifall Groths „Moderspraak" und andere Gedichte von ihm und anderen Plattdeutschen vorgetragen habe. Ebenso auf dem Sprachcongreß in Maastricht 1875 habe ich plattdeutsche und besonders Groth'sche Gedichte vorgetragen mit großem Beifall." Damals waren auch schon transvaalsche Abgesandte, mit ihnen der Präsident der Republik Dr. Bürger, Theilnehmer am Congreß und an Hansens Vortrage. „Ein transvaalscher Bur war so erstaunt, daß er mich versicherte, die ditmarsche Sprache laute ihm auf tausend Meilen Entfernung wie seine eigne."

Dr. Hansen theilt dann noch Proben sowohl plattdeutscher als transvaalscher Gedichte in seiner sehr verständig erdachten vermittelnden Schreibweise mit, so daß sie Vlamen und Holländern verständlich sind und uns nicht schwer fallen, zu dem für uns Plattdeutsche allerdings unnöthigen Beweise unserer nahen Verwandtschaft. Für unseren heutigen Zweck sind diese Proben mehr als überflüssig, uns kam es nur darauf an, den Beweis zu liefern, welchen colonisatorischen Werth das Plattdeutsche hat und gewinnen kann und die Aufmerksamkeit derer darauf zu lenken, welche in der Colonisationsfrage Deutschlands nicht blos eine Geld- und Machtfrage sehen. Nur einen kleinen rührenden Vers aus einem transvaalschen Vaterlandsliede sei mir erlaubt in orthographisch ein wenig geänderter Fassung hier mitzutheilen:

En jede Natie hat sin Recht
Un weer se noch so swack un slecht.
Dar is en Oog wat Alles merk(t)
Un sett dat Unrecht Paal un Perk*);
De kiekt ok uns Verdrückers na
Un walt ok för Südafrika.

Kiel, 9. Juli 1884.

Ueber den Endzweck im All.

Von Otto Caspari.

Wissenschaftliche Streitigkeiten haben oft den Nutzen, daß sie die Situationen in Bezug auf brennende Fragen klären, weil in der Opposition das Berechtigte und das Unberechtigte der entgegengesetzten Standpunkte deutlich zu Tage tritt, und der Unbetheiligte sich so ein gerechtes abwägendes Urtheil zu bilden im Stande ist. In diesem Falle gilt heute noch wie immer das Wort des Heraklit: Der Streit ist der Vater aller Dinge, aus dem Kampf der Parteien wird die Wahrheit gewonnen. In der Philosophie, wo die Controversen niemals ruhen, treten einige derselben in gewissen Zeitläufen ganz besonders in den Vordergrund. Seitdem von Seiten der modernen Naturwissenschaft die Frage nach der Entwicklung und Entstehung des Organismus von Neuem angeregt wurde, und insbesondere durch Darwins Naturdeutung die Probleme über „Entwicklung", und die damit zusammenhängenden Grundbegriffe von „Ziel" und „Zweck" zur Erörterung gebracht wurden, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die philosophische Wissenschaft eben diese wichtigen Begriffe von Neuem scharf ins Auge faßte. Dabei war es selbstverständlich, daß entgegengesetzte Auffassungen alsbald hierüber verbreitet wurden.

Da in der Philosophie seit Hume und Kant beständig zwei Hauptströmungen nebeneinander hergehen, um zuweilen scharf gegeneinander zu prallen, ist leicht zu übersehen, daß auch über die Begriffe von Entwicklung, Ziel und Zweck diese verschiedenen Richtungen neuerdings in den heftigsten Kampf gerathen mußten. Dieser Kampf hat gegenwärtig einen gewissen Höhepunkt erreicht, und es verlohnt sich daher auf denselben sein Augenmerk zu richten. Wie erwähnt, sind es die beiden Schulen des Empirismus und des Idealismus, welche wir kräftiger denn je über die Zwecklehre (Teleologie) streiten sehen. Beide Parteien haben in gewissem Betracht Recht und Unrecht, beide vertheidigen bestimmte unveräußerliche Wahrheiten; aber beide auch müssen in gewissen Punkten gegenseitig nachgeben; denn nur wenn dies geschieht und die Streitenden sich zur Vermittelung herbeilassen, kann die philosophische Gesammtwissenschaft fortschreiten.

Wir werfen unsere Blicke zuerst auf die rationalistischen Idealisten; denn diese haben in der philosophischen Gesammtwissenschaft bisher immer auf Rechte gepocht, die ihnen von Alters her zukamen, sie waren deshalb stets um so vornehmer und sympathisirten gern mit einem Unfehlbarkeitsstandpunkt, mit dem sie sich das Recht herausnahmen zu herrschen und zu bevormunden.

Die Argumente dieser philosophischen Lehre scheinen ja auch so klar und unanfechtbar, daß es nicht Wunder nimmt, daß sie so lange eine absolute Herrschaft ausübten. Alles in der Welt muß eine oberste und unbedingte Ursache, einen ersten Grund haben, wo aber ein solcher herrscht, da muß es auch einen letzten Zweck geben, eine Welt ohne einen solchen gedacht, wäre ein planloses Chaos, eine an sich sinnlose und werthlose Welt, und in letzterem Stücke haben die Idealisten Recht, ihr Unrecht beginnt erst, wenn sie diesen ersten Grund und letzten Zweck als irgend eine Macht hinstellen, und metaphysisch hypostasiren, um sie damit herrschen, Alles bevormunden und gängeln zu lassen, wenn sie diese Gewalt (sie mögen sie nennen wie sie wollen) als ein sogenanntes Allervollkommenstes (ens realissimum) für alle Ereignisse, Thatsachen und empirische Vorkommnisse verantwortlich machen müssen, wie es die logische Consequenz dieser Ansicht erfordert.

Da zeigt es sich denn, daß eben diese Consequenz dahin führt: dieses allervollkommenste Wesen als allgemeinsten ersten Grund und höchsten und letzten Zweck, auch für alle unvollkommensten Ereignisse: wie furchtbare Uebel, Schmerzen, Unzweckmäßigkeiten, Katastrophen und Mißgeburten aller Art, oder um es kurz und populär zu sagen: Gott als vollkommensten, obersten Weltgrund in seiner Allmacht auch für die Existenz des Teufels verantwortlich zu machen. Die Ausrede, daß die furchtbaren Weltpestilenzen, Convulsionen und Schmerzen nur den Einzelnen jedesmal zu Grunde richten, nicht aber das Ganze treffen, verfängt nicht; denn das wäre eine schöne allervollkommenste oberste Ursache und letzter Endzweck, welche um zu letzterem zu gelangen sich im Einzelnen so unbarmherziger, furchtbarer und rücksichtslos grausamer Mittel bedienen müsse. Hier hat der moderne Pessimismus vollkommen recht, wenn er zu der Consequenz kommt, lieber hätte diese Allmacht die ganze Welt nicht schaffen sollen, als ein solches mit tausend Teufeln und Mißgestalten bevölkertes Leben und Weben darin zu begründen. Es ist Leibniz in seiner schönen Theodicee leider nicht gelungen, die große Weltharmonie mit den unzähligen Dissonanzen widerspruchslos philosophisch einleuchtend zu machen, sein dogmatischer Optimismus und rationaler Idealismus findet heute daher keinen Vertreter mehr. Aber das ist nicht Alles, was man gegen die von den rationalen Idealisten vertretene dogmatische Teleologie geltend zu machen hatte. Am meisten eifern gegen dieselbe die Naturwissenschaften. Die Scheuklappen, mit denen die mittelalterlichen Teleologen den Blick in die freie Natur versahen, mußten, wenn klare und unbefangene Forschung und Erforschung der Thatsachen bestehen sollte, fallen. Es ist klar, daß wer in allen Wirkungen Zweck und Absicht von vornherein wittert und anticipirt, in einer unbefangenen Weise die Natur, wie sie sich unserem Auge bietet, nicht darstellen und beschreiben kann. Weil der Teleologe überall seine Wünsche, Zwecke und Absichten einmischt und unterschiebt, muß er, hiervon befangen, seine Naturbeschreibung fälschen; anstatt alle Thatsachen zusammenzunehmen, wird er nur eine Mythologie von absichtsvollen Ursachen zusammentragen, und das was thatsächlich unzweckmäßig ist, wird er unwillkürlich zum Besseren umdeuten. Diese Bevormundung der Naturbeschreibung hatte einst Baco vor Augen, als er die dichtende Teleologie gegenüber der nüchternen, klaren Naturbeschreibung eine Jungfrau nannte, die nichts gebären könne. Je mehr nun die Naturforschung sich ausbreitete, je mehr

*) Paal un Perk = Maß und Ziel.

mußte sich gegen den Idealismus und die mit ihm verflochtene Teleologie Opposition erheben, dies mit gewissem Recht wie wir sehen; denn nur zu leicht wird um der principiellen Erklärung willen der Thatbestand in der Description und hinsichtlich der Untersuchung des Causalzusammenhangs gefälscht. Um möglichst unbefangen und nüchtern die Thatsachen, mögen sie einen teleologischen oder aber disteleologischen Eindruck machen, auf das Urtheil wirken zu lassen, hat sich seit der Epoche, welche Baco von Verulam, der Vater des Empirismus begründete, die empirische Forschung von dieser Lehre abgewendet. Einen erneuten Aufschwung nahm der aller Teleologie feindliche Empirismus alsdann abermals durch die Lehre Spinozas, nach welcher nichts Anderes herrschen sollte im All, wie der an sich nothwendige Causalnexus. Damit wurde die absolute Herrschaft der Logik auf den Thron gehoben, und in der That liegt in diesem Hinweis so viel wissenschaftlich Bestrickendes, daß man sich kaum wundern darf, daß der aus dem ehemaligen Empirismus emporkeimende moderne Positivismus sich dieser spinozistischen Lehre bemächtigte. Man nahm dogmatisch die unumstößliche Grundherrschaft von Logik und Mathematik an, suchte in Kants Kritik der reinen Vernunft nach erkenntnißtheoretischen Anhaltepunkten, und da sich diese (wenn man die beiden folgenden Kritiken unberücksichtigt läßt) hier zur Genüge fanden, schuf man eine neue Lehre, die man gegenwärtig Positivismus nennt, und die deutliche Beziehungen zu Comte, zu Spinoza und zu den englischen Empiristen aufweist.

Das Gemeinsame der Lehren aller dieser Genannten liegt in der Beiseitesetzung aller ethisch und ästhetisch objectiven Werthschätzung und Zweckmäßigkeitsanschauung. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, oder so viele Köpfe so viele Sinne, so viele verschiedene subjective Urtheile, Wünsche, Hoffnungen, Ansichten und Zweckabsichten. Das logisch-mathematisch angeordnete Räderwerk des Universums aber nimmt auf alle diese subjectiven Wünsche und Absichten keine Rücksicht. Damit wird denn alle Teleologie beseitigt. Die Kategorie von Mittel und Zweck fällt ganz und gar, so lehren die Positivisten, in die rein subjective Auffassungsart der Einzelnen, objectiv und allgemein-nothwendig herrscht nur das an sich starre Gesetz, die unbezwingliche und unverbrüchliche Logik der Causalfolge und die mit dem geometrischen Weltbau vorgezeichnete Mathematik der gesetzlich bestimmten Bewegungen und Abfolgen. Man merkt, daß alles Hoffen, Wünschen und Fühlen, alles ethische und ästhetische Urtheilen sich in diesem mathematisch starren Weltenräderwerk nur ganz nebenbei und in zufälliger Weise vollzieht, man erkennt, daß unter solchen Ansichten von ethischen und ästhetischen Normen neben den logischen und mathematischen, welche letzteren objectiv allein herrschen, nicht die Rede sein kann. Wir sagten oben, daß diese Anschauung in ihrer Nüchternheit und ehernen Starrheit viel Einnehmendes hat, und so sind, nach dem Vorgange der Britten Stuart Mill und Herbert Spencer, nicht nur die Naturforscher in das Lager dieser Empiristen übergegangen, sondern mit ihnen alle Jene, welche in philosophischer Hinsicht eine Concordanz zwischen Spinoza, Newton und Kant stiften zu können meinten.

Im Lager dieser Forscher war die Teleologie abgethan; denn da sie mit vielen Thatsachen im Widerspruch war, und oft evident unzweckmäßige Folgen auftraten, konnte der Kategorie von Mittel und Zweck nicht wie der der Causalität völlige Allgemeingültigkeit zugesprochen werden, als accidentelle Form aber hatte sie hiermit in der strengen Wissenschaft keinen so hohen Werth, wie ihn die dogmatischen Teleologen behaupteten. Mathematik und Logik waren und blieben dem erkenntnißtheoretischen Positivisten die einzigen Könige, welche den Verlauf des Geschehens beherrschten.

Vielleicht erkennt man indessen heute von dieser Seite an, daß man zu weit gegangen sei, und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet habe. Die Acten über den Proceß der Teleologie sind jedenfalls noch nicht geschlossen, und wenn der vorerwähnte wissenschaftliche Streit zwischen dem Rationalismus und Empirismus (Positivismus) dahin führt: die Teleologie unter dem kritischen Gesichtspunkte Kants neu zu begründen, so wird man sich mit den Ansichten vereinigen, welche Verfasser dieser Zeilen in seinen Schriften bisher vertreten hat.

In der veralteten dogmatischen Weise, nach welcher, wie wir sahen, ein Zweck absolut herrschen sollte im All, der alle Erscheinungen durchdringt (was den Thatsachen widerspricht), konnte die Zweckmäßigkeitslehre nicht wieder aufleben. Indessen die starre, indifferente, logisch-mathematische Nothwendigkeit zur absoluten Herrschaft zu bringen, wie die Positivisten, — das mußte am Ende auch wiederum auf einen Dogmatismus hinauslaufen; denn geht denn in der That Alles, was da geschieht und sich vollzieht, überhaupt so streng und ausnahmslos logisch zu? Sind alle Folgen im Geschehen ausnahmslos logische Folgen im strengsten Sinne? Ganz gewiß nicht. Wir gewahren viele Folgen, die nur ein post hoc, nicht aber ein propter hoc darstellen. Folgen, die man ebenso wie etwa die Associationen der Gedanken eines Wahnsinnigen niemals als logisch und allgemeingültig ausgeben wird. Will sich die Teleologie gegenüber der starren Nothwendigkeitslehre wieder neuen Raum schaffen, so muß sie daher zunächst die strengen Skeptiker zu Hülfe rufen, um die Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit der Logik einer näheren Prüfung zu unterziehen, und diese Königin auf ihre absolute Legitimität ihrer Autorität hin prüfen. Protagoras meinte: die Welt verlöre sich noch nicht in ein völliges Nichts, wenn man alle Logik der Causalfolge etwa in ihr striche, sie wäre alsdann nur ein Strudel und ein Chaos von Zufälligkeiten, aber noch nicht ein unmögliches Nichts, oder völliges Nichtsein. Darin liegt einige Wahrheit. Mindestens muß man anerkennen, daß wenn nicht Alles ethisch und ästhetisch, auch ebensowenig alles logisch im strengsten Sinne zugeht. Wenn nicht alles Geschehen ein streng logisches ist, ebenso wenig wie ein solches immer als ethisch und ästhetisch betrachtet werden kann, so folgt daraus, daß sich in einem der obersten Grundsätze der Logik ein Problem versteckt, das erst zur Lösung gebracht werden muß, wenn über die Betrachtung eines zweckmäßigen oder indifferenten Gesammtgeschehens im Universum geurtheilt werden soll. Dieses Problem nun ist bekanntlich das der Causalität (das Gesetz von Grund und Folge). Wir wissen, daß das Geschehen und Folgen nicht immer eine an sich durchschaubare Thatsache sind, vielmehr stellt sich uns hier ein Erkenntnißproblem dar, das Descartes und die Occasionalisten nur lösen zu können meinten mit Zuhülfenahme der sich einmischenden Gottheit. Leibniz glaubte auf die prästabilirte Harmonie aller Glieder verweisen zu müssen, die Skeptiker halten das Problem für unlösbar. Nach Berkeley wird der Causalzusammenhang mit den Außendingen ebenfalls nur durch die Gottheit vermittelt, während Spinoza ebenso wie die Positivisten und Materialisten alle Folgen von Gliedern, die einander nichts angehen und somit nur zufällig zusammengerathen doch schlechtweg als solche hinzustellen sich bemühen, die dennoch einander angehen und daher logisch nothwendig sind, ein Widerspruch, den diese Schulen ungelöst lassen.

Von höchster Wichtigkeit erscheint es daher, die Ansicht Kants hierüber zu eruiren. Prüft man die Kantischen Gedankengänge zu Ende, so zeigt sich, daß er in der Kritik der reinen Vernunft den Skeptikern zustimmte, indem er mit Hume annahm, daß wir die Verbindung der Glieder in der Causalkette des Geschehens, d. h. den Causalitätsact der Dinge an sich nicht zu erkennen vermögen, und wenn nun auch nicht, wie Hume will, alles Vertrauen auf die Sicherheit des Causalitätsschlusses aus der bloßen Gewohnheit herkommt, so erfahren wir doch nur im Verstande die bloße Thatsache eines Folgens und Geschehens sehr vieler Erscheinungen, ohne immer daran zu erkennen, wie die einander folgenden Glieder an sich beschaffen sind, um dies unter sich zu bewirken. Dennoch wird der Schleier, der sich in unserm Verstande hierüber ausbreitet, durchbrochen, und zwar durch die Einsicht, welche die praktische Vernunft gewinnt über die Beweggründe und die hieraus entspringenden Folgen, welche Wesen unter einander beseelen, die wie gleichartige Intellecte und Vernunftwesen, in ihren Gefühlen und sittlichen Absichten

unter einander sich verstehen und verständigen, daher völlig vergleichbar sind. Mit andern Worten, nur unter ethisch handelnden gleichartigen Vernunftwesen sind wir thatsächlich im Stande die Causalzusammenhänge, Gründe und Folgen als einander ähnlich so zu durchschauen, daß sich das Causalproblem als eine nothwendige Syntheſe von Gliedern einer Lösung nähert. Erst hier, wo gegenseitige und gemeinschaftliche Absichten als Mittel und Zwecke auftauchen, die logisch erkennbar werden, weil sie sich unter Intellecten abspielen, die unter einander gleich geartet und ähnlich, sich einigen, verständigen oder entzweien, tritt daher der Werth und die Erkenntniß über eine Einigung von Gliedern und ein Folgen und Erfolgen, d. h. in diesem Sinne die logische Causalverbindung als Gemeinschaft für die Auffassung deutlich hervor.

So nähert sich nach Kant das Causalproblem einer Lösung durch die Einsicht, welche praktische Vernunft (Ethik) und Urtheilskraft (Aesthetik) gewähren. Erhebt man sich aber nicht zu dieser Kantischen Anschauung, so ist man genöthigt, entweder bei Hume hierüber stehen zu bleiben, mit der Meinung: daß alles Folgen für uns ein an sich unverstandenes und hinzunehmendes Neben- und Nacheinander ist, dem wir uns aus Gewohnheit durch tausendmalige und unzählige Wiederholungen fügen, oder aber mit Spinoza in den früher erwähnten Widerspruch zu fallen: oftmalige Zufälle für Logik auszugeben. Der moderne Positivismus kommt mit seiner Grundanschauung weder über den Skepticismus Humes noch über den Dogmatismus Spinozas hinaus, er geräth über das logische Grund- und Erkenntnißproblem vielmehr bald in diese, bald in jene der genannten Ansichten. Zielt alle Logik auf Allgemeingültigkeit ab zum Zweck der Verständigung über die Wahrheit und deren Erkenntniß, so muß man daher jene rein dogmatische oder skeptische Auffassung, welche in erkenntniß-theoretischer Hinsicht die Materialisten und Positivisten über die Logik lehren, kritisch trennen von derjenigen, die sich ergibt, wenn wir dem Geiste Kants folgen.

Unterlassen wie diese Kritik, so gerathen wir in Gefahr mit Spinoza: den letzten Endzweck (die Teleologie) ganz und gar abzuleugnen, und jede selbst relative Zweckanschauung — so auch die Thatsache: daß Vernunft Zwecke verfolge, wie wir oben sahen, für subjective Täuschung und Schein zu erklären. Nichts soll nach dieser Weltanschauung herrschen als die starre logische Nothwendigkeit, eine Starrheit, die wie wir sehen kritisch in den Widerspruch führt, alle Folgen überhaupt (selbst die Zufälle des post hoc ergo propter hoc) für Logik auszugeben.

Indessen ist andererseits auch derjenige verpflichtet diese erkenntniß-theoretische Kritik über die Logik und logischen Grundsätze anzustrengen, der sich im Geiste Kants bemühen will, die Zwecklehre (Teleologie) zu restituiren. Denn eben weil nicht alles in der Welt völlig logisch zugeht, sondern auch das Unlogische thatsächlich unter den Erscheinungen im Neben- und Nacheinander zum Ausdruck kommt, herrscht, wie wir sehen, auch nicht ein solcher absoluter Endzweck, der alle Erscheinungen teleologisch umfaßt, erzeugt und bevormundet.

Neuerdings ist es bekanntlich Windelband, der in seinen Schriften die Teleologie im Sinne des Kriticismus vertheidigt; doch vermissen wir bei ihm eben jene erkenntniß-theoretische Kritik der positivistischen Auffassung der Logik, und deshalb ist es begreiflich, daß sich zwischen ihm und Laas, welcher der positivistischen Schule anhängt, ein wissenschaftlicher Streit entwickelte, aus welchem nicht hinreichend ersichtlich wird: mit welchem Rechte unser Forscher dem Positivismus gegenüber die Teleologie zu vertheidigen wagt, da er andererseits in erkenntniß-theoretischer Hinsicht doch den Grundsätzen huldigt, welche die Positivisten über die Logik hegen.

Nach Windelband, und hierin dürfte er mit Laas übereinstimmen, läßt sich die einheitliche Tendenz, welche unser gesammtes Nachdenken beherrscht, dahin formuliren: „daß wir die Abhängigkeit verstehen wollen, in welche sich das Einzelne vom Allgemeinen befindet. Darum ist dies das absolute Grundverhältniß des wissenschaftlichen Denkens.“ (Vergl. Windelband „Präludien“ S. 250.) Allein in eben diesem Grundverhältniß und der normalen Auffassung desselben wurzelt zugleich das nämliche Problem, das auch der Zwecklehre (Teleologie) gestellt ist. Die Art der Lösung desselben bedingt auch die Art Zweckanschauung, die sich hieraus ergibt. Es ist bezüglich des Verhältnisses vom Allgemeinen zum Besondern leicht zu übersehen, daß man nicht das sog. „Allgemeine“ (wie Windelband für den Logiker und Ethiker fälschlicherweise fordert, siehe dessen Präludien S. 250) irgend wie in ein Prius setzen darf, um dasselbe aprioristisch in höherem Maße zu betonen wie das Besondere; denn damit würden allemal nothwendig die Einzelnen (das Besondere) zu bloßem flüchtigen Schein und Schatten herabsinken, die Individuen (Freiheit und berechtigter Liberalismus) hätten keine Bedeutung mehr. Diese erkenntniß-theoretische Auffassung des Allgemeinen würde sich in nichts unterscheiden von der absoluten Herrschaft eines allgemeinen Endzwecks, durch welche alle Erscheinungen und Folgen bevormundet und getragen werden, eine Bevormundung, welche in alle die Widersprüche führt, welche die ontologische und antiquirte Teleologie aufzuweisen hat, und welche wir oben darlegten.

Setzt man hinwiederum das prius und die methodologische Betonung in die unabhängigen, selbstständigen Einzelnen, so sinkt hiernach leicht das sogenannte „Allgemeine“ zu einem bloßen Schatten (Dichtung und Illusion) herab. Wer daher das Besondere wiederum zu sehr mit Vorliebe behandelt (Windelband fordert dies fälschlicherweise vom Künstler und Aesthetiker), der verliert nun umgekehrt das Allgemeine ganz aus dem Auge, und das was wir mit Recht innerhalb einer vollendeten Anschauung den „Gesammtzweck“ nennen, das geht damit unter und sinkt herab zu einem bloßen schattenhaften nomen. Diese letztere Lösung würde somit den realen und objectiven Endzweck des Ganzen unter der Hand ebenso sehr einbüßen, wie die andere eben diesen Gesammtzweck zu einer absoluten bevormundenden Gewalt aufbauscht.

Wenn aber die Individiuen (das Besondere) ihre positive und werthvolle Bedeutung und Betonung behalten müssen, und dem gegenüber der Gesammtzweck (die Teleologie) nicht wie im Skepticismus, im Spinozismus und Positivismus zum bloßen Schatten sich verflüchtigen darf, so bleibt nur dies noch übrig: den Gesammtzweck hinsichtlich seiner Anerkennung innerhalb der Einzelnen und Besonderen aufzufassen als ein „Postulat“ und „Regulativ“, das ist als eine allen Einzelnen im Gewissen ursprünglich überlieferte reale Aufgabe, welche, je besser und tiefer sie in freier Weise und ohne Zwang verwirklicht wird, nach Seiten der Ethik, Erkenntnißlehre (Logik) und Aesthetik, um so vollkommenere Folgen erzeugen muß für alle diejenigen, welche daran theilnehmen.

Diese Lehre stimmt mit dem im Wesentlichen überein, was Kant hierüber in der Kritik der praktischen Vernunft und in der Kritik der Urtheilskraft lehrt.

Die kritische Conception über die Bedeutung und Verwerthung der Teleologie wird von Windelband nahe gestreift. Nach ihm ist der End- und Gesammtzweck „Norm“. Indessen die „Norm“ ist ihrer Form und ihrem Wesen und Begriffe nach ein streng Festes und stets dogmatisch, während der Endzweck, kritisch als „Postulat“ des Vollkommenen aufgefaßt, vielmehr eine solche Idee als Vorbild einschließt, die sich innerhalb eines relativ freien wechselnden Spielraums in verschiedenen Formen zwanglos bewegen kann, ohne unter dem Wechsel dieser Formen gegen die Norm zu verstoßen. Norm gäbe es als solche der Form nach dogmatisch zwingend nur deren eine, das „Postulat“ aber läßt einen mehrfachen Wechsel von Musterbildern zu, die innerhalb gewisser Grenzen, ihrer Ablösung und Ergänzung nach, alle gleichmäßig und ebenbürtig wahr, gut und schön sein können. Die Norm bleibt daher an sich, weil nur eine, ein an sich Starres und bloßer Begriff, während der allgemeine Endzweck seiner Form nach als Postulat des Vollkommenen aufgefaßt, als Inhalt das pulsirende organische Leben einschließt, durch den nie zu unterlassenden Wechsel. Die Norm kann, da es ihrem Begriffe nach nur eine einzige gibt, den Wechsel der Form nicht vertragen

aber der vollkommene Endzweck des Alls kann wie das Leben einen solchen nicht entbehren. Will man daher die Teleologie unter dem Gesichtspunkte des Kriticismus neu begründen, so darf man den subtilen Unterschied bezüglich des Endzwecks als „Norm", gegenüber einem „Postulat", gerichtet auf das sittlich und ästhetisch Vollkommene, nicht übersehen. Die „Norm" als solche zwingt wie ein starres Dogma, das „Postulat" aber schließt die Freiheit ein für den Einzelnen, es weist daher nur hin und gewinnt und erobert wie die höchsten Formen der Kunst und die sittlich größten Beispiele in der Weltgeschichte.

Die Zeitungen und die Literatur.

Von Emil Peschkau.

Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist eine Zeit der Gährung, der Umwälzungen, des Ueberganges. Auf den meisten Gebieten menschlicher Thätigkeit stehen wir Neuerscheinungen gegenüber, deren Tragweite wir noch nicht ermessen können. Die Hauptursache dieser Erscheinungen ist der Riesenfortschritt, den die Naturwissenschaften gemacht haben und der Fortschritt, den wir von ihnen noch gewärtigen. Dieser Fortschritt in der Erkenntniß der Natur beeinflußt nicht nur direct alle Schaffensgebiete — die Künste ebenso, wie die Gewerbe, das Staatsleben u. s. w. —, sein indirecter Einfluß auf alles das war ein viel größerer, indem er unser ganzes Leben umgestaltete. Von den Eisenbahnen und dem Telegraphen angefangen bis zu den zahllosen kleinen Erfindungen, die uns auf Schritt und Tritt begegnen, die das Arbeitsgebiet wie unser Haus beherrschen, bis zu den unter dem Einfluß der neueren Wissenschaft umgestalteten Schulwesen, den sanitären Einrichtungen u. s. w. — es ist eine ganz andere Welt, wenn wir sie mit der am Anfange unseres Jahrhunderts vergleichen. Eine der tiefgehendsten dieser Umwälzungen vollzieht sich gegenwärtig auf literarischem Gebiete. Das Buch wird von Jahr zu Jahr mehr durch die Zeitungen verdrängt, und bei dem immer reicher werdenden Inhalte der letzteren und bei den sich immer ungünstiger gestaltenden Absatzverhältnissen des ersteren — fängt man nun doch auch an, die letzten Bollwerke des Buchs, die Leihbibliotheken, zu beschießen — ist es zweifellos, daß die Zeitung endlich ganz an die Stelle des Buches treten wird. Ausgenommen sind natürlich jene Bücher, welche einen gewissen praktischen Zweck verfolgen, wie z. B. Lehrbücher, und Ausnahmen wird es auch insofern immer geben, als Werke von besonderer Bedeutung, auch wenn sie zuerst in Zeitschriften veröffentlicht sind, doch immer in Buchform erscheinen werden, und auch solche Werke, die zwar keine sonderliche Bedeutung haben, deren Autoren aber über die Mittel verfügen, um ihre Arbeiten, die keine Zeitung nimmt, als Bücher in die Welt senden zu können. Aber in der Hauptsache wird das Buch durch die Zeitung verdrängt werden — die Herrschaft hat die Zeitung ja längst an sich gerissen.

Diese Erscheinung ist bedingt durch die oben erwähnte Veränderung, die mit der Gesellschaft vor sich gegangen ist. Die Behaglichkeit, die Ruhe, die Stetigkeit ist aus unserem Leben geschwunden. Man fährt nicht mit dem Schnellzug und empfängt die Nachrichten nicht durch den Telegraph, ohne innerlich dadurch beeinflußt zu werden. Man sehe nur, ob Leute, die viel mit der Eisenbahn fahren, nicht nervöser, unruhiger, hastiger sind, als solche, die ein Stillleben in ihrer Heimat führen. Der gesteigerte Wettkampf auf allen Gebieten, hervorgerufen durch jene Erscheinungen, hat nicht weniger Antheil an der Unruhe, die das Geschlecht ergriffen hat. Das Alles und manches Andere wirkt ja ineinander und daraus resultirt die Hetzjagd der Arbeit wie die Hetzjagd des Genusses. Dem entsprechend mußte auch die Form der Lectüre eine Veränderung erfahren. Das Buch mit seiner behäbigen Breite ist nichts für ein Geschlecht, das sich zwischen Arbeit und Genuß nur da und dort ein halbes Stündchen mit Lesen beschäftigt. Wie viel Leute sind heutzutage denn noch im Stande, einen jener ehrwürdigen neunbändigen Romane zu lesen, die das Entzücken unserer Vorfahren bildeten? Wir ziehen Alles vor, was kurz ist, was uns möglichst viel Inhalt in möglichst knapper Form bietet. Und da war es nun die Zeitung, die sich inzwischen schon durch andere Mittel die Sympathien errungen hatte, die sich der literarischen Formen bemächtigte und dieselben ihrer Natur nach gerade so umgestalten mußte, wie es auch dem allgemeinen Bedürfniß entsprach. Die Folge war der rapid steigende Absatz und dem entsprechend die nicht weniger rapide Vermehrung der Zeitungen, während das Interesse an dem Buch immer mehr abnahm. Dazu kam aber noch ein anderes Moment und das ist gegenwärtig in den Vordergrund getreten, das sichert der Zeitung die Herrschaft und in der Zukunft den gänzlichen Sieg. Es ist das pecuniäre Moment. Für dieselbe Geldsumme, die ein einbändiger Roman kostet, hat man ein Vierteljahr lang eine tägliche Zeitung und ein belletristisches Journal, das heißt man hat, neben dem unentbehrlich gewordenen Nachrichtenmaterial, drei Romane, ein halbes Dutzend Novellen und drei Schock Feuilletons. Dieses Moment ist es auch, das bei uns in Deutschland in erhöhtem Maße in Betracht kommt. Der Deutsche hat eine Abneigung, Geld für Lectüre auszugeben, die sich nicht hinwegleugnen läßt, und den ungünstigeren Verlagsverhältnissen entsprechend sind deutsche Bücher unverhältnißmäßig theurer als englische und französische. So kommt es denn auch, daß in England und Frankreich trotz des auch dort herrschenden Uebergewichts der Zeitungen das Buch doch noch eine ansehnlichere Rolle spielt als bei uns, umsomehr als deutsche Bücher im Ausland kein Absatzgebiet haben, während französische und englische Bücher bei uns sehr stark gekauft werden. Einen Novellenband von Heyse entlehnt man aus der Leihbibliothek, aber den neuesten Roman von Daudet muß man auf dem Salontische liegen haben. Das gehört nun einmal in Deutschland zum guten Ton, wo es ein Zeichen von „ordinärer Familie" ist, wenn die Kinder französisch nicht besser plappern als deutsch.

Wie beeinflußt nun diese Umgestaltung das literarische Schaffen? Gereicht sie der Entwicklung der Literatur zum Guten oder zum Schlimmen, verbessert sie die Lage der Schriftsteller oder wird diese dadurch verschlechtert? Was die letztere Frage betrifft, so ist es zweifellos, daß die Autoren in jeder Beziehung gewinnen. Die Zeitung, die ein Werk fünfzig Tausenden von Lesern bietet und dabei nur ein sehr geringes Risico hat, kann ganz andere Honorare zahlen als der Verleger, der in Deutschland in günstigem Fall nur auf den Absatz von wenigen Tausenden von Exemplaren rechnen kann und keine Sicherheit hat, daß das Buch ihm auch nur die Kosten einträgt. Aber nicht blos einen materiellen Vortheil bietet die Zeitung dem Literaten, auch der ideelle Vortheil ist offenbar auf seiner Seite. Während das Buch seine Gedanken nur langsam verbreitet, vielleicht, durch ungünstige Zufälle beeinflußt, sich gar keinen Weg zu bahnen vermag, werden sie durch die Zeitung vielen Tausenden auf einmal geboten, ja, von diesen vielen Tausenden, die das Ding lesen, weil es ihnen auf den Tisch gelegt wird, würde vielleicht nicht einer das Buch kaufen. Und nicht blos für seine Gedanken macht die Zeitung Propaganda, auch für seinen Namen. Wer kauft das Buch eines namenlosen Menschen? Was aber in der Zeitung steht liest man, und packt es, regt es an, berührt es sympathisch oder reizt es zum Widerspruch — man vergißt den Namen nicht mehr und liest fortan Alles, was Einem unter dieser „Firma" entgegentritt. Rechne ich die zwei, drei ersten Namen ab, so verdanken die Schriftsteller in Deutschland*) die Möglichkeit, von dem Ertrage ihrer Arbeit leben zu können, nur den Zeitungen. Sie sind es also, welche den Schriftsteller selbständig machen, welche es ihm ermöglichen, sein Schaffen zur Grundlage seiner Existenz zu nehmen. Das hat auch wieder einen ideellen Vortheil, denn der Autor ist unabhängig geworden. Er hat es nicht mehr nöthig, ein Amt zu

*) Die Theaterdichter kommen bei diesen Erörterungen natürlich nicht in Betracht.

suchen, das sich mit seiner Thätigkeit schwer vereinen läßt, oder gar um die Gunst eines Mäcens zu buhlen.

Für die Person des Schriftstellers bringt also die Zeitung nur Vortheile. Anders ist es, wenn wir die Einwirkung dieser Umwälzung auf die Schriftwerke, auf die Literatur ins Auge fassen. Eine Zeitung hat — sagen wir zehntausend Abonnenten. Diese Zeitung vertritt in der Regel keine ideellen Interessen — sie ist ein Geschäft, höchstens noch ein politisches Agitationsmittel. Das Ziel des Verlegers ist in dem einen wie in dem andern Fall, seine Abonnentenzahl zu erhalten und zu vergrößern, einen Geldgewinn zu machen oder möglichst vielen Leuten die Disciplin einer politischen Partei beizubringen, den Werth einer finanziellen Unternehmung begreiflich zu machen. Der Verleger wird also darauf sehen, den Geschmack seines Publicums zu treffen und sich wenig darum bekümmern, ob dieser Geschmack gut oder schlecht ist. Er wird ferner verlangen, daß keiner seiner Leser durch irgend etwas verletzt wird und daß die „Moralität" immer gewahrt bleibt — man hält ja eine Zeitung nicht für sich allein, sondern für die ganze Familie. Dadurch ergibt sich für den Schriftsteller, will er für die betreffende Zeitung „arbeiten", eine Anzahl Bedingungen unkünstlerischer Art, die sein Schaffen hemmen. Ist er fester, trotziger Natur, so wird sein Widerspruch geweckt werden, er wird gerade jene Seiten seiner Begabung, die der Zeitung nicht willkommen sind, eigensinnig entwickeln, vielleicht verbittert auch ganz verstummen; ist er weich, dürstet er nach Erfolgen, dann wird er sich dem Geschmacke bequemen und mit der Zeit mehr oder weniger nach der Schablone arbeiten. Einzelne Talente werden also für die Literatur verloren gehen und diese selbst wird flacher, seichter werden. Wenn das Talent im Allgemeinen mit Hülfe der Zeitungen sich leichter Bahn bricht, so wird das in demselben Verhältnisse schwieriger sein, als das Talent tiefer ist. Wer die Menge ergötzt, rührt, geistig anregt, wird immer willkommen sein, während derjenige, der sich mit großen Problemen beschäftigt, der tollkühn neue Wahrheiten verkünden will, keinen Platz finden wird — höchstens, wenn er die Gabe besitzt, seine Pillen auch stark verzuckern zu können.

Aber auch in anderer Beziehung wird sich ein bedeutsamer Einfluß bemerkbar machen. Die literarischen Formen werden immer mehr den Bedürfnissen der Zeitung angepaßt. Der Roman muß zerstückelt werden und um das Interesse durch Monate hindurch wach zu erhalten, muß einerseits die „Spannung" gesteigert und andererseits die ruhige, epische Form der aufregenderen dramatischen geopfert werden. Es bildet sich so ein neues Kunstwerk heran, über das wir noch kein rechtes Urtheil haben können. Die Schulästhetiker verurtheilen es natürlich; wenn wir aber bedenken, daß die Gesetze der Aesthetik ja doch nur aus den Werken der Genies abstrahirt sind, so werden wir vorsichtiger sein. Gegenwärtig ist der Feuilletonroman noch in der Entwicklung begriffen — wir finden in den Zeitungen neben interessanten Versuchen (Spielhagen) noch Romane alter Art, die in der Zeitung gar nicht zur Wirkung kommen, und Handwerksarbeit. Was die Novelle betrifft, so schmiegt sie sich den Bedürfnissen der Zeitung besser an. Sie findet deshalb auch weitgehendere Pflege als der Roman, während sie andererseits ganz auf die Zeitschrift angewiesen ist. Selbst die Novellensammlungen Paul Heyses erzielen keinen nennenswerthen Kauferfolg und Heyse steht nicht blos wie Keller an der Spitze unserer Novellisten — er erfreut sich auch der größten Popularität. Die Form der Novelle, wie sie gegenwärtig für uns feststeht, wird nun kaum durch die Zeitung geschädigt. Dagegen wird der Inhalt insofern beeinflußt, als psychologische Detailmalerei einen wesentlichen Theil ihres Reizes verliert, wenn man die Dichtung nicht in einem Zuge liest. Am meisten fügt sich die „Skizze" den Formen der Zeitung und sie wird in der That nicht geschädigt, es läßt sich im Gegentheile da und dort das Bestreben nachweisen, die Form der Skizze zu vervollkommnen. Wir haben da eigentlich keine Skizze mehr, wir haben eine echte und gerechte Novelle, nur daß der Erzähler durch verschiedene Kunstgriffe seine Erzählung räumlich beschränkt. Diese Miniaturnovelle steht insofern in der Mitte zwischen der modernen Novelle und der alten Novelle des Boccaccio, als sie zwar nicht wie die erstere die psychologische Entwickelung bis in die feinsten Details verfolgt, aber auch nicht wie die letztere das psychologische Moment ganz bei Seite läßt. Sie gibt wie die Novelle des Boccaccio eine Handlung, ruft aber durch die detaillirte Schilderung besonders charakteristischer Vorgänge und Personen, durch Zuhülfenahme der dramatischen Form und durch geschickt aufgesetzte Lichter doch die ganze Empfindung für den seelischen Proceß wach, den jene Handlung veranschaulicht. Während also unsere moderne Novelle die seelische Entwicklung darstellt, gibt die Miniaturnovelle nur die Andeutungen zum Errathen und der Meister in seiner Kunst wird hier der sein, der uns durch solche Andeutungen das Bild doch so lebendig macht, als hätten wir eine breit ausgeführte Novelle gelesen. Der Unterschied dieser Miniaturnovelle von der Skizze ist also ein ganz wesentlicher, obgleich sie sich aus ihr heraus entwickelt hat. Die Skizze will keine Handlung, sie verzichtet auf den künstlerischen Ausbau, um das ganze Interesse auf das Psychologische, auf die Zeichnung des Charakters zu concentriren. Die Miniaturnovelle ist eine Novelle, ein Kunstwerk. Sie bietet eine vollkommen geschlossene Handlung wie die Novelle und sucht dieselbe Wirkung wie diese zu erreichen, indem sie die Analyse, welche die Novelle durchführt, nur andeutet und errathen läßt. Ich glaube, daß diese Miniaturnovelle eine Bereicherung der Kunstformen ist, deren Ausbildung wir der Zeitung verdanken. Allerdings ist diese Ausbildung noch nicht weit vorgeschritten; in Deutschland zählen wir zwei, drei Namen, welche auf diesem Gebiet nennenswerth sind, in Frankreich vielleicht zehn. Daß diese Kunstform eine ganz eigene Begabung erfordert, ein ganz besonderes Feingefühl für charakteristische Details, eine besondere Fähigkeit, durch ein paar ungewöhnlich gesetzte Worte „Stimmung" hervorzurufen, bald malerisch, bald plastisch und bald musikalisch zu wirken, das beweist der Umstand, daß Meister auf anderen Gebieten ein solches Ding, auf das sie nicht selten mit Verachtung herabblicken, gar nicht zu Stande bringen. Versuchen sie's einmal, eine solche Novellette zu schreiben, dann wird es ein Schattenriß ohne Farbe, ohne Leben, das uns kein Interesse einzuflößen vermag. Um nur ein Beispiel zu nennen, erinnere ich an die Novelletten Hamerlings, die der kürzlich erschienene Band „Prosa" enthält. Der Dichter, der in seinen Epen anschaulich wirkt wie Wenige, der unter den Modernen über die schimmerndsten Farben verfügt und glühendes Leben vor uns hinzustellen weiß — seine Novelletten sind matt, farblos, todt, er erzählt wie ein altes Fräulein, das Geschichten schreibt, um sich damit mühselig zu ernähren.

Wesentlich ungünstiger muß die Zeitung auf die größeren poetischen Formen einwirken. Das Epos, die Idylle — sie finden keine Pflege bei den Journalisten. Wer würde auch „Hermann und Dorothea" in Fortsetzungen lesen wollen? So ist es nicht unwahrscheinlich, daß unter der Herrschaft der Zeitungen diese Formen ganz zu den Todten gelegt werden. Anders ist es mit kleinen Gedichten. Lieder, Balladen, Epigramme, Satiren, man findet sie in jeder Wochenschrift und mitunter auch in Tagesblättern. Sie werden aber in Zukunft vielleicht die Gunst der Zeitungen in größerem Maße erringen, wenn nur erst die Antipathie gegen den Vers wieder geschwunden ist, die gegenwärtig in weiten Kreisen herrscht. In den Rahmen der Journale fügen sich diese kleinen Poeme ja ganz gut.

Ziehen wir aus dem hier Ausgeführten nun die Antwort auf unsere Fragen, so ist zunächst klar, daß das Zeitungswesen einen ungeheuren Einfluß auf die literarischen Zustände geübt hat und daß dieser Einfluß in Zukunft, wo die Zeitungen das Buch noch immer mehr verdrängen werden, natürlich in gesteigertem Maße weiter wirken wird. Für die Personen der Schriftsteller, für ihre materielle Lage und ihren geistigen Einfluß ist das nur günstig. Die Literatur dürfte dadurch aber kaum eine Förderung, eher eine Schädigung erwarten. Diese Schädigung wird weniger formell als inhaltlich sein und mit dem Siege der Zeitung über das Buch wird zweifellos eine gewisse Verflachung der Literatur Hand in Hand gehen. Der

wesentliche Grund dieser Erscheinung aber ist der, daß die Zeitung eben ein Geschäft ist und daß ihre Prinzipien deshalb ganz ähnliche sein müssen, wie die eines „praktischen Theaterdirectors".

Das Alles müssen wir uns sagen, wenn wir die Dinge mit nüchternen Augen betrachten. Eine andere Frage ist es, ob unsere Augen weit genug reichen. Es ist immer ein gefährliches Ding, in die Zukunft blicken zu wollen; neue Erscheinungen, von denen wir keine Ahnung haben, können ja plötzlich in die Welt treten und all unsere Logik über den Haufen werfen. Wollte Gott, daß es in diesem Falle geschähe!

Zwischen Freundesgräbern.

Von Z. von Reuß.

Der Dichter nennt die Erinnerung das Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden könne — neben der zunehmenden Erfahrung bildet sie so ziemlich den einzigen Vorzug der reifen Lebensjahre.

Vor mir liegen zwei unscheinbare Büchlein, die ich neulich aus einem echten, alten Spind ans Licht zog, als ich, meiner stillen Leidenschaft folgend, im „Urväter Hausrath" eines alten Familienhauses umherstöberte. Es sind zwei alte Stammbücher aus dem Anfange unseres Jahrhunderts, eigentlich mehr schmucklose kleine Kästen, denn der damaligen Sitte gemäß liegen die groben vergilbten Blättchen lose und einzeln in ihrem Behältniß, vermuthlich um möglicherweise gleichzeitig an Freunde und intime Bekannte zur Vertheilung zu gelangen. Absolut nichts erinnert an die Prachteinbände unserer eleganten Albums, die als moderne Bilderbücher für große Kinder den Albumtisch des — horribile dictu! — „altdeutschen Salons" zieren. Schaustücke der Buchbinderarbeit gehören ja nun einmal heutzutage zur vollständigen Einrichtung desselben, gleichwie das Spielzeug in die Kinderstube oder der Fächer zur Toilette .... Nichts, gar nichts ist „stilvoll" — nur das Bedürfniß des Herzens hat sie erschaffen, und die specielle, naive Zierde, die die verschiedenen Schreiber den einzelnen Blättchen eigenhändig gegeben haben, indem sie meist darauf etwas vom eigenen empfindsamen Wesen wiederspiegeln ließen, ist ihr einziger berechtigter Stil .... Wir haben jetzt massenhafte Goldschnittliteratur, in Folio und Duodez, aber das alte ehrliche, trauliche Stammbuch unserer Großeltern haben wir doch nicht mehr!

Sie besaßen zu solchem Zwecke eben nur das eine unscheinbare Büchlein, wo wir Sammlungen aller Art für Wort und Bild haben. So mußte das Stammbuch ganz von selbst ein Gegenstand idealster Bedeutung werden, eine Schatzkammer, in der der Besitzer die Erinnerungen gleich Kostbarkeiten aufbewahrte. Die es einst besaßen, sie sind längst dahingegangen! Und ebenso schützen auch wohl nur die eingegrabenen Goldbuchstaben auf den Marmortafeln draußen im Schlummergarten vor dem Thore die Namen derer, die er enthält, vor dem Vergessenwerden. Ja vielleicht umschlingt Epheu, Moos und — Vergessenheit auch sie schon, und nur das schmucklose Büchlein erzählt noch von ihnen. Wenigstens zeigen die bemerkten Jahreszahlen auf den groben, rauhen Blättern längst verronnene Tropfen im Meere der Zeit, und indem ich sie umwende habe ich ein Gefühl, als ob ich zwischen Freundesgräbern einherwandele ...

Und dennoch! Unwillkürlich beschleicht mich jetzt ein Lächeln. Ach, daß wir Kinder der Gegenwart nicht aufhören können kritisch zu sein, wo wir gern nur naiv empfinden möchten! Das war anders früher, als diese Blätter geschrieben wurden. Zuerst waren die Schreiber vermuthlich jung, sehr jung, und dann gehörte Empfindsamkeit, so zu sagen, einmal zur geistigen Toilette. Heute dagegen ist sie eine altgewordene Schöne, der selbst die aufgelegten neuen „mouches" den ehemaligen Schönheitsglanz nicht zurückgeben können. Sentimentalität ist aus der Mode gekommen, und selbst die Perlen und Edelsteine, der die zwanziger und dreißiger Jahre, wie jede andere Zeitepoche doch auch zu Tage förderten, sind in unserm kritischen Zeitalter in den Ruf zweifelhafter Echtheit gekommen.

Die Geister mittlern Schlages werden von der Allgemeinheit am ersten verstanden: diese allgemeine Wahrheit bestätigen die beiden Stammbücher von Neuem. Novalis, Tieck, Jung-Stilling nebst Tiedge und Elisa von der Recke überwiegen in einer Zeit, die einen Schiller und Goethe ihr Eigen nannte. Namentlich Tiedge und Elisa von der Recke sind die echten, rechten Typen der damaligen „Seelenfreundschaft". Aus ihrer Zeit stammt das Folgende:

„Nicht nur für diese Erdenwelt
Schlingt sich der Freundschaft Band,
Erst wenn das Kleid von Staub zerfällt,
Wird heller sie erkannt!

Da wo wir Alles heller schaun,
Da wird es offenbar,
Was uns die Freundschaft in dem Graun
Der Erdenmächte war.

Ja, wenn der höhern Harmonie
Der Seelen wir uns freun,
Wird unter Brüderengeln sie
Der schönste Engel sein!

Wem früher seine Stund' erscheint,
Der wird dem Spätern dann
Entgegenrufen: Komm, o Freund,
Daß ich Dich kränzen kann!"

Allerdings findet sich auch von Schiller in beiden Stammbüchern manch volltönendes Wort — er war und ist der echte begeisternde Jugenddichter! Goethe'sche Worte enthalten sie weniger, es scheint, die Goethe-Gemeinde hat sich erst allmählich zu ihrer jetzigen dauerhaften Festigkeit herausgebildet. Bemerkenswerth ist in dem männlichen Stammbuch, d. h. in den Erinnerungsblättern eines ehemaligen Jenensers, nur die „Kritik", mit der der Dichterfürst die Gesangeskönigin Catalani ehrte, und die der Besitzer zum Gedächtniß selbst niedergeschrieben zu haben scheint:

„Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört man doch nie sich satt,
Und man begreift zum erstenmal,
Wozu man Ohren hat!"

Dicht hinter dem prägnanten Worte des Dichterfürsten sind nun aber die banalsten Stammbuch-Leberreime zu finden. Darunter natürlich auch das einmal unvermeidliche:

Rosen und Nelken
Blühn und verwelken,
Marmor zerbricht,
Aber unsere Freundschaft nicht!

Dabei ist deutlich wahrzunehmen, wie sehr angelegen es sich die empfindsamen Schreiber sein ließen, die unsinnigsten, nichtssagendsten Phrasen am schönsten zu illustriren, ähnlich wie es in der Musik die Componisten zuweilen mit einem schlechten Text zu machen pflegen. Nicht nur mit den unvermeidlichen „Rosen und Nelken", sondern auch mit Zeichnungen und naiven getuschten Bildchen, auf welchen beispielsweise ein winzig kleiner Engel mit Stein und Mörtel einen kolossalen Freundschaftstempel erbaut. In dem Stammbuche des tief in den Burschenstiefeln stehenden Jenensers spielen natürlich blumenumwundene Tabakspfeifen, gekreuzte Schläger und riesige Bierkrüge die Hauptrolle. Und daneben finden sich, wie kolossale Tintenflecke, massenhaft Silhouetten, als unvollkommene Vorläufer unserer geliebten modernen Visitenkarten-Photographien. Aber auch diese „schwarze Kunst" steht noch in der Kindheit und entbehrt noch der Genialität, womit einzelne Meister dieses Fachs sie in der Gegenwart zu handhaben pflegen. Meist ist es ohne nähere Prüfung schwer zu unterscheiden, ob es ein alter trockener Professor oder ein

frischer Bursch ist, den das kleine Porträt darstellt, ja manchmal bleibt man bei der antikisirenden Mode der ersten Decennien unseres Jahrhunderts stark in Zweifel, ob der Tintenfleck wirklich einen Freund oder eine — heimliche Geliebte zur Anschauung bringen soll.

In dem andern, dem Damen-Stammbuche, ist natürlich die Empfindsamkeit in Permanenz erklärt. Gezeichnete, getuschte und vor allem — gestickte Freundschaftstempel wechseln hier mit getrockneten Blumen und Blättern und allen andern möglichen und unmöglichen Erinnerungszeichen. Dazu natürlich Haarlocken aller Farben mit Seidenstichen oder Perlen aufgenäht, besonders himmelblau, der Farbe der „schönen Seelen". Auch ein dem Zeitgeschmack entsprechendes Räthsel ist zu finden:

„Füllt Erinnerung Dir mit Traumbildern die Seele,
O dann träufeln die ersten zwei Silben Dir ins Herz lethische Kraft,
Doch mit der dritten vereint erfülle nie den schrecklichen Ausspruch.
Und findest Du einst auf blumiger Flur das liebliche Ganze:
O dann lispele mein Geist alle vier Silben Dir zu!"

Als geschmackvolle Auflösung ist ein papiernes Vergißmeinnicht daneben geklebt. Aber auch die Krone geschmacklosen Unsinns in dem Damen-Stammbuch will ich dem Leser nicht vorenthalten:

Begegnet Dir auf deiner Lebensreise
Ein Wesen, das Dir zuruft, jedoch leise:
Freundin, ich liebe Dich!
Das bin ich!

Trotzdem! — während ich jetzt die rauhen Blättchen im Gedankenspiel noch einmal durch die Finger gleiten lasse, lächle ich nicht mehr, selbst nicht über das Titelblatt, auf welchem ein nur mit einer Blumenguirlande bekleideter Engel dargestellt ist, neben einem trauerweidenüberhangenen Grabmal, welches die stolze Inschrift trägt: „Denkmal ewiger Freundschaft!" ... Erinnerung ist ein Gewinde, welches die Wiege mit dem Grabe verknüpft, und so ist nicht der Inhalt der beiden Stammbücher, vielmehr sie selbst das eigentliche Gedicht!

Notizen.

San Sebastian. Erzählung von Richard Voß. Stuttgart, W. Spemann.

Obgleich immer noch mit mancherlei echt Voß'schen Fehlern behaftet, dürfte diese Erzählung wohl das Beste sein, was der Verfasser bisher auf prosaischem Gebiete geleistet hat. Der ungeheure Schwulst, der jeden tieferen Eindruck verderbende Bombast des Voß'schen Pathos fehlt hier ganz, der Verfasser ist sichtlich bemüht gewesen, möglichst einfach, klar und anschaulich zu erzählen. Wenn ihm das auch noch nicht ganz gelungen ist — und es wird ihm sicherlich schwer —, so ist doch der Fortschritt gegen frühere Prosawerke sehr bedeutend und ein gewisser, gutmüthiger Humor, der hier manchmal die Erzählung durchbricht, berührt wohlthuend. Vor Allem ist Voß nur noch zu weitschweifig. Welche Umstände zu Anfang, bis es endlich einmal ans Erzählen geht, und wie schleicht dann die Exposition hin! Das ist bei aller stimmungsvollen Detailmalerei, die jeden Kenner römischen Lebens entzücken wird, denn doch nicht mehr künstlerisch. Wenn wir dann erst einmal mitten in der Erzählung sind, wird es interessant, ja stellenweise packend. Einzelne Schilderungen — Scenen des römischen Carnevals, der Ausflug in die Campagna 2c. — sind von hohem dichterischen Werth, wenn sie auch über den Rahmen der Novelle in ihrer ausführlichen Breite hinausreichen. Vorzüglich ist das Lokalcolorit getroffen und Voß erweist sich auch als ein feiner Kenner italienischen Volkslebens; die Charaktere verdienen zum Theil großes Lob. Nur der alte Signor Cesare ist trotz aller Bemühungen des Verfassers nicht so ganz glaubhaft geworden, und bei der Ermordung des Polen durch seinen zukünftigen Schwiegervater, dem er dessen Lieblingsbild entwendete, wird wohl Mancher den Kopf schütteln. Jedenfalls konnte diese absonderliche Geschichte nur in Italien spielen und das kann man von den zahllosen italienischen Novellen der Neuzeit gerade nicht immer behaupten. T—n.

* * *

Deutsche Lieder und Gedichte von Max Böheimb. Breslau, Trewendt.

Eine Sammlung, die manche ansprechende Gabe bietet. Obgleich das Bändchen nur Minnelieder enthält, mangelt es, da Böheimb unter Minne nach mittelalterlicher Anschauung sowohl Gottes- als Herren- und Frauenminne versteht, in inhaltlicher Beziehung nicht an Abwechslung. Von der Liebeslyrik, wie sie sich als schwächliche Nachahmung Heines in modernen Gedichtsammlungen in der Regel breit macht, findet sich hier keine Spur. Wahre und natürliche Empfindung sind dem Verfasser vorzugsweise eigen. Aus dem Rahmen des Ganzen treten besonders die Liedercyklen hervor, die Kreuzeslieder, die Exulantenlieder und die Dichtungen, die ihren Stoff der Geschichte des Desiderius und des Langobardenkönigs Alboin entnehmen. Böheimbs Lieder documentiren sich auch in formeller Beziehung als eine erfreuliche Erscheinung. B.

* * *

Weltliche Dinge. Neue Geschichten von Balduin Groller. Leipzig 1883, Ed. Wartig's Verlag (E. Hoppe).

Der Umstand, daß des Verfassers vor drei Jahren erschienene Novellensammlung „Junges Blut" sich des allgemeinsten Beifalls der Kritik zu erfreuen hatte, ermuthigte zur Herausgabe eines zweiten Bandes Erzählungen. Nun denn, auch diese neue Gabe zeigt, daß Groller zu unseren begabtesten Novellisten zählt. Er hat eine schöne Zukunft zu erwarten, wenn er sich auf den von ihm eingeschlagenen Pfaden weiter fortbewegt. Gegenwärtig fehlt es ihm noch hier und da an Selbstbeherrschung und die Wahl der Stoffe ist nicht immer eine glückliche; aber diese selten zu Tage tretenden Schattenseiten werden durch seine großen Vorzüge reichlich aufgewogen, namentlich durch einen außerordentlich fesselnden, sprudelnden, leichtflüssigen, geistreichen Stil, einen sehr angenehmen Humor, einen trefflichen Dialog. Am besten behagten uns die folgenden fünf von den elf Geschichten, die zum Theil schon in einigen der hervorragendsten Wochenschriften abgedruckt waren: „In höherer Mission", „Der gute Freund", „Ohne Brille", „Mit dem Eilzug", „Eine geschäftliche Unterredung"; das Drittgenannte ist eine äußerst gelungene Humoreske. Wir legen das erfrischende, amüsante Buch mit dem Wunsche aus der Hand, der hochtalentirte Verfasser möge in Zukunft noch recht viel „Weltliche Dinge" mit „jungem Blut" schreiben. L. K—r.

* * *

Das Bildniß der Thersandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von von Eduard Mohr. Stuttgart, Metzler.

Die Vorzüge der vorliegenden Tragödie, eine geschickt componirte Fabel, ein fließender pointirter Dialog, vermögen uns mit den kleinen in der Zeichnung der Charaktere hervortretenden psychologischen Unwahrscheinlichkeiten einigermaßen auszusöhnen. Einer Frau, die kaum vier Wochen nach dem Tode eines vergötterten ersten Gemahls zum Altar zu schreiten willens ist, darf man, selbst wenn in ihren Adern das heiße Blut der Griechin rollt, schwerlich eine Aufopferungsfähigkeit zutrauen, wie sie hier Thersandra documentirt. Es ist fast undenkbar, daß eine Menschenbrust solche Gegensätze birgt. Die brutale Gewalt, womit der König seine Absichten auf Thersandra durchzusetzen sucht, liegt zu offen am Tage; ein erfahrener Höfling und ein erprobter Rathgeber, wie Don Alonzo, hätte wohl Besseres ersinnen können. B.

* * *

Gedichte von Wilhelm Kunze. Wolfenbüttel, Zwißler.

Aus einem echten und natürlichen Empfinden hervorgegangene Poesien. Fast in jeder der kleinen ansprechenden Gaben läßt sich die harmonisch ausgeglichene Seelenstimmung des Verfassers erkennen. Mag es auch draußen einmal trüb und kalt sein, in seinem Herzen ist es frühlingshell. Seine glückliche Auffassung der Dinge, seine Ueberzeugung von der Schönheit des Lebens verleiht Allem, was ihn zu poetischer Darstellung anregt, eine Anmuth, die ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlt. Als eine schätzenswerthe Zugabe gilt uns die tadellose Form, über welche Kunze gebietet. B.

Lutin und Lutine. Eine Erzählung aus dem Béarn von Claire von Glümer. Leipzig, B. Schlicke.

Eine anmuthig erzählte Geschichte aus dem Leben des französischen Landvolkes, welche das Erzählertalent der Verfasserin von ihrer besten Seite zeigt. Wie Auerbach auf dem Boden seiner Schwarzwälder Dorfgeschichte heimisch war, so Claire von Glümer in dem Béarn, und wie er die besten seiner Erzählungen mit der Wärme eines von Jugenderinnerungen sonnig durchglühten Herzens schrieb, so die Verfasserin von Lutin und Lutine in ihren Béarner Volks- und Naturbildern. Hier ist Alles so frisch, duftig, anmuthend, daß man in der Spiegelung von Land, Leuten und Scenerie die liebevolle Nacherinnerung an eine frühe Feierzeit des Lebens, an ein persönlich Selbsterlebtes aus jeder Zeile herausfühlt. Ein wohliges Behagen, das Behagen des Heimatgefühls lagert über dem Ganzen, und obgleich Schmerzenstöne aus der einfachen Liebesgeschichte von Lutin und Lutine nicht ausgeschlossen sind, so verklingt doch Alles idyllisch. Vortrefflich gezeichnet sind die bäuerlichen Charaktere, echte südfranzösische Typen, beweglich, heiter, leichtsinnig, zu Spott und Neckereien aufgelegt, charakteristische Einblicke in die Landessitte gewährt die Beschreibung des „Johannisfestes" und der sonstigen dörflichen Gebräuche; ebenso fein beobachtet, wie theilweise ergreifend sind die Naturschilderungen. Im Ganzen kann das Büchlein als eine äußerst lohnende Lectüre empfohlen werden. J. D.

* * *

Junker Hans von Schweinichen. Fahrten und Lieder eines fröhlichen Gesellen von Julius Gesellhofen. Breslau, Max.

Gesellhofen ist uns kein Fremder, seine „Jungfrau vom Kynast" gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem Felde der modernen Epik. Wir bedauern deshalb, daß der „Junker Hans" hinter dem ersten Werke des Autors zurücksteht. Statt einer einheitlichen Dichtung erhalten wir eine Sammlung lose aneinandergereihter Lieder. Die nach Scheffels und Wolffs Manier an passender Stelle eingestreuten Liedchen hatten der „Jungfrau" einen besonderen Reiz verliehen, im „Junker Hans" werden sie zur Hauptsache und verlieren damit viel von ihrer Existenzberechtigung. Formvollendet sind sie freilich alle, Zierlichkeit und Gefälligkeit kann man ihnen keineswegs absprechen, aber es fehlen wahrhaft originelle Gedanken und Wendungen, so daß sie auch schon aus diesem Grunde kein nachhaltiges Interesse zu erregen vermögen.

B.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Stücklein von der östreichischen Censur.

Verehrter Freund!

Als ein Zeitcuriosum, das für die „Gegenwart" deshalb auch ein gewisses spaßhaftes Interesse darbietet, theile ich Ihnen mit, daß nach einem, vom Amtsblatt der „Wiener Zeitung" veröffentlichten Erkenntniß des k. k. Landesgerichtes Wien (als Preßgerichtes) mein Roman „Vom römischen Reich deutscher Nation" im östreichisch-ungarischen Kaiserstaate verurtheilt und verboten worden ist. Es liegt etwas Scherzhaftes darin, daß das im Herbst 1881 erschienene Buch bereits im Sommer 1884 in seiner Staatsgefährlichkeit erkannt worden, und der Vorgang erinnert nicht unübel an die Geschichte von dem Bauern, der im Frühling das Jucken eines im Herbst empfangenen Flohstiches zu verspüren begann. Der eigentliche k. k. Humor indeß tritt erst in der Begründung des Urtheils zu Tage, nach welcher „im dritten Bande auf Seite 15 in der Stelle von 'Und: Nieder mit dem Hause', bis 'rief Gotthard Staudenbusch besinnungslos', das Verbrechen der Beleidigung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses begangen ist".

Um die in diesem Erkenntniß enthaltene Komik verständlich zu machen, muß ich die betreffende „Stelle" kurz erläutern. Die reichsunmittelbare Stadt Dinkelsbühl, das reichsunmittelbare Dorf Lentersheim und der Reichsfreiherr Wolf von Knorringen haben im Jahre 1756 einen nach unsäglichen Schwierigkeiten zu Stande gerathenen gemeinsamen „Kriegszug" gegen einen Trupp von Strolchen und Weglagerern unternommen und diese glücklich in ihre Hände gebracht. Da aber vorher nicht vereinbart worden, wer die Uebelthäter „justificiren" solle, so führt dies zu einer bedenklichen Erregung der Gemüther unter den Häuptern der Bundesgenossen, welche die „Maintenirung" ihrer Hoheitsrechte als höchste Pflicht erachten. So gerathen der Reichsfreiherr Wolf von Knorringen und der Rathsherre von Dinkelsbühl, Gotthard Staudenbusch, in einen anfänglich noch höflichen, doch sich zu innerlicher Erbitterung ansteigernden Wortwechsel. Von den Beiden ist der erstere mit Leib und Seele kaiserlich und östreichisch gesinnt, während der letztere in der Stille mit Begeisterung an König Friedrich II. von Preußen hängt. Und plötzlich nun platzt in ihren Streit ein Bote mit dem Ruf hinein: Der König von Preußen habe der Kaiserin von Oestreich den Krieg erklärt und sei mit 70,000 Mann in Sachsen eingefallen.

„Da überhallte der Ruf des Reichsfreiherrn Wolf von Knorringen, seinem Aufgebot zugewandt, mit begeistertem Klang das Getümmel:

'Hierher! Recueillirt euch um euren Kommandanten! Es lebe die große Kaiserin Maria Theresia, daß sie den Sieg über die Perfidie ihrer Feinde obteniren möge zu des deutschen Reiches Gloria und Wohlfahrt!'

Gleichzeitig aber rief der Rathsherr Gotthard Staudenbusch, und es tönte nicht minder Begeisterung aus seiner Stimme:

'Hierher! Sammelt euch um mich, daß ich euch zurückführe! Es lebe der König Friedrich von Preußen, daß er den Sieg davontrage über seine Feinde zu des deutschen Reiches Ruhm und Wohlfahrt!'"

Aber die Aufforderungen an das reichsfreiherrliche und an das reichsfreistädtische Contingent sind gleich ergebnißlos. Alles stürzt heulend, jammernd, die Waffen fortwerfend, blindlings davon, und nur die beiden Heerführer bleiben, sich gegenüber stehend, zurück.

„Vielleicht war es nur eine instinctive Bewegung des Reichsfreiherrn, um die Seinigen gebieterisch zu halten, daß er seinen Degen von der Hüfte riß, doch im Augenblick, wie derselbe funkelnd ins Sonnenlicht blitzte, flog auch der Degen des Rathsherrn Gotthard Staudenbusch aus der Scheide. Da hatte (dies Gleichniß ist früher angewandt) der Wind die rundbäuchigen Pilze umher zerplatzt, stiebte ihren stäubenden Inhalt durch Auge und Ohr, Mund und Nase in die Gehirnzellen hinein, und seine Klinge emporschwingend, rief der Reichsfreiherr mit hochloderndem Gesicht:

'A bas mit dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem Vandalenkönig, dem Frauenschänder, dem Franzosenknecht und mit jedem Verräther im deutschen Reich, der zu ihm hält!'

Und: 'Nieder mit dem Hause Habsburg, den Reichsverderbern und Betrügern, den Ränkeschmiedern und Pfaffenknechten und mit jedem Verräther am deutschen Reich, der zu ihnen hält!' rief Gotthard Staudenbusch besinnungslos.

Nun flammte das Weiß in den Augen des Reichsfreiherrn auf, und drohend um einen mächtigen Schritt vortretend, fragte er:

'Vermeint Er mich etwan mit Seiner Tirade?'

'Wenn Er dieselbige auf sich beziehen muß und mich mit der Seinigen vermeint hat', erwiderte der Dinkelsbühler Rathsherr."

— — — —

Das, verehrter Freund, ist die vom k. k. Landesgericht ausfindig gemachte oder richtiger „gefundene" Beleidigung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Mein Gerechtigkeitsgefühl ersucht Sie um Veröffentlichung dieser Zeilen in der „Gegenwart", damit ein preußischer Staatsanwalt gegen mich auch Anklage wegen Beleidigung Friedrichs des Großen und unseres kaiserlichen Hauses erhebt. Denn was dem Einen recht ist, scheint mir dem Andern billig, und ich sehe keinen Milderungsgrund, weshalb der Reichsfreiherr Wolf von Knorringen straffrei ausgehen sollte. Am Besten freilich wär's, man verböte von vornherein jede schriftliche Wiedererweckung geschichtlicher Vergangenheit. Vielleicht gelangt Oestreich bald zu diesem neidenswerthen Fortschritt; auf gutem Wege scheint es zu sein.

Ich bin freundlichsten Grußes

der Ihrige
Wilhelm Jensen.

Freiburg i. B., 12. Juli 1884.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Schlangenbad

im Taunus, 1½ Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.

Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.

Das Bürgermeister-Amt.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 14 Bg. à M. 2.
dto. Der Georgi-Thaler „ broch. } je 14 Bg. à M. 2.
dto. Die Knappenlist „ broch. } je 14 Bg. à M. 2.
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.50.

Werthvoller Inhalt, elegante Ausstattung, billiger Preis.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,

William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte

in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende
von
Prof. Dr. A. Rauber
in Leipzig.

— I. Band: **Die Realien.** —

Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 M.

Romane

namhafter Autoren werden im Manuscript zu erwerben gesucht.

Berlin W., Nr. 35.

Julius Engelmann, Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.

Mit dem Bildnisse Turgenjews.

Preis 4 M. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism., Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von
J. C. Bluntschli.

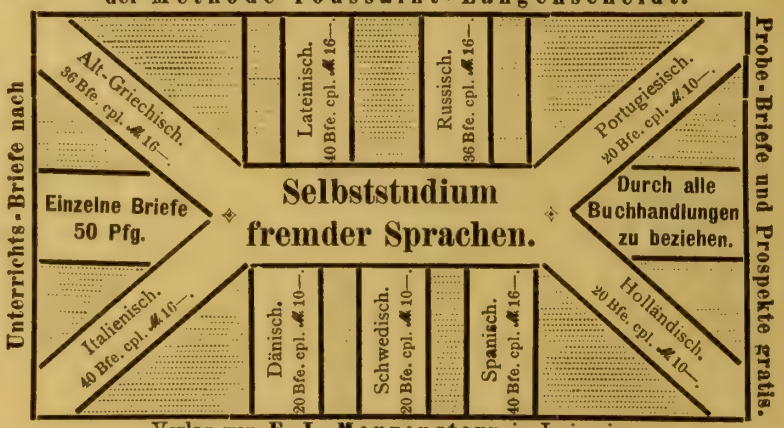
Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 M., eleg. gebdn. 25 M.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

---

der Methode Toussaint-Langenscheidt.



Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Verlag von **Ferdinand Enke** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Karl Friedrich Eichhorn.

Sein Leben und Wirken
nach
seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften,
beschrieben von
Dr. Joh. Friedrich von Schulte,
Geh. Justizrath und ordentl. Professor der Rechte in Bonn.

Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn.

Gr. 8. Geh. Preis M. 8.—

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums

von **Eduard Meyer.**

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund

im Jahre 1384
bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.
Von **L. Quidde.**

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 2. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Frage der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn. Von Leopold Katscher. — Die Führer der constitutionellen Linken in Italien. Von Agrippa. — Die Deportation nach Sibirien. Von Selmar Wallow. — **Literatur und Kunst:** Ein Bekämpfer des Empirismus. Von Johannes Volkelt. — Die Hoftitel der Professoren. Von Sigmund Münz. — Der französische Kleinstädter. Von F. C. Petersen. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Romeo und Julia und das „germanische Liebesideal". Von Julius Duboc. — Inserate.

Zur Frage der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn.

Von Leopold Katscher.

Die häufigen Unordnungen, welche die industrielle Welt bewegen, veranlassen Viele, über Mittel nachzudenken, die der Gesellschaft Kraftfülle und Gesundheit geben möchten. Um Strikes zu verhindern, um die Production in unendlicher Weise zu vermehren, um die Lage der Arbeiter zu heben, ist allerlei angerathen und versucht worden. Wir gedenken nicht, mitzuthun, sondern wollen blos an der Hand von für und wider erschienenen Schriften eines der neuartigen Mittel, das theilweise in Anwendung gekommen ist, näher beleuchten.

Es ist dies die Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn, ein Modus, von welchem gar viele von bester Absicht beseelte Philantropen eine hohe Meinung haben und behaupten, „seine Anwendung werde allen Krisen, die das Proletariat aufregen, ein Ende machen, werde eine neue Aera des Gedeihens und der Ruhe herbeiführen für die leidende und ringende Menschheit". Schriftsteller wie Rossi und Leon Faucher, „hohe" Personen wie Napoleon III., der Graf von Chambord und der Graf von Paris, haben jener modernen Lohnform sehr zugestimmt. Betrachten wir die Sache ein wenig.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern, wo die Industrie groß geworden ist, geschah dies unter der Herrschaft des Lohnes, des Gehalts, des Salairs. Es gibt keine den allgemeinen Interessen so sehr entsprechende Associationsform zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, wie der Lohn. Bei der Beweglichkeit der Industrie ist es aber allerdings nöthig, daß die gebräuchliche Arbeitsorganisation — also der Lohn — nicht steif und einförmig, sondern von großer Biegsamkeit sei, sich vielfach combiniren und variiren lasse. Unstreitig besitzt das Lohnsystem diese Eingenschaften in hohem Grade. Einen Beweis hierfür erblicken wir in der immer mehr zunehmenden Verdrängung des Taglohnes durch den Stücklohn. Als die Production in den Kinderschuhen lag und die Maschinen primitiv waren, wurde der Arbeiter für den Tag, die Woche, die Stunde bezahlt, heute fast allgemein per Stück. „Ist das nicht," meint Leroy-Beaulieu, „ebenso viel, als ob sich der Handarbeiter in einen Subunternehmer verwandelt hätte, nur mit der ihm ganz vortheilhaften Eigenthümlichkeit, daß er stets sicher ist, seine Erzeugnisse abzusetzen?" Von allen Dingen, die seit vier Jahrzehnten zur Entwicklung der Industrie beigetragen haben, hat wohl keines — selbst die mechanischen Fortschritte nicht ausgenommen — an der produktiven Macht des Menschen so viel Antheil gehabt, wie die Verbreitung der Stückarbeit.

Noch andere Verbesserungen sind im Lohnsystem eingeführt worden, deren Effect für beide Parteien ein glücklicher sein muß. So segensreich auch die Stückarbeit ist, — sie triumphirt doch nicht immer vollständig über die indolenten Gewohnheiten des Volkes. Viele Leute sind noch unempfindlich für ihr eigenes Interesse; um sie in Thätigkeit zu setzen, bedarf es stärkerer Anspornung. Da hat man vor Allem Prämien für jene Arbeiter, die in einem bestimmten Zeitraume am meisten produciren und die am meisten Rohmaterial ersparen; einige Industrielle ziehen auch die Qualität der Erzeugnisse bei Vertheilung der Gratification in Betracht. Auch bemühte man sich, das Ehrgefühl der Arbeiter durch moralische Auszeichnungen zu beleben. Man legte z. B. Fahnen neben die Stühle der fleißigsten Weber, oder man affichirte die Lohntabelle inmitten des Etablissements. Die Erfahrung zeigt, daß solche Maßnahmen vom besten Erfolge begleitet sind. Man hat dieselben vielfach verbessert und heutzutage ist das Prämiensystem keineswegs mehr eine Seltenheit. Es paßt vortrefflich zur Stückarbeit und ist dessen natürliche Ergänzung. Man bestimmt die mittlere Production eines Arbeiters oder die einer Gruppe von Arbeitern für einen bestimmten Zeitraum; wer dieses Normale überschreitet, erhält für das Plus nicht nur den regulären Stücklohn, sondern auch noch eine nach verschiedenen Grundsätzen bemessene Prämie. Wir wollen den Erfolg an einem Beispiel darthun: 1851 producirten die Schneider'schen Eisenwerke im Creuzot 18,000 Tonnen, mit Beginn 1852 führte man das Gratificationsrégime ein und schon 1854 wurden 36,000 Tonnen erzeugt, also eine Zunahme von 100 Procent binnen drei Jahren.

Wir gehen nunmehr auf das eigentliche System der Theilnahme der Arbeiter am Unternehmergewinn über. Dasselbe tritt in drei Haupttypen auf, deren jedem wir die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden wollen, um zu erfahren, ob die Participation sich allgemein anwenden läßt, ob sie überall gute Früchte trägt und tragen kann; ob dort, wo sie vorhanden, nicht besondere Productionsbedingungen herrschen; ob nicht dort, wo sie von glücklichen Resultaten begleitet ist, trotz der anscheinenden Verschiedenheit gewisse gemeinsame Züge vorwalten, wodurch die betreffenden Industrien von den gewöhnlichen sich unterscheiden.

Erster Typus. Der Erste, der die Participation einführte, ja erfand (1842), war der Pariser Haus- und Zimmermaler Leclair. Er hat Glück gehabt und auch die Lage der Arbeiter ist eine glänzende. Er hat alle Hindernisse überwunden und

die Firma Leclair, Defourneaux & Cie. gedeiht trefflich. Das Etablissement hat seine Stützen im persönlichen Werth seines Leiters und in den speciellen Verhältnissen dieser Industrie. Genaue Beobachtung hatte den Gründer gelehrt, daß er, falls es ihm gelänge, seine Arbeiter anzuspornen, eine Mehrproduction von 75 Centimes pro Kopf und Tag erreichen könnte, und zwar 50 Centimes durch größeren Fleiß, 25 Centimes durch Ersparniß an Farbe und Werkzeug. Um nun dieses Resultat zu erzielen, nahm er seine Arbeiter zu Compagnons, indem er ihnen einen beträchtlichen Theil seines Gewinnes überließ, der natürlich durch jenes Plus an Erzeugung erheblich gesteigert wurde. Sein Personal ist in zwei Gruppen getheilt: a) Associirte, d. h. Theilnehmer am Gewinn, etwa ein Drittel sämmtlicher (also 100 von 300). Sie werden mittelst Generalversammlung gewählt, müssen das Handwerk genau kennen und des Lesens und Schreibens kundig sein; b) Hülfsarbeiter, etwa zwei Drittel (also 200); sie nehmen zwar nicht Theil am Gewinn, erhalten dagegen täglich 50 Centimes über ihren Lohn. Im Etablissement bestehen Unterstützungs-, Versicherungs- und Pensionskassen; diesem Hülfsverein können nur Angehörige der Kategorie a beitreten, die aber mindestens fünf Jahre lang schon im Etablissement arbeiten und von der Generalversammlung zugelassen sein müssen. Der Hülfsverein, der eine Rente von 21,000 Francs besitzt, ist als Commanditär mit 200,000 Francs im Geschäfte betheiligt.

Ein von der Generalversammlung in geheimer Abstimmung gewähltes, aus fünf Arbeitern und vier Beamten bestehendes Schiedsgericht schlichtet alle internen Principienfragen und Streitsachen, gibt seine Zustimmung zur Entlassung von Arbeitern und gegen seine Entscheidung bleibt der Recurs an die Generalversammlung offen. Die letztere wählt auf ein Jahr die Chefs der dreißig einzelnen Ateliers. Das Rechnungswesen wird von associirten Beamten geführt; außerdem werden jährlich zwei Revisoren beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Präses des Hülfsvereines das Inventar zu prüfen und die Vertheilung des Gewinnes zu überwachen.

Leclair repräsentirt das Haus und leitet alle Operationen allein, wobei der feste Grundsatz gilt, daß er vollkommen unabhängig ist, und in der That haben sich die Arbeiter bisher nicht in seine Sphäre gemengt. Ueberhaupt ist weder von der einen noch von der andern Seite der Versuch gemacht worden, die Grenze der Rechte beider Parteien zu überschreiten. Mehr durch diesen Umstand als durch die Einrichtung selbst ist es möglich, daß sich die Situation zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in einem so schönen, einzig dastehenden Verhältniß befindet. Zwei andere Häuser derselben Branche haben im letzten Decennium diesen Modus adoptirt. Ein viertes Haus ändert denselben dahin, daß es Alle zur Participation zuläßt, die zum Personal gehören, vom ersten Beamten bis zum letzten Hausknecht. Es hat in einem Lustrum Dividenden im Betrage von 10—20 Procenten des Arbeitslohnes bezahlt. Zu welchen Hoffnungen berechtigt das Gelingen dieser ersten Versuche? Soll man an das Nahen einer neuen socialen Ordnung glauben, weil sich eine sinnreiche Arbeitsorganisation auf beschränktem Gebiete wirksam erweist? Sehen wir uns einmal die speciellen Umstände näher an. Bei dem Gewerbe der Hausmalerei spielt die Handarbeit eine größere Rolle, als das Kapital. Da gibt es keine ausgedehnten Gebäude, keine mächtigen, Brennstoff oder Metall verzehrenden Maschinen. Im Gegentheil, Alles hängt von der Thätigkeit und Sparsamkeit des Arbeiters ab. Auch ist bei solchen Industrien der Chef mehr Nebensache. Er braucht weder viel organisatorisches Talent, noch große commercielle Fähigkeiten zu besitzen; er hat nicht viel zu combiniren, vorherzusehen, zu reformiren, sondern muß nur exact und ordnungsliebend sein. Ferner lassen solche Industrien die Anwendung des Prämiensystems fast gar nicht zu, denn es kann dabei von Stückarbeit gar nicht die Rede sein und eine Ueberwachung ist unmöglich; es steht dem Arbeiter frei, träge und mit dem Material verschwenderisch zu sein. Es ist daher natürlich, daß sich hier die Participation als die geeigneteste Aufmunterungsform erweist.

Zweiter Typus. Er wird durch die bei der französischen Orléans-Bahngesellschaft übliche Arbeiterorganisation repräsentirt. Zwar hat auf den ersten Blick der Betrieb einer Eisenbahn nichts gemein mit dem der Hausmalerei; trotzdem befanden sich doch die Arbeiter der Bahn in der gleichen Situation wie die Leclair'schen, bevor die Participation in Anwendung kam. Sie konnten beide nur durch gleiche Mittel angespornt werden. Wohl waltet beim Bahnbetrieb eine hohe, ungleich größere Wichtigkeit des Kapitals (Materials) vor, als bei der Handarbeit; aber dieses Material dient dem Arbeiter nicht als Fabricationsbehelf; er hat damit keine greifbaren Produkte zu erzeugen, sondern er hat es blos intact zu halten, zu schonen. Er muß aufmerksam, sorgfältig, umsichtig sein, um nicht das Betriebskapital, das er täglich handhabt, zu schädigen. Offenbar sind hier Eifer und guter Wille von großem Einfluß. Die Controle über alle Details des Dienstes ist unmöglich, weil die Leute nicht in Werkstätten vereinigt arbeiten, sondern gewöhnlich isolirt, oft sehr weit auseinander sind. Die Stückarbeit ist ebenfalls selbstverständlich ebenso wenig möglich, wie Prämien eingeführt werden können, da ja, wie gesagt, nichts Materielles, Commensurables erzeugt wird. Da sind nur Belohnungen für gute Behandlung des Materiales am Platze und diese müssen, sollen sie nützen, dem ganzen Personale zuerkannt werden, damit alle ihre Sache gleich gut machen. Und hier tritt das Participationssystem in seine vollen Rechte ein, denn da der Reingewinn erst nach Abzug der Kosten für Reparaturen und Neuanschaffung von Material sich ergibt, haben die Arbeiter ein persönliches Interesse daran, diese Kosten zu vermindern. Die Orléans-Bahngesellschaft hat bestimmt, daß 15 Procent des nach Abzug von 10 Procent Dividende für die Actionäre noch verbleibenden Reingewinnes unter sämmtliche Angestellte vertheilt werden. Der Umstand, daß obige Ziffer stationär ist (15 Procent) und daß Alle daran theilnehmen, involvirt eine schwerwiegende, fehlerhafte Consequenz, welche geeignet ist, die Betreffenden zu entmuthigen, die aber in der Natur der Sache liegt und sich nicht ändern läßt. Es werden nämlich einerseits bei Erweiterung des Schienennetzes die neuen Linien natürlich unproduktiver sein als die alten, daher Geld kosten und den Reingewinn eher vermindern als vermehren; andererseits erfordern die neuen Linien auch neue Angestellte. So kommt es, daß seit 30 Jahren sowohl die zu repartirende Gesammtsumme als auch die auf jeden Einzelnen entfallende Quote (relativ und absolut) bedeutend gesunken ist.

Dritter Typus. Die Herren Briggs, Besitzer der Kohlengruben von Whitwood und Methley Junction (bei Normanton in England), waren von continuirlichen Strikes derart mitgenommen worden, daß sie, um diesen Calamitäten auszuweichen, Anno 1865 die Participation einführten. Sie theilten ihr Betriebskapital in Actien, wovon sie zwei Drittel sich behielten und ein Drittel (in kleinen Antheilscheinen) al pari ihren Arbeitern, Angestellten und Kundschaften zur Verfügung stellten. Die Leitung behielten sie sich vollständig vor. Ferner bestimmten sie, daß alle Angestellten, falls nach den nöthigen Abzügen für Amortisation u. s. w. der Reingewinn 10 Procent überschritte, die Hälfte des Plus erhalten sollen. Vor dieser Neuerung hatte man kaum die 10 Procent Erträgniß, aber nunmehr konnte schon im ersten Jahre eine Summe vertheilt werden, die $7\frac{1}{2}$ Procenten der Löhne gleich kam, im zweiten Jahre um $9\frac{1}{2}$ Procent mehr, und seither steigt die repartirte Summe immer. Auch ist nunmehr die Harmonie zwischen Chefs und Arbeitern die beste, und während die letztern früher sämmtlich Trades-Unionisten waren, sind es heute nur äußerst wenige. Dabei kommt das Kapital sehr gut weg, denn nach allen Abzügen (die Repartitions-Quote für die Angestellten mit inbegriffen) bleibt für die Actionäre stets mehr als 10 Procent (bis 14 Procent).

Bei näherer Prüfung zeigt dieser dritte Typus große Aehnlichkeit mit den zwei ersten. Bei Kohlengruben spielt die Handarbeit eine viel größere Rolle als das Kapital. Höchstens 15 Procent der Productionskosten stecken in jenem Materiale, dessen Schädigung der Arbeiter durch Wachsamkeit und guten Willen

verhindern kann. Stückarbeit, Prämien, Controle haben da selbstverständlich keinen Raum. Auch kommt die commercielle Befähigung der Leiter wenig in Betracht; die Montan-Industrien sind ihrer Natur nach rudimentär, der Erfolg bei ihnen hängt hauptsächlich von der Lage und dem Reichthum der Gruben, sowie von der Beschaffenheit der Arbeiter ab.

Wir haben gesehen, daß die bisher besprochenen Etablissements, in denen das Participationssystem von gutem Erfolg begleitet ist, gemeinsame Züge haben, welche sie von der Allgemeinheit der Industrien so ziemlich unterscheiden. Nun kommen wir auf einige Häuser zu sprechen, die bei der Adoption der neuen Einrichtung minder gut, respective schlecht gefahren sind. Da haben wir z. B. die Dupont'schen Buchdruckereien in Paris und Clichy, wo unser System seit 1848 in Uebung ist. Die höchste bisher vertheilte Summe — es war dies vor etwa 20 Jahren — betrug 7175 Francs auf 205 Arbeiter (kaum der vierte Theil sämmtlicher Angestellten — wie erst, wenn Alle dabei wären!) = 35 Francs per Associirten. „Wir gestatten," sagt Paul Leuroy-Beaulieu, „den absoluten Anhängern der Participation, solche Beispiele zu Argumenten ihrer Behauptungen zu machen, wir aber erklären diese Resultate für ironisch; sie legen das Fiasco offen dar und sprechen geradezu gegen die allgemeine Wirksamkeit des neuen Systems." Charles Robert weist auch auf eine Schriftgießerei hin — welche es ist, fällt uns nicht bei —, wo die Participation seit 1848 existirt. Das höchste Resultat war 7050 Francs für 140 Arbeiter = 50 Francs für einen. Die sehr bedeutenden Spinnereien und Webereien von Steinheil und Dieterlein in Rothan haben in neuester Zeit dieses System eingeführt; über den Erfolg wissen wir noch nichts, aber die Chefs selbst waren pessimistisch genug, zu bezweifeln, ob es ihnen gelingen werde, eine Quote von 10,000 Francs für die Arbeiter zu erzielen, und das wäre bei 700 Arbeitern 15 Francs per Kopf und Jahr — wenig genug. Uebrigens haben manche Häuser, deren Arbeiter sich des Participationssystems erfreuen, es bisher zu gar keiner „Quote" bringen können.

Man hat dem neuen Arbeits-Organisations-Modus zwei Hauptvorwürfe gemacht, die wir beleuchten wollen:

1. Er bilde leoninische Associationen, die mit den Grundsätzen der Wissenschaft und Gerechtigkeit in Widerspruch stehen, indem die Arbeiter nur Gewinn und keinen Verlust haben können. Das ist logisch zwar richtig, aber es läßt sich dagegen sagen, daß man mit der neuen Einrichtung ja nur das Wohl des Arbeiters bezweckt und es daher nicht unbillig ist, ihm gegenüber ihre Schattenseiten zu unterdrücken. Uebrigens hat man mancherlei Combinationen gemacht, um die Arbeiter auch an den Verlusten Theil nehmen zu lassen. Damit hat man aber auch zugleich die Wirksamkeit der Participation stark vermindert. Man hat z. B. in manchen Etablissements einen Reservefonds eingerichtet, in den man die Quoten gibt, statt sie zu vertheilen. Anderswo räumt man den associirten Arbeitern ein Collectiv-Conto ein, worauf man die Quoten in guten Jahren creditirt, in schlechten debitirt. Das sind wohl sinnreiche Auskunftsmittel, aber sie haben, wie gesagt, zur Folge, daß die Arbeiter weniger eifriger sein werden, angesichts des Umstandes, daß sie für einen Fonds arbeiten, der Verlustgefahren ausgesetzt ist und von dem Jedem nur ein sehr geringer Theil gehört. Und treten gar wirklich Verluste ein, so werden sich die Associirten eher entmuthigen, als zur Aufmerksamkeit und zur Sorgfalt anspornen lassen.

2. Die Einmischung des Arbeiters in die Führung der Geschäfte werde gefördert, und das ist Thatsache. Heute haben jene Industriellen, die das neue System eingeführt, Anspruch auf die Erkenntlichkeit ihrer Leute; die Participation ist bisher nämlich noch eine dem humanen Sinne entspringende Institution, eine väterliche, gleichsam patriarchalische, nicht aber veritable Association, wo jede Partei Pflichten, Rechte und Garantien hätte. Unmöglich aber kann dies so bleiben, wenn die neue Einrichtung verbreiteter wird. Der Mensch bleibt nicht gern innerhalb seiner Sphäre und Machtgrenze. Eines Tages würde es, um den Antheil der Arbeiter am Erträgniß festzustellen, nöthig werden, ihnen von den Geschäftspapieren Kenntniß zu geben, sie in den Gang der Operationen einzuweihen. Sie würden nicht lange zögern, dies und jenes zu tadeln; wenn die Dividende für sie eines Jahres geringer als gewöhnlich sein wird, werden sie gegen die Auslagen für Reparatur des Materials, gegen die Anschaffung neuer Maschinen, gegen die Abschreibungen u. s. w. protestiren. Sie werden, wie es die Actionäre mancher Gesellschaften oft thun, behaupten, daß die Leiter sich auf ihre Kosten bereichern. Kurz, sie werden stets ein offenes Thürchen finden, um sich in die Leitung der Geschäfte zu mengen.

Die Participation wirkt viel mehr dissentirend als nivellirend. Das Verhältniß der Quote kann nicht in allen Etablissements gleich sein. Heute, wo das System nur ausnahmsweise besteht, nehmen die Arbeiter diese Differenzen stillschweigend hin; wird dasselbe aber allgemeiner, so werden sie fragen, warum die Quote so ungleich sei, ohne die nöthigen ökonomischen Kenntnisse zu besitzen, um die natürlichen Ursachen dieser fatalen Nothwendigkeit zu begreifen, auch nicht die nöthige Klugheit, sich ihr zu unterwerfen. Und gesetzt auch, es gelänge, einen gemeinsamen Modus zur Bestimmung der Quote für alle Etablissements einer Industrie zu finden, so wären damit noch lange nicht alle Ursachen der Unzufriedenheit beseitigt. Niemals werden alle Etablissements gleichmäßig prosperiren, und wie eifrig auch die Arbeiter sein mögen, es wird dennoch nie eine Gleichheit im Reingewinn zu erzielen sein. Die in blühenden Häusern Angestellten werden daher mehr einnehmen, als die in schlechter gehenden, wenn auch die letzteren sich ebenso anstrengen. Diese werden daher ihre Directoren einer schlechten Leitung anklagen, Controlerechte, Ueberwachung, Vormundschaft, ja die Leitung beanspruchen; und das suffrage universel in die Industrie einführen, dünkt uns keine wünschenswerthe Neuerung.

Resumé: Participation dort, wo sie hinpaßt; Prämiensystem dort, wo es hinpaßt — das dient zur Entwickelung der Industrie und zur Erhöhung des Einkommens der Arbeiter. Die sociale Frage aber ist mit keinem von beiden zu lösen; sie ist überhaupt unlösbar, wie Klun ganz richtig behauptet.

Die Führer der constitutionellen Linken in Italien.

Alterthumswissenschaft und Geschichte lehren übereinstimmend, daß gar manche, Völkern und Parteien verbliebene Namen von ihren Nachbarn und Feinden herrührten. Die in der Presse und im Sprachgebrauch allseitig angenommene Bezeichnung der Pentarchie und der Pentarchen verdanken die Führer der Opposition der constitutionellen Linken einem Blatte des Centrums, welches die Partei verspottet, weil sie statt eines entscheidenden Führers deren fünfe aufweise. Oppositionsparteien können sich indessen den schwerfälligen Luxus einer vielköpfigen Opposition weit eher gestatten als die Regierungsmehrheit, die aus den allerpraktischsten Gründen einer einheitlichen Leitung bedarf. Die Partei der Pentarchen hat in der jetzigen Kammer keine Aussicht, Regierungsmehrheit zu werden, wenn diejenigen Elemente der Linken, die sich Depretis anvertrauen, nicht ihre neuen Bundesgenossen im Stich lassen. Die Eventualitäten, unter welchen dies geschehen könne, brauchen wir hier um so weniger zu besprechen, als auch im entgegengesetzten Falle die Existenz der Fraction der Pentarchen als vollkommen berechtigt erscheint. Wenn nämlich die jetzige Regierungsmehrheit das Verschwinden des alten Depretis überleben soll (und das ist schon um der politischen Ehrenhaftigkeit so vieler Abgeordneten willen zu wünschen), so kann die Aufgabe der parlamentarischen Opposition nur der constitutionellen Linken zufallen; denn die kaum 40 Mann starke, aus sehr verschiedenen Elementen bestehende Gruppe der äußersten Linken kann diese Aufgabe in einer 508 Mitglieder zählenden Kammer sicherlich nicht erfüllen.

*

Wenn sich die Dissidenten von der Linken, 70—80 Mann hoch, einmal sollen es 116 gewesen sein, in einem Berathungszimmer der Kammer versammeln, erscheint regelmäßig an dem Präsidialtisch unter den Fünf — es fehlt aber gewöhnlich der Eine oder der Andere — Alfredo Baccarini. Sbarbaro macht in seinem phantastischen Buche: Regina o Republica? viel Wesens aus ihm; als guter Freund des langjährigen Kammerpräsidenten Farini und dessen Mitabgeordneter aus der von republikanischen und socialistischen Sekten durchwühlten Romagna erweckt er allerdings ein besonderes Interesse, das in keinem Verhältniß zu der sehr geringen Anzahl seiner Anhänger steht. Da er als Minister für die öffentlichen Arbeiten in Bezug auf die zeitliche Inangriffnahme der von der Kammer bewilligten neuen Eisenbahnlinien freie Hand hatte, so besaß er zu gewissen Zeiten ein großes Mittel des Einflusses. Eine von ihm vorgeschlagene Tagesordnung brachte 1879 ein Ministerium Depretis zu Fall. Der alte Führer der gemäßigten Linken liebt ihn nicht und ließ ihn häufig in officiösen Organen angreifen, ehe derselbe mit Zanardello aus dem Cabinet austrat. Er sei im Rathe der Krone unruhig und um sich greifend, mit andern Worten zu unbequem, hieß es da. Im Mai des letzten Jahres erklärte er in der Kammer gegen die ausgesprochene Meinung des Ministerpräsidenten, daß er lieber die Stimmen der äußersten Linken, der Republikaner, kurz aller derjenigen wolle, die in den Unabhängigkeitskriegen an der Seite der Monarchisten für die Nationaleinheit gefochten haben, als die Unterstützung der Rechten, welche die Neigung habe, sich mit den Klerikalen zu verbünden. Wenn er nicht die Absicht hatte, endgültig mit Depretis zu brechen, so war er im Unrecht, gleichsam zu sagen, daß er im schlimmsten Falle die rothe der schwarzen Internationale vorziehe. Baccarinis Verehrer nennen ihn einen Specialisten in dem von ihm seit Cairolis Amtsantritt fast immer verwalteten Ministerium, besonders als Hydrauliker; seine Gegner erkennen ihm wenigstens eine gewisse Competenz zu, und dies ist schon etwas. Er gehört entschieden zum Generalstab der Partei, aber als Führer derselben kann ihn Niemand im Ernst anführen, namentlich wenn man weiß, daß er in einem eventuellen Conflicte mit der Parteileitung nicht die Autorität hätte, einen Bruch in der Partei selbst herbeizuführen.

Vier Abgeordnete, einerseits ein oberitalienisches Freundespaar Cairoli und Zanardelli, andrerseits die lange bis auf den Tod verfeindet gewesenen Süditaliener Nicotera und Crispi führen die sturmbereite Fraction der Linken.

Benedetto Cairoli, ein Liebling Garibaldis, stammt aus einer Familie, die vier Söhne dem Vaterland geopfert; er selbst hat ein paar Dutzend Wunden auf dem Schlachtfeld davon getragen, zu denen eine weitere gekommen ist, als er das Attentat Passanantes auf seinen Souverain abwehrte. Vor 1876 prunkten radicale Blätter mit ihm als dem Präsidenten der italienischen Zukunfts-Republik. Der Partei der äußersten Linken wäre der ungestörte Fortbesitz dieser loyalen Soldatenseele zu gönnen gewesen; für das Land war es ein Unglück, daß gerade er, um den Verfall der Linken zu hintertreiben, auf den Schild gehoben wurde und 1878 ein Ministerium bildete. Denn von nun gab es zwei Cabinetchefs in der Linken, von denen der jüngere ohne den Beistand des älteren (Depretis) nicht auf die Dauer regierungsfähig war. Schlimmer war es noch, daß er gerade das Ministerium des Aeußern übernahm, für das der offenherzige, nichts Böses ahnende Mann am allerwenigsten geeignet war. Seine Beziehungen zu Avezzana, einem Führer der übrigens gar nicht zahlreichen Irredenta, mochte er so wenig aufgeben, als seinen Verkehr mit republikanischen Freunden*), was bei Anderen, Gewandteren, der italienischen Sitte gemäß, gar keinen Anstoß erregt haben würde. Die tunesische Angelegenheit kam ihm, wie er unvorsichtiger Weise in der Kammer erklärte, ganz unerwartet, obschon es ihm an einzelnen Andeutungen seitens der diplomatischen Vertreter Italiens im Ausland keineswegs gefehlt hat.

Man sagt, daß Donna Elena, Cairolis liebenswürdige Gemahlin, nicht immer der Versuchung widerstanden habe, sich vor dem Erscheinen des Ministers durch Eröffnung von Depeschen zu unterrichten, daß sie mehr, als billig ist, Werth auf die Auszeichnungen lege, welche der Frau des Conseilspräsidenten am Hofe und im Verkehr mit der Diplomatie vorbehalten sind, daß mit einem Worte die Rivalität zwischen Donna Elena und Donna Amalia (Depretis) — man nennt beide Damen nur mit ihrem Vornamen, so gut wie man seiner Zeit in Turin und Florenz die in politischen Kreisen mitzählenden Donna Laura (Minghetti) und Donna Emilia (Peruzzi) ohne den Familiennamen zu bezeichnen pflegte — nicht dazu beigetragen habe, die sich kreuzenden politischen Interessen von Depretis und Cairoli auszugleichen. Als Beide in bester Harmonie zu stehen schienen, kam es auf, den ersteren das Haupt, den letzteren das Herz der Linken zu nennen, was wir schon in dem Uhlandschen Drama: Ludwig der Bayer, im dritten Act erste Scene finden. Cairoli scheint niemals gefühlt zu haben, daß mit dieser Charakteristik seine secundäre Stellung entschieden war. Seine Eitelkeit ist viel zu harmlos, als daß er bei geschickter Behandlung von Seiten der ihn umgebenden Freunde und Nebenbuhler sich nicht mit der nominellen Führerschaft begnügen sollte. Im Verhältniß zu seiner geringen Geschäftskenntniß hat Dr. juris Cairoli recht ansehnliche Rednergaben. Wenn er nicht im Amte ist, kann man nur an dem Phrasenhaften seiner wohltönenden Perioden Kritik üben, seine persönliche Autorität ist noch immer der Art, daß ein Ministerium, welchem Cairoli dauernd seine Achtung entzöge, in manchen Fällen sich in sehr schlimmer Lage befinden würde.

Giuseppe Zanardelli, im Jahre 1829, drei Jahre nach seinem Freund Cairoli geboren, hat zwar nicht Gelegenheit gehabt, sich in fünf von den neun*) bestehenden Dikasterien Verwaltungskenntnisse zu erwerben, wie Depretis, ist aber bereits Minister der öffentlichen Arbeiten, des Innern und der Justiz gewesen. Für einen Mann, der nach der Ansicht von Freund und Feind dazu berufen ist, eine hervorragende Rolle zu spielen, fehlt ihm zu sehr jene bei den Politikern in parlamentarisch regierten Staaten oft sogar unangenehm hervortretende Neigung, an der geschäftlichen Behandlung aller wichtigen Fragen Theil zu nehmen; das Theoretische wiegt in ihm vor, er ist eine Art Doctrinär, obschon kein engherziger; wir erinnern uns mit Vergnügen einer in einer Trauerversammlung zu Ehren Dinas gehaltenen Rede, welcher lange Jahre bis zu seinem Tode Chefredacteur der „Opinione", eines Hauptblattes der Rechten gewesen war. Zanardelli ist eine zu vornehme Natur, als daß er sich in dem Gesellschafts- und Gedankenkreise irgend einer politischen Secte festhalten ließe. Principientreu, wie er dies 1878 bewiesen hat, als er lieber von dem Ministerium zurücktreten, als seine Ansichten über die Vereinsfreiheit auch nur zum Scheine modificiren wollte, hat er eine genügende Assimilationsfähigkeit, die ein Parteiführer in Italien allerdings in sehr hohem Grade besitzen muß, wenn er bei der jetzigen Zerbröckelung der Parteien ohne Corruption regieren will. Die Unentschlossenheit seines Charakters ist indessen schon mehrmals hervorgetreten. Als er 1877 die unter hervorragender Antheilnahme von Depretis vorbereiteten Eisenbahnconventionen unterzeichnen sollte, besann er sich, wie aus den ihm nahestehenden Zeitungen zu ersehen war, Monate lang, bis er plötzlich auf und davon ging. Nachdem er zwei Jahre zum zweiten Mal unter Depretis gedient und sich wesentliche Verdienste um das Zustandekommen des neuen Wahlgesetzes erworben hatte, verzichtete er darauf mit Depretis am Ruder zu bleiben, ohne daß ihm vor den Augen der einfachen Beobachter der Nachweis gelungen wäre, daß Depretis wirklich eine andere Politik eingeschlagen habe, als die 6 Monate vorher im Minister-

*) Andere Freunde Cairolis beschweren sich im Gegentheil, daß derselbe als Minister vor der Fortsetzung seiner Beziehungen zu den Republikanern sich gefürchtet, daß er namentlich eine ihm von irredentistischer Seite vorgelegte, zur Verwendung auf dem Berliner Congreß bestimmte Denkschrift zwar durchgelesen aber schleunigst zurückgegeben habe.

*) Finanz- und Schatzministerium sind immer noch wesentlich eins.

rathe aufgestellte und hierauf in den allgemeinen Wahlen vom Lande gebilligte. Ein von Zanardelli unmittelbar oder mittelbar unterstütztes Ministerium kann nie angeklagt werden, die Ueberlieferungen der Linken verleugnen zu wollen. Deshalb hat die Depretis geneigte Presse stets den Abgeordneten von Brescia nach Kräften geschont, ihm sogar förmlich den Hof gemacht, wenn man statt der mehr persönlichen Angriffe Nicoteras die objectivere Kampfweise oder gar die Neutralität Zanardellis herbeiwünschte. Von denjenigen, die es überhaupt wagen, Depretis daran zu erinnern, daß auch Ministerpräsidenten sterblich sind, haben die meisten die Ansicht, daß unter allen maßgebenden Persönlichkeiten der Linken Zanardelli seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit wegen der geeignetste Nachfolger des jetzigen Ministerpräsidenten sein könne.

Giovannni Nicotera (geboren 1831) gehörte zu den bekanntesten und unruhigsten Abgeordneten der Opposition, als die Regierungsmehrheit der Rechten zerfiel. Er erwarb sich das Hauptverdienst, den der Leitung Correntis folgenden Theil des Centrums und die Freihändler aus Toscana zum Widerstand gegen ihre bisherigen Parteigenossen zu bewegen und wurde mit dem wichtigen Portefeuille des Innern belohnt. Die allgemeinen Wahlen des Jahres 1876 leitete er mit einer solchen Rücksichtslosigkeit, daß die ersten Männer der gefallenen Regierung gar nicht oder erst beim zweiten Wahlgang in die Kammer gelangten. Wahrscheinlich wäre er ohne diese und ähnliche Schroffheiten nicht in die Lage gekommen, einen Verleumdungsproceß gegen eine Zeitung anzustrengen, die ihn des Verrathes an seinen Gefährten der Pisacane'schen Unternehmung (1857) anklagte, während die noch Ueberlebenden und angeblich durch das Verhalten Nicoteras vor den bourbonischen Behörden Geschädigten energisch auf seiner Seite standen. Als Minister stellte er die sehr im Argen liegende öffentliche Sicherheit in Sicilien her, indem er sich sogar erlaubte, einen Preis auf den Kopf eines Briganten zu setzen. Auf dem Festland und in der Kammer war man um so mehr gegen diesen wirksamen Usus aus alter Zeit, als die Linke sich mehrfach geweigert hatte, von der Regierung vorgeschlagene Ausnahmsmaßregeln für die vom Brigantaggio heimgesuchten Provinzen zu bewilligen; die Inselbewohner mögen wohl etwas anders darüber gedacht haben. Auch sonst war er nicht der Mann, vor dem geschriebenen Gesetze zurückzuweichen, wenn es sich darum handelte, Anforderungen der öffentlichen Ordnung zu genügen. Seine revolutionäre Herkunft war ihm durchaus kein Hinderniß, sich als Regierungsmann zu zeigen; hingegen beeinträchtigt die Unfähigkeit, sich persönlich Zwang anzuthun — wir erinnern nur an die widerliche Affaire, die unter dem Namen Nicotera-Lovito geht — sein Ansehen außerordentlich. Während Nicotera einerseits das Wort des Königs Victor Emanuel für eine Erweiterung des bestehenden Wahlgesetzes verpfändete, trat er andrerseits dafür ein, daß die socialen Gesetze vor den politischen den Vorrang haben sollten. Als er Ende 1877 einige Anzeichen bemerkte, daß die Kammer nicht mehr auf seiner Seite stehe und ihm das Unglück widerfuhr, daß eine für einen Privaten bestimmte Depesche unberechtigter Weise und entstellt in seinem Leiborgane, dem „Versagliere" erschien, zog er sich, da ein Vertrauensvotum zu Gunsten des Ministeriums nur mit 18 Stimmen Mehrheit durchging, von der Regierung zurück, was er nachher bitter bereut zu haben scheint. Jedenfalls hat er sich die allergrößte Mühe gegeben, wieder Minister zu werden, indem er bald mit den Männern der Rechten stimmte, bald gemeinsam mit den anderen Führern der antiministeriellen Linken gegen das Ministerium Cairoli-Depretis und später gegen Depretis vorging. Bei der großen Heerschau der Dissidenten, die im November vorigen Jahres, am Tage vor der Eröffnung des Parlaments auf dem Boden Neapels, dem Hauptquartiere Nicoteras stattfand, hat er so wenig als Crispi das Wort ergriffen.

Nicoteras Thätigkeit hat etwas Fieberhaftes, er war immer, auch als die Finanzverhältnisse Italiens weniger geordnet waren als heutigen Tages, für die Erhöhung der Militärausgaben. Daß er, wenn er wieder in den Besitz der Regierungsgewalt käme, liberaler regieren würde als der von ihm beständig als Verräther an dem Parteiprogramm der Linken hingestellte Depretis, glaubt kein unbefangener Mensch. Wir sind überzeugt, daß er auch heute noch eine sichere Gelegenheit, mit Hülfe der Rechten ans Ruder zu kommen, mit Freuden ergreifen würde. Allerdings ist ihm für die nächste Zeit ein Aufgeben der Freundschaft mit den Führern der antiministeriellen Linken dadurch erschwert, daß er nicht mehr wie in der Zeit seines Glanzes auf hundert persönliche Anhänger in der Kammer zählen kann, sondern nur auf etwa zwanzig, die hingegen mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen bereit sind.

Das Publicum, das nicht blos aus unseren Freunden besteht, erzählt von ungeheuren Schulden, die Nicotera niemals habe bezahlen können; das Publicum pflegt in solchen Fällen zu übertreiben. Im schlimmsten Falle könnte seine finanzielle Lage als ein Beweis dafür angesehen werden, daß er seine officielle Stellung nicht direct zur Befriedigung seiner Interessen mißbraucht habe. Daß er in der Opposition Geld von Depretis verlangt habe, ist ebenfalls wenig glaublich, Depretis hätte wohl Mittel und Wege gefunden, ihn durch indirecte Bekanntmachung eines solchen Schrittes für alle Zeiten unschädlich zu machen. Nicht unwahrscheinlich ist hingegen, daß ihm der letztere in gewissen Augenblicken Hoffnung gemacht habe, ihn wieder in Gnade aufzunehmen und nach den entscheidenden Abstimmungen der Grund weggefallen sei, auf die Meinung des Abgeordneten von Salerno besonders zu achten. Baron Nicotera ist seit seinen Ministerjahren ein fleißiger Besucher der Hofgesellschaften.

Francesco Crispi (geboren 1819) ist wohl der eigenthümlichste Charakterkopf unter den Führern der constitutionellen Linken. Wir sprechen nicht von seiner Vergangenheit als Verschwörer, von seiner Freundschaft für Mazzini, von seiner Antheilnahme an der Expedition der Tausend von Marsala, von dem, was er für die Vereinigung seiner Heimatinsel mit dem Nationalstaat gethan hat. 1865 schrieb er in einer Broschüre das bedeutsame, seitdem so oft wiederholte Wort nieder: „Die Republik trennt uns, die Monarchie vereinigt uns." 1876 wurde er nach den allgemeinen Wahlen Kammerpräsident und nach dem Falle Nicoteras (1877) Minister des Innern. Das schöne Manifest, mit dem König Humbert nach dem Ableben seines Vaters sich an das italienische Volk wandte, ist von Crispi verfaßt. Nach dem Tode Pius IX. bewahrte er mit sicherer Hand die öffentliche Ordnung, verhinderte in Rom, im Widerspruch mit seiner Theorie über die Vereins- und Versammlungsfreiheit, ein Meeting, welches die Abschaffung des Garantiengesetzes beantragen sollte, hielt während des Conclaves die Kammer vertagt und rühmte sich später in derselben, daß er in den 70 Tagen seiner Verwaltung keinen Einzigen aus Gründen der Präventivpolizei habe einstecken lassen. Es ist behauptet worden, er habe es abgelehnt sich für die öffentliche Ordnung zu verbürgen, als Leo XIII. unmittelbar nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron sich erboten habe, dem auf dem Petersplatz versammelten Volke den üblichen Segen vom Balcone aus zu ertheilen, wir halten diese Weigerung nicht für wahrscheinlich. Anzunehmen ist, daß er auch in der Zukunft, seinen wiederholten Erklärungen getreu, den Klerikalen keine Begünstigung gestatten, sondern einfach die bestehenden Gesetze anwenden würde.

Crispis Schlagwort ist eine ernsthafte Regierung (governo serio), was in seinem Munde ungefähr so viel bedeutet, daß ein der Mehrheit in der Kammer sicheres Cabinet sich eigentlich Alles gestatten darf, was nicht direct verboten ist. So z. B. löste er durch ein königliches Decret das Ministerium für Landwirthschaft, Handel und Industrie auf, vertheilte dessen Dienstzweige unter verschiedene Dikasterien und schuf ein Schatzministerium, das seitdem in den Verwaltungsorganismus förmlich eingereiht worden ist. Hingegen hat Cairoli das sogenannte wissenschaftliche Ministerium, das freilich bisher wenig praktische Wirksamkeit gezeigt hat, selbstverständlich sogleich wieder hergestellt, als er Minister wurde.

Crispi und die ihm gehörige, sehr wenig gelesene „Riforma" sind strenge gegen die auf Kosten Italiens vorgehende Expansions-

politik Frankreichs, sie fürchten, daß das Mittelländische Meer von einem Augenblick zum andern zum dauernden Nachtheile Italiens geschlossen werden könne. Angeblich würde Crispis Berufung ins Ministerium die Stellung Italiens zu Frankreich gefährden. Der kleine nicht lobenswerthe Umstand, daß er s. Z. dem deutschen Kaiser von der Grenze aus wie einem Gleichgestellten ein Danktelegramm schickte, wird von seinen Gegnern mit immer neuem Vergnügen erzählt. Auch auf den Grund seines Austritts aus dem Ministerium kommen Einzelne immer wieder zurück, so daß wir denselben kurz erwähnen müssen. Von Depretis nicht vertheidigt, fiel er, vor der öffentlichen Meinung der Bigamie angeklagt, die er vor dem Gerichte als nichtbestehend nachweisen konnte. Freilich hatte eine Dame, die wie man sagt, in der Verbannung persönliche Opfer für ihn gebracht hatte und später vollberechtigt die Pension der Tausend von Marsala erhielt, Jahre lang in der Gesellschaft und selbst am Hofe für seine Gemahlin gegolten. In der Kammer, wo man so oft eine Wiedervereinigung Crispis mit Depretis in Aussicht genommen hat, ist dieser leidige Vorfall längst vergessen.

Der wahre Grund, warum man Crispi nicht will, ist dessen fester Entschluß, bei Gelegenheit eine Gesetzgebung und Verwaltung nach den Grundsätzen der Linken herzustellen, während Depretis genau genommen die Anschauungen des linken Centrums vertritt und Cairoli sogar mit mehreren Männern der Rechten regiert hat. Nun hat man sich an verschiedene Punkte des Crispi'schen Programms, so zu sagen, gewöhnt. Vielleicht wird schon ein gemäßigt-liberales Ministerium ein Gesetz vorschlagen oder wenigstens nicht verhindern, daß den Abgeordneten Tagegelder ausgezahlt werden. Die Betheiligung von Wahlelementen an der Zusammensetzung des Senats ist in der Zwischenzeit in der hohen Körperschaft selbst angeregt worden. Verfassungsänderungen, z. B. die den Artikel I betreffende, welcher die katholische Religion zur Staatsreligion erklärt, mögen als nicht sehr dringlich, aber darum noch nicht für gefährlich erklärt werden. Man ist indessen gegen eine Crispi'sche Regierung, nicht blos weil man politische Experimente fürchtet, welche die äußerste Linke in der Kammer verstärken würden, sondern weil man meint, Crispi werde früh oder spät dazu gedrängt werden, sich auf letztere zu stützen. Nämlich ein Ministerium der historischen Linken würde kaum den von Depretis siegreich ausgenutzten Vortheil haben, daß die Gegner von rechts lau oder gar keine Opposition machen, weil sie fürchten, das Ministerium zu veranlassen, Unterstützung weiter links zu suchen. Gerade weil Crispi wenig persönliche Anhänger in der Kammer hat, — vielleicht deren 10 — müßte er sich bemühen, seine Mehrheit durch die successive Verwirklichung eines Programms zusammenzuhalten, und man ist trotz der an Crispi wahrgenommenen Energie nicht darüber ruhig, daß er nicht bis über einen gewissen Punkt hinaus gehen würde. Zahlreiche und bis auf Weiteres sehr einflußreiche Bevölkerungsschichten lehnen sich gegen Crispi auf, weil man links von ihm Bertani und Cavallotti erblickt, die aus ihrer Sympathie für die Republik kein Geheimniß machen. Agrippa.

Die Deportation nach Sibirien.

Von Selmar Wallow.

Bei der überaus wichtigen Rolle, welche im russischen Staatsleben der Deportation nach Sibirien zufällt, ist es gewiß zu bedauern, daß bisher so wenig wissenschaftliches, vor Allem aber historisch-statistisches Material über diesen Gegenstand in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Wenn man bedenkt, daß bei der ursprünglichen Einführung dieser Maßregel, außer der wichtigen Frage, für die schweren Verbrecher ein geeignetes Exil zu finden — denn sollte die Verschickung nach Sibirien nur diesem Zwecke dienen, so hätte man damals sowohl, als noch heut zu Tage, im europäischen Rußland hinreichend entlegenes und unbewohntes Land finden können — noch andere staatsmännische Ziele, namentlich aber die Colonisirung Sibiriens ausschlaggebend waren, so wird man erst recht die Lücke gewahr werden, welche hier der Mangel einer eingehenden historischen Untersuchung bilden muß. War doch die Deportation nach Sibirien seit ihren ersten Anfängen ein sehr kostspieliges Unternehmen für die russische Regierung, ein Unternehmen, das keineswegs seit vier Jahrhunderten prakticirt worden wäre, wenn es sich blos darum handelte, die Verbrecher ihrem Heimatsort zu entführen. Die Frage, welche für viele europäische Staaten in unserem modernen Zeitalter so überaus wichtig geworden ist — die Frage nämlich, wohin schaffen wir die schwer verbesserlichen Verbrecher — sie würde den russischen Staat auch nicht einen Augenblick beunruhigen, selbst wenn heute Sibirien als Deportationsland aufhören sollte zu existiren. Ein flüchtiger Blick auf den nördlichen Theil des europäischen Rußlands, wo z. B. das Gouvernement Archangelsk mit einem Areal von 742,000 □ Kilometer und einer Bevölkerung von nicht ganz 300,000 Seelen figurirt, würde hierüber genügenden Aufschluß geben. Da sich daher in dieser Deportation noch andere wichtige Motive concentriren, so müßte eine genaue Darstellung des geschichtlichen Verlaufs desselben von großem Interesse und eminenter Bedeutung sein.

Sehen wir nun, wie es mit dieser Geschichtschreibung bisher bestellt war. Der erste Beginn der Deportation nach Sibirien datirt seit Anfang des 16. Jahrhundert, indessen hat man genauere Angaben über dieselbe erst vom Jahre 1823 an. Mithin fehlt über die ersten drei Jahrhunderte der Deportation jede authentische Angabe, sei es statistischer oder sonst welcher Natur! Den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung des vorhandenen statistischen Materials machte der Secretär des Deportationsamts zu Tobolsk, Herr Anutschin, und zwar umfaßt seine Arbeit den Zeitabschnitt von 1823—1846. Wiewohl ein solcher Zeitraum nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil der fast vier Jahrhunderte ausmacht, während welcher die Deportation existirt, so wurde doch die Arbeit Anutschins bei den gebildeten Kreisen mit großen Sympathien aufgenommen.

In der jüngsten Zeit hat nun die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft zu St. Petersburg diese Angelegenheit in die Hand genommen, und zwar ist es die „statistische Abtheilung" der Gesellschaft, welche bereits sehr schätzbares Material auf diesem Gebiet gesammelt und geordnet hat. Dank den Forschungsarbeiten dieser Gesellschaft, deren Ehrenpräsident der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch ist, reichen die Kenntnisse bereits bis zum Jahre 1807, also um fast zwei Decennien früher als die obenerwähnten Anutschin'schen Untersuchungen, und ist dieser kleine Gewinn, im Verhältniß zu den Jahrhunderten des Bestehens der Deportation, noch so gering, so bedeutet er doch immerhin einen erfreulichen Fortschritt.

In der letzten Sitzung der erwähnten statistischen Section der oben bezeichneten Gesellschaft hat N. M. Jadrinzew ein Gesammtbild der bisher erbrachten Daten entworfen, welches nur allzu sehr klarlegte, von welchem allgemeinen Interesse eine genaue Geschichtschreibung der russischen Deportation sein müßte, wenn eine solche zu Stande käme.

Wie in allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens unseres Jahrhunderts, zeigt sich auch in diesem Punkte eine fortwährende Zunahme, welche aber ihren Höhenpunkt, wie es scheint, bereits im Jahre 1876 erreicht hat. In den Jahren 1807 bis 1813 hatte man 2000 Verbannte pro Jahr; in den Jahren 1814 bis 1817 waren es schon jährlich 3000 bis 8000; in den Jahren 1853 bis 1863 steigt die Durchschnittsziffer bis auf 10,000. Das Jahr 1882 hatte 16,000 Verbannte aufzuweisen. Das Jahr 1876 brachte 19,000 Verbannte, — wie schon oben erwähnt, die höchste Jahresziffer.

Was die Kategorien der Verbannten anbetrifft, so haben die „auf administrativem Wege Verschickten" den größten Procentsatz aufzuweisen, so z. B. bilden dieselben während des Jahrzehnts 1866—1876 mehr denn 51% aller nach Sibirien Verbannten. Es muß übrigens hier hinzugefügt werden, daß der Ausdruck „administrative Verschickung" sich keineswegs mit

dem Begriff „politisches Vergehen" deckt, vielmehr gehören zu den administrativ Verschickten z. B. auch diejenigen Personen, welche durch Gemeindebeschluß als liederliche, arbeitsscheue oder der Trunksucht ergebene Menschen bezeichnet werden. Durch diese Einrichtung sind die Dorf- und Stadtgemeinden in die Lage gesetzt, die ihnen in bezeichneter Weise lästigen Mitglieder auszustoßen und sie der Regierung aufzuhalsen, die sie für schweres Geld nach Sibirien als „administrativ Verschickte" transportirt. Es beweist diese Einrichtung wiederum, daß die Deportation nach Sibirien ursprünglich nicht allein für die „schweren Verbrecher" eingeführt wurde, sondern daß man auch die Colonisirung Sibiriens dabei wesentlich im Auge hatte, daß man aber von vorne herein nur an die Uebersiedelung — in welchem Sinne die „Verschickung" hier gedeutet werden darf — solcher Individuen dachte, an denen ihrem Heimatsort „nichts mehr gelegen ist", — dies war entschieden ein großer Fehler. Indessen darf man andererseits nicht außer Acht lassen, daß die Bevölkerung des europäischen Rußlands eine viel zu dünne ist, als daran gedacht werden dürfte, anständige und „taugbare" Elemente zur Auswanderung nach Sibirien zu veranlassen oder gar zu zwingen.

Was das Geschlecht anbetrifft, so ist das männliche im bedeutenden Uebergewicht. So z. B. befanden sich unter den 503,000 Verschickten, welche in dem Zeitraum von 1823—1879 den Weg nach Sibirien angetreten haben, nur 56,900 Frauen.

Indessen mangelt es keineswegs an Personen, welche freiwillig, d. h. aus eigenem Wunsche, sich den Verschickten anschließen, und man wird gewiß nicht ohne Staunen erfahren, daß die Zahl dieser „freiwillig folgenden" in letzter Zeit fast ein Drittheil der Gesammtzahl der Verbannten ausmacht. Unter diesen „Freiwilligen", wie wir sie kurz nennen wollen, überwiegt nun der Procentsatz der Frauen denjenigen der Männer. Im Jahre 1876 zählte man z. B. unter den Freiwilligen: 13 Männer und 2000 Frauen. Zumeist sind es aber die Kinder, welche ihren Eltern nach Sibirien folgen.

Der Transport der Gefangenen nach ihrem Bestimmungsort in Sibirien war bis zur neueren Zeit ein äußerst mangelhafter, in Folge dessen die Idee entstanden ist, diesen Transport zu Wasser zu vollführen, und zwar von Odessa aus durch den Suezcanal nach Wladiwostok, an der Ostküste Sibiriens. Der bisher eingeschlagene und zum größten Theil noch jetzt benutzte Landweg führt über Moskau, Orenburg nach Sibirien, wo zwei Central-Gefängnisse errichtet sind, das eine in Tjumen, das andere in Tomsk. Vorerst werden die Verschickten von Europa aus nach diesem Central-Gefängnisse dirigirt, und von da aus geht dann die Vertheilung der Ankömmlinge nach den verschiedenen Gegenden Sibiriens vor sich. Ein jedes dieser Central-Gefängnisse beherbergt während des Sommers in seinen Mauern 17 000 bis 18 000 Gefangene, von denen jeder 11 bis 19 Tage daselbst zu verbleiben hat, bis seine Weiterbeförderung erfolgt. In diesen Centralstellen ist es denn auch, wo die Krankheitsfälle unter den Verschickten eine ganz enorme Ziffer erreichen. So z. B. erkrankten in dem Central-Gefängniß zu Tomsk während der Jahre 1869—1875 gegen 9000 Personen. Ueberhaupt kann man annehmen, daß während des Transports die Hälfte sämmtlicher Verbannten den Erkrankungen und dem Tode verfällt. Besonders groß ist die Sterblichkeit unter den Kindern, welche von den Erwachsenen angesteckt werden und so zu Grunde gehen. Sehr übel ist es auch mit den sanitären Verhältnissen auf den flachen Fahrzeugen bestellt, mittelst welcher die Gefangenen auf den sibirischen Flüssen befördert werden.

Es ist schon vorhin betont worden, daß dieser Transport der Gefangenen nach Sibirien dem Staate keineswegs billig zu stehen kommt. Nach einer neueren Aufstellung kostet dieser Transport dem Staate jährlich 690 000 Rubel (ungefähr 1½ Millionen Mark). Durch die jetzt einzuführende Beförderung zu Wasser hofft man aber diese Kosten erheblich zu vermindern. Man kann zugleich von den Verschickten sagen, daß sie in das Land Sibirien auch Geld mitbringen, denn die sämmtlichen Geldmittel, welche die Arrestanten mit sich führen, erreichen den Betrag von 93,000 Rubeln, d. h. 2—6 Rubel per Kopf der Verbannten. Dies ist aber nur derjenige Betrag des Geldes, welchen die Verschickten den fungirenden Behörden zur Aufbewahrung geben, es ist daher wohl anzunehmen, daß thatsächlich die Verschickten noch mehr Geld bei sich führen.

Die Vertheilung der Verschickten in Sibirien selbst geschieht leider in einer Weise, die in keinem Verhältniß steht sowohl zu dem Flächenraum, als auch der Dichtigkeit der Bevölkerung. Dem Gros der Verschickten werden gerade die dichtbevölkerten Gegenden und das westliche Sibirien zur Niederlassung angewiesen, anstatt daß man sie nach den minder bevölkerten Ortschaften und nach dem östlichen Sibirien schickte.

Die Disciplin unter den Verschickten, sowie überhaupt deren Betragen läßt sehr viel zu wünschen übrig. Fast ein Drittheil aller Verbannten ist flüchtig oder sonst „verschwunden". Die Zahl der Verbrechen ist unter ihnen sehr groß und zwar kommt je ein Verbrechen auf 28 Mann, und von 40—50 Verschickten wird jährlich je einer mit Gefängniß bestraft. Die Bedeutung der Deportation als Besserungsmittel wird allerdings durch diese Angaben wenig bestätigt, indessen würde man sicherlich durch gründliche Reformen auf diesem Gebiete beträchtlich günstigere Resultate erzielen können. Daß die einschlägigen Forschungen der Eingangs erwähnten Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft, denen wir die hier reproducirten Daten verdanken, in hohem Maße geeignet sind, zu der glücklichen Lösung dieser Aufgabe wesentlich beizutragen, bedarf wohl nicht erst der besonderen Betonung.

Literatur und Kunst.

Ein Bekämpfer des Empirismus.

Von Johannes Volkelt.

Zur philosophischen Begabung gehört als eines der werthvollsten Stücke die Fähigkeit des Vereinfachens. Wie oft nicht waren schon fruchtbare und erleuchtende Gedanken mannichfachen Mißdeutungen und Verdunkelungen ausgesetzt und in ihrer Wirksamkeit gehemmt, weil es ihnen an einfacher Entschiedenheit fehlte, weil sie allzu sehr mit Einschränkungen und Modificationen belastet, allzu sehr in allerhand Beiwerk und Schnörkel hineingearbeitet waren! Würde es wohl z. B. eine so große Menge mehr oder weniger abweichender Auffassungen der Kantischen Philosophie geben, wenn der Meister es verstanden hätte, seine Grund- und Kerngedanken rein und blank herauszustellen, die verschiedenen Bestandstücke seiner Beweisgänge (Voraussetzungen, Hauptfragen, Principien u. dgl.) scharf auseinander zu halten und das Nebensächliche und die Ausführungen ins Kleine jenen Hauptsachen in sichtlicher Weise unterzuordnen? Gerade an Kant läßt sich ermessen, welch tiefe Schädigung die Darstellung der Gedanken durch das Ueberwuchern des Beiwerks, durch allzu große Häufung von Wiederholungen und neuen Ansätzen, durch ein fortwährendes Verrücken der maßgebenden Gesichtspunkte zu erleiden vermag. Viele zwar preisen die bündige und klare Darstellung der „Kritik der reinen Vernunft"; und besonders gewisse Abschnitte derselben, wie die transcendentale Aesthetik, sollen wegen ihrer durchsichtigen Einfachheit eine wahrhaft schlagende Kraft der Ueberzeugung besitzen. Nach meinem Urtheile jedoch kostet es nicht geringe Mühe, den Gedankenknäuel gerade in diesen gepriesenen Abschnitten in die einzelnen Fäden aufzulösen. An Kant läßt es sich auch ersehen, daß der Mangel an Vereinfachung nicht nothwendig aus Unklarheit und Schwäche des Denkens hervorgehen muß, sondern ebenso oft aus einer allzu peinlichen Gründlichkeit desselben entspringen kann. Es gibt Denker, die ihre Probleme so lange durchkauen und durchkneten, die sich in ihre Gedankengänge so hartnäckig

einspinnen, daß ihnen der freie Ueberblick, die logische Beherrschung der Zusammenhänge verloren geht. Man kann mit Rücksicht hierauf geradezu sagen, daß Kant zu viel Gedankenarbeit auf seine Vernunftkritik verwendet hat.

Ich habe diese Bemerkungen über den Werth der Vereinfachung in der Philosophie vorausgeschickt, damit es in das gehörige Licht trete, wenn ich an Otto Liebmann, dessen neueste Veröffentlichung mir zur Besprechung vorliegt*), vor Allem die durchsichtige und schlagende Vereinfachung in den Fragestellungen und Lösungen als charakteristisch hervorhebe. Auch seine früheren Arbeiten zeichnen sich durch diesen Vorzug aus und verdanken demselben ihre bedeutende Wirkung. So besitzt gleich seine erste größere Schrift „Kant und die Epigonen" (1865), in der er an die Kritik der vier nachkantischen Richtungen (Fichte, Fries, Herbart, Schopenhauer) die einfache Forderung: „Also muß auf Kant zurückgegangen werden!" knüpft, geradezu etwas Wachrufendes, Aufrüttelndes und hat sicherlich zu der Erneuerung des Kantstudiums viel beigetragen. Diese Wirkung aber würde sie nicht haben ausüben können, wenn Liebmann aus den verwickelten Ideengeweben der kritisirten Philosophen nicht mit glücklichem Griffe gewisse einfache entscheidende Züge herauszuheben verstanden hätte. Und aus demselben Grunde geht auch von den Erörterungen seines Hauptwerkes „Zur Analysis der Wirklichkeit" (2. Aufl. 1880) eine wahrhaft erleuchtende Kraft aus. Die eindringende Klarheit, die das Verwickelte zum Einfachen umformt, macht dieses Werk, das auch für weitere Kreise bestimmt ist, zu einem wahren Arzneimittel für Alle, die im bequemen Geleise des Empirismus wandeln. Ich irre wohl nicht mit der Annahme, daß in dieser Beziehung Liebmann von Kuno Fischer, den er sehr hoch stellt, und zu dessen Hauptvorzügen gleichfalls die Zurückdrängung und Unterordnung der verwickelten Nebenzüge zu Gunsten der gewichtvoll heraustretenden springenden Punkte gehört, Manches gelernt haben dürfte.

Auch in seiner neuesten Schrift bewährt sich diese Fähigkeit, das Verwickelte und Vielverzweigte in eine klare Succession von wenigen durchschlagenden Punkten aufzulösen und alles Nebenherspielende und Durchkreuzende von sich zu schütteln. Und dies war nicht leicht, denn es handelt sich hier um ein Problem, zu dessen Lösung es gewisser gewaltsamer, ja widernatürlicher Abstractionen bedarf, und das daher der sog. gesunde Menschenverstand mit seinem naiven Realismus hartnäckig zu verwirren trachtet; um ein Problem, das den verschiedenartigsten Mißverständnissen ausgesetzt ist, und das nur dann, wenn die Voraussetzungen und Grundlagen bis in ihre Elemente hinein mit voller Unzweideutigkeit festgestellt sind, Aussicht auf eine erfolgreiche Lösung bietet.

Im Mittelpunkte der Untersuchung steht der Begriff der Erfahrung, dieses seit Bacon zu so ungeheurem Ansehen und Einfluß gelangte Erkenntnißprincip. Liebmann nämlich findet — und zwar mit vollem Rechte —, daß der Erfahrungsbegriff an arger Verworrenheit und Vieldeutigkeit leidet. Dies erscheint freilich zunächst aus mancherlei Gründen unwahrscheinlich. Ging doch aus der steigenden Würdigung dieses Begriffs eine überaus segensreiche Umgestaltung der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt hervor. Auch gibt es kaum einen Begriff, der allen Wissenschaften so geläufig wäre. Ja es ist zum trivialen Gemeinplatze geworden, daß alle Wissenschaften in der Erfahrung ihre Grundlage haben müssen. Auch sollte man glauben, daß über den Umfang des zur Erfahrung Gehörigen aus dem Grunde kein Zweifel bestehen könne, weil doch die Erfahrung ein unmittelbares Innewerden bedeute und den Gegensatz zu allem Erschließen, Beweisen und Vermuthen bilde. Nichts scheint leichter zu sein, als die genaue Grenze zwischen dem unmittelbar Constatirbaren und dem erst Erschlossenen, zwischen dem thatsächlich Vorliegenden und dem des Beweisens Bedürftigen zu ziehen. Jedermann, der von Erfahrung spricht, hat das ungefähre Gefühl, daß es sich dabei um etwas Selbstverständliches handle, und daß Alle darüber, was zur Erfahrung gehöre und nicht gehöre, im Grunde Eins sein müßten. Aber gerade aus diesem Gefühl heraus pflanzt sich das kritiklose Reden über die Erfahrung von Buch zu Buch, von Lehrer auf Schüler fort, und nur Wenigen fällt es ein, zu fragen, ob es wirklich so leicht und einfach sei, den Umfang der Erfahrung anzugeben.

Wer den Erfahrungsbegriff kritisch betrachtet, wird bald zu der Ueberzeugung kommen, daß in die Erfahrung unwillkürlich und instinctiv gar Vieles hineingerechnet wird, was in Wahrheit niemals und nirgends erfahren wurde und vielmehr eine aus Glauben und Denken entspringende Ergänzung der Erfahrung ist. Wir glauben Vieles zu erfahren, was wir in Wahrheit nicht erfahren: dies ist der Grund, warum die Erfahrung in Wirklichkeit viel ärmer und beschränkter ist, als wofür sie meistens gehalten wird. Es sei mir gestattet, dies zunächst von einer Seite zu beleuchten, die nicht im Gange der Untersuchungen Liebmanns gelegen war.

Mit der Sinneswahrnehmung eines jeden Menschen ist unzertrennlich und unwillkürlich der Glaube verbunden, daß wir farbige, räumliche, stoffliche Dinge wahrnehmen. Auch der Kantianer und Skeptiker kann sich von dem Sinnenschein nicht losmachen, daß sich ihm in den sinnlichen Wahrnehmungen die realen Außendinge nach Farbe, Gestalt und Stoff offenbaren. Die Ansicht dagegen, wieviel wirkliche Erfahrung in diesem unwillkürlichen Sinnenschein stecke, lautet je nach dem Bildungs- und wissenschaftlichen Standpunkte sehr verschieden. So geht der naive, naturwissenschaftlich ungebildete Mensch so weit, zu meinen, daß er nicht nur Stoff und Gestalt, sondern auch die Farben als eine Qualität der Außendinge wirklich „erfahre". Wer dagegen nur einigermaßen naturwissenschaftlich gebildet ist, der weiß, daß das Farbige als solches nur in der subjectiven Wahrnehmung vorkommt; er wird daher nur so viel sagen, daß ihm die „Erfahrung" die verschiedenen Farben lediglich als seine Wahrnehmungsphänomene zeige. In Bezug auf die räumliche Gestalt und die Materie aber lebt er vielleicht noch des naiven Glaubens, daß die „Erfahrung" als solche das Dasein räumlicher und materieller Dinge aufweise. Ein Anderer wieder hat sich von dem naiven Realismus noch um ein weiteres Stück losgemacht: er weiß, daß, wie die Farben, so auch die räumlichen Gestalten zunächst nur in seinen Wahrnehmungen vorkommen; er weiß vielleicht auch, daß es mit der Materie sozusagen noch um einen Grad subjectiver steht, indem sie nicht einmal als subjectives Gebilde in der wirklichen Wahrnehmung vorkommt, sondern nur auf einem allerdings unwillkürlich und unwiderstehlich in die Wahrnehmung eingeschmolzenen Glauben, auf einer instinctiven Unterschiebung beruht, die sich vor Allem an die Widerstandsempfindungen des Tastgefühles knüpft. Dieser kritischere Mensch wird daher der Erfahrung eine eingeschränktere Bedeutung geben: er weiß, daß das Dasein räumlicher und stofflicher Außendinge als solcher vollkommen unerfahrbar ist. Aber vielleicht haftet auch ihm noch ein Rest des naiven Realismus an, indem er wenigstens das Dasein einer Außenwelt überhaupt als durch die Erfahrung verbürgt ansieht. Wer dagegen consequent auf kritischem Standpunkte steht, dem ist unwidersprechlich klar, daß die Erfahrung uns überall nichts als unsere eigenen Bewußtseinsvorgänge offenbare.

Diese Andeutungen sollen darthun, wieviel Unerfahrbares unwillkürlich zu der Erfahrung hinzugeschlagen werde, wie dies auf verschiedenen Entwickelungsstufen des kritischen Bewußtseins naturgemäß in sehr verschiedener Weise geschehe, und ein wie dringendes wissenschaftliches Bedürfniß es daher sei, das Erfahrbare von dem Unerfahrbaren scharf und unzweideutig abzugrenzen. Liebmann nun eben darf sich rühmen, in dieser Frage ein entscheidendes Wort gesprochen zu haben. Er führt den unwiderleglichen Nachweis, daß die gewöhnliche und die wissenschaftliche Empirie nur durch eine Reihe überempirischer Maximen zu Stande komme, deren überempirische Natur nicht nur von dem gewöhnlichen Verstande, sondern in der Regel auch von den wissenschaftlichen Forschern verkannt werde. Besonderen

*) Die Klimax der Theorien. Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre von Otto Liebmann. Straßburg 1884, Trübner.

Nachdruck legt er dabei auf den Gedanken, daß die „reine" Erfahrung, d. h. diejenige Erfahrung, aus der Alles, was den möglichen oder wirklichen Beobachtungsinhalt übersteigt, entfernt ist, aus einem „ungeordneten, zusammenhangslosen Aggregat völlig discontinuirlicher Wahrnehmungsfragmente" bestehe. Wenn man versuche, die reine Erfahrung herauszupräpariren, so zerfalle sie, „wie ein pulverisirter Leichnam", denn sie stelle sich dann dar als eine „durchlöcherte Reihe vereinzelter Wahrnehmungsfragmente". Damit sonach die Erfahrungswelt der empirischen Wissenschaften wie des gewöhnlichen Lebens entstehe, sei ein ganzes System überempirischer Principien unentbehrlich, welche die reine Erfahrung rationalisiren, d. h. ergänzen, verbinden, in feste Ordnung bringen. Die Hauptleistung der Schrift ruht nun eben in der Entwickelung dieses Systems logischer „Interpolationsmaximen". Sowohl das gewöhnliche Urtheil als auch jede Wissenschaft wenden, wenn auch meist unbewußt, diese Einschaltungsprincipien auf Schritt und Tritt an, um aus den isolirten Wahrnehmungsfragmenten ein geordnetes Weltbild zu erzeugen. Es sind dies die Principien 1) der realen Identität, 2) der Continuität der Existenz, 3) der Causalität und 4) der Continuität des Geschehens.

So ist also Liebmanns Buch eine Streitschrift gegen den Empirismus, der die Wissenschaft ausschließlich aus Erfahrungsbausteinen aufrichten und die „intellectuellen Banden und Klammern unseres Verstandes" beim Aufbau der Wissenschaften entweder beseitigen oder ihnen doch einen überempirischen Charakter nicht zugestehen will. Und ich halte diese Bekämpfung des Empirismus für die wirksamste: sie läßt sich nicht auf fern- oder tiefliegende Dinge, nicht auf Gebiete, die der Empirist bezweifelt, nicht auf Fragen über das Wesen des Menschengeistes ein, sondern sie hält sich dabei schlicht und einfach an etwas Unbestreitbares und Naheliegendes: an den Bestand der empirischen Wissenschaft selbst und an die offen darin zu Tage liegenden logischen Voraussetzungen. Ich selbst habe zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß man den Empirismus von dieser Seite aus untergraben müsse. Sowohl in meiner Schrift über die Erkenntnißtheorie Kants (1879), als auch in meiner vorjährigen Antrittsrede über die Möglichkeit der Metaphysik findet sich der Gedanke eindringlich hervorgehoben, daß die reine Erfahrung jedweder Continuität, Gesetz-, ja Regelmäßigkeit entbehre, daß dies schlechtweg unerfahrbare Factoren seien, und daß das Stückwerk der Erfahrung durch logische Principien ergänzt und geordnet werden müsse, wenn auch nur das Urtheilen des alltäglichen Lebens entstehen solle. Um so mehr freut es mich, daß auch Liebmann von diesen Grundgedanken aus den Sturz der erfahrungsgläubigen Philosophie herbeizuführen sucht.

Damit der Titel seiner Schrift verständlich werde, will ich noch Folgendes über den Inhalt derselben hinzufügen. Liebmann unterscheidet zunächst eine Stufenfolge von dreierlei Theorien. Die Theorien der ersten Art verlassen das empirische Beobachtungsfeld mit keinem Schritt; auch ihre Erklärungsprincipien sind der Erfahrung entnommen. Dahin gehören beispielsweise die Theorie der Winde, die sogenannte Migrationstheorie von M. Wagner und die Theorie der Entstehung des Nationalreichthums von Smith. Die Theorien zweiter Ordnung greifen ins Unerfahrene hinaus, entweder in das dem Raume wie der Zeit nach Unzugängliche oder in das seiner Natur und Qualität nach absolut Unerfahrbare; sie dürfen sich absoluter Gewißheit nicht rühmen, können jeden Augenblick durch bessere Hypothesen ersetzt werden und sind nur glaubliche Annäherungen an die unbekannte Wahrheit. Zur Illustration dienen die Undulationstheorie, die chemische Atomistik und die Mythentheorie von David Strauß. Wie vorhin, so sind auch hier die Beispiele passend gewählt und lichtvoll ausgeführt. Noch weiter von der Erfahrung entfernen sich die Theorien dritter Ordnung: sie sind nicht nur transcendent, sondern sogar metaphysisch, d. h. sie übersteigen alles Relative, sie wollen ein Unbedingtes, ein absolut Reales erkennen. Und eine derartige Universaltheorie hält Liebmann keineswegs für willkürliche Erdichtung, sondern seiner Ansicht nach ist die Vernunft genöthigt, eine letzte und höchste Theorie zu postuliren, worin die Gesammtheit der Principien der Einzelwissenschaften als ein System von Folgesätzen aus schlechthin unbedingten Principien vor uns trete. Freilich fordert diese „prometheische Idee" der Metaphysik die Skepsis heraus; aber mag sie auch unausführbar sein, so ist sie doch als Ideal und Postulat unabweisbar.

Dies also ist die „Klimax der Theorien". Nachdem jedoch Liebmann sein Problem zu diesem vorläufigen Abschluß gebracht, läßt er jenen oben hervorgehobenen Kerngedanken auftreten, wodurch seine Untersuchung eine gewisse „Peripetie" erfährt. Jetzt nämlich ergibt sich, daß jedwede empirische Wissenschaft, ja auch die Erfahrungswelt des gewöhnlichen Lebens, nur möglich ist unter der Voraussetzung gewisser überempirischer, logischer Principien. Die Erfahrung würde in Staub zerfallen, wenn unser Denken die Wahrnehmungsfragmente nicht fortwährend gemäß seiner typischen, aprioriischen Constitution ergänzte und ordnete. Jetzt erfährt demnach jene Stufenleiter der Theorien die Correctur, daß es Theorien der ersten Ordnung überhaupt nicht gibt, und daß sämmtliche Theorien in die zweite und dritte Ordnung hinaufrücken. Die empirische Wissenschaft ist sonach nicht das, wofür sie gewöhnlich gilt, sie ist nicht eine mit unbedingter Gewißheit begabte, von subjectiven Zuthaten geläuterte Thatsachenkenntniß, sondern eine hypothetisch gegründete Theorie. Ihren Abschluß aber findet die empirische Wissenschaft in der Metaphysik als einer „hypothetischen Erörterung menschlicher Vorstellungen über Wesen, Grund und Zusammenhang der Dinge". So wird die vielgeschmähte, unzählige Male todtgeschlagene Metaphysik von Liebmann als „kritische" Wissenschaft gerettet. Und ich glaube, daß er damit ein treffliches Wort gesprochen hat, das zwischen dem kurzsichtigen und allzu genügsamen Empirismus und der vertrauensseligen dogmatischen Speculation die richtige Mitte hält.

Eine Zeit hindurch schien es, als wollten sich fast alle jüngeren Forscher in Deutschland immer mehr dem Empirismus zuwenden, als fände das Aprioriische und Ueberempirische, die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des geistigen und sittlichen Gebietes, des Reiches der Zwecke und Werthe unter ihnen nur noch selten Vertreter und Vertheidiger, und als klängen diese vertheidigenden Stimmen in bedenklicher Weise schüchtern und vorsichtig. Jetzt jedoch, wo sich der Positivismus, der von England und Frankreich her auch in Deutschland eingedrungen ist, immer mehr in seinen bodenlosen und wissenschaftsfeindlichen Consequenzen enthüllt, stellt sich auch in der jüngeren philosophischen Generation wieder ein stärkeres und muthigeres Betonen jener ideellen Potenzen ein. So erschien ungefähr gleichzeitig mit der „Klimax der Theorien" unter dem Titel „Präludien" eine Sammlung anregender Aufsätze von Wilhelm Windelband, durch welche sich, wie das Programm eines zu erwartenden Systems der Philosophie, der Gedanke hindurchzieht, daß die Philosophie die kritische Wissenschaft von den allgemeingiltigen Normen oder Werthen sei; wobei Norm und Werth ausdrücklich im Gegensatze zu den Theoretikern des „Relativismus" als etwas Unbedingtes aufgefaßt wird. Und gleichfalls ungefähr zu derselben Zeit entwickelte Hermann Siebeck in seiner Antrittsrede zu Gießen die Ueberzeugung, daß das Geistige und Ethische als ein den Naturproceß metaphysisch Ueberragendes gedacht werden müsse. Diese Stimmen sind von um so größerem Werthe, als diese Denker von dem Verdachte einer sie bestechenden Vorliebe für speculative Metaphysik vollkommen frei sind. So darf man hoffen, daß auch die empirisch geschulte und skeptisch erwägende Weise des modernen Philosophirens sich immer mehr zu der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der reinen Erfahrungsphilosophie durcharbeiten werde.

Die Hoftitel der Professoren.

Von Sigmund Münz.

Vor einiger Zeit kam aus Bayern eine Kunde, die nicht verfehlen wird, jeden ernsten Menschen angenehm zu berühren. An den Universitäten Bayerns soll sich unter den Professoren das Streben geltend gemacht haben, gegen Hoftitel und sogenannte Standeserhöhungen anzukämpfen; die Lehrer der dortigen Hochschulen fangen es an zu empfinden, daß die Wissenschaft zu erhaben ist, um eitlen Götzen nachzujagen und daß es die Ehre derjenigen, die sie wahr und würdig vertreten, erheischt, sich von kleinlicher Versuchung ferne zu halten. Man begreift es endlich, daß derjenige kein echter Priester des Wissens ist, der nicht durch Tiefe des Denkens und Mühe der Arbeit sich so weit gefördert hat, um abseits von der gewöhnlichen Heerstraße des Lebens zu stehen und in männlichem Stolze äußeren nichtssagenden Tand von sich zu weisen.

Es gibt traurige Einrichtungen, an deren Rechte Niemand zufolge des Alters ihrer Tradition gezweifelt hat; sie bestehen Jahrhunderte und erhalten sich durch die Trägheit menschlichen Denkens. Die moralische Constitution ganzer Zeiten und ganzer Gesellschaften ist oft so bestellt, daß Gewohnheiten, die vor dem Forum der objectiven Wahrheit als Fehler oder als Laster sogar gerichtet sind, durch das stille Uebereinkommen unverletzt bestehen; dann dämmert es in dem Geiste Weniger, und die Kritik wagt sich leise hervor. Es vergeht einige Zeit, und gebrochen hat die Gesellschaft mit Institutionen, die hinfällig in sich selber waren, die nicht erst eines Entdeckers bedurft hätten, um gebrandmarkt zu sein — kaum begreifen es die Epigonen, daß ein verhängnißvoller Bann so lange ungebrochen ward. Das wird das Schicksal der vielen leeren Titel sein, und was heute noch unter den Menschen der Gesellschaft, der besten Gesellschaft, conventioneller Brauch ist, wird in wenigen Jahren das Sondervorrecht einiger Käuze sein.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Vertretenen so weit vorgerückt sind, um das Gebahren der Vertreter zu kritisiren und die Wählenden sich zuweilen fragen, ob die Gewählten auch die Berufenen seien. Der Schüler der Hochschule tritt seinem Lehrer wie einem von der göttlichen Staatsordnung bestellten Organe gegenüber, er hat sich ihn nicht selber gewählt. Allein das Recht kann ihm nicht genommen sein, zu untersuchen, ob unter den Factoren des Lehrkörpers sich nicht auch Factoten befinden, unter den Subjecten Objecte, unter den Männern Schranzen. Und reichlich finden wir sie heute unter den Vertretern der Wissenschaft; unter ihnen blüht der Byzantinismus, und gar selten findet sich die schöne Paarung der intellectuellen und ethischen Potenz in den wissenschaftlichen Kreisen. Immer seltener wird das freie wissenschaftliche und schriftstellerische Schaffen, das der reinen Freude am Studium, an der Arbeit, dem Streben nach in sich vollendeter harmonischer Bildung zum Denker- und Menschen-Ideale entspringt; die Wissenschaft selber wird zum Amte und nicht selten zum Handwerke, zur Melkkuh. Alles concentrirt sich im Katheder, und neben einem ausgezeichneten Lehrerthum findet sich ein wissenschaftliches Bureaukratenthum. Herr Karl Hillebrand hat jüngst in diesen Blättern die Anmaßung einiger Kathederphilosophen gegeißelt, die in ihrer einseitigen Betrachtung gerne diejenigen zu den Todten zählen, von deren Fette sie leben; sowie ungefähr Herr Dühring wiederum beschränkt genug in seiner Geschichte der Philosophie es den Philosophen zum Laster anrechnet, wenn sie auf Kathedern lehren. In der That hat sich mit der Identification der Wissenschaft und des von der jeweiligen Regierung einigermaßen abhängigen Katheders nicht nur ein militärischer, sondern sogar ein höfisch-oberflächlicher Geist derart unter den Männern der Wissenschaft ausgebildet, daß sich immer mehr die Grenzlinien verlöschen, die den durch einen hohen Wirkungskreis ausgezeichneten Menschen — und welcher Beruf vermöchte es mit dem wissenschaftlichen zu wetteifern? — von der schalen Alltäglichkeit sondern. Wenn derjenige, dem sein Beruf, sein Streben an sich Lohn genug sein und der nur darin einen Erfolg sehen sollte, wenn er einen engeren oder weiteren Kreis von Menschen befreit, nach denselben Auszeichnungen jagt, wie der Mensch, dessen Leben in niedriger Beschäftigung oder in Sport hingeht: steigt er dann nicht von dem hohen Piedestal herab, auf das er durch seine Thätigkeit gestellt ist? Wahrlich, das ist keine Schmach, wenn, was in wissenschaftlichen Kreisen so verrufen ist, der Gelehrte seinem Worte oder seiner Feder die Richtung gibt, daß ihn Tausende verstehen, daß sich Tausende an seinem Funde, an seinen Entdeckungen, an seiner Gedankenfreude laben; das aber ist eine traurige Schwäche, wenn er einen gleichen Maßstab für den Lohn seines Wirkens hat wie der Pöbel.

Wer je der Stimme des unverderbten jugendlichen Instinctes gelauscht hat, konnte es hören, wie ihm greisenhafte Schwäche, der Mangel einer ungebeugten Männlichkeit gleich einem Vergehen verdammenswerth erschien. Sagen wir es doch offen und unumwunden: die Studenten, wenigstens die kritischeren Geister unter ihnen, finden, wie sich Schreiber dieser Zeilen oft genug zu überzeugen Gelegenheit hatte, eine bedauernswerthe Schwäche in der Gewohnheit ihrer Lehrer, nach Titeln, wie den eines Regierungsrathes, eines Hofrathes, eines geheimen Hofrathes oder eines geheimen Regierungsrathes, und nach schalen Orden zu jagen. Gewesene Jünglinge unter den Herren Hofräthen erinnern sich vielleicht jener noch frischen unverderbten Phase ihrer Ueberzeugungen, in welcher sie, getragen und gehoben von dem Ernste ihrer Studien, zu hoch standen, um nicht für titelstolze Hofräthe ein mitleidiges Empfinden in sich zu hegen. Solche merkwürdige Metamorphose von der jugendlichen Reinheit zur greisenhaften Verschwommenheit, zur selbstvergessenen Schwäche des Wesens ist so häufig, daß nach diesem Gesetze der Wandlung der Arten der Schreiber dieser Zeilen fast fürchten müßte, er selber könne noch als „Hofrath" enden.

Welcher Jüngling hat nicht wie ein heiliges Ideal in sich den Gedanken der höchsten politischen, socialen und religiösen Freiheit getragen, und wie wenige bewahren sich diese sich selber zukommende Treue im Leben. Als ob es das öffentliche Amt mit sich brächte, daß man sich selber aufgebe, sich entmanne und des höchsten Gutes des freien Gedankens entäußere. Wenn wir doch aufhörten, in unserem Urtheile so milde Nachsicht zu üben, um in einigen Barthaaren das Kriterium der Männlichkeit, in einigem angelernten Wissen die Wissenschaft zu sehen. Dem bessern Menschen darf und wird nie die Wissenschaft in einiger angehäuften Gelehrsamkeit bestehen — erst der durchdringende Geist der Philosophie, die tiefgeschöpfte Kraft der Ueberzeugung, der belebende Hauch der Freiheit schafft die wahre Wissenschaft. In diesem Sinne allerdings wird sie dem Menschen zur Richtung des Lebens, zur innersten Liebe; und die sie so begreifen, können nicht anders, als mit gerechtem Selbstbewußtsein, mit unbändigem Stolze erfüllt sein, den kein Hof, keine Macht auszuzeichnen vermag. So verbindet sich mit einer allmächtigen Liebe zur Wissenschaft, mit einem steten Nachdenken über die eigenen Pflichten und die Pflichten der Gesellschaft gegenüber, mit einer eifersüchtigen Wachsamkeit über die dem Volke vermöge der in ihm lebenden Kraft zukommenden Rechte und Freiheiten, daß sie nicht verletzt werden, eine männliche Zurückhaltung gegenüber den vermeintlichen Mächten und vermeintlichen Richtern der Verdienste. Solche Männer stehen so entfernt von der Gewöhnlichkeit, daß sich kein Titel an sie heranwagt, ohne die Entrüstung ihres Stolzes gegenüber einer so kindischen Zumuthung hervorzurufen, daß an solcher wohlgepanzerten Mannesbrust jedes Ordenssternchen in seine nichtigen Atome zerschellt.

Als ob es nicht wirklich Bildungsepochen gegeben hätte, in welchen die Wissenschaft diesen schönen erhebenden stolzen Geist geathmet hat. Erzieht uns nicht die griechische Philosophie zu diesem in der Natur des Menschen eigentlich liegenden Stolze; athmen nicht die Kundgebungen des ersten Christenthums diese innere Emancipation, wiederholt sich da nicht ewig der Gedanke, daß das Göttliche nicht ein außerhalb des Menschen Gelegenes ist, sondern die höchste Spitze seiner eigenen Entwickelung? Und

das Königliche, das Höfische sollte es wohl sein? Wie könnten wir doch vielfach aus der Wissenschaftsgeschichte der Reformation und der Epoche der französischen Revolution lernen uns selber achten und die Kluft begreifen, die sich zwischen Hof und Wissenschaft, zwischen Männern und Puppen aufthut. Oder sollte uns nicht das erhabene Beispiel Spinozas bilden, der es nicht wagte, sich aus stolzer Denkereinsamkeit zu flüchten, um in einem Lehramte auch nur ein Theilchen seiner menschlichen Unabhängigkeit, seiner philosophischen Unbefangenheit hinzuopfern? Lessing und Kant haben es eines Mannes und Denkers unwürdig gefunden, einen statutenmäßigen Panegyrikus auf eine gerade lebende Hofpotenz zu halten. Und heute: auf Kathedern lehrt man ihre Gedanken, die ja untrennbar von ihrem Charakter, von ihrer Unabhängigkeit sind; gleichzeitig besteht aber an Universitäten und Akademien die Gewohnheit, daß der eine oder andere sonst treffliche Mann einen statutenmäßigen Königshymnus zu gewisser Zeit singt. Männer, die durch ihre wissenschaftlichen Leistungen Tausenden den Staar des Vorurtheiles stechen, sehen wir plötzlich zusammenknicken, zittern und zucken, wenn der Hauch des Hofes sie getroffen hat; Denker, die männlich und kühn der Natur gegenüberstehen, die sich das Recht der Ueberzeugung und der Kritik gegenüber den tiefsten Räthseln der Welt wahren, stehen wie gelähmte Geister da, wenn sie sich, es sei in Wort oder Schrift, dem Hofe nahen; Männer, die in griechischen Schönheitsidealen, den stolzen Gebilden des hellenischen Bürgergeistes, leben und weben, verdammen sich selber zur Willenlosigkeit gegenüber den selbstgeschaffenen politischen Götzenidealen, die sie unbewußt verherrlichen.

Wenn all' das, wie es ja thatsächlich nur eine bemitleidenswerthe Schwäche ist, von keinen bösen Folgen begleitet wäre; allein solches Gebahren wird in seinen Folgen zum Verderben. Aus diesem trüben Ursprunge entquillt jene Schaar von Hofhistoriographen, die an Hochschulen und Akademien noch immer so beherrschenden Einfluß haben und deren Geschichtschreibung dynastischer Panegyrikus ist, jenes herzlose Forschen, das theilnahmslos an den Kämpfen und den Leiden des Volkes vorübergeht und uns ewig mit der gründlichsten Verzeichnung der höfischen Hauspolitik, der müßigen diplomatischen Ränke belästigt; jene anekdotenhafte Historiographie der Höfe und der Kasten. So wird schon Geist und Herz der Jugend verfälscht und vergiftet; so fehlt es dem Volke an Anwälten seiner Rechte, da es diejenigen vermissen muß, die in inniger Liebe sich in seine Entwickelung vertiefen, um es zu schöner Vollendung zu geleiten.

Wahrlich, wenn irgend einer dazu berufen ist, in Fühlung mit dem Volksgeiste zu stehen und dem ewigen Flusse, der ewigen Bewegung der Volksseele zu lauschen, so ist es der Gelehrte; schämen müßte er sich, tiefinnerlich schämen, etwas Anderes als ein Bürger, ein echter, guter, großer Bürger sein zu wollen, er müßte den Austritt aus dem Bürgerthum als den größten Schimpf betrachten, den er sich zufügt; nie nnd nimmer dürfte er über sich die vermeintliche „Erhöhung in den Adelsstand" ergehen lassen. Leider aber ist dieses Jagen nach einer illusionären Erhöhung eine so bedenkliche Massenerscheinung geworden, daß wir uns fragen, ob nicht vielfach in den Adern so vieler Gelehrten statt des Blutes und der Kraft der Gesinnung ausschließlich die Tinte einer todten Gelehrsamkeit fließt.

Freudig vernehmen wir den Gruß männlicher Gesinnung, wie er aus Bayern zu uns dringt. Dort ist die Anregung zu einer allgemeinen Conspiration des wissenschaftlichen Gewissens gegen höfische Eitelkeit gegeben. Hoffentlich betheiligen sich alle noch titelkeuschen Gelehrten Deutschlands und Oestreichs an dieser schönen männlichen Verschwörung.

Der französische Kleinstädter.

Von F. C. Petersen.

Es soll Licht werden unter den Schädeln! — auch in der französischen Kleinstadt gewinnt der Satz mehr und mehr an Bedeutung. Gleichwohl sieht es, namentlich in den westlichen und verschiedenen südlichen Landestheilen, in der Beziehung noch recht trübe aus, und daran sind Zustände schuld, die sich nicht über Nacht beseitigen lassen. Das Hangen am Herkömmlichen, jenes verhängnißvolle Einrosten, welchem Bezugs der Massen von jeher die Mitglieder und Vertreter einer kirchlichen Krämerzunft nebst den Verfechtern einer entwürdigenden Gewaltherrschaft Vorschub geleistet, ist wohl noch in keiner Kleinstadt im Lande überhaupt als ein überwundener Standpunkt zu betrachten. Um das römische Kirchenbanner schaart sich aller Orten ein Haufen oder Häuflein „Getreuer", vulgo „Gläubiger", die mit der Zähigkeit des Fanatikers am Hergebrachten festhalten und stets bemüht sind, in ihrer Herrenstellung für die Macht der Kirche zu wirken, Knecht und Diener, Lieferanten und Arbeitnehmer in das Joch der politisch-religiösen Willenlosigkeit zu spannen und damit nach ihrer Pharisäerpfeife tanzen zu lassen. Der Kampf ums Durchkommen, der in dem Satze „faire honneur à ses affaires" angedeutet liegt, ist auch bei dem Kleinstädter ein zu ausschließlicher, als daß ihm dieser in unfreier Lage nicht ein Meinungsopfer bringen sollte. Darin liegt vornehmlich die Erklärung zu dem Umstande, daß bei den Wahlen Tausende und aber Tausende von Kleinstädtern im Lande sich des Stimmens enthalten. Keineswegs in erster Linie ist die Gleichgültigkeit der Wahlberechtigten dabei in Betracht zu ziehen. Heiß entbrennt in der Regel anläßlich einer Wahl der Streit zwischen den einander gegenüberstehenden Parteien. In den Vorversammlungen läßt die Parteileidenschaft zu Lobe oder Tadel nichts unberücksichtigt. Tagelang ist in allen Kreisen nur von der bevorstehenden Wahl und den Aussichten der Candidaten die Rede. In jeder erdenklichen Weise wird Betreffs der letzteren die moralische Zergliederungskunst geübt. Selbst die Frauenwelt nimmt Theil an dem Spiel. Hier in den Himmel erhoben und dort in den Staub gezerrt, bildet der Wahlcandidat einen sprechenden Beleg zu dem Unbegründeten der Annahme, Theilnahmlosigkeit bedinge jene Enthaltung. Wirklich gleichgültige Wähler sind in der Kleinstadt überhaupt etwas Seltenes. Wohl aber ist Mancher, der schon durch eine Kundgebung seiner politischen Theilnahme, den Gang zur Wahlurne sich bloßzustellen, bei einem reichen Kunden Mißtrauen zu erregen fürchtet, indem er seine Stimme nicht abgibt, einfach auf seiner Hut, während andere sich des Stimmens Enthaltende marionettenhaft einem stillen Winke folgen. Thatsächlich bleiben manche intelligente Wähler an Wahltagen zu Hause, um nicht Gefahr zu laufen, durch eine unbedachtsame Aeußerung die Ihren um ein Stück Brod zu bringen. Von Glück können noch die sagen, denen man in der oder anderer Hinsicht keinen Zwang anthut. Das Entweder — oder! des begüterten Frömmlers Untergebenen oder Abhängigen gegenüber schließt alles Mitleid, jede Rücksicht aus. Wie? man sorgt als Kunde, Brodherr oder Arbeitgeber mit seinem Gelde dafür, daß die Leute zu leben haben, und sollte nicht auch in anderer Hinsicht für sie sorgen, sie nicht mit der Aussicht auf die römisch-katholische Seligkeit beglücken dürfen?

Am schroffsten treten die Meinungs- und Parteien-Gegensätze in der Kleinstadt, in der neben dem Unterpräfecten ein Bischof Hof hält, hervor. Ganz natürlich; regt nicht schon der Anblick der vielen schwarzen Vögel, die da kommen und dem Kirchengewaltigen in seinem Schloß ihre Aufwartung machen, die Einen und die Andern zu entsprechender Betrachtung an? Der Bischof ist übrigens nach wie vor in seiner kleinstädtischen Sedezgröße eine bei Vielen hochangesehene Persönlichkeit, wenn auch unter den Vielen meist nur Frauen, Kinder und die Getreuen im Laien- und Priesterrock zu verstehen sind. Er versteht es, sich in den Schleier des Geheimnißvollen zu hüllen,

discret den Heiligenschein zu wahren und damit dem Volke zu imponiren. Damit, qu'il faut laver son linge sale en famille, wäre somit der Bischof einverstanden. Bietet sich ihm jedoch die Gelegenheit dar, an Widersachern der Kirche sein Müthchen zu kühlen, so thut er es öffentlich in einem Hirtenbriefe mit um so größerem Geräusche. Das mag unpolitisch sein, auch seiner Sache eher schaden als nützen; entschieden schmälert es sein Ansehen bei dem Kleinstädter kaum, wenigstens nicht in einem Maße, wie man versucht sein könnte, zu glauben. Für die Einen eine Auffrischung der Gefühle des Loyalitätsmenschen, bietet es den Anderen Stoff zu Commentaren, durch die sich denn doch am Ende die bischöfliche Autorität nicht hinerörtern läßt.

Der Präfect, auch der Unterpräfect, spielt in den Kleinstadt meist noch nicht die Rolle, auf die er Anspruch machen könnte, und das darf uns bei dem Groll der in den Hintergrund gedrängten Parteien nicht Wunder nehmen. Erst wenn die Regierung kraft des neuen Justizreformgesetzes unter dem Heere der Gerichtsbeamten in bekannter Weise aufgeräumt haben wird, kann hinsichtlich der kleinstädtischen Gesellschaftszustände ein heilsamer Wechsel eintreten, und dann bleibt noch immer die klerikale Partei mit ihrer argen Zurückhaltung und ihren Umtrieben übrig. Daß dieselbe stät Boden verliert, ist freilich hervorzuheben; wie könnte dem auch, trotz, oder vielmehr bei ihrem gehässigen Vorgehen, anders sein? Endlich fehlt es im stehenden Heere, das ja nun und dann ebenfalls mit dem Kleinstädter in Berührung kommt, nicht an widerstrebendem, ein geselliges Zusammengehen mit der Bürgerschaft ausschließendem Wesen. Von der Liebe zum Waffenhandwerk merkt man auch beim Kleinstädter nicht viel, wenn er auch ab und an mit seinem Patriotismus gern großthun mag; zwar, die Kriegserinnerung bleibt, und das Revanchehoffen ist ein so wohlfeiles und süßes ... Eines recht leidlichen Ansehens erfreuen sich in der Kleinstadt außer den Gerichtsbeamten die Advokaten, Anwälte und Notare, lauter Sterbliche, die mit Selbstgefühl und ganz bedeutenden Honoraransprüchen ihren Weg gehen, indeß ungeachtet der Aufklärung, die bei ihnen vorauszusetzen ist, auch noch lange nicht alle der Republik gewonnen sind, zumal diese im Besondern den Anwälten in Bälde einen argen Strich durch die Existenzrechnung machen dürfte. Beliebter sind die Gymnasiallehrer, und in diesen besitzt die Regierung Streitkräfte, deren Bedeutung um so höher anzuschlagen ist, als sie mit dem Priester den Zutritt in zahlreichen Bürgerfamilien theilen.

Das gegenseitige Mißtrauen, welches aus dem Parteihader erwächst, bewirkt natürlich eine Annäherung zwischen den verschiedenen Ständen, oder eher den Bruchtheilen dieser Stände, die einer und derselben Partei angehören; diese Annäherung findet aber nur in Wahlzeiten statt und dauert höchstens im engeren Wirthshausverkehr an, im gewöhnlichen Leben wird sie kaum wahrgenommen. In Gesellschaft verkehrt der Kleinstädter am liebsten mit Standesgenossen. Auf der socialen Rangleiter unter ihm Stehenden gegenüber rümpft er leicht die Nase, wie denn ein edler Bildungsstolz bei ihm leicht in Hoffahrt und Dünkel ausartet. Der Herr will in Bezug auf seine Diener Herr sein im vollen Sinne des Wortes, tritt denn auch dem entsprechend streng gegen sie auf. Der Diener ist durchweg die reine Sklavennatur, die Unterwürfigkeit selbst, aber beileibe nicht gegen andere, unter ihm stehende Diener, denen er begegnet, wie sein Herr ihm. Der Arbeitgeber läßt den Arbeitnehmer gern seine Herrenüberlegenheit fühlen, und der Arbeitnehmer verschluckt die bittere Pille mit dem süßesten Dienerlächeln, das sich darbringen läßt. Der kleinstädtische Arbeitnehmer, sei er nun Meister oder Geselle, ist überhaupt um des lieben Verdienstes willen ein Ausbund von Dienstfertigkeit, Jaseligkeit und Bedientengemüthlichkeit. Sein „Parfaitement!“ klingt so überzeugungswahr, seine Gegenbemerkungen, wenn er sich ja welche zu erlauben wagt, sind so einschmeichelnd discret, daß man als Arbeitgeber ein Barbar sein müßte, um sich nicht nachgiebig oder zuvorkommend zu zeigen. Hernach freilich ... Nun, auch hier geht es wie in manchen anderen Kreisen: der Stärkere rächt sich erlittener Unbilden wegen an dem Schwächeren; haut der Besteller den Meister, so haut der Meister den Gesellen, der Geselle den Lehrling, der Lehrling den Hund. Einerlei, es gibt — das will ich gern constatiren, — ausgezeichnete, nicht nur in ihrer Kunst gründlich bewanderte, sondern auch mit einem weltmännischen Anstand, wie man ihn wahrlich bei Leuten ihres Standes nicht voraussetzen sollte, ihre gebildeten Kunden empfangende Leute unter diesen Meistern. Selbst den feineren Conversationston treffen manche mit ausnehmendem Glücke. Immer auf seinen Vortheil bedacht, immer mißtrauisch, hütet sich der Meister dabei wohl, zählt er anders nicht zu den speculativen Duckmäusern, seinem Gesprächspartner auf das politische oder religiöse Gebiet zu folgen, oder sich zu selbstverrätherischen Aeußerungen hinreißen zu lassen.

Von musterhafter Höflichkeit und fast übertriebener Zuvorkommenheit sind ingleichen die kleinstädtischen Ladenbesitzer. Nur eines Kundenwinkes bedarf es bei ihnen, und sie durchwühlen nach dem Gewünschten, und kostet es nur einen Sou, vom Keller bis zum Bodenraum das ganze Haus. „Baar Geld lacht“, meint wohl auch dieser Kleinstädter. Dennoch bietet er dir, auf dein gutes Ansehen hin, ohne dich nur zu kennen, das Verlangte gegen spätere Zahlung an; ja, um ein Haar stellt er dir seine Kasse zur Verfügung. Natürlich aber berührt er im Gespräch mit dir, dem neuen Kunden, nur Nebensächliches, seine Einnahme nicht Gefährdendes, er müßte denn, was ausnahmsweise auch bei den Arbeitnehmern vorkommt, als gesinnungstüchtiger Parteimann seine Menschen- und Bürgerwürde über das materielle Interesse stellen. Die Beziehungen zwischen Prinzipal und Gehülfen, Herrschaft und Dienstboten bieten, so viel ich weiß, im Punkte des Patriarchalischen auch in diesen Hauskreisen wenig Erfreuliches, wenn es auch an rühmlichen Ausnahmen nicht fehlen mag.

Es versteht sich von selbst, daß Leute, in deren Augen der Güterbesitz den Bürgerwerth bestimmt, die Vernunftheirath als Mittel zum Zwecke nicht verdammen und mit Vergnügen für ihre erwachsenen Töchter und Söhne eine Verbindung in Aussicht nehmen, bei der das Herz nicht, oder doch nur im glücklichsten Falle, sondern fast ausschließlich der gemeine Krämergeist seine Rechnung findet. Mag auch hin und wieder in den höheren Ständen ein vernünftiges Elternpaar begegnen, das die sogenannte Vernunftehe für eine Ausgeburt der Unvernunft erklärt, mag auch nun und dann der Schalk Amor sich ins Spiel mischen und die elterlichen Absichten trotz alledem vereiteln, so wird doch dadurch das allgemein gültige bestimmende Werthgesetz nicht wankend gemacht; das vermöchte nur eine Weltanschauung zu bewirken, wie sie in der katholischen Kleinstadt, vor der Hand wenigstens, bei aller Abkehr von der Kirche, sich nicht überhaupt geltend machen kann. Von den stillen häuslichen Folgen der Geldehe weiß manches Ehepaar, dem man es freilich auf der Straße oder in Gesellschaft nicht ansieht, ein Lied zu singen ... ein traurig Lied, ein garstig Lied. Manche Ehegatten haben sehnsüchtig der Erlösung entgegengeharrt, die der Abg. Naquet mit seinem Ehescheidungsmühen erreicht; sicher aber wollen Viele von der Ehescheidung nichts wissen, weil sie mit ihrer untheuern andern Hälfte den erheiratheten Theil ihres theuren Vermögens einbüßen, und das, nicht etwa die Ehesatzung der römischen Kirche, darf man als die Hauptursache der Einsprache ansehen, die gegen das humane Gesetz allenthalben im Lande erhoben wurde. Es ist anzunehmen, daß bei wohlhabenden Ehepaaren in der Kleinstadt die kühle Vortheilsberechnung in manchem kritischen Momente das angefachte Zornesfeuer dämpft und die erschöpfte Geduld ergänzt. So bringen es dennoch manche Zwei, die dem Charakter oder den Neigungen nach nicht zusammengehören, dahin, daß sie in leidlicher Nachthauben- und Schlafmützen-Eintracht durchs Leben pilgern. In wie vielen Fällen aber überwuchert bei den Opfern der Vernunftheirath das Unkraut der Zwietracht selbst die Goldblume der stillen Speculantenerwägung, und wozu das führt und führen kann, dazu bringen die Jahrbücher der Justiz und die lokalen Chroniques scandaleuses haarsträubende Belege.

Wahres häusliches Glück ist in den Kreisen der besitzenden Kleinstädter, und wen könnte das befremden? am seltensten an-

zutreffen. Nachdem die Ehe zwischen dem Beamten oder Gelehrten, Kaufmann und der reichen Braut mit der unvermeidlichen Monetenglocke eingeläutet worden und die Flitterwochen vergangen sind, kommt die Zeit des nüchternen Berechnens und der alten lieben Gewohnheiten wieder. Schon wird auf die Zukunft der noch nicht erschienenen Sprossen Bedacht genommen. Der Segen könnte ein allzu bedeutender werden; aber verfügt man nicht über den Vernunftriegel? Zwei, höchstens drei Leibeserben, das ist des Guten genug, man müßte denn das große Loos gewinnen oder außerordentlich glänzende Geschäfte machen. Inzwischen erfüllt der Mann gewissenhaft seine Berufspflichten; nach des Tages Mühen aber gönnt er sich nach wie vor gern eine Zerstreuung. Im Club zum Guten Endzweck oder im Café de la Paix an der Ecke wird nicht nur ein guter Stoff geschänkt, es sitzen dort auch allabendlich alte Bekannte mit beredter Zunge, wackere Vertheidiger der von ihm selbst verfochtenen Sache, und wie schlösse er sich ihnen nicht auch jetzt an? Die Frau steht dem Hauswesen oder als Gattin eines Ladenbesitzers dem Kundengeschäft vor, hält streng auf Fleiß und Ordnung beim Gesinde und Dienstpersonal und verschmäht es keineswegs, selber in Begleitung der Magd auf dem Markte einzukaufen. Aber auch sie hat ihre alten lieben Gewohnheiten. Im Kloster erzogen, weilt sie gern im Clair-Obscur der Kathedrale mit dem betäubenden Weihrauch, der Bilderpracht an Wand und Fenster, der Toilettenfülle, liebt sie auch den Kleideraufwand, das gesellige Vergnügen, und während Monsieur in süßem Dusel sein Steckenpferd reitet, für oder wider das Bestehende oben mit Vehemenz eine Lanze bricht, sucht Madame, gelangweilt, möglicherweise ihren Beichtvater, wenn nicht sie dieser auf, oder läßt sich von einer ebenso gelangweilten Freundin, wenn nicht einem Hausfreunde, zu Bekannten entführen. Der regelmäßige Kirchenbesuch ist bei der Gattin, selten bei dem Gatten Gesetz. Die einzigen Zugeständnisse, welche dieser der Gefährtin macht, sind im Sommer ein kurzer Aufenthalt in einem Badeorte, etwelche Ausflüge zu Bekannten oder Verwandten aufs Land nebst den Sonn- und Festtagsspaziergängen in und vor der Stadt, im Winter ein spärlicher Theater- und Concertbesuch, meist jedoch überhaupt nur die Annehmlichkeiten, welche für den Gastgeber oder Gast mit einem Gastmahl verknüpft sind. Den Launen der Göttin Mode fügen in der Regel Beide sich mit rührender Hingebung. Im Punkte des „correctement vêtu“ ist der französische Kleinstädter schier noch gewissenhafter als der in einem modisch tadellosen Anzuge die Charakterweihe des Gentlemans erblickende, einer wandelnden Schneiderreclame vergleichbare Pariser. Auf der Spitze steht daneben der Kleideraufwand des schönen Geschlechtes, nicht selten der Zankapfel im Haushalt, da er lange nicht immer dem Vermögensstand oder den Einnahmen des Kostenbestreiters entspricht. Der Hang zum Wohlleben, zu Freuden und Vergnügungen wie sie die Tafel und der Ballsaal bieten, ist eine andere charakteristische Eigenschaft des Kleinstädters, von dem wir hier reden. Eine reichliche, gute Bewirthung hat für ihn einen besonderen Reiz, wenn auch bei einer solchen der Feinschmecker, schon der niedrigen Stufe wegen, auf der in vielen französischen Kleinstädten die Kochkunst steht, nicht immer volle Befriedigung findet, und ein gemüthliches, durch die Bank auch geistreiches Plaudern, das beim Nachtisch wohl mit dem immer noch sehr beliebten Liedervortrag abwechselt, die Hauptwürze dabei bildet. Auch in der Gasterei wird hier nicht selten des Guten zu viel gethan, und die Fälle, in denen das dadurch bedingte Deficit zum Ruin geführt hat, sind zahlreich. Bei solchen Lebensansprüchen kann es nicht befremdlich erscheinen, wenn das Gattenpaar nach der Ankunft des Erstgeborenen die Dienste einer käuflichen Amme in Anspruch nimmt und späterhin womöglich auch die Erziehung seiner Kinder Andern aufträgt. Und bleiben auch die Kinder im Hause, indem der Sohn das Lyceum besucht, der Tochter sich die Mutter als Erzieherin annimmt oder eine Privatlehrerin Unterricht ertheilt, so wird dadurch doch selten ein wahrhaft liebevolles Verhältniß zwischen den Gatten herbeigeführt.

Ganz anders als in den höheren und mittleren Ständen sieht es in der französischen Kleinstadt im Arbeiterstande Betreffs der Ehe aus. Auch der Arbeiter kann hier als Heirathscandidat sein Augenmerk auf den Güterbesitz richten; im Großen und Ganzen aber schließt schon die durchweg geringe oder fehlende Bemitteltheit die Berechnung aus. Gang und gäbe ist vielmehr auf diesem socialen Gebiete die Ehe aus Neigung, und wenn hier das Uebel der Maitressenwirthschaft zu Verstößen gegen das allgemeine Sittengesetz führt, so kommt das doch nur sporadisch vor und führt es vor der Ehe in der Regel zu dieser. Das Eheglück des kleinstädtischen Arbeiters stellt denn auch durchweg das seiner begüterten Mitbürger in Schatten. Wo Mann und Frau in Liebe und Eintracht ihr und der Ihren Wohl ins Auge fassen, unverdrossen fleißig, sparsam vorgehen, kann die Blume des ehelichen Glückes fort und fort nur lustig gedeihen. Ein wesentlich moralischer Hebel in der Arbeiterwelt ist das Sparkassenwesen, das namentlich in jüngster Zeit, auch auf Grund der Einführung der so bequemen Postsparkassen, im Lande einen erfreulichen Aufschwung nahm. Andererseits nimmt leider unter den „arbeitenden“ Kleinstädtern das Laster der Trunksucht mehr und mehr überhand, und wo das einmal im Haushalt seine Idiotenfratze zeigt, ist es mit dem Eheglücke auf immer vorbei. Das Leben nach dem verhängnißvollen Vorsatze „Après moi le déluge!“ kommt möglicherweise da und dort in dieser Menschenwelt, häufiger aber im Mittelstande vor. Daß der Arbeiter in Betreff des Kindersegens kein Malthusianer sei, läßt sich nicht wohl behaupten. Die Census-Nachweise bieten in der Hinsicht just nichts Erfreuliches.

Theilnahme am Realen ist dem kleinstädtischen Arbeiter unbedingt nicht abzusprechen. Als Handwerksbursche ist er auf seiner Rundreise durch Frankreich (tour de France) mit vielen Leuten zusammengekommen und mancherlei Anregungen begegnet. Das socialistische Gähren im Lande zählt ihn zu seinen Hauptförderern. Strikelustig wird er natürlich leicht. Bei seiner mangelhaften Bildung begeistert er sich gern für politisch-sociale Träume, wie sie als ausführbar der und jener überspannte Volksbeglückungs-Apostel verkündet, und das macht ihn zu Zeiten gefährlich. Gegen den Meister und dessen Kunden übertrieben höflich, äußert er wohl in Bezug auf sie Stolz und Trotz unter Werkstattkameraden. Den Priester mag er nicht; doch arbeitet er gelegentlich für den Priester. Der Diener Gottes und der Kirche aber weiß den Werth der Kraft wohl zu schätzen, zieht sie, wo es thunlich ist, auch an, und zwar mit Worten nicht allein, wie die im Lande bestehenden, den Mitgliedern manche Annehmlichkeiten bietenden katholischen Arbeiterzirkel beweisen, läßt es sich übrigens ebenso wenig nehmen, als Beichtvater der Gattin dem Unverbesserlichen in bekannter empfindlicher Weise einen Begriff von der Macht der Kirche beizubringen.

Die Bildungsmittel sind in der Kleinstadt gemeiniglich beschränkt. Lesezirkel zählen zu den Seltenheiten. Für die Volksbildung wird wenig oder nichts gethan. Vorlesungen werden wohl hier und da gehalten: es frägt sich nur ob sie dem, was Noth thut, entsprechen; ich zweifle daran. Mit den gestifteten Volksbibliotheken mögen entsprechend gute Früchte erzielt werden; aber sie sind noch zu zählen, und die älteren Stadtbibliotheken werden meist nur von Gelehrten besucht. Im Schaufenster der spärlichen Buchläden liegen durchweg nur religiöse Werke und Romane verwandter Tendenz auf. Die Theatersaison ist in der Kleinstadt mehr oder weniger kurz, wenn hier überhaupt von einer solchen Saison die Rede sein kann. Dann aber bietet das moderne Repertoire des Guten, sittlich Erfrischenden, geistig Bildenden wenig. Von dem Wirken eines Liebhabertheaters ist aus der französischen Kleinstadt selten oder nie zu berichten. Hinsichtlich der Kunstbildung ist der Kleinstädter meist auf eine Galerie angewiesen, in der das Mittelmäßige und geistig Gehaltlose überwiegt. Noch nicht besonders zahlreich, wenn auch in der Zahl stät im Wachsen begriffen, sind die kleinstädtischen Musik-, Gesang- und Turnvereine, lauter Stiftungen, die mit ihrem Massenverkehr für die Aufklärung nur fördernd wirken können.

Die kleinstädtische Lokalpresse ist meist in den Händen von Leuten, welche entweder den alten reactionären Philisterschlendrian

gehen oder den Wechsel der Dinge nur insoweit beherzigen, als es sich mit dem Meinungsfortschritt ihrer Abonnenten verträgt. Die ein-, höchstens zweimal wöchentlich erscheinende Ortszeitung hat gewöhnlich ein ganz anständiges Alter und warf ihre Nachtlichtstrahlen möglicherweise schon zur Zeit der Restauration oder des Julikönigthums. Vor mir liegt eine Nummer des 67sten Jahrgangs einer solchen. Das Programm umfaßt einen Leitartikel, Kammer-, Provinzial- und Lokal-Nachrichten, Variétés, d. h. Aufsätze über dies und das, eine Börsencoursliste, einen Eisenbahnfahrtenplan, ein Feuilleton und Anzeigen. Der Leitartikel ist im besten Falle eine die politische Betrachtung ausschließende trockene Darlegung von Thatsachen. Häufig aber wird darin der Pferdefuß des Rückschrittsteufels sichtbar, und wo der moderne Geist bei der Land- und Stadtbevölkerung in den alten Wehrdamm des Thron- und Kirchenglaubens noch nicht Bresche geschlagen hat, macht sich in dem Lokalblatte unerfroren die reactionäre Betrachtung geltend. Ein bezeichnendes Bindemittel enthält der Inseratentheil des Blattes in den Gerichtsanzeigen; die Vortheilsberechnung erweist sich auch der bis daher nicht immer regierungsfreundlich gesinnten Justizbehörde gegenüber als eine starke Bremse. In mancher Kleinstadt begründeten wohl Anhänger des neuen Regimes ein neues Blatt; allein dasselbe sucht um der lieben Existenzmittel willen leider häufig es auch Leuten recht zu machen, deren Lehren dem Fortschritt und der Aufklärung Hohn sprechen. Dagegen zeigen sich die Widersacher der bestehenden Ordnung aller Orten auf dem Preßgebiete in ihrem wahren Lichte, von imponirender Grobheit und Unverschämtheit, wo es gilt, einem verhaßten Gegner nach alter Jesuitenweise etwas anzuhaben. Dabei ist die Zahl ihrer Colporteure Legion: überall, wo sich Leute zusammenfinden, am Bahnhofe, im Wirthshause, auf dem Markte preisen Männer und Weiber aus dem Volke die saubere Preßwaare an. Wenn trotzdem das Licht der Erkenntniß in den Kleinstadtkreisen beständig an Stärke und Ausbreitung gewinnt, so ist das zum Theil wohl auch dem schroffen Auftreten der klerikalen Partei, vornehmlich aber doch dem Wirken der Blätter zuzuschreiben, die von der Landeshauptstadt und anderen Großstädten aus tagtäglich dem Kleinstädter zugehen und ihm ein ebenso billiges als wirksames Erkennungsmittel an die Hand geben, wie es im Verein mit der in Aussicht zu nehmenden neuen Schulbildung, sowie besonders auch dem nicht hoch genug in Anschlag zu bringenden Begründen höherer Töchterschulen über kurz oder lang den vielköpfigen Drachen der Finsterniß glorreich zu Falle bringen muß.

Notizen.

Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage. Von Michael Flürscheim. Baden-Baden, Oscar Sommermayer.

Unter diesem vielversprechenden Titel vertritt der Verfasser die Anschauung, daß die sociale Frage nicht eine Frage des Kapitals und der Arbeit, sondern eine gemeinsame Sache dieser Beiden gegenüber dem Grundeigenthum sei. Hierbei reiht er richtigerweise unter die Grundeigenthümer auch die Hypothekargläubiger aller Art ein und betrachtet diese als bevorzugte Theilhaber des eigentlichen Besitzers. Alles Vermögen könne dauernd nur im Boden fixirt werden; der Kapitalist, der dies übersehe, gehe erfahrungsgemäß zu Grunde. Darum sociales Heilmittel: Verstaatlichung von Grund und Boden mit Verpachtung (nicht Staatsbetrieb); und zwar die Verstaatlichung — hier kommt der friedliche Weg — durch Ablösung der Rente mit Pfandbriefen, die etwa zu 3% in 37 Jahren zu amortisiren wären. Nach diesem Termin kämen wir zum Dorado des schuldenfreien Staatseigenthums an allem Grund und Boden, der einzigen Steuer mit einfachster Einhebung (beim Pachtschilling), des tiefgesunkenen Zinsfußes ꝛc. ꝛc.

Die vorliegende Schrift basirt vielfach auf Henry Georges rasch berühmt gewordenem Buche „Progress and Poverty", einem Werke, das von einem englisch Denkenden für Engländer geschrieben wurde. Das ist wohl zu beachten. Die heutige sociale Frage ist freilich überall die gleiche: der Gegensatz zwischen unserem Bewußtsein, welches die individuelle Freiheit im vollen Maß recipirt hat, einerseis — und der thatsächlichen Unfreiheit, welche durch die Besitzverhältnisse begründet ist, anderseits. Aber diese sociale Frage findet in jeder Nation anderen Ausdruck, je nachdem die gesellschaftlichen Gestaltungen den Widerspruch auf diesem oder jenem Punkte schärfer entwickelt haben. So ist in England die Bodenfrage, in Frankreich die Frage der staatlichen Administration, in Deutschland die industrielle Arbeiterfrage zur Hauptfrage geworden. Kann nun z. B. der Engländer verstehen, daß das ursprüngliche Ziel der Pariser Commune Erreichung der Gemeinde-Autonomie war?! Ebenso wenig wird der Deutsche heute daran glauben können, daß der Bodenbesitz seine sociale Frage ist. So lange noch der Bauernstand so zahlreiche selbständige Existenzen aufweist, ist eine Lösung der socialen Frage, die auf den Voraussetzungen des Farmerthums basirt, nicht nur für eine Agitation ungeeignet, sondern auch wirklich unzulänglich. Zudem ist die ganze Frage verändert, wenn der Pfandbrief- und Obligationenbesitzer, ja z. B. selbst der Hypothekendarlehen gebende Wucherer aus dem „mobilen Kapital" ausgeschieden und zum Grundeigenthum rangirt wird. Wenn der Verfasser derart den theoretischen Begriff des „Kapitals" fixirt, ist dieses Kapital durchaus nicht identisch mit dem, was heute im Gegensatz zur Arbeit das Kapital genannt wird. Seine Aufforderung an das letztere, sich mit der Arbeit gegen das Grundeigenthum zu vereinigen, müßte Fiasco machen, weil das heutige Kapital eben größtentheils verstecktes Grundeigenthum ist, also gegen sich selbst kämpfen sollte! Was aber den „friedlichen Weg" betrifft, so scheint es sehr zweifelhaft, ob die heutigen Grundbesitzer sich geduldig eine 37jährige dreiprocentige Rente an Stelle einer „ewigen" vierprocentigen octroyiren ließen. Wir stimmen mit dem Verfasser überein, daß es „im Interesse aller Besitzenden liegt, die Hand zur großen Reform zu reichen" — aber zur Reform, die nicht blos einen Theil, sondern das Ganze umfaßt. Die Lehren der Geschichte lassen uns freilich wenig von der Opferwilligkeit derjenigen hoffen, die von ihrem Rechte auf die gesellschaftliche Herrschaft durchdrungen sind. Darum ist jeder Versuch, mit der mächtigen Waffe des Zweifels an diesem Rechte unter die Herrschenden zu treten, des Dankes werth; in dieser Richtung ist auch das vorliegende Buch sehr wirksam. Viele Detailschilderungen, so der wiederholte Nachweis, daß Uebervölkerung und Ueberproduction als gleichzeitige Erscheinungen nur auf die sinnwidrigsten gesellschaftlichen Einrichtungen zurückzuführen sind, verdienen die vollste Beachtung.

O. W—r.

* * *

Dilettantenspiegel. Travestie nach Horazens Epistel an die Pisonen von Fritz Mauthner. Dresden, Heinrich Minden.

Es war ganz zeitgemäß und ein hübscher Gedanke, die ars poëtica des alten Flaccus, die oft übersetzte, zum Besten aller schriftstellernden Dilettanten und dilettantischen Schriftsteller in modernen Versen und mit modernen Anzüglichkeiten zu travestiren, und Fritz Mauthner war ganz der geeignete Mann für solch ein Unternehmen. Er hat es denn auch mit viel Geschick, gutem Humor und manch treffendem satirischen Seitenhieb zu Ende gebracht und dem „lieben Fräulein" seine Meinung über moderne Versemacher und über die zu einem regelrechten Kunstwerk erforderlichen Ingredienzien recht deutlich gesagt, wobei das lateinische Original nie außer Acht gelassen ist und besonders dessen bekanntere Hauptstellen markant wiedergegeben sind. Alles in Allem ein ganz unterhaltendes Büchlein. Beigegeben ist der Travestie die Uebersetzung Gottscheds zum Vergleiche, während wir lieber die Wieland'sche an deren Stelle gesehen hätten, wenn auch der Verfasser fürchtete, diese möchte seine eigene Arbeit verdunkeln.

T—n.

* * *

Römische Aquarelle von Gräfin M. Keyserlingk. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Ob die Zahl der schriftstellernden Frauen die der Männer wohl schon erreicht hat? — Die vorliegenden zwei Novellen — denn Novellen sollen es doch wohl sein, wenn auch auf eine dürftige Handlung eine Abundantia von Beschreibung kommt, besonders in der zweiten, wo man schier daran verzweifelt, noch Handlung zu erfahren — gehören zu denjenigen, denen sich nichts besonders Rühmliches und nichts besonders

Tadelnswerthes nachsagen läßt. Sie hätten eben recht gut ungeschrieben bleiben können und rechnen zum durchschnittlichen Mittelgut der Leihbibliothekenwaare. Längst Bekanntes und oft Beschriebenes wird wieder beschrieben und wieder erzählt, ohne durch individuelle Färbung zu fesseln oder zu reizen. Den römischen Carneval haben wir nun doch wahrhaftig oft genug und besser beschrieben gelesen als hier! Und wo ist eine Spur von Originalität in den Fabeln? Eigenthümlich möchte es wohl einzig und allein berühren, daß in der Novelle „Die Signora" der Bandit, da er zum ehrlichen Gutsverwalter wird, von der Polizei so ganz und gar unbehelligt gelassen wird. So naiv war selbst die päpstliche Justiz im weiland Kirchenstaat nicht! T—n.

* * *

Neue Lebensmärchen von Alfred Friedmann. Wien, Hugo Engel.

Das vorliegende Buch bildet den achten Band der vom Verfasser herausgegebenen „Bibliothek für Ost und West", in der bereits Bücher von Bauernfeld, v. d. Traun, Nordau, Groß ꝛc. erschienen sind. Es enthält vier größere Novellen und eine Anzahl von kleinen Geschichten, Skizzen und Plaudereien und bietet manches Interessante und Lesenswerthe. Unter den kurzen Sachen dürfen neben der „Bretonischen Legende" besonders die Aufsätze „Der Verfaßte" und „Die Revolution der Bücher" als gelungen bezeichnet werden. Unter den Novellen fesselt „Der Schein trügt" durch Originalität und düstres Colorit; „Die Zitherspielerin" soll das Schicksal eines unehelichen Kindes schildern, enthält aber neben hübschen Einzelheiten und lebensgetreuen Details auch manche Uebertreibung. Humorvoll ist die Novelle „Der Venus-Durchgang". Doch ist die Novelle im Hinblick auf die nicht allzu complicirte Handlung zu sehr mit wissenschaftlichem Detail überladen, was ihrer Wirkung Eintrag thut. T—n.

Offene Briefe und Antworten.

Romeo und Julia und das „germanische Liebesideal".

Den zahlreichen Commentaren, die über Romeo und Julia bereits existiren, hat H. Bulthaupt in seiner „Dramaturgie der Klassiker" einen von exquisiter Beschaffenheit hinzugefügt. Es dürfte sich verlohnen demselben einige Worte der Abwehr entgegenzusetzen und dies umsomehr, als das sonst verdienstliche, auch in der „Gegenwart" bereits gewürdigte Buch sich einer Anerkennung erfreut, die ich ihm auch meinerseits, trotz meines Widerspruchs gegen die in ihm enthaltene Auffassung der Liebe, nicht schmälern will. Die volle Zornesschale, die Bulthaupt über Romeo und Julia ausgießt, wird im Namen des deutschen Genius entleert, der aber solche unstatthafte Glorificirung abzulehnen alle Ursache hat. Die Liebe des Romeo soll nämlich, Bulthaupt zufolge, durchaus nur eine auf das erste Anschauen gegründete, lediglich sinnliche Leidenschaft, nichts weniger wie ein „germanisches Liebesideal" sein, „das, wie sinnlich es auch immer sein mag, doch auch eine ethische Beimischung, Bestand und Treue, verlangt und die gegenseitige Anziehungskraft nicht nur aus der körperlichen Wohlgestalt, sondern auch aus sittlichen Vorzügen, die sich zu ergänzen im Stande sind, resultirt". Das Hauptgewicht legt Bulthaupt dabei darauf, daß Julia die zweite Liebe des schwachen, haltlosen Romeo sei. Denn im Kunstwerk, dessen oberstes Princip eben die Oekonomie d. h. die Beschränkung auf das Wesentliche sei, bedeute die Zweiheit schon die Vielheit. Bei Romeo jage eine Liebe mit unheimlicher Schnelligkeit die andere. Daraus folge, Romeo liebe nicht sowohl Julia als in Julia nur das Weib, das Geschlecht. Wie schwach es mit diesem letzteren Argument bestellt ist, leuchtet wohl von selbst ein. Es entspricht der Natur der Liebessehnsucht in beiden Geschlechtern, besonders aber im männlichen, daß sie, ehe sie sich auf ihren Gegenstand fixirt, suchend und sich selbst täuschend umherschwärmt. Dies Grundverhältniß, das sich in Romeos Rosalindenschwärmerei, ehe er in Julia den Gegenstand einer vertieften Leidenschaft erfaßt, abspiegelt, unter Berufung auf das Gesetz der Kunst-Oekonomie dahin auslegen d. h. verzerren, daß die Zweiheit symbolisch für Vielheit zu setzen sei und Shakespeare dann dahin interpretiren, daß er „ausgehend von dem lediglich sinnlichen Charakter dieser Liebe die furchtbare, verblendende Gewalt habe zeichnen wollen, die sie über alle Menschen zu üben vermöge" — muß geradezu als eine Gewaltthat in der Interpretation und Kritik bezeichnet werden. Bulthaupt meint ferner, die gegenseitige Anziehungskraft resultire bei Romeo und Julia „nur aus der körperlichen Wohlgestalt, nicht auch aus sittlichen Vorzügen", während doch ein Liebespaar in der körperlichen Wohlgestalt des geliebten Gegenstandes stets die Spiegelung der gesammten geistigen und sittlichen Ausstattung mitgenießt, im Genuß der „körperlichen Wohlgestalt" eines flammenden oder schmelzenden Auges unmittelbar in die Seele hinabtaucht und dies Verhältniß nur unter einem Gesichtspunkt eine Ausnahme erfährt, für die hier in Bezug auf Romeo den Beweis zu führen nur durch die vorhin erwähnte, unstatthafte und haltlose Auslegung seiner Schwärmerei für Rosalinden der Versuch gemacht worden ist. Die „ethische Beimischung", die Bulthaupt in dem Gefühl Romeos für Julia mit Unrecht vermißt, entgeht dem Liebesgefühl nämlich allerdings dann, wenn es den Gegenstand seines Verlangens unter dem Gesichtswinkel des ausschließlich — wohlgemerkt! des ausschließlich — geschlechtlichen Wohlgefallens auffaßt. Das Vorbild hierfür bildet das Sexual-Verhalten in der Thierwelt und eben deshalb ist diese Art des Liebesgefühls im Menschen — und sei sie durch leidenschaftliche Gluth noch so glänzend gefärbt und die Ursprungsstelle noch so flammender poetischer Ergüsse — keine echt menschliche d. h. keine wahre mehr. Das Liebesgefühl sinkt in diesem Fall auf das Niveau des specifisch Thierischen herab. Das Sexual-Verhalten in der Thierwelt ist ausnahmslos charakterisirt durch das Princip der Vergewaltigung und ein Aehnliches, nur auf das geistige Gebiet übertragen, findet sich demnach auch in dem entsprechenden menschlichen Gefühl d. h. da, wo ihm die ethische Beimischung entgeht, wo es ohne sittlichen Gehalt auftritt. Es documentirt sich als die Unfähigkeit dem Gegenstand des Verlangens auch dann zu entsagen, wenn demselben aus der begehrten Vereinigung ein Leid, ein Unheil zu erwachsen droht. Die Entsagungsunfähigkeit vergewaltigt stets in den verschiedensten Formen — von der schwersten bis zur leichtesten — den geliebten Gegenstand, indem sie ihn sich selbst unterordnet, seine Schädigung, seine Gefährdung geringer anschlägt wie die Freude an seinem Besitz, die Lust mit ihm vereinigt zu sein. Das Princip bleibt Eins, wie harmlos naiv es auch auf seiner untersten, noch gedankenlos spielenden Stufe, wie brutal es in seiner äußersten Steigerung auftritt. In letzter Instanz beruhen die hier berührten Wesensunterschiede darauf, daß das Thier seine Geschlechtsempfindung lediglich auf die unmittelbare Befriedigung des persönlichen Bedürfnisses, resp. der Nothdurft richtet, womit denn (ebenso wie beim Menschen, nur bei diesem in mannichfacheren Formen) immer das Princip der Vergewaltigung im Interesse dieses Bedürfnisses gesetzt ist, während der Mensch sich zur Idealbildung d. h. zum interesselosen, das Schöne erfassenden Gefallen erheben kann, woraus ihm der Drang und die sittliche Kraft zufließt, dem Gegenstand seines Gefallens, seinem lebenden Ideal, zu entsagen, wenn er nur dadurch seine Liebe — die Bestätigung, daß er ihn zum Ideal erhoben — bethätigen kann.

Was Romeo betrifft, um auf diesen noch einmal zurückzukommen, so kann das Bulthaupt ja übrigens ohne Weiteres zugegeben werden, daß er nicht vorwiegend männlich und charakterfest erscheint. Jedenfalls ist er kein gesetzter Liebender, der „den letzten Rest von Besonnenheit" auch in der Extase immer noch festhält, der immer noch Ueberlegung zu üben vermag. Aber schmälert das die Echtheit, den idealen Werth seines Liebesgefühls? Herrn Bulthaupt scheint ein solches Verhalten für das germanische Liebesideal allerdings durchaus unerläßlich zu sein. Ihm erscheint die ganze Auffassung der Liebe Romeos und Julias als Liebesideal, als unreife Phrase, er zieht dabei gegen Bodenstedt und Andere zu Felde — uns erscheint die seinige als ein Zwitter von doctrinärer Befangenheit und Philisterthum, vor dem wir vor Allem das hohe Gebiet der Ethik in ihrer Anwendung auf das weltbeherrschende Gefühl behütet sehen möchten. Julius Duboc.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Franz Otto:

Wunderglaube

und

Wirklichkeit.

Seltsame Erscheinungen
in der Tier- und Menschenwelt.

Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.

Geheftet ℳ 6.50. Eleg. gebunden ℳ 8.—

Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.

Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. R. van der Borght.
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.

Kritische Untersuchungen
von Dr. Richard Hildebrand,
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Mit dem soeben erschienenen achten Bande liegt vollständig vor die zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:

Illustrirte Weltgeschichte.

Begründet von Held u. Corbin, fortgeführt von L. F. Dieffenbach, Prof. Dr. G. Dieftel, Prof. Dr. O. Kämmel, Dr. E. Lammert, J. G. Vogt, Gymn.-Direktor Dr. B. Volz ꝛc. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten ꝛc. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 ℳ = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.

= Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen. =

Volksthümliches Prachtwerk.

Soeben erschien:

REVANCHE! Bilder aus Paris von Otto Röse. 8. XX u. 341 S.

Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Der
Naturgenuß

Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Neu!] [Im Buchhandel!

Soeben erschien bei H. Le Soudier in Leipzig und Paris. — Preis 1 ℳ 80 ₰.

Heinrich Heine

Von Madame
C. Jaubert.

Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.
Autorisirte Uebersetzung von L. Welter. Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Rau, Albrecht, Die Theorien der modernen Chemie. III. Heft. (Schluss.) Die Entwicklung der modernen Chemie. Neue Folge. gr. 8. geh. Preis 7 ℳ

Früher erschienen:

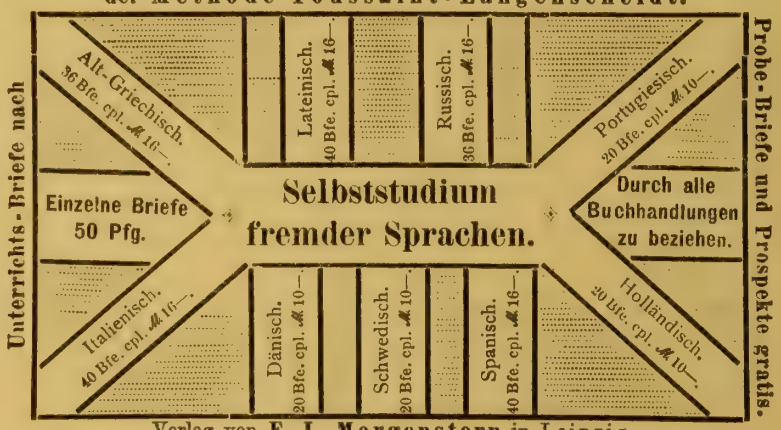
I. Heft. Die Grundlagen der modernen Chemie. Preis 2 ℳ 40 ₰.
II. Heft. Die Entwicklung der modernen Chemie. Preis 3 ℳ 60 ₰.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

der Methode Toussaint-Langenscheidt.



Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.

Verlag von **Otto Spamer**
in Leipzig und Berlin.

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet ℳ 9.50.
Elegant gebunden ℳ 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Die vier Temperamente.

Lustspiel in fünf Akten von Lothar Clement.

IV, 155 S. 8. geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

Nach dem Urtheil eines namhaften Literaturhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 14 Bg. à ℳ 2.
dto. Der Georgi-Thaler „ }
dto. Die Knappenlist „ }
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 4.50.

Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Die Zonen des Geistes.

Aphorismen von
Moriz Jokai.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Neu!] [Im Buchhandel.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 9. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zwischen zwei Reichstagen. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. — Der Panama-Kanal. Von Udo Brachvogel. — **Literatur und Kunst:** Die Cholera und die Furcht. Von Hermann Friedrichs. — Zur Diderot-Feier. Von Ludwig Geiger. — Zwei französische Schmähschriften über Deutschland. Von Adolph Kohut. — Die spanische Königsfamilie. Von Schmidt-Weißenfels. — **Aus der Hauptstadt:** Die beiden neuen Panoramen. Von A. L. — Inserate.

Zwischen zwei Reichstagen.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Das Sprichwort von der „stillen Jahreszeit" hat in diesem Sommer kein Recht in Deutschland. Zwar voraussichtlich erst gegen Ende October wird unser Volk an die Wahlurne gerufen werden, aber längst rüsten sich aller Enden die Parteien zum Kampfe. Von einer stets wachsenden Gleichgültigkeit der Nation gegenüber ihrer Vertretung, wie sie Viele beobachtet haben wollten, ist nichts zu spüren. Im Gegentheil, mehr als je bekundet sich die erfreuliche Thatsache, daß der Reichstag recht eigentlich der Mittelpunkt unseres ganzen öffentlichen Lebens geworden ist.

Wohl mag er im Verlaufe der jetzt zu Ende gehenden Legislaturperiode zuweilen Anlaß zu Besorgniß gegeben haben. Gleich nach den Wahlen war die Ansicht, daß ihn eine vorzeitige Auflösung treffen werde, ziemlich verbreitet, und sie ist später wiederholt aufgetreten. Patriotische und ehrlich constitutionell gesinnte Männer ließen sich zu dem verzweifelten Ausrufe hinreißen, daß von allen Institutionen unseres jungen Nationalstaates der Reichstag allein sich nicht bewährt habe, was dann Andere zu der kühnen Prophezeiung ermuthigte, daß unser ganzes Repräsentativsystem gar bald ein überwundener Standpunkt sein werde. Heute müssen derartig harte Urtheile ungerechtfertigt erscheinen. Von der gewaltigen Aufgabe, welche der deutschen Gesetzgebung durch die Botschaft vom 17. November 1881 gestellt ward, von jenen großen Maßregeln zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen sind die beiden ersten Theile, die Sicherstellung der industriellen Arbeiter gegen die ihnen aus Krankheit und aus Betriebsunfällen erwachsende wirthschaftliche Noth, ins Werk gerichtet worden. Im Vergleich zur Gesammtheit der socialpolitischen Reformen, welche unsere Zeit nicht allein in Bezug auf die Industrie, sondern mehr oder weniger dringlich auf allen wirthschaftlichen Gebieten erheischt, mag das gering erscheinen. In Wirklichkeit ist es das Bedeutsamste, was die Gesetzgebung irgend eines Culturstaates der Gegenwart geschaffen hat, durchaus geartet, die Frucht einer mehrjährigen Arbeit zu sein, und würdig, dieser Legislaturperiode die Bedeutung eines Ecksteines in unserer ferneren socialen Entwickelung zu sichern.

Trotzdem hat man Grund genug, zu prüfen, ob unser nationales Parlament so, wie es in diesen drei Jahren gestaltet war, wirklich in allen Stücken Dem entsprochen habe, was aus dem Wesen und den Interessen des Reiches heraus von ihm gefordert werden muß. Das Wahrzeichen dieses fünften deutschen Reichstages ist die Herrschaft des ultramontanen Centrums gewesen. Vor zehn Jahren würde Niemand an die Möglichkeit einer solchen Combination geglaubt haben; heute wird man auch als streng Nationalgesinnter keine unverzeihliche Ketzerei begehen, wenn man sich freut, sie drei Jahre hindurch verwirklicht gesehen zu haben. Denn ein glänzenderes Zeugniß für die Daseinsberechtigung und die Lebenskraft des Reiches ist nicht denkbar, als die Thatsache, daß eine Partei, welche sich ursprünglich unbestreitbar im Gegensatze zu dem Geiste dieses neuen Staatswesens gebildet hatte, der Weiterentwickelung desselben so wenig zu schaden, sie vielmehr in wesentlichen Punkten zu fördern in der Lage gewesen ist. Auch an dem Centrum hat sich eben die Macht des nationalen Gedankens bewährt. Nichtsdestoweniger aber hat sich gleichzeitig doch die Unhaltbarkeit jenes Standpunktes ergeben, von welchem aus das berufenste Regierungsorgan nach den letzten Wahlen das Centrum einlud, an die Stelle der nationalliberalen Partei zu treten. Das einigende Moment des Centrums ist ein doppeltes: in geringerem Grade der gemeinsame particularistische Zug, in stärkerem das Herrschaftsinteresse der römisch-katholischen Kirche. Den Particularismus mag das Reich bei seiner eigenthümlichen bundesstaatlichen Verfassung bis zu einem gewissen Punkte befriedigen können, den Ultramontanismus niemals. Das Centrum mag Männer von aufrichtigstem Patriotismus umfassen, — so lange es als ultramontane Partei besteht, kann es nicht eine zuverlässige Stütze der Reichspolitik sein.

Was soll es nützen, die wahre Sachlage zu verschleiern? Das Endziel jener Universalpolitik, welche in Deutschland durch das Centrum vertreten wird, ist eine Weltordnung, die ihre Normen im weitesten Umfange durch die römisch-katholische Kirche erhält. Das Streben nach diesem Ziele braucht keineswegs unvereinbar zu sein mit deutschem Nationalgefühl. Mancher Katholik mag sich das Heil der Welt und insbesondere seines Vaterlandes nicht anders vorstellen können. Der Gedanke, gegen die revolutionären Mächte Zuflucht zu suchen bei der ältesten und umfassendsten Institution, die wir auf Erden kennen, hat auch für tüchtige Köpfe viel Verlockendes, für schwärmerische Naturen jedenfalls etwas Berauschendes. Aber die Thatsache besteht, daß diese Weltanschauung sich im Widerspruch befindet mit dem modernen Princip der absoluten Souverainetät des nationalen Staates, daß insbesondere das deutsche Reich vermöge seiner historischen Entstehung und seiner confessionellen Verhältnisse der Einfügung in jene römisch-katholische Universalorganisation immerdar widerstreben muß. Aus diesem Grunde können die Interessen des Reichs und die der Centrumspartei niemals vollständig zusammenfallen; aus diesem Grunde wird eine zielbewußte Leitung des Centrums die Stellung desselben zu den Angelegenheiten unseres Staatswesens niemals ausschließlich durch die aus der

Sache selbst sich ergebenden Motive, sondern am letzten Ende immer durch die Rücksicht auf seine außerhalb der Reichssphäre liegenden Zwecke bestimmen lassen.

Sofort nach den Wahlen von 1881 lag es für Jeden, der sehen wollte, auf der Hand, daß, wenn eine solche Partei in der deutschen Volksvertretung die herrschende Position gewänne, der Gang der Reichspolitik gelähmt, zum mindesten der Sicherheit beraubt werden müßte. Und doch hat der Meister der parlamentarischen Diplomatie, Herr Windthorst, dem Centrum diese Position alsbald mit leichter Mühe zu verschaffen gewußt, wie er sie ihm denn auch noch am Schlusse der Legislaturperiode zu sichern versucht hat. Sein Antrag auf Abschaffung des sogen. Expatriirungsgesetzes wurde am 12. Januar 1882 mit 233 gegen 115 und abermals am 25. Juni 1884 mit 246 gegen 34 Stimmen angenommen. Die Bedeutung dieses Votums lag darin, daß es seitens der „deutschfreisinnigen" und der conservativen Parteien lediglich ein Ausfluß der Furcht vor dem Centrum war. Am Anfang der Legislaturperiode präsentirte Herr Windthorst einfach die Wechsel, die während der Wahlbewegung unterschrieben waren, und am Ende veranstaltete er eine Probe des Wohlverhaltens, welche für die Stellung seiner Gesinnungsgenossen zu den übrigen Parteien bei den bevorstehenden Wahlen maßgebend sein sollten.

Fast nur noch die Nationalliberalen haben bei diesem letzten Manöver seinen Drohungen zu trotzen gewagt. Wenn sie dafür vom Centrum als „unverbesserliche Culturkämpfer", als „Todfeinde der katholischen Kirche" gebrandmarkt wurden, so entsprach das zwar nicht der Wahrheit, konnte jedoch nach den Gepflogenheiten des Parteikampfs nicht als etwas Ungewöhnliches gelten. Alles Maß bisher erhörter Heuchelei aber überschritt die Fortschrittspartei, als sie, um ihre eigene Blöße zu verdecken, in die Verdrehungen des Centrums mit dem ganzen ihr in solchen Augenblicken eigenen Muthe der Schmähsucht einstimmte. Die nationalliberale Partei hat sich dadurch nicht beirren lassen. Von Anfang bis zu Ende hat sie die Ueberzeugung festgehalten, die Jeder, der die nöthige Unbefangenheit des Urtheils besitzt, theilen muß, daß jener Antrag Windthorst für die praktische Gestaltung der kirchenpolitischen Dinge gar keine Bedeutung haben konnte, daß sein einziger Zweck die Klarstellung und Befestigung der parlamentarischen Hegemonie des Centrums war. Zur Wiederherstellung eines ehrlichen Friedens zwischen Staat und Kirche unter thunlichster Milderung der Kampfmaßregeln hat die nationalliberale Partei sich laut genug bereit erklärt; die Herrschaft des Centrums aber anzuerkennen und zu fördern hat ihr nicht in den Sinn kommen können, vielmehr ist ihr nach wie vor die stete Bekämpfung derselben als ein hervorragendes Interesse des Reiches erschienen.

Bei der geringen Stimmenzahl indeß, über welche die Nationalliberalen verfügten, hatte das Centrum in diesem Reichstage an unbesiegbarer Feindschaft nicht viel zu fürchten. Noch mehr: jene merkwürdige Gunst der Umstände, welche in der vorigen Legislaturperiode dem Reichskanzler die Bildung einer doppelten Majorität ermöglicht hatte, war in der gegenwärtigen auf die klerikale Partei übergegangen. Verstärkt durch ihre polnischen und elsaß-lothringischen Anhängsel konnte sie bald mit den Conservativen, bald mit den „Freisinnigen" nebst Volkspartei und Socialdemokraten eine Mehrheit zu Stande bringen. Und man weiß, wie oft und rücksichtslos diese Gelegenheit zu einer Politik à deux mains ausgebeutet worden ist. Nicht selten schien es, als seien die Geschicke des Reiches in das Belieben des Herrn Windthorst gestellt. Bei der Verlängerung des Socialistengesetzes liefen in der That alle Fäden jener widerlichen, von „Freisinnigen" und Ultramontanen aufgeführten Komödie in seiner Hand zusammen, und wiederum bei der Dampfersubventionsfrage war er die eigentliche Seele jener Verschleppungstaktik, welche die von Regierung und Volk gewollte Entscheidung hintertrieb.

Kann man eine Fortdauer dieses Zustandes für wünschenswerth halten? Glaubt man z. B., daß, wenn in dem künftigen Reichstage die Militärfrage von Neuem auftritt, ein von der ultramontanen Partei beherrschtes Parlament für die Erhaltung unserer nationalen Wehrkraft ein zweifellos sicherer Hort sein würde? Von selbst ergibt sich die Erkenntniß, daß hier Wandel geschaffen werden muß. Und auch die Richtung, in welcher dies zu geschehen hat, liegt in den Thatsachen deutlich genug vorgezeichnet. Unserem leitenden Staatsmanne ist das Parteiwesen ein Gräuel, aber es auszurotten wird er schwerlich für möglich halten. Auch der Gedanke einer einfachen Zweitheilung in Regierungspartei und Opposition wird in Deutschland unter der Nachwirkung unserer eigenthümlichen geschichtlichen Entwickelung und bei den tiefgewurzelten individualistischen Neigungen unseres Volkes auf absehbare Zeit hinaus immer ein frommer Wunsch bleiben. Einstweilen wird man sich an die bestehenden Parteiformationen halten und froh sein müssen, wenn die Absonderungssucht nicht noch immer neue Blüthen treibt, wie dies bekanntlich jüngst in Bayern ganz nutzlos der Fall gewesen ist. Von den bestehenden Parteien aber sind es nur die conservativen und die nationalliberale, von denen unter den obwaltenden Umständen eine grundsätzliche und generelle Verständigung mit der Reichsregierung erwartet werden kann. Die Expansionsfähigkeit der conservativen Parteien nun hatte schon im vorigen Reichstage die Grenze erreicht, welche erheblich zu überschreiten sie nicht hoffen können. Dagegen sind die Nationalliberalen bei den letzten Wahlen wohl auf dem niedrigsten Stande angelangt, der sich überhaupt jemals befürchten läßt; von 152 Mitgliedern in ihrer besten Zeit sind sie auf 45 herabgesunken. Darin liegt der Fingerzeig, in welcher Richtung die Hebel angesetzt werden müssen, wenn man nicht etwa die nationalliberale Partei rundweg für aussichtslos, für todt hält.

Ihre Gegner haben dies Letztere seit Jahren behauptet, um immer aufs Neue von den Thatsachen Lügen gestraft zu werden. Schon der Widerstand, welchen die so arg zusammengeschmolzene nationalliberale Reichstagsfraction bis auf den letzten Augenblick und fast ganz verlassen dem Centrum geleistet hat, sowie der Aufwand von Kraft, mit welchem sie von diesem bekämpft wird, zeugen für ihre ungebrochene Lebensfähigkeit; weit eindringlicher aber noch redet der allgemeine begeisterte Aufschwung der nationalliberalen Partei im Lande. Nichts Künstliches ist an dieser Bewegung; wie mit Naturgewalt ist sie hervorgegangen aus der Mißstimmung, aus dem Zorne weiter Schichten unseres Bürgerthums über die trostlose Unfruchtbarkeit des „fortgeschrittenen" Liberalismus und mehr noch über seine systematische Opposition gegen die Politik des Fürsten Bismarck, sowie den würdelosen Ton, in welchem diese Opposition nicht selten gemacht wird. Die Vereinigung der früheren Secessionisten mit der Partei des Herrn Eugen Richter hat die lange zurückgehaltene Gährung zum vollen Ausbruch kommen lassen. Zugleich ist dadurch die nationalliberale Partei von jeder Rücksicht auf die alten Freunde entbunden worden. Von dem Losungswort der „Solidarität der liberalen Interessen", welches bei den letzten Wahlen der radicalen Linken so trefflich zu Statten gekommen ist, kann keine Rede mehr sein. Wo es gilt, verfassungsmäßige Rechte und Freiheiten des Volkes zu vertheidigen, macht sich diese Solidarität von selbst geltend; wo es sich aber um die wichtigste positive Arbeit der Gegenwart, um die Socialreform handelt, da hat, wie Herr Richter im Reichstage treffend bemerkte, die Entscheidung über das Unfallversicherungsgesetz zwischen den Nationalliberalen und den „Freisinnigen" eine Kluft befestigt, welche jede wirkliche Gemeinsamkeit aufhebt. Es ist nicht anders: die bevorstehenden Wahlen werden in erster Linie darüber zu entscheiden haben, ob jener große Theil des deutschen Volkes, der von Alters her auf dem Boden der liberalen Grundsätze steht, die praktische Politik in der Richtung eines von vorn herein feststehenden Gegensatzes zu den Bismarck'schen Plänen oder einer freundlichen Verständigung mit denselben geführt werden soll. Auf der Ueberzeugung, daß die Strömung der Geister sich überwiegend in der letzteren Richtung bewegt, beruht die Hoffnung auf ein beträchtliches Wiederanwachsen der nationalliberalen Fraction im Reichstage.

Wird diese Hoffnung durch den Erfolg bestätigt, so ist die selbstverständliche Aufgabe die Wiederherstellung jener national-

liberal-conservativen Majorität, welche einst für die Gesetzgebung so fruchtbringend gewesen ist. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dies nicht im ersten Anlaufe gelingt; es genügt, wenn die bevorstehenden Wahlen eine unzweideutige, kräftige Directive geben. Außer dem Wahlerfolge selbst aber ist noch eine andere Vorbedingung zu erfüllen: die Conservativen werden auf die Verfolgung reactionärer Wünsche, welche mit den Grundlagen der bestehenden Reichsgesetzgebung schlechtweg unvereinbar sind, und die Regierung wird auf die Versuche einer Beschränkung der parlamentarischen Rechte, wie wir sie wiederholt erlebt haben, für die Zukunft verzichten müssen. Nur dann wird der Boden geebnet sein für ein Vertrauensverhältniß, welches die Gewähr eines ersprießlichen gemeinsamen Schaffens bieten kann.

Der Panama-Kanal.*)

Von Udo Brachvogel.

Man wird sich wohl nicht irren, wenn man als den ersten weißen Mann, dem die Idee einer Vereinigung des atlantischen und pacifischen Oceans mittels Durchstechung der Landenge von Panama gekommen ist, den ersten weißen Mann überhaupt, jenen Vasco Nuñez de Balboa bezeichnet, welcher am 29. September 1513 vom Gipfel des Cerro Gorgona aus die beiden Weltmeere zu seinen Füßen sah. So nahe diese liegen — so naheliegend, so herausfordernd, so selbstverständlich erscheint die Idee, den schmalen, die beiden amerikanischen Contingente mehr trennenden als verknüpfenden isthmischen Landstreifen zu durchbrechen und zwischen den beiden Oceanen die ihnen von der Natur gewissermaßen escamotirte Verbindung auf künstlichem Wege herzustellen. Und richtig taucht sie auch in Gestalt eines regelrechten Kanal-Projects sofort auf, als die Spanier drei Jahre nach Balboas Entdeckung das in seinem Namen noch heute bestehende Panama**) auf der pacifischen Seite des Isthmus gegründet hatten und ihr Handel mit der Westküste Südamerikas seinen Weg über diesen letzteren zu nehmen begann. Aber nicht nur an Ort und Stelle, am Madrider Hof selbst ward der Plan in Karls des Fünften Kronrath und später in dem Philipps des Zweiten lebhaft und mit solchem Erfolge erörtert, daß zu wiederholten Malen Fachleute entsendet wurden, um das Terrain zu untersuchen und dann aus eigener Anschauung dem Herrn der beiden Indien über das Für und Wider des Unternehmens Bericht zu erstatten. Es ist nicht von allen diesen Berichten überliefert worden, wie sie ausfielen. Wahrscheinlich aber stimmten sie mehr oder minder darin überein, daß sich einer fachmännischen Untersuchung und Durchforschung des Isthmus die auf den ersten Blick so einfach erscheinenden Bodenverhältnisse ungleich schwieriger und verwickelter darstellten, als der damalige Stand der Ingenieurkunst und ihrer Hülfsmittel es für ein derartiges Werk zur ersten Ausführungsbedingung machten. Wenigstens enthält ein noch an Karl den Fünften gerichtetes Gutachten Pascual de Andagoyas die folgenden deutlichen Worte: „Kein Fürst der Welt ist im Stande die Kosten eines solchen Unternehmens zu bestreiten, und nur ein Mann, der das Land selbst nicht kennt, hat Ew. Majestät einen solchen Plan anrathen können." Auch ist es eine Thatsache, daß man schon damals neben dem Isthmus von Panama die anderen mittelamerikanischen Land-Einengungen von Nicaragua und Tehuantepek als möglicherweise durchstichsfähig ins Auge faßte, und daß schon in der ersten Zeit der Regierung Philipps des Zweiten von vier Wegen die Rede war, auf denen sich eine Verbindung der beiden Oceane bewerkstelligen ließe. Aber schon während der späteren Regierungsjahre dieses „reichsten Mannes der Christenheit" wurde von dem großen Plan nichts mehr wieder gehört. Und da nach seinem Tode die Alleinherrschaft der mittel- und südamerikanischen Länder und Meere den Händen Spaniens mehr und mehr zu entgleiten begann, so kam dasselbe bald auch gar nicht mehr in die Versuchung, sich durch die Anlage eines neuen Weltwunders zu verewigen, das nicht nur unendlich kostspielig gewesen wäre, sondern dessen Nutzen es auch nicht einmal mehr allein einzuheimsen hoffen durfte.

Aber todt war darum der Gedanke einer von Menschenhand zu bewerkstelligenden Auseinanderreißung des amerikanischen Festlandes keineswegs. Ganz im Gegentheil — je mehr sich der Isthmus als ein Hinderniß des wachsenden Handels zwischen den Westgestaden der neuen Welt und den atlantischen Gebieten Amerikas und Europas erwies, um so lebhafter begann das Problem der Beseitigung dieses Hindernisses die Gemüther zu beschäftigen. Schon früher hatte man sich, wie wir gesehen, in Amerika selbst nach anderen Wegen für den den schmalen Leib des mittleren Continents zu durchschneiden bestimmten Kanal umgeschaut, als die von dem allerdings die größte Einschrumpfung dieses Welttheilleibes bildenden Isthmus von Panama gewissermaßen wie von selbst gebotenen. Und wie damals war es auch dieses Mal wieder in erster Reihe die etwa 354 englische Meilen weiter nördlich liegende Landenge von Nicaragua mit dem mitten in sie hineingebetteten und durch den San Juan-Fluß mit dem atlantischen Ocean verbundenen Nicaragua-See, welcher man sich zuwendete. Schon von den unter Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten von Madrid entsandten Ingenieuren war diese Landenge als das nächst dem Isthmus von Panama beachtenswertheste Terrain zur Anlage eines Central-Amerika durchschneidenden künstlichen Wasserweges empfohlen worden, später jedoch wieder in Vergessenheit gerathen. Nun griff man sie plötzlich als die von der Natur selbst zur Schaffung einer solchen Wasserstraße vorgezeichneten Route auf und ging ihr nicht nur mit Plänen und Entwürfen, sondern sogar mit allerlei praktischen Versuchen in unmittelbarer Weise zu Leibe. Der merkwürdigste und erfolgreichste dieser letzteren war der im Jahre 1788 von dem Prior des Klosters von Citora unternommene. Dieser Lesseps in der Kutte lieferte an der Spitze seiner indianischen Pfarrkinder mit Hülfe eines hier und da angebrachten Durchstichs den Beweis, daß in der Regenzeit kleine mit Lebensmitteln beladene Boote von der atlantischen Seite durch den San Juan in den Nicaragua-See, und aus diesem durch einen oder den andern seiner fast die pacifische Küste erreichenden Ausläufer nach dieser gelangen konnten. Von da an war die Nicaragua-Linie das Schlagwort in allen an einem interoceanischen Kanal interessirten Kreisen, bis endlich in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts nicht nur ein den vollständigen Kanalbau umfassender Plan Gestalt gewann, sondern auch das Londoner Haus Palmer u. Comp. sich bereit erklärte, die Ausführung desselben contractlich zu übernehmen. Und das in der unglaublich kurzen Zeit von 18 Monaten! So standen die Dinge, als das scheinbar bereits über jeden Zweifel sichergestellte Werk noch im letzten Augenblick wieder ins Stocken gerieth, um bald darauf ganz aufgegeben werden zu müssen.

Da aber der interoceanische Kanal nun einmal in der Luft lag, bedurfte es kurze Zeit nach dem Scheitern des Palmer'schen Nicaragua-Unternehmens nur einer geringen Anregung seitens der columbischen Regierung, um das halb verschollene Isthmus-Project wieder mit plötzlicher Macht in den Vordergrund zu drängen. Es geschah dies in den dreißiger Jahren. Da es aber der Regierung der südamerikanischen Republik Columbien, zu deren Gebiet die neugranadische Provinz Darien und der Isthmus

*

*) The Interoceanic Canal. By Count Ferdinand de Lesseps. New York, January 1880. — M. de Lesseps and his Canal. By Rear Admiral Daniel Ammen. New York, February 1880. — The Panama Canal. By Count Ferdinand de Lesseps. New York, July 1880. — Der Panama-Kanal. Von Dr. Hugo Zöller. Stuttgart 1882, W. Spemann.

**) Das erste, 1516 gegründete Panama lag vier Meilen nördlicher als das heutige. Von Pedraria Davilas zum Regierungsitz erhoben, war es während der spanischen Alleinherrschaft in Amerika einer der bedeutendsten Plätze der neuen Welt. Nachdem es 1670 von dem berühmten englischen Buccanier Sir Henry Morgan erobert und verbrannt worden, baute man das neue Panama dort auf, wo es heute steht.

von Panama noch gehören, weder gelang die nordamerikanische Republik der Vereinigten Staaten, noch England in dem zur Durchführung eines so gewaltigen internationalen Werkes nothwendigen Maße dafür zu interessiren, gedieh die Angelegenheit noch für weitere drei Jahrzehnte nicht über das Stadium des Projectes und der Speculation hinaus. Erst der unbestreitbare und unbestrittene Triumph, den Ferdinand v. Lesseps und das hinter ihm stehende Frankreich mit der Vollendung des Suez-Kanals feierten, setzte auch endlich die interoceanische Kanalfrage in entscheidender Weise auf die Tagesordnung. Vor allen Dingen erkannten endlich auch die Vereinigten Staaten, daß sie als Vormacht der neuen Welt nicht nur gegen sich, sondern auch gegen diese die Verpflichtung hätten, in der mit jedem Jahre zwingender werdenden Angelegenheit in einer Weise vorzugehen, die ihrem Vortheil wie ihrem Ansehn entspräche. Sie entsendeten im Jahre 1870 zwei Expeditionen, von denen die eine unter Capitain Schufeldt die nördlichste der vier besondern Land-Einengungen Mittelamerikas, den bereits zu Mexiko gehörenden Isthmus von Tehuantepek, die andere unter Commodore Selfridge den Isthmus von Panama im Hinblick auf die daselbst sich bietenden Möglichkeiten eines interoceanischen Durchstichs untersuchen und vermessen sollten. Die Nicaragua-Route, die in ihrer Einfachheit bereits durch frühere Pläne endgültig festgestellt war, bedurfte um so weniger einer neuen Exploration, als sie ohnehin in den Vereinigten Staaten von jeher ihre besonderen Fürsprecher gehabt hatte, und erst in den fünfziger Jahren durch eine eigene Expedition unter dem Oberst Childs aufs Gründlichste vermessen und bestimmt worden war. Während nun Capitain Schufeldt auf dem Isthmus von Tehuantepek nur eine, die directeste, etwa 120 englische Meilen lange Kanal-Route feststellte und sie der verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten, wie namentlich auch ihrer größeren Nähe an die Vereinigten Staaten halber seiner Regierung aufs Dringendste empfahl: vermaß Commodore Selfridge auf der Landenge von Panama im Lauf von achtzehn Monaten nicht weniger als vier verschiedene Linien. Dieselben boten jedoch alle so viele und so große natürliche Hindernisse*) dar, daß er nur einen fünften, südlichsten, schon über südamerikanischen Boden führenden und hier auf Benutzung des Atrato und seiner Nebenflüsse berechneten Weg für den einzig praktikabeln erklärte. Gewiß kein sehr zufriedenstellendes Resultat für die Anwälte und Fürsprecher der Panama-Route! Wenn man aber bedenkt, daß die nördlicheren Linien von Nicaragua und vollends die von Tehuantepek den Golfhäfen der Vereinigten Staaten um Hunderte von englischen Meilen näher liegen**), als das schon halb südamerikanische Panama, so kann eine derartige Parteilichkeit der Washingtoner officiellen Agenten für diese nördlicheren Linien ebenso wenig Wunder nehmen, wie das consequent ablehnende Verhalten der Washingtoner Regierung gegen die Panama-Linie und alle mit ihr zusammenhängenden Kanal-Projecte bis dahin Wunder nehmen konnte.

Sei dem indessen wie ihm sei! Das endlich gegebene Beispiel der Vereinigten Staaten trug gute Früchte — ja in Betracht der Stellung, welche diese Macht auf dem amerikanischen Continent einnimmt und der „noblesse-oblige"-Verpflichtungen, die ihr diese Machtstellung auferlegt, fast zu gute. Denn nachdem Amerika die Sache einmal in die Hand genommen, kostspielige Expeditionen ausgerüstet und an ein halbes Dutzend kanalfähige Routen vermessen hatte, erschien plötzlich, wie über Nacht — Europa, in keines Geringeren als des Kanalheros Lesseps Gestalt im Felde und, je nun — und fing einfach einen Panama-Kanal zu bauen an!

Sagen wir von vorneherein: Herr v. Lesseps und das auch dieses Mal hinter ihm stehende Frankreich haben Recht. Wenn die amerikanische Groß- und Vormacht der Vereinigten Staaten, welche selbstredend an einem Werke wie dieses das nächste Interesse und die nächste Verpflichtung hatten, die Situation derartig zu unterschätzen vermochten, daß eine europäische Unternehmung ihnen dabei zuvorkommen konnte, so ist diese letztere durchaus in ihrem Recht. Und das ganz abgesehen davon, ob von den möglichen Routen für einen interoceanischen Kanal die von Panama die schwierigste, kostspieligste und für Amerika selbst unwünschenswertheste sei oder nicht! Die Hauptsache ist, daß der Welthandel, für den die Ausführung dieses Werkes mehr und mehr ein Stück Lebensfrage wird, den Kanal bekommt. Alles Uebrige wird sich aber, weil es die ganze Welt ist, die ihren Antheil daran hat, später von selbst in das richtige Gleis schieben und fügen.

Wie der französische Kanal-Coup selbst ins Werk gesetzt wurde, ist noch erinnerlich. Der im Jahre 1875 in Paris abgehaltene „Internationale geographische Congreß" war lediglich in der Absicht inscenirt worden, dem Unternehmen die nöthige wissenschaftliche Grundlage zu geben. Die von Herrn v. Lesseps und seinen Anhängern befürwortete Panama-Route trug schließlich einen vollkommenen Sieg über die Nicaragua-Linie davon, die neben dem Isthmus von Tehuantepek von den Amerikanern empfohlen wurde. Der berühmte Geograph E. Reclus, der im Verein mit einem Herrn Wyse die Landenge von Darien genau durchforscht hatte, warf seine und seiner Untersuchungen ganze Autorität für Panama in die Wagschale, und unter einem wahren Ausbruch von Enthusiasmus wurde jene älteste transcontinentale Strecke, von deren höchstem Punkt aus dereinst Balboa als Erster die beiden Weltmeere erblickt hatte, als die neue interoceanische Kanal-Route proclamirt. In Kurzem hatte sich eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze Lesseps mit der Erklärung trat, daß er sich demnächst an Ort und Stelle begeben würde, um die letzten und genauesten Untersuchungen daselbst mit einem Stabe bewährter Ingenieure vorzunehmen. Diese Reise, die ihrer Zeit und nicht am wenigsten in Amerika bedeutendes Aufsehen machte, wurde Ende des Jahres 1879 angetreten und führte zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt auf dem Isthmus. Auf der Rückreise berührte der Suez-Triumphator mit den mehr oder minder vollständigen Panama-Plänen in der Tasche New-York, wo er im Frühjahr 1880 persönlich die schmeichelhafteste, geschäftlich aber nur eine zweifelhafte Aufnahme fand. Um so glänzender sollte er für die letztere in Frankreich entschädigt werden, als er kurz danach dort wieder eintraf. So glänzend, daß er und die neue Kanalgesellschaft es getrost wagen konnten, noch im December desselben Jahres ihre Actiensubscription aufzulegen. Der Erfolg, mit dem es geschah, sollte beweisen, daß die Franzosen ihrem Lesseps gegenüber keine leeren Worte gemacht hatten. In kürzester Frist waren 590,000 Actien zu je 500 Francs untergebracht, und zwar, was für das Vertrauen, das man dem Unternehmen entgegenbrachte, am bezeichnendsten war, vorzugsweise in den kleinen Kapitalistenkreisen. Damit war aber auch jede Veranlassung geboten, möglichst bald mit der praktischen Inangriffnahme des Werkes zu beginnen. Und richtig sahen die Frühjahrsmonate des Jahres 1881 auf dem Isthmus selbst die ersten,

*) Das Haupthinderniß, welches bei der Anlegung des Panama-Kanals zu überwinden gilt, bietet die der pacifischen Küste entlang laufende nordamerikanische Fortsetzung der südamerikanischen Cordillere, die auf dem Isthmus allerdings ihre tiefste Depression aufweist, aber selbst an der tiefsten Stelle dieser, im Culebra-Paß, noch immer gegen 100 Meter hoch ansteigt.

**) Der Weg von New-Orleans nach Hongkong durch einen Tehuantepek-Kanal würde um 9000 engl. Meilen kürzer sein, als der ums Cap Horn, und 1218 engl. Meilen kürzer als der über den Isthmus von Panama. Zwischen New-York und Hongkong aber würden dieselben Entfernungs-Verminderungen 8245 und 1588 engl. Meilen betragen. Auf den Isthmus von Tehuantepek haben sich denn auch in Folge dessen neuerdings die Augen der Vereinigten Staaten ganz besonders gerichtet, und zwar ist es der berühmte Ingenieur Capitain James Eads von St. Louis, der Erbauer der St. Louiser Mississippi-Brücke und der Jeettes an der Mississippi-Mündung, welcher jüngst mit dem Plan einer ungeheuren Eisenbahn, die ganze Seeschiffe mit ihren Frachten über die 120 engl. Meilen breite Landenge transportiren soll, hervorgetreten ist, — ja den allerneuesten Nachrichten nach bereits die Vorarbeiten zu diesem in der Geschichte des Transportwesens ohne Gleichen dastehenden Riesenbahnbaues begonnen hat.

in Errichtung von Magazinen, Lagerschuppen, Arbeiterwohnungen u. s. w. bestehenden Vorarbeiten in vollem Gange. Am 23. Januar 1882 aber wurde mit dem eigentlichen Bau selber der Anfang gemacht, indem man, dem zu überwindenden Gegner an seiner gepanzertsten Stelle zu Leibe gehend, mit den Felssprengungen im Culebra-Paß, der schon erwähnten niedrigsten Einsenkung der Cordillere von Panama, begann.

Nachdem wir so in kurzen Zügen Herrn v. Lesseps auf seiner neuesten Kanal-Campagne nach Paris, von da über Panama und New-York wieder nach der Seine zurück und von ihr aufs Neue nach dem Isthmus gefolgt sind, wollen wir uns die Lage der Dinge auf diesem letzteren selbst etwas genauer ansehen. Was die eigentlichen Voranschläge des Lesseps'schen Unternehmens anlangt, so ist über dieselben ein eigenthümliches Dunkel gebreitet. Man hat zwar nach erfolgter Feststellung der einzuschlagenden Route berechnet, wie viel Kubikmeter Erde, Gestein, Sand u. s. w zu entfernen sein und mit wie viel Kostenaufwand dies zu geschehen haben wird*), aber mit dem Ueberschlag der sonstigen Ausgaben hat man sich so ziemlich im Vagen gehalten. Eine derselben, die der neuen Kanal-Gesellschaft aus dem Vorhandensein und der Concurrenz der seit länger als dreißig Jahren den Isthmus-Traject monopolisirenden Panama-Bahn erwuchs, gestaltete sich gleich von vornherein so bedeutend, daß hier darauf näher eingegangen werden muß.

Die Panama-Bahn war die unmittelbare Folge, das unmittelbare Geschöpf der californischen Goldentdeckungen des Jahres 1848. Die mit rasender Schnelle steigende Bedeutung des neuen Dorado am stillen Ocean steigerte auch den Isthmusverkehr in einer Weise, daß die dortigen beschränkten Communicationsmittel immer unzulänglicher wurden. Obgleich die Entfernung kaum 70 englische Meilen betrug, brauchte man zu ihrer Zurücklegung doch fast eine bis zwei Wochen. Dazu bereitete der Mangel an gehöriger Verpflegung und die Isthmusfieber den dem neuen Dorado zustrebenden Argonauten auf diesem scheinbar noch bequemsten Wege fast ebenso große Beschwerden und Gefahren, wie ihrer auf dem endlosen Ueberlandwege über die Felsengebirge oder der noch endloseren Seefahrt um das Cap Horn harrten. So beschloß denn die Regierung von Neu-Granada im Jahre 1850 den Bau einer Eisenbahn und ertheilte die Concession derselben nebst dem Wegerecht und einer Landschenkung von 250,000 Acres einem New-Yorker Consortium, an dessen Spitze William H. Aspinwall stand, der zugleich der Gründer und Präsident der kurz vorher zwischen Panama und San Francisco errichteten Dampferlinie war. Diese bald darauf nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, unter denen die vom Klima den Arbeiterschaaren bereiteten Fiebergefahren obenan standen, erbaute Bahn hat seitdem ein glänzendes, auch nicht durch den Schatten einer lokalen Concurrenz beeinträchtigtes Geschäft betrieben. Selbst seit der 1869 erfolgten Eröffnung der ersten Pacificbahn hat wohl der Personenverkehr beträchtlich abgenommen, aber er sowohl wie namentlich der Frachttransport sind ansehnlich genug geblieben, um noch im Jahre 1880 die Einnahmen der Bahn 2,156,367 Dollars betragen zu lassen, von denen 1,120,957 Dollars reiner Gewinn waren!

Mit dieser Bahn nun, die ihrer Zeit unter Anderem auch so vorsichtig gewesen war, sich von der Regierung von Neu-Granada neben ihrer Panama-Eisenbahn- auch gleich eine Panama-Kanal-Concession ertheilen zu lassen, hatte sich die Lesseps'sche Unternehmung, ehe sie an einen eigenen Kanalbau und an dessen Concessionirung durch die Landesregierung denken konnte, um so mehr abzufinden: als die von ihr in Aussicht genommene Kanal-Route, mit dem Chagres-Fluß auf der atlantischen Seite beginnend, hier sowohl wie weiterhin dem Lauf der Bahn folgt, sie ganz und gar auf deren Lande liegt. Das Einfachste, was daher geschehen konnte, war ein Ankauf der Bahn durch die Kanalgesellschaft. Nun hatte die Bahn ihrer Zeit neun Millionen Dollars gekostet, und von ihren Actien besaß der kürzlich gestorbene Präsident der Bahngesellschaft, W. Parks, selber nicht weniger als die Hälfte. Als die Lesseps'sche Gesellschaft mit demselben wegen Verkaufs der Bahn in Unterhandlung trat, forderte er vierzehn Millionen — ein Preis, den man in Paris für zu hoch befand. Man versuchte daher durch allerlei Finanzmanöver eine Ermäßigung dieser Summe herbeizuführen, erreichte damit aber nur, daß Parks statt vierzehn jetzt siebzehn und eine halbe Million für die Bahn forderte. Nach langen Unterhandlungen soll schließlich ein dahingehendes Uebereinkommen erzielt worden sein, daß zu dem angegebenen Preise der Kanalgesellschaft die größere Hälfte der Actien zur Verfügung gestellt wurde, so daß sie im Directorium der Bahn den Ausschlag geben würde. Bis zum Sommer des vorigen Jahres sollen denn auch vier Millionen Dollars zu diesem Zweck verausgabt worden sein. Seitdem hat nichts Weiteres von dieser Bahn-Transaction verlautet, so daß bis zum Augenblick die für das ganze Unternehmen so lebenswichtige Verschmelzung der Eisenbahn mit der Kanalgesellschaft wohl angebahnt, aber noch keineswegs vollzogen wäre. Nun ist es aber unvermeidlich, daß so lange beide Corporationenen noch immer eine Art von Nebeneinander-Existenz führen, auch allerlei Reibungen zwischen denselben möglich sind. Ueberdies ist nach dem Urtheil der Sachverständigen das Stammkapital Herrn v. Lesseps' ohnehin nicht so reichlich zugemessen, daß diese 50 Millionen Francs, auf welche der Bahnerwerb allein zu stehen kommt, so leicht davon entlehnt werden können.

Und da hier die Finanzfrage einmal berührt worden, mögen gleich die nachstehenden, dieselben betreffenden Daten Platz finden. Es wurden ursprünglich 600,000 Actien zu je 500 Francs — also 300 Millionen Frcs. Actienkapital — in Paris zu pari aufgelegt und wie schon oben gesagt, nicht nur sofort vollständig gedeckt, sondern sogar mehrfach überzeichnet. Sodann wurden Prioritäten im Betrage von 125 Millionen Francs emittirt, aus denen unter Anderen auch der Ankauf der Bahn bestritten werden sollte. Auch dieses Prioritäten-Kapital beträgt heutigen Tages 300 Millionen Francs, so daß also die Lesseps'sche Gesellschaft ihren Kanalbau, einschließlich des Bahnerwerbs, mit 600 Millionen Frcs., etwa 130 Millionen Dollars, zu bestreiten haben würde. Nach dem letzten Jahresbericht der Gesellschaft, welche auf der am 17. Juli d. J. in Paris abgehaltenen Jahres-Generalversammlung der Actionäre durch Herrn v. Lesseps selbst vorgelegt wurde, befanden sich am 31. December 1881: 37 Millionen Frcs. zur Verfügung der Gesellschaft, zu denen im Laufe des Jahres 1882 weitere 73¾ Millionen durch Einberufung des zweiten Kapitalviertheils auf die Actien eingegangen sind. Weitere 2 Millionen wurden durch Verzinsung verdient. Ausgegeben wurden im Jahre 1882 etwas über 28 Millionen, so daß bei Beginn des laufenden Jahres 84 Millionen zur Disposition waren.

Das sind sehr große Summen für ein Unternehmen, das nur erst seit wenigen Monaten aus seinen Vorarbeiten herauszuwachsen begonnen. Indessen, wenn auch heute schon kein Zweifel obwalten kann, daß die ungeheuren Schwierigkeiten, die es hier zu überwinden gilt, noch beträchtlich größere Geldopfer erfordern werden, als bis jetzt dafür in Aussicht genommen worden, so unterliegt es ebenso wenig einem Zweifel, daß man dieselben aufbringen wird. Frankreich, das Actien zeichnende Frankreich steht hinter Ferdinand v. Lesseps. Und nicht nur das Actien zeichnende prosaische, sondern auch jenes ganz ehrgeizige, politische Frankreich, welches den Tunis-, Türken- und Madagaskar-Expeditionen zujubelt und die Französirung des Isthmus

*) Diesem ersten Ueberschlag nach würden zur Herstellung des Kanals 75 Millionen Kubikmeter Felsen und Erdreich zu entfernen sein, nämlich unter Wasser: 12,000,000 Kubikmeter losen Alluvialbodens, 300,000 Kubikmeter harter Erde und 6,786,000 Kubikmeter Felsen; über Wasser: 27,350,000 Kubikmeter loser Erde, 825,000 Kubikmeter weichen Gesteins und 27,734,000 Kubikmeter harten Gesteins. Was die Kosten dieser Ausgrabungen anlangt, so veranschlagt man dieselben wie folgt. Es würde über Wasser jeder Kubikmeter zu stehen kommen: Erde etwas über 2 Francs, weiches Gestein 6 Francs, harter Felsen 10 Francs, Felsausgrabungen mit Wasserauspumpungen 15 Francs; unter Wasser: Schlamm und Alluvialboden etwas über 2 Francs, weiches Gestein 10 Francs, Felsen 30 Francs.

von Darien durch einen Lesseps'schen Kanal sich längst als eine Angelegenheit seines eigensten Herzens und seines eigensten Ruhmes zu betrachten gewöhnt hat.

Der Panama-Kanal, der, wie bereits gesagt worden, ziemlich genau dem wohl ein halbes Dutzend Mal von ihm zu kreuzenden Lauf der Panama-Eisenbahn folgt, wird eine Länge von nahezu 49 englischen Meilen ($4^6/_{10}$ englische Meilen = 1 deutsche) haben. Die Breite der Wasserlinie wird 24 bis 50 Meter, die Tiefe $8^1/_2$ bis 9 Meter betragen. Die Kurven, deren der Kanal auf seiner ganzen Strecke eine bedeutende Anzahl zu beschreiben hat, werden an keiner Stelle einen Halbmesser von weniger als 2000 Meter haben. Die Böschung endlich wird derartig angelegt werden, daß der Abstand der schräg ansteigenden Kanalwände von einander auf jeden Meter Höhe um einen Viertel Meter wächst.

Der Kanal beginnt an der atlantischen Küste in der Limon-Bay und zwar in demjenigen Theil derselben, welcher den Namen Folks-River führt. Ihm gegenüber, auf einer früher Manzanilla, dann zu Ehren William Aspinwalls, des New-Yorker Schiffsrheders und Isthmusbahn-Gründers, in Aspinwall umgetauften Sumpfinsel liegt die Stadt Aspinwall oder Colon, der durch eine lange Brücke mit dem Festland verbundene atlantische Anfangspunkt der Eisenbahn. Der zur Zeit zwischen 6 und 7000 Einwohner zählende Ort ist förmlich aus dem Sumpf hervorgewachsen. Man könnte ihn ein Venedig aus Bohlen, Brettern und Latten nennen, wäre er selbst in dieser hölzernen Einschränkung doch nicht gar zu unvenezianisch. Wenige Orte der Welt erfreuen sich des traurigen Prestiges der Ungesundheit in einem solchen Grade, wie dieses statt von Straßen meist von schmutzigen Lagunen durchschnittene amphibische Gemeinwesen. Doch ist das erheblich besser, oder richtiger gesagt, erheblich weniger schlimm geworden, seit man diese stagnirenden Brutstätten tödtlicher Fieber mit dem offenen Meere in Verbindung gesetzt und dessen reinigenden Fluthsteigerungen zugänglich gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Cholera und die Furcht.

Von Hermann Friedrichs.

Schwüle Nacht — Am Thor der heil'gen Stadt,
Die einst Welt und Geist geknechtet hat,
Pocht ein Fremdling mit dem Schwertesknauf:
„Hollah, Pförtner, schließ das Thor mir auf!"
Schaurig dröhnt der Ruf durch Nacht und Graun,
Und des Wächters helle Augen schaun
Forschend in des Pilgers Angesicht:
„Deiner Stimme, Fremdling, trau' ich nicht!
Harre draußen bis der Morgen graut —
Diese Stadt hat Gott mir anvertraut!"
„Gott ja sendet mich!" ruft Jener wild.
„Komm und prüfe meinen Wappenschild,
Hab' vor kurzem erst ihn aufgefrischt,
Wo der Nildunst mit dem Smum sich mischt —
Emsig mäht mein Schwert, wenn ich es schwinge,
Fiebergluthen stählten seine Klinge!"
Doch der Pförtner, vor Entsetzen bleich:
„Dennoch," spricht er, „wehr' ich dir mein Reich,
Leistest du mir nicht den heil'gen Schwur,
Mir zu nehmen tausend Seelen nur.
Denn ich weiß, du bist ein Nimmersatt,
Schaffst gern mehr, als Gott geboten hat."
Jener schwört. Der Pförtner läßt ihn ein.
Düster schleicht ein Schatten hinterdrein —
Eine Alte, bleich und abgezehrt,
Mit des Allgewalt'gen Schild beschwert.

Fragend mißt der Pförtner die Gestalt,
Doch ihr Blick durchzuckt ihn weh und kalt —
„Gott, erbarme dich der tausend Seelen!"
Spricht er schauernd, „laß sie dir empfehlen!"

Wochen flohn — Die Stadt füllt Schreck und Graus.
Wild, verzweifelnd schaut der Pförtner aus
Nach den Bahren, die vorüberziehn,
Nach den Bürgern, die der Stadt entfliehn.
Heiß durchwühlt die Adern ihm der Zorn,
Ihn verwundet bangen Zweifels Dorn.
Immer neue Bahren ziehn vorbei,
Immer lauter hallt das Wehgeschrei.
Ach! schon fünfmal tausend liegen todt,
Und noch immer mehrt sich Leid und Noth.

Endlich kehrt der Gottgesandte wieder,
Läßt zur Rast sich mit der Alten nieder;
Doch der Pförtner fährt ihn grimmig an:
„Tausend, schwurst du, ungefüger Mann!
Und du brachst den Eid?"
Der Andre spricht:
„Nein! Denn mehr als tausend schlug ich nicht!
Was darüber, nahm dir diese da,
Stets, auf Schritt und Tritt, war sie mir nah —"
„Und wer ist dies Scheusal?"
„Blicke hin,
's ist die Furcht, die schlimmste Würgerin!"

Zur Diderot-Feier.

Von Ludwig Geiger.

Vor einigen Jahren erschien in Paris die Schrift eines Deutschenfressers, die gleichzeitig Goethe und Diderot abzuschlachten versuchte. Sie bekundete zu sehr die Böswilligkeit und Unwissenheit des Verfassers, als daß sie verdiente, nun, nachdem einige Jahre nach ihrem wirkungslosen Erscheinen vergangen sind, nochmals hervorgehoben zu werden. Eine Aeußerung aber, welche die Abneigung jenes Schriftstellers erklärt und zugleich andeutet, warum in einem deutschen Blatte des Centenariums eines französischen Schriftstellers gedacht wird, mag den folgenden Zeilen vorangestellt werden: l'esprit français mourut avec Voltaire, l'esprit allemand commençait avec Diderot.

Das Wort ist freilich nur zum Theil wahr; denn es gab auch nach Voltaire und gibt noch heute genug Vertreter des französischen Geistes; aber in gewisser Weise mag Diderot als Begründer deutschen Geistes gelten. Was ihn den Deutschen annähert, das ist sein ernstes strenges Forschen, seine Schwere, die nicht immer frei ist von Pedanterie, sein Schematisiren und Systematisiren, das sich von Aeußerlichkeit nicht immer entfernt hält. Diderot ist ein Grübler und Träumer. Seine Freunde nannten ihn den „Philosophen", nicht blos, um ihn respectvoll als Denker zu bezeichnen, sondern um mit leisem Spotte auf seine dem praktischen Leben abgewandte Richtung hinzuweisen. In dem graziösen Cirkel, in dem er sich bewegt, erscheint er trotz aller Munterkeit, die freilich schon in sich etwas Gezwungenes hat, steif und plump. Wenn andere Franzosen des 18. Jahrhunderts frivol sind, so sind sie es mit Anmuth, Diderot ist es mit der ganzen Unmanierlichkeit des „deutschen Bären". Voltaire ist gewiß kein Tugendheld, aber die Späße und Zoten seines „Candide", ja selbst der „Pucelle" klingen anständig gegen die Unfläthigkeiten, die sich in Diderots Les bijoux indiscrets und Jacques le fataliste et son maître finden. Jene erscheinen natürlich, aus dem Wesen des Autors erklärlich, als selbstverständliche Aeußerungen der Stimmung und der Zeit; diese sehen so aus, als hätte der Autor zeigen wollen, auch er sei fähig, Dinge zu schreiben, in denen die Genossen excellirten. Ich gehöre keineswegs zu den Sittlichkeitswächtern und weiß wohl, daß die

Beurtheilung ästhetischer Dinge nur vom sittlichen Standpunkte aus recht verkehrt ist, aber den genannten Diderot'schen Romanen gegenüber kann ich mich des Unbehagens nicht erwehren und möchte die Frage wiederholen, die, nach Diderots Mittheilung, urtheilsfähige Freunde an ihn richteten: Comment un homme de sens qui a de moeurs qui se pique de philosophie peut-il s'amuser à débiter des contes de cette obscénité?

Diderot ist vielleicht der einzige französische Schriftsteller, dem die drei größten deutschen Schriftsteller und Dichter Uebersetzerdienste geleistet haben. Lessing verdeutschte seine Dramen und dramaturgischen Abhandlungen; Schiller ein — nicht allzu sittliches, aber jedenfalls nicht obscönes — Stück aus Jacques le Fataliste, die Geschichte der Madame La Pommeraye, Goethe den satirischen Roman in Dialogform, den „Neffen Rameaus" und auszugsweise, den „Versuch über die Malerei". Gewerbsmäßige Uebersetzer wählen wohl gleichgültige Stücke, um ihr Handwerk zu üben; hervorragende Schriftsteller nur solche Werke, die ihrem Genius entsprechen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die genannten Uebersetzer die Werke des Franzosen blindlings bewunderten, daß sie in Allem und Jedem ihm beistimmten, daß sie sich ihm unterordneten; aber sie waren sicher, einen Gleichstrebenden in ihm zu finden, der auch dann genial war, wenn er irrte.

Am Auffallendsten ist die Aehnlichkeit zwischen Diderot und Lessing, dem ihm fast Gleichaltrigen. Erich Schmidt hat dieser Uebereinstimmung und gegenseitigen Einwirkung einen schönen Abschnitt in seinem Buche über Lessing (Band I, S. 279—290) gewidmet. Ich will das dort Gesagte nicht wiederholen. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß Lessing im Lobe seines Mitstreiters nicht sparsam ist. In der Vorrede zu dem „Theater des Herrn Diderot" heißt es: „Ich möchte wohl sagen, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er"; und das war in Lessings Munde ein großes Lob. Und in den „Literaturbriefen" hatte Lessing seinen Vorkämpfer „den neuesten und unter den neuen unstreitig den besten französischen Kunstrichter" genannt. Mochte er in der „Hamburgischen Dramaturgie" auch einzelne Ansichten Diderots schärfer zurückweisen, als er es ehedem gethan; die Art des Widerspruchs bleibt respectvoll.

Schillers Uebersetzung rührt aus seiner Mannheimer Zeit her. Vielleicht war sie nur unternommen, um der ständigen Manuscriptnoth der „Rheinischen Thalia" abzuhelfen; aber das Interesse für Diderot begleitete Schiller durch sein ganzes Leben. Noch 1797 schrieb er an Körner: „Diderot hat mich immer interessirt. Er hat mehr Ernst, als die meisten seiner Landsleute, ohne ins Steife und Trockene zu fallen." Und wenn er hinzusetzt: „nur seine weinerlichen Dramas haben viel Unheil angerichtet", so mochte er vielleicht reuig an seine eigenen dramatischen Jugendversuche denken. Schillers Briefwechsel mit Körner, Goethe, Cotta, mit seiner Braut enthalten manches gute Urtheil über einzelne Schriften Diderots, gelegentlich wird der Plan erwähnt, Diderots Roman La religieuse zu übersetzen. Aber die schönste Betrachtung über Diderot findet sich in einem Briefe an Körner (1788), als Schiller Diderots Leben von seiner Tochter — damals noch handschriftlich — gelesen hatte: „Ich wüßte nicht, welche von seinen Schriften, so vortrefflich sie auch sei, mir diese schöne Idee von dem Wesen dieses Mannes hätte geben können. Welche Thätigkeit war in diesem Menschen! Eine Flamme, die nimmer verlöschte! Wieviel mehr war er Anderen als sich selbst! Alles an ihm war Seele! Jeder Zug aus diesem Bilde bezeichnet uns diesen Geist und würde in keinem andern mehr taugen! Alles trägt den Stempel einer höhern Vortrefflichkeit, deren die höchste Anstrengung anderer gewöhnlicher Erdenbürger nicht fähig ist. Es ist eigentlich nur wenig, was diese Biographie von ihm aufbewahrt hat; dieses Wenige aber ist mir ein großer Schatz von Wahrheit und simpler Größe und mir werther als was wir von Rousseau haben."

Goethes Bearbeitung von Diderots Abhandlung über die Malerei ist vielfach eine Widerlegung der Ansichten des Franzosen, aber durchdrungen von großer Achtung für den geistreichen Schriftsteller. Wir besitzen ein Urtheil Goethes über diese Abhandlung, das er schrieb, bevor er sich an die Arbeit des Uebersetzens und Bekämpfens machte. In einem kürzlich bekannt gewordenen Briefe an den Künstler und Kunstschriftsteller Heinrich Meyer, Goethes einflußreichen Berather in Kunstdingen, heißt es: „Schiefe und abgeschmackte Behauptungen wechseln mit den luminosesten Ideen ab; die tiefsten Blicke in das Wesen der Kunst, in die höchste Pflicht und die eigenste Würde des Künstlers stehen zwischen trivialen und sentimentalen Anforderungen, so daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Das Pariser gesellschaftliche Gewäsch, die falschen lügenhaften Wendungen verführen ihn oft wider besser Wissen und Gewissen und auf einmal dringt seine bessere Natur, sein großer Geist wieder durch und er trifft Schlag auf Schlag wieder den rechten Fleck." Auch sonst kommt Goethe mannichfach auf Diderot zu sprechen, er notirt gern und genau, wann er seine einzelnen Schriften kennen gelernt; auch er weist auf das Deutsche in seinem Wesen hin, er rechtfertigt ihn gegen den Vorwurf, „er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben"; und er bekennt einmal (1804), er sei „von jeher, zwar nicht für Diderots Gesinnungen und Denkweise, aber für seine Art der Darstellung als Autor ganz besonders eingenommen gewesen".

Man glaube nun nicht, daß Diderot diese Theilnahme der Deutschen erwiderte. Sie waren von ihm beeinflußt und erkannten diese Beeinflussung durch Dankbarkeit an; er fühlte sich frei und meinte daher nicht, den Deutschen sonderliche Verehrung zollen zu müssen. Von Schillers Jugendschriften hat er wohl überhaupt keine Notiz genommen, obwohl er ihr Erscheinen noch erlebte. Hat er Goethes „Götz" und „Werther" noch gekannt, so theilte er wohl die Abneigung Grimms gegen beide Schriften, eine Abneigung, die sich aus der Regellosigkeit der einen und aus der Leidenschaftlichkeit der andern nur theilweise erklärt. Am meisten Notiz nahm er noch von Lessing. Freilich seine Hauptschriften kannte er wenig und durch die in der „Hamburgischen Dramaturgie" ausgesprochenen Grundsätze mußte er verletzt und abgestoßen werden, aber die „Miß Sara Sampson" kannte er, ließ sie durch einen Freund günstig beurtheilen und gedachte eine Uebersetzung des Stückes herauszugeben.

Was Diderot sonst von Deutschen weiß oder sagt, ist nicht weit her. Unter den deutschen Schriftstellern jener Zeit ist ihm, wie den Franzosen überhaupt, einer der undeutschesten, Geßner, mit seinen unnatürlichen Naturschilderungen, mit seinen schwächlichen Darstellungen erlogener Sitteneinfalt der angenehmste; ihn ahmt er gelegentlich nach; ihn stellt er Anderen zum Muster vor. Gelegentlich erwähnt er eine deutsche Schriftstellerin, der er unmöglich Geschmack abgewinnen konnte, die Karschin, seltsamerweise nicht, um sie als Versmacherin zu verhöhnen, sondern um sie als Typus einer hysterischen Frau, als Seherin zu bezeichnen, die Gott zu erblicken glaubt, da er den Sünder züchtigt (Oeuvres II, 455 Sur les femmes). Auch ein deutsches Wort findet sich einmal in seinen Schriften. In seinem Studienplan für Rußland (Oeuvres III, 416 sq.) spricht er von den deutschen „Lese-, Schreib- und Rechenschulen", gibt, freilich nicht ohne mannichfache Irrthümer, ihre Bestrebungen an und empfiehlt ihre Einführung auch in anderen Ländern.

Diderots Theaterstücke mit ihrer Betonung des Bürgerlichen, ihrer Ausmalung des Familienlebens, ihrer Schilderung ehrlicher Schurken, haben in Deutschland vielfache Nachahmung gefunden. Aber begegnet sich Diderot sonst in der Stoffauswahl mit einem Deutschen, so weicht er in der Behandlung gar sehr von ihm ab. Ein charakteristisches und sehr wenig bekanntes Beispiel ist folgendes. Unter den dramatischen Plänen und Fragmenten Diderots findet sich ein Plan (Oeuvres VIII, p. 257—261: Les deux amis). Es ist derselbe Stoff, den Schiller in der Bürgschaft bearbeitete. Quelle für beide ist gewiß dieselbe: eine Fabel des Hyginus. Aber Diderot gestaltet den Stoff in sehr merkwürdiger Weise: literarische und politische Motive spielen bei ihm mit hinein. Pythias hat einen Feind, einen schöngeistigen Höfling. Dieser denuncirt ihn, da Pythias sich in eine Verschwörung einläßt. Der Minister gestattet die

Reise unter den bekannten Bedingungen, will aber den Bootsmann dingen, daß er den Passagier tödte. Da er nicht rechtzeitig zurückkehrt, höhnen Dionys und sein Minister die Philosophie. Aber im letzten Moment kommt Pythias noch herbeigestürzt; er rettet den Freund, Damon, der sich für ihn aufopfern wollte, und wird nun auch vom Tyrannen befreit; denn dieser ahnt das Falsche der angeblichen Verschwörung, wird aufgeklärt über das Complot seines Ministers und Höflings, treibt jenen außer Landes, schickt diesen in die Steinbrüche und überhäuft Damon und Pythias mit Ehren aller Art. Nun aber verlangt er als Belohnung, von ihnen als Freund angenommen zu werden. Das schlagen sie ab; denn Freundschaft kann nur zwischen Gleichstehenden existiren, Dionys weigert sich aber, auf die Tyrannis zu verzichten.

Schiller hebt nur das Allgemeinmenschliche hervor: die Aufopferung der beiden Freunde, die Unterwerfung des Tyrannen unter die sittliche Hoheit edler Menschen; Diderot bleibt auch hier Aufklärer und Republikaner, selbst hier bestrebt, den Höflingen einen Streich zu versetzen und die tiefe Kluft zu bezeichnen, die den echten Freiheitsmann vom Freiheitsräuber trennt, selbst wenn dieser menschliche Anwandlungen zeigt.

Goethe und Schiller hatten die Schriften Diderots, welche sie übersetzten, nicht aus Drucken kennen gelernt, sondern aus Abschriften, welche als Beigaben zu der Correspondance littéraire an deren Abonnenten, deutsche Fürstlichkeiten, gelangten. Der Herausgeber dieser Correspondenz, der Vermittler dieser französischen Werke war wiederum ein Deutscher, der Baron Grimm. Er war fast dreißig Jahre Diderots intimer Freund, unterstützte ihn gelegentlich in seinen Studien und erfreute sich seiner eifrigsten Mitarbeit. Er überlebte Diderot und gab in seiner Correspondenz Nachricht von dessen Tode.

Grimm war nicht ehrlich und nicht dankbar. Wäre er beides gewesen, ja auch nur eins oder das andere, er hätte einen Hymnus auf Diderot anstimmen müssen, ähnlich dem, den er bei Voltaires Tod angestimmt hatte (Corr. litt. XII, 108 sq.). Aber sein Nachruf auf Diderot (C. l. XIV, 17 sq.) ist kurz und kühl: nur eine Erzählung seiner letzten Stunden, eine Nachricht von seinen hinterlassenen Handschriften, aber keine Würdigung seines Wesens und seiner Verdienste. Grimm erwähnt ganz flüchtig des Antheils, welchen Diderot an der „Correspondenz" genommen; nur eine treffende Bemerkung bringt er am Schlusse, daß nämlich Diderots Tod ein Verlust sei, den die Literatur, die Philosophie und die Freundschaft gleich sehr beweinen.

Von Diderot, dem Schriftsteller und dem Philosophen, melden alle Literaturgeschichten; von Diderot, dem Freunde, hört man selten. Und doch hatte er eine wahre Leidenschaft „Freunden ein Freund zu sein." Er war aufopfernd und edel, immer bereit, Anderen zu helfen, selbst wenn er darbte. Er spricht gern von Freundschaft, weil er sie zu üben weiß. Eine Gemäldebeschreibung unterbricht er einmal mit den Worten: „Nur für meine Freunde lese, denke, höre, fühle ich. Wenn ich durch irgend eine Schönheit gerührt werde, sage ich mir, das müssen meine Freunde wissen. Ihnen habe ich den Gebrauch meiner Sinne, meiner Fähigkeiten gewidmet und vielleicht deswegen übertreibe ich Alles, um auf sie den rechten Eindruck zu machen." Er wirkte für die Freunde, aber verlangte nichts von ihnen. Bekannt ist die Anekdote, daß er in ein Taschenbuch die Unwürdigkeiten aufzeichnete, die ein früherer Freund gegen ihn begangen hatte, daß er aber das Taschenbuch nie wieder zur Hand nahm. „Ich möchte das Unrecht vergessen, das Andere gegen mich begangen haben."

Er war ein getreuer Liebhaber. Freilich nicht gegen seine Frau, die eine gute, aber nur bisweilen reinliche Köchin war, und die Jemandem, der sie als Gattin eines so erhabenen Mannes glücklich pries, entgegenschrie: „Ja, da hat man etwas davon! Dieser große Philosoph hat kaum so viel, daß man den Topf ans Feuer setzen kann." Neben seiner Ehe ging eine Verbindung mit Sophie Volland einher, eine Verbindung, die Jahrzehnte dauerte, ohne gestört oder getrübt zu werden. Die herrlichen Briefe, die an sie gerichtet wurden, sind Zeugen eines schönen Verkehrs. Sie enthalten anmuthige Schilderungen seines Lebens, Selbstbetrachtungen, literarische Urtheile, ökonomische Mittheilungen, moralische Aussprüche: „Lieben Sie mich immer," heißt es einmal, „damit ich beständig das Laster fürchte." Zehn Jahre, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht, schrieb er an einen Freund: „Ich könnte mein Haus in Trümmer fallen sehen, ohne erregt zu werden, meine Freiheit bedroht, mein Leben in Frage gestellt, alle Arten Unglück über mich herfallen sehen, ohne mich zu beklagen, wenn sie mir bliebe; wenn sie mir sagte: „gib mir dein Blut, ich will es trinken", so würde ich es ausströmen lassen, um sie zu befriedigen. In ihren Armen ist mein Glück, ihr Glück habe ich stets gesucht. Ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß sie mir so theuer wie je ist und schwöre, daß weder Zeit noch Gewohnheit, noch irgend etwas, das die gewöhnlichen Leidenschaften schwächt, Macht über die meine gehabt hat, daß, seitdem ich sie kenne, sie die einzige Frau gewesen ist, die für mich in der Welt existirt."

Er war ein getreuer Sohn. Er lehrte die Pietät und übte sie. Ein Gedanke, den er gelegentlich ausspricht, von der Freundschaft der Kinder gegen ihre Eltern, fesselte Schillers Freundinnen, Lotte Lengefeld und Caroline von Wolzogen. Er liebte seinen Vater, trotzdem er nicht immer in Frieden mit ihm lebte — denn die Lebensanschauungen von Vater und Sohn gingen weit auseinander —; er sprach gern von ihm. In seinen Briefen stellt er ihn als einen Mann dar, den man nicht vergessen könne, wenn man ihn einmal gesehen habe, und bezeichnet es für sich als eine schwere Aufgabe, den Pflichten zu genügen, welche das Andenken dieses Mannes ihm auferlege. Aber auch in seinen Schriften redet er von ihm. In einer Reisebeschreibung (Oeuvres XVII, 334 sq.) braucht er einmal folgende schöne Worte: „Ich habe weder meinen Vater noch meine Mutter sterben sehen; ich war ihnen theuer und ich zweifle nicht, daß die Augen meiner lieben Mutter mich in ihrem letzten Augenblicke gesucht haben. Es ist Mitternacht; ich bin allein; ich erinnere mich an diese so wackeren Leute, an diese trefflichen Eltern und mein Herz zieht sich zusammen, wenn ich an alle die Unruhe denke, welche sie wegen des Schicksals eines heftigen, leidenschaftlichen, allen bösen Zufällen einer ungeheuren, von Verbrechen und Lastern erfüllten Hauptstadt führerlos anheimgegebenen jungen Menschen durchmachen mußten, ohne daß sie einen Augenblick die Süßigkeit genießen konnten, ihn zu sehen, ihn sprechen zu hören, selbst dann nicht, nachdem er durch seine natürliche Güte und durch den Gebrauch seiner Talente die Beachtung erworben hatte, die er jetzt genießt. Und dabei soll man wünschen Vater zu sein! Ich war das Unglück meines Vaters, der Schmerz meiner Mutter, so lange sie lebten und trotzdem war ich eins der Kinder, auf welches man die meisten Hoffnungen setzte. Es scheint, als wenn ich mich selbst lobe und doch bin ich nichts weniger als eitel, und zum Beweise dessen erzähle ich eine Geschichte, die mir wenige Jahre vor dem Tode meines Vaters passirte. Ich ging durch eine Straße meiner Heimatsstadt; alsbald hält mich ein Bauer am Arme fest und sagt zu mir: „Herr Diderot, Sie sind gut, aber wenn Sie glauben, daß Sie jemals so viel werth sein werden wie Ihr Vater, so irren Sie sich." Ich weiß nicht, ob Väter zufrieden damit sind, Kinder zu besitzen, die mehr bedeuten als sie; ich aber war es in dem Augenblicke, da ich hörte, mein Vater sei mehr werth gewesen, als ich."

So schrieb Diderot auf der Höhe seines Ruhmes. Es gibt kein Zeugniß, das ihn schöner charakterisirt und mehr ehrt, als dies Wort des von aller Welt bewunderten Philosophen über den unbekannten Messerschmied des Städtchens Langres.

An solche Aussprüche wollen wir denken, wenn wir Diderot würdigen wollen, nun da sich zum hundertsten Male der Tag erneut, an welchem er dem Leben entrissen wurde, nicht aber blos an seine „letzten Worte", die der jüngsten Ausgabe seiner „ausgewählten Schriften" als Motto vorangegangen sind: Le premier pas vers la philosophie, c'est l'incrédulite! Es ist ein Wort, das eines einsamen Denkers würdig ist, aber sein Wesen nicht vollkommen erschöpft. Denn Diderot ist nicht blos „Ungläubiger"

gewesen, sondern er ist Bahnbrecher des modernen Dramas und der modernen Kunstbetrachtung, Forscher und Gelehrter, Erzähler und Künstler, er hat Philosophie und Naturwissenschaft gepflegt und war der Technik nicht fremd. Er war ein Kind seiner Zeit und lehrte, wenn er auch nicht thätigen Antheil an den politischen Verhandlungen seiner Tage nahm, den Hochstehenden die Freiheit und den Niedrigen den Begriff ihrer Würde. Er war ein Franzose und benutzte die Weltherrschaft seiner Sprache, um Wirkungen weit über sein Land hinaus zu erzielen. Er lernte von den Engländern und vereinigte sich, um zu lehren, mit den Deutschen. Er war ein guter, edler Mensch, der die Sache stets höher hielt als die Person und der für jeden Andern eher wirkte als für sich. „Diderot ist Diderot," so mag man mit Goethe schließen, „ein einzig Individuum; wer an ihm oder an seinen Sachen mäkelt ist ein Philister und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist."

Zwei französische Schmähschriften über Deutschland.

Von Adolph Kohut.

Unsere liebenswürdigen Nachbarn jenseits der Vogesen nehmen mit den Waffen in der Hand keine Revanche, wohl aber suchen sie auf literarischem Gebiet uns in ihrer Art ein Sadowa zu bereiten. Sie betrachten heute mehr als je Deutschland als eine publicistische Beute, die in jeder Beziehung ertragsfähig gestaltet werden muß; mit dem Angenehmen — die Fehler der „Neugermanen" zum Amüsement der Franzosen herauszufinden — verbinden sie das Geschäft des Nützlichen; gerade wie gewisse Pariser Schriftsteller pornographische Bücher, so schreiben sie jetzt antideutsche Pamphlete und Machwerke. Die Zahl derartiger Schriften, welche in der letzten Zeit auf den Markt geworfen wurden, ist eine sehr beträchtliche und der Heißhunger der Pariser ist noch immer nicht gestillt; sie wollen immer mehr von dieser Art von Lectüre. Ich brauche es wohl nicht erst hervorzuheben, daß diese Bücher eine große Menge unwahrer, erdichteter und erlogener Thatsachen enthalten; die Deutschen und das Deutschland, welche sie uns vorführen, existiren nur in der Phantasie der Pariser Autoren, aber in der Wirklichkeit nicht. Abgesehen von der Genugthuung, welche das Revanchegefühl der Söhne der „grande nation" empfindet, wenn über die Sieger von 1870 der literarische Dreschflegel geschwungen wird, muß man allerdings gestehen, daß manche dieser Schmähschriften nicht übel gearbeitet sind, insofern man den Standpunkt der Pikanterie und Malice in Betracht zieht. Der amüsante Stil trägt daher zum Erfolge nicht wenig bei. Da diese Elaborate der Herren Pamphletisten durch so viele Hände wandern und, wenn auch nur ein paar Stunden, immerhin die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, müssen sie auch von uns beachtet werden, wie wenig Sympathie wir auch für die geriebenen und durchtriebenen Schriftsteller haben mögen, die den Sport des literarischen Pasquillantenthums mit ebenso viel Eifer wie — Unverfrorenheit betreiben. Aus der Fülle der gedachten Erzeugnisse hebe ich nur zwei Schmähschriften hervor, welche den meisten Spektakel hervorgerufen haben; erstens: „Die Berliner Gesellschaft" — „Societé de Berlin"*) — und zweitens Tissots neuestes Phantasiewerk: „Die preußische Geheimpolizei" — „La police secrète prussienne de Victor Tissot."**)

Die Autorschaft der „Societé de Berlin" ist die allerneueste Seeschlange, welche in den Spalten der Blätter von Zeit zu Zeit auftaucht und findigen Conjecturalkritikern dankbaren Stoff zu den großartigsten Combinationen gibt. Dieser geheimnißvolle „Comte Vassili" in der Nouvelle Revue der Frau Adam, wo das Pamphlet zuerst erschien, beschäftigte namentlich in der Berliner Hundstagssaison wiederholt müssige Köpfe. Zuerst wurde auf den Grafen Beust gerathen, weil er mit der „Muse der Republik" und leidenschaftlichen Preußenfresserin Frau Adam während seiner Thätigkeit als Botschafter in Paris in freundschaftlichen Beziehungen stand; dann wurde der bekannte französische Schriftsteller Guy de Maupassant „als derjenige, welcher" bezeichnet; dann wurde die Frau eines französischen Legationsrathes, bekannt durch ihre spitze Zunge und ihre spitze — Feder, und schließlich der frühere Vorleser der Kaiserin, Herr Gérard, und so weiter mit Grazie bis ins Unendliche als Attentäter, beziehungsweise Attentäterin denuncirt. Wir haben keine Veranlassung, an diesem Namensfischzug uns zu betheiligen und bemerken nur, daß der angeblich russische Graf Vassili offenbar einer Persönlichkeit als Maske dient, welche in Berlin viel herumgekommen ist, die namentlich allerlei Lakaien und Hofgesinde ausgehorcht und am Kaffeeklatsch und Hintertreppentratsch sich fleißig betheiligt hat. Die Anekdoten und Geschichten, welche über den Berliner Hof da zum Besten gegeben werden, haben Bedientenseelen ausgeheckt und eine Bedientenseele ist jedenfalls auch dieser „Comte Vassili", der einen solchen Tritsch-Tratsch seinem Publicum zu bieten wagt. Andere anständige französische Schriftsteller haben sicherlich von diesen Skandalgeschichtchen gleichfalls Kenntniß gehabt, aber ihr Anstandsgefühl verbot ihnen, derartiges Geschwätz zum Besten zu geben. Für die große Masse der Franzosen mag es freilich in hohem Grade interessant sein, über die Zierden des deutschen Volkes, die allgemein verehrten Staatsmänner und Kriegshelden, allerlei Anekdötchen zu erfahren, denn die „societé de Paris" liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen und ihr wahres Labsal bildet eben der — Skandal. Da das Pamphlet in Deutschland verboten ist und die Handhabung des Verbots mit größter Strenge gehandhabt wird, dürfen wir es nicht wagen, einige Stellen daraus mitzutheilen. Aber auch ohne diese Beschlagnahme entzieht sich das giftige Opus jeder Kritik, — nichts als schale Anekdoten und alberne Bemerkungen! Was den „literarischen" Werth des Opus betrifft, so ist derselbe ein recht problematischer; man merkt auf den ersten Augenblick, daß „die Berliner Gesellschaft" ein sehr ungleich geschriebenes Machwerk ist, und daß die Vermuthung, es hätten mehrere schöne Geister mit sehr verschiedenem Talent das edle Buch zusammengebraut, der Richtigkeit kaum entbehrt. Neben seichter Reporterarbeit finden wir nur ab und zu eine vornehm geschriebene Charakteristik. Die Skizze z. B., welche der Autor vom Fürsten Bismarck entwirft, ist, trotz ihres feindseligen Grundtones, nicht unzutreffend. Die Charakteristik ist offenbar von einem Feinde des Reichskanzlers geschrieben, aber von einem Feinde, der dem Fürsten seine Bewunderung nicht zu versagen vermag. Auch das Porträt der Kaiserin ist zart und sogar mit einer gewissen Schwärmerei ausgeführt, die gar nicht übel anspricht. Für den Prinzen Wilhelm zeigt der Verfasser des betreffenden Kapitels eine außerordentliche Verehrung; der Rest des Machwerkes jedoch verdient wenig Beachtung und vielleicht nicht einmal die Ehre eines behördlichen Verbots. Ich bin gespannt darauf, zu erfahren, ob im Falle ein Deutscher ein ähnliches schmähliches Sammelsurium von recht zweideutigen Histörchen und Pikanterien unter dem Titel: „Die Pariser Gesellschaft" veröffentlichen würde, dasselbe in Deutschland so absonderliche Beachtungen finden dürfte, wie die Societé de Berlin gefunden hat. Das Material hierzu würde in Paris gewissermaßen auf der Straße liegen und man brauchte zu keinen Lügen und Verleumdungen zu greifen. Aber ein solches Pendant dürfte schwerlich von einem Deutschen geschrieben werden, denn — man mag immerhin über unseren Pharisäismus zetern — in dieser Beziehung sind wir Wilden doch bessere Menschen! . . .

Wo Alles haßt, kann Victor Tissot allein nicht lieben, und Victor Tissot haßt die Deutschen gründlich, trotzdem er kein Franzose, sondern Schweizer ist, — aber das Geschäft bringt's einmal so mit sich. Der „prussien" wird von ihm fructificirt und je größer der Humbug, den er aufführt, desto lär-

*) Von Comte Vassili, Verlag der „Nouvelle Revue" in Paris.

**) Bei Dentu in Paris, der auch die übrigen Tissotiaden verlegt hat.

mender ist der Erfolg Victors, des „Siegers", dessen Waffe nicht das Schwert, sondern ein Lasso ist, den er den Deutschen meuchlerisch um den Hals wirft. Doch wozu Herrn Tissot ernst nehmen? Das hieße ihm eine Ehre anthun, die ihm keineswegs gebührt. Der phantasiereiche Verfasser der „Reise ins Milliardenreich" hat bereits den Franzosen so manchen germanischen Bären aufgebunden und auch diesmal verfuhr er nach dem Titel von Goethes Memoiren: „Wahrheit und Dichtung", — das letztere allerdings mit mehr Sorgfalt als das erstere beachtend. Das Körnchen Wahrheit in Tissots neuestem Pamphlet hat er gewissen, in Deutschland erschienenen Memoirenwerken entlehnt, die ihm irgend ein gefälliger Freund zugewiesen haben mag, aber dieses Körnchen schwimmt in riesiger Sauce, oder besser gesagt, Jauche der „Dichtung". Wie bei einem echten Sensations- oder Romanwerk, so sind auch hier die Geschichten mit vielem Geschick, das den Dichter, beziehungsweise Erdichter verräth, zusammengefügt und die Schilderungen so packend wie ein — Colportageroman, der in Lieferungen erscheint und mittelst der Hintertreppe in die Gesindestube gelangt. Es erscheint uns Deutschen zwar unglaublich, aber doch ist es wahr, daß Tissot von der französischen Presse zum politischen Apostel gestempelt wird, und die Franzosen betrachten seine früheren Pamphlete über Deutschland als verläßliche Quellen hinsichtlich des deutschen Wesens und der deutschen Verhältnisse, — und so wird auch „la police secrète" voraussichtlich als authentisches Werk über die Berliner Geheimpolizei in Paris ausposaunt werden. Und Herr Tissot weiß, wie's gemacht wird. Er ist ein Mann, reif für — die Franzosen. Mit der ernstesten Miene von der Welt versichert er, daß sein Buch kein Zeitroman im Genre von Sir John Redcliffe, Luise Mühlbach oder Gregor Samarow, sondern unverfälschte Geschichte und eine kolossale Enthüllung ist, die er sich kraft seines mächtigen Einflusses zu verschaffen gewußt hat. Ist's auch Wahnsinn, so hat es doch Methode! Die taschenspielerische Geschicklichkeit des Herrn Tissot zeigt sich schon im Vorwort. Dort theilt der Autor auszugsweise eine im Mai gehaltene Rede des Ministers von Puttkamer mit, die dieser im deutschen Reichstag über das deutsche Polizeiwesen gesprochen. Herr v. Puttkamer sagte u. A., daß die Regierung zur Eruirung politischer Verbrechen oder zur Verhütung derselben sich außerordentlicher Mittel bedienen müsse; nun ruft Herr Tissot, gestützt auf diese ministeriellen Bemerkungen im Parlament, aus: „Seht her, ihr guten Leute, die ihr vielleicht glaubt, ich flunkere, wenn ich euch etwa zu starke Stücklein von den Herren preußischen Geheimpolizisten erzähle; lest da, ihr ungläubigen Menschen, die ihr die Gräuelthaten, die ich euch auftische, vielleicht übertrieben finden könntet, die Worte Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern in Preußen, des Herrn v. Puttkamer, und ihr werdet Vertrauen zu meiner Authenticität finden, denn Se. Excellenz gibt selbst zu, daß die preußische Geheimpolizei sich der außerordentlichsten und unlautersten Mittel bedienen muß." Dieses raffinirt ausgeklügelte Jongleurkunststück wird natürlich nicht verfehlen, einen gewissen Eindruck auf das französische Publicum zu machen.

Somit wäre es ja leicht möglich, daß die Franzosen Herrn Tissot aufs Wort glauben, daß Herr v. Bismarck im Jahre 1867 der moralische Anstifter des Berezowski'schen Attentats war, weil es in der Absicht dieses Staatsmannes lag, den russischen Kaiser Alexander mit Napoleon III. zu entzweien, — ein Geschäft, welches die Pistole des Polen am besten besorgen mußte. Der erfindungsreiche Herr Tissot schildert den Zusammenhang folgendermaßen: Regierungsrath Stieber, der außer seiner amtlichen Stellung in Preußen vom russischen Kabinet mit der besonderen Aufsicht der im Auslande lebenden polnischen Flüchtlinge betraut war, hatte durch einen Agenten gleich im Voraus erfahren, daß ein junger polnischer Fanatiker, Namens Berezowski, den Auftrag übernommen hatte, den Zaren, der sich damals mit König Wilhelm zusammen in Paris aufhielt, zu ermorden. Stieber sucht nun den Zaren Alexander im Palast des Elysée und den Polizeipräfecten Pietri auf, um von seiner wichtigen Entdeckung Bericht zu erstatten. Aber weder der Zar noch seine Adjutanten sind zu Hause. Der Polizeipräfect dinirt in Saint Cloud beim Kaiser. Es ist daher nicht möglich, den Attentäter zu verhaften und Stieber begnügt sich, Berezowski von einem seiner Geheimen auf Schritt und Tritt verfolgen zu lassen. Mißgestimmt begibt sich der Polizeigewaltige auf die norddeutsche Botschaft, wo damals Bismarck Absteigequartier genommen hatte und wo Stieber ebenfalls wohnte. Im Thorweg, erzählt Tissot, begegnet der Regierungsrath dem Minister, der im Begriffe steht, auszufahren, um den herrlichen Abend im Bois de Boulogne zu genießen.

„Ich habe Excellenz etwas sehr Dringendes und Wichtiges zu melden," sagt Stieber, an den Wagen herantretend.

„Wird's lange dauern?" fragt Bismarck. „Ich möchte nicht um den schönen Spaziergang kommen und wer weiß, wann ich wieder eine freie Stunde haben werde. Steigen Sie mal herein und erzählen Sie mir die Sache unterwegs."

Während nun die Equipage die Avenue des Champs Elysées hinauffuhr und bald im Dickicht des Gehölzes verschwand, wo die Tausende von buntfarbigen Lämpchen der Kutscher, die sich zum üblichen Sommernachtscorso eingefunden hatten, phantastisch irrlichterirten, berichtete Stieber dem Bundeskanzler über die für den nächsten Tag geplante Mordthat.

Doch lassen wir Herrn Tissot reden.

Graf Bismarck nahm eine nachdenkliche Miene an. „Welch ein Unglück!" rief er wehmüthig. „Wenn ein so erhabener und großmüthiger Herrscher wie Kaiser Alexander einer so ruchlosen Missethat zum Opfer fallen würde! Das kann und darf nicht geschehen! Sie werden es wohl zu verhüten wissen, nicht wahr, Stieber?"

„Allerdings!" antwortete dieser.

Der Graf schwieg dann eine Weile und befahl dann umzukehren. Nach einer Pause erkundigte er sich, wer der Mörder sei, und als er erfuhr, daß es sich um einen 18jährigen Polen handelte, setzte Bismarck sofort seine geheimsten Pläne auseinander. „Wenn die französische Polizei das Verdienst hat, dem Zaren Alexander das Leben zu retten und den Attentäter zu entdecken, — wissen Sie, was dann geschieht? Der Zar wird mit dankerfülltem Herzen vom Kaiser Napoleon Abschied nehmen und die französisch-russische Allianz ist fertig. Wir müssen uns in Paris „à pique" und in Petersburg „à carreau" hüten ... Denken wir uns dagegen den Mann dort losschießen — er trifft das Ziel nicht, aber die Wirkung ist einmal da. Die französische Gastfreundschaft ist verletzt, und erfolgt gar eine milde Verurtheilung, dann ist das Tischtuch zwischen Frankreich und Rußland zerschnitten." Die beiden Spazierfahrer kehren nach dem Botschaftspalais zurück. Unter der Einfahrt meldet ein Posten, daß ein Bote bereits eine halbe Stunde auf den Geheimrath Stieber warte. Der Mann, der auf den ersten Augenblick als ein Geheimpolizist zu erkennen war, überreichte Stieber ein Couvert, aus welchem der Adressat eine Visitenkarte entnahm, die vom Polizeipräfecten herrührte. Der „Monsieur le conseiller" benachrichtigte ihn, daß er bereit sei, ihn zu jeder beliebigen Stunde, auch des Nachts, zu empfangen, wenn es sich um eine wichtige Angelegenheit handeln sollte. Stillschweigend überreichte Stieber dem Grafen Bismarck das Billet; beide betrachteten sich eine Weile und sagten dann, zu dem Boten gewendet: „Es ist nichts Wichtiges; sagen Sie dem Herrn Präfecten, es wäre nichts Dringendes." Am nächsten Tage fand die Revue statt und bei der Rückkehr fielen die Schüsse des Polen.

So weit die Mordgeschichte, die Herr Tissot ausgesonnen. Wir haben dieselbe gleichsam als Probe mitgetheilt, damit man ersieht, daß die Phantasie des Pamphletisten eine geradezu ungeheuerliche ist. Derartige Geschichten kommen in bedeutender Anzahl vor. Eine der tollsten Räubergeschichten ist die der Entdeckung der geheimen Papiere des östreichischen Bundestagsgesandten, Freiherrn von Prokesch-Osten, auf Veranlassung seines „Rivalen", des Herrn v. Bismarck. Das Märchen ist zu plump und — unverschämt, um hier auch nur andeutungsweise erzählt zu werden.

Enthält der hier skizzirte erste Theil der Tissotiade mehr oder weniger unsinnige Erfindungen und alberne Mord- und Räubergeschichten, so ist der zweite keineswegs harmlos, sondern

voll der giftigsten Ausfälle und Denunciationen. Hier wird der in Frankreich ohnehin grassirenden Spionenriecherei in grauenhafter Weise Vorschub geleistet. Herr Tissot entblödet sich nicht, seine journalistischen Collegen in Paris, die für deutsche Zeitungen schreiben, in der ruchlosesten Weise zu verdächtigen. Einen besonderen Giftzahn hat er auf Herrn Albert Beckmann, den Correspondenten und Vertreter der „National-Zeitung" in Paris. Es werden ihm Insulten ins Gesicht geschleudert, die sich kein Ehrenmann gefallen lassen darf, und ihm nachgesagt, daß der verstorbene Dr. Landsberg, der bekannte Herausgeber der Landsberg'schen Correspondenz, ihn öffentlich als „mouchard" titulirte und dergleichen Schmähungen mehr. Was haben solche Hetzereien gegen Deutsche, die in Paris die französische Gastfreundschaft genießen und des Schutzes des Völkerrechtes theilhaftig sind, für einen Zweck? Was interessiren das Publicum überhaupt die Privatangelegenheiten eines Journalisten? Bei dem leicht erregbaren Gemüth des Franzosen ist die Befürchtung nicht ausgeschlossen, daß schließlich die Tissotiaden auf keinen unfruchtbaren Boden fallen und die Nachwirkungen des denunciatorischen Buches auf die Lage der in Paris lebenden Deutschen sich in betrübender Weise geltend machen werden. Aber darum kümmert sich dieser Ehrenmann nicht! Er sinnt vielmehr auf immer neuen Skandal — auf Kosten Deutschlands. Non olet. Nun, Jeder mag mit dem Wasser kochen, das er zur Hand hat, aber das Wasser aus der Tissot'schen Autorenküche ist doch gar zu schmutzig. Ein Mann, der jeglichen Anstand so außer Acht läßt, wie Herr Tissot, blamirt zugleich die auf ihre Ritterlichkeit meist so stolze französische Nation; er schadet nicht Deutschland, das den sauberen Vogel an seinen Federn längst kennt, sondern zumeist Frankreich. Bei seiner Spionenriecherei übersieht dieser Fanatiker des Deutschenhasses, daß er der schlimmste Feind der von ihm gehätschelten Franzosen ist. So erzählt er z. B., daß Rothan, der Secretär der französischen Botschaft, den König Friedrich IV. bei seinen Excursionen nach den Ufern des Rheins durch den Spion Taschen überwachen ließ. Rothan gab dem Agenten 1000 Francs zur Bestreitung der Reisekosten. Herr Rothan wurde betrogen, — was uns nichts angeht, aber Thatsache ist, daß er, der Spion, von dem französischen Legationssecretär besoldet wurde; und doch sieht Tissot den Splitter in den Augen der Deutschen, während er für den Balken in seinen eigenen Augen keine Empfindung besitzt... Nicht einmal die Todten sind vor ihm gefeit. So erzählt er einmal, daß der Feldmarschall Graf Wrangel selbst gegen Mitglieder der königlichen Familie so familiär gewesen sei, daß er eines schönen Tages die Königin Elisabeth mit: „Meine gute kleine Dame!" angeredet habe. Graf Wrangel würde eine solche schwere Verleumdung nicht ungestraft gelassen haben, denn ein Grundzug seines Charakters war die in Wort und Haltung bekundete Ehrerbietung gegen Mitglieder der königlichen Familie.

Doch genug von der neuesten Tissotiade: mag Herr Tissot noch so viele Schmähschriften über Deutschland vom Stapel lassen, er ist und bleibt doch der Polichinell der Publicistik, über dessen Capriolen und Ungezogenheiten man lacht, sich aber nicht ärgert. Niemand wird ihn stören in der Ausübung seines Gewerbes: auf Kosten der Wahrheit und des guten Geschmackes eine Entenzucht en gros zu betreiben!

Die spanische Königsfamilie.

Von Schmidt-Weißenfels.

Das Geschlecht der Bourbonen, das so lange Zeit fast die ganze romanische Welt in Europa in verschiedenen dynastischen Zweigen beherrschte, sitzt nur noch auf dem spanischen Thron. Auch von diesem ist es schon zweimal in diesem Jahrhundert heruntergestoßen worden, und seitdem es — neun Jahre nunmehr — auf denselben wieder zurückgeführt worden ist, gilt es einem sehr großen Theil der Spanier für eine revolutionäre Gewalt, und Niemand in der Welt möchte darauf schwören, daß es im ruhigen Besitz seines letzten Thrones bleibt. Seit einigen Wochen gährt es in dem gelobten Lande der Pronunciamentos wieder ganz bedenklich. Es dürfte daher zeitgemäß sein, die annoch regierende spanische Königsfamilie, gegen die sich alle revolutionären Kundgebungen in erster Linie richten, zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung zu machen.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, in Madrid die königliche Familie, sei es bei festlichen Vorgängen im prächtigen Schlosse, sei es bei öffentlichen Schauspielen, zu sehen, so vermag man sich kaum des Gedankens zu erwehren, daß alle diese Herrlichkeit eines Tages wieder zu Ende sein könnte und daß diese Besorgniß die Mitglieder des Königshauses selber bedrückt. Der Prunk der officiellen Huldigungen ist wohl an keinem der europäischen Höfe noch mehr von kalter Heuchelei und selbstsüchtiger Verlogenheit durchzogen, als wie an dem von Madrid. Eine aufrichtig ergebene, und durch Staatsraison wie ihre monarchischen Grundsätze dazu bestimmte Schaar ausgenommen, die einen engeren Kreis um den jungen Monarchen bildet, bewegt sich in der flimmernden Luft des Hofes ein Adel ohne liebevolle Anhänglichkeit und ein höchstes Beamtenthum von politischer Charakterunbeständigkeit. Ein guter Theil von Einem wie von Anderm beugt sein Haupt vor der Majestät Alfons XII. wie eine Pagode, die man angestoßen hat; sonnt sich in dem Licht, das gerade scheint; trägt die goldstrotzende Uniform, weil sie das nothwendige Amt umkleidet, oder geht gar ehrfurchtsvoll grüßend an dem rothsammtnen Thron vorüber, den er im September 1868 gleichmüthig hatte in die Rumpelkammer tragen lassen, wenn nicht mit eigenen Händen und unter dem Lebehochruf auf die Republik dahin mitgeschleppt.

Ebenso wenig ist von einer Liebe und begeisterungsfähigen Treue des Madrider Volks, oder eines anderen Theils der spanischen Bevölkerung, für die herrschende Dynastie Aufhebens zu machen. Oeffentliche Kundgebungen der Achtung und Höflichkeit können in einer Hauptstadt nicht mangeln, in der die vornehme und bürgerliche Gesellschaft durch allerhand Interessen mit der existirenden Ordnung verbunden ist und für deren ersten Vertreter sie den König und sein Haus mit mehr oder weniger persönlicher Sympathie ansieht. Und selbst in dieser Beziehung fällt die frostige Zurückhaltung auf. Enthusiastische Aeußerungen des Volks aller Klassen, wie sie dem Könige im vorigen Herbst nach der Rückkehr aus Paris wegen der dort erlittenen Beleidigung bereitet wurden, konnten nur als lebhafte Kundgebungen eines leicht erregbaren Nationalstolzes aufgefaßt werden, den es drängte, dem Könige als dessen berufenen Wächter eine Genugthuung für die französische Kränkung und eine Freude über sein taktvolles Benehmen in diesem besonderen Falle auszudrücken. Gewiß hat der König Alfons für seine Person dadurch auch viel an Theilnahme im Volke von Madrid gewonnen; aber in der Hauptsache bleibt die öffentliche Achtung vor ihm stehen, wie wenn sie sagen wollte: Du bist anzuerkennen; Deine Regierung ist sogar für Spanien unter jetzigen Umständen nothwendig und die annehmbarste zur Erhaltung von Ordnung und Friede; ob sie sich jedoch bewähren und in den Herzen der Spanier befestigen wird, muß man abwarten, und darum mußt Du selbst die meiste Sorge tragen.

Der Fremde in Madrid kann nicht umhin, der Erscheinung der alten Königin Isabella, wenn die Bezeichnung nicht als ungalante angenommen wird, das lebhafteste Interesse zuzuwenden. Man hat schon von ihr gehört, als man noch Kind war — und was hat man nicht Alles von ihr gehört, was die Phantasie um sie, um ihren Hof und in den romantischen Vorstellungen spielen ließ, mit denen unsere Dichter uns von dem „schönen Spanien" und seinen Dorados „unterm Schatten der Kastanien" erfüllt haben! Man ist seitdem selber schon alt geworden und kann sich zunächst nicht vorstellen, daß diese Königin Isabella überhaupt noch sichtbar ist. Es ist Einem, als müßte sie schon längst gestorben sein, da sie schon vor vierzig Jahren auf dem Thron saß und vor sechzehn Jahren abgesetzt wurde.

Dann erinnert man sich freilich, daß sie die Mutter des jetzigen sehr jungen Königs ist und noch lebt, daß sie noch ein kleines dreijähriges Kind war, als sie schon der Reihe der spanischen Monarchen zugezählt wurde, und daß sie jetzt überhaupt kaum dreiundfünfzig Jahre überschritten hat. Das ist das Alter, in dem eine gesunde Frau noch kräftige Beweise ihres Lebens gibt, in dem ihre erwachsenen Kinder die Mutter als Freundin verehren, und die Freude an den Eitelkeiten dieser Welt bei ihr noch keineswegs der grämigen Philosophie der Greisenhaftigkeit Platz macht.

In der That, Donna Isabella ist ein sprechendes Bild der lebensfrohen Frau von fünfzig Jahren. Es gibt Damen, die mit vierzig nicht so frisch und so blühend aussehen. Allerdings, sie hat eine mächtige Fülle des Körpers, eine königlich mächtige; sie wird, nach ihrem bequemen, warmen Schuhwerk zu schließen, nach ihrem vorsichtigen Schreiten, wohl auch etwas Gicht in den Beinen haben, und an ihrem blühenden Gesicht mögen die feinen Schminken und Salben ebenso viel schuld sein, wie an dem matten weißen Teint und den schwarzen Augenbrauen so vieler spanischer Sennoras. Aber ihre Toilettenkünste stehen einer Dame wohl an, welche noch das Weib und die Fürstin repräsentiren will, und ihre Gicht wie ihre quellende Beleibtheit verhindern sie nicht, noch in der Quadrille eines Hofballes mitzutanzen. Sie hat in ihrem angenehmen Gesicht die Züge eines harmlosen, sorglosen Charakters und die Stürme ihres Lebens haben dahinein keine lesbare Schrift geschrieben. Sie ist eine Frau, die ihre Geschichte mit kummerloser Gemüthlichkeit trägt und in die Zukunft zu blicken scheint, als liege sie unter blauem, wolkenlosen Himmel vor ihr, alles Vergangene vergessend.

Ein wunderbares Geschick hat sie zur Königin von Spanien und zur Stammmutter einer neuen Dynastie ihres bourbonischen Hauses gemacht, wogegen es ihrem Vaterlande damit eine Menge Unglück zu dem schon ererbten hinzufügte. Denn hätte ihr alter Vater Ferdinand VII. sich 1830 von seiner neugeheiratheten jungen und klugen Frau Marie Christine von Neapel nicht bethören lassen, das herrschende salische Gesetz aufzuheben und das der „siete partidas“ wiederherzustellen, kraft dessen in Ermangelung von Söhnen die weiblichen Nachkommen des Königs zur Thronfolge gelangen konnten, so würde es seitdem nicht drei blutige Bürgerkriege im Lande gegeben haben und keinen Carlismus, welcher sich als verdrängte legitime Königsgesinnung gegen die Monarchie Isabellas und ihrer Familie fest organisirt hat. Das selbstsüchtige und beschränkte Regiment ihrer Günstlinge und Beichtschwestern hat auch nicht dazu beigetragen, Spanien aus seiner politischen Versumpfung emporzuheben, dagegen ein Republikanerthum entstehen lassen, in welches sich mehr und mehr alle unzufriedenen Elemente des Bürgerthums und der Armee wie zu der Möglichkeit neuer Hoffnungen für das Vaterland flüchteten. Die Generäle, welche die gutmüthige Isabella mit einer merkwürdigen Vorliebe einsperrte, verließen das Militärgefängniß von San Franzisco in Madrid alle als Feinde des absolutistischen Königthums oder der bourbonischen Dynastie, und suchten darnach durch Soldatenaufstände der alten Wirthschaft ein Ende zu machen. Was man darüber auch sagen mag, es war doch ein patriotischer Zug in diesen Schilderhebungen und ohne die rebellischen Generäle würde die Reaction in Spanien womöglich bis zu Ketzerverbrennungen wieder zurückgeführt worden sein. Es hat ja unter Isabella und ihr zu Ehren auch wirklich noch in der Stadt Madrid nahe der plaza mayor, dessen Boden einst von der glühenden Asche der Scheiterhaufen gedörrt wurde, ein Autodafé gegeben. Der Priester Marino, welcher 1852 einen Mordanfall auf sie versuchte, ward nach seiner Hinrichtuug öffentlich verbrannt, während unter ihrem jetzt regierenden Sohn Alfons bei der Hinrichtung der beiden Fanatiker, die ein Attentat gegen ihn verübten, das flammende Nachspiel im Stil des Mittelalters unterblieb.

Kam Isabella gleich nach Erlaß des neuen Thronfolgegesetzes von 1830 eigentlich zum Unglück Spaniens als die erste Tochter Marie Christinens auf die Welt, so ist es gleichwohl nicht zu bestreiten, daß ein großer Theil der Bevölkerung noch heute für sie eingenommen ist. In dem alten Beamtenthum steckt noch viel Sympathie für ihre Person, und Isabella weiß es sehr wohl. Als man ihr im September 1868, während sie sich auf Besuch zu Louis Napoleon nach Frankreich begab, ihre Absetzung durch die ausgebrochene Revolution in Madrid mittheilte, wollte sie es gar nicht für möglich halten und sie hoffte jeden Tag, daß man sie in Reue und des republikanischen Zwischenspiels satt auf ihren geliebten Thron zurückrufen werde. Es kam ihr sehr, sehr schwer an, auf ihre Rechte daran zu Gunsten ihres Sohnes, wie man sie bedrängte, Verzicht zu leisten und sie überwand sich erst beinahe zwei Jahre später dazu, nachdem ihr diese Rechte durch eine schwere Summe gleichsam abgekauft worden waren. Noch heute verschmerzt sie es nicht, Königin genannt zu werden, ohne es zu sein. Die Besorgniß, daß ihre zahlreichen Anhänger ihr das Vergnügen machen könnten, sie wieder auf den Thron zu setzen, bewog die Alfonsisten mehr, ihr nach der Proclamirung ihres Sohnes zum König die Rückkehr nach Spanien zu verweigern, als die vorgeschützte Gefahr für ihre Sicherheit daselbst. Erst 1877 ließ man sie zurückkommen und seitdem ist wieder in Madrid vereinigt, was derzeit die spanische Königsfamilie bildet. Die alte Königin Isabella thut bei Hofe wieder mit, genießt die ihr als Mutter des Königs gebührenden Ehren, amüsirt sich und hält sich aus eigenem Antrieb und weil es sein muß den politischen Geschäften fern. Sie hat keinen Sinn zu Intriguen und nichts ist im Ernst davon für die Regierung ihres Sohnes zu befürchten. Doch in Spanien sind die überraschendsten Ereignisse möglich und daher könnte es auch sein, daß eines Nachts die corpulente Isabella von entschlossenen Verehrern entführt wird und der junge Tag im Purpurkleide sie mit der Krone wieder auf dem Haupt begrüßt. Wenigstens versichert man, daß Don Alfons für sein Regiment nicht so sehr den Don Carlos oder die Republikaner fürchtet, sondern seine liebenswürdige Mama, weil sie eben viele alte Anhänger im Lande hat.

Die königliche Familie in Madrid zählt nicht mehr alle die Mitglieder, die sich zu Isabellas Regierungszeit im Schlosse befanden. Der angetraute Gemahl der Stammmutter, den man 1846 für sie ausgesucht hatte, ihr Vetter, der gute „König“ Franz d'Assis, denkt längst schon fern von Madrid über seine spanische Heirath nach und ist seit 1870 von der Theuren geschieden. In diesem Jahre machte Isabella gleichsam reinen Tisch, wie in dem Vorgefühl großer weltgeschichtlicher Ereignisse, die sie gar nichts angehen sollten. Sie entsagte dem Gatten und dem Thron, und zu dem letzteren Verzichte wurde sie offenbar durch die plötzlich aufgetauchte Möglichkeit bestimmt, daß ein deutscher Prinz aus dem Hause Hohenzollern König von Spanien werden könnte. So beseitigte sie sich wenigstens als ein Hinderniß für eine spätere Thronberufung ihres Sohnes Alfons.

Von ihren Töchtern, die sie als Königin geboren, kamen nur die zwei jüngsten, die Infantin de la Paz und die Infantin Eulalia, mit ihr nach Madrid an den Hof ihres Sohnes zurück. Sie standen damals — 1877 — noch in dem jugendlichen Alter von fünfzehn und dreizehn Jahren und versprachen weiter keine Schönheiten zu werden, waren aber durch die schmerzliche Erfahrung des Exils, in dem sie ihre zarte Kindheit verleben mußten, bescheideneren Sinnes und leutseligeren Charakters geworden, als ihre älteste Schwester Maria Isabella. Dieselbe war schon seit 1868, kurz ehe ihrer Mutter Absetzung erfolgte, mit siebzehn Jahren an den Grafen Girgenti, Bruder des Exkönigs von Neapel, vermählt worden und dieser Vorgang gehörte mit zu den letzten pikanten Hofgeschichten, die man sich aus der Regierungszeit der tugendhaften Königin erzählt. Die Infantin Maria Isabella, die 1851 nach sechsjähriger kinderloser Ehe geboren wurde, erhielt den Titel einer Prinzessin von Asturien, welcher in Spanien dem muthmaßlichen Thronfolger — hier der Thronfolgerin — zukommt, wie in England nach der Grafschaft Wales. Im Volke nannte man die Neugeborene boshafter Weise Araneja, weil damals der Commandant der Leibgarde der Königin Arana hieß. Als sie, der Sitte gemäß, in der Kirche von Atocha mit großem Pomp ausgestellt werden sollte, geschah das Attentat

des Priesters Marino auf ihre Mutter — am 2. Februar 1852 — noch in der Galerie des Palastes. Der Dolchstoß wurde von dem Fischbein des Mieders der Königin aufgefangen und verletzte sie nur leicht. Das war ihr erstes Unglück mit der Araneja. Sechs Jahre später wurde Alfons geboren und das war das zweite Malheur für Araneja. Denn sie verlor damit den Titel von Asturien, der nunmehr ihrem Bruder zukam, und dieser Verlust erbitterte die Prinzessin schon als Kind. Sie wurde sehr herausfordernden Charakters, so daß man bedacht war, sie so schnell als möglich zu verheirathen. Die Sache wurde mit den vertriebenen neapolitanischen Bourbons vereinbart und eines Tages im Frühjahr 1868 stellte sich Gaetano, Graf von Girgenti, als Freier ein, dem man augenblicks den Beinamen Prinz von Urgente in passender Umbildung von Girgenti gab. Er war 22 Jahr alt, so klein von Wuchs, daß der Säbel ihm bis auf die Brust reichte, hatte kleine Augen, einen hochrothen Kopf, gar nichts Anziehendes im Wesen, und seinen Einzug in Spanien mit einem Gepäck gehalten, das auf der Eisenbahn mit vierzehn Pfund Uebergewicht befördert worden war. Die Hochzeit fand statt und Donna Araneja mußte damit das Unglück hinnehmen, Spanien zu verlassen.

Zur königlichen Familie, die im Schlosse zu Madrid oder in Aranjuez residirt, ist auch der Herzog von Montpensier zu rechnen, nicht nur, weil er an demselben Tage im Jahre 1846, an dem Isabella mit Franz von Assis vermählt wurde, nach Louis Philipps von Frankreich Abkartung mit deren einziger, jüngeren Schwester Hochzeit feierte, um einen Zweig der Orleans auf den bourbonischen Ast zu pfropfen; sondern weil er dann auch noch der Schwiegervater seines Neffen, des jetzigen Königs Alfons geworden ist. Es ist ein alter, feiner Herr von echt französischem Typus mit seinem „Birnenkopf" in weichem, weißem Haar, und er hat in Spanien sein Glück gemacht, weniger, daß er zum Generalkapitän ernannt wurde, sondern daß er eine große Besitzung in Sevilla geschenkt erhielt, die er außerordentlich nutzbringend zu machen verstand. Mit Orleans'scher Findigkeit hat er sich derart großen Reichthum verschafft. Dabei ist sein Garten San Telmo in Sevilla einer der schönsten in Spanien und als seine Winterresidenz daselbst ebenso sehenswürdig, wie der alte, maurische Alcazar von alhambraischer Pracht, in welcher die Königin Isabella ihm dort Nachbarin zu sein pflegt. Kaum war Don Alfons König geworden, als er mit heißblütigem Herzen sich in seine Cousine, Maria de las Mercedes von Montpensier, verliebte. Sie war erst fünfzehn Jahre alt. Der alte Herzog widerstrebte auch anfangs dem ungestümen Verlangen des noch nicht zwanzigjährigen Monarchen, seine jüngste Tochter an denselben zu vermählen. Doch die Liebe siegte über alle Bedenken einer so nahen, bei den spanischen Heirathen nur zu häufig mißachteten Blutsverwandtschaft. Die schöne Rose Mercedes wurde Königin; aber fast noch im holden Rausch der Flitterwochen raffte sie der Tod von der Seite ihres verzweifelnden Gatten. An ihrem marmornen Grabmal, dem einzigen, welches sich in einer Altarnische der Riesenkirche vom Escorial befindet — die Todtengrüfte der königlichen Familie sind alle in den Gewölben darunter — hat er oft in Einsamkeit gebetet und um die so früh Verlorene seine heißen Thränen vergossen.

Das dynastische Interesse verlangte von Alfons, sich des Neuen zu verheirathen. Seine Wahl fiel auf die junge österreichische Prinzessin Maria Christine. Aus jener Zeit, die er als Schüler des Theresianums in Wien zugebracht, waren ihm noch alle Erinnerungen an den Aufenthalt daselbst lebendig, und es waren ihm schöne und dankbar stimmende Erinnerungen. Er hatte durch sein Exil, in dem er zum Jüngling heranreifte, durch die Lehrjahre in Wien, Menschen und Dinge anders und besser kennen gelernt, wie es in der Hofluft, zumal spanischer, möglich gewesen wäre, und er am meisten würdigte diesen Gewinn und wollte ihn sich erhalten wissen. Ganz in leichter, gefällig wienerischer Ungezwungenheit bewegt er sich noch immer, spricht das Deutsche in Wiener Art vortrefflich und gern, und seine Erkenntlichkeit für die Schule des Theresianums drückte er auch dadurch aus, daß er im einsamen Escorial eine Art Kadettenanstalt unter demselben Namen auf seine Kosten einrichtete, deren Zöglinge die Wiener Uniform tragen und speciell für den Douanedienst als Carabiniers ausgebildet werden. Gegen Ende des Jahres 1879, ein reichlich Jahr nach dem Tode der ersten Gemahlin, ging er seine zweite Vermählung ein. Die junge Erzherzogin wurde als spanische Königin mit Sympathien seitens der Madrilenen begrüßt, zumal der Damenwelt; ihre anmuthvolle Erscheinung, ihre natürliche Liebenswürdigkeit in der Einfachheit ihres Wesens machen sie zu einer reizvollen Erscheinung. Menschliche Kümmerniß ist ihr als Gattin nicht erspart geblieben; aber nach Wolken kam immer wieder Sonnenschein in ihre Ehe, und die zwei Töchter, denen sie bisher das Leben geschenkt, erfüllen sie mit dem Glück einer liebenden Mutter. Sie ist allerdings des Spanischen vollauf mächtig, doch liebt sie es, in ihrem häuslichen Kreise, mit ihrem Gemahl, in ihrer Muttersprache zu verkehren; auch mit den beiden in der Familie lebenden Infantinnen, denen freilich das Deutsche nur wenig Behagen abgewonnen hat, obgleich die ältere — Donna de la Paz — im vorigen Jahre mit einem bayrischen Prinzen verheirathet wurde. Längst heißt es, daß die jüngere, Donna Eulalia, mit dem Kronprinzen von Portugal vermählt werden soll.

Das königliche Vermögen an Geld und Gut hat durch die Revolution von 1868 einen argen Stoß erlitten. Was die Republik in spanischer Noblesse trotz der schlechten Staatsfinanzen der Königin Isabella in Ablösung ihrer Ansprüche baar auszahlte, hat sich unter ihren Fingern im Aufenthalt zu Paris stark verflüchtigt. König Alfons hatte seine Noth, die Summe aufzutreiben, welche er für alle Fälle bei seiner Vermählung mit der östreichischen Erzherzogin sicher stellen mußte. Was die Civilliste betrifft, so gibt sie dem Könige 7 Millionen Pesetas (= Francs), der Königin 450,000, der Mama Isabella noch 750,000, ihrem geschiedenen Gemahl 300,000, den Infantinnen 250- und 150,000. Zusammen mit dem Aufwand für den Hofstaat und der königlichen Escorte beinahe elf Millionen. Der König hat ehrenhalber starke Ausgaben übernommen, darunter den Ausbau des vom Blitz zum siebenten oder achten Mal schon getroffenen Escorial. Außerordentliche Opfer für sich noch vom Staatsschatz zu verlangen, darf er nicht wagen, ohne den Unmuth der vielen Monarchiefeinde im Lande zu erhöhen, nach deren Ansicht er schon viel zu viel kostet. Als der deutsche Kronprinz zu Besuch kam, wurde vorweg bekannt gegeben, daß alle Ausgaben für die ihm zu Ehren vorbereiteten Feste nur aus der Kasse des Königs bestritten werden würden, um keine Verstimmung dagegen im Volke hervorzurufen. Ein großes Geschäft in Madrid sollte eine Lieferung von Ausstattungssachen bei der zweiten Hochzeit übernehmen und die Zahlungen dafür in mehreren Raten binnen längerer Frist erhalten. Es verzichtete lieber auf den Handel, als daß es auf diese Bedingungen sich einließ. Dies charakterisirt den Credit des Königs oder vielmehr den seiner Würde und der Sicherheit, die sein Einkommen bietet. Ist es in unseren Tagen schon überhaupt kein so schönes Geschäft mehr, wie früher, ein König zu sein, so am allerwenigsten wohl derzeit in Spanien.

Aus der Hauptstadt.

Die beiden neuen Panoramen.

In wenigen Jahren kann das Panorama seinen hundertjährigen Geburtstag feiern. Es hat mancherlei Schicksale erlebt, alle im Bereich der Möglichkeit liegenden Kinderkrankheiten durchgemacht; nur die Zuneigung des reflexionslos genießenden Publicums hat es am Leben gehalten und gegen die Verachtung oder Gleichgültigkeit derer, die es

besser wissen, in Schutz genommen; dankbar hat es sich, zu Kräften gekommen, von allen schlechten Angewohnheiten und Unarten befreit, hat sich die warme hingebende Freundschaft großer Künstler errungen, die es weit über das Erreichbarscheinende hinaushoben, und heute an seinem Jubiläum zählt es zu den populärsten Kunstinstituten; keine Großstadt, kaum eine Mittelstadt will seiner entbehren, und selbst die widerstrebende Aesthetik sieht sich gezwungen, es als eine Erweiterung und Bereicherung der altbestehenden Kunstformen anzuerkennen.

Seine Wiege stand in England, aber die Erziehung zum Weltbürger genoß es in Paris. Anfangs war es sich des Reichthums seiner eingeborenen Mittel noch nicht bewußt; es schielte nach dem Theater, soll hier und da einen Versuch mit lebendigen Statisten nicht verschmäht haben und ist von Donner und Blitz und natürlichen Wasserfällen nicht ohne Anstrengung losgekommen. Wie in aller Kunst ging auch hier Probiren über Studiren. Allmählich, wenn auch erst spät, lernte es seine eigenen Kunstmittel erkennen und mit wachsender Kraft und Selbstbeherrschung ließ es eins nach dem andern die populären Scherze zur Belebung des Vordergrundes fallen. Der halb ausgestopfte, halb gemalte Verwundete und seine mannichfachen Varianten sind als überflüssige Spielerei vornehm beseitigt. Die neuesten, auf der Höhe stehenden Erzeugnisse geben im Vordergrund nur so viel, daß die Illusion nicht gestört wird, statt daß man früher den Nachdruck auf seine mannichfaltige Ausbildung zu setzen gewohnt war. Dafür wird alle Kraft an die künstlerische Bezwingung der gemalten Fläche des Cylinders gesetzt. Was hier auf den bedeutendsten neueren Werken erreicht wird, berechtigt zu den weitesten Hoffnungen für die Zukunft, denn das Thema des Panoramas ist mit den augenblicklich begreiflicher Weise besonders populären Schlachtendarstellungen bei weitem nicht erschöpft. Eine unbegrenzte Beliebtheit hat die Anstrengungen belohnt. Kein Künstler, der die Kraft in sich fühlt, der gewaltigen Aufgabe Herr zu werden, hält sich mehr zu vornehm, im Gegentheil, es ist der Traum der bedeutendsten geworden, Phantasie und Technik an einem großen Vorwurf zu erproben.

Es kommt hinzu, daß man sich allmählich der großen erzieherischen Wirkung der Mitarbeiterschaft an der Herstellung eines Panoramas bewußt geworden ist. Gibt es doch kaum eine Seite des technischen Vermögens, an die nicht die größten Ansprüche gestellt würden. Jeder Kunstgriff, über einen Mangel an Können zu täuschen, ist ausgeschlossen, wo auf Schritt und Tritt die Wirklichkeit selbst eine Controle an die Hand gibt. Im Colorit fällt jegliche Tönung und Stimmung fort, die nicht zur Sache gehört. Für jede Einzelheit wie für die Gesammterscheinung muß in jedem Augenblick die Natur zu Rathe gezogen werden. Es gibt auf dem ganzen Gebiete der modernen Malerei überhaupt keine Leistung, die den Künstler so ganz auf eigene Füße stellt, die so unerbittlich jegliche Tradition abschneidet wie das Panorama. Wer in einem Palast, im Rathhaus oder Museum mit dem künstlerischen Schmuck der Wände betraut ist, vermag nur mit äußerster Anstrengung sich dem Einfluß der Alten zu entziehen und, wie es für jede große originelle Leistung nöthig ist, aus der eigenen Zeit allein sich zu inspiriren. Ueber das Panorama hat jedoch keine Gewalt, was früher geschaffen; an seinem Eingang geben die Schatten der großen Italiener und Niederländer den modernen Künstler frei. Lionardos bekannter „Enkel der Natur" vermag die Aufgabe, die drinnen seiner harrt, nicht zu bezwingen. Damit haben wir eine Eigenschaft des Panoramas berührt, die vielleicht einmal von den Geschichtschreibern der modernen Kunst als einer der wichtigsten Hebel zur Freiheit hervorgehoben wird.

Wir haben es in Berlin zur Genüge erfahren, was das Panorama als Erziehungsinstitut an jungen Künstlern zu leisten vermag. An „verkäufliche" Bilder kleinen und kleinsten Formats gewöhnt, standen sie vor Riesenflächen mit Häusern, Bäumen und Figuren in natürlicher Größe. Statt in Atelierbeleuchtung für Stubenlicht zu malen, befanden sie sich so gut wie im Freien und hatten mit einer Lichtstärke zu rechnen, die nur um ein ganz Geringes hinter der des Tages zurückbleibt. Jeder noch so kleine Fehler stach sofort in die Augen, einzelne Figuren, ja ganze Gruppen mußten bis zum Ueberdruß „heruntergehauen" und erneut werden, bis sie richtig in ihrer Umgebung saßen. Respect vor dem einmal Fertigen, so umfangreich es sein mochte, gab es überhaupt nicht mehr, weder bei Meister noch Gesell. Jeder Einzelne hatte beständig seine Leistung an der aller Uebrigen zu controliren, denn ein falscher Ton störte die ganze Harmonie. Schiedsrichter war überall die Natur allein, nicht die Autorität von irgend Einem. Für alle diese unsäglichen Anstrengungen lohnte aber auch der gewaltige Schritt vorwärts in der eigenen Erziehung. Wir werden wahrscheinlich noch oft bei den späteren Leistungen der Mitarbeiter an diese ihre hohe Schule anzuknüpfen haben.

Doch hat diese Leistung des Panoramas, so hoch sie angeschlagen werden muß, mit seiner künstlerischen Existenzberechtigung ebenso wenig zu thun wie seine Fähigkeit, als Vehikel ungeheuren Stoffes die Erinnerung an große Begebenheiten so frisch zu erhalten, wie es durch kein andres äußerliches Mittel geschehen könnte, oder fremde Länder und Völker in greifbarer Anschaulichkeit denen vorzuführen, die sie mit eigenen Augen nie erblicken werden. Es wird zwar dieser rein stoffliche Inhalt des Panoramas stets ein Hauptlockmittel bleiben, und für das große Publicum mit seinem Zweck identisch sein. Aber interessirt sich denn die breitere Schicht des Volkes, oder nur der Gebildeten, überhaupt für ein Kunstwerk, dessen Stoff ihm gleichgültig ist, oder das von einem Inhalt absieht, so weit dies möglich? Freilich, wenn die unentrinnbare Illusion niemals der Endzweck eines Kunstwerks sein dürfte, dann wäre dem Panorama sein Urtheil gesprochen. Aber in der Kunst führen viele Wege nach Rom. Warum soll nicht innerhalb der Malerei mit Beschränkung auf rein malerische Mittel sich ein Kunstwerk entwickeln können, das es mit der vollständigen Illusion so ernst nimmt wie in der Poesie das Drama? Doch ist heute der Tag noch nicht angebrochen, an dem wir mit Sicherheit zu sagen vermöchten, was eigentlich das Panorama ist und kann. Es ist noch nicht lange her, daß es mit Bewußtsein in die Bahnen reiner künstlerischer Entwickelung eingelenkt. Wohin es gelangen wird, welche Aufgaben es zu bezwingen findet, das muß die Zeit lehren. Bis zu welcher Höhe künstlerischer Erregungsfähigkeit es das Panorama bringen kann, das zeigen, um in unserer nächsten Nähe zu bleiben, einzelne landschaftliche Theile von Simmler-Eckenbrechers „Kairo" in Hamburg, entsprechende Stellen in dem „Ausfall auf Montretout" von Philippoteaux père und Werner-Brachts „Sedan" in Berlin.

Letzteres liegt mitten in dem zukunftsreichen Centrum von Berlin, das in den nächsten Jahren durch die großartige Kaiserstraße erschlossen werden soll. Jetzt kommt nur selten der Einheimische, der im Westen wohnt, eher noch der Fremde in diese Quartiere der Stadt, die an malerischem Reiz stellenweise ganz wohl einen Ausflug lohnten. Zum Glück wird das Beste auch nach Vollendung der neuen Straßenanlagen erhalten bleiben. Gewaltige Neubauten, wie das große Hôtel am Alexanderplatz, zeugen schon jetzt von den Hoffnungen, die man in die Entwickelung dieses Stadttheils setzt.

Das Panorama liegt in einem geschmackvollen Rundbau, an den sich eine geräumige Restauration schließt. An die Aufgänge stoßen Räume mit einer Kolossal- und einer Reliefkarte des Schlachtfeldes. Daneben führt eine balkonartige Verbreiterung in einen verdunkelten Raum, dessen Hintergrund Werners „Begegnung Napoleons III. und König Wilhelms nach der Schlacht" bildet. Es ist ein Diorama mit lebensgroßen Figuren. Der Zuschauer steht etwas oberhalb der Gruppe hinter dem Gefolge des Königs. Es ist eine ruhige illustrationsmäßige Darstellung des Moments, die von jeder besonderen Effecthascherei absieht. Künftig werden sich noch einige andre Dioramen an dieses anreihen, ebenfalls bedeutungsvolle Momente nach der Schlacht behandelnd.

Das Panorama ist von einem Hügel nördlich der Stadt gesehen. Es ist der dramatische Moment gewählt, in welchem die französische Armee den letzten Versuch macht, den eisernen Ring des deutschen Heeres zu durchbrechen. Der verzweifelte Kampf der Reiterei bildet den Culminationspunkt der Schilderung. Dieser letzte heiße Streit ist auf dem nach Norden ansteigenden Terrain entbrannt. Nach Süden fällt das Terrain nach dem Thal der Maas ab, deren ausgetretene Wasser sich im silbernen Bande durch die weite Ebene ziehen. Durch den Gegensatz des steigenden und abfallenden Erdbodens kommt in das Landschaftsbild reiche Abwechslung. Ein großer Aufwand von Erfindung hat die einzelnen Partien der weiten Landschaft mit fesselnden Episoden ausgestattet, die so treu nach den Berichten entworfen oder mit so absichtsloser Zurückhaltung erfunden sind, daß das Ganze den Eindruck macht, als könnte es in der Wirklichkeit nur so und nicht anders sich zugetragen haben. Wir erinnern nur an den Kampf am ummauerten Wäldchen, an den Einblick in den Park von Floing tief unten im Thal, wo auf den saftigen tiefgrünen Rasenflächen die gefangenen französischen Soldaten lungern,

die Hände in den Taschen ihrer rothen Hosen. Mit großem Raffinement und dabei doch discret ist das natürliche Terrain im Vordergrund behandelt, auf dem sie und weggeworfene Monturstücke liegen und eine verlassene Mitrailleuse steht.

Es ist das erste Mal, daß sich die Berliner Schule an eine so große und umfassende Aufgabe gemacht. Sie hatte erst alle Erfahrungen zu sammeln, die zur Bewältigung derselben erforderlich. Dafür, wie schon angedeutet, hat die Arbeit einer Anzahl der strebsamsten jungen Berliner Künstler eine fördernde Schule geboten.

Um A. von Werner, der den Plan des figürlichen Theiles entworfen, und Eugen Bracht, der an Stelle des plötzlich verstorbenen Wilberg den landschaftlichen Theil übernommen, waren vor Allem K. Schirm, der Landschafter, Georg Koch und Karl Röchling bei der Ausführung betheiligt. Daneben werden R. Schlabitz — man erinnert sich wohl seiner Schwurgerichtssitzung von der letzten Ausstellung —, C. Keinke, bekannt durch seine feinsinnigen Schilderungen aus dem Bauernleben, O. Andres, W. Busch, Hellgrewe, Freudemann und Söborg genannt.

Koch und Röchling haben überdies den künstlerischen Schmuck der Restauration übernommen. Das Bild des Krieges im Panorama wird auf ihren Wandgemälden durch Schilderungen aus dem Soldatenleben im Frieden ergänzt. Wäre es zu vermeiden, daß diese Werke nur als Anhang zum Panorama erscheinen, so würden sie eine selbständige Sehenswürdigkeit der Hauptstadt bilden. Man fühlt es den außerordentlich wahren und schlichten Darstellungen an, daß die Künstler Selbsterlebtes gestalten. Röchling hat durchweg die Scenen aus dem Leben der Infanterie, Koch, als Pferdemaler, die Cavallerieerlebnisse übernommen. Es sind mit richtigem Tact die Witzthemata durchweg vermieden und an ihrer Stelle einfache Situationsschilderungen gegeben, doch ist der, freilich etwas derbe Humor keineswegs ausgeschlossen. Ansprechende Leistungen sind namentlich Röchlings Putzstube, seine Felddienstübung, sein Arrestlocal mit dem typischen Galgenstrick als einsamem Insassen; dann Kochs Cavallerieübungen und seine Soldatentoilette auf dem Bauernhof. Von der Aushebung bis zur Ausmusterung wickelt sich das ganze Soldatenleben in seinen Hauptphasen vor unsern Augen ab. Und diese zahlreichen Wandgemälde, die sonst als große Aufgabe für eine ganze Künstlerschaar gegolten haben würde, konnten von den Beiden als eine Art Nebenarbeit zum Panorama in der Frist von wenigen Monaten bewältigt werden.

Eins ist uns bei allen diesen Schilderungen aufgefallen, das wir an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen möchten. Bei der Wahl der Typen hat man sich, wie übrigens auch im Panorama, mit Vorliebe an die tieferen Schichten der Armee gehalten. Das Element der Intelligenz, das doch in unserm Heer eine so große Rolle spielt, ist wie absichtlich umgangen. Sogar die Offiziere sind durchweg mit derber Hand aus der Gattung derer gegriffen, die den Stoff zu den Scherzen der Witzblätter liefern. Und diese bilden doch Gott sei Dank die Ausnahme! Wir haben uns seiner Zeit über die brutale Auffassung des deutschen Soldaten durch die französischen Schlachtenmaler beschwert. Was wir hier sehen, ist nicht schmeichelhafter. Und doch ist das erste, das selbst einem unbefangenen Franzosen an unsern Kriegern auffällt, die Manneszucht und Manneskraft in der Erscheinung. Noch sind ja die erstaunten Mienen der Pariser Berichterstatter unvergessen, die auf der Reise zur russischen Krönungsfeier Berlin passirten. —

Das Nationalpanorama in der Herwarthstraße hat seinen Inhalt gewechselt. Es ist das ja eine Annehmlichkeit der Panoramen, daß sie nicht an das Gebäude gefesselt sind, sondern zeitweise ausgetauscht werden können. Schon hat sich ein nicht unbedeutender internationaler Wechselverkehr ausgebildet, der sich in Zukunft noch wesentlich steigern wird.

Das neue Werk behandelt die Vertheidigung von Paris. Der Autor, Felix Philippoteaux père, der bekannte Schlachten- und Historienmaler, einer der wichtigsten Vervollkommner des Panoramas, steht im Alter von nahezu siebzig Jahren, aber seine Schaffenskraft ist so frisch wie sein Auge und seine unermüdliche Hand. Es ist, als ob der neue Stoff, dem er sich energisch erst im letzten Jahrzehnt hingegeben — von ihm stammt das berühmte „Bombardement von Paris“ — ihn verjüngt hätte. Mitarbeiter nennt er nicht, doch ist es wohl kaum denkbar, daß er dies gigantische Werk nicht nur concipirt, sondern auch in allen Einzelheiten selber durchgeführt haben sollte.

Auch er bietet noch nebenbei ein Diorama: Die besiegte Commune. Ein Anblick des brennenden Paris von den Höhen des Père La Chaise aus, dessen Gräber und Wege in wirrem Durcheinander von den Leichen der gefallenen Communards bedeckt sind, über die ein einsamer Marinesoldat die Todtenwache hält. An der Erde über der Leiche einer Barrikadenheldin liegt die rothe Fahne der Besiegten, von den Siegern, deren Tricolore das Leichenfeld beherrscht, nicht einmal als ehrliche Kriegsbeute geachtet. Im Hindergrund wälzen sich die lohenden Gluthenmeere der brennenden Tuilerien und der Cour des Comptes, des Stadthauses über die Stadt, ein flammender Hintergrund der Schuld, die vorn so blutig gesühnt worden.

Oben das Panorama entbehrt dem Stoffe gemäß einer einheitlichen, auf einen Blick zu entwirrenden Handlung in ungleich höherem Grade als das von Werner-Bracht, dem man doch anfangs einen Vorwurf daraus machen zu müssen glaubte. Philippoteaux hat den letzten großen Ausfall auf Montretout gewählt, den Trochu, durch die Stimmung der Presse und der Bevölkerung gezwungen, am 19. Januar, dem Tag nach der Kaiserproclamation in Versailles unternahm, obgleich er von der Nutzlosigkeit im Voraus überzeugt war.

Der Standort des Zuschauers ist westlich von Boulogne jenseit des Flusses auf einem Hügel gewählt. Oestlich breiten sich die großen Rasenflächen des Hippodrom von Longchamps aus, fern hinter dem Bois de Boulogne erheben sich die großen Bauwerke der belagerten Stadt aus dem Häusermeer. Nach Norden wird der Blick durch den Mont Valérien begrenzt, dessen Batterien die westlich auf die deutschen Verschanzungen sich bewegenden Franzosen decken. Von den Deutschen ist nicht viel zu sehen. Man erblickt nur die Schaaren der Pariser, die ihre ganze Energie gegen den furchtbaren Feind wenden. Aber gerade daß dieser so wenig in sichtbare Action tritt und seine furchtbare Gegenwart doch jede Regung bestimmt, gibt der Scene etwas unsagbar Düsteres und Beklemmendes. Dem grausigen Vorgang dient als Schauplatz die liebliche Villenvorstadt zwischen Bougival und St. Cloud im Lichte eines silbernen schneelosen Wintertages. Die duftige Landschaft mit den reizenden Schlössern und Wohnhäusern, die mit zerrissenen Wänden aus den braunen Baumdickichten hervorlugen, der blinkende Fluß und die fernen nebligen Höhen gehören zu dem Besten, was uns die moderne Landschaft geboten hat. Im Vordergrund ist noch consequenter als bei dem Werk unserer einheimischen Künstler jedes überflüssige plastische Detail vermieden.

Ueber die Dächer von Gewächshäusern und Schuppen aller Art in einem Garten, der nur hie und da einen kahlen Baum enthält, blickt der Beschauer in die Ferne. Der Uebergang von der Wirklichkeit zum Bilde ist nirgend in sensationeller Spielerei ausgebildet. Es lohnt gar nicht, sich hinzustellen und zu probiren, ob man die Grenzen erkennen könnte. Auch fällt bei dem gewaltigen Ernst des Gemäldes, auf das sich alles Interesse concentrirt, so leicht Niemandem ein, den Versuch zu machen, denn der Vordergrund ist ganz uninteressant gehalten. Darin gibt sich ein richtiger Tact für das künstlerisch Angebrachte zu erkennen.

Daß das Panorama eines französischen Meisters, der ein Ereigniß aus der Zeit der tiefsten Ohnmacht seines Volkes zum Vorwurf gewählt hat, und ein Werk einheimischer Künstler, die den Moment des höchsten Siegesjubels verherrlichen, zur selben Zeit sich den Schaulustigen unserer Hauptstadt darbieten, ist ein Zusammentreffen, das mancherlei Gedanken und Empfindungen anregt. Auch ein Vergleich der künstlerischen Leistungsfähigkeit liegt nahe. Wenn beim Abwägen sich das Zünglein um ein Merkliches zu Gunsten des Franzosen neigen sollte, so ist dagegen zu bedenken, daß wir es bei uns — von den landschaftlichen Panoramen Hertels und Wilbergs abgesehen — mit einem ersten großen Wurf zu thun haben, der dank einer hingebenden Arbeit so vieler älterer und jüngerer Kräfte über Erwarten gelungen ist. A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

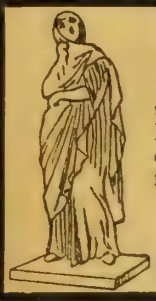
An die Redaction der „Gegenwart“

Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Inserate.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M.
Station der Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Großh. hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.



Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Franz Otto:
Wunderglaube
und
Wirklichkeit.
Seltsame Erscheinungen
in der Tier- und Menschenwelt.
Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.
Geheftet M. 6.50. Eleg. gebunden M. 8.—
Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.
Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.
Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken, wie einzelne Werke zu höchsten Pr.
Meine Lagerkataloge liefere für 30 Pf. fro.
L. M. Glogau. 23 Burstah, Hamburg.

Soeben erschien bei **H. Le Soudier** in **Leipzig** und **Paris.** — Preis 1 M. 80 Pf.
Heinrich Heine
Von Madame **C. Jaubert.**
Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.
Autorisirte Uebersetzung von **L. Welter.** Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Gratis und portofrei
erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes
die erste Lieferung *von*
Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,
um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:
Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.
Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum" und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen:
Denkwürdiges aus meinem Leben
von
J. C. Bluntschli.
Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von
Dr. R. Seyerlen.
3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 M., eleg. gebdn. 25 M.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

Soeben erschien:
REVANCHE! Bilder aus Paris von Otto Röse. 8. XX u. 341 S.
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Soeben erschien:
Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
8. XVI u. 360 S. M. 6.—
Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen..."
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn,** **Kopenhagen.**
KLÖPPELBUCH.
Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazars".
Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.
Preis 9 M., in eleg. Mappe 15 M.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Die vier Temperamente.
Lustspiel in fünf Akten von **Lothar Clement.**
IV, 155 S. 8. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—
Nach dem Urtheil eines namhaften Literaturhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,
William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte
in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.
Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 16. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue Unterrichtsgesetz in Belgien. Von K. Theodor Wenzelburger. — Ein englischer Volksvertreter. Von Karl Blind. — Der Panama-Kanal. Von Udo Brachvogel. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Heinrich Laube. Von Theophil Zolling. — Kuno Fischers Kant. Von Hugo Göring. — Die Tagebücher der Fürstin Metternich. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Sommeroper bei Kroll. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Das neue Unterrichtsgesetz in Belgien.

Von K. Theodor Wenzelburger.

Es ist ein eigenthümlicher Zug der Zeit, daß fast in allen constitutionellen Staaten Europas eine deutlich in die Augen fallende conservative Strömung mehr und mehr die Oberhand zu gewinnen und der Liberalismus abgewirthschaftet zu haben scheint. In Deutschland, Oestreich und Spanien hat er Schritt für Schritt an Boden verloren und ist mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängt, in England wächst die Opposition gegen den Gladstonianismus zusehends, und wer es darauf anlegen wollte, sich in einen tiefen Widerwillen gegen den Parlamentarismus hinein zu arbeiten, der darf nur das Gebahren der zweiten holländischen Kammer ansehen, die seit einer Reihe von Jahren mit mustergültiger Consequenz fast jede Reform zu vereiteln gewußt hat. Auch in Belgien ist das Strafgericht endlich eingetreten und die klerikale, nunmehr ans Ruder gekommene Partei schickt sich eben an, mit dem System der Vorgänger gründlich tabula rasa zu machen, und man muß ihr das Verdienst lassen, daß sie in ihrem Handwerk keine Stümperin ist. Sie legt die Axt an die Wurzel und beginnt mit der Umgestaltung des Volksunterrichts.

Es ist nicht nöthig, auf die Ursachen hinzuweisen, welche die schmähliche und von den Gegnern in diesem Umfange selbst nicht erwartete Niederlage der Liberalen herbeigeführt haben, nur so viel mag hier angedeutet werden, daß sie nicht allein in der Rührigkeit und innern Kraft der Klerikalen, sondern in den Unterlassungssünden der Liberalen zu suchen sind, die sich nachgerade zu vollständiger Impotenz in administrativer und legislatorischer Beziehung gesteigert haben. Das hippokratische Gesicht des Ministeriums Frère-Orban war während der letzten Monate seiner Regierung deutlich zu erkennen; außer der Unvorsichtigkeit, unmittelbar vor den Wahlen die Steuern zu erhöhen, setzte es sich in den Augen der eigenen Gesinnungsgenossen durch die unerhörte Gleichgültigkeit herab, mit denen es sich die Anmaßungen herrschsüchtiger Prälaten gefallen ließ.

Die Geschichte der Organisation des Volksunterrichts in Belgien ist im Grunde genommen die des belgischen Parlamentarismus überhaupt. Der Staat verdankte ja seine Existenz einer jesuitischen Verschwörung und es war deshalb auch nicht mehr als billig, wenn der Geburtshelfer als Lohn für seine Mühe auch die unbedingte Uebertragung der Vormundschaft verlangte. Durch das Schulgesetz von 1842 war der Volksunterricht der Geistlichkeit auf Gnade und Ungnade überantwortet worden und der Abgeordnete Verhaegen meinte damals, man hätte sich gar nicht die Mühe zu geben brauchen, ein Gesetz mit so vielen Artikeln zu entwerfen und zu berathen, es hätte genügt einfach zu erklären: „Der Volksunterricht wird der Geistlichkeit überlassen, die ihn nach Belieben regeln kann.“ Nothomb, der damalige Minister, antwortete: „Die Kirche ist frei, wir können sie nicht zwingen; wenn wir das Gesetz für sie nicht annehmbar machen, so verweigert sie ihre Hülfe und wir haben alsdann keine Schule, denn Sie alle sind ja damit einverstanden, daß die Schule religiös sein muß; wissen Sie einen Ausweg, so werde ich dankbar sein.“ Wenn man das Dilemma so stellt, dann gibt es allerdings keinen Ausweg, diesen bietet eben nur die confessionslose Schule, oder wenn man diese nicht will, eine Schule mit obligatem Religionsunterricht, der von staatlich geprüften und angestellten Lehrern ganz unter denselben Bedingungen, wie jeder andere Unterricht ertheilt wird. Daß der Klerus nichts versäumt hat, um das Gesetz in jeder Hinsicht für seine Zwecke auszubeuten, braucht kaum gesagt zu werden, man hat es in der That so weit gebracht, daß die Religion in der Schule, wie sich ein Kammermitglied ausdrückte, eine Sache „de tous les jours, de tous les instants“ geworden ist. Die Bemühungen der liberalen Partei im Jahre 1868, eine Revision des Gesetzes zu Stande zu bringen, scheiterten an dem Widerstande des doctrinären Ministeriums Frère-Orban selbst; erklärte doch dieser „liberale“ Minister, daß er seine Hand nicht dazu bieten könne, die Schule dem „legitimen Einfluß“ der Kirche zu entziehen, ja sein College van den Peereboom ging noch weiter und verlangte geradezu, daß auch die Schulen für Erwachsene unter die Aufsicht des Klerus gestellt werden sollten. Das Jahr 1870 fegte das unwürdige Ministerium weg, die Klerikalen kamen für einige Zeit wieder ans Ruder, der Ignorantellismus entwickelte sich zur höchsten Blüthe, wie aus den damals auf der Tagesordnungen stehenden Gerichtsverhandlungen gegen die ehrwürdigen Schulbrüder zu sehen ist, und ein Theil der Lehrer und Lehrerinnen glaubte seiner Pflicht am besten zu genügen, wenn er, statt die Kinder zu unterrichten, Tiraden auf die Gottlosigkeit der Liberalen und Freimaurer hielt. Noch einmal kam die liberale Partei durch den Ausfall der Wahlen an die Gewalt und der unentbehrliche oder unvermeidliche Frère-Orban mochte nachgerade doch eingesehen haben, daß jede Nachgiebigkeit gegen die klerikalen Prätensionen nur eine Steigerung der letztern herbeiführen mußte und daß statt der gehofften Dankbarkeit und Unterstützung stets der wohlverdiente Fußtritt von dieser Seite als Lohn folgt, und so kam im Jahre 1879 ein Unterrichtsgesetz zu Stande, das das Oberaufsichtsrecht des Staates kräftig handhabte, ohne indessen den Einfluß der Geistlichkeit vollständig auszuschließen und den Gemeinden, denen die Bezahlung und Unterhaltung der Schule oblag, das Recht der Schulleitung gab. Der Sturm, den die katholische Geistlichkeit

gegen dieses Gesetz und seine Anwendung im Lande anzufachen wußte, ist noch in frischer Erinnerung und aus der vor einigen Jahren hauptsächlich durch klerikale Klagen ins Leben gerufenen Enquete kann man sehen, welcher schändlichen Mittel sich der Klerus bediente, um den Besuch der Staatsschulen unmöglich zu machen: der Beichtstuhl und die Kanzel dienten dazu, um die Gewissen einzuschüchtern und die Gläubigen mit den unfläthigsten Ausfällen gegen den Liberalismus zu erbauen, Frauen wurden gegen ihre Männer, Kinder gegen ihre Eltern aufgehetzt, über Lehrer an staatlichen Schulen die schändlichsten Verleumdungen verbreitet, und wo dies nichts helfen wollte, wußte der Klerus dafür zu sorgen, daß Eltern, welche sich seinem Gebot nicht fügen wollten, durch Entziehung der Kundschaft und ähnliche Mittel aus dem reichgefüllten klerikalen Arsenal, zu Kreuze krochen.

Man wird sich deshalb kaum wundern, wenn die Klerikalen, die seit zwei Monaten wieder am Ruder sind, alsbald ans Werk gingen, um das Gesetz von 1879 auf die Seite zu schieben. Aus der unglaublichen Eile, mit der man innerhalb zweier Monate den neuen Gesetzesentwurf ausgearbeitet und der zweiten Kammer vorgelegt hat, darf man vielleicht den berechtigten Schluß ziehen, daß derselbe als schon längst fertiges Elaborat in der Mappe des einen oder andern klerikalen Führers sofort mit dem Siege der Partei in die Oeffentlichkeit trat. Das Ministerium für den öffentlichen Unterricht wurde nicht wieder besetzt, der Minister des Innern, Jacobs, wird von nun an die oberste Leitung des Schulwesens unter sich haben, soweit ihn natürlich nicht der Klerus dieser Mühe enthebt. In den Motiven zu dem Entwurf macht der Minister die wichtige Bemerkung, daß die Zeit für eine vom Staate vollständig unabhängige Schule noch nicht gekommen sei. Er versteht darunter aber wesentlich die Pflicht des Staates, die Kosten des Unterrichts zu tragen, womit bekanntlich die Klerikalen aller Herren Länder vollständig einverstanden sind, soferne dann nur derselbe nach ihren Forderungen eingerichtet ist. Das Princip, von dem der Minister ausgeht, „den Gemeinden die Freiheit zu lassen, für den Unterricht entweder durch staatliche oder durch adoptirte Privatschulen (d. h. welche Subsidien aus der Gemeindekasse beziehen), oder durch beide zugleich zu sorgen", nimmt sich auf den ersten Anblick als ganz harmlos und unparteiisch aus, zumal besonders betont wird, „daß auch die Rechte der Minderheit geachtet werden müssen"; sieht man aber den einzelnen Artikeln etwas näher ins Gesicht, dann erkennt man den heuchlerischen Charakter derselben alsbald. Die Hauptbestimmungen des Entwurfes, an dessen Annahme bei der nunmehrigen Zusammensetzung von Kammer und Senat auch nicht im Entferntesten zu zweifeln ist, lauten:

Artikel 1: In jeder Gemeinde besteht wenigstens eine Schule von Gemeinde wegen; die Gemeinde hat jedoch das Recht, eine oder mehrere Privatschulen zu subsidiiren und in diesem Falle kann sie der König, nachdem er die deputirten Staaten (d. h. den permanenten Ausschluß der Provinzialstände) gehört hat, der Verpflichtung, eine öffentliche Schule zu errichten und zu unterhalten, entbinden. Diese Dispensation wird aber nicht gegeben, wenn wenigstens zwanzig Familienväter, die Kinder in den Schuljahren haben, die Errichtung und Unterhaltung einer Gemeindeschule für ihre Kinder verlangen.

Artikel 2: Die Leitung der Volksschulen gehört den Gemeinden; der Gemeinderath bestimmt nach lokalem Bedürfniß ihre Anzahl und die der Lehrer; er regelt nöthigenfalls Alles, was zur Errichtung und Einrichtung von Bewahrschulen und von Schulen für Erwachsene gehört.

Artikel 4: Die Gemeinden dürfen dem Unterricht in Religion und Moral bei allen oder bei einigen ihrer Schulen die erste Stelle einräumen; dieser Unterricht wird am Anfang oder Ende der Schulstunden gegeben, die Eltern haben das Recht, ihre Kinder dem Religionsunterricht nicht beiwohnen zu lassen.

Wenn in einer Gemeinde zwanzig Familienväter für ihre Kinder Dispensation vom Religionsunterricht verlangen, dann kann der König der Gemeinde befehlen, für diese Kinder eine oder mehrere Klassen einzurichten.

Wenn gegen den Wunsch von zwanzig Familienvätern die Gemeinde sich weigert, den Religionsunterricht auf den Stundenplan zu bringen und denselben durch die Diener der Kirche geben zu lassen, dann kann die Regierung auf Anfrage der Eltern eine oder mehrere besondere Schulen adoptiren und subsidiiren.

Artikel 6 gibt den Gemeinden das Recht, die Lehrer zu ernennen, zu suspendiren oder abzusetzen. Letztere werden auf Grund eines Diploms ernannt, das sie durch ein Examen erworben haben; mit Erlaubniß der Regierung kann aber ein Candidat auch ohne Diplom angestellt werden.

Dies sind die Hauptbestimmungen des Entwurfes, der das Gesetz von 1842 einfach wieder herstellt und der Artikel 17 der belgischen Verfassung (§. 7): „Der öffentliche, auf Kosten des Staates zu gebende Unterricht wird durch das Gesetz geregelt" muß von nun an gelesen werden: „Der öffentliche, auf Kosten des Staates zu gebende Unterricht wird durch das Gesetz vernichtet."

Die Bestimmung, daß in jeder Gemeinde eine öffentliche Schule errichtet werden muß, wird durch den Beisatz, daß die Gemeinde dafür eine Privatschule adoptiren darf, natürlich sofort wieder aufgehoben. Wer die Zustände in Belgien kennt, wird sich über die Tragweite dieser Bestimmung keinem Zweifel mehr hingeben können; die größeren Städte werden in eigenem wohlverstandenen Interesse das Niveau des Unterrichts nicht allzu sehr herabdrücken lassen und die Gemeindeschule wird hier dann die Regel bleiben, aber auf dem platten Lande, wo die Geistlichkeit unbeschränkt gebietet — von den 2500 Gemeinden Belgiens stehen höchstens 500 nicht unter dem beherrschenden Einfluß des Klerus — wird die Gemeindeschule von der adoptirten Privatschule, an welcher der Unterricht ausschließlich in den Händen von Schulbrüdern und Schulschwestern ist, bald verdrängt sein. Gegen etwaige Unabhängigkeitsgelüste eines liberalisirenden Gemeinderaths ist insofern gesorgt, als der Entwurf (Artikel 4) dem Staate das Recht gibt, eine solche geistliche Schule zu beköstigen. Auf der andern Seite ist aber die Gemeinde gar nicht verpflichtet, um für Eltern, welche von der adoptirten Schule keinen Gebrauch machen wollen, eine Gemeindeschule zu errichten; denn glaubt man wirklich, daß in einem klerikalen Platze zwanzig Familienväter den Muth haben werden, sich auf Artikel 1 des Gesetzes zu berufen? Damit ist auch die Phrase vom Rechte der Minderheit erledigt.

Der Schwerpunkt des Entwurfes liegt im Anfang des zweiten Artikels; der Staat verzichtet darin zu Gunsten der Gemeinde auf eines seiner wichtigsten Rechte, aber auch die Gemeinde abdicirt, denn nicht der Bürgermeister oder Rath, sondern der Ortspfarrer setzt das Schulprogramm fest und sorgt für die Durchführung desselben. Zwar stehen auch die adoptirten Schulen unter der Aufsicht der Regierung und müssen dieselben gewissen Bedingungen entsprechen, aber Alles hängt natürlich von der Farbe und dem Standpunkt der Regierung selbst ab; es heißt zwar im Artikel 9, daß Verletzungen des Gesetzes und Mißbräuche in der Schule zur Kenntniß der Regierung gebracht werden müssen, allein man weiß, daß man den Teufel nicht bei seiner Großmutter verklagen darf. Der letzte Absatz des Artikel 4 scheint besonders dazu gemacht zu sein, um der öffentlichen Gemeindeschule den Garaus zu machen; hat man es einmal wirklich so weit gebracht, daß eine oder mehrere adoptirte geistliche Schulen in einer Gemeinde sind, so bietet Artikel 1 die Gelegenheit, die Gemeindeschule als überflüssig abzuschaffen.

Ueber die Schlußbestimmung von Artikel 6 braucht kein Wort verloren zu werden; die Schule wird klerikalisirt und die Nation cretinisirt, wie schon 1842 ein liberaler Deputirter gewarnt hat. Der Studienplan ist arg beschnitten worden, Zeichnen sowie Alles, was mit den Naturwissenschaften zusammenhängt, ist aus demselben entfernt; der Turnunterricht bleibt zwar, aber besondere Lokale dazu sind nicht nöthig; es genügt, mit Stöcken fechten zu lernen; wodurch der Klerus dann allerdings über ein stets schlagfertiges Heer verfügen kann.

Artikel 6 überantwortet das Lehrerpersonal factisch der

Willkür des Klerus; nicht wissenschaftliche Kenntnisse und pädagogische Tüchtigkeit werden fortan den Ausschlag bei Ernennungen geben, sondern unverdächtige Kirchlichkeit und Cadavergehorsam; wehe dem Lehrer, der nur eine Linie von dem vom Pfarrer oder Kaplan vorgeschriebenen Unterrichtsplan abweicht und sich irgend welche liberalisirende Velleität zu Schulden kommen läßt; er verliert unwiderruflich Brot und Stelle und wie viele Familienväter werden dann wohl den Muth und die Kraft haben, ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben?

Man sieht, dieses Ministerium der „nationalen Unwissenheit" hat die Hoffnungen, die seine Gesinnungsgenossen auf dasselbe gebaut, in keiner Weise beschämt; der Anfang verspricht viel und die Liberalen werden sich noch auf andere Ueberraschungen gefaßt zu machen haben. Mitleiden oder Bedauern verdient letztere Partei nicht; sie hätte es in ihrer Macht gehabt, sich zu befestigen, aber durch halbe Maßregeln hat sie nicht nur die Gegner nicht befriedigt, sondern Uneinigkeiten im eigenen Lager hervorgerufen, die dem Klerikalismus zum Sieg verhalfen.

Eine gute Lehre jedoch kann man aus dem Bisherigen ableiten. Erfahrungsgemäß weiß man, daß die ans Ruder gekommene Reaction mit unbarmherziger Consequenz ihren Gegner niedertritt und dem Triebe der Selbsterhaltung folgend nichts mehr verabscheut, als irgend welche Transaction mit dem verdrängten Princip. Der Liberalismus klagt und jammert dann, daß er in die Ecke gedrückt ist; aber so lange er selbst im Besitze der Herrschaft ist, pflegt er nicht umhin zu können, einem falsch verstandenen Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl folgend seinen Gegnern in jeder Weise den Hof zu machen und die Fußtritte, die er von diesem von Zeit zu Zeit erhält, mit verbindlichem Lächeln hinzunehmen. Das klerikale Ministerium in Belgien zeigt im Augenblick in sehr drastischer, unwiderleglicher Weise, wie man es anzufangen hat, um einen niedergeworfenen Gegner auch für die Folge unschädlich zu machen.

Amsterdam, Anfang August 1884.

Ein englischer Volksvertreter.

Von Karl Blind.

Durch den soeben erfolgten Rücktritt P. A. Taylors, des Abgeordneten für Leicester, verliert das englische Unterhaus einen jener Männer von grundsätzlicher Festigkeit, von selbstloser Gesinnung, von echtester Sorge für Volksrecht und Volkswohl, wie sie im Staatsleben leider immer seltener werden. Geschwächte Gesundheit hat es ihm seit längerer Zeit immer schwerer gemacht, an den aufreibenden Verhandlungen des Parlamentes, mit seinen oft bis ins Morgengrauen, ja bis zum hellichten anderen Tag dauernden Sitzungen theilzunehmen. So beschloß er denn eine zweiundzwanzigjährige ehrenvolle Laufbahn, während deren er sich die Achtung von Freund und Feind erworben hatte. Das will viel sagen bei seiner entschieden freisinnigen, in keiner Frage schwankenden Haltung, und bei einer politischen Richtung, die ihn gewissermaßen den Kämpfern des Cromwell'schen Gemeinwesens geistig näher stellte, als den whiggistischen Liberalen eines durch ein hochadeliges Oberhaus gedeckten verfassungsmäßigen Königthums.

Als Förderer der Sache italienischer Freiheit und Einheit, als vertrauter Freund Mazzinis, wurde P. A. Taylor zuerst in der größeren Oeffentlichkeit bekannt. Ihm, sowie James Stansfeld (dem späteren Kabinetsminister in Gladstones Ministerium), hat Italien wahrlich nicht wenig zu danken. Diese beiden Männer, deren Gattinnen nicht minder warme Begeisterung zeigten, haben in den Jahren des scheinbar hoffnungslosen Kampfes durch Wort und That, durch beträchtliche persönliche Opfer, dem Streben der italienischen Vaterlandsfreunde wacker Vorschub geleistet. Ihre Namen sind daher jenseits der Alpen bei allen Wissenden hochgeehrt. Durch Mazzini kam ich vor bald einem Vierteljahrhundert mit ihnen in Verkehr, und erhielt dadurch mannichfache Gelegenheit, die Proben ihrer Gesinnungstreue zu erfahren.

Wir Deutschen schulden P. A. Taylor besonderen Dank. Wie wir im schleswig-holsteinischen Kriege von 1863—64 nicht allzu viele Freunde in England hatten, so rührte sich auch in dem Kriege, den Napoleon III. unter der Beistimmung einer rheingrenzgelüstigen Partei gegen uns anzettelte, eine böse Gegnerschaft in London wider uns. In den bonapartistischen Finanz-Ring verflochtene Tories, zusammen mit französelnden Anhängern der Comtistischen Schule, welche Paris als ihr Mekka, ja, wörtlich als die „heilige Stadt" betrachteten und bezeichneten, suchten die Massen gegen Deutschland aufzuhetzen. Die sonst politisch gesunde englische Arbeiterwelt wurde dadurch in ihrer Stimmung getheilt. Versammlungen fanden statt, um die Regierung zu zwingen, ein Heer von 40,000 Mann als Hülfstruppen nach Frankreich abzusenden. Eine dieser Versammlungen, bei der wir anwesend waren und die zum Theil aus dem wüstesten Pöbel bestand, drang bei Fackellicht bis in den Vorhof des Parlamentsgebäudes, wo franzosenfreundliche Redner von Wagen herab gegen Deutschland donnerten.

Indessen, wie im schleswig-holsteinischen Kriege, so blieb auch im Kriege von 1870—71 gerade eine Anzahl der besten englischen Volksmänner auf unserer Seite. Zu diesen gehörte der hervorragende Denker und volkswirthschaftliche Schriftsteller John Stuart Mill: ein entschiedener Demokrat; in Sachen des Grundeigenthums der Verstaatlichung des Bodens, oder in Ermangelung dieser Maßregel der weitestgehenden Agrar-Reform zugethan; überdies persönlich mit Männern wie Louis Blanc befreundet. Mir ließ John Stuart Mill, nach Beendigung des Krieges, ein Schreiben zugehen, worin er rund heraus erklärte: „von Anfang bis zu Ende des Kampfes habe er die von mir entwickelten Ansichten getheilt". Das war hocherfreulich für die deutsche Sache bei einem so angesehenen Vorkämpfer der englischen Freiheits- und Gleichheitsbestrebungen.

Taylor hat mit John Stuart Mill im Vollzugsausschusse des „Vereins für Land-Reform" vor Jahren zusammengewirkt und ist Schatzmeister dieses wahrhaft volksfreundlichen Vereins gewesen. In der Frage zwischen Deutschland und Frankreich stand er auf derselben Seite, wie Mill. Ein Arbeiterverein hatte nach der Schlacht bei Sedan die Einladung an Taylor gerichtet, bei einer franzosenfreundlichen Versammlung zu erscheinen. Befragt, warum er nicht gekommen, schrieb er:

„Ich verstehe nicht, wie irgend ein auf Folgerichtigkeit haltender Demokrat diese Zeit wählen kann, um seine Theilnahme für Frankreich auszusprechen, weil es in einem schamlosen Versuche, nach Deutschland einzubrechen und dasselbe niederzutreten, unterlegen ist. Hätte Frankreich den Sieg davon getragen, so würde nach meiner Ueberzeugung die Freiheit einen Schlag erhalten haben, von welchem sich Europa vielleicht nicht in einem Jahrhundert erholt hätte. Was Frankreich jetzt zu thun hat, ist: Frieden zu schließen; und noch kann es dies jetzt unter viel besseren Bedingungen thun, als diejenigen sind, welche es Deutschland gewährt hätte. Aufgeben muß Frankreich den verderblichen Traum soldatischer Oberherrschaft in Europa und ein neues Leben beginnen, eine edlere und reinere Laufbahn antreten. Ich freue mich der Niederwerfung des Kaiserreiches, welches Frankreich viel tiefer gedemüthigt hat, als es durch die Niederlage seiner Heere gedemüthigt worden ist; und Niemand wird sich mehr freuen, als ich, über die Errichtung einer Republik. Bis jetzt, das ist klar, ist eine Republik noch nicht gegründet, sondern nur eine vorläufige Regierung für Vertheidigungszwecke. Frankreich hat nicht gesprochen, hat seit einigen Monaten zu sprechen keine Gelegenheit gehabt; damals aber schien es durch eine überwältigende Mehrheit die Staatskunst des nunmehr abgesetzten Kaisers zu billigen. Wie Ihnen natürlich wohlbekannt, ist die jetzige Regierung, ihrer Verfassung nach, keine republikanische; das hat ihr Haupt, General Trochu, für sich selbst offen erkärt. Damit sind in Kürze die Gründe angegeben, warum ich, bei dem tiefsten Bedauern über die durch

*

diesen furchtbaren Kampf erzeugten Leiden, doch ganz bestimmt solche Versammlungen mißbillige, wie diejenige ist, wegen welcher Sie mich um eine Auseinandersetzung ersuchen. Nach meiner Ansicht laufen diese Versammlungen nur auf eine Verlängerung des Krieges hinaus und beweisen keine einsichtige Würdigung der Ursachen, welche ihn veranlaßten. Es steht Ihnen frei, von diesem Briefe beliebigen Gebrauch zu machen."

Das war tapfer gesagt. An solcher Tapferkeit hat es dem Abgeordneten für Leicester nie gefehlt, wenngleich Einbuße an Ruf bei einer leicht da- und dorthin beweglichen Menge zu gewärtigen war, oder selbst wenn er sich von hochgeschätzten Freunden zu trennen hatte. Das bewies er im Unions-Kriege, wo die große Mehrheit der damals politisch herrschenden Stände in England so bedauerlich irre ging — wo Palmerston, Russell, Gladstone auf die Zerreißung des großen nordamerikanischen Freistaates hinarbeiteten.

Nur unter den städtischen Arbeitern, unter einigen Gelehrten (auch hier ist John Stuart Mill wieder ehrend zu nennen) und einer kleinen Gruppe von Parlamentsmitgliedern hatten die Vereinigten Staaten Freunde und manchmal Fürsprecher. Aber es waltete von Seiten der Feinde eine solche geistige Schreckensherrschaft im öffentlichen Leben, daß nur Wenige in Schrift und Wort sich heraus wagten. Zu diesen Wenigen gehörten P. A. Taylor, wie auch James Stansfeld. Im Verein mit seiner Gattin wirkte der Abgeordnete für Leicester durch eine Reihe Flugblätter für das Unionsrecht und die Befreiung der Sklaven. Nicht viele Häuser gab es damals in London, in welchen freie Sprache zu Gunsten der großen Republik geführt werden konnte. P. A. Taylors Haus war ein solcher Sammelpunkt. Dort fühlten wir uns unter Geistesverwandten; dort wurde jeder Sieg des Nordens mit Jubel begrüßt.

Ebenso muthig trat P. A. Taylor, zusammen mit John Stuart Mill, als Mitglied des „Jamaica-Ausschusses" gegen den Statthalter Eyre auf, der die Blutschuld der rechtlosen Aufhängung des Volksvertreters Gordon — eines Farbigen, welcher der „John Bright von Jamaica" genannt worden ist — und einer Reihe anderer unschuldiger Opfer auf dem Gewissen hatte. Standen auch liberale Staatsmänner von hohem Einfluß, darunter abermals Gladstone, in dieser Sache ebenso auf der unrechten Seite, wie in der Sache des Unionskrieges: so ließen doch Männer, wie der Abgeordnete für Leicester, nicht nach, das Gewissen des englischen Volkes aufzurütteln.

Wieder sehen wir ihn, in den Kämpfen für Durchführung der Wahlreform-Bill von 1866—67, auf der vorgeschrittenen Seite. Zu den Angelegenheiten, welche er ganz besonders kräftig betrieb, gehören die Anträge auf Abschaffung der harten feudalen Jagdgesetze; auf Einführung von Tagegeldern für die Unterhausmitglieder, um eine wahre Volksvertretung zu ermöglichen; auf Abschaffung der berüchtigten „neunschwänzigen Katze" als eines Zuchtmittels für Flotte und Heer, oder einer Strafe in den Gefängnissen; auf Eröffnung der Museen, Gemälde-Galerien u. s. w. an Sonntagen zur Hebung der Volksbildung. Das rein menschliche Mitgefühl brach stets bei Taylor mächtig durch. Wo immer ein Fall von Ungerechtigkeit gegen den Aermsten und Verwahrlosesten vorkam, da nahm sich der Vertreter der Stadt Leicester des Gedrückten an.

Für Frauenstimmrecht trat P. A. Taylor gleich seiner Gemahlin ein, welche die Hauptanregerin und Jahre lang die hervorragendste Förderin dieser Bewegung in England gewesen ist. Wohl glauben wir, daß die Frauenwelt, sowohl was höheren Unterricht, als auch was die Kenntniß der öffentlichen Fragen betrifft, bisher vielfach vernachlässigt wurde, und daß es dem Staate und der Gesellschaft obliegt, hier Abhülfe zu schaffen. Wohl wünschen wir auch die Eröffnung neuer Berufsbahnen für die Frauen. Im Uebrigen dünkt es uns um ihrer selbst und der Nachkommenschaft willen nicht richtig, das zartere Geschlecht durch die förmliche, gesetzliche Hereinziehung in die Staatsgeschäfte mit einer schweren politischen Verantwortlichkeit zu belasten, die in Kriegs- und Umwälzungszeiten sich oft zur furchtbarsten persönlichen Gefahr steigert. Wir wollen diese Gefahr tragen, nimmermehr aber sie dem weiblichen Geschlechte aufbürden, das in den meisten Staaten der Zahl nach sogar das männliche weit übersteigt. Die nun einmal vorhandene Verschiedenheit der Natur scheint uns gegen einen Vorschlag zu streiten, dessen logische Folge der Sitz von Frauen in der Volksvertretung und selbst in der Regierung wäre. Anzuerkennen bleibt doch, daß die genannte Bewegung mittelbar einige gute Früchte getragen hat. Die in England bisher ausnahmsweise so niedrige bürgerliche Rechtsstellung der Frauen, welche in crassem Widerspruch mit ihrer Stellung im gesellschaftlichen Leben stand, ist seitdem bedeutend gebessert worden. Desgleichen sind große Fortschritte im Erziehungs- und Berufswesen zu verzeichnen. Dafür gebührt Frau P. A. Taylor nebst ihrem Gemahl allseitiger Dank.

Mit seiner, in neuester Zeit mit Eifer betriebenen Bewegung für Abschaffung des Impfzwanges, die wir auf Grund der Ansichten der besten Aerzte für einen Irrthum halten, wird man sich in Deutschland am wenigsten befreunden. Mittelbar wirkte diese Bewegung doch wiederum insofern Gutes, als sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Leichtsinn gerichtet hat, mit welchem bisher die Herstellung des Impfstoffes aus unreinsten Quellen in England betrieben worden ist. Welche Angelegenheit aber P. A. Taylor auch immer zu der seinigen gemacht hat, stets trat er mit beträchtlichen Zuschüssen aus eigenen Mitteln in edelmüthigster Weise für sie ein.

Diese Großherzigkeit bewährte sich im Laufe der Jahre hundert- und tausendmal. Sie zeigte sich auch da, wo bei Anderen, selbst den Besten, kaum auf einen Beweis derselben gerechnet werden konnte. Hier mag wieder eines Falles gedacht werden, der uns Deutsche nahe berührt. Kurz vor Ludwig Feuerbachs Tod wurde drüben eine Sammlung für den in seinen Vermögensverhältnissen schwer bedrängten großen Denker angeregt; aber in einer Weise und von einer Seite, welche seine Gemahlin veranlaßte, Alles abzulehnen. Um seine und seiner Familie Zukunft sicher zu stellen, bat ich Frau Feuerbach dringend, mir die Veröffentlichung eines neuen Aufrufes zu überlassen, der nicht zu einer Parteiunterstützung, sondern zu einem nationalen „Ehrendank" auffordern solle. Das telegraphische gewünschte „Ja" traf ein. Unter denen, welche darauf hin in England sofort Beiträge gaben, war P. A. Taylor mit 25 Pfd. Sterl. In seinem Briefe an mich sagte er: „Wenn ein weiterer Beitrag wünschenswerth ist, so lassen Sie mich's nur mit einer Zeile wissen!"

Nun denn, P. A. Taylor gehört einer aufgeklärt religiösen Richtung an. Feuerbachs weitergehender Freidenker-Standpunkt aber war ihm genau bekannt. Das hielt ihn nicht ab, solchen Edelmuth zu beweisen. Ich habe ihn hiermit um Verzeihung zu bitten, daß ich des Vorganges erwähne; aber solche Fälle sind so selten, daß ich, jeder anderen Rücksicht mich entschlagend, dieser den Mann ehrenden Thatsache gern gedenke.

P. A. Taylors Freisinn und Gerechtigkeitsgefühl hat sich auch bei der Bradlaugh'schen Eidfrage bewährt. Kaum bedarf es der Bemerkung, daß er, wie schon vor Jahren bezüglich der Grundeigenthums-Reform, so in der irischen Landfrage die richtige Stellung einnahm. Mit der Sonderbündlerei in irgend welcher Form (Home-Rule u. dgl. m.) hat er dagegen nichts zu thun gehabt und sich dadurch wiederum als echten Freisinnigen erwiesen. Das Licht ist von England aus nach Irland zu verbreiten. Nicht Irland ist zu einer geschlossenen Hochburg der Finsterlinge und der Reichsfeinde zu gestalten.

So ist denn P. A. Taylors zweiundzwanzigjährige parlamentarische Thätigkeit in jeder Beziehung die eines wahren Volksvertreters gewesen. Mit lebhaftem Bedauern sah die Stadt Leicester ihn scheiden; und gemildert ist dies Gefühl nur durch den Umstand, daß ihm in Allanson Picton jetzt ein tüchtiger, trefflicher Nachfolger gegeben ist.

Der Panama-Kanal.

Von Udo Brachvogel.

(Schluß.)

Die erste atlantische Strecke des Kanals, gewissermaßen seine Mündung in die Bay von Limon, wird unmittelbar in das Festland schneiden, bis er kurz vor Gatun den dem ganzen Werk so wichtigen Vorschub zu leisten bestimmten Chagres-Fluß erreicht. Was auf dieser alleröstlichsten Strecke des Kanals bisher gearbeitet worden, beschränkt sich auf eine Reihe Ausgrabungen bei Monkey Hill, zwei englische Meilen westlich von Colon, und auf deren im verwichenen Frühjahr aufgenommener Fortsetzung in der Richtung nach Gatun hin. Die hier zunächst in Thätigkeit gesetzten Ausgrabemaschinen sind im Stande, täglich bis zu 600 Kubikmeter Erdreich zu entfernen. Bei Gatun erschließt sich vor dem Auge des von Aspinwall Kommenden zuerst der volle Blick auf den Isthmus mit seiner tropischen Vegetationsfülle. Und hier auch stößt er auf die ersten massenhafteren und lebensvolleren Thätigkeits-Aeußerungen der Kanalgesellschaft, sowohl in der Gestalt eigentlicher Ausgrabungsarbeiten, wie in der einer ansehnlichen Arbeiterkolonie mit sauberen Häusern für die Werkleute und geschmackvolle Villen der Beamten und Ingenieure. Die Ausgrabungen beginnen hier mit dem Bett des Chagres-Flusses zusammenzufallen. Dieser von den Ostabhängen der Isthmus-Cordillere der caraibischen See zuströmende, Alles in Allem etwa 120 englische Meilen lange Tropenfluß ist ein selbst in der trockenen Jahreszeit ganz ansehnliches, für kleine Fahrzeuge schiffbares Gewässer, welches jedoch in den Regenmonaten zu einem mächtigen, zerstörenden Wild- und Ueberschwemmungs-Strom anschwillt. Da es sich von dort an, wo der Kanal mit seinem Bett zusammentrifft, fürs Erste nur um eine Regulirung und Vertiefung dieses Bettes handelt, so sind hier während des laufenden Jahres gute Fortschritte zu verzeichnen gewesen.

Dieselben guten Vorbedingungen geben dem Kanal auf seinen nächsten Meilen bis Gamboa das Geleit. Hier aber, gerade bei dem Negerdorf dieses Namens, soll die hohe und höchste Ingenieurkunst einzutreten haben und das gleich mit der kolossalsten Leistung ihrer Art, die ihr noch je zugemuthet worden: mit der Herstellung des mächtigsten Dammes, der bisher noch von Menschenhänden aufgeführt worden. Eine der größten, wo nicht der allergrößten elementaren Gefahr für den Kanal nämlich besteht in den alljährlich in der herbstlichen Regenzeit wiederkehrenden Ueberschwemmungen des Chagre. Selbst der erste, mit dem ganzen Enthusiasmus des Franzosen doppelt rosig gefärbte Bericht des Herrn v. Lesseps räumte diese Gefahr in vollem Umfange ein. Da nun aber eine der Hauptbedingungen für einen interoceanischen Schifffahrts-Kanal die vollständige Strömungslosigkeit desselben ist, so schlug Lesseps vor: den Fluß an jener Stelle seines Laufes, wo er seine gleich ihm von der Cordillere herniederströmenden Hauptzuflüsse aufgenommen hat, durch ein Damm-Ungeheuer zu einem See aufzustauen, der dann zu beiden Seiten dieses cyclopischen Erdgefüges in Gestalt von zwei Flüssen, deren einer zugleich mit dem Kanal zusammenfallen würde, nach dem Meere fließen sollte. Andere Ingenieure schlugen statt des Riesen-Dammes einen Riesen-Tunnel quer durch die Cordillere vor, durch welchen der Chagresfluß ganz und gar mit dem pacifischen Ocean verbunden und, statt wie bisher in den atlantischen, in beide Meere fließen sollte. Der Kostenpunkt gab schließlich für den Dammbau den Ausschlag. Derselbe wird mit Hülfe zweier Hügel — des Cerro Obispo und des Cerro Santa Cruz — zwischen denen hier der Chagres hindurchfließt, ausgeführt werden. Die fast gleich hohen, etwa 40 Meter ansteigenden Gipfel derselben sind in gerader Luftlinie ungefähr eine englische Meile von einander entfernt — der projectirte Damm aber soll keine geringere Aufgabe haben, als diesen ganzen Raum mit einem künstlichen Gebirge bis zur Höhe der Hügelgipfel auszufüllen, und sich so als Mauer vor jenem See aufzuthürmen, aus dem dann die beiden neuen Chagres-Arme meerwärts würden zu strömen haben. Ein Riesenwerk, ganz neu in seiner Art und so kühn, daß seine Ausführbarkeit selbst von amerikanischen Ingenieuren, die doch sonst nicht so leicht etwas für unausführbar halten, bezweifelt wird. Die Kammlänge dieses Dammes wird, wie oben gesagt wurde, eine englische Meile betragen; seine bedeutendste Höhe an der tiefsten Stelle der jetzt vom Chagres durchflossenen Einsattlung zwischen den beiden Hügeln wird 40 Meter sein; seine Dicke und Massigkeit aber muß hinreichend sein, um selbst zur Zeit der höchsten November- und December-Anschwellung des Chagres die zehn Millionen Kubikmeter Wasser, die sich dann hinter ihm ansammeln werden, aufzustauen. Wie es heißt, ist übrigens neuerdings beschlossen worden, die in dem ersten Lesseps'schen Plan an diesen Bau gestellten Anforderungen dadurch zu vermindern, daß man weiter oben einen zweiten, gewissermaßen einen Vordamm bauen will, wodurch der Hauptdamm in Stand gesetzt würde, auch in geringeren Dimensionen die ihm zugemutheten Dienste leisten zu können. Indessen lauten die Nachrichten über diese Pläne noch immer so widersprechend und zeigen, je nachdem sie aus französischen oder aus amerikanischen, Lesseps feindlichen Quellen stammen, ein so verschiedenes Gesicht, daß sich aus der Ferne beim besten Willen nicht beurtheilen läßt, worin der schließlich maßgebende Plan bestehen wird.

Wie groß aber auch die Schwierigkeiten seien, die sich bei Gamboa in diesem Problem der Unschädlichmachung der winterlichen Chagresfluthen unsern Kanalbauern entgegenstellen, so wollen dieselben doch im Grunde gegen jene Berge von Hindernissen, die sich ihnen nur wenige Meilen weiterhin in der Cordillere im wahrsten Sinne des Wortes entgegenzuthürmen beginnen, nur wenig sagen. Sie beginnen oberhalb Gamboas, das übrigens durch den herzustellenden See ganz und gar zu verschwinden haben wird, bei den Bahnstationen Matachin und Obispo, erreichen den höchsten Grad bei Durchschneidung des Culubra-Passes und werfen sich noch immer in beträchtlicher Grimmigkeit bei und unterhalb des schon nach dem stillen Ocean zu liegenden Paraiso auf, jenseits dessen der Rio Grande den letzten pacifischen Meilen des Kanals sein Bett zur bequemen Benutzung darbietet.

Die Ausgrabungs-Arbeiten zerfallen danach in drei Sectionen: die atlantische oder Chagres-Section mit dem Bau des großen Gamboa-Dammes; die Cordilleren-Section mit der Durchstechung des Culubra-Passes; und die pacifische Section mit der Regulirung und Erweiterung des Rio Grande-Bettes.

Von der ersten dieser drei Abtheilungen und der auf ihrer Strecke zu lösenden Hauptaufgabe, der Theilung und Unschädlichmachung des Chagres-Flusses durch den Gamboa-Damm, war oben die Rede. Es ist von ihr noch zu sagen, daß in der Nähe von Buhio Soldado specielle Eisenbahn-Anlagen erforderlich wurden, um den Transport von Maschinerien, Baumaterialien u. s. w. für den Kanal zu erleichtern. Dasselbe wiederholt sich auf der zweiten Section bei Obispo, wo ein ganzes System die Kreuz und Quer laufender Bahnlinien den Zweck hat, das hier ausgegrabene und losgesprengte Material zur Auffüllung des großen Dammes nach Gamboa zu schaffen. Zwischen Obispo und Emparado tritt bereits das Gefelse der Cordillere den Ausgrabungs-Arbeiten in einer Weise entgegen, daß die letztgenannte Station als der eigentliche Anfangspunkt der Cordilleren-Durchstechung zu betrachten ist. Hier, in Emparado, befindet sich die größte Arbeiter-Ansiedlung, und die Arbeiten selbst sind hier am weitesten vorgerückt. Es werden täglich 180 bis 200 Lasten Erde und Gestein à $4\frac{1}{2}$ Kubikmeter fortgeschafft, die ihren Weg nach den Gamboa-Dammbauten finden, doch sollen noch im Laufe dieses Jahres sechzehn große Ausgrabe-Maschinen in Betrieb gesetzt werden, wodurch man die Arbeiten natürlich in ganz anderm Maßstabe fördern wird, als bisher. Immer tiefer muß mit jeder Viertelmeile die kolossalische Kanal-Rinne in die Erde hineingewühlt werden. Schon bei Emparado muß man bis zu einer Tiefe von 60, bald danach zu einer von 80 Metern gehen, um die Sohle der künftigen interoceanischen

Wasserstraße zu erreichen, bis endlich in der Culubra-Section, wo es das hier am tiefsten eingesunkene Cordilleren-Rückgrat zu durchschneiden gilt, Ausgrabungen bis zur Tiefe von 110 Metern erforderlich werden — eine Tiefe, die gleichzeitig einen Abstand der obersten Ränder der Uferböschungen von 120 Metern bedingt! Hier werden die Arbeiten nicht von der Kanalgesellschaft selbst ausgeführt, sondern sie sind contractlich an eine amerikanische Firma, A. Millet u. Comp., vergeben, welche zur Zeit sechzehn Osgood'sche Ausgrabungs-Maschinen im Betriebe hat. Jede derselben vermag bis zu 650 Kubikmeter Erdreich, Steine und Felsstücke zu fördern, welche Massen sämmtlich nach dem ein kleines Gebirge verschlingenden Gamboa-Damm verfrachtet werden. Da jedoch der Millet'sche Contract die Ausgrabungen auf dieser Strecke nur bis zu einer gewissen Tiefe in sich begreift, so läßt die Gesellschaft gleichzeitig mit Hülfe unterirdischer Galerien von unten nach oben arbeiten und auch auf diese Weise beträchtliche Erd- und Gestein-Massen fördern, die durch Schachte an die Erdoberfläche geschafft werden.

Vom Culubra-Paß an verringert sich die Tiefe und dem entsprechend die obere Weite des Einschnittes rasch, doch bieten, wie schon gesagt wurde, die Arbeiten noch immer gewaltige Schwierigkeiten bis etwa eine englische Meile unterhalb der Bahnstation Paraiso. Dicht vor letzterer beträgt die Tiefe des Einschnitts an einer Stelle noch immer 70 Meter, sinkt dann aber rasch auf 50, 40 und endlich, bis er das Flußbett des dem nahen Pacific zuströmenden Rio Grande erreicht, auf 10 Meter und weniger. Auf dieser ganzen, westlich vom Culubra-Paß gelegenen pacifischen Section war bis zum 1. Juli d. J. noch kein Spatenstich geschehen, obwohl bereits im Frühjahr ein diesbezüglicher Contract mit einer franco-amerikanischen Gesellschaft abgeschlossen worden war. Da jedoch mit Ausnahme der kurzen Strecke von Culubra selbst diese Section keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten bietet, so werden die Arbeiten trotz eines späteren Beginns doch immerhin gleichzeitig mit denen auf den übrigen Sectionen, ja wohl gar noch früher vollendet werden können.

Das wären die auf diesen 49 englischen Meilen Isthmus-Gebietes dem Bau eines interoceanischen Kanals sich entgegenstemmenden Hindernisse der todten Natur, von denen vor drei und einem viertel Jahrhundert Pascual de Andagoya an Karl den Fünften geschrieben hatte: „Daß kein Monarch der Welt im Stande sei, die Kosten ihrer Hinwegräumung zu bezahlen, und daß nur ein Mann ohne Kenntniß des Landes ein solches Unternehmen seiner Kaiserlichen Majestät rathen könne." Nun, Ferdinand v. Lesseps gehört eben einem andern Jahrhundert und vor allen Dingen einer ganz andern Generation von Kanal-Bauern an, als die Madrider Ingenieure aus der Reformationszeit. Daß aber auch er von jenen Schwierigkeiten nicht gering oder gar leichtfertig dachte, dafür spricht am besten die Thatsache, daß er nach Unterbringung seiner Kanal-Actien in Frankreich, d. h. nach Sicherung der finanziellen Grundlage des Unternehmens, sich zunächst ein möglichst genaues und klares Bild von den der praktischen Ausführung entgegenstehenden Hindernissen zu verschaffen bemühte. Er suchte zu diesem Behuf den Rath und die Unterstützung der berühmten französischen Bauunternehmer Couvreux und Hersent, welche sich zuerst durch den Bau der Rheinbrücke zu Kehl einen Namen erworben, dann bei den Regulirungen der Donau-Mündung wichtige Dienste geleistet, und gegenwärtig eine ganze Anzahl Hafenbauten, darunter die zu Antwerpen, in Contract haben. Alsbald sandte die in dieser Weise zu Hülfe gerufene Firma nicht nur ihre eigne Ingenieur-Commission nach Panama, sondern sie stellte auch auf deren Bericht hin ein Angebot, in welchem sie sich bereit erklärte, im Namen der Lesseps'schen Gesellschaft den ganzen Kanalbau zu übernehmen. Die genaue Summe, welche sie verlangte, ist bis jetzt nicht bekannt geworden — genug, daß der Gesellschaft ihre Forderung zu hoch schien. Sie lehnte sie unter der Erklärung ab, daß sie glaube das Werk in eigner Regie billiger herstellen zu können. Da man aber nicht gleich den hinlänglichen Stab geschulter Ingenieure zur Stelle hatte, auch die Herstellung und Schaffung eines ganz neuen Parks von Maschinen und sonstig entnehmbaren Hülfsmitteln zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte, so überließ man dem Hause Couvreux und Hersent unter einem für die letzteren nichts weniger als unvortheilhaften Contract wenigstens die Ausführung der Vorarbeiten. Dieser Contract soll im Herbst 1882 auf ein weiteres Jahr verlängert worden sein.

Im Allgemeinen ist das Verhältniß dieser Firma zur Kanalgesellschaft für die Außenstehenden ebenso wenig klar, wie das der letzteren zur Panama-Eisenbahn-Compagnie. Thatsache jedoch ist, daß bisher mit Ausnahme der „Agence superieure", die in der Stadt Panama ihren Sitz hat, alle beim Kanalbau angestellten Ingenieure und Arbeiter eigentlich in Couvreux-Hersent'schen Diensten standen und von diesem Hause entlohnt wurden.

Sei dem, wie ihm sei, — zwei Jahre sind verflossen, seitdem die Franzosen auf dem Isthmus von Panama anlangten und den Kanalbau praktisch in Angriff genommen haben. Auch ohne Fachmann zu sein, lediglich nach den offen zu Tage liegenden Resultaten und nach dem, was ihnen alle unparteiischen Stimmen zugestehen, urtheilend wird man zugeben müssen, daß sie so weit ihre Zeit gut benutzt haben und mit Umsicht und entsprechender Sparsamkeit zu Werke gegangen sind. Bis zum Frühling dieses Jahres waren es allerdings nur Vorarbeiten, die sie zu Stande gebracht. Aber wie mächtig diese Vorarbeiten waren, beweist am besten der gute Vorgang, den die seitdem durch sie ermöglichten wirklichen Arbeiten genommen haben. Die Natur ist dem Menschenwerk auf dem Isthmus wahrlich recht hold. Neben dem ihre äußersten und kühnsten derzeitigen Hülfsmittel erschöpfenden Kampf der Ingenieurkunst gegen das Quos ego, welches hier die Natur derselben zuruft, hat jeder einzelne Arbeiter und Gehülfe an dem großen Werk einen ebenso harten Kampf gegen ein Klima zu bestehen, das zu den mörderischsten gehört. Amerikanische Unternehmer würden vielleicht alle diese Hindernisse nicht beachtet haben. Sie hätten möglicherweise auch ohne diese drei- und vierfachen Vorstudien darauf los gebaut, unbekümmert um alles Ueberschreiten von Voranschlägen, unbekümmert um das sonstige Schicksal der ihnen für hohe Bezahlung in hellen Haufen zuströmenden Arbeiter. Der Kanal wäre eben gebaut worden, — ob gerade in der zweckmäßigsten, billigsten und humansten Weise, das hätte erst sehr in zweiter Reihe gestanden. Die Franzosen sind dem riesigen Werk mit den genauesten Plänen und den umfangreichsten Vorarbeiten zu Leibe gegangen. Sie haben durch verlockend hohe Lohnangebote keine Arbeiter-Völkerwanderung nach dem Isthmus gezogen*), aber sie nahmen auf das leibliche Wohl dieser Arbeiter sorglich Bedacht. Sie bauten ihnen luftige, möglichst gesund gelegene Wohnungen, sorgen für gute und regelmäßige Verproviantirung und haben vor allen Dingen ein geordnetes, auf diesem Stück Erde doppelt unentbehrliches Sanitätswesen ins Leben gerufen, ärztliche Hülfe herbeigeschafft und Hospitäler angelegt. Das größte dieser Krankenhäuser befindet sich bei der, der Stadt Panama zunächst gelegenen Station San Miguel, dessen Lage auf dem Ancon-Hügel eine gesunde ist und dessen innere Einrichtung — es kann zweihundertundfünfzig Kranke aufnehmen, — so gerühmt wird, daß man die Gesellschaft von verschiedenen Seiten als verschwenderisch getadelt hat.

Von der vor zwei Jahren mit der ersten Lesseps'schen Kanalbesetzung des Isthmus auf demselben eingerückten Ingenieur- und Arbeitertruppe ist die Spreu längst verweht. Auch hat wohl gerade unter ihr das Klima seine ersten Opfer und zwar die zahlreichsten gefordert. Die Besseren d. h. diejenigen, denen Boden, Luft und Arbeit zusagte, sind geblieben. Natürlich hat für tüchtigen Nachschub gesorgt werden müssen. Bis gegen Ende des vorigen Jahres waren durchschnittlich 400 Ingenieure und 2000 Handwerker und Arbeiter auf der Kanallinie in Thätigkeit. Mit letztem Frühjahr, d. h. mit Inangriffnahme der eigent-

*) Die Kanalgesellschaft bezahlt nach einer Angabe des in Panama erscheinenden „Panama Star and Herald" für Erd- und Sprengarbeiten 1 bis 1½ Dollars, für Handwerker 2 bis 2½ Dollars pro Tag; Ingenieure haben ihre besondern Gehalts-Bemessungen.

lichen Arbeiten, aber hat auf der ganzen Linie eine beträchtliche Verstärkung des Personals stattgefunden, und nach den neuesten Nachrichten vom Isthmus sollen dort zum mindesten 500 Ingenieure und 4000 Arbeiter in voller Thätigkeit sein — eine Zahl, deren Vermehrung um 500 bis 1000 eben in ernstlicher Consideration ist. Die 10 und 12,000*) Arbeiter, von denen Kanal-Enthusiasten vor zwei Jahren schwärmten, gehörten damals ebenso sehr in den Bereich der Mythe, wie sie es in Zukunft bleiben werden. Wie vertraut auch Ferdinand v. Lesseps mit Aegypten ist, er ist kein Cheops, und selbst die von ganzen Helotenvölkern zusammengeschleppten und aufgethürmten Pyramiden dieses letzteren würde man heutigen Tages, da die Maschinen längst zur Großmacht geworden, mit ungleich weniger Menschenkraft herstellen, als mit der zur Zeit auf dem Isthmus von Panama verwendeten.

Wie auf dem atlantischen Ufer die hölzerne Yankee-Sumpfstadt Aspinwall, so hält auf der pacifischen Seite des Isthmus die alte spanische Stein-Capitale Panama die Stadtwacht am Eingang zum interoceanischen Kanal. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, und obgleich hier erst in Folge der Zerstörung des älteren, etwas weiter nördlich gelegenen Panama durch den englischen See-Abenteurer Sir Henry Morgan im Jahre 1674 erbaut, übernahm es doch so ganz und gar die Erbschaft jenes, daß es im Jahre 1916 mit vollem Recht sein vierhundertjähriges Jubiläum — für eine amerikanische Stadt vorläufig noch ein ungeheures Ding! — wird feiern können. Aber auch ohne das blickte es bereits vor zehn Jahren auf eine zweihundertjährige Existenz zurück, und wer die Stadt betritt, empfängt auf Schritt und Tritt den Eindruck davon. Es ist Geschichte, was ihm entgegentritt, was an seinem Geist vorüberzieht: die Bilder spanischen Conquista, der ihr folgenden spanischen Alleinherrschaft in der neuen Welt, ihres darauf wieder folgenden Verfalles bis zu der heute längst vollendeten Verjagung der Herrschafts-Erben des Balboa, Cortez, Pizarro vom Continent derselben. Die Straßen der Stadt sind eng und winklig; die Häuser darin in dem bekannten tropisch-westindischen Stil gebaut und nur in der Größe von einander unterschieden. Doch gibt es neben den Privathäusern auch eine Anzahl stattlicher öffentlicher Gebäude, so verschiedene Kirchen, darunter der im Jahre 1751 von dem schwarzen Bischof Don Francisco Xavier y Luna Vittoria erbaute Dom, Klöster, Stifte u. s. w., deren pittoresken Charakter es keineswegs Abbruch thut, daß sie häufig das Ansehen halber Ruinen tragen. Eines der ansehnlichsten neueren Gebäude ist das Gran-Hotel am Kathedralen-Platz, das lange Jahre der erste Gasthof der Stadt war, neuerdings von der Kanalgesellschaft für eine Viertelmillion Dollars angekauft und zu ihrem Geschäftsgebäude eingerichtet worden ist. Panama zählt etwa 20,000 Einwohner, unter denen die Neger und deren Mischlinge in der überwiegenden Majorität sind, während die Indianer, wie überall, auch hier mehr und mehr in den Hintergrund treten. Die Mischlinge, sowohl die mit Negerblut (Mulatten, Quadronen, Octavonen ꝛc.) wie die mit einseitigem idianischen Stammbaum (Mestizen) bilden ein ganz intelligentes Geschlecht und Angesichts der Minderzahl der rein weißen Bevölkerung — Creolen und der durch den Kanalbau herbeigebrachten Europäer — fehlt es nicht an braunen, gelben und röthlichen Advokaten, Geistlichen, Geschäftsleuten, Ingenieuren, aber auch nicht an solchen Nichtsthuern, welche die Trink- und Spielhäuser bevölkern, bei den hier noch erhaltenen Resten von Stiergefechten und bei Hahnenkämpfen das große Wort führen und auch anderweitig durchaus nicht zur Zierde irgend einer Stadtbevölkerung gehören würden. Denn Panama, wie alle pacifischen Städte Nordamerikas, ist seit den Goldentdeckungen am stillen Meer ein wahres Paradies des tollen und zügellosen Lebens gewesen, welches diese ganze plötzliche Gold-Civilisation charakterisirt und welches nicht nur mit den Kirchen und geistlichen Collegien gerade dieser Stadt, sondern auch mit dem Leben und Treiben der gesitteten und ehrbaren Bevölkerungs-Elemente derselben von jeher in um so schneidenderem Gegensatz stand, als der Raum, auf dem sich diese Extreme neben einander drängen, hier ein so beschränkter ist.

Uebrigens haben Bewunderer des Herrn v. Lesseps den Vorschlag gemacht, daß in derselben Weise wie Manzanilla und Colon ihrer Zeit zu Aspinwalls Ehren in Aspinnwall umgetauft wurden, die Stadt Panama in Zukunft den Namen Lesseps führen solle. Man kann nicht sagen, daß dieser Vorschlag viel Beifall gefunden. Aber wenn auch in einer derartigen Verherrlichung des berühmten Durchstechers von Continenten nicht eben viel Sinn und namentlich nicht viel Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit und die Geschichte der alten spanischen Isthmushauptstadt läge, die Methode würde man ihr nach dem Vorgang von Aspinwall unmöglich absprechen können. Was einem Aspinwall recht war, würde einem Lesseps noch lange billig sein. Trotzdem soll Panama Panama bleiben, und der Mann, dem zu Ehren diese Umtaufe vollzogen war, derselbe ist selbst der Erste gewesen, das vorgeschlagene Attentat auf den Namen der ältesten Stadt Mittelamerikas zurückzuweisen. Er weiß selbst, was es heißt, einen guten Namen lange zu führen, er zählt heute achtundsiebenzig Jahre, aber er scheint von der Sorte der Moltkes des Friedens zu sein. Wer ihn vor vier Jahren mit seiner aus einer jugendlichen Gemahlin und einem wahrhaft entzückenden Rudel ganz junger Töchter bestehenden Familie in New-York sah, der hätte ihm, ohne die ungalante Einflüsterung des Conversations-Lexikons, kaum mehr fünfziger Jahre gegeben, als er damals bereits siebziger zählte. Man darf daher immerhin die Hoffnung aussprechen, daß Herr v. Lesseps die Vollendung dieses Kolossalwerkes, zu dessen Ermöglichung sein Name und seine fachmännische Umsicht so viel, wenn nicht Alles gethan haben, noch mit eigenen Augen sehen möge. Der Zeitpunkt dieser Vollendung ist freilich aller Pläne, Voranschläge und zuversichtlichen Hoffnungen ungeachtet eine weit offene Frage, die Vollendung selbst nicht mehr. Und dies nicht etwa nur auf Panama selbst und in dem Vaterlande des ausgezeichneten gräflichen Kanalbauers, sondern auch bereits in den Vereinigten Staaten, in denen man sich nachgerade damit zu trösten beginnt: daß wenn schon eine europäische Macht den Isthmus durchbrechen soll, dieser Ruhm einer Schwester-Republik am ehesten zu gönnen sei!

*) Sollte von maßgebender Seite je allen Ernstes eine solche Arbeiter-Armee für den Isthmus-Kanalbau in Aussicht genommen gewesen sein, so muß man dabei nach früheren Isthmus-Erfahrungen auf einen enormen Krankenstand gerechnet haben. Nun hat sich aber der Gesundheitszustand für den Angestellten und Arbeiter um Vieles günstiger herausgestellt, als ursprünglich angenommen worden. Zudem hat man sich überzeugt, daß die Verwendung, Beaufsichtigung und Verpflegung einer so großen Menschenzahl Schwierigkeiten bieten müßte, welche von den gleichzeitigen Vortheilen nicht aufgewogen würden. Die Ingenieure sind meistens Franzosen und Engländer, aber auch die Amerikaner sind aller erklärten Abneigung der Vereinigten Staaten gegen das Lesseps'sche Unternehmen zum Trotz stark unter ihnen vertreten. Die Arbeiter wurden der Mehrzahl nach von den westindischen Inseln, namentlich von Jamaica, wo ein Ueberfluß an Negern herrscht, herübergeschafft. Der Rest besteht aus eingeborenen Negern, Indianern und Mestizen, aber auch Italienern und Chinesen. Die Mestizen (Mischlinge von Weißen und Indianern) von Mittelamerika und Neu-Granada sollen beim Ausholzen und Ausbrennen des Waldes besonders gute Dienste geleistet haben. Merkwürdiger Weise haben sich die von den Pacificbahnen her als Gradirer und Erdarbeiter so sehr geschätzten Chinesen in dieser Qualität auf dem Isthmus nur schlecht bewährt. Sie waren der Arbeit selbst nicht gewachsen und vermochten vor allen Dingen bei der ihnen eigenen Lebensweise das Tropen-Klima nicht zu vertragen. Da ihnen die Mittel zur Heimkehr fehlten, kamen sie schaarenweise um oder nahmen sich das Leben. Dahingegen leisteten sie gute Dienste als Fuhrleute, Hausdiener, Kleinkrämer und vor allen Dingen als die auch hier unentbehrlichen Wäscher par excellence, in welchen Eigenschaften man sie längs der ganzen Linie in beträchtlicher Anzahl findet.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Heinrich Laube.

In den Alpen trifft mich die Nachricht von Laubes Tod. Der Gedanke an den dahingegangenen Freund wandert mit mir durch die Hochgebirgswelt und ist im Einklang mit der Natur, die mich umgibt. Wohin das Auge reicht nur Fels und Firn, dort eine Zwergföhre, die, gewaltsam vom Föhne niedergehalten, dennoch trotzig und stark ihre groben Aeste immer weiter reckt, ein kalter Sprühregen von den Wasserfällen und ab und zu ein dunkelgrüner Busch mit purpurnen Alpenrosen. Und hart wie der Granit des Sanct Gotthard war auch der Todte, knorrig und zäh wie die Wettertanne im Sturm, frisch und muthig wie die junge Reuß, und die Wunderblume der Dichtung blühte schön in seinem Gemüth. Er war kein Genie, aber ein großes Talent und ein noch größerer Charakter. Dieser Schlesier besaß alle Eigenschaften des preußischen Wesens. Stahlhart, stramm, markig, mehr Verstand als Empfindung und Leidenschaft, ganz Pflichtgefühl und Arbeitslust, der fleischgewordene kategorische Imperativ, schroff, knapp, unbeugsam. Wenn er sich dennoch so wohl in die leichtblütige süddeutsche Art zu finden wußte und in Oestreich fast ein Wiener geworden war, so verdankte er das dem specifisch schlesischen Zuge, der seinem Wesen mildernd beigemischt war: der kerngesunden Sinnlichkeit und dem kecken Humor, welche namentlich sein erstes Auftreten charakterisiren und ihn gleich von vornherein zu einem Liebling der Jugend machten. Damals war er ein Nachahmer Heines, besonders deutlich in den „Reisenovellen", aber das Neue an ihm war eine gewisse studentische Renommisterei. Und dies Burschikose ist er eigentlich nie mehr ganz losgeworden. Selbst als er später den allzu ungenirten Ungestüm zügelte, da hörte man noch oft den ehemaligen Leipziger Klopffechter heraus, der einmal im Begriffe gestanden, die Wissenschaften an den Nagel zu hängen und Fechtmeister zu werden. Laubes Prosa war eigentlich nie schön, aber männlich, temperamentvoll, ganz Leben und Ueberzeugung. Kluge Auseinandersetzungen folgen auf kecke Paradoxa, lichtvolle und solide Perioden wechseln mit zerhackten, abgehetzten Sätzen im Depeschenstil, kurz und brutal wie ein Commando. Auch sein Vers ist ähnlich gebaut. Voll Fluß und Klang, dem Schauspieler stets mundgerecht, hat er doch wieder viel Bombastisches, Nüchternes und Rohes. Im „Essex" ist der Schwung noch am reinsten und weniger forcirt, aber schon „Montrose" ist durchgängig urprosaisch und namentlich bei der Lectüre unbefriedigend. Die verdienstvolle Fortsetzung des „Demetrius", wo hart an die edelsten Theaterjamben, die Schiller je gedichtet, Laubes polternder Schauspielervers stößt, zeigt so recht schlagend den Unterschied zwischen idealistischem und naturalistischem Stil. Aber überall gab sich Laube wie er war. Mensch und Dichter deckten sich so vollkommen bei ihm, seine persönliche und seine literarische Physiognomie waren zu einer solchen Einheit zusammengewachsen, der Stil war so ganz der Mensch, daß man Laube sah, wenn man seine Schriften las. Da war kein Irrthum, keine Enttäuschung möglich, wie bei den meisten anderen Schriftstellern. Gerade so hatte ich mir den Mann gedacht, wie er im Jahre 1873 zum erstenmale mir gegenüber stand: klein aber stark, mehr Muskel als Nerv. Alles kantig und hart, das Gesicht kraftdurchdrungen, die Stirn mächtig gewölbt, eine häßliche Nase über einem struppigen Bart, der einen unschönen Mund verdeckte, und die Augen bald grau, bald grün, in der Ruhe kalt, forschend und zurückhaltend, im Affect eines vernichtenden Blickes fähig. Da war nichts Gewinnendes in Miene, Haltung und Sprache. Eine schroffe Freundlichkeit, nichts mehr. Die Stimme laut, scharf, rauh und die Ausdrucksweise kurz, sachlich, ohne Appell. Man fühlte, daß der Knirps, vor dem sich Alle duckten, zu befehlen gewohnt war, sich und Anderen; daß er einer Armee gebot, der nur ein straffes, strammes Regiment frommen konnte; daß er hundert Launen und tausend Intriguen nur durch seine unerbittliche Disciplin niederhielt. Er imponirte. Und zwar ebenso sehr durch die Strenge seines Wesens, als durch die Größe seines Geistes, seiner Kenntnisse, seiner künstlerischen Ueberzeugung. Dieser Theaterpraktiker, dieses organisatorische und reformatorische Talent, dieser Bühnenkorporal war ein Mann, der alle Höhen und Tiefen des Lebens und seiner Kunst beherrschte, ein vielseitiger und immer origineller deutscher Dichter. Und diesen mußte man verehren, gerade wie man seine Person fürchten mußte. Die Liebe kam erst nach der Furcht. War der erste Eindruck also befremdend, fast abstoßend, so gewöhnte man sich doch schnell an die harte Schale. Dazu half seine gemüthliche Plauderkunst. Laube war ein trefflicher Causeur. Wenn er eine Erinnerung erzählte oder den Inhalt eines Theaterstücks zusammenfaßte oder über seine Lectüre, seine Liebhabereien sprach, vor Allem über die Jagd und seine Hunde, dann trat einem auch der Mensch näher, ein guter, edler, wahrhaftiger, ein „wesentlicher" Mensch, um einen schönen Ausdruck Gottfried Kellers zu brauchen. Ein treuer Freund seiner Freunde, war er auch ein unerbittlicher Feind seiner Feinde, oft ungerecht und hart, aber niemals intrigant. Richard Wagner war ihm persönlich wie um seiner Theorien willen zuwider. Von Dingelstedt, der allerdings dem Stadttheater furchtbar geschadet und einen höchst unritterlichen Krieg gemacht hat, pflegte er mit unnachahmlicher Betonung zu sagen: „Er — ist — ein — Wicht." Und jedes Wort war ein Dolchstich ins Herz. Namentlich in seinen Büchern über das Burgtheater und die Stadttheater zu Leipzig und Wien zeigt sich sein streitbarer Sinn. Er schont dort seine Gegner nicht, weder den Baron von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), noch den Bürgermeister Koch von Leipzig, noch die Wiener Kritiker des Stadttheaters, und die einzige Rücksicht, die er walten läßt, besteht darin, daß er seine Widersacher nicht beim Namen nennt. Es ist eine Holzerei mit maskirten Gegnern, aber jeder Hieb sitzt. „Schreibe ich noch ein zweites Buch über das Wiener Stadttheater," sagte er einmal zu mir, „dann werde ich die Herren nennen."

Laube, immer Mann des Gegenwärtigsten, nahm regen Antheil an den Kämpfen seiner Zeit, erst activ als Burschenschafter, Redacteur und Parlamentarier, dann als nachdenklicher Beobachter. Der Politik zu Liebe hatte er das Studium der Theologie aufgegeben. Ihr wollte er sich ganz widmen, doch war seine Rolle in der Haupt- und Staatsaction des Vormärz nur kurz. Als Abgeordneter von Böhmisch-Elbogen saß er im ersten deutschen Parlament mehr als Journalist, dem es vor Allem darum zu thun ist, interessantes Material zu sammeln. Und dies hat er denn auch vollauf gethan. Die beiden Bände über das Frankfurter Parlament sind ein werthvoller politischer Beitrag aus jener Zeit und verdienen noch heute gelesen zu werden. Im Uebrigen schwieg der sonst so beredte Abgeordnete von Elbogen in Frankfurt beharrlich. Er mochte fühlen, daß hier, wo Doctrinäre Politik machen wollten, sein Wort überflüssig sei. Er war gegen den Waffenstillstand von Malmö und enthielt sich bei der Kaiserwahl der Abstimmung, weil er diesem Wahlactus keine Lebensfähigkeit zutraute. Die Ereignisse haben ihm Recht gegeben. Dann machte ihn, zu unserem Glücke, das Theater der Politik abwendig. Er selbst hat an seinem 70. Geburtstage, der von ganz Wien gefeiert wurde, bemerkt, daß er eigentlich von Haus aus Politiker war und nur aus Zufall deutscher Dichter geworden sei. „Was ich zuerst schrieb, auch die Belletristik, die Redaction einer belletristischen Zeitschrift, Alles wuchs aus politischen Gedanken hervor." Die Politik blieb auch bis zuletzt seine alte Liebe. Seine Dramen und Erzählungen stecken voll politischer Anspielungen, und ihrer Actualität verdanken sie nicht zum geringsten ihre große Wirkung auf die Zeitgenossen. Die „Karlsschüler" widerhallen von den Stichwörtern der vormärzlichen Kämpfe, die „Bösen Zungen" haben Begebnisse aus der Zeit des Finanzministers Bruck zum Vorwurf, der „Statthalter von Bengalen" ist ein geschickt verdeckter Angriff auf das Ministerium Belcredi. Ein politischer Mensch war Laube auch als Director des Hofburgtheaters. Man sollte es nicht für möglich halten, daß dieser unerschütterliche Demokrat, der die Ideen

des Liberalismus, die Julirevolution in Deutschland hatte verbreiten helfen, so lange eine habsburgische Hofstellung bekleiden konnte. Da half eben sein stets auf das Praktische und Erreichbare gerichteter Sinn, der mit bewundernswerther Klugheit gegen die Hochtories, die Reaction, die Grundsätze der Hauscensur zu operiren verstand. Aus seiner politischen Ueberzeugung machte der scharfe Beobachter kein Hehl. Er ist seiner liberalen und großdeutschen Gesinnung stets treu geblieben und konnte und wollte sich ein deutsches Reich mit Ausschluß Oestreichs nicht denken. 1870 versöhnte ihn freilich mit 1866, und das Zweikaiserbündniß fand seine enthusiastische Zustimmung. Dem östreichischen Nationalitätenhader gegenüber betonte er stets seine echt deutsche Gesinnung. Er liebte die politischen Plaudereien in seinem Salon und sprach sich dabei ganz offen aus. War Jemand da, den er für besser unterrichtet hielt, so holte er ihn gerne aus und hörte dann, stumm seine Cigarre rauchend, mit größter Aufmerksamkeit zu. Er verstand ebenso gut zu hören, als zu reden. Ich weiß noch, mit welchem Interesse der alte Herr die Pariser Krise vom 16. Mai 1877 verfolgte. Wird Mac Mahon nachgeben oder abdanken? Wird Broglie zu Gewaltmaßregeln den Muth haben? Steht eine Revolution vor der Thür? Er erkundigte sich bei mir, der ich von Paris kam, über die Situation, und freute sich herzlich, als seine sichere Erwartung, daß der klerikal-monarchistische Reactionsversuch kläglich im Sande verlaufen müsse, Ereigniß wurde. Seit jener Zeit blieb ich ihm werth. Ich durfte eine halbe Stunde früher zum Empfangsabend kommen, als die Anderen, und oft saßen wir noch bis 7 Uhr in eifrigem Gespräch in seinem Schreibzimmer, indessen im Salon die Gäste immer ungeduldiger wurden, bis dann seine gute Frau — sie nannte mich immer „Herr Voß" und verwechselte mich offenbar mit Richard Voß, der damals mit dem Manuscripte seines „Spartakus" von Berchtesgaden gekommen war — bis Frau Iduna irgend einen anwesenden Schauspieler oder den Vortragsmeister Strakosch zu uns herein entsandte und den Doctor bitten ließ, doch den Salon nicht zu vergessen.

Laube selbst hat einmal versichert, daß er die Theaterleidenschaft nicht besitze. Wer ihn aber, wie ich, am Werke gesehen, weiß, was er davon zu halten hat. Kein Stück wurde unter seiner Direction eingereicht, das er nicht selbst geprüft hätte. „Mit dem Daumen lesen," nannte er es, wenn er sich begnügte, nur im Allgemeinen von dem Scenengang eines zu breit gerathenen Dramas Kenntniß zu nehmen, denn er hoffte stets noch einen brauchbaren Kern zu finden. Und wie liebevoll und eingehend sprach er mit dem Verfasser über die Unzulänglichkeiten seines Werkes und wußte ihn aufzumuntern, die Arbeit nochmals in die Hand zu nehmen! Er hat sich selten geirrt, trotzdem er wohl wußte, welch unberechenbares Ding der Bühnenerfolg ist. Auf das Urtheil seiner Regisseure und darstellenden Künstler gab er wenig. „Diese Leute sehen nur ihre Rolle," pflegte er zu sagen. Gerne theilte er jedoch ein Stück, über das er im Zweifel war, seinem alljährlich bei ihm zum Besuche weilenden Stiefsohne Professor Albert Hänel aus Kiel, dem Führer der Fortschrittspartei; mit, auf dessen Urtheil er mit Recht große Stücke hielt. Am prächtigsten war er auf der Probe. Da saß er hinter einer spanischen Wand an der Rampe, das Manuscript in der Hand, die Scene vor sich, und Schauspieler und Schauspielerinnen, Regisseur und Inspicient, Maschinenmeister und Souffleur, sie Alle folgten seinem Blick, seinem Wort, seiner Geste, ganz Hingebung, ganz Begeisterung. Er ordnete die Ein- und Abgänge, corrigirte die Betonungen, strich, setzte hinzu, erläuterte, belehrte; manchmal stand er von seinem Stuhl auf und spielte selbst eine Scene vor. Einmal zeigte die Bühne ein Bauernhaus, von dessen erstem Stock eine Freitreppe herunterführt. Oben erscheint die erste Liebhaberin an der Thüre, unten steht der Komiker, der ihr einen Heirathsantrag machen will. Er fordert sie auf, zu ihm herunterzukommen, indem er ihr etwas Wichtiges zu sagen habe. Die bloße mündliche Aufforderung genügte aber dem Director nicht, es mußte eine Gestus dazu kommen. Er erhob sich und stellte sich an den Fuß der Treppe. „Da," rief er herauf, indem er zugleich mit ausgestreckter Rechten die Stelle genau bezeichnete, wo er die Holde haben wollte, „da — da komm herunter." Das Gelächter der Mitspielenden ob dieses lustigen Einfalls fand am Abend der ersten Aufführung ein verstärktes Echo. Sonst war Laube kein Freund der Jagd auf Nuancen, dazu war ihm das Wort des Dichters zu heilig, doch lieferte er seinen Schauspielern manchen hübschen Zug, manche wirksame Pointe. Bukowics, der Komiker, hatte einmal einen Schiffskapitän zu spielen, der von irgend einer Person des Stücks nicht mit dem richtigen Titel, auf den er sich viel einbildet, angesprochen wird. „Zum Donnerwetter," brummt er, „sieht man denn meinen Anker nicht?!" Laube hieß ihn die Wachstuchmütze abnehmen und mit dem Aermel mehrmals über den goldenen Anker wischen, der als Zeichen der Kapitänswürde angebracht war, — ein jeu de scène, das in der Première lebhaften Beifall fand. Am strengsten war Laube gegen die sogenannten „Schwimmer", welche, statt ihre Rolle zu lernen, sich auf den Souffleur zu verlassen pflegen. Dann überfloß sein Mund von Vorwürfen und Sarkasmen, und das ganze Theater erbebte bis zu den Soffitten hinauf unter den Schritten des gleich einem gereizten Löwen auf und nieder schreitenden Doctors.

Als ich vor drei Jahren wieder nach Wien kam, fand ich den Alten noch jung und frisch. Um ihn her freilich war Manches anders geworden. Das Kind seiner Sorgen, das Stadttheater, stand nicht mehr unter seiner Leitung. Er war an den trüben Zeitverhältnissen gescheitert, hatte zweimal die Waffen weggeworfen und sie immer wieder aufgenommen, um endlich doch zu unterliegen. Sein Salon war verödet. Wohl thronte er noch auf dem Lehnstuhl zwischen Kaffeemaschine und Mineralwasserkrug, aber er war ein Herrscher ohne Land. Frau Iduna war gestorben, und an ihrer Stelle machte seine Ziehtochter die Honneurs. Die Journalisten und Schriftsteller erschienen selten mehr, nur noch ein paar Blaustrümpfe machten die Gegend unsicher. Ganz verschwunden waren die zahlreichen Herrschaften, welche ehedem blos in der Hoffnung auf Freibillets oder eine Einladung in der Directionsloge erschienen waren. Ebenso natürlich die Schauspieler, die jetzt von dem gewesenen Director nichts mehr zu erwarten hatten. Fast nur noch der Vortragsmeister Strakosch und Fräulein Schratt haben ihm bis zuletzt Anhänglichkeit bewahrt. Es war also ziemlich einsam um den einst Bühnengewaltigen geworden. Dingelstedt, der kurz zuvor gestorben, hatte noch keinen Nachfolger, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß Laube damals erwartete, man würde sich am Burgtheater wieder seiner erinnern. Seine Zurückhaltung schien mir dafür zu sprechen. Ueberhaupt war er noch sehr unternehmend. „Nur fünf Jahre möchte ich jünger sein," sagte er mir, „und ich ginge gleich nach Berlin und gründete ein Schauspielhaus." Durch diesen seinen geheimen Lieblingsplan hat die beginnende Krankheit, der Anfang vom Ende, einen Strich gemacht. Der Tod seiner Frau, über den er einmal zu mir mit erzwungenem Gleichmuth redete, war doch ein harter Schlag für ihn. Unendlich nahe ging ihm auch der Untergang des Stadttheaters, den er nur wenige Wochen überleben sollte. Er kränkelte seit einem Jahre, aber sein Geist behielt seine Jugendfrische bis zuletzt. Ein treuer Abonnent und Freund der „Gegenwart" seit ihrem Beginn, las er noch auf dem Krankenlager jede Nummer gewissenhaft vom ersten bis zum letzten Aufsatz. Manchmal früher, wenn ihm etwas besonders gefallen, schrieb er mir einige Zeilen, worin er sich nach dem Verfasser erkundigte, mir Glück wünschte u. s. w. Ein heftiger Artikel über die neuste Aera des Burgtheaters, der unlängst in diesen Blättern gestanden, hatte mich hoffen lassen, Laube hätte vielleicht Lust zu einer Antikritik. Aber er schrieb mir nur in seiner energischen aphoristischen Weise: „Der Aufsatz enthält viel Wahres. Ueber Theater aber schreibe ich nicht mehr. Am wenigsten über die Burg." Meine jüngste Anzeige seines Buches über Grillparzer las er in Karlsbad und ließ mir durch einen gemeinsamen Freund wissen, er dankte bestens und würde mir demnächst einen langen offenen Brief schreiben. Statt seiner erhalte ich jetzt einen kurzen offenen Brief, schwarzumrändert: die Anzeige seines Todes . . .

Was wird von Laube auf die Nachwelt übergehen? Er hat eine außerordentlich reiche literarische Thätigkeit entfaltet und, mit Ausnahme der reinen Lyrik, sich in allen Gattungen und Formen versucht. Von seinen ersten Schriften aus der Sturm- und Drangzeit des jungen Deutschland ist Alles verschollen. Seine Dramen, obwohl von gesundem Theaterblut strotzend, haben sich nur zum Theil auf der Bühne halten können. Graf „Essex" wird noch lang ein beliebtes Paradestück für unsere Heldendarsteller sein; die „Karlsschüler" werden ein stets effectsicheres Feststück bleiben; sein „Demetrius" ist der beste Versuch, Schillers Meistertorso dem Theater zu retten; in Repertoirenöthen wird man wohl auch zu den „Bösen Zungen", zum „Statthalter von Bengalen", zum „Cato von Eisen" greifen. Von den Erzählungen dürfte einzig der „Deutsche Krieg", sein umfassendes Gemälde der dreißigjährigen Wirren, unvergessen bleiben. Vor Allem wird sich die Nachwelt aber an die dramaturgischen Schriften halten. Ihnen gebührt der Ehrenplatz neben der Hamburger Dramaturgie und den besten kunsttheoretischen Schriften. Hier wird Heinrich Laube am längsten leben. Wenn die Schauspieler-Generation, die er beeinflußt, angeleitet und künstlerisch erzogen hat, längst zu Grabe getragen sein wird, dann wird man noch das „Burgtheater" fragen, wie die weder zuvor noch nachher gleich hohe künstlerische Blüthe eines Schauspielhauses herbeigeführt werden konnte, das „Norddeutsche Theater" und das „Wiener Stadttheater", wie man eine Armee trefflicher Schauspieler aus dem Boden stampft, ein gutes Repertoire schafft, dichterische Talente fördert. Und die Laube'sche Tradition wird zum Heile des deutschen Theaters nicht untergehen. Wie das Burgtheater noch heute von den Erfolgen seiner Direction zehrt, so wird die Regie, die er auf ein solides Fundament gestellt, hoffentlich noch lange seinen puritanischen Principien folgen. Die Meiningerei war und blieb ihm ein Gräuel. Auch er konnte mit Goethe sagen: „Auf jedem Jahrmarkt getrau' ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen." Laube hat aber auch den Dichter beim Theater wieder zu Ehren gebracht und gegen den Regisseur den Virtuosen in Schutz genommen. Er hat den Schauspielern eine natürliche Sprache gelehrt, weit entfernt von dem Singsang der Weimarer Schule und doch nicht so realistisch, um den Zauber des Verses zu brechen, wie die Schröder'sche Schule. Und er hat endlich eine große Anzahl von Künstlern entdeckt und erzogen, welche aller Orten mit Ehren wirken und durch ihr Beispiel seine Lehren verewigen helfen. Aere perennius!

Theophil Zolling.

Kuno Fischers Kant.*)

Von Hugo Göring.

Seine Berühmtheit als Historiker der Philosophie errang Kuno Fischer unstreitig durch seinen Kant, dessen Darstellung schon bei ihrem ersten Auftreten das Ergebniß einer mehr als zehnjährigen ernsten Arbeit war. Dieses Werk hatte das erwiesene Verdienst, in einer Zeit, die sich in dem Gegensatze eines stupiden philosophieverachtenden Materialismus und einer phantastisch hochmüthigen Speculation bewegte, dem eitlen Tageswahne das Spiegelbild der kritischen Philosophie entgegenzuhalten und dadurch zur Umkehr von Irrwegen zu mahnen. Darin lag der Culturwerth seiner Leistung: sie erfüllte die hohe Aufgabe der Geschichte der Philosophie, den Entwicklungsgang nachzuweisen, in welchem die nothwendigen Probleme der Menschheit mit aller Deutlichkeit bestimmt und so gelöst werden, daß aus jeder Lösung immer neue und tiefere Probleme entspringen. Mit vollem Rechte nennt Emil Arnoldt das in jener Zeit erwachende Interesse der Naturforscher, Mediciner und Juristen am Studium der Kantischen Philosophie in erster Linie eine Folge der Darstellung des Kriticismus von Kuno Fischer, weil sie nicht nur die erste, sondern auch die geistvollste war, die die Entstehung jenes imposanten Gedankensystems historisch erklärte. Seitdem hat der Verfasser nichts unterlassen, was den Werth seines Werkes erhöhen konnte: so ist auch die dritte Auflage wieder ein Werk, „welches neben einer anziehenden und edlen Schilderung der Persönlichkeit und des Gesammtcharakters Kants die Entstehung und Ausbildung, sowie den ganzen Tenor von dessen theoretischer Philosophie in allem Wesentlichen erschöpfend darstellt, — ein Werk von tiefem Gehalt und schöner Form, welches dem philosophischen Lehrling eine großartige Uebersicht von Kants Philosophie und dem Kenner derselben mannichfache und fruchtbare Anregung zu weiteren Forschungen darbietet".*)

Um nicht zu wiederholen, was ich früher an dieser Stelle über die Vorzüge des Fischer'schen Gesammtwerkes gesagt habe (Gegenwart 1881, Nr. 29, S. 40—44), führe ich das durchaus zutreffende Urtheil eines tüchtigen Kantkenners, Prof. J. Witte, an, der in seinen eigenen schriftstellerischen Leistungen dem Vorbilde des Altmeisters von Jena und Heidelberg mit Glück folgt; er betont, daß Kuno Fischers überaus beredte und lebendige Sprache seiner Geschichte der neueren Philosophie geradezu das Gepräge eines klassischen Werkes unserer Literatur aufgedrückt hat, welches seit Schopenhauers Schriften von philosophischen Leistungen nur noch Langes Geschichte des Materialismus — wenn auch aus andern Gründen — gehabt hat, daß Kuno Fischers Darstellung eine stilistische Vollendung jedoch nur deshalb besitzt, weil diese Form der unmittelbare und harmonische Ausdruck seiner Gedanken und des Inhalts seines Werkes ist. Seine Kunst besteht in jener frei reproducirenden Darstellung, die den reproducirten Gedanken in congenialer Auffassung wiedergibt. In der Vorführung des Systems und der Entwicklung ihres Ursprungs erreicht bei Kuno Fischer die virtuos frei schaltende Herrschaft über den Inhalt der Systeme ihren Gipfelpunkt. Man gewinnt nicht nur den Einblick in die psychologische Genesis des Systems auf dem Boden des eigenartigen Seelenlebens seines Urhebers, sondern auch in die organische Gestaltung, welche die im Zusammenhange der geschichtlichen Entwicklung liegenden Probleme auf eben diesem Boden allmählich durch die sie beherrschende oder sich ihnen hingebende Energie jedes Denkers erlangen. So steht bis heute seine Arbeit ganz einzig in ihrer Art da. So bedeutend diese dem Zweck und Inhalt des Werkes nach ist, so bedeutend erscheint auch die Form, deren Vollendung der Sache entspricht; und so begreift sich der klassische Werth dieser Leistung sehr wohl: die Bewunderung, die ihr als solcher gezollt wird, ist vollauf berechtigt. Endlich gebührt dem Verfasser nicht blos das Verdienst, den entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt als Darsteller philosophischer Systeme zuerst eingehend, zumal auf Kants Lehre angewendet, sondern dies zugleich in den richtigen Grenzen gethan zu haben. Allen Anfeindungen und Angriffen gegenüber steht K. Fischer als ebenso genialer wie gründlicher Kenner Kants da und bleibt vollends nach dieser neuesten Umarbeitung der zuverlässigste und geistvollste Führer durch die Lehrgebäude der neueren Philosophie.**)

Wie geschickt und natürlich weiß er von der ersten Seite an das Interesse des Lesers für den schwierigen Gegenstand zu wecken, mit jedem weiteren Schritt zu fesseln und seine Einsicht in die hohe Bedeutung dieses Systems für das gesammte wissenschaftliche Denken zu gewinnen! Er hat nachzuweisen, daß Kant

*) Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer. Dritter und vierter Band. Dritte neu bearbeitete Auflage. München, Fr. Bassermann. Immanuel Kant und seine Lehre. Erster Theil: Entstehung und Grundlegung der kritischen Philosophie. Zweiter Theil: Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik.

*) Emil Arnoldt: Kant nach Kuno Fischers neuer Darstellung. Ein kritischer Bericht. Königsberg i. Pr. 1883, Ferd. Beyers Buchh. 42 Seiten.

**) J. Witte: Kuno Fischers Behandlung der Geschichte der Philosophie und sein Verhältniß zur Kantphilologie. Abdr. aus d. Altpreuß. Monatsschr. XX, S. 129—151.

eine tiefgreifende Umwälzung in der Philosophie hervorgerufen, d. h. auf einem noch unbetretenen Wege die Philosophie von Grund aus zu erneuern gesucht hat, indem er fand, daß ihre Erkenntnißgebäude hinfällig und erschüttert waren. Wollte vormals die Philosophie ein Weltsystem sein, welches das All der Erscheinungen umfaßte, während die beobachtenden Wissenschaften noch unmündige und unreife Kinder waren, welches von jener also keine Erkenntniß zu nehmen, aber auch keine Kritik zu fürchten hatte, mithin als Metaphysik des Alterthums und als Theologie des Mittelalters frei reden konnte, so sank ihr Ansehen mit den Entdeckungen der Neuzeit und mit der Erstarkung der Specialforschung. Als Doppelgänger der Erfahrungswissenschaften wäre sie überflüssig, als anmaßende Speculation schädlich geworden. Vom Felde der Erfahrungsprobleme und der Erkenntniß der Dinge, welche sie dennoch nie aus dem Auge verlieren durfte, mußte sie zurückbleiben, ein neues Feld betreten und sich dort eine feste Stellung erobern; sie mußte die Möglichkeit der Erkenntniß der Dinge überhaupt untersuchen.

Mit diesem einleitenden Gedankengang hat Kuno Fischer die Gesammtentwicklung der Philosophie klargelegt und steht mit einem Schritte vor Kant: „Man sieht sogleich, wie in der Reform der Philosophie, die Kant begründen sollte, das Verhältniß der Speculation zur Erfahrung eine der Grundfragen ausmachen mußte, die den Charakter und die Richtung seiner Lehre entschieden." Kant verlegte den Schwerpunkt der Philosophie in die Frage nach der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntniß überhaupt, und so „brachte er einfach genug das Ei zum Stehen, was vor ihm so viele Hände versucht hatten: aber das Ei war immer wieder umgefallen". Kant erhob die Philosophie über ihren dogmatischen Zustand durch die Forderung, daß die Bedingungen zur Erkenntniß und Erfahrung nicht selbst schon Erkenntniß und Erfahrung sein dürfen, sondern derselben vorausgehen müssen, wie in der Natur die Ursachen den Wirkungen: „es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was über unsere Erkenntniß hinausgeht oder dieselbe übersteigt (transscendirt) und dem, was ihr vorausgeht und von Kant mit dem Wort „a priori" oder „transscendental" bezeichnet wurde: das erste liegt jenseits unseres Erkenntnißhorizontes, das letztere diesseits. Auf dieses Diesseits der Erfahrung richtet sich die Kantische Untersuchung; in dieser Richtung ist sie neu und von aller früheren Philosophie unterschieden: sie verhält sich zu den Bedingungen der menschlichen Erkenntniß nicht voraussetzend, sondern untersuchend, prüfend, sichtend, d. h. nicht dogmatisch, sondern kritisch. In dem kritischen Geist seiner Untersuchung und Lehre liegt die epochemachende That."

Mit dem Begriffe des Kritischen hat Kuno Fischer den Leser seinem Ziele schon ziemlich nahe geführt. Damit auch kein Wort, welches im Laufe der Untersuchung eine Rolle spielt, unverstanden bleibe, erklärt er jenes sofort: kritisch verhält man sich zu den Dingen, wenn man ihre Entstehung erforscht und ihre Entwicklungszustände verfolgt. Diese Geistesrichtung beherrscht das Zeitalter Kants und der folgenden Epochen auf allen Gebieten der Wissenschaft; ihre Vertreter sind Männer wie Laplace, Lamarck und Darwin, Fr. A. Wolf und G. Niebuhr, D. Fr. Strauß und F. Chr. Baur u. A. „Jede unserer wissenschaftlichen Größen seit den Tagen Lessings darf als ein Beispiel gelten, wie man sich im Erkennen der Dinge kritisch verhält; auf dem Gipfel aber steht Kant, weil er sich zum Erkennen selbst kritisch verhielt und dadurch der philosophische Begründer eines Zeitalters wurde, welches man mit Recht das kritische genannt hat. Darin liegt die Bedeutung und Tragweite seiner Epoche, die in dieser Geltung niemals ausgelebt werden kann."

Es genügt, nur noch darauf hinzuweisen, daß die Bedingungen zur Erfahrung nicht selbst Erkenntniß, sondern nur Vermögen derselben sind, die Kant „reine Vernunft" nennt und deren Untersuchung als „Kritik der reinen Vernunft" das eigentliche Thema seiner Entdeckungen und die Grundlage seines Systems bildet, daß der Umfang dieser Aufgabe das Gebiet aller früheren Erkenntnißtheorien weit überschreitet, daß endlich die Frage nach der Möglichkeit der Erfahrung und nach der Entstehung der Erkenntniß mit der Frage nach der Entstehung der Sinnenwelt zusammenfällt und daß die Kantische Philosophie einen Gesichtspunkt fordern muß, unter dem die Entstehung der Sinnenwelt aus den Bedingungen der Vernunft und ihrer Thätigkeit einleuchtet.

So ist die Exposition des Kunstwerkes gegeben, jenes plastischen, harmonisch in sich abgerundeten Bildes, welches eine imposante Naturschöpfung des Geistes verherrlicht und dem Verständniß einer größeren Menge zugänglich macht. Damit es auch von vornherein nirgends an Klarheit und Anschaulichkeit fehle, wirft Kuno Fischer ein helles Licht auf die unermeßliche Kluft zwischen der dogmatischen und kritischen Denkweise und auf die ungemeine Geistesanstrengung, welche die Entdeckungen und das Verständniß der letzteren erfordern: er bedient sich zweier ebenso einfachen wie in ihrer zutreffenden Schärfe genialen Vergleiche: er stellt Kant mit Kopernikus und Sokrates zusammen. Man mag dem Verständniß der Philosophie noch so fern stehen: diese Parallele fördert doch die erste Ahnung von der eminenten Tragweite des Kriticismus. Man weiß, welche Umwälzung die astronomische Erkenntniß des Kopernikus hervorrief, als er den unhaltbaren Zustand der ptolemäischen Astronomie aufdeckte und die Wurzel ihres Irrthums in der geocentrischen Vorstellung erblickte. Wollte man die Planetenwelt verstehen, so mußte man den natürlichen Gesichtspunkt der ersten, sinnlich nächsten Betrachtung aufgeben und den heliocentrischen ergreifen, von dem aus der menschliche Geist die Erde in seinem Horizonte faßt, unter den Planeten entdeckt und auf seinen irdischen Standort herabsieht. Und wie sich in der Astronomie das Kopernikanische System zum ptolemäischen, wie sich in der Vorstellung der Planetenwelt der heliocentrische Standpunkt zum geocentrischen, so verhält sich überhaupt die kritische Betrachtungsweise zur dogmatischen, der transscendentale Gesichtspunkt zum natürlichen. Eine ähnliche Selbsttäuschung wie die, welche der geocentrische Standpunkt mit sich führt, beherrscht unsere gesammte Weltvorstellung und bedarf, um erleuchtet und in ihrer Geltung zerstört zu werden, einer ähnlichen Selbstbesinnung und Selbsterkenntniß, nur daß ihre Grundlagen weit umfassender und verborgener, deshalb schwieriger zu entdecken und zu erforschen sind als die unserem kosmischen Wohnort anhaftende Wurzel des geocentrischen Irrthums. „Kant wurde der Kopernikus der Philosophie und wollte es sein. Unsere Vergleichung ist ihm aus Seele und Mund gesprochen, er hat sein Werk gern und wiederholt mit dem des Kopernikus verglichen, wie Bacon das seinige mit dem des Columbus."

Wie dieses Beispiel, so liegt auch das Bild des Sokrates dem Bewußtsein des Gebildeten nahe: was erleuchtet durch den Vergleich mit ihm das Werk Kants? Kuno Fischer sagt es am Schlusse des betreffenden, überaus instructiven Abschnitts resumirend: „Das Nichtwissen des eigenen Thuns ist der innerste Grund alles dogmatischen Verhaltens, aller Selbsttäuschung, Verblendung und Thorheit, auch in der Wahl unserer Lebensziele und Lebensrichtung. Das Wissen des eigenen Thuns ist die durchgängige Aufgabe des kritischen Denkens, der Weg der Selbsterkenntniß und Selbstbesinnung, gerichtet auf das Ziel echter Wissenschaft und Lebensweisheit. Man hat Kant wohl mit Sokrates verglichen: in dem eben ausgesprochenen Charakter liegt der Vergleichungspunkt. Selbsterkenntniß, Wissen des eigenen Thuns in Absicht auf Lebensweisheit war das Thema, womit Sokrates im Alterthum, Kant in der neuen Zeit die Epoche der Philosophie gemacht hat. In der Hervorhebung dieser Aufgabe sind sie einander ähnlich, in der Art der Lösung grundverschieden."

Hiermit hat Kuno Fischer die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Grundfrage gelenkt, die dieser nie aus dem Auge verlieren soll: und von da an tritt er in die tiefere Untersuchung des Gegenstandes. Nach einer noch genaueren Feststellung des Gegensatzes dogmatischer zu kritischer Philosophie charakterisirt er die Standpunkte der neueren Philosophie vor Kant, den Empirismus und Rationalismus, zunächst im Allgemeinen ihre Bedeutung, ihre Berührungs- und Streitpunkte, darnach in der

Richtung des ersteren: Bacons Empirismus, Lockes Sensualismus, Berkeleys Idealismus und Humes Skepticismus; darnach als Rationalismus: Descartes' Realismus, Spinozas Monismus, Leibniz' Monadenlehre und Wolfs eklektisches System; als unbedeutendste Vorstufe endlich die Philosophie des gemeinen Menschenverstandes. — Es bedarf kaum der Bemerkung, daß in dieser präcis orientirenden Zeichnung des Entwicklungsganges, den das philosophische Denken einer Menschheitsepoche genommen hat und den das Individium oft recapitulirt, mehr philosophischer Inhalt niedergelegt ist als bisweilen in Lehrbüchern der Philosophie, die gerade über jene Grundbegriffe Belehrung versprechen.

So hat der Verfasser die Zeitrichtung geschildert, in die Kants Leben fällt. Wie paßt sich der Mann, der ein so gewaltiger Reformator werden sollte, seiner Umgebung an? Wie überwindet er ihre Eindrücke? Wie gestaltet sich sein äußeres Leben? Wieder drängt sich da unserem Historiker eine interessante Vergleichung Kants mit seinen Vorgängern auf: Kants Leben hat nichts nach außen Glänzendes, ausgenommen den Ruhm, den er nicht suchte, aber in vollstem Maße verdiente und erfuhr. Still und einfach war sein Leben. Um die unermeßlichen Schwierigkeiten zu überwinden, vor denen gerade er stand, mußte er seine Kräfte stählen und auf *ein* Ziel concentriren: daher die Einfachheit der äußeren Existenz, die Energie und Reinheit des Wollens, eine einzigartige Charakterentwicklung! Wie anders bei Bacon, der durch Ehrgeiz und Gewinnsucht den Glanz seiner Leistungen verdunkelte und als Lordkanzler einer verbrecherischen Unehrlichkeit angeklagt und einem schimpflichen Richterspruche preisgegeben wurde! Auch mit Descartes läßt sich Kant nicht zusammenstellen: in seiner schlichten, bürgerlichen Existenz gibt es keinen Raum für die hastigen Wechsel zwischen Einsamkeit und Gesellschaftsstrudel, für jene ungestüme Reise- und Wanderlust, die Descartes' Leben so mächtig bewegte und in das Treiben der Welt warf: in sich gesammelt schreitet Kants Leben langsam und sicher vorwärts mit vollkommener Regelmäßigkeit, in zunehmender Vertiefung, ohne von der Außenwelt zerstreuender Eindrücke zu bedürfen, — es haftet gleichsam an der Scholle und erinnert uns auch in dieser Hinsicht an Sokrates, den der Trieb der Selbsterforschung in Athen festhielt. In dieser Beziehung ließe sich Kant mit Spinoza vergleichen, aber es fehlt ihm jenes Schicksal schwerer Verfolgungen, welches dem Leben des verstoßenen Juden eine gewisse tragische Größe verliehen hat. Ebenso finden wir nichts von der genialen Vielgeschäftigkeit in dem Ehrgeize des Leibniz bei Kant: anspruchslos wurde er in der bescheidenen, *mühsam* und *spät* errungenen Stellung eines akademischen Professors, die Leibniz frühzeitig haben konnte, aber verschmähte, durch die Macht seiner Werke für alle Zeiten das, was Wolf zu sein glaubte und mit ruhmredigen Worten sich vermaß: ein *Lehrer* — nicht blos der akademischen Jugend, sondern — der *Menschheit*!

Auch die politischen Verhältnisse, unter denen Kant lebte und wirkte, berührt der Verfasser: in Preußen hatte die Philosophie eine gewisse Geltung erlangt. In der preußischen Krönungsstadt erlebte Kant die Epochen eines vierfachen Thronwechsels, die sich auch in dem Gange und der Wendung seiner Geschicke sehr bemerkbar ausprägen. Jugend und Erziehung fallen in das Zeitalter Friedrich Wilhelms I. und zeigen uns jenen haushälterischen, strengen Geist bürgerlicher Zucht und Ordnung, der damals von obenher die Schichten der Bevölkerung maßgebend und wohlthätig durchdrang. In demselben Jahre, in welchem Friedrich II. den Thron bestieg und Wolf nach Preußen zurückkehrte, begann Kant die akademischen Studien. Seine Laufbahn als philosophischer Lehrer und Schriftsteller von den ersten Anfängen bis zur Höhe seiner welterleuchtenden Werke gehört in die Zeit des großen Königs und bildet in dem Charakter derselben einen der erhabensten und glorreichsten Züge. Dem äußeren Fortkommen Kants trat der siebenjährige Krieg hemmend in den Weg; in den folgenden Friedensjahren reifte langsam das kritische Werk: die Hauptgrundlagen der neuen Lehre waren ausgeführt, als das Zeitalter Friedrichs zu Ende ging. Unter dem folgenden Könige, den die Feinde der Aufklärung gewannen, erfolgte der wider Kant und seine Lehre gerichtete Angriff, der das vollendete Werk nicht mehr zu hindern, nur den Urheber, der schon die ehrwürdige Last von siebzig Jahren trug, zu bedrücken wußte. Doch war es dem Greise vergönnt, wieder aufzuathmen in der neuen und besseren Zeit Friedrich Wilhelms III.

Was er in dieser einführenden Skizze angedeutet hat, das erweitert der Verfasser zu einem großartigen, prächtigen Kunstwerke, welches in allen einzelnen Theilen liebevoll ausgearbeitet, im Ganzen den Eindruck einer imposanten Harmonie macht. Bedarf es nach der Analyse nur eines Theiles, welcher den Leser erst gewinnen soll, bedarf es darnach eines Lobspruches? Nein, das Werk selbst lobt den Meister. Wer aber Freude und Genuß haben will, darf sich nicht mit dem Naschen begnügen, sondern muß entschlossen das Ganze lesen.

Es wäre übereilt und thöricht, wollte man das Verfahren Kuno Fischers, die Gedankenwelt von ihrem ersten Keimen an psychologisch neu entstehen zu lassen, eine Popularisirung nennen, die der Würde der Philosophie widerspräche. Denn einmal ist die Besorgniß völlig unbegründet, die Abstractionen des universellen Denkens könnten jemals Gemeingut der Menge werden: davor schützt sich die Philosophie und vor Allem Kant selbst. Andrerseits aber wäre es ein Segen, wenn die Menge das Glück einer wissenschaftlichen Erkenntniß genösse. Allein Kuno Fischer begnügt sich mit der kleinen Zahl derer, die durch eine allgemeine Bildung zu dem Bedürfniß nach philosophischer Erkenntniß gedrängt werden: und um ihnen das *Beste* zu bieten, sie in die reinigende Atmosphäre des Kriticismus zu führen, auf deren Höhe man sich im Denken über die erdrückende und verwirrende Fülle von Thatsachen der Natur und des Lebens orientirt, von der Last des sorgenvollen Erdenlebens befreit und zu innerem Frieden erhebt, um dieser erhabenen Gedankenwelt mehr Freunde zu werben als die Fachphilosophen: *darum* geht Kuno Fischer langsam, Schritt für Schritt mit dem Leser, bietet ihm allmählich einen philosophischen Begriff nach dem andern und gewinnt so sein *Vertrauen* und seinen *Muth*, immer mehr und zuletzt Alles von dem anfangs abschreckenden Thema „*Kant*" wissen zu wollen. So gelangt man von dem unvergleichlich schönen, längst berühmt gewordenen Lebens- und Charakterbilde Kants zu dessen System der theoretischen und praktischen Philosophie, bis man das Bedürfniß nach der Quelle durch eine entschlossene That befriedigt.

Die Tagebücher der Fürstin Metternich.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wir haben in Deutschland weniger Memoiren als in England, Frankreich und Italien, und die wenigen, die wir haben, sind nicht alle gut. Namentlich haben wir einen Mangel an Denkwürdigkeiten wirklicher Staatsmänner. Vielleicht deshalb, weil wir an wirklichen Staatsmännern keinen Ueberfluß haben. Vielleicht auch deshalb, weil dieselben weder Zeit noch Lust haben zu schreiben, entweder aus Anlaß der „Frictionen", welche sie zu sehr in Anspruch nehmen, oder im Gefühl jenes über den „Dienst" weit hinausreichenden „Dienstgeheimnisses", welches selbst Exministern noch nach Jahren den Mund schließt, — ja denselben sogar im Parlament, wenn sie dessen gewählte Mitglieder sind, das Reden verbietet, — unter allen Umständen verbietet, selbst dann, wenn ihre vormalige Ministerthätigkeit in ihrer Gegenwart auf das Heftigste angegriffen wird. Wir haben das z. B. bei dem vormaligen Cultusminister Falk im Reichstag erlebt. Das „Opfer des Schweigens", das er dort brachte, war sehr heroisch, aber doch, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, etwas unnatürlich oder unbegreiflich. Wenigstens vom Standpunkte des beschränkten Unterthanenverstandes betrachtet. Wo freilich solche Principien herrschen, da darf man sich nicht wundern, daß die politischen Memoiren nicht gedeihen, und daß die

sonst so überreiche deutsche Literatur gerade auf diesem Gebiete ärmer ist, als die der übrigen politisch entwickelten Länder.

Die wenigen Memoiren, die wir besitzen, haben zudem oft einen recht mißmuthigen und verdrießlichen Charakter. Es sind meist Aeußerungen von ehemaligen Ministern oder sonstigen Beamten, welche ihre dienstliche Wirksamkeit zu rechtfertigen und sich gegen Angriffe und Vorwürfe zu vertheidigen suchen. Der polemische Charakter solcher Aufzeichnungen trägt nicht dazu bei, ihre Darstellungsweise schöner und besser, oder ihre Glaubwürdigkeit größer zu machen. Oft sind es auch nur Actenauszüge und Referate, oder sie erinnern an solche Arbeiten, welche zu ganz anderen Zwecken unternommen werden, als zu dem, der Mit- und Nachwelt ein anschauliches Bild der Zeiten, der Sitten, der Zustände und der Ereignisse zu geben. In der Regel herrscht darin ein moroser Ton, welcher die Absicht verräth, nachträglich sein Müthchen zu kühlen an Vorgesetzten und Collegen, über welche man sich glaubt beschweren zu können. Oder es werden kleine Schwächen Anderer ausgenutzt, wie z. B. in den „Erlebnissen eines alten Parlamentariers" ein lateinischer Schnitzer des preußischen Ministers Milde, wobei ich nur bemerken will, daß dergleichen Sprachsünden in unserem angeblich so gelehrten Deutschland durchaus nicht selten sind. Auch bei Parlamentariern nicht. Endlich aber ist ein schlechter Minister mit gutem Latein weit bedenklicher, als ein guter Minister mit schlechtem Latein. Wenn man die Denkwürdigkeiten des sächsischen Ministers von Friesen oder die Lebenserinnerungen des sonst so trefflichen Schriftstellers Karl Gutzkow liest, so könnte man beinahe auf den Gedanken gerathen, daß wir Deutsche nur für unangenehme und schlechte Dinge ein gutes Gedächtniß besäßen. Denkwürdigkeiten aber, wenn sie ihrer Aufgabe entsprechen sollen, darf man nur dann schreiben, wenn man sich aus der Unruhe der Geschäfte in eine „Muße mit Würde" zurückgezogen hat, welche eine klare retrospective Uebersicht gestattet und den Leidenschaften Schweigen gebietet, d. i. in jenem Zustand, welchen der Dichter mit den Worten bezeichnet:

„Laeta viro gravitas et mentis amabile pondus."

Für den Mangel an guten Denkwürdigkeiten der Männer, und insbesondere der Staatsmänner, wüßten wir uns vielleicht zu trösten, wenn wir gute Damenmemoiren hätten, etwa wie die der Frau von Rémusat für Frankreich. Denn die Frauen haben für viele Dinge eine viel schärfere Beobachtungsgabe und ein weit feineres Verständniß, und wenn sie überhaupt zu schreiben verstehen, so schreiben sie meist anschaulicher und graziöser, als die Männer. Dabei macht eine ganz kleine Neigung zur Médisance, von der wir auch die vortreffliche Frau von Rémusat nicht ganz freizusprechen im Stande sind, die Denkwürdigkeiten etwas pikanter.

Allein auch an weiblichen Memoiren hat die deutsche Literatur Mangel, namentlich an Aufzeichnungen gesellschaftlich hochstehender Damen. Wir haben zwar, namentlich aus dem vorigen Jahrhundert, eine Menge von Memoiren, Erinnerungen, Bekenntnissen und Confessionen literarischer Damen. Allein diese „Blaustrümpfe" kennen nur ihre papierne Welt und ihre nächste, in der Regel eng abgegrenzte Umgebung. Sie verrathen einen hohen Grad kleinstädtischer Unbeholfenheit, welcher die Gewöhntheit an größere Verhältnisse und gute gesellschaftliche Ueberlieferungen vollständig abgehen, und welche durch eine krankhafte Gefühlsseligkeit nicht besser gemacht wird. Ceteris paribus würde ich dieser Production gegenüber den Damenromanen den Vorzug geben. Unsere vornehmen Damen schreiben keine Memoiren. Wohl aber führen sie Tagebücher. Diese vermögen allerdings keinen vollständigen Ersatz für Denkwürdigkeiten zu geben. Sie verhalten sich zu den letzteren, wie die Photographie zum Bild, wie die Briefe zu den Bekenntnissen. Unter den „Bekenntnissen" verstehe ich Aufzeichnungen, wie die „Confessions" von Jean Jacques Rosseau, oder wie die „Confessiones" des heiligen Aurelius Augustinus. Zwei Schriften, welche, obgleich sie mehr als dreizehn Jahrhunderte auseinander liegen, doch in vielen Stücken eine gewisse Verwandtschaft miteinander haben, wie z. B. in der aufrichtigen Darstellung begangener Fehltritte und Verirrungen. Wenn die Welt wüßte, wie interessant die Confessiones des heiligen Augustinus sind, sie würde sich beeilen, solche zu lesen. Freilich gehört dazu Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, und diese ist nicht mehr so häufig, wie früher, in Deutschland.

Um wieder auf die Tagebücher hochgestellter Damen zurückzukommen, so weiß ich wohl, daß dergleichen vielfach geführt werden, allein nur sehr selten tritt irgend ein günstiger Umstand ein, durch welchen sie an das Licht der Oeffentlichkeit gelangen. In der Regel bleiben sie demselben entzogen; und da sie auch nicht in den Archiven niedergelegt zu werden pflegen, so gehen sie der Geschichtsforschung und der Geschichtschreibung, der Mit- und der Nachwelt gänzlich verloren.

Eine Ausnahme, eine sehr glückliche und dankenswerthe Ausnahme von dieser Regel machen die Tagebücher der Fürstin Metternich, welche in dem umfangreichen Werke „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, herausgegeben von dem Fürsten Richard Metternich-Winneburg, geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström" in Band V (erschienen Wien 1882), VI und VII (Wien 1883), wenigstens auszugsweise erschienen.

Bekanntlich war der berühmte, seiner Zeit allgemein als der erste Staatsmann Europas anerkannte und sogar von dem habituellen Spottvogel Heinrich Heine gelegentlich im Gegensatz zu den damaligen preußischen Staatsmännern gefeierte k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzler Clemens Wenzel Lothar Fürst Metternich-Winneburg (geboren 15. Mai 1773, gestorben 11. Juni 1859) dreimal verheirathet. In erster Ehe mit einer Prinzeß Kaunitz-Rietberg (gestorben den 19. März 1825), in zweiter mit einer Freiin Antonie von Leykam Gräfin von Beilstein (gestorben 17. Januar 1829) — dieser Ehe entstammt der jetzige Fürst Richard, der Herausgeber des literarischen Nachlasses seines Vaters, früher Botschafter in Paris — und endlich in dritter mit Melanie Gräfin von Zichy-Ferraris (geb. den 28. Januar 1805, gest. am 3. März 1854). Diese dritte Gemahlin ist die Urheberin des Tagebuchs. Sie verheirathete sich mit dem Fürsten am 30. Januar 1831, war also zur Zeit ihrer Verehelichung 26 Jahre alt. Der Fürst zählte damals 58, war also 32 Jahre älter als seine Gemahlin. Als die Fürstin im März 1854 starb, hinterließ sie dreißig dicke große Quartbände, deren Blätter von ihr ganz angefüllt waren mit einer zierlichen und kleinen Handschrift. Diese dreißig engbeschriebenen Quartanten bilden gleichsam ihre sämmtlichen Werke, welche an Umfang die Leistungen eines gewöhnlichen Schriftstellers weit übertreffen. Das in diesen Bänden enthaltene Tagebuch beginnt mit dem Jahre 1820 und endet mit dem Jahre 1853, fünf Monate vor dem Tode der Fürstin. Zehn Jahre gehören der Jungfrau, zweiundzwanzig der Frau an; und in dem Tagebuch der Frau spielt — was man wohl nicht von allen Tagebüchern verheiratheter Damen behaupten kann — der Mann die dominirende Rolle. Der Herausgeber von Metternichs „Nachgelassenen Papieren" theilt uns nur das Tagebuch der Frau mit, und auch dieses nur in Auszügen, welche sich auf die betreffende Zeit der Kanzlerschaft Metternichs, also auf die Jahre von 1831 bis 1848 beschränken. Ueber die Fürstin sagt der Herausgeber:

„Fürstin Melanie stand mitten in den höchsten Gesellschaftskreisen Wiens. Geburt und Erziehung, Schönheit und Geist befähigten die Gemahlin des Staatskanzlers in hervorragendem Grade zu der Rolle, welche sie in der großen Welt zu spielen berufen war. Gewiß hat die glänzend begabte Fürstin Melanie viel dazu beigetragen, daß neben dem Kabinet des Staatskanzlers auch der Gesellschaftssalon des Fürsten zur Stätte geworden ist, von der aus lange Zeit hindurch die große Weltpolitik ihre Leitung empfing. Und daß dieser Einfluß der Fürstin Melanie von den Zeitgenossen und Epigonen als historische Thatsache angenommen wurde und wird, dafür spricht der Umstand, daß die geniale Frau mit ihrem Gemahl der Parteien Gunst und Ungunst theilte und theilt. Offenen Auges und mit schnellem Urtheil über das Geschehene ließ sie die Gedankenfülle in ihre geistvolle Feder strömen. Aber die Fürstin schrieb nur für sich, Niemand weniger als sie selbst dachte an

die Möglichkeit, daß die Geheimnisse ihres inneren Denkens und Fühlens, die sie dem Papier anvertraute, jemals in die Oeffentlichkeit treten sollten. Rücksichten aller Art waren es sonach, die uns bei der Publication des Tagebuches leiteten. Und wie sehr uns auch bei der Mittheilung der kurzen Auszüge hauptsächlich das allgemeine Interesse der Leserwelt vor Augen schwebte, durften wir doch anderseits bei Nennung von Namen und Anführung kleiner Tagesbegebenheiten die Lokalfärbung nicht gänzlich unterdrücken, wofür uns Jene, die mit den Elementen des Wiener Lebens, unter deren Einfluß die Schreiberin stand, näher vertraut sind, Dank wissen werden, während wir eben diesen Umstand bezüglich der übrigen Leser als Entschuldigung ausdrücklich hervorheben."

Dies Zeugniß, welches hier der Stiefsohn der Stiefmutter, der Fürst Richard der Fürstin Melanie ausstellt, gereicht ihnen beiden gleich sehr zu Ehren. Wir acceptiren dasselbe ohne Weiteres, vorbehaltlich einiger, später vorzubringenden Modificationen, welche sich lediglich aus der Verschiedenheit des politischen und gesellschaftlichen Standpunktes ergeben.

Der Herausgeber macht kein Hehl daraus, daß er bei seinen Publicationen Manches unterdrückt, oder vielmehr, daß er nur mit Auswahl publicirt hat. Für dies eklektische Verfahren beruft er sich nicht nur auf den kolossalen Umfang des Manuscripts, sondern auch auf den „intimen Charakter der Aufzeichnungen, welchen man Rücksichten schulde, die nicht außer Acht zu lassen seien"; und wir sind weit entfernt, diese Rücksichtnahme zu tadeln. Wenn aber der Herausgeber weiter sagt: „Leider müssen wir Vieles verschweigen, aber in dem, was wir nicht verschweigen, sind wir treu und genau in der Wiedergabe des Textes," so acceptiren wir zwar mit Vergnügen diese Garantie gegen Interpolation und Retouchirung, wie solche im deutschen Reiche leider für eine gewisse Art posthumer Publicationen mißbräuchlicher Weise in Uebung gekommen, wir können jedoch dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir hinsichtlich der Aufzeichnungen über die Katastrophe von achtundvierzig einige Zweifel hegen, ob dieselben auch wirklich gerade an den Tagen gemacht wurden, von welchen dieselben datiren, oder ob dieselben erst später ex tunc niedergeschrieben worden sind. Wir treten mit diesem Bedenken der Glaubwürdigkeit jener Versicherung durchaus nicht zu nahe; denn eine Interpolation oder Retouchirung oder Appretur des bereits Niedergeschriebenen wäre darin doch nicht zu finden. Weiter sagt der Herausgeber von den nicht mitgetheilten Theilen der Tagebücher der Fürstin:

„Die Zeit, dieses verschlossene Buch zu öffnen, ist noch nicht gekommen. Wäre es gestattet, gleichwie in der Dichtung, die Bekenntnisse einer schönen Seele vor aller Welt kundzugeben, wie gerne gönnten wir dem Leser den vollen Einblick in diese nur zur eigenen Erinnerung niedergeschriebenen Blätter. Aus jeder Zeile würde man die treue liebevolle Gefährtin erkennen, die sich mit den Grundsätzen und Zielen ihres Gatten in vollkommenem Einklang weiß und die ihre Feder nur in Bewegung setzt, um für ihren Clemens Lob und Preis anzustimmen, oder wenn sie für sein Wohl zittert."

Wir müssen gestehen, daß wir in denjenigen Theilen der Tagebücher, welche in Band V, VI und VII der Metternich'schen Papiere publicirt sind, nicht das Geringste entdeckt haben, was an die von Goethe publicirten, gedanken- und gefühlreichen „Bekenntnisse einer schönen Seele" oder an etwas dem Aehnliches auch nur entfernt erinnern könnte. Es ist möglich, daß sich dergleichen in den unabgedruckten oder weggelassenen Stellen vorfindet, aber wir müssen unser Urtheil bilden nach dem, was mitgetheilt und nicht nach dem, was unterdrückt wird. Richtig aber ist, daß durch das Mitgetheilte der Beweis geführt wird, daß die Fürstin eine vortreffliche Frau und Mutter war, und daß wohl schwerlich eine Gattin ihrem Mann eine größere Liebe — nein, sagen wir eine „tiefere Verehrung" — entgegengebracht hat, als die Fürstin Melanie ihrem Clemens. Nicht einmal Griseldis darf man ausnehmen, oder das „Käthchen von Heilbronn", wenn es von seinem „hohen Herrn" spricht. Und diese Erscheinung verdient alle Beachtung. Denn sie ist eine Ausnahme von der Regel. Die Behauptung, daß es „vor dem Kammerdiener keine großen Männer gebe", leidet eine analoge Anwendung auch auf die Frauen, welche den Mann stets in der Nähe, und auch in seiner Werkeltags-Stimmung und -Beschäftigung, beobachten und mehr als irgend ein Anderer — sogar noch mehr als der Kammerdiener — Gelegenheit haben, seine Schwächen nicht nur zu erkennen, sondern auch zu benutzen. Deshalb kommt es so oft vor, daß die Frau, auch dann, wenn sie sonst ein getreuer Associé ist, doch an der „Größe" ihres berühmten Gemahls zweifelt, und wenn er Schriftsteller ist, sich davon dispensirt, seine unsterblichen Werke zu lesen. Ja, ich vermuthe, dies ist der Grund, warum so manche Ehe berühmter Männer nicht ganz glücklich ist. Der Mann glaubt an seine Größe, an seine Unsterblichkeit, an sein Genie, und die Frau glaubt an das Alles durchaus nicht. Daraus entstehen dann natürlich Differenzen und das Weitere ergibt sich von selber.

Das Gegentheil läßt sich aus den Memoiren oder Tagebüchern der Fürstin von Metternich erkennen. Wenn je eine Frau an die Größe, an die Unsterblichkeit, an das Genie, an die absolute europäische, ja tellurische, oder gar universale Unentbehrlichkeit und Unsterblichkeit ihres Gatten geglaubt hat, so ist dies die Fürstin Melanie. Sie ist fromm und glaubt an Gott, als den überirdischen Lenker der Welten. Aber was unser irdisches Jammerthal anlangt, so glaubt sie nur an ihren Clemens. Er ist der Atlas, der unsere tellurische Welt trägt; und wenn ihn die bösen Menschen ärgern, wenn sie ihn krank machen, wenn er stirbt, oder — was noch schlimmer — sogar von seinem Amte entfernt wird, dann wird man sehen, was daraus entstehen wird: Le monde tombera. Fractus illabitur orbis. Der „Dies irae" wird hereinbrechen und Schuldige wie Unschuldige gleichmäßig verschlingen.

Dies ist die Ueberzeugung, welche sich durch alle die zahl- und umfangreichen Quartbände hindurchzieht, gleich dem bekannten und so oft schon mißbräuchlich citirten rothen Faden der englischen Marine. An der Aufrichtigkeit dieses Gefühles ist nicht zu zweifeln, — trotz des großen Unterschiedes des Alters. Im Gegentheil, vielleicht ist es gerade dieser Unterschied, welcher der Fürstin imponirt hat und welcher ihr zugleich eine Garantie dafür gab, daß die Zeiten des frivolen erotischen Sport, welchem der Fürst in früheren Jahren, den Sitten seines Zeitalters entsprechend, nicht minder als sein Gedanken soufflirender, literarischer Famulus von Gentz ungebührlich gehuldigt und dem er sogar Einfluß auf sein politisches Verhalten gestattet — ich erinnere nur an die schöne Karoline Buonaparte, weiland Königin von Neapel — daß, sage ich, diese Zeiten vorüber, um niemals wiederzukehren.

Jedenfalls stand der Fürst, als er die Comtesse Zichy-Ferrari heirathete, im Zenith seines Ruhmes. Alle europäischen Fürsten, soweit er denselben eine heillose Angst vor einer gar nicht existirenden Revolution eingejagt hatte, verehrten in ihm ihren Protector. Er erlaubte sich namentlich gegen die deutschen Fürsten die ungewaschensten Redensarten. Von dem vortrefflichen Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, den der frivole Sprosse eines rheinischen Pfaffenadels als den „Oberburschen von Weimar" oder den „Weimar'schen Altburschen" bezeichnet, sagt er: „Man muß ihm den Kaiser von Rußland auf den Hals hetzen und ihn auf seinem eigenen Terrain fangen und Lügen strafen."

Von König Friedrich Wilhelm III. sagte er, wenn derselbe sich nicht gegen sein eigenes getreues Volk wollte aufhetzen lassen: „Ich habe mich mitten in die innern Geschäfte Preußens hineingestellt, — dem König gesagt, daß sich in seiner Umgebung nicht ein Mann finde, der nicht mit in der Verschwörung wider den preußischen Thron stände — leider ist die Schwäche des Königs mit Trägheit gepaart."

Und endlich ruft er triumphirend: „Jetzt sehen mich alle deutsche Fürsten als den obersten Gesetzgeber Deutschlands an und als Vertilger der Revolutionäre."

Im Jahre 1838 schreibt er: „Nikolaus und Friedrich Wilhelm III. und ich, wir sind vollkommen einig," was an die berühmte Redensart des Cardinals Wolsey erinnert: „Ego et rex meus", welche von Metternich noch übertroffen wird; denn er spricht nicht von Franz I., sondern von den Beherrschern

anderer Staaten, als wenn sie seines Gleichen oder gar seine Unterthanen wären. Von den Prophezeihungen, mit welchen er Friedrich Wilhelm III. zu schrecken suchte: „Wenn er Reichsstände, oder irgend etwas, das einer einheitlichen Volksvertretung für die ganze preußische Monarchie gleichkomme, oder auch nur ähnlich sehe, einführe, dann sei Preußen der Revolution verfallen und er (Metternich) werde seine schützende Hand von ihm abziehen," und anderen derartigen Unverschämtheiten will ich hier nicht weiter reden.

Es genügt festzustellen, daß es ihm gelang, eine ganze Anzahl Souveraine durch seine Drohungen mit der Revolution, durch seine Protectormiene, als großer privilegirter k. k. antirevolutionärer Kammerjäger, — kurz, durch seine außerordentliche Frechheit, Unverfrorenheit und Suffisance, zugleich aber auch durch seine gewinnenden Umgangsformen, durch seine Kunst zu hören sowohl, als auch durch seine Kunst zu reden, und durch die Geschicklichkeit, mit der er jedes Ereigniß sofort für sich auszubeuten oder wenigstens zu deuten wußte, förmlich zu fasciniren, so daß sie ihm nicht nur (wenigstens in politicis) unbedingt Glauben und Vertrauen schenkten, sondern auch förmlich für ihn schwärmten. Wir finden diese Erscheinung namentlich auch bei Friedrich Wilhelm IV., und ich habe in meinen „Beiträgen zur politischen Zoologie", Kapitel „Hammel", einen Beleg dafür gegeben (siehe „Gegenwart" 1883).

Jener Ruhm höchster politischer Klugheit ist, gleich der Napoleonischen Legende, längst dahingewelkt. Er erhielt den ersten Stoß, als der große „Kammerjäger der Revolution" selbst von derselben gänzlich unvorbereitet überrascht und gestürzt ward. Jedenfalls haben wir Deutsche keinen Grund, seine diplomatisch-polizeiliche Thätigkeit zu bewundern. In Oestreich aber verwünschte man dieselbe. Selbst der gute Grillparzer, den man mit Recht den „wahren Oestreicher" genannt hat, dichtete ihm schon lange vor der Katastrophe von 1848 anticipando folgende Grabschrift:

„Hier liegt — für seinen Ruhm zu spät —
Der Don Quixote der Legitimität,
Der Falsch und Wahr nach seinem Sinne bog,
Zuerst die Andern, dann sich selbst belog,
Vom Schelm zum Thoren ward bei grauem Haupte,
Weil er zuletzt die eignen Lügen glaubte."

Doch hier ist nicht der Ort, die Frage auszutragen, ob Metternichs Thätigkeit der östreich-ungarischen Monarchie zum Segen oder zum Unsegen gereicht hat. Genug, die Fürstin glaubte an ihn; und in der That hatte sie mehr Grund an ihn zu glauben, als jene auswärtigen Souveraine, welche sich doch wohl hätten sagen können, daß er sein eigenes und Oestreichs Interesse höher stelle, als das ihre, und daß daher seine Rathschläge wohl nicht ganz uneigennützig seien.

Zwischen ihm und seiner Gemahlin dagegen herrschte von Anbeginn eine unzweifelhafte und aufrichtige „Solidarität der conservativen und dynastisch-metternich'schen Interessen". Diese Solidarität wuchs im Sonnenscheine des Glücks und der allgemeinen Bewunderung und sie war so stark geworden, daß sie auch die erst spät hereinbrechende Katastrophe nur noch mehr zu befestigen und nicht zu lockern vermochte. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Sommeroper bei Kroll.

Signora Alma Fohstrem.

Wir zollen dem thätigen und gewandten Director Engel alle mögliche Anerkennung aber sehr wenigen Dank. Denn sein Theater zwingt den pflichttreuen Berichterstatter, entweder aus Berlin zu flüchten*), selbst wenn er sich da behaglich fühlte, oder eine Menge neuer Sänger in alten Opern zu hören und zu beurtheilen. Ueber den bayerischen Kammersänger Herrn Nachbaur haben wir schon öfters berichtet; und da er meistens im „Postillon" und in der „weißen Dame" erschienen ist, brauchen wir dem schon oft Gesagten nichts beizufügen. Dagegen müssen wir der Signora Alma Fohstrem einige Betrachtungen widmen, die am 2. d. M. als „Lucia" ein Gastspiel und mit großem Erfolge eröffnet hat. Diese sehr begabte Künstlerin ist vor etwa sechs oder sieben Jahren zum ersten Male hier und zwar auf der Kroll'schen Bühne erschienen. Wir erinnern uns noch lebhaft an ihre damalige unfertige, aber sehr sympathische Leistung, an den natürlichen empfindungsreichen Vortrag. Wir haben aber auch schon damals Bedenken erhoben gegen gewisse Nüancirungen, welche ein Hinneigen zu Effecthascherein erkennen ließen. Als „Lucia" hat die Signora glänzende Beweise gegeben von großartigen Fortschritten in der Gesangsvirtuosität. Die Stimme ist sehr umfangreich, in allen Registern gleichmäßig entwickelt und immer rein. Die Coloratur kann als ungemein glänzend bezeichnet werden; bis auf den Triller, der nicht immer gleich und rein erklingt, beherrscht Signora Fohstrem die ganze Technik des Gesanges mit vollkommener Sicherheit. Nach dieser Seite hin wird sie also immer entschiedenste Erfolge gewinnen. In Bezug auf den Vortrag können wir der Leistung der Künstlerin nicht in gleichem Maße zustimmen; es mangelt ihm der Gefühlsausdruck, er ist zu sehr auf den Effect zugespitzt. Dieser Fehler ist weniger auf Rechnung ihrer Individualität zu setzen, als auf die der neu-italienischen Schule, der sie sich durch ihr langjähriges Wirken auf den italienischen Bühnen zugewendet hat. Ihre Individualität zeigte ja bei ihrem ersten Hiersein Neigung zum empfindungsreichen Vortrage, von diesem war in ihrer „Lucia" nur wenig zu entdecken; dagegen ließ die ganze Klangfärbung und Vortragsweise überall den Einfluß der eben erwähnten Schule genau erkennen. Diese geht darauf aus, zu reiner Intonation, Geläufigkeit, Sicherheit und Ausdauer zu gelangen, und zwar auf jenem kürzesten Wege, der zu raschem Bühnenengagement führt. Dieser Weg läßt den langen und mühsamen Pfad der Tonbildung voller Brustst imme und der schweren Ausgleichung in den Registerübergängen ganz beiseite liegen und leitet dagegen zu einer ganz gleichmäßigen hellen Tonentwicklung, bei welcher die Stimme so zu sagen zwischen Brust und Hals zu liegen scheint und einen starken aber fahlen Klang vernehmen läßt; dieser ist aber für tieferen Gemüthsausdruck, für leidenschaftliche Accente ebenso unfähig, als in der Malerei ein ganz helles, an allen Stellen gleiches Colorit für die Darstellung irgend eines ernsthaften Lebensmomentes. Die Sänger dieser Schule können fast Alles gleichmäßig gut singen, gelangen aber nie zu einer vollendeten Kunstleistung, weil sie eben um der Sicherheit der Technik willen die Gefühlsregungen dämpfen müssen; solche mit selbstbewußter künstlerischer Kraft wiederzugeben, haben sie bei der Hast nach der Bühnenlaufbahn nicht lernen können. Wir wollen jedoch betonen, daß unter den Künstlerinnen dieser Schule Signora Fohstrem*) jedenfalls zu den allerersten gezählt werden muß. Ihre Coloratur ist eine ganz ungemein reich ausgebildete und im Vortrage sind Momente hervorgetreten, welche auf ein innigeres Gefühlsleben schließen ließen. Wir sind überzeugt, daß, wenn die Signora einige Zeit außerhalb Italiens gelebt und mit den großen italienischen Sängerinnen der ältern Schule im Vereine gewirkt haben wird, ihre Stimme die ursprüngliche Fülle von selbst wieder erlangt; und dann wird die Künstlerin einen neuen Aufschwung nehmen und bald eine glänzendste Stellung ohne viele Mühe erreichen. Ihr erstes Auftreten ward vom Publicum nach der Bravourscene mit stürmischem Beifalle und Tusch des Orchesters begrüßt.

H. Ehrlich.

*) Was wir auch in der nächsten Woche thun werden.

*) Wie sonderbar! Der ursprüngliche Namen Fohström (mit ö) ist italienisirt worden und heißt nun Fohstrem mit e. Der Unterschied zwischen dem dunkeln vornehmen ö und dem hellen fahlen e ist fast kennzeichnend für die Gesangsmethode der Künstlerin!

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Inserate.

Im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschien:

Der rechtliche Anspruch

Böhmen-Oesterreichs

auf das

Königl. Sächs. Markgrafenthum Oberlausitz.

Eine staatsrechtliche Deduction unter Benutzung archivalischer Quellen von

—— Dr. jur. **H. Deumer.** ——

Preis *M.* 1.50.

Vom juristischen Standpunkte, unter Vermeidung politischer Reflectionen findet der noch heute von Oesterreich in vollem Umfange prätendirte, vom Verfasser aber nur theilweise zugegebene Anspruch dieses Staates auf die Oberlausitz, sowie die einzig dastehenden Vorrechte dieser Provinz Sachsen gegenüber eine eingehende Besprechung. — Da die Acten des Königl. Sächs. auswärtigen Ministeriums benutzt sind, so dürfte diese Publication auch für den Historiker von Wichtigkeit sein.

Neue Deutsche Dichter

im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Der Pathe des Todes.

Dichtung von **A. Baumbach.**

M. 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann

von **August Becker.**

M. 3.—

Idyllen und Schwänke.

Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**

M. 2.50.

Siebenschön.

Ein April-Mai-Märchen in Reimen von

Bruno Küttenauer.

M. 2.—

Nix für Anguet.

Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**

M. 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M.* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Dringendes Gesuch.

Ein durch e. wichtigen literar. Fund in letzter Zeit vielgenannter **Dr. philos.**, der auch durch Publicationen auf schönwissenschaftl., sowie germanist. u. roman. Gebiete bekannt geworden u. von reicher pädagog. Erfahrg. ist, sucht eingetretener Verhältnisse halber per 1. October d. J. od. später e. möglichst dauernde **Stellung** in e. größeren Stadt Deutschlands, Oesterreichs od. d. Schweiz als Lehrer an e. Real-, Bürger- od. höh. Töchter-Schule od. an e. Damen-Lyceum, ev. auch als Redacteur od. ständiger Mitarbeiter an e. angesehn. Zeitung, als Bibliothekar od. dergl.

Gefl. Offerten innerhalb 14 Tagen erbeten sub **H. 23522.** an **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Soeben erschien bei **H. Le Soudier** in **Leipzig** und **Paris.** — Preis 1 *M.* 80 *Pf.*

Heinrich Von Madame **Heine**

C. Jaubert.

Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.

Autorisirte Uebersetzung von **L. Welter.** Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Ferdinand Enke** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Karl Friedrich Eichhorn.

Sein Leben und Wirken

nach

seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften,

beschrieben von

Dr. Joh. Friedrich von Schulte,

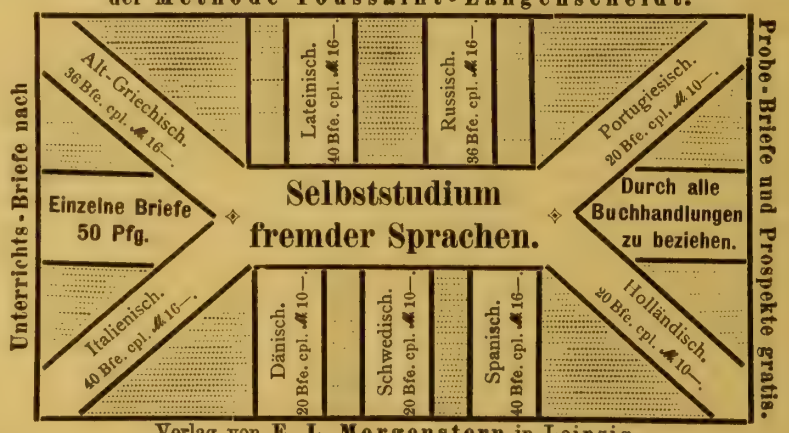
Geh. Justizrath und ordentl. Professor der Rechte in Bonn.

Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn.

Gr. 8. Geh. Preis *M.* 8.—

---

der Methode Toussaint-Langenscheidt.



Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums

von **Eduard Meyer.**

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund

im Jahre 1384

bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.

Von **L. Quidde.**

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Für Redactionen!

Ein junger Schriftsteller, gewandter Feuilletonist, nicht ganz unbek. hum. Dichter, sucht unter den bescheidensten Ansprüchen baldmögl. einen Platz in d. Redaction einer Zeitg. Gefl. Offerten sub **L. 79.** beförd. die Annoncen-Exped. von **Martin Andresen, Flensburg.**

Soeben erschien:

REVANCHE! Bilder aus Paris von Otto Röse. 8. XX u. 341 S. Berlin.

Verlag von Robert Oppenheim.

Franz Otto:

Wunderglaube und **Wirklichkeit.**

Seltsame Erscheinungen **in der Tier- und Menschenwelt.**

Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.

Geheftet *M.* 6.50. Eleg. gebunden *M.* 8.—

Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.

Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 23. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zu den Wahlkämpfen in Amerika. Von Hermann Riotte. — Todesstrafe und Begnadigung in England. Von G. M. Asher-London. — **Literatur und Kunst:** Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. — Ein italienischer Verleger. Von Capitolinus. — Die Bayreuther Festspiele. Von Heinrich Welti. — Die Tagebücher der Fürstin Metternich. Von Karl Braun-Wiesbaden. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Zu den Wahlkämpfen in Amerika.

Von Hermann Riotte.

Angesichts der Thatsache, daß die beiden Parteien in den Vereinigten Staaten nunmehr ihre Candidaten aufgestellt haben, dürfte ein Hinblick auf die Lage geboten erscheinen, die durch die augenblickliche Situation und die Nominationen geschaffen worden ist. Jedermann weiß, daß die republikanische Partei seit dem Jahre 1861 im Besitz der Präsidentschaftswürde verblieben ist. Vier Jahre zuvor wurde sie gegründet, nachdem die Whig- und Torypartei, dann die Knownothing- oder Fremdenhaßpartei sich überlebt hatten. Die republikanische Partei, der sich die demokratische entgegenstellte, entstand damals aus dem wachsenden Gefühle der Unabhängigkeit der Nordstaaten und ihrer Interessen, gegenüber denjenigen der Südstaaten. Diese letzteren hatten im Knownothingthum und im Whigthum als die mächtigste Stütze des unvermischten Amerikanerthums geherrscht und sie fanden in jener Zeit, da dies der Fall, in ihren späteren erbitterten Gegnern, den Puritanern, keinen geringen Bundesgenossen.

Es war augenscheinlich, daß die Neubelebung des politischen Kampfes im Jahre 1856, als die jetzige republikanische Partei ihre Auferstehung feierte, und mit dem Helden von Californien, dem General Fremont, als erstem Candidaten zuerst erfolglos in die Präsidentschaftscampagne trat, die Frage des Vortheils diesem Schritte den Stempel aufdrückte. Die neue Partei, welche ihre Kraft im Norden der Vereinigten Staaten hatte, gab diesem Umstande Ausdruck, indem sie ihre eigene Interesselosigkeit an einer Ausdehnung der Sklaverei bekundete und für Beschränkung derselben auf die südlichen Staaten agirte. Ja, aus den Verhandlungen des amerikanischen Congresses über die Einführung der Sklaverei in den neuzugelassenen Staaten der Union, Cansas und Californien, bildete sich das Gefühl für die Verschiedenheiten der Ansprüche der beiden großen Heerlager des Nordens und des Südens erst aus und fand in der Begründung der republikanischen Partei seinen bleibenden Ausdruck.

Es war also keineswegs eine humanistische Regung, welche an der Wiege der republikanischen Partei Pathe stand, es war der Krämergeist eines mit der wachsenden Einwanderung kräftig aufstrebenden Handels- und Industrieinteresses, der gegen die Herrschaft der Production des Südens sich geltend machte. Als im Jahre 1861 Lincoln als der Candidat dieser Partei gewählt wurde, stand ein unmittelbarer Conflict, dessen Grund die Sklavenfrage gewesen wäre, keineswegs auf der Tagesordnung des Parteilebens. Es handelte sich lediglich um Handels-, Fabrications- und Productionsinteressen. Die immer mächtiger werdende Einwanderung, welche sich mit Ausnahme von Texas fast lediglich nach dem Norden wandte, wo die Arbeit in gutem Preise stand, und die Bebauung des Landes nicht unter der drückenden Concurrenz der Sklavenarbeit zu leiden hatte, führte der republikanischen Partei stündlich Rekruten zu, während die demokratische Einbuße erlitt, sowohl durch das abfallende Puritanerthum, soweit es ihm anhing, wie auch durch den Abfall aller humanistisch gesinnten Elemente, die im Republikanismus nur den Feind der Sklaverei erblickten und sich diesem anschlossen. Dadurch wurden alle historischen Grundlagen für die Parteiverhältnisse verkehrt; der Bauer, d. h. der produktive Besitzstand, der damals im Süden für die amerikanische Republik seine feste Burg hatte, als das conservative Element des Landes, stand einem commerziellen und Handelsinteresse gegenüber, dessen er für den Absatz seiner Produkte bedurfte. Er verfeindete sich mit einer Industrie, deren er zur Verarbeitung seiner Produkte im Lande bedurfte. Es konnte nicht fehlen, daß daraus ein Gefühl der Ohnmacht sich entwickelte, welches für die südlichen Staaten verhängnißvoll werden mußte. Und dies Verhängniß trat bald genug ein. Klare Denker hat die Natur aus sich heraus selten erzeugt und im Grunde war die ganze Sklavenhalterpartei eine Partei der Bauern. Sie hatte keine geschulten Führer, keine auch nur nothdürftig entwickelten Denker. Der gesunde Menschenverstand war Alles, was ihnen als Leitstern dienen mußte und dieser entschied schnell und gewaltsam, was Diplomatie zum Schneckengang verdorben hätte. Die ultima ratio, das Entweder oder des Muthigen oder die Unterwerfung des Ohnmächtigen, war Alles, was diese Sklavenhalterpartei sehen konnte, sehen mußte; die Alternative des Schwertes war die historisch unvermeidliche Folge ihrer Lage, wenn nicht Schwäche gegenüber Thatsachen herrschen sollte, die ihren Besitzstand und das Mark ihres Lebens aufzehren sollte. So wurde die neue damals entstandene republikanische Partei auf eine Plattform gedrängt, die sie, ihrem ursprünglichen Entstehungsgrunde gegenüber, gar nicht würdig war einzunehmen. Einem Pygmäen wurde die Bewältigung einer hohen weltgeschichtlichen That aufgebürdet, zu deren Lösung ihm im Grunde die sittliche Würde fehlte.

Nur eine kleine Minorität in der Partei war wirklich würdig, die Aufgabe auf sich zu nehmen, während im Süden eine geschlossene Phalanx todesmuthiger Vertheidiger einer von Anfang an verlorenen Sache sich zusammenschaarte, für die sie zu siegen oder zu sterben entschlossen war. Es konnte gar nicht fehlen, daß zwischen diesen beiden Gegnern der Sieg lange unentschieden bleiben mußte, Anfangs neigte er sich sogar sicht-

lich auf Seite desjenigen Theiles, der vermöge der sittlichen Berechtigung seiner Forderungen unmöglich als wirklicher Sieger aus dem Kampfe hervorgehen konnte. Die republikanische Partei, im großen Ganzen eine Partei der niedrigsten Interessenpolitik, mußte zu der ihr gestellten Aufgabe erst heranwachsen. Es dauerte Jahre, ehe sie die erforderliche Reife erlangte. Zwei Männer namentlich erwarben sich das unsterbliche Verdienst, sie sittlich zu der ihr aufgedrungenen Aufgabe zu kräftigen. Es war dies der für die Sache geopferte Präsident Abraham Lincoln und der Herausgeber und Redacteur des Weltblattes die „Tribüne" in New-York, Horace Greeley, beides Männer von erhabener Denkungsart und unerschütterlichem sittlichen Bewußtsein. Sie waren das Rückgrat und das Rückenmark der Partei; Lincoln das Rückgrat, Greeley das Rückenmark. Sie führten factisch den Krieg für eine Sache, die sie begriffen hatten; Greeley lange ehe sie als eine Lebensfrage und actuell an ihn herantrat, Lincoln, sobald dies geschehen war. Es gelang ihnen, alle guten Elemente der Nation für eine Sache zu begeistern, die eine Partei, die so von Interessenpolitik und Proselytenmacherei durchdrungen war, wie die republikanische, gar nicht reif noch würdig war zu vertreten. Unter ihrer Aegide gelang es nach dem vierjährigen blutigsten Kampf, den die Weltgeschichte je gesehen, das verhältnißmäßig kleine Häuflein todesmuthiger Gegner zu überwinden.

Seitdem sind nunmehr nahezu zwanzig Jahre verflossen. Schon ehe noch der Präsidentschaftstermin des erschossenen Präsidenten Lincoln zu Ende war, erstand in dem als gewählten Vicepräsidenten eingetretenen Nachfolger, dessen Name der Nennung nicht werth ist, eine Schreckgestalt als mahnendes Rachegespenst der ursprünglichen Traditionen der Partei. Der Krieg und der Kampf um eine ideale Aufgabe, sowie das Wirken der beiden edlen Geister, die ich nannte, von denen der eine noch lebte, hatten im Vertretungskörper der Vereinigten Staaten eine Anzahl Geister und Charaktere gebildet und geschaffen, die fähig waren, diesem Ungeheuer die Spitze zu bieten und wenn auch nicht, wie beabsichtigt, es zu vernichten, doch brach zu legen und unschädlich zu machen. Der Präsident wurde auf die Anklagebank gesetzt, aber wo hätte er verurtheilt werden können, da er nur der Schwäche und Erbärmlichkeit würdigen Ausdruck gegeben hatte, an der das Mark der Partei krankte, die er vertrat. Der Kampf gegen ihn war damals schon ein Kampf der Minorität innerhalb der eigenen Partei, der gegenüber sich noch die ganze natürliche Verbissenheit und Wuth des überwundenen Südens Luft machte.

Im Grunde war die Begeisterung, welche schnell Hunderttausende zu den Fahnen rief, ein Aufflackern des Volksgeistes, das durch die Idee der Nothwendigkeit der Erhaltung der Union der Staaten hervorgerufen war. Die Partei hatte darum wenig oder gar kein Verdienst. Das Interesse an der Idee der Befreiung der Sklaven lebte in den Herzen und Köpfen einer kleinen Minorität, deren Apostel, John Brown, einige Jahre früher wegen des Verbrechens der Sklavenbefreiung öffentlich gehängt worden war. Die Partei lernte nur ganz langsam edel genug fühlen, um diesen Schandfleck auf der Ehre der Nation durch wirkliche Befreiung der Sklaven zu sühnen. Erst spät, mehrere Jahre nach Beginn des Krieges und als eine Maßregel der Klugheit und Nothwehr, durfte Präsident Lincoln seinen Wählern zumuthen, mit ihm an die Berechtigung einer Thatsache zu glauben, mit deren Glorienschein sich die republikanische Partei nun während zwanzig langer Jahre umgeben hat. Die Interessenpolitik hatte erst dann in dieses Opfer gewilligt, nachdem für sie gar nichts, aber rein gar nichts mehr auf dem Spiele stand, bis sie nichts mehr zu verlieren, dagegen Alles dabei zu gewinnen hatte. Dem vicepräsidentlichen Nachfolger Lincolns war unterdessen der Held der Nation als Auserwählter der „Partei des nationalen Ruhms" auf dem Präsidentenstuhl gefolgt. Die „erhabene" Partei der Sklavenbefreiung wußte nach der immerhin großartigen Erhebung nichts Klügeres zu thun, als den Mann an die Spitze der Regierung zu berufen, der sich durch leibliche Kriegertugenden, mehr noch durch die Hartnäckigkeit hervorgethan hatte, mit der er seine vom Wankelmuth der Volksgunst und ihrer Vertreter stündlich bedrohte Stellung zu behaupten wußte. Die Partei wählte ihn blindlings, ohne ihn auch nur im geringsten zu kennen. Ihre bestimmten Nachrichten über ihn beschränkten sich auf das, was über seine Thaten im Felde verlautbart war, und auf die Thatsache, daß er ein überaus starker Raucher sei. Als Präsident mußte er also eine Strohpuppe sein. Ein Mann von geringer Urtheilskraft, schwachem Unterscheidungsvermögen, geringer Menschenkenntniß. Alles das war nebensächlich. Die Partei in ihrer Hohlheit brauchte auch keinen Mann, keinen Geist, keinen Charakter. Was hat die feile Krämerlogik einer nichtswürdigen Interessenpolitik mit alle dem zu schaffen? Sie brauchte einen Namen, einen Popanz, der das noch übrige gesunde Urtheil der Wähler mit einem Schlage mundtodt machte. Einen Mann, der jedem Sonderinteresse freien Spielraum ließe, der keine Meinung und keinen Einfluß hätte, weil er keine Ideen hatte, die höher standen als der „ideale" Krämergeist der Partei, welcher schon als Pathe an ihrer Wiege gestanden. Und so geschickt wußten die Rädelsführer Alle, selbst den in seinem Alter mehr hartnäckigen als willenskräftigen Greely, in das Netz ihrer Hohlheit zu ziehen, daß zuletzt die ganze damals an der Tradition des Kriegs großgezogene Partei der Sklavenbefreier diesem Popanz im Präsidentenstuhl zujauchzte, ja, ihn sogar nach einem vierjährigen Termine nepotistischer Willkürherrschaft abermals zu ihrem Auserwählten machte. In diesen acht Jahren ist denn auch geglückt, was als unvermeidliche Folge einer solchen Wirthschaft eintreten mußte, das Land war vollständig corrumpirt bis auf den letzten Blutstropfen. Der Nepotismus auf dem Präsidentenstuhl als Handlanger einer Partei, die nie einen Gedanken vertreten hatte, außer demjenigen, zu welchem sie durch äußere Mächte gezwungen wurde, hatte seine Orgien gefeiert; es blieb nichts übrig, als den Betrug, durch den sie, die Partei, lebte, auch noch zu sanctioniren, indem sie dem abgelaufenen Strohmann einen Nachfolger gab, der, wie männiglich behauptet, dadurch auf seinen hohen Posten kam, daß die Partei das corriger la fortune des Riccaut de la Marliniere auf ihren Fall anwandte.

Nun, und was veranlaßte wohl die große „Partei des nationalen Ruhms", nachdem sie während vier Jahren Gelegenheit hatte, ihren Mann zu beobachten, ihn abermals auf das Schild zu erheben? Hatte er eine einzige bedeutende Tugend entfaltet? Hatte er einen Zug von Hochherzigkeit im Erfassen aufkeimender Zeitströmungen oder Zeitideen bewiesen? Hatte er einen erhabenen vorurtheilsfreien Blick, aber auch nur einen einzigen, für die Bedürfnisse des Landes, des Volkes gezeigt? Nichts von alle dem. Er war als Präsident der Ausdruck der Hohlheit, der Einseitigkeit, der „flachen Unbedeutendheit", die die Partei charakterisirte, seit sie aus dem Ei der kleinlichen Eifersüchtelei nördlichen Sonderinteresses hervorkroch; er war der Schild, hinter den die republikanische Partei ihre Erbärmlichkeit versteckte und dessen sie bedurfte, um ihre Blößen zu bedecken. Er war der Kirchthurm, an dem die Partei ihr verblaßtes Wahrzeichen der längst abgethanen Sklavenbefreiungsfrage aufhing, daß es weithin leuchte, um die Augen der Urtheilslosen, und das sind zwei Drittel aller Wähler, zu blenden und zu täuschen. Derselbe Mann war es, der jetzt in seinem Alter die Beute eines der großartigsten Schwindelgenies geworden ist, dessen Name in den Annalen der Geschichte verzeichnet steht, eines leichtfertigen Buben, der auf fingirte Werthe eine Schuldenlast von nahezu zehn Millionen Dollars oder vierzig Millionen Mark aufhäufen konnte und von dem jener Held bis zum letzten Augenblicke glaubte, daß es ein Finanzgenie ersten Ranges sei. Das hat heute noch keiner seines Parteiprogrammes würdiger souverainer Bürger der Republik gefühlt, daß die Schmach für das Land nicht darin liegt, daß dieser Mann hintergangen wurde, sondern, daß solch einem Blinden von der „Partei des nationalen Ruhms" während acht langer Jahre das Wohl und Wehe der Nation anvertraut war.

Aber die Partei ging noch weiter. Sie hatte nach acht-

jähriger Amtsdauer, wie gesagt, ihre herrlichen Ideen so wirkungsvoll verbreitet, daß sie mit einem kleinen Taschenspielerkunststück richtig einen Nachfolger „ohne Heiligenschein und Heldenglanz" in den Hafen ihres Ruhmes hineinführte. Wer das (Herr Hayes) war und was er ihren glorreichen Traditionen für ein Lorbeerblatt einfügte, das steht mit Keilschrift in ihren Annalen verzeichnet. Die Partei brauchte einen Popanz und erwischte einen Strohwisch, der sich nur dadurch von seinem Vorgänger unterschied, daß er auch die elende Spatzenbrut, die das amerikanische Capitol umlagerte, nicht mehr schreckte, während bei seinem Vorgänger wenigstens nur die Raben, Elstern und Raubvögel sich heranwagten. Die alte prächtige Parteimaxime „nur keinen Mann, nur keinen Charakter", die sich in ihre Conventionen, wo ihre Candidaten für die Präsidentschaft ausgewählt werden, unbewußt eingeschlichen hatte, getreu ihrer „ruhmreichen" Tradition, bewährte sich herrlich und der Paragraph 11 auch dieser Administration des Herrn Hayes lautete frisch und kräftig: „Es wird ruhig weiter geschwindelt und gestohlen."

Da kam ein weißer Rabe. Wider alle Berechnung, wider alles Erwarten der Parteiführer brachte eine republikanische Convention in Chicago einen Namen als Candidaten zum Vorschlag, der ein ehrlicher Mann, ein Charakter und ein von ideellen Bestrebungen erfüllter Geist war. Nach unzähligen Wahlgängen wurde dieses sogenannte „dunkle Pferd" auf das Schild erhoben, über das die Rädelsführer nicht Zeit gehabt hatten zu verhandeln, weil sein Name als Candidat erst in der Convention auftauchte. Die ehrlichen Leute seufzten auf; er ward gewählt. Seine Administration versprach ein Lichtpunkt in dem dunkeln Bilde der republikanischen Parteiregierung zu werden. Ja, wenn nur die Nemesis nicht so unerbittlich in der Geschichte waltete! Konnte wohl ein ehrlicher Mann auf dem besudelten Throne einer Parteiregierung sitzen, die ihre Principienlosigkeit bis zum Wahnwitz getrieben hatte? War es möglich, daß die reine Tugend dort leben konnte, wo seit Jahrzehnten jedes Gesetz der Ehre des Staates und der Regierung verhöhnt worden war? Gewiß nicht. Mögen die Republikaner, aus deren eigenen Reihen der wahnwitzige Mordbube erstand, der die Kugel auf James A. Garfield abfeuerte, mögen sie immerhin die Verantwortlichkeit für diese Schandthat von sich abweisen, der Keim dazu wurde von der Partei gelegt, als sie zuerst gegründet wurde; er wurde gepflegt und groß gezogen als sie Jahre lang, getreu ihrem ersten Princip, unter dem Deckmantel idealer Bestrebungen ihre Interessenpolitik trieb. Der Tod Garfields schien auf einen Augenblick die ganze Nation zum Bewußtsein dieser elenden Parteipolitik und ihrer verderblichen Wirkung auf das Land aufgerüttelt zu haben, — aber ach, wie kindisch ist eine Nation ohne Führer, ein Volk ohne leitenden Gedanken! Kaum hatte sich Vicepräsident Arthur im Präsidentenstuhl zurechtgesetzt und den alten Schlendrian mit bewundernswürdiger Liebenswürdigkeit wieder aufgegriffen, so war Alles vergessen, Alles herrlich. Arthur wurde sogar, eben weil er den Herrn von der corrupten Gesinnung entsprach, abermals zur Präsidentschaft vorgeschlagen, aber nicht nominirt. Er hat sich auf seinem Posten nicht unklug und wie ein Mann von Welt benommen, aber das braucht Amerika nicht, es braucht einen Geist und einen Charakter. Ob ein solcher bei der wahnsinnigen Unklarheit, welche dort über Staatsraison und politische Dinge im Allgemeinen herrscht, glücklicher sein wird, als Garfield oder Lincoln, muß die Zukunft lehren.

Die Nomination der beiden Candidaten ist erfolgt. Die Republikaner haben James G. Blaine, einen Mann und einen guten energischen Kopf gewählt, dem man nur einen schlechten Charakter vorwirft. Mit welchem Rechte, darüber kann ein unbefangener Mann, bei dem wüsten amerikanischen Zeitungslärm und Gewäsch, nicht klug werden. Blaine wäre wohl der Mann, um mit den jämmerlichen Traditionen der Partei aufzuräumen, wenn er wollte. Und die Opposition, die er findet, ist nur ein Beweis, daß man seine ernsten Absichten fürchtet. Das amerikanische Volk lernt unendlich schwer begreifen, daß die Partei, die ihre Freunde nicht kennt, eine Satire auf einen freien Staat genannt werden muß. Die Feinde jeder Partei sind diejenigen, die sie auf Kosten der Wahrheit im Besitz zu halten suchen, nicht diejenigen, welche sie stürzen möchten, weil sie schlecht und ihres Namens unwürdig ist. Daß das amerikanische Volk nicht fähig ist und nicht genügenden politischen Geist besitzt, um sich zu freier, größerer Entfaltung seines nationalen Lebens auf den Schwingen einer neuen Partei emporzuheben, ist ein trauriges Zeichen nationalen politischen Zerfalles. Die demokratische Partei, die Partei, welche die Sklaverei vertreten, welcher sich alle Elemente anschließen, denen Unwissenheit und Gesinnungslosigkeit den Stempel aufdrücken, diese Partei kann zum Segen für das Land niemals die Erbschaft der republikanischen antreten. Möge sie auch in ihrem Candidaten, Gouverneur Cleveland, einen sogenannten Ehrenmann Blaine entgegenstellen, ja mag er selbst gewählt werden, — sie wird dann entweder eine ganz neue Partei werden müssen, oder sie wird fallen, sobald der jetzige Republikanismus in Amerika todt und etwas Besseres an seine Stelle getreten ist. Unter allen Umständen jedoch geht die amerikanische Staatenunion schon mit dieser nächsten Wahl um einen großen Schritt der Lösung der Frage entgegen, ob eine Regierung wie diejenige, welche seit nunmehr nahezu zwanzig Jahren diesen Namen entehrt, auf die Dauer bestehen kann oder nicht.

Todesstrafe und Begnadigung in England.

Von G. M. Asher-London.

Hinrichtungen sind in England ungleich häufiger als in allen anderen civilisirten Ländern. Forschen wir dieser Thatsache nach, so finden wir einen Causalnexus, dessen einzelne Glieder zu den merkwürdigsten Erscheinungen des heutigen Staatslebens gehören. Dennoch sind dieselben von keinem der zahlreichen Schriftsteller über Todesstrafe beobachtet worden. Ja das, worauf es hier eigentlich ankommt, die Ausübung des Begnadigungsrechtes, wird völlig bei Seite gelassen. Es verhält sich damit aber folgendermaßen.

Die königliche Gewalt ist bekanntlich in England thatsächlich in den Händen des jeweiligen Ministeriums. Meist ohne Specialkenntniß auf irgend einem Verwaltungsgebiete vertheilen die Minister die oberste Staatsleitung nach den Stellungen, die jeder von ihnen als Politiker errungen hat, unter sich; und das Ministerium des Innern, zu dessen Gebiet seltsamer Weise das Begnadigungsrecht gehört, wird jedesmal an ein ziemlich untergeordnetes Mitglied des Ministeriums vergeben. Für diesen Posten einen speciell geeigneten Mann auszusuchen, was doch für andere Ministerposten in der Regel einigermaßen geschieht, kommt einem Ministerium nie in den Sinn, weil das Ministerium des Innern, so lange England fest an der Selbstverwaltung hielt, eine Sinecure war. Obwohl das jetzt etwas anders geworden, hat sich doch die Stellung des home secretary serving gehoben.

Allerdings hätten die Engländer begreifen sollen, daß die Ausübung des Begnadigungsrechts, wenn die Heiligkeit des Rechts und der höchsten Würde nicht beeinträchtigt werden soll, in majestätischer Weise geschehen muß. Denn das hat ihnen Shakespeare gelehrt, in den schönsten und gewaltigsten Worten, die er je gesprochen:

> Die Gnade fließt in unbeschränktem Strom,
> Sie träufelt, einem milden Regen gleich,
> Vom Himmel auf das Erdenland; gesegnet zwiefach:
> Sie segnet den der gibt, den der empfängt;
> Ist mächtigst in den Mächtigsten und schmückt
> Den Scepterträger mehr als seine Krone.
> Das Scepter zeigt der Erdenmacht Gewalt,
> Gebietet, vor des Königs Majestät
> Mit Scheu und Furcht und Zittern uns zu beugen.

*

Doch Gnad' ist über dieser Scepterherrschaft,
Hat in dem Herz der Kön'ge ihren Thron,
Ist eine Eigenschaft der Gottheit selbst;
Und Erdenmacht gleicht meist der Gottesmacht,
Wenn Gnade die Gerechtigkeit durchdringt.

Aber Shakespeares Einfluß auf seine Landsleute ist kaum nennenswerth und nicht entfernt zu vergleichen mit demjenigen auf Deutschland. Jene mächtigen, in England oft gedankenlos recitirten Worte sind daher nie zu praktischer Geltung in Bezug auf das Begnadigungsrecht gelangt. Vielmehr ist dessen Ausübung durch einen so wenig zum Repräsentanten der Majestät des Rechts geeigneten Beamten die Quelle fortwährend wiederkehrenden, die Achtung vor Recht und Staat aufs Tiefste schädigenden Skandals.

Um das vollkommen zu begreifen, müssen wir zuerst unsere Blicke nach anderen Ländern und namentlich nach Preußen wenden. Gegenwärtig ist Begnadigung, d. h. Umwandelung der Todesstrafe durch des Königs Gnade in eine andere Strafe, zwar die Regel, ausnahmsweise jedoch, in Fällen, wo das Bewußtsein der Nation die äußerste Strafe verlangt, bestätigt der König das Todesurtheil.

Die übrigen civilisirten Länder, mit Ausschluß Englands, vertheilen sich in Bezug auf die Todesstrafe folgendermaßen:

1) Abschaffung der Todesstrafe
   a. durch Gesetz,
   b. durch constante Praxis der Begnadigung.
2) Begnadigung die Regel; Vollstreckung der Todesstrafe die Ausnahme, die nur in Fällen scheußlichen Mordes eintritt.

Die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe, ein Resultat sentimentaler Agitation, hat sich überall, wo man sie versucht hat, als krankhafte Uebertreibung einer an und für sich dem heutigen Rechtsgefühl entsprechenden Tendenz erwiesen. Kein großes civilisirtes Land hat auf die Dauer die Todesstrafe abgeschafft. In Rußland ist das allerdings geschehen, aber nur nominell. Denn kein Jahr vergeht ohne Hinrichtungen; und soweit in Rußland die Abschaffung der Todesstrafe eine Wirklichkeit ist, stellen sich, wie wir demnächst sehen werden, die traurigsten Ergebnisse heraus.

Umgekehrt verhält es sich mit dem Princip, daß zwar Begnadigung die Regel ist, daß aber doch die Todesstrafe in Fällen besonders scheußlichen Mordes zur praktischen Anwendung kommt. Denn zu diesem Princip sind alle großen civilisirten Länder Europas und Amerikas gelangt; jedes für sich, und ohne auf die anderen, die denselben Weg einschlugen, zu achten; ja ohne sich auch nur vom eigenen Thun Rechenschaft zu geben. Dieses einstimmige Rechtsgefühl der großen Masse der civilisirten Menschheit zeigt uns, daß die von ihm geforderte Behandlung der Todesstrafe die heute allein richtige ist. In der That ist hier, den Worten des Dichters gemäß: „die Gerechtigkeit von Gnade durchdrungen". Aber, um das zu erreichen ist erforderlich, daß auch, wie er verlangt, das Begnadigungsrecht in majestätischer Weise ausgeübt werde.

Das geschieht nur, wie wir gesehen haben, gerade in England nicht. Man konnte kaum einen ungeeigneteren Träger jener Majestät, die weit über der des Scepters ist, wählen, als den home secretary. Die Folge ist, daß er, der majestätischen Rechtsverkündigung gegenüber, nicht Autorität genug hat, um die Gnade auf die Gerechtigkeit einwirken zu machen. Daher hat sich die in allen anderen civilisirten Ländern übliche Praxis, daß Begnadigung die Regel, Hinrichtung die für besonders empörende Morde reservirte Ausnahme ist, in England nur in Bezug auf Mörderinnen Bahn gebrochen. Die Hinrichtung eines Frauenzimmers, das nicht einen besonders abscheulichen Mord begangen, würde allgemein empören. In Bezug auf Mörder hingegen ist die englische Praxis derjenigen aller anderen civilisirten Länder diametral entgegengesetzt. Hinrichtung ist die Regel, Begnadigung die Ausnahme, für die ein specieller Grund vorhanden sein muß. Häufig ist dieser Grund die zweifelhafte Zurechnungsfähigkeit des Mörders. Es gibt ein eigenes Criminal-Irrenhaus, und begnadigte Mörder bilden eine beträchtliche Zahl seiner Insassen.

Die letzte derartige Begnadigung war die eines ehrenhaften, von allen seinen Kameraden hoch geachteten Arbeiters, der in einem Wahnsinnsanfall seine sämmtlichen Kinder ermordet hatte. Daß er wahnsinnig ist, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, und wurde, nach der Verurtheilung, und als bereits der Tag der Hinrichtung bestimmt war, von der Krone anerkannt. Aber um eine sorgfältige ärztliche Prüfung herbeizuführen, bedurfte es eines Sturmes in den Zeitungen, auf das Zeugniß aller Kameraden des Mannes gestützt.

Dieser Fall ist keineswegs isolirt. Im Gegentheil. Stürme in den Zeitungen, um Justizmorden vorzubeugen, gehören zu den gewohnten Erscheinungen des englischen Staatslebens. Fast nie ist ein solcher Sturm ohne guten Grund, und die Regel ist daher, daß der home secretary dem Andringen der öffentlichen Meinung nachgibt. Aber gleichviel ob er nachgibt, oder das Todesurtheil dennoch vollstrecken läßt, immer ist ein solcher Sturm ein Skandal, der die Achtung vor der Rechtspflege aufs Tiefste erschüttert.

Zudem sind wiederholentlich Fälle vorgekommen, wo absolut unschuldige Menschen durch Irrthümer der Polizei, auf denen sie auch in ihren eidlichen Aussagen vor Gericht beharrte, zum Tode verurtheilt worden sind und sicher gehängt worden wären, wenn nicht ihre Freunde sich aufs Aeußerste angestrengt hätten, um sie vor dem schmählichen Tode zu bewahren. In einem Falle war ein Italiener verurtheilt worden; und es gelang alsbald der Energie eines Landsmanns, den wahren Mörder zu finden und dadurch den Unschuldigen zu befreien. Der zweite Fall war der eines Gärtnerburschen, dessen Meisters Anstrengungen nichts weiter erwirken konnten, als Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe. Erst als mehrere Jahre dieser Strafe erlitten waren, bekannte der wirkliche Mörder, wegen eines andern Mordes verurtheilt, jenes Verbrechen. Solche Fälle, welche überhaupt die Zuverlässigkeit der Jury-Urtheile in Frage stellen, tauchen jedesmal in der Erinnerung auf, wenn die öffentliche Meinung gegen die bevorstehende Vollstreckung eines Todesurtheils protestirt.

Also während wie in Preußen so auch in allen übrigen civilisirten Ländern sich in Bezug auf die Todesstrafe eine Praxis entwickelt hat, welche die Rechtsüberzeugungen im Großen und Ganzen befriedigt, ist das gerade in England, wo man es am meisten und ersten erwarten sollte, bisher nicht geschehen.

Schon daraus läßt sich schließen, daß England auf denselben Weg gelangen wird, wie die andern großen civilisirten Länder; Begnadigung zur Regel, Hinrichtung zur seltenen, für besonders abscheuliche Morde reservirten Ausnahme zu machen; und wir werden selbst schließlich sehen, daß dies den englischen Verhältnissen noch weit angemessener ist, als denen irgend eines anderen Landes.

Höchst wichtig für die soeben angedeutete schließliche Betrachtung ist das Bild, das sich ergibt, wenn wir die ungefähr 100 im Jahre 1882 zur Aburtheilung gekommenen Morde und Mordversuche, nach den Motiven geordnet, überblicken.

Besonders auffallend sind dann zwei Charakterzüge Englands, die es namentlich von Frankreich und Rußland unterscheiden:

1) Habgier spielt unter den Motiven um Mord und Mordversuch fast keine Rolle,

2) Verbrecher von Profession haben an Mord und Mordversuch fast keinen Antheil.

Verbrecher von Profession begingen im Jahre 1882 keinen einzigen mit Raub verbundenen Mord oder Mordversuch und überhaupt nur zwei Morde. Ein Verbrecher von Profession erschießt einen Polizisten. Ein anderer tödtet — um sich der ganzen Beute zu bemächtigen, oder im Streit — einen Kameraden, mit dem gemeinsam er einen Einbruch vollführt hat.

Habgier ist, außer letzterem Morde, nur noch in einem Falle das Motiv der That. Es ist das die Vergiftung eines Knaben durch einen mit ihm entfernt verwandten Arzt, der ihn zu beerben hoffte.

Den andern Fällen liegen folgende Motive und Veranlassungen zu Grunde:

I. Streit und Trunk.
II. Erbitterung und Widerwille.
1) Politische und agrarische Morde und Mordversuche in Irland.
2) Männer gegen ihre Frauen, Maitressen und Geliebten.
3) Frauen gegen Männer.
4) Gegen Kinder.
5) Gegen frühere Brodherren.
6) Rache.
7) Schiffer gegen Untergebene.
III. Widerstand gegen Polizei und Gefängnißwärter.
IV. Jugendliche Verderbtheit.
V. Hülfe bei Abtreibung der Leibesfrucht.
VI. Wahnsinn.

Nur zwei Morde, der jenes Knaben durch den Arzt und der eines Schiffsjungen durch den Kapitän des Schiffes, waren der Art, um allgemeine Entrüstung zu erregen.

Freilich gewährt kaum ein anderes Jahr ein so scharf markirtes Bild. Aber überall finden dieselben Grundzüge sich wieder und von selbst ergibt sich, wie gesagt, der Schluß, daß die in allen andern civilisirten Ländern herrschende Regel gerade in England, weit mehr als sonst irgendwo, angemessen ist.

Die sentimentale Tendenz, aus der die gesammte Bewegung gegen die Todesstrafe entsprungen ist, hat in andern Ländern zwar im Ganzen segensreich gewirkt, hat aber doch viel Unklarheit und Sophismus hervorgerufen, selbst in den Schriften ausgezeichneter deutscher Criminalisten. Englands Gegensatz zu diesen Einflüssen, obwohl viel zu weit gehend, hat daher eine entschieden gute Seite. Wir sehen ja, daß Morde aus Habgier und Morde von der Verbrecherklasse verübt, fast beseitigt sind. Soweit diese Dinge reichen, ist also die Abschreckungstheorie durch Englands Beispiel schonungsloser Strenge vollkommen bestätigt, und das begreift sich. Morde aus Gewinnsucht sind Resultate der Berechnung, und deshalb unterbleiben sie, wenn im Falle der Entdeckung die Todesstrafe unvermeidlich ist. Was die Verbrecher von Profession betrifft, so sehen wir, wie es sich damit verhält, am besten in Sibirien und in den östlichen Gegenden des europäischen Rußlands. Diese Gegenden sind überlaufen von entsprungenen sibirischen Strafgefangenen und daher sind Morde dort alltäglich. Dem ergriffenen sibirischen Strafgefangenen ist ohnehin lebenslängliche Zuchthausstrafe gewiß, und wenn Mord ihm einen beabsichtigten Raub erleichtert oder ihn gegen dessen Folgen sichert, so mordet er ohne Bedenken, zuweilen sogar mit einem Ausdruck des Bedauerns für den Menschen, den er ums Leben bringt.

Die Abschaffung der Todesstrafe in Rußland ist aber ein Produkt der französischen sentimentalen Agitation. Kein Wunder daher, daß in Frankreich selbst Mr. Grévy durch Sentimentalität zu inconsequenter und irrationeller Ausübung des Begnadigungsrechts bewogen wird, und daß die Früchte hier den sibirischen ähnlich sind.

In England wird ohne Zweifel, auch wenn Gnade zur Regel, Hinrichtung zur Ausnahme geworden, die Todesstrafe da beibehalten werden, wo sie erfahrungsmäßig abschreckend wirkte, bei Morden, verübt durch Verbrecher von Profession, und bei den durch Habgier veranlaßten Morden. Daß diese Errungenschaft nicht aufgegeben wird, dafür wird Englands ausgezeichneter Richterstand Sorge zu tragen wissen. Auch ist es undenkbar, daß jemals Sentimentalität die Engländer verhindere, gegen politische und agrarische Morde in Irland mit Strenge vorzugehen.

Die große Masse der Morde und Mordversuche in England selbst hingegen entspringt aus Quellen, denen gegenüber die Todesstrafe offenbar ohne abschreckende Wirkung bleibt: Trunksucht, Erbitterung, jugendliche Verderbtheit und Wahnsinn. Zugleich ist bei so veranlaßten Morden die Todesstrafe dem heutigen Rechtsgefühl widersprechend; es sei denn, daß besondere Umstände der That den Stempel empörendem Gräuels aufdrücken, wie z. B. bei jenem langsam und teuflisch vom Kapitän zu Tode gemarterten Schiffsjungen. Hier ist Todesstrafe angemessen, und auch wenn Begnadigung die Regel wird, werden solche Gräuelthaten ohne Zweifel mit dem Tode bestraft werden. In den gewöhnlichen Fällen aus obigen Motiven entspringenden Mordes jedoch ist Zuchthaus auf Lebenszeit oder auf viele Jahre, eine viel angemessenere Strafe als der Tod. Auch wird Wahnsinn im Zuchthaus bald erkannt und der Irrthum, den Wahnsinnigen zu verurtheilen, hat also keine schreckliche Folge.

Die Dinge liegen demnach in England so, daß die Einführung der in den übrigen civilisirten Ländern allgemeinen Regel nur eine Frage der Zeit ist, und daß wenn diese Norm in England eingeführt wird, die schwierigste und bedenklichste Aufgabe menschlicher Rechtspflege in der vom Dichter geforderten fast göttlichen Weise ihre Lösung findet.

Literatur und Kunst.

Neue lyrische und episch-lyrische Gedichte.

Von Ernst Ziel.

Es ist im Allgemeinen ein wenig erfreuliches Amt, heutigen Tages über neue Lyrica oder Epica zu Gericht zu sitzen. Wie selten sieht der gewissenhafte Beurtheiler aus seinem kritischen Siebe ein volles und gesundes Körnlein auf die Tenne fallen — ein Wust von tauben Hülsen bleibt zurück. Dieses Mißverhältniß zwischen Weizen und Spreu wird in der lyrischen und episch-lyrischen Production der Gegenwart so lange andauern, bis unsere jungen Poeten gelernt haben werden, sich durch rüstige Gedankenarbeit mitten hinein in die große geistige Bewegung unserer Tage zu stellen, von ihr sich inspiriren zu lassen und aus ihr heraus zu dichten und zu schaffen. Die Kritik muß der halbwüchsigen Tageslyrik gegenüber immer wieder ihren alten Satz betonen, daß der Weg zum heutigen Parnaß einzig durch die Hörsäle des Jahrhunderts führt. Wer in ihnen nicht gesessen, wer den Geist nicht hat reden hören, der in ihnen wohnt, der soll nicht nach dem Lorbeer der modernen Dichtung greifen. Was gilt uns heute, in einer ernsten und großen Zeit, die in allen ihren Lebensäußerungen den Einzelnen in den Dienst des Ganzen stellt, was gilt uns heute eine ausschließlich in den engen Banden persönlicher Leiden und Freuden gefangene Lyrik? Weg mit allen anachronistischen Reminiscenzen aus der Zeit des Pegnitzordens! Die „großen Gegenstände" Schillers müssen die Devise der zeitgenössischen Dichtung sein. Nur unter ihr wird sie ihrer letzten und höchsten Mission gerecht werden. Diese aber ist für die Lyrik: auf dem Hintergrunde einer bedeutenden Dichterpersönlichkeit das geistige Leben der Gegenwart nach allen seinen Richtungen hin in reinen Kunstformen auszuprägen und so ein lyrisches Repertorium zu schaffen, das würdig ist, in der Literaturgeschichte neben der Lyrik früherer Perioden einen Platz zu finden.

Je weniger diesen gerechten Forderungen einer zeitgemäßen Poetik heute im Allgemeinen entsprochen wird, um so mehr freut es uns, unter den im Nachfolgenden zu besprechenden Dichtungen mehreren zu begegnen, die den Paragraphen des modernen Princips in der Poesie völlig oder doch theilweise gerecht werden.

Den ersten Platz unter den uns vorliegenden lyrischen Dichtungen — um mit der reinen Lyrik zu beginnen — verdienen ohne Frage die „Neuen Gedichte" von Karl Woermann (Düsseldorf, Voß und Co.). Der durch seine Gedichtsammlungen „Aus der Natur und dem Geiste", „Zwölf Zeit- und Streitsonette" und „Neapel, Elegien und Oden" rühmlich bekannte Verfasser zählt zu denjenigen Poeten, die durch die zwei allerbesten Schulen gegangen sind, welchen sich ein heutiger Lyriker zuwenden kann: durch die Schule unseres edlen Meisters Platen und durch die des modernen Lebens. Woermann gießt in die klassisch abgeklärten Formen des deutschen Aristophanes den Geist unserer

Tage und legt überall Zeugniß ab von dem Bewußtsein: der Dichter ist nicht nur ein Herzenskündiger, er ist auch ein Kündiger seines Jahrhunderts. Die Woermann'schen Gedichte sind echte Kinder unserer Zeit, ganz im Sinne der oben ausgesprochenen Forderung. Zur Charakteristik ihres Wesens ist zunächst zu sagen: Unser Dichter ist seiner ganzen Anlage nach viel weniger ein Lyriker der Empfindung als ein Lyriker der Anschauung und des Gedankens, und namentlich die Anschauung ist es, die seinen Gedichten das charakteristische Gepräge verleiht. Die specielle Domäne Woermanns ist einerseits die zwischen der sangbaren Lyrik und der Epik mitten inne schwebende stimmungsvoll gestaltende Dichtung mit vorwiegend geschichtlichem Hintergrunde, wie sie in seinen „Balladen und Erzählungen" zum Ausdruck kommt, andererseits die Reflexionslyrik mit vorzugsweise kunstphilosophischem Inhalte, wie namentlich die Abtheilungen „Kunst und Leben" und „Feiern und Widmungen" sie uns bieten. Die Woermann'sche Muse bedarf des breiten und gewaltigen Faltenwurfs, um sich in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. Ihre Eigenart besteht im vollen, großen Ton, wie die prächtigen Bilder aus der griechischen Sage und Geschichte ihn anschlagen: „Phidias", „Menelaos und Helena vor Troja", „Zeuxis", „Deimokrates" ꝛc. Lakonismen des Gefühls gelingen unserm Dichter dagegen nicht leicht, wie denn die Rubrik der Lieder „Natur und Liebe" nicht allzu viel Gelungenes und zu dauerndem Leben Berechtigtes enthält, während sich unter dem Abschnitte „Kunst und Leben" wieder mehrfach Proben einer eindrucksvollen Lyrik großen Stils finden. Dahin gehören die in volltönenden Sonetten (einer Lieblingsdichtform Woermanns) sich ausströmenden Verherrlichungen Michel Angelos und andere die Kunst und ihre Heroen feiernde Dichtungen. Auch die Vaterlandsgedichte unseres Sängers haben echten dichterischen Vollklang und athmen ein hochfliegendes Pathos. Karl Woermann, der bekanntlich als Director der Dresdener Gemäldegalerie mitten im deutschen Kunstleben steht, ist vermöge dieser Stellung vor vielen andern Strebensgenossen bevorzugt: er sitzt an der ewig jungen Quelle der bildenden Kunst, und das verleiht seinen Dichtungen etwas Concretes, Anschauliches, Plastisches.

Diese Epitheta darf man den „Liedern und Leuten" von Georg von Oertzen (Wismar, Hinstorff) nicht vindiciren. Wie den früheren dichterischen Kundgebungen des talentvollen Verfassers geht auch der vorliegenden Oertzen'schen Sammlung Anschaulichkeit und gestaltende Kraft einigermaßen ab. Oertzens Gedichte steigen dagegen hinab in die Tiefen des Gedankens und umrahmen die Bilder des Lebens mit poetischen Arabesken und — Schnörkeln. Das Verschnörkelte wiegt leider hier und da in ihnen störend vor; man vermißt allzu oft die kräftig herausgemeißelten Glieder des Gedankens, pointirte Knappheit des Ausdrucks und künstlerisch gerundete Formung des strophischen Aufbaues. Hierin sind Woermann und Oertzen schroffe Antipoden, und nur in dem modernen Ideengehalte ihrer Poesien, der bei Oertzen in den oft feingedachten Ritornellen am frappantesten zum Ausdruck kommt, wo die Form den Dichter zu lapidarer Kürze zwingt — nur in diesem durchaus vom Geiste unserer Tage erfüllten Inhalte berühren sich beide Poeten, die von aller Süßlichkeit unserer lyrischen Liqueur-Fabrikanten frei sind und eine ernste, männlich-kräftige Physiognomie aufweisen.

Vorwiegend auf die Reflexion gestellt und durch präcise Form und kernigen Gehalt sich als echte Kinder unserer Zeit legitimirend, gehören auch Emil Edels „Confetti und Moccoli (Hildesheim, Gerstenberg) in die Reihe der Gedichte von moderner Signatur. Ein sarkastisch angehauchter Kriticismus wiegt in ihnen vor; sie nehmen Menschen und Zustände unserer Tage unter die scharfe Lupe des zersetzenden Verstandes und prägen ihre oft recht malitiösen Ansichten über Welt und Leben in nachdenklichen Sentenzen und stachlichen Epigrammen aus. Das Buch, welches das Motto: „. . . es scheint das ganze Jahr hindurch Carneval zu sein (Goethe in Rom)" an der Stirn trägt, enthält fast ausschließlich kleine, gewandt zugespitzte Reimsprüche, die mit keckem Finger auf diese oder jene Thorheit oder Narrheit unserer Zeit, auf die eine oder die andere Schwäche der menschlichen Natur hinzeigen und dazu, je nach Gegenstand und Stimmung, ein verschmitzt schmunzelndes oder spöttisch lächelndes Gesicht aufsetzen; sie sind fast ausnahmslos Münzen von echtem Gepräge, keine leichtfertig gearbeiteten Spielmarken; sie sind an metallischem Gehalte das wirklich werth, was ihr Gepräge besagt; sie haben den Werth und die Bedeutung der Wahrheit. Wir greifen aus der Zahl derselben beliebig einige Beispiele heraus:

Culturkampf.

Der Kampf des Löwen mit der Schlange
Trotz allen Lärms in jüngsten Tagen
Macht mich, so lang' er tobt, nicht bange —
Doch weh' uns, wenn sie sich vertragen!

Nach einer Vorlesung.

Was er nicht weiß, ist unendlich,
Was er weiß, ist unverständlich,
Aber was er glaubt zu wissen,
Das hab' ich bewundern müssen.

Suum cuique.

Die Lorbeern stehen höher
Gewiß!
Und Disteln sind Dir näher —
Die friß!
Was nicht Dein Kopf erreichen kann,
Das sieh als nicht gewachsen an
Für Dein Gebiß!

Parlamentscandidat.

Sein Wissen wird Euch hochgerühmt —
Mit seiner Rede packt er?
Vielleicht verleiht man höhern Orts
Dazu ihm einen Charakter.

Das sind zwar nicht klassisch gefügte Verse, auch nicht ureigene Aeußerungen eines Originalgenies, aber es sind doch kernige Aphorismen, aus dem Bewußtsein unserer Zeit heraus gedichtet; es ist in ihnen Blut von unserm Blute.

Die blaue Blume der Romantik blüht dagegen in den „Deutschen Weisen" von Arnold Holz und Oscar Jerschke (Berlin, Parrisius). Minnegesänge und Vagantenlieder, Waldmärchen und Schänkengesänge stellen das Hauptcontingent zu diesen Gedichten, die ohne Frage wirkliche Talentproben sind und denen man merkwürdiger Weise die Entstehung aus zwei verschiedenen Dichterseelen gar nicht anmerkt. Ganz befriedigen konnten uns diese Holz-Jerschke'schen Poesien aber doch nicht: es fehlt ihnen weder an phantasievoller Innerlichkeit noch an wirklich volksthümlichem Tone des Vortrags, weder an dichterischem Hauch und Glanz noch an akustischer Bewegung in der Sprache, aber wir vermissen einigermaßen das, was wir von der Poesie unseres Jahrhunderts in erster Linie fordern müssen: eben die intimere geistige Fühlung mit diesem unsern Jahrhundert. Es ist in den „Deutschen Weisen", welche Julius Wolff gewidmet sind, ein mittelalterlich-minniglicher Ton, eine weiche Traumseligkeit, die von dem poetischen Ideal der Gegenwart weitab liegt. Zu wenig Spiegelungen von dem, was uns Heutige bewegt, zu spärliche Niederschläge aus der geistigen Zeitatmosphäre! Liederblüthen, wie „Germanisirung", „Frühmorgens" und „Schelmenlied", wie süß und würzig sie auch duften, sind nicht von dem Baume gebrochen, auf dem die echte Lyrik unserer Tage wächst.

Nicht viel anders steht's mit Richard Kraliks Gedichten „Roman" (Wien, Konegen); auch in ihnen tritt uns ein recht frisches Talent entgegen: der Liebe Lust und Leid im schönen Rom — das ist das Thema, das der Dichter besingt. Es sind meistens leicht geschürzte Lieder, die er uns bietet, und nur hier und da greift ein Gedicht tiefer in die Geheimnisse der Menschenbrust; nur selten, wie z. B. in den Strophen „Nun horchet auf, ihr Freunde" und im „Hochzeitslied", kommt in diesem „Roman" die Lyrik höhern Stils zu Wort. Leser, die von der Poesie nur den Ausdruck anmuthiger Gefühle und

ansprechender Gedanken in einschmeichelnder Form verlangen, werden sich mit Wohlbehagen wiegen auf den leichtflüssigen Versen Kraliks. Wer aber von der Dichtung der Gegenwart Höheres fordert, Leidenschaft der Empfindung, Größe des Gedankens und innere Antheilnahme an den geistigen Aufgaben des Zeitalters, der wird von diesen römischen Liedern und Elegien eines übrigens talentvollen Poeten schwerlich befriedigt werden.

Nicht ohne Wehmuth legen wir zwei posthume Werke jugendlicher Autoren aus der Hand: „Silentium pro Paul von Portheim!" (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) und „Gedenkblätter" von Eduard Parrisius (Berlin und Leipzig, Parrisius). Beide talentvollen jungen Poeten starben in der Blüthe der Jahre, und Freunde der Verstorbenen ediren ihre Gedichte. Es sind zwei ganz verschieden geartete Naturen, die uns in diesen letzteren entgegentreten: Portheim ist ein studentischer Humorist, der mit Kanonenstiefeln und Schläger, die Farben der Burschenschaft „Albia" über die Brust geschlungen, in die poetische Arena springt und frisch und keck seine nicht immer allzu saubern burschikosen Lieder anstimmt; in Parrisius dagegen lernen wir einen idealistisch gestimmten jugendlichen Sänger kennen, der mit schönem Ernst und edlem Maß in den Bahnen unserer klassischen Dichter wandelt und seine Lyra nur zum Preise einer keuschen Camöne schlägt. Ueber Portheim berichtet das Vorwort, die Musen haben an seiner Wiege gestanden und Frau Aventiure habe sich ihnen beigesellt; er habe zu singen verstanden und zu wandern und sich in die Geheimnisse der beiden Tonwelten zu vertiefen, die uns in Musik und Poesie aufgegangen, und wenn in der Kneipe der Ruf erschollen sei: „Silentium pro Paul von Portheim!", da haben die Commilitonen fröhlich aufhorchend die Arme aufgestemmt. Und daß es wirklich zugleich originelle und keck-frische Töne gewesen, die er anzuschlagen gewußt, das beweisen in der That die forschen Lieder, die unter dem Anruf eines letzten „Silentiums pro Paul von Portheim" nunmehr, nach seinem Tode, in die Welt hinausgehen. Eines der charakteristischsten derselben ist das folgende, das wir hier als Probe der Portheim'schen Muse auszugsweise mittheilen.

Das letzte Gericht.

Ihr Brüder einen tapfern Grog!
Mir ist gar schwül zu Muthe —
Es war ein Traum, der mich betrog;
Noch wallt mir's heiß im Blute.

Gottlob, noch hat's ja keine Noth
Mit silberweißen Haaren;
Doch träumt ich Nachts als wär ich todt
Gen Himmel schon gefahren.

— — — — — — — — — — — —

In der Beichte über seine Sünden fragt ihn der Herrgott „Sag', kennst du diese Herren?" — und vor ihm stehen „in weißer Toga viel alte Senatoren".

Und Bücher hielten sie voll Staub
In Händen, weisheitsschwere,
Ich sprach: „Mein Herrgott, mit Verlaub,
Ich habe nicht die Ehre."

„Ich bin," hub da der Erste an,
„Plutarch zu deutsch geheißen,
Zwar meiner Weisheit, sünd'ger Mann,
Thatst Du Dich nie befleißen.

Doch denkst Du, wie Du still ergötzt
Mich trugst aus Deiner Bude,
Mich vor der Kneipe schnöd' versetzt? —
Drei Sechser gab der Jude!"

„Und ich genannt bin Xenophon,"
Sprach bitter drauf der Zweite,
„Um vierzig Kreuzer Sündenlohn
Trugst Du mich in die Weite."

„Ovidius Naso heiße ich,"
Fällt ihm in's Wort ein Dritter,
„Verhandelt hast Du schmählich mich
Um einen Doppelliter!"

„Horazius hat man mich genannt,"
Tönt eine Stimme gräulich,
„Verklopft hast Du mit frevler Hand
Mich um zehn Kreuzer neulich!"

Sallust, Catull und Cicero,
Der Heiden dichte Horden,
Sie wissen Alle, wann und wo
Sie einst zu Bier geworden.

Und Tacitus, Virgil, Homer
Und Sophokles, der Dichter,
Sie zerren mich, ein wildes Heer,
Vor den gestrengen Richter.

Schon seh ich wild den Göttergreis
Mit seinen Blitzen drohen —
Da wacht' ich auf in Angst und Schweiß —
Bin her zu Euch geflohen.

An derartigen, vom Hauche echtesten Studentenhumors angeweheten Liedern ist das kleine Buch reich: „Thales von Milet", „Eine neue Ballade vom alten Herrn Archimedes" und andere drastische Manifestationen einer kecken dichterischen Laune sind Belege für diese Behauptung. Daneben stehen freilich dann und wann taktlose und ein zarteres Gefühl verletzende Gedichte, wie „Legende" und der „Todtensalamander", und höchst ungerechtfertigte Verherrlichungen studentischer Unarten und Unsitten wie „Auf die Wache" und „Ausfahrt". Aber wer über so frische Brusttöne des Humors verfügt, wie sie die eben erwähnten Gedichte aufweisen, wer so fein pointirte schelmische Lieder singt, wie „Einkehr", dem verzeiht man gern die Sünden jugendlichen Uebermuths. Auf dem Gebiete der ernsteren Dichtung dagegen gelang dem flotten Bruder Studio seltener ein Wurf. Die maßvolle Betrachtung „Entsagung" und das leichtgeschürzte Lied „Allein" dürfte das Beste sein, was die Sammlung in diesem Genre bietet.

Ernst ist dagegen durchgängig der Ton, den die „Gedenkblätter" von Eduard Parrisius anschlagen. Die Betrachtung wiegt in den Gedichten des zu früh Dahingegangenen vor: er reflectirt über die höchsten Dinge des Diesseits und des Jenseits und flicht um den Altar des Schönen und Guten einen Kranz anmuthiger Lieder. Neben Apotheosen der Kunst, wie „Vor Murillos Madonna", „Petrarca" und „An Geibel" finden wir Verherrlichungen der Natur, wie am „Genfer See". Aber der Accent des Parrisius'schen Talentes liegt doch augenscheinlich weniger in der Lyrik als im Drama, weshalb das Buch, das übrigens neben Lyrischem und Dramatischem zu einem großen Theile aus Reise-Tagebuchblättern und Kunstnotizen besteht, genau genommen, kaum in den Rahmen dieser Besprechung paßt, die von lyrischen und episch-lyrischen Gedichten handelt. Aber man soll nicht immer rubriciren wollen. Innerlich betrachtet, gehört auch der dramatische Theil der „Gedenkblätter" hierher; denn diese dialogisirten Dichtungen des jungen Poeten sind von Lyrik so sehr durchsetzt, daß man sie kaum anders als lyrische Dramen nennen darf. Es sind deren zwei: „Versuch eines Dramas mit Chören" und ein Schauspiel „Der Graf von Einsiedel". Beide lassen das Vorbild Schillers nicht verkennen; es ist, als ob der Dichter des „Zrinn" und der „Rosamunde", Theodor Körner, aus dem Grabe gestiegen sei, um noch einmal den dramatischen Kothurn seines großen Meisters zu besteigen. Schiller-Körner'scher Geist, Schiller-Körner'sche Reminiscenzen athmen in diesen beiden Dramen, von denen der „Versuch mit Chören" von einem großen sittlichen Pathos erfüllt ist, während „Der Graf von Einsiedel" einen psychologischen Conflict von Bedeutung fesselnd zum Austrag bringt.

Das frühe Hinscheiden der beiden jungen Poeten ist sehr zu beklagen. Ob Portheim eine höhere Staffel seines dichterischen Könnens und Leistens erklommen haben würde, ist freilich einiger-

maßen zweifelhaft; solche blos auf das Humoristische gestellte Talente, zumal wenn sie sich einzig im Liede ausgeben, sind oft entwicklungslos; wie Pallas-Athene aus dem Haupte des Zeus, treten sie fertig in die Welt und verharren bis zuletzt auf dem Niveau ihrer ersten Production. Anders bei Parrisius! In ihm lagen unverkennbar entwicklungsfähige poetische Keime; seine Natur war reich, bildungsfähig, hochstrebend, und Leben und Welt hätten in ihm gewiß noch viel Schönes und Edles gereift. Das ist nun dahin.

Zum Schluß ein flüchtiger Blick auf vier episch-lyrische Publicationen!

Zunächst begegnen wir einer geschickt versificirten Geschichte aus der Zeit des dreizehnten Jahrhunderts, welche Ernst Lutz unter dem Titel „Walter" (Würzburg, Stahel) veröffentlicht. Es ist dieselbe Welt, aus der Gottfried Kinkel seinen „Otto der Schütz" geschöpft, aber dieses mittelalterliche Sujet bewegt sich um eine nahezu moderne Intrigue: die Unterschiebung eines abenteuernden Hirten an Stelle eines gefallenen Fürsten. Ein Rivale in der Liebe zu der verlassenen Braut des Hirten deckt den Betrug auf, und die Nemesis bricht über den Betrüger herein. Das Alles wird in wechselnden Rhythmen und Strophen (die oft recht absonderlich incorrecte Reime aufweisen) sehr hübsch geschildert, aber von modernem Blut können solche Rittergeschichten trotz der modernen Intrigue natürlich nicht viel in sich haben, und das ist es, was jeden im Bewußtsein der Zeit stehenden Leser befremdend und erkältend berühren muß. Mit der minniglichen Poesie sollten wir heut zu Tage, wo die Dichtung nicht ein Spiel sondern eine ernste Sache sein soll, fertig sein.

Aehnliches gilt von „Ragenhard und Swanhild", einem Harzepos aus dem achten Jahrhundert in zwölf Gesängen von M. Werner (Königsberg i/Pr., Selbstverlag des Verfassers), welches sich ganz in Romantik und Ritterthümelei verliert, aber manche schöne und glänzende Einzelheit aufzuweisen hat: farbenprächtige Naturschilderungen und kräftig erschlossene Perspectiven in Geschichte und Menschenseele.

„Die heilige Elisabeth" von E. Rutenberg (Gotha, Perthes) behandelt den schon so oft dichterisch mobil gemachten Stoff von den herzbewegenden Schicksalen der frommen thüringischen Landgräfin, einen Stoff, der in der Tragödie von Charles Kingsley, die sich eine internationale Gemeinde erworben hat, wohl die genialste Bearbeitung gefunden hat. Die Verfasserin der hier vorliegenden Dichtung gestaltet den legendenartigen Vorwurf zu einer in strophenlosen vierfüßigen Jamben einherschreitenden poetischen Erzählung, die von tief religiösem Gefühle getragen wird und nicht selten sich zu hymnenartigem Schwunge erhebt. Es lebt ein echtes und reines Empfinden in dieser Dichtung, die ihre Abkunft aus einer weiblichen Feder nirgends verleugnet: Zartheit und Duft einer überaus melodiösen Sprache und farbige Stimmungsmalerei sind hervorstechende Merkmale der Rutenbergschen Muse. Freilich ein allzu starkes Hervortreten der Sympathie für mittelalterliche Askese stört hier und dort den gleichmäßigen Gang und Ton der Dichtung, wie denn überhaupt der Lobgesang auf die Heldin, deren Frömmigkeit ja vielfach krankhafte Züge aufweist, mitunter in eine Tonart übertriebener Verherrlichung fällt, die den nicht ungerechtfertigten Protest unserer nüchternen, darum aber nicht minder auf große und hohe Ziele gerichteten Zeit herausfordert.

Neben die legendenhaft-fromme und lyrisch-ätherische „Heilige Elisabeth" stellen wir zum Schluß den realistisch-derberen, aus mehr epischem Holze geschnittenen „Goethe in Straßburg und Sesenheim" von Moritz Horn (Kassel, Kleinenhagen, zweite Ausgabe), neben die bleiche Märtyrerin mit himmlisch verklärtem Augenaufschlag den erden- und sinnenfrohen Liebling der Musen. Moritz Horn, der poesiebegabte Verfasser von „Der Rose Pilgerfahrt" und der „Lilie vom See", flicht in seinem kleinen Epos um die oft geschilderte Liebesidylle von Sesenheim einen Kranz fein gezeichneter Genrebilder und anmuthiger Situationsskizzen und stellt in ihren Mittelpunkt mit viel plastischer Gestaltungskraft alle die bekannten Figuren aus Goethes Aufenthalt in Straßburg und Sesenheim: Salzmann, Weyland, Herder, Pastor Brion, Livia, Friederike u. A. Das in ziemlich leichtfließenden Hexametern — warum noch immer diese veraltete Form? — abgefaßte Gedicht macht durch die Treue der Farbengebung und die Frische der Darstellung einen durchaus wohlthuenden Eindruck, und hätte der Dichter sich hier und da etwas mehr Maß in der Ausmalung der Situationen, etwas strengere Linienführung in der Composition seiner Idylle auferlegt, so wäre die künstlerische Wirkung derselben eine nahezu vollendete gewesen. Mit der Spürkraft des feinfühligen Psychologen geht Horn in seiner Dichtung den Entwicklungsgängen des jugendlichen Goethe in seiner folgenschweren Straßburger Zeit nach, und mit der zarten Hand des nachempfindenden Dichters entwirft er uns das rührend wehmüthige Bild Friederikens, der lieblichen Pfarrerstochter von Sesenheim. Was der Dichtung noch über ihren ästhetischen Werth hinaus ein besonderes Interesse verleiht, das ist die strenge Anlehnung derselben an die geschichtlich verbürgten Quellen zu diesem Theile des Goethe-Lebens und die Beigabe einer Reihe von Anmerkungen und Hinweisen auf eben diese Quellen. Blicke auf die Lebensbahn unserer Dichterfürsten haben immer einen besonders anmuthenden Reiz — sie haben ihn in doppeltem Grade, wenn sie uns selbst in der anmuthenden Form der Dichtung geboten werden.

Ein italienischer Verleger.

(Felice Le Monnier.)

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst haben Buchdrucker, Verleger und Buchhändler je nach der Zeit, in welcher sie lebten, in verschiedenartigster Weise an dem Gewebe der Culturgeschichte theilgenommen. Lange Jahre hindurch hatten die ersteren, aus denen erst später die zweiten und dritten mit einem eigenen Wirkungskreise zur Entwicklung gelangten, einen kosmopolitischen, oder wie man nach dem neuesten Sprachgebrauch sagen würde, einen internationalen Charakter. Diese Thatsache ist offenbar auf das internationale Gepräge der Mönchsorden zurückzuführen, welche sich der neuen Kunst gleich nach ihrer Entdeckung vielfach bemächtigt hatten. In allen Ländern begegnet man in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung der Buchdruckerkunst vorzüglich Ausländern, welche dieselbe ausüben. Vorwiegend war unter ihnen das deutsche, niederländische und französische Element; in der Blüthezeit der italienischen Renaissance waren es die fremden Buchdrucker, welche, Dank der fürstlichen Munificenz jener glanzvollen Tage, der Wissenschaft durch ihre neue Technik neue Bahnen brachen. In Mailand, Venedig, Bologna, Ferrara, Padua, Rom, ja in den entlegenen Bergen der wilden Abruzzen, in Aquila*) finden wir Deutsche als die Träger der neuen Kunst. Aber bald verschwinden die Spuren der fremden Herkunft; entweder übersetzte man die Familiennamen der Drucker ins Italienische, oder italienische Zöglinge überflügelten bald die Meister in Geschmack und Geschicklichkeit, bis nach einer langen und hohen Blüthezeit der Typographie in Italien ein tiefer Verfall derselben eintrat, welcher bis zu Anfang dieses Jahrhunderts dauerte. Der Aufschwung, den dieselbe damals zum Theil in Venedig und Mailand, zum Theil in Ravenna durch den Drucker Bodoni nahm, war jedoch kein nachhaltiger. Buchhandel und Buchdruckerei lagen in Italien in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gleich schlimm im Argen. Das Censurwesen, der Mangel an raschen Verkehrswegen, die verhältnißmäßig geringe literarische und wissenschaftliche Erzeugung mußte nothwendig dazu beitragen. Die Posteinrichtungen waren erbärmlich; an jeder Grenze der vielen Kleinstaaten gab es ein Zollamt, in welchem nur der Polizeiknittel als Censor fehlte. Die ganze

*) Im Jahre 1482 gab es in Aquila einen deutschen Drucker Namens Adam von Rottweil, welcher unter Anderem eine Uebersetzung des Plutarch veröffentlichte.

damalige Zeit war eine gänzlich erschlaffte. Das öffentliche Interesse gipfelte im Theater, in der Vergötterung von Sängerinnen und Tänzerinnen. Der Patriotismus und die Politik schliefen einen Bärenschlaf. Gelang es trotzdem noch einigen Buchdruckern, mitten in diese Apathie als Verleger Bücher zu bringen, so war das ein wahres Wunder. In Mailand blühten einige Jahrzehnte hindurch die Häuser Silvestri, Bettoni, die Società dei Classici, in Parma das Haus Fiaccadori, in Florenz die Firmen Molini, Passigli, Borghi, in Turin Pomba, Fontana, in Venedig Antonelli und vor allen, was typographischen und literarischen Geschmack anlangt, die berühmte Tipografie del Gondoliere, in welcher der Dichter Luigi Carrer die leitende Seele war, bis das Unternehmen zusammenbrach.

Wie es einst fremden Buchdruckern vorbehalten geblieben war, die erste Blütheperiode des Druckerwesens und des Buchhandels in Italien zu schaffen, so fiel es wiederum in den vierziger Jahren einem Fremden, dieses Mal einem Franzosen, anheim, das Wesen der Buchdruckerei und des Buchhandels daselbst auf neue und bessere Wege zu lenken. Besonders bewundernswerth ist dabei die Intelligenz eines Ausländers, der die italienische Literatur ihren Sammelplatz verdankt, auf dem die Keime der nationalen Bewegung, welche das neue Italien schufen, zuerst sprießen sollten. Nicht ein Italiener war es, in dessen Hände die Fäden des ganzen literarisch-politischen Lebens der Halbinsel mehr als dreißig Jahre hindurch erfolgreich zusammenliefen, sondern ein Franzose, der dabei seinem Vaterlande bis zu seinem Tode nichtsdestoweniger mit großer Anhänglichkeit ergeben blieb. Um aber einer solchen Aufgabe, umgeben von der allgemein mühsam errungenen Hochachtung, lösen zu können, bedurfte es einer hohen geistigen Begabung und eines edeldenkenden durchaus vornehmen Charakters. Beide Eigenschaften besaß Felice Le Monnier in hervorragendem Maße. Als er zuerst nach Florenz gegen das Jahr 1840 kam und gewiß nicht ahnte, daß einst sein Name als der eines berühmten Mannes von der lieblichen Blumenstadt in alle Welttheile getragen werden würde, war ihm merkwürdigerweise in Florenz schon ein anderer Fremder von nicht weniger edlem Wesen auf ähnlichen Wegen vorausgeeilt. Lange Zeit, bevor sich Le Monnier selbständig in Florenz niederlassen konnte, war der gelehrte Schweizer Giampietro Vieusseux der buchhändlerische Mittelpunkt der Literatur und der Politik in Toskana geworden. Seine Wege kreuzten sich nicht mit jenen Le Monniers, aber dennoch sind ihre Namen unzertrennlich geworden. In ihnen hat sich vierzig Jahre hindurch Alles, was die Literatur Edles in Italien hervorgebracht hat, verkörpert. Jeder wirkte in eigener Art. Giampietro Vieusseux, welcher hochbejahrt als Nestor des italienischen Buchhandels erst in den sechziger Jahren starb, hatte im Palazzo Buondelmonte ein Lesekabinet gegründet, welches, wie vielleicht kein anderes der Welt, eine große politische Bedeutung zu erlangen wußte. Toskana war zu jener Zeit der freisinnigste Staat Italiens, freisinniger als Piemont. Der Großherzog gewährte den politischen Verbannten aus Neapel, aus dem Kirchenstaat, aus ganz Nord- und Mittelitalien bereitwilligst ein sicheres Asyl. Die damalige Emigration, welche der Revolution von 1848 lange Zeit vorherging, war gewissermaßen eine geistig aristokratische; man begegnete in ihr fast ausschließlich hervorragenden Literaten, Dichtern, Künstlern und Männern der Wissenschaft. Die Wechselbeziehungen derselben zu der großen, vornehmen und reichen Fremdencolonie, welche damals ihren bleibenden Sitz in Florenz hatte und dort der Kunst und Literatur huldigte, blieben auf dieselben nicht ohne Einfluß. Bei Vieusseux war der Mittelpunkt für beide; fremde und einheimische Gelehrte versammelten sich täglich bei dem gelehrten ehrwürdigen Buchhändler. Man wetteiferte in dem Studium der italienischen Geschichte und Kunst, hauptsächlich der florentinischen. Zwei große literarische Unternehmungen, deren Verleger Vieusseux wurde, entsprangen diesem Verkehr in den Räumen des Palazzo Buondelmonte. Beide, sowohl das „Archivio storico italiano“ als die große Revue für Wissenschaft, Literatur und Kunst: „L'Antologia“ waren bestimmt, die Vaterlandsliebe zu wecken und wachzuhalten in einer Zeit, wo dieselbe ein Verbrechen war. Die Censur vermochte dem Archivio wegen seines streng wissenschaftlichen Gewandes nicht beizukommen. Die Antologia dagegen mußte in den Reactionsjahren nach 1849 ihre Veröffentlichung einstellen, bis sie unter dem Namen „Nuova Antologia“ vor neunzehn Jahren, nachdem Italien seine politische Einheit erkämpft hatte, zu neuem und kräftigem Leben erstand. Auch das Archivio storico erlitt eine kurze Unterbrechung, aber aus anderen Ursachen. Nach Vollendung der ersten großen Hauptserie, welche sich besonders mit der Herausgabe inedirter Documente beschäftigte, verwandelte es sich in eine historische Vierteljahrsschrift, welche heute noch mit gleichem Erfolge fortererscheint. Schuf aber Vieusseux in seinem Archivio einen unersetzlichen Schatz historischer Quellen, welcher den vielen späteren italienischen Publicaten auf demselben Gebiete zum Vorbilde in der Behandlung der Geschichte der verschiedenen Regionen Italiens — wie z. B. dem in Venedig erscheinenden „Archivio Veneto“ — diente, so eröffnete er in der Antologia der italienischen Literatur jener Zeit einen Tummelplatz, auf dem die besten Schriftsteller Italiens ihre ersten Sporen erwarben. Noch heute nimmt die „Nuova Antologia“, welche jetzt in Rom erscheint, in Italien den Platz ein, den in Frankreich die „Revue des deux mondes“ seit vielen Jahrzehnten zu behaupten weiß.“

Die Thätigkeit Le Monniers in der Arnostadt war anderer Gattung. Während Vieusseux als Verleger seine ganze Sorgfalt auf die beiden großen eben erwähnten literarischen Unternehmungen mit Erfolg verwandte, bedurfte die unruhigere, lebhafte Natur des strebsamen Franzosen eines vielseitigeren Feldes. Die geistige Richtung, welche Le Monnier seinem Verlage gab, war eine ähnliche, aber der Weg, den er dabei einschlug, war ein verschiedener. Der Verlag Vieusseux' übte einen großen Einfluß auf die wissenschaftlichen und literarischen Kreise aus, ohne reformirend in den italienischen Buchhandel einzugreifen. Le Monnier erreichte durch seine Thätigkeit beides. Der Einfluß seiner Ausgaben ging weit über die wissenschaftlichen und literarischen Kreise hinaus; derselbe war Jahre lang maßgebend in der ganzen gebildeten Welt Italiens. Seine Art, den Buchhandel zu betreiben, welche mehr nach französischem als nach deutschem Zuschnitt war, brachte vielfach Klarheit in die verlotterte Geschäftsführung der italienischen Buchhändler. Als seine Ausgaben in jedem kleinsten Städtchen unentbehrlich wurden, dictirte er dem italienischen Buchhandel das Gesetz. Und dieses Gesetz hieß Ordnung und Pünktlichkeit. Um diese Macht Le Monniers im italienischen Buchhandel richtig zu begreifen, muß man vierzig Jahre zurückdenken, als Zoll- und Censurschranken wie ein Alp auf ganz Italien lasteten. Alle diese Schwierigkeiten siegreich zu überwinden bedurfte einer um so größeren Intelligenz, als der Mann, welcher bestrebt war, die italienische Literatur wieder zu Ehren zu bringen, ein Fremdling war. Die scharfen Klippen eines leicht verletzten Nationalgefühls, welches jedem Italiener angeboren ist, war eine außerordentlich schwere Aufgabe. Felice Le Monnier hat es verstanden, dieselbe nicht allein meisterhaft zu lösen, sondern auch mit Würde. Er hat seinen Weg mit hochgetragener freier Stirn zurückgelegt, das Wohlwollen der Italiener für ihn beruhte auf der Achtung, welche ihnen der seltene Mann einflößte, nicht aber auf vulgärer Schmeichelei, welche seinem ganzen Wesen widersprach.

Das Verlegerleben Le Monniers kann als das Ideal eines jeden Buchhändlers betrachtet werden, welcher seinen Beruf als einen wichtigen Factor in dem Culturleben seines Volkes ansieht. Selten hat sich das geistige Können, das feine Ergreifen der Zeitströmung, die Erkenntniß der literarischen und politischen Bedürfnisse einer ganzen Nation so glücklich mit einer entschieden kaufmännisch-praktischen Begabung gepaart, als in Felice Le Monnier, dem Gründer der „Biblioteca Nazionale“, dessen Namen dem letzten Quartaner in Italien ebenso bekannt und geläufig ist wie den Universitätsprofessoren.

Felice Le Monnier wurde vom Zufall nach Italien verschlagen. In Verdun in Frankreich am 1. December 1806 geboren, wurde er von seinem Vater für die militärische Laufbahn bestimmt. Sein lebhaftes Wesen ließ ihn aber die Dis-

ciplin in der Ecole de Saint-Cyr nur mit Ungeduld ertragen. Eines schönen Tages versetzte er einem Kameraden im Streit einen Stich mit dem Federmesser, der allerdings ohne gefährliche Folgen blieb, aber seinen Austritt aus der Schule nach sich zog. Zur Strafe machte sein strenger Vater aus dem Cadetten einen Setzerlehrling. Der neue Beruf mißfiel dem Jünglinge nicht, er war fleißig und geschickt, so daß sein Prinzipal später, als er seinen Sohn nach Athen zur Begründung einer Druckerei schickte, Felice Le Monnier aufforderte, denselben zu begleiten und an dem Unternehmen mit thätig zu sein. Der Tod des Sohnes seines Chefs, welcher in Athen kurze Zeit nach Eröffnung der Druckerei unerwartet eintrat, war die Ursache, daß das kaum begonnene Geschäft wieder aufgegeben wurde. Auf der Rückreise durchwanderte Le Monnier Italien. Florenz überraschte und fesselte ihn. Er nahm Arbeit in der Druckerei Borghi und Passigli, in welcher er es bald zum Factor brachte, bis er gegen 1870 mit seinen Ersparnissen die Firma Le Monnier & Co. gründete. Dies Compagniegeschäft wurde in Kürze sein Eigenthum. Der glückliche und für jene Zeit kühne Gedanke, des Dichters Niccolini herrliches, Freiheit athmendes Drama „Arnoldo da Brescia" herausgegeben, war der Grundstein seines Glückes. Das Buch in Florenz zu drucken, durfte man nicht wagen. Le Monnier reiste nach Marseille; als er dort den Druck vollendet hatte, verstand er es, die ganze Auflage nebst den Platten zur See nach Toskana zu schmuggeln. In wenigen Tagen war die erste Auflage total vergriffen, trotz der polizeilichen Verfolgung. Auflage folgte auf Auflage, das Buch war ein Ereigniß, welches durch ganz Italien nachzitterte. Le Monnier hatte dem Buche das unter dem Namen Charpentier bekannte Format gegeben. Statt des gelben Umschlages wählte er einen rosenfarbenen. Das war der erste Versuch und wurde gleichzeitig der Typus der berühmt gewordenen Biblioteca Nazionale, deren Bände bereits nach Hunderten zählen und die immer neuen literarischen Kräften noch heutzutage zu Ruhm und Ansehen verhilft. Von dem großen Erfolge ermuthigt, umgab sich Le Monnier mit einem Kreise von literarischen Rathgebern, deren Ansichten er gern hörte, aber nicht immer theilte. Er las die angebotenen Manuscripte selbst, ohne sich ganz auf seine gelehrten Freunde zu verlassen, welche er aber an sich zu fesseln wußte durch Aufträge der verschiedensten Art. In der Wahl der Werke, welche er seiner in wenigen Jahren populär gewordenen Biblioteca einverleibte, wechselte er ab zwischen der Wiederveröffentlichung älterer Werke und der Herausgabe zeitgenössischer Schriften. Le Monnier hatte das große Glück, daß die Schriftsteller es für die höchste Ehre hielten, ein Werk in seiner Sammlung erscheinen lassen zu dürfen. Das Publicum wußte, daß der geschmackvolle Franzose nichts Schlechtes auf den Markt brachte; erschien daher ein Buch in seiner rosenfarbenen Ausgabe, so war der Autor sofort ein gemachter Mann, wohlverstanden nur hinsichtlich des Namens! Anders stand es mit dem Honorar. Bezüglich desselben war Le Monnier unerbittlich; er hatte viele, viele Jahre hindurch nur einen einzigen Honorarsatz für jeden Band. Nie — mit Ausnahme vielleicht der allerletzten Zeit — zahlte er mehr als 500 Francs. Heutzutage wäre das ein Spottpreis; vor vierzig Jahren war derselbe in Italien gerechtfertigt. Der Nachdruck florirte daselbst fast in allen Staaten; jenseits der toskanischen Grenze war Le Monnier seines Eigenthums nicht mehr sicher. In Neapel namentlich wurden seine Ausgaben öffentlich und geheim nachgedruckt. Einen Rechtsschutz gab es nicht, oder derselbe war so kostspielig, daß man gern darauf verzichtete, denselben in Anspruch zu nehmen. Dabei herrschte im ganzen italienischen Buchhandel eine verheerende Schleuderwirthschaft. Die Sortimenter erhielten die neuesten Bücher von den Verlegern sofort nach Erscheinen mit 60—70% Rabatt. Der Ladenpreis wurde dadurch zur Chimäre. Le Monnier begegnete diesem Unfuge mit dem einheitlichen Rabatt von 50%, welchen er jedem Buchhändler ohne Unterschied gewährte; von Krebsen, den sogenannten Remittenden, wie sie im deutschen Buchhandel Sitte sind, wollte er nichts wissen, was aus seinem Lager hinausging, war verkauft und zwar gegen Wechsel. Denkt man zuweilen an die Zeiten, in welchen Le Monnier dieses System einführte, so muß man auch die geringe Honorirung der Verfasser erklärlich finden. Bei den vielen Grenzen, wohin Alles noch per Achse gebracht werden mußte, stieß man jeden Augenblick auf eine andere Gesetzgebung, welche bei den zerrütteten Zuständen des damaligen italienischen Buchhandels die unvermeidlichen Verluste nur noch erhöhten. In jenen Zeiten konnte in Italien Niemand von seiner Feder Arbeit leben; die meisten Autoren mußten ihre Werke, wenn es ihre Mittel erlaubten und sie ihre Schriften veröffentlicht sehen wollten, auf eigene Kosten drucken und vertreiben. Dabei erblühte ihnen weder Ruhm noch Verdienst. Für sie war daher Felice Le Monnier ein Retter aus der Noth. Jede Geschäftsverbindung mit ihm war glatt und pünktlich; pecuniär wenig einträglich, aber für jeden Schriftsteller, namentlich für neu auftauchende von hohem moralischen Werthe. Blättern wir diesen langen reichhaltigen Katalog des Florentiner Verlegers auf, so begegnen wir allen Namen ersten Ranges, welche Italiens Literatur in unserem Jahrhundert aufzuweisen hat. Massimo d'Azeglio, Graf Balbo, Michele Amari, Cantù, Leopardi, Carcano, Dall'Ongaro, De Amicis, Foscolo, Maffei, Giusti, Guerrazzi, Mamiani, Niccolini, Pellico, Ranalli, Zanella und viele Andere haben sich unter dem rosenfarbenen Umschlag der Le Monnier'schen Ausgabe Bahn gebrochen. Alle klassischen italienischen Schriftsteller und Dichter sind in neuer kritischer Bearbeitung in der berühmten Sammlung erschienen, in welcher auch die besten Uebersetzungen fremder Dichter, wie Shakespeare, Schiller, Goethe, Byron, Zedlitz, Grillparzer, Klopstock, Milton nicht fehlen. Nur Uebersetzungen französischer Dichter begegnet man in denselben merkwürdiger Weise gar nicht. Blos zwei seiner Landsleute, welche von einander grundverschieden sind, hat Le Monnier seine Thätigkeit als Verleger angedeihen lassen, nämlich Thiers und Napoleon III. Die italienische und französische Ausgabe (Nachdruck), welche Le Monnier von der Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches veranstaltete, brachte ihm bedeutende Summen ein, denn in keinem Lande Europas, nur Frankreich ausgenommen, war das Werk von Thiers so populär, als wie in Italien, welches mindestens ein halbes Dutzend verschiedene Ausgaben aufzuweisen hat. Dagegen verursachte die italienische Ausgabe von Napoleons III. Histoire de César Le Monnier einen enormen Verlust. Trotzdem Napoleons Sonne damals in Italien im Zenith stand, kam nicht einmal das Honorar dabei heraus, welches für das Uebersetzungsrecht in Paris bezahlt wurde. Erwähnungswerth ist noch aus der langen Laufbahn Le Monniers der jahrelange Proceß, welchen Alessandro Manzoni, der Dichter der Promessi sposi, gegen ihn wegen Nachdruck seines obengenannten Romans führte. Die Frage war streitig, wer von den Beiden nach den bestehenden Gesetzen Recht hatte. Die politischen Ereignisse von 1860 verschoben dieselbe. In letzter Instanz unterlag Le Monnier, aus dessen Katalog der berühmteste aller italienischen Romane seitdem verschwunden ist.

Persönlich war Le Monnier eine durchaus originelle Erscheinung. Bis zu seinem Todestage war er ewig jung und heiter. Schreiber dieser Zeilen ist viele Jahre in seinen sauberen geschmackvollen Räumen im Palazzo Pucci, den er käuflich erworben hatte, ein- und ausgegangen. Manche Stunde hat er in dem Bureau des Mannes verplaudert, der stets einen liebenswürdigen Scherz in streng florentinischer Phrase, aber mit unverbesserlichem französischen Accent auf den Lippen hatte. Le Monnier war hochgewachsen und mager; sein joviales, leicht geröthetes Gesicht hatte etwas Caricaturartiges, was wohl dem unter dem Kinn zugespitzten Bart, welcher sein Gesicht umrahmte, zuzuschreiben war. Sein halbdunkles Auge war freundlich und lachend. In seinen Worten, in seinen Bewegungen war er von beredter Raschheit; seine Antworten waren stets präcis und entscheidend. Seine Manieren waren fein und weltmännisch; sein ganzes Wesen machte den Eindrnck der größten Loyalität. Er war Franzose geblieben mit Leib und Seele, aber dennoch ging ihm sein Florenz über Alles. Man liebte den feinen Mann, und er selbst fühlte sich wohl in der florentinischen Welt, in

der er reich und berühmt geworden war. Es gab in der Arnostadt keine Notabilität, zu der Felice Le Monnier nicht in der liebenswürdigsten Beziehung gestanden hätte. Sein Bureau, in welchem er den ganzen Tag über bei der Arbeit anzutreffen war, war der Wallfahrtsort aller italienischen Literaten. Keiner von ihnen kam nach Florenz, ohne den berühmten Verleger aufzusuchen. Seit länger als zehn Jahren hatte Le Monnier seine Druckerei und sein Verlagsgeschäft an eine Actiengesellschaft abgetreten, welche aus den hervorragendsten Notabilitäten von Florenz — unter ihnen der Baron Ricasoli ꝛc. — bestand. Dieselben führten die Firma Successori Le Monnier; der Titular blieb aber trotzdem der Leiter, weil seiner Natur das Ausruhen von der Arbeit selbst in den spätesten Jahren zuwider war.

Jenseits des Arno auf einem der lieblichsten Höhenzüge der Welt, wo eine berühmte Riesenpinie ihre Arme ausbreitet, besaß Le Monnier eine herrliche Villa, von der er auf die Stätte seiner vierzigjährigen Thätigkeit niederschaute. Dort ist er kinderlos ohne langen Todeskampf achtundsiebenzig Jahre alt am 28. Juni gestorben. Einen wahren Schatz für Italiens Literaturgeschichte hinterließ er in dem ausgebreiteten Briefwechsel fast mit allen politisch oder literarisch berühmt gewordenen Italienern seiner Zeit.

Capitolinus.

Die Bayreuther Festspiele.

Ein Epilog.

Vorgestern fand unter Levis Leitung die letzte diesjährige Parsifal-Aufführung statt. Als die Schlußaccorde des gewaltigen Werkes verklungen waren, sammelten sich die mitwirkenden Künstler auf der Bühne, um aus dem Munde des jungen Siegfrid Wagner den Dank zu vernehmen, den ihnen Frau Cosima für ihre außerordentliche Hingebung zollt. Dann machte einer der Verwaltungsräthe Mittheilung über das günstige finanzielle Ergebniß der heurigen Festspiele und verkündete, daß im Jahre 1886 neben „Parsifal" auch „Tristan und Isolde" zur Aufführung kommen solle. Zum Schluß brachte der Bürgermeister Muncker ein Hoch aus auf den Protector der Bühnenfestspiele, König Ludwig von Bayern. Noch selbigen Abends oder am folgenden Tage zogen dann die Wackern, welche zur Erhebung und Freude so Vieler hier gewirkt hatten, nach allen Richtungen der Windrose auseinander, und Bayreuth war seiner öden Langweiligkeit wieder überlassen.

Heute, da es weder zur Reclame noch zur Schädigung der Sache dienen kann, ist ein freimüthiges Wort über Bayreuth und seine Festspiele daher wohl angebracht und voll berechtigt.

Die diesjährigen Aufführungen des Bühnenweihefestspieles waren sehr gut besucht und die Kasse des Verwaltungsrathes bietet einen erfreulichen Anblick, dies ist eine Thatsache. Die Wagnerianer aber verkünden uns laut: Die hohe nationale Bedeutung und die künstlerische Berechtigung der Bayreuther Bühnenfestspiele ist von unserm herrlichen deutschen Volke ganz erkannt worden; in Schaaren kam es gepilgert zu dem kunstgeweiheten Tempel, um sich durch „Parsifal", der in hervorragendem Sinne unser Nationaldrama ist, den Zeitpunkt ins Bewußtsein rufen zu lassen, in welchem es in der Weltgeschichte steht, und um zur Klarheit darüber zu gelangen, welche Aufgabe es in denselben zu lösen habe. Ist dies auch eine Thatsache? Wir denken, es ist richtiger und sachgemäßer, wenn man sagt: die Bayreuther Bühnenfestspiele sind in die Mode gekommen. Ein Blick auf die Zuhörer, der „Genuß" nur weniger Gespräche im Eisenbahncoupé oder in der Theaterrestauration mußten den Klarsichtigen überzeugen, daß er es im Festspielhaus zu Bayreuth gerade wie in jedem andern Theater vor Allem mit einer schaulustigen und hörbegierigen Menge zu thun hat. An die Subtilitäten und symbolischen Deutungen der Commentatoren denkt unter dem unmittelbaren Eindruck des hervorragenden Werkes kein natürlicher, geistig gesunder Mensch, vielmehr wird sich jede künstlerische Natur nach Anhörung des Parsifal fragen, wie es möglich sei, über eine so schöne Scene wie die erste des ersten Actes ein so abgeschmacktes Buch zu schreiben, wie das berüchtigte des Herrn Hagen. Für den Wagnerianer freilich ist dieses naiv dem sinnlichen Genuß in Ton und Bild sich hingebende Publicum das wahre nicht; nicht die künstlerische Wirkung, sondern die religiös-philosophiche Erhebung ist ihm der letzte Zweck des Werkes und er wird daher ingrimmig, wenn das Beifallklatschen der Zuhörer ihn aus seinem mystischen Dusel aufweckt und ihn darüber belehrt, daß Kunst nicht Religion, das Theater nicht die Kirche sei und daß von einer religiösen Wiedergeburt des deutschen Volkes im Geiste des Schopenhauer'schen Mitleidens noch lange nicht die Rede sein könne. Auch dieses Jahr machten die Wagnerianer den ebenso lächerlichen als anmaßlichen und schulmeisterlichen Versuch, den Beifallssturm niederzuzischen. Was diese Herren möchten, daß der Parsifal als eine neue religiöse Offenbarung betrachtet werde, das läßt sich durch künstlich herbeigeführte feierliche Stille beim Actschluß ebenso wenig erzwingen als durch das vom Meister selbst beliebte Herbeiziehen christlicher Symbole. Im Gegentheil, man empfindet sofort das rein Aeußerliche, Theatralische dieser Zeichen, und dies stört die Illusion Aller und verstimmt den wahrhaft Gläubigen. Besonders der dritte Act leidet unter dem sichtbaren Bemühen, den modernen, pessimistischen Heilsgedanken in das alte christliche Gewand zu verkleiden, um ihn dem Publicum faßlicher und — annehmbarer zu machen. Wozu vor Allem die Christusmaske des Parsifal? Der sogenannte „Christuskopf" ist nur eine Tradition des historischen Christenthums, auf dessen Beseitigung im Grunde Wagner ausgeht, und er kann im Stück nur durch eine dogmatische Subtilität gerechtfertigt werden. Der Bart allein vermag doch nicht die im Zwischenact sich vollziehende Wandlung des durch Mitleid wissend gewordenen reinen Thoren zum männlich gereiften und im Kampfe mit der Welt bewährten Erlöser des Amfortas zu erklären. Daß die Entkleidung Parsifals und die Fußwaschung eher erheiternd und abstoßend wirken als zum Ernste erhebend, ist oftmals und mit Recht hervorgehoben worden. Und nun gar die Schlußscene! Der blonde Christus-Parsifal heilt den schwarzen Christus-Amfortas und tritt in dessen Amt und Würden als Gralskönig; das von semitischen Elementen nie ganz befreite, von romanischem Geiste kunstvoll ausgestaltete und verbildete historische Christenthum wird durch das indisch-germanischem Geiste entsprossene neue Mitleids-Christenthum in der Weltherrschaft abgelöst. Diese Tendenz tritt in der letzten Scene so schroff zu Tage, daß, wer sich ihr nicht gläubig geneigt fühlt, zu reinem Kunstgenuß nicht gelangen kann. Wie groß aber auch die Zahl der deutschen Schopenhauerianer sei, so tief ist die pessimistische Lehre des Frankfurter Philosophen in das deutsche Volk noch nicht gedrungen, daß man berechtigt wäre, ein ganz auf ihr beruhendes Werk wie Wagners Parsifal als das eigentliche deutsche Nationaldrama zu bezeichnen.

Etwas besser als um die sogenannte nationale Bedeutung ist es um die künstlerische Berechtigung der Bayreuther Festspiele bestellt, aber auch hiermit wird viel eitel Geflunker getrieben und es ist einleuchtend, daß ein Personal, welches seit Jahr und Tag sich kennt, zum mindesten eine ebenso einheitliche Darstellung bieten kann, wie eine aus allen Ecken und Enden zusammengesuchte und während vierzehn Tagen zusammengeschweißte Künstlerschaar. Eines freilich ist nur in Bayreuth zu finden: ein für die Aufführung der großen Wagner'schen Werke so geeigneter, herrlicher Raum wie das Festspielhaus. Daß gegen Geschmacklosigkeiten im Einzelnen die Bayreuther Mustervorstellungen keine Gewähr bieten, haben wir bereits angedeutet. Wenn die wilde Gralsbotin nach langem, ermüdendem Ritte aus dem fernen Arabien mit der Zierlichkeit einer Papagena auf die Scene getrippelt kommt, verstößt dies arg gegen den sonst energisch durchgeführten realistischen Stil der Darstellnng und wirkt überdem, wenn des reiferen Alters Reize bereits die Darstellerin zieren, unschön und komisch. Es ist schwer begreiflich, daß die Bayreuther Regie trotz aller Spott- und Mahnreden sich nicht entschließen konnte, dem Helden zu Beginn des dritten Actes ein

Kostüm zu geben, das ihn wenigstens nicht zum Kinderpopanz macht. Die wahrhafte Pietät gegen R. Wagner und sein künstlerisches Vermächtniß beruht doch nicht darin, daß man selbst seine Schrullen und Mißgriffe verewigt!

So verfehlt und unerquicklich der dritte Act ist, wo der Künstler Wagner dem Philosophen Wagner unterlag, so erfreulich, geisterhebend und herzerwärmend sind dagegen der erste und zweite Act. Dies ist auch heuer das Urtheil aller Einsichtigen und Unbefangenen. Die musikalische Schönheit des ersten Actes ist wohl unbestritten, dem zaubervollen Zusammenwirken des scenischen Bildes und der musikalischen Composition im zweiten Act widersteht gewiß keine künstlerisch geartete Natur. Die majestätische Gewalt der Musik in der Abendmahlsscene reißt selbst denjenigen hin, dem die christliche Symbolik widerlich und der Geist des Wagner'schen Weihefestspiels fremd ist, und die großartig düstere Eingangsscene des zweiten Actes mit der darauf folgenden wunderlieblichen, kunstvoll aufgebauten und musikalisch äußerst fein gearbeiteten Scene der Blumenmädchen gehört mit zum Besten, was der Bayreuther Meister erdacht hat. Die musikalisch-theatralische Schönheit dieser Scenen gibt der von den Wagnerianern thörichterweise als das vollendetste Werk bezeichneten letzten Schöpfung Richard Wagners allein ihren bleibenden künstlerischen Werth und schon wegen dieser Scenen verlohnt es sich, die unbequeme Reise und den noch unbequemeren, überdies unverhältnißmäßig theuern Aufenthalt in Bayreuth nicht zu scheuen. Natürlicher und vernunftgemäßer wäre es freilich, Parsifal, sei er nun Nationaldrama oder nicht, würde dem gesammten deutschen Volke und nicht blos den von Glück oder Zufall Begünstigten zugänglich gemacht, und zwar durch die Aufführung im Concertsaal. Bayreuth und seine Interessen würden dadurch jetzt, da die Festspiele Mode sind, nicht geschädigt werden.

Heinrich Welti.

Die Tagebücher der Fürstin Metternich.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

(Schluß.)

Die Tagebücher der Fürstin, so weit sie uns vorliegen — und nur insoweit können und dürfen wir uns ein Urtheil über dieselben erlauben — sind also nicht „Bekenntnisse einer schönen Seele". Denn die Fürstin hat nichts zu „bekennen", wenn wir das Wort „Confessions" im Sinne des J. J. Rousseau oder in dem des heiligen Augustinus verstehen. Wohl aber sind sie ein etwas eigenthümlich geschliffener, aber außerordentlich klarer Spiegel, der uns die Tagesereignisse bis in die geringsten Einzelheiten zeigt, — oder vielmehr uns vorzugsweise gerade diese in der Regel nicht sehr erheblichen minutiösen Delails zeigt. Dieser Spiegel zeigt uns an erster Stelle den großen Kanzler und zwar stets in der allervortheilhaftesten Beleuchtung. Er reproducirt allen Glanz, allen Ruhm, alles Licht, alle Anerkennung, welche ihm während seiner nur allzu langen politischen Laufbahn zu Theil wurden. Keine Kleinigkeit wird verschmäht; und obgleich der Kanzler selbst nach Anerkennung schmachtete, wie ein durstiges, ausgedörrtes Ackerland nach dem Regen, so übertrifft ihn hierin noch seine Gemahlin; sie verlangte Ruhm und Ehren nicht für sich, sondern für ihren geliebten Clemens und sie registrirt Alles, was der Art für ihn abfällt, mit der Gewissenhaftigkeit eines Kanzleiraths. Seine Freunde sind ihre Freunde; und wenn Jemand in irgend einem Stücke, wenn auch nur untergeordneter Art, anderer Meinung ist als ihr Gatte, wenn er ihm die unbedingte und blinde Heeresfolge verweigert, so betrachtet sie denselben als ihren eigenen persönlichen Feind. Wenn z. B. die Griechen in ihrem Befreiungskriege gegen die Türken zu einer Zeit, wo es ihnen gut dünkt, irgend etwas unternehmen, es ist aber gerade zugleich auch die Zeit, wo der geliebte Clemens mit irgend einer Indisposition behaftet ist und sich nach Ruhe sehnt, dann richtet sie ihren ganzen eheweiblichen Zorn wider diese rücksichtslosen und unruhigen Griechen, die doch auch hätten warten können, bis ihr Clemens wieder ganz wohl ist. Nichts liegt ihr ferner, als der Gedanke, daß eine ganze Nation, namentlich wenn sie, wie hier, sich in einen Kampf auf Leben und Tod pro aris et focis gestürzt hat, doch für sich eben soviel Existenz- und Actionsberechtigung in Anspruch nehmen darf, als ein Einzelner, wenn er auch das Glück hat, gefürstet worden zu sein und eine schöne, kluge, treue und schreibselige Frau sein eigen zu nennen. Nichts liegt ihr ferner als der Gedanke, daß, wenn ihrem Clemens das Weltgetümmel und der Kampf der Völker um ihre Existenz, um ihre Culturentwickelung, um ihre Zukunft unerträglich wird, es ihm immerhin freisteht, sich in die Ruhe des Privatlebens zurückzuziehen und ein Otium cum dignitate zu führen. „Das ist ja ganz unmöglich. Wir sind unentbehrlich. Après nous le déluge!" wird sie nicht müde zu versichern.

Die Fürstin interessirt sich sehr lebhaft für die große Politik und für die auswärtigen Angelegenheiten, — für die letzteren dann am lebhaftesten, wenn es sich um Einfädeln oder Verhindern vornehmer, insbesondere fürstlicher Heirathen handelte; und das ist ja echt weiblich. Aber der Mittelpunkt der großen Politik ist immer ihr Clemens. Vielleicht ist dieser Gesichtswinkel nicht der beste, um die Dinge objectiv richtig zu sehen, aber jedenfalls darf man nicht verkennen, daß er dem Herzen der Frau am meisten zur Ehre gereiche. Die tagebuchlichen Annotationen und Randglossen der Fürstin sind in gewisser Hinsicht dem Chor der Tragödie zu vergleichen. Wie der letztere die dramatische Haltung des Stücks mit lyrisch gestimmten Reflexionen begleitet, so folgt die Fürstin der Action, den Thaten und den Leiden ihres Clemens mit ihren täglichen Herzensergüssen, von welchen wir wohl annehmen dürfen, daß sie in dem Original noch einen weit größeren Raum einnehmen, als in den uns vorliegenden Auszügen. Während aber der Chor der antiken Tragödie dem Helden gegenüber eine gewissermaßen objective oder wenigstens unabhängige Stellung einnimmt und gewöhnlich den allgemein menschlichen Standpunkt vertritt, indentificirt sich dagegen unsere schöne Tagebuchschreiberin vollständig mit ihrem Helden und vertritt ausschließlich den exclusiven Standpunkt der politischen Richtung desselben und derjenigen Staats- und Gesellschaftsklasse, welcher sie angehört. Diese ihrer Natur nach nur wenig zahlreiche Klasse, die aristokratische und bureaukratische „Creme" der Gesellschaft, bildet für sie „ganz Wien", wenn nicht gar „die ganze Welt"; und Alles, was jenseits dieser enge gezogenen Grenzen liegt, existirt nicht für sie und kann sich höchstens einen Blick der Verachtung und des Mißmuths zuziehen, wenn es sich erlaubt, dennoch zu existiren, oder die Blicke der vornehmen Welt auf sich zu ziehen, oder gar deren Cirkel zu berühren und deren Vergnügungen oder deren Ruhebedürfniß zu stören. Mit welch seltsamen legitimistischen Träumereien diese, sich für den Ausbund aller Klugheit haltenden, aber in ihrer Isolirtheit sich gegenseitig dumm machenden Menschen sich trugen, dafür ein Beispiel. Am 25. Juli 1835 macht die Fürstin in ihr Tagebuch folgenden Eintrag:

„Clemens erzählte mir während unseres Spazierganges die interessantesten und außerordentlichsten Dinge. Der Herzog von Blacas ist überzeugt, der entscheidende Augenblick für Frankreich sei gekommen. Man macht Karl X. unaufhörlich Anträge und es scheint sogar, Louis Philipp, der nicht mehr weiß, welche Rolle er spielen soll, wolle als Wiederhersteller der Legitimität auftreten und sich aus der schrecklichen und verzweifelten Lage, worin er sich befindet, dadurch retten, daß er sich zum Befreier des Königthums erklärt. Ich glaube nicht sehr daran, es geschehen jedoch in der Welt alle Tage die seltsamsten Dinge — man kann sich daran nicht gewöhnen und wird immer wieder von Neuem überrascht."

Wie konnte, fragt man sich staunend, ein zurechnungsfähiger und im Uebrigen doch wohl unterrichteter Mensch sich solchen Illusionen hingeben? Einem Louis Philippe, einem mit allem Aufwand an List, Gewalt und Willenskraft von jeher nach dem Throne und der Herrschaft strebenden Manne, zuzutrauen, daß der das so mühsam Errungene und so schwer Behauptete den

Bourbonen, von welchen er sehr wohl wußte, wie sehr sie ihn haßten (und noch dazu mit gutem Grunde), freiwillig abtreten und ihnen sich, seine Dynastie und sein Arte et Marte errungenes kolossales Vermögen zur Verfügung stellen werde, — dazu gehört doch ein Glaube, der noch mehr kann, als Berge versetzen. Und doch kehrt in den Tagebüchern die Hoffnung auf Wiederherstellung der Bourbonen und die fast historisch-krankhafte Idiosynkrasie wider die Orleans — letztere hat bekanntlich die Fürstin sogar einmal zu einer höchst tadelnswerthen Unart gegen den Vertreter Frankreichs verleitet, deren Folgen diplomatische Reclamationen und ein nicht sehr glorreicher Rückzug waren — immer wieder. Diese „Poesie des Verfalls", diese Schwärmerei für das unmöglich gewordene Vergangene, kommt uns fast rührend vor heute, wo auch der letzte Sproß der französischen Bourbons, Heinrich V. genannt, zu seinen Vätern versammelt ist und an der Seite Karls X. bei den Franziskanern von Castagnavizza den ewigen Schlaf schläft. Und doch ist die Fürstin, gleich ihrem Clemens, zwar ultralegitimistisch aber nicht ultramontan. Sie weist hierarchische Bestrebungen mit der größten Entschiedenheit von sich, so z. B. die Zumuthungen der kürzlich katholisch gewordenen (von dem jetzigen Jesuiten-General P. Beckx bekehrten) Herzogin von Anhalt-Cöthen, welche in Wien nach ihren Idealen suchte aber sie nicht fand und namentlich auch auf die Fürstin Melanie mit dem ganzen rustikalen Feuereifer einer Convertitin einen Angriff versuchte, der jedoch glänzend zurückgeschlagen wurde. Die Fürstin schreibt darüber unter dem 8. Juli 1835:

„Nachdem ich meine gewöhnlichen Pflichten verrichtet, stattete ich der Herzogin von Cöthen einen Besuch ab, die, ich kann es nicht leugnen, meine Geduld auf eine sehr harte Probe stellte. Sie bemühte sich mir zu beweisen, daß man, statt sich mit den Angelegenheiten dieser Welt zu befassen, nur an himmlische Dinge denken müsse, daß Oestreich eine religiöse Wiedergeburt benöthige, daß die Priester nichts taugten und man alle gegenwärtig in Function stehenden entlassen müsse. Die Gesellschaft, meinte sie, bedürfe Priester zu ihrer Leitung, knüpfte daran Schmähungen gegen Alle, die zur Regierung berufen sind, und flehte mit aufgehobenen Händen, man möge sich des unglücklichen Katholicismus erbarmen u. s. w. Ich hatte genug und verließ diese schreckliche Heilige."

Desto mehr Beifall finden bei ihr dagegen die legitimistischen Heiligen. Der große Advocat Berryer, ein Mann von seltenem Talent, der bei der legitimistischem Partei Frankreichs um so mehr verehrt ward, je seltener solche Talente bei derselben waren, Berryer also hatte ebenfalls seine Pilgerfahrt nach dem legitimistischen Mekka gemacht und dann darüber einen Bericht nach Hause erstattet, in welchem auch Metternichs gedacht war. Dieser Brief war Metternich in die Hände gekommen. Wie, das wird nicht gesagt. Vielleicht war es sein Zweck, oder seine Bestimmung, ihm in die Hände zu fallen. Ueber diesen Brief schreibt die Fürstin am 26. October 1835:

„Ich las bei Clemens mehrere Briefe. Einer von Berryer enthielt über ihn folgende Stelle, die ich in der Eile abschrieb: „Ich verabschiedete mich gestern-Abend vom Fürsten Metternich, einem Manne von hervorragendem Geiste und großem Scharfblick, dessen Charakter sich nie aus seiner Ruhe bringen läßt, weil er die Dinge mit voller Wahrheit sieht und großen Principien huldigt. Damit verbindet er eine Leichtigkeit der Auffassung, die bei einem mit so ungeheuren Geschäften überbürdeten Mann in Erstaunen setzt, sich jedoch erklären läßt, weil er diese Geschäfte genau überdacht hat und vollkommen beherrscht, und weil er über Alles im Reinen ist. Gestern Abends brachte ich vier Stunden bei ihm zu und mußte als Franzose fortwährend erröthen, wenn ich zwischen ihm und unseren Staatsmännern einen Vergleich anstellte."

Natürlich kann man solchen Schmeicheleien nicht widerstehen, namentlich wenn sie aus französischem, und noch dazu aus hochlegitimistischem Munde ertönen. Weniger Glück machen bei der Fürstin die Vertreter der Wissenschaft, auch wenn sie sich des Vorzuges erfreuen, der „grande nation" anzugehören. Darüber belehrt uns der Eintrag vom 14. December 1835, welcher lautet wie folgt:

„Ich brachte die letzten Abendstunden mit Tatistscheff zu, der mir Herrn Rubichon vorstellte, einen sehr unterrichteten Franzosen, welcher, wie ich höre, interessante Werke über Statistik, politische Verwaltung u. dgl. geschrieben hat. Er war in naher Berührung mit Peel und soll große Kenntnisse besitzen. Ich will ihm diese Vorzüge nicht bestreiten, nichtsdestoweniger ist Herr Rubichon ein gewaltiger Schwätzer, der sehr ermüdet, wenn man das Glück hat, ihn mehrere Stunden anhören zu müssen. Er hat fixe Ideen, die richtig sein mögen, die aber dennoch an Faseleien streifen. Sein Steckenpferd besteht darin, fortwährend zu behaupten, daß es zu viel Menschen und zu wenig Ochsen gibt, was gewiß nur zu wahr ist, aber doch nicht zur fixen Idee werden sollte.

Flore, Therese, Eduard Lichnowsky und besonders Mama hörten diesem Herrn mit gespannter Aufmerksamkeit zu; sie waren in stumme Bewunderung versunken, was mich schließlich ärgerte, denn ich weiß gewiß, daß sie sich im Innersten ihres Herzens ebenso langweilten wie ich, ohne jedoch den Muth zu haben es zu gestehen. Ich war Herrn Rubichon von allem Anfang an böse, weil er meine Bekanntschaft mit der Erklärung gemacht hatte, er habe meinen Mann für Baron Binder angesehen, was nicht Wunder nehmen dürfe, weil ihm die Züge desselben gänzlich entschwunden und letzterer sich überdies in den 12 Jahren, die er ihn nicht gesehen, sehr verändert habe. Ein solcher Mißgriff konnte mir keine besonders günstige Meinung von dem Manne beibringen."

Rubichon, ein verdienstvoller Volkswirth und Statistiker, der zuerst und schon vor einem halben Jahrhundert die drohende Gefahr der „Depecoratation" erkannt und wissenschaftlich behandelt hat — eine Frage, welche seitdem nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden und bei der namentlich Oestreich-Ungarn und die übrigen Donauländer interessirt sind —, wird von der Gemahlin des k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlers übel behandelt und in deren Tagebuch mit Spott und Hohn überschüttet. Die Fürstin schenkt ihm nicht nur selbst kein rechtes Gehör, sondern sie ärgert sich sogar darüber, daß ihm Andere, die vielleicht besser unterrichtet sind, als sie selber, ihm einige Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen. Dieser Zug gereicht ihr nicht allzu sehr zur Ehre. Es steckt darin ein Anklang an den Fanatismus und die Intoleranz jener Ignoranten, welche nicht damit zufrieden sind, selbst nichts zu lernen, sondern auch, sich als „Praktiker" brüstend, diejenigen, welche etwas gelernt haben, als „Doctrinäre" und „Ideologen" verfolgen und hassen.

Wenn indeß die Fürstin von Volkswirthschaft und Statistik nichts wissen wollte, so trat sie auch hierin in die Fußtapfen ihres Clemens, welcher ebenfalls von dergleichen Dingen nichts wußte und mit der souverainen Verachtung eines großen Diplomaten, „dessen Blick in jedem Moment ganz Europa umfaßt", auf dergleichen Kleinigkeiten herabsah.

Während nämlich der Kanzler von Oestreich den König von Preußen für seine Politik der Erstarrung und des Stillstands zu gewinnen suchte, hatte der letztere ganz im Stillen seinem Lande einen neuen einheitlichen freisinnigen Zolltarif gegeben, und auf Grund desselben hatten sich verschiedene deutsche Staaten mit Preußen vereinigt, um den Zollverein in das Leben zu rufen, der vermöge seiner expansiven Natur die östreichische Hegemonie in Deutschland bedrohte. Metternich, der sich um Handelspolitik und Volkswirthschaft nicht kümmerte, scheint dies wichtige Ereigniß verschlafen zu haben; und er ist, wir glauben, erst von dem Hofkammer-Präsidenten Baron Kübeck darauf aufmerksam gemacht worden.

Am 19. October 1841 schreibt er:

„Oestreich, welches in jeder das gesammte Deutschland von Außen bedrohenden Gefahr an der Spitze der deutschen Regierungen zu stehen berufen ist; Oestreich, ohne dessen Beistand das gesammte Deutschland nicht fähig ist, einer von Außen kommenden Gefahr die Stirne zu bieten, und welches hinwieder nur in der gegenseitigen Mitwirkung des gesammten Deutschland die Mittel zur Entwicklung jener Macht und jener Stellung finden kann, welche seinem conservativen, den allgemeinen Frieden bewahrenden Einflusse zur Grundlage dient — steht auf dem Punkte, sich auf dem Felde der materiellen Interessen von dem übrigen Deutschland in Folge der von dem Zollvereine genommenen Maßregeln

gleichsam ausgeschlossen und als Ausland behandelt zu sehen. Es ist daher von der dringlichsten Wichtigkeit, Stellungen, welche eine so gänzlich falsche Richtung genommen haben, auf die naturgemäßen Grundlagen zurückzuführen."

Allein, es war schon zu spät, „die gänzlich falsche Richtung" zu ändern. Der Zollverein war schon über die Säuglingsjahre hinaus, wo es möglich gewesen wäre, einen bethlehemitischen Kindermord an ihm zu verüben. Er war schon groß und stark geworden und alle späteren Bestrebungen, ihn zu sprengen oder auf die Bahn des Dualismus (durch Oestreichs Beitritt) überzuleiten, sind gescheitert. Als Metternich 1841 in sein Nachtwächterhorn stieß, war es nicht mehr Nacht, es war längst Tag geworden und die im Zollverein geeinigten Länder Deutschlands schritten tapfer vorwärts in der fruchtbaren Morgensonne wirthschaftlicher Freiheit. Unterdessen bereiteten sich die Stürme vor, welche demnächst Metternich über Bord werfen sollten, woran er sich nur bei absoluter Windstille zu halten vermochte. Aeußerlich nahm er immer noch die Miene des Stolzes, des ihm stets sicheren Erfolges, des Triumphes und der Unfehlbarkeit an. Innerlich aber wurde es ihm bange und bänger. Wir können seine Gemüthsstimmung deutlich aus dem Tagebuch der Fürstin ersehen. Fast möchten wir als Motto über diese Blätter setzen:

„Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksal mit uns enden",

wenn nicht in der That das Schicksal sich in der Regel doch nur etwas langsam beeilte. Die „schwarzen Punkte" zeigen sich zuerst in Ungarn. Am 28. December 1835 schreibt die Fürstin: „Clemens ist durch die ungarischen Angelegenheiten sehr peinlich in Anspruch genommen. Er sieht sie in sehr trübem Lichte. Er hat mit so bösen Leuten zu thun ꝛc." Am 4. Mai 1836 geht Metternich mit dem Kaiser nach Preßburg, um den ungarischen Landtag zu schließen. Die Fürstin entläßt ihn mit dem Stoßseufzer: „Diese ungarischen Angelegenheiten sind sehr betrübend." Am 14. October bucht Fürstin Melanie folgenden Schmerzensschrei:

„Es begegnet mir jetzt manchmal, daß mein Mann mir lebhafte Besorgnisse einflößt. Ich finde ihn verstimmt und traurig, von düstern Gedanken gequält. Wir befinden uns am Vorabend einer schrecklichen Krise. Der arme Clemens ist vor Allem durch die innern Angelegenheiten niedergedrückt. Dann durch die Krisis in Spanien. Auch in Frankreich stehen Verwickelungen bevor, und ich glaube, daß die Heirath des Königs von Neapel dort sehr mißfallen und unsere Beziehungen bedeutend abkühlen wird. Gott wende die Stürme von unseren Häuptern ab und erhalte Clemens. Er ist so nothwendig."

Daß alle diese Stürme nothwendige Folgen der Metternich'schen Unterdrückungspolitik sind, — dieser Gedanke, der so nahe liegt, ist der Fürstin niemals gekommen. Clemens hat Recht, und die ganze übrige Welt hat Unrecht. Am 10. Februar 1837 wieder die nämliche Klage:

„Ich war bei Clemens, der durch peinliche Angelegenheiten in Anspruch genommen ist, die er mir verschweigt, weil er mich nicht betrüben und beunruhigen will. Ich kann mir jedoch nicht verhehlen, daß die Dinge schlecht gehen, und daß keine Aussicht auf Besserung vorhanden ist."

Und am 23. desselben Monats heißt es: „Die Weltlage flößt Clemens große Besorgnisse ein. Wir sind alle schwer krank und ich gestehe, daß ich den Muth verliere." Nach Außen aber zeigt Metternich die größte Zuversicht und die Neigung sich in alle möglichen Dinge zu mischen, die ihn gar nichts angehen, namentlich in preußische. Er, der sich selbst nicht zu rathen und zu helfen weiß, hat für alle Andern die besten Rathschläge. So erfahren wir aus dem Tagebuch, daß der Fürst am 2. Juni 1837 den Berliner Hofprediger Strauß empfängt, und zwar als Abgesandten des Königs Friedrich Wilhelm III., und dem letzteren, dem König, „über verschiedene religiöse Angelegenheiten Rath ertheilt". Am 2. December heißt es: „Clemens ist sehr beschäftigt mit der Angelegenheit des Erzbischofs von Köln." In welcher Richtung er thätig ist, beweist der Eintrag vom 8. Januar 1838, worin es heißt: „Preußen werde die Kölner Angelegenheit dadurch zu schlichten trachten, daß man Herrn von Bunsen opfert." Allein alle Triumphe nach Außen vermögen die Fürstin über die wahre Lage der Dinge nicht zu täuschen. Am 10. Juni 1838 schreibt sie: „Clemens ist so niedergeschlagen, so traurig und bisweilen so entmuthigt, daß ich vor Angst sterbe." Am 20. December zeigt „Clemens eine Reizbarkeit, welche die Fürstin besorgt macht", und am Sylvestertag 1839 vertraut sie ihrem Tagebuch folgende Notiz an: „Ich brachte den Abend mit Gebet zu, indem ich allen Kummer — alle schrecklichen Beängstigungen — alle die Thränen, welche ich in diesem traurigen Jahre vergossen — zu Füßen des Kreuzes niederlegte" u. s. w.

Diese Stimmung überträgt sich auch auf das neue Jahr. „Ich sehe ihm mit Bangen entgegen", lautet der Eintrag vom 1. Januar 1840. Wir erfahren weiter, daß der Fürst sich von den „innern Fragen zurückziehen will, bei welchen er nur Unannehmlichkeiten, Widersprüchen und Frictionen begegnet". Er weicht diesen Dingen aus, „ahnt jedoch das Unglück, welches dieser Entschluß über die Monarchie bringen wird". Am 18. Januar hören wir, daß Clemens die gegen ihn gerichteten Umtriebe verachtet, deren Urheber die Monarchie ins Verderben stürzen werden; „er allein ist im Stande, diese alte Monarchie noch zu retten". Welcher Unfehlbarkeitswahn, welche Selbstüberhebung! Der letzte December 1839 bringt wieder denselben Stoßseufzer, „über all das Schreckliche, was wir in diesem Jahre überstanden". Im Jahre 1842 hören wir Klagen über den „traurigen Fasching". Fast gar keine Bälle, — wie schrecklich! Dann kommt Monsieur Pageot, um im Auftrag des Louis Philipp Metternich über Spanien, „über dies unglückliche Land" zu sprechen. Metternich empfiehlt den ältesten Sohn des Don Carlos als Gemahl für Isabelle. Leider sind andere Leute anderer Meinung, und es wird nichts aus dieser legitimistischen Schrulle. Am 30. Januar 1843 erwähnt die Fürstin, sie sei jetzt zwölf Jahre verheirathet mit ihrem Clemens; sie sei dankbar für das Glück der verflossenen Jahre, aber sie fürchte sich ebenso sehr vor jenen, welche bevorstehen. Am 9. März 1843 erscheint ein convertirter Protestant bei dem Fürsten, Henricus Gasser, jener Franziskaner-Pater, der später so eifrig die Hexenprocesse vertheidigte. Dieser P. Henricus behauptet sehr intim zu sein mit König Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth und gibt allerlei geheimnißvolle Winke: „Der König wird katholisch werden; so steht es geschrieben". Aber trotz alledem kehren die Zeiten der Entmuthigung in stets kürzeren Zwischenräumen wieder. Am 10. August heißt es: „Clemens spielt die Rolle des Jeremias und Niemand hört auf ihn." Gleichwohl versucht er die „spanischen Mariagen" zu dirigiren, mengt sich in Alles und schickt Couriere nach allen Ecken und Enden. Auch darf man nicht glauben, daß die oben mitgetheilten Beklemmungen und Stoßseufzer im Sinne eines asketischen Lebens zu deuten wären. Die Diners, die Soupers, die Bälle, die Concerte, die Cercles, die Garten-Feten, die Festivals, die Gesellschaften, die Feste, die Vergnügungen jagen einander; und am 3. April ist die Fürstin „untröstlich", weil ihr Clemens „wegen ihres Schnupfens verbot, der Wiederholung des Carousels beizuwohnen".

Natürlich wäre es sehr unvernünftig, ihr wegen Alles dessen auch nur den geringsten Vorwurf machen zu wollen. Wohl aber muß man darüber erstaunen, wie sie in diesem unruhigen, ja beinahe tumultuarischen Leben doch immer noch Zeit findet, ihre regelmäßigen und ausführlichen Tagebucheinträge zu machen. Dies zeigt eine Willensstärke und Selbstbeherrschung, die wir bewundern. Die Katastrophe vom März 1848 kommt dem „weitblickenden" Kanzler und seiner „sonst so lebensfreudigen" Gattin wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Sie schreibt:

„Montag den 13. März (1848) Abends um 10 Uhr vernahm ich, daß man anfange, Concessionen zu machen, und daß die erste Concession der Sturz meines Mannes sei. Im ersten Moment hielt ich es für unmöglich. Sterben? Ja, aber mit Ruhm. Aber Concessionen? Das schien mir zu erbärmlich!"

Dann folgen Klagen über die „Schlechtigkeit und den Undank der Menschen", welche keine Lust hatten, für ihren Clemens zu sterben. „Ich habe nie viel von den Menschen gehalten, aber so niedrig hätte ich mir sie doch nicht vorgestellt." Dabei wundert sie sich, daß die Menschen, die sie verachtet, sich auch ihr und ihrem Clemens gegenüber verächtlich benehmen. Sie verkennt ganz den Grundsatz der Gegenseitigkeit. Das fürstliche Paar muß die Staatskanzlei verlassen. Sie suchen Unterschlupf bei dem Grafen Taaffe, dem Vater des jetzigen Ministerpräsidenten. Allein auch da wird's „so unheimlich". Endlich wird sogar von Oben „die sofortige Abreise gewünscht".

„Also der Fürst mit seinen 75 Jahren obdachlos, flüchtend, leidend, ermüdet, vor Schmerzen stöhnend, der Zugluft ausgesetzt, dann in dem kalten, gänzlich unvorbereiteten Schlosse, wo nichts für die gewohnten Bedürfnisse, nichts für Bequemlichkeit vorhanden . . . . Wir hatten doch so viel Freunde, wo sind sie? . . . . wir fliehen nun allein, ganz allein!"

Wir können der edeln Frau unser Mitgefühl nicht versagen. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß Metternichs opulentes Exil in London doch wesentlich absticht von dem Schicksal, das er seinen politischen Gegnern in Munkatsch, auf dem Spielberg, auf den Frohnfesten von Bregenz, Laibach und Kufstein bereitet. Nun war die Sündfluth, welche die Fürstin so oft für den Fall des Abgangs ihres Mannes prophezeit hatte, hereingebrochen, obgleich, oder vielmehr weil er nicht bei Zeit abgegangen war. Natürlich ist aber, nach der felsenfesten und unerschütterlichen Meinung der Fürstin, an alledem nicht „der gute Clemens" schuld, sondern jene Schaar „böser" Menschen, die nicht in Allem stets derselben Meinung waren, wie der „weitblickende Kanzler" und ihn nicht gehörig unterstützt hatten.

Notizen.

Der bayerische Bauernkrieg mit den Schlachten von Sendling und Aidenbach. Von J. N. Sepp. München, M. Kellerer.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß gerade jene politische Partei, welche sich den Anschein geben möchte, als habe sie den specifisch bayerischen Patriotismus in Erbpacht genommen, ein Buch todtzuschweigen versucht, das, wie das vorstehend bezeichnete, demselben patriotischen Gefühle seine mühevolle Entstehung verdankt. Wir in Bayern aber haben in den letzten Jahrzehnten so Vieles für unmöglich Gehaltene möglich werden sehen, daß wir uns über gar nichts mehr wundern. Ueberdies sind uns speciell die Gründe recht wohl bekannt, welche diejenigen im bayerisch-patriotischen Lager, welche die Feder zu führen gewohnt sind, bestimmen, das vorliegende Buch unbesprochen zu lassen, obwohl es die glorreichsten Thaten des bayerischen Patriotismus mit historischer Schärfe ins rechte Licht stellt und mit warmer Begeisterung bespricht. In erster Reihe sind es der Häß gegen den Autor, der ihnen als politischer und kirchlicher Abgefallener gilt, die Scheu zuzugeben, daß ein bayerischer Fürst und Regent einerseits durch seine offene Auflehnung gegen Kaiser und Reich mit Unterstützung des französischen Erbfeindes, andrerseits durch ein unqualificirbares Privatleben eine schwere Schuld gegenüber seinem Lande auf sich nahm, und endlich die Abneigung, die furchtbaren Grausamkeiten aufzudecken, welche das Haus Habsburg durch seine hochgeborenen Henker im armen Bayerlande, das ihm so ersprießliche Dienste geleistet, verüben ließ.

Es ist geradezu unglaublich, welche riesige Menge neuen Materials der gelehrte Verfasser zur Stelle schaffte und sichtete, um als der Erste systematische Klarheit in die Vorgänge der von ihm geschilderten Zeit zu bringen. Und ein nicht geringeres darf es genannt werden, daß es dem mit der Geschichte des Oberlandes bis ins Kleinste vertrauten Forscher gelungen ist, die Existenz des bisher sagenhaften „Schmied-Balthes" außer Frage zu stellen. Er wies vollständig nach, daß Balthasar Mayer nach dem Taufregister der Pfarrei Gmund am Tegernsee am 6. Januar 1644 zur Welt kam, in den Türkenkriegen als der „lange Balthes" mit Auszeichnung focht, dann auf dem Chrysamgütel bei Waakirchen gesessen, Mitglied des Haberfeldbundes gewesen, sich an dem Sturm auf das von den Kaiserlichen besetzte München betheiligte und bei dem Rückzuge im Freithofe zu Sendling den Heldentod fand. Geradezu entsetzlich sind die vom Verfasser mitgetheilten Berichte über den Kampf bei Sendling und die Wuth mit der die Kaiserlichen nach demselben gegen alle bayerischen Patrioten vorgingen. Die Fülle des urkundlichen Materials, welches Professor Sepp mit einem wahren Ameisenfleiße sammelte und in seinem Buche verwerthete, ist durchaus Staunen erregend. Der Treue des bayerischen Volkes gegenüber der angestammten Dynastie ist nie ein schöneres Denkmal gesetzt worden als im Buche Sepps und diese Treue verdient um so mehr unsere volle Anerkennung, ja Bewunderung, als sie sich in der geschilderten Periode gerade an einem Fürsten erwies, der nichts unterlassen hatte, was ihn derselben unwürdig machen mußte. C. A. R.

* * *

Die Gäste der Madame Santines. Roman von Sophie Junghans. (2 Bände. Leipzig, Karl Reißner.)

Unter den zahlreichen von der Verfasserin bereits veröffentlichten Novellen war noch nicht viel Bedeutendes, kaum etwas, das ihre Individualität als etwas Besonderes dem Gedächtniß der schnell vergessenden Leserwelt eingeprägt hätte. Um so erfreulicher ist es heute constatiren zu dürfen, daß der hier vorliegende Roman die Beachtung des lesenden Publicums in hohem Maße verdient und daß er sich den besseren Erzeugnissen auf dem Gebiete des Romans anschließt, sich auch von allen den schriftstellernden Frauen gewöhnlich anhaftenden Gebrechen völlig fern hält. Ja, wenn allzu behagliche Breite unter die Fehler der „Autorinnen" gehört, so verfällt Sophie Junghaus eher in das Gegentheil. Hin und wieder hätten wir statt der beinahe aphoristischen Erzählungsweise gern eine erklärende Ausmalung der hier skizzirten Vorgänge gesehen. Aber Sophie Junghans weiß vermuthlich, daß heute lange Romane nicht mehr beliebt sind und von der Kritik gewöhnlich geradezu als Beleidigungen aufgefaßt werden. Dennoch leidet hin und wieder unter dieser beabsichtigten Kürze das künstlerische Gleichmaß, denn im Verhältniß zu den gar zahlreichen Personen — und diese bilden eine gefahrvolle Klippe — erfahren wir eigentlich ein bischen zu wenig und vermögen schließlich die Nothwendigkeit dieser Personenzahl nicht recht einzusehen. Was wir aber erfahren, das ist Alles hübsch, eigenthümlich, fesselnd, ja stellenweise geistreich. Die ganze Idee des Romans ist sehr ansprechend, die Skizzirung des Schauplatzes vortrefflich. Hin und wieder fließen treffende Bemerkungen ein, wie z. B. über den Unterschied zwischen deutschem und italienischem Wesen u. s. w. Am meisten Lob verdient das bei Frauen so seltene Charakterisirungstalent der Verfasserin. Da wird oft in kurzen, scharfen Strichen lebensvoll geschildert; die meisten dieser Gestalten, vor Allem Nanny, leben wirklich. Die männlichen Charaktere sind die schwächeren. Sehr erfreulich ist Frau Eva, die Schriftstellerin, der Sophie Junghans wohl Manches vom Eigensten verliehen hat, eine Gestalt, die äußerst sympathisch berührt und nicht conventionell ist. Weniger können die Golzows und Panikoffs gefallen. Um für sie zu interessiren, mußte mehr von ihnen gesagt werden; sie bleiben zu schattenhaft. Auch Doctor Salviero wird nicht ganz verständlich. Welcher Art war das verhängnißvolle Blatt, das ihn compromittirt, und was hat er mit den russischen Nihilisten Gemeinsames? Ungenügend motivirt ist auch die Haussuchung in der Villa Santines und Buchners drohende Verhaftung, die der Heldin Gelegenheit geben muß, sich als solche zu zeigen. Alle diese Mängel verschwinden aber vor dem Erzählertalent der Verfasserin. Sie hat ein sympathisches Buch geschrieben und zugleich bewiesen, daß sie bei weiterem Fortschritt gute Bücher schreiben wird. T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Inserate.

Im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschien:

Der rechtliche Anspruch

Böhmen-Oesterreichs

auf das

Königl. Sächs. Markgrafenthum Oberlausitz.

Eine staatsrechtliche Deduction unter Benutzung archivalischer Quellen von

—— Dr. jur. **H. Deumer.** ——

Preis *M.* 1.50.

Vom juristischen Standpunkte, unter Vermeidung politischer Reflectionen findet der noch heute von Oesterreich in vollem Umfange prätendirte, vom Verfasser aber nur theilweise zugegebene Anspruch dieses Staates auf die Oberlausitz, sowie die einzig dastehenden Vorrechte dieser Provinz Sachsen gegenüber eine eingehende Besprechung. — Da die Acten des Königl. Sächs. auswärtigen Ministeriums benutzt sind, so dürfte diese Publication auch für den Historiker von Wichtigkeit sein.

Dringendes Gesuch.

Ein durch e. wichtigen literar. Fund in letzter Zeit vielgenannter **Dr. philos.**, der auch durch Publicationen auf schönwissenschaftl., sowie germanist. u. roman. Gebiete bekannt geworden u. von reicher pädagog. Erfahrg. ist, sucht eingetretener Verhältnisse halber per 1. October d. J. od. später e. möglichst dauernde Stellung in e. größeren Stadt Deutschlands, Oesterreichs od. d. Schweiz als Lehrer an e. Real-, Bürger- od. höh. Töchter-Schule od. an e. Damen-Lyceum, ev. auch als Redacteur od. ständiger Mitarbeiter an e. angesch. Zeitung, als Bibliothekar od. dergl. Gefl. Offerten innerhalb 14 Tagen erbeten sub **H. 23522.** an **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Neue Deutsche Dichter

im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Der Pathe des Todes.

Dichtung von **H. Baumbach.**

M. 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann

von **August Becker.**

M. 3.—

Idyllen und Schwänke.

Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**

M. 2.50.

Siebenschön.

Ein April-Mai-Märchen in Reimen von

Bruno Hüttenauer.

M. 2.—

Nix fur Anguet.

Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**

M. 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Soeben erschien bei **H. Le Soudier** in **Leipzig** und **Paris.** — Preis 1 *M.* 80 *Pf.*

Heinrich Heine

Von Madame **C. Jaubert.**

Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.

Autorisirte Uebersetzung von **L. Welter.** Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von

J. C. Bluntschli.

Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von

Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

in Nördlingen.

Verlag von **Ferdinand Enke** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Karl Friedrich Eichhorn.

Sein Leben und Wirken

nach

seinen Aufzeichnungen, Briefen, Mittheilungen von Angehörigen, Schriften,

beschrieben von

Dr. Joh. Friedrich von Schulte,

Geh. Justizrath und ordentl. Professor der Rechte in Bonn.

Mit vielen ungedruckten Briefen von Eichhorn und an Eichhorn.

Gr. 8. Geh. Preis *M.* 8.—

Franz Otto:

Wunderglaube und Wirklichkeit.

Seltsame Erscheinungen

in der Tier- und Menschenwelt.

Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.

Geheftet *M.* 6.50. Eleg. gebunden *M.* 8.—

Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.

Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 14 Bg. à *M.* 2.
dto. Der Georgi-Thaler „ }
dto. Die Knappenlisl „ }
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.

Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,

William Dunbar

sein Leben und seine Gedichte

in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. *M.* 7.—, geb. *M.* 8.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende

von

Prof. Dr. A. Rauber

in Leipzig.

—— I. Band: **Die Realien.** ——

Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 *M.*

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie

von

Eugen Zabel.

Mit dem Bildnisse Turgenjews.

Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für Redactionen!

Ein junger Schriftsteller, gewandter Feuilletonist, nicht ganz unbek. hum. Dichter, sucht unter den bescheidensten Ansprüchen baldmögl. einen Platz in d. Redaction einer Zeitg. Gefl. Offerten sub **L. 79.** beförd. die Annoncen-Exped. von **Martin Andresen, Flensburg.**

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism., Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 35. Berlin, den 30. August 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Normalarbeitstag. Von Georg Adler. — Die Weltzeit. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Illusion und Ideal. Von J. Frohschammer. — Ueber Popularität in der Kunst. Von Ludwig Fulda. — Achill u. s. w. Von Gustav Floerke. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von A. L. I. — Inserate.

Der Normalarbeitstag.

Zu seiner bevorstehenden Einführung in Oestreich.

Von Georg Adler.

Im Mai ist in Oestreich ein großer Schritt auf der Bahn der socialen Reform gethan worden: das Abgeordnetenhaus hat den Normalarbeitstag für alle Fabrikarbeiter angenommen. Die Zustimmung der andern gesetzgebenden Factoren ist sicher. Er wird in nicht ferner Zeit in Kraft treten und vor Allem mit Ernst durchgeführt werden, — zum ersten Male in einem Großstaate seit dem Bestehen der modernen capitalistischen Productionsweise. Was ist der Normalarbeitstag, was seine principielle Bedeutung und seine praktischen Folgen, daß ihm eine so gewaltige Tragweite zugeschrieben werden muß? Hören wir zunächst die Geschichte, welche uns hier, wie so oft, die beste Auskunft ertheilt — die Geschichte der Theorie und der Praxis des Normalarbeitstages. Hier muß jedoch vorweg bemerkt werden: der Ausdruck „Normalarbeitstag" enthält etwas sprachlich Schiefes. Er läßt glauben, es sei dabei die Rede von einem „normalen", d. h. gleichen Arbeitstag; während es sich heute doch nur um einen „Maximalarbeitstag" handelt, d. h. um die Feststellung der Maximaldauer des Arbeitstages. Allerdings bestand vor der Entwicklung der modernen Fabrikindustrie in England der gesetzliche Normalarbeitstag im wörtlichen Sinne. Er war auch nicht zu Gunsten der Arbeiter, zur Abkürzung übermäßiger Arbeitszeit geschaffen, sondern im Gegentheil zur Verlängerung des damals verhältnißmäßig nicht lange währenden Arbeitstages. Derselbe wurde durch ein Gesetz vom Jahre 1349, welches dann 1496 wiederholt wurde, für alle Handwerker und Ackerbauarbeiter im Sommer auf die Zeit von 5 Uhr Morgens bis zwischen 7 und 8 Uhr Abends festgesetzt. Im Winter sollte von 5 Uhr Morgens bis zum Dunkeln gearbeitet werden. Die Arbeitspausen betrugen gesetzlich drei Stunden. Später bestimmten die bekannten „Lehrlingsacte" der Königin Elisabeth vom Jahre 1562, daß alle Arbeiter in den Gewerben, die den Charakter einer technischen Handfertigkeit hatten, im Sommer 12 Stunden und im Winter von Tagesanbruch bis zum Beginn der Nacht arbeiten sollten. Der Normalarbeitstag setzte also damals die gleiche Arbeitszeit für Alle fest, nicht blos ein Arbeitsmaximum. Das Gesetz wurde übrigens nicht ganz durchgeführt. Gewöhnlich wurde weniger gearbeitet als vorgeschrieben war. So klagt z. B. der Nationalökonom William Petty im Jahre 1672 (in der Schrift „Political Anatomy of Ireland"), daß nur 10 Stunden des Tages zur Arbeit verwendet würden. Und in der Mitte des 18. Jahrhunderts arbeitete man — wie aus den Schriften Postlethwaites und andrer Oekonomisten jener Zeit hervorgeht — nur fünf Tage in der Woche, da der fünftägige Lohn dem Arbeiter für sieben Tage vollauf genügte.

Alles das änderte sich mit einem Schlage, als die Epoche der großen Industrie begann. Die Arbeitszeit wurde maßlos verlängert, daneben Frauen und Kinder in Masse herangezogen. Die Arbeiter beriefen sich zwar auf die Lehrlingsacte. Die Gerichtshöfe interpretirten jedoch das Gesetz dahin, daß es nur für diejenigen Städte und Flecken mit Corporationsrechten gelte, welche vor 1562 bestanden und auch in diesen Orten nur für die schon zu jener Zeit existirenden Gewerbe. Aber selbst das genügte den Fabrikanten nicht. Sie wußten es durchzusetzen, daß die Lehrlingsacte im Jahre 1814 gesetzlich aufgehoben wurden.

Aber bald stellten sich in allen Industriebezirken die entsetzlichen Folgen der Ueberarbeit ein: physische, moralische und intellectuelle Verkümmerung, Stumpfsinn, Ausschweifung, Verkrüppelung und frühzeitiger Tod der Arbeiter. Eine allgemeine Degeneration erschien unausbleiblich. Da erfolgte der Umschlag. Die öffentliche Meinung trat entschieden für die Arbeiter ein; diese selber erhoben stürmisch ihre Forderungen; und es gelang ihnen, den Widerstand der Fabrikanten zu überwältigen. Nach und nach wurde die Maximalarbeitszeit in den Fabriken und Werkstätten für alle Personen unter 18 Jahren und für alle Frauen auf 10 Stunden herabgesetzt, und die Befolgung dieser Gesetze durch die Schaffung des Fabrikinspectorats gesichert. Dieser Normalarbeitstag — obgleich es sich hier nur um einen Maximalarbeitstag handelt, bleiben wir bei jenem Ausdruck, da er nun einmal in der Wissenschaft wie in der Publicistik Bürgerrecht erlangt hat —, also dieser Normalarbeitstag schloß gesetzlich die erwachsenen männlichen Arbeiter nicht ein und ermangelt somit einer weitergehenden principiellen Bedeutung. Immerhin bewirkte er factisch fast allgemein, daß auch für die Männer der Arbeitstag nur noch zehn Stunden dauerte. Denn die Technik ließ es gewöhnlich als wünschenswerth erscheinen, daß sämmtliche Arbeiter gleichzeitig beschäftigt wurden, so daß die gesetzlich ungeschützten Männer nur ebenso lange wie die Frauen und Kinder arbeiteten. Und wo etwa das Gesetz nicht diese Folge hatte, da halfen die Trades-Unions nach, jene gewaltige Arbeiterorganisation, welche jetzt schon weit über eine Million Mitglieder zählt. Die von den Fabrikanten und der auf ihrer Seite stehenden radical-individualistischen Oekonomie prophezeiten schlimmen Folgen für die Industrie haben sich nicht erfüllt. Im Gegentheil, die zur Untersuchung der Fabrikgesetze und ihrer Wirkungen niedergesetzte königliche Commission berichtete am

10. Februar 1876 als Endresultat: „Die zahlreichen früheren Untersuchungen über die Lage der in den verschiedenen Gewerben des Landes beschäftigten Kinder und Frauen enthüllten Zustände, welche das allgemeine Mitleid mächtig hervorriefen und das Einschreiten der Gesetzgebung gebieterisch verlangten. In auffälligem Gegensatze zu den in jenen Berichten enthüllten Verhältnissen ist die gegenwärtige Lage derjenigen, zu deren Gunsten die verschiedenen Fabrik- und Werkstättengesetze erlassen wurden. Einige Beschäftigungen sind trotz der gesundheitspolizeilichen Vorschriften dieser Gesetze noch unzweifelhaft ungesund; und in andern Gewerben findet sich noch gelegentlich ein Ueberarbeiten über die von den Gesetzen gezogenen Grenzen, das der Gesundheit der darin Beschäftigten nachtheilig ist. Allein diese Vorkommnisse sind zu unsrer Freude nur Ausnahmen. Dabei haben wir keine Ursache zur Annahme, daß die Gesetzgebung, welche in so auffälliger Weise sich als Wohlthat für die beschäftigten Arbeiter erwiesen hat, den Gewerben, auf die sie Anwendung fand, irgend erheblichen Nachtheil gebracht hat. Im Gegentheil, der Fortschritt der Industrie war augenscheinlich völlig unbehindert durch die Fabrikgesetze; und es gibt nur Wenige, selbst unter den Arbeitgebern, welche jetzt einen Widerruf der Hauptbestimmungen dieser Gesetze wünschten, oder welche die aus diesen Gesetzen hervorgegangenen Wohlthaten leugneten."

Auf dem Continent müßte die Gesetzgebung einschneidender sein, wenn dieselben Wirkungen erzielt werden sollten wie in England. Denn bei uns sind in den Fabriken viel weniger Frauen und Kinder beschäftigt, so daß eine Beschränkung der Arbeit blos dieser noch lange nicht dieselbe Wirkung auch für die Männer haben, ja vermuthlich in vielen Fällen nur zur Ersetzung der gesetzlich geschützten Personen durch erwachsene männliche Arbeiter führen würde. Auch gibt es hier nirgends eine Arbeiterorganisation von nur annähernd so großem Einflusse wie die englischen Trades-Unions. Dieser Sachlage entsprechend mußte von der continentalen Theorie und Praxis der Normalarbeitstag für alle Arbeiter gefordert werden. Es existirt auch — höchst charakteristisch — auf dem ganzen Continent kein einziges Gesetz, welches einen Normalarbeitstag speciell für die Frauen festsetzte, wie dies doch in England der Fall ist.

Der erste Nationalökonom, der für die in Rede stehende Institution eintrat, war Sismondi in seinem berühmten Werke „Nouveaux principes d'économie politique" (1819). Er forderte ein Zehnstundengesetz. Ihm schlossen sich in Deutschland die beiden hervorragenden Gelehrten Robert v. Mohl und Herrmann an. Die Socialisten legten damals merkwürdiger Weise keinen sonderlichen Werth darauf: ein Beweis, wie sehr es ihnen an praktischem Scharfblicke fehlte. Erst das Jahr 1848 schob den Normalarbeitstag in den Vordergrund — in Deutschland sowohl wie in Frankreich. In Paris war nach der Februar-Revolution eine „Commission der Arbeiter" geschaffen worden, welche zumeist aus Delegirten der Arbeiter der verschiedenen Industrien bestand. Diese Commission nahm nun schon in ihrer ersten Sitzung vom 1. März 1848 eine Resolution an, derzufolge ein Normalarbeitstag von 10 Stunden für Paris, von 11 Stunden für die Departements festgestellt werden sollte. Am folgenden Tage wurde dieser Beschluß durch ein Decret der provisorischen Regierung zum Gesetz erhoben. Leider wurde dasselbe bald in rückläufigem Sinne revidirt, indem durch eine Bestimmung vom 5. September 1850 der Normalarbeitstag auf 12 Stunden erhöht wurde. Was aber das Traurigste an beiden Gesetzen ist: man hat auch nicht die geringste Maßnahme zu ihrer Durchführung getroffen. Es gibt bis heute noch keine Fabrikinspectoren in Frankreich. Der Normalarbeitstag steht dort eigentlich nur auf dem Papier. Dies hängt wohl auch damit zusammen, daß er nach 1848 sehr in den Hintergrund trat. Er spielte nicht einmal eine Rolle in der Arbeiterbewegung. Diese stand nämlich — wie Lexis in seinem meisterhaften Werke über die französischen Gewerkvereine gezeigt hat — unter dem Einflusse der Ideen Proudhons; und dieser hatte sich auf das Entschiedenste gegen jene Institution ausgesprochen. Erst seit wenigen Jahren, seitdem Marxistische Lehren in Frankreich Eingang gefunden haben, wird dort wieder der Normalarbeitstag diskutirt. Uebrigens wurde 1881 in der Kammer beantragt, ihn auf 11 Stunden herabzusetzen — aber ohne Erfolg.

In Deutschland war im Jahre 1848 das städtische Proletariat noch zu wenig zahlreich, um einen ebenso entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge ausüben zu können, wie dies in Frankreich geschehen war. Immerhin gaben auch die deutschen Arbeiter ihre Meinung kund, wenn sie auch damit nicht durchzudringen vermochten. Sie veranstalteten zu Berlin (vom 23. August bis zum 3. September 1848) einen Congreß, auf welchem man unter Anderm eine Resolution für den zehnstündigen Normalarbeitstag faßte. Auch wurde diese Institution in gleichzeitigen Schriften von K. Marlo, K. Vollgraff und V. Wichura empfohlen.

Als sich später die socialdemokratische Arbeiterpartei bildete, war der Normalarbeitstag ihre Hauptforderung an die gegenwärtige Gesellschaftsordnung. Dies geschah vor Allem unter dem Einflusse von Karl Marx, der in seinem großen Werke über „das Kapital" (1. Auflage 1867) einen langen Abschnitt dem Normalarbeitstage gewidmet hatte. Es war hier auseinandergesetzt, daß derselbe zur Erhaltung von Gesundheit und Lebenskraft des Arbeiters sowie zu seinem Schutze gegen übertriebene Ausbeutung nothwendig sei, ohne daß dadurch die Industrie, wie die Gegner behaupteten, irgend erheblich geschädigt würde. Uebrigens ist auch Karl Marx derjenige gewesen, welcher das Wort „Normalarbeitstag" erfunden und in die Sprache eingeführt hat. Besonders ist es der neuen Socialpolitik des Fürsten Bismarck gegenüber von der Arbeiterpartei immer und immer wieder von Neuem betont worden, daß eine gesunde Socialreform mit dem Normalarbeitstage beginnen müßte. Indeß hat sich der Reichskanzler gegen diese Forderung stets ablehnend verhalten. Dagegen ist für sie ein Theil der Conservativen und Ultramontanen, die (demokratische) „deutsche Volkspartei" und vereinzelte Deutsch-Freisinnige. „Reichsbote," „Deutsches Tageblatt", „Germania", „Frankfurter Zeitung", „Berliner Tageblatt" und „Oberrheinischer Courier" (fortschrittlich) sind um die Wette mit dem Züricher „Socialdemokrat" für den Normalarbeitstag eingetreten. Im Reichstage stand derselbe zweimal zur Verhandlung. Das erste Mal beantragte bei Berathung der Gewerbeordnung (1869) der conservative Abgeordnete v. Brauchitsch den zwölfstündigen Normalarbeitstag. Das zweite Mal wurde ein zehnstündiger von den Socialdemokraten (1878) verlangt. Die Ablehnung erfolgte damals mit überwältigender Majorität. Heute würde das allerdings nicht mehr stattfinden. Vor Allem aber muß bemerkt werden, daß neuerdings die volkswirthschaftliche Wissenschaft mit einer Reihe ihrer hervorragendsten Vertreter der Arbeiterforderung zugestimmt hat. So haben sich für sie ausgesprochen: Gustav Cohn, Lexis, F. J. Neumann, Schäffle, Lorenz von Stein, Ad. Wagner u. A.

Inzwischen hat die Schweiz durch das Fabrikgesetz vom 23. März 1877 den elfstündigen Normalarbeitstag festgesetzt. Doch wird derselbe nicht streng durchgeführt, angeblich weil die ausländische Concurrenz die Fabrikanten zwingt, auch ihrerseits länger arbeiten zu lassen. Die Schweiz hat sich deshalb — auf Grund eines Nationalraths-Beschlusses vom December 1880 — mit den andern Ländern behufs Einführung einer internationalen Fabrikgesetzgebung in Verbindung zu setzen gesucht, aber nur von Oestreich und Italien zustimmende Antworten erhalten.

Nunmehr steht Oestreich im Begriff den großen Schritt zu thun. Für alle Fabrikarbeiter soll ein elfstündiger Normalarbeitstag eingeführt werden. Nur für diejenigen Industrien, welche eine solche Beschränkung ihrer Arbeitszeit noch nicht vertragen können, ist vom Handelsminister im Einvernehmen mit den Handels- und Gewerbekammern für die Dauer von je 3 Jahren eine Ueberstunde zu gewähren. Daneben ist noch die Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren, sowie die Nachtarbeit der Frauen und jungen Personen unter 16 Jahren verboten. Leider fehlen in der neuen „Arbeiter-Ordnung" auch

nicht einige reactionäre Schlacken, nämlich: das obligatorische Arbeitsbuch und die strafrechtliche Verfolgung des Contractbruches. Indessen ist das Fabrikgesetz, trotz der beiden letztgenannten, von der Wissenschaft und der Praxis längst verurtheilten Bestimmungen, als ein großer Fortschritt zu bezeichnen. Denn es ist klar, daß ein wahrhaft menschliches Dasein voraussetzt, daß der Mensch die für seinen Körper so nothwendige Ruhezeit sowie auch noch Muße habe, um sich mit höheren Dingen, als es die mechanische Arbeit ist, zu beschäftigen, um Theil zu nehmen an dem geistigen Leben der Nation, an den Resultaten der Cultur und Civilisation. Wenn nun auch der elfstündige Arbeitstag — zumal mit den östreichischen Modificationen — insofern nur ein Anfang in dieser Richtung ist, als er nicht mehr wie die äußerste Ausnutzung der Arbeitskraft verhindert —, so ist er doch andrerseits bahnbrechend, indem hier zum ersten Male von Seiten eines Großstaats ein ernster Versuch zum obigen Ziel hin gemacht und in prinzipieller Weise sogar die Pflicht des Staates dazu proclamirt wird. Wem aber jener erste Anfang nicht genügt, den muß man darauf hinweisen, daß aus Gründen der internationalen Concurrenz ein einzelner Staat jedenfalls nicht viel weiter gehen kann, so lange die Mehrzahl der andern Länder die Hände in den Schoß legt. Wird diese das Niveau der östreichischen Socialgesetzgebung erlangt haben, so wird hier wie dort die Reform immer tiefer und tiefer greifen können.

Die Weltzeit.

Von M. Wilhelm Meyer.

Die Menschen sind alle Egoisten; darüber wollen wir weiter kein Wort verlieren. Es ist auch besser, daß sie es sind. Denn wenn es einmal mit der Selbstaufopferung so weit käme, daß jeder absolut nur für das Wohl seines Nächsten sorgte, so daß Herr A. für Herrn B. den Lebensunterhalt verdiente, wogegen Herr B. die Geschäfte des Herrn A. übernimmt, so würde am Ende wohl das Gleiche dabei herauskommen, nur mit dem Unterschiede, daß sich selbst bei den denkbar idealsten Zuständen kein Mensch dabei wohl fühlen könnte, weil die Empfindung von Schmerz und Freude, Zufriedenheit oder Unwillen über das Hervorgebrachte doch von der Eigenart eines jeden Individuums abhängt, weswegen man sich auf das Urtheil seines Nachbarn wohl nur verlassen könnte, wenn dieser an Geist und Körper genau gleich geformt wäre, wie er. Diesem letzteren Ideale wollen wir aber doch hoffentlich nicht zustreben. Das müßte ja eine grauenhaft langweilige Welt sein, wo auch unser Geist und unser Gemüth in eine allgemeine Uniform gesteckt und nicht nur der Tabak sondern auch das Lachen und das Weinen verstaatlicht wäre, welches man nur nach gewissen gesetzlichen Normen und nach Entrichtung der darauf entfallenden indirecten Steuer ratenweise genießen darf, ebenso wie die schwarze Suppe, welche uns dann ein Polizeidiener alle Mittage bringen würde. Lassen wir es gut sein, es gibt eine große Menge von lebenslänglich angestellten Schulmeisterseelen, welche eine solche Gleichheit als das Ideal ihrer Wünsche betrachten und sich die größeste Mühe geben, die junge Welt möglichst genau zu nivelliren und alle kräftigeren Baumpflanzen, die in ihrer Schule etwa sebstständig mehr nach rechts oder nach links oder gar nach oben auswachsen möchten, unerbittlich beschneiden mit der Gleichheitsscheere des officiellen Lehrplanes. Wenn es nicht glücklicherweise hie und da einen muthigen Baum gäbe, der trotz der Gärtnerscheere mit urwüchsigen Armen plötzlich über den Gärtner emporschösse und ihn mit knorrigen Fingern hinten am Zopfe von der Leiter hinunterrisse, die er schon angesetzt hatte, um seine Beschneidungskünste zu üben, es würde bald die ganze Welt aussehen wie ein endloser französischer Garten mit Alleen aus steifgrünen Wänden, in denen man kein Baumindividuum mehr besonders unterscheiden kann, wo die schönsten Marmorgedanken der griechischen Kunst zu steinernen Soldaten werden, die, in gleichen Abständen links und rechts aufgestellt, nur auf das Commando warten, um im Nationalkostüm der abgedankten Götter mit automatischer Präcision einen musterhaften Parademarsch zu inscenirer. Steht hie und da wirklich ein einzelner Baum abgesondert, so hat die künstlerische Scheere ganz sicher aus einer markigen Eiche eine schlanke wohlfrisirte Pappel geformt oder eine ganz undefinirbare Gestalt, die auf einem Beine steht und mit den grünen Armen jämmerlich gen Himmel schreit. Da lobe ich mir doch meinen schattigen Wald. Man glaube nicht, daß dort Alles so wild und ganz von selbst wachse, wie es den Anschein hat; auch dort muß der Förster ein wachsames Auge haben, daß ein Eichenbaum dem andern sein täglich Brod nicht nimmt; aber er will ihm nicht gleich den Kopf abschneiden, wenn er größer wird, als sein Nachbar, oder er setzt dem andern nicht zu mit wohlgemeinten Prügelsuppen und Privatlectionen im Wachsen, wenn er es mit dem besten Willen nicht so weit bringen kann, wie die übrigen Bäume.

Es ist nicht möglich alle Welt über einen Kamm zu scheeren, und man wird es auch künftighin niemals dazu bringen. Es wird immer Arme und Reiche geben an Geist so gut wie an klingender Münze. Aber dieses Eine sollten die Reichen doch bei allem wohlberechtigten Egoismus, ja gerade weil sie Egoisten sind, beherzigen, daß sie sich mit viel mehr Herzensruhe und Behäbigkeit ausbreiten könnten, wenn auch ihr Nachbar zum mindesten wohlhabend wäre und man von seiner Seite also keinen heimtückischen Einfall in das Gebiet des vielgeliebten Eigenthums zu erwarten hat. Aus diesem und keinem anderen Grunde — sagen wir es nur ohne weitere Schönfärberei — sind die Vereinigungen der Individuen zu Familien, der Familien zu einem Staate entstanden und gegenwärtig beginnt das Zeitalter der internationalen Vereinigungen, die eben auch nur aus der evident hervortretenden Thatsache entspringen, daß der allgemeine Wohlstand gleichbedeutend ist mit dem Wohlbefinden des Einzelnen und daß man mit einem reichen Nachbar bessere Geschäfte machen kann als mit einem armen, weshalb wir wünschen, daß dieser sich bereichere — natürlich auf Kosten der Allgemeinheit. Das sind praktische Erfahrungen, die zeigen, wie gewissermaßen ein Hyper-Egoismus sich mit dem entsagenden Edelmuthe eines philantropischen Idealismus deckt und ich meine, es ist immer vom Standpunkte des Erziehers — und eines solchen bedarf die große Menschheit so gut wie ein Kind — noch besser, darauf hinzuweisen, daß wir nicht nur aus ethischen Gründen, die sich in einem praktischen Geiste gar zu leicht verflüchtigen, sondern aus rein praktischen Betrachtungen unsern Nachbar hegen und pflegen und ihm Gutes thun sollen, weil das auch für uns gut ist.

Seit der Dampf und die Elektricität sich nicht mehr vor der Grenzpolizei und dem tiefen Wasser der Oceane fürchten und die Gedanken nebst den anderen Produkten der verschiedensten Nationen ballenweise herüber- und hinübersliegen von einem Ende der Welt zum andern, seitdem die Interessen von Amerika in vielen Stücken mit unseren Interessen parallel laufen, seitdem wird die Nothwendigkeit nach internationalen Vereinigungen zur Herstellung allgemeiner Geschäftsnormen im Weltverkehr immer mehr und mehr empfunden. Daher der Weltpostverein, die angestrebte und für einen großen Theil der civilisirten Welt thatsächlich erreichte Vereinigung der Maß- und Gewichtssysteme, sowie des Münzfußes, daher die von maßgebenden Persönlichkeiten aller Länder befürwortete Vereinheitlichung der Zeit und der geographischen Längen, weswegen im verflossenen Herbst die sachkundigen Gelehrten zu einer internationalen Conferenz in Rom zusammengetreten sind und einstimmig beschlossen haben, ihren betreffenden Regierungen diese Unification dringend ans Herz zu legen, deswegen schließlich die diplomatische Conferenz, welche in kurzer Zeit in Washington stattfinden wird, um endgültig über die Frage Beschluß zu fassen.

Hier möchte ich nun von vorn herein hervorheben, daß dieses Bestreben zur Vereinigung der tausendfachen Zeiten, nach welchen heute im Verkehrswesen gerechnet wird, zu einer einheitlichen Weltzeit recht charakteristisch die Richtung markirt, welche die

internationalen Vereinigungen unserer Zeit stets vor Augen haben sollten: Diese Vereinigung soll sich durchaus auf die äußeren praktischen Interessen des Weltverkehrs beschränken, während dem Individuum seine persönliche Zeit, jeder Stadt ihre Lokalzeit gelassen wird. Hier soll nur nivellirt werden, so wie man den Boden gleich machen muß, wo man Eisenbahnen bauen will; im Uebrigen werden jener individuellen Vielartigkeit keine Schranken gesetzt, deren Verschlingungen untereinander allein nur das Leben interessant und genießbar machen können und die deshalb auch in ihren geringfügigeren Zügen vom Fortschritt unangetastet bleiben sollten. Es ist wahr, daß hier öfters die Grenze schwer zu ziehen ist, wo die allgemeinen menschlichen Interessen aufhören und die individuelle und eigenartige Entwicklung des Einzelnen oder einer besonderen Völkerschaft beginnt. Aber man soll es sich doch nicht als Ideal vorstellen, neben den einheitlichen Münzen, Maßen und Gewichten, neben dem Weltpost- und Telegraphenvereine und der allgemeinen Weltzeit auch noch eine Weltsprache, eine Weltkirche und einen Weltstaat zu träumen. Münzen, Maße, Gewichte und Zeit sind Conventionen, an sich willkürliche Dinge, die aus einer gewissen Angewöhnung, aber nicht aus einer innern moralischen oder Naturnothwendigkeit hervorgegangen sind, wie die Sprache, die Kirche und der Staat, deren Gehalt und Tiefe sowie äußere Form sich aus der Natur der Sache von selbst hervorbilden und an denen durch internationale Conferenzen auch nicht ein Deut zu ändern ist.

Was nun die Zeit betrifft, so ist auch sie in einem gewissen Stücke ein Naturding und nicht conventionell. Nach demselben Zeitsysteme, welches wir heute mit aller Präcision ausgearbeitet haben und unsere Chronometer angeben, richtet sich auch die ganze Natur, alle Blumen und alle Thiere, ziemlich genau, ohne daß ihnen der liebe Gott eine Taschenuhr mit auf die Welt gegeben hat. Der wachsame Hahn ignorirt in stolzer Unabhängigkeit durchaus die schwerfälligen Glockenschläge vom Kirchthurme und irrt sich doch nicht in seiner verantwortlichen Amtsthätigkeit als officieller Verkünder des Tagesanbruchs für die schlafende Gemeinde des Meierhofes. Auch die Blume öffnet in der Frühe rechtzeitig ihren duftigen Kelch, um die perlende Morgengabe zu empfangen, welche über sie der liebende Sonnengott ausschüttet, dessen purpurner Mantel schon über den Himmel hinflattert. Die ganze Natur rings um den Erdball richtet sich also nach jenem Zeitsysteme, welches wir Ortszeit nennen, welches also für jeden Ort einen anderen Anfangspunkt hat. In Amerika kräht der Hahn erst in dem Momente, da wir zu Mittag speisen und um diese selbe Zeit öffnet am Ganges schon die Lotosblume ihren Kelch, um die buhlerischen Strahlen des Mondes einzusaugen. Die ganze Natur richtet sich offenbar nach dem Stande der Sonne, welche auch unsere astronomischen Uhren regulirt; die Ortszeit ist also etwas in der Natur innig Begründetes, woran sich durch internationale Conferenzen nicht rütteln läßt.

Aber für den Weltverkehr, der keine Nachtruhe kennt, für den Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst mußte dagegen diese Verschiedenheit der Zeiten äußerst störend wirken. Auf den Flügeln des Dampfes können wir uns schon in 24 Stunden an einen Ort versetzen, dessen Zeit beinahe um eine Stunde von der unseres Ausgangspunktes verschieden ist, und das telegraphisch beschleunigte Wort, welches eventuell über die Verwendung von Millionen entscheidet, kann in wenigen Minuten bis zu unseren Antipoden befördert werden, die Mitternacht haben, wenn auf uns die mittägliche Sonne herabscheint. Man begreift leicht, daß diese Zeitverschiedenheiten zu den verhängnißvollsten Irrthümern Anlaß geben können. Im Eisenbahndienst kann ein Handgriff, der am Wechsel eine Minute zu spät oder zu früh ausgeführt wird, das Leben von Hunderten gefährden, in der Geschäftswelt aber ist das geflügelte Wort „Zeit ist Geld" längst bekannt. Die Zeit ist überhaupt die Grundlage aller unserer Handlungen, und da heute der Einzelne im Weltgetriebe wenig mehr gilt, sondern seine Kraft mit der von tausend Anderen vereint, die über die ganze Welt zerstreut sein können, und deren gleichzeitiges Ineinandergreifen nur von gewinnbringender Wirkung begleitet sein wird, so darf über diese Zeitgrundlage, durch welche die gleichzeitige Thätigkeit einer verzweigten Organisation allein geregelt werden kann, keine Zweideutigkeit bestehen; es müssen dafür gleiche internationale Normen angestrebt werden. So wie es statistisch nachweisbar ist, daß durch die Annahme eines einheitlichen Maß- und Gewichtssystems von Seiten der meisten civilisirten Staaten jährlich Millionen erspart werden, so ist es ganz zweifellos, daß aus einer Unification des Zeitsystems, nach welcher der Weltverkehr arbeiten würde, bedeutende materielle Vortheile erwachsen müßten. Um den Verwirrungen in den Zeitangaben wenigstens innerhalb bestimmter Landesgrenzen vorzubeugen, haben sich bekanntlich schon die Eisenbahnverwaltungen der verschiedenen Länder entschlossen, innerhalb des Gebietes ihrer Competenz ein und dieselbe Zeit zu benützen, gewöhnlich diejenige, welche für die betreffende Landeshauptstadt Ortszeit ist. Dadurch wurde allerdings dem Uebelstande innerhalb der Landesgrenzen gesteuert. Aber seit der Weltpostverein besteht, setzen die Landesgrenzen dem allgemeinen Verkehre kein wesentliches Hinderniß mehr entgegen, während dagegen gerade an diesen Grenzen durch die allgemeine in demselben Lande angenommene Ortszeit der Hauptstadt die Differenz eine plötzlich auftretende wird und deshalb um so störender wirken muß. Wenn z. B. Reisende von Frankreich nach Italien durch den Mont-Cenis fahren, so müssen sie in Modane ihre Uhren plötzlich um 40 Minuten vorrücken, weil die Meridiandifferenz zwischen Rom und Paris so viel ausmacht. Dem Weltverkehr ist also durch diese Maßnahmen ganz und gar nicht gedient. Ihm thut eine Zeit Noth, die über die ganze Welt dieselbe ist. Es trat also die Frage in den Vordergrund, welcher Zeit man zu diesem Ende den Vorzug geben sollte. Die Entscheidung hierüber war offenbar sehr heikler Natur, da nothwendig der Nationalstolz und die Eigenliebe vieler Länder beleidigt werden mußte, um ein einziges Land auszuzeichnen, dessen Normalzeit allgemein zu adoptiren sei.

Um eine derartige Entscheidung zu treffen, d. h. zu bestimmen, welche Zeit sich am besten als Weltzeit eigne, die dann den verschiedenen Regierungen zur allgemeinen Annahme zu empfehlen sei, sind maßgebende Gelehrte, Geodäten, Astronomen und Geographen aller Länder im verflossenen Herbste in Rom zur Berathung zusammengetreten, in jener selben Stadt, von der schon zweimal eine wesentliche Reform des Zeitwesens, ich meine die des Kalenders, ausging und sich über die Welt verbreitete. Die Berathungen begannen am 15. October und endeten am 23. und hatten nach ziemlich lebhaften Debatten den Erfolg, daß sich alle Welt geeinigt hat, die Zeit von Greenwich, also die officielle englische Zeit, allen Regierungen als Weltzeit in Vorschlag zu bringen. Am meisten oder fast den einzigen Widerstand haben die Franzosen diesem Entschlusse entgegengestellt, welche den Meridian von Paris oder doch einen auf indirecte Weise mit ihm zusammenhängenden durchzubringen versuchten und merkwürdigerweise die Wichtigkeit einer derartigen Unification nicht begreifen wollten, deren Metersystem man doch seiner Zeit mit so großer Bereitwilligkeit aufgenommen hat, weil es damals ein Jeder einsah, daß die allgemeine Einigung über solche conventionelle Dinge immer eine Vereinfachung des Geschäftsganges, diese aber Zeitersparniß, also nothwendig materielle Vortheile hervorbringen muß. Es konnte aber keinem unparteiischen Auge entgehen, daß der Meridian von Greenwich, welcher übrigens nur um neun Minuten von dem Pariser verschieden ist, der allgemeinen Annahme als Anfangspunkt der Zeitzählung mehr zu empfehlen sei, als der letztere. Am schwersten wog dabei der rein praktische Grund, daß die Greenwicher Zeit bereits gegenwärtig im See- und Verkehrswesen am allgemeinsten eingeführt ist. Die Seeleute, welche zur Führung ihres Schiffes und zur Bestimmung der geographischen Lage desselben die Zeit irgend eines bekannten festen Punktes der Erde stets kennen müssen, haben hierfür längst mit großer Allgemeinheit die Zeit von Greenwich angenommen und davon macht kaum mehr eine andere Nation als die Franzosen und nicht einmal die Chinesen eine Ausnahme. Die nautischen Jahrbücher fast aller Länder, besonders Amerika ist auch in dieser Beziehung rühmlich vorangegangen, berechnen ihre Daten, von deren richtiger Anwen-

dung, also auch von deren Unzweideutigkeit das Schicksal eines Schiffes abhängig werden kann, ausschließlich bei zu Grundelegung des Meridians von Greenwich; endlich haben auch die Eisenbahnverwaltungen der Vereinigten Staaten bereits vor einem Jahre, etwa seit dem Momente der Conferenz in Rom, die Greenwicher Zeit allgemein eingeführt. Es ist deshalb kaum mehr einem Zweifel zu unterziehen, daß die diplomatische Conferenz in Washington die universelle Geltung der Greenwicher Zeit annehmen und dieselbe dann in kürzerer Zeit zur praktischen Anwendung gelangen wird.

Von diesem Augenblicke an sollen dann die Ankunfts- und Abfahrtszeiten für sämmtliche Eisenbahnen der Welt auf den betreffenden Fahrplänen nach ein und derselben Weltzeit verzeichnet werden, welche je nach dem Längenabstande der verschiedenen Orte um eine bestimmte constante Größe von der Ortszeit abweicht. Gleichzeitig soll aber auch diese Ortszeit, welche für alle internen bürgerlichen Angelegenheiten die maßgebende bleibt, neben der Weltzeit mit aufgeführt werden. So wird z. B. für Berlin die Ortszeit um $53^1/_2$ Minute der Weltzeit voraus eilen. Ein Geschäftsmann also, der die Weltzeit dann in jedem Momente kennen muß, braucht auf seiner Taschenuhr blos ein zweites Zeigersystem von verschiedener Farbe anbringen zu lassen, das immer in einem constanten Abstande von $53^1/_2$ Minute vom ersteren bleibt, worauf dieses ihm die Weltzeit stets richtig angeben wird, wenn die Uhr sonst gut geht. Es ist hier aber noch eines Umstandes zu erwähnen, der sich auf den allgemeinen Anfang des Tages bezieht, welcher nach Weltzeit also auch für die ganze Welt in demselben Momente stattfinden wird, und zwar, wenn es zu Greenwich genau Mittag ist, nicht Mitternacht, wie man es nach Analogie des bürgerlichen Gebrauches hätte vermuthen sollen. Dieser eigenthümliche Entschluß hat gleichwohl einen sehr guten praktischen Grund. Irgendwo auf der Erde muß man doch das Datum einmal plötzlich wechseln, wenn man um dieselbe herumgeht. So ist es natürlich auch unumgänglich, daß die Weltzeit, deren Tag und Datum überall in demselben Momente wechselt, es mit sich bringt, daß dieser Wechsel für gewisse Districte in Folge ihrer Ortszeit in ungewohnten Abtheilungen des gewöhnlichen Lokaltages stattfindet. Es wird z. B. wenn der Welttag beginnt, wie wir wissen, in Greenwich Mittag, in Calcutta aber schon 6 Uhr Abends, auf den Fitschi-Inseln Mitternacht, dagegen in New-Orleans erst 6 Uhr Morgens sein. Es ist also nicht zu vermeiden, daß der Anfang des Welttages für gewisse Orte zu einer unbequemen Zeit stattfindet. Um aber in dieser Beziehung Irrthümer auf ein Minimum zu beschränken, hat man sich entschlossen, diesen Datumwechsel mitten in Europa um die Tages- und Geschäftszeit stattfinden zu lassen, statt in Asien und auf den Inselgruppen des großen Oceans, wo es zur Tageszeit nöthig gewesen wäre, wenn man den Anfang des Welttages auf die Greenwicher Mitternacht verlegt hätte. Man hoffte und gewiß mit Recht, daß die strammere Organisation des Verkehrswesens im civilisirten Europa eher Irrthümern im Datum des Welttages vorbeugen wird, als man von unsern Antipoden erwarten könnte. Endlich soll sich die Weltzeit von der bürgerlichen noch dadurch unterscheiden, daß sie von 0 Uhr oder Mittag bis 24 Uhr weiter gezählt wird, wie es die Astronomen thun, da ja auch für dieses System die Bezeichnungen „Morgens" und „Abends" für manche Theile der Erde ganz widersinnig werden müssen, indem der Weltzeittag zur Abendzeit ebenso gut, wie für andere Districte Morgens beginnt. In Madrid wird also künftig die Geschäftswelt z. B. am ersten Januar 1885 eine halbe Stunde vor Mittag nach Weltzeit noch schreiben: den 31. December 1884 23 Uhr 45 Minuten; erst eine Viertelstunde später tritt der neue Weltzeittag, also für Madrid eine Viertelstunde vor dem bürgerlichen Mittag ein, und mit diesem erst beginnt das neue Geschäftsjahr.

Mit dieser Unification der Zeit für die Geschäftswelt soll die des Ausgangs-Meridians für das Kartenwesen und die Schifffahrt parallel gehen und zwar soll als ausschließlicher Meridian, von welchem ab die geographischen Längen zu zählen sind, gleichfalls der von Greenwich adoptirt werden, welcher in der That bereits auf den meisten Karten neueren Datums eingeführt ist, mit Ausnahme der französischen, welche den Meridian von Ferro, der eigentlich nur dem von Paris als leeres Wort untergeschoben ist, beharrlich festhalten. Da nämlich Ferro eine ziemlich große Insel ist, durch welche man sehr viele Meridiane legen kann, so haben die Franzosen dafür einen solchen gewählt, welcher genau 20 Grad westlich von demjenigen Meridiane liegt, welcher durch die Sternwarte von Paris geht; dieser geht dann auch so ohngefähr durch Ferro, ist aber doch eigentlich ein Meridian von Paris, oder durch Paris festgelegt. Nachdem auch diese Unification des Ausgangs-Meridians allgemein eingeführt ist, wird man endlich einmal leichter die geographischen Längen der wichtigsten Plätze im Kopfe behalten können, über die wegen der Vielartigkeit der benützten Systeme bis jetzt noch immer eine arge Unwissenheit herrscht. Die Differenz der Weltzeit mit der betreffenden Ortszeit nämlich, die der Geschäftsmann sich dann bald eingeprägt haben und die für jeden Ort bei den öffentlichen Uhren angebracht sein wird, gibt zugleich die geographische Länge des betreffenden Ortes an. Will man sie in Graden wissen, so braucht man die Zeitdifferenz nur mit 15 zu multipliciren, weil 15 Längengrade auf eine Stunde Zeitunterschied gehen.

„Die Conferenz hofft," so lautet ein achter Artikel der Resolutionen von Rom, „daß wenn bei Vereinheitlichung der Zählung von Länge und Zeit durch die Gesammtheit der Staaten der Meridian von Greenwich als Ausgangspunkt angenommen wird, dies für Großbritannien einen Beweggrund mehr bilden werde, um durch Beitritt zur Meterconvention vom 20. Mai 1875 seinerseits einen neuen Schritt zur Vereinheitlichung von Maß und Gewicht zu thun."

Das Metersystem, sagte Christie, der Abgeordnete Großbritanniens in Rom, sei bereits in England sehr verbreitet und im Lehrplan der Schulen eingeführt, so daß er persönlich hofft, seine Regierung werde diesen letzteren Artikel beherzigen. Man sieht, wie ein Schritt zur Einigkeit einen andern mit sich zieht und wie es heute gewissermaßen in der Luft liegt, die Vielartigkeit der rein äußerlichen Conventionen der einzelnen Völker durch internationale Beschlüsse zu beseitigen. Das ist ein schöner und fruchtbringender Zug unserer Zeit, so lange derselbe nicht auf innere natürlich nothwendige Verschiedenheiten übergreift. Die Vereinfachung solcher willkürlichen Conventionen kann nur befreiend wirken auf die Entwicklung der allgemeinen Interessen; würde eine solche Tendenz sich aber, wie es im öffentlichen Schulwesen bedenklich hervortritt, an die inneren naturgeborenen Güter unserer Seele wagen, so wäre das als ein gefährlicher Uebereifer zu bezeichnen, der nur allgemein verflachen, nicht befreien kann.

Literatur und Kunst.

Illusion und Ideal.

Von J. Frohschammer.

Die Illusion spielt im Leben und Wirken der Menschheit eine so große, einflußreiche Rolle, wie kaum eine andere Macht im Menschendasein, wie insbesondere — wenigstens bis jetzt — Einsicht und Wahrheit sie nicht zu spielen vermocht haben. Blickt man auf die Menschen und Völker durch alle Räume und Zeiten hindurch, so findet man sie allenthalben beherrscht von der Illusion, von Meinungen, Annahmen, Hoffnungen, Befürchtungen, denen gar keine Wirklichkeit entspricht oder eine andere als man angenommen. Die Menschen und Völker leben in Illusionen und aus Illusionen. Sie schöpfen daraus ihre Lebensziele, die Kraft, ja Begeisterung für ihre Bestrebungen, auch ihre Tröstungen und Ermuthigungen in den Drangsalen und vielgestaltigen Gefahren

und Leiden des Daseins. Dabei ist ihnen selbstverständlich sowohl im gewöhnlichen Lebensgebiete als auch in dem der Religion verborgen, daß sie Täuschungen sich hingeben, bloßen Phantasiegebilden folgen oder vertrauen, wenn auch die Menschen, Völker und Zeitalter einander wohl richtiger beurtheilen. Allenthalben werden die fremden Illusionen leichter als solche erkannt und insbesondere anerkannt als die eigenen. Ein solcher Gegenstand ist wohl einer näheren Betrachtung würdig, da die Erkenntniß der Menschennatur und des Menschendaseins wesentlich davon bedingt ist. Wir wollen im Folgenden, freilich nur sehr in Kürze, den Versuch dazu machen.

Was Illusion sei, weiß im Allgemeinen fast jeder einigermaßen Denkende, den Begriff aber genauer zu bestimmen ist nicht ohne Schwierigkeit, ja denselben fest abzugrenzen ist, da wir uns in einem geistigen Entwicklungsproceß, der noch unabgeschlossen ist, befinden, geradezu unmöglich. Denn wir müßten bereits aller Illusion mit Sicherheit uns entrückt erachten können, wenn wir genau sagen sollten, nicht blos formell, sondern auch inhaltlich, was in unserm Bewußtseinsinhalt Illusion sei und was nicht. Die Illusion besteht im Allgemeinen darin, daß etwas anders vorgestellt wird, als es wirklich ist, und daß diese Vorstellung Einfluß auf unser ernstes (nicht blos ästhetisches) Fühlen, Wollen und Handeln hat. Was nicht ist, wird als seiend, existirend vorgestellt und übt dadurch Einfluß auf unser Leben und Wirken; oder das Seiende wird anders vorgestellt als es wirklich ist und hat in dieser (falschen) Vorstellung bestimmende Einwirkung auf uns. Besonders in Bezug auf das eigene Wesen und Wirken sind Illusionen sehr gewöhnlich, insofern die Meinung von demselben sehr häufig die wirkliche Bedeutung übersteigt oder die Kraft zu wirklichen Leistungen überschätzt wird. Auch Vergangenheit und mehr noch Zukunft sind Gegenstände von Illusionen, wie bekannt. Auf religiösem Gebiete insbesondere ist die Illusion herrschende Macht, insofern Wesen als existirend angenommen werden, die nicht existiren, oder Gegenständen Kräfte zugeschrieben werden, die sie nicht besitzen, oder Handlungen für bedeutungsvoll und wirksam gelten, die keinerlei wirkliche Folgen, oder wenigstens die erwarteten nicht hervorbringen können. Aus Illusionen solcher Art bestand das geistige Leben der Völker größtentheils, ja besteht bei den meisten noch daraus, und selbst bei den gebildeteren oder Culturvölkern sind dieselben nicht ganz verdrängt und etwa durch Erkenntniß der Wahrheit und Einsicht ersetzt. Vielfach sind früher herrschende Illusionen bei diesen zerstört, aber noch nicht im geistigen Leben durch volle Wahrheit oder wenigstens bessere Illusionen ersetzt, und es ist in Folge dessen eine gewisse geistige Leere und ein peinliches Unbefriedigtsein eingetreten, eine Unseligkeit des Geistes, die an das Wort des Dichters gemahnt:

„Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod."

Wenigstens das kritische Wissen scheint mit dem Tode verglichen werden zu können wegen seiner auflösenden, zerstörenden Macht, während es Neues, Besseres nicht zu schaffen vermag. Auch dies Zerstören ist nöthig, aber die unbefriedigten Menschen sind dann sehr geneigt, sich selbst dem groben Aberglauben in die Arme zu werfen, um die innere Oede auszufüllen; denn ohne Erfüllung durch wirkliche oder vermeintliche Wahrheit vermögen die Völker nun einmal nicht zu leben und zu wirken. — Illusion ist übrigens nicht ganz gleich mit Irrthum, wenn sie auch vielfach sich mit ihm deckt. Man kann sagen: Jede Illusion ist ein Irrthum, aber nicht jeder Irrthum ist als Illusion zu bezeichnen. Diese bezieht sich nämlich wesentlich auf die Phantasie, der Irrthum auf den Verstand und die Sinnesthätigkeit. Eine falsch gemachte Rechnung ist keine Illusion zu nennen, sondern ein Irrthum, obwohl sie zu Illusionen, z. B. falschen Erwartungen Anlaß geben kann. Eine auf Grundlage bestimmter Prämissen erschlossene falsche Ursache für bestimmte Wirkungen ist ebenfalls ein Irrthum, nicht eine Illusion; dagegen eine durch Phantasie gebildete, oder eingebildete Ursache für gewisse Erscheinungen ist Illusion. Wenn ein Jüngling sich große künftige Leistungen vorstellt, die in seiner Natur nicht angelegt sind und seine Kräfte übersteigen, oder wenn er sich für wirkliche Leistungen große und allgemeine Anerkennung vorstellt, so wiegt er sich in Illusionen; wenn dagegen ein Unternehmer falsch rechnet und auf Grund deren große Erfolge erwartet, so ist dies streng genommen nicht Illusion, weil nicht durch Phantasie, sondern durch Verstandesthätigkeit hervorgebracht. Illusion ist es also, wenn in Gegenwart oder Zukunft oder allenfalls auch Vergangenheit für wirklich seiend oder eintretend oder gewesen durch freie Phantasiethätigkeit vorgestellt wird, was in der That nicht oder nicht so ist, sein wird oder gewesen ist. Dadurch unterscheidet sich die Illusion auch von der Dichtung. Nicht die bloße Vorstellung eines Unwirklichen ist schon Illusion, sondern die damit verbundene Meinung des Wirklichseins oder Werdens. Der Dichter gibt seine Phantasiegestaltungen nicht für Wirklichkeit aus, befindet sich also nicht in Illusion und erregt auch in Andern, in den Lesern keine eigentlichen, sondern höchstens ästhetische Illusionen, die freilich besonders bei Romanlesern so lebhaft werden können, daß wirkliche Illusionen zeitweilig entstehen: die Meinung nämlich, als ob das Erdichtete wirklich sei, daher die Theilnahme an der Romangeschichte und deren Personen so lebhaft wird, als ob es Geschichte wirklicher Personen sei. — Endlich ist die Illusion, von welcher hier die Rede ist, noch zu unterscheiden von der Illusion im pathologischen Sinne, von welcher in der Psychiatrie die Rede ist, von falscher Auffassung der Dinge in Folge eines krankhaften Seelen- und Körperzustandes, die sich von der Hallucination dadurch unterscheidet, daß bei dieser gar kein Object der vermeintlichen Wahrnehmung zu Grunde liegt, während bei der Illusion ein Gegenstand zwar wahrgenommen, aber als ein Anderes aufgefaßt wird als er wirklich ist. Die hier in Frage stehende Illusion ist vielmehr ein Produkt der im Allgemeinen gesunden Seele, liegt in der natürlichen Art und Begabung des Menschen, ist theils durch seine psychische Entwicklung, theils durch die Verhältnisse bedingt.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Bedeutung der Illusion für das menschliche Dasein, so ist diese, obwohl ein durch richtige Erkenntniß zu überwindender Zustand, doch sehr hoch anzuschlagen: Ja sie ist, wie die Natur der Menschheit und des Menschen einmal ist mit den Verhältnissen, in welche sie hineinversetzt sind, — die Grundbedingung oder Grundlage aller geistigen Entwicklung und alles Strebens. Denn sollte in dem Menschengeschlechte einmal ein geistiges Leben über dem körperlichen sich bilden, so konnte dies zunächst nur durch die (subjective) Phantasie geschehen, nach Anregung durch Sinneswahrnehmungen, nicht schon durch Verstandesthätigkeit, Forschung und Erkenntniß. Dieser waren anfänglich die Menschen noch gar nicht fähig, wohl aber der Phantasiethätigkeit, deren der Mensch schon früh und ohne besondere Unterweisung fähig ist.*) Wo aber Phantasie thätig ist ohne klare Erkenntniß und durch sie die Erscheinungen erklärt werden wollen, da entstehen Illusionen. Sie bilden daher in der That den Hauptbestandtheil des geistigen Lebens der Urmenschheit und der frühesten, sowie noch heute der ungebildeten oder geradezu wilden Völker; so daß Verstand und Wissenschaft Jahrhunderte hindurch mit denselben zu ringen hatten, um nur allmählich klare, richtige Erkenntniß an deren Stelle zu setzen. Am schwierigsten ist dieser Kampf im Gebiete der Religion, da hier einerseits die Phantasie den weitesten Spielraum hatte, andererseits ihre Bestimmungen durch den Gegenstand geheiligt, durch hohes Alter ehrwürdig geworden, dem Volksgemüthe tief eingeprägt waren und dieselben außerdem durch besondere Gesetze oder geradezu durch eigene Stände geschützt wurden, nicht blos gegen frivole Verletzungen, sondern auch gegen jede kritische Untersuchung und Widerlegung. Es waren ja in der That oft wichtige Wahrheiten in diesen Phantasiebildungen zum Ausdruck gekommen und sie waren nicht immer inhaltlich Illusionen, sondern nur der Form nach, während ihr Inhalt vielmehr allerdings mehr oder minder Wahrheit enthielt,

*) Näheres hierüber in des Verfassers Werke: Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München 1883.

für welche die Menschen zunächst nur in dieser Form empfänglich waren, da sie klaren Denkens noch nicht fähig geworden. So etwa wie man den Kindern Wahrheit oder vernunftgemäßes Handeln beibringt durch Phantasiegebilde, z. B. um sie abzuhalten zu nahe an den Strom oder See zu gehen und hineinzustürzen, ihnen droht, daß ein Wassermann oder dergleichen herausgreife und sie hineinziehe: Eine Vorspiegelung, die mehr nützt, als alle Vernunftgründe, die das Kind noch nicht zu würdigen vermag, die es daher kalt lassen und seine Widerspenstigkeit nicht besiegen, wie das seiner Phantasie beigebrachte Trugbild, das zwar als Form für dasselbe eine Illusion oder Täuschung ist, dem Inhalte nach aber die Wahrheit enthält, daß es gefährlich sei dem Wasser zu nahe zu kommen und hineinzustürzen. Der Ungehorsam, der störrige und wilde Sinn der Kinder und Ungebildeten wird gewöhnlich weit besser durch Phantasiegebilde gelenkt und gebessert, als durch klare Vernunftgründe, die über Gemüth und Willen noch wenig Macht besitzen. Und wir können uns nach dieser Erfahrung wohl vorstellen, wie auch in der Urmenschheit durch solche Phantasiegebilde oder Illusionen der wilde Sinn, die flüchtige, bewegliche Sinnesart der Menschen einigermaßen gehemmt und gebildet und ein menschliches Leben, im Unterschiede vor dem der Bestien, angebahnt und eingeführt wurde.

Die Illusionen haben auch sonst noch in vielen menschlichen Verhältnissen große, zum Theil sehr wohlthätige Wirkungen. Wenn z. B. der Jüngling begeistert strebt, voller Entwürfe ist für die Zukunft und die größten Anstrengungen unternimmt, so ist das hauptsächlich veranlaßt durch die Illusionen, in denen er befangen ist, durch die Hoffnung oder Voraussicht großer Thaten und großer Erfolge, die hohe Anerkennung finden werden. Würde er die Welt und ihre Verhältnisse, die Sinnesart und Handlungsweise der Menschen mehr kennen, so würde leicht seine Begeisterung erkalten, würde sein eifriges Streben erlahmen und viel Treffliches und Großes bliebe ungethan. Aehnliches findet auch statt in Bezug auf das Geschlechtsverhältniß, in Bezug auf Liebe und Ehe. Die Bereitwilligkeit sich auf Lebenszeit zu binden, ein entschiedenes, festbestimmtes Verhältniß einzugehen, wie es zur Gründung einer Familie mit all ihren Obliegenheiten nothwendig ist, wird hauptsächlich veranlaßt durch die Hoffnung oder Illusion unendlichen Glückes, ewiger Beseligung, welche durch diesen Bund erreicht würden. Wo diese Illusion in einem Volke schwindet, wo lauter nüchterne Erwägung oder blasirte Gleichgültigkeit herrschend werden, da schwindet vielfach die Lust, ein eheliches Verhältniß einzugehen und eine Familie mit ihren Freuden, aber auch Leiden zu begründen. Wo aber diese Richtung überhand nimmt, aus den höheren Ständen allmählich auch in die niederen eindringt, da ist das Volk im Niedergang begriffen, wie die Thatsachen im alten römischen Reiche bezeugen und auch aus der Natur der Sache erhellt. Alles Streben überhaupt, wenn ihm Schwung und Energie eigen sein soll, ist wenigstens zum Theil auf Illusion gegründet, insofern die geschauten, erwarteten Erfolge in der Regel größer und beglückender erscheinen, als die wirklich eintretenden; sowie ja auch die Freuden oder Beseligungen, so lange sie noch erwartet oder angestrebt werden, größer, beglückender erscheinen als sie sind, wenn sie in Wirklichkeit treten. In mancher Beziehung gilt hier wirklich: der Irrthum (Illusion) ist das Leben und das Wissen ist der Tod. Freilich vermag das Wissen, die Erkenntniß zuletzt doch wieder höheres Leben zu schaffen, das auch nicht so problematisch und so leicht zerstörbar ist, wie das durch Illusion erzeugte.

Insofern nun ohne die Illusionen, ohne die Phantasiegebilde, welche die Stelle der verstandesmäßig erkannten realen Ursachen ersetzten, die Menschheit ursprünglich ihr geistiges Leben nicht hätte beginnen und fortsetzen können und noch jetzt alle geistige Thätigkeit und Strebung mit Phantasiethätigkeit und der davon bedingten Illusion beginnt — ist über Berechtigung der Illusion für das menschliche Dasein kaum noch etwas zu sagen. Sie ist, wie die menschliche Natur einmal beschaffen ist, nothwendig zu deren geistiger Bildung und insofern auch berechtigt; freilich nicht so, als ob sie das Recht der Wahrheit hätte, sondern nur als Bedingung des Beginnes und Fortganges der Entwicklung; so wie etwa die Keimblätter oder die Blüthen Bedingung des Wachsthums und der Frucht sind, nicht aber an sich eine Bedeutung haben außer etwa für ästhetische Naturbetrachtung. Aesthetische Bedeutung haben ja in der That auch vielfach die Illusionen. In dieser veränderlichen Erscheinungswelt, bei der anfänglichen, ja fortdauernden Schwäche des menschlichen Erkenntnißorgans und dem dunklen Drang des Erkennens und Handelns, welche Erklärung verlangt und Ziele des Strebens, ist es nicht zu verwundern, daß Illusionen als Surrogate des wirklichen Erkennens eine so große Rolle zu spielen hatten. Als Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit können sie freilich nicht gelten, wohl aber vielfach als Symbole dieser Art Wahrheit, ja sogar als Symbole der höheren Wahrheit (Wahrheit im Sinne von Idealität); und auch in dieser Beziehung sind sie nicht ohne Berechtigung. Insofern sie ideale Wahrheit einschließen, sind sie sogar große Güter der Menschheit, wenn auch zum Theil mißverstanden. Sollen sie aber die Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit ersetzen oder sie geradezu bedeuten, dann werden sie höchst verderblich für die Menschheit, wie nicht blos die Geschichte der Religionen bezeugt, sondern selbst die der Medicin, der Rechtspflege u. s. w., da solche Illusionen oft namenloses Unheil über die Völker gebracht und grausames Unrecht gegen unschuldige Menschen verursacht haben. Berechtigt endlich erscheint die Illusion auch im ästhetischen Gebiete. Der ästhetische Genuß wird in der That durch eine Art Zauber der Illusion hervorgebracht; diese ist aber dabei von der Art, daß sie schon dem Ideal sich nähert oder das Ideal einschließt; also das schon enthält, wozu allmählich die Illusionen umgewandelt oder wodurch sie ersetzt werden sollen.

Dies erscheint nämlich als Ziel der geistigen Entwicklung der Menschheit, daß allmählich die unwahren und schädlichen Illusionen durch Erkenntniß der Wahrheit zerstört werden und aufhören dieselbe in ihrem Meinen, Thun und Lassen zu beherrschen, wie es am meisten in der Urzeit der Fall war und wie es noch bei dem weitaus größten Theile der Menschen in vieler Beziehung der Fall ist. Ersetzt sollen die Illusionen werden theils durch die Erkenntniß der natürlich wirkenden Ursachen, theils durch die Ideale. Zwar jene Illusionen, die im natürlichen Entwicklungsgange der menschlichen Natur begründet sind, wie die Spiele und Träume der Jugend, werden niemals aufhören und sollen es auch nicht; wohl aber die Illusionen, welche die subjective Phantasie in Ermangelung der Erkenntniß zur Erklärung der Erscheinungen in Natur und Geschichte gebildet hat. Sie müssen der besseren Erkenntniß der Natur, der Erforschung der natürlich wirkenden Ursachen weichen. Jene wunderbaren Mächte und Zauberkräfte erweisen sich als illusorisch, als Wahnvorstellungen, die nicht nur das intellectuelle Leben, den Fortschritt der Erkenntniß hemmten, sondern auch in praktischer Beziehung die Thatkraft lähmten und die Menschen in Unmündigkeit und Ohnmacht hielten; denn wo Wunder- und Zauberkräfte wirksam sind, da bedarf es keiner weiteren Erkenntniß mehr und keiner eigenen Sorgfalt und Anstrengung.

Indeß genügt für das menschliche Erkennen und Streben auch die Erkenntniß der wirkenden Ursachen, des Mechanismus des Geschehens nicht, da es sich für die Menschheit nicht um das blos physische Leben und dessen Förderung handelt, sondern um höheres Erkennen und Wirken, um Erreichung bestimmter idealer Ziele im geistigen und selbst auch im sinnlichen Dasein. Die früheren Illusionen müssen also nicht blos durch Erkenntniß der wirklichen, natürlichen Ursachen ersetzt werden (causae efficientes), sondern auch durch Erkenntniß idealer Ziele (causae finales), durch Ideen und Ideale.

Was aber sind nun diese Ideen und Ideale? Die Frage ist schwer in klarer und ganz bestimmter Weise zu beantworten trotz der erfahrungsmäßigen Wirksamkeit der Ideen, — in ähnlicher Weise, wie schwer oder unmöglich genau und bestimmt zu sagen ist, was die Gravitation sei, obwohl sie allenthalben in ihren Wirkungen sich offenbart. Die Ideen offenbaren sich auch in der Natur, nicht als Ursachen des mechanischen Geschehens, sondern als treibende, zielstrebende Kräfte. Besonders aber ge-

schieht ihre Offenbarung in der Geschichte, und zwar in einem sehr langsamen, unsicher verlaufenden Entwicklungsproceß. In einer gegebenen Zeit also, oder in Mitte des Entwicklungsprocesses der Menschheit selbst sind die Ideen theoretisch nicht ganz offenbart und praktisch nicht vollkommen realisirt. Man kann Ideen im weiteren und engeren Sinne unterscheiden, wie sie im Grunde schon in der platonischen Ideenlehre gegeben, wenn auch keineswegs klar von einander unterschieden sind. Man kann als Ideen alle treibenden, keimkräftigen, organischen Principien bezeichnen, wie sie im Pflanzen- und Thierreiche gegeben sind, weil dabei im Keime das Ziel der organischen Entwicklung, wenigstens der Tendenz, der Kraft und Norm nach gegeben ist, also gewissermaßen das Vorbild des Organismus im Samen ruht und als Ziel in der eigenartigen Entwicklung angestrebt, realisirt wird. Man kann insbesondere von Gattungs- und Art-Ideen sprechen und selbst von Ideen der Individuen. Bei dem Menschen oder bei der Menschennatur ist nun zunächst dasselbe der Fall, insofern seine natürliche Entwicklung und Erscheinung ebenfalls eine Idee-Verwirklichung ist, wie bei den Organismen überhaupt. Aber bei ihm erhält die Idee noch eine weitere und höhere Bedeutung, insofern es sich nicht blos um physisch-psychische Darstellung wie bei den Thieren, sondern weiter noch um Entwicklung und Vervollkommnung des Geistes handelt. Diese Entwicklung ist Idee-Realisirung im höheren Sinne. Die Ideen sind da jene Normen und Ziele, durch welche die Vollkommenheit des Geistes selbst bedingt ist und die sich in ihm selbst als treibende Mächte ankündigen in den höheren, idealen Trieben der Menschennatur. In dieser Beziehung spricht man von den Ideen des Wahren, Guten, Rechten, Schönen, für welche die bloßen Naturwesen keinen Sinn, kein Verständniß und keine Aufgabe haben. Die Trägerin dieser Ideen ist die subjective Phantasie, die Kraft sie zu fühlen und zu erkennen der ideale Sinn und die Vernunft. Wie die objective Phantasie (das Gattungswesen, die Generationsmacht) die Ideen im weiteren oder niederen Sinne verwirklicht, so ist die subjective Phantasie die Trägerin und Offenbarerin der höhern Ideen, die sich durch den geschichtlichen Entwicklungsproceß, durch die geistige Thätigkeit (im Gefühle, Wollen und Erkennen) der Menschheit allmählich dem Bewußtsein offenbaren und dadurch praktische Verwirklichung in Wissenschaft (Philosophie), in Kunst, Sittlichkeit und Recht, endlich insbesondere auch in der Religion, durch Reinigung des Gottesbewußtseins und Läuterung, Veredelung des Cultus finden können.

Aber haben denn die Ideen und die als realisirt geschauten Ideen, die Ideale, auch wirklich eine wahrhafte Existenz, Wesenhaftigkeit oder Realität? Sind sie nicht auch nur Illusionen, Gebilde der subjectiven Phantasie, wie diese, denen keine weitere Wirklichkeit zukommt, als die sie durch die Phantasie selbst als leere Vorstellungen erhalten? Wo ist eine Grenze zwischen Illusion und Ideal und wodurch unterscheiden sich beide von einander? Man könnte zunächst geneigt sein, auf die Macht der Ideen und Ideale hinzuweisen, die sie in der Menschheit ausüben in Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit und Recht, und darin einen Beweis ihrer Realität erblicken wollen. Indeß, eine große Macht üben auch die Illusionen, die reinen Phantasiegebilde aus im Leben des Menschen, der Völker, der ganzen Menschheit; haben sie seit der Urzeit ausgeübt und üben sie noch trotz zunehmender Erkenntniß des natürlichen Daseins. Man kann wohl noch immer behaupten, daß die Illusionen, nicht die Ideen die größte Macht in der Weltgeschichte waren, und — die Gesammtheit der Völker der Erde in Betracht gezogen — es noch sind. D. h. die illusorischen (unwahren, unwissenschaftlichen) Meinungen über die wirkenden Mächte des Daseins, über Wunder- und Zaubermächte, übernatürliche Eingriffe in das Natur-Geschehen (als causae efficientes) sind noch verbreiteter und herrschender, als das Bewußtsein und die Anerkennung idealer Ziele für das menschliche Wirken, welche als Norm und Leitstern menschlicher Thätigkeit die Entwicklung und Vervollkommnung der Menschheit allein wahrhaft fördern. Der Umstand also, daß die Ideen und Ideale als Macht in der Geschichte wirksam sind, beweist noch nicht ihre Wesenhaftigkeit im Unterschiede von den blos illusorischen Vorstellungen, welche mächtiger sogar wirken, ohne daß man ihnen deshalb Realität d. h. ein objectives Sein oder Wesen zuschreiben könnte. Freilich wirken sie nur durch den Glauben, daß ihnen Realität zukomme und werden ohnmächtig, sobald dieser Glaube oder Wahn geschwunden ist. Der wirkliche Unterschied der Ideen von den Illusionen liegt in ihrer Wirkensweise, in ihrer Macht, mit der sie sich aufdrängen, die nicht willkürlich abgewehrt oder geändert werden kann, wenn einmal das Bewußtsein der Idee entwickelt ist. Die Ideen sind nicht Produkte der Willkür und nicht durch exacte Wissenschaft zerstörbar wie die Illusionen, sondern stehen über beiden. Ist z. B. die Idee des Schönen dem Gefühle und Bewußtsein des Menschen einmal erschlossen, so kann sie nicht willkürlich wieder vertilgt oder geändert werden, sie drängt sich mit Nothwendigkeit so und nicht anders auf und alle Macht der Völker und ihrer Beherrscher kann daran nichts ändern. Ebenso ist es mit der Idee des Rechtes, der Sittlichkeit. Das sittliche Gesetz ist nicht von der Willkür, dem Belieben des Menschen abhängig, sobald es nur einmal zum Bewußtsein gekommen ist (selbst wenn es noch nicht vollkommen und rein geoffenbart ist). Es drängt sich als solches auf, das den Menschen in seinem Wollen und Handeln zu beherrschen hat, nicht von ihm willkürlich erfunden, gemacht oder geändert werden kann; wie die Grundaxiome des Denkens nicht mehr nicht gedacht und nicht anders gedacht werden können, sobald sie nur einmal klar zum Bewußtsein gekommen sind. Die Ideen (Ideale) erscheinen sonach als nothwendig wirkende Mächte und Gesetze, mit unbedingtem, nothwendigem, vom Menschenbewußtsein nicht abhängigem Charakter, und dadurch unterscheiden sie sich von den Illusionen und bekunden ihre objective, reale Natur. Ihnen, als dem Nothwendigen, unbedingt Seienden oder Gültigen gegenüber erscheinen dann nicht blos die Illusionen als zufällig, veränderlich und nicht wesenhaft, sondern selbst die den subjectiven Illusionen gegenüber als real und objectiv geltenden Gestaltungen der Natur, insbesondere der organischen, erweisen sich nun in ihrer Zufälligkeit, Veränderlichkeit und Vergänglichkeit als nicht wirklich wesenhaft, sondern auch nur als flüchtige Erscheinungen, Illusionen, nur als objective, während die eigentlichen Illusionen als rein subjective Gebilde gelten.

Man könnte demnächst geneigt sein, das ganze Dasein als illusorisch zu bezeichnen. Allein die Annahme eines absoluten Illusionismus wäre dennoch unbegründet, wie schon aus dem Bemerkten hervorgeht. Außerdem müßte bei der Behauptung eines solchen jedenfalls das Denken selbst, mit seinen Gesetzen und seiner Wahrhaftigkeit davon ausgeschlossen werden, weil sonst eben dieser Behauptung eines Illusionismus auch keine Gültigkeit, kein Werth zugesprochen werden könnte. Ist aber das Denken nicht selbst illusorisch, dann kann eben deshalb kein absoluter Illusionismus behauptet werden bezüglich des Daseins, da das Denken auch zu diesem gehört. Dem nothwendigen Denken aber muß allgemeine, gesetzliche Nothwendigkeit im Sein entsprechen, da es aus diesem als subjective Kraft und Thätigkeit hervorgeht, also in ihm begründet sein muß. — Zwischen zwei festen Punkten also ist die veränderliche, vergängliche Welt der objectiven oder realen Erscheinungen oder Bildungen der Natur, und sind die subjectiven Gebilde des Menschengeistes gleichsam eingeschlossen, d. h. die Gebilde der objectiven und der subjectiven Phantasie, die man ihrer Veränderlichkeit und Vergänglichkeit willen beide als Illusionen bezeichnen möchte. Doch sind sie als Mittel dies keineswegs in jedem Betracht, da sie der Erreichung eines Zieles dienen, eben der Ideenrealisirung durch das Grundprincip des Weltprocesses, die Weltphantasie, die durch unendliche Gestaltungen ihr Ziel in der Schaffung und Entwicklung der Menschheit zu erreichen sucht. Durch sie werden die beiden an sich unsichtbaren, unwahrnehmbaren Wesenheiten offenbar und teleologisch wirksam: die wirkenden Kräfte als Macht der Realisirung und die Ideen als Ziele, die, wenn erreicht, als Ideale erscheinen. Den eigentlichen Urgrund, das Urwesen oder das Absolute selbst direct zu erkennen ist uns

nicht möglich, da die Offenbarung nur durch die wirkenden Gesetze und Kräfte einerseits und durch die Ideen andrerseits geschieht mittelst des eigentlich schaffenden, bildenden Princips der Weltphantasie, die in der Natur als objective, in der Menschengeschichte als subjective hauptsächlich sich bethätigt.*) Nach rückwärts zu verdeckt uns den absoluten Urgrund der unendliche Entwicklungsproceß des Kosmos, unendlich nach Raum und Zeit erscheinend. Nur als unendliche Macht und Nothwendigkeit des Geschehens gibt sich der Urgrund der Welt in dieser Weise kund. Das höhere reine Wesen desselben vermögen wir nur allmählich durch die Ideenentwicklung zu erfassen, d. h. durch allmähliche Offenbarung des wahren Zieles und also Wesens des Weltprocesses mittelst der Weltphantasie. Indem wir die Ideen immer mehr erkennen, vermögen wir auch unsere Erkenntniß vom Urgrund und Wesen des Daseins zu läutern, zu veredeln, während die wirkenden mechanischen Kräfte uns nur eine starre bewußtlose Naturmacht offenbaren, die Weltphantasie aber durch ihre objective und subjective Bethätigung für sich, als thätiges Agens nur ein regellos und zauberisch wirkendes Wesen als Schöpfer und Beherrscher der Welt zu offenbaren scheint, und die Menschheit zu den unendlichen Illusionen gebracht hat, von denen dieselbe sich beherrscht erweist. Die Ideen also, die Ideale sind das, was für Entwicklung, Veredlung des Selbst- und Weltbewußtseins ebenso das Entscheidende ist, wie für Reinigung des Gottesbewußtseins. Und diese Ideen sind nicht etwas der Welt oder Natur Jenseitiges, sondern der Natur überhaupt und der Menschennatur insbesondere Immanentes, das nur aus der Verborgenheit entwickelt wird und zur Offenbarung zu bringen ist — so etwa wie die Töne und deren melodische Folge und harmonischer Zusammenhang in der Natur gegeben sind der Möglichkeit nach und nur durch den Genius erschaut und geoffenbart zu werden brauchen.

*) Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses, 1877, und: Die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung, 1883.

Ueber Popularität in der Kunst.

Von Ludwig Fulda.

Das landläufige Kunsturtheil unserer Zeit kennt kaum eine häufiger angewandte Phrase als die: „Dies oder jenes Werk ist populär, dies oder jenes andere kann niemals populär werden." Mit dem Prädicat der Popularität glaubt man einem Kunstwerk das höchstmögliche Lob ertheilt zu haben, während man es für den empfindlichsten Tadel hält, ihm dies Prädicat abzusprechen. Die Polemik, welche sich dieses Schlagwortes als ihrer hauptsächlichsten Waffe bedient, richtet sich nicht nur gegen die Art, wie der Künstler seinen Stoff gestaltet hat, sondern auch gegen eine ganze Reihe von Stoffen selbst, deren Behandlung vom rein ästhetischen Standpunkt aus nicht das Mindeste im Wege steht. Wie ein Gespenst stört dies Schlagwort den Künstler bei der Conception und Arbeit, und die Wenigsten haben den Muth, von den Entscheidungen, welche es hervorruft, die Kreise ihres Schaffens nicht verwirren zu lassen. Schon der Umstand, daß das so entstehende Urtheil sich überwiegend auf den Stoff, nicht auf die Form richtet, beweist, daß es kein ästhetisches Urtheil ist, und dennoch will es als solches gelten. Es ist der letzte Trumpf, der immer dann ausgespielt wird, wenn man den principiellen Gegner irgend eines bedeutenden Kunstwerks sachlich überzeugt zu haben glaubt. Daher lohnt es sich wohl, den Begriff der Popularität, der allerdings ziemlich lax und dehnbar ist, zu analysiren und auf seinen Werth und seine praktische Berechtigung zu prüfen.

Unter Popularität versteht man gemeinhin die Wirkung auf breite Massen, ob man diese nun auf das gesammte Volk oder nur auf den weitesten Kreis der sogenannten Gebildeten ausdehnt. Nun sind aber bei der Kunst, wie sie zwei verschiedene Seiten in sich vereinigt, auch zwei verschiedene Wirkungen möglich, eine geistige und eine rein sinnliche. Indem sie ihrem Wesen nach den geistigen Gehalt, die Idee, durch sinnliche Mittel zur Erscheinung bringen muß, und zwar zur schönen Erscheinung, muß sie es sich gefallen lassen, daß die Betrachtung häufig an der schönen Erscheinung als solcher haften bleibt, ohne sich zu der Idee zu erheben, deren Verkörperung diese sein will. Es ist klar, daß eine solche rein sinnliche Betrachtung schon eines factischen Genusses fähig ist, der um so größer sein wird, in je vollendetere Formen die Idee sich gekleidet hat. Wenn man diesen Genuß aber überhaupt einen Kunstgenuß nennen darf, so ist es unstreitig ein niederer, verglichen mit jenem höheren, der im Formenkörper die Ideenseele erkennt und sich am herrlichen Einklang beider weidet. Kein einsichtiger Beobachter wird sich darüber täuschen, daß dieser höheren Art des ästhetischen Genießens verhältnißmäßig nur sehr wenige Menschen fähig sind. Sie setzt ein Maß von Anlage und Bildung voraus, welches von dem buntscheckigen Conglomerat, Publicum genannt, Niemand billigerweise durchgängig erwarten oder verlangen kann. Das Gros des Publicums, also diejenige Majorität, welche sich zu Ideen nicht zu erheben vermag, wird stets nur für die sinnlich formale Seite der Kunst Verständniß und Genußfähigkeit mitbringen.

Wenden wir auf diese Behauptung den Begriff der Popularität an, so wird sie in auffallender Weise bestätigt. Welche Künste sind die populärsten? Doch diejenigen, bei denen das geistige Element am meisten vor dem sinnlichen in den Hintergrund tritt, die Musik und die Kunst der Bühne, insofern sie die Schaulust befriedigt. Die bildende Kunst kommt hier nur deshalb nicht in Betracht, weil sie ihrer Natur nach ein Wirken auf die Masse ausschließt; übrigens sind die populärsten unter den Malern von jeher die Coloristen gewesen. Machen wir die Gegenprobe. Welche Künste sind am wenigsten populär? Diejenigen, bei welchen die Idee durch die Form sich nicht verdecken läßt, sondern erst wenn sie erfaßt wird, der Form überhaupt Leben gibt, also vor Allem, um gleich das Extrem zu bezeichnen, die philosophische Dichtung. Hieraus ergibt sich, daß Popularität überall da vorhanden oder denkbar ist, wo jene niedere Art des Kunstgenusses ihre Rechnung findet, wo Auge und Ohr nicht die Vermittler geistiger Freuden sind, sondern selbstherrlich ihre eigene Ergötzung als Endzweck betrachten und diesen Endzweck erreichen. Damit ist sogleich der verbreitete Irrthum widerlegt, daß das allgemein Verständliche und das Populäre sich decken. Ein Werk kann außerordentlich populär sein, eben nach seiner sinnlichen Seite hin, und trotzdem von der Mehrzahl derer, die es entzückt, in seinen Grundgedanken gänzlich unverstanden bleiben. Wie viele von den Tausenden, welche hingerissen den Klängen einer Beethoven'schen Symphonie lauschen — die Bildungsheuchler natürlich ausgeschlossen —, wie viele von diesen sind fähig, in die Seelentiefen hinabzusteigen, von denen diese Klänge erzählen? Und um ein noch frappanteres Beispiel anzuführen, wie oft hat man den ersten Theil des Faust Goethes populärstes Werk genannt; wer aber möchte behaupten, daß es das verständlichste sei? Wird die Mehrzahl des Publicums in Fausts Monologen viel mehr erkennen als herrliche Verse, zumal wenn sie ein Heldenspieler recht pathetisch herunterdeclamirt? Und ist der Theil, welcher allein die Popularität des Faust bewirkt und erklärt, ist die Gretchentragödie deshalb in ihrem tiefen Zusammenhang mit der Idee der Dichtung verstanden, weil das Publicum entzückt den herrlichsten Liebesscenen lauscht, die je gedichtet worden sind? Goethe selbst hat sich über diese Lage der Dinge am wenigsten getäuscht; er hat im „Vorspiel auf dem Theater" sehr deutlich zu erkennen gegeben, welche Art von Verständniß er von einem Theaterpublicum erwartete.

Auch das Umgekehrte kann statthaben. Ein Werk kann durchweg verständlich und doch gar nicht populär sein, falls nämlich die Form eine nicht leicht eingehende oder fremdartige ist. Goethes Hermann und Dorothea wird nach der Seite des Verständnisses hin auch dem beschränktesten Geist keine Schwierigkeit bereiten, und dennoch ist diese so ganz deutsche, so ganz

moderne und in ganz heimischen Verhältnissen sich bewegende Dichtung nie populär geworden, weil die Sprache in Stil und Versmaß ein antikes Gewand trägt.

Es leuchtet also ein, daß die Popularität eines Kunstwerks ausschließlich auf dessen sinnlicher Wirkung beruht, auf der gefälligen, einschmeichelnden, bezaubernden Art seiner Form, seiner äußeren Gestaltung. Der Einwurf liegt nahe, daß die enthusiasmirte Menge, wenn sie auch die Idee des Werkes nicht nachzudenken vermöge, sie doch wenigstens ahne, und daß gerade in diesem halb traumhaften, divinatorischen Erfassen das Geheimniß der Wirkung liege. Dieser Einwurf wäre aber doch nur dann zu begründen, wenn gleichzeitig nachgewiesen würde, daß jene sinnliche Wirkung stets nur dann eintritt, wenn tiefe Ideen zu Grunde liegen. Wer das im Ernste behaupten will, der müßte doch den Täuschungen des gedankenlosesten Optimismus verfallen sein! Denn dieselbe Menge, welche sich von den sinnenfälligen Reizen der wahren Kunst fesseln läßt, hat sich von jeher noch weit mehr in ihrem Elemente gefühlt, wenn eine falsche, um die gepriesene Popularität buhlende Kunst ihr die pure, völlig ideenlose Sinnlichkeit auftischte. Das sogenannte leichte Genre der Kunst, die kecke Muse des Alltags ist von Alters her neben der ernsten und göttlichen Schwester hergesprungen, und wahrlich, wenn die Popularität über den Werth der Kunstproduction das letzte Wort zu sprechen hätte, dann müßten ja „Reif-Reiflingen" und „Der lustige Krieg" den Gipfelpunkt der modernen Kunstentwickelung bezeichnen. Auch hier könnte wieder eingeworfen werden, man dürfe den Erfolg des Tages, der mit dem Tag wieder verschwinde, mit der wahren Popularität, welche dauernde Wirkung verbürge, nicht verwechseln. Aber man glaube doch nur nicht, daß die Unsterblichkeit großer Künstler und Dichter eine Folge ihrer dauernden Popularität sei. Gerade umgekehrt! Diese dauernde Popularität ist nur eine Folge ihrer Unsterblichkeit. Nicht was populär, sondern was groß, wahr und tief in ihnen ist, hat sie unsterblich gemacht. Wer sich nur sinnlich fesseln läßt, besitzt ein kurzes Gedächtniß und wenig Dankbarkeit; der neue Eindruck verwischt den alten, und „der Lebende hat Recht". Gerade bei den größten Künstlern und Dichtern kommt aber noch ein sehr gewichtiges Moment hinzu, welches man bei der Abschätzung ihrer Popularität mit anzuschlagen nicht vergessen darf, das ist der Autoritätsglaube und die Bildungsheuchelei. Man kennt das uralte köstliche Märchen, das auch Andersen so hübsch wiedererzählt hat. Zwei Schelme geben vor, dem Kaiser prächtige Kleider weben zu wollen, die nur der nicht sehen könne, der dumm sei. Sie weben gar nichts, der Kaiser geht im Hemd über die Straße, und Alles ruft: Herrlich, herrlich, obwohl kein Mensch etwas sieht. Aber Niemand will es merken lassen, daß er dumm ist, und der Kaiser am allerwenigsten. Ungefähr so verhält sich ein großer Theil der Gesellschaft, welche sich die gebildete nennt, unseren Classikern gegenüber, nur daß hier das Prächtige, was sie nicht sehen können, wirklich vorhanden ist. Sie rufen laut: Herrlich, herrlich, weil man ihnen das von Jugend auf als einen Hauptparagraphen der Bildung vorgeschrieben hat, und was thut man nicht Alles, um gebildet zu erscheinen! Das ist die schlimmere Seite dieser Zeiterscheinung; die unschuldigere ist der naive Autoritätsglaube, der auf des Meisters Worte schwört und sich aus Pflichtgefühl in eine Bewunderung hineinredet, die er schließlich selbst für eine natürliche und ursprüngliche hält. Aus diesen Elementen ungefähr setzt sich die Popularität großer Künstler zusammen, und sollte das in der That ein so erstrebenswerthes Ziel, sollte ihr Besitz wirklich ein Ruhm sein, der jeden anderen überstrahlt?

Wenn man zur Widerlegung dieser Ausführungen den Begriff der Popularität auf die Volkspoesie anwenden wollte, so würde man zum mindesten sich einer Verwirrung des Begriffes schuldig machen. Populäre Werke sind solche, welche auf das Volk wirken, nicht solche, welche aus dem Volke selbst erwachsen sind. Es wird daher Niemand einfallen, das Volkslied populär zu nennen, diese wunderbare Blume, welche fast mit gleicher Nothwendigkeit emporblüht wie die Lilien auf dem Felde. Eben wegen dieser beinahe natürlichen Entstehung steht es außerhalb der nach bewußten Gesetzen schaffenden Kunst; es hat seine Gesetze für sich und eine ihm allein eigenthümliche Wirkung. Indessen muß man sich vergegenwärtigen, daß die Kreise, in welchen das Volkslied lebte und noch lebt, ganz und gar nicht diejenigen sind, welche ein Werk der Kunst oder Kunstdichtung populär machen. Da herrscht noch völlige Naivetät, da fehlt noch jeder Individualismus. Was Einer denkt, fühlt und wünscht, das denken, fühlen und wünschen Alle; was Einer ausspricht, ist für Alle gesprochen. Das edelste Beispiel ist das Kirchenlied, ganz dem religiösen Einzelleben entsprungen und doch so völlig im Geiste der Gesammtheit empfunden, daß es die Gemeinde überwältigt anstimmt, als quelle es urplötzlich frisch aus jeder Brust.

Hier paßt demnach der Begriff des Populären überhaupt nicht; doch ließe sich ein viel gewichtigerer Einwand erheben. Der eine Name Schiller scheint unseren ganzen Feldzug zu vereiteln. Ist Schiller nicht durchaus populär und durchaus verständlich? Sind es nicht gerade die Ideen, durch welche er die Herzen seiner Zeit und der Nachwelt entflammt und begeistert hat? Wer wollte bei den Räubern, bei Wilhelm Tell von blos sinnlicher Wirkung des Theatralischen sprechen? Allerdings, Schiller ist darin ganz einzig in seiner Art, und doch trifft der Einwurf die Sache nicht. Es gibt Ideen, die wegen ihrer ungeheuren praktischen Bedeutung ein ganzes Volk, ein ganzes Zeitalter bewegen, Ideen, die wie ein allgemeiner Schrei der Noth, der Rache, des Jubels die Welt durchhallen. Diese Ideen zum Gegenstand eines Kunstwerks zu machen, sie mit der ganzen Gluth des mitleidenden Zeitgenossen und mit der ganzen Ueberlegenheit des Künstlers zu gestalten, ist die schwerste, aber auch die höchste Aufgabe, die es gibt. Schiller hat sie gelöst. Indem er den großen Revolutions- und Freiheitsgedanken seiner Zeit aufgriff, wurde er ein kosmopolitischer Dichter, und indem er den großen Vaterlandsgedanken seines Volkes aufgriff, wurde er ein nationaler. Wie schal, wie unzutreffend, ja wie verkehrt, wenn man ihn einen populären Dichter nennt! Da er aber fortwährend so genannt wird, so muß daran erinnert werden, daß Schillers unvergleichliche Wirkung doch nur sehr zum Theil auf dem Verständniß seiner Ideen, vielmehr auch auf der überwältigenden Form beruht. Er war ein hinreißender Redner von der Bühne herab, und gerade der große Redner wirkt weit mehr durch sein Feuer als durch seine Gedanken. Posa den Philosophen ergründet die Menge nicht, Posa der Redner reißt hin. Und sind vielleicht Schillers philosophische Gedichte, die doch zu seinen großartigsten Leistungen gehören, deshalb populär, weil sie auf unseren Schulen den Knaben von Lehrern vorgekaut werden, welche sie selbst nur sehr theilweise verstehn?

Wir glauben damit gezeigt zu haben, daß es mit der Popularität eine fadenscheinige Sache und ihr Werth ein sehr problematischer ist. Sie entsteht aus Ursachen, welche mit den wahren Vorzügen eines Kunstwerks nichts zu thun haben, während diese wahren Vorzüge ihr gänzlich verschlossen bleiben. Unter der Maske des Verständnisses und tieferen Kunstinteresses fristet sich ein ganz äußerliches, gedankenloses Auffassen des Sinnlichen oder theils bewußte, theils unbewußte Heuchelei. Nur solche Wirkungen wird ein Werk von geistigem Vollgehalt bei der großen Masse erwarten dürfen, und durch die Natur dieser Wirkungen ist die Frage bereits verneint, ob sie erstrebenswerth und ruhmvoll sind. Sie sind es nicht, und es ist also klar, was wir von der praktischen Anwendung des Popularitätsbegriffes auf die moderne Production zu halten haben.

Sobald heute ein Künstler eine Idee ergreift, die nicht an der Landstraße liegt, sobald er sie in einer Art behandelt, welche Denkwilligkeit und Denkfähigkeit zu Bedingungen des Genusses macht, so zuckt ein überwiegender Theil nicht nur des Publicums, sondern auch der hohen Kritik die Achseln und verkündet, das betreffende Werk könne nie populär werden. Das möchte hingehen, wenn damit nur eine Thatsache constatirt wäre; aber es soll damit ein harter Tadel ausgesprochen werden, und dieser Tadel ist ebenso verkehrt wie ungerecht. Insofern er sich gegen die Form richtet, wird gewöhnlich der Faust als ein schlagendes

Beispiel genannt, wie es eben nur auf die Form ankomme, auch einem Werke voll der tiefsten Ideen zur Popularität zu verhelfen. Wir haben gesehen, was von diesem Beispiel zu halten ist. Jene tiefen Ideen werden überhaupt nicht erfaßt, und der Werth des Werkes hat ganz andere Ursachen, als die Popularität sie hat. Wie kann aber ein Künstler verpflichtet sein, seinem Werke auch äußerlich sinnliche Reize zu verleihen, sobald diese nicht aus der Anlage des Ganzen sich als integrirenden Bestandtheil ergeben, Reize, welche nichts Anderes bezwecken sollen, als daß diejenigen „auch etwas davon haben", welche seinen eigentlichen Intentionen nicht zu folgen vermögen? Richtet sich dagegen, was der häufigere Fall ist, jener Tadel gegen die Idee selbst und den durch sie geforderten Stoff, so ist die nächste Folgerung das unerhörte Verlangen, daß eine Menge von Stoffen überhaupt nicht behandelt werden soll, weil sie zu tief und der seichten und platten Betrachtung unverständlich sind. Gerade diejenigen Ideen, welche von der unvergänglichsten Bedeutung sind, welche am kühnsten der Entschleierung des großen Weltgeheimnisses zustreben, sie sollen der Kunst nur deshalb versagt sein, damit Hinz und Kunz nicht in die Gefahr kommen, wie die Ochsen am Berge zu stehn! Das ist eine höchst verderbliche Doctrin, eine Doctrin, die das Große und Erhabene ausrotten will, um die träge Selbstvergnügtheit der Mittelmäßigkeit nicht zu stören, eine Doctrin, die schon einer Todsünde schuldig ist, wenn sie auch nur ein einziges Mal einen bedeutenden Künstler verleitet hat, sich in seinen Stoffen zu verflachen.

Der größere oder geringere Werth eines Kunstwerks wird allerdings zunächst nicht durch seine Idee bestimmt, sondern durch den mehr oder minder vollendeten Ausdruck, welchen diese Idee gefunden hat. Aber bei gleicher Vollendung des Ausdrucks wird doch dasjenige Werk als das höhere gelten müssen, welches die tiefere, umfassendere, universellere Idee hat. Die Dichtwerke, welche man allgemein als die Höhen der Weltdichtung verehrt, Hiob, Prometheus, die göttliche Komödie, Parzival, Hamlet, Faust, sie haben sich diesen erhabenen Platz nicht allein durch ihre unvergleichliche Schönheit, sondern auch durch ihre unvergleichliche Tiefe erobert. Was an einzelnen von ihnen populär ist oder war, trifft nicht mit ihrer Wesenheit zusammen; im Grunde der Sache sind sie aber so unpopulär wie möglich. Die Schätze, die in ihnen liegen, wollen nur durch ernste geistige Vertiefung gehoben sein, und jede neue Entwicklung der Menschheit wie des Individuums zeigt sie in neuem ungeahnten Lichte und beweist, daß man mit ihrem Verständniß überhaupt so bald nicht zu Ende kommt.

Sollen denn nun, so wird man fragen, jene breiten Massen überhaupt die Segnungen wahrer Kunst entbehren? Soll die Kunst ein für allemal von den oberen Zehntausend des Geistes gepachtet sein und eine Sprache sprechen, die nur diesen verständlich ist? Nun denn, die Kunst ist eine aristokratische Göttin; sie soll nicht heruntersteigen in die Hütten der Menschen; wer ihr in Wahrheit nahen will, der muß zu ihr empor. Von allen Stufen menschlicher Cultur ist sie die höchste, und deshalb darf Niemandem die Mühe erspart bleiben, über jene anderen Stufen zu ihr aufzusteigen. Dadurch, daß man sie zur Menge herunterzerrt, versündigt man sich an dem Göttlichen in ihr, ohne dieser Menge einen Dienst zu erweisen. Denn niemals wird man die Menge durch eine Kunst veredeln, der man mit ihrer spröden Hoheit zugleich die veredelnde Kraft geraubt hat. Wem es Ernst damit ist, der Göttin in den Herzen der Menschen neue Altäre zu bauen, der erreicht seinen Zweck nicht, wenn er die entwürdigte Kunst mitten auf den Markt stellt, sondern nur, wenn er sich nach Kräften bemüht, daß echte Geistes- und Herzensbildung in immer weitere Kreise dringe. Erst wenn dieses Ideal eine möglichst umfassende Verwirklichung gefunden hat, erst dann wird das Populäre auch das Große und Werthvolle sein, oder richtiger, der Begriff der Popularität in der Kunst wird seine unheilvolle Rolle längst ausgespielt haben.

Achill u. s. w.

Von Gustav Floerke.

Ich hab' es abgeschworen wieder durch Ariccia zu reiten, es mag noch so früh am Morgen sein. Die Gastfreundschaft halte ein Anderer aus!

Komm' ich, und sei es wie neulich mit den ersten schrägen Sonnenstrahlen, ins Neapolitaner Thor, so sitzt dort z. B. mein Sor Davide, seinen warmen Semmeln gegenüber (den Laden besorgen die Weiber) im Schatten auf einem kühlen Binsenstuhl und sagt:

„Ah, mein Lieber! Diese Ueberraschung! Wie geht's Sor Agustavio mio? Und wie sieht's in Rom aus? So, Sie waren ebenfalls nicht in der Stadt. Genehmigen Sie ein Gläschen Rothen! Aus meiner Vigne dort unten, Sie wissen schon, an der Bahn, wo wir voriges Jahr mit Achile — waren Sie schon bei ihm? — die Beccafichi schossen. Oh, Mariù! Einen Liter Rothen, frisch aus der Grotte! Aber eil dich oder ich trete dich in die Guitarre."

Und ich muß mich zu ihm setzen und von der wunderbaren Ernte oder über die Aussichten der veranschlagten Pferdebahn mit ihm schwatzen.

Und nun die lange Straße bergab, die mit Papierfähnchen beflaggt ist, wie zu einem Einzug. Aber die Zweien, Dreien und Vieren darauf bedeuten nur den Preis des Weines, den andere Leute dort zahlen, auch für Dich wenn Du eintrittst und nur halbwegs bekannt bist.

Richtig. Gleich an der nächsten Ecke hält mir Einer die Hand und sein volles Glas entgegen.

„Oh Sor Gustavio, vuol favorire!" Und damit bestellt der Jemand ein weiteres Liter.

Jawohl, protestiren, danken. Wer mag gegen die einfachste Sitte verstoßen oder stolz thun? Ich nicht. Und nun gar mit dem schlechten Gewissen sich weder des Namens noch der Persönlichkeit des freundlichen Spenders zu entsinnen.

„Wißt Ihr nicht mehr . . .," sagt mein Gegenüber.

„Aber natürlich . . ."

„Wie Ihr noch in Ariccia wohntet, an der Ecke vom Platz, an der Neapolitaner Brücke? Und ich kam zu Euch hinauf und fragte, ob Ihr nicht die Fremden da unten durch den Busch führen möchtet, denn auf der Straße wollten sie nicht reiten? Das war ich. Sora Maria — ihr Mann, der Tischler, ist inzwischen todt, die gute Seele — Sora Maria sagte: Geh, frag mal Sor Agustavio, wenn der nicht will, — wir Anderen reiten nicht in der Welt herum. Und nun gar in der Macchia. Von uns findet sich keiner dadrinnen zurecht, seit es mit dem Brigantaggio hier herum vorbei ist. Und Ihr gingt und nahmt mich mit. Ihr sagtet, der Weg sei ausgewaschen und scharf seit dem Regen, und weil zwei Damen dabei waren, deren Thiere man führen mußte."

„Oh caro", sagte ich, „Cesare, was?"

„Cesare Napoleone Baffi, zu dienen, Sor Gustavio. Und wißt Ihr noch, die Forestieri hielten Euch für einen Fremdenführer, und als Ihr in Nemi mit Carluccio um das Essen handeltet, glaubte die alte Dame, daß Ihr mit ihm unter einer Decke stecktet. Und die Gesichter dann, als Ihr für Euch und mich zahltet und Euch in ihrer eigenen Sprache verabschiedetet . . ."

Endlich, Gott sei Dank, komme ich los. Auch Dieser möchte noch wissen, ob ich schon bei Achile war, ob ich gehört habe . . .?

„Alles, Alles," sag' ich, nur um fortzukommen und steige auf.

Aber ich muß mir noch schnell zwei Bücher von ihm leihen, auf die er stolz ist, die er selbst aber leider nicht lesen kann: eine Chronik von Ariccia, von der er weiß, daß nur fünf Exemplare existiren, und eine spanisch-lateinische Grammatik. Es geht nicht anders ohne ihn zu beleidigen.

Vorwärts! Nur noch fünf Häuser; allerdings ebensoviel Osterien. Aber soweit ich mich erinnere kenne ich hier Niemanden mehr. Noch fünf Häuser und wir haben überwunden, der Esel

und ich. Denn das brave Thier läuft Schlittschuh, und wie ein Anfänger, auf dem Lavapflaster des Corso Vittorio Emanuele ... Jawohl!

Zwei Thüren weiter lehnt der Herausgeber, Drucker und Setzer des „Avvenire del Lazio", welches alle acht Tage in Ariccia erscheint, und sammelt vielleicht Notizen.

„Oh, Sor Gustavo! Wie geht's? Auf ein Glas Wein!"

Was hilft's!

Drinnen in der Osterie des Gevatters Beppe steht der Postino, der Ueberlandbriefträger, und reicht mir sein Glas zum Bescheid thun. Das ist nun einmal Sitte. Dabei erzählt er mir die Krankengeschichte seines Sohnes, auf dessen Haupte jedes Haar bereits einen Soldo koste, während die Familie verhungere. Und das Unglückskind steht dabei, trocken noch dazu. Ich kann doch dergleichen nicht mit ansehen und bestelle ein Liter. Jawohl! Der Arme läßt es aufschreiben. Der Wirth nimmt mein baares Geld nicht. Es geht nicht.

Inzwischen bestellt der College für die Zukunft Berglatiums vom Besten, zu fünf Soldi, und schwenkt die Gläser aus. Aber während Du Dich in der kühlen Erdhöhle wenigstens Deiner Verborgenheit freust und Dir von dem Collegen einen tödtlichen Artikel an Benedetto Cairoli, den schlaffen Pentarchen, den „Exrepublikaner und Vetter des Königs" vorlesen läßt, in welchem die blutigen Geister seiner für die Freiheit gefallenen Brüder auftreten, — während dessen beschäftigt sich ein Bettler, dem Du in unbewachter Stunde einmal einen Soldo geschenkt hast, damit, die Freudenmähr Deiner Ankunft durch die Stadt zu tragen. Und nun kommt Einer nach dem Andern. Jeder von ihnen kann und muß ein Liter zahlen. Nur der Fremde nicht — chè; was fällt Dir ein! Das wäre noch schöner! Und Alle reden sie von Achill und wundern sich, daß ich nicht zuerst bei ihm war. „Ich reite ja nur durch." „Gleichviel. Wenn man einmal in Gastfreundschaft steht ..."

„Ja so," sagt der Zeitungsmann und zieht ein anderes Blatt heraus, — „ich habe Euch nur den zweiten Artikel vorgelesen. Und Ihr kennt den ersten noch nicht! Hier: 'Man schreibt uns ...'"

Achill war zornig, und mit welchem Recht! Ein Jeder wollte mir den Zorn des Peliden singen, aber sie schrieen Alle durcheinander, bis Temistocle, der Redacteur, das Wort behielt, denn er hatte es gedruckt vor sich. Wie man dem „Avvenire" berichtete, hatte Achill in der letzten Gemeinderathssitzung eine seiner stupendesten Reden gehalten und mit seinen verblüffenden Geistesblitzen die Wogen des Aricciner Patriotismus erhellt und hoch erregt.

„Mitbürger!" hatte er nach dem „Avvenire" ausgerufen, „Mitbürger, hier erhob sich einst eine Stadt, eine freie Stadt, welche der Tyrann Tarquinius Superbus dermaßen fürchtete, daß er ihren, unseren freisinnigen Sprecher (den Achill von damals fügte der „Avvenire" hinzu), daß er den Tullus Herdonius ermorden ließ. Unter unseren Mauern fiel Aruns Porsenna, als er die Unabhängigkeit und Größe dieser Stadt bedrängte, und noch heute verunreinigen die Hunde sein Grabmal. Hat nicht einer von uns den letzten Savello erschlagen und haben nicht unsere Väter seine Zwingburg vom Boden verschwinden lassen?" (Cesare Napoleone Baffi wies schon zum dritten Mal heimlich auf die Chronik neben mir.) „Gut, seht hin, diese edle und großherzige Stadt ist heute ein Dorf, ein jämmerliches Nest, welches nicht einmal ein Kaffee hat! Keiner unserer Mitbürger besitzt, wie es scheint, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn genug, um ein solches Wagniß zu beginnen." Deswegen war sein Antrag das Risico auf den Gemeindesäckel zu übernehmen und von Stadtwegen ein Kaffee aufzuthun. Die Kosten schlug dieser ebenso originelle als liberale Kopf vor durch ein Gesetz zu decken, wonach in Ariccia alle nicht standesamtlich getrauten Frauen als Mägde oder Haushälterinnen zu versteuern wären. (Stürmischer langanhaltender Beifall. Der Redner wird von allen Seiten beglückwünscht.) Dann war der Antrag Pizzicanella (so heißt Achill mit Familiennamen) einstimmig angenommen, ein Fall, der in den Annalen des Senatus Populusque Aricinus unerhört war. Und nun hatte der Präfect, eine Creatur dieses Ministeriums von verkappten Reactionären und Centralisationsmännern, ein specieller Freund Cairolis, den Posten gestrichen und an den Rand geschrieben: Wer in Ariccia Kaffee trinken wolle, möge ihn sich getrost selber kochen! ...

„Also nieder mit dem Präfecten und lassen wir Achile leben," sage ich mit dem Todesmuth der Verzweiflung. — „Trinken wir noch einmal, aber dann heißt es 'Trab'. Glaubt Ihr, daß ich mir später den Sonnenstich holen will? Abasso il prefetto! So, und nun auf Wiedersehen! ..."

Allerwunderthätigster San Gaetano steh mir bei! — Auch das noch! Misericordia! Wie ein Geist vor ein schlechtes Gewissen tritt in diesem Augenblick eine breite bekannt bewegte Gestalt in die Thüröffnung. Ihr Schatten fällt mir direct auf die Seele, als sie sich über die Stufen vorbeugt, um in dem Dunkel besser zu sehen. Der Gastfreund von Korinth! Er, Achill, der gereizte, zornige. Und nun war ich gar in Ariccia eingekehrt ohne ihn ...

Richtig, da haben wir's.

„Das hättet Ihr mir nicht anthun sollen," sagt Achill aus meinem Glase trinkend, — „kommt der Kerl da und sagt: 'Sor Gustavo sitzt beim Beppe.' Ich zucke natürlich die Achseln. 'Aber ja', sagt er, und verschwört sich. 'Geh', sag ich. 'Wetten?' er. 'Topp.' Und jetzt hat dieser Neigentrinker ein Baril von meinem alten Wein, von dem elfjährigen, weißt Du."

Und dafür zahlt der Gastfreund wieder ein paar Liter. Der lachende Gewinner natürlich auch. Lasciate ogni speranza!

Achill war unmuthig aber hielt an sich. Er hatte offenbar keine Lust auf eine Sache einzugehen, in welcher er verloren hatte. Jede Erinnerung daran that er mit einem verächtlichen Lächeln ab. Indessen — auch einen mißtrauischen Blick auf die Chronik neben mir glaube ich erwischt zu haben.

Aber die Dunkelheit in der Grotte gefiel ihm nicht.

„Wie die Pfaffen im Winterchor!" sagte er, „— Beppe bring eine Lucerna!"

Wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, hatte man es neulich zum ersten Mal unter allgemeinem Jubel mit Petroleum versucht, aber Jeder hatte an der Lampe herumgeschroben, bis sie endlich Einem ins Gesicht gesprungen war. Jetzt hatte man — so fortschrittlich man auch ist — mit dieser Neuerung nichts mehr im Sinn.

Indessen, trotz der vier Dochte, die Achill angezündet hatte, hellte sich die Stimmung nicht auf. Da Er nicht sprach, sagten die Andern auch nichts, sahen nicht gerade aus als dächten sie viel mehr, tranken, starrten auf die blinkende Kellerwand oder auf das roth angeleuchtete Faß im Grunde oder erinnerten sich plötzlich wieder ihrer Gläser und tranken in tiefen Zügen, wie zur Erholung von schweren Dingen.

Bis Cesare, der einen Bruder in Berlin hatte, anfing mir verständnißvoll einige deutsche Wörter zuzulächeln, die im Italienischen zweideutig klangen. Als er dann aber, mir zu Ehren, die liberale Politik Bismarcks zu rühmen anfing (wie man sieht waren seine Nachrichten nicht die neuesten) sah Achill über die Achseln nach ihm hin und er verstummte wieder.

Dafür aber nahm Achill jetzt selber das Wort. Nach einem Rundblick, den ich mir „nun gebt mal Acht" übersetzte, wandte er sich direct an mich.

„Wieviele Prinzen wir hätten?" fragte er, mich scharf ansehend.

„Eine Menge!"

„Alle getauft?"

„Und ob!"

Natürlich! Da hatten wir den Liberalismus. Den Erstgeborenen hätten wir ja seinetwegen in die Kirche tragen und taufen lassen können. Aber ein Anderer mußte doch z. B. in den Tempel, ein Dritter in die Moschee gehen lernen und so fort. Das wäre simple politische Gerechtigkeit gewesen ...

Jedermann, der die Seltenheit neuer und überraschender staatsrechtlicher Ideen kennt, wird zugeben, daß es jetzt an mir

war, ein Hoch auf den genialen Stadtverordneten von Ariccia auszubringen. Mein Tag war ja so wie so verloren.

Achill aber deckte nun seine Karten auf, als hätte er mit diesem Trumpf gleich beim Ausspiel gewonnen, und ging los ohne irgend eine Gegenkarte auch nur zu bedienen. Er sei der Ansicht, sagte er, Regierung sei Regierung. Eine wie die andere. Sie z. B. hätten nur ihr Italien mit dem alten Agostino Depretis an der Spitze — jawohl! Was heiße das? Politische Verwarnungen, Zwangsaufenthalt, Zwangsaushebung und Steuern über Steuern. Sei das die versprochene Freiheit?

Er glaube also nicht an den Liberalismus unserer oder irgend einer Regierung. Er sei der Ansicht, daß Alle, die kämen und dem Volke was vormachten, nur etwas haben wollten. Keiner treibe auf der Welt ein Geschäft Andern zu Liebe. In welchen Rock sie sich dazu steckten, mache für ihn keinen Unterschied. Ob sie nun Humbert sagten oder Leo, Venti Settembre oder unbefleckte Empfängniß, Bruderschaft oder Nationalgarde, Buzzurri oder Caccialepri, das wäre ihm Alles Eins. Er sei „Freidenker", libero pensatore, und damit Holla! Oder wie er sich ausdrückte: „e buona notte!"

Notabene, wenn überhaupt eine Regierung schlechter sein könne als die andere, so sei die schlimmste das Papstkönigthum. Und das war für die Aricciner leicht zu beweisen. Achill hatte vor seinen Mitbürgern schon zu oft die kostbaren Brückenbauten verspottet, mittels welcher Pio Nono noch im letzten Augenblick die Schienenverbindung mit Neapel zu verhindern dachte. Er hatte ihnen zu häufig auseinander gesetzt, daß sie mit ihren Bodenprodukten an der Eisenbahn lägen (auf welcher auch die dummen Fremden kommen), wären seine Vorgänger nicht so hirnlos klerikal gewesen und hätten den Bahnbau über ihre Feldmark abgelehnt. Was diese falsche Politik noch den heutigen Ariccinern kosten sollte, stand für Jedermann in dem Bauanschlag zu lesen, der über den unvermeidlichen Tramwayanschluß an Marino-Rom gerade dem Gemeinderath vorlag. Die Interessen der Bürger waren die Trümpfe in Achiles Spiel. Nein, die geringen Chancen, deren sich hier das Papstkönigthum etwa noch erfreute, waren auch heute wieder leicht abgethan. Achill lächelte dabei nur noch vornehm, als wäre sein in den Nacken geschobener Filzhut eine Mauerkrone. Er war jetzt völlig Signore Bauern gegenüber, der richtige, echte Signore, der den ganzen Tag spazieren geht oder fährt (letzteres, wenn er selbst nach Rom kutschirte, Neuigkeiten, freie Gedanken und Taschenwachskerzchen mitbrachte, kurz den Vetturin machte, der Besitzer von Pferd und Wagen ist, die er führt).

Als der Sprecher hier einen Augenblick abgerufen wurde, benutzte Cesare Napoleone Baffi diese Gelegenheit, um seine weiteren Meinungen von deutscher Politik anzubringen. Denn Deutschland müsse man heute sagen, nicht Preußen, wie man ja auch Italien und nicht Savoyen sage. Dann entwickelte er unsere Verdienste um die Einigung seines Vaterlandes. Es geschah ihm dabei allerdings, daß er seine Freundschaft auch auf das deutschsprechende Oestreich übertrug, indem er Wien mit Berlin und beide Staaten verwechselte, aber ich hatte nichts dagegen. Erst später bin ich soweit gediehen, die Grenzen beider Reiche auch für Ariccia festzustellen, die Freundschaft zu Oestreich aber auf der alten Höhe zu erhalten.

Zum Dank für Cesare Napoleones deutsche Politik hatte ich nichts gegen die antike Herkunft des Geschlechts Cesarini, des Herrn von Genzano, oder gegen die 20,000 Bewaffneten, die er aus dem alten Ariccia gegen Rom ins Feld führte.

Von Preußen und Italien kamen wir auf die Erde und den Mond zu sprechen. Der Uebergang ist mir nicht ganz klar, ich weiß nur, daß ich bald mit Flasche und Weinglas beschäftigt war dem allgemeinen Wissensdrang abzuhelfen und mit diesen primitiven Mitteln — bei denen die Lampe als Sonne diente — die Lehren des Weltgebäudes zu entwickeln, so gut ich mich ihrer aus der Secunda oder wo ich sonst zuletzt von ihnen gehört habe, erinnerte.

Die Meisten, die an der curiosen Geschichte so oder so Gefallen fanden, schienen bald mit mir einverstanden. Es war die gewöhnliche italienische Leichtigkeit — aber auch Leichtfertigkeit — das fast ohne lange Mittelglieder und Deductionen zu verstehen, was wir erst nach zehn mathematischen Schlußfolgerungen und zwanzig überwundenen Zweifeln begreifen. Nur Achill, der mittlerweile wiedergekommen war, erklärte mein ganzes System für einen unmöglichen Unsinn. Er lehnte meine Weisheit Satz für Satz mit der einfachen stets wiederholten Frage ab: ob ich dort, d. h. auf dem Mond gewesen sei? Leider mußte ich das verneinen. „Also!" sagte Achill.

Er glaubte nur was die Augen sahen.

„Gut, ich weiß noch eine andere Erklärung," fuhr ich fort, „vielleicht paßt Euch die besser. Der Mond, meinen einige Gelehrte, sei eine große himmlische Melone. Wenn sie langsam gelb geworden ist, schneidet sich unser Herrgott Abend um Abend sein Stück heraus zur Erfrischung. Ist sie aufgegessen, läßt er eine andere reif werden. Die grüne Pflanze sieht man nicht im Dunkeln und auf die Entfernung."

Aber auch das paßte ihm nicht.

Es wäre ihm auch ganz egal, schloß er. Der Mond amüsire ihn, weil er ein Gesicht mache, so — — Und damit versuchte er's unter allgemeinem Gelächter nachzuschneiden.

So war denn auch diese Frage zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt und Achill konnte die erste Gelegenheit ergreifen, um das Quellwasser seiner tapferen Lebensweisheit von Neuem auf unseren dürren Acker zu leiten.

Ein Bettler half ihm dazu.

„Gott vergelt's Euch tausendmal im Paradiese," sagte der Alte für ein halbes Brod, welches Jener ihm gab, als wenn es nichts gewesen wäre.

„Lieber hier," meinte Achill, „Du und ich stünden uns besser dabei."

„Denn," sagte er zu uns gewendet, „mit den Priestern sei es ungefähr wie mit den Regierungen." Und mit dem, was sie uns erzählten, verhalte es sich wie mit meinen Aussagen über den Mond: keiner von ihnen sei im Paradiese gewesen oder bezeige Eile hineinzukommen. Er wenigstens habe noch keinen gesehen, den nicht die Vignen und die Weiber interessirten, — doch gewiß sehr irdische Waare.

Auch von den Heiligen hielt er nicht viel mehr. Schon weil sie meistens aus dieser verd— Sippe der Priester hervorgegangen seien. U. A. hatte er für die Wunder der Madonna del Divin Amore da drüben in der Campagna, zu der gerade Alles wallfahrtete, gar nichts übrig. Es hatte keines davon mit Augen gesehen. Nur für die nützlichen Seiten Sant Antonios (der gegen Vieh- und Feuerschaden gut ist) schien er seine Schwäche zu haben, und ich glaube fast, daß er eine kleine Devotion für ihn den Versicherungsgesellschaften vorzog. Ueber alles Andere aber war er erhaben. Alles Erfindung, Erfindung dieser Spitzbuben von Pfaffen. Er sei Freidenker. „Und darum nieder mit den Pfaffen, meine Herren! Denn diese Pfaffen, das sag' ich, Achill . . ."

Aber Achill sagte nichts mehr. Eine kleine rundliche Figur tastete auf uns zu, etwas unsicher in dem Zwielicht, aber durchaus nicht scheu.

„Oh, Don Antonio, bravo bravo!"

„Ah, Don Antonio! Geruhen Sie hierher!"

„Ein Glas für Don Antonio und andern Wein, frisch aus der Grotte, Beppe!"

Der brave Don Antonio, Kanonicus und Schulinspector zu Albano, hatte im Vorübergehen meine Anwesenheit erfahren und kam mich zu einer Schüssel Gnocchi einladen, Kartoffelklöße aus seinen eigenen Erdäpfeln bereitet, „den besten in der ganzen Umgegend, nicht wahr Kinder?" Und wenn ich auch nicht mitging, — er nahm inzwischen ein Glas Wein an. Er klopfte mich auf die Schulter und nickte dankend mit dem eleganten weißen Kopf, als er unseren Freidenker bemerkte, der noch immer dastand mit einer Fußbank in der Hand, um sie dem Herrn Kanonicus unterzuschieben, sobald er geruhen werde sich zu setzen. . . .

„Was wollt Ihr," murrte der Gastfreund ärgerlich, als er merkte, daß ich lachte, „Ketzer! Was versteht Ihr davon. Che ne capite voi, che non avete nè religione nè santi!"

Oh Achill, mein braver tapferer Achill! Ich weiß, ich weiß: per prudenza si va in chiesa, sagt schon das Sprichwort. Und selbst Massimo d'Azeglio meint, daß er gewiß nicht fromm sein würde, wenn nicht die Furcht ihn dazu triebe. Ich begreife durchaus: es bleibt doch immer eine verfluchte Geschichte, wenn man so gar nichts Gewisses weiß, sich mit diesen heimlichen Gewalten in offenen Widerspruch zu setzen. Geht man doch zur Kirche, fastet seine Vigilien u. s. w., blos wegen so weltlicher Gewalten, wie z. B. die Weiber und die Nachbarschaft. Magst du dich nun für einen Athe- oder Pantheisten halten, tapferer Achill, — auch dem Kühnsten geziemt es klug zu sein. Zum Schluß stirbt sich's auf alle Fälle sicherer mit dem verd— Priester. Schaden kann es nun mal nie was . . . Solltest du nicht so denken, Achill? Prosit Don Antonio!

Wie lange dies Alles gedauert hat? Ich weiß nur, daß der Uhrmacher nach Hause gegangen war, um mir in meine „Räuberuhr" eine neue Feder zu setzen (die sich bald als viel zu stark erwies), und daß er beleidigt war, als ich fragte, was ich schuldig sei. Auch dann wird noch einige Zeit vergangen sein. Denn als ich später das alte Werk repetiren lassen wollte, schlug es nicht, und der Uhrkünstler sagte, als ginge ihm nun endlich ein Licht auf: „Ah! eine Repetiruhr war es! Ich habe beim Auseinandernehmen, — nein, beim Wiederzusammensetzen — doch gleich gesagt, daß da ein Rad zuviel darin sei."

Und wenn gar Einer mich fragen wollte, wieviel bei diesem „Durchritt" durch das gastliche Städtchen getrunken worden sei! Misericordia! Selbst Achill sagte beim Abschied: „Heute haben wir uns redlich mit dem Wein herumgeschlagen. Auf morgen! Und nicht zu spät! Wir müssen doch wieder Frieden machen mit ihm. Und laß dir keine Pfaffen unterwegs begegnen, damit es nicht schlecht Wetter wird. Denn die Pfaffen, meine Herren, das sag' ich, Achill . . ."

Hier setzte sich mein Esel in Trab.

„Auf Morgen, Sor Gustavo!"

Aber ich hab' es abgeschworen wieder durch Ariccia zu reiten. Die Gastfreundschaft halte ein Anderer aus!

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

I.

Vorüber ist die kurze Schonzeit, welche sich der abgehetzte Großstädter während der Sommermonate nothgedrungen gönnen muß. Mit der Eröffnung des Salons hebt nach alter, nur für wenige Jahre eingeschlafener Sitte die Jagdsaison wieder an. Ein Glück, daß nicht alle Hunde zugleich auf den neugestärkt aus der Sommerfrische Heimgekehrten losgelassen werden!

Ob es gerathener, die große akademische Kunstausstellung im Herbst oder im Frühling abzuhalten, ist principiell freilich noch nicht entschieden. Früher, als der Versuch in Charlottenburg noch nicht gewagt war, ließen die Hitze im September und die Kälte im October, die den Besuch der Nothbude am Kantianplatz unter Umständen gesundheitsgefährlich machten, den Frühling und Vorsommer als idealste Ausstellungszeit erscheinen, und sicherlich berühren sich in ihr die Temperaturextreme nicht so eng wie im Herbst. Aber das verunglückte Experiment der Frühjahrsausstellung in Charlottenburg schreckte von weiteren Versuchen ab, und als man sich entschloß, in das restaurirte und mit zahlreichen Nothausgängen neu versehene Local zurückzukehren, wurde auch die gewohnte Saison wieder innegehalten. Die Künstler können sich eigentlich keine günstigere Periode wünschen. Im Frühling haben sie eine überreizte und von der Wintercampagne ermüdete Gesellschaft vor sich; jetzt, nach der Sommerruhe, tritt ihr Werk empfänglichen Gemüthern und frischen Sinnen gegenüber.

Jeder Salon hat seinen eigenen Charakter. Der diesjährige zeichnet sich angenehm durch einen auffallenden Mangel an Sensation aus. Selbst die wenigen großen „Maschinen", die vielleicht in früheren Jahren wie Bomben eingeschlagen hätten, lassen das Publicum ungerührt. Es sammelt sich nicht einmal vor ihnen. Den großen Oberlichtsaal kann man zwanzig Mal passiren, ohne daß man einen der Besucher sich mit Matejkos — altbekanntem — Riesenbilde beschäftigen sieht. Gruppen stehen vor einzelnen Statuen und Büsten und debattiren lebhaft, den Huldigungseid der Preußen am Hoflager des Polenkönigs sieht sich unterdeß gähnend vom Sopha aus ein Ermüdeter an, der die Gelegenheit zum Ausruhen benutzt. An Matejkos andrem patriotischen Bilde, der Prophezeihung des Kosaken Wernyhora über die Zukunft Polens, geht der Strom des Publicums vorüber ohne viel Notiz zu nehmen. Und doch sind die Figuren lebensgroß, doch reckt der greise Prophet gleich Moses die beiden Arme in die Höhe und faßt stieren Blickes in Worte, was sein inneres Auge schaut. Hingerissen lauschen neben ihm die Polen, ein jugendliches Weib hat sich fast an seine Brust geworfen, um keins seiner Worte zu verlieren, ein Alter mit blutunterlaufenen Slavenaugen schreibt eifrig in ein Buch, nur ein Kind an der Erde blickt unbekümmert auf den Beschauer. Nichts hilft dem Bild sein blutiges Colorit, das in dem rothen Mantel des Sehers sein strahlendes Centrum findet — was ist uns Hekuba? Doch selbst wenn es sich um eine deutsche Sage handelte, würde die Wirkung kaum stärker sein. Man merkt es an Paul Thumanns „Taufe Wittekinds", im Auftrage des Staates für die Aula des Gymnasiums in Minden gemalt. Es ist ein colossales Gemälde mit edlen lichten Figuren auf dunklem Waldeshintergrund. Der Bezwungene steht als Täufling mit gekreuzten Armen vor dem Priester, der die Schale über sein Haupt erhebt; mit geballten Fäusten empfängt er widerstrebend das symbolische Wasser. Zur Seite, erhöht, neben den Wurzeln der heiligen Eiche steht Karl der Große, umgeben von seinen Mannen. Er wird von Laien wohl nur schwer erkannt, denn der Künstler ist in historischer Gewissenhaftigkeit von dem gewaltigen Typus des Mannes, den Dürer geschaffen hat — das Bild befindet sich im germanischen Museum — abgewichen und hat den Frankenkönig nach der bekannten kleinen Reiterstatue als corpulenten blonden Herrn mit langem Schnurrbart gebildet, fair, fat and forty, aber ein wenig älter. Mag sein, daß er keinen Vollbart getragen hat. Aber soll man ohne Noth einen Typus abschaffen, der mehr als drei Jahrhunderte Geltung gehabt hat? — In gebührender Entfernung beobachtet Wittekinds Gefolge mit passenden Geberden den Vorgang. Aber das Publicum bleibt ungerührt. Es kümmert sich auch nicht viel um W. Beckmanns Luther in Worms auf der Wand gegenüber, und auch Knilles großer Fries für die Universitätsbibliothek in Berlin, die Zeitgenossen Goethes um ihn als Mittelpunkt gruppirt, wird ohne Erregung betrachtet. Julius Schraders Anbetung der Könige würde vielleicht mehr angestaunt werden, wenn das Bild nicht schon von der Ausstellung im Künstlerverein bekannt wäre.

Das sind die wichtigsten der wenigen Gemälde, die durch ihr Format aus dem Rahmen des Durchschnitts herausfallen. Wenn sich vor ihnen nicht, wie vor ihren Vorgängern in früheren Jahren, die Menge der Sensationsbedürftigen drängt, so deutet das entschieden auf eine Schwenkung im Geschmack. Wo hinaus er will, ist freilich noch dunkel.

Der Schwerpunkt der Ausstellungen legt sich immer mehr in die intimen Bilder, bei denen nicht der interessante oder deutbare Stoff, sondern die Behandlung die Hauptsache. Was für eine scharmante kleine Galerie ließe sich aus den etwa neunhundert Oelbildern dieses Salons zusammenstellen. Man müßte allerdings noch weit strenger wählen als die Jury, die es in diesem Jahr schwieriger als sonst gehabt zu haben scheint, denn der Andrang war übergroß, der Raum dagegen beschränkt, und überdies wird ja die Anzahl der durch Inhaberschaft einer Medaille von dem Richterspruch Unabhängigen noch vermehrt durch das Privilegium der Düsseldorfer Akademie, deren an Ort und Stelle gutgeheißenen Erzeugnisse hier ohne Weiteres zugelassen werden. Wie wenig bleibt da an verfügbarem Raum übrig. So konnte es auch kommen, daß manches Werk ausgestellt wurde, gegen das ein

interessanteres oder vielleicht werthvolleres zurückstehen mußte. Es schien deshalb gerathen, an dieser Stelle die schwierige Lage der vielfach angefochtenen Jury zu betonen.

Es ist zwar an sich ganz gleichgültig, ob ein Bild dieser oder jener der bekannten Gattungen der Malerei angehört, und oft genug kann man es ja nur zwangsweise einordnen. Aber der Bequemlichkeit halber sei der Inhalt des Salons auch diesmal nach dem Schema aufgeführt. In einigen Jahren, wenn sich die Eigenart der einzelnen Kunstschulen noch stärker consolidirt hat, und wenn vor Allem Berlin besser als heute verstehen wird, sich zum Ausstellungscentrum zu machen, dürfte es weit eher gerathen sein, nach den Schulen vorzugehen.

Neben den wenigen religiösen Bildern, die mit den Darstellungen des Abendmahls von O. Heydens und Cornicelius, Schraders Anbetung der Könige und den Illustrationen von Plockhorst und Pfannschmidt aufgezählt sind — Gebhardt ist nicht vertreten — verdient Fritz von Uhdes „Christus als Kinderfreund" besondere Erwähnung, weil sich in ihm der Ansatz zu einer neuen Richtung kundgibt, heißt es doch, daß Uhde die Absicht vorhabe, sich ausschließlich der religiösen Malerei zuzuwenden. Bei seiner Eigenart eine nicht leicht vorherzusehende Wendung. Er läßt die Scene in einem großen ganz simplen Bauernzimmer spielen. Das Licht fällt durch die Fenster, welche nur unten mit dunklen Blendgardinen versehen sind, voll und scharf herein. Christus im langen blauen hemdartigen Rock mit weiten Aermeln hat sich eben auf einen Stuhl niedergelassen und die Schaar der kleinen und größeren Kinder zu sich hergerufen. Er scheint eben erst eingetreten und von den Kindern erwartet worden zu sein. In der Thür erscheinen andere, von ihren Eltern geführt. Es sind lauter ganz modern angezogene Bauernkinder, meist Mädchen in dünnen Kleidern mit Anilinfarben. Die Kleinsten hat der milde blonde Mann zuerst an sich gezogen, eins hat schon, wenn auch noch scheu und mißtrauisch, das Haupt auf seinen Schooß gelegt, ein anderes reicht ihm die Hand und blickt unsicher zu ihm auf. Im Kreis umher stehen die größeren, als ob sie sich erst vergewissern wollen, was es geben wird. Eins hat, wie bei der Rembrandtschen Darstellung desselben Themas, den Finger vor Verlegenheit in den Mund gesteckt. Die Eltern treten noch nicht mit in Action. Man sieht, die Scene ist ganz in der Weise naiver Zeiten in die Formen des täglichen Lebens gekleidet. Aber wird damit irgend etwas erreicht außer dem Eindruck des Staunens und Zweifels? Wird es wohl irgendwo in der modernen Welt ein Gemüth religiös stimmen? Es ist nun doch fast zweihundert Jahre her, daß die Dinge der Vergangenheit nicht mehr in den Formen unserer eigenen Zeit vor unserer Phantasie stehen, und wir müßten uns erst des bis in die tiefsten Schichten durchgesickerten historischen Bewußtseins entschlagen, um wieder ohne Unbehagen das Heilige als Alltägliches sehen zu können. Es wird schwerlich je dahin kommen, im Gegentheil, die historische Anschauung wird immer tiefer Wurzel schlagen. Auch Gebhardt führt gelegentlich einen ganz modernen Zug in seine Composition. Aber er bringt ihn nur nebenbei an, wie in den von fern zuschauenden Kindern bei seiner Pietà. Bei den Hauptfiguren hütet er sich wohl, über das durch unsere Meister der Reformationszeit geweihte Costüm der Renaissance hinauszugehen. Wir sind am wenigsten naiv, sobald wir uns anstrengen, es zu sein. Wenn Uhde auf den Stuhl einen Arzt, einen Schulmeister oder Prediger gesetzt hätte, so würden alle die feinbeobachteten Züge und Charaktere zu einem einheitlichen Bilde zusammengehen. Es kommt noch hinzu, daß er in seiner auf die Spitze getriebenen Hellmalerei an Schattenlosigkeit weit über das in geschlossenem, nur von zwei engen Fenstern beleuchteten Raum Denkbare hinausgeht. Sämmtliche Figuren stehen zwischen dem Beschauer und der Lichtquelle, müßten ihm also die vollste Schattenpartie zuwenden; sie sind jedoch zum Theil so hell auf dieser Rückseite, daß eine vor das Bild gehaltene Hand trotz des scharf einfallenden Oberlichts neben ihnen dunkel aussieht. Es ist als wären sie durchscheinend. Hier ist die Richtung in ihrer Einseitigkeit auf dem der Atelierbeleuchtung entgegengesetzten Extrem angelangt, das nicht weniger unwahr. — Wenn die religiöse Malerei, das in unsern Tagen an sich schwierigste Problem, die Kräfte eines religiös ohnmächtigen Geschlechts weit übersteigt, so muß es doppelt auffallen, daß ein Künstler zu den in der Sache liegenden Schwierigkeiten neue der Darstellung häuft.

Die Historienmalerei im engern Sinn bringt es diesmal nicht über die eingangs aufgezählten großen Wandstücke. Auch Mythologisches ist rar. Böcklin stellt seinen wunderbaren Prometheus, den wir gelegentlich der Vorführung bei Gurlitt eingehend besprachen, noch einmal aus. Leider ist ihm die Beleuchtung nicht so günstig, aber er wirkt trotzdem gewaltig wie bei der ersten Bekanntschaft. Daneben bietet er ein andres Werk, das ihm keine neuen Freunde gewinnen wird und seinen Widersachern ein großes Gaudium bereitet. Der Katalog nennt es etwas umständlich „Kampf zwischen einem Centaur und einer Frau". Es ist auch nicht ganz richtig so bezeichnet, denn das Weib, das der wilde zottige Gesell geraubt hat, wehrt sich nur in Verzweiflung. Es gehörte der ungebildete Geschmack des Wilden dazu, sich für dieses Geschöpf zu interessiren. Mit seinem großen Kopf und zwerghaften Körper zählt es unter die mißlungensten Weiberfiguren Böcklins. Der Centaur ist wiederum eine Prachtleistung, wenigstens was den Kopf anlangt. Die Augen mit blutrünstigem Weiß wie bei Thieren, und der schreiende Mund, der die bläulichen Zähne zeigt, sind weit aufgerissen, denn das Weib hat den auf die Knie Gesunkenen in den langen Bart gepackt. Das Haupthaar, das sich in eine Art Mähne fortzusetzen scheint, flattert im Wind. — Ein zur Hülfe des Weibes herbeigeeilter Speerträger ist nur mit dem Oberkörper sichtbar.

Wer sich für Böcklin einmal erwärmt hat, den ficht ein mißlungenes Opus des genialen Mannes wenig an, namentlich wenn er daneben sich an einem Prometheus erquicken kann. Für das weitere Publicum ist die Ausstellung nur zu bedauern, und wer gar das Unglück hat, zuerst vor eine solche Fehlgeburt zu gerathen, der pflegt auf lange Zeit gegen den Zauber der Böcklin'schen Poesie gewappnet zu sein mit dem Munde, der einmal gelächelt hat.

Als Gegensatz zu Uhdes Experiment und Böcklins Mißschöpfung möge zum Schluß ein Werk betrachtet werden, dessen Autor ganz genau gewußt hat, was er wollte und konnte. Beides war nicht wenig und weit mehr als man hätte erwarten sollen. Anton von Werner hat in diesem Jahre mit seinem „Moltke bei Sedan" einen bedeutenden Wurf gethan. Es ist ein Bild von so packender Einfachheit und Klarheit und von so warmer, liebevoller Durchbildung und sonniger Tageshelle, daß man sich mit Staunen der Frische bewußt wird. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den neuen Impuls auf die Herstellung des Panoramas von Sedan zurückführt, das bei allen Theilnehmern die anstrengendsten Naturstudien voraussetzte. Als Vorbereitung auf dieses Bild war schon Werners Diorama der Begegnung König Wilhelms und Napoleons aufzufassen. Konnte es doch der Künstler wagen, vor seinem gemalten Vordergrund mit hohem Gras und Feldblumen einen wirklichen von lebenden Pflanzen anzubringen.

Nach seiner Gewohnheit leicht vorgebeugt, steht Moltke allein auf der Höhe und beobachtet ruhig den Verlauf des Kampfes. Die Linke mit einer Karte liegt auf dem Rücken, die Rechte — scheint mit dem Feldstecher an der andern Seite zu ruhen. Etwas weiter unten steht sein Stab, eine ganz prächtige Gruppe im hellen Sonnenlicht. Aus dem Thal unten kommen Ordonnanzen angesprengt. Im Hintergrund jenseit des Thals bezeichnen weiße Dampflinien über dunklen Reihen am Boden die Stellung unserer Infanterie.

Es ist eine klare, ruhige Sommerlandschaft unter einem am Horizont leicht dunstigen Himmel. Der Sonnenschein fällt scharf von links hinten über die Gestalt des Helden und läßt das im Profil erscheinende, vielgefurchtete Antlitz bis auf die Nasenspitze im Schatten. Es ist nicht denkbar, daß der greise Held in größerer Wahrheit erfaßt werden könnte. So wird auch er in der Phantasie der Nachwelt erscheinen, einsam, ruhig, vornehm. Und bei aller Einfachheit, welch eine für sich sprechende Composition. Wie wird das Bild des Helden durch den Stab und die sprengenden Ordonnanzen ergänzt und erklärt. Man braucht sich nur vorzustellen, wie ganz verschieden diese Erscheinung wirken müßte, wenn sie nicht so einsam und doch im Mittelpunkt dastünde, sondern von den hohen Gestalten des Stabes eingeengt würde. Es scheint nicht zweifelhaft, daß diesem Werk eine große Popularität beschieden sein wird.

A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Inserate.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M.
Station der Main-Weser-Bahn.
Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Großh. hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.

Im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschien:

Der rechtliche Anspruch
Böhmen-Oesterreichs
auf das
Königl. Sächs. Markgrafenthum Oberlausitz.
Eine staatsrechtliche Deduction
unter Benutzung archivalischer Quellen von
—— Dr. jur. **H. Deumer.** ——
Preis *M.* 1.50.

Vom juristischen Standpunkte, unter Vermeidung politischer Reflectionen findet der noch heute von Oesterreich in vollem Umfange prätendirte, vom Verfasser aber nur theilweise zugegebene Anspruch dieses Staates auf die Oberlausitz, sowie die einzig dastehenden Vorrechte dieser Provinz Sachsen gegenüber eine eingehende Besprechung. — Da die Acten des Königl. Sächs. auswärtigen Ministeriums benutzt sind, so dürfte diese Publication auch für den Historiker von Wichtigkeit sein.

Für Redactionen!

Ein junger Schriftsteller, gewandter Feuilletonist, nicht ganz unbek. hum. Dichter, sucht unter den bescheidensten Ansprüchen baldmögl. einen Platz in d. Redaction einer Zeitg. Gefl. Offerten sub **L. 79.** beförd. die Annoncen-Exped. von **Martin Andresen, Flensburg.**

Neue Deutsche Dichter
im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Der Pathe des Todes.
Dichtung von **A. Baumbach.**
M. 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann
von **August Becker.**
M. 3.—

Idyllen und Schwänke.
Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**
M. 2.50.

Siebenschön.
Ein April-Mai-Märchen in Reimen von
Bruno Hüttenauer.
M. 2.—

Nix fur Anguet.
Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**
M. 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M.* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Soeben erschien bei **H. Le Soudier** in **Leipzig** und **Paris.** — Preis 1 *M.* 80 *Pf.*
Heinrich Heine
Von Madame **C. Jaubert.**
Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens.
Autorisirte Uebersetzung von **L. Welter.** Vorräthig oder zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Gratis und portofrei
erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die ***erste Lieferung*** *von*
Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,
um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:
Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.
Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum" und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Franz Otto:
Wunderglaube
und
Wirklichkeit.
Seltsame Erscheinungen
in der Tier- und Menschenwelt.
Mit 130 Text-Abbildungen und Titelbild.
Geheftet *M.* 6.50. Eleg. gebunden *M.* 8.—
Die Reichhaltigkeit des Inhaltes erhellt aus dem Register, welches die im Werke besprochenen 1800 Gegenstände aufführt.
Verlag: OTTO SPAMER, Leipzig und Berlin.

Soeben erschien:
Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
—— 8. XVI u. 360 S. *M.* 6.— ——
Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen..."
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Die vier Temperamente.
Lustspiel in fünf Akten von Lothar Clement.
IV, 155 S. 8. geh. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—
Nach dem Urtheil eines namhaften Literaturhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Dringendes Gesuch.
Ein durch e. wichtigen literar. Fund in letzter Zeit vielgenannter **Dr. philos.,** der auch durch Publicationen auf schönwissenschaftl., sowie germanist. u. roman. Gebiete bekannt geworden u. von reicher pädagog. Erfahrg. ist, sucht eingetretener Verhältnisse halber per 1. October d. J. od. später e. möglichst dauernde Stellung in e. größeren Stadt Deutschlands, Oesterreichs od. d. Schweiz als Lehrer an e. Real-, Bürger- od. höh. Töchter-Schule od. an e. Damen-Lyceum, ev. auch als Redacteur od. ständiger Mitarbeiter an e. angeseh. Zeitung, als Bibliothekar od. dergl.
Gefl. Offerten innerhalb 14 Tagen erbeten sub **H. 23522.** an **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,
William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte
in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. *M.* 7.—, geb. *M.* 8.—.
Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 6. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Project einer Reichspostsparkasse. Von Georg Bobertag. — H. Huxleys Vorlesungen über Physiographie. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Dämmerstunde. Von Martin Greif. — Geschichte und Nationalökonomie. Von Georg Winter. — Richard Wagners Lebensbericht. Von Theophil Zolling. — R. W. Emerson und der Socialismus. Von E. Schläger. — Einiges über die Frauen und Frauenerziehung in Rußland. Von M. Behrmann. — Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten. Eine bisher ungedruckte Humoreske von Heinrich von Kleist. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Nachträgliches zu den Don Juan-Studien. Von Wilh. Bolin. — Inserate.

Das Project einer Reichspostsparkasse.

Von Georg Bobertag.

Es wird immer wahrscheinlicher, daß den im Herbst zu wählenden Reichstagsabgeordneten auch in einer Frage die Entscheidung zu treffen beschieden sein wird, welche etwas abseits von den brennenden wirthschafts- und socialpolitischen Tagesfragen liegt, wenn sie auch an sich dem wirthschaftlichen und socialen Gebiete angehört: in der Frage, ob und in welcher Weise man den mächtigen und weitverzweigten Apparat der Reichspost dem Sparkassenwesen dienstbar machen soll. Wie bestimmt verlautet, ist man im Reichspostamt über den Vorschlag einer Reichspostsparkasse bereits schlüssig und der Zustimmung des Reichskanzlers wie auch wohl derjenigen des Bundesraths sicher.

Wenn man erwägt, daß England, Belgien, Italien, die Niederlande, Frankreich und Oestreich im Laufe der letzten Decennien zur Einführung von Postsparkassen geschritten sind, und zwar, wie die Berichte sagen, mit günstigem Erfolge — so kann der Gedanke an die gleiche Einrichtung in Deutschland, dessen Postverwaltung sich doch des Weltrufs besonderer Initiative erfreut, nichts weniger als überraschen, und in der That sind es hauptsächlich wohl nur mehr gewisse staatsrechtliche Schwierigkeiten, welche bei uns bis jetzt den Versuch der Ausführung dieses Gedankens gehemmt haben. Die Stellung der Einzelstaaten im Reichspostgebiet zur Reichspost erschwerte eine Initiative des Reichs in der Postsparkassenfrage ebenso, wie sie ein einseitiges Vorgehen jener Einzelstaaten fast unmöglich machte. Von den beiden außerhalb des Reichspostgebiets stehenden Staaten, Bayern und Württemberg, hat das letztere bereits einen selbständigen Schritt vorwärts gethan, indem die württembergische Staatsregierung unterm 6. Juni v. J. der Ständeversammlung den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Errichtung einer Postsparkasse, hat zugehen lassen. Die volkswirthschaftliche Commission der Ständeversammlung hat sich vorläufig gegen die Vorlage erklärt und zwar steht an der Spitze der Opposition Professor Rümelin, der Kanzler der Universität Tübingen. Im Plenum ist noch nicht Beschluß gefaßt worden, aber immerhin ist der Kampf der Meinungen für und wider das württembergische Project von entschieden lehrreichem Interesse auch für das Project der Reichspostsparkasse.

Die württembergische Staatsregierung hat ihren Vorschlag durch zwei kurze Sätze motivirt. Erstens damit, daß die außerhalb Deutschlands mit den Postsparkassen bereits gemachten Erfahrungen ein günstiges Resultat ergeben hätten; zweitens damit, „daß die zur Zeit in Württemberg bestehenden Sparkassen den Ansprüchen auf leichte Zugänglichkeit und auf die Möglichkeit ihrer Benutzung auch für die Unterbringung der kleinsten Sparbeträge nicht vollständig genügen und nach ihren Statuten nicht genügen können". — Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Motive für das Project der Reichspostsparkasse im Wesentlichen auf die gleichen Sätze hinauslaufen werden.

Was den Hinweis auf die im Auslande gemachten Erfahrungen anlangt, so ist dazu kaum etwas zu bemerken. Möglich, daß hier und da die Freude über die Postsparkassen keine ungetrübte war, und daß die Gegner der Einrichtung in Deutschland die trüben Erfahrungen des Auslands vollwichtig in die Wagschale zu werfen versuchen werden, — die officiellen und officiösen Berichte aber über die Erfahrungen unserer Nachbarn lauten jedenfalls günstig und auf sie wird man sich bei uns regierungsseitig — und das mit gutem Recht — berufen.

Anders verhält es sich mit dem zweiten, dem aus dem bisherigen Zustande des einheimischen Sparkassenwesens hergeleiteten Argument. Hier drängen sich in der That sowohl für Württemberg als auch für das Reich eine Menge von Bemerkungen und Erwägungen auf, denen man bei der Beurtheilung und Beschlußfassung über das Project die vollste Berücksichtigung und ernsteste Prüfung wünschen muß, wenn man auch principiell dem Gedanken, die Post dem Sparkassenzweck in geeigneter Weise dienstbar zu machen, durchaus nicht ablehnend gegenüber steht.

Man darf den vom württembergischen Staatsministerium bezüglich des Mangels an Spargelegenheit ausgesprochenen Satz keineswegs dahin verstehen, daß etwa das bisherige württembergische Sparkassenwesen im Verhältniß zu andern Theilen Deutschlands besonders zurückgeblieben wäre. Im Gegentheil lehrt die Statistik, daß sich Württemberg die Ausbildung seines Sparkassenwesens in hervorragender Weise hat angelegen sein lassen. Die „Landessparkasse" mit ihren zahlreichen Agenturen, die in der großen Mehrzahl der Oberamtsbezirke bestehenden „Oberamtssparkassen" in Verbindung mit einzelnen „Ortssparvereinen", ferner die Sparkassen der Consumvereine und andere derartige Institute bilden ein ziemlich engmaschiges Netz von Spargelegenheiten über das ganze Land. Wenn trotzdem die Regierung damit nicht zufrieden ist, so darf man sich das etwa folgendermaßen erklären. Die Erfahrungen, die gerade in den letzten zehn Jahren mit der fortschreitenden Vermehrung der Sparstellen gemacht worden sind, legen es dringend nahe, immer

weiter danach zu streben, den ärmeren Theilen der Bevölkerung die Spargelegenheit so nahe als irgend möglich zu bringen und so bequem als irgend ausführbar zu machen. Trotz der verhältnißmäßigen Ungunst der Jahre hat fast jede neu errichtete Sparstelle in Dorf und Stadt eine Menge von Sparern gewonnen. Der Wunsch nach immer neuen Stellen drängt sich Einem dadurch unwillkürlich auf, und wenn man sich dann fragt, wie und wo diese Stellen, zumal auf dem Lande, zweckmäßig etablirt werden können, dann liegt der Gedanke, die Postanstalten für den Sparkassenzweck in Anspruch zu nehmen, nahe genug. Es würden damit in Württemberg etwa 550 neue Spargelegenheiten geschaffen, welche ohne Ausnahme sowohl in Bezug auf die Zugänglichkeit für die Sparer wie auch auf die Sicherheit der Einlagen vorzüglich wären.

Dazu kommt der den Postsparkassen eigenthümliche Vorzug, daß die bei der einen Postanstalt gemachten Spareinlagen bei allen Postanstalten des ganzen Postgebiets zurückerhoben werden können. Die hohe Bedeutung dieses Vorzugs wird am besten dadurch illustrirt, daß man selbst in Kreisen, welche dem Project der Reichspostsparkasse scharf ablehnend gegenüberstehen — ich habe hier Stimmen aus dem in der Ausbildung des bisherigen Sparkassenwesens am weitesten fortgeschrittenen Königreich Sachsen im Auge —, daß man selbst in solchen Kreisen sich des Gedankens an eine Inanspruchnahme der Postanstalten nicht erwehren kann, um beim Wechsel des Aufenthaltsortes des Sparers dessen Sparforderung von einer Stelle auf die andere übertragen zu können, ja daß man selbst dortseits geradezu den Wunsch äußert, „wegen Vermittelung der Ein- und Auszahlungen von Spargeldern durch die Postanstalten seitens der Gemeindesparkassen eine Vereinbarung mit der Reichspostverwaltung herbeizuführen".

Auch die der Einrichtung von sogenannten Pfennigsparkassen zu Grunde liegende Tendenz, dem Sparer auch die Einlage der kleinsten Geldbeträge möglich zu machen, weist gewissermaßen auf die Postsparkasse hin. Man sucht diesen Zweck durch die Ausgabe von Sparkarten und auf diese aufzuklebende Sparmarken zu erreichen. In den kleinen Postwerthzeichen sind diese Sparmarken nun bereits vorhanden, während die zweckmäßige Herstellung und Verbreitung besonderer Sparkassenwerthzeichen von so kleinem Betrage doch immerhin ziemlich umständlich bleibt.

Von den gegen die Postsparkasse geltend gemachten Bedenken will ich diejenigen, welche auf die Befürchtung hinauslaufen, der eigentliche Postdienstbetrieb möchte durch das Hinzukommen dieser neuen, den Zwecken der Anstalt an sich fremden Aufgabe überbürdet und gestört werden, außer Betracht lassen. Der Reichstag wird es mit sich abzumachen haben, ob er in dieser Beziehung die Reichspost vor der Reichspostverwaltung selbst schützen zu müssen glauben soll oder nicht. Jedenfalls ist das Risico einer Beeinträchtigung des Postdienstes durch das Postsparkassenwesen von vornherein auszuschließen.

Die Hauptbedenken betreffen meinem Dafürhalten nach zwei Punkte: einmal die Wirkung der Reichspostsparkasse auf die bisherigen Sparkassen und zweitens die Anlage der Spargelder.

Was den ersten Punkt anbelangt, so gibt man sich vielfach der Befürchtung hin, daß die Einrichtung der Postsparkasse den bestehenden Kreis-, Gemeinde- und dergl. Sparkassen eine vernichtende Concurrenz machen wird. In den Städten dürfte sich diese Befürchtung vielfach als unbegründet erweisen und die Stadtgemeinde Stuttgart hat sich denn auch, obgleich sich daselbst bei Weitem die bedeutendste Sparstelle der Landessparkasse, ferner eine der größten Oberamtssparkassen und sonstige Sparinstitute befinden, durch die in Aussicht genommene Einrichtung von Postsparkassen nicht abhalten lassen, gerade jetzt an die Errichtung von Pfennigsparkassen und einer „städtischen" Sparkasse heran zu gehen. Oberbürgermeister Hack daselbst hat in einem Referat über diese städtischen Projecte nicht nur ausdrücklich hervorgehoben, daß die beabsichtigte Postsparkasse kein Hinderniß für jene bilden werde, sondern er hat die Postsparkasse sogar warm empfohlen. — Auf dem Lande steht die Sache freilich anders. Hier wird die Postsparkasse allerdings den bestehenden Sparinstituten eine sehr erhebliche Concurrenz machen und man kann es den Männern, welche sich in werkthätigem Gemeinsinn bisher um die Förderung des Sparkassenwesens verdient gemacht haben, wahrhaftig nicht verdenken, daß ein schmerzliches Gefühl sie beschleicht, wenn jetzt eine neue Einrichtung das von ihnen Geschaffene zu beeinträchtigen oder doch in der ferneren Entwickelung aufzuhalten droht. Aber hoffen muß man doch, daß gerade auch jene um das Sparkassenwesen verdienten Männer sich durch dieses schmerzliche Gefühl nicht die Fähigkeit zu unbefangener Prüfung trüben lassen, und daß sie, wenn die neue Einrichtung als die bessere sich ergibt, sich daran erinnern werden, daß das Bessere nicht nur des Guten Feind, sondern auch dazu bestimmt ist, siegreich zu bleiben, wenn es anders mit dem Gesammtwohl vorwärts gehen soll. Mögen immerhin die Kreissparkassen, die Oberamtssparkassen, die ländlichen Gemeindesparvereine und dergl. Institute durch die Errichtung der Postsparkasse einen Ausfall in den Spareinlagen erfahren, so kann doch dieser Rückgang der örtlichen Sparanstalten, wenn man ihren eigentlichen Zweck, die Beförderung des Sparens, ins Auge faßt, nicht erheblich ins Gewicht fallen, sofern nur statt dessen die neu errichteten Postsparkassen das Mehrfache jenes Ausfalls an Spargeldern aus den betreffenden Bezirken wieder einbringen. Es hieße wirklich den Zweck des Sparkassenwesens auf den Kopf stellen, wollte man um einer einzelnen Gemeinde- oder Kreissparkasse willen der Bevölkerung des ganzen Reichs die Erleichterung der Spargelegenheit durch die Postanstalten vorenthalten.

Wesentlich verstärkt werden die Bedenken, welche man bezüglich der vernichtenden Concurrenz der Postsparkassen für die Gemeinde- und Kreissparkassen hegt, durch die Erwartung, daß die Anlage der Spargelder nach Einführung der Postsparkassen eine erheblich andere werden dürfte. Es ist nicht zu bestreiten, daß bei den bisherigen örtlichen Sparkassen ein gewisses berechtigtes Interesse an der Anlage der Spargelder in Frage kommt, selbst wenn man von der bekannten, vielfach recht ungerechtfertigten Verwendung der Sparkassenüberschüsse für Gemeinde- und Kreiszwecke ganz absieht. Die Sparkassen haben vielfach eine hohe Bedeutung als örtliche Creditinstitute erlangt sowohl für den Grundbesitz wie für das Kleingewerbe, und diese Bedeutung würde vollständig dem Sparkassenwesen verloren gehen, wenn die Postsparkasse einerseits die Gemeinde- und Kreissparkassen brach legen und andrerseits, wie dies die württembergische Regierung beabsichtigt, ihr die ausschließliche Anlage der Spargelder in Staats- oder Reichsschuldverschreibungen vorgeschrieben werden würde. — Die außerdeutschen Postsparkassen verfahren in dieser Beziehung verschieden. In England hat die Anlage der Spargelder durch die „Staatsschuldencommission" in Staatsfonds und Obligationen stattzufinden; in Belgien durch die „Nationalbank" und die „Caisse des dépôts et consignations" in Staats-, Provinzial- und Gemeinde-Fonds, in Hypotheken, Beleihung von Handelseffecten, Wechseldiscont und Lombarddarlehen; in Italien durch die „Depositen- und Darlehnskasse" in Hypotheken und Darlehen an Provinzen und Gemeinden; in den Niederlanden durch die „Niederländische Bank" in Staatspapieren, Provinzial-, Gemeinde- und Deichverbands-Obligationen, Hypothekenpfandbriefen, Vorschüssen auf Unterpfänder von allen bei der Niederländischen Bank zugelassenen Fonds; in Frankreich durch die „Caisse des dépôts et consignations" in französischen Staatspapieren und in Oestreich durch ein besonderes „Postsparkassenamt" in östreichischen Staatspapieren.

Man mag für die Anlage der Spargelder selbst einen so weiten Spielraum gewähren, wie etwa in den Niederlanden und Belgien, immer wird bei der Postsparkasse eine Centralisation der Geldverwaltung stattfinden müssen, welche es erklärlich macht, daß Kreise wie Gemeinden ein großes Interesse an der Erhaltung der in ihrer Hand befindlichen lokalen Sparkassen mit ihren zum Theil sehr bedeutenden Kapitalien nehmen. Und wenn schon die Tendenz der Kreise und Gemeinden, das Geld dem Creditbedürfniß der Einsassen, soweit der Sparkassenbetrieb das überhaupt zuläßt, zu erhalten, erklärlich erscheint, so wird

man sich noch weniger darüber wundern dürfen, daß in den deutschen Einzelstaaten wenig Neigung besteht, die Sparkapitalien „außer Landes" gehen zu lassen. Ich meine, daß die Gesetzgebung bezüglich der Reichspostsparkasse nach Mitteln und Wegen wird suchen müssen, sowohl die Sparkapitalien in gehörigem Maße für die Befriedigung wenigstens des Immobiliarcreditbedürfnisses überhaupt zugänglich zu erhalten, wie auch die in gewissem Grade nothwendige Centralisation der Kapitalienverwaltung durch eine angemessene Decentralisation der Creditgewährung zu ergänzen.

Die Details der Organisation einer Postsparkasse für das Reich entziehen sich dem Rahmen dieser Besprechung. Nur dem Wunsch möchte ich noch Ausdruck geben, daß, wenn die Reichspostsparkasse ins Leben gerufen wird, die Sonderstellung Bayerns und Württembergs wenigstens in dieser Frage um kleinlicher Aeußerlichkeiten willen nicht aufrecht erhalten werden möchte. Die Farben und Bilder der Briefmarken dürften einem vernünftigen Cartell zwischen der Postsparkasse im Reichspostgebiet und den königl. bayerischen und württembergischen Postsparkassen denn doch nicht entgegen stehen.

H. Huxleys Vorlesungen über Physiographie.

Von Otto Zacharias.

In der kleinen Anzahl jener werthvollen Bücher, von denen man sagen darf, daß sie Lehrern sowohl wie Lernenden in gleicher Weise nützlich sind, nimmt eine Sammlung von Vorlesungen, welche der namhafte englische Naturforscher Th. H. Huxley im Jahre 1870 im South-Kensington-Museum gehalten hat, einen hervorragenden Platz ein. Man hat es im Interesse wißbegieriger deutscher Leser als ein erfreuliches Ereigniß zu begrüßen, daß F. A. Brockhaus in Leipzig uns eine deutsche Uebersetzung, resp. Bearbeitung, der englischen Ausgabe von Huxleys „Physiographie" bringt. Denn damit ist allen denen, welche eine ernste und eingehende Belehrung über scheinbar alltägliche Naturvorgänge suchen, Gelegenheit gegeben, sich gründlich und sachgemäß zu belehren, was um so wichtiger ist, als in unserer eigenen populär-wissenschaftlichen Literatur neuerdings kein Ueberfluß an derartigen Büchern zu constatiren ist.

Prof. Huxley beabsichtigt in dem vorliegenden Werke, eine Einleitung in das Studium der Natur zu geben, und ich glaube, er hat diese Absicht in der denkbar möglichsten Vollkommenheit erreicht. Dem Lernenden soll sich durch die Lectüre dieses Buches — wie Huxley selbst sagt — die Ueberzeugung aufdrängen, daß er etwas von dem Weltganzen wissen müsse, um selbst nur zu einer anfangsmäßigen Kenntniß von dem zu gelangen, was in seinem Kirchspiel vorgeht. „Ich wollte schildern," so sagt der Verfasser, „wie der von unserem Fuße unbeachtet bei Seite geschobene Kieselstein nicht sein würde, was er ist und wo er ist, wenn nicht eine bestimmte Epoche der Erdgeschichte, vor ungezählten Jahrtausenden bereits abgeschlossen, genau das gewesen wäre, was sie wirklich war."

Von jener schwerfälligen Systematik, welche unsere deutschen populären Werke vielfach total ungenießbar macht, ist in Huxleys Physiographie nichts zu spüren. Die Leser werden nicht mit peinlichen Angaben über geographische Breiten und Längen, nicht mit ziffernmäßigen Angaben von Berghöhen und Meerestiefen, auch nicht mit der geographischen Verbreitung einzelner Thiere und Pflanzen behelligt, sondern es wird ihnen sofort die Quintessenz des allgemeinen Naturstudiums vorgelegt. „Ich strebte darnach," so heißt es in der Vorrede, „bei meinen Zuhörern die Vorstellung zu erwecken, daß die schlammigen Fluthen des Stromes unserer Hauptstadt, die Berge, an denen derselbe vorüberfließt, und die Winde, welche seine Fluthen aufwühlen, einerseits als Naturerscheinungen nicht vereinzelt dastehen, noch daß sie andererseits darum für verstanden gehalten werden dürfen, weil sie uns durch tägliche Anschauung geläufig geworden sind."

Als ein Londoner zu Londonern sprechend, wählte Prof. Huxley selbstverständlich die Themse und ihr Becken zum Gegenstande seiner Abhandlung. Der deutsche Uebersetzer (Herr Dr. H. Jordan in Erlangen) hat in richtiger Erkenntniß seiner Aufgabe an Stelle der Themse die Elbe und Weser gesetzt, und auch sonst die zur Erläuterung angezogenen Beispiele thunlichst auf das Verständniß deutscher Leser zugeschnitten. Dem Originalwerk ist jedoch nirgends Gewalt angethan worden, und es ist vielmehr anerkennend hervorzuheben, daß Herr Dr. Jordan durch die freie Art seiner Bearbeitung das an und für sich schon werthvolle Buch für das deutsche Publicum noch werthvoller gemacht hat. Insbesondere hat das Kapitel „Geologisches aus Deutschland" unsern Beifall. Es wird hier auf wenigen Seiten (S. 362—412) ein gut orientirender Ueberblick über die in unserem Lande gemachten paläontologischen Funde und eine sehr übersichtliche Darstellung der geologischen Verhältnisse gegeben, welche für Deutschland charakteristisch sind. Um unseren Lesern von dem Inhaltsreichthum des Huxley'schen Buches überhaupt einen Begriff zu geben, genügt es, auf die nachstehenden Kapitelüberschriften hinzuweisen: Quellen, Regen und Thau, Schnee und Eis, Verdunstung, die Atmosphäre, das Meer und seine Thätigkeit, Erdbeben und Vulkane, Vertheilung von Land und Wasser, Gestalt der Erde, das Entwerfen von Karten, die Sonne. Der überaus reichhaltige Text wird durch 182 Holzschnitte von vortrefflicher Ausführung, sowie durch 8 Karten, resp. Tafeln, wirksam erläutert, so daß der Zweck des Buches, gediegene Belehrung hinsichtlich der bekanntesten Naturvorgänge zu verbreiten, nach jeder Richtung hin erfüllt wird.

Die Unterweser mit ihren verschiedenen Strömungen bildet den Ausgangspunkt für die sich durch 21 Kapitel fortspinnenden hochinteressanten Betrachtungen. „Wo haben wir die Quellen der Weser zu suchen?" — Das ist die erste der aufgeworfenen Fragen, und so einfach diese Frage zu sein scheint, so kann sie doch ihre befriedigende Beantwortung erst finden, nachdem der Leser Einiges über jenen großen, über 20 Millionen Meilen von uns entfernten Weltkörper erfahren hat, den unsere Erde umkreist.

In der That läßt sich der Ursprung der Elbe und Weser bis zur Sonne verfolgen: denn der Regen, von dem jene beiden Ströme mittelbar oder unmittelbar gespeist werden, entsteht durch Verdichtung des Wasserdampfes, welcher unter Einwirkung der Sonnenwärme in die Atmosphäre übergegangen ist. Ohne die Sonne könnte es darum keinen Regen und demzufolge auch keine Flüsse geben. Aber wir können in dieser Betrachtung noch weiter fortfahren, und es ist wichtig, daß auch der Laie sich bemüht, die wunderbare Verkettung langer Reihen von Ursachen zu verfolgen. Es ist unleugbar, daß die Verbreitung des Regens von den in der Atmosphäre vorhandenen Luftströmungen abhängt; letztere rühren jedoch von Strömungen des Gleichgewichts in dem Luftmeere her, welche durch die Sonnenwärme veranlaßt werden. Ohne die Sonne könnte es unter den einmal abwaltenden Naturverhältnissen auch keine Winde und Stürme geben. Aber nicht blos die Bewegungen der Atmosphäre, sondern auch die Meeresströmungen, sofern sie durch die Richtung der herrschenden Winde oder durch örtlich verschiedene Erwärmung des Wassers erregt werden, lassen sich in letzter Instanz auf die Sonne zurückführen.

Zieht man ferner in Erwägung, daß auch das Gletschereis aus Wasser entstanden sein muß, welches anderwärts durch die Sonnenwärme in Dampfform gebracht wurde, so schwindet das Paradoxe in der Behauptung, daß auch die Eismassen des Hochgebirges Schöpfungen der Sonne seien.

Aber die Sonne als schaffende Kraft ist durch Aufzählung dieser verschiedenartigen Wirksamkeiten noch nicht erschöpfend charakterisirt. Es kommt noch hinzu, daß auch das organische Leben eng mit der Anwesenheit von Sonnenlicht und Sonnenwärme verknüpft ist. Der Erdball würde ohne die Einwirkungen

*

der Sonne auch ohne Thiere und Pflanzen sein. Die grünen Pflanzen zersetzen die Kohlensäure, aus welcher sie ihren nothwendigen Bedarf an Kohlenstoff entnehmen, nur unter dem Einfluß des Sonnenscheins und unterstützt von diesem, so daß es keine Uebertreibung ist, wenn von unseren Kohlenflötzen gesagt wird: es liege in ihnen die ganze Lichtfülle aufgespeichert, welche unserer Erde während der Steinkohlenperiode von dem Sonnenkörper geschenkt wurde.

So gipfelt die von Huxley angestellte Naturbetrachtung schließlich in dem bündig erbrachten Nachweis: daß die Sonne die große Triebfeder ist, welche den ganzen Kreislauf des Stoffes in Bewegung erhält. Alle auf unserm Planeten sich abspielenden Ereignisse lassen sich direct oder indirect auf Kraftäußerungen des Sonnenkörpers zurückführen — das ist die Summa unseres gegenwärtigen Naturwissens, welche noch mehr in das Bewußtsein der gebildeten Laienwelt aufgenommen werden sollte, um die das Gemüth erhebende Ueberzeugung in uns lebendig werden zu lassen, daß mächtige Kräfte von Gestirn zu Gestirn wirksam sind, welche nach großen und weisen Gesetzen Ordnung und Zusammenhang in das Weltganze bringen.

Es kann Jemand im Stande sein, die Namen von hundert oder tausend Pflanzenarten herzuzählen, und doch wird man deshalb noch nicht behaupten dürfen, daß der Betreffende einen brauchbaren Fonds von wirklichem Naturwissen besitze. Für die Ausbreitung von wissenschaftlichen Kenntnissen, welche das Pflanzen- und Thierleben betreffen, ließe sich noch sehr viel thun, aber es müssen keine todten, aus Büchern gezogenen Kenntnisse sein, welche verbreitet werden, sondern wirkliche Anschauungen, die im Verkehr mit den Dingen selbst erworben worden sind. Man sage nicht (und deutsche Pädagogen sind leider nur allzu geneigt, sich so zu äußern), daß sich die Hauptthatsachen der Anatomie und Physiologie nicht schon Kindern beibringen ließen. Ich freue mich, daß ich die Ansichten, welche ich schon vor einigen Jahren in einem Aufsatz „Ueber Popularisirung der Naturwissenschaft" in der „Gegenwart" zum Ausdruck gebracht habe, nunmehr durch das Zeugniß eines unserer ersten Forscher, nämlich Huxleys, stützen kann. Unser Autor sagt an einer sehr bemerkenswerthen Stelle eines Vortrags über das Studium der Biologie*), daß er keinen Grund sehe, warum der Unterricht in brauchbarem Naturwissen nicht schon sehr früh beginnen solle. Nach seiner Meinung sind Anatomie und Physiologie einer weitgehenden Popularisirung fähig. „Es hat keine Schwierigkeit," sagt Huxley, „wenn man mit Zuhörern von 15—16 Jahren zu thun hat, etwas Anatomie zu treiben, und ihnen eine Vorstellung von den vier oder fünf Hauptmodificationen der thierischen Form zu geben, und dasselbe gilt von der höheren Pflanzenanatomie. Diejenigen Theile des menschlichen Körpers, welche die Kinder nicht an sich selbst kennen lernen können, wie das Herz, die Lungen und die Leber, kann man sich leicht aus dem nächsten Fleischerladen verschaffen. Hinsichtlich der Belehrung über Einiges aus der Biologie der Pflanzen besteht keine praktische Schwierigkeit, da fast jede gemeine Pflanze dem Zwecke der Belehrung entspricht."

Aus einem anderen Passus desselben Vortrags geht hervor, daß Prof. Huxley auch noch vor dem 15. oder 16. Lebensjahre stehende Kinder mit naturwissenschaftlicher Belehrung ausgerüstet haben will.

Man wird vielleicht entgegnen, daß gegenwärtig bereits in den unteren Klassen der Volksschulen naturgeschichtlicher Anschauungsunterricht ertheilt werde. Das ist in gewisser Weise richtig, aber wer sich näher von dem Modus dieses Unterrichts überzeugt hat, wird zugeben, daß dabei nur Aeußerliches und Augenfälliges an den Naturdingen berücksichtigt wird, und daß sehr selten der innere Bau eines Thieres oder einer Pflanze zur Erläuterung gelangt, worauf es ja gerade ankommt. Es läßt bis jetzt auch die Vorbildung der Herren Lehrer für praktischen Unterricht in der Naturlehre noch viel zu wünschen übrig, und ehe man hoffen darf, Anatomie und Physiologie mit Sachkenntniß popularisirt zu sehen, muß in jeder Präparandenanstalt un in jedem Lehrerseminar ein kleines biologisches Laboratorium eingerichtet werden. Ein Lehrer der Naturkunde, der das Secirmesser nicht zu handhaben versteht, wird auch nicht im Stande sein, Kindern oder jungen Leuten die Organisation eines Frosches oder einer Taube zu erläutern. Die Frage eines guten naturwissenschaftlichen Unterrichts an unseren Volksschulen steht also in nächster Beziehung mit der Frage der Lehrervorbildung für diesen Unterricht.

*) Ins Deutsche übersetzt, Braunschweig 1882.

Literatur und Kunst.

Dämmerstunde.

Stille naht die Dämmerstunde,
Frieden mit der Nacht im Bunde
Nach des Tages wirrem Schein
Stellt sich ein.

Wohl von all dem Licht ein Schimmer
Glüht am Wolkensaum noch immer,
Aber bleicher mehr und mehr
Blickt er her.

Nicht von wirklichen Gestalten
Wird die Seele festgehalten,
Leicht von Traum zu Träumen hin
Schweift der Sinn.

Tage ohne Leid und Trübe,
Ganz erfüllt vom Hauch der Liebe,
Wie ein Strom im wilden Lauf
Tauchen auf.

Deines Lebens Feierstunden,
Was du je an Huld empfunden,
Was dir wahrt Erinn'rung treu
Knospet neu.

Der dem Zweifel ward zum Raube,
Deiner Kindheit frommer Glaube,
Aller Ahnung Macht und Glück
Kehrt zurück.

Lieder, die dich eingesungen,
Klingen, wie sie einst geklungen,
Manche sonst dir traute Fei
Schwebt herbei.

Aber auch auf ernsten Wegen
Trittst du manchem Freund entgegen,
Nach dem Kampf deckt ihn voll Ruh
Erde zu.

Weinst du? Ist dein Herz erschrocken?
Schüttern dich die Abendglocken? —
Gib dich nicht dem Thränendrang
Hin so bang.

Walten nicht die reinen Musen
Heilsam auch in deinem Busen?
Alles, was dein Herz verlor,
Steigt empor.

Die Verklärte dir zur Seite,
Alle Lieben im Geleite,
Lächelnd auch das Elternpaar
Stellt sich dar.

Ueberkommt dich wieder Trauer?
Wandle sie in hohen Schauer,
Denke, daß zur Ewigkeit
Kehrt die Zeit.

Siehst du nicht die Himmel winken?
Kennst du nicht der Sterne Blinken?
Baue auf der Liebe Wort,
Hoffe fort!

Martin Greif.

Geschichte und Nationalökonomie.

Von Georg Winter.

Mit Recht hat man in neuester Zeit die frühere Zweitheilung aller Wissenschaften in Naturwissenschaften und philosophische oder Geisteswissenschaften als nicht durchaus ausreichend bezeichnet und als Bindeglied zwischen ihnen eine dritte Gruppe wissenschaftlicher Erkenntnißarten als die historische bezeichnet. In der That muß eine Unterbringung der letzteren unter eine der beiden ersten Kategorien immer etwas Schiefes und Ungenügendes an sich haben: denn die geschichtlichen Wissenschaften unterscheiden sich in ihrem Untersuchungsobject wie in ihrer Methode klar genug von den beiden anderen Gruppen und zwar eben in der Weise, daß sie das Bindeglied zwischen ihnen bilden. Während nämlich das Untersuchungsobject der Philosophie wie der Naturwissenschaften das Ganze der uns umgebenden Erscheinungswelt auf der einen, das Wesen und die Erkenntnißkraft des menschlichen Geistes auf der andern Seite bildet, haben es die geschichtlichen Wissenschaften mit den Einwirkungen der Außenwelt auf den Menschen, des Menschen auf die Außenwelt zu thun, wie sie sich in einem allmählichen Entwickelungsgange von Anbeginn der Menschheitsgeschichte an vollzogen hat. Ihr Wesen findet seinen Ausdruck darin, daß sie es nicht mit einem in der Gegenwart gegebenen, sondern mit einem in ständiger Entwickelung begriffenen Untersuchungsobject zu thun haben. Und eben weil man Begriff und Wesen der historischen Wissenschaften bis vor kurzer Zeit nicht in voller Klarheit und Präcision erkannt hatte, haben einige zu dieser Gruppe gehörige Wissenschaften lange unruhig zwischen den verschiedenen Methoden menschlicher Erkenntniß umhergeschwankt, bis sie endlich durch den Uebergang zu der historischen Betrachtungsweise ein fest und klar fixirtes Arbeitsgebiet und die unzweifelhaft ihrem Wesen angemessene Methode der Untersuchung gefunden hatten. Und eben diese Unklarheit über Methode und Erkenntniß der geschichtlichen Wissenschaften ist auch die Veranlassung gewesen, daß man von der Geschichtschreibung die Lösung einer Aufgabe verlangt hat, welche sie gar nicht zu lösen vermag: die Nachweisung bestimmter unabänderlicher Naturgesetze in dem Fortgange der Entwickelung der Menschheitsgeschichte, wie sie die Naturwissenschaften für ihr Gebiet zu geben vermochten, während es doch eben das Wesen der geschichtlichen Erkenntniß ist, daß sie es nicht mit absoluten, sondern mit relativen Größen zu thun hat, mit der Erkenntniß, welche Bedeutung einer bestimmten Erscheinung in dem steten Fortgange der großen Entwickelung zukommt. In der natürlichen Welt, deren Erklärung Aufgabe der Naturwissenschaften ist, wirken in der That unabänderliche starre Gesetze, denen die einzelne Erscheinung unterworfen ist: dieselben Phasen der Entwickelung wiederholen sich stets in derselben Stufenfolge; die Eiche grünt in jedem Jahre, das Saatkorn blüht und reift immer und immer wieder nach denselben Gesetzen, während eben das Wesen aller geschichtlichen Entwickelung eine unaufhörliche Weiterbildung und Fortentwickelung ist, die dadurch bedingt ist, daß es die Geschichte nicht mit einfachen Objecten, sondern mit den Wechselbeziehungen zwischen diesen und dem Willen und Intellect des Menschen zu thun hat.

Es liegt auf der Hand, daß in diesem Sinne das gesammte Erscheinungsgebiet des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens das vornehmste Erkenntnißgebiet der geschichtlichen Wissenschaften ist, d. h. daß die Staatswissenschaften ein Theil der geschichtlichen sind; denn eben sie haben es vornehmlich mit den Handlungen der Menschen, im weitesten Sinne, d. h. mit den Wechselbeziehungen zwischen der Innenwelt des Menschen und der Außenwelt zu thun: ihre Aufgabe ist es, die uns umgebende sittliche, politische und sociale Welt nicht aus sich selbst heraus, sondern aus ihrer Genesis zu begreifen.

Bei vielen derselben, so namentlich bei der Rechtswissenschaft und bei der Politik, liegt dieser Zusammenhang mit der Vergangenheit so klar zu Tage, daß man denselben von jeher erkannt und zur Grundlage der Forschung gemacht hat: alle unsere staatlichen und rechtlichen Institute wurzeln so durchaus in der Vergangenheit, daß sie nur aus dieser, d. h. aus ihrer Genesis zu begreifen sind, und jede Fortbildung derselben hat daher in erster Linie auf diese ihre Entstehung Rücksicht zu nehmen; neue staatliche Institute auf Grund reiner Abstractionen der reinen Vernunft begründen zu wollen, ist eben ein Unterfangen, welches niemals geglückt ist und niemals glücken kann; selbst so gewaltige Naturen wie Wallenstein und Napoleon sind in dem Kampfe gegen das „ewig Gestrige" erlegen; die jahrhunderte- und jahrtausendelange Ueberlieferung ist eben nicht nur eine Macht der Vergangenheit, sondern in eminentem Sinne eine Macht der Gegenwart; sie findet ihren Niederschlag in der Gesammtanschauung der lebenden Generationen, die auf allen einzelnen Momenten der Vergangenheit beruht; eine Fortentwickelung ist also nur von den gegebenen Grundlagen aus möglich, wenn das kühne, neu errichtete Gebäude nicht von vornherein in der Luft schweben soll.

Ohne alle Frage sind also alle Wissenschaften, welche sich mit dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben der Menschheit beschäftigen, d. h. außer der Geschichte die sämmtlichen Staats- und Gesellschaftswissenschaften, in Bezug auf Methode und Erkenntnißobject eine Einheit. Wenn das bisher noch nicht in Bezug auf alle allgemein anerkannt ist, so hat das vielleicht nicht in letzter Linie seinen Grund darin, daß dieselben in dem Schematismus unserer Universitäten aus mehr äußeren Gründen bei verschiedenen Facultäten untergebracht sind. Während die Geschichte selbst im engeren Sinne als ein Bestandtheil der philosophischen Wissenschaft in dem weiteren Sinne der Facultäten-Classification untergebracht ist, erscheinen die Staatswissenschaften als ein Appendix der juristischen Facultät. Die Uebelstände, welche aus dieser Trennung naturgemäß zusammengehöriger Disciplinen auf unseren Universitäten, an die sich unser wissenschaftliches Leben im Großen und Ganzen nach wie vor mit Recht anlehnt, erwachsen, sind seit lange von einsichtigen Forschern auf diesem Gebiete erkannt und hervorgehoben worden, und schon vor Jahrzehnten hat W. H. Riehl mit Recht eine Zusammenfassung dieser Wissenschaften in einer neu zu begründenden fünften Facultät, der staatswissenschaftlichen, gefordert, wie eine solche z. B. in Tübingen thatsächlich besteht. Leider hat diese Forderung bisher an maßgebender Stelle keine Berücksichtigung gefunden. Und doch haben wir es hier keineswegs mit einer bloßen Aeußerlichkeit zu thun: wir glauben vielmehr, daß darin zum Theil der Grund dafür liegt, daß sich die Vertreter dieser einzelnen Wissenschaften ihrer Einheit noch nicht in vollem Maße bewußt geworden sind oder doch erst kürzlich angefangen haben, sich ihrer bewußt zu werden. Sollte es nicht z. B. zum Theil auf diesem Umstande beruhen, daß unsere Geschichtschreibung, das Rechts- und Verfassungsleben der Nationen erst so verhältnißmäßig spät in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen hat, und daß auf der andern Seite die Nationalökonomie sich erst in der allerjüngsten Zeit des historischen Charakters ihres Untersuchungsobjectes bewußt geworden ist?

Denn wenn wir die Gesammtentwickelung der Nationalökonomie bis um die Mitte unseres Jahrhunderts hin überblicken, so zeigt sich überall, selbst in dem genialsten Vertreter dieser Disciplin, Adam Smith, ein ganz evidenter Mangel an Klarheit darüber, daß die Nationalökonomie es mit Erscheinungen des historischen Lebens der Völker zu thun habe, daß sie ebenso

wie die Geschichte selbst und wie die Staats- und Rechtswissenschaft eine eminent historische Disciplin sei: daher die vorwiegende Anwendung der deductiven Methode, die bis Adam Smith und über ihn hinaus die fast allein herrschende in der Nationalökonomie war und ihre Schatten noch bis in die neueste Entwickelung dieser Disciplin geworfen hat. Man hielt dieselbe entweder, weil sie es u. A. mit wirthschaftlichen Gütern, d. h. mit Dingen der natürlichen Welt zu thun hat, für einen Zweig der Naturwissenschaften oder, weil sie es mit Handlungen und Erkenntnissen des Menschen zu thun hat, für eine philosophische Wissenschaft und glaubte, in dem Gange der Volkswirthschaft absolut und allgemein gültige Gesetze constatiren zu können, ohne auf die nationalen und territorialen Ursachen der einzelnen Erscheinungen Rücksicht nehmen zu brauchen: daher die immer wiederkehrenden Versuche, allgemeine und für alle Völker gültige nationalökonomische Systeme aufzustellen. Man verkannte dabei eben, daß man es in dieser Wissenschaft nicht mit den Dingen der Außenwelt schlechthin zu thun hat, sondern nur insoweit, als sie durch das Begehren und die Handlungen des Menschen, welche eben nicht den unabänderlichen Naturgesetzen unterliegen, zu wirthschaftlichen Gütern werden. Man vergaß, daß das wirthschaftliche Leben eben nur ein Theil des menschlichen Gemeinschaftslebens überhaupt sei, daß es sich demgemäß nicht isolirt nach besonderen unabänderlichen Gesetzen entwickele, sondern immer und überall zugleich don den übrigen Seiten des historischen Lebens, wie es sich in der Geschichte der Nationalitäten repräsentirt, bedingt werde.

Wohl hatte auch Adam Smith hie und da einen Sinn dafür gezeigt, daß die nationalökonomischen Gesetze doch nicht so unbedingte Giltigkeit hätten, wie die Naturgesetze, daß ihre Geltung vielmehr modificirt und oft sogar völlig verhindert werde durch Bedingungen des rein-nationalen geschichtlichen Lebens, aber er hatte diese Fälle eben nur als Störungen der an sich gesetzmäßig und isolirt wirkenden wirthschaftlichen Kräfte, d. h. als Ausnahme betrachtet, während thatsächlich das wirthschaftliche Leben weiter nichts ist als ein Theil des historischen und daher stets und in allen Theilen von diesem bedingt wird.

Nach dieser Richtung hin das System Adam Smiths weiter gebildet und modificirt zu haben, ist das Verdienst der deutschen Nationalökonomie. Angebahnt wurde diese neue Richtung, welche sich selbst als die historisch-realistische Schule bezeichnet, durch die Arbeiten Lists und Roschers, consequent durchgeführt und zu einem wirklich neuen System vollendet erscheint sie zuerst in dem bahnbrechenden und geistvollen Werke von Carl Knies „Die politische Oekonomie vom Standpuncte der historischen Methode", welches in erster Auflage im Jahre 1853 und in zweiter umgearbeiteter im Jahre 1883 erschienen ist. Bei ihm erscheint der Begriff der historischen Entwickelung, wie er sich in der Geschichtschreibung unserer Zeit immer mehr und mehr Bahn gebrochen hat, mit voller Klarheit und Präcision auf die Nationalökonomie angewandt. Und indem Knies die Nationalökonomie mit Recht als nichts weiter, wie als eine einzelne Seite des historischen Lebens bezeichnete, mußte er mit aller Energie das Vorwalten unabänderlicher Naturgesetze innerhalb der Volkswirthschaft leugnen, das Absolute und Allgemeingiltige ihrer Urtheile auf die Relativität aller historischen Urtheile zurückführen. Jede nationalökonomische Erscheinung muß danach nicht nach allgemein giltigen, für alle Völker und Zeiten identischen Normen, sondern aus der Gesammtheit der historischen Erscheinungen heraus erklärt werden. Jeder Schematismus ist absolut fern zu halten, die Gegenwart und deren ökonomische Systeme als nichts weiter zu betrachten, wie als ein Glied in der unendlichen Kette der universalen geschichtlichen Entwickelung: darum haben eben unsere modernen wirthschaftlichen Systeme oder Gesetze, wie sie von Manchen fälschlich genannt werden, auch nicht die Bedeutung des Absoluten oder gar die der Entdeckung allgemeingiltiger Wahrheiten gegenüber kindlichen Irrthümern der Vergangenheit, sondern jene als unreif und kindlich verspotteten Systeme früherer Zeiten hatten für jene genau dieselbe relative Berechtigung, wie die heutigen für die modernen Zustände: sie waren ein Ausfluß der Gesammtheit der historischen Anschauungen und Erscheinungen; nicht bloß der wirthschaftlichen selbst, sondern auch der politischen, nationalen, ethischen Ueberzeugungen ihrer Zeit und ihres Volkes. Denn eben darin zeigt sich die Consequenz und Klarheit der historischen Auffassung von Knies, eben darin geht er weit über seine Vorgänger auf diesem Gebiete hinaus, daß er die Nationalökonomie nicht bloß selbst als eine historische Erscheinung neben anderen und etwa isolirt neben diesen anderen sich entwickelnd betrachtet, sondern mit voller Klarheit sie aus ihrer Isolirtheit überhaupt heraushebt und ihre Abhängigkeit von den übrigen historischen Erscheinungen, die Wechselwirkung, in der sie mit einander stehen, erkennt und zur Anschauung bringt. Er zeigt, wie die ökonomische Entwickelung von der intellectuellen und moralischen, der politischen und ethischen bedingt werde, wie keine nationalökonomische Erscheinung aus wirthschaftlichen Motiven allein abgeleitet werden könne, sondern stets von den nationalen und ethischen Anschauungen der Zeit ihrer Entstehung bedingt werde, wie also die ökonomische Entwickelung zu keiner Zeit von den nationalen Besonderheiten der einzelnen Völker unabhängig gewesen sei, und wie sie dann ihrerseits wieder auf die übrigen Aeußerungen des historischen Lebens eingewirkt habe. Um die Richtigkeit dieses letzteren Gedankens zu verstehen, braucht man nur daran zu denken, welchen Einfluß die ökonomischen Verhältnisse des alten Roms zur Zeit der Gracchen und später auf die Fortbildung der römischen Verfassung und Verwaltung geübt haben, und in welch innigem Zusammenhang in unseren Tagen die Nationalökonomie mit Recht und Verfassung unserer eigenen Nation steht.

In der Durchführung dieser Gedanken im Einzelnen wie in ihrer Zusammenfassung zu einem einheitlichen System ist Knies weit consequenter verfahren, als seine Vorgänger; er war der erste, der auf dieser historischen Auffassungsweise das ganze Gebäude der Nationalökonomie aufzurichten unternahm, und deswegen kann man mit dem Erscheinen der ersten Auflage seines Werkes eine neue Epoche der Entwickelung dieser Wissenschaft constatiren. Denn noch List war doch, so sehr er das nationale Element der Volkswirthschaft betonte, ebenso wie Roscher bis zu einer gewissen Grenze in den früheren Anschauungen stehen geblieben; beide hatten für alle Nationen dieselben, gesetzmäßig wiederkehrenden Phasen der Entwickelung angenommen und aus der Identität dieser Entwickelungsphasen weitgehende Consequenzen gezogen. In bewußtem Gegensatz hierzu macht Knies darauf aufmerksam, daß schon die verschiedene Beschaffenheit des Territoriums, auf welchem die einzelnen Nationen lebten, eine solche Identität der Entwickelungsphasen unmöglich erscheinen lasse. So sei die so weit verbreitete Annahme einer Aufeinanderfolge des Jäger- resp. Fischerlebens, der Nomaden-, Ackerbau- und Manufacturepoche sicher nicht bei allen Nationen gerechtfertigt, weil ein Fischerleben z. B. nur in wasserreichen Territorien, ein Nomadenleben nur in Ländern mit ausgedehntem Wiesenwachs möglich sei. Aus dem letzteren ebenso einfachen als zutreffenden Grunde bestreitet er z. B. die bisher fast allgemein herrschende Annahme, daß die Germanen noch nach ihrer Einwanderung in die später nach ihnen benannten Länder ein Nomadenvolk gewesen seien, da die hierzu nothwendigen Voraussetzungen in dem Wald- und Sumpfgebiet, welches damals in Deutschland vorherrschte, nicht vorhanden gewesen wären. Andere nationalökonomische Erscheinungen, welche in den modernen Nationen hervorgetreten seien, wie z. B. das Verhältniß des Kapitals zum Arbeitslohne, wären bei den antiken Völkern mit ihrer Sclavenwirthschaft unmöglich gewesen. Und schon aus diesem Grunde glaubt er der Ansicht Roschers entgegentreten zu müssen, daß die nationalökonomischen Verhältnisse der antiken Völker, die ihr Dasein völlig ausgelebt hätten, für uns von so großer Wichtigkeit wären, weil wir in ihnen die einzelnen Phasen der Entwickelung am genauesten überblicken könnten. Und selbst, wo eine scheinbare Identität zwischen den wirthschaftlichen Zuständen eines Volkes in der Vergangenheit und denen eines andern in der Gegenwart vorliege, waltet doch nach Knies noch

ein bemerkenswerther Unterschied ob, sofern die Ursachen der scheinbar identischen Erscheinungen verschieden seien. Wenn man z. B. behauptet habe, in der Anhäufung von Kapitalien, wie sie sich gegenwärtig vollziehe, liege eine ähnliche Gefahr, wie sie im alten Rom aus derselben Erscheinung hervorgegangen sei, so macht Knies mit Recht darauf aufmerksam, daß doch wieder in der Art der Entstehung dieser verwandten Erscheinungen ein bemerkenswerther Unterschied obwalte, indem der römische Reichthum zumeist auf Raub und Beute, der unserer Tage auf erwerbender Arbeit beruhe: und wie die Ursachen, so seien denn auch die Wirkungen verschieden.

Wir können hier auf das Einzelne dieser glänzenden und geistvollen Ausführungen des Verfassers nicht näher eingehen, sondern nur noch kurz auf ein anderes nicht minder wichtiges Moment hinweisen, nämlich auf die Klarheit und Schärfe, mit der der Verfasser seine Ansicht, daß das wirthschaftliche Leben überhaupt nichts Isolirtes, für sich Bestehendes sei, sondern in beständiger Wechselwirkung nicht nur mit den territorialen und nationalen Verhältnissen, sondern auch mit den ethischen Anschauungen der Zeiten stehe, rechtfertigt. Mit Recht weist er z. B. darauf hin, daß die Emancipation der Sklaven sicher nicht auf rein wirthschaftliche Motive zurückzuführen sei, daß vielmehr diese eminent wichtige wirthschaftliche Thatsache fast einzig und allein auf auf die durch das Christenthum herbeigeführte Umänderung der ethischen Anschauungen zurückzuführen sei. Nicht minder überzeugend und anregend sind seine Ausführungen über das Privateigenthum, welches ebenfalls keineswegs eine absolute wirthschaftliche Kategorie sei, vielmehr je nach dem Stande der nationalen und sittlichen Anschauungen zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden aufgefaßt worden sei. Und wie so die wirthschaftlichen Thatsachen selbst nicht bloß aus wirthschaftlichen Ursachen und Motiven abgeleitet werden könnten, so müßten auch wirthschaftliche Reformen nicht auf Grund abstrakter wirthschaftlicher Begriffe unternommen werden, sondern es müsse dabei beständig auf die nationalen und ethischen Anschauungen der betreffenden Zeit und des betreffenden Volkes Rücksicht genommen werden. Ganz richtig führt Knies im Zusammenhang hiermit aus, daß die Nothwendigkeit einer Abschaffung des Privateigenthums selbst dann noch nicht erwiesen sei, wenn es den Socialisten gelingen könnte zu beweisen, daß die Beibehaltung des Privateigenthums ein wirklicher wirthschaftlicher Nachtheil sei: man würde dann vielmehr darauf Rücksicht nehmen müssen, daß die mit dem Privateigenthum verknüpften ethischen Vortheile die wirthschaftlichen Nachtheile bei weitem überwiegen würden: und auch in der Nationalökonomie müsse doch unbedingt anerkannt werden, daß die wirthschaftlichen Interessen, so groß ihre Bedeutung auch sein möge, doch nicht die absolut höchsten seien.

Man sieht, von welcher bedeutenden Tragweite die in diesem Werke enthaltenen Ideen nicht bloß für die Methode und das Forschungsgebiet der Nationalökonomie, sondern auch für die Geschichtschreibung sind; denn, wie wir sahen, erweist Knies nicht nur die Abhängigkeit der wirthschaftlichen Thatsachen und Erkenntnisse von den nationalen und politisch-historischen, sondern er weist auch mit Nachdruck auf die umgekehrte Abhängigkeit, auf die Bedingtheit der nationalen und politischen Entwickelung durch die wirthschaftliche hin.

Man hätte demgemäß erwarten sollen, daß das Werk nicht nur auf die Entwickelung der nationalökonomischen Wissenschaft, in der in der That die meisten Grundgedanken desselben jetzt Gemeingut Aller sind, sondern auch auf die der Geschichtschreibung einen sehr bedeutenden Einfluß ausüben würde. Daß das doch nur in beschränktem Maße der Fall gewesen ist, kann man schon aus der äußeren Thatsache erkennen, daß es volle 30 Jahre gedauert hat, ehe das hochbedeutende Werk es zu einer zweiten Ausgabe, die nunmehr endlich erfolgt ist, gebracht hat. Es hängt das damit zusammen, daß die überwiegende Mehrzahl unserer Historiker, so sehr sie sonst immer mehr und mehr alle Gebiete menschlichen Culturlebens in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen haben, diese Einwirkungen des wirthschaftlichen Lebens auf die gesammte Entwickelung des historischen Seins der Völker über Gebühr vernachlässigt haben. Außer Niebuhr, der schon vor einem halben Jahrhundert auf die hier vorwaltenden Zusammenhänge in der römischen Geschichte hinwies, hat eigentlich nur der vor einigen Jahren verstorbene Nitzsch umfassendes Verständniß und einen ausgeprägten Sinn für die wirthschaftliche Seite des historischen Lebens bewiesen: seine sämmtlichen Werke sind eigentlich ebenso wie die von Knies von diesem Grundgedanken getragen; dagegen läßt sich sonst im Allgemeinen eine Einwirkung der Kniesschen Ideen nur bei dessen speciellen Fachgenossen nachweisen, die, in erster Linie durch sie angeregt, der Wirthschaftsgeschichte seitdem in steigendem Maße ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Wir erinnern hier nur an Inama-Sterneggs vortreffliches Werk über deutsche Wirthschaftsgeschichte. Erst wenn die Anschauungen des Kniesschen Werkes ebenso zum Gemeingut der Historiker geworden sein werden, wie sie es bei den Nationalökonomen geworden sind, wird sich die ganze Tragweite dieses Werkes vollauf ermessen lassen. Möge die zweite Auflage*) das in vollem Maße erreichen, was der ersten noch nicht genug beschieden war.

Richard Wagners Lebensbericht.

Man mag darüber streiten, ob die Herausgabe des Originals von Wagners Lebensskizze, die in englischer Uebersetzung unter dem Titel: The work and mission of my life 1879 in der North-American-Review erschien, einem allgemeinen Bedürfniß entspricht. Die kleine Schrift, bei Edwin Schlömp in Leipzig erschienen, enthält nichts, was Wagner nicht schon mehrfach anderweitig erzählt und verkündet hätte. Zudem war sie von Anfang an nur für Amerika berechnet. Wer daran zweifelt, der lese die schmeichelhafte Lobpreisung der großen amerikanischen Nation auf Kosten des deutschen Philisters, der doch mit seinem Gelde Wagner ganz anders unterstützt hat, als der Yankee. Wagner schreibt eben hier nicht für Deutsche, sondern lediglich um Amerikanern sein Wollen und Schaffen kurz zu erklären und für seine Bühne zu interessiren. Es ist ein Prospect für sein Bayreuther Unternehmen, eine Einladung zum — Abonnement auf die Patronatsscheine. Dabei hat diese Abhandlung, wie es sich für ein echtes schriftstellerisches Erzeugniß des streitbaren Componisten schickt, einen scharf tendenziösen Charakter, der oft unangenehm wirkt. Freilich hat uns der Meister an die Schimpfereien auf Meyerbeer, die Kapellmeister und die Juden schon ebenso sehr gewöhnt, wie an seine wortreiche, überschwängliche Anpreisung seines Ideals. Von einem Propheten muß man sich eine rücksichtslose Parteinahme schon gefallen lassen. Man freut sich des Interessanten, dessen auch diese Schrift Manches enthält, und überschlägt das Ungerechte und Schiefe oder sucht es aus dem Gesichtswinkel des Verfassers heraus zu entschuldigen und zu begreifen. Wir finden doch manche treffende Urtheile und immer große Gesichtspunkte. Wie schön ist seine Begeisterung für Beethoven und für die „geisterhaft kränkliche" Persönlichkeit Webers! Mendelssohn wird ein schönes, feinsinniges, specifisches Talent für musikalische Landschaftsmalerei genannt und Robert Schumann daneben ein ernster angelegtes, stillgrübelndes deutsches Talent, der sinnige Componist kleiner, geistig anmuthiger, gemüthvoll träumerischer Klavierstücke und Lieder, der deutsche Genremaler gleichsam neben jenem kosmopolitischen Landschaftsmaler. Wagners Darstellung seiner Entwicklung, seiner Persönlichkeit und seiner Stellung zu den Zeitgenossen hat große, imponirende Züge. Nach einer

*) Dieselbe, 1883 bei Schwetzschke und Sohn erschienen, unterscheidet sich im eigentlichen Texte wenig von der ersten, wie das bei einem so einheitlichen Werke nicht wohl anders sein konnte; dagegen bringt sie am Schlusse der einzelnen Abschnitte eine Reihe selbständiger und neuer Zusätze, in denen sich der Verfasser mit den seit dem Erscheinen der ersten Auflage auf diesem Gebiete zu Tage getretenen Resultaten Anderer auseinandersetzt.

beredten Schilderung der unzerstörbaren idealen und internationalen Macht des deutschen Geistes führt uns Wagner in seine Leipziger Zeit zurück, wo Beethovens Symphonien ihm eine neue Welt aufschlossen und seiner jugendlichen Vorstellung Tonverhältnisse und Bewegungen sich wie gespenstig-lebendige Wesen zeigten, die sich in den aufregendsten Phantasmagorien ganz persönlich fühlbar machten. Und dies gerade zu einer Zeit, als der internationale Weltgeist in Politik, Literatur und Musik zu siegen schien. Heine und Börne, bezeichnender Weise nicht von deutscher Nationalität, sondern jenem Volke der Vermittler entstammend, dessen Einfluß von nun an mehr und mehr über Deutschland seine thatsächlich internationale Gewalt gewinnen sollte, tilgten die Romantik mit revolutionärer Kritik spöttelnd aus und riefen das junge Deutschland hervor; in der Musik beherrschte ein „eigenthümlich begabter" Sohn jener „vermittelnden Nationalität", Meyerbeer, mit seiner historischen Oper das Theater, und im öffentlichen Leben äußerten sich die Wirkungen der Pariser Julirevolution in Studentenkravallen und Arbeiterunruhen. Am wenigsten hat die literarische Revolution auf Wagner eingewirkt, obwohl er, wie wir jetzt erfahren, die neu herausgegebenen Schriften Heinses, des Vertreters eines schrankenlosen ästhetischen Sensualismus, gierig verschlang und sich sogar mit Laube und anderen Vertretern der neuen Schule verband. Um so tiefer war die musikalische Beeinflussung, welcher der jugendliche Studiosus musicae unterlag. Mag er auch noch so laut gegen die unkünstlerische Rohheit und Frivolität Meyerbeers eifern, so ist sie ihm doch im Grunde sympathischer, als die Richtung von Mendelssohn, auch einem von der „überall bei der Hand seienden reichbegabten Vermittlerschaft", der die Musik in den Salon rettete, „als welcher ihm auch der Concertsaal und gelegentlich sogar die Kirche galt". Der mit einem starken theatralischen Instinct begabte Wagner fühlte sich mehr von der neufranzösischen Kunst angezogen, die mit dramatisch-musikalischen Effecten „die baare Langweile und die künstlerische Leere übertönte". Ja, er schrieb sogar ein Werk im Stile der historischen Oper und reiste in den Mittelpunkt dieser neuen Bewegung, um da sein Glück zu versuchen. Es ist nicht uninteressant, wie Wagner diesen Widerspruch zu lösen und zu erklären sucht. Nach seiner Meinung hatte nämlich auch die ernste Musik der Mendelssohn-Schumannschen Richtung ihr Bedenkliches. „Es spann sich der deutsche Geist in eine künstlerische Träumerei oder auch nur formelle Kunstliebhaberei ein, indem er, der den großen lebendigen Zusammenhang mit der nationalen Vergangenheit verloren hatte, nun auf eigene Hand „Kunst" für den „Kunstfreund" und „Kenner" zu produciren unternahm. Nicht dahin konnte ich mich jemals gezogen fühlen; die roheste Wirklichkeit einer irgendwie lebendigen Kraft mußte mir verlockender und mehr versprechend erscheinen." Immerhin gesteht Wagner, daß er den Mangel jeder idealen Tendenz der Meyerbeerschen Oper damals noch nicht als den Mangel des ganzen Genres, sondern des einzelnen Künstlers begriff. So entstand „Rienzi", und so kam Wagner nach Paris, wo ihm bekanntlich die Augen über sein Opfer aufgingen und der „ideale Trieb" in ihm erwachte, der ihn später der Heimath und die Heimath ihm wiedergab.

Weniger befriedigend sind Wagners Selbstbekenntnisse über sein Verhältniß zur politischen Zeitströmung. Keine Frage, der musikalische Reformer war auch in der Politik erst Revolutionär. Der niedergehaltene Ehrgeiz des verkannten Musikers rief den unzufriedenen Politiker, den socialen Neuerer hervor. In dem zu Paris verlachten petit musicien allemand, in dem vielfach angefeindeten Kapellmeister der Dresdener Hofoper vollzog sich der Bruch mit den Traditionen der überlieferten Oper und der herrschenden Kunstzustände, und so bekundete er offen auch auf politischem Felde sein „Interesse an dem ersehnten Wandel der bestehenden, wesentlich widerwärtigen Hemmungen für die Entwicklung einer reinen, freien, schönen Menschlichkeit", — ein „Interesse", das ihn bekanntlich nöthigte, als Flüchtling das Exil aufzusuchen. Interessant ist es, wie er selbst die Stellung des Künstlers zur Politik charakterisirt und dadurch beweist, daß er zum praktischen Politiker nicht berufen war.

In der Geschichte hatte mich von jeher nur der Trieb des Menschlichen in seiner Empörung gegen einen hemmenden, zum Unrecht gewordenen historisch-juristischen Formalismus angezogen und begeistert. In dem Siege einer politischen Partei über die andere konnte ich keinen Sieg der natürlichen Menschheit über große historische Civilisationsgewalten erkennen, deren Herrschaft dem reinen Menschen die Freiheit seiner edelsten Bewegung benahm. — Das geschichtliche Gewand bedeutet für uns etwas Fremdes, das den Menschen vom Menschen scheidet. — Wie die Revolution, welche in der Welt der Politik zum Ausdruck gekommen war, nicht dem Begriffe der großen Menschheitsrevolution entsprach, von der allein sich die innere Umwandlung der herrschenden Cultur und die Wiedergeburt einer reinen, großen, allgemeinen Kunst erwarten läßt, so auch entsprach der Begriff der Kunst, der innerhalb dieser Welt vor und nach der Revolution der herrschende und alleinverstandene war, nicht jenem idealen Begriffe, der dem Künstler als Ideal vorschwebte und der eben nur im engsten Zusammenhange mit dem Begriffe einer ganzen Volkscultur zu denken war. — Die große Menschheitsrevolution allein könnte den freien und einigen Menschen ermöglichen; in ihrem Sinne allein wäre die revolutionäre Bewegung auch für die wahre Kunst von heilsamer Wirkung gewesen.

Wir wissen, daß Wagner bald aufhörte, seinen „reinen Menschen" durch gewaltsame Revolutionen erzielen zu wollen. Sobald der Musiker in immer weiteren Kreisen Anerkennung fand, war es auch mit seinem Demokratenthum zu Ende, und an dessen Stelle trat der ideale Gedanke einer innerlichen Regeneration des Menschenwesens, welche über alle ihr fremden Revolutionen hinaus die höchsten Güter der Menschheit in Religion und (Wagnerscher) Kunst zu retten berufen sei. Gewiß wirkte die durchaus berechtigte Dankbarkeit gegenüber seinem Schirmherrn, dem König von Bayern, ohne dessen Beistand Wagner sein Lebenswerk nimmermehr hätte vollenden können, ganz erheblich bei seiner Wandlung in einen Anhänger des monarchischen Princips mit, und auch in vorliegender Schrift wird Wagner nicht müde, die „reinste Treue" und „echtdeutsche Liebe" des Volkes zu seinen Fürsten und Führern als ein bedeutsames Moment deutscher Cultur zu preisen.

Nach der künstlerisch überaus fruchtbaren Periode des Schweizer Exils und einer neuen Pariser Enttäuschung (Tannhäuser) wandte der Heimgekehrte seine phänomenale Energie der Verwirklichung seiner künstlerischen Absichten zu. Sein ganzes Streben galt dem Theater, denn erst „auf dem Theater kann die nationale Kunst wahrhaft volksthümlich werden, und erst wenn dem Theater sein allmächtiger Antheil an der volksthümlichen Blüthe und Wirksamkeit der Kunst gewährt worden ist, kann diese Kunst auch in all ihren einzelnen Zweigen ebenfalls zum vollständigen freien nationalen Leben gelangen. Das wirklich lebensvolle nationale Theater, auf die Höhe der idealen Kunst erhoben, ist der wahre reine und starke Lebensquell für alle Kunst eines Volkes und ebensosehr der vollkommenste Ausdruck seiner Cultur." Aus dieser Zeit der Kämpfe, worin er den eigenthümlichen Fluch der Machtlosigkeit des deutschen Künstlers empfand, „dessen Streben einzig als persönlicher Ehrgeiz begriffen ward", klingt die bittere Klage nach: „Jene echtdeutsche Fähigkeit, die Kunst, allein um ihrer selbst willen zu wirken, und das künstlerische Verlangen, dieser Fähigkeit auch eine Wirksamkeit nach außen zu ermöglichen, wodurch die ideale Bedeutung derselben, wahrhaft erst über alles Persönliche hinausgehoben, zum allgemeinen Wohle der verwahrlosten öffentlichen Kunstzustände verwerthet werden könnte, — wie sollte sie je ihre heilsame Befriedigung finden, ohne die Hülfe der Macht, da, wo alles wahrhaft Freie, Schöne und Edle, alles über den Nutzen des Staates, des Handels und der Industrie sich Erhebende für sich allein so machtlos erschien, wie im deutschen Vaterlande?" Und neben der Hülfe einer königlichen Macht fand Wagner auch einen Freund, Liszt, und eine stets größere Schaar begeisterter Anhänger. Nunmehr verließ der Unstern endgültig den „Meister", um einer günstigen Fee Platz zu machen, wie sie vor und neben ihm noch keinem deutschen Künstler gelächelt hat. Wohl verbitterten ihm die Anfeindungen eines großen Theils der Presse und finanzielle Schwierigkeiten noch manchen Tag, aber seine Idee „einer großen künstlerischen Institution zur Ausbildung und Erhaltung eines edlen nationalen Kunststils" nach

seinem Sinne verwirklichte sich, sein „idealer Theaterbau" wuchs stolz in dem stillen Bayreuth empor und bot eine „wahrhaft stilgemäß ausgebildete Darstellung" seiner Werke. Der anonyme Herausgeber des Lebensberichtes behauptet sogar, der Tod habe durchaus keine neuen künstlerischen Absichten Wagners vereitelt. Es sei dem Dichter-Componisten nicht eingefallen, einen „Buddha" componiren zu wollen, denn jener indische Stoff habe ja im „Parsifal" eine Ausführung im Sinne des uns näheren und höheren christlichen Gedankens erhalten. „Parsifal" sei als Gipfel- und Schlußpunkt seiner geistig-künstlerischen Entwicklung geschaffen. Der Tod hätte also in diesem Falle wohl einen reichen Besitz, aber nicht noch schönere Hoffnungen begraben. Aber, fragen wir, wie verhält es sich denn mit der stilgemäßen Kunstschule, die Wagner, nach meiner bescheidenen Meinung, keineswegs mehr verwirklicht hat? O es ist Alles in schönster Ordnung, versichert der Herausgeber. Sind nicht die Bayreuther Festspiele da? Nicht der Stipendienfonds zur Ermöglichung des Festspielbesuches für Minderbemittelte? Nicht die hochherzige Spende eines Ungenannten zum Ankaufe von Freikarten für die akademische Jugend? Nicht die günstigen finanziellen Resultate der Festspiele von 1883, 1884? Lebt nicht die künstlerische Tradition des Meisters in seinen Interpreten und Maschinisten fort? Walten nicht in Bayreuth Wagners bewährteste Schüler, „z. B. Fritz Brandt, der außerordentlich begabte Bühnentechniker, und Anton Fuchs, der vortreffliche Regisseur" (S. 97)? Haben wir nicht noch Franz Liszt? Und Hans von Wolzogen und die Bayreuther Blätter, Emerich Kastner und seine Monatsschrift, Edmund von Hagen und andere Fürtrefflichkeiten? Und daran knüpft der Herausgeber eine kleine Reclame für die Bayreuther Blätter und eine große für Bayreuth mit giftigen Ausfällen auf den sogenannten bösen Zeitgeist, der nichts von Wagners unverfälschten Kunstidealen wissen wolle. Dann schüttelt er den Klingebeutel und enthüllt damit den einzigen Zweck der Herausgabe dieses veralteten Aufsatzes. Und am Ende werden in hochtönenden Worten alle die „Helden, Weisen, Meister, Befreier von Armin dem Cherusker an aufgeboten, um Wagner zu huldigen, und sogar aus den „Gefilden der (!) hohen Ahnen" (S. 101) ein „erhabener deutscher Olympier" citirt, um seinem „jüngsten Nachfolger die Bruderhand zu reichen und ihn nochmals aus den Gefilden der hohen Ahnen" (S. 103) herab laut und hoffnungsfreudig, im neuerweckten Vertrauen auf den deutschen Geist zu begrüßen mit seinem guten, starken deutschen Dichterwort:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, zu schwanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laßt uns sagen, und so es behaupten!"

Ich weiß wahrlich nicht, ob Goethe bei diesen, übrigens unter uns und mit allem schuldigen Respect, nicht besonders gut gerathenen Versen den „Bayreuther Tempelherrn" und seine Bühne geahnt hat, aber der Herausgeber versichert es ja ganz bestimmt, und er muß es wohl wissen. Jedenfalls weiß ich ein anderes Citat, das sich in Goethes Correspondenz*) findet und ohne erzwungene Deutung auf alle Diejenigen anzuwenden ist, denen unsere Bühnen nicht genügen: „Es hat mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll."

Nun freilich, Bayreuth ist da. Es kommt alle Jahre einmal oder vielmehr: wir sollen zu ihm kommen. Es hat sein Publicum: zum größten Theile wohlhabende Durchreisende und eine kleine Schaar ernstlich lernender Besucher. Wo ist das Volk, die ganze Nation, die Wagner einlud? Und wie lange wird es dauern und das Stammpublicum der oberen Zehntausend wird nicht mehr an die Echtheit der Bayreuther Tradition glauben und den beschwerlichen Weg zu dem schlecht gelegenen Philisterstädchen par excellence verlernen! Früher oder später wird Bayreuth doch mit einem besseren Platze vertauscht werden müssen; aber auch dann, mag man nun Leipzig, Berlin oder das centrale und ideale Weimar wählen, wird sich die Nothwendigkeit aufdrängen, „Parsifal" an unsere profanen Theater abzugeben. Das lebendige Theater und meinetwegen der vom Herausgeber verpönte Zeitgeist fordern ihr Recht, und es ist besser, wenn die Wagnerianer dies lieber früher als später einsehen, denn wer möchte und könnte mit Bestimmtheit ein steigendes Interesse für die Musik der Zukunft voraussagen, die freilich gegenwärtig, wenigstens bei uns, die Musik der Gegenwart zu werden scheint.

Nur Wagner zweifelt nicht an der Herrlichkeit und dem endlichen universellen Siege seines Ideals. Dieser Lebensbericht spricht dafür. Er war auch trotz aller Kämpfe ein glücklicher Mensch, der sein Schaffen und Denken, Wollen und Erreichen zu einem harmonischen Abschluß gebracht hat. Man braucht nicht des Herausgebers Meinung zu theilen, daß Wagner auch als Dichter und Philosoph bedeutend war, und kann es sogar bedauern, daß er über andere Gebiete (Vegetarismus, Vivisection u. s. w.) höchst sonderbar orakelte, aber die Eigenart seiner Kunst und die Einheit seiner Weltanschauung, seinen Traum von einer Idealcultur des Allgemein-Menschlichen wird man darum doch bewundern können. Daher wird auch Derjenige, der das Heil der deutschen Musik lieber von Mozart oder Beethoven erwartet, doch Wagners schönen Schlußworten über die musikalische Weltsprache volle Zustimmung geben. „Die große deutsche Musik bildet heute schon ein ideales Band der Völker auch über die Meere hinweg. Daß sie allein die wahrhaft natürliche und lebendige „Weltsprache" werden könne, dafür haben unsere großen Meister durch ihre von allen Nationen bewunderten erhabenen Werke auf das Herrlichste gesorgt." Den Nachsatz aber, daß die sichtbarliche Offenbarung ihres Geistes in dem aus ihm entwickelten allgemein menschlichen Wagnerschen Drama enthalten sei und unterstützt werden müsse, „damit die internationale Wirkung des deutschen Geistes auf die seiner ewig bedürftig bleibende Welt nicht eine verfälschte und daher bedeutungslose, sondern eine wirkliche echte, edle, kraftvolle und daher im höchsten Grade heilsame und beglückende werde" — diesen langen Nachsatz zu unterschreiben, wird nicht Jedermanns Sache sein. Auch nicht die der Amerikaner, auf deren verstocktes Gemüth Wagners Lebensbericht allem Anschein nach ohne jede nachhaltige Wirkung geblieben ist.

Theophil Zolling.

*) Hoffmanns von Fallersleben Findlinge I, 179.

R. W. Emerson und der Socialismus.

Von E. Schläger.

Auch Neu-England hat seine literarische Sturm- und Drangperiode gehabt. Sie währte von etwa 1820 bis in die Mitte der vierziger Jahre. Wenn dieselbe auch in der Hauptsache den Stempel der geistigen Neuentwicklung an sich trägt, welche die Namen Goethe, Kant, Hegel, Carlyle für Europa bedeuten, so unterscheidet sie sich doch von ihrer deutschen Vorgängerin durch die Ausdehnung des Kampfes zwischen siegesgewissen Neuerern und dem erstarrten Bestehenden auf alle Gebiete des Lebens. Es war als ob ein Riß sich überall bildete. Kirche, Staat und Gesellschaft wurden in Frage gestellt, und in allen dreien erfolgten Spaltungen, denen die geistigen und sittlichen Elemente im Norden eine Bereicherung und Vertiefung verdankten, ohne welche die Ueberwindung der großen Kriegs- und Prüfungsjahre (1861—65) nicht möglich gewesen wäre. Von besonderem Interesse sind noch jetzt die Anfangs der vierziger Jahre in West-Roxbury bei Boston sowie an anderen Orten gemachten Versuche socialistischer Colonien oder eines Zusammenlebens auf socialistischer Grundlage. Durch die aus dem Nachlaß Emersons vor kurzem veröffentlichten „geschichtlichen Notizen über Leben und Literatur in Neu-England" wird uns die Auffassung und Beurtheilung einer Erscheinung wesentlich erleichtert, welche bei den Zeitgenossen zwar großes Aufsehen erregte, ohne jedoch in ihren eigentlichen Ursachen und ihrer höheren Bedeutung begriffen zu werden. Als die 80 bis 90 Mitglieder zählende Colonie nach sechs- oder siebenjährigem Bestande finanziell in die Brüche

ging, fehlte dem Schaden auch der Spott nicht. Nathaniel Hawthorne, der selbst eine Zeit lang den Segen der Vereinigung von Kopf- und Handarbeit auf der Brook-Farm über sich hatte ergehen lassen, überlieferte den Niederschlag seiner Erfahrungen in seinem Blithedale-Roman in der Form carikirender Uebertreibung. Emerson erklärt die Erzählung oder Dichtung für eines Schriftstellers vom Range Hawthornes geradezu unwürdig und die darin enthaltenen Wirklichkeitszüge sind nur mit Mühe aus ihrer lächerlichen Hülle herauszulösen. Auch Emerson, welcher die einzelnen Stufen des Experimentes mit genauer Aufmerksamkeit beobachtete, gibt uns kein ins Einzelne gehendes Bild derselben. Er charakterisirt das Zusammensein der nach neuem Lebenswein durstigen, meistens jungen Seelen als eine Art Verwirklichung des anarchistischen Ideals. Es gab keine gebietende Autorität, kein tägliches Programm der von Jedem zu leistenden Arbeit. Es war ein Orchester ohne Dirigent, von dessen Mitgliedern man aus freien Stücken das Zusammenwirken zu schönem Zusammenspiel erwarten zu können glaubte oder hoffte. Daß die Harmonie dieser Lebensvirtuosen die erwähnte Anzahl von Jahren trotzdem anhielt, spricht für die Vortrefflichkeit ihres Materials. In der That befanden sich Männer darunter, welche nach ihrer Rückkehr in die schlechte alte Gesellschaft sich um die Hebung und Verbesserung derselben große Verdienste erwarben. So George W. Curtiß, der jetzige Redacteur der Harper'schen Wochenschrift und Führer der Reformrepublikaner des Staates New-York, Charles Dana, lange Zeit bei der N.-Y. Tribune und jetzt Herausgeber der täglichen N.-Y. Sun; Dwight, bekannt als der Gründer der ersten und besten Musikzeitung in Boston und Andere. Margaret Fuller, die englische Schriftstellerin und magnetische Conversationistin, schlug häufig und Monate lang ihren Wohnsitz unter den wechselnden Gruppen der Brook-Farm auf, während Theodor Parker, Emerson, Channing und andere Führer der kritischen Sturmcohorten durch regelmäßige Besuche ihr Interesse an der Entfaltung der neuen Lebenskunstblüthe bethätigten. Man ersieht schon aus diesen Namen, daß wir es auf der Brook-Farm nicht mit einem Socialismus zu thun haben, welcher die Kur des Massenproletariats sich zum Ziele setzt, daß es sich überhaupt nicht in erster Linie um Abstellung materieller Noth für die Betheiligten handelte. Es war vielmehr eine geistige und seelische Noth, es war der Drang der Empörung gegen die unerträglich gewordene Routine und Lüge der Gesellschaft, die Sehnsucht nach einem reicheren, innigeren, auf Wahrheit beruhenden Verkehre, welche so bedeutende und zugleich so verschieden geartete Persönlichkeiten zu dem Unternehmen heranzog. Man hoffte eine neue Atlantis, eine neue Insel der Seligen zu erschaffen, und man ging mit einem Ernst an die Arbeit, welcher an die Zeiten Cromwells erinnerte. Wenn die Puritaner des 17. Jahrhunderts den Staat nach ihrem religiös-politischen Ideale zum Staunen der Welt wirklich umgewandelt hatten, so wollten ihre amerikanischen Nachkommen das neue innere Gesetz zur bestimmenden Macht des äußeren Lebens erheben. Indem sie sich zu dem Ende aus der Gesellschaft in die Einsamkeit zurückzogen, sich ihr gegenüber ebenso gleichgültig wie selbstständig verhielten, nahm ihre Vereinigung den Charakter einer poetisch-philosophischen Verbindung von Lebenskünstlern an, für welche die sonst bei socialistischen Systemen den Hauptpunkt bildende „Organisation der Arbeit" nur in zweiter oder dritter Linie in Betracht kam. Natürlich sollte Jeder mit auf dem Felde arbeiten unter der Leitung eines wirklichen Landwirthes und die verschiedenen Zweige der Farmarbeit wurden sogar aus Herren und Damen sorgfältig zusammengesetzten Ausschüssen zum Betriebe und zur Controle anheimgegeben. Aber es stellte sich bald heraus, daß die blos theoretische Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit, körperliche Thätigkeit mit der geistigen zu verbinden, bei den neuen Dilettanten der ersteren kein zuverlässiges und stetig antreibendes Motiv abgab, und daß die Hauptarbeit im Felde schließlich Sache jener Wenigen blieb, bei welcher die langjährige Uebung das, was man Gewissenhaftigkeit nennt, zur Eigenschaft des Charakters gemacht hatte. „Die guten Leute," schreibt Emerson, „sind ebenso schlecht wie die Taugenichtse, wenn man stetige Leistungen von ihnen verlangt; das Gewissen der Gewissenhaften hat nur wenig Silberblicke und viel taubes Gestein, und Leute, die in gewissen Beziehungen es sehr genau nehmen, üben in anderen eine sehr auffallende Nachsicht." Nur wenn es sich um Frondiren des Bestehenden handelte, war diese Klasse zur Vergießung ihres Schweißes bereit. „Da ist," bemerkte Ripley gegen Theodor Parker, „Ihr ausgezeichneter Freund — er würde den ganzen Sonntag die Maisstauden behacken, wenn ich es zuließe, aber der ganze Staat Massachusetts könnte ihn am Montag nicht dazu bewegen." Es fehlte auch sonst nicht an komischen Zügen „in diesem Paradiese von Schäfern und Schäferinnen." In jedem Zimmer stand z. B. ein Ofen, in welchem Jeder soviel Holz verbrennen konnte, als er wollte, nur mußte er oder sie es selbst gesägt haben. Einmal hatten die Damen sich am Waschtage erkältet. Sofort wurde beschlossen, daß die Herren das Zeug auswringen und im Freien aufhängen sollten. Beim Tanz des Abends geschah es dann oft, daß den Herren eine Menge Wäscheklammern aus den Taschen fiel. In geistiger Hinsicht waren die Ergebnisse bedeutender. Junge Männer und Mädchen, welche bis dahin nie einer feineren Gesellschaft und höheren Conversation theilhaftig geworden waren, gruppirten sich andächtig um die natürlichen Sonnen einer Fuller, eines Curtiß und Anderer. Die in der Colonie errichtete Schule wurde auch von Außen stark beschickt und in manchen Fällen gaben sich die Eltern der Kinder sammt diesen auf der Farm in Pension. Ueber die erziehende Wirkung des Zusammenlebens sind die Stimmen der Mitglieder in späteren Jahren einig. Der stete Verkehr mußte schon an und für sich etwas Anziehendes und Bildendes haben in einer Bevölkerung, in welcher nähere Bekanntschaften nicht leicht und Freundschaften noch schwieriger sich schließen. Es war eine hohe Schule des Charakters und namentlich des freien und doch respectvollen Umganges zwischen jungen Personen beiderlei Geschlechts. Die Kunst des Briefschreibens wurde außerordentlich gepflegt. Nicht nur von Haus zu Haus, sondern von Zimmer zu Zimmer flogen beständig schriftliche Mittheilungen. Ausflüge in den nahen Wald, Maskeraden im Shakespeare'schen Genre, Tanz im Freien und zu Hause, und stets neue und anregende Besucher gaben dem Leben einen festlichen Anstrich und reiche Abwechslung. „Es war ein ewiger Piknik, eine französische Revolution im Kleinen, ein Zeitalter der Vernunft in einer Küchenpfanne."

Im Jahre 1844 (nach etwa dreijährigem Bestande) beschloß die Gesellschaft sich nach Fouriers System einzurichten, welches der begabte Anhänger Albert Brisbane von New-York auch in Boston gepredigt hatte. Ein großes Gebäude zur Aufnahme eines Phalansters wurde auch wirklich aufgeführt, brannte jedoch ab, ehe es bezogen werden konnte.

1845 wurden von fast allen Mitgliedern Swedenborgs Werke sehr eifrig studirt, ein weiterer Beweis, daß tiefinnerliche Bedürfnisse, die Sehnsucht, in sich selbst einen neuen und festen Halt zu gewinnen, das Hauptziel und die Hauptsorge bildeten. Die Absonderung von der Welt wurzelte im Grunde in der Voraussetzung, daß man nur in der Freiheit von den Störungen des gemeinen Lebens sich selbst wiederfinden könne. Wenn man erfährt, daß die große Mehrzahl der Mitglieder zu Emerson's Freunden und Anhängern gehörten, erscheint diese Verinnerlichung natürlich. Und ist nicht schließlich der Socialismus bei seinem ersten Auftreten als Fourierismus und Cabetismus ein Seitenstück zu den Klöstern der ersten Jahrhunderte, in welche sich diejenigen zurückzogen, welche den Kampf mit der Welt und dem Leben aufgaben, welche die Welt mit dem Sauerteige ihrer besseren Qualität zu durchsäuern erfolglos geblieben waren? Der Socialismus im Großen, in seiner weltgeschichtlichen Gestalt als Kampf der „Enterbten" um einen größeren Antheil an den von ihnen erzeugten Gütern, fällt bis dahin immer mit einer gewissen Erschlaffung des ganzen nationalen Körpers, mit einem Nachlasse der nationalen Triebkräfte zusammen. Dies bemerkt auch Emerson von dem kleinen Versuch der Brook-Farm. Er findet, daß die Candidaten für derartige Gemeinschaften sich vor-

zugsweise, wenn nicht ausschließlich, aus Leuten rekrutiren, welche die Probe der unabhängigen Existenz nicht bestanden, oder das Ziel ihres Ehrgeizes nicht erreicht haben. Es sind die Schiffbrüchigen, welche im Socialismus den rettenden Hafen zu finden glauben. Während Emerson die dem System Fouriers zu Grunde liegende Hoffnung und Forderung eines menschenwürdigen Daseins für Alle lobt und billigt, kann er in dem Mechanismus, durch welchen das körperliche und geistige Wohlsein gleichsam von Außen her der Menschheit octroyirt werden soll, das rechte Mittel dazu nicht entdecken. Er findet, daß Fourier nur eine Thatsache außer Acht gelassen habe, aber die hauptsächliche und entscheidende, nämlich das Leben selbst. Das Leben des Einzelnen, die Individualität, ist kein in jede beliebige Form zu gießendes Ding, sondern sie trägt das Gesetz ihrer Entwicklung in sich. Die Reform der Gesellschaft muß beim Einzelnen anfangen. „Jede Reform war einmal eine Privatmeinung (Meinung eines Einzelnen); und wieder zu einer Privatmeinung (d. h. in allen Einzelnen) geworden, wird sie das Problem des Zeitalters lösen." Es ist kein Zusammenwirken, keine Harmonie in Zweien möglich, wenn in dem Einen selbst keine Harmonie herrscht, wenn das Individuum nicht individuell, sondern zwiespältig ist, wenn seine Gedanken nach einer Richtung gehen, und seine Handlungen nach einer anderen.

Emerson erklärt sich gegen die Tendenz, Alles und Alle auf ein und dasselbe Niveau herabzudrücken. „Löffel und Geschirr kann man ineinander stecken, so daß keins vom anderen zu unterscheiden ist, aber Vasen und Statuen verlangen jede ein besonderes Fußgestell für sich." Der Individualismus bildet das Wesen des Menschen; ihn unterdrücken, hieße die allein werthvolle Entwicklung des Einzelnen erschweren, wenn nicht ganz verhindern. Der Anglosachse, zumal mit seinem Ideal und seiner Gewohnheit der Abgeschlossenheit des heimischen Herdes, erträgt keinen Augenblick die Vorstellung eines Gemeinschaftlebens, in welchem die Heiligkeit und Geheimheit der Familie unmöglich wäre, in dessen Kasernen die unendlichen Corridore ebenso viele Klatsch- und Beobachtungskanäle abgeben würden. Der neuere wissenschaftliche Socialismus hat denn auch die Unzerstörbarkeit des Individualismus insoweit wenigstens wieder anerkannt, daß er die Gestaltung des Einzellebens dem Einzelnen überläßt und sich auf die Forderung der Benutzung der Arbeitsinstrumente, der Maschinen, des Grund und Bodens im allgemeinen Interesse beschränkt. Während somit die Frage: Wie können für Alle die Mittel zum menschenwürdigen Dasein beschafft werden? in Europa in die erste Linie getreten ist, erscheint die andere und zuletzt weit wichtigere und schwierigere über den Zweck und Inhalt des Lebens selbst zurückgedrängt. Der Satz: Wir essen, um zu leben, läuft Gefahr, in das sonst stets verneinte Gegentheil verkehrt zu werden, und das Essen, das Genießen das Hauptziel, der Hauptinhalt des Daseins, alles Ringens und Arbeitens sein zu sollen.

Dieser Richtung, das Leben zu mechanisiren, den Einzelnen nur als Glied und Theil einer unterschiedslosen Masse zu betrachten, setzt Emerson die ewigen Rechte des Einzelnen, des Individualismus entgegen. Und zwar eines Individualismus, welcher sein Ziel nicht in der Arbeit für sich allein erblickt, sondern in der thätigen Förderung der Gemeinschaft. „Das Glück des Einen kann nicht bestehen mit oder bei dem Elend des Anderen. Niemand ist vollendet, so lange noch Jemand unvollendet ist. Das Wohl des Einen ist nicht vorhanden, so lange noch das Weh irgend eines Anderen besteht." Aber der Versuch der Brook-Farm ist schließlich nicht ohne Nutzen. Wenn man die sociale Frage auch definiren kann als die Kunst der Menschen, mit einander fertig zu werden, im Umgange mit einander wohl zu fahren, so ist sie durch den jahrelangen Verkehr der Lösung insoweit näher gebracht worden, als die Gebildeten, die Kopfarbeiter die Leistungen der Handarbeiter in ihrer Nothwendigkeit und ihrem Werthe für Jeden klarer erkennen lernten, während andrerseits die Ungebildeten begierig an dem höheren geistigen Element theilnahmen und sich zu ihm erhoben, das ihnen zum ersten Mal auf dem Teller der Gleichberechtigung gereicht wurde. (Welche Lehre könnten daraus nicht unsere Herrschaften ziehen, die fortwährend über die Dienstboten als ihre „bezahlten Feinde" klagen, während die letzteren doch thatsächlich eine weit größere Geduld und Fähigkeit beweisen, mit ihrer Herrschaft „fertig zu werden", als umgekehrt!) Die Energie, welche die Sturm- und Drangperiode und ihre Brook-Farm-Schöpfung bezeichnet, ging daher so wenig verloren, wie irgend welche Aeußerung wirklicher Kraft. Der scheinbare Fehlschlag war schließlich kein wirklicher. In dem Ansturm zum Höchsten hatte der Charakter eine Stärke, die Fähigkeit eine Ausbildung erhalten, welche wie eine Aufspeicherung elektrischer Kraft nach Jahren noch hinreichte, um auf die Welt reformatorisch zu wirken. Die Zeiten des bewegten Sturmgeniethums endigen mit der Erhöhung des Durchschnittsniveaus für Alle. Sie sind für die betreffende Generation, was die Erhebungen der Gebirgszüge für die Erdoberfläche, und ebenso nothwendig und sicher wie diese.

Einiges über die Frauen und Frauenerziehung in Rußland.

Von M. Behrmann.

Je mehr historische Wandlungen und Metamorphosen einem Volke oder einer gewissen Klasse desselben zu bestehen beschieden war, desto mehr Interesse bietet dieses Volk dem Culturhistoriker, desto anziehender findet der letztere das Studium dieser Wandlungen und ihrer Folgen. Es ist daher leicht erklärlich, daß, seitdem man in der letzten Zeit angefangen hat, die Geschichte Rußlands etwas näher zu betrachten, seitdem die letzten politischen und socialen Ereignisse im großen Czarenreiche die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt haben, die Culturhistoriker Gründe und Ursachen der wunderbaren Zustände aufzufinden, die scheinbar willkürlichen, unbegründeten, sich mitunter widersprechenden Facta zu erklären versuchten. Die Geschichte eines Volkes handelt ja nicht nach Willkür, jedes historische Ereigniß ist eine Nothwendigkeit, durch verschiedene wiederum nothwendige Strömungen bedingt, und deshalb mußten ja auch in der Geschichte Rußlands gewisse Factoren dazu beigetragen haben, die jetzige sociale Lage so und nicht anders zu gestalten. Aber nur dem historischen Forscher steht es zu, diese Factoren und Wandlungen zu beschreiben und zu motiviren, mir sei es nur gestattet, einige Seiten der jetzigen Lage der Frauen in Rußland flüchtig zu skizziren. Das Kapitel über Frauen und Frauenerziehung gehört zu den interessantesten der Culturgeschichte Rußlands, weil fast in keinem einzigen der civilisirten Länder die Frau so viel eigenthümliche Wandlungen zu bestehen hatte und weil sie fast bei keinem Volke mit solchen Charaktereigenschaften ausgestattet erscheint, wie in Rußland.

Wenn die „Emancipationssucht" der russischen Frauen in der letzten Zeit so weit um sich gegriffen hat, wenn jedes Mädchen in Rußland jetzt „selbstständig" sein will, wenn diese Emancipation leider nicht selten in Lächerlichkeiten, Ueberspanntheit, ja Laster Ausdruck findet, so liegt der Grund dafür hauptsächlich in der traurigen Lage der russischen verheiratheten Frau einerseits, und in der jeder Pädagogik und gesundem Menschenverstand Hohn sprechender Erziehung der jungen russischen Frauenwelt andererseits.

In einigen Gegenden Rußlands ist es noch jetzt Sitte, daß die junge Frau am ersten Abende nach der Hochzeit ihrem Gemahl die Schuhe auszieht; dabei fällt aus einem Schuhe eine Silbermünze, aus dem andern eine zierliche Knute heraus. Mit der letzteren berührt der Gemahl die Schulter der vor ihm knieenden Frau. Der Sinn dieser symbolischen Handlung ist leicht faßlich: das Geld und die Knute ist die Macht, welche den Mann zum Herrn und Gebieter seiner Frau setzt, welche die Frau zur Magd, zur Dienerin ihres Mannes erniedrigt. Es muß zwar zugegeben werden, daß die Knute jetzt nicht mehr als conditio sine qua non eines glücklichen Ehelebens angesehen wird, aber

die russische Frau ist auch ohne Knute nicht viel besser daran: die physische Kraft des Mannes spielt noch jetzt sehr oft die dominirende Rolle.

Wir wollen von der hohen russischen Aristokratie absehen, wo das Familienleben — äußerlich wenigstens — meistentheils demjenigen der Aristokraten anderer Länder gleicht, und besehen wir uns dagegen das Familienleben des russischen mittleren, bürgerlichen Standes. Trostlose Bilder ziehen da vor uns vorüber! Der Mann, der nicht gerade immer eine Herzensbildung besitzt, ist Selbstherrscher und alleiniger Machthaber in der Familie, sein Wort ist Befehl, nur sein Wunsch allein ist maßgebend; er braust auf bei jedem kleinsten Widerspruch, jeder Einrede, und wohl oft mag ein ehrwürdiger russischer Kaufherr mit seiner Rechten die Wange seiner Frau Gemahlin — nicht gerade kosend — berühren!*) — Und wie traurig gestaltet sich erst die Lage der Frau, wenn ihr Gemahl kein Feind des Bacchus ist, was leider nur zu oft vorkommt. Die ganze Familie zittert dann vor seinem Nachhausekommen, denn vom strengen Herrn wird das angetrunkene Familienoberhaupt zum Alles verheerenden Tyrannen; die absurdesten Befehle müssen dann vollzogen werden und der allerkleinste Widerspruch wird schrecklich geahndet. Es ist gar nichts Seltenes, daß die zu Tode geängstigten Frau und Kinder Nachts an Thüren der Nachbarn pochen, um Einlaß und Schutz vor ihrem zum wahren Raubthier gewordenen Gemahl und Vater flehend.

Der geehrte Leser wird die Frage vorlegen, wie es denn möglich sei, unter solch einem tyrannischen Regime auszuhalten, warum die Frau bei einer solchen Behandlung ihren Mann nicht verlasse. Da kommen eben zwei Punkte in Betracht: erstens ist das Familienleben für eine russische Frau des mittleren Standes heilig und unantastbar, zweitens aber muß man nicht vergessen, daß dieser modus vivendi von Jahrhunderten sanctionirt ist. Schon in den ältesten russischen Volksliedern klagt das russische Mädchen darüber, daß es bald einem Manne zum Opfer fallen müsse, der „ihren zarten Körper schlagen" wird, der ihr „die welligen Zöpfe zerzausen" wird und dergleichen Liebkosungen mehr... Die russische Frau nimmt eben die unmenschliche Behandlung seitens ihres Mannes als ein nothwendiges Uebel auf; ihre Mutter und Großmutter hatten eine eben solche Behandlung auszustehen — und sie schickt sich in das Unvermeidliche.

Aber die letzten Jahrzehnte haben in Rußland Vieles umgewandelt: die junge russische Intelligenz fing an, die socialen Verhältnisse ihres Vaterlandes näher und eingehender zu betrachten, die Institutionen auf ihren Werth zu prüfen. Ein frischer, wohlthuender Wind wehte vom Auslande her, das Licht der Bildung ließ die abnormen politischen und socialen Zustände sehen — und die Geschichte Rußlands trat in eine neue Bahn: es begann die Sturm- und Drangperiode mit ihren hellen, lichten Seiten, aber auch mit ihren Ueberspannungen und üblen Folgen. Diese Sturm- und Drangperiode zeigte sich in allen Ständen und allen Klassen, und wenn sie für Rußland auch viel Segensreiches gebracht, hat sie aber auch viel Trauriges heraufbeschworen. Der verstorbene Alexander II. ging mit gutem Beispiele voran, die von ihm herrührende Aufhebung der Leibeigenschaft, das öffentliche Gerichtswesen, die Militärreformen — alle diese Thaten gehören zu den glänzendsten der Geschichte Rußlands. Der Terrorismus in Rußland andrerseits mit allen seinen schrecklichen Wirkungen ist auch eine Folge dieser Sturmperiode.

Es war vorauszusehen, daß auch die russische Frau dieser neuen Zeitströmung gegenüber nicht passiv bleiben würde, und so geschah es auch. Die russische Frau sah mit einem Male ein, daß sie absolut keine Rechte genieße, daß die Knechtung seitens ihres Mannes unwürdig sei, daß ein russisches Familienleben sie nicht befriedigen könne — und es trat wieder die alte und dabei ewig neue Frage in den Vordergrund: Was thun? wie sich ein freies, menschenwürdiges Dasein erwerben? — Vor Allem galt es selbstständig zu werden, um auch ohne Hülfe eines Mannes durch die Welt kommen zu können und mit ungestümer Freude ergriff sie die sich darbietende Gelegenheit: die ärztlichen, historisch-literarischen ꝛc. Curse für Frauen. Als Arzt, als Lehrerin mit akademischer Bildung würde sie ein freies und nützliches Leben führen können, ohne auf Eltern und Gemahl angewiesen zu sein. Alles strömte in die Frauencurse, die letzteren begannen die Zuhörerinnen nach Hunderten zu zählen, die Studentinnen waren fleißig und lernbegierig, Fachzeitschriften brachten tüchtige Abhandlungen aus der Feder dieser weiblichen Jünger der Wissenschaft, die nach und nach erfolgreich mit ihren männlichen Collegen zu concurriren anfingen. Jetzt zählen die höheren Frauencurse in Petersburg, Moskau und Kiew ihre Studentinnen bereits nach Tausenden.

Man hört leider jetzt sehr oft klagen über die Sittenlosigkeit dieser Studentinnen, was nach meiner Meinung nicht ganz richtig ist. Erstens ist es nur eine ganz geringe Zahl, die im Bezug auf Sittlichkeit etwas zu wünschen übrig läßt, und zweitens muß man nicht vergessen, daß jeder Umwälzung im socialen Leben unmittelbar immer ein — wenn auch nicht lange anhaltender — Zustand des Zuweitgehens folgt, das ist eben ein historisches und auch leicht erklärliches Gesetz. Es vergeht immer mehr oder weniger Zeit nach einer solchen Umwälzung, bis sich das normale Zustand des Gleichgewichts und der Ruhe einstellt. Ich muß nochmals betonen, daß die meisten Studentinnen fleißig und treu ihrem Berufe nachgehen, so daß z. B. die Studentinnen, die ich kennen gelernt habe, hinsichtlich ihres Fleißes und Charakters fast nichts zu wünschen übrig lassen.

Und wenn unter den Zuhörerinnen der höheren Frauencurse sich auch etwas leichtfertige Subjecte befinden, so kann man ganz dreist sagen, daß dieser Leichtsinn schon von der Gymnasialzeit herrührt, denn wenn es irgendwo Erziehungsanstalten gibt, wo der Geist verödet und der Charakter verdirbt, so sind es unstreitig die russischen „Mädchengymnasien". Ich stoße da auf einen wunden Punkt des russischen öffentlichen Erziehungswesens: die russischen Gymnasien. Die Erziehungsmethode in diesen Anstalten läßt sich in einigen Worten definiren: der Kopf des Zöglings wird mit allen möglichen Wissenschaften überbürdet, für die Ausbildung des Charakters, für die Einimpfung oder wenigstens Erhaltung guter Sitten wird absolut nichts gethan. Die Gymnasiastin ist in der Schule täglich 5—7 Stunden beschäftigt, die häuslichen Aufgaben für die Schule sind mitunter absolut nicht zu bestreiten, ohne einige Stunden der Nacht mit zu Hülfe zu nehmen. Und was solch ein Wesen im braunen Kleidchen und schwarzer Schürze — der Uniform der Gymnasiastinnen in Rußland — nicht Alles lernt! Russisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Physik, Mathematik, Geschichte, Chemie, Tanzen, Singen, Zeichnen — und Alles dabei nur höchst oberflächlich, nur für den Augenblick berechnet. Dabei herrscht im Gymnasium Spionage und Klatschen, gar nicht selten auf Befehl der Lehrer und Directricen selbst. So geschah es jüngst in Moskau, daß ein Schulmädchen streng bestraft wurde, weil es dem Befehle des Lehrers, den anderen Mädchen nachzuspioniren, nicht Folge leisten wollte. Der Vater dieses Mädchens, ein angesehener Moskauer Arzt, nahm selbstverständlich seine Tochter sogleich aus der Schule, nachdem er den Schulvorstand um Erklärung dieser aller Pädagogik widersprechenden Handlungsweise bat, ohne darauf eine stichhaltige Antwort zu bekommen. Nach einigen Tagen wurde dieser Fall in der Moskauer Zeitung publicirt, und wahrlich, viele um die richtige Erziehung ihrer Kinder besorgte Eltern werden dem Arzt für seine Veröffentlichung Dank wissen. An den Pranger mit solchen Lehrern und Schuldirectoren!

Aber auch die Eltern selbst tragen nicht wenig dazu bei,

*) Der russische Kaufmann ist überhaupt etwas ganz Anderes, als z. B. der deutsche: er gehört meistentheils zu der ungebildetsten und rohesten Klasse. Ich spreche nicht vom Großkaufmann: der ist von einem ausländischen vielleicht gar nicht zu unterscheiden. Ich meine nur die in Rußland sehr zahlreiche und von russischen Schriftstellern schon oft verspottete Klasse der Kleinkaufleute, die in Bezug auf Zügellosigkeit und Rohheit mitunter alle Grenzen übersteigen. So ist z. B. der Moskauer Kleinkaufmann — „samoskworetzki kupez" — einer der köstlichsten humoristischen Typen der russischen novellistischen sowie der dramatischen Literatur.

ihre Töchter leichtfertig zu machen. Mit welchem Vergnügen sehen sie es, wenn ihre Tochter mit 15 Jahren schon reif und „salonmäßig" ist! Während z. B. in Deutschland ein Dämchen von 14—15 Jahren noch der echte, rechte unschuldsvolle Backfisch ist, besucht die ebenso alte Russin auf Wunsch ihrer Eltern schon Bälle und Gesellschaften, tändelt mit lebenslustigen Herren, kokettirt da mit Einem, lächelt dort einen Andern an, betrachtet — mit der Welt noch nicht bekannt — die fadesten Redensarten der Herren als Liebesworte, Zudringlichkeit als ihr gezollte Aufmerksamkeit, und wenn sie mit vom Tanzen und Wein glänzenden Augen und erhitzten Wangen ihre Eltern aufsucht, sehen die letzteren ihre vielumworbene Tochter mit Stolz und Freude an: ihre Tochter ist als Weltdame sanctionirt.

Was noch zum gänzlichen Verderben fehlt, das bringen die abgeschmacktesten, cynischen Romane, die das Schulmädchen mit Gier verschlingt, was die Eltern gar nicht selten mit Freude wahrnehmen: das liebe Kind müsse doch schon geistig ausgezeichnet entwickelt sein, wenn es an Märchenbücher und „Erzählungen für die reifere Jugend" kein Gefallen mehr finde, und anstatt dessen Romane lese, und so reif über Personen und Verhältnisse urtheile. — Arme, betrogene Eltern! Bedauernswerthe Kinder! . . .

Es ist selbstverständlich, daß nicht alle halberwachsenen Russinnen des bürgerlichen Standes ein solches Leben führen, daß nicht alle Gesellschaften und Bälle besuchen, aber ich wollte damit nur sagen, daß der Russe auf äußern Schliff seiner Tochter mehr als auf Bildung ihrer Seele und ihres Herzens gibt, daß er nur darauf sein Augenmerk richtet, seine Tochter so früh wie nur möglich reif zu sehen. Ob frühzeitige Besuche von Bällen, ob sie seitens der Eltern gerne gewährte Lectüre von faden, Charakter und Geschmack verderbenden Romanen, oder ob andere ähnliche höchst schädliche Ursachen diese Frühreife bewirken, das bleibt sich ganz gleich: die Hauptsache ist, daß es eben die Eltern sind, die diese Ursachen hervorrufen oder ihnen wenigstens nicht entgegentreten.

Die traurigen Folgen dieser Frühreife stellen sich nur zu bald ein: mit 16—17 Jahren langweilt sich schon die Russin, fühlt sich blasirt, für gesellschaftliche Vergnügungen nicht mehr empfänglich, auch das Lesen hat für sie jetzt viel weniger Reiz; sie sehnt sich nach Abwechslung, sehnt sich nach Beschäftigung, nach neuen Ideen — und da wird sie plötzlich auf etwas aufmerksam, was der bisher vergnügenssüchtigen Dame ganz neue Ideale vorzaubert und ihr das Blut rascher und ungestümer in den Adern fließen macht. Ein halbwüchsiger Gymnasiast der höheren Klassen oder ein Student, oft auch eine etwas ältere Freundin sind gewöhnlich die Interpreten einer ihr bisher gänzlich unbekannten Lehre: das Weib sei dem Manne gleich, Kindererziehung und Wirthschaft seien ein nur schmales Feld für weibliche Thätigkeit, Frauen bedürfen keines männlichen Schutzes, sie müssen selbstständig werden, Kunst und Belletristik habe keinen Sinn*) — diese und tausend gleiche Phrasen sind die Hauptdogmen der neuen Lehre. Lautlos, voll Bewunderung und Stolz lauscht die Zuhörerin den Worten des redseligen Orators, und — lebt wohl, ihr Bälle und Vergnügungen! Die ehemalige Balldame liest jetzt Lorenz und Marx, studirt unter Anleitung eines bekannten Studenten Chemie und Physiologie, kennt Darwins „Origin of species" viel genauer als das Einmaleins, spricht über Johann Müller, wie über einen alten Bekannten, und disputirt für oder gegen Schutzzoll, wie sie früher vielleicht für oder gegen Ballkleiderschleppen geeifert.

Bälle und Gesellschaften oder andererseits Laboratorium und Studirzimmer sind die zwei Hauptstätten, wo das einigermaßen gebildete russische Mädchen, je nach Temperament und Fähigkeiten, seine Triumphe zu feiern und glücklich zu werden gedenkt, aber dabei übersieht es ganz und gar den eigentlichen, richtigen Wirkungskreis der Frau: die Familie. Als ob dem Manne als Freundin zur Seite zu stehen einer Frau unwürdig wäre, als ob Kindererziehung nicht einer der schönsten Berufe einer gebildeten Frau wäre!

Rußland befindet sich augenblicklich in einem Zustande der Gährung, wo mit den alten Institutionon und Doctrinen allmählich — wenn auch nur kaum merkbar — gebrochen wird, und wenn dort erst eine gesunde, kräftige Staats- und Socialordnung herrscht, dann muß auch die russische Frau einsehen, daß sie, auch ohne am Secir- oder Schreibtische zu studiren, Freude und Glück spenden kann, und daß das Zarte und Weibliche die schönste Zierde der Frau ist. — Möge dieser Tag bald anbrechen!

*) Der bekannte russische Kritiker Pissarew, einer der Lieblingspropheten der jungen Russenwelt, sagt in einer Abhandlung, daß er einen Arbeiter viel höher als Raphael stelle.

Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten.

Eine bisher ungedruckte Humoreske

von Heinrich von Kleist.*)

„Drei Geschichten", sagte ein alter Officier in einer Gesellschaft, „sind von der Art, daß ich ihnen zwar selbst vollkommenen Glauben beimesse, gleichwohl aber Gefahr liefe, für einen Windbeutel gehalten zu werden, wenn ich sie erzählen wollte. Denn die Leute fordern als erste Bedingung von der Wahrheit, daß sie wahrscheinlich sei; und doch ist die Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer auf Seiten der Wahrheit."

Erzählen Sie, riefen einige Mitglieder, erzählen Sie! — denn man kannte den Officier als einen heitern und schätzenswürdigen Mann, der sich der Lüge niemals schuldig machte.

Der Officier sagte lachend, er wolle der Gesellschaft den Gefallen thun, erklärte aber noch einmal im Voraus, daß er auf den Glauben derselben, in diesem besonderen Fall, keinen Anspruch mache.

Die Gesellschaft dagegen sagte ihm denselben im Voraus zu; sie forderte ihn nur auf, zu reden, und horchte.

„Auf einem Marsch 1792 in der Rheincampagne," begann der Officier, „bemerkte ich nach einem Gefecht, das wir mit dem Feinde gehabt hatten, einen Soldaten, der stramm, mit Gewehr und Gepäck, in Reih' und Glied ging, obschon er einen Schuß mitten durch die Brust hatte; wenigstens sah man das Loch vorn im Riemen der Patrontasche, wo die Kugel eingeschlagen hatte, und hinten ein anderes im Rock, wo sie wieder herausgegangen war. Die Officiere, die ihren Augen bei diesem seltsamen Anblick nicht trauten, forderten ihn zu wiederholten Malen auf, hinter die Front zu treten und sich verbinden zu lassen; aber der Mensch versicherte, daß er gar keine Schmerzen habe, und bat, ihn um dieses Prellschusses willen, wie er es nannte, nicht von dem Regiment zu entfernen. Abends, da wir ins Lager zurück waren, untersuchte der herbeigerufene Chirurgus seine Wunde und fand, daß die Kugel vom Brustknochen, den sie nicht Kraft genug gehabt zu durchschlagen, zurückgeprallt, zwischen der Rippe und der Haut, welche auf elastische Weise nachgegeben, um den ganzen Leib herumgeglitscht, und hinten,

*) Aus dem v. Kleist'schen Familien-Archiv. An der Echtheit dieser Kleistschen Geschichte wird kein Kenner des großen Dichters zweifeln. Sie stammt jedenfalls aus den letzten Lebensjahren Kleists und ist für sein Journal, die Berliner Abendblätter (1. Oct. 1810—Ende März 1811), geschrieben worden. Dies ergibt sich schon aus einer Vergleichung mit den früher schon ans Licht gezogenen kleinen Schriften aus jener Zeit. Diese Münchhauseniade mit den drei aufschneiderischen Anekdoten paßt in Vortrag und Inhalt trefflich zu den Erzählungen, die Kleist damals für das tägliche Brod und zur Füllung seines Blattes schrieb. Auch einige unverkennbare Lieblingswendungen des Dichters, z. B. das unvermeidliche: „dergestalt, daß", „gleichwohl" u. a., vor Allem aber die dramatische Lebendigkeit und plastische Gegenständlichkeit der Darstellung und der halb ernsthafte, halb ironische Ton des Ganzen bestätigen Kleists Autorschaft. Theophil Zolling.

da sie sich am Ende des Rückgrats gestoßen, zu ihrer ersten senkrechten Richtung zurückgekehrt, und aus der Haut wieder hervorgebrochen war. Auch zog diese kleine Fleischwunde dem Kranken nichts als ein Wundfieber zu: und wenige Tage verflossen, so stand er wieder in Reih' und Glied."

Wie? fragten einige Mitglieder der Gesellschaft betroffen, und glaubten, sie hätten nicht recht gehört.

Die Kugel? Um den ganzen Leib herum? Im Kreise?

Die Gesellschaft hatte Mühe, ein Gelächter zu unterdrücken.

„Das war die erste Geschichte," sagte der Officier, indem er eine Prise Tabak nahm, und schwieg.

Beim Himmel! platzte ein Landedelmann los: da haben Sie recht; diese Geschichte ist von der Art, daß man sie nicht glaubt!

„Elf Jahre darauf," sprach der Officier, „im Jahre 1803, befand ich mich mit einem Freunde in dem Flecken Königstein in Sachsen, in dessen Nähe, wie bekannt, etwa auf eine halbe Stunde, am Rande des äußerst steilen, vielleicht dreihundert Fuß hohen Elbufers ein beträchtlicher Steinbruch ist. Die Arbeiter pflegen bei großen Blöcken, wenn sie mit Werkzeugen nicht mehr hinzukommen können, feste Körper, besonders Pfeifenstiele, in den Riß zu werfen und überlassen der keilförmig wirkenden Gewalt dieser kleinen Körper das Geschäft, den Block völlig von dem Felsen abzulösen. Es traf sich, daß, eben um diese Zeit, ein ungeheurer, mehrere tausend Kubikfuß messender Block zum Fall auf die Fläche des Elbufers, in den Steinbruch, bereit war; und da dieser Augenblick wegen des sonderbar im Gebirge wiederhallenden Donners und mancher andern, aus der Erschütterung das Erdreichs hervorgehender Erscheinungen, die man nicht berechnen kann, merkwürdig ist: so begaben unter vielen andern Einwohnern der Stadt auch wir uns, mein Freund und ich, täglich Abends nach dem Steinbruch hinaus, um den Moment, da der Block fallen würde, zu erhaschen. Der Block fiel aber in der Mittagsstunde, da wir eben im Gasthof zu Königstein an der Tafel saßen; und erst um fünf Uhr gegen Abend hatten wir Zeit, hinaus zu spazieren und uns nach den Umständen, unter denen er gefallen war, zu erkundigen. Was aber war die Wirkung dieses seines Falls gewesen? Zuvörderst muß man wissen, daß zwischen der Felswand des Steinbruchs und dem Bette der Elbe noch etwa ein beträchtlicher etwa 50 Fuß in der Breite haltender Erdstrich befindlich war; dergestalt, daß der Block (welches hier wichtig ist) nicht unmittelbar ins Wasser der Elbe, sondern auf die sandige Fläche dieses Erdstrichs gefallen war. Ein Elbkahn, meine Herren, das war die Wirkung dieses Falls gewesen, war durch den Druck der Luft, der dadurch verursacht worden, aufs Trockne gesetzt worden; ein Kahn, der, etwa 60 Fuß lang und 30 breit, schwer mit Holz beladen am andern entgegengesetzten Ufer der Elbe lag: diese Augen haben ihn im Sande — was sag' ich? sie haben am anderen Tage noch die Arbeiter gesehen, welche mit Hebeln und Walzen bemüht waren, ihn wieder flott zu machen und ihn vom Ufer herab wieder ins Wasser zu schaffen. Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Elbe (die Oberfläche derselben) einen Augenblick ausgetreten, über das andere flache Ufer übergeschwappt und den Kahn als einen festen Körper daselbst zurückgelassen; etwa wie auf dem Rande eines flachen Gefäßes ein Stück Holz zurückbleibt, wenn das Wasser, auf welchem es schwimmt, erschüttert wird."

Und der Block, fragte die Gesellschaft, fiel nicht ins Wasser der Elbe?

Der Officier wiederholte: nein!

Seltsam! rief die Gesellschaft.

Der Landedelmann meinte, daß er die Geschichten, die seinen Satz belegen sollten, gut zu wählen wüßte.

„Die dritte Geschichte," fuhr der Officier fort, „trug sich zu im Freiheitskriege der Niederländer, bei der Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma. Der Herzog hatte die Schelde vermittelst einer Schiffbrücke gesperrt, und die Antwerpener arbeiteten ihrerseits, unter Anleitung eines geschickten Italieners, daran, dieselbe durch Brander, die sie gegen die Brücke losließen, in die Luft zu sprengen. In dem Augenblick, meine Herren, da die Fahrzeuge die Schelde herab gegen die Brücke anschwimmen, steht, das merken sie wohl, ein Fahnenjunker auf dem linken Ufer der Schelde dicht neben dem Herzog von Parma; jetzt, verstehen Sie, jetzt geschieht die Explosion: und der Junker, Haut und Haar, sammt Fahne und Gepäck, und ohne daß ihm das Mindeste auf dieser Reise zugestoßen, steht auf dem rechten. Und die Schelde ist hier, wie Sie wissen werden, einen kleinen Kanonenschuß breit.

Haben Sie verstanden?"

Himmel, Tod und Teufel! rief der Landedelmann.

Dixi! sprach der Officier, nahm Stock und Hut und ging weg.

Herr Hauptmann! riefen die Andern lachend: Herr Hauptmann! — Sie wollten wenigstens die Quelle dieser abenteuerlichen Geschichte, die er für wahr ausgab, wissen.

Lassen Sie ihn, sprach ein Mitglied der Gesellschaft; die Geschichte steht in dem Anhang zu Schillers Geschichte vom Abfall der vereinigten Niederlande,*) und der Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß ein Dichter von diesem Factum keinen Gebrauch machen könne, der Geschichtschreiber aber, wegen der Unverwerflichkeit der Quellen und der Uebereinstimmung der Zeugnisse, genöthigt sei, dasselbe aufzunehmen.

Notizen.

Bei Glöckner in Leipzig erschien in zweiter „gründlich revidirter" Auflage J. Schillings Spanische Grammatik. Das Buch hat in zwei Jahren einen raschen Weg gemacht und es verdient sein Glück in vollem Maße. Den sprachhistorischen und wissenschaftlichen Leistungen von Diez, Wiggers und Förster stellt es eine systematische Grammatik der heutigen Umgangssprache an die Seite. Der Verfasser kennt diese aus dem Fundamente. Er hat über fünfzehn Jahre in Spanien, meist in Madrid, gelebt, und lehrt heute die spanische Sprache an einer Handelsschule. Seine Vorreden verrathen den Ernst einer aufrichtigen Begeisterung für seine Arbeit als Lehrer und Grammatiker. Die stoffliche Auswahl der Gespräche, Uebungen und Lesestücke ist gut, mitunter anziehend; nur möge der Verfasser, der offenbar mit Kaiser Karl für das majestätische Spanien schwärmt, mit diesem nicht die Ansicht theilen, daß das Deutsche für Klepper und Schindmähren gut genug sei, und die nächste Revision auch auf sein „aleman" ausdehnen. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nachträgliches zu den Don Juan-Studien.

Geehrter Herr!

Seit der Veröffentlichung meiner Uebersicht der Don Juan-Dramen in Nr. 21, 22, 23 ward mir noch fernerer Stoff aus dem nämlichen Gebiete zugeführt, worüber ich Ihnen hier in Anbetracht des vielseitig damit verknüpften Interesses einen möglichst kurzen Bericht der Ergänzung zu senden erlaube. — Obenan steht „Don Giovanni Tenorio" von Goldoni, ein durch und durch schlechtes Stück. Don Juan ist hier ein gemeiner Wüstling von nichtswürdigstem Charakter, ein erbärmlicher Feigling, der mit den plumpsten Verführungskünsten seinen Erfolg bei

*) Schiller schreibt am angeführten Orte: „Von den Ueberlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeit lang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde." Kleists abenteuerlicher Fahnenjunker des schwadronirenden Hauptmanns ist also ein Phantasiebild, und ebenso findet sich „die ausdrückliche Bemerkung des Verfassers" in der angegebenen Quelle nirgends. Th. Z.

den Schönen sucht. Von diesen führt das Drama drei vor, die gleichsam Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Liebesschicksale des Helden veranschaulichen sollen. Bei den zwei ersten hat er sein Ziel erreicht — es sind dies die entsprechenden Gestalten der nachmaligen Oper, die verlassene Elvire, hier Isabelle geheißen, und die ländliche Schöne, hier Elira genannt. Letztere zeigt sich als Erzkokette, die ihren Gimpel von Bräutigam mit Don Juan um die Wette an der Nase führt. Die dem Don Juan nachstellende Isabella geht das ganze Stück hindurch in Männerkleidern einher, wodurch ihrem treulosen Geliebten wiederholt die bequemste Gelegenheit geboten wird, sich ihrer zu entledigen, indem er sie für verrückt erklärt und es auch Denen glaubhaft macht, die sich der Unglücklichen annehmen wollen. Bei der dritten Dame des Stücks, die den traditionellen Namen Anna behalten und den Comthur zum Vater hat, bleiben seine Liebesbemühungen fruchtlos, wiewohl dieselbe den ihr vom König bestimmten Bräutigam Octavio nicht mag und daher für den Liebesepikuräer nicht unempfänglich wäre, wenn er seine Sache mit Ernst und Anstand betreiben wollte. Da er es hieran fehlen läßt, kommt es zur Katastrophe mit dem Steinbild, wobei ein plötzlicher Blitzstrahl Don Juan tödtet. — Aus den dreißiger Jahren, anscheinend den allerersten derselben, stammt ein eigenthümliches Don Juan-Fragment vom russischen Dichter Puschkin, das offenbar den Schluß einer Tragödie vom steinernen Gast bilden sollte. Dieser stellt auch hier den vom Don Juan erschlagenen Gouverneur vor, der jedoch nicht Vater, sondern Gatte der Donna Anna ist, um deren Liebe Don Juan beim Grabe des von ihr betrauerten Gatten wirbt. Solches hindert die Wittwe nicht, ihm eine Schäferstunde bei sich zuzusagen, zu welcher er alsdann das Steinbild durch den Leporello als Zeugen einladen läßt. Beim Stelldichein erfährt Don Juan, daß die betreffende Ehe nicht aus Liebe geschlossen worden und die Dame sich für berechtigt halte, frei über ihr Herz zu verfügen, und es auch thäte, wiewohl sie eben jetzt erfahren, daß sie es dem Mörder ihres Gatten geschenkt. Nachdem Don Juan seinerseits gestanden, er empfände jetzt erst wahre Liebe und wolle deren hinfort recht genießen, erscheint „der steinerne Gast" und zieht Don Juan mit in die Tiefe, da er sich geweigert, von seinem sündhaften Wandel abzulassen. Das Fragment enthält noch einige Scenen von geringerem Belang, aus denen sich nur schließen läßt, daß der Dichter die Don Juan-Fabel mannichfach mit einer den Comthur betreffenden verbinden wollte. — Muthmaßlich zunächst durch diesen Vorgänger angeregt, hat ein anderer russischer Dichter, Graf Alexis Tolstoi ein selbstständiges Don Juan-Drama geliefert, das durch seinen geständigen Anschluß an die Don Juan-Erörterungen E. Th. A. Hoffmanns besonders merkwürdig ist. Als eine Art Seitenstück zum Faust gedacht, beginnt das Drama mit einem Prolog, wo überirdische Mächte Betrachtungen über Welt und Menschen anstellen und eine Wette bezüglich Don Juans eingehen. Dessen Schicksale entfalten sich darauf, wiewohl die Hauptfiguren aus der Oper herangezogen worden, in einer von dieser bedeutend abweichenden Weise. Nach einem genußvollen Jugendleben findet der eben zum Mann gewordene Don Juan sich durch das schriftliche Liebesgeständniß der Donna Anna überrascht, um deren Gunst er lange geworben. Wiewohl der Gouverneur sie dem Don Octavio zugesagt, weist sie diese ab und wird Don Juans Verlobte. Allein der Uebermuth läßt ihn bei so „spießbürgerlichem" Glück nicht beharren und es kommt zum Bruch. Bei einem öffentlichen Fest, wo die Verlobung bekannt gemacht werden sollte, sieht man Don Juan vor dem Balkon einer notorischen Courtisane, mit der Guitarre in der Hand, ihr ein Ständchen bringend, als eben seine Verlobte und deren Vater unter den zahlreich anwesenden Spaziergängern erscheinen. Der alte Herr wird ungehalten, es kommt zum Zweikampf und der Gouverneur fällt. Obschon dieser Vorfall Donna Annas Liebe für Don Juan nicht tilgt, sinnt sie dennoch auf Rache an ihm und überträgt solche dem Octavio, wiewohl sie dessen Liebesanträge zurückweist. Es finden drei Begegnungen zu diesem Behufe statt, und bei der letzten fällt Octavio. Don Juan hat indessen sein wüstes Leben wieder begonnen, dabei mehrfach Blut vergossen und sich den Zorn des Inquisitionstribunals zugezogen. Sein tolles Treiben hat ihn aber Donna Anna nicht vergessen lassen, wie auch sie bei ihrer Liebe für ihn beharrt. Zu ihr kommt er auf Abschied, weil er Spanien fliehen will, um den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen. Er will sich mit ihr aussöhnen, sie ihn zum Besseren und zum Gottesglauben bekehren und rettet ihn noch vor seinen Verfolgern, worauf sie ihm den Preis ihrer Liebe gewährt. Dieser Erfolg führt in ihm eine unleidliche Ernüchterung herbei und bestärkt ihn in seinem Entschluß Spanien zu verlassen. Vorher soll jedoch ein prächtiges Gelage noch stattfinden, zu welchem auch die Statue des Gouverneurs — mit genauer Reproduction der betreffenden Friedhofsscene aus der Oper — geladen wird. Bei jenem Gelage erscheint auch, um ihn zu bekehren, Donna Anna im Domino, findet aber eben so wenig Gehör wie das hierauf sich einfindende Steinbild, aus dessen Munde Don Juan erfährt, daß sie mittlerweile an Gift gestorben. Hier wird dem bis dahin Unverbesserlichen klar, daß er Donna Anna geliebt, und wiewohl er sonst alles Höhere auch noch verleugnet, beharrt er bei seinem Glauben an die Liebe, was ihn vor dem ihm durch das Steinbild drohenden Strafgericht schützt. Auf Geheiß der nun dazwischen tretenden überirdischen Mächte verschwindet die Spukgestalt, der gerettete Don Juan fällt krank an Leib und Seele und beschließt bald darnach seine Tage in einem Kloster, von wo aus er an der Seite Donna Annas und ihres Vaters bestattet wird. Eine Menge von Nebenfiguren, über eine Reihe episodischer Scenen verstreut, welche die eben angegebene Haupthandlung in bunter Mannichfaltigkeit schmücken, sind nicht ohne Geschick erfunden und in das phantastische Ganze mit echt romantischer Traumwillkür eingeflochten. Schließlich sind noch zwei Don Juan-Dichtungen anzuführen, von denen die eine derjenigen Paul Heyses unmittelbar voraufging, die andere im nämlichen Jahre mit derselben erschien. Letztere ist italienisch, hat einen Namens Caesareo zum Verfasser und soll drei Bände umfassen, wovon bisher nur der erste, Gli amori betitelt, in Catania veröffentlicht worden. Eröffnet wird die Dichtung mit einem phantastischen Vorspiel, wo ebenfalls allerhand übermenschliche Wesen — theils allegoricirte Begriffe, theils personificirte Gewächse und Thiere — über das nachmalige Geschick des Helden sich einigen. Dieses selbst wird in einer Fülle von Liebesscenen — gegen ein volles Dutzend — von der verschiedensten Farbe und durchaus genau realistischer Art vorgeführt, wobei allerdings eine gewisse Monotonie des Verlaufs sich fühlbar macht. Dennoch klingen rechte Naturlaute durch, so daß man von dem Talent des Dichters die beste Meinung gewinnt. Das zweite Drama soll, laut Vorwort, am Helden „das Ringen des modernen Menschen nach den neuen Idealen und deren endlichen Sieg schildern", während im dritten Theil: Don Juans Tod, die glückliche Ruhe desjenigen zur Darstellung gelangt, der sich selbst wiedergewonnen hat und sich zum heiteren Verständniß des Lebens und der Natur erhebt. — Weit einheitlicher ist „Don Juans letztes Abenteuer", Drama in zwei Acten von Alfred Friedmann, 1881 Leipzig. Nach einjähriger Abwesenheit von Spanien kehrt der Held nach Sevilla zurück und trifft im Straßengewühl auf ein weibliches Wesen holdseligster Art, für das er gerade vor Jahresfrist bei einer flüchtigen Begegnung in Madrid eine tiefe Neigung gefaßt. Diese war bisher unbefriedigt geblieben, da die Dame spurlos verschwunden war. Er findet in ihr die junge Gattin seines Bruders, die mittlerweile auch Mutter geworden, entdeckt, daß sie von ihrer Ehe nicht ganz beglückt ist und ihn hätte lieben können, wenn nicht die seither hinzugekommenen Pflichten dies verböten. Als Ueberredung nicht hilft, sie solle dem Drange des Herzens allein folgen, will er sein Ziel durch Gewalt erzwingen und ersticht das Kind vor den Augen der Mutter. Indem dies sie völlig von ihm trennt, rächt er sich an ihr durch Verleumdung. Er macht den Bruder auf einen jugendlichen Pagen eifersüchtig, eine Art Cherubin im Knospenzustande, der für seine Herrin platonisch schwärmt und die Genugthuung hat für sie zu sterben, da der vom Schein bethörte Gatte ihn niederstößt. Als dies Bubenstück gelungen, bekennt Don Juan die Wahrheit, doch der nun anhebende Kampf zwischen den Brüdern wird durch die am gebrochenen Herzen sterbende Frau verhindert. Anzuerkennen ist, daß die Situation mit einer gewissen Folgerichtigkeit und bei genügend lebendigen Figuren entwickelt ist, wie auch die Diction durchweg poetisch und farbenreich dahinströmt. Dagegen fällt auf, daß Don Juan sich als identisch mit dem Faustrivalen bei Grabbe erklärt und zudem mit Mozarts Musik so vertraut ist, daß er das bekannte Mandolinen-Ständchen aus der Oper im gemüthlichen Familienkreise beim Bruder ganz harmlos zum Besten giebt. Wilh. Bolin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Inserate.

Probe-Nummer gratis.

Neue Zeitschrift!

Probe-Nummer gratis.

Das umfangreichste, reichhaltigste, interessanteste und zugleich billigste Unterhaltungsblatt ist die in **Berlin** erscheinende

„Deutsche Illustrirte Zeitung."

Wöchentlich erscheint eine reich illustrirte Nummer von 3 Bogen Großfolioformat. 13 Nummern bilden ein Quartal und kosten ℳ 2.50 (1 fl. 50 kr. östr.). Eine „Künstlerausgabe" auf Kupferdruckpapier mit farbigen Beilagen kostet ℳ 5.— (2 fl. 50 kr.). Vierzehntägig erscheint ein starkes Heft in Großfolio von 6 Bogen Umfang zum Preise von ℳ —.40 (24 kr. östr.). Die Hefte bestehen aus je zwei Nummern der Zeitung.

Die „Deutsche Illustrirte Zeitung" ist interessanter und eleganter ausgestattet und zugleich viel billiger, als sämmtliche in Deutschland bestehende illustrirte Zeitschriften.

Ein **40 Pfennigheft** der **„Deutschen Illustrirten Zeitung"** liefert mehr — nach Inhalt und Umfang — wie z. B. sämmtliche Monatsschriften, deren Hefte ℳ 1.— kosten.

In allen Buchhandlungen traf soeben die seit langem mit Spannung erwartete erste Nummer ein und wird an Jedermann zur Durchsicht gratis geliefert.

Soeben erschienen:

Die Aquarell-Malerei.

Die Technik derselben in ihrer

Anwendung auf die Landschafts-Malerei.

Von Prof. **Max Schmidt.**

Mit einem Farbenkreis.

Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.

Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

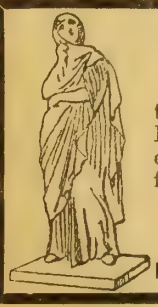
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 5/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.

Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Berthold Auerbach.

Briefe
an seinen Freund
Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. ℳ 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Geschichte
der
italienischen Literatur
von
ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
C. M. Sauer.

Leipzig, Verlag v. Wilhelm Friedrich. 1884.
Preis 9 ℳ; elegant gebunden 10 ℳ 50 ₰.

Die Sauer'sche „Geschichte der italienischen Literatur" bildet einen selbständigen Theil der von der Verlagshandlung herausgegebenen „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen". Das Werk, in erster Reihe für jene Kreise des sich für italienische Literatur interessirenden Publikums bestimmt, welche eine genauere Kenntniss dieses reichen und anziehenden Schrifthums zu erlangen wünschen, ohne, gleichviel aus welchem Grunde, im Stande zu sein, solche unmittelbar aus italienisch geschriebenen Literaturgeschichten zu schöpfen, hat von Seiten der deutschen und italienischen Kritik die anerkennendste Aufnahme gefunden.

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch
von
Johannes Scherr.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

[Neu!] [Im Buchhandel!]

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung J. Engelhorn in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 13. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vierzehn Jahre Republik. Von Wilhelm Singer. — **Literatur und Kunst:** Henryk Sienkiewicz. Von August Scholz. — Friedrich Vischer als Lustspieldichter. Von Theophil Zolling. — Die vlämische Bewegung in Belgien. Von Theodor Wenzelburger. — Aus dem Bezirk der Quarantaine. Von Wilhelm Lang. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von A. L. II. — Von den Berliner Theatern. Von Eugen Zabel. — Notizen. — Inserate.

Vierzehn Jahre Republik.

Sang- und klanglos ist der vierzehnte Jahrestag der französischen Republik vorübergegangen. Man kann sagen, wie man will, daß die Begeisterung, ach, verflogen ist und einer allen Aufschwung dämmenden Entnüchterung Platz gemacht habe; oder aber, daß sich die Idee der Republik bereits dermaßen in das Volk eingelebt hätte, daß für eine Feier ihres Jahrestages kein stimmender Grund mehr vorhanden sei. Die lässige Stimmung im Lande und selbst in Paris kann ebenso sehr als eine Verurtheilung, wie als der höchste Ausdruck der Zufriedenheit gedeutet werden. Die Unglückspropheten erklären sie als die gefährliche Ruhe vor dem Sturme, die Optimisten als die befriedigte Aeußerung unerschütterlichen Vertrauens. Die nächsten Wahlen sollen der Prüfstein sein, welche von beiden Ansichten die richtige sei. Aber diese Art der Probe ist auch eine Illusion. Wenn die Wahlen im kommenden Jahre im Wege des Listenscrutiniums vollzogen werden sollen, dann wird einfach die Frage so stehen: Welches von den republikanischen Comités, die ihre Candidaten angepriesen haben, war das rührigere? Nur wenn die Monarchisten und Reaktionäre große Siege feiern sollten, dann würde sich eine Abkehr von der Republik in unzweifelhafter Weise manifestirt haben und dann ginge es rasch abwärts mit der republikanischen Herrlichkeit. Aber wer kann sagen, was bis zum Jahre 1885 geschehen wird? Die Ereignisse hier jagen einander, nichts hält Bestand, außer dem gebrechlichsten von allen Dingen (das ist eben das Spiel der Gegensätze) — das Ministerium!

Es regiert nun zwanzig Monate, und wenn keine Katastrophen kommen, so kann es die Wahlen überdauern. Nichts hat es zu erschüttern vermocht. Ereignisse, welche zu anderen Zeiten genügt hätten, zehn Regierungen zu verschlingen, verstärkten die Macht der gegenwärtigen. Nachdem sie durch glückliche Umstände über die ersten Schwierigkeiten hinübergebracht worden war, hat sich um sie ein Interessenkreis gebildet, den zu durchbrechen die vielfach zerklüftete Opposition nicht mehr leicht in der Lage sein wird. Auf dem Congresse zu Versailles hatte die Opposition willkommene Gelegenheit, ihre Macht zu entfalten. Allein sie ging nicht einig vor, hatte keinen bestimmten Plan, wußte nicht wo und wie anzugreifen, sondern zersplitterte ihre Kräfte in kleine Scharmützel, welche die Majorität nur noch enger zusammenschlossen. Der Congreß beendete trotz aller Störungen seine Arbeiten. Die Republik wurde als undiscutirbar sozusagen für ewige Dauer erklärt und es wurde das Princip ausgesprochen, die Wahlart für den Senat sei zu ändern. War das ein Bedürfnis fürs Land? Man sagt es. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Die große Zahl der Wähler blieb stumm. Von nirgends eine Aeußerung der Zufriedenheit oder des Mißfallens. Die Agricultur bedarf der Hilfe, die Industrie klagt, der Handel wird schwächer, die Cholera bedroht das Land, wer fragt da nach der Wahlart des Senates? Worum schrie man sich doch heiser im Saale von Versailles, worum drohten die Gegner einander in die Haare zu gerathen, worum die pathetischen und tönenden Redensarten von beiden Seiten? Der Congreß von Versailles, scheint es, war eine Episode im parlamentarischen Leben der Republik, deren Nothwendigkeit sich nicht fühlbar machte und deren Nutzen bis jetzt ein problematischer ist.

Ernster ist die Colonialpolitik, welche die Regierung der Republik begonnen hat. In Madagaskar, in China, im Congo, an drei Seiten ist die Regierung engagirt. Aus Madagaskar treffen die Nachrichten spärlich ein. Gelegentlich veröffentlichen die Blätter wieder einmal ein Ultimatum des französischen Admirals und gleich darauf eine feurige Proclamation der Königin der Hovas. Zum Klappen ist es noch nicht gekommen. Die Regierung möchte erst den sogenannten franco-chinesischen Conflict liquidiren. Wie lange dieser dauern wird? Da stehen die Wetten offen. China ist so weit, und es ist unmöglich, auf gewöhnlichem Wege von dort die Wahrheit zu erfahren. Diejenigen, welche angenommen, daß nach der Bombardirung des Hafens von Feoutschou die Chinesen von einem heilsamen Schrecken erfaßt und gern zu Kreuze kriechen würden, diese scheinen sich jedenfalls in ihrer Voraussicht getäuscht zu haben. Man vernimmt hier die sonderbarsten Mären. Die Chinesen befestigen ihre Häfen und marschiren in starken Colonnen gegen Tonking, um die Franzosen aus ihren Positionen wieder hinauszuwerfen. Die Einen lachen über derartige Fanfaronaden, die Anderen stellen die Regierung vor die Alternative, entweder Marsch auf Peking, also ein wirklicher, ernster, offener Krieg, oder Annahme eines Schiedsrichters. Daß die hiesige Regierung nicht die Absicht hegt, den Chinesen ernstlich den Krieg zu machen, darüber herrscht keinerlei Zweifel. Aber ist sie auch Herrin ihres Willens? Anderthalb Jahre dauert jetzt das Geplänkel da unten, aus dem Protectorat über Annam ist ein Kriegchen im Tonking, oder, wie sich der hochgelahrte und feine Ausleger Challemel-Lacour seinerzeit, als sein Leberleiden ihm noch ein geistreiches Spiel mit Begriffen erlaubte, ausdrückte, ein Kriegszustand, in dem aber operirt wurde wie in einem wirklichen Kriege, geworden. Und nachdem den Chinesen Anfangs jedes Recht der Einmischung kategorisch bestritten worden war, kam man dennoch dazu, mit ihnen einen

Vertrag abzuschließen, dessen spätere Nichtbefolgung Seiten Chinas wiederum zu einem neuen Zustand, nämlich der „Ausübung von Repressalien" und der „Faustpfandnahme" führte, welcher Zustand die Chinesen ein Arsenal und vielleicht Formosa und Haïnan kosten wird. Und dann? Und dann? Werden die Chinesen die Franzosen als Herren über die Neuerwerbungen anerkennen, ihnen loyal die angrenzenden Zonen für ihren Handel erschließen, die begehrte Kriegsentschädigung bezahlen? Werden sie die erlittenen Schäden ruhig ertragen, die ganze Angelegenheit sozusagen versumpfen lassen oder werden sie sich zur Wehre setzen und Frankreich nöthigen, größere Opfer an Gut und Blut vom Lande zu verlangen? Nach den bisherigen Mißerfolgen der Chinesen wäre man geneigt zu schließen, daß die Action in China nicht werde ins Ungebührliche verlängert werden müssen. Sicher weiß es Niemand. Frauenherzen sind veränderlich, die chinesische Diplomatie stellt in dieser Hinsicht alle Frauenherzen zusammengenommen in den Schatten. Aber an dem endlichen Siege Frankreichs zweifelt ja doch Niemand.

Frankreichs Eintreten in die Colonialpolitik hat eine andere, viel wichtigere Bedeutung. Sie führte, wir wollen nicht sagen, ein anderes Gruppement der europäischen Staaten herbei, aber sie veränderte vielfach die Beziehungen der einzelnen Mächte zu einander. Die Zeit, da Gambetta von den Tribünen der Kammer herabrief: „Lieber die größten Opfer gebracht, nur die Freundschaft mit England aufrecht erhalten" ist verflogen. Nothwendigerweise treten in den colonialen Erwerbungen französische und englische Interessen in Gegensatz. In der egyptischen Conferenz schon hat sich diese Behauptung in eclatanter Art bewahrheitet. Trotz des englisch-französischen Uebereinkommens, trotz freundschaftlichster Versicherungen in den Parlamenten dies- und jenseits des Canals war es gerade der französische Gesandte, welcher den englischen Vorschlägen entscheidende Opposition machte; dieser Opposition ist ja das Scheitern der Conferenz hauptsächlich zuzuschreiben. Die Engländer leiden durch Frankreichs Vorgehen gegen China in ihren Handelsinteressen, abgesehen von dem Einhalt der geheimen Wünsche, welche England China gegenüber für die Zukunft hegen mochte. Auch in Madagaskar fühlen sich die Engländer in ihrer Handelsentwickelung verletzt und der Krieg zwischen Stanley und Brazza in Afrika bringt Engländer und Franzosen in diesem Welttheile ebenfalls in Concurrenz. Die Haltung Deutschlands, welches vermöge seines Handels nach den Colonien überall mit interessirt ist, gewinnt entscheidende Wichtigkeit. Daß Deutschlands Interessen, wie die Dinge augenblicklich stehen, auf jener Seite liegen, wo die Franzosen operiren, ist ein glücklicher Fall für Frankreich. Wir haben demnach auch gesehen, daß Deutschland in den meisten Fällen ermuthigend für Frankreich aufgetreten ist, und es hat sich dabei herausgestellt, daß, wo die unabweisbaren Interessen zu sprechen beginnen, Vorurtheile und Rancünen einer klareren Auffassung der Lage weichen. Man kann constatiren, daß in der letzten Zeit die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland sich weit verbessert haben. Nicht als ob aller Haß, alles Vorurtheil, aller Gedanke an die Wiedereroberung der „verlorenen Provinzen" verschwunden wären, nicht als ob es keine Declamatoren und Schmerz-Virtuosen mehr gäbe, welche die Trauer gar so gut kleidete, aber die vernünftigen Leute in der Nation weisen nicht einen Vortheil mehr von der Hand, selbst wenn er nur durch die schweigende Zustimmung oder offenbare Mithilfe Deutschlands zu erreichen wäre. Sogar die Hetz-Presse hat ihren provocirenden Ton wesentlich herabgestimmt (die große Presse führte schon längst eine ruhige und würdige Sprache), sie würde ihn auch nicht weiter so laut anschlagen können, weil sie ihre schönsten Offenbarungen im Augenblicke dem „perfiden Albion" zuwenden muß — hat sich ja schon neben dem „Anti-Prussien" ein „Anti-Anglais" gebildet. Die Diplomatie endlich vermag ja nicht anders, als zu erkennen, daß eine feindselige Haltung Deutschlands in Frankreich den Ruf, die Truppen aus Tonking zurückzuziehen, geradezu gebieterisch auftreten lassen würde. Wenn demnach die chinesische Angelegenheit glücklich beendet sein wird, dann wird Frankreich außer dem Vortheil großer colonialer Erwerbungen auch noch den weit höheren Nutzen erreicht haben, in unzweifelhafter Weise und durch Thatsachen erhärtet zu wissen, daß sein Nachbar keineswegs die bösen Absichten hegt, welche die Chauvinisten an der Seine ihm zugeschrieben haben, sondern daß er vielmehr Zwecks einer guten Nachbarschaft überall zu Gunsten Frankreichs eintritt, wo es die beiderseitigen Beziehungen erheischen und wo sich die Identität der Interessen in bestimmter Weise offenbart.

Letzteres wird nun von Neuem im Congo der Fall sein. Wenn diese Angelegenheit einmal zur Sprache gelangt, dann wird es sich herausstellen, daß Frankreich und Deutschland gegenüber unberechtigten Prätentionen anderer Staaten werden gemeinsam auftreten müssen. Nenne man das eine Allianz oder eine Annäherung, das Wort thut nichts zur Sache. Wenn Frankreich und die Welt sich daran gewöhnt haben werden, trotz des bisher in so großer Heftigkeit bestandenen Gegensatzes überall, wo es das Staatsinteresse gebietet, miteinander gehen zu sehen, dann ist alle Hoffnung vorhanden, daß sich das gute Verhältniß, welches sich vorläufig in den fernen Regionen offenbart, auch in europäischen Fragen äußern wird. Damit aber würde für die Welt ein Gegenstand der Besorgniß verschwinden, der bisher wie ein Alp auf Europa lastete. Dann würden die Revanchereden einzelner heißblutiger Patrioten blos noch den Werth behalten, den bei uns Schützenreden und Männergesangvereins-Toaste haben, dann würde auf Jahre hinaus eine friedliche Entwickelung gesichert sein, deren die Welt für die Anpassung der gesellschaftlichen Verhältnisse an die Anforderungen der neuen Zeit so sehr bedarf. Für diese so natürliche, so sehr in den Bedürfnissen der gesammten Welt liegende Situation, die blos Ungeschicklichkeit oder Muthwille stören könnte, bedürfte es nicht einmal geschriebener Verträge, sondern ein wenig guten Willens. Mit seinem Nachbar ein gemeinsames Ziel verfolgen, das ist übrigens so natürlich, daß es gleichgiltig läßt, wenn einzelne Leute hier es eine Allianz nennen, für welche irgend ein besonderer Preis verlangt werden müsse. Einen Preis wofür? Für die nothwendige, pflichtmäßige, vernünftige Verfolgung eines Interesses? Nein! Das Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland war von jenem Tage an eine gebotene Sache, als Frankreich aus seiner gänzlichen Zurückgezogenheit wieder heraustrat und beschloß, coloniale Erwerbungen zu machen. Daß diese Erkenntniß so rasch in die französischen Kreise gedrungen ist, kann für die Erhaltung der Ruhe in Europa nur von höchstem Werthe sein.

Paris, im September. Wilhelm Singer.

Literatur und Kunst.

Henryk Sienkiewicz.

Von August Scholz.

Die gebildeten Polen befanden sich seit etwa einem Jahre in einer ungewöhnlichen Aufregung. Im Feuilleton des Krakauer „Czas" und des Warschauer „Słowo" erschien gleichzeitig unter dem Titel „Mit Feuer und Schwert" ein historischer Roman von Henryk Sienkiewicz, welcher einen der traurigsten Abschnitte aus der Geschichte der polnischen Republik zum Vorwurf hatte — den Beginn ihres Niedergangs, den Anfang des letzten Bruderstreits zwischen Polen und Kleinrussen (1649), der mit der Losreißung der letzteren vom polnischen Reiche und ihrer freiwilligen Unterwerfung unter das russische Scepter endete.

Es mußten ganz besondere Reize sein, welche den Sienkiewicz'schen Roman so auszeichneten, daß er einen einmüthigen Enthusiasmus erzeugte. Die polnische Literatur ist reich an historischen Erzählungen, die Namen Rzewuski, Czajkowski und Kraszewski sind auch über die Grenzen der ehemaligen Republik hinausgedrungen. Sienkiewicz, der bis dahin nicht zu den Sternen erster Größe gezählt worden war, beherrschte plötzlich als schimmernder Komet den ganzen Sternenhimmel. „Mit

Feuer und Schwert" sei, so sagte man, nicht schlechthin ein historischer Roman, sondern etwas ganz Neues: eine in grandiosem Stil gehaltene prosaische Epopöe, ein einzig dastehendes, monumentales Erzeugniß des polnischen Volksgeistes, unvergleichbar mit dem, was bisher auf dem Gebiete der historischen Erzählung von polnischen Schriftstellern geleistet worden. Eine wahre Begeisterung ergriff die Leser, die Kritik applaudirte, die Gestalten des Dichters wurden volksthümlich, bevor das Werk in Buchform erschienen war. Die Maler machten sich sogleich daran, die packendsten Scenen durch ihren Pinsel zu verherrlichen. In Krakau thaten sich Damen und Herren aus den vornehmsten Kreisen zusammen, um in einer Reihe von effectvollen lebenden Bildern die Gestalten des Dichterwerks von der Bühne herab dem großen Publicum vorzuführen. Diese Darstellungen hatten einen glänzenden Erfolg, sie wurden photographirt und in Terracotta festgehalten, um der polnischen Künstlerjugend als kostbares Material für das Studium der nationalen Vergangenheit zu dienen. Die ersten Literarhistoriker, wie Professor Graf Tarnowski, hielten vielbesuchte Vorlesungen über das Werk und seinen Dichter, und in den Zeitschriften erschienen — nicht Kritiken, sondern lange Studien über den Roman „Mit Feuer und Schwert" — Epopöen auf die Epopöe.

So viel über die äußere Geschichte des jüngsten polnischen Romanes. Ein gediegener Roman bleibt immer eine bemerkenswerthe Erscheinung — für die polnische Gesellschaft aber ist „Mit Feuer und Schwert" mehr als das: eine Großthat, ein moralischer Sieg. Die Polen schlagen ihre Schlachten jetzt auf dem Gebiete des geistigen Lebens, und wie Matejko, Siemiradzki, Jozef Brandt unter den Malern, Schujski unter den Historikern, so ist Sienkiewicz durch sein neuestes Werk unter den Belletristen als Kosciuszko des Geistes legitimirt.

Für das deutsche Publicum wird lediglich der literarische Charakter der neuen Erscheinung maßgebend sein. Man hat in letzter Zeit den östlichen Literaturen in Deutschland immer mehr Geschmack abgewonnen, und sicherlich wird auch „Mit Feuer und Schwert" — wie verlockend ist schon der Titel für einen Verleger! — einer Verdeutschung nicht entgehen. Der Roman ist derselben in jeder Beziehung werth, er wird dem Namen Sienkiewicz auch bei den deutschen Lesern Anerkennung verschaffen.

Henryk Sienkiewicz (früheres Pseudonym: Litwos) ist noch jung, er steht im Anfang der dreißiger Jahre. Seine Entwickelung war eine durchaus moderne, er hat seine Schule als Warschauer Feuilletonist gemacht und bereiste darauf verschiedene Länder Europas, sowie Nord-Amerika. Eine umfangreiche Sammlung originell geschriebener Reisebriefe war die Frucht dieser Wanderungen, namentlich zeugt das, was Sienkiewicz über Amerika sagt, von scharfer, vielseitig gebildeter Beobachtungsgabe. Im Ganzen umfaßten Sienkiewicz' Schriften vor seinem neuesten Roman fünf Bände, die bereits in zweiter und dritter Auflage erschienen sind. Bezüglich des poetischen Werthes stehen unter den Produkten des Autors in erster Reihe die kleineren prosaischen Skizzen, wie „Janko der Musikant" und „Der Engel". Das sind wahre Kabinetstücke origineller volksthümlicher Poesie, gleich bedeutend wie Turgenjews „Jägerskizzen". Interessant sind auch die „Kohlezeichnungen" (Szkice węglem), welche in Löbensteins Uebersetzung mit verändertem Titel bei Reclam erschienen sind. Die Tendenz waltet vor in dem „Tagebuch eines Posener Hauslehrers" und im „Siegreichen Bartek". Köstlich sind zwei Reminiscenzen aus Amerika — „Orso" und „Durch die Prärien", in denen der landschaftliche Zauber des „Großen Westens" hochpoetisch zum Ausdruck kommt. Auch „Der Leuchtthurmwächter" und „Ums Brod" sind Früchte der transatlantischen Reise; letzteres behandelt in düstren Farben die neuerdings stark angewachsene polnische Bauernauswanderung. „Tartarische Gefangenschaft" heißt eine in Tagebuchform gehaltene historisch-novellistische Studie aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zu erwähnen sind endlich zwei dramatische Arbeiten — „Wer ist schuld?", ein Einacter, und „Auf eine Karte", ein fünfactiges Schauspiel im Ibsen'schen Stile, das mehrfach nicht ohne Erfolg aufgeführt wurde.

Sienkiewicz' Feder zeigte sich in diesen ersten Produkten bereits von sehr vortheilhafter Seite. Seine Schilderungen waren meisterhaft, seine psychologischen Analysen oft durch ihre Tiefe überraschend. Hinsichtlich der schriftstellerischen Technik erschien er als Anhänger der modern-realistischen Schule. Aber die stark hervortretende Hinneigung zum Düstern, das unsichre Haschen nach Motiven und die pessimistische Grundstimmung des Dichters ließen es längere Zeit unbestimmt, welche Richtung sein Talent endgültig einschlagen würde. Fast unerwartet für das Publicum kam die Entscheidung. „Das Novellettenschreiben, die Liliputanerhelden widern mich an," schreibt Sienkiewicz an einen Freund, „ich will's in einer andern Tonart versuchen." Mit Eifer warf er sich auf das Studium des siebzehnten Jahrhunderts der polnischen Geschichte, „wo Alles so groß und erhaben ist im Vergleich zur Nichtigkeit der Gegenwart", und schuf „Mit Feuer und Schwert", ein Werk, das ihn mit einem Male unter die Größen der Literatur versetzte.

Da der Stoff der Dichtung dem deutschen Publicum im Allgemeinen ziemlich fremd ist, so schicken wir einige Worte über denselben voraus. Den Polen gegenüber sehen wir die Kleinrussen oder Ruthenen, ein interessantes Volk, das noch heute die Länder am Dniepr und Dniestr bis nach Galizien hinein bewohnt und vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert eine ziemlich entwickelte selbständige Existenz unter warägischen Fürsten führte. Die mongolisch-tartarische Fluth schwemmte die junge Cultur, deren Mittelpunkt Kiew war, gänzlich hinweg und verwandelte das Land in eine Wüste. In den folgenden Jahrhunderten gelang es den Litthauern und Polen, ein Stück nach dem andern von diesem Lande sich zu unterwerfen. In der eingeborenen Bevölkerung nun, welche in den immerwährenden Kriegen arg verwildert war, aber beständig nach der Freiheit rang, entwickelte sich das sogenannte Kosakenthum — eine Art räuberischer Steppenritterschaft, die sich zunächst gegen die tartarischen Bedrücker und später, als die Tartaren das Land aufgeben mußten, gegen die polnischen Eroberer wandte. Zahlreiche Volksführer erhoben sich, die Bürgerkriege nahmen kein Ende. Die Kleinrussen wurden immer wieder unterworfen, bis endlich im Jahre 1648 Bogdan Chmjelnicki die Fahne der Empörung erhob und nach einer Reihe langwieriger, von beiden Seiten mit größter Erbitterung geführter Kämpfe die Polen aus der Ukraine verdrängte. Aber nicht die Freiheit gab er seinem Volke — er überlieferte es der Botmäßigkeit der moskowitischen Russen, von denen der kleinrussische Stamm bis auf den heutigen Tag wenig liebevoll behandelt wird.

Das erste Kapitel des Romans führt uns sogleich den Helden der kosakischen Volksbewegung vor. Von einem polnischen Edelmann schwer beleidigt und mit dem Tode bedroht, flüchtete sich Chmjelnicki in die Sitsch, das feste Bollwerk der Kosaken unterhalb der Wasserfälle des Dnjepr. Er schließt ein Bündniß mit den Tartaren der Krim, und siegreich zieht er mit seinem lawinenartig anwachsenden Heere ins Innere der Republik. Ein polnisches Heer nach dem andern erliegt, die Paladine des Reiches werden von den Kosaken getödtet oder gefangen. Die Verwirrung Polens, die Uneinigkeit seiner Großwürdenträger, der Mangel an einheitlicher Leitung leistet dem kühnen Kosakenhetman allen Vorschub. Zum Unglück stirbt noch der König, und die Vorbereitungen zur Neuwahl steigern die Unordnung vollends ins Unglaubliche. Ein einziger Mann hält in dem Chaos den Kopf hoch: Fürst Jeremias Wisniowiecki, der Wojewode von Lubnje, ein Feldherr von unbeugsamer Willenskraft. Er allein geht siegreich aus allen Schlachten gegen die Kosaken hervor, er allein scheint zur Rettung der Republik berufen. Aber der Neid der übrigen Magnaten verhindert, daß ihm das Retteramt übertragen wird. Es kommt zur Schlacht bei Pilawce*), in welcher die polnischen Feldherren feig die Flucht ergreifen, ohne geschlagen zu sein. Die Ueber-

*) Sprich: piwawzä, das erste w wie das w in dem englischen Wort „world".

bleibsel des polnischen Heeres sammeln sich in Galizien, dahin zieht auch Chmjelnicki mit seinen zahllosen Schaaren. Endlich, nachdem er sich mit dem Chan der Krim vereinigt hat, gelingt es ihm, einen Theil der neugebildeten polnischen Armee unter Jeremias Wisniowiecki in der Feste Zbaraż (sprich: sbarasch) einzuschließen. Aber noch im letzten Augenblicke erhält der neugewählte König Johann Kasimir Nachricht vom Schicksal der Seinigen, er eilt zum Entsatz herbei und befreit die Schwerbedrängten. Soweit folgt der Roman den historischen Ereignissen.

Wie eine imposante Serie von Schlachtenbildern à la Wereschtschagin, nur in monumentalerem Stile gehalten, rollt sich vor unseren Augen der geschichtliche Hintergrund der Romanhandlung auf. Die historischen Persönlichkeiten sind vortrefflich eingeführt, überall sieht man ihr individuelles Wirken und Eingreifen. Namentlich die beiden Figuren des Empörers Chmjelnicki und seines Gegners, des Fürsten Jeremias, sind meisterhaft charakterisirt. Die Liebesgeschichte oder „Fabel" des Romanes ist so einfach angelegt, als sich mit dem ganzen gehobenen Tone des Werkes verträgt. Held und Heldin, beides Phantasiegestalten des Dichters, finden sich in einem der ersten Kapitel, sie werden durch die Wucht der Ereignisse und das Eingreifen eines eifersüchtigen Nebenbuhlers für lange Zeit getrennt und treffen endlich, nach schwerer, harter Prüfung, die ihre Seelen geläutert hat, wieder zusammen. Der Held Skrzetuski ist's, der unter unglaublichen Beschwerden sich aus dem belagerten Zbaraż durch das nach Hunderttausenden zählende Feindesheer hindurchschleicht, dem König die Nachricht von der Bedrängniß des Fürsten Jeremias bringt und — eine würdige Belohnung seiner muthigen That — die todtgeglaubte Geliebte wohlbehalten unter der Obhut des Königs findet. Uebrigens ist diese That, außer dem Namen, das einzige Historische an dem Helden.

In Skrzetuski hat Sienkiewicz das Ideal des altpolnischen Ritters gezeichnet. Diese Zeichnung wurde öfters von den polnischen Dichtern versucht, aber selbst dem großen Mickiewicz ist sie nicht ganz gelungen. Man suchte den Typus des polnischen Ritters entweder in einer zu frühen oder in einer zu späten Zeit — in der sonnigen Epoche des sechzehnten oder im verdorbenen polnisch-sächsischen Roccoco des achtzehnten Jahrhunderts. Sienkiewicz that einen glücklichen Griff, indem er seinen polnischen Idealritter aus den schwerernsten Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts herausconstruirte. Pflichtgetreu und entschlossen, ernst, fromm und patriotisch bis zur Aufopferung, ist dieser Skrzetuski durchaus den deutschen Rittern der ersten Kreuzzüge ähnlich. Ihm zur Seite stehen drei andere, echt polnische Rittergestalten — Podbipięta, Zagłoba (sprich: sagwóba, das w engl.) und Wolodyjowski. Der Litthauer Podbipięta steht dem Ideal Skrzetuski am nächsten, nur daß alle charakteristischen Züge bei ihm ins Große, Groteske gehen. Eine sehnige Hünengestalt von der Schlankheit Don Quixotes, besitzt der bereits vierzigjährige Ritter die Schüchternheit einer Jungfrau, aber auch den Löwenmuth eines Drachentödters. Er hat ein Keuschheitsgelübde abgelegt, das ihn verpflichtet, nicht eher zu heirathen, als bis er mit einem von seinen Vorfahren ererbten Kreuzritterschwerte nach dem glorreichen Beispiel eines dieser Vorfahren drei Feindesköpfe mit einem Hiebe abgeschlagen hat. — In köstlichem Gegensatz zu dieser barockkomischen Figur steht Zagłoba, die specifisch-humoristische Gestalt des Romans. Dieser alte, einäugige Kahlkopf mit dem Loch in der Stirn und der ausgesprochenen Physiognomie eines Zechers — dieser Witzbold, Aufschneider und Schmarotzer in einer Person ist eine neue Ausgabe Falstaffs, und zwar nicht blos Copie, sondern ganz aus polnischem Elemente herausgeschaffen. Zagłoba bleibt bis ans Ende das belebende, moussirende Element des Romans, und bringt den durch die tiefernsten Scenen desselben erschütterten Leser immer wieder ins Gleichgewicht zurück. Unvergleichlich sind namentlich die Scenen zwischen ihm und Podbipięta (zu deutsch: Fersenschläger). — Der vierte endlich in diesem Bunde, Wolodyjowski, ein schneidiger kleiner Dragoneroffizier, bissig wie eine Horniß und immer bis über die Ohren verliebt, stellt den polnischen Idealritter en miniature dar, wie Fersenschläger en grotesque.

Neben diesen typischen Gestalten des Romans, die wie die Töne eines Leitmotivs überall aus der historischen Grundmasse der Composition hervortreten und den Gang der gewaltigen Handlung individualisiren, begegnet uns weiterhin eine große Anzahl höchst origineller neuer Figuren. Einzig in ihrer Art ist die polnische Fürstin Kurcewicz mit ihren fünf Söhnen — ein Rudel von Steppenwölfen, gänzlich verwildert auf ihrem einsamen Adelssitz, in enger Beziehung zu den kosakischen Räuberbanden der Sfitsch. In ihrer Obhut befindet sich eine Verwandte, die schöne Fürstin Helena Kurcewicz, Skrzetuskis Braut. Helena hat einen leidenschaftlichen Verehrer in dem jungen Kosakenführer Bohun, einem Raubcumpan der jungen Kurcewicze. Dieser Bohun ist eine der poesievollsten Gestalten des Romans — die Verkörperung des kosakischen Steppenlieds. Schwarzäugig, schlank und schön, phantastisch-zierlich gekleidet, der tollkühnste Abenteurer und der zärtlichste Liebhaber, erscheint Bohun fast wie das Phantasiegebilde eines romantisch angehauchten Mädchens. Dennoch ist er durchaus naturgetreu gezeichnet, noch heut ist dieser Typus wildromantischer Männerschönheit in der Ukraine nicht verwischt, und die Liebe, mit welcher Sienkiewicz ihn behandelt, ist zugleich ein schönes Zeugniß seiner Objectivität, die Freund und Feind mit gleichem Maße mißt. — Unter den Frauengestalten des Romans tritt die junge Fürstin Helena in erster Linie hervor. Wie Skrzetuski der altpolnische Idealritter, so ist Helena das Ideal der altpolnischen Jungfrau. Da sie ihre Jugend in der Steppe verlebt hat, so mangelt ihr's ein wenig an feinerer Weltbildung. Aber dafür ist ihr Sinn munter und muthig, ihr Herz rein und treu, völlig würdig eines Helden wie Skrzetuski. Ihr Widerspiel ist Anna Borzobohata, Hofdame der Fürstin Wisniowiecka, eine kleine schwarzäugige Kokette, die allen Männern den Kopf verdreht und selbst Fersenschläger, diesen acht Fuß langen Heiligen, um seinen Verstand bringt. — Originell ist die Gestalt der Horpyna, einer jungen ruthenischen Hexe von riesenhaftem Körperbau, welche aus dem Mühlrad die Zukunft wahrsagt.

Eine stattliche Reihe lebensvoller Soldatengestalten tritt uns neben den bereits charakterisirten Hauptfiguren aus den beiden Heerlagern entgegen. Da sind auf polnischer Seite unter vielen anderen zu nennen: der wohlberathene alte Kampfhahn Zaćwilichowski, der eiserne Graukopf Grodzicki, der lärmende Händelsucher Laszcz, der durchtriebene Knappe Rzędzian. Eine überaus sympathische Figur ist Werner, der Anführer eines deutschen Lanzknechtstrupps, der in polnischem Solde steht und sich, zwischen Tod und Verrath gestellt, lieber dem sichren Verderben weiht, als eidbrüchig wird. Virtuos gezeichnet sind die wilden Gestalten der kosakischen Atamane: der blutdürstige Starrkopf Krummnas, der ungeschlachte Hüne Halbhannes, der schreckliche Bardabut und der noch schrecklichere Burlaj. Eine effectvolle Gestalt von wild-orientalischem Anstrich ist Tuhaj Bej, der Anführer der tatarischen Truppen, welche der Chan der Krim Chmjelnicki zu Hülfe sendet. Auch der Verräther Krzeczowski mit seinem bornirten Ehrgeiz ist sehr wirkungsvoll dargestellt, zumal im Contrast gegen den eidgetreuen deutschen Werner. Mit einem Wort, es ist eine bunte Welt von trotzigen Kriegergestalten, wie man sie nur in Shakespeares Königsdramen und in Schillers „Wallenstein" wieder zusammenfindet.

Die mannichfaltigen poetischen Schönheiten des Sienkiewicz'schen Romans vollständig aufzuführen, wäre eine recht umfangreiche Aufgabe. Man kann immer wieder schöpfen, wie aus einem frisch quellenden Born von unermeßlicher Tiefe. Seine Sprache ist vornehm, seine Charakteristik prägnant. Er malt sie immer treu, diese sonderbare Welt — nicht nur die Natur, sondern auch die Menschen, denen er stets ihre Denkweise, ihre Sprache, ihre ganze Art läßt. In keiner Hinsicht zeigt sich der vollendete Realist in Sienkiewicz so glänzend, als in der Art, wie er den Dialog, namentlich den volksthümlichen behandelt.

Wir sprachen bereits von der Virtuosität des Dichters in der Schlachtenmalerei, die sich nicht selten zu wahrhaft homerisch-epischer Höhe erhebt. Dabei wechselt, so oft die beiden kriegführenden Völker aufeinander stoßen, beständig Plan und Bild

des Kampfes. Im zweiten und dritten Bande wird das Wüthen von Feuer und Schwert an der einen oder andern Stelle wohl etwas ermüdend — dennoch folgt man unwillkürlich der kühnen Phantasie des Autors, und an der rechten Stelle springt dann Zagłoba ein, um den Leser durch seine köstlichen Einfälle wieder in gleichmäßige Stimmung zu bringen. — Großartig schön enthüllt die Dichtung vor unseren Blicken die Pracht der Ukraine. Ueberall klingt die eigenartige Poesie der Steppe durch, der endlosen Steppe mit ihren Wasserfällen, Hügelgräbern, Kirschhainen, Wildvogelschwärmen und Kosaken. Was für ein sonderbares, blutig-poetisches Volk, diese Kosaken! Und wie sie dichten und singen! Doch nein, nicht sie singen und dichten, sondern der Windhauch der Steppen — von ihm lernt der Kosak seine Lieder und Melodien. Mit überraschender Feinfühligkeit hat Sienkiewicz an einigen Beispielen das Werden und Wirken des kosakischen Volksliedes aufgezeigt. Und vollends dieses Volkslied im Munde des unübertrefflichen Zagłoba, der als Helenas Beschützer auf der Flucht vor Bohun in der Vermummung eines blinden Lautenspielers ins Meer des Aufstandes untertaucht und die Kinder der Steppe mit kosakischen Schlachtenliedern ergötzt!

Nicht minder glücklich wie die Schilderung von Landschaft und Volksleben gelingt Sienkiewicz die psychologische Analyse. Die Aufgaben, welche der Stoff in dieser Beziehung dem Dichter stellt, sind nicht leicht. Historische Vorgänge in den Köpfen der Betheiligten logisch vorzubereiten, ist nur Sache eines Talentes von erstem Range; der Stümper begnügt sich zumeist mit Phrasen. Nur zwei Beispiele wollen wir anführen, in denen Sienkiewicz jene Aufgaben meisterhaft gelöst hat. Wohl das schwierigste Problem war der Usurpator Chmjelnicki — wie leicht konnte hier die Tendenz den Autor mit sich fortreißen! Aber Sienkiewicz wußte Licht und Schatten so zu vertheilen, daß uns die Gestalt Chmjelnickis immer vom psychologischen Standpunkte fesselt. Wie geschickt weiß dieser schlaue Steppensohn in sophistischer Rede die Gemüther der rohen Kosaken für sich zu gewinnen, mit welcher diplomatischen Gewandtheit kriecht er vor den tartarischen Bundesgenossen, die er verachtet, aber deren Hülfe er bedarf, und wie hochmüthig-brüsk speist er die vornehmen polnischen Magnaten ab, die mit ihm Frieden schließen sollen! Nur an einer Stelle hat der Autor vielleicht zu viel akademisches Pathos angewandt: dort, wo er seinen Helden Skrzetuski dem Kosakenhetman entgegentreten läßt und jeder der beiden von seinem Standtpunkte „die Lage" erörtert. — Mit meisterhafter Strenge hat Sienkiewicz auch den Charakter des Fürsten Jeremias Wisniowiecki entwickelt. Ein Held wie dieser Jeremias, mit dieser Umsicht, dieser Tapferkeit, mit diesem unbeugsamen Willen und diesem unvergleichlichen, wenn auch kleinen Heere, mußte nach ästhetischer Forderung die Empörer überwinden. Aber das wäre nicht historisch — wie also den Widerspruch lösen? So läßt denn der Autor den Fürsten Jeremias freiwillig auf das ihm von vielen Seiten angebotene Obercommando verzichten. Die Scene, in welcher der Fürst, einsam, zur Nachtzeit, vor dem Crucifix knieend und die heiße Stirn gegen die kalten Steine pressend, den Entschluß der Verzichtleistung faßt, ist wahrhaft groß, eines Velasquez würdig.

Wir schließen hier die Reihe von Durchblicken in eine der originellsten Galerien von ethnographischen, historischen und poetischen Bildern. Die Welt, in welche wir geschaut, erscheint unserem an die Bilder der Cultur gewöhnten Blicke fremdartig, trotz ihrer urthümlichen Reize. Noch niemals aber sind diese eigenartigen Reize so meisterhaft geschildert worden, wie von Sienkiewicz, und damit hat er sicherlich einen Anspruch darauf erworben, aus dem Parlament seiner Nationalliteratur ins Oberhaus der Weltliteratur befördert zu werden — nicht, um dort, wie ein englischer Peer, „in Ehren zu verstummen", sondern im Wettkampf mit den Besten aller Völker den internationalen Schatz geistiger Güter zu mehren.

Friedrich Vischer als Lustspieldichter.

Der berühmte Aesthetiker gefällt sich in Ueberraschungen. Während seine zahlreichen Verehrer noch immer mit Spannung auf die verheißene zweite Ausgabe seiner seit Jahrzehnten vergriffenen Aesthetik warten, tritt er bald als Satiriker, bald als Humorist, bald als Romancier, bald als Lyriker vor die Oeffentlichkeit. Mystifizinskis köstlichem „Faust, der Tragödie dritter Theil" folgten die schneidigen „Epigramme aus Baden-Baden", „Der deutsche Krieg 1870—1871" des schwäbischen Spießbürgers Schartenmayer, der herrliche humoristische Roman: „Auch Einer" und die tiefbohrenden und hochfliegenden gesammelten Gedichte ... Aber der Proteus, der uns äußerlich die gehaltvollsten ästhetischen und philosophischen Essays so nebenher aus dem Aermel schüttelte, ist mit seinen Verwandlungen noch nicht zu Ende. Sein neuestes Debut ist als Lustspieldichter.

Der barocke Titel seiner schwäbischen Komödie lautet: „Nicht I, a"*). Es ist ein württembergisches Dialektstück, weniger für große Theater als für süddeutsche Wanderbühnen und schwäbische Liebhabertheater geschrieben. Vischer weiß, daß sein Opus nicht einmal auf der Stuttgarter Hofbühne gegeben werden kann, weil nicht genug Mitglieder dort schwäbisch reden können. Um etwaige Kürzungen und Abweichungen vom authentischen Texte zu verhindern, hat er es jetzt drucken lassen; doch das heitere Stückchen wird auch Leser finden und gerade bei ihnen vielleicht ein dankbareres Publicum, als vor der Bühnenrampe. Ich gestehe wenigstens, daß mir der harmlose Schwank ein sehr vergnügtes Stündchen bereitet hat, und möchte auch weitere Kreise auf diesen süddeutschen Sorgenbrecher aufmerksam machen.

Wir sind in einem jener gemüthlichen schwäbischen Pfarrhäuser, von wannen so mancher unserer großen Geisteshelden stammt. Doch der gewohnte Friede herrscht in der traulichen Amtswohnung des Pfarrers Gottlieb Klemmle nicht. Amor hat hier seine gewohnten Verheerungen angerichtet. Der junge Vicar hat nämlich, wie alle Vicare zu thun pflegen, mit Luisle, dem Pfarrerstöchterlein, ein „Gschmus" angefangen, das zwar natürlich höchst ehrbar mit einer Hochzeit enden soll, aber der „Pape" will von diesem Schwiegersohne nichts wissen. Erstens: weil der Vicar ein Hitzkopf ist, zweitens: weil er im jüngst abgelegten Diensteramen voraussichtlich nur die mittelmäßige Censur: II, b bekommen wird. Der Pfarrer ist nicht stolz, aber er kann nur einen Tochtermann annehmen, der I, a erlangt. Er selbst hat, so versichert er uns, schon im Lyceum immer das beste Argumentlein gehabt, ist Primus gewesen, hat sein Landexamen glänzend absolvirt, hat in Tübingen — „bei gelehrten Uebingen", wie es in Vischers berühmtem Bänkelsängerlied vom Helfer Brehm heißt — und in „Stuegert" I, a erhalten, ist Repetent gewesen, hat eines der besten Helferate gekriegt, ist Special geworden und hat sich nur aufs Land, auf die gute Landpfarrei in Schusselfingen zurückgezogen, weil sein Podagra immer ärger geworden ist und weil er das Landleben liebt. Sonst würde er jetzt, er kann es ohne Anmaßung behaupten, gar Prälat sein. Er hat ein gewisses Selbstgefühl und darf es haben. Wenn der Wallenstein sagt: „meinen Eidam will ich mir auf Europens Thronen suchen", so darf Pastor Gottlieb Klemmle sagen: ich will mir meinen Eidam im Corps I, a, im Elitencorps der Pfarramtscandidaten suchen. Seine Frau allerdings hat keinen Sinn für diesen Ehrgeiz. Ihr ist der Vicar, den ihre Tochter liebt, der rechte Mann, und sie sagt dem geistlichen Haustyrannen ihre Meinung in treuherzigem Schwäbisch frisch heraus: „Wie magst au immer und ewig an so eme Bagatell hange bleibe? I a, I b, II a, II b — nex als Zahle! Kommts auf des a? Ist net d' Hauptsach, daß Einer e braver Mensch ist?" Doch der Pfarrer beharrt in seinem Starrsinn. Da kündigt ihm gerade sein „Geschwisterkindvetter" Geheimrath Professor Klemmle, der, wie Hegel und Zeller, aus einem Tübinger Stiftler ein berühmter Universitätslehrer in Berlin geworden, den Besuch seines wackeren Sohnes Odomar an, der

*) Stuttgart bei Adolf Bonz und Comp.

eben mit Glanz sein zweites Examen abgelegt hat und vor dem Eintritt in den Staatsdienst als Referendar erst eine Erholungsreise zu seinen Verwandten in Schwaben machen will. „Ich hoffe", schreibt sein Vater, „daß sein geweckteres, heiteres Wesen Ihnen und Ihrem Töchterlein Luise, das jetzt zur lieblichen Jungfrau herangeblüht sein wird, nicht mißfallen werde." Kurz, Odomar wird also unwiderruflich in Schusselfingen erscheinen und im Pfarrhaus gewiß mit altschwäbischer Gastfreundlichkeit aufgenommen werden. Auch Luisle wird ihn schon als ihren Vetter artig empfangen, wenn der eifersüchtige Vicar gleich dabei aus der Haut fahren müßte. Die Pfarrerin müßte keine echte Mutter sein, wenn sie die versteckte Andeutung im Briefe ihres Berliner Verwandten mißverstanden hätte. Wie, wenn das eine Heirath gäbe? Und nun spinnt sie die stolzesten Träume. Sie sieht ihr Luisle schon in Berlin am Arm ihres hochangesehenen Gemahls als Frau Geheimräthin. „Vielleicht meh!" phantasirt sie fort wie das Milchmädchen der Lafontaine'schen Fabel. „Frau Presidente, des wär' au schö, oder gar Ministere." Armer Vicar, deine Aussichten verschlimmern sich.

Kriegslärm erfüllt den zweiten Act. Ich habe nämlich zu bemerken vergessen, daß das Stück im „tollen Jahr" 1848 spielt. In Berlin, wie der ängstliche Professor Klemmle in seinem Briefe bestätigt, Barrikadenkämpfe, Leichen, Nachgeben des Königs, Abzug des Militärs, Schutzlosigkeit gegenüber den wild empörten Massen. Sogar Odomar hat sich um seiner gut monarchischen Gesinnung willen bei dem Volke verhaßt gemacht, und seine Reise ist eigentlich mehr der väterlichen Sorge, als des Sohnes persönlichem Wandertrieb entsprungen. Doch in Württemberg soll der Berliner Referendar die Revolution wiederfinden. Freilich eine gemüthliche, echt schwäbische. Böse Gerüchte von einem Einbruch französischer Freischaaren in Süddeutschland schwirren durch die Luft. Die unzufriedenen Elemente im Schwabenländle rotten sich verdächtig zusammen. Freiheit und Gleichheit hört man schallen. Sogar in Schusselfingen rührt es sich. Vier Strolche, an ihrer Spitze der Franzosenhans, erstürmen des Pfarrers Keller und Speisekammer und werden von dem „unscheinbaren" Vicar überwältigt und gefangen genommen. Ja, dieser wird durch das Vertrauen der Gemeinde gar an die Spitze der improvisirten Bürgerwehr gestellt und organisirt den Widerstand gegen den Umsturz. Er steht plötzlich groß da, aber des Vetters Ankunft bringt ihn um den wohlverdienten Dank des Pfarrers. Und der Einmarsch des von der Regierung abgesandten Militärs macht seiner Heldenrolle ebenfalls ein Ende. Zu seinem Unglück soll im Pfarrhause obendrein ein Lieutenant einquartirt werden. „O", warnt der Eifersüchtige seine Geliebte, „so e Leutnant, das ist ein höchst usittliches Wese!" ... Zum Glück wendet sich wenigstens diese Gefahr zum Guten. Der Lieutenant ist ein verbummelter Studiengenosse des Vicars, ein ehemaliger Tübinger Stiftler, aus denen ja, wie das schwäbische Sprichwort lautet, Alles werden kann. Und in ihm findet der Verliebte einen guten Bundesgenossen gegen den Berliner. Bei Tische, trotz der Frau Pfarrerin köstlichster Brisles-Suppe und Spätzle, platzt die Bombe. Die beiden Schwaben reizen den Patriotismus des preußischen Referendars, der wieder stichelt; man greift bis zur Rheinbundszeit und dem Basler Frieden zurück, um sich recht unangenehm zu werden, und der „Tusch" ist da. Allein der Generalmarsch verhindert das Weitere. Wilder Lärm entsteht. Das ganze Haus geräth in panischen Schrecken, und schon greift der Pfarrer rettend nach seinen Schätzen: den Predigten, seinen Auszügen aus der Kirchengeschichte, seiner Dogmatik von Bretschneider und seinen Capitalbriefen. Als gar noch der Lieutenant, der vergebens um das Wort bittet, seine Pistole losschießt, fällt die ganze Gesellschaft zu Boden. Es ist aber Alles blinder Lärm. Das Regiment marschirt ab. Das Land ist außer Gefahr. Doch noch immer bleibt die Liebe des Vicars in einer bedenklichen Lage. Ist nicht der honigsüße, redegewandte Berliner sein Nebenbuhler? Ach nein, sein Herz ist schon anderweitig engagirt. Er liebt eine gewisse Ida an der Spree. Aber lassen wir ihn selbst reden. „Seit drei Jahren liebe ich die Himmlische — nicht schnell erobert, aber enfin, der innere Magnetismus siegte. Aber Vater, Haus von altem Adel, wirklicher geheimer Regierungsrath, Träger verschiedener schwarzer, rother Adlerorden mit so und so viel Laub, braver Mann, aber ambitiös, wollte nur Junker, Gardeoffizier oder Attaché oder Kammerherr oder Aehnliches zum Schwiegersohn, auch horreur vor Namen Klemmle." Und gerade als der Vicar seinen vermeintlichen Nebenbuhler im Duell massakriren will, erhält dieser einen Brief von der Angebeteten. Er lautet:

„Mein Odomar! Es ist; wir sind. Dies Eine Wort sagt Alles! Keine Blumenphrasen, kein Parfüm, dafür sind wir blasirt. Nur Liebe, bejahte Liebe ist wahres Sein! — Bedenken der Eltern mit Hülfe Deines glänzenden Examens und geistreicher Beredtsamkeit Deines Vaters endlich besiegt, — junkerliches Gardeoffizier-Ideal, Strudelwitz- und Prudelwitz-Ideal endlich geopfert, harte Herzen geschmolzen, — begriffen, daß in Bürgerthum auch Adel, esoterische Aristokratie, Geistritterthum. Anstoß wegen Namens besprochen. Dein Papa endlich entschlossen in Aenderung einzuwilligen; Vorschläge: Klammberg, Claminsky, Chiamelli. Wähle, entscheide! Abend mit Eltern und Deinem Vater bei einer Bowle Ananaspunsch — Duftschwingen, Stimmungsbild. Du nun meine Garde! Mein! — Komm, eile, schwebe, fliege nordwärts, ich jetzt Dein Süden, Ida mehr als Schwaben, Ida — gestatte den süßen Kalauer — Ida Dein Idalien! Fühle ihren Geistkuß! Dein, Dein!"

Und der beglückte Vetter, der im Grunde eine gute Haut ist, umarmt in seinem Jubel den Vicar nicht nur, sondern verspricht ihm auch in seiner Bedrängniß behülflich zu sein. Zum Glück ist der Pfarrer gerade guter Laune, denn er hat eben literarische Vaterfreuden gehabt: sein jüngstes Geisteskind, ein Stimmungsbericht über die politischen und landwirthschaftlichen Aussichten in Schusselfingen, ist im Hausorakel jedes echten Württembergers, im „Schwäbischen Merkur" abgedruckt worden. Als nun wirklich die geahnte böse Censur IIa im Zeugniß des Vicars eintrifft, da ist der Herr Pfarrer nicht so zornig, als sich erwarten ließe; und als nicht allein der Vetter aus Bremen ein gutes Wort für den Vicar einlegt, sondern gar noch eine Deputation des Gemeinderaths erscheint, um dem tapferen Pfarrhelfer für seine muthige Haltung in diesen stürmischen Tagen, sowie auch für seine ersprießliche geistliche Wirksamkeit den Dank des Dorfes zu überbringen, da läßt sich auch der Pfarrer erweichen. Er kämpft sichtbar mit sich und sagt schließlich doch: „Meitwege".

Damit ist das harmlose dramatische Idyll zu Ende. Aber wie viel hübsche Gedanken und satirische Blitze, wie manche echt humoristische Wendung verbirgt sich in diesem volksthümlichen Geplauder. Wie ansprechend ist der salbungsvolle Pfarrer gezeichnet, der Alles gleich tragisch nimmt; wie lebenswahr die gute Pfarrerin; wie köstlich der Vicar, der so tapfer leidet und kämpft! Der Berliner Vetter erscheint etwas chargirt, wirkt aber doch sehr komisch. Die Gemeinderathsversammlung verdiente von einem Vautier gemalt zu werden, die Verschwörung des Franzosenhans, der sich in Paris als Bäckergeselle politisch gebildet hat, könnte noch heute in Socialistenkreisen auf ähnliche Weise sich abspielen, und das Mittagessen mit dem Wortgefecht zwischen Süd und Nord hat einen Shakespeare'schen Zug. Kann man sich etwas Tragikomischeres denken als des verzweifelnden Vicars Monolog?

„Also aus isch! Matthäi am letzten! Und so behandelt mi das Mädle, wo i grad ihr Haus, i darf sage mannhaft gege gfährliche Feind' vertheidigt han. Adje! Schöne Tag' sind's e Zeitlang gewese in dere Liebe. O wie sie mir's erstmal kußt hat in der Gartelaub! Wie na (nachher) der Pfarrer obe im Dachlade mit eme große Perspectiv erschiene ist, hat's aufg'schrauft, runterspionirt, aber z'spät — Alle die selige Stunde! O! Aus für immer! Nie wieder! (Weinend.) Nei, i zwing' mi nemme länger — O! O! Und sie ist erst no so e, so e — (laut schluchzend) saumäßig netts Mädle!"

Der Originaltext sieht allerdings in dem Büchlein nicht so sauber aus und hat manchmal fast etwas Chinesisches. Vischer gibt die echte Aussprache des Dialekts durch allerlei Accente an, und sein Druck wird dadurch so scheckig, daß es wenigstens norddeutschen Lesern, die ich dem Büchlein wünsche, anfänglich die Lectüre erschweren mag. Ich selbst gestehe, daß meine philo-

logische Freude dabei freilich fast größer war, als die an der Dichtung. Wie viel Saft und Kraft, Fülle und Wohllaut, Farbe und Biegsamkeit liegt nicht in der süddeutschen Volkssprache! Althochdeutsche und mittelhochdeutsche Nachklänge, wohin man lauscht, und trotz mangelnden Imperfects überall schlagkräftige Prägnanz. Und dabei ist die schwäbische Mundart, die in und um Tübingen am breitesten und gröbsten, aber auch am echtesten gesprochen wird, nichts weniger als schön zu nennen. Sie hat physiologisch wohl begründete, aber unangenehme Nasentöne, die sich in der Schrift gar nicht wiedergeben lassen, und unzählige Nuancen der Aussprache, die selbst Vischer vergebens phonetisch zu fixiren sucht. Ueberdies werden alle Silben gedehnt und ein Uebermaß von Diphthongen und Consonanten aufgewendet. Bei Vischer sprechen die Ungebildeten ihr echtes grobes Schwäbisch, die Gebildeten in Situationen, die eine gewisse Haltung erfordern, ein dialektisch anklingendes Schriftdeutsch und erst in der Gemüthlichkeit eine etwas abgeschliffene Mundart, die aber der Naturlaute noch übergenug besitzt. Es ist nun sehr drollig, dieses oft unfreiwillige Umschlagen des feierlichen Hochdeutsch ins gewohnte Schwäbisch zu beobachten; wie der Sprecher breitmäulig hochdeutsch beginnt, dann zu näseln anfängt, sich verbessert und endlich unversehens im vollen Fahrwasser der heimischen Mundart vergnüglich plätschert. Wir lernen auch verstehen, warum selbst unsere großen Sänger vom schwäbischen Stamme so viel unreine Reime anwenden. Wieland, Schubart, Uhland, Kerner, Hölderlin, Schwab sprachen immer ü für i, e für ö, ei für äu aus, und sie dichteten nach ihrem Ohr. Schiller reimte in seiner Jugendzeit vergnüglich Miene, Bühne, Scene; rund, Mond, — denn er sprach und las näselnd — Setzer hilf! — Mëne, Bëhne, Scene, ründ, Mond. Und so singt der ebenfalls große Schartenmayer:

„Und er las das Testamënt
Und was sonst für Bücher sind."

Von Sebastian Sailer, Waitzmann, Seuffert und all den Classikern des schwäbischen Dialekts ganz zu schweigen.

Womit wird uns der ewig junge Friedrich Vischer das nächste Mal überraschen? Hoffentlich mit der zweiten Auflage der Aesthetik, dem ceterum censeo aller seiner Freunde und Verehrer. Aber am Ende soll uns auch eine Tragödie, schon der Abwechslung halber, hochwillkommen sein. Desgleichen Verse. Er kennt ja den berühmten Spruch:

Hat Eener emol Muße,
So macht er auch gleich Verse,
Mach' ich se nicht, machst du se
Machst du se nicht, macht er se.

Es ist besser, wenn Mystifizinski-Schartenmayer-Vischer sie macht. Er kann's. Die Kritik gibt ihm I, a.

Theophil Zolling.

Die vlämische Bewegung in Belgien.

Von Theodor Wenzelburger.

Vor einem Vierteljahrhundert war das Königreich Belgien das einzige Land in Europa, das auf dem Programme seiner Tagesfragen auch die Sprachenfrage vorfand. In der Schweiz wohnen drei Nationalitäten mit drei verschiedenen Sprachen nebeneinander und noch Niemand hat in diesem Unterschied die Möglichkeit einer Lockerung des die Eidgenossenschaft umschließenden staatlichen Bandes entdecken können; wenn heutzutage in Böhmen und den polnischen Districten Preußens die Sprachenfrage in den Vordergrund getreten ist, so dient sie hier in erster Linie als wirksamstes Mittel zur Beförderung centrifugaler Bestrebungen, — bei dem vlämisch redenden Theil der belgischen Bevölkerung ist der Kampf um Gleichberechtigung der Sprachen lediglich Selbstzweck, und der Gedanke, aus der Sprachgrenze mit der Zeit auch eine staatliche Grenze hervorgehen zu lassen, ist noch in keiner Weise, weder offen, noch bedeckt, ans Tageslicht getreten.

Die Zustände in dem vom Wiener Congreß geschaffenen Königreich entsprachen vollständig denselben Anforderungen der Vlamen, für welche sie nach der Losreißung Belgiens seit beinahe 50 Jahren mit größerem oder geringerem Erfolg wieder kämpfen mußten; denn unter Wilhelm I. war in den vlämischen Bezirken die holländische Sprache die officielle gewesen, aber merkwürdigerweise empfanden gerade die Vlamen dieses Verhältniß als eine drückende Bestimmung, nur dazu geeignet, „den Verkehr mit den französisch sprechenden Brüdern im Süden zu erschweren". Es erhob sich deshalb auch von keiner Seite Widerspruch, als die provisorische Regierung im Jahre 1830 das Französische zur officiellen Sprache erhob und der vlämischen Sprache kurzweg den Charakter einer Cultursprache absprach. Der bald darauf zusammengetretene Congreß erkannte zwar die Gleichberechtigung beider Sprachen an, überließ aber die definitive Regelung über den Gebrauch derselben der gesetzlichen Regulirung, mit der man es aber nicht besonders eilig zu haben schien, denn bis zum Jahr 1873 blieb es einfach bei der von der provisorischen Regierung festgesetzten Bestimmung und der Kampf um das endliche Zustandekommen eines solchen Gesetzes bildet eben den Inhalt der gesammten vlämischen Bewegung.

An dem Aufstand gegen Wilhelm I. hatten sich Vlamen und Wallonen mit demselben glühenden Haß gegen den „Tyrannen" im Norden betheiligt und nachdem mit Hülfe französischer Bajonnete die unnatürliche Schöpfung des Wiener Congresses auseinandergefallen war, hatte man in den ersten Jahren der wiedergewonnenen Freiheit wichtigere Dinge zu thun, als eine rein formale Frage zu erledigen. Als aber die innern Verhältnisse sich consolidirt hatten und der Rausch der ersten Begeisterung einer nüchterneren Betrachtung der Dinge Platz gemacht hatte, konnte es nicht fehlen, daß der tiefinnerste Gegensatz zwischen dem mit seinem innersten Wesen in französischen Anschauungen wurzelnden wallonischen Süden und dem Norden, der seine germanische Abstammung auf die Dauer weder verleugnen konnte, noch wollte, manchmal in sehr schneidender Weise zu Tage trat. Es wäre geradezu ein Wunder gewesen, wenn der reichlich drei Fünftel der Einwohnerzahl betragende und vlämisch redende Theil Belgiens sich auf die Dauer freiwillig unter die Vormundschaft der wallonischen Majorität gestellt hätte, die sich denn auch im Anfange geberdete, als wäre sie die alleinberechtigte, herrschende Klasse, die schon als der Ausdruck des französischen Wesens von selbst die politische Superiorität beanspruchen konnte.

Es war deshalb nur natürlich, wenn der für die Erhaltung seiner Sprache besorgte Vlame die Blicke dahin wendete, wo er das richtige Verständniß und die Förderung seiner bedrohten Interessen allein hoffen konnte. Mit einer geradezu liebevollen Pietät wurden deshalb die durch die Revolution zersprengten Bande mit dem Norden wieder angeknüpft, und während die Vlamen vor 1830 die grundsätzliche Verschiedenheit der vlamischen und der holländischen Sprache als ein feststehendes Axiom angenommen und die Bemühungen von Willems, der eine beiden Sprachidiomen gemeinsame Rechtschreibung vorschlug, fast vollständig ignorirt hatten, kam schon 1841, also elf Jahre nach der Losreißung von Holland, auf dem Sprachencongreß in Gent die von Willems angestrebte Vereinbarung zu Stande, und seit dieser Zeit ist genannte Stadt das Centrum der vlämischen Bewegung, in der der Geburtstag des einst so gehaßten Wilhelms I. Jahr für Jahr festlich begangen wird; zugleich ist hier der Sitz der Gesellschaft „Willemsfonds", in deren Hand die Fäden der über ganz Belgien sich bald ausbreitenden Bewegung zusammenlaufen. Dieselbe zählt heute 4544 Mitglieder, die etwa 30 über die verschiedenen Provinzen verbreiteten Zweigvereinen angehören. Der Willemsfonds ist, wie der erste Artikel seiner Statuten sagt, „gestiftet zur Beförderung des Studiums und des Gebrauches der niederländischen Sprache und zur Beherzigung alles dessen, was zur intellectuellen und moralischen Hebung der vlämischen Bevölkerung beitragen kann, um durch diese Weise den allgemeinen nationalen Volksgeist in Belgien zu stärken". Zu

diesem Zweck unterstützt er aus seinen Mitteln junge Leute, die sich an öffentlichen Unterrichtsanstalten mit Vorliebe der vlämischen Sprache befleißigen, er setzt Prämien für junge Wallonen aus, die sich auf den Schulen durch besondern Eifer in der Erlernung des Vlämischen auszeichnen, er belohnt die Verfasser niederländisch geschriebener Abhandlungen, die von der belgischen Akademie oder andern gelehrten Gesellschaften schon gekrönt worden sind, er unterstützt Journale und Publicisten, die sich um die Vertheidigung der vlämischen Sprache besondere Verdienste erworben haben, und endlich sorgt er für die Errichtung und Unterhaltung von Volksbibliotheken und für die Veranstaltung populärer Vorträge. Daß dabei die Bühne, „het nationaal toneel" nicht vergessen ist, braucht kaum gesagt zu werden, und heute erfreut sich das niederländische Theater in Antwerpen nicht nur eines sehr zahlreichen Besuches seiten der vlämischen Bevölkerung, sondern dasselbe steht auch in künstlerischer Hinsicht auf bedeutender, allseitig anerkannter Höhe. Ihren Namen trägt die Gesellschaft zu Ehren des genannten Willems, „Vater Willems" bei den Vlamen genannt, der sich um die Hebung und Förderung des Studiums der vlämischen Sprache die unvergeßlichsten Verdienste erworben hat, die heute noch in der dankbaren Erinnerung des Volkes fortleben.

Man glaube nicht, daß das letzte Motiv derartiger Bemühungen etwa in verletzter Eitelkeit oder in verbissener Oppositionssucht zu suchen ist, vielmehr zeigt ein oberflächlicher Blick auf die realen Verhältnisse die vollständige Berechtigung und die unabweisbare Nothwendigkeit der rückhaltlosesten Befriedigung derselben. Wie schon gesagt, besteht die Bevölkerung zu drei Fünfteln aus Vlamen und wenn die gebildeten Elemente unter denselben, namentlich in den Städten, des Französischen ebenso mächtig sind, wie ihrer Muttersprache, so versteht doch der weitaus größte Theil der Landbevölkerung ebenso wenig französisch, als die Bauern im Elsaß, und der eine oder andere Tourist wird wohl schon die Erfahrung gemacht haben, daß ihm eine französische Frage in einer Vorstadt Antwerpens, Brüssels oder Gents mit einem verneinenden Achselzucken als Zeichen des Nichtverstehens beantwortet wurde. Nun denke man sich unter einer solchen Bevölkerung Beamte, welche die Sprache der Bewohner ihres Bezirks gar nicht oder nur mangelhaft verstehen, welche also der ersten und hauptsächlichsten Bedingung ihrer Thätigkeit ermangeln! Und von Brüssel aus hat man allen Ernstes eine Zeitlang mit einer eines Besseren würdigen Beharrlichkeit bei der Begebung öffentlicher Aemter die Vlamen systematisch übergangen und in die ausschließlich vlämisch redenden Districte mit Vorliebe wallonische Beamte geschickt, die es selbstverständlich nicht der Mühe werth fanden, vlämisch zu lernen und, auf gesetzliche Bestimmungen gestützt, sich in Schrift und Wort der französischen Sprache bedienten und gegebenen Falls über den Bauer, der das Unglück hatte, mit ihnen in Berührung zu kommen, eine Geldstrafe verhängten, weil er — sie nicht verstand. Solche Fälle sind vielfach vorgekommen.

Wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn schütteten die vlämischen Blätter, besonders „Het Volksbelang" und „De Zweep" (Peitsche) ihren sarkastischen Spott über diese „Franquillons" aus, diese Franzosen zweiter Klasse, die von dem auch in der belgischen Verfassung jedem Staatsbürger zugestandenen Recht, sich lächerlich zu machen, reichlich Gebrauch machend, die Franzosen selbst in ihren Fehlern und Schwächen nachahmen, ohne den eigentlichen esprit de la grande nation jemals erreichen zu können. Daß mit solchen Vlamen, die sich ihrer Muttersprache schämen und ihren Kindern eine französische Erziehung geben lassen, unbarmherzig ins Gericht gegangen wird, braucht kaum gesagt zu werden, und wenn man sich einen Augenblick den Haß und die Erbitterung, die sich innerhalb 40 Jahren im Herzen des Vlamen aufgespeichert haben, vor Augen hält, dann begreift man auch die mitunter mehr als unparlamentarischen Ausfälle, die sich über das gekrönte Haupt Leopolds I. ergossen, unter dessen Regierung über alle Klagen und Vorstellungen der Vlamen kurzweg zur Tagesordnung übergegangen wurde. Gleichwie der Deutsche in der Zeit der schmachvollsten Erniedrigung seines Vaterlandes mit Vorliebe in der alten glänzenden Zeit verweilte, wo der deutsche Kaiser nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That der erste Mann der Christenheit war, so zog sich auch der Vlame aus der trostlosen Gegenwart in die herrlichen Tage von Flanderns Größe und Macht zurück, es stiegen vor seinem Geiste die Heldengestalten der Artevelde auf, aus den Thoren von Gent und Brügge strömten die hellen Haufen der tapferen Poorter, die die Blüthe des französisch gesinnten flandrischen Adels in blutigen Schlachten wie das Gras wegmähten und ihren Landesherrn, den französischen Lehensmann, mehr als einmal zwangen, die Waffengemeinschaft mit Frankreich zu verlassen und in das vom Volke und den Handelsinteressen verlangte Bündniß mit England einzutreten. Man braucht hier nur den Namen von Hendrik Conscience zu nennen, um die Begeisterung und die Pietät zu begreifen, mit der namentlich die vlämische Jugend das Wiederaufleben dieser erhebenden Erinnerungen begrüßte. Emanuel Hiel, der hochbegabte vlämische Dichter, hat im ersten Buch seiner Gedichte: „Flanderns Leiden und Streiten" diesen „flandrischen Löwen" ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Wo sich übrigens Gelegenheit bot, wußten die Vlamen ihren Sympathien und Antipathien in sehr unzweideutiger Weise Ausdruck zu verleihen. Jedermann in Deutschland kennt die Sympathien, welche der wallonische Theil der Bevölkerung im Jahr 1870 für Frankreich an den Tag legte, was aber nicht so allgemein bekannt ist, das ist die beinahe unbeschreibliche Freude, mit der die vlämische Presse die deutschen Siege begrüßte und verherrlichte, man schien es hier instinctiv zu fühlen, daß jeder Schlag, der Frankreich traf, auch der vlämischen Sache zu Gute kam. Dieser Jubel ergriff sogar einen Theil der unter Frankreich stehenden vlämischen Bevölkerung, die trotz aller Entnationalisirungsversuche des zweiten Kaiserreichs ihr nationales Gepräge noch in der Weise erhalten hat, daß ein guter Theil der Landbevölkerung der französischen Sprache nicht einmal mächtig ist. Aus Dünkirchen desertirten vlämische Soldaten massenhaft nach Belgien, so daß man die Wiederholung derartiger Versuche mit strengen Strafen bedrohen mußte. Wenn dies in Frankreich geschah, so kann man sich einen annähernden Begriff von der Stimmung machen, von der die vlämische Bevölkerung in Belgien beseelt war. Die sprühenden poetischen Ergüsse Emanuel Hiels an Deutschland und die reichen Spenden für die deutsche Abtheilung des rothen Kreuzes sind sprechende Zeugnisse dafür.

Alle Versuche, auch den bescheidensten Forderungen Geltung zu verschaffen, waren bis jetzt vergeblich gewesen; das Ministerium Dedecker hatte zwar 1856 eine Commission ernannt, um die Beschwerden der vlämischen Bevölkerung zu prüfen, allein der Bericht wurde erst nach dem Rücktritt Dedeckers gedruckt und unter Frère-Orban wurde über alle derartigen Petitionen von der Kammer regelmäßig zur Tagesordnung übergegangen, weshalb auch noch kein belgischer Minister in der Weise den glühenden Haß der Vlamen auf sich geladen hat, als dieser „liberalisirende Franquillon". Kann man sich deshalb Angesichts der Aussichtslosigkeit auch der bescheidensten Ansprüche wundern, wenn von vlämischer Seite manchmal über das vorgesteckte Ziel hinausgeschossen wurde, wie dies z. B. in der von Léon van der Kindere nach dem Abschluß des Frankfurter Friedens erschienenen Broschüre: „La Belgique et le parti flammand" geschah? Hier wird nichts mehr und nichts weniger verlangt, als der engste Anschluß der Vlamen an Deutschland und zwar nicht nur in politischer, sondern auch in sprachlicher Hinsicht, und die Schlußfolgerung lautet, daß ebenso wie die Wallonen das Französische angenommen haben, die Vlamen ihre Sprache über Bord werfen und direct zum Hochdeutschen übergehen sollen, welches letztere dann die Verkehrs-, Unterrichts- und Gerichtssprache sein müßte. Die unausbleibliche Folge davon wäre aber dann das Zustandekommen einer politischen Reform und an die Stelle der centralisirten Einheit würde folgerichtig eine deutsch-wallonische Föderation treten. Die Broschüre, die unter dem Eindruck der mit einem Schlage veränderten Lage in Europa geschrieben war und eine Zeit lang

nicht geringes Aufsehen erregte, wurde selbstverständlich in erster Linie von der vlämischen Partei desavouirt, die nicht gesonnen war, auf einem andern, als dem von ihr gewählten Terrain, den Sieg zu erringen.

Und ein solcher sollte die Jahrzehnte langen Bemühungen auch endlich krönen. Am 17. August 1873 kam das Gesetz über den Gebrauch der niederländischen Sprache in Strafsachen zu Stande und wenn einzelne Bestimmungen desselben auch nicht allen Erwartungen entsprachen, so hatte man doch schon Bedeutendes erreicht. Polizeicommissäre und Untersuchungsrichter sind verpflichtet, bei der Abfassung der Protokolle die Sprache der Angeklagten und Zeugen zu gebrauchen und die in vlämischen Districten anzustellenden Gendarmen brauchen sich nicht einmal mehr über die Kenntniß der französischen Sprache auszuweisen. Ein weiteres Gesetz vom 22. Mai 1878 regelte den Gebrauch der vlämischen Sprache in Verwaltungs- und Regierungssachen und die vlämische Partei hatte alle Ursachen, mit den weitgehenden Zugeständnissen, die ihr gemacht wurden, zufrieden zu sein. Freilich werden die Bestimmungen dieser Gesetze von höheren und niederen Beamten häufig ignorirt, aber die Regierung ist stets bereit, begründeten Klagen Abhülfe zu verschaffen. Endlich am 15. Juni 1883 kam das Gesetz über die Zulassung des Vlämischen als Unterrichtssprache an den mittleren und höheren Anstalten zu Stande; der erste Artikel desselben bestimmt: „Im vlämischen Theile des Landes wird der Unterricht in den vorbereitenden Abtheilungen, die mit den königlichen Mittelschulen (Realschulen) verbunden sind, im Niederländischen ertheilt, und nach Art. 2 wird Englisch und Deutsch ausschließlich Niederländisch unterrichtet." Es muß ein wahres Triumphgefühl unter der vlämischen Partei geherrscht haben, als der Minister der öffentlichen Arbeiten im „Moniteur belge" vom 18. Mai 1883 die Bedingungen des von den niederen Eisenbahnbediensteten abzulegenden Examens bekannt machte, wonach die niederländische Sprache in vlämischen Districten den unbedingten Vorzug vor der französischen erhielt. Der Vorstand des Willemsfonds constatirte diese Thatsache in seinem letzten Jahresberichte mit großer Genugthuung; „zum ersten Mal seit 1830," heißt es, „wird hier von der Regierung die Grundregel anerkannt und angewendet, daß ein Beamter, der sein Amt in den vlämischen Provinzen wahrnehmen will und dasselbe ohne die Kenntniß unserer Sprache nicht gehörig ausüben kann, Beweise dieser Kenntniß ablegen muß; zum ersten Mal wird auf einem Examensprogramm als Vorbedingung der Bekleidung eines öffentlichen Amtes die niederländische Sprache als obligates Fach vorgeschrieben." Und daß die genannten Gesetze kein todter Buchstaben bleiben, sondern wirklich ausgeführt werden, darüber wacht in erster Linie der Vorstand des Willemsfonds; von jeder Gesetzesübertretung nimmt er Kenntniß und er säumt auch nicht, den betreffenden Ressortminister darauf aufmerksam zu machen und auf Abhülfe zu dringen. Dieser Gesellschaft gebührt denn auch der volle und ungetheilte Dank für diese großartigen Resultate und sie hat das vorgestreckte Ziel ebenso sehr durch ihr zähes Festhalten an ihrem guten Recht, wie auch durch würdiges, die Grenzen des Erlaubten niemals überschreitendes Auftreten erreicht. Lächerlichkeiten und Brutalitäten, wie sie an der Moldau zu Hause sind, würden hier keine Stelle finden können.

Noch ein Punkt wäre schließlich zu berühren: das Verhältniß der Vlamen zu den Klerikalen.

In keinem andern Staate Europas gestaltet sich der Kampf zwischen Liberalismus und Klerikalismus der Art zur Machtfrage, wie in Belgien, eine Mehrheit von einigen Stimmen bringt die eine oder andere Partei ans Ruder. Die liberale Partei rekrutirt sich zwar in gleicher Weise aus Vlamen und Wallonen, auch huldigen die angesehensten vlämischen Journale einem sehr fortgeschrittenen Liberalismus, aber das weitaus größte Contingent zu den Klerikalen stellt unstreitig der vlämische Theil der Bevölkerung des platten Landes. Wohl aber ist der intelligente Theil der Vlamen fast ausnahmslos aus innigster Ueberzeugung liberalen Principien zugethan, der Willemsfonds zählt nur liberale Mitglieder und bei der letzten Versammlung am 28. October 1883 verkündete der Präsident desselben, der um die vlämische Sache hochverdiente Julius Vuylsteke, unumwunden: „mit derselben Kraft und derselben Standhaftigkeit werden wir auch die Plage der geistigen Abstumpfung und des Gewissenszwanges bekämpfen und nicht eher ruhen, als bis wir Flandern nicht allein die vollständige Freiheit und das Wiederaufblühen seiner Sprache, sondern auch die alte Freiheit und die alte Kraft seines Geistes zurückgegeben haben."

Aus dem Bezirk der Quarantaine.

Von Wilhelm Lang.

„Wird man wo gut aufgenommen, soll man nicht gleich wiederkommen." Weil mir mein letztjähriger Aufenthalt an den italienischen Seen so viel unvergeßliche Stunden bereitet, deren Erinnerung mir angenehm über den deutschen Winter hinweg half, so eilte ich diesen Sommer abermals in Gesellschaft eines befreundeten Malers über den Gotthard. Aber ich bedauerte sehr, daß das deutsche Sprichwort uns nicht von der geplanten Wiederholung abgehalten. Kaum hatten wir den Canton Tessin betreten, als uns die Kunde traf, daß Italien wegen der Choleragefahr seine Grenze militärisch abgesperrt und eine Quarantaine von fünf, gleich darauf von sieben Tagen verordnet hatte. Wir waren in eine Sackgasse gerathen. Der ganze Comersee, fast der gesammte Langensee war uns dadurch versperrt. Freund Gustav und ich beschlossen, wenigstens bis Locarno zu fahren, dort vom Hügel der Madonna del Sasso aus einen sehnsüchtigen Blick auf das gelobte Land zu werfen, das uns diesmal ferne bleiben sollte, in Erinnerungen zu schwelgen und dann die Rückfahrt wieder anzutreten.

Wie viele Stufen zu ersteigen sind, um von Locarno zu der berühmten Madonna del Sasso zu gelangen, weiß ich nicht. Ich habe sie nicht gezählt. Aber viele sind es, dazu ein Steinpflaster, das eigens auf büßende Waller berechnet ist, und nirgends eine Spur von Baumesschatten. Scheint eine mitleidlose Sonne dem Keuchenden auf den Rücken, so ist dies um so verdrießlicher, als der Calvarienweg zum Theil an einer Schlucht hinaufführt, jenseits deren ein dichter Wald wie zum Hohne liebliche Kühle verheißt. Dazu warf mein Begleiter von Zeit zu Zeit einen bedenklichen Blick zum Kloster hinauf. Meister Gustav war ohnedies schwer zu bewegen, Berge zu ersteigen, er haßte aus Princip die Fernsichten, mit denen, wie er sagte, ein Maler nichts anzufangen wisse. In seinem Bädeker hatte er bei allen mit Stern und Doppelstern empfohlenen Aussichtspunkten seinerseits Ausrufungszeichen des Hasses und der Verachtung angebracht, und er pflegte bitter zu werden, wenn er mit begeisterten Touristen zusammentraf, welche diese und jene entzückende Rundschau priesen. Aber auch das Kloster selbst verhieß wenig Gutes, es stellte sich von der Vorderseite recht unmalerisch dar. Die Architektur zeigte nichts Außergewöhnliches, dafür prangte sie in tadellosem Weiß, es war, als ob der Anstreicher erst gestern sein unseliges Werk verrichtet hätte. Nur der Gedanke, daß die Hälfte der Arbeit bereits gethan war, gab meinem Begleiter den Muth, vollends die Höhe zu ersteigen. Oben auf dem Platz vor der Kirche angelangt, war aber die Mühe rasch vergessen, und der Blick des Malers heiterte sich zusehends auf. Der See und die Berge, Farben und Linien, die wunderbare Vermählung der Alpennatur mit hesperischer Landschaft — welcher Nordländer, der hier zum erstenmal wieder den Süden betritt, kann von diesem Bilde unbewegt bleiben? Der Duft in den Bergen des Tessinthales wich, je tiefer die Sonne sank, einer bezaubernden Klarheit, worin Lichter und Schatten sich kräftig schieden. Und wenn die Meisten hier oben seufzen: wie schade, daß der vorliegende Hügelrücken einen Theil der Aussicht seewärts verdeckt, pries der eigensinnige Künstler dies als einen besonderen Vorzug: so erst erhalte das Bild einen kräftig hereinschneidenden Vorgrund, der den See und die Ge-

birge weit zurückwerfe. Völlig beschwichtigt aber, ja erheitert war er, als wir durch die Klostergebäude hindurch auf die Rückseite gelangten, wo nunmehr auch diese an malerischem Reiz nichts mehr zu wünschen ließen. Nichts Glattes und Weißgetünchtes war hier mehr zu sehen, altersgrau erschienen Thore und Mauern, seltsam schob sich ein Bau in den andern, und dieses Ganze von unregelmäßiger Architektur mit Giebeln, Vorsprüngen und Winkeln senkte sich, dem Terrain sich anschmiegend, in Absätzen zum blühenden Garten hinab. Man gelangt zu einer Art von Belvedere, wo man die ganze Anlage, die sich so vielgestaltig auf dem Felsen erhebt, als die Mitte eines Bildes erschaut, zu welchem der See und die Berge den angenehmsten Hintergrund bilden.

Es reizte, über eine kleine Mauerbrüstung hinabzuspringen. Vor uns lag der Klostergarten, eine Thüre war nur leicht angelehnt und wir traten ein. Tiefe Stille ringsum. Unter Weingeländen schritten wir hin; der Künstler aber ersah sich bald eine Ecke nach seinem Sinn und zog Stift und Skizzenbuch. Ich schlenderte im Garten weiter und betrachtete die ansehnlichen Schwertblätter etlicher Aloë, die mehr noch als der reifende Wein für die Milde des Klimas sprachen und deren Fülle bereits nach den Inseln des heiligen Borromäus hinunterdeutete. Jetzt vermeldete ein helles Glöckchen den Anbruch der hora recreationis, und nicht lange, so zeigte sich am unteren Ende des Rebganges eine braune Kutte. Langsam näherte sich die Gestalt, man sah aber schon von ferne, daß der Pater nicht unwirsch über den Eindringling war, und so war denn bald ein anmuthiges und belehrendes Gespräch im Gange. Ich bewunderte mit ihm die wohlgepflegten Gemüsebeete und die zahlreichen Obstsorten, wobei er zu zeigen beflissen war, daß er auch in der deutschen Zunge nicht ungeübt sei: er wußte fast alle Gewächse mit den deutschen Namen zu benennen, selbst unser Mangold und unser Wirsing waren ihm nicht unbekannt. Schon bot er vertraulich dem Fremden seine Tabakdose. Er trug eine Brille, was auf gelehrte Beschäftigungen deutete, obgleich er einen bescheidenen Gebrauch von seiner Gelehrsamkeit machte. Vom Kloster wußte er nicht viel mehr zu sagen, als daß es schon vierhundert Jahre alt sei. Er erzählte, daß sie nach der Regel des heiligen Benedikts leben und heute noch vier an der Zahl seien, zwei Priester und zwei Laienbrüder. Diese vier Sterblichen also genossen unbelästigt das herrliche Besitzthum, da war es denn kein Wunder, daß von jenen Klagen, die man jetzt in den italienischen Klöstern über die Schlechtigkeit der Welt zu vernehmen pflegt, nichts über seine Lippen kam. Der Weltenlauf und die Lage des heiligen Vaters, sogar die Cholera und die Quarantaine schienen ihm ein weit geringeres Anliegen, als die Ergiebigkeit der bevorstehenden Ernte. Es begab sich aber, daß ich die Frage hinwarf, ob sie auch Mandelbäume zögen. Sie hätten es schon versucht, erwiderte er, aber es habe ihnen nicht gelingen wollen. Wenn sie einmal Mandeln gewonnen hätten, so hätten sich diese wunderbarer Weise im folgenden Jahre in Pfirsiche verwandelt. Als ich mein Erstaunen bezeigte, bekräftigte er die Wahrheit hoch und theuer. Das klang befremdlich, doch stellte sich das Unglaubliche in ein anderes Licht, wenn man sich erinnerte, daß diese beiden Sträucher, die so verschiedene Früchte tragen, wirklich im Grunde ein und dasselbe Geschlecht sind, zwei Brüdern vergleichbar, von denen die Natur bei dem einen das fleischliche Aeußere, bei dem andern den still verborgenen Kern begünstigt hat. Die Vermuthung spricht dafür, daß die Mönche von Madonna del Sasso einen Pfirsichbaum gewählt hatten, um darauf Mandeln zu pfropfen, und daß nach einem bekannten Gesetze später wieder die ursprüngliche Pfirsichnatur durchschlug. Im Uebrigen wissen die Pflanzenkundigen, daß die Verwandtschaft beider Sträucher, Amygdalus communis und Amygdalus Persica, in der That die merkwürdigsten Naturspiele hervorbringt. Es gibt einen Mandelpfirsich, Nectarine, welcher die Eigenschaften beider Früchte in sich vereinigt, und den man für die ursprüngliche wilde Form hält, aus welcher sich ebenso die Pfirsiche wie die Mandeln entwickelt haben. Noch mehr: gefüllte Pflanzen, die als solche keine Früchte hervorbringen, werden am Rhein, wo man sie vielfach als Schmuckbäume anpflanzt, von den Gärtnern bald Mandel-, bald Pfirsichbäume genannt; halbgefüllte tragen bald Pfirsiche, bald Mandeln. Es kommt vor, daß man aus einer und derselben Aussaat Mandel- und Pfirsichbäume erhält. Ja in Berlin soll ein Baum zu sehen zu sein, der in verschiedenen Jahren einmal Pfirsiche, das andere Mal Mandeln, bisweilen aber auch beiderlei Früchte zugleich getragen hat und noch trägt. So lesen wir in einem Buche, das man immerhin als eine gewichtigere Autorität anerkennen wird, als die Aussage eines italienischen Klosterbruders, nämlich in dem nachgelassenen Werke des berühmten Dendrologen Karl Koch in Berlin: „Die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands" (Berlin 1884, R. Jacobsthal), worin für Freunde des Alterthums und für Freunde der Natur gleich anziehende Mittheilungen zusammengestellt sind.

Mittlerweile hatte der Pater Anastasius auch den emsigen Künstler erschaut, verhehlte aber seine Verwunderung nicht, ja er war beinahe gekränkt, daß derselbe die nach seiner Meinung unvortheilhafteste Seite der Klosterbauten seiner besonderen Aufmerksamkeit würdigte. Das war nun Wasser auf die Mühle Meister Gustavs, welcher sofort zu einem belehrenden Vortrag über das Wesen des malerisch Schönen ausholte und ernsthaft zu begründen versuchte, warum der Künstler von einem gerechten Abscheu vor dem Nüchternen und Abgemessenen, dem Schnurgeraden und Weißgetünchten besessen sei. „Schon die alten Griechen" — so wollte er eben fortfahren, als der Benediktiner mit einem Griff in die Dose den Vortragenden unterbrach und beherzt ausrief: Ah capisco, i pittori amano le cose irregolari! ein erlösendes Wort, das die Weisheit des Künstlers in einem glücklichen Worte verständnißvoll und kurz zusammenfaßte, so daß man sich jetzt nach erzielter Uebereinstimmung froh die Hände zum Abschied drücken konnte. Der Pater brach uns noch einen Strauß Gelsominen — jene weißblühende Jasminart, die mit kleineren Blüthen, aber ebenso stark duftend als die in unseren Gärten gepflanzte, im Süden häufig an Mauerwerk sich aufrankt.

Während der Freund malte, ließ ich traurig und doch entzückt meine Blicke seeabwärts schweifen. Vor einem Jahr waren wir dort glücklich gewesen, wo jetzt die Furcht vor der asiatischen Seuche Groß und Klein beherrscht. Die Hotels drüben alle ausgestorben, in Lucino eine von Menschen wimmelnde Quarantaine-Station . . . Ich träumte mich wieder zurück. Nessun maggior dolore . . . nein, alle Umstände unseres Aufenthaltes auf und gegenüber den Borromäischen Inseln kamen mir hell und froh ins Gedächtniß zurück. Ich lebte es in Gedanken noch einmal durch, und so will ich dem Leser lieber von dem schönen Damals als dem traurigen Heut erzählen.

Wie herrlich war die Fahrt auf dem Dampfer, der im Zickzack zwischen beiden Ufern des Sees hin und her fuhr, gleich als habe er keine Eile und sei selbst in guter Reiselaune, um da und dort nach Belieben einen Besuch abzustatten! Gleichwohl ging es nur gar zu eilig an den wechselnden Uferscenen, blinkenden Städten und Dörfern, Weingärten und Waldbergen vorüber. Als wir in die Nähe der borromäischen Eilande gelangten, blieb auch die Pracht der hereinragenden Eisspitzen des Monte Rosa nicht verborgen. Das Fahrzeug, das uns trug, hieß Verbano. Lacus Verbanus ist der altrömische Name für den See, und die heutigen Italiener lieben es, die klassisch vornehmen, aber etwas verblichenen Namen wieder in die Gegenwart zu stellen, wie auch der benachbarte kleine Lago d'Orta, was doch gewiß lieblich klingt, sich hat gefallen lassen müssen, von Amts wegen in Lago di Cusio zurückgetauft zu werden; freilich, ohne daß dies großen Eindruck auf die Anwohner gemacht hat, welche vielmehr den seither gewohnten Namen noch ganz brauchbar finden. Auch an der unvergleichlichen Isola bella waren wir vorübergefahren, wo ein ansehnlicher Theil der Gesellschaft das Boot verlassen hatte, um eilig die Wunder des borromäischen Gartens anzustaunen, eine Tasse Kaffee im Hôtel du Dauphin zu schlürfen und erschreckt vom Preise derselben mit dem nächsten Dampfer weiter zu fahren. Unsere Absicht war, erst einen sicheren Anker-

platz auszuspähen und von da aus die Reize der Inseln und des Festlandes mit so viel Behagen als Gründlichkeit zu erforschen.

Wir landeten also in Baveno. Ob unter den Städtchen der Nachbarschaft Pallanza, Stresa oder Baveno den Preis der schönsten Lage verdienen, ist eine Streitfrage, mit deren Erörterung die müßigen Gäste dieses Erdenwinkels einen großen Theil des Tages zuzubringen pflegen. Seiner Lösung harrt dieser Streit noch bis auf den heutigen Tag. Ich aber, wenn ich es wagen dürfte, mich vor diesen drei Göttinen in die Rolle des Paris hineinzudenken, würde den Apfel unbedingt Baveno reichen. Obschon die Gassen des inneren Städtchens eng und düster sind, so ist dafür das Landschaftsbild, welches der Strand gewährt, um so lichter. Man hat an dem Monte Motterone und seinen Abhängen einen gediegenen Rückhalt, während der See und seine Ufer und Inseln, darüber die Bergkette, mit der ausdrucksvollen und anmuthigen Gestalt des Sasso di Ferro im Mittelpunkt, eine Ansicht darstellen, die jede Stunde des Tages durch die wechselnde Beleuchtung neuen Farbenzauber empfängt. Allein auch jene winklichen Gassen bergen Reize, für die wenigstens Meister Gustav eine ungemeine Begeisterung entwickelte, welcher alsbald auch eine eifrige Kunstübung auf dem Fuße folgte. Höfe mit geschwärztem Mauerwerk, Brunnen und Heiligenbilder von Feigenbäumen überschattet, Freitreppen, die unten von Stein, und weiterhin von Holz noch in zwei oder drei Absätzen, gebrechlich zwar, doch luftig und heiter an den Außenmauern emporklettern, üppige Rebengewinde, die sich über die Gassen spannen, das Alles ist im engsten Raume zusammen, so daß jeder Schritt wieder ein neues und auffälliges Bild darbietet. Daß auch auf der Fischerinsel viel zu holen war, braucht kaum noch versichert zu werden. Aber auch die wiederholten Besuche auf Isola bella galten doch nicht so sehr den wunderbaren Lorbeerhainen, den Korkeichen, Bambus- und Papyrusstauden, als vielmehr der Marina und dem anstoßenden Häuserwinkel mit seinen Durchgängen und Steiltreppen, wo der Bevölkerung noch ein bescheidener Raum neben dem fürstlichen Park übrig gelassen ist. Fast fühlte sich auch das patriotische Gefühl angenehm erregt, als uns die heranwachsende Jugend einmal mittheilte, daß genau auf demselben Platze im Jahre zuvor „la principessa di Prussia“ mit ihrem Malzeuge saß. Copian tütt, sie zeichnen Alles, flüsterte ein großäugiges Mädchen zu seinem Brüderchen, als wir immer wieder kamen.

Als nun Meister Gustav von seinen Wanderungen immer zahlreichere Blätter, schön in Wasserfarben ausgeführt, nach Hause brachte, konnte dies in Baveno nicht unbemerkt bleiben. Zuerst bemerkte es ein Engländer, der in unserem Gasthaus wohnte. Er war Reverend, Junggeselle, Sonderling und Kunstfreund und kam eben aus Macugnaga am Fuß des Monte Rosa, oder, wie er näselnd sagte, aus Mäcugnägä, wo er eigenhändig unglaubliche Kunstwerke zu Papier gebracht hatte. Aus der Vergleichung mit den Werken unseres Freundes ersah er aber bald, daß die Kunst, die er so emsig pflegte, zu ungleich größerer Vollkommenheit gebracht werden könne, ja er gab nicht undeutlich seine Bereitwilligkeit zu verstehen, einige Unterweisung entgegenzunehmen. Hiernach fand sich auch ein General ein, derselben Nation angehörig, ein munterer, umgänglicher Herr, der aber gleichfalls leidenschaftlich der Kunst ergeben war und sich einen ganz eigenen, von allen bisherigen Malweisen gänzlich abweichenden Stil gebildet hatte. Dieser schloß sich noch enger an, suchte eifrig hinter die Geheimnisse des Meisters zu kommen, setzte sich ihm auch bei der Arbeit zuversichtlich zur Seite, um nacheifernd die gleichen Wirkungen zu erzielen, indessen er gesprächig von den Wildnissen in Labrador, ja von bedenklichen Tigerjagden in Bengalen erzählte. Eines Abends aber entstand ein großer Schrecken, als nämlich der General für den anderen Tag auch noch den Besuch etlicher kunstbeflissener Misses ankündigte, welche den effektful style des deutschen Künstlers näher kennen zu lernen wünschten. Was meiner Ueberredungskunst bis dahin schlechterdings nicht gelungen war, das brachte diese Ankündigung rasch zuwege: in aller Stille, doch mit Entschiedenheit wurde Vorbereitung getroffen, in der Morgenfrühe auf den Monte Motterone zu entweichen und von da auf der anderen Seite zum Ortasee hinabzusteigen. Diese secessio in montem glückte auch vollkommen, und es zeigte sich, daß der Weg zu diesem Gipfel, der zuerst durch lichten Edelkastanienwald, hernach über Matten an zahlreichen Alphütten vorüberführt, auch denjenigen Bergsteigern empfohlen werden kann, welche nicht zur Zunft der Kniefesten und Schwindelfreien gehören. Und nun wäre viel zu schwärmen von der Rundschau dieses Gipfels, wenn man nemlich alle Gebirgshäupter, Thäler, dazu auch die Ortschaften der lombardischen Ebene aufzählen wollte, über welche hier „das trunkene Auge schweift“. Statt dessen will ich lieber dem Leser anvertrauen, daß damals an dem Bau eines Gasthauses auf der Höhe des Berges gearbeitet wurde, Dank einem unternehmenden Manne aus Varallo, der es nicht länger ertrug, daß der Wanderer hier im Anschauen des fünfgipfligen Monte Rosa gänzlich des Obdachs und der Labung entbehrte. Es war Sonntag, gleichwohl feierten die Arbeiter nicht, nur war ihnen insofern auch ein Festtag bereitet, als heute aus den benachbarten Dörfern ein Trupp anmuthiger Mädchen heraufgestiegen war, die mit Lachen und Singen sichtlich die Arbeit kürzten. Ist aber bei solchen Gelegenheiten nicht allzu viel gelacht und gescherzt worden, so muß inzwischen der Bau längst soweit gediehen sein, daß die Eröffnung dieses Fremdenhauses erfolgen konnte, welches vom Baumeister also gestellt ist, daß es sich unerschrocken gerade den aufragenden Wundern der Walliser Alpen entgegenkehrt. Ja, wenn heuer nicht die Quarantaine wäre, so könnte ich dem Leser bestimmte Auskunft geben.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Ausstellung.

II.

Es ist erstaunlich, wie im Verlaufe einer und derselben Ausstellung der Eindruck eines und desselben Kunstwerkes sich ändert. Was am ersten Tag frappirt, als eine neue Aeußerung der Kunst oder des schaffenden Individuums erscheint, muthet binnen Kurzem als ein Kunststück an, vor dessen Kniff der Schleier gefallen; und was anfangs abstößt, weil es die gewohnte Bahn verläßt oder weil irgend ein störendes Detail die Augen auf sich zieht, gewinnt bei erneuerter Betrachtung eine unwiderstehliche Gewalt. Nichts vermag eindringender zur Vorsicht zu ermahnen als diese Erfahrung. Böcklins „Centaurenkampf“, der Anfangs bedingungslos verurtheilt wurde, weil das über Gebühr verzeichnete häßliche Weib in der Mitte alle Freude an der phantastischen Erscheinung des Entführers und der weiten Landschaft verdarb, wird nicht mehr ausschließlich als Fehltritt behandelt, bei dem im besten Falle nur von Verzeihung die Rede sein kann; Werners Moltke, der zuerst durch die unerwartete Frische imponirte, stimmt täglich kühler. —

Im Genre geht es das gewohnte Geleise. Wir schreiten an einer großen Anzahl achtungswerther Leistungen vorüber, aber nirgend begegnen wir einem Werk, das durchschlägt wie in früheren Jahren die allbekannten Schöpfungen von Knaus, Defregger oder Vautier. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß es mit dem Sittenbilde, wie es bis vor wenigen Jahren die Herrschaft besaß, bergab gegangen. Freilich steht es immer noch anders da als die Historienmalerei, denn es schöpft aus zahllosen unversieglichen Quellen. Aber es scheint doch, als ob einige der bisher am stärksten sprudelnden nachließen, und aus der gewaltigsten, unserm eigenen modernen Leben in seinen unendlichen Wandlungen, schöpfen nur erst Wenige. Wir nehmen sie voraus.

Bokelmann behandelt in seinem figurenreichen „An der Spielbank“ (Monte Carlo) einen dankbaren malerischen Stoff. Er besitzt das scharfe Auge für die Charaktere der verschiedenen Nationalitäten, die sich um den langen Tisch drängen; er vermag den leisen Zügen nachzukommen, mit denen sich in der vornehmen Gesellschaft Freude und Qual äußern; er ist ein Erzähler von ungemeiner Kraft — aber diesmal läßt er uns kalt. Das Ganze ist zu trüb und ernst. Sein Colorit, dessen Schwere an den Schilderungen aus dem Volksleben nicht so nachdrücklich empfunden wird, kann dem Duft und Schimmer der elegantesten modernen Welt

nicht gerecht werden. Wie derb erscheinen die Toiletten der Damen! Die Scene hat einen geradezu spießbürgerlichen Anstrich bekommen, von leichtsinniger Eleganz und Grazie findet sich kaum eine Spur. Und dazu strömt das Bild etwas wie eine Moral aus, die auch nicht angenehm berührt. Absichtlich vorgetragen wird sie nicht. Es ist schwer zu sagen, woraus dieser Eindruck entsteht. Vielleicht würde er verschwinden, wenn über der Scene Sonnenschein läge.

Das Alphabet macht an dieser Stelle Knut Ekwall zum Nachbar Bokelmanns. Der Contrast ist so schroff wie möglich. Aber Ekwall, der sentimentale Schilderer von Backfischchens Leid und Freud, von Mutterglück und Wittwenelend, von stilvollen Berliner Einrichtungen mit Hochzeitsgeschenken in cuivre poli und Neuvermählten, die zum ersten Mal allein sind; der Modemaler, dem man nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er dem Geschmack des großen Publicums Concessionen aller Art gemacht, er verliert in diesem Augenblicke weniger als früher bei solcher Annäherung an einen der ernstesten, gehaltreichsten unserer neueren Meister. Denn so leicht auch der Inhalt seiner Werke gewogen sein mag, von Stufe zu Stufe trat in ihnen Ekwalls künstlerische Absicht in der Beobachtung der Dinge zu Tage. Aus dem manierirten Zeichner für unsere Illustrirten ist mittlerweile ein Maler geworden, der aus eigener Kraft die kleine Welt erobert hat, in der er sich bewegt, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß er allmählich die Schlacken des Werdeprocesses abstoßen und eine hervorragende Stellung unter den Schilderern unseres Lebens einnehmen wird. Man darf bei ihm nie vergessen, daß seine Richtung auf unser Thun und Treiben an sich eine gesunde ist, wenn auch in den meisten Fällen die Wahl des Vorwurfs unglücklich erscheint. Von den drei Gemälden, die er diesmal ausstellt, ist eins — „Tick Tack" — länger bekannt. Das andre, „Der erste Ball" gehört in die Kategorie der Cuivrepolibilder für das sentimentale Publicum; es hat auch ganz das grüngelbe Modecolorit, das zu den Bezügen und Vorhängen paßt. Ein höchst achtungswerthes Werk ist jedoch das dritte, „Feierabend", in einem modernen Zimmer mit Butzenscheiben, durch die der Mond schimmert, eine Familie am Tisch unter der hellen Hängelampe. Die Mutter spielt mit den größeren Kindern, die sich um sie drängen, das Baby auf ihrem Schooß hat das Tischtuch gepackt und hebt es auf wie ein Zelt; der Vater sitzt an der andern Seite und liest. Das strömende Lampenlicht mit seiner Wirkung in Schimmer und Reflex ist mit größter Liebe studirt, die Composition von absichtsloser Sicherheit. Man kann dem Künstler nur wünschen, daß er auf dieser Bahn ausharren möge.

Im Vorbeigehen ein Wort der Verwunderung über Carl Kahlers „Sommer" einer eleganten Gesellschaft im Park. Man traut seinen Augen kaum, wenn man unter diesem „Oeldruck" mit unverzeihlichen Schwächen neben liebenswürdigen Partien, die aber bei dem unglücklichen Colorit erst gesucht sein wollen, den Namen liest. — Conrad Kiesels „Atelierbesuch", eine Versammlung der reizendsten Typen aller Schattirungen, gehört zu dem Elegantesten, was die moderne deutsche Kunst auf dem Gebiete der Toilettenschilderung leistet. — Ludwig Knaus erscheint in der einen seiner beiden neuen Schöpfungen „Der Wittwe Trost" wie sein eigener Schüler. Die andere, „Ein Wiedersehen", erinnert in der Conception und Charakteristik an die großen früheren Leistungen, auf denen sein Ruhm sich gründet. Im Vorhof eines Gartenhauses wird der von der Universität zum ersten Ferienbesuch nach Hause kehrende Sohn von Mutter und Schwester empfangen. Sein bartloses Knabengesicht ist von kaum geheilten Hieben zerfetzt, von frischen Wunden ist der Verband noch nicht entfernt. Die Mutter hat entsetzt das Gesicht an der Brust des hochgewachsenen Bengels verborgen, als könnte sie den Anblick des entstellten Antlitzes nicht ertragen. Erschrocken steht die hübsche Schwester mit erhobenen Händen daneben, offenen Mundes auf die unerwartete Entstellung starrend. Der Student scheint eben erst zur Empfindung des Unheils zu kommen, das er angerichtet, mit dem Stolze über seine Erscheinung kämpft die aufsteigende Verlegenheit. Von packender Wahrheit ist die Bewegung der Mutter, die man nur vom Rücken sieht. Daß mit dem ersten Schreck die Reihe der Ueberraschungen in dem stillen Leben der beiden Frauen noch nicht zu Ende, wird auf sinnige Weise in der Nebengruppe angedeutet. Der große Hund des Studenten ist im Begriff, bei der Verfolgung der Hauskatze die alte Haushälterin umzurennen, die mit der Reisetasche und den Rappieren des Studenten eben durch das schöne Rococothor getreten ist. — An die malerische Wiedergabe einer derartigen Scene im Freien stellt unser jüngstes Geschlecht weit größere Ansprüche als der Altmeister des Sittenbildes.

Adolf Schlabitz, der mit seiner Schwurgerichtssitzung im vergangenen Jahre einen so großen Erfolg errungen, hat eine Frucht seines Pariser Aufenthalts ausgestellt. „Im sechsten Stock" sehen wir vor dem offenen, blumengeschmückten Fenster eine junge Näherin bei der Arbeit. Sie fädelt gerade ein und scheint allen Ernstes gar nicht auf den Jüngling zu achten, der ihr im „sechsten" gegenüber seine Liebe zur Guitarre singt. Die Photographie eines jungen Mannes an der Wand hinter ihrem Stuhl gibt den Schlüssel zu ihrer Sprödigkeit. Es ist bei aller Wahrheit und Sorgfalt kein auffallend bedeutendes Werk, aber man darf den jungen Künstler nicht aus den Augen verlieren. — Ein tüchtiger Versuch ist der Spazierritt von Badegästen am Seestrande von Jan Verhas. Die Lebensgröße, die für den Gegenstand nicht erforderlich, entschuldigt das Experiment in diesem Falle weit besser als bei Hellqvists Winter, einer colossalen Schneelandschaft, in der vor dem Heiligenbilde ein armes Weib mit ihrem Kinde erfroren liegt — sie ist kaum in der Silhouette zu erkennen. Es ist das Ausstellungsbild an sich, wenn auch ein mißglücktes, dem obendrein die Jury verständigerweise einen Platz gegeben, an dem es keinen Schaden anrichten kann. Man findet nicht leicht ein besseres Beispiel für den Typus der Gattung, kein Privatmann kann es in seinen Wohnräumen oder in seiner Sammlung brauchen; nie wird eine Galerie daran denken, es zu erwerben; einzig die Massenausstellung, in der für so viele Künstler die Parole heißt: Auffallen! ruft derartige Erscheinungen ins Leben. Zum Glück macht Hellqvist die Verirrung durch ein tüchtiges Porträt wieder gut, auf das wir zurückkommen.

Eine vortreffliche Schilderung englischen Lebens bietet Fred. Vezin mit seiner Ruderregatta auf der Themse bei Henley. Es ist ein schöner silberner Tag, beide Ufer des Flusses sind unter den grünen Bäumen mit dichtem Zuschauergedränge besetzt, Boote mit buntgekleideten Insassen belagern den Weg der Concurrenten. Waldhügel bilden den ruhigen Hintergrund. Welch farbiges Bild! Warum gehen unsere Künstler an ähnlichen Aeußerungen unseres Volkslebens so gleichgültig vorüber?

Zu den Darstellungen aus dem modernen Leben gehört die Bauern- und Rüpelmalerei erst in zweiter Linie. Das Bauernleben, der Bauerncharakter ist ja im Grunde so wenig modern wie die Bauerntracht. Dorfroman und Bauernmalerei, beide stark aus der Mode, bildeten ihrer Zeit die nothwendige Ergänzung zu der Flucht aus der eigenen Zeit, die den historischen Roman und die Historienmalerei hervorrief. — Hans Dahl, der gern lachende Gesichter malt, führt uns ein Dienstmädchen im Regen und eine norwegische Heuerin vor, die auf ihren Rechen gestützt lächelnd die verrätherischen Schattenrisse zweier Liebenden beobachtet, die hinter dem Segel einen Kuß tauschen. Defreggers erzählender Jäger ist eine schwache Selbstcopie. Adolf Echtler scheint in seiner lichten „Erinnerung an Venedig" mit den lachenden Mädchen, die sich an den wimmelnden Tauben ergötzen, ein ganz Andrer als in dem dunklen Gemälde aus dem Wirthshausleben, das er den „Ruin einer Familie" nennt. Doch offenbart er hier ein starkes Pathos, das vom Theatralischen nicht frei bleibt, und großes technisches Geschick. — Nicolaus Geiger, dessen Porträtbüsten zweier Kinder so großes Aufsehen machen, ist als Maler durch ein bereits bekanntes Bild — „Der Accord" — und ein neues vertreten, „Die Sünderin". Es ist eine arme Gefallene, die an der Kirchenpforte Buße thut und verzweifelt ihr Gesicht verbirgt, mit dem Kinde eine Gruppe von tiefer Empfindung. Die „Branntweinschenke" von E. Grützner steigt in tiefe Regionen hinab. Vortrefflich sind die beiden Lumpen beobachtet, von denen der eine seinen letzten Heller vertrunken hat, während der andere nicht einmal die nöthigen Pfennige zusammenfinden kann.

Gabl und Jacobides vertreten die jüngste Münchener Richtung. Letzterer, durch sein Bildniß der Frau Gabriel Max vom vorigen Jahre vortheilhaft bei uns bekannt, erscheint in dem hübsch erfundenen und stellenweise vorzüglich gezeichneten Scherzbilde: „Der Unersättliche" ein ganz Anderer. Er ist wie Gabl gänzlich in dem Münchener Fahrwasser, das zu einer auffallend ungesunden Anschauung der Dinge geführt hat. Die ganze Erscheinung löst sich bei dieser Gruppe von Künstlern in Nebel auf. Harburger wahrt sich eine festere Weise. Aber er sollte uns nur einmal wieder etwas Andres schicken als tüchtige Studienköpfe und hübsche Einzelfiguren. — Otto Goldmann scheint noch immer seinen Weg zu suchen. Wenn auch seine Vorwürfe, lebensgroße Halbfiguren

in allerlei Geräth, immer noch dieselben, ist doch seine Fähigkeit, die bunten Einzelheiten zu einem malerischen Ganzen zu stimmen, bedeutend gewachsen, wie sein „Original" beweist. Claus Meyer, der junge Münchener Interieurmaler, dem ein auffallend gutes Bild schnell einen Namen gemacht, bleibt auf dem mit Glück betretenen Pfade und läuft bereits Gefahr, Manierist zu werden. Doch gehören seine „Klosterfrauen" und sein „Rauchcollegium" zu den beliebtesten Bildern der Ausstellung. A. Holmberg, ein verwandtes Talent, ruft durch ein Interieur „Aus der Gothik" die Erinnerung an seine besten früheren Leistungen wach. Namentlich die Landschaft vor dem Fenster ist diesmal von großartiger Schönheit. Ob man zu der Zeit des Bildes — etwa 1450 — irgendwo so große verglaste Fenster gehabt, wüßte ich im Augenblick nicht zu sagen. Doch darauf kommt ja auch wenig genug an. — In einem kleinen Gemälde von Moritz Röbbecke — ebenfalls München — verräth sich bei einzelnen Figuren, namentlich der nach der Brandstätte schauenden Frau, welche die Hände in die Seite stemmt, ein keck zugreifendes Talent. Toby Rosenthal bewegt sich nach altem Recept zwischen Rührung — „Der Abschied vom Elternhause" — und Scherz — „Die Mutter ist ausgegangen". Auf dem letzteren benutzt das kleine Mädchen, das aufpassen soll, die Gelegenheit zur Lectüre, die Milch auf dem Feuer zum Ueberkochen, der Hund schickt sich an, die Wiege umzureißen, und Baby schreit aus Leibeskräften. Das halte Einer aus! Flotte Erzählungen im Sinne der modernen Italiener sind Roußofs Bilder aus dem Volksleben. — Max Schmidt schlägt keine neuen Saiten an, dagegen erfreut Robert Warthmüller — München — durch ein allerliebstes Momentbild, das uns seine Begabung in neuem Lichte zeigt. Ein alter Bauer steht mit seinem Enkelkinde auf dem Steg am Bach und zeigt ihm die spielenden Fische im Wasser. Durch grünes Laub schwankt die Sonne auf dem Boden. Landschaft und Figuren sind gleich vortrefflich.

Eine ländliche Idylle, durch intensiven Stimmungsinhalt an das bekannte Bild des Künstlers in der Nationalgalerie erinnernd, ist Scheurenbergs „Zwiegespräch". Des Wegs durch einen weiten Baumhof zieht ein jugendliches Liebespaar, das nach der Tracht des Jünglings einem Schiffervolke anzugehören scheint. Er hat seinen Arm um ihre Schulter gelegt und ihren Kopf an sich gezogen. Was er ihr zuflüstert, ruft ein verschämtes Lächeln auf ihre Lippen. Nach dem Korb, den sie trägt, befindet sie sich auf einem Arbeitsgange. Die Gruppe ist aus einem Guß und in der sorgfältigen Charakteristik hat der Künstler sich von derber Gewöhnlichkeit wie von Verfeinerung gleich fern gehalten. Von der Landschaft, die bei dem idyllischen Wesen wohl noch eine weitere Detaillirung vertragen hätte, ist mit Recht ein großer Raum vor dem Paare gegeben. Dadurch wird der Eindruck des Wandelns verstärkt. Eine stehende Gruppe hätte an einem Drittel genug gehabt.

Paul Hoecker erregt durch seine „Erinnerung an Zeeland" und durch die ladenden Matrosen „An Bord Sr. Majestät Schiff Deutschland" berechtigtes Aufsehen. Ersteres führt eine Gruppe kleiner Mädchen in holländischer Bauerntracht vor, die durch ein Kornfeld schreiten, keck und frisch in großen Zügen festgehalten. Das andere schildert mit Miniaturenfeinheit ladende Seesoldaten, die neben einer Kanone vor der Luke am Boden kauern. Hinter ihnen liegt der Blick durch den langen, aus vielen Oeffnungen erleuchteten, von unzähligen Reflexen durchschossenen Schiffsraum frei. Als Bewältigung eines der schwierigsten Interieurs und einer mannichfach bewegten Menschengruppe in ungewöhnlicher Beleuchtung eine Kraftprobe. A. L.

Von den Berliner Theatern.

Seit Anfang September sieht Berlin wieder seine sämmtlichen Bühnen geöffnet, und wenn auch die warmen Tage, mit denen sich der Sommer verabschiedet, die theatralische Unterhaltung zuweilen als verfrüht erscheinen lassen, hat es doch beim Beginn der Saison nicht an bemerkenswerthen Vorfällen gefehlt. Es sind freilich meistens bekannte Stücke, die uns geboten wurden, aber die Art ihrer Darstellung verdient, daß wir einen Augenblick dabei verweilen.

Mit einer Novität hat sich bisher nur das Residenztheater hervorgewagt, dessen Leitung in andere Hände, in die eines beliebten Darstellers komischer Rollen, Anton Anno, übergegangen ist. Es war auch wirklich Zeit, die Dinge hier nicht noch länger im Argen liegen zu lassen, als es leider schon geschehen war. In den letzten Jahren war das kleine Theater in der Blumenstraße nicht mehr wiederzuerkennen. Weder das Personal noch die Wahl der Stücke war eine derartige, daß die vornehmeren Classen unserer Gesellschaft sich hier heimisch fühlen konnten. Ein kleinlicher und ängstlicher Geist hatte es glücklich dahin gebracht, daß das Repertoire zwischen amerikanischer Sensationsdramatik und französischem Esprit hin- und herschwankte. Die neue Direction hat offenbar den richtigen Weg eingeschlagen, sich die verloren gegangene Gunst des besseren Publicums zurückzuerobern. Die Inscenirung der Eröffnungsvorstellung machte einen vornehmen Eindruck und das Personal erwies sich, von wenigen Lücken abgesehen, als ein beifallswürdiges. Freilich Eins fehlte, wofür aber weniger die Direction als unsere dramatische Production verantwortlich zu machen ist: ein gutes Stück, das im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit in nachhaltiger Weise zu fesseln. Statt dessen sahen wir zwei Jugendarbeiten, die den Stempel der Unreife nur zu deutlich auf der Stirn tragen. Das eine stammt von einem jungen dänischen Dichter Otto Benzon, der sich bei dieser Gelegenheit unserem Publicum zum ersten Male vorstellte, das andere hat der mittlerweile berühmt gewordene Edouard Pailleron als junger Mann und zu einer Zeit verfaßt, als er sich über sein Bühnentalent erst eine sehr zweifelhafte Gewißheit verschafft hatte.

Das Benzon'sche Stück: „Ein Scandal" ist aber nicht nur eine ungenügende dramatische Arbeit, sondern auch ein schlechter Witz, den sich der Autor mit dem Publicum erlaubt hat. Es ist eine in der Mitte abgebrochene Melodie, ein zur Hälfte aufgebautes Haus. Der Dichter spielt mit Problemen, und wenn er nicht mehr weiter kann, wirft er das Spielzeug durcheinander und läuft davon, er ruft die Geister des Dramas, aber weil sie ihm nicht gehorchen, läßt er schnell den Vorhang fallen, wenn das wahrhaft Interessante eigentlich erst kommen sollte. Nordische Dichter haben uns gelegentlich unvollendete Arbeiten dieser Art auch in ihren Fehlern bewundern lassen, wie z. B. Ibsen, dessen „Nora" die schließliche Versöhnung der sich trennenden Eheleute verlangt, ohne daß dieser organisch nothwendige Schluß auch auf der Bühne erschiene. Aber Ibsen und seine Brüder in Apoll haben sich an wirklichen Problemen abgemüht, sie sind, so lange es ihnen möglich war, als ernste Männer bei der Sache geblieben, während Benzon rein des lieben Effectes halber das Publicum in völliger Verblüfftheit darüber zurückläßt, daß der dramatische Faden auf ein Mal abgeschnitten wird. Der junge Schriftsteller hat auch sonst weder ein noch aus gewußt. In den Rahmen eines behaglichen Familienlustspiels, das unser Benedix geschrieben haben könnte, spannt er ein schroffes und abstoßendes Motiv, die Verführung einer Gesellschaftsdame durch einen Aristokraten. Hebbel hätte das nicht peinlicher durchführen können. Auf der einen Seite haben wir einen gutmüthigen Commerzienrath, der durch die geläufige Zunge seiner Frau im Schach gehalten wird und deren beide Kinder: ein flotter Lebemann, der jeder Sache ein komisches Zöpfchen anhängt, und eine frische frohe Naive, die lachend durch das Leben geht, bis ihre Heiterkeit durch eine unglückliche Liebe geknickt wird. Die dramatischen Situationen entspinnen sich daraus, daß der treffliche Sohn des Commerzienraths aus erster Ehe, ein Arzt, die unglückliche Verführte liebt, trotzdem er ihre Vorgeschichte kennt. Der Verführer hat mittlerweile um die Hand von des Commerzienraths Tochter angehalten und es soll gerade die Verlobung gefeiert werden, als der Arzt den ganzen Zusammenhang erfährt und seine Schwester vor dem Loose, Zeitlebens einem Elenden anzugehören, bewahrt. Während die ersten Gäste den Salon betreten, laufen die Gastgeber mit den Worten: „Da haben wir den Scandal!" davon und der Vorhang fällt, als ob eine Schauspielerin auf der Bühne plötzlich ohnmächtig geworden wäre oder der Souffleur die letzten Bogen seines Buches verloren hätte. Aber nein, dieser Schluß ist kein zufälliger, sondern ein beabsichtigter, Benzon findet sein Gefallen daran, ein riesiges Fragezeichen auf die Gardine zu malen, er will nicht den Beifall, sondern die Verdutztheit seines Publicums. Dafür sind aber vier Acte ein wenig zu viel, abgesehen davon, daß unsere Bühne immer noch ein zu würdiger Gegenstand sein dürfte, um einem bloßen Witze dieser Art zum Dasein zu verhelfen. Die Aufführung ging glatt zusammen, besonders gefiel ein früherer Liebling der Berliner, Herr von Hoxar, der sich als Bonvivant bei den Theaterfreunden in die beste Erinnerung brachte. Als Beschluß dieser ersten Vorstellung wurde das zierliche einactige Lustspiel von Pailleron: „Die Welt, in der man sich nicht langweilt" aufgeführt, gleichfalls die Arbeit eines Anfängers, aber eines

solchen, dessen Bestimmung, dereinst ein Meister zu werden, man hieraus bereits deutlich erkennen kann. Es ist Musset'scher Geist in dem kleinen Stücke, der Dialog wird darin wie auf einer Goldwage abgewogen und die etwas künstliche Manier des Dichters, Menschen und Dinge im Lichte des feinsten französischen Esprits zu zeigen, feiert hierin einen großen Triumph. Das Gran Handlung, die Umstände, unter welchen ein junger Mann das Verhältniß mit einer verheiratheten Frau abbricht, um sich einen eigenen Heerd zu gründen, will dabei wenig bedeuten, es ist Alles zerstäubt zu kleinen Atomen, die im Sonnenschein einer optimistischen Weltanschauung goldig schimmern.

Das andere, bekanntere und erfolgreichere Stück von Pailleron: „Die Welt, in der man sich langweilt" — es wurde im April 1881 im Théâtre français gegeben — wurde vor einiger Zeit bereits im Wallnertheater zur Aufführung gebracht, wo es indessen in eine halb bürgerliche, halb possenhafte Sphäre herabgezogen wurde. Es war ein guter Gedanke des Deutschen Theaters, sich das feine Conversationslustspiel anzueignen und es in einer seiner würdigen Weise darzustellen. Der elegante Spott auf die Thorheiten des Salons, auf die Modephilosophen und Modedichter, die heitere Art, der lieben Eitelkeit Wunden zu schlagen und gleich darauf den Balsam der Liebenswürdigkeit aufzulegen, in der einen Hand eine Geißel und in der anderen den Liebesgott zu halten, wie er gerade die einzelnen Paare zusammenbringt, das muntere, freilich etwas in die Länge gezogene Versteckspiel im letzten Acte — das Alles kam in einer so trefflich abgerundeten, fein pointirten Weise zum Ausdrucke, daß die Zurückhaltung dieser Bühne der modernen Production gegenüber vollends unverständlich wird. Das beständige Pochen auf Classicität, bei welchem man sich durch eine chinesische Mauer von den Schöpfungen aufstrebender Talente absperrt, muß bei jeder Bühne zu allmählicher Erstarrung führen. Von Hause aus mußte das Deutsche Theater der Vorwurf treffen, daß es von den Vorrechten eines Privatunternehmens, unbeirrt durch Hofrücksichten dichterische Talente an sich heranzuziehen, einen so geringen Gebrauch gemacht hat. Hoffen wir, daß in dieser Beziehung die beginnende Saison sich erfreulicher als die verflossene gestalten werde. Wahrhaft gedeihen kann ein Theater nur, wenn es literarische Gesichtspunkte festhält und an die Berechtigung der Production unserer Tage glaubt, auch wenn es ihr nicht vergönnt ist, immer gleich den höchsten Preis zu erringen.

Zu den künstlerischen Erscheinungen, die dem Anfang der Saison das Gepräge aufgedrückt haben, gehört auch das Gastspiel der Meininger, die im Victoriatheater Schillers „Maria Stuart" und das Trauerspiel des Maler-Poeten Arthur Fitger „Die Hexe" mit der ihnen eigenthümlichen Pracht der Inscenirung dargestellt haben. Zehn Jahre sind seit dem ersten Auftreten der herzoglichen Gesellschaft in Berlin verflossen, in dieser Zeit ist es dem Unternehmen gelungen, unser deutsches Bühnenwesen mit einem ganz neuen Princip zu befruchten und die Belebung unserer classischen Dichtung für das Auge zur höchsten Anschaulichkeit zu treiben. Dieses Princip wird jetzt nicht mehr bestritten, sondern man eifert ihm nach, soweit es die vorhandenen Kräfte eben gestatten. Handelt es sich doch bei den Meiningern um keinen bloß äußeren Aufputz der Scene, sondern um Reflexe aus dem innersten Wesen der Dichtung, die als Form und Farbe, als Bild und Gruppe erscheinen und uns jene erst recht verständlich machen. Auch in diesem Jahre hat es ihnen an aufmunterndem Beifall und Verständniß beim Publicum nicht gefehlt. Ob es allerdings aus taktischen Gründen klug war, gerade mit „Maria Stuart" anzufangen, für welche die Einzelkräfte der Gesellschaft keineswegs ausreichen, müssen wir bezweifeln. Das Drama gibt eigentlich nur zwei Mal Veranlassung, eine geniale Kunst der Inscenirung zu zeigen: in der Audienzscene im zweiten Act, wenn Elisabeth die französischen Herren empfängt, und im letzten Act, wenn Maria Stuart von ihren Frauen umgeben den Weg zum Schaffot antritt. Hier zeigten die Meininger ihre gewohnte Meisterschaft: die Hofetiquette bei der „jungfräulichen Königin" mit den rückwärts abgehenden Hofherren und Pagen, den im Hintergrunde aufgestellten Trabanten kam in den malerisch nach einander entstehenden Gruppen so schön zum Ausdruck, daß man nur eine Stimme des Lobes hörte. Und wie düster und stimmungsvoll war der Gang der schottischen Königin zur Hinrichtung mit den auf der Treppe die Hände ringenden Frauen und dem ganzen die Schauer des Todes athmenden Apparat durchgeführt! Aber zur „Maria Stuart" gehört auch eine — Maria Stuart, und das ist es, woran die Meininger augenblicklich einen empfindlichen Mangel leiden. Fräulein Lorenz sieht gut aus und hält sich noch besser, aber in ihr wohnt kein dramatisches Leben, sie sagt auswendig gelernte Verse auf, aber sie ist keine Künstlerin aus eigenen Mitteln. Die Meininger haben dann bei der Darstellung der Fitgerschen „Hexe" gezeigt, daß sie noch die Alten sind und jeder Concurrenz ruhig ins Antlitz blicken können. Das Stück lernten wir schon vor fünf Jahren im Nationaltheater kennen, es baut sich auf einem kühnen Grundgedanken auf und verräth einen kraftvollen männlichen Geist, der leider viel zu sehr im Abstracten lebt, als daß ihm psychologisch feinere Entwicklungen gelingen könnten. Es ist immer nur ein Gesichtswinkel, unter dem wir die Menschen kennen lernen: in ihrem Verhältniß zur Freiheit der Forschung und Wissenschaft am Schluß des Dreißigjährigen Krieges, und es geht dabei nicht ohne mancherlei Anachronismen ab. Aber wenn auch der dramatische Nerv kein starker ist, bleibt doch die theatralische Anschauung, die aus dem Trauerspiel spricht, eine bemerkenswerthe, und hier haben denn auch die Meininger in der glücklichsten Weise den Hebel angesetzt. Die Friedensverkündigung im ersten Act, die als unbeschreiblich stimmungsvolles Durcheinander von Glockengeläute, Fanfaren, Volksrufen und Kanonendonner von der Straße herab in das Studirzimmer des Helden dringt, war wieder so echt meiningisch, daß die Wirkung nicht ausbleiben konnte, und mit der Scene auf dem Kirchhof, wenn nach dem zwei Mal losbrechenden und sich wieder beruhigenden Volkslärm der Tumult des aufgestachelten Pöbels immer größer wird, bis zu dem unisono angestimmten „Wir glauben All' an einen Gott!" haben unsere Thüringischen Gäste einen Erfolg errungen, wie sie ihn unmittelbarer und nachhaltiger sich nicht wünschen konnten. Der Geist fanatisirter Massen ist nie verständnißinniger auf der Bühne dargestellt worden, die Scene wirkte wie ein plötzlich einschlagender Blitz.

Eugen Zabel.

Notizen.

Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Schriften. Nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Carl Heinersdorff. Leipzig, Brockhaus.

Wenn ich heute ein Buch bespreche, welches vor beinahe vier Jahren erschienen, so habe ich dazu eine triftige Veranlassung. Ich las in neuester Zeit verschiedene Mittheilungen über Cameroon und die benachbarten Landstriche an der Küste von West-Afrika, speciell an der Küste von Süd- oder Nieder-Guinea, welche mich an vor Jahr und Tag Gelesenes gemahnten. In Folge dessen suchte ich lange vergeblich in der neueren Reiseliteratur der Franzosen, Engländer und Deutschen. Endlich fand ich die Quelle, welche so vielfach benutzt und so wenig genannt wird. Es ist das oben angeführte Buch des allzufrüh, am 17. April 1876, verstorbenen Reinhold Buchholz, Professors der Zoologie an der Universität Greifswald und Directors des dortigen naturwissenschaftlichen Museums. Lediglich im Dienste der Wissenschaft und mit eigenen Mitteln, die er an seinem kärglichen Einkommen sich abgespart hatte, jedoch auch unterstützt von der Humboldt-Stiftung, hat Buchholz in Begleitung der Doctoren Lühder und Reichenow im Juni 1872 seine Fahrt nach dem äquatorialen Westafrika unternommen, wo er das Gebiet der Goldküste, das Land und die Gebirge von Cameroon (vulgo Kamerun), Fernando-Po, Gabun, das Flußgebiet des Ogowi u. s. w. wissenschaftlich durchforschte. Erst im November 1875 kehrte er zurück in die Heimath; und da ihn dort schon ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr der Tod hinwegraffte, so war es ihm nicht vergönnt, selbst seine Reise zu erzählen und die Schätze, welche er von derselben mitgebracht hatte, wissenschaftlich zu verwerthen. Sein Freund Heinersdorff hat nach den Aufzeichnungen des Verstorbenen die Reise beschrieben in diesem Buche, welches wir dem deutschen Publicum, das sich für die in neuerer Zeit so viel genannten Gebiete von Cameroon, Bimbia, Fernando-Po, Gabun u. s. w. interessirt, als eine ansprechende, klare und belehrende Lectüre auf das Beste empfehlen. Und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil Professor Buchholz der Mann ist, der die Wahrheit sagen konnte und auch sagen wollte. Er war einer der bedeutendsten jüngeren Zoologen. Ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen aller Hülfsmittel der modernen Zoologie, ausgezeichnet in der Handhabung

des Mikroskops, reich bewandert in der Literatur zahlreicher Sprachen, war er ein Arbeiter von eminenter Genauigkeit und unermüdlicher Ausdauer. Mit dieser Genauigkeit und dieser Ausdauer hat er denn auch diese westafrikanischen Gebiete, welche gegenwärtig im Vordergrunde der öffentlichen Discussion stehen, bereist, beobachtet, durchforscht und geschildert. Heut zu Tage haben sich die politischen und wirthschaftlichen Parteien jener Gebiete als eines angeblich passenden Gegenstandes für ihre zum Theil mehr leidenschaftlichen als kenntnißreichen Erörterungen bemächtigt; und Angesichts dieser Sachlage, welche der Ermittelung der Wahrheit nicht allzu günstig ist, dürfen wir es als eine wahre Wohlthat betrachten, daß wir in Buchholz eine Autorität besitzen, welche erhaben steht über jenem Treiben und die von dem Gegenstande eine Kenntniß hat, welche jenem Erforderniß wahrer Wissenschaft entspricht, das Lord Bacon zusammenfaßt in den treffenden Worten: „Vere scire est per causas scire". Karl Braun-Wiesbaden.

* * *

Die allgemeine Literaturgeschichte des unermüdlichen Prof. De Gubernatis in Florenz hat sich um zwei weitere Bände ausgedehnt: Geschichte des Romans und Geschichte der Geschichtsschreibung, erstere mit ihrem Florilegium aus allen Zeiten und Literaturen. In beiden Bänden findet sich manches Gute und einiges Neue, aber gerne sähe man die moderne Zeit, unser eigenes Jahrhundert eingehender behandelt und auch in den Auszügen reichlicher bedacht. Der italienische Roman seit 1860 verdient es wahrlich nicht, sozusagen ignorirt zu werden. Wenigstens dem eigenen Lande hätte der italienische Verfasser nach unserer Ansicht das Vorrecht einer specielleren Behandlung gönnen sollen. — In demselben Verlage (U. Höpli, Mailand) erschienen neulich Prof. Boitos Vermischte Aufsätze, welche besonders auch die Ausflüge dieses berühmten Lehrers der Kunstgeschichte ins Ausland (nach Deutschland und Frankreich) in anmuthiger und origineller Weise erzählen. — In einem zierlichen Bändchen hat endlich der 84jährige Uebersetzer Andrea Maffei seine so getreue und so reizend einfache metrische Uebertragung von Goethes „Hermann und Dorothea" neu aufgelegt (U. Höpli in Mailand). B.

* * *

Henrik Steffens. Ein Lebensbild von Richard Petersen. Aus dem Dänischen von Al. Michelsen. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes.

Das Buch ist im dänischen Original 1881 erschienen, 1883 von der Kopenhagener Gesellschaft der schönen Künste mit dem ersten Preise gekrönt worden. Diesen Preis mag es wegen seiner gründlichen Kenntniß der dänischen Literatur verdienen; die der deutschen würde ihm gewiß keinen Preis verschafft haben. Hauptquelle für deutsche Literaturgeschichte ist dem Verfasser Julian Schmidt, für politische Geschichte Varnhagens Tagebücher; zwei vortreffliche Bücher, die aber nicht als einzige Quellen benutzt werden dürfen. Doch liegt es mir fern, diesen Quellen zuzuschreiben, daß der Verfasser den bekannten Justus Gruner mit Consequenz Grüner nennt, daß er von dem Turnlehrer Otto Jahn spricht, wenn er den Turnvater F. L. Jahn meint, daß er den berühmten Philologen F. A. Wolf blos A. Wolf citirt, und daß er die „blaue Blume" des Dichters Novalis zu einer „blauen Kornblume" macht. Von einem Uebersetzer, der nicht ganz handwerksmäßig arbeitet, hätte man Verbesserungen solcher Dinge erwarten dürfen. Er, der in großen Zorn geräth, da der Verfasser einmal ein Wort gegen die „Herrnhuter" sagt (S. 353), hätte in gerechten Zorn gerathen dürfen, da der Verfasser sich unterfängt von den „Wolfenbüttler Fragmenten" zu behaupten, „sie führten den Ursprung des Christenthums auf bloßen Betrug zurück" (S. 138); er hätte auch ein Wort darüber sagen können, daß der Autor Steffens im Jahre 1789 Goethes Faust zum größten Theil auswendig lernen läßt (S. 25), während bekanntlich das erste Fragment des Faust 1790 erschienen ist! — Indessen nach solchen Auswüchsen soll man nicht das ganze Buch beurtheilen. Der Verfasser kennt seinen Autor und weiß ihn und die Zeit geschickt darzustellen. Aber Steffens wiederbeleben wird er nicht: weder seine Naturphilosophie, noch seine naturwissenschaftlichen Leistungen, weder seine Romane, noch seinen Altlutheranismus, weder seine strenge Kirchlichkeit, noch seinen mystischen Unsinn. Was an Steffens bedeutsam ist, das ist die mächtige allgemeingeistige und speciell patriotische Anregung, die er gab zu einer Zeit, da der Geist erschlafft und der Patriotismus außer Mode war. Er, der Däne, hat gar manche Deutsche deutsch zu sein gelehrt. Aber freilich davon hat Steffens selbst anmuthig in seiner Selbstbiographie „Was ich erlebte" gehandelt. Vielleicht hat Petersens Buch das Verdienst, diese Selbstbiographie Manchem in Erinnerung zu rufen. Und noch dann hätte er ein gutes Werk gethan! L. G.

* * *

Satura, Grillen und Schwänke von Ludwig Fulda. (Leipzig, Karl Reißner.)

Das vorliegende Werkchen eines jugendlichen Poeten hat den Vorzug der Originalität. Wenn man eines der neuerlich so beliebten Bücher voller Schwänke nach altdeutschem Muster oder voller Scheffeliaden erwartet, so wird man stark getäuscht. Die „Satura" enthält neben Gedichten von mehr gutmüthiger Ironie scharfe, satirische Geißelhiebe nach allen Seiten hin, und was die Hauptsache ist: diese Hiebe treffen. Dazu präsentiren sich dieselben nicht etwa als Kapuzinaden im beliebten Knüppelvers, sondern in einer gefälligen Form, die ein starkes poetisches Talent verräth. Wir wüßten in diesen sicher gehandhabten Strophen, in den Ottave Rime wie im Sonett, kaum eine saloppe Wendung, einen erzwungenen Reim oder einen holperigen Versfuß aufzumutzen, wohl aber müssen wir uns an mancher eleganten Wendung, an großer Leichtigkeit in der Findung des Reims und an schneidigscharfen Worthieben erfreuen. Dabei gelingen dem Dichter auch ernste Töne, wie in „Einst und Jetzt". Seine Hauptstärke bleibt freilich immer seine schonungslose, halb sarkastische, halb humoristische Kritik modernen Lebens und moderner Zustände, insbesondere auf literarischem und künstlerischem Gebiet. Dabei fällt mehr als ein treffendes Wort, das ein gereiftes Urtheil und scharfe Beobachtungsgabe in glücklichster Weise verräth. Daß auch manchmal dabei über die Schnur gehauen und in jugendlichem Sturm und Drang — für den der Dichter auch eine Lanze bricht — das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, versteht sich fast von selbst und war kaum zu vermeiden im Eifer des Gefechts für eine gute und gerechte Sache. Das Witzigste ist der „Schwank von Petrus und den Geistesrittern", das Bedeutendste entschieden die „Flattergedanken eines unfreiwilligen Bücherwurms", deren Schluß nur hätte ganz wegfallen sollen. Wenn sich der junge Dichter von dem allzu derb-offenen Ton des Polterers fernzuhalten versteht und mehr an die tändelnde Satire z. B. eines Roquette hält, dem sein Buch gewidmet ist, so wird er uns noch mit manch weiterem „Nesselstrauß" willkommen sein. T—n.

* * *

Der Herr Commerzienrath. Eine moderne Geschichte von Max Vogler. (München, Georg Pollner.)

Nach der Bezeichnung „eine moderne Geschichte" glaubten wir eine Erzählung von leider sehr modernem, krassem Realismus, so eine Art von Zola in deutschem Sedezformat zu finden, davon ist aber hier keine Rede. Es weht sehr viel jugendlicher, deutscher Idealismus in dem Buche, und wenn auch die Erzählung ganz und gar in modernen Verhältnissen wurzelt und die Hauptfigur derselben leider wirklich ganz nach der Natur gezeichnet ist, so würde ein moderner Realist doch niemals einen reichen Baron erfinden, der dem Hauslehrer seines verstorbenen Enkels sein Gut und Vermögen vermacht. Die Hauptstärke des Buches liegt eben in der Charakterzeichnung des Commerzienraths, und als Charakterbild fassen wir das Ganze auf. Hier hat der Verfasser scharfe Studien nach der Wirklichkeit gemacht und zeichnet mit unerbittlichem Griffel. Dem widerwärtigen Materialismus des Hauptvertreters steht die jugendfrohe und strebensmuthige Idealität der jüngeren Vertreter des männlichen Geschlechts in wirksamem Contrast gegenüber. Am wenigsten gefällt uns die Commerzienräthin, die durch ihre nicht genügend motivirte Verheirathung mit einem ungeliebten Manne doch sehr an Sympathie einbüßt, und die Vereinigung der beiden Liebenden am Todtenbette des Gatten der Dame berührt nicht ganz angenehm. T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Inserate.

Edmondo de Amicis,
Konstantinopel.
Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.
1884. Preis 5 *M.* brosch., 6 *M.* in Bädekerbd, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen.
„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung".
Orientreisenden von allerhöchstem Werth.
Rostock. **Wilh. Werthers** Verlag.

Soeben erscheint:
Die Aristokratie des Geistes
als Lösung der socialen Frage.
Ein Grundriss
der natürlichen und der vernünftigen
Zuchtwahl in der Menschheit.
gr. 8. eleg. broch. *M.* 3.—
Leipzig. Verlag von **Wilhelm Friedrich.**

Für Roman-Schriftsteller.
Gute Romane dramatisirt ei. Theater-Schriftsteller. Bei Bühn.-Erfolg Tantième z. Hälfte. Adr. sub **„Theater"** an d. **Annonc.-Exped.** von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg** erbeten.

Geschichte
der
italienischen Literatur
von
ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit
von
C. M. Sauer.
Leipzig, Verlag v. Wilhelm Friedrich. 1884.
Preis 9 *M.*; elegant gebunden 10 *M.* 50 ₰.
Die Sauer'sche „Geschichte der italienischen Literatur" bildet einen selbständigen Theil der von der Verlagshandlung herausgegebenen „Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen". Das Werk, in erster Reihe für jene Kreise des sich für italienische Literatur interessirenden Publikums bestimmt, welche eine genauere Kenntniss dieses reichen und anziehenden Schriftthums zu erlangen wünschen, ohne, gleichviel aus welchem Grunde, im Stande zu sein, solche unmittelbar aus italienisch geschriebenen Literaturgeschichten zu schöpfen, hat von Seiten der deutschen und italienischen Kritik die anerkennendste Aufnahme gefunden.

Haidekraut.
Ein neues Skizzen- und Bilderbuch
von
Johannes Scherr.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.
Neu! [Im Buchhandel!

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.
Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag der **J. G. COTTA'**schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Anonymi
de situ orbis libri duo.
E codice Leidensi nunc primum ed. **M. Manitius.**
8°. XVI u. 84 Seiten. *M.* 5.—

Der Kaiser Hadrian.
Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Dritte Auflage, der zweiten neugeschriebenen unveränderter Abdruck.
8°. X u. 505 Seiten. *M.* 10.—. Eleg. geb. *M.* 12.—

Zur Geschichte
des
Bauernkriegs in Südwestdeutschland.
Von
Dr. Karl Hartfelder.
8°. VIII u. 476 Seiten. *M.* 8.—

Die Urkunde.
Ihre Behandlung und Bearbeitung für Edition und Interpretation.
Zur Anleitung bei Archivbenützung.
Von
Dr. Friedrich Leist.
8°. VIII u. 143 Seiten. *M.* 5.—

Geschichte der Erziehung
vom Anfang an bis auf unsere Zeit.
In Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern bearbeitet von
Prälat **Dr. K. A. Schmid.**
Erster Band: **Die vorchristliche Erziehung** bearbeitet von
K. A. Schmid und **G. Baur.**
Gr. 8°. VI u. 333 Seiten. *M.* 10.—
Das Werk ist auf vier Bände berechnet, deren in jedem Jahr einer erscheint.

Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache.
Von
Karl Simrock.
Zweite, teils vermehrte, teils verkürzte Auflage.
8°. XIV u. 414 Seiten. *M.* 5.—

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien:
Iwan Turgenjew.
Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.
Mit Porträt.
In engl. Leinwand gebunden. Preis 4 *M.*
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 38. Berlin, den 20. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland und England in Afrika. Von Karl Blind. — Die französische Volksschule unter der dritten Republik. Von Max Valentin. — **Literatur und Kunst:** Ein Jugendstück Lessings. Von Erich Schmidt. — Ein vergessener Vorläufer des modernen Socialismus. Von Georg Adler. — Mein Prozeß mit Meyerbeer. Von Henri Blaze de Bury. — Die Münchener Musteraufführungen 15.—31. August 1884. Von Heinrich Welti. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von Z. — Eine neue Operette im Walhallatheater. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Deutschland und England in Afrika.

Von Karl Blind.

Bekanntlich hat der Papst einmal, indem er einfach einen Strich auf der Landkarte zog, gleich einen ganzen neuentdeckten Erdtheil jenseits des Weltmeeres dem Vatican angegliedert. An dies etwas veraltete Verfahren erinnert uns die Nachricht: Lord Derby habe vor, im verständnißinnigen Zusammenwirken mit der Capregierung auf das gesammte Hinterland von Angra Pequena Beschlag zu legen. Vielleicht gedenkt er auch die Kalahariwüste so nebenbei mitzunehmen; und wenn diese, warum nicht im selben Sprung sogar die Sahara, überhaupt ganz Afrika, soweit es noch nicht in anderweitigem europäischen Besitz ist?

Ohne Zweifel ist der kleine Anschlag auf das Hinterland von Angra Pequena zu der Zeit „abgekartet" worden, wo die Häupter der Transvaalregierung in London weilten und die Spitzen der Capverwaltung hierher berufen worden waren, um dem Gladstone'schen Cabinet als vertraulicher Beirath zu dienen. Lord Derby hatte Einsicht genug gehabt, um nicht, durch den Versuch einer Fortsetzung des Zwanges gegen die Boeren, ein „zweites Irland" (das ist sein eigener Ausdruck) für das Reich zu schaffen. Weit mehr als Gladstone, der sich doch so entschieden, unter Beaconsfields Regierung, für das Recht des Transvaalstaates auf Wiederherstellung der vollkommenen Unabhängigkeit ausgesprochen hatte, zeigte daher Derby Bereitwilligkeit, mit den Herren Krüger, Smit und Du Toit zu einem befriedigenden Abkommen zu gelangen. Das ist uns von dem dolmetschenden Mitgliede der Transvaal-Abordnung selbst mitgetheilt worden.

Man könnte sich daher mit Fug wundern, daß der englische Minister für die Ansiedelungen, obwohl er neue Verwickelungen in Südafrika fürchtet, sich sowohl in Bezug auf Angra Pequena, als auch auf das Hinterland desselben zu Aeußerungen und Plänen hergeliehen hat, welche in Deutschland wie in der südafrikanischen Republik höchst übel vermerkt werden mußten. Die Erklärung des Widerspruches liegt in der Persönlichkeit Lord Derbys. Er gilt als ein kühl verständiger Mann, entbehrt aber der eigentlichen Festigkeit. Von der conservativen Partei ist er zur liberalen mehr herübergeschwankt, als übergegangen. Im „psychologischen Augenblick" (wie das uralte Wort lautet) hat ihn dann Gladstone, beim gesellschaftlichen Zusammensein auf dem Landgute eines Freundes, beim Knopfloch genommen und vollends herübergezogen.

Daß wir Lord Derby, so weit er in afrikanischen Dingen ins Spiel kommt, richtig beurtheilten, wird sich aus Nachfolgendem ergeben, das am 3. Juni geschrieben war. Wir sagten da:

„Neuerdings hat Lord Derby bei der Frage über Angra Pequena eine sonderbare Auffassung gezeigt, die kaum ernsthaft genommen werden kann. Die Nähe eines Gebietes an einer englischen Ansiedelung soll, wenn auch England keinen Anspruch auf dies Gebiet selbst je erhoben hat oder zu erheben gedenkt, als unübersteigliches Hinderniß gegen die Besitznahme seitens einer anderen Macht gelten! Man braucht diesen Satz nur zu wiederholen und dann einen Blick auf die Karte der verschiedenen Welttheile zu werfen, wo grenznachbarlich die Ansiedelungen von allerhand Völkern und Staaten neben einander liegen, um Lord Derbys Ansicht für einen Scherz, und zwar keinen guten, zu halten. Indessen, bange machen gilt nicht; auch ist Lord Derby der Letzte, der unnöthigerweise einen solchen Versuch machen würde. Daß Deutschland in einer Angelegenheit, wie die von Angra Pequena, überhaupt zu unterhandeln brauchte, dürfte man billig bezweifeln. Soll irgend etwas geschehen, so ist nicht zu unterhandeln, sondern zu handeln. Der hohen obrigkeitlichen Bewilligung durch eine Fremdmacht bedarf Deutschland bei derlei Dingen ebensowenig, wie England. Diejenigen, die sich hier so stellen, als seien sie der Ansicht, daß Deutschland bei einem oberlehnsherrlichen Neptun mit dem Dreizack („quos ego!") erst anzufragen habe, lachen selbst innerlich darüber. Der sichere Erfolg einer einfachen Nichtbeachtung der von Lord Derby entwickelten Meinung sei hiermit, was unsere Ansicht betrifft, feierlich verbürgt. Was auch unser Volk noch zu thun haben mag, um seine volle Einheit und seine freie Regierung herzustellen, hohe Zeit ist es wahrlich, daß Deutschland mit seiner erinnerungsreichen Hansavergangenheit in die ihm gebührende Stellung zur See und jenseits der Meere tritt."

An anderer Stelle haben wir es ausgesprochen: daß, wenn es sich lohne, in Angra Pequena Fuß zu fassen, dies nicht durch eine bloße Schutzherrschaft für die Erwerbungen eines Handelshauses, sondern offen und in unmittelbarer Weise geschehen, auch Deutschlands Absicht durch Bezeichnung jener Gegend als „Hansa-Bucht" und „Hansa-Land" männiglich klar gemacht werden sollte. Wir haben also nicht auf die Ereignisse gewartet, um nachträglich eine zustimmende Erklärung abzugeben. Solche die Nation betreffenden Angelegenheiten sind vom Parteistandpunkte des Einzelnen unabhängig. Im Ringen für das Volksthum Schleswig-Holsteins, im Widerstande gegen Frankreichs Eroberungsgelüste, im Culturkampf gegen das römische Bonzenthum kann nur die eine Losung gelten: „Deutschland über Alles!"

So auch in den Ansiedelungsfragen.

Lord Derby hat sich das deutsche Vorgehen in Angra Pequena schließlich gefallen lassen — wie vorhergesagt worden. Gleich der diplomatischen Anfrage selbst war aber das lange Zögern in Berlin, nach unserer Ueberzeugung, ein Fehler. Wer die Engländer kennt, weiß, daß sie vor raschem, unabhängigem Handeln — wobei die Höflichkeit durchaus nicht ausgeschlossen war — weit mehr Achtung gehabt hätten. Das endliche Eingreifen Deutschlands übrigens vermuthend, oder wenigstens nicht verstehend, warum man drüben so gar schüchtern verfuhr, suchte das englische Cabinet mittelst der Cap-Regierung dem jungen Unternehmen auf einem Seitenwege beizukommen. Die leicht zu merkende Absicht ist klar: ohne sich an dem Kindlein selbst zu vergreifen, möchte man es ringsherum so unterbinden, daß ihm die Lebenskraft ausginge.

Es darf wohl bezweifelt werden, ob Lord Derby sich in derlei Pläne eingelassen hätte, wenn Deutschland von vornherein kräftiger in der Sache aufgetreten wäre. Die Engländer beobachten ihre Nebenbuhler aufmerksamer, als man es nach ihrem äußeren Gebahren oft vermuthen sollte. Selten ist das englische Gesicht der Spiegel dessen, was hinter ihm vorgeht. Ohne daß eine Miene zuckt, reift da der Entschluß. Ihrer Kraft, aber auch der Grenzen ihrer Kraft sich wohl bewußt — denn das gewaltige, in allen Welttheilen wurzelnde Reich ist ja keine Soldatenmacht —, studiren die Engländer eine Lage, ohne daß der Fremde es gewöhnlich merkt, und handeln dann, je nach Umständen, mit fast unglaublicher Keckheit. Oder auch sie unterlassen jegliche That, wenn sie auf der anderen Seite großen Ernst, gepaart mit Kraft, finden.

Alles in Allem genommen, halten wir es für angezeigt, daß Deutschland die berichtete Erklärung, es sei das gesammte Hinterland von Angra Pequena geschlossen und dem englischen Besitze in Südafrika angegliedert, nicht als rechtskräftig anerkennt. Dies kann in der höflichsten Form geschehen; und wenn es geschieht, würde die Transvaalrepublik wohl ihre Befriedigung über solche Nichtanerkennung aussprechen. Eine wirkliche Besitznahme jenes Hinterlandes durch die Engländer ist ja einstweilen thatsächlich gewiß nicht möglich. Ebensowohl könnten sie das Land bis zum Zambesiflusse oder noch weiter hinauf für ihr Gebiet erklären; und das wäre doch nur ein hohles Wort, da sie sich Land und Volk erst mit den Waffen aneignen müßten. Solche ins Blaue hinein angekündigte Aneignungen gelten nicht. Oder würden sich andere Mächte etwa daran kehren, wenn Deutschland morgen ankündigte: ganz Neu-Guinea gehöre ihm?

Die südafrikanische Republik und der Oranjefreistaat sind beide darauf angewiesen, sich nicht durch das weitere Vorgreifen einer Macht einschnüren zu lassen, deren conservative Regierung die Gewaltthat gegen das Transvaalvolk beging und deren liberale Regierung, trotz der vorhergegangenen Reden Gladstones und Hartingtons, erst durch eine in England angeregte Bewegung der öffentlichen Meinung gezwungen werden mußte, den Krieg abzubrechen und später weitere Zugeständnisse zu machen. Man weiß in Pretoria und in Bloemfontein, worauf die proconsularische Partei in England abzielt. Gern würde man daher an beiden Orten eine deutsche Darlegung im obengenannten Sinne sehen und mit lebhaftem Vergnügen begrüßen.

Es war einst das Verdienst der Hansa, die Ostsee, dann auch das Deutsche Meer von jenen Seeräubern gereinigt zu haben, welche ihr furchtbares Treiben allmählich bis zur Meerenge von Gibraltar ausdehnten. Nordische Fürsten und deutsche Edelinge hatten diesen Unfug der „Likedeeler" oder Vitalsbrüder, die sich als „Gottes Freund und aller Welt Feind" bekannten, vielfach begünstigt. Doch die hansischen Holken- und Orlogsschiffe machten dem Unwesen ein Ende, und die Verbrecherköpfe fielen unter dem Schwert des Henkers zu Hamburg.

Das waren deutsche Seeräuber, denen da das Handwerk gelegt wurde; und es hieße die Dinge allzu ernsthaft nehmen, wollte man den neuesten, von drei englischen Schmacken verübten „Seeräuberstreich" zum Vergleiche heranziehen. Immerhin bleibt es Deutschlands Pflicht, die Sicherheit in der Nordsee wiederherzustellen. Gebührende Festigkeit ist auch da wünschenswerth, zumal da man sich in England schon darauf verlegt hat, den Vorgang als einen bloßen Fischerjux darzustellen. Ob im Uebrigen, in Bezug auf die sog. schwimmenden Branntweinbrüder, eine bessernde Maßregel vielleicht durch die beiderseitigen Staaten zu ergreifen wäre, wird sich hoffentlich aus der Untersuchung ergeben.

Mit derselben Entschiedenheit, mit der dem Rechte Deutschlands zur Anerkennung verholfen werden muß, ist aber der Hetze entgegenzutreten, welche jetzt von Einigen ganz unterscheidungslos wider die gesammte englische Nation betrieben wird. Auch jetzt noch finden sich, trotz wochenlang hin und her geschleuderter Beschuldigungen, in England Stimmen genug, die von einer Verfeindung eindringlich abrathen. Naturgemäß sind die beiden Völker auf ein gutes Einverständniß angewiesen. Schulter an Schulter haben sie wiederholt für Europas Unabhängigkeit gegenüber herrschsüchtigem Welttyrannenthum gekämpft. In Bezug auf die Grundrechte der Selbstregierung kann der Deutsche noch genug vom Engländer lernen, wenngleich Montesquieu Recht mit dem Worte hat: „daß Englands Freiheiten aus Germaniens Wäldern kamen", und obschon selbst Algernon Sidney in seinen „Gesprächen über die Regierungsform" noch deutsche Freiheiten im Vergleich zu damaligen englischen Zuständen hervorhob.

Lange genug haben wir in England gelebt, um die Tüchtigkeit seines Volkes, den Werth seiner staatlichen Einrichtungen zu schätzen und zu wissen, daß für alle weiteren nothwendigen Verbesserungen die freiheitlichen Grundlagen vorhanden sind. Kein Uebelwollen bewegt uns gegen dies stammverwandte Volk, dies freie, große und mächtige Land; nein, vielmehr nur herzliche Zuneigung zu seinem besseren Selbst. Die scharfe Beurtheilung begangener Fehler hat ihren Grund und ihre Berechtigung in dem Wunsche, Englands Schild von häßlichen Flecken gereinigt zu sehen. Und mit diesem Wunsche stimmen, was sich gerade in der Transvaalfrage gezeigt hat, die Besten in England selbst überein. Wohl hatten Wenige seit 1881 mit uns gehofft, daß die eigentliche Unabhängigkeit der südafrikanischen Republik errungen werden könne. Es ist aber doch geschehen, und darin liegt ein Beweis von dem in England enthaltenen gesunden Kerne des Fortschritts.

Stimmen wir daher nicht in unterscheidungslose Angriffe ein, welche schließlich noch in einem Sturmlauf gegen den „Parlamentarismus" gipfeln dürften. Dieser Parlamentarismus geht, was die Oberaufsicht über Englands auswärtige Politik seitens der Volksvertretung betrifft, gerade unter Gladstone's Führung leider mehr und mehr in die Brüche. Allein in inneren Angelegenheiten ist davon — wenigstens für den Geschmack hoher Herren jenseits der Nordsee — noch allzuviel übrig; und diesen könnte es wohl passen, wenn England, wenigstens in der Presse, jetzt sammt und sonders in die Pfanne gehauen würde. So möchten wir unsererseits nicht mißverstanden sein. Was an England Gutes ist, und es hat des Guten sehr viel, das bleibe nach wie vor hoch in Ehren gehalten.

Die französische Volksschule unter der dritten Republik.

Von Max Valentin.

Frankreich ist auf dem Gebiete der Schule in den letzten Menschenaltern durchaus nicht an der Spitze der Civilisation marschirt, vielmehr weit hinter anderen Staaten, selbst solchen zweiten und dritten Ranges, zurückgeblieben. Als bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung von 1873 der französische Statistiker Levasseur alle Länder der Erde nach der Entwicklung der Volksbildung ordnete, mußte er Frankreich an die zwanzigste Stelle setzen. Diese Rückständigkeit hat natürlich ihre schlimmen Einflüsse auf die französischen Zustände gehabt, andrerseits aber

die Möglichkeit gewährt, neuerdings in eine so einheitliche und tiefgreifende Reform einzutreten, wie sie bisher kein Staat kennt, wie sie früher niemals erfolgt sein würde, und zu der sich andere Völker bei ihren bereits befriedigenderen Verhältnissen auf lange Zeit hinaus gar nicht gedrängt fühlen werden. Die Kirche hatte bis vor kurzem die Herrschaft über das französische Unterrichtswesen besessen und jede Einbuße an Macht siegreich abgewehrt; jetzt bereut sie wahrscheinlich ihre Hartnäckigkeit, weil die unausbleibliche Gegenströmung nicht mehr mit kleinen Concessionen sich begnügen will, sondern die letzten Fundamente des kirchlichen Einflusses hinwegzuschwemmen sich anschickt.*)

Nach 1876 beginnt die mit bewundernswürdiger Energie betriebene Reorganisation des ganzen Volksschulwesens in Frankreich. In diesem Jahre hatte eine vom Minister Waddington veranstaltete Untersuchung die erschreckende Thatsache enthüllt, daß in den 36,000 Gemeinden des Landes der Neubau von 17,320 Schulhäusern nothwendig war; 3239 Schulhäuser waren anzukaufen oder zu erweitern, 6458 zu vergrößern, 7381 zu renoviren und in 19,857 fehlte die nothwendige Ausrüstung. Der für diese Zwecke erforderliche Aufwand wurde damals auf 250 Millionen Franken geschätzt. Die Republik war rasch zu diesen außerordentlichen Aufwänden für Herstellung von Schulhäusern entschlossen, nachdem sich die Erfolglosigkeit der kleinen Subventionen des Staates — welche in den letzten Jahren des Kaiserreiches je 2 Millionen, im Jahre 1870 5 Millionen, dann aber wieder jährlich nur ungefähr 2 Millionen und erst 1877 wieder 5 Millionen betrugen — schlagend herausgestellt hatte. Ein vom Minister Bardoux im December 1877 eingebrachtes Gesetz wurde deshalb von Kammer und Senat fast ohne Debatte gutgeheißen und hierdurch den Gemeinden auf fünf Jahre hinaus für jedes Jahr Darlehen von 12 Millionen Franken für Schulbauten zur Verfügung gestellt, Darlehen, welche die Gemeinden dadurch verzinsen und zugleich zurückzahlen, daß sie 31 Jahre hindurch fünf Procent des Kapitals entrichten. Den ärmsten Gemeinden durfte der Minister vier Jahre lang jährlich 15 Millionen (im Ganzen also 60 Millionen) zu gleichem Zwecke zuwenden, ohne daß eine Rückzahlung eintrat. Aus Anlaß der Bewilligung ähnlicher Subventionen und Darlehen für Gymnasien und höhere Mädchenschulen wurden dann durch Gesetze vom 3. Juli 1880 und vom 2. August 1881 die Verzinsungs- und Tilgungsbedingungen der Darlehen noch günstiger gestellt, und Darlehen sowohl als auch Subventionen für Elementarschulhäuser um je 50 Millionen erhöht.

Der Schulbesuch war ebenfalls in Frankreich sehr mangelhaft und zeigte noch dazu immer langsamere Fortschritte. Die Zahl der Schüler wuchs jährlich von 1837 bis 1847 um 3,5 Procent, von 1850 bis 1863 um 2,3 Procent, von 1865 bis 1866 um 1,7 Procent, von 1872 bis 1877 um 1,6 Procent. Auch die absolute Zahl der Kinder, welche überhaupt keine Schule besuchten, war erschreckend groß. Im Jahre 1877 wurden in Frankreich 4,502,894 Kinder zwischen 6 und 13 Jahren gezählt, von welchen 3,878,151 in einer Schule eingeschrieben waren, während nicht weniger als 624,743 keine Schule besuchten; die Kinder, welche zu Hause unterrichtet wurden, konnten nur auf etwa 10,000 angeschlagen werden, so daß also beinahe 14 Procent der im Schulalter stehenden Kinder ohne Unterricht waren. Sodann war der Schulbesuch der zur Schule geschickten Kinder ein sehr unregelmäßiger, ferner verließen die meisten Kinder schon nach dem elften Jahre ihre Lehrer wieder, die meisten gelangten demnach nur zu sehr oberflächlichen Kenntnissen, die rasch wieder der Vergessenheit anheimfielen. Betrug doch unter den Rekruten die Zahl der Analphabeten, die von 1849 bis 1879 jährlich nur um 1 Procent zurückging, im Jahre 1879 noch immer 30 Procent!

Gegen diese Mißstände griff nun die Republik zu dem Mittel, das andere Staaten schon lange zur Anwendung gebracht hatten — zum Schulzwang. Natürlich waren in Frankreich des Oefteren schon Anläufe in dieser Richtung gemacht worden, immer aber ohne Erfolg. 1848 arbeitete der Unterrichtsminister Carnot einen Gesetzentwurf aus, der den Schulzwang einführte, aber durch die conservative Partei in der Nationalversammlung zu Falle gebracht wurde. Thiers äußerte damals bei einer Commissionssitzung im Sinne der Majorität: „Der Elementarunterricht braucht nicht Jedermann zugänglich zu sein; denn er ist ein Luxus, und der ist nicht für Jedermann." Unter dem Kaiser Napoleon III. befürwortete der Minister Duruy in einem am 1. Januar 1864 über das Unterrichtswesen erstatteten Bericht, „ein Mittel, das Viele empfehlen und das in vielen Ländern angewendet wird, nämlich die allgemeine Schulpflicht und zwar nicht nur die Pflicht zum Eintritt in eine Schule, sondern auch zum Besuch einer solchen während einer gewissen Zeit". Der Krieg mit Deutschland führte auch in diesen Fragen einen allgemeinen Umschwung der Ansichten herbei. Anfang 1877 trat der Abgeordnete Barodet, ein gemaßregelter Schullehrer, der es zum Bürgermeister von Lyon gebracht hatte, mit einem umfassenden Reformplan vor die Kammer, der auch den Schulzwang enthielt. Eine Commission gab später dem Entwurf, unter Annahme seiner wesentlichsten Bestimmungen, eine mannichfach veränderte Gestalt und brachte ihn im December 1879 in Form eines Gesetzes von 109 Artikeln unter Beifügung einer eingehenden Begründung bei der Kammer wieder ein. „Ihr Bericht, von Paul Bert verfaßt, dem berühmten Vivisector und Unterrichtsminister im Ministerium Gambetta, ist ein Meisterstück souverainer Beherrschung eines umfangreichen Stoffes und klarer und scharfer, aber freilich auch einseitiger Argumentation. Wenn er in der Kammer nicht zur Annahme und nicht einmal zur Discussion gelangt ist, so ist er doch das Programm geworden, nach welchem seitdem die Reform des Volksschulwesens verfolgt und nunmehr zu einem guten Theil verwirklicht ist." Am 28. März 1882 kam das Gesetz über den Schulzwang zu Stande. Die hierher gehörigen wesentlichsten Bestimmungen lauten:

Art. 4: Der Elementarunterricht ist für die Kinder beider Geschlechter vom vollendeten sechsten bis zum vollendeten dreizehnten Lebensjahr obligatorisch; er kann ihnen in einer Elementar- oder Mittelschule, in einer öffentlichen oder Privatschule, oder in der Familie durch den eigenen Vater oder eine beliebige von ihm zu bezeichnende Person ertheilt werden.

Art. 16: Die in der Familie unterrichteten Kinder haben sich nach Ablauf des zweiten Schuljahres jährlich einer Prüfung zu unterwerfen, die sich auf den ihrem Alter entsprechenden Unterrichtsstoff der öffentlichen Schulen bezieht... Wenn die Prüfung ungenügend ausfällt und keine von der Prüfungscommission als ausreichend anerkannte Entschuldigung beigebracht wird, werden die Eltern angewiesen, das Kind innerhalb acht Tagen in eine öffentliche oder Privatschule zu schicken und dem Maire die gewählte Schule anzuzeigen.

Wenn ein Kind öfter ohne Entschuldigung die Schule versäumt, so wird der Vater zunächst vor die auf dem Rathhaus zu versammelnde Schulcommission vorgeladen und an seine Pflicht erinnert. Verletzt er diese von Neuem innerhalb zwölf Monaten, so wird sein Name, Vorname und Stand unter Beifügung der ihm zur Last fallenden Handlung zwei bis vier Wochen lang öffentlich am Rathhaus angeschlagen; im zweiten Wiederholungsfalle stellen die Schulbehörden Strafantrag beim Friedensrichter.

Die bisher geschilderten Reformen bezogen sich mehr auf das Technische der Volkserziehung; sie sicherten den Schulbesuch und sie sorgten für die nöthigen Schulgebäude. Die französische Unterrichtsreform hat sich aber noch ganz andere Ziele gesteckt, als die, allen Kindern ein gewisses Maß von Kenntnissen zu verschaffen; ihr Bestreben geht weiter dahin, die Schule von der kirchlichen Bevormundung zu befreien und ganz unter die Leitung des Staates zu bringen. Hier hat die französische Republik ein Stück des schweren Kampfes aufgenommen, der keinem modernen Staate erspart bleibt, und zwar, wie nicht zu leugnen ist, mit großem Geschick und mit ungewöhnlicher Energie. Den stärksten Schlag gegen den kirchlichen Einfluß führte sie wohl

*

*) Vergl. für das Folgende die ausgezeichnete Schrift von Prof. Dr. Ludwig Jolly in Tübingen: Die französische Volksschule unter der dritten Republik. Tübingen 1884, Laupp.

mit der Bestimmung, daß der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen ganz und gar zu entfallen, daß der öffentliche Lehrer mit dem Religionsunterricht gar nichts zu thun habe, daß selbst der Geistliche den facultativen Religionsunterricht nicht in der Schule ertheilen dürfe, daß vielmehr am Sonntag und an einem anderen Tage der Woche die Schule auszusetzen sei, damit die Kinder außerhalb der Schulgebäude mit den Grundzügen der christlichen Religion vertraut gemacht werden können. Nach Artikel 1 des Gesetzes vom 28. März 1882 hat der Elementarunterricht nur zu umfassen: Moral- und Bürgerlehre, Lesen und Schreiben, französische Sprache mit den Elementen der französischen Literatur, Geographie, besonders die von Frankreich, Geschichte, besonders die von Frankreich bis auf die Gegenwart, die für das tägliche Leben wichtigsten Kenntnisse des Rechts und der Volkswirthschaftslehre, die Elemente der Naturgeschichte, Physik und Mathematik und ihre Anwendung auf die Landwirthschaft, Industrie und Hygiene, ferner Handfertigkeit und Gebrauch der Werkzeuge der wichtigsten Gewerbe, die Elemente des Zeichnens, Modellirens und der Musik, Turnen, für die Knaben militärische Uebungen, für die Mädchen weibliche Handarbeiten. Diese gewaltsame Loslösung der Schule vom Religionsunterricht rief natürlich auf der klerikal-conservativen Seite den erbittertsten Widerstand hervor, der Herzog von Broglie, Jules Simon, Chesnelong und Andere vertheidigten den überkommenen Zustand mit glänzender Beredsamkeit, jedoch vergebens; die französische Republik war fest entschlossen, die Kirche von dem unschätzbar wichtigen Gebiete der Jugenderziehung zu verdrängen.

Selbst die rasche Aufhebung des Schulgeldes, welche durch das Gesetz vom 16. Juni 1881 erfolgte, ist mit durch dieses Streben zu erklären. Allerdings hatte man sich in Frankreich schon seit längerer Zeit immermehr der unentgeltlichen Volksschule genähert, die Zahl der vom Schulgeld befreiten Schüler hatte 1863 38 Procent, 1867 41 Procent und 1879 bereits 60 Procent betragen. Ferner lag dem Staate die Uebernahme der Schulgeldlast ziemlich nahe, weil er stets bedeutende Zuschüsse an solche Gemeinden zu zahlen hatte, welche die ihnen für Schulzwecke zustehenden Besteuerungsquellen erschöpft hatten und damit nicht auszukommen vermochten. Aber nicht weniger stark als diese Erwägungen bestimmte den Staat in seiner Politik die Absicht, durch Beseitigung jeglichen Schulgeldes den Privatschulen der geistlichen Lehrorden die Concurrenz mit den öffentlichen Schulen zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Man rechnete darauf, daß die Lehrorden nicht auch das Schulgeld aufheben könnten und daher bei voller Unentgeltlichkeit des Unterrichts in den öffentlichen Schulen mindestens die ärmeren Schüler an diese verlieren würden. Diese Schwächung des Einflusses der Geistlichen auf die Kindererziehung gab den Ausschlag für die vorgeschlagene Maßregel, wenn dem Staate durch dieselbe auch nicht unbedeutende Mehrausgaben erwuchsen. Thatsächlich tragen nämlich heute Staat und Departements den ganzen persönlichen Aufwand für die Volksschule mit Ausnahme des Betrags, der durch die vierprocentigen Zuschläge der Gemeinden zu den Staatssteuern aufgebracht wird. Das Volksschulwesen ist Staatssache geworden und die Gemeinden und Departements haben dem Staate nur eine Beihülfe von je 13 bis 14 Millionen zu leisten. Im Ganzen hat das Gesetz über die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes in Verbindung mit den Bestimmungen über die Vermehrung und Verbesserung der Schulhäuser die Staatsausgaben für das Volksschulwesen vom Jahre 1882 an auf mehr als das Doppelte ihres bisherigen Betrages erhöht. Während dieser Aufwand 1881 auf 34 Millionen berechnet war, wurde er für 1882 auf 86 und für 1883 auf 89 Millionen veranschlagt.

Einen weiteren Schlag gegen die kirchlichen Lehrorden führte die Republik durch das Gesetz über die Lehrerprüfungszeugnisse vom Jahre 1881. Vorher brauchten nämlich nur die Hauptlehrer an den Elementarschulen eine Lehrerprüfung zu bestehen — nur das Maturitätszeugniß, die Priesterweihe, die Zulassung zu einer höheren staatlichen Specialschule und die dreijährige Thätigkeit als Schulpraktikant befreite hiervon —, während bei den Hauptlehrerinnen der Obedienzbrief der Ordensoberin genügte und bei Nebenlehrern, Nebenlehrerinnen und Untervorsteherinnen überhaupt kein Befähigungsnachweis verlangt wurde. Im Gegensatz zu diesen Bestimmungen verfügt das Gesetz von 1881, daß die Ausübung des Amts als Haupt- oder Nebenlehrer oder als Haupt- oder Nebenlehrerin an einer öffentlichen oder privaten Kleinkinderschule durch den Besitz des staatlichen Lehrerprüfungszeugnisses, bezw. des Zeugnisses für Kleinkinderschullehrerinnen bedingt ist, und daß alle bisher zugelassenen Vertretungen dieser Zeugnisse ausgeschlossen sind. Soweit die genannten Personen ihre Aemter ausüben, ohne die nunmehr obligatorischen Zeugnisse zu besitzen, haben sie sich innerhalb Jahresfrist zur Prüfung zu stellen; wenn sie die Prüfung nicht bestehen, können sie sich ihr bis October 1884 wiederholt unterziehen. Das Gesetz bestimmt zwar eine Menge Ausnahmen für die schon lange angestellten älteren Lehrkräfte, denen ihre frühere Stellung erhalten bleiben soll, trotzdem wird von 1884 ab die Zahl der kirchlichen Lehrer und Lehrerinnen sicherlich gewaltig zusammenschmelzen, weil viele der nothwendigen Prüfung nicht gewachsen sein werden. Besonders die weiblichen Lehrorden werden wahrscheinlich sehr bald auf die bescheidene Bedeutung herabsinken, auf welche die männlichen Lehrorden schon lange im Volksschulwesen beschränkt sind. Unterrichteten doch die geistlichen Lehrerinnen im Jahre 1877 im Ganzen 1 331 573 Mädchen, die weltlichen dagegen nur 1 059 097; dagegen hatten die männlichen Lehrorden, deren Obedienzbrief schon durch das Gesetz von 1833 die Geltung verlor, von den 25 418 öffentlichen und privaten Knabenschulen nur 2878 in Besitz, während 22 540 mit weltlichen Lehrern besetzt waren. Für den zu erwartenden Mehrbedarf an weltlichen Lehrkräften hat die französische Regierung durch Förderung der Lehrer- und Lehrerinnenseminare bereits im Voraus Fürsorge getroffen.

So hat die französische Schulpolitik binnen weniger Jahre Großes und Bleibendes geleistet. Nur einen Mangel zeigt sie, der ihr leicht verhängnißvoll werden könnte und den auch Jolly scharf hervorhebt: sie hat noch nichts Genügendes für die Verbesserung der finanziellen Lage der Lehrer gethan. Zu Anfang des laufenden Jahres bezogen von den 90 000 männlichen und weiblichen Haupt- und Nebenlehrern in runden Zahlen 4500 Gehalte von 1900 Franken und mehr, 9000 hatten Gehalte zwischen 1301 und 1900 Fr., 21 000 waren mit 1001 bis 1300, ebenso viele mit 801 bis 1000 Fr. bezahlt, 22 000 erhielten 601 bis 800 Fr. und 8700 mußten sich mit 600 Fr. und weniger begnügen. Mit solchem Material, das auf alle denkbaren Nebenbeschäftigungen und Nebenverdienste angewiesen ist, und das womöglich in der Organisten- und Meßnerstellung wiederum in Abhängigkeit von dem Pfarrer geräth, läßt sich natürlich lange nicht alles Erreichbare erreichen, und der Gesetzentwurf von Paul Bert, der den Lehrern jede bezahlte oder unbezahlte Thätigkeit im Kirchendienst verbietet, die Anstellung von männlichen geistlichen Lehrern an öffentlichen Schulen sofort und von weiblichen nach Ablauf von drei Jahren untersagt und endlich die Minimalgehalte aller Lehrer und Lehrerinnen in fünf Klassen auf 1000 bis 2200 Fr. normirt, hat leider bei der bedenklichen Finanzlage Frankreichs augenblicklich wenig Aussicht auf Annahme. Die angegebenen Bestimmungen bedeuten für den Staat eine sofortige jährliche Ausgabenvermehrung von 19 Millionen, die in dem Maße wie das Vorrücken in die höheren Klassen stattfindet, bis auf 47 Millionen steigen würde. Die Entscheidung über das Gesetz ist vorläufig bis zur Feststellung des Budgets für 1885 vertagt worden; der Entwurf desselben ist aber so ungünstig ausgefallen, daß eine weitere Vertagung wenigstens aller Bestimmungen von finanzieller Bedeutung nach Jolly nicht zu vermeiden sein wird.

Literatur und Kunst.

Ein Jugendstück Lessings.

Von Erich Schmidt.

Die leider so trümmerhaft auf uns gekommenen Satiren des Petronius bieten in schlankem, knappem Stil eine Novelle dar, welche für die blutigste Verhöhnung weiblicher Treue zu gelten hat. Eine als Ausbund von Tugend anerkannte Epheserin hat sich, untröstlich über den Verlust ihres Gatten, mit einer Magd in seinem Grabmal eingeschlossen und harrt, schon fünf Tage ohne Nahrung, des vereinigenden Todes. Ebendamals waren in nächster Nähe etliche Räuber ans Kreuz geschlagen worden. Der Soldat, dem die Bewachung dieser Leichen oblag, gewahrte einen Lichtschimmer zwischen den Monumenten, vernahm die Klagen der Wittwe und trat neugierig in das Gewölbe, worin er zuerst Gespenster zu erblicken wähnte. Nach Reden und Gegenreden holte er sogar seine bescheidene Zehrung herbei. Die Magd, durch den Duft des Weines verführt, langte bereitwillig zu, und tröstende Mahnungen bewogen die Matrone ein Gleiches zu thun, denn Niemand hört es ungern, wenn man ihn zum Essen und zum Leben nöthigt. Die von der Zofe unterstützten Schmeichelkünste des stattlichen und beredten Kriegers bethörten die schöne Frau bald bis zu völliger Hingebung. Bei verschlossener Thür pflog die allgemein todtgeglaubte Matrone in dem Gewölbe drei Nächte lang der Liebe mit dem Soldaten. Inzwischen wurde der Leichnam des einen Räubers von Verwandten gestohlen. Der sorglose Wächter betheuerte nach dieser Entdeckung, daß er sich durch Selbstmord der Bestrafung entziehen wolle, und bat um einen letzten Ruheplatz in dieser Gruft. Da rief die so mitleidige wie schamhafte Matrone: mögen die Götter verhüten, daß ich zugleich die Doppelbestattung der beiden theuersten Männer schaue; ich will lieber den Todten ans Kreuz heften, als den Lebendigen umbringen. Der Soldat machte sich den Einfall der klugen Frau zu Nutze, und am nächsten Tage standen die Leute verwundert vor dem Kreuz. So erzählt Eumolgos; einer der Zuhörer aber bemerkt: wäre der Kaiser gerecht gewesen, so hätte er den Mann wiederum bestatten, das Weib aber kreuzigen lassen! Und in einigen von den vielen Versionen dieser wahrscheinlich aus Indien nach Europa gewanderten proteischen Novelle wird nicht nur das Vergehen der treulosen Wittib noch erhöht, sondern auch das Endurtheil des petronischen Lycas grimmig ausgeführt. Handelt die Matrone so entsetzlich wie in Chamissos Lied von der Weibertreue, schlägt sie dem Mann einen Zahn aus und verübt sie noch ganz andere Verstümmlungen, um seinen Leichnam dem gestohlenen ähnlicher zu machen, setzt sie in einer nahverwandten Erzählung Voltaires das Rasirmesser an die Nase des nur Todtgeglaubten, so entpuppt sich wohl bei einem mittelalterlichen Gewährsmann der Krieger als ein grimmer Rächer und ersticht die Frevlerin unter Worten des Abscheus. China, dem indische Buddhisten, schwerlich abendländische Vermittler die höhnische Fabel zuführten, gestaltete sie mit tiefem Pessimismus dahin um, daß ein Weiser, die Tugend seiner jungen Gattin zu prüfen, sich todt stellt und ihr ein Phantom in Gestalt eines verführerischen Scholaren ins Haus schickt. Sie erliegt einer Lockung nach der andern, und als es gilt, aus Menschenhirn eine Arznei für den vornehmen Jüngling zu gewinnen, schlägt sie den Sarg mit einem Beil entzwei und will den Schädel des vermeinten Todten zerhacken — da erhebt sich strafend der entsetzte Gemahl. Die Phantome verschwinden; die Frau erhenkt sich; der Mann steckt das Haus in Brand, zerschmettert nach einem bitteren Abschiedsgesang seine liebe Flöte, zieht von dannen und heirathet nimmer.

Anders einige moderne Nachfolger unseres ältesten Berichterstatters Petron. Lustig beschloß La Fontaine seinen an feinen Wendungen reichen Conte von der rasch getrösteten, erfinderischen Epheserin mit einem frivolen Schellengeläut: was verschlägt's?

mieux vaut goujat debout qu'empereur enturé.

Die Matrone vergoß auf der englischen Bühne ihre Wittwenzähren; sie sprach oder trällerte mehr als einmal auf den Brettern von Paris, wo als letzter La Motte 1754 ein Klingsbergisches Paar gegen die hübsche Wittwe anrücken ließ und den gefährlichen Vorwurf mit talentlosem Leichtsinn über das Knie brach. Er hat gleich La Fontaine das Ende dadurch abgeschwächt, daß der ruchlose Vorschlag wie eine kleine Lustspielintrigue von der Zofe ausgeht. Diese Entlastung, nach welcher die Wittwe keinem eigenen Einfall folgt, versäumte Lessing nicht, aber sie schien ihm nicht entfernt zu genügen, als ihn sein kritischer Beruf in Hamburg wieder auf den Stoff führte, den er schon als Leipziger Student, wir wissen nicht wie, zu bewältigen versucht hatte. Die Beurtheilung des La Motteschen Machwerks entzündete naturgemäß in dem Dichter der „Minna von Barnhelm" die Lust, durch ein anderes „Soldatenglück" den Beweis zu liefern, wie eine so widerborstige epische Vorlage dramatisirt werden müsse. Auch mochte es ihn locken, mit reifem Können einen Plan aufzuheben, den er einst neben Weiße als unausführbar hatte fallen lassen, und dem treu nach Petron gearbeiteten jugendlichen Alexandrinerstück des Leipziger Freundes nun eine gefährlichere Concurrenz zu bereiten.

Die principiellen Unterschiede zwischen Epos und Drama beobachtend, äußerte er in einer offenbar nur seinem neuen Vorhaben zu Liebe angebrachten Abschweifung der Hamburgischen Dramaturgie, daß schon so manche wirklich komische Erzählung in der dramatischen Gestaltung verunglückt sei. „Zum Exempel Die Matrone von Ephesus ... Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedient, bei weitem nicht so fein und dringend siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besondern Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelst des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Märchen gern mit einer recht giftigen Spitze hat schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermuthung nicht statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir bloß ihre Schwärze; den Einfall vergnügte unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit; man wende der Bühne den Rücken und verlange gleich dem Kaufmann bei Petron die Kreuzigung eines solchen Weibes: „Und diese Strafe scheint sie uns um so viel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges, liederliches Weib insbesondere. — Kurz die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts."

Dies „anderwärts" ist eben das Theater. Die That des Dramatikers soll die klugen Andeutungen des Dramaturgen ergänzen. Wahrscheinlich hat Lessing in Hamburg schon vor dem eben citirten 36. Stück das eilige, aber bereits in den Hauptsachen sichere Scenar von nur fünf Auftritten geschrieben und gleich nach dem 1. September 1767 darauf den erweiterten ersten Entwurf gegründet, der den letzten, neunten, Auftritt vollständig bietet, jedoch gerade die schwierigsten, feinsten Partien nur skizzirt. Dann

trat eine Pause ein. Erst neben und nach den Studien über den Tod in der antiken Kunst, die ja auch gelegentlich zu Petron führten, betrieb Lessing die nicht mehr skizzenhafte, sondern endgiltige Dialogisirung. Zum Theil wörtlich dem älteren Entwurfe folgend, ist sie Torso geblieben. Daß die Arbeit nicht ununterbrochen vor sich ging, lehrt die schwankende Benennung des Todten, der erst Telamon, dann Kassander heißt.

Der Schauplatz dieses Lustspieles ist der unlustigste, den sich die Komödie je ausgesucht: ein halbdunkles Grabgewölbe, feucht und zugig, darin zwei Särge, einer geschlossen, der andere offen. Zwischen den Sarkophagen schlummert die trostlose Antiphile, während Mysis, die Magd, sich eben den Schlaf aus den Augen reibt und bitterböse Bemerkungen über die kalten Nächte in dieser vom pfeifenden Wind und klatschenden Regen getroffenen Höhle macht. Sie ist sehr ungehalten über die Herrin: „Wenn sie den Schnupfen bekommt, so mag sie es haben. Ja so, sie will sterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen stirbt, Sterben ist Sterben." Das triste Epigramm stimmt zu dem unheimlichen Ort. Ein Geräusch unterbricht die Stille. Wo eine Zofe ist, darf der Diener nicht weit sein, rühmte Lessing; den beiden Frauen müssen zwei Männer ebenso verschiedenen Ranges gegenüberstehen; wird der gemeine Soldat des Petron nothwendig zum Offizier befördert, so ist Raum für einen Offiziersburschen; auf Tellheim, Werner, Just folgen die Soldaten Philokrates und Dromo. Die reichere Ausführung der Personen zweiten Ranges wird auch hier den bedenklichen Ernst der Haupthandlung mildern und verschleiern, die spaßige Pointure des niedrigen Paares werden die Vermessenheit und den Wankelmuth in dem höheren Paare annehmbarer machen und nach der gefährlichen Krisis die Hand zu einem leichten Epilog gemäß der alten Lustspieltechnik bieten. Dromo also tappte, von dem Lichtschimmer herbeigezogen, in das Grab. Seine Laterne hat ihm der Wind ausgeblasen. Er traut anfangs wie der Soldat des Petron den Dingen da unten nicht, hält Mysis für eine böse Geistin und ihre Lampe für Blendwerk — „das scheint nicht, das scheint nur zu scheinen" sagt so ein Lessingscher Dromo, — und sucht furchtsam das Gespenst durch einen freundlichen Titel nach dem andern zu begütigen, bis er sich tastend von den ziemlich compacten Reizen seiner Geistin überzeugt und, in diesem Studium beruhigt fortfahrend, von Mysis die Entschlüsse der jungen Wittwe erfährt. Nach Dromo soll jede Wittwe flugs einen andern Mann nehmen; „aber hier wird sie ihn schwerlich finden" ist sein Zusatz, die ironische Ankündigung unseres Themas. Mysis nimmt die Partei der vielgescholtenen Frauen und fragt, ob ihr Widerpart auch einer von den abgeschmackten Spöttern sei, die an die Treue der Frauen nicht glauben? Behüte, entgegnete Dromo-Lessing, glaube ich doch an Gespenster, warum nicht an die Treue der Frauen; „ich glaube an Alles, was nicht so recht gläubig ist." Doch, und zwar wieder mit stärkster Ironie läßt der epigrammatische Dichter die Zofe antworten: „Er war es nicht werth, an diese heilige Stätte zu kommen, wo sich nun bald ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie gesehen". Dromo hört darauf die Patrouille und enteilt, denn sein Hauptmann sei ein Teufel. Allmählich erwacht die verzweifelte Antiphile, doch nur, um mit der hartnäckigen Spitzfindigkeit eines gestörten, bloß auf einen Punkt gerichteten Sinnes von ihrem einzig geliebten Manne zu schwärmen und in diesen theils heftigen, theils herb lüstelnden Phantasien und Raissonnements sogar der großen Diana von Ephesus zu fluchen, in deren Tempel sie über Opfern die letzten Augenblicke des Gatten versäumte. Nochmals wirft Lessing, der in diesen Fragmenten stark in der Manier der „Emilia Galotti" arbeitet, eine Menge Lichter aufsetzt, die Exposition mit feinen Rück- und Seitenblicken, den Stil mit brillant geschlossenen Facetten etwas geschraubt ausstattet, einen Trumpf der Ironie hin. „Bei Allem" ruft Antiphile, „was in jener Welt schrecklich und heilig ist, bei ihm, bei dem die Götter zu schwören sich scheuen, — schwöre ich, daß ich nie, nie diesen Ort ohne den Geliebten meiner Seele verlassen will!" Gleich darauf nennt Mysis bedeutungsvoll den Hauptmann; schon betritt dieser mit Dromo den Eingang; Antiphile stellt sich schlafend; nach dem ersten Entwurf schlief sie wirklich. Nun, wo die Matrone im Innern doch von unbewußter, allmählich bewußterer Gefallsucht in einer nachlässigen, aber vortheilhaften Stellung auf dem Sarg liegt, strengt Lessing Alles an, was er an jener Stelle der Dramaturgie verlangt hat. Keine Kunst der Verführung darf gespart werden. Die Wittwe ist gezwungen, jedes Wort zu hören, das von den Lippen des bewundernden Kriegers kommt. Will Mysis den unberufenen Tröster mit der Versicherung abweisen, ihre Herrin wolle nicht getröstet sein, so antwortet Philokrates, ein echter Dialektiker aus Lessings Schule: wenn sie getröstet sein wollte, wäre sie schon getröstet; die nicht getröstet sein wollten, denen sei Trost am nöthigsten. Während Dromo, der auf ein „Sie schläft" der Zofe nur ein sehr ungläubiges „Noch?" brummt, seine kecken Liebkosungen bei der halbwilligen Mysis fortsetzt, steht Philokrates staunend vor der schönen Matrone und träufelt ihr das Gift verwirrender Schmeicheleien ins Ohr. Er überschaut ihre göttlichen Formen bei der Fackelbeleuchtung, die ihm Dromo wie einem Kunstschwärmer im Museum besorgen muß. Aber dies rührende Bild einer klagenden Venus, einer unverwelklichen Hebe, es lebt; diese Schlummernde hört, wie der Eindringling die Lieblichkeit des Namens Antiphile preist, wie er unwillig die Dienerin verbessert, welche von den vierundzwanzig Jahren der Herrin spricht, wie er mit der Betheuerung, es sei unmöglich, ein solches Weib nicht zu lieben, voll Leidenschaft fragt, ob der entseelte Gemahl sie nach Verdienst mit der Liebe, der inbrünstigsten Liebe geliebt? Bei der von Mysis verneinten Frage nach etwaigen Kindern kehrt Antiphile ihr Antlitz ab, giebt aber dadurch dem kühnen Enthusiasten nur neuen Anlaß zu einer feinen Zergliederung ihrer unendlichen Reize, als wolle er eine von göttlichem Lebensodem leise durchhauchte Statue analysiren. Und an eine Statue hat Lessing wirklich in dieser raffinirten Rede des Hauptmanns gedacht — die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" beweist es — an die schlafende Ariadne („die vermeinte Kleopatra im Belvedere"). Hingerissen will Philokrates die runde, weiße Hand küssen, die so nachlässig im Schoße liegt, als Antiphile erwacht oder vielmehr die Komödie des Erwachens spielen muß. „Schöne Leidtragende", „fromme Wittwe", „großmüthige Frau", „Beste ihres Geschlechts", „Krone der Frauen", solche bei Petron vorbereitete Ehrentitel hört sie aus dem Munde des ihre Verzeihung anflehenden Soldaten. Dieser hat keine gekreuzigten Räuber zu bewachen, sondern nach einem siegreichen Streifzug gegen die Kolophonier und der Niedermachung mehrerer Gefangener den Richtplatz zu hüten. Er bittet Antiphile um ein Dach gegen Wind und Wetter. Die Einreden finden kein Gehör. Dromo wird nach Tisch und Stühlen ausgeschickt. Neue Einsprache der Ueberrumpelten weist der Eroberer mit einer Flut von Versicherungen, daß ihr bekanntes Gelübde, ihr gewisser Tod jede üble Auslegung niederschlage, zurück und eilt fort, um einige Vorkehrungen für das Abendessen und auch das Uebernachten zu treffen. Schon ist Antiphile so weit in die Enge getrieben, daß sie schwächlich auf das Urtheil der Welt hingewiesen hat. Sie muß sich in einem Wortwechsel über ihr Erwachen und die verliebten Erdreistungen des Gastes von Mysis sagen lassen, daß eine Frau auch am Grabesrande die Augen aufschlage, um einen aufrichtigen Anbeter kennen zu lernen. Sie will sogar trotz der witzelnden Zofe das Gewölbe verlassen, das sie nie zu räumen geschworen hat, aber des Hauptmanns rasche Rückkehr schneidet ihr die Flucht ab, und der zweite Theil dieses von Lessing allerdings mit diabolischer Berechnung ausgeführten Sieges über weibliche Entschlüsse beginnt. Der Abgewiesene, scheinbar zu einem vorwurfsvollen Rückzug Entschlossene gibt sich für einen nahen Freund des Todten aus. Eine höchst calculirte Steigerung des Dialogs macht ihn zum Vertrauten der Wittwe:

Antiphile. Die Götter wissen es, wie gern immer unser Dach den Fremdling, den Schutzlosen aufgenommen! Ganz Ephesus nannte Kassandern den Gastfreien. — Aber wer fordert in einem Grabmal das Gastrecht.

Philokrates. Kassander? — Wen nennen Sie da, Madame?

Ant. Wen sonst als ihn?

Phil. Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Kassandern, des Metrophanes Sohn?

Ant. Des Metrophanes Sohn.

Phil. Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

Ant. Den Phylarchen.

Phil. Den Phylarchen? Den großmüthigen bei allen Bedürfnissen des Staats sich selbst erbietenden Liturgen?

Ant. Ihn! eben ihn!

Phil. Und dieser Kassander ist todt? Und dieser Kassander war ihr Gemahl?

Ant. Und Sie haben ihn gekannt?

Phil. Ob ich ihn gekannt habe, diesen tapfersten, edelsten, besten Soldaten aller Männer von Ephesus.

Mysis, sehr zufrieden mit der glückverheißenden Entwickelung der Dinge, merkt sogleich, daß Philokrates sich das Epitaphium draußen beim Fackelschein eingeprägt und Herrn Kassander sein Lebtag nicht gesehen hat. Aber Antiphile erliegt allen Gefahren dieser List, welche ungleich geschickter ist als das Orakel im ersten Entwurf, Philokrates solle die beste Frau bei den Todten finden. Gemeinsames Schwärmen und Klagen bringt Mann und Weib gar bedenklich nahe, und Antiphile, entzückt, Liebe und Freundschaft zu Einem Opfer für den theuren Todten zu vereinigen, nöthigt nun sogar den Hauptmann zum Bleiben. Mysis und der Landsknecht Dromo freuen sich im Hintergrund der inzwischen heller und wirthlicher gewordenen Scene dieses verwegenen Duetts, worin Philokrates den Jammer um den allzu früh Verstorbenen berauschend mit der Schmeichelei für die Schönste, die der Freund sterbend eingebüßt, vermischt, Antiphile aber die bestrickende Wollust, in solchen Wunden zu wühlen, begierig kostet. So geht es Schritt für Schritt langsam, unaufhaltsam vorwärts. Mit einem Ruck scheint sich der Krieger seines rauhen, dem wollüstigen Schmerz fremden Berufs zu entsinnen. Wie es in Lessings schon citirter Abhandlung heißt: Das Sterben habe nichts Schreckliches, „nur so und so sterben, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden und wird schrecklich", so sagt der Hauptmann mit guter Motivirung für eine folgende Scene von dem Soldaten: „er soll gefaßt sein, dem Tod unter allen Gestalten, auch den gräßlichsten entgegenzugehen, und er weint ob der sanftesten dieser Gestalten, die seinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? Nicht der Tod, sondern der Tod mit Unehre ist das Einzige, was ihm schrecklich sein soll." Diese Erwägung bringt ihn auf die schimpflichen Pfähle da draußen, er wird von seinem unausstehlichen, verantwortlichen Posten sprechen, Dromo wird bestürzt melden — — aber Lessing bricht mit einer Reihe beredter Gedankenstriche da ab, wo der Dramatiker den aus Petron bekannten Ausgang lassen und doch nicht lassen, wo die Matrone so weit gehen und doch nicht so weit gehen soll.

Im Scenar und im ersten Entwurf meldet Dromo, ein Leichnam sei gestohlen; Mysis wagt es, den Kassander als Ersatzmann vorzuschlagen; Antiphile willigt ein, um das gefährdete Leben des Hauptmanns zu retten; Dromo frohlockt über den Erfolg seiner Lüge, welche die schöne Wittwe zu einer rascheren Erklärung gezwungen; mit einem Seufzer über ihre Beschimpfung folgt die Matrone dem Philokrates; Mysis und Dromo beschließen das neue Soldatenstück, wie Franciska und Werner das ältere. Aber Mysis wird übers Jahr nicht Frau Generalin oder Wittwe sein, denn die freche Scene entrollt vor ihrer parodistischen und epigrammatischen Besiegelung ein böses Stück Soldatenleben:

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche also nicht lange um Sie zu handeln. — Wenn Sie heirathen will, heirathe Sie einen ehrlichen Soldaten! Bleibt er, so tritt sein Vordermann, sein Nebenmann, sein Hintermann an seine Stelle. Bleiben die auch, so ist ein anderer Kamerad gleich bei der Hand. Kurz, wenn Sie einen Soldaten heirathet, so kann Sie eigentlich nicht zur Wittwe werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geschieht so leicht nicht. Wir haben itzt in der Armee ein Weib, das bezieht schon die ganze Compagnie zwei Mal.

Mysis. Ja, so gut wird's der zehnten nicht.

Dromo. Soll's Ihr auch wohl so gut werden? — Nein, alsdann möcht' ich doch wol lieber dein letzter als dein erster Mann sein — —

Mysis. Mache, daß wir ihnen nachkommen!

Dromo. Und diese heilige Stätte verlassen, wo sich ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignet hat, o dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage sieht.

Mysis. Grausames, undankbares Geschöpf! Ist es nicht genung, daß Ihr uns verführt, müßt Ihr uns auch noch verspotten?

Warum stockte Lessing, da ihm doch schon die Schlußscene und ein letztes Fragesätzchen im Stil der „Emilia" bereit lag? Er hatte in der Dramaturgie noch viel zu freigebig gerechnet. Auch als bloßes Spiel widerstrebte der freche Ausbruch dem Theater, denn mit Leichen scherzt man nicht, und die häßliche Geschichte der Matrone von Ephesus konnte selbst von einem so findigen Rechenmeister in kein Lustspiel verwandelt werden, weil zwischen den Sarkophagen einer Gruft auch die geistreichste Farce beleidigt. Diese Bedenken sind in Lessings letzten Gedankenstrichen ausgedrückt. Sie haben Unberufene, wie Professor Rahbek und Hinzemann nicht abgehalten, den Torso des „Theatralischen Nachlasses" leichthin für die Bühne zu ergänzen. Als aber Boie Ende Mai 1771 an Knebel schrieb, Lessings neues Stück, die Matrone von Ephesus, „das er im vollen Unmuth über einige mißlungene Versuche das Sujet zu behandeln, verfertigt hat", sei zwar vollendet, doch werde es vom Verfasser aus Abneigung gegen alles Theater geheim gehalten, da sollte das Experiment einer sparsamen, bohrenden, lüstelnden Lustspielsprache in der höhern Sphäre der Tragödie durchgebildet triumphiren. Die „Matrone von Ephesus", ein espritvolles, aber unmögliches Stück, ist eine Stilübung nach, neben und vor den verschiedenen Fassungen der „Emilia Galotti".

Ein vergessener Vorläufer des modernen Socialismus.

Von Georg Adler.

Die ersten Schriften, in denen die Idee des Socialismus zu Tage trat, waren Staats-„Romane", wie Platos „Staat", Morus' „Utopia", Campanellas „Sonnenstaat".

Später schlug der Socialismus andere Bahnen ein. Er hörte auf, Phantasiebilder hervorzuzaubern, um vielmehr unmittelbar auf die Praxis gerichtete Vorschläge zu machen, — so unpraktisch dieselben auch zunächst sein mochten.

Gerade das angeführte Moment ist es, welches den modernen Socialismus von dem der früheren Jahrhunderte principiell scheidet. Wird nicht dieser Grundzug des gesammten neueren Socialismus genügend gewürdigt, so kann man ihn nun und nimmer verstehen: man könnte nie begreifen, daß er so viel Anhänger hat gewinnen können.

Natürlich vollzog sich jener Umschwung in der Geschichte des Socialismus nicht mit einem Male. Eine Anzahl hervorragender Denker war nöthig, ihn zu vollbringen. Die bisherige national-ökonomische Geschichtschreibung ließ die Reihe derselben mit Morelly und Mably — also erst nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — beginnen. Ihr ist bis jetzt ein Werk gänzlich entgangen, welches nicht nur einige Jahrzehnte früher die socialistischen Forderungen klar und bestimmt formulirte, sondern auch eine vom Standpunkt des Communismus aus verfaßte scharfe Kritik der Gesellschaftsordnung seiner Zeit lieferte — ein Werk, von dem aus mehrfachen Gründen anzunehmen ist, daß es auf die späteren Socialisten des achtzehnten Jahrhunderts von Einfluß gewesen. Das Buch, welches wir meinen, ist „Le testament" von Jean Meslier.

Die Lebensschicksale des Verfassers sind bald erzählt.

Jean Meslier wurde 1664 im Dorfe Mazerny (im Ardennen-Departement) als Sohn eines Handwerkers geboren. Ein Pfarrer aus der Nachbarschaft, der sich für den aufgeweckten

Knaben interessirte, unterrichtete ihn in den Elementen und brachte ihn später im Seminar zu Châlons-sur-Marne unter. Dort wurde er 1688 zum Priester geweiht. 1692 erhielt er die Pfarrei zu Etrépigny und But (in der Champagne). Er versah sein kirchliches Amt mit größter Exactheit. Nie theilte er seinen Pfarrkindern mit, daß ihm bedenkliche Zweifel an der Richtigkeit der Lehren, die er predigte, aufgestiegen wären. Mit Eifer und Sorgfalt nahm er sich der Armen und Bedrängten seines Sprengels an. Ihnen floß fast sein ganzes Einkommen zu. Meslier starb im Jahre 1733. Seine Hinterlassenschaft enthielt: 1) das „Testament"*), 2) eine Anzahl Predigten, und 3) eine Uebersetzung des hohen Liedes. Uns interessirt hier nur das „Testament". Es wurde zunächst eine Anzahl Abschriften davon gemacht, welche reißenden Absatz fanden. Voltaire spricht von über 100 Abschriften, die allein in Paris circulirten.**) Voltaire war es auch, der einen Auszug aus dem „Testament" im Jahre 1762 im Druck erscheinen ließ. Das Buch machte ein ungeheures Aufsehen; es erlebte rasch eine zweite Auflage. Auch später wurde dieser Auszug noch öfters aufgelegt. Vollständig (in drei Bänden) wurde das „Testament" erst 1864 herausgegeben (und mit einer orientirenden Einleitung versehen) von dem holländischen Freidenker Rudolf Charles. Der Umstand, daß das Buch in Amsterdam erschienen, sowie, daß es in seinem überwiegenden Theile philosophischen und religions-kritischen Erörterungen gewidmet ist, mag wohl verschuldet haben, daß es von der Nationalökonomie bisher nicht berücksichtigt worden ist. Denn sonst wäre es unbegreiflich, daß diese noch nicht auf das „Testament" hingewiesen hat.

Hören wir zuerst die Kritik, welche Meslier an dem Privateigenthum übt!

Er nennt dasselbe kurzweg einen „abus": — derselbe Ausdruck, mit dem diese Institution später von Proudhon belegt worden ist. Die nächste Folge des privaten Eigenthums ist — nach Meslier — daß Jeder sich bemüht, soviel zu erraffen, als er nur kann, ohne sich darum zu kümmern, ob die Mittel dazu gut oder schlecht sind. Daher gelingt es einem, um so reicher zu werden, je stärker, je begabter, je durchtriebener und je gewissenloser er ist. Die Communisten und die ihnen in der Kritik der heutigen Gesellschaftsordnung folgenden Kathedersocialisten sind in der Beurtheilung des privatwirthschaftlichen Systems der freien Concurrenz nicht über Meslier hinausgekommen.

So sagt, um nur ein Beispiel anzuführen, der hervorragendste unter den Vertretern des entschiedenen „Kathedersocialismus", Adolf Wagner, in seiner „Grundlegung der allgemeinen oder theoretischen Volkswirthschaftslehre": „Es siegen im Concurrenzkampf einmal die für diesen begabteren, dann aber auch häufig genug die gewissenloseren Elemente unter den Privatwirthschaften über die schwächeren und scrupulöseren." (Wagner a. a. O. S. 242.)

Aus jenem Kampfe Aller gegen Alle — fährt Meslier fort — resultirt, daß die Einen mehr, die Andern weniger haben, ja oft sogar, daß die Einen Alles haben und die Andern nichts, daß jene gut essen, gut wohnen, sich gut kleiden, mit einem Worte, mit allen nur möglichen Annehmlichkeiten des Lebens ausgestattet sind, während die Andern schlecht essen, schlecht wohnen, schlecht gekleidet sind, ja oft vor Hunger verkommen, vor Kälte erstarren. Daher kommt es, daß die Einen in Glück und Freude schwimmen, während die Andern von Kummer und Sorge darniedergedrückt werden. „Il arrive de là — wir wollen einmal wörtlich citiren, um dem Leser eine Stilprobe von Mesliers Werk zu geben — que les uns n'ont rien autre chose à faire que de se reposer, que de jouer, que de se promener et dormir tant qu'ils veulent, et enfin rien à faire que de boire et de manger tout leur saoul et s'engraissent ainsi dans une douce et molle oisiveté, pendant que les autres s'épuissent de travailler, qu'ils n'ont point de repos ni jour ni nuit, et qu'ils suent sang et eau pour faire venir les choses nécessaires à la vie. Il arrive de là, que les riches trouvent dans leurs maladies et dans tous leurs autres besoins tous les secours, toutes les assistances et toutes les douceurs, toutes les consolations et tous les remèdes, qui se peuvent humainement trouver pendant que les pauvres demeurent abandonnés dans leurs maladies et dans leurs misères, et qu'ils y meurent sans secours d'aucun remède, sans douceurs et sans consolations dans leurs maux. Et enfin il arrive de là, que les uns sont toujours dans la prospérité et dans l'abondance de tous biens, dans les plaisirs et dans la joie, comme dans une espèce de Paradis, pendant que les autres sont au contraire toujours dans les peines, dans les souffrances, dans les afflictions et dans toutes les misères de la pauvreté, comme dans une espèce d'enfer."

Welch eine Wucht liegt in diesen Worten! Wie aufreizend sind sie! Bedenkt man, daß es ganze Seiten in demselben Tone weiter geht, so begreift man, welch eine Unsumme von Jammer, Elend und Trübsal derjenige mit angesehen haben mußte, welcher so schrieb, obwohl er zur bevorzugten Kaste gehörte; man begreift, welch einen Ingrimm er gehegt, welch eine Seelenqual er darüber ausgestanden haben mußte, daß er seine Ansichten bei Lebzeiten nirgends und niemals hatte aussprechen dürfen.

Uebrigens auch gerade in diesem vernichtenden Pathos, welches im Donnern gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung sich selbst betäubt, zeigt sich Meslier als echter Vorläufer des modernen Socialismus. Wer mehrere socialdemokratische Versammlungen vor dem Socialistengesetz mitgemacht hat, wird mir das bestätigen.

Und ist es nicht ebenfalls ein ganz specifisch modern-socialistisches Charakteristicum, wenn Meslier blos Besitzende und Besitzlose einander gegenüberstellt, hingegen alle andern Klassenunterschiede negirt? Es ist dies der Grundcharakter des neueren Socialismus, der sich in dessen ganzer Geschichte mit größter Schärfe ausspricht: von Babeuf an bis zu Marx und Lassalle und dem Programm der deutschen Socialdemokratie, welches in seinem ersten Paragraph sagt, daß gegenüber der Arbeiterklasse alle andern Klassen nur eine reactionäre Masse seien.

Man sollte vielleicht meinen, mit dem Gesagten sei die Kritik des Eigenthums erschöpft. Dem ist jedoch nicht so. Denn auch darin bekundet sich Meslier als moderner Socialist de pur sang, daß er fast alle Uebel der heutigen Gesellschaft aus dem Privateigenthum herleitet. Dieses ist schuldig an der allgemeinen Corruption, an den Kriegen, an den Processen, an der Unzufriedenheit Aller; das Eigenthum bewirkt — um den Schlußeffect der Meslier'schen Eigenthumskritik hierher zu setzen — „les fraudes, les tromperies, les fourberies, les injustices, les rapines, les vols, les larcins, les meurtres, les assassins et les brigandages, qui causent une infinité de maux parmi les hommes".

Auch die Ehe in ihrer heutigen Gestalt greift unser Socialist an. Er hält es für unverzeihlich, daß die Ehen unauflöslich seien. Die Folge davon sei eine Masse von Uebeln. Der Mann fühle sich unglücklich; die Frau nicht minder. Und was ihr Mißbehagen vermehre, sei, daß sie gar keinen Ausweg aus diesem Unheil sähen.

Also auch in der Bekämpfung der Unauflöslichkeit der Ehe sind die Socialisten des neunzehnten Jahrhunderts blos die Epigonen Mesliers!

Es ist so ein trübes, trauriges Bild, das Meslier von dem auf dem Privateigenthum beruhenden Staate entwirft. Das ist nicht mehr grau in grau, das ist schon schwarz in schwarz gemalt. Wo wir hinsehen, erblicken wir schreckliches Elend, tönt uns herzzerreißender Jammer entgegen. Die Menschheit scheint

*) Der eigentliche Titel des „Testaments" lautet wörtlich: „Mémoires des pensées et des sentimens de J. M..... prêtre, curé d'Estrepy et de But. Sur une partie des abus et des erreurs de la conduite et du gouvernement des hommes, où l'on voit des demonstrations claires et évidentes de la vanité et de la fausseté de toutes les divinités et de toutes les réligions du monde, pour être adressés à ses paroissiens après sa mort et pour leur servir de témoignage de vérité à eux et à tous leurs semblables."

**) Vgl. Voltaires Brief an Damilaville vom 8. Februar 1762.

an das Rad des entsetzlichsten Unglücks geschmiedet. Doch, ihr kann geholfen werden. Die Menschen brauchen sich nur communistisch zu organisiren. Das Bild der neuen Gesellschaft, das Meslier entrollt, ist ebenso anmuthig, heiter und verlockend, wie das der alten Gesellschaft häßlich, düster und abschreckend war.

Die paradiesischen Zustände scheinen wieder auf Erden zu herrschen. Glücklich und friedlich leben die Menschen im gemeinsamen Besitz und gemeinsamen Genuß aller Güter. Alle, welche in einer Stadt oder in einem District leben, bilden eine große Familie. Alle betrachten sich als Brüder und lieben demgemäß einander. Alle arbeiten gleich viel und haben auch auf gleiche Nahrung, gleiche Kleidung, gleiche Wohnung Anspruch. An der Spitze des Ganzen stehen die Weisesten und Edelsten. Alle Städte und Districte haben unter einander einen Bund, um sich gegenseitig auszuhelfen und zu unterstützen. Da die Erde im Allgemeinen Unterhaltsmittel in durchaus genügendem Maße liefert, wird Jeder, bei nicht allzu anstrengender Arbeit, soviel haben, als er braucht. Niemand wird Nahrungssorgen haben. Alle Uebervortheilung des Einen durch den Andern, alle Processe, aller Neid, alle Diebstähle, alle Morde werden aufhören! Ja, die Menschen werden herrlich und im Ueberfluß leben! Das beweisen — nach Meslier — schon die Mönche, welche dadurch, daß sie eine gemeinsame Wirthschaft betreiben, an nichts Mangel leiden.

Man sieht: Meslier ist ein ebenso unverbesserlicher Optimist wie so viele der späteren Socialisten. Er glaubt, daß die Menschen, die sich eben noch zerfleischt haben, einander wie Engel entgegenkommen werden, sobald sie nur alle Güter gemeinsam haben.

Wenn dann unser Socialist zum Beweise der Productivität der Gemeinschaft sich auf die Klöster beruft, so muß diese Berufung als ganz besonders unglücklich gewählt erscheinen. Denn die Klöster verdanken ihren Reichthum nicht dem Fleiße der Mönche, sondern der Arbeit der diesen untergebenen Bauern und sonstigen Tagelöhnern. Gerade die Mönche sind es ganz besonders gewesen, welche auf Kosten der von ihnen abhängigen Leute ein üppiges, schwelgerisches Leben geführt haben. Nur in den früheren Jahrhunderten war das anders. Damals hielt die Mönche die glühendste religiöse Begeisterung zusammen. Aber haben sie denn damals in den Palästen gewohnt, von denen Meslier spricht, haben sie damals im Ueberfluß gelebt? Nein, im Gegentheil, gerade die Entsagung, die Ascese war der Zweck ihres Strebens.

Indeß, wir wollen hier keine Kritik des Socialsystems Mesliers liefern. Unser Zweck ist ja vielmehr nachzuweisen, daß der moderne Socialismus in wichtigen Punkten dieselben Principien wie Meslier hat, daß letzterer also wirklich ein Vorläufer des modernen Socialismus gewesen ist. Da er zudem noch der erste Vorläufer desselben ist, so muß man ihm Mancherlei zu Gute halten. So vor Allem, daß er für Alle gleiche Arbeitszeit, gleiche Nahrung, gleiche Kleidung u. s. w. will. Hierin ist der spätere Socialismus im Allgemeinen bedeutend von ihm abgewichen, obwohl sich auch da noch zwei Repräsentanten derselben Theorie finden, nämlich Babeuf, der für seine Ueberzeugung das Schaffot bestiegen hat, und Cabet, der Verfasser der reizenden „Reise in Ikarien", welche man nicht mit Unrecht eine ins Communistische übertragene Geßner'sche Idylle genannt hat.

Die Ansicht Mesliers, daß Arbeit und Genuß nicht durch eine centralistische Regierung, sondern durch jede Gemeinde für sich geregelt werden sollen, während aber andrerseits alle einzelnen Gemeinden durch einen Weltbund zusammengehalten werden sollen — diese Ansicht ist bekanntlich zu Anfang unseres Jahrhunderts ausführlich von dem phantasiereichen Fourier verfochten worden. Seine „Phalanstères" sind im Grunde nichts Anderes als die Meslier'schen Gemeinden.

Den Meslier'schen Gedanken, daß die Weisesten den Staat leiten sollen, hat später besonders die Saint-Simonistische Schule entwickelt, der zufolge an der Spitze des Gemeinwesens der geistig Hervorragendste stehen sollte, welcher Arbeiten und Kapitalien unter die Einzelnen je nach ihrer Tüchtigkeit zu vertheilen hatte.

Auch sonst kann der Meslier'sche Staat recht wohl in eine Reihe mit den späteren Socialstaatsgebilden gestellt werden. So z. B. darin, daß die Ehen nach Belieben geschlossen und nach Belieben aufgelöst werden können. Es ist dies ein Princip, für das eine große Anzahl von Communisten seither eingetreten ist, vor Allem Robert Owen, der einzige Engländer von Bedeutung, der sich zur Gemeinschaftstheorie bekannt hat.

Daß Meslier auf die Erziehung ein großes Gewicht legte und Wunderdinge von ihr erwartete, wird denjenigen nicht überraschen, der auch nur einigermaßen mit der Geschichte des Socialismus vertraut ist. Denn fast jede Socialtheorie gibt sich in dieser Hinsicht übertriebenen Hoffnungen hin, ohne zu bedenken, daß eine so großartige Erziehung, wie sie voraussetzt, einfach aus Mangel an — Erziehern unmöglich ist.

Wir schließen. An dem Leser liegt es, zu urtheilen, ob der Beweis unserer Behauptung, daß Meslier wahrhaft ein Vorläufer des modernen Socialismus sei, richtig ist, und ob es uns daher mit vorliegender Abhandlung gelungen ist, eine Lücke in der Geschichtschreibung des Socialismus auszufüllen.

Mein Prozeß mit Meyerbeer.

Von Henri Blaze de Bury.

Eines Abends des Jahres 1866 kam ich aus der Oper, als ich auf dem Boulevard den Journalisten Aurélien Scholl in der Begleitung eines anderen Herrn traf. Wir plauderten einen Augenblick zusammen, und ich wollte mich eben verabschieden, als Scholls Begleiter zu mir sagte: „Ist es wahr, daß Sie einen Prozeß mit der Familie Meyerbeer haben?" Ich bejahte es, erstaunt über die damals noch etwas verfrühte Frage. „O", rief er mit großer Bestimmtheit, „das ist ein Prozeß, den zu führen und glänzend zu gewinnen ich mich gerne verpflichten würde!" Ich gestehe, daß mich der bestimmte Ton dieser Worte kalt ließ, und ich setzte meinen Weg fort, ohne den Antrag ernst zu nehmen.

Der Unbekannte hieß Léon Gambetta.

Aber ich will hier nicht über die Ironie des Zufalls philosophiren, welche es fügt, daß wir uns weigern, die Führung einer Privatklage einem Manne anzuvertrauen, der morgen über das Schicksal Frankreichs gebieten wird. . .

Ich will von meinem Prozeß mit Meyerbeer reden. Sechzehn Jahre sind darüber hinweg gegangen. Aus solcher Entfernung betrachtet, gewinnen die Dinge ein anderes Gesicht, als wenn wir mitten darin sitzen, — zumal wenn alle unsere Interessen im Spiele sind. Ein paar Tage nach dem Prozeß verflucht man die Richter, dann wird man ruhiger, dann vergißt man, und wenn noch viel später der Zufall uns wieder darauf zurückführt, so prüfen wir den Streitfall mit vollständigem Gleichmuth.

Ich entnehme dem Plaidoyer meines Advocaten die Darlegung des interessanten Rechtsfalles.

„Herr Blaze de Bury hatte dem Odéon-Theater ein Werk eingereicht, das den Titel führte: Goethes Jugend. Es war ein Drama, worin sich das ganze Leben des Dichters abspiegelte. Es spielte im Elsaß. Die Heldin war Friederike Brion, die Goethe bei der Schöpfung seines Gretchen vorgeschwebt hat. Im dritten Act ist eine Traumscene. Der Director des Odéon war der Ansicht, daß der Effect durch Zuhülfenahme der Musik erheblich gesteigert werden könnte. Nach seiner Meinung müßte man in diese Scene nicht die farblose melodramatische Begleitung, sondern eine eigens für die Situation geschaffene Composition einlegen, was natürlich die gewöhnliche Mitarbeiterschaft des Kapellmeisters überschreiten würde. „Soll ich mit Meyerbeer reden?" fragte der Verfasser. Der Director glaubte nicht recht gehört zu haben oder vielmehr: er hielt es für einen Scherz; als Herr Blaze de Bury aber bald mit einer bestimmten Zusage des be-

rühmten Componisten kam, fügte er sich. Wie war dies zugegangen?"

Nun, wie das zugegangen, will ich hier selber erzählen. Meyerbeer hatte, ohne ein Wort meines Stückes zu kennen, auf die bloße oberflächliche Inhaltsangabe hin seine Mithülfe zugesagt. Acht Tage später war er es, der mich aufsuchte.

„Ich habe meinen Goethe wieder gelesen", sagte er mir, „ich habe auch über Ihr Stück nachgedacht und die Art und Weise meiner nützlichen Einführung; denn es ist doch ausgemacht, nicht wahr, daß wir keine Oper daraus machen wollen?"

Noch acht Tage zuvor war nur die Rede von einer Mitarbeit aus Gefälligkeit, einem „Lückenbüßer" gewesen. Jetzt sprach Meyerbeer schon von einer großen musikalisch-dramatischen Arbeit. Bei dem Namen Goethe hatte nämlich seine Imagination Feuer gefangen. War es doch Goethe gewesen, der ihn den einzigen Musiker genannt hatte, der einen „Faust" componiren könnte. Meyerbeer war stolz auf diesen Ausspruch und hätte ohne Zweifel Goethes Wunsch verwirklicht, wenn seine Absicht nicht immerfort gekreuzt worden wäre. Das erste Mal durch seinen Freund Ludwig Spohr, das zweite Mal durch seinen Collegen Gounod. Gleichwohl blieb es sein Lieblingswunsch, seinen Namen mit demjenigen Goethes zu verbinden und Gretchen und Mephisto musikalisch in seiner Weise zu illustriren. Da begegnet sich sein Wunsch mit meinem Plan, den ich so glücklich war, ihm anbieten zu können, denn einem Meyerbeer eine Idee zu geben, schien mir so viel, wie seinen Ring, gleich Polykrates, ins Meer zu werfen, um ihn bald nachher, wenn man es am wenigsten vermuthet, auf einem mit Edelsteinen besetzten Teller von Gold wiederzufinden. So dachte ich wenigstens zu damaliger Zeit, als ich noch Illusionen hatte.

„Sie wollen sich nützlich in mein Stück einführen," antwortete ich auf den verführerischen Antrag, „aber, lieber Freund, Sie kennen es ja noch gar nicht."

„Vorgelesen haben Sie es mir allerdings nicht, aber wenn Sie wollen, werde ich Ihnen sagen, von was es handelt. Ein Drama über Goethes Jugend kann nur Eines enthalten: das Schauspiel eines Genies, das sich selber sucht. Diese Krisis, diesen Kampf des Genies und der Leidenschaften mit allen Mitteln Ihrer Kunst zu schildern ist Ihre Sache. Und wenn Ihre Kunst Alles gesagt hat, was sie vermag, komme ich zwischen dem vierten und dem fünften Act mit meinem musikalischen Intermezzo. Also weder Duette, noch Cavatinen, nichts von dem gewöhnlichen Opernkrimskrams, doch im gegebenen Augenblick, auf einem Punkte concentrirt, eine ganze Explosion meiner Sänger, meiner Chöre, meines Orchesters."

Das schien mir sehr schön. In der Verblendung des Augenblicks hatte ich die Gefahr nicht bemerkt. Auguste Barbier, der satirische Dichter der „Jamben", zeigte sie mir. „Freuen Sie sich nicht darüber", sagte er zu mir, „denn Sie haben Ihr Stück todtgemacht." — „Wie? indem ich einen Meyerbeer dafür interessire?" — „Einen Meyerbeer bei einem Werke interessiren, heißt so viel, als es ihm gänzlich ausliefern. Ich würde ein fünf Minuten langes Tremolo während Ihrer Mondscheinscene, wo Goethe seinen Freunden den Faust erzählt, begreifen, aber ein Zwischenspiel von dieser Ausdehnung und Bedeutung sozusagen ans Ende des Stückes zu stellen, ist ein Unsinn. Wissen Sie, was geschehen wird? Das Publicum wird nur für den Act von Meyerbeer, wo natürlich alle scenischen Effecte des Abends culminiren, ins Theater kommen, und Ihr Drama wird von acht bis zehn Uhr vor leerem Hause sich abspielen, allerdings mit einer Casseneinnahme von zehn- bis zwölftausend Francs, denn man spricht ja schon von einer Erhöhung der Preise für diese Vorstellung."

Die Warnung mochte triftig sein, sie überzeugte mich aber nicht. Ich arbeitete nur mit um so größerem Eifer daran, den Rahmen für den Musiker zu erweitern: der Erlkönig, der Gesang der Parzen aus „Iphigenie", die Kirchenscene Gretchens, das seraphische Hosiannah aus dem zweiten Theile des „Faust": Alles wurde hinein gestopft, so daß Meyerbeer am 28. Januar mir aus Berlin Folgendes schreiben konnte:

Mein lieber Freund!

Seit sechs Wochen habe ich meine Musik ganz vollendet. Das Tableau, das ich am meisten gefürchtet und das ich Ihnen zu ändern vorgeschlagen hatte, die Kirchenscene, ist mir von Allem am besten gelungen, und ich hoffe, Sie werden nicht unzufrieden sein. Ich brauche keine anderen Aenderungen von Ihnen zu verlangen, weder für die anderen Tableaux noch für die melodramatischen Scenen: ich habe sie nach Ihren Andeutungen componiren können. Nur ein einziges Bild beunruhigt mich als Compositeur, und ich bin darüber noch immer unschlüssig: es ist der Erlkönig. Die Musik Schuberts ist so populär geworden in der ganzen Welt, daß es mir unmöglich scheint, dem Publicum die Adoption einer anderen Weise zuzumuthen, und ich selbst stand so sehr unter dem Banne jenes Tonstückes, daß es mir unmöglich war, eine Musik, die mich zufrieden stellte, dafür zu componiren. Ich denke daher das melodische Gewebe Schuberts beizubehalten, indem ich es den Chören für Erlkönigs Töchter unterlege und zwischen den drei Personen: Vater, Sohn und Erlkönig, vertheile und zu gleicher Zeit, was selbstredend ist, das Musikstück, das Schubert nur für Klavier geschrieben, für das Orchester transponire. — Dafür gibt es zwei Wege: entweder melodramatisch den Vater und den Sohn reden zu lassen, indeß das Orchester Schuberts Begleitung spielt, und nur den Erlkönig und seine Tochter wirklich singen zu lassen; oder aber auch die Partien des Vaters und des Kindes wirklichen Sänger anzuvertrauen. Haben Sie die Güte mir zu sagen, welche von diesen zwei Versionen Sie vorziehen. Vom rein musikalischen Standpunkte wäre es besser, alle Drei singen zu lassen, aber ich füge mich Ihrem Wunsche. Wollen Sie mir auch mittheilen, ob Sie, wie Sie die Absichten hatten, noch einen Studentenchor hinzugefügt haben, und schicken Sie mir denselben in diesem Falle; denn ich möchte ihn lieber jetzt schreiben, wo der musikalische Charakter noch warm in meiner Imagination lebt, als später, wenn andere Arbeiten mich davon entfernt haben.

Ihr ganz ergebener
Meyerbeer.

Von dem Stoffe hingerissen, zufrieden mit sich selbst, immer mehr und mehr schaffensfreudig, sprach er mir jetzt auch davon, eine Ouverture zu schreiben. Ich meldete dies meinem Freund Auguste Barbier als directe Antwort auf seine ungünstigen Vorurtheile, aber seine Zweifelsucht war nicht zu bannen. „Genug", sagte er, „Sie werden schon sehen, daß er zuletzt die ganze Decke auf seine Seite ziehen wird."

„Nun, Sie werden doch zugeben, daß eine Ouverture die Vorstellung eröffnet und daß das Publicum, das sie anzuhören kommt, auf solche Art wohl oder übel auch das Drama mit ansehen muß."

„Wie naiv sind Sie, lieber Freund, und wie wenig kennen Sie Ihren Meyerbeer. Wollen Sie wetten, daß er Sie ganz allein anfangen läßt; daß er seine Ouverture zwischen den vierten und fünften Act, d. h. unmittelbar vor sein Intermezzo setzen und Ihnen auf solche Art beweisen wird, daß er die Hauptperson ist? So werden Sie ihm als Herold seines Ruhmes gedient haben, wie es bei Corneille heißt."

Der Freund sollte Recht behalten. Einige Wochen später befand ich mich während der Season mit Meyerbeer in London. Ich ermangelte nicht, ihn wegen der Ouverture zu interpelliren. Schon war ich im Begriff, ihm herzlich für seine Zustimmung einer Aenderung unseres Planes zu danken, als er mich mit folgenden Worten unterbrach: „Sie irren, ich habe nichts geändert. Ich habe einfach eine sehr umfangreiche Ouverture geschrieben, welche das Leben und die Werke unseres Helden musikalisch charakterisiren will.

„Nun, mehr haben wir, der Director und ich, auch gar nicht von Ihnen verlangt."

„Ja, aber Sie wollten, ich soll die Ouverture an den Anfang der Vorstellung setzen, und das wäre ganz gegen meine künstlerische Ueberzeugung. Die Wirkung, die ich anstrebe, soll kein melodramatischer Effect sein, sondern eine Art höchster Lichtergießung, die mit einem Male beim gegebenen Anlaß in der musikalischen Stille der Vorstellung ausbricht. Ich stelle also meine Ouverture vor das Zwischenspiel, und ich will nicht, daß bis zu diesem Augenblicke das Publicum auch nur einen musikalischen Ton zu

hören bekommt. Verstehen Sie mich wohl: würde man auch nur eine Violine im Orchester stimmen hören, so wäre mein ganzer Effect zerstört."

Das war so viel wie ein Entweder — Oder. Die Beigabe wurde zur Hauptsache. Was sollte jetzt aus dem Stück werden gegenüber diesem Intermezzo, das immer mehr anschwoll? Denn ich muß es eingestehen: in meinem idealen Fieber und in meinem Eifer, dem berühmten Meister zu dienen, hatte ich ein neues Drama in meinem Drama geschaffen, so daß Meyerbeer, um seine Musik zu schreiben, gar nicht nöthig hatte, mein Stück zu kennen. „Ich werde es nach Vollendung meiner Partitur lesen", sagte er mir Anfangs, „was soll es mich heute lehren? Weiß ich nicht, daß Ihre vier Acte nur in mein Intermezzo ausklingen können? Und was den fünften Act anbetrifft, so geht er ausschließlich Sie an, und ich habe Vertrauen." So componirte er also seine Musik mit geschlossenen Augen und kannte mein Drama erst an dem Tage, da ich seine Partitur kennen lernte. Dieser Anlaß bot sich im nächstfolgenden Herbst, nachdem er mir folgendes Billet aus Deutschland geschrieben:

Ems, 31. August 1861.

Sie schreiben mir, lieber Freund, daß Sie mich vielleicht in Ems besuchen werden. Das wäre reizend, denn jetzt wäre es für mich von höchster Wichtigkeit, Ihr Stück kennen zu lernen, um zu wissen, auf welche Art die meinem Zwischenspiele vorangehenden Acte den Charakter meiner nur nach Ihrer allgemeinen Angabe componirten Partitur vorbereiten und motiviren.

Ich sah ihn in Ems an einem der ersten Septembertage. Wir frühstückten und plauderten miteinander von dem Pariser Boulevard und dem tausendfältigen Klatsch aus Foyer und Coulissen, der ihn in seinen Mußestunden immer leidenschaftlich interessirte. „Nun", unterbrach er mich plötzlich, „und: Goethes Jugend?" — „Ja, es wäre wirklich an der Zeit, daß ich Ihnen mein Stück vorlesen würde, nicht wahr?" Er zog sich in sein Zimmer zurück, und ich holte mein Manuscript. Während der ersten drei Acte rührte er sich nicht und schien ernst, aufmerksam; im vierten ergriff ihn die Rührung; im fünften hatte er die Augen voller Thränen, und als ich meine Lesung beendet, schüttelte er mir die Hand mit der Bemerkung, daß mein Drama seiner Musik nicht bedürfe, aber da sie nun einmal fertig sei, so müsse man sie wohl verwenden. Er erhob sich und zog aus seinem Koffer einen geheimnißvollen Band, den er auf das Clavier legte und den ich nach Herzenslust durchblätterte. Alles war fix und fertig. Zuerst kam eine Introduction, welche aus den Lebensquellen des Dramas selbst geschöpft schien, wie die berühmte Zwischenactsmusik in der „Afrikanerin".

Eine Beute der schmerzlichen Conflicte seiner Jugend, sammelt sich Goethe und geht mit sich selbst zu Rathe. Der Leser erinnert sich vielleicht jener Scene in Rousseau's „Bekenntnissen", wo der Autor, in einem Zweifel befangen, sein Messer gegen einen Baumstamm wirft und dem Zufall die Entscheidung anheimgibt: bleibt die Klinge im Holze stecken, so ist es Ja, fällt sie zur Erde: Nein. Dieses Grad- und Ungradspiel mit dem Schicksal hatte mich frappirt, und als man mir von einem Intermezzo sprach, erinnerte ich mich jener Scene.

Unentschlossen, vom Sturme gepeitscht, leidet und träumt Goethe. Seine Liebe oder sein Dichterberuf, was wird stärker sein? Und wenn dieses Genie, von dem ihm alle Welt spricht, wirklich in ihm lebt, so mag es reden, sich erklären. In diesem Augenblicke hebt die Musik an, und während sie ihren Melodienstrom ergießt, bevölkert sich die Bühne mit Traumgestalten. Jedes Wort Goethes ruft eine Vision, ein Phantom hervor, das ihn der Gegenwart entreißt und ihm die Zukunft zeigt; umsonst will Goethe widerstehen und für die Geliebte kämpfen, die Musik ruft ihm zu: Marsch, Vorwärts! vergiß diese Idylle, stürze dich in den Strom der Menschen, durchschweife die Welt. Sie spricht zu ihm von Italien und vom Colosseum, von Griechenland und dem Parthenon, von den Römischen Elegien, von Tasso, von Iphigenie, vom Erlkönig, von Mignon; sie exaltirt, sie blendet, sie entzückt ihn, und die lieblichen Bilder führen ihn so bis zu Gretchen, der letzten und höchsten Erscheinung dieses Traumes; dann ertönen die Orgelklänge der in ihrer ganzen Herrlichkeit entrollten großen Kirchenscene und die Apotheose bildet das Finale des zweiten Theiles von „Faust".

Das Alles, ich wiederhole es, hatte der Meister in Töne gesetzt und ganz vollendet.

Am 2. Mai 1864 starb Meyerbeer, ohne daß „Goethe's Jugend" das Licht der Rampe erblickt hätte. Kurze Zeit darauf verweigerten die Erben die Herausgabe der Partitur. Sie stützten sich auf das Testament (vom Mai 1863), worin der Verstorbene ausdrücklich unter den Werken, die nach seinem Tode noch aufzuführen sind, nur die „Afrikanerin" nennt. Von „Goethe's Jugend" kein Wort, aber auch kein Verbot der Aufführung. Das Testament nennt Bruchstücke, Skizzen und unvollendet gebliebene Werke, deren Veröffentlichung zunächst verboten sein sollte, aber spricht nicht und kann nicht sprechen von einem Verbot von „Goethe's Jugend", welches Werk ja eine Collectivarbeit war, über die Meyerbeer keineswegs allein verfügen durfte. Wenn er nur von der „Afrikanerin" spricht, so ist dies offenbar nur darum, weil diese Oper für ihn bedeutsamer ist, weil er sich dreißig Jahre lang mit ihr beschäftigte, immer ändernd und verbessernd, die Varianten mit blauem, schwarzem und rothem Stifte häufend, die Besetzung mit jeder neuen Generation von Sängern wechselnd. Hier war nichts von alledem. Es handelte sich ja nur um eine musikalische Einlage, für ein Schauspielhaus geschrieben, so daß für Meyerbeer die Verantwortlichkeit weniger groß war: er wußte zum voraus, daß sein Ruhm dabei keine Gefahr lief; hatte unser Stück Erfolg, so war die Ehre sein, und im anderen Falle hätte ich das Fiasco allein tragen müssen. Mein Drama wäre abgesetzt worden, und am folgenden Morgen hätte sein Intermezzo als Symphonie, wie Beethoven's „Ruinen von Athen" oder die Musik zu Beers „Struensee", in den Conzerten eine Auferstehung erlebt. Ob also Triumph oder Fall, Meyerbeer wäre nur zu seinem Vortheil aus der Affaire hervorgegangen.

Ich prozessirte und bekam von dem berühmten Vertheidiger Crémieux, dem Advocaten der Familie Meyerbeer, ziemlich viel Unannehmlichkeiten zu hören. Um zu beweisen, daß Meyerbeer mit meiner Arbeit gar nicht zufrieden war, schöpfte er sein Argument aus dessen Bemerkung über den Erlkönig: „Es gibt zwei Arten, ihn zu componiren." Und darauf stützte sich der famose Advocat, um den Richtern klar zu machen: wenn Meyerbeer, der ewig unentschlossene, eingestand, es gebe zwei Wege, so war er eben stutzig geworden, stutzig, weil er im Grunde nicht befriedigt war, — als ob der Meister nicht ausdrücklich meinem Gutdünken die Entscheidung überlassen hätte. Nur in einer Beziehung hatte Crémieux Recht: ich hätte mit Meyerbeer einen soliden Vertrag machen sollen. Ich gestehe, daß dieser Gedanke mir nie gekommen war. Hatte mir doch Meyerbeer, der mich seit meiner Jugend kannte, einmal (aus Berlin, den 10. Mai 1860) geschrieben: „Ich habe niemals ein irgendwem gegebenes Versprechen gebrochen, und einem Freunde gegenüber, wie Sie sind, werde ich es noch viel weniger thun." Und wie sollte ich ihn vor einen Notar schleppen wollen, wenn ich mit eigenen Augen die Partitur sehe? wenn ich täglich seinen Unterredungen mit dem Director des Odéon beiwohne? wenn ich ihn folgende Bedingungen über die Besetzung stellen höre: „Ich fordere das ganze Orchester und alle Chöre vom Pariser Théâtre italien, zwei Sänger und zwei Sängerinnen nach meiner Wahl, um die Rollen von Mignon, Gretchen, Erlkönig und dem Vater zu singen." Aber, wird man mir sagen, er konnte sterben und gegen diesen Fall hätten Sie sich schützen müssen. Ich gestehe abermals, daß ich auch an seinen Tod nicht dachte. Meyerbeer hatte in Bezug auf den Tod ein so schlechtes Gedächtniß, wie ich es ähnlich nur noch beim greisen Lamartine getroffen habe. Jeden Augenblick erzählte uns dieser, was er in fünfzig Jahren zu vollenden beabsichtigte, und als der dreiundsiebzigjährige Meyerbeer zu componirende Gedichte und Operntexte um sich häufte und sich so eine unrealisirbare Zukunft von Arbeit schuf, so mochten nur Dummköpfe darüber spotten: was liegt an dem Raum und der Zeit für den, der im Reiche des Schönen lebt! Und so blieb mir

nur noch ein zweiter Rettungsanker: die Frage der Mitarbeiterschaft. Aber ach! ein einziger, einfacher Hauch des Meisters Crémieux genügte, ihn auf die Seite zu räumen: „Mitarbeiterschaft? Warum nicht gar? Wo ist der Beweis, daß Meyerbeer seine Nase in Ihr Stück gesteckt hat? Citiren Sie uns eine Arie, ein Duett, Couplets, die zu Ihrem Drama gehören. Ja, wenn er darauf eingegangen wäre, seine Ouverture vor den ersten Act zu setzen, dann ließe sich noch am Ende über das angebliche Collaborationsrecht reden, aber hier gibt es keine Gemeinsamkeit der Mühe und Arbeit, sondern nur zwei Dinge: das Stück und das Intermezzo, zwei ganz verschiedene und von einander unabhängige Werke, die der Gerichtshof nicht ermangeln wird von einander zu trennen, indem er der Familie Meyerbeer die Partitur und Herrn Blaze de Bury sein Drama zurückerstattet.“ Und so geschah's. Dies salomonische Urtheil wurde in der That gefällt.

Nun, am Ende hatte der Advocat ja Recht. Und wenn ich damals seine Beredsamkeit verfluchte, die meine Finanzen so sehr schädigte, so segne ich sie heute, denn sie hat mich vor Schaden bewahrt. War je die Musik des „Sommernachtstraums“ eine Hilfe für Shakespeares Stück? Sie ist populär, sie ist classisch, aber sie erdrückt das Drama. Dasselbe kann man von den Fragmenten zu Goethes „Egmont“, von den Chören zur „Antigone“ und zu „König Oedipus“ und von den Musikeinlagen zum „Struensee“ sagen. Solche Verkuppelungen von Drama und Musik sind gut für das Gewühl und den Lärm eines Hoffestes, einer Galavorstellung; am gewöhnlichen Theaterabend bieten sie nur Enttäuschungen. Das eine tödtet das andere. Jetzt ist mein Stück todt, ohne je gelebt zu haben; Meyerbeers Partitur wird aber gewiß eines Tages auferstehen.

Jüngst bat mich Alexandre Dumas fils, ihm mein Stück zu lesen zu geben. Nur ungern gab ich ihm die mir noch immer werthe Handschrift. Nach einigen Wochen plauderten wir darüber. „Aber zum Teufel,“ sagte er mir, „wo haben Sie da den Platz gefunden, um eine Partitur von Meyerbeer einzuschieben?!“

Die Münchener Mustervorstellungen

15.—31. August 1884.

Die Bezeichnung „Mustervorstellungen“ ist nicht officiell. Sie wurde den eben zu Ende gegangenen Aufführungen von der Presse und von mehr oder weniger guten Freunden der Münchener Hofoper in etwas voreiliger Weise a priori beigelegt. Wir sind erfreut, den stattgehabten Aufführungen des Fidelio und des Nibelungenringes diesen Ehrentitel auch a posteriori zuerkennen zu dürfen. Beethovens herrliche Oper und Richard Wagners riesiges Werk sind während der verflossenen Augusttage am Münchener Hoftheater in der That in wahrhaft mustergültiger Weise zur Aufführung gelangt.

Das ist nun freilich nicht in erster Linie den berühmten Gästen zu verdanken, welche man aus Berlin, Dresden und Wien geholt hatte und derentwegen wohl Publicum und Tagespresse den betreffenden Vorstellungen von vornherein das Epitheton musterhaft geben zu müssen glaubten. Das Hauptverdienst an dem Gelingen der Aufführungen kommt vielmehr den eigenen künstlerischen Kräften der Münchener Bühne zu. Die fremden Künstler boten viel Schönes und Bedeutendes, sie übertrafen aber nur ausnahmsweise und selten die Leistungen der einheimischen Sänger und Sängerinnen, deren Rollen sie übernommen hatten. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, den Fidelio und den Ring des Nibelungen je in voller Münchener Besetzung gehört hat, wird durch die Rollenvertheilung während der Festabende zwar Manches annehmbar verändert, nur Weniges aber wesentlich verbessert gefunden haben. Wir constatiren diese Thatsache nicht etwa aus Vorliebe für die hiesigen Künstler und Voreingenommenheit gegen die verehrten Gäste, deren hervorragendes Können wir freudig anerkennen, sondern lediglich, um der weitverbreiteten Ansicht entgegenzutreten, daß eine durchgängig mit berühmten, wenn auch nur ad hoc zusammengetretenen Künstlern besetzte Vorstellung auf alle Fälle besser sei als eine Aufführung vom ständigen Personal einer Bühne. Diese Meinung, der die von Dingelstedt im Jahre 1854 zuerst in Scene gesetzten Gesammtgastspiele ihre Beliebtheit verdanken, ist auf dem Gebiet der Oper noch entschiedener zu bekämpfen als auf dem des Schauspieles. Das Zusammenwirken fremder Schauspieler auf einer Bühne wird durch die Einheit der Sprache und den nun überall zur Herrschaft gekommenen Realismus der Darstellung ermöglicht. Dies ist bei musikalisch-dramatischen Aufführungen nicht der Fall. Die Schauspieler der nord- und süddeutschen wie der östreichischen Theater besitzen als einigendes Mittel die sog. deutsche Bühnensprache, d. h. eine durch Vereinbarung geregelte Aussprache des deutschen Idioms. Ein solches Ferment, gewissermaßen ein „Bühnengesang“, d. h. eine Norm in Tongebung, Wortbehandlung und Phrasirung haben die Sänger noch nicht, oder besser gesagt, nicht mehr. Mit einem Worte, es mangelt der deutschen Bühne ein einheitlicher Stil für den Gesang. Wer Ohren hat zu hören und wer je Gelegenheit hatte, den Opernaufführungen französischer oder gar italienischer Truppen beizuwohnen, wird diesen Mangel oft empfinden. Derselbe tritt natürlich besonders schroff zu Tage beim Zusammenwirken von Künstlern verschiedener Bühnen. Jedes der großen musikalischen Theater, Wien, München und Berlin, hat seine eigene, durch das Vorwalten bestimmter musikalischer Richtungen bedingte „Gesangsmanier“ und von dieser Manier wird sich auch der hervorragende Künstler nicht leicht freihalten, so daß er, auf andere als die einheimischen Bretter gestellt, nothwendig einen fremden, oft einen unangenehmen Eindruck machen wird. Der Klang der Stimme mag dann noch so schön, der Vortrag noch so gut und geistreich sein, das Ganze wird den Zuhörer doch wie ein Ton aus anderer Welt berühren und das ist störend. Einen Schauspieler, dessen Aussprache mundartlich gefärbt ist, der sich wohl gar eines Provinzialismus schuldig macht, empfindet und tadelt jeder einigermaßen verständige Theaterbesucher als Störenfried im Zusammenspiel. Eben dasselbe Unbehagen bereitet einem feinen musikalischen Ohr das Nebeneinanderwirken von Sängern verschiedener „Manier“. Wenn trotzdem gegen das Princip der Gesammtgastspiele nicht Einspruch erhoben wird, so liegt dies nur daran, daß seit Meyerbeer und Richard Wagner, vor Allem aber in Folge der entsetzlichen Klavierseuche die feinen musikalischen Ohren eben sehr selten geworden sind und daß der Sinn für Stil in unserer „stilvollen“ Zeit beinahe ganz verloren gegangen ist. Wagner freilich hat sich einen Stil gebildet und auch für den Vortrag seiner Werke eine einheitliche Norm angestrebt und durch die Bayreuther Festspiele theilweise sogar festgestellt, leider stilisiren nun aber die sogenannten „Wagnersänger“ auch die alten Opern in dieser Art und entstellen sie dadurch gerade ebenso sehr wie manche „Opernsänger“ die Wagnerschen Musikdramen, wenn sie den Ton über das Wort stellen und lieber schön als charakteristisch und dramatisch — singen wollen. So kommt es, daß man heute selbst vom Personal einer größern Bühne selten stilistisch einheitliche Aufführungen eines musikalisch-dramatischen Werkes zu hören bekommt, da unter den Mitwirkenden meist Einer oder der Andere das Alte in neuer, das Neue in alter Manier zu singen versucht, sei es nun in Folge mangelhaften Könnens und Verständnisses oder aus bloßer Neuerungssucht und Freude an bisher wenig bekannten Effecten. Daß dieser Uebelstand bei einer mit Kräften mehrerer Bühnen besetzten Aufführung nicht beseitigt wird, ist nach dem früher Gesagten selbstverständlich; zu den, einen einheitlichen Stil gefährdenden Verschiedenheiten im Organ und der musikalisch-technischen Bildung der einzelnen Künstler kommen bei solchen Gesammtgastspielen noch die Discordanzen, welche das Zusammentreffen der eigenartigen Manieren und Moden der Theater erzeugt.

Nicht als ob er bei den Münchener Aufführungen besonders stark zu Tage getreten wäre, sondern weil er selbst bei einer Besetzung mit so vorzüglichen Künstlern noch deutlich wahrnehmbar war, haben wir bei dem vornehmsten Mangel der deutschen musikalischen Bühne so lange verweilt. Es ist ja Pflicht des

ernsten Kritikers, immer und immer wieder auf die gefährliche Wunde, an der unsere deutsche Oper krankt, hinzuweisen und selbst bei so glänzenden Kundgebungen des nationalen musikalisch-dramatischen Lebens, wie es die Münchener Aufführungen waren, über den Schönheiten im Einzelnen das Gebrechen des Ganzen nicht zu vergessen, selbst auf die Gefahr hin, von der Oberflächlichkeit und dem überschwänglichen Enthusiasmus der Kleinlichkeit und Nörgelei bezichtigt zu werden. Uebrigens zeigt auch das allgemeine Urtheil des Publicums, das man gewiß nicht ästhetischer Grübelei zeihen wird und dem man, da es vornehmlich aus Fremden bestand, auch keine besondere Vorliebe für die Münchener Sänger vorwerfen kann, wie begründet unsere Bemerkungen sind. Ziemlich einstimmig wurden nämlich die beiden Aufführungen des Fidelio und die zweite Aufführung der Walküre als die besten und mustergiltigsten der ganzen Serie bezeichnet. Nun, das sind diejenigen Vorstellungen, in denen das Münchener Ensemble am meisten zur Geltung kam! Dasselbe wäre auch für die Vorstellungen des Siegfried der Fall gewesen, hätte nicht das tückische Schicksal das erste Mal Herrn Schlosser, den berühmten Mime vom Jahre 1876, das zweite Mal Herrn Vogl, der gerade den Waldknaben Siegfried in unübertrefflicher Weise darstellt, von der Bühne fern gehalten. Die an Stelle der erkrankten Sänger herbeigerufenen Herren Grahl (Mannheim) und Stritt (Frankfurt) thaten ihr Möglichstes, um die hiesigen Künstler würdig zu ersetzen, und leisteten in mancher Beziehung Treffliches, konnten aber selbstverständlich, da eine vorherige Probe meist nicht möglich war, dem Ganzen sich nicht derart einfügen, wie es eine mustergiltige, stilgerechte Aufführung erfordert. Trotzdem sich also den Aufführungen des Ringes des Nibelungen bedeutende Hemnisse in den Weg stellten, darf man dieselben dennoch als gelungen bezeichnen, und das will bei einem Werke von so gewaltigem Umfang und so erheblichen Schwierigkeiten viel heißen. Am meisten trug zu diesem Gelingen unstreitig das vorzügliche Orchester bei, das den Winken Levis, dieses genialen Kenners und Interpreten Wagners, mit bewundernswürdiger Präcision und unermüdlicher Beharrlichkeit folgte. Nicht mindern Lobes werth aber als die Tapfern, welche im Schweiße ihres Angesichtes die Fidel strichen und die Hörner bliesen, sind die Künstler, welche durch Gesang und Darstellung sich um eine vollendete Wiedergabe des großen Werkes müheten. Wenn ein und derselbe Sänger in der nämlichen Woche zunächst während der ersten Abende die anstrengende Rolle des Wotan-Wanderer und sodann am vierten Tag noch die Parthie des Gunther singt, wie dies Herr Gura gethan, so verdient derselbe schon um dieser Kraftleistung willen und seiner, selbst Stimme und Gesundheit nicht in Betracht ziehenden Hingabe wegen volle Bewunderung. Und gleiche Ausdauer und Unermüdlichkeit bewiesen Therese Vogl, welche beide Male die ganze Parthie der Brünhilde, in Walküre, Siegfried und Götterdämmerung, spielte, und Heinrich Vogl, der Loge, Siegmund und Siegfried sang. Vor solcher Aufopferung — daß es dies ist, hat gerade diesmal die plötzliche Erkrankung Vogls bezeugt — verstummt der Kritiker. Diese Rücksicht fällt bei der Beurtheilung der kleinern Rollen weg, wir sind aber in der angenehmen Lage, auch hier uns anerkennend äußern zu können, ohne gerade den nachsichtigen Recensenten zu spielen. Der Alberich des Herrn Fuchs, der Fafner, Hunding und Hagen des ewigen Jünglings Kindermann, die Frika der Frau Papier, die Erda und Waltraute des Frl. Blank und last not least die Sieglinde des Frl. Lilli Lehmann und der Frau Weckerlin waren durchaus gute, zum Theil sogar hervorragende Leistungen. Weniger befriedigend war die Darstellung des Hagen durch Herrn Siehr, der diese Rolle schon 1876 inne hatte. Der Künstler machte aus dem gewaltigen Recken, dem einzigen zielbewußten und consequent handelnden Manne des Stückes, einen lauernden, herrschsüchtigen Intriguanten und Theaterbösewicht. Auch das Böse hat seine Majestät und seine Würde, und wenn man es deren entkleidet, wirkt es künstlerisch abstoßend, was sicherlich nicht in des Dichtercomponisten Absicht lag. Unerschütterliche Ruhe, wie sie die klare Erkenntniß des Endzieles erzeugt, muß das Spiel Hagens, dessen Blut störrisch und kalt in den Adern stockt, charakterisiren, allzu lebhafte Mimik benimmt der Figur die unheimliche Furchtbarkeit und reiht den Helden zu sehr unter die gewöhnlichen Menschen, von denen er durch Geburt und Eigenart doch abstechen soll. Bot Herr Siehr Erfreulicheres im Gesang als im Spiel, so befriedigte dagegen ein anderer Künstler aus der Bayreuther Zeit, Herr Niemann, nur durch die wirklich hervorragende mimische Darstellung und auch darin wurde Manches als zu reflectirt und dem Wesen des wild aufgewachsenen Siegmund mithin nicht entsprechend empfunden. Ueberhaupt hat sich der Gedanke, durch Beiziehung der im Jahre 1876 wirkenden Künstler die Erinnerung an die Bayreuther Bühnenfestspiele aufzufrischen, nicht als ein sehr glücklicher erwiesen. Die 8 Jahre, welche seit der ersten Gesammtaufführung des Ringes verflossen, sind an den meisten der damals mitwirkenden Sänger nicht ohne Spuren vorbeigegangen, und selbst das Terzett der Rheintöchter, so wonnig und wohlig es klang, erinnern wir uns, was den Zusammenklang der untern und mittlern Stimme betrifft, in mindestens ebenso guter Ausführung von Solchen gehört zu haben, die damals nicht dabei waren.

Können wir somit dieser von den Wagnerianern mit besonderer Freude begrüßten Idee nur mäßigen Beifall geben, so freuen wir uns dagegen, der edeln Absicht, Beethovens Meisterwerk in besonders würdiger Ausstattung und sorgfältiger Vorbereitung in Scene zu setzen, unsere vollste Anerkennung zollen zu können. Es ehrt die Intendanz des Münchener Hoftheaters aufs Höchste, daß sie auch einem Werke, das nicht gerade in der Mode ist, die Wohlthat einer „Musteraufführung" zu Theil werden ließ. Von fremden Bühnen wirkte in diesen Vorstellungen nur Fräulein Malten aus Dresden mit. Sie erfreute in Gesang und Spiel durch bedeutende dramatische Kraft und erwies sich, was bei Sängern ziemlich selten ist, auch als eine Meisterin im gesprochenen Dialog. Nachbaur als Florestan stand ihr würdig zur Seite und Siehr und Kindermann lösten ihre schwierigen musikalischen Aufgaben mit gewohntem Geschick. Besonderes Lob aber gebührt der Darstellerin der Marcelline, Fräulein Herzog. Sie wußte den Zuhörer nicht nur durch eine feine, vollendete Wiedergabe der kunstvollen Gesangspartie zu entzücken, sondern verstand es auch, die so leicht unerquicklich werdende Figur des Kerkermeistertöchterleins durch tiefempfundenes Spiel annehmlich zu machen. Die meisten Sängerinnen spielen die Marcelline im Soubrettenstil. Das ist ganz unrichtig. Man soll sehen, wie schwer es dem Mädchen wird, dem armen Jaquino den Abschied zu geben, sonst kann man sich über die spätere Wiedervereinigung der Liebenden nicht freuen. Fräulein Herzog hat mit richtigem Tact aus Marcelline nicht wie üblich eine Kokette, sondern ein echt und wahr empfindendes Mädchen gemacht. Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß zu den Augustvorstellungen der Fidelio mit ganz neuen, theilweise überaus schönen Decorationen ausgestattet worden war, wird uns der Leser gerne glauben, daß diese Vorstellungen wirklich das Prädicat musterhaft verdient haben.

Heinrich Welti.

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Der kaum in die Reichshauptstadt zurückgekehrte Berichterstatter wird gleich mit einer Fluth neuer Stücke und Einstudirungen begrüßt. Ist er den zwei durchgefallenen Novitäten des Residenztheaters glücklich entgangen, so schlägt schon der Applaus des zum andern Mal dort versammelten Premièren-Publicums an sein Ohr; gleichzeitig muß er im Wallnertheater den Mißerfolg eines neuen Stückes erleben, und wenn er sich für die jüngste Operette von Richard Genée interessiren möchte, so wollen ihn die Meininger ins Victoriatheater ziehen. Janus besaß nur zwei Gesichter, der Berliner Theaterrecensent aber müßte, um seiner Berufspflicht zu genügen, an manchen Abenden ein Argus mit hundert

Augen und eben so vielen Opernguckern, ein hic et ubique sein, wie Meister Klingsohr mit dem nützlichen Zaubermantel.

Das Vergnügen wäre freilich bei dieser Allgegenwart oft ein sehr bescheidenes, denn nicht jeder Premièrenabend ist so glücklich, wie der zweite des Residenztheaters. Der Einacter: Der erste April von Quatrelles brachte das Publicum gleich von vornherein in die beste Stimmung. Ernest L'Epine, der Mann mit den vier zum Kreuze gestellten L, ist ein guter Feuilletonist, aber kein Dramatiker. Als Bureauchef bei dem „Vicekaiser" Morny, ein College Alphonse Daudets, verfaßte er gemeinsam mit diesem mehrere Einacter, die sich nicht halten konnten. Der berühmte Romancier, der jetzt auf den ehemaligen Collegen sehr übel zu sprechen ist, versicherte mir, sobald er einen Urlaub haben wollte und sich deshalb an seinen Vorgesetzten L'Epine wendete, habe dieser stets die Bedingung einer neuen Collaboration gestellt, an welcher der Freund nie eine Zeile mitgearbeitet habe. Daudet scheint mir hier zu weit zu gehen, denn Quatrelles' witzige Feuilletons in der „Vie parisienne" und neuerdings seine Lettres à une honnête femme in der „Revue politique et littéraire" verrathen ein hübsches satirisches Talent. Auch sein neuer Einacter zeugt von einer ganz entschiedenen Begabung. Freilich ist auch dieses Stück nicht mehr als ein dialogisirtes Feuilleton, das sich aus den Spalten der „Vie parisienne" auf die Bühne verirrt hat, ein Soloscherz ohne Handlung und Lösung. Es gehört wie Berla's „Zigeuner" zu den Stücken, denen eine Wette zu Grunde liegt. Wie dort der musikalische Pepi sich einen Tag lang von seiner heißgeliebten Geige trennen soll, so geht hier ein junges Mädchen die Wette ein, daß sie das Gruseln nicht gelernt habe. Sie hat nämlich die Hand ihres Vetters ausgeschlagen, da sie seines Schutzes nicht bedürfe, und nun vereinigen sich dieser und ihr alter Vater, um ihr den Beweis des Gegentheils zu erbringen. Sie wird bei nächtlicher Weile allein gelassen und soll nun geängstigt werden, als unvermuthet ein wirklicher Räuberüberfall auf dem einsamen Schlosse stattfindet. Die lustige Antoinette, die immer an einen Scherz glaubt, hält den beiden Banditen selbst die Leiter und begegnet all ihren Drohungen und Einschüchterungen mit ausgelassener Lustigkeit und dem Hinweise darauf, daß heute gerade der erste April sei, wo sie sich durch eine Verkleidungskomödie nicht mystificiren lasse. Schließlich verlieren die gefoppten Uebelthäter die Geduld und knebeln den Wildfang nach allen Regeln ihrer lichtscheuen Kunst. Da bald darauf der Vater und der Cousin, um, ihrer Wette eingedenk, Antoinetten einzuschüchtern, mit Pistole und Degen zu rumoren anfangen, so werden die Räuber verscheucht und der zu Tod erschrockene Backfisch befreit. — Die Situation, wie Antoinette authentische Räuber und Mörder durchaus nicht ernst nehmen will, ist neu und wirksam, und der Uebergang vom tollsten Uebermuth zu Angst und Entsetzen bis zum herzbrechenden Jammergeschrei gibt einer temperamentvollen Naiven reichlich Gelegenheit, ihr Können zu zeigen. Ist Fräulein Wismar in ihrem Spiel erst etwas einfacher und ruhiger geworden, so wird sie eine sehr annehmbare Antoinette sein.

Auch das zweite Stück des Abends, die pièce de résistance, ist aus Paris importirt. „Die Sirene" (La Flamboyante) von Paul Ferrier und A. Valabrègue (nicht Valabreque, wie der Theaterzettel sagt) ist ein Imbroglioſtück in der Manier von Hennequin-Delacour und Chivot-Duru. Auguste Bernard, ein ungetreuer Ehemann, gibt sich nicht nur seiner Geliebten, sondern auch seiner eigenen Frau gegenüber für einen Schiffscapitän aus, der von Zeit zu Zeit nach überseeischen Ländern zu dampfen hat. Mit des Orients Schätzen reichbeladen, die er im nächsten Bazar gekauft, kehrt er zu seinen Lieben zurück, und da er vieler Herren Länder — nicht gesehen hat, so haben seine Erzählungen oft etwas Gewagtes und Phantastisches. Natürlich haben auch in diesem Falle die Lügen nur kurze Beine. Eines Tages findet die Schwiegermutter die Etiquette einer bekannten Pariser Firma auf einer von Honolulu „mitgebrachten" ethnographischen Rarität und schöpft Verdacht. Als daher Bernard sich wieder nach Indien d. h. nach Paris verschiffen läßt, erklärt sie, ihn mit seiner Frau nach Havre an Bord der „Sirene" begleiten zu wollen. Dort complicirt sich die Sache mehrfach. Nicht nur, daß zufällig auch seine Geliebte mit ihm und den Seinen zusammentrifft, auch der wirkliche Capitän Bernard, für den er sich bisher ausgab, findet sich mit einer echten „Sirene" ein. Daraus ergeben sich so vielfältige Quiproquos und Verwicklungen, daß der nachfolgende dritte Act den tollen Wirrwar unmöglich noch überbieten kann und das Stück ziemlich matt abbricht. Der Dialog ist sorgfältiger und witziger, als es in derartigen Stücken der Fall zu sein pflegt, und auch ein paar originelle komische Typen sind da, z. B. der angebliche Onkel der angeblichen Wittwe, ein bramarbasirender Fechtmeister, und der biderbe Seelöwe, der sich auf nichts besinnen kann und seinen Lebensretter mit Geschenken überhäuft. Herr v. Horar als falscher Capitän besitzt viel Gewandtheit und einen angenehmen trockenen Humor; nur sollte er sein Französisch etwas besser pflegen. Er versprach sich mehrere Male, und sein „jardin d'acclimatisation" (statt acclimatation) ist ein bösartiger Lapsus. Solche Rollen werden in Paris gewöhnlich von dem Komiker (Saint-Germain, Daubray, Dupuis, Geoffroy) gegeben; bei uns pflegt sich ihrer der Bonvivant zu bemächtigen, der sie mit mehr oder minder feinen Pointen und Nuancen à la Haase ausgestattet, aber selten über wirkliche vis comica verfügt. Dadurch verliert das ganze Stück seine beste Wirkung, wie dies auch die sonst flotte Darstellung der „Flamboyante" im Residenztheater zeigte. Wahrhaft komische Kraft bewies eigentlich nur Herr Alexander Mügge, der als fixer Rheder wahre Beifallssalven hervorrief. Es ging ihm da als Schauspieler viel besser, denn gleichzeitig als Dichter. Am selben Abend führte das benachbarte Wallnertheater seinen vieractigen Schwank: „Lottchens Spielkamerad" zum ersten Male auf, allein das aus allen möglichen abgebrauchten Motiven zum Theil sehr zweifelhafter Art zusammengestoppelte Opus wurde abgelehnt und kann schwerlich mehr lang am Leben bleiben. Die nächste Première dürfte also den glücklichen Theaterkritiker recht bald wieder ins Wallnertheater führen. Z.

Eine neue Operette im Walhallatheater.

Am Donnerstag, den 11. September wurde im Walhallatheater Herrn Richard Genée's „Nanon" zum dreihundertsten Male — binnen Jahresfrist! — gegeben; am Tage darauf fand auf derselben Bühne die erste Vorstellung seiner „Rosina" statt, in welcher er auch als Textdichter erschien. Der erstgenannten Operette kam noch ganz dieselbe günstige Stimmung des überaus zahlreichen Publicums entgegen; die neue ward ebenfalls, und mit Recht, freundlich aufgenommen; sie gefällt sogar dem Verfasser dieser Besprechung in manchen Theilen besser als jene; aber einen so dauernden Erfolg wird sie nicht erlangen, denn die Anlage ist verfehlt, sie entbehrt der ersten Hauptgrundlagen für den Erfolg einer Operette — der Abwechslung.

Den fast beispiellosen Erfolg der „Nanon" — selbst „die Fledermaus" zählte nicht so viele Vorstellungen im selben Zeitraume — hatte ich nie recht begreifen können, da eigentlich musikalisch wirksame oder komische Szenen doch im Ganzen nicht zu häufig erscheinen. Aber der Besuch jener dreihundertsten und dieser ersten Vorstellung löste mir das Räthsel und brachte zu gleicher Zeit ein neues. In „Nanon" stehen zwei ganz gegensätzliche Frauengestalten immerwährend im Vordergrunde: die einfache, derbe, lustige, liebende und tugendhafte Wirthin Nanon, und die kokette, feine, geistreiche, immer liebelnde und alles Andere wenig beachtende Ninon de l'Enclos. Die Männer, die sich um diese Beiden bewegen, gelangen selbstverständlich in die verschiedenartigsten gesellschaftlichen Beziehungen; und wenn auch der Gedanke, daß der Hauptheld gegenüber der Nanon als verliebter (verkleideter) Soldat, im Salon der Ninon als der elegante Marquis d'Aubigné, und bei der Maintenon als frommer Betbruder erscheint, nicht neu ist, so tritt er doch in verändertem Gewande auf und wirkt ebenso prickelnd. Dem Zuschauer ist also immerwährende Abwechslung geboten; jede Scene bringt ihm ein neues Bild und wenn er sich auch nicht immer amüsirt, so langweilt er sich nie. Aber in „Rosina" erscheint nur eine einzige weibliche Hauptfigur — und diese ist ganz unbestimmt und schwankend gezeichnet. Rosina, laut dem Textbuche junge Wittwe eines Florentiner Strohhutfabrikanten, ist mit einem Musiker, Flageolet, verlobt, der als „Zimmerherr" (d. h. als Miether eines möblirten Zimmers) bei ihr wohnt. Sie findet in seiner Rocktasche, die sie in ihrer Eigenschaft als künftige Frau durchsucht, den Stelldichein-Brief eines Fräulein Miranda und beschließt, als „Corsikanerin" Rache zu nehmen. Zu diesem Zwecke läßt sie sich von einem faden Marquis Millefleurs — den sie gar nicht leiden mag — den Hof machen, speist mit ihm und fährt in seinem Wagen nach Hause. Dann will sie den ungetreuen Bräutigam aus dem Hause jagen. Dieser aber verweigert nicht blos sich zu entfernen, sondern sperrt sie, seine eigene

Vermietherin, obendrein noch ein und droht ihr — sehr wenig anständig — mit der Polizei! Rosina hat vorher mit ihren Putzmacherinnen verabredet, einen Privatball des Zahnarztes Vitriol, den sie gar nicht kennt (!), zu besuchen, weil Flageolet daselbst zum Tanze spielen soll; die Mädchen sollen als Männer verkleidet mitkommen. Als Flageolet sie einsperrt, steigen sie vermittelst einer Leiter durchs Fenster auf die Straße. Auf jenem Balle, wo Rosina trotz aller Fragen des Hausherrn ganz ruhig verbleibt (warum der die ganz unbekannte, frech Eingedrungene nicht hinauswirft, bleibt unbegreiflich), tanzt sie mit dem später kommenden Marquis; Flageolet, der zuerst als Musiker spielt, verkleidet sich während des Balles als Zuckerbäcker (warum?); zuletzt droht er ihr, sich vor ihren Augen zu vergiften (er vertraut aber seinem Clarinettisten, das Gift, das er in das Glas gestreut habe, sei nur gestoßener Zucker gewesen); ihr Herz erweicht sich, sie verzeiht ihm.

Daß der Gang dieser Handlung ein sehr unsicherer ist, sei nicht zu stark betont, denn ein guter Text ist eine zu große Seltenheit, als daß man einen solchen immer verlange; daß aber Herr Genée angesichts seiner „Nanon" ganz vergessen konnte, wie häufiger Personenwechsel, die Mannigfaltigkeit der Gestalten, die Hauptgrundlage des Erfolges einer Operette bildet, daß er ein solches gar nicht endendes Vortreten einer einzigen Figur nicht als die größte Gefahr erkannte, bleibt ein unauflösliches Räthsel.

Die Musik hat manche pikante, manche hübsche und einige fein gearbeitete Nummern. Im ersten Acte das erste Lied des Flageolet, ein Duett mit Rosina, und das Finale, das recht wirksam lebhaft ist; im zweiten Acte, dem entschieden besten, eine sehr anmuthige Gavotte, ein Duett der Rosina mit dem Marquis, in welchem zwei melodische Motive recht geschickt contrapunktisch in einander verwebt sind, und den Schlußmarsch; im dritten Acte einen Walzer und ein sehr komisch wirkendes Trio des Flageolet, seines Clarinettisten und des Dr. Vitriol. Die meisten hier angeführten Stücke mußten wiederholt werden, das letztgenannte sogar zwei Mal. Gesungen und gespielt wurde ganz vortrefflich. Fräulein Stubel in der Titelrolle, die Herren: Philipp (Flageolet), Wilhelmi (Marquis), Steinberger (Clarinettist) und Worms (Vitriol) waren voll Leben, das Zusammenspiel konnte nicht besser gewünscht werden. Auch alle Nebenrollen waren sehr gut ausgeführt. Die Ausstattung, Decoration und Maschinerie können auf keiner Hofbühne glänzender ausgeführt sein. Das Publicum erwies sich sehr freundlich, rief Darsteller, den Componisten und den Eigenthümer des Theaters zu wiederholten Malen. Aber die „habitués", die richtigen Wetterpropheten, glauben nicht an einen andauernden Erfolg.

Im Krolltheater hat Fräulein Johström ihr Gastspiel mit glänzendem Erfolge sechs Wochen lang durchgeführt. Neben ihr errang der treffliche Tenorist Herr Schott in „Joseph", „Troubadour", „Robert" die Gunst des Publicums. Auch der Baryton Herr Robinson hat gute Erfolge zu verzeichnen. Die diesjährige Sommersaison des Krolltheaters gehört zu den bestorganisirten und gelungensten.

H. Ehrlich.

Notizen.

Das preußische Gesetz betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen vom 13. Juli 1883, herausgegeben mit Einleitung, Commentar in Anmerkungen und Kostentabellen von Krech und Fischer. Berlin, J. Guttentag (Collin).

Die große praktische Wichtigkeit, welche dem citirten Gesetze zukommt, kann schon aus der nummerreichen Literatur ermessen werden, welche seit Jahresfrist in der Form von selbständigen Darstellungen, Commentaren und kritischen Textausgaben jenes Gesetz von allen Seiten zu erfassen und seinen Gedankeninhalt festzustellen sucht. Unter den einschlägigen Publicationen nimmt die vorliegende sowohl nach dem Umfange der Arbeit als nach dem Inhalt des Gebotenen eine führende Stellung ein. Sie will zwar nur die Praxis auf dem Gebiete des neuen Zwangsvollstreckungsrechts orientiren, aber geht in erschöpfender Weise über diese Aufgabe hinaus durch eine theoretische Klarstellung der Grundfragen, durch eine kritische Beleuchtung der mit dem bisherigen Rechtszustand verbundenen Nachtheile für den wirthschaftlichen Verkehr in Immobilien und endlich durch die volle Beherrschung des literarischen Apparates verwandter Rechtsmaterien. Gleichmäßig für die Bedürfnisse gemeinrechtlicher wie landrechtlicher Gebiete berechnet, stellt sich dieses Handbuch als verläßlicher Führer dar innerhalb eines weiten Fragenkreises, dessen schwierige Probleme unsere Gesetzgebung selbst zu langwierigen und für den Realcredit bedenklichen Schwankungen veranlaßt hatten. F. St.

* * *

Die Braut in Trauer. Erzählung von Ernst Wichert. Leipzig, Karl Reißner.

Der unermüdlich schaffende Ernst Wichert, der uns immer wieder etwas Neues und dies Neue immer in gefälliger Form zu sagen weiß, hat in der vorliegenden, neuesten Erzählung das Wort gegen den übertriebenen Gräbercultus und für das Recht der Lebenden gegen die Todten erhoben, die wir durch unsere neu erwachende Daseinsfreude nicht mehr verletzen, und deren Andenken uns zwar innerlich heilig bleiben, aber nicht zu einem Zwange werden soll, der zwischen uns und den Mitlebenden für immer eine trennende Schranke aufrichtet. Dabei fällt denn im Laufe der Erzählung manch beherzigenswerthes, lebenserfahrenes Wort. In der vorliegenden Geschichte kommt freilich noch hinzu, daß Helene, die von ihrer Wohlthäterin, der Mutter ihres verstorbenen Bräutigams, dazu gezwungen wird, dauernd in Trauer zu gehen und die von der ganzen Familie gleichsam als bleibendes Todtenopfer betrachtet werden soll, ihren todten Bräutigam, dessen gute Eigenschaften sie kennt und ehrt, nicht eigentlich liebte. Um so eher muß sie sich, die sich innerlich frei fühlt, nun auch äußerlich frei machen. Das geht freilich ohne schwere Conflicte, Herzenskämpfe und bedenkliche Irrungen nicht ab, und eben diese bilden den geschickt erfundenen nnd mit Routine erzählten Inhalt. Daß es so kommen würde, wie es kommt, weiß man zwar sehr schnell, aber die Art der Lösung ist doch originell und läßt die Spannung nicht erlahmen. Die Figuren sind aus dem vollen Leben gegriffen. Alles in Allem wieder ein lesenswerthes unterhaltendes Buch. T—n.

* * *

Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung von Max Kretzer. (Berlin, F. Luckhard.)

Dem jugendlichen Verfasser, der sich aus dem Arbeiterstande zum Schriftsteller und speciell zum Sittenschilderer innerhalb der modernen deutschen Arbeiterverhältnisse emporgearbeitet hat, ist die Presse mit einem bei Anfängern unerhörten Wohlwollen entgegengekommen. Man hat ihm seine großen Schwächen, ja selbst seine mangelnde Fähigkeit, sich correct in der Sprache auszudrücken, in der er schreibt, verziehen. Und das mit gutem Recht; denn man setzte große Hoffnungen auf ihn. Man nannte ihn sogar den „deutschen Zola" ohne die widrigen Auswüchse des französischen Naturalisten, man hoffte von ihm Werke echt realistischer Gattung zu erhalten, wenn er nur erst gereift sei und einen eigenen Stil gefunden habe. Heute muß man wohl, ohne dem Autor für die Zukunft eine unfehlbare Prognose stellen zu wollen, mit Bedauern behaupten, daß Max Kretzer die in ihn gesetzten Hoffnungen in keiner Weise erfüllt hat. Es hat fast den Anschein, als habe er sein Bestes schon gegeben. Der vorliegende neue Roman verdient es kaum noch, von einer ernsthaften Kritik berücksichtigt zu werden. Die abgebrauchtesten Motive, die trivialste Sprache, der Mangel all und jeder originellen Charakterisirung der Schilderungen kennzeichnen denselben. Um solche conventionelle Geschichten mit conventionellen Figuren zu schreiben, braucht man nicht früher selber dem Arbeiterstande angehört zu haben. Einzig die Arbeiterversammlung und die erste Rede des Helden, dieses wunderbar gebildeten Arbeiters darin ausgenommen, ist alles Andre in hohem Maße trivial, ohne jede individuelle Färbung, langweilig und öde. Möchte der Verfasser sich bald zu einem Werke aufraffen, das solche Arbeiten vergessen läßt. T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Am Carlsbad 12.

Berlin W.

Edmondo de Amicis,

Konstantinopel.

Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.

1884. Preis 5 *M.* brosch., 6 *M.* in Bädekerbd., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen.

„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung".

Orientreisenden von allerhöchstem Werth.

Rostock. **Wilh. Werthers** Verlag.

Soeben erscheint:

Die Aristokratie des Geistes

als Lösung der socialen Frage.

Ein Grundriss
der natürlichen und der vernünftigen
Zuchtwahl in der Menschheit.

gr. 8. eleg. broch. *M.* 3.—

Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Für Roman-Schriftsteller.

Gute Romane dramatisirt ei. Theater-Schriftsteller. Bei Bühn.-Erfolg Tantième z. Hälfte. Adr. sub **„Theater"** an d. **Annonc.-Exped.** von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg** erbeten.

Soeben erschienen:

Die Aquarell-Malerei.

Die Technik derselben in ihrer
Anwendung auf die Landschafts-Malerei.
Von Prof. **Max Schmidt.**
Mit einem Farbenkreis.
Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.

Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.

Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

„Berliner Tageblatt"

Abonnements-Preis

Berliner Tageblatt.

Von den **besonderen Vorzügen des** „Berliner Tageblatt", denen dasselbe die großen Erfolge zu verdanken hat, heben wir folgende hervor:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt.
Freisinnige, von speziellen Fraktionsrücksichten **unabhängige** politische Haltung.
Umfassende **Spezial-Telegramme** von eigenen Korrespondenten an allen Haupt-Weltplätzen, daher sicherste und schnellste Nachrichten über politische und sonstige Ereignisse.
Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses sowie des Reichstages.
Vollständige **Handelszeitung** nebst ausführlichem Kurszettel der Berliner Börse.
Vollständige **Ziehungslisten d. Preußischen** und **Sächsischen Lotterie,** sowie Ausloosungen d. wichtigsten Loospapiere.
Reichhaltige u. wohlgesichtete **Tages-Neuigkeiten** aus der Reichshauptstadt u. d. Provinzen. Interessante Gerichtsverhandlungen.
Militairische und Sport-Nachrichten.
Graphische Wetterkarte nach Telegrammen der Deutschen Seewarte nebst Wetter-Prognose.

Der Abonnementspreis auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst ***„ULK"*, „Deutsche Lesehalle"**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** und **„Industrieller Wegweiser"** beträgt nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen Reichs-Postanstalten.

Probe-Nummern gratis und franco.

Verlag der **J. G. COTTA'**schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Die deutsche Arbeit.

Von **W. H. Riehl.**
Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.
X u. 297 Seiten. *M.* 5.—

Probe-Nummer gratis.

Neue Zeitschrift!

Probe-Nummer gratis.

Das umfangreichste, reichhaltigste, interessanteste und zugleich billigste Unterhaltungsblatt ist die in **Berlin** erscheinende

„Deutsche Illustrirte Zeitung."

Wöchentlich erscheint eine reich illustrirte Nummer von 3 Bogen Großfolioformat. 13 Nummern bilden ein Quartal und kosten *M.* 2.50 (1 fl. 50 kr. östr.). Eine „Künstlerausgabe" auf Kupferdruckpapier mit farbigen Beilagen kostet *M.* 5.— (2 fl. 50 kr.). Vierzehntägig erscheint ein starkes Heft in Großfolio von 6 Bogen Umfang zum Preise von *M.* —.40 (24 kr. östr.). Die Hefte bestehen aus je zwei Nummern der Zeitung.

Die „Deutsche Illustrirte Zeitung" ist interessanter und eleganter ausgestattet und zugleich viel billiger, als sämmtliche in Deutschland bestehende illustrirte Zeitschriften.

Ein **40 Pfennigheft** der **„Deutschen Illustrirten Zeitung"** liefert mehr — nach Inhalt und Umfang — wie z. B. sämmtliche Monatsschriften, deren Hefte *M.* 1.— kosten.

In allen Buchhandlungen traf soeben die seit langem mit Spannung erwartete erste Nummer ein und wird an Jedermann zur Durchsicht gratis geliefert.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Carlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 39. Berlin, den 27. September 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die völkerrechtliche Seite der colonialpolitischen Fragen. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Eine Erinnerung an Garibaldi. Von Carlos von Gagern. — Das Torpedowesen in der deutschen Marine. Von Hauptmann Julius Castner. — **Literatur und Kunst:** Alfred Meißners Selbstbiographie. Von Ernst Ziel. — Das Kunstgewerbe in der Arbeiterwohnung. Von F. Luthmer. — Ein Besuch. Novellette von Wilhelm Jensen. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Assunta Leoni. Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt. Von Z. — Die akademische Kunstausstellung. Von A. L. III. — Inserate.

Die völkerrechtliche Seite der colonialpolitischen Fragen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Früher glaubte man, durch die bloße Entdeckung das überseeische Land, welches man als „wild" bezeichnete, weil man es staat- und culturlos fand oder glaubte, für eine bestimmte Staatsgewalt in Besitz nehmen zu können.

Das heutige Völkerrecht steht auf einem andern Standpunkt. Es sagt: Entdecken ist ein Act der Wissenschaft, der für den Staat keine Rechte begründet. Der Staat kann nur erwerben durch Besitzergreifung, welche voraussetzt, daß das betreffende Land nicht schon einem andern Staate gehört. Auch kann man nicht Besitz ergreifen par distance oder durch bloße Worte, wie die guten Leute und schlechten Musikanten am Caplande meinen, hinter welche sich Andere verstecken zu wollen scheinen. Vielmehr sind an Ort und Stelle von dem occupirenden Staate, welcher die Gebietshoheit erwerben will, vorzunehmende Handlungen nöthig, welche „die dauernde thatsächliche Ausübung der ordnenden und schützenden Staatsgewalt in sich schließen" und welche eine Wirkung nicht weiter äußern, als der occupirende Staat wirklich im Stande ist, sich das wilde oder staatlose Gebiet anzueignen, es staatlich zu ordnen und durch „specificatio" der Cultur und der Civilisation zu gewinnen. Nach diesem Maßstabe gemessen werden die Einwendungen, welche gegen unsere neueste Colonialpolitik erhoben werden, sich als haltlos erweisen.

Auf dem Gebiet des internationalen Rechts stehen die Lehren der Geschichte und der Erfahrung höher, als das Dogma; und so will ich es denn versuchen, eine kleine historische Skizze der Entwicklung zu geben, auf welcher die soeben aufgestellten Sätze beruhen. Ich muß an die Gegensätze und die Verwandtschaften der antiken und der modernen Welt anknüpfen.

Wie zum ersten Male die römische und die germanische, die antike und die moderne Weltanschauung auf einander stießen, das erzählt uns in seiner, die Gegensätze scharf hervorhebenden Weise Tacitus im dreizehnten Buche seiner „Annalen".

Es war unter der Herrschaft des Kaisers Nero. In Deutschland war Ruhe. Die römischen Feldherren, welche dort commandirten, lechzten nicht nach neuen Triumphen, „denn die Ehren des Triumphes waren etwas so Alltägliches geworden, daß sie nicht mehr erstrebenswerth schienen", sagt Tacitus.

Die alten Römer pflegten an ihren Grenzen aus dem Gebiete jenseits des Dammes, des Grabens oder des befestigten limes, oder im nördlichen Deutschland jenseits des Rheins, die Eingesessenen zu vertreiben und ließen das Land unbebaut liegen, indem sie dasselbe als die „herrenlosen und dem Gebrauche der Soldaten reservirten Aecker" („agros vacuos et militum usui sepositos") zu bezeichnen pflegten.

Da aber in dem Innern Germaniens in Folge des Andrängens immer neuer Völkerschaften von Osten her, eine beinahe unwiderstehliche Massenbewegung nach dem Westen eintrat, wo diejenigen Völker neue Wohnsitze suchten, welche aus ihren bisherigen Sitzen im Osten verdrängt worden waren, so versuchten verschiedene germanische Völkerschaften, sich auf jenem unbebauten Lande auf dem rechten Rheinufer niederzulassen. Zuerst kamen die Friesen (Frisii) unter ihren Häuptlingen Verritus und Malorix. Allein der römische Befehlshaber Dubius Avitus befahl ihnen, das Land wieder zu verlassen; denn es sei vor Zeiten von den Römern occupirt und es gehöre auch jetzt noch denselben, wenngleich sie keinen Gebrauch davon machten. Sie ergriffen Recurs nach Rom und schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser Nero. Dieselbe wurde dort außerordentlich gut aufgenommen. Aber der Befehl des Dubius Avitus wurde bestätigt.

Einige Zeit danach erschienen die Ampsivarier auf dem nämlichen Boden. (Vielleicht ist die Lesart „Angrivarii" der Ampsivarier, d. i. Bewohner der Ems, vorzuziehen; siehe Adolf Holtzmann, „Germanische Alterthümer", mit Text, Uebersetzung und Erklärung von Tacitus' Germania, herausgegeben von Alfred Holder, Leipzig, Teubner 1873, Seite 240.) Ihr Führer hieß Bojocalus. Er war ein alter Herr, der sich schmeichelte, bei den Römern besonders in Gunst und Gnade zu stehen. Hermann der Cherusker hatte ihn, wegen Verdachtes römischer Gesinnung, in Fesseln geschlagen; nach Hermanns Untergang frei geworden, hatte er dem Germanicus Dienste geleistet und seinen Volksstamm veranlaßt, sich den Römern wieder zu unterwerfen. Jetzt waren die Angrivarier oder Ampsivarier von den Chauci aus ihren Wohnsitzen vertrieben und wollten sich ansiedeln auf dem herrenlosen Lande, das die Römer durch eine frühere Occupation erworben zu haben behaupteten.

Nun folgt bei Tacitus die Unterhandlung zwischen dem Häuptling des germanischen Volksstammes und dem römischen Feldherrn. Der Zweck meiner Darstellung erfordert, daß ich sie wörtlich übersetze.

„Wieviel Land liegt nicht brach," sprach Bojocalus zu Dubius Avitus, „blos auf daß vielleicht einmal das große oder das kleine Vieh der Soldaten darauf gebracht werden könnte? Nehmet doch lieber uns auf mit unseren Heerden, damit wir nicht am Ende ganz vertrieben werden von allen Gebieten, wo man noch etwas

weiß von der Menschheit. Glaubt doch ja nicht, daß für dieses Gebiet Verödung und Entvölkerung besser sei, als die Anwesenheit befreundeter Völkerschaften. War doch vormals dies Gebiet bewohnt und bebaut von germanischen Völkerschaften (deren Namen aufgezählt werden). Wie der Himmel den Göttern, so sind die Ländereien dem Geschlechte der Sterblichen gegeben; und wenn sie leer sind, dann sind sie Gemeingut" (sicuti coelum Diis, ita terras generi mortalium datas; quaeque vacuae eas publicas esse).

Und dann sprach der greise germanische Häuptling, zur Sonne aufblickend und die übrigen Gestirne des Himmels anrufend, als wenn sie anwesend wären:

„Ich frage Euch, möchtet Ihr lieber auf ein bebautes, als auf ein wüstes Land herabblicken wollen? Möchtet Ihr doch lieber das Meer über dies Gebiet hereinbrechen lassen, als die Menschen, welche uns der fruchtbringenden Erde berauben!"

Avitus Anfangs hierdurch bewegt (commotus his) entgegnete:

„Man muß die Herrschaft der Stärkeren dulden. Die Götter, welche Du anrufst, haben nun einmal beschlossen, daß es bei den Römern stehe, darüber zu befinden, was sie gut erachten zu geben oder zu nehmen, und daß Niemandem, als ihnen selber, eine Entscheidung darüber zusteht."

Das war die Antwort, welche er den Ampsivariern öffentlich (in publicum) gab. Dem Bojocalus selbst aber sagte er heimlich, ihm wolle er in Berücksichtigung seiner bewährten römerfreundlichen Gesinnung Ländereien anweisen. Bojocalus aber erwiderte: „Das muß ich als eine Bestechung, oder als einen Lohn des Verrathes an meinem Volk zurückweisen; es kann uns wohl an Boden fehlen, worauf wir leben, aber nicht an solchem, worauf wir sterben."

So trennte man sich voll Erbitterung auf beiden Seiten. Die Ampsivarier waren genöthigt, das Land, das sie bestellt hatten, wieder zu verlassen. Sie suchten überall Hülfe und Bundesgenossen; allein sie fanden sie nirgends; denn damals hatte man überall noch zu viel Furcht vor den Römern. Man betrachtete die Ampsivarier entweder, da sie durch das lange Umherirren zu Bettlern geworden waren, als unerwünschte Gäste oder, soweit sie sich auf ihre Waffen beriefen, als Feinde. So kam es, daß die Wehrhaften niedergemetzelt und die Nichtwehrhaften als Kriegsbeute vertheilt wurden.

Aber es kam die Zeit, wo das Programm unausführbar wurde. Denn wenn man sein Recht nur auf seine Macht stützt, so hört mit dem Schwinden der Macht auch das Recht auf. Man kann sich dieser Anwendung des eigenen Princips in entgegengesetzter Richtung nicht entziehen. So lange die Römer die Macht hatten, pflegten sie die besiegten Fürsten in den mamertinischen Gefängnissen erdrosseln zu lassen und deren Völker auszurotten oder sonstwie zum Schweigen zu bringen. „Die Verödung des Landes nannten sie den Frieden", solitudinem pacem apellant, sagt Tacitus. Die germanischen Völkerschaften, welchen die Römer noch nicht einmal die Bebauung der verödeten Ländereien gestatten wollten, protestirten dagegen. Zuerst durch das Wort, d. i. durch den Mund des Bojocalus, der die Wahrheit verkündete, daß der Boden zur Bewirthschaftung da sei, und daß eine Verwüstung nicht einer Bewirthschaftung gleich zu erachten. Dann aber durch die That, d. h. durch Zerstörung des römischen Reiches, das neben sich kein anderes Land und kein anderes Volk anerkennen und für sich alles Land monopolisiren wollte, das Gott den Menschen, und nicht bloß den Römern, gegeben. Und nun entstand ein internationales Recht in folgender Weise:

Zwischen den zahlreichen germanischen Völkerschaften, welche das weströmische Reich über den Haufen warfen, bestand bei aller Verschiedenheit eine Einheit, welche sie zu einer Art Völkerstaat zusammenfaßte. Diese Völker — mit Inbegriff derjenigen, welche sich in weiland römischen Ländern niederließen und romanische Sprachen adoptirten — waren sogar insoweit eine Nation, als sie wechselseitig ihre Verwandtschaft und ihre volle Existenzberechtigung anerkannten, das „connubium", das Recht der Verehelichung zwischen den verschiedenen Stämmen einführten und einem Jeden gestatteten, nach dem Rechte seines eigenen Stammes zu leben. „Quemlibet", so hieß es, „sua lege vivere permissum." Diese Gemeinschaft wuchs, als diese Völker nach und nach zum Christenthum übertraten. Sie suchten eine dieser Idee entsprechende äußere Gestaltung zu finden durch Wiederherstellung einer Weltmonarchie, welche an der Spitze des europäischen, romano-germanischen Völkerstaats stehen sollte. Der römische Kaiser deutscher Nation sollte das weltliche Oberhaupt, der römische Papst das geistliche Oberhaupt der ganzen Christenheit werden. Nach der hierarchischen Weltanschauung des Mittelalters aber war der Papst der oberste Lehnsherr und Schiedsrichter aller Völker, und der Kaiser nur der oberste Kronfeldherr desselben.

Diese Idee über das wechselseitige internationale Verhältniß der Völker und Staaten Europas und die gemeinsame kirchliche Spitze, welche dies universalistische Gebäude krönen sollte, fand auch auf dem Gebiete des Colonialrechts ihren Ausdruck. Die Herrschaft der Christen über die nichtchristlichen, namentlich außereuropäischen Länder wurde als im Princip feststehend betrachtet und der Papst gerirte sich als die oberste Autorität, welcher es zustehe, die Erde zum Zwecke dieser Beherrschung zu vertheilen. Als im fünfzehnten Jahrhundert die Spanier und die Portugiesen stritten in Betreff der außereuropäischen Länder, welche sie entdeckt oder occupirt hatten, oder noch zu entdecken oder zu occupiren gedachten, warf sich der Papst zum Schiedsrichter in diesem internationalen Streit auf, indem er (nicht ohne dabei gegen unbestreitbare Wahrheiten der physischen Erdbeschreibung zu verstoßen,) eine Linie von Norden nach Süden zog, durch welche die beiderseitigen Occupations-, Eroberungs- und Colonisationsgebiete für immer abgegrenzt werden sollten. In diesem Recht, über die ganze Erde zu verfügen, namentlich aber über die nichtchristlichen Völker, welche man, sehr oft mit Unrecht, als „Wilde" bezeichnete — denn die Eingeborenen von Mexico und Peru waren humaner und cultivirter als die spanischen Conquistadoren — in diesem Rechte, oder in dieser Anmaßung, finden wir denn auch ein Wiederaufleben der Anschauung des Dubius Avitus, welcher verkündigte, Rom allein habe darüber zu befinden, was es den Andern zu geben oder zu nehmen für gut erachte.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert begann sich der Sieg auf die Seite der weltlichen Macht und des Königthums zu neigen. Das internationale Richteramt des Papstes verlor alle und jede Bedeutung. Nicht nur England und Holland, sondern auch Frankreich weigerten der päpstlichen Demarcationslinie jede Anerkennung. Heinrich VII. und Elisabeth von England sandten ihre Schiffe aus, um auf dem vom Papste vergebenen Gebiete Entdeckungen zu machen; und es entstanden manche Colonialkriege, in welchen gewöhnlich Diejenigen Sieger blieben, welche sich nach dem Richterspruche des Papstes im Unrecht befanden.

An die Stelle des früheren Völkerrechts trat das des „europäischen Gleichgewichts", über welches die Großmächte mit eifersüchtigen Blicken wachten. Indes auch der Bestand der Großmächte war nicht unabänderlich. Im siebzehnten Jahrhundert gehörten Spanien und Schweden unzweifelhaft zu denselben. Heute beginnt Italien in deren Reihe aufzurücken. Auch der Ausdruck „europäische Pentarchie" beginnt zu veralten.

Aus dieser Periode sind eine Anzahl interessanter Streitfälle zu verzeichnen, in welchen in der Regel die gesunden Principien siegten. Man findet eine Darstellung derselben bei Wheaton. Ich will nur einen erwähnen. Im Jahre 1790 stritt England mit Spanien über den Nutka-Sund. Spanien nahm den ganzen Besitzstand aus der Zeit Jacobs des Ersten von England für sich in Anspruch, ohne weitere Besitzhandlungen nachweisen zu können; es berief sich auf Art. 8 des Utrechter Friedens. England machte geltend, daß dies nicht genüge, nur durch „Specification", nur durch Niederlassung und Cultivirung vermöge man Eigenthum zu gewinnen.

Dem System des europäischen Gleichgewichts folgte das des Bonapartismus. Napoleon I. strebte darnach, die Universalmonarchie wiederherzustellen. Dagegen reagirte der Selbstständigkeitstrieb der europäischen Völker, welche sich zu einem internationalen Bunde vereinigten, um ihn zu stürzen.

Der Sturz wurde beschleunigt durch das System der Handelsfeindseligkeit, das Napoleon I. auf die Spitze trieb. Durch die Continentalsperre wollte er England vom Continent ausschließen. Dies ist ihm nur sehr unvollständig gelungen. Dagegen gelang ihm, was er durchaus nicht wollte: sich und die ihm direct oder indirect unterworfenen Länder und Völker von dem Meer auszuschließen, wodurch er England provocirte und in den Stand setzte, sich der Colonien der europäischen Continentalstaaten zu bemächtigen und gleichsam ein Colonialmonopol de facto zu erwerben.

Seit dem Sturze Napoleons ist die Zeit eines solchen Monopols vorüber, und England ist weit entfernt, ein solches für sich in Anspruch zu nehmen. Es hat sich der ionischen Inseln entäußert. Seine Besitzungen in Ostindien sind als eine Eroberung, und nicht als eine Colonie zu betrachten.

Die Welt wird immer kleiner. Die verschiedenen Völker und Länder, welche einander früher fremd oder gar feindselig gegenüberstanden, rücken einander immer näher, werden einander immer enger verbunden. Die ganze moderne Culturentwicklung, wie sie sich aus den Erfindungen der Neuzeit und deren immer vollkommener und immer ausgedehnter werdenden Anwendung ergibt, ist nothwendig darauf gerichtet, die Circulation der Menschen und der Güter, den Austausch der Waaren und der Gedanken und die Bildung einer gemeinsamen internationalen Rechtsanschauung zu befördern; und diese Rechtsanschauung wird, wenn uns die Geschichte der Cultur- und Rechtsentwicklung, von welcher wir eine Skizze zu geben versucht haben, nicht täuscht, eine gewisse Aehnlichkeit haben mit derjenigen, welcher unser Ahn, der germanische Häuptling Bojocalus, vor mehr als achtzehnhundert Jahren Ausdruck gegeben. Sie wird übereinstimmen mit den Sätzen, welche ich an die Spitze dieser Skizze gestellt habe.

Eine Erinnerung an Garibaldi.

Von Carlos von Gagern.

Möglich, daß unter den Beweggründen, welche im Herbste 1870, nachdem die napoleonische Kaiserherrlichkeit bei Sedan zusammengebrochen war, Garibaldi bestimmten, dem hartbedrängten Frankreich seinen Arm und Beistand zu leihen, die Hoffnung, Nizza für sich und Italien zurückzugewinnen, ein mitbestimmender Factor gewesen war, und daß er auf den Edelmuth der Franzosen gerechnet hatte, ihm als Belohnung seine Vaterstadt, deren Verlust er nie hatte verschmerzen können, wieder abzutreten. Aber höchstens ein mitbestimmender Factor, glaube ich, nicht, wie man es erst vor kurzem nachzuweisen versucht hat, der Hauptgrund.

Soweit es bei einem Angehörigen einer romanischen Nation überhaupt möglich ist, neigte Garibaldi, wenn auch in erster Linie Patriot, zum Kosmopolitismus. Das hatte er schon durch seine Kämpfe in Südamerika bewiesen. Er schwärmte für die Republik quand même. Die Aufrichtung dieser Staatsform nicht allein in seinem eigenen Vaterlande, sondern auch in den stammverwandten Ländern Frankreich, Spanien und Portugal war sein unablässiges, heißes Streben. Nur schweren Herzens legte er die Gewalt, welche er eine Zeit lang in dem von ihm unterworfenen Königreich beider Sizilien ausgeübt hatte, in die Hände Victor Emanuels nieder, nicht weil er selbst persönlichen Ehrgeiz besaß oder stolz war auf seine Dictatur, sondern weil jener, dem er persönlich zugethan war, eine Krone auf dem Haupte trug. Garibaldi brachte der Einheit Italiens dieses Opfer, weil er es damals als nothwendig erkannte, ohne daß er jedoch die Zuversicht aufgab, in späteren Tagen Rom als Hauptstadt einer italienischen Republik zu begrüßen. Seiner Liebe für republikanische Institutionen kam allein sein Haß gegen die Pfaffen gleich.

In den Franzosen aber erblickte und verehrte er von jeher — ob immer mit Recht, bleibe dahingestellt — die Vorkämpfer der Ideen der Neuzeit. Seine Lieblingslectüre bildete die Geschichte der ersten französischen Revolution; seine Lieblingshelden waren die leitenden Männer aus jener welterschütternden Epoche.

Diese seine Vorliebe für die Franzosen erlitt auch dadurch keine wesentliche Einbuße, daß die Geschicke jenes Landes seitdem wiederholt von Personen gelenkt wurden, die sich gewaltsam in den Besitz der Macht gesetzt hatten. Für sie empfand er stets Abscheu, für das Volk aber nur Mitleid. Er machte es nicht verantwortlich weder für die Zerstörung der römischen Republik, noch für die Annectirung von Nizza und Savoyen, noch für das Wunderthun der Chassepots bei Mentana. In seinen Augen war ausschließlich Louis Napoleon der Schuldige. Es war demnach natürlich und ganz der Anschauungsweise Garibaldis entsprechend, daß, nachdem der Decembermann, gleichviel durch wen, glücklich beseitigt und die Republik von Neuem in Paris proclamirt war, er freiwillig und unaufgefordert dieser zu Hülfe eilte, um sie gegen einen Feind zu vertheidigen, dessen einziger Fehler übrigens in seinen Augen darin bestand, einen König zum Heerführer zu haben.

Nach der unglücklichen Schlacht von Aspromonte veröffentlichte ich in Mexiko im „Siglo XIX", der dortigen ersten freisinnigen Zeitung, einen „Garibaldi" überschriebenen Leitartikel. Anknüpfend an die zufällige Identität der mexikanischen und der italienischen Farben, suchte ich auch andere Aehnlichkeiten zwischen den beiden Ländern aufzufinden, und da damals schon ein französisches Expeditionscorps in Mexiko stand, fehlte mir der Anlaß nicht, die Politik Napoleons III. anzugreifen. Diesen Artikel schickte ich mit einem spanisch abgefaßten Begleitschreiben an den verwundeten und gefangenen Garibaldi. Aus seiner liebenswürdigen, ebenfalls spanisch geschriebenen Antwort war mir besonders die Stelle interessant, in welcher er entschieden die Sache des Kaisers von der der Franzosen trennte, jenen bitter anklagte und verurtheilte, diese reinzuwaschen trachtete, und die Ueberzeugung aussprach, daß nach dem von ihm als unabweisbar vorhergesehenen Sturze des ersteren eine Verständigung zwischen Volk und Volk, dem mexikanischen und dem französischen, sich ohne große Schwierigkeit werde herstellen lassen.

Männer, die wie Garibaldi einen nicht sehr weiten Gesichtskreis umfassen, dabei aber unverbrüchlich an ihren Grundsätzen und Idealen festhalten, haben in der Regel etwas Kindliches. Schlaue staatsmännische Berechnungen liegen ihnen fern. Professionspolitiker belegen sie darum gern mit den Beinamen: Utopist, Don Quijote, sogar Narr.

Nun, auf eine solche „Donquijoterie", auf eine solche „Narrheit" ist wohl hauptsächlich Garibaldis Entschluß zurückzuführen, dem von seinem Tyrannen befreiten Frankreich mit einer kleinen Schaar von opfermuthigen Freiwilligen seine Dienste zu weihen.

Mazzini hatte immer allein Rom und Nizza im Auge. Darum war er nicht durchaus abgeneigt, mit der einmal bestehenden Monarchie ein Compromiß einzugehen. Darum wünschte er wie die italienische, so auch die deutsche Einheit, weil er von dieser Nutzen für jene erwartete. Darum schrieb er an Karl Blind: „Helft und zählt auf uns!" Darum mißbilligte er oder billigte wenigstens nicht Garibaldis „unkluge" Unternehmung. Garibaldi hingegen sah in erster Linie, daß eine Republik, und noch dazu eine romanische, sich in Gefahr befand. Für sie griff er deshalb zu den Waffen.

In dem Briefe, welchen er Ende 1874 an Blind richtete, sind ausdrücklich die bezeichnenden Worte zu lesen:

„Ich diente eher dem republikanischen Grundsatze." Seine gleichzeitige Erklärung, er habe 1870 und 1871 nicht Deutschland bekämpfen wollen, spricht nicht gegen, sondern für meine Behauptung, maßgebend für Garibaldi sei die Wiedererwerbung Nizzas höchstens in zweiter Linie gewesen.

Als freisinniger, republikanischer Kosmopolit haßte er überhaupt kein Volk. Was er haßte, das waren die Fürsten, in denen er ausnahmslos Bedrücker sah, und deren Verbündete, die Priester. Seine Freude über „die durch die volksmäßige

*

Partei in Deutschland" — angeblich — „gemachten Fortschritte," wird ebenfalls begreiflich, wenn man jene seine Anschauung in Betracht zieht, um so mehr als er sich irrthümlicherweise bedeutende Erfolge von dem inzwischen im Sande verlaufenden, nach Canossa führenden „Culturkampfe" versprach. Die Schmeichelei, Deutschland sei „sicherlich höchst würdig, an der Spitze der menschlichen Befreiung zu marschiren", galt ebenso sehr jenem culturkämpferischen Anlaufe als — der Person des deutschen Demokraten Blind.

Man darf sich also nicht wundern, daß die radicale und antiklerikale Partei in Frankreich heute noch zu Garibaldi wie zu ihrem Schutzpatron aufblickt. Auf dem letzten, Ende Mai und Anfang Juni in Lyon versammelten antiklerikalen Congreß, dem telegraphisch auch ein Mitglied des italienischen Parlaments, Bosdari, Abgeordneter für Ancona, „im glorreichen Namen Garibaldis" ein Begrüßungstelegramm zugehen ließ, hielt der Präsident, Douville-Maillefeu, Abgeordneter des Departements Somme, eine längere Rede, in welcher er Bericht erstattete über den Besuch, den er vor zwei Jahren dem sterbenden Garibaldi abgestattet hatte.

„Garibaldi wußte," sagte der Redner, „bis zu welchem Grade seine Gefühle hinsichtlich Frankreichs durch die schmutzige Presse, welche die Schande der Literatur aller Länder ist, verleumdet und entstellt worden waren. In Italien wie unter uns haben gewisse Journalisten, die nur von der Lüge leben, sich befleißigt, die schmähliche Fabel, als ob Garibaldi ein Feind Frankreichs gewesen sei, fortzusetzen, Garibaldi, der mit seinen Söhnen gekommen ist, uns Unterstützung zu bringen gegen Preußen, während wir von ganz Europa im Stiche gelassen wurden. Auf seinem Todtenbette sagte er mir wörtlich Folgendes:

„Mein letzter Gedanke ist für Italien, mein Vaterland, und für Frankreich, die Fackel der Menschheit!"

„Und der Held von Caprera fügte hinzu:

„Wiederholen Sie es Ihren Landsleuten: Ich war stets und bin stets geblieben ein Feind der verschiedenen monarchischen Regierungen, die in Frankreich einander gefolgt sind; ich habe aber niemals jene Regierungen mit dem französischen Volke vermengt — confondu —, für das ich nie andre Gefühle genährt habe als die aufrichtiger Liebe, Dankbarkeit und Ergebenheit."

„Und er schloß: „Ja, glühend liebe ich Frankreich, weil es in den modernen Zeiten eine große civilisatorische Mission zu erfüllen hat. Kein Mann des Fortschritts kann jemals den unendlichen Antheil an Licht und Freiheit vergessen, den die Menschheit ihm schuldet. Mit ganzem Herzen habe ich mich an den Anstrengungen Ihrer großmüthigen Demokratie betheiligt, ebenso wie ich jetzt die lebhaftesten, leidenschaftlichsten Wünsche für die unlösbare Vereinigung unserer beiden Nationen habe."

Mit stürmischer Begeisterung wurde dieser Bericht Douville-Mailleseus von der Versammlung aufgenommen. Ein andrer Redner, Léo Taxil, gab darauf den Empfindungen der Anwesenden Ausdruck, indem er dem Andenken Garibaldis folgende Huldigung zollte:

„Vor drei Jahren faßte ein Mann, der mit Mazzini die demokratischen Gesellschaften in Italien organisirt hatte, den herrlichen Plan, auf unzerstörbarer Grundlage die Vereinigung der lateinischen Völker zu gründen, indem er in Italien, Frankreich und Spanien eine antiklerikale Liga schuf. Dieser Mann war General Garibaldi. Ein Jahr nach der Errichtung dieser Liga, die sein Werk war, gestorben, hat er Erben seiner Idee hinterlassen. Deshalb haben wir geschworen, jedes Jahr an seinem Todestage, dem 2. Juni, das Gedächtniß des Helden beider Welten, des tapfersten Ritters der Universal-Demokratie, zu ehren, das letzte Jahr in Paris, dieses hier in Lyon, das nächste in Rom. Garibaldis Leben ist nicht eines von denen, welche im engen Rahmen einer Rede erschöpft werden können. Die ruhmreiche Laufbahn des Generals ist eine lange Reihenfolge außergewöhnlicher Epopöen. Der einzige Zug der Tausend, der für ewige Zeiten in der staunenden Bewunderung der Geschichte fortleben wird, bedarf vieler Seiten, um erzählt zu werden. Garibaldi ist vor Allem ein Typus. Die größten Männer sind erst lange nach ihrem Tode legendenhaft geworden. Garibaldi ist schon bei seinen Lebzeiten in die Legende übergegangen. Auf unserm Erdball war er die Verkörperung der Hingebung, ein unermüdlicher Streiter, der jeden Tag sein Leben für die Vertheidigung der unterdrückten Völker einsetzte. Von Montevideo bis Dijon hat er sich für die Unabhängigkeit der Nationen geschlagen. Wäre die Demokratie eine Religion, hätte sie Heilige und Götter, um Garibaldis Haupt würde sie ihre strahlendste Aureole legen. Anstatt ihrer wird die Nachwelt dem heldenhaften Vorkämpfer einen Titel verleihen, auf den er vollen Anspruch hat, und der der schönste ist von allen, sie wird ihn nennen: „Den ersten Bürger der Menschheit." Garibaldis Persönlichkeit ist so groß, der ehrwürdige Bewohner von Caprera von einer so hohen Figur, daß in ihm die Nationalitätsfrage verschwindet; Garibaldi gehört nicht Italien, er gehört der gesammten Welt. Dein Name, der Schrecken der Despoten und der Heuchler, dein Name ist unser Banner! Wir Alle, deine Kinder, wir Alle, die Soldaten der wahrhaft heiligen Liga, wir Alle schwören, für den Triumph deiner Grundsätze zu kämpfen, so lange noch ein Tropfen Bluts durch unsere Adern rinnt. Du bist nicht todt! Nein, nein, denn du lebst in unsern Herzen."

Das ist die Auffassung, welche die Radicalen unter den Franzosen, die man wohl als die wahren Vertreter, wenn vielleicht auch nicht des heutigen, so doch des zukünftigen Frankreichs ansehen darf, von Garibaldi hegen. Und sie haben ein Recht dazu. Bis zu seinem letzten Athemzug war und blieb er, wenn auch, wie gesagt, Italien den ersten Platz in seinem Herzen einnahm, ein uneigennütziger Freund der französischen Republikaner. Auch ein Freund Deutschlands wäre er geworden, wie er ein Freund aller aufrichtig freisinnigen Deutschen war, sicher aber nicht früher, als bis es seinerseits in neue, in die von ihm als allein richtig erachteten Bahnen eingelenkt hätte.

Das Torpedowesen in der deutschen Marine.

Von Hauptmann Julius Castner.

Aus der dem Reichstage in seiner letzten Session vom Chef der Admiralität, Generallieutenant von Caprivi, vorgelegten Denkschrift, welche den Gesetzentwurf „betreffend die Bewilligung von Mitteln zu Zwecken der Marineverwaltung" begleitete, geht hervor, daß dem Torpedowesen gegenwärtig in unserer Marine eine hervorragende Aufmerksamkeit zugewendet wird, die in einer bedeutenden Vermehrung des gesammten Torpedomaterials ihren Ausdruck finden soll. Zunächst aber wurden, mehr als es bisher geschehen ist und vielleicht geschehen konnte, in die diesjährigen Geschwaderübungen unserer Flotten die Uebungen im Gebrauch der Torpedoboote und Torpedos selbst eingeschlossen. Die zahlreichen und eingehenden Berichte der Tagespresse über jene Uebungen in der Danziger Bucht sind ein beredtes Zeugniß für die rege Theilnahme, die unserer jungen Kriegsmarine aus den weitesten Kreisen des deutschen Volkes entgegengebracht wird. Wohl mag es dem ferner Stehenden befremdlich erscheinen, daß man bei uns erst jetzt dem Torpedo, dieser geheimnißvollen Waffe, die ihrer gewaltigen Zerstörungskraft wegen seit fast zwei Jahrzehnten allerorts in gefürchtetstem Ansehen steht, eine so fördernde Aufmerksamkeit schenkt, da, wie man weiß, andere Marinen uns hierin bereits vorausgeeilt sind. England besitzt 129, Rußland 125, Frankreich 76, Italien 53, Holland 24, Deutschland nur 35 Torpedoboote, von denen erst im Laufe dieses Sommers 24 neu eingestellt sind; von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint unsere kleine Torpedoflottille indessen, wie wir später sehen werden, in weniger ungünstigem Lichte.

Die anscheinende Verzögerung erklärt sich jedoch dadurch, daß unsere Marine sich auch im Gebiete des Torpedowesens, wie in dem der Panzerschiffe, den Luxus kostspieliger Versuchs-

bauten an Schiffen versagen mußte. Erst waren mancherlei Vorfragen zu lösen und mußten klare, feste Grundlagen gewonnen werden, bevor man an das Schaffen denken konnte. Es wurde deshalb der, wenn auch langsamer, so doch sicherer zum Ziele führende Weg eingeschlagen, zunächst den Torpedo selbst als Waffe kriegsverwendungsfähig zu vervollkommnen, seinen gefechtsmäßigen Gebrauch auszubilden und erst dann an die Einrichtung des schwimmenden Flottenmaterials für seine Verwendung zu gehen.

Der Fischtorpedo oder kurzweg Torpedo, wie wir den jetzt gebräuchlichen Angriffstorpedo zum Unterschiede von den lediglich zur Küstenvertheidigung dienenden und am Meeresgrunde in Hafeneinfahrten ꝛc. verankerten Seeminen, nennen, ist eine Erfindung des östreichischen Fregattenkapitäns Lupis, von dem die Idee herrührt, und des englischen Ingenieurs Whitehead in Fiume, welcher sie praktisch ausführte und verwerthete. Im Jahre 1867 trat er mit seiner Erfindung an die Oeffentlichkeit, 1869 sandte die deutsche Marineverwaltung mehrere Offiziere nach Fiume, um den Versuchen mit dem großes Aufsehen erregenden Torpedo beizuwohnen und Verhandlungen wegen Erwerbung des Geheimnisses anzuknüpfen. Die Verhandlungen, durch den Krieg unterbrochen, kamen erst Ende 1871 zum Abschluß. Sie führten zum Ankauf des Geheimnisses gegen den Preis von 180,000 Mark. Dieser Erwerb machte uns unabhängig vom Auslande und war insofern von wirthschaftlicher Bedeutung, als die hohen Beschaffungskosten für Torpedos nun dem Inlande erhalten wurden.

Die Anfertigung der Torpedos wurde der Berliner Maschienenbau-Aktiengesellschaft, vormals Schwartzkopff, übergeben. Es begannen nun die unsäglich mühevollen Arbeiten zur Entwickelung der noch der Vervollkommnung bedürftigen Waffe wie ihres Gebrauchs. Erst nach etwa zehnjährigen, sehr eingehenden Versuchen ist es gelungen, den Torpedo kriegsbrauchbar herzustellen und die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich seiner Verwendung entgegenstellten.

Das Torpedogefäß, in seiner äußeren Form eine nach beiden Enden zugespitzte Spindel, ist, wohl der nach außen vorstehenden Theile wegen, deren mehrere beweglich sind, einem Fische vergleichbar, daher der Name „Fischtorpedo". Es bestand früher aus Stahl, ist jetzt aber aus einer von der Fabrik Schwartzkopff erfundenen Art Hartbronze gefertigt und damit das den Stahltorpedo oft in kurzer Zeit unbrauchbar machende Rosten glücklich beseitigt. Im Innern besteht das Torpedogefäß aus vier Abtheilungen, die durch senkrecht zur Längenachse des Torpedos stehende Querwände fest von einander geschieden sind. Der Torpedo ist ungefähr 5 Meter lang und hat etwa 0,5 Meter Durchmesser. Im Kopf, der äußersten Spitze, sitzt die Zündvorrichtung, welche durch Anstoß in Thätigkeit tritt, aber zur Verhütung vorzeitiger Zündung während des Abschießens mit einer Schußhemmung versehen ist, die sich erst nach gewisser Zeit selbstthätig auslöst. Hinter der Zündvorrichtung liegt die aus 50 Kilogramm Schießbaumwolle bestehende Sprengladung. Die zweite Abtheilung umschließt eine höchst sinnreiche, aber durchaus nicht einfache Pendelvorrichtung, welche selbstthätig den Tiefgang des Torpedos unter der Oberfläche des Wassers zu reguliren vermag, indem sie auf ein am hinteren Ende des Torpedos wagerecht liegendes Ruder wirkt, wobei sich dieses um eine wagerechte Achse dreht. An diesen geheimen Theil schließt sich der Behälter an, in welchem die zum Betriebe der Maschine dienende zusammengepreßte Luft als treibende Kraft dem Torpedo mitgegeben wird. Die Luft auf 90—100 Atmosphären Druck verdichtet, setzt durch ihr Ausströmen eine in der vierten Abtheilung befindliche Maschine in Thätigkeit, welche ein Paar zweiflügliger Schiffsschrauben, eine mit Rechts-, die andere mit Linksgang, auf concentrischen Achsen am Schwanzende des Torpedos sitzend, treibt. Diese Doppelschraube begünstigt das Einhalten der dem Torpedo gegebenen Schußrichtung, welcher Zweck noch durch festes Einstellen senkrechter Ruder auf der wagerechten Ruderbrücke am Schwanzende unterstützt wird. Man läßt den Torpedo mit einer Geschwindigkeit von 10—11 Meter in der Sekunde, also 20—21 Seemeilen in der Stunde laufen und erreicht auf 400 bis 500 Meter Entfernung eine selbst für die kurzen Augenblicke des Kampfes zwischen zwei sich schnell bewegenden Schiffen hinreichende Treffsicherheit gegen die nichtgepanzerten Theile des Schiffsbodens.

Das Abschießen oder „Lanciren" der Torpedos geschieht in der Regel mittelst gespannter Luft aus Rohren, den Lancirrohren. Gerade durch die außerordentliche Vervollkommnung der Lancirmethoden gelangte der Torpedo als Waffe zu seiner heutigen hohen Bedeutung. Anfangs hielt man das Abschießen der Torpedos unter Wasser — Unterwasser-Lancirung — allein für angängig und bewirkte es aus Rohren, die in der Regel in der Richtung der Kiellinie in das Schiff unter Wasser eingebaut waren. Hiermit waren schwerwiegende Nachtheile verbunden. Der Einbau des Rohres in den Bug von Panzerschiffen war nicht angängig, da dieser hierdurch eine für die Ausführung eines Rammstoßes gefährliche Schwächungen erlitt. Die Lancirung nach hinten, ebenso die namentlich in England beliebte Lancirung nach der Seite hat, da das Schiff in Fahrt bleiben muß, eine erhebliche Verminderung der Treffsicherheit zur Folge. Diese Umstände waren seiner Zeit Veranlassung zum Bau besonderer Torpedoschiffe mit nach zwei oder vier Richtungen eingebauten Lancirrohren, wie solche in mehreren Marinen, besonders den englischen, vorhanden sind. Später gelang es jedoch kanonenartige Vorrichtungen herzustellen, aus denen von Aufstellungspunkten über Wasser — Ueberwasser-Lancirung — die Torpedos mit gespannter Luft und nicht minder günstiger Treffsicherheit in das Wasser hineingeschossen werden können. Solche bewegliche Apparate mit laffetenartigen Gestellen fanden anfänglich auf dem Oberdeck Aufstellung unter besonderer Werthschätzung der Möglichkeit, die Torpedos nach jeder Richtung, also nach der Breitseite unter beliebigen Winkeln zur Kiellinie abschießen zu können. Dieses Verfahren bewährte sich nicht. Heute werden die Ueberwasser-Lancirrohre paarweise neben einander liegend parallell der Kiellinie im Bug der Schiffe derart schräg liegend eingebaut, daß die Einführung der Torpedos vom Deck aus geschieht und die Rohrmündungen im Bug über Wasser liegen. Der Torpedo wird im Lancirrohr durch einen in dieses hineintretenden Ring am vorzeitigen Hinausgleiten verhindert und kann so, nachdem auch hinten das Rohr fest und luftdicht geschlossen worden, zum jederzeitigen Gebrauch beliebig lange, auch auf der Fahrt, liegen bleiben. Soll der Torpedo abgeschossen werden, so läßt man aus Accumulatoren, welche Luft bis zu 40 Atmosphären verdichtet enthalten, solche in das Lancirrohr, also hinter den Torpedo eintreten, der nun durch die gespannte Luft hinausgetrieben wird. Gleichzeitig mit dem Oeffnen des Luftventils hat sich der Ring im Lancirrohr zurückgezogen und dem Torpedo die Bahn freigegeben. Da die Lancirrohre in der Kielrichtung fest liegen, so dient das Schiff gewissermaßen als Laffete und muß mittelst des Steuerruders in die Schußrichtung gebracht werden. Je weniger das Schiff hierbei schwankt, je günstiger wird die Treffsicherheit, daher eignen sich größere und schwerere Fahrzeuge, weil sie bei bewegter See ruhiger im Wasser liegen, besser für den Gebrauch der Torpedos als kleine. In der deutschen Marine hat man deshalb den Gebrauch der Torpedos nicht auf die für diesen Zweck besonders gebauten Schiffe und Boote beschränkt. Alle gepanzerten und die für den politischen Dienst bestimmten Schiffe und Fahrzeuge, das sind die gedeckten Korvetten und Glattdeckskorvetten, sowie zwei Avisos (Pfeil und Blitz), sind mit einer Torpedobordarmirung (in den Bug schräg eingebaute Lancirrohre) versehen, oder wird dies noch in nächster Zeit zur Ausführung bringen.

Inzwischen hatte sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts, angebahnt durch Thornycroft in Chiswick und Yarrow in Poplar bei London, der Bau kleiner Dampfboote mit großer Fahrgeschwindigkeit in ungeahnter Weise entwickelt. Während früher die Schiffsbautechnik für größere Geschwindigkeiten schwerere Fahrzeuge forderte, gelang es den genannten Werften, kleine Boote von 25 bis 30 Tonnen Eigengewicht mit 18 bis 20 Knoten Fahrt in der Stunde herzustellen, und Yarrow lieferte 1882 für Italien ein Torpedoboot von 22,46 Knoten Fahrgeschwindigkeit!

Mit ihnen wurde geradezu ein neues Element in die Flotten eingeführt und einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen, denn diese kleinen „Blitzboote", die ein nicht leicht zu entdeckendes, von Geschützen schwer zu treffendes Ziel bieten und sich deshalb zu überraschenden Unternehmungen besonders eignen, sind vorzügliche Kundschafter, gleich befähigt für die Ausübung des Wacht- und Sicherungsdienstes, sowohl für Hochseeflotten, wie für die Küstenvertheidigung. Es lag nun nahe, solche Boote mit einer Torpedoarmirung zu versehen, denn gelingt ihnen die heimliche Annäherung an feindliche Panzerschiffe, so ist der Torpedo die einzige ihrer geringen Größe entsprechende Waffe, die ihnen zum Angriff gegeben, die aber auch von größter Wirkung werden kann. Hiermit war eine Grundlage für die Entwickelung der Torpedoboote gewonnen. Man begann mit dem Extrem, mit Booten von 8—10, ging jedoch bald zu solchen von 15—25 Tonnen Deplacement über, die von Hochseeschiffen als Dampfbeiboote an Deck mitgeführt, im Bedarfsfalle mittelst Dampfkraft schnell in See gesetzt werden können. Auf diese Weise ermöglichte man es, daß die Panzerschlachtschiffe auch bei Expeditionen nach fremden Meeren ihre mit Torpedos ausgerüsteten Kundschafter und Vorpostenschiffe zu jederzeitiger Verwendung bei sich führen. Bei ihrer Kleinheit können diese Boote indessen nur einen geringen Kohlenvorrath an Bord nehmen, haben nur eine auf ruhige See beschränkte Seefähigkeit und sind deshalb zu weiteren Unternehmungen nicht geeignet; außerdem wird die Lancirung der Torpedos dadurch sehr beeinträchtigt, daß sie schon bei mäßigem Seegang zu unruhig im Wasser liegen. Man hat es deshalb später vorgezogen, die Torpedoboote größer und seefähiger zu bauen, die dann den Panzergeschwadern als Begleitschiffe beigegeben werden können. Für überseeische Expeditionen würde sich auch diese Verwendungsweise verbieten und hat man in England besondere Transportschiffe gebaut, auf welche die Torpedoboote zur Ueberführung nach fernen Gewässern gesetzt sind.

Die kleinsten Boote der deutschen Marine, die der „Schütze"-Klasse, sind 30 Meter lang, 4,9 breit, haben 50 Tonnen Deplacement und bei 500 indicirten Pferdekräften eine Fahrgeschwindigkeit von 17—18 Knoten. Durch diese Größe der Torpedoboote besitzt unsere Torpedoflottille, obgleich an Zahl der Fahrzeuge für jetzt noch von der anderer Marinen zum Theil weit übertroffen, doch eine ausgiebigere Verwendungsfähigkeit als diese. Immerhin haben selbst unsere Torpedoboote für den Aufenthalt auf hoher See sich nicht als unbedingt geeignet erwiesen und soll daher eine Anzahl der neu zu beschaffenden Boote ein Eigengewicht von 120—150 Tonnen erhalten. Das Torpedoboot „Jäger" hat 140 Tonnen und hat bei den diesjährigen Uebungen als seegängig befriedigt. Für den Kampf an den heimischen Küsten sind indessen unsere jetzigen Torpedoboote sehr gut anwendbar und ebenso geeignet, Panzerschiffe zur Seeschlacht hinaus zu begleiten, wie selbständig im Küstenkrieg verwendet zu werden. Bedingung für den Gebrauch der Boote wird es bleiben müssen, daß sie überraschend, unter dem Schutze von Nacht und Nebel, oder eingehüllt in den Pulverdampf der Schlachtschiffe, oder aus einem Versteck an der Küste hervor auftreten können. Aufgabe einer jeden Hafen- und Küstenvertheidigung muß es sein, so oft als möglich angriffsweise Vorstöße zu machen, um die Blokadeschiffe zu zwingen, Nachts das Weite zu suchen. Durch unausgesetzte Ueberrumpelungen, Angriffe und Belästigungen von Blitzbooten müssen sie genöthigt werden, auch bei Tage stets unter Dampf zu bleiben. Aus ihren Verstecken an der Küste hervorbrechend, sollen Torpedoboote den Panzerkolossen den Verderben bringenden Torpedo geräuschlos unter den Leib senden. Nicht einzeln, sondern stets zu mehreren, zwei bis sechs, müssen sie den Gegner gleich Hornissen umschwärmen, um seine Aufmerksamkeit zu theilen und um nicht durch einen Fehlschuß den Erfolg der Ueberraschung zu verlieren; es muß ihm auf alle Fälle schwer gemacht werden, sich des „Ungeziefers" zu erwehren. In seltenen Fällen wird es dem großen Panzerschiff gelingen, mit seinen Geschützen den Torpedobooten beizukommen, nur die Revolverkanonen werden bei rechtzeitiger Entdeckung der Boote auf Erfolg rechnen können. Und geschähe es! wie viel Torpedoboote müßte der Feind vernichten, bevor ihr Verlust dem einer einzigen Panzerfregatte gleich käme! Gelang es ihnen bis auf 500 Meter an den Feind heranzukommen und den Torpedo zu lanciren, so ist ihre Aufgabe erfüllt, und behende, wie sie kamen, eilen sie in ihre Schlupfwinkel hinter Inseln, in Buchten, Flußmündungen u. s. w., in deren flache Gewässer der Feind ihnen nicht folgen kann, zurück, selbst für den Fall, daß er durch die Wirkung der Torpedos nicht vernichtet oder kampfunfähig wurde. Gerade die deutschen Küsten begünstigen solche Thätigkeit der Torpedoboote durch ihr flaches Fahrwasser und durch die mehrfachen Ausgänge, welche häufig auch noch, den Vorzug innerer Verbindung besitzend, besonders Gelegenheit zu überraschendem Vorbrechen und vielfache Rückzugslinien bieten. So z. B. die Küste zwischen Memel und Danzig, die Odermündungen, die Gewässer um Rügen, die Ostküste Holsteins und Schleswigs und vor allem die Watten, Inseln und Flußmündungen an der Nordsee.

Zur Vertheidigung dieser bedeutenden Küsten, wie für die Begleitung der Schlachtschiffe wird, mit Einschluß einer Reserve, eine Torpedobootsflottille von 150 Fahrzeugen erforderlich sein. Ueber 35 derselben kann unsere Marine schon jetzt verfügen, und für die Beschaffung weiterer 70 Torpedoboote sind vom Reichstag die Geldmittel bewilligt worden, so daß dann zur Erfüllung des planmäßigen Erfordernisses nur noch 45 Boote fehlen würden. Ob die bis dahin gesammelten Erfahrungen für die Größe, Bauart und Einrichtung der Torpedoboote abermals neue Bedingungen stellen, ist nicht unwahrscheinlich. Gegenwärtig (August) finden Uebungen einer Torpedoboot-Division statt, die aus Booten der bewährtesten Construction besteht. Es sind solche von Schichau in Elbing und dem Vulkan bei Stettin, auch anderer Marinen, um durch Versuch die beste Construction zu ermitteln. Inzwischen soll, Zeitungsnachrichten zufolge, das Ergebniß gewonnen sein, daß Schichaus Boote die besten sind. Sie sollen unter den gleichen Bedingungen 19,3 Seemeilen Fahrgeschwindigkeit erreicht haben, unter denen die Thornitrofts nur 18,1 Knoten liefen. Auch die Boote des Vulkan sollen hinter denen Schichaus zurückgeblieben sein. Schichau hat im Monat Juli ein Torpedoboot abgeliefert, welches 21,5 Seemeilen in der Stunde lief. Der Erbauer hofft noch 23 Knoten zu erreichen.

Es sei zum Schluß noch erwähnt, daß ein Schwartzkopff'scher Torpedo 10 000 Mark und ein Torpedoboot, einschließlich seiner Torpedoarmirung mit 4 Torpedos und artilleristischer Ausrüstung mit 2 Revolverkanonen durchschnittlich 240 000 Mark kostet.

Literatur und Kunst.

Alfred Meißners Selbstbiographie.

Von Ernst Ziel.

Der Dichter des „Ziska" bricht sein lange beobachtetes literarisches Schweigen — und das deutsche Schriftthum ist mit einem Schlage um zwei bedeutsame Werke reicher: Alfred Meißner publicirte in den jüngstverflossenen Monaten schnell nach einander „Dichtungen" (4 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel) und „Geschichte meines Lebens" (2 Bde. Wien und Teschen, Prochaska) — gewiß ein interessantes Beisammen von Bild und Gegenbild! Denn haben wir in der einen dieser Veröffentlichungen den Dichter, so haben wir in der andern den Menschen Meißner, und beide, sich gegenseitig ergänzend und beleuchtend, eröffnen uns schätzenswerthe Perspectiven in das geistige und künstlerische Werden und Sein ihres Verfassers, wie in die Strömungen und Strebungen seiner und unserer Zeit.

Das wichtigere unter den beiden Werken ist für die Zwecke der Besprechung an dieser Stelle ohne Frage „Geschichte meines Lebens", da es ein eigentliches Novum ist, während die „Dichtungen" der Hauptsache nach aus der Reihe der epischen und

lyrischen Poesien Meißners das Hervorragendste nur herausheben und zusammenfassen und somit keinen höheren Werth als den einer geschickten Redaction und Collection bereits früher veröffentlichter Schöpfungen in Anspruch nehmen dürfen.

Für die „Dichtungen" — um dieselben hier wenigstens flüchtig zu streifen — ist vor Allem Eines charakteristisch: die schöne Einheit, zu der sich in ihnen zielbewußtes künstlerisches Streben und kampfesrüstige Vollkraft der Gesinnung zusammenthun; die Meißnersche Poesie ist bei aller Schönheit und Weichheit der Empfindung vor Allem eine Poesie starkgeistiger Männlichkeit. Das tritt so recht an dem Haupt- und Herzenswerke unseres Dichters, an dem „Ziska" hervor. Diese großartig concipirte und genial durchgeführte Dichtung bringt uns die ganze Meißnersche Poesie, ihre Eigenarten und Besonderheiten, gewissermaßen in einem geistigen Hohlspiegel zur Anschauung. Die gedankengesättigte, vielfach dämonisch gefärbte dichterische Physiognomie dieses grandiosen Gemäldes der hussitischen Insurrection ist zugleich die charakteristische Signatur des Meißnerschen Schaffens überhaupt. Das heiße Blut einer kraftursprünglichen Begeisterung für Schönheit und Freiheit kocht in ihr und gemahnt uns vielfach an die Geistesart eines Byron und Leopardi, in deren Dichtungen die Gluth der Empfindung und der Rhythmus des Gedankens die gestaltenbildende Plastik überwiegen. „Ziska" bildet mit „Werinher" und „König Sadal" den epischen Theil der uns vorliegenden „Dichtungen", während die „Gedichte" und die „Herbstblumen" in ihnen die Lyrik repräsentiren. So ausgesprochen wie der „Ziska" bringen die beiden eben genannten kleinen Epen die eigenartige dichterische Physiognomie Meißner's freilich nicht zum Ausdruck, dafür macht sich diese aber in den lyrischen Gedichten wiederum in voller Integrität geltend. Eines ist an diesen Gedichten mit besonderem Nachdruck hervorzuheben: es ist für unser deutsch-patriotisches Bewußtsein eine höchst erfreuliche Wahrnehmung, den österreichischen Revolutionär von 1848 sich in diesen Gedichten (und zwar in der Rubrik: „Zeitklänge") voll und ganz der neuen glorreichen Wendung der deutschen Dinge anschließen zu sehen; mit dem Pathos seines schönen und edlen Talentes stimmt er zur Feier von Kaiser und Reich schwungvolle Dithyramben und volltönende Lieder an und stellt sich hierin in einen schroffen Gegensatz zu so manchem andern politischen Sänger Oesterreichs, so namentlich auch zu dem ihm sonst so geistes- und herzensverwandten Moritz Hartmann, der bekanntlich bald nach den großen Errungenschaften von 1870 und 71, grollend über das Hohenzollern-Kaiserthum, aus dem Leben schied.

Ein politischer Zug ist in der Natur Alfred Meißners tief begründet, und auch seine oben erwähnte Selbstbiographie, mit der sich die nachfolgenden Zeilen nach diesem kurzen Worte über die „Dichtungen" nunmehr beschäftigen werden, legt in nahezu jedem Capitel Zeugniß davon ab, in wie hohem Grade ihm das Athmen in der politischen Atmosphäre seiner Zeit Lebensbedürfniß und Lebensfreude war. Interessant ist es, in den Capiteln der Meißnerschen Lebensgeschichte der Frage nachzuforschen, wie die ersten politischen Gedankenkeime in die Seele des Knaben kamen. Der Dichter Seume, der Spaziergänger nach Syracus, liegt in Meißners Geburtsstadt Teplitz begraben; nachdenkend stand der Knabe oft an diesem Dichtergrabe; er las Seumes Schriften; er las von dem verabscheuungswürdigen Soldatenhandel, den deutsche Fürsten im vorigen Jahrhunderte trieben und dem auch Seume zum Opfer fiel. Das war es vielleicht, was dem Knaben die erste Richtung auf freiheitliches Denken und Streben in der Politik gab. Dann kam das Jahr 1830 (Meißner war damals acht Jahre alt). Die polnischen Freiheitskämpfe fanden in dem Vater unseres Poeten (er war Badearzt in Teplitz) einen eifrigen Vertheidiger, und in den Flüchtlingen, die nach dem Falle Warschaus sich auf ihrem Wege nach Frankreich massenhaft über Deutschland und auch in das stille, abseits von allem Verkehr gelegene Meißnersche Haus ergossen, erblickte der phantasievolle Knabe die eigentlichen Märtyrer seiner Tage. Dazu kam, daß der Vater in jener Zeit wegen „heimlichen Bezuges ausländischer, mit dem non admittitur bezeichneter Zeitungen" — es handelte sich um den „Nürnberger Correspondenten" — zu einer erheblichen Geldstrafe verurtheilt wurde — lauter Erlebnisse, die bestimmend und ausschlaggebend auf die politischen Anschauungen des heranreifenden Jünglings einwirken und deren peinliche Eindrücke eine Steigerung erfahren mußten durch den Einblick, den der junge Student sehr bald in die zerfahrenen und zerrütteten Zustände Deutschlands und Oesterreichs gewann. Meißner entwirft uns ein festumrissenes Bild von diesen Zuständen und den später eintretenden Ereignissen, die ihn nach Eisenach, nach Frankfurt, nach Paris und London führten: überall folgt er den politischen Vorgängen; wir sehen ihn hier thatkräftig eingreifen in ihr vielbewegtes Räderwerk, dort ihren Verlauf nur scharfsichtig beobachten und kritisiren; stets aber rückt er das Gesammtbild der zeitgeschichtlichen Vorgänge wie die Einzelheiten desselben in ein neues interessantes Licht, und durch die Darlegung, die der Verfasser uns von den politischen und nationalen Ereignissen der Zeit entwirft, flicht sich wie ein rother Faden, farbegebend und belebend, die Schilderung seiner persönlichen Schicksale, nirgends aber stellt er seine eigene Person aufdringlich in den Vordergrund, sondern läßt dieselbe, fern von aller Selbstbespiegelung, stets zurücktreten hinter den Excursen über Zeit und Welt, wie hinter den Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten, die er uns oft mit wenigen Strichen, oft in breiterer Ausführung zeichnet.

Viel seltener als das politische betritt Meißner in der Geschichte seines Lebens das religiöse Gebiet. Das geschieht nur an wenigen Stellen des Buches, und immer nur im Vorübergehen. Dagegen legt er seinen philosophischen Entwicklungsgang ziemlich deutlich dar: unser Dichter fand mit der Hegel'schen Schule mehrfach Berührung; Feuerbach aber hat stark auf ihn eingewirkt. Diesem Letzteren ist er persönlich nahe getreten, und die Abende, die er mit ihm in Frankfurt zur Zeit des Parlaments verlebte, bilden den Gegenstand eines der frischesten und anziehendsten Capitel der Selbstbiographie. Schopenhauers „erneuertem Buddhismus" kann er indessen — um das nebenbei zu bemerken — keine Sympathie abgewinnen.

In anmuthiger Lebendigkeit und Plastik tritt aus dem Rahmen des Meißner'schen Werkes die Schilderung der Knaben- und Jünglingsjahre unseres Poeten hervor. Hier ist kaum eine einzige der Wurzeln unaufgedeckt geblieben, aus denen der Lebensbaum Meißners in seinen reichen Verzweigungen erwuchs. Teplitz, Karlsbad und die Lateinschule zu Schlackenwerth sind die ersten Stationen auf dem Lebenswege des Dichters, und hier sind es besonders die Katastrophe, welche den Fortgang der Familie Meißner von Teplitz zur Folge hatte, und der Aufenthalt des Lateinschülers im Hause seines Kostherrn Hessenteufel zu Schlackenwerth, welche unser Interesse in Anspruch nehmen. Beide Stellen des Buches sind für gewisse Zustände der vormärzlichen Zeit bezeichnend. Zuerst die Teplitzer Katastrophe! In dem böhmischen Badeorte herrschte im Sommer von 1831 die Cholera. Meißners Vater war Hausarzt der fürstlich Radziwil'schen Familie, und der Fürst fragte ihn in jenem verhängnißvollen Sommer auf's Gewissen, ob denn eine Gefahr für Gesundheit und Leben aus dem gegenwärtigen Aufenthalt in Teplitz resultire. Der gewissenhafte Arzt konnte eine solche Gefahr nicht leugnen und gab damit das Signal zum sofortigen Weggange der fürstlichen Familie von Teplitz, was seinerseits ein allgemeines Zeltabbrechen und erschrockenes Fliehen der versammelten Kurgäste und somit den vorzeitigen Tod der Saison zur Folge hatte. Die dadurch materiell erheblich geschädigten ehrbaren Bürger von Teplitz kehrten ihre ganze Wuth gegen den wackeren Dr. Meißner; sie belagerten und erstürmten Nachts sein Haus, und fortan war des Bleibens der Familie Meißner nicht länger in Teplitz. Die Eltern siedelten mit ihrem Alfred — er war das einzige Kind — dauernd nach Karlsbad über. So geschehen im Jahre des Heils 1831! — Und nun Schlackenwerth! Dort, wohin der Vater von Karlsbad aus den Sohn auf die Lateinschule gebracht hatte, war dieser nicht gerade auf Rosen gebettet; an die Stelle der behaglichen Verhältnisse des Elternhauses traten nun die ärmlichen und kleinlichen Zustände des Klosterschullebens; der

junge Knabe kam von den mütterlichen Fleischtöpfen an die Kartoffelschüssel des Herrn Hessenteufel. Allerlei kleine Erlebnisse aus dieser Zeit, die Meißner uns mit genrebildartiger Frische der Darstellung schildert, leihen dieser Passage der Biographie ein besonders lebhaftes Gepräge: die Rogatemessen in der winterkalten Stadtkirche, bei denen das über Feuer erhitzte steinerne Ei, das die Schüler auf irgend einer Rumpelkammer aufgestöbert, als Wärmstein von Hand zu Hand wanderte, die Seelen- und Leibesverkäuferei der schönen Dienstmagd des Herrn Hessenteufel in den Harem eines kleinen deutschen Fürsten, die heimlichen Studien des Knaben in der aus Wielands „Amasis" und einem einzelnen Bande der Messiade bestehenden Bibliothek seines Kostgebers — diese und andere meistens heitere Episoden des Schlackenwerther Lebens gehören zu den poetisch anziehendsten Partien des Werkes.

Die zweite Schule, die Meißner bezog, war das Altstädter Gymnasium zu Prag, wohin er 1835 kam. Hier scheint er sich viel und eifrig mit schönwissenschaftlicher Lectüre befaßt zu haben. Früher, im Elternhause, hatte er auf Anregung seiner Mutter, die eine Schottin war, als eines der ersten Bücher die bekannte Percy'sche Sammlung altenglischer und schottischer Balladen in die Hand bekommen und im Uebrigen kaum mehr als eine ganz oberflächliche Bekanntschaft mit Seume, Schiller und Goethe gewonnen. Nunmehr wurde den beiden großen Classikern ein eingehendes Studium gewidmet, und daneben Tiedges „Urania" gelesen, in welcher der Prämonstratenser Professor Dittrich, einer der Lehrer Meißners, die Krone der deutschen Literatur erblickte. Für Prager und böhmische Geschichtsstudien in Chroniken und Monographien wurde noch Zeit gefunden und das Theater eifrig genossen. Aber zu eigentlich fruchttragender innerer Verwerthung reiften diese autodidaktischen Studien doch erst im ersten philosophischen Jahrgange, den der junge Student auf dem Clementinum zu Prag absolvirte, wo er zuerst mit Moritz Hartmann in engeren freundschaftlichen Verkehr trat und sich damit einen geistig gehobenen Umgang schuf, der in angeregtem Gedankenaustausche Meißners literarische Kenntnisse und sein literarisches Urtheil vielfach klärte und bereicherte. Die erste tiefere Bekanntschaft mit den Werken Heines, Grabbes, Byrons u. A. scheint in diese Zeit zu fallen, und mit Lenau trieben die beiden jugendlich begeisterten Freunde einen wahren Cultus. Meißner hat dem liebenswürdigen Moritz Hartmann, mit dem er lange Jahre hindurch innig verbunden blieb, bis politische Meinungsverschiedenheiten ihre Wege einigermaßen schieden, in einem der interessantesten Abschnitte seiner Selbstbiographie ein Denkmal der Freundschaft gesetzt, das dem geistvollen Sänger der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" nach jeder Seite hin gerecht wird.

Fesselnde Porträts entwirft uns Meißner auch gelegentlich seiner Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Leipzig, wo wir ihm 1846 begegnen: Herloßsohn, Kuranda, Laube, Gerstäcker, Willkomm, Oettinger, Kühne u. A. werden theils eingehender charakterisirt, theils nur charakteristisch beleuchtet, und die alte Meß- und Musenstadt, die damals noch in ihrer äußeren Physiognomie, wie dem Geiste nach, der in ihr wohnte, etwas Eigenartiges, „sogar Romantisches" hatte, wird uns in kurzen Zügen geschildert.

In Dresden lebte unserm Dichter ein Onkel, und dieser versammelte allwöchentlich einmal die Maler, Architekten und Bildhauer Elb-Athens um sich. Als Meißner von Leipzig aus nach Dresden ging, fand er im Hause dieses Onkels die anregendste Gesellschaft: Er lernte dort die Maler Julius Hübner und Julius Schnorr, die Bildhauer Rietschel, Hähnel, sowie den Architekten Semper kennen. Dort sah er auch im Hause Ferdinand Hillers zum ersten Male Berthold Auerbach, der eben mit der ersten Sammlung seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten einen großen Erfolg erlebt hatte. Robert Schumann kam um jene Zeit öfter von Leipzig nach Dresden zum Besuche herüber, und auch ihm begegnete Meißner bei Hiller. „Nun, das ist schön, daß Du da bist," hatte Hiller beim Wiedersehen lachend zu Schumann gesagt, „da werden wir uns tüchtig ausschweigen können." „Mir", bemerkt Meißner dazu, „der ich seit den Knabenjahren die tiefste Bewunderung und Verehrung für Schumann im Herzen trug, schien der Scherz pietätlos. Indeß lernte ich bald das merkwürdige Insichgekehrtsein des Meisters kennen. Er war der größte Schweiger, sei's daß der Gegenstand der meisten Reden ihm unbedeutend schien, oder daß ihm, der doch auch so glänzend zu schreiben verstand, der hergebrachte Ausdruck nicht genügte. In Hillers Salon, im Schwarme der Besuchenden, versteckte er sich wohl einen ganzen Abend, ohne zehn Worte zu sprechen. Ich erinnere mich auch einer Kahnfahrt auf der Elbe, bei der die Frauen Lieder von ihm sangen, er aber schweigend, dann und wann mit zugespitzten Lippen vor sich hinsummend, stumm am Feuer saß und in das Abendroth hinausstarrte. Er lebte nur in sich und in der wunderbar tönenden Welt, die er in sich trug." Derartige charakterisirende Lichter wirft das interessante Buch in dem Abschnitte über Dresden namentlich noch auf Karl Gutzkow, der auch ein Schweiger, aber dessen Schweigen ganz anders geartet war wie dasjenige Schumanns; es barg ein ununterbrochenes Verarbeiten der Eindrücke, die ihm von außen kamen. „Alles wurde ihm zum Stoffe, aus dem er seine Fäden spann: während seines ganzen literarischen Wirkens waren ihm seine Stoffe durch Ereignisse dictirt worden. Sein Verfallen in Selbstversenkung alternirte mit plötzlichem Erwachen, in welchem er das Wort scharf wie eine Stahlklinge führte und die Dinge wie mit einem fremdartigen elektrischen Lichte zu beleuchten verstand. Eine große Weichheit des Gemüthes war in ihm mit durchdringender Schärfe des Verstandes beisammen." Schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Dresden hatte Meißner auch Richard Wagner kennen gelernt, mit dessen musikalischer Richtung er wenig sympathisirt und dessen Schöpfungen er Mangel an eigentlicher Dramatik, geringes Maß von Melodienzauber, das Fehlen wirklicher lebendiger Charakteristik und allzu stetiges Vorwiegen pathetischen Ernstes vorwirft. Unserm Dichter fehlen ganz und gar die Ohren für die Zukunftsmusik.

Eines der glänzendsten Capitel in der Meißner'schen Selbstbiographie bildet der im zweiten Buche des ersten Bandes enthaltene Abschnitt, welcher sich mit den Eindrücken und Erlebnissen beschäftigt, die der Autor in Paris empfing. Aus der Reihe der interessanten Charakterköpfe, die Meißner uns auf dem bunt bewegten Hintergrunde der französischen Metropole entwirft und zu denen unter Anderen Alfred de Musset, Jules Michelet, Adam Mickiewicz, Pierre Jean de Béranger und Alexander Dumas gehören, ragt in besonders plastischer Lebendigkeit derjenige von Heinrich Heine hervor. Die Beziehungen des Pariser Aristophanes zur dortigen Schriftsteller- und Publicistenwelt, seine Häuslichkeit, seine unsäglichen körperlichen Leiden, sein Verhältniß zu Frau Mathilde und der „Mouche", ganz besonders aber sein in letzter Zeit nur allzu oft besprochener literarischer Nachlaß — all Dies zieht Meißner an verschiedenen Stellen seiner Selbstbiographie zur Charakteristik Heines in den Kreis der Betrachtung, und er bringt durch neue Beleuchtungen dieses oder jenes Moments in der Lebensgeschichte des kranken Dichters, durch Beibringung bisher unbekannten oder unbeachteten Materials manche in jüngster Zeit aufgetauchte Frage zur Biographie Heines dem Abschlusse wesentlich näher. Besonders fesselnd und lichtgebend ist, was er über die Beziehungen der „Mouche" zu dem sterbenden Dichter und über den geheimnißvollen Wandschrank mittheilt, der einen so wichtigen, leider zum größten Theile verloren gegangenen Bestandtheil der Nachlaßschriften Heines enthielt. Der Charakter des „ungezogenen Lieblings der Camönen" erscheint im Rahmen der Meißner'schen Schilderungen und Untersuchungen vielfach abgeklärter, ausgeglichener, edler als im Lichte der meisten früheren Beurtheilungen. Der alte Satz, daß für den schärferen Beobachter eigentlich jeder bedeutende Charakter durch die in ihn gelegten Widersprüche und durch die Art und Weise interessant wird, wie diese Widersprüche sich gegenseitig assimiliren oder abstoßen, so daß im Grunde das Eigenartige, Significante jeder ungewöhnlichen Menschennatur in jenem Verschmelzungs- oder Scheidungsprozesse der dem Charakter innewohnenden Gegensätze liegt — die Wahrheit dieses Satzes findet ihre volle Bestätigung in den

Resultaten, zu denen die feinsinnige Art gelangt, mit der Meißner eine dissectio animi an Heine vornimmt, nicht indem er dessen menschliches und dichterisches Wesen systematisch zerlegt und analysirt, sondern indem er uns den armen kranken Menschen und gottbegnadeten Dichter durch schmuck- und anspruchslose geistige Portraitirung und liebevolles Sichversenken in seine persönlichen Verhältnissen vor Augen führt. Wie Vieles im Sein und Leben Heines, das früher den Anstoß zu argen Mißdeutungen und Verunglimpfungen seines Charakters gab, erscheint in dieser Darstellung durch die Feder des vorurtheilslosen Beurtheilers in einem versöhnlichen und harmonischen Lichte! Meißners Mittheilungen über Heine bilden ein werthvolles Material zur Biographie unseres genialen Dichters.

Im zweiten Bande des Werkes sind es außer den Heine-Studien namentlich die Capitel, welche sich mit dem Revolutionsjahre 1848 beschäftigen, die ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen: die Schilderungen der Märztage, des „slavischen Vorparlaments", des Studentenfestes auf der Wartburg, der Parteien in der Paulskirche zu Frankfurt und der Septembertage sind glänzende Belege für die zugleich concis-concrete und doch von bedeutenden Gedanken getragene Vortrags- und Darstellungsweise Meißners.

Unser Autor sieht stets das Einzelne scharf und klar und weiß es in seinen Schilderungen und Betrachtungen ebenso scharf und klar zu veranschaulichen; aber er verliert dabei nirgends die Fäden aus dem Auge, mittelst welcher dieses Einzelne mit dem Ganzen, d. h. mit der Zeit, aus der es erwachsen, zusammenhängt. Er sieht Menschen und Dinge durch das Prisma seiner eigenen Individualität, aber er weiß sie doch objectiv zu packen und in ihrer Ursprünglichkeit und Besonderheit eindrucksvoll hinzustellen. Er versteht es, in allen Theilen seiner Darstellung die einheitliche Totalstimmung, in jedem einzelnen Theile aber die richtige Localstimmung zu treffen, und nirgends in seinen Darlegungen finden sich öde, langweilige, leere Stellen, nirgends Lagunen des Inhalts oder Saloperien der Form — alles in diesen zwei Bänden ist der Materie nach wenn nicht bedeutsam und weitausschauend, so doch fesselnd und interessant, in Sprache und Vortrag aber ist es stets ebenso farbig und anschaulich wie einfach und anspruchslos.

Anspruchslos! Das ist eben ein besonders liebenswürdiges Merkmal dieser Lebensgeschichte, und dies tritt da am wohlthuendsten hervor, wo der Verfasser von seinen eigenen dichterischen Bestrebungen spricht. Er registrirt in aller Bescheidenheit seine literarischen Erfolge und verschmäht jedes Mäntelchen der Beschönigung, wo er von seinen dichterischen Mißerfolgen und Mißgriffen zu reden hat. Nichts von ziehenden Weihrauchwolken der Selbstberäucherung, nichts vom knitternden Phrasenrauschgold der Ruhmredigkeit und Selbstgenügsamkeit! Und das ist heutigen Tages, wo die liebe Mittelmäßigkeit auf allen Gebieten der literarischen Production den Mund im Selbstlobe so ungenirt vollnimmt, der allgemeinen Nachahmung wahrlich nicht nachdrücklich genug zu empfehlen.

Alfred Meißners Selbstbiographie schließt mit dem Jahre 1856 ab; sie umfaßt somit nur unseres Dichters Lehr- und Wanderjahre. Wir glauben dem Wohlgefallen und der Freude, die wir an diesen Lehr- und Wanderjahren als einer wahrhaften Bereicherung unserer Memoirenliteratur gehabt haben, am Schlusse dieser Zeilen nicht besser Ausdruck geben zu können, als durch die Bitte: Meister, gieb uns nun auch recht bald ein Bild deiner Meisterjahre!

Das Kunstgewerbe in der Arbeiterwohnung.

Von F. Luthmer.

Der Weg, auf welchem eine Erfindung, eine Mode „volksthümlich" wird, ist fast immer der nämliche: für die oberen Zehntausend geschaffen, erzeugt unter Mitwirkung künstlerischer Kräfte, wird sie Gegenstand des Verlangens für einen weiteren, unendlich größeren Kreis, der in der Aeußerlichkeit seiner Lebensweise von jenen Begüterten nicht wesentlich verschieden ist, ohne dafür die wünschenswerthe materielle Unterlage zu besitzen. Für diesen entstehen die wohlfeileren Nachahmungen, bei welchen die künstlerische Mitwirkung immer noch bezahlt wird: aber, während das Schmuckstück im ersten Stadium noch Handarbeit, jedes Exemplar die liebevolle Schöpfung eines Künstlers war, wird jetzt nur noch einmal ein geschickter Graveur bezahlt, um die Stahlmatrize zu stechen, in welcher das Stück nun zu tausend Exemplaren geprägt wird. Immerhin wird diese, für das große „kunstsinnige Publicum" bestimmte Art kunstgewerblicher Erzeugnisse uns noch erfreuen können: die Weihe der künstlerischen Erfindung haftet ihnen noch an; die Ansprüche der Käufer fordern eine delicate Ausführung. Nun aber, auf der dritten Stufe abwärts, wird es schlimm! Das „Genre" hat gefallen, Jedermann in der Gesellschaft trägt es — warum sollen es nicht auch die tragen, die nicht zur Gesellschaft gehören. Ein äußeres Abzeichen der Stände haben wir ja Gott sei Dank mit so vielem veralteten Kram aus Großväterzeit hinter uns geworfen! Rechnet doch ein Dienstmädchen, welches in Kattunkleid und Schürze seine Einkäufe besorgt, fast zu den Seltenheiten. Und zu Federhut und Mantille gehört doch nothwendig auch ein Schmuck, wie ihn die Herrschaft trägt; ist derselbe doch um ein paar Pfennige im nächsten Posamentirgeschäft zu haben. Nun betrachtet euch solch ein Stück, welches von weitem wirklich an das „Renaissance-Genre" erinnert, welches unsre Damen tragen! Damit hat die Kunst schlechterdings nichts mehr zu thun! Es ist das Erzeugniß einer concurrenzwüthigen Industrie, um die sich Niemand mehr kümmert, als etwa der Speculant, der berechnet, wieviel Mille er pro Monat absetzen muß, um das Geschäft zu machen, und der Gablonzer Fabrikant, der darauf raffiniren muß, das Tausend noch einen halben Gulden billiger herzustellen.

Wir sind so vollkommen daran gewöhnt, auf allen Gebieten des Kunstgewerbes gute Formen, künstlerische Ideen in der charakterisirten Weise unter die Füße gerathen zu sehen, daß wir uns gar nicht mehr darüber wundern, wenn uns Dinge, die uns noch vor einem Jahre entzückt haben, rasch zum Ueberdruß werden. Um so mehr muß es uns freudig auffallen, wenn wir Anstrengungen begegnen, um auf einem wichtigen Gebiet der Kunstindustrie diesen Proceß der schnellen Degeneration aufzuhalten, und wenn wir uns sagen müssen, daß diese Anstrengungen ihre Mittel nicht besser wählen könnten, als es geschieht. Wir meinen die Concurrenzen für die Ausstattung des Arbeiterhauses, welche von verschiedenen Seiten in letzter Zeit zur Ausschreibung gekommen sind, die bedeutendsten von der Gewerbedeputation des Magistrats unserer Reichshauptstadt und von dem Kunstgewerbeverein zu Halle. Es liegt beiden derselbe Gedanke zu Grunde: ehe die Möbel-Industrie, welche sich in Bezug auf künstlerische Skrupel von keiner ihrer Schwestern unterscheidet, den oben angedeuteten Weg abwärts einschlägt und für die mindestbemittelten Käufer Copien unserer Mode gewordenen „Renaissance-Einrichtungen" in schlechtesten Surrogatstoffen herstellt, veranlaßt man sie, auf anderm Wege und in selbständiger Erfindung Möbel zu schaffen zu Preisen, welche der Kleinbürger anzulegen pflegt, die aber dabei bestimmt formulirten Ansprüchen an Schönheit und stilrichtigem Aufbau entsprechen sollen.

Ob man in allen Fällen zur Ausführung dieses sehr gesunden Gedankens die zweckmäßigsten Wege eingeschlagen hat, könnte discutirbar sein. Eine lebhafte Opposition, welche sich gerade aus Fachkreisen gegen die Berliner Concurrenz erhoben, läßt es bei der letzteren sogar unzweifelhaft erscheinen, daß man einerseits das Programm hinsichtlich der geforderten Möbelstücke hätte genauer präcisiren, andrerseits den Gesammtpreis, der für die Ausstattung von Wohnstube, Schlafkammer und Küche nur 500 Mark betrug, etwas höher hätte annehmen sollen. Aber trotz dieser kleinen Mißgriffe in der Ausführung haben wir sowohl in Berlin wie in Halle das erfreuliche Resultat, daß eine Reihe tüchtiger Geschäfte auf den leitenden Gedanken eingegangen ist, und gleichzeitig billige, schöne und solide Zimmereinrichtungen zur Concurrenz gebracht hat. Besser als

durch hundert lange Abhandlungen wird durch die Ausstellung derselben dem Publicum ad oculos demonstrirt, daß es thatsächlich möglich ist, für ein Paar hundert Mark eine Wohnung so auszustatten, daß auch eine strenge Kritik daran nichts auszusetzen findet.

Wie dies Resultat erreicht war, das dem Leser zur Anschauung zu bringen, ist für das nackte Wort ohne die Beihülfe bildlicher Darstellung eine unlösbare Aufgabe. Einige Hauptzüge können hier charakterisirend angeführt werden: man mußte zunächst mit dem Vorurtheil brechen, als ob unter den zu Möbeln verwendbaren Hölzern eine Rangordnung vom Vornehmen zum Gemeinen bestände; als ob Mahagoni, Nußbaum und schwarzgefärbtes Buchenholz höher im Rang ständen als Kiefern, Eschen und Eichenholz — ein Vorurtheil, welches, so verbreitet es ist, vor der äußerst reizvollen Erscheinung der letztgenannten Hölzer absolut nicht Stich hält. Ferner mußte man sich von dem, namentlich bei Architekten, die anfangen für das Kunstgewerbe zu arbeiten, fest eingewurzelten Gedanken losmachen, als sei ein Möbelstück eine architektonische Leistung, die man unbedingt mit den Schmuckmitteln der großen Architektur, mit Säulen, Architraven, Consolgesimsen und schweren Sockeln ausstatten müßte. Man hatte im Gegentheil zu untersuchen, welche Schmuckmotive die dem Tischler geläufigen Constructionen an die Hand geben; und man fand in der Verbindung von Rahmen- und Füllwerk, im Verleimen doppelter Brettstärken, im Brechen der Kanten, endlich in den unerschöpflich reichen Formen des Drechslers eine solche Fülle von Motiven, daß man daneben sowohl der großen Architektur, wie auch der theuern Arbeit des Bildhauers wohl entrathen konnte. Doppelte Aufmerksamkeit mußte man dagegen denjenigen Mitteln der großen Architektur zuwenden, welche ihre Wirkung in guter Abwägung der Verhältnisse, in einem wohlabgemessenen Spiel der Horizontal- und Verticallinien, in richtiger Vertheilung von Oeffnungen und geschlossenen Massen finden; Mittel, die im Aufbau des Möbels allerdings ebenso zur Anwendung kommen, wie in der Composition einer Palastfaçade.

Nach solchen und ähnlichen Grundsätzen entstanden die Möbel jener Concurrenzen, von denen einige wahrhaft künstlerischen Reiz besaßen, sodaß sie sich nicht nur die unbewußte Sympathie des Laien erwarben, sondern auch dem Fachmann das Räthsel aufgaben: wie mit so wenig Mitteln ein so reicher, abgerundeter Effect zu erzielen war. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Veröffentlichung der besten unter diesen Compositionen, die in der vom Verfasser herausgegebenen „Illustrirten Schreiner-Zeitung" (Stuttgart, Spemann) erfolgt, weiten Kreisen eine gesunde Anregung und wahrhaft brauchbare Vorbilder bringen wird. Wenn so die betheiligten Kreise der Fachleute, der Fabrikanten und Möbelzeichner in verständnißvollster Weise auf die Absichten der Veranstalter dieser Concurrenzen eingegangen waren, so beantwortet sich die Frage, wie das Publicum den letzteren gegenübergestanden, leider nicht in gleich befriedigender Weise.

Vor Allem sind die Stände, zu deren unmittelbarem Nutzen die Concurrenzen ausgeschrieben wurden, am Wenigsten von denselben berührt worden. Unter den abfälligen Urtheilen, welche man seiner Zeit über die Berliner Concurrenz hörte, klang eins besonders scharf hervor: Die Möbel seien überhaupt nicht für die Arbeiter, sondern für pensionirte Geheimräthe bestimmt. Und thatsächlich sind die Ankäufe der wirklich schönen und preiswerthen Sachen nicht etwa von Arbeiter- oder kleinen Bürgerfamilien, sondern von den sogen. „besseren Ständen" — Beamten, Künstlern, Militärs ꝛc. erfolgt. Wenn man somit zugestehen muß, daß der Endzweck dieser Bestrebungen nicht ganz erreicht wurde, so verlohnt es sich wohl, nach der Ursache dieses Mißerfolgs zu fragen.

Um das Einfach-Schöne zu würdigen, muß sich der Geschmack des Menschen entweder in einem gesunden, unverbildeten Naturzustande oder in dem Stande der höchsten Ausbildung befinden. Beides können wir in den Kreisen, deren Häuslichkeit hier nach den Gesetzen einer einfachen Schönheit geschmückt werden sollte, nicht zu finden erwarten. Die Annahme des Letzteren schließt sich von selbst aus; aber auch die wirklich volksthümliche Naivetät, die manchen Erzeugnissen der Literatur, manchem was die Volksbühne bietet, noch ein inniges Verständniß entgegenbringt, dürfen wir hier nicht suchen. Dazu ist einestheils das Interesse für das Kunstgewerbe zu jung, andrerseits ist die Ausstattung der Wohnung zu sehr Repräsentationssache. Die große Mehrzahl der Menschen richtet ihre Wohnung nicht für sich, sondern für ihre Besucher ein. Wäre das anders, so hätten wir nicht so viele unerfreuliche, verschmutzte und mehr als einfache Hinterzimmer neben den prunkvollen „guten Stuben". Auf letztere zu verzichten, und sich eine einheitlich gediegene, dafür aber einige Grade weniger prunkvolle Wohnzimmer-Einrichtung anzuschaffen, widerstreitet den Lebensgewohnheiten einer kleinen Handwerkerfamilie durchaus, schon weil das Bedürfniß derselben fehlt. Betrachten wir nur die Entwickelung eines solchen Hausstandes näher: Der Handwerksgeselle, der seine Jugend vielleicht in dem Tagelöhnerhaus einer kleinen Landstadt verlebt hat, vereinigt seine Ersparnisse mit denen seiner „Auguste", die auf eine Reihe von Dienstjahren in „herrschaftlichen" Häusern zurückblickt. Was sie bei der Gründung ihres Hausstandes gebrauchen, wird von den vier Wänden eines Zimmers umschlossen, welches Werkstatt, Küche, Schlaf- und Wohnzimmer zugleich ist. Nach einigen Jahren haben sich, Dank dem Fleiß des Mannes und der Wirthschaftlichkeit der Frau, die Verhältnisse der jungen Handwerkerfamilie wesentlich geändert: der Wohlstand ist gewachsen, daneben hat sich die Familie vergrößert, das neue Quartier welches man bezieht, enthält außer dem Arbeitsraum für den Mann und die Gesellen und der Küche eine geräumige Stube, in welcher die Familie schläft und ißt, und noch ein zweites Zimmer, das als „gute Stube" eine nagelneue Einrichtung bekommen soll. Frau Auguste hat noch eine ziemlich genaue Erinnerung, wie es bei ihrer letzten Herrschaft ausgesehen hat, und ihr Streben geht nicht höher, als ihre gute Stube nach diesem Vorbild zu gestalten. Wie sie schließlich aussehen wird, kann man leicht mit wenigen Strichen zeichnen: Das Sopha und der ovale Tisch, der „Vertikow" (beiläufig eines der drolligsten Wort-Ungethüme) mit Spiegelthüre, vielleicht gar ein Cylinder-Bureau, und der Pfeilerspiegel mit Goldrahmen, womöglich mit dito Consolentisch; alles Holzwerk polirtes Mahagoni, die Bezüge spinatgrüner Plüsch. Während um diese Herrlichkeiten in einer der zahllosen, meist in Souterrains belegenen „Möbelhallen" gehandelt wird, bringen die Zeitungen Berichte über die Ausstellung „stilvoller Arbeiterwohnungen" im Palast der Hygiene. Nun wird unser Ehepaar gewiß mit möglichster Schnelligkeit hineilen, um die schönen Dinge zu betrachten, die speciell für seine Bedürfnisse angefertigt sind und wird dort seine Auswahl treffen? Wir wollen zehn gegen Eins wetten, daß dies nicht der Fall ist; ja, ein guter Freund, der unsern Meister auf diese „stilvollen Möbel des Arbeiterhauses" aufmerksam macht, wird gröblich angelassen: Wir sind keine Arbeiter, wir beschäftigen zwei Gesellen und sind jetzt „Fabrikanten". Und binnen Kurzem ziert die Mahagoni-Einrichtung mit dem spinatgrünen Plüsch die gute Stube der Frau Fabrikantin.

Was wir zu zeichnen versuchten, ist leider keine Carricatur, sondern ein nur zu wahres Bild jenes falschen Strebens nach Oben, jener Selbstverkletterung unseres Handwerkerstandes. Wo die Wurzeln dieser gefährlichen Wucherpflanze zu suchen sind und ob dieselben nicht bis in die Aufhebung der Zünfte hineinreichen — solche Fragen wollen wir den Socialpolitikern zu entscheiden überlassen — genug, daß wir uns der Früchte derselben zu erwehren haben, die mannichfacher und unerfreulicher Natur sind.

Gleichnisse sind im Allgemeinen als altmodisch unbeliebt, dennoch wolle der geneigte Leser uns den Versuch eines solchen gestatten: Ein Gärtner hat einen Baum mit den Wurzeln ausgehoben, um ihn in anderes Erdreich zu verpflanzen. Beim Einsetzen findet er, daß die Grube, die er für den Wurzelballen ausgegraben, zu klein ist. Wird er die Wurzeln des Baumes abschneiden? Nein, er wird Hacke und Spaten zur Hand nehmen, um die Grube zu vergrößern. Wir glauben, daß es für die, welche unser Kunstgewerbe wahrhaft volksthümlich machen wollen, an der Zeit ist, ebenfalls Hacken und Spaten zur Hand zu

nehmen. Der Boden ist noch nicht bereitet zur Aufnahme des Baumes. Und in der Unsicherheit, wie er am besten bereitet werden könnte, wollen manche Gärtner dem Baume selbst hier und da eine Wurzel abhacken, um ihn dem widerstrebenden Boden willkommen zu machen. Wir aber sind der festen Ueberzeugung, daß dem Boden selbst noch beizukommen, daß mit andern Worten die breiten Schichten unseres Kleinbürgerstandes empfänglich zu machen sind für die Verschönerung und Veredelung des Lebens, welche das Kunstgewerbe bietet. Und sollten dieselben zunächst noch für die Worte der Belehrung taub sein, so ist es das Beispiel, welchem der den Menschen innewohnende Nachahmungstrieb stets den besten Erfolg sichert. Dies Beispiel wird von denjenigen Kreisen auszugehen haben, denen wir, nach unserer obigen Entwickelung, eine hohe Geschmacksbildung und die verständnißvolle Empfindung für das Einfach-Schöne zuschreiben dürfen — die aber auch gleichzeitig für die unteren Stände tonangebend sind. Denn für die Sache selbst ist es fast gleichgültig, ob die Letzteren das Gute, das ihnen geboten wird, aus Ueberzeugung annehmen oder weil es Mode ist.

Wir wollen unsere kurze Betrachtung nicht mit einem Mißklang schließen und darum nicht die Frage aufwerfen, ob denn wirklich in allen den zum Vorbild berufenen Kreisen auch das volle Verständniß für diese Bestrebungen vorliegt, die das Kunstgewerbe in bescheidener Form auch in die Wohnung des Arbeiters einführen wollen; ob diese Bestrebungen nicht bei manchem Vertreter unserer gebildeten Stände auf Zweifel an ihrer Berechtigung, oder, was viel schlimmer ist, auf indolente Verneinung treffen. Aber sollte diese Frage auch leider oft bejaht werden müssen, so gibt es doch auch hierfür kein besseres Gegenmittel, als die frischen Versuche zum praktischen Bessermachen, die uns den Anlaß zu diesen Zeilen gaben.

Ein Besuch.

Novellette von Wilhelm Jensen.

Ein Sommernachmittag hoch im deutschen Nordosten, heiß und still. Die grauen Giebelspitzen eines alten Herrenhauses sahen durch Blätterlücken dunkler, ruhiger Laubbäume und weiter hinaus auf Felder mit hohem, schnittreifem Korn. Vor der breiten Steinterrasse des adligen Gutsgebäudes blühten rothe Oleander, und weiße Orangenkelche füllten die Luft mit einem schweren, betäubenden Duft. Rundumher lagerte sich der große Schloßpark, tiefschattig und sonnendurchblitzt, Wasserarme zogen sich hierhin und dorthin, manchmal stand eine weiße Urne oder Steingestalt schweigsam an den mäandrisch verschlungenen Wegen. Alles bewegungslos, kein Hauch rührte die Wipfel, noch kräuselte die Weiherflächen. Nur dann und wann schrie ein kreisender Habicht, sonst lag die lautlose Stille eines Märchens über der stadtfernen Landwelt.

Zwei Kinder allein befanden sich in dem Park, ein Knabe und ein Mädchen. Beide waren hochaufgewachsen, doch unverkennbar noch Kinder, er vielleicht fünfzehn Jahre alt, sie um zwei Jahre jünger. Sie sprachen sich mit ihren Vornamen an, „Hartwig" und „Helene", denn sie war die Tochter des freiherrlichen Besitzers des Gutes und er ihr Vetter, auf dem letzteren zum Besuch. So standen sie in vertraulichem Verhältniß, und doch nur halb, wenigstens nicht ganz so mehr wie in früherer Zeit. Sie waren größer geworden, seitdem sie sich nicht gesehen; die Spiele, welche sie noch im vorigen Jahre miteinander betrieben, eigneten sich nicht recht mehr, und zuweilen gingen ihre Augen sich mit einer leichten Scheu vorbei.

Diese Augen waren sich auch verwandt, wie ihr Haar, wie ihr ganzes Wesen; nordisch blau und blond, auf den ersten Blick von ungemischter germanischer Abkunft. Die schönen Züge des Mädchens boten einen sanften, still sinnigen Ausdruck, der zu einem träumerischen Zug seines feinen Gesichtes stimmte. Ab und zu erschienen sie als Kinder und sich als solche zu fühlen, und dann wieder nicht. Sie befanden sich gern zusammen, doch wußten nicht recht miteinander zu reden. Mindestens nicht über Gegenwärtiges; wie zwei alte Leute sprachen sie zumeist von gemeinschaftlichen Erinnerungen aus ehemaligen Tagen.

Nun saßen sie schon eine Weile verstummt neben dem Weiher auf der Halbrundbank eines kleinen Platzes, von dessen Rand eine Nachbildung der milesischen Venus herabsah. Beide schienen eines äußeren Anlasses zu bedürfen, damit ihnen die Lippen wieder zur Unterhaltung gelöst würden, und ein solcher kam jetzt in Gestalt eines rollend den Boden erschütternden Tones. Hartwig hob die Stirn auf und sagte: „Ist das Donner?"

Helene schüttelte den Kopf: „Ich glaube, ein Wagen in der Allee."

„Nein, hab' Acht, da ist's still und wird gleich wiederkommen; es gibt ein Gewitter."

„Nein, horch' nur, er hat vor dem Hause angehalten."

Es ließ sich nicht entscheiden, wer Recht hatte, doch es war auch gleichgültig und nur dankenswerth daran, daß ihnen aus dem Geräusch ein neuer Gesprächsgegenstand zugefallen, der eine Erinnerung aufweckte. Helene fügte nach:

„Weißt Du noch, wie wir einmal bei Nacht allein im Wagen hierherfuhren. Ich durfte Dich von der Eisenbahn abholen, aber der Zug kam viel zu spät, und so ward's dunkel, noch eh' wir einstiegen."

Hartwig nickte: „Gewiß, doch nachher kam bald der Mond, und es war Alles wie Silber. Aber Du wurdest müde und die Augen fielen Dir zu, daß ich Furcht hatte, Du könntest von dem schmalen Jagdwagensitz heruntergleiten, und ich hielt Dich mit meinem Arm fest."

Ein träumerisches Licht ging durch seine Augen, und er setzte hinzu: „Es war eine wunderschöne Mondnacht."

„Ja," sagte das Mädchen, „wunderschön, ich weiß es auch, obwohl Du behaupten möchtest, ich hätte geschlafen und nichts davon gesehen."

Sie lachte, und er lachte gleichfalls, und dann ward ihre Stirn ein wenig roth, und die seinige ebenso, und ihre Blicke gingen sich flüchtig vorüber.

Da kam ein Schritt vom Schloß her durch den Parkgang gegen sie heran und gleich darauf bog eine Gestalt um den Gebüschrand. Es war ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren in einem dunkelgrünen Schnürrock und hohen Stulpstiefeln bis an die Knie, nicht besonders hoch von Wuchs, aber breitbrustig und starkhüftig. Seine rechte Hand hieb mit einer Gerte pfeifend nach den Blättern am Wege, und seine kleinen, schwarzen Augensterne blitzten scharf wie zwei glimmernde Pfeilspitzen aus einem blassen, ruhlos beweglichen Gesicht. Nun rückte er kurz eine runde, pelzbesetzte Mütze, die er trotz der Sommerhitze auf dem Kopf trug, von dem ebenso tiefschwarzen, dichten, wirbligen Haar und sagte mit scharfem Stimmenklang und fremdländischem Accent in deutscher Sprache:

„Prinz Dmitri Wassiljewitsch Kowalewski! Mir ist gesagt worden, daß Sie sich hier befinden, Baronesse. Wir halten uns nur kurz auf. Eh bien, nous amusons nous!"

Helene schaute verwundert auf den Sprecher, sie war mechanisch aufgestanden und versetzte: „Bist — sind Sie mit dem Wagen gekommen?

„Natürlich. Ich reise nach Frankreich und Italien. Wir benutzen die Eisenbahn nicht, sie ist für gemeine Leute. Wer ist dieser Herr? Sie haben ihn mir noch nicht vorgestellt."

Das Mädchen bewegte verdutzt ein wenig ungelenk die Hand und sagte: „Mein Vetter Hartwig."

„Ah, Ihr Cousin. Ein cousin ist häufig ein amoureux. Sind Sie ein Deutscher, monsieur?"

Hartwig bejahte, den Fragsteller groß anstaunend, nur mit dem Kopf; Dmitri Wassiljewitsch entgegnete rasch:

„Ich liebe die Deutschen sonst nicht. Die Männer in Deutschland sind tölpelhaft und die Frauen langweilig. Ich hatte einmal einen deutschen Hofmeister, der mich eine Strafarbeit machen lassen wollte. Wie ich meine Hunde auf ihn hetzte, flüchtete der Poltron auf einen Baum. Aber ich holte meine Windbüchse und

schoß ihn durch den Arm, daß die Memme heulend herunterkam und um Pardon bat. Mein Vater legte ihm ein Rubelpflaster auf die Wunde und schickte ihn nach Deutschland zurück. So werden wir's mit Eurem König und seinen Soldaten auch machen, wenn er unsern Befehlen nicht gehorcht. Ich bin mit Eurer Gegend hier zufrieden, sie muß russisch werden."

Die Worte kamen ihm in kurzen Sätzen, wie kleine schießende Stromschnellen von den Lippen. Die beiden Andern standen wortlos erstaunt; nun fügte er nach:

„Doch ich will Auftrag geben, daß man Euch mit Schonung behandelt, wenn unsre Armee euer Land erobert. Ich habe lange im Wagen gesessen, wir wollen ein Spiel anfangen, bei dem man sich Bewegung macht. Wie heißt Du? Ich dutze die Damen stets, die mir gefallen."

„Helene."

„Dein Name ist gut, ich werde Paris sein. Monsieur Hartwig, Sie sind Menelaus. Hier ist Troja und dort drüben auf der Altane überm Weiher Deine Burg in Sparta, aus der ich Dich entführe. Allez-vous-en, Mademoiselle!"

Da Helene noch zögernd stand, stampfte er ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden; nun wandte sie sich halb erschreckt der bezeichneten Altane zu. Hartwig wollte ihr folgen, doch Dmitri faßte ihn heftig an der Schulter:

„Sie sind einfältig! Natürlich befinden Sie sich nicht zu Hause, wenn ich komme, sonst würden Sie sich Ihre Frau nicht rauben lassen, sondern um Hülfe rufen, denn allein wagten Sie nicht es mit mir aufzunehmen. Aber Ihre Mannen kämen und ich wäre nur ein Einziger gegen Hundert. Sie halten sich dort im Busch verborgen, und erst wenn ich die Helena mit mir führe, treten Sie mir entgegen. En avant! Schlafen Sie denn?!"

Jetzt stand er wartend, daß seine Anordnungen vollzogen würden, und schlug mit der Gerte nach kleinen, stahlblau und smaragdfarbig durch die Luft blitzenden Wasserlibellen. Seine Streiche waren so scharf gezielt, daß er jedesmal traf und das zierliche Insect in der Mitte durchschnitten zu Boden fiel. Sein Vorsatz richtete sich offenbar darauf, ein halbes Dutzend niederzustrecken, und bis er diese Zahl erreicht, bekümmerte er sich mit keinem Blick mehr um die Andern. Dann sah er sich um, das helle Sommerkleid Helenes leuchtete auf der anderen Seite des ziemlich großen Parkweihers von der Altane, und er ging auf sie zu. Zwei Schritte vor ihr hielt er an, grüßte und sprach:

„Ich bin der Fürst Paris und habe von Deiner Schönheit gehört. Du bist verheirathet, darum will ich Dich mit mir nach Troja nehmen; der Ruhm ist größer, eine Frau zu entführen, als ein Mädchen. Ich weiß, daß Du Dich glücklich preist, von mir, der ich ein Königssohn bin, ausgewählt zu sein. Aber widersetze Dich etwas! Das macht Dich begehrenswerther, und Frauen müssen sich immer den Anschein geben, als ließen sie sich nur mit Gewalt rauben."

Er faßte die Hand Helenes, die ihm verwirrt ins Gesicht blickte und sich in wirklicher Beängstigung sträubte, ihm zu folgen. Befriedigt sagte er: „Du spielst gut, man wird Dir nachrühmen, Du wärest tugendhaft gewesen."

Sie klammerte sich mit ihrer kleinen Hand am Geländer an, doch ein fester Griff von ihm riß sie los und er zog sie mit sich fort. Nun rief sie schreckhaft: „Hartwig!"

„Gut! Aber 'Menelaus' mußt Du rufen! Deine Mägde werden Dir bezeugen, daß Du um Beistand geschrieen hast. Er soll kommen! Da ist er!"

Hartwig war aus dem Gebüsch geflogen, er gewahrte den ängstlichen Ausdruck in der Miene des Mädchens und streckte die Hand nach demselben vor. Doch gleichzeitig traf ihn ein voller, rücksichtsloser Fauststoß gegen die Brust, der ihn, unvorbereitet, hinterrücks auf den Rasen fallen ließ. „Fahr' zur Unterwelt, Menelaus!" stieß Dmitri mit wildem Auflachen aus, umfaßte Helene kraftvoll, hob sie und trug sie in einen kleinen, neben der Altane am Ufer liegenden, eleganten Kahn. Das Mädchen wehrte sich umsonst: „Laß mich doch! Was willst Du?"

„In mein Schiff! Können wir denn zu Lande nach Troja kommen?"

Er schlug die Ruder ein, und das Boot flog auf den Weiher hinaus. Hartwig stand wie halbbetäubt, wortlos nachblickend am Wasserrand, und sein Gegner rief ihm zu:

„Nun rüste Deine Heerschaar, Menelaus, und rücke vor Troja! — Wir sind hier auf dem griechischen Meer, schöne Helena, wo Dich Niemand mehr sieht. Du kannst jetzt Deine Schüchternheit ablegen und darfst mich dutzen."

Es wirbelte ihr im Kopf, doch sie antwortete: „Das war häßlich von Dir, Du hast ihm sicher weh gethan."

„Was geht Dich Menelaus noch an!" fuhr er auf. „Er ist ein dummer Grieche, die Griechen waren die Deutschen im Alterthum und die Trojaner die Russen. Du hast mich allein zu lieben! Verstehst Du! Sonst stürze ich das Boot um und lasse Dich ertrinken!"

In seiner Miene lag etwas, das die letzte Drohung nicht als Scherz klingen ließ; furchtsamen Blickes wagte das Mädchen nichts weiter zu sprechen. Sie landeten jetzt unfern von dem Platze mit der Halbrundbank; er sprang auf, bot ihr galant die Hand zum Aussteigen und schleuderte den leeren Kahn mit einem Fußstoß auf den Weiher zurück. „Das Schiff brauchen wir nicht mehr, wir sind in Troja!"

Helene erschrak: „Nun kann ja Niemand das Boot wieder bekommen — mein Vater wird erzürnt werden."

„Peuh! Wenn Dein Vater ein Schacherjude ist, wird der meinige es ihm bezahlen. Reich' mir den Arm jetzt, ich führe Dich auf die Burg, um Dich meinen Brüdern und dem versammelten Volk zu zeigen. Zuerst müssen wir ein Dankopfer für unsere Ankunft bringen."

Er sah kurz umher; etwas zur Seite stand ein sorgsam gepflegtes Kunstbeet mit wundervollen tropischen Lilien, und hastigen Zugriffs raffte er im nächsten Augenblick die großen, farbig gefleckten Blüthen sämmtlich von den Stielen und warf sie zu einem Haufen auf die Bank. „Sie sehen aus wie Opferflammen! Da ist der Palast, in dem Du mit mir wohnen wirst."

Seine Hand zog sie zum Sitzen nieder, doch er stellte sich vor sie hin und betrachtete sie einige Secunden lang stumm mit prüfenden Augen. Dann sprach er kopfnickend: „Sie haben Recht mit ihrem Beifall, Du bist in der That schön und meiner würdig. Unsere Kinder werden alle anderen auf der Welt übertreffen. Die da" — er wies nach der milesischen Venus — „ist häßlich neben Dir und Du verdienst auf ihrem Thron zu stehen. Fort mit dir!"

Er stemmte beide Hände plötzlich wider die Marmorstatue, die sich hintenüber neigte. Helene stieß einen Schreckensruf aus, doch im selben Moment stürzte die Venus dumpfklirrend von ihrem niedrigen Sockel zur Erde, und Dmitri gebot: „Tritt hinauf und beweise ihnen, daß Du schöner bist! Nur Dein Kleid paßt nicht für Helena, Du mußt es von der Schulter ziehen und den Gürtel öffnen!"

Das Mädchen stand noch starr von dem Umsturz der kostbaren Statue und leistete keinen Widerstand, als er ihr mit einem zerrenden Ruck das blauseidene Band, das ihr Kleid in der Mitte als Gurt umfing, zersprengte. Doch von links her war jetzt Hartwig um das weitausgebuchtete Weiherufer herangelangt, und Dmitri ließ seine Absicht, Helene auf den Sockel der Venus hinaufzustellen, für den Augenblick fahren und rief:

„Da ist Menelaus mit seinem Heer. Wir wollen ihn höhnen! Hier ist der Mauerrand von Troja, komm her und küsse mich, daß er es sehen muß!"

Aber nun gab Helene mit Entschiedenheit zur Antwort: „Nein, das thue ich nicht!"

Er sah sie gebieterisch an. „Du thust nicht, was ich Dir befehle? Ich dulde keine Widerspenstigkeit! Eine aufsässige Leibeigne peitsche ich!"

Seine linke Hand faßte sie am Nacken und mit der rechten schwang er pfeifend die Gerte. Hartwig sprang jedoch rasch hinzu, fast um einen Kopf größer als der junge Russe, war er zuvor nur durch den unerwarteten Stoß desselben zu Boden geschleudert worden, sonst jenem aber an Kraft mindestens gewachsen. Aufgebracht sagte er:

„Du bist unverschämt — laß Helene los!"

„Sie gehört mir, ich habe sie geraubt und thue mit ihr, was ich will. Weg mit Dir, feiger Menelaus!"

Er hob seine Gerte gegen Hartwig, doch dieser griff nach der letzteren, riß sie an sich, brach sie durch und warf die Stücke zur Erde. Mit einem Satz schnellte Dmitri Wassiljewitsch sich um einige Schritte zurück, zwischen seinen Augenlidern funkelte es wie zwei hervorzuckende elektrische Funken, und es schien, als wolle er sich mit dem Ansprung eines Luchses auf Hartwig zurückwerfen. Aber er beherrschte sich und sprach mit kalter Ruhe:

„Gut. Das Spiel ist aus. Sie haben mich in Gegenwart dieser Dame beleidigt, monsieur. Ich will vergessen, daß ich von fürstlicher Geburt bin und Ihnen die Ehre anthun, mich mit Ihnen zu duelliren. Wir haben hier keine Waffen, als diese da" — er raffte einen großen Einfassungsstein von dem Rand des Lilienbeetes und stieß mit dem Fuß einen gleichen vor Hartwig hin — „nehmen Sie den und stellen Sie sich auf die Mensur! Ich werde bis drei zählen und Feuer commandiren. Wir widerholen unsere Würfe, bis Einer kampfunfähig getroffen ist. Bleibt er todt auf dem Platze, so wird Ihre Cousine dem Andern bezeugen, daß ein regelrechtes Duell stattgefunden hat. Fünf Schritte Distance! Auf Ihre Mensur, monsieur!"

Er sprach's mit eisiger Gelassenheit, Hartwig lachte hell auf: „Bist du toll?"

Doch nun glimmerte es wie ein grünes Tapet in den Augen seines Gegners. „Ah, Du bist ein deutscher Poltron und willst Dich nicht schlagen? Aber Du wirst es. Nimm Deine Waffe! Sonst tödte ich Dich, wie man einen feigen Hund erstichtet!"

Er hatte ein Taschenmesser aus seinem Schnürenrock gerissen und trat drohend mit der spitzen Klinge gegen Hartwig hinan. Dieser wich vor dem wilden Blickgefunkel des blassen Gesichtes zurück und griff unwillkürlich als nach einer Schutzwehr nach dem Stein. „Ha, die Memme fürchtet sich vor dem Aderlaß!" stieß Dmitri verächtlich aus. „Siehst Du, daß Du Dich duelliren wirst! A présent — gare! Un — deux —"

Er hob seinen Stein, Helene schrie angstvoll auf: „Hartwig!" und warf sich vor diesen. Aber zugleich scholl vom Schloß her eine laute gebieterische Stimme: „Dmitri!"

Der Gerufene zuckte, den Arm sinken lassend, zusammen und murmelte: „Der Fürst." Seine Miene verrieth Unruhe, unmittelbar darauf tönte es heftig zum andernmal: „Dmitri!"

Dmitri warf den Stein zu Boden. „Mein Vater ruft mich — wir machen's ein andermal mit bessern Waffen aus, monsieur! Du hast mir gefallen, Helena, wenn ich eine Maitresse brauche, will ich an Dich denken."

Zum drittenmal rief es: „Dmitri Wassiljewitsch! Soll die Peitsche Dich holen?!"

Jetzt schoß der junge Asiate wie ein Pfeil davon; um eine Minute später dröhnte das Rollen des Wagens wieder durch die Allee. Die beiden deutschen Kinder standen noch, fast wie gelähmt, auf dem nämlichen Fleck. Sie hatten sich an der Hand gefaßt und sahen sich, als seien sie aus einem beängstigenden Traum aufgewacht, stumm, doch ohne Scheu, mit einem Blick glücklicher Vertraulichkeit in die Augen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Assunta Leoni.

Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt.

Das Künstlerdrama Wilbrandts, das auf den Bühnen bisher weder Glück noch Stern hatte, ist nun auch im Königl. Schauspielhause verunglückt. Für einen wirklichen Dichter wie Wilbrandt, der dem deutschen Theater so vieles Schöne geschenkt hat, mag es hart sein, die ganze Strenge eines unerbittlichen Publicums zu empfinden, das nur mit der vorliegenden Gabe rechnet, und doppelt hart, sich auszischen zu lassen in denselben Räumen, wo die seichten Nachfolger Kotzebues bejubelt werden. Aber es muß doch der Wahrheit gemäß constatirt werden, daß Assunta Leoni wirklich ein schlechtes Stück ist und übermäßig an die Nachsicht des Zuschauers appellirt. Ein langer, langweiliger erster, ein gänzlich überflüssiger zweiter Act und drei Aufzüge, wo die Handlung um keinen Schritt vorwärts rückt und wirksame Scenen zu gar nichts führen und sich als bloßes Füllwerk erweisen.

Es ist das übliche grausame Spiel zwischen Künstler und Modell auf der Sireneninsel Capri. Alfred von Buchau, der deutsche Bildhauer, verbringt seine Tage in liebeseligem Nichtsthun. Eine Capriotin hat es ihm angethan. Wilbrandt hat sich hierfür ein seltsames Zwittergeschöpf erdacht: Assunta Leoni ist eine heißblütige Bäuerin, die Wittwe eines deutschen Malers, spricht fließend Deutsch und ist furchtbar gebildet. Kurz, eine hinterm Schreibtische ausgeheckte, ganz unmögliche Capresin, die man uns nach den schöpferisch realistischen Charakterstudien von Marc Monnier, Richard Voß und namentlich eines Gustav Floerke nicht mehr sollte darzubieten wagen. Assunta ist so gebildet, daß uns ihr echtes römisches Modellcostüm wie eine Lüge anmuthet, und wenn sie ihre unerquickliche Rolle mit den Worten: „Aber so stellen Sie mich doch diesem Herrn vor!" beginnt, dann sind wir nicht mehr bei Don Paganos Dache, sondern viel eher etwa auf einem Berliner Costümball, wo Geheimrathstöchter die Gegend unsicher machen. Und erlogen wie ihre Tracht, ihre Sprache, ihre Denkart ist ihr ganzes Thun und Handeln. Eine Capresin, die nicht bigott, nicht interessirt, nicht bildungsunfähig, nicht berechnend kokett, nicht naiv, nicht die reine Natur ist, die sich im Handumkehren in eine vollendete Modedame und höchst bedeutende Frau verwandelt, wie Wilbrandts Assunta, ist einfach ein Unding.

Noch am ehesten echt ist sie im ersten Aufzuge. Sie verdreht allen Forestieri die Köpfe. Nicht allein Buchau liebt und verehrt sie bis zum Heirathsversprechen, nicht nur der bildhauende Taugenichts Fabian ist in sie verschossen, auch der höchst ehrwürdige Ingleſe Dr. Clinton umwirbt sie mit den ernsthaftesten Absichten. Und als richtige Capresin schenkt sie einem Jeden das bekannte Lächeln. Zwar ist sie untröstlich, als sie merkt, daß Buchau, von seinem fürsorglichen Bruder mit Gewalt entführt, sich „englisch" von ihr empfehlen will; sie reist ihm sogar nach Pompeji nach und fällt in Ohnmacht, da sie vernimmt, daß der Durchgänger wirklich nach Rom weiterfährt, aber sie tröstet sich doch schnell genug, indem sie sich aus Rache mit dem grotesken englischen Arzt verlobt.

In Rom treffen sie sich wieder. Buchau liebt Assunta noch immer und verzehrt sich nach ihr; er hat sogar seiner Marmorschöpfung Ariadne die Züge des geliebten Weibes von Capri gegeben. Ein Meisterwerk, diese Ariadne! Der Zuschauer bekommt sie zwar nicht zu sehen, aber die Personen des Stücks, die sich zu ihrer Bewunderung herandrängen, erschöpfen vor ihr alle Epitheta des Entzückens. Auch eine geheimnißvolle verschleierte Dame schwärmt dafür. Natürlich Assunta, jetzt eine stolze Signora in Sammt und Seide. Sie will die Statue kaufen, denn sie verfügt bereits über die Brieftasche ihres Bräutigams. Doch Buchau, obgleich, wie Wilbrandt ausdrücklich constatirt, just wieder einmal in Geldnöthen, will sein Werk lieber zertrümmern, als der „Ungetreuen" ausliefern. Aber da kommt er bei der dämonischen Italienerin schön an! Sie setzt ihm gehörig den Kopf zurecht und sucht ihm ad oculos zu beweisen, daß sie äußerst bildungsfähig und ihm durchaus ebenbürtig sei. Der energische Sermon bringt die bei allen verlegenen Theaterdichtern beliebte Wirkung hervor, daß Buchau davon krank wird und den vierten Act hindurch reconvalescent und sehr weiß geschminkt erscheint. Unerwarteter Weise ist es aber nicht Assunta, die ihn pflegt, sondern ihr Verlobter, der biedere Engländer. Daraus ergibt sich ein neuer Conflict. Buchau gesteht ihm offen, daß er Assunta liebe. Clinton geräth darob völlig aus dem Häuschen. Die beiden Männer fluchen, seufzen, weinen und würfeln endlich. Es ist ein amerikanisches Duell nach dem Knobelcomment bis auf die eine und erste Regel: der Mann mit dem Todesloos — es ist Clinton — zieht vor, sich lieber nicht zu tödten, welchen heroischen Entschluß nicht nur der angstvolle Buchau, sondern auch die von ihm herbeigerufene Assunta vollständig billigt. Im Schlußacte, der wieder auf Capri spielt, verzichtet Clinton endgültig nicht auf das Leben, wohl aber auf die Liebe, und die heirathsbedürftige Assunta wirft sich ihrem Bildhauer in die Arme.

In dieser banalen Herzensgeschichte eines charakterlosen Jämmerlings und einer unangenehmen Italienerin fehlt es aber doch nicht an

Lichtblicken, wo der Dichter der „Maler" unverkennbar ist. Der verkommene deutsche Maler, der als warnendes Exempel an der Seite seiner Frau, einer häßlich gewordenen Capriotin, wie ein Held aus Daudets „Femmes d'artiste" verkommt, dann sein Taugenichts von Neffe und vor Allem das deutsche Hochzeitsreisepärchen sind voll liebenswürdiger Laune erdacht und mit gut beobachteten Zügen ausgestattet. Da und dort fallen hübsche lyrische und satirische Bemerkungen über Italien und die Italienfahrer. Auch die Scenen in Pompeji schildern manche lustige Seite des Touristenlebens. Der Dialog ist lebendig, wenn auch weder witzig noch geistreich, und die Tiraden der schwächlichen Helden und der dämonischen Heldin fallen aus der gewohnten Theaterdialektik nicht heraus, sind ohne wahre Leidenschaft und wirkliche Naturlaute, aber gewandt und volltönig. Auch einige Geschmacklosigkeiten kommen vor, z. B. die Heimlichkeiten des jungen Ehemanns mit dem ihm gänzlich fremden Buchau, und realistische Verirrungen, wie der Custode von Pompeji, der die Besucher zur Schlußzeit hinausklingelt und dabei, ganz allein ein vollständiges Charakterdrama, ein Stückchen aus „Ernani" pfeift. Das Schlimmste ist jedenfalls die novellistische Anlage der Handlung und der Charaktere. Ist schon die gebildete Capresin ein Räthsel, so complicirt es sich, da sie im Nu als elegante Salondame erscheint, und wenn sie im fünften Act ohne jede Vorbereitung und Motivirung ein lammfrommes Ding wird, so verstehen wir sie schon gar nicht mehr.

Die Darstellung war schlecht. Frl. Meyer als italienische Furie, — wer mag wohl diese Rollenbesetzung auf dem Gewissen haben? Als hätte man nicht Frl. Barkani zur Hand, die allerdings nichts von der classischen Schönheit eines Capri-Mädchens, aber doch wenigstens so etwas wie Leidenschaft besitzt. Herr Ludwig stellte den sentimentalen Schwätzer Buchau noch jämmerlicher dar, Herr Krause machte aus dem alten Maler natürlich wieder einen knotigen Bruder Straubinger — „mir freut, daß ich dir sehe" — und Herr Berndal radebrechte den Clinton ins Unverständliche. Solche Dialekt-Rollen läßt man sich in Einactern oder als Episode, wie Riccaut de la Marliniere, gerne gefallen; drängen sie sich jedoch in den Vordergrund, so werden sie unausstehlich. Gutzkows Königslieutenant wird der französelnden Titelrolle wegen ein widerliches Stück, ganz abgesehen von dem naseweisen Goethe jun. Hier aber, wo deutsch, schwedisch, französisch, englisch und italienisch parlirt wird, soll Clinton, der die drolligsten Sprachfehler begeht, rührend, erschütternd, sogar verführerisch wirken. Man bleibt auch im Ungewissen, wo der Treffliche läppischer ist: ob als glücklicher Liebhaber der schönen Assunta oder als eifersüchtiger Bräutigam oder als polternder Duellant. Sein Ausländerthum hätte von Wilbrandt und seinem Interpreten nur leise markirt werden sollen, — etwa so wie es Dumas fils in der „Fremden" mit dem Amerikaner Clarkson gethan hat, der in der Duellscene bei aller Komik seines yankeehaften Behabens doch verflucht ernsthaft wirkt. Aber ich vergesse ja, daß Wilbrandts amerikanisches Duell nur ein kindisches Spiel, ein leerer Actschluß, eine spectakelnde Sensationsscene ist und nicht ernsthaft genommen werden kann. Sie wurde denn auch von unserem Publicum durchaus richtig aufgefaßt und ganz gehörig ausgelacht. Z.

Die akademische Kunstausstellung.

III.

In der Gattung des Costümbildes, das von Becker, Ehrentraut — dieser bietet neben zwei fleißigen Einzelfiguren in der Tracht des frühen siebzehnten Jahrhunderts eine bei größter Detaildurchbildung ungewöhnlich breit gemalte Gruppe: „Die Strategen" — und Erdmann nach gewohnter Weise vertreten wird, haben wir diesmal eine neue, hierorts ganz unbekannte Kraft zu signalisiren. Es ist der Münchener Simon Buchbinder mit einem Werke, vor dem das Gedränge an starken Besuchstagen die Passage sperrt.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, denn die Einheit in der Erscheinung des Ganzen und die Vollendung jedes Einzeltheiles nöthigen selbst dem stofffüchtigsten Laien einen Ruf der Bewunderung ab. Vor einem prächtig geschnitzten Stuhl, dessen Masken und Grotesken mit der denkbarsten Detaillirung wiedergegeben sind, hockt ein junger Page, fast noch ein Knabe nach dem ungebändigten dichten Haar, die Augen fest auf eine „schwierige Stelle" in dem Notenbuch auf dem Stuhl geheftet. Eine schöne, kräftige Hand sucht auf den Saiten der Laute nach der richtigen Tonfolge. Ein simpler Vorwurf, aber gerade deshalb geduldig zu der Schilderung des reichen Raumes mit seinem Wandteppich, seiner Vertäfelung, den Prachtstoffen auf Tisch und Fußboden. Aber den Mittelpunkt, von dem das Auge nur vorübergehend zu der Umgebung abschweift, bildet das Gewand des Knaben mit den Schleifen und Senkeln, den Spitzen und den seidenen Strümpfen. Nur Ehrentraut zeigt uns gelegentlich etwas Aehnliches an präciser und doch nicht kleinlich-spitziger Durchführung. Buchbinders Debut bei uns ist so glänzend, wie vor zwei Jahren das des Claus Meyer. Hoffentlich haben wir es in ihm nicht mit einer Einseitigkeit zu thun, die im ersten Wurf ihr Bestes gibt.

Man sagt, die Jury sei diesmal bei der Zulassung von Porträts besonders strenge zu Gericht gesessen. Es scheint in der That, als sei hier mit Vorsicht das ganz Unbedeutende zurückgewiesen, denn keine andere Gattung zählt diesmal so viele ausgezeichnete Leistungen. Ein lebensgroßes Bildniß seiner Tochter von L. Alma-Tadema vermag zwar kein tieferes Interesse zu erwecken, beschäftigt aber das Auge durch die Costümirung in eine halbantike Tracht und das Interieur Louis XVI. mit seinen matten Farben. Die junge Dame trägt ein faltiges Gewand von unbestimmbarer Farbe, über das sich um den Hals eine ganz unregelmäßige Kette von breiten Muscheln legt; in der Hand hält sie eine Vase mit offenen Päonien, die sie eben aus dem Garten geholt zu haben scheint, welcher durch die offene Thür hereinschimmert. Crola's Porträt von P. Janssen, dem bekannten Historienmaler, der den Corneliussaal in der Nationalgalerie mit den Fresken aus der Prometheussage und den Erfurter Rathhaussaal mit Darstellungen aus der Geschichte der Stadt geschmückt hat, um nur an einige seiner Hauptwerke zu erinnern, gibt von dem kühnen, energischen Wesen des Mannes eine eindringliche Vorstellung. Er sitzt mit Pinsel und Palette auf einem Lehnstuhl, offenbar einen Moment von der Arbeit ausruhend, auf der sein forschendes Auge ruht. Weniger glücklich scheint uns Crola's Frauenbildniß trotz des feinen, anmuthigen Kopfes. Vielleicht liegt es nur an der unruhigen nicht gerade geschmackvollen Toilette — blauer Sammet mit weißen Spitzen — vielleicht auch an der gobelinartig zurechtgestimmten Landschaft im Hintergrund. Da geht Hellqvist in dem würdigen Bildniß vom Professor L. Thiersch ungleich kühner vor. In dem Garten, von dem sich seine sitzende Gestalt im beschatteten Vordergrund abhebt, liegt das Sonnenlicht voll auf dem grünen Rasen mit seinen Blumen. Auf der vorletzten Ausstellung hatte sich übrigens auch Crola das Problem einer Aufnahme im Freien mit Wahrung der vollsten Realität gestellt und glänzend gelöst. Von Fedor Enckes drei Portraits schlägt jedes nach seiner Art verschiedenen Ton an. Prinz Heinrich steht in großer Uniform, den Mantel um die Schultern, in blühender Jugend da, den festen Blick in die Ferne gerichtet; Robert Hausmann, der Cellist, sitzt in seinem Zimmer mit seinem Instrument vor dem Notenpult; seine Rechte blättert in den Noten, über die sein prüfendes Auge gleitet, als ob er aus einem Lieblingsmeister ein Stück zu stiller Erbauung auswählte. Es ist fast mehr ein Genrebild als ein Portrait. Das dritte stellt eine Dame entre deux âges dar, eine schlichte, liebenswürdige Erscheinung, die doch einen Zug im Gesicht trägt, als lebte in ihr das Bewußtsein einer großen Lebensfreude. So könnte die Mutter eines bedeutenden Künstlers aussehen. Von Conrad Fehr, einem der Münchener, die sich hier schnell einen angesehenen Namen gemacht, sind zwei Bildnisse eines hohen Regierungsbeamten in ganz verschiedenen Auffassungen ausgestellt. Einmal in Oel als Kniebild mit einem Actenstück in den Händen und aufmerksam zuhörendem Gesicht, hinter dem es sich zu einer Entgegnung sammelt; dann noch der Kopf allein in einem farbenkräftigen Pastell, entgegengesetzt dem Repräsentationsbilde schlichter und intim; beide gleich energisch belebt und von sprechender Aehnlichkeit. Graf Harrach feiert mit seinen beiden Frauenportraits große Triumphe. Auf dem einen, das eine Dame mit ihrem Kinde in vornehmem Interieur darstellt, ist zwar die Farbe nicht durchaus harmonisch. Es erfordert einen ziemlichen Abstand, um die dunkle Gestalt der Dame, die sich von dem Hintergrund einer gelben Seidentapete abhebt, aus ihrer scharfen Umgebung zu lösen, und auch der bunte Strauß auf dem Boulemöbel neben ihr zieht mehr als nöthig die Augen an. Aber wie erstaunlich wahr sind alle Details! Das weiche Spitzentuch um die Schultern dürfte an stofflicher Wirkung schwer zu erreichen sein. Dabei tritt das Wesen der Dargestellten in dem Gesicht zur Erscheinung, als hätte ihr der Künstler bis auf den letzten Grund geschaut. Das andre Portrait ist weit einfacher und sieht von einer auffallenden Toilette wie von einer Schilderung der Umgebung ab, doch wirkt es dadurch fast noch nach-

drücklicher, indem der Eindruck der Persönlichkeit durch kein Beiwerk beeinträchtigt wird. Malerisch steht es auf der Höhe des ersten.

Das Kinderportrait von Paul Hoecker enthüllt uns eine neue Seite des vielgestaltigen Künstlers. Wie in einem Momentbild ohne Pose und absichtliche Zurechtrückung erscheinen uns die beiden hübschen Mädchen, die vom Ballspiel am Boden aufsehen, als wäre gerade jemand in ihre Nähe getreten, dessen Anwesenheit sie bemerken, ohne sich stören zu lassen. Nichts ist ungezwungener als ihre Haltung und der verschiedene Ausdruck ihrer Gesichter, ruhig beobachtend bei der einen, den Schelm im Nacken bei der andern. Einen verwandten naturfrischen Zug weist Leopold Graf Kalckreuths Bildniß eines jungen Grafen Eulenburg auf. Der drei- oder vierjährige Knabe sitzt auf seinem großen Pony, das vor einem grünen Gebüsch mit ihm Halt gemacht. Er scheint vorausgeritten, denn er sieht mit leicht zwinkernden Augen zurück. Das alles annähernd lebensgroß in reichlich bemessenem Raum zu malen, mag für den Durchschnitt zu viel sein, aber bei der ungeschminkten Wahrheit, die bei einem Münchener doppelt auffällt, bedarf das Format keiner Entschuldigung.

Da ist der blasse, abgestimmte F. A. Kaulbach von anderm Schlage. Sein lebensgroßes Damenbildniß fällt schon durch die Toilette, neben denen auf den Bildern von Kiesel fast die einzige reiche und doch ganz geschmackvolle auf der Ausstellung, aus dem Rahmen des Durchschnittes heraus. Ein ärmelloses wasserblaues Atlaskleid mit langer schön geordneter Schleppe, vorn offen, fällt ohne jeglichen Besatz über ein Untergewand mit mächtigen Spitzen; ein Spitzentuch ist um die Schultern drapirt, und an schlichtem Bande hängt um den Hals eine einzige große Perle. Wer für die künstlerische Wirkung einer einheitlichen modernen Toilette empfänglich ist, muß von dem sicheren Geschmack frappirt sein, der dies Raffinement zusammengestimmt hat. Sehr reizvoll in der Gruppirung, aber flach und blaß ist Kaulbachs Kinderportrait. Ferdinand Keller geht in dem lebensgroßen Bildniß der Erbgroßherzogin von Oldenburg mit ihrer kleinen Tochter neben sich noch über die prägnante Wirkung seiner Dame in Schwarz auf der letzten Ausstellung hinaus. Diesmal hat er Blau als Grundton gewählt und in allen denkbaren Variationen zusammengestimmt. Wir sind lange keiner so virtuosen Leistung begegnet. An Harrach, Kaulbach und Keller schließt sich als Maler der höchsten Eleganz Conrad Kiesel mit einem Damenportrait, dem man bei der großen Abgestimmtheit gar nicht zutraut, daß es ein bestimmtes Wesen darstellen soll und nicht eine Dame der großen Welt als Typus. Ein vorzüglich lebendiges Bildniß eines jungen Mannes, dessen Gesicht wie von dem Reflex eines Spiegels erleuchtet wird, bringt Leo Lerch (München). Paulsens Repräsentationsbild des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin ist eine sehr respectable Leistung. Auffallend objectiv hat sich Joseph Scheurenberg in seinem Selbstportrait gesehen. Richard Scholz macht mit seinem etwas blauen aber ungemein kräftigen Vollbild eines Knaben weniger Glück als mit dem liebenswürdigen Brustbild eines kleinen Burschen, der über seine aufgelegten Arme nach irgend einer Erscheinung späht, die ihn interessirt. Die Modellirung des frischen vollen Gesichts, des zarten Halses, der Arme und Hände ist so ungewöhnlich gut wie die Wiedergabe des Flachshaares, das in dichter Schichtung das Haupt bedeckt. Karl Stauffer, der, wie es heißt, an der Ausführung größerer Compositionen arbeitet, stellt einige sehr tüchtige Porträts aus, die aber über den so plötzlich zu wohlverdientem Ruf gekommenen jungen Künstler nichts Neues aussagen.

Schneller als seine Collegen scheint sich der Landschaftsmaler zu specialisiren. „Ein Douzette", „ein Achenbach" ruft das Ausstellungspublicum schon von weitem, erfreut, einen alten Bekannten wiederzusehen. Wir müssen uns bei der ungemessenen Production an dieser Stelle darauf zu beschränken suchen, nur das Neue oder ganz ungewöhnlich Bedeutende zu erwähnen. Es könnte ja doch sonst in den meisten Fällen nur heißen: Prof. X. hat wieder eine Haide, Prof. Y. einen Wasserfall, Prof. Z. eine Alpenlandschaft gemalt, was eigentlich lauter überflüssige Bemerkungen sind, da kein Mensch von ihnen etwas andres erwartet.

Ein Feld, das man im Interesse der Landanschaulichkeit unserer Kunst ausgiebiger angebaut sehen möchte, die Schilderung Berlins, dessen eigenartige Schönheit in alten und neuen Stadttheilen den Bewohnern nur erst schwach ins Bewußtsein gekommen ist, hat sich Paul Andorff ausgewählt. Wenn er für seine liebevoll studirten Bilder ein größeres Format gewählt hätte, würde er längst dem Publicum eine ganz bekannte Erscheinung sein. Sein „Abbruch" und „an der Schleuse" legen von einer beständig wachsenden Kraft Zeugniß ab. Julie Amberg hat mit ihrem „Herbsttag in Misdroy" ein Landschaftsbild von seltener Inhaltsfülle bei äußerster Einfachheit geschaffen; den sandigen Hügel im Vordergrund, von dem aus das moorige Thal mit schleichendem Wasser und die dunklen jenseitigen Waldrücken überblickt werden, kommen Bäuerinnen mit ihrer Last von Kartoffeln herauf, der Sandfrucht, die von der Gegend nicht mehr zu trennen. Die Vorderste hat ihre Körbe abgesetzt und den Schuh ausgezogen, um ihn vom Sande zu befreien. Um sie her sprießen die mageren Kräuter auf, zwischen denen breite Sandflächen sich erstrecken. Wie ungesucht kommt der Charakter der Gegend in der Thätigkeit der Frauen zum Ausdruck! Die Composition wäre als bloßer Gedanke eine Schöpfung. Um so erfreulicher, daß die kecke frische Ausführung auf der Höhe der Conception steht. Bennewitz von Loefen jun. hat sich mit seinem Glockengehäuse auf dem Markusthurm zu Venedig, durch dessen offene Schallöcher ein duftiges Stück Stadt und Meer sichtbar wird, in die Reihe Derer gestellt, auf die man große Hoffnungen setzt. An eine berühmte Composition des Japaners Hokusai erinnert Herman Eschkes „Hohe See bei Worms Head, South Wales". Es ist das Motiv eines gewaltigen Wellenberges, durch dessen Thal in ruhiger Festigkeit ein ferner Fels erscheint. Derselbe Gegensatz wirkt so mächtig wie bei Hokusais Welle, über deren Senken sich in der Ferne das majestätische Haupt des Fujiyama erhebt. Unter den Landschaften mit Thierstaffage von Friese ragen besonders die Elche in ostpreußischem Forst hervor. Der Abend am Nil von W. Gentz zeigt den Künstler von seiner stärksten Seite. Graf Harrachs Uebergang über eine alte Lawine gehört an Schärfe der Beobachtung zu dem Ueberzeugendsten, was uns die moderne Landschaft bietet. Ein Resultat des Wetteifers wie das „Sauve qui peut", ein Rudel fliehendes Schwarzwild in weiter herrlicher Winterlandschaft von Ahrendts und Hoffmann von Fallersleben kann man sich gefallen lassen.

Unter den jüngeren Berliner Landschaftern steht Erich Kubierschky ganz für sich. Er neigt zu einer zarten, man wäre versucht zu sagen weiblichen Auffassung der Natur, wenn nicht jeder Anhauch weichlicher Sentimentalität fehlte. Auf den ersten Blick sagen seine Bilder nicht viel, wenn sie auch durch Wahrheit des Tones und sichere Haltung vortheilhaft aus ihrer Umgebung herausfallen. Aber so wie man näher auf ihren Inhalt eingeht, läßt er nicht sobald wieder los. Ein großer Vorzug und wohl auch eine Quelle ihrer Kraft liegt in dem engen Anschluß des Künstlers an die nähere Heimat. Sein „Regentag", ein Blick über ein Stück Seebucht oder ruhigen Fluß mit blühenden Wasserrosen, über Wiesen und durch coulissenartig vorgeschobene Baumgruppen zum fernen Horizonte unter aufhellendem Himmel läßt bedauern, daß der begabte Künstler sich nicht noch ausschließlicher auf das Gebiet wirft, das den Wurzeln seiner Kraft die reichste Nahrung bietet. Friedrich Kallmorgen in Karlsruhe hat uns noch kein so bedeutendes Bild geschickt wie sein „Ostermontag", Dorfmusikanten auf dem zwischen blühenden Bäumen an silbernem lichten Tage. Vielleicht ist es der Einfluß Schönlebers, der ihn so mächtig gefördert hat. Dieser selbst stellt außer dem länger bekannten poetischen „Frühjahr in Schwaben" eine hochdramatische Landschaft aus: Hochwasser am Neckar, das seine schlammigen Fluthen durch den Bogen einer alten Brücke wälzt. Bewohner des Städtchens, das sich mit hohen Giebeldächern aufthürmt, sind geschäftig, aus den Fluthen die weggeschwemmten Gegenstände zu bergen. Der Abend in Dortrecht desselben Künstlers trägt in seinem goldigen Ton, der alle Localfarben aufzehrt, den Charakter eines Cuyp. Heinrich Lessings allerliebstes Straßenbild aus der fränkischen Schweiz wurde bei einer früheren Gelegenheit bereits erwähnt. Conrad Lessing hat sich in seiner Harzlandschaft wieder eine jener einsamen Felsöden ausgesucht, die für das Zigeunertreiben, das er hineindichtet, den angemessensten Hintergrund bildet. Es ist schon spät, tiefe Schatten lagern über dem Thal, wie aus dunklen Fluthen ragt einsam aus ihnen ein Felskegel empor, von dessen gewaltigen Steinquadern sich der goldige Sonnenschein noch nicht getrennt hat. Carl Ludwig, H. Gude, Bracht, Müller-Kurzwelly sind durch charakteristische, aber über das einem jeden eigenen Gebiet nicht hinausgehenden Leistungen vertreten. Dasselbe gilt von C. Rahtjen, der sich immer mehr in die Erscheinungen der Dämmerung vertieft. A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Am Carlsbad 12.

Berlin W.

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Vorträge und Reden

von **Hermann v. Helmholtz.**

Zugleich dritte Auflage d. „Populären wissenschaftlichen Vorträge" des Verfassers.

Zwei Bände. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.

gr. 8. geh. **Preis 12 Mark.**

Bei **Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Das Kind
in Brauch und Sitte der Völker.
Anthropologische Studien
von Dr. med. **H. Ploss.**
Zweite stark vermehrte Auflage.
2 Bände. Preis 12 Mark, eleg. gebd. 15 Mark.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Die Reform der Oper durch Gluck
und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft
von **C. H. Bitter,**
Königlich Preussischem Staatsminister.
gr. 8. geh. **Preis 10 Mark.**

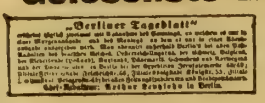
Für Schriftsteller!

Wir suchen eine bisher noch nicht gedruckte spannende Erzählung, die in edlem Style gedrängt geschrieben ist und einen **Hauswirthschaftlichen** Hintergrund hat. Offerten nebst Honorarforderung zu richten an die Wochenschrift **„Für's Haus"** in **Dresden.**

Für Roman-Schriftsteller.

Gute Romane dramatisirt ei. Theater-Schriftsteller. Bei Bühn.-Erfolg Tantième z. Hälfte. Adr. sub **„Theater"** an d. **Annonc.-Exped.** von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg** erbeten.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.



Berliner Tageblatt.

Im täglichen Feuilleton finden **Theater, Kunst, Litteratur** und **Wissenschaft** sorgfältige Beachtung; ferner bringt dasselbe die Romane unserer ersten Autoren, im nächsten Quartal erscheint der

neueste Roman von **Hans Hopfen**
unter dem Titel: **„Zum Guten".**

Der Abonnementspreis auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst **„ULK"**, **„Deutsche Lesehalle"**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** und **„Industrieller Wegweiser"** beträgt nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen Reichs-Postanstalten.

Probe-Nummern gratis und franco.

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.

Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag der **J. G. COTTA'**schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Die deutsche Arbeit.

Von **W. H. Riehl.**

Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.
X u. 297 Seiten. *M.* 5.—

Kaiser Maximilian I.

Auf urkundlicher Grundlage dargestellt von

Dr. Heinrich Ulmann.

Erster Band.

8°. XVIII u. 870 Seiten. *M.* 14.—

Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause **vor** 1848.

Leuchen im Zuchthause.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

Von

W. Reinhard.

2. umgearb. Aufl. 1884. *M.* 6.—
S. Glogau. Leipzig.

Edmondo de Amicis,
Konstantinopel.
Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.

1884. Preis 5 *M.* brosch., 6 *M.* in Bädekerbd., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen.

„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung".

Orientreisenden von allerhöchstem Werth.
Rostock. **Wilh. Werthers Verlag.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerettet.

Schauspiel in 4 Akten
von
Friedr. Spielhagen.

brosch. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—
Verlag von **L. Staackmann in Leipzig.**

Soeben erscheint:

Die Aristokratie des Geistes
als Lösung der socialen Frage.
Ein Grundriss
der natürlichen und der vernünftigen
Zuchtwahl in der Menschheit.
gr. 8. eleg. broch. *M.* 3.—
Leipzig. Verlag von **Wilhelm Friedrich.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Carlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 40. Berlin, den 4. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Rückblick auf die Drei-Kaiser-Begegnung. Von Deputatus. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an eine edle Frau. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Zur Geschichte des Pessimismus. Von Eduard von Hartmann. — Der Dichter des Centrums (Friedrich Wilhelm Weber). Von Theophil Zolling. — Aus meinem Goldkästchen. Mittheilungen von Spiridion Gopčević. — **Feuilleton:** Der Tubus. Von Enrico Castelnuovo. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gerettet. Schauspiel von Friedrich Spielhagen. Von Z. — Der Raub der Sabinerinnen. Schwank von Franz und Paul von Schönthan. Von O. B. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Ein Rückblick auf die Drei-Kaiser-Begegnung.

Von Deputatus.

Die Zusammenkunft der drei Kaiser Europas auf dem polnischen Schloß zu Skierniewice wird sicherlich als das bedeutsamste und hervorragendste politische Ereigniß in der Chronik des Jahres 1884 für alle Zeiten vermerkt bleiben, denn der bereits verstrichene größte Theil des gegenwärtigen Jahres hat keine politische Begebenheit von nur annähernder Tragweite aufzuweisen, während der noch überbleibende Rest desselben wohl schwerlich in dieser Hinsicht noch etwas ändern wird.

Es darf aber hier von vornherein auf die Thatsache hingewiesen werden, daß man in der gesammten gebildeten Welt über die große Wichtigkeit dieses Ereignisses sofort und ohne vieles Hin- und Herreden einig geworden ist und die öffentliche Meinung, die Tagespresse, Politiker, Publicisten und selbst die Gelehrten erklärten uns unumwunden, daß man es hier mit einer historischen Begebenheit von eminenter Bedeutung zu thun habe. Zwar wurde gleich beim Bekanntwerden der beschlossenen Thatsache von mancher Seite der Versuch gemacht, die Zusammenkunft der drei mächtigsten Herrscher Europas auf das Niveau einer Etiquettenangelegenheit, eines Actes der Courtoisie, in der Form einer nothwendigen Erwiderung eines vorher gemachten Besuches, herunterzudrücken, — ein Versuch, welcher Angesichts der nicht unbedeutenden Beunruhigung, die sich im ersten Augenblick ob dieses Ereiguisses beim Publicum nur zu sehr bemerkbar machte, nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen mochte. Aber schon am folgenden Tage wollte kein Mensch mehr von dieser Interpretation des Ereignisses etwas wissen, und dieselbe erschien denn auch um so weniger angebracht, als sich mittlerweile jene bemerkbar gewordene Beunruhigung ziemlich gelegt zu haben schien. Man gewann alsdann jene feste Ueberzeugung von dem ganzen Ernst der Sachlage, welche nunmehr bis auf den heutigen Tag vorherrschend ist, und welche, wie gesagt, auch für alle Zeiten bewahrt bleiben wird.

Die naturgemäße Folge war nun, daß sich sofort alle berufenen und unberufenen Leute — vornehmlich aber die letzteren — auf politische Combinationen warfen und Muthmaßungen über Zweck, Inhalt und Wesen des Ereignisses aufstellten, — und da bin ich meinerseits an einen Punkt angelangt, den zu berühren nicht die Aufgabe der gegenwärtigen Betrachtungen sein sollte. Es sollen die verschiedenen Combinationen, welche anläßlich der Drei-Kaiser-Zusammenkunft vernehmbar wurden und noch immer die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigen, hier nicht noch einmal aufgezählt werden, da dieselben hinreichend bekannt sind und mich von der ursprünglichen Absicht, eine allgemeine Uebersicht über das ganze Ereigniß zusammenzustellen, nur zu leicht abseits führen dürften. Aber Eines muß doch hervorgehoben werden, — daß auch hier wieder einmal beobachtet werden konnte, wie man, trotz der mahnenden Lebensregel, noch immer geneigt ist, in die Ferne zu schweifen und nicht dasjenige zu sehen, was so nahe liegt. Welche weitgehende Gedanken sind bei jenen Combinationen nicht zum Ausdruck gelangt! Man sprach und spricht noch heute von Coalition der continentalen Mächte gegen England, von einem engen Anschluß Frankreichs an die drei Kaisermächte Europas, von großen politischen Plänen aller Art, sogar Aegypten wurde in das Bereich der Drei-Kaiser-Zusammenkunft — und keineswegs in letzter Reihe — gezogen. Es mag ja mit allen diesen Dingen, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise seine Richtigkeit haben, — wenigstens ist der überaus wichtige Umstand, daß neuerdings die Regierungen Deutschlands, Rußlands, Oesterreichs und Frankreichs gemeinschaftlich gegen die eigenmächtige — und man darf wohl sagen, beispiellos dastehende — Abänderung des ägyptischen Liquidationsgesetzes vorgegangen sind, ein beredtes Zeugniß hierfür. Man hat aber dabei den vollen Umfang der großen Bedeutung übersehen, welche die Drei-Kaiserzusammenkunft für die an derselben nächstbetheiligten Staaten haben mußte, wobei in erster Reihe die Bedeutung dieser Kaiserbegegnung für Rußland selbst ins Auge gefaßt zu werden verdient.

Indessen bevor wir auf diesen interessanten Punkt der wichtigen Materie näher eingehen, muß noch besonders darauf hingewiesen werden, daß es nicht angebracht wäre, auch die kleinste Betrachtung über die Monarchen-Zusammenkunft in Skierniewice anzustellen, bevor man sich über den directen Zusammenhang derselben mit einem kurz zuvor stattgehabten ähnlichen, wenn auch minder geräuschvoll sich vollzogenen Ereignisse völlig klar geworden. Wir meinen den fünftägigen Besuch des österreichischen Ministers des Aeußern, Grafen Kalnoky, beim deutschen Reichskanzler, Fürsten Bismarck in Varzin, und daß diesem Besuch die Drei-Kaiser-Zusammenkunft sich fast unmittelbar anschloß. Dieser Besuch in Varzin darf mit Recht als eine der Begegnung der drei Monarchen vorangegangene Berathung ihrer drei Kanzler betrachtet werden, denn thatsächlich war es außer dem Fürsten Bismarck und Grafen Kalnoky, auch der russische Minister des Aeußern, Herr von Giers, welcher in Varzin mitberathen hat. War auch Herr von Giers in Varzin nicht persönlich anwesend, so hat er darum keinen minder lebhafteren Antheil an den Berathungen seiner Collegen genommen, als diese selbst, nur daß hier der electrische Draht die Rolle der mündlichen Auseinandersetzung zu vertreten hatte. Es mag dies ja manche

Unbequemlichkeiten und Verzögerungen mit sich gebracht, und mag auch als unmittelbare Ursache gedient haben, daß sich der diplomatische Besuch in Varzin etwas in die Länge gezogen hatte; man ist dadurch nicht minder berechtigt zu der Annahme, daß in Varzin eine gründliche Verständigung zwischen den drei erwähnten Staatsmännern angebahnt worden war. Die kurz darauf folgende Drei-Kaiser-Zusammenkunft erhält dadurch einen sehr ernsten und streng markirten Hintergrund und das richtige Gesammtergebniß erscheint dann vor unseren Augen als ein großartiges Ganzes.

Wir haben schon erwähnt, daß die Muthmaßungen, welche von den Politikern und Publicisten aller Herren Länder über die in Skierniewice angeblich getroffenen Abmachungen gefällt wurden, so mannigfaltig seien, daß die bloße Aufzählung aller jener Muthmaßungen ermüden würde. Zu verwundern ist dies freilich nicht. Selten hatte die europäische Politik so viele „brennende" Fragen aufzuweisen, wie gerade in der jetzigen Zeit, selten befanden sich so viele Angelegenheiten — um im Kanzleistyl zu sprechen — in der Schwebe, so viele Interessen in Collisionsgefahren. Die Drei-Kaiser-Zusammenkunft kam daher zur rechten Zeit, um nach den verschiedensten Richtungen hin gedeutet zu werden. Indessen darf hier eine Version, welche von vielen Seiten in einem gewissen überzeugenden Ton vorgebracht worden war, und noch heute als eine der „vornehmsten" Muthmaßungen hingestellt wird, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wir meinen die von vielen ernsten Politikern getheilte Anschauung, daß Polen einen Hauptgegenstand der zu Skierniewice gepflogenen Berathungen abgegeben habe. Der Gedanke ist allerdings sehr naheliegend. Der Umstand, daß die Monarchenzusammenkunft auf einem alten polnischen Schlosse und so gewissermaßen auf historischem polnischen Terrain stattgefunden hat und daß das polnische Regime in Oesterreich gerade in der letzten Zeit immer mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist, sowie viele andere ähnliche Umstände sprechen sehr dafür, daß das ehemalige Polen und dessen jetzige Bewohner die Aufmerksamkeit der berathenden Staatsmänner auf sich gezogen haben. Es ist aber zweifellos, daß, wenn irgend ein bindender Beschluß in dieser Beziehung seitens der Kaisermächte gefaßt worden war, derselbe nur zur Klärung der einschlägigen Verhältnisse und mithin zur erwünschten Beruhigung der Gemüther führen dürfte. Wenn diese heikle Materie, als welche man die sogenannte Polenfrage bezeichnen darf, thatsächlich in Skierniewice behandelt worden war, so ist dies unter allen Umständen immerhin erfreulicher, als dasjenige Stadium, in welches diese Verhältnisse in jüngster Zeit in Oesterreich getreten sind.

Man mag aber die Drei-Kaiser-Zusammenkunft deuten, wie man will, die Wichtigkeit, welche dieselbe hauptsächlich bietet, concentrirt sie dennoch zunächst auf die vitalsten Interessen derjenigen Nationen, deren Herrscher an der Zusammenkunft theilgenommen haben. Es ist schon Eingangs erwähnt worden, daß diese Kaiser-Zusammenkunft eine große Wichtigkeit namentlich für das russische Reich in sich birgt, und wir wollen nun diesen Gedanken etwas näher auseinandersetzen.

Unter den zahlreichen Betrachtungen, — gleichviel, ob günstig oder ungünstig gesinnten, — welchen in den letzten drei Jahren die gegenwärtige russische Regierung seitens des gesammten Europas unterzogen worden war, blickte stets ein Vorwurf hervor, welcher, wie gesagt, bei Freund und Feind ungetheilte Berechtigung zu finden schien. Es war dies der Vorwurf der Abgeschlossenheit, welcher allerseits dem jetzigen Rußland gemacht wurde, und zwar nicht nur auf dem Gebiete seiner äußeren Politik allein, sondern auch hinsichtlich seines inneren Staatslebens und der gesellschaftlichen Entwickelung. Die erste Begründung für diese Erscheinung wollte man bereits in jener Zeit gefunden haben, als der gegenwärtige russische Kaiser noch Thronerbe war und im gesammten Auslande im Rufe eines entschiedenen Anhängers der nationalrussischen Richtung stand. Wie wohl gegen eine solche Richtung an und für sich nichts einzuwenden wäre, glaubte man doch, seit der Thronbesteigung Kaisers Alexander III., ein allzu weites Entfernen des modernen russischen Reiches von den Bahnen der west-europäischen Cultur befürchten zu müssen. Wir sagen zu befürchten, weil nun einmal das westliche Europa, — ob mit Recht oder Unrecht, dies mag dahingestellt bleiben, — kein Vertrauen fassen kann zu einem Staate, der seine eigenen Wege wandeln will und die moderne Cultur des alten Europas gewissermassen über die Schulter ansehen möchte. Eine solche Befürchtung, oder sagen wir besser, dieser Mangel an Vertrauen hinsichtlich der gegenwärtigen russischen Regierung und der inneren Verhältnisse des russischen Reiches, trat namentlich seitens der finanziellen Kreise Deutschlands unverkennbar zu Tage, und man hörte ja oft genug in diesen Kreisen sowohl, als auch in der übrigen gebildeten Gesellschaft, und theilweise auch in der Tagespresse, den Wunsch aussprechen, Rußland möge sich dem Westen Europas nicht gar zu sehr entfremden und nicht in der Abgeschlossenheit leben, wie dies thatsächlich eine Zeit lang den Anschein hatte. Es wurde dabei die allgemeine Vermuthung ausgesprochen, — und keineswegs mit Unrecht, — daß erst wenn auch die auswärtige Politik Rußlands sich dem übrigen Europa enger anschlösse, erst wenn der Hof und die Hofkreise Rußlands mit den west-europäischen Herrscherhausern in nähere Fühlung und persönliche Beziehungen treten würden, dann auch die inneren Verhältnisse und das gesellschaftliche Leben des russischen Reiches in einem für das Ausland günstigeren und mehr vertrauenserweckenden Lichte erscheinen durften. Man hat sich in Deutschland allmählig so sehr daran gewöhnt, die äußere und die innere Politik eines Staates als ein zusammenhängendes Ganzes zu betrachten, daß der hier auseinandergesetzte Ideengang ganz naturgemäß erscheinen wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint uns die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in einem für Rußland sehr günstigen Lichte. Eine derartige Annäherung des gesammten russischen Hofes und der höheren Regierungskreise an die höchsten Kreisen der beiden übrigen europäischen Kaiserreiche, wie sie sich uns in der Begegnung zu Skierniewice bietet, steht thatsächlich in der neueren Zeit selten da, und darf selbst den ausgesuchtesten Wünschen in dieser Beziehung genügen. Es ist für Rußland von großer Wichtigkeit, daß nunmehr nicht gesagt werden wird, sein Herrscher und dessen Regierung lebe, wenn auch in friedlichen Beziehungen zu dem Auslande, aber in völliger Abgeschlossenheit von diesem letztern, sowie andererseits die öffentliche Meinung in Deutschland und Oesterreich nunmehr mit größerer Beruhigung dem ferneren Gang der Dinge in Rußland entgegensehen kann. Ob das Ausland im Rechte war, als es eine derartige Annäherung des russischen Reiches so sehnlichst herbeiwünschte, und ob es richtig geurtheilt hatte, als es von einer derartigen Wendung in der auswärtigen Politik auf eine anderweitige Wendung auch in den inneren Verhältnissen schließen zu dürfen glaubte, — dies wird sich ja über kurz oder lang zeigen müssen. Fast möchten wir uns aber der Ansicht anschließen, daß nach dem hier in Rede stehenden Ereignisse eine Besserung auch der inneren Verhältnisse Rußlands zu erwarten steht. Jedenfalls hat aber Rußland einen allgemein gehegten Wunsch des Auslandes erfüllt, indem es sich in der eclatantesten Weise dem westlichen Europa genähert, und es ist daher den Interessen des russischen Reiches mit dieser Monarchen- und Ministerzusammenkunft sehr gedient worden. An dieser Thatsache ändert auch nichts der Umstand, daß man noch bis heute im Unklaren darüber ist, von welcher Seite aus die erste Anregung zu dieser Zusammenkunft gegeben worden sei. Mag man die ursprüngliche Initiative hierfür, wie es die Einen thun, dem Fürsten Bismarck, oder, wie es die Ansicht der Anderen ist, dem Herrn v. Giers zuschreiben, — der für das russische Reich in dem ganzen Ereigniß enthaltene Dienst bleibt derselbe.

So giebt denn die Drei-Kaiser-Begegnung zu Skierniewice manche Aussicht auf eine bessere Zukunft, sei es in dieser oder jener Art. Man mag dieses denkwürdige Ereigniß beurtheilen, von welchem Gesichtspunkt immer, — und wir haben in unseren gegenwärtigen Betrachtungen nur die hauptsächlichsten unter allen Gesichtspunkten ins Auge gefaßt, — die Annahme erscheint aber in jedem Falle gerechtfertigt, daß die Völker Europas, vor Allem die drei Kaiserreiche, nicht ohne einen gewissen Grad von Befriedigung auf diese Zusammenkunft zurückblicken dürfen. Zwar wird andererseits nicht mit Unrecht

betont, daß der äußere Friede auch ohnehin in der letzten Zeit von keiner Seite ernstlich bedroht wurde, das Gefühl der Sicherheit wurde jedoch nicht in dem Maße empfunden wie jetzt. Außerdem aber ist die Aussicht vorhanden, daß nach der hergestellten Eintracht der drei Kaiserreiche es gelingen wird, ohne den Frieden zu stören, Erfolge für die continentalen Staaten Europas zu erzielen, an die man bisher nicht hat denken dürfen. Die Stellung, welche von jetzt ab die Regierungen dieser Staaten gegenüber England einnehmen werden, verdient daher die vollste Aufmerksamkeit.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an eine edle Frau.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Das Jugendbildniß eines bedeutenden Menschen hat immer eine Anziehungskraft. Wir ergötzen uns, aus den kindlichen Zügen das endgültige Gesicht zu entwickeln und dieses hinwiederum auf seine weichen Anfänge zurückzuführen. Die fromme Züricherin Mathilde Escher, die treue Freundin meiner Mutter, liebte es nicht, jaes widerstrebte ihr, sich abbilden zu lassen. Aber wäre ihr ein verlegtes Jugendbildchen zufällig wieder vor die Augen gekommen, würde sie es doch wohl einen Augenblick betrachtet und dazu gelächelt haben.

Geboren den 26. August 1808, beging sie, wie sie sich im Scherze zu rühmen pflegte, schon in den ersten Wochen ihres Daseins eine Gewaltthat. Sie verdrängte einen heiligen oder profanen Namen aus dem Züricher Kalender. Seltsamer Weise fehlte darin der Name Mathilde, welcher doch derjenige zweier Heiligen ist, nicht zu reden von der berühmten Burgfrau auf Canossa. Ihr Vater besuchte den Züricher Kalendermacher und der nächste Jahrgang brachte den neuen Namen unter dem 26. August. So ist es gekommen, daß Mathilde Escher ihr Geburts- und ihr Namensfest an demselben Tage feierte.

Ihr Vater, Hans Caspar Escher, war ein genialer, unternehmender, feuriger Schweizer, welcher neben einer großen kaufmännischen und technischen Begabung auch viel Kunstsinn, besonders ein ausgebildetes Gefühl für Architektur besaß und, im Winter in seiner Wohnung zum Felsenhof in Zürich, im Sommer auf seinem am Seeufer gelegenen Landsitze, der schönen Schipf, eine weite Gastfreundschaft übte.

Es ist eine Tradition der „Schipf", daß zu Ende des letzten Jahrhunderts der fast fünfzigjährige Goethe ihr Gast gewesen sei. Den Saal des obern Hauses betretend und einen weiten Raum mit einer Orgel erblickend, habe er nach dem Ausrufe: „Hier muß man tanzen!" den ganzen Saal wie ein reigenführender Apollo im Tanzschritte durchmessen.

Ein anderes Goethe-Geschichtchen will ich doch auch hier verzeichnen, obwohl es die deutschen Freunde, denen ich es erzählte, nicht sonderlich angesprochen hat; immerhin, so unbedeutend es sein mag, ist es ein authentisches Goethe-Geschichtchen. Der greise Herr Escher selber hat es mir mit einem gewissen Behagen erzählt, und ich gebe es mit seinen eigenen, mir vollkommen erinnerlichen Worten wieder. Goethe sei mit Escher und zwei jungen Leuten, Deutschen von Adel, wie dieser meinte, von Zürich auf die mehr als zwei Stunden entfernte Albishöhe gewandert. Der eine der Jünglinge, den er mit dem Fernrohre betraut, habe es im Albiswirthshause liegen lassen und Goethe dann erst wieder vor den Thoren der Stadt danach gefragt, um den Lässigen ohne Weiteres auf den Berg zurückzuschicken. „Es liegt auf dem Tischchen unter dem Spiegel", so habe er ihm den Ort genau bezeichnet. Ich warf ein, Goethe selbst hätte sich wohl erst auf den Ort besinnen müssen. „Keineswegs", versetzte der alte Escher eifrig, „sondern er wollte dem jungen Menschen eine Lehre geben. Ich fand die Lehre etwas hart", schloß er, auf den Stockzähnen lächelnd.

Und noch ein Drittes sei erwähnt. Professor Mousson, der das Leben Escher's sehr hübsch erzählt hat, fragt sich, ob dieser, der nicht lange nach dem Besuche Goethe's in der Schipf durch die der helvetischen Revolution folgende Geschäftslosigkeit vorübergehend nach Deutschland getrieben wurde, Goethe seinen Besuch in Weimar zurückgegeben habe? Allerdings. Ich erinnere mich noch der Stelle — es war das in den Züricher See vorspringende Gartenstück der Schipf, und Herr Escher wurde eben von dem Capitän eines vorüberfahrenden, in seinen Werkstätten gebauten Bootes gegrüßt — wo er es mir bejaht hat: Goethe habe ihm schöne Kunstsachen gewiesen und sie hätten dann zu Dreien gespeist, sie beide mit einem Frauenzimmer, das die Wirthin gemacht, der er aber nicht vorgestellt und aus welcher er nicht klug geworden sei (Christiane Vulpius).

Dieser Wechsel von Stadt und Land bot viel für die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder. Der Umgang aber mit mannigfaltigen Menschengesichtern und zahlreichen Gästen war für sie eine Schule sittlichen Betragens und bildete ihre Zunge. So sprach denn auch Mathilde Escher immerdar klar und bündig, ohne je den Ausdruck zu suchen oder sich in demselben zu vergreifen.

Ein großer Verstand scheint sich frühe bei dem jungen Mädchen entwickelt zu haben neben einer gewissen Strenge, dergestalt, daß sie von ihren jüngeren Vettern und Basen (wie später von ihren Gespielen) ein bischen gefürchtet wurde. Darüber sind die Zeugnisse einstimmig. Wahrscheinlich besaß sie schon damals jenen großen Zug und Schnitt, jenes strenge Wesen, das sie zu einer unter uns ungewöhnlichen Erscheinung machte, sich aber anfangs nicht immer ohne Härte, nicht immer ganz liebenswürdig geäußert haben mag. Und dieselbe Mathilde Escher konnte wieder so herzlich demüthig sein.!

Da der Vater und der Bruder fast jedes Jahr große Geschäftsreisen unternahmen und die Weltbreite offen vor ihnen lag, entwickelte sich auch in dem Mädchen, dem es keineswegs an Unternehmungsgeist fehlte, eine frühe Wanderlust, die Sehnsucht nach einem Blick über die Wälle Zürichs hinweg in die weite Welt hinaus.

Die erste Fahrt war eine Badereise nach Karlsbad mit Vater und Mutter. Man fuhr in eigenem Wagen. Nachdem das Mädchen in München vier Tage lang das Weiträumige und die Kunstschätze der ersten „großen Stadt", die sie sah, „Mund und Augen aufsperrend" — so scherzt sie selbst — bestaunt hatte, langte man am zehnten Tage in Karlsbad an. Eine glückliche Empfehlung lautete an die damals sechsundsiebenzigjährige Elise von der Recke, welche in jener Zeit mit ihrem nur um ein Jahr jüngeren treuen Begleiter Tiedge ihre Sommer abwechselnd in Karlsbad und Teplitz zubrachte. „Die feine gesuchte Frau, die sonst ziemlich exklusiv war, hatte Freude an den schlichten Schweizern und sah sie gerne bei sich. Gegen Tante war sie sehr liebenswürdig und diese brachte ihr eine schwärmerische Verehrung entgegen." Auch die Schwiegertochter Goethe's, die heitere Ottilie, fand sie in Karlsbad. Hätte sie nur auch ihn dort gefunden! Das Bildniß des Dichters der Urania, des „Canonicus von Tiedge", hing dann als Karlsbader Erinnerung bis an ihr Lebensende in ihrem Zimmer. Darauf ging es nach Prag und nach Wien, wo Mathilde mit den Eltern einen Besuch bei Karoline Pichler, der Verfasserin des „Agathokles" und der „Frauenwürde", machte.

Ernsterer Natur war der Aufenthalt in Frankreich, welcher vierzehn Monate dauerte. Es handelte sich darum, für ein „zunehmendes Schiefwerden" Heilung zu suchen in einer orthopädischen Anstalt, Morlay bei Ligny (Departement de la Meuse), wo Mathilde Escher mit ihrer gewohnten Tapferkeit und Ausdauer sich einem mühsamen und langwierigen Heilverfahren unterzog, ohne das Uebel völlig los zu werden, „wie sie so sehr gewünscht hatte".

Man sagt mir, daß diese körperliche Benachtheiligung „früher wenig auffiel", aber auch in spätern Jahren war dieselbe weit entfernt, den Eindruck einer Mißbildung zu machen. Sie wurde verwischt durch den bedeutenden Kopf, die edle Haltung, und, einfach und stilvoll, wie Mathilde Escher sich kleidete, mußte man sie schon darauf ansehen um den Fehler

zu bemerken. Daß er aber der jungen Dame zu schaffen machte, versteht sich von selbst.

Zu Morlay, auf fremdem Boden, unter unbekannten Menschen, lebte Mathilde in einer „katholischen, zum Theil frivolen" Umgebung. Drei jüngere Mädchen, Schweizerinnen, waren ihrer Obhut anvertraut. „Sie ergreift diese Aufgabe mit dem ganzen Ernst ihres Wesens." Daneben ist sie fröhlich mit den Fröhlichen. „Les trois glorieuses", die Julitage 1830, fallen dazwischen. Es geht die Sage, Mathilde Escher habe damals einen Freiheitsbaum umtanzt, und wenn ich mich in meine Erinnerungen vertiefe, will mir scheinen, sie selbst habe mir einmal mit großem Gaudium etwas dergleichen erzählt. Dem sei wie ihm wolle, geschichtlich ist, daß unter ihren Jugendreliquien dreifarbige Bänder sich gefunden haben.

Dann aber kommt eine schwere Zeit. Das Nervenfieber bricht in der Anstalt aus und der Tod hält Einkehr. Eine ihrer Schutzbefohlenen erkrankt und sie hilft dieselbe pflegen. Die Mutter der Darniederliegenden langt an, erkrankt gleichfalls und Mathilde sitzt auch an diesem Krankenlager, „alle Sorge für die eigene Gesundheit und für das Ergebniß ihrer Kur hintansetzend." „Ihre Ruhe und ihre Geistesgegenwart verlassen sie keinen Augenblick." Auch die erste englische Bekanntschaft wird hier gemacht. Mathilde Escher wohnt zum erstenmal in ihrem Leben einer Hausandacht bei. Das Niederknieen befremdet die Züricherin, die anglikanische Liturgie dauert ihr zu lange, macht aber Eindruck, und das „God bless you" des Abschiedes ergreift sie.

Ein freudiges Nachspiel dieser strengen und charakterbildenden Tage erwartet sie in Paris, wo sie nach langer Trennung die nahenden Schritte ihres Vaters vernimmt und sich ihm in die Arme wirft. Obenan in ihren Pariser Erinnerungen steht eine Sitzung der Deputirten-Kammer. Sie hört „einen gewissen Thiers" vor einer lautlos lauschenden Versammlung für die Erblichkeit der Pairie sprechen, „mit Geschicklichkeit, Schönheit und Richtigkeit." „Kein Bühnenspiel, das schönste nicht, nähme ich für diesen Nachmittag."

Das dritte Wanderjahr, der Aufenthalt bei ihren englischen Freunden war offenbar das glücklichste ihrer Jugend. Das britische Wesen ist durch seine Ganzheit dem ihrigen congenial. Nach einem längern Aufenthalt in Manchester und einem kurzen im Norden von Yorkshire reist sie mit Bekannten nach London und läßt sich unterwegs nichts entgehen, die Fabriken so wenig als die berühmten adligen Landsitze. In Newstead-Abbey schwärmt sie förmlich: „Wie ich das alterthümliche Gebäude erblickte, hob meine noch nicht verrostete Phantasie sich kräftig. Ich konnte wieder wachend träumen. Immer wäre dieser Ort ein fesselnder Rest alter Zeit. Aber den größern Reiz gibt ihm der Gedanke, daß Byron hier gelebt und gedichtet hat. Hier liebte er das erste mal mit noch unverdorbenem Herzen! Ich hätte gerne geweint, gerne auch mit Worten geschwärmt, aber unverzeihlich wurden diese von den trockenen Manchesterseelen verhöhnt!" Sie meint dann mit einem schönen Mädchenirrthum: „Hätte Byrons erste Liebe Erwiederung gefunden, er wäre nie so tief gesunken", schließt aber ganz determinirt: „Doch ist es beinahe undenkbar, daß ein solcher Geist je auf ebener Bahn hätte wandeln können. Je stärker das Licht, je schwärzer der Schatten."

Für die nächsten Jahre fehlen die Aufzeichnungen. Dann (1836) beginnt ein Tagebuch, das durch zehn Jahre geführt wird.

Zugleich aber beginnt auch jene consequente Entwicklung, die uns die Stifterin der St. Anna-Kapelle in Zürich gegeben hat und die wir hier nur in kurzen Zügen skizziren, denn das Beste davon entzieht sich der Beobachtung und jedenfalls dem Rahmen dieses Porträts.

Von der Sinnesänderung Mathildens läßt sich mit Gewißheit sagen, daß dieselbe eine allmählige war und sich innerhalb des Kirchenglaubens vollzog, wie denn Mathilden jede kritische oder speculative Ader fehlte. Was in ihr vorging, war eine Vertiefung ihrer ethischen Natur. Sie that einen Blick in das Elend der Endlichkeit, und da wußte ihr rationalistischer Optimismus keinen Rath — wahrhaftig, indem ich dieses schreibe, dünkt mich, sie stehe neben mir und sage: Wozu das Alles? Schreiben Sie einfach: In diesen Jahren fand Mathilde Escher ihren Heiland.

Zwei neue Bekanntschaften wirkten dabei entscheidend: die mit einem Buch und die mit einem Menschen.

Wir dürfen annehmen, daß Mathilde Escher die Bibel nicht kannte. Irgend eine Sittenlehre, gewiß eine vorzügliche, hatte wohl der Stadtpfarrer mit Bibelsprüchen belegt, oder wenn sie ein Buch, einen Brief der heiligen Schrift im Zusamenhange las, wurden ihr diese wohl voraus durch irgend eine doctrinäre Einleitung, einen schalen Commentar, wie dergleichen damals im allgemeinen Gebrauche war, in ein unwahres oder wenigstens mattes Licht gerückt. Folgte aber Mathilde dem Rathe des Doktor M'All (so hieß ihr Bekannter, der Geistliche der Independent Church) und vertiefte sich voraussetzungslos z. B. in den Römerbrief, als ob ihn der Apostel gerade aus seiner Tasche verloren und sie ihn aufgehoben hätte, so war sie mit ihrer großen Natur und ihrer exacten Einbildungskraft die Person dazu, den Apostel sich lebenswahr vor das Auge zu stellen.

Ferner lernte Mathilde Escher die Quäkerin Elisabeth Fry kennen, welche auf einer Reise durch den Kontinent Propaganda machte für ihren Lebensgedanken: die sittliche Pflege der Sträflinge. Der Aufenthalt der Quäkerin in Zürich — schon vorher war ihr Mathilde im Berneroberland flüchtig begegnet — wirkte entscheidend: er gab der Züricherin ein Beispiel und eine Bahn. Diese findet keine Worte zu sagen, welchen Eindruck „die hehre Gestalt, die herrliche Frau" auf sie gemacht habe. Das mit weicher Stimme gesprochene: „I am pleased to see thee" blieb ihr in unverlöschlichem Andenken.

Mit jener ernsten Tapferkeit, welche der Grundsatz ihres Wesens war, entschloß sie sich dann, nach langem innern Kampfe, in die verehrten Stapfen zu treten. Sie war dabei, als sich in Zürich ein Verein für sittliche Pflege der Sträflinge bildete. Ein unerhörtes Unternehmen, eine damals unter uns höchst ungewöhnliche Sache: ein Heraustreten der Frau aus den Schranken des Hauses!

Nun gab es kein Stillestehen. Ueber diesen Rest oder diesen Anfang ihres Lebens trete ich, wie es sich gebührt, der Nichte das Wort ab. „Je tiefer Tante in das Elend des Lebens hineinblickte, desto größer wurde ihr Drang, es zu mildern. Schritt um Schritt zog sie sich vor den Weltfreuden zurück, um jedes Theilchen ihrer Kraft in den Dienst der Barmherzigkeit zu stellen. Ihr klarer Verstand und ihre Leichtigkeit im Umgang (sagen wir ihr ererbtes Organisationstalent) befähigte sie, rings Arbeitskräfte zu sammeln und zu verwerthen. So entstand 1842 ganz in der Stille der Amalienverein in Nachahmung des in Hamburg von Amalie Sieveking gestifteten weiblichen Armenvereins. Sie half die erste Suppenanstalt gründen und noch manches Andere. Am liebsten half sie im Stillen. Mit der Arbeit wuchsen die Kräfte. Gesundheit und Zeiteintheilung ließen sie Vieles bewältigen."

Mitten in der Arbeit überraschte sie ihre letzte Erkrankung. Gerne hätte sie noch gelebt, aber „wie Gott will!" Ruhig konnte sie Alles weglegen.

Sie starb den 29. Mai 1875, siebenundsechzig Jahre alt.

Wir dürfen aber nicht bei dem Tode einer Persönlichkeit, die über den Tod hinaus glaubte, stehen bleiben. Wir wollen sie uns noch einmal recht heiter und lebendig vorstellen, die etwa Fünfzigjährige, mit dem Hintergrunde der schönen Schipf.

Die strenge Mathilde Escher konnte sich an einem Sommerabende in der Schipf ganz gemüthlich gehen lassen. Sie besaß in hohem Grade, was der Franzose „de la bonne gaîté" nennt. Sie wußte die drolligsten Geschichten, z. B. aus ihrer Jugend, wie sie und die Schwester dem Grafen Erich (dem Jüngeren ihres Landhausnachbars Graf Bentzel-Sternau) jeden fernern Umgang mit ihnen untersagt hätten, bevor er in den Besitz eines Taschentuches gelange. Der junge Graf sei dann fortgerannt und, nach einer guten Weile wieder erscheinend, habe er einen baumwollnen rothen Fetzen, welchen er sich bei der Köchin erobert, im Triumph aus der Tasche gezogen.

Was mochte wohl Mathilde Escher von dem alten Bentzel denken? Gewiß, wenn er ihr eine Schale Thee bot mit einem seiner Wortspiele, wie z. B.: „Sind Sie eine Theistin, Gnädige?“ klassificirte ihn die Gnädige sofort, aber nicht unter die Weisen. Dieser Graf ist trotz seines Geistes einer der vergessensten Schriftsteller, weil es ihm unmöglich war, irgend etwas einfach und natürlich auszudrücken. Wer liest heute noch die „Märchen am Kamin“, das „goldene Kalb“, den „steinernen Gast“ ꝛc.? Doch behalten einige seiner Schriften culturgeschichtlichen Werth. Nirgend sonst, meines Wissens, ist die Wirthschaft eines geistlichen Kurstaates — der Graf war ein Kurmainzer — mit solchem Humor und solcher Sachkenntniß geschildet.

Das Prompte und Entschlossene ihrer Natur trat zuweilen, besonders fackelnden und säumigen Menschen gegenüber, in komischer Weise hervor.

Da sie einmal in den Fall kam, sich statt der Pferde ihres Vaters einer Droschke zu bedienen, um in die Schipf zu fahren, trabte der lebensmüde Gaul im langsamsten Tempo auf der Seestraße. „Jeden Augenblick“, erzählte Mathilde Escher ihre Fahrt, „hatte ich Lust, hinauszuspringen und Droschke, Kutscher und Gaul selber zu ziehen.“

Als der Schreiber dieser Zeilen einst ein bischen vor Mathilde philosophirte, sagte sie, mit ihren blendend weißen Zähnen lachend: „Diese Theoreme gleichen einem Netz mit großen Maschen, zwischen welchen die Thatsachen wie Fischlein lustig durchschwimmen.“

Ein anderes Mal war von der Lüge und ihrer weiten Herrschaft die Rede. Jemand behauptete, der Beste komme zuweilen, wo nicht für sich selbst, doch für Andere, die ihm nahe stehen, in den Fall einer Verheimlichung oder eines Verschweigens. Mathilde, die gerade einen kleinen Zweig gebrochen und spielend geschält hatte, bog denselben. „In diesem Falle,“ sagte sie, „kehrt ein lauterer Sinn, so bald der Zwang weicht“ — und sie ließ die Gerte schnellen — „von selbst in seine natürliche Lage, d. h. in die Wahrheit zurück.“

Entschlossen, wie gesagt, war sie in einem hohen Grade, und wo sie mitzureden hatte, gab sie zuweilen Räthe, die nahe an das „Biegen oder Brechen“, an das „Lieber handeln und bereuen, als nicht handeln und bereuen“ grenzten. Sie beklagte sich dann wohl über die „Halbheit der Männer“.

Ob sie die Menschen kannte? Den Menschen kannte sie gründlich, d. h. in seinen allgemeinen Zügen. Ihr fehlte das Gefühl der Nüance. Sie urtheilte nach dem Maßstabe ihrer eigenen Natur und sah Gute und Böse, wo die Kraft zum Guten und zum Bösen mangelte. So wußte sie auch unter den weiblichen Sträflingen, welche sie zurechtzubringen suchte, mit den sentimentalen Naturen nichts anzufangen. Diese „langweilten“ sie, und sie sagte wohl, „auf dem Schlamme sei nicht Fuß zu fassen“, während eine rohe, wildwüchsige Kindsmörderin sie beschäftigen und interessiren konnte.

Wo sie aber einmal eine Zuneigung gefaßt hatte oder eine Zuneigung zu ihr gefaßt worden war, blieb sie unverbrüchlich treu. Man hatte in ihrer Nähe das Gefühl des Stetigen, ich hätte fast gesagt des Ewigen.

Was mir diese Sommer und Herbste, in welchen meine Schwester und ich die Freundin unserer seligen Mutter in der Schipf besuchen durften, so reizend erscheinen läßt, ist wohl die zeitweilige Muße, zu der das Landleben von selbst nöthigt. Später nach dem Tode ihres Vaters, da sie ihren bleibenden Sitz in der Stadt hatte, war sie immer ein bischen gejagt, trat stürmisch ein und schied viel zu früh. Sie selbst freilich hat sich je älter, je glücklicher und in ihren letzten Jahren am glücklichsten gefühlt. Das ist eine Thatsache, sei es weil sie Manches erreicht hatte und das Alter überhaupt ein entschiedenerer Zustand ist als die späteren Mitteljahre, sei es weil das von ihr geglaubte Jenseits ihr seinen ersten Schimmer entgegenwarf.

Zur Geschichte des Pessimismus.

Von Eduard von Hartmann.

Der verstorbene Philosoph Bahnsen äußerte einmal mündlich zu mir, er wünschte sehnlichst, daß er dazu kommen könnte, eine Geschichte des Pessimismus im weitesten Sinne, d. h. eine Geschichte der Philosophie aus dem Gesichtspunkt des Pessimismus zu schreiben, weil damit allein der Geschichte der Philosophie noch eine neue Seite abzugewinnen sei. Professor Vaihinger bemerkt gelegentlich (in seiner Schrift „Hartmann Dühring und Lange“), F. A. Lange hätte eben so gut eine Geschichte des Pessimismus wie eine solche des Materialismus schreiben können. Beide Denker sind leider nicht an die Aufgabe herangetreten. Der verstorbene Altkatholik Prof. Huber in München hatte in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, welche i. J. 1876 als Brochüre u. d. T. „Der Pessimismus“ erschien, aber in keiner Weise über das feuilletonistische Niveau hinausragt. Professor W. Gaß gab in demselben Jahre eine Schrift heraus: „Optimismus und Pessimismus, der Gang der christlichen Weltansicht“, die jedoch sowohl dem Inhalt nach sich auf die christliche Zeit beschränkt, als auch einen streng christlichen Standpunkt für die Kritik innehält. Der würtembergische Staatsminister von Golther hat endlich ein Manuscript hinterlassen, welches Professor Vischer nicht geeignet zu einer Veröffentlichung in extenso fand; das von letzterem i. J. 1878 herausgegebene Fragment über Schopenhauer's und meine Philosophie zeigt den Verfasser so wenig auf der Höhe seiner philosophischen Aufgabe, daß die Zurückhaltung des Uebrigen gewiß nicht zu bedauern ist. Irgend welche Berücksichtigung der in den letzten 13 Jahren um den Pessimismus geführten Kämpfe würde man in den angeführten Werken vergebens suchen; mein Pessimismus ist in allen dreien lediglich nach der „Philosophie des Unbewußten“ ohne Bekanntschaft mit meinen beiden späteren Hauptwerken und meinen speciell auf den Pessimismus bezüglichen Arbeiten dargestellt.*)

Eine Geschichte des Pessimismus von seinen vorchristlichen Anfängen bis zur Gegenwart unter Berücksichtigung der neuesten Discussion über das Problem zu schreiben, war also so zu sagen eine in der Luft liegende Aufgabe. Solche historische Monographien haben einen nicht zu unterschätzenden Werth. Sie tragen für den Eingeweihten durch Vorführung des gesammten Materials und des objectiven Ganges der Entwickelung dazu bei, das Problem unbefangener und vollständiger zu erfassen; für den Studirenden aber erschließen sie ein wenn auch begrenztes Gebiet der Philosophie doch mit einem solchem Grade der Vollständigkeit, daß ein bleibender Gewinn für die Erweiterung der allgemeinen Weltanschauung und für die formelle Schulung des Denkens aus der Lectüre erwächst. Dies kann man von allgemeinen Geschichtswerken über Philosophie nur dann sagen, wenn sie eine lange Reihe von Bänden, d. h. aber wiederum von Monographien über einzelne Philosophen oder über einzelne Abschnitte in der Geschichte der Philosophie umfassen; dabei werden aber die Specialprobleme, welche sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchziehen, ebenso zerstückelt, wie in einer Sammlung von sachlich gesonderten Monographien die zusammenhängenden Weltanschauungen jedes einzelnen Philosophen. Verfolgt man bei dem Studium der Philosophie mehr geschichtliche Interessen, so wird die Sammlung von Monographien über einzelne Philosophen den Vorzug verdienen; überwiegt dagegen das philosophische Interesse, d. h. der Wunsch, sich die Ausbildung einer eigenen Weltanschauung zu erleichtern, so werden die Monographien über die geschichtliche Entwickelung der Specialprobleme anregender sein.

Je mehr eine Frage derart ist, um dem Publikum einer

*) Wenn dieß bei den obigen Schriften zum Theil schon durch die Zeit ihres Erscheinens erklärt wird, so ist ein solches Verhalten um so auffälliger bei einem i. J. 1883 erschienen Werke „Freud' und Leid des Menschengeschlechts“ von G. H. Schneider (S. 75—108).

bestimmten Zeit Anlaß zu Discussionen zu geben, desto dringender ist das Bedürfniß dieser Zeit nach einer Klärung über die Frage, wie sie am besten durch eine solche geschichtliche Monographie gewonnen werden kann. Wie die zahlreichen Schriften für und wider den Pessimismus beweisen, ist dieser Gegenstand in den philosophischen und theologischen Kreisen unserer Zeit einer der meist umstrittenen, und deshalb war die Darstellung der Geschichte des Gegenstandes besonders wünschenswerth. Die Gefahr lag nahe, daß ein solches Werk sich allzubreit ausspinnen könnte, weil die Geschichte des Pessimismus so eng mit derjenigen der Philosophie im Allgemeinen, der Religion und der Cultur verflochten ist, daß es schwer scheint, die einer Monographie gesteckten räumlichen Grenzen innezuhalten. Diese Gefahr hat O. Plümacher glücklich vermieden und sich auf einen handlichen Band von 23 Bogen beschränkt, zugleich aber, wie das Vorwort zeigt, aus dieser Selbstbeschränkung den Anlaß entnommen, auf den Titel: „Kritische Geschichte des Pessimismus" zu verzichten und dafür den bescheideneren: „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches"*) zu wählen. In der That sind aber alle Etappen der Entwickelung des Pessimismus in der vorliegenden Schrift vorgeführt, wenn auch innerhalb derselben nicht den Ansichten jedes einzelnen Philosophen und Schriftstellers Rechnung getragen ist; ebenso sind die wesentlichen Wechselbeziehungen zwischen der Entwickelung des Pessimismus einerseits und derjenigen der Philosophie, Religion und Cultur andererseits klargelegt, so daß die auferlegte räumliche Beschränkung nicht nur der Bequemlichkeit der Leser, sondern auch der Uebersichtlichkeit und Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen, d. h. der Sache selbst zu gute kommt. Eine ausführlichere Geschichte des Pessimismus in mehreren Bänden mag später geschrieben werden, sie wird aber die Resultate des gegenwärtigen Buches in keinem Hauptpunkte zu berichtigen, sondern nur durch breitere Ausführung der Details zu bestätigen haben.

Nach einer Einleitung über die Ausdrücke „Pessimismus" und „pessimistisch" und deren Bedeutung, sowie über die allgemeinen Beziehungen zwischen der pessimistischen Weltansicht und der Religions- und Culturgeschichte zerfällt das Buch in zwei gleich große Hälften, deren erstere „den geschichtlichen Entwickelungsgang des Pessimismus" von seinen Anfängen bis zu den Systemen der Gegenwart enthält, während die zweite „die neueste Reaction gegen den Pessimismus" behandelt. Denn, wie das Vorwort bemerkt, ist „die neueste Reaction gegen den Pessimismus selbst ein wichtiges Blatt in der Geschichte des Pessimismus, in welcher sie sichtlich einen kritischen Punkt bezeichnet."

Das erste Capitel behandelt den Pessimismus bei den Indern, Griechen und Juden, und bleibt dabei einer Uebertreibung der pessimistischen Bestandtheile in der hellenischen und jüdischen Weltanschauung ebenso fern, wie einer ungebührlichen Mißachtung und Beiseiteschiebung derselben, wie sie gewöhnlich geübt wird. Das zweite Capitel hat die offfcielle Weltanschauung der christlichen Kirche zum Hauptinhalt, nachdem die Weltmüdigkeit der urchristlichen Zeit und die eigenthümlichen Ansichten des Gnosticismus in einleitenden Abschnitten erörtert worden sind. Ohne die optimistischen Elemente des Christenthums zu verkennen, werden hier doch die pessimistischen Seiten seiner Weltanschauung in eine Betrachtung gerückt, welche denjenigen überraschend sein dürfte, die das Christenthum nur aus dem Munde moderner Lehrer und Schriftsteller kennen und noch keine Gelegenheit gehabt haben, selbst zu den historischen Quellen hinabzusteigen. Nicht nur Verirrungen wie Ketzergerichte und Hexenglaube, sondern auch wesentliche Bestandtheile der christlichen Weltansicht, die Verdüsterung des Lebens durch die Einbuße der antiken Versöhnung mit dem Tode, die Schrecken der Prädestinationslehre noch bei den Reformatoren, die aus dem transcendenten Optimismus entspringende Weltverachtung und die Verarmung des Lebens durch dieselbe, insbesondere durch die Verachtung der Schönheit, dies alles findet eingehende Berücksichtigung. Besonders interessant sind die Auszüge aus dem classischen Traktat des Papstes Innocenz III. de contemptu mundi, welche diese Schrift einer wenig verdienten Vergessenheit entziehen.

Das dritte Capitel wendet sich zu den wiedererwachten Wissenschaften, die zunächst mit dem Optimismus der jugendlichen Hoffnungsseligkeit und des scrupellosen Selbstvertrauens auftreten, bald aber in dem englischen Skepticismus eine Wendung nehmen, welche als „Pessimismus der Wissenschaft" bezeichnet werden kann. Die Frage nach der Bilance von Lust und Unlust in der Welt sauber gestellt und gelöst zu haben, dies Verdienst gebührt Maupertuis, der aber keine Schlußfolgerungen über die Existenzwürdigkeit des Lebens daran knüpfte, wie sein Nachfolger Kant, der seine Resultate acceptirte und als psychologischen Unterbau zu seiner großartigen Reform der Ethik verwendete. Aber noch hat Kant seine pessimistischen Ansichten nur gelegentlich eingestreut, ohne sie im Zusammenhange auszuführen oder ihnen die gebührende Stelle in seinem System mit hinreichender Deutlichkeit anzuweisen; auch bleibt der religiöse Optimismus von seinem philosophischen Pessimismus soweit ungebrochen, daß er den über die irdische Welt hinausgreifenden Pessimismus, den er nach seinen Prämissen unbedingt hätte bejahen müssen, mit mit einem non liquet bei Seite schiebt.

Das vierte Capitel unterbricht die Entwickelung des philosophischen Pessimismus von Kant zu seinen Nachfolgern, um eine höchst interessante und geistvoll geschriebene Betrachtung über den Weltschmerz, die Weltschmerzdichtung und die pessimistische Spruchweltweisheit der Völker einzuschalten. Es ist darin unter anderm eine vergleichende Besprechung der drei Faustdichtungen von Goethe, Lenau und Grabbe, und der drei Weltschmerzdichter Byron, Heine und Leopardi enthalten, welche den Wunsch rege macht, Plümacher's Befähigung zu literarischen ästhetischen Betrachtungen weiter ausgebaut zu sehen. Die Charakteristik des Weltschmerzes ist auch vom philosophischen Standpunkt betrachtet vortrefflich.

Der im fünften Capitel behandelte nachkantische philosophische Pessimismus zeigt eine Lücke, insofern Fichte's, Schelling's und Hegels Stellung zum Pessimismus nicht erwähnt ist; es ist dies übrigens der einzige Punkt in dem ganzen Buche, wo ich den Verzicht auf genauere Details bedauern muß. Leser, welche das Bedürfniß haben sollten, diese Lücke einigermaßen auszufüllen, verweise ich in Betreff Schellings auf meine „Gesammelten Studien und Aufsätze" S. 679 bis 690, in Betreff Hegels auf J. Volkelt's Schrift „Das Unbewußte und der Pessimismus" (1873) S. 246 bis 256. Der Schopenhauer'sche Standpunkt wird von Plümacher als Weltschmerz und Weltverachtung charakterisirt; der meinige wird an dieser Stelle in der Hauptsache nach der Philosophie des Unbewußten dargestellt, während meine späteren Arbeiten mehr gelegentlich in der zweiten Hälfte des Buches Berücksichtigung finden, wo die behandelten Fragen es fordern. Bei der Besprechung Bahnsens wird hier — so viel ich weiß zum ersten Mal — das anonym erschienene „Pessimisten-Brevier" im Zusammenhang mit der ganzen Bahnsen'schen Weltanschauung kritisch gewürdigt; an einer späteren Stelle (S. 248 bis 251) wird von dem zweiten Bande des Bahnsen'schen Hauptwerks („Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt") eine kurze Analyse geboten, welche zeigt, in welchem Maße Plümacher es versteht, den innersten Kern eines gedanklichen Standpunkts aus einer schwer zugänglichen Darstellungshülle herauszuheben und kurz und treffend zu beurtheilen. Außerdem gelangt hier noch Mainländer zur Besprechung, und auf einige andere neuere Pessimisten ohne selbstständige Systeme wird wenigstens kurz hingedeutet.

Der zweite Theil des Buches zerfällt in vier Capitel, welche der Reihe nach die Bekämpfung des Pessimismus vom Standpunkt des naturalistischen, ethischen, religiösen und panlogistischen Optimismus zur Darstellung bringen. Man kann diesen Theil ein sachlich geordnetes Compendium der Pessimismus-Literatur nennen, und seine Kenntnißnahme ersetzt beinahe die Lectüre einer ganzen Bibliothek. Alle Einwürfe, die bisher von zahllosen Gegnern gegen den Pessimismus erhoben sind, findet man hier sorgfältig gesammelt, zunächst

*) Heidelberg, Georg Weiß' Verlag. 1884.

in die vier angegebenen Hauptgruppen geordnet, alsdann in eine Menge sachlicher Unterabtheilungen gegliedert, nach ihrem Werthe kritisch gesichtet und auf ihre Stichhaltigkeit geprüft. Sieht man von den auf rein metaphysischem Gebiet sich bewegenden Discussionen des letzten Capitels ab, so spiegeln die drei ersten Capitel des zweiten Theils in ihrer Aufeinanderfolge zugleich die drei Hauptphasen des Pessimusmus-Streites wider, indem zuerst die Berechtigung des Pessimismus selbst auf dem Felde des natürlichen Lebens bestritten wurde, dann aber diese eingeräumt, aber seine Giltigkeit für das Gebiet des sittlichen und religiösen Lebens bekämpft wurde, bis die Vertheidigung sich endlich ganz auf den Optimismus im religiösen Leben als in ihr letztes Bollwerk zurückzog. Aber diese begrifflich streng auseinanderzuhaltenden Phasen des Streits greifen doch der Zeit nach so ineinander über, daß eine chronologische Sonderung der letzten 13 Jahre in entsprechende Perioden nicht möglich gewesen wäre.

Plümacher bezeichnet im Vorwort als Ergebniß dieses zweiten Theils: „daß die Gegner des philosophischen Pessimismus, wie seine historische Genesis, so auch seine Unterschiede von den früheren unvollkommenen Stufen bald in diesem, bald in jenem Punkte verkennen." Das Schlußwort des Buches faßt den Inhalt des Ganzen in einem Resumé von meisterhafter Dialektik dahin zusammen, daß der moderne philosophische Pessimismus als letzte Entwicklungsform desselben alle früheren Stufen sowohl der pessimistischen wie der optimistischen Weltbetrachtung nach ihrer Wahrheit in sich bewahrt und umspannt, nach ihrer Einseitigkeit und Unwahrheit in sich aufhebt. Auch wer sich dieser Ansicht nicht anschließt, wird doch nicht umhin können, für die gründliche Durcharbeitung der Probleme, die alles bisher über den Gegenstand Erschienene weit hinter sich zurückläßt, dankbar zu sein, und selbst der Culturhistoriker und Literarhistoriker ohne eigentlich philosophische Interessen wird es zu schätzen wissen, eine wie bequeme Uebersicht über den Verlauf einer jedenfalls nicht unwichtigen culturgeschichtlichen Erscheinung, beziehungsweise über einen viele Gemüther bewegenden Zweig der neuesten Literatur ihm hier geboten wird. Der Philosoph und Kritiker endlich wird, bevor er über das Problem oder eine dasselbe behandelnde neue Schrift seine Stimme vernehmen läßt, nicht unterlassen dürfen, von diesem Buche Kenntniß zu nehmen, welches, wenigstens vorläufig, als eine abschließende und den Gegenstand in der gegenwärtigen Phase der Discussion erschöpfende Leistung bezeichnet werden muß.

Der Dichter des Centrums.

(Friedrich Wilhelm Weber.)

Was man nicht Alles erleben kann! Da glaubt man mitten im Getriebe unseres literarischen Lebens zu stehen und es begegnet einem, daß man eines Tages von dem schon in zwanzigster Auflage erschienenen Werk eines modernen deutschen Dichters reden hört, dessen Name unserem Herzen so fremd, wie unserem Ohre. Dies geschah mir neulich, als ich bei einem befreundeten Berliner Maler das Epos „Dreizehnlinden" von Friedrich Wilhelm Weber fand. Mein Freund wollte eben im Auftrage der Verlagshandlung das Buch zu illustriren anfangen und gedachte sich bei mir über den Verfasser und sein Werk Raths zu erholen. Offen gesagt, ich schämte mich meiner berufsunmäßigen Ignoranz und wollte sie nicht eingestehen. „Bah, ein berühmter Dichter!" sagte ich trotzig und blickte verächtlich auf die beigebundenen Buchhändlerreclamen, die mir von sehr zweifelhafter Art schienen. Diese „Stimmen der Presse" lobten natürlich alle, aber das ganze Concert kam aus Einer Richtung. Wenig liberale und namhafte Blätter. Wohl aber der ganze Troß der ultramontanen Kaplan- und Hetzblätter, und skeptisch ruhte mein Auge auf den Namen: „Vaterland", „Germania", „Westfälischer Merkur", „Kölnische Volkszeitung", „Grazer Volksblatt", „Stimmen aus Maria Laach" „das schwarze Blatt"... Und die Herrschaften genirten sich gar nicht. Der Eine stellt den Dichter dem Sophokles an die Seite, ein Anderer bemerkt dazu naiv: „Das genügt nicht." „Ein Dichter und Künstler", lobhudelt ein Pfaffenblatt „wie wir ihn seit Jahrzehnten nicht gesehen" — „ein Genie, werth sich den besten Geistern unserer Nation an die Seite zu stellen", meint ein Käseblättchen von — Burtehude. „Genial" „klassisch", „einzig" sind die ordinärsten Epitheta, und überall heißt der Refrain: Was bedeuten noch neben diesem katholischen Dichter eure protestantischen Sänger?! Wundershalber ließ ich mir am Ende die beiden erfolgreichen Werke des neuen Sterns kommen. „Dreizehnlinden" und „Gedichte" beide aus dem gutkatholischen Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn. Nun, ich bin mit dem schwarzen Freund oder dem Freunde der Schwarzen gegangen, ohne selbst vor Aerger schwarz zu werden. Im Gegentheil. Gehe ich auch lange nicht so weit wie seine kritischen Glaubensgenossen, so erkenne ich doch ein anmuthiges Talent an und habe trotz aller confessionellen Bedenken meine Freude an diesem wenigstens für mich und die weitesten nichtkatholischen Kreise neuen Dichter.

Ich sage nicht jungen Dichter, denn Friedrich Wilhelm Weber ist 1813 geboren, also ein Siebziger. Seine Verse erzählen uns wenig von seinem Leben. Aus dem Poem „Am Amboß" erfahren wir, daß ihm des Daseins harte Faust schon die krausen Kinderlocken gezaust, daß ihm in seinem Berufe nicht Zeit zu süßen Weisen blieb, daß er Reisen in fremde Länder gemacht, aber nur um so treuer und liebevoller an seiner westfälischen Heimath hängt. Und was wir sonst noch in Erfahrung gebracht, bestätigt uns dies stille Leben. Er ist Arzt von Beruf und immer fromm gewesen. Schon im Greifswalder Carcer sang der flotte Student das Lied von den Wallfahrern. Anderes wurde auf nächtlichen Ritten zu Kranken erdacht, und Recepte und Gedichte lagen in seiner Brusttasche dicht beisammen. Als Landtagsabgeordneter kommt er noch immer nach Berlin. Der „Dichter des Centrums" soll seine schönsten Lieder in den menschenwimmelnden Straßen und beim Redegeplätscher seiner Collegen erdacht haben, — zumal wenn Richter oder Rickert sprachen, versichern uns ultramontane Kritiker. Zuerst debütirte er als Uebersetzer von Tennyson, und schon 65 Jahre zählte er, als sein erstes selbstständiges Buch erschien, das epische Gedicht, das binnen sechs Jahren fast zwei Dutzend Male neu aufgelegt worden ist.

„Dreizehnlinden" ist ein altgermanischer Roman in Versen. Der Dichter selbst rubrizirt sein Werk nicht und nennt es nur gelegentlich einen „Sang". Wollten wir es, was es eigentlich sein soll, als Epos auffassen, so würde der Dichter dabei sehr übel fahren. Der willige Leser wird ungefähr in die Jahre 822 und 823 zurückgeführt, also in die Regierungszeit Ludwigs des Frommen. Der Schauplatz ist auf rother Erde. Unter Dreizehnlinden hat sich der Dichter etwa die altehrwürdige Benedictinerabtei Corvey an der Weser gedacht. Die heidnischen Sachsen haben sich den christlichen Franken unterworfen. Fränkische Gaugrafen regieren im Westfalenlande, die Klöster unterstützen ihr civilisatorisches Werk, aber der alte Glaube glimmt noch da und dort heimlich fort und versammelt seine Getreuen um heilige Opfersteine. An diesem Zwiespalte krankt auch der junge Held Elmar vom Geschlechte der Falken, Herr vom Habichtshofe. Er hat sich den Franken unterworfen, doch sein Herz hängt noch am Glauben seiner Väter, und seine Wandlung aus einem Heiden in einen Christen, die Schilderung dieses schmerzlichen, rein innerlichen Prozesses ist eben die Hauptaufgabe, die sich der schlecht berathene Epiker gestellt hat.

Nach einigen einführenden Kapiteln, die den einzigen Zweck haben, uns das Zuständliche und die Personen zu schildern, treten wir im sechsten Kapitel in medias res. Es ist Erntefest auf dem Hofe des fränkischen Gaugrafen Bodo. Seine Tochter Hildegunde, der Königsbote Gero, Elmar nehmen Antheil. Elmar, der Ungetaufte, liebt Hildegunde, für die auch Gero zärtlich zu fühlen scheint. Es währt nicht lange, und der Conflict zwischen den beiden Nebenbuhlern bricht aus. Gero beginnt eine jener altgermanischen Neck- und Stachelreden, die wir schon sattsam aus Freytag, Dahn, George Taylor kennen. Elmar, auf den sie zielen, scheint dafür unempfindlich zu sein. Erst als Gero das Andenken seiner seligen Mutter

zu beleidigen wagt, braust Elmar auf. Wir erwarten einen dämonischen Ausbruch dieses starken Urwaldsrecken.

Aufgerichtet stand der Sachse,
Riesenhaft und schultermächtig;
Seine Flammenaugen ruhten
Auf dem Franken zornesmächtig.

Aber er begnügt sich mit einer leeren Drohung, und die Sache wäre vollkommen beigelegt, wenn nicht Graf Bodo empfindlicher wäre, als die beiden zahmen Kampfhähne. Er ergreift unerwarter Weise die Partei des zänkischen Gero, jammert über die Verletzung des Gastrechts und die Beleidigung eines Königsboten und sagt Elmar in deutlicher Prosa, daß er

besser thäte,
Wenn er dieses Saales Schwelle
Fürderhin nicht mehr beträte.

Bald darauf brennt Bodos Haus nieder, wobei Elmar, wie üblich, Hildegunde aus dem brennenden Trümmern rettet. Allein der Vater dankt ihm kaum für die Heldenthat, und Gero beeilt sich, den Retter als Mordbrenner zu verdächtigen. Ohne Zweifel wird jetzt Elmar den Verläumder ersuchen, ihm dies nicht mit Worten, aber mit dem Stahl zu beweisen. Wir täuschen uns abermals in ihm.

Elmar maß den Königsboten,
Stumm mit feuerheißen Blicken,
Stürzte vor und stand — und wandte
Ihm verachtungsvoll den Rücken.

Gleich darauf stürmt er in den Wald, um bei der weisen Waldfrau Swanahild Trost und Rath zu holen; doch diese ist übel auf den Jüngling zu sprechen, der es um des Frankenmädchens willen mit dem Feinde des Landes hält und entläßt ihn mit einem warnenden Orakelspruch, der sich bald darauf erfüllt. Im Walde tritt ihm in der That das Schicksal entgegen: ein Pfeilschuß aus dem Hinterhalte trifft ihn, und er hat just noch die Kraft, den Schützen, natürlich Gero, zu ereilen und am Genick zu fassen. Wir erwarten etwas Nachdrückliches. Aber Elmar zeigt sich wiederum geduldig und läßt ihn laufen. Das soll ihn theuer zu stehen kommen.

Auf der Dingstätte zeiht ihn Gero des meuchelmörderischen Anfalls, des Königsfriedensbruches, des Götzendienstes und der Brandstiftung. Elmar vertheidigt sich mit schönen, mannhaften Worten. Es soll ihm nichts fruchten. Die sächsischen Edelinge auf der Schöffenbank sind so durch und durch fränkisch geworden, daß sich kein Mund zu seinen Gunsten öffnet. Nur das Volk jauchzt ihm zu. So wird er denn mit allen gegen eine Stimme schuldig gesprochen und vom Grafen für vogelfrei und rechtlos erklärt. Die arg verspätetete Herausforderung des „ehrlosen Aechters mit dem Weidenstrick am Kragen" wird von Gero höhnisch zurückgewiesen, und Elmar bleibt nichts anderes zu thun übrig, als beim Schmiedemeister Fulko seinen Schimmel beschlagen zu lassen. Einen Augenblick hat es den Anschein, als ob er dem Rathe des wackeren Meisters, an der Spitze des treuen Sachsenvolkes den Schimpf zu rächen und die Franken aus dem Lande zu jagen, folgen wollte, doch wir kennen den energielosen Recken besser. Er mißtraut seinem Volke und meint, schon sei zu viel Bauernblut unnöthig geflossen. Und der Vogelfreie reitet aus, um gleich darauf, ein siecher Mann, nah der Klosterpforte „in des Herbstes letzte Dolden" zu sinken.

Damit ist die eigentliche Handlung zu Ende und wir stehen doch noch nicht einmal in der Mitte des Gedichts. Es folgen vier lyrische Einlagen: die Fieberträume des durch Swanahilds Tränklein geretteten und von den Mönchen gepflegten Ritters, seine Seelenkämpfe um den entschwundenen alten und den in ihm erwachenden neuen Glauben, des vortrefflichen alten Priors Lehrsprüche und Hildegundens Liebesklagen. Daran schließen sich zwei Episoden. Wie die verlassene Hildegunde von der alten Drude getröstet wird; wie die sächsischen Vetteln dem tückischen Königsboten den Bart scheeren und ihn mit Spottlied und Birkenruthen über die Landesgrenze peitschen. Dann wird summarisch abgeschlossen. Ein wendischer Bursche tritt plötzlich als Augenzeuge auf, befreit Gero von aller Schuld und öffnet dem schwachen Grafen, der bald darauf stirbt, die Augen. Schließlich empfängt Elmar die Taufe, wird vom König zum Gaugrafen ernannt und führt Hildegunde heim.

Die Schwächen der Dichtung habe ich hier bereits angedeutet. Die Composition ist unruhig, zerfahren, behandelt Nebensächliches zu breit, wechselt just im Höhepunkt den Stil und verläuft im Sande. Für den Helden kann man sich unmöglich erwärmen. Er handelt nicht, er greift nicht ein; wohl weiß ich, daß er sich selbst besiegt, daß er eben ein christlicher Held sein soll, aber um so schwächlicher steht er im Epos da. Und doch wird der Verfasser nicht müde, uns zu versichern, Elmar habe Bären die Knochen zerknickt und im Kampf einst als Held sich gezeigt, so daß ihn König Thorkell als seinen besten Degen betrachtet; wir indessen lernen diesen urwüchsigen Menschen, den rauhen Kriegsmann nicht kennen, sondern nur den Träumer, die edle Seele, das tiefe Gemüth, den schätzbaren Charakter. Aber freilich, der Verfasser, der es besser wissen muß, sagt ja deutlich: gerade, weil er ein Träumer, sei er ein echter Westfale. Ich gestehe, daß ich mir die alte Sachsenart trotziger, stärker, raufluftiger gedacht habe. Elmar ist uns von vornherein zum Ritter, zum Helden verdorben. Er ist ein prädestinirter Mönch, und wir sind eigentlich erstaunt, daß er nicht die Tonsur nimmt, worauf doch Alles vorzubereiten schien. Freilich, und Hildegunde, die er ja glücklich machen muß? . . . Weber hat mit lyrischem Vollklang die Kämpfe seines Tages von Damascus geschildert und namentlich sehr fein die Annahme umgangen, daß nur die Liebe zu Hildegunde, nur der Wunsch ihres Besitzes aus dem sächsischen Saulus einen Paulus macht. Und doch ist es nicht anders: nur die Liebe verdirbt uns den Helden so gründlich, läßt ihn sein Heldenthum vergessen, sein Volk und seine Götter aufgeben und mattherzige Geduld der Beleidigung gegenüber üben und zuletzt die Taufe und zugleich wieder Hof und Braut empfangen. Aber das ist es ja gerade, was das Buch weichen Gemüthern so werth macht. Wir Ketzer und Heiden möchten ihn lieber barbarisch und deutsch kämpfen und mit einer „ehrlich breiten" Wunde in Walhall eingehen sehen.

Weber bestrebt sich, Licht und Schatten gerecht zu vertheilen; in seinem edlen Eifer spaltet sich indessen sein Herz. Er sympathisirt als Katholik mit den Franken; als guter Deutscher muß er es mit den heidnischen Westfalen, seinen Landsleuten, halten. Und sein Patriotismus ist ohne Zweifel stärker, denn die Wilden sind doch bessere Menschen. Sehen wir von der amaranthenhaft reinen Hildegunde und einigen nebensächlichen Mädchengestalten ab, so ist so ziemlich alles faul unterm Krummstab. Graf Bodo ist ein schwachköpfiger undankbarer Greis, Gero ist der übliche rabenschwarze Intrigant mit der traditionellen Plumpheit, die sächsischen Edelinge sind charakterlose Hampelmänner. Dagegen die Sachsen, die Heiden! Vor allem der sanftmüthige Elmar, die prächtige Drude, das Naturkind Eggi und dann die Kerngestalten: Rab der Eschenburger und Schmied Fulko — Alles ganze Kerle, wahrhaft ideale Menschen, denen freilich zur Vollkommenheit in den Augen des Dichters und seiner frommen Leser nur das Eine fehlt: die Taufe. In der Mitte zwischen beiden Parteien steht der Chor der Mönche. Weber hat jeden einzelnen von ihnen mit behaglichem Humor charakterisirt. Ihr Bekehrungseifer wirkt nicht so unangenehm, denn Weber ist wieder freidenkend genug, auch ihre Unzulänglichkeit zu bemerken. Die Seele können die Geschorenen in seinem Sinne wohl retten, aber um den Körper zu heilen, wenden sie sich mit weiser Vorurtheilslosigkeit an die heidnische Hexe. Schon dieser feine Zug beweist, daß der Dichter des Centrums, mag er auch anderweitig das Lob der Pfaffen singen und die Verdienste der Mönche um die Wissenschaften überschwänglich preisen, doch kein ultramontaner Poet genannt werden kann.

Weber ist am bedeutendsten nicht in der Charakterzeichnung, sondern in der Composition kleiner Genrebilder. Als ein Muster dieser Wiedergabe von Menschen und Dingen bezeichne ich das Kapitel beim Weben und Nähen, worin das Leben und Treiben in einer altgermanischen Mägdestube sehr farbig geschil-

dert ist und die verschiedenen Mädchengestalten entsprechend individualisirt sind. Wie lieblich schalkhaft ist in dieser idyllischen Romanze das heitere Neckgespräch zwischen der fränkischen und der südfranzösischen Magd! Auch die Naturschilderungen, oft breit, oft lapidarisch, sind des Lobes werth. Der glücklichen Bilder, der hübschen Bemerkungen und stilvollen Wendungen sind nicht wenige. „Silber bebt dir um den Scheitel", „Ob gebannt, doch frei von Banden", „Ob verstürmt, doch still im Hafen", „Rückwärts blickend, vorwärts schauend", „Leise wandelnd wandelt alles", — ich könnte Dutzende solcher Goldkörner herausheben. Weber ist auch ein Meister der Form. Diese vierzeiligen Trochäen mit zweifachem Reim und weiblichen Endungen sind just nicht das amüsanteste Versmaaß, aber wie sicher weiß der Dichter die Monotonie zu brechen durch einen scherzhaften oder bedeutenden Inhalt oder durch energische Züge oder durch kecke, überraschende Reime! Zur Manier wird freilich in „Dreizehnlinden" seine Weise, im Anfang eines Verses eine Zeile der vorhergehenden Strophe zu wiederholen. Er bringt auch gute alte Wörter wieder zur Geltung und ist fast immer und überall selbständig. Nur eine häßliche Reminiscenz an Lenau hätte ich in den „Gedichten" fortgewünscht:

Auf goldner tönender Leiter klettert
Zum Himmel die Lerche und jubelt und schmettert.

Neben der Haupthandlung mit ihren Episoden, den Naturbildern, Idyllen, Genrebildern und Liedern geht in „Dreizehnlinden," noch ein satyrischer Chor von Bäumen und Vögeln her, der gleich dem antiken Chorus, gleich Reuters „Vagel- und Minschengeschicht'" Hanne Nüte, gleich Scheffels Kater Hiddigeigei, über die Menschen des Poems und die Menschen im Allgemeinen philosophirt. Zweimal fängt diese lustige Fabelwelt zu plaudern an. Die Elster hat die weiteren Schicksale des Helden ausgesperbert, die Eberesche möchte ihm eine ihrer zauberkräftigen Ruthen geben, Ahorn witzelt über schwarze Kunst, d. h. der Mönche Kunst, Rothkelchen lacht: Ich bin ein freier Vogel und er ist ein Vogelfreier . . .

Doch der Uhu, einsam grollend,
Saß in dunkler Felsenritze;
Tief ins braune Brustgefieder
Bohrt er seine Schnabelspitze:

„Euer Witz ist dumm und blöde,
Ganz verträumt und ganz verstübelt
Ich, Minervas kluger Vogel,
Bin das Thier, das denkt und grübelt.

— Weise ist es, beide Augen
Auf das Förderſame lenken
Und in kluger Selbstverleugnung
Denken, was die Starken denken.

— „Glauben? Wahn und blaue Dinge!
Ich, der Uhu, glaub ausschließlich
An mich selbst; die Selbstverehrung
Däucht mir weise, weil ersprießlich.

Ich, der Uhu, Oberuhu,
Ich, der Denker, seh' die Zeichen
Großer Zeit, wo meine Lehre
Siegt und herrscht in allen Reichen.

Wenn erst meine Essen schwehlen,
Wenn erst meine Schlöte rauchen,
Wald an Wald, und Erd' und Himmel
Rings in Dampf und Brodem tauchen.

Wenn erst meine Mühlen mahlen,
Meine Hämmer, wenn sie hämmern,
Wird die Götterdämmrung kommen
Und das Göttliche verdämmern.

Glauben ist das Kind der Feigheit,
Doch beherztere Geschlechter,
Düstre Zweifelshelden, werben
Um des Teufels stolze Töchter.

Glück zur Brut! Die Kreuzverbrecher
Brechen auch die Königskronen,
Und der Rauch verkohlter Tempel
Wirbelt auf verbrannten Kohlen.

Ja, das sind sie, Muspels Söhne:
Reitet zu, ihr wilden Reiter! —
Zwar der Aufschwung, den ich meine,
Liegt noch ein Jahrtausend weiter".

Wie man sieht, recht satirische, recht moderne Klänge, die zu der altgermanischen Geschichte wenig passen wollen. Aber Weber unterbricht auch sonst noch ab und zu durch subjective Ergüsse den ruhigen epischen Gang. Bald grüßt er die Linde seines Geburtsortes Alhausen bei Driburg, bald apostrophirt er seine Muse, und der Epilog bricht in eine bittre Klage aus:

Ja die Zeit ist schwer; ehrwürd'ge
Heilge Satzung wird zur Fabel,
Recht zu Aberwitz; aus Trümmern
Baut der Wahn ein neues Babel;
Wild die Herzen, feil die Treue,
Gold und Macht die höchsten Götter,
Und den Altar unterwühlen
Hier die Heuchler, dort die Spötter.

Diese pessimistischen Klagetöne klingen verbitterter und ausfallender aus den „Gedichten", zumal aus deren zweitem Buche, das vorzugsweise blos Gelegenheitsgedichte enthält. Da gefällt uns Weber weniger. Er steckt sich in die Kutte eines „Klausners", der einsam Gedankenspähne, auch wohl Pfeile schnitzt und in die kranke Welt mit stillen Augen blickt. Ein paar bedenklich schwache Nummern dieser Abtheilung wollen wir ihm hier nicht aufmutzen. Es ist seltsam, daß gerade die religiösen Lieder, aus denen sonst eine so tiefe Fömmigkeit spricht, ihm selten gut gerathen, und doch sind sie es gewiß, die den Erfolg auch seiner „Gedichte" entschieden haben. Dichtungen wie: „Es ist kein Heil, als nur im Kreuz zu finden", „Eure Enkel beten in Sanct Peters Dome wieder", der „Wallfahrer" und die Epigramme auf die Materialisten und Kulturkämpfer mögen freilich ganz nach dem Herzen der Ultramontanen sein und den zwei Büchern manche geistliche Reklame von der Kanzel und in der Katechismus-Stunde eingetragen haben. Aber Weber hätte lieber bedenken sollen, daß er doch z. B. mit den bösen Versen über Luther, der das kranke Deutschland in zwei Hälften schnitt,

Begonnte drauf zu baden und zu salben
Den edlen Leib mit Macht und Muth
Und starken Sprüchen, die konnt' er gut,
Indeß der Kranke ward nur kränker —

der religiösen Mehrheit des deutschen Volkes weh thut. Und was sollen Jeremiaden und Kapuzinaden wie folgende über die schwere Zeit von heute?!

Den Büchertisch besorgen die Weiber,
Und Staatskunst lehren die Zeitungsschreiber;
Die Weisen verkünden mit viel Geschrei,
Daß ihr Urahn der Gorilla sei;
Ein Freigeist faucht in der Kinderschule,
Dick liegt der Staub auf dem Kirchenstuhle;
Das Reich erklirrt in Waffen und Wehr,
Die Friedensrüstung ist ihm zu schwer;
Die Großen blähn sich, die Kleinen frieren,
Die Rothen knirschen und konspiriren.
— Verthierter wird die Welt mit jedem Tag,
Das Narrenhaus, das Zuchthaus weist es nach.
Der Satz von unsrer Affendescendenz
Bewährt sich jetzt durch seine Consequenz.

Zum Glücke bestrebt sich Weber, wenigstens seine Balladen von confessioneller Befangenheit und politischer Verbitterung freizuhalten. Und darum möchte ich fast diesen Gedichten (König Jerome, Twardowski, Alexander) den Vorzug geben.

Weber verkündet, daß große Thaten meist große Frevel sind. Er citirt die Mächtigsten vor seinen Richterstuhl: Alexander, Karl den Großen, „ein Apostel in der Brünne, den mit Blut bespritzten Beter". Leider sagt er uns nicht, ob „Verden's grause Mordgerichte" nur aus Karl's Willen geschahen und von der Kirche mißbilligt worden sind. Er erstreckt auch sein Gericht keineswegs bis in neuere Zeit. Autodafé, Bartholomäusnacht und Inquisition verdienen gewiß ein Paar strafende Verse, aber darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Um so freier erscheint der Dichter in der gedankenvollen „Eisenbahnfahrt". Gelungen ist auch der „Obelisk", der auf ewige Zeiten von den Aegyptern aufgerichtet, von den Römern fortgeschleppt und für ewige Zeiten den Manen August's erhoben wird, bis ihn die Gothen fällen und christliche Hände wieder aufstellen und mit dem Kreuze schmücken. Auch für ewige Zeiten? Ach, antwortet der Dichter,

„Manches erlebt ein Granit: die Geschlechter wanken und wechseln,
Dauert die Welt vielleicht mach' ich die Reis' um die Welt."

Hier verschwindet der confessionell befangene Geist und erhebt sich der Poet zu wahrhaft geschichtsphilosophischer Höhe.

Wahrlich, der Dichter des Centrums hat keine Ursache mehr zur Klage über seine poesielose Zeit. Er ist ein erfolgreicher, gefeierter Sänger geworden, und die nicht katholische Mehrheit unseres Volkes wird vorurtheilsvoll genug sein, ihm den Kranz nicht zu versagen. Der Kulturkampf hat uns, wie er sieht, die Gemüthlichkeit nicht ausgetrieben, um uns „nur den deutschen Durst" zu lassen. Wir sind auch gerecht und anerkennen das Schöne über alle Bekenntnisse hinweg.

Theophil Zolling.

Aus meinem Goldkästchen.

Mittheilungen von Spiridion Gopčević.

Das niedliche Goldkästchen in meinem Schreibtische hat schon das Interesse mehr als eines Besuchers erweckt, weniger seines glitzernden Aeußeren halber, als wegen seines interessanten Inhaltes. In ihm verwahre ich nämlich Briefe von hervorragenden Persönlichkeiten aller Nationen, mit denen ich im Verkehr gestanden, sowie einige, mir von denselben gewidmete „Gedankenspähne". Mein Goldkästchen ist ein Babel en miniature, denn da fast alle meine Correspondenten in ihrer Muttersprache geschrieben, sind nicht weniger als 13 Sprachen in der Sammlung vertreten. Nachstehend gebe ich eine Blumenlese der interessantesten Bemerkungen und Aussprüche, und zwar die nichtdeutschen in getreuer Uebersetzung. In einem deutschen Blatte haben natürlich die Deutschen den Vortritt, da aber Afrika an der Tagesordnung, beginnen wir mit den berühmten Afrikareisenden.

Gerhard Rohlfs singt mit seinem Freunde Kirchhoff:

„Wie die Wogen ruhlos wandern
War mein Leben viel bewegt,
Bald vor Freude überrauschend,
Bald vom Sturmwind aufgeregt.

Oskar Lenz sagt: „Viam aut inveniam aut faciam."

Georg Schweinfurth meint: „Wenn Ihr Afrika civilisiren wollt, baut keine Eisenbahnen sondern Straßen und führt Karren ein. Statt der Dampfschiffe auf den Flüssen gebt den Eingebornen Segelboote. Man beginnt den Bau des Hauses nicht mit dem Dache."

Mein unvergeßlicher Freund Wilhelm Rüstow theilt seine Ansichten über Offensive und Defensive folgendermaßen mit: „Draufgehen! Angreifen! Aber nicht wie ein Narr, sondern wie ein vernünftiger Mensch, der sich darauf eingerichtet hat, das abzuwehren, was ihm etwa in seine Offensive dazwischenfahren könnte."

Folgen neue Gedankenspähne und Aussprüche verschiedener Zierden der deutschen Literatur:

Paul Heyse: „Find'st Du eine Wahrheit an Deinem Wege, — hülflos und nackt und sonder Pflege, — Viel Schriftgelehrte geh'n vorbei, — Du aber ihr Samariter sei."

Ludwig Anzengruber: „Wen das Elend verdirbt, den verdirbt auch der Ueberfluß."

Friedrich Bodenstedt: „Durch's Menschenleben geht ein närrischer Bruch — der macht, daß wir der eignen Thorheit dienen: — Wir kennen uns're Schwächen, schmeicheln ihnen, — stehn denkend über, handeln unter ihnen, — So mit uns selbst im steten Widerspruch."

Baron Schweiger-Lerchenfeld: „Mit dem Stolze des Halbwissens wendet sich der Mensch von der erhabenen Gesetzmäßigkeit ab, mit der die Natur ihren Haushalt bestreitet, klügelt aber dafür an Dingen herum, die nicht bestehen, an selbstgeschaff'nen Problemen, die ihm den Spiegel der Selbstgefälligkeit vorhalten."

Friedrich von Hellwald: „Mit dem Zweifel erwacht der Wissensdurst, somit die Wissenschaft und umgekehrt erweckt die Wissenschaft den Zweifel."

August Petermann: „Der ausdauernden Beharrlichkeit des menschlichen Wissensdranges muß es mit der Zeit gelingen die Geheimnisse des Nordpols und Innenafrikas zu entschleiern."

Ferdinand von Hochstätter: „Die Wissenschaft kennt keine Grenzen und je mehr wir Neues lernen desto mehr überzeugen wir uns davon, wie wenig wir erst wissen!"

Emanuel Geibel: „Viel erlebt, viel erlitten, — Viel erstrebt, viel erstritten!"

Heinrich Laube: „Wer die ungeheure Zahl Schüler sieht, die sich jährlich in die Conservatorien drängen und dann den Schlußprüfungen beiwohnt, muß sich seufzend sagen: „Viele sind berufen, aber nur sehr Wenige auserwählt!"

Karl Blind: „Rußlands Freiheit ist eine europäische Nothwendigkeit."

Ueber die österreichischen Verhältnisse schreiben mir zwei Parlamentarier und ein Staatsmann folgendes:

Dr. Adolf Fischhof („der Weise von Emmersdorf"): „Der Nationalitätenstaat gleicht dem Mosaikbilde. Nicht die Vermischung des Eigencolorits, nicht die Zerstörung der Eigenart und Eigengestalt seiner musivischen Theile, sondern die sorgsame Erhaltung derselben wahrt dessen schöne Harmonie. Und wer mit plumper Hand das kleinste dieser Bestandtheilchen erschüttert und lockert, der hat das Gefüge des Ganzen bedroht!"

Otto Hausner: „Das Recht der freien Bethätigung steht allen Sprachen und Nationalitäten offen, ohne Einbuße für das andere, sowie die Luft allen Lungen und das Licht allen Wegen zugänglich ist, ohne daß ein Atom von Luft und Licht irgend Jemandem verloren geht. Wer das nicht fassen kann, hate ben kein Verständniß für das Wesen der Freiheit und verdient nicht den Ehrennamen eines „Liberalen."

Baron Josef A. Helfert: „Was Du nicht willst, das man Dir thu, das füg' auch keinem Andern zu! — Wenn von jeder Seite Sinn und Inhalt dieses schlichten Spruchs erfaßt, erwogen und danach gehandelt würde, wo wären dann unsere unleidlichen Nationalitäts- und Sprachstreite von heute?"

Der Held des letzten Krieges, Giuro Horratović (jetzt Gesandter in Petersburg) meint: „Das Leben ist ein Kampf; wohl dem, der in diesem Kampfe überlegt wie eine Fischotter, sich entschließt wie ein Adler und ans Werk schreitet wie ein Falke. Ein Solcher wird auch nach dem Tode leben, wenn er Alles dies in Einklang zu bringen wußte, indem er der Menschheit dient."

Der serbische Dichter Milan Milićević sagt über das Volk: „Das Volk ist wie die Wolke: manchmal betaut es, manchmal mäht es ab; manchmal bringt es, manchmal trägt es fort; manchmal verziert es, manchmal verlöscht es; manchmal ernährt es, manchmal begräbt es."

Der kroatische Mäcenas, Bischof Josef Stroßmayer, sagt sehr schön: „In dieser Welt giebt es nichts Schöneres als einen Menschen zu sehen, welcher nach allen Seiten für Wahrheit und Recht kämpft und in der größten Noth und im Elend sich selbst und seiner Ueberzeugung treu bleibt."

Unter den Franzosen sagt Victor Hugo: „Seien wir die Diener des Rechtes und die Sklaven der Pflicht."

Ernest Renan: „Das Leben ist gut und es giebt wenig Wesen, welche nicht der unbekannten Sache zu danken hätten, die ihnen das Leben gegeben."

Ferdinand de Lesseps: „Meine Devise ist: aperire terram gentibus!"

Ernest Legouvé: „Um das Kind zu verstehen, muß man sich ganz in die Erinnerung an die eigene Kindheit vertiefen."

Léon Gambetta: „Unser Fehler war, daß wir die Slaven und ihren Werth für Frankreich zu wenig berücksichtigt."

General Chanzy: „Eine in mehreren Feldzügen glücklich gewesene Armee ist mehr als eine andre geneigt zu degeneriren. Man darf niemals auf seinen Lorbeeren ausruhen und die Besiegten über die Achsel ansehen."

Louis Blanc: „Wenn mich meine Ahnung nicht täuscht, werden große sociale Umwälzungen den hundertjährigen Gedenktag unserer großen Revolution feiern."

Alfred Tennyson: „Montenegro."

„They rose to where their sovran eagle sails,
They kept their faith, their freedom, on the height,
Chaste, frugal, savage, armed by day and night
Against the Turk; whose inroad nowhere scales
Their headlong passes, but his footslep fails,
And red with blood the Crescent reels from fight
Before their dauntless hundreds, in prone flight
By thousands down the crags and thro' the vales. —
O smallest among peoples! rough rock-throne
Uf Freedom! warriors beating back the swarm
Uf Turkish Islam for five hundred years,
Great Crnagora! never since thine own
Black ridges drew the cloud and brake the storm
Has breathed a race of mightier mountaineers!"

(„Sie stiegen bis wohin ihr Adler segelt, sie bewahrten ihren Glauben, ihre Freiheit auf den Höhen, keusch, mäßig, wild, Tag und Nacht gegen den Türken bewaffnet, dessen Einfall nirgends deren steile Pässe erklimmt, ohne daß sein Fuß ausgleitet und der Halbmond, vom Kampfe blutgefärbt, vor jenen hundert Unerschrockenen in wilder Flucht zurücktaumelt, während Tausende die Felsen und Thäler hinabstürzen. O kleinstes aller Völker! rauher Felsenthron der Freiheit! Krieger, welche durch 500 Jahre den Schwarm des türkischen Islam zurückgeschlagen, große Crnagora! Nie noch seit deine eigenen schwarzen Bergrücken die Wolken spannten und den Sturm brachen, athmete ein Geschlecht von mächtigeren Bergbewohnern!")

William Gladstone: „Die Montenegriner sind das heldenmüthigste Volk und ich bedauere tief, daß mir meine Staatsgeschäfte nicht die Zeit lassen, Ihrer freundlichen Einladung, Montenegro zu besuchen, Folge zu leisten."

John Bright citirt in Bezug auf Gordon's Gefährdung die Worte Juvenals: „Denn wenn ein Menschenleben auf dem Spiele steht, kann keine Zeit zu lang, keine Mühe zu groß sein."

Einem der Briefe Björnstjerne Björnson's an mich entnehme ich die Stelle: „Ich glaube an keinen Liberalen, welcher nicht Republicaner ist; an keine Freimachung (frigjörelse), welche nicht auch das Religiöse umfaßt; an keinen Charakter, welcher sich nicht selbst bekämpfen kann."

Professor Nels Erik Nordenskjöld gab mir sein Motto „Fram̊t!" (Vorwärts!).

Emilio Castelar ist in seinen interessanten Briefen sehr weitschweifig. Aus Raummangel kann daher leider nur die kleinste Stelle Platz finden: „Sie beklagen sich über Widerspruch und Irrthum. Thun Sie dies nicht. Wenn Sie mit allen Finsternissen der Seele aufräumen (acabar), werden Sie nicht die wahren Ideen wahrnehmen, gleichwie Sie, wenn Sie die nächtliche Finsterniß entfernen, die unzähligen Sterne nicht werden sehen können."

Einem Briefe Giuseppe Garibaldis entnehme ich folgende Stelle: „Ich bin nicht nur Italiener, sondern auch Cosmopolit, insofern ich stets bereit war, für jede nach Freiheit ringende Nation das Schwert zu ziehen."

Der verstorbene Minister Quintino Sella schrieb mir: „Wenn man unsere Nation wegen gewisser Dinge schmäht, so vergißt man, daß jede Nation in erster Linie von ihren Finanzen abhängt. Wären wir so reich wie England, ständen wir heute wo anders."

Der italienische Admiral Luigi Fincati urtheilt über die gepanzerten Kriegsschiffe: „Erzieht unsern jungen Nachwuchs zu tüchtigen Seeleuten mit gepanzerten Herzen und stählernen Nerven und wir haben eine starke Flotte."

Arnaldo Fusinato singt über die Mutterliebe:

„Si l'amor d' una madre è infinito — Come un cielo ch'è senza confin: — Più di stelle quel cielo è vestito — E più svela il suo immenso cammin. — All' eterno del sole sorriso — D'una madre assomiglia l'amor; — Benchè in raggi infiniti diviso — Splende in tutti d'un solo fulgor. (Ja, die Mutterliebe ist unendlich wie der endlose Himmel: in je mehr Sterne der Himmel gekleidet ist, desto mehr entschleiert sein ungeheuerer Pfad. Die Mutterliebe gleicht dem ewigen Lächeln der Sonne; obschon in unzählige Strahlen geschieden, funkelt sie doch in allen zusammen mit einem einzigen Blitz.)

Cesare Cantù: „Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin für denjenigen, welcher sie nicht bloß liest, sondern auch studirt."

Der verstorbene Reichskanzler Fürst Gorčakov bemerkt in einem Briefe an mich über den Panslavismus: „Derselbe ist ein Gespenst, welches immer aus den Zauberlaternen der Nachbarstaaten hervorgezaubert wird, so oft es gilt, die öffentliche Meinung gegen die Slaven zu hetzen. Die ärgsten Schreier glauben am wenigsten daran, aber das denkfaule Volk folgt dem hingeworfenen Schlagworte."

General Skobeljev äußert sich über eine militärische Frage: „Ein energischer, kühner Feldherr wird stets über einen methodischen, unschlüssigen siegen, selbst wenn dieser an sich dem andern an Feldherrntalent weitaus überlegen wäre. Denken Sie an Blücher! Im Krieg hängt Alles vom rücksichtslosen Drauflosgehen ab. Wer wagt, gewinnt, und dem Kühnen lacht das Glück!"

Gleichsam wie eine Entgegnung hierauf klingen die Worte des Feldmarschalls Grafen Totleben: „Mit dem blinden Anstürmen allein geht es nicht. Sehen Sie sich Ihre Landsleute an, welche den Türken gegenüber die richtige Taktik anwenden: erst den Feind sich die Hörner abstoßen lassen, dann, wenn er erschüttert, über ihn herfallen. Freilich läßt sich, was in Montenegro zweckmäßig, in Rußland nicht immer anwenden!"

Von zwei bulgarischen Ministern, die in meinem Goldkästchen vertreten sind, schreibt Dr. Constatin Jireček: „Wer im Oriente in wichtigen Angelegenheiten immer gut auskommen will, muß im Verkehr mit den Eingeborenen stets zweimal soviel hören als gesprochen wird und nur die Hälfte davon sagen, was er sich in dem vorliegenden Falle denkt."

Der andere, Dragan Zankov, dessen ungewöhnliche Bescheidenheit und Selbstlosigkeit im Orient sprichwörtlich geworden, gibt uns durch seinen Beitrag eine Probe davon: „Ich halte es gewöhnlich für gut, nicht von mir zu sprechen."

Hören wir nun den griechischen Dichter und Staatsmann A. R. Rhangabé: „Geistesgenuß, Musik der Augen, ward uns die Kunst von den olympischen Göttern gegeben, um unsere Seele zu entzücken und zu erheben. Aber die Seele, welche ein Ausfluß der Göttlichkeit ist, liebt die göttliche Schönheit. Durch die Natur vollkommen, gefällt sie sich in der Vollendung."

Der greise Seeheld des Befreiungskrieges, Admiral Constantin Kanaris äußert sich über die Torpedos: „Mit ihnen schwindet der letzte Rest von Seepoesie und Seeritterlichkeit. Zu meiner Zeit galt es, ein Segelschiff mitten in die feindliche Flotte, an ein gegnerisches Schiff zu ketten, es in Brand zu stecken und im Ruderboote den Rückzug zu versuchen. Heute ist man nicht einmal mit Spierentorpedobooten zufrieden, sondern sendet gemüthlich aus sicherer Entfernung das tödtliche Geschoß gegen den Feind. Die Torpedos werden bald die ganze Matrosenwelt demoralisirt haben."

Der Minister Kumunduros sagt über sein Vaterland:

„Man wirft den Griechen vor, daß sie die Hoffnungen der Philhellenen nicht erfüllt haben. Unsere Schuld war es nicht, wenn die Philhellenen ungerechtfertigte Hoffnungen hegten. Wer Griechenland unter dem türkischen Joche gesehen, der allein versteht und begreift, weshalb die Wiedergeburt (palingenesia) des hellenischen Volkes nicht so schnell vor sich geht, als man im Occident erwartet. Mögen übrigens die Herren Abendländer sich nur erinnern, wie viele Jahrhunderte sie seinerzeit gebraucht, um sich aus der Barbarei zu erheben."

Feuilleton.

Der Tubus.

Von Enrico Castelnuovo.
Autorisirte Uebersetzung von G. Kruse.

Herr Angelucci war ein gesuchter Rechtsanwalt — was beinahe unbegreiflich scheint — und obendrein auch ein geist- und gemüthvoller Gesellschafter: davon zeugte der fröhliche Kreis, den er um die opulente Mittagstafel versammelt hatte. —

Als nach dem Dessert die Hausfrau die Vorbereitungen zum Kaffee traf, lud ihr Gemahl die Herren ein, mittlerweile auf seinem Zimmer eine Cigarre zu rauchen. In der behaglichen und ungezwungenen Stimmung, die ein gutes Mahl hervorzurufen pflegt, machte nun der Eine es sich in dem großen Lehnstuhl bequem, ein Anderer postirte sich am Fenster, ein Dritter studirte die Titel der in Reih und Glied aufgestellten Bücher, ein Vierter musterte die Nippsachen auf dem Nußbaumtisch, die Bronzestatuettchen, Briefbeschwerer u. s. w.

„Was ist denn das?" fragte plötzlich einer der Gäste, indem er mit der Hand auf ein voluminöses cylinderförmiges Futteral zeigte.

Angelucci ergriff es lächelnd und zog eines jener Fernrohre hervor, die nach Belieben verlängert oder verkürzt werden können.

„Ein Admirals-Fernrohr!"

„Ein Astronomen-Teleskop!" rief es im Chor.

„Den Admiral wie den Astronomen schenke ich euch, meine Freunde", erwiderte der Hausherr. „Es ist vielmehr das Instrument eines Seecapitäns und besitzt für mich einen ungemeinen Werth, denn es ist ein Gegenstand, der auf mein Leben einen außergewöhnlichen Einfluß ausgeübt hat."

Mit dieser Aeußerung erwachte natürlich die allgemeine Neugierde, und der höfliche Wirth zögerte nicht, dieselbe zu befriedigen.

* * *

Als Zwanzigjähriger, so fing er an, war ich ein leichtsinniger junger Mann, der seine Eltern beinahe zur Verzweiflung trieb. Im Grunde weder böswillig noch geistig beschränkt, hatte ich zu nichts Lust und guten Willen, und es schien in der That, daß mir auch nichts glücken sollte. Als Student der Medicin hatte ich mich immatriculiren lassen; da mir aber dies Studium nicht zusagte, wandte ich der Medicin den Rücken, um mich der Rechtswissenschaft zu widmen.

Meine Eltern hatten einen gerechten Schrecken vor müßigen Menschen und schlugen das Kreuz vor jenen jungen Leuten, welche, auf ihr Besitzthum pochend, jede ernsthafte Beschäftigung mißachten.

„Du wirst doch nicht Einer von diesen sein wollen", ermahnten sie mich. Ich verschwor mich dann hoch und theuer, daß dies nicht der Fall sei; immerhin gestand ich zu, daß ich noch für keinen Beruf eine besondere Vorliebe verspürt hätte. O, daß dies doch der Fall gewesen wäre!

Wie gewohnt, waren wir im Herbst in ein Landhäuschen übergesiedelt, das, wunderschön gelegen, einen vollen Ausblick auf das Meer gewährte. Kaum hatten wir uns einige Tage hier eingerichtet, so erhielten wir unversehens Besuch von einem Oheim mütterlicherseits, dem Kapitän eines Handelsschiffes, der mir bis dahin unbekannt, und den auch meine Eltern nur selten zu Gesicht bekamen, da er sich fast immer auf den entlegensten Meeren herumtrieb. Soeben in der nahen Hafenstadt angelangt, hatte er sein Fahrzeug auf der Werfte zum Ausbessern zurückgelassen und nahm sich nun vor, während der fünf oder sechs Wochen, die ihm bis zu seiner Abreise nach Bombay verblieben, seine im ganzen Lande zerstreuten Verwandten aufzusuchen.

Der Kapitän wurde in unserm Hause mit offenen Armen aufgenommen, mit der Bitte, doch ja einige Tage zu verweilen. Es war ein Mann in den Sechzigern, von untersetzter Statur, ein wenig ergraut und gebückt, aber mit athletischen Schultern. Seine Rede floß rasch und angenehm dahin, wie diejenige eines Menschen, der das Leben studirt hat — weniger in Bibliotheken als auf Reisen durch vieler Herren Länder. Ohne viele Umstände hatte er meiner Mutter gegenüber die alte Vertraulichkeit wiedergefunden und auch mit meinem Vater und mir stand er bald auf dem besten Fuße.

„Und dieser hübsche Junge da", fragte der Onkel am Tage nach seiner Ankunft, als wir gerade am Mittagstisch saßen, „was soll denn aus ihm werden? Hat er Lust zum Studiren?"

Das war ein bedenkliches Thema: ich schlug die Augen auf den Teller nieder. Mein Vater ließ, nachdem er sich mit der Serviette den Mund abgewischt, ein langgedehntes „Ach!" hören, ohne etwas Weiteres beizufügen; einzig meine Mutter hatte den Muth, auf die Frage einzugehen.

„Unser Sohn hat Verstand, gewiß einen guten Verstand" — o, über die mütterlichen Illusionen! — „aber es fehlt ihm noch Charakter."

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

„Er meint", fuhr meine Mutter fort, „er habe seinen Beruf noch nicht gefunden."

Der Onkel dachte einen Augenblick über diese Worte nach, dann rief er aus:

„Der Teufel! Was meint Ihr, wenn ich ihn seinen Beruf finden ließe?"

Wir schauten ihn erwartungsvoll an.

„Alle berühmten Seemänner", begann der Kapitän in feierlichem Tone, „haben damit begonnen, ausgelassene Jungens zu sein, die für keinen Beruf Lust zeigten. An Bord des Schiffes haben sie ihre Bestimmung gefunden."

„Aber Onkel, welche Idee!" warf meine gute Mutter ein, die bereits bereute, auf ein so heikles Gespräch eingegangen zu sein.

„Ein sehr vernünftiger Gedanke", bemerkte mein Vater ernsthaft.

„Wenn Ihr mir den Burschen für zwei Jahre anvertrauen wollt, so verspreche ich, ihn Euch als einen ganz andern Mann zurückzugeben."

„O, nicht doch, nicht doch! opponirte erschrocken die Mutter. „Unser Sohn kann kein Seemann werden."

Bis dahin hatte ich geschwiegen, indem ich bei mir selbst das eigenthümliche Anerbieten des Kapitäns erwog. Ich konnte nicht umhin, mir zu gestehen, daß dasselbe in gewisser Hinsicht meinem abenteuerlichen Sinne gefiel.

Endlich ergriff ich das Wort, etwas ärgerlich darüber, daß man in meiner Gegenwart so ohne Weiteres über meine Person verfügen wollte, ohne mich um meine Meinung zu fragen. Zuerst wandte ich mich an meine Mutter:

„Warum äußerst Du dich in so abfälliger Weise? Wenn es nun wahr wäre, daß wirklich der Beruf, von dem der Onkel spricht, für mich passen würde, wolltest Du dich widersetzen? Andernfalls aber nehme ich ganz bestimmt an, daß weder der Vater noch der Onkel mich dazu zwingen würden."

„Beileibe nicht", platzte der Letztere heraus. „Am Bord meines Schiffes will ich nichts wissen von erzwungener Berufswahl. Das ist kein Kloster. Aber machen wir einen Vertrag: bis Ende der Woche bleibe ich hier und dehne dann meine Rundreise etwa auf einen Monat aus. In den paar Tagen bis zu meiner Abreise will ich den Burschen jeden Morgen nach Livorno mitnehmen, ihn mit einem Schiffe bekannt machen, in seemännische Geheimnisse einweihen, kurz, den heiligen Funken in ihm zu entflammen suchen. Dann

bleibt der Junge einen Monat allein; er mag sich die Sache überlegen und bei meiner Rückkehr sagen, wozu er sich entschlossen. Ihr Andern aber müßt mir versprechen, seinen Entschluß in keiner Weise beeinflussen zu wollen."

„Gut, sehr gut", riefen zu gleicher Zeit mein Vater und ich.

Meine Mutter aber zeigte um so heftigeren Widerstand, je mehr die Angelegenheit einen ernsthaften Charakter anzunehmen schien. Sie schwieg erst, als sie begriff, daß weiteres Widerstreben nur schaden könne. Endlich bemerkte ihr mein Vater nicht ohne einige Strenge:

„Deine Einwürfe sind einer verständigen Frau, wie Du bist, unwürdig. Neunzig Väter und Mütter auf hundert würden ihr Söhnlein einfach einschiffen, ohne es erst zu fragen; wir hingegen machen Alles von seiner Neigung abhängig — was willst Du mehr?" — — —

„Ach, diese Frauen!" meinte der Onkel, als wir allein zusammen waren, „man braucht nur das Wort: Meer auszusprechen, so glauben sie schon, man rede vom Gottseibeiuns. — — Aber Dir, mein Bursche, scheint es wohl eine Strafe, ein paar Jährchen auf dem Schiff verbringen zu müssen. Hättest Du nur einen Funken Verstand in Deinem Kopf, so müßtest Du das als ein Glück betrachten — — Du lieber Gott! ist es möglich, das Meer nur ein einziges Mal zu sehen, ohne sich in dasselbe zu verlieben? Es ist die einzige Leidenschaft, die neben jener andern — Du verstehst mich wohl — Stand halten könnte."

Der gute Anstand verbot mir, einer so gewagten Aeußerung entgegenzutreten, und ohne den Mund aufzuthun, folgte ich meinem Onkel auf sein Zimmer, das auf das Meer hinausging.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gerettet.

Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Spielhagen.

Ein volles Jahr hat Spielhagen's letztes Drama gebraucht, um auf die reichshauptstädtische Bühne zu gelangen. Jetzt ist es im Belle-Alliance-Theater, das eine ernstere Richtung inauguriren will, gegeben worden und hat daselbst eine tiefe Wirkung erzielt. Daß es nicht einen vollen, rauschenden Erfolg davontrug, ist vor Allem die Schuld des peinlichen Vorwurfs, der ein zu Dreiviertel aus kleinbürgerlichen Vorstadt-Elementen gebildetes Publikum doppelt befremden muß, und sodann gewisser Unsicherheiten in der Führung der Handlung und Charaktere.

Die verwittwete Baronin Leonore von Goseck hat keine ganz reinliche Vergangenheit. Vor etwa zwei Jahrzehnten hat sie mit dem Baron Oletzkow ein sträfliches Verhältniß unterhalten, das von ihrem ältlichen Gatten nicht unbemerkt geblieben ist. Es kam sogar damals zu einer Katastrophe. Der alte Baron zwang Oletzkow mit der Pistole in der Hand, die Briefe seines treulosen Weibes herauszugeben, und nahm sich ihren Treubruch so sehr zu Herzen, daß er sich vergiftete. Sein Selbstmord bleibt der Welt verborgen, aber das Bewußtsein ihrer Schuld wühlt sich nur um so tiefer in das Herz seiner Wittwe. Sie zwingt ihren Geliebten, sofort nach Amerika auszuwandern und widmet sich, um die Reuequalen zu betäuben, ganz der Erziehung der mutterlosen Tochter einer befreundeten Familie. In der Stellung einer höheren Gouvernante, die es „nicht nöthig" hat, finden wir Leonore von Goseck bei Beginn des Stückes im Hause des Bankiers Breitenstein.

Leonore ist der jungen Eveline eine zweite Mutter und der gute Genius des Hauses geworden. Das schön aufblühende Mädchen hängt mit rührender Liebe an ihr. Ueberhaupt Alle, die ihr näher treten, verehren und vergöttern die „Erzieherin", deren eigenes Vermögen ihrer Stellung den Charakter selbstloser Aufopferung verleiht. Auch Breitenstein steht ganz unter ihrem Zauber und bietet ihr seine Hand an, was Eveline mit großer Freude erfüllt. Doch auch das Herz der Pflegetochter beginnt eben zärtlicher zu schlagen. Sie hat sich in ihren Hauslehrer Dr. Solm verliebt. In einer Lateinstunde erfolgt das Geständniß. Leonore beschützt diese Neigung. Da verdüstert sich die Handlung. Ein Schatten der Vergangenheit taucht plötzlich vor dem schwermüthigen Blicke Leonoren's auf. Oletzkow ist aus Amerika zurückgekehrt und will sein verlorenes Leben restituiren. Er drängt sich an Leonore heran; vermittelst ihres Einflusses bei Hofe soll sie ihm zu Vermögen, zu Ehrenstellen verhelfen. Dazu bedarf er noch eines zweiten, finanziellen Helfers. Sein Freund, der reiche Lebemann Alfred von Neuberg liebt Evelinen. Oletzkow will, daß er ihre Hand erhalte, trotz ihrer Liebe zu Solm; doch Leonore weist seine Zumuthung, diese Heirath zu unterstützen, mit Abscheu zurück. Es soll ihr wenig fruchten, denn Ehren-Oletzkow, der die compromittirendsten ihrer Liebesbriefe damals dem alten Baron nicht ausgeliefert, hat sie vollkommen in seiner Gewalt. Und Oletzkow fordert noch mehr. Breitenstein ist durch jähe Verluste dem Bankerott nahe gebracht, und Neuberg, der sich dem Vater seiner Geliebten angenehm machen will, bietet ihm seine pecuniäre Hilfe an. Und jetzt zwingt Oletzkow Leonore, Breitenstein zu überreden, Neuberg's Dienste anzunehmen und ihm aus Dankbarkeit Evelinen's Hand zu gewähren.

Erst im dritten Acte weigert sich Leonore, Oletzkow's Tyrannei noch ferner zu erdulden. Soll auch Eveline an der Seite eines ungeliebten Gatten elend werden, wie sie es war? In gegenseitigen heftigen Anklagen ergehen sich die Liebenden von ehemals. Wohl hat er sie in den Ehebruch und ihren Mann in den Tod getrieben, doch er hat ihr auch seine Carriere, seine Zukunft geopfert und ist als Abenteurer fast verkommen. Aber er liebt sie ja noch. Sie soll wieder die Seinige werden. Mit Abscheu stößt sie ihn von sich: das Gespenst ihres Gemahls ist es, der zwischen ihnen steht und sie auf ewig trennt.

Im vierten Acte giebt Leonore endlich den Schlüssel zu ihrem Charakter. Von ihrem Pflegekind zur Rede gestellt, beichtet sie ihm ihr Vorleben. Eveline versteht nur das Eine, daß Leonoren's Ehre gerettet ist, wenn sie Solm entsagt und Neuberg heirathet, und ist zu diesem schweren Opfer bereit. Da nimmt Leonore, der immerwährenden Seelenkämpfe müde, die Neige der Phiole, die einst ihr betrogener Gatte dem Tode zugetrunken, und büßt so ihre Schuld.

Der Cardinalfehler des Stückes liegt darin, daß der Dichter nicht den Muth seiner Meinung hat. Das älteste dramatische und epische Thema der Weltliteratur: der Ehebruch, soll variirt werden, aber Spielhagen will von der rücksichtslosen, starken Art, womit es die französischen Dramatiker ergreifen, nichts wissen und eine mildere, deutsche Behandlung eintreten lassen. Daher verlegt er die „brutale Thatsache" in die ferne Vergangenheit, wenn auch das lebhafte Schuldgefühl Leonoren's, die fortwährend seufzt und klagt, damit in Widerspruch geräth. Daher muß auch der betrogene Gatte längst im Grabe ruhen. Ich glaube den ersten Intentionen des Dichters, die sich im Verlaufe seiner Arbeit modificirt haben, auf der Spur zu sein. Offenbar sollte es sich ursprünglich um eine viel jüngere Schuld handeln; der Betrogene sollte nicht ein verstorbener erster Gemahl, sondern der höchst gegenwärtige Breitenstein sein. Nur so hat es einen Sinn, daß Leonore die compromittirenden Briefe um jeden Preis haben will und in ihrer Ermangelung gänzlich Oletzkow dienstbar wird. Im vorliegenden Falle, wo der bejahrte, ruinirte Wittwer, den sie gar nicht zu lieben scheint, nur um sie wirbt, hat ihre Seelenangst vor Oletzkow's drohender Enthüllung ihrer längst verjährten Schuld, die sie durch ein ihrer Ziehtochter gewidmetes Leben voll Treue und Hingebung gesühnt, keinen rechten Sinn mehr. Sie braucht einfach auf Breitenstein's Hand zu verzichten und sein Haus zu verlassen, um Evelinen's Glück nicht mehr im Wege zu stehen und sich Oletzkow's Tyrannei zu entziehen.

Ursprünglich sollte auch Eveline offenbar nicht Breitenstein's Tochter, sondern Leonorens eigenes Kind, die Frucht ihrer sündhaften Liebe sein. Mehrere Rudera im Dialoge, verschiedene Situationen, die ganze Anlage des Verhältnisses zwischen Leonore und Eveline deuten darauf hin. Wenn aber Eveline ihr Kind ist, so wird die ergreifende Scene, wo diese sie zur Rede stellt, viel begreiflicher. Wir finden diese peinliche Situation bei den französischen Dramatikern mehrfach in diesem Sinne ausgebeutet (Miß Multon, der Sohn Coralie's u. s. w.). Auch die

überschwängliche Liebe der Beiden spricht für meine Hypothese. Eveline nennt Leonoren einmal übers andere Mutter und Mama, und wird von ihr wieder mit überströmendem Gefühle „mein Kind!“ genannt. Ich kann den Verfasser versichern, daß nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil seiner Zuhörer nicht bis zuletzt überzeugt war, Eveline werde sich noch als Leonoren's leibliche Tochter erweisen, und ich selbst wollte von dieser Annahme nur darum nichts wissen, weil — — der Theaterzettel, der in solchen Dingen keinen Scherz versteht, ausdrücklich Eveline als Breitenstein's Tochter beglaubigt. Es ist ja möglich, daß ich mich in meinen genetischen Voraussetzungen irre, aber dann ist es die Schuld des Verfassers, der die Verhältnisse nicht klipp und klar hingestellt und seinem Stücke da und dort den Charakter eines Räthsels gelassen hat, das entschieden auf eine andere Lösung, als die von ihm gegebene, hinweist.

Diese Unbestimmtheit in der Handlung erstreckt sich auch auf die Charakterzeichnung. Spielhagen sündigt gegen Lessing's Gebot, den Zuschauer gleich von vornherein ins Geheimniß zu ziehen. Wir sind schon halb geneigt, für die larmoyante Ehebrecherin Mitleid zu fühlen, als ihre nachträglichen Enthüllungen im vierten Acte ihr alle Sympathien rauben. Auch Oletzkow, einen Schurken, wie er im Buche steht, versieht Spielhagen mit freundlichen Lichtern. Er ist eine problematische Natur, undramatisch, d. h. weder ganz schlecht noch ganz gut, und im Schlußacte erscheint er wie umgewandelt, weich, reuevoll, als milder Auslieferer der Briefe, ohne jede Erklärung dieses Zwiespaltes in seiner Natur. Diese Fehler hangen auch noch mit der Art von Spielhagen's Dialog zusammen. Er individualisirt nicht genug. Gute Menschen und schlechte Musikanten, Alle sprechen sie bei ihm dieselbe geistvolle, gedankenschwere, dichterische Prosa. Es sind Alles offenbar heimliche Philosophen und Poeten. Sogar der hohle, rohe Abenteurer Oletzkow spricht vom Mahl der Götter, von Nektar und Ambrosia. Dieses beschwingte Pathos paßt aber ebenso schlecht in den Mund dieser Hallunken, als überhaupt in ein modernes Salonstück.

Erwähne ich noch die breite und überflüssige Episode, die den dritten Act einleitet, und die summarische Art, wie schon in der Mitte des Stückes Figuren und Motive fallen gelassen werden, so habe ich nur noch zu loben. Das Stück ist interessant und sehenswerth von der ersten bis zur letzten Scene, das Werk eines echten Dichters, eine ernsthafte, ehrliche Arbeit, von wahrer Leidenschaft durchglüht, von tiefen, bedeutenden Gedanken getragen, reich an wahrhaft großen Scenen, ein Drama, das sich thurmhoch über Alles erhebt, was seit Jahren auf die deutsche Bühne gelangte. Wie schade, daß es an organischen Fehlern krankt, und daß eine zweite Umarbeitung — zuerst starb überflüssigerweise auch Oletzkow — es nicht lebensfähiger machen konnte. Es ist traurig, zu sehen, wie ein Spielhagen an den Kanzleithüren des Kgl. Schauspielhauses, des Deutschen Theaters, welche sich Talenten, die nicht werth sind, mit ihm in einem Athem genannt zu werden, ohne Weiteres öffnen, vergeblich anklopfen mußte. Immerhin kam der unternehmende Director des Belle-Alliance-Theaters dem Dichter nach Möglichkeit entgegen. Er hat dem Werk eine geradezu blendende Ausstattung zugewendet; wenn er ihm, außer Frl. Fröhlich (Eveline), nicht bessere Schauspieler zur Verfügung stellen konnte, so hat er wenigstens die Hauptrolle durch Frau Ellmenreich besetzen lassen, welche, so unzureichend sie auch als tragische Heroine sein mag, im modernen Conversationsstück unstreitig unsere erste Salondame ist — in Sprache, Bewegung und Toilette eine wirkliche femme du grand-monde. Sie trug mit ihrem feinen, harmonischen, geistvollen Spiel in allererster Linie zu dem glücklichen Erfolge des Abends bei.

Z.

Der Raub der Sabinerinnen.

Schwank in vier Acten von Franz und Paul von Schönthan.

Einen recht vielversprechenden Titel führt dieser neue Schwank. Besonders auf Leute, die, wie ich, die Untugend haben, sich dasselbe a priori aus dem Personenverzeichniß und aus dem Titel zusammenzureimen, mußte dieser Titel eine mächtig anziehende Wirkung ausüben. Man halte nur das Personenverzeichniß einigermaßen nachdenklich mit ihm zusammen: ein Professor; natürlich! ein antiker Stoff, der in einem Stücke erwähnt wird, erfordert einen Professor, der womöglich ein Buch über denselben geschrieben; Paula, seine Tochter, sicher ein zu raubendes junges Mädchen, also Sabinerin; Emil Groß ist dann der edle Römerjüngling, der die Sabinerin in sein entvölkertes Junggesellenheim führt; Dr. Neumeister und seine Frau können nichts anderes sein, als das übliche sich zankende junge Ehepaar der Lustspiele; er steht selbstverständlich auf Seiten des Römerjünglings, sie auf Seiten der Sabinerin; zwei Dienstmädchen sind ebenfalls Sabinerinnen; Meißner, der Schuldiener, raubt mit, ist also Römer; die Verwicklung bildet der Raub in modernisirter Form; so weit stimmt Alles vortrefflich. Aber da ist noch eine unglückliche Figur unter den Personen: Emanuel Striese, Theaterdirector. Was mit ihm beginnen? Ich muß offen gestehen, daß ich ihn, bis der Vorhang sich hob, in meinem dramatischen Privatvorspiele noch nicht untergebracht hatte. — Aber was war das? Das Stück, das die Schauspieler vor mir abspielten, war ja gar nicht ein Raub von jungen Geschöpfen. Jener schöne Titel hatte ja gar nichts mit dem Inhalte des Stückes zu thun! Ich muß gestehen, daß die Entdeckung, mich mit meinem eigenen dramatischen Vorversuch diesmal so außerordentlich getäuscht zu haben, einen gewissen Groll gegen die Autoren in mir rege machte. Warum dann der schöne Titel, wenn jene reizende Episode aus der römischen Geschichte, die ja an und für sich schon ein reines Lustspiel ist, kein Analogon hier auf den Brettern findet? Nur weil eine Jugendarbeit jenes Professors, eine Römertragödie, die, ohne den Gang des Stückes zu stören, jeden anderen beliebigen Namen führen könnte, so reizend betitelt ist, erregt man in den Privatdramatikern des Zuschauerraums die angenehme Erwartung einer Wiederholung jener anmuthigen Räuberei? Ist das nicht arg?

Und nun die schier unmöglichen Verwicklungen, die das Stück wohl zur Führung des ehrwürdigen Namens „Schwank“ berechtigen sollen. Eine wahre Jammergestalt von einem Professor, der, obgleich schon Vater von erwachsenen Töchtern, die Thorheit begeht, sein Jugenddrama, eben jene Römertragödie, einer Wandertruppe zur Aufführung zu überlassen, quält sich durch die ganzen vier Akte hindurch mit Nothlügen seiner energischen Frau gegenüber und mit der Angst vor dem Durchfallen seines Stückes. Das Stück fällt natürlich auch durch. Daneben, ganz unzusammenhängend mit diesen Verwicklungen, spielt sich die sonderbare Geschichte ab, daß des Professors Tochter, verheirathet mit einem Dr. Neumeister, ihren Mann veranlaßt, ihr ganz unmotivirter Weise ein Jugendverhältniß mit einer Schauspielerin vorzulügen. Natürlich entstehen daraus große Verlegenheiten, die auch, nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen war, noch nicht gehoben waren; die junge Frau und ihre Mutter werden über den wahren Sachverhalt auch bei der allgemeinen Aufklärung im letzten Akte ganz unaufgeklärt gelassen. Merkwürdig! Als dritte isolirte Handlung figurirt das mehr als kühne Liebeswerben des ungerathenen Sohnes Emil Groß, welcher der „Schmiere“ als erster Liebhaber angehört, um die jüngste Tochter des Professors. Der Vater des ungerathenen Sohnes irrt zuweilen auch ohne eigentlichen Zusammenhang mit allen Uebrigen auf den Brettern umher und vermehrt durch seine nie willkommene Gegenwart die komischen Situationen. Und auch das dramatisch angehauchte Dienstmädchen, dem wir so oft in den Schwänken und Possen begegnen, verfehlt nicht, zu erscheinen.

In der That ein tolles Conglomerat von unnatürlichen Situationen, dieser „Raub der Sabinerinnen“, noch etwas toller als der antike echte Raub. Aber komisch wirken diese Situationen allesammt. Auch ihre zusammenhangslosigkeit vergißt man über der einen Figur, die an ihnen allen Theil nimmt, über dem Theaterdirector Emanuel Striese. Diese Figur ist die einzige im Stücke, die von Anfang bis zu Ende scharf und sorgfältig ausgearbeitet ist. Ihre Schöpfung ist ein höchst glücklicher Griff der beiden Autoren.

Selbst der schroffe Gegensatz, in welchem der matte vierte Akt zu dem höchst effektvollen Schlusse des dritten Aktes steht, vermochte den Erfolg nicht zu beeinträchtigen, den das Stück im Wallnertheater errang. Es ist nur ein Heiterkeitserfolg, aber Schwänke verlangen ja keine anderen.

O. B.

Opern und Concerte.

Eine neue Operette im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Herr Prévost in der Königlichen Oper. Teresina Tua.

„Gasparone" heißt das neueste Werk des Herrn Millöcker (Componisten des Bettelstudenten), zu welchem die Herren Zell und Genée den Text zugeschnitten haben — denn woher der Stoff genommen ward, das kann Niemand sagen. Die Herren besitzen ja ein unvergleichliches Talent, alte, längst vom Theater entschwundene Stücke zu entdecken, umzuarbeiten und als selbstständige Operettentexte zu verwerthen, und man müßte ein litterarischer Detective von ungewöhnlichem Spürsinne sein, um ihnen bei jedem Zuschnitte den Ursprung des Stoffes nachzuweisen. Es ist auch immer anerkennenswerth, wenn ein Mann, der heute die 300. Aufführung seiner „Nanon" dirigirt, morgen wieder eine neue Operette „Rosina" vorführt, acht Tage später als der Textdichter eines anderen Componisten erscheint; es wäre allerdings noch anerkennenswerther, wenn er frei und offen den ersten Urheber des Textes nennte; es wäre sogar klüger, denn früher oder später wird dieser doch entdeckt und genannt.

Was nun diesen (relativ) neuen Text des „Gasparone" betrifft, so ist derselbe recht geschickt zugeschnitten; und wären der zweite und dritte Act so lustig und rasch abrollend wie der erste, so würde der Erfolg ein ganz unzweifelhaft andauernder sein. In diesem ersten Acte folgen Schlag auf Schlag die drolligsten Scenen. Gasparone ist der Name eines berüchtigten Banditen, der aber nie zum Vorschein kommt *). Der Podesta von Syracus ist von der Regierung beauftragt, auf ihn zu fahnden; und während er Alles aufbietet, um diesen Auftrag zu erfüllen und die ganze Polizeimannschaft u. s. w. nur den einen Zweck verfolgt, treibt eine Schmugglerbande fast unter den Augen der Behörden ihr Gewerbe mit Ruhe und Sicherheit. Eines frühen Morgens, als die Anführer sich über ihr Geschäft unterhalten und ihre List preisen, die ihnen eingab, immer den Gasparone vorzuschieben, werden sie von einem jungen Cavalier belauscht, der in der Gegend herumschleicht, um einer schönen Dame zu begegnen. Dieser Conte Erminio ist in die verwittwete Gräfin Santa Croce verliebt, die ihn gar nicht beachtet, und will durchaus von ihr beachtet werden. Das Gespräch der Schmuggler bringt ihn auf den Gedanken eines ganz besonderen Planes; er bietet den Beiden die Nothwahl, daß sie von ihm angezeigt werden oder seinen Plan unbedingt unterstützen und glänzenden Lohn erhalten; sie besinnen sich nicht lange. Die Gräfin Santa Croce reitet durch einen Wald, um den Podesta aufzusuchen; sie wird von Räubern angefallen und von einem jungen Manne befreit; dieser war der Graf Erminio, der jene Räuber von den Schmugglern darstellen ließ. Gerne würde die Dame von dem Helden sich den Hof machen lassen, aber sie hat dem Podesta versprochen, seinem Sohne die Hand zu reichen zum Ehebunde. Sie that es aus Dankbarkeit, weil sie arm und von der Familie ihres Gatten der Güter beraubt, beim Podesta eine Zuflucht gefunden zu haben wähnt; sie weiß in jenem Augenblick nicht, daß ihr Prozeß günstig entschieden ist und daß sie eine Million besitzt. Der saubere Podesta aber wußte es genau; ihm waren die Acten bereits zugesendet; er hütete sich aber wohl, die Dame früher in Kentniß zu setzen, als sie ihm das Jawort für den Sohn gegeben; denn die Million soll diesem und ihm aus allerlei bösen Nöthen helfen, die ihm seine Stelle kosten, vielleicht noch größere Unannehmlichkeiten bringen können. Als nun die Gräfin durchaus darauf besteht, ihr Wort zu lösen (so schwer es ihr auch ankommt), da führt der Graf Erminio den Hauptstreich seiner Pläne aus: Er hat sich noch nicht genannt und spielt den Mysteriösen; während des Verlobungsballes dringt er in die Gemächer der Gräfin, zwingt diese, ihm die im Prozesse gewonnene Million zu überliefern, und entflieht. Die Dame glaubt nicht anders, als daß der schlimme Gasparone ihr den Streich gespielt hat; doch kann sie sich nicht entschließen, der Behörde die wahre Beschreibung des Räubers zu geben, für den sie ja eine geheime Schwäche spürt. Als der Podesta erfährt, daß die Gräfin ihre Million nicht mehr hat, also ihm nicht aus den Nöthen helfen kann, ändert er sein ganzes Betragen, und bringt es bald zu Wege, daß die Verlobung des Sohnes aufgehoben wird. Jetzt tritt der Graf Erminio hervor, der, inzwischen mit allen nöthigen Papieren versehen zurückgekommen ist; er hatte die Gräfin gleich vor dem Podesta und dessen Sohne gewarnt; nunmehr sie sich überzeugen konnte, daß nur der niedrige Eigennutz die Beiden geleitet, setzt sie der Bewerbung des heimlich Geliebten keine Weigerung mehr entgegen. — Dies ist die Fabel des Stückes, in welche noch einige komische Episoden eingeflochten sind. Diejenigen Leser, welche etwa fragen sollten, wieso der Podesta, der doch den Gasparone fangen soll, den verdächtigen Eindringling, welcher der Gräfin ganz offen den Hof macht und jeden gesetzlichen Nachweis über seine Person verweigert, nicht sofort festnehmen läßt verweisen wir auf ein Bildchen in den „Fliegenden Blättern", das vor etwa drei Wochen daselbst erschienen ist: Zwei Knaben stehen mit offenem Munde vor einer Hundehütte; eine poetische Inschrift erklärt, Wer da wissen will, warum die Beiden „das Maul aufsperren", möge sie um die Ursache befragen. Aber wir wollen auch gleich hinzufügen, daß dem Zuhörer diese Fragen im ersten Acte gar nicht auftauchen, weil bei den vielen wirklich drastisch-komischen Scenen und dem raschen Verlaufe das Lachen und nicht das Denken vorwaltet. Erst bei der Länge des zweiten Actes kommen die Betrachtungen. Doch enthält dieser und der dritte doch noch so viel Stoff, daß bei starken Kürzungen auch hier die lustige Stimmung erhalten bleiben kann.

In der Musik ist die gute Arbeit, die anständige Haltung, die geschickte Instrumentation und Stimmführung zu loben. Einige Couplets sind von recht komischer Wirkung, eine Liebesarie des Grafen Erminio ist sehr melodiös, ein Duett zwischen ihm und der Gräfin ist graziös, ein italienisches Liedchen der Sora, Frau eines Gastwirthes und Hauptschmugglers, ist sehr wirksam; ein Walzer, den dieser letztgenannte im dritten Akte singt, kann zwar auf Originalität nicht den mindesten Anspruch machen und gehört eben zur geschmuggelten Waare, ist aber recht lebhaft, gefällig und wirksam. Gespielt wurde ganz vortrefflich von den Damen Frl. Wrada (Gräfin), Koch (Sora) und Schmidt (die eine alte kokett-sentimentale Duenna ganz unvergleichlich gab), dann von den Herren Wellhof (Podesta), Steiner (Graf) und Weidmann (Wirth und Schmuggler). Auch die Träger der kleineren Rollen verdienen Lob. Das Publikum war im ersten Acte höchst belebt, Hervor- und da capo Rufe nahmen kein Ende; in den beiden letzten Acten herrschte zwar nicht mehr dieselbe ununterbrochene Heiterkeit, doch gab es noch immer genug lustige Momente, die bei starken Kürzungen der Gespräche den Erfolg sichern können.

In der Königl. Oper gastirte als „Rhadames" in Aida ein französisch-italienischer Sänger, Herr Prévost, dem ein großer Ruf vorausgemacht worden war. Uns war sein Mißlingen von vornherein unzweifelhaft; wir hatten den Herrn schon im Mai d. J. in Turin gehört, konnten dieses Tremoliren und diesen neumodischen hellen und farblosen Klang nicht ertragen und verließen die Oper nach dem ersten Act. Daß man diesem Sänger die Pforten der Königl. Oper öffnete und noch dazu gestattete, italienisch zu singen, ist ganz unbegreiflich. Selten hat sich das Urtheil der Presse so einstimmig gegen eine Leistung ausgesprochen, als gegen diese.

Den Concertreigen dieser Winter-Saison hat die liebliche Teresina Tua bei Kroll eröffnet. Ihr graziöses brillantes Spiel und ihr schöner Vortrag, verbunden mit dem denkbar einnehmendsten Aeußern und der bezaubernden natürlichen Grazie des Gebahrens, gewann ihr wieder alle Sympathien.

H. Ehrlich.

*) Gerade wie im „Capitän Nicolle" der Verschwörer, dessen Erscheinen immer angekündigt wird, während er eigentlich gar nicht existirt.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

50 Pf. **Engelhorn's** *Geb. 75 Pf.*

Allgemeine Romanbibliothek.

Preis pro Band 50 Pf. = 30 nkr.; eleg. geb. 75 Pf. = 45 nkr.

Der 3. Band

Aus Nacht zum Licht

(Called Back)

von

Hugh Conway

Preis **50** *Pf., gebunden* **75** *Pf.*

ist soeben erschienen.

Das Erscheinen dieses interessanten und spannenden Romans hat in England das grösste Aufsehen gemacht; sein Absatz beziffert sich nach

Hunderttausenden.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerettet.

Schauspiel in 4 Akten

von

Friedr. Spielhagen.

brosch. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rodbertus,

der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.

Eine sozial-ökonomische Studie von

Dr. Georg Adler.

gr. 8. Preis 1 Mark 80 Pf.

Bei **Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Das Kind

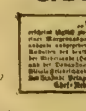
in Brauch und Sitte der Völker.

Anthropologische Studien

von Dr. med. **H. Ploss.**

Zweite stark vermehrte Auflage.
2 Bände. Preis 12 Mark, eleg. geb. 15 Mark.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.



Berliner Tageblatt.

nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt „*ULK*", belletristisches Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**", Mittheilungen über „**Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**" und „**Industrieller Wegweiser**". Bei reichem Inhalte und geistiger Frische

die billigste deutsche Zeitung.

Abonnementspreis **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal für alle 5 Blätter zusammen bei allen Reichs-Postanstalten. **Probe-Nummer gratis und franco.**

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschienen:

Liebmann, Otto. **Die Klimax der Theorien.** Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre. 8°, IV u. 113 S. *M* 2.50.

Die Verlagshandlung erlaubt sich auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in Nr. 31 (2. August) der Gegenwart zu verweisen. („Ein Bekämpfer des Empirismus von Johannes Volkelt.")

Früher erschien:

Liebmann, Otto. **Zur Analysis der Wirklichkeit.** Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 2. beträchtlich vermehrte Auflage. 1880, 8°, VIII u. 680 S. *M* 9.—.

——— **Gedanken und Thatsachen.** Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. 1. Heft. (Die Arten der Nothwendigkeit. — Die mechanische Naturerklärung. — Idee und Entelechie.) 1882, 8°, V u. 121 S. *M* 2.50.

——— **Ueber philosophische Tradition.** Eine akademische Antrittsrede, gehalten in der Aula der Universität Jena am 9. Dezember 1882. 1883, 8°, 32 S. *M* 1.—.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschienen:

Vorträge und Reden

von **Hermann v. Helmholtz.**

Zugleich dritte Auflage der „Populären wissenschaftlichen Vorträgen des Verfassers. **Zwei Bände.** Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.

gr. 8. geh. **Preis 12 Mark.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschienen:

Die Reform der Oper durch Gluck

und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft

von **C. H. Bitter,**
Königlich Preussischem Staatsminister.

gr. 8. geh. **Preis 10 Mark.**

Demnächst erscheint:

IV. Verzeichniss

und Sammlung **auserlesener** antiquarischer Bücher aus allen Gebieten d. Lit.: Schöne Lit. (Erste Ausgaben), Facetien, Seltenheiten, Prachtwerke, Geschichte, Philos., Medicin, Naturw. (sehr reichhaltig), Rechtsw., Wiss. Zeitschriften u. s. w. u. s. w. ca. 2000 No.

Reichste Ausbeute für jeden Bücherfreund. **Ich bitte zu verlangen.**

Fr. E. Fehsenfeld.
Univ.-Buchh. u. Antiquariat
in Giessen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
850	300	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken und einzeln zu höchsten Preisen. Meine Lagercataloge liefere für 30 Pf. franco.

L. Glagau Sohn, Hamburg, Burstah.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

№ 41. Berlin, den 11. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich. Von Berthold Moldauer. — Der Kabelschutz. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Muth. Von Heinrich Bulthaupt. — Neues über den alten Weltschmerz. Von H. Breitinger. — Ein neuprovençalisches Epos. Besprochen von Theophil Zolling. — Ristori und Rachel. Von Ernest Legouvé. — **Feuilleton:** Der Tubus. Von Enrico Castelnuovo (Fortsetzung). — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. — Von A. L. (Schluß). — Notizen. — Inserate.

Das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich.

Von Berthold Moldauer.

Nahezu dreihundert Jahre lang, von der Reformation an, hat das deutsch-österreichische Volk von den meisten seiner Stammesgenossen im Reiche sich entfernt; erst mit dem Wiedererwachen der deutschen Nationalliteratur, welche allen Menschen deutscher Zunge den herrlichsten Schatz, einen lebenbringenden und alles Große in sich schließenden Gemeinbesitz geschaffen hat, beginnt die Wiederannäherung, die selbstverständlich von den gebildetsten Kreisen ausgeht. Die Erschöpfung der literarischen Productionskraft hätte diese Bewegung vielleicht ins Stocken gebracht, wenn nicht die das Nationalgefühl aufregende Gründung eines mächtigen deutschen Reiches eingetreten wäre, in welchem nun überdieß Regierung, Parteien und Denker sich — jeder in seiner Art — an die Spitze der großen Strömung gestellt haben, von welcher heute Alles in Europa beherrscht ist: der Strömung nach einer wirthschaftlichen Verbesserung der Gesellschaftsformen.

Zu den kräftigsten Mitteln, die Deutschösterreicher bis in ihre tiefsten und ruhigsten Schichten an ihre Nationalität zu erinnern, gehört indeß der Kampf, in den sie gedrängt worden sind. Das Ministerium Taaffe hat ebenso unfreiwillig wie kräftig das Deutschthum bei uns gefördert und durchaus unrichtig wäre daher die Behauptung, das Deutschthum sei in den letzten Jahren in Oesterreich zurückgegangen. Zurückgegangen ist der Einfluß der Deutschösterreicher auf die Gesetzgebung, wogegen — dies sei in Parenthese bemerkt — der moralische Einfluß des deutschen Reiches auf dieselbe größer ist als jemals. Zurückgegangen ist auch der administrative Einfluß der Deutschen, was in Ländern, wo sie als geringe Minorität desselben bedürfen, wie in Krain, bedauerliche Ungerechtigkeiten gegen sie ermöglicht hat. Die deutschsprachige Verwaltung früherer Zeit war indeß keineswegs oder doch nur in einer verschwindend kurzen Epoche eine deutschfühlende gewesen; der Deutschösterreicher war von Natur und noch mehr von Obrigkeitswegen unter dem Commiß-Deutschthum Bach's, unter dem Hofraths-Deutschthum Schmerling's, ja selbst unter dem Verwaltungsraths-Deutschthum der „Bürger"-Epoche nur wenig deutsch, und der Beamte deutscher Zunge, der auch deutsch gefühlt oder gedacht hätte, wäre in seiner Stellung arg bedroht gewesen. Die Deutschösterreicher waren Oesterreicher schlechtweg, waren Centralisten, waren die Hand, welche die anderen, die national denkenden, Nationalitäten zusammenfaßte. Als man vom Beamtenstaate Bach's zum constitutionellen Staate Schmerling's überging, mußte man, um das Verhältniß des Ueberwiegens des centralistischen Volksstammes über die national Denkenden aufrechtzuhalten, zu Gunsten der nur ein Drittel der cisleithanischen Bevölkerung bildenden deutschen ein kunstvolles Wahlsystem ausklügeln, in welchem überdieß der Kaiser, durch seinen Einfluß auf den fideicommissarischen Großgrundbesitz, eine ausschlaggebende Stimmenzahl zu verschenken vermochte. Es war also klar, daß die Deutschen ihre führende Stellung nur behaupten konnten, wenn sie sich derselben in den Augen des Monarchen durch einen sehr gemäßigten Liberalismus, mehr aber noch durch starke Empfindung für die Machtstellung des Staates würdig zeigten. In ersterer Beziehung waren sie mehrmals ohne wesentliche Schierigkeit zu zügeln; in letzterer Beziehung versündigten sie sich während der Debatten über die bosnische Occupation, in welchen beispielsweise der verfassungstreue Abgeordnete Demel die Behauptung aufstellte, Oesterreich sei nur ein Bund zweier Mittelstaaten, kein Großstaat. Diese enge Bürgerlichkeit und die, am schärfsten in Dr. Herbst verkörperte, einseitige Advocatenklugheit der Mehrzahl der deutschen Vertretung verursachte damals Zweifel an ihre Befähigung, in einem Großstaat eine Rolle zu spielen, obwohl nicht vergessen werden darf, daß der sehr burschikose Graf Andrassy die Herren provocirt hatte. Der Kaiser wäre darüber vielleicht hinweggegangen und bot in der That, als Auersperg zurücktrat, dem verfassungstreuen de Pretis die Ministerpräsidentschaft an. Unter diesem Ministerium wären die Czechen, der ewigen Abstimmung müde, in den Reichsrath getreten, die Verfassungspartei hätte ihr Ziel, in Oesterreich die Verfassung allseitig praktisch durchzuführen, erreicht — aber Herbst, noch verbittert durch die bosnischen Debatten, lehnte es ab, de Pretis zu unterstützen. Der Kaiser berief somit Taaffe, der bei den Wahlen den Einfluß der Krone in die slavische Wagschale legte, und unter ihm traten die Czechen mit einer Rechtsverwahrung, in der sie die Unverwirkbarkeit ihres böhmischen Staatsrechtes betonten, in den Reichsrath; was unter dem Zeichen eines gemäßigt liberalen und deutschfreundlichen Ministeriums hätte geschehen können, geschah unter dem eines gemäßigt reaktionären und slavenfreundlichen. Dieses Zeichen schwebt über Allem, was der jetzige Reichsrath, die jetzige Regierung vollbracht hat; die Deutschen fühlen sich eingeengt, treten immer erbitterter in den Kampf — das deutsche Nationalgefühl wächst immer kräftiger empor. Aus den deutschsprechenden Oesterreichern, den Oesterreichern schlechtweg, werden Deutsche, aus den Centralisten werden Vorkämpfer der eigenen Nationalität.

Mit welchem Ziele nun kämpfen die Deutschen? Können sie hoffen, jemals die Majorität im Reichsrathe zu erlangen: Nein, keine Macht der Erde vermag es herbeizuführen, daß 7 Millionen Deutsche mehr zählen als 14 Millionen Slaven, außer auf künstlichem Wege, wenn es nämlich dem Kaiser

beliebt, die Deutschen doppelt und dreifach zu zählen, für welches Belieben man doch, wie wir oben ausführlich dargethan, eine Gegenleistung geben muß. Und angenommen, der Kaiser wollte, einem großmüthigen Zuge folgend, ein Wahlgesetz octroviren, das in Anerkennung der deutschen Culturüberlegenheit den Deutschen nicht von Fall zu Fall, sondern für ewige Zeiten die Mehrheit sicherte — glaubt man denn, daß die Czechen, die Polen u. s. w. anders, als mit einem, im constitutionellen Staate sonst ganz unbekannten, Zwange sich darein fügen, und daß sie — dies ist ein sehr wichtiger Punkt — dadurch nicht in eine, unserer deutschen Allianz völlig schädliche Todfeindschaft gegen die Deutschen getrieben würden? Die Allianz Oesterreichs mit Deutschland wäre unmöglich in einem Oesterreich, wo die Slaven unterdrückt wären, und Oesterreich ist, vom Standpunkte des Politikers in Deutschland betrachtet, doch ein zum großen Theil den Deutschen übelgesinntes Völkergemenge, welches, indem es sich von Wien aus regieren läßt und dabei in leidlich guter Laune gehalten wird, dem sonst von Feinden umlagerten deutschen Reiche eine feste Bundesgenossenschaft bietet. Unsere österreichischen Deutschen sind gegenwärtig mit der auswärtigen Politik unseres Staates, die Slaven mit der innern zufrieden. Es wäre kein Halt, wenn man die Slaven nach beiden Richtungen beleidigen würde.

Mehr Verständniß für die Sachlage als die orthodoxen Verfassungsmänner zeigen die Deutschnationalen; sie haben sich ein Programm zu eigen gemacht, das allerdings nicht von den Führern, sondern vom Volke, und zwar insbesondere in Nordböhmen, ausgegangen ist, und etwa die Hälfte der Abgeordneten scheint sich dem immer stürmischer werdenden Rufe, der sich der Wählerschaft fast vollständig bemächtigt hat, folgen zu wollen. Dieser Ruf verlangt Loslösung der deutschen Bezirke Böhmens von den slavischen und, um die radicale Cur zu erzwingen, fordern die Deutschnationalen, daß die Vereinigte Linke aus dem Reichsrathe austrete, ihn beschlußunfähig mache. Eine innerliche Spaltung der Partei ist in Folge dessen bereits eingetreten. Dieses Programm der Theilung Böhmens in eine deutsche und eine czechische Provinz ist indeß in der vorliegenden rohen Form nicht nur unausführbar, da weder die Krone noch die Czechen darein willigen würden, sondern sie ist auch unzweckmäßig, denn in vielen Bezirken sind Deutsche und Czechen stark ineinander gemischt; noch mehr ist dies in Mähren der Fall, wo doch eine Beilegung der nationalen Streitigkeiten nicht minder dringend ist, dort ist im Allgemeinen die Stadt deutsch und das flache Land czechisch.

Nun giebt es aber extreme und zugleich naive Deutschnationale, welche sagen: „Mögen die Schwierigkeiten in der Monarchie nur immer zunehmen, mögen sie bis zu deren Sprengung anwachsen, umso besser — dann werden wir mit unseren Brüdern im Reiche vereinigt werden. Man zwinge die Krone durch die stärksten gesetzlichen Mittel, also durch Fernbleiben vom Reichsrathe zunächst, diesen uns genehmen Weg thatsächlich einzuschlagen". — Wir sehen nun ganz davon ab, daß die Krone ihnen den Gefallen, die Monarchie zu schwächen, nicht thun wird und daß die deutschösterreichische Bevölkerung keineswegs so lange in der nöthigen Spannung zu erhalten sein würde, bis die Schlußausführung des Planes, die Annexion an das deutsche Reich, reif ist, über die ja natürlich ganz andere Kräfte zu entscheiden haben als einige Vereine in Deutsch-Oesterreich. Von all dem sehen wir ab. Aber jeder Denkende weiß, daß die Annexion Westösterreichs für das Deutsche Reich, das von äußeren Gefahren und inneren, socialistischen, particularistischen und religiösen Schwierigkeiten in nächster Zukunft mehr noch als im Augenblicke bedroht ist, keineswegs ein Gewinn wäre. Es muß sich Manches in Deutschland und im Orient, diesem noch schwankenden, gegen Rußland zu beschützenden Gebiete, ändern, manche Frage muß gelöst werden, ehe dieses Oesterreich, das zwar bisher noch von Geschlecht zu Geschlecht genöthigt war, seine europäische Nothwendigkeit zu beweisen, das aber diesen Beweis bisher in jeder dieser Krisen erbracht hat, ihn eines Tages schuldig bleiben wird. Schwerlich wird der nationale Drang der österreichischen Deutschen — dem ja der der Slaven gegenüberstünde — das Aufgehen des Westtheiles in Deutschland erzwingen; wahrscheinlich wird dies vielmehr, wenn es überhaupt im Buche des Schicksals geschrieben steht, in einer Epoche sich ereignen, welche weniger die nationalen Gegensätze als die geographischen und culturellen Zusammengehörigkeiten (die Czechen sind die abendländischsten aller Slaven) erkennen wird. Gäbe es in Oesterreich weitblickende Annexionisten, so müßten diese sich sagen, daß das Herausfordern des czechischen Nationalgefühls in Permanenz erklären, ihre eigenen Pläne vollständig verhindern heißt. Phantastisch und verwerflich sind daher die Ziele der extremen Gruppen der Deutschnationalen zu nennen und unklar auch die der minder extremen. Ihr Verdienst, und dies ist allerdings bedeutend, liegt auf der Gefühlsseite. Sie hat das Nationalgefühl der Deutschen gekräftigt und zu einer politischen Macht erhoben und dadurch unserem Volksstamm einen besseren Schutz gegen das gefürchtete Slavisiren mitgegeben, als alle Wahlstrategie ist.

Nicht des ewigen Nationalitätenkampfes und nicht der unsicheren künstlichen Mehrheit bedürfen wir, um im Reichsrathe vor Ueberstimmung in nationalen Fragen sicher zu sein. Kein anderes Mittel giebt es hierfür, als die Wegräumung der nationalen Fragen durch eine verfassungsmäßige Ordnung derselben. Sind die Gründe der nationalen Kämpfe beseitigt, dann wird sich durch die natürliche Macht der Dinge, zuerst in den wichtigeren, dann in den meisten Fragen, von selbst eine Uebereinstimmung zwischen den Liberalen unter den Deutschen und unter den Czechen herausbilden und so in der That allmälig an Stelle der nationalen Gruppirung, welche jetzt in erster Linie im Parlamente steht, eine politische und wirthschaftliche treten. Hat sich der Widerstreit zwischen Deutsch und Czechisch beruhigt, dann wird die hohe Bedeutung nach und nach verschwinden, welche dem böhmischen Staatsrechte jetzt in den Kämpfen noch beigemessen wird, und es wird wieder werden, was es gewesen ist, eine mittelalterliche Reliquie. Die Polen freilich werden wahrscheinlich ihre exclusive Stellung länger, wenn nicht allezeit, bewahren; ihr einziges Ideal bleibt, aus Galizien immer mehr die polnische Festung zu machen, von der aus sich Polen einigen läßt, und zwar, wie sie seit einiger Zeit hoffen, unter habsburgischem Scepter, daher sie, ohne österreichisch zu sein, sich der Dynastie gerne ergeben zeigen. Dieser ihrer unabänderlich exclusiven Stellung, sowie den ihrem Landtage zugestandenen Sonderrechten und schließlich dem tiefen Culturstande des niederen Volkes in Galizien entsprechend, ist es auch richtig, wenn man selbst bei künftigen allgemeinen Wahlen die gegenwärtige relativ geringe Zahl der Vertreter dieser Provinz im Reichsrathe nicht vermehrt, wodurch gleichzeitig das Verhältniß in demselben weniger ungünstig für die Deutschen wird, als wenn die Wahlkreise genau nach der Bevölkerungsmenge eingetheilt würden. Oesterreich vereinigt so heterogene politische, wirthschaftliche und Bildungszustände in seinen Grenzen, daß es eine rein mathematische Wahlverfassung vorläufig noch kaum vertragen und die gegenwärtige durchaus unregelmäßige, ihrerseits an die complicirten ständischen Einrichtungen sich anlehnende nur erst theilweise beseitigen kann.

Was freilich mehr als alle Interessenfragen das deutsche Volk in Oesterreich abhält, sich über die nothwendig gewordene Parlamentsreform klar zu werden, das ist der Stolz, der — wie wir hinzufügen wollen — existirte, lange bevor das deutsche Nationalbewußtsein zur jetzigen Kraft gediehen war. Namentlich dem Czechen und Slovenen gegenüber, denen man gewohnt war, in niedrigen und niedrigsten Stellungen zu begegnen, betrachtete man sich als der Höherstehende allezeit. Nun selber die Hand dazu zu bieten, um eine czechisch-slovenisch-polnische Mehrheit zu schaffen, sich freiwillig selbst als Minderheit zu erklären — was man freilich ohnehin im Reichsrathe augenblicklich ist — offen anerkennen, daß man gewillt ist, über seine eigenen inneren Verhältnisse eventuell eine Coalition der slavischen Abgeordneten entscheiden zu lassen, fordert allerdings Entsagung. Wir Deutsche sind es, die den Kern dieses Reiches abgegeben, die weitaus am meisten zu seiner Entstehung beigetragen haben, und nun werden wir zuerst von den Ungarn, die wir aus türkischen Händen befreit, um die Hälfte der Herrschaft gebracht und sollen jetzt von oberflächlichen Polen, bäuerischen Czechen und uncivilisirten

Slovenen in der anderen Hälfte auf den kleineren Theil beschränkt werden, mit der bloßen Aussicht, als Hauptmasse einer liberalen Partei den Einfluß wiederzugewinnen? Wir sollen dem Schulmeister gleichen, der, nachdem er an den Zöglingen sein Werk vollendet hat, von ihnen zurückgedrängt wird?

So mußte sich freilich auch Rom, nachdem es die Masse fremder Länder in sich aufgenommen, dalmatinische und dacische Kaiser, so mußte Frankreich ein Oberhaupt aus dem unterworfenen Corsica sich gefallen lassen. Aber nicht diese Beispiele, welche die nothwendigen Folgen jeder Annexionspolitik in schärfster Form zeigen, brauchen wir zum Troste unseres Nationalstolzes anzuführen, der, wie die vorhergegangene Argumentation deutlich beweist, die einzige Stelle ist, an der wir bei der übrigens unvermeidlichen Umgestaltung leiden können. Die Stellung der deutschen Sprache in Oesterreich, deren gesetzliche Fixirung freilich einer der Punkte des Ausgleiches sein muß, die Stellung des deutschen Wien als Reichs- und Staatshauptstadt, die nur vorübergehend in dieser Zeit der Nationalitätenkämpfe verdunkelt wird, müssen unserem Selbstbewußtsein als Schöpfer des Reiches und als Höchstgebildete seiner Nationen vor Allem willkommen sein. Bedeutungsvoller aber ist die Allianz der Monarchie mit Deutschland, die zwar der Einsicht aller Nationalitäten sich aufdrängen muß, die aber nur dem Herzenszuge von uns Deutschen, nicht dem der Slaven, nicht dem der Magyaren entspricht. Diese Blutsverwandten, auf die wir stolz sind, müssen als Verbündete von allen unseren Mitbürgern offen anerkannt werden.

Daß diese Allianz nun, wie man vielfach wünschen hört, in ein staatsrechtliches Verhältniß umgewandelt werde, scheint nicht möglich; eine parlamentarische Ratification für eine bestimmte lange Dauer wäre das Wünschenswertheste. Praktisch wichtig vor Allem aber ist der Abschluß eines Zoll- und Handelsbündnisses mit dem Deutschen Reiche einerseits und der Türkei andererseits. Die kleinen christlichen Balkanstaaten, welche nur ungern in die ungleiche Freundschaft mit der benachbarten Großmacht eingehen, würden nothgedrungen in diese, sie einschließende, Zollunion nachfolgen, welche für alle Theile, namentlich aber für Oesterreich und speciell für den geographischen Mittelpunkt der ganzen Union, für Wien von außerordentlichstem Vortheile sein müßte, von weit größerem jedenfalls als die phantastische Erwerbung Salonichi's, die uns ein griechisches Venedig, nämlich ein Stück graecia irredenta, gäbe und statt des Handels mit dem ganzen Orient den eitlen nur der Eitelkeit schmeichelnden, unsicheren Besitz einer exponirten Hafenstadt.

Suchen wir nun das Ergebniß unserer Betrachtungen an die augenblickliche Situation zu knüpfen, so zeigen sich uns allerdings nicht die besten Hoffnungen für eine liberale Lösung der vorliegenden Fragen. Ein Ausgleichsgesetz wird zu Stande kommen, denn die Herstellung eines nationalen Friedens-, wenn auch vorläufig wohl nicht Freundschaftsverhältnisses, ist nicht mehr zu umgehen. Aber voraussichtlich wird jene aus dem verfassungstreuen und dem reactionären Theile des Groß-Grundbesitzes auf dem Compromißwege sich bildende Mittelpartei es sein, welche, um nur ja einer liberalen Verfassungsänderung vorzubeugen, die Ausgleichsarbeit in die Hände nehmen wird, begünstigt durch die höchsten Kreise, denen eine Dämpfung der im Kampfe sich entwickelnden nationalen Leidenschaften sicherlich willkommen ist. Die gewohnheitsmäßig mit den Feudalen gehenden Altczechen, die Clericalen und die Polen werden mit der Mittelpartei gehen, und was zu der Zweidrittelmajorität noch fehlt, die für eine eventuell nöthige Verfassungscodification erforderlich ist, wird sich bei den Deutschliberalen finden, die dann allerdings Gelegenheit haben werden, für ihren Standpunkt entscheidend einzutreten. Daß sie aber zum Beispiel die Aufhebung der Großgrundbesitzercurie nicht werden durchsetzen können — wenn sie es auch wollen —, das ist natürlich. Der Ausgleich wird den Stempel dessen tragen, der ihn gemacht hat, und das Ministerium, das ihn auszuführen haben wird, wird ein Mittelpartei-Ministerium sein. Es wird eine große Aehnlichkeit mit jenem Ministerium Auersperg haben, das bis zum Jahre 1879 regiert und während der größeren Hälfte seines Daseins unter allgemeiner Unlust vegetirt hat. Aber eben unter dem Drucke dieser Unlust, unter der Herrschaft einer solchen pseudo-parlamentarischen Compromißregierung wird bei Deutschen und Czechen zum ersten Male ein gemeinsames politisches Gefühl entstehen, die gemeinsame Unzufriedenheit, und es wird sich allmälig im Abgeordnetenhause eine Allianz der deutschen und czechischen Liberalen über gewisse wichtige liberale Forderungen bilden — eine Allianz, die schließlich, wie wir vertrauen, über die oben angedeuteten Grundlagen einig werden dürfte.

Der Kabelschutz.

Von Gustav Weisbrodt.

Von dem Augenblick an, wo der Telegraph ein Verkehrs-Institut geworden, bedurfte er eines besonderen Schutzes: die Normen des gewöhnlichen Rechts konnten nicht als ausreichend erscheinen und die durch das Meer gehenden Leitungen waren geradezu schutzlos, wenigstens war eine civilrechtliche Klage auf Schadenersatz (durch Beschädigung oder Zerstörung der Leitungen) absolut unmöglich. Ein so gefährlicher Zustand — schon im Jahre 1875 belief sich das in den unterseeischen Leitungen investirte Capital auf rund 500 Millionen Francs und es dürfte gegenwärtig auf mehrere Milliarden angewachsen sein — konnte nicht füglich Dauer haben, und in der That regten schon im Jahre 1869 die Vereinigten Staaten von Nordamerika entsprechende internationale Vereinbarungen an. Indeß der deutsch-französische Krieg unterbrach die betreffenden Verhandlungen und erst, nachdem im Jahre 1881 der Congreß der Elektriker in Paris eine dahin zielende Resolution angenommen, befaßte sich die französische Regierung mit dem Gegenstande und berief im October 1882 einen internationalen Congreß nach Paris. Aber als er zusammentrat, war noch gar Nichts geschehen, er fand weder irgend ein Material, noch irgend einen Entwurf vor und es mußte also erst eine Verständigung über die Basis des in Aussicht genommenen Vertrages angebahnt werden. Gleichwohl war, weil allgemein die Ueberzeugung feststand, daß irgend Etwas geschehen müsse, schon nach drei Wochen ein solcher Vertragsentwurf fertig und 52 Staaten unterschrieben ihn sofort. Da aber später die eine oder die andere Aenderung gewünscht wurde, trat im October 1883 ein zweiter Congreß zusammen und hatte schon in vierzehn Tagen — ein geradezu überraschendes Resultat, wenn man erwägt, daß auf dem Congreß auch Mächte vertreten waren (Guatemala, Paraguay z. B.), deren Vertretern erst die einfachsten Rechtsbegriffe und Rechtsanschauungen klar zu machen waren — denjenigen definitiven Vertragsentwurf fertig, für dessen Ratifikation ein Termin bis zum März 1885 gesetzt ist.

Wenn man diese Vorgänge und den augenscheinlichen Nothstand betrachtet, so fragt man unwillkürlich, wie es zu erklären, daß trotzdem eine so lange Zeit vergehen konnte, ohne daß irgend Etwas erreicht worden. Die Erklärung liegt aber einerseits in der Eifersucht, mit welcher die Staaten jede Schmälerung ihrer Souveränität auf dem Meere hintanzuhalten suchten, und andererseits in dem Streben, den Schutz der Telegraphenkabel auch auf Kriegszeiten auszudehnen; das letztere ist sicher eine reine Utopie, denn trotz aller Verträge würde keine einzige Macht im Kriege den geringsten Anstand nehmen, ein fremdes feindliches Kabel zu zerstören. Diese Ansicht ist denn auch zur Geltung gekommen und der Vertrag vom 14. März 1883 perhorrescirt selbst die Neutralisirung der Kabel und schließt den Kriegsfall ausdrücklich aus.

Bei dem Abschluß des Vertrages war dreierlei zu beantworten: erstens, welche Kabel, zweitens, gegen wen oder was sie zu schützen und drittens, wie die civilrechtlichen Fragen aus dem internationalen Privatrecht zu behandeln seien. Zu Punkt 1 einigte man sich schließlich dahin, daß alle auf dem Territorium eines der contrahirenden Staaten landenden Kabel geschützt sein sollten, jedoch nicht innerhalb der drei ersten (englischen) Seemeilen vom Ufer, weil diese dem sou-

veränen Schutz des Uferstaates unterstehen. Ad 2 wurde ausgesprochen, daß die Kabel gegen jede vorsätzliche Beschädigung oder Zerstörung zu schützen seien und zwar nicht bloß gegen alle Beschädigungen, welche eine Störung zur Folge gehabt haben, sondern auch gegen jene, welche eine solche Störung zur Folge haben könnten. Im Fall eines Nothstandes — und als Nothstand gilt eine Beschädigung des Kabels nicht nur zur Rettung des Lebens, sondern auch des Schiffes — entfällt jede Strafe. Die Competenzfrage aber ist in der Weise geordnet, daß das Forum delicti commissi competent sein und das Deliet, abweichend vom gemeinen englischen Recht, als Official-Deliet angesehen werden soll. Ad 3 war besonders die Frage zweifelhaft, inwieweit bei der Beschädigung eines Kabels durch ein anderes Kabel ein Schadenersatz angesprochen werden könne, aber man einigte sich schließlich in dem Grundsatz, daß jedes Kabel, wenn es ein neben ihm liegendes Kabel beschädige, gleichviel, welches Kabel dort zuerst gelegen, ersatzpflichtig sei. Die Ersatzpflicht begreift aber immer nur die Reparatur, wenngleich unbeschadet der Klage aus dolus oder culpa, d. h. sans préjudice de l'action civile.

Der Vertrag enthält übrigens auch eine Reihe von Bestimmungen polizeilicher Natur, und gerade diese Bestimmungen sichern ihm seine praktische Wirkung. Da es nämlich, und speciell in der Nordsee, vielfach vorgekommen, daß die Fischer einem zu Reparaturen abgeschickten Kabelschiff nicht Platz gemacht, so ist im Vertrage ausdrücklich festgesetzt, daß jedes Schiff resp. Fischerboot einem Kabelschiff, wenn dieses seine Signale zeigt, binnen 24 Stunden weichen und eine englische Seemeile von der Stelle, wo die Reparatur vorgenommen wird, entfernt bleiben müsse. Das Fischerboot kann keine Entschädigung verlangen, doch muß das Kabelschiff die Reparatur mit thunlichster Beschleunigung beenden. Ebenso muß jeder Schiffer sich von einer Boje, die eine reparaturbedürftige Kabelstelle anzeigt, eine viertel Seemeile weit fern halten. Auch ist, unter gewissen Cautelen bezüglich der Beweislast, festgesetzt, daß der Schiffer, der seinen Anker opfert, um das Kabel nicht zu beschädigen, von der Kabel-Gesellschaft eine Entschädigung beanspruchen kann. Endlich aber ist — allerdings ein nicht unbedenkliches Präjudiz — bei begründetem Verdacht Kriegs- und Kabelschiffen das droit de visite zugestanden.

Der vorläufig und mit einjähriger Kündigung auf fünf Jahre abgeschlossene Vertrag, der erste Vertrag, der zugleich Strafrecht, Privatrecht und Seerecht in sich schließt, ist ohne Zweifel kein vollendetes Werk, denn es ist sogar absichtlich eine Reihe von Fragen, weil sonst eine Vereinbarung nicht zu hoffen gewesen wäre, gar nicht berührt. Aber die Thatsache steht einstweilen fest, daß wir überhaupt ein internationales Recht haben, und auf dem Gebiete dieses Rechts werden die Völker die Ueberzeugung gewinnen, daß die Rechtsanschauungen bei ihnen allen wesentlich dieselben sind und daß damit die entscheidende Vorbedingung gegeben ist, für sie alle die gleichen Rechtsnormen aufzustellen.

Literatur und Kunst.

Muth.

Willst Du schon so bald verzagen?
Schlägt Dir doch das Herz noch jung!
Mußt Du rühren Dich und plagen —
Sei nur froh, Du hast genung!

Sieh' die Tanne, deren breiter
Schatten Dir die Stirne kühlt,
Machtlos hat in ihrer Krone
Der Gewittersturm gewühlt.

Felsen sind's und dürrer Boden,
Drin sie kaum die Wurzeln schlug —
Und hat doch den Weg gefunden,
Der sie in die Lüfte trug!

Heinrich Bulthaupt.

Neues über den alten Weltschmerz.

Von H. Breitinger.

Man sagt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, alles sei schon dagewesen, erfahren, gedacht und gesagt worden. Der Schmerz des Daseins und der Ueberdruß am Leben macht jedenfalls keine Ausnahme. Weder die Pessimisten noch die Weltschmerzler haben ihn erfunden. Salomo der Prediger bezeugt es: „Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war alles eitel und Jammer. . . . . Darum verdroß mich zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht; daß es so gar eitel und Mühe ist"; — und Sophokles im Oedipus: „Nicht zur Welt kommen, ist das Allerbeste; wenn aber das einmal geschehen, — dahin fahren, woher du kamst, bei Weitem das Zweite."

Indessen nicht jede Verzweiflung ist Weltschmerz. Oedipus Schicksal drängt an sich zum Verzagen. Aber die Stimmung allein kann Glück und Unglück schaffen. Es giebt nichts Gutes und nichts Böses, sagt Hamlet, erst das Nachsinnen schafft Beides (but thinking makes it so)." Auch die Krankheit des Trübsinns war den heiteren Griechen und den nüchternen Römern nicht unbekannt. Cicero und Seneca sprechen von einer aegritudo animi, Horaz von dem düsteren Grame (atra cura) der sich hinter dem Reiter aufs Roß schwingt und den Flüchtigen über Berg und Thal begleitet. Die Unlust aus Uebersättigung hat Lucrez in den Versen: „Medio de fonte leporum Surgit amari aliquid quod in ipsis floribus augat" poetisch umschrieben und feinsinnig erklärt. Alle diese Erscheinungen stehen jedoch nur in mittelbarem Zusammenhange mit dem, was wir „Weltschmerz" zu nennen pflegen.

Anders mag es sich mit jener Krankheit des besessenen Mönches Stageirios verhalten haben, an welchen Chrysostomus, der Kirchenvater des vierten Jahrhunderts, drei Bücher Ermahnungen richtet. Meines Wissens hat Saint-Marc Girardin (Cours dramatique) zuerst auf diese hingewiesen, und zwar da, wo es sich um Hamlet, um Werther und um Weltschmerz handelt.

Stageirios war eine schwache, grübelnde Natur, die im Kloster vergebens den Frieden suchte, den sie in der Welt nicht finden konnte. Seine melancholische Gemüthsstimmung nennt Chrysostomus Athumia, Muthlosigkeit. Müßige und unfruchtbare Selbstbetrachtung hatte sie großgezogen, und der Kranke fand in seinem Zustande eine Art von Genuß, der ihm sein Leiden lieb machte. Daher sagt Chrysostomus: „Das beste Mittel, deine Melancholie los zu werden, ist, sie nicht mehr zu hätscheln. Aber es giebt Menschen, welche das Jücken und Prickeln ihrer Wunden genießen: „veluti si quis, scabiem ac pruriginem depositurus, morbo suo delectetur et in eumdem ipsum sese injiciat." Erinnern diese Worte nicht an Goethe's Bemerkung über den wertherkranken Plessing: „ich sah, daß seine Krankheit ihm Genuß war."

Das müßige Klosterleben war so recht dazu angethan, jene Krankheit zu nähren und eine trübsinnige Apathie zu pflanzen. Ja das Uebel scheint in den Klöstern epidemisch geworden zu sein; denn die Kirche sah sich veranlaßt, die „Akedeia" d. h. die Theilnahmlosigkeit am irdischen Dasein, unter die schweren Sünden zu setzen, wenigstens drohte sie dieselbe mit ihrer Strafe. So hat denn auch Dante der „accidia" zugleich mit ihrem Gegentheile, dem Zorne, eine besondere Grube in der Hölle angewiesen. Die accidiosi, die sündhaft Gleichmüthigen erscheinen dort zusammen mit den Zornmüthigen im Schlamme versenkt: Ich stand und schaute und gewahrte schlammbedeckte Leute in jenem Sumpfe, nackt und zornig von Antlitz. Sie schlugen sich mit Händen, mit Kopf und Brust und Füßen und zerfleischten sich mit ihren Zähnen.

Da sprach zu mir der gute Meister: „Sohn, da siehst du die Seelen Derer, die der Zorn besiegte. Und im Weiteren mußt du wissen, daß unter dem Wasser da Leute stecken, deren Seufzer Blasen an die Oberfläche treiben, wie dein Auge, wohin es schweift, dir zeigen kann. Im Schlamm begraben, stöhnen sie: Trübsinnig waren wir in jener süßen Luft, die aus der Sonne ihre Wonne saugt, weil wir den Qualm der Unlust (accidioso fumo) in der Seele trugen." Solches Klagelied, fügt der alte Realist hinzu, gurgelte aus ihrer Kehle; denn mit klaren Worten können sie nicht reden.

Auch in Petrarca's Phantasie hat das Gespenst der „accidia" eine eigenthümliche Rolle gespielt. Zeiht er sich doch selbst der Sünde, jahrelang dem Dämon der accidia gehorcht zu haben. Voigt (Das erste Jahrhundert des Humanismus) wird indessen wohl das Richtige getroffen haben, wenn er den Weltschmerz des Petrarca aus dem ungesättigten Ehrgeize seiner Mannesjahre erklärt.

In Shakespeare's Hamlet begegnen wir der modernen Entfaltung der accidia. Sie tritt uns hier in der Formel entgegen: „Man delights not me nor woman neither". Hamlet hat allerdings wichtige äußere Gründe, das Leben für eine Oede und seine Heimath für eine Gefangenschaft anzusehen, aber die melancholische Stimmung und die grübelnde Selbstbetrachtung gehören zu seinem innersten Wesen.

Neben dem Weltschmerz des Hamlet wird auch Jaques, der Pessimist in „Wie es euch gefällt", als ein verwandter Typus angeführt. Ich glaube, mit Unrecht. Vorerst beachte man, daß der „trübe" Jaques nur eine schmückende Zuthat, nicht eine in die Handlung jenes Stückes eingreifende Rolle, daß er mithin nur skizzirt, d. h. in seiner typischen Allgemeinheit, dargestellt ist. Jaques soll offenbar sein Publikum, wie der Herzog von ihm sagt, „durch seine düsteren Launen", unterhalten; denn in diesen „ist er voller Sinn". Seine bekannte Hauptleistung ist die Tirade: „Die ganze Welt ist Bühne" 2c. mit der darauf folgenden Charakteristik der sieben Lebensalter. Seine Reflexionen sind sentenziös und allgemein, sie haben einen tadelsüchtig-lehrhaften Charakter, man sagt von ihm, er verstehe alles zur Sittenpredigt zu wenden; auf diese Art „durchbohrt er schmähungsvoll den Kern von Lande, Stadt und Hof". Jaques gefällt sich darin, dem Nächsten allerlei Unartigkeiten zu sagen: „Der Himmel behüte euch! laßt uns so wenig zusammenkommen als möglich"; — denn Jaques haßt die Gesellschaftsformen, wie Diejenigen, welche sie beobachten. Am liebsten bleibt er allein, „um ungestört auf alle Erstgeburt in Egypten zu lästern, über unsere Gebieterin, die Welt, und unser ganzes Elend zu schmähen und schier mit dem lieben Gott sich zu entzweien". Woher diese misanthropische Stimmung? Er selbst berichtet, sie sei eine Frucht und Folge seiner Reisen, der Herzog aber scheint es noch genauer zu wissen, wenn er meint: „Du bist selbst ein wüster Mensch gewesen, so sinnlich wie nur je des Thieres Trieb". Das läuft auf die freimüthige Erklärung des greisen Chateaubriand hinaus: „Mein René hätte das Geheimniß seines Trübsinnes bei seinen Genüssen erfragen können". Wie Molière's Alceste verabschiedet sich Jaques mit den Worten: „Sucht mich in der verlassenen Höhle!" — Dabei hat er allerdings auch melancholisch-sentimentale Nebenlaunen. Er beweint das schutz- und rechtlose Wild des Waldes, klagt den ruchlosen Jäger an, läßt sich Monsieur Mélancholie nennen, meint, das Hübsche im Leben sei doch immer, seiner Traurigkeit nachzuhängen und zu schweigen, und wenn er ein Liedlein singen hört, so ruft er: „Mehr, ich bitte dich, mehr! Ich kann Melancholie aus einem Liede saugen, wie ein Wiesel Eier saugt". Aber seine Sentimentalität ist doch nur Zuthat; Grundton bleibt die herbe pessimistische Kritik eines rechtschaffenen Hassers.

Jaques ist also ein Vetter von Timon und Alceste. Gemeinsam mit dem Weltschmerzler ist dieser Gruppe nur der bittere pessimistische Ton der Unzufriedenheit, des Ekels an einer grundschlecht eingerichteten Welt. Aber Weltschmerz setzt keinen Menschenhaß voraus. Ortis sagt es ausdrücklich: Ich hasse die Menschen nicht! und Werther und René denken nicht anders. Timon seinerseits ist weder melancholisch noch sentimental, er geht in einer anderen Stimmung auf, ihn verzehrt der Abscheu gegen die Falschheit der Schmeichler. Das tragische Moment bei Timon und bei Alceste ist der verhängnißvolle Irrthum, anzunehmen, daß Alle falsch und niederträchtig seien, daß man daher mit Allen brechen müsse. Diesen von ihrer Unlust dem Verstande aufgedrungenen Schnitzer strafen Beide an sich selber durch das eigensinnige Aufgeben eines menschenwürdigen Daseins. Sie vergessen, daß guter Humor und gute Gesellschaft das Leben erträglich, ja zu einem guten machen, sie verschließen sich der Erkenntniß, daß inneres Lebensglück an eine Concession des Egoismus gebunden ist: die Nachsicht und Rücksicht gegen Andere.

Es ist von Interesse, zu betrachten, wie ein Shakespeare und ein Molière den Typus des Misanthropen auffassen. Shakespeare's Genius ist ein gewaltiges Naturproduct, derjenige Molières, im Gegensatz zu diesem, mehr ein Kunstproduct der Gesellschaft. Und so ist auch Timon's tobender Schmerz eine Naturgewalt, Alceste dagegen, ich möchte sagen ein kunstgerechter Menschenhasser. Beides sind einseitige Idealisten, aber Timon treibt es bis zur Verrücktheit. Sagt doch Alkibiades zur Hetäre Timandra: „Verzeih ihm, hold Geschöpf; denn sein Verstand ertrank und ging in seinem Elend unter." Allerdings hat Shakespeare seinem Timon eine so intensiv pathetische Sprache geliehen, daß man über den hochpoetischen Schattirungen seiner Tobsucht die Einförmigkeit seiner Rolle vergißt, die freilich selbst in dieser Darstellung mitunter ins Komische umzuschlagen droht. In der That haben Shakespeare's Vorgänger, welche noch mitten in dem kerngesunden Realismus des fröhlichen alten Englands standen, die Timonrolle nur von ihrer komischen Seite aufzufassen vermocht. Es brauchte eben einen tieferen Blick und eine vorgeschrittenere Cultur, um das tragische Moment in einem Timon und in einem Shylock zu entdecken.

Molière nun gehört einer noch raffinirteren Gesellschaftsepoche an; natürlich, daß er den Menschenfeind nach den Voraussetzungen seiner Umgebung auffaßte. Im Gegensatz zu dem feuerspeienden Wurzelfresser Timon ist Alceste ein durchgebildeter Salonmensch, und zwar ein französischer. In Literaturfragen besitzt er seine Ansicht; mit scharfem Blicke erkennt er im naiven Tone des alten Volksliedes mehr poetischen Gehalt als in den Schnörkeln und Tändeleien des alternden Bel Esprit. In Ehrensachen weiß er den Degen zu führen, und selbst seine derbsten Wahrheiten trägt er nie unfein und plump vor. Die Reize einer verführerischen Frau beherrschen ihn ganz und gar, ob er sich auch gestehen muß, daß sie falsch ist wie alle Andern. Timon ist weder Grieche noch Engländer, er ist ein Typus, eine Abstraktion mit tief leidenschaftlicher Sprache; Alceste dagegen ist vor allem Franzose, Pariser, Unterthan des vierzehnten Ludwig; Ehrenpunkt, Frauendienst, Salonverkehr, Gesellschaftston prägen ihm den Charakter der Nation, der Hauptstadt, der Epoche auf.

In diesen gesellschaftlichen und historischen Grenzen bewegt sich Alcestes Menschenhaß. Wir kennen dessen Genesis nicht wie bei Timon, der aus einem leichtgläubigen Optimisten in einen wüthenden Pessimisten umgeschlagen hat. Zum Wüthen bleibt Alceste zu viel Verstand, zu viel pedantische Methode. Timon ist kein Theoretiker, dazu fehlt ihm die Ueberlegung. Er ist ganz Leidenschaft, und alle seine Betrachtungen entsteigen seinem Herzen. Alceste arbeitet auch mit der Stimmung, aber ebensosehr mit dem Kopfe, er hat genug erfahren und gedacht, um sich eine ganze Theorie der menschlichen Bosheit zu abstrahiren. Auch seine tragische Schuld ist nicht einfach wie bei Timon, sondern sein Irrthum combinirt sich mit der für ihn so demüthigenden Inconsequenz, in der Praxis ein Wesen geliebt zu haben, daß seine Theorie verdammen muß. Auch er geht in seinem Unmuthe so weit, mit dem Höhlenleben zu drohen; aber wir sehen voraus, daß Alceste der Gesellschaft nicht verloren geht, und die Worte seiner Freundin: „Wir wollen ihn von seinem Plane abzubringen suchen", schließen das Stück bedeutsam genug ab. Kein Zweifel, Alceste wird sich nie auf Beeren und Wurzeln stürzen.

Das sentimentale Element fand erst im achtzehnten Jahrhundert seinen günstigsten Boden. Man mag in dem schönen Buche von Erich Schmidt nachlesen, wie es von Eng-

land nach Frankreich und Deutschland wanderte. Richardson war der Moses, dessen Stab aus hartem und weichem Gestein zahllose Thränenbäche zu locken wußte. Richardson hat die neue Heloise und diese den Werther inspirirt. Werther seinerseits erzeugte zahllose Geisteskinder. Ich will nur die italienische und die französische Variante, den Ortis und den René, berühren. Foscolo's Ortis geht wie Goethe's Werther an dem unversöhnlichen Zwiespalt seiner Ideale und der wirklichen Welt zu Grunde. Seine Originalität besteht nur darin, daß nicht nur die Liebe, sondern auch die Politik die Katastrophe herbeiführt. Seine Enttäuschung ist eine mehrfache: zugleich mit der Geliebten verliert er auch sein Vaterland. Foscolo entlehnt seine Fabel von Goethe, seine Ideen von Rousseau, seine deklamatorische Manier von den Rednern der Revolution. Sein Ortis schwärmt auch für das Naturschöne, die Kinder, das ländlich einfache Leben, aber man merkt, daß ihm weder das eine noch das andere Poesie ist; denn seine Schilderungen sind conventionell und seine Gefühlsergüsse Tiraden. Das Wahrste in Ortis dürften die autobiographischen Bekenntnisse sein. Der Ortis ist nämlich mit seinem Verfasser Foscolo in engerem Sinne identisch als der Werther mit Goethe, denn auch Foscolo's ganzes Leben wurde von zwei Leidenschaften getragen und durchwühlt: die Politik und die Liebe.

Auch von Chateaubriand's René darf behauptet werden, daß er einen bleibenden Zug seines Autors fixirt hat: den blasirten Egoismus und das Kokettiren mit erlogenen Gefühlen. René ist nur insofern wahr, als er eine diplomatische Abschrift eines gefälschten Originales bietet. Mit dem Werther hat René also nur die Stimmung gemein. Seine Seele ist leer, das Leben ist ihm eine Last, er sucht eine Aufregung: ein Königreich für ein Unglück! Auf dieser wunderlichen Suche klopft René an eine Klosterthür, hinter welcher seine Schwester als Novize weilt. Er wohnt ihrem Profesße bei und die Unglückliche flüstert ihm bei dieser Gelegenheit ins Ohr, sie habe für ihn, den Bruder, eine verbrecherische Neigung empfunden. Nun hat der Mohr sein Pflichttheil und er kann von dannen ziehen. Chateaubriand's Fabel ist mit ihrer Logik abgeschmackt, aber ihr Autor rettet sie durch eine bezaubernde Phantasie und seine hinreißende Sprache, beide hat er in Rousseau's Schule zur Virtuosität entwickelt.

Bekanntlich hat Chateaubriand Lord Byron später vorgeworfen, er habe ihm seinen René entführt und in das ritterliche Kostüm Childe Harold's gesteckt; aber Harold ist denn doch ein ganz anderer Kerl als René. Er ist nicht schwächlich, sondern er zeigt Rasse; nicht eitel, sondern stolz, nicht verlogen, sondern aufrichtig; er ist auch nicht hoffnungslos, blasirt, denn die Liebe zur Natur füllt ihm das Herz, er ist nicht nur Stilist, sondern Dichter, und zur tiefen Empfindung kommt der starke Gedanke, während René weder jene noch diesen kennt. Ist Harold wirklich ohne Pose? wird man fragen. Ich antworte mit Brandes: er mag eine Maske tragen, aber unter der Maske steckt kein fröhliches Gesicht. Die Byron'sche Pose finden wir erst später, nicht schon in jenen Tagen, da Lord Byron seinen Harold noch so verkannte, daß er die „Hints from Horace" für eine höhere Leistung hielt. Erst die Begeisterung seiner Leser hat ihm ja die Augen geöffnet und ihn zur Ausbeutung des Harold-Typus hingeleitet. Mit Chateaubriand und Byron ist der Weltschmerztypus der jüngeren Schule gegeben. Byron hat in seiner puritanischen und snobbischen Heimath keine Schule gemacht; um so zahlreicher waren seine Jünger auf dem Continente. Frankreichs größter Lyriker, Musset, ist von ihm ausgegangen und auch in Deutschlands Dichtung hat er manche Spuren zurückgelassen.

An diese Aufzählung der Erscheinungsformen reiht sich nun die Frage nach ihren wesentlichen und gemeinsamen Zügen. „Fichte", sagt Erich Schmidt, „nennt den Geist des achtzehnten Jahrhunderts Egoismus und meint damit das Schwelgen und gänzliche Aufgehen im Persönlichen." Das Individuum maßt sich das Recht an, die Welt an seinen Idealen zu messen und jene zu verurtheilen, da sie diesen nicht entspricht. Bald gilt das Universum nichts mehr, die subjective Stimmung alles. Die Aesthetik unserer Romantiker nennt das „die künstlerische Ironie". Sie will damit sagen, die ganze Welt sei nichtig gegenüber der künstlerischen Willkür, das Genie sei der unumschränkte Herr, der nur der eigenen Laune nachzugehen brauche.

Aus solchen Anschauungen entspringt nun jene hochmüthige Eitelkeit, welche Rousseau den Menschen bezeichnet, die lächerlichen Titane von Sturm und Drang erzeugt, auch im Werther und im Ortis schlummert, im René uns anwidert, bei Byron allein imponirt, weil sie von wirklicher Stärke getragen erscheint. Im sentimentalen Gewande der Verzweiflungsliteratur spielt dieser Hochmuth oft genug mit dem bethörten Leser, er weis auch bald genug den Schmerz zu heucheln, ohne den Genuß der Selbstbefriedigung zu schmälern.

Jenes Schwelgen im Persönlichen findet nun in der sentimentalen Selbstbetrachtung seine liebste Beschäftigung. Da die Persönlichkeit das Gesetz macht und die Laune gebietet, so ist die Gefühlswelt mit allen ihren Wünschen und Träumen das Wichtigste und der empfindsame Ton der passendste. So wird die sentimentale Selbstbetrachtung zur Mode, zur herrschenden Krankheit. Diese Krankheit nun wollte Goethe in seinem Romane schildern. Er wurde daher mißverstanden, wenn man Werther's Selbstmord einer hoffnungslosen Liebe zuschrieb. „Werther untergräbt sein Dasein durch Selbstbetrachtung," so lautet Goethe's eigene Erklärung. Es giebt in uns Abgründe, die man nicht aufsuchen soll, der Mensch ist zum Handeln da, soll nicht über sich selber brüten. So hat auch Frau von Staël die Tendenz des Werther richtig aufgefaßt, wenn sie in ihrem Buche über Deutschland sagt:

Ce ne sont pas seulement les souffrances de l'amour, mais les maladies de l'imagination dans notre siècle, dont l'auteur a su faire le tableau: ces pensées qui se pressent dans l'ésprit sans qu'on puisse les changer en actes de la volonté.

Der Byrontypus, wie ihn der Dichter des Harold in späteren Gedichten entwickelte, scheint mir die weltschmerzlichen Elemente in umfassendster Form zu vereinigen. Seine Helden sind empfindsam wie Werther, sie schwärmen für ein unbestimmtes Freiheitsideal wie Ortis, sie nehmen den Kampf mit der Gesellschaft auf wie Schiller's Räuber und die wilden Gesellen der Sturm und Drangzeit, sie haben etwas von der blasirten Pose René's, ihre schrankenlose Laune ist ihnen oberstes Gesetz, sie verachten die Ordnung Gottes und der Welt als kleinbürgerliche Chicanen, drapiren sich stolz und finster in die Erinnerungen einer geheimnißvollen Vergangenheit, sind schön und stark, unbändig und lasterhaft, interessante Verbrecher, unwiderstehliche Verführer der Tugend.

Diese geträumte Allmacht des Einzelnen gegenüber der gesellschaftlichen Ordnung hat die gallische Phantasie zum Theil in brutaler Weise ausgebeutet. Dahin gehört „Der starke Mann", der „Vautrin" von Balzac, der „Monte Christo" von Dumas, mehrere Gestalten von Eugène Sue, von Soulié, von V. Hugo.

Ich schließe diese Betrachtungen mit einer Wortstudie. Erst die neueste Auflage von Büchmann's Geflügelten Worten hat uns über den Ursprung des Wortes „Weltschmerz" einigermaßen aufgeklärt, indem sie mittheilt, das Wort scheine zum ersten Male in Heine's Artikel: „Aus der Gemälde-Ausstellung von 1831" vorzukommen. Bei Anlaß von Delaroche's Bild: Cromwell vor Karls I. Leiche, sage Heine nämlich Folgendes: „Welchen großen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen". Im Vorworte zu den „Geständnissen" (1854) setzte er das Wort noch einmal.

An jener ersten Stelle bedeutet das Wort aber etwas ganz Anderes, nämlich den Schmerz, den der Tod eines Monarchen seiner Nation, ja der ganzen Welt bereitet. Hier spricht Heine ganz im Sinne Shakespeare's, dem der Untergang eines Herrschers ein Weltunglück ist, wie z. B. im Julius Cäsar: „Wenn Bettler sterben, dann sieht man keine Kometen, aber der Fürsten Tod künden die Himmel selbst mit Flammenschrift" (The heavens themselves blage forth the death of princes). Ich setze Heine's eigene Worte hierher: „Welchen großen Weltschmerz hat der Maler hier

mit wenigen Strichen ausgesprochen! Da liegt sie, die Herrlichkeit des Königthums, einst Trost und Blüthe der Menschheit, elendiglich verblutend. Englands Leben ist seitdem bleich und grau und die entsetzte Poesie floh den Boden, den sie ehemals mit ihren heitersten Farben geschmückt".

An der zweiten Stelle beklagt sich Heine über das Plagiat eines deutschen Uebersetzers und drückt sich so aus: „Charakteristisch ist es, daß unseren deutschen Schelmen immer eine gewiße Sentimentalität anklebt. Sie sind — Schufte von Gefühl ... Unter der buntgestickten Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein Opus in sogenannter Uebersetzung herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert" u. s. w. Auch hier ist „Weltschmerz" nicht in dem besprochenen Sinne gebraucht. Also bleibt selbst nach diesen dankenswerthen Nachweisen Büchmann's immer noch zu erforschen, wo das Wort zuerst in unserem Sinne vorkommt. Aus eigener Lectüre vermag ich nur folgende Notizen beizubringen. Meyer's Französische Literaturgeschichte von 1839 braucht das Wort nicht, wo sie es heute unbedingt gesetzt hätte (man vergl. I., 209; II., 64, 118, 182). Julian Schmidt in seiner Geschichte der Romantik (1847) spricht (II., 385—89) von der Sache, ohne das Wort zu verwenden, wohl aber setzt er es II., 265. — Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Häßlichen" (1853) gebraucht die Bezeichnung „Weltschmerz" und „Weltschmerzler" Seite 383 und 410. Vielleicht hat Goethe's Vers im „Faust": „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an" dem Erfinder des Wortes vorgeschwebt?

Thackeray hat das Wort mit dem Ausdrucke „worldwoe" wiedergegeben, de Sanctis mit „dolor mondiale"; Ortis nennt seinen Schmerz „consunzione dell' anima" und „la noia di sé stesso". Chateaubriand nennt René's Krankheit „le vague des passions" und Vinet bemerkt hierzu, der Ausdruck „la passion du vague" wäre bezeichnender. Die Franzosen nennen den Weltschmerz „le mal de René, le byronisme". Sainte-Beuve umschreibt und definirt ihn so: „Un vague dégoût du monde et de la vie, un exil ennuyé au-dessus et en dehors de toutes les réalités, de tous les devoirs qu'on trouve médiocres et vulgaires, une surexcitation maladive de l'égoïsme et de l'orgueil", und von René sagt er einmal: „il glorifie ses propres passions, il s'écoute souffrir". In der That „ein gegenstandsloser Ueberdruß an Welt und Leben, eine mißmuthige Selbstverbannung aus der Wirklichkeit, aus der Sphäre unserer Alltagspflichten, die für geistlos und gemein erklärt werden, eine krankhafte Aufregung der Selbstsucht und Eitelkeit", das sind die Hauptzüge der Physiognomie, die ich zu zeichnen versucht habe.

Ein neuprovençalisches Epos.

(„Nerto" von Frederi Mistral.)

„Diese bezaubernde, musikalische Sprache, unsere zweite Mutter, haben französische Gelehrte seit dreihundert Jahren zum Tode verurtheilt, aber sie lebt, ihre Worte klingen fort." Mit dieser stolzen Verkündigung hat vor drei Jahrzehnten ein dichtender Barbier von Agen, Jacques Jasmin, die Resurrection der provençalischen Literatur angezeigt. Die Sprache der Troubadours war ja eigentlich niemals todt; sie lebte, mit französischen, italienischen, spanischen Elementen versetzt, zum Patois corrumpirt weiter, hatte aufgehört, die Sprache der Gebildeten zu sein, und war der bequeme Dialect des Volkes geworden. In den Städten hatte das Provençalische immer mehr der französischen Staatssprache weichen müssen. Auch die Literatur war nicht völlig erloschen, aber ein Saboly, Pierre Bellot und Andere sangen nur für das Volk und wurden nur von ihm verstanden. Erst seit Jasmin's Auftreten scheinen ihre Kreise erweitert. Größere Poeten, als Jasmin, tauchten auf, die in der südfranzösischen Sprache Südfrankreichs dichteten. Auf Roumanille, den schlichten Sänger frommen Familienglücks, folgten Aubanel, ein kühner, ganz moderner Poet, und das größte dichterische Talent des französischen Südens Frederi Mistral, der nicht nur seine engeren Landsleute mit seinen energischen, schwungvollen Klängen begeisterte, sondern auch das widerstrebende Paris zur Bewunderung hinriß. Sein epischer Erstling: „Mireio", zumal von dem greisen Lamartine als ein unvergleichliches Meisterwerk gepriesen, machte ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne. Der damalige vorübergehende Aufenthalt des 25jährigen Dichters an der Seine glich einem Triumphzuge; die Akademie krönte ihn, alle Salons rissen sich um ihn, Gounod componirte sein Werk, und nur der geniale literarische Klopffechter Barbey d'Aurevilly empfing ihn unwirsch: „Comment, monsieur, vous n'êtes donc pas un pâtre?" Nein, Mistral ist kein Hirt, kein Mann des Volkes, wohl aber ein Studirter, ein ehemaliger Advocat, der seinen Talar an den Nagel gehängt hat, um in seinem Heimatdörfchen bei Arles nur den Musen zu leben. Seine späteren Werke erreichten zwar die Wirkung des Erstlingswurfs nicht, bestätigten aber aufs Schönste sein großes Talent. „Calendau", eine Allegorie der von Frankreich geraubten und mißhandelten Provence, und einzelne Gedichte der lyrischen Sammlung: „Lis Isclos d'or" verschnupften sogar in Paris gewaltig, und als Mistral den Dichterbund des Felibrige gründete, in dem die klerikal-royalistischen Elemente Oberwasser haben, und als er mit seinen Getreuen während des deutsch-französischen Krieges die separatistischen Bestrebungen der Ligue du midi heimlich protegirte, da hatte er es mit seinen Verehrern an der Seine völlig verdorben. Jules Claretie, Mary Lafon, Maxime Rude und andere Journalisten griffen den „landesverrätherischen Reimer aus der Provinz" auf das Heftigste an, und Mistral, von seinem Freunde und Landsmann Daudet unterstützt, gelang es nur mühevoll, mit einer ziemlich lahmen Rechtfertigung sein gutes Franzosenthum öffentlich zu bestätigen und die Pariser zu beruhigen. Ich selbst, als ich ihn 1877 in seinem Dörfchen Maillane besuchte, erfuhr aus seinem eigenen Munde, was davon zu halten ist. Mistral, Roumanille, Aubanel, Matthieu, kurz die talentvollsten der Felibres, möchten am liebsten nicht blos bei der Befreiung ihrer Sprache stehen bleiben, sondern sehnen sich nach einer Losreißung von Frankreich und Wiederherstellung der Provence von den Ufern der Loire bis zu den Pyrenäen und darüber hinaus bis zum Ebro — dem ganzen Bereich der Langue d'Oc — aber sie sagen sich auch, daß dies Alles nur schöne Träume sind, deren Verwirklichung vielleicht einem späteren Geschlechte vorbehalten bleibt und deren offenes Aussprechen jetzt jedenfalls sehr unangenehme Folgen für sie haben kann. Und als practische Leute, die den Beistand und die Anerkennung der tonangebenden Hauptstadt des Landes, des ihnen im Grunde herzlich verhaßten Paris, nöthig haben, ziehen sie es vor, lieber zwei Gesichter zu zeigen: eine franzosenfreundliche, wenn auch nicht gerade liberale und republikanische Grimasse gegen den Norden hin und erst wenn sie ganz unter sich sind, zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt: ultramontan, royalistisch, particularistisch. Die Franzosen ignoriren dieses Doppelspiel und begnügen sich mit den Loyalitätsversicherungen der Felibres. Mistral hat sich übrigens in den letzten Jahren still verhalten, keine Streitgedichte veröffentlicht und auf den alljährlichen Felibres-Festen und Jeux floraux die er mit seinen Reden und Gedichten verschönt, nicht mehr „das kleine Vaterland über das große" gestellt. Literarisch schien er sich nur ganz seinem in Lieferungen erscheinenden „Trésor du Felibrige" zu widmen, einem Wörterbuch aller Dialecte das auch über die Orts- und Familiennamen, die Sitten, Sagen und Geschichte Südfrankreichs Rechenschaft giebt und der wissenschaftliche Grund- und Eckstein der poetischen Bestrebungen der Felibres werden soll, aber er bereitete seinen Freunden und Feinden doch eine Ueberraschung im Stillen vor. Der Poet schlief nicht. Manchmal bekam er die trockene Gelehrtenarbeit satt und unternahm dann in Gesellschaft mit seiner immer geliebten Muse einen Gang hinter die Schule. So entstand an Tagen des Müßiggangs sein neuestes Epos: Nerto, das, mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung, kürzlich bei Hachette in Paris erschienen ist und schon mehrere Auflagen erlebt hat. Es hat auch dem Dichter neue persönliche Triumphe in Paris eingetragen. Die

Akademie ertheilte ihm einen Preis, La Cigale, der Pariser Felibres Verein, feierte ihren berühmten „capoulié", und die Kritik scheint allen Groll und jeden Verdacht vergessen zu haben und preist Mistral als eine „gloire de la France".

Der Stoff dieser „provençalischen Novelle" erinnert an die Sage von Hans Heiling, die Metamorphose eines Liebespaares in ein Steinbild. Die Heldin Nerto — ein hübsches Diminutiv von Esther, was überdies im Provençalischen Myrte heißt — die reizende, fromme Nerto, die Schloßherrin von Château-Renard, ist die Braut des Teufels. Ihr Vater, Ritter Pons, Schloßherr auf Château-Renard, hat in einer schlimmen Stunde seine Nerto dem Teufel verkauft, und auf dem Totenbette beichtet er ihr seine furchtbare Schuld, gibt ihr aber auch ein Mittel an, wie sie sich retten könne. Sie soll nach Avignon zum Gegenpapste Benedict XIII. gehen, der die Schlüssel des Paradieses hält und vom Herrn nie Lügen gestraft wird. Wohl ist es sehr schwer, in diesen Zeitläuften zu ihm zu gelangen, denn er sitzt seit fünf Jahren eingeschlossen auf seiner Burg zu Avignon, belagert von den Franzosen. Doch es gibt einen Weg zu ihm, den niemand kennt. Er geht von Château-Renard aus, unterirdisch, unter dem Flußbette der wilden Durance und mündet in den großen Thurm des Vaticans von Avignon. Und Jeanne, in Begleitung ihres Windspiels, macht sich unverzüglich auf den Weg, um den Papst zur Flucht nach dem sicheren Château Renard zu bewegen und zum Danke dafür ihr Seelenheil durch ihn retten zu lassen. Sie kommt gerade zur richtigen Zeit. Der Condottiere Boucicaut, Marschall des Königs von Frankreich, bedrängt das Häuflein des heiligen Greises mit Feuer und Schwert, und eben als der Papst, nach schwerem Seelenkampfe, beschließt, seine nicht länger mehr haltbare Position aufzugeben, und auf geheimem Wege seiner schönen Führerin zum treuen provençalischen Volke nach Château-Renard folgt, versengt das Griechische Feuer, vom Mistral gepeitscht, die sieben Thürme des Papstes.

Im dritten Gesange residirt der befreite Papst im sicheren Château-Renard. Die treue Provence und das französische Land feiern ihn. Der tapfere junge König von Forcalquier, Neapel und Jerusalem Louis II von Provence hält mit seiner Braut Yolande bei ihm Hof. Uebermorgen wird das königliche Brautpaar sich in der ehrwürdigen Saint-Trophime Kirche zu Arles vom Papste selbst trauen lassen. Alles schmelgt in Freude und Jubel, nur Nerto ist traurig, denn der Papst erklärt ihr, daß er ihre Seele nicht retten könne, dieweil zwischen der Hölle und seinem Reiche keine Brücke sei. Wohl könne er mancheine arme Seele aus dem Fegefeuer lösen, aber der Teufel lasse sich nur durch ein Wunder von oben meistern. Das Beste sei, sie trete in ein Kloster; dort möge sie den Eitelkeiten der Welt entsagen, mit Nutzen beten und ihr Heil wieder finden. Diese Weltentsagung ist mit nichten nach Nerto's Geschmack, aber sie fügt sich um so eher ins Unabänderliche, als Zeichen und Wunder geschehen, die sie noch mehr in der Meinung bestärken, daß der Satan ihre ihm verpfändete Seele holen werde. Als bei der Hochzeit des Königs die Republik Arles in ihrer antiken Arena den Kampf ihres Wappenthieres, eines lebendigen Löwen, mit vier Stieren zum Besten geben will, da durchbricht der Wüstenkönig die Schranken und stürzt sich auf seinen menschlichen Vetter, wird aber von den Neffen des Papstes, Roudrigo de Luno, niedergemacht. Dieses drohende Ungethüm scheint nun der ängstlichen Nerto der leibhaftige Gottseibeiuns, und sie erkennt darin eine neue Mahnung, sich ins Kloster zu flüchten. Kaum als Nonne eingekleidet, wird sie indessen von Roudrigo und seinen Catalanen, die das Kloster erstürmen, gewaltsam entführt, verliert ihren Geliebten beim darauf folgenden Straßenkampf und wird von einem frommen Eremiten aufgenommen, der von dem heiligen Gabriel in Person täglich mit Himmelsspeise gestärkt wird. Doch auch dort findet die arme Nonne keine Ruhe. Der Heilige selbst rümpft bedenklich die Nase über den sauberen Einsiedel, der ein gar hübsches Nönnlein bei sich hat, und befiehlt ihm, Nerto fortzujagen, ansonsten er ihm den Brodkorb höher hängen werde. Auf ihrer Irrfahrt geräth endlich Nerto in ein Zauberschloß, das Satanas selbst gebaut hat und dessen Herr kein anderer ist als Messire Roudrigo. Als aber der Teufel Nerto holen will, da hält ihm der Ritter das Kreuz seines Schwertes entgegen, mit Donnerkrachen versinkt das verwunschene Schloß, und Alles, was übrig bleibt, ist eine steinerne Nonne.

„Nerto" ist gewiß viel schwächer als „Mireio". Die Handlung ist einfacher, die Farben sind matter, die Sprache minder frisch. Das Versmaß ist nicht das kunstvoll verschlungene und mit unvergleichlicher Virtuosität gereimte der „Mireio" und des „Calendau", es sind unseren vierfüßigen Trochäen entsprechende Verse mit überraschend kecken und graziösen Reimen — z. B. Rienzi, Scienci (Wissenschaft). Die Bilder sind noch originell und packend; namentlich der nationale Stier und seine Evolutionen in der Arena müssen oft genug herhalten. Aber auch sonst enthält das Gedicht immerhin so viel machtvoll gestaltende und ergreifende Poesie, daß ein ganzes Schock unserer Dutzend-Epiker davon leben könnten. Da sind einige wahrhaft großartige Gemälde al fresco, wie die Schilderung des Löwenkampfes in Arles, wo auch die humoristische Note in dem Enkomion des Archivarius nicht fehlt, Kriegs- und Volksscenen in Avignon, die Beschreibung des Teufelschlosses, der nächtliche Kampf in den antiken Aliscamps zu Arles, wo die gefallenen Kämpfer gleich in ihr offenes Grab sinken —

Quand, tout en sang, un ome toumbo
Aqui, badanto, i 'a sa toumbo.

In den Gesprächen zwischen Don Roudrigo und Nerto lebt etwas von der süßen, galanten, ein Bischen gezierten Troubadourliebe, wie wir sie aus den alten Aubaden und Canzonen kennen. Die erste Begegnung zwischen dem wilden Nepoten und der reinen Nerto ist voller Poesie, ebenso Roudrigo's Beredsamkeit, die Nerto dem Kloster abspänstig machen will.

„Nerto, Du sprichst wie eine Heilige. Aber das Lied der Nachtigall antwortet Dir, daß das Maienglück im Himmelsblau ist, daß die Seligkeit darin besteht, frei auf dem Aste sich zu schwingen und seine Herzensfreude auszuplaudern. Blicke nur um Dich. Die Hirten, die mit ihren hübschen Hirtinnen die Schafe weiden, machen auf dem Gras ihre Lustsprünge; der Ackersmann, das Brachfeld pflügend, pfeift ein lustiges Lied; die Gäterinnen bei der jungen grünen Saat plaudern, lachen und jauchzen auf, die Eseltreiber auf engen Pfaden lassen fröhlich die Schellen ihres Gespannes erklingen, die Mäher auf blumigem Feld, die Fischer auf stillen Wasserstraßen, die jungen Mädchen auf den Höfen und die Jäger auf der Haide, Alle kommen und gehen und rühren sich mit wallendem Blut. Lausche um Dich: es ist ein unendliches Murmeln und Tosen, das durcheinander aus Feld und Röhricht steigt; im Bache plaudert die Welle, im tollen Strome der Fisch, Alles strotzt von Leben; der Saft eilt kräftig unter der Rinde der Zweige, und jede Blume hat ihren Honigtropfen. Nichts will sterben, Alles sprießt, treibt Knospen, jubelt und wimmelt, und das Sonnenlicht überfluthet das lebensvolle Bild. Sogar der König und seine sonnengleiche Braut führen froh den großen Triumphzug der Liebe an. Und auch wir, Nerto, gehören zum Feste." — „Nein, nein, Roudrigo, siehe die Lerchen dort, die sich zum Himmel erheben! Ach, könnten wir Vögel sein! Roudrigo, sieh, die Schwalben! Ihr leichter Flügel hat uns gestreift. Sie bringen Glück, nicht wahr? Ihr Schrei lautet: Christ! Christ!"

Der Sacristei-Geruch, der einzelne Gesänge von „Mireio" noch stark durchduftet, macht sich in der neuen Dichtung weniger fühlbar, doch finden wir da begeisterte Schilderungen des päpstlichen Avignon, das uns der Augenzeuge Petrarca viel minder verlockend geschildert hat, und einige Declamationen über den Teufel und gegen die moderne Wissenschaft, die nun einmal das Stichblatt ultramontaner Dichter zu sein scheint. Wir glauben in der That den westfälischen Dichter von „Dreizehnlinden" zu hören, wie er die Wissenschaft verspottet und nur den Glauben preist, wenn der Provençale im Prolog singt:

Der Glaube führt zum Sieg. Der Zweifel ist das betäubende Mittel, das Gift im Faß und die Wolfsmilch im Strom. Ist die Welle einmal vergiftet, so fängt man die Fische mit Körben, und hat das Volk den Glauben verloren, so schürt die Hölle lebhafter ihre Flammen. Ihr werdet mir zurufen: ich weiß zum voraus, daß der

Kessel der Wissenschaft allen Niederschlag, den ganzen Bodensatz der alten barbarischen Welt fortgespült hat. O, Ihr armen Einfältigen! der Satan lauert geduldig am Fuße des Baumes der Wissenschaft auf uns. Vergeßt nicht, daß er der erste, der größte Gelehrte ist.

Aber wie schön sind wieder namentlich die lyrischen Stellen, wie Nertos Klage, des Eremiten geistlicher Zuspruch ... Wie herrlich singt Mistral der Dichter von Mistral dem Sturm. Lou fourmidable maistrau, der wie Gottes Hauch über die Erde fegt, wie um den Nationen den Segen des gefangenen Papstes zu bringen —

. . . lou soufle de Diéu passavo
Per empourta sus li nacioun
D'ou Papo la benedicioun.

Freilich, den Hauptreiz bildet die harmonievolle, farbige bilderreiche, biegsame Sprache, das gefügige und von Mistral virtuos gehandhabte Neuprovençalisch, das schon um solcher Schöpfungen willen werth ist, an unseren Hochschulen gelehrt und von jedem Freunde volksthümlicher Poesie erlernt zu werden.

Theophil Zolling.

Ristori und Rachel.

Von Ernest Legouvé.

Die Proben meines Schauspiels: „Adrienne Lecouvreur" im Théâtre français hatten mich in ein näheres Verhältniß zu Frl. Rachel gesetzt. Jeden Morgen besuchte ich die größte Schauspielerin Frankreichs, sei es mit meinem Mitarbeiter Eugène Scribe, sei es allein, wenn Scribe durch die Proben des Meyerbeerschen „Propheten", dessen Text er verfaßt, abgehalten war. Bis halb zwölf studirten wir den Akt, der um ein Uhr auf der Bühne probirt werden sollte. Das Stück wurde in vier Wochen in Scene gesetzt, und auch nicht einer dieser Tage ging ohne die doppelte Arbeit des Morgens und des Nachmittags vorüber. Dort lernte ich die ganze Arbeitskraft, den Scharfsinn, die Nachahmungsgabe, die Bescheidenheit, die Liebenswürdigkeit der genialen Schauspielerin kennen. Da entdeckte man nicht die geringste Virtuoseneitelkeit, nicht die kleinste Caprice eines durch den Erfolg verwöhnten Kindes. Sie hörte, disputirte, gab nach, sobald sie sich besiegt sah, aber sie streckte die Waffen erst, wenn man sie vollständig überzeugt hatte. Ich weiß ein frappantes Beispiel zu erzählen. Wer sie als Adrienne gesehen hat, wird sich erinnern, daß der Ausruf: „Ah! Maurice", in den sie mitten im Delirium bei der Erkennung ihres Geliebten ausbricht, einer ihrer größten Effecte des fünften Aktes war. Wenn jemals ein Theaterschrei der augenblicklichen Inspiration entsprungen, so schien es dieser. Nun, die Rachel brauchte drei Tage, ich sage nicht um ihn zu finden, aber um ihn anzunehmen. Scribe hatte ihr ihn vorgemacht, allein sie wollte nichts davon wissen. „Er ist falsch!" antwortete sie hartnäckig, „er ist theatralisch." — „Nein", antwortete Scribe, starrsinnig und barsch, wie immer, wenn er auf dem Schlachtfelde stand, d. h. auf der Probe war, „er scheint Ihnen falsch, weil sie ihn schlecht ausführen." Endlich, nach dreitägigen unfruchtbaren Versuchen drang der Schrei gewissermaßen in ihr Herz, und sie gab ihn mit einer bewunderungswürdigen Untreue wieder; ich sage Untreue, denn sie gab uns zwanzigmal mehr, als wir ihr gegeben hatten. Der berühmte Schrei prägte sich ihr namentlich durch die Erzählung des Faktums ein, welcher mir zu dieser Scene den Anlaß gegeben hatte.

Fräulein Mars, die größte französische Tragödin nach der Rachel, lag im Sterben. An ihrem Bette weilte ein würdiger Priester, der Abbé Gallard im Gebet. Plötzlich hört er, wie von den Lippen der Delirenden deutliche Worte und wohlgefügte Sätze drangen, welche ihm aber unverständlich waren. Was sollten diese Worte bedeuten? Es waren Stellen aus dem Repertoire der Schauspielerin. Die Sterbende sagte ihre Rollen auf. Ihr Gesicht, verwüstet von der Krankheit, belebte sich, um die Schöpfungen der Bühne darzustellen. Ihre Stimme nahm ihren Accent an; dann, plötzlich innehaltend, neigte sie ihr Ohr, wie um zu lauschen, und applaudirte. Sie wurde ihre eigene Zuschauerin. Diese Liebe zur Kunst bis in den Tod und die Erinnerung an sie im Sterben hatte mich eigenthümlich frappirt. Ich sah darin für Adrienne einen interessanten neuen Akt. Es war nicht mehr die banale Vergiftungsscene, nicht die ewige Wahnsinnsscene der italienischen Opern, nur eine Adrienne konnte so sterben. Ich erzählte dies der Rachel. Sie verstand mich und verlieh der poetischen Realität einen wunderbaren Ausdruck ohne effekthaschenden Todeskrampf, ohne Convulsionen, nichts von jener untergeordneten materiellen Kunst, die statt des brechenden Herzens nur sich verdrehende Arme zeigt. Sie stellte wirklich eine große Künstlerin dar, die von ihrem Genie begleitet und wie verfolgt wird bis zur letzten Stunde.

Eines Tages, als wir über die Frauenrollen des neuen Theaters lange geplaudert hatten, bat sie mich inständig, eigens eine Rolle für sie zu schreiben. „Wenn Sie dies thun", fügte sie fröhlich hinzu, „so schreibe ich Ihnen einen Brief ohne orthographischen Fehler". So kam mir der Gedanke, eine antike und zugleich moderne Tragödie zu schreiben. Ich erkläre mich deutlicher. Das Alterthum ist für uns seit vierzig Jahren eine neue Welt geworden. Zahllose kritische, archäologische, historische, numismatische, künstlerische Arbeiten haben plötzlich ein neues Licht auf die Sitte, den Glauben, die Monumente, die Werke des Alterthums geworfen. Das griechische Theater hat gleichsam eine Auferstehung gefeiert, Dank der Forschungen zumal deutscher Gelehrter. Bewaffnet mit diesen neuen Untersuchungen, wollte ich mich an einem Stoffe versuchen, der mich immer durch seinen geheimnißvollen Zauber angezogen hatte: Medea. Ich fühlte, daß der griechische Poet nicht Alles gesagt hatte, daß man tiefer in dieses Mutterherz dringen konnte, daß sich selbst aus seinen schönsten Scenen stärkere Wirkungen ziehen ließen. Namentlich der Bericht vom Tode Kreusa's erschien mir verlockend. Medea hat ihr als Zeichen der Unterwerfung durch die Hand ihrer Söhne köstliche Geschenke geschickt. Eine goldene Krone und ein Peplum vom feinsten Gewebe. Euripides malt uns in herrlichen Versen die kindliche Freude der jungen Frau beim Anblick dieser Geschenke. Sie setzte sich, erzählte er, die Krone auf ihr Haupt, sie ordnete das Peplum auf ihrer Brust, sie strich ihr Haar vor einem herrlichen Spiegel zurück und lächelte ihrem eigenen Bilde zu; dann erhob sie sich von ihrem Thron und wandelte schwebenden Ganges im Gemach auf und ab, indem sie dabei voll Zufriedenheit einen Blick nach rückwärts auf ihre Schleppe warf. Aber plötzlich wechselt sie die Farbe, ihr ganzer Leib zittert, und der Poet zeigt sie uns in seiner wunderbaren Schilderung, wie sie sich die goldene Krone, welche sie versengt, vom Kopfe reißt, wie sie das Peplum, dessen Gift sich ihrem Körper mitheilt, abzuwerfen sucht und wie sie unter schrecklichem Wehgeschrei in die Arme ihrer alten Sklavin stürzt.

Welche Scene, sagte ich mir, wenn sie statt Schilderung, ganz Handlung wäre! wenn statt der Kinder Medea selbst die Geschenke überreichen würde, wenn statt der alten Sklavin Medea die junge Kreusa schmücken könnte! Medea knieend, erniedrigt, Dienerin! Medea mußte dargestellt werden, wie sie ihre Rivalin mit den Augen verfolgt, und wie Kreusa in all der Freude ihres märchenhaften Stolzes plötzlich von den ersten Schmerzen ergriffen wird. „Was hab' ich denn?" schreit sie auf. Medea erhebt sich mit einem Mal und stürzt ihr mit triumphirendem Wuthgeschrei entgegen. „Was du hast? sterben wirst du!" Welche Situation! welcher Contrast für eine große Künstlerin wie die Rachel! Von dieser Idee ergriffen, setzte ich mich gleich ans Werk. Ich schrieb diese Scene in zwei Tagen. Als sie vollendet war, gruppirt sich nach und nach rings um sie her das übrige Drama, so wie ich es mir dachte, und nach der Arbeit eines Jahres brachte ich der Rachel mein Werk. Der erste Versuch war nicht günstig. Der Titel mißfiel ihr. Das erschreckte mich nicht. Ich kannte sie ja und wußte, daß sie anfänglich auch „Adrienne Lecouvreur" zurückgewiesen hatte. Als die Lesung vollendet war, sagte ich kalt: „Nun?" — „Ei," antwortete sie, „ich erwartete etwas Neueres. Ich habe schon so viele griechische Rollen gespielt." — „Medea ist keine Griechin in meinem

Werk, sondern Barbarin." — „Ich habe noch nie eine Mutter gespielt." — „Um so mehr Grund, es zu thun." — „Wer bürgt mir dafür, daß ich auf dem Theater den mütterlichen Accent finde?" — „Ihre Mutterliebe. Warum sollten sie nicht gut darstellen, was sie so lebhaft fühlen?" — „Ich finde in ihrem zweiten und dritten Akt grelle Uebergänge von der Wuth zu den Thränen; das kann ich nicht machen." — „Aber ich," sagte ich lachend, „ich kann es, und werde es Sie lehren." — Auf diese Weise, ohne ihr schroff zu begegnen, halb durch Ueberredung und halb indem ich diese seltene Intelligenz weckte, in der so viel Verschlossenes und Offenes, Mildes und Heftiges lag, gelang es mir, ihr nach und nach meine Heldin verständlich zu machen. So war ich voll der besten Hoffnungen. Eines Tages vernahm ich, daß die Rachel nach Rußland durchgebrannt. Die Probe der „Medea" war abgebrochen.

Der Schlag war hart für mich. Ein besonderer Umstand vergrößerte noch meinen Kummer. Es war damals gerade ein Platz in der Französischen Akademie frei, und ich zählte auf meine „Medea" als auf einen meiner besten Ruhmestitel. Die Abreise der Rachel zerstörte also meine Hoffnungen. Aber ich verlor den Muth nicht. Sie schrieb mir, daß ihre Reise mein Stück blos um drei Monate verschiebe. Ich stellte mich, als glaubte ich es, denn nichts ist unangenehmer für Menschen ohne Treu und Glauben, als wenn man in sie Vertrauen zu setzen scheint. Das verpflichtet sie. Ich verwendete die drei Monate . . . nun wozu? Um psychologische Studien über diesen seltsamen Frauencharakter anzustellen und darin die Berechtigung zu neuen Hoffnungen zu suchen.

Ich kannte Vorzüge ihres Herzens, die mich beruhigten. Es gab keine liebevollere Tochter, keine zärtlichere Schwester, keine bessere Mutter. Alle, die von ihr abhängig waren oder unter ihr standen: Dienerschaft, kleine Theaterangestellte u. s. w., verehrten sie. In London war ich Zeuge, wie sie über den Tod eines jungen neapolitanischen Prinzen in die heftigsten Thränen ausbrach. Aber ich erinnerte mich auch, sie gesehen zu haben, wie sie eines Tages in ihrem Ankleidezimmer im Costüm Virginias Cancan tanzte. „O, Fräulein Rachel," rief ich, „nicht in diesem Costüm! Es ist abscheulich." — „Just weil es abscheulich, ist es reizend, Sie Dummkopf," antwortete sie lachend, „denn sehen Sie, lieber Freund, im Grunde bin ich eigentlich eine kleine Zigeunerin."

Sie sagte etwas Wahres und Falsches zugleich. Sie war eine kleine Zigeunerin, aber zugleich auch eine Priesterin der Kunst. Tragödin durch ihr Gesicht, ihre Stimme, ihren Gang, ihre Intelligenz, war sie Komödiantin von Haus aus und bis auf den Grund ihrer Seele. Als sie eines Tages eine hocharistokratische Gesellschaft verließ, wo man sie gefeiert hatte und wo sie ganz und gar große Dame gewesen war, empfand sie das Bedürfniß sich zu encanailliren, und vor einigen Freunden vollzog sie eine scheußliche Pantomime. Denn das Charakteristikum dieses seltsamen Wesens war, daß es grelle Gegensätze liebte. In ihr lebte und kam immer wieder zum Vorschein das spöttische Pariser Vorstadtkind, das alle Sprachen reden konnte und das Wörterbuch mit dem Hörer wechselte und kein größeres Vergnügen kannte, als sich über die Menschen lustig zu machen. Man muß solch außerordentlichen Frauen viel verzeihen, denn am Ende wären sie ja nicht so reizend, wenn sie nicht ein Bischen toll sein würden.

Meine versöhnliche Philosophie war vollständig am Platze, denn ich sollte bald vollauf Gelegenheit haben, sie anzuwenden.

Nach ihrer Rückkehr aus Rußland erklärte sie mir rund heraus, daß sie meine Medea nie spielen werde. Ich wurde äußerst zornig, verklagte sie vor Gericht und hatte es nicht zu bereuen. Meine Sache war diejenige aller meiner Collegen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die Schauspieler ihr Spiel mit uns treiben sollten. Aus diesem Proceß weiß ich noch einen lustigen Zwischenfall. Die Rachel hatte den talent- und geistreichen Advocaten Crémieux als Vertheidiger gewählt. Er hielt es für die beste Art, die Tragödin zu vertheidigen, indem er die Tragödie lächerlich machte. Er las also vor Gericht Kreusa's Klagen mit ironischen Betonungen vor. Leider waren aber diese Verse von mir aus dem Euripides übersetzt, und mit Euripides Hülfe hatten meine Verse denn auch vor dem richtenden Auditorium einen so großen Erfolg, daß mein Vertheidiger seinem Gegner danken zu müssen glaubte. „Ich hätte niemals", sagte er, ein beredteres Argument finden können, als Ihre Vorlesung. Uebrigens hätte auch der Mißerfolg dieser Verse nicht viel bewiesen, denn sie kommen aus dem Munde einer jungen Prinzessin, einer schönen blumengeschmückten Braut. . . . Mein Gegenpart hat wirklich nicht die passende Erscheinung für diese Rolle." Die stadtbekannte Häßlichkeit von Crémieux reizte sogar die Richter zum Lachen und die Gerechtigkeit meiner Sache überzeugte sie. Ich gewann den Proceß, veröffentlichte mein Stück und mehrere rasch vergriffene Auflagen bewirkten, daß meine Freunde von der Akademie sie als ernsthaften Ruhmestitel geltend machen konnten. Aber ein Theaterstück ohne Theater konnte mir nicht genügen und ich war nur halb getröstet. Da kam Adelaide Ristori nach Paris.

Die junge Tragödin, Tochter eines alten Schauspielers und einer Marquise, Frau eines jungen römischen Edelmanns, war mir nicht unbekannt. Ich hatte sie ein paar Jahre zuvor, Anno 1856, in Italien als Myrrha in Alfieris Tragödie gesehen und bewundert. Sie hatte mir eine ganz neue Kunst gezeigt. Die Macht ihrer Physiognomie, die Kühnheit ihrer Geberdensprache, die Fülle ihrer Bewegungen, ihre Blicke, ihr Mund, dem die Leidenschaft wie ein Sturm entfuhr, ihre Stimme, die bis zu den höchsten Tönen des Soprans reichte und bis zu den tiefsten, dumpfesten Noten niedersteigen konnte, gemahnte mich an die Malibran. Es war derselbe Ungestüm, die gleiche Gluth. Ganz hingerissen, stellte ich mich ihr nach dem Schauspiel vor. Sie kannte meine Stücke, in deren einem sie alle drei Frauenrollen gespielt hatte: das junge Mädchen, als sie zehn Jahre alt war, die junge Frau als Zwanzigjährige und die Heldin mit fünfundzwanzig Jahren. „Wenn Sie mir die Aufrichtigkeit Ihrer Elogen beweisen wollen", sagte sie jetzt zu mir, „so schreiben Sie mir eine Rolle, eine Rolle für mich allein, die noch niemand gespielt hat". — „Ich habe eine für Sie." — „Nun?" — „Medea." — „Medea?" sagte sie etwas gedehnt, „Medea, die die Rachel" . . . — „Nicht hat spielen wollen, ganz Recht. Ich glaube, es war unklug von ihr. Gerne möchte ich Ihnen das Stück vorlesen, aber ich verreise morgen. Ich werde Ihnen das Buch zusenden. Sie werden es lesen und mir dann ihre Meinung schreiben."

Ich zog mich zurück ohne große Hoffnung. Ihre Miene, als sie auf die Weigerung der Rachel anspielte, hatte deutlich genug gesprochen. Gleichwohl schickte ich ihr ein Exemplar des Buches. Erst nach drei Monaten erhielt ich ihre Antwort. Das Stück gefiel ihr. Sie wünschte eine Uebersetzung und das Aufführungsrecht. Wie war das gekommen?

Die Ristori hatte ein Vorurtheil gegen die von ihrer Rivalin zurückgewiesene Rolle. Erst nach vielen Wochen hatte sie sich entschließen können, das Buch wenigstens flüchtig zu durchblättern. Sie war eben bei der Toilette, im Frisirmantel, unter den Händen ihrer Kammerfrau, als sie mit lässiger Hand nach meinem Drama griff. Nach einigen Minuten war die Zofe erstaunt zu sehen, wie sich das Gesicht ihrer Herrin belebte, bewegte, wie ihre Züge bebten, und als der Marquis just eintrat, erhob sich die Ristori schnell, zum Schrecken der Dienerin, welche ihre Flechten in der Hand hielt, und sagte zu ihm: „Entweder haßt die Rachel den Dichter tödtlich oder sie ist verrückt. Es ist eine der schönsten Frauenrollen, die ich kenne."

Unser Uebereinkommen war bald getroffen. Der ehemalige Dictator von Venedig, Daniele Manin, war damals Flüchtling in Paris. Er unterrichtete meine Tochter im Italienischen. Er empfahl mir einen anderen Flüchtling und ehemaligen Professor aus Pisa, Namens Montanelli. Es war eine vortreffliche Wahl: drei Mal wöchentlich kam ich mit ihm zusammen, um die beiden Texte mit einander zu vergleichen. Ich habe in diesen paar Stunden mehr italienisch und Montanelli hat vielleicht mehr französisch gelernt, als in langen Monaten einsamen Studiums. Ein einziges Beispiel wird zeigen, wie belehrend für uns diese wortweise Vergleichung unserer beiden

Dichtungen war. Der erste Act meiner Medea endet mit den Versen:

Medée (à Creuse). Tu l'aimes?
Creuse (avec force). Oui, je l'aime! Et demain le grand-prêtre
Le nomme mon époux.
Medée. Lui! Ton époux!... Peut-être!...

Es lag mir sehr viel an meinem Peut-être. Ich sah darin etwas geheimnißvoll Drohendes, familiär Tragisches, einen guten Aktschluß; ganz abgesehen davon, daß der dumpfe Klang der letzten Silbe im Munde der Rachel — wir hatten den ersten Aufzug bereits achtmal auf der Bühne probirt — wie ein ferner Donner klang. „Das ist im Italienischen unübersetzbar", sagte mir Montanelli, „unser: forse ist ein stumpfes, triviales Wort. Wir müssen einen umschreibenden Satz wählen." — „Nein", sagte ich, „dann zerstören Sie die Wirkung. Ich brauche ein kurzes, einschneidendes Wort, prägnant gleich einem Cymbelschlag." — „Halt", rief er plötzlich, „ich hab's! Gefällt Ihnen: vedremo?" — „Im Französischen", bemerkte ich, „ist nous verrons bürgerlich, ordinär, unpoetisch." — „Nun, im Italienischen entspricht es genau Ihrem peut-être, hat aber noch mehr Fülle. Sie werden schon sehen, was die Ristori daraus macht." Und er hatte Recht. Allen, die der ersten Aufführung beigewohnt haben, wird die wunderbare Vollwirkung ihrer Gestus, ihres Accents, ihres schrecklichen Lächelns unvergeßlich sein. Es war die Nemesis in Person.

Heute ist es Mode geworden, die Ristori zu unterschätzen, gerade wie man sie damals vielleicht überschätzte. Man bediente sich ihrer, um die Rachel zu vernichten; man bedient sich heute der Rachel, um die Ristori todtzumachen. Das ist der Welt Brauch. Weise Richter sagten und sagen noch heute, daß Beide einander vollkommen ebenbürtig gegenüber standen, just weil sie so grundverschieden waren. Die Rachel war eine stockfranzösische Künstlerin mit allen Vorzügen des französischen Genies, der Grazie, dem Geschmack, der Reinheit, dem Ebenmaß, der verhaltenen, wohl temperirten Kraft. Schon zu ihren Lebzeiten, noch ehe sie zu einer legendären Figur geworden, hatte man ihr öfter den Mangel an Gefühl vorgeworfen. Unter dem Vorwand, daß sie im höchsten Grade die Gabe der Ironie besitze, bestritt man ihr die Fähigkeit, Thränen zu vergießen. Nichts ist ungerechter als dieser Vorwurf. Die Stimme der Rachel war gerührt und rührte wieder, sie weinte und ließ Thränen vergießen; was ihr eher fehlte, war der große tragische und lyrische Strom: ihre Thränen flossen, aber überströmten nicht. Die Ristori dagegen war ganz Kraft, ganz Expansion, ganz Feuer und Flamme. Die Rachel hat einen unnachahmlich graziösen Gang, aber sie verstand nur zu gehen; man durfte nicht rasche und heftige Bewegungen von ihr fordern. Sie behauptete ihren Platz auf der Bühne mit der köstlichen Eleganz einer Statue, aber es war nur ein kleiner Platz: die Ristori füllte die ganze Bühne aus. Die Rachel war auf den Proben allein nur mit ihrer Rolle beschäftigt, sie blieb immer sie selbst und sah im Stücke blos ihre Person. Die Ristori aber spielte während unserer elf Proben alle Rollen vor und lehrte sie alle. Sie lehrte Jason brutal, Orpheus poetisch, Kreusa rührend und ihre Kinder kindlich zu sein.

Schiller's „Maria Stuart" und Racine's „Phädra" zeigten am besten den Unterschied zwischen den beiden großen Talenten. Als die Rachel im Théâtre Italien „Maria Stuardo" angekündigt las, war sie sehr aufgeregt. Ihre Rivalin griff sie also auf ihrem eigensten Terrain an, indem sie sich einer ihrer Paraderollen bemächtigte. Sie wollte sie sehen, sich mit ihr vergleichen, und sie wohnte der Aufführung im Dunkel einer vergitterten Parquetloge bei. Im Anfang neigte sich das Zünglein der Wage weder nach dieser noch nach jener Seite. Die Ristori war imposanter, stolzer, mehr Königin. Die Rachel war rührender, bewegter, mehr Weib. Aber in der großen Scene mit Elisabeth brach plötzlich die Schöpferkraft der Italienerin sieghaft hervor. Sie führte in diese bewunderungswürdige Scene zu Zweien eine dritte Person ein: das Kruzifix. Ihr Kreuz figurirte nicht nur auf ihrem Kleid wie ein Zeichen des Glaubens, sie machte daraus ein lebendiges Wesen. An ihrer Seite hangend, groß, durch eine Kette festgehalten, diente ihr dieses heilige Symbol jeden Augenblick als Tröster, Rathgeber, Helfer. Sie mischte es in jede Peripetie des Kampfes. Wenn Elisabeth einige bittere und ironische Sarcasmen an sie richtete, griff die Ristori schnell nach ihrem Kreuz, als wollte sie ihm sagen: Gieb mir Geduld! Wenn eine beleidigende Anspielung sie vor Entrüstung aufbäumen ließ, nahm sie ihr Kreuz und sagte ihm mit einem Blick: Gieb mir Resignation! Endlich im entscheidenden Augenblick, da sie sich vor ihrer Nebenbuhlerin auf die Kniee niederwirft, sah man wie das Gesicht der Ristori zuckte, wie ihre Kniee steif wurden, ihre Hände sich verzogen, dann plötzlich drückte sie das Cruzifix gegen ihre Brust, und sie ließ sich zu Elisabeths Füßen niederfallen, zugleich besiegt und von ihrem Gotte unterstützt. Dieses bewundernswerthe stumme Spiel ließ einen elektrischen Schauer durch den ganzen Saal gehen, und ein solcher Beifall erscholl von allen Seiten, daß die Rachel es nicht länger über sich vermochte und schnell, ohne das Ende des Stückes abzuwarten, sich entfernte.

Einige Tage später verkündeten die Anschlagzettel des Théâtre français: Phädra. Die Ristori nahm einen Logenplatz. Die Rachel, wie elektrisirt durch die Anwesenheit ihrer Rivalin, übertraf sich selbst. Wer gab aber mehr als einmal das Signal zum Beifall? Die Ristori. Gelehnt über die Brüstung der Loge, fieberhaft gefesselt von den Bewegungen, Worten, Blicken Phädra's, mischte sie mit Leidenschaft ihre Begeisterung in die der übrigen Zuschauer und applaudirte als Letzte, wie sie als Erste begonnen. Ihre gegenseitige Bewunderung war gleich groß, aber äußerte sich auf verschiedene Art: die Eine ging, die Andere blieb.

Die Rachel wohnte der ersten Vorstellung der „Medea" nicht bei. Sie war nicht in Paris. Es war ein Erfolg, eine überaus glückliche Revanche für mich. Bald nachher begann die Ristori ihr Glück auf der Wanderschaft und spielte meine Tragödie in ganz Europa und sogar in Amerika, wo sie in Mathilde Heron eine ernsthafte Rivalin fand, die das Stück (ich habe es aus ihrem eigenen Munde) über vierhundert Mal gespielt hat. Das seltsame Geschick meiner Tragödie will vollends, daß die Sprache, worin es am wenigsten und eines der einzigen großen europäischen Theater, wo es gar nicht gespielt wurde, die Sprache ist, in der es geschrieben und das Theater ist, für das sie geschaffen worden. Dennoch vor einigen Jahren glaubte ich endlich am Ziele zu sein. Sarah Bernhardt bat mich um die Erlaubniß, die Medea im Théâtre français spielen zu dürfen. Die Rollen waren vertheilt, die Proben sollten beginnen, da ... kam der Bruch Sarah Bernhardts mit der ersten Bühne Frankreichs, und mein Stück harrt noch heute seiner Auferstehung. Ich kann wohl die Odyssee meiner armen Tragödie nicht besser schließen, als mit der philosophischen Bemerkung, die ich an alle Theaterdichter richte: Es giebt drei Berufe in der Welt, deren erste Tugend die Geduld ist: Gärtner, Matrose und dramatischer Schriftsteller.

Feuilleton.

Der Tubus.

Von Enrico Castelnuovo.
Autorisirte Uebersetzung von G. Kruse.
(Fortsetzung.)

Der Kapitän öffnete das Fenster und betrachtete mit Entzücken seine Geliebte, die ruhig wie ein Lämmlein zu seinen Füßen lag.

„Sieh, alles Dieses bietet das Meer", begann er dann mit bewegter Stimme — „die Sanftmuth der Taube und die Wuth des Löwen, Alles, was immer nöthig ist, einen fertigen Mann zu machen. — Die Stunden der Ruhe lehren ihn denken, die Stunden der Gefahr handeln. Wo ist eine Schule, die sich dieser an die Seite stellen könnte? — Und

wie gering scheinen die größten Dinge, wenn wir sie mit dem Meere vergleichen!"

Jetzt that der Onkel seinem Redefluß Einhalt, wandte sich in eine Ecke des Zimmers und holte ein langes Fernrohr herbei — gerade dieses da.

„Richte es nach Deinem Auge", sagte er.

Ich versuchte es. Umsonst: entweder sah ich gar nichts, oder dann nur ein unbestimmtes Durcheinander.

„Kreuz-Element!" schrie der Kapitän, die Geduld verlierend, „hast Du denn noch nie ein Fernrohr in den Händen gehabt?"

„O bitte", erwiderte ich beleidigt, „schon oft; nur waren meine Teleskope kleiner, handlicher —"

„Bah! Operngucker — damit kann man freilich schöne Dinge sehen!"

„Sehr schöne", — wollte ich eben erwidern, hielt mich aber klugerweise zurück.

„Siehst Du endlich etwas?" fragte nun der Onkel wieder etwas milder gestimmt durch die angelegentlichen Anstrengungen meinerseits, den famosen Tubus zu reguliren.

„Ja — ich sehe das Meer."

„Nichts anderes als das Meer, während ich mit bloßem Auge einen schwarzen Punkt unterscheide?"

„Halt, einen Augenblick — jetzt — ja: dort ist ein Schiff."

Des Onkels Fernrohr war wirklich ausgezeichnet und rückte die Gegenstände beträchtlich näher. Nicht nur die äußere Form des Fahrzeuges, auch die Maste, die Segel und die auf dem Deck beschäftigten Matrosen konnte man unterscheiden.

„Schau ein wenig, was für ein Schiff", bat ich den Onkel, ihm das Instrument reichend, das, aufrichtig gestanden, meinen Arm nachgerade ermüdete.

„Das ist ein Schooner", bemerkte er, nachdem er kaum sein Auge der Linse genähert. Und dann setzte er mir die Gründe auseinander, warum es ein Schooner und nicht ein anderes Schiff sei. Endlich händigte er mir das Fernrohr ein und fügte hinzu: „Jene Flagge wirst Du wenigstens kennen — es ist ein Schooner, der wohl an tausend Tonnen halten mag. In ein paar Stunden wird er im Hafen anlangen, und wenn Du eine Tour mit mir machen willst, werden wir uns das Ding in der Nähe betrachten."

Der gute Kapitän war nun wieder bei seinem Lieblingsthema und gab mir eine Menge trefflicher Belehrungen über alle möglichen Bestandtheile der Seefahrzeuge: die verschiedenen Segel, die Masten, Mastkörbe, Flaggenstangen u. s. w.

Tags darauf fuhren wir in die Hafenstadt. Der Onkel ließ mich längs der Kais umherschweifen, zeigte mir den amerikanischen Schooner, welcher kaum vor Anker gelegt hatte, führte mich auf die Werfte, wo sein eigenes Schiff auf der Seite lag wie ein Kranker und mit einer Anzahl von Chirurgen im Rücken, die es auf alle mögliche Weise marterten; und schließlich wollte er mir um jeden Preis ein Gläschen Curaçao bezahlen in einem Café, das ausschließlich von Seeleuten besucht und dessen Atmosphäre von Tabaksrauch, Stockfisch, Sardellensalat und anderen scharfen Gerüchen geschwängert war. Als ich die Spelunke wieder verließ, hatten meine Sympathien für den Seemannsberuf eher abgenommen.

Vielleicht bemerkte der Kapitän diesen Umstand und wollte seiner Sache nicht durch allzugroßen Eifer schaden: kurz, in den folgenden Tagen ging er weniger heftig zu Werke.

Am Morgen des Abschiedstages endlich hielt mir der gute Onkel in Gegenwart der Eltern mit feierlicher Miene folgende Ansprache:

„Also nicht wahr, alter Sohn, es bleibt dabei? Du hast einen Monat Zeit, um Dich zu entscheiden, ob Du noch länger auf den Schulbänken herumrutschen, oder aber die zwar rauhe, jedoch gesunde Laufbahn des Seemanns einschlagen willst. Von Deinen Eltern verlange ich nichts weiter als Neutralität — sie haben es mir versprochen. — Ich lasse Dir indessen meinen Tubus zurück; betrachte bisweilen das Meer; je mehr Du hinaussehen wirst, um so lieber wird es Dir werden, also das gerade Gegentheil von dem, was mit gewissen Frauen zu begegnen pflegt."

Mit diesem Seitenhieb, der meine Mutter unwillkürlich zu einem Lächeln zwang, verabschiedete sich der Onkel von unserem Hause.

* * *

Sobald er abgereist war, ging mein Bemühen dahin, das Fernrohr in mein Zimmer zu schaffen. Innerster Linie sollte ich ja darüber wachen, dann aber hatte ich auch, offen gestanden, Geschmack an dem Spielzeug gefunden. Ich kam mir wieder wie ein Kind vor. Ich näherte mein Auge dem Instrumente, als hätte ich es mit der Linse eines „Panoramas" zu thun, und konnte nicht umhin, meiner Bewunderung Ausdruck zu geben, wenn dem unbewaffneten Auge kaum erkennbare Gegenstände durch das Glas beinahe mit der Hand erreichbar schienen. In meiner Phantasie erblickte ich ferne Länder, und die Lust zu Reisen und Entdeckungen regte sich allgewaltig in mir.

Damals glaubte ich allen Ernstes, die Liebe zu dem vielgepriesenen Berufe habe in mir Wurzel gefaßt, und wenn in einem dieser begeisterten Augenblicke der Kapitän zu mir gesagt hätte: „Das Schiff ist zur Abfahrt bereit, gehen wir" — ich hätte ihm jubelnd geantwortet: „Da hast Du mich!"

In nüchterner Gemüthsstimmung dagegen plagten mich allerlei Zweifel. Das eine Mal erschien mir der Gedanke, mich einschiffen zu müssen, absurd, ein anderes Mal gestand ich mir aufrichtig, daß es das einzige Mittel sei, die Fesseln zu sprengen, die mich an mein müßiggängerisches Leben ketteten. Meine Eltern hielten sich zurück oder sie überwachten sich vielmehr gegenseitig. Mein Vater hätte mich gern zu bereden gesucht, mit dem Onkel abzureisen; meine Mutter aber alles aufgeboten, mich davon abzubringen. Um nun die Meinungsverschiedenheiten nicht aufeinander platzen zu lassen, schwiegen sie alle beide.

Wie schon bemerkt, befand sich mein Zimmer neben dem, das der Kapitän bewohnt hatte; nicht erwähnt aber habe ich, daß sich außer dem Fenster in der auf das Meer gerichteten Front noch ein Seitenfenster befand, von dem man eine weite Strecke der Küste übersehen konnte.

Eines Morgens nun, der Veränderung zuliebe, verlegte ich mein Observatorium weg zu dem letztgenannten Fenster und machte mich daran, mit meinem Tubus die zu meinen Füßen hingestreckte Landzunge zu durchforschen.

Bei einer dieser Recognscirungen geschah es, daß ich zu meiner Verwunderung die Fenster in der benachbarten Villa geöffnet sah, einem Landhause, das über einen Kilometer von dem unsern entfernt war und seit mehreren Jahren nicht bewohnt wurde. Ein blüthenreicher Oleander rankte an der Mauer empor, doch eine noch viel reizendere Blume erschien in dem Rahmen eines Fensters. Ein junges Mädchen war es von 16 bis 18 Jahren, mit dunklen Augen und Haar und in Halbtrauer gekleidet. Sie trug ein weiß und schwarz karrirtes Wollkleid und um den wohlgeformten, blanken Hals an schwarzem Sammtband ein Medaillon, das sich vortheilhaft von dem Saume der schneeweißen Chemisette abhob. Die liebliche Erscheinung verweilte etwa eine Stunde lang, indem sie dann und wann die Augen von einem Buche erhob, das sie in der Hand hielt. Ohne Zweifel bemerkte sie nicht — wenigstens schien es mir so —, mit wie großem Entzücken sie beobachtet wurde. Endlich erhob sie sich und schloß, mit dem Oberkörper sich über die Brüstung hinaus lehnend, die Fensterläden.

Noch eine Weile stand ich unbeweglich, in der Hoffnung, daß meine schöne Unbekannte wieder auf ihren Posten zurückkehren würde. In meiner Erwartung getäuscht, suchte ich mich anderweitig zu beschäftigen; doch es war mir unmöglich, und ich entschloß mich, etwas später einen Spaziergang nach der Villa zu unternehmen. Ich hoffte, vielleicht würde es mir dann vergönnt sein, das bezaubernde Mädchen in der Nähe zu sehen.

* * *

Gesagt, gethan. Gleich nach dem Mittagessen machte ich mich auf die Fahrt; doch sollte ich bitter enttäuscht werden. So bequem ich von meinem Fenster aus das erste Stockwerk der Villa hatte übersehen können, so ließ von der bedeutend tiefer gelegenen Landstraße aus sich nichts als der Giebel

des Hauses wahrnehmen, denn alles Uebrige war hinter dichtem Gesträuch versteckt. Und je mehr ich mich näherte, desto weniger war zu erblicken: es schien, als ob ich es mit einem verzauberten Schlosse zu thun hätte. Als ich mich endlich auf etwa hundert Metergenähert hatte wandte sich die Straße über einen sanften Abhang hinunter mehr gegen das Land zu, so daß sich die Villa von der dem Meere entgegengesetzten Seite zeigte. Doch auch hier verlorene Liebesmüh'! Auch hier war fast Alles hinter undurchdringlichem Laube verborgen. Die Hauptfassade aber hätte wohl nur von dem Meere aus gesehen werden können.

Lange trieb ich mich um das Landgut herum, ohne eine einzige lebende Seele weder im Garten noch an einem Fenster zu sehen. Bald jedoch schlugen die Töne eines Klaviers an mein Ohr: das war gewiß meine schöne Unbekannte, die musicirte.

Auf dem Rückweg konnte ich wenigstens etwas Näheres über die Bewohner der Villa erfahren. Es sei eine wohlhabende Familie, Namens Azzoli, Vater, Mutter und Tochter, die sich vor Kurzem in der nahen Stadt niedergelassen, woselbst Herr Azzoli die Direction bei einer Actien-Gesellschaft übernehmen sollte. Sie lebten, hieß es, sehr zurückgezogen und trugen Trauer um ein Mädchen, das ihnen vor einigen Monaten an der Diphtheritis gestorben sei.

Diese Nachrichten befriedigten mich durchaus nicht, zumal weder die Gewohnheiten der Azzoli noch diejenigen meiner Eltern der Hoffnung Raum ließen, daß die beiden Familien in Verkehr treten würden. Meine Eltern flohen neue Bekanntschaften und hüteten sich gewissenhaft, sich in die Angelegenheiten Anderer zu drängen, verbaten sich aber andererseits auch jede fremde Einmischung in die ihrigen. So geschah es denn, daß meine Mutter, als ich beim Abendessen meine Erkundigungen über die neuen Bewohner der Villa eingehend erzählte, gar kein Wort erwiderte, indessen mein Vater aber nur die Achseln zuckte und bemerkte, es könne uns völlig gleichgiltig sein, ob die Villa drüben vermiethet sei oder nicht.

Immerhin, drei Tage nach einander, je zwischen neun und zehn Uhr, erfreute sich mein Auge, unterstützt von dem trefflichen Tubus, von Neuem an dem Anblick des reizenden Mädchens, das mit einer Arbeit oder einem Buch in der Hand am Fenster saß. Das Meer mochte aufgeregt sein oder nicht — was kümmerte es mich? Mochten mächtige Kauffahrer, Briggs, Schooner passiren — was hatte ich mit alledem zu thun?

In denselben drei Tagen begab ich mich nach Tische zu Fuß nach der Villa, immer in der Hoffnung, meine Angebetete wiederzusehen — und immer in meiner Erwartung getäuscht.

Am Morgen des vierten Tages fiel etwas vor, das mir zu denken gab: ich glaubte entdeckt worden zu sein. Ich stand eine Weile auf meinem Beobachtungsposten, als ich plötzlich an der Seite des jungen Mädchens einen Herrn mit grauem Haupthaar erblickte, der einen Operngucker nach mir gerichtet hatte. Er schaute aufmerksam, wohl fünf Minuten lang, durch denselben und gab dann dem Fräulein einen Wink, worauf es sofort verschwand. An ihrer Stelle blieb während einiger Zeit — keineswegs zu meiner Freude — der ältliche Herr; als er endlich fortgegangen, kam ein Dienstmädchen, um das Fenster zu schließen und die Rouleaux herunterzulassen.

War das ein Zufall — oder wollte man wirklich in der Villa das junge Mädchen allen neugierigen und indiscreten Blicken entziehen? Und wie konnte ich — oder besser gesagt: wieviel konnte von meiner Person bemerkt werden, ohne einen Tubus von derselben Tragweite wie der des Onkels?

Doch das waren ja alles Fragen von geringer Bedeutung; die Hauptsache war die: ob sich das junge Mädchen morgen wieder zeigen würde oder nicht.

Man stelle sich nun meine Unruhe an jenem und meinen Schmerz an den darauffolgenden Tagen vor, als ich zu gewohnter Stunde meinen Tubus vergeblich nach dem bekannten Fenster richtete. War sie krank oder gehorchte sie einem Gebot ihrer Eltern oder floh sie aus eigenem Antrieb?

Als ich dann zur gewohnten Zeit meinen Spaziergang nach dem Nachbarhause antrat, kam mir eine recht glückliche Idee: Wie wär es, wenn ich die Villa von der Seeseite auszukundschaften suchte?

* * *

Nicht weit von unserm Hause bildete die Küste eine kleine natürliche Bucht, die oft dem Fischer als Zufluchtsort diente. Auch an jenem Tage befand sich ein solcher Kahn dort, und ich sprang ohne Umstände hinein, zum Erstaunen des etwa fünfzehnjährigen Burschen, der, auf dem Rücken liegend, Wache hielt, den Kopf auf einen umgestürzten Korb gestützt.

Ein paar Geldstücke, die ich ihm in die Hand drückte, beruhigten ihn; ich zeigte ihm den Weg. Nach einigem Zögern machte er sich ans Werk, indem er sich der Ruder bediente, denn es wehte kein Lüftchen und das Segel konnte uns nichts helfen. Nach wenigen Minuten waren wir unterhalb der Villa angelangt, die nur durch ein Stück des Gartens und einen steilen, felsigen Küstenzug vom Meere getrennt war. Die Fenster des ersten Stockes öffneten sich auf eine Terrasse, von welcher man eine herrliche Aussicht genießen mußte. Doch Alles war verlassen und öde, und auch auf dieser Seite waren die Fenster verhängt. Einen einzigen Umstand gelang es mir auszuspioniren: das Klavier befand sich in einem der vordern Zimmer, denn die Töne desselben schlugen klar und deutlich an mein Ohr, und für mich unterlag es keinem Zweifel, wer dieselben hervorgebracht. Aber wie sollte ich die Aufmerksamkeit der reizenden Spielerin erregen?

Ich begann ein Gespräch mit dem Knaben:

„Kannst Du singen?"

Er lachte.

„O nein, mein Herr!"

„Weißt Du kein Lied auswendig? Probir es doch."

Es war unmöglich, den Burschen zu überreden. Und selber einen Gesangsversuch wollte ich nicht riskiren. Meine Stimmmittel und mein Musikgehör waren von jeher — gelinde gesagt — mehr als bescheiden gewesen.

Ich mußte also auf die Weiterführung dieser Expedition verzichten und unverrichteter Dinge die Heimkehr antreten.

„Kannst Du mich heute um fünf Uhr nach derselben Stelle geleiten?" fragte ich den Burschen beim Aussteigen.

Er verneinte es, da er sofort nach der Stadt fahren müsse.

„In diesem Fall", sagte ich, „wirst Du morgen zur nämlichen Zeit hier sein."

Der Bursche konnte sich nicht dafür verbürgen; ich sah jedoch, daß es ihm an gutem Willen, meinem Wunsche zu entsprechen, nicht fehlte.

Gegen Abend kam er auch in der That und erwartete mich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Schluß.

Zum Schluß sei unter den Landschaften eine noch ganz besonders herausgehoben: Adolf von Meckel's „Oase". Der Blick ist von ziemlich hohem Standpunkt genommen. Auf dem kahlen Gestein des Vordergrundes kauert im scharfen Sonnenschein ein Araber mit langer Flinte und bewacht die Heerde von Kameelen, die unten in der von kahlen Bergen eingeschlossenen Oase ihr Futter suchen. Aus dem wilden Gestrüpp steigt hier und da eine schlanke Palme auf und wiegt ihre starren, glänzenden Wedel. Hier und da blickt in der Thalsohle ein blauer Wasserspiegel, der das Geheimniß des üppigen Lebens mitten in der Wüste verräth, mit ihrer heißen, trockenen Luft, die kaum die fernsten Berghügel blaut. Wie klar stehen selbst die Dinge am jenseitigen Bergessaum da, Uebergänge, Duft und Schimmer fehlen ganz, Alles hart, klar und glänzend. Es ist, als wäre überhaupt keine Luft in dieser Landschaft, sondern nur das grelle Licht. Selten empfängt man

von einem Bilde, dessen Materie durch die eigene Erfahrung nicht controlirt werden kann, den Eindruck so absoluter, unanfechtbarer Wahrheit.

Was Meckel's frühere Arbeiten voraussehen ließen, ist in diesem Werk erreicht: er hat sich zu dem Range eines der bedeutendsten modernen Landschafter emporgeschwungen. Nicht leicht ist ein Anderer mit besserem Auge zu nennen. Als Orientmaler sind auch Eugen Bracht und Carl Schirm durch tüchtige Leistungen vertreten, die aber von der Natur ihrer Meister keine neuen Seiten enthüllen.

Das Stillleben tritt an Umfang diesmal hinter früheren Jahren zurück. Neben Frau Hedinger und Frau Hormuth-Kallmorgen die immer kräftiger und selbstständiger vorwärts schreiten, sei Pauline Tournier mit einem frischen, farbenprächtigen Blatt erwähnt.

Im letzten Saal sind wie gewöhnlich die Aquarellen, die Zeichnungen und die Werke der reproducirenden Künste untergebracht. Nach alter Sitte stehen Originalradirungen in einer Reihe mit Holzschnitten und Kupfern nach fremden Erfindungen. Ob nicht in den Augen des großen Publicums der Werth eigener Erfindung dadurch geschädigt wird?

Wie Arnold Böcklin, mit dem er so manchen inneren Zug gemein macht auch Max Klinger diesmal nicht viel Glück. Seine Folge von 15 Radierungen, die er „ein Leben" nennt, hat die Zahl derer vermehrt, die seinen Genius für einen Wildfang ansehen, dem Zügel noththun. Ja, nicht wenige sind der Ansicht, er hätte es nur darauf angelegt Aufsehen zu machen um jeden Preis. Wie fern es dem Künstler liegt, weiß jeder, der seinen Entwickelungsgang ohne Vorurtheil verfolgt hat. Wo er anders erschien als die Andern, war es nicht, weil er wollte, sondern weil er mußte. Aus dem phantastischen Gebiet der Fabel von Amor und Psyche und den Metamorphosen des Ovid hat er sich in den letzten Jahren ganz energisch dem Leben unserer Tage zugewandt. Seine Führer waren die französischen Naturalisten, Flaubert vor Allen. Auf solchen Stamm ein solches Reis! Es kam hinzu das Studium Goya's, des genialen aber unbehaglichen Spaniers, von dem Klinger namentlich technische Anregungen erfuhr. In der Serie, die ihm vergangenes Jahr die Medaille eintrug, den Dramen, trat die ausschweifende Phantastik bei der streng realen Behandlung alltäglicher Geschichten noch nicht in den Vordergrund, während mehrere der Blätter aus der Folge in diesem Salon sich ausnehmen wie Phantasien über Themata von Goya. Und doch ist der Vorwurf ein ganz realer, die Geschichte einer Gefallenen. Aber die symbolische Einleitung und der phantastisch-religiöse Schluß heben den Vorgang in's Typische. Es ist nicht möglich, ihm mit dem Wort von Scene zu Scene zu folgen, denn es würde entweder unverständlich sein oder Dinge erzählen müssen, an denen vor der Darstellung noch ein Zweifel erlaubt ist. Als Erscheinung sind einzelne Blätter wunderschön, als technische Experimente alle höchst interessant. Besonders gefällt mir die erste Darstellung, Eva unter dem schattigen Baum der Erkenntniß mitten auf einer weiten hellen Wiese. Vielleicht hätte Klinger wie Böcklin besser gethan, sein jüngstes Werk nicht auszustellen. Doch wird bald wieder eine neue Schöpfung den Eindruck beseitigen, denn was Klinger ausstellt, gehört in seiner Production bereits der Vergangenheit an. Ehe ein Pfeil ein Ziel erreicht, sind ihm drei andere aus dem unerschöpflichen Wunderköcher gefolgt. — „Die Burg am Meer", das köstliche Blatt nach Böcklin, wurde gelegentlich der Ausstellung bei Gurlitt bereits erwähnt.

Unter den Reproductionen finden sich eine Reihe auffallend tüchtiger Leistungen, namentlich was die Radirungen anlangt. C. Koepping's Nachtstrolche nach Munkacsy und die scharmante Frou-Frou nach Clairin stellen die Arbeiten Waltner's in Schatten. Der neue Dürer unserer Galerie, das Bildniß Friedrich des Weisen, von Krüger-Strüwing für die Jahrbücher der Museen radirt, wird von der Nachbildung in dem herben Wesen und dem eigenthümlichen Colorit sehr gut wiedergegeben. Bernhard Mannfeld, der sich so schnell eine achtunggebietende Technik erworben, bietet zwei prächtige Blätter nach Menzel — Parklandschaft und Eisenwalzwerk — und eine höchst decorative Ansicht von Meißen im Schnee. Er hat die beiden großen Blätter mit den Ansichten von Heidelberg und Köln, die auf der letzten Ausstellung erschienen, technisch weit übertroffen und auch verständiger Weise die überflüssigen barocken Umrahmungen fallen lassen. Hans Meyer tritt mit seinem großen, im Staatsauftrag ausgeführten Stich nach Moretto's „Anbetung der Elisabeth und Maria" aus unserer Galerie vor uns. Es ist eine der bedeutendsten Leistungen der letzten Jahre. Weit über die zunächst interessirten Berliner Kreise hinaus wird sich H. Sachs' Kupferstich nach Menzel's Chodowiecki Freunde erwerben; hat doch die Reproduction des Reisetagebuchs die Erinnerung an den größten Berliner Künstler Menzel und den liebenswürdigsten von Allen wieder frisch angeregt.

Wir kommen zu der Plastik, dem Stiefkinde der modernen Kunst. Viel Neues und Großes bietet sie nicht, aber es drängt und gährt in ihr nach Neuem. Es ist aufgefallen, daß in Bezug auf das viel ventilirte Thema der Polychromie keine Experimente zu verzeichnen. Man sollte sich darüber nicht wundern, denn die Sache ist nicht so einfach. An die Beweiskraft eines angestrichenen Gypses, einer bemalten Thon- oder Holzbüste glaubt man weder in Künstler- noch in Gelehrtenkreisen. Daß man diese minderwerthen Stoffe nach Gutdünken zeigen oder verbergen kann, wird allgemein zugestanden. Man hält sie sogar nicht einmal der Mühe werth, als plastische Materiale ernsthaft genommen zu werden, selbst Holz und Thon müssen es sich gefallen lassen, als Surrogate zu gelten. Es giebt nur zwei plastische Materiale, das ist der Marmor, das ist die Bronze, lautet der Grundsatz.

Alle Vorzüge der beiden Edelstoffe zugestanden, kann ich mich doch zu einer unbedingten Geringschätzung von Holz und Thon nicht aufschwingen und würde es für eine willkürliche Entäußerung reicher Kunstmittel halten, wollte der Jünger der hohen Kunst in vornehmer Ueberlegenheit gänzlich die Benutzung der geringeren Diener seines Genius verschmähen. Es erinnert dies Vorurtheil von fern an den Widerwillen und die Verachtung, die vor einigen Generationen dem Ziegelrohbau zu Theil geworden.

Wie dem auch sei, die Geringschätzung hindert am Experiment mit dem niederen Stoff, und an der polychromen Behandlung des Marmors bei der älteren Generation die eingewurzelte Antipathie, bei der jüngeren, die gern den Versuch wagte, dessen große Kostspieligkeit. So müssen sich die Freunde der polychromen Plastik noch eine Weile gedulden, ehe beweisende Experimente die Sache wieder in Fluß bringen. Resultate darf man überhaupt noch so bald nicht erwarten. Mit dem bloßen Anstreichen ist es nicht gethan; wo Farbe da ist, wird sie zur Hauptsache und muß in der ersten Conception des Werkes vorhanden sein. Nicht mit Unrecht erinnerte mich ein Künstler, mit dem ich die Frage besprach, an jene Historienmaler der vergangenen Epoche, die ihre schwarzen Cartons von coloristisch begabten Collegen in die Farbe übersetzen ließen. Auch die farbige Sculptur muß vom ersten Moment der Conception mit der Farbe gedacht sein.

Von Jahr zu Jahr nimmt dagegen bei Gyps und Marmor die Tonung an Intensität zu. Gypsbüsten erscheinen heutzutage kaum anders als in einem schmutzigen Gelb, daß uns unerträglich sein würde, wenn wir nicht überhaupt an Schmutziggelb und Schmutziggrün gewöhnt wären.

In nächster Zeit stehen übrigens in Berlin zwei größere Ausstellungen polychromer Sculptur in Aussicht. Dann wird es angezeigt sein, auf die Frage zurückzukommen.

Die Psyche von Gustav Eberlein wurde seit längerer Zeit vielfach besprochen, denn es war bekannt, daß der Künstler auf dieses Werk besonderes Gewicht legte. Es ist eine überaus sorgfältige Studie nach einem jugendlichen, aber bereits zur Corpulenz neigenden Modell mit viel zu kurzen Armen und unschönem Busen, der mit all' seinem häßlichen Detail wiedergegeben ist. Daß Eberlein seinen höchst respectablen Act mit einer Geberde, die Verzweiflung, ausdrücken soll, ohne die Namen und die Schmetterlingsflügel jedoch nur als ein verhaltenes Gähnen, das in die Glieder gefahren ist, aufgefaßt werden kann, durch die mythologischen Associationen in ein höheres Gebiet rücken will, schädigt sein Werk.

Adolf Baumbach's: „Ob's noch reicht?", Halbfigur eines bärtigen Mannes in der Tracht des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts, wie er blinzelnd in seine fast geleerte Siegburger Pinte späht, ist eine flotte, höchst decorative Sache, der nur die Farbe fehlt.

Mit der Porträtbüste zweier Kinder hat Nicolaus Geiger die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ein Knabe und ein etwas

jüngeres Mädchen lehnen Kopf an Kopf, aber nicht in sentimentaler Geschwisterlichkeit, sondern in hellstem Lachen, bei dem die Schwester nach Mädchenart den Kopf zurücklegt, der Bruder wie ein Junge, der sich ausschütten möchte, sich vornübergeneigt hat. Er kann sich vor Fröhlichkeit gar nicht lassen und hat, um einen Ableiter zu haben, den Zopf des Mädchens gepackt. Dadurch zieht er sie noch fester an sich. Es scheint, als ob sie einem lustigen Märchen zuhören. Augen und Mund überaus lebendig und individuell, die Modellirung des Fleisches und des Haares keck und frisch.

Unter den vielen Büsten von Berühmtheiten dürfte die des Dichters Keller von R. Kißling, die von Clara Schumann von Joseph Kopf und B. Römer's Rubinstein interessiren.

Max Klein stellt diesmal nur Porträts aus, darunter ein Medaillon mit den Reliefbüsten des Ministers von Bethmann-Hollweg mit seiner Gemahlin, ernst, fast herbe in Auffassung und Wirkung, dabei von minutiöser Durchbildung. Eine Frauenbüste in Hermenform aus getöntem durchscheinendem Marmor von Paul Otto, dem Urheber des W. Humboldt vor der Universität, findet so viel Bewunderer, daß wir wohl nächstes Jahr eine größere Anzahl Nachahmungen des Arrangements erleben werden. Walter Schott und August Schwenzer wetteifern mit lebendigen Büsten von zwei kleinen Knaben; man weiß nicht, wer von beiden den kindlichen und doch ganz individuellen Ausdruck besser getroffen hat. — Eins der hervorragendsten Bildwerke dieses Salons ist L. Tuaillon's Büste seiner Mutter. Er ist in dem Arrangement glücklich von der gewöhnlichen Pfählung auf dem kurzen Baluster abgewichen und hat die in gerader Linie unterhalb der Schulter abgeschnittene Büste auf einen breiten ovalen Sockel gesetzt nach Art des fünfzehnten Jahrhunderts. Wenn man die milden bis in die kleinste Falte gesehenen Züge betrachtet, kommt einem die Empfindung, der Künstler hätte sie so gut gekannt, daß er mehr aus der Inspiration als in mühseligem Anschluß an die Natur geschaffen.

Arthur Volkmann's vortreffliche Büste seines Vetters, des berühmten Hallenser Professors, zeichnet sich durch eine consequent farbige Behandlung des Bartes und Haares, die mit richtigem Gefühl in Gegensatz zu dem Fleisch gebracht sind, dem sie die allgemeine Gelbtönung nebenzuordnen pflegt, vortheilhaft aus. Ernst Waegener hat das hübsche plastische Motiv eines jugendlichen Fauns, der sich eine Rohrpfeife fertigt, zu einer anmuthigen Bronzestatuette verarbeitet. Das Gypsmodell des Schinkel für Neuruppin von M. Wiese hat seinem Urheber verdiente Lorbern eingetragen. Es dürfte jetzt die beste Statue unseres größten Baumeisters sein. Schließlich sei der dramatisch belebten Brutusstatue von Martin Wolff gedacht, dem ersten großen Wurf des Künstlers.

A. L.

Notizen.

Das Wunderkind. Erzählung von U. Frank. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung (G. Joël). Eine merkwürdige Erscheinung, den Lebensbedingungen unserer Großstädte entsprechend, ist in der modernen Gesellschaft das Wunderkind. Und in Wahrheit, kaum giebt es einen dankbareren Stoff für den das Leben in all seinen Gestaltungen objectiv betrachtenden Romanschriftsteller, als die Laufbahn eines solchen Wunderkindes von seinen ersten Triumphen bis zu seinem Niedergange. Ein reiches Feld psychologischer Beobachtungen eröffnet sich da dem Blicke; seltsame Contraste, die verschiedenartigsten Wirkungen, die abenteuerlichsten Schicksale sind zu schildern und schließlich das ganze Menschenleben sub specie alterni zu betrachten. Man muß sagen, daß U. Frank sich nur wenig von alledem hat entgehen lassen. Er hat das Wunderkind in die Literatur mit Glück eingeführt und einen Romantypus geschaffen, der bis jetzt mit solcher Feinheit und Kenntniß nicht ausgeführt worden war. Ich weiß nicht, ob der Autor ein Modell vor sich gehabt, dem er die feinen psychologischen Züge abgelauscht, oder ob er aus freier Phantasie geschöpft; in jedem Falle verdient er die Anerkennung, eine lebenswahre Gestalt aus der modernen Gesellschaft wahr und treu geschildert zu haben. Wenn man die Schemen betrachtet, die unsere jungen Novellisten oft als moderne Menschen ausgeben, so wird man dieses Lob vollauf zu würdigen wissen. Jacob Löwenstedt, der Wunderknabe, ist uns Allen bekannt; genau so, wie ihn U. Frank schildert, haben wir ihn unzählige Mal im Concertsaal und im Salon auftreten gesehen. Es ist deshalb für uns von hohem Interesse, seine weiteren Schicksale zu erfahren. Freilich, wir haben sie geahnt, vorausgesehen — aber es interessirt uns doch, sie in dieser Erzählung des Weiteren zu verfolgen, besonders, da dieselbe in einer unserem Geschmack so zusagenden Form der Darstellung anmuthig und fesselnd geschrieben ist. Täuscht uns nicht dieser Eindruck einer ersten Bekanntschaft, so dürfen wir in diesem Autor eine tüchtige Kraft begrüßen, der die Schilderungen des modernen Lebens der Großstadt mit all' ihren Verirrungen und großen Eindrücken als eine dankbare Aufgabe vorbehalten sein mag.

G. K.

Egyptische Geschichte von A. Wiedemann. Zwei Bände. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. Mit dem jetzt vorliegenden zweiten Theile hat die ägyptische Geschichte von A. Wiedemann den Abschluß gefunden. Während der erste die Aufgabe hat, die Verhältnisse Aegyptens in geographischer und culturhistorischer Beziehung darzulegen, die dem Historiker über dies Land vorliegenden Quellen zu behandeln und im Anschlusse hieran die älteste Geschichte des Landes bis zu seinen ersten auswärtigen Eroberungen in Asien zu betrachten, führt der zweite Band in die späteren historischen Perioden bis zu dem Augenblicke, in welchem das Nilthal durch die Eroberung Alexander des Großen in den Bau seines Weltreiches eingefügt ward und nunmehr Antheil nahm an der Entwickelung der hellenistischen Cultur. Die hier behandelte Periode der ägyptischen Geschichte bietet außer für die Specialgeschichte des Nilthals auch für die Geschichte der Nachbarländer ein hervorragendes Interesse durch die zahlreichen Beziehungen dar, in welche während ihres Verlaufes Aegypten zu Palästina, Syrien, Assyrien, Babylonien, Persien, Griechenland und anderen Staaten trat. Das vorliegende Material an hieroglyphischen Texten, ebenso wie die Angaben der Classiker, der hebräischen Quellen und der Keilinschriften sind hier in möglichster Vollständigkeit zugänglich gemacht und verwerthet, der Stil ist auch nicht allzu trocken und strengwissenschaftlich, so daß wir das überaus verdienstvolle Werk auch weiteren als nur gelehrten und Fachkreisen empfehlen können.

Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werths. Von Friedr. von Wieser. Wien, Alfred Hölder. Von allen speculativen Wissenschaften scheint die Nationalökonomie am meisten unter dem fortwährenden Schwanken der Grundbegriffe zu leiden. Gut, Capital u. s. w., insbesondere aber der Werth werden von jeder Schule, ja fast von jedem Schriftsteller anders definirt. Zu den zahlreichen Versuchen, diesen Grundbegriffen wieder einmal näher an den Leib zu rücken, zählt die vorliegende Schrift. Der Verfasser gehört jener Schule an, die nicht davon lassen will, die Oekonomie der Privatunternehmung der Nationalökonomie zu Grunde zu legen, die den Reinertrag und die Vermögensbildung, nicht aber die wirthschaftliche Seite des Lebens-Inhalts der Gesellschaft zum Gegenstande hat. Mag immer diese Schuld das Kleid wechseln, sie bleibt bei ihren nun hundertjährigen Irrthümern stehen. Dies lähmt auch den Verfasser; er zählt zu der wissenschaftlichen Arrièregarde, welche, voll Geist und durch ernstes Streben ausgezeichnet, berufen ist, den geordneten Rückzug dieser Schule zu decken.

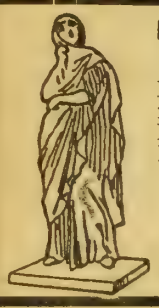
W.

— Von Max Kretzer erscheint demnächst im Verlage von Costenoble in Jena ein neuer Roman. Der Verfasser, dessen jüngst veröffentlichte Erzählung: „Im Sturmwind des Socialismus" in Nr. 38 unseres Blattes eine kurze Besprechung erfahren, theilt uns mit, daß dieses Werk ein älteres Product seiner Feder aus dem Jahre 1878 sei, und daß die Recensionsexemplare gegen seinen Willen an die Redactionen versendet wurden.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

50 Pf. **Engelhorn's** *Geb. 75 Pf.*

Allgemeine Romanbibliothek.

Preis pro Band 50 Pf. = 30 nkr.; eleg. geb. 75 Pf. = 45 nkr.

Der 3. Band

Aus Nacht zum Licht

(Called Back)

von

Hugh Conway

Preis 50 Pf., gebunden 75 Pf.

ist soeben erschienen.

Das Erscheinen dieses interessanten und spannenden Romans hat in England das grösste Aufsehen gemacht; sein Absatz beziffert sich nach

Hunderttausenden.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.

Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von
Dr. Richard Hildebrand,
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis 3 M. 20 Pf.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg** und **Leipzig:**

Immanuel Kant's sämmtliche Werke, in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 8 Bände. gr. 8. brosch. *M* 36.—, geb. *M* 48.—
Die einzige **wirklich vollständige** Ausgabe von Kant's Werken.
— — **Kritik der Urtheilskraft,** herausg. von Benno Erdmann. 2. Stereotypausgabe. gr. 8. brosch. *M* 2.—, geb. *M* 2.80.
— — **Kritik der reinen Vernunft,** herausgegeben von Benno Erdmann. 3. mehrfach verbesserte Stereotypausgabe. Mit Kant's Bildniss. gr. 8. brosch. *M* 2.—, geb. *M* 2.80.
Diese ausserordentlich wohlfeilen Ausgaben empfehlen sich besonders durch ihre Korrektheit und gediegene Ausstattung.
Benno Erdmann, Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Eine historische Untersuchung. gr. 8. *M* 7.20.
— — **Martin Knutzen und seine Zeit.** Ein Beitrag zur Geschichte der Wolfischen Schule und insbesondere zur Entwicklungsgeschichte Kant's. gr. 8. *M* 4.—
Johannes Volkelt, Immanuel Kant's Erkenntnisstheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnisstheorie. gr. 8. *M* 10.—
— — **Ueber die Möglichkeit der Metaphysik.** Antrittsrede gehalten zu Basel am 23. October 1883. gr. 8. *M* 1.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

Liebmann, Otto. **Die Klimax der Theorien.** Eine Untersuchung aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftslehre. 8°, IV u. 113 S. *M* 2.50.

Die Verlagshandlung erlaubt sich auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in Nr. 31 (2. August) der Gegenwart zu verweisen. („Ein Bekämpfer des Empirismus von Johannes Volkelt.")

Früher erschien:

Liebmann, Otto. **Zur Analysis der Wirklichkeit.** Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 2. beträchtlich vermehrte Auflage. 1880, 8°, VIII u. 680 S. *M* 9.—.

Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. 1. Heft. (Die Arten der Nothwendigkeit. — Die mechanische Naturerklärung. — Idee und Entelechie.) 1882, 8°, V u. 121 S. *M* 2.50.

Ueber philosophische Tradition. Eine akademische Antrittsrede, gehalten in der Aula der Universität Jena am 9. Dezember 1882. 1883, 8°, 32 S. *M* 1.—.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

J. Schipper, Dr., o. Prof. d. engl. Philol. a. d. Univ. Wien,
William Dunbar
sein Leben und seine Gedichte

in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst e. Abriß der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Litteratur- u. Culturgeschichte im Reformationszeitalter. 8. 27 Bog. Preis geh. *M* 7.—, geb. *M* 8.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Soeben erschien:

Geschichte der Deutschen Volkspoesie

seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
8. XVI u. 360 S. M. 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen."

Verlag von **Georg D. W. Callwey** i. **München.**

Neue Deutsche Dichter

im Verlag von **H. G. Liebeskind, Leipzig.**

Der Pathe des Todes.
Dichtung von **R. Baumbach.**
M 2.—

Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann
von **August Becker.**
M 3.—

Idyllen und Schwänke.
Neue Gedichte von **Heinrich Heidel.**
M 2.50.

Siebenschön.
Ein April-Mai-Märchen in Reimen von
Bruno Rüttenauer.
M 2.—

Mix für Unguck.
Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**
M 2.—

Gebunden in Leinwand pr. Einband *M* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Edmondo de Amicis,

Konstantinopel.

Deutsch von **A. Burchard.**
2. Ausgabe.

1884. Preis 5 *M* brosch., 6 *M* in Bädekerbd., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen, auch direkt, zu beziehen.

„Das Werk ist zu den glänzendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit zu zählen."
„Staatsbürgerzeitung."

Orientreisenden von allerhöchstem Werth.
Rostock. **Wilh. Werthers** Verlag.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Die Reform der Oper durch Gluck

und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft
von **C. H. Bitter,**
Königlich Preussischem Staatsminister.
gr. 8. geh. **Preis 10 Mark.**

Hierzu eine Beilage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

№ 42. Berlin, den 18. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Verfassungskampf in England. Von Karl Blind. — Das allgemeine öffentliche Seerecht des deutschen Reichs. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Der Bücher Noth. Von Eduard von Hartmann. — Wider das Rococo. Von Alexander Schmidt. — Bekenntnisse eines Moskauer Slavophilen. Von Selmar Wallow. — **Feuilleton:** Der Tubus. Von Enrico Castelnuovo (Schluß). — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die große Glocke. Lustspiel von Oscar Blumenthal. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Der Verfassungskampf in England.

Von Karl Blind.

England wird oft als das Musterland der ruhigen, verfassungsmäßigen Entwickelung gepriesen. Den Meisten, die so reden, sind die wahren Verhältnisse eigentlich nicht bekannt. Kein Blatt Papier enthält die berühmte „Britische Constitution" — man müßte denn mit Schiller, der Albion als die „Tyrannenwehre" und als der „Unterdrückung letzten Felsendamm" feiert, an das „größte Blatt" denken, das —

deine Könige zu Bürgern,
zu Fürsten deine Bürger macht.

Allein die Magna Charta, selbst die Frucht einer gewaffneten Erhebung gegen das fürstliche Gottesgnadenthum, hat noch lange nicht Englands heutige Freiheit und seine Verfassungszustände geschaffen. Um diese ganz zu verstehen, muß man im Gedächtniß behalten: daß mehrfache Umwälzungsstürme die Luft wiederholt von den Uebeln der Willkürherrschaft gereinigt haben; daß hinter dem jetzigen Königthum, das willige Anerkennung findet, weil es sich unrechtmäßiger Eingriffe enthält, doch die Erinnerung an Cromwell und den Freistaat, an die zweimalige Austreibung eines alten Fürstengeschlechtes steht; und daß selbst gemäßigt liberale Engländer, in der gewöhnlichen Unterhaltung, ihr Land gern als eine „Republik mit monarchischer Präsidentschaft" bezeichnen. Ja, von manchem Alt-Tory kann man das gelegentlich hören.

England ist das Land der schroffen politischen Widersprüche, der unvermittelten Gegensätze, des ausgangslosen Sichgegenüberstehens fast gleichberechtigter Gewalten. Es ist deshalb auch das Land der unablässigen Vergleiche, der Compromisse, wie man's nennt; jedoch ab und zu nicht minder der Schauplatz heftigster Erschütterungen, bei welchen man nicht selten hart an die Revolution hin geräth.

Gälte der starre Buchstabe alter, sich vielfach widersprechender Satzungen, für welche eben die ausgleichende Verfassungsurkunde fehlt, so glichen Krone, Ober- und Unterhaus einem Räderwerke, dessen einzelne Theile jeden Augenblick sich gegenseitig zerschmettern könnten. Indessen ist man, was die Krone betrifft, im Laufe der Zeit, Schritt um Schritt, zu einer thatsächlichen Lösung, zu einer Aufhebung der Gefahr feindlicher Reibung gelangt. „Krone" bedeutet heute nicht mehr das Staatsoberhaupt allein, sondern nur noch den im Verein mit dem Ministerrathe gesetzmäßig handelnden Fürsten.

Der Ministerrath aber ist dem Parlamente unterworfen und verantwortlich. Handelt der Fürst ohne die Zustimmung dieses Rathes, also ungesetzmäßig, unparlamentarisch, so ist das Wort „Krone" nicht mehr auf ihn anwendbar. Vielmehr entfällt ihm diese. Er hört auf, der Fürst zu sein. So lautet das ungeschriebene, aber jetzt tief im Volksbewußtsein wurzelnde Verfassungsrecht.

Um die Herrschaft der verantwortlichen Räthe gegenüber dem Fürsten besser zu sichern, hat sich allmählich aus dem weiteren Ministerium heraus das sogenannte „Cabinet" gebildet. Das Ministerium im Ganzen umfaßt heute über vierzig, das Cabinet je nach Umständen vierzehn bis fünfzehn Männer. Das Cabinet ist ein engerer Ausschuß, wenn dies Wort auf die Zusammenkünfte einer aus eigener Machtvollkommenheit, unter der Leitung des Premiers sich versammelnden Anzahl der hervorragenderen Persönlichkeiten anwendbar ist. Dem zufälligen Umstande, daß sich anfänglich sprachliche Schwierigkeiten zwischen dem herüberberufenen deutschen Fürsten und seinen Räthen ergaben, sind die Anfänge des Cabinets zuzuschreiben. Noch heute wird der Ausdruck „Cabinet" im Parlament vermieden. Auch findet keine protokollarische Aufnahme dieser ganz vertraulichen Ministerberathungen, bei welchen mehr das Gewicht der Persönlichkeiten als die Stimmenzahl entscheidet, statt. So ist denn auch hier wieder eine thatsächliche, in keine Verfassungsbestimmung eingezeichnete Staatsgewalt vorhanden.

Zwischen Unter- und Oberhaus ist man, und zwar in verhältnißmäßig jüngster Zeit, wenigstens dahin gekommen, daß alle Budgetfragen jetzt nur noch dem ersteren unterstehen. Die Volksvertreter halten die Schnur des Reichssäckels in der Hand. Noch ist es aber nicht lange her, daß hinter Krone, Ober- und Unterhaus eine vierte Staatsmacht sich halbrevolutionär regen mußte, um die nothdürftigsten Fortschritte in Bezug auf Wahlrecht zu erzwingen. Die freie Presse, das Recht der freien Rede auf Versammlungen, sei es im geschlossenen Raume oder unter freiem Himmel: das war und ist diese vierte Staatsmacht. Sie trat siegreich in den Reformkämpfen von 1830—32, ohne Erfolg in dem chartistischen Versuche der Vierziger Jahre, abermals siegreich in den Sturm- und Drangjahren 1866—67 hervor. Eben jetzt ist sie wieder auf dem Plan.

Nur eine halbe Million Wähler gab es in England zur Zeit der chartistischen ersten Reformbill. Gemildert war dieser Zustand wesentlich durch jene, im Vergleich zu den festländischen Staaten, große Preß- und Redefreiheit. Ein Rest älterer Bürgergleichheit hatte sich auch insofern erhalten, als bei Wahlen zuerst unter freiem Himmel die Händeschau vorgenommen wurde, wobei Jedermann theilnehmen konnte. Erst wenn das Ergebniß bestritten war, erfolgte die Abstimmung unter den eigentlich Wahlberechtigten, und zwar wieder unter freiem Himmel, vor allem Volk, wobei oft die gewaltthätigsten

Auftritte erfolgten. Jetzt stimmt man geheim in geschlossenem Raume ab. Doch die Händeschau geht noch vorher; und tritt kein Gegner eines Bewerbers auf, so ist dieser durch den einfachen Zuruf aller gerade Anwesenden vollberechtigt zum Eintritt ins Unterhaus.

Von einer halben Million stieg die Wählerzahl durch die erste Reform-Bill auf eine Million. Durch das Gesetz von 1867 erweiterte man den Kreis der Stimmberechtigten auf drei Millionen, unter etwa acht bis neun Millionen erwachsener Männer. In beiden Fällen war gewaltsamer Druck nöthig. In den Dreißiger Jahren mußte erst Manchester mit einem Massenmarsch nach London drohen, Bristol in Flammen stehen, das Land von Aufruhr durchwühlt sein, ehe die Bill durchgesetzt wurde. Wiederum durchtobte eine furchtbare Bewegung 1866—67 die größeren Städte. Dem alten Gesetz zuwider, das Volksversammlungen innerhalb einer (engl.) Meile vom Parlamentsgebäude verbietet, fanden auf dem benachbarten Trafalgar Square Massenkundgebungen statt, deren Strom sich oft Nachts, bei Fackellicht, bis an den Vorhof der Reichsvertretung heranwälzte. In den für Volksversammlungen damals noch nicht gesetzlich geöffneten Hyde-Park drang die Menge unter Niederbrechung der Gitter ein und durchzog die Stadt bedrohlich. Auf das Unterhaus selbst mußte der äußerste Druck geübt werden. Nahe stand London in jenen Tagen an blutigen Ereignissen.

Um die Massen von dem beabsichtigten Eintritt in den Hyde-Park zurückzudrängen, hatte die Regierung eine ungeheure Menge Polizeimannschaft aufgeboten und Truppen in Hinterhalte gelegt. Wohl steht es mir lebhaft in der Erinnerung, wie ich, kurz vor Beginn des Zuges in den Saal des Ausschusses der Reform-Liga am Themse-Strand tretend, dort den greisen Freund Edmund Beales, den Obmann des Vereins, mit gebeugtem Haupte, den Hut tief in die Stirne gedrückt, verstörten Antlitzes dasitzen sah. Es war ein Mann von geistiger Tapferkeit, auch von persönlichem Muthe — ebenso entschlossen, wie klug und maßvoll. Aber schwer lastete augenscheinlich auf ihm die Verantwortlichkeit für das vielleicht aus der Kundgebung entstehende Blutvergießen. Zuletzt raffte er sich auf: der Zug setzte sich in Bewegung; am Gitterthore des Parkes, wo wir einzuziehen gedachten, stieß ihn jedoch die Polizei zurück, und mit zerfetztem Rock suchte er, unter Protest, seinen Wagen wieder auf. Die Massen aber brachen, auf gewaltige Entfernungen hin, die eisernen Gitter gleich Rohrstäben nieder, und in der darauf folgenden Nacht war London die Beute großer Beunruhigung.

Glücklicherweise hatte die Königin — wie ich später von einem befreundeten Beamten im Kriegsministerium erfuhr — im letzten Augenblicke Gegenbefehl ertheilen lassen, was die Anwendung von Truppen betrifft. Von da an folgte noch manche stürmische Kundgebung; aber der Sieg der Volkssache war hinfort gewiß.

Genug ist gesagt, um zu erkennen, daß auch in dem Lande der verfassungsmäßigen Entwickelung „nur Der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Die „Britische Constitution" aber — so sagt die ministerielle „Daily News" — ist im Grunde nichts Anderes, als die jeweilig am thatkräftigsten sich erhaltende oder ausdehnende Gewalt. Auf den steten Ringkampf kommt es also an; und bei einem solchen sind wir abermals angelangt. Zwischen 1830 und 1866 lagen sechsunddreißig Jahre. Zwischen 1866 und 1884 liegt nur die Hälfte dieser Zeit: nämlich achtzehn Jahre. England befindet sich in rasch fortschreitender Bewegung.

Durch den Widerstand der Adelskammer gegen die Volksvertretung ist das Land nämlich wieder in eine jener politischen Sackgassen gerathen, wo sich die Dinge leicht faustkämpferisch gestalten. Diesmal stehen indessen Volk und Unterhaus zusammen, während 1866—67 das letztere noch niedergezwungen werden mußte. Vor achtzehn Jahren gab es sogar noch Stillstands- oder Rückschrittsmänner, die durch das „Niederkrachen von Sechspfündern" in den Straßen Londons der Bewegung glaubten Herr werden zu können. Es ist auch zu jener Zeit nicht zur Anwendung dieses „letzten Beweisgrundes der Könige" und der Aristokratie gekommen. Heute wagt der schlimmste Reactionär nicht mehr solch' freche Sprache. Vielmehr duckmäuserт die conservative Partei jetzt mit allerhand, auf Täuschung berechneten Redensarten umher, um hinter dem Deckmantel desto besser das reformfeindliche Spiel zu treiben.

Es handelt sich gegenwärtig um die Vermehrung der drei Millionen Wähler auf fünf Millionen, so daß wenigstens nahezu zwei Drittel der erwachsenen Männer stimmberechtigt wären. Die Vermehrung käme wesentlich der ländlichen Bevölkerung zu Gute. Ob bei der jetzigen Bildung eines großen Theiles dieser Bevölkerung das wirklich fortschrittliche Interesse dabei überall zum Ausdruck gelangen wird, mag bezweifelt werden. Auch empföhle es sich gewiß, in der Anordnung des Verhältnisses der Wahlkreise zur Zahl der Abgeordneten eine Besserung vorzunehmen. Sind doch in vielen Fällen die unbedeutendsten Kleinstädte, im Vergleich zu volk- und gewerbreichen, Mittelpunkte der Bildung ausmachenden Großstädten ganz unverhältnißmäßig stark im Unterhause vertreten. Auch die Tories rufen freilich nach einer Neuvertheilung der Abgeordnetensitze. Sie jedoch haben nur eine Verböserung der Zustände im Auge; und ihr Hauptzweck ist augenblicklich, der Bill für Erweiterung des Wahlrechtes unter einem schönen Vorwande ein Bein zu stellen.

Regierung und Unterhaus sind heute einig, und sie haben hinter sich eine Masse achtunggebietender Volkskundgebungen. Lord Salisbury aber verlangt für die Adelskammer das Recht, die Auflösung des Unterhauses zum Zweck von Neuwahlen zu gebieten, um „Berufung an's Volk" einzulegen. Ist es da zu verwundern, daß man auf liberaler Seite schon vielfach die Frage aufwirft: „ob es nicht an der Zeit sei, die angebliche Berechtigung erblicher Gesetzgeber — welche nichts vertreten, als unerträglich gewordene feudale Grundeigenthumszustände — zur Theilnahme an den parlamentarischen Geschäften, das heißt: an der Volksvertretung, einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen?" In diesem Zusammenhange wird jetzt vielfach das am 19. März 1648 (1649) erlassene „Gesetz für Abschaffung des Hauses der Peers" erörtert.

Zu den Nachzüglern der alten aristokratischen, ja despotischen Anschauungen gehört der cäsaristisch gesinnte, für das Zarenthum schwärmende, mit Frau von Novikoff befreundete Geschichtschreiber Froude. Unter Denen, die sich auf die Seite des Volkes gestellt haben, mag der einem alten Geschlechte entsprossene, bedeutsam hervorragende Dichter Algernon Karl Swinburne genannt werden, der mit einem: „Platz, ihr Herren!" („Clear the way!") ausruft: „Lords und Lakaien haben ihren Tag gehabt!" Zwei andere Gedichte Swinburne's, die er einm radikalen Volksvereine als „einfacher Soldat" der Freiheitssache anbietet, führen die Ueberschriften: „Die Götterdämmerung des Lords und: „Ein Wort für's Vaterland". So nehmen überall die Rufer im Streite ihre Stellung zur kommenden Schlacht ein.

Mittlerweile zeigt sich Graf Salisbury, der etwas vom unseligen Fürsten Lichnowsky an sich hat, ganz als der Mann der „Höhnerei und Spötterei und Stichelei", als welchen Disraeli ihn einst kennzeichnete. Auch in dem üblichen Rundschreiben an seine Parteifreunde erklärt Salisbury ironisch: das Parlament sei zwar auf den 23. October einberufen, doch brauchten sie sich mit der Ankunft in London durchaus nicht zu sputen, denn Geschäfte von Wichtigkeit seien höchstens auf Mitte November zu erwarten. Bis dahin nämlich, denkt er, werden die Sachen im Unterhause so weit reif sein, daß die Adelskammer dem Gesetzentwurf einen zweiten Fußtritt geben kann.

Erinnert man sich der gewaltigen Londoner Massenkundgebung vom 21. Juli im Hyde-Park; der weiteren, vor Kurzem erfolgten im Victoria-Park; ferner der zahllosen liberalen Versammlungen, die von Lands-End bis nach den Orkneyen hinauf, vom deutschen Meere bis an die irische See seit Monaten stattgefunden haben; und bedenkt man, daß die Wogen der Erregung jetzt wieder in der Hauptstadt zu einem neuen Zuge nach dem „heiligen Berg" der Londoner Demokratie, vielleicht auch gegen das Parlamentsgebäude selbst anschwellen, so nimmt sich Salisbury's junkerhafte Gleichgiltigkeit gegen den Ernst der Lage merkwürdig aus. Und doch hatte er vor dem Massenzuge vom Juli mit seiner Familie

Ferſengeld gegeben und ſich auf ein paar Tage auf's Land zurückgezogen. Hinterher wuchs ihm der Muth wieder, weil Alles ſo feierlich verlief, und er erging ſich dann in Spöttereien über das „liberale Picknick". Die Wahrheit iſt, daß im Hyde-Park, wo wir damals ſtundenlang weilten, Niemand picknickte. Seitdem haben die Tories Verſammlungen auf den Landgütern von Edelleuten mit mancherlei Anlockungsmitteln gehalten, als da ſind: Feuerwerke, freie Kahnfahrten und ſonſtige Beluſtigungen mit Picknicks-Gelegenheiten, nicht blos für das männliche Geſchlecht, ſondern auch für Frauen und Kinder.

Gegenüber dem Trotze der Führer des Oberhauſes ſind unter den Bevollmächtigten der Londoner Volksvereine ſehr erregte Erörterungen gepflogen worden, ob man der Adelskammer diesmal nicht etwas dichter auf den Leib rücken ſolle. Man ſprach von einem Maſſenzuge mit Fackeln, bei nächtlicher Weile, nach dem Gebäude der Reichsvertretung, von der dort vorzunehmenden Abbrennung von Feuerwerken u. dgl. m. Auffälligerweiſe gingen die heftigſten Rathſchläge von einer Perſönlichkeit aus, die noch vor ein paar Jahren mit den Tories eng zuſammenhing und jetzt zu einer äußerſten Gruppe von Geſellſchaftsſtürzern hält. Der Umſtand erregte Verdacht. Ueber die unerquicklichen Einzelheiten, welche bei den Berathungen jener Bevollmächtigten und in der Volkspreſſe vorgebracht wurden, mag hier hinweggegangen werden. Herr Bradlaugh, zur Theilnahme an einer mit Feuerwerkerei verbundenen nächtlichen Kundgebung eingeladen, lehnte unter Hinweis auf unſaubere Elemente, die ſich einzumiſchen ſuchten, entſchieden ab.

Ueber die Frage, ob die „Abſchaffung des Oberhauſes" als Ziel aufzuſtellen ſei, ſchrieb er:

„Ich neige mich zu der Anſicht, daß in einem Lande mit ſo viel verfaſſungsmäßiger Freiheit, wie England ſie beſitzt, nur dann die Revolution gepredigt werden darf, wenn das zu entfernende Uebel ſich zugleich als unerträglich und als unheilbar erwieſen hat. Ohne Zweifel iſt es unerträglich, daß Menſchen, gleichviel ob ſie Weiſe oder Thoren, ſittlich oder unſittlich, fleißig oder müßiggängeriſch ſind, die Befugniß zur Geſetzgebung ererben dürfen. Dem ſollte, denk' ich, Einhalt gethan werden; doch das kann noch geſchehen, ohne daß man das Oberhaus ganz abſchafft. Wenn die Biſchöfe ſich aus jenem Hauſe zurückziehen wollen und von den Lords mit gutem Anſtand auf das Vorrecht der Erblichkeit Verzicht geleiſtet wird, ſo geſtaltet ſich die Sache einfach zu einer Reform-Frage, und man kann dann den gegenwärtigen Beſitzern der erblichen Macht in einem Geiſte der Freundlichkeit und der Großherzigkeit entgegenkommen . . . . . Ich wünſche die Ermuthigung zu einer Revolution in England zu vermeiden. Die Erinnerungen der Jahre 1870—71 in Frankreich ſind uns noch zu gegenwärtig und zu furchtbar; ſelbſt der Wiederhall der Ereigniſſe von 1848 auf dem Feſtlande iſt noch kaum verklungen. Ich wünſche eine Revolution zu vermeiden, die in einigen unſerer übermäßig angeſchwollenen Großſtädte furchtbare Leidenſchaften erregen, entſetzliche Folgen nach ſich ziehen könnte. Ich bin daher für Reform, wenn es mir möglich bleibt — gegen die Revolution, ſo lange ich es kann."

Daran knüpft Herr Bradlaugh eine Mahnung an die Lords, zur rechten Zeit nachzugeben. Andernfalls würde er und ſeine Genoſſen im Sinne des alten Beſchluſſes der Commonwealth zu wirken haben, der das Oberhaus als „unnütz und gefährlich" abſchaffte.

Inmitten dieſer Stimmrechtsbewegung werden die gegen die halb-feudalen Grundeigenthumsrechte des hohen Adels antreibenden Kräfte immer ſtärker. In Irland gährt es noch. In Nordweſt-Schottland ſtehen Hübner und Kottſaſſen immer kecker gegen die Gutsbeſitzer auf. Im eigentlichen England werden die Feldarbeiter aufſäſſig. „Abſchaffung der Stammgüter, Freihandel in Sachen des Gutsbeſitzes", wird von einem Theile der Reformer, „Verſtaatlichung alles Grundeigenthums" von den Anderen auf die Fahne geſchrieben. Dazu zahlreiche Arbeitseinſtellungen in den Kohlengruben, den Eiſenbergwerken und den Töpfereien, während die auswärtigen Angelegenheiten im Argen liegen.

Der Plan eines nächtlichen Zuges nach dem Gebäude der Reichsvertretung am Tage der Parlamentseröffnung iſt aufgegeben. Statt deſſen iſt der darauf folgende Sonntag zur Maſſenverſammlung im Hyde-Park beſtimmt. Gegen dieſe Wahl erhebt andererſeits der hochreligiös oder frömmleriſch aufgelegte Theil der Genoſſen Einſprache; denn Englands liberale Partei iſt auch mit dieſem zurückgebliebenen Elemente verquickt. Graf Salisbury, der die großen Strömungen nicht über den kleinen, darin wimmelnden Dingen ſieht, mag ſich an dieſen inneren Mißhelligkeiten unter ſeinen Gegnern eine Zeitlang ergötzen. Aber eines Tages wird doch der gewaltige Anſturm kommen, vor welchem er und die Seinigen die Segel werden ſtreichen oder untergehen müſſen.

Das allgemeine öffentliche Seerecht des deutſchen Reichs.

Von L. Geßner.

Die leitenden Männer des deutſchen Reiches ſind ſeit Begründung desſelben beſtrebt geweſen, ein allgemeines öffentliches Seerecht des Reichs nach allen Richtungen hin zu begründen. Der deutſche Bund kannte ein ſolches nur auf der Unterlage der allgemeinen völkerrechtlichen Grundſätze. Das große Verdienſt des Wiener Congreſſes beſtand darin, daß er für die ſchiffbaren Flüſſe, welche mehrere Länder berühren, ein Recht begründete, welches ſämmtlichen Uferſtaaten geſtattet, den Fluß an ſeiner ganzen Ausdehnung für die Schifffahrt zu benutzen. Der Wiener Congreß hat in erſter Linie die internationale Schifffahrt auf dem Rhein in dieſer Weiſe geordnet, ſpätere europäiſche Congreſſe, wie der Pariſer und der Berliner Congreß, haben dann für die anderen Ströme, namentlich für die Donau, analoge Beſtimmungen getroffen. Als der Norddeutſche Bund begründet wurde, befand ſich zwar das deutſche Handelsgeſetzbuch bereits in Geltung, welches auch über das Seerecht wichtige Beſtimmungen enthält, aber in den ſpäteren Geſetzen der einzelnen Bundesſtaaten wurden dieſe Beſtimmungen erweitert. Dies war namentlich hinſichtlich der Erforderniſſe zur Führung der Nationalflagge der Fall. Das Seerecht hat ſich im Laufe der Jahrtauſende durch den maritimen Verkehr entwickelt. Schon im frühſten Alterthume wurden Verträge geſchloſſen, um dem Seeraube Einhalt zu thun, und ſämmtliche griechiſche Staaten ſahen ſich bekanntlich einmal genöthigt, eine große gemeinſchaftliche Flotte auszurüſten, um den Archipel von Seeräubern zu ſäubern. Als im Mittelalter der Seehandel ſeine Blüthe erreichte, entwickelte ſich bereits eine große Anzahl der Grundſätze, auf welchen noch heute das allgemeine Seerecht beruht; dieſe wurden in den verſchiedenen mittelalterlichen Rechtsbüchern aufgezeichnet, und betrafen ſowohl das private wie das internationale Seerecht. Hohe Bedeutung gewannen namentlich die unter dem Namen „Rooles d'Oleron" im Anfange des 12. Jahrhunderts aufgezeichneten ſeerechtlichen Gewohnheiten, welche in den weſtfranzöſiſchen Häfen Geltung hatten. Im 13. und 14. Jahrhundert wurden zu Barcellona und Marſeille die ſeerechtlichen Normen der Mittelmeerſtaaten und das Seerecht von Wisby aufgezeichnet, welche die Grundlage des ſpäteren deutſchen und ſcandinaviſchen Seerechts, insbeſondere des hanſeatiſchen Seerechts geworden ſind. Das heutige öffentliche Seerecht iſt jedoch in weſentlichen Theilen modernen Urſprungs. Durch die Benutzung der Dampfkraft zur Fortbewegung der Schiffe, iſt die Schifffahrt einſchließlich ihrer Rechtsverhältniſſe von Grund aus umgeſtaltet worden.

Von einem hervorragenden Rechtsgelehrten, der zugleich die rechtlichen Verhältniſſe der deutſchen Admiralität in ſeiner amtlichen Stellung leitet, iſt vor kurzem ein Handbuch des Allgemeinen öffentlichen Seerechts im deutſchen Reiche erſchienen. Der Geheime Admiralitätsrath Perels hat ſich bereits durch eine Anzahl bedeutender ſeerechtlicher Werke, inſonderheit auch durch ſein „internationales öffentliches Seerecht der Gegenwart" in wiſſenſchaftlichen und amtlichen Kreiſen großes Anſehen erworben. Sein letztgedachtes Werk, welches von dem Profeſſor Arends zu Brüſſel vor kurzem in die franzöſiſche

Sprache übersetzt worden ist, hat auch in den politischen und wissenschaftlichen Kreisen des Auslandes große Aufmerksamkeit gefunden. Die jetzige Arbeit verfolgt die Aufgabe, den inneren Zusammenhang der einzelnen Theile des öffentlichen Seerechts klar zu legen, und hierdurch die Anwendung der bezüglichen Gesetze und anderweitigen Rechtsnormen für die Interessenten des Seeschifffahrtsverkehrs sowohl, wie für die administrative Behandlung der Schifffahrtsangelegenheiten zu erleichtern*).

Die Reichsaufsicht auf dem Gebiete des Seewesens erstreckt sich auf dieselben Materien, wie die Gesetzgebung des Reiches. Die Oberaufsicht des Reiches erstreckt sich speciell auf folgende Gegenstände: 1. Auf das Seeschiffer- und Seesteuermanns-Prüfungswesen. 2. Auf die Prüfung der Maschinisten auf den Seedampfschiffen. 3. Auf die Schiffsvermessungen. An den Seeschifffahrts-Angelegenheiten sind von den Reichsbehörden betheiligt, das Reichsamt des Innern, das auswärtige Amt als Aufsichts-Instanz der Consuln, der Chef der Admiralität. Es dürfte auch der Reichskanzler hier anzuführen sein, da dieser wie in allen Reichsangelegenheiten auch in den Reichs-Seesachen dem Reichstage gegenüber die Verantwortlichkeit hat. Als besondere Reichsbehörden für Angelegenheiten des Seewesens fungiren: Das Oberseeamt, die deutsche Seewarte, das hydrographische Amt der kaiserlichen Admiralität mit dem Observatorium zu Wilhelmshafen; das Lootsen-Commando an der Jade, die Consulate für Wahrnehmung der Interessen des deutschen Seewesens im Auslande.

Auch die Einzelstaaten besitzen besondere Seeschifffahrtsbehörden. Außer den einzelnen Stellen sind eine Anzahl Centralstellen vorhanden. Es fungiren in Preußen die zuständigen Ministerien, in Mecklenburg-Schwerin und in Oldenburg das Staatsministerium, in Hamburg die Deputation für Handel und Schifffahrt, in Lübeck und in Bremen der Senat.

Die Nationalität eines Schiffes ist die Grundlage für die staatliche Einwirkung auf den ordnungsmäßigen Betrieb der Seefahrt, für den Rechtsschutz auf maritimen Gebiete. Der Kauffahrtschiffe aller Bundesstaaten haben als Nationalflagge ausschließlich die Reichsflagge zu führen. Wie in vielen Flotten ist auch in der deutschen Marine die Flagge der Staatsschiffe eine andere als diejenige der Privatschiffe, insonderheit der Kauffahrteischiffe. — Diese sind zur Führung der Reichsflagge nur dann befugt, wenn sie sich in dem ausschließlichen Eigenthum solcher Personen befinden, denen das Reichsindigenat zusteht. Dieses Recht kann aber nur ausgeübt werden, nachdem es in die Schiffsregister eingetragen und hierüber ein Certificat ausgefertigt worden ist. Die Schiffsregister werden von besonderen Behörden geführt, welche von den Bundesseestaaten ernannt sind. Dieselben sind öffentlich und enthalten: den Namen und die Gattung des Schiffes, seine Größe, die Zeit und den Ort seiner Erbauung, den Heimathhafen, den Namen, die Nationalität und die nähere Bezeichnung des Rheders, den Rechtsgrund, wodurch das Eigenthum des Schiffes erworben ist.

Wenn ein Schiff, welches nicht im ausschließlichen Eigenthum solcher Personen sich befindet, denen das Reichsindigenat zusteht, während der Reiseperiode die Reichsflagge führt, so hat der Führer Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder Gefängniß bis zu 6 Monaten verwirkt. Auch kann auf Confiscation des Schiffes erkannt werden. Fährt ein Schiff unter der Reichsflagge, bevor das Certificat ausgefertigt ist, so hat der Führer eine Geldstrafe bis zu 300 Mark oder eine Gefängnißstrafe von einem Tage bis zu 100 Tagen verwirkt. Das Gesetz vom 25. October 1867 verlangt, daß jedem Schiffe ein Namen beigelegt wird, den der Rheder wählen kann; eine Aenderung desselben soll nur aus dringenden Gründen gestattet werden. Die Fürsorge für gehörige Nautung nach Seemannsbrauch und dafür, daß das Schiff nicht überladen und mit dem erforderlichen Ballast und der nöthigen Garnirung versehen ist, liegt dem Schiffer ob. Die diese Verpflichtung zum Ausdruck bringende Bestimmung ist wesentlich privatrechtlicher Natur. Durch das Gesetz vom 27. Juli 1877 betreffend die Untersuchungen von Seeunfällen ist der Gegenstand in das Gebiet des öffentlichen Rechts übergegangen.

Die Vorschriften über den Nachweis der Befähigung als Seeschiffer und Seesteuermann auf deutschen Kauffahrteischiffen vom 25. September 1869 gehen von einer Eintheilung der Seeschifffahrt in Küstenschifffahrt, kleine Fahrt und große Fahrt aus. Diese Begriffe werden dahin bestimmt: 1. Küstenschifffahrt ist die Fahrt in der Nordsee bis zum 61. Grad nördlicher Breite, in der Ostsee mit Seeschiffen unter 30 Tonnen Tragweite und mit Fahrzeugen jeder Größe, welche sich nicht über 20 Seemeilen von der Küste entfernen und nicht zur Beförderung von Reisenden dienen. 2. Kleine Fahrten sind diejenigen in der Nordsee bis 60. Grad nördlicher Breite und in der Ostsee mit Seeschiffen von 30 bis ausschließlich 100 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Tragfähigkeit. 3. Große Fahrten sind diejenigen, welche die Grenzen der Küstenfahrt und der kleinen Fahrt überschreiten. Diese sind entweder „europäische Fahrten", wenn sie nur europäische Häfen und solche des mittelländischen, schwarzen und Asowschen Meeres berühren, oder „außereuropäische Fahrten", wenn sie diese Grenzen überschreiten. — Welcher Nachweis der Befähigung als Führer (Schiffer und Steuermann) von Kauffahrteischiffen erforderlich ist, bleibt der Bestimmung der Landesregierungen vorbehalten, welche darüber specielle Verordnungen erlassen haben. — Der Schiffer ist, falls er nicht selbst Eigenthümer des Schiffes ist, Angestellter des Rheders. Das Rechtsverhältniß zwischen beiden charakterisirt sich als Dienstmiethe. Dritten gegenüber erscheint der Schiffer als Vertreter der Rhederei. Der Rheder kann denselben jederzeit seiner Functionen entheben, gleichviel, auf welche Zeit die Anstellung erfolgt war. Ueber die civilrechtlichen Folgen der Entlassung nach ihrer Ursache und Zeit bestimmen die Artikel 515 bis 520 und 522 des Handelsgesetzbuches. — Die Stellung des Schiffers im öffentlichen Rechte wird durch eine Anzahl von Vorschriften der Reichs- und Landesgesetze näher bestimmt. — Die Befugnisse und die Disciplinargewalt, welche dem Schiffer zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Disciplin am Bord zustehen, sind in der Schiffmannsordnung zum Ausdruck gelangt. In der Natur seiner Stellung liegt es, daß ihm eine entsprechende Autorität über Jedermann an Bord zustehen muß. Die Pflichten des Schiffers, soweit es sich dabei um das öffentliche Recht handelt, sind im Wesentlichen folgende: Die Obliegenheiten vor Antritt der Reise (Fürsorge für Proviantirung, Ballast, für die erforderlichen Schiffspapiere ꝛc.), die Beaufsichtigung des Schiffes, die Führung des Journals, die gesetzmäßige Ausübung der Gewalt über die Schiffsmannschaft und die Fürsorge für dieselben; die Meldungen bei den Consulaten, die Beobachtung der Polizei-, Steuer- und Zollgesetze im Inlande und Auslande, die Obliegenheiten bei Geburten und Sterbefällen, welche am Bord vorkommen, die Ablegung der Verklarung. Der Schiffer ist verpflichtet, über alle Unfälle während der Reise, sie mögen den Verlust oder die Beschädigung des Schiffes resp. der Ladung oder das Einlaufen in einen Nothhafen, sowie einen sonstigen Nachtheil zur Folge haben, mit Zuziehung aller Personen der Schiffsbesatzung oder einer Anzahl derselben eine Aufstellung (Verklarung) aufzunehmen. — Das moderne deutsche Seerecht ordnet an, daß der Schiffer in schwierigen Fällen, bevor er sich über sein Handeln entscheidet, sobald er dies für angemessen hält, die Meinungen derjenigen Personen der Schiffsbesatzung, denen er sachverständiges Urtheil und klare Einsicht zutrauen darf, in Form eines Schiffraths hören soll. — Dem Schiffer liegt die Beaufsichtigung des Schiffes nach allen Richtungen ob. — Das von dem Steuermann zu führende Journal, auch Tagebuch oder Logbuch genannt, soll ein laufendes Bild der ganzen Reise geben und hauptsächlich dienen zur Lieferung von Material für eine sachgemäße Navigirung, zur Controle des Schiffers und des Steuermanns, zur Beurkundung wichtiger Begebenheiten, zur Entlastung des Schiffers nach einem Seeunfalle in Verbindung mit der Verklarung. Ueberdies sollen die täglichen Vorkommnisse Beschaffenheit von Wetter und Wind, die

*) Der vollständige Titel des Buches ist: Handbuch des allgemeinen öffentlichen Seerechts im deutschen Reiche. Von F. Perels, Geh. Admiralitätsrath und vortragendem Rathe der Kaiserlichen Admiralität. Berlin 1884. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

ermittelte Länge und Breite, alle Unfälle, Veränderungen im Personal der Schifffahrt u. s. w. im Journal aufgeführt werden. Ueber diese Eintragungen handelt namentlich Art. 487 des H.-G.-B.

Das Recht der zu den Besatzungen der Kauffahrteischiffe, welche die deutsche Reichsflagge führen dürfen, gehörigen Schiffleute ist durch die Seemannsordnung vom 27. Mai 1872 einer umfassenden und einheitlichen Regelung unterworfen, wie solche durch die im Art. 54 der Reichsverfassung verkündigte Einheitlichkeit der aus den Kauffahrteischiffen aller Bundesstaaten bestehenden Handelsmarine sich als nothwendig ergab.

Zur Schiffsbesatzung gehören die Schiffer, die Schiffsmannschaft, sowie alle übrigen auf dem Schiffe angestellten Personen. Unter Schiffsmannschaft wird die gesammte seemännische Besatzung mit Ausnahme des Schiffers verstanden. Im Sinne des Gesetzes ist Schiffsmann deshalb jeder Seeoffizier mit Ausnahme des Schiffres. Der Lootse gehört nicht zur Schiffsbesatzung. Die Regelung der Verhältnisse zwischen dem Schiffer und der Seemannschaft ist den Seemannsämtern übertragen. Als solche fungiren innerhalb des Reichsgebietes die von den Landesregierungen ernannten, von der Reichsregierung beaufsichtigten Seemannsämter, im Auslande die Consulate. Schiffsoffiziere sind die unter der Oberleitung des Schiffers mit einer Dienstgewalt über die gesammte Schiffsmannschaft betrauten Angestellten. Namen, Heimath, Alter des Officiers enthält das ihm zu ertheilende Seefahrtsbuch. Der mit ihm abzuschließende Heuervertrag verpflichtet ihn, die speciell übernommenen Dienste zu leisten und sich der Musterungsbehörde zur Beaufsichtigung zu stellen. Das Seestraßenrecht ist der Inbegriff der Normen, welche Schiffe auf See zur Vermeidung von Collisionen und Zusammenstößen mit anderen Schiffen zu befolgen haben. Es beziehen sich hierauf § 145 des Reichsstrafgesetzbuches und die Kaiserlichen Verordnungen vom 15. August und 1. September 1876, sowie die seit dem 1. September 1880 und dem 16. Februar 1881 in Kraft befindlichen Kaiserlichen Verordnungen. Darin sind namentlich die Vorschriften enthalten über das Führen von Lichtern, über die Tagessignale der zum Maneuvriren unfähigen Schiffe, über deren Schallsignale, sowie über das Verhalten bei Nebel oder Schneefall. Das Verhalten der Schiffer nach einem Zusammenstoße wird durch die Kaiserliche Verordnung vom 15. August 1876 im Wesentlichen nach englischem Vorbilde geregelt.

Das Verhältniß der Consuln zu den Befelshabern der Kaiserlichen Kriegsschiffe, wenn diese fremde Häfen besuchen, wird in der Allerh. Ordre vom 7. Januar 1879 geordnet. — Auch mit den Interessen der Kauffahrteischifffahrt haben die Consuln in analogen Fällen sich zu befassen. Die Verpflichtungen der Consuln in solchen Fällen und namentlich auch die diesen in besonderen Fällen übertragene Polizeigewalt, sind theils durch eine Anzahl internationaler Verträge, theils durch Kaiserliche Verordnungen und durch geschäftliche Instruktionen auf das Genaueste geregelt. Besonders eingehend sind die Bestimmungen, welche auf die Meldungen bei den zuständigen Consuln nach Ankunft der Schiffe Bezug haben. — Von hohem Interesse für die Schifffahrt ist auch die Deutsche Seewarte, deren Geschäftskreis, Einrichtung und Verwaltung namentlich durch die Kaiserliche Verordnung vom 26. December 1878 geordnet wird. — Besondere Erwähnung verdienen noch die Bestimmungen vom 6. Februar 1878 über die Beurkundung der Geburten und Sterbefälle auf Schiffen, und die gesetzlichen Bestimmungen über Schiffstestamente. Diese letzteren sind im Wesentlichen auf die gesetzlichen Vorschriften des A. L. R. über Testamente, sowie auf das preußische Gesetz vom 8. Juni 1860 über die früher bestandenen militärischen Testamente zurückzuführen.

Die deutschen Seehäfen sind grundsätzlich den Schiffen aller Nationen geöffnet. Für fremde Handelsschiffe, welche in dieselben einlaufen, werden die Zollverhältnisse auf Grund des Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869 geregelt. Auf die Zollverhältnisse für fremde Kriegsschiffe beziehen sich die vom Bundesrathe erlassenen Bestimmungen vom 25. Juni 1872 und 12. October 1878. — Das Recht der Küstenschifffahrt steht außer den deutschen Schiffen nur solchen zu, denen es vertragsmäßig gewährt ist, dies ist für die Schiffe von Belgien, Brasilien, Dänemark, Großbritannien, Italien und Schweden-Norwegen geschehen. Die unbefugte Küstenfahrt wird mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark bestraft. Auch kann auf Einziehung des Schiffes und der unbefugt beförderten Güter erkannt werden.

Fischerei in deutschen Küstengewässern kann nur durch Staatsvertrag oder Separatbewilligung Ausländern gestattet werden. Nach dem Reichsstrafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 und der Ergänzung vom 26. Februar 1876 wird unbefugte Küstenfischerei mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder Gefängniß bis zu 6 Monaten bestraft. Es kann auch auf Einziehung der Fanggeräthe und der im Schiffe vorgefundenen Fische erkannt werden. — Die Lootsen sind zum Theil Gewerbetreibende, zum Theil Beamte. Die Letzteren sind Reichs-, Staats- oder Communalbeamte. Durch Artikel 53 der Reichsverfassung werden die Kieler und der Jade-Hafen zu Reichskriegshäfen erklärt. Die Verwaltung dieser Häfen, das Verhalten der Kauffahrteischiffe in denselben u. s. w. wird durch das Gesetz vom 19. Juni 1883 geregelt. — Durch Gesetz vom 4. December 1876 ist Schonzeit für den Robbenfang eingeführt worden.

Das Strandrecht, worunter im Mittelalter die Befugniß zur Aneignung schiffbrüchiger Objecte verstanden wurde, ist durch die Reichsgesetzgebung den modernen Rechtsanschauungen entsprechend wesentlich umgeformt worden. Grundlage bildet die am 17. Mai 1874 verkündigte und am 1. Januar 1878 in Kraft getretene Strandordnung. Die Tendenz aller Maßregeln bei Strandungen richtet sich auf die Rettung gefährdeter Menschenleben, auf die Abwendung des Verlustes von Eigenthum und auf die Sicherung einer Vergütung für Diejenigen, welche bei einer solchen Abwendung thätig sind. Es handelt sich hierbei um die Bergungs- und Hülfskosten. — Das Nothsignalwesen ist geregelt durch die Noth- und Lootsen-Signalordnung vom 14. August 1876.

Die Untersuchung von Seeunfällen ist durch das Gesetz vom 27. Juli 1877, welches am 1. Januar 1878 in Kraft getreten ist, geregelt worden. In dem Commissionsberichte heißt es, die Einsetzung einer mit sachverständigen Kräften ausgerüsteten Behörde zur Untersuchung aller erheblichen Seeunfälle, von denen deutsche Schiffe auf ihren Reisen oder fremde Schiffe in deutschen Küstengewässern betroffen worden, solle dazu dienen, um, soweit menschliche Kraft reiche, die Gefahren der Seeschifffahrt zu beseitigen oder zu verringern. Mit diesen Untersuchungen sind die Seeämter beauftragt, von deren Entscheidungen die Berufung an das Oberseeamt erfolgen kann.

Zur Regelung der Verhältnisse des Seewesens sind vom deutschen Reiche, dem norddeutschen Bunde, dem deutschen Zollvereine, den einzelnen deutschen Staaten eine Reihe von Verträgen (im Ganzen 34) geschlossen worden. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen noch einige anderweitige internationale Vereinbarungen. Zwischen Preußen, Oesterreich, Großbritannien und Rußland wurde am 20. December 1841 ein Uebereinkommen geschlossen wegen Unterdrückung des Handels mit afrikanischen Negern. Durch Vertrag zwischen dem deutschen Reiche und Großbritannien ist dieses Uebereinkommen am 29. März 1879 unter Zustimmung von Oesterreich-Ungarn und Rußland auf das deutsche Reich übertragen worden. Dieser Vertrag begründet für die Kriegsschiffe der contrahirenden Mächte das Recht, Schiffe, welche einer derselben angehören und des Sclavenhandels sich verdächtig machen, zu durchsuchen.

Von hoher Bedeutung für den Seeverkehr ist auch die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses vom 16. April 1856. Die Kaperei wird dadurch abgeschafft, feindliches Gut unter neutraler Flagge und neutrales Gut unter feindlicher Flage für frei erklärt, und der Grundsatz ausgesprochen, daß nur effective Blokaden verbindlich sind. Die deutschen Mächte sind auch in neuerer Zeit entschieden für den Grundsatz eingetreten, daß die Seebeute feindlichen Privateigenthums überhaupt aufgehoben werden soll. Dieser Grundsatz ist in dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866 befolgt und in dem Kriege von 1870 von den deutschen Regierungen zugestanden

worden. Da Frankreich keine Reciprocität gewährte, mußte dieses Zugeständniß leider zurückgezogen werden.

Das deutsche Reich ist bisher entschieden bestrebt gewesen, das allgemeine öffentliche Seerecht nach allen Richtungen hin den praktischen Bedürfnissen entsprechend zu entwickeln. Auch die mit einer Anzahl von Seestaaten geschlossenen Verträge verdienen Erwähnung, welche die Verpflichtung zur Auslieferung von Personen begründen, welche sich gewisser maritime Verhältnisse betreffende strafbare Handlungen schuldig gemacht haben. Es kommen hier namentlich in Betracht die vorsätzliche rechtswidrige Zerstörung oder bewirkte Strandung eines Schiffes, gewaltsamer Widerstand gegen Schiffführer, ein Complott, sowie Theilnahme und Versuch, welche an derartigen Verbrechen verübt worden. — Die Entwicklung des internationalen Seerechts ist seit dem Pariser Congreß augenscheinlich nach den verschiedensten Richtungen hin in eine neue Entwicklungsphase getreten.

Literatur und Kunst.

Der Bücher Noth.

Von Eduard von Hartmann.

Der wichtigste Factor für die Steigerung der wissenschaftlichen Bildung ist die wissenschaftliche Literatur, wie der wichtigste Factor für ihre Erhaltung der wissenschaftliche Unterricht (auf höheren und Hochschulen) ist. Seine hervorragende Stellung im wissenschaftlichen Wettkampf der Völker verdankt Deutschland neben der Tüchtigkeit seiner Schulen und Hochschulen wesentlich dem Umfang und der Bedeutung seiner wissenschaftlichen Literatur. Weil die jährliche Bücherproduction Deutschlands größer ist als diejenige von Frankreich und England zusammengenommen, darum kann auch jährlich eine größere Zahl hervorragender Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt gefunden werden als auf dem französischen oder englischen, während die übrigen Nationen als Concurrenten auf dem Gebiete der Wissenschaft noch wenig in Betracht kommen.

In neuerer Zeit treten Erscheinungen hervor, welche die gedeihliche Fortentwickelung der wissenschaftlichen Literatur in Deutschland in Frage stellen; und diese Gefahr ist wichtig genug, um ihren Ursachen und ihrer Bekämpfung einige Aufmerksamkeit zu widmen. Der Absatz auch der wirklich werthvollen wissenschaftlichen Bücher, die nicht grade Unterrichtsbücher oder billige Populariſirungen sind, wird immer geringer, so daß er oft kaum ein Drittel der Kosten deckt, und in Folge dessen für die Autoren die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden, immer größer. In England und Frankreich ist das Publikum mit literarischen Interessen durchschnittlich auch wohlhabend genug, dieselben durch Bücherkauf zu befriedigen; in Deutschland, welches überhaupt an Wohlhabenheit sehr zurücksteht, sind Wohlhabenheit und wissenschaftliche literarische Interessen an ganz verschiedene Stände vertheilt. Aber dieser Unterschied der nationalen Kaufkraft und der Kaufkraft der wissenschaftlich interessirten Stände zwischen Deutschland und andern Ländern hat immer bestanden und doch früher nicht eine gewisse Blüthe der wissenschaftlichen Literatur verhindert, während jetzt bei steigender Wohlhabenheit des Volkes die Neigung zum Ankauf wissenschaftlicher Werke und belletristischer Novitäten im Publikum immer mehr zurückgeht. Die Verleger können nicht anders, als diesen Verhältnissen bei ihren Unternehmungen Rechnung tragen, und die Schriftsteller haben durchaus Unrecht, wenn sie über die Verleger klagen, die doch eben nur Geschäftsleute sind.

Ich sehe die Gründe für die Abwehr des Ankaufs wissenschaftlicher und schöner Literatur in Folgendem:

1. Die Abnahme der Mußezeit der Gebildeten und ihrer Fähigkeit, dieselbe mit Ernst und Sammlung zu benutzen, begünstigt eine Literatur, welche der Erholung und Zerstreuung dient, und benachtheiligt solche, die zur Lectüre eine gewisse Stetigkeit und Concentration verlangt.

2. Das Ueberwuchern der politischen Interessen drängt diejenigen an Wissenschaft, Kunst u. s. w. in den Hintergrund und die zerstreuende und aufreibende Unruhe des modernen großstädtischen Lebens (in Berufsarbeit und Geselligkeit) macht die Sammlung immer schwerer.

3. Die Vertheuerung der städtischen Miethswohnungen und die zunehmende Häufigkeit der Umzüge machen einen größeren Bücherbesitz zu einer immer wachsenden Last, vor deren Aufbürdung der Deutsche sich scheut, während erst das eigene Haus (wie in England) ein Behagen an eignen Büchern aufkommen läßt.

4. Die aus der Steigerung der Setzerlöhne folgende Vertheuerung der Bücherpreise ist dem Sinken des Geldwerths beträchtlich vorausgeeilt und trägt dazu bei, vom Ankauf neuer Werke abzuschrecken; die Verleger erhalten einen zu geringen Theil des vom Publikum gezahlten Preises, weil der Zwischenhandel zu hohe Provisionen verschluckt.

5. Das Anstandsbedürfniß an Bücherbesitz wird durch billige Klassiker-Ausgaben, Sammel- und Nachschlagewerke, populärwissenschaftliche Mark-Bibliotheken, Moderomane, gelegentliche Geschenkliteratur und unentbehrliche Hilfsmittel des Berufs befriedigt; meist wird auch der in der Wohnung verfügbare Raum durch dieselben erschöpft.

6. Die für Lectüre verfügbare Zeit wird durch das Bestreben, in der eigenen Berufswissenschaft nothdürftig auf dem Laufenden zu bleiben, durch eine Zeitung, einen Journalcirkel und die neuesten Moderomane meist vollständig ausgefüllt, ohne daß Lust und Zeit zur Lectüre wissenschaftlicher Originalwerke übrig bleibt.

7. Die Gewöhnung an Journal- und Zeitungslectüre verdirbt den Geschmack und die Fähigkeit zum Lesen zusammenhängender Werke, und schon rückt auch uns Deutschen die Zeit näher, wo der „Leitartikel" bereits als eine zu große Zumuthung an das Concentrationsvermögen gilt und in ein Mosaik von „Entrefilets" aufgedröselt wird.

Gegen die Verringerung der Mußezeit durch Steigerung der Berufsansprüche giebt es ebenso wie gegen das Hinzutreten der politischen Pflichten kein Auskunftsmittel, als daß die Jugend ihre Zeit bis zur vollen Inanspruchnahme ihrer Kräfte durch den Beruf fleißig zur ihrer allgemeinwissenschaftlichen Geistesbildung benutzt und ihre Betheiligung an politischen Angelegenheiten bis zu erlangter Bildungsreife (also etwa in die dreißiger Lebensjahre) vertagt. Bis der städtischen Wohnungsmisère durch gesetzliche Verhinderung der Baustellenspeculation abgeholfen wird, wird noch viel Wasser in's Meer laufen; bis dahin muß eine reichliche Dotation der vorhandenen staatlichen und städtischen Bibliotheken sowohl dem Publikum wie dem Verlagsbuchhandel zu Hilfe kommen und an den betheiligten Stellen das Bewußtsein geweckt werden, wie wichtig eine derartige Dotation für die Erhaltung und Förderung der wissenschaftlichen Nationalliteratur ist. Wie der Romanverlag größtentheils nur von den Leihbibliotheken lebt, so könnte der wissenschaftliche Verlag in der Hauptsache von den wissenschaftlichen Bibliotheken leben, wenn diesen nur die Mittel zur Verfügung gestellt würden, um ihre Culturaufgabe für die Nation in doppelter Hinsicht (kaufend und ausleihend) zu erfüllen. Die Verleger müßten an alle öffentlichen Bibliotheken direct zum Buchhändlernettopreise liefern, da der Gewinn des Zwischenhändlers hier gar keinen Sinn hat und bloß culturschädlich wirkt; dagegen müßte der unbillige Zwang zur Lieferung von Pflichtexemplaren den Verlegern abgenommen werden.

Auch dem Publikum müßte die Möglichkeit eröffnet werden, direct mit den Verlegern in Verbindung zu treten und die Distributionsspesen zu ersparen, wenn es keine Bemühungen eines Distributeurs (Sortimentsbuchhändlers) in Anspruch nimmt. Dies ist ausführbar durch Bildung eines Literaturbezugsvereins, der als Sortimentsbuchhandlung ins Handelsregister eingetragen wird und den Mitgliedern nur die wirklichen Auslagen als Aufschlagsprovision berechnet. Gründlicher freilich wäre die Abhilfe, wenn die Post ebenso die Bücherspedition wie die Zeitungsspedition übernähme, neben dem periodischen Postzeitungskatalog einen periodischen Postbücherkatalog zu billigem Abonnement herausgäbe und ein Central-

bücheramt zur Beantwortung von Anfragen und zur Ergänzung ungenauer Bestellungen einrichtete. Ein solcher Postbuchhandel würde auch den bemittelteren Schriftstellern den lohnenden Selbstverlag ihrer Werke ermöglichen, während jetzt etwa die Hälfte der vom Publikum für seine Werke wirklich gezahlten Summen in den Händen der Sortimentsbuchhändler und des Verlags-Commissionärs hängen bleibt. Für unbemittelte Autoren müßte dann noch ein Verein hinzutreten, welcher die eingesandten Manuscripte gegen beizufügende Prüfungshonorare beurtheilen läßt und die werthvoll befundenen auf eigene Kosten veröffentlicht; die Deckung der Kosten würde theils aus den Beiträgen der Mitglieder erfolgen, welche die Publikationen des Vereins dafür erhalten, theils aus dem Absatz an Bibliotheken und an das Privatpublikum vermittelst des Postbuchhandels. Sehr wünschenswerth wäre allerdings die Lösung der technischen Aufgabe, für Herstellung kleiner Auflagen (von 100 bis 500 Exemplaren) ein Verfahren zu finden, das erheblich billiger als der Lettersatz wäre und doch dem Auge die gewohnte Form der gedruckten großen und kleinen Druckbuchstaben darböte.

Die Gefahr, welche in dem erdrückenden Einfluß der Zeitungen und Journale liegt, muß auf doppeltem Wege bekämpft werden. Die Jugend muß begreifen, daß sie mit der Hingabe an den flüchtigen Reiz dieser Lectüre ihre Seele verkauft, d. h. auf die gründliche und allseitige Ausbildung ihres Geistes verzichtet; die Aelteren aber müssen selbst aufhören, der periodischen Literatur aus Bequemlichkeit einen Werth beizulegen, den sie nicht verdient, müssen sie als ein nothwendiges Uebel betrachten und namentlich die Tagespresse mit der gebührenden Mißachtung behandeln, damit die Jugend nicht durch den Nachahmungstrieb verführt werde, mit derselben ihre kostbare Mußezeit zu verderben. Die gebildete Jugend bis zu 30 Jahren soll ebenso wenig Zeitungen lesen wie Politik treiben, sondern alle ihre zur Lectüre verfügbare Zeit auf Bücher verwenden; der Schnee vom vergangenen Jahr ist nicht wesenloser als der Inhalt der Zeitung von gestern. Die Jugend soll aber auch keine Journale lesen, weil solche nur die Aufgabe haben, den auf ein gewisses fertiges Bildungsniveau Gelangten auf dem Laufenden zu erhalten, aber nicht geeignet sind, eine noch fehlende Bildung zu vermitteln. Sie sind um so weniger schädlich, je zusammenhängendere und umfangreichere Abhandlungen sie darbieten, je ähnlicher sie also dem Buche werden, und um so schädlicher, je mehr sie sich dem Charakter der Zeitung annähern. Die reifen Männer sollen zu der Einsicht gelangen, daß man die „großen" Tageszeitungen bekämpfen und die „kleinen" kurzen Blätter begünstigen muß, und zwar um so mehr, je weniger sie einer bestimmten Partei dienen und je mehr sie sich bemühen, die wichtigeren Thatsachen der Tagesgeschichte und die wichtigeren Urtheile über dieselben in unparteiischer Kürze zu registriren. Von Journalen aber sollen sie nur soviel in ihr Haus kommen lassen, als nothdürftig ausreicht, sie auf dem Laufenden zu erhalten und namentlich sie auf wichtige Erscheinungen der Literatur hinzuweisen. Dann aber soll auch der beschäftigtste und angespannteste Mann nicht unterlassen, an freien Sonntagen oder in Ferienzeiten persönlich zu den Quellen hinabzusteigen, aus denen der Geist der nationalen Cultur sich verjüngt, d. h. zu den Originalwerken der Forscher, Denker und Dichter.

Wider das Rococo.

Von Alexander Schmidt.

Mit raschen Schritten ist die Entwickelung des Kunstgeschmackes vorwärts gegangen in unserer neuen, von der ersten Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 zu datirenden Aera, mit allzu raschen Schritten. Wenn man die Stilgeschichte vergangener Kunstperioden studirt, so wird man sich vor der Aufgabe finden, seinen Blick tief in das Innere der äußeren Erscheinung versenken zu müssen, um den Zusammenhang aller Formen, die leitenden und bestimmenden Motive zu erkennen. Jeder Kunstgeschmack ist und kann nichts Anderes sein, als das Product seiner Zeit, und Lebens- und Weltanschauung, geistige und sittliche Höhe des jeweiligen Standpunktes prägen sich in den Werken der Kunst deutlich aus, deutlicher und sprechender aber noch in den Werken der sogenannten kleinen Künste, die uns im Geräth, im Mobiliar, in der gesammten Wohnungsausstattung und in den Kleidern, die wir auf dem Leibe tragen, täglich umgeben. Denn auch das, was wir Mode nennen, womit wir kritisch immer einen mißliebigen Begriff verbinden wollen, ist nichts Anderes, als ein Ausdruck des Zeitgeistes.

Nun muß man fragen, ob sich denn ein Zeitgeist in plötzlichem Ruck und Sprung umbildet? Revoltirt er und bricht er mit allen Traditionen, um mit ganz Neuem, noch nicht Dagewesenem neu anzufangen?

Man kann das bejahen, wenn man die große französische Revolution als Beispiel anführt, die Alles hinweggeräumt hat, das alte Regime, die alte Gesellschaft mit allem ihr Anhaftenden, auch mit der alten Kunst und mit der alten Mode des Rococo. Aber auch diese geschichtliche That war vorbereitet und viele Fäden laufen von weither in ihr zusammen, während in ihren Wirkungen trotz aller Gewaltthätigkeit deutlich zu erkennen ist, wie manches Alte doch beharren will, und sich das Neue nur nach und nach die Anerkennung erkämpfen kann. Dies gilt zumal von der Kunst und den Künsten. Und ist denn alles Neue, was da von Schulen oder Einzelnen auf diesen Gebieten in das tägliche Leben der Gesellschaft hineingeworfen wird, auch lebenskräftig genug, trifft es das Gefühl und die allgemeine Stimmung, faßt es Wurzel oder wird es wieder hinweggeweht unter dem Ansturme der Gegner? So war es mit der neuen Kunst, der neuen Antike der französischen Revolution, und wir müssen bei dem französischen Beispiel bleiben, weil ja doch nicht zu leugnen ist, daß man sich seit fast anderthalb Jahrhunderten in Sachen des Geschmacks und der Mode ganz und gar auf Frankreich verlassen hatte.

Mit der neuen Antike ging es schnell in die Höhe und ebenso schnell wieder abwärts, sie war eine republicanische Treibhauspflanze und blieb ein schwächliches Gewächs auch unter den Händen des napoleonisch-imperialistischen Gärtners.

Aber in Deutschland war der Boden für die Aufnahme der antiken Kunstformen durch Wissenschaft und Forschung im Ganzen besser vorbereitet, und Männer von bestem Namen, Lessing, Winkelmann und Goethe stehen im Vordergrund als Weiser und Lehrer, welche auf die antike Kunst als den Urquell alles Schönen hinzeigten. Dennoch blieb auch in Deutschland das antike Formenwesen ein äußerliches, und es gelang der Zeit nicht, in der Schule der Alten selbstständig und original zu werden, wie es jenen Meistern der Renaissance gelungen war, die von den Alten nur die Principien der Gestaltung und die Art lernten, wie man die Natur betrachten, in künstlerische Formen übersetzen und verwenden soll. Auf diesem Wege kamen jene Meister eben zu der wiedergeborenen Kunst und nahmen gegenüber der Natur und ihren Zeitgenossen dieselbe Stellung ein, wie die Künstler der Antike, weshalb sie ihrer Zeit auch den künstlerischen Charakter aufprägen konnten.

Was nun auf diesem Wege der Neuauflage der Antike, auf welchem der reflectirende Verstand der Führer war, geleistet werden konnte, das hat jene Zeit erreicht in den Werken der sogenannten großen Kunst und in den Werken des Kunsthandwerks, welches die Wohnung und deren Ausstattung umbildete in allen Einzelheiten, im Mobiliar, im Tisch- und Tafelgeräth und namentlich auch in der Keramik. Auch im Porzellan, in der alten Fayence und in den als erste Versuche der Emancipation von der unvollkommenen Fayence zu verzeichnenden, sich an englische Technik anschließenden Arbeiten aus weißer, durchsichtig glasirter Pfeifenerde, stürzte das Rococo und die antikisirenden Formen gewannen die Oberhand. Die Werke aus Sèvres, die unter Flaxmanns Einfluß entstandenen Arbeiten Wedgwoods und namentlich Alt-Luremburgs geben dafür die besten Beispiele ab.

Als aber dann auch der Imperalismus sein jähes Ende fand und das Königthum wieder restaurirt wurde, konnte und wollte man die republicanisch-imperialistische Antike nicht mit herübernehmen in die nun wieder neue Zeit, und da diese

Kunstrichtung ohnehin nicht in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen war, so beeilte man sich, sie einfach abzuschaffen. Man schaffte sie ab durch Machtspruch und Decret, und wie das nichtfranzösische Europa früher gefolgt war, so folgte es auch jetzt, um so eher als es allüberall in Gährung und in der Restauration begriffen war.

Aber wie es mit solchen gewaltsamen Umgestaltungen zu gehen pflegt, die einreißen, ohne einen neuen gesunden Bauplan vorbereitet zu haben, so geschah es auch jetzt. Da eine wirklich nationale Kunst und Geschmacksentwickelung schon der Kürze der Zeit wegen nirgends vor sich gegangen war, so erfolgte einfach ein Rückschlag zum alten Rococo. Es war die antikisirende Zwischenzeit aber doch lange und andauernd genug gewesen, um den historischen Zusammenhang mit dem alten Rococo ganz zu zerreißen, und so wurde denn das neue Rococo nur ein Abklatsch, ein triviales Plagiat des alten, eine welke Nachbildung jenes üppigen Formenwesens des ersten Rococos. Es blieb den Künstlern und den Kunsthandwerkern nichts Anderes übrig, als sich, wie kürzlich in die Antike, nun in den vergessenen, ihnen fremd gewordenen Formenkram des Rococo wieder künstlich hineinzuarbeiten, und zu einer Neu- und Weiterbildung kam es auf diesem Wege nicht, das konnte allen Umständen nach gar nicht kommen.

Indeß, den Rococobestrebungen war seit geraumer Zeit eine andere Regung nebenher gegangen, die sich eigentlich schon in der letzten Periode des alten Rococo als eine Remedur fühlbar gemacht hatte, die Neigung zum Naturalismus, namentlich zur Blumendecoration. Während der antikisirenden Epoche war sie latent geblieben, aber sie flackerte kräftig auf, als das zweite, das Talmi-Rococo, nicht befriedigen wollte. Bald gewann diese naturalistische Richtung die Oberhand in allen Kunstindustrien, und wie namentlich das Porzellan stilgeschichtlich für das Rococo wichtig ist, so auch für diesen Zeitgeschmack, welchen die Porzellane mit der übrigen Keramik und neben den textilen und metallischen Arbeiten am besten illustriren. Wie nun dieser Naturalismus weiter und weiter wucherte und sich, nachdem er auf dem Feld der Flächendecoration anfänglich mit einer gewissen Bescheidenheit aufgetreten war, auch das Gebiet der Formung und Gestaltung der Geräthe und Gefäße erobert hatte und nun da zum falschen Naturalismus werdend, alle natürlichen Bildungsgesetze verleugnete, so mußten die Schöpfungen bald als baare Lügen erscheinen. Dann wurden auch die Stoffe verkannt und sinnlos verwendet, gegenseitig imitirt, Eins wurde ins Andere verkehrt, es war ein Wirrwarr sondergleichen. Aber auch diesem Naturalismus ward sein Ende bereitet. Die erste Weltausstellung in London im Jahre 1851 rief das weltgeschichtlich donnernde Halt und ein jegliches Land verstand das mächtige Gebot.

Damit sind wir zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Es begann nun die Zeit des Tastens und Suchens nach den Principien des Geschmacks, und man sagte sich bald, daß es doch wohl keinen anderen Weg geben könne, die Kunst zu regeneriren, als an den Meisterwerken der Vergangenheit, an unserer Väter Werke anzuknüpfen, und wenn das auch der Weg des schulmäßigen Erlernens und der Reflexion sein werde und für den Anfang ganz gewiß sein müsse, so konnte man doch hoffen, daß das durch Fleiß und Studium Erlernte in Fleisch und Blut der nächsten Generation übergehen werde. Der erste Zustand war nun der des Eklekticismus, und das konnte wieder nicht anders kommen, da auch die Kenntniß der verschiedenen historischen Stilarten noch eine mangelhafte war. So künstelte man in allen mehr oder weniger bekannten und erfaßten Kunststilen herum. Dann aber kam die historisch-kritische Neigung zu Hilfe, welche die Entstehung künstlerischer Dinge erforscht und ihre Entwickelungszustände verfolgt, die neu angeregte, neuauflebende Kunstwissenschaft, dann die Schulen, die Museen und Ausstellungen. Das Alles wirkte zusammen, um zunächst das Verständniß für industrielle Kunst und ihre hohe Bedeutung für das Culturleben des Volkes überhaupt zu fördern, auch im Volke selbst, im tausendköpfigen Publikum, welches schließlich doch den Käufer für alle Leistungen der Kunstindustrie abgeben soll und somit ihre breite Basis, auf der sie fußen muß.

Es blieb nun die Wahl unter den Kunststilen. Man kann es kurz zusammenfassen: allerorts unter verständnißvoller Leitung von Seiten der Schule und nach dem Vorgange genialer Männer, wie G. Semper, entschied man sich für den Stil der Renaissance, der mit den Principien der antiken Kunst doch eine ganz neue und unserem Empfinden näher liegende Formenwelt geschaffen hatte. Die reine Antike, das Beispiel in Frankreich und auch in Deutschland hatte es bewiesen, vermochte nicht, in den Volksgeschmack überzugehen. Es war das natürlich in der modernen Welt des 19. Jahrhunderts.

Also den Renaissancestil pflegte man und kräftigst auch in Deutschland, wo, wie erwähnt, auch früher die Antike, diese Grundlage der Renaissance, tiefer gedrungen war. Das große Publikum, der Markt, die Käufer, sie waren mittlerweile empfänglich geworden, sie hatten auch Etwas gelernt und nach der nationalen Erhebung und Einigung lautete überdies mit Fug und Recht das erlösende und das Losungswort: Die deutsche Renaissance, die Wiedergeburt einer nationalen Kunst neben der politischen Renaissance! Das Bewußtsein wurde allgemein, den Weg zu einer, dem Ansehen, der Würde, dem Charakter, dem Denken und Empfinden unseres Volkes entsprechenden, eigenartigen und selbstständigen Kunstrichtung gefunden zu haben, und es vereinigten sich alle Kräfte auf das Ziel hin.

So hat sich denn in Kurzem Alles umgestaltet, die bürgerliche und die Monumentalarchitektur, die Wohnungseinrichtung, das Mobiliar, Teppiche und Tapeten, Glas und Poterie und was Alles zu der täglichen Umgebung des modernen Menschen gehört. Heute sind wir in raschem Vorschritt schon so weit, sagen zu können, daß unsere Renaissance keine Copie mehr der alten ist, sondern eine wirkliche Neuschöpfung und Neuauflage, unseren neuen anderen und vermehrten Bedürfnissen angepaßt. Man vergleiche das am bürgerlichen Wohnhaus mit seinen wesentlich von jenen des 16. Jahrhunderts verschiedenen Raumdispositionen, welche, die äußere Form bedingend, diese eben anders gestalten müssen. Man stelle unser Mobiliar gegen das alte, das heutige Metallgeräth, das Steinzeug, das Glas gegen die alten Muster! Und wie viel neue Stoffe haben und verwenden wir, die unsere Väter nicht kannten!

Schon die vorgeschrittene Technik allein gestaltet und bildet anders, und viele solcher Errungenschaften dürfen wir denn doch in allen Branchen des kunstgewerblichen Schaffens für uns ins Feld führen.

Wenn man nun auch alle Gründe für die Berechtigung des modernen Renaissancestils in seiner theils vorhandenen, theils sich noch vollziehenden Um- und Ausgestaltung anführen wollte, so wäre dadurch an der schönen Thatsache, daß derselbe besteht, weiter nichts gewonnen. Das Durchschlagende war, daß das Volk den neuen und edlen Kunstgeschmack in sich aufgenommen hat, daß derselbe seinem Fühlen, Denken und Empfinden recht und genehm lag und ihm willkommen war. Im Volke sind nun die Wurzeln seines Bestandes und die Gewähr zu seiner weiteren Fortentwickelung.

Aber jeder Sehende weiß, daß wir mit unserem Kunstgeschmack nicht in einer Uniform stecken, wie das bei den historischen Stilarten denn auch keineswegs der Fall gewesen ist. Namentlich die Renaissance hat viel fremde Formenelemente herbeigezogen und harmonisch zu vereinigen gewußt, und unsere moderne Kunst sollte das nicht auch können? Die Anregungen, welche aus dem Orient kamen, sollten nicht fruchtbar auf uns eingewirkt haben, das erst neuerdings erlangte Verständniß für die Kunstübungen und Kunstanschauungen der feinsinnigen Japaner sollten unserer Keramik nicht zugute kommen? Nein, das wäre ein falscher Purismus, der dem bei allem Patriotismus doch kosmopolitischen Zeitgeiste und seiner Kunst schlecht anstände. Es liegt keine Gefahr darin; ein Ueberwuchern unserer Kunstthätigkeit durch Einflüsse von ganz fremder Seite her ist nicht zu befürchten. Dagegen zieht eine andere Gefahr herauf, es lauert eine Falle auf den guten, neugeschulten Volksgeschmack, die von den Künstlern selbst gestellt wird. Es ist das Rococo mit seinen koketten Verführungskünsten.

Der hat nicht Recht, welcher sagt, daß das Rococo eigentlich niemals ausgestorben war, daß es sich z. B. im Porzellan bis auf den heutigen Tag erhalten habe. Man sehe nur näher

zu, um das Haltlose dieser Ansicht zu erkennen. Denn das moderne Tafelgeschirr, man muß da selbstverständlich dasjenige im Auge haben, auf welches überhaupt künstlerische Gestaltung und Decoration verwendet wird, dies moderne Tafelgeschirr entbehrt jeder Rococoform, es ist durchaus neu gestaltet und decorirt, wie es dem neuen Geschmack entspricht. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß ein Stoff und mit ihm eine kunstgewerbliche Branche mehr als die andere befähigt ist, Kunstformen freier zu entwickeln, wie auch ein kunstgewerblicher Stoff mehr als der andere nach einer fremden ausländischen Decorationsart hinneigen kann. Das trifft Alles bei den keramischen Arbeitsmaterialien zu, und deshalb ist die Keramik eben vielgestaltig. Und doch wird man auch an ihr einen ernsteren, stilistischen Zug und das Ornamentenwesen der modernen Renaissance erkennen und nicht leugnen können. Freilich war dem vornehmsten und jüngsten der keramischen Producte, dem europäischen Porzellan, das Rococo eigentlich angeboren und das wahlverwandte Chinesenthum stand zu Gevatter; dennoch sind Beide gründlich und ganz abgestreift worden. Wo sich das Rococo unter der Pflege von Staatsanstalten erhalten hat, und es geschah dies doch hauptsächlich unter Benutzung und Ausnutzung des vorhandenen Inventars der alten, in ihrer Zeit berühmten Modelle, da hat es auch nur der Antiquariatsliebhaberei gedient, und nur dieser dient es auch heute noch. Dagegen der herrschende Geschmack, der im Volksbewußtsein Wurzel gefaßt hat, ist doch nunmehr derjenige der neuen, modernen Renaissance.

Aber man lebt schnell, unruhig und nervös in unserer Zeit, und anstatt die Kunst von allen Seiten zu pflegen und zu fördern auf einer einzigen als gerade erkannten Bahn, damit das bislang geübte Formenwesen sich noch weiter ausgestalten könne, sind es vornehmlich die Künstler selbst. Und hier sind die kunstgewerblichen Künstler vor Allem gemeint, welche nach Neuem hasten und jagen, sodaß auch das kaufende Publikum wieder irre und schwankend werden muß. Denn mag man noch so oft entschuldigend hervorheben, daß das kaufende Publikum auch das maßgebende sein müsse und deshalb seine Wünsche zu befriedigen seien, so wird man doch mit mehr Gewicht dagegen sagen können: weil eben das Publikum sich seit lenkbar und führbar auf guten Wegen 30 Jahren gezeigt hat, so soll man es jetzt nicht auf Ab- und Irrwege zu bringen suchen, und wo die Kunst darniedersank, geschah es durch die Künstler!

Aber wie eine Anzahl dieser Künstler in Industrie und Gewerbe den Stil der Renaissance nur durchgekostet hat wie eine neue reizende Speise, so suchten sie nach dem noch pikanteren Dessert und kamen am Barockstil an, dessen Wesen schon viel, sehr viel vom falschem Schein, von Unnatur, von der Sucht nach Effecten an sich hat. In Süddeutschland, in München, in Wien giebt es dafür der Beispiele genug. Auch in Berlin kommt das Barock zum Vorschein, und es bleibt kaum zweifelhaft, daß das Tafelsilber des Prinzen Wilhelm, wenn auch mit Meisterschaft in dem Barock des großen Andreas Schlüter gehalten, nur verführend auf die Kunstindustrie wirken kann.*

Wir wollten und könnten uns noch damit zufrieden geben, wenn die künstlerische Bewegung an diesen Erscheinungen eine Grenze finden wollte. Das scheint vor der Hand leider nicht so sein zu sollen. Namentlich auch Schriftsteller ohne ästhetisches Gewissen und ohne Verständniß für die künstlerischen Bedürfnisse unseres Volkes predigen, daß das Rococo kommen müsse und werde, denn es sei doch auch in der historischen Entwickelung der Kunststile nach der Renaissance, durch das vorbereitende Barock aus der Renaissance. Das stimmt und ist zwar richtig, aber der Schluß auf unsere Zeit ist grundfalsch und äußerst oberflächlich.

Betrachten wir uns nur das Rococo näher, fühlen wir ihm auf den Grund und fragen wir uns, ob ein solches Kunstgebahren für uns passen soll. Hat unsere Zeit auch nur eine einzige Aehnlichkeit mit jener des 18. Jahrhunderts, welche das Rococo gebar, diesen Ausdruck des Leeren, Nichtssagenden oder doch nur der Gedanken, die jene Welt belebten. Waren es andere als die des hohlen Vergnügens, der banalen Genußsucht, der Galanterie und galanten Liebe des soldatischen Gamaschenthums, des philisterhaften Zopfes, des Haarpuders und der Unnatur überall? Nein, es waren keine anderen, von dem autokratisch wahnwitzigen l'état c'est moi waren sie eingeleitet und in schmachvoller Consequenz fortgeführt worden bis zu dem après nous le déluge, dieser selbstsüchtig niederträchtigsten Maxime.

Daß in dem üppigen Leben der Rococozeit die luxuriösesten Künste florirten, ist richtig, aber man wird an ihnen nichts Anderes finden, als was eben geschildert wurde. Derselbe Geist des tändelnden Vergnügens und der koketten Liebelei, der unersättlichen Genußsucht und der gefälschten Natur spricht aus ihnen. Der launenhafte, wunderliche Einfall, die capriciöse Willkür gewannen die Herrschaft in den bildenden Künsten. Sie traten alle Bildungsgesetze mit Füßen, und das ganze Wesen dieser Kunst ist nichts Anderes als eine Verhöhnung der Kunstregeln. Ihr Princip ist, keine künstlerischen Grundsätze zu haben, die Principlosigkeit ist die Norm, der augenblickliche Einfall, den man für geistreich hielt, so leer er war, und die Willkür in allerlei Kreuz- und Quersprüngen, sie allein dominirten jedes künstlerische Schaffen. Da wurden die geraden Linien cassirt und Schweifungen und Schnörkel an deren Stelle gesetzt, die Symmetrie verleugnet und verpönt, die Muschel, Tropfsteingebilde und alle nur auffindbaren unregelmäßigen Formen gaben die Leitmotive ab. So verlor man ganz das tektonische Gefühl, und Mobiliar und Geräth löste auch alle structiven Formen in gewundene Flächen, in geschweifte Ränder, in verdrehte Füße, schwächliche Stützen auf. Man sehe nur das Mobiliar, die Spiegel, das Rahmenwerk, das in jener Zeit nur fürstliche Porzellan, wie an Allem selbst die Grundformen die natürliche Regelmäßigkeit verleugnen, wie das Links anders als das Rechts erscheint, Alles verdreht und das Oberste zum Untersten verkehrt ist, dazu die Häufungen, Ueberladungen der zu dem Ganzen in keinem organischen Zusammenhang stehenden Decoration. Bei solcher Beschaffenheit der Kunst des Rococo konnte der verwandte Geist des Chinesenthums leicht Eingang finden, und es trat in der That jene Verschmelzung, jene Verquickung ein, die besonders von dem Porzellan so erschöpfend repräsentirt worden ist. Es giebt für uns, wollen wir die ganze Welt des Rococo lebendig vor Augen sehen, nichts Besseres, Instructiveres und Anschaulicheres als das Porzellan von Alt-Meißen, welches uns den Geschmack in Formen und Farben, Tracht und Lebensweise, Neigungen und Vergnügungen jener Zeit wiedergiebt. Und das ist noch das Beste am Rococo, daß es sich eben in vollständiger Harmonie mit dem Geiste seiner Zeit befand: es war so natürlich, wie die Gesellschaft natürlich war, die sich in Verkehrtheit, in Schein und Hohlheit bewegte, in welcher der Ernst des Lebens zur Bagatelle ward.

Dieses Rococo sollten wir also jetzt wieder acceptiren, weil das einige irrefahrende Künstler und Tagesliteraten so wollen? Unsere Zeit, in ernsthaften Stimmungen lebend, im Bewußtsein großer nationaler Aufgaben, in geordneten staatlichen und sich fortwährend bessernden gesellschaftlichen Verhältnissen kann unmöglich wieder zum leeren Farenspiele des Rococo zurückkehren. Wir glauben es nicht und hoffen es nicht. Wir sind fest überzeugt, daß die maßgebende Architektur niemals wieder im Rococo verschnörkeln kann und daß sie mit ihrer gegenwärtigen Entwickelung jenen falschen Bestrebungen den kräftigsten Riegel vorgeschoben hat. Nein, unsere Kunstindustrien befinden sich auf guten Wegen, welche zu den höchsten Zielen führen können; man arbeite nur so weiter in Beherzigung des Goethe'schen Wortes:

Uebe dich nur Tag für Tag,
Und du wirst sehen, was das vermag.
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand.

Bekenntnisse eines Moskauer Slavophilen.

Von Selmar Wallow.

Zu den mannigfachen Gespenstern, welche im neuesten Zeitalter in der europäischen Politik aufzutreten und die ängstlichen Gemüther sogar ernstlich zu beunruhigen pflegen, gehören sicherlich in erster Reihe der sogenannte Panslavismus und die ihm nahestehenden Slavophilen. Kaum wird irgend eine politische Tagesfrage aufgeworfen, bei welcher namentlich Rußland oder Oesterreich betheiligt wären, so erachtet man es allenthalben für geboten, den Panslavismus in den Bereich der einschlägigen Conjuncturen zu ziehen, und es macht in solchen Fällen thatsächlich nicht viel Mühe, der Sache irgend welche slavophile Seite abzugewinnen. Leider steht aber dieses Interesse, welches seitens des westlichen Europas, vor Allem aber Deutschlands, mit Recht diesem Gegenstand entgegengebracht wird, in gar keinem Verhältniß zu den geringen Kenntnissen, die man von ihm zu haben scheint. Selten ist die gründliche Erforschung eines Gegenstandes, von dem so häufig die Rede ist, derartig vernachlässigt worden, wie gerade in diesem Falle. Ich habe dabei hauptsächlich die slavophile Bewegung in Rußland, oder, wie man sie richtiger zu nennen pflegt, die Moskauer Partei, im Auge, dagegen kommen die einschlägigen Verhältnisse in Oesterreich bei den folgenden Ausführungen weniger in Betracht.

Es darf allerdings nicht außer Acht gelassen werden, daß die Hauptschuld an jener allgemeinen Unkenntniß dieser Sache den Russen selbst zuzuschreiben ist, welche bisher nicht hinreichend dafür Sorge getragen haben, die westeuropäischen Nachbarn über diese Verhältnisse in anschaulicher Weise aufzuklären. Ja, die „Moskauer Partei" hat sich dies sogar ihren eigenen Landsleuten gegenüber zu Schulden kommen lassen, so daß man selbst in Rußland mitunter sehr falsche Urtheile über die slavophile Bewegung zu lesen und zu hören bekommt. Die zahlreichen Schriften von den beiden Brüdern Iwan und Constantin Aksjakow, Pagodin, Chomjakow und anderen hervorragenden Moskauer Panslavisten und Slavophilen sind in ihrem Inhalte so verschwommen und zuweilen auch sehr widersprechend, daß man sich durch sie keineswegs ein klares Bild von der Sache verschaffen kann. Es darf daher kein Wunder nehmen, wenn sich in Europa allmälig eine ganz falsche Vorstellung von der „Moskauer Bewegung" eingebürgert hat und die Art, wie sich diese Bewegung in den letzten Jahren gestaltete. Eine natürliche Folge jener falschen Vorstellung ist der Umstand, daß Diejenigen, welche in sich den Beruf fühlen, über die europäische Cultur zu wachen, die „slavische Bewegung", wie sie sich in Rußland kundgiebt, gewissermaßen fürchten zu müssen glauben.

Unter solchen Umständen ist es von großem Interesse, die lehrreiche Stimme eines Mannes zu hören, welcher in diesen Dingen als unanfechtbare Autorität gelten darf. Es ist kaum ein Jahr, daß zu Moskau der bekannte russische Staatsmann und Schriftsteller A. J. Koschelew gestorben ist, und heute liegen uns nun die von ihm hinterlassenen „Memoiren" vor, welche unter Anderem auch über die viel beleumundeten Moskauer Slavophilen ganz genauen Aufschluß geben.*) Der verstorbene Koschelew war nicht nur in seinem Vaterlande hinreichend bekannt, sondern er war auch einem großen Theil des deutschen Publikums kein Fremdling, da er in Deutschland eine Reihe politischer Broschüren und auch größere Schriften zur Veröffentlichung gebracht hat, von denen einige auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Koschelew war — wie es denn auch jeder vernünftige Russe ist — ein entschiedener Gegner der constitutionellen und parlamentarischen Einrichtungen für Rußland, dagegen aber ein ebenso entschiedener Anhänger der liberalen Reformen, welche in der ersten Hälfte der Regierungszeit Alexanders II. inaugurirt worden waren. Nur an der Hand dieser freiheitlichen Reorganisation könne das absolutistische monarchische Princip, an welchem Koschelew stets festhielt, zum Heile und zur Entwickelung Rußlands führen. Mit dieser seiner liberalen Richtung stand Koschelew bis zu seinem Tode mitten in dem panslavistischen — wir wollen nun diese Bezeichnung brauchen — Gesellschaftskreisen Rußlands. Er war persönlich befreundet mit den oben erwähnten panslavistischen Führern, und wie eng diese Freundschaft war, läßt sich leicht aus dem Kummer schließen, welchen Koschelew anläßlich der jüngsten Maßregelung Aksjakow's empfunden hat. „Besonders betrübte mich die Nachricht", schreibt Koschelew in seinen Memoiren, „die ich im Sommer 1878 auf meiner Reise im Auslande erhalten habe, und aus der ich ersah, daß Aksjakow, wegen seiner berühmt gewordenen Rede (über den Berliner Congreß), Moskau verlassen mußte. Er wählte zu seinem Verbannungsaufenthalt das Gut seiner Schwägerin Tjutschewa im Gouvernement Wladimir. Diese Nachricht hat auf mich so mächtig eingewirkt, daß ich längere Zeit zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig wurde; ich war zu sehr aufgeregt und auch verwirrt, um etwas Vernünftiges schreiben zu können." Man sieht, in welcher engen Zusammengehörigkeit Koschelew sich mit seinen Moskauer Freunden stets gefühlt hat, obwohl er nicht immer in allen Punkten mit denselben einverstanden war.

Koschelew giebt zu, daß er sich gern zu der Moskauer Partei zähle, obschon es ihn unangenehm berührt, daß man unter jener Bezeichnung irgend eine wüste Parteirichtung verstehen zu müssen glaubt. Noch auf die fünfziger und sechsziger Jahre zurückkommend, schreibt Koschelew: „Man nannte uns Slavophilen, aber dieser Name giebt keineswegs das Wesen unserer politischen Richtung wieder. Allerdings verhielten wir uns stets wohlwollend gegenüber den Slaven, wir suchten mit ihnen Beziehungen zu unterhalten, wir studirten ihre Geschichte und ihre zeitweilige Lage; wir halfen ihnen, so viel wir konnten; aber dies Alles war keineswegs das wesentlichste Merkmal, welches unserem Kreis als Unterschied von dem uns entgegengesetzten Kreis der „Westler", („Sapadniki", d. i. Anhänger des westlichen Europas) dienen konnte. Zwischen unserem Kreis und dem ihrigen herrschten noch ganz andere und bedeutend wichtigere Meinungsverschiedenheiten." Zur Klarlegung des berühmt gewordenen Streites zwischen den Slavophilen und den Westlern bemerkt Koschelew von vornherein, daß die Ersteren auf dem Standpunkte der christlichen Lehre und der positiven Religion überhaupt, durch welche allein das russische Volk den Höhepunkt aller übrigen Culturvölker erreichen kann, stets gestanden haben, während die Westler die Kirche nur als nothwendiges und vorübergehendes Uebel betrachten. „Die Westler", sagt hierüber Koschelew in seinen Memoiren, „erwarteten alles Heil nur vom Westlande, lobpriesen Alles, was dort besteht, und bemühten sich, die dort angestammten Einrichtungen und eingebürgerten Institutionen möglichst nachzuäffen, wobei sie aber vergaßen, daß wir Russen doch unseren eigenen Verstand, unsere localen, temporären, geistigen und physischen Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse haben. Wir haben die großen Entdeckungen und die geistige Entwickelung des Westens keineswegs negirt, — vielmehr hielten wir es für nothwendig, Alles, was dort bereits ausgearbeitet worden, näher kennen zu lernen und Vieles davon zu benutzen; wir erachteten es aber ebenfalls als nothwendig, erst Alles durch die Kritik unseres eigenen Verstandes passiren zu lassen; wir wollen mit Hülfe der uns in der Cultur vorangeschrittenen Nationen unsere Entwickelung anstreben, aber nur dadurch, daß wir von ihnen lernen, nicht aber, daß wir von ihnen kurzweg entlehnen."

Das Bestreben dieser Partei bestand demnach seit je, — und besteht noch bis auf den heutigen Tag, — darin, daß man nicht fertige westeuropäische Institutionen, wie sie dort aus Jahrhunderte langer, civilisatorischer Arbeit hervorgegangen sind, frischweg auf russischen Boden verpflanzen möge, sondern daß man es dem russischen Volke überlassen soll, seine eigene culturhistorische Entwickelung durchzumachen, wobei man sich allerdings der westeuropäischen Cultur als Hilfsmittel bedienen kann. Wir glauben, daß man gegen diesen Standpunkt schwerlich etwas einzuwenden haben wird.

Es ist indessen ganz natürlich, wenn die Partei, diesen ihren Ideengang verfolgend, zu dem Standpunkte der Natio-

*) Memoiren A. J. Koschelew's. Berlin. B. Behr's Verlag. 1884. (In russischer Sprache.)

nalität gelangen und diese letztere zum maßgebenden Factor machen mußte. „Die Westler", sagt hierzu Koschelew, „lasen mit Schrecken und zugleich mit Ironie, wie wir von der Einwirkung der Nationalität auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaften zu sprechen pflegten; sie betrachteten diese letzteren als etwas Abstractes, das sich in seinen äußeren Erscheinungen gar keinen Aenderungen unterzieht, welche dem Geiste und den Fähigkeiten eines Volkes, seinen temporären und räumlichen Verhältnissen entsprächen; die Westler verlangten gebieterisch von Jedem, man solle sich widerstandslos den Dogmen unterwerfen, welche in Frankreich, England oder Deutschland ausgearbeitet worden waren. Im Principe haben wir, Slavophilen, allerdings weder die Einheit der Kunst und Wissenschaften, noch deren Unbedingtheit in Abrede stellen wollen, aber wir behaupten, daß sie niemals und nirgends in einer und derselben unbedingten Form erschienen sind, daß sie sich überall entwickeln entsprechend den localen Forderungen und zeitlichen Bedürfnissen und Eigenschaften des Volksgeistes, daß es keine Dogmen in der gesellschaftlichen Wissenschaft giebt und keine unabänderlichen, überall giltigen und immerwährenden Gesetze für die Schöpfungen der Kunst."

Gestützt auf diese Anschauung, erachten es die Slavophilen als erste Pflicht, „in sich selbst zu gehen" und die Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität genau zu durchforschen, um eben das vom Westlande zu Erlernende mit diesen Eigenthümlichkeiten in Einklang zu bringen. Koschelew sagt darüber in seinen Memoiren: „Wir suchten uns mit unserer Geschichte vertraut zu machen, und als wir fanden, daß wir, als civilisirte Leute, viele Eigenschaften des russischen Naturels verloren haben, so hielten wir es für geboten, zu unserem früheren Geschichtsgang zurückzugreifen. Wir wollten keineswegs das alte Rußland wiederherstellen, wir sahen nicht unser Ideal in dem russischen Bauer". Dies ist eine durch nichts begründete Verleumdung. Wir wollten nur an dem russischen Urmenschen diejenigen Eigenschaften herausfinden, welche eben dem russischen Individuum geziemend sind und die man daher in ihm zu entwickeln suchen mußte. Man hat uns Feindschaft zu jedem Fortschritt und ein zähes Festhalten an alten Gebräuchen und Sitten vorgeworfen. Aber auch dies ist eine Unwahrheit. Wir sind für alle Neuerungen und Fortschritte, ebenso wie wir seiner Zeit für die Aufhebung der Leibeigenschaft waren, aber wir sind gegen solche Neuerungen, welche bei uns gar keine Wurzel fassen können. Was Rußland emporgehoben, beseelt und vorwärts gebracht hat, dies waren nicht die doctrinären Lehren der Franzosen, Engländer und Deutschen, sondern diejenigen Gefühle und Gedanken, welche sich in dem rechtgläubigen Russen regen und welche gegenwärtig den westeuropäischen Bestrebungen und Begriffen ganz zuwiderlaufend seien. Die wahren Progressisten und Liberalen sind stets wir gewesen, und sind es noch jetzt, aber nicht die Westler, welche sich jene liberalen Bezeichnungen beilegen. Uns sollte man aber nicht Slavophilen nennen, sondern als Gegensatz zu den Westlern sollte man uns vielleicht „Einheimische" heißen. Was wir anstreben, das ist — wir wollen keine Affen sein, keine Papageien, sondern Menschen, und zwar russische Menschen."

Man mag über diese Bekenntnisse des hervorragenden Slavophilen denken wie man will, das Eine geht aber aus denselben hervor, daß ein agressives Bestreben, ein Drängen nach außen hin, bei dieser Parteirichtung nicht zu finden ist. Es ist von irgend einem Wunsche, den so heiß geliebten „russischen Eigenthümlichkeiten", also dem nationalen Charakter, auch nach außen hin zu einem Siege zu verhelfen, nichts zu merken, vielmehr liegt deutlich das Bestreben vor, jene „Eigenthümlichkeiten" für sich zu behalten und sie sich nicht nehmen zu lassen, mithin gewissermaßen eine geistige Copie des politischen Ausspruchs: „Rußland für die Russen." Angesichts der auch in anderen europäischen Ländern so häufig zu Tage tretenden „nationalen" Bestrebungen, darf man es sicherlich auch den Slavophilen nicht übel nehmen, wenn sie auf dieselbe Idee verfallen. Ob eine solche Idee überhaupt richtig sei, darüber sind ja die Ansichten in aller Herren Ländern noch immer getheilt.

Es ist noch von besonderem Interesse, zu sehen, daß Koschelew an den endlichen Sieg der slavophilen Ideen in Rußland nicht im Geringsten zweifelt. Im Gegentheil, er ist fest überzeugt, daß über kurz oder lang die „Westler" sich zu diesen Ideen voll und ganz bekennen werden. Die Anfänge hierzu seien bereits geschehen, die „Westler" nähern sich in ihren Anschauungen immer mehr den Slavophilen, und der crasse Unterschied, welcher ehemals zwischen Westlern und Slavophilen bestand, ist, nach der Ansicht Koschelew's, längst dahin. „Jetzt sehen bereits alle unsere vernünftigen Landsleute die Nothwendigkeit ein," sagt Koschelew, „das Eigene kennen zu lernen, es zu entwickeln und von demselben durchdrungen zu sein, ohne jedoch allem Andern, was von den Nationen, die uns auf dem Gebiete der menschlichen Cultur und Civilisation überflügelt haben, bisher erreicht worden ist, feindselig gegenüber zu stehen. Heute dürfte es nicht mehr paradox klingen, wenn wir behaupten, daß der Nationalitätsgedanke eine große Bedeutung für die Wissenschaft hat; daß diese letztere von den verschiedenen Nationen verschiedenartig bearbeitet wird; daß jede Nation ihr besonderes Scherflein zu derselben beiträgt; daß je, eigenartiger eine Nation ist, um so eigenartiger sie die Wissenschaft kultivirt, einen um so größeren Dienst sie ihr erweist, um so reichhaltiger sie sie macht; daß die Wissenschaft keine abstracte Schöpfung der allgemeinen Menschheit ist, sondern ein Product verschiedener Nationen, welche auf diesem Gebiete, entsprechend den Eigenthümlichkeiten ihres Volksgeistes und ihren Orts- und Lebensbedingungen gewirkt haben."

Ueber den frommen Wunsch der Slavophilen, wie er sich in Obigem kundgiebt, kann nunmehr kein Zweifel herrschen. Er gipfelt darin, daß die slavische Welt beim Westen Europas wohl seine moderne Cultur absehen kann und darf, letztere aber, vor deren Gebrauch, ist nach eigenen Mustern umzuarbeiten, mit der örtlichen Vergangenheit in Einklang zu bringen und solcher Gestalt für sich mundrecht zu machen. So interessant diese Aufgabe ist, so schwierig erscheint sie auch, und die gegenwärtige oder eine künftige russische Generation wird ja zeigen, ob sie die sittliche und civilisatorische Kraft in hinreichendem Maße inne hat, um sich dieser Aufgabe mit bestem Erfolg zu entledigen.

Feuilleton.

Der Tubus.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von G. Kruse.

(Schluß.)

„Soeben bin ich angelangt", rief mir der Bursche zu; „es wird just dieselbe Zeit sein wie gestern."

„Das stimmt", erwiderte ich und griff mechanisch in die Westentasche: doch die Uhr befand sich nicht darin. Ich hatte sie aus besonderen Gründen zu Hause gelassen . . .

„Bursche", begann ich, kaum in das Schiff gestiegen, „siehst Du dieses Goldstück?"

Die Augen des Jungen funkelten.

„Es gehört Dir, wenn Du thust, was ich Dir sage."

Der Bursche war ganz Ohr.

„In erster Linie führst Du mich dahin, wo wir gestern waren; dann, wenn ich zufällig ins Wasser falle, so springst Du mir nicht nach, um mich zu retten, sondern schreist aus vollem Hals um Hülfe."

Mein Lootse war nicht gerade auf den Kopf gefallen, doch wollte ihm mein Vorschlag nicht recht einleuchten.

„Aber, mein lieber Herr, was sagen Sie da?" rief er und riß die Augen weit auf. „Warum wollen Sie in's Wasser fallen, und weshalb soll ich Sie ertrinken lassen?"

„Dummkopf!" erwiderte ich, „es handelt sich um einen Scherz; ich kann schwimmen wie ein Fisch."

„Nun, warum soll ich denn um Hülfe rufen?"

„Höre, mein Bürschchen, Du bist viel zu neugierig. Gehorche einfach — das wird Dir besser anstehen. Wenn

Du aber nicht willst, so gehe ich wieder", fügte ich hinzu und stellte mich, als wollte ich das Goldstück in die Tasche zurückbefördern.

„O nein, nicht doch", protestirte nun eifrig der Knabe und streckte sehnsüchtig seine Hand nach der Münze aus — „ich will ja Alles thun!"

Er hißte das Segel und wir setzten uns in Bewegung. Auf die Seite gebogen, strich unser Schiff dahin, indem es einen glänzenden Streifen weißschimmernden Schaums hinter sich ließ. Das Meer war heute bewegt. Ein kräftiger Wind schwellte das Segel. Die Ruder lagen unnütz da, und mein Steuermann betrachtete mich fortwährend mit einer gewissen Neugierde.

Im Nu langten wir vor der Villa an. Wie gewöhnlich war niemand am Fenster zu sehen; nur die Klänge des unvermeidlichen Klaviers ließen sich wieder hören.

„Zieh' das Segel ein", gebot ich dem Jungen, „wir dürfen uns nicht allzuweit von hier entfernen."

Ich erhob mich ebenfalls, um ihm bei dem Manöver zu helfen, verlor aber das Gleichgewicht und fiel in's Wasser. Die Sache gelang mir so naturgetreu, daß ich selbst in jenem Augenblick glaubte, es sei nicht nur Verstellung gewesen.

„Hülfe, Hülfe!" schrie nun der Bursche aus Leibeskräften, theils aus eigenem Antrieb, theils um dem erhaltenen Befehle nachzukommen.

Ein Fenster der Villa öffnete sich, und ein sehr blasses Mädchen erschien auf der Terrasse. Sie war's, meine Göttin, mit ihrem ängstlichen, bleichen Gesichtchen, noch tausendmal schöner denn je.

Stimmen ließen sich hören:

„Eveline — Eveline — was hat es gegeben?" —

Zu gleicher Zeit erschienen noch zwei Personen auf der Terrasse: der Graukopf, den ich vor zwei Tagen durch meinen Tubus gesehen, und eine Dame in den besten Jahren von würdiger Haltung.

Ohne Zweifel waren es die Eltern des angebeteten Mädchens, dessen Name ich soeben vernommen.

Ich producirte meine Schwimmkünste und wandte mich der Küste zu, ermuntert durch die Familie Azzoli, welche mir im Chore zurief:

„Nach dieser Seite! zu uns! wir werden Ihnen gleich aufschließen lassen."

Auf dieses Anerbieten hatte ich gerechnet und sah nun mit großer Genugthuung, wie meine Voraussetzungen sich verwirklichten.

Ich kletterte am Ufer empor, nicht ohne mir dabei am Knie eine leichte Quetschung zuzuziehen, und gelangte bald an eine steinerne Treppe. Nachdem ich sie erstiegen, kam ich zu einem hölzernen Thor, das mir von einem Diener geöffnet wurde. Es bildete den Eingang zu einer Allee. Im Hintergrunde des etwa 30 Meter langen Laubgangs dämmerte die Fassade des Landhauses herüber.

* * *

Das Ehepaar Azzoli und die schöne Eveline kamen mir mit einer Herzlichkeit entgegen, welche ihrem liebenswürdigen Charakter Ehre machte. Sie boten mir alles Mögliche an: ich müßte mich erholen, die Kleider wechseln, etwas zu mir nehmen . . . Nur gut, daß ich ein tüchtiger Schwimmer sei, sonst hätte ein Unglück passiren können, da der Tollpatsch von Schiffsjunge, statt mir zu helfen, mit offenem Munde dagestanden sei.

„Wir sind etwa von derselben Statur", nahm Herr Azzoli das Wort, „nur daß ich als älterer Mann etwas voller bin. In jedem Fall werden Sie sich mit einem Anzug von mir behelfen. Aber treten Sie doch ganz ungenirt ein; das bischen Wasser richtet keinen Schaden an."

Ein eben dem Meere Entstiegener präsentirt sich mit seinen herabhängenden Haaren und triefenden Kleidern nicht gerade im günstigsten Lichte. In jenem Augenblicke jedoch dachte ich nicht daran. Ich bildete mir damals ein — wir reden ja von jener längst verflossenen Zeit — ein recht hübscher junger Mann zu sein, und war dabei voll Jugendübermuth. Ich betrachtete Eveline und segnete tausend und aber tausend Mal des Onkels Tubus, welcher sie mich hatte entdecken lassen, und noch viel mehr bewunderte ich sie, als ich es von meinem entfernten Beobachtungsposten aus gekonnt. Trotz aller Vorzüge hatte mir das treffliche Fernrohr den unaussprechlichen Liebreiz des Gesichts und das anmuthige Lächeln nicht ganz zeigen können. Ueberdies war es mir nicht möglich gewesen, mir ein Gesammtbild dieser feinen, poetischen Gestalt zu machen, zumal meine Angebetete stets hinter der Fensterbrüstung zur Hälfte verborgen gewesen war. Und sie — hatte sie vielleicht in mir jenen indiskreten Menschen erkannt, um dessentwillen sie genöthigt war, ihre gewohnte Vormittagsbeschäftigung zu ändern? Doch nein — das war nicht der Fall, wie ich später erfuhr. Aber ein unbestimmtes Gefühl ließ sie ahnen, ich möchte jener Jemand sein, und so betrachtete sie mich denn nur flüchtig und erröthend.

Mit geheimem Bangen dachte ich daran, meinen Namen nennen zu müssen, und an die Wirkung, welche diese Offenbarung hervorbringen werde.

Nur zu bald sollte mir hierzu Gelegenheit werden. Herr Azzoli sagte nämlich zu mir:

„Wir werden Sie gern im Wagen nach Hause geleiten; Sie sind doch aus der Stadt gekommen, nicht wahr?"

„Nein — nein — ich wohne nur etwa eine Viertelstunde von hier — und kann sehr wohl zu Fuß heimkehren."

„Wirklich?!" rief nun der Urheber meiner Angebeteten und musterte mich mit einem durchdringenden Blick. „Und mit wem habe ich eigentlich die Ehre?"

Nun gab's kein Zögern mehr.

„Demetrius Angelucci", gab ich zur Antwort, „Sohn Ihres Nachbars Angelucci."

Ueber Evelinens Wangen ergoß sich ein noch intensiveres Roth. Die Eltern aber konnten eine gewisse Ueberraschung nicht völlig unterdrücken, und ihre Mienen wurden sehr ernst. Herr Azzoli indessen, zu fein erzogen, um die Pflichten der Gastfreundschaft zu vergessen, faßte sich schnell wieder und sagte:

„Ich darf Sie jetzt nicht mit Gesprächen hinhalten." . . .

Dann fügte er zu dem harrenden Diener gewendet, hinzu:

„Geleite den Herrn in mein Zimmer, reiche ihm einen Anzug von mir, sei ihm beim Ankleiden behülflich und führe ihn dann hierher zurück."

* * *

Als ich verwirrt und voller Zweifel über die Schicklichkeit meines Unternehmens in den Salon zurückkehrte, fand ich den Hausherrn allein. Er erhob sich und nickte leicht mit dem Kopfe; dem Diener gab er ein Zeichen, sich zu entfernen, schenkte mir ein Glas Portwein ein und nöthigte mich, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Dann von Neuem sich setzend, begann er:

„Sie sind also der Herr Demetrius Angelucci?"

„Zu dienen, mein Herr."

„In diesem Falle", fuhr Herr Azzoli fort, werden Sie jedenfalls auch den gewissen Jemand kennen, welcher von Ihrer Villa aus mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit ein colossales Fernrohr gegen das Fenster meiner Tochter Eveline zu richten pflegt."

Ich brachte es nicht über mich, es zu leugnen, und gestand, daß ich der Thäter sei.

„Das thut mir leid", erwiderte würdevoll mein Wirth, „zumal ich Ihnen eine Indiscretion vorwerfen muß, die mich zwang, das Zimmer meiner Tochter zu verlegen. — Sie wissen doch, daß es nicht hübsch ist, Andern in die Häuser hineinzuspähen".

Ich strengte mein Gehirn an, um eine passende Antwort zu finden. Doch Herr Azzoli ließ mir keine Zeit dazu und fuhr fort:

„So muß es Sie nicht wundern, wenn ich einen Verdacht hege. Es wird mich freuen, wenn sie denselben zerstreuen können. — War das kalte Bad von vorhin ein wirklicher und wahrhaftiger Unfall oder ein berechnetes Experiment, um die Aufmerksamkeit meiner Tochter wachzurufen und Ihnen Eintritt in unser Haus zu verschaffen?

Meine Verlegenheit war die beste Antwort. Ich konnte einmal nicht lügen.

„Ich sollte Ihnen dafür einen ernstlichen Verweis ertheilen", hub Herr Azzoli wieder mit der Feierlichkeit eines Richters an — „aber ich will mich daran erinnern, daß Sie mein Gast sind und einer allgemein geachteten Familie angehören. So beschränke ich mich darauf, Ihnen zu sagen, daß Ihre Handlungsweise dem Namen, den Sie tragen, keine Ehre macht."

Herr Azzoli erhob sich in der unzweifelhaften Absicht, mich zu verabschieden — doch so durfte und konnte ich nicht weggehen. Ich fiel daher sozusagen mit der Thür ins Haus. In den glühendsten Farben schilderte ich den unauslöschlichen Eindruck, den Fräulein Eveline's Schönheit in mir erzeugt, und ohne mein Benehmen zu vertheidigen, versicherte ich dem Herrn Papa ins Angesicht, wie ernsthaft meine Absichten gewesen seien. Wohl sei der gegenwärtige Augenblick übel gewählt, um von Heirathen zu reden — ich aber schwor, daß Eveline und keine Andere jemals die Meine werden würde, und zwar erklärte ich dies mit erhobener Stimme, nicht ohne die Hoffnung, von einer gewissen Jemand gehört zu werden.

„Brechen wir ab", sagte Herr Azzoli, nachdem er mich höflich um Mäßigung ersucht. „Ich kann Ihr Strohfeuer ebenso wenig ernst nehmen, als Ihre Eltern, wenn sie es wüßten. In Ihrem Alter denkt ein Mann auch nicht ans Heirathen, sondern ans Studium und daran, wie er sich eine Stellung im Leben schaffen will. Gefällt es Ihnen aber, mit Frauen Scherz zu treiben, so wählen sie solche aus, bei denen dergleichen erlaubt ist."

„Aber ich wiederhole Ihnen ja, daß ich durchaus nicht scherze", rief ich mit Ungestüm. „Ich schwöre Ihnen . . ."

„Genug, ich bitte Sie, Sie haben schon einmal geschworen."

„Und ich werde ein zweites und ein drittes Mal schwören", rief ich, mich in die Brust werfend. „Ich werde mir eine Stellung schaffen, die Liebe ihrer Eveline zu erringen suchen — und sie heirathen. — —"

„Aber, Herr Angelucci, beruhigen Sie sich doch —"

„Mein Name ist so ehrenwerth wie der Ihrige. Sie können mir Ihre Zustimmung nicht versagen, wenn Sie sehen werden, daß ich im Stande bin, Ihre Tochter glücklich zu machen."

Ich hatte Alles gesagt, was ich vorzubringen hatte, und willigte endlich ein, mich zu entfernen. Herr Azzoli geleitete mich mit diplomatischer Höflichkeit an den Ausgang und meinte dann nicht ohne eine gewisse Ironie:

„Ihre Kleider werde ich Ihnen im Laufe des Tages senden und zugleich die meinigen holen lassen." —

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich in einem Rock, einer Weste und einem Paar Beinkleider herumschwamm, die für meine Verhältnisse viel zu weitläufig angelegt waren, und ich mußte mir gestehen, daß die Rolle, die ich eben gespielt, eher eine komische als eine heroische gewesen. Aber was hatte das zu bedeuten: verließ ich doch die Villa als ein ganz anderer Mensch. Noch nie zuvor hatte ich mich so selbstbewußt gefühlt, noch nie war ich so entschlossen, es mit dem Schicksal aufzunehmen.

* * *

Zu Hause schüttete ich meiner Mutter das Herz aus: ich hätte nun meinen Beruf gefunden, und zwar sei es nicht der, auf fernen Gewässern herumzufahren; mein Lebenszweck bestehe vielmehr darin, Eveline als Gattin heimzuführen, doch erst, wenn ich sie mir durch Studium und ausdauernde Arbeit verdient haben würde.

Hätte ich zu meinem Vater in dieser Weise gesprochen, würde er mir in's Gesicht gelacht haben; meine Mutter aber hörte mir ganz glückselig zu, im Innersten vergnügt, daß ich mir die Seemannsgedanken aus dem Kopf geschlagen, und überzeugt, daß ich, wenn ich mich nur mit Energie auf etwas verlege, bald der bedeutendste Mann meiner Zeit sein werde. So sind sie ja alle, die guten Mütter! — Wir kamen überein, dem Vater hinsichtlich Eveline's nichts mitzutheilen, wohl aber ihn zu überreden, mich noch ein weiteres Jahr die Universität besuchen zu lassen. Mit großer Mühe gelang der Plan, und der Kapitän fand bei seiner Rückkehr die Scene vollständig verändert. Erzürnt reiste er wieder ab und nahm alle seine Habseligkeiten mit sich fort. Auch den Tubus.

Ich that indessen das Menschenmögliche, und am Ende des Jahres galt ich, vielleicht auch dank dem Wohlwollen meiner Professoren, als der beste Student unserer Universität. Um kurz zu sein: der Ernst meines Vorsatzes konnte von Niemandem mehr in Zweifel gezogen werden, und als ich Herrn Azzoli schrieb, daß ich meinen Entschluß nicht geändert, kam er mir mit großer Bereitwilligkeit entgegen.

Die beiden Familien lernten sich gegenseitig kennen und schätzen, und ich zögerte nun nicht länger, mich mit Eveline zu verloben, welche ihrerseits, nebenbei gesagt, mich nicht verschmähte.

Als wir heiratheten, zählte ich fünfundzwanzig Jahre, sie neunzehn. Der Onkel, welchem meine Liebesgeschichte zu Ohren gekommen, söhnte sich mit uns aus und sandte mir als Hochzeitsgeschenk diesen Tubus, mittelst dessen ich meine Lebensbestimmung und meine Lebensgefährtin gefunden.

„Und nun" — schloß Angelucci — „lassen wir Eveline nicht allein, sie wird uns zum schwarzen Kaffe erwarten".

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die große Glocke.

Lustspiel in vier Aufzügen von Oscar Blumenthal.

Auch dem neuen Stücke Blumenthal's liegt, wie dem „Probepfeil", eine These zu Grunde. „Ehemals", läßt der Verfasser eine Person seines Lustspiels ungefähr sagen, „wurde man durch Talent berühmt; heutzutage wird man es durch Majoritätsbeschluß, denn wir leben ja im parlamentarischen Zeitalter. Schreien, Lärmen, sich an den Strang der großen Glocke hängen — Bim-Bam! Bim-Bam! — daß den Leuten die Ohren gellen: damit zwingt man's. Und auf daß die große Glocke der Reclame recht volltönig in die Weite schalle, hat die Vorsehung einen Klöppel dazu geschaffen, der ausgiebiger und beweglicher ist als alle Werke von Menschenhand: die Frauenzunge." Das ist das Thema, — wie man sieht, kein neues. Vornehmlich Scribe, den sich Blumenthal überhaupt und mit Recht zum Muster genommen, hat es in seiner„ Camaraderie" („Gönnerschaften") behandelt. Blumenthal führt es in neuer und origineller Weise aus: würde sein Stück nicht da und dort in den derben Ton des modernen deutschen „Schwanks" verfallen, so könnte man es füglich den großen Sittenkomödien des Franzosen an die Seite stellen.

Eberhard Wilfried ist der Sohn eines berühmten Mannes. E will dem Vater, der ein großer Bildhauer gewesen, nachstreben und sich seines Namens würdig zeigen, aber die Natur hat ihn mit ihren Gaben nur bescheiden ausgestattet und ihm die wahre Künstlerschaft versagt. Die ganze Tragik des Epigonenthums, die Grillparzer in seinem Gedicht an Mozarts Sohn aufgerührt hat:

„Du bist die weinende Cypresse
An deines Vaters Monument" —

muß auch Eberhard durchleben. Freilich ist bei Beginn des Stückes noch Alles bestrebt, ihn über die Bescheidenheit seines Talents zu täuschen und mit egoistischer Schmeichelei und lügenhaftem Korybantenlärm zu umgeben. Warum sollte man auch dem vortrefflichen Jungen mit dem verehrungswürdigen Charakter wehe thun? „Il n'a point de talent, mais il aime tant sa mère!" Dies Wort einer französischen Posse trifft bei Eberhard buchstäblich zu. Und auch seine Mutter ist eine so herrliche Frau, daß kein Mensch ihr etwas zu Leide thun und sie gar aus ihren süßesten Illusionen reißen möchte. Nicht einmal ihr

alter, wackerer Freund, der kaustische Caricaturenzeichner Murner. Ja, dieser geht in seiner Gutmüthigkeit so weit, sich mit dem Bildhauer Theobald Vogt zu vereinigen, um das angebliche Genie Eberhard's an die große Glocke der Reclame zu hängen. Die wichtige Unterstützung der Oberglöcknerin Frau Consul Gundermann, in deren Salons die Berühmtheiten gemacht werden, soll ebenfalls für Eberhards Ruhm sorgen.

Die Stadt Bremen hat eine Concurrenz für einen monumentalen Brunnen ausgeschrieben, und die Entscheidung der Jury findet in diesen Tagen und sonderbarer Weise in Berlin statt, wo das Stück jedenfalls zu spielen scheint. Die Preisrichter sollen beeinflußt werden, die gesellschaftliche Reclame muß Eberhards stümperhaften Moses als einzig würdiges Modell proclamiren, und der gefährlichste Concurrent, eben der großmüthige Theobald, ist sogar bereit, sein eigenes Werk zurückzuziehen oder, da es hiefür zu spät ist, sich selbst für den Preis unmöglich zu machen. Doch rufen diese Intriguen auch eine Contremine hervor. Die junge Wittwe Baronin Erna von Solden, die Inhaberin eines mit dem Gundermann'schen rivalisirenden Salons, liebt den wahrhaft genialen Theobald und setzt Himmel und Erde in Bewegung, um ihn gegen seinen Willen krönen zu lassen, ihn berühmt, ja sogar unsterblich zu machen. Wie sie das eigentlich anfängt, wird nicht recht klar. Vorderhand sagt die pikante Dame ihrer Nebenbuhlerin allerlei Unverbindlichkeiten über ihr Alter nnd fällt bald darauf in eine ziemlich plumpe Falle. Der einflußreiche Professor Ludovici, dessen Stimme in dem Preisausschreiben ausschlaggebend ist, wird von der Partei Gundermann umworben, was durch ein Manöver mit einem anonymen Briefe, der ihn sehr in Harnisch bringt, bereits gelungen scheint. Die Baronin will ihn ebenfalls gewinnen. Ohne den Inhalt des Briefes zu kennen, ist sie unbesonnen genug, Theobald zu veranlassen, sich für den anonymen Schreiber auszugeben. Mit einer Bereitwilligkeit, die nur in der nach Blumenthals Versicherung durch und durch verlogenen Gesellschaft nichts Auffallendes hat, brüstet sich der Bildhauer mit seiner Autorschaft. Der Professor ist außer sich und schwört, Theobald werde den Preis niemals erhalten. Damit ist dieser sammt seinen Bundesgenossen sehr einverstanden, aber die düpirte Baronin fällt in Ohnmacht, denn nun ist ja eingetroffen, was sie gerade vereiteln wollte.

Im dritten Acte, wo sie ihre Revanche nehmen will, drängt sich eine neue Figur zu ihrer Hülfe in den Vordergrund. Blumenthal hat ihr einen etwas künstlich zugespitzten Charakter zurechtgelegt: sie ist das umgekehrte Aschenbrödel. Während die böse Stiefmutter im Märchen die verhaßte Tochter in Lumpen kleidet und an den Küchenheerd verbannt, läßt die Consulsgattin ihre leibliche Tochter, die naseweise, hohle Elly, in schlichter Mousseline und in bescheidenster Haltung, ganz Einfachheit und häusliche Tugend, einhergehen, indeß ihr für ihre Stieftochter Ottilie keine Robe zu prächtig, kein Vergnügen rauschend genug ist. Auf diese Weise erreicht die Frau Consul zweierlei: einmal kommt sie nicht in den Verdacht, eine böse Schwiegermutter zu sein, andererseits wird sie ihre eigene Tochter als zukünftige Muster-Hausfrau und -Gattin viel eher unter die Haube bringen. Unwahrscheinlich bleibt es nur, daß Ottilie, die charakterstarke, sich zu dieser Komödie hergiebt und ihre Rolle so virtuos durchführt, um blos insgeheim hier und da ihren Freunden zu verrathen, wie unglücklich sie diese „glänzende Lüge" macht. Ottilie liebt Eberhard, aber sie weiß, daß auch er ein ahnungsloses Opfer der Lüge ist, die ihr ganzes Leben vergiftet, daß sein Talent unbedeutend, sein Ruhm erschlichen ist, daß er einzig dem unwürdigsten Bim-Bam der großen Glocke den ersten Preis verdankt. Und sie nimmt es auf sich, ihm die Augen zu öffnen. Vielleicht hätte man dem Zufall besser dieses grausame Werk überlassen, indem Ottilie durch ihre Enthüllung noch unsympathischer erscheint; aber gerade diese charaktervolle Schonungslosigkeit steht der herben Jungfrau, wie Blumenthal sie zeichnen wollte, vortrefflich zu Gesicht. Recht hübsch ist es auch, daß diese grausame Liebesthat Ottilien den Muth giebt, auch ihrerseits mit der Lüge zu brechen. Während Eberhard den erschlichenen Lobeer von sich schleudert und der großen Kunst in richtiger Erkenntniß seiner Unzulänglichkeit Valet sagt, um als schlichter Kunsthandwerker sein ehrenvolles Auskommen zu finden, schlägt Ottilie die Hand eines gräflichen Freiers aus und verläßt das väterliche Haus. Dem vierten Act ist es vorbehalten, auch diese Disharmonie zu lösen. Der Consul, der sich bisher nur als richtiger Simpel erwiesen, verräth plötzlich eine unerwartete Schlauheit und Energie: er kommt durch einen Komödienkniff hinter das Herzensgeheimniß seiner Tochter und tritt zum erstenmal in seinem Leben seiner Frau gegenüber als ein Mann auf, indem er mit einem lakonischen „Erledigt" die Hände der Liebenden in einanderfügt. Selbstverständlich werden Theobald und die schöne Baronin ebenfalls ein Paar; daß es schon am Ende des dritten Aufzugs geschieht, erscheint in Anbetracht der dünnen Handlung des letzten Actes bedenklich verfrüht.

Schon aus dieser flüchtigen Inhaltsangabe geht hervor, daß Blumenthal die Handlung hier viel weniger einheitlich gestaltet hat als im „Probepfeil". Er setzt so viele Motive ein, daß es ihm gar nicht möglich ist, sie alle sorgfältig auszumünzen. Das Interesse wird zersplittert, und der Zuschauer weiß schließlich nicht mehr, worauf es eigentlich ankommt. Nach der ersten Hälfte des dritten Aufzuges ist die Haupthandlung zu Ende; die lange Liebesscene, die seinen Schluß bildet, ist ein hors d'oeuvre, freilich in ihrer Herzlichkeit ein angenehmes, und der vierte Act lebt nothdürftig von einem neu eingesetzten Motiv, das mit der großen Glocke nichts mehr gemein hat. Blumenthal erschöpft eben seine Combinationen nur so weit, als sie ihm Gelegenheit zu heiter wirkenden Effecten bieten. In diesem Bestreben kommt es ihm auch gar nicht darauf an, recht drastische Possenmittel zu verwenden, die schlecht zu dem vornehmen Stil seiner Komödie und deren ganz ernstem Kerne passen. Die wenig salonmäßige Art, wie sich respectable Herrschaften Grobheiten sagen, der unfeine zweite Actschluß mit der Ohnmacht, die den unfähigen Dr. med. Huschke zu dem Rufe nach einem Arzte veranlaßt, und die Beladung des störenden Consuls mit Tintenfaß, Mappe, Papier und Papierkorb, das sind Alles Posseningredienzien, von denen Blumenthal seinen „Probepfeil" viel besser reinzuhalten gewußt hat.

Sonst zeigt sich das keck zugreifende, lebendig gestaltende Talent auch hier überall. Er hat uns nicht die banale Liebeskomödie vorgesetzt, sondern frisch und muthig ein ernsthaftes, interessantes Thema gewählt mit wirklichen modernen Menschen und tiefgreifenden Conflicten. Sein Stück ist gefühlt, nicht nur gemacht. Dazu kommt ein leichter, gefälliger Dialog voll hübscher Bemerkungen und feiner und heiterer Pointen. Die Actschlüsse sind sämmtlich geschickt. Hat Blumenthal nichts Lustiges bei der Hand, so rettet er z. B. den gefährdeten dritten Act durch eine große Liebesscene, die Frau Niemann-Raabe und Herrn Kadelburg auf den Leib geschrieben ist. Und diese beiden Hülfsgenossen ließen ihn nicht im Stich. Weniger ausgiebig unterstützten ihn alle die übrigen Darsteller des Deutschen Theaters, mit Ausnahme des Herrn Friedmann, der in seinem eckigen, jovialen Murner wieder eine prächtige Bühnenfigur verkörpert hat. Der Erfolg war ein durchschlagender, zum Trotz der zahlreich versammelten Neider, deren Zischen von dem siegreichen Geläute der „Großen Glocke" und dem Beifall ihrer Freunde laut übertönt wurde. Z.

Notizen.

Glykerion. Eine pergamenische Novelle von Johannes Flach. (Tübingen, Osiander.) Mit dem Worte: I, fuge, sed poteras tutior esse domi (Geh', fliehe! aber sicherer wärest du doch zu Hause gewesen) entläßt der philologische Verfasser seine kleine Novelle in die Oeffentlichkeit. Er hat Recht! besser wäre sie zu Hause, im Pulte, geblieben. Er hat den Stoff für seine novellistische Leistung unter mehreren kleinen Liebesgeschichten gefunden, die auf dem letzten Blatte einer sonst werthlosen kirchlichen Handschrift des späten Mittelalters aufgezeichnet stehen. Ein sehr einfacher Stoff! Glykerion, ein pergamenisches Mädchen, gewinnt den Philologen Demetrios, mit dem sie die Dichter, besonders die Sappho, liest, leidenschaftlich lieb. Leider ist er schon verheirathet,

sie verlobt. Seine Bedenklichkeit — oder wir wollen sagen Rechtschaffenheit — gewinnt den Sieg über ihre Leidenschaftlichkeit. Sie trennen sich, und Glykerion heirathet ihren Verlobten. Aber ein späteres Wiedersehen mit Demetrios, das sie herbeizuführen weiß, macht in ihr nochmals jene Leidenschaftlichkeit rege, und sie endet durch Selbstmord. Auf jeden Fall war diese Geschichte in dem Texte, in dem sie der Verfasser vorfand, recht einfach, recht naiv erzählt. Aber was macht er daraus? Er wälzt Berge, damit dieses kleine Mäuschen hervorschlüpfen kann. Ganz Pergamum, Alexandria und die Insel Lesbos mit ihren Tempeln, Bibliotheken und herrlichen Landschaften, aller Hausrath der damaligen Zeit, alle Sitten und Gebräuche, alle großen Männer, die damals in jener Gegend lebten, werden von ihm hervorgeholt, um diese kleine Gestalt der Geschichte in ein großes bauschiges Gewand zu hüllen. Wir finden keinen Geschmack mehr an dieser antiken Detailmalerei, und empfingen von dem vorliegenden kleinen Buche nur den Eindruck der Langeweile und Stillosigkeit. Auch finden sich da und dort arge Schnitzer wie der folgende komische: „Er reichte ihr die Hand, die er herzlich drückte." O. B.

Drei englische Dichterinnen. Essays von H. Druskowitz. (Berlin, Rob. Oppenheim 1885.) Die Schriftstellerin Druskowitz hat sich schon durch ein Buch über Shelley bekannt gemacht. Der Vorwurf, der von manchen Seiten gegen jenes Buch erhoben wurde, daß es zu wenig auf Originalunterſuchungen beruhe, ist auch, wenigstens was das biographische Material betrifft, auf die vorliegenden drei Aufsätze zu beziehen, welche sich mit der schottischen Dramatikerin Joanna Baillie, mit der lyrischen englischen Dichterin Elisabeth Barret Browning und der Romanschriftstellerin George Elliot beschäftigen. Jedoch wiegt dieser Vorwurf nicht schwer gegenüber der übersichtlichen und durchaus sachgemäßen Analyse, welcher die größeren Werke dieser Dichterinnen unterzogen werden, und gegenüber der gefälligen und klaren Schreibweise, welche wohl viel dazu beitragen wird, die Schicksale und Werke der Besprochenen, von denen die erste in Deutschland wenig genannt sein dürfte, auch in weiteren Kreisen des lesenden Publikums bekannt zu machen. Auf jeden Fall ist der Zweck dieser Essays, ein übersichtliches Bild über jene drei bedeutenden Erscheinungen der „Victoria-Literatur" auch den weniger orientirten Lesern zu geben, vollständig erfüllt. Nicht so gelungen sind die beigefügten Uebersetzungs-Versuche. Stellen wie:

Ich hörte zwischen Casa Guidi und
Der Kirche letzte Nacht ein Kindlein singen:
O bella liberta, o bella! stets
Dieselben Töne, doch auf Tönen, die
Von solcher Höhe, daß ihr meintet, wenn
Solch' Vöglein u. s w., u. s. w.

geben Beweis davon, daß die Verfasserin mit der Behandlung des jambischen Versmaßes noch wenig vertraut ist. Auch die größeren übersetzten Stücke, wie: „Der Schrei der Kinder" von Mrs. Browning lesen sich nur hart und mühsam und geben den Zauber nicht wieder, der gerade in den Versen dieser Dichterin liegt.

Frau von Soldan. Erzählung von Leopold von Sacher-Masoch. (Leipzig, E. L. Morgenstern.) Ueber diese Geschichte läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß sie alle Vorzüge und alle bekannten Geschmacklosigkeiten der Sacher-Masochschen Erzählungskunst enthält. Da Sacher-Masoch nicht mehr in dem Alter steht, wo man hoffen darf, er werde sich seine literarischen Unarten abgewöhnen und seiner Manier entsagen, so braucht man von seinen Büchern nichts Neues mehr zu erwarten. Dieser Roman spielt natürlich in den Lieblingsgegenden des Verfassers, in jenem Halb-Asien, nach dessen Sitten und Gewohnheiten er merkwürdigerweise deutsche Verhältnisse zu beurtheilen pflegt. Die Geschichte ist flott und anschaulich erzählt und bringt eine Fülle von originellen Gestalten, ohne daß die letzteren gerade sympathischer Art wären. Selbst die Heldin ist dies nicht, so gern der Verfasser es uns glauben lassen möchte. Ihr Benehmen ist eben oft — z. B. gegen den unbequemen Liebhaber — für deutsche Anschauungen zu — halbasiatisch. Auch ihr Gatte, dessen Verhältniß zu der Heldin in so idealem Lichte erscheinen soll, ist nicht viel mehr als ein Gimpel, und daß Sacher-Masoch ihn sich noch gar in eine Milchschüssel setzen läßt, ist doch etwas stark für diesen Gatten, dessen revolverbewaffnete Frau nur ihn und ihn so schwärmerisch liebt. Daß alle Damen des Buches Pelze tragen, und zwar jede verschiedene Arten von Pelzwerk, daß dies genau beschrieben und nie vergessen wird, das Anziehen der Pelzjacken und das dadurch verursachte Geräusch möglichst anschaulich zu schildern, versteht sich von selbst. Was wäre eine Geschichte von Sacher-Masoch ohne Pelze? T—n.

Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz. Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold (Frankfurt a. M. Liter. Anstalt.)

Die literarhistorische Detailarbeit, welcher ganz besonders unsere letzte große Literaturepoche jetzt unterzogen wird, hat in diesem Buche wieder ein neues Werk geliefert. Man hat diesmal die Schublade des unglücklichen Lenz, des Sturm- und Drang-Genossen des jungen Goethe, vor uns ausgeschüttet, und eine Masse von Papierschnitzeln flattern um uns herum. Der Sammler derselben war Jegor von Sivers, gesichtet und geordnet wurden sie von ihm und von Rudolf Köpke, herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold, welch letzterer außerdem eine zusammenhängende Bearbeitung des Lenz'schen Lebens und Dichtens in Aussicht stellt. Des dichterisch Werthvollen ist wenig in diesem dramatischen Nachlasse zu finden. Wie könnte auch aus diesen Fetzen und Fragmenten sich ein Kunstwerk noch herausschälen lassen? Einige kräftige Scenen, die das dramatische Talent des unglücklichen Dichters, welches übrigens in seinen vollendeten, bisher schon bekannten Werken viel glänzender hervortritt, deutlich erkennen lassen, das ist Alles. Zu diesen Scenen rechnen wir die drei „Magisterscenen" und die Anläufe zu der religiösen oder auch künstlerischen Tragödie: „Katharina von Siena", welche letztere, so verwirrt sie im Ganzen sein mögen, an manchen Stellen — oft sind es nur einzelne Zeilen oder ganz kurze Scenen, wie die meisterhafte C. 12 — das Aufblitzen des Genies erkennen lassen. Ferner rechnen wir hierzu die kurze, aber äußerst lebendige Scene aus einer wohl nicht weiter in Angriff genommenen Tragödie: „Cato." Aber desto mehr Werthvolles bietet dieser Nachlaß für den literarhistorischen Curiositätensammler. Da finden sich zunächst, außer den Vorarbeiten zu seinen „Lustspielen nach dem Plautus", Fragmente, welche — wie „Die Laube" — über Lenzens unglückliche Liebe zu Henriette von Waldner, oder — wie „Die alte Jungfer" — über seine Berührungen mit Sophie de la Roche, oder — wie „Der tugendhafte Taugenichts" — über seine Beschäftigung mit demselben ursprünglich Schubart'schen Sujet, welches Schiller's „Räubern" zugrunde liegt, einigen neuen Aufschluß zu geben vermögen. Ferner ersehen wir aus dem Fragment: „Zum Weinen oder weil Ihr's so haben wollt" in höchst interessanter Weise Lenzens eigentliche Grundstimmung gegen Goethe, dessen Liebe zu Friederike Brion in dieser Skizze Verwendung findet. Und schließlich bietet uns der Nachlaß manche merkwürdigen Ergänzungen zu den schon bekannten Werken des Dichters, so z. B. die ursprüngliche Schlußscene zu den „Soldaten", den für eine spätere Bearbeitung in Aussicht genommenen Schluß zum „Neuen Mendoza" und vor Allem eine Scene aus den gänzlich verloren gegangenen „Wolken", jenem Spottspiel gegen Wieland, welches Lenz aus dem schon begonnenen Drucke zurückzog, als er im Frühjahr 1776 nach Weimar reiste. Die sehr genauen und gediegenen Einleitungen Weinhold's zu den einzelnen Fragmenten werden wohl auch für das große Lesepublikum diesen „dramatischen Nachlaß" werthvoller machen, als er an und für sich für dasselbe sein dürfte. B—e.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rodbertus,

der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.
Eine sozial-ökonomische Studie von
Dr. Georg Adler.
gr. 8. Preis 1 Mark 80 Pf.

Bei **Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Das Kind
in Brauch und Sitte der Völker.
Anthropologische Studien
von Dr. med. **H. Ploss.**
Zweite stark vermehrte Auflage.
2 Bände. Preis 12 Mark, eleg. geb. 15 Mark.

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn, Kopenhagen.**

KLÖPPELBUCH.

Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazar".
Mit 10 Lichtdrucktafeln u. zahlr. Holzschn.
Preis 9 *M.*, in eleg. Mappe 15 *M.*

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken und einzeln zu höchsten Preisen. Meine Lagercataloge liefere für 30 Pf. franco.

L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

In meinem Verlage ist heute erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Jean-Jacques Rousseau
als Musiker.
Von **Albert Jansen.**
Preis 10 Mark.
Berlin, 1. October 1884.
Georg Reimer.

Georg Weiss, Verlag in Heidelberg.
Vor Kurzem erschien:

O. Plümacher,
Der Pessimismus in Vergangenheit u. Gegenwart.
Geschichtliches und Kritisches.
Preis 7 Mk. 20 Pf.

Wir erlauben uns auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in No. 40 der Gegenwart zu verweisen. („Zur Geschichte des Pessimismus" von Ed. von Hartmann.)

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Reisen in Tibet und am Gelben Flusse
in den Jahren 1879 bis 1880.
Von **N. von Prschewalski.**
In deutscher Bearbeitung von **Baron E. von Stein-Nordheim.**
Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte in Farbendruck.
Ein Band von 18 Bogen gr. 8°. 8 Mark. Elegant gebunden 10 Mark.

In der hier angekündigten Reise, welche einen höchst werthvollen Beitrag zur geographischen Literatur Ostasiens bildet, hat Prschewalski sein Hauptaugenmerk auf die Erforschung des **Hochplateaus von Tibet** und des oberen Laufes des **Gelben Flusses** gerichtet.

Der Autor besuchte größtentheils völlig **neue, noch unerforschte Gebiete** und bringt sein Werk die **ersten, auf eigener Beobachtung** beruhenden speciellen Nachrichten über das **Tanla**-Gebirge, dessen hohe Bedeutung als eine der Hauptwasserscheiden **Innerasiens** gerade in geographischer Beziehung die besondere Aufmerksamkeit verdient.

Bisheriger Absatz beider Werke: 21,000 Exemplare.

Soeben wurden in 8. **Auflage** ausgegeben:

Buchholzens in Italien von Julius Stinde.
Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.
Die Familie Buchholz von Julius Stinde.
Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen!

Hochwichtiges Reisewerk
aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

Das Kaiserreich Ostindien
und die angrenzenden Gebirgsländer.
Nach den Reisen der Brüder **Schlagintweit**
und anderer neuerer Forscher dargestellt.
Von **W. Werner.**
Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten.
Ein starker Band von 40 Bogen gr. 8.° Preis 11 Mark, gebunden 13 Mark.

In **anregender, volksthümlicher** Weise und von sachkundiger Hand geschrieben, soll dieses Werk, welches sich als **billige Volksausgabe** an alle Wissensdurstige wendet und dem als Grundlage das Hauptreisewerk der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher diente, **weitgehende Kenntnisse** über das Zauberland verbreiten helfen. Es soll zugleich auch **der Jugend** einen reichen Schatz gediegener Lektüre liefern und ist bestimmt, in **allen Volks- und Jugend-Bibliotheken** Eingang zu finden.

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu! [Im Buchhandel!

Gratis und franco versenden:
Katalog No. 187.
Seltenheiten. Alte Drucke. Kunst. Holzschnittwerke. Musik. Portraitwerke. Trachten. Grössere und kostbare Werke aus allen Wissenschaften. 1533 Nummern.
Breslau, 16—18 Schweidnitzerstr.
Schletter'sche Buchhandlung.
Franck & Weigert.

Soeben erschien:
Geschichte der Deutschen Volkspoesie
seit dem Ausgange des Mittelalters
bis auf die Gegenwart.
In ihren Grundzügen dargestellt von
Dr. F. H. Otto Weddigen.
8. XVI u. 360 S. M. 6.—

Die „Europa" sagt in einer längeren Besprechung: „Der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser hat mit obigem Werke eine längst gefühlte Lücke glücklich ausgefüllt, indem er zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der Deutschen Volkspoesie machte. Der Versuch ist ihm wohl gelungen."
Verlag von **Georg D. W. Callwey i. München.**

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**

Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 *M.*

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung **sucht gute Novellen, Romane und wissenschaftliche Werke** (Medicin, Naturwissenschaften, Technologie, Nationalökonomie) unter **vortheilhaften Bedingungen** zu erwerben.

Offerten sub **T. G.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Hierzu eine Beilage der Rieger'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

№ 43. Berlin, den 25. October 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Zukunft des Reichsgerichts. Von Albert Westerburg, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Finsterniß und Licht. Glossen zur jüngsten Mondfinsterniß. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Petöfi-Reliquien. Von Adolph Kohut. — Eine philosophische Dichtung in Prosa. Besprochen von Oskar Bulley. — Die Jugend Michelet's. Von Arthur Mennell. — **Feuilleton:** Der Roman des Telegraphen. Von Karl von Schlözer — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Verirrungen. Schauspiel von Joseph Trieb. Von Z. — Gurlitt's Herbstausstellung. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Zukunft des Reichsgerichts.

Von Albert Westerburg, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die Kölnische Zeitung hat vor Kurzem dem Reichsgericht zu seinem fünften Geburtstage ein Lied gesungen, das nichts weniger als ein Loblied war. Nach dem Leitartikel des rheinischen Blattes hat das höchste Gericht der deutschen Nation zum mindesten die Erwartungen unerfüllt gelassen, die man an seine Entstehung knüpfte. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird sogar ein noch viel härteres Urtheil in dem Artikel ausgedrückt finden. Freilich aber nur zwischen den Zeilen. Denn der Verfasser, welcher mit großer Sachkunde offenbar eine intime Personenkenntniß vereinigt, bewegt sich in vielen Windungen, Distinctionen und Restrictionen und giebt sich überall den Anschein, als wenn er den gegen das Reichsgericht laut gewordenen Tadel nur deshalb anführe und bis zu einem gewissen Grade als berechtigt anerkenne, um ihn auf ein gewisses Maß zurückführen zu können. Dergleichen Angriffe in Form einer nicht begehrten Vertheidigung sind allerdings die gefährlichsten, und wer von ihnen betroffen wird, mag leicht geneigt sein, hinter dem Schafspelz einen Wolf zu suchen. Jedoch mit Vermuthungen kann man irre gehen, und die freundlichen oder feindlichen Gesinnungen eines Kritikers gehören nicht zur Sache, sie sind, wie die Gedanken nach einem alten Sprichworte, zollfrei. Anzuerkennen bleibt jedenfalls, daß sich auch der höchste Areopag des deutschen Reichs eine Kritik seiner Existenz und seiner Wirksamkeit nicht blos im Einzelnen, sondern auch im Ganzen gefallen lassen muß, mag jene Kritik nun günstig oder mag sie absprechend ausfallen.

Der gegenwärtige Aufsatz will indessen weder für das Reichsgericht noch für den Kritiker der Kölnischen Zeitung Partei ergreifen. Er lehnt es vielmehr ab, zu gegenwärtiger Zeit in irgend eine Kritik der Gesammtthätigkeit des Reichsgerichts einzutreten. Unseres Dafürhaltens kann man nach erst fünf Jahren des Bestehens noch kein Urtheil über einen Gerichtshof aussprechen, an welchen mit Recht die höchsten Anforderungen gestellt werden, der aber auch andererseits mit überaus großen, in der Rechtsgeschichte fast einzigen Schwierigkeiten in die Welt getreten ist. Nicht nur ein abschließendes, sondern auch jedes nur provisorische Urtheil wäre heute noch eine Ungerechtigkeit, möchte die Censur nun gut oder schlecht ausfallen.

Wir unsererseits wollen im allgemeinen Interesse wie im Interesse des Reichsgerichts selbst nur drei Punkte hervorheben, deren sachliche Erörterung ein abfälliges Urtheil über die bisherige Thätigkeit des Reichsgerichts weder voraussetzt noch gar verstecken soll, die aber für die zukünftige Entwickelung des obersten Gerichtshofs allerdings von wesentlicher Bedeutung sein werden.

Der eine Punkt ist auch schon in dem Aufsatze der Kölnischen Zeitung erwähnt. Er betrifft die Personenfrage. Die Qualification eines Gerichtshofs hängt selbstverständlich überall und zu allen Zeiten von der Qualification seiner Mitglieder ab. Darüber ist nicht zu streiten. Ohne uns nun das directe oder versteckte Urtheil der Kölnischen Zeitung über das bisherige Personal des Reichsgerichts im Entferntesten anzueignen, müssen wir allerdings eingestehen, daß uns der sachliche Tadel des rheinischen Blattes über die Art und Weise der Berufung zum Amt als Reichsrichter durchaus zutreffend erscheint. „Der deutsche Föderalismus bringt es mit sich, daß nicht Stellen deutscher Reichsrichter sich erledigen und Ersatz verlangen, sondern preußische, bayerische, sächsische Stellen. Der Ersatz kann also auch nicht im deutschen Reiche gesucht werden, sondern im Einzelstaate. Es kann nicht gefragt werden, nach welcher Richtung bedarf das Reichsgericht neuer Kräfte und wer in Deutschland ist hierzu der passendste Mann, sondern die Landesjustizverwaltung, für welche die Lücke entstanden ist, welche aber nur höchst mittelbar das Bedürfniß zu erkennen in der Lage ist, schlägt einen Mann vor, den sie befördern möchte und der die Stelle anzunehmen bereit ist; der Bundesrath wird aber nur in seltenen Fällen den Vorschlag ablehnen. Der Schluß ergiebt sich von selbst.“ Unseres Erachtens sollten die Mitglieder des deutschen Reichsgerichts nicht in dieser Weise, sondern unmittelbar durch die Reichsjustizverwaltung aus den besten Juristen des Reiches berufen werden. Es würde dann ganz einerlei sein, ob der zu Berufende Preuße, Württemberger oder Hanseat ist, sowie ob er in seinem Heimathsstaate die hierarchische Leiter der Büreaukratie schon so hoch erklommen hat, daß die Beförderung zum Reichsgerichtsrath nicht als zu starker Sprung erscheint, oder ob aus irgend welchen Gründen der Prophet in seinem Vaterlande nicht geehrt worden ist. Auf Anciennetät und hierarchische Abstufung wird ja sonst im Beamtenstaate mit Recht alle Rücksicht genommen, aber gerade hier, wo es sich um die Heranziehung der auserlesensten Köpfe handeln muß, wäre eine Ausnahme zu machen. Das war auch wohl die Auffassung des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes, wenn es in § 127, Abs. 2 keine weiteren Voraussetzungen für die Ernennung zum Mitgliede des Reichsgerichts aufstellt, als daß der Betreffende die Fähigkeit zum Richteramt (unterster Instanz) in einem Bundesstaate erlangt und das fünfunddreißigste Lebensjahr vollendet hat. Vielleicht wäre es noch richtiger gewesen, statt des doch nicht praktischen Anfangsjahres von 35 Jahren ein Alter zu setzen, das den

Candidat nicht überschritten haben darf, im Uebrigen ist die Bestimmung des Gerichtsverfassungsgesetzes gewiß nur zu billigen, weil sie in ihrer Beschränkung der Reichsjustizverwaltung die freieste Hand läßt. Wollte diese aber die Praxis einführen, vor jeder Ernennung erst das Reichsgerichtspräsidium (nicht blos den Präsidenten) gutachtlich zu hören, — ähnlich wie bei Vacanzen in Universitätsfacultäten — so würde gegen diese freiwillige Selbstbeschränkung gewiß Niemand etwas zu erinnern haben.

Der zweite Punkt betrifft die Strafsenate des Reichsgerichts. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Strafsachen einen viel zu hohen Procentsatz der vom Reichsgericht zu erledigenden Geschäfte ausmachen. Neben den fünf Civilsenaten fungirten von Anfang an drei und bestehen gegenwärtig sogar schon vier Strafsenate, welche zudem notorischer Weise noch mit Geschäften überlastet sind. Die Behauptung wird richtig sein, daß die Aussicht, erst mehrere Jahre in einem Strafsenat zubringen zu müssen, manchen hervorragenden Rechtsgelehrten von der Annahme einer Reichsgerichtsrathsstelle abschrecken mag. Dies um so mehr, als die Mitglieder der Oberlandesgerichte und die Landgerichtspräsidenten, zwei Kategorien, aus denen sich vorzugsweise das Reichsgericht zu rekrutiren pflegt, regelmäßig fast gar nicht in Strafsachen zu arbeiten gewohnt sind. Darf man übrigens auch nicht der despectirlichen Betrachtungsweise zustimmen, welche viele Civilisten für Strafsachen haben — manche halten Strafrecht und Strafproceß kaum für wissenschaftliche Jurisprudenz —, so läßt sich doch nicht verkennen, daß wissenschaftlich, wie auch vom Standpunkt der realen Interessen aus betrachtet, das Schwergewicht des höchsten Gerichtshofes in der Civilrechtsprechung liegen muß. Auf letztere muß aber, selbst bei der besten Zusammensetzung des Gerichts, das Ueberwuchern der Strafpraxis allerdings lähmend einwirken. Eine Besserung wird auch hier durch eine Aenderung des Systems der Rechtsmittel in Strafsachen, speciell durch die Wiedereinführung der Berufung, herbeigeführt werden. Jetzt, wo gegen die Urtheile der Strafkammern keine Apellation, sondern regelmäßig nur die Revision wegen Gesetzesverletzung direct an das Reichsgericht gegeben ist, wird von diesem letzteren Rechtsmittel in den meisten Fällen nur deshalb Gebrauch gemacht, weil es kein anderes Rechtsmittel giebt; nicht weil das Gesetz verletzt ist, wird die Revision eingelegt, sondern weil die Revision die ultima spes ist, wird sie auf's Geradewohl geltend gemacht und hinterher dann zu ihrer Begründung nach einer Gesetzesverletzung gesucht. Das Reichsgericht muß sich aber der mühevollen Arbeit des Revidirens unterziehen, mag sich auch das Rechtsmittel nachher als noch so unbegründet herausstellen. Die Wiedereinführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammer — event. wenigstens eine andere Organisation des Instanzenzugs, wodurch der erheblichere Theil der Strafsachen erst die Mittelstufe des Oberlandesgerichts passiren muß — ist daher auch für die Zukunft des Reichsgerichts geradezu eine Lebensfrage, und es ist auffallend, daß die Verfechter der Berufung dieses Argument nicht mehr, als bisher geschehen, für sich geltend gemacht haben.

Ein Drittes betrifft die Vertheilung der Geschäfte unter die Civilsenate. Bekanntlich existirt in Deutschland zur Zeit noch keine Einheit des Civilrechts, sondern es bestehen im Großen und Ganzen drei Rechtssysteme, das gemeine Recht, das preußische Landrecht und das rheinisch-französische Recht. Das Reichsgericht hat nun bisher die Sachen nach diesem ihren Ursprung in gemeinrechtliche, französischrechtliche, preußische Senate vertheilt. Wir haben diese Zerreißung der Einheit des höchsten Gerichts von Anfang an nicht billigen können und stehen nicht an, dieser unserer Ueberzeugung auch hier Ausdruck zu geben. Der Vorgänger des Reichsgerichts, das Reichsoberhandelsgericht, dessen Rechtsprechung mit Fug als eine ausgezeichnete gepriesen wurde und das sich unbestrittenermaßen das allergroßartigste Verdienst um die Entwickelung des deutschen Rechts erworben hat, erzielte gerade dadurch so eminente Erfolge, daß es die entgegengesetzte Methode anwandte. Dort wurde die Sache nicht nach Rechtsprovinzen, sondern nach Materien vertheilt, in demselben Senate saßen Richter aus den verschiedensten Rechtsgebieten, Juristen mit gemeinrechtlicher, landrechtlicher oder französisch rechtlicher Vorbildung und urtheilten gemeinsam über eine Frage bald des preußischen Landrechts, bald des römischen, französischen oder Reichsrechts. Dadurch kamen neue Anschauungen und neue Ideen, frisches Blut und frisches Leben in die Rechtsprechung; altüberkommene Ansichten wurden von neuem geprüft und entweder aufgegeben oder gewannen einen erneuten, gefestigten Boden; der den Gerichtshöfen aller Zeiten und Orten so gefährlichen Ueberschätzung der „feststehenden Praxis" wurde entgegengearbeitet; Selbstkritik und Abklärung der gewohnten Ueberzeugung wurden stetig angebahnt. Daraus mußte dann in der That jene Weisheit und jene Voraussetzungslosigkeit des juristischen Denkens resultiren, welche die meist auf rechtsvergleichendem Boden erwachsenen unvergleichlichen Urtheilsgründe des Reichsoberhandelsgerichts auszeichnet. „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß Nichts von seiner eigenen" sagt Goethe. Ganz dasselbe gilt auch für die Jurisprudenz, und die praktische Nutzanwendung ergiebt sich hiernach von selbst. Auch steht es nach unserm Geschmacke dem obersten Gerichtshofe einer Nation, die legislativ wie wissenschaftlich immer mehr der Rechtseinheit zustrebt, wohl an, wenn er gleichsam vorauseilend diese Rechtseinheit praktisch vorbereitet.

Wenn wir durch vorstehende Rathschläge der Entwickelung des deutschen Reichsgerichts zu Hülfe zu kommen suchen, so wollen wir über dem erstrebten Besseren das besessene Gute nicht verkennen. Alles gute Ding muß Weile haben. Und so wollen wir uns denn durch unsere Wünsche für die Zukunft die Freude an dem gegenwärtigen Besitze des theueren nationalen Kleinodes nicht trüben lassen.

Finsterniß und Licht.

Glossen zur jüngsten Mondfinsterniß.

Von M. Wilhelm Meyer.

An der Carrière, welche die Mondfinsternisse von Anfang der menschenbevölkerten Welt bis auf unsere Tage gemacht haben, erkennt man in recht charakteristischer Weise die Fortschritte, welche unsere Intelligenz auf dem Gebiete der Naturanschauung und -Erklärung aufzuweisen hat. Die Finsternisse überhaupt, Mond- und Sonnenfinsternisse sind es jedenfalls gewesen, welche in Urzeiten, als eben der Mensch anfing, sich über das Thier zu erheben, den ersten lebhaften Anstoß zur Beobachtung der Natur, zum Nachdenken über die Ereignisse in derselben gegeben haben, und durch die Erweckung einestheils jener Empfindung von Furcht, sobald sich plötzlich das Tagesgestirn verdunkelte, andererseits von Dankbarkeit, wenn seine Strahlen bald darauf wieder segenbringend hervortraten, die erste heiße Bewegung der aufwachenden Seele, die erste Idee von einer herrschenden Gottheit, von einer Religion im weitesten Sinne des Wortes hervorzauberte. Die Sonne war der erste Regent in der Dynastie der Götter und der Mond der erste größeste Vasallenfürst, dem das Regiment über das Reich der Nacht anvertraut war. Vordem hatten die Menschen so in den Tag hineingelebt und sich nicht weiter darum gekümmert, wem sie die Wohlthaten zu danken hatten, welche sie gedankenlos genossen wie die Thiere. Da plötzlich verfinsterte sich die Sonne hoch am wolkenlosen Himmel. Man sah, wie ein schwarzes Ungethüm seine Zähne in die strahlende Scheibe eingrub und Stück für Stück von ihr abbiß. Es dunkelte immer schwerer herab. Endlich war die Sonne von einem schwarzen Wesen, das aus der Unsichtbarkeit, aus dem Nichts plötzlich hervorgetreten war, ganz verhüllt. Rothe Flammen sah man wie von einem verglimmenden Feuer über dem finsteren Körper emporschlagen, der die Strahlenkrone der Herrscherin mit frecher Hand geraubt und sich auf's Haupt gesetzt hatte.

Der einschneidende Schmerz, welcher in diesem Augenblicke durch die Natur zuckt, ist ein so allgemein empfundener, daß er das unvernünftige Thier und den Astronomen in Mitleidenschaft zieht. Die Thiere verkriechen sich ängstlich, während Schlafenszeit doch noch nicht herangekommen ist, die

Blumen schließen ihre Kelche, die ganze Natur scheint zu ermatten wie ein schönes, üppiges Weib, das plötzlich einer Ohnmacht erliegt. Die Phantasie thut das Ihrige, um den Eindruck zu erhöhen, und diese scheint selbst die schärfsten Denker in diesem Augenblick zu verwirren. So erzählt Airy, ehemals Chef der Astronomen in England, daß er bei einer solchen Gelegenheit den Eindruck empfing, als falle plötzlich eine große dunkle Masse vom Monde her mit ungeheuerer Geschwindigkeit auf ihn zu. Wenn also auch der Eindruck der totalen Finsterniß seinen Gleichmuth vielleicht nicht erschüttert haben würde, so bewirkte doch das plötzlich auftretende Phantasiegebilde, welches jedenfalls nur durch einen sehr geringfügigen Nebenumstand hervorgerufen wurde, daß die allgemeine Empfindung von Beklemmung und Furcht sich auch auf ihn übertrug.

Als die ersten Menschen diese finstere Erscheinung gesehen hatten, wurden ihre Gedanken zum ersten Male darauf hingewiesen, daß ihre Existenz in tausendfacher Beziehung von der Sonne, das heißt von etwas Ueberirdischem, Unbegreifbarem und Unbegreiflichem abhängt, daß aber auch neben diesem Könige des Lichtes ein unsichtbarer Fürst der Finsterniß Macht besitzen müsse über die Geschehnisse in der Natur, welcher ein Feind der vergötterten, segenbringenden Sonne also auch ein Feind der Menschheit ist. Er schleicht heimtückisch und ungesehen umher, und plötzlich, im unerwartetsten Augenblick, packt er die Sonne hinterlistig an: Es entsteht ein furchtbarer Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, der die ganze Natur in Furcht versetzt, und der schwarze Fürst siegt, wenn auch nur für einen kurzen Moment.

Nun galt es, sich gegen die Wuth des schwarzen Fürsten zu sichern, wenn es möglich war. Was konnte man da aber thun? Mit Speer und Schild wie gegen einen menschlichen Feind war hier nichts auszurichten, und ein geschleuderter Stein rollte matt wieder in den Sand zurück. Da erinnerte man sich, daß, wenn im Streite mit Menschen der Körper erlahmt, oft das flehend hervorgestammelte Wort, die Bitte um das Leben erfolgreich gewesen war. Das blieb hier das einzige Mittel, auf die beiden unantastbaren Fürsten dort in der Höhe vielleicht bestimmend, erlösend einzuwirken. Das Gebet entstand, und jene über der rohen Körperkraft stehende Gewalt, die vom Geist zum Geiste strömt, regte sich nun zuerst im menschgewordenen Wesen.

Das Gebet wirkte mächtig. Der Fürst der Finsterniß zog sich langsam wieder in sein unsichtbares Reich zurück; die Sonnenstrahlen brachen wieder hervor und brachten Licht und Wärme und Leben in die aufathmende Natur zurück. Das alles war für die Menschen der Erfolg ihres brünstigen Gebetes gewesen, welches sie zitternd der Sonne und der Finsterniß auf ihren Knieen dargebracht hatten. So läßt sich das erste Aufkeimen religiöser Empfindungen psychologisch gar nicht einfacher erklären, als durch den Eindruck, welchen eine totale Sonnenfinsterniß auf die ersten Regungen der Seele machen mußte, und man darf deshalb wohl behaupten, daß die beobachtende Astronomie, mit der Aufzeichnung der ersten Finsterniß beginnend, ein Zwillingskind der Religion war, mit ihr zugleich auf die Welt gekommen ist.

Die ersten Priester waren auch zugleich die ersten Astronomen. Sie notirten zunächst, soweit es überhaupt die niedere Culturstufe erlaubte, auf welcher sie standen, wann diese schrecklichen Ereignisse stattgefunden hatten: Astronomische Annalen wurden gegründet, welche später die Grundlage für einen ausgebildeten Religions-Cultus werden mußten. Man hatte bald darauf auch bemerkt, daß der bleiche Bruder der Sonne, der nachtwandelnde Mond, zuweilen von einem ganz ähnlichen Geschicke ereilt wurde, wie der strahlende Regent des Tages: auch er wurde zuweilen verfinstert. Wenn er eben in seinem schönsten Lichte voll erglänzte, nahte sich wieder dasselbe Ungeheuer, welches die Sonne anzugreifen gewagt hatte, und warf einen düstern Schatten über das schöne Gestirn, daß es roth am Himmel hing, wie vom Blute überströmt, welches im schrecklichen Kampfe mit dem Ungeheuer vergossen war. Der Eindruck, welchen eine Mondfinsterniß, namentlich auf die phantasiereichen orientalischen Völkerschaften, machte, wird kaum minder groß gewesen sein, als der einer Sonnenfinsterniß, namentlich da der Mond mit seinem duftig märchenhaften Lichte viel unmittelbarer auf die leicht erregte und furchterweckende Phantasie einwirkt als der klare logische Sonnenschein. Bei einer Sonnenfinsterniß war auch die Furcht zunächst das Resultat eines ganz logischen Schlusses: Wir hängen von der Sonne ab, das ist eine Prämisse, welche auch die ersten Menschen schnell aus der Naturanschauung abgeleitet hatten. Das Sonnenlicht erlischt. Folglich leiden Natur und Menschen. Beim Monde war die Sache schon etwas complicirter, und die leichtfertige Phantasie, die sich über logische Schwierigkeiten leicht hinwegsetzt, mußte dabei zu Hilfe kommen. Kurz, die Mondfinsternisse wurden bald ebenso sehr gefürchtet wie die Sonnenfinsternisse und in den Cultus der Gestirne einbegriffen. Heute noch haben bekanntlich die Türken eine derartig große Furcht vor jenem Ungeheuer, welches den Mond frißt, daß sie mit Flinten gegen das verfinsterte Gestirn schießen um das Ungethüm zu tödten. Die ältesten Völker aber, die Chaldäer und die Chinesen, waren damals von ihrer Ohnmacht mehr überzeugt, als heute die Türken, und kämpften gegen den bösen Geist eben auch nur wieder mit dem Geiste. Sie beteten, das heißt sie baten den obersten Gott, das Unheil abzuwenden, gegen welches die Kraft ihres Körpers nichts vermochte.

Die Priester waren auch schon damals schlau. Sie calculirten folgendermaßen. Was wir bis jetzt am Himmel gesehen haben, zeigt alles eine gewisse Regelmäßigkeit. Die Tage folgen ohne Unterlaß aufeinander. Die Sonne geht ruhig ihren gleichmäßigen Lauf. Der Mond wechselt regelmäßig sein Licht und nimmt stets nach 29 oder 30 Sonnenuntergängen wieder dieselbe Gestalt an. Vielleicht kehren auch die Sonnen- und Mondfinsternisse in bestimmten Perioden wieder. Wenn wir diese aber finden, so haben wir unser Glück gemacht. Wenn es uns gelingt, diese gefürchteten Ereignisse vorauszusagen, wird man uns im directen Einverständnisse mit der Gottheit wähnen und unser Ansehen wird gleich ungemein an Macht gewinnen. Das ist zwar eine ganz kleine Unwahrheit, und wir rechnen dabei für unsere Zwecke auf die Naivetät und Unwissenheit der Menge, aber der Zweck heiligt ja bekanntlich das Mittel. —

Sie hatten sich nicht betrogen. Die astronomischen Annalen, oder eigentlich die Annalen ihrer Kirche, enthielten seit ein paar Jahrhunderten Aufzeichnungen der stattgehabten Finsternisse. Durch diese mußten sie zunächst der Orientirung wegen eine Zeiteintheilung einführen und kamen naturgemäß auf die Perioden von Jahr und Monat; ich meine hier natürlich den Mondmonat von 29 oder 30 Tagen, nach welchem immer dieselben Phasen wiederkehren und in der That, so weit die historische Ueberlieferung geht, die älteste Periode der Zeiteintheilung ist. Die Priester sahen nun aus ihren alten Aufzeichnungen, daß die Mondfinsternisse eine ziemlich genaue Periode innehielten, daß sie nämlich gewöhnlich nach 223 Mondmonaten, beinahe sicher aber nach drei solchen Perioden von 223 Monaten, oder nach 19756 Tagen wieder für denselben Ort in ähnlicher Weise stattzufinden pflegten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die alten Chaldäer noch weit vor dem Zeitpunkte, aus welchem wir die ersten historischen Ueberlieferungen von ihnen besitzen, diese Periode zur Vorausbestimmung der Mondfinsternisse benützten. Diese ersten astronomischen Rechnungen waren natürlich kinderleicht auszuführen, und wir wollen hier einmal nach Art der Chaldäer eine ähnliche Prophezeihung machen. Wir haben gesehen, daß am 4. October 1884 der Mond um Mitternacht zum Beispiel für Berlin noch beinahe ganz verfinstert war. Wenn wir also zu diesem Datum 19756 Tage hinzu addiren, so soll an dem so ermittelten Tage nach der überlieferten Kenntniß uralter Völker wieder eine Mondfinsterniß stattfinden, welche für Berlin um Mitternacht ungefähr total ist. Ohne Rücksicht auf die Schalttage finden wir, durch Division mit 365, daß obige Anzahl von Tagen gleich 54 solcher Jahre und 46 Tagen ist. Die Division dieser 54 Jahre durch 4 ergiebt, daß in diesem Zeitraum noch 13 Schalttage stattfinden sollten. Hier ist aber zu bemerken, daß nach einer bekannten Regel des gregorianischen Kalenders im Jahre 1900 der Schalttag ausfallen soll; es sind also deren nur 12 abzurechnen. Wir

zählen folglich zum 4. October 1884 zunächst 54 Jahre, dann einen Monat von 31 Tagen und noch die übrig bleibenden 3 Tage hinzu und kommen also auf den 7. November 1938, für welchen entfernten Tag, den die Wenigsten von uns noch erleben werden, wir getrost eine totale Mondfinsterniß, für Europa sichtbar, ankündigen können. Das war gewiß kein Kunststück. Die genaue Rechnung ergiebt in der That, daß wir uns nicht getäuscht haben. Der Mond wird an diesem Tage für Berlin um 10 Uhr 37 Minuten in den Erdschatten eintreten und denselben erst eine Minute nach Mitternacht wieder zu verlassen beginnen.

Diese sehr einfache Rechnung wandten also die Priester damals an, um die Finsternisse voraus zu verkünden; denn auch auf die Sonnenfinsternisse hatte sie ungefähre Gültigkeit, wenngleich allerdings für die letzteren selteneren Ereignisse dieselbe Sicherheit nicht bestand. Für diese Finsternißtage wurde dann eine große religiöse Feier vorbereitet und das ganze Volk dazu eingeladen, damit es die Allwissenheit der Priester bewundere. Alles warf sich nun auf die Kniee, um durch inbrünstige Gebete das Unheil fernzuhalten. Trat dann eine vorausgesagte Finsterniß wirklich einmal gar nicht ein, so war das natürlich nur der Kraft dieses flehentlichen Gebetes zu danken, und die klugen Priester blieben stets in Ehren. Damals waren also die Finsternisse Ereignisse von der allergrößten Wichtigkeit im Staatsleben, welche ganze Völkerschaften in Aufregung versetzten. Als sich zum Beispiel einmal im Jahre 2137 v. Chr. am 22. October in China eine totale Sonnenfinsterniß ereignete, welche von den damaligen Hofastronomen Hi und Ho nicht vorausgesagt wurde, weil sie sich „unordentlich in Wein versenkt" hatten, da gab es deswegen eine schreckliche Verwirrung im Volke: „der Blinde brachte die Trommel zu Ohren, der sparende Mann jagte einher, die gemeinen Menschen liefen". Und als der Kaiser Tschung-khang das erfuhr, wurde er sehr erbost und ließ augenblicks die Herren Hi und Ho hinrichten.

Später allerdings subtilisirten sich die religiösen Anschauungen. Während man zuerst sichtbare Gottheiten nöthig hatte, wie sie sich in Sonne und Mond darzustellen schienen, mochte gerade die immer deutlicher hervortretende Gesetzmäßigkeit, mit welcher diese sich am Himmel bewegten, ein Anstoß gewesen sein zu der Idee, daß diese Gesetzmäßigkeit, denen sie unterworfen sind, noch über ihnen stehen, daß es noch eine unsichtbare Macht über Sonne und Mond geben müsse, durch welche diese gewaltigen Körper kräftig gelenkt und über uns in den Lüften schwebend erhalten werden. Sonne und Mond waren jetzt nur noch die ausführenden Minister des unsichtbaren Götterkönigs, welche seinen Geboten gehorchten, wie Alles rings umher, und die Vorgänge an Sonne und Mond nur noch als Abspiegelungen göttlicher Empfindungen, als Botschaften Gottes aufzufassen. Ein Beispiel hierzu finden wir im Neuen Testament, wo uns die Evangelisten berichten, daß am Tage der Kreuzigung Christi eine Finsterniß stattfand, welche sie mit dem Erdbeben, das Felsen zerriß und die Todten aus den Gräbern warf, als einen Ausdruck göttlichen Zornes ansahen. Der Ueberlieferung zufolge fand die Kreuzigung am Freitage vor Ostern, im Jahre 33, statt, das ist der 14. Nisan des jüdischen oder der 3. April unseres Kalenders. Die astronomisch strenge Rechnung ergiebt nun in der That, daß an diesem Tage eine partielle Mondfinsterniß stattfand, welche für Jerusalem sichtbar war. Wenn wir annehmen, daß die Hinrichtung um die Zeit des Sonnenunterganges stattfand, so ergiebt sich, daß gleichzeitig der Mond zur Hälfte verfinstert aufging, also der versammelten Menge eine sehr auffällige Erscheinung darbot. Auf diese müssen wir die Worte der Evangelisten beziehen; eine Sonnenfinsterniß läßt sich dagegen vom astronomischen Standpunkte mit der Ueberlieferung nicht in Einklang bringen.

Unter den Religionen der alten Culturvölker war wohl die griechische diejenige, welche sich am meisten vergeistigt hatte, ich meine, bei der die äußere Erscheinung der Gottheit durch die körperlose Idee am schönsten idealisirt erschien. In gleichem Maße, wie diese höhere Auffassung der Gottesidee Wurzel greift, wird nun auch der Aberglaube an eine Einwirkung der Himmelserscheinungen, speciell der Finsternisse, auf die Geschicke der Menschen zurückgedrängt. Das erste Beispiel der Vorausverkündigung einer Finsterniß im Abendlande treffen wir im Jahre 585 v. Chr. an, wo Thales, der in Babylon früher jedenfalls Kunde von jener erwähnten Periode erhalten hatte, die man den Saros nannte, eine Sonnenfinsterniß für einen bestimmten Tag, den 28. Mai nach unserem Kalender, im Voraus ankündigte, die zum Erstaunen aller Mitlebenden wirklich stattfand. Diese Voraussagung beruhte bei Thales auf einer festen wissenschaftlichen Ueberzeugung, und er verband damit durchaus keine religiöse Idee.

Aber ehe sich die Astronomie endgiltig von ihrer Zwillingsschwester, der Religion, trennte, sollte diese Emancipation zuvor im Mittelalter einen großen Schritt rückwärts thun. Damals herrschte eine geistige Sonnenfinsterniß, die ein Jahrtausend dauerte. Die Priester bemächtigten sich aufs Neue der Sternkunde. In den Klöstern wurden die Kalender gemacht und die himmlischen Ereignisse vorher verkündet. Hier keimte die Astrologie wieder auf und wurde groß gezogen zu genau denselben Zwecken, wie damals zur Zeit der Aegypter und Babylonier; man benützte die Unwissenheit des Volkes, welche wohlgepflegt wurde, um die eigene Autorität zu befestigen. Gehen wir schnell über diese dunkle Zeit hinweg.

Keppler, der Hofastrologe des Kaisers Rudolf zu Prag, gab der Astrologie selbst den Todesstoß. Die Astronomie wurde eine freie Wissenschaft. Newton lehrte, daß die empirisch gefundenen Gesetze der Bewegungen von Sonne und Mond physische Naturnothwendigkeiten seien, folglich auch die Finsternisse, welche man nun als Folgen dieser Gesetze mit voller Ueberzeugung vorausbestimmte, zuerst mit geringerer, aber dann rasch fortschreitender Präcision.

Die Finsternisse hatten jetzt nur noch ein astronomisches Interesse und waren plötzlich ihres geheiligten Nimbus vollkommen beraubt. Aber selbst die wissenschaftliche Wichtigkeit, wenigstens der Mondfinsternisse, verminderte sich erheblich im Lauf der Zeit. Früher, als man noch sehr mangelhafte Meßinstrumente besaß, boten sie noch ein gutes Mittel dar, ganz ohne Anwendung solcher Werkzeuge etwas über die gegenseitige Lage von Sonne, Erde und Mond zu erfahren, da um die Zeit der Mitte der Finsterniß doch diese drei Himmelskörper genau in einer Linie stehen mußten, weil sonst der Mond ja den Schatten der Erde nicht durchkreuzen könnte. Später aber hat die verbesserte Meßkunst Mittel an die Hand gegeben, durch welche man zu jeder beliebigen Zeit die Orte von Sonne und Mond viel genauer festlegen kann als während einer Finsterniß. Und auch der letzte Nutzen der Mondfinsternisse, indem sie früher die Bestimmung der geographischen Längendifferenzen zweier Orte auf der Erde wesentlich leichter gestalteten als andere Methoden, ist seit der Erfindung der Telegraphie gänzlich illusorisch geworden. Die Sache verhielt sich so. Der Eintritt des Mondes in den Erdschatten ist ein Ereigniß, welches ganz unabhängig von dem Standpunkte des Beobachters in einem bestimmten Momente stattfindet. Die Mondfinsterniß giebt also eine gewisse absolute Zeit an, welche von unserm Standpunkt nicht beeinflußt ist. Wenn man also z. B. in Berlin am vergangenen 4. October gefunden hat, daß genau um 10 Uhr 9 Minuten das letzte Stück vom Monde verfinstert war, und man auch hier in Wien dieselbe Erscheinung hätte sehen können (leider war es hier trübe), so würde dieselbe nach Wiener Zeit erst um 10 Uhr 21 Min. stattgefunden haben. Daraus schließt man aber unmittelbar, daß der Unterschied der Meridiane von Wien und Berlin gleich 12 Minuten ist. Der Mond hat bei dieser ganzen Operation eigentlich weiter gar nichts zu thun, als bei den Astronomen, dem in Berlin und Wien, welche beide bei ihrer Uhr stehen, ein „Topp" zuzurufen, damit sie genau im gleichen Momente auf die Uhr schauen können. Heute aber hat man dem Monde längst dieses Amt genommen, der dabei viel zu langsam ist, und benützt den Telegraphen dazu. Beide Sternwarten verbindet ein Draht. In dem Momente, wo der Astronom in Berlin die Zeit notirt, drückt er auf den Telegraphenknopf, um den Wiener Collegen zu benachrichtigen, der zur gleichen Zeit die gleiche Notiz macht. Eigentlich besorgt das alles ein Instrument, der Chronograph, ganz allein, so daß der Astronom müßig dabei zuschauen kann.

Die Mondfinsternisse haben also eine recht unglückliche Carrière gemacht. Während sie früher die ganze Welt in Aufregung versetzten und Ereignisse von der allerwichtigsten Art waren, während sie dazu beigetragen haben, den Intellect des Menschen zu wecken und ihn über das Thier zu erheben und die ersten Regungen der erwachenden Seele unter ihrem Eindrucke in eine bestimmte Richtung geleitet wurden, so sind sie heute dagegen für die Wissenschaft ganz werthlos geworden. Wenn nämlich die Astronomie als diejenige Wissenschaft charakterisirt wird, welche die Gesetze der Bewegungen der Himmelskörper und ihre Beschaffenheit zu erforschen sucht, und deshalb nur das für sie als werthvoll betrachtet werden kann, was in irgend einer Beziehung diesem Endziele dient, so gehört die Beobachtung der Mondfinsternisse gar nicht mehr in die Astronomie. Man weiß bestimmt, daß die Theorie, die Vorausberechnung, viel genauere Momente ergiebt als die directe Beobachtung, welche innerhalb der nothwendig großen Unsicherheit, mit der sie behaftet bleibt, stets mit der Theorie überein stimmt. Die Beobachtung kann also hier der Theorie keine Dienste leisten. Höchstens könnte man über die Beschaffenheit der Mondoberfläche während einer Finsterniß in gewisser Hinsicht Aufschlüsse erwarten. Die Lichtpunkte übrigens, welche man bei solcher Gelegenheit glaubte aufblitzen zu sehen und deshalb für thätige Mondvulkane erklärt hatte, sind längst in das Märchenbuch der Astronomie verwiesen, und weiter hat sich bis jetzt nichts Merkwürdiges bei einer solchen Gelegenheit gezeigt. Nebenbei erwähnt lag die besondere Wichtigkeit, welche ausnahmsweise die letzte Finsterniß vom 4. October in Anspruch nahm, auf einem Gebiete, das ganz außerhalb des hier besprochenen fällt. Es sollte der Monddurchmesser genauer bestimmt werden durch die Zeitdauer, während welcher der Mond die Sterne auf seinem Wege verdeckte. Solche Sternbedeckungen lassen sich eigentlich zu jeder Zeit beobachten und sind nur während einer Mondfinsterniß leichter und genauer aufzufassen, weil das abgeschwächte rothe Licht während der Finsterniß nicht mehr das Auge blendet. In wie weit diese geplanten Untersuchungen gelungen sind, wird sich erst nach ziemlich langwierigen Rechnungen sagen lassen, die noch unausgeführt sind.

Aber die culturhistorische Bedeutung der Mondfinsternisse ist heute gänzlich erloschen. Sie gehören in die historische Rumpelkammer und werden höchstens noch aus Pietät einer Beachtung gewürdigt: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. —

Literatur und Kunst.

Petöfi-Reliquien.

Von Adolph Kohut.

Alexander Petöfi, der größte Lyriker des magyarischen Stammes und einer der genialsten Liederdichter des Jahrhunderts überhaupt, ist wie ein glänzendes Meteor am Himmel der ungarischen Dichtkunst aufgetaucht, um nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ebenso rasch von der Bildfläche zu verschwinden. Kaum 27 Jahre war er alt, als er in jener mörderischen Schlacht von Schäßburg in Siebenbürgen zwischen Russen und Ungarn, am 31. Juli 1849, seinen Heldentod fand, und doch hat er auf dem Gebiete der magyarischen Poesie durch sein Auftreten Epoche machend gewirkt. Im Herbst 1844 erschien zum ersten Male der Name Alexander Petöfi's auf dem Büchermarkt, indem er auf dem Subscriptionswege ein Bändchen Gedichte, „Versek", veröffentlichte, und innerhalb dieses kaum fünfjährigen Zeitraums entfaltete der junge Abenteurer, Schauspieler, Honvédmajor, Adjutant des Generals Bem, Journalist und Parlamentscandidat eine geradezu staunenerregende Fruchtbarkeit. Zahllose lyrische und epische Gedichte, Novellen und Uebersetzungen entsprangen seiner nimmer rastenden Feder, und sicherlich hätte die Weltliteratur ihm noch manche werthvolle Gabe zu verdanken gehabt, wenn die Sichel des Todes ihn nicht in der Blüthe seiner Jugendjahre dahin gemäht hätte.

Wenn wir nun auch noch immer keine classische Uebersetzung der Gedichte Petöfi's besitzen, wie trefflich übrigens im Einzelnen die Uebertragungen von Adolf Dux, A. Reugebauer, Ludwig Aigner, Hugo von Meltzl, Franz von Szarvady u. A. sein mögen, so kennt doch das deutsche Publikum aus diesen Proben den Lyriker Petöfi zur Genüge; aber daß der unglückliche Poet auch ein vortrefflicher Prosaist war, der durch seine Reiseplaudereien an die Reisebilder Heinrich Heine's erinnert, daß er auch als Kritiker, Novellist und Publicist sich versucht und auch als solcher eine eminente Begabung bekundet hat, ist in Deutschland fast gar nicht bekannt, denn die betreffenden Schriften sind in's Deutsche bisher noch nicht übersetzt worden. So hat der Schwager des Dichters, der größte ungarische Literarhistoriker in der Gegenwart, Paul Gyulay, im Jahre 1863 die „Vermischten Schriften" Petöfi's[1]) in drei Bänden herausgegeben. Nach ihm hat ein anderer magyarischer Schriftsteller unter dem Titel: „Petöfi-Reliquien"[2]) eine Nachlese der Schriften Petöfi's veranstaltet, und Dr. Alexander Vutkovich, Professor in Preßburg, hat in seiner vor Kurzem erschienenen Schrift über „Alexander Petöfi"[3]) ebenfalls viel Neues und Interessantes über den merkwürdigen Poeten mitgetheilt. Da in allen diesen drei Schriften Manches enthalten ist, welches in den weitesten Kreisen Deutschlands nicht minder interessiren wird, wie im Vaterlande Petöfi's, will ich hier die bemerkenswerthesten Daten dem deutschen Leser, der einiges Neue über den ungarischen Dichter erfahren möchte, welcher sich im Dichtersaale der Weltliteratur das Hausrecht erfunden hat, unterbreiten.

Allerdings ist Petöfi nur durch seine lyrischen Gedichte unsterblich geworden, aber manche seiner Prosa-Schriften verdienen gleichfalls allgemeine Beachtung. In seinen in den „Vermischten Schriften" enthaltenen Novellen bekundet sich eine lebhafte Phantasie und ein eigenartiger Humor. Seine Reisebriefe zeichnen sich durch ihre Frische, ihre reizenden Schilderungen von Land und Leuten und manche entzückenden Genrebilder aus. Ueberdies sind diese Reisebriefe auch als Beiträge zur Zeitgeschichte von 1845—1847 von hohem culturhistorischen Werth. Als Theaterkritiker ist er sehr schneidig, aber voll von Vorurtheilen und Leidenschaftlichkeit. In seinen zahlreichen Briefen an den größten ungarischen Epiker Johann Arany, an den größten ungarischen Schauspieler Gabriel Egressy und an andere mehr oder weniger hervorragende Zeitgenossen bekundet der Dichter eine geradezu verblüffende Aufrichtigkeit. Hier lesen wir endlich Briefe, welche nicht in der Absicht geschrieben wurden, daß sie einst gedruckt werden sollten — und das thut gar wohl in einer Zeit, wo fast jede „Berühmtheit" in jeder Zeile ihrer Correspondenzen verräth, daß sie für die Ewigkeit, an die Adresse der Mit- und Nachwelt schreibt. Als Publicist läßt er in Bezug auf Urwüchsigkeit der Sprache und Rücksichtslosigkeit des Angriffs nichts zu wünschen übrig. Er verwechselt in seinen politischen Artikeln zuweilen die Feder mit dem Prügel. In seiner Liebe wie in seinem Haß kannte er kein Maß, und wehe dem armen Schächer, den er sich zu seciren vornahm! Er verblutete sicherlich unter der scharfen Sonde des unerbittlichen Kritikers! Seine Zeitungsartikel aus den Revolutionsjahren 1848 bis 1849 spiegeln getreu die politische Erregung jener Zeit wieder. Sehr lebhaft offenbaren sich sowohl in seinen Journalaufsätzen wie in seinem höchst interessanten „Tagebuch" die naive Begeisterung und der naive Glaube, der politische Ehrgeiz, der revolutionäre Trieb, die persönliche Eitelkeit, aber auch das edle Herz des Dichters. Schon vor 1848 fühlte er das Heran-

[1]) „Petöfi Sándor vegyes müvei" 1838—1849. Kiadta Gyulay Paul" (Vermischte Schriften Alexander Petöfi's aus den Jahren 1838 bis 1849); herausgegeben von Paul Gyulay. 3 Bände, Pest, Pfeiffer.

[2]) „Petöfi-Reliquiák" (Petöfi-Reliquien) von Aladár Halasi. Budapest, Franklin-Gesellschaft.

[3]) „Petöfi Sándor" (Alexander Petöfi) von Dr. Al. Vutkovich. Preßburg, Stampfel.

nahen der Revolution und bewährte das Wort, daß der Dichter ein Prophet sei. Während der große Patriot Graf Széchényi in Folge der revolutionären Wendung der Dinge in Verzweiflung geräth, erwartet und segnet Petöfi die Revolution aus voller Seele. Wie Paul Gyulay mit Recht bemerkt, ist aus diesen Aufzeichnungen sehr deutlich ersichtlich, daß die ungarische Nation nur sehr langsam in die Revolution getrieben wurde. Der Dichter der Revolution ist vor 1848 sehr unpopulär, und erst im September dieses Jahres findet er mit seinen glühenden revolutionären Liedern größeren Anklang. Trotz all' seiner Bemühungen sind ihm die Pforten des Abgeordnetenhauses verschlossen und sein Republikanismus erregt Entrüstung. Seine zeitweilige Unpopularität drückt ihn sehr, er sucht sich zu vertheidigen und zu beweisen, daß er kein praktischer, sondern nur ein theoretischer Republikaner sei und nicht so sehr für die Unabhängigkeit, sondern für die politische Freiheit Ungarns schwärme. Wahrhaft rührend sind schließlich die an seine Gattin Julia von Szendrëy geschriebenen Briefe: so liebt nur ein Dichter von tiefem Gemüth und innigster Empfindung!

In den „Vermischten Schriften" Petöfi's begegnen wir mehreren Novellen, theils ernsten, theils humoristischen Inhalts. Wir wollen hier eine der kürzesten, die recht amüsant ist, und die der Dichter im Jahre 1845 geschrieben, mittheilen:

I. Die Flüchtlinge.

— „Aber wohin?" — „Nach Pest." — „Nach Pest?" — „Ja." — „Warum gerade dahin?" — „Es ist am sichersten." — „Gut." — „Frühzeitig"... — „Ich werde bereit sein." — „Vorsichtig"... — „Fürchte dich nicht." — „Und verspäte dich nicht." — „Nein." — „Lebe wohl, Aennchen!" — „Gute Nacht, Karl!"

II.

Armer alter Andreas Csornay! Er sagt soeben im Casino mit solchem Triumph seinem Schach-Partner Schach-Matt an, als wenn nicht eigentlich er schach-matt wäre, denn Aennchen ist nämlich seine Frau und Karl sein Neffe.

III.

Am anderen Tage sprach man in der ganzen kleinen Stadt, wo diese Geschichte sich zutrug, nur von der Flucht Karl Csornay's mit der Frau Andreas Csornay.

— Es geschieht dem alten Schwachkopf schon recht, warum nahm er sich ein so hübsches Mädchen zur Frau!

— Aber das geht doch über meinen Horizont. Beide liebten sich ja so sehr!

— Es ist wahr.

— Ich bedaure nur den Alten. Ich könnte wetten, daß ihn der Kummer um seine treulose Frau tödten wird.

— Armer Alter!

IV.

Während in der kleinen Stadt derartige Reden geführt wurden, reisten die Flüchtigen nach Pest. Als ihr Wagen in den Gasthof fuhr, kam aus demselben ein anderer Wagen heraus.

— Ach! schrie Aennchen.

— O daß du erblindetest! dachte Karl, indem er einen flüchtigen Blick auf den Insassen des Wagens warf. Beide hüllten sich tief in ihre Mäntel, denn im Wagen saß der Krämer aus ihrem Städtchen.

— Er erkannte uns nicht, sagte Karl beschwichtigend, als sie in das gemiethete Zimmer traten, sonst hätte er uns gegrüßt.

— Gottlob!

— Nun bist du mein, geliebtes Aennchen. Mir gehören die Korallenlippen, das braune Haar, die schwarzen Augen...

Und sie waren einige Zeit glücklich. Aber die sinnliche Liebe ist ein Taumel, aus welcher der Mensch erwacht und ernüchtert wird, und als dies geschah, frugen Beide entsetzt: „Was sollen wir beginnen? Wir haben kein Geld mehr!"

Sie hatten keine Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen, denn es klopfte an die Thür und auf das Wort „Herein!" trat ein unbekannter Herr ins Zimmer.

— Habe ich die Ehre, mit Herrn Karl Csornay zu sprechen? frug der Unbekannte.

Karl schwieg bestürzt, und es wurde ihm vor einer etwaigen Entdeckung bange.

— Sie schweigen, fuhr der Fremde fort, aber Ihre Bestürzung beweist, daß Sie mein Mann sind. Ich bitte, setzen Sie Ihren Namen unter diese Zeilen. Gut. Heute in einem Jahre werde ich wieder pünktlich hier erscheinen. Vergessen Sie nicht: in einem Jahre. Ich empfehle mich.

Der geheimnißvolle Fremde entfernte sich. Es war schwer zu sagen, was größer war: das Erstaunen oder die Freude des Paares? denn das Papier, welches der Fremde hinreichte, war eine Quittung über eine Summe, mit welcher das Liebespaar reichlich ein Jahr auskommen konnte; und diese Summe hat der Fremde auch nach der Unterschrift auf den Tisch gezählt.

— Es ist unbegreiflich! rief Aennchen, das Geld betrachtend.

— Das heißt, es ist wohl begreiflich, sagte er, indem er resolut zulangte.

Hierauf lebten sie noch glücklicher wie bisher; nun störten sie keine materiellen Sorgen, und auch ihre Befürchtung, als habe sie der Krämer erkannt, schwand; denn in diesem Falle hätte sie der alte Andreas Csornay aufs Korn genommen.

— Und nach einem Jahre, meinte Karl, kommt der Fremde abermals, daß ich seine Quittung unterschreibe und das Geld nehme. Sagte er nicht so?

— Ja!

— Ich werde es mit Vergnügen thun.

V.

Nach der Flucht der Frau Csornay und ihres Galans war ein halbes Jahr, kaum ein Jahr verstrichen, als ein junger Mann zu dem Alten sich begab. Auf dem Antlitz des Ersteren war der Ausdruck furchtbarer Leiden und eines verzweifelten Entschlusses deutlich genug zu lesen. Herr Andreas kam soeben aus dem Casino nach Hause und war traurig. Ob er wegen der Treulosigkeit seiner Frau oder darüber betrübt war, daß ihn heute der geistliche Herr schachmatt setzte — wir wissen es nicht! Als der junge Mann ins Zimmer trat, erblaßte der Alte; der Erstere ergriff zitternd des Anderen Hand und sagte in flehentlichem Tone: Lieber, theurer Onkel — denn Karl war der junge Mann —, wie kann ich Deine Verzeihung erflehen? Ich bin zu Allem bereit. . . .

— Wo ist sie? sie . . . meine Frau? . .

— Sie . . sie ist nicht hier.

Der Alte athmete auf.

Ich will Alles gestehen, fuhr Karl fort, und Sie werden sehen daß ich eher Mitleid als Strafe verdiene. O, ich habe furchtbar gelitten. Die Zeit meines Paradieses floß bald dahin und die ewige Verdammniß der Hölle stellte sich ein, denn auf dem Antlitz Ihrer Frau wohnen drei Engel, aber in deren Seele 300 Teufel; sie ist die schrecklichste der Frauen. Ich konnte es nicht länger ertragen und bin entflohen. . . .

— Armer Neffe Karl! Ich bedauere Dich von Herzen! Aber Du kannst mich noch mehr bedauern; Dich hat sie blos ein halbes, mich aber ein ganzes Jahr lang gepeinigt.

— Sie auch?

— Du staunst? Die Welt hielt uns für das glücklichste Ehepaar; aber hätte sie uns nur unter vier Augen gesehen . . . Schon der Gedanke macht mich schaudern. Deiner Flucht folgte mein Segen; denn Du warst mein größter Wohlthäter im Leben; und da ich Deine Wohlthat einigermaßen belohnen wollte, nachdem ich Deinen Aufenthalt durch den Krämer erfahren hatte, bestimmte ich Dir eine regelmäßige Rente welche Du für ein Jahr auch richtig empfangen hast. . . .

* * *

Die „Reisebilder" lassen den Einfluß Heinrich Heine's vielfach erkennen. Der Sohn und Dichter der Pußta äußert sich folgendermaßen über die große Hortobagyer Pußta im ungarischen Tiefland, die er in seinen Liedern oft besungen:

„Hortobágy, ruhmreiche Ebene, du bist die Stimme Gottes." Ich bleibe in deiner Mitte stehen und blicke mit einer Begeisterung um mich, die der Schweizer nicht auf seinen Alpen und nur der Beduine in der Wüste empfindet! Wie athme ich frei, wie erweitert sich meine Brust! Die Sonne macht hier einen größeren Weg wie anderswo. Der Horizont ist unermeßlich; er ist wie ein runder Tisch, mit der himmelblauen Glasglocke des Himmels zugedeckt, welchen kein Wölkchen trübt. Es ist ein prächtiger Frühlingstag. Hier und da erhebt eine Nachtigall sich in die Lüfte, indem sie ihr Lied singt. Einige Schritte

vom Wege erglänzte ein kleiner Bach, umsäumt von dunkelgrüner Binse und hellgrünem Riedgras; daneben springen Kiebitze einher, und in der Mitte des Baches schreitet gravitätisch mit seinen langen rothen Beinen der Storch einher. Auf dem Ackerfelde graft die Heerde, auf seinen Stab gestützt steht hinter ihr der Rinderhirt, der vor uns den Hut lüftet, nicht aus Unterwürfigkeit, sondern aus Höflichkeit... Was sind diese T-Gestalten in der Ferne? Das sind zerstreute Schwengelbrunnen, die aber schon so entfernt sind, daß man ihre schlanken Peitschenhölzer nicht bemerkt. Am äußersten Horizont taucht die Hatobágyar Csárda — Wirthshaus — auf, aber nicht auf der Erde, sondern im Himmel... dahin hat sie die fata morgana erhoben. Süße fata morgana! Sie hält die Gegenstände so in ihrem Schooß wie die Kinder die Mutter. Stummträumerisch ruht Unfriede auf der Ebene, wie in seinem Lehnstuhl am Ofen der hundertjährige Greis, der mit ruhigem Verstand die ruhelosen Tage des Lebens durchdenkt... Wie einfach ist die Pußta und doch wie erhaben! Aber kann denn auch etwas erhaben sein, das nicht auch einfach ist?... Der Weg durch die Hortobágyar Pußta dauert länger als ein halber Tag und obzwar ich diesen Weg schon wiederholt gegangen war, konnte ich mein Erstaunen nicht bemeistern. Mit glühendem Antlitz, leuchtenden Augen, wogender Brust schaute ich ringsumher, meine Reisegefährten amüsirten sich darüber, daß ich mich so sehr amüsire, und die Nichte des geistlichen Herrn machte die Bemerkung, daß meine Frau glücklich sein wird, wenn ich sie so liebe, wie ich die Pußta gern habe, demgemäß wird meine Juliska sehr glücklich sein, denn ich liebe sie mehr, weit mehr als die Pußta"...

Dieser Schlußrefrain ist ganz Heine'sch.

In den „Petöfi-Reliquien" tritt in erster Linie der politische Dichter, der Tyrtäus der ungarischen Revolution und der Publicist in den Vordergrund. Bekanntlich ist Petöfi Verfasser der magyarischen Marseillaise, womit die Magyaren in die Schlacht stürmten und die mit dem Refrain endigt: „Itt az ido, most vagy soha!" — „Hier ist die Zeit, jetzt oder nie!" Die Tagebuchblätter des Poeten aus dem Jahre 1848 bilden gewissermaßen eine Chronik des magyarischen Aufstandes und sie sind mit einer leidenschaftlichen Gluth geschrieben. Mag hier ein Fragment über den berühmten 15. März 1848 abgedruckt werden, da in Ungarn die Censur aufgehoben wurde.

„Die Presse ist frei! .. Wüßte ich, daß mein Vaterland meiner nicht bedürfen werde, tauchte ich das Schwert in mein Herz und so schriebe ich sterbend mit rothem Blut diese Worte, damit diese Buchstaben hier stehen wie die Strahlen der Morgenröthe der Freiheit.

„Heute wurde die ungarische Presse frei, denn heute fiel die Fessel der Presse. Giebt es einen so Einfältigen, der glauben könnte, daß irgend eine Nation ohne eine freie Presse glücklich sein könnte? Gepriesen seist du, freie Presse, an deinem Geburtstage! Zuerst preise ich dich, der ich für dich gebetet und gekämpft habe. O, unsere Freiheit, lebe lange auf Erden, so lange nur ein Ungar existirt; wenn der letzte Sohn unseres Volkes gestorben ist, dann sinke auf ihn wie eine Leichendecke herab... Und wenn der Tod dich früher ereilen sollte, so reiße die ganze Natur mit dir in die Gruft, denn es wäre eine Schande, ohne dich weiter zu leben, wohl aber ist es Ruhm, mit dir zu sterben!

„Damit begrüße ich dich; dies sei deine Wegzehrung für's Leben. Sei glücklich! Ich wünsche nicht, daß du auf deiner Laufbahn keinen Stürmen begegnest, denn das ewig ruhige Leben ist ein stiller Tod, aber habe so viel männliche Kraft, um der Stürme Herr zu werden!

Es ist tiefe Nacht. Gute Nacht, schöner Säugling! du bist schön, schöner als alle deine Schwestern im Bade, denn du hast dich nicht im Blute gebadet, wie jene; dich haben reine Freudenthränen gewaschen; die Kissen deiner Wiege sind nicht kalte Leichname, sondern heiße klopfende Herzen. Gute Nacht! ... Wenn ich eingeschlafen bin, erscheine mir in einer Gestalt, wie ich dich dereinst erhoffe: groß, glänzend und von der Welt verehrt!"

Den Feldzug im Jahre 1849 machte der Dichter als Honvédmajor und Adjutant des Generals Bem mit. Zwischen beiden entwickelte sich eine rührende Freundschaft. Der geniale Feldherr liebte Petöfi sehr und gab ihm allerlei Kosenamen, und der Adjutant hing gleichfalls mit größter Zärtlichkeit an ihm. Petöfi besorgte die französischen Correspondenzen des Generals und führte für ihn überhaupt die Feder — auch in der Tagespresse. Beim sächsischen Städtchen Mühlbach kämpfte Petöfi so tapfer, daß ihm Bem eigenhändig eine Decoration verlieh. Die offene Sprache, die Bem in seinen Berichten an die Debrecziner Regierung führte, an deren Spitze Ludwig Kossuth stand, wurde nicht mit Unrecht Petöfi zugeschrieben, und das Ministerium intriguirte mit allen Kniffen deshalb gegen den „Abenteurer". Man chicanirte ihn mit den kleinlichsten Mitteln. Der Kriegsminister Miszáros z. B. ertheilte ihm eine Rüge, weil er weder Cravatten noch Handschuhe trug.

In den „Petöfi-Reliquien" sind auch zwei Briefe Petöfi's an seine Gattin Julia von Szendrëy abgedruckt; man wird dieselben nicht ohne tiefe Bewegung lesen können. Unmittelbar vor seinem tragischen Tode sind diese Briefe geschrieben und sie athmen eine glühende Liebe zu der Frau, die er in dem herrlichsten seiner Gedichte so schwungvoll besungen. Zehn Tage vor seinem Tode ist der letzte Brief datirt. Darin schreibt Petöfi an „Juliska" u. A.:

„In Bereczk traf ich mit Bem zusammen. Ich blieb neben seinem Wagen stehen und grüßte ihn; als er mich erblickte und erkannte, streckte er mir seine Arme entgegen. Ich fiel um seinen Hals und wir küßten uns. „Mon fils, mon fils, mon fils!" rief der Alte weinend. Die Umstehenden frugen Gabriel Egressy: „Ist dieß der Sohn des Generals?" Jetzt ist er noch viel freundlicher, herzlicher und väterlicher gegen mich wie bisher, obzwar er es immer war. Heute sagte er zu dem anderen Adjutanten: „Melden Sie dem Kriegsministerium, aber geben Sie Acht, melden Sie das wörtlich: Mein Major, der Adjutant Petöfi, welcher abgedankt hat wegen der schändlichen Behandlung des Generals Klapka, ist wieder in Dienst getreten." Heute sagte er mir unterwegs, daß ich Dir hier in Maros-Vásárhely Quartier machen und dich hierher bringen solle. Dies ist auch mein sehnlichster Wunsch, aber bevor wir nicht festeren Fuß gegen die in der Nähe stehenden Russen gefaßt haben, wage ich dieß nicht zu thun. Sie sind nur zwei Meilen von hier entfernt und die Eingeborenen sind vor einigen Tagen wie die Küchlein hierher geflüchtet. Sobald aber der Ort nur einigermaßen sicher ist, wird dieß — Du kannst davon überzeugt sein — meine erste Sorge sein. Wie befindet Ihr Euch, meine lieben, angebeteten Seelen! O, könnte ich Etwas von Euch hören. Wenn es nur irgendwie möglich ist, schreibe mir, mein Engel, ein Sterbenswörtchen. Ich versäume keine sich mir darbietende Gelegenheit. Liegt mein Kind an der Brust? Entwöhnt ihn je früher, je lieber und lehrt ihn reden, damit er mich überrascht. Ich küsse Eure Seelen und Herzen unzählige mal.

Dein dich anbetender Gatte
Alexander."

Der arme Petöfi! Er sollte weder Weib noch Kind mehr sehen — am 31. Juli wurde er erschlagen und von den Hufstritten der Rosse, wie er prophezeiht, zertreten.

Eine philosophische Dichtung in Prosa.

Besprochen von Oskar Bulley.

Eine hehre Dichtung in Prosa bietet uns Hieronymus Lorm in seinem neuesten Buche: „Natur und Geist im Verhältniß zu den Culturepochen.*) Eine Dichtung! denn was soll die wahre Dichtung anders sein als das Singen und Sagen von dem tiefinnersten Leben des Menschengeistes, von allen seinen Regungen, sei es in Empfindungen und Gefühlen, sei es in Gedanken und Speculationen. Philosoph und Dichter! wo ist die Grenzlinie, die Beider Schaffen seinem Wesen nach scheidet? War Schiller etwa in seiner Jugendzeit Dichter, in seiner Kantischen Zeit Philosoph, in der Freundschaftszeit mit Goethe wieder Dichter? Er war immer beides, Philosoph und Dichter, er war immer nur eines, wahrer Mensch. Oder ist Goethe's „Faust" nicht ein philosophisches Werk, wie nur je eines, sind Kant's Kritiken nicht auch Dichtungen? Man stelle sich nur auf einen höheren Standpunkt, als die äußere Form ihn bietet, man vergesse nur nicht, daß der menschliche Geist ein Einheitliches in allen seinen Aeußerungen ist, und man wird den letzteren Ausspruch nicht paradox finden.

*) Wien und Teschen bei Prochaska, 1884.

Was Goethe's „Faust" individuell durchlebt, den nie endenden Kampf zwischen den beiden Mächten, die ihn fest umklammert halten, zwischen dem nach eigener Freiheit durstigen Geiste und seiner Erzeugerin, von der er sich losringen will, der Natur, diesen Kampf und der nie auszukostende Schmerz, den er gebiert — das läßt Hieronymus Lorm in seiner Dichtung generell die Menschheit durchleben. Mit markigen, charakteristischen Zügen, in einer unendlich wohlklingenden, edlen Sprache, schildert er uns die einzelnen Phasen dieses großartigen Kampfes, aus dem die Weltgeschichte besteht. Er bringt einige neue Merkmale, gleichsam einzelne Episoden aus dem Schlachtgewühle, die bisher noch nicht bekannt geworden waren, er betrachtet von einigen von ihm zum ersten Male gewählten Standorten aus das Wogen auf dem Völkerschlachtfelde, aber doch hat man das Gefühl beim Lesen dieser Dichtung, als wäre uns Alles, was er singt und sagt, nicht fremd, als hätte man Alles schon selbst gefühlt, schon selbst geahnt.

Lorm geht von dem Gegensatze zwischen Geist und Natur als einem gegebenen, nicht erst zu begründenden aus. Er versucht nicht einmal eine Definition der Begriffe „Geist" und „Natur", sondern begnügt sich mit einer negativen, eine allzu enge Auffassung dieser Begriffe abweisenden Umschreibung derselben. Man soll nicht sagen, daß dies ein für ein philosophisches Buch ungründliches Verfahren sei. Wer einigermaßen über die Grundfrage: Monismus oder Dualismus? nachgedacht hat, weiß, daß sie durch Gründe nicht zu beantworten ist, und die Annahme des reinen Materialismus, daß die Natur — die Materie — das Ursprüngliche, das Einheitliche, das Ewige, der Geist aber lediglich eine Function ihrer Thätigkeit sei, — mag diese Function, mag diese Thätigkeit Namen führen, welche sie wollen — diese Annahme, die Schopenhauer einmal „Apothekerlehrlingsphilosophie" nennt, ist, wenn sie auch dem Verstande als die einfachste und natürlichste erscheint, ebensowenig begründbar, als der Panlogismus, der den Geist, den Logos, als das Ursprüngliche setzt und das materielle Geschehen ein Product seiner „Expansion" sein läßt, oder als der Pantheismus, der Denken und Sein als die Attribute des einzigen Absoluten, der Substanz an sich, der Gottheit, auffaßt. Der straffe Dualismus der Lorm'schen Weltauffassung sagt: ich bin da! — wer möchte dieses Dasein auch leugnen? — und verlacht, gestützt auf diese harte, einfache Thatsache alle monistischen Versuche, sein Dasein abzuleugnen und zu verschleiern; aber während dieses Lachens über die Thorheit jenes Truges, der bald von Seiten der Natur, bald von Seiten des Geistes aus versucht wird, entströmen ihm die Thränen des tiefsten Schmerzes grade über dieses sein Dasein. Wie ein Verbrecher über die Versuche seines Vertheidigers, seine Ruchlosigkeit in einem milderen Lichte darzustellen, höhnend lacht, während ihm das innere Entsetzen über die eigene Schande die Züge verzerrt — so die Welt! Die Trennung zwischen Natur und Geist ist ihr Verbrechen, die tiefe Kluft, die zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem befestigt ist, ist ihre Schande, sie lacht über die Thorheit, diese Kluft überbrücken zu wollen und schreit dabei auf in wildem Schmerze über die Unmöglichkeit einer solchen Ueberbrückung. Das ist die Grundlage des wahren Pessimismus, der sich zu allen Zeiten einzelner, tiefdenkender und tieffühlender Menschen, der sich zuweilen ganzer Völker bemächtigte — und das ist der Grundgedanke des Lorm'schen Buches.

Es giebt keine bewußte Einigung zwischen Natur und Geist! diesen Klagegesang stimmt die Lorm'sche Dichtung an. Ja, es darf nicht einmal mehr die Hoffnung, daß diese Einigung je erreicht werden könne, ihr Haupt erheben. Diese Hoffnung hat ein Gigant für immer zerschmettert, und dieser Gigant war — Immanuel Kant. In seiner „Kritik der reinen Vernunft" hat er den Trug des Geistes zerstört, der jene Kluft zu überspringen sich immer und immer wieder vermaß.

Aber gab es nie eine bewußte Einheit von Natur und Geist und wird, wie jenes Giganten Keulenschlag offenbar gemacht, nie jemals eine erblühen, so steht doch das goldene Zeitalter einer unbewußten Einheit jener beiden Grundmächte noch in der Menschheit Erinnerung, und zur süßen Illusion wird diese Erinnerung für Jeden, der sich mit ganzer Seele in das Leben jenes Zeitalters versenkt: es war das hellenische Alterthum!

Die „erhabene Naivetät der antiken Welt" hatte, nachdem sie mit ihrem Sinne für die Symbolik der gegebenen Dinge schon in der Vergöttlichung der Naturerscheinungen eine mythische Brücke über die Kluft zwischen Natur und Geist sich gebaut, in dem Begriffe der Schönheit das Band zwischen Materiellem und Immateriellem gefunden, aber nicht etwa in der logischen Ausbildung dieses Begriffes, sondern in der plastischen Verwirklichung desselben in unvergänglichen Werken und in der unbewußten Freude an diesen Werken. Hier schon finden wir von Lorm einen Gedanken unbewußt berührt, den er später leider nicht wieder aufgreift: den Gedanken der Verwirklichung eines Begriffs, den Gedanken des Schaffens. Wir werden am Schlusse sehen, daß er für die Darlegung des Verhältnisses von Natur und Geist von großer Bedeutung ist.

An den durch die erste griechische Philosophie, „deren kindliches Streben es war, die Natur aus der Natur zu erklären", unternommenen vergeblichen Versuchen, eine philosophische Einheit zwischen Natur und Geist herzustellen, führt uns die Lorm'sche Betrachtung dann kurz vorüber zu den „Anfängen der Entzweiung". Sie liegen begründet in der Ausbildung der griechischen Philosophie, welche die Entgöttlichung der Natur zur Folge hatte. Die Entzweiung wird der Menschheit zur bewußten Thatsache durch das Christenthum, dessen Kern die Proclamation der Gegnerschaft zwischen Natur und Geist, dessen Ziel die Unterdrückung der Natur ist. Diese Unterdrückung der einen Lebensmacht konnte nur in einem schmerzvollen Processe vor sich gehen, sie geschah blutig, zerstörend, greuelvoll, wie Christus vorausgesehen hatte; und auch die ersten Reformbewegungen im Mittelalter, die „die ewige Sehnsucht des Menschenherzens nach Wahrheit und Freiheit oder nach der Uebereinstimmung der Natur mit dem Geiste" ausdrücken, legen in ihrem Ausgange nur Zeugniß von diesem qualvollen Processe ab.

Der verzerrte Geist behielt die despotische Herrschaft, gegen die auch Dante's divina comedia ein Aufwallen der unterdrückten Natur darstellt, durch Jahrhunderte. Ein ungeheurer Lebensdurst ward in der Menschheit angefacht während dieser langen Zeit des Schmachtens in der naturlosen Wüste. Er äußert sich als Wissensdurst in der Cultur der Renaissance, als politisches Aufstreben in der Bildung des deutschen Bürgerstandes, als Ringen nach Wahrheit in dem Zurückgreifen der Reformatoren auf die Bibel. Aber die Reformation selbst blieb ohne Folgen für das Ringen zwischen Geist und Natur, weil sie selbst in der Beschränkung der Forschung auf den Buchstaben die Natur zu unterdrücken anhub.

Die Philosophie war berufen, den Kampf der unterdrückten Natur gegen den verzerrten Geist fortzuführen. Cartesius, Bacon, Spinoza, jeder in anderer Weise, sind die Kämpfer. Des Letzteren pantheistische Gedankenschöpfung zerstörte die Grundpfeiler des Offenbarungsglaubens, die Erschaffung der Welt und die Persönlichkeit Gottes, aber sie ist selbst eine Täuschung, sie „giebt das Verlangte für das Erreichte, die Sehnsucht für das Ersehnte aus". Und doch ist sie für die Natur eine Hauptstütze zur Aufraffung aus dem geknechteten Zustande gewesen, denn die Natur erscheint bei ihr zum ersten Male als die absolute Nothwendigkeit, als das All.

Ein Jahrhundert der „entgeisteten Verweltlichung", der Unnatur, die sich im Rococo darstellt, folgt diesem Aufschwunge an der Hand der Philosophie und bereitet den ästhetischen Durchbruch vor, durch welchen die „Natur der Dinge" wieder zur Geltung kommt. Winkelmann, Lessing, Herder, Goethe sind die bahnbrechenden Geister. Der Kampf entbrennt fast zu gleicher Zeit auf zwei Schlachtfeldern. Während in Rousseau die Natur einen Herold findet, der ihr vermeintliches Recht auf Omnipotenz der Welt verkündet und sein leidenschaftliches Volk zum Kampfe um dieselbe in der Revolution aufruft, kämpft still der Geist einen langen, schweren Streit in dem Haupte eines einsamen Denkers: er kämpft — und siegt? Nein! Wir können nie den Frieden, die bewußte Einheit er-

langen, wir, Geist und Natur! so tönt es von diesem Schlachtfelde her. Der einsame Denker ist Immanuel Kant.

Soweit führt Lorm seine Betrachtungen über die Culturepochen, insofern sie sich als Episoden aus dem Kampfe zwischen Natur und Geist darstellen. Er fügt diesen Betrachtungen noch einen längeren Anhang: „Letzte Rückblicke" hinzu, in welchem er gleichsam das Resultat zieht, welches sich für die Speculation und für den Willen, welches sich mit einem Worte für das Menschenherz aus diesem Kampfe ergiebt. Er schließt an seine Dichtung gleichsam eine Moral an. Diese auf ihren Gehalt hin zu prüfen, bleibt uns noch übrig.

Es klingt eine Frage durch diese Schlußabhandlung hindurch, die Frage: wie kann der Mensch bei dem unseligen Zwiespalte zwischen Geist und Natur Ruhe, Glück finden? Es ist die alte Frage der Menschheit, die auch der Jüngling an Christus stellte: was soll ich thun, daß ich selig werde?

Lorm schaut zurück und betrachtet drei speculative Antworten auf jene Frage: diejenige, die der Stoicismus, diejenige, die der Hegel'sche Panlogismus und endlich die, welche der Buddhismus gaben. Diese drei Antworten zeigen bei näherer Betrachtung eine gewisse Verwandtschaft.

Der Stoicismus, wie ihn besonders Seneca zum Ausdruck gebracht hat, führt ebenso als ethischen Imperativ die Resignation in Wissen und Handeln auf, wie der Buddhismus, und die Hegel'sche Vergeistigung alles Geschehens erfordert ebenso die rein intellectuelle Hingabe an den „Moloch des Allgemeinen" wie die beiden vorgenannten Weltanschauungen.

Aber mit dieser Hingabe ist nicht bei allen diesen drei Systemen die Ueberwindung des Truges der Natur, der sich im Willen zum Leben, in der Lebensgier, darstellt, gleichmäßig erreicht worden.

Dem Stoicismus hat allerdings das Sterben gerade so wenig Werth als das Leben, aber derselbe vermag nicht in seiner jeder metaphysischen Grundlage entbehrenden, lediglich auf den Causalnexus der Dinge gegründeten Ethik sich zu einem höheren Principe der Sittlichkeit emporzuschwingen, welche die Endlichkeit zu der dunklen Unendlichkeit in Beziehung setzen könnte. Denn „die Logik, die intellectuelle Reproduction des causalen Zusammenhanges, schließt nichts in sich, was sich als das höchste Gut und folglich als der höchste Trost darstellte". Deshalb mußte sich im Glauben, in der christlichen Weltanschauung, der Bruch mit der stoischen Sittlichkeit vollziehen, denn eine Welt voll Lebensgieriger konnte nicht lange die Trostlosigkeit dieser Logik, in welcher die reine Natur sich äußerte, ertragen.

Aber auch der Hegel'sche Panlogismus, der darin, daß der Geist die Natur völlig begreift, sie ganz umfaßt, das höchste Gut und den einzigen Trost, die Wiedervereinigung, entdeckt haben will, der in der Identität von Sein und Nichtsein, im Werden, alle Seligkeit und Gewißheit der Zukunft zusammenfaßt, scheitert bei der Aufstellung eines höchsten sittlichen Principes daran, daß die natürliche Empfindung in dieser rein begrifflichen Entwicklung keine Berücksichtigung findet, daß die Natur sich plötzlich beraubt sieht ihres warmen Strebens nach Glück, nach Ruhe, nach Trost durch das kalte Götzenbild der „intellectuellen Allgemeinheit".

Durch die Weltanschauung des Buddhismus und in der Kantischen Kritik nur findet Lorm das sittliche Princip vorbereitet, welches allein die Erlösung von der Qual der Trennung zwischen Natur und Geist und von dem damit verbundenen Schmerzgefühle des Daseins in sich schließt.

Die Sittlichkeit, sagt Lorm, hat wie die Schönheit ihren Ursprung jenseits der Schranken der Endlichkeit, das sittliche Princip, dem wir dienen sollen, ist deshalb für die Erkenntniß unerreichbar, es ist ein Namenloses. Es mit unserem Geiste je zu umfassen müssen wir verzichten. Dieses Verzichten aber ist für uns ein ethischer Imperativ, in ihm liegt die Erlösung. „Das Verzichten ist die Ertödtung jeglicher Begier. Der Sieg über dieses Ungeheuer bringt, wie die Ritterthat im Zaubermärchen, einen Lohn, eine Befreiung, eine Erlösung: die Befreiung, die Erlösung vom Zwange der Natur. Die Befreiung vom Zwange der Natur ist der Inhalt der Sittlichkeit ihrem Begriffe nach. In der Action bethätigt sich diese Befreiung durch die Entsagung, durch das Opfer."

Durch dieses Verzichten, das zugleich ein Loslösen von aller irdischen Hoffnung, von dem Troste ist, der in dem Gedanken an eine unsere Geschicke in der Hand haltende Vorsehung liegt, wird dem Daseinsschmerz, dem Leiden, die Lebensader durchschnitten, indem das Begehren sich von ihm loslöst, und es hört auf ein Leiden zu sein. Aber neben diesem negativen Elemente des sittlichen Principes muß auch noch ein positiver Bestandtheil desselben Geltung erlangen, wenn es wirklich Trost bringen soll. Und dieses Positive ist die Sehnsucht nach dem „Nirwana" der indischen Philosophen, der Gedanke an das negative Noumenon Kant's. Das Nirwana ist nicht das inhaltsleere Nichts, wie es gewöhnlich erklärt wird, sondern es ist gerade die „Realität im Nichtsein", die im Unendlichen erfüllte Wirklichkeit des aufgehobenen Zwiespalts der Endlichkeit, die wir nicht begreifen können, weil wir dazu „eine intellectuelle Wahrnehmung und Begriffsbildung, eine Sinnlichkeit und eine Logik" haben müßten, die wir eben nicht haben. Aber die Sehnsucht, dieses Nirwana zu ergreifen und mit unserem ganzen Wesen darin aufzugehen, nicht blos der falsche Trug des Geistes, es begreifen zu wollen, diese Sehnsucht, dieser scheinbar hippokratische Zug in den Mienen des Menschengeschlechts, ist das Positive in dem Sittlichkeitsprincipe, die Sehnsucht, welche schon in dem Sehnen Befriedigung findet.

Diese Sehnsucht aber, begründet in dem beruhigten Wissen von den Schranken, an denen wir stille stehen müssen, äußert sich activ in der heiteren, begehrungslosen Betrachtung der Dinge von dem Standpunkte dieses Wissens, von dem Gesichtspunkte der dunklen Unendlichkeit aus, die jenseits jener Schranken liegt; sie äußert sich in der Meditation sub specie aeternitatis. Und hierin liegt ein Optimismus der Weltauffassung verhüllt, der sich nicht vor widerlegenden Gründen zu scheuen braucht, wie jener trügerische Optimismus, der seine Berechtigung schon aus dem Bestehen der Welt schöpfen zu können braucht; denn dieser truglose, heitere Optimismus der Betrachtung ist spontan, ist grundlos.

So formulirt Lorm die Beantwortung jener Frage. Wir sind weit davon entfernt, den Inhalt der Antwort als in allen Stücken originell auszugeben, denn derselbe ist im Wesentlichen übereinstimmend mit dem Resultate der Schopenhauer'schen Ethik. Auch bei Schopenhauer ist die Contemplation der Dinge ohne Zugrundelegung des Satzes vom Grunde, also die reine Betrachtung ohne Rücksichtnahme auf die Relationen der Dinge zu einander, ohne die Frage nach dem Wo, dem Wann, dem Warum und dem Wozu an den Dingen, der einzige Weg, zur „Idee", zu der „unmittelbaren Objectivität des Willens" zu gelangen. Diese Erkenntniß macht das Subject zu dem reinen, willenlosen, schmerzlosen, zeitlosen. In ihrer reinen, allgemeinen Gestaltung endet sie das Wollen, bewirkt die Vereinigung des Willens zum Leben und wird so ein Quiëtiv des Willens, der in ihr sich selbst frei aufhebt.

Aber die Formulirung der Lorm'schen Beantwortung führt den Inhalt derselben insofern über das Schopenhauer'sche Resultat hinaus, als sie ihn in größerer Allgemeinheit, ohne ihn erst auf den Irrthum der Schopenhauer'schen Speculation, der in der „Objectivirung des Willens" liegt, zu begründen, gleichsam „aus dem gesunden Menschenverstande heraus" entwickelt. In dieser Hinsicht ist die Lorm'sche Darstellung als ein philosophischer Fortschritt zu bezeichnen, wenn auch die Grundlagen, von denen er ausgeht, im Verhältniß zu Schopenhauer einen Rückschritt bedeuten, denn Lorm geht an der Schopenhauer'schen Philosophie vorüber wieder zurück auf die sichere Basis der Kant'schen Errungenschaft. Speculativ schreitet er keine Linie weit über das Resultat der Kant'schen Kritik — das er noch in einer besonderen Untersuchung näher beleuchten zu können hofft (s. Seite 149) — hinaus. Aber er knüpft an dasselbe eine praktische Philosophie an, die wohl neue Gesichtspunkte für das Nachdenken der Menschheit über sich selbst darzubieten geeignet erscheint.

Wir wollen von diesem Lorm'schen Werke nicht scheiden, ohne dem Bedenken Ausdruck gegeben zu haben, daß auch das Lorm'sche, auf die nirwanistische Betrachtung gegründete

sittliche Princip, ebenso wie das Schopenhauer'sche, ein rein intellectuelles und infolge dessen zu abstraktes ist, als daß es zunächst fruchtbar für das Menschengeschlecht werden könnte. Zudem hat Lorm ganz den Gedanken außer Acht gelassen, welchen er in seiner Betrachtung des hellenischen Alterthums andeutet, den Gedanken, daß eine unbewußte Einheit zwischen Natur und Geist durch die plastische oder überhaupt künstlerische Verwirklichung einer Idee und schon durch die naive Freude an dieser Verwirklichung erreicht ist. Dieselbe ist individuell auch heute, sowohl für den Schaffenden, den Künstler, in dem Momente des Schaffens, des geistigen Gebärens, als auch für den Genießenden, den Zuschauer, in dem Momente der Betrachtung vollzogen. Diese Betrachtung ist ihrem Wesen nach nicht verschieden von der nirwanistischen Betrachtung, denn die Idee der Schönheit, ebenso wie die der Sittlichkeit, dem Unendlichen entstammend, ist bei dieser naiven Betrachtung wie bei dem genialen Schaffen auch lediglich eine Ahnung, sie ist noch nicht in den Bereich des Erkennens eingetreten und infolge dessen noch Natur und Geist gleichmäßig in Anspruch nehmend. Hieraus erklärt sich auch die bedeutsame Stellung der Kunstlehre in der Schopenhauer'schen Philosophie.

Eine wenn auch nur unbewußte Einheit zwischen Natur und Geist ist uns also auch heute noch ermöglicht, und der Weltschmerz findet seine momentane unbewußte Auflösung in der Kunst.

Die Jugend Michelet's.

Von Arthur Mennell.

„Denen, die Männer werden wollen", — widmet die Wittwe des gefeiertsten modernen Historikers der Franzosen die Aufzeichnungen aus seinem Leben, die sie zusammengestellt und unter dem Titel „Ma jeunesse" (papiers intimes)*) herausgegeben hat. Es ist nicht zufällig, daß die feinsinnige Frau in erster Linie an die Jugend dachte, da sie das ihr so theure Vermächtniß ihres Gatten der Oeffentlichkeit übergab. Vielleicht erinnerte sie sich einer andern Frau, die vor wenigen Jahren, wenn auch nicht in gleicher, ja, in kaum ähnlicher, so aber doch in gleich wirkungsvoller Weise Bild und Bildungsgang des ihrigen durch die Herausgabe seiner Briefe gegeben und dabei ausdrücklich bemerkt hatte, sie hoffe damit der Jugend zu nützen. Ich weiß es nicht, und merkwürdigerweise habe ich aus dem Chor Derer, die Michelet's Beichte willkommen hießen, nicht eine einzige Stimme vernommen, die auch nur darauf hingewiesen hätte, wie erhebend es sei, die beiden Frauen der beiden fast stets mit einander genannten Männer: die Frau Edgar Quinet's und die Frau Jules Michelet's in gleich herrlicher Art das Andenken des entschlafenen Gatten hochhalten und der Jugend als mahnendes Beispiel zeigen zu sehen! Das aber weiß ich, daß Madame Michelet ein Recht hatte, diesem Buche das stolze Wort voranzuschreiben — „Denen, die Männer werden wollen." Indem sie es that konnte die Gattin dem Gatten kein herrlicheres Lob nachrufen, konnte sie nicht lauter den Ruhm seines Charakters verkünden und die Jugend, die an ihm sich emporrichten soll, die leidende, kämpfende Jugend konnte in diesen Tagen weichherziger Verzagtheit keinen stärkenderen Quell finden als dieses Buch, das einen prächtigen Geist als Beute beständiger, jämmerlicher Kämpfe um das Bischen tägliche Brot zeigt und Seite für Seite erkennen läßt, was es heißen will, ideales Streben neidischen Göttern zum Trotz zu jener Höhe zu führen, von der es kein Kampf, kein Leid und keine Erfahrung, sie sei wie sie sei, herniederzwingen kann.

Nicht weniger als drei Jahre hat Madame Michelet gebraucht, um das von ihrem Gatten hinterlassene Material zu sammeln, zu ordnen und so zu fügen, daß daraus, wenn auch kein durchaus harmonisches, so doch ein in jeder Weise getreues Lebensbild Michelet's werden konnte. Dieser selbst hatte sich lange Jahre hindurch mit dem Gedanken getragen, seine Memoiren zu schreiben, weil er recht wohl wußte, daß der Würdigung des Historikers Michelet recht oft die Unkenntniß des Menschen Michelet im Wege gestanden hatte. Aber er kam nicht dazu und sah bald ein, daß er wohl nie dazu kommen werde. Die Geschichte, pflegte er zu sagen, verlangt den ganzen Menschen. Sobald sie ihn einmal festhält, trinkt sie erbarmungslos sein Blut, zwingt sie ihn in den Dienst ihres Daseins. Hinaufgezogen von ihr auf lichte Höhen, oder hinuntergezogen in den Morast, ist man, wohl oder übel, in beständiger Bewegung, und für Alles, was die eigene Person angeht, heißt es: „Auf morgen!" Aber nahm er davon Abstand, sein Leben so zu beschreiben, wie er wohl gewünscht hätte, so fand er doch dann und wann, bald nach Beendigung eines Capitels Geschichte, bald nach der Rückkehr von einer Feierlichkeit, einem Begräbniß, einem Spaziergange die Zeit, eine Erinnerung, einen Einfall, der ihm seine Jugend, sein Streben, seinen Charakter in einem bezeichnenden Lichte gab, festzuhalten und dem Papier anzuvertrauen. Und da war es ihm dann gleichgültig, ob er dazu eine Todesanzeige, ein Einladungsschreiben oder ein sonstiges Stück Papier benutzte. Und dann wanderte die Notiz zu ihren Vorgängerinnen hinein in eine Mappe, die er scherzweise seine zweite Seele, die nichts vergesse, was man ihr anvertraue, nannte. Ja, einmal sprach er wohl auch lächelnd, das sei seine „papierne Seele". Nun, die Nachwelt kann mit dieser papiernen Seele schon zufrieden sein, denn sie strömt so frisches echtes Leben aus, daß man ihrem Zauber sich fügen muß, man mag wollen oder nicht wollen. Gerade indem Michelet nur dann zur Feder griff, wenn ihn die Erinnerung dazu zwang, indem er gleich von vorn herein jene Pose verschmähte, die Chateaubriand im Hinblick auf die Nachwelt bei Abfassung seiner Memoiren annehmen zu müssen glaubte und der die meisten Verfasser ähnlicher Bekenntnisse in größerem oder geringerem Grade unterliegen, entrann er der Gefahr, Dichtung statt Wahrheit zu geben. Und, — man müßte die Feuerseele des seltenen Mannes, die ihm allerdings von Höhen, auf denen Ranke'sche Kunst wandelt, weit entfernt hielt und ihn immer und immer Partei werden ließ, nicht aus seiner bewegten Prosa haben emporlodern sehen, wenn man nicht Zug um Zug aus der Fülle seiner Notizen sein eigenstes Wesen herausfühlen wollte, ja die Bildung, das Werden dieses Wesens nicht emporwachsen sähe.

Schwer genug wurde ihm dieses Bilden und Werden. Die Natur hatte ihm den zartesten Körper gegeben und das Geschick diesem Körper Pflege, ja nothwendigste Stärkung bis tief in die spätere Jugend hinein versagt. Die Vorfahren hatten im Dienste der Kirche gestanden und auch der Vater, bis die Revolution kam und im Namen der Freiheit und Menschlichkeit alle Diejenigen köpfte oder verjagte, die sie der Kirche treu bleiben sah. Michelet kam nach Paris und wurde Buchdrucker. Er heirathete bald darauf und Jules wurde geboren. Es war damals eine schlechte Zeit für die Buchdruckerei. Der Despotismus wollte nichts wissen von den Erzeugnissen der Druckerschwärze und auch das eingeschüchterte und durch die Schreckensherrschaft angeekelte Publicum war mit der Unterdrückung der Presse einverstanden. Bald war Schmalhans Küchenmeister in der Familie Michelet. Der Vater wanderte Schulden halber in das Gefängniß und Mutter und Kind froren und darbten. „Eines Tages", erzählt er, „hatten wir ausnahmsweise ein wenig Fleisch. Und da etwas davon an meinen kleinen Fingerchen haften geblieben war, sprang Raton (der Hauskater) auf meine Hand hinzu und biß mich. Zornig wollte ich ihn schlagen — da dachte ich an unsere Lage, die auch diejenige des armen Thieres so traurig machte, und Thränen in den Augen, drückte ich es zärtlich in meine Arme". Der Zug ist charakteristisch und er zeigt, wie früh in die Seele des duldenden Kindes die Tragik des Kampfes um das tägliche Brot ihre Schatten warf. Und die Erinnerung daran ist in Michelet allzeit die lebendigste geblieben. Erzählt er doch einmal: „Meine Entbehrungen lassen sich in drei Worte zusammenfassen: Bis zum Alter von 15 Jahren kein Fleisch, keinen Wein, keine Heizung. Gemüse, meist in Salz und Wasser gekocht, und Brot waren meine einzige Nahrung. Wenn ich am Leben blieb, so danke ich es der kräftigen Constitution meines Vaters, die in mir über die kränkliche, schwächliche meiner Mutter den Sieg davonzutragen schien. Arbeiten

*) Paris, Calman Lévy.

und Gewohnheiten meines einsam nur in der Nähe der Eltern freudenlos zugebrachten Lebens hielten mich in gewissem Sinne aufrecht und stärkten meine Thatkraft, ohne freilich dem Körper zu nützen, so daß meine schwächliche Figur gewissermaßen ein Denkmal jener trüben Zeit ist. Die Beulen und Narben meiner Hände legen noch heute Zeugniß ab für zahlreiche, ohne Feuerung durchlebte Winter." Wer könnte Dergleichen ohne Rührung, ohne Mitgefühl lesen? Und wie trefflich erhellt diese lebhafte Erinnerung an eine freudlose Jugend das spätere Vermögen des fertigen Historikers, gerade solchen Epochen die Weihe seines Talentes zu geben, in denen großes Unglück nach verheerenden Kriegen, Leiden und Kämpfe der Volksseele geschildert werden.

Aber wie auf den Körper, so wirkte die beständige Noth ganz selbstverständlich auch auf den Charakter des Kleinen mannigfach nachtheilig ein. Der Vater trug freilich noch immer hoffnungsvoll sein Mißgeschick von Quartier zu Quartier, und wenn er Jules auf den Schooß nehmend sang: „Mon fils sera mon consolateur", da verklärte immer ein Strahl der Hoffnung sein Gesicht, während Jules in Thränen ausbrach. Mit großer Verehrung denkt dieser späterhin zurück an den Vater, der vor keinem Opfer zurückscheute, um dem Sohne eine treffliche Erziehung zu gewähren. Das schwächliche Kind aber war linkisch und schüchtern, ja feig geworden — wie es wohl öfters einsame Armuth mit sich zu bringen pflegt. Und als es der Vater ermöglicht hatte, daß es das Lycée Charlemagne besuche waren diese Folgen der Armuth die neue Ursache von Mißerfolgen und Demüthigungen. Seine Schüchternheit brachte, es mit sich, daß er niemals so antwortete, wie er eigentlich wollte, so daß er bald als wenig begabt galt. Und die Einsamkeit seines Wesens reizte außerdem, ebenso wie seine dürftige, linkische, in grotesker Kleidung steckende Persönlichkeit den Spott und den Hohn seiner reicheren Mitschüler. Mit einem wilden Haß denkt der so liebenswürdige Mann an diese Tage der Schmach und der Demüthigung zurück, indem er noch nachträglich jeden seiner Peiniger zerfleischt. Nie sagt er: meine Kameraden, immer dagegen: meine Feinde, wenn er von seinen Mitschülern spricht! Er hatte keinen Freund und er duldete Qualen, daß er keinen fand. Aber so beklagenswerth dies alles ist: das läßt sich doch zwischen den Zeilen lesen, daß diese Prüfungen dazu beitrugen, in ihm den Schriftsteller groß zu ziehen. Seine Leidenschaft und seine Entschlossenheit, die durch jede Zeile, die er geschrieben, glühen, fanden hier ihre beste Nahrung. „Ich erinnere mich", schreibt er einmal, „wie ich inmitten des entsetzlichsten Unglücks, Entbehrungen der Gegenwart und Furcht vor der Zukunft, den Feind (1814) vor der Thür, mich eines Tages trotz alledem aufraffte und, ohne Heizung, hungrig, dem Ende nahe, trotz alledem ein Gefühl echter stoischer Kraft, dem kein Atom kirchlicher Hoffnung beigemischt war, in mir fühlte, und mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, wahrhaft männliche Freude und Herzhaftigkeit empfand." Dazu kam Vergil, den er schwärmerisch liebte, kam Corneille, die ihm den Kampf bestehen halfen, in deren Schriften er das moralische Mark frühreif zu finden wußte. Und nun kam auch ein erster Lichtstrahl eines günstigeren Geschicks auf ihn hernieder: er erhielt nicht weniger als drei Preise auf einmal, und der Herzog von Richelieu, derselbe der damals das Elsaß Frankreich zu erhalten gewußt hatte, sagte von dem preisgekrönten Michelet: „Celui-là ira loin." Es ist bezeichnend, wie schon vor langen Jahrzehnten die politischen Kämpfe in Frankreich zu Verdächtigung und Verleumdung selbst des reinsten Wollens führten. So wurde dieser Vorgang, dieses Lob aus dem Munde Richelieu's später benutzt, um zu sagen, Michelet sei in seiner Jugend Royalist gewesen, wie man seine späterhin in einem unüberwindlichen Herzensdrang in der Kirche Saint-Medard verlangte Taufe — dieselbe war zur Zeit seiner Geburt noch verboten und wurde späterhin vergessen oder absichtlich unterlassen — dazu benutzte, um ihm vorzuwerfen, er sei einstmals gläubiger Katholik gewesen. Es wäre übel angebracht, hierauf näher einzugehen. Ganz abgesehen davon, daß man am wenigsten von dem begabten Menschen verlangen kann, er sei sozusagen von der Wiege an bis zum Ende seines Lebens gläubig oder ungläubig, royalistisch oder republikanisch gesinnt, hat es das spätere Wirken Michelet's, der niemals der Günstling irgend einer Regierung war, der sich vor keinem Fürsten der Erde beugte, der nur die Pflicht und wieder die Pflicht zu seinem Gott erkoren hatte, genugsam bewiesen, wie es mit seinem Royalismus und seinem Katholicismus bestellt war.

In der Zeit seines ersten Erfolges starb seine Mutter, der Vater aber wurde Gutenberg untreu und nahm eine Stellung als Wärter in einem Privatkrankenhause an. Da ging es ihm besser, Jules aber, von Kindheit an gewöhnt, eigene Wege zu gehen, und, mehr als der Vater bedacht auf des „Lebens ernstes Führen", nahm nun erst recht die Zügel seines Geschicks in die eigene Hand und in einem Alter, wo die „Herren Eltern" in der Regel noch nicht wissen, was nun eigentlich der Herr Sohn werden solle, unterrichtete er schon, nach Absolvirung des Collegs, wieder drauf los. Ist es da ein Wunder, daß er keine Gelegenheit fand, etliche jener Dummheiten zu machen, an die wir Alles in Allem so vergnügt zurückdenken, oder gar einen jener Streiche, von denen der weise Mirza Schaffy sagt:

„Wer selbst aus seiner Jugend Tagen
Nichts zu bereun hat, zu beklagen,
Der war nie thöricht, aber — auch nie weise!"

Das wußte der spätere Michelet recht wohl — aber seine Schuld war es nicht gewesen, daß er nie thöricht und nie weise war: die unterdrückte, gehetzte, gepeinigte Jugend trug die Schuld und unabänderlich folgerichtig warf diese auf das ganze spätere Leben des Schwergeprüften ihren unbarmherzigen Schatten. Echt war der herrliche Knabe, denn seine schönste Tugend wurde das Mitleid. Statt hart und herzlos zu werden durch die beständige Prüfung wurde er weich und mitfühlend — zu der früheren Qual noch die Qual gesellend, mit der er frühere Geschlechter ringen sah. Hierin liegt der Schlüssel zu seiner Werthschätzung als Mensch und als Geschichtsschreiber, der Schlüssel zu seinen Tugenden und seinen Fehlern. Und der Zwang, sich stets nur in sich selbst zu suchen und zu finden, brachte es ganz naturgemäß mit sich, daß er, wenn einmal die Gelegenheit da war zum Austausch der Gedanken, ganz nach Kleist'scher Art pedantisches Docententhum ausströmte. Jules Lefèvre sagt einmal, vielleicht etwas verzagter als wahr: „on meurt en plein bonheur de son malheur passé." Sterben? Nicht nothwendigerweise, aber unheilbare Wunden durch das Leben tragen, das eher. Und was Michelet anbetrifft, so streifte das Geschick mit brutaler Hand die Heiterkeit von dieser jungen Seele und raubte ihr selbst das Vermögen voll zärtlichen Hoffens um die Gunst des Lebens zu werben. Und ebenso grausam folgerichtig gab es ihm dafür eine bedächtige Schwere, eine linkische Feierlichkeit des äußern Menschen, die er zeitlebens nicht wieder los wurde. Und als er liebte, als er sich vermaß, wenigstens eine Blume aus dem Garten der Glücklichen zu holen, da betrachtete er sie mehr als Botaniker, denn als Liebender und fand es ganz natürlich, daß er auf Spaziergängen seiner Therese geschichtlichen Unterricht gab. Freilich, die Liebe zu Therese war nichts desto weniger herzinnig und es brachte ihm neues und schweres Herzeleid, als Eltern und Verwandte von einer Verbindung der Liebenden nichts wissen wollten. In demselben Jardin des Plantes, wo vielleicht gleichzeitig der stämmigere und selbstbewußtere Balzac an seinen Cromwell dachte, um durch ihn den Eintritt zu erzwingen in die Gesellschaft und in ihr die Hoheitsrechte des Genies zu üben, spielten sich die paar schönen Stunden dieser Liebesidylle ab, deren trüben Ausgang er nur in ernstester geistiger Arbeit zu verwinden lernte.

Man hat sein Buch über die „Liebe" für zufällig halten wollen und mit Recht für zufällig halten können. Die Idylle seiner Jugend und vor Allem auch die Schilderung des Familienkreises, den er in dem Hause des Arztes, wo sein Vater angestellt war, gefunden hatte, geben auch hier erklärenden Aufschluß. Namentlich war es eine reifere Frau, die ihm eine zweite Mutter wurde, und wie bei fast allen bedeutenden Männern, auch hier einen bestimmenden Einfluß übte. Aber hier bleibt ein weiteres Moment nicht zu vergessen, das zu

seiner Beurtheilung werthvolle Lichter giebt: die Reise zu Verwandten, die er kurz, nachdem sein Liebesidyll in Trümmer gestürzt, zur „Erholung" antrat. Die Leute wohnten in den Ardennen und da fand er denn nicht bloß ein erstes Mal in seinem Leben die Offenbarung der Majestät der Landschaft, sondern auch in den Erzählungen seiner alten Tante geheimnißvolle Anregungen, die seine Liebe zur Geschichte zu noch hellerer Flamme emporfachen. Und wenn er erzählt, daß ihn diese Legenden, so oft sie auch wiederholt wurden, niemals langweilten, ihm gleich magisch erschienen, wie an dem Tage, da er sie zuerst gehört, da giebt er, unbewußt, das erklärende Wort seiner oft phantastischen Anschauung und Darstellung der Geschichte.

Mit einem Wort, diese papiers intimes sind wirklich das, was ähnliche Aufzeichnungen so selten sind und doch stets sein sollten: die Pforte, die zu dem Charakter des Mannes, zu der Werdestätte seines geistigen Habitus führt. Und da sie obendrein, wie schon aus diesen den werthvollen Inhalt des Buches nur andeutenden Betrachtungen hervorgehen dürfte, einen werdenden Menschen im aufreibenden, gefährlichen Kampfe und in dem durch stählernes Bewußtsein der Pflicht errungenen Siege zeigen, so werden in der That nicht blos diejenigen, die Männer werden wollen, sondern auch diejenigen, die Männer geworden sind, in ihnen eines jener Bücher schätzen lernen, die für gar manche brutale Gabe des heutigen französischen Büchermarktes einen versöhnenden Ersatz bieten.

Feuilleton.

Der Roman des Telegraphen.

Von Karl von Schlözer.

Verwünscht! Daß ich in dieser Riesenstadt New-York auch gerade in die Nähe der Union-Telegraphen-Station ziehen muß! Und nun gar in diese Mansarde, vor der sich die Telegraphenleitungen der halben Welt zu kreuzen scheinen! Am Tage vollführt die Straße einen Spectakel, daß man keinen vernünftigen Gedanken fassen kann, und Abends heulen die Drähte mit dem Winde um die Wette! Wie sie summen und schwirren! Jetzt beginnt der eine zu pfeifen — ich wette, es ist der dicke, fette Draht dicht vor meinem Fenster, der mich schon so lange ärgert! Natürlich! Jetzt singt er sogar: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" Die anderen stimmen ein, und die Signalglocke bekommt darüber solche Lachkrämpfe, daß sie laut anfängt zu klingeln! Nein, nun wird es mir zu arg!

Ich ziehe die Rouleaux in die Höhe, reiße das Fenster auf und schreie in die Nacht hinaus: „Goddam! Wollt Ihr wohl Ruhe halten da draußen!"

Einen Augenblick Pause. Dann nimmt der dicke Draht das Wort! „Nicht so grob! Nicht so grob! Können wir nicht auch einmal vergnügt sein? Den ganzen Tag mußten wir für Euch Menschen arbeiten — ordentlich Seitenstiche habe ich davon bekommen — und nun gönnt Ihr uns nicht einmal des Abends eine kleine Erholung?"

„Ach, Seitenstiche!" rief ich. „Glaubt Ihr etwa, ich hätte Nichts zu thun? Binnen einer Stunde soll ich einen Artikel für die „Morning Post" liefern — etwas Neues — Spannendes! Aber bei Eurem Geschwätz vergehen mir die besten Ideen!"

„Ideen! Ideen!" spottete Jener, „als ob man im neunzehnten Jahrhundert noch Ideen brauchte! Will man heutzutage Geschichten schreiben, so erfindet man sie nicht, man erlebt sie! Wie sagt der deutsche Dichter:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben . . . ."

Freilich, um das zu wissen, darf man sich nicht etwa an ein Telephon wenden, solch ein Guck-in-die-Welt, das schon, wenn es eine Meile weit sprechen soll, die Auszehrung bekommt: Nein! Man muß einen alten, erfahrenen Telegraphendraht fragen, der, wie ich, den Verkehr zwischen drei Welttheilen vermittelt und directen Anschluß an vier überseeische Kabel hat! Wie viel Seufzer, Wünsche und Hoffnungen von Euch Menschen habe ich schon erfüllt — zerstört — begraben! Wie viele große und edle, wie viel kleine und schlechte Handlungen, wie viel welterschütternde Ereignisse habe ich entstehen sehen — befördert — verhindert! Ganze Bände könnte ich darüber schreiben!"

„Nun, wenn Du so viel weißt", sagte ich besänftigt, „so erzähle mir doch! Du siehst: Ich höre!"

„Gut!" sprach der Draht; „Ich will Dir einen kleinen Roman vorführen, die Geschichte von Alice Parker und George Daff."

„Was? George Daff? Der brave, närrische George, mein alter Freund, mit dem ich ganz Italien durchreiste und in Sorrento die Wette machte, daß er binnen Jahresfrist glücklicher Gatte sein werde? Ich hörte später, er habe in Amerika sein Herz verloren und dies — zerstreut, wie er ist — erst gemerkt, als er wieder in Europa war!"

„Derselbe!" nickte der Draht, „und diese Geschichte gerade sollst Du erfahren. Ich werde Dir 17 darauf bezügliche Depeschen mittheilen, so, wie sie durch meine Hände gegangen sind. Aber wenn Du sie etwa für Deine Zeitung verwendest, darfst Du keine Namen nennen; das ist Amtsgeheimniß!"

„Ganz gewiß nicht!" versprach ich, und der Draht begann also:

* * *

Er und Sie.

Zeit-Roman in siebenzehn Depeschen.

1. An Banquier Parker. Von London nach Baltimore. Bei letzter Anwesenheit in Baltimore Neigung für ihre Tochter gefaßt. Fühle jetzt, daß dieselbe liebe, kann nicht ohne sie leben. Glaube, daß Alice Gefühle erwidert. Bin unabhängig. Vermögensverhältnisse bekannt. Meine Mutter einverstanden. Bitte um Hand Ihrer Tochter. Wenn nein, Antwort unnöthig. Wenn ja, telegraphiren. Reise dann umgehend Baltimore. George Daff.

2. An George Daff. Von Baltimore nach London. Alice liebt Sie. Gebe meinen Segen. Kommen Sie. Parker

3. An Banquier Parker. Von London nach Baltimore. Fahre morgen früh 6 Uhr mit Passagierdampfer Brittania. Tausend Grüße und Küsse. George Daff.

4. Telegramm der „Times". Passagierdampfer Brittania, nach New-York bestimmt, ist am letzten Sonntag auf offner See in Folge starken Nebels mit Packetboot Sultan, Capitän Johnston, collidirt. Der Sultan, schwer beschädigt, liegt in Liverpool. Brittania ist gesunken. Von Besatzung und Passagieren Niemand gerettet.

5. Telegramm des „New-York Herald." Die Nachricht der Times betreffend den Untergang der Brittania wie gewöhnlich übertrieben. Passagiere und Mannschaft größtentheils gerettet.

6. An Banquier Parker. Von Funchal nach New-York. Wunderbare Rettung. Soeben hier gelandet. Brittania sank durch Collision. Ich, Mast ergreifend, trieb die ganze Nacht auf dem Meer. Morgens Segelschiff nach Capstadt gehend hat mich an Bord genommen, in Madeira an Land gesetzt. Fahre mit erster Gelegenheit Baltimore. Auf baldiges Wiedersehen. George Daff.

7. An George Daff. Von Baltimore nach Funchal. Bankhaus Parker existirt nicht mehr. Compagnon mit Wechselfälschung flüchtig. Andere Häuser mit Capital fallirt. Parker sich selbst entleibt. Brief der Tochter liegt für Sie in Baltimore. Blackburn, Concursverwalter.

8. An Blackburn, Concursverwalter. Von Funchal nach Baltimore. Wo ist Alice Parker? George Daff.

9. An George Daff. Von Baltimore nach Funchal. Verschwunden! Blackburn.

10. An Mss. Daff. Von Baltimore nach London. Soeben hier angelangt. Von Alice keine Spur. Sagt in hinter-

lassenem Brief, daß zu stolz, um unter diesen Umständen mich zu binden. Komme nicht eher zurück, bis sie gefunden.
George.

11. An George Daff. Von Liverpool nach Baltimore. Ersuche dringend umgehend zurückzukehren. Von Ihrer Vernehmung in Angelegenheit Brittannia hängt meine Ehre und Existenz ab. Johnston, Capitän des Sultan.

12. An Mss. Daff. Von Baltimore nach London. Pflicht ruft mich zurück. Alice nirgends gefunden. Fahre heute Abend nach New-York. Uebermorgen mit Passagierdampfer Victoria nach England. Bin sehr unglücklich. George.

13. An George Daff. Von Baltimore nach New-York. Miß Parker soll in New-York sein.
Blackburn, Concursverwalter.

14. An Mss. Daff. Von New-York nach London. Zum zweiten Male gerettet. Gefunden! Wollte Aufforderung in Zeitung erlassen, trage Brief für Alice auf die Post. Hinter Postschalter schwarze Dame, nimmt Brief in Empfang, stößt Schrei aus, war Alice selbst. Jetzt vereinigt. Fahre sogleich auf Dampfer Victoria nach Southampton, dann umgehend nach London. George.

15. Telegramm der „Times." Großes Unglück! Folgen unberechenbar! Passagierdampfer Victoria heute Morgen von New-York kommend in Southampton eingetroffen. Kurz vor Landung erfolgte Explosiön an Bord. Vier Heizer verwundet, ein Küchenjunge vermißt. Ursache soll eine fenische Dynamitsendung sein. Zwei Passagiere, ein Herr und Dame, sind verdächtig und sofort verhaftet.

16. Telegramm des „New-York Herald." Nachricht der Times betreffend Dynamit-Explosion selbstverständlich übertrieben. Es hat sich herausgestellt, daß nur einige Proben amerikanischer Schießbaumwolle in Brand gerathen waren. Die fraglichen Passagiere sind nach Feststellung ihrer übrigens hochachtbaren Persönlichkeiten sofort unter Entschuldigung aus der Haft entlassen worden.

* * *

Der Telegraphendraht hatte die letzten Worte mit etwas gedehnter Stimme gesprochen. Jetzt schwieg er ganz.

„Nicht übel!" sagte ich. „Die Erlebnisse des braven George haben mich lebhaft interessirt. Allerdings ist der Stil Deiner Geschichte etwas lapidarisch, die Entwickelung vielleicht zu sprunghaft, auch der Inhalt scheint mir nicht ganz neu. Immerhin hast Du ein vortreffliches Gedächtniß! Sei es drum! Nun aber kommt der Schluß: Wir sind glücklich im Hafen Alt-Englands gelandet, haben die Klippe der Dynamitexplosion umschifft, möchten doch aber wissen, ob „Er uud Sie" auch in den Hafen der Ehe einlaufen?"

Hierauf entstand eine längere Pause.

„Wie? Du willst mich noch im letzten Augenblick im Stich lassen? Ich will doch erfahren, ob ich die Wette von meinem Freund gewonnen habe . . . . Du schweigst? Sollten etwa die jungen Leute London wieder verlassen haben und Deine Fühler nicht weiter reichen?"

Statt aller Antwort klopfte es an die Thür.

„Herein!" Ein Telegraphenbote erschien und überreichte eine Depesche. Ich reiße sie auf . . . sie ist von — wahrhaftig! Halt! Sie — pst!" Der Mann war schon die Treppe hinab.

„Mein würdiger Berichterstatter", sagte ich, an das Fenster tretend, „jetzt kann ich Ihnen den Schluß Ihres Romans selbst erzählen. Hören Sie nur!" Und ich las mit lauter Stimme:

Depesche numero 17. Von Sorrento nach New-York. Blauer Himmel. Sonnenschein. Sitze mit meiner jungen Frau auf Terrasse. Herrliche Flitterwochen. Gedenke Deiner Du hattest doch Recht. George Daff.

„Nun, was meinst Du dazu?" fragte ich, das Blatt zusammenfaltend.

Aber der Draht sagte auch jetzt Nichts, und als ich schärfer hinsah, erkannte ich auch warum; er war eingeschlafen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Verirrungen.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Joseph Trieb.

Wieder ein deutsches Ehebruchsstück! Es verlohnte sich wirklich, einmal eine Naturgeschichte dieses sonderbaren heimischen Products zu schreiben. Das uralte Motiv des betrogenen Ehemanns kann entweder komisch, wie Molière es am besten gezeigt hat, gebraucht werden oder tragisch, wenn Dandin als strafender justicier, als Arzt seiner Ehre auftritt, oder als Sujet der Rührcomödie, wenn er, wie in „Menschenhaß und Reue", als sentimentaler bénisseur ganz Resignation und Versöhnung ist. Der moderne deutsche Autor wählt natürlich zumeist den letzteren Weg und sucht auf die Thränendrüsen des Publikums zu wirken. Das ist sicherer. Da aber die Schuld einer Frau ein Casus ist, darüber nach Hebbel „kein Mann hinweg kommt", so verfällt der deutsche Theaterschreiber meist auf das Auskunftsmittel, diese Schuld so sehr abzuschwächen, daß man sie von der blanken Unschuld kaum mehr unterscheiden kann. Wer wollte denn so französisch sittenlos sein, die brutale Thatsache mit allen ihren Folgen auf die Bühne zu bringen? An die Stelle der factischen ehelichen Untreue tritt also das schon in der Bergpredigt gerügte Spielen mit dem verbrecherischen Gedanken, der „Ehebruch mit dem Herzen". Die Heldin ist leichtsinnig, aber nicht schlecht, kokett, aber nicht sündhaft, sie steht an der Schwelle des Vergehens, fällt aber nicht, — sei es, daß das Gewissen noch gerade rechtzeitig in ihr erwacht oder daß ein tugendhafter Zufall sie rettet. In dieser Beziehung spielen schon seit Kotzebue's vielbeweinter Eulalia Mainau bis zur „Prinzessin von Bagdad" die Kinder eine sehr beliebte Rolle. Im Augenblicke, da die Ehrvergessene den häuslichen Herd entweihen oder verlassen will, kommt das herkömmlich geschminkte und aufgeputzte Theaterkind auf die Bühne gelaufen und schreit mit wohleingepaukter Papageienkunst sein Stichwort: „Liebe Mutter!", das seine tiefe Wirkung auf alle weiblichen Zuschauer niemals verfehlt.

In dem neuen Stücke des Residenztheaters setzt die rettende Kinderstimme ebenfalls im kritischen Augenblicke ein. Und auch hier ist die Schuld der Frau Mama sehr leicht, sehr verzeihlich. Frau Olga Willmer ist gegen den Willen ihres abwesenden Gemahls, der wie Menelaus der Gute im unerwartetsten Augenblicke zurückkehrt, auf einen Ball gegangen. Auf dem Nachhausewege ist ihr ein Maler nachgefahren und an der Hausthür zuvorgekommen. Auf der Schwelle, zwischen Thür und Angel, sagt er ihr allerlei verführerische Dinge: er liebe sie, sie solle ihren poesielosen Mann verlassen, komm', flieh' mit mir und sei mein Weib u. s. w. Aber Frau Olga ist trotz ihres Ungehorsams, ihres jähzornigen Haustyrannen, ihrer halb unbewußten Neigung zu dem schönen Maler eine brave Deutsche, und nach kurzem Schwanken giebt sie auch die richtige deutsche Antwort, indem sie ihm die Thüre vor der Nase zuwirft. Ist dies nicht äußerst lobenswerth? Nein, belehrt uns der deutsche Ehebruchsdramatiker, und wie ein Staatsanwalt, der den Angeklagten unter allen Umständen verdonnert, verurtheilt er die Schuldlose zu einem Martyrium von zehn Jahren und fünf Aufzügen. Auf seinen Befehl darf der Ehemann gar nicht mehr aus seiner sinnlosen Othellostimmung herauskommen: statt seine Frau wegen ihrer würdigen Haltung zu loben, beschimpft und malträtirt sie Herr Willmer, steckt ihr Kind in eine Pension und reist sofort in seiner Verzweiflung auf zehn Jahre nach Batavia. Als er dann im zweiten Akte heimkehrt, flammt bei dem geringsten Anlasse seine wahnwitzige Eifersucht und Wuth auf, besonders da der ehemalige Cavalier seiner

Frau wieder in sein Haus schleicht, um — aus Rache! — diesmal die Tochter zu umgarnen. Jetzt entsteht endlich ein ernsthafter Conflict. Das junge Mädchen erklärt nämlich ihren Eltern, daß sie den Maler liebe und heirathen wolle. Schon triumphirt dieser. Doch die Mutter entschließt sich zum Aeußersten. Sie beichtet ihrer Tochter ihre Schuld oder eigentlich Unschuld, und fünf Minuten später ist der lauschende Gemahl gerührt und versöhnt und das junge Mädchen von seiner heißen Liebe curirt. Nein, es war eine Verirrung: niemals wird sie dem Menschen angehören, der ihre Eltern so unglücklich gemacht hat, und in einer rührenden Schlußgruppe umarmen sich Vater, Mutter und Kind.

Das für das ganze Genre typische Stück ist ermüdend und schwerfällig. Die eingebildete Schuld, den verspäteten und gleich beigelegten Conflict, den fehlenden dramatischen Puls, die Verlogenheit der Personen und ihre Redseligkeit konnte auch die geschmackvolle Inscenirung nicht vergessen machen. Die Novität hatte übrigens einen Erfolg ganz eigener Art. Man applaudirte am Schlusse blos in der eitlen Hoffnung, auf diese Weise den wirklichen Namen des Verfassers oder der Verfasserin zu erfahren. Der Beifall aus Neugier, — gewiß eine neue und lustige Erscheinung des reichshauptstädtischen Theaterlebens.

Z.

Gurlitt's Herbstausstellung.

Wenn es heißt, daß die Kunsthandlung von Gurlitt eine Ausstellung eröffnen wird, so pflegt die erste Frage zu lauten: Ist ein neuer Böcklin da? Man ist daran gewöhnt, den jüngsten Schöpfungen des genialen Künstlers an diesem Orte zuerst zu begegnen, daß man sich wundern würde, wenn sie einmal ausblieben.

Wie ein späteres Geschlecht von Böcklin reden wird, wissen wir nicht. Wenn unsere Väter hören könnten, was wir von Künstlern halten, die vor fünfzig Jahren gleich Königen im Triumph in ihre Heimath eingeholt wurden, die in einem Athem mit den Größten aller Zeiten zusammen genannt wurden, es müßte ihnen das Herz bluten. Ob es uns mit unseren Lieblingen ebenso gehen wird? — Was Böcklin angeht, tröstet mich eins: Wir sind nicht blind gegen seine offenbaren Schwächen. Hundertmal haben uns die häßlichen verzeichneten Weiber geärgert, mit denen er die herrlichsten Conceptionen verunstaltet, und doch können wir uns dem Banne nicht entziehen. Auch hat er uns nicht im Sturm erobert: Zunächst begriffen wir ihn nicht, fühlten uns von der Kraft seines Colorits, an das wir nicht gewohnt waren, von nebensächlichen Aeußerlichkeiten verletzt und lehnten ab. Widerstrebend, mit Achselzucken haben wir erst nur gewaltige Einzelheiten gelten lassen, wurden warm — mit Bedauern —; dann kamen Schöpfungen, die uns im Innersten bewegten. Wir lernten Dinge wieder sehen, die mehr als ein Menschenalter nicht beachtet oder gar verpönt waren' die frühlingsgrüne Wiese, den blauen Himmel nach dem Regen, das schwarzdunkle Wasser. Zuletzt haben wir uns ihm ohne Rückhalt hingegeben.

Ihm war es einerlei. Er that keinen Schritt, sich verständlicher zu machen. Denn so neu wie seine Behandlung waren seine Stoffe. Ohne sich zu regen, ließ er über die Bedeutung, den tieferen Sinn seiner Compositionen hitzige Kämpfe ausfechten, die er mit einem Wort hätte schlichten können. Freunden gegenüber spottete er wohl gar über die Deutungsversuche und betonte, er habe nur ein Bild malen wollen, weiter gingen seine Absichten nicht. Kunsthändlern und Ausstellungscommissionen überließ er die Sorgen, den Kindern seiner Muse einen Namen zu geben und war selber überrascht, wenn bei der Gelegenheit Zusammenhänge und Beziehungen entdeckt wurden, an die er selber nicht gedacht hatte. So, wenn er eine norditalienische Frühlingslandschaft schuf, in der auf bunter Wiese Kinder Blumen pflücken, zwei Verliebte, nur mit sich beschäftigt, lagern, während ein alter Herr über die Wasserfläche in die Ferne späht, und man das Werk nannte: die Lebensalter. Ueber das Gefilde der Seligen in der Nationalgalerie konnte eine ausführliche, wissenschaftlich angelegte Broschüre erscheinen, die in ihrer geistreichen Auslegung an die vielen Abhandlungen über die Schule von Athen erinnert, und er, der Lebende, rührte sich nicht. Man sagt, er sei sich dabei seines Werthes so bewußt wie irgend einer von seinen wärmsten Verehrern. Welch' ein Abstand in dieser Beziehung zwischen ihm und Wagner.

Wie dem sei, bei jedem neuen Werk, das er in die Welt hinausgehen läßt, pflegt auf's Neue der Kampf im Publikum zu entbrennen. Doch dürften in dieser Beziehung gerade seine beiden jüngsten Arbeiten eine Ausnahme machen.

Das eine, „Der Drachentödter", holt seinen Stoff aus der Geschichte eines der unzähligen mittelalterlichen Urenkel des Perseus. Im engen Rahmen stehen nebeneinander der Held, von Kopf zu Fuß in dunkler stahlblauer Rüstung und die nackte Schöne. Hinter ihnen liegt wie ein Wall der grünlich schillernde Leichnam des Drachen. Es ist der Moment nach dem Sieg. Der Ritter steht im Begriff, einen tiefbraunen Mantel um den Leib der Schönen zu schlagen, in deren Bewegungen Angst und Scham sich mischen. Welch' ein kräftiger Gegensatz in der Bewegung und der farbigen Erscheinung dieser beiden Gestalten! Vor ihnen liegt das abgeschlagene Crocodilhaupt des Drachen am Boden; es scheint, als ob die brechenden Augen einen schielenden Scheideblick nach oben würfen. Aus dem Körper ist das Leben noch nicht entflohen. Noch ringelt sich der plötzlich seines Lenkers beraubte Hals krampfhaft empor und speit einen Strahl tiefrothen, zähen Blutes in langem Bogen auf die Erde, wo es gerinnend in Tümpeln zusammenläuft. Zerstreute Hiebwunden am Hals deuten an, daß der Kampf nicht leicht war. Der colossale Körper verdeckt wie ein Gebirge die Landschaft, über die sich schwere Wolken ziehen. Zur Seite liegt ein Ausblick über eine weite Ebene offen, was dem Bilde eine ungemeine Großräumigkeit giebt. Es hat nichts Aufregendes, nichts Geheimnißvolles, die Geschichte ist so sehr Typus, daß einem die Namen gleichgültig sind. Aller Nachdruck liegt auf der künstlerischen Gestaltung in Composition und Farbe. Da der Körper des Weibes von störenden Verstößen gegen die anatomische Wahrscheinlichkeit frei ist und das naiver Weise fixirte Erröthen die Wirkung nicht ernstlich beeinträchtigt, so haben wir einmal wieder einen Böcklin, vor dem sich die Gegensätze versöhnen können.

Einen ganz anderen Ton schlägt „Der Eremit" an. Er steht mit seiner Geige in seiner Klause vor dem Madonnenbilde in der Mauernische und spielt seine Abendandacht. Lustige Engelsknaben sind, von den Tönen angelockt, herbei geflogen und haben sich auf dem Brett des offenen Fensters niedergelassen. Einer steht draußen auf den Zehen, um einen Blick zu erhaschen. Sie tragen bunte schillernde Flügel, ihre Geberden thun ein kindliches Entzücken über die Töne kund, — und sie sind doch gewiß gute Musik gewohnt. Neben der Bretterwand lugt wieder ein schmaler Streif Landschaft im Abendnebel herein, der Raum und Stimmung vertieft. Gleich dem Drachentödter ist der „Eremit" ein Bild, das keinen Namen und keine Erklärung braucht.

Neben Böcklin richtet sich die Aufmerksamkeit besonders auf Hans Thoma, der manchen verwandten Zug mit ihm theilt, wenn ihm auch die gewaltige Poesie Böcklin's nicht zu Theil geworden. Er ist auch kein Nachahmer des Schweizers, sondern war in der ihm eigenthümlichen Richtung schon gefestigt, ehe er noch die Schöpfungen seines Rivalen kennen lernte. Thoma steht jetzt in seinem funfundvierzigsten Jahre. Er stammt aus dem badischen Schwarzwald. In der Bemalung von Uhrschildern fand er die erste Bethätigung seines Talents Später kam er zu Schirmer nach Karlsruhe, von da ging er nach Schirmer's Tode nach Düsseldorf, dann nach Paris und München.

Trotzdem er jung, kaum zwanzigjährig, auf die Akademie kam, hatte er doch schon so selbstständig seinen Weg zur Natur gefunden, daß er keines Anderen Manier mehr unterlag. Auch der Aufenthalt in Italien diente nur, ihn in seiner Auffassung zu bestärken. Wie Böcklin hat er lange Zeit gegen das Vorurtheil eines an andere Ausdrucksmittel gewöhnten Publikums zu kämpfen gehabt. In Deutschland ist er noch jetzt nicht durchgedrungen, wie er es verdient. Dafür hat sich ihm seit Jahren der englische Liebhaber zugewandt. Ehe noch in Deutschland sein Name einen populären Klang gewonnen, wurde ihm in Liverpool die Anerkennung einer Sonderausstellung zu theil,

welche sechzig seiner Bilder aus englischem Privatbesitz vereinte. Aehnliche Würdigung erfuhr er in Frankreich.

Wir hinken nach. Es ist das Verdienst der Gurlitt'schen Kunsthandlung, ihm in Berlin durch Vorführung von neun seiner Werke die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Meist sind es Landschaften, doch steht das Figürliche keineswegs zurück.

Ein Selbstbildniß in etwas alterthümlicher Auffassung zeigt uns den klar blickenden energischen Kopf von regelmäßigen Zügen mit leichtem Bart umrahmt. Er hält ein Buch in der Hand, das wohl auf Lieblingsneigungen deuten soll, und über seinem Haupte breitet sich der fruchtschwere Zweig eines Apfelbaumes aus. Nicht sinniger hätte der Künstler ausdrücken können, daß er sich in der Periode fühlt, in der die Früchte reifen. — „Das Liebespaar" zeigt uns sein Bild noch einmal neben dem seiner Frau. Ueber ihnen schwebt der Liebesgott, welcher dem Tode wehrt, einem dunklen Knochenmann.

Die Flucht nach Aegypten verarbeitet das alte wundersame Motiv, an dem sich seit Jahrhunderten die Phantasie der Künstler aller Völker nicht genug thun kann, in neuem Gewande. Als Anlage erinnert das Bild entfernt an eine Radirung Rembrandt's. Der Rahmen schneidet die lebensgroßen Gestalten an der Hüfte ab und schließt sie zu beiden Seiten eng ein, so kommt der Eindruck des Vorüberziehens zu energischem Ausdruck. Joseph mit bekümmerter Miene führt den Esel. Maria hält das eingeschlafene Kind auf dem Schooße und folgt der Bewegung des über ihr schwebenden Engels, der nach dem Ziele weist. Neben dem Esel schreitet ein anderer Engel mit Blumen, — es liegt eine ergreifende Poesie über der Gruppe. Nirgends versucht der Künstler bewußt den Anschluß an Dagewesenes, seine Typen sind ohne Süßlichkeit, doch durchaus modern, was namentlich bei den Engeln angenehm auffällt.

Unter den Landschaften ragen „der Meeresstrand" mit Badenden zwischen den Felsen, „ein Sommertag", eine „Schwarzwaldlandschaft mit Regenbogen" und vor allem ein Motiv von Siena hervor. Hier ziehen an einer Mauer im Vordergrunde Wanderer dahin und sind an eine Stelle gekommen, wo ihnen zuerst das Bild der Stadt aufgeht, die mit Kuppel und Thürmen über den alten Mauern emporsteigt. Die Stadt liegt hoch oben in Licht getaucht unter hellem Himmel, während der Vordergrund bis weit an den bewachsenen Hügeln hinauf schwer beschattet ist. Bei aller Einfachheit der Scenerie hat man den Eindruck der Vision. —

Eine Gruppe junger Münchener, die viele verwandte Züge zeigen, bilden Paul Hoecker, der die ihm von allen Seiten prophezeite Medaille auf dem diesjährigen Salon doch nicht bekommen hat, Graf Kalckreuth der Jüngere und ein hierorts noch ganz unbekannter junger Künstler F. Strobentz.

Kalckreuth bietet in seiner „Anspielung" die bedeutendste Gabe. In dem Flur eines Bauernhauses, der durch die offene Thür das Licht empfängt, sitzen die Frauen beim Kartoffelschälen. Eins der jungen Mädchen sieht mit schelmischem Ausdruck auf eine Genossin, die in leichter Verlegenheit den Kopf neigt, eine andere blickt mit amüsirter Geberde zu den Beiden hinüber, während die alte, die das nicht mehr interessirt, ruhig weiter arbeitet. Das zarte Motiv drängt sich nicht auf und ist zu einer feinsinnigen Schilderung des malerischen Raumes benutzt.

Ludwig Passini glänzt mit einigen allerliebsten Italienerinnen, die eine in rührender Unschuld betend, die andere (dasselbe Modell) in die Lectüre eines Folianten vertieft, die dritte ein schelmischer Studienkopf. Dasselbe Original scheint E. v. Blaas zu seiner Venezianerin gesessen zu haben. Franz von Lenbach's Bildniß einer jungen Frau gehört zu dem Liebenswürdigsten, was der Künstler geschaffen. Ihm schließt sich Scheurenberg mit einem einfachen, ausdrucksvollen Knabenportrait an. Paul Meyerheim erfreut durch ein virtuos erfaßtes Löwenpaar im Käfig. Sie liegt schlafend am Boden ausgestreckt, er sucht dasselbe Gefühl der Langeweile durch einen gewaltigen Gähn- und Streckkrampf zu besiegen.

Unter den tüchtigen Landschaften von den Achenbach, Bracht, Müller-Kurzwelly ist nichts, das einen neuen Weg einschlüge.

Anders mit Arthur Volkmann's Löwenjagd, einem figurenreichen Fries in der Thonskizze. Von neuem wird hier der Versuch gewagt, die Wirkung des Runden nicht durch runde Formen zu erzielen, die nachher wie auf den Grund geklebt wirken, sondern durch Uebersetzung aller Formen in das Flächenhafte. Die Wirkung spricht für den Künstler. Eine fein abgewogene Composition bringt mit großer Kühnheit die Gruppe des Reiters, der von dem Löwen angefallen wird, in eine Ecke und vermeidet dadurch die lästige Symmetrie, während zugleich auf verhältnißmäßig beschränktem Raum die Entfaltung der Reiter und Fußgänger möglich wird, welche dem Streitenden zu Hilfe kommen. Wie müßte das Werk erst wirken, wenn die Ausführung in Marmor eine weitere Durchbildung mit sich brächte!

A. L.

Notizen.

Le chant de la cloche de Schiller, en vers français par Gustave Fortin. (Paris, Paul Ollendorff, 1884.) Ungefähr ein dutzendmal schon ist das „Lied von der Glocke" in's Französische übersetzt worden, und heute flattert schon wieder eine neue Nachdichtung auf unseren Büchertisch. Der Verfasser, ein Straßburger, hat gewiß die beste Entschuldigung für sein Wagniß gegeben, wenn er sagt: j'ai traduit ce chef-d'oeuvre avec enthousiasme. Dem Enthusiasmus verzeiht man Alles, auch die Veröffentlichung einer dreizehnten Uebersetzung, und besonders wenn dieselbe so brav und verständnißvoll gefertigt worden ist, wie die vorliegende. Im Ganzen schmiegen sich die vers français gefügig an den anheimelnden Wohllaut der Schiller'schen Verse, den wir auch bei der Lectüre dieser Uebersetzung immer so nebenher mitklingen hören. Stellen allerdings wie die folgenden:

Les ris et les pleurs que nous donne
Le mobile destin,
Sont par le métal qui résonne
Répétés au lointain —

erinnern in ihrer Nüchternheit auch nicht entfernt mehr an das schwungvolle Original, doch muß andererseits hervorgehoben werden, daß der Uebersetzer niemals, wie die meisten seiner Vorgänger, in phrasenhaftem Pathos schwelgt. Namentlich hübsch gelingt ihm die Nachdichtung der heiteren leichtbewegten lyrischen Stellen, z. B.:

Le plaisir s'envole
L'amour doit rester;
La fleur s'étiole,
L'épi doit monter.

Im Hochland, Novellen von Conrad Telmann (Dresden, F. W. Steffens) 5. Folge. Die vier Novellen, welche uns der bekannte Novellist diesmal in die Hände giebt, sind, wie seine früheren Dichtungen, in poetischer Sprache geschrieben und verrathen in der Composition den guten Erzähler. Die Stoffe für die beiden ersten Novellen sind nicht gerade originell zu nennen, aber sie sind so lebhaft behandelt und durchgeführt, daß der Reiz der Neuheit ihnen in der That anzuhaften scheint. Die dritte Novelle der Sammlung: „Bis zum Tode" beschäftigt sich dagegen mit einem wohl bisher selten behandelten Thema, mit einem Falle von aufopfernder, resignirender Bruderliebe, der uns bei den bäuerlichen Verhältnissen, die ihn hervorrufen, besonders warm und anziehend berührt. Die letzte Novelle: „Heißes Blut" schildert uns den alten Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht, dem der Kämpfer, ein junger Mönch, nur durch Selbstmord entfliehen kann. — Wir empfehlen diese neue Folge von Novellen unseren Lesern auf's angelegentlichste.

O. B.

Inserate.

Soeben erschienen:

Adolf Gaspary, Prof. Dr., Breslau, **Geschichte der Italienischen Literatur.** Bd. I (bis einschl. Petrarca). gr. 8°. VIII u. 550 S. M. 9,00.

H. Druskowitz, Dr. Zürich, **Drei Englische Dichterinnen.** (Joanna Baillie — Elisab. Barrett Browning — George Eliot). 8°. 244 S. M. 4,00.

Edv. Hjelt, Prof. Dr., Helsingfors, **Bruchstücke aus den Briefen F. Wöhler's an J. J. Berzelius.** 8°. 52 S. M. 1,00.

Ludw. Erk, weil. Musik-Dir. u. Prof. u. **O. Tiersch, Allgemeine Musiklehre.** gr. 8°. VIII u. 298 S. geh. M. 5,00.

H. Druskowitz, Percy Bysshe Shelley. 8°. XII u. 387 S. M. 6,00.

Karl Elze, Prof. Dr. Halle, **Lord Byron.** 2. verm. Ausg. gr. 8°. 499 S. M. 6,00.

A. Fitger, (Verf. des Trauerspiels: „Die Hexe"), **Winternächte**, Gedichte. 8°. VI u. 227 S. geh. M. 4,00, f. geb. M. 5,00.

Karl Hillebrand, Prof. Dr., Florenz, **Zeiten, Völker und Menschen.** Bd. I. Frankreich u. die Franzosen. 3. verm. Aufl. Bd. II. Wälsches u. Deutsches. Bd. III. Aus u. über England. Bd. IV. Profile. Bd. V. Aus d. Jahrh. der Revolution. Bd. VI. Zeitgenossen u. Zeitgenössisches. 8°. Jeder Band M. 6,00.

U. Mohr, Red. d. Weser-Zeitung, **Ein Streifzug durch den N.-W. Amerikas.** Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. 8°. VI. u. 394 S. M. 5,00.

Otto Rose, Paris, **Revanche!** Bilder aus Paris. 8°. XX u. 341 S. M. 5,00.

J. Schipper, Professor Dr., Wien, **William Dunbar**, sein Leben u. seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen, nebst einem Abriß der altschottischen Poesie. 8°. XVIII u. 410 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

Bernhard ten Brink, Professor Dr., Straßburg, **Geschichte der Englischen Literatur.** Bd. I. gr. 8°. VIII u. 470 S. M. 8,00.

Georg Treu, Prof. Dr., Dresden, **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8°. IV. u. 40 S. M. 1,00.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers. 2. Aufl. IV u. 118 S. geh. M. 2,00, f. geb. M. 3,00.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Acta genuina
ss. oecumenici
Concilii Tridentini
sub Paulo III Julio III et Pio IV PP. MM.

ab Angelo Massarello episcopo Thelesino ejusdem concilii secretario conscripta nunc primum integra edita
ab
Augustino Theiner
congregationis oratorii presbytero etc. etc.

Accedunt acta ejusdem concilii sub Pio IVa cardinale Gabriele Paleotto, archiepiscopo Bononiensi digesta, secundis curis expolitiora.

2 Bände 4. Preis 40 Mark.

Um die Anschaffung dieser **„amtlichen Protokolle des Tridentiner Concils"**, deren alleiniges Debit uns für Deutschland, Belgien, England, Frankreich, Holland, Russland, Schweiz, Spanien und Vereinigte Staaten zusteht, den betreffenden Interessenten möglichst zu erleichtern, sind wir in den Stand gesetzt worden, denselben von jetzt ab dieses wichtige Quellenwerk zu dem

ermässigten Ladenpreise von Mark 40.— (bisher Mark 80.—)

zur Verfügung zu stellen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Diätetik des Geistes.

Eine
Anleitung zur Selbsterziehung
von
Friedrich Kirchner.

8°. Preis: geh. 5 M., elegant geb. 6 M.

Das vorliegende Buch, welches die wichtigsten Lehren aus der Anthropologie, Physiologie, Logik und Ethik zu einem wohlbegründeten System zusammenfügt, empfiehlt sich als ein zuverlässiger Mentor zur Erlangung einer wahrhaft harmonischen Bildung. Die Darstellung ist eine durchaus gemeinverständliche.

Das menschliche Lebensglück.

Ein Wegweiser zu Gesundheit und Wohlstand durch die Rückkehr zum Naturgesetz.

Von **F. E. Bilz.**

Zweite reich vermehrte Auflage, 426 S. gr. 8°.
Preis 3 Mark.

Zu beziehen:
Th. Griebens Verlag, Leipzig
u. alle Buchhandlungen.

Kanarienvögel.

R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.

Von vielen tausend Anerk. hier nur eine: „Ihr Vogel kam hier ganz munter an und singt z. m. vollen Zufriedenheit. Graf Walderdorff, Klafterbrunn bei Wilhelmsburg."

Statt 140 M. nur 30 M.

Die Gegenwart v. P. Lindau.

Band 1—14, Jahrgang 1872—78, gut geb. Kataloge meines Bücherlagers gratis.

L. M. Glogau, 23 Burstah Hamburg.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben wurde complet:

Handbuch der Nationalökonomie

für Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute u. andere Gebildete.

Von

Dr. Karl Walcker,
Doc entender Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Bd. I. **Allgemeine Volkswirthschaftslehre,** 1882. 9 Mark. Bd. II. **Landwirthschaftspolitik,** 1883. 7 Mark. Bd. III. **Gewerbe- und Handelspolitik,** 1884. 7 Mark. Bd. IV. **Finanzwissenschaft,** 1884. 4 Mark. Bd. V. **Geschichte der Nationalökonomie,** 1884. 8 Mark. **Jeder Band wird auch einzeln abgegeben** und ist mit einem alphabet. Autoren- u. Sachregister versehen. Bd. V. enthält alphabet. Generalregister über alle 5 Bände u. Nachträge für die Jahre 1882—84.

Der Verfasser wird von Prof. Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet. Aehnlich urtheilen Professor A. Wagner, Schmoller, A. Held, Schäffle, Lehr, Kautz, die Westminster Review, französische, italien. dänische, schwedische, russische, amerikanische 2c. Stimmen. Prof. Th. Freiherr von der Goltz sagt z. B.: „Walcker . . . steht . . . auf einem gemäßigt liberalen Standpunkte; er vertritt denselben aber keineswegs mit Einseitigkeit, sondern läßt den Ansichten und Leistungen anders gesinnter Männer und Parteien volle Gerechtigkeit widerfahren. Mäßigung und Versöhnlichkeit sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Darstellungsweise. Dabei zeigt Walcker meist ein nüchternes, treffendes Urtheil über Personen und Verhältnisse, sowie eine große Kenntniß der einschlagenden Literatur." Die Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft" lobt den „bon sens" des Walcker'schen Handbuches. Der Recensent des III. Bandes hebt die „ebenso scharfe wie maßvolle Weise" und die „große Belesenheit" des Verf., seine „Kunst prägnanter Darstellung" rühmend hervor und bezeichnet das Walcker'sche Werk als „überaus verdienstlich".

Leipzig, im October 1884.

Roßberg'sche Buchhandlung.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung Gebrüder Paetel in Berlin und eine Beilage der Helios-Oel- und Lampen-Fabrik in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

№ 44. Berlin, den 1. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Staatsrath. Von Philipp Zorn. — Zum Begriff der Colonie. Von Heinrich Kohn. — **Literatur und Kunst:** Neues über Friederike Brion. Von Otto Roquette. — Gaetano Moroni. Von Capitolinus. — Europäische Kunst im Import und Export. Von G. Ebe. — **Feuilleton:** Sonderbare Geschichte. Eine ungedruckte Humoreske von Heinrich von Kleist. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der Staatsrath.

Von Philipp Zorn.

Der reorganisirte Staatsrath der preußischen Monarchie tritt demnächst zu seiner ersten Sitzung zusammen. Als vor einiger Zeit die Nachricht zuerst durch die Blätter ging, Fürst Bismarck habe die Absicht, den, wie man annahm, selig entschlummerten Staatsrath wieder zu beleben, fand dieser Gedanke in der Oeffentlichkeit im Allgemeinen eine kühle, ja theilweise schroff ablehnende Beurtheilung. Die officiösen Organe zwar suchten den großen Nutzen jener Institution nachzuweisen, fast die gesammte liberale Presse dagegen erklärte dieselbe neben dem Parlamente für nutzlos, ja, man fand vielfach im Staatsrath geradezu einen Widerspruch zum Princip der Volksvertretung und scheute selbst davor nicht zurück, den Gedanken der Wiederbelebung des Staatsrathes als verfassungswidrig zu erklären. Unbeirrt durch die theilweise überaus heftige Polemik der Presse traf die preußische Regierung die erforderlichen Anordnungen zur Wiederherstellung des Staatsrathes. Die Regierung ging staatsrechtlich von der Ueberzeugung aus, daß die älteren Rechtsvorschriften — es sind dies speciell die beiden Verordnungen vom 20. März 1817 und dazu, ergänzend und abändernd, die Verordnung vom 6. Januar 1848 — noch in Kraft stehen und insbesondere nicht als durch die Verfassungsurkunde aufgehoben anzusehen sind; daß die längere Nichtanwendung derselben gleichfalls juristisch keine Außerkraftsetzung involvire und daß selbst eine Neuredaction jener aus der vorconstitutionellen Zeit herrührenden Verordnungen sich nicht als dringendes Bedürfniß darstelle. Somit galt es lediglich, den materiell vorhandenen und nach Meinung der Regierung unanfechtbaren juristischen Rahmen wieder auszufüllen, nachdem die Mehrzahl der früheren Mitglieder des Staatsrathes verstorben und eine Neuernennung von solchen in letzter Zeit nicht mehr erfolgt war. Durch königliche Verordnung geschah sodann diesem Erforderniß Genüge: der Vorsitz im Staatsrath wurde dem Kronprinzen übertragen, eine große Anzahl von Mitgliedern aus den verschiedenen Zweigen der Bevölkerung wurde neu ernannt, und nunmehr ist auch die Einberufung zur ersten Sitzung erfolgt.

Der von der Regierung in der Staatsrathsfrage eingenommene juristische Standpunkt ist nicht anfechtbar. Die Verfassungsurkunde gedenkt der Institution des Staatsrathes mit keinem Worte, von einer directen Aufhebung desselben kann somit keine Rede sein. Aber auch die indirecte Beweisführung, welche zu jenem Resultate gelangt war, ist nicht stichhaltig: der Staatsrath steht mit keiner durch die Verfassung sanctionirten Institution in Widerspruch. In Betrach kommen können nach dieser Richtung nur die Volksvertretung und das Ministerium. Daß der Staatsrath eine mit den Functionen dieser beiden Organe des Staates gewissermaßen concurrirende Wirksamkeit hat, ist unzweifelhaft richtig. Daß aber im Staatsrath kein Widerspruch zum Ministerium gefunden werden kann, erhellt schon daraus, daß der Staatsrath Jahrzehnte lang vor Erlaß der Verfassungsurkunde neben dem Ministerium functionirte. Die heutige Organisation des preußischen Ministerialsystems ist ein Stück der großen, von Stein im Anfange dieses Jahrhunderts durchgeführten Verwaltungsreform, der Staatsrath dagegen ist viel älter (seit 1604). Durch die Stein'schen Reformen wurde allerdings die Stellung des Staatsrathes wesentlich verändert; die hohe Bedeutung der früheren Zeit vermochte der Staatsrath neben dem neu organisirten Staatsministerium nicht mehr zu behaupten. Keinenfalls aber kann von einem Widerspruche der beiden Institutionen unter sich die Rede sein, wie sie denn auch von 1808 bis 1850 thatsächlich und segensreich nebeneinander functionirten, die Staatsräthe als außerordentliche, nur periodisch berufene Berather der Krone neben den Ministern als den ordentlichen, dauernden Rathgebern des Königs.

An dieser principiellen Grundlage des Verhältnisses ist auch durch den Erlaß der Verfassungsurkunde Nichts geändert worden. Die staatsrechtliche Stellung der Minister zwar wurde dadurch eine wesentlich andere, daß zu der bisher alleinigen Verantwortlichkeit dieser höchsten Staatsbeamten gegenüber dem Monarchen nunmehr noch die constitutionelle Verantwortlichkeit gegenüber den Kammern hinzutrat. Für die Stellung der Minister zum Staatsrath aber war diese Veränderung irrelevant; unausgleichbare Differenzen zwischen einem Minister und dem Staatsrathe durch Beschlüsse des Letzteren, die Ersterer nicht durch seine Verantwortlichkeit vor den Kammern zu decken im Stande wäre, müßten eben auch auf dem einzig möglichen Wege des Rücktrittes des Ministers ihre Lösung finden.

Ebensowenig aber wie zwischen Ministerium und Staatsrath kann ein principieller innerer Widerspruch zwischen Volksvertretung und Staatsrath gefunden werden. Der Staatsrath beruht auf einem anderen Gedanken als die Volksvertretung, speciell das Abgeordnetenhaus. Eine Parallele zwischen Staatsrath und Herrenhaus ließe sich äußerlich, was die Frage der Zusammensetzung betrifft, ganz wohl ziehen; der Unterschied zwischen jenen beiden Institutionen liegt wesentlich nur in der Ordnung der Competenzen. Mit dem Abgeordnetenhause aber hat der Staatsrath auch äußerlich keinen Vergleichungspunkt: beide Körperschaften haben zwar staatsrechtlich die Aufgabe, die Krone zu berathen, das Abgeordnetenhaus aber erfüllt

diese Function durch Personen, deren Auftrag auf dem Willen des Volkes, der Staatsrath durch solche, deren Auftrag auf dem Willen des Königs selbst beruht. Letzterer ist somit ein Stück der monarchischen, Ersteres dagegen repräsentirt die constitutionelle Seite der Staatsgewalt. Daß aber dem König, falls in der Verfassung nicht ausdrücklich hierüber beschränkende Bestimmungen sich finden, freisteht, in Sachen der Regierung so viele Personen zur Berathung beizuziehen, als er für gut findet, kann nicht geleugnet werden.

Somit läßt sich juristisch weder direct noch indirect ein Widerspruch der Institution des Staatsrathes gegenüber anderen vorhandenen Staatsinstitutionen, speciell dem Ministerium und dem Abgeordnetenhause, erweisen: die Reactivirung des Staatsrathes durch Königliche Verordnung ist bei dem Schweigen der Verfassung über die Frage juristisch unanfechtbar. Uebrigens wurde bereits 1855 in einer eingehenden Commissionsberathung des Abgeordnetenhauses auf Grund einer Denkschrift der Regierung diese Rechtslage anerkannt und ebenso ist dies neuerdings im preußischen Abgeordnetenhause von den Abgeordneten Hänel und Windthorst geschehen.

Ein Anderes aber ist die Frage, ob der Staatsrath irgend welchen Nutzen im Rahmen unserer heutigen Staatseinrichtungen erwarten lasse. Hierfür versagen natürlich juristische Argumente, wir stehen rein auf dem Boden der politischen Erwägung. Man hat mit großer Entschiedenheit jeden Nutzen des Staatsrathes verneint: soweit im constitutionellen Staate eine Berathung der Krone stattzufinden habe, sei das allein hierzu berufene Organ die Volksvertretung. Dem gegenüber wurde darauf hingewiesen, daß in einer Reihe von constitutionell verfaßten Staaten die Einrichtung des Staatsrathes sich neben der Volksvertretung erhalten und wohl bewährt habe. Die letztere Thatsache ist unzweifelhaft richtig. Und so ganz leicht, wie man wohl behauptet hat, wiegt auch der Satz nicht: bei Acten der Gesetzgebung und Feststellung der allgemeinen Grundsätze der Staatsverwaltung kann nicht oft und nicht gründlich genug zu Rathe gegangen werden. Bei aller Anerkennung des Fleißes und der Sachkenntniß unserer Volksvertretungen ist es doch nicht werthlos, wenn noch ein mit staatsrechtlicher Autorität versehenes Organ das Gewicht eines sorgfältig berathenen und gründlich erwogenen Votums in die Wagschale wirft. —

Die bestimmenden Gedanken, welche unseren leitenden Staatsmann bewogen haben, mit solcher Energie die Wiederbelebung des alten Staatsrathes zu betreiben, lassen sich aus dem vorhandenen Materiale schwerlich mit Sicherheit feststellen. Fürst Bismarck hat sich hierüber bis jetzt nicht geäußert, und die Auslassungen der officiösen Presse geben auch keine Klarheit. Wenn man darauf hingewiesen hat, daß die Technik der Redaction unserer Gesetze so viel mangelhafter geworden sei als zu der Zeit des alten Staatsrathes, so ist das, die Richtigkeit jener Behauptung zugegeben, sicherlich ein untergeordnetes Moment. Sehr viel schwerer dagegen wiegt die Meinung: im Staatsrath solle eine Institution wiederhergestellt, bezw. in diesem Sinne neu geschaffen werden, welche gegenüber den wechselnden und schwankenden Parlamentsmajoritäten der Gesetzgebung ein dauernd festes und gesichertes Fundament biete. Wir wissen nicht, ob dieser Gedanke für den Fürsten Bismarck bestimmend war; daß er mitgewirkt hat, die Reactivirung des Staatsrathes ernstlich zu betreiben, möchten wir nicht bezweifeln. Jedenfalls aber müßte der Staatsrath gerade nach dieser Richtung erst seine Probe ablegen, denn seit Erlaß der Verfassungsurkunde war der Staatsrath als Regierungsorgan so gut wie völlig aufgegeben, so daß practische Erfahrungen bezüglich des Zusammenwirkens von Staatsrath und Volksvertretung sich bis jetzt in Preußen noch nicht bilden konnten. Die Erfahrungen in anderen Staaten sind nicht ungünstig: die deutschen Mittelstaaten besitzen sämmtlich Staatsräthe; doch sind diese kleineren Staatswesen nicht unbedingt beweiskräftig für die Verhältnisse des Großstaates Preußen, und das Gleiche gilt, aus anderen Gründen, auch von den Erfahrungen in Frankreich und England. Es ist kaum möglich, dem Staatsrath in Preußen in seinem Verhältniß zur Volksvertretung ein einigermaßen sicheres Prognosticon zu stellen. Die Ideen von der Volksvertretung traten nach dem Jahre 1848 in Preußen mit einer starken Präponderanz ein in den Rahmen des praktischen Staatsrechtes. Alles Andere trat davor in den Hintergrund, selbst zeitenweise das Königthum. Und es läßt sich nicht leugnen: weite Kreise des Volkes sind auch heute noch so sehr von der Unfehlbarkeit und alleinseligmachenden Kraft der constitutionellen Principien durchdrungen, daß sie ohne Weiteres Alles abweisen, was das Ansehen und die Autorität der Volksvertretung auch nur schmälern könnte. Andererseits läßt sich schwerlich in Abrede stellen, daß die Zerklüftung unserer Parteien in kleine und kleinste Fractionen, die vielfache Unfruchtbarkeit der langwierigen und kostspieligen parlamentarischen Arbeiten und die den Vaterlandsfreund nicht selten geradezu tief betrübende Methode der Wahlkämpfe der Idee der Volksvertretung Einiges von dem früheren Nimbus genommen haben. Besonders der letztere Punkt giebt bei uns in Deutschland dermalen zu schweren Bedenken Veranlassung: es ist ja fast so weit gekommen, daß sich die streitenden Parteien unter sich wie Ehrlose und Verbrecher brandmarken, und den gleichen Ton schlagen die Oppositionsparteien gegenüber der Regierung an, welche ihrerseits in den Mitteln, ihr berechtigtes Interesse in den parlamentarischen und Wahlkämpfen zu wahren, auch die Grenzen des Richtigen wohl mehrfach überschritten hat. Bei nüchterner Beobachtung dieser an die Idee der Volksvertretung nothwendig sich anschließenden Kämpfe drängt sich doch ernstlich die Frage auf: wird nicht dadurch die Moral unseres Volkes im tiefsten Kerne angegriffen und zerfressen?

Noch ein anderes Moment ist wohl der Erwägung und Erwähnung werth. Sobald die Gesetzgebung eines Staates sich vorwiegend mit den Fragen der materiellen Volkswohlfahrt zu beschäftigen veranlaßt ist, tritt der ideale Patriotismus, der Gedanke an das Gesammtvaterland, zurück vor der sehr reellen Politik des Interesses: die Parlamente sondern sich in Interessengruppen. Das ist gewiß in hohem Grade beklagenswerth. Aber daß der Satz selbst richtig ist, wird nicht geleugnet werden können, zumal Angesichts unserer deutschen Erfahrungen. Und man wird dabei wohl zu der anderen, mehr philosophischen, aber doch für die praktische Politik höchst bedeutsamen Frage geführt: kann eine Volksvertretung etwas Anderes sein als Interessenvertretung? kann der einzelne Volksvertreter etwas Anderes vertreten, als sein bezw. seiner Wähler Interesse?

Jedenfalls hat das überstarke Hervortreten der Interessen im Parlament während der letzten Jahre auch vielfach eine Ernüchterung in der Werthschätzung der Idee der Volksvertretung zur Folge gehabt. Würde es dem Staatsrath gelingen, diesen Interessenkampf in die richtigen Grenzen zu bannen und überhaupt die Methode des politischen Kampfes zu mildern und zu veredeln, so wäre das ein hohes Verdienst, Ob das gelingen wird, muß die Zukunft lehren. Wie Volksvertretung und Staatsrath neben einander functioniren werden, ist ein bis jetzt ungelöstes Problem, und wir sind nicht einmal geneigt, anzunehmen, Fürst Bismarck habe sich den Staatsrath in erster Linie als Correctiv der Volksvertretung gedacht.

Viel eher möchten wir den Schwerpunkt der Reorganisation des Staatsrathes in dem Verhältniß des letzteren zum Ministerium finden. Bekanntlich beruht das preußische Ministerialsystem auf der Idee der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Ressorts im Gegensatze zu dem Ministerialsysteme des Reiches, welches selbstständige Ressorts nicht kennt, sondern die gesammte Verwaltung in der einzigen Person des Reichskanzlers concentrirt. Das preußische Recht hat weder einen materiell leitenden Ministerpräsidenten, noch statuirt es ein Gesammtstaatsministerium als oberste regierende Collegialbehörde. Wenn dies Verhältniß in letzter Zeit sich modificirt hat, sei es im Sinne eines leitenden Premierministers, sei es eines collegialen Gesammtministeriums, so ist dies rein thatsächlich; rechtlich aber ist jedes Ressort selbstständig und verwaltet nicht allein seine Angelegenheiten unabhängig von jedem anderen Ressort, sondern trifft auch die Vorbereitungen zur gesetzgeberischen Arbeit principiell allein und ohne die rechtliche Verpflichtung, hierüber mit anderen Ressorts zu communiciren. Nur das Finanzministerium hat in Folge des Umstandes, daß

man fast zu allen Dingen im Staate Geld braucht, eine gewissermaßen centrale Stellung.

Es bedarf keines näheren Nachweises, daß diese Art Selbstständigkeit der Ressorts in einem auf einheitliche und concentrirte Regierung angewiesenen Staate wie Preußen seine schweren Bedenken hat, so anziehend sie auch für den Ressortchef ist. Die Klagen Bismarck's über den preußischen Ressortparticularismus sind bekannt genug. Diesem Ressortparticularismus macht die Wiederaufrichtung des Staatsrathes ein Ende, und wir gehen vielleicht nicht irre, wenn wir gerade hierin den leitenden Gedanken für die Neubelebung jener alten Institution finden. Die Minister sind kraft ihres Amtes Mitglieder des Staatsrathes und die Gesetze werden künftig, bevor sie an die Kammern gelangen, im Staatsrath berathen. (Nach der V. v. 6. Januar 1848, §§ 1, 5, die als in Kraft stehend betrachtet werden müssen, ist übrigens die Einholung von Gutachten des Staatsrathes immer in das facultative Ermessen der Krone gestellt, indem durch § 5 Abs. 2 die eine obligatorische Mitwirkung des Staatsrathes fordernden Vorschriften der V. v. 20. März 1817 aufgehoben wurden.) Daraus ergiebt sich, daß jeder Ressortchef seine Gesetzentwürfe zuerst im Staatsrath vertreten muß; daß durch diese Berathung im Staatsrath die sämmtlichen übrigen Ressortchefs von den Bewegungen der anderen Ressorts Kenntniß erhalten und ihre Bedenken, sei es allgemein, sei es von Ressortwegen, geltend zu machen in der Lage sind; daß somit kein Gesetzentwurf an die Volksvertretung kommen kann, der nicht bereits vom Standpunkte sämmtlicher Ressorts geprüft ist, so daß also unerquickliche Differenzen innerhalb des Ministeriums, wie sie sich in letzter Zeit mehrfach zum großen Schaden des Ansehens der Regierung vor der Volksvertretung abspielten, künftig ausgeschlossen sind. Daß damit ein großer Gewinn erreicht ist, wird man schwerlich leugnen dürfen, ein Gewinn allerdings, der auch durch eine wirklich collegiale Gestaltung des Gesammtstaatsministeriums und Vorlage der Gesetzentwürfe an dieses sich hätte erzielen lassen. Wenn nun zu den sämmtlichen Ministern noch die Mitglieder des Königlichen Hauses, die höchsten Civil- und Militärbeamten der Provinzen und eine Anzahl bewährter Männer aus allen Zweigen des öffentlichen Lebens hinzutreten, so kann dies doch die Autorität eines vom Staatsrath abgegebenen Votums nur verstärken; es wird dies außerdem die Ressortchefs zu mehrerer Sorgfalt bei den gesetzgeberischen Vorarbeiten anspornen und andererseits denselben bei der Vertretung ihrer Entwürfe vor der Volksvertretung eine sehr viel größere Sicherheit und Festigkeit geben, als welche sie bisher, allein auf sich selbst gestellt, besaßen.

Das unmittelbar praktische Ergebniß der Wiederaufrichtung des Staatsrathes ist somit wesentlich nur eine Umgestaltung des preußischen Ministerialsystemes; die Beseitigung des vollkommen selbstständigen und unabhängigen Ressortparticularismus zu Gunsten einer Körperschaft, die sich als eine, allerdings sehr bedeutende und den Umfang eines Parlamentes erreichende Erweiterung des Gesammtstaatsministeriums darstellt. Staatsrath und Volksvertretung dagegen kommen direct mit einander gar nicht in Berührung. In welcher Weise etwa indirect der Staatsrath auf die Wirksamkeit der Volksvertretung Einfluß gewinnen wird, bleibt abzuwarten.

Zum Begriff der Colonie.

Von Heinrich Kohn.

Es ist ein charakteristisches Symptom, daß der Präsident des Colonialvereins auf dem jüngst abgehaltenen Congreß zu Eisenach vor einem „Colonialfieber" warnen zu müssen glaubte. In der That können wir für den Elan, mit welchem die Nachrichten von der Unterschutzstellung etlicher deutscher Factoreien an der Guineaküste, sowie der Lüderitz'schen Erwerbung aufgenommen wurden, einen bezeichnenderen Ausdruck als fieberhafte Begeisterung nicht wohl finden.

Es ist nun freilich diese Begeisterung, so wenig sie für nüchternere Beobachter in einem richtigen Verhältniß zur materiellen Bedeutung des Anlasses zu stehen scheinen mag, eine psychologisch durchaus gerechtfertigte. Hatte der Deutsche bisher auch das Bewußtsein gehabt, dem mächtigsten Reiche Europas anzugehören, so fehlte seinem Selbstgefühl doch noch das, was ihm nach dem Vorgang anderer großer Nationen gewissermaßen zu dem vollständigen Hausrath einer Großmacht zu gehören schien, die Machtentfaltung über See unter eigener Flagge. Ohne daher viel nach dem Sande Angra Pequenas oder der Fieberluft der Guineaküste zu fragen, wurde die historische Thatsache der ersten Flaggenentfaltung des Deutschen Reiches mit einem Jubel begrüßt, der weniger dem zufälligen materiellen Substrate galt, als dem Bewußtsein der aufs neue symbolisch bekundeten Großmachtstellung des neuen deutschen Reiches entsprang. So berechtigt also auch dieses Colonialfieber war, so sehr ist es zu bedauern, daß diese freudige Begeisterung in die derzeit sehr staubige Arena der Wahlkämpfe herabgezerrt werden sollte, und zu diesem Behuf mit ganz incohärenten Fragen verquickt wurde. Und so wenig ferner von dieser Bewegung irgend etwas zu befürchten ist, da das Capital nicht begeisterungsfähig und ohne dasselbe eine Ueberstürzung nicht möglich ist, so ist es andererseits doch wünschenswerth, den frohen Festtag der ersten Flaggenentfaltung nunmehr zu beschließen und mit klarerem und nüchternerem Blick in die Arbeitswoche einzutreten.

Zunächst müssen wir aber noch den Berechtigungsbeweis führen, daß, was wir bisher axiomatisch vorausgesetzt, in dem Gebrauch des Wortes Colonie eine Reform wirklich Noth thut. Ein pathologisches Symptom begrifflicher Verwaschenheit ist es schon, daß sorgfältigere Schriftsteller sich hüten, diesen Wortproteus zu verwenden, ohne durch einen Zusatz den eigentlichen Sinn desselben zu erläutern, daß sie demgemäß von Ackerbau-, Viehzucht-, Bergwerks-, Militär-, Verbrecher-, Handels-, Arbeiter- ꝛc. Colonien sprechen. Leider ist die Zahl dieser vorsichtigen Schriftsteller eine geringe, und was noch bedenklicher ihre Zusammensetzungen sind vielfach unpraktisch, oder enthalten eine Art inneren Widerspruchs, worauf wir noch zu reden kommen werden. Noch besser aber läßt die Universalität im schlimmsten Sinne des Wortes Colonie sich illustriren, wenn wir unter Voraussetzung allgemeiner Kenntniß der wirthschaftlichen und geographischen Verhältnisse der verschiedenen Welttheile einfach aufzählen, was alles heutzutage Colonie genannt werden kann. Wir nennen Colonien: Canada und Fidschi, Cayenne und Victoria, Indien und Neuseeland, Ephesus und Godhavn, wir sprechen von deutschen Colonien an der Wolga, in Brasilien, von einer deutschen Colonie in London, von Arbeiter-Colonien, von einer Villen-Colonie Westend bei Berlin. Mag das letzte Wort den Mißbrauch in seiner abscheulichsten Form kennzeichnen, so ist auch noch auf die vollständige Unlogik aufmerksam zu machen, mit welcher der Sprachmißbrauch bei der Verwendung der Bezeichnung Colonie verfährt. Algier nennen wir eine französische Colonie, weil es von Frankreich zufällig durch ein Meer von 1 Tag Dampferfahrt getrennt ist, die russischen Erwerbungen in Asien dagegen, die Amurländer, Sibirien und Turkestan sollen keine „Colonien" sein, sondern zum „russischen Reiche" gehören, weil sie zufällig zu Land mit dem Moskoviterreiche zusammenhängen, obwohl sie wie Algier in einem anderen Welttheil liegen und in Bezug auf die Bevölkerung wie auf wirthschaftliche Verhältnisse von Moskovien nicht weniger verschieden sind, als Algier von Frankreich. Wir glauben, daß wir nicht noch durch andere Beispiele den Gebrauch des Wortes Colonie ad absurdum zu führen brauchen, es möchten schon obige genügen, um zu beweisen, daß das Wort Colonie einem Sprachmißbrauch verfallen ist, wie es für einen realpolitischen Begriff nun und nimmer zulässig ist.

Was nun die Abhilfe betrifft, so kann dieselbe sich in zweierlei Richtung bewegen. Entweder wir überlassen das Wort Colonie sich selbst und schaffen für diejenigen modernen wirthschaftlichen Verhältnisse, als deren Typen wir zunächst Australien und Java aufstellen wollen, neue Namen, oder wir schränken den Geltungsbereich des Wortes Colonie auf engere Grenzen ein. Das erstere Mittel ist zunächst unthunlich, weil

sich ein eingewurzelter Sprachgebrauch wohl vielleicht modificiren, aber nicht vollständig ausrotten läßt, und ferner überflüssig, weil die Sprache das Recht besitzt, gegebenenfalls die Bedeutung eines Wortes weiter oder enger zu fixiren. Versuchen wir es also mit dem zweiten Mittel. Ehe wir aber daran gehen, müssen wir einen Augenblick einer historischen Reflexion widmen. Colonie bedeutet wörtlich eine Ansiedlung behufs Bebauung des Landes, weiterhin Ansiedlung überhaupt. Das Städtealterthum kannte naturgemäß nur Städtegründungen, seine Colonien waren Pflanzstädte. Wie sich aber z. B. nach und nach, je mehr die Idee des Staates an die Stelle der zersplitterten Kleinherrschaft trat, die Wortwurzel polis, welche „Stadt" bedeutet, zur Bezeichnung staatlicher Functionen hat verwenden lassen müssen, so bedeutet auch heute Colonie neben der einzelnen Ansiedlung eine politische oder wirthschaftliche Einheit vieler Ansiedlungen. Das Unheilvolle, wir möchten sagen Barbarische, ist es nun aber, daß wir beide Begriffe, Stadt und Staat, Glied und Organismus, bei dem Wort Colonie ganz unschuldig nebeneinander herlaufen lassen, daß wir es dulden, daß die paar Bretterhütten einer Factorei so gut „Colonie" sind, als ein großes Reich. Der erste Schritt der genannten Reform wäre daher unseres Erachtens der, da wir für die Gesammtheit der Ansiedlungen einen Namen brauchen, dem Grundcharakter der modernen staatlichen Anschauung entsprechend der Gesammtheit den Namen Colonie zuzuerkennen. Thun wir dies, so werden wir den Begriff der Colonie wohl dahin formuliren dürfen: Colonie ist ein Land mit einer Bevölkerung relativ niederer Cultur, in dem sich die überschüssigen physischen, wirthschaftlichen und intellectuellen Kräfte eines anderen Volkes von relativ höherer Cultur bethätigen. Niederer Cultur muß das eine Volk sein, weil andernfalls das andere Volk nicht colonisirt, sondern colonisirt wird, wie z. B. die Germanen in Italien; das „relativ" erläutert ein Blick auf die beachtenswerthen Culturen Indiens und des Aztekenreiches.

Sehen wir zu, was wir gewonnen haben. Wir werden die phönicischen, griechischen „Colonien" Pflanzstädte zu nennen haben, außer wo, wie an der Westküste Kleinasiens, diese Städte so dicht gesät waren, daß ihre Wirkung dem Begriff der modernen Colonie nahe kam. Wir werden in letzterem Fall aber dann nicht Ephesus oder Phokäa, sondern Jonien und Aeolis griechische Colonien nennen. Die vereinzelten modernen Ansiedlungen werden wir Handelsstationen (Singapur, Hongkong) Factoreien (Bimbia, Gabun) nennen. Die römischen Colonien und ihre modernen Analoga werden wir Pflanzstädte, Militärstationen (Gibraltar, Malta), befestigte Lager, Kohlenstationen (Aden), oder sonst passend zu benennen haben. Wir werden von zersprengten deutschen Gemeinden an der Wolga, in Georgien, von einer deutschen Gemeinde Londons, einem Arbeiterdorf, einer Villenvorstadt sprechen.

Wir würden, wollten wir diese Reform durchführen, Manches, aber noch nicht Alles, erreicht haben. Es ist ein zweiter Schritt nothwendig. Wir haben oben an der Thätigkeit des colonisirenden Culturvolkes eine intellectuelle, eine physische und eine wirthschaftliche Seite unterschieden. Die intellectuelle Kraft eines Culturvolks spielt fast in allen Colonien ihre Rolle; selbständig und isolirt tritt sie in der Mission auf, die bereits ihren Namen hat. Anders die beiden anderen Factoren, von denen jeder einen besonderen Charakter seines Objectes erfordert, an ein begrenztes Terrain der Erdoberfläche gebunden ist. Wir schlagen daher vor, diejenigen Colonien, in welchen vorzugsweise die physische Kraft eines Culturvolks durch Uebersiedlung seiner Angehörigen sich bethätigt, Auswanderungscolonien, diejenigen aber, in denen besonders die wirthschaftliche Kraft sich bethätigt, Handelscolonien zu nennen, das vieldeutige Wort Colonie für sich allein aber aus dem guten Sprachgebrauch zu verbannen.

Ehe wir nun die beiden letzten Begriffe etwas näher betrachten, wollen wir uns gegen die Eingangs bemerkten bereits üblichen Hilfsbezeichnungen wenden. Bezeichnungen, wie „Ackerbau-", „Bergbau-", „Viehzucht-Colonien" halten wir für Pleonasmen. Wir könnten gerade so gut von Kohlen-, Spinn- oder Zucker-Provinzen Deutschlands reden. Die genannten Begriffe fallen sämmtlich unter die Kategorie Auswanderungscolonien; durch welche Thätigkeit der Auswanderer sich drüben ernährt, ist für den volkswirthschaftlichen Begriff gleichgiltig. „Militärcolonien" sind ein innerer Widerspruch. Der Begriff Colonie schließt in sich den der wirthschaftlichen Arbeit; das Militär leistet keine Arbeit, sondern vernichtet sie und ihre Producte. Bebauen aber die „Soldaten" das Land, wie in manchen römischen Ansiedelungen, so hören sie auf, „Militär" zu sein. „Eroberungs-Colonien" sind ein Pleonasmus; auf welche Weise sich ein Volk das Object seiner Thätigkeit erwirbt, ist für den Begriff selbst gleichgiltig; man könnte eben so gut das Capital in Erbschafts-, Wucher-, Kramladen-Capital ꝛc. eintheilen wollen. Die „Verbrecher-", „Deportations-" ꝛc. Colonien sind nichts Anderes, als Auswanderungscolonien; ob die Auswanderung eine gerichtlich gezwungene, oder eine „freiwillige" d. h. durch sociale Nothlage gezwungene, ist, mag auf das Prosperiren der Ausgewanderten Einfluß haben (namentlich auch, wenn die Gegend zu einer Auswanderungscolonie überhaupt nicht taugt, wie z. B. Cayenne), bleibt sich aber für den volkswirtschaftlichen Begriff selbst gleich.

Auf diese Weise ginge es also wohl, des Wortproteus Colonie Herr zu werden. Wir wollen nun, was vielleicht nicht unzweckmäßig ist, den beiden Begriffen Auswanderungscolonie und Handelscolonie durch einige praktische Randbemerkungen ein deutlicheres Gepräge geben. Nehmen wir zunächst den Begriff Handelscolonie. Der Handel will, was man ihm manchmal naiver Weise zum Vorwurf macht, zuerst und zuletzt nur Procente sehen. Wo er nun nicht bloßer Zwischenhandel, Verkehr, ist, wie er zwischen allen Culturstaaten und auch Auswanderungscolonien besteht, wo er wie in Handelscolonien als selbstständiger, gewissermaßen industrieller Unternehmer auftritt, will er bei größerem Risico auch einen wesentlich höheren Gewinn einheimsen. In größerem Maßstab läßt sich dies nicht wohl anders erreichen, als durch Errichtung von Monopolen und Privilegien, welche von Gesellschaften (z. B. den 2 ostindischen), Städten (Genua, Venedig), oder Staaten für ihre Angehörigen den Objecten ihrer Handelscolonisation abgezwungen werden. Die Handelscolonien werden gezwungen, ihre Rohproducte zu einem niederen Preise abzugeben, die Industrieproducte der betreffenden Begünstigten zu höherem Preise zu kaufen, als der übrige Weltmarkt notirt. Es ist dies für die Handelscolonie etwas im Anfange Wesentliches; ist der Handel des Begünstigten hinlänglich erstarkt, so kann der letztere freilich seine Monopole einschränken, oder ganz aufheben, ohne bei dem Beharrungsvermögen menschlicher Verhältnisse befürchten zu müssen, von neuen Concurrenten aus dem Sattel gehoben zu werden. Man täusche sich hierin nicht; der Umstand, daß bei England das Letztgenannte der Fall ist, wirft solche Monopole noch lange nicht zum alten Eisen der „überwundenen Standpunkte"; dieselben sind so natürlich und so berechtigt wie die Vortheile des Patentinhabers, und wir glauben, daß wir praktische Beispiele hierfür noch im folgenden Jahrhundert in Indochina, trotz aller Faseleien von „Neutralität" am Congo, und bei einem Besitzwechsel auch in Indien erleben können.

Da nun aber heutzutage, seit dem Kampf der Nordamerikaner um ihre Zollfreiheit und Selbstständigkeit, europäische Auswanderer zum Object solcher Monopole sich nicht mehr gebrauchen lassen, so ergiebt sich zunächst als bemerkenswerthe Thatsache, daß Auswanderungscolonien und Handelscolonien sich heute gegenseitig ausschließen; und da der Europäer überall hin auswandert, wo er das Klima als Feldarbeiter ertragen kann, so ergeben sich ferner als Terrain für Handelscolonien diejenigen, der Natur der Sache nach tropischen Länderräume, in welchen der Europäer als Landarbeiter nicht bestehen kann. Es sind dies in großen Typengruppen zusammengefaßt folgende 7 Erdräume: 1. Arisch Indien („Ostindien"), 2. Indochina („Hinterindien"), 3. Malayisch Indien (Sunda-Archipel), 4. Papuanisch Indien (Polynesien, namentlich Neu-Guinea), 5. Mohammedanisch (Nord- und Ost-) Afrika, 6. Congobecken (heidnisch Afrika), 7. Amazonasbecken. Der Handel wird nun ein um so besseres Geschäft machen, je mehr billige Rohproducte er einkaufen, je mehr theure Industrieproducte er absetzen kann, und die Handelscolonie wird also um so besser rentiren, je mehr Hände

sie enthält, d. h. je dichter sie bevölkert ist und je mehr Bedürfnisse sie besitzt, d. h. je cultivirter sie ist. Ein Jägervolk, wie die Indianer des Amazonas, braucht nicht viel baumwollene Wäsche, in seinen Urwäldern ist nur etwas Kautschuk, Piassava, Nutzholz zu holen, weshalb wir auch von diesem Flußbecken noch nicht einmal das Flußnetz vollständig kennen. Eine Bevölkerung von 200 Millionen, wie die Indiens dagegen, wird für den Besitzer eine Goldgrube. Beiläufig zeigt die obige Uebersicht des Terrains für Handelscolonien die Albernheit der Phrase der „weggegebenen Welt" auf's Neue. Besetzt sind von jenen 7 Gebieten thatsächlich, d. h. nicht der bloßen Farbe der Karte nach, nur Arisch Indien von England, Malayisch Indien theilweise von Holland und Spanien (Borneo z. B. wird erst seit 6 Jahren von einer englischen, seit diesem Jahre von einer deutschen Gesellschaft bewirthschaftet), in Indochina einige Küstenplätze von Frankreich, Neu-Guinea liegt brach, den Sudan soll Gordon erst noch erobern, der Congo liegt trotz aller Großsprecherei „internationaler" Phrasisten brach, das allerdings wohl noch lange unproductive Amazonasbecken liegt brach. Wir wollen die Charakteristik der Handelscolonie noch mit einer Bemerkung schließen: Die Handelscolonie ist ein, wir möchten sagen, handelsindustrielles Unternehmen; sie kann daher wie jedes andere Unternehmen cedirt, verkauft oder subhastirt werden, meist natürlich das letztere im wörtlichsten Sinn, d. h. im Krieg verloren gehen, und dies um so leichter, als die Bevölkerung der Handelscolonie gewöhnlich mit dem besitzenden Lande auf einem gespannten Fuße steht (Lucknow, Atschin). Der beste Beweis dafür, daß die Welt selbst dann noch nicht „weggegeben" wäre, wenn alle disponiblen Gebiete thatsächlich besetzt wären, ist die Geschichte der Handelscolonien selbst.

Wir wollen mit einigen Bemerkungen über die Auswanderungscolonie schließen. Auswanderungscolonien können alle diejenigen Erdräume werden, in welchen der Europäer dauernd im Freien arbeiten kann und reichlichere Gelegenheit hat, sich seinen Unterhalt zu erwerben durch Production von Nahrungsmitteln (Mississippibecken, Argentinien), Genußmitteln (Brasilien), Mineralien (Chile), Metallen (Californien, Colorado), oder durch Züchtung von Wollvieh (Australien, Cap), Federvieh (Cap), Fleischvieh (Argentinien, Australien). Wir sagten reichlichere Gelegenheit zum Unterhalt; denn wo die Existenzmittel zu dünn gesät sind, wie z. B. bei den Herrnhutergemeinden in Labrador, oder den schwäbischen Sectirern in Palästina, da mag es hie und da zu vereinzelten Gemeindebildungen, aber nie zur Bildung einer lebenskräftigen Auswanderungscolonie kommen. Dasselbe ist auf dem subtropischen Grenzstrich der Fall, wo das Klima bereits als Feind entgegentritt; mögen einzelne besonders zähe Naturen auch in solchen Gegenden ohne Schaden ihren Cacao oder ihren Reis pflanzen, zu einer Auswanderungscolonie vermögen solche „Gräber" des Europäers nie zu werden. Unter Umständen bildet sich auf dieser Grenzzone ein Zwittergeschöpf, die Kuliwirthschaft (z. B. in Guyana und anderen Theilen Westindiens) heraus, welche aber ihrem Grundcharacter nach zur Handelscolonie zu rechnen ist.

Haben wir bei der Betrachtung des Terrains der Handelscolonie gesehen, daß dasselbe größtentheils noch unbesetzt ist, so können wir ein Gleiches von demjenigen der Auswanderungscolonie nicht behaupten und es läßt sich in diesem Punkt auch von der Zukunft nichts mehr erwarten. Denn die Handelscolonie ist ein Object, die Auswanderungscolonie eine Person, deren heutigen Charakter die geschichtliche Entwickelung nur wenig und langsam zu ändern vermag. Nationale Phrasen können hier nichts helfen; es ist eben nackte Thatsache, daß Nordamerika einen englischen, Südamerika einen spanisch-portugiesischen, Südafrika einen holländisch-englischen, Australien einen englischen, Nordasien einen russisch-türkischen Grundcharakter besitzt. Es wäre aber, abgesehen von der Nutzlosigkeit, auch sachlich thöricht, diese Thatsache mit lautem Jammer über das Zugrundegehen des Nationalcharakters des deutschen Auswanderers zu beklagen. Jeder Mensch und jedes Volk ist ein Product seiner Anlage und seiner Umgebung. Wie der Auswanderer von seiner neuen Heimat, ebenso wird sein neues Vaterland von ihm modificirt, und das Mischungsverhältniß allein wird das Endresultat bestimmen. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft gilt auch hier. Nationaleigenthümlichkeiten gehen nicht ohne Weiteres in Rauch auf, sie müssen abgeschliffen werden, was Schleifstein und Messer angreift. Man glaube doch nicht, der Amerikaner unterscheide sich vom Engländer nur durch die Staatsform. Es ist ein ganz anderes, sich erst entwickelndes Volk, wie aus dem Angelsachsen der Engländer sich entwickelt hat. Hätten wir selbst noch ein freies Terrain zu einer deutschen Auswanderungscolonie übrig, so könnten wir den Deutschen dort auch unter kein Glashaus setzen; er würde in dem fremden Lande der Heimat so gut fremd werden und sich mit anderen Einwanderern vermischen, als wie der Engländer zum Amerikaner wird. Solche schönen akademischen Wünsche, wie Erhaltung der Nationalität, mögen zum Dessert nach guter Mahlzeit taugen; für sich allein machen sie weder im alten noch im neuen Vaterlande dem Auswanderer die Suppe warm. Die Hauptsache ist doch, denken wir, dafür zu sorgen, daß der Auswanderer in einem geeigneten Lande Wurzel fasse. Was aber diesen Punkt betrifft, so sind wir trotz aller Vereine und ihrer Organe über die Phrase noch nicht hinaus gekommen. Nicht nur, daß jeder Verein und jeder Schriftsteller sein eigenes und jeder ein anderes Plätzchen weiß, auf dem der Deutsche unfehlbar gedeiht, es ist auch stets natürlich dieses eine Plätzchen das einzig und allein empfehlenswerthe. Wer Südamerika empfiehlt, dem ist der Deutsche in Nordamerika nur „Guano", wer Nordamerika poussirt, schmäht die südliche „Mulattenwirthschaft". Auf den naheliegenden Gedanken, daß es auf der Erde mehrere Gegenden gebe, die zur Auswanderung taugen, kommt der Eine nicht, weil er der Chimäre der Erhaltung der Nationalität nachjagt, der Andere vielleicht nicht aus Gründen des persönlichen Vortheils. Man gebe in dieser Frage beiläufig auch nicht zu viel auf „Urtheile" von Ausgewanderten. Zum Vergnügen wandert Niemand aus, und bei dem bitteren Müssen wird sich spätere „Zufriedenheit" selten einstellen. Das Heimweh, strengere Arbeit, Vermissen liebgewordener Gewohnheiten wird fast Jedem der alten Generation manche bittere Stunde bereiten, aus der so viele Klagebriefe hervorgehen; die Hauptsache ist aber, daß der Mann drüben materiell fortkommt, anstatt daß er hüben verkommt, und die zweite Generation weiß Alles schon nicht mehr anders. Wollen Auswandervereine Gutes stiften, so mögen sie sich nicht darauf steifen, „Nationalreiche" begründen zu wollen, und Wüsten „ins Auge zu fassen", weil sie einem Deutschen gehören, während Tausende von Quadratmeilen besten Bodens noch brach liegen. Mögen sie nicht den Auswandererstrom theoretisch meistern, „organisiren" wollen, sondern dem Auswanderer selbst mit praktischer Hilfe beispringen. Die Einrichtung eines Auskunftsbureaus, wie es in Eisenach vorgeschlagen wurde, wäre allerdings praktisch, nur dürfte dasselbe nicht das Sprachrohr von Vereinstheorien sein. Der Verein möge für die Erleichterung der ersten Tage im neuen Lande Sorge tragen, er möge es dem Auswanderer in Nordamerika erleichtern, den dicht bevölkerten östlichen Uferring ungeplündert zu durchbrechen, möge ihm in Südamerika gegen romanisch-katholische Arroganz Front machen helfen. Vor Allem aber möge er aufhören, wie bisher nur leere Worte zu dreschen. Als vor einigen Jahren der „große Kurfürst" auf der Höhe von Folkestone gesunken war, war, wenn wir nicht irren, durch Pfennigsammlungen im ganzen Reiche in kurzer Zeit an eine Million Mark beisammen. Sollte die Auswanderung in Deutschland so viel weniger populär sein, als unsere Marine, daß ein wirklich leistungsfähiger Verein nicht einen ähnlichen Versuch wagen dürfte? Probiren ginge auch hier jedenfalls übers Studiren.

Doch wir kommen vom Thema ab. Wollten wir ja doch nur zur Klärung des Begriffes Colonie Einiges beitragen; denn die Leistungen der kleinen Presse haben im letzten halben Jahre nur zu oft bewiesen, daß eine solche dringend Noth thut.

Literatur und Kunst.

Neues über Friederike Brion.

Von Otto Roquette.

Die Goetheforschung ist längst keine Specialität mehr, sondern zu einer ganzen Literatur angewachsen, in welcher es unzählige Specialitäten giebt. Besonders auf biographischem Gebiete hat jeder Zeitabschnitt eine Gruppe von Specialisten, welche nicht nur sein Lebens- und Tagewerk, sondern auch alle Gestalten seiner Umgebung der Nachforschung unterziehen. So theilt sich diese Goetheliteratur in Sondergebiete, von welchen das seiner Jugendjahre eins der eifrigst durchforschten ist. Es ist schwerlich noch eine Persönlichkeit da, Männlein oder Weiblein, über welche nicht schon mehrere Bücher oder Büchlein geschrieben worden wären, und wie es Fachmänner der Merck-, Klinger-, Lenz-, Lerse-, Behrisch-Gebiete giebt, so haben wir auch Lotte Stein-, Lotte Buff-, Lili- und Friederike-Specialisten. Vielbändige Briefsammlungen geben Auskunft über sein Verhältniß zu den verschiedensten Menschen, und sogar eine Katalogisirung seiner sämmtlichen Briefe wächst zu einem stattlichen Bande heran. Diese, kaum abgeschlossen, bedarf bereits wieder der Supplemente für ihren Anfang, da immer neue Funde von Briefen und Zetteln aufgespürt werden. Das Goethe-Jahrbuch sorgt dafür, alle Entdeckungen auf einen gemeinsamen Stapelplatz zu bringen, und verschmäht nicht leicht etwas, was einmal zu ihm gehört oder in seiner Nähe gelegen hat, wär's auch kaum eine Nadel werth. Und was kann nicht noch Alles im verschlossenen Archiv des Goethehauses in Weimar stecken! Viele erwarten gerade davon die allerwichtigsten Aufschlüsse und die Ausfüllung unzähliger Lücken. Gleichwohl wissen wir über manche Lebensabschnitte bereits so gut Bescheid, daß wir nicht nur verfolgen können, was er von Tag zu Tage gedichtet, gelesen, gesagt, wo er gewesen und nicht gewesen ist, sondern nicht selten auch, was er gegessen und getrunken hat. Die Goethe-Küchenspecialität gedeiht auch bereits heran, wozu Frommann's alte Köchin in Jena den Hauptkoder geliefert hat.

Für den Laien hat diese Forschungs- und Ausgrabungsarbeit manches Befremdende, zumal nicht jede Schrift über einen neuen Fund sich als etwas eine allgemeine Theilnahme Erregendes, an sich Bedeutendes oder Abschließendes bringt, sich auch gar nicht in diesem Sinne geben mag. Wenn dieses Spürwesen hie und da Mißbilligung findet, so fordert es andererseits auch wohl den Spott heraus, zumal, wenn der glückliche Entdecker den Mund etwas voll genommen, und der Werth des Fundes nicht in rechtem Verhältniß zu seiner Ankündigung steht. Das muß die Goetheforschung sich nun einmal gefallen lassen. Wo Viele an einem großen Werke arbeiten, beutet Jeder den Theil seines Gebietes nach Kräften aus. Kommt viel unverwendbares Material dabei mit zu Tage, so bleibt es als überflüssig liegen, je mehr das Ganze sich der Vollendung nähert. Die redliche Arbeit des Einzelnen soll man darum nicht unterschätzen. Freilich giebt es aber auch Leute, die hinter den Arbeitern hergehen, Curiositäten hastig aufheben und daraus Charakterzüge entnehmen, wohl gar ein Ganzes verfrühen, welches den Humor herausfordert und dem Ansehn der Forschung schadet.

David Friedrich Strauß sagt einmal, Goethe gleiche einem Gebirge, er wachse höher und höher, je weiter wir uns von ihm entfernen. Die Entfernung ist als die Zeit seit seinem Tode gedacht. Die Vorstufen scheinen in Eins zu schwimmen, die Gipfelreihe steigt als Ganzes auf und zeigt die Großartigkeit ihrer Umfassungslinie. Das Bild ein wenig erweiternd, füge ich hinzu, daß der Wanderer durch dieses Gebirge mancherlei in der Nähe anders findet, als die Entfernung es ihm gezeigt. Oede Strecken, kahle Abhänge, steiniges Gerölle und Anderes, was das Auge nicht erfreut, muß überwunden werden; Umrisse und Formationen zeigen sich in der Nähe nicht so günstig als in der Ferne. Enttäuschungen im Einzelnen muß aber nicht scheuen, wer ein Ganzes erfassen will.

Auch die gewissenhafte Forschung bringt es nicht selten dahin, den Laien unter den Goethefreunden in unbehagliche Stimmung zu versetzen. Gestalten sind ihm lieb gerade mit den Zügen, wie Goethe sie gezeichnet, in der Umgebung, darin er mit ihnen verkehrte, an der Stelle, die er ihnen in seiner Lebensbeschreibung angewiesen hat. Nun wird eine Gestalt, die nur dadurch von einiger Bedeutung ist, plötzlich in ihrer ganzen Selbstständigkeit betrachtet. Sie wird in erweiterte, außergoethe'sche Verhältnisse gestellt, Briefe werden mitgetheilt, Familienzusammenhänge nachgewiesen, sie wird von der Geburt bis zum Tode begleitet, kurz, gleichsam zu einer historischen Gestalt gemacht. Nicht jede verträgt das ohne Einbuße an dem Zauber, der ihr durch „Wahrheit und Dichtung" verliehen worden ist.

Als Goethe im Jahre 1814 den dritten Band seiner Biographie veröffentlichte, erfuhr die Welt zum ersten Mal von Friederike Brion, seiner Jugendliebe. Er war damals 65 Jahre alt, Friederike ein Jahr zuvor gestorben. Dem schon an der Schwelle des Greisenalters stehenden Manne verlieh die Erinnerung an sie eine so jugendliche Frische bei der Schilderung dieser Mädchengestalt, sowie der in Sesenheim verlebten glücklichen Tage, daß dieser Theil seines Werkes zu dem Schönsten gehört, was wir ihm verdanken. Nicht nur unter den Frauengestalten, welche auf sein Leben einwirkten, auch unter seinen dichterischen Gebilden nimmt Friederike eine der höchsten Stellen ein. Sie ist ganz eigentlich für die Literatur sein Geschöpf, eine poetische Verklärung ihres irdischen Wesens. Was wüßte man sonst von ihr, wenn er sie nicht unter seine bevorzugtesten Gestalten aufgenommen hätte? Was in den engen Kreisen ihrer Verwandten und Freunde zu ihrem Vortheil verlautete, was in Briefen von Lenz zwischen Sesenheim und Straßburg über sie hin und her geschrieben wurde, was in den wenigen, von ihr selbst übrig gebliebenen Briefen steht, giebt kein Bild von ihr, und wäre vergessen worden, wenn Goethe nicht erzählt hätte, wie er sie gesehen, geliebt und sich schmerzlich von ihr getrennt hatte.

Es giebt immer noch genug Leute, die nicht darüber hinaus können, daß Goethe (damals ein- bis zweiundzwanzig Jahre alt) sich nicht fest mit Friederike verlobt und sie zu seiner Frau gemacht hat. Gegen einen solchen gut bürgerlichen Vorwurf ist denn nicht aufzukommen. Gesetzt den Fall, das Idyll hätte mit einer Heirath geendet — Goethe's Leben würde sich anders gestaltet haben, ob Friederike aber dabei glücklich geworden wäre, ist doch die Frage. Ueber den Schmerz der Trennung kam sie mit der Zeit hinweg, und, wie es scheint, schneller als gewöhnlich angenommen wird, um später unter die durch die Dichtung Unsterblichen aufgenommen zu werden. Wenn der junge Goethe die Ueberzeugung gewann, daß sie in sein Leben mit all' den Forderungen, die er an dasselbe stellte, nicht paßte, so war doch das Schuldgefühl, von ihr für immer Abschied zu nehmen, lange andauernd. Das sagen seine Briefe aus den nächsten Jahren, das zeigen seine Gestalten des Weislingen und des Clavigo.

Es liegt ein sehr gutes Buch über Friederike Brion von P. Th. Falck vor mir*). Alles Vorhandene oder Erreichbare ist in dieser Monographie mit Fleiß und Geschick benutzt, um daraus ein anziehendes Lebensbild zu gestalten. Es bleibt immer noch lückenhaft genug. Der neue Erwerb aus dem Nachlasse des unglücklichen Lenz zeigt diesen in seiner Beziehung zu Friederike in einem vortheilhafteren Lichte als bisher. In ihren späteren Lebensjahren wird uns Friederike bei ihren da und dorthin verstreuten Geschwistern als immer getreue Helferin in allen Nöthen und als gute Tante gezeigt, die in ihren Briefen an die Neffen als „Tant Frid" ihre Munterkeit nicht verleugnen mag. Die Anordnung des Buches nach Zeitabschnitten, bis zu Wochen, ja, bis zu bestimmt angegebenen Tagen, ist übersichtlich und anschaulich. Auf die einzelnen Streitpunkte der Goetheforschung, bei welchen der Verfasser

*) Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse. Neustadt a. H., Gottschick-Witter 1884.

sich dieser oder jener Annahme anschließt — sofern es sich um einzelne Daten, Verlegung eines Gedichtes in diese oder jene Zeit handelt — gehe ich nicht ein. Das Buch ist im Ganzen eine verdienstvolle, mit einer gewissen Leidenschaft für das Thema geschriebene Arbeit, welche den in allen Schubfächern und Winkeln kundigen Specialisten zeigt.

Dagegen muß ich bei seiner Darstellung der Sachlage hin und wieder stehen bleiben. Es versteht sich ja, daß der Student Wolfgang Goethe, dem die Mädchen eben so schnell entgegen kamen, als sein Herz rasch Feuer fing, wenn er Friederiken aufgab, gegen sie in Schatten tritt. Falck moralisirt keineswegs, spricht den Vorwurf gegen Goethe auch nicht ungerecht aus. Er legt aber zu viel Gewicht auf die Beziehung zu anderen Mädchen, die seiner Bekanntschaft mit Friederiken vorausgegangen. Seite 16 heißt es: „Im Anfange des Jahres 1771 erwachte Goethe aus seinem complicirten Liebestraum. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte ihn: Drei Verlobte! — — Unmöglich konnte er sie alle heirathen; also nur eine, welche aber aufgeben?"

Drei Verlobte! Es soll noch nachgewiesen werden, daß er damals nur mit Einer verlobt gewesen. Daß Lucinde, die Tochter seines Tanzmeisters, ihm um den Hals gefallen — wer sieht darin mehr als ein, wenn auch etwas stürmisch ausklingendes Tanzstundenverhältniß? Wo verlautet, daß er dem Dämon Lucinde irgendwie verpflichtet gewesen wäre? Die andere Beziehung, sein Briefwechsel mit Franziska Crespel in Frankfurt, während der Straßburger Zeit, bietet doch auch keinen Anhaltspunkt für die Behauptung eines Verlöbnisses. Diese Correspondenz ist weiter nichts, als eine kleine Herzensspielerei nach der Sitte der Zeit. Jünglinge und junge Mädchen, auch wenn sie einander nie gesehen, nur Eins von der Vortrefflichkeit des Andern gehört hatte, traten so vielfach in Briefwechsel, und der Freundschaftston erreichte dann mit der Zeit einen höheren Wärmegrad. In einer schreibeseligen Zeit, wo die Empfindsamkeit sich leidenschaftlich gesteigert hatte, wo man einander eine Einladung „auf Thränen und Küsse" zusenden konnte, muß man die brieflichen Ergießungen nicht so wahr nehmen. Was hätte Herder aus den Briefen seiner Braut herauslesen müssen, wenn Caroline Flachsland ihm schrieb, daß sie weinend vor Seligkeit an Merck's Busen gelegen, und wie sie in Leuchsenring's und Wieland's Armen geschwelgt? Herder wußte schon, wie er das zu nehmen hatte. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg, in den nächsten Jahren, sind auch von einer Vertraulichkeit, von einer Wärme, welche heutzutage seltsam berührt, wer wird aber eine heimliche Verlobung herauslesen? Solche Correspondenzen führten wohl zuweilen zu einem dauernden Bande, wie die des Studenten Joh. Heinr. Voß und der Schwester seines Freundes, Ernestine Boie. Und viel früher schon waren Gottsched und Louise Adelgunde Culmus auf diese Art ein Paar geworden. Alles in Allem aber sah man in solchen jugendlichen Briefergüssen nichts für das Leben Bindendes. So hatte Goethe sich auch Franziska Crespel gegenüber zu nichts verpflichtet. Es bliebe als dritte „Verlobung" nur sein Verhältniß zu Friederike übrig. Aber ein bestimmt gegebenes Wort ist auch hier nicht nachzuweisen, eben so wenig wie von einem schroffen Abbruch des Verhältnisses die Rede sein kann. Im übrigen setzt Falck ganz richtig und anschaulich auseinander, daß die Verwandten und Freunde ein Verlöbniß voraussetzten, die Eltern stillschweigend einverstanden waren, die Liebenden aber in ihrem Glück nicht fragten, was daraus werden sollte? Allein — „man hatte ihn doch nach Straßburg geschickt, um daselbst zum Examen zu arbeiten, nicht aber um sich dort und in der Umgegend zu verlieben." (S. 15.) Das war's: der Rath Goethe würde seinen einundzwanzigjährigen Doctor schön angesehen haben, wenn er, noch nicht mündig, als Verlobter nach Hause gekommen wäre! Aber, wichtiger als das — in dem Kopfe des jungen Doctors rumorten überdies schon die Geister des Faust, des Götz, und was nicht alles! Seine Welt war viel zu groß und zum Schaffen herausfordernd, als daß er die arme Friederike in dieselbe hätte mitnehmen können.

Kommt nun Goethe bei Falck hier noch gut genug fort so wird das anders bei der Darstellung von Lenzens Liebe zu Friederiken, wo dieser als der Edle und Großgesinnte, jener als der Bösewicht hingestellt wird. Denn „Lenzens Verhältniß zu Friederike (war) reiner als das seines Freundes Goethe, welcher zwei anderen Geliebten gleichzeitig ewige Treue geschworen hatte." (S. 53.) Es soll damit nicht gesagt sein, daß Lenz in seinem Betragen als überhaupt mustergiltig dargestellt würde, er „welcher sich nichts weniger als gleichmäßig und vernünftig betrug, sondern durchaus whimsicalartig und undefinirbar sich geberdete. Schwer, wenn nicht unmöglich, war es diesem Träumer, mit wachen Augen sich aus seinem fast permanent halben Bewußtsein zu voller Klarheit in der Sachlage emporzuarbeiten." (S. 60.)

Nachdem Lenzens Verhältniß zu Friederike bisher vielfach ungünstig genug gedeutet worden ist, als habe er sich nur, um Goethe nachzuahmen, in Friederike verliebt, sich dann verrückt gestellt, und was nicht Alles, wird es nun von Falck in folgender Weise dargelegt. Ein Jahr nach Goethe's Abschied kam Lenz nach Sesenheim, eingeladen durch den Vater Brion, der seine Bekanntschaft in Fort-Louis gemacht hatte. Er lernte die „im Zustande tiefster Melancholie sich befindende" Friederike kennen, und sie machte Eindruck auf ihn. Da er sich als „Freund Goethe's" einführte, erregte er bei der Mutter und der älteren Schwester sofort Anstoß, und die erstere blieb ihm auch ungünstig gesinnt. Da er nicht glaubte, daß Goethe Friederike aufgeben könne, suchte er zwischen Beiden zu vermitteln. Diplomatisch wird er es nicht angefangen haben, und so hatte er kein Glück damit. Endlich überzeugt, daß er seine eigenen Empfindungen offen zeigen könne, ohne die Rechte eines Anderen zu kränken, that er sich keinen Zwang mehr an. Friederike bat ihn, von der Liebe zu ihr abzustehen, da ihr Herz nicht mehr frei war, und er mußte es ihr durch einen Schwur bekräftigen. Dieser Schwur war aber nicht zu halten, und auch Friederike begann sich ihm mehr und mehr zuzuneigen. Der Mutter war diese neue Liebelei ein Gräuel und Lenz ihr überdies gar nicht genehm. Angehörige und Freunde sprachen auch dagegen. Es galt eine Trennung, um Beide einander vorläufig aus den Augen zu bringen. „Friederikens Saarbrücker und Lenzens Straßburger Reise bilden den Ausschlag gebenden Wendepunkt. Beiden war Vernunft gepredigt worden, von ganz verschiedenen Standpunkten und Motiven aus, von Personen, die sich gegenseitig nicht kannten, aber doch dabei auf ein gemeinsames Ziel lossteuerten, um sie Beide zu bewegen, von ihrer Liebe zu einander abzustehen. Beiden war das unausbleibliche Elend und Unglück, in das sie sich durch Heirath hineinstürzen würden, in äußerst prosaischer Realität vorgeführt worden." (S. 59.) Drei Jahre vergingen. Goethe war inzwischen nach Weimar übergesiedelt und Lenz ebenfalls dahin gereist, um durch sein Wesen der Gesellschaft auffällig zu werden und Goethen große Schwierigkeiten zu bereiten. Er kehrte nach dem Elsaß zurück, seine Kräfte waren aufgerieben, sein Sonderlingswesen in völlige Geistesverstörtheit übergegangen. Um Weihnachten 1777 kommt er wieder nach Sesenheim, in dem furchtbarsten Zustande. Er verflucht sich, Friederike und die ganze Welt; „seiner selbst nicht mächtig, will er mit einem Messerstich seinem Leben ein Ende machen. Durch einen Schrei des Entsetzens aus Friederikens Munde, die dabei in Ohnmacht fällt, auf einen Augenblick zur Besinnung gebracht, stürzt er, sie todt wähnend, über sie hin, in Thränen zerfließend und sich die Haare raufend. Darauf wird der arme Lenz gebunden, für halb toll erklärt und nach Straßburg gebracht, wie Friederike später (im September 1779) Goethen erzählte. Mit dieser furchtbaren Scene schließt die zweite Liebestragödie Friederike Brion's."

Sie wurde also durch die Trennung von Goethe nicht unglücklich und elend, wie das immer noch gern behauptet wird. Goethe besuchte sie (1779) auf seiner Reise nach der Schweiz, wurde herzlich und nach alter Art empfangen, und Beide gedachten in Freundschaft der vergangenen Tage. Noch 1780 konnte Goethe in seinem Tagebuche den Empfang eines Briefes von „Rieckgen Brion" anmerken. Von einer Tragödie hatte der Verlauf dieses Verhältnisses also gar nichts. Und auch die mehr erschütternde Verwirrung mit Lenz gewann noch in demselben Jahre einen versöhnlicheren Ausklang. Denn der

Brief, welchen Lenz, leidlich genesen, am 27. März 1780 aus Petersburg an Friederike schrieb, als Abschieds- und Dankschreiben, verleugnet zwar einen wehmüthigen Ton nicht, gehört aber zu dem Besten, Ruhigsten und Vernünftigsten, was Lenz geschrieben hat. Falck theilt (S. 73) diesen Brief zum ersten Male mit.

Wer nun aber neues Material über einen Dichter entdeckt und mitzutheilen hat, kommt leicht dahin, dieses in seinem Werthe zu überschätzen, wie denn der unglückliche Lenz, nachdem sein großes und schönes dichterisches Talent lange nicht genug gewürdigt worden, jetzt von den Lenz-Specialisten ein wenig in das Uebermaß gesteigert wird. Die Spuren des Krankhaften, Wunderlichen, Unharmonischen trägt doch auch das Schönste, was er gedichtet hat. Falck sagt: „In geradezu Shakespeare'schen Geist athmenden Gedichten beschwört Lenz Friederike —" (S. 50), und nun führt er ein Gedicht an, in welchem, wenn schon etwas Shakespeare'sches darin sein soll, nur die gehäufte mythologische Bildersprache gemeint sein kann, wie sie sich in den Jugendgedichten Shakespeare's findet.

Auf die Frage, ob einige „Pseudo-Goethe-Friederikenlieder" Lenz zuzuschreiben seien oder nicht, lasse ich mich nicht ein, da ich mir den feineren Specialistengeruch nicht zutraue. Falck verlangt auch das Gedicht:

„Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder" u. s. w.

für Lenz. Allein zu den Versen:

„Da sitz ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer —"

setzt er ein: (sic!) und fügt unten in der Note hinzu: „Goethe's Liebe zu Friederiken „ein Abenteuer"!?!" Nun gut, wenn es für Goethe mehr als das war, so muß es für Lenz, der Friederike reiner und edler geliebt haben soll, doch nichts weiter als ein Abenteuer gewesen sein? Es kann sich aber in dem Gedichte nicht um das Herzensverhältniß der Liebenden überhaupt handeln, da es ferner heißt:

„Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falber stolperte wie blind";

das „Abenteuer" bezieht sich nur auf den beschwerlichen Ritt nach Weißenburg, welchen sowohl Goethe wie Lenz abenteuerlich nennen konnte.

Das Portrait, welches dem Buche beigegeben ist, will der Verfasser selbst nicht mit Bestimmtheit für das Friederikens ausgeben. Es zeigt ein allerliebstes Köpfchen in Nationaltracht (ob das Kopftuch richtig ist, weiß ich nicht), die Zeichnung, obgleich angeblich aus dem Lenz-Nachlasse stammend, sieht aber aus, als ob ein moderner Maler sich Friederike nur so gedacht hätte.

Trotz meiner Einwendungen komme ich darauf zurück, daß das Buch von Falck gut und verdienstvoll, und auch Lesern zu empfehlen ist, welche sich sonst auf die Verfolgung von Specialforschungen nicht einlassen.

Gaetano Moroni.

Ein gelehrter Barbier.

Vor ungefähr einem Jahre starb in Rom halb vergessen ein alter Mann, vor dem sich einst Hoch und Niedrig zu krümmen und zu bücken pflegte. Cardinäle, Prälaten, fürstliche Personen so gut wie arme Leute aus dem Volke buhlten um seine Gunst, weil er viele Jahre hindurch der mächtigste Mann im Kirchenstaate war. Während des langen Pontificates Gregor's XVI. war derselbe der vertrauteste Rathgeber des Papstes; nach seinem Tode begeiferten ihn seine früheren Schmeichler. Er verschwand sofort für immer von der Weltbühne des Vaticans; bescheiden begrub er sich, als echter Bücherwurm, in seinem Studirzimmer im Palazzo Carpegna, wo er den Rest seines Lebens an demselben Schreibtische zubrachte, an welchem sein Gönner und Gebieter, Gregor XVI., einst gearbeitet hatte.

Dieser sonderbare Mann, der im Glücke nicht übermüthig wurde und der trotz seiner Höflingsnatur, als er in Ungnade gefallen war, nicht zu kriechen vermochte, hieß Gaetano Moroni. Ganz Rom aber kannte ihn nur unter dem vertraulichen Namen Gaetanino, den ihm Gregor seit seiner ersten Bekanntschaft mit demselben beigelegt hatte. In den letzten Jahrzehnten hatte er sich selbst so in den Schatten zurückgezogen, daß man sich einander bei seinem Tode verwundert fragte: „Was, lebte der Gaetanino noch?" Er hatte Freund und Feind in der That überlebt. Im Jahre 1802 in Rom geboren, starb er daselbst in dem hohen Alter von 81 Jahren.

Der Lebenslauf des Barbiers Moroni war ein sehr merkwürdiger. Sein Vater hatte eine Barbierstube in der Nähe des Palazzo Venezia; gegenüber befand sich ein jetzt demolirtes Camaldulenserkloster, in welchem Gregor XVI. damals als Padre Mauro (Cappellari della Colomba) Abt war. Schon als Knabe leistete Gaetano dem Vater hilfreiche Hand. Wenn der Letztere verhindert war, pflegte er die Mönche, welche zu den festen Kunden gehörten, zu rasiren. Schließlich wurde ihm auch die Ehre zu Theil, den Abt bedienen zu dürfen. Das aufgeweckte Wesen des Jünglings gefiel demselben; sein Wissensdrang, sein großes Gedächtniß, welche in den langen Unterhaltungen, die damals, als die heutigen Kaffeehäuser noch nicht allgemein gebräuchlich waren, alle Barbierstuben Italiens zu beleben pflegten, Gelegenheit fanden, sich bemerklich zu machen, veranlaßte Cappellari, sich seiner anzunehmen. Er weihte ihn in die lateinische Sprache ein, welche der junge Bartscheerer rasch erlernte.

Als Leo XII. den Camaldulensermönch Cappellari im Jahre 1825 zum Cardinal machte und demselben die Leitung der berühmten Bildungsanstalt „Propaganda fide" anvertraute, nahm der neue Purpurträger den wißbegierigen jungen Barbier als Kammerdiener ganz zu sich.

Im Jahre 1829, als Leo XII. unerwartet und, wie Petrucelli della Guttina in seiner Geheimgeschichte der drei Vorgänger des jetzigen Papstes erzählt, an Gift starb, führte Cappellari seinen Günstling als Conclavist mit in das damalige Conclave. In demselben erhielt Cappellari bereits 22 Stimmen. Das Conclave dauerte vom 23. Februar bis zum 31. März; diese fünf Wochen waren für Moroni außerordentlich lehrreich, er konnte umsomehr einen tiefen Blick werfen in alle die Ränke, welche der Wahl eines Papstes vorher zu gehen pflegen, als seine Persönlichkeit in der Eigenschaft eines bescheidenen Dieners keiner besonderen Aufmerksamkeit ausgesetzt war. Der neuerkorene Papst Pius VIII. (Castiglioni) regierte nur kurze Zeit, er starb schon am 30. November 1830. Am 15. December trat das Conclave wieder zusammen; auch dieses Mal befand sich Moroni als Conlavist im Gefolge seines Herrn, welcher am 2. Februar 1831 mit 32 Stimmen zum Papst gewählt wurde.

An demselben Tage begann das Glück und die Allmacht des gelehrt gewordenen Barbiers. Gregor XVI. ernannte ihn zunächst zu seinem ersten Kammerdiener, welcher beim Papst den hochtrabenden Namen eines Kammeradjutanten trägt. Von Morgens bis Abends war Moroni im letzten Vorzimmer des Papstes zu finden, wo er in einer Fensternische 15 Jahre hindurch an seinem Riesenwerke: Dizionario di erudizione storica ed ecclesiastica arbeitete, ohne sich jedoch das geringste Vorkommniß in seiner Umgebung entgehen zu lassen. In den zehn Jahren, welche er vor der Thronbesteigung Gregor's XVI. stündlich um seinen Herrn gewesen war, hatte er sich des Schlüssels zu seinem Herzen bemächtigt. Als er aber eine schöne zwanzigjährige Römerin heirathete und seinen Haushalt im Vatican auffschlug, stieg sein Einfluß um das Doppelte und Dreifache. Lose Zungen redeten von den menschlichen Schwächen Sr. Heiligkeit. In der That sah man Abends Gregor XVI. häufig in der Behausung seines ersten Kammerdieners erscheinen. Der einzige Sohn Moroni's, der kleine Gregorio, den man spottweise in ganz Rom den „Gregoriolo" nannte, war sein Liebling; er pflegte stundenlang mit demselben zu spielen und ihn auf den Knieen zu schaukeln. Bei seiner Taufe erschien, wie Petrucelli erzählt, der Papst persönlich in Begleitung von drei Cardinälen und nicht weniger als 27 Prälaten, Erzbischöfen und Bischöfen. Beim Fortgehen küßte er und segnete er den Täufling. Als der Knabe etwa

im zehnten Jahre starb, hatte die höfische Kriecherei kein Ende, mit der man dem allmächtigen Moroni, dem damaligen wirklichen Könige des Kirchenstaates, sein Beileid bethätigte. Hinter dem Rücken des allmächtigen Mannes aber kicherten und lachten die Schmeichler und Kriecher, sobald sie nicht gehört wurden, über die „beiden Schlüssel" zum Herzen des Papstes, welchen jetzt der Erbarbier in seiner Gewalt habe. Die große Vertraulichkeit, welche der Papst für Moroni's Familie zur Schau trug, mochte viel zu diesen Neckereien, welche aber erst nach seinem Tode zu hellen Flammen aufzulodern wagten, beigetragen haben.

Während des Conclaves schleuderte man Schmähschriften und obscöne Gedichte gegen den Mann, vor dem vierundzwanzig Stunden vorher Cardinäle und Hofschranzen im Staube krochen. Pius IX. hatte den Muth nicht, dieser Strömung entgegenzutreten. In brüsker Weise wurde Moroni 1847 sofort seines Dienstes enthoben. Während der langen Regierung Pius IX. hat derselbe den Vatican nie mehr betreten. Erst Leo XIII. erinnerte sich des gelehrten Mannes wieder, welcher der Kirche durch sein aus 120 Octavbänden bestehendes colossales Werk bedeutende Dienste geleistet hatte, indem er ihm das Comthurkreuz des h. Gregororden verlieh.

Moroni ertrug die Ungnade, in welche er gefallen war, mit Gleichmuth. Sein ganzes Wirken und Streben lief in dem Wunsche zusammen, sein großes Dizionario vor seinem Tode beendet zu sehen. Dieser Wunsch wurde befriedigt. Unermüdlich arbeitete er an demselben fort, bis endlich der letzte Band des Inhaltsverzeichnisses, welches allein schon ein mit Bienenfleiß zusammengetragenes Werk in sechs Bänden für sich bildet, im Jahre 1879 erschien. Die Aufgabe, welche er in dem Dizionario gelöst hat, ist eine bewundernswerthe; es ist schier unglaublich, daß das Leben eines einzigen Mannes ausreichen konnte, um solchen Schatz von Nachrichten und Notizen über das Wesen der katholischen Kirche, namentlich in geschichtlicher Beziehung, zu sammeln. Man kann über die wissenschaftliche Anlage des Werkes mit dem Verfasser rechten; man kann die häufig ungleichmäßige Vertheilung des Stoffes und theilweise auch den Mangel an kritischem Verstand tadeln, aber zugeben muß man es, daß es kein Buch auf der Welt giebt, welches an biographischen Mittheilungen über die Kirchenfürsten, namentlich der letzten Jahrhunderte, über die Sitten und Gebräuche der Kirche und der Curie, über das Ceremoniell des päpstlichen Hofes, über die Organisation der Kirchenregierung, wie sich dieselbe über den ganzen Erdball erstreckt, kurz über Alles, was in irgend einem Zusammenhange mit der römischen Kirche steht, dem Moroni'schen „Wörterbuch historisch kirchlicher Gelehrsamkeit" gleichkommt. Bunt durcheinander gewoben begegnet man in demselben außerdem, je nachdem sich das Stichwort der alphabetisch geordneten Artikel dazu eignet, Notizen über Religion, Kunst, Politik, Archäologie, Literatur u. s. w.

Wie Moroni, selbst in dem Falle, daß er Mitarbeiter, wie Manche behaupten, gehabt hätte, das endlose Material sammeln und ordnen konnte, ist ein Räthsel. Es handelt sich um 120 Octavbände ohne die sechs Supplementbände mit dem Inhaltsverzeichniß. Und dennoch ist das Werk lediglich Arbeit seiner Bienenfeder. Wer mit Moroni in näherer Beziehung stand und Gelegenheit hatte, sich Rath bei ihm zu holen, der versichert, daß er selbst im spätesten Alter noch sein Dizionario nie aufzuschlagen brauchte, um Rede und Antwort zu stehen. Schlagfertig wußte er jede Frage sofort mündlich zu beantworten. Ohne wissenschaftlich gebildet zu sein, war Moroni dennoch ein Gelehrter. Sein Werk, welches aus tausenden von Autoren, Manuscripten und namentlich aus den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts zusammengesucht wurde, ist heut eine unentbehrliche Fundgrube geworden. Ursprünglich war das Werk nur auf zehn bis zwölf Bände angelegt, aber bald wuchs der Stoff dem Verfasser so unter den Händen, daß der Umfang auf das Zehnfache stieg. Es war ein Glück für denselben, daß der Papst selbst ein lebendiges Interesse nahm an dem Fortgange des Unternehmens. Alle Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten mußten subscribiren und in ihrem Wirkungskreise subscribiren lassen, so daß die Abonnentenzahl eine für jene Zeiten ungeheure war.

Mit Leichtigkeit hätte sich Moroni bereichern können. Es war ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter dieses sonderbaren Mannes, daß er der Habsucht fremd gegenüber stand. Er war so mächtig, daß er manches Todesurtheil noch im letzten Augenblick von der Unterschrift des Papstes zu vereiteln verstand. Sein Gemüth neigt zur Milde; dieser Umstand erklärt, daß er Andern viel mehr Gutes erwies als sich selbst. Statt in den fünfzehn Jahren seiner Allmacht Millionen zu sammeln, wie es der Cardinal Antonelli verstand, trat Moroni im Jahre 1847 zum allgemeinen Erstaunen nur mit einem bescheidenen Vermögen in das Privatleben zurück. Sein ver-

Der Entwickelung der neuen Ordnung der Dinge nach 1870 sah der im Grunde reactionär und ultraconservativ gesinnte Mann ohne Haß zu. Er besaß die feste Zuversicht, daß eines Tages ganz von selbst eine stillschweigende Versöhnung zwischen Italien und dem Papstthum eintreten werde. Als er im Jahre 1840 dem politisch berüchtigten Herzoge Francesco IV. von Modena den ersten Band seines Dizionario widmete, dachte er allerdings wohl anders. Aber ganz ohne patriotische Regung war der päpstliche Günstling trotzdem nicht, denn überall wo er in seinem Werke auf die Fremdherrschaft der Oesterreicher in Italien zu sprechen kam, bekämpft er dieselbe.

Gaetano Moroni war ein gläubiger Katholik. Bei seinem Leichenbegängniß in der Kirche Sant Eustacchio neben der Universität hatte man auf seinen Befehl den aufgeschlagenen Band seines Dizionario auf den Sarg gelegt, in welchem er von dem neuen Dogma der unbefleckten Empfängniß spricht. Aber der Glaube hatte ihn deshalb doch nie verhindert, in seinem Werke die Wahrheit über Päpste, Cardinäle und Prälaten zu schreiben, die ihrer Würde und ihrem Amte Unehre machten, oder dieselben in ihrem Privatinteresse mißbrauchten.

Mit dem alten Moroni ist eine der originellsten Figuren nicht allein bezüglich seiner eigenthümlichen Laufbahn, sondern auch als äußere Erscheinung aus der heutigen römischen Welt verschwunden. Der lange, hagere alte Herr trug Jahr ein Jahr aus einen langen, stets zugeknöpften schwarzen Gehrock, einen altmodischen Cylinder, ein schwarzes, breites Halstuch, welches bis unter das Kinn hinaufreichte. Nie sah man ein Barthaar auf seinem Gesicht. Seine Manieren blieben glatt und höfisch bis zu seinem Tode. Wenn er den Namen Gregor XVI. aussprach, vergaß er nie den Hut abzunehmen. Sein Aussehen schwankte zwischen dem eines Weltpriesters ohne Talar und jenem einer päpstlichen Gerichtsperson.

Rom, October 1884.

Capitolinus.

Europäische Kunst im Import und Export.

Von G. Ebe.

So etwas wie eine correcte Handelsbilanz auf Grund der beliebten statistischen Ausweise wird sich für den Austausch von Kunstideen und Kunstwerken zwischen den verschiedenen Ländern und Welttheilen nicht aufstellen lassen; aber deswegen existirt die Sache und ist von erheblicher Wichtigkeit für die allgemeine Entwickelung der Kunst. Das moderne Cultur-Europa, und um dieses handelt es sich hier, war lange Zeit hindurch der empfangende Theil. Alle Cultur kam einst von Osten, und jetzt hat sich das Verhältniß umgekehrt, Europa versorgt die anderen Welttheile mit Geist und Kunst, mit seinen Stilrichtungen, mit Classik und Romantik, mit Bildern, Bronzen, Marmorwerken und noch einigen anderen Sachen. Vielleicht exportirt Europa auch die neueste Nationalitätsidee in der Kunst, und dann können wir noch erleben, wie die aztekischen und andere transmarine Kunst-Specialitäten wieder zum Leben galvanisirt werden. Ausschließlich exportirend ist immerhin Europa auch heute noch nicht, denn ab und zu bewährt der Osten wieder einmal seine alte bewegende Kraft und leitet die durch technische Raffinements und fabrikmäßige Herstellung abgeirrte Kunst des Westens, wieder in frischere naive Bahnen.

Man hat zwar nie davon gehört, daß irgend einmal

große Geister über's Meer zogen, um Kunst und Gesittung in fremde Länder zu tragen, denn die von einigen Völkern des neuen Continents bewahrte Sage von einem culturbringenden Geschlechte, von plötzlich erschienenen Sonnensöhnen, ist prähistorisch und eben nur eine Sage; aber dennoch, wenn auch aus weniger idealen Motiven, hat eine Uebertragung der Kunstideen, ein Austausch der Kunstwerke zwischen den verschiedenen Ländern in großem Maßstabe zu allen Zeiten stattgefunden und ist noch heute in Uebung. Die ganze moderne Kunstentwickelung gründet sich auf die Ueberlieferung fremder Kunstart; diese war von je das belebende, zur Erfindung des Neuen antreibende Princip.

Die Fortschritte der Alterthumswissenschaft lassen in einem Falle nach dem anderen den Traum einer autochthonen Kunst in Nichts zerfließen. Die Abhängigkeit der griechischen Kunst von fremden Einflüssen hat uns Schliemann's geniale Findigkeit erst in den neuesten Tagen greifbar nahe gebracht. Ganz natürlich ging beim Raube der schönen Helena und bei ihrer erzwungenen Heimkehr noch manches Andere mit an Schmucksachen und sonstigen Artikeln der Kunstindustrie. Doch diese weiten prähistorischen Perspectiven mögen hier bei Seite bleiben, nicht minder der Handelsbetrieb und die Colonisationszüge der Phönizier, der asiatischen und europäischen Griechen; ebenso das Zusammenschleppungstalent der welterobernden Römer und die Erwerbungen der kühnen Kreuzfahrer des Abendlandes, die jedenfalls weniger zu Hause brachten, als sie mitgenommen hatten. Die modernen Verhältnisse bieten schon für sich einen überreichen Stoff.

Der Import von Producten alter Kunst ist gerade jetzt wieder in höchster Blüthe. Wenn wir so fortfahren, auszugraben, wie wir jetzt im Zuge sind und die Ausbeute von Olympia, Pergamon, Mykenae, Tyrins, Troja, Persepolis u. s. w. in Originalen und Abgüssen heranbringen, so wird bald kein landesübliches Museum groß genug sein, zur Bergung dieser Schätze. Das Studium derselben wird die Kunstkultur ohne Zweifel unendlich heben und schließlich die Apathie selbst der künstlerisch am geringsten beanlagten Racen beheben; aber welche Strapazen erwarten auch den Kunstkenner der Zukunft! Der Bedauernswerthe wird mit dem immer dickleibiger werdenden Bädecker von einer Hauptstadt Europas zur anderen pilgern und ein halbes Leben verbrauchen, um den für die Species homo sapiens durchaus erforderlichen Cursus durchzuarbeiten. Was die Thermen im antiken Rom waren, das werden die Museen für die modernen Städte, und wie es bekanntlich in Rom eine Anzahl Epikuräer gab, die ihr ganzes Leben in den Bädern zubrachten, so wird es bei uns Kunstschwelger geben, die immer in den Museen bleiben wollen. Der erste Schritt, dies möglich zu machen, ist bereits gethan, indem man die Museen mit Restaurationen versieht, und das Uebrige wird bald nachfolgen. Man wird vielleicht verzeihen, wenn dieser Gedanke hier noch etwas weiter ausgemalt wird. Die größte Bequemlichkeit kann man nur von der Concentration, von der Gründung einer eigenen Museumsprovinz erwarten; hat doch schon Richard Wagner den schönen Gedanken gehabt, ein allgemeines deutsches Nationaltheater auf irgend einem Waldhügel zu gründen, nachdem nun alle Musikdurstigen pilgern müssen; ebenso könnte auch ein allgemeines Museum, am besten ein internationales, in einer Gegend angelegt werden, in welcher dasselbe dem gewöhnlichen Verkehr nicht im Wege wäre. Man könnte sich das europäische Central-Museum als eine künstlerische Erziehungsprovinz denken, nach dem Muster der Goethe'schen, in Wilhelm Meister, eingerichtet; selbstverständlich chronologisch und nach Stilarten, Ring um Ring geschichtet. Eine müßige Phantasie mag sich noch weiter vorstellen, wie bequem dann das Vergnügen mit dem Nützlichen verbunden wird, wenn man künftig nach absolvirter Badezeit ins Theater und schließlich ins Museum reisen wird.

Um zum Ernsthaften und Thatsächlichen zurückzukehren, so kann man wohl zugeben, daß Europa gewissermaßen verpflichtet ist, die Bildung, welche es durch die Verarbeitung der alten Schätze, durch Jahrhunderte langes Anhäufen der alten Kunsttraditionen für sich gewonnen hat, wieder zu verbreiten und mit seinem auf Welteroberung und Colonisation gerichteten Streben wenigstens nebenher eine Kunstmission zu verbinden. Etwas Derartiges hat denn auch wirklich stattgefunden. Besonders die von Europa ausgehende Renaissancekunst kann sich einer so universellen Verbreitung über alle Welttheile rühmen, wie kein anderer Kunststil. Nimmt man China und Japan aus, so verwenden vielleicht neun Zehntel aller civilisirten Bewohner des Erdballs die italienische Renaissance, besonders in den später entwickelten Formen. Die Portugiesen bauten in Indien im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts in diesem Stil eine Anzahl großer Städte: Goa, Macao, Bombay und Calcutta, und verzierten dieselben mit Kirchen, Klöstern, Arsenalen und Handelsfactoreien. Die Spanier haben dasselbe gethan wie die Portugiesen, und die Holländer haben nichts gethan in ihren Niederlassungen. Die Franzosen konnten in Indien nicht viel schaffen, weil ihre Herrschaft dort zu kurz war. Indeß waren Chandernagor und Pondicherry mit öffentlichen Gebäuden von einiger Bedeutung versehen, wenn auch keine monumentalen Kirchenbauten entstanden sind. Alle diese Bauten sind im italienischen Renaissancestile ausgeführt. Die Engländer, die natürlich in Indien am meisten gebaut haben, führten ihren „Classical-Geschmack", eine Anzahl correcter dorischer Säulen, nach Stuarts „Alterthümern von Athen" copirt, in Indien ein, zugleich aber die damals in Blüthe stehende englische Theatergothik. Eins der besten Bauwerke, das noch etwas von indischer Phantasie aufgenommen hat, ist das Mansion-House zu Lucknow, vom General Martin für sich und nach seinem eigenen Plane erbaut, aber wesentlich im italienischen Stile.

Ebenfalls am Ende des sechszehnten Jahrhunderts brachten die Spanier die Renaissance nach Spanisch-Amerika. In Mexiko entstand die berühmte Kathedrale nach Plänen, die in Europa gemacht waren, in Peru die ebenso großartige Kathedrale von Arequipa und zugleich eine große Zahl anderer Kirchen, Klöster und Gouvernementshäuser. — Ein ganz hiervon abweichendes Bild bietet Nordamerika. Die ersten holländischen Ansiedler, sowie die späteren englischen Pilgerväter gehörten zu den artistisch gering beanlagten Racen, und bis zu den Freiheitskriegen geschah eigentlich so gut wie Nichts. Erst nach Beendigung des Krieges um 1814 mengte sich der nationale Ehrgeiz in die Sache, und nun sollte plötzlich in Amerika Alles besser, größer und höher sein als in den Ländern des alten Continents, etwa so, wie man es früher dem Local-Patriotismus der Berliner nachsagte. Aber die Anlage der allzu regelmäßigen Städte sowohl, wie die der großen errichteten Gebäude hat immer etwas Maschinenmäßiges, und die Formgebung folgt den continentalen Mustern. Eins der größten Bauwerke, das Capitol in Washington, ist in ganz akademisch-classischer Renaissance erbaut, wie sie damals auch in Europa herrschte. Das Smithson-Institut in Washington ist normannisch-gothisch und das neue Schatzhaus wieder griechisch, das Girard-Collegium und das Capitol in Ohio sind noch mehr griechisch, während die Kirchen meist Copien irgend einer gothischen Kathedrale des Festlandes sind. Doch genug des Einzelnen, es ist eben Alles wie bei uns, und in denselben Zeitabschnitten wechselnd. Extreme Classik und Romantik gehen nebeneinander oder lösen sich ab, je nachdem es der Sieg der einen oder der anderen Partei in Europa bedingt. Aehnlich verhält es sich mit der nordamerikanischen Sculptur und Malerei; die ersten Künstler des Landes sind Schüler der europäischen Meister oder von Europa eingewandert.

Bisher war nur von einer Uebertragung der Ideen und der Kunststile die Rede, aber der Kunsterport Europas hat auch recht handgreifliche Formen angenommen. Wie man hört, findet von München und Paris zum Beispiel ein colossaler Bilderexport nach Amerika statt. Ganze Schiffsladungen von Bildern, die zwar Niemand beisammen gesehen hat, aber mit denen es doch seine Richtigkeit haben muß, denn die amerikanische Regierung sucht sich bereits durch Schutzzölle vor der Ueberfluthung zu retten, sollen regelmäßig nach der neuen Welt abgehen. In München namentlich soll es Maler geben, die nur noch für den Export arbeiten und deren kostbare Producte

auf solche Weise gänzlich dem theuren Vaterlande entrissen werden. Ihr Ruhm wird erst viel später aus den Hinterwäldern wieder zu uns herüberdringen. Ein schmerzliches Factum für den Kunsthistoriker der Gegenwart! Uebrigens ist das eine wunderliche Existenz, die eines Exportmalers! Heinrich Heine erzählt einmal von einem am äußersten Nordpol hausenden Völkchen, das sich ganz natürlich durch Uebersetzungen aus dem Französischen ernährt, weil dort jeder andere Erwerb unmöglich ist. Wenn es aber Jemand in cultivirten Gegenden, wie Paris oder München, fertig bringt, sich hinzusetzen, um Bilder für Amerika zu fabriciren, so ist dies weniger natürlich.

Was nun die Kehrseite der Sache anbetrifft, den modernen, immer noch fortdauernden Kunstimport Europas, so erstreckt sich dieser nicht nur auf die schon erwähnte eindringende Fluth von Alterthümern, sondern auch auf die kunstgewerblichen Tageserzeugnisse der älteren Culturvölker, und diese wirken sichtlich auf die Wandlungen unseres Kunststils. Wenn die Amerikaner von uns lernen, so lernen wir noch immer von den Asiaten. — Die erste Londoner Weltausstellung von 1851 hat bekanntlich den mächtigen Impuls zu einem Aufschwunge des europäischen Kunstgewerbes gegeben, aber dies konnte nur geschehen, indem die naive Kunstweise des Orients zum ersten Male in geschlossener Masse den abendländischen Producten gegenüber stand und ihre hohe Ueberlegenheit in den meisten Beziehungen darthat. Nach langer Zeit wieder sah der von der Farbe fast entwöhnte Europäer hier die Gluth gesättigter und doch harmonischer Farbenzusammenstellung vor seinen Augen ausgebreitet und fand Geschmack daran. Zugleich lernte er wieder die verloren gegangenen Gesetze der Flächenornamentik, des Stilisirens der natürlichen Gegenstände kennen. Auch der Bronzeguß, die Tauschir-, Emaille- und Lackarbeiten der Japanesen fanden gebührende Beachtung, und man lernte einsehen, daß die vorzügliche Oberflächenbehandlung der japanesischen Bronzen, welche das Metall zum Werthe eines edlen Steines erheben, für unsere Technik noch ein unerreichtes Problem war. Das Verdienst, die Resultate dieser Beobachtungen zusammen gefaßt und den Deutschen zugänglich gemacht zu haben, gebührt vor Allem dem Architekten Gottfried Semper, der in seinem berühmten Werke „Der Stil" mit wahrer Leidenschaft die alten Kunstwahrheiten predigt und das Thörichte der neuesten europäischen Kunstverirrungen nachweist Dasselbe Verdienst für England hat Richard Redgrave. Sein Bericht von 1851 über die zeichnenden Künste auf der Londoner Weltausstellung bewegt sich in demselben Ideengange.

Wie nun auch die Verhältnisse des Kunsterports und Imports bei uns wechseln mögen, so ist doch zu vermuthen, daß Europa noch lange den ersten Rang unter den Kunstvölkern der Erde behaupten wird. Die Kunst der Asiaten hat den Vorzug einer althergebrachten sicheren Tradition, aber sie ist erstarrt, und die europäische Beweglichkeit, wenn sie auch nicht vor Fehlern bewahrt, ist doch das wahre Lebensprincip derKunst; die hohe Kunst, der Ausdruck der Stimmungen und Leidenschaften, wie sie mit den Zeitströmungen wechseln, ist den Asiaten ohnedies ganz abhanden gekommen. Amerika hat zwar, nach Goethe's Wort, keine Ritter- und Gespenstergeschichten und sollte sich frei halten von den Fesseln der Tradition, aber es hat dies nicht vermocht. Es scheint, als ob es doch nicht so leicht ist, originell zu sein, denn was jetzt gelegentlich von Amerika als originell ausgerufen wird, ist nichts weiter als crasse Stilmengerei, ein Potpourri alter Ideen mit einer neuen Sauce.

Es giebt nicht sobald wieder ein zweites „Athen" oder ein zweites „Rom" in der Welt; in diesen Orten hat die monumentale Kunst für nicht absehbare Zeit ihren Culminationspunkt gefunden. Hätten wir aber jetzt in Europa eine frische, von einem allgemein angenommenen Principe ausgehende Stilrichtung, so würde sich diese sicher mit Blitzesschnelle über den größten Theil der für den Begriff immer kleiner werdenden Erde verbreiten. Doch vorläufig herrscht bei uns die Pflege der nationalsten Besonderheiten, bis wieder bei einer Drehung des Rades die Idee einer kosmopolitischen Kunst, wie sie, im Grunde genommen, den allgemeinen Culturverhältnissen entspricht, obenauf kommt.

Feuilleton.

Sonderbare Geschichte.

Eine ungedruckte Humoreske von Heinrich von Kleist.*)

Am Hofe der Prinzessin von St. C . . . zu Neapel befand sich im Jahre 1788 als Gesellschafterin oder eigentlich als Sängerin eine junge Römerin, Namens Franzeska N . . ., Tochter eines armen invaliden Seeoffiziers, ein schönes und geistreiches Mädchen, das die Prinzessin von St. C . . . wegen eines Dienstes, den ihr der Vater geleistet, von früher Jugend an zu sich genommen und in ihrem Hause erzogen hatte.

Auf einer Reise, welche die Prinzessin in die Bäder von Messina und von hieraus, von der Witterung und dem Gefühl einer erneuerten Gesundheit aufgemuntert, auf den Gipfel des Aetna machte, hatte das junge unerfahrene Mädchen das Unglück, von einem Cavalier, dem Vicomte von P . . ., einem alten Bekannten aus Paris, der sich dem Zuge anschloß, auf das Abscheulichste und Unverantwortlichste betrogen zu werden; dergestalt, daß ihr, wenige Monden darauf, bei ihrer Rückkehr nach Neapel, nichts übrig blieb, als sich der Prinzessin, ihrer zweiten Mutter, zu Füßen zu werfen und ihr unter Thränen den Zustand, in dem sie sich befand, zu entdecken.

Die Prinzessin, welche die junge Sünderin sehr liebte, machte ihr zwar wegen der Schande, die sie über ihren Hof gebracht hatte, die heftigsten Vorwürfe; doch da sie ewige Besserung und klösterliche Eingezogenheit und Enthaltsamkeit für ihr ganzes künftiges Leben angelobte, und der Gedanke, das Haus ihrer Gönnerin und Wohlthäterin verlassen zu müssen, ihr gänzlich unerträglich war, so wandte sich das menschenfreundliche, zur Verzeihung ohnehin in solchen Fällen geneigte Gemüth der Prinzessin: sie hob die Unglückliche vom Boden auf, und die Frage war nur, wie man der Schmach, die über sie hereinzubrechen drohte, vorbeugen könne? In Fällen dieser Art fehlt es den Frauen, wie bekannt, niemals an Witz und der erforderlichen Erfindung; und wenige Tage verflossen, so ersann die Prinzessin selbst zur Ehrenrettung ihrer Freundin folgenden kleinen Roman.

Zuvörderst erhielt sie Abends in ihrem Hotel, da sie beim Spiel saß, vor den Augen mehrerer, zu einem Souper eingeladenen Gäste einen Brief: sie erbricht und überliest ihn und, indem sie sich zur Signora Franzeska wendet: „Signora", spricht sie, „Graf Scharfeneck, der junge Deutsche, der Sie vor zwei Jahren in Rom gesehen, hält aus Venedig, wo er den Winter zubringt, um Ihre Hand an. — Da!" setzt sie hinzu, indem sie wieder zu den Karten greift, „lesen Sie selbst, es ist ein edler und würdiger Cavalier, vor dessen Antrag Sie sich nicht zu schämen brauchen." Signora Franzeska steht erröthend auf; sie empfängt den Brief, überfliegt ihn und, indem sie die Hand der Prinzessin küßt: „Gnädigste", spricht sie, „da der Graf in diesem Schreiben erklärt, daß er Italien zu seinem Vaterlande machen kann, so nehme ich ihn von Ihrer Hand als meinen Gatten an!" — Hierauf geht das Schreiben unter Glückwünschungen von Hand zu Hand; Jedermann erkundigt sich nach der Person des Freiers, den Niemand

*) Der in Nr. 36 mitgetheilten Erzählung: „Unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeiten" lassen wir heute ein zweites Ineditum des großen Dichters: „Sonderbare Geschichte, die sich, zu meiner Zeit, in Italien zutrug" nachfolgen. Der Kenner wird hier alle Eigenthümlichkeiten Kleist'scher Geistesrichtung und Darstellung wiederfinden; den trockenen ironischen Ton, die dramatische Lebendigkeit und Gegenständlichkeit der Darstellung und die stilistischen Eigenheiten seiner letzten Manier: die Einschachtelung der Sätze und gewisse Lieblingswendungen („daß . . . daß", „inzwischen", „gleichwohl", „dergestalt, daß"). Besonders interessant wird diese Erzählung dadurch, daß sie offenbar eine spätere humoristische Variation des in seiner Meisternovelle: „Die Marquise von O****" fast ins Tragische hinübergespielten Themas ist, mit nochmaliger Benutzung dort schon gebrauchter Motive.

Theophil Zolling.

kennt, und Signora Franzeska gilt von diesem Augenblick an für die Braut des Grafen Scharfeneck.

Darauf, an dem zur Ankunft des Bräutigams bestimmten Tage, an welchem nach seinem Wunsche auch sogleich die Hochzeit sein soll, fährt ein Reisewagen mit vier Pferden vor: es ist der Graf Scharfeneck! Die ganze Gesellschaft, die zur Feier dieses Tages in dem Zimmer der Prinzessin versammelt war, eilt voll Neugierde an die Fenster, man sieht ihn, jung und schön wie ein junger Gott, aussteigen — inzwischen verbreitet sich sogleich, durch einen vorangeschickten Kammerdiener, das Gerücht, daß der Graf krank sei und in einem Nebenzimmer habe abtreten müssen. Auf diese unangenehme Meldung wendet sich die Prinzessin betreten zur Braut und Beide begeben sich nach einem kurzen Gespräch in das Zimmer des Grafen, wohin ihnen nach Verlauf von etwa einer Stunde der Priester folgt. Inzwischen wird die Gesellschaft durch den Hauscavalier der Prinzessin zur Tafel geladen; es verbreitet sich, während sie auf das Kostbarste und Ausgesuchteste bewirthet wird, durch diesen die Nachricht, daß der junge Graf, als ein echter deutscher Herr, weniger krank, als vielmehr nur ein Sonderling sei, der die Gesellschaft bei Festlichkeiten dieser Art nicht liebe; bis spät, um 11 Uhr in der Nacht, die Prinzessin, Signora Franzeska an der Hand, auftritt und den versammelten Gästen mit der Aeußerung, daß die Trauung bereits vollzogen sei, die Frau Gräfin von Scharfeneck vorstellt. Man erhebt sich, man erstaunt und freut sich, man jubelt und fragt: doch Alles, was man von der Prinzessin und der Gräfin erfährt, ist, daß der Graf wohl auf; daß er sich auch in Kurzem sämmtlichen Herrschaften, die hier die Güte gehabt, sich zu versammeln, zeigen würde, daß dringende Geschäfte jedoch ihn nöthigten, mit der Frühe des nächsten Morgens nach Venedig, wo ihm ein Onkel gestorben sei und er eine Erbschaft zu erheben habe, zurückzukehren. Hierauf, unter wiederholten Glückwünschungen und Umarmungen der Braut, entfernt sich die Gesellschaft, und mit dem Anbruch des Tages fährt, im Angesicht der ganzen Dienerschaft, der Graf in seinem Reisewagen mit vier Pferden wieder ab. —

Sechs Wochen darauf erhalten die Prinzessin und die Gräfin in einem schwarz versiegelten Briefe die Nachricht, daß der Graf Scharfeneck in dem Hafen von Venedig ertrunken sei. Es heißt, daß er nach einem scharfen Ritt die Unbesonnenheit begangen, sich zu baden; daß ihn der Schlag auf der Stelle gerührt und sein Körper noch bis diesen Augenblick im Meere nicht gefunden sei. —

Alles, was zu dem Hause der Prinzessin gehört, versammelt sich auf diese schreckliche Post zur Theilnahme und Condolation; die Prinzessin zeigt den unseligen Brief, die Gräfin, die ohne Bewußtsein in ihren Armen liegt, jammert und ist untröstlich, — hat jedoch nach einigen Tagen Kraft genug, nach Venedig abzureisen, um die ihr dort zugefallene Erbschaft in Besitz zu nehmen. —

Kurz, nach Verlauf von ungefähr neun Monaten (denn so lange dauerte der Prozeß) kehrt sie zurück und zeigt einen allerliebsten kleinen Grafen Scharfeneck, mit welchem sie der Himmel daselbst gesegnet hatte.

Ein Deutscher, der eine große genealogische Kenntniß seines Vaterlandes hatte, entdeckte das Geheimniß, das dieser Intrigue zu Grunde lag, und schickte dem jungen Grafen in einer zierlichen Handzeichnung sein Wappen zu, welches die Ecke einer Bank darstellte, unter welcher ein Kind lag. Die Dame hielt sich gleichwohl, unter dem Namen einer Gräfin Scharfeneck, noch mehrere Jahre in Neapel auf; bis der Vicomte von P . . . im Jahre 1793 zum zweiten Male nach Italien kam und sich, auf Veranlassung der Prinzessin, entschloß, sie zu heirathen. —

Im Jahre 1802 kehrten Beide nach Frankreich zurück.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Konradin". Von Hans Herrig. — Die Provinzialin. Von Iwan Turgenjew. — Drei Frauen für einen Mann. Von Valabrègue und Grenet-Dancourt.

Die verflossene Theaterwoche war so reich an Novitäten, daß es unmöglich wird, auf dem gegebenen Raum anders als cursorisch zu berichten. Das wichtigste Ereigniß war jedenfalls die seit Jahresfrist erwartete und immer wieder verschobene erste Aufführung von Hans Herrig's vieractigem Trauerspiele: „Konradin" im Königlichen Schauspielhause — freilich einer ziemlich alten Novität, denn sie gehört zu den ersten und keineswegs besten Schöpfungen des reichbegabten Dichters, liegt schon seit Jahren gedruckt vor und wurde bereits in diesem Blatte (Bd. 19, Nr. 24) eingehend besprochen. Wir können uns also füglich darauf beschränken, einige Bemerkungen über die scenische Wirkung des poesievollen Dramas nachzuschicken. Wie man vorausgesehen, hat das Schauspiel seine theatralische Lebenskraft nicht erwiesen. Es ist von Haus aus ein lyrisches Drama ohne ergreifende Conflicte, die elegische Schilderung eines passiven Helden, eines weichen Knaben ohne tragische Schuld. Zwar wird der einleitende Accord des Vorspiels kräftig angeschlagen und erhebt sich der erste Act zu wahrhaft theatralischem Leben, aber von da an stockt der dramatische Puls, die Handlung wird balladenhaft, episch und löst sich in stimmungsvolle Bilder auf, während sich die Charaktere zu Schemen, ja sogar zu Allegorien verflüchtigen. Um so höher steht das Drama als dichterisches Werk. Herrig's Sprache ist von Poesie und Empfindung getränkt, voll anmuthiger, kühner Bilder und tiefsinniger Gedanken und verfällt niemals in den Schwulst und die Effecthascherei unserer neuesten Modedramatiker. Herrig ist auch ein viel zu vornehmer Poet, um ihnen in der Ausbeutung der Tendenz nachzueifern. Wie leicht wäre es ihm gewesen, durch Aufnahme der historischen Episode des Verrathes von Frangipani die dramatische Schlagkraft zu erhöhen und in dem Gegenüber von deutscher Treue und wälschem Verrath wohlfeile Bühnenwirkungen zu erzielen. Daß er das patriotische Pathos, die billigen Nachprophezeiungen, die beliebten Anspielungen auf modernen Culturkampf und Franzosenkrieg verschmäht hat, das rechnen wir ihm hoch an. Er setzt sein volles Können ein, um uns die Tragik des jugendlichen Hoffens, das sich auf eine todte Vergangenheit stützt und Alles von der Zukunft erwartet, poetisch zu schildern und tief ins Gemüth zu führen. Die Liebesscenen sind von einem unbeschreiblichen Zauber, und wenn auch in der gewagten übersinnlich-sinnlichen Abschiedsbegegnung zwischen Konradin und Violanta für unseren Geschmack etwas allzu mystisch „entküßt" (?) wird, so stehen wir doch nicht an, gerade diese symbolische Scene zu dem Schönsten zu zählen, was unsere heutigen Poeten hervorgebracht haben.

Die Darsteller entledigten sich handwerksmäßig der ihnen offenbar unsympathischen Aufgaben. Da der Dichter, wie wir hören, erst zur Generalprobe zugelassen worden war, so ist es uns auch begreiflich, daß die vielen falschen Auffassungen und Betonungen die Aufführung dem denkenden Zuschauer zur Qual machten. Und erst die geist- und geschmacklose Inscenirung! Diese Kartenkönige, diese Nachtwächter als Landsknechte, diese pappendeckelnen Decorationen, dieses schläfrige Tempo, diese lächerliche Massen- und Gruppenbewegung! . . . Dafür zeigte sich der Einfluß der Meininger wenigstens in Einem Punkt: von Zeit zu Zeit erhob sich nämlich ein veritables weißes Dampfwölkchen aus dem spinatgrün auf Leinwand gemalten Vesuv . . . Es war ein großartiger Sieg des Naturalismus auf der Bühne.

Die Bekanntschaft Turgenjew's als Dramatiker verdanken wir zunächst Eugen Zabel, dem trefflichen Kenner russischer Literatur. Er hat den liebenswürdigen Einacter: „Die Provinzialin" mit allen Feinheiten der Salonconversation übersetzt und dabei doch etwas

russischen Erd- oder Juchtengeruch zu wahren verstanden. Ohne Zweifel, der große Erzähler ist kein Dramatiker, aber er hat es den Franzosen abgeguckt, wie eine Situation theatralisch zu gestalten ist. Wie in ihrer trostlosen russischen Provinz die geistvolle Frau eines kleinen Beamten mit dem ganzen Aufgebot ihrer weiblichen Koketterie einem verliebten alten Lebemann die Beförderung ihres Mannes nach Petersburg abliſtet; wie der Geck zuletzt das durchtriebene Spiel durchschaut, sich aber als Edelmann in seine Blamage fügt und sein Wort zu halten gelobt: das ist in hübscher Steigerung, mit feiner Charakteristik und subtiler Kleinmalerei und in amüsantem Plauderton ausgeführt. Die geistreiche, gefällige Causerie wird sich dem deutschen Repertoire um so leichter einfügen, als sie zwei äußerst dankbare Rollen enthält. Sie wurden im Belle-Alliance-Theater vortrefflich gegeben. Fräulein Ellmenreich war ganz die große Kokette, Herr Würzburg fast bis zu Ende der alte Geck, wie Turgenjew sich beide am gastlichen Kamin seiner edlen Freundin Pauline Viardot-Garcia geträumt haben mag.

Der neue Treffer des Residenz-Theaters: Drei Frauen für einen Mann, Schwank in drei Aufzügen von Valabrègue und Grenet-Dancourt, hat in einer sehr braven Inscenirung und Besetzung einen entschiedenen Lacherfolg davongetragen, wenn er auch schwerlich, wie das Original in Paris, bei uns dreihundertmal nacheinander gegeben werden dürfte. Es ist ein echtes Boulevardstück voll localer Voraussetzungen und Anspielungen und in jener ausgelassenen Cancanstimmung verfaßt, welche die Possen des Palais-Royal und der Nouveautés zu ausschließlich nationalen Producten stempelt, deren Acclimatisirung auf deutschem Boden nur ausnahmsweise Erfolg hat. Daß der Versuch im vorliegenden Falle gelang, ist wahrlich nicht die Schuld des unbekannten Uebersetzers, der sich seine Aufgabe denn doch zu leicht gemacht und mit einer unbeholfenen wörtlichen Uebertragung begnügt hat, wo eine durchgreifende Umarbeitung und Entlocalisirung geboten schien. Daß im Residenz-Theater sogar die unverständlichen Anspielungen, z. B. auf Agnes Sorel, und andere Geschmacklosigkeiten, wie die pietätlose Geschichte vom „Affenkopf", belacht wurden, rührt wohl nur daher, daß das Publikum durch die tolle Faschingslaune des ganzen Werkes in unerschütterlich gute Stimmung versetzt war. Die Verfasser haben sich auch redlich Mühe gegeben, die alte Komödie der Irrungen durch immer neue Mißverständnisse, Verwechslungen, Uebertreibungen, Unmöglichkeiten ins Ungeheuerliche zu steigern und den Wirrwar durch mehr oder minder kecke Situationskomik und mehr oder weniger gute Witze zu pfeffern. Natürlich haben wir es abermals mit einer Nothlüge zu thun, die einen ganzen Rattenschwanz neuer Lügen und Schwindeleien nach sich zieht. Ein Hochzeiter giebt sich als Junggeselle aus und ein echter Junggeselle als Ehemann, denn der Erbonkel des Ersteren — man weiß eigentlich nicht warum — hatte die Verheirathung untersagt, während des Anderen Onkel aus Amerika diese durchsetzen will. Dem Advocaten Raoul bleibt nichts anderes übrig, als dem Verwandten aus Canada zu erklären, daß er bereits verheirathet sei. Mit wem? Sein Freund, der Maler André, der eben seine eigene Heirath verheimlichen soll, sorgt so wacker für ihn, daß Raoul am Ende des ersten Actes nicht weniger als drei Frauen besitzt: die Braut, die frühere Freundin und das Portiermädchen seines Freundes. Den Höhepunkt des Quiproquo bildet die Trauungsscene des zweiten Actes, wobei ein jeder der beiden Onkel einen Anderen für den Bräutigam hält. Sobald der Maire den Namen des Zukünftigen verliest, erheben die Mitverschworenen einen solchen Lärm, daß Alles übertönt wird. Die Klippe, wie stets in solchen Stücken, ist der letzte Act. Eine Steigerung ist nicht mehr möglich, die Verwechslungsmotive sind sämmtlich abgehaspelt, und die Entwirrung geschieht in so hastiger und wenig überraschender Art, daß es dem verschwenderisch ausgestreuten Wortwitz nur noch mit Mühe gelingt, den Zuschauer bis zuletzt zu unterhalten.

Z.

Opern und Concerte.

Gillette von Narbonne. Operette in drei Acten, frei nach Shakespere's*) „Ende gut, Alles gut" bearbeitet von Chivot und Duru. Musik von Audran. Zum ersten Male im Walhalla-Operetten-Theater aufgeführt am 25. October.

Concert von Felix Dreischock.

Quelle richesse d'embarras! möchte man — das bekannte Wort umkehrend — ausrufen bei der Fülle neuer Operetten, deren Besprechung dem ernsten Kritiker nur Verlegenheit bereitet; die dritte seit vier Wochen! Die beiden ersten kamen aus Wien, diese neueste aber von der Seine; sie ist ein Werk des Componisten der „Mascotte", die hier vor zwei oder drei Jahren ohne sonderlichen Erfolg gegeben wurde. Der Text ist, wie oben angedeutet, eine freie Bearbeitung des Shakespere'schen Stückes; d. h. es ist demselben das eine Vorkommniß entnommen**), daß die Heldin (Helene) den König heilt, als Belohnung die Verehelichung mit dem von ihr Geliebten, Grafen von Roussillon (hier Graf Lignolles), erbittet, daß dieser widerstrebt, vom König gezwungen wird, die Frau gleich nach der Hochzeit verläßt und ihr in einem Briefe die Bedingung stellt, daß sie den Ring, den er am Finger trägt, erlange und ihm einen Erben gebe, um als sein Weib gelten zu können. Im Uebrigen haben die beiden Herren in ihrer Bearbeitung mit großem Geschicke alles Shakespere'sche ausgemerzt, und recht viel Französisches hineingebracht. Gillette verkleidet sich als Soldat, läuft ihrem Manne nach, stellt sich ihm als Schwager, Bruder der Frau, vor, benimmt sich so burschikos als möglich und gewinnt sein Vertrauen. Dann macht sich der vermeintliche Soldat anheischig, dem Herrn Grafen die Gunst einer kleinen Italienerin zu gewinnen, die bisher seine Bewerbung aus dem Grunde zurückgewiesen hatte, daß sie verheirathet war. So erreicht Gillette ihren Zweck und erlangt jenen Ring. Der Graf wird im Kriege gefangen, seine Gemahlin aber ist gleich nach dem angedeuteten Zwischenfalle in ihr Schloß zurückgekehrt und tritt als Herrin und höchst elegante Dame auf, die da einen glänzenden Kreis um sich versammelt. Als solche erscheint sie im dritten Acte und ladet den König ein, der Taufe ihres Kindes beizuwohnen, — alles in Abwesenheit ihres Mannes. Dieser erscheint plötzlich — der König hat ihn durch Lösegeld befreit — seine Frau begrüßt ihn sehr vornehm, fast gleichgiltig, läßt sie sich von dem Sohne des Königs zum Essen führen; und der Graf ist von dieser Ungebundenheit so entzückt, daß er nunmehr sich sterblich in dieselbe Gillette verliebt, die er, als sie noch ein braves treuherziges Mädchen war, durch Liebeserklärungen (im ersten Acte) verführen wollte, und als sie ihm vom König als Gemahlin zugeführt ward, ihrer niederen Geburt wegen, verschmäht hatte! Derartige Wendungen und Wandlungen kommen in französischen Stücken so oft vor, daß man gegen die Herren Chivot und Duru keinen Vorwurf erheben darf, wenn sie eine solche auch in ihre Bearbeitung Shakespere's hineinpraktizirt haben. Was wir aber mit vollem Rechte an ihrem Textbuche tadeln, ist, daß sie trotz aller dieser Leichtfertigkeiten keine komische Oper geschaffen haben, sondern ein sentimentales Zwitterding mit endlosen ernsthaften Gesprächen; und daß sie aus der reichen Fülle Shakespere'scher komischer Gestalten nicht eine einzige entnommen haben, dagegen eine neue, einen höchst faden Prinzen-Hofmeister schufen, dessen hübscher Frau der Graf und der Prinz zu gleicher Zeit den Hof machen, und der sich immer betrogen wähnt, und den Herren nichts sagen darf, weil seine Ehe bis zur Mündigkeit des Prinzen geheim bleiben soll. Seine ewigen Klagerufe wirken zuletzt nur anwidernd. Ein solches Textbuch, das (nicht wie das Shakespere'sche Stück entschiedene Gegensätze, sondern) nur Hin- und Herschwankungen bietet zwischen Senti-

*) Wir schreiben den Namen nach Delius' Orthographie.

**) Und gerade dieses ist von Shakespere aus dem Novellenbuche von Paynter geschöpft, der es wieder dem Boccaccio entlehnt hat. Die meisten anderen Personen, besonders die komischen, sind reine Erfindungen des großen Briten.

mentalität, Leichtfertigkeit, Dummheit und Langweiligkeit, kann der musikalischen Phantasie nur sehr wenig Anregung geben. Und die Musik ist daher auch immer so eigenthümlich verschwimmend, erhebt sich in den sentimentalen Scenen nie zur Leidenschaft, in den Complots nie zur geistreichen Keckheit; sie ist immer anständig gehalten, aber man bleibt gleichgiltig. Auch die künstlerische Arbeit, die Instrumentation und die Stimmführung erregt nirgends eine höhere Aufmerksamkeit. Es ist Alles recht schulgemäß, aber ohne irgendwelche geistreiche Combination. Die Liebeslieder sind melodisch, ein paar Couplets sind lebhaft; aber wir stehen nicht einen Augenblick an, zu erklären, daß in beiden Gattungen die deutsch-österreichischen Operetten „Boccaccio" und „Bettelstudent" Besseres, Originelleres und Wirksameres bieten, als dieser französische Mischmasch.

Die Darstellung war im Ganzen eine sehr gute, von Seiten der Heldin auch eine gemischte. Sie wurde von einer neu angeworbenen Sängerin durchgeführt, Fräulein Zimaier. Diese, eine Polin, früher am Warschauer Theater angestellt, hat noch niemals deutsch gesungen — so meldeten die sehr regen Zeitungsvorpreisungen — und die „Gillette" war ihr erster Versuch in deutscher Sprache. Diese wurde auch von ihr in einer Weise mißhandelt, die eben nur ein deutsches Publikum sich gefallen läßt! Würde Engländern oder Franzosen oder Italienern Derartiges in ihrer Sprache geboten, sie ließen die Sängerin nicht zu Ende spielen. Wie die Direction auf den Gedanken kam, die Dame dem Publikum gerade in einer Operette vorzuführen, die so viele Gespräche enthält, in der also der geringste Uebelstand um so greller hervortreten mußte, ist uns unbegreiflich, denn Fräulein Zimaier besitzt vortreffliche Eigenschaften als Sängerin und Darstellerin, welche während ihres Singens die schlechte Aussprache vergessen machen. Ihre Stimme ist zwar ganz klein und dünn, aber gut geschult und feines Vortrages fähig, ihr Spiel ist reizend; Bewegungen und Geberdensprache sind immer graziös und im lustigsten Momente immer zierlich. Sie bringt auch ein nicht mehr ganz jugendliches, doch noch immer sehr anmuthiges Aeußere auf die Bühne. Aber wenn auch die „Habitués" der Operette sich an diese Aussprache „gewöhnen", wir werden es nie vermögen. Zwar ist ja das Deutsch überhaupt in unseren Operettentheatern, ja selbst in der Königlichen Oper, immer mit stark österreichischen Biegungen vermischt; aber ein solches, wie das von Fräulein Zimaier, haben wir noch nicht vernommen. Sie wurde übrigens sehr lebhaft beklatscht. Die übrigen Darstellenden, der neue Baritonist Herr Korschen, dann Fräulein Erdösy und die Herren Link, Vollmann u. s. w. boten ein recht gutes Zusammenspiel. Die Ausstattung ist eine so prächtige, die Costüme des 15. Jahrhunderts waren so reich, daß wir unwillkürlich dachten: Wenn ein paar derartige in Szene gesetzte Operetten mißlingen, dann müssen die ungeheuren Unkosten das bedeutendste Vermögen zu nichte machen. Der Beifall war ein großer, in den oberen Rängen ein tosender, weit entfernt von dem, welchen Shakespere in seinem Epilog erbittet: nicht „gentle hands", welche die „Herzen nehmen" klatschten, sondern ganz gehörige Fäuste waren es, die jenen eigenthümlichen Beckenschall erzeugten. Wir können daher gegenüber solcher Organisation nicht entscheiden, ob der Erfolg ein voll zu nehmender war oder nicht, und müssen abwarten, wie viele Wiederholungen „Gillette" erleben wird. Bei Operetten sind Ziffern die besten Kritiker.

Von Concerten haben wir das von Felix Dreischock hervorzuheben; dieser junge Künstler zeigt von Jahr zu Jahr die erfreulichsten Fortschritte zur vollendeten Künstlerschaft. In seinem Concerte hat er auch einen sehr ehrenhaften Erfolg als Componist errungen. Ein Concert in drei Sätzen bietet viel originelle und geistreiche Stellen, ist sehr gut gearbeitet und zeigt in der Instrumentation ein Talent der Selbstständigkeit und Klangfarbe, das zu den besten Hoffnungen berechtigt. Professor Joachim erwies dem Concertgeber die Ehre, das Orchester zu dirigiren.

H. Ehrlich.

Notizen.

„Biographische Notizen über die geistige Entwicklung des Philosophen Edmund von Hagen bis zum 34. Lebensjahre", so betitelt sich eine Broschüre, die in diesen Tagen, wahrscheinlich als Antwort darauf, daß wir den bekannten Confusionsrath der Wagnerianer ironisch zu den „Fürtrefflichkeiten" gezählt haben, in unsere Redaction geflogen ist. Wir entnehmen der hochkomischen Selbstbiographie des offenbar an Größenwahn leidenden Musikschriftstellers folgende Stellen: „In deutschen Wäldern unter den Riesen-Eichen der Harzer Vorberge wuchs das etwas wilde, unbändige Kind auf, das am 10. August 1850 in Gieboldehausen an der Ruhme geboren ist." Motto also: „Von der Ruhme zum Ruhme"... Daran schließt sich eine eingehende Schilderung seines Entwicklungs- und Studiengangs von Quinta bis Prima und weiter: Daß seine Bedeutung anf änglich verkannt wurde, kam daher, weil die Meisten in ihm nur einen Anhänger Richard Wagner's sahen, und seine selbstständigen philosophischen Abhandlungen, welche auch in den Schriften über Wagner versteckt waren, und welche, für sich isolirt publicirt, vollständig zur Begründung eines philosophischen Ruhmes genügt hätten, nicht beachteten... Nur einzelne geniale Männer und Intelligenzen wie von Wolzogen, Glasenapp, Tappert, Oesterlein, Albert Hahn, Joseph Kürschner, E. Gettke, Bernhard Vogel u. A., und vor Allen J. B. Allfeld, zollten ihm Beifall... Ueberhaupt haben die Schriften Edmund von Hagen's manche verständnißvolle Zustimmung und manches begründete Lob von competenter Seite erfahren, wie es denselben auch andrerseits an Tadel und Widerspruch nicht gefehlt hat.... In Berlin sowohl, wie auf kleineren und größeren Reisen hat der Autor sein feines Kunstgefühl sowie seinen scharfen culturellen Beobachtungssinn noch vervollkommnet. Schon in seiner Jugend reiste er des Oefteren nach kunstsinnigen Städten wie Leipzig, Dresden, Prag, Weimar, Sondershausen, Cassel, Nürnberg, München, Salzburg, Stuttgart, Straßburg, Frankfurt, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Köln, Magdeburg u. s. w. 1875 und 1878 machte er Schweizerreisen (Constanz, Schaffhausen, Zürich, Luzern, Interlaken, Bern u. s. w.). In Basel besuchte er den berühmten Schriftsteller Professor Nietzsche, dessen Bekanntschaft er schon 1876 in Bayreuth gemacht hatte. Gern weilte er auf den einsamen Bergriesen, wie auf dem Rigi, dem Faulhorn u. s. w. Im Februar 1884 reiste er nach Paris, und von da über Lyon, Avignon und Marseille nach Italien, wo er die Hauptsehenswürdigkeiten in Genua, Mailand, Verona, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Pompeji, Capri, Pisa, Livorno und Turin in Augenschein nahm, und namentlich hinsichtlich der bildenden Künste seine Bildung vervollständigte. Durch die Alpen (über Genf) und durch das Jura-Gebirge (über Moutier) reiste er nach Deutschland zurück." — Diese hochwichtigen Mittheilungen veranlaßten Stettenheim zu der Bemerkung: „Wer interessirt sich für das Rundreisebillet des Herrn von Hagen?!" — Aber fahren wir in unserem Auszuge fort: „Was nun die Weltanschauung Edmund von Hagen's betrifft, so seien hier nur folgende Andeutungen gegeben. Hinsichtlich der metaphysischen Grundanschauung steht er auf dem Kant-Schopenhauer'schen Standpunkte. Er protestirt gegen das der Wissenschaft unwürdige (weil unreinliche) Experimentiren, namentlich gegen die meistens ganz unnützen Experimente an Thieren. Furchtbar wird der Ernst des Philosophen gegenüber der Vivisection und überhaupt gegenüber der Thiertödtung... Die Spottsucht (ebenso verwerflich wie der Nihilismus) ist gerade so die Quelle der Uebel, wie die Pietät das Fundament der Tugenden. Diese Wahrheit kann der an der Manie der Spottsucht erkrankten Gesellschaft nicht genug eingeschärft werden. So ist Edmund von Hagen auch in ethischer Hinsicht ein ernster und sachlicher Positivist, zwar aufgeklärt und freisinnig, aber Gegner einer jeden Frivolität, und Gegner jeder Spottsucht. (Unterschied gegen Voltaire und Feuerbach.) Mit der neuen ethischen Grundansicht zusammenhängend und daher auch neu ist Edmund von Hagen's Beurtheilung psychologischer

Fragen. Das psychische und intellectuelle Leben der Menschen läßt er einerseits von der angestammten und angeborenen Begabung, andrerseits namentlich von der sexualen Enthaltsamkeit und der Enthaltung von der Thiertödtung und Thierschädigung abhängen, jedoch unter Ablehnung des Vegetarianismus... In der Poesie ist er für die Dramatiker Aischylos, Sophokles, Euripides, Shakespeare, Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, vor Allem aber für die Vereinigung der Künste in dem musikalischen Drama Richard Wagner's, unter Ablehnung jeder Schwärmerei und Belletristik (!). In gesellschaftlicher Hinsicht besteht sein Ideal in der feinsten, zartesten Bildung, welche auf Grundlage der richtigen metaphysischen, dialektischen, ethischen, psychologischen und ästhetischen Einsichten jede Störung, jede Tactlosigkeit, ja sogar die Möglichkeit einer nur symbolischen Beleidigung vermeidet, und sich nur in euphonischen wohl überlegten Worten bewegt. Da er dieses Ideal nirgends in der an der Spottsucht erkrankten Gesellschaft realisirt finden konnte, so war es natürlich, daß der ernste und pietätvolle Denker immer mehr der Einsamkeit vor der Geselligkeit den Vorzug gab, indem er solche Ansichten wie die Ihering'sche, daß der Sittlichkeitsbegriff auf dem Gesellschaftsbegriffe beruhe, in ächt philosophischer Weisheit energisch zurückwies. Seine große Vorliebe für die Frauenwelt fand bis zu seinem 34. Lebensjahre keinerlei Entgegenkommen, worüber er sich wiederholt schon auf dem Gymnasium (!) und der Universität, aber auch später noch in seiner Schrift über Senta, bitter beklagt hat. Erst im Mai 1884 lernte Edmund von Hagen zu Berlin eine junge Schlesierin kennen, mit welcher er sich alsbald verlobte und vermählte. Seitdem ist Edmund von Hagen mit seiner jungen Gattin nach dem bei Hannover am Walde gelegenen Waldschlößchen übergesiedelt, in dessen Giebeln er sich eine Häuslichkeit eingerichtet hat, in welcher er ungestört seine Muße neuen philosophischen Arbeiten widmet." — Möge die Beneidenswerthe die Schriften ihres genialen Gemahls nicht zu lesen brauchen!

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Bd. 1—5. München und Leipzig 1884, R. Oldenbourg. Im Anschluß an die frühere Sammlung deutscher Novellen, welche Anfang der siebziger Jahre im gleichen Verlage mit dem überschriftlich genannten herausgegeben worden, erscheint seit Mitte des laufenden Jahres ein neuer Cyclus, dem die Freunde des vorhergehenden sicherlich die gleiche Theilnahme entgegenbringen werden. Von der unübersehbaren Fülle der deutschen Novellistik, wie sie im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts sich entwickelt hat, bringt vorliegendes Unternehmen eine wohlgeordnete Auswahl, um die damals angelegte „Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen". Der beträchtlichen Zahl von nicht weniger denn 82 Autoren, welche in den 24 Bänden der früheren Sammlung vertreten sind, reiht sich die neue ergänzend an, in ihren bereits erschienenen fünf Bänden die Bekanntschaft von 13 Erzählern vermittelnd, darunter manchen, dessen Name vielen Lesern wohl hier und da vorgekommen sein mag, ohne daß ihnen Gelegenheit ward, das betreffende Talent selbst kennen zu lernen. Genau wie sein Vorgänger hat auch „der neue Novellenschatz" als leitenden Grundsatz bei der Aufnahme des Gebotenen den Hinblick auf die echte Novelle als solcher, also auf die künstlerisch angelegte und durchgeführte Erzählung, deren Inhalt, in wenige Zeilen zusammengefaßt, dem Kundigen schon im Keim den specifischen Werth des Themas offenbart. Unter stetem Bedach auf das Treffliche und Gediegene bei der Auswahl ist mit Recht den mannichfaltigsten Formen und Stilen, sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart, ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn gelassen worden. Nicht minder werthvoll und lehrreich sind die biographischen und literarhistorischen Einleitungen, mit denen, nach dem Vorbilde der früheren Sammlung, jeder der aufgenommenen Autoren dem Leser vorgeführt wird. Bei Manchem, der heute noch im Vordergrunde des literarischen Tagesinteresses steht, mag solche Beigabe entbehrlich scheinen, wiewohl auch dabei vielfache Einzelheiten keineswegs allgemein bekannt sein dürften. Um so willkommener sind die Aufschlüsse über solche Autoren, die durch Umstände mancher Art weniger Beachtung gefunden und durch das vorliegende Unternehmen einer unverdienten Vergessenheit entrückt werden. W. B.

Der Allgemeine Verein für deutsche Literatur, dessen beliebte Ausgaben manches werthvolle Werk enthalten, hat den Verleger gewechselt, indem die geschäftsführende Leitung in die Hände des Buchhändlers Dr. Hermann Paetel in Berlin übergegangen ist. Die neue Vertretung debütirt soeben sehr glücklich mit einer überaus interessanten Publikation: Quer durch Indien von Prof. F. Reuleaux. Der bekannte Verfasser sammelt hier in Buchform die in einer Berliner Zeitung erschienenen Erinnerungsblätter seiner blos vierzehntägigen indischen Reise im Jahre 1881 und bietet damit ein schönes Seitenstück zu Ernst Häckel's indischen Reisebriefen. Reuleaux reist nicht als Naturforscher, sondern verfolgte neben dem allgemeinen zumal ein Sonderinteresse, nämlich dasjenige für das technologische Studium. Aber auch wer sich z. B. für die Frage der Entwickelung der Werkzeuge wenig interessirt, wird da eine Fülle von tiefen und scharfen, neuen und frappanten Beobachtungen über allgemein interessante Gegenstände niedergelegt und in anmuthiger Form ausgesprochen finden. Land und Leute sind mit Sachkenntniß, Humor und Geist beschrieben, und niemals wird der Schilderer doctrinär und langweilig. Uebrigens folgte der Reisende der großen Heerstraße, meist auf der Eisenbahn, in europäischen Gasthöfen, stets in Strichen unter thatsächlich englischer Herrschaft. Er führt uns an Bord eines Gelegenheitsdampfers von Singapore nach Pinang, Kalkutta, dann in die alte Benares am heiligen Gangesstrom, den unsere deutsche Poesie beinahe ebenso viel mit Gestalten belebt hat, wie die Indiens selbst; darnach stromaufwärts nach Agra, der einst schimmernden Residenz der Großmogule, und nach der viel und heiß umstrittenen Delhi und endlich zur Westpforte Indiens: Bombay. Anhangsweise ist Point de Galles auf Ceylon hinzugenommen, das Reuleaux zweimal besucht hat. Und überall erweist er sich als trefflicher Feuilletonist. Wie gelungen ist z. B. nicht die drollige Art, womit er das Pigeon-Englisch der Indier und Chinesen deutsch wiederzugeben versucht! Wir empfehlen das von Anfang bis zu Ende unterhaltende und anregende Buch unseren Lesern bestens.

Der deutsche Reichstag, seine Parteien und Größen. Von H. Wiermann. Leipzig, Renger. Zwei Bände. Während uns der erschienene erste Theil die Porträts einer Reihe von Mitgliedern der deutsch-freisinnigen Partei vorführt, umfaßt der eben erschienene zweite die Repräsentanten aller übrigen Parteien. „Eugen Richter und seine Leute" hat die Kritik den ersten Theil genannt; für den zweiten wird sich nicht ein eben so knapper und bezeichnender Ausdruck finden lassen. Er führt uns eine sehr bunte Schlachtreihe vor, die aber, mag sie immerhin in großen Fragen sich untereinander polarisch verhalten, doch in der Hauptfrage unserer Zeit, den Reformgedanken gegenüber dem manchesterlichen Princip der deutsch-Freisinnigen repräsentirt und darum ein gewisses gemeinsames Band hat. Die Vorrede bemerkt, es dürfe nicht befremden, daß die Auswahl der Partei-Repräsentanten zum Theil solche getroffen habe, die nicht dem alten, jetzt geschlossenen Reichstage, sondern einem oder mehreren seiner Vorgänger angehörten, vielleicht aber dem künftigen Reichstage angehören würden; die Stellung dieser außerparlamentarischen „Größen" zu den parlamentarischen Fractionen hätte nicht ignorirt werden dürfen. So kommt es, daß die längst ausgeschiedenen Reichstagsmitglieder v. Bennigsen, Miquel, daß Herr v. Minnigerode, der in den Reichstag nicht wieder zurückkehren will, daß Herr v. Rauchhaupt, Professor Wagner, Cremer eine Stelle neben v. Kardorff, v. Kleist-Retzow, v. Hammerstein, Stöcker, Windthorst, v. Schorlemer-Alst, Bebel gefunden haben. Es ist ja eine Thatsache, daß unsere Reichstagsfractionen zum Theil auch Führer in absentia zählen. Es wird uns hier ein tüchtiges Stück Zeitgeschichte geboten, das zwar gerade für die Wahlagitation ganz besonders gelegen kommt, aber seinen inneren Werth auch darüber hinaus noch behalten wird.

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Physiologie der Liebe.

Von

Paul Mantegazza.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem Italienischen von

Dr. Eduard Engel.

Zweite Auflage.

8. eleg. broch. 4 M. In stilvollem Einbd. 6 M.

Vom Verfasser allen edlen Frauen empfohlen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Tag- und Nachtstücke.

Gedichte.

Von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV und 322 Seiten. M. 4. — Elegant gebunden M. 5. —

Neuaufgefundene

Urkunden über Schiller u. seine Familie.

Von **Dr. von Schloßberger,**

Vicedirect. d. K. Württemberg. Geh. Haus- u. Staats Archivs.

kl. 8°. VIII und 69 Seiten. M. 2. —

Sophokles' Tragödien.

Uebersetzt von **G. Wendt.**

8°. Zwei Bände. VII und 1583 Seiten. M. 7.— Elegant gebunden M. 9.—

Die innere Verwaltung.

Von **Dr. Lorenz von Stein.**

Theil VIII. Innere Verwaltungslehre. Zweites Hauptgebiet: Das Bildungswesen. Dritter Theil. Erstes Heft. Die Zeit bis zum neunzehnten Jahrhundert.

8°. XII und 530 Seiten. M. 10. —

Freund Goethe.

Eine Erzählung.

Von **Julie Werner.**

(Verfasserin der „Jugenderinnerungen einer jungen Frau".)

8°. 237 Seiten. M. 3. — Elegant geb. M. 4. —

Das menschliche Lebensglück.

Ein Wegweiser zu Gesundheit und Wohlstand durch die Rückkehr zum Naturgesetz.

Von **F. E. Bilz.**

Zweite reich vermehrte Auflage, 426 S. gr. 8°. Preis 3 Mark.

Zu beziehen:

Th. Griebens Verlag, Leipzig

u. alle Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

WALHALL

NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**

Ein nationales Hausbuch

Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**

Prachtband 10 Mark.

Verlag von B. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Humoristische Reise durch Texas

von Galveston bis zum Rio Grande

von **Alexander E. Sweet** u. **J. Armoy Knox.**

Deutsch von Dr. med. **Reinhold Teuscher.**

Mit 167 Illustrationen und 10 Holzschnitt-Tafeln.

Ein starker Band von 30 Bogen gr. 8°. 10 Mark. Elegant gebunden 12 Mark.

In ergötzlichster **humoristischer** Form, gewürzt von zahllosen charakteristischen Anekdoten, werden die **Verhältnisse** des Landes, seine **Geschichte,** seine **Institutionen,** seine **Bewohner** dem Leser derart vorgeführt, daß er bei höchst spannender, angenehmer Unterhaltung eine getreue Kenntniß von Texas erhält.

AU BON MARCHÉ

Einziges Haus, welchem der Titel **Au bon marché** *wegen der Billigkeit und streng soliden Qualität seiner Waare mit Recht zuerkannt wird.*

Firma

Aristide BOUCICAUT

PARIS

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma

Au Bon Marché

Das Haus Au Bon Marché kennzeichnet sich als das grösste und besteingerichtete Waarenlager und als eine von allen Fremden anerkannte Sehenswürdigkeit.

Ein Theil der bevorstehenden Neubauten (1600 Quadratmeter) wurde Anfangs Oktober eröffnet **und es beträgt nunmehr die Gesammtfläche des Hauses 10,000 Quadratmeter.**

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass die Ausgabe unseres **illustrirten Preiscourants für die Winter-Saison** erschienen ist und wird derselbe auf Verlangen Jedermann *portofrei* zugesandt werden. — Ebenso verschicken wir auf Wunsch *gratis und portofrei* jegliche Proben unserer neuesten Seiden- und Wollen-Mode-Stoffe, bedruckten Stoffe, Tuchstoffe etc., sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen Toiletten, fertigen Roben und Kostüme, Mäntel und Ueberwürfe; Damenhüte, Röcke, Unterwäsche und Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen; fertige Weisswaaren und Leibwäsche, Sonnenschirme, Regenschirme, Handschuhe, Kravatten, Blumen, Federn, Damenschuhe, Pelzwaaren etc.

Wir bringen in Erinnerung, dass die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln a. R. uns gestattet, alle Bestellungen, von 25 Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel- und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus **Au Bon marché** *hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittelung wird eindringlich gewarnt.*

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 500 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Georg Weiss, Verlag in Heidelberg.

Vor Kurzem erschien:

O. Plümacher,

Der Pessimismus in Vergangenheit u. Gegenwart.

Geschichtliches und Kritisches.

Preis 7 Mk. 20 Pf.

Wir erlauben uns auf die eingehende Besprechung dieser Schrift in No. 40 der Gegenwart zu verweisen. („Zur Geschichte des Pessimismus" von Ed. von Hartmann.)

Die Gegenwart v. P. Lindau.

Band 1—14, Jahrgang 1872—78, gut geb. Kataloge meines Bücherlagers gratis.

L. M. Glogau, 23 Burstah Hamburg.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

№ 45. Berlin, den 8. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reichstagswahlen am 28. October 1884. Von Arnold Bodek. — Gesandtschaften in Teheran. Von H. Vambéry — **Literatur und Kunst:** Thibaud von Champagne. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Das Urtheil der Geschichte. Von Bruno Gebhardt. — Salvatore Farina. Von Theophil Zolling. — Paul Heyse's Freundschaftsnovellen. Besprochen von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Ein japanisches Märchen. — **Aus der Hauptstadt:** Der Neubau der technischen Hochschule. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Reichstagswahlen am 28. October 1884.

Von Arnold Bodek.

Wenn Wahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts bevorstehen, so muß man immer auf Ueberraschungen gefaßt sein. Aber noch bei keiner Wahl hat sich das Wort von der „levis aura popularis" so gründlich bewährt wie diesmal. Vor drei Jahren von dem Willen der Volksgunst emporgetragen, glaubte die entschieden liberale Opposition nicht ohne Grund auf weitere Erfolge, jedenfalls aber auf die Behauptung ihrer parlamentarischen Stellung rechnen zu können. Damit hätte natürlich eine fernere Schwächung der conservativen und der diesen näher gerückten gemäßigt liberalen Elemente Hand in Hand gehen müssen. Aber diese Erwartung ist durch den Volksspruch vom 28. October eben so sehr zu Schanden gemacht worden wie die andere, daß durch die Socialreform der Regierung die revolutionären Bestrebungen der Socialdemokratie entwaffnet und ihre Reihen gelichtet werden würden. Eine schwere Niederlage der freisinnigen, eine neue Kräftigung der regierungsfreundlichen Parteien, zugleich aber und trotzdem ein unheimliches Anschwellen der socialdemokratischen Wahlziffern in der Hauptstadt, wie im ganzen Reiche —, das ist das Gepräge der Hauptwahlen, an dem wohl auch die noch ausstehenden Stichwahlen trotz ihrer ungewöhnlich großen Zahl nichts Wesentliches ändern werden.

Für den Umschwung, der sich im Wahlergebniß vom 28. October ausdrückt, ist nichts so bezeichnend, ja geradezu typisch, wie der Ausfall der Wahlen in Berlin. Man war bisher stets gewöhnt gewesen, Berlin als die sichere Hochburg des entschiedenen Liberalismus zu betrachten. Mochte ein mittelparteilicher oder ein streng conservativer, ein freihändlerischer oder ein schutzzöllnerischer Zug durchs Land gehen —, Berlin stand, wenige Ausnahmen und Zwischenfälle abgerechnet, fest zum Fortschritt. Was aber begab sich diesmal? Von den sechs fortschrittlichen Candidaten wurde im ersten Wahlgange nur einer gewählt (Berlin 1, Ludwig Löwe); ein Kreis ging sofort an die Socialdemokratie verloren (Berlin 4, Singer gegen Träger); in den vier anderen müssen die fortschrittlichen Candidaten, darunter die Hauptführer Virchow und Eugen Richter, erst noch in den Stichwahlen theils mit einem socialistischen, theils conservativen Mitbewerbern um die Palme ringen. Die freisinnige Partei hat in Berlin gegen die vorige Wahl über 17 000 Stimmen verloren; dagegen haben die Conservativen und Antisemiten über 11 000, die Socialdemokraten gar über 38 000 Stimmen gewonnen (1881: 30 178, 1884: 68 910 socialistische Stimmen)! Selbst die höchste Ziffer, welche die Socialdemokratie in Berlin aufzuweisen hatte (1878: 56 147) war gegen die diesmalige noch um 12 000 zurückgeblieben.

Wie in der Hauptstadt, so ist die deutsch-freisinnige Partei auch rings im Lande schwer geschlagen und gelichtet aus dem Kampfe hervorgegangen. Aus der Verschmelzung der Fortschrittspartei mit den ehemals nationalliberalen Secessionisten war eine Partei entstanden, welche als die stärkste im vorigen Reichstage 106 Köpfe zählte. Dem quantitativen Gewicht, das sie in die Wagschale legen konnte, entsprach die qualitative Bedeutung angesehener Führer: an die Seite von Richter, Hänel und Virchow, Munckel, Klotz und Dirichlet traten Männer wie Rickert, Bamberger, v. Stauffenberg und v. Forckenbeck, v. Bunsen, Karl Braun, Alexander Meyer, Barth und Baumbach. Aber ach! Wie grausam hat der Herbststurm des letzten Wahltages in diesen Reihen gehaust! Statt der 106 sind an jenem Tage nur 32 gewählt worden, während es allerdings noch 50 anderen Candidaten glückte, in die Stichwahl zu gelangen. Setzen wir selbst den günstigen Fall, daß von diesen die größere Hälfte noch siegreich durchdringt, so würde die Partei es im neuen Reichstage mit Müh' und Noth auf 60 bringen.

Von hervorragenden Mitgliedern der Partei siegten im ersten Wahlwurf nur Rickert, Richter, v. Bunsen. Dagegen unterlagen v. Forckenbeck, Dirichlet, Träger, Eberty, Baumbach u. A. Zur Stichwahl stehen außer Richter, Rickert und Dirichlet noch: Hänel, Möller, Virchow, Munckel, Klotz, Büchtemann, v. Stauffenberg, Braun, Barth, Alexander Meyer, Struve u. A. In den Stichwahlen wird die Partei sicher noch manche Scharte auswetzen, in den durch Doppelwahlen nothwendig werdenden Nachgefechten wird sie ferner noch einige der jetzt unterlegenen Führer nachträglich durchbringen können. Das Alles aber wird nicht mehr verhindern können, daß sie im Reichstage von ihrer seitherigen maßgebenden Stellung in die zweite oder dritte Reihe zurücktreten muß.

Aus den Verlusten der Freisinnigen haben einerseits die Conservativen und Nationalliberalen, andererseits die Socialisten Nutzen gezogen. Die Nationalliberalen, die von ihrer einstigen Stärke von 150 Mann allmählich auf ein Häuflein von 45 Mann zusammengeschrumpft waren, hatten bei den diesmaligen Wahlen jede Verbindung mit den Linksliberalen abgebrochen und dafür um so festere Fühlung mit der Regierung und den Conservativen gesucht. In dem Pronunciamento von Heidelberg hatten sie den früheren Freunden auf der linken Seite Krieg angesagt und sich entschieden zu den Grundzügen der Bismarck'schen Reformpolitik bekannt. Conservativ-nationalliberale Wahlbündnisse, etwa hundert an der Zahl, waren die weitere Folge, und diese Taktik, so bedenklich sie

vom rein liberalen Standpunkt aus sein mochte, hat sich doch vorläufig für die Nationalliberalen als überaus glücklich und fruchtbar bewährt. Schon jetzt haben sie von ihren früheren 45 Mandaten bereits wieder 40 fest in Händen, und sie dürfen auf fernere Erfolge in den ihnen noch bevorstehenden 47 Stichwahlen rechnen. Auch sie haben freilich ihre Verlustliste, auf der in erster Linie die Namen der unterlegenen Führer Hobrecht und Gneist stehen. Ein dritter Führer, v. Schauß, steht unter keineswegs günstigen Umständen (gegen Bamberger und v. Stauffenberg) zur Stichwahl, und die beiden Hauptführer, Bennigsen und Miquel, sind diesmal gar nicht aufgestellt gewesen. Eine selbstständige Rolle wird die Partei im neuen Reichstage trotz ihrer numerischen Verstärkung schwerlich spielen; ihre Stellung ist ihr dadurch angewiesen, daß sie in ihrer neuen Gestalt wesentlich auf den Namen des Fürsten Bismarck gewählt ist; sie wird den linken Flügel der conservativen Partei bilden.

Die letztere hat bei dem conservativ-nationalliberalen Bündniß den Löwenantheil davongetragen. Sie hat ihre frühere Parteistärke (50) bereits um 18 überschritten, und die Stichwahlen, an denen sie in 31 Kreisen betheiligt ist, werden ihre Ernte noch vergrößern. Einige Provinzen hat sie fast gänzlich in Beschlag genommen. So hat in Ostpreußen die deusch-freisinnige Partei ihren gesammten Besitzstand an die Conservativen verloren. Nur in Königsberg hat sie nicht wieder Fuß gefaßt; die Deutschfreisinnigen werden aber auch diesen Kreis in der Stichwahl gegen die Socialdemokraten zu vertheidigen haben. Auch in Pommern sind die Conservativen fast überall siegreich gegen die Freisinnigen vorgedrungen. Aber auch sie haben den neidischen Göttern einige Opfer bringen müssen. In Schlesien haben sie die Kreise Grünberg und Rothenburg-Hoyerswerda, in Brandenburg Königsberg i. d. N. an die Freisinnigen verloren. Von diesen bisher stets conservativen Kreisen ist Grünberg durch Albert Träger, Rothenburg und Königsberg durch die freisinnigen Bauern Lüben und Bertram erobert worden, denen Männer wie der frühere Reichtagspräsident v. Levetzow und der Oberpräsident v. Seydewitz den Platz räumen mußten. Von sonstigen conservativen Führern hat Professor Wagner sich vergeblich um ein Mandat bemüht, wogegen sein antisemitischer Streitgenosse Stöcker noch auf zwei Stichwahlen hofft.

Viel schwächer als die Beute der Conservativen ist die der freiconservativen Schwesterpartei (deutsche Reichspartei) ausgefallen. Diese verfügte im alten Reichstage über 27 Sitze, von denen sie bis jetzt nur 18 behauptet hat. Namhafte Mitglieder der Partei, wie Fürst Pleß und Lohren werden ihre Mandate gegen die Freisinnigen in den Stichwahlen zu vertheidigen haben, an denen die Freiconservativen in 6 Kreisen theilnehmen. Der Stillstand oder Rückgang dieser Mittelpartei par excellence nach einem Wahlkampfe, der doch dem Emporkommen der Mittelparteien gelten sollte, gehört mit zu den wunderlichen Ueberraschungen, die der 28. October in so reichem Maße ausgetheilt hat.

Fest und von den Wogen des Wahlkampfes unberührt steht das Centrum da. Von seinen früheren 98 Mandaten hat es bereits 95 an wieder an sich gerissen, und in den noch durchzukämpfenden 14 Stichwahlen wird es nicht nur zu seiner vollen Stärke gelangen, sondern wahrscheinlich über die Hundert hinauswachsen. Windthorst, v. Schorlemer, Reichensperger, v. Franckenstein, v. Heereman und wie die streitbaren Führer der schwarzen Schaar sonst noch heißen mögen, sie kehren alle wieder, und mit ihnen die unbeugsamen Verfechter einer Politik, die auch die letzten Bollwerke der Falk'schen Kirchengesetzgebung niederreißen will, ohne dem Staate neue Bürgschaften gegen clericale Uebergriffe zu bieten. Die überragende Stellung, die das Centrum im alten Reichstage einnahm, wird auch im neuen andauern. Denn eine Majorität, zu der mindestens 199 Stimmen nöthig sind, werden die vereinigten Conservativen und Nationalliberalen (bis jetzt zusammen 126) auch nach den Stichwahlen nicht aufzubringen vermögen. Die Regierung wird also wohl oder übel auf die conservativ-clericale Mehrheit zurückgreifen müssen, die über kurz oder lang auch dem neuen Reichstage den Stempel aufdrücken wird. Damit ist aber auch gesagt, daß das Centrum, diese Zwangslage ausnutzend, immer weitere und weitere Zugeständnisse verlangen und erlangen wird. Nach dieser Richtung hin ist also das Ergebniß für die Regierung eben so wenig erfreulich wie für den Liberalismus.

Ein anderes, gleichfalls für beide Theile betrübendes Ergebniß ist das bedrohliche Anwachsen der Socialdemokratie, das sich weniger in directen Erfolgen in Gestalt von Mandaten, als in der gewaltigen Zunahme der socialistischen Stimmen nicht nur in allen großen Städten, sondern jetzt auch schon an kleineren Orten in vielen Theilen des Reiches äußert. Nach Hunderttausenden zählen die Stimmen Derer, die unter der Herrschaft des Ausnahmegesetzes und des kleinen Belagerungszustandes kein anderes Mittel als das allgemeine Wahlrecht haben, um gegen die Regierung und gegen alle anderen Parteien zusammen, gegen die bestehende Ordnung überhaupt zu protestiren. Wenn diese Partei solche Zeichen der Widerstandskraft und wachsender Verbreitung giebt, wenn sie nicht nur ihre alten Parlamentssitze behauptet, sondern auch noch in mehr als zwanzig anderen Kreisen ihre Candidaten in die Stichwahl bringt, wenn sie in sehr vielen Stichwahlen anderer Parteien eine mitentschiedene und vielumworbene Stellung einnimmt, wenn sie so immer höher steigt und immer stärker anschwillt trotz ihrer Aechtung, trotz der Unterdrückung ihrer Presse und ihres Vereinswesens, trotz der angeblich versöhnenden Kraft der Socialreform, so ist das eine sehr ernste Erscheinung, welche die Regierung eben so sehr wie alle übrigen Parteien zu gründlichster Prüfung und Selbstprüfung auffordern sollte.

Ueber die anderen kleinen Gruppen ist nur wenig zu sagen. Auch die Volkspartei, die hauptsächlich im Süden wurzelt, hat gleich der freisinnigen Partei dem conservativ-socialistischen Doppelstrom, der die Wahlen beherrscht, ihren Tribut zahlen müssen. Sie hat nur zwei ihrer Mandate gerettet und muß deren fünf noch in der Stichwahl verfechten.

Die elsässische Protestpartei kehrt in der alten Stärke von 14 Mann wieder; auch von den Polen werden wenige fehlen (16 gewählt, 4 Stichwahlen), wogegen die Welfen zunächst nur einen Theil ihrer früheren Sitze errungen haben und in den Stichwahlen noch den einen oder anderen verlieren dürften (5 gewählt, 8 Stichwahlen). Mehr als je werden diese kleinen Parteisplitter im neuen Reichstage je nach Umständen bald nach rechts, bald nach links hin den Ausschlag geben. Denn die Wahlen haben zwar die freisinnige Partei geschwächt und die Opposition gesprengt, eine neue Majorität aber, auf welche die Regierung sich unter allen Umständen verlassen kann, nicht geschaffen.

Gesandtschaften in Teheran.

Von H. Vambéry.

Im Momente, wo die deutsche Gesandtschaft nach der persischen Hauptstadt sich auf dem Wege befindet, dürfte es nicht uninteressant sein, mit dem Leben und Treiben auf diesem äußersten Punkte unseres abendländischen Cultureinflusses sich einigermaßen zu beschäftigen. Dies um so mehr, da die Hauptstadt am Fuße des Demawends noch lange nicht das Reiseziel unserer Touristen bildet und da die dortigen Vorgänge in ihrer Abgeschlossenheit bei uns so mannigfache Auslegung finden. Wir wollen hier keinenfalls an die oft versuchte und mehrfach auch geglückte Schilderung von Land und Leuten der persischen Capitale uns machen. Denn ihrem inneren Wesen nach sind die ethnischen und socialen Verhältnisse der iranischen Metropolis von der Zeit des guten Chardin angefangen bis zum Besuche des neuesten Reisenden, des Herrn Henri Moser, der diesen Ort auf seiner Heimkehr von der turkomanischen Steppe im vergangenen Frühjahr besucht und beschrieben hat, fast immer dieselben geblieben. Der strenge Conservatismus war von jeher der vorherrschende Charakterzug im Leben der Orientalen. Die schwachen Momente unserer europäischen Civilisation vermochten bis jetzt nur die oberen Sphären des Landes zu streifen; nur die obersten Spitzen der Militär- und Civilverwaltung wurden

von derselben in ihrer äußersten Hülle berührt, während im Inneren der alte Asiatismus mit allen seinen Auswüchsen ungestört fortwuchert.

Hätte der schon Jahre lang geplante Schienenweg von Rescht nach Teheran seine Ausführung gefunden, und wäre eine Reise nach letztgenannter Stadt nicht immer mit den Strapazen eines achttägigen Rittes verbunden, so hätte das bizarre Leben dieser innerasiatischen Hauptstadt wohl schon mehr als einen Reisenden angelockt. Doch die 150 Kilometer zwischen Rescht und Kazwin müssen noch immer im harten Sattel zurückgelegt werden, die erbärmlichen Tschaparchanes entbehren selbst des Comforts unserer allerärmsten Wirthshäuser, und der Reisende, der von der Südküste des Kaspisees nach hartem Ritt gebrochen und zerrüttelt im Hotel Prévost oder in einer der dortigen Gesandtschaften anlangt, wird mit Schaudern und Schrecken an das bevorstehende Ungemach seiner Rückreise denken. Dies ist der Hauptgrund, daß die persische Capitale bis heute nur eine aus 250 Köpfen bestehende europäische Colonie zählt, eine Colonie, fast aus sämmtlichen Nationalitäten des Abendlandes zusammengewürfelt, zu welcher selbstverständlich Rußland und England, als die in Persien meist interessirten Staaten, das Hauptcontingent abgegeben haben. Die Russen, ungefähr 60 an der Zahl, gehören zumeist der Gesandtschaft an, zu welcher man wohl auch die im persischen Dienste stehenden Instructeurs militaires sammt deren Familien rechnen kann. Die Söhne Albions sind schon zahlreicher vertreten, denn der Telegraph, welcher durch Iran vom Süden nach dem Norden hinzieht, ist von Engländern gebaut und wird von Engländern verwaltet. Das deutsche Element repräsentiren zumeist Oesterreicher, die als Lehrer, Civilbeamte und Militärofficiere in's Land gekommen, viel Fleiß und Geschicklichkeit mitgebracht haben, aber verhältnißmäßig wenig Erfolge erzielen konnten. Die Zahl der Italiener und Franzosen ist die allerschwächste. Der Nationalitätenunterschied bekundet sich übrigens hier im fernen Oriente nur in der nächsten Nähe der betreffenden Gesandtschaften, denn im Verkehre mit Persern wird dem gemeinsamen Namen Frengi ein solcher Grad von Innigkeit beigelegt, den man in Konstantinopel z. B. schon nicht mehr kennt. Diese geschlossene Phalanx unterhält mit den Eingeborenen noch lange nicht Beziehungen, die wir am Bosporus zwischen Türken und Levantinern antreffen, denn eine Annäherung findet nur seitens jener Perser statt, die durch längeren Aufenthalt in Europa gewisse Vorurtheile abgelegt, das rituelle Verbot der Berührung der Christen nicht beachten und theils, um dem herrschenden Tone zu entsprechen, theils auch in Rückerinnerung an die angenehmen Tage, die man im Westen verlebt, den Verkehr mit Abendländern anstreben.

Der europäisire oder civilisirte Perser ist jedenfalls eine ganz eigenthümliche, nicht uninteressante Erscheinung. Minder schwerfällig als der Türke, besonders geschickt in Nachahmung der äußeren Formen, pflegt er die angenommenen Sitten und Gebräuche mit einer seltenen Virtuosität zur Schau zu tragen, und da jeder in Europa gewesene Perser sich ein specielles Prototyp mitgebracht, so begegnen wir in der Teheraner Gesellschaft den Copien fast sämmtlicher tonangebenden Nationalitäten im Abendlande. Der Eine hat sein Ideal in der russischen Cultur gefunden, spricht selbstverständlich russisch, hat eine besondere Vorliebe für das Juchtenleder, ißt den ganzen Tag hindurch lauter Zakuskis und trillert Stunden hindurch die Arie des „Bozhe czara chrani" (Gott beschütze den Czar) vor sich hin. Ein anderer imitirt Frankreich, was ihm schon leichter fällt, da die Perser bekanntermaßen les Français de l'Orient genannt werden, allerdings ein sehr verfängliches Compliment für die guten Gallier. Paris ist selbstverständlich das Musterbild aller irdischen Vollkommenheit in den Augen dieser Leute; die Zauberklänge der Cafés chantants und des Mabille widerhallen Jahre lang in ihren Ohren, Einer oder der Andere hat auch eine schöne Französin nach Teheran mitgebracht, die ihm als einem Chan (Fürst) in die weite Ferne gefolgt ist und sehr häufig die bitterste Enttäuschung zu erleben hat. John Bull wird merkwürdiger Weise am wenigsten copirt, denn der ewig rührige und geschmeidige Perser vermag es gar nicht, den kalten und stoischen Briten zu imitiren. Auch ist Albion viel zu wenig von Persern besucht, und einen Abklatsch von englischen Sitten kann man nur bei jenen Iraniern antreffen, die längere Zeit in Bombay sich aufgehalten und mit Anglo-Indiern in regem Verkehr gestanden sind. Was das deutsche Leben anbelangt, so hat es meines Wissens bis jetzt nur einen Repräsentanten, aber einen höchst bedeutenden, nämlich den Prinzen Zil es Saltanat; Letzteres ist eigentlich nur ein Titel und bedeutet: der Schatten des Reiches — lucus a non lucendo, denn dieser älteste Sohn des gegenwärtigen Königs ist mit seiner kurzen, gedrungenen Gestalt, mit seinem energischen Charakter und eisernen Willen Alles, nur kein Schatten. Sein Ideal ist die preußische, richtiger die deutsche Armee, daher seine Vorliebe zur Pickelhaube, die er, wie böse Zungen behaupten, selbst bei Nacht als Schlafhaube benützt, und Nichts ist amüsanter, als diesen kurzleibigen Erstgeborenen des Königs von Persien sich gewaltsam in die Höhe recken zu sehen, so oft von preußischen Hünengestalten und brandenburgischen Knochen die Rede ist. Zil es Saltana (sein eigentlicher Name ist Mesud Mirza) hat im vergangenen Frühjahr auf die vacant gewordene Stelle eines Sadrazams, d. h. Premierministers concurrirt, doch das Verhältniß zwischen Papa und dem viel verheißenden Sohne ist kein besonders zärtliches. Man fürchtet nicht mit Unrecht, daß es diesem ambitiösen Prinzen nicht schwer fallen würde, vom Sitze des Sadarat sich auf den Thron zu schwingen, was den Anlaß zu gefährlichen Wirren, Bürgerkriegen und Blutbädern geben würde; daher der Schah wohlweislich gehandelt, als er den unbedeutenden Mirza Mahmud Chan betitelt Nasir al Mulk, d. h. Sieger des Reiches zu dieser hohen Würde auserkoren, selbstverständlich, nachdem eine riesige Libation persischer Goldfüchse in die königliche Schatzkammer geflossen war.

Ueber die Beziehungen des allerhöchsten Beamtencorps zum Throne von Persien lassen sich leider noch immer nur die allertrübsten Bilder entwerfen. Nasreddin Schah hat trotz seiner zweimaligen Europareise und trotz seiner besten civilisatorischen Bestrebungen hierin nur sehr wenig zu ändern vermocht. Die höchsten und einträglichsten Würden werden immer nur den Meistbietenden verliehen, namentlich gilt dies von den Gouverneurstellen, und die einzelnen Ausnahmen in dieser Beziehung erstrecken sich auf die Ernennung der in der nächsten Nähe des Königs befindlichen Würdenträger, richtiger Hofbeamten. Ein solcher war der verstorbene, eigentlich vergiftete Mirza Hussein Chan, in Europa durch die Reisen des Schah zur Genüge bekannt; ein Mann, der, als Sohn eines Barbiers, die höchste Rangstufe erklommen und durch Bildung und politischen Scharfsinn sich hervorthat. So auch dessen Bruder Jahja Chan, der gegenwärtige Justizminister, der Mann mit der großen Narbe im Gesichte, die davon herrührt, daß er einen nach dem Schah geführten Todesstreich mit der Wange auffing und für diese seltene Aufopferung von seinem Herrn bis jetzt mit unerschütterlicher Liebe belohnt wird. Jahja Chan ist ein Mann von feinen Manieren, spielte schon zur Zeit meines Aufenthaltes in Teheran den Europäer par excellence, hat aber nie zu politischer Bedeutung sich erhoben, vielleicht auch nie nach einer solchen gestrebt. Früher war er erster Adjutant Nasreddin Schahs, welche Stelle heute von Mirza Ali Chan — betitelt Emin ed Dowlet (Zuverlässige des Reiches) — eingenommen wird. Es ist dies ein durchweg gallicisirter Perser von ausnehmend feinen Manieren, der besonders durch seinen prachtvollen, von Kunstschätzen angefüllten Palast sich einen Namen erworben hat. Zu meiner Zeit prangten in den Salons persischer Großen zumeist die colorirten Modebilder bekannter französischer Schneiderwerkstätten; heute hat der persische Kunstsinn einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan; denn wie ich lese und höre, findet man schon hier und da kleinere Kunstsammlungen, und nur die übermäßige Zahl der Spiegel, der Vergoldungen und grellfarbigen Malereien hat noch nicht abgenommen. Da wir eben von den hohen Functionären des persischen Staates reden, können wir nicht unberührt lassen, daß unter denselben auch ein Christ, natürlich Armenier, nämlich der General Dschihangir Chan, sich befindet, und zwar in der Eigenschaft eines Ministers der Arsenale, der Industrie und der schönen Künste. Im Auslande ist Persien ebenfalls an einigen Orten durch Christen

vertreten, so z. B. in Wien und in London, und Nichts ist interessanter als die Zwittergestalt dieser Herren inmitten der officiellen Welt schiitischer Confession. Da die unmittelbare Berührung mit Nichtmoslimen nicht gestattet ist, so nehmen diese Christen daheim das Incognito des Moslimen an, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich seiner Zeit gewisse Chane von armenischem Ursprunge in Europa als Christen debütiren sah, die mir in Teheran als moslimische Neophiten bekannt waren.

Das Centrum des öffentlichen Lebens bilden in der persischen Hauptstadt, sowie am Bosporus in selbstverständlicher Weise die Gesandtschaften der europäischen Staaten und erfreut sich zwar hier sowie dort des meisten Einflusses diejenige, die in den politischen Tagesfragen die hervorragendste Rolle spielt. Eine Zeit lang haben die Vertreter Englands und Rußlands um die Palme der Superiorität gestritten, welche infolge der neuesten politischen Begebenheiten entschieden den letzteren zugefallen ist, und Herr Melnikow, der Repräsentant des Czaren, ist jedenfalls der Mann, der eine solche Stelle vollkommen auszubeuten versteht. Was seine letzten Vorgänger, nämlich Prinz Dolgoruki, Anitschkow, Giers (der heutige Minister des Auswärtigen) und Zinowiew kaum anzudeuten wagten, das spricht Herr Melnikow mit kategorischer, ja imperativer Stimme aus; denn seine Regierung hat sich in der Neuzeit zum unumschränkten Gebieter des ganzen Nordrandes von Iran gemacht, die Fäden ihrer Politik reichen bis hart an die Thore Teherans heran und die sogenannten wohlgemeinten Rathschläge des russischen Gesandten treten trotz aller diplomatischen Etiquette in kategorisch-imperativer Form auf. Natürlich hat an dieser Sachlage die britische Mission den größten Anstoß gefunden, Herr Ronald Thomsom hat sich vergeblich alle Mühe gegeben, diesen gefährlichen Einfluß zu contrebalanciren, denn erstens hat der britische Leu im Laufe der letzten Decennien seine ehemalige Energie am Hofe der Kadscharen gänzlich eingebüßt und zweitens war die Eroberungspolitik Rußlands für die Sicherheit Irans von solch wohlthuenden Folgen, die selbst der größte politische Gegner nicht in Abrede stellen konnte. Dem persischen Patriotismus hatte dieser Segen merkwürdiger Weise am wenigsten zugesagt, denn als der russische Gesandte nach Niederwerfung der Turkomanen den Persern die frohe Botschaft mitgetheilt, daß in Folge der Siege der russischen Waffen nun mehrere tausend persische Unterthanen, aus den Banden der Sklaverei befreit, nun bald ins Heimathland zurückkehren würden, soll der persische Minister gesagt haben: „Habt ihr von unserem Schah hierzu den Befehl erhalten?" Doch dies ändert an der Sachlage wenig — die russische Gesandtschaft spielt die erste Geige und der Stellvertreter der Königin von England wohl kaum die zweite. Was die übrigen Missionen anbelangt, so hören wir, daß Baron von Kosjet zu den beliebtesten Persönlichkeiten des diplomatischen Corps gehört, und daß die reizende und hochgebildete Baronin in ihrem Salon die besten Gesellschaften vereinigt. Herr von Balloy, der Repräsentant der französischen Republik, ist als Junggeselle bemüht, seinem österreichischen Collegen in puncto Gastfreundschaft den Rang abzulaufen, was ihm trotz der vorzüglichen Diners nur schwer gelingen soll. Mit dem türkischen und nordamerikanischen Gesandten beschäftigt sich die Chronik schon weniger, und wenngleich alle diese verschiedenen Gesandtschaftshotels einer bestimmten Clientel sich rühmen, so ist doch der herrschende Ton in der europäischen Gesellschaft weit entfernt, eines decidirten Cliquengeistes sich rühmen zu können. Man läßt sich eben überall bewirthen, klatscht und tratscht ohne Hinterhalt sich gegenseitig aus, und die Chronique scandaleuse wird in Teheran viel häufiger betrieben als in Konstantinopel.

Als markanten Zug im Leben der persischen Hauptstadt wollen wir noch jener typischen Europäer erwähnen, die in Folge eines längeren Aufenthalts in Iran sozusagen die Doyens der europäischen Colonie geworden sind. Die erste Stelle unter ihnen nimmt entschieden Dr. Tholozan, der Leibart des Königs, ein; ein biederer Franzose, ein ausgezeichneter Mensch, ein Arzt von seltener Geschicklichkeit und ein gründlicher Kenner Persiens. So wie sein Vorgänger, Dr. Polak, der nach der Heimkehr in Europa das beste Buch über das moderne Persien veröffentlicht hat, so ist es auch von Dr. Tholozan zu erwarten, daß er die reiche Ausbeute seiner langjährigen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete der Gelehrtenwelt nicht vorenthalten wird. Was diesen Leibarzt des Königs am meisten zur Ehre gereicht, das ist sein streng neutrales Betragen in politischen Fragen. Trotz des unbedingten Vertrauens, das er seitens Nasreddin Schahs genießt, hat er nie den politischen Plänen der einen oder anderen Gesandtschaft Vorschub geleistet. Humanismus war die Triebfeder seiner Thaten, und als humaner Mensch wird er von der europäischen Colonie auch hochgeschätzt. Der zweite Europäer von Bedeutung in der persischen Hauptstadt ist Gasteiger Chan, ein biederer Tyroler, der schon mit der zweiten österreichischen Mission 1860 ins Land gekommen, um dort als Ingenieur dem mit hochgehenden Plänen beschäftigten jungen Nasreddin dienen zu können. Wie Gasteiger mit seinem offenen Charakter und seiner geraden Sprache es im Lande der Lügen und der Intriguen so lange aushalten, ja die ungetheilte Achtung der persischen Behörden sich erwerben konnte, ist mir in der That noch immer räthselhaft. Ich habe dem Manne zuerst 1862 auf der Straße von Teheran nach Kasri Kadschar, wo er eben eine Chaussee anlegte, begegnet, und zwar in dem Momente, als er im hohen persischen Pelzhute, die Brust mit Orden geschmückt, die Füße mit weißen Socken bekleidet — denn vor dem brennenden Dornbusch, dem König von Persien darf man nicht in Schuhen stehen — den Herrscher aller iranischen Länder ansprach. Die kurzen Sätze, in scharf gutturalen Tönen gesprochen, klingen mir noch heute im Ohre, sowie des Königs zeitweilige Jachtschi! jachtschi! (Gut! gut!), mit denen er den Rapport seines Oberingenieurs entgegennahm. Seit jener Zeit ist Gasteiger schon zum General avancirt; er hat, von Heimweh geplagt, auch die Rückkehr in die Berge des unteren Innthales versucht; doch war für ihn kein Verbleib in Europa mehr, denn der Orient hat eine unsägliche Anziehungskraft für all' Diejenigen, die daselbst eine längere Zeit verweilt. Gasteiger Chan ging daher ein zweites Mal nach Persien zurück und hat nach der ersten Europareise des Königs dem Lande auch wesentliche Dienste geleistet. Bald finden wir ihn mit Anlegung einer Straße in Gilan und Mazendran, bald wieder mit Befestigungen in Kerman und in Jezd beschäftigt, — einzeln zieht er in die entferntesten Regionen des Perserreiches, lebt streng nach der Landessitte und liefert den guten Iranien den Beweis, daß man auch ohne Lügen leben und seinen Vorgesetzten ohne Stehlen dienen kann. In seinem Verkehr mit Europäern dünkte er vielen ein Cyniker; er ist jedenfalls ein Original, doch von großem Herzen und vielen ausgezeichneten Eigenschaften. Als dritten Europäer von Bedeutung wollen wir den General Houtum Schindler, den persischen Generaldirector des persischen Telegraphenamtes, nennen, von dem man mit Recht behaupten kann, daß er nicht nur unter Europäern, sondern selbst unter Persern der in Geo- und Topographie Persiens meist bewanderte Mann sei. Seine lehrreichen Aufsätze in der Berliner Zeitschrift für Geographie beweisen dies am besten, und es ist keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß es in Persien wenig Punkte gebe, die er nicht aus persönlicher Erfahrung kennt. Herr Houtum Schindler hat auch auf dem Gebiete der Orientalistik sich bemerklich gemacht, denn sein groß angelegtes pharmakopisches Wörterbuch ist das Beste, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Andere Europäer von Ruf könnten wir heute wohl kaum mehr nennen. Die Zahl der Abendländer, die in diesem moslimischen Innerlande Asiens ihr Glück suchen, ist noch immer eine beschränkte; doch wird hierin schon in der nächsten Zukunft eine wesentliche Aenderung eintreten, da die Schienenverbindung über den Kaukasus wohl bald die Fortsetzung des Eisenbahnnetzes bis Teheran nach sich ziehen muß, und der Influx des europäischen Elementes von Nordwesten her wird unbedingt größere Umgestaltungen auf dem politischen, socialen und commerciellen Gebiete nach sich ziehen.

Eben deshalb ist es höchst an der Zeit, daß auch das deutsche Reich, dieser mächtige Factor unseres europäischen Lebens, am Fuße des Demavend permanent vertreten sei. Der Verkehr zwischen Persern und den ihnen blutsverwandten

Deutschen wird nun eine wesentliche Erleichterung finden und die Kenntniß von Land und Leuten in Persien wird schon in der nächsten Zukunft in Deutschland selbst sich gewiß erweitern.

Literatur und Kunst.

Thibaud von Champagne.

„Heim bin ich aus dem Morgenland, an Seel' und Leib gesund,
Mich durstet' in der Wüste Sand nach Euerm frischen Mund,
Ihr bliebet mir ein treues Weib, da steht mein Glaube fest,
Drum bring' ich Euch das Schönste mit, was sich bescheren läßt!"

Die Gräfin wandelt auf und ab in einem sachten Schritt.
Sie las den Brief und las den Brief. Was bringt der Graf mir mit?
Ist's wohl ein Span vom echten Kreuz? Den küßt' ich voller Scheu!
Ist's in den Zwinger ein Gethier? Ein Pardel oder Leu?

Ist's dünnen Schleiers Spinneweb', das Werk der Feienhand?
Ein Perserteppich, wie der Fuß noch keinen weichern fand?
Ist's denn ein lichter Edelstein? Ist's ein Geschirr von Gold,
Daraus sich feiner Rauch empor in blauen Wölklein rollt?

Der Thürmer ruft. Das Thor erfüllt der freud'ge Pilgerzug:
Baarhaupt der Graf in seinem Helm wohl hundert Rosen trug,
Auf manchem Wagen schwankte dann manch' thönernes Geschirr,
Darüber blüht' ein Rosenhain in würzigem Gewirr.

Der Gräfin Näschen sog den Duft, das Mündchen zeigt Verdruß,
Dann lächelt's zu dem leichten Hort und bietet sich dem Kuß —
„Wie selig bin ich, liebe Frau, daß Euch der Flor gefällt!
Die Rosen von Damaskus sind die vollsten auf der Welt!

In hundert Kübeln schleppten wir den Rosenwald an Bord,
Er wär' mir in der Sonne Glut verdorben und verdorrt,
Neun Tage stürzte Regenguß, der schier das Schiff versenkt —
Ich dachte nur, ich lachte nur: Wie der die Rosen tränkt!

Entpanzert, Knappen, mir die Brust, noch bin ich erzumschient!
Ich habe meinen Himmel hier und einen dort verdient!
Mit Rosen will ich drum zu Tisch, mit Rosen schlummern geh'n,
Mit Rosen steigen in die Gruft, mit Rosen aufersteh'n!"

Conrad Ferdinand Meyer.

Das Urtheil der Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

„Das überlassen wir getrost dem Urtheile der Geschichte!" So oft diese Phrase in der politischen oder literarischen Diskussion oder sonstwo und wie pathetisch ausgerufen wird, sind es gewöhnlich die angeblich verkannten oder vergewaltigten Leute, die von dem Urtheile der Geschichte mehr Anerkennung oder Gerechtigkeit hoffen, als ihnen ihre mitlebende Gegenwart zu spenden gewillt ist. Was stellen sich diese Leute denn nun eigentlich unter der Geschichte und dem Urtheil derselben vor? Ist sie ein Schemen, ein wesenloses Etwas, das hoch über der Menschen Wollen und Thun schwebt und aus seiner erhabenen Höhe von Zeit zu Zeit, eine „rückwärtsgekehrte Prophetin", ein Votum abgiebt? Gewiß nicht! Das Urtheil der Geschichte ist das Urtheil der Nachwelt oder desjenigen Bruchtheils der nachlebenden Menschen, deren Aufgabe durch Neigung, Wille oder Geschick es ist, Geschichte zu schreiben. Richtiger würde also das Wort gefaßt sein: „Das überlassen wir getrost dem Urtheil des Geschichtsschreibers". Als das merkwürdigste hat mir in diesem Satze immer das Wörtchen „getrost" geschienen. Drückt es Zutrauen in die Tüchtigkeit der eigenen Sache oder Vertrauen in die Objectivität des epigonen Historikers aus — im ersteren Falle ist es ganz subjective Empfindung und gewiß oft genug unberechtigt, im letzteren Falle — ja das ist das punctum saliens. Wenn Einer die Geschichte seiner Zeit schreibt — und nach Lessing wäre der der wahre Historiker —, so wird man, steht derselbe den Zeitereignissen nahe genug, um Kenntniß auch ihres geheimen Werdens zu erlangen, von ihm eine gute Quelle für den zukünftigen Historiker, aber keine Geschichte im höheren Sinne erwarten dürfen. Es hat das vielerlei Gründe, aber als Hauptgrund wird man stets geneigt sein, geltend zu machen, daß der mitten in dem Leben seiner Zeit Stehende sich noch nicht auf die Höhe der Objectivität schwingen könne, wie der Nachlebende, für den das Meiste als abgeschlossenes Factum vorliegt. Gewiß ist viel Wahrheit in diesem Grunde, aber es fragt sich doch auch, wie weit reicht die Objectivität des Nachlebenden in der Beurtheilung des Vergangenen?

Die Zeiten liegen Gottlob für die Geschichtsschreibung hinter uns, in denen sie in trockener Aufzählung der Thatsachen bestand. Mit Recht verlangt man vom Historiker, daß ihm das Blut warm und voll in den Adern pulsire, damit er es hinüberströmen lasse in die bleichen Schatten der Vergangenheit, ihnen wieder Leben einflöße und sie vor unser geistiges Auge stelle. Mit Recht verlangt man vom Historiker, daß er mit dem Feuer seines Geistes wieder anfache die versunkene Asche, daß aus ihr die Flammen herausbrechen in dem Glanz, der einst erstrahlte, in der Gluth, die einst erwärmte. Nicht Marionetten, sondern Menschen, nicht Worte, sondern Thaten soll er erstehen lassen. Er soll nicht Parteimann werden, aber er soll Partei ergreifen für alles, was ihm recht und gut und edel erscheint; gewiß, er soll Licht und Schatten, Wind und Sonne gleichmäßig vertheilen, aber doch nur Licht und Sonne dem, der sie nach seinem Urtheil verdient, Schatten und Wind, wem beides gebührt. Und dazu — wer will es leugnen — gehört ein starkes Stück Subjectivität! Auch der größte Historiker ist nur ein Mensch mit Sympathien und Antipathien, ist ein Kind seiner Zeit und steht unbewußt unter tausend Einflüssen, Stimmungen und Regungen, die auf sein Urtheil wirken. Aber es wäre schlimm bestellt um die Wissenschaft der Geschichte, wenn nicht auch objective Kriterien vorhanden wären, nach denen der Geschichtsschreiber seinen Gegenstand beurtheilt, und die dauernd maßgebend bleiben.

Man hat lange Macchiavelli nnd seinen „Fürsten" als das verruchteste Werkzeug höllischer Bosheit ausgeschrien, man sah darin ein Werk, das in unglaublich cynischer Weise eine Theorie des Despotismus aufstellte und beurtheilte oder richtiger verurtheilte seinen Verfasser nur nach dieser Leistung. Seit einiger Zeit ist ein Umschwung in der Auffassung von Macchiavelli's Charakter und der Werthschätzung seines Buches eingetreten. Seitdem man einen wahrhaft historischen Grademesser anlegte, seitdem man ihn und es unter den eigenthümlich gestalteten Verhältnissen Italiens jener Zeit zu verstehen suchte, gelangte man zu einem anderen Urtheil, sieht man in Macchiavelli den heißglühenden Patrioten, dem das Vaterland über alles steht und dem für's erste zur Rettung desselben jedes Mittel, auch ein an sich verwerfliches, recht ist. Also die erste Forderung ist, daß der Historiker zu verstehen suche, bevor er urtheilt — das ist die Forderung der historischen Objectivität. Sie ist die Fähigkeit, jede That nicht blos als solche und in ihren Wirkungen, sondern unter Hinzunahme der Motive, aus denen sie entsprang, und der Einflüsse, die auf sie wirkten, abzuschätzen, jede Persönlichkeit nicht blos in ihren Handlungen und Wirkungen, sondern unter Hinzunahme aller fördernden und hemmenden Momente, die der Zeit, dem äußeren Leben in Staat und Gesellschaft, Erziehung und Stellung angehören, zu beurtheilen. Der höchste Grundsatz der historischen Objectivität ist das suum cuique; im schärfsten Gegensatz dazu steht jene Methode der Geschichtsschreibung, die mit einem vorgefaßten Urtheile an den historischen Stoff herantritt, und statt das Urtheil nach dem Stoffe, den Stoff nach dem Urtheil umbildet. Wer den Kopf voll kosmopolitischer

Schwärmereien, an Machiavelli herantritt, muß ihn verwerfen, weil er ihn nicht versteht; wer aber den ganzen Jammer des zerrissenen und von Fremden geknechteten Italiens nachgefühlt hat, wer sich in die Seele des leidenschaftlichen, tief unglücklichen Patrioten hineinzudenken versteht, wird ihn zu würdigen wissen.

Aber die objective Auffassung des historischen Factums oder der historischen Individualität ist durchaus noch nicht das historische Urtheil: ich darf sagen, ich verstehe Macchiavelli — aber lobe ich ihn, billige ich seine Schrift? Erst das letztere wäre das Urtheil, die Objectivirung ist blos Vorbereitung zum Urtheil. Die Frage ist also, welches sind die Kriterien, die für das Urtheil maßgebend sind; was lobt, was tadelt der Historiker? Selbst bei geringer Kenntniß der Geschichte wird man bald sehen, daß sie vieles entschuldigt, zum mindesten nicht verwirft, was im täglichen Leben der Gesellschaft gemißbilligt, ja gebrandmarkt würde. Es ist gar nicht zu leugnen, daß der Maßstab des Historikers ein anderer ist und sein muß als der des Moralisten; der letztere fragt, was ist nach der feststehenden Regel erlaubt und gut, verwerflich und schlecht, der erstere hingegen: ist der Zweck, ist das Ziel gut und dann: ist die That zweckentsprechend? Man weiß, wie kleinlich Macaulay Friedrich den Großen und seinen Angriff auf Schlesien beurtheilt, und kennt auch die vorzügliche Widerlegung, die Häusser jenem zu Theil werden läßt. Zu seinem schiefen Urtheile gelangte der englische Historiker einzig und allein dadurch, daß er nach dem Maßstabe privater Verhältnisse die großen politischen Ereignisse würdigen zu können glaubt, ein Verfahren, das ihm allerdings sonst nicht eigen ist, und das er hier anzuwenden durch persönliche Animosität bewogen wurde. Daß Friedrich im Selbsterhaltungsinteresse, in wahrhaft genialer Einsicht dessen, was für seinen Staat dringend nothwendig war, vorging, wird heute kein objectiver Historiker, der von großen Gesichtspunkten ausgeht, verkennen. Hat der große Alexander irgend ein Recht auf Persien gehabt? War er nicht ein Eroberer, ein Usurpator? Gewiß, das war er, und der engherzige Moralist muß ihn herb tadeln, während der Historiker sagen wird, die Eroberung Persiens war eine weltgeschichtliche That, die den Orient für Europa öffnete, und hellenische Cultur ins Morgenland trug. Noch ein deutlicheres Beispiel! Der Mord ist gewiß unter allen Verhältnissen auf das Entschiedenste zu verwerfen, und wenn das Alterthum dem Tyrannenmörder den Lorbeer des Ruhmes reichte, so ist in der modernen Zeit eine edlere Ethik erwachsen, die auch dem politischen Morde keine mildernden Umstände bewilligt. Und doch konnte der idealste Dichter des deutschen Volkes den Tyrannenmord, wenn auch an unhistorischen Persönlichkeiten, mit dem ganzen Zauber seiner dichterischen Kraft verherrlichen, und doch findet auch der Historiker kein Wort des Tadels, wenn er die Ermordung eines Giovan Maria Visconti, der seine Hunde mit dem Fleische seiner Unterthanen fütterte, erzählt! Genug, aus alledem geht hervor, daß die Moral der Geschichte eine andere sei als die des Privatlebens, daß der Maßstab, den jene anlegt bei der Beurtheilung ihrer Helden und deren Thaten, ein viel weiterer und umfassenderer sei, als derjenige, den dieses anlegt und anlegen darf. Gewiß, nicht jeder Zweck heiligt jedes Mittel, aber große Zwecke erfordern große Mittel und rechtfertigen große Mittel. Wehe dem Manne, der in seiner Lebensführung sich über die gute bürgerliche Moral hinwegsetzt, aber ein doppeltes Wehe dem Manne, den das Schicksal berufen hat, das Größte für Vaterland und Menschheit durchzusetzen, und der an der Kleinlichkeit seiner Mittel und der Spießbürgerlichkeit seiner Moral scheitert. Doch alles bis jetzt Ausgeführte wäre mehr negativ, bewiese vielleicht, wie der Historiker nicht urtheilen darf; viel wichtiger ist es, darzulegen, nach welchen Kriterien er sein positives Urtheil abzugeben habe. Die historischen Werke zerfallen nach dem Umfange des Stoffes, den sie behandeln, in verschiedene Arten. Man schreibt Universalgeschichte, man schreibt Staatsgeschichte man schreibt Biographien. Auf diese drei Grundformen werden sich im Allgemeinen alle historischen Werke zurückführen lassen. Die Universalgeschichte muß ja nicht immer den ganzen Kreis der Begebenheiten vom Beginn der Geschichte bis auf unsere Zeit umfassen, sondern kann einzelne Perioden für die universalgeschichtliche Behandlung herausheben; mit der Staatsgeschichte fällt meistentheils die Geschichte eines Volkes in seiner abgeschlossenen Einheit zusammen; der bei der Staatsgeschichte üblichen Methode unterliegt auch die Geschichte jedes anderen menschlichen Verbandes im Staat oder über den einzelnen Staat hinaus; die Biographie schließlich kann sich zur Darstellung einer ganzen Zeit als Rahmen des Einzellebens erweitern, hat es aber doch im Grunde immer nur mit der Individualität zu thun. Es ist leicht erkennbar, daß diese Dreitheilung aus der politischen Geschichte abstrahirt ist, aber wir dürfen im Voraus bemerken, daß sie für unsere Zwecke genügt, und daß das Urtheil über alle sonstigen Gegenstände, die historisch zusammengefaßt werden, auf die an diesen drei Gattungen gefundenen Urtheilskriterien sich zurückführen lassen.

An die Spitze der ganzen Darlegung stellen wir den Satz: Das historische Urtheil wird alles das billigen und gut nennen, was dazu beiträgt, daß das Subject des historischen Lebens seine in ihm ruhende Bestimmung erfülle, seinen Endzweck erreiche; wird alles das verwerfen und tadeln, was die Erreichung jenes Zweckes hemmt und stört. Im Lebenszwecke der Menschheit gehen alle Zwecke der Staaten und des Einzelnen auf, nur der Weg zur Verwirklichung der Zwecke ist ein verschiedener. Wir haben uns also die Frage zu beantworten: was ist die Aufgabe der Menschheit in der Geschichte, was die des Staates, was die des einzelnen Menschen? Denn ob auch unbewußt und unkenntlich, trägt jedes individuelle Sein zum Leben des Ganzen bei — ein Stift im großen Räderwerke, ein Faden im Gewebe der Ewigkeit.

Der Zweck der Menschheit ist die Selbsterhaltung; dazu bedarf sie der steten Fortentwickelung nach allen ihren Richtungen und Fähigkeiten — Stillstand ist Tod, Bewegung Leben — und dazu der vollen Entfaltung aller in ihr ruhenden Kräfte und Fähigkeiten. Statuiren wir dies als Endzweck der Menschheit, so ergiebt sich nach obiger Prämisse das Urtheilskriterium für den Historiker, der die Geschichte der Gesammtheit behandelt: jede That und jede Persönlichkeit, welche die Fortentwickelung und somit die Selbsterhaltung der Menschheit fördert, ist vom universalhistorischen Standpunkt aus zu billigen, ja zu loben. Ein Beispiel erläutere die Theorie! Es giebt wenige Persönlichkeiten in der Geschichte, die einer so schwankenden Beurtheilung unterlägen wie Tiberius! Nachdem man, lange genug Tacitus kritiklos ausgeschrieben hat, begann man Tiberius „zu retten", und verfiel in das entgegengesetzte Extrem des Schönfärbens. Die Akten darüber sind noch keineswegs geschlossen, aber was hat sein Privatleben, selbst seine Thätigkeit für den römischen Staat, obgleich derselbe universal genug war, mit seiner Bedeutung für die Menschheit zu thun? Ranke, der wie kein zweiter vor ihm den Blick für das Totale in der Geschichte, in der Entwickelung der Menschheit besitzt, charakterisirt den Tiberius folgendermaßen [Weltgeschichte III. 83]: „Er hat eine große welthistorische Mission erfüllt. Die vollständige Eröffnung der Alpen, die Ueberwältigung Pannoniens, also die Verbindung der Balkanländer mit dem römischen Reiche, einige Erfolge in Germanien, dann die Beendigung der germanischen Kriege, worauf die Entwickelung von Deutschland beruht, sind sein Werk. In dem römischen Reiche hat er den Uebergang der den Bürgerkriegen entsprungenen Macht in eine haltbare Autorität, durch welche die allgemeine Ordnung behauptet wurde, vollzogen. Ein großer Mann war er nicht, aber ein geborener Herrscher." Das ist ein Urtheil aus dem Gesichtspunkt der Weltgeschichte. Möge der Historiker Roms über Tiberius' Einfluß auf den römischen Staat urtheilen wie er wolle, sein Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit ist in diesem Urtheil festgestellt. Tiberius hat der römischen Cultur Einwirkung auf unberührte Völker und Gegenden eröffnet — der Historiker Roms kann es tadeln, denn dadurch zum Theil machte der Staat sich seine Feinde erst furchtbar; der Universalhistoriker preist es mit Recht, denn Völker und Gegenden wurden für die Cultur der Menschheit gewonnen und dadurch eine Gewähr für ihre Fortdauer gegeben. Tiberius beendigte fürs erste die germanischen Kriege und ließ damit den deutschen Stämmen Zeit und Kraft, die schon eingedrungene

Civilisation unter sich consolidiren zu lassen, selbst sich in den Stand zu bringen, um dereinst die Erbschaft Roms antreten zu können. Er hat im römischen Reiche selbst eine Autorität geschaffen, welche die Erhaltung Roms noch auf Jahrhunderte hinaus ermöglichte, und hat dadurch die Errungenschaften der antiken Welt gerettet, die noch nirgends sonst eine Heimstätte gefunden hätten. Durch alles das hat Tiberius die Fortentwickelung und damit Selbsterhaltung der Menschheit gefördert, „eine welthistorische Mission erfüllt." Diente dieses Beispiel, um die weltgeschichtliche Beurtheilung einer Persönlichkeit darzulegen, so wollen wir unsere Kriterien auch an der Beurtheilung einer That erhärten, „bewundert viel und viel gescholten", an der Reformation. Der Historiker der deutschen Geschichte kann vielleicht einen Augenblick es beklagen, daß eine Kirchenspaltung die Nation in zwei Theile zerrissen hat, durch die unsägliches Elend auch für die politische Geschichte heraufgeführt wurde. Wir werden im weiteren Fortgange bei den Kriterien der Staatengeschichte nachweisen, daß selbst der Historiker, der unter jenem Gesichtspunkte die Ereignisse betrachtet und beurtheilt, diesem Ereigniß gegenüber nichts zu bedauern hat — der Universalhistoriker muß in der Reformation einen der herrlichsten und gewaltigsten Momente der Weltgeschichte sehen. Die Renaissance hatte der Menschheit die antike Welt von neuem zugeführt, die antike Welt, die durch das Christenthum überwunden worden war, und zu der sich das Christenthum von Anfang an und je länger, desto mehr in Widerspruch gestellt hatte. Zwischen aller Wissenschaft und, fast darf man es sagen, aller Kunst, die in der Antike wurzelte und aus ihr herauswuchs, und dem katholischen Christenthum gab es keine Versöhnung, eines von beiden mußte weichen. Das ist der große Kampf, der das fünfzehnte Jahrhundert erfüllt und es zu einer der denkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte gemacht hat. Der Humanismus und seine Vertreter, an der Spitze mehrere Päpste, waren heidnisch, ob sie auch wohl noch äußerlich die Ceremonien der Kirchlichkeit mitmachten. Daneben aber machte sich vorzüglich in der germanischen Welt ein tiefinnerliches Glaubensstreben geltend, das in den verschiedensten Formen seinen Ausdruck suchte — alle diese schwankenden und schwebenden Verhältnisse löste die Reformation. Sie versöhnte Glauben und Wissen, indem sie das Princip des Wissens, das eigene Forschen, auf den Glauben übertrug; sie verinnerlichte den Glauben und zwang selbst die alte Kirche, sich zu regeneriren; sie bahnte jene Verschmelzung des antiken mit dem germanischen Geist an, auf dem die ganze moderne Cultur beruht; sie übertrug die Führerschaft im Culturleben zuerst geistig, dann auch politisch von den romanischen auf die germanischen Nationen; sie sprengte die Ketten, welche das Mittelalter um den Einzelnen und die Gesammtheit geschlagen; sie machte die Individualität frei und hob die Stände- und Klassenunterschiede auf, kurz in der Geburtsstunde der Reformation ward auch die Menschheit neu geboren, die ganze Bewegung trug die Keime der fruchtbarsten Fortschritte und Entwickelungen für alle Richtungen des menschlichen Seins in sich und hat so das Gewaltigste zur Fortentwickelung und damit zur Selbsterhaltung der Menschheit beigetragen: vom welthistorischen Standpunkt aus ist sie in ihren Wirkungen als heilsam und segensreich zu erkennen und zu bezeichnen.

Andere Kriterien müssen das Urtheil bestimmen, wenn es in Rücksicht auf die Entwickelung eines Staates oder, was wir in diesem Falle als deckend annehmen können, einer Nation abgegeben wird. Was ist Aufgabe, Zweck eines Staates? Gewiß auch die Selbsterhaltung. Nun lehrt die Geschichte wohl, daß die Menschheit ewig sei, daß aber Staaten untergehen, daß die Menschheit fortschreite, daß aber das Leben der Staaten dem Leben des Einzelnen gleiche und in der Aufeinanderfolge von Entstehen, Erstarken, Erreichen des Höhepunktes, Sinken und, wenn nicht gänzlichem Untergehen, so doch Zurücktreten von der führenden Rolle verlaufe. Jeder Staat hat deshalb die natürliche Aufgabe, nach der Erreichung seines Höhepunktes zu streben und sich möglichst lange auf demselben zu erhalten. Auf seiner Höhe steht ein Staat, wenn er nach außen stark, im Innern frei ist. Das Wort „an der Spitze der Civilisation schreiten" ist ein viel mißbrauchtes, aber im Grunde doch wahres, denn in der That hat immer ein Staat die Führerrolle in der Culturentwicklung der Menschheit und stets derjenige, dessen politisches Uebergewicht unbestritten ist: von Carl V. bis Richelieu Spanien, von Richelieu bis zu Friedrich dem Großen Frankreich, von da an mit Schwankungen, die erst in unserer Zeit dauernd ausgeglichen sind, Deutschland, insbesondere Preußen. Also ein mächtiges Ansehen nach außen zu erringen ist die Hauptaufgabe eines Staates, weil darin zugleich die Bürgschaft seiner Existenz liegt; was unter mächtigem Ansehen nach außen zu verstehen sei, wird keinem Zweifel unterliegen, schwieriger aber ist die Frage, wann ist ein Staat im Innern frei? Ist es möglich, daß ein Staat zugleich nach außen stark, im Innern frei sei? Ist das aufgestellte Kriterium blos ein ideales oder ist die Möglichkeit seiner Realisirung nicht ausgeschlossen? Die Kenntniß der historischen Thatsachen zwingt fast, einzugestehen, daß eins das andere ausschlösse, daß wenigstens in der Vergangenheit kein Staatswesen sichtbar sei, das in sich die Vereinigung beider Forderungen darstellte. Wir deuteten oben einige Epochen aus der europäischen Geschichte an: Spanien im Zeitalter Philipps II., Frankreich unter Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV., auch unter dem ersten und dritten Napoleon waren jeweilig die ersten Mächte Europas, der ganzen Welt; aber welche drückende Despotie im Innern, Zerstörung der Volksrechte, Ausbeutung der Massen, welch' grelles Gegenbild gegen alles, was man Freiheit nennt! Und wie leicht erklärbar ist diese Erscheinung doch! Die Macht nach außen wird nur erlangt durch das energischste Zusammenraffen aller vorhandenen Kräfte und ein festes Concentriren derselben auf diesen einen Punkt, ohne Schonung der Einzelinteressen, in rücksichtslosester Benutzung aller Mittel. Dem großen Eroberer ist das Einzelleben nur eine Zahl in seiner gewaltigen Rechnung, die Individualität und ihre Interessen bleiben unbeachtet, werden selbst schroff verletzt. Die historischen Beispiele und der daran geknüpfte Gedankengang zwängen zu dem Eingeständniß, daß Macht und Freiheit wie Feuer und Wasser sich ertödten, wenn nicht unser Vaterland in seiner gegenwärtigen Gestaltung und Epoche das Bild der Vereinigung beider Axiome böte. Möge der kurzsichtige Politiker, der über den kleinlichen Fractionsinteressen den Blick für das Ganze und Große eingebüßt hat, über unser Staatswesen krittelnde und mäkelnde Bemerkungen machen, dem historischen Blick ist es unverborgen, daß Deutschland das Ideal erreicht hat, das vor ihm noch kein Staat erreicht hatte. Nach außen angesehen, mächtig, der rocher de bronce, an dem alle dem Frieden feindlichen Bestrebungen scheitern, das wahre Herz Europas und der Welt; im Innern frei, bietet es seinen Völkern alle Segnungen des Friedens, unterdrückt es mit kräftiger Hand alle Zügellosigkeit, soweit sie dem Ganzen Schaden droht, wahrt aber die politische, sociale und religiöse Freiheit; schützt und vertheidigt alle seine Unterthanen, überläßt der freien Kraft die freie Bahn, aber bringt der schwachen Kraft nach Möglichkeit Schutz und Hülfe, so steht das neue Deutschland da, für Jeden, der sehen und vergleichen kann, ein herrliches Bild, an dem wir uns die Freude durch die kleinlichen Sorgen des Tages nicht vergällen lassen wollen. Jetzt können wir auch jene oben aufgeworfene Frage beantworten: wann ist ein Staat im Innern frei? Er ist es, wenn er, wie wir es in unserem Vaterlande sehen, die volle unabhängige Entwicklung und Existenz des Individuums mit dem Wohle des Ganzen harmonisch zu vereinigen weiß, wenn er dem Einzelnen nicht mehr Pflichten auferlegt, als das Ganze erfordert, wenn er dem Einzelnen soviel Rechte giebt, als das Ganze gestattet, und wenn vor allem über diese Vertheilung von Rechten und Pflichten nicht einseitig der Herrscher, nicht einseitig das Volk bestimmt, sondern ein wechselseitiges Zusammenwirken darüber entscheidet. Das ist die wahre Freiheit im politischen Sinne, die selbst weder unter der Herrschaft des aufgeklärten Despotismus noch der gemäßigten Republik erwachsen kann, da in beiden die wirklich gleichmäßige Vertheilung der Macht zwischen Herrscher und Beherrschten fehlt. Wie sonst nie können wir Mitlebenden schon jetzt das Urtheil der Nachwelt über die gegenwärtige Epoche der deutschen Geschichte anticipiren: sie wird dem epigonen Historiker als die glanzvollste und ruhmreichste

erscheinen, weil sie das idealste Kriterium, das er anlegen darf, erfüllt. Es erübrigt noch, ein Wort hinzuzufügen, weshalb mit der Macht nach außen auch die Freiheit im innern verbunden sein muß, wenn das Ideal eines Staatswesens erreicht werden soll. Abgesehen davon, daß ein Staatswesen neben dem Zweck der Selbsterhaltung auch noch die Verpflichtung besitzt, seinen Mitgliedern ein möglichst wohnliches Haus zu bieten, wird die Selbsterhaltung und die Macht nach außen nur gewahrt bleiben können, wenn die Bürger des Staates überzeugt sind, daß im Glücke des Ganzen ihr eigenes Wohl wurzelt, wenn sie durch lebendige Theilnahme an allem, was den Staat betrifft, zur lebendigen Liebe und Treue hingeführt werden. Die moralischen Kräfte, die in der Volksseele schlummern, haben sich, wie die Geschichte lehrt, in trüben Zeiten mächtig genug erwiesen; um sie lebenskräftig zu erhalten, bedarf es der maßvollen Freiheit.

(Schluß folgt.)

Salvatore Farina.

In der italienischen Literatur unserer Tage rührt es sich gewaltig. Nach einer langen, stillen Periode fängt sie wieder an, durch den künstlerischen Werth ihrer Hervorbringungen internationale Geltung zu gewinnen, Weltliteratur zu werden. In der Lyrik Giosué Carducci, ein wahrhaft großer Poet, und sein Rivale Lorenzo Stecchetti, im Drama Pietro Cossa und Paolo Ferrari, im Roman Giovanni Verga, Salvatore Farina, Enrico Castelnuovo, Vittorio Bersezio — das sind Namen, die weit über die weißrothgrünen Grenzpfähle hinausdringen und auch bei den kosmopolitischen Deutschen populär zu werden beginnen. Am bedeutendsten steht jedenfalls die neue italienische Novellistik da, die sich aus ihrer Abhängigkeit vom französischen Roman zu eigenartigen, echt nationalen Schöpfungen emporgerungen hat. Wohl verleugnet das kräftige Talent Verga's nirgends, daß es sich an Balzac, Flaubert und Zola gebildet hat, wie denn auch der italienische „verismo" dem französischen Naturalismus zum Verwechseln ähnlich sieht. Auch seine berühmteren Mitstrebenden erinnern stark an Pariser Muster, sind aber weniger radical und haben sich offenbar den zahmeren Realismus von Alphonse Daudet als Vorbild ersehen. Bersezio's Domäne ist das italienische Dorf, dessen Typen er in seiner „Armen Giovanna!" die auch ins Deutsche übersetzt worden, in köstlichen Genrebildern aufleben läßt. Von Enrico Castelnuovo, dem humorvollen Kleinmaler, hat die „Gegenwart" kürzlich die erschütternde Novellette „La Gamba di Giovannino" (Hänschens Bein) und den „Tubus" gebracht. Salvatore Farina wurde von dem verstorbenen Ernst Dohm bei uns eingeführt. Von diesem stammt auch zum Theil die mir vorliegende deutsche Uebersetzung von Farina's „Mio figlio!"*); der beliebte Novellist Hans Hoffmann hat die durch Dohm's Tod unterbrochene treffliche Arbeit mit dem gleichen Geschick zu Ende geführt. Das Buch des Italieners liest sich in dieser autorisirten Uebertragung wie ein deutsches Originalwerk.

„Mein Sohn!" ist ein biographischer Roman, ein Ich-Roman, eine Schilderung schlichten, stillen Familienglückes. Ein siebzigjähriger Greis erzählt, wie er Gatte, Vater, Großvater wurde, die Leiden und Freuden seines kleinen Hausstandes. Wir gehen wohl nicht fehl mit der Annahme, der Verfasser selbst sei der Held, und die Fabel erzähle von ihm und seiner eigenen Familie. Der Held des Romans ist Advokat in Mailand, gerade wie Salvatore Farina selbst es war, als er gleich nach seiner Verheirathung den Talar wegwarf, um Novellendichter zu werden, und die Kinder des Buches heißen Agostino und Laurina, so wie der Dichter in seinem Briefe an den Verfasser der biographischen Einleitung Siegfried Samosch seine eigenen Kinder nennt. Aber auch ohne diese Analogien fühlen wir, daß da überall Selbsterlebtes geschildert wird, daß die Geschichte seiner Ehe und Nachkommenschaft, zumal die so natürlich geschilderte Jagd nach dem ersten Clienten, die drastische Doctorpromotion und Anderes, ganz der Wirklichkeit entnommen sind, daß der Verfasser sich überall selbst bespiegelt und wohl auch selbst ironisirt. Sein Familienbild ist darum auch echt bis ins Kleinste. Die Poesie der vier Wände, die Gemüthlichkeit intimen häuslichen Lebens, der Humor der Kinderstube sind noch niemals anschaulicher, herzgewinnender, mit größerer Innerlichkeit und farbenreicherem Pinsel geschildert worden. Und dabei wird Farina selten pathetisch, nie rührselig, wie ergriffen er auch von seinem Stoffe sein mag, den er stets sub specie aeterni betrachtet und aus dem Persönlichen ins allgemein Menschliche rückt. Wie schön ist die Paraphrasirung des Titels!

> Das Wort, das auf den Lippen jeder Jungfrau schwebt, ist „die Liebe", aber die tausend Stimmen der Natur rufen uns, kosend und klagend zugleich, tiefen und ernsten Klanges das Echo zurück: Mein Sohn! mein Sohn! In diesen zwei Worten liegt das ganze Leben. Enthüllet der Familie die heilige Täuschung der Liebe, welcher sie ihr Dasein verdankt, entschleiert der Gesellschaft die hundert edlen oder thörichten Täuschungen der Leidenschaft und der Noth, durch welche sie zusammengehalten wird; was bleibt? — Mein Sohn!

Es ist ein Hohelied der Vaterliebe. Von der freudig begrüßten Geburt des Stammhalters bis zu dessen gesicherter Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft belauschen wir die väterlichen Seelenregungen und empfinden so recht die Wahrheit des tiefsinnigen Spruches von Wilhelm Busch:

> Vater werden ist nicht schwer,
> Vater sein dagegen mehr!

Wie viele Kämpfe und Sorgen verursacht nicht der kleine Weltbürger — und zwar schon vor seiner Geburt! Es ist wie in Sterne's „Tristram Shandy", nur daß Farina sich nicht in die Mysterien der Anthropogenie vertieft und über arg zur Unzeit aufgezogene Uhren philosophirt. Die Qual aller Väter in spe, die in der Lage sind, viele Monate lang sich auf eine geschlechtslose Nachkommenschaft freuen zu müssen, schildert der Papa des Buches ergötzlich genug. Wird es ein Junge sein? Natürlich oder vielmehr: hoffentlich, denn den armen Mädchen ist nun einmal das Loos zugefallen, bei ihrer Ankunft auf unserem Planeten weniger freudig begrüßt zu werden, als die unartigen Schreihälse vom starken Geschlecht — eine offenbar ungerechte Mißachtung, für die sie sich später wohl zu rächen wissen. Und so lebt denn der Sohn eigentlich schon, noch ehe er geboren ward; er tröstet, bessert, erzieht seine Eltern an Geist und Herz. Er lehrt ihnen den Ernst des Lebens, die Opferwilligkeit, die Geduld und giebt ihnen Muth und Kraft, und als er den ersten Schrei ausstößt, „jene Paradieses-Offenbarung, den mißklingenden Wohllaut, den wonnigen Klageton", da kann er mit der Wahl seiner Eltern zufrieden sein. Ja, der Kleine setzt auch bei Lebzeiten seinen erzieherischen Einfluß fort. War der Vater ehemals ein Hypochonder, ein eingebildeter Kranker, so heilt ihn der Wiegenheld nunmehr von allen Grillen; fühlte er vordem sich in den Kaffeehäusern und Clubs nur allzu behaglich, so lernt er jetzt die Poesie des Daheim kennen. Er wird häuslich, fleißig, nimmt energischer die Suche nach dem ersten Clienten auf, und ruft vor den wachsenden Nahrungssorgen ein freudvolles: Coraggio e avanti! was Ernst Dohm in der Skizze des Kapitels charakteristisch: „Vorwärts mit frischem Muth!" übersetzt hat. Aber der kleine Weltbürger macht auch beinahe zu große Ansprüche. Bald genügt ihm der Lutschbeutel nicht mehr, dann hungert ihn an der Brust seiner zarten Mutter, dann verlangt er stürmisch nach einer tüchtigen Amme. Papa's Miene wird sorgenvoll gegenüber den hohen Ansprüchen einer solchen ländlichen Kinderfrau; ihre Aufnahme ins Haus wäre gleichbedeutend mit dessen Ruin. Zum Glücke gibt es einen, freilich schmerzlichen Ausweg. Der kleine Wickelheld wird aufs Land gegeben, nicht gar zu weit von der Stadt entfernt, so daß die Eltern ihn täglich und zu Fuß besuchen können. So kommt er nach Musocco. Auf einer Karte von Italien sucht die unglückliche Mutter nach dem mailändi-

*) Berlin, Gebrüder Paetel, 2 Bde.

schen Vorort, wohin ihr kaum eben geschenkter Liebling entführt werden soll. „Wehe! Musocco war nicht darauf; der Zeichner der Karte hatte kein Kind in Musocco!"

Auch diese Prüfung geht vorüber . . . Aus dem Säugling wird ein kleiner, ganz kleiner Mann. Der erste Zahn, der erste Schritt, die ersten Hosen heißen die nächsten Stationen. Und ein unsichtbarer Segen geht von ihm aus. Er hat Glück ins Haus gebracht. Dem ersten Clienten des Vaters ist längst der zweite, dritte gefolgt; fette Processe winken von allen Seiten; jetzt bedauert man es beinahe, damals auf die einheimische Amme verzichtet und den Milch-Gourmand in die Verbannung geschickt zu haben. Eine stattliche Hängelampe zeugt von dem einkehrenden Wohlstand, und ohne Sorgen sieht Papa diesmal dem zweiten Familienzuwachs entgegen. Auch die kleine Laurina wird freundlichst bewillkommnet. Aber Agostino bleibt deswegen doch der Held der Geschichte, das Centrum des Hauses, und „Meine Tochter!" klingt trotz alledem nicht ganz so voll wie das stolz auch auf dem Titelblatte prangende: „Mein Sohn!" Ohne Sorge, Laurina wird ebenfalls ihre Revanche nehmen und sobald sie nicht mehr im Flügelkleide in die Mädchenschule geht, einen guten Theil des zweiten Bandes mit ihren ersten Herzensregungen, ihren Freiern, ihrer Hochzeit füllen und das ganze Buch sogar mit dem großartigen Knalleffect beschließen: wie man den Papa zum Großpapa macht. Vorläufig lernt sie noch das Einmaleins, zerreißt ihre Bücher und spielt an der Seite des stolzen Elementarschülers. Ich kann mir nicht versagen, eine kleine Familienscene hier wiederzugeben.

„Wenn ich groß bin, heirathe ich Dich, Papa", sagte mir eines Tages meine Tochter.

Mit denselben Worten und dem gleichen Ton hatte August ehedem zu mir geredet. Jetzt nicht mehr. Ohne auch nur die Augen von seinem Teller zu erheben, schüttelte er hochmüthig den Kopf und fuhr fort, seine Portion Rindfleisch zu bearbeiten. „Ja, ich will Dich heirathen", blieb Laura bei ihrer Absicht; „nicht wahr, ich soll Dich heirathen?" — „Ja, Du sollst mich heirathen." — „Siehst Du wohl!"

Mein Sohn konnte nun nicht mehr an sich halten und sagte zu seiner Schwester: „Papa spaßt ja nur; merkst Du das nicht? Wenn Du groß bist, ist er ein ganz alter Mann, hat weiße Haare (hier blickte er mich an, um sich die künftige Verwüstung meiner armen Person recht lebhaft ausmalen zu können), so ein Gesicht hat er dann (und er durchfurchte es in Gedanken mit den tiefsten Falten), er hat dann keine Zähne mehr . . ."

Ich unterbrach diese grausame Schilderung durch den Einwurf, daß ich Zähne immer haben würde, denn ich könnte mir ja neue einsetzen lassen.

„Na ja", sagte August, ohne die Fassung zu verlieren, „und dann wirst Du Dir auch eine Perrücke machen lassen."

„Nein, denn ich werde weiße Haare haben, hast Du selbst gesagt."

„Ja . . . aber ganz, ganz wenige, nur so ein paar hier und hier (und er faßte sich hinter die Ohren) wie unser Director . . ."

Laurina hatte sehr gut begriffen, daß eine solche Entstellung ihres Vaters ein schweres Hinderniß der projectirten Ehe sein würde, und entsagte ohne Weiteres ihrem Bräutigam, um einen anderen zu wählen. „Schön", sagte sie, „dann heirathe ich Dich, Mama." Jetzt aber lachte August so laut, daß seine Schwester fürchtete, eine Dummheit gesagt zu haben und bald die Mama, bald mich mit stummer Frage anblickte. Wir blieben Beide ernst, um unserm Sohn anzudeuten, daß seine Heiterkeit zu weit ginge; aber wir mochten es ihm nicht offen sagen, damit er unsern geheimen Schreck nicht merkte.

„Die Mama heirathen!" rief August endlich aus, „weißt Du nicht, daß nur ein Mann und eine Frau sich heirathen können . . .?"

„Und außerdem", mischte sich Evangelina in die Debatte, „außerdem werde ich ebenso wie der Papa alt sein, wenn Du heirathen kannst; ich werde auch weiße Haare haben und „so ein Gesicht", . . . ich werde häßlich sein und keinem Menschen mehr gefallen."

„Mir wirst Du immer gefallen," rief Laurina.

„Mir auch," sagte August, und nebenher entschlüpfte ihm mit der Hast einer plötzlich aufsteigenden großen Idee ein Ausspruch, den ich mit einem Kusse belohnen mußte. „Eine Mama wird niemals häßlich", sagte er und fuhr fort, nachdem er meinen Kuß mit Gelassenheit empfangen: „Aber darauf kommt es hier nicht an; wenn Zwei sich heirathen wollen, müssen sie ein Mann und eine Frau sein."

Laurina fand ein Mittel, dies unerbittliche Gesetz zu umgehen. „Der Mann will Ich sein", sagte sie, „ich ziehe Papas Hosen an."

Man stelle sich die impertinente Heiterkeit des Herrn Gymnasiasten vor! Wir hatten selbst die größte Lust zu lachen, blieben aber immer noch ernst, vielleicht allzuernst. „Das müßte aber nett aussehen", rief August, „wenn Du Papas Hosen trügst und Dich in ein Mädchen verliebtest!"

Verliebtest! Meine Stirn umwölkte sich. „Verliebtest!" sagte ich streng, „was soll das heißen? Was sind das für Redensarten? Hast Du das in der Schule gelernt?"

„Nein", antwortete er treuherzig, „Du selbst hast einmal gesagt, daß man vor dem Heirathen sich verliebt."

Richtig! Das hatte ich ganz vergessen! Vor dem Heirathen verliebt man sich! Und ich gab meinem Sohn einen zweiten Kuß, den er mit einem gewissen Mißtrauen zurückgab. Diese Unterredung, welche gefährlich zu werden drohte, wurde zum Glück durch den Fisch unterbrochen, der eben auf den Tisch gesetzt wurde. „Kinder", rief ich mit Nachdruck, „jetzt laßt aber das Geschwätz und achtet auf die Gräten; Dich, August, brauche ich nicht mehr zu ermahnen, Du aber, mein Püppchen, paß gut auf, denn wenn Dir eine Gräte in den Körper dringt, mußt Du sterben." — Laurina antwortete mir nicht, sondern hielt die Blicke ängstlich auf ihren Teller geheftet und sah zu, wie Evangelina, die meine Ermahnung doch nicht für genügend hielt, selbst die Gräten aus ihrer kleinen Portion Fisch entfernte. Auf einmal fragte sie: „Wie kommt es, daß die Fische die Gräten im Körper haben und doch nicht davon sterben?"

Ist das nicht allerliebst? in Beobachtung und Wiedergabe ein Meisterstück?

Neu sind ja solche Kinderscenen keineswegs. Bogumil Goltz in seinem „Buch der Kindheit" stenographirt ebenfalls ganze Kindergespräche, aber wie überschwänglich, wie sentimental, wie roh im Ausdruck ist nicht Manches! Da ist Rudolph Reichenau in seiner Phonographie der Kinderwelt schon künstlerischer, doch auch er weicht Farina in der Fülle der Anschauung, in der Treue des Colorits und dem Humor der Darstellung. Der Italiener verhimmelt die Kinder nicht, er besingt sie nicht, er giebt sie naiv wieder. Manches berührt den deutschen Leser freilich fremdartig. Der deutsche Vater liebt seinen Sohn weniger überschwänglich. Herr Placidi ist auch gar zu weich, zu biegsam; er würde nach dem Bibelwort sein Kind gar nicht lieb haben, denn er züchtigt es niemals. Stellt er sich auch streng und unerbittlich, so ist er im Grunde nicht weniger schwach als die Mama und stets bereit, zu entschuldigen, zu vertuschen. Sein Knabe ist seinesgleichen, sein guter Kamerad. Hätte Papa libertine Anlagen, so würde sich ohne Zweifel mit der Zeit ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn entwickeln, wie wir es in französischen Komödien sehen und in Kotzebue's „Beiden Klingsberg", die darum so wenig deutsch anmuthen. Wenn Signor Placidi die Liebschaften seines Söhnchens wohlgefällig beobachtet, über seinen ersten Liebesbrief lacht, seine erste Liebe zu einem Kindermädchen, seine verliebten Kindlichkeiten mit einer Gespielin bis zum formellen Bruch beinahe billigt und begünstigt, dann vermissen wir doch schmerzlich die gute deutsche Ruthe hinterm Spiegel, um dem verliebten Siebenkäsehoch einmal den deutschen Standpunkt klar zu machen.

In der Schilderung des Vaters hat Farina sich selbst übertroffen. Papa's Gravität gegenüber seinem heranwachsenden Jungen, der in der Schule immer gelehrter wird, indeß der Vater die meisten Errungenschaften der Schulbank längst vergessen hat, ist voll feiner realistischer Züge. Die Schulweisheit des Sohnes setzt den Vater in Verlegenheit. Er studirt heimlich, um sich vor seinem Erstgeborenen nicht zu blamiren und ach, wie sauer wird es ihm! Und als nun gar der Bengel immer größer und klüger, als er Gymnasiast, Student, Doctor und sogar ein berühmter Advokat wird, da fühlt sein Urheber — wie echt menschlich! — doch manche eifersüchtige Regung. In dem Kampfe zwischen Eitelkeit und Vaterfreude, bemerkt Farina, schien anfangs die Eitelkeit zu siegen; doch nur weil der Gegner sich mit eigenen Händen schlug. Der Vater faßt zuletzt den Entschluß, fortan gar nicht mehr vor Gericht zu sprechen, und auf diese Weise wenigstens

etwas von dem Glanze seines eigenen Ruhmes zu retten; und sein Schweigen bringt ihm in kurzer Frist all seinen Rednerruhm zurück und die Triumphe seines Sohnes vermehren ihn nur, denn je höher dieser steigt, desto mehr erheben den Vater Diejenigen zum Himmel, die ihn früher gehört haben, besonders aber Die, welche ihn nie gehört haben.

Dann sehen wir den Papa auch in seinem weniger innigen Verhältniß zu seinem Töchterlein. Wie rührend ist seine Begegnung mit der kleinen Laurina, die der Ansteckungsgefahr halber aus dem Elternhause, wo der Bruder an der Diphtheritis krank darniederliegt, entfernt werden mußte, und die Papa aller Gefahr zum Trotze doch nicht enthalten kann zu küssen! Und wie er von ihrem Zukünftigen träumt und ihr einen würdigen Mann zu verschaffen sucht! Er prüft die ersten Freier und begiebt sich sogar, mit dem derben Aesthetiker Vischer zu reden, auf den „Mannfang". Nur den schon fünfundfünfzigjährigen lustigen Freier will er durchaus nicht zum Schwiegersohn haben, und mit Vergnügen constatirt er, daß der abgewiesene, doch unerschütterliche Schwerenöther trotz Schneider, Friseur und Zahnarzt immer älter wird. „Mit einem hämischen Vergnügen", erzählt er, „beobachtete ich, daß er nach dem Gewitter (das er famos nachahmt) sich nie mehr ganz aufheitert, weil drei Runzeln auf seiner Stirn zurückbleiben, und daß er umgekehrt in der Darstellung des Regens und des Feuerwerks seine Kunst noch vervollkommnet hat, weil ihm noch ein Zahn ausgefallen ist."

Neben solchen humoristischen Meisterstrichen finden wir fein ausgeführte Genrescenen, wie der ergreifende Besuch der vereinsamten Eltern im Zimmer ihrer Tochter, die eben ihrem angetrauten Gatten auf die Hochzeitsreise gefolgt ist, die komische Doctor-Promotion, den rührenden Tod des lieben, originellen Großvaters, den schweren Gang ins Versatzamt, de Liberis energische Werbung um den 40 Jahre jüngeren Backfisch, die Krankheit Agostinos und Papa's glückliches Debut als Großvater, womit das Buch schließt.

Der Großpapa wollte die kleine Enkelin küssen, die ihn mit großen Aufmerksamkeit ansah, und wußte nicht, wie er es machen sollte; er wollte ihr Gesichtchen mit der Hand streicheln und fürchtete, sie zu ersticken; er hätte mit seiner kostbaren Last durch alle Zimmer laufen, hätte lachen, hätte weinen mögen. Bis vor wenigen Stunden hatte er in Gedanken einen prächtigen Jungen gestreichelt, kräftig, mehr als nöthig war für sein Alter, mit einem Bäuchlein wie sein Großpapa; und vor dieser rosigen Neugeborenen fragte er sich, wie er je „einen Anderen" habe wünschen können.

Seine Frau und sein Schwiegersohn sahen ihn an und lachten; und die junge Mutter fragte ihn vergebens noch einmal: „Papa, bist Du zufrieden?"

Nein, nein, er war nicht zufrieden, und er sprach es aus: „Ich möchte sie küssen und kann nicht, des Schnurrbartes wegen; ich möchte sie streicheln und darf nur einen Finger gebrauchen; ich möchte sie nehmen und mit ihr weglaufen und kann nicht, weil ich Angst habe, daß sie sich erkältet. Wie soll ich also zufrieden sein?"

Um den Großvater zu trösten, sagten sie ihm, daß die Neugeborene ihm ganz wie aus dem Gesicht geschnitten sei, die Augen, die Stirn und selbst die Nase. Wie sie mir diese Behauptung wiederholen (denn ich bin der Großvater), fasse ich mir ernsthaft an die Nase, wie um das Maß zu nehmen, und vergleiche sie mit dem kaum erbsengroßen Näschen meiner Enkelin. Ich spiele den Skeptiker, des Anstands halber. Ich thue sogar noch mehr: Ich setze hinzu, daß mein Liebling auch ein bischen der Großmama ähnelt und ein bischen der Mama und ein klein bischen (wirklich nur ein klein bischen dem Vater — doch, daß sie in Wahrheit eine auffallende Aehnlichkeit mit mir hat, daran ist kein Zweifel. Sie sagen es ja Alle.

Lauter liebe, gute, treffliche Menschen, in deren Nähe uns wohl ist. Mag sich Farina in seinem Brief an Siegfried Samosch auch dagegen verwahren, daß er Optimist sei, aus seinem herzgewinnenden Buche empfängt man den Eindruck, daß das Leben ein köstliches Geschenk, die Menschen gut, die Welt schön und der Autor ein glücklicher Mann. Die Kopfhänger mögen sich daran ein Exempel nehmen.

Theophil Zolling.

Paul Heyse's Freundschaftsnovellen.

Von Wilhelm Bolin.

Drei volle Jahrzehnte hat Paul Heyse als Novellendichter gewirkt. Das Ergebniß dieser Thätigkeit umfaßt siebzehn Bände mit 74 Erzählungen. Verhältnißmäßig rasch ward ihm die freudigste Anerkennung seitens der Lesewelt zu Theil; mit jedem neuen Band hat er dies schöne Verhältniß immer mehr befestigt und die Erwartungen, mit denen man jeder neuen Publication entgegen kam, vollauf durch die Gediegenheit des Gebotenen und die stets neue und eigenartige Weise der Darstellung befriedigt. Bei der Fülle seiner Leistungen will das nicht wenig besagen. Daß man bei ihm niemals auf Nachahmung stößt, ist bei seiner durch und durch ursprünglichen Begabung selbstverständlich. Wohl aber darf man nicht ohne Staunen bemerken, daß auch nie eine Spur der Reproduction von Eigenem angetroffen wird, wie derlei bei anderen schaffensreichen Künstlern, namentlich bei Tondichtern, nicht selten vorkommt, ohne daß es ihrer Bedeutung irgend Eintrag thäte. Vom ersten Bande an hat er mit jeder neuen Novelle stets wahrhaft Neues gebracht, und dabei war sein Schaffen immer künstlerisch vollendet, frei von dilettantischem Ungenügen, von anfängerschaftlicher Unbeholfenheit. Die erste, 1855 erschienene Novellensammlung muthet heute noch so frisch und lebendig an, wie die Erzeugnisse der späteren Jahre. Seine Entwickelung hat, soweit dies an den Novellen zu ermessen ist, nicht in einem Werden seines Talents, sondern in einem Erweitern und Vertiefen der Probleme bestanden, die er zur Behandlung aufgenommen.

In solcher Hinsicht sind namentlich die beiden jüngst veröffentlichten Novellenbände besonders beachtenswerth, die den gemeinsamen Titel Buch der Freundschaft*) tragen und diesbezügliche Verhältnisse in sechs verschiedenen Erzählungen zum Gegenstande haben. Hiermit hat der Dichter seine bisherige Domäne, welche auch die altherkömmliche der Novelle überhaupt ist, die Liebe nämlich, keineswegs verlassen. Nicht etwa, daß wir der Auffassung von Liebe und Freundschaft beipflichten, wonach beide, wie es eine der Persönlichkeiten in der neuen Folge dieser Novellen behauptet, einerlei Gefühl wären, nur daß bei dem einen eine leibliche Hingebung statthat, welche beim andern entfällt: — in diesem Nur und dessen gewichtigen Folgen überwiegt ihre Verschiedenheit weitaus Alles, was etwa als gemeinsam zwischen ihnen gelten kann. Auch in den vorliegenden Novellen hat Liebe einen wesentlichen Antheil; sie wird mit der Freundschaft in mannigfache Beziehung gebracht, und zwar in einer Weise, wonach Liebe als das Elementare und bei allen Conflicten mit der Freundschaft als die providentiell gewaltigere Kraft sich erweist, ohne daß dafür die Freundschaft in ihrer tiefen und für Zahllose vielleicht ganz unverständlichen Bedeutung irgend geschmälert würde.

Gleich die an der Spitze der ersten Sammlung befindliche Novelle „David und Jonathan" zeigt, daß Freundschaft nicht Jedermanns Sache ist, auch wo es sich um das Verhältniß von Lebensretter und Gerettetem handelt. An einen Unwürdigen verschwendet, führt sie zu den bittersten Enttäuschungen, gegen die dem Betreffenden nur durch die Liebe Heilung und Trost wird. Freilich ist es auch Liebe, oder wenigstens was gemeinhin dafür gilt, wodurch die Betrübnisse in den hier fraglichen Beziehungen herbeigeführt werden, und die Verschiedenheit der beiden Gefühlserscheinungen kann wahrlich nicht überzeugender veranschaulicht werden, als es in dieser ebenso fesselnden wie ergreifenden Erzählung geschieht. Einen ganz anderen Ton schlägt der Dichter in der folgenden Novelle an, die er — muthmaßlich mit einem scherzhaften Anklang an Goethe's Gedicht — „Grenzen der Menschheit" benannt hat. Das hier geschilderte Verhältniß betrifft die Freundschaft eines Riesen zu einem Zwerg, von denen Letzterer als Graveur lebt, Ersterer sein Einkommen aus einem Vermögen bezieht, das ihm durch Schaustellen seiner Person auf Messen und

*) Sechszehnte Sammlung der Novellen. — Neue Folge, siebzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, W. Herz, 1883—1884.

bei ähnlichen Erwerbsgelegenheiten zugeflossen. Mit einem wunderbaren Schwung der Phantasie gearbeitet, läßt sich diese Erzählung fast wie ein Märchen an, das jedoch innerhalb der unverrückbaren Gesetzmäßigkeit der wirklichen Welt gehalten ist. Im Hinblick auf diese mögen sich wohl, namentlich was die unmittelbar vorgeführte Daseinsweise des Riesen betrifft, vielleicht manche Einwände aufdrängen, da es etwas schwer hält, zu begreifen, wie dieser ungeschlachte Gesell es fertig bringen kann, in einer so völligen Abgeschiedenheit zu leben, daß nur einige wenige Eingeweihte um sein Vorhandensein wissen, und ebenso, womit er seine Zeit ausfüllt, seit er sich von der Außenwelt zurückgezogen. Gar Mancher dürfte, bei dem das Ganze sonst durchwehenden Humor, einen heitern Ausgang erwartet haben, zumal die in dies Freundschaftsverhältniß hineinragende Liebesepisode recht harmlos und nahezu possirlich ist, und die vernichtende Katastrophe, an welcher der kleine Graveu zu Grunde geht, nicht nothwendig mit seiner zarten Neigung zusammenhängt. Aber alle derlei Bedenken bleiben fern, solange man unter dem Banne der wunderbaren Erzählung sich befindet, mit deren erschütterndem Ausgang man während des obwaltenden Eindrucks selbst auch einverstanden ist. Einer sienesischen Chronik nacherzählt, heißt es, ist die letzte Novelle des nämlichen Bandes, auch diese den Conflict von Freundschaft und Liebe behandelnd, der für die Betheiligten einen schweren tragischen Verlauf nimmt. Diese Geschichte einer unheimlichen Liebesverstrickung, welche zum Verrath an einer von Kindheit an bestehenden Freundschaft zwischen zwei angesehenen Bürgern von Siena führt, gehört der reichen Auswahl historischer Genrebilder an, wie sie der Dichter so oft in vollendeter Meisterschaft uns geschenkt hat.

Ebenfalls ein Genrebild in historischem Gewande ist die Erzählung „Siechentrost", welche die neue Folge der Freundschaftsnovellen eröffnet. Unter den hierher gehörenden unbedingt die bedeutendste, nimmt sie auch unter den Novellen des Dichters überhaupt einen hervorragenden Platz ein. Die Freundschaft in ihrer ganzen Eigenart, von der Liebe und deren Gefühlsweise verschieden und im vorliegenden Falle von derselben nur mittelbar berührt, findet hier eine dichterische Verherrlichung, welche wir als ein Gegenstück zu derjenigen der Liebe in der unvergänglichen Liebestragödie des bekannten Paares von Verona bezeichnen möchten. Wahrhafter, schöner und idealischer ist wohl das Wesen der Freundschaft niemals zum Ausdruck gekommen als in dieser rührenden Geschichte zweier Gemüther, die beide, jedes auf seine Art, an der Liebe Schiffbruch gelitten und in einer uneigennützigen Hingebung für einander ein stilles entsagungsvolles Glück fern von dem Weltgetriebe finden, bis dieses mit seinen Vorurtheilen und Anforderungen gewaltsam eingreift, das Band zerreißt, aber die Treue nicht hindern kann, sich in ihrer ganzen tiefmenschlichen Eigenkraft zu bewähren. Wer jemals die Segnungen echter Freundschaft erfahren, wird dem Dichter mit besonderem Wohlgefallen all' die feinen und sinnvollen Züge nachfühlen, womit er die wunderbare Schöpfung belebt hat, und auch mancher Andere dürfte es begreiflich finden, warum ein wahrhaftes Bündniß dieser Art wie alles Vollendete so mühsam wie selten ist. Denn was im Alltäglichen für Freundschaft gilt und vielfältige Befriedigung gewährt, ist nur ein schwaches Abbild dessen, was besonders beanlagten Gemüthern unter einer ebenso besonderen Gunst der Umstände voll und ganz bescheert wird. Welche Selbstentäußerung, welche sittliche Fertigkeit und Lauterkeit der Gesinnung allein wahre Freundschaft ermöglichen, das hat der Dichter hier mit jener Unfehlbarkeit getroffen, wie sie seiner genialen Seelenkundigkeit in so reichem Maße zu Gebote steht. Von dieser geleitet, hat er mit Recht als äußeres Bindemittel des hier vorgeführten Verhältnisses die Kunst gewählt, denn die Gemeinschaft eines idealen Strebens ist ein wesentliches Lebenselement echter Freundschaft. Das Fehlen eines solchen stempelt das in der Novelle „Die schwarze Jakobe" behandelte Freundschaftsbündniß, dem noch dazu manche andere Bedingnisse einer wesensgemäßen Entfaltung abgehen, als eine pathologische Form der fraglichen Gefühlserscheinung. Die Betheiligten sind zwei Frauen, von denen die eine der Liebe in vulgärster Weise fröhnt, die andere zum Verzicht auf echte Liebe verurtheilt ist. Pathologisch wird das Freundschaftsproblem auch in der folgenden Novelle behandelt, wo der Conflict von Liebe und Freundschaft in voller Unmittelbarkeit vorgeführt wird. Zwei bedeutend veranlagte Persönlichkeiten verschiedenen Geschlechts wollen als „gute Kameraden" verkehren, finden jedoch an der zwischen ihnen aufkommenden Liebe ein Hinderniß, dem sie weichen müssen, weil der eine Theil sein Leben an ein anderes gebunden, dem er durch Pflicht und Neigung angehört.

Sämmtliche der dem Freundschaftsproblem gewidmeten Novellen haben einen düstern, betrübenden Ausgang, und wohl um diesen Eindruck zu mildern, hat der Dichter dem zweiten Bande eine dramatische Bluette beigefügt, wo freundschaftliche Beziehungen eben so heiter wie anmuthig zur Darstellung gelangen. Der allerliebste Einacter „Im Bunde der Dritte", dessen Bühnenfähigkeit schon vielfach erprobt ist und allen Theatern bestens empfohlen sei, die ihn bisher noch nicht ihrem Repertoire einverleibt, schildert in einem geschickt und lebendig gehaltenen Charakterbilde, wie Liebe und Freundschaft gut mit einander auszukommen suchen. Indem Erstere ihre althergebrachten natürlichen Rechte in voller Kraft geltend macht, bleibt es der Freundschaft überlassen, die betreffenden Parteien in einer Einheit anderer Ordnung zu erhalten, wodurch wiederum gezeigt wird, daß Liebe und Freundschaft keineswegs einerlei Gefühlsweisen sind, da ihnen verschiedene Bestimmungen zufallen.

Feuilleton.

Ein japanisches Märchen.

Auf einem Messergriff, die noch aus der Zeit stammte, da in Japan nur für den eigenen Bedarf gearbeitet wurde, sah ich vor längerer Zeit eine gravirte Darstelluug, die mich auf den ersten Blick durch eine auffallend scharfe Charakteristik frappirte. Ein alter Mann mit dem Ausdruck kindlicher Gutmüthigkeit in den hagern Zügen empfing aus den Händen reichgekleideter Menschen mit Sperlingsköpfen einen verschlossenen Korb. Die Demuth und Dankbarkeit des Alten trat zu der vornehmen Haltung des Märchenvolkes in lebendigen Contrast. Da ich wußte, daß alle Darstellungen auf japanischen Geräthen, von volkreichen Aufzügen bis zu dem kleinsten andeutenden Ornament, Geschichte, Märchen oder Sitte als Hintergrund haben, so ließ ich mir die Erklärung geben von einem Freunde, der seit Jahren mit Hingebung die Kunst des Inselreichs studirt und demnächst in einer umfassenden Arbeit die Resultate seiner Untersuchungen veröffentlichen wird. Es war ein kurzes Märchen. Weil es mir gefiel, habe ich es oft erzählt, namentlich Kindern. Dabei gewann es allmählich eine andere Gestalt. Die Handlung wuchs sich aus, der Ausdruck fixirte sich, ohne daß ich mit Absicht änderte. Was ich jetzt niederschreiben will, hat mit dem japanischen Original nicht einmal mehr die Umrisse gemein. — Dies, um keine unrichtige Vorstellung zu erwecken.

* * *

Vor vielen Jahren lebte ein alter Mann, der war sehr arm. Er besaß nicht einmal eine Hütte, sondern wohnte mit seiner Frau oben am Berge in einer Höhle. Oft ging es ihnen so schlecht, daß die Frau am Morgen mit einer Nußschale die Buchweizenkörner abmessen mußte, die sie zu Mittag essen durften. Dabei waren sie aber noch mitleidig, und wenn im Winter Schnee gefallen war, dann fanden sich vor der Höhle die kleinen Vögel ein, denn sie wußten, daß der gute Alte mit ihnen theilte.

Einmal war der Mann an einem kalten Wintertage zum Holzfällen in den Wald gegangen. Da fand er auf dem harten Weg einen halberfrorenen Sperling. Er hauchte ihn warm und trug ihn in seinem Busen mit nach Haus. Als die Frau ihn sah, schalt sie, daß nun jeden Tag noch ein Esser

mehr sein sollte. Der Alte aber sagte: Es soll unser Kind sein. Da wurde sie still und war es zufrieden, denn sie hatten keine Kinder.

Der hungrige Vogel war vom ersten Augenblick zahm und zutraulich gegen die Alten. Er nahm sein Futter aus ihrer Hand und trank aus ihrem Becher. Als sie sich am Abend vor das Feuer setzten, flog er dem Alten von selber auf die Schulter, blies die Federn auf und nestelte sich behaglich in sich zusammen. Darüber waren die Alten ganz glücklich und gaben ihm den schönsten Namen, den sie sich ausdenken konnten.

Den Winter hindurch war der Sperling ihre Sorge und ihre Freude. Wenn die Sonne schien, flog er hinaus zu den anderen Vögeln; war das Wetter schlecht, blieb er in der Höhle. Er hörte, wenn er gerufen wurde, und begleitete den guten Alten, wohin er ging. Als aber der Frühling kam und die Berge hell wurden, war er eines Tages verschwunden. Aengstlich riefen ihn die Alten in der Höhle und auf ihrem kleinen Felde, doch er kam nicht. Der Mann ging auf den Hof des reichen Nachbarn, aber der stand mit einer Klapper vor seinem Haus und hatte alle kleinen Vögel verscheucht. Da lief der Alte eilend hinab zu der Quelle, wo sein Sperling mit anderen kleinen Vögeln zu spielen pflegte; doch als er unten ankam, fielen die Abendschatten ins Thal, und kein Vogel ließ sich mehr sehen. Traurig stieg der Alte wieder hinauf. Vor der Höhle stand seine Frau mit der Hand über den Augen und schaute nach ihm aus. Als sie hörte, daß er vergebens gesucht hatte, wurde sie zornig und schalt auf das undankbare Thier. Der gute Alte verwies es ihr und sagte: Frau, Du thust Unrecht. Kannst Du es ihm verdenken, daß er lieber in die Welt hinausfliegt, durch die helle Luft über Berg und Meer bis in des Kaisers Garten, statt hier bei uns langweiligen alten Leuten in der Höhle zu hocken? — Er ist noch so jung und unverständig. Und wer weiß, vielleicht kommt er wieder, wenn es kalt wird. — Doch davon wollte sie nichts hören. Im Herzen aber grämte sich der Alte viel mehr als sie, denn er fürchtete, es könnte seinem Liebling ein Unglück zugestoßen sein.

* * *

Nicht lange darauf war er zum Reisigleſen in den Wald gegangen. In seinem Kummer hatte er des Weges nicht geachtet und war in eine Wildniß gerathen, die er früher nie besucht hatte. Als er sich nach der Richtung umsah, glaubte er auf einmal seines Sperlings Stimme zu hören. Er warf sein Reisigbündel fort und eilte dem Klange nach, so schnell ihn seine Füße trugen. Da stand er plötzlich vor einem Abhang und sah mit Staunen vor sich ein weites Thal mit vielen schönen Häusern und Gärten, das er nie gekannt hatte. Es führte ein Weg den Abhang herauf und auf diesem bewegte sich in goldenen und seidenen Gewändern ein Zug vornehmer Menschen mit Sperlingsköpfen. Der vorderste aber, der schönste und vornehmste von allen, war der Gast, den er einen ganzen Winter gepflegt hatte. In seiner Freude wollte ihm der Alte entgegeneilen, aber da kam ihm der Gedanke, es könnte den vornehmen Jüngling geniren, daß ihn so ein armer alter Mann kannte, und er trat vom Weg zurück in den Busch und verneigte sich tief. Aber der Jüngling in den goldenen Gewändern eilte auf ihn zu, umarmte ihn wie ein Sohn und zeigte ihn den andern. Sie kannten ihn alle, begrüßten ihn freundlich und nahmen ihn mit ins Thal.

Dort führten sie ihn in ihre Wohnungen und Paläſte, die waren so herrlich, wie der Alte nie etwas gesehen hatte. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken und richteten ein großes Fest an. Der gute Alte schämte sich, daß ihm so viel Ehre geschah; aber bald war er fröhlich mit den Anderen.

Am Abend fiel ihm ein, daß er nach Hause müßte zu seiner Frau. Er dankte seinen Wirthen und nahm Abschied. Sie wollten ihm viele schöne Dinge schenken, aber er lehnte es ab; sie hätten ihm schon zuviel gegeben. Da brachte ihm noch sein Schützling einen einfachen verschlossenen Korb, den nahm er an für seine Frau. Sie führten ihn einen Richtweg, und ehe er sichs versah, war er in wohlbekannter Gegend.

Als er seiner Frau erzählt hatte, wie es ihm ergangen, machte sie neugierig den Korb auf, aber sie fand ihn ganz leer. Da stieß sie ihn bei Seite und sagte: Was sollen wir mit dem alten Bauernkorb! Wenn sie so reich sind, hätten sie Dir auch was Besseres geben können. Der gute Alte hob den Korb auf und sagte, als auch er nichts darin fand: Ich wollte, sie hätten mir ein Stück von dem schönen Kuchen für Dich hineingelegt! Kaum hatte er die Worte gesprochen, so verbreitete sich ein lieblicher Duft in der Höhle, und in dem Korbe lag von demselben prächtigen Gebäck, das ihm die Sperlingsleute vorgesetzt hatten. Und das Wunder hielt an: was er sich wünschen mochte, brauchte er nur zu nennen, dann fand er es in dem Korbe liegen.

* * *

Als der reiche Nachbar von dem Glück hörte, ging er zu dem Alten, ließ sich die ganze Geschichte erzählen und fragte genau nach dem Wege. Dann eilte er nach Haus, zog sich wie ein armer Holzfäller an und wanderte in den Wald. Richtig fand er auch das Thal jenseits der Berge, aber Niemand kam ihm entgegen. Er stieg hinab, trat in die Häuser und erzählte den Leuten, was für ein guter Mensch er sei. Sie gaben ihm auch zu essen und zu trinken, als er sie darum bat, und am Abend, wie er fort wollte und von einem Geschenke für seine Frau zu reden anfing, brachten sie zwei verschlossene Körbe getragen, einen großen und einen kleinen. Mit gieriger Freude griff er nach dem größern und schleppte die schwere Last mühselig nach Haus. Aber als er ihn abgesetzt und sich ihn von unten bis oben voll Geld gewünscht hatte, da flog der Deckel ab, und es kroch ein furchtbares Gespenst heraus, das konnte kein Priester und kein Zauberer aus seinem Hause bannen.

Ein anderer Nachbar dachte, er wollte es klüger anfangen, ging zu dem guten Alten und sagte: Leihe mir doch deinen Wunderkorb auf ein Stündchen, daß ich mir auch etwas wünsche. Du hast ihn ja schon lange genug, und ich bringe ihn noch heute zurück. Freudlich gewährte ihm der Alte die Bitte. Als der Nachbar den Korb nach Hause trug, dachte er, was er sich nun Alles wünschen wollte, um die Zeit auszunutzen. Er wollte ihn so spät wie möglich zurückbringen, wenn er auch den Heimweg bei Nacht antreten müßte. Oder er wollte ihn lieber noch die Nacht zu Hause behalten und ihn am nächsten Morgen früh zurücktragen, dann könnte er die ganze Nacht aufbleiben und sich wünschen, daß er für sein Leben genug hätte. Noch besser wäre, er behielte ihn gleich den nächsten Tag über; eine Entschuldigung sei ja schnell gefunden. Uebrigens wäre es wohl auch früh genug, wenn er den Korb in der nächsten Woche oder im nächsten Monat zurückschickte; der Alte könnte ihn immer noch behalten, so lange er lebte. Aber was geschah? Als er in seinem Hause den Korb niedergesetzt und den ersten Wunsch ausgesprochen hatte, zischte es unter dem Deckel wie tausend Schlangen. Da wagte er nicht, ihn zu berühren, lief hinaus und schickte einen Knecht hinein, der mußte ihn dem Alten zurücktragen.

* * *

Nun lebte der gute Alte mit seinem Weibe noch lange Jahre in Glück und Frieden und wurde ein Segen für sein ganzes Land. Aus weiter Ferne kamen die Unglücklichen zu ihm und baten um Hilfe. Den Armen konnte er Brot, den Kranken heilkräftige Arznei geben, sein Korb gewährte ihm Alles. Als er aber sein Ende nahe fühlte, da fürchtete er, wenn er einmal nicht mehr sein würde, könnte der Schatz noch Unheil anrichten unter den Menschen, denn er kannte sie jetzt. Und so trug er den Korb eines Tages mit eigenen Händen wieder hinaus zu dem Sperlingsvolke in den Wald. Da ist er noch jetzt, Du kannst ihn holen, wenn Du willst.

A. L.

Aus der Hauptstadt.

Der Neubau der technischen Hochschule.

Noch ist kein Jahrzehnt vergangen, seit im Jahre 1876 Wehrenpfennig im Landtage den Antrag stellte, die getrennt nebeneinander stehenden Lehranstalten der Gewerbeakademie, für deren Unterbringung ein großer Neubau projectirt war, mit der Bauakademie zu einer technischen Hochschule zu verschmelzen, die gleichberechtigt neben der Universität stehen sollte, und heute schon haben wir die Einweihung ihres stolzen Palastes erlebt, des mächtigsten der Monumentalbauten im neuen Berlin. Daß in der kurzen Frist von sechs Jahren, die seit der Grundsteinlegung verflossen, ein solches Riesenwerk ohne Stocken zu Ende geführt werden konnte, trotzdem der Tod den ersten Leiter des Baues, Lucae, und seinen Nachfolger Hitzig mitten im Schaffen dahinriß, trotzdem fünf Minister nacheinander die oberste Disposition ausübten, ist ein glänzendes Zeugniß für die Leistungsfähigkeit unserer Verwaltung, die in ihrer sicheren Continuität Rückhalt und Kraft findet.

Die feierliche Einweihung, welche am vergangenen Sonntag im Beisein des Kaisers, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm im großen glasgedeckten Lichthof des Gebäudes vollzogen wurde, markirt in mehr als einer Beziehung einen Abschnitt in der Entwickelung unserer Zustände. Welch ein kräftiges Mittel, die Bewohner Berlins, die sich noch immer nicht recht darin finden können, daß sie in einer Großstadt wohnen, auf die Bewältigung großer Entfernungen einzuüben, wird nicht allein die Lage des für mehr als zweitausend Studirende eingerichteten Riesenbaues bilden! So sehr man sich sträubte, sah man sich genöthigt, den Bauplatz nicht allein in weiter Entfernung vom Centrum, sondern sogar außerhalb des Weichbildes der Stadt auf Charlottenburger Boden zu suchen. Zwar bietet die nächste Nähe absolut keine Möglichkeit, für die Studirenden Quartier zu schaffen; dafür zieht sich die Stadtbahn in geringer Entfernung vorüber und wird ein bequemes Verbindungsmittel nach allen Richtungen bieten. Mag der Bevölkerung die wachsende Großräumigkeit noch so sauer ankommen, sie wird sich an die Decentralisation gewöhnen müssen, und im Interesse der Entwickelung der Verkehrsmittel wäre es durchaus wünschenswerth, daß der kühne Schritt, ein wichtiges Institut zum Centrum einer schwach bevölkerten Gegend zu machen, die aber in kurzer Frist der schönste und gesundeste Stadttheil werden wird, nicht ohne Nachfolge bleibt. Daß die großen Bildungsanstalten räumlich so weit getrennt sind, ist gewiß zu bedauern, aber wie will man es möglich machen, auf die Dauer die Annehmlichkeiten einer Kleinstadt zu bewahren?

In weit umfassenderem Sinne wird die nunmehr definitive Vereinigung aller technischen Lehrkörper in einem Institut für unsern Staat Epoche machen. Im Princip ist sie ja längst anerkannt und durchgeführt, aber für das Bewußtsein des Volkes wird sie vom Tage der Eröffnung des Neubaus datiren und als Technische Hochschule ein gleichberechtigter Factor neben der Universität stehen.

Das ist nichts Geringes. Es ist in unserer Monarchie das erste Mal, daß die junge moderne Bildung eine monumentale Huldigung in großem Stil empfängt. Sie wird, so glänzende Erfolge sie den Leistungen der Wortweisheit alten Stils gegenüberstellen kann, immer noch nicht für voll gehalten. Nicht für den Philologen allein ist der Techniker ein Gebildeter zweiter Classe, selbst wenn an Umfang und Tiefe ihm jener nicht das Wasser reicht; denn was Jahrtausende gegolten hat, wird so schnell nicht entthront, zumal nicht von einer jungen Bildung, die bei ihrem ungeheuerlichen Umfang sich ihrer selbst noch nicht bewußt geworden ist. Aber so klaffend der vorläufige Zwiespalt in unserer Cultur dastehen mag, er wird sich schließen. Daß dies nicht auf dem Boden des Alten geschehen kann, der viel zu eng ist, um das ungeheure Gebäude tragen zu können, darüber ist man sich nicht lange im Unklaren. Und ebenso selbstverständlich vermag die naturwissenschaftliche Bildung unserer Tage noch nicht die Grundlagen einer humanen Erziehung zu bieten. Aber in hundert Jahren wird der Standpunkt ein anderer sein! Dann werden unsere Enkel, wenn nicht große Katastrophen die Entwickelung hemmen, die festen Fundamente einer selbstständigen neuen Bildung legen können, in der das Alte nur als ein Element mitwirkt, nicht als etwas, das für sich allein bestehen, für sich allein genügen kann. Wenn wir auf dieses Ziel blicken, dann muß uns die neue technische Hochschule als eine wichtige Etappe auf der Bahn erscheinen.

Noch ein anderes Moment wird uns bei diesem Anlaß ins Gedächtniß gerufen: die überlegene Ausbildung, die Deutschland seiner aufstrebenden Generation in allen technischen Wissenschaften zu bieten vermag. Haben nicht erst jüngst sich in England mahnende Stimmen erhoben, die gegenüber der englischen Empirik auf die Dinge in Deutschland hinwiesen? Und wir stehen noch erst in den Anfängen, haben die Organisationen noch nicht ausgebaut, kämpfen zugleich mit der Ueberproduction an wissenschaftlich geschulten Arbeitskräften — die übrigens dem ganzen Erdball zu gute kommt — und der Einseitigkeit rein wissenschaftlicher Erziehung, die in ihrer etwas philologischen Abkehr von der Praxis Gefahr läuft, in formalistischer Examenmacherei zu ersticken! —

Es war ein wundervoller Herbstmorgen, richtiges Kaiserwetter, als wir durch den Thiergarten hinaus fuhren zur Einweihungsfeier. Ungeheure Menschenmengen waren unterwegs, um dem Kaiser bei der Auffahrt ihre Huldigung zu bringen. In dichten Schaaren, eine lebendige Mauer, standen sie vor dem langgestreckten Gebäude, das mit seinen zweihundertdreißig Meter Fassadenentwickelung reichlich die Hälfte des Schlosses von Versailles erreicht. Zwischen den beiden weitvorspringenden Seitenflügeln erhebt sich der massige Mittelbau, zu welchem durch eine prächtige monumentale Gartenanlage, eine der wenigen ihrer Art im modernen Berlin, die Rampe hinanführt. Ein hohes Vestibül empfängt den Eintretenden. Ueber eine Freitreppe, auf deren Wangen majestätische Sphinxe gelagert sind, leicht zu deutende Symbole der Naturgewalten, mit denen in diesen Hallen gerungen wird, gelangt man in einen Corridor, der sich nach dem glasgedeckten Lichthof öffnet, dem mittleren der fünf, die das Gebäude zählt. Hier sollte der Festact vor sich gehen. Ein Podium war für den Thron des Kaisers hergerichtet; aus den grünen Gebüschen exotischer Pflanzen, welche die Ecken belebten, leuchteten weiße Statuen; Farren und Palmen senkten über dem Sitz des Kaisers ihre zierlichen Wedel von den Brüstungen der Säulengänge, die in den beiden Stockwerken den Hof umgeben. Wie wird doch die Architektur erst lebendig, wenn ihre strengen Linien nur als Rahmen die bunte wogende Menschenmasse umschließen, wenn Teppiche und Fahnen ihre Starrheit brechen! Und als dann die drei Generationen unseres Fürstenhauses unter die ehrfürchtige Menge traten, als der Kaiser, auf den Aller Augen gerichtet waren, sinnend auf dem Thron saß, über den die Gestalt der Nike den Siegerkranz hält, da trat uns Allen der ganze große Gehalt der Zeit, die wir mitleben durften, in lebendiger Gegenwart vor die Seele, und als der Rector das Hoch auf den Kaiser ausbrachte, löste sich die verhaltene Begeisterung in lautem Jubelruf.

Anknüpfend an das Erzbild Friedrich Wilhelm III., unter dessen Regierung die Anfänge des technischen Unterrichts in Preußen fallen, entrollte der Minister in kräftiger Rede ein Bild der Entwickelung des technischen Unterrichts in Preußen, wie er als Gewerbeschule (später die Gewerbeakademie) unter Beuth 1821 und bald darauf als Bauschule, später Bauakademie, unter Beuth und Schinkel begann, um 1876 zu der technischen Hochschule concentrirt seine definitive Gestalt zu empfangen. — Nach Schluß des Festactes trat der Kaiser eine Wanderung durch die hauptsächlichen Räume an.

Die Aula ist neben dem Lichthof der einzige Innenraum, auf dessen decorative Ausbildung Nachdruck gelegt ist. Doppelsäulen von rothem Marmor gliedern die Wände und nehmen die Last der Decke auf. In den Kappen haben Spangenberg, Körner und Jacob die wichtigsten Bauwerke aller Zeiten mit ihrer landschaftlichen Umgebung geschildert. Eine Statue des Kaisers von Hundrieser und Marmortafeln mit den Namen der im letzten Kriege gefallenen Studenten schmücken die Hauptwand. Man kann nicht sagen, daß bei allem Aufwand der Mittel ein harmonisches Ganzes erreicht sei. Dazu stehen gar zu unvermittelt

die modernen flauen Töne neben den vollgiltigen des rothen Marmors Doch das will bei der glücklichen Gliederung des Saales nicht viel sagen. An den Querseiten des Saales soll Peter Jansen in Düsseldorf zwei große Wandgemälde entwerfen. Vielleicht wird schon bei dieser Gelegenheit die übrige Decoration des Saales eine Retouche erfahren.

Den Lichthof hat von Beckerath mit einer Reihe ungewöhnlich frisch erfundener und gut gezeichneter Frauengestalten in Sgraffitomanier geschmückt. Die interessante Sgraffitodecoration der übrigen Höfe stammt von Otto Lessing, dem vielseitigsten der Berliner Künstler, der sich an Experiment und Arbeit in allen Techniken der Malerei und Plastik nicht genug thun kann. Die Lehrräume und Ateliers sind ohne künstlerischen Schmuck geblieben. Dagegen ist die Sammlung von Gipsabgüssen nach Architekturen und plastischen Ornamenten weithin über die Corridore vertheilt. Vorläufig braucht allerdings auf das externe Besucherpublikum in der entlegenen Gegend nicht viel Rücksicht genommen zu werden. Später wird man sich wohl, wie Julius Lessing ausgeführt hat, zur Constituirung einer eigenen Museumsabtheilung entschließen müssen, die dann neben dem Beuth-Schinkelmuseum, der Sammlung architektonischer Modelle, der naturhistorischen und technologischen Abtheilung die Gipsabgüsse umfassen würde.

Sehr reich ist der Schmuck der Fassade ausgefallen. Kein anderes modernes Berliner Bauwerk kann sich einer ähnlichen Ausbildung rühmen. In den Nischen der Risalite des Mittelbaues stehen die Colossalstatuen Schlüter's (von Hundrieser) und Lionardo's (von Eberlein). Zwischen den Säulen Karl Begas' Colossalbüsten von Schinkel, Gauß, Eitelwein, Redtenbacher, Liebig. In der Attika erheben sich vor den Pilastern zwölf überlebensgroße Statuen der verschiedenen Techniker im Arbeitskleid, von Eberlein, Schüler, Reusch, Harzer und Herter. Den Reliefschmuck hat Otto Lessing übernommen, dir allegorischen Gruppen auf dem Dache stammen von Franz Luerssen, Moser, B. Begas, Dorn und M. Schulz. Sie waren um so nothwendiger, als die lange Linie von keiner Dacherhebung unterbrochen wird. Uebrigens kommt die ganze Länge des Baues an keiner Stelle übersichtlich zur Erscheinung, da kein freier Platz den nöthigen Abstand gewährt. Aehnlich dem Gewerbemuseum ist der Bau als an der Straße liegend gedacht.

Ein seltenes Mißgeschick raffte Lucae dahin, ehe er durch eine letzte Ueberarbeitung seiner Pläne zu einem Definitivum gekommen. Hitzig, der unmittelbar nach Lucaes Tode berufen wurde, behielt den Grundriß bei, gab ihm aber durch Vergrößerung der Achsen und Umbildung des Mittelbaus und der Seitenflügel monumentalere Gestalt. Als auch Hitzig vor der Vollendung seines Werkes starb, wurde 1881 Raschdorff mit dem letzten Ausbau beauftragt. Von ihm stammt hauptsächlich die Innendecoration. Daß der äußere Mechanismus bei all diesen Fährlichkeiten ruhig weiter functionirte, ist ein Verdienst der umsichtigen Baucommission und des Baurath Stüve, der die technische Bauleitung führte. Daß bei der Gelegenheit viele neue Methoden in Anwendung kamen, darf an dieser Stelle nur angedeutet werden. Stüve hat darüber im Centralblatt selbst Bericht abgelegt. Von Interesse ist namentlich die Art der Lieferungs-Abschlüsse, die selbst bei dem colossalen Verbrauch an Material für die ganz in gediegenen Stoffen verblendeten Fassaden keine Stockung eintreten ließen. Schließlich noch die Baukosten: das Hauptgebäude nebst dem chemischen Laboratorium, dem Maschinenhaus und der Versuchsstation kommen zusammen auf rund neun Millionen. A. L.

Notizen.

Erinnerungsblätter von Ferdinand Hiller. Köln, Du Mont-Schauberg. Die Erinnerungen eines Mannes, der nun schon über ein halbes Jahrhundert den Herrscherstab im Reiche der Töne schwingt, der gleich bedeutend als Musikdirector und Componist wie als Feuilletonist und Essayist mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der verflossenen sechs Jahrzehnte freundschaftlich, ja intim verkehrte, der auf seinen Künstlerfahrten ganz Europa durchstreifte und, mit der schärfsten Beobachtungsgabe ausgerüstet, die Zustände — nicht etwa nur die musikalischen — aus eigener Anschauung kennen lernen konnte — die Erinnerungen eines solchen Mannes müßten schon interessant sein, auch wenn sie nicht in so gefälliger und anmuthiger Form zu unserer Kenntniß gelangten, wie es bei den „Erinnerungsblättern von Ferdinand Hiller" der Fall ist. Welch eine Fülle von bedeutenden Menschen führt uns Hiller in diesem Buche vor die Augen, wie viele neue, oft ergötzliche Züge läßt er uns an denselben entdecken! Begegnungen mit der Schauspielerin Rachel, mit dem braven, damals gerade „besoffenen" Holtei, mit dem genialen, aber excentrischen Kalkbrenner, mit Moscheles, Brünning, mit dem Maler Oppenheim und noch manchen anderen Vielgenannten werden uns in leichter feuilletonistischer, oft humoristischer Manier geschildert, Erinnerungen an Spohr, an den französischen Schriftsteller Maxime du Camp, an Karl Maria von Weber, interessante Reisebilder aus Spanien und Rußland, Berichte über bedeutende Premièren und Anderes mehr wechseln mit diesen Schilderungen ab. Zum Schlusse folgen noch zwei gewichtige Aufsätze: „Besuche im Jenseits" und „Wie componirt man? Briefe an eine Freundin", welche die Bedeutung Hiller's als Essayist ins vollste Licht rücken. In dem ersteren führt er uns ins Jenseits, wo die genialen Genossen seiner Jugend, Heine, Mendelssohn, Börne, Cornelius und wie sie alle heißen mögen, mit denen er einst gewirkt und gelebt hat, nun schon lange weilen. Er führt sie Alle noch einmal seinem Gedächtnisse vor und ergeht sich mit ihnen in leichten, aber bedeutungsvollen Paudereien. Eine ungeheure Zahl von Verstorbenen! Armer Hiller! wie mag diese Last der Erinnerung drücken, wenn er bedenkt: nun Alle, Alle schon dahin gegangen! Wer glaubt es ihm nicht, daß seine Phantasie gern zu ihnen, in das Reich der Schatten eilt? Den zweiten Aufsatz empfehlen wir besonders allen Musikfreunden wegen der Fülle von Gedanken, die er bringt, und der edlen Form, in welcher dieselben entwickelt werden. O. B.

Fähnrich Stål's Erzählungen von Johan Ludvig Runeberg. In's Deutsche übertragen von Charlotte von Liebeherr. (Rostock, Karl Meyer.) Es ist zu bedauern, daß sich die Kenntniß der schwedischen Sprache noch so wenig bei uns eingebürgert hat, daß wohl die meisten unserer Leser obiges Buch nur in der Uebersetzung, die — wollen wir sie auch nicht gerade tadeln — doch den Eindruck der Dichtung immerhin herabstimmen muß, werden lesen können. Diese prachtvollen, klangvollen schwedischen Lieder, welche die heldenmüthige, aber erfolglose Vertheidigung Finnlands im Jahre 1808 durch das Häuflein übelberathener schwedischer Krieger der russischen Uebermacht gegenüber schildern, müßten wir eigentlich in der Ursprache vorlesen oder besser vortragen hören, etwa durch einen Rhapsoden, der schon in seiner Erscheinung und Stimme das Männliche und Kraftvolle, das kriegerische Getöse, welches aus ihnen herausklingt, repräsentiren würde. Die Uebersetzerin hat dasselbe nicht durchweg wiedergeben können, so formell gewandt auch ihre Uebertragung genannt werden muß.

O. B.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Arno Holz. (Berlin, Parrisius.) Dieses Werk, dessen Ertrag dem Fonds eines in Lübeck zu errichtenden Geibel-Denkmals zufließen soll, wollen wir nicht nur den Freunden des dahingeschiedenen Dichters auf's wärmste empfehlen, sondern auch Denen dringend an's Herz legen, die von der Bedeutung Geibel's als Dichter, sei es aus Unkenntniß seiner Hauptschöpfungen, sei es von einem ungerechtfertigten Vorurtheile getragen, geringer denken. Die große Dichternatur Geibel's und seine freundliche, liebenswürdige Menschennatur, beide finden in diesen mit vielem Geschick zusammengestellten Beiträgen seiner literarischen Zeitgenossen ihre volle Würdigung, ja ihre weihevolle Verklärung. Viele dieser Beiträge sind Nachrufe in gebundener oder ungebundener Form, welche von Berufenen und Unberufenen schon in

Tagesblättern gelegentlich der nachhaltigen Bewegung, die Geibel's Tod in ganz Deutschland hervorrief, veröffentlicht worden sind; auch die geistlichen Reden, die an seinem Sarge und Grabe gehalten wurden, sind — und dies mit vollem Rechte, denn es sind Musterleistungen — diesen Gedenkworten beigefügt. Wir wollen an diesen Nachrufen keine Kritik üben, obgleich einige derselben, besonders die beiden des Herausgebers selbst, welche mehr Raum einnehmen, als sie verdienen, die Kritik herausfordern. Wir wollen auch nicht den Zweifel laut werden lassen, ob die Masse von Kleinigkeiten, welche Max Trippenbach mit philologischem Eifer aus seiner „Geibel-Mappe" für dieses Buch ausgekramt hat, wirklich mit der weihevollen Stimmung harmoniren, die aus einem „Gedenkbuche" klingen soll. Es giebt ja so viele unter uns Deutschen, die nur an solchen Kleinigkeiten aus dem Leben eines großen Mannes Gefallen finden können. Für diese wird auch das Verzeichniß aller selbstständigen Schriften u. s. w. über Geibel, die Trippenbach sorgsam zusammengestellt hat, eine literarhistorische Ergötzlichkeit bilden. — Wir Anderen wollen uns lieber an die warmen, aus vollem Herzen kommenden „Gedenkblätter" halten, wie sie Jensen, Heyse, Bartsch, Waldmüller und Andere auf das Grab des dahingegangenen Freundes streuen. In ihnen tönt das wehmuthsvolle Lied der klagenden Muse voll und herzlich wieder. O. B.

„Das Buch der Esel" von Gustav Michell. Mit 25 Zeichnungen vom Verfasser (Jena, Fried. Mauke's Verlag). Mit großer Belesenheit verbindet der Verfasser dieses warm zu empfehlenden Buches eine rührende Liebe für dieses verkannte und doch unserer Achtung so werthe Eselsvölklein. Er hat die Briefform gewählt; die Briefe sind an eine Dame gerichtet und enthalten alles Mögliche, was uns über das Wesen, die Sitten, die Geschichte und Schicksale des Esels unterrichten kann. Aeltere und neuere Dichter und Schriftsteller, welche den Esel verherrlicht oder doch in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen, sind gewissenhaft benutzt und in den Anmerkungen die betreffenden Quellen mit derselben Gewissenhaftigkeit angegeben. Man wird in der That von Staunen erfaßt, wenn man sieht, wie das Geschlecht der Esel weit besser ist als sein Ruf und wie es namentlich im Alterthum des höchsten Ansehens genoß und wie der Esel so manchen der namhaftesten Dichter zu begeisterten Versen hingerissen.

Neue Balladen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Karl Winter. — Es berührt wohlthuend, wenn man einmal einem mit seinen Erfolgen zufriedenen lyrischen Dichter begegnet. Der Dichter der „neuen Balladen" scheint es zu sein; er singt gleich auf der ersten Seite:

Die Welt hab' ich durchsungen,
Was ich geträumt — ich fand's;
Um's Haupt ward mir geschlungen
Manch blüthenheller Kranz.
Heut schau ich stolz die Sagen,
Die träumend ich geseh'n,
Von Morgenschwingen getragen
Durch alle Lande geh'n.

Wir müssen offen gestehen, daß wir von diesen „durch alle Lande gehenden" Sagen noch nichts wußten, aber wir haben sie in Gestalt eines Bandes: „Lieder und Balladen" in die Hände bekommen und zugleich erfahren, daß dieselben jetzt in zweiter Auflage erscheinen sollen. Nun, wir finden, daß jene Lieder und Balladen einer nochmaligen Auflage wohl werth sind. Ebenso die soeben erschienenen „neuen Balladen." Balladen sind es zwar nicht alle, wenigstens nicht nach dem strengen Gattungsbegriffe der Ballade beurtheilt, aber es sind formell vollendete, klangvolle Gedichte, deren jedes einen concreten fesselnden Inhalt aufzuweisen hat, und sie werden sich aus diesem Grunde vortrefflich zur Recitation eignen. Mögen sie auf diese Weise auch ihren Weg „durch alle Lande gehen". O. B.

Gebannt und Erlöst. Roman von E. Werner. (2 Bände. Leipzig. E. Keils Nachfolger.) Ungleich talentvoller und vielseitiger, als ihre Gartenlauben-Schwester E. Marlitt, hat sich E. Werner doch durch ihre unnatürliche Vielschreiberei und dadurch, daß sie immer für ein bestimmtes Publicum und für bestimmte „Familienblätter" schreibt, selbst auf ein recht niedriges Niveau begeben, auf dem sie heute die Marlitt kaum mehr überragt. Ueber ihre Erfindungsgabe und ihre Fähigkeit zu erzählen und zu schildern, ließe sich manches Rühmliche sagen, aber ihr Charakterisirungstalent ist kläglich gering, und die süßliche Backfisch-Manier, in die sie wohl um der Blätter willen, für die sie „auf Bestellung" arbeitet, immer verfällt, wirkt widrig auf jeden männlichen, hoffentlich auch auf manchen weiblichen Leser. Alle ihre Figuren schweben in der Luft, es sind conventionelle Romanschablonfiguren ohne Saft und Kraft, ohne Leben und Interesse. Von dem einzigen Pfarrer abgesehen, dessen Skizzirung kraftvoll, wenn auch übertrieben und keineswegs neu ist, sind alle anderen Figuren Schattenbilder. Graf Paul Werdenfels ist noch überdies ein großer Laffe, den kein vernünftiges Mädchen lieben, sondern jedes nur auslachen würde, und seine Bevormundung durch den alten Diener ist mehr als läppisch. Schade, daß ein so unbestreitbares Talent, wie E. Werner, in dieser Art verkümmern und sich selbst zu Grunde richten muß. T—n.

Der Jahreswechsel sendet bereits seine literarischen Boten voraus in Gestalt der Kalender. Der Verlag von A. Haack in Berlin, der diese Specialität besonders pflegt, verschickt soeben seine eleganten Damen-, Portemonnaie-, Schreibcomptoir- und Wandkalender für 1885 und scheint zumal mit seinem Deutschen Kalender, Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst Handel und Gewerbe, I. Jahrgang, einen glücklichen Griff gethan zu haben. Mit Ausscheidung des rein Belletristischen haben die Herausgeber, Fachmänner von Ruf, in knapper interessanter Form, ohne durch unwichtige Einzelheiten zu übersättigen, das Wissenswertheste aller Wissenschaften, Kunst, Gewerbe u. s. w. zusammengestellt: astronomische und kalendarische Nachrichten in selten erreichter Vollständigkeit und leicht verständlicher Ausdrucksweise, eine umfangreiche Jahreschronik über Colonien, geographische Entdeckungen, naturwissenschaftliche Forschungen, Beiträge aus der Heilkunde, Musik, Theater und bildenden Kunst. Besondere Erwähnung verdienen die allgemeine „Technische Uebersicht" von H. Grothe, der Personalkalender, die statistischen Uebersichten und der umfangreiche Nekrolog von 1883/84. Durch seinen reichen, belehrenden Inhalt ist er ein praktisches Hilfsbuch für Comptoir, den Salon und die Gelehrtenstube.

Offene Briefe und Antworten.

„Reptil" als geflügeltes Wort.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, in Ihrer geschätzten Zeitschrift einen weitverbreiteten Irrthum, der besonders durch Büchmann's „Geflügelte Worte" in jeder neuen Auflage immer mehr befestigt wird, zu berichtigen. — Man glaubt nämlich, daß „Reptil", in Beziehung zur „Presse" gebracht, eine Erfindung des Fürsten Bismarck sei. Dem ist nicht so. Schon im Jahre 1846 schreibt Felix Pyat in seiner Vorrede zu Tillier's „Mon oncle Benjamin", Seite VII: Pour beaucoup de gens encore, tout pamphlet est une énormité, une oeuvre monstrueuse, hideuse, faite de haine et d'envie; il n'y a que les Locustes de la pensée qui manipulent ces poisons; il n'y a que les reptiles de la presse qui distillent ce venin . . ."

Hochachtungsvoll

Berlin, 11. October 1884.

H. B. Kaiser.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Tag- und Nachtstücke.

Gedichte.

Von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV und 322 Seiten. M. 4. — Elegant gebunden M. 5. —

Neuaufgefundene

Urkunden über Schiller u. seine Familie.

Von Dr. **von Schloßberger,**

Vicedirect. d. K. Württemberg. Geh. Haus- u. Staats Archivs.

kl. 8°. VIII und 69 Seiten. M. 2. —

Sophokles' Tragödien.

Uebersetzt von **G. Wendt.**

8°. Zwei Bände. VII und 1583 Seiten. M. 7.— Elegant gebunden M. 9.—

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstr.

Gratis und franco versenden:

Katalog No. 187.

Seltenheiten. Alte Drucke. Kunst. Holzschnittwerke. Musik. Portraitwerke. Trachten. Grössere und kostbare Werke aus allen Wissenschaften. 1533 Nummern.

Breslau, 16—18 Schweidnitzerstr.

Schletter'sche Buchhandlung.

Franck & Weigert.

Verlag von F. C. W. VOGEL in Leipzig.

Soeben erschien:

AUGUST KOBERSTEIN'S

Grundriss der Geschichte

der

Deutschen National-Literatur.

Sechste umgearbeitete **Auflage**

von

KARL BARTSCH.

Erster Band.

Von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

gr. 8. 1884. Preis 9 Mark.

II.—V. Band. **5. Auflage.** Mit Register zu Band I—V. = 45 M. 50 Pf.

Bisheriger Absatz beider Werke: 21,000 Exemplare.

Soeben wurden in 8. **Auflage** ausgegeben:

Buchholzens in Italien von Julius Stinde.

Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Die Familie Buchholz von Julius Stinde.

Geheftet 3 Mk., prachtvoll gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen!

Für Studirstube — Comptoir — Salon!

Neu erschienen

I. Jahrg. 224 Seiten eleg. gebunden

Preis 2,40 Mk.

Verlag von A. Haack, Berlin.

Kalender. 1885.

Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst, Handel u. Gewerbe.

Deutscher

Jedem Gebildeten wichtig.

Inhalt: Kalendarium. — Biogr. Säcular-Kalender. — Naturwiss. Forschungen. — Geogr. Entdeckungen. — Gesundheitspflege. — Deutschlands Handel. — Technische Fortschritte. — Kunst u. Archäologie. — Nekrologe. — Genealogie — Unsere Behörden und Gerichte. — Die fremden Regierungen. — Die Kriegsheere und Flotten. — Die Banken. — Weltpostverein. — Eisenbahn. — Telegraphie. — Sternwarten — Universitäten. — Höhere Fachschulen. — Professoren. — Bäder und Curorte. — Versicherungswesen. — Berg- und Hüttenwerke. — Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften Deutschlands. —

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Soeben ist erschienen:

Johannes Scherr.

Neues Historienbuch

Preis 5 Mark.

Vorräthig in den meisten Buchhandlungen.

Leipzig. **Otto Wigand.**

Auction.

Donnerstag, den 13. November cr., versteigere ich hier Vorm. 10 Uhr Münzstr. 21 die Bibliothek des **Rabbiners Dr. Raschér,** bestehend aus ca. **600 Bänden,** worunter sehr hervorragende Werke.

Berlin, den 1. Novbr. 1884.

Dübner, Gerichtsvollzieher.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende

von

Prof. Dr. **A. Rauber** in Leipzig.

Zweiter Band.

Territorialer Ueberblick. Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft.

gr. 8. 1884. Preis 8 Mk.

(I. Band: Die Realien. gr. 8. 1884. 10 Mk.).

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rodbertus,

der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.

Eine sozial-ökonomische Studie von

Dr. Georg Adler.

gr. 8. Preis 1 Mark 80 Pf.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Borntraeger (Ed. Eggers) in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

№ 46. Berlin, den 15. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Occupation und Protection. Von J. Baron. — Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten. Von Dr. med. Simon Scherbel. — **Literatur und Kunst:** Die Oper der Gegenwart. Von Fritz Koegel. — Renaissance, Barock und Rococo. Von Wilhelm Lübke. — Das Sonett in Deutschland. Von Ernst Ziel. — Das Urtheil der Geschichte. Von Bruno Gebhardt. (Schluß.) — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Geheimniß des Herrn Marchese. Lustspiel von Paolo Ferrari. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Occupation und Protection.

Von J. Baron.

Es steht nunmehr fest, daß in allernächster Zeit in Berlin eine Conferenz zur Regulirung der westafrikanischen Verhältnisse zusammentreten wird. Uns soll hier der dritte Punkt ihres Programmes beschäftigen: der Begriff und die Bedingungen der völkerrechtlichen Occupation. Man beabsichtigt, eine Bestimmung des Pariser Vertrages von 1856 von der Seeblocade nachzuahmen; wie damals erklärt wurde, daß die Blocade zur See die Neutralen nur dann bindet, wenn sie durch eine genügende Kriegsmacht hergestellt ist und aufrecht erhalten wird („die Blocade muß effectiv sein, der blocus sur papier gilt nicht"), so soll jetzt ausgesprochen werden, daß auch die Occupation auf dem Papiere nichts gilt, daß vielmehr der occupirende Staat die anderen Staaten nur dann ausschließt, wenn seine Occupation eine effective gewesen ist.

Wir wollen der Autorität der Conferenz nicht zu nahe treten, und wir zweifeln nicht, daß, wenn sie jene Rechtsregel feststellt, sie sich ein Verdienst um das Völkerrecht erwerben wird. Aber es muß hervorgehoben werden, daß das Erforderniß der Effectivität sowohl bei der Blocade als bei der Occupation längst dem Völkerrechte angehört; es fehlte ihm freilich die durchgängige Anerkennung in der Praxis. Bezüglich der Blocade kehren in jedem Jahrhundert die Fälle der Blocade auf dem Papiere wieder, aber niemals haben sie die Billigung der Nationen erhalten, sie waren immer etwas Einseitiges, und die Neutralen nahmen mit Recht die Befugniß in Anspruch, eine solche Ueberhebung mit aller Macht zu bekämpfen. Bezüglich der Occupation ist die Controverse fast erst in neuester Zeit aufgetaucht; sie war bisher wesentlich durch zwei Umstände verhütet worden: theils dadurch, daß in den letzten Jahrhunderten die Herrschaft zur See wesentlich nur je Einer Macht zustand, neben welcher die übrigen „Seemächte" nicht in Betracht kamen, theils dadurch, daß der herrenlose unstaatliche Boden massenhaft vorhanden war. Erst in unserer Zeit streben sämmtliche Großmächte danach, ihre Großmacht auch zur See zu bewähren, erst in unserer Zeit ist die Welt so ziemlich vertheilt, es handelt sich um die letzten noch unvergebenen Reste; kein Wunder also, daß in unserer Zeit dieselben Ausschreitungen wiederkehren, welche die früheren Jahrhunderte bezüglich der Blocade aufweisen; man fängt an, Occupationen auf dem Papier vorzunehmen, namentlich England, welches nach dem Ausspruch Gladstone's durch den unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung dazu berufen worden ist, die Welt zu colonisiren, hat noch in letzter Zeit papierene Occupationen theils erklärt, theils sich angeschickt, solche zu erklären. Solchem Vorgehen stellen wir das schon heute (also schon vor dem Berliner Congreß) geltende Völkerrecht gegenüber, wonach die wörtliche Aneignung rechtlich ungenügend ist, und wir vindiciren (um bei dem eben berührten Falle stehen zu bleiben) sämmtlichen Seemächten die Befugniß, der papierenen Occupation Englands ihre Anerkennung zu versagen und sie durch eine effective Occupation zu beseitigen. Denn indem die Berliner Conferenz das Erforderniß der Effectivität aufstellt, schafft sie nicht neues Recht, sondern (und darin liegt kein geringes Verdienst) sie constatirt nur das bestehende Recht; sie verhindert die contrahirenden Mächte, fortan Ausschreitungen zu begehen, aber sie legalisirt nicht die bisher begangenen Ausschreitungen, sie erkennt diesen keine Rechtsgiltigkeit zu, sie beläßt es vielmehr hinsichtlich ihrer bei den bestehenden völkerrechtlichen Grundsätzen. — —

Was heißt Occupation?

Wir haben es nicht mit dem Erwerbe von Privateigenthum, sondern von Staatseigenthum zu thun; nicht eine privatrechtliche Herrschaft, sondern eine staatliche Gewalt soll durch die Occupation begründet werden. Damit ist von selbst gegeben, daß der Staat seine Macht thatsächlich hinstellen und in Uebung setzen muß; die thatsächliche Ausübung der Staatsmacht begründet auf einem bisher unstaatlichen Gebiete die rechtliche Souveränetät; der occupirende Staat muß die Anstalten schaffen, welche seine ausschließliche Herrschaft zum Ausdruck bringen; nicht mühelos wird ihm die Herrschaft zu Theil; er unterliegt demselben Gesetze wie der Einzelne im Verkehr: wer erwerben will, muß es verdienen. So muß auch der occupirende Staat sich als solcher erweisen; er verdient seine neue Stellung, weil er dem occupirten Gebiet die Segnungen, die mit der staatlichen Ordnung verknüpft sind, bringt. Von hier aus ergiebt sich ein neuer Grund für die Unberechtigung der papierenen Occupation; der Occupant auf dem Papier will mühelos erwerben; wiewohl er Nichts einsetzt, will er doch haben; näher betrachtet, besteht sein ganzes Haben in Neid und Mißgunst; sein ganzer Gewinn liegt darin, daß er Andere von dem Gebiete abhält, mit anderen Worten: die Occupation auf dem Papier ist nicht der Aufschluß eines neuen staatlichen Gebiets, sie ist im Gegentheil die Hinderung Anderer, welche es erschließen wollen; sie ist kein Verdienst um die Völker, welche kraft der Fruchtbarkeit der Menschen sich derartig vermehren, daß die Grenzen der einzelnen Länder sie nicht mehr zu fassen vermögen, daß sie sich innerhalb dieser Grenzen nicht mehr ernähren können, daß sie neuen Boden aufsuchen müssen; auch auf diesem Boden wollen sie die staatliche Ordnung genießen, aber die Occupation auf dem Papier leistet ihnen Nichts davon.

Was leistet die effective Occupation?

Der Staatszweck kann weiter oder enger gefaßt werden; immer aber müssen zwei Ziele dem Staate gestellt werden: Garantie der Rechte im Innern und Schutz der Rechte nach außen. Im Innern ist der Staat die oberste Gewalt; als solcher muß er die Macht haben, die Friedebrecher zu demüthigen; seinem Handeln muß der Erfolg zur Seite stehen; er muß die Organe schaffen und ihnen die erforderliche Kraft zur Verfügung stellen, um alle Rechte aufrecht zu erhalten; die Garantie seiner Rechte verlangt der Bürger vom Staat innerhalb der Landesgrenzen. Nicht so viel kann er von ihm bei der Bethätigung nach außen fordern; der einzelne Staat besitzt keine Obergewalt den anderen Staaten gegenüber, immerhin ist er verpflichtet, auch diesen gegenüber seine Bürger zu schützen und die dazu erforderliche Institution herzustellen. Um es kurz zusammen zu fassen: kein Staat ist ohne Justizbehörden und ohne bewaffnete Macht denkbar; diese beiden Dinge muß jedes Gemeinwesen leisten, welches den Anspruch darauf erhebt, ein Staat zu sein. Man braucht bei den Justizbehörden nicht gleich an eine Richterhierarchie mit vollbesetzten Collegien und drei Instanzen zu denken; aber wie sehr eine so oder so beschaffene Justizbehörde auch dem bescheidensten Verkehr Noth thut, davon haben wir uns neulich überzeugt, als gemeldet wurde, daß in Kamerun schon vor der Entfaltung der deutschen Flagge von den dortigen Kaufleuten ein Gericht niedergesetzt war; dieses Gericht litt selbstverständlich an den Schwächen des unstaatlichen Lebens, es war ein bloßes Schiedsgericht und hatte bloß dessen (eingeschränkte) Befugnisse; das Erste, was Nachtigall nach Entfaltung der deutschen Flagge that, war, daß er es in ein kaiserlich deutsches Gericht umbildete und ihm dessen höhere Competenz verschaffte. — Ebenso braucht man bei der bewaffneten Macht, von welcher oben die Rede war, nicht gleich an ein Armeecorps, an ein Regiment, überhaupt nicht an eine stehende Garnison zu denken; es genügt, wenn der occupirende Staat in mäßigen Zwischenzeiträumen ein Schiff oder (wenn es die Größe der Colonie verlangt) ein Geschwader schickt, um den Schutz nach außen, der in der Zwischenzeit etwa erforderlich geworden ist, zu gewähren. Hierzu aber ist der Staat verpflichtet, und darin liegt der Unterschied von dem jetzigen Gebrauch der Seemächte, an den weniger cultivirten, aber doch mit reichem Verkehrsleben ausgestatteten und fremden Staaten angehörigen Küsten ihre Flagge zu zeigen. Dieses Zeigen der Flage ist nützlich, aber nicht nothwendig; es beruht auf dem Interesse, welches der Staat an den im fremden Lande weilenden Bürgern nimmt, es beruht auf seinem freien Willen.

Soviel ist klar, daß mit der Occupation nicht geringe Staatspflichten verknüpft sind. Die Occupation schafft zwar nicht ein Staatsgebiet, das dem Mutterlande gleichsteht; von einer Geltung der Verfassung des Mutterlandes kann nicht die Rede sein; die großartige Wohlfahrtspolitik, zu welcher der moderne Staat sich erhoben hat, und welche ihm die Sorge für Schulen, Wege, Hygieine u. s. w. aufbürdet, kann das occupirte Land in keiner Weise für sich beanspruchen; aber Sicherheit der Rechte der Einzelnen im Innern und Schutz derselben nach außen, also Justizbehörden und bewaffnete Macht, darf der occupirende Staat von Anfang an dem occupirten Gebiete nicht versagen. Ich erinnere an den Eingang zu der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Reiches; dort werden als Zwecke des „ewigen Bundes" angegeben: der Schutz des Bundesgebiets, die Aufrechterhaltung des innerhalb desselben geltenden Rechts, die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volks. Das ist ein Inhalt des Staatszwecks, wie er reicher nicht gedacht werden kann; ihm gegenüber stehen die Staatspflichten in dem occupirten Gebiet, wie ich sie oben skizzirt habe, weit zurück; ich möchte sagen, es existiren für den occupirenden Staat noch keine allgemeinen Interessen des occupirten Gebietes, sondern nur Rechte der Einzelnen; das occupirte Gebiet hat sich noch nicht zu einem Ganzen zusammengeschlossen, es bildet noch keine Provinz, es besteht vielmehr für den occupirenden Staat aus lauter einzelnen Menschen, deren Rechte er zu schützen hat. Diese Formulirung wird um so einleuchtender, wenn man erwägt, daß in Westafrika (welches allein in Frage steht) es sich gegenwärtig um familienlose Kaufleute handelt, welche eine kurz bemessene Reihe von Jahren dort des Erwerbs halber zubringen; tritt einmal hierin eine Aenderung ein, so werden auch die Staatspflichten sich steigern.

Ich wiederhole also: die Pflichten des occupirenden Staats, wenngleich sie sich mit denjenigen nicht messen lassen, die ihm im organisirten Staatsgebiet obliegen, sind nicht gering; die Effectivität der Occupation, deren allgemeine Anerkennung die demnächstige Berliner Conferenz aussprechen soll, wehrt den Anmaßungen, sichert die Rechtsgleichheit, fördert die Colonisationen, — Alles dies aber unter der Voraussetzung, daß nicht blos die Auswandernden dafür eintreten, sondern daß auch der colonisirende Staat sein Scherflein dazu beiträgt, und dieses Scherflein ist bedeutend.

Man erwäge, daß, wie die Zeitungen jetzt berichten, Herr Lüderitz die Küste vom Oranjefluß an bis zum Cap Frio erworben hat, d. h. in einer Ausdehnung von mehr als zehn Breitegraden. Dort Justizbehörden einzurichten, wäre ebenso undurchführbar wie thöricht; die Undurchführbarkeit folgt aus der geographischen Ausdehnung, die Thorheit aus dem mangelnden Bedürfniß, denn die Nothwendigkeit von Justizbehörden ergiebt sich erst aus dem erwachsenden Verkehr. Das, was das Reich Herrn Lüderitz gewähren kann, ist der Schutz nach außen; Niemand soll ihn in dem Eigenthum, das er auf unstaatlichem Boden erworben hat, anfechten.

Hiermit glauben wir auf die Gedankenreihe zu stoßen, aus welcher die Bismarck'sche Colonialpolitik hervorgegangen ist; ihr (juristisch-formulirter) Grundbegriff ist nicht blos die Occupation, sondern zugleich die Protection; in Kamerun, einem eng begrenzten und bereits im Verkehrsleben stehenden Gebiete, ließ der Reichskanzler die effective Occupation vornehmen; für Angra Pequena, wo die Grundlagen für den Verkehr eben erst geworfen werden, und für das ganze weitgestreckte Gebiet vom Oranjefluß bis zum Cap Frio gewährte er die Protection.

Die Protection ist kein vom Reichskanzler erfundener Begriff, er selbst vielmehr erinnerte im Reichstage an die ähnlichen englischen und holländischen Vorgänge, welche ihm zum Vorbild gedient haben. Aber daß er sofort bei Beginn seiner Colonialpolitik nicht mit einem Grundbegriff allein operiren wollte, sondern sich noch einen zweiten aus der Colonialgeschichte herausholte, das kennzeichnet den Mann als den Realpolitiker, als welcher er sich immer erwiesen hat; den Zweck hält er unverweilt im Auge, er bleibt ihm unverrückt derselbe, aber die Mittel müssen, da die Verhältnisse nicht immer und überall gleich liegen, verschieden sein, und so strebt er nach der Mannigfaltigkeit der Mittel, um je nach Bedürfniß nach dem einen oder dem anderen zu greifen. Ja, ich gehe weiter. Meines Erachtens hat für Deutschland der Protectionsbegriff eine viel größere praktische Bedeutung, als der Begriff der Occupation; wir werden nur selten durch Occupation zu Colonien kommen, und auch dann (wegen des Erfordernisses der Effectivität) nur zu kleinen, dahingegen kann uns, wie sofort der Lüderitz'sche Fall beweist, die Protection große Colonien einbringen.

Die Unterschiede zwischen Protection und Occupation ergeben sich schon aus dem Bisherigen. Das Protectionsverhältniß findet völkerrechtlich auch zwischen einem kleineren und einem oder mehreren größeren Staaten statt; in einem solchen Fall schützt der schutzherrliche Staat den Schutzstaat in seiner Unabhängigkeit gegen andere Mächte, in seinem inneren Verhalten hingegen ist der Schutzstaat völlig frei und selbstständig, und der schutzherrliche Staat mischt sich in die inneren Verhältnisse des Schutzstaates nicht ein. Uebertragen wir diese Grundsätze auf das Schutzverhältniß zwischen einem Staat und einem Colonisten, so gelangen wir offenbar zu denselben Resultaten, die oben festgestellt worden sind. Um es an einem Beispiele zu erproben, so kann, wenn ein Kameruner Kaufmann mit einem anderen oder einem Commis oder einem Eingeborenen in Streit geräth, von jedem derselben das deutsche Gericht in Kamerun angerufen werden; bei einem Streit zwischen Herrn Lüderitz und seinem Commis oder einem Eingeborenen fehlt es an einem solchen Gericht; das deutsche Reich mischt sich nicht darein; natürlich kann Herr Lüderitz und sein Commis, weil sie Deutsche sind in

Deutschland belangt werden, der Eingeborene kann es nicht, und es ist Herrn Lüderitz' Sache, den Streit mit dem Eingeborenen beizulegen; das deutsche Reich mischt sich auch dann nicht darein, wenn er dem Eingeborenen Unrecht thut, im Innern ist Herr Lüderitz Herr. Wenn hingegen ein Nichtdeutscher das Eigenthum des Herrn Lüderitz in Frage stellt, dann tritt das deutsche Reich für ihn ein, und so hören wir in den letzten Tagen, daß die angeblichen Ansprüche, welche ein englischer Capitän auf gewisse Theile von Angra Pequena erhoben hat, durch die Vermittelung des deutschen Reiches vor eine deutsch-englische Commission gewiesen worden sind. — —

Ich habe in dem Vorstehenden der Verträge nicht gedacht, welche von den Colonisten (belgische Gesellschaft, Herr von Brazza, Herr Lüderitz) mit den afrikanischen Häuptlingen abgeschlossen worden sind. In der That sind diese Verträge nur insofern von Bedeutung, als sie bekunden, daß die Herrschaft der Colonialmächte den wilden Völkern nicht mit Gewalt aufgedrängt werde. Herr von Brazza wollte ihnen, wie es scheint, einstmals eine größere Bedeutung beigelegt wissen. Er behauptete, daß die Häuptlinge nicht blos Eigenthum, sondern ihre staatliche Macht an die Colonisten veräußern, und er behauptete weiter, daß eine solche staatliche Macht nicht von einem Privatmann, sondern nur von einem Staat erworben werden könne. Mit diesem Räsonnement wollte er, der als Bevollmächtigter Frankreichs handelt, den Erwerbungen der belgischen Gesellschaft, welche eine Privatunternehmung ist (trotzdem der belgische König an ihrer Spitze steht), entgegentreten. Später hat Herr von Brazza diese Argumentation fallen gelassen, wenigstens ist davon in den französischen Zeitungen nicht mehr die Rede, und das ist angemessen; denn es ist ein bekanntes Rechtssprichwort, daß Niemand mehr geben kann, als er selbst hat; was haben jene afrikanischen Häuptlinge an staatlicher Macht? In der That treten die europäischen Colonialmächte in Afrika nicht als Nachfolger der Häuptlinge, sondern als selbstständige Staatengründer auf — kraft Occupation oder Protection.

Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Es giebt kaum eine Frage, welche von so tief eingreifender Bedeutung für die Gesellschaft und Volkswirthschaft ist, und welche in gleicher Weise den Biologen sowohl, wie den Gesetzgeber interessirt, als die der Ehe und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Gleichwohl war dies Jahrhunderte hindurch bis in die Neuzeit ein Gebiet, welches der Wissenschaft, der kritischen Forschung und Prüfung, so gut wie verschlossen war; denn in unumschränkter Autorität erklärte die Kirche all ihre Vorschriften in Hinsicht auf die Ehe für heilig und unantastbar, die nur zu glauben, nicht auch auf ihre Berechtigung zu untersuchen seien. Erst die jüngste Vergangenheit hat, ebenso, wie sie in erster Linie dem Staate und seinen Gesetzen alle Fragen zugewiesen, welche mit der Ehe verknüpft sind, diese letzteren, soweit sie ein kirchliches Dogma waren, vor das Forum der Wissenschaft gezogen und einer genaueren Kritik unterworfen.

So ist denn auch das Verbot der Verwandtschaftsehen, welches die Kirche aufgestellt hatte, und welches als natürliche Folge davon im Laufe der Zeiten im Bewußtsein der Menschheit gleichsam zu einem Naturgesetze geworden war, geprüft worden, inwieweit es stichhaltig und in sich selbst begründet sei, beziehungsweise vom Standpunkte der Erfahrung aus in der menschlichen Sphäre und durch Analogien aus der übrigen organischen Welt sich begründen lasse.

Der Kampf wurde zu Anfang der sechsziger Jahre besonders in Frankreich und England lebhaft geführt, und die interessanten Debatten in den wissenschaftlichen Körpern, sowie in öffentlichen Blättern, haben Manches zu Tage gefördert, was nicht unwesentlich war zur Klärung des Problems. Leider verschwand die Frage der consanguinen Ehen bald wieder fast ganz von der Tagesordnung, ohne mit demselben Eifer und derselben Energie bis jetzt wieder aufgenommen zu sein.

Deutschland hat sich dieser Angelegenheit gegenüber sehr indifferent verhalten. Die Gesellschaften der Wissenschaft sowohl, wie die Literatur haben sich hier, vornehmlich den eben erwähnten Ländern gegenüber, mit dieser so wichtigen Sache verhältnißmäßig wenig beschäftigt. Und so kommt es denn, bei dem Dunkel, welches über dem Gebiete der Verwandtschaftsehen nach den verschiedensten Richtungen hin noch schwebt, daß die Ansichten darüber vielfach getheilt und unklar sind, und daß wir von einer endgiltigen Entscheidung oder einer Lösung des Problems noch weit entfernt zu sein scheinen.

Allgemein bekannt und verbreitet ist die Meinung, daß in Verwandtschaftsehen, abgesehen davon, daß dieselben relativ häufig unfruchtbar bleiben sollen, gewisse Krankheiten bei der Nachkommenschaft häufiger beobachtet werden, als bei Kindern in nicht blutsverwandten Ehen; so vor Allem die Taubstummheit und die Nerven- resp. Geisteskrankheiten. Diese vulgäre Ansicht, die von der Voraussetzung ausgeht, daß die Blutsverwandtschaft an sich, ohne daß in der betreffenden Familie irgend welche erbliche Einflüsse concurriren, jene Krankheiten bei den Kindern erzeugen könne, wird in gleicher Weise von vielen Männern der Wissenschaft vertreten, welche auf Grund statistischer Mittheilungen und eines großen Erfahrungsmaterials alle erblichen Einwirkungen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ausschließen wollen. Sie weisen darauf hin, daß bei den Religionsgesellschaften, die in Hinsicht der consanguinen Ehen tolerantere Vorschriften besitzen, z. B. bei der jüdischen, auch die Zahl der Taubstummen und Geisteskranken eine erheblich viel größere sei als bei den übrigen. Sie heben ferner hervor, daß dies Verhältniß bei der farbigen Bevölkerung Nordamerikas, denen die Civilgesetze durch lange Zeit für die Eheschließung weitere Grenzen gelassen hatten, als für die weiße, ein ebenso ungünstiges sei. Und sie betonen endlich, daß, wo die geographische Lage (Inseln u. s. w.) den Abschluß von Verwandtschaftsehen in einer Bevölkerung befördert, die Resultate bei der Descendenz stets dieselben seien, und daß die Nachforschungen nach hereditären Momenten, die dieses Ergebniß erklären könnten, größtentheils vergeblich seien. Falls jedoch wirklich erbliche pathologische Anlagen in einer Familie vorhanden sind, dann sind auch, nach Ansicht jener Autoren, die Heirathen in der Verwandtschaft geradezu verhängnißvoll. Es entsteht ein Verfall, eine Degeneration der Rasse, eine Neigung zum Siechthum, eine geringere Lebensdauer u. s. f., wie es sich in so hervorstechender Weise bei gewissen europäischen Herrscherfamilien und bei der Aristokratie mancher Länder, z. B. der in Frankreich gezeigt habe.

Dem gegenüber wird nun von anderer Seite ein schädlicher Einfluß der Blutsverwandtschaft an sich vollkommen bestritten, und falls im Gefolge consanguiner Ehen Taubstummheit oder Geisteskrankheiten auftreten, dies lediglich auf die Wirkung hereditärer Gesetze zurückgeführt. Ja, die Blutsverwandtschaft ist, nach dem Urtheile dieser Autoren, bei Abwesenheit pathologischer Prädispositionen, nicht nur nicht nachtheilig für die Nachkommenschaft, sie steigert im Gegentheil die guten Eigenschaften des Organismus, vorausgesetzt, daß auch die selbstverständlichen hygienischen Bedingungen dafür vorhanden sind. Wenn freilich die Familie in irgend einer Weise erblich belastet ist, dann wird durch die Heirath zwischen nahen Verwandten ein günstiger Boden geschaffen für die Entwicklung der krankhaften Keime, und insofern kann dann die consanguine Ehe, wegen der durch sie bewirkten Multiplication gegebener Factoren, verantwortlich gemacht werden für die bei der Nachkommenschaft hervortretenden Erscheinungen. Wenn also in der Geschichte der betreffenden Familie, soweit sie sich rückwärts verfolgen läßt, keine Anhaltspunkte gefunden werden für irgend ein constitutionelles Leiden, dann sei auch gegen eine Ehe in der Verwandtschaft nichts einzuwenden, denn eine solche würde dann zum mindesten keine nachtheiligen Wirkungen haben, ja, es würden sogar die Chancen für eine erhöhte Ausbildung der körperlichen und geistigen Vorzüge in der Descendenz durch sie nur vergrößert werden.

Es lag nahe, bei den Schwierigkeiten, die sich einem exakten Studium dieser Frage beim Menschen entgegenstellen, zur Lösung des Problems auf analoge Verhältnisse unter den Thieren zurückzugehen. Nach den Anschauungen der heutigen Naturwissenschaft ist man ja berechtigt, unter gewissen Cautelen aus den Thatsachen des Thierexperiments Rückschlüsse zu machen auf menschliche Verhältnisse. Solche Experimente bei Thieren, wie sie sich uns für unsern Gegenstand in natürlicher Weise als die den Landwirthen seit langer Zeit bekannte Inzucht der Hausthiere darstellen, sind denn nun auch von Feind und Freund der Verwandtschaftsehen herangezogen worden zur Stütze für ihre gegensätzlichen Behauptungen.

So weisen die Gegner consanguiner Verbindungen hin auf das Urtheil von Landwirthen und Physiologen, wonach die Inzucht bei den Hausthieren für die Fruchtbarkeit der Paarungen und die Gesundheit der Sprößlinge von den nachtheiligsten Folgen sei. Die so gerühmten Eigenschaften der Zuchtthiere sind nichts als „vollendete Unvollkommenheiten", die weniger nützlich sind für das Thier selber, als für den Eigenthümer. Nach diesem Systeme kann man wohl einen künstlichen Typus schaffen, eine besondere Eigenthümlichkeit fixiren, aber nichts beweist, daß dadurch die Rasse verbessert wird. In einer jeden Species bietet das Individuum gewisse besondere Merkmale dar, von denen jedes sich bereits als eine Abweichung vom normalen Rassentypus erweist. Diese muß sich naturgemäß um so mehr entwickeln, je mehr Thiere man paart, welche durch Blutsverwandtschaft mit einander verbunden sind. Jede individuelle Eigenthümlichkeit ist Anfangs ohne Gefahr; allein, wenn sie im Verlaufe der Zeit durch fortgesetzte Paarungen wächst und über eine bestimmte Grenze hinaus sich weiter ausbildet, so entfernt sie endlich die Individuen vom ursprünglichen Typus der Rasse so weit, daß sie gewisse Unvollkommenheiten erzeugt. Es sind diese Unvollkommenheiten Verschlechterungen im physiologischen Sinne, obwohl man sie im gewöhnlichen Leben als Verbesserungen bezeichnet, da sie eine Zunahme von Fähigkeiten bei den Thieren bedeuten. Denn diese Entwicklung der Körperformen und Eigenschaften geschieht auf Kosten der Constitution und der Lebensdauer, und die schönen englischen Rassen, das Durham-Rindvieh, das New-Leicester-Schwein u. s. w., wahre Kunstwerke menschlicher Industrie, sind in Wirklichkeit Monstrositäten in ihrer Entwicklung, ein Hohn auf alle hygienischen Grundsätze.

Die Gegner der Consanguinität in der Ehe berufen sich hauptsächlich auf das Zeugniß von Charles Darwin, wonach eine Kreuzung zwischen Individuen derselben Species, sowohl in der pflanzlichen, wie in der Thierwelt, die Nachkommenschaft kräftig und fruchtbar macht, während Paarungen zwischen Blutsverwandten, wenn sie durch mehrere Generationen hindurch fortgesetzt werden, fast immer Schwäche und Unfruchtbarkeit herbeiführen.

Dieser Verurtheilung der Verwandtschaftsehen auf Grund der Erfahrungen in der Thier- und Pflanzenwelt stellen die Freunde derselben gegenüber, daß es zur Conservirung des Rassentypus, zur Verschönerung und Kräftigung der Zuchtthiere kein besseres Mittel giebt als die consanguinen Paarungen, vorausgesetzt, daß die betreffende Familie nicht mit irgend einem erblichen Leiden behaftet ist. Ueberhaupt ist auch für die bei der Inzucht hervortretenden Nachtheile in erster Linie die Erblichkeit verantwortlich zu machen. Die Blutsverwandtschaft spielt bei dieser Züchtungsmethode eine secundäre Rolle und ist an sich unschädlich. Was die Preisthiere betrifft mit ihrer Ausbildung besonderer Eigenschaften, so darf man nicht vergessen, daß neben der Consanguinität in den Paarungen noch andere, durch die Wissenschaft und Praxis geheiligte Mittel zur Erzielung jener speciellen Fähigkeiten und ökonomischen Vorzüge in Anwendung kommen; so die Castration, die fortwährende Stallfütterung, das Schoppen u. dergl., lauter Mittel, durch welche man mehr oder weniger die natürlichen Qualitäten der Individuen umändern und einem bestimmten Ziele zuführen kann.

Gerade aus der allmählichen Entwickelung der gewünschten Formen, welche nur mit Zuhilfenahme der verschiedensten Methoden erzeugt werden können, erkennt man, daß die Blutsverwandtschaft an und für sich auf die künstliche Vervollkommnung der Thierarten nur einen sehr geringen Einfluß hat; sie wirkt lediglich als ein accessorisches Moment einer anderen Kraft, der Erblichkeit.

Wie wir sehen, ist die Frage der Ehen unter Blutsverwandten nichts weniger als einfach, und wenn man von verschiedenen Gesichtspunkten an eine Betrachtung derselben herangeht, kann man zu scheinbar ganz entgegengesetzten und doch berechtigten Schlüssen gelangen. Wenn ich den Standpunkt, den die heutige Wissenschaft, speciell mit Rücksicht auf das praktische Leben, der Sache gegenüber einnimmt, kurz bezeichnen soll, so ist es folgender:

Die Blutsverwandtschaft in der Ehe ist aller Wahrscheinlichkeit nach an sich für die Nachkommenschaft nicht schädlich. Sie wirkt hauptsächlich dadurch nachtheilig, daß sie die Entwickelung anomaler erblicher Anlagen begünstigt. Wo also dergleichen in einer Familie vorhanden, wäre eine Verwandtschaftsehe von unheilvollem Einflusse auf die Descendenz, während im entgegengesetzten Falle dem Abschluß einer solchen Ehe Nichts entgegenzusetzen wäre. Leider ist dabei noch ein Factor in Rechnung zu ziehen, der von unendlicher Bedeutung ist und für die Praxis die Wage zu Ungunsten der consanguinen Ehen bedeutend herabdrückt. Es ist dies der Umstand, daß die Anlagen, die Schicksale, die Leidenschaften des Menschen in ihm, mehr oder weniger ausgeprägt, Tendenzen zu gewissen Affectionen in physischer und intellectueller Hinsicht begründen, so daß man beinahe behaupten kann, daß selbst die scheinbar Gesundesten eine, wenn auch noch so geringe Anlage zu irgend einem organischen Leiden mit sich herumtragen. In den Familien, wo die äußeren Lebensverhältnisse, die Gewohnheiten und Sitten oft genug dieselben sind, pflegt oftmals auch derselbe Keim zu gewissen Anomalien der Constitution bei den einzelnen Individuen vorhanden zu sein. Bei einer ehelichen Verbindung zweier Familienglieder sind daher, die Unschädlichkeit der Consanguinität an sich für diese Ehe vorausgesetzt, die Chancen, daß dieser Keim einen für seine Ausbildung günstigen Boden finden werde, viel größer als bei einer Ehe zwischen Fremden. Sodann ist es Thatsache und in dem Gesetze des Atavismus begründet, daß vererbungsfähige Krankheiten oft ganze Geschlechter überspringen, erst im Urenkel und in noch späteren Generationen wieder auftauchen, sich in Seitenzweige flüchten und nach langem Schlummern plötzlich wieder in einer Linie zum Vorschein kommen können. Und da es nun unmöglich ist, immer zu einer so genauen Kenntniß der Familiengeschichte zu gelangen, um das Vorhandensein eines constitutionellen Fehlers in der Reihe der Ahnen und Seitenverwandten vollkommen auszuschließen, so ist es leicht einzusehen, wie bedenklich dadurch im Allgemeinen der Abschluß einer consanguinen Verbindung wird. *)

Allein, da wir mit den gegebenen Verhältnissen rechnen müssen, wo oft genug, unter dem Einflusse der verschiedenartigen ehevermittelnden Momente, derartige Rücksichten in den Hintergrund gedrängt werden, so müssen wir mit Nachdruck betonen, daß es in jedem Falle Pflicht des Hausarztes ist, sich über die Antecedentien der Familie, soweit es ihm möglich ist, zu orientiren, um darnach offen und rückhaltlos das Prognostikon für die zu schließende Ehe zu stellen.

*) Während des Jahres 1883 sind nicht weniger als 1528 Ehen zwischen Geschwisterkindern, 148 Ehen zwischen Onkel und Nichte, sowie 26 Ehen zwischen Neffe und Tante in Preußen geschlossen worden. (Zeitschrift des Königl. preußischen statistischen Büreaus 1884.)

Literatur und Kunst.

Die Oper der Gegenwart.

Von Fritz Koegel.

Die heutigen Opern haben schlimme Schicksale, ihre Geschichte ist eine Leidensgeschichte, wie die der Wagnerischen selbst eine Kriegsgeschichte ist. Wagner, der Magnetberg, der sie anzieht, ist auch der Fels, an dem sie zerschellen. Die Operncomponisten sind wirklich schlimm dran: sie können nicht anders als Wagnerisch schreiben, wenn sie gehört sein wollen, und wenn sie Wagnerisch schreiben, hört ihnen auch Niemand so recht zu. Es gehört ein eigen geschmeidiges, volksthümlich-bänkelsängerisches Talent dazu, will man, wie Neßler, aus einer Reihe von Chor-, Solo- und Trompetenliedern eine Oper zusammensetzen, welche die große Reise über die deutschen Bühnen antritt; es gehört dazu auch das weite Gewissen des Eklektikers, der neben Abt und Kücken auch bei Wagner ungescheut seine Anlehen macht und Leitmotive mit Liedertafelchören durcheinanderwirft. Man kann wirklich nur noch im Wagnerischen Stile schreiben, wenn man mehr will, als Sachen zu Markte bringen, die zehnmal dagewesen, ohne eigene Tiefe, doch der großen Menge gefällig ins Ohr klingen und einige Jahre Mode sind. Melodien für die Menge bringt die Operette auch, die heut das Massenamüsement derber und gründlicher besorgt, für das früher die leichte Spieloper sorgen mußte. Das Volk ist ja auch erkenntlich genug: singt und pfeift diese gefälligen Melodien bei Tag und Nacht, bis es sie zu Tode gepfiffen hat. Wem nach dieser Operettenpopularität der Sinn nicht steht, muß wohl oder übel den neuen stilistisch-poetischen Gesetzen des Wagnerischen Musikdramas auch dann folgen, wenn er selbstständig genug sein sollte, die Musik von eigenem Wesen und originaler Färbung zu schaffen. Eine Art von Lohengrinstil verlangen heut auch unwagnerische Leute von einer neuen großen Oper. Auch fallen die Componisten alle willig und widerwillig diesem Einflusse anheim, oft die Gegner am meisten. Wir haben eine Reihe solcher Wagnerisirender Opern, die alle das Schicksal gemein haben, neben ihrem Vorbild zu verbleichen.

Sie weisen mannigfache Vorzüge auf, aber sie haben die Fehler ihrer Vorzüge, vielmehr es ist ihr Fehler, daß sie diese Vorzüge nur halb besitzen. Sie wollen wirklich Poesie und Musik zu einem dramatischen Kunstwerke verbinden. Ihre Texte sind Dichtungen, nicht mehr „Librettos", sie wollen dramatisch sein und sind meist mit glücklichen Steigerungen bühnenwirksam gebaut; sie weisen lebendige Charaktere auf, sind stimmungsvoll poetisch und bedienen sich einer Sprache, die kräftig und wohllautend dem Componisten vorarbeitet. Jede Oper, die nicht einen stark dramatischen, poetisch werthvollen Text hat, ist heut von vornherein verloren; Componisten, die das nicht beachten, müssen es mit ihrer Mühe bezahlen. Rubinstein's „Nero", der Gräuel auf Gräuel häuft, dessen Held ein Schuft ist, geht trotz genialer Einzelheiten verloren. Wir sind nicht mehr so glücklich organisirt, wie die „guten Kinder", deren Natureinrichtung Goethe bewunderte, da sie „Sujet und Musik trennen und jedes für sich genießen" könnten, „deren Ohren im Stande waren, anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Dingen geplagt" wurde. Die tertschmiedende Albernheit hat sich in die Operette, als ihre Hochburg, zurückgezogen, seit sie Wagner aus der Oper für immer verjagt hat.

Freilich fehlt auch diesen achtbaren Operndichtungen noch viel, um lebendige Dramen zu sein, ihr Können reicht an das Wollen nicht heran. Es fehlt diesen altdeutschen und mittelalterlichen Gestalten doch die innere unverwüstliche Lebenskraft. Es fehlt ihnen die Heldengröße uud Herbheit der Wagnerischen Charaktere. Sie bewegen sich geschickt als gute Heldenspieler, reden auch leidlich vorzeitlich und hünenhaft lakonisch, sie handeln gewaltsam und liefern erschütternde Actschlüsse, aber man glaubt nicht recht an sie; sie sind im Grunde doch zu gebildet, Leute, die für ein paar Stunden das urwaldliche Bärenfell umgehängt haben. An die Wagner'schen Recken glaubt man, muß man glauben. Auch ergehen sich jene alten Helden bisweilen in sentimentalen Liebes- und Sehnsuchtsausbrüchen, deren poetischer Stil bedenklich modern klingt. Die Mannen des Chores singen feine Reiterliedchen, so fein, wie sie ihre Ur-Ur-Enkel im heutigen Heere noch nicht singen, und die altdeutschen Jungfrauen haben zu Zeiten Augenblicke, in denen sie aus der Literaturstunde zu kommen scheinen. Man nehme die überschwänglichsten Liebesstellen des „Tristan": wie eigen, wie herb, wie getreu in der Färbung des Ganzen! Das ist Alles innerlich durchgefühlt und kräftig groß gestaltet; bei den Nachfolgern ist's doch nur fein anempfunden und nach großen Vorbildern bühnenwirksam aufgebaut. Wir fürchten, auch das Theaterpublikum wird über kurz oder lang dieser altdeutschen Gestalten gerade so überdrüssig werden, wie die Leserwelt die althistorischen Romanstoffe aller Zeitalter längst überdrüssig ist. Das ist nun einmal das Schicksal aller der Leute, die, wie Wagner sagt, „das Genie zum Genre machen wollen."

Die Musik dieser Opern gleicht ihren Texten: es ist anständige, gute, zum Theil recht gute Musik im Stil der neueren Schule, die über große Mittel mit einer mächtig entwickelten Technik verfügt. Die Instrumentirung ist glänzend und nutzt neuaufgefundene Klangwirkungen geschickt aus, die Deklamation voll eindringlicher Accente und charakteristischer Wendungen, die Melodien der Gesänge und des Orchesters seelenvoll und wirksam. Aber doch, auch der Musik fehlt viel, um dauernde, lebendige Wirkung zu erzielen.

Die Leitmotive, deren sich diese Opern in gewissen Grenzen bedienen, sind nicht breit, ausgiebig und tief genug. Es fehlt ihnen die musikalische Urgewalt und die Unergründlichkeit, die concentrirte Kraft, die sich nicht todtspielen läßt, die seelische Tiefe, aus deren musikalischen Abgründen Leben, Charakter und Stimmung aufsteigt und die buntfarbige Vieldeutigkeit, daß sie in immer neuer Gestalt äußerlich und innerlich umgewandelt wieder auftauchen können. Leitmotive müssen nicht erfunden werden, sie wollen gefunden sein. Wagner erfand sie nicht, sie drängten sich ihm auf, so und nicht anders konnte er sie schaffen. Seine Nachfolger, die das Leitmotiv als Bestandtheil des Opernstils von ihm überkommen, formen die ihrigen nicht aus demselben inneren Drange heraus, der den Meister allmählich, anfangs halb unbewußt, zur Verwendung des Leitmotivs trieb, sie erfinden sie, weil es heut nun einmal dazu gehört und schließlich die Composition einer Oper erleichtert. Ein immer wiederkehrendes Motiv aber wird dem Hörer bald zum Ueberdruß, wenn es nicht unverwüstlich und vielseitig ist. Was Wagner wohl bisweilen geschah, daß er Motive von unzulänglicher Kraft zu häufig auftreten ließ, geschieht seinen Jüngern fast immer: ihre Motive gefallen im ersten Act, im zweiten läßt man sie sich gefallen, im dritten mißfallen sie. Sie haben nicht das Incommensurable der Genieblitze, die in den echten Tristan- und Nibelungen-Motiven aufleuchten.

Die bühnenwirksam eindringliche, charakteristisch-belebte Declamation verräth die Schule des größten musikalischen Recitators, aber doch eben die „Schule." Jene unvergleichlich charaktervollen Seelenlaute des Wagner'schen Sprechgesanges, der den Gefühlsgehalt der Rede mit eindringlichster Deutlichkeit in Tönen ausprägte, diese klingenden Reden von persönlichstem Ausdruck und intimster Seelenstimmung fehlen hier: die Recitation erstarrt allmählich in äußerlich wirksamen, typisch werdenden Wendungen, so gut wie einst das alte an vielen einschmeichelnden Stellen der oder prächtigen Recitativ, und opfert Melodie die innere Wahrheit des Ausdrucks. Bei allem Sturm und Glanze des Ausdrucks greift sie nicht recht ins Herz des Hörers, weil sie im Grunde nichts ganz Eigenes und Persönliches zu sagen hat. Es ist der alte Unterschied vom Kanzleistil und den innersten Ausdrucksgeheimnissen der Kunst.

Wagnerisch ist an diesen Opern auch der leidenschaftliche Aufwand äußerer Mittel. Die Instrumentirung voll und vielfarbig, der ganze Charakter der Musik voll stürmischer Aufregung. Zumal die Orchesterwellen ebben

und fluthen unaufhörlich auf und ab. Bei Wagner ist diese leidenschaftliche Unruhe eine natürliche Folge des hochgespannten subjectiven Pathos seiner Musikdramen, seine Nachfolger lärmen, weil es der Wagnerisirende Stil einmal so mit sich bringt. Das ist bisweilen doch zu viel Sturm und viel Technik, mehr als die poetische Lage fordert und mehr, zu als der innere Werth der Musik vertragen kann. Der Hörer wünscht oft bei dem zwecklosen Getöse, die Componisten schrieen weniger und sagten mehr. Aber es ist nun einmal heute Sitte der Musiker, das Opernpublicum für eine halb taube Menge zu halten, deren abgestumpfte Nerven mit wuchtigen Schlägen bearbeitet werden müssen. Daher schreien sie Alles, was sie sagen wollen, durch ein Sprachrohr ins Theater hinein.

Bisweilen aber, so gut Wagnerisch diese Componisten sind, schlägt ihnen ihre musikalische Jugenderziehung doch ein Schnippchen: da finden sich fremde Bestandtheile im Stil der früheren Oper: angenehme Chöre, lyrische Avisos, gefällige mehrstimmige Gesangscenen, die, recht hübsch an sich, in die Wagnerische Umgebung wundersam stilwidrig hineintönen. Die Einheitlichkeit des musikalischen Stils ist's aber vor Allem, die den Glauben an die Echtheit des Kunstwerkes aufrecht hält, stilistische Buntscheckigkeit ruft Zweifel an der kraftvollen Ueberzeugungstreue der Musik wach: man reiht die Componisten den schwankenden Eklektikern zu, die nicht den Muth haben, was sie wollen, ganz zu wollen. Concessionen an den leichteren musikalischen Geschmack der Menge rächen sich in Werken, die nach wahrer musikalisch-dramatischer Stilgröße streben.

Alles zusammengenommen fehlt diesen achtungswerthen Werken im Poetischen und Musikalischen die zwingende Kraft, die bei Wagner auch an den seltsamsten Stellen sagt: „so schuf ich, ich kann nicht anders!" die für das ergriffene Gefühl des Hörers jeden Vorwurf absichtlicher Künstelei widerlegt. Es fehlt die innere Unwiderstehlichkeit, die hinreißende Ueberzeugungswucht, die allein Macht und Leben verbürgt und sich durch die widrigsten Bedingungen hindurch Bahn bricht. Kurz, es fehlt das Genie, es zeigt sich nur das Talent, das auf den Bahnen des Genies dessen Riesenschritten bescheiden von ferne folgt.

Unter all' den wagnerisirenden Opern ist keine, die wirklich eigene Musik hätte, man kann fast für jede Scene, für jeden Charakter das Vorbild bei Wagner finden, nach dessen Zügen sie gebildet sind. Die Tenorhelden alle, ob sie nun Armin, Iwein, Herwig oder Heliantus heißen, gehören zur Lohengrin-Siegfried-Classe, da sind die blonden deutschen Jungfrauen nach Elsa und Elisabeth, die dämonischen Heidenweiber frei nach Ortrud. Da finden sich dichterische Nachbildungen und Umwandlungen der unverwüstlich dramatischen Wagnerscenen in Menge, und die musikalische Grundstimmung ganzer Acte ist Wagner'schen Scenen und Acten nachgefühlt.

Manche dieser Opern, z. B. der wenig gekannte „Wieland," von dem Münchener Max Zenger, zeigen geniale Züge; aber was hilft's? Neben dem Genie kann sich das Halbe nicht halten. Keine dieser Opern hat sich eine Stellung erkämpft. Sie sind die Opfer ihrer künstlerischen Ansprüche. Es sind ernste Componisten mit hohen Zielen, aber die Componisten sind zu ernst, die Ziele zu hoch. Sie könnten nicht neßlerisiren, auch wenn sie wollten, dazu ist ihre Musik zu gut, um aber das Höhere, das sie wollen, wirklich zu können, können sie nicht genug. Repertoirefüllopern können diese Werke nicht werden, da sie zu schwer sind, um angenehm zu vergnügen, für die tieferen Herzenswirkungen aber der classischen Meisterwerke sind sie nicht schwer genug. Von dem geneigten Publicum einer Musikstadt werden sie in einigen ersten Aufführungen mit freundlichem Beifall aufgenommen, von einer rücksichtsvollen Kritik anerkennend beurtheilt, sie haben an zwei, drei anderen Bühnen dieselben Schicksale, und nach einigen Jahren sind sie verschwunden.

Viel Fleiß und künstlerische Begeisterung wird da fruchtlos verthan. Es ist keine geringe Sache, eine große Oper zu schreiben. Aber wer kann den Künstlern sagen: „Hört auf; was Ihr erstrebt, bleibt euch doch fern!"? Sie würden auf solche Warnung nicht hören; ein Jeder hofft, ihm werde vergönnt sein, was den Anderen unerreichbar geblieben ist. Jeder Epigone glaubt, den Meister einholen zu können: weshalb würde er sonst schaffen?

Man sieht erst, wenn etwas Neues da ist, was wird und werden mußte. Hoffen können wir kaum, daß jetzt nach Wagner ein gleiches Genie käme, das mit gleicher Gewalt, aber leichter und bequemer als jener rücksichtslose Neuerer die auseinanderstrebenden Bestandtheile der Oper zum musikalisch-dramatischen Kunstwerk verschmölze. Hoffen dürfen wir das noch nicht, aber wenn er käme, ein „Vollender" auf den großen „Anfänger", so wäre auch die undankbar eArbeit der heutigen Wagnerisirenden Componisten nicht ganz vergeblich gewesen, sie hätten einem Größeren die Wege gebahnt. Zu solchen Aposteldiensten aber sind schließlich Alle bestimmt, die nicht selbst einen Messiasberuf zu erfüllen haben.

Renaissance, Barock, Rococo.

Von Wilhelm Lübke.

In athemloser Hast drängt und jagt unsere Zeit vorwärts. Noch nicht lange ist es her, daß Alles, was in der Architektur vom Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geschaffen ward, mit der verächtlichen Bezeichnung „Zopf" bei Seite geschoben wurde. Am liebsten hätte man alle diese Werke vernichtet. Da vollzog sich plötzlich die Wiederentdeckung der Renaissance, zuerst der italienischen, endlich sogar unserer eigenen. Kaum freuten wir uns über die neugewonnenen Schätze, voll Staunen ob des ungeahnten Reichthums, und schon sieht es aus, als ständen wir nicht mehr im Zeichen der Renaissance, als würde eine neue Sturmfluth des Barocken und Rococo uns verschlingen. Die lange verachteten Epochen rächen sich jetzt an ihren Verächtern. Wer aber einige Einsicht in historische Entwicklungsgänge hat, wird sich nicht der Hoffnung hingeben dürfen, daß wir in der noch vor Kurzem mit Jubel begrüßten wiederentdeckten deutschen Renaissance auf die Dauer unseren nationalen Stil gewinnen könnten; vielmehr scheint unaufhaltsam das moderne Streben darauf hinauszugehen, alle Epochen der Vergangenheit durchzukosten und nachzuexerciren. Wer kann da Halt rufen? und wer kann sagen, was später?

Dies sind nun freilich curae posteriores; einstweilen dürfen wir uns wenigstens darüber einer reinen Freude hingeben, daß in unverdrossener Weise weiter geforscht und dem historischen Studium, wie der praktischen Verwendung ein unabsehbarer Schatz an Schöpfungen jener großen Epochen, in welchen mit der vollen Kraft der Unmittelbarkeit der architektonische Genius, unbeirrt durch historische Grübeleien und stilistisches Spintisiren, sich in originalen Gebilden aussprach, dargeboten wird. Zunächst kommt hier wieder eine stattliche Reihenfolge von Lieferungen des früher von Ortwein, jetzt von Scheffers herausgegebenen Sammelwerks „Deutsche Renaissance" (Leipzig, E. A. Seemann) in Betracht. Ich kann nur summarisch hier auf den wiederum erstaunlich reichen Inhalt hindeuten und bemerke, daß zunächst Brieg durch M. Bischof, Erfurt und die Heldburg durch G. Heuser, Schloß Gottesau durch E. von Czihak, München durch Leopold Gmelin, der Mittelrhein durch Ewerbeck, Lübeck durch Th. Sartori, Torgau durch A. Scheffers, Goslar durch Henrici zur Darstellung gebracht ist. Wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, die deutsche Renaissance auf langjährigen Wanderungen zu erforschen gesucht hat und schließlich doch angesichts dieser, bis auf 168 Lieferungen angewachsenen Publication immer wieder erklären muß, durch die Fülle ungeahnter Schätze auf's Neue überrascht zu sein, so genügt dies wohl, um von der fast unglaublichen Kraft und Vielseitigkeit jener schöpferischen Epoche eine Vorstellung zu geben. Was wußten wir vor anderthalb Decennien von der deutschen Renaissance, diesem Stile, in welchem sich mehr als in irgend einem andern die ganze Eigenart des deutschen

Volkes, aufs höchste gesteigert durch den doppelten Aufschwung in Humanismus und Reformation, sich künstlerisch ausgesprochen hat? Gingen nicht unsere Handbücher mit den Siebenmeilenstiefeln tiefsten Schweigens über diese Epoche hinweg, und welch unermeßlicher Schatz von den großen Werken der Architektur bis zu den kleinsten Erzeugnissen des Kunsthandwerks liegt uns jetzt als Ausdruck kühnen Ringens, fröhlicher Lebenslust, warmer Theilnahme am Schönen vor Augen! Wir haben keine Epoche in unserer Geschichte gehabt, wo das Bedürfniß nach künstlerischem Schmuck des ganzen Lebens sich so mächtig und schwungvoll entfaltet hätte. Die vorliegende Veröffentlichung hat das große Verdienst, selbst das Verborgenste von diesen Schätzen ans Licht gezogen zu haben. Um nur einiges Bemerkenswerthe herauszuheben, bezeichne ich den prachtvollen Pokal der Bäckerzunft in Brieg, die vorzüglich durchgebildeten Hausfassaden von Erfurt, die Michaelkirche in München mit ihrer gesammten kunstreichen Ausstattung bis auf die schöngearbeiteten schmiedeeisernen Gitter und Lampenträger, die Wandbekleidungen, Schränke und Truhen vom Mittelrhein, die edlen Epitaphien von Boppard und Oberwesel und den herrlichen Kachelofen von Rüdesheim, ein besonders frühes Werk (1562). Weiter mache ich aufmerksam auf die Aufnahme des mit Recht berühmten Fredenhagen'schen Zimmers zu Lübeck, des Schlosses Hartenfels zu Torgau, einer der großartigsten Schöpfungen unserer Renaissance, endlich der merkwürdigen Holzhäuser von Goslar und der prunkvoll behandelten Kanzeln in der Marktkirche und der Jacobikirche daselbst.

Eine zweite Publication, welche dieselbe rührige Verlagshandlung in ähnlicher Ausstattung und im Anschluß an jene seit Kurzem erscheinen läßt, ist die „Deutsche Renaissance in Oesterreich", aufgenommen und herausgegeben von A. Ortwein. Dies Werk ist um so willkommener, als die Denkmäler der östlichen Marken gerade für diese Epoche bisher zu wenig beachtet worden sind, obwohl nicht verschwiegen werden darf, daß die k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstwerke auch diesen Monumenten in ihren „Mittheilungen" näher getreten ist. Nun macht freilich die Renaissance in Oesterreich bei weitem nicht den mächtigen Eindruck einer vollsaftigen, vom nationalen Genius getragenen Kunst wie in Deutschland. Die Gegenreformation, welche dort mit brutaler Gewalt die Erneuerung des kirchlichen Lebens und damit alle tieferen Quellen der Cultur erstickte, bereitete der fröhlich aufblühenden neuen Kunst ein jähes Ende. Als dann der Barocco dort einzog, trat er nicht mit dem liebenswürdigen Uebersprudeln seines deutschen Stilbruders, sondern mehr in der strengeren und pompöseren Form Italiens auf. Dennoch sind die weitgedehnten österreichischen Länder immerhin nicht arm an mannigfachen Schöpfungen jener Epoche, und von diesen will die seit Kurzem erscheinende Publikation uns Anschauungen gewähren.

Bis jetzt liegen drei Hefte aus Steiermark und zwei aus Böhmen vor. Es sind überwiegend Schöpfungen für die Schlösser des hohen Adels, der ja auch damals in Oesterreich als Förderer des Geisteslebens und besonders der Reformation sich hervorthat. Zwar die malerischen Ansichten der Schlösser Hollenegg und Limberg versprechen nicht eben viel, allein was uns aus dem Innern derselben geboten wird, ist von nicht geringer Bedeutung, wie die prächtige Thür aus Hollenegg, ein Meisterwerk deutscher Tischlerarbeit, und die beiden prachtvollen Majolika-Oefen ebendort, die zu den feinsten und edelsten Schöpfungen ihrer Art gehören, wie sie denn offenbar noch aus dem 16. Jahrhundert stammen. Eine barocke Stuckdecke aus Hollenegg und mehr noch eine bemalte Holzdecke aus dem Schloße Purgstall vom Jahre 1592, diese ein Muster stilvoller Behandlung, sind nicht minder bemerkenswerth. Noch reicher ist die Ausbeute aus dem Schlosse Riegersburg, das mit einem prachtvollen grünen Kachelofen, Täfelwerk, gemalter Decke und originell ausgebildetem Ziehbrunnen vertreten ist. Weiter lernen wir im Mausoleum des Schlosses Ehrenhausen ein Prachtstück des späteren Barockstils kennen.

Aus Böhmen wird uns die Capelle des gräflich Clam Gallas'schen Schlosses zu Reichenberg vorgeführt, die mit ihrem Oratorium an die verwandte Anlage der Capelle in Schloß Gottorp erinnert; manches Werthvolle sodann aus Prag, wo besonders die bekannte Fenstergruppe am Rathhause eine naive Vermischung von Gothik und Renaissance erkennen läßt. Außerdem heben wir besonders die schönen Einzelheiten aus der Hofburg hervor.

In consequenter Fortführung ihres umfassenden Planes bringt dieselbe Verlagshandlung uns seit Kurzem ein nicht minder erwünschtes Werk: „Die Renaissance in Belgien und Holland", gezeichnet und herausgegeben von Franz Ewerbeck und Albert Neumeister. Die jüngsten Lieferungen des in größerem Maßstabe angelegten Werkes machen uns mit den Denkmälern von Dordrecht, Ypern und Haag, Antwerpen und Mecheln bekannt. Viel zu wenig ist bis jetzt den Schöpfungen der niederländischen Renaissance Beachtung zu Theil geworden, und doch haben sie bekanntlich so vielfach Einfluß auf die deutsche Kunst geübt, daß diese ohne einen Vergleich mit jener in ihrer Entstehungsgeschichte nicht gewürdigt werden kann. Ich will nur darauf hinweisen, wie wir in den Giebelcompositionen der Backsteinhäuser die Vorbilder für die norddeutschen Werke von Münster bis Danzig finden. Ebenso erkennt man z. B. in dem Portal der alten Münze aus Dordrecht Vorbilder der zierlichen Backsteinwerke, wie wir sie bei uns an mecklenburgischen Schlössern jener Zeit kennen. Dazu kommen dann aber einzelne Prachtwerke ersten Ranges, wie das Chorgestühl der großen Kirche zu Dordrecht, von Jan Terwen aus Amsterdam von 1538 bis 1541 ausgeführt, ein Werk, das an schwungvoller Schönheit und Adel des Stils im ganzen Norden einzig dastehen möchte. Mit Befriedigung erfahren wir aus dem Text, daß die Firma Cuypers u. Stolzenberg in Roeremonde die Gipsabgüsse dieser herrlichen Schöpfungen abläßt, die in keinem kunstgewerblichen Museum und keiner Schule fehlen sollten. Höchst anziehend ist der Vergleich mit dem im folgenden Heft dargestellten Chorgestühl der Kathedrale von Ypern, welches gegen Ende des 16. Jahrhunderts ausgeführt wurde. Hier ist der Reichthum der Frühzeit etwas gemäßigt, der ganze Aufbau und die Ornamentik im Charakter der Hochrenaissance durchgeführt. Aus dem Haag sodann ist das prächtige Rathhaus als eins der durchgebildetsten Werke der niederländischen Renaissance mitgetheilt. Wie solche Bauten auf die Entwickelung der Architektur in den norddeutschen Hansestädten eingewirkt haben, ist für jeden Kundigen klar. Nicht minder gilt dies von einer Anzahl charaktervoller Giebelhäuser aus Antwerpen und Mecheln, welche die folgenden Lieferungen enthalten.

Neben diesen verdienstlichen, in charakteristischer, aber schlichter Darstellung durchgeführten Veröffentlichungen stellt sich nun ein seit Kurzem erscheinendes Prachtwerk die Aufgabe, in vollendeten Lichtdrucken von Römmler u. Jonas auch den ganzen formalen Reiz unserer Renaissance zur Erscheinung zu bringen. Es sind die von K. E. O. Fritsch herausgegebenen „Denkmäler deutscher Renaissance" (Berlin, bei Ernst Wasmuth), von welchen die vierte und fünfte Lieferung vor Kurzem ausgegeben wurden. Auf je 25 Blatt in gr. Folio sind hier wiederum aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes bis tief in die Ostmark hinein die schönsten und charaktervollsten Denkmäler in mustergiltigen Aufnahmen vorgeführt. Ohne hier auf das Einzelne mich einzulassen, muß doch betont werden, wie wichtig gerade solche Aufnahmen sind, wenn es sich darum handelt, sowohl den malerischen Reiz als auch die eigenthümlichen Vorzüge der technischen Behandlung in den Schöpfungen jener großen Epoche Jedem zum Bewußtsein, zu augenfälliger Evidenz zu bringen. Besonders lehrreich in dieser Hinsicht sind die Aufnahmen des prachtvollen Epitaphiums Johann Friedrichs II. zu Coburg, des Porticus vom Münster zu Freiburg und der gemalten Fassade des Hauses zum Ritter in Schaffhausen, wo ein wunderlicher Druckfehler den Namen des Malers Tobias Stimmer in „Strenner" verkehrt hat. Mit welcher Umsicht alle Theile des deutschen Vaterlandes berücksichtigt worden sind, möge man daraus schließen, daß in der fünften Lieferung Altenburg, Andernach, Cassel, Gießen, Güstrow, Halberstadt, Magdeburg, Merseburg, München, Münster, Prag, Stuttgart, Ulm vertreten sind. Was die Aufnahmen selbst betrifft, so bemerkt man sofort, daß sie unter künstlerischer Leitung gemacht sind,

da überall die Monumente von der günstigsten Seite sich darbieten. Wird dieses Werk vollendet sein, so dürfte sich kaum eine glänzendere Verherrlichung jener großen Kunstepoche denken lassen.

Als eine weitere Zugabe reizvollster Art darf man das schöne, in demselben Verlag erscheinende Werk über Deutschlands Holzarchitektur vom 14. bis 18. Jahrhundert bezeichnen, zu dessen Herausgabe unter Leitung von Cuno u. C. Schäfer die deutschen Architekten- und Ingenieurvereine und die Geschichts- und Alterthumsvereine sich verbunden haben. Der Inhalt der kürzlich erschienenen dritten und vierten Lieferung bietet wiederum des Anziehenden außerordentlich viel und zwar sowohl nach der Seite des süddeutschen Alpenblockhausbaues, wie des mittel- und norddeutschen Fachwerkbaues. Unter den letzteren ist die größere künstlerische Durchbildung zu suchen, und wenn auch Einzelnes, wie das merkwürdige streng gothische Haus zu Marburg und das Trinitatisspital zu Hildesheim, noch dem Mittelalter angehört, so liegt doch der Schwerpunkt auch bei diesen Schöpfungen in der Renaissance. Doch ist es äußerst anziehend, zu beobachten, wie auch hier, ja gerade hier besonders der deutsche Kunstgeist sich conservativ erweist, indem er mittelalterliche Construction mit den Formen der Renaissance naiv und reizvoll verbindet. Mit Vergnügen weilt man auf diesen trefflichen Darstellungen in voller Anerkennung des Hochverdienstlichen einer Publication, welche diese so sehr mit dem Untergang bedrohten Schöpfungen deutschen Kunstgeistes wenigstens bildlich zu erhalten bestimmt ist.

In das vor Kurzem noch vom kunstgeschichtlichen Anathem getroffene 17. und 18. Jahrhundert führt uns eine neue glänzende Veröffentlichung desselben Verlages mit dem Werke: „Barock- und Rococo-Architektur", herausgegeben von Robert Dohme. Von dem auf zwei Bände mit je 80 Tafeln berechneten Werke liegt seit Kurzem die erste Lieferung mit 20 Blatt vortrefflicher Lichtdrucke von Römmler und Jonas in gr. Folio vor. In Deutschland war es wohl zuerst Semper, der auf den eigenthümlichen Werth der Werke dieser Spätepochen hingewiesen hat, und A. von Zahn verdanken wir sodann die erste wissenschaftliche Analyse der einzelnen Stilschattirungen, die vom üppig derben Barocko bis in die letzten Ausläufer des muthwillig spielenden Rococo hinüber leiten. Ja, selbst das Wiederhineinspielen einer sich abermals zum Strengeren aufraffenden Architektur, wie es z. B. bei den Schöpfungen Knobelsdorf's, Bühring's und Gontard's sich bemerklich macht, kommt hier zur Erscheinung.

Und welch eine Prachtwelt erschließt sich hier vor unseren Augen, voll von überströmender künstlerischer Gestaltungskraft im vollendeten Ausdruck einer Zeit der großartigsten Intentionen und der üppigsten Lebenslust; Werke scheinbarer Willkür, die aber doch verdienen, auf die ihnen zu Grunde liegenden künstlerischen Gesetze geprüft zu werden. Großartiger Ernst drückt sich in dem Mittelbau des ehemaligen Berliner Zeughauses und der Hoffassade des dortigen königlichen Schlosses aus, fürstliche Pracht in dem Treppenhause und der rothen Sammetkammer desselben Baues. Eine ganze Reihe bedeutender Aufnahmen sind Potsdam gewidmet, und zwar fünf Blätter dem Stadtschloß, eins dem Schloß Sanssouci, zwei dem Neuen Palais und seinen Communs, dieser reizvollen Anlage, in welcher die malerischen Tendenzen der damaligen Architektur zu unvergleichlicher Wirkung gelangen. Anziehende Beispiele lustigen Rococos bieten sodann das Schloß zu Bruchsal und der Hauptsaal vom Schloß Schönhausen bei Berlin. Außer Bruchsal ist Süddeutschland in diesem Hefte nur noch durch den streng großartigen Mittelbau des kurfürstlichen Schlosses zu Mainz vertreten. Daß in der Folge dort aber noch sehr Vieles und Wichtiges zu holen ist, versteht sich von selbst.

Nicht minder selbstverständlich ist, daß Dresden reiche Ausbeute gewährt. Zunächst ist hier das ungemein reich und noch überwiegend streng durchgebildete Palais im großen Garten durch seine Vorderfassade und den mittleren Theil der Hinterfassade vertreten. Hier sieht man den Einfluß der Architektur Ludwigs XIV. in einem hervorragenden Beispiele. Pöppelmann's Meisterwerk, der Zwinger, an Ueppigkeit vielleicht nicht blos in Deutschland einzig dastehend, ist nicht blos durch zwei Einzelblätter, sondern auch durch eine Gesammtansicht vorgeführt, bei welcher nur immer wieder zu bedauern ist, daß die wundervolle Harmonie dieses Städtebildes durch den abscheulichen Mißton der beiden neugothischen Kirchenthürme ruinirt wird.

Um nun zum Abschlusse von dem Endpunkte einer langen Entwickelungskette noch einmal zu den Anfängen zurückzukehren, sei mit wenigen Worten der schönen Monographie gedacht, welche der aus Genf gebürtige, jetzt in Stuttgart wirkende Architekt A. Lambert über das Meisterwerk des jüngeren Antonio da San Gallo, die Kirche der Madonna di San Biagio zu Montepulciano veröffentlicht hat (Stuttgart bei K. Wittwer). Dieser herrliche Bau, der den centralen Grundriß mit Kuppel, den Lieblingsgedanken der Hochrenaissance, in reinster und edelster Fassung wahrhaft classisch durchgebildet zeigt und deshalb zu den vollendetsten Meisterwerken jener goldenen Epoche gehört, ist nach allen Seiten hin des eingehenden Studiums werth, welches er hier in schön durchgeführten Aufnahmen gefunden hat. In trefflich behandelten Zeichnungen sind Grundriß, Durchschnitt, Aufriß der Kirche sammt den wichtigsten Details vorgeführt, und dazu kommt noch das reizende Pfarrhaus, welches der Kirche gegenüber liegt. Auf einem Schlußblatte ist die Situation gegeben, wo dann die wundervolle freie Lage der Kirche auf einem Hügel vor der Stadt mit den köstlichen Ausblicken in die träumerisch stille Gebirgslandschaft lebendig vor die Erinnerung tritt. Mit diesem harmonischen Schlußaccord aus jener großen Epoche sei diese Betrachtung beendet.

Das Sonett in Deutschland.

Von Ernst Ziel.

Die Geschichte der poetischen Formen ist eine Aufgabe der Zukunft. Vergangenheit und Gegenwart haben zwar auf diesem Gebiete Schätzenswerthes geleistet, allein, was hier bisher zusammengetragen worden, das ist doch nicht viel mehr als ein unorganisches Nebeneinander und Uebereinander von Bausteinen aller Art — die Aufführung des Baues selbst harrt noch ihrer Meister.

Aber in den kleinsten Anfängen schlummert ja schon das vollendete Werk, im Keime der Baum — Bausteine sind dankbar aufzunehmen; sie werden, je mehr sie herbeigetragen werden, um so mehr der fügenden und bauenden Hand das Werk erleichtern; die Bausteine zur Geschichte der poetischen Formen aber liegen in unseren zahlreichen Poetiken und Aesthetiken, sowie in einer großen Reihe von Monographien, Dissertationen, Feuilletons u. s. w. aufgeschichtet, und das Material wächst von Jahr zu Jahr. Kaum eine einzige der hier einschlagenden Arbeiten hat es indessen bisher unternommen, die Entwickelung einer poetischen Form aus ihrem Wesen, dieses Wesen aber aus der Entstehung der Form verständlich zu machen. Diesen Weg betritt nun als einer der Ersten Heinrich Welti in seiner „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung" (Leipzig, Veit & Co.), und in diesem historisch-analytischen Verfahren, welches der Verfasser einschlägt, liegt eben der Hauptwerth des Werkes.

Wer eine „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung" schreibt, der muß hinübergreifen auf das italienische und französische Sonett; denn Italien ist die Mutter dieser Dichtform, Frankreich die Vermittlerin, durch welche dieselbe zu uns nach Deutschland herüberkam. Der Verfasser motivirt daher in seinem Vorwort die Schwierigkeit seines Unternehmens mit Recht durch den Hinweis darauf, daß seine Untersuchung sich auf dem Gebiete dreier Literaturen zu bewegen und einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten zu umspannen hatte.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen, in welchen er unter Anderem mit Geist auseinandersetzt, daß die Literaturen des Mittelalters durch beständige Assimilation und Differenzirung entstanden, wuchsen und sich veränderten, daß somit die

Entwickelung einer Literatur durchaus abhängig ist von derjenigen der anderen, und daß die Literaturgeschichte die Bedeutung einer einzelnen Literatur nur erfassen kann im Zusammenhange mit allen übrigen — nach diesen und einigen anderen einleitenden Bemerkungen wendet sich der Verfasser der Beantwortung der Frage zu: wo haben wir die Heimath des Sonettes zu suchen? Auf breitem Raum und mit quellenmäßiger Genauigkeit thut er dar, wie Italien und Frankreich einen langen Krieg ausgekämpft zur Aufrechterhaltung des beiderseitig erhobenen Anspruchs auf die Urheberschaft der Sonettform als eines ursprünglichen Bestandtheiles ihrer Literatur, wie aber heute kein Zweifel mehr darüber obwalten kann, daß das Sonett „am italienischen, nicht am gallischen Zweige des romanischen Stammes erblüht" ist. Unter den französischen Zeugen für die italienische Abstammung des Sonettes stellt er Joachim du Bellay (1525—1560) voran, der das Sonett geradezu „une invention italienne" nennt. Er ruft ferner die Zeugenschaft von Jacques Peletier du Mans, Sibillet, Charles Fontaine, Jacques de la Taille u. A. für seine Beweisführung an und stellt so wissenschaftlich fest, daß Italien die Wiege des Sonettes ist. Welti erklärt die Untersuchung, welche der Italiener Alessandro d'Ancona in seinem Buche „La poesia popolare italiana" (Livorno 1878) anstellt, für die geistvollste Interpretation der Entstehung des Sonettes. Der gelehrte Italiener kommt zu dem Resultate: das Sonett sei aus den Formen der alten, jedenfalls zu Zeiten der sicilianischen Schule schon bestehenden italienischen Volkspoesie abzuleiten.

In Deutschland standen ungünstige Verhältnisse der schnelleren Einbürgerung des Sonettes im Wege: es fehlte ihm sowohl der Stützpunkt einer geistesverwandten Poesie und Sprache, die ihm in Spanien und Frankreich ungehinderten Eingang verschafften, wie auch der Vortheil geordneter prosodischer Verhältnisse, der seine Einführung in England unterstützt hatte — Hemmnisse, die es begreiflich erscheinen lassen, daß das Sonett von seinem ersten Auftreten in Deutschland an noch ein halbes Jahrhundert brauchte, umsich bei uns einigermaßen einzubürgern. Dieses sein erstes Auftreten in unserer Dichtung legt Welti in das Jahr 1556, wo Christoph Wirsung die Uebersetzung eines antipapistischen Tractates des reformatorischen Predigers Bernardino Ochini herausgab, welche, wie das italienische Original, auf der Rückseite des Titelblattes ein Sonett aufweist, das die Ueberschrift trägt: „Zu dem Bastardischen Christenthumb". Der Zeit nach am nächsten stehen dieser Uebersetzung „Etlich Sonnet" von Fischart, welche man als die ersten bewußten Versuche bezeichnen kann.

Georg Rudolf Weckerlin ist unstreitig der Erste, der mit zureichender poetischer Kraft unserer Dichtform in Deutschland allgemeinen Beifall errang; Martin Opitz, dessen Sonettdichtung auf Ronsard und seine Schule zurückzuführen ist, nimmt in der Geschichte des Sonetts, wie unserer Dichtung überhaupt, eine Stellung von reformatorischer Bedeutung ein; Paul Flemming geht im Sonett in Opitz'schen Bahnen und hat das Höchste erreicht, was in diesen Bahnen überhaupt zu erreichen war; die Regeln dagegen, welche Philipp Zesen in seinem bekannten „Hochdeutschen Helicon" für unsere Dichtform aufstellt, bezeichnen nach unserm Autor den höchsten Grad der Verwirrung, in welche die Entwickelung des deutschen Sonettes gerathen war, und das große Talent eines Andreas Gryphius, welches diese bisher vorwiegend didaktisch gefärbte Dichtform mit dem Gehalte leidenschaftlicher Empfindung zu adeln und das fremde Gefäß zuerst mit deutschem Geiste zu erfüllen trachtete, konnte der Verwilderung des Sonettes nicht Halt gebieten. Alle diese Poeten scheiterten in ihren Versuchen, das ausländische Strophengebilde der deutschen Sprache und Dichtung völlig zu eigen zu machen, an der Ungunst ihrer Zeit und den Grenzen ihres Talentes. Selbst Flemming, der hoch über den Leistungen seiner Zeit steht, konnte dem Sonett eine dauernde und gesicherte Stellung in der deutschen Literatur nicht erringen, da ihm die gesetzmäßige Einheit von Form und Inhalt des Vierzehnzeilers nicht klar genug zum Bewußtsein kam und er sich von dem pedantischen Alexandriner, den Opitz von Frankreich für das Sonett importirt hatte, nicht loszusagen vermochte. Dies gilt mit einigen Einschränkungen auch von den Sonetten der zweiten schlesischen Dichterschule, die in formeller Beziehung neben denjenigen Flemming's in der Geschichte der Sonettform während des siebenzehnten Jahrhunderts den ersten Rang einnehmen.

Im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts verschwindet die Form des Sonettes in Deutschland (ähnlich in Frankreich!) gänzlich. Das Wiedererwachen des deutschen Sonettes, mit dem die zweite Periode der Geschichte desselben anhebt, wird hervorgerufen einerseits durch die Reaction gegen Klopstock's Befehdung des Reims, andererseits durch die Bestrebungen der Sturm- und Drangperiode, mit der schönen Form nicht blos des Sonettes, sondern überhaupt endgültig zu brechen. Die natürliche Gegenwirkung gegen diese principielle Bekämpfung der Formenschönheit im Allgemeinen und der lyrischen im Speciellen brachte das Sonett in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wieder in Aufnahme, und ihren ersten literarischen Ausdruck gewinnt diese Reaction in den 1765 in Bremen erschienenen „Allerneuesten Sonneten, den Liebhabern der Dichtkunst zum Vergnügen herausgegeben von Johannes Westermann", die freilich nur in chronologischer Beziehung als Anfangspunkt einer neuen Entwickelung bezeichnet zu werden verdienen, da sie, künstlerisch und technisch betrachtet, noch der ersten Periode angehören. Ueber sonstige Sonettisten aus dieser Zeit, wie Daniel Schiebeler und Klamer Eberhard Karl Schmidt, schneller hinweggehend, widmet unser Autor sodann Gottfried August Bürger ein längeres Capitel. „Bürger's Sonett", sagt Welti, „ist die endliche Erfüllung dessen, wonach ein ganzes Jahrhundert vergeblich gestrebt hatte, nämlich ein deutsches Sonett." Es stellt zuerst die Congruenz zwischen Form und Inhalt dar und hat somit eine eminente Bedeutung für die Geschichte dieser Dichtform. Hatten die früheren Sonettisten, Andreas Gryphius ausgenommen, sich bestrebt, den Inhalt der Form anzupassen, indem sie ihr deutsches Denken und Empfinden künstlich in's Romanische übersetzten, so trat bei Bürger der umgekehrte Fall ein: er suchte die fremdländische Form durch seinen Tact in der Behandlung dem deutschen Wesen zu nähern, wobei dem Dichter sein vorwiegend sinnliches Naturell sehr zu Hilfe kam. Bürger erlaubte sich, was die strenge Form betrifft, nur eine Abweichung vom feststehenden Schema des Sonettes: er behielt sich die Freiheit im Rhythmus vor, indem er sich statt des fünffüßigen Jambus meistens des fünffüßigen Trochäus bediente.

Wirklich eigen wurde das Sonett der deutschen Literatur indeß erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar durch A. W. Schlegel in der zweiten Periode seiner Sonettdichtung. Vielfach zurückgehend auf Bürger'sche Anregung, erfüllte Schlegel die schöne Strophenform mit dem denkbar reichsten Inhalte und machte sich die strengste Nachbildung der italienischen Idealform zum Gesetz: der fünffüßige Trochäus weicht dem Jambus; der männliche Reim wird völlig verbannt, die Anordnung der Reime in den Quartetten genau nach dem italienischen Vorbilde geregelt und die Zweitheiligkeit im Sonett als Gesetz proclamirt. A. W. Schlegel hat das Sonett zur höchsten künstlerischen Vollendung erhoben. Er hat die Anwendung der fremden Form auf ein bestimmtes Gebiet deutschen Geisteslebens beschränkt, indem er sie vorwiegend zum Gefäß lyrisch-philosophischer Betrachtungen gemacht. „Das alte italienische Sonett war philosophische Poesie, das Sonett der Romantiker dagegen Poesie gewordene Philosophie." So darf A. W. Schlegel als der eigentliche Schöpfer und Bildner des von französischen Einflüssen befreiten modernen deutschen Sonettes auf italienischer Basis bezeichnet werden.

Aus der Reihe der Romantiker zieht Welti außer A. W. Schlegel noch Novalis, Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel in den Kreis der Betrachtung, um sich dann zu dem Sonettisten Goethe zu wenden. Das Capitel: „Goethe" enthält eine Fülle interessanter Aufschlüsse über das innere und äußere Verhältniß des großen Dichterheros zur Form des Sonettes und erwirbt sich ein besonderes Verdienst durch umständliche Untersuchungen zur Chronologie der Goethe'schen Dichtungen in dieser Form. Unser Autor ist der Ansicht, es

sei Goethe in noch höherem Maße als A. W. Schlegel gelungen, die fremdländische Form mit dem deutschen Gefühl und dem modernen Gedanken zu verschmelzen, und man könne den Olympier von Weimar deshalb als das letzte und entscheidende Glied in der langen Kette von Dichtern bezeichnen, welche bestrebt waren, dem Sonett in der deutschen Literatur das Heimathsrecht zu erwerben. Was die Behandlung der äußeren Form betrifft, so steht Goethe ganz auf den Schultern der Romantiker; er weicht indessen bezüglich der Umgrenzung des Stoffgebietes für den italienischen Vierzehnzeiler erheblich von diesen seinen Vordermännen ab, indem er im Gegensatze zu den Romantikern das erotische Sonett häufig anwendet.

Zu den interessantesten Abschnitten des Buches gehört derjenige über den „Sonettkrieg", jene letzte große Befehdung des von jeher in unseren Landen vielfach angefeindeten italienischen Eindringlings unter den deutschen Dichtformen. Der Funke des Krieges glomm unter der Asche seit dem Momente, wo 1803 „Eugeniens Sonett" aus Goethe's „Natürlicher Tochter" in der „Zeitung für die elegante Welt" erschien, und schlug 1807 in offener Flamme auf, um erst 1810 mit dem Knalleffect von Baggesen's „Klingklingalmanach" abzuschließen.

Die deutsche Sonettdichtung wetzte die Scharten und Schrammen, die sie aus dem „Sonettkriege" auf ihrem Schilde heimgetragen, völlig wieder aus in den schweren Tagen der Befreiungskämpfe, wo die durchaus deutsch gewordene italienische Dichtform sich im Eintreten für die bedrohte Sache des Vaterlandes als ein schneidiges und wuchtiges Schwert erwies. Hier sind unter den Sonettisten die leuchtenden Sterne eines Theodor Körner und besonders eines Friedrich Rückert zu nennen. Letzterer hat durch seine „Geharnischten Sonette" die italienische Form aus dem engen Bezirke der literarischen Gemeinde in die weitesten Kreise des Volkes hinausgeführt und damit wohl den letzten noch nöthigen Schritt zur endgültigen Einbürgerung der Form in Deutschland gethan.

Unter den Vertretern des Sonetts auf dem neuen und neuesten deutschen Parnaß, deren Leistungen unser Geschichtsschreiber nur kurz registrirt, wird mit Recht demjenigen Dichter der Kranz verliehen, der „der wegweisende Führer aller späteren deutschen Sonettisten" geworden ist — Platen. Sich vielfach an Schlegel und Goethe anlehnend, pflegt Platen das Sonett im höchsten und strengsten Sinne und spricht — namentlich auch durch seine herrlichen „Sonette aus Venedig" — ein entscheidendes Wort für die Erhaltung des italienischen Vierzehnzeilers in Deutschland. Ging indessen trotz der grandiosen Leistungen Platen's die Pflege des Sonetts während der zwanziger, ja sogar noch der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts einigermaßen zurück, so schreibt unser Autor dies wohl mit Recht dem Vorherrschen jener volksthümlichen Richtung zu, welche durch Brentano, Arnim, Uhland und die jüngeren Romantiker vertreten wird.

Einen abermaligen neuen Aufschwung endlich hat die Geschichte des Sonetts in Deutschland gegen Ende der dreißiger Jahre zu verzeichnen, wo es, ähnlich wie in den Befreiungskriegen, sich wieder mit der Propaganda für die großen nationalen Aufgaben erfüllte. Deutschland raffte sich in jenen Tagen nach den wüsten Träumen einer jahrzehntelangen Reaction zum ersten Male wieder auf zu einem Leben der politischen That, und als von Schleswig und Eckernförde die Donner der Geschütze in alle deutschen Gauen herüberhallten, da zog auch die Lyrik ein ehernes Gewand an und vertauschte die Hirtenflöte mit der Tuba. Unsere Sänger erinnerten sich der früheren patriotischen Großthaten des Sonetts; Rückert's Geist wurde noch einmal lebendig in ihnen, und so wurde das Sonett ein Sprachrohr für die Forderungen des neu erwachten Freiheitsdranges: unser Historiograph nennt hier die Namen Georg Herwegh, Franz von Dingelstedt, Gottfried Keller u. A. und erwähnt bei dieser Gelegenheit auch kurz der zwölf Sonette für Schleswig-Holstein von Emanuel Geibel — letzteres wohl ein gar zu kärglicher Ehrensold für die großen und schwerwiegenden Verdienste, welche sich der Sänger von der Trave als der bedeutendste Nachfolger Platen's gerade um das Sonett erworben hat. Als den ersten Meister im deutschen Sonett unserer Tage bezeichnet unser Autor schließlich den formgewandten und graziösen Paul Heyse, wogegen sich gewiß nichts einwenden läßt, doch dürfte sich von gewissen Standpunkten aus eine Gleichstellung Geibel's neben Heyse mindestens rechtfertigen lassen. Vermißt haben wir in der Welti'schen Darstellung übrigens die Registrirung der patriotischen Sonettdichtung von 1870/71, die so manches interessante Material geliefert hätte. Von typischen und lehrreichen Mißgriffen wäre da indessen auch zu berichten gewesen, wie unter Anderem „Das Lied vom neuen deutschen Reich" von Oscar von Redwitz, welches unsere Siege im Kampfe gegen Frankreich und die Aufrichtung des deutschen Kaiserthrones in mehr als fünfhundert Sonetten schildert, als ein Beispiel dafür anzuziehen gewesen wäre, wie das seinem Wesen nach lyrische Sonett als ganz unangemessenes Gefäß für rein epische Stoffe auch heute noch gemißbraucht werden kann.

Das Urtheil der Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

(Schluß.)

Montesquieu, der von Richelieu und Louvois urtheilt, sie wären les plus méchants citoyens de France gewesen, sagt vom ersteren zu gleicher Zeit: „Richelieu fit jouer à son monarque le second rang dans la monarchie, et le premier dans l'Europe; il avilit le roi, mais illustra le règne, und mehr als hundert Jahre später sagt Ranke von ihm: „Er war ein Absolutist ganz nach Macchiavelli's Sinne, dessen persönliche Leidenschaften sich mit denen für das Staatsinteresse verschmolzen, dem man seine grausame Härte verzieh, weil er dem Staat nach außen eine nie besessene Macht gab, dessen Bestrebungen, weil sie dem Staate förderlich und in rücksichtsloser Consequenz verfolgt wurden, von stets treuem Glück begleitet waren." Daß Richelieu den Staat nach außen mächtig gehoben habe, darin stimmen Montesquieu und Ranke überein, aber während der erstere ihn trotzdem le plus méchant citoyen de France nennt, meint Ranke in echt historischer Auffassung, „man verzieh ihm seine grausame Härte" und verzeiht sie ihm wohl selber. Richelieu war der große Staatsmann, der Frankreich zur Sonne Europas gemacht, er hat die eine Bedingung erfüllt, um das volle Lob des historischen Urtheils zu erhalten, er hat den Staat nach außen stark gemacht, aber indem dies auf Kosten der inneren Freiheit geschah, vielleicht geschehen mußte (und eben deswegen kann man verzeihen), wird ihm der Historiker nie den Ruhmestitel gewähren können, daß er sein Volk glücklich, seinen Staat zum Idealstaat gemacht, daß er ganz seine staatsmännische Aufgabe erfüllt habe. Wer die Spuren der französischen Revolution rückwärts verfolgt, muß bis zu Richelieu wandern, und seine Staatsmaximen, von seinen Nachfolgern treu befolgt, lehren aufs deutlichste, daß Macht ohne Freiheit ein Staatswesen nicht dauernd erhalten könne. Das Gegenbild gegen die einseitig auf Macht bedachten Staatsmänner können etwa die Girondisten bilden. Um die Freiheit zu gewinnen, scheuten sie nicht vor dem Gedanken zurück, die Macht zu zertrümmern und Frankreich in eine Föderativ-Republik aufzulösen, die nach außen hin sicherlich alle Kraft und alles Ansehen verloren hätte. Gewiß, auch ihnen schwebten Ideale vor; in Nordamerika schien ihnen der große Tempel der Freiheit errichtet, die antike Welt in ihren glücklichsten Epochen war in ihnen lebendig, und sie hofften jene aus dem Schutte der Jahrhunderte auferstehen lassen zu können. Wer blickte nach außen, wenn es galt, im Innern Ideale zu verwirklichen, längst entschwundene goldene Zeiten heraufzuzaubern? Die Geschichte hat längst über sie geurtheilt; sie glaubt an ihren Idealismus, aber sie bedauert tief und tadelt herb ihre doctrinäre Verblendung, die sie zu dieser Einseitigkeit führte, und der Historiker, der im nationalen Sinne die Geschichte Frankreichs schreibt, muß mit Schaudern an die Realisirung jener Ideen denken.

Und nun wählen wir, um die Richtigkeit unserer Kriterien auch an einem Ereigniß zu prüfen, wie früher versprochen, die Reformation. Es ist ja schwierig genug, eine solche, alles umfassende und durchdringende Bewegung ausschließlich in ihren Wirkungen auf die realen politischen Verhältnisse zu begrenzen, aber es werden einige Andeutungen genügen. Wir stehen auf dem Standpunkte des Historikers der deutschen Geschichte — wie erscheint ihm die Reformation? Zuerst und vor allem als eine eminent nationale That. Sie zertrümmerte mit einem Schlage die kirchliche und damit geistige Abhängigkeit des deutschen Volkes von einem außerdeutschen, widerdeutschen Haupte, deutsch wurde der Glaube, deutsch der Gottesdienst; der große Reformator, der das Wort sprach: „Für meine Deutschen bin ich geboren; ihnen will ich dienen", übertrug den Impuls seines nationalgesinnten Herzens auf sein ganzes Volk. Das „heilige römische" Reich ging ob der Glaubensspaltung völlig in Trümmer, aber der Same zu einem „deutschen" Reich ward ausgestreut. Ob auch Jahrhunderte voll Kampf und Noth dazwischen liegen, ob auch im Zusammenbruch der alten Verhältnisse die Kraft und Würde des alten Reiches völlig mit zusammenbrach, ob auch die Einheit sich früher auf geistigem als auf politischem Gebiete offenbarte, der nationale Gedanke war mit der Reformation entstanden und verschwand nicht mehr, seiner Einwirkung konnten sich selbst die nicht entziehen, die in der alten Kirche geblieben waren, und im schweren Kampf hat er sich als das Banner bewährt, um das sich alle voll Begeisterung schaarten. Seine Verwirklichung ist das deutsche Reich, und ob in seinem Innern auch gewaltige Stürme toben, nach außen stark macht es der nationale Gedanke, den die Reformation geboren hat. Und bedarf es eines langen Nachweises, wie aus der geistigen Befreiung, die ein Werk der Reformation war, auch die politische Freiheit hervorwuchs? Langsam, aber sicher und stetig, nicht im revolutionären Umschwunge, sondern im Wege der geschichtlichen Entwickelung, nicht im Kampfe mit körperlichen, sondern mit geistigen Waffen erstand in Deutschland die sociale und endlich die politische Befreiung des Individuums. Unter diesen Gesichtspunkten muß dem Historiker der deutschen Geschichte die Reformation erscheinen, und um der Segnungen willen, die sie dem deutschen Volke gebracht, wird er die Uebel, die in Vergangenheit und Gegenwart in ihrem Gefolge waren, gering achten.

Nun hätten wir noch zu betrachten, nach welchen Kriterien der Biograph seinen Helden beurtheilt. Wir haben schon früher erwähnt, daß es verfehlt wäre, den Maßstab hausbackener Moral an das Wirken einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit anzulegen. Wird man Heinrich IV. von Frankreich deswegen weniger preisen und seine Regierung nicht einen Segen für die Nation nennen, weil er der Frauenliebe mehr als moralisch erlaubt ist, zugethan war? Deswegen wird man nichtsdestoweniger die Ausschweifungen Ludwigs XV. und seine Maitressenwirthschaft brandmarken, weil das Staatswohl auf das Furchtbarste darunter litt, denn die persönlichen Neigungen und das Privatleben eines Individuums, über welches das geschichtliche Urtheil gefällt werden soll, kommen nur soweit in Betracht, als sie auf die, für die Geschichte wichtige Thätigkeit desselben fördernd oder hemmend eingewirkt haben. Nur eine Geschichtsschreibung, die dieses hohen Namens gar nicht würdig ist, sondern nur factiöse Pamphletschreiberei genannt zu werden verdient, vermag mit behaglichem Eifer zu erzählen, etwa daß Hutten an einer unsauberen Krankheit gelitten habe, als ob dieser Umstand mit der weltgeschichtlichen und nationalen Wirksamkeit des Mannes das Geringste zu thun habe, als ob selbst für seine persönliche Beurtheilung das von Einfluß wäre. Für den Historiker, der keine Parteischrift verfaßt, dem es um die Wahrheit zu thun ist, sind ganz andere Kriterien maßgebend. Er hat sich die Frage zu beantworten, was ist der Zweck des Menschen in der Geschichte und wie weit hat der Einzelne, der zum Urtheil steht, diesen Zweck erfüllt? Der Mensch soll für sich und für das Ganze leben, er hat die Aufgabe, alle in ihm ruhenden Kräfte zur Entfaltung zu bringen, das, was man „sich ausleben" nennt, zu erlangen, und die entfalteten zum Nutzen der Gesammtheit anzuwenden. Was ein Mann Großes und Treffliches für sein Volk thut, das thut er indirekt für die Menschheit. Daß Jeder sich ausleben soll, ist das persönliche Moment, die Wirksamkeit für das Ganze das allgemeine. Wir haben im Vorhergehenden Persönlichkeiten beurtheilt vom universalhistorischen und nationalhistorischen Standpunkt, beide Male ohne Beachtung des persönlichen Momentes. Das ist der Unterscheidungstitel der Biographie von der Geschichte. Die letztere fragt immer blos, was that er, die erstere auch, wie war er? Die Geschichte beachtet blos das Handeln, die Biographie das Handeln und das Sein. Man hat oft gefragt, was an Goethe bewunderungswürdiger wäre, sein Leben oder seine Werke? Wir möchten antworten, beides ist gleich herrlich und bewunderungswerth. Ja, wir gestehen, daß wir unser Kriterium, das den höchsten Maßstab anlegt, aus der Existenz einer so hochragenden welthistorischen Persönlichkeit wie Goethe war, abstrahirt haben, und daß wenig andere die Forderungen so voll und ganz erfüllen würden. Wenn je ein Mensch, so hat Goethe „sich ausgelebt", alle in ihm ruhenden Kräfte zur Entfaltung gebracht, und wir unterschreiben mit Freuden ein Wort Dahlmann's, „daß Goethe's Leben als hohes Bildungsmuster aufgestellt zu werden verdient". Und wie Goethe die ihm verliehenen und herrlich ausgebildeten Kräfte und Fähigkeiten für sein Volk und für die Menschheit angewandt habe, darüber bedarf es gewiß keines Wortes weiter. Als anderes Beispiel das eines eminent politischen Mannes. Man kennt die wahrhaft enthusiastische Charakteristik Cäsar's, die Mommsen entwirft. „Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich in einander aufheben", und „wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtsschreiber, wo ihn alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen." Woher dieser Enthusiasmus, und wo die Berechtigung dazu? Nun eben darin, daß Cäsar auch eine der historischen Persönlichkeiten ist, die dem höchsten Maßstabe der Beurtheilung gerecht wird. Der größte Staatsmann, den die alte Zeit hervorgebracht, ein genialer Feldherr, ein bezaubernder Redner, einer der größten Stilisten in der römischen Literatur, ein vorzüglicher Historiker, kurz ein universeller Geist, der seine vielen und glänzenden Fähigkeiten auf das Herrlichste entwickelt hat und sie zu dem edelsten und besten Zwecke ohne krankhafte Selbstsucht, ohne blinde Leidenschaft hinlenkte. Wir dürfen sein Leben und seine Thaten nicht durchgehen, die Summe dessen, was er gewirkt, läßt sich in Kürze bezeichnen: „er hat Rom gerettet und erneuert", man darf sagen, er hat die Welt gerettet und erneuert. Wenn er selbst oft sagte, er habe genug gelebt, so mag in ihm unbewußt das Gefühl vorhanden gewesen sein, daß er erreicht, was der Sterbliche erreichen kann, daß er „sich ausgelebt" habe.

So viel zur Erläuterung und Bekräftigung unserer Theorie. Es ist nun leicht ersichtlich, daß von dem festgestellten Princip aus die Beurtheilung aller andern für die Geschichtsschreibung gewählten Stoffe die gleiche ist. Ob der Gegenstand die Wissenschaft oder eine Wissenschaft, die Kunst oder eine Kunst, ob er ein Stand, ein Beruf, ein Gewerbe oder was auch immer sei, sobald erforscht ist, was Ziel und Zweck desselben ist, kann das Urtheil nicht mehr fehlgehen. Es ist ganz werthlos, wenn in manchen Fällen manche Historiker urtheilen, irgend eine That wäre auf diesem oder jenem Wege besser von Statten gegangen, irgend etwas hätte unterbleiben, irgend etwas anderes geschehen können. Wer an seinem Schreibtisch nach Plänen und Karten den Verlauf einer Schlacht studirt, kann mit leichter Mühe den größten Strategen korrigiren. Der Historiker hat das Factum zu nehmen, wie es ist, nicht es zu gestalten, wie er es wünschen möchte, hat das Factum zu objectiviren und die richtigen Kriterien bei der Beurtheilung anzuwenden — dann und nur dann wird er ein wahres und wahrhaft historisches Urtheil fällen.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

Ordynow mußte sich endlich bequemen, so lästig ihm dies auch war, sein Quartier zu verändern. Seine Wirthin, eine arme bejahrte Beamtenwitwe, der er ein Zimmerchen abgemiethet hatte, fuhr, durch unvorhergesehene Verhältnisse veranlaßt, in irgend einen, Gott weiß wo gelegenen Ort zu Verwandten, ohne den ersten des Monats abzuwarten. Der junge Mann, welcher bis zu diesem Termin bezahlt hatte und sein Geld abwohnen wollte, sah sich mit Bedauern in seinem alten Winkel um, den er ohne Zwang für Nichts in der Welt verlassen hätte. Er war ein armer Teufel, und das Zimmerchen hatte er für ein Spottgeld, wie es sich für einen armen Teufel schickt.

Die Wirthin war abgereist. Tags darauf nahm Ordynow seine Mütze, schlenderte in den Petersburger Gassen umher und prüfte die Miethszettel, die an den Hausthüren angeschlagen waren; seine Aufmerksamkeit schenkte er vorzüglich solchen Häusern, deren Größe in die Augen fiel und die dabei ein so schmutziges, vernachlässigtes Aussehen hatten, daß er wohl hoffen durfte, auf arme Leute zu treffen, die ihm ein Eckchen abtreten würden.

Er suchte schon lange recht emsig, bald jedoch hatten ihn neue, fast unbekannte Empfindungen erfaßt. Anfangs kümmerte er sich um Nichts als sein Geschäft: ein Quartier mußte er ja haben; höchstens blickte er einmal zerstreut um sich, und da war es sonderbar, daß plötzlich das Straßenleben mit einer fremden Gewalt auf ihn einwirkte, der er sich nicht zu entziehen vermochte, daß seine Gedanken flatternd und haschend nach allen Richtungen gingen und eine nervöse reizvolle Neugier in ihm wachzauberten. Die vielen Menschen und der Lärm, den sie verursachten, und die Hast im Lärmen, und alle die vielen Dinge, die ihm so neu waren, er selbst mitten im Gewirr, wo Keiner weder Interesse am Anderen hat, noch selbst Interesse erregt — all das Kleinliche, das tagtägliche Gewäsch, das einen geschäftigen Petersburger, der mit fruchtloser Emsigkeit sein ganzes Leben nach Mitteln sucht, um endlich einmal warm unterzukriechen, längst gelangweilt hätte: in ihm rief es im Gegentheil eine stille, freudige, lichte Empfindung wach. Leicht rötheten sich seine blassen Wangen, aus den Augen drang ein Glanz wie von neuer Hoffnung, und gierig mit vollen Zügen athmete er die kalte belebende Luft. Ihm wurde so leicht. . .

Stets hatte er ein ruhiges Leben geführt, und ganz einsam. Vor drei Jahren, als er nur eben seinen gelehrten Grad erhalten, der ihm ein gewisses Verfügungsrecht über sich selbst verlieh, war er zu einem alten Männchen gegangen, das er nur vom Hörensagen kannte. Lange mußte er warten, bis der galonirte Kammerdiener sich herbeiließ, ihn zum zweiten Male zu melden. Er trat dann in einen hohen öden Saal, in dem Dämmerung herrschte und der so einförmig war, wie man es allenfalls noch in alten herrschaftlichen Häusern findet, und darin sah er das silberhaarige, mit Orden besetzte Männchen — seinen Vormund, seines Vaters ehemaligen Dienstgenossen und Freund. Was das Männchen ihm einhändigte, war nicht viel: ein Prieschen Geld — den schmalen Rest der Schulden halber unter dem Hammer verkauften, von Ureltern stammenden Erbschaft. Ordynow nahm das Päckchen, wie man etwas Gleichgiltiges nimmt, verabschiedete sich für immer und ging auf die Straße. Dort herrschte herbstliche Kälte, und Nebel schlichen umher. Der junge Mann war nachdenklich, und dabei hatte sich eine Traurigkeit seiner bemächtigt, er wußte selbst nicht woher. Er fühlte leichtes Fieber. Seine Berechnung ergab, daß er mit seinen Mitteln zwei, drei Jahre, wenn er hungern wollte sogar vier Jahre zu leben hätte. Es dunkelte, ein feiner Regen tröpfelte, da miethete er sich irgendwo ein, ohne sich weiter umzusehen, und nach einer Stunde bezog er das Quartier. Hier lebte er, vergraben wie in einer Klosterzelle. In zwei Jahren war er gänzlich verwildert.

Ja, er war verwildert, ohne es zu merken; vorläufig kam es ihm auch gar nicht in den Kopf, daß es ein anderes Leben geben könne — ein begehrliches, lärmendes, ewig aufgeregtes, ewig wechselndes, ewig aufstachelndes Leben. Gehört hatte er wohl von solchem Treiben, ihm aber war es fremd, und er wollte es nicht kennen lernen. Einsam war er schon von Kindheit an. Und jetzt verzehrte ihn die tiefste und unersättlichste Leidenschaft, welche das gesammte Leben eines Menschen erschöpft und bei solchem Wesen wie Ordynow keinen Raum für die Sphäre einer praktischen Thätigkeit offen läßt. Diese Leidenschaft war die Wissenschaft. Vor der Hand verzehrte sie seine Jugend, wie ein langsam schleichendes Gift nahm sie die Ruhe seiner Nächte, die gesunde Kost nahm sie ihm und wehrte die frische Luft ab, die in seinem dunklen Winkel keinen Einlaß fand. Im Rausche der Leidenschaft, in dem er sich befand, wollte Ordynow es nicht bemerken. Er war jung, und vorläufig verlangte er nicht mehr. Die Leidenschaft machte aus ihm ein Kind für die Außenwelt, sie machte ihn für immer unfähig, andere gute Leute bei Seite zu schieben, wenn einmal die Nothwendigkeit fordern sollte, sich irgend einen Zufluchtsort zu verschaffen. Für manche Leute ist die Wissenschaft ein Capital; die Leidenschaft Ordynow's war eine Waffe, die auf ihn selbst zielte.

In ihm war mehr unbewußter Drang als logisch deutliche Begierde, zu lernen und zu wissen, und zwar in jeder Thätigkeit, sogar der kleinsten, die ihn bisher beschäftigt hatte. Noch während seiner Kinderjahre kam er in den Ruf eines Sonderlings, da er seinen Kameraden durchaus unähnlich war. Seine Eltern kannte er nicht; seines menschenscheuen Charakters halber mußte er von den Kameraden Lieblosigkeit und Nichtachtung ertragen, wodurch er noch menschenscheuer, noch finsterer wurde und noch beharrlicher in die Einsamkeit sich zurückzog. Aber in seinen einsamen Beschäftigungen war niemals Plan und Ordnung; er kam gar nicht über das erste Entzücken, das erste Feuer, die erste Hitze des Künstlers hinaus. In seiner Seele entwickelte sich nach und nach eine unklare, aber gerade in ihrer Unklarheit wunderbar entzückende Idee, die in einer ganz neuen strahlenden Form lebendig wurde — diese Form drängte heraus und quälte seine Seele; er fühlte in sich, zwar zaghaft, die Originalität, die Wirklichkeit, die Selbständigkeit; Schöpferkraft regte sich in allen seinen Kräften, die sich sammelten und befestigten. Der Zeitpunkt des Schaffens war jedoch noch weit, sehr weit.

Jetzt ging er auf der Straße wie ein Einsiedler, der plötzlich seiner Einöde den Rücken kehrt und die laut lärmende Stadt betritt. Wie schien ihm Alles so neu, so sonderbar. Er aber war dieser Welt, welche schwirrte und um ihn brauste, so entfremdet, daß er gar nicht daran dachte, über seine sonderbare Empfindung sich zu wundern. Seine eigene Wildheit bemerkte er nicht einmal; es ward im Gegentheil eine Art fröhlichen Empfindens in ihm geboren, eine Art Rausch wie bei einem Hungrigen, dem man nach langem Fasten zu trinken und zu essen gibt, obgleich es natürlich eigen war, daß eine so unbedeutende neue Lage wie eine Quartierveränderung einen Petersburger Einwohner, und wäre er selbst ein Ordynow, benebeln und außer sich bringen konnte; war er ja doch so selten in der Lage gewesen, in Geschäften auszugehen.

Sich in den Straßen zu ergehen, gefiel ihm mehr und mehr. Er gaffte Alles an, so recht wie ein Flaneur.

Aber auch jetzt las seine Seele in dem Bilde, das sich vor ihm entwickelte, wie in einem Buche zwischen den Zeilen. Alles bewegte ihn, kein Eindruck ging verloren, und sein sinnender Blick ruhte auf den Gesichtern der eilenden Menschen. Und wie er Alles, was an ihm vorüberzog, genau betrachtete, so horchte er emsig mit liebevoller Hingabe auf das Gespräch der Menschen, als müsse er dasselbe mit seinen eigenen Schlüssen vergleichen, zu denen er in der einsamen Ruhe seiner Nächte gekommen war. Gar manche Kleinigkeit wunderte ihn, regte ihn an, und zum ersten Male ward er ärgerlich, daß er sich in seiner Zelle lebendig vergraben hatte. Schneller geschah

hier Alles, voll und fieberhaft ging sein Puls; schneller auch und kühner flogen seine Gedanken. Wie fremd war es um ihn, und wie lockte ihn das, was er bisher nur mit dem Instinct des Künstlers geahnt hatte!

Die sorglose Emsigkeit des Schauens machte bald anderen Betrachtungen Raum; unwillkürlich flößte ihm die Wirklichkeit ein Gefühl der Angst und Ehrfurcht ein. Von der wallenden Fluth der neuen Eindrücke erschreckt, begann er zu ermüden, einem Kranken vergleichbar, der freudig zum ersten Male von seinem Bette aufgestanden ist und zu Boden taumelt, geschwächt, übermannt von all' dem Licht, dem Glanz, dem Wirbel des Lebens und der vor ihm schwärmenden bunten Masse. Bang und traurig ward ihm zu Muth, als müsse er fortan für seine Thätigkeit, ja sogar für die Zukunft fürchten. Ein neuer Gedanke raubte ihm vollends seine Ruhe. Plötzlich schoß es ihm durch den Kopf, daß er sein ganzes Leben einsam verbracht habe, daß Niemand ihn liebe, daß auch er an Niemand mit Liebe hange. Einige der Vorübergehenden, mit denen er bei Beginn seines Spazierganges eine Unterhaltung anzuknüpfen versucht hatte, sahen ihn mit Verwunderung, zum Theil unhöflich an. Sie hielten ihn, wie er bald bemerkte, entweder für einen Verrückten oder für den alleroriginellsten Sonderling, was ganz begreiflich war. Er entsann sich, daß auch früher die Leute in seiner Gegenwart sich bedrückt fühlten, daß er wegen seines nachdenklichen eigensinnigen Charakters schon in seiner Kindheit gemieden wurde; wie hatte es ihn damals gepeinigt, daß er den anderen Kindern so gar nicht ähnlich war!

Unmerklich gelangte er an einen Stadttheil, der vom Centrum weit entfernt war, und nachdem er in einem Wirthshaus einige Bissen zu sich genommen, schlenderte er weiter durch Straßen, über Plätze. Verwitterte graue und gelbe Zäune streckten sich, an verwitterten Häuschen ging er vorüber, und dazwischen lagen mächtige Fabrikgebäude, rothe rauchgeschwärzte mit langen Schornsteinen. Ringsum war es menschenleer, und es sah so feindselig, so finster aus: wenigstens schien es Ordynow so. Es war bereits Abend geworden. Er ging jetzt durch eine lange Gasse und kam auf einen freien Platz, wo eine Pfarrkirche stand.

In seiner Zerstreutheit ging er hinein. Eben hatte man den Gottesdienst beendet, und die Kirche war fast leer. Nahe beim Eingang lagen zwei alte Frauen auf den Knieen. Der Kirchendiener, ein altes Männchen, löschte die Lichter. Die Strahlen der untergehenden Sonne ergossen sich von oben in einem Lichtstrom durch ein schmales Fenster der Kuppel, wie ein Meer von Glanz wogte es schimmernd auf einem der Nebenaltäre. Hier aber schwächten sie sich mehr und mehr ab, und je schwärzer das Dunkel wurde, das sich unter den Gewölben verdichtete, je lichter glänzten an manchen Stellen die vergoldeten Heiligenbilder, angestrahlt von dem Scheine der Kirchenlämpchen und Lichter.

In einem Anfall tiefer Trostlosigkeit, von den eigenen Gefühlen erdrückt, hatte sich Ordynow an eine Wand in der dunkelsten Ecke gelehnt und stand eine Zeit lang gedankenlos da. Ein dumpfer Schall von Schritten, der unter der Wölbung dröhnte, weckte seine Aufmerksamkeit; zwei Gemeindeglieder waren eingetreten. Wie Ordynow zu ihnen hinüberblickte, bemächtigte sich seiner eine unaussprechliche Neugierde. Er sah einen alten Mann und ein junges Weib. Der Alte war von hohem Wuchs, noch ungebeugt und rüstig, aber mager und krankhaft bleich. Man konnte ihn für einen Kaufmann halten, der in weiter Ferne seine Heimath hatte. Den langen schwarzen Pelztaftan, der etwas Feiertägliches hatte, trug er offen, darunter von oben bis unten zugeknöpft einen langen russischen Anzug. Um den Hals schlang sich nachlässig ein grellrothes Tuch, in den Händen hielt er eine Pelzmütze. Lang fiel auf die Brust ein schmaler ergrauter Bart, fieberhaft zuckte ein glühender, stechender, hochmüthiger Blick unter den überhängenden finsteren Brauen. Das Weib, das etwa zwanzig Jahre alt sein mochte, war von prachtvoller Schönheit. Ein blauer, mit Pelz verbrämter kostbarer Halbpelz umschmiegte sie, den Kopf bedeckte ein weißes Atlastuch, das am Kinn zugeknöpft war. Sie ging mit gesenkten Augen und sinnender Hoheit, welche sowohl in ihrer Haltung sich aussprach, als auch in den Contouren der kindlich zarten frommen Gesichtszüge ihren Ausdruck fand. Das Paar war höchst eigenthümlich.

Mitten in der Kirche blieb der Alte stehen, und obgleich dieselbe ganz leer war, verneigte er sich nach allen vier Seiten; dasselbe that seine Begleiterin. Dann nahm er sie bei der Hand und führte sie nahe zum Altar vor das große Heiligenbild der Gottesmutter, in deren Namen die Kirche erbaut war; es funkelte im Lichterglanz, der sich auf dem von Gold und Edelstein blitzenden Gewande spiegelte. Des Kirchendieners ehrerbietigen Gruß erwiderte der Alte mit Kopfnicken. Das Weib verneigte sich jetzt bis zur Erde. Der Alte ergriff darauf das Ende des Schleiers, welcher am Fußgestell des Heiligenbildes hing, und verhüllte damit ihren Kopf. Dumpfes Schluchzen erscholl durch die Kirche.

Ordynow war betroffen und erwartete mit Ungeduld das Ende der Feierlichkeit. Nach etwa zwei Minuten hob die Fremde den Kopf, und wieder beschien heller Lichterglanz ihr entzückendes Gesicht. Ordynow fuhr zusammen und machte einen Schritt vorwärts. Sie hatte bereits die Hand dem Alten gereicht und langsam verließen Beide die Kirche. Aus ihren Augen mit den langen Wimpern fielen Thränen und rollten über die blassen Wangen. Lächeln lag auf ihren Lippen; aber auf dem Antlitz waren Spuren einer kindlichen Furcht und räthselhaften Bangigkeit zu bemerken. Zaghaft schmiegte sie sich an den Alten, und man sah, daß sie vor Erregung zitterte.

Von einem eigenthümlichen Gefühl bewegt, ging Ordynow ihnen nach, in der Vorhalle der Kirche überholte er sie. Feindlich und mürrisch sah der Alte auf ihn; auch sie sah ihn an, jedoch mit so zerstreuter Miene, als beschäftige sie ein weit entfernter Gedanke. Ordynow folgte ihnen in mäßiger Entfernung, ohne sich Rechenschaft zu geben, weshalb er dies that.

Es war schon dunkel geworden.

Der Alte und seine Begleiterin gingen in eine lange breite schmutzige Straße, die geradeaus zum Schlagbaum führte — sie war vom Kleinhandel besetzt, von Mehlbuden und Fuhrmannshöfen — und sie wandten sich aus derselben in eine schmale Gasse mit langen Zäunen zu beiden Seiten, die sich an die verschwärzte riesige Wand eines vierstöckigen steinernen Hauses anschlossen, durch dessen Höfe man in eine andere gleichfalls große und bevölkerte Straße gelangte. Sie näherten sich bereits dem Hause. Plötzlich wandte sich der Alte um und blickte unmuthig auf Ordynow. Der junge Mann blieb wie eingewurzelt stehen. Der Alte wendete sich vorsichtshalber noch einmal um, als wolle er sich überzeugen, ob sein Blick von Wirkung gewesen sei, dann gingen Beide, er und das junge Weib, durch die Pforte in den Hof des Hauses. Ordynow kehrte zurück.

Er war in übler Stimmung und ärgerte sich über sich selbst: hatte er doch, indem er einer ganz gewöhnlichen Begebenheit einen besonderen Sinn unterlegte, den Tag, der schon ohnehin verloren war, mit einer Dummheit beschlossen.

Wenn er auch am Morgen über sein menschenscheues Wesen ärgerlich gewesen war, so fühlte er doch instinctiv, daß er Alles vermeiden müsse, was sein Leben zerstreuen oder gar erschüttern könne. Und mit Traurigkeit, ja mit Reue gedachte er seines ungestörten Winkels. Ermüdet und unfähig, zwei Gedanken aneinander zu reihen, kam er endlich in seine Wohnung. Er zündete sich ein Licht an, und wie es so still um ihn war, drängte sich das Bild des lieblichen Mädchens in seine Einbildung. Und so lodernd war der Eindruck, so liebevoll nahm seine Seele diese sanften Züge in sich auf, und so erschüttert empfand er den geheimnißvollen Reiz, daß seine Augen sich trübten und es ihm zu Sinne war, als durchströme Feuer seine Adern. Dieser Zustand dauerte indeß nicht lange. Dem Entzücken folgte der Aerger, dann das Nachdenken, dann eine ohnmächtige Wuth; ohne sich auszukleiden, warf er sich auf sein hartes Bett und wickelte sich in die Decke.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Geheimniß des Herrn Marchese.

Lustspiel in drei Acten von Paolo Ferrari.

Der geistvolle italienische Dramatiker Paolo Ferrari ist auf der deutschen Bühne kein fremder Gast mehr. Seine früheren Dramen: Il duello und Il suicidio, die Duellfrage und den Selbstmord in der Manier des jüngeren Dumas behandelnd, und: Le due donne sind vor Jahren in Berlin gegeben worden, freilich ohne sich dem deutschen Repertoire dauernd einfügen zu können. Aus all' diesen dramatischen Arbeiten gewann man aber den Eindruck, einem ernsten, aufrichtigen Talent von wirklich poetischer Kraft gegenüberzustehen, welches bei den modernen Dramatikern an der Seine in die Schule gegangen und bestrebt ist, interessante Conflicte unserer Zeit in eigenartiger und packender Form theatralisch zu gestalten. Dieses Zeugniß können wir ihm auch nach seinem neuesten Lustspiel: Il segreto del Signor Marchese nicht versagen. Das interessante Stück ist von modernem Leben erfüllt, voll bedeutender, feiner Züge und läßt nirgends den berufenen Dichter vermissen; aber der Mailänder Professor hat sich diesmal im Stoffe vergriffen und macht den Eindruck eines idealistischen Träumers, der den Hanswurst reformiren möchte. Abermals hat er sein Thema den geliebten Franzosen entnommen, doch nicht seinen gewohnten Vorbildern Augier und Dumas, sondern den Spaßmachern der Boulevard-Posse. Was Labiche und Martin, Hennequin und Delacour, Chivot und Duru, Millaud und Gille uns unzählige Male gezeigt: die galanten Verlegenheiten eines lügenkundigen Ehemannes, das ausgelassene Thema vom geplagten Ehemann auf Schleichwegen will uns nun auch der gewissenhafte italienische Poet in seiner Weise vorführen, d. h. im gediegenen Rahmen einer fein gearbeiteten Salon-Komödie mit Intriguenspiel à la Scribe, scenischen Ueberraschungen à la Sardou, moralischen Declamationen à la Dumas und Augier und rührseligen Anläufen à la Feuillet. Das Experiment mußte mißlingen, denn der derbkomische Vorwurf verträgt nur eine possenhafte Behandlung. Der dramatische Taschenspieler, der da mit verwechselten Briefen, bestellten Depeschen, gestörten Rendezvous und dem ganzen groben Rüstzeug der „Schwank"-Dichter operirt, findet keine Ohren und Herzen mehr für seine lyrischen Einlagen über die Poesie des Soldatenlebens und die Tragik des Ehebruchs, seine fein pointirten Plaudereien, seine subtile Charakterzeichnung einer gekränkten Frau, eines frivolen Ehemannes und eines moralisirenden Geliebten, seine tragisch gemeinten Accente. Wo der Clown schwatzt, da schweigt der Dichter.

Schon der erste Act mit seinen langen Conversationsscenen, die fast ohne jede Verbindung breit neben einander liegen, verwirrt und verdunkelt das einfache Thema durch endlose Reden und unnütze Erzählungen. Erst im zweiten Aufzuge krystallisirt sich der Conflict. Das Geheimniß des Herrn Marchese, der einer lockeren Gräfin den Hof macht, ist von seiner Gemahlin entdeckt worden; der Beweis seiner Schuld ist in ihren Händen; nur durch jene Virtuosität im Lügen, die eine Eigenthümlichkeit der galanten Pariser Possenhelden ist, vermag sich der Schuldige aus der Patsche zu ziehen. Es gelingt ihm dies mit Hülfe seines Schwagers in spe, der Alles auf sein Conto nimmt. Doch der Märtyrer selbst ist nicht ganz sauber übers Nierenstück; er verplappert sich, und seine Braut erkennt ohne Mühe, daß auch er ein böses Gewissen, eine galante Vergangenheit hat. Aber als kluges Weib — gilt es doch das Familienglück des Bruders — gebietet sie ihrem Frauenstolze Schweigen und befiehlt ihrem Verlobten, auch noch die Schuld des Marchese auf sich zu laden. Das Opfer kommt zu spät. Die Marchese erhält einen neuen untrüglichen Beweis der eheherrlichen Untreue. Diesmal ist das corpus delicti kein Brief, sondern ein Stammbuch. Da in Italien sich die Stammbücher noch unverdienter Beliebtheit zu erfreuen scheinen, so geht auch dasjenige der Marchesa von Hand zu Hand, und eine der Personen des Stückes wird sogar einmal allen Ernstes aufgefordert, eine endlose Expectoration dort zu verewigen. Hier lachte unser Publikum ironisch, denn es ist ohne Zweifel über die Stammbuch-Literatur hinaus, was seinem Geschmack alle Ehre macht. Dieses Album wird von den beiden rivalisirenden Damen, die sich um das Herz des Marchese streiten, dazu benutzt, einander allerlei Unverbindlichkeiten zu schreiben und ins Haus zu schicken. Nun besitzt jedoch die Geliebte des Marchese nicht nur einen Tugendwächter in Gestalt ihres zähnefletschenden Hundes, sondern auch einen Mann, der stets am unrichtigen Ort eifersüchtig ist. Das Mißgeschick will, daß das anzügliche Stammbuch ihm in die Hände fällt. So wenig wie sein holländischer College Vanhove in Sardou's „Pattes de mouche," der den compromittirenden Brief arglos als Fidibus benutzt, ahnt der Graf San Marcello, wie sehr „es brennt"; er liest nur die boshafte Anspielung seiner Frau, dankt dem Schöpfer, daß sie noch nicht an ihre Adresse gelangt, reißt das böse Blatt kurz entschlossen heraus, legt das Stammbuch heimlich wieder auf den Tisch und entfernt sich mit einem überlegenen Spott auf die dummen betrogenen Ehemänner. Und das andere Blatt mit der Ehrenbeleidigung der Marchesa? Das wird von ihr selbst vernichtet, denn mit rührender Schnelligkeit verzeiht sie ihrem leichtsinnigen Gemahl — sie, die noch wenige Augenblicke zuvor die ganze Lustspiel-Stimmung mit dem melodramatisch geäußerten Entschlusse zerstörte: sie wolle sich auf die Eisenbahnschienen vor dem Zuge hinwerfen, der ihren Gatten nach Turin zu seiner Geliebten entführen werde.

Der Leser erkennt unschwer, daß mit solchen Motiven kein deutsches Publicum zu fesseln ist. Kommt noch dazu eine ungelenke Uebersetzung und eine Darstellung, welche an Schwerfälligkeit das Aeußerste leistet, so muß man fast bedauern, daß die Direction des Residenz-Theaters das „Geheimniß des Herrn Marchese" nicht für sich behalten hat. Es verdient die Neugier des deutschen Publicums wirklich nicht.

Z.

Notizen.

Aus Rußland. Geschichten von Wilhelm Goldschmidt. 2 Bde. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). Wären diese vier Novellen anonym erschienen, so hätten wir darauf gewettet, daß es Uebersetzungen oder Bearbeitungen stockrussischer Geschichten nach der nihilistischen Aesthetik eines Dostojewski oder Tschernischevski seien. Um so größer ist unser Erstaunen, daß ein deutscher Schriftsteller, der Petersburger Feuilletonist Goldschmidt, sich so tief in alle Eigenthümlichkeiten des russischen Lebens, in die Mysterien der slawischen Volksseele, in die ganze unvergleichliche Eigenart des Moskowiterthums nicht nur, sondern auch in die literarische Anschauungs- und Stilweise der realistischen Romanciers von Rußland hineinversenken und aus ihr heraus dichten konnte. Zum Glück ist hier und da noch ein echter Berolinismus stehen geblieben oder ein kräftiger deutscher Kasernenausdruck, der einen liebenswürdigen Anachronismus bildet, und auch die lyrischen Einlagen und empfindungsreichen Monologe können den deutschen Verfasser verrathen. Jedenfalls ist Alles, was Goldschmidt erzählt, kernrussisch. Die Stoffe sind meist tieftraurig und unerfreulich, oft geradezu empörend und abstoßend, und nur in der „Reise ins Troitzkij-Kloster", wo eine Anekdote in breiter Behaglichkeit erzählt wird, und in der letzten Erzählung: „Schwarzflüßchen" herrscht eine derblustige oder idyllisch freundliche Stimmung. Die vier Vorwürfe vertragen freilich nicht alle gleich gut die breite Ausführung, die der Verfasser ihnen angedeihen läßt, aber daß er den Leser doch immer bis zuletzt zu fesseln vermag, spricht für sein Talent. Die Charakteristik ist überall vortrefflich. Goldschmidt versteht es, seine struppigen, schmutzigen, schnarchenden und meist betrunkenen Helden zu zeichnen, und auch die höheren, aber selten besseren Stände in ihrer eleganten Corruption haarscharf zu individualisiren.

Seine Figuren triefen von Wutki und riechen nach Juchten, und Alles ist wahr und tief erfaßt und geschildert. Welch' prächtiger Typus ist nicht in der ersten Geschichte der Aufschneider Gawrilowitsch, der von Abenteuern erzählt, die er nie bestanden: „aber das, was er wirklich gethan, behält er still für sich und erlaubt auch niemand, daran zu erinnern!" Gleich wohlgerathene Typen sind der bestechliche Doctor, der deutsche Verwalter, der Hetman und wie die anderen Repräsentanten in diesen russischen Unsittenbildern alle heißen, und von dem dunklen Hintergrunde heben sich die mit deutscher Zartheit geschilderten Heldinnen Axinia, Frau Olga u. s. w. nur um so strahlender ab. Schön sind auch die Naturschilderungen, in denen Goldschmidt mit kräftigem Pinsel und großen, knappen Zügen malt und mit einem einzigen Wort jede beabsichtigte Stimmung im Leser erweckt. Auch sonst fehlt es nicht an geistvollen, feinen Zügen. Wir wünschen, den begabten Autor bald wieder auf diesem Gebiete zu begegnen, freilich lieber nicht wieder in russischem Costüm, sondern in seiner gut deutschen Eigenart in freundlichen, heimischen Stoffkreisen.

Haidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von Johannes Scherr. (Teschen, Karl Prochaska.) Die bunt zusammengewürfelte, neue Sammlung von Aufsätzen Johannes Scherr's zeigt alle jene längst bekannten Vorzüge und Reize der Darstellung des „Alten vom Zürichberge". Daß er der „Alte" ist, würde, wer es nicht weiß, diesen Skizzen nicht entnehmen können. Denn sie sind ausnahmslos mit einer Jugendfrische und einer Farbigkeit geschrieben, die an Scherr's beste Zeiten erinnern. An das Alter des Verfassers gemahnt nur ein Zug lachender Weisheit in ihnen, und mehr und mehr gewahrt man, daß Scherr in seinen lichtvollen Schilderungen über den Dingen steht, nicht mehr mitten darinnen, wo er zum Poltern und Schelten allzuviel Anlaß fände. Er ist jetzt ganz der ruhige, philosophische Beobachter der Dinge in dieser wunderlichen Welt. Dabei versteht er es natürlich immer noch vortrefflich, die reine Wahrheit zu sagen, nimmt nie ein Blatt vor den Mund und ist zu Zeiten, wo sich sein heiliger Zorn gegen alles Niedrige und Gemeine oder auch nur über die unausrottbare Dummheit der Menschen regt, derb und unerbittlich. Das Charakteristische seiner sonstigen Schreibweise, — die Neubildungen bezeichnender Wörter, kennt man. Neben trefflichen literarischen Porträts von Julius Mosen, Ludwig Achim von Arnim, Gottfried Kinkel und Thomas Carlyle bringt das Buch eine reizvolle Jugenderinnerung, „Das Passionsspiel von Gmünd", eine sehr lichtvolle Skizze über die englische „Pulververschwörung", eine Charakteristik des schweizerischen Politikers Alfred Escher, des eigentlichen Vaters der Gotthardbahn, und die aus der „Gegenwart" bekannten „Neuen Briefe vom Zürichberg" und „Ein literarisches Gespräch". Wie man sieht, eine reichhaltige Collection von Anregendem und Belehrendem. T—n.

Högni's letzte Heerfahrt. Nordische Scene nach einer Sage der Edda, von Hermann Lingg. München, D. W. Callwey 1884. — Der so lange schweigsame Dichter hat seine Stimme wieder erhoben; diesmal nur zu einem kurzen Gesange, der aber voll kräftiger Schönheit und großer Erhabenheit ist. Die Dichtung behandelt ein der Brunhildsage verwandtes Thema: Hilde, die Tochter des nordischen Königs Högni, ist dem Tode verfallen, weil sie, durch ein Gelübde ihres in Todesnoth schwebenden Vaters den Nornen geweiht, die Liebe eines Mannes genossen, der sie dem väterlichen Hause entführte. Aber die Liebe bezwingt in diesem Falle das harte Schicksal; Högni giebt sich selbst den Nornen zur Sühne und wird von ihnen angenommen; ein mächtiges Boot rauscht durch das Meer daher und nimmt ihn, während Meer und Himmel in mächtiger Gluth aufflammen, zur Todesfahrt auf. — Eigentlich ist diese Lösung das Gelübdeproblems etwas moderner Art, wie auch manche Gedanken der Dichtung und besonders die Schilderung des Geliebten der Hilde, des Hedin, uns wenig den nordischen Charakter zu tragen scheinen, der sonst der Dichtung aufgeprägt ist. Aber die dramatische Entwickelung dieser Lösung ist so lebhaft und spannend, in Högni's und Hilde's Figuren liegt so viel Bewegung und Leben, daß wir jene dem Ganzen der Dichtung sich nicht harmonisch einfügenden Stellen und Gedanken darüber vergessen. Die Form ist, wie es sich bei einem Meister wie Lingg von selbst versteht, von tadelloser markiger Schönheit. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Die Aussichten der Juristen in Preußen.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 41 der „Gegenwart" des vorigen Jahres lenkte ich die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf die in Preußen vorhandene Ueberfüllung der juristischen Carriere und suchte an der Hand der Angaben des preußischen Terminkalenders die Aussichten der Juristen ziffernmäßig darzulegen. Es dürfte für Ihre Leser nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß meine damals ausgesprochenen Ansichten, mit denen auch Professor Conrad in seinem inzwischen erschienenen Buche über das Universitätsstudium in Deutschland übereinstimmt, ihre volle Bestätigung und Bekräftigung in dem mir soeben hierher zugesandten Terminkalender für 1885 finden.

Während die Richterstellen im letzten Jahre nur um 5 vermehrt sind, ist die Zahl der Candidaten für Richterstellen, der Assessoren, von 747 auf 894 gewachsen. In meinem Aufsatze hatte ich die voraussichtliche Zunahme an Assessoren für die nächsten 5 Jahre auf jährlich 134 angegeben; die Zunahme in dem jetzt abgelaufenen Jahre hat also meine Erwartungen noch übertroffen. Diese Zahl erscheint aber noch in einem besonders ungünstigen Lichte, wenn man weiter folgende zwei Momente in Betracht zieht. Einmal nämlich geht die Zunahme an Assessoren Hand in Hand mit einer geradezu exorbitanten Zunahme an Rechtsanwälten: die Zahl der Rechtsanwälte, die bereits im vorigen Jahre zu einer Höhe hinaufgestiegen war, welche ernste Bedenken erregte, ist in diesem Jahre weiter um 155 gewachsen, und an dieser Zunahme participiren u. A. die beiden Landgerichte in Berlin mit 36, d. h. einem Zuwachse von 16½ % ihres bisherigen Bestandes: eine treffende Illustration zu der von mir in dieser Richtung hervorgehobenen Gefahr! Das weiter zu beachtende Moment ist die ungünstige Verschiebung der Anciennitätsverhältnisse der Assessoren: während im vorigen Jahre 51 eine Anciennität von mehr als 3 Jahren hatten, sind es in diesem Jahre 82, welche schon über 3 Jahre auf Anstellung warten. Eine Anciennität von 2—3 Jahren haben 157 gegenüber 102 im Vorjahre und eine Anciennität von 1—2 Jahren 281 gegenüber 220. All diese Zahlen zusammengehalten lassen keinen Zweifel darüber zu, daß sich die Aussichten der jüngeren Juristen, einerlei, ob sie zum Richterstande oder zum Anwaltsberufe übertreten werden, weiter verschlechtert haben. Es ist dabei ferner zu berücksichtigen, daß die Zahl der außerhalb der Justizcarriere zur Verwendung kommenden Gerichtsassessoren auf derselben Höhe wie im Vorjahre geblieben ist: im vorigen Jahre waren 64, in diesem Jahre sind 65 Assessoren zu anderweitigem Staats- resp. Communaldienste beurlaubt. Es ist also nicht zu erwarten, daß in nächster Zeit eine irgendwie erhebliche Ableitung der überschüssigen Zahl in andere Canäle vor sich gehen wird.

Die Zahl der Referendare hat sich zwar in diesem Jahre von 3937 auf 3919 vermindert; allein diese ganz geringfügige Abnahme, bei der besondere Momente, insbesondere das neue Prüfungsregulativ, mitgewirkt haben mögen, kann noch nicht als Zeichen davon erkannt werden, daß man sich der wahren Sachlage allseitig bewußt ist.

London. Dr. jur. Aschrott.

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg:

Die Historia

von Herrn Hartwig und

der treuen Else.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen 5 Mk., eleg. gebunden 6 Mk.

Diese Dichtung steht dem Besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Kanarienvögel.
R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.
Von vielen tausend Anerk. hier nur eine: „Ihr Kanarienvogel singt wirklich wundervoll! Rohland, Kr.-Gerichtsrath, Delitzsch."

Neues von Carus Sterne.
Die
Krone der Schöpfung
Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von
Carus Sterne.
Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.
(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

WALHALL
NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**
Ein nationales Hausbuch
Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**
Prachtband 10 Mark.
Verlag von R. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen
an
Friedrich von Uechtritz
und seine Zeit
in Briefen von ihm und an ihn.
Mit einem Vorwort
von
Heinrich von Sybel.
Hierzu ein Portrait in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing.

Inhalt: Vorwort. — Aus Friedrich von Uechtritz's Leben. Von Th. Paur. — Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister. — Briefe Ludwig Tieck's. — Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Schwester, als Einleitung zu Dorothea Tieck's Briefen. — Briefe Dorothea Tieck's. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und C. Schnaase. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Friedrich Hebbel. — Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Rudolph Köpke. — Briefe verschiedener Künstler und Schriftsteller an Friedrich von Uechtritz. — Schluß.

gr. 8. Preis geheftet: M 7. — Elegant gebunden: M 9. —

Neueste Romane aus d. Verlage v. Hermann Costenoble in Jena.

Baudissin, Gräfin, Reuchlin. Roman. 2 Bde. Mk. 8.—
Byr, Rob., Soll ich? Roman. 2 Bde. M. 4.—
König, E. A., Va banque. Roman. 2 Bde. Mk. 9.—
Möllhausen, B., Der Haushofmeister. Roman. 3 Bde. Mk. 14.—
Schubin, Ossip, Bravo rechts. Eine lustige Sommergeschichte. M. 7,50.
Winterfeld, A. v., Die Todtenköpfe. Kom. Roman. 3 Bde. Mk. 15.—
" " " **Modelle.** Humor.-socialer Roman. 2. Aufl. Mk. 3.—

Soeben erschien:
Architektonik
der
Hellenen | **Römer**
von
Dr. R. Adamy.

Erste Lieferung mit 20 Holzschnitten Preis 3 Mark. Vollständig in 3 Lieferungen mit 135 Holzschnitten. Preis 13 Mark.

Erste Lieferung mit 23 Holzschnitten Preis 3 Mark. Vollständig in 3 Lieferungen mit 108 Holzschnitten. Preis 9 Mark.

Adamy's Hellas und **Rom** sind von der gesammten Presse als ein herrliches und **epochemachendes** Werk bezeichnet. Das Buch ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen. Ausführlicher Prospect gratis.

Hannover. **Helwing'sche Verlagshandlung.**

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

№ 47. Berlin, den 22. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Braunschweigische Erbfolge. Historisch-juristische Erörterungen. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Literatur und Kunst:** Beethoven und Amalie Seebald-Krause. Mit bisher ungedruckten Briefen. Von Alfr. Chr. Kalischer. — Carl von Noorden's historische Vorträge. Besprochen von Georg Winter. — Etwas über ungarische Kunst. Von H. Goverts. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Wera, Schauspiel von A. Weimar. Von Z. — Aus den Concertsälen. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Braunschweigische Erbfolge.

Historisch-juristische Erörterungen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wenn vor fünfzig Jahren ein Fall, wie der gegenwärtig in Braunschweig vorliegende, eingetreten wäre, so würde dies zu endlosen Schreibereien und Verhandlungen am Bundestag geführt haben, wofür die Debatten über die braunschweig-hannoverschen Differenzen, sowie über die sogen. „Braunschweiger Revolution" und die Regierungsunfähigkeitserklärung gegen weiland Herzog Karl in der Zeit von 1826 bis 1831 einen kleinen Vorgeschmack geben. Auch würde der schwache Bundestag schwerlich im Stande gewesen sein, Einmischungen des Auslandes in innere deutsche Angelegenheiten abzuwehren. Wäre aber der Fall vor hundertundfünfzig Jahren eingetreten, so würden darob bei dem Reichshofrath und dem Reichskammergericht ein paar Dutzend Processe entstanden sein: in petitorio, in possessorio, in ordinario, in extraordinario, in summario und in summariissimo; und selbst die schleunigste Proceßart würde eine Zeitdauer von wenigstens ein bis zwei Jahrhunderten in Aussicht gestellt haben, so daß wohl ein oder der andere heißblütige Interessent versucht haben würde, sich auf dem Wege rein factischen Vorschreitens in Avantage zu setzen. Zwar hat auch heute der Herzog von Cumberland versucht, den gordischen Knoten zu durchhauen. Allein es ist ihm nicht gelungen. Er hat den Knoten nicht einmal getroffen.

Der heutige verfassungsmäßige Zustand des deutschen Reiches bietet uns die Gewißheit, daß die Frage, um die es sich handelt, ohne Einmischung Dritter, und ohne auch nur einen Augenblick den Frieden, die Ruhe und den Rechtszustand in Deutschland, oder auch nur in Braunschweig, zu gefährden, durch die berufenen Factoren und constituirten Gewalten im deutschen Reich in kürzester Frist zum definitiven Austrag gelangen wird, und zwar nicht, wie früher, nach vorwiegend particularistischen, familien- und privatrechtlichen Grundsätzen und Interessen, sondern nach großen nationalen, staatsrechtlichen und politischen Gesichtspunkten. Ich will versuchen, in dem Nachstehenden die Lage von jetzt und von ehedem mit einigen Strichen historisch-juristisch zu skizziren.

Vor beinahe einem Vierteljahrhundert wurde in Büchern und in der Presse ein lebhafter Streit darüber geführt, was inbetreff der Thronfolge in dem Herzogthum Braunschweig-Lüneburg Rechtens sei, wenn der Herzog Wilhelm ohne Leibeserben versterbe. Für die Succession der jüngeren Welfenlinie in Hannover stritt der Professor Zachariä in Göttingen; für „die prioritätischen Ansprüche Preußens" Dr. Otto Bohlmann in seiner mit Stammtafeln und einem Urkundenbuch versehenen „Denkschrift" (Berlin 1861). Wer sich über die damals schwebenden Controversen unterrichten will, der soll diese „Denkschrift" zur Hand nehmen, ohne sich durch die anmaßende und zum Theil von unrichtigen Unterstellungen ausgehende Polemik Zachariä's beirren zu lassen.

Obgleich nun nach der Natur der Dinge der Augenblick, in welchem der Herzog Wilhelm mit Tod abgehen, und jener Fall, welcher die gestellte Streitfrage veranlaßte, immer näher treten mußte, so ist doch in der Literatur und in der Presse die damals so lebhaft gepflogene Erörterung in einer fast auffälligen Weise in den Hintergrund getreten. Es schien, als hätten die streitenden Theile die Oeffentlichkeit nicht für das opportune Feld erachtet, auf welchem die Streitigkeiten schließlich zum Austrag gebracht werden könnten. Was inzwischen in Braunschweig durch die Landesgesetzgebung geschah, ist bekannt. Die von ihr gemachten Anordnungen hatten nicht den Zweck, sofort einen Successionsberechtigten auf den leer gewordenen Thron zu berufen, sondern Vorkehrung zu treffen, damit der Uebergang, ohne die Ruhe und den Frieden des Landes zu bedrohen, und überhaupt ohne alle Störung verlaufe. Wenn ich, wie heute, die Controversen-Literatur von Anfang der sechsziger Jahre wieder zur Hand nehme, so kann ich doch, bei aller Anerkennung für die Leistungen derselben, nicht verhehlen, daß dieselben in einem gewissen Sinne durch die Ereignisse überholt und somit theilweise veraltet sind.

Diese Ereignisse sind die von 1866 und von 1870.

Im Jahre 1866 wurde das Königreich Hannover der preußischen Monarchie einverleibt. Mag man über diese Annexion, richtiger Debellation, denken, was man will, sie bildet ein von den politischen Gewalten anerkanntes geschichtliches Ereigniß, welches bei Beurtheilung der Successionsfragen schwer in das Gewicht fällt. Es ist als eine von dem europäischen Concert anerkannte historisch-politische Thatsache zu betrachten, daß die jüngere welfische Linie aufgehört hat, zu regieren und von der Thronfolge in Hannover definitiv ausgeschlossen ist. Nun existiren zahlreiche alte und neue Familien- und Erbverträge zwischen Braunschweig und Hannover, welche alle vorzugsweise den einen Zweck im Auge behalten, die Wiedervereinigung der zwischen den verschiedenen welfischen Linien und Dynastien getheilten Territorien und Landesgebiete zu sichern, so daß die braunschweigischen und hannoverschen Lande niemals gänzlich von einander getrennt, sondern, sobald eine der betreffenden Dynastien ausstirbt, mit einander zu einem ungetheilten Gebiete verschmolzen werden sollen. Wenn nun das Land Braunschweig in Gemäßheit dieser Vorschriften nach dem Tode seines letzten Herzogs an Hannover fällt, d. i.

an das Land Hannover, welches von der Dynastie der Hohenzollern beherrscht wird und einen integrirenden Bestandtheil der preußischen Monarchie bildet, so bedarf es nicht mehr einer Prüfung der weiteren preußischen Successionsansprüche Preußens an das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, welche in der oben angezogenen staatsrechtlichen Literatur für und wider behandelt werden. Vielmehr genügt der Umstand, daß die jüngere welfische Linie in Hannover nicht mehr regiert und nicht mehr succediren kann, um Braunschweig nach dem Aussterben der älteren welfischen Linie mit dem nunmehr preußischen Hannover zu verschmelzen. Diese Auffassung ist im Reichstag s. Z. von dem Abg. Waldeck, der ein ebenso scharfsinniger Jurist als politischer Unitarier war, ohne Widerspruch ausgesprochen worden, und der vormalige hannoversche Justizminister Dr. A. Leonhardt ist derselben bei einer späteren parlamentarischen Gelegenheit in seiner amtlichen Eigenschaft als preußischer Minister in allen wesentlichen Stücken beigetreten. Allerdings, der Reichskanzler hat sich gegenüber der Waldeck'schen Interpellation nicht ausgesprochen. Das ist zu begreifen. Denn er kannte nicht die Ansicht des Bundesraths, und es lag auch damals kein Grund vor, einen Bundesrathsbeschluß über diese Frage hervorzurufen.

In der gegenwärtigen Lage der Braunschweiger Angelegenheit scheint der Bundesrath ein einmüthiges Vorschreiten in Aussicht stellen zu wollen. Allerdings mit Ausnahme der Regierung des Fürstenthums Reuß älterer Linie, welche dem Regentschaftsrathe von Braunschweig eine der Reichs- und Landesgesetzgebung entsprechende Vertretung im Bundesrathe verweigert und eventuell eine chronische Enthaltung des eigenen Votums ihrerseits in Aussicht stellt, — eine Abstinenz, welche vielleicht legitimistisch ist, aber gewiß nicht politisch, die aber glücklicher Weise nicht geeignet erscheint, eine Erschütterung des deutschen Reiches und seiner Verfassung herbeizuführen. So viel über 1866.

Nun noch ein Wort über die Ereignisse von 1870 und die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, welche aus denselben hervorging. Es steht außer Zweifel, daß ursprünglich die Herzoge und die Grafen in den deutschen Ländern und Gauen nicht kraft eigenen Rechtes, sondern im Namen und Auftrage des deutschen Königs (oder Kaisers) regierten, daß sie nichts waren als kaiserliche Beamte, welche von dem Kaiser an- und abgestellt wurden. Später wurden diese Reichsämter erblich. Der Begriff der Amtsgewalt fiel mit dem des Territorialbesitzes untheilbar zusammen; und die so entstandenen Fürstenthümer galten als Reichslehen. Eichhorn hat nachgewiesen, daß noch im dreizehnten Jahrhundert der Gedanke in Deutschland vorherrschte, daß die durch kaiserliche Belehnung übertragene fürstliche Macht eine Amtsgewalt sei; und auch als sich aus der Territorialgewalt die Staatsgewalt entwickelt hatte, so blieb sie doch stets ihrem Wesen nach eine dem Kaiser untergeordnete, obrigkeitliche Macht, welche beschränkt, aber zugleich auch beschirmt wurde durch die alte deutsche Reichsverfassung.

„Der Kaiser", sagt Johann Jacob Moser in dem um 1740 erschienenen und als zweifellose Autorität geltenden „Grundriß der heutigen Staatsverfassung des teutschen Reichs, zum Gebrauch bei academischen Lectionen" (5. Aufl., S. 143, lib. I., Cap. 4, § 4) „verleihet in seinem und des Reiches Namen alle Reichslehen und alle vürnehmen Reichsstände sind seine Vasallen." Nun existirt aber eine von dem Kaiser Maximilian II. herrührende, auf reichsverfassungsmäßige Weise zu Stande gekommene und später in eine Eventualbelehnung verwandelte Expectanz vom Jahre 1574, Inhalts deren Preußen beim Aussterben des welfischen Mannesstammes unmittelbar hinter diesem in sämmtliche welfische Lande zur Succession berufen wird und jede anderweitige cognatische Succession ausschließt.

Nach deutschem Recht ist zu unterscheiden zwischen agnatischer und cognatischer Blutsverwandtschaft. Unter der Ersteren versteht man die Blutsverwandtschaft durch Mannesstamm, und zwar unter Beschränkung auf Männer. Sie gilt bei streng feudaler Succession. Alle, welche durch Weiber verwandt sind und auch die Weiber, welche durch Männer verwandt sind, werden nur als Cognaten und nicht als Agnaten betrachtet und behandelt. Nachdem nun im Jahre 1806 mit dem Aufhören des alten römischen Reiches deutscher Nation auch der Reichslehnsverband erloschen, ist für die welfischen Lande dasjenige Erbrecht wieder erwacht, welches im Welfenhause vor dem Beginn des Reichslehensverbandes geherrscht hat. Nach diesem Erbrecht kann nicht Hannover, im achtzehnten agnatischen Grade, vor den näheren Cognaten succediren.

Man muß hier nämlich unterscheiden zwischen dem Feudum datum, dem geschenkten Lehen, und dem Feudum oblatum, dem angetragenen Lehen. Das Letztere entsteht dadurch, daß der bisherige freie Allodialbesitzer seinen Besitz einem Mächtigeren zum Lehen anträgt: das Erstere dadurch, daß der Mächtigere das ihm bisher zustehende Eigenthum dem Vasallen zum Lehen gibt. Ein Lehen letzterer Art ist bekanntlich Braunschweig. Denn Kaiser Friedrich II. hat den weiblichen Erben Heinrichs des Löwen Braunschweig abgekauft und dann dieses sein unbestrittenes Eigenthum Otto dem Kinde zum Lehen gegeben. Es ist also ein gegebenes und nicht ein angetragenes Lehen. Bei dem Feudum datum findet aber die streng agnatische Erbfolge nicht statt. Es sind daher die Cognaten in das Auge zu fassen. Nun ist allerdings das Haus Brandenburg-Hohenzollern erst im achten cognatischen Grade mit Braunschweig verwandt, während die Häuser Württemberg, Weimar u. s. w. weit näher stehen. Aber diese näher stehenden cognatischen Häuser werden wieder ausgeschlossen durch die bereits erwähnte Expectanz von 1574, welche jedes Zwischen-Einschieben einer nichtbrandenburgischen Cognatenlinie von vornherein ausschließt. Der kaiserliche Brief vom 10. Juni 1574 dehnt nämlich die früher auf das Land Grubenhagen beschränkte Expectanz aus auf sämmtliche Gebiete von Braunschweig und Lüneburg „mit allen denselben zubehörigen Grafschaften, Herrschaften, Schlössern, Städten, Flecken, Märkten, Privilegien, Rechten, Gerechtigkeiten und Zubehörungen"; und Kaiser Maximilian II. erklärte, daß er „seinem lieben Oheim und Kurfürsten Markgrafen Johann Georg zu Brandenburg und seiner Lieb männlichen ehelichen Leibes-Erben und Erbes-Erben auf den Fall, daß alle Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg und derselben Erben, für und für, ohne männliche Leibes- und Lehenserben absterben, die Anwartung an allen ihrer Liebden Braunschweig'schen und Lüneburgischen Landen, so viel deren von Uns und dem Heiligen Römischen Reich zu Lehen herrühren, in Gnaden verleihen und alle entgegenstehenden Ansprüche für null und nichtig erklären wolle."

Wir wollen hier nicht auf eine Untersuchung darüber, ob und inwieweit in reichslehenrechtlicher Beziehung der gegenwärtige deutsche Kaiser an die Stelle des früheren römischen Kaisers getreten, des Näheren eingehen. Es ließe sich darüber Mancherlei sagen. Allein es würde uns diese allgemeine Erörterung von unserem speciellen Gegenstande, der Succession in dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, allzuweit abführen. So viel aber scheint mir außer Zweifel, daß die Verleihung vom 10. Juni 1574 auch heute noch zu Recht besteht und die übrigen Cognaten, auch die dem Grade nach näheren, ausschließt.

Um einen weiteren Beleg für die eigenthümliche Verwickelung der Sache zu geben, will ich nur Folgendes anführen: Das jetzige Herzogthum Braunschweig ist aus sehr verschiedenen Gebieten und Territorialfragmenten zusammengesetzt worden. Die Verfassung von 1832, welche eine Wohlthat für das Land war, obgleich die kurzsichtig-conservative Politik des österreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich nicht aufhörte, dieselbe zu verlästern und zu bekämpfen, garantirt ja die politische Einheit nach innen, d. h. zwischen Fürst, Volk und Land. Gleichwohl wird in Zweifel gezogen, ob dasselbe Erbfolgerecht hinsichtlich aller dieser verschiedenen Landesbestandtheile gilt und die Verfassung im Stande war, wohlerworbene Rechte Dritter abzuschaffen oder auch nur zu berühren. Ein Beispiel hierfür bietet ein Theil von Blankenburg, über welchen einen Theil ein Proceß zwischen den Grafen von Stolberg und den Herzogen von Braunschweig vor dem Reichskammergerichte schwebte und noch nicht zu Ende gelangt war, als 1806 das heilige römische Reich und das

Reichskammergericht aufhörten zu existiren. Der jetzt regierende Graf zu Stollberg-Wernigerode hat versucht, den Proceß von damals vor den jetzigen braunschweig'schen Gerichten wieder aufzunehmen, um ihn ordnungsmäßig zu Ende zu führen. Soviel ich weiß, ist bis jetzt die Wiederaufnahme vor den braunschweig'schen Gerichten nicht gelungen. Allein man kann schwerlich behaupten, daß deshalb die Streitfrage aufgehört hat zu existiren.

Ich habe mich bemüht, alle die zahlreichen Streitfragen auf möglichst einfache Gesichtspunkte zurückzuführen und mich darauf beschränkt, einige allgemeine Umrisse zu geben. Um die Sache kunstgerecht in alle historisch-juristisch-publicistischen Einzelheiten zu verfolgen, müßte man nach Art des 17. Jahrhunderts einen Folianten schreiben. Ich habe indeß keine Lust, einen solchen zu verfassen, eben so wenig, wie das Publikum Zeit hat, einen solchen zu lesen. Nur als ein Beispiel der Kampfweise will ich noch Folgendes anführen: Man hat die Erbfolgefähigkeit des hannoverschen Königshauses u. A. auch wegen Unebenbürtigkeit, d. i. wegen einer Mißheirath, angegriffen, indem man sagt, Frau Leonore d'Olbreuse, die Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, des Schwiegervaters des Königs Georg I., sei nicht ebenbürtig gewesen. Dies ist falsch: Leonore d'Olbreuse war von dem Kaiser zum Range einer deutschen Herzogin erhoben, und zwar ganz innerhalb seiner kaiserlichen Befugniß und Rechte. An der Ebenbürtigkeit der Ehe ist also gar nicht zu zweifeln. Uebrigens würde sich jener Vorwurf, wenn er ebenso begründet wäre, wie er es nicht ist, auch gegen die preußische Erbfolgefähigkeit richten. Denn die Königin Sophie Dorothea, die Gemahlin Friedrich Wilhelms I., war eine Enkelin jener Dame. Vielleicht wäre es — ich kann diese Bemerkung hier nicht unterdrücken — überhaupt an der Zeit, die Frage der Ebenbürtigkeit, welche in Deutschland eine Rolle spielt, wie in keinem anderen Lande der Welt, einer legislativen Revision zu unterziehen. Der jetzige Zustand erzeugt nur Unordnung, Unsicherheit und zahllose Processe.

Doch genug von dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Sprechen wir nun von dem Fürstenthum Oels, das in der Provinz Schlesien liegt, einen Flächeninhalt von 37,25 Quadratmeilen hat und 8 Städte, 1 Flecken, 324 Dörfer und 104 Vorwerke zählt. Dies Fürstenthum, das früher einen Theil der Besitzungen der Herzoge von Glogau ausmachte, erhielt 1309 durch Erbtheilung einen besonderen Herzog, den Fürsten Conrad von Oels. Ich muß hier die nicht uninteressante Geschichte von Oels übergehen. Bis 1742 Lehn der Krone Böhmen, ist es seitdem ein Lehn der Krone Preußen, und zwar ein Thronlehn im eigensten Sinne dieses Wortes. Nach dem Aussterben des Hauses Braunschweig durch den kinderlosen Tod der Herzoge Karl und Wilhelm ist das Lehn an Preußen zurückgefallen, und da der Kaiser, als König von Preußen, nach dem Kriege von 1870 dem Kronprinzen die Eventualbelehnung auf Oels ertheilt hat, wie ja auch früher die Belehnung auf Oels verdienten Heerführern ertheilt ward, so befindet sich jetzt Oels in unbestrittenem und unbestreitbarem Besitz des Kronprinzen. Die Frage Oels ist also außerordentlich einfach. Sie erhält eine besondere Verwickelung erst durch die Beimischung von Allodialgütern und durch das seltsame, formell und materiell mangelhafte Testament, das der Herzog Wilhelm von Braunschweig hinterlassen. Die letzten Herzoge Karl und Wilhelm von Braunschweig haben 1824 ein Fideicommiß errichtet, welches sich nicht nur auf die Lehns-, sondern auch auf die Allodialgüter von Oels erstreckt, welche Letzteren mit den Ersteren so im Gemenge liegen, daß bezweifelt wird, ob sie in natura herausliquidirt werden können. Nun ist eben jenes Fideicommiß rechtlich erloschen. Die Lehnsgüter fallen also dem neuen Vasallen des Königs, die Allodialgüter dagegen dem Erben des letzten Eigenthümers zu. Es fragt sich also: Wer ist der Erbe des Herzogs Wilhelm? Derselbe hat ein Testament hinterlassen. Allein dasselbe enthält keine Erbeinsetzung, sondern nur Vermächtnisse oder Legate. In Ermangelung von Testamentserben entsteht die Frage nach den gesetzlichen Erben, und hier erheben sich wieder Zweifel über das Gesetz, welches zur Anwendung kommt für die Frage der Intestaterbfolge, ob das Gesetz der belegenen Sache, oder das des Wohnsitzes des Erblassers.

Die obige Skizze wird, so fürchte ich, zuweilen den Anschein erregen, als liege der Fall sehr kraus und verworren, Dies ist jedoch keineswegs der Fall aus den im Eingange hervorgehobenen politischen Gründen. Die ganze Sache hat also durchaus nichts Beunruhigendes: Wir wissen, daß die Entscheidung in treuer, gerechter und kräftiger Hand ruht.

Literatur und Kunst.

Beethoven und Amalie Sebald-Krause.

Mit bisher ungedruckten Briefen.

Von Alfr. Chr. Kalischer.

Wer mit Beethoven's Lebensgeschichte vertraut ist, wird wohl erkannt haben, daß der altberühmte Badeort Teplitz darin keine untergeordnete Rolle spielt. In Teplitz suchte der rastlos schaffende Meister nicht allein Stärkung für seinen leidenden Körper; hier, wo aus allen Gauen der deutschen Zunge die Ritter des Geistes zusammenkamen, um in zwangslosem Verkehr einen heilsamen Ideenaustausch zu pflegen, durfte auch Beethoven stets hoffen, im Umgange mit Geistesverwandten Erquickung zu finden.

In diesem Betracht war die Teplitzer Badesaison im Jahre 1811 besonders ereignißreich für Beethoven. In diesem Jahre lernte er den gesammten Varnhagen-Rahel'schen Kreis daselbst kennen und verehren und ward bald der verhätschelte Liebling dieser ganzen geisteserlauchten Gesellschaft. Auch Tiedge, der Dichter der „Urania", und seine Gefährtin, die Gräfin Elise von der Recke gehörten diesem edlen Bunde an — und mit beiden zumal schloß Beethoven bald innige Freundschaft; diese waren ihm ja auch die congenialsten Seelen aus jenem großen Kreise bevorzugter Geister.

Aber viel wichtiger für ihn und sein leidendes Herz ist es denn freilich, daß sich hier in Teplitz seiner starken Seele eine Liebesleidenschaft bemächtigte, die lange Zeiten hindurch tiefe Spuren in seinem Gemüthe zurückließ. Diese Herzenskönigin war Amalie Sebald aus Berlin.

Der Name Sebald gehörte damals in Berlin vornehmlich in den Annalen der Berliner Singakademie zu den bekanntesten und bevorzugtesten. Mehrere Fräulein Sebald ragen als Solosängerinnen der Singakademie hervor — in erster Reihe glänzen die hochmusikalischen Schwestern Auguste und Amalie Sebald.

Letztere, die nachmalige Frau Justizrath Krause in Berlin, trat 1801 als Mitglied in die Berliner Singakademie ein. Noch jetzt lebt eine Schwägerin von ihr, die verwittwete Frau Polizeidirector Sebald in Berlin. Durch die außergewöhnliche Liebenswürdigkeit dieser greisen Dame bin ich nun gerade in die angenehme Lage versetzt, über Amalie Sebald-Krause allerlei interessante Dinge mitzutheilen, die wohl geeignet sind, ihre Beziehungen zu Beethoven in ein helleres Licht zu setzen.

Amalie Sebald ist am 24. August 1787 zu Berlin geboren. Schon frühzeitig zeichnete sie sich durch ihr musikalisch-geistreiches Wesen aus. Ihr wunderschöner Sopran erweckte allgemeine Bewunderung. Ihren Talenten und ihrem persönlichen Liebreiz hatte es die dem guten Mittelstande angehörende Dame zu verdanken, daß sie nach und nach in den vornehmsten Kreisen heimisch wurde, ja sich sogar — als Sängerin wie als Lehrerin — die Freundschaft von Prinzessinnen erwarb. Amalie war eine vielumschwärmte und vielumworbene Jungfrau. Der Generalintendant der Berliner Hoftheater, Graf von Brühl, gehörte zu ihren glühendsten Verehrern.

Als Amalie Sebald im Sommer 1811 in Teplitz dem etwa 41jährigen Beethoven gegenübertrat, war sie etwa

42 Jahre alt, also in der Vollkraft ihrer Frauenschönheit. Musikalischer Zauber in Verbindung mit Holdseligkeit des Erscheinens verfehlte denn auch nicht, auf des Meisters empfängliches Gemüth einen tiefen Eindruck zu machen.

Nebenbei bemerkt, unterlag ein Jahr später auch Karl Maria von Weber demselben Doppelzauber, den diese dunkeläugige Dame ausstrahlte.

Im Jahre 1811 soll ihr übrigens Justizrath Krause in Berlin einen Heirathsantrag gemacht haben, ohne daß sich Amalie irgendwie gebunden hätte.

Daß Beethoven, von der Macht und Gewalt ihrer Erscheinung bezwungen, sich schnell genug in den Rosenbanden der Liebe befand, erfahren wir zunächst aus einem Briefe, den er aus Teplitz noch am 6. September 1811 an Tiedge nach Dresden richtete. Das Herz war ihm endlich einmal wieder aufgegangen, das leuchtet in angenehmer Gewißheit daraus hervor. So schließt dieser Brief:

„Nun leben Sie so wohl, als es nur immer die arme Menschlichkeit kann, der Gräfin einen recht zärtlichen und doch ehrfurchtsvollen Händedruck, der Amalie einen recht feurigen Kuß, wenn uns Niemand sieht, und wir zwei umarmen uns wie Männer, die sich lieben und ehren dürfen; ich erwarte wenigstens ein Wort ohne Zurückhaltung, und dafür bin ich ein Mann. Beethoven."

Unterm 8. August hatte Beethoven aber seiner theuren Amalie Sebald ins Stammbuch geschrieben:

„Ludwig van Beethoven, den Sie, wenn Sie auch wollten,
Doch nicht vergessen sollten."

Im folgenden Jahre, 1812, sollte Beethoven's Liebesroman Entwickelung und Endschaft erleben. Dies geschah jedoch erst im September des Jahres, als der damals sehr leidende Meister zum zweiten Male nach Teplitz kommen mußte, um hier Heilung für seine anhaltende Krankheit zu suchen.

Amalie Sebald verbrachte diese ganze Badesaison wieder mit ihrer Mutter, der Frau Justizcommissarius Wilhelmine Sebald, in Teplitz.

Alle die zarten, verborgenen Regungen und Phasen dieses Beethoven'schen Liebeslebens sind uns ziemlich klar und vernehmlich in acht vorhandenen kleinen Billets aufgezeichnet, die am besten und schönsten Licht ins Ganze bringen.

Beethoven schreibt an Amalie unterm 16. September 1812 wie folgt:

I.

Tyrann ich?! Ihr Tyrann! Nur Mißdeutung kann Sie dies sagen lassen, wie wenn eben dieses ihr Urtheil keine Uebereinstimmung mit mir andeutete! Nicht Tadel deswegen; es wäre eher Glück für Sie — ich befand mich seit gestern schon nicht ganz wohl, seit diesem Morgen äußerte sich's stärker; etwas Unverdauliches für mich ist die Ursache davon, und die reizbare Natur in mir ergreift ebenso das schlechte als das gute, wie es scheint; wenden Sie dies jedoch nicht auf meine moralische Natur an; „die Leute" sagen nichts, es sind nur Leute; sie sehen sich meistens in andern nur selbst, und das ist eben nichts; fort damit, das gute Schöne braucht keine Leute. Es ist ohne alle andere Beihülfe da, und das scheint denn doch der Grund unseres Zusammenhaltens zu sein. Leben Sie wohl, liebe Amalie; scheint mir der Mond heut Abend heiterer als den Tag durch die Sonne, so sehen Sie den kleinsten, kleinsten aller Menschen bei sich.

Ihr Freund Beethoven.

II.

Liebe gute Amalie. Seit ich gestern von Ihnen ging, verschlimmerte sich mein Zustand und seit gestern Abend bis jetzt verließ ich noch nicht das Bett, ich wollte Ihnen heute Nachricht geben und glaubte dann wieder mich dadurch Ihnen so wichtig scheinen machen zu wollen, so ließ ich es sein. Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können; mündlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden; immer wünschte ich mir, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflößte und daß Sie zutraulich gegen mich wären; ich hoffe, mich morgen besser zu befinden und einige Stunden werden uns noch da während Ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern. — Gute Nacht, liebe Amalie, recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gesinnungen für Ihren Freund

Beethoven.

In Tiedge will ich blättern.

III.

Ich melde Ihnen nur, daß der Tyrann ganz sklavisch an das Bett gefesselt ist. — So ist es! ich werde froh sein, wenn ich nur noch mit dem Verlust des heutigen Tages durchkomme. Mein gestriger Spaziergang bei Anbruch des Tages in den Wäldern, wo es sehr neblicht war, hat meine Unpäßlichkeit vergrößert und vielleicht meine Besserung erschwert. Tummeln Sie sich derweil mit Russen, Lappländern und Samojeden herum und singen Sie nicht zu sehr das Lied: „Es lebe hoch" Ihr Freund Beethoven.

Die hier und noch fernerhin auftauchenden „Lappländer und Samojeden" sind jedenfalls nur eine humoristische Ausdrucksweise Beethoven's für die nordländischen Freunde und Verehrer, die seine Herzenskönigin umschwärmten. Am Ende regte sich in Beethoven schon der Dämon der Eifersucht.

IV.

Es geht schon besser. Wenn Sie es anständig heißen, allein zu mir zu kommen, so können Sie mir eine große Freude machen, ist aber, daß Sie dieses unanständig finden, so wissen Sie, wie ich die Freiheit aller Menschen ehre, und wie Sie auch immer hierin und in anderen Fällen handeln mögen, nach Ihren Grundsätzen oder nach Willkür, mich finden Sie immer gut und als Ihren Freund

Beethoven.

V.

Ich kann Ihnen noch nichts bestimmtes über mich sagen, bald scheint es mir besser geworden, bald wieder im alten Geleise fortzugehen, oder mich in einen längeren Krankheitszustand versetzen zu können. Könnte ich meine Gedanken über meine Krankheit durch ebenso bestimmte Zeichen als meine Gedanken in der Musik ausdrücken, so wollte ich mir bald selbst helfen — auch heute muß ich das Bette noch immer hüten. Leben Sie wohl, und erfreuen Sie sich Ihrer Gesundheit, liebe Amalie. Ihr Freund

Beethoven.

VI.

Die Krankheit scheint nicht weiter voranzugehen, wohl aber noch zu kriechen, also noch kein Stillstand! Dies alles, was ich Ihnen darüber sagen kann. — Sie bei sich zu sehen, darauf muß ich Verzicht thun, vielleicht erlassen Ihnen Ihre Samojeden heute Ihre Reise zu den Polarländern, so kommen Sie zu Beethoven.

Des Weiteren entnehmen wir nun zu unserer Genugthuung, daß die vielbegehrte Amalie denn doch von Herzen bereit war, Samariterdienste bei ihrem kranken Freunde zu leisten, um so seine Seele mit noch magischerem Bande an sich zu ketten. Beethoven's Dank ist ohne Grenzen.

VII.

Dank für Alles, was Sie für meinen Körper gut finden, für das Nothwendigste ist schon gesorgt — auch scheint die Hartnäckigkeit der Krankheit nachzulassen. — Herzlichen Antheil nehme ich an Ihrem Leid, welches auf Sie durch die Krankheit Ihrer Mutter kommen muß. — Daß Sie gewiß gern von mir gesehen werden, wissen Sie, nur kann ich Sie nicht anders, als zu Bette liegend empfangen. — Vielleicht bin ich morgen im Stande aufzustehen. — Leben Sie wohl, liebe gute Amalie. Ihr etwas schwach sich befindender Beethoven.

Auf einem letzten Billet steht:
Von Am. Sebald's Hand:

Mein Tyrann befiehlt eine Rechnung — da ist sie:

Ein Huhn 1 fl. W. W.
die Suppe 9 X.

Von Herzen wünsche ich, daß sie Ihnen bekommen möge.

Dann von Beethoven's Hand:

Tyrannen bezahlen nicht, die Rechnung muß aber noch quittirt werden, und das könnten Sie am besten, wenn Sie selbst kommen wollen N.B. mit der Rechnung zu Ihrem gedemüthigten Tyrannen. — —

Diese Briefchen mit ihrem mannigfachsten Inhalt lassen uns das reine, kindliche, zarte und edelsinnige Gemüth des leidensvollen Meisters wieder in seinem prächtigsten Glanze erscheinen.

Diese Liebe zehrte nun aber rastlos an Beethoven's Herzen, obwohl er es sich selbst nicht, noch viel weniger Anderen recht eingestehen mochte. Erst etwa vier Jahre nach diesem letzten Zusammensein, im Jahre 1816, kam es ans Tageslicht, wie tief Amalie Sebald in seinem Herzen thronte. —

Es war die letzte glühende Herzensleidenschaft dieses scheinbar so starren, verschlossenen Geistes. Beethoven trug die ahnungsvolle Ueberzeugung in sich, daß er hoffnungslos liebe. All' der tiefe Unmuth, aller 'Gram, der sich in Beethoven's Leben von 1812—1816 kundgibt, ist wohl zum großen Theile auf seine unglückliche, hoffnungslose Liebe zu Amalie Sebald zurückzuführen. — An den Tag kam es durch die mit Beethoven sehr befreundete Pensionsvorsteher-Familie Giannatasio del Rio, in deren Hause auch des Meisters zärtlich geliebter Neffe Karl längere Zeit erzogen wurde.

Während eines Sommeraufenthaltes in Baden, 1816, war es, wo Giannatasio del Rio wieder einmal mit Beethoven auf der Promenade über dessen häusliche Misère sprach. Die Schwestern del Rio gingen unmittelbar hinter ihnen. Hier klagte Beethoven besonders über seine einsame Lebenslage. Da äußerte Herr Giannatasio, Beethoven könne sich von diesem traurigen Uebelstande seiner häuslichen Verhältnisse nur durch ein eheliches Band befreien, und ob er Niemand kenne ꝛc. „Da", so erzählt das eine Fräulein del Rio, „war denn unsere langgenährte Ahnung bestätigt: ‚er liebe unglücklich'! Vor fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre, dennoch ist es jetzt noch wie am ersten Tage. Diese Harmonie, setzte er hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu keiner (?) Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüth bringen können!" — So weit Fräulein del Rio.

Hier war unserem Beethoven einmal die Ahnung geworden, daß „Heirathen doch glücklich machen könne", denn hier fand er in harmonischem Bunde in einem und demselben Frauenwesen tiefstes Kunstgefühl, äußeren Liebreiz und die wohlthuendste weibliche Anmuth und Würde. Man hat darum nicht so Unrecht, wenn man den in dieser Epoche entstandenen wunderschönen „Liederkreis an die ferne Geliebte" mit dieser Beethovenliebe zu Amalie Sebald in Verbindung bringt, und ebenso auch aus einem Briefe an Ferdinand Ries vom 8. März 1816 diese Stelle: „Alles Schöne an Ihre Frau, leider habe ich keine, ich fand nur eine, die ich wohl nie besitzen werde, — bin aber darum kein Weiberfeind."

Daß es zu „keiner Erklärung gekommen", erscheint doch problematisch, wenn man den oben mitgetheilten Inhalt des zweiten jener acht Billets-doux damit vergleicht.

Beethoven's Angebetete selbst hat sich höchstwahrscheinlich im Jahre 1815 mit dem Justizrath Krause in Berlin verheirathet. Frau Polizeidirector Sebald schrieb mir's zwar speciell auf, daß sich ihre Schwägerin Amalie im Jahre 1816 verheirathet habe: allein aus einem Briefe der Prinzessin Friederike von Preußen, einer Nichte König Friedrich Wilhelms III., den mir Frau Sebald freundlichst zur Verfügung gestellt hat, geht deutlich hervor, daß die Hochzeit 1815 stattgefunden haben muß, wofern man nicht annehmen will, daß die Correspondentin sich in der Jahreszahl geirrt habe.

Dieses vom 13. October 1815 datirte Briefchen der Prinzessin Friederike (der späteren Herzogin von Dessau, Mutter der Prinzessin Friedrich Karl) lautet also:

Da ich nun leider nicht das Vergnügen haben kann, Sie zu sehen, liebe Sebald, so muß ich Ihnen schriftlich meine Bitte vortragen, sich an Ihrem Hochzeittage mit beifolgendem bräutlichen Kranze zu schmücken, der, mit meinen besten Wünschen vereint, Ihnen hoffentlich recht viel Segen und Zufriedenheit bringen wird.

Gedenken Sie meiner an dem wichtigen Tage und seien Sie meines Wohlwollens stets versichert.

Friederike.

Prinzessin Friederike — das mag noch erwähnt sein — gehörte ebenfalls zu den Schülerinnen der Sängerin und Gesanglehrerin Amalie Sebald.

Eines wie feinen Geistes Kind Beethovens Geliebte war, lernt man vollends aus einem Briefe kennen, den die Prinzessin Elisa v. Radziwill von Teplitz aus an dieselbe schrieb.

Teplitz, den 23. März 1832.

Meine liebste Amalie! Sie sind doch gar zu lieb und gut, mir wieder einen so köstlichen Brief zu schreiben, der Alles enthält, wonach ich verlangte, wenn ich meine Gedanken zu Ihnen und Augusten*) und zu dem, was dazu gehört, wendete, und ich war so unverzeihlich stumm gewesen, nachdem ich dies Muster aller deutschen Briefe zugleich mit den Predigten Schleiermachers erhalten hatte. — Erlassen Sie mir, Liebste, diesem Stillschweigen auf den Grund zu gehen, es würde doch nur darauf hinauskommen, daß es meine Schuld ist, daß ich nicht geschrieben habe, denn man kann Alles, was man will, mit Gottes Hilfe, aber (den 26ten!) recht von Grunde Ihres Herzens müssen Sie daran fest halten, daß ein unzerreißbares Band mich mit Ihnen verbindet, es mag nun meine Faulheit zuweilen ein falsches Licht auf mich werfen oder nicht. — Die Predigten erfreuen nicht mich allein, ich habe sie auch dem hiesigen Hauslehrer geliehen und soll ich es Ihnen eingestehen, Ihren Brief dazu, erst hatte ich die Schwäche ein wenig damit prunken zu wollen und dann war eine so interessante Stelle über Goethe darin, dessen großer Verehrer der Herr Fritsch ist; der Briefwechsel mit Zelter muß ein wahrer Schatz sein. Tieck's Novelle habe ich nicht wieder durchgelesen und ich glaube, sie würde mir nicht halb so gut gefallen als Ihre Erklärung, obgleich die Liebe des Onkels eine Episode ist, die mich frappirt hatte, als wir die Lectüre machten.

Ich habe jetzt zum ersten Male den Heinrich von Osterdingen von Novalis gelesen. Es hat mich stellenweise angezogen, es ist aber sehr schwer zu verstehen, unwillkürlich mußte ich immer an Schinkel's Verzierungen zum Museum denken — sie schienen mir ins Leben getretene Träume aus dem Wunderlande in Osterdingen zu sein. — Stella habe ich auch wieder durchgelesen, sie ist mir gefährlich — es ist einem heimlich darin zu werden, und doch ist das Paradies so schauderhaft auf einen Abgrund gebaut, ach! liebes Krausechen, wenn man denkt, wohin dies tiefe Gefühl, so himmlisch es auch an sich ist und von wie hoch es auch stammt, führen kann, — dann fühlt man recht das Bedürfniß, sein Haus auf den Felsen zu bauen, auf den es sicher gegegründet bleibt, wenn der Sturm und die Wassergüsse daranschlagen, und dorthin Alles zu retten, was mit unserem Herz fest verwachsen ist — es muß freilich oft verwandelt werden, ehe es dort eine sichere Gestalt gewinnt: aber das Beste, der innerste Kern bleibt doch, und das ist ein großer Trost, dies ist Leben und Hoffnung. — Wenn Auguste noch bei Ihnen ist, so geben Sie ihr einen herzlichen Kuß und Händedruck von mir. Das wollte ich Ihnen sagen, Boguslaw ist so entzückt von Ihrem zweiten Brief gewesen und Ihr dritter über Faust ist in Papa's Gegenwart trotz seiner Beschämung der Familie Clary vorgelesen worden. — Wenn Sie an R.(idens?) schreiben, so sagen Sie ihnen Segenswünsche von Mama und mir. Wanda grüßt Sie.

Leben Sie wohl, meine geliebte Amalie. An Zelter meinen schönsten Gruß.

D. (?!) Elisa."**) — —

*) Das ist Amaliens Schwester, die mit dem Bischof Dr. Ritschl verheirathet war.

**) Ueber diese Prinzessin enthält die Voss. Ztg. vom 23. Juli 1884 unter der Rubrik „Vermischtes" die folgenden denkwürdigen Mittheilungen: „In . . . Freienwalde a. d. Oder starb vor jetzt nun fünfzig Jahren die Prinzessin Elisa Radziwill, Tochter des „Faust"-

In den Annalen der Berliner Singakademie erscheint unser eben so schön gekennzeichnetes „Frau Krausechen" als Solosängerin zum ersten Male wieder anno 1819, seit dem Jahre 1827 nicht mehr, obwohl sie immer noch Mitglied blieb. Aber noch viele Sebalds und Krauses weist das Verzeichniß nach dieser Epoche auf.

Amaliens Ehe blieb kinderlos. Beethoven's verehrte Amalie starb im Januar 1846, im sechzigsten Jahre, zu Berlin.

Frau Polizeidirector Sebald besitzt aus dem Nachlasse ihrer Schwägerin noch eine höchst interessante Beethoven-Reliquie, nämlich eine Haarlocke Beethoven's. Diese in schönstem gesundesten Braun erhaltene Locke wird in Blumengewinden unter Glasgehäuse sorgfältig aufbewahrt. Amalie Sebald hat Folgendes dazu notirt: „Eine Haarlocke von Ludwig van Beethoven. Ich schnitt sie ihm ab Ende September in Teplitz." Uebrigens hat Amalie selbst nie etwas über eine ernste Leidenschaft Beethoven's zu ihr geäußert. Sie sprach fast gar nicht über diese Angelegenheit. —

Am Abend seines Erdenwallens sollte Beethoven noch einmal an diese Liebe erinnert werden. Als er im Jahre 1823 ein Exemplar seiner Missa solemnis an die Berliner Singakademie sandte, war bei dieser Gelegenheit, wie es die Conversationshefte dieses Jahres erkennen lassen, auch von der Sängerin Frau Amalie Krause die Rede. Auch neu componirte Gesänge scheint er damals an diese Sängerin, seine ehemalige Herzenskönigin, mitgeschickt zu haben.

Für Beethoven selbst sollte diese ernste Hinneigung zu einem weiblichen Wesen das letzte Aufblitzen irdischer Glückeshoffnungen bedeuten. Nunmehr mußte er völlig von Allem Abschied nehmen, was sonst den Sterblichen das Leben äußerlich zu schmücken und zu erheitern bestimmt ist. All' sein ferneres Hoffen, Wünschen und Sehnen sollte er fortan allein aus dem innersten Heiligthume seiner Kunst schöpfen und so ein Hoheprieſter der ganzen Menschheit werden.

Componisten, Fürsten Anton Radziwill. Ihr Bild ist eng verknüpft mit der Erinnerung an den Prinzen Wilhelm, ‚Sohn Seiner Majestät', wie unser Kaiser in seinen Jugendjahren genannt wurde; schöne Träume und süße Hoffnungen waren es, die Beide verbanden, allein es sollte nicht sein, die leidige ‚Staatsraison' gestattete es nicht! Am 17. Februar erscheinen der kleine, fast sechsjährige Prinz Wilhelm und die dreieinhalbjährige Prinzessin Elisa auf einem Kindermaskenfeste zum ersten Male zusammen: jener mit seinem Bruder und seiner Schwester als drei allerliebste kleine Matrosen, welche der Königin ihre Huldigung darbringen, diese als einer der Söhne des unglücklichen Sultans Tippo Sahib von Myſorn. Dann begegnen wir Beiden auf dem berühmten ‚Bohnenfeste' am Dreikönigstage wieder, hiernach auf der zur Feier der Erhebung veranstalteten allegorischen ‚Friedensquadrille', ferner 1821 bei der Anwesenheit des Kaisers Nikolaus und dessen Gemahlin, der Tochter Friedrich Wilhelms III., bei welcher Gelegenheit Thomas Moore's damals erschienenes und von aller Welt bewundertes Gedicht ‚Lallah Rookh' den Inhalt eines großen Festes bildete. Auch Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, wirkte nebst seinen Geschwistern in ihm mit; den Sieg der Schönheit aber trug neben der Gräfin Mathilde Voß bei diesem Festspiel die Prinzessin Elisa Radziwill als ‚Peri' davon. Sie und der stattliche Königssohn erschienen wie zu einander geschaffen; die Macht der Verhältnisse trat jedoch dazwischen, in einer Sitzung des nun wieder belebten Staatsrathes fand der schöne Traum für immer seinen Abschluß, die Wege der beiden Fürstenkinder gingen auseinander und einige Jahre später, ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters, hauchte die Prinzessin Elisa Radziwill am 27. September 1834 zu Freienwalde ihr junges Leben aus, eine vom Sturm geknickte Rose."

Carl von Noorden's historische Vorträge.*)

Besprochen von Georg Winter.

Wenn man die rührige und lebhafte Bewegung, welche in unseren Tagen auf allen Gebieten der Wissenschaft herrscht und unserer Zeit den Beinamen des Zeitalters der exacten und positiven Wissenschaften verschafft hat, mit der früherer Jahrhunderte vergleicht, so ergibt sich außer dieser Steigerung der Bewegung selbst und der größeren Intensität wissenschaftlicher Thätigkeit noch ein anderer Unterschied, der allgemach zu einem tiefgreifenden Gegensatz geführt hat: es ist das die immer innigere Berührung, welche die Wissenschaft mit dem eigentlichen Leben des Volkes gesucht und gefunden hat. Die Wissenschaft hat die strenge Exclusivität, welche sie früher als zu ihrem Wesen gehörig betrachtete, aufgegeben und ist mitten in das lebendige Sein des Volkes hineingetreten, überall Anregung und Belehrung verbreitend und in immer weiteren Kreisen auf begeistertes Verständniß stoßend: es ist ihr immer mehr zum Bewußtsein gekommen, daß es nicht ihre Aufgabe sei, sich in eine möglichst dunkle, von unverständlichen technischen Ausdrücken wimmelnde Sprache einzupuppen und sich dadurch von allen außerhalb der selbstthätigen Forschung stehenden Kreisen abzuschließen, daß vielmehr die durch die Forschung gewonnenen Resultate Gemeingut Aller werden müßten; daher heute allenthalben die naturgemäße Trennung zwischen der eigentlichen exact-gelehrten Forschung, welche naturgemäß in ihrer Form nur auf den Fachmann Rücksicht nehmen kann, und der für weitere Kreise berechneten Darstellung, bei der neben dem wissenschaftlichen Inhalt auch ein künstlerisches Formelement zur Geltung kommt. Und dadurch erst ist die eminente Einwirkung, welche heut die Wissenschaft auf unser ganzes Volksleben ausübt, möglich geworden.

Es ist kein Zufall, daß diese wissenschaftliche Strömung in Deutschland fast gleichzeitig mit dem politischen Erwachen der Nation eingetreten ist: sobald die Politik von dem alten Lehrsatze des beschränkten Unterthanenverstandes sich loszusagen gezwungen war, mußte auch die Wissenschaft naturgemäß ihre aristokratische, selbstgenügsame Abgeschlossenheit aufgeben und umgekehrt: Beides steht in naher Berührung und inniger Wechselwirkung zu einander.

Für die Entwickelung des nationalen und politischen Lebens ist nun ohne Frage die großartige Entwickelung, welche die Geschichtsschreibung in unseren Tagen gewonnen hat, vor Allem von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Soweit ein politisches Verständniß für die nationale und politische Gestaltung unseres Vaterlandes in weiteren Kreisen unseres Volkes jetzt vorhanden ist, ist es nicht in letzter Linie durch die weitere Verbreitung geschichtlicher Kenntniß hervorgebracht worden: denn ein Volk, welches seine eigene Vergangenheit nicht kennt, wird auch nimmermehr im Stande sein, an der gegenwärtigen und zukünftigen Gestaltung seines staatlichen Lebens selbstthätig mitzuwirken, und umgekehrt: wenn die politische Bildung in unserem Volke noch bei weitem nicht die erforderliche und dringend zu wünschende Höhe erreicht hat, so liegt das zum großen Theil daran, daß jene Verbreitung historischer Bildung noch nicht allgemein genug ist, vor Allem an dem verhängnißvollen pädagogischen Fehler unserer Schullehrpläne, welche die neueste vaterländische Verfassungsgeschichte seit 1815 aus einer unbegreiflichen Scheu grundsätzlich vom Lehrplane auszuschließen scheinen.

Daß aber das Interesse für historische Probleme und Darstellungen aus der Menschheitsgeschichte in weiteren Kreisen vorhanden ist und nur der geeigneten Anregung bedarf, zeigen die großen buchhändlerischen Erfolge, deren sich in neuester Zeit tiefgründliche wissenschaftliche Werke erfreuen, sofern sie es nur verstehen, die Strenge objectiver Wahrheit mit der Schönheit künstlerischer Form zu verbinden, das beweist die Theilnahme, welche alle diejenigen Historiker bei den weitesten Kreisen des Volkes finden, welche es nicht verschmähen, sich in der Form ihrer Darstellung an diese zu

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

wenden. Man mißverstehe uns nicht: nicht platter Unbedeutendheit und trivialer Popularität wollen wir das Wort reden, die historische Muse soll das Volk zu sich emporheben, nicht zu ihm hinuntersteigen.

Unter Denen, welchen diese Gabe, streng wissenschaftliche Wahrheit und gelehrte Gründlichkeit mit anmuthiger Schönheit und Eleganz der Form zu verbinden, eigen ist, nimmt der vor nicht ganz einem Jahre verstorbene Leipziger Professor Carl von Noorden eine sehr hervorragende Stelle ein. Schon seine akademischen Vorlesungen zeichneten sich nach den Urtheilen der Schüler, welche an die Oeffentlichkeit gelangt sind, durch sichere Formvollendung und abgerundete künstlerische Gestaltung aus: weniger darauf kam es ihm an, seinen Zuhörern eine Fülle einzelner historischer Thatsachen zu geben, die er vielmehr im Allgemeinen als bekannt voraussetzte, sondern darauf, ihnen in plastischer und gegenständlicher Form die Einheitlichkeit der Culturbewegung, das leitende Princip, welches sie verbindet, und zugleich die Persönlichkeiten, in denen dasselbe am deutlichsten zur Erscheinung kommt, wissenschaftlich und künstlerisch zugleich zur Anschauung zu bringen. Daher auch der ungeheure Erfolg seiner akademischen Vorlesungen, in denen er nicht selten mehr als 200 Zuhörer zu vereinigen pflegte. Und doch verstand er es, nicht nur in diesen Vorlesungen mit dieser vollendeten äußeren Form eine tiefgründliche Durchdringung des Stoffes zu verbinden, sondern auch in den historischen Uebungen, in denen er eine Reihe jüngerer Fachgenossen auf die Bahnen wissenschaftlicher Forschung lenkte, eine Meisterschaft in der Handhabung der exact-kritischen Methode an den Tag zu legen, welche ihn befähigte, den geistigen Mittelpunkt einer größeren Anzahl jüngerer Gelehrten zu bilden, welche aus seinen Lehren Anregung und Unterweisung zu eigenen Studien schöpften. An seinen Vorlesungen aber, auf die er einen großen Theil seiner unermüdlichen Arbeitskraft concentrirte, haben stets nicht nur die Studirenden der Universitäten, an denen er gerade lehrte, sondern auch weitere Kreise gebildeter Männer theilgenommen.

Und dieselbe seltene Vereinigung exact-kritischer Methode und feinen Scharfsinns in der Untersuchung und Sichtung des Einzelnen mit freigestaltender äußerer Form zeigt sich auch in seinen literarischen Productionen. Dieselben bewegten sich auf doppeltem Gebiete: auf dem der älteren deutschen und der neueren englischen Verfassungsgeschichte, denn immer waren es zumeist die Manifestationen des staatenbildenden Genius der Völker, die ihn anzogen, und immer blieb er sich des Zusammenhangs der Vergangenheit mit der Gegenwart, die er aus jener zu erklären versuchte, bewußt: daher seine Vorliebe für die Studien auf dem Gebiete des Kampfes zwischen Staat und Kirche in Deutschland, zu denen er namentlich durch seinen Aufenthalt in dem Theil unseres Vaterlandes, in welchem dieser Kampf noch heut am heftigsten zu entbrennen pflegt, veranlaßt sein mag und die in seiner Erstlingsarbeit über Hincmar von Rheims zu glänzenden kritischen Resultaten über die große Fälschung der pseudo-isidorischen Decretalen führten; daher auf der andern Seite die in seinen späteren Jahren immer mehr dominirende Vorliebe für die Entwickelung des englischen Verfassungslebens, in dem er mit Recht eine Art von Typus des modernen Verfassungslebens überhaupt erblickte. Auf breitester und tiefster Grundlage hat er diese Studien unternommen und in seinem leider unvollendeten Werke „Geschichte des 18. Jahrhunderts", von dem bis zu seinem Tode im Ganzen drei Bände erschienen waren, die von ihm gewonnenen Resultate niedergelegt. Was dieses umfassende Werk neben der Fülle der neuen historischen Thatsachen, die es beibringt, vor Allem auszeichnet, das ist die Feinheit der Charakteristik der bewegenden und leitenden Persönlichkeiten, die scharfe Beobachtung der Culturzustände der einzelnen europäischen Staaten und das tiefe Verständniß der mehr innerlichen Kräfte des politischen Lebens, welche in dem hauptsächlich von ihm geschilderten spanischen Erbfolgekriege in die Erscheinung traten. Man erkennt überall mit Genugthuung und Bewunderung, wie Noorden, wenn wir so sagen dürfen, aus dem Vollen schöpft, wie er das in den Archiven der verschiedenen betheiligten Nationen aufgespeicherte Material gründlich durchforscht hat und beherrscht, und wie er sich zugleich über dasselbe zu erheben und von einem höheren, freieren Standpunkte die Ereignisse zu beleuchten versteht. Durchaus objectiv in dem rein Thatsächlichen, ist er echt künstlerisch-subjectiv in der Form, welche er dem Stoffe gegeben hat. Auf das glänzendste zeigt er gerade hierin, daß er zu Ranke und Sybel in vertrauteren persönlichen Beziehungen gestanden und in ihnen die Vorbilder seiner Forschungen, wie seiner ganzen Gedankenarbeit gesucht und gefunden hat.

Naturgemäß aber konnte der Leserkreis seines hauptsächlichsten, sehr umfangreichen und fast ein wenig zu viel in das Detail der Ereignisse eindringenden Werkes nur ein beschränkter sein, so sehr es seiner Form nach auch für weitere Kreise verständlich gehalten ist. Ob Noorden diese Sachlage selbst empfunden hat und aus diesem Grunde eine Reihe einzelner in seinem Werke behandelter, großer historischer Gestalten noch in anderer Form einem größeren Publicum zugänglich machen wollte, bleibe dahingestellt: genug, er hat sich neben jenem großen Werke auch in einer größeren Zahl von populären, vor gebildeten Männern und Frauen an den verschiedensten Orten gehaltenen Vorträgen vernehmen lassen, die bei ihren Hörern allenthalben großen Anklang und viele Anerkennung gefunden haben. Wie Riehl, Maurenbrecher, Dahn und andere neuere Historiker hat er den von wissenschaftlichen Vereinen aller Art an ihn ergehenden Aufforderungen zu öffentlichen Vorträgen oft und gern entsprochen und hier die Resultate eigener gelehrten Studien in abgerundeter und anmuthiger Form einem weiteren Hörerkreise unterbreitet: was er in seinem großen Werke in einem großen, umfassenden und durch die Fülle des Gebotenen an Uebersichtlichkeit verlierenden Gesammtbilde zusammengefaßt hat, ist hier in kleinerem Rahmen und in beschränkterer Gesichtsweite, aber um so plastischer und anschaulicher vor das geistige Auge hingezaubert; und eben die nothwendige Beschränkung, welche durch die Form der Darstellung geboten war, hat seine glänzende Fähigkeit künstlerischer Gestaltung zu fast noch größerer Geltung kommen lassen, als das bei der unabsehbaren Fülle der Erscheinungen in jenem weitschichtigen Werke möglich war. Natürlich trat aber auch gerade bei einer solchen isolirten Vorführung einzelner Persönlichkeiten und Ereignisse das subjectivistische Moment, zu welchem der Autor eine unverkennbare Neigung hatte, in der Beurtheilung der Bedeutung und des inneren Gehaltes jener Persönlichkeiten und Ereignisse mehr hervor als in jener allgemeineren Darstellung. Wir glauben aber nicht, daß der historischen Wahrheit dadurch irgendwie Eintrag geschehen ist, im Gegentheil, es zeigt sich auch hier die eminente Gewalt des umfassenden Materials, auf dem die Studien des Verfassers beruhen, vor Allem eben dadurch, daß es ihn gleichsam zwingt, zwischen den verschiedenen Parteien, deren Stimmen in dem seinen Forschungen zu Grunde liegenden literarischen Stoffe sich geltend machen, vorsichtig abzuwägen und, zwischen und über ihnen stehend, sich zu einer objectiven und allgemeinen Anschauung der Dinge zu erheben. Subjectivität des Geschichtsforschers kann der objectiven Geschichtsforschung nur dann gefährlich werden, wenn sie sich nicht auf die Form, die immer mehr oder minder subjectiv sein muß, beschränkt, sondern sich auf den Stoff selbst erstreckt und dadurch, wie das bei manchem Historiker unserer Tage der Fall gewesen ist, zu geflissentlicher Ignorirung der einer vorgefaßten Meinung entgegenstehenden Quellen führt.

Es wird daher gewiß nicht nur von Denen, welche Gelegenheit hatten, die Gedankentiefe und glänzende oratorische Begabung des der Wissenschaft zu früh Entrissenen zu bewundern, sondern von Allen, welche sich für die bewegenden Fragen der neueren Geschichte lebhafter interessiren, mit Freude und Genugthuung begrüßt werden, daß es der treue Freund des Lebenden und Nachfolger des Verstorbenen auf dem Leipziger Lehrstuhl, Professor Maurenbrecher, unternommen hat, die wichtigsten und interessantesten dieser Vorträge Noorden's zusammenzustellen und der Oeffentlichkeit zu übergeben; es sind ihrer im Ganzen 10, die dem Leser hier in handlicher und übersichtlicher Form geboten werden. Die Hälfte von ihnen lehnt sich unmittelbar an das erwähnte große Hauptwerk an, sie bilden gleichsam Querschnitte aus demselben mit

Bezug auf irgend eine große Persönlichkeit, die einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der politischen Entwicklung in Europa am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts gehabt hat. Vor Allem kommt hier der Mann in Betracht, auf dessen Initiative die damalige Coalition gegen das dominirende Uebergewicht Frankreichs in der europäischen Staatengesellschaft vorzugsweise beruht und der zugleich dem Verfassungsleben Englands neue Impulse gegeben und neue Bahnen eröffnet hat: der große Oranier Wilhelm III., dessen bedeutende Persönlichkeit den natürlichen Neigungen des Verfassers entsprechend, mit besonderer Vorliebe in feinster Charakteristik gezeichnet ist. Zugleich wird dann als Hintergrund, von dem sich die Gestalt des Oraniers plastisch abhebt, ein Bild der politischen und culturellen Zustände in den Niederlanden und in England gegeben. Gewissermaßen als Gegenstück hierzu und als Illustration der zur selben Zeit in dem von dem Oranier mit Energie und Leidenschaft bekämpften französischen Staate obwaltenden Zustände erscheint der zweite Aufsatz über Frau von Maintenon, in welchem aus den anklagenden und apologetischen Stimmen der Zeit ein objectives und klares Bild dieser widerspruchsvollen Frau zu zeichnen unternommen wird. Mit besonders ausgeprägter Vorliebe aber kehrt der Verfasser in den nächsten beiden Aufsätzen wieder zu den englischen Verfassungskämpfen zurück, als deren Repräsentanten er den philosophischen Staatsmann Bolingbroke und den Satyriker Swift ausgewählt hat. Endlich wird in einem fünften Aufsatze der eben durch den Gegensatz der einander bekämpfenden großen staatlichen Potenzen hervorgerufene erste Ansatz einer nationalen italienischen Politik, wie sie in der Gestalt Victor Amadeus II. verkörpert ist, zur Anschauung gebracht.

Die übrigen Vorträge bewegen sich auf sehr verschiedenen Gebieten historischen Erkennens: ihr Inhalt ist ein zu mannigfaltiger und vielseitiger, als daß eine auch nur annähernd erschöpfende Veranschaulichung desselben hier versucht werden könnte; sicherlich erregt aber ihr Gegenstand allgemeines Interesse, wie es denn Noorden überhaupt trefflich verstanden hat, den Gegenstand seiner Vorlesungen den Neigungen und Interessen der außerhalb der eigentlich historischen Forschung stehenden Laienkreise anzupassen. Namentlich werden hier die auf unsere eigene nationale Geschichte bezüglichen Vorträge allgemeines Verständniß und allgemeine Theilnahme erwecken. Sie behandeln zwei sehr verschiedene, aber in Bezug auf die in ihnen vorwaltenden nationalen Impulse doch wieder einigermaßen ähnliche große Gestalten der preußischen Geschichte: den lange so sehr verkannten König Friedrich Wilhelm I., der mit gesundem Scharfblick die Grundlagen der soliden und staatlich centralisirten Verwaltung des absoluten monarchischen Preußens legte, auf der einen, den großen Mahner und Volksmann Ernst Moritz Arndt, den muthigen Vorkämpfer eines nationalen volksthümlichen Staates, auf der anderen Seite.

Alle diese Vorträge, wie auch der über Charles James Fox, stehen in mehr oder minder directem Zusammenhange mit den späteren Studien des Verfassers aus der neueren Geschichte; den Abschluß der vorliegenden Sammlung bilden zwei Vorträge, welche auf die früheren Arbeiten Noorden's auf dem Gebiete des mittelalterlichen großen Kampfes zwischen Staat und Kirche zurückgehen: über „Adalbert von Bremen" und „über Kirche und Staat zur Zeit Ludwigs des Baiern". Sie werden in unseren Tagen, in denen sich über jene große Principienfrage von Neuem ein lebhafter, ja leidenschaftlicher Kampf in unserem Vaterlande entsponnen hat, um so mehr allgemeines Interesse erregen, wenn man die Zeit bedenkt, in der sie entstanden sind: sie stammen nämlich aus den Tagen vor dem Beginn des eigentlich sogenannten Culturkampfes. Und gleichwohl offenbart sich in ihnen neben der genauen historischen Kenntniß der einzelnen Phasen jenes weltgeschichtlichen Kampfes im Mittelalter ein überraschendes Verständniß für die völlig analogen Vorgänge und principiellen Elemente der Gegenwart, so daß die Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, welche der Verfasser fein und scharfsinnig aufgestellt hat, gleichsam ein Prognosticon des nun beginnenden Kampfes des 19. Jahrhunderts sind, welches aus dem Munde dieses für die nationale Größe seines Vaterlandes tiefinnerlich begeisterten Mannes gewiß von doppelter Bedeutung ist, von einer rein sachlichen sowohl, als von einer psychologisch literarischen für alle Diejenigen, welche dem Verfasser im Leben in irgend einer persönlichen oder rein geistigen Beziehung nahe gestanden haben. Die Vorträge sind, wie alle die früher kurz skizzirten, ein schönes Zeugniß der vielseitigen Schaffenskraft und eigenartigen Gedankentiefe dieses Mannes, der es wie wenig andere verstanden hat, die engeren Kreise seiner Schüler, wie die weiteren des gebildeten Publicums für historische und politische Fragen, welche er mit Recht in ständiger Wechselwirkung erblickte und darstellte, zu erwärmen und zu begeistern.

Für alle Diejenigen aber, welche sich nicht blos für Noorden's wissenschaftliche Resultate interessiren, sondern ihm auch menschlich in irgend einer Weise nahegestanden haben, wird die mit pietätvoller Begeisterung und rhetorischem, echtem Pathos geschriebene Biographie des Forschers, welche Maurenbrecher der Sammlung der Vorträge vorausgeschickt hat, eine willkommene Beigabe sein.

Etwas über ungarische Kunst.

Von H. Goverts.

Im Allgemeinen kennen wir das Land und Volk von Ungarn sehr wenig. Nur Einzelne haben einmal einen kurzen Blick in die Hauptstadt gethan, und wer etwa in der einen oder andern Richtung, besonders donauabwärts, durch Ungarn reisen mußte, hat sich im Lande selbst nicht weiter aufgehalten. Die magyarische Sprache ist uns völlig fremd. Und doch ist Ungarn durch den großen Aufschwung, den es genommen, durch die sehr gesteigerte politische Bedeutung, die es innerhalb der großen österreichischen Monarchie gewonnen hat, so wichtig geworden und uns vielfach so nahe gerückt, daß wir unwillkürlich Aufschluß über seine Zustände und Einrichtungen, seine Geschichte und seine Leistungen begehren. Vielfach kommt nun das bei A. Hofmann u. Co. in Berlin erschienene Sammelwerk: Das moderne Ungarn von Ambros Nemenyi diesem Begehren entgegen, und eben deshalb findet es eine dankbare Aufnahme bei uns; allein es giebt auch manches Wesentliche nicht und Vieles giebt es in falschem Lichte. Das Hauptübel ist und bleibt das übertriebene Nationalgefühl, das heute in Ungarn herrscht und das auch den Geist dieses Buches bezeichnet. Mit der Abneigung und selbst dem Hasse gegen das Habsburgische Haus und die deutschen Erblande verbindet sich eine kurzsichtige und anmaßliche Undankbarkeit gegen Deutschland überhaupt und die großen tausendjährigen Culturgenuugen, die aus Deutschland nach Ungarn geströmt sind. Diese letztere Thatsache dem deutschen Leser gegenüber mit besonderen Beweismitteln zu belegen, hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen. Doch möge als ein Zeugniß, daß es auch unter den Magyaren an sehenden Augen nicht ganz fehlt, hier die Erklärung J. von Asboth's aus dem nämlichen Buche (S. 281) in dessen Abhandlung „Der Adel in Ungarn" einen Platz finden, worin er sagt: „Der Unbefangene wird zugestehen, daß der culturelle Fortschritt auf allen Gebieten in erster Reihe dem westlich gebildeten Geiste und der fürstlichen Opferfreudigkeit der Magnaten zu danken ist", welche letzteren „sich im Großen immer an Wien gehalten haben". Dazu hebt er noch (S. 279) richtig hervor, daß „die städtische Bürgerschaft, wenigstens ursprünglich, größtentheils vlämisch oder deutsch war." Die Städte aber sind die Wiegen und Sitze der Bildung und Cultur. Durch deutsche und niederdeutsche Einwanderung, sowie durch deutsch gebildete Magyaren ist also „der culturelle Fortschritt auf allen Gebieten in erster Reihe" nach Ungarn getragen worden. So der Magyare Asboth. Doch Derartiges liebt man heutzutage in Ungarn nicht zu hören, und nur das, was dem magyarischen Nationaldünkel schmeichelt, findet Beifall, rauschenden Beifall, gleichviel ob es wahr ist oder nicht. Und so will man heute im Großen und

Ganzen auch nichts von dem Werthe und der Bedeutung fremder, insbesondere deutscher Bildung und Cultur, deutscher Wissenschaft und Kunst hören. Heute muß Alles aus dem ureigenen magyarischen Geiste hervorgegangen sein; was andere alte Culturvölker besitzen, muß Ungarn auch haben und zwar als eigenthümlich nationalen Besitz.

In der Abhandlung „Die bildende Kunst in Ungarn und ungarische Künstler in der Fremde" (S. 149—177) auf welche wir hier des näheren eingehen, stellt Julius Pasteiner z. B. den Satz hin: „Die ungarische Nation ist zur Ueberzeugung gelangt, daß sie, wenn sie den gebildeten Völkern des Westens gleichkommen will, auch eine bildende Kunst haben muß." Demgemäß wird eine bildende Kunst mit Gewalt aus der magyarischen Erde gestampft. Aber wie sieht sie aus? Darüber giebt Pasteiner selbst den unbefangensten Aufschluß. Denn man muß es hervorheben und anerkennen, daß so feurig überschäumend auch das ungarische Nationalbewußtsein ist, es sich doch, unbewußt und stillschweigend, häufig der überwältigenden Macht offener Thatsachen und Wahrheiten unterwirft, so daß am Ende trotz alles Klingelns, Lärmens und Prahlens die Sache geruhig ihren Gang geht. Noch eben las man in den Zeitungen, daß die Tochter Moritz Jokai's nach München sich begeben hat, um die Kunst zu erlernen. Diesen Weg nach Deutschland sind alle künstlerischen Talente, die in Ungarn erstanden, gegangen, soweit sie nämlich nachher wirklich zu einer bedeutenderen Thätigkeit gelangt sind. Doch sehen wir uns die Sache genauer an.

Pasteiner berichtet, daß im Jahre 1846 durch Emmerich Henszlmann — natürlich hieß der Mann ursprünglich Hänselmann — zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit einigermaßen auf die Baudenkmäler des Landes gelenkt worden ist, und daß hierdurch einige Wiederherstellungen veranlaßt wurden, bei denen einige Baukünstler sich besonders hervorthaten. Diese Männer zeichnen sich durch echt ungarisch-nationale Namen aus; sie heißen Schulcz, d. h. Schultz, Schulek, Steindl und Storno, gerade wie der Herausgeber des Buches Nemenyi eigentlich Neumann heißt. Auch der große Gothiker Schmidt, ein wahrer Vollblut-Magyare, wurde herangezogen. So entstand die neue nationale Baukunst in Ungarn. Daß aber vor 20 Jahren August Stüler zu Berlin das Akademiegebäude in Pest aufführte, daß verschiedene ungarische Architekten in Berlin studirten und daß der Einfluß der Berliner Schule lange maßgebend war, endlich auch daß die neuere Thätigkeit sich ganz und gar an die Wiener Schule lehnt: davon nicht ein Wort.

Nun die Bildhauerei. Stefan Ferenczy hatte auf der Akademie in Wien und bei Thorwaldsen in Rom gelernt und erhielt im Jahre 1840 den Auftrag zur Anfertigung eines Denkmals für Mathias Corvinus. Pasteiner giebt seiner künstlerischen Kraft ein sehr geringes Zeugniß, aber er zollt seinen nationalen Zielen großen Beifall. Ferenczy wollte mit Gewalt in Ungarn einen Marmorbruch entdecken, damit „die heimische Bildhauerkunst heimisches Material aufarbeiten und sich nicht an das Ausland wenden solle", und er verwendete auf das Suchen und Versuchen mehr als 40000 Gulden — ohne Erfolg. „Als dann das Modell der Reiterstatue des Königs Mathias fertig war, wollte er den Guß nicht dem Auslande anvertrauen; da es aber im Lande keine Kunstgießerei gab, errichtete er in seinem eigenen Hause eine solche mit großen Kosten. Der Versuch mißlang". Und ein zweiter nicht minder. 'Da hatte man denn endlich ein Einsehen und wandte sich an Schwanthaler in München. So endete „der erste ungarische Bildhauer". Der „zweite in der chronologischen Reihenfolge" war Nikolaus Izso, ein Schüler Ferenczy's. Er hatte nach Pasteiner „noch wenig gelernt", es mangelte ihm „Vorbildung und Schulung", und so kam es, daß der Künstler, der nur 45 Jahre alt wurde, „in der Kunst sich selbst schon überlebt hatte". Das war der „zweite Todte!" Ein dritter Bildhauer, Josef Engel, scheiterte auch, weil er den „seinen Fähigkeiten entsprechenden bescheideneren Kreis" vom Ehrgeiz getrieben überschritt und den großen Aufgaben nicht gewachsen war. Engel war übrigens schon 1815 geboren und hatte die Kunst in Wien und London erlernt. Unter den jüngeren Bildhauern wird besonders Adolf Huszar, ein Schüler Fernkorn's und Gaßer's in Wien, hervorgehoben, und nächst ihm Georg Kis, ein Schüler der Münchener Akademie. So also steht es mit der Bildhauerkunst in Ungarn! Wo man rein national sein wollte, blieben die Erfolge aus, und nur indem man sich an die deutsche Kunst lehnte oder vielmehr indem man bei den Deutschen in die Schule ging, gewann man einigen Boden nach Maßgabe des Talents der betreffenden Künstler. Indessen ist dieser Boden noch sehr gering, und Pasteiner selbst ist so wahrheitsliebend, daß er freimüthig zugesteht, „man könne von ungarischen Bildhauern nur unter Anticipirung der Zukunft sprechen."

Ganz ähnlich stehen die Dinge in Bezug auf die Malerei. Alle bedeutenderen Maler, die im Ungarlande geboren sind, gleichviel, ob von magyarischer oder deutscher Nationalität, haben ihre künstlerische Ausbildung in Deutschland erhalten. Ich nenne nur die hervorragendsten: Graf Zichy ist ein Schüler Waldmüller's in Wien, Lietzen-Mayer, Bruck und noch einige Andere haben die Akademie in Wien besucht. Michael Munkacsy, der in Munkacs von deutschen Eltern geboren ist und eigentlich Lieb heißt, hat in Wien, München und namentlich in Düsseldorf bei Knaus und Vautier gelernt. Alexander Wagner, Benczur, Meszöli und Andere besuchten die Akademie in München, Moritz Than lernte bei Rahl in Wien, und Karl Lotz, der in Ungarn Mancherlei ausführte, war sogar ein geborener Deutscher, aus Hessen-Homburg. So ist also die ungarische Malerei, wenn man von einer solchen überhaupt reden will, an Haupt und Gliedern, von Fleisch und Bein eine Tochter der deutschen Kunst. Und erst in allerneuester Zeit hat ein gewisses Eingehen auf die französische Kunst stattgefunden, wie ich glaube in Folge der Uebersiedelung Munkacsy's nach Paris und des von ihm hierdurch gegebenen Beispiels. Diese Thatsachen werden auch für Jeden, der mit unbefangenem Auge durch die Gemäldesäle des Nationalmuseums zu Pest geht, klar und deutlich bestätigt. Man erkennt in diesen Werken manches beachtenswerthe, manches bedeutende Talent, man sieht die Beherrschung der Technik und ein glückliches Streben in der allgemeinen realistisch-coloristischen Richtung der Gegenwart, aber man bemerkt nirgends den geringsten Zug, der in künstlerischer Hinsicht als nationale Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden könnte, wie das in beachtenswerthem Maße z. B. bei den heutigen Spaniern der Fall ist. Man sieht allerdings eine Menge national-ungarischer Gegenstände aus der Geschichte seit Arpad's und König Stephan's Zeiten dargestellt; aber bekanntlich machen nationale Stoffe noch keine nationale Kunst. Auch ist, wie dieser Zug heute fast durch die gesammte Kunst Europa's geht, die geistige Schaffenskraft, die erfindende und erbildende Phantasie nicht sonderlich bedeutend, so daß auch nicht etwa in der eigenthümlich großartigen Auffassung dieser nationalen Gegenstände eine besondere Eigenthümlichkeit läge, die man dem magyarischen Geiste zuschreiben müßte oder könnte. Es würde deshalb überraschen und befremden müssen, von der nationalen Kunst in Ungarn zu lesen, wenn man die Uebertreibungen, die in dieser Hinsicht jenseits der March und Leitha herrschen, nicht allzu sattsam kennte. Doch möge der Leser dieser Zeilen selbst urtheilen: hier sind einige Beispiele.

Pasteiner schreibt: „Es giebt einen gemeinsamen Zug, der die ungarische Malerei charakterisirt; dies ist der leidenschaftliche Schaffensdrang, der eine unumgängliche Vorbedingung für die Hervorbringung jedes wahrhaften Kunstwerkes ist. Hand in Hand mit diesem Schaffensdrang geht ein fast auf der ganzen Linie sich zeigender Reichthum an Ideen. Die allgemein verbreitete Klage über das Mißverhältniß zwischen äußerlicher Virtuosität und ideeller Inhaltslosigkeit findet auf die ungarische Malerei keine Anwendung." Das klingt großartig und scheint dem oben Gesagten gänzlich zu widersprechen. Indessen schon etwa zwanzig Zeilen weiter wird über die Bilder mit Gegenständen aus der ungarischen Geschichte der Stab mit den Worten gebrochen: „Mit Ausnahme der farbenreichen, prächtigen Gemälde Benczur's sind alle diese historischen Gemälde durch einen Mangel an künstlerischer Unmittelbarkeit charakterisirt." Wie verträgt sich das mit jenem „Schaffens-

drang", mit jenem „fast auf der ganzen Linie sich zeigenden Reichthum an Ideen"? Oder findet Pasteiner die „künstlerische Unmittelbarkeit" nur in der „farbenreichen, prächtigen" Erscheinung? Dann wäre wieder falsch, was er vorhin über die „äußerliche Virtuosität" sagte. Auch irrt er darin, daß er in der großen Menge von Bildern mit Darstellungen aus der ungarischen Geschichte „ein Uebergewicht der Neigung zur Historienmalerei" zu erkennen glaubt. Die Sucht, nationale Stoffe darzustellen, fließt aus dem hoch gesteigerten Nationalgefühl und hat mit künstlerischen Neigungen nichts gemein; sie hat, um Pasteiner's eigene Worte an einer anderen Stelle zu gebrauchen, „mehr einen politischen als einen künstlerischen Charakter".

Von der außerordentlich überschätzenden und übertreibenden Beurtheilung ungarischer Künstler mögen doch hier auch noch einige Belege folgen. Von Zichy, dem Schüler Waldmüller's, heißt es, daß „er der Erste war, der mit seiner Kunst dem ungarischen Namen im Auslande Anerkennung erwarb." Das geht doch schon etwas weit, indessen die Steigerung bleibt nicht aus. Eine Seite weiter wird demselben Zichy eine „Stellung unter den allerersten Illustratoren" angewiesen, und es wird von Munkacsy's „Christus vor Pilatus" behauptet, daß „die Wirkung, welche er mit dieser Schöpfung erzielt hat, völlig beispiellos in der Kunstgeschichte der neueren Zeit" sei. Und gleich darauf heißt es: „Ungarn wird in Zukunft selbst im schlimmsten Falle einen Platz in der Geschichte der Malerei einnehmen, in der verzeichnet sein wird, daß es das Vaterland jenes Künstlers ist, der das clair obscure dort aufgenommen hat, wo es Rembrandt gelassen." Ja selbst die noch ungeborene Zukunftskunst wird in gewaltigen Posaunenstößen verherrlicht: „Ludwig Ebner in Paris hat sein bestes Bild noch nicht gemalt, auch jenes nicht, welches seinen Namen allgemein bekannt machen würde." Risum teneatis amici! Denn wenn wir unser Lächeln nicht unterdrücken könnten, würde Pasteiner die Schale seines Zornes auch über unser sträfliches Haupt ausschütten. „Die Wiener und später die Pariser wollten die Begeisterung ins Lächerliche ziehen, mit welcher Munkacsy in Budapest und im ganzen Lande empfangen und gefeiert wurde. Damit haben sie bewiesen, daß sie uns Ungarn nicht verstehen." Alle Achtung vor der Begeisterung, selbst vor der hell und stürmisch aufflammenden. Aber aus nationaler Schwärmerei eine künstlerische Leistung ganz unmäßig verherrlichen, ist doch unter Freund und Feind eine Uebertreibung, oder — wie der Italiener sagen würde, una piccola carricatura. Aber bekanntlich reizt die Carricatur unwiderstehlich zum Lachen, — also lachen wir!

Nach all' diesen Himmelungen und Ueberschätzungen macht freilich der Schluß der Pasteiner'schen Abhandlung in erfreulicher Weise einen heilsam ernüchternden Eindruck. Von der Pester Kunstausstellung von 1877 sagt er, daß „es in dieser Massenausstellung viele primitive Versuche gab", und zu derjenigen von 1881 übergehend, meint er, „daß das künstlerische Resultat gestiegen, daß sorgfältiger studirte Bilder an die Stelle von tollkühnen auf die Leinwand geworfenen Skizzen getreten" seien. Sehr verständig und ruhig bemerkt er endlich sogar: „Nur dann, wenn sich ein nationaler Kunstsinn" — d. h. nach seiner Auffassung ein wahrhafter und lebendiger Kunstsinn in der ganzen Breite der Nation — „geäußert hat, wird die Möglichkeit eintreten, von einer eigentlichen ungarischen Malerei und Kunst überhaupt zu sprechen, und nicht von der Kunst in Ungarn." Damit wird wohl Jeder einverstanden sein, und es bliebe nur noch übrig, zu erörtern, was denn unter „einer eigentlichen ungarischen Malerei und Kunst überhaupt" begriffen werden könnte. Bekanntlich ist der ungarische Staat von sehr verschiedenen Nationen bewohnt, die zum Theil in einem bunten Gemisch und Gemenge vertheilt sind, zum Theil aber auch räumlich getrennt in dichten Massen leben. Etwas über ein Drittel der Einwohner sind Magyaren, fast ein Drittel sind Slaven, — Tschechen, Slovaken, Kroaten, Serben u. s. w. — mehr als ein Sechstel sind Rumänen und ein Achtel sind Deutsche, von den kleineren Nationen abgesehen. Der Magyare versteht nun unter „ungarischer Malerei und Kunst" eine national-magyarisch geartete Kunst, wie er denn ja auch seine Sprache als die herrschende für die national-ungarische überhaupt ausgibt. Könnte aber eine solche magyarische Kunst von dem deutschen oder slavischen Bewohner Ungarns für eine nationale gehalten werden? Könnte ein deutscher Ungar, ohne seiner eigenen Nationalität untreu zu werden, Träger einer national-magyarischen Kunst sein? Die Magyaren haben ja versucht, eine abgeschlossen nationale Kunst ins Leben zu rufen und — sind jämmerlich gescheitert. Sie haben sich bei der deutschen Kunst in die Schule geben müssen, und nur auf diesem Wege sind sie zu einiger künstlerischen Entwickelung gelangt. Aber sie können es ja noch einmal versuchen, wie weit sie in der Alföld und auf der Puszta mit der „eigentlichen ungarischen Malerei und Kunst" kommen. Vielleicht sind sie nun glücklicher. Nach meiner Ansicht wird dies auf absehbare Zeiten hinaus nicht gelingen. Die Kunst in Ungarn wird noch lange in enger Abhängigkeit von der westeuropäischen, insbesondere von der deutschen Kunst sich bewegen, und an diesem Verhältnisse wird der magyarische Nationaldünkel nichts ändern können. Wir aber wollen uns von dem edlen Miklos nicht wie der Mohr behandeln lassen, der seine Schuldigkeit gethan hat und gehen kann, — natürlich mit angemessenem Fußtritte auf den Weg.

Mir ist beim Lesen des Buches wie bei meinem mehrfachen Aufenthalte in Ungarn, besonders in neuerer Zeit, die schöne Geschichte von dem Globus immer und immer wieder eingefallen, und sie fällt mir auch jetzt wieder ein. Der edle Miklos hat von einem runden Ding gehört, das die Leute „Globus" nennen; er muß also auch eins haben, denn das gehört zur Bildung. Als er das nächste Mal nach Pest kommt, geht er in einen Buchladen, natürlich einen deutschen, und sagt: „Ich will kaufen Globus, geben Sie mir Globus." Der Buchhändler antwortet: „Sehr wohl! Befehlen Euer Gnaden einen Erdglobus oder einen Himmelsglobus!" Da wird der edle Miklos zornig: „Bassama teremtete! Himmel und Erde!" flucht er los, „ich will haben Globus von Ungarn!"

Der Rausch des übertriebenen magyarischen Nationalgefühls wird auch wieder ebben, und dann werden wir uns mit unseren alten Nachbarn und Freunden wieder vortrefflich vertragen. Bis dahin aber wollen wir magyarische Anmaßungen gegenüber der deutschen Nation unbedingt und unzweideutig zurückweisen. —

Noch eine Seite des Buches muß ich berühren, die allgemeiner Art ist und die auch in der Pasteiner'schen Abhandlung nicht fehlt. Zur Charakterisirung derselben will ich mich denn auch nur wieder an die Letztere halten. Zunächst zeigt sich bisweilen ein auffälliger Mangel an allgemeinen und fachlichen Kenntnissen. So behauptet z. B. Pasteiner, daß die vom Könige Stephan dem Heiligen erbaute Kirche zu Stuhlweißenburg „nicht nach den in Deutschland damals üblichen, nur den dringendsten Bedarf vor Augen haltenden Dimensionen" ausgeführt sei. König Stephan starb 1038, und da standen im deutschen Reiche schon viele große und herrliche Kirchen, deren Aufzählung eine lange Reihe abgeben würde; ich führe statt der vielen nur zwei an: aus dem Norden St. Michael in Hildesheim vom Jahre 1001, aus dem Süden den Dom zu Speyer von 1030, beide noch heute hochberühmte Denkmäler der Baukunst. Dann wieder wird Tiflis „in die Tiefe des Uralgebirges" verlegt; und Anderes mehr. Auch an Logik fehlt es bisweilen in bedenklicher Weise, und der Gedankengang macht die kühnsten Sprünge, denen man nicht immer folgen kann. So führt z. B. Pasteiner sechs Künstler mit Namen auf, die in der Gemäldesammlung des Nationalmuseums zu Pest „nicht genügend" vertreten seien, und er fügt unmittelbar hinzu: „Wir meinen, daß dieser äußere Umstand der glänzendste Beweis ist für die Vitalität der ungarischen Malerei." Sollte Pasteiner etwa gemeint haben, die Zahl der ungarischen Maler und die Menge der ungarischen Gemälde sei so groß, daß sie selbst im Nationalmuseum „nicht genügend" vertreten sein könnten? und daß somit „die Vitalität der ungarischen Malerei" glänzend erwiesen sei? Ich glaube es nicht, denn da wäre Vieles nicht wahr. Was mag er also gemeint haben?

Besonders schlimm aber steht es mit der Sprache. Es ist

unser trauriges Schicksal, besonders in Folge der geographischen Lage von Deutschland, daß eine Menge Ausländer sich in unsere Literatur mischen, welche die Sprache nicht genügend kennen und beherrschen. Dahin gehören namentlich viele Schriftsteller nichtdeutscher Nationalität aus dem österreichisch-ungarischen Staate. Auch in diesem Buche begegnet man abenteuerlichen Neubildungen, Ausdrücken mit neu untergeschobenen Bedeutungen, schlechten Wendungen und Satzbildungen, zahlreichen und oft wunderlichen Fremdwörtern, mit Einem Worte: einem Deutsch, bei dem man nicht selten lachen oder unwillig werden muß. Doch ich will auch hier bei Pasteiner's Aufsatz bleiben. Da wird von „Transennal-Stil" gesprochen, von „epochal", von „Kunstarchitektur" und „Kunstarchitekten"; er gebraucht die Wendung „Darstellung über (!) die Baudenkmäler Ungarns" oder den Ausdruck „künstlerisches Temperament", um den Umfang der Befähigung eines Bildhauers zu bezeichnen. „Die an Dimensionen nicht große Statue war hinsichtlich der Haltung und des Gesichtsausdrucks psychologisch charakteristisch." Ein wahrer Mustersatz! „Vermöge seiner Befähigung befähigt — parkirter Platz — gegen im vornhinein ausgelobte Honorare — Entwickelungsnerus — sowohl der (!) Kirche als dem (!) Ruhme des Meisters würdig" mögen hier noch erwähnt werden. Von dem Uebrigen schweige ich und begnüge mich, gegen solche gewaltsame und abscheuliche Behandlung unserer Sprache Verwahrung einzulegen. Wunderlich aber, doppelt und dreifach wunderlich ist es, daß so ein Buch in Berlin gedruckt und verlegt ist.

Endlich wird man auch die Schreibweise der magyarischen Namen tadeln müssen, da der deutsche Leser das Verständniß des magyarischen Accentzeichens nicht besitzt und deshalb sehr viele Namen falsch ausspricht. In der magyarischen Sprache liegt der Ton jedes Wortes, gleichviel ob es lang oder kurz ist, auf der ersten Sylbe; er wird nicht bezeichnet. Aber die Vocale können lang und kurz sein; die langen werden nicht durch das Längezeichen ā, sondern durch das Accentzeichen á (im Französischen accent aigu) bezeichnet. Wer das nicht weiß, nimmt das Letztere für ein Tonzeichen und liest demnach das Wort falsch. Ich führe ein paar Beispiele an. Der Name Munkácsy wird nicht Munkátschi, sondern Múnkātschi gesprochen, Eßterházy nicht Esterházi, sondern Ésterhāsi, Barabás nicht Barabásch, sondern Bárabāsch u. s. w. Wenn die Magyaren wollen, daß die Ausländer die magyarischen Namen richtig sprechen sollen, so mögen sie dieselben auch in einer Weise schreiben, die der Ausländer nicht unweigerlich mißverstehen muß. Erwünscht wäre wenigstens gewesen, daß dem Buche ein Namenverzeichniß mit Angabe der Aussprache beigefügt worden wäre.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

Als Ordynow spät am anderen Morgen erwachte, war seine Stimmung sehr niedergedrückt, hastig kleidete er sich an, und nur mühsam gewann er es über sich, seine eigene Lage zu überdenken. Endlich begann er wieder seinen Spaziergang, und zwar nach einer ganz anderen Richtung als gestern; bei einem armen Deutschen Namens Spieß, der eine Tochter bei sich hatte, die Tinchen hieß, fand er eine bescheidene Ecke, wie er sie gerade brauchte. Spieß nahm die Anzahlung in Empfang, entfernte den Miethszettel und pries Ordynow's Liebe zu den Wissenschaften. Ordynow seinerseits sagte, daß er schon am Abend einziehen wolle. Von dort begab er sich auf den Heimweg, ward jedoch bald anderer Meinung und wendete sich in die entgegengesetzte Richtung. In seinen Gedanken lächelte er darüber, daß er so neugierig war, und dabei fand er, von Ungeduld gestachelt, den Weg unendlich lang. Jetzt hatte er die Kirche erreicht, in welcher er gestern Abend gewesen war. Es wurde die Messe gelesen. Er suchte sich einen Platz aus, von welchem aus er fast alle Betenden sehen konnte, aber diejenigen, welche er suchte, waren nicht da. Nach langem Warten ging er fort, und er zwang sich dabei, dem Gang seiner Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es fiel ihm ein, daß es Zeit zum Mittagessen sei, und da er Hunger verspürte, ging er in dasselbe Speisehaus, in dem er auch gestern gegessen hatte. Dann streifte er wieder umher, ohne schließlich zu wissen, in welcher Stadtgegend er sich befand, durch belebte Straßen und menschenleere Gassen, bis er in eine ganz öde Gegend gelangte, wo schon die Stadt aufgehört hatte und das gelb gewordene Feld sich ausbreitete. Ein kalter Wind wehte, wie nicht selten im Petersburger October. Nicht gar weit war eine Hütte zu sehen, zwei Heuschober dabei; neben einer zweiräderigen Tarataika stand ohne Anspann eine ausgemergelte Mähre und ließ, wie in Gedanken versunken, den Kopf herabbaumeln; ein zerbrochenes Rad lag auf dem Boden; brummend beknabberte der Hofhund einen Knochen; ein dreijähriger Bengel in schmutzigem Hemdchen kratzte sich den blonden Strubbelkopf und blickte verwundert auf den einsamen Städter. Felder und Gemüsegärten dehnten sich hinter der Hütte. Am Horizont des blauen Himmels dunkelten die Wälder, und von der entgegengesetzten Seite zogen, eine nach der anderen, wie eine Vogelkette, trübe scheckige Wolken daher. Wie war Alles so ruhig und feierlich schwermüthig . . . Weiter und weiter ging Ordynow, ihn bedrückte die Einöde. Er kehrte um und näherte sich der Stadt, aus der ein dumpfer Glockenton zu ihm drang, welcher zum Abendgottesdienst rief; er beschleunigte seine Schritte und war bald wieder in der Kirche, die ihm seit gestern so vertraut war.

Seine Unbekannte war schon da.

Unter einer Menge Betender lag sie, unfern vom Eingange, auf den Knieen. Durch eine dichte Masse Bettler, alter Frauen in Lumpen, Kranker und Krüppel, die alle bei der Kirchenthür auf Almosen warteten, drängte sich Ordynow, und bald kniete er neben der Unbekannten. Seine Kleider berührten die ihrigen, er hörte ihr stürmisches Athemholen, er sah, wie ihre Lippen sich bewegten, die ein heißes Gebet murmelten. Auch heut waren die Züge ihres Antlitzes durch ein Gefühl schmerzlicher Andacht bewegt, Thränen rollten nieder, langsam und unaufhaltsam, und versiegten auf ihren glühenden Wangen, als ob sie eine schreckliche That abwüschen. Die Stelle, wo sie Beide knieten, war völlig dunkel; zeitweise nur bestrahlte eine matte Flamme des Lämpchens, welche im Winde zuckte, der durch ein offenes Fensterglas strich, ihr Gesicht mit erzitterndem Glanze; jeder Zug desselben schnitt sich in das Gedächtniß des Jünglings ein, umdüsterte seinen Blick und peinigte mit dumpfem rasendem Weh sein Herz. Lange vermochte er diese verzückte Qual nicht auszuhalten, seine Brust erbebte, aufschluchzend preßte er seinen heißen Kopf auf die kalte Steindiele. Er hörte und sah und fühlte Nichts in seinem vor qualvoll süßer Raserei ersterbenden Herzen.

Wohl war diese nervöse Empfänglichkeit, diese Offenbarung des Gefühls in der Einsamkeit quälender, schwüler, endloser, stiller, schlafloser Nächte vorbereitet; es mußte ja auch so geschehen; wie plötzlich am schwülen Tage der ganze Himmel finster wird und das Gewitter in Regen und Feuer auf die durstende Erde sich ergießt, wie die Regentropfen auf den smaragdenen Zweigen schimmernd hängen, wie auf den Feldern das Gras zerknittert, wie der Blumen zarte Kelche zur Erde sich neigen, um nachher alle bei den ersten Sonnenstrahlen wieder aufzuleben, wieder aufzuschauen zum Tage, der feierlich zum Himmel seinen kostbaren süßen Weihrauch ausströmt, daß Alles erheitert athmet, daß Alles am erneuten Leben sich erlabt . . . Ordynow vermochte nicht zu fassen, was mit ihm geschah: er war sich seiner kaum bewußt.

Und er bemerkte auch kaum, daß der Gottesdienst zu Ende war, er kam erst wieder zu sich, als er, seiner Unbekannten folgend, durch die gedrängte Menge sich Bahn machte. Jeden Augenblick durch das herausgehende Volk aufgehalten,

hatte sie sich mehrmals umgewendet, und da begegnete er ihrem klaren Blick; sie erröthete, wie der Morgenhimmel sanft erglüht. Auf einmal sah er auch den Alten von gestern, der das Mädchen bei der Hand nahm; sein Blick war so gallig, so spöttisch, so sonderbar boshaft. In der Dunkelheit verlor Ordynow bald die Beiden aus dem Gesicht; er schob die um ihn Drängenden bei Seite und kam aus der Kirche. Die kühle Abendluft erfrischte ihn nicht: der Athem stockte, seine Brust war wie zusammengepreßt, heftig klopfte sein Herz, als wollte es die Brust zersprengen. Und dabei entwickelte sich in ihm ein Gedanke und gestaltete sich zu einem jener, obwohl sonderbaren, doch tröstlichen Pläne, die, wenn sie auch überspannt sind, in solcher Lage, in der er sich augenblicklich befand, ausgeführt werden, und die fast immer gelingen. Am andern Morgen gegen acht Uhr ging er in das Haus, wo die Unbekannten wohnten. In einem der schmutzigen Hinterhöfe traf er den Dwornik; der hielt in seiner Arbeit ein, stützte sich auf den Spatenstiel, betrachtete Ordynow vom Kopf bis zum Fuß und erkundigte sich nach seinem Begehr — er war ein junger Bursche, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, mit ältlichem Gesicht, klein, von tatarischer Herkunft.

„Ich suche ein Quartier", sagte ungeduldig Ordynow.

„Was für eins?" antwortete spöttisch der Dwornik und sah Ordynow mit einer Miene an, als ob er um seine ganze Sache wisse.

„Ich möchte nur ein Zimmer miethen."

„Ist im ganzen Hause nicht zu finden."

„Vielleicht tritt man mir eins ab", sagte Ordynow, indem er dem Dwornik einen Griwenik*) gab.

Der Tatar sah ihn an, nahm das Geld und hantirte mit seinem Spaten; nach einigem Schweigen sagte er wieder: „Nein, kein Quartier." Aber der junge Mann hörte ihn nicht mehr; auf den schwankenden Brettern, welche in der Pfütze lagen, ging er in den entgegenstehenden Flügel des schwarzen, ungereinigten, schmierigen Hauses — dieses Haus schien im Schmutze ertränkt zu sein. In der untersten Etage wohnte ein armer Sargmacher. An dessen Werkstatt ging Ordynow vorbei, auf halb zerbrochener gewundener Treppe stieg er in die oberste Etage, betastete in der Dunkelheit eine mit Bastlumpen bedeckte ungefüge Thür, fand das Schloß und öffnete dieselbe. Er hatte sich nicht geirrt. Vor ihm stand der Alte von gestern und blickte ihn starr mit äußerster Verwunderung an.

„Was willst Du?" fragte er kurz mit flüsternder Stimme.

„Ist bei Euch ein Zimmer zu vermiethen?" fragte Ordynow; die Redewendungen anzubringen, die er sich vorher zurechtgelegt hatte, war er außer Stande.

Hinter der Schulter des Alten sah er seine Unbekannte.

Ohne ihn eines weiteren Wortes zu würdigen, wollte schon der Alte die Thür schließen und ihn herausdrängen, als plötzlich die sanfte Stimme des jungen Weibes sagte: „Wir haben ein Zimmer frei."

Der Alte ließ sofort die Thür los.

„Ich brauche nur einen bescheidenen Winkel", sagte Ordynow, indem er schnell eintrat und sich an die Schöne wendete.

Aber verwundert blieb er stehen, als er seine zukünftigen Wirthsleute ansah. Der Alte, leichenblaß, schien einer Ohnmacht nahe zu sein. Seine Augen, die unverwandt das schöne Weib ansahen, hatten einen bleiernen Glanz; auch sie war anfangs erblaßt, allmählich indeß röthete sich ihr Gesicht und die Augen blitzten so sonderbar.

Sie geleitete Ordynow in die anstoßende Kammer.

Die ganze Wohnung bestand aus einem einzigen, freilich umfangreichen Zimmer, welches zwei spanische Wände in drei Räume theilten. Man kam direct in das schmale dunkle Vorzimmer; geradeaus in der spanischen Wand befand sich eine Thür, welche augenscheinlich in die Schlafkammer führte; rechts lag der Winkel, der eben jetzt vermiethet wurde — er war eng, schmal, überdies von der spanischen Wand verstellt und allerlei Gegenständen, die für den Haushalt unentbehrlich sind. Dieser Winkel, wenn er auch nach Möglichkeit reinlich sich ausnahm, machte einen recht ärmlichen Eindruck. Das Ameublement bestand aus einem einfachen weißen Tisch, zwei schlichten Stühlen und einer Lade an jeder Wand. Ein großes altväterisches Heiligenbild mit vergoldeter Krone stand auf einem Winkelbrett, davor brannte ein Lämpchen. In dieser Kammer, und theilweis im Vorzimmer, war der große, ungeschlachte russische Ofen angebracht. Es war eigentlich klar, daß in so einer Behausung drei Menschen nicht wohnen konnten.

Sie fingen an, zu unterhandeln, jedoch ohne Zusammenhang, so daß sie kaum einander verstanden. Ordynow bemerkte die seltsame Unruhe der Unbekannten. Schließlich kamen sie irgendwie überein. Der junge Mann erklärte, daß er sofort einziehen wolle. Er blickte auf den Wirth. Der Alte war noch ebenso blaß wie vorher, aber ein ruhiges, nachdenkliches Lächeln lag auf seinen Lippen. Wie er dem Blick Ordynow's begegnete, verfinsterten sich wieder seine Brauen.

„Hast Du auch einen Paß?" fragte er plötzlich mit lauter abgebrochener Stimme, indem er ihm die Thür zum Vorzimmer öffnete.

Ordynow, stutzig geworden, bejahte.

„Wer bist Du?"

„Wassilij Ordynow, Edelmann, bin nirgends angestellt, habe meine eigenen Angelegenheiten", antwortete er, den Ton des Alten nachahmend.

„Ich gleichfalls", sagte der Alte — „Ilja Murin, Kleinbürger. Ist das genug für Dich? Geh' . . . ."

Nach einer Stunde war Ordynow in dem neuen Quartier und ließ das Handgeld fahren, welches er dem Deutschen eingehändigt hatte. Wie Alles hatte geschehen können, er begriff es selbst nicht, und er wollte es auch nicht begreifen.

Ihm wirbelte der Kopf, es schwamm ihm vor den Augen. Mechanisch begann er, seinen kärglichen Besitz unterzubringen, er knüpfte das Bündel mit der nöthigsten Habe auf, öffnete den Kasten mit Büchern und trug dieselben auf den Tisch; bald aber ward es ihm unmöglich, sich mit dieser Arbeit zu beschäftigen — vor seine umflorten Augen trat, strahlend in Glanz, das Bild des entzückenden Weibes. Erfüllt von Seelenunruhe, hielt er inne, nahm seinen Paß und trug ihn zum Wirth, in der Hoffnung, sie zu sehen. Murin öffnete nur ein wenig die Thür, nahm das Papier in Empfang und sagte: „Basta! lebe in Frieden"; darauf schloß er die Thür. Ein peinliches Gefühl überkam Ordynow. Er wußte selbst nicht, weshalb es ihm so unleidlich war, den Alten anzusehen.

Drei Tage waren es nun, seit er in einem Wirbel lebte, der mit seinem früheren stillen Dasein seltsam contrastirte. Alles verschob sich in seiner Existenz, dumpf fühlte er, daß sein Leben in zwei Hälften gebrochen sei.

Er zog sich wieder in seinen Winkel zurück. Beim Ofen, in welchem das Essen kochte, machte sich eine kleine gebückte Alte zu schaffen, so eine schmutzige in widerliche Lappen gehüllte Person, daß es ein Jammer war, sie anzusehen. Sie brummte vor sich hin. Eine häßlichere und tückischere Dienstmagd kann man sich gar nicht denken. Ordynow redete sie an, sie schwieg vor Bosheit. Endlich kam die Essensstunde; die Alte nahm die Kohlsuppe, die Piroggen und das Fleisch aus dem Ofen und trug die Speisen zu den Wirthsleuten. Dasselbe Essen brachte sie auch Ordynow. Nach dem Mittagessen war in dem Quartier Todtenstille.

Ordynow nahm ein Buch und blätterte darin, indem er versuchte, Sinn in Dem zu finden, was er bereits mehrmals überlesen hatte. Bald jedoch warf er es wieder bei Seite und beschäftigte sich damit, sein Hab und Gut zu ordnen. Ungeduldig nahm er endlich seine Mütze, ergriff den Mantel und ging auf die Straße. Auf's Gerathewohl gehend, ohne sich um den Weg zu kümmern, bemühte er sich, seine Gedanken zu sammeln und ein wenig über seine Lage nachzudenken. Dieses Grübeln versetzte ihn in quälende Aufregung. — Kälte und Hitze bemächtigten sich abwechselnd seiner und zeitweise klopfte sein Herz so heftig, daß er sich an eine Wand lehnen mußte.

Lieber todt sein, lieber todt sein! murmelte er mit brennenden Lippen. Er irrte noch lange umher. Schließlich merkte

*) 10 Kopeken.

er, daß es in Strömen goß, daß er bis auf die Knochen durchnäßt war — schnell kehrte er in seine Wohnung zurück. Unweit des Hauses sah er den Dwornik. Es schien ihm, als ob der Tatar ihn neugierig anstarre.

Ordynow redete ihn an. „Guten Tag. Wie heißt Du?"

„Dwornik nennt man mich," antwortete er grinsend.

„Bist schon lange hier Dwornik?"

„Lange."

„Mein Wirth ist Kleinbürger?"

„Kleinbürger, wenn er's gesagt hat."

„Was treibt er denn?"

„Krank ist er, betet — nu?"

„Ist sie seine Frau?"

„Welche Frau?"

„Mein Gott! die, welche mit ihm lebt."

„Fr—au, wenn er's gesagt hat. Leb' wohl, Herr."

Kaum daß der Tatar an seine Mütze faßte, indem er sich in sein Hundeloch trollte.

Ordynow ging in sein Quartier. Brummend öffnete das kleine Scheusal, klinkte die Thür ein und kroch wieder auf den Ofen, auf dem sie ihr Leben verträumte. Es dunkelte schon, Ordynow ging, um sich Licht zu holen und bemerkte, daß die Thür der Wirthsleute verschlossen war. Er rief die Alte an, die sich auf den Ellbogen aufrichtete und ihn scharf auf's Korn nahm, sich offenbar darüber erbosend, daß er sich bei der verschlossenen Thür zu schaffen machte; schweigend warf sie ihm ein Päckchen Streichhölzer herunter. Er kehrte in sein Zimmer zurück und nahm zum hundertsten Mal seine Sachen und Bücher vor. Er fühlte sich angegriffen, und so seltsam ward ihm zu Muth, daß er sich auf die Bank setzen mußte — ihm war, als schliefe er ein. Mehrmals kam er zu sich und merkte, daß es kein Schlaf war, daß er einer quälend krankhaften Ohnmacht unterliege. Er vernahm, wie die Thür schütterte, wie sie sich öffnete, und dabei fiel ihm ein, daß jetzt wohl die Wirthsleute von der Abendmesse zurückkehrten. Und da ging es ihm von ungefähr durch den Kopf, daß er wegen irgend etwas sehr Wichtigen, auf das er sich nur nicht gleich zu besinnen vermochte, zu ihnen hereingehen müsse. Er erhob sich, und er war auch überzeugt, daß er zu ihnen ging, aber er stolperte und fiel auf einen Haufen Holz, der von der Alten mitten in das Zimmer hingeworfen war. Von hier an wußte er schon gar nichts mehr, und als er nach langer langer Zeit die Augen öffnete, bemerkte er mit Verwunderung, daß er auf der Bank lag und daß sich über ihn das wunderbare Weib neigte, das Antlitz in zarter Sorge mit stillen mütterlichen Thränen benetzt. Er war warm zugedeckt, und sein Kopf ruhte auf einem Kissen: lindernd auf seine heiße Stirn legte sich eine sanfte Hand. Er wollte danken, er wollte diese Hand fassen, an seine vertrockneten Lippen führen, weinen wollte er auf die liebe Hand, sie küssen, küssen die ganze Ewigkeit. Vieles wollte er sagen; was er sagen wollte — er wußte es ja selbst nicht. Als lägen Gewichte auf ihnen, so schwer waren seine Hände, und sie rührten sich nicht; und er horchte auf, und da vernahm er, wie sein Blut in den Adern wogte. Er erhob sich, ein wenig nur ... Wasser wurde ihm gereicht ... Wieder fiel er in tiefe Ohnmacht.

Am Morgen gegen acht Uhr erwachte er.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Wera.

Schauspiel in vier Acten von A. Weimar.

Die jüngste Novität des Belle-Alliance-Theaters sieht aus wie die Dramatisirung eines Marlitt'schen Romans in drei Büchern. Erstes Buch: „Die Flucht aus dem Vaterhause". Wera, die Tochter des Commerzienrathes von Meyern aus erster Ehe, ist nicht nur ein blendender Stern des Salons, sondern auch eine glänzende Bühnenerscheinung, freilich nur erst auf dem Liebhabertheater im väterlichen Hause, wo sie eben in einer Römertragödie die Titelrolle zum Entzücken aller geladenen Zuschauer gespielt hat, zumal des Dichters, der nach mehreren unglücklichen Anläufen hier seinen ersten großen Erfolg errungen und damit die Annahme des Stücks am Hoftheater der benachbarten Residenz erwirkt hat. Nur zwei Personen freuen sich dieser Triumphe nicht: die böse Stiefmutter und die in den Schatten gestellte jüngere Stiefschwester Wera's. Ja, die Frau Commerzienräthin geht in ihrem Hasse so weit, die Erstgeborene ihres schwachen Gemahls aus dem Hause jagen zu wollen. Die bekannte finanzielle Calamität, die in wohlconditionirten Schauspielen, zuletzt noch in Spielhagen's „Gerettet", im ersten Acte loszubrechen pflegt, gibt ihr die erwünschte Handhabe. Sie erklärt sich bereit, dem Gatten mit ihrem Privatvermögen zu Hülfe zu kommen aber nur unter der Bedingung, daß er Wera zwinge, die Werbung eines reichen Freiers, des Baronet Bloome, sofort anzunehmen. Wera, welche dem edlen Engländer zwar zugethan ist, aber einzig den Dichter der Römertragödie wirklich liebt, will von dieser Verlobung auf Commando nichts wissen, und als ihr Vater in sie dringt und ihr den wahren Beweggrund enthüllt, da empört sie sich über die Größe des Opfers, das man von ihrem Herzen verlangt. Sie beschließt, das Haus, in welchem sie ungern gesehen, freiwillig zu verlassen. Sie geht zum Theater. Entsetzen der Eltern. Statt daß aber die böse Stiefmutter, wie man erwarten müßte, jetzt Alles aufbietet, um Wera zur Vernunft zu bringen, da ihre Flucht zum Theater das ganze Haus compromittiren und auch ihrer eigenen Tochter und deren „Versorgung" schaden würde, läßt die Commerzienräthin das beleidigte Mädchen einfach ziehen. „Ihr sollt von mir nichts Unwürdiges hören!" sind die letzten Worte der Scheidenden. Der „gute Abgang" ist gegeben.

Das zweite Buch des Romans würde jedenfalls „Heiße Bretter" betitelt sein. Es zeigt uns die Coulissenwelt. Wera wußte wohl, wohin sie sich nach ihrem Abschied wenden sollte. Der Römertragöde Erich Tornau war in tausend Nöthen. Die erste Aufführung seines in der Residenz schon im Stadium der Proben befindlichen Stückes ward in Folge einer Intrigue plötzlich auf unbestimmte Zeit verschoben. Die Darstellerin der Titelrolle hat ihre Rolle zurückgeschickt. Natürlich erklärt sich jetzt Wera bereit, an ihre Stelle zu treten. Der Dichter glaubt seinen Ohren nicht. Wie, die allvergötterte Tochter des vornehmen Commerzienrathes will sich mit ihrer Familie entzweien, blos um die Aufführung zu ermöglichen, ihm zum Triumph zu verhelfen? Dann liebt sie ihn also, denn nur die Liebe vermag ein solches Wunder. Doch jetzt ist nicht Zeit, darüber nachzudenken. Erst sorgen wir für unsere Dichtung. Und sie wird aufgeführt, hat großen Erfolg und Wera einen noch größeren. Zwei glückliche Menschen finden sich nach ihrem vereinten Triumphe zur stillen Liebesfeier zusammen. Das erlösende Wort drängt sich schon über die Lippen. Da aber blitzt der vernichtende Schlag. Ein Billet des abgewiesenen Bloome theilt Wera mit, daß ihr Geliebter schon verheirathet sei. Nur ein nervenaufrührender Schrei, wie ihn Frau Ellmenreich von ihrem augenscheinlichen Vorbilde Sarah Bernhardt gelernt hat, vermag die ganze Größe ihres Verlustes und ihres Schmerzes auszudrücken.

„Die Rache" könnte der dritte Theil des Romans heißen, denn Wera will sich an dem „Elenden" rächen. Erwägen wir eigentlich ruhig seine Schuld, so begreifen wir Wera's Entrüstung nicht recht. Tornau hatte bisher nur literarische Beziehungen zu ihr gepflogen; hätte sie ihn über seine Familienverhältnisse ausgefragt, so würde er ihr wohl ohne weiteres mitgetheilt haben, daß ihn bereits eheliche Fesseln an eine andere Frau knüpfen. Er ist also höchstens verschwiegen, discret, und hat überdies eine gute Entschuldigung: er ist verheirathet, aber nicht mehr lange. In dieser Welt, wo Alles nach dem Theater riecht, ist auch seine Ehe eine echte Bühnenehe. Die Vorlesung eines dramatischen Erzeugnisses hat ihm das Herz seiner Frau zugewendet, die Aufführung desselben hat es ihm abspenstig gemacht. Das Stück erlitt nämlich Fiasco und in Folge dessen seine Ehe ebenfalls. Das Zischen des Publicums empfand seine exaltirte Frau als eine Schande, so daß sich ihr Herz von ihm abwendete. Die Scheidung ist eingeleitet und

als Scheidungsgrund figurirt — curios genug! — ein durchgefallenes Stück . . . Wenn aber der Leser den verunglückten Dichter jetzt selig preisen möchte, da ja seiner Vereinigung mit Wera bald nichts mehr im Wege steht, so kennt er die Frauenlogik der Gartenlaubendichterinnen schlecht. Wera, nachdem sie den schweigsamen Poeten höchst melodramatisch verflucht hat, gibt sich damit noch nicht zufrieden; in einer räthselhaften Anwandlung von sogenanntem Rachedurst eilt sie nach Nizza, wo die erste Frau ihres Geliebten weilt, um ihr ins Gewissen zu reden und die Scheidung zu verhindern. Er soll zur Strafe auch ferner an dies verständnißlose Weib, das an ihm und seinem Genius verzweifeln konnte, gefesselt sein. Das ist ihre Rache. Doch es kommt nach dem Rathschluß der Marlitt'schen Vorsehung ganz anders. Wera erkennt die Hohlheit ihrer Rivalin, die ihres Geliebten entschieden unwerth ist. Sie fühlt plötzlich ein menschliches Rühren mit ihm, und statt die Trennung zu verhindern, wie sie es anfangs beabsichtigt, leistet sie ihr Vorschub, um sich gleich an Ort und Stelle mit ihrem Dichter zu vereinigen. Und die Moral von der Geschichte heißt:

Drum, o liebes Publicum
Bring' doch keine Stücke um —

eine Bitte, die Fräulein Auguste Goetze in Dresden, die sich hinter dem classischen Pseudonym Weimar verbirgt, indirect auch an die Zuschauer im Belle-AllianceTheater gerichtet, das denn zur Vermeidung weiterer Unglücksfälle richtig Beifall gespendet hat.

Das ganze Stück ist die eine Rolle. Frau Ellmenreich als Wera ließ das volle Register ihrer Leidenschaft die gesammte Claviatur ihrer Conversationskünste spielen. Freilich hat ihr die entschieden begabte Verfasserin eine Menge von Trümpfen zugeschanzt. Ist auch der Stoff romanhaft, unangenehm und unmöglich, er ist theatralisch wohl ausgemünzt. Die drei Hauptsituationen heucheln geschickt dramatisches Leben und wahre Leidenschaftlichkeit. Nur im letzten Acte, wo alle Figuren in einem fremden Hause ohne jede Motivirung zusammenkommen, blos weil es das Scenarium erfordert, verliert die Verfasserin den Kopf. Auch hätte die Figur der unwürdigen Dichtersfrau ein lustiges, leichtsinniges, mokantes Geschöpf sein müssen, keine larmoyante, rathlose Nichtigkeit, wie sie hier gezeichnet ist. Im Uebrigen ist es eine sorgfältige, saubere Arbeit mit gutem Dialog und zwei drolligen Episodenfiguren eines neckischen jungen Ehepaares: die Frau übertreibt in ihrer Klatschsucht und der Gatte hat seine schwere Noth, Alles auf das richtige Maß zurückzuführen. In einem besseren Theater, von einer besseren Truppe und vor einem besseren Publicum gespielt, hätte diese Birchpfeifferiade vielleicht einen großen Erfolg erringen können.

Z.

Aus den Concertsälen.

Philharmonische und Akademische Concerte. Herr und Frau Henschel. Herr Friedheim.

Was die ersten Monate des diesjährigen Winters an Concerten gebracht haben und was voraussichtlich die nächsten des künftigen Jahres bringen werden, das übersteigt ganz entschieden alles bisher in Berlin musikalisch „Dagewesene". Es finden in diesem Winter allein 60 verschiedene Abonnementsconcerte statt. Unter diesen nehmen die neugestifteten „Philharmonischen", 20 an der Zahl, einen sehr hervorragenden Platz ein, und ihrem Ursprunge und ihrer Organisation wollen wir einige Betrachtungen widmen. Sie sind gestiftet worden, um die Existenz des neugebildeten Orchesters zu sichern. Vor zwei Jahren hatten sich die sämmtlichen Mitglieder des damaligen Bilse'schen Orchesters von ihrem Leiter getrennt, um sich als selbstständige Körperschaft zu organisiren. Sie wurden in Concerten und Oratorien verwendet, und die ganze musikalische Welt Berlins war darin einig, daß dieses „Philharmonische" Orchester als ein unschätzbarer Vortheil zu betrachten sei. Denn die bisherige „Berliner Symphoniecapelle" war durch Uebermuth und Nachlässigkeit ihrer sich für unentbehrlich wähnenden Mitglieder in ihren Leistungen ganz und gar zurückgegangen und geradezu unbrauchbar geworden. Mancherlei Versuche, die Unterstützung der Stadt oder der Regierung für die Erhaltung des neuen Orchesters zu gewinnen, schlugen fehl. Diese fand sich nicht veranlaßt, ein Institut zu unterstützen, das ganz allein für Berlin Bedeutung haben kann; der Magistrat und die Stadtverordneten trugen gerechtes Bedenken, in einem Augenblick, wo sie nur mit Mühe die Steuerzahler vor Erhöhung des Procentsatzes bewahren konnten, die Ausgaben zu vermehren um eines ästhetischen Zweckes willen. So bildete sich denn eine Gesellschaft, welche durch jährliche Beiträge einen Theil der Kosten des Unterhaltes des „Philharmonischen Orchesters" zu tragen sich bereit erklärte. Als Wertherſatz für die Beiträge einerseits, als Anregung für das Publikum andererseits wurden von den eigentlichen Stiftern der Gesellschaft Abonnementsconcerte eingerichtet, sechszehn an der Zahl; von diesen stehen acht unter Leitung des Professor Joachim, vier unter der des Professor Wüllner, jetzigen künstlerischen Oberhauptes des Kölner Conservatoriums und der Gürzenich-Concerte, und vier unter Herrn Professor Klindworth. Außerdem finden noch vier Extra-Concerte statt. Der Preis der Abonnemensconcerte ist auf 50 Mark für je acht Concerte festgestellt worden, also auf 6 Mark 50 Pf. für jedes einzelne. Das ist entschieden zu hoch gegriffen. Der Preis der „akademischen" (früher Hochschulen-) Concerte war bisher 5 Mark; heute, wo durchaus nicht mehr geboten wird als in den verflossenen Jahren, sollen die Abonnenten um so viel mehr bezahlen. Und das Sonderbarste ist: die „Extraconcerte", deren erstes in dem Augenblicke, als wir diese Bemerkungen niederschreiben, bereits angekündigt ist und in der That manches „Extra"*) bringt, kostet nur fünf Mark! Als die Folge dieser eigenthümlichen Einrichtungen mußte gleich von vornherein eine Zersplitterung der Theilnahme des Publicums eintreten; Ungewißheit und Ermüdung werden nachkommen. Hätte man nun ganz von Abonnementsconcerten abgesehen, und vier, höchstens sechs Extraconcerte anberaumt mit Extrapreisen, so wäre die Einnahme in diesen nach unserer festen Ueberzeugung eine bedeutendere gewesen als in den sechszehn Abonnements. Wenn in jedes dieser vier oder sechs Concerte die bedeutendsten Kräfte zusammengefaßt würden, wenn großartige Chorwerke mit ganz ausgezeichneten Solisten zur Aufführung kämen, wenn also diese Concerte ganz „Extra" ordinäres böten, so würde ganz bestimmt ein jedes sein großes Publikum finden, das 15 und 10 Mark bezahlt; es bedürfte keines Abonnements; nur den Mitgliedern der Gesellschaft, die von vornherein Beiträge zahlten, müßten Vergünstigungen zugestanden werden. Für den nächsten Winter wird ganz entschieden ein anderer Modus gefunden werden müssen, wenn man diese Kunstangelegenheit in praktisch gedeihlicher Weise behandeln will. Die Erhaltung des Philharmonischen Orchesters ist eine ganz unabweisliche Nothwendigkeit, wenn Berlin nicht unter den Rang von mittelgroßen Provinzstädten sinken soll, deren jede ihr gutes Orchester hat.**)

Aber das Publicum muß auch für die Erhaltung in praktischer Weise interessirt werden; nicht viel Mittelgut für billigen Preis (und 6 Mark 50 ist durchaus kein billiger Abonnementspreis), sondern weniger aber Bestes, für hohen.

Bisher haben vier solche Concerte stattgefunden, zwei unter Herrn Professor Joachim, eins unter Herrn Professor Wüllner und eins unter Herrn Professor Klindworth. Unter diesen war das Wüllner'sche das besuchteste, weil auch im Programme best zusammengesetzte: Beethoven's Leonore-Ouvertüre, Brahms herrliche dritte Symphonie, als Solisten die Essipoff und Herr Perron. Das erste von Joachim war ausschließlich der classischen Richtung gewidmet, Meister Joachim spielte ein altbekanntes Viotti'sches Concert; das zweite bot neben der Mitwirkung von Herrn und Frau Henschel (von denen wir noch später sprechen werden) die sonderbare Erscheinung, daß Joachim ein Wagner'sches

*) Herr Dvorschak wird „extra" nach Berlin kommen und eine Symphonie seiner Compositionen dirigiren, Frau Grosser spielt ein neues Concert von ihm, und Herr Götze, der gefeierte Tenorist, wird singen. Also viel „Extra"!

**) Die Königliche Capelle ist immer im Theater beschäftigt und gewinnt kaum die Zeit für die Proben zu ihren eigenen Symphonie-Abenden. Eine Wiederaufnahme der Berliner Symphoniecapelle ist undenkbar!

Stück, das „Siegfried-Idyll", dirigirte. Im Klindworth'schen gehörten alle Orchester-Compositionen der neudeutschen Schule an: Wagner's Meistersinger-Vorspiel, Liszt's „Préludes" und Raff's Suite in Ungarischer Weise. Von diesen waren die ersten beiden hier schon sehr oft gehört worden, und die letzte war von Bilse eingeführt und sofort als eines der schwächsten Werke des sonst so formgewandten und geistreichen Componisten erkannt worden. Wenn schon die neue, künstlerisch vollkommen berechtigte Richtung dargestellt werden sollte, so mußten großartigere und vor Allem nicht so oft gehörte Werke gewählt werden. Joachim spielte das Beethoven'sche Concert, und Frau Koch-Bossenberger sang eine Bravour-Coloraturarie von Mozart und Lieder mit vieler Virtuosität. Wir sind weit entfernt, gegen die Herren Joachim und Klindworth einen Vorwurf zu erheben, daß ihre Programme nicht mehr Interessantes für das große Publicum boten (denn künstlerisch war genug gethan); wir wollen hier nur feststellen, daß es eben äußerst schwierig, fast unmöglich ist, zwanzig Concerten durch die Programm- und Solistenausstattung immer gleiche Anziehungskraft zu geben. In den Provinzstädten concentrirt sich der Antheil des musikalischen Publicums fast ganz auf die Abonnementsconcerte, welche auch gesellschaftlich als die vornehmsten gelten. Aber in der großen Reichshauptstadt muß die Anziehungskraft so zu sagen immer neu angespannt werden. Also: Weniges, Bestes, Theures!

Herr und Frau Henschel haben zuerst in einem „Akademischen" Concerte mitgewirkt, dann einen „Liederabend" veranstaltet; auch hat Hr. Henschel im Stern'schen Gesangvereinsconcerte den Paulus gesungen. Wir haben ihn immer als einen sehr tüchtigen feinen Musiker und geistreichen Componisten geschätzt, als Sänger war er uns durch seinen näselnden Ton, breite Aussprache der Vocale, Verweichlichung der Consonanten und durch seine Empfindelei im Vortrage immer wenig angenehm; und er hat in England und Amerika diese Untugenden, besonders die breiten Vocale, deren die englische Sprache ja so viele bietet, und die Empfindelei, die da drüben besonders beliebt ist, nur vermehrt; sein Paulus war ein Salonapostel. Daß Herr Henschel eine vortreffliche Coloratur hat, ist unbestreitbar, kann uns aber nicht entschädigen; wir gestehen auch sehr gern, daß wir ganz subjectiv urtheilen. Frau Henschel hat eine sehr angenehme helle Stimme für anmuthigen und lebhaften Vortrag und ebenfalls treffliche Coloratur. Tiefere Empfindung fehlt ihr, das bewies der Vortrag von Beethoven's Mignon und Weber's Arie aus Euryanthe; hier zeigte sich auch die Klangfarbe der Stimme zu hell.

Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung war uns der Pianist Herr Friedheim, ein Schüler Liszt's. Er gab zwei Concerte, in dem einen nur Liszt'sche Composition, in dem anderen Beethoven's op. 106, dann die Präludien von Chopin und Liszt's Paganini-Etuden. In dem ersteren zeigt er eine unvergleichliche Kühnheit und Sicherheit der Technik; das Allerschwerste ist ihm das Leichteste; dabei ist sein Anschlag immer voll und kräftig und die Ausdauer geradezu erstaunlich. Aber ach! nur Erstaunen ist die Wirkung, die er hinterläßt! In dem zweitem Concerte zeigte sich die Auffassung und der Vortrag so mangelhaft, man möchte sagen, so unstudirt, daß er die großen Erwartungen, die sein erstes Auftreten erregt hatte, vollständig enttäuschte. Daß ein zweiundzwanzigjähriger Pianist die große Sonate Beethoven's, die jahrelanges Studium und Reife verlangt, nicht ganz correct spielen würde, mußte jeder billig Denkende von vornherein zugeben; aber Kühnheit, Feuer, Temperament durfte man voraussetzen und Leidenschaftlichkeit in den Chopin'schen Stücken. Aber es war Alles nur technisch vollendet, sonst aber schwunglos wiedergegeben; es gab keine erwärmenden Momente. Und jeder Kunstfreund mußte bedauern, daß ein so bedeutendes Talent, eine solche unermüdliche Kraft, ein so großes Gedächtniß nur die Besiegung von Schwierigkeiten anstrebt und auf einem verführerischen Irrpfade wandelt.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Wasunger Krieg. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Jensen. (Leipzig, Oswald Mutze.) Einen auf mancherlei Gebieten unserer Literatur wohlaccreditirten Dichter zum ersten Male der heiteren Muse des Lustspieles dienen zu sehen, gewährt nicht geringen Genuß. Daß Jensen ein feinfühliger Humorist ist und daß ihm die lachmuskelerschütternden Scenen in einigen seiner größeren Erzählungen nicht minder gut gelingen als diejenigen, in denen sein volles, leidenschaftliches Pathos zum Durchbruch kommt, ist allen Kennern seiner Schriften wohlbekannt: aber auf der Bühne hat er sich bis heute noch keinen Platz erobern können (sein „Kampf für's Reich" verdiente es freilich!) und an Bühnenroutine, worauf es beim Lustspiel noch mehr ankommt als beim Drama, fehlt es ihm. Wir glauben, daß auch dieser amüsante „Wasungerkrieg" ein Buch-Lustspiel bleiben wird, und könnten es fast bedauern, daß nicht lieber eine von den köstlichen, mit souveränem Humor erzählten Jensen'schen Geschichten daraus geworden ist, denn Lustspiele finden kaum ein großes Lesepublikum. Und doch sollte sich Keiner, der Jensen kennt und liebt, — Beides ist wohl eins — diesen Genuß entgehen lassen. Der erste Act ist nicht ohne Längen, wirkt eher verblüffend als orientirend und wäre auf der Bühne nicht gut denkbar. Der zweite Act, der die Entstehung des famosen Krieges klarlegt, ist schon fein durchgeführt und recht erheiternd. Der dritte mit der Scene zwischen Barthel Quark und Lorenz Bierwisch ist geradezu Shakespeare'sch (man denke an Holzapfel und seinen Cumpan Schlehwein in „Viel Lärmen um Nichts), der vierte enthält den eigentlichen Höhepunkt dieses lustigen Krieges und würde, in Gemeinschaft mit dem dritten, auf der Bühne vorzügliche Wirkung üben. Der fünfte Act ist nicht ohne Uebertreibungen, bringt aber nach einer trefflichen Episode mit König Friedrich II. das Ganze zum wohlthuenden Frieden. Immerhin möchte ein kundiger Regisseur ein erheiterndes Bühnenstück aus dem prächtigen Lese-Lustspiel herstellen können!

T—n.

Erinnerungen von Ludwig August Frankl. (Wien, Hartleben.) Von dem alten Wiener Poeten liegen uns drei kleine Hefte vor, welche Beiträge zu den Biographien Grillparzer's (schon in zweiter Auflage), Hebbel's und Raimund's enthalten. Wir müssen dem Verfasser dankbar sein, daß er uns eine ausführliche Kunde von dem freundschaftlichen Verkehre, in dem er mit den drei genannten Dichtern stand, nicht vorenthält, denn nur eine congeniale Natur wird solche Männer, wie es Grillparzer, Raimund und Hebbel waren, voll verstehen und würdigen können, wird über ihren Absonderlichkeiten und Eigenheiten, die ja die drei Genannten im persönlichen Verkehre in hohem Maße zeigten, ihren edlen innern Kern würdigen. Und Frankl hat diesen in der That nicht übersehen. Was er uns von seinem steten Umgange, von seinen Gesprächen, seinem Briefwechsel mit ihnen mittheilt, gehört durchaus nicht etwa zu den Curiositäten, denen allein jetzt vielfach die literarhistorische Forschung in dem Leben bedeutender Männer nachspürt, sondern trägt den Stempel des unmittelbaren und tiefen Verständnisses jener Männer und ihrer Schöpfungen an sich, so daß wir aus diesen wenig umfangreichen Heften mehr über jene Dichternaturen erfahren, als wir vielleicht aus langathmig geschriebenen Biographien entnehmen könnten. Und diese Auffassung, die sich in den Erinnerungsblättern ausspricht, macht sie uns am werthvollsten, wenn wir auch dabei das literarhistorische Material, das sie bringen, keineswegs gering anschlagen wollen.

O. B.

Inserate.

Verlag von **Otto Meißner** in Hamburg:

Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Ebe.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen 5 Mk., eleg. gebunden 6 Mk.

Diese Dichtung steht dem Besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Neues von Carus Sterne.

Die Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Ein neues Werk von E. Laſt!

Die realistische und die idealistische Weltanschauung

entwickelt an

Kants Idealität von Zeit und Raum.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Preis 5 M., eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Ein junger **Schriftsteller**, akademisch gebildet, wünscht unter bescheidenen Ansprüchen in die Redaction einer Zeitung oder einer Verlagshandlung **einzutreten.** Derselbe würde sich eventl. auch mit einigem Capital **betheiligen.** Offerten sub **S. O. 614** an **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** erbeten.

Die

Ritter von Wolkenkuckucksheim.

Politisches Drama

von

Ernst Rethwisch

Freiburg i. B.

Selbstverlag des Verfassers.

Preis 1 Mark.

Diese Satire auf die Fortschrittspartei ist durch alle Buchhandlungen sowie vom Verfasser in Freiburg i. B. zu beziehen.

Rudolf Baumbach. — Victor Blüthgen.

Als werthvolle Festgeschenke außerordentlich zu empfehlen:

Trug-Gold.

Erzählung aus dem 17. Jahrhundert

von

Rudolf Baumbach.

Miniatur-Prachtband. 6 Mark.

Der Preuße.

Erzählung aus den Karpathen

von

Victor Blüthgen.

Elegant gebunden. 4 Mark 50 Pf.

Beide Erzählungen, die nach allgemeinem Urtheile zu den besten der neueren Zeit gehören, nehmen eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur ein. Die Nachfrage nach beiden Werken steigt von Woche zu Woche. Von „Trug-Gold" ist bereits die vierte, von „Der Preuße" soeben die zweite Auflage erschienen.

Berlin W., **Albert Goldschmidt.**

Dritte Auflage!

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.

Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters.

XVI und 348 S.

Preis brosch. 5 M., in elegantem Leinwandband 7 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Auflage von Leutholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; sodann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutsamste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Bächtold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern früherer Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Leutholds noch bedeutend erweitern.

J. Huber's Verlag in Frauenfeld.

AU BON MARCHÉ

Einziges Haus, welchem der Titel ***Au bon marché*** *wegen der Billigkeit und streng soliden Qualität seiner Waare mit Recht zuerkannt wird.*

Firma

Aristide BOUCICAUT

PARIS

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma

Au Bon Marché

Das Haus Au Bon Marché kennzeichnet sich als das grösste und besteingerichtete Waarenlager und als eine von allen Fremden anerkannte Sehenswürdigkeit.

Ein Theil der bevorstehenden Neubauten (1600 Quadratmeter) wurde Anfangs Oktober eröffnet **und es beträgt nunmehr die Gesammtfläche des Hauses 10,000 Quadratmeter.**

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass die Ausgabe unseres **illustrirten Preiscourants für die Winter-Saison** erschienen ist, und wird derselbe auf Verlangen Jedermann *portofrei* zugesandt werden. — Ebenso verschicken wir auf Wunsch *gratis und portofrei* jegliche Proben unserer neuesten Seiden- und Wollen-Mode-Stoffe, bedruckten Stoffe, Tuchstoffe etc., sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen Toiletten, fertigen Roben und Kostüme, Mäntel und Ueberwürfe; Damenhüte, Röcke, Unterwäsche und Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen; fertige Weisswaaren und Leibwäsche, Sonnenschirme, Regenschirme, Handschuhe, Kravatten, Blumen, Federn, Damenschuhe, Pelzwaaren etc.

Wir bringen in Erinnerung, dass die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln a. R. uns gestattet, alle Bestellungen, von 25 Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel- und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus ***Au Bon marché*** *hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittelung wird eindringlich gewarnt.*

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Neues Historienbuch

von

Johannes Scherr.

Preis 5 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hierzu eine Beilage der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin und eine Beilage der Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

№ 48. Berlin, den 29. November 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der neue Reichstag. Von *. — **Literatur und Kunst:** Moderne Essayisten. Von Julian Schmidt. — Neue historische Romane. Von Oskar Bulle. — Die Colportageromane und die Kalender. Von Otto Buchwald. — Schiller und das Körner-Museum in Dresden. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Adolf Hildebrand-Ausstellung. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Der Club. Pariser Lebensbild von Edmond Gondinet. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der neue Reichstag.

I.

Die Reichstagswahl vom 28. October und die derselben nachgefolgten Stichwahlen bilden unzweifelhaft ein überaus bedeutsames Moment in der politischen Entwickelung des deutschen Gesammtstaates. Nach den verschiedensten Richtungen hin kann die Betrachtung sich wenden und einige Punkte sind so charakteristisch, daß die Erörterung derselben selbst in unserer so schnell lebenden Zeit schwerlich bald wieder von der Tagesordnung verschwinden wird. Die Wahlen zum Deutschen Reichstag sind, so viele Mängel auch dem Wahlsystem anhaften mögen, doch im Rahmen unserer staatlichen Einrichtungen derjenige Punkt, an welchem mit einiger relativen Sicherheit der Pulsschlag der Nation gefühlt werden kann.

Wenn wir aus dem Wahlergebniß allgemeine Gesichtspunkte gewinnen wollen, können wir dies nur auf der Basis einer vorhergehenden statistischen Zusammenstellung.

Der Deutsche Reichstag zählt bekanntlich drei parlamentarische Gruppen, welche dem nationalen Staatswesen unseres Volkes, dem Reiche, aus nationalen Gründen feindlich gegenüberstehen und für die von ihnen vertretenen Landes- und Bevölkerungstheile eine Trennung vom deutschen Staate fordern, sei es zu Gunsten fremder Staaten, sei es zu Gunsten einer selbständigen nationalen Staatenbildung: die Dänen, die Polen, die Franzosen.

Die Dänen repräsentiren einen Bruchtheil der nordschleswigschen Bevölkerung. Ihre Ansprüche auf Wiedervereinigung mit dem Königreich Dänemark fanden früher eine, wenn auch nur scheinbare, Stütze in dem vielumstrittenen Artikel 5 des Prager Friedens zwischen Oesterreich und Preußen. Durch die Abmachungen der beiden contrahirenden Mächte von 1879 fiel diese scheinbare juristische Stütze dahin; gleichwohl aber hält ein Theil der nordschleswigschen Bevölkerung die Tendenz der Wiedervereinigung mit Dänemark fest. Der nördlichste Wahlkreis des Reiches, Hadersleben, war stets in diesem Sinne im Reichstag vertreten und ist es auch jetzt wieder auf Grund des Ergebnisses einer Stichwahl zwischen zwei Dänen, deren innerer Grund uns nicht bekannt ist. Der zweite Wahlkreis, welcher im letzten Reichstage im dänischen Sinne vertreten war, Flensburg, fiel am 28. October wieder, wie schon früher, den Nationalliberalen zu. Das dänische Element im Reichstage ist demnach ohne praktische politische Bedeutung.

Das Reichsland Elsaß-Lothringen war im Reichstag bisher vertreten durch 15 Abgeordnete, welche mit mehr oder minder großer Entschiedenheit sämmtlich die Wiedervereinigung mit Frankreich fordern. Das letzte Wahlergebniß hat an dieser Sachlage nichts geändert. Die Bestrebungen, Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Staatsleben innerlich zu verbinden und zu befreunden, sind bis jetzt, soweit das Ergebniß der Reichstagswahl hierfür einen Gradmesser bildet, verlorene Liebesmüh' gewesen. Bei der doch nicht ganz unerheblichen Zahl der Vertreter des Reichslandes ist diese Sachlage doch von praktisch politischer Bedeutung. Daß die Zeit das Problem der inneren Verbindung Elsaß-Lothringens mit dem deutschen Staatsleben allmälig lösen und in einiger Zeit schon den Gegensatz mildern wird, darf bestimmt gehofft werden.

Die dritte antinationale Gruppe bilden die Polen. Diese Gruppe zählte im letzten Reichstage 18, im neuen zählt sie 16 Mitglieder. Der westpreußische Wahlkreis Schwetz ging im ersten Wahlgange, der pommersche Flatow in der Stichwahl an deutsche (conservative) Candidaten verloren; außerdem behaupteten die Deutschen in der Stichwahl den stets umstrittenen Wahlkreis Marienwerder, den früheren Sitz des verdienstvollen nationalliberalen Abgeordneten Hobrecht, welcher diesmal durch einen Conservativen verdrängt wurde, eine Taktik, die schwerlich dem Gesammtinteresse förderlich war. Ferner wurden Bromberg und Rosenberg in Stichwahl gegen die Polen behauptet. Von den 15 posenschen Wahlkreisen sind darnach noch 11 durch Polen, 4 durch Deutsche vertreten; von den 13 westpreußischen gehören noch 5 den Polen. Die Gruppe hat somit 2 Sitze verloren. Eine weitere Besserung der Verhältnisse in diesen Landestheilen kann gleichfalls nur von der Zeit erwartet werden. Die Hoffnung auf Besserung scheint jedoch hier geringer als in Elsaß-Lothringen; die Elsaß-Lothringer können Deutsche werden, die Polen nicht.

Diese 3 antinationalen Gruppen zählen also im neuen Reichstag 32 Mitglieder, im letzten zählten sie 35.

An diese Gruppen schließt sich aus diesen Gründen zunächst die Gruppe der Welfen. Die Welfen sind nicht antideutsch im Sinne eines nationalen Gegensatzes wie die vorigen Gruppen, sondern nur im staatsrechtlichen Sinne; sie sind im Wesentlichen wohl nur antipreußisch und darum überhaupt Gegner der neuen durch Preußen bestimmten und beherrschten Entwickelung Deutschlands. Der Grundzug ihrer Politik ist die Forderung der Wiederherstellung des selbständigen Königreiches Hannover. Von den 19 hannoverschen Wahlkreisen ist Meppen immer durch den ultramontanen Welfen Windthorst, bekanntlich eine der hervorragendsten geistigen Größen des Reichstages, vertreten. Um die übrigen Sitze streiten Welfen und Nationalliberale; 3 Wahlkreise

waren im letzten Reichstag an die deutschfreisinnige Partei übergegangen, die Wahl vom 28. October hat jedoch diese Sitze wieder der nationalliberalen Partei zurückgegeben. Im letzten Reichstag war die welfische Partei durch 10 Mitglieder vertreten; dieselbe Zahl repräsentirt sie im neuen Reichstag. Doch ist trotz der unverändert gebliebenen Zahl das Wahlergebniß in Hannover entschieden als ein günstiges zu bezeichnen. Nur 5 ihrer 10 Sitze vermochten die Welfen bei der Hauptwahl unbestritten festzuhalten (Osnabrück, Nienburg, Göttingen, Uelzen, Lüneburg); die 5 anderen konnten erst in der Stichwahl gewonnen werden, und zwar ist dies Ergebniß einer Coalition derjenigen Parteien, welche links von den Nationalliberalen stehen, mit den Welfen zu danken; die Heftigkeit des Gegensatzes zwischen Deutschfreisinnigen und Nationalliberalen war vielleicht bei sämmtlichen 5 Stichwahlen das entscheidende Moment zu Gunsten der Welfen; die Nationalliberalen, auf sich und die conservative Unterstützung angewiesen, unterlagen jener unnatürlichen und unmoralischen Coalition durchweg nur mit ganz geringen Minoritäten. Nur in 2 Stichwahlen vermochten die Nationalliberalen durchzudringen. Gewonnen von den Welfen haben die Nationalliberalen Melle und Hildesheim, behauptet Celle in Stichwahl, Emden ohne Kampf, gewonnen von den Deutschfreisinnigen Aurich, Stade und Otterndorf. Verloren wurden an die Welfen durch die oben bezeichnete Coalition: Hameln, Goslar (Reichspartei) und Rotenburg. Hannover war immer ein Streitobject zwischen Welfen und Socialdemokraten; der Wahlkreis fiel diesmal den Socialdemokraten in Stichwahl zu, jedenfalls auch in Folge einer unnatürlichen Parteicoalition. Im Ganzen betrachtet, liefert das Wahlresultat den erfreulichen Beweis, daß das Welfenthum an Terrain verliert, was ja auch in der Natur der Dinge liegt. Könnten die deutschen Parteien sich einigen, was diesmal durch den scharfen und speciell in 3 hannoverschen Wahlkreisen acuten Gegensatz zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen ausgeschlossen war, so würden die Sitze der Welfen wohl jetzt schon auf eine sehr kleine Zahl haben reducirt werden können. Die Hoffnung auf eine baldige Zukunft ist in dieser Beziehung eine voll gerechtfertigte.

Die 3 antinationalen Gruppen des Reichstags haben nur zu einer der deutschen Parteien eine und zwar sehr enge Verbindung, zum Centrum. Polen, Franzosen und Welfen sind Annexe des Centrums, die Welfen trotz des confessionellen Gegensatzes. Die Verbindung der Welfen mit dem Centrum beruht wesentlich auf dem beide Richtungen in sich vereinigenden, staatsmännisch hervorragenden Abgeordneten Windthorst; der treueste protestantische Vertreter dieser Verbindung, der Welfe Brüel, hat sein Mandat an die Socialdemokraten verloren. An die Betrachtung der reichsfeindlichen Gruppen schließt sich somit naturgemäß die Betrachtung des Centrums an.

Man ist nicht berechtigt, das Centrum schlechthin als reichsfeindliche Partei zu bezeichnen. Aber man ist berechtigt, zu behaupten, daß für die politische Haltung des Centrums in erster Linie die katholisch-kirchlichen Interessen maßgebend sind. Daß diese Interessen denen des Reiches nothwendig entgegengesetzt sein müßten, kann nicht als absolutes Princip gelten. Zwar ist in der Theorie der Gegensatz zwischen der hierokratischen Staatsauffassung der katholischen Kirche und dem modernen Staate unseres Reiches ein völlig und absolut unausgleichbarer; in der Praxis aber ist dies nicht in gleich absoluter Weise der Fall. Die katholische Kirche fügt sich — „temporum ratione" — dem modernen Staate bis zu einem gewissen Grade, und ausgeschlossen wäre ein solcher „modus vivendi" auch für die Verhältnisse des Deutschen Reiches keineswegs. Daß das Centrum im Wesentlichen Oppositionspartei im Reiche war, hatte seinen Grund in zwei Momenten: einmal in dem Einwirken specifisch preußischer Kirchenverhältnisse auf die Dinge des Reiches, sodann in dem starken Mißtrauen der nichtpreußischen Mitglieder des Centrums gegen das „protestantische" Kaiserthum und überhaupt gegen die, wie man auf Grund der historischen Erfahrungen annehmen zu müssen glaubte, den Einzelstaaten gefährliche preußische Politik. Die letztere Richtung des Centrums fand ihre stärkste Vertretung in dem Abgeordneten Windthorst.

Die beiden, die Reichspolitik gefährdenden Grundgedanken der politischen Stellung des Centrums haben im Laufe der letzten Zeit an Schärfe wesentlich verloren. Der preußische „Culturkampf" ist in ein latentes Stadium getreten, und es hat wenigstens an dem ernstlichen Bemühen der Regierung, denselben ganz zu beseitigen, nicht gefehlt. Ist dies Ziel auch bis jetzt noch nicht erreicht, so ist doch von einem Kampfe jetzt keine Rede mehr, und darüber darf doch bei der großen Bedeutung der Frage für den Staat kein Zweifel bestehen, daß auch das gegenwärtige latente Culturkampfstadium überwunden und eine wirkliche Lösung des Problems gefunden werden muß.

Andererseits waren die nichtpreußischen Mitglieder des Centrums entschieden mißtrauisch bezüglich einer allzu centralistischen, unitarischen Tendenz der preußischen Politik, welche der Existenz der Einzelstaaten gefährlich werden könne. Das war begreiflich. Preußen aber hat den föderativen Charakter des Reiches so ängstlich und peinlich gewahrt und bei jedem Anlaß betont, selbst über das Maß des nach dem positiven Rechte Zutreffenden hinaus, daß jede Sorge der Einzelstaaten nach dieser Richtung schwinden mußte. In der That hat denn auch der Bundesrath als das Organ der Einzelstaaten im Reiche in voller, kaum in kleinen Dingen gestörter Harmonie seit seinem Bestehen fungirt. Der Particularismus im Parlamente mit der Spitze gegen Preußen hat unter diesen Verhältnissen seine Basis mehr und mehr verloren. Und dies wäre gewiß in noch höherem Grade der Fall, wäre nicht Windthorst Führer und erste geistige Capacität des Centrums. Dieser hochbedeutende Mann ist in erster Linie Welfe; der welfische Particularismus aber muß selbstverständlich in unversöhnbarer Feindschaft zu Preußen stehen, was bei dem Bayrischen nicht der Fall ist.

Aus den obigen Erwägungen erklärt sich die mildere Haltung des Centrums in der letzten Zeit. Es ist wohl anzunehmen, daß noch eine weitere Abschwächung der Gegensätze sich vollzieht, wenn 1. es gelingt, dem Culturkampf einen einigermaßen befriedigenden Abschluß zu geben, 2. Preußen seine streng föderative Haltung im Reiche auch weiter so sorgsam festhält, 3. der persönliche Einfluß des Abgeordneten Windthorst gebrochen werden könnte. Freilich eine vollständige und aufrichtige innere Harmonie zwischen Regierung und Centrum ist nicht zu erwarten und auch — nicht zu wünschen.

Das Centrum beherrscht große zusammenhängende Territorien des Reiches. Bayern allein stellt 33 Centrumsmänner zum Reichstag: Niederbayern, Oberpfalz, Schwaben und Unterfranken schicken nur ultramontane Abgeordnete; in Schwaben wurde um den Allgäuer Wahlkreis, den einst der treffliche Völck vertreten hatte, rühmlich, aber ohne Erfolg von den Nationalliberalen gerungen; Würzburg wurde von den Demokraten und das vielumstrittene Schweinfurt von den Nationalliberalen an das Centrum verloren; ein mittelfränkischer und ein oberfränkischer Kreis (Eichstädt und Bamberg) gehören unbestritten dem Centrum, ein zweiter oberfränkischer, Kronach, hat in letzter Zeit auch nicht mehr dem Centrum abgerungen werden können, ein dritter oberfränkischer, Forchheim, fiel diesmal an das Centrum, weil die Deutschfreisinnigen, welche früher selbst diesen Wahlkreis innegehabt hatten, nicht den bisherigen freiconservativen Candidaten in der Stichwahl unterstützten, ja wohl gegen denselben stimmten. Am merkwürdigsten war die Münchener Wahl. München war bisher durch zwei klerikale Abgeordnete vertreten, jetzt gingen in Stichwahl beide Wahlkreise dem Centrum verloren, der eine an die Nationalliberalen, der zweite an die Socialdemokraten. In beiden Wahlkreisen scheint eine Coalition aller Parteien gegen das Centrum dies Resultat entschieden zu haben, und diese Coalition war verursacht durch communale Verhältnisse; das clericale Münchener Stadtregiment scheint dermaßen bedenklich gewirthschaftet zu haben, daß alle trennenden Unterschiede der Parteien in München vor der Bekämpfung dieses clericalen Regimentes zurücktraten. Außer den beiden Münchener Wahlkreisen ist das Anrecht des Centrums noch zu bestreiten und die Hoffnung auf die Zukunft gerechtfertigt für folgende bayrische Wahlkreise: Würzburg, Schweinfurt, Kronach, Forchheim, Allgäu, vielleicht auch Kitzingen nnd Memmingen.

Ohne Kampf behauptet das Centrum ferner folgende Wahlkreise: 4 württembergische, 2 ostpreußische (Ermland), 11 im schlesischen Regierungsbezirk Oppeln, je einen in Oldenburg, preußisch Sachsen (Eichsfeld), Hannover (Meppen), Hohenzollern, 8 in Westfalen, 2 in Hessen-Nassau, 27 in der Rheinprovinz. In Baden ist das Centrum um seinen Besitzstand zu angestrengtem Kampfe gegen die Nationalliberalen genöthigt; bei der letzten Wahl unterlagen die letzteren in diesem Kampfe; man wird schwerlich irre gehen, wenn man auch hier den Grund der Niederlage in der Nichtunterstützung der Nationalliberalen in ihrem Kampfe gegen das Centrum durch die Deutschfreisinnigen sucht. Statt der bisherigen vier entsendet Baden jetzt fünf clericale Abgeordnete zum Reichstag; ein bisher nationalliberal vertretener Wahlkreis ging gleich bei der Hauptwahl (Villingen), ein zweiter in Stichwahl (Offenburg) verloren, statt dessen wurde Waldshut dem Centrum genommen; Karlsruhe in Stichwahl behauptet. Da auch Freiburg früher bereits liberal im Reichstage vertreten war, dürften als befestigter Grundbesitz des Centrums in Baden nur Rastatt und Tauberbischofsheim anzuerkennen sein.

Der vielumstrittene hessische Wahlkreis Mainz, der fast sämmtlichen Parteien schon angehörte, ist von den Deutschfreisinnigen verloren und in Stichwahl zwischen Centrum und Socialdemokraten mit wenigen Stimmen Majorität der ersteren Partei zugefallen. Das einzige westpreußische Mandat des Centrums (Danzig Land) haben diesmal die Conservativen in Stichwahl erobert. In Westfalen ist Bochum an die Nationalliberalen verloren, in Hessen-Nassau wurden zwei auch bisher deutschfreisinnige Mandate (Homburg, Wiesbaden) in Stichwahl gegen das Centrum behauptet. In der Rheinprovinz fiel die Kölner Stichwahl zu Gunsten, die Solinger und Duisburger zu Ungunsten des Centrums aus; ersteren Wahlkreis behaupteten die Socialdemokraten, letzteren die Nationalliberalen. In Schlesien zählt der Regierungsbezirk Liegnitz kein clericales, der Regierungsbezirk Oppeln zählte bis jetzt kein nichtclericales Mandat; am 28. October verlor das Centrum eines der Oppelner Mandate (Kreutzburg) an die Conservativen; von den 13 Wahlkreisen des Regierungsbezirks Breslau gehören zwei unbestritten dem Centrum, ein dritter wurde in Stichwahl gegen die Reichspartei behauptet (Reichenbach); in einem vierten (Schweidnitz) unterlag das Centrum in der Stichwahl.

Im Ganzen gleichen sich Gewinn und Verlust des Centrums aus; etwa zwanzig Centrumswahlkreise aber dürfen wohl als sehr gefährdeter Besitzstand bezeichnet werden; speciell waren die Majoritäten für das Centrum bei den Stichwahlen fast durchweg sehr geringe. *

Literatur und Kunst.

Moderne Essayisten.

Von Julian Schmidt.

Veranlassung zu den folgenden Zeilen ist die neue (dritte) Auflage der „Fünfzehn Essays" von Herman Grimm (Berlin, Dümmler), die sich durch einige Zusätze bis auf 18 vermehrt, aber den alten Titel beibehalten haben. Herman Grimm hat die schon früher in England und Frankreich übliche Bezeichnung „Essay" für solche Aufsätze von kleinerem Umfang in Deutschland eingebürgert und steht unter Denen, die in dieser Gattung arbeiten, ohne Zweifel in erster Reihe. Schon der Erfolg spricht dafür, der in diesem Falle um so höher anzuschlagen ist, da es Grimm seinem Leser nicht ganz leicht macht; mehr aber noch die Freude, die jeder echte Freund der Kunst und Literatur über diesen Erfolg empfinden muß. Grimm bietet dem Leser treffende bedeutende Gedanken in der ansprechendsten und liebenswürdigsten Form; er ist niemals blos Kritiker, sondern immer Künstler. Einzelne Wunderlichkeiten nimmt der Leser gern mit in den Kauf, und betrachtet sie nicht als Fehler, sondern als Eigenthümlichkeiten einer Individualität, die als Ganzes ihm lieb und werth ist.

Statt über die Kunstform des Essays im Allgemeinen zu sprechen, will ich hier, wenn auch nur flüchtig, einige der vornehmsten Essayisten unseres Jahrhunderts zusammenstellen.

In erster Reihe nenne ich Macaulay und Sainte Beuve. Beide gehören insofern zusammen, als ihre Abhandlungen neben anderen Zwecken auch einen belehrenden verfolgen: wer eine ihrer Abhandlungen gelesen hat, braucht nichts weiter nachzuschlagen, er hat das Material, soweit er sich auf den Autor verlassen kann, vollständig beisammen. Den Preis der Zuverlässigkeit möchte ich dem Franzosen ertheilen; es giebt wenig historische Schriftsteller, aus denen man so viel lernen kann, und er ist in seinen factischen Angaben von einer seltenen Gewissenhaftigkeit. In der Kunstform weichen die Beiden wesentlich von einander ab.

Macaulay ist Moralist und vertritt eine feste politisch-ökonomische religiöse Ueberzeugung. Wenn er eine historische Person zum Gegenstand genommen hat, setzt er sich auf den Richterstuhl und stellt ein förmliches, sehr strenges Verhör an. Dem Angeklagten helfen keine Ausflüchte; so sehr er sich bei den Kreuzfragen dreht und wendet, die Wahrheit über das Einzelne muß heraus. Dann entläßt ihn Macaulay, sucht den Zusammenhang in den Actenstücken und arbeitet nach allen Regeln der Kunst ein Plaidoyer aus. Er hat sich ein vollständig zusammenhängendes Bild des Charakters entworfen, und dieses wird Schritt vor Schritt dem Leser enthüllt. Das Urtheil scheint nicht von vornherein festzustehen, es kommen beim Aussprechen desselben sogar retardirende Momente vor; Nebenumstände werden sorgfältig erwogen, aber der Leser ahnt von vornherein, wo das Ganze hinaus will. Dann gegen das Ende wird die Untersuchung beschleunigt, bis das Endresultat, noch immer überraschend, mit der vollen Gewalt eines großen Redners ausgesprochen wird.

Als Beispiel seines Verfahrens mache ich auf die kleine Abhandlung über Barrère aufmerksam, wo ein nichtswürdiger Mensch erst gleichsam mit Ruthenstreichen gekitzelt, dann mit Keulen geschlagen, mit Füßen zu Tode getreten und schließlich noch an den Galgen geheftet wird. In seiner Art ein rhetorisches Meisterstück, das man immer gern wieder ansieht, so widerwärtig auch der Gegenstand sein mag.

In diesem Fall wird man mit dem Schriftsteller vollkommen übereinstimmen. Daß aber diese rhetorische Energie auch ihre großen Bedenken hat, sieht man z. B. aus Macaulay's Abhandlung über Friedrich den Großen. Er besitzt zwar Phantasie genug, die Energie dieser gewaltigen Natur nachzuempfinden, aber er haßt ihn beinahe ebenso wie den französischen Jacobiner. Um nun den Leser sofort auf seine Seite zu bringen, beginnt er mit einer Nebenkritik, für welche er auf allgemeine Zustimmung rechnet: er macht sich über Friedrichs Verse lustig. Heute würde das nicht mehr verfangen, da man sich bemüht, in Friedrich auch den großen Dichter zu suchen; aber als Macaulay seine Abhandlung schrieb, war das noch Niemand eingefallen, und so hatte Macaulay als geschickter Advocat bei seinem Publicum so viel gewonnen, daß es annahm, Friedrich habe wenigstens in einer Seite seiner Thätigkeiten Chimären nachgejagt, und demnach erweckte, auch an anderen Seiten ähnliche Erfahrungen zu machen.

Macauley ist ein Mann der Partei, er ist Engländer, Whig, Anhänger Bacon's und Locke's, Freihändler; nach diesem Maßstab bestimmt sich fast durchweg sein Urtheil.

Im Gegentheil ist Ste. Beuve in diesen Fragen, wenn nicht gleichgültig, doch liberal. Freilich bricht der Franzose bei ihm immer durch, aber die politischen Parteien sind ihm ziemlich gleichgültig; ihm liegt es eigentlich nur am französischen Geschmack. Auch darin hat er stark gewechselt: er fing als überzeugter Romantiker an und ging in der Sammlung, die ihn erst in seiner vollen Kraft zeigt, in den „Causeries du lundi" zu der entgegengesetzten Partei über. Er hatte an sich selbst, obgleich er einen gewissen romantischen Zug niemals ganz verleugnen mochte, erfahren, wie viel hohler Schwulst sich hinter den klangvollen romantischen Phrasen versteckt, und in dieser Erkenntniß sein Auge so geschärft, daß ihn kein Nebel irren konnte. Aber eine Art Scham über seine Vergangenheit hielt ihn ab, gleich Macaulay vom

Richterstuhle aus seine Urtheile zu sprechen. Er tritt bescheiden wie ein Neugieriger oder Amateur in den Bildersaal ein, und macht auf kleine Flecken aufmerksam, die sich in vermeintlichen Meisterwerken finden und dann doch weitere Schlüsse verstatten. Er schwingt nie wie der Engländer die Keule, aber er ist im Stoßfechten geübt, und seine Klinge trifft schnell und sicher. Eins der ersten Debuts in seiner neuen Laufbahn war die Charakteristik Chateaubriand's, den er in seiner romantischen Periode fast vergöttert hatte: er analysirt ihn jetzt auf eine Weise, daß der schlimmste Feind es nicht ärger machen könnte, und immer den Hut in der Hand, mit Verbeugungen! Seine Kritik ist richtig, aber nicht vollständig: um ein rechtes Bild von Chateaubriand zu gewinnen, muß man noch andere Seiten seines Lebens hinzunehmen. Ste. Beuve ist, ohne sich dessen bewußt zu werden, ein Advocat wie Macaulay.

Wenn er über politische und religiöse Meinungen liberal denkt, so hat er dafür bestimmte Sympathien und Antipathien, die sich auf den Charakter beziehen. Er hat die Hohlheit der Phrase erkannt und verabscheut alles Phrasenmachen. Er weiß, daß das Leben eine sehr gemischte Gesellschaft zeigt, in der es nicht immer erbaulich aber amüsant genug zugeht. Darum sind ihm alle steifleinenen Moralisten und Tugendbolde verdächtig, und er freut sich, wenn er sie auf einer Schwäche ertappt. Von Personen wie Guizot oder Frau von Maintenon kann er nicht anders reden als mit kaum verhohlenem Spott.

Aber sein Wissen wenigstens was die französische Literatur und Geschichte betrifft, ist fast grenzenlos, und er bleibt, wenn man ihm nur ein wenig auf die Finger sieht, unbedingt der beste Führer in dies so höchst interessante Gebiet; er bleibt es auch darum, weil er für das, was er sagen will, immer den treffendsten Ausdruck findet. Er ist ein Meister des Stils, aus ihm kann man sich alle Feinheiten des Französischen aneignen, und nach dieser Richtung hin sind seine Urtheile absolut zuverlässig.

Der dritte Essayist, Carlyle, steht zu jenen Beiden im Gegensatz. Ihm liegt nicht im mindesten daran, seine Leser zu belehren. Wenn man einen seiner Essays zu Ende hat, weiß man von dem Thatsächlichen gerade so viel wie vorher. Es kommt ihm auch nicht darauf an, seine Leser zu gewinnen, sich bei ihnen einzuschmeicheln; sein Ausdruck ist schon von Natur etwas unbehülflich, aber er steigert die Dunkelheit desselben noch künstlich; er wirft seine Gedanken wie Orakel, mit einer gewissen Verachtung, unter die Menge, er fühlt sich wie ein Prediger in der Wüste. Es ist ihm schwer geworden, ein Publicum zu finden; so eine Sprache, wie man sie von ihm hörte, war in England noch nicht vernommen: aber er ist zuletzt durchgedrungen und hat einen Erfolg davon getragen wie wenig andere Schriftsteller. Wie weit seine Bücher gelesen werden, ist mir nicht bekannt, aber es gilt für die Pflicht eines jeden Gentleman, sie in Händen zu haben.

Dieser Erfolg entspringt daraus, daß man hier einmal ein volles warmes Herz und einen festen unerschütterlichen Glauben wahrnahm. Die Zahl der leitenden Grundgedanken, die er der Welt schenkte, ist klein, und der Umfang seiner Schriften ist nur daraus erklärlich, daß er sie beständig wiederholte; aber die Gedanken selbst sind groß, sie berühren das Höchste und Tiefste des Menschenlebens, und werden mit einer Wucht ausgesprochen, der man nicht widersteht, wenn man sich einmal in ihren Bann gegeben. Wir Deutschen haben allen Grund, ihm dankbar zu sein: er hat unsere Helden in England auf eine Weise zur Anerkennung gebracht, die uns fast beschämt.

Der vierte unter den Männern, von denen ich reden will, der Amerikaner Emerson, war Carlyle's Freund; das Verhältniß nimmt anfangs wunder, weil sie in dem eigentlichen Inhalte ihrer Gedanken wie in ihrer Ausdrucksweise beinahe Antipoden sind. Carlyle's großer leitender Gedanke ist die Persönlichkeit. Ihm ist Gott persönlich und ebenso jeder Held, jeder echte Mensch. In der Persönlichkeit liegt das freie Schaffen, das Prophetenthum; die Welt ist der Schauplatz für große Menschen, das ist ihr eigentlicher Gehalt und ihr Beruf. Emerson dagegen lebt ganz in der Natur: in dem Leben und Wirken der Naturkräfte bewegen sich die Erscheinungen des menschlichen Geistes; sie sind eins mit ihnen, nicht von ihnen zu trennen. Ebenso weicht der Vortrag der Beiden von einander ab. Carlyle ist der Prediger, welcher der staunenden Menge seine Wahrheiten wie im Zorn verkündet; Emerson der freundliche Gesellschafter, der sich gern in ein Gespräch einläßt, in ein geistvolles, anmuthiges Geplauder über Alles, was in der Welt vorgeht, das einen auf das Angenehmste unterhält. Freilich weiß man sich zuletzt nicht immer Rechenschaft zu geben, was man schwarz auf weiß davon getragen? Aber welche Fülle von Geist ist dabei zu Tage gekommen, und mit welchem Behagen haben sich die Gemüther gegen einander aufgeschlossen! Freude an der edlen und gebildeten Geselligkeit ist der stehende Refrain in Emerson's beinahe lyrischer Plauderei.

Emerson hat stark auf Herman Grimm eingewirkt und dieser hat wiederholt seine Sympathie für ihn bekannt. Gemeinsam ist Beiden die ansprechende, geistvolle Physiognomie, der Trieb nach Geselligkeit, nach freundlicher, verständnißvoller Ergießung. Beide malen sich ihren Leserkreis wie eine Gruppe von Individualitäten aus, denen sie allen gern näher treten möchten, obgleich sie mitunter über dem Herzen weg sprechen und sich über ihr liebes Auditorium lustig zu machen scheinen. Wenn Herman Grimm zuweilen mit Carlyle den Cultus der Heroen zu vertreten scheint, so merkt man ihm doch an, daß nur diejenigen Heroen für ihn Werth haben, mit denen man in ein Verhältniß von Mensch zu Menschen kommen kann, während Carlyle sich Götterbilder aufrichtet, vor denen er schweigt und staunt.

Emerson ist überwiegend Naturphilosoph, Grimm Historiker. Die meisten unter Emerson's Essays haben die Ueberschrift: „Natur", „Kunst", „Ideal", „Leben" u. s. w. Solche abstracte Themata treffen wir bei Grimm nie an; er hat fast immer einen Ausschnitt aus der Kunst oder Literaturgeschichte zum Gegenstand. Sich den Weltzusammenhang philosophisch klar zu machen, der Gedanke ist ihm wohl nur selten durch den Kopf gegangen. Auch in seinen historischen Arbeiten ist nicht sowohl die Zeichnung allgemeiner Zustände sein Zweck, sondern, wenn ich mich nicht völlig täusche, das Persönliche. Und zwar das Persönliche nach einer doppelten Richtung. Er will einmal den Eindruck, den die bunte schöne und reiche Welt auf sein eigenes Gemüth macht, sinnlich getreu wiedergeben und die Leser zu Theilnehmern seines Genusses machen. Er will sodann den Persönlichkeiten, die ihn in der Kunst, im geschichtlichen Leben oder in der Wirklichkeit interessiren, nahe treten und sich so in sie vertiefen, daß er ihr Sein und Thun gleichsam von innen heraus nachempfindet.

Das Erste, die Subjectivität der Darstellung, giebt seinen Essays zuweilen einen ganz besonderen Reiz, weil uns eben seine Persönlichkeit so anzieht. Es wird aber zuweilen zur Unart, wenn er z. B. die Homerische Frage bei Gelegenheit der Henriade abmacht, blos weil ihm das, während er schrieb, so eingefallen ist.

Das Zweite ist bei ihm das eigentlich Charakteristische. Macaulay stellt sich seinen Figuren als Richter gegenüber. Ste. Beuve kommt ihnen als Skeptiker mit kleinen Stichen bei, Carlyle verehrt sie aus der Ferne, Grimm dagegen hat nicht Ruhe, bis er sich in seine Helden völlig eingelebt hat. In Michel-Angelo tritt das noch nicht so deutlich hervor, weil hier die Bedeutung der Ideen und das Costüm der Zeit sich zu übermächtig aufdrängen; desto mehr in seinen Vorlesungen über Goethe. Grimm bemüht sich, was der Dichter, den er über Alles liebt und verehrt, empfunden, erlebt und gedacht hat, selbst nachzuempfinden, nachzuleben, nachzudenken; es soll in der Natur seines Helden nichts anonym, nichts räthselhaft bleiben, er will alle seine Motive nicht nur verstehen, sondern in sich selbst reproduciren: das Bild, welches auf diese Weise entsteht, deckt sich nicht ganz mit der Wirklichkeit, aber wie anziehend wird diese Spiegelung für den Leser!

So verfährt Grimm nicht blos mit den Helden, die er liebt und verehrt. Das erste Bild z. B., das er auf Voltaire anwendet — die Kreuzspinne, die von ihrem Netz aus auf Insecten lauert, um sie auszusaugen — gibt wohl ziemlich correct den Eindruck wieder, den Voltaire's Persönlichkeit zuerst auf ihn machte. Aber der Eindruck ändert sich, je tiefer er sich in ihn

hineinarbeitet, Voltaire wird ihm nicht blos immer interessanter, sondern immer sympathischer; ich könnte Züge anführen, die fast ebenso auf Grimm als auf Voltaire passen. Zuletzt mündet alles in das tiefe Freundschaftsbedürfniß aus, das Voltaire zu Friedrich dem Großen in geistigen Rapport setzte. In diesem Aufsuchen von Zügen, die ihn sympathisch berühren, beachtet Grimm andere weniger, die ihm selber fremd, aber für Voltaire sehr charakteristisch sind. Ich meine hauptsächlich die Fähigkeit des grimmigen unauslöschlichen Hasses: nicht die Rancüne eines eitlen Mannes wegen einer widerfahrenen Beleidigung, sondern der substancielle Haß gegen eine Welt des Aberglaubens und der Lüge. Das beständig in Erinnerung gerufene Stichwort: Ecrasez l'Infame! bleibt doch Dasjenige, was Voltaire seine historische Stellung anweist, weit mehr als der Oedipus, die Henriade, die Geschichte Ludwigs XIV. und seine Correspondenz mit Friedrich dem Großen.

Ich hebe absichtlich den Essay über Voltaire, einen seiner besten, hervor. Grimm hat für ihn insofern eine aufrichtige Sympathie, als er gleich Jenem ein moderner Mensch ist: Das, was unsere Zeit bewegt, findet nicht blos in seinem Vortrage, sondern auch in seinem Gemüthe einen starken Wiederklang. Aber er ist zugleich, und das scheidet ihn von Voltaire, ein entschiedener Idealist: von dem Standpunkte der modernen Zeit blickt er sehnsuchtsvoll auf die Zeit, wo Kunst, Religion und Sittlichkeit sich die Hand reichten, auf die classische Periode von Weimar, auf die Renaissance und Rom, endlich auf die Griechen, die „den Traum des Lebens am schönsten träumten!"

Neue historische Romane.

Von Oskar Bulle.

Wie würde sich der ehrwürdige Superintendent Bucholtz in Braunschweig, den man wohl als den Begründer des deutschen historischen Romans ansehen darf, gefreut haben, wenn er einmal auf den literarischen Weihnachtsmarkt unserer Zeit einen Prophetenblick hätte werfen können. Ganz wie wir Alten sungen, zwitschern ja auch die Jungen! so würde er wohl freudig ausgerufen haben. Denn wenn seit dem Erscheinen seiner dickleibigen Romane nun auch schon über zwei Jahrhunderte ins Land gegangen sind und viel literarischen Fortschritt und Anhäufung von Gelehrsamkeit mit sich geschleppt haben, so hat sich doch seine Schöpfung, der deutsche historische Roman, dem Wesen nach nicht viel verändert. Das historische Detail freilich gelingt unserer kritischen Zeit besser, als der Chronikenweisheit des 17. Jahrhunderts, aber die Erfindung, die eigentliche Fabel der Romane, wahrlich, die haben jene ehrwürdigen Scribenten nicht mit weniger Kunst zu handhaben gewußt, als unsere Romanprofessoren. Hierin sind sie nicht schlechter, allerdings auch nicht besser als diese, und mit derselben Unnatürlichkeit, mit der ägyptische Königstöchter und gothische Heldenkönige unsere modernen Begriffssysteme handhaben, wirft dort eine germanische Amazone mit lutherischer Dogmatik um sich oder läßt sich, wie das in einem Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig aus derselben Zeit geschieht, ein germanischer Fürst mit einer Königin von Ninive durch den uralten Melchisedek trauen. Dieser schon in der Conception der Dichtung beruhende Grundfehler der historischen Romane, die Vermischung moderner Völkerpsychologie mit antikem Ausstattungsmaterial, hat sich von den ersten Anfängen dieser Dichtungsgattung bis zu der heutigen Gestaltung derselben wie eine ewige Krankheit fortgepflanzt, und es fragt sich sehr, ob derselbe durch die Genauigkeit unserer historischen Fortschungsresultate an Intensität verloren, oder ob nicht vielmehr nach mancher Seite hin sich eine acutere Form desselben entwickelt hat.

Die Beantwortung dieser Frage ist bei der großen Masse von theilweise bedeutenden historischen Romanwerken, welche gerade das letzte Jahrzehnt hervorgebracht hat, nicht so einfach und präcise zu geben, sondern würde eine genaue und eingehende kritische Untersuchung erfordern, die bis jetzt für die Gesammtheit jener Erscheinungen allerdings noch aussteht. Wir wollen daher für jetzt lediglich an der Hand von zwei Dichtungen dieser Gattung, die der heurige Weihnachtsmarkt bringt, einerseits nachweisen, wie jener Grundfehler trotz der größten Genauigkeit der gelehrten Forschung und trotz der größten formellen Gewandtheit noch vollständig zu Kraft besteht, andererseits constatiren, wie allein die Intuition des echten Dichters es vermag, sich mit dem ganzen Fühlen und Denken in eine vergangene Periode hineinzuversetzen und hierdurch die Intensität jenes Grundfehlers abzuschwächen.

Das Material für den ersterwähnten Nachweis bietet uns der zweibändige historische Roman: „Die Kreuzfahrer" von Felix Dahn in genügendem Maße dar. „Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert", so erläutert Dahn die Ueberschrift dieses seines neuesten Werkes. Er hätte wohl richtiger gesagt: „Ein Geschichten-Erzählen im dreizehnten Jahrhundert" denn der größte Theil der umfangreichen Dichtung besteht darin, daß irgendwo, sei es am Saum der Wüste oder in einem Tyroler Bauernhofe oder auf einer kleinen Burg des Etschthales, einige sehr schemenhaft gestaltete Figuren zusammensitzen und von ihren Lebensläuften und Abenteuern, von Politik und Herzensgefühlen in schier endloser Weise sich gegenseitig etwas erzählen. Das Werk zerfällt in drei Bücher; von diesen enthalten die beiden ersten, die einen ganzen Band von 344 Seiten füllen, mit Ausschluß einer kleinen Episode von etwa zwanzig Seiten lediglich solche Berichte über Erlebtes, während im dritten Buche, obgleich hier der unmittelbaren Vorführung der Handlung durch den Dichter mehr Rechnung getragen wird, die Gefühlsergießungen der handelnden Personen so gehäuft sind, daß man die Hälfte des ganzen Raumes für sie in Anschlag bringen kann. Man kann schon aus dieser äußerlichen Anordnung des Stoffes, ohne daß man das Buch nur zu lesen braucht, einen Schluß auf sehr mangelhafte Plastik der Darstellung und auf ein wahrhaft einschläfernd wirkendes langsames Fortschreiten der Handlung ziehen. Dazu kommt noch, daß dieses endlose Erzählen und Plaudern der Personen der Dichtung in so schönrednerischer, modern glatter Weise stattfindet, daß man nur durch das hier und da eingeschaltete Klappern mit Schwertern und Rüstungen von der immer wieder sich regenden Vorstellung abgehalten wird, als säße man mit diesen Helden in irgend einer „stilvoll" eingerichteten Weinstube in behaglicher Plauderecke oder mit diesen Damen an dem Kamine irgend eines Salons unter Blattpflanzen und Makart-Bouquets.

Die Fabel der „Kreuzfahrer" an und für sich ist ziemlich einfach und übertrifft bei Weitem die Ausführung an Gehalt und Natürlichkeit: Ritter Friedmuth ist mit Kaiser Friedrich II. ins Morgenland gefahren; sein mannhaftes Eheweib Wulfheid hütet derweilen daheim die Erbburg. Ritter Friedmuth ist ein gar treuer Ehemann, obgleich er durch seine Wulfheid der wahren Minne Wesen nicht erlernen konnte; er widersteht darum dem heißen Liebeswerben der natürlichen Tochter des Kaisers in mustergiltiger Weise und ist herzlich betrübt, als ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Ehegemahls erreicht. Kurz darauf geräth er in sarazenische Gefangenschaft. Aus derselben und aus der drohenden Todesgefahr errettet ihn Sobeide, eine sarazenische Prinzessin. Er führt sie mit heim ins Abendland und macht sie in Rom zu seinem Weibe. — Aber die Nachricht von dem Tode der Wulfheid war eine trügerische. Dieses Mannweib ist von der Bahre wieder aufgestanden und kämpft nun heldenhaft gegen ihre bösen Nachbarn, die nach dem Besitze ihrer Burg trachten. Als sie, eine zweite Penelope, dem rauhen Angriff ihrer Bedränger zu unterliegen schon im Begriff ist, da kommt Friedmuth zurück und errettet sie. — Er steht nun da, ein neuer Hans von Gleichen mit zwei Frauen. Aber die Lösung, die sein Thüringer Schicksalsgenosse mit päpstlichem Dispense fand, widerspricht zu sehr unseren modernen Gefühlen, darum durfte sie Dahn in seinem soi-disant „historischen" Romane nicht anwenden. Er erfindet eine neue: Sobeide, eingeschüchtert durch das heftige, gewaltsame Auftreten ihrer Rivalin, vergiftet sich, Wulfheid geht ins Kloster und Friedmuth wird Deutschritter und fährt mit Hermann von Salza ins Preußenland, wo er als Held stirbt.

Neben diesen Hauptfiguren der Dichtung treten noch Walther von der Vogelweide, Hermann von Salza, ein liebender Knappe, Hezilo benamset, und ein schwäbischer Weinschenke auf, welch' letzterer als die komische Figur des Romans nicht ungeschickt gezeichnet ist. Leider finden wir diese Gestalten immer nur erzählend, schwatzend, selten handelnd. Besonders gilt dieses „leider" im Hinblick auf den Walther von der Vogelweide. Es ist herzzerreißend, diesen Dichter in einem Dahn'schen Romane vorfinden zu müssen. So süßlich, so sentimental, so wenig mannhaft soll der Dichter durch die Welt gegangen sein, der Papst und Fürsten nicht scheute? Nein, an diese edelste Gestalt unseres Volkes hätte sich doch der Herr Professor nicht wagen sollen! — Natürlich singt Walther in diesem Romane überall, wo es nur einigermaßen angeht, seine Lieder, ja, er singt sogar einige Dahn'sche Lieder. Aber wie geschmacklos oft die Gelegenheit für ein derartiges Singen in dem Romane gewählt ist, davon möge ein eclatanter Fall Zeugniß geben: Das herrliche Lied

Under der linden
an der heide
dâ unser zweier bette was
. . . . . .

läßt Dahn in Walther's Haupt und Herz entstehen, als dieser durch heißen Wüstensand auf das Zelt seines Freundes Friedmuth zuschreitet. Diese Situation ist gerade so unnatürlich, als es sein würde, wollte ein Professor ein derartiges Liedlein hinter dem Schreibtische ersinnen. Außerdem gibt Dahn die Uebersetzung der ersten Strophe desselben mit einer Modification, die nur allzusehr für die „Leserinnen" unserer prüden Zeit berechnet ist, die beiden letzten Strophen läßt er natürlich weg; dann hätte er lieber das Lied überhaupt nicht aufnehmen sollen, denn es ist ein Ganzes und will als solches aufgefaßt sein. — Noch eine andere Geschmacklosigkeit wollen wir nicht unerwähnt lassen. S. 119 heißt es: „Die dreisaitige Harfe, die Herr Rudolf von dem Baumbach, ein fahrender Sänger, ein trefflicher aber durstiger Thüring, bei mir zu Pfand gelassen — für vielen, ach sehr vielen Weintrunk!" Ob Rudolf Baumbach wohl für solche Anspielung dankbar sein kann?

Wie ganz anders faßt der Dichter des historischen Romans, den wir als Beleg für die Ansicht, heute anführen können, daß jene Dichtungsgattung in der That auch Fortschritte aufweisen kann, eine vergangene Zeit auf. Dieser Dichter ist Wilhelm Jensen, dessen dreibändiges Werk: „Aus den Tagen der Hansa" (Freiburg i. B., Kiepert und v. Bolschwing) wohl den Glanzpunkt des diesjährigen literarischen Weihnachtsmarktes bilden dürfte.

Der erste der drei Abschnitte des Werkes — „Novellen" nennt sie Jensen — behandelt den Kampf des kraftvollen und energischen, aber zugleich treulosen und arglistigen Dänenkönigs Waldemar Atterdag gegen das damals aufblühende Lübeck unter seinem genialen, aber unglücklichen Bürgermeister Johann Wittenborg im Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts. Der Träger der Titelrolle dieser Novelle, Dietwald Wernerkin, ist ein Jüngling altsächsischer Herkunft, der in den Dienst der lübischen „Pfeffersäcke" aus Lust nach Thaten und Streben nach Ritterehren getreten ist, und den heiße Liebesleidenschaft an ein Grafenkind, Elisabeth von Holstein, fesselt, die er einst aus räuberischen Händen befreit und von der er neben holdem Dank der Augen ein Goldkreuz zum Angedenken erhalten hat. In Wisby, der damals mächtigen Handelsstadt, der Königin des Nordens, wo er mit dem verschlagenen Waldemar Atterdag zusammentrifft, und in Venedig, wo er von Elisabeths Bruder, dem Grafen Heinrich dem Eisernen, den Ritterschlag empfängt, thut er sich gleichmäßig durch kraftvolles, ritterliches Wesen und Handeln, wie durch kaufmännische Klugheit und Besonnenheit hervor. Seine Mannentreue muß er im schwersten Kampfe erweisen: er muß als Dienstmann jenes Grafen Heinrich seiner Jugendgeliebten Elisabeth die Botschaft überbringen, daß sie Königsbraut von Norwegen werden soll, muß sie als solcher zum Altare leiten und später nach Norwegen führen. Auf dieser Fahrt geräth er mit ihr in die Gewalt Atterdag's und wird, während jene in ein Kloster gesteckt wird, von dem grausamen Dänenkönige auf gebrechlichem Kahne ins Meer hinausgestoßen.

In der zweiten Novelle, die im fünfzehnten Jahrhundert spielt, ist ein Enkel jenes Dietwald der Wismarer Kaufmannssohn Osmund Wernerkin, die Hauptgestalt; er hat von dem Urältervater den Thatendrang und die redliche Treue geerbt. Daneben tritt uns aber auch ein Sohn jenes Dietwald entgegen, Wisimar Wernerkin, der von dem Vater nur das ungestüm Heldenhafte in sich trägt: er ist Seeräuber. Den Ort der Handlung bildet eine nordische Niederlassung der lübischen Kaufleute zu Bergen, wohin der junge Osmund, der der Stadt Lübeck schon einen wesentlichen Dienst geleistet hat, gleichsam als Reorganisator des verwilderten Kaufhofes gesandt worden war. Das wilde Leben in jener kaufmännischen Niederlassung, der Kampf der rauhen Pfeffersäcke gegen die feindseligen Norweger auf der einen und die heldenhaften Seeräuber auf der anderen Seite ist nun ein äußerst bewegter Hintergrund, auf dem sich das Liebeswerben des jungen Kaufmanns um die Tochter des zum Seeräuber herabgesunkenen Königs Erich von Dänemark, der einsam aufgewachsenen Wilma Oldigson, wirkungsvoll und hell abhebt. Wie nordische Recken treten uns die drei Seeräuberhäuptlinge entgegen; wie ein Kampf aus dem Gudrunlied liest sich die Schilderung von der Erstürmung des Kaufhofes durch die verbündeten Seeräuber und Norweger. Der Held dieser Novelle ist glücklicher als sein Urältervater: er führt die Königstochter nach glücklichem Ausgange jenes Kampfes um die nordischen „Kaufgärten" als Braut heim.

Auch in der dritten Novelle, Dietwald Werneken betitelt, treten uns die hervorstechenden Charakterzüge des ersten Dietwald, die sich bei ihm noch in glücklicher Vereinigung zeigten, in zwei Menschen differenciirt entgegen. Diesmal ist es eine Frauenfigur, welche allein die ungestüme Kraft des Geschlechts besitzt ohne die mildernde Beigabe der bürgerlichen Tugenden, während dieselben sich in ihrem Geschlechtsgenossen, dem aus einem Hamburger Kaufmannshause stammenden Helden der dritten Novelle, in schönstem Lichte zeigen. Folka Wulflam ist die Urenkelin jenes Seeräubers Wisimar Wernerkin und hat von ihm die leidenschaftliche Liebe zum wildstürmenden Meere und den Drang nach Unabhängigkeit geerbt. Dietwald Werneken begegnet ihr im Hause ihres Oheims Wulflam in Reval, wo er kurze Zeit auf seiner Fahrt nach Nowgorod verweilt. In Nowgorod, der einstens mächtigen russischen Handelsstadt, bestand auch ein hanseatischer Kaufhof, der aber zu der Zeit, in welcher diese Novelle spielt, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, durch den Großfürsten Iwan den Dritten zerstört war. Ihn wieder zu gründen und dem deutschen Handel, zugleich aber auch der lutherischen Lehre in jener Einöde Wege zu bahnen, trieb es den kraftervüllten Kaufmann. Seine Bestrebungen in Nowgorod sind erfolglos, die letzten Spuren deutscher Cultur an der Wolga müssen mit ihm der russischen Barbarei weichen. Aber er findet dort unter den letzten, schon halb verwilderten Resten der deutschen Ansiedler ein deutsches Mädchen, ein im Walde herangewachsenes Naturkind, das er bei sich aufnimmt und erzieht. Sie ist, wie sich später herausstellt, seine Base und wird nach seiner Rückkehr in deutsche Lande seine Hausfrau. In wildem Kampfe und nur durch gefahrvolle Flucht kann er sich und sie aus den Fluthen der hereinbrechenden und Alles zerstörenden russischen Gewaltthätigkeit an das heimische Gestade retten. Auf dieser Flucht ist jene ungestüme Folka sein helfender Engel; sie führt ihn durch die russischen Schneefelder an die Ostsee zurück und scheidet dort aus seinen und leider auch unseren Blicken, als das wilde Kind des stürmischen Meeres. Der Held aber kehrt mit seinem Weibe nach Deutschland heim und beschließt sein Leben in der alten Sachsenstadt Bardowieck, aus der einst sein Urältervater in den Dienst der Hansa auszog. So endet der Kreislauf des Wernerkin'schen Geschlechtes, vollbracht unter dem Orlog der Hansa.

Dieser kurze Ueberblick über den Inhalt der Jensen'schen Dichtung möge genügen, um die deutsche Leserwelt auf dieses Werk voll tiefer poetischer Schönheit eindrücklich aufmerksam zu machen. In ihm zeigt sich nach unserer Ueberzeugung ein deutlicher Fortschritt in der historischen Dichtungsgattung. Man halte es nur für einen Augenblick mit dem oben besprochenen Dahn'schen Werke zusammen, und man wird diesen Fort-

schritt herausfühlen. Abgesehen von der lebhaft und kraftvoll fortschreitenden Handlung im Gegensatz zu dem vielen Erzählen bei Dahn, ist die das Ganze beherrschende Idee, das markige deutsche Bürgerthum in seiner Thatkraft, seiner Entschlossenheit und Kühnheit und dabei seiner Redlichkeit und festen Gesinnung zu schildern, schon an und für sich mehr geeignet, das Werk auf ein höheres Niveau zu stellen, als das süßlich sentimentale Ritterthum der Dahn'schen Kreuzfahrer in seinem Maskeradentone es vermöchte. Dazu kommt noch, daß der Dichter die Vergangenheit seiner Heimath schildert; das Meer, die nordischen Gestade, die jetzt noch ihre alte Macht und Herrlichkeit in deutlichen Spuren zeigenden Hansestädte sind ihm vertraut, die kräftige Seeluft ist ihm um die Wangen gestrichen und hat ihm die Phantasie erregt, die jene Oertlichkeiten mit Gestalten bevölkerte. So hat er das Wesen jenes Volkes, von dem er singt, von Jugend an in sich aufgenommen, in sich gefühlt, und braucht es nicht erst aus Büchern zu lernen und nachzuempfinden, um es dichterisch gestalten zu können. Und daher rührt die Naturwahrheit seiner Dichtung, die jeder Leser sofort herausfühlen wird, auch wenn er nicht die historische Genauigkeit, mit der Jensen das Detail schildert, völlig zu würdigen vermöchte. Eigentlich sollte jeder historische Romanschriftsteller nur die Vergangenheit des Stammes schildern, dem er entsprossen ist, denn nur hier drängen sich die feinsten Schatten der Stammeseigenthümlichkeit von selbst in seine Seele, nur hier kann er die dichterische Intuition frei und voll walten lassen.

Das Jensen'sche Werk bedeutet also insofern einen Fortschritt auf dem Gebiete des historischen Romans, als es uns Gestalten vorführt, die der Dichter unter dem Volke, dem sie entnommen sind, selbst erlebt hat, während der Dahn'sche Roman dadurch zurücksteht, daß er seine Gestalten nur aus allgemeinen historischen, lediglich durch die Wissenschaft festgestellten Menschenkategorien entnimmt.

Die Colportageromane und die Kalender.

Von Otto Buchwald.

Seit geraumer Zeit ist von den verschiedensten Seiten gegen die sogenannte Colportage- oder Hintertreppenliteratur ein lebhafter Kampf geführt worden; man hat moralische und ästhetische Bedenken ins Feld geführt, man hat — was in gewissen Kreisen das wirksamste Ueberzeugungsmittel zu sein pflegt — den Kostenpunkt geltend gemacht und vorgerechnet, daß für die Summe, welche thatsächlich ein einziger solcher Colportageroman kostet, eine große Anzahl gediegener Bücher gekauft werden könnten; selbst gesetzliche Maßregeln sind erlassen worden. Das ist alles recht gut, aber was den eigentlich wunden Punkt anlangt, ziemlich wirkungslos. Die gesetzlichen Maßregeln ordnen den äußeren Geschäftsbetrieb und wollen der Verbreitung unsittlicher Schrift- und Bildwerke vorbeugen, können aber selbstverständlich den Vertrieb solcher Bücher, die ästhetisch werthlos sind, nicht verhindern, und all' die beherzigenswerthen Mahnungen und Berechnungen verfehlen ihren Zweck, weil sie gar nicht an die Adresse, an welche sie gerichtet sind, gelangen. Wirksame Abhilfe kann nur durch die Hebung des Geschmacks, durch den erziehenden Einfluß besserer literarischer Erzeugnisse allmählich geschaffen werden.

Nun existiren literarische Unternehmungen — ich erinnere nur an die Spemann's u. A. — welche Gediegenheit des Inhalts und Trefflichkeit der Ausstattung mit billigem Preise vereinigen und auf den ersten Blick wohl geeignet erscheinen, jener schlechten Literatur wirksam das Feld streitig zu machen. Allein diese Bücher wenden sich an ein geistig viel höherstehendes Publikum, als dasjenige ist, in welchem die Verfasser von Schauerromanen ihre Lorbeeren und die fliegenden Buchhändler ihre Münzen einheimsen. Auf den weniger bemittelten, aber gebildeten Mittelstand berechnet, gehen sie über das Verständniß und Interesse jener Volksschichten hinaus, in denen der Colportagehandel seine beste Kundschaft findet.

Aber eine Gattung von literarischen Erzeugnissen wäre meines Erachtens wohl im Stande, als Pionier eines besseren Geschmacks zu dienen: die Kalender, welche belletristische Beiträge enthalten. Sie finden dort noch Eingang, wohin kein anderes der schönen Literatur angehöriges Buch, kein besseres Journal mehr dringt; sie bieten oft die einzige Unterhaltungslectüre für das ganze Jahr. Erst genießt die ganze Familie ihren Inhalt, dann die Befreundeten, und zuletzt schafft ein veralteter Jahrgang wohl noch in Küche und Gesindestube eine angenehme Stunde. Die Kalender könnten auf die große Masse derer, welche sich nur selten einen literarischen Genuß zu verschaffen im Stande sind oder Neigung dazu verspüren, belehrend und geschmackbildend einwirken und so allmählich für gediegenere Lectüre das Verständniß erschließen, jedenfalls das Bedürfniß nach der ungesunden Kost der Colportageromane bedeutend abschwächen, was auch schon ein Segen wäre.

Sind nun die Herausgeber von Kalendern sich dieser Aufgabe bewußt, und erfüllen sie dieselbe? Wenn man die Titel einzelner Kalender, die Empfehlungen, deren Ursprung oft nicht zweifelhaft ist, und die summarischen, möglichst oberflächlichen, aber meist recht anerkennenden Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften liest, so möchte man die Frage freudig mit Ja beantworten; prüft man aber genauer, so sieht die Sache wesentlich anders aus. Wohl finden sich hier und da wirklich gute Leistungen, und das Bestreben, eine Art von Volksbuch zu geben, ist nicht zu verkennen, aber im großen und ganzen ist doch eine ausgesprochene Mittelmäßigkeit das gemeinsame Gepräge. Ob auch hier, wie auf anderen Gebieten, die überaus große Concurrenz den Grundsatz „billig, aber schlecht" zum leitenden erhoben hat, will ich unentschieden lassen; mein Tadel trifft diejenigen Kalender, deren Preis von vornherein nicht viel erwarten läßt, keineswegs allein.

Historische Skizzen, populäre Abhandlungen über naturwissenschaftliche Themen, überhaupt die mehr der Belehrung dienenden Abschnitte sind meist zweckentsprechend und anerkennenswerth; desto schlimmer sieht es aber mit den auf die Unterhaltung berechneten Beiträgen aus.

Anecdoten und Scherze von geradezu ehrwürdigem Alter werden jugendlich aufgeputzt wieder auf die Bühne gebracht; Witze und Kalauer, die von ihrer Geburtsstätte aus bereits die Wanderung durch alle möglichen Blätter und Blättchen gemacht haben, finden hier ein freundliches Asyl für die alten Tage. Die Gedichte, fast nur von besonderen Kalenderpoeten, deren Name sonst nirgends auftaucht, verfaßt, wetteifern in Poesielosigkeit mit den Bildern, die durch diese versificirte Beigabe dem Beschauer zum vollen Verständniß gebracht werden sollen. Die Erzählungen sind nicht selten so platt und hausbacken, so schablonenhaft und aufdringlich mit ihrer Moral, daß sie fast nur wie Franz Hoffmannsche Erzählungen in etwas anderer Tonart erscheinen, den erwachsenen Leser aber nicht im entferntesten so anmuthen, wie jene verdienstvollen Jugendschriften ihr Publicum. Ist doch der Ausdruck „Kalendergeschichte" geradezu eine Werthbezeichnung geworden, vor der sich jeder Novellist fürchtet. Kurz, die Zahl der wirklich gediegenen belletristischen Beiträge ist recht klein.

Nun wird man freilich einwenden, daß die verschiedenen Bildungsgrade des großen Publicums, auf welches ein Kalender berechnet sei, ein mittleres Durchschnittsmaß erforderten. Gewiß! Muß dies aber zur entschiedensten Mittelmäßigkeit werden? Es ist ja keine Frage, daß Erzählungen mit verwickelten psychologischen Problemen ebenso wenig am Platz wären, als solche, die Stoffe aus weit entlegener Zeit behandeln; aber ebenso gewiß ist es — und ein Blick in eins der besseren Familienjournale beweist es — daß Erzählungen genug geschrieben werden, die keine ausschließlichere Bildung oder ein besonderes Interesse für detaillirte Charaktermalerei voraussetzen, die spannend und in gutem Stil abgefaßt sind, kurz einen ästhetischen Werth, wenn auch nicht den denkbar höchsten, besitzen. Mag es auch unmöglich sein, von den vielumworbenen Novellendichtern ersten Ranges geeignete Beiträge zu erhalten, die Schwierigkeit, gute Erzählungen zu erwerben, ist sicher nicht unüberwindlich, und stellen sich die Honorare etwas höher, so ist es besser, etwas weniger und Gutes, als viel und Mittelmäßiges zu bringen. Leichter wird es sein und

mit gar keinen oder nur geringen Opfern verknüpft, kleinere Beiträge, besonders Gedichte, zu erhalten. Freilich wird man von den bildererklärenden, die mehr oder minder zur gereimten Prosa werden müssen und schwerlich zu den angenehmen Aufgaben eines wirklichen Dichters gehören, abzusehen gezwungen sein; aber muß denn der althergebrachten, nachgerade langweiligen Mode, Bilder durch Gedichte zu erklären, mit Grazie in infinitum gefröhnt werden? Kann denn nicht einmal mit der alten Schablonenhaftigkeit ein Ende gemacht und ein neuer Weg eingeschlagen werden? Es wäre gewiß kein Schade, wenn man die „alten, lieben Bekannten" nicht gleich auf den ersten Blick an ihren eingewurzelten Mängeln wiedererkennen, sondern etwas zu ihrem Vortheil verändert finden müßte.

Vereinzelten Ausnahmen, wie gesagt, begegnet man; sollen aber die Kalender die schöne Aufgabe erfüllen, die weniger gebildeten Volksschichten allmählich zu einem besseren Geschmack zu erziehen und ihnen Abneigung gegen die widerwärtige Hintertreppenliteratur einzuflößen, so muß vor allem die Hebung des belletristischen Inhalts angestrebt werden. Ehrbare Trivialität und nüchterne Langweiligkeit werden den prickelnden, oft mit vielem Raffinement die Phantasie kitzelnden Colportage-Erzählungen den Rang nicht ablaufen.

Es ist mir immer verwunderlich gewesen, daß, während es Vereine giebt, die sich mit literarischen Veröffentlichungen befassen, noch keiner auf den Gedanken gekommen ist, einmal eine Art billiger Musterkalender — sicher doch eine würdige Aufgabe — herzustellen. Vielleicht zieht der Schriftstellerverein, der ja schon manche Besserung herbeigeführt, diesen Gedanken in Erwägung. Ihm würde die Lösung der Aufgabe aus naheliegenden Gründen leichter werden, als einem Buchhändler, und sollten auch die ersten Versuche, da eingewurzelte Uebel schwer zu beseitigen sind, nicht von großem Erfolg gekrönt sein, später wird das Bestreben, dem verwahrlosten Geschmack gewisser Kreise aufzuhelfen, unfraglich gute Früchte tragen.

Schiller und das Körner-Museum in Dresden.

In Veranlassung der 125jährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrich von Schiller's und des gleichzeitig 25jährigen Bestehens der ihm zu Ehren benannten, zum Wohle der deutschen Schriftstellerwelt am 10. November 1859 begründeten Schiller-Stiftung, wurden fast allgemein in den hauptsächlichsten Städten Deutschlands dem großen deutschen Nationaldichter würdige Gedenkfeierlichkeiten veranstaltet. Vorzüglich war es Weimar, welches in der Rückerinnerung an die classische Zeit mit ihren Dichterheroen und auch als bis jetzt bestandene Centralstelle für alle Zweigstiftungen der Schillerstiftung sich besonders berufen fühlte, den 10. November 1884 feierlich zu begehen.

Die einen Theil des Festprogramms im großherzoglichen Museum daselbst bildende Schiller-Ausstellung, zusammengesetzt aus Bildnissen Schiller's, seiner Familie und einiger nächster Freunde, Medaillen, Handschriften und Original-Documenten, Handzeichnungen, ersten Drucken Schiller'scher Schriften, älteren Illustrationen zu Schiller's Werken, Schillerstätten-Abbildungen u. A. m., entstammend dem Besitze des Großherzogs von Weimar, des Schillerarchivs im Schlosse Greifenstein, des großherzoglichen Museums und der Bibliothek zu Weimar oder privaten Verehrern des großen Dichters, erregte unter den Festtheilnehmern, zu denen auch die Mitglieder der verschiedenen Zweigstiftungen der Schillerstiftung zu rechnen waren und die in besonders zahlreicher Vertretung von auswärts in Weimar erschienen, die weihevollste Stimmung und fand allseitigen Beifall. Der aus Anlaß dieser Schiller-Ausstellung von dem großherzoglichen Museumsdirector Hofrath Ruland mit großer Sachkenntniß verfaßte Katalog ist dankenswertherweise veröffentlicht worden und auf dem Wege des Buchhandels für Jedermann zugänglich gemacht. Die Gesammtnummer sämmtlicher in Weimar ausgestellt gewesenen Gegenstände, von Schiller herrührend oder auf ihn bezüglich, betrug 239. Hierbei möge nun auf eine andere, seit länger als 9 Jahren bestehende Schiller-Ausstellung hingewiesen werden, die, von einem einzigen Manne geplant, mit unendlichen Schwierigkeiten erworben und trefflich geordnet, das ganze Jahr hindurch zu Ehren des Dichters Schiller, zu Ehren der Stadt Dresden und des Königreichs Sachsen und ganz besonders auch zu Ehren Deutschlands, Jedermann (den gesammten studirenden deutschen Jünglingen sogar zum unentgeltlichen Besuche) täglich geöffnet ist. Wir meinen das im Körner-Schillerhause zu Dresden, Körnerstraße Nr. 4, unter der Leitung seines Begründers und emsigen Directors Dr. Emil Peschel befindliche „Körner-Museum".

Der Nichteingeweihte glaubt, daß, da Dresden die Geburtsstätte Theodor Körner's ist, dieses Museum, das den Namen des deutschen Tyrtäus mitträgt, nur Gegenständliches in Bezug auf den Dichter von „Leyer und Schwert" berge. Gewiß mag es schwer gewesen sein, den rechten Namen für ein Museum zu ersinnen, das wie kein zweites in Europa eine unendlich große politische und literarische Epoche: die Zeit der deutschen Befreiungskriege von 1813—15, sowie die Goethe- und Schiller-Literatur zugleich vorführt und dabei doch pietätvoll den Cultus für einzelne Hervorragende aus jener hochwichtigen Periode bezweckt. Der Name: Museum der deutschen Befreiungskriege wäre allein nicht zutreffend gewesen, da die das Museum bildenden Einzelsammlungen nicht ausschließlich den geschichtlichen, sondern auch den poetischen Theil unseres Vaterlandes Ende des vorigen und bis in das erste Drittheil des jetzigen Jahrhunderts behandeln, und eine doppelte Bezeichnung konnte doch füglicherweise das Museum noch weniger annehmen.

Weil nun das Körner-Museum z. Z. noch in den Räumen desjenigen Hauses in Dresden errichtet ist, wo 1791 Theodor Körner das Licht der Welt erblickte und woselbst auch zufällig 5 Jahre vorher, d. i. von 1786—87, Fr. Schiller bei seinem hochherzigen Freunde Dr. Christian Gottfried Körner und dessen in jeder Weise ausgezeichneten Familie eine neue Heimath und ein neues Glück nach einer schwer durchkämpften Sturm- und Drangperiode fand, so muß auch der Name „Körner-Museum" als der allein zutreffende anerkannt werden, insofern die geschichtlichen literarischen und künstlerischen Sammlungen im Körner-Schillerhause uns theils Theodor Körner, den begeisterten Sänger der deutschen Befreiungskriege, und diese wiederum als politischen Hintergrund für ihn selbst vorführen, während anderntheils der Vater des Dichters von „Leyer und Schwert", Dr. Chr. G. Körner, als der Freund und Schützer Schiller's als der Freund Goethe's, der Humboldt's, ja fast aller bedeutenden Dichter, Gelehrten und Künstler damaliger Zeit, soweit sie sich ihm näherten oder er mit ihnen in Verbindung zu treten Gelegenheit fand, dem geistigen Auge erscheint.

Und somit ist denn auch der Grund gefunden, aus welchem Dr. Peschel bis jetzt volle 23 rüstige Mannesjahre für unsern Schiller aus eigenen Mitteln diejenigen Schätze anhäufte, die unbeschadet dessen, was am 10. November d. J. in Weimar ausgestellt war, dazu dienen werden, der spätesten Nachwelt das sachliche Bild unseres Nationaldichters zu erhalten.

Das Dresdener Körner-Museum zählt jetzt 9700 Nummern, von denen im richtigen Verhältniß zu dem Ganzen mehr als ein Viertheil Schiller mit angehören. Die 2537 verschiedenen künstlerischen, handschriftlichen, literarischen und gegenständlichen Nummern, welche die Goethe- und Schiller-Literaturepoche zu veranschaulichen erworben wurden, setzen sich folgendermaßen zusammen:

342 verschiedene Porträts des Dichters und der Seinigen, darunter das berühmteste Originalölporträt Schiller's, gemalt zu Dresden 1787 von dem churfächsischen Hofmaler Anton Graff;

28 Porträts besonders zu Schiller gehörige Persönlichkeiten;

123 Goethe-Porträts;

522 verschiedene Dichter- und Künstlerporträts, zur Epoche gehörig;

822 Illustrationen zu Dichtungen Schiller's (auch Goethe's und Wieland's), darunter viel seltene Kupferstiche und Originalhandzeichnungen;

146 Dichterstätten und allgemein Oertliches in Bezug auf die Schillerzeit;
33 Medaillen, auf Schiller geprägt;
26 desgl. auf Carl August, Herzogin Luise, Goethe, Herder, Lessing, Wieland;
12 Büsten und Todtenmasken Carl August's, Schiller's, Goethe's;
26 Handschriftliches von Schiller;
6 desgl. von Schiller's Gattin;
3 desgl. von Goethe;
59 desgl. von Verwandten und Freunden Schiller's an oder über denselben (darunter Dr. Körner's Compositionen Schiller'scher Dichtungen, wie: Amalia's Lied aus den „Räubern", das Lied an die Freude, das Mädchen aus der Fremde, die vier Weltalter;
191 Drucksachen (Gesammtwerke, erste und Einzelausgaben von Schiller und Biographisches über denselben);
174 desgl. von Goethe (Gesammtwerke, erste und Einzelausgaben, sowie Biographisches);
92 desgl. von verschiedenen Dichtern (Werke derselben und Biographisches);
10 Gegenständliches von Schiller;
3 desgl. zu Schiller gehörig;
9 desgl. von Goethe.
Im Ganzen 2627 Nummern.

Da nun zu den hier angeführten verschiedenartigen Objecten diejenigen Theodor Körner's (von ihm allein besitzt Dr. Peschel 454 verschiedenes Handschriftliche) und seiner Familie nicht hinzugerechnet sind, so erweist sich schon diese Abtheilung des Körner-Museums als ein für sich allein bestehendes „Schiller-Museum", dessen Bedeutung alle Jene, die es beurtheilen konnten, als von Wichtigkeit anerkennen.

Als Schlußsatz zu allem Geschilderten möchte aber noch die Frage gelten: Was soll das Schicksal dieser mit so bewundernswerthem Eifer, solcher Mühe und Arbeit und selbstverständlich großen Geldopfern geschaffenen geschichtlichen und literarischen Sammlung sein?

Möglich ist, daß, wenn über kurz oder lang der Schöpfer des Museums sein leider sorgenvolles Haupt zur ewigen Ruhe niedergelegt haben wird, die Mitwelt sich noch ihrer Pflichten, wenigstens für die hinterlassene Familie des Dr. Peschel (dem, beiläufig erwähnt, die Stadt Dresden auch das Bronzestandbild Theodor Körner's auf dem Georgsplatze daselbst verdankt) vielleicht bewußt wird; möglich aber auch könnte es sein — und dieser Fall scheint ziemlich nahe zu liegen — daß Dr. Peschel nicht länger die Kräfte und den Muth hat, sich mit dem Museum ohne geeignete Staats- oder Reichsunterstützung behaupten zu können, endlich die Sammlungen vereinzelt dem einen und dem anderen Kunstmäcen oder einem Nabob des In- oder Auslandes, zum Schaden und sicher nicht zur Ehre der deutschen Nation überliefern muß.

Daß aber der Lebensabend des genannten Patrioten und Literaturgelehrten nicht der Nachwelt ein weiteres beschämendes Beispiel biete, in welcher Weise die Mitwelt einen Kämpen edelster Art seine Mühen und Sorgen lohnte, dafür sorge, ehe es zu spät ist, bei Zeiten jeder echte Deutsche.

Insbesondere mögen die Vertreter des deutschen Volkes in der neuen Session des eben jetzt zusammengetretenen Reichstages (zumal schon Gesuche zu diesem Zwecke von Seiten des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes und des aus 250 Mitgliedern bestehenden Dresdener literarischen Vereins im vorigen Reichstage zu Gunsten der jedoch leider vom Bundesrath abgelehnten Petition des Begründers des Körnermuseums nach Berlin gerichtet wurden) von Neuem beantragen, daß schleunigst Mittel und Wege gefunden werden, Deutschland das Körner-Museum zu sichern.

Wie verschieden auch politische, kirchliche oder gesellschaftliche Ansichten und Meinungen sich entgegentreten mögen, in dem Punkte der Pietät und zum Ruhme für eine große Geschichts- und Literaturepoche schaare sich ein Jeder zur Erledigung einer Ehrenpflicht unter Schiller's Banner.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

Durch grün gewordene Scheiben streute die Sonne ein goldenes Strahlenbündel; ein wonniges Gefühl durchfloß alle Glieder des Kranken. Er war ruhig, still, unsagbar glücklich. Es schien ihm doch, als wäre eben Jemand am Kopfende der Bank gewesen. Wie freudig wollte er den Freund umarmen, wollte zum ersten Male in seinem Leben sagen — sei gegrüßt, mein Geliebter!

„Wie Du lange schläfst", sagte eine zarte weibliche Stimme. Ordynow sah sich um, und freundlich neigte sich zu ihm, hell lächelnd wie die Sonne, das Gesicht seiner Schönheit, der Wirthin.

„Und wie Du lange krank warst: nun aber ist es genug, nun stehe auf. Stehe auf, denn die Freiheit ist süßer als das Brot, ist schöner als die Sonne. Stehe auf, mein Täubchen."

Ordynow preßte ihre Hand, ihm war, als sehe er noch immer einen Traum.

„Warte, ich habe Dir Thee gemacht. Willst Du Thee? Nimm doch, er wird Dir gut thun. Ich war auch krank und weiß es."

„Ja, gib mir zu trinken", sagte Ordynow und stand auf. Er fühlte sich noch äußerst schwach, Kälte rieselte den Rücken entlang, die Glieder waren ihm wie zerbrochen. Licht aber war es in seinem Herzen. Er fühlte, daß ein neues, starkes, zauberhaftes Leben für ihn angebrochen sei. Sein Kopf schwindelte leicht.

„Man nennt Dich Wassilij?" fragte sie. „Oder habe ich mich verhört? Der Herr nannte Dich gestern Wassilij, da irre ich mich wohl nicht."

„Ja, Wassilij. Und wie heißt Du?" Ordynow näherte sich ihr, und dabei vermochte er sich kaum auf den Füßen zu halten.

Sie ergriff seine Hände und sie lächelte.

„Katharina", sagte sie und sah ihn mit ihren großen blauen Augen an.

„Hast Du mir etwas zu sagen?" fragte sie endlich.

„Ich weiß es nicht", antwortete er, und sein Blick umdüsterte sich.

Sie bemerkte sofort die Veränderung in seinem Gesicht. „Höre auf, meine Taube, höre auf, sorge nicht, härme Dich nicht! Setze Dich hier an die Sonne. Gehe mir nicht nach", fügte sie hinzu, als sie sah, daß der junge Mann eine Bewegung machte, als wolle er sie zurückhalten. „Gleich werde ich bei Dir sein, Du wirst Dich an mir satt sehen können."

Sie war auch in einigen Augenblicken wieder da, brachte ihm Thee, stellte denselben auf den Tisch und setzte sich ihm gegenüber.

„Trinke", sagte sie. „Schmerzt Dir noch der Kopf?"

„Nein, jetzt schmerzt er nicht", sagte er; „ich weiß nicht, vielleicht schmerzt er auch . . . ich weiß nicht, wie mir ist . . ." Er sagte es, schwer athmend; er suchte ihre Hand. „Vor den Augen dunkelt es mir." Er schluchzte; das Schluchzen preßte ihm den Hals zusammen.

„Aermster! Du hast wohl nie mit einem guten Menschen gelebt. Bist ganz allein? hast keine Verwandte?"

„Niemand. Ich bin allein . . . was thut es auch! Mir ist jetzt besser. Mir ist jetzt so gut!" Ordynow phantasirte. Das Zimmer schien sich um ihn zu drehen.

„Auch ich habe lange Jahre keine Seele gesehen. Wie Du mich ansiehst!"

„Was denn? was denn?"

„Es ist ja, als ob Dich meine Augen erwärmen. Weißt Du, wenn man Jemand liebt . . . ich habe Dich seit Deinen ersten Worten in mein Herz geschlossen. Wenn Du erkrankst, will ich Dich wieder pflegen. Aber Du sollst nicht wieder krank werden, nein! Wie Bruder und Schwester wollen wir leben, nicht wahr? Eine Schwester ist ja schwer zu erwerben."

„Wer bist Du? woher kommst Du?" stammelte Ordynow mit matter Stimme.

„Ich bin nicht von hier. Was kümmert es Dich! Weißt Du — die Leute erzählen, wie zwölf Brüder in einem dunklen Walde lebten und wie in dem Walde ein schönes Mädchen sich verirrte. Zu den zwölf Brüdern kam sie, und reines Haus hielt sie bei ihnen, und in Allem bewies sie ihre Liebe. Kamen nun die Brüder und merkten, daß das Schwesterchen einen Tag bei ihnen gewesen war, und riefen sie und baten sie, daß sie zu ihnen in das Haus komme. Schwester nannten sie die Brüder, und Allen war sie gleich. Kennst Du das Märchen?"

„Ich kenne es." Ganz leise sagte es Ordynow.

„Zu leben, wie ist das so herrlich! Bist Du froh in der Welt?"

„Ja, ja, eine Ewigkeit leben", antwortete Ordynow.

„Weiß nicht", sagte nachdenklich Katharina: „ich bin auch zu sterben bereit. Schön ist es, sein Leben lieb zu haben, und gute Menschen lieb zu haben, aber . . . sieh' doch, Du bist wieder so bleich, wie Mehl so weiß."

„Mir schwindelt . . ."

„Wart', ich bringe Dir meine Betten und Kissen. Wenn Du einschläfst, so träumst Du von mir; Dein Leiden hört dann auf. Unsere Alte ist auch krank."

Schon während sie sprach, machte sie das Bett zurecht, und lächelnd sah sie dabei über Ordynow's Schulter.

„Wie viele Bücher Du hast!" sagte sie, indem sie den Koffer abrückte.

Wieder näherte sie sich ihm, nahm seine rechte Hand, bettete ihn, deckte ihn zu.

„Man sagt, die Bücher verderben den Menschen", fuhr sie nachdenklich fort und schüttelte den Kopf. „Liebst Du, in Büchern zu lesen?"

„Ja", antwortete Ordynow, ohne zu wissen, ob er schlafe oder wache, fester aber preßte er Katharina's Hand, um sich zu versichern, daß er nicht schlafe.

„Mein Herr hat viele Bücher. Er sagt, es seien heilige. Mir liest er immer daraus vor. Nachher hole ich Dir welche."

„Erzähle", sagte leise Ordynow.

„Betest Du gern?" fragte sie nach kurzem Schweigen. „Weißt Du was, ich fürchte immer . . ."

Sie sprach nicht zu Ende und schien zu überlegen. Ordynow führte ihre Hand an seine Lippen.

„Was küßt Du meine Hand?" Leicht rötheten sich ihre Wangen. Und lachend fuhr sie fort: „küsse sie nur", und beide Hände hielt sie ihm hin. Und dann befreite sie die eine und legte sie auf seine Stirn, und dann fing sie an, sein Haar zurechtzulegen und zu glätten. Sie erröthete mehr und mehr, und sie setzte sich auf die Diele nieder und lehnte ihre Wange an seine Wange; ihr warmer Athem hauchte über sein Gesicht . . . Plötzlich fühlte Ordynow, daß Thränen aus ihren Augen flossen und seine Wangen benetzten. Er ward immer schwächer, immer schwächer, die Hand vermochte er nicht mehr zu rühren.

Ein Geräusch erscholl, der Riegel rasselte.

Ordynow merkte eben noch, wie der Alte, sein Wirth, eintrat; er sah dann, wie Katharina aufstand, ohne sich übrigens besonders zu beeilen, ohne Verwirrung, und beim Weggehen das Kreuz über ihn machte. Er schloß die Augen. Ein glühender Kuß brannte auf seinen Lippen . . . schwach schrie er auf, und dann verlor er die Besinnung.

Ein sonderbares Sein begann nun für ihn.

In den Minuten unklaren Besinnens dämmerte es ihm, als sei er verurtheilt, in einem endlosen Traume voll fruchtloser Unruhen und Leiden zu leben. Grauenvoll erregt, mühte er sich ab, gegen diesen verhängnißvollen Wahn sich aufzulehnen, und im Momente verzweiflungsvollen Kampfes überraschte ihn wieder eine ungehoffte Kraft und er hörte, und deutlich fühlte er es, wie ihm wieder die Besinnung schwand, wie von neuem undurchdringliche Dunkelheit ihn umfing . . . und er warf sich in dieselbe mit dem Wimmern der Seelenangst und Verzweiflung. Mitunter aber überkam ihn ein Gefühl überwältigenden Glückes, wie man es empfindet, wenn der ganze Lebensinhalt sich erhöht und man im lichten Augenblick eine goldene Zukunft erträumt. Dann fiel er wieder in Betäubung, und alles, was mit ihm in den letzten Tagen geschehen war, zog verworren durch seinen Sinn. Wieder ein anderes Bild tauchte vor dem Kranken auf: was mit ihm geschehen, hatte er vergessen, und er wunderte sich, daß er nicht im alten Quartier, nicht bei seiner alten Wirthin war. Er begriff nicht, weshalb die gute alte Frau nicht zu ihm kam, wie sie es vordem immer gethan — immer kam sie in später Schlummerstunde zum Ofen, der mit seinem schwachglänzenden Licht die dunkle Ecke des Zimmers übergoß; und sie wartete, um die zitternden knochigen Hände zu erwärmen, bis das Feuer im Verlöschen war; und dabei schwatzte sie vor sich hin, und bedenklich sah sie ihren sonderbaren Einwohner an, den sie für überspannt hielt vom langen Sitzen hinter den Büchern. Ein anderes Mal wieder erinnerte er sich, daß er umgezogen sei; weshalb es aber geschehen war, weshalb er umziehen müssen, wußte er nicht . . . Wohin rissen ihn die quälenden Gedanken! Wer warf diesen unerträglichen Brand in sein Gemüth, der in seinem Blute wüthete? Er sann, eine Antwort zu finden, und er fand sie nicht. Oftmals hörte er das Rauschen behender Schritte, und ein Flüstern hörte er, wonnig wie die Musik liebkosender Rede, während linder Athem um sein Gesicht wehte; und wie es sich über sein Lager beugte, fielen Thränen auf seine heißen Wangen, lang und zärtlich preßte sich ein Kuß auf seine seligen Lippen . . . und nun wieder stöhnte es um ihn, und sein Leben verlöschte in namenloser Pein; ihm schien sein eigenes Sein, die ganze Welt schien ihm still zu stehen, zu erstarren, Ewigkeit der Nacht breitete sich aus und umschlang das All . . .

Etwa eine Stunde mochte er gelegen haben, ohne ein Glied zu rühren, mit offenen Augen, in Erstarrung. Vorsichtig erhob er sich endlich; ein heiteres Gefühl überkam ihn, als er bemerkte, daß die wilde Krankheit seine Kraft nicht gebrochen hatte. Er sah, daß er noch so angekleidet war, wie während seines Gesprächs mit Katharina; viel Zeit konnte also nicht vergangen sein seit dem Morgen, als sie von ihm gegangen war. Wie er mit den Fingern umhertappte, erhaschte er bald einen großen Nagel, der oben in die spanische Wand, neben welcher sein Bett stand, eingeschlagen war; er griff nach demselben und ließ seinen Körper von ihm tragen, auf welche Weise er bald eine winzige Oeffnung fand, durch die ein kaum merklicher Lichtschein in sein Zimmer drang. An die Oeffnung legte er das Auge . . .

In einer Ecke des anderen Zimmers war ein Bett aufgestellt, davor ein bedeckter Tisch, bepackt mit großen Büchern — Heiligenbüchern, nach den Einbänden zu schließen. Ein Heiligenbild, ebenso alterthümlich wie dasjenige in Ordynow's Zimmer, stand in der anderen Ecke; vor demselben brannte ein Lämpchen. Auf dem Bett lag der alte Murin, mit einer Pelzdecke bedeckt, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knieen, entkräftet von Leiden und blaß wie Leinwand. Katharina lehnte neben ihm auf der Bank, sie umschlang die Brust des Alten, und ihr Kopf lag an seiner Schulter. Sie sah auf ihn mit aufmerksamen, kindlich verwunderten Augen und schien neugierig, starr in Erwartung, auf seine Worte zu lauschen. Hin und wieder hob sich die Stimme des Erzählers, und sein blasses Gesicht beseelte sich; er zog die Brauen zusammen, seine Augen begannen zu funkeln, Katharina erbebte in Angst und Erregung. Nun schlich es wie Lächeln über das Gesicht des Alten, leis lächelte auch Katharina. Plötzlich brannten Thränen in ihren Augen; sanft streichelte der Alte ihren Kopf, als sei sie ein Kind, und stärker umschlang sie ihn mit ihren schneeigen Armen, voll Innigkeit sank ihr Kopf an seine Brust.

Und Ordynow dachte wohl, dies alles sei Traum, dennoch stieg ihm das Blut zu Kopf und, schmerzvoll gespannt, bebten

die Adern an seinen Schläfen. Er ließ den Nagel los, stieg vom Bette, und schwankend, schleichend, sein eigenes Thun nicht begreifend, wie ein Somnambuler näherte er sich der Thür . . . der verrostete Riegel sprang sofort ab — mit Geräusch und Lärm stand er plötzlich im Schlafzimmer seiner Wirthe. Er sah, wie Katharina auffuhr und zusammenschreckte, wie unter den schwer zusammengepreßten Brauen die Augen des Alten boshaft aufblitzten, wie Wuth sein ganzes Gesicht entstellte; er sah, wie der Alte, die Augen nicht von ihm wendend, mit tastender Hand schnell die Flinte suchte, welche an der Wand hing; sah, wie es in der Mündung blitzte, welche des Alten unsichere Hand gerade auf seine Brust richtete . . . Ein Schuß . . . dann ein wilder fast unmenschlicher Ruf . . . als der Rauch sich verflüchtigt hatte, überraschte Ordynow ein schrecklicher Anblick. Zitternd am ganzen Körper, beugte er sich über den Alten. Murin lag auf der Diele, zusammengekrampft, das Gesicht von Qualen entstellt, Schaum auf den Lippen. Der Unglückliche lag, wie es Ordynow schien, im heftigsten Anfall der fallenden Sucht. Gemeinschaftlich mit Katharina eilte er ihm zu Hilfe . . .

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Adolf Hildebrand-Ausstellung.

Durch die Vermittelung von F. Gurlitt bietet der zur Zeit der Wiener Weltausstellung vielgenannte Künstler dem Berliner Publikum im Uhrsaal der Akademie eine Uebersicht seines Schaffens seit dem ersten großen Erfolg 1873. Er darf mit dem Ergebniß wohl zufrieden sein. Neben der allgemeinen Anerkennung und stellenweise der wärmsten Bewunderung hat er als einen Beweis nachdrücklicher Wirkung zu verzeichnen, daß der größte Theil seiner Arbeiten in Privatbesitz übergegangen ist. Noch eher als beim Maler erlaubt dieses Factum einen Rückschluß auf die Stimmung des Publikums. Wie wenig vermögen wir in unsern überfüllten, schlecht und falsch beleuchteten Gemächern einem Werke der Plastik Licht und Raum zu gewähren!

Gesammtausstellungen der Werke eines einzelnen lebenden Künstlers dürften berufen sein, das Ausstellungswesen, das einmal zu den Signaturen der modernen Zeit gehört, in andere Bahnen zu lenken. Drängt es doch, wie es sich in Jahrmarktsbreite bei jedem beliebigen Anlaß entfaltet, die künstlerische Production in demselben Maße herab wie das Zeitungswesen die literarische, und hat doch nicht in demselben Grade die Entschuldigung des nothwendigen Uebels.

Dagegen müssen übersichtliche Vorführungen der Gesammtarbeit eines Künstlers namentlich in unserer Zeit mit Freuden begrüßt werden. Wie schnell zerstreuen sich gerade die besten Schöpfungen, ehe ihr Bild im Gedächtniß der Mitwelt haften konnte. Das Beste, was ein bedeutender Meister leistet, pflegt noch unvollendet seinen Liebhaber gefunden zu haben, der es ängstlich dem Publikum entzieht. Wie oft wird es dem Urheber unmöglich, die öffentliche Ausstellung zugestanden zu erhalten! Es kommt hinzu die flugsandartige Beweglichkeit des modernen Culturlebens, das innerhalb seiner Grenzen keine räumlichen Schranken mehr kennt. Es wäre zu wünschen, daß Hildebrands Vorgang bei seinen Kunstgenossen in Berlin Nachfolge fände. Was würde, um nur ein Beispiel zu nennen, eine ähnliche Ausstellung von Reinhold Begas bedeuten!

Adolf Hildebrand ist 1847 in Marburg geboren, gehört mithin der jüngeren Künstlergeneration an und hat seine ersten Lorbeern im Jünglingsalter getragen. Er hat die verschiedenartigsten Meister auf sich wirken lassen. Nacheinander ist er durch die Ateliers des Malers Kreling in Nürnberg, der Bildhauer Zumbusch in München und Siemering in Berlin gegangen. Den nachhaltigsten Einfluß hat er vielleicht durch Hans von Marées erfahren, den eigenartigen Meister, der als Maler unter den Bildhauern noch andere Schüler neben Hildebrand aufzuweisen hat — es sei nur Arthur Volkmann genannt. So mit steht Hildebrand dem Kreise junger Künstler nicht fern, die gegenwärtig in Italien unter der Führung Marées eine ganz eigenartige Richtung einschlagen. Sie stellen sich der Natur bewußt naiv gegenüber und empfangen dabei doch mannichfache Anregungen von der frühesten Antike, dem Cinquecento. Ihr gemeinsamer Grundzug ist das Suchen nach dem Charakteristischen, das sie in der Vereinfachung der Erscheinung auf ihre nothwendigsten Elemente anstreben.

Der Uhrsaal der Akademie, den noch immer die Reste der effectvollen Decoration für die Jubiläumsausstellung schmücken, ist für seine gegenwärtige Bestimmung neu decorirt. Mit Recht hat Hildebrand allen Prunk vermieden, der eine selbständige Betrachtung beansprucht. Der Behang der Wände mit grauen Stoffen, deren Falten leicht durch Gold gehöht sind, dürfte auch für andere Zwecke geeignet sein. Hinter Marmor wirkt er allerdings nicht gut, und so sah sich der Künstler gezwungen, seinem Hauptwerk noch einen besonderen rothen Hintergrund zu geben. Wenn dieser nur kein Blau enthält, dürfte er sich übrigens trotz des Grau als weitaus ruhigste Umgebung empfehlen. Auf Sockeln und Postamenten sind an den Wänden einige zwanzig Büsten und Figuren aufgestellt, die vom Gyps durch den gebrannten Ton bis zur Bronze und dem Marmor alle Materialien der großen Plastik anwenden. Acht der Arbeiten sind freie Schöpfungen, die übrigen Portraits oder Portraitstudien.

Schon ein Blick auf die Benennungen im Katalog giebt über die Grenzen des Gebietes Aufschluß, in denen sich Hildebrands Phantasie bewegt. Von dem Hirtenknaben und dem trinkenden Knaben der Wiener Weltausstellung bis zu dem letzten, dem Hauptwerk, das die einfache Bezeichnung „Männliche Figur" führt, lauter Motive der allereinfachsten Art, der Wasserträger, der Flötenbläser, der Sautreiber, wassergießende männliche Figur. Nirgend eine Anlehnung an Geschichte oder Sage, nirgend die Handhabe zu einer poetischen oder historischen Association, zur Erfindung einer novellistischen Handlung, — das Genre in seiner edelsten und vornehmsten Gestalt, wo es nichts will, als darstellen. Hierin liegt eine nahe Verwandtschaft mit den edelsten Werken der Antike.

Der Hirtenknabe, Marmor, und der Trinkende, eine Bronzestatuette mit künstlicher Patina, sind dieselben Werke, die in Wien den Ruf des Künstlers begründeten. Ersterer hat noch heute dieselbe Frische wie damals. Das Motiv, an sich sehr glücklich, ist mit Ueberlegenheit ausgenutzt. Der halbwüchsige Knabe ist, von Müdigkeit überwältigt, auf einem Felsblock eingenickt. Seine Hand hat den Hirtenstab nicht fallen lassen, der Kopf ist nur wenig vorgesunken; ein Geräusch, und in die gelösten Glieder fährt wieder das Leben. Die Behandlung ist ganz summarisch. Mit so geringen Mitteln das reiche lockige Haar anzudeuten, würde bei uns nicht leicht jemand wagen. Der trinkende Knabe mit der Schale vor dem Munde ist durch den Kranz im Haar als Bacchant gekennzeichnet. In ihrer einfachen Stellung und Geberde eine köstliche Gestalt. Von reicherer Bewegung ist der Wasserträger, ein Knabe, dessen Haltung bis in jede Regung von der Last eines schweren Schöpfgefäßes beherrscht wird, das er in der Rechten trägt. Verwandt ist die etwas größere wassergießende männliche Figur für eine Brunnennische gedacht, und der Flötenbläser, Bronzerelief. Vorläufig erst im Gypsmodell ausgestellt ist der Sautreiber als Brunnenfigur für ein Gehöft, ein Schlachthaus oder einen Marktplatz gedacht.

Den Abschluß dieser Reihe selbstständiger Kunstwerke bildet die nackte männliche Figur. Ohne Frage gehört sie zu dem Bedeutendsten, was die moderne Plastik hervorgebracht hat. Alle Eigenschaften Hildebrands kommen in ihr zum harmonischen Ausdruck. Schon auf den ersten Blick frappirt die ruhige Sicherheit der Haltung, die von jeder Pose so weit entfernt ist. Wie er auf den Füßen steht! Die Linke ist leicht in die Seite gestellt, die Rechte hängt herab. Es ist ein in freier Kraftübung entwickelter Körper, dessen Haltung keine Spur von jener militärischen Straffheit verräth, die unsere besten Modelle für jede künstlerische Intention so unbrauchbar macht. Es liegt im Gegentheil etwas natürlich-Nachlässiges in der Haltung der Schultern und der Hüften. Eine leichte Tönung giebt dem Marmor Wärme und läßt die feinfühlige Durcharbeitung der Muskulatur klarer zu Tage treten.

Hoffentlich wird das schöne Werk unserer engeren Heimath erhalten bleiben.

Einen breiten Raum nimmt im Schaffen Hildebrands die Portraitbüste ein: Von zweiundzwanzig ausgestellten Werken kommen vierzehn auf diese Gruppe. Hier tritt seine Verwandtschaft mit den Cinquecentisten am schärfsten zu Tage. Er lehnt sich sowohl in Aeußerlichkeiten, wie in der Art, wie er die Büste unter den Schultern scharf abzuschneiden pflegt, als auch in der Haltung und Formengebung an die großen Vorbilder. Aber wie durchaus modern ist er dabei. Bei zwei weiblichen Hüftbüsten ist er der Frauentracht ganz ohne Verschönerungsversuch zu Leibe gegangen, allerdings auch ohne das Detail zu pflegen. Kopf und Hände sind ihm die Hauptsache, das Gewand gibt nur den stofflichen Gegensatz. Aber auch bei der Behandlung der wichtigsten Partien verliert er sich nicht in der Ausarbeitung des Detail.

Es bleibt erstaunlich, mit wie geringen Mitteln er zu einer fast erschreckenden Lebenswahrheit gelangt. Er sucht eben überall das Charakteristische, und das liegt nicht im Detail.

Bei den Tonbüsten lagen Versuche mit der Polychromie nahe. Sehr weit ist Hildebrand nicht gegangen. Bei der einen Hüftbüste hat er sich darauf beschränkt, das Gewand zu bräunen. Auf Lebensfarbe ist er nirgend gegangen; einmal versucht er, die Augen zu färben, ohne dabei dem Gesicht die dunkle Bräune der Terracotta zu nehmen. Gelegentlich tönt er die Augen oder gräbt sie aus. Nur beim Marmor pflegt er die Fläche leer stehen zu lassen, wie bei den Antiken, welche die Farbe verloren haben, und sucht den Blick durch die energischere Bewegung der umgebenden Partien zu geben. —

Wenn der männliche Act als Abschluß der letzten Periode ebenso am Anfang einer neuen Entwickelung des Künstlers steht, wie vor zwölf Jahren der Hirtenknabe, so dürfen wir das Größte erwarten innerhalb des Kreises, in dem Hildebrand's Begabung gebannt zu sein scheint.

A. L.

Dramatische Aufführungen.

Der Club.

Pariser Lebensbild in 3 Acten von Edmond Gondinet. Deutsch von Oscar Blumenthal.

Der geistreiche Gondinet, der Verfasser so vieler hübschen Komödien, wollte einmal einen Pariser Club auf die Bühne bringen. Nur diesem Wunsche verdankt das neue Stück seine Entstehung. Da aber kein weiblicher Fuß die Schwelle eines Clubs überschreiten darf und andererseits ein Stück ohne Frauen, ohne Liebe, ohne glänzende Toiletten zumal in Paris ein Ding der Unmöglichkeit ist, so galt es vor Allem, die Clubscenen nur auf einen Act zu beschränken, währenddessen der Zuschauer schlechterdings auf den Anblick schöner Weiblichkeit zu verzichten hat. Doch Gondinet, der Schwerenöther, weiß sich zu helfen. Zuerst schafft er — eine Hosenrolle: das jugendliche Clubmitglied Gervasson, der Alles chic findet, wird von einer pikanten Blondine dargestellt. Zweites Hilfsmittel: regiert im Club-Constitutionalismus der Mann, so herrscht doch die Frau, wenn auch nur unsichtbar, in absentia. Sie erfüllt das Herz und das Dasein all' dieser Lebemänner, die ihre Existenz blos dem grünen Tuch des Billards und „bac", dem Menu des Club-Diners und der Lectüre der aufliegenden Journale zu widmen scheinen. Daher hat denn auch der abgefeimte Lakai unablässig den Besuch von meist tief verschleierten Damen im Vorzimmer des Allerheiligsten zu melden — es geht wie in einem Taubenschlag, und Einer nach dem Andern wird abgerufen. Dadurch kommt ein gewisser pikanter Reiz in diese monoton männlichen Genrebilder vom Club. Man spürt überall den Zauber des „Ewig-Weiblichen".

Mit alledem läßt sich jedoch höchstens ein Act füllen. Gondinet weiß das wohl. Er erdenkt also einen vorbereitenden ersten Act, der in einem beliebigen Salon zwischen Herren und Damen spielen kann, und hat für den dritten Act, der, um den Abend zu füllen, nöthig ist, einen capitalen Einfall. Wohl betritt kein weiblicher Fuß einen Pariser Cercle, doch keine Regel ist ohne Ausnahme. Fee Wohlthätigkeit sprengt mit ihrem Zauberstab allwinterlich die Pforten der nur dem männlichen Egoismus geöffneten Räume; dann schmücken sich die Säle, wo nur der Schlag der Karten und das Geldgeklingel ertönt, mit Blumen und Frauen, und schöne Damen aus der Gesellschaft und beliebte Theaterprinzessinnen unternehmen einen Massenangriff auf die Börsen der Männer — für die Armen. Auch im Residenz-Theater sahen wir also die geschmückten Verkaufsbuden der schönen Verkäuferinnen aus dem Stegreif und ihr lustig interessirtes Treiben, das einen milden Zweck zur Entschuldigung hat. Wenn die Photographie des bei uns weniger entwickelten Clublebens minder interessirte, so fand dafür dieses hübsch inscenirte Wohlthätigkeitsfest, das in unseren gesellschaftlichen Zuständen manche Analogie hat, allgemeines Verständniß.

Ist es nicht erstaunlich, wie der geistvolle Verfasser auf solche Art seinen jeder theatralischen Gestaltung widerstrebenden Stoff annehmbar zu machen weiß? Und dabei haben wir noch gar nicht von den vielen lustigen Club-Typen à la Grévin und Gavarni gesprochen, nicht von dem Arzt, der seine Patienten warten läßt, um immer noch „eine letzte Partie" zu spielen; nicht von dem geschiedenen Gatten, der den Cercle zu seiner Familie gemacht hat, wo er wenigstens sicher ist, seiner einstigen Frau nicht zu begegnen; nicht von dem blasirten Viveur, der an seinem beschränkten Horizont ein bisher unbekanntes Wesen, das junge Mädchen, aufgehen sieht und sich von ihm in die clubfeindliche Ehe einfangen läßt; nicht von dem eingefleischten Spieler, der nur an seinen „Fetisch" glaubt und überall unheilvolle Einflüsse wittert . . . Wir haben auch noch nichts erwähnt von dem munteren, geistvollen, queckſilbernen Dialog, dessen Spitzen und Anspielungen Blumenthal fein wiedergegeben hat, ganz abgesehen von dessen mildernder Bearbeitung, der es das polizeiliche Verbot aufzuheben gelang. Und zuallerletzt hat ja das Stück auch eine Handlung, freilich nur gerade ausgiebig genug, um die in Permanenz erklärten Episoden mit einem Schein von Logik zusammenzuhalten und Spannung zu erwecken: die eheliche Untreue des Grafen Fernand, der dadurch mit einem früheren Liebhaber seiner Angebeteten in Conflict geräth; die Operationen einer verlassenen Ariadne, die ihren Vergeßlichen in Duellaffairen verwickelt, und die Steigerung aller zum Theil durchsichtigen und abgenützten, theils arg complicirten Intriguen in der originellen Rache einer grundlos eifersüchtigen Frau, welche sich an ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin dadurch rächt, daß sie deren Conterfei als bunt aufgeputzte Kinderpuppe in ihrem Bazar verkauft — ein stark komischer Effect, der den bis dahin discret heiteren Erfolg zum Schluß in einer allgemeinen Lachsalve austönen ließ.

Z.

Notizen.

Gesammelte Schriften von C. H. Bitter, königlich preußischem Staatsminister. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Wenn auch Bitter's Verdienste als Staatsmann längst vergessen sein werden, wird seiner Bedeutung als Musikschriftsteller wohl noch immer gedacht werden, umsomehr als er unter die Häupter der Gegengemeinde Wagner's gehört, welche im Gegensatz zu dem „Meistercultus" die ruhige Besonnenheit des historischen Standpunktes in der Musik festhalten und zu allgemeiner Geltung zu bringen suchen. Im Hinblick auf diese bedeutende Stellung, die Bitter auf dem Gebiete der musikalischen Literatur und Forschung einnimmt, bereitet das vorliegende Buch eine freudige Ueberraschung: es bringt uns nämlich mit dem Schriftsteller gewissermaßen persönlich zusammen. Schon in dem ersten Aufsatze „Lebensbilder aus dem Jahre 1848" wird Niemand die in novellistisches Gewand gehüllte Schilderung von Selbsterlebtem verkennen, besonders wenn man weiß, daß der Verfasser als Regierungsrath am 18. September 1848 in Neuzelle in der That in der Gefahr schwebte, durch eine aufgewiegelte Menge getödtet zu werden. Ebenso bieten die den größten Theil des Buches einnehmenden: „Skizzen und Bilder aus den Ländern an der unteren Donau und aus dem europäischen Orient" so viel anziehendes Material für die Biographie des Schreibers selbst, der von 1856—60

Mitglied der Donaucommission war, daß wir nur mit dem wärmsten Interesse uns in sie vertiefen können. Die anderen Aufsätze des Buches sind, mit Ausnahme des kurzen politischen über „Uwe Lornsen", der sich gegen die ungerechtfertigte Glorificirung jenes Particularisten wendet, musikalischen Inhalts. In „Vergessene Opern" führt uns Bitter, man möchte sagen wehmuthsvoll, nochmals an den vielen Freuden und Genüssen vorüber, die in den letzten fünfzig Jahren der lauschenden Menge geboten wurden und die nun alle schon vergessen sind, wendet sich dann in „Bismarck, Wagner, Rodbertus" in scharfer Kritik gegen die Parallele, in welche Wirth diese drei Männer gestellt hat, und gibt uns schließlich mit einer höchst klar geschriebenen Abhandlung über die Uebersetzung Mozart'scher und Gluck'scher Operntexte ins Deutsche seine neu bearbeiteten deutschen Texte zu Mozarts Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris, die wir allen Theaterdirectoren warm empfehlen, sowie eine trefflich ausgeführte Uebersetzung des Requiems im Anschluß an die Mozart'sche Composition. O. B.

Gedichte von Heinrich Leuthold. 3. vermehrte Auflage (Frauenfeld, J. Huber.) Zu Neujahr 1879 erschien die erste Auflage dieser Gedichte, und daß heute, nach 5 Jahren, bereits die dritte vorliegt, spricht sehr für den guten Geschmack unseres als poesiefeindlich verschrienen Publikums. Der unselige Schweizer Poet, der noch knapp vor seinem Tode im Züricher Irrenhause sein Opus empfing und anfänglich mit Ingrimm aufnahm, ist ein echter Dichter und ein Formtalent vom ersten Rang, aber die Menge wird seine wohllautvolle, kühle, scharfe Art niemals lieben lernen. Umsomehr freut uns dieses vollgültige Zeugniß, daß der feine, stille Kreis von Leuthold's Verehrern sich so sehr erweitert hat. Die vorliegende Ausgabe ist um mehrere ungedruckte Gedichte vermehrt, unter denen uns neben einigen Sonetten die erste Epistel: Deutsches Dichterloos am meisten interessirt hat. Wenigstens als pathologisches Object. Leuthold sagt hier einem jungen Dichter u. A. Folgendes:

Noch träumst Du von den Kränzen des Ruhms
Einer glänzenden Carrière,
Du Candidat des Märtyrthums
Der deutschen Dichtermisère. — — —
So schwärmst Du ... Jahre gehn herum,
Du erscheinst in Goldschnitt gebunden,
So wirksam verlegt, daß das Publikum
Dich immer noch nicht gefunden. — — —
Du hoffst noch immer, indeß mit der Zeit
Die Schwingen den Dienst versagen;
Du fühlst eine seltsame Nüchternheit
Im Kopf und besonders — im Magen. — — —
Und wenn Du gestorben — was immer Dein Theil:
Noth, Selbstmord, Gemüthsvergiftung —
Dein Bildniß bringt das Organ des Herrn Keil,
Dich begräbt die Schillerstiftung. — — —
Und befaßt sich die Schillerstiftung nicht mehr
Mit deutschen Dichterschatten,
Dann lebt noch ein Recensentenheer,
Das wird dich sicher bestatten. — — —

Leuthold hat sich nie echter und offener gegeben, als in diesem bösen Stück, das manches Räthsel von der Verbitterung und Umnachtung seiner Seele löst.

Astronomische Abende von Hermann J. Klein. (Berlin Allgem. Verein für deutsche Literatur.) — Wie es dem Zweck des Verein entspricht, der dieses Buch edirte, setzt dasselbe weder astronomisch noch mathematisch gebildete Leser voraus, sondern sucht in allgemein verständlichen Abhandlungen über den Stand der heutigen Himmelserforschung zu orientiren. — Es wird über die sogenannte Popularisirung der Wissenschaft heute viel hin- und hergeredet; das vorliegende Buch ist recht geeignet, sowohl das Gefährliche, als auch das Werthvolle dieser Popularisirungsmethode deutlich zu zeigen. Das Gefährliche in erster Linie. Denn es überhäuft uns mit einem Schwall von Hypothesen über die Entstehung und Bedeutung der einzelnen Himmelserscheinungen, ohne unter denselben eine wirklich allgemeinverständliche, und doch dabei scharf kritische Sichtung vornehmen zu können. Es ist dies nicht die Schuld des Verfassers. Dieser leistet, was nur ein Schriftsteller in solchem Falle leisten kann. Die Schuld liegt in dem Gegenstande, der sich so leichthin eben nicht populär darstellen läßt. Außerdem werden dem Laien eine Menge von Anschauungen zugemuthet, die bei einem Laien, auch wenn er auf dem Durchschnittsstandpunkt der allgemeinen Bildung steht, doch nicht vorausgesetzt werden können. Was nützt es, die Ergebnisse der spektralanalytischen Untersuchungen aufzuzählen, wenn dem Leser die Einrichtung eines Spektroskopes ganz unbekannt bleibt? welchen anderen Zweck, als die Blätter zu füllen, hat die Registrirung der bedeutenderen Doppelsterne im Capitel XXVI, die doch Niemand an der Hand eines solchen populären Buches aufsuchen kann und wird? Und muß es für einen gänzlich Unkundigen nicht geradezu peinlich sein, immer von so und so viel zölligen Teleskopen und von Riesenrefraktoren sprechen zu hören, ohne dabei nur die geringste Anschauung von einem solchen Instrument zu besitzen? — Nach der anderen Seite läßt sich das Werthvolle, das aus diesen populären Darstellungen und aus der vorliegenden speciell, für die Allgemeinbildung entspringt, nicht verkennen. Es liegt hauptsächlich in den vorzüglichen geschichtlichen Kapiteln und in der geschickten Verwerthung des Materials zu übersichtlichen Endurtheilen. Um zu letzteren zu gelangen, hätte es aber der Häufung des Materials, die den Laien nur verwirren und ermüden muß, nicht bedurft, und das Buch würde gewiß seinem Zwecke noch mehr entsprechen, wenn es seinen Schwerpunkt in die Ausbeutung, nicht in die Ausbreitung der Thatsachen verlegte. — Ein Buch, welches diese Methode in ungleich besserer, ja meisterhafter Weise befolgt, ist die Sammlung astronomischer Feuilletons, welche der geistvolle M. Wilhelm Meyer unter dem Titel: Spaziergänge durch das Reich der Sterne (Hartleben, Wien) soeben veröffentlicht. Gewiß beruhen diese Aufsätze, ebenso wie die Klein'schen Abhandlungen, auf dem festen Untergrund streng wissenschaftlicher Forschung, sie lassen auch denselben in großen Zügen dem Leser erkennen, aber sie vermeiden es durch eine wahrhaft graziös zu nennende Handhabung des Gefundenen, daß der Leser ermüdet, ehe er zu dem gelangt, was sich auf jenem Untergrund aufbaut. — Man vergleiche nur, was Meyer in seinem zweiten und dritten Spaziergange und das, was Klein in seinem XV. bis XVII. Capitel über den Mond sagen, und man wird den Unterschied sofort finden: dort ein charakteristisches Gemälde in wenigen Strichen, hier ein Mosaikbild, auf dem sich der Laie nur mit Anstrengung orientirt. — Meyer's Aufsätze behandeln vorwiegend das, was in den letzten zwei Jahren von Himmelsvorgängen die Welt und die Zeitungen beschäftigte, und sind deshalb von großem actuellen Interesse. Des Denkmals, welches er seinem unglücklichen Lehrer Klinkerfues aufrichtet, sei hier besonders gedacht. Meyer ist ohne Zweifel einer unserer temperamentvollsten, gediegensten Vertreter des wissenschaftlichen Feuilletons, und als solcher auch von den Lesern der „Gegenwart" wohl gekannt und geschätzt. O. B.

Kürschner's Taschen-Conversations-Lexikon. Stuttgart, Spemann. — Ein sehr praktisches Nachschlagebuch, das auch jenen Kreisen, für deren materielles Können selbst die kleinen Ausgaben von Meyer und Brockhaus noch unerreichbar sind, den Besitz eines Lexikons dadurch ermöglichen will, indem es nur die Auslage eines Thalers verlangt. Für so wenig Geld wird hier allerdings märchenhaft Vieles geboten. Und dabei handelt es sich nicht etwa um einen bloßen Auszug aus den bestehenden Handlexica, sondern um eine durchaus originale Leistung, zu welcher eine Reihe von Fachmännern, wie Baisch für Kunst, Boxberger für Literatur, Hauptmann Castner für Militär, Henne am Rhyn für Geschichte, van Muyden für Technologie, Steiner für Mineralogie herangezogen worden sind. Zu bedauern ist, daß durch die Aufnahme der Garnisons-Vorgesetzten, Gesandtschaften und Consulate das ganze Buch der Vergänglichkeit näher gerückt wurde, da solche Personalien einem fortdauernden Wechsel unterworfen sind. Auch möchten wir seine Corpulenz vermindert sehen, wäre es selbst um den Preis einer kleinen Vergrößerung des Formats, so daß es ein wahres Taschenbuch nicht blos für Riesen und Herculesse würde. Die Illu-

strationen, freilich zum Theil arg Miniatur, mögen Manchem willkommen sein. Der „Kleine Kürschner", den wir schon mehrfach consultirt haben, ist uns bisher keine Antwort schuldig geblieben; ja, er enthält Vieles, was wir in den umfangreicheren Handlexica vergeblich suchten. Er hat sich also praktisch bewährt, und spätere Auflagen werden ihn der Vollendung gewiß immer näher führen.

Die prachtvollen Farbendruckblätter, welche Albert Frisch in Berlin seit Jahresfrist herausgibt und deren erstes Erscheinen die „Gegenwart" s. Z. als eine epochemachende Hervorbringung des deutschen Kunsthandels begrüßt hat, sind inzwischen um sechs Blätter vermehrt worden und in immer weitere Kreise gedrungen. Schienen uns damals schon die ersten vier Blätter das Nonplusultra polychromen Drucks zu sein, so belehren uns die neuesten Reproductionen, daß allerdings noch eine Steigerung möglich war. Die Technik Frisch's, die einem eigenen, natürlich streng geheimgehaltenen Verfahren folgt, leistet hier geradezu Phänomenales, so daß nur ein Kennerauge die Reproduction vom Original zu unterscheiden vermag. Die Landschaft nach der Aquarelle von A. van de Velde gibt die ganze schwüle Sommerstimmung des Originals wieder, und die lustige „Schlittenparthie" nach Averkamp zeigt die gleiche Feinheit in der Abtönung von Luft und Licht. Mit welcher Zartheit sind auf der froh-naiven Farbenskizze von J. de Witt, den jungen Bacchus darstellend, die Fleischtöne behandelt und die leichten Uebergänge der durch die Wolken schwebenden Putten! Harmonisch abgeklärt erscheint die saftigste Farbenwelt endlich auf dem Porträt der Gräfin Potocka, nach dem berühmten Pastell eines unbekannten Meisters, ein Bild von unvergleichlichem Liebreiz, und Felicitas Tassaert's Junge Mutter, wo jedes Haar des ebenfalls nach seiner Milch verlangenden Pintschers, jede Naht des blau-weißgestreiften Kleides, die Stickerei des Wäschestücks auf das Sorgfältigste herausgetupft sind. Es ist eine wahre Bravourleistung, die in mehr als einer Hinsicht die schönsten Pariser Aquarelldrucke von Goupil übertrifft. Wir empfehlen aufs Wärmste Albert Frisch's Publicationen, die ganz darnach angethan sind, das Vorurtheil der Kunstkenner gegen den Farbendruck glänzend zu widerlegen und denselben auch im vornehmen Heim des Amateurs einzubürgern. — Dieselbe Firma, die auch im Lichtdruck Vorzügliches leistet, hat in dem Sammelband: Chodowiecki, Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen (Berlin, Verlag von Mitscher und Roestell) die 136 Stiche des Meisters nach den zum Theil sehr seltenen Originalen in Photogravüre ausgeführt. Die Auswahl ist eine sehr geschickte und feinsinnige und bringt die Reproduction der gemüthvollsten Selbstporträts des Künstlers im Kreise seiner Familie, die zierlichsten Modekupfer aus den Gothaer und Lauenburger Kalendern, geistvoll radirte Studienblätter, die sittengeschichtlich interessantesten Almanach-Beigaben, die humorvolle Reise des Künstlers nach Dresden, Illustrationen zu Gellert, Lessing, Rousseau, den Todtentanz, der sich freilich mit dem seines Schülers Schellenberg nicht messen kann, u. a. Eine schöne Beigabe bildet die Reproduction des Künstlerporträts von Graff nach Arnold's Stich. Wer die Feinheit in Frisch's Verfahren studieren will, halte sich an die Wiedergabe der sogenannten Einfälle des Künstlers, Bildchen von mikroskopischer Accuratesse, einer Welt im Kleinen. Diese Prachtausgabe, die in geschmackvollem Umschlag erscheint, dürfte auf dem nächsten Weihnachtstisch eine hervorragende Stelle einnehmen.

Münchener Bunte Mappe. Herausgegeben von Max Bernstein. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaften (vormals Fr. Bruckmann). — Ein ebenso originelles, als prächtiges Sammelwerk, das uns von den Künstlern, die an der Isar in Liedern und Bildern schaffen, ein imponirendes Zeugniß gibt. Vor ähnlichen Prachtwerken hat das vorliegende das voraus, daß es weniger aus disparaten Elementen, aus wahllos den Mappen entnommenen Beiträgen bunt zusammengesetzt ist, daß es einen mehr einheitlichen Charakter hat und den gemeinsamen bajuwarischen Boden nicht verleugnet. Ganz bayrisch treten einmal die Maler Defregger, Grützner, Horstig, Kauffmann, Wenglein, Liezen-Mayer, Schlitt, Rosenthal, Schmid, Seitz u. A. auf mit ihren Studienköpfen, Landschaften und Genrebildern aus der Isarstadt und dem Gebirg. Lustig ist namentlich Oberländer's Zeichnung: „Wie es auf der Alm eigentlich sein sollte" mit den idealfrommen Kühen, den hüpfenden Kälbern, den gemüthlichen Gemsen und dem mit der schönen Sennerin um die Wette singenden Salon-Tyroler. Auch der literarische Theil knüpft gern an bayrische Stoffe an. Auzinger und Stieler singen „boarische Gstanzln", Pecht erzählt von dem Altmünchener Maler Spitzweg, Maximilian Schmidt und Ganghofer steuern Hochlandsgeschichten bei. Vortrefflich sind außerdem die gehaltvollen Sprüche von Heyse und Carriere, die lyrischen Beiträge von Michael Bernays, Fulda, Greif, Kirchbach, die epischen Gedichte von Wilhelm Hertz und Lingg und die schalkhaften Feuilletons von Carl Theodor Heigel und Max Bernstein. Den schönsten künstlerischen Schmuck haben neben Uhde und Liebermann jedenfalls Piglhein und Fritz Aug. Kaulbach geliefert. Letzterer in seinem stimmungsvollen Doppelbilde: „Ein Quartett" mit den reizvollen Mädchengestalten nnd Bruno Piglhein mit dem Portrait des kleinen Jungen mit Hund und dem brillant in Farbendruck wiedergegebenen barocken Titelbild in japanischem Geschmack. Möge der pikante Debardeur mit der Insectenfrisur nächstes Jahr abermals die Skizzenblätter aus der Münchener Bunten Mappe vor uns auskramen!

Horaz und Lydia. Lustspiel in einem Act von F. Ponsard. Im Versmaß des Originals übertragen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Karl Reißner.) Eine sehr ansprechende dichterische Gabe. Ponsard's fast vergessenes Stück verdiente eine Wiedererweckung recht wohl, und hat in Friedmann einen Uebersetzer gefunden, der seiner Aufgabe gewachsen ist. Seine Nachbildung gibt den schalkhaften Liebesdialog in allen Nüancen und Feinheiten des Originals wieder, und den sonst bei Uebersetzungen französischer Dramen neuerdings aus der Mode gekommenen, weil im Deutschen leicht ermüdenden Alexandriner läßt man sich bei diesem Einacter gern gefallen. Friedmann's Verse sind flüssig und gewandt, auch stören nirgends Gallicismen in der Diction. Unter den Reimen ist uns nur „vergeudend—unbedeutend" (S. 23) als uneben aufgefallen. Das graziöse Stück verdient in seiner neuen, anmuthigen Form Aufmerksamkeit, erobert sich vielleicht sogar eine deutsche Bühne.

T—n.

Meister Pathelin. Altfranzösischer Schwank in drei Aufzügen. Uebersetzt von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien, L. Rosner.) Es war ein vortrefflicher Gedanke des bekannten Dichters und Uebersetzers, uns die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Farce „Maistre Pierre Pathelin", eines der ältesten und hervorragendsten Denkmäler der dramatischen Literatur Frankreichs, zu verdeutschen. Zum ersten Male geschieht dies hier in Versen. Die Aufgabe war wahrlich keine kleine und erforderte einen gewiegten Kenner der Sprache und einen feinfühligen Poeten. In dem Grafen Wickenburg ist die rechte Sache von dem rechten Mann angegriffen worden. Seine meisterliche Handhabung des Verses hat eine Neudichtung zu Stande gebracht, die als eine Zierde moderner Uebersetzungskunst gelten darf. Die literarhistorische Einleitung zu dem Stücke des unbekannten Vorläufers Molière's ist dankenswerth. Der Schwank selber, die fein ausgeführte Charakterfigur des Helden voran, erregt noch heute unsere heiterste Laune, wenn auch etliche Späße für unseren verfeinerten Geschmack etwas gar zu harmlos, zu wenig raffinirt erscheinen. So wird denn auch der lustige Schwank wohl kaum auf deutschen Bühnen sich mehr einen Platz erobern können, — im Wiener Burgtheater ist der Versuch mit Josef Lewinsky in der Titelrolle mißglückt — aber zur Lektüre darf er allen Freunden des Humors angelegentlich empfohlen werden.

T—n.

Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie von August Hinüber. Leipzig, Otto Wigand. — In einer glücklicherweise wenig umfangreichen Abhandlung über „Wanderers Sturmlied" sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Goethe sich selbst Unrecht thut, wenn er von diesem Liede sagt: „Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich

vor mich hin . . . ". (Wahrh. u. Dicht. 3. Th.) Für die „Gemeinde der Goethebekenner" hätte es dieses Nachweises, der sich übrigens von goethephilologischer Kleinkrämerei im Ganzen fern hält, kaum bedurft, für alle aber, welche gewöhnt sind, dieses Gedicht als eine ziemlich unverständliche Jugendleistung des großen Dichters zu überschlagen, kann diese Abhandlung als eine Brücke zum Verständniß des Sturmliedes bestens empfohlen werden. O. B.

Charlotte Diede. Lebensbeschreibung und Briefe, herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Halle, Max Niemeyer. — Das Leben der Freundin W. von Humboldt's wird uns in dem vorliegenden Buche an der Hand von Briefen, welche dieselbe an ihre Geschwister schrieb, geschildert. Die Veröffentlichung dieser Briefe ist um so werthvoller, als über das Leben der Frau, welche ein Wilhelm von Humboldt Jahrzehnte lang in rührender Freundschaft verehrte, deren „Schätzung und vertrauende Hingabe" für ihn, den Freund Goethe's und Schiller's, „zu Demjenigen gehörte, was sein eigenes Lebensglück sehr erhöhte", bis jetzt nur Weniges, und dieses Wenige sehr entstellt, bekannt war. Die von ihr selbst an Humboldt geschriebenen Briefe sind ja leider auf ihre eigene Anordnung hin vernichtet worden, und Humboldt's Briefe an sie geben nur Andeutungen über ihre Lebensschicksale, Andeutungen, welche Gutzkow zu „offenbaren Gehässigkeiten und Unwahrheiten" Veranlassung gegeben haben. So ist diese Briefsammlung, welche die Frau Stiftsoberin Auguste Piderit zu Lippstadt seit längerer Zeit mit vieler Liebe und Sorgfalt gesammelt hat, mit wirklicher Freude zu begrüßen, wenn auch freilich nur mit Wehmuth zu lesen, denn die schöne und hochbegabte, schwergeprüfte und reichgesegnete Pfarrerstochter aus Lüdenhausen hat ein Leben gelebt, das reicher an Mißgeschick als an Lebensglück war. Erst spät hat sich die Freundin Humboldt's zur inneren Ruhe durchgerungen.

O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmal über das geflügelte Wort „Reptil".

Sehr geehrter Herr!

Der Ausdruck „reptile" in Verbindung mit Zeitung scheint bereits zur Zeit der französischen Revolution gang und gäbe gewesen zu sein. In der von Eugène Hatin verfaßten Schrift: „Le Journal" (Paris, Germer Baillière & Cie.) liest man auf S. 106 Folgendes:

„Ainsi, le 8 mars 1793, un conventionnel réclamait la parole pour une „motion importante": il s'agissait de faire taire ces insectes calomniateurs qui étaient les seuls, les véritables obstacles des progrès de la révolution; la Convention devait chasser de son sein tous ces êtres immondes et forcer ces reptiles impurs à se cacher dans leur honte. (Un grand nombre de voix: Oui! oui!) — Non, ripostait un autre, moins féroce; laissons, laissons coasser dans la boue et la fange ces vils insectes!"

Es handelte sich damals um Unterdrückung mehrerer Zeitungen. Die vorstehende Stelle scheint dem Referate eines Journals der damaligen Zeit entnommen zu sein. In der neunten Auflage der Geflügelten Worte von Georg Büchmann findet sich auf Seite 270 der Vermerk: „Wo das Napoleon zugeschriebene Wort: „Chaque soldat français porte le bâton de maréchal dans son sac", jeder französische Soldat trägt den Marschallsstab in seinem Tornister", steht, habe ich bis jetzt nicht gefunden." Nach der Mittheilung einer französischen Zeitschrift lautet dies geflügelte Wort vielmehr: „Chaque soldat français porte le bâton de maréchal dans sa giberne" und rührt nicht von Napoleon I., sondern von Ludwig XVIII. her; es soll sich in der Biographie Didot finden.

Hochachtungsvoll und ergebenst

C. Löper.

Markirch.

Inserate.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Christkind. Sechszehn Aquarellen von V. Paul Mohn.
Quart-Format. Elegant cartonnirt M. 6.

Aus Dur und Moll. Concertstücke ohne Noten von Karl von Schloezer.
Mit 45 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Klette, Herrmann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Groß-Octav. In reich illustrirtem Umschlag brosch. M. 5.
Eleg. geb. in Originalband M. 6.

Früher erschien im gleichen Verlage:

Märchenstrauß für Kind und Haus.
Mit Bildern von V. Paul Mohn. 45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text.
Quart-Format. Elegant cartonnirt M. 12.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, W.

Neues von Carus Sterne.

Die Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Ein neues Werk von E. Last!

Die realistische und die idealistische

Weltanschauung

entwickelt an

Kants Idealität von Zeit und Raum.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Preis 5 M., eleg. gebunden 6 M. 50 Pf.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Fr. Spielhagens Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschienen in 10ter Auflage von **Julius Stinde:**

Buchholzens in Italien.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

Die Familie Buchholz.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

Bisheriger Absatz beider Werke:

30,000 Exemplare.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter — Episoden.

Broschirt Mark 2.50, elegant gebunden M. 3.35.

Der außerordentliche Erfolg der Gesammtausgabe von Schack's poetischen Werken, deren erste starke Auflage in kaum Jahresfrist vergriffen worden ist, ruft diese zweite Auflage hervor, welche, obgleich ungemein vermehrt, zu demselben billigen Preise wie die erste in rasch aufeinander folgenden Bänden erscheinen wird.

Tag- und Nachtstücke

von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV. und 322 Seiten. Mark 4.— Elegant gebunden Mark 5.—

Eine Sammlung von dreiundzwanzig meist erzählenden Dichtungen, welche theils tragisch ergreifenden, theils mehr heiteren Inhaltes sind und ihrem Stoffe nach den verschiedensten Ländern und Weltaltern von der frühesten Vorzeit an bis auf unsere Tage entnommen sind. Die zahlreichen Freunde der Muse des Verfassers werden auch an diesen, in sehr verschiedenen Perioden seines Lebens entstandenen Dichtungen dieselbe Befriedigung finden, wie an den früheren.

WALHALL

NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**

Ein nationales Hausbuch

Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**

Prachtband 10 Mark.

Verlag von R. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Rudolf Baumbach. — Victor Blüthgen.

Als werthvolle Festgeschenke außerordentlich zu empfehlen:

Trug-Gold.

Erzählung aus dem 17. Jahrhundert

von

Rudolf Baumbach.

Miniatur-Prachtband. 6 Mark.

Der Preuße.

Erzählung aus den Karpathen

von

Victor Blüthgen.

Elegant gebunden. 4 Mark 50 Pf.

Beide Erzählungen, die nach allgemeinem Urtheile zu den besten der neueren Zeit gehören, nehmen eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur ein. Die Nachfrage nach beiden Werken steigt von Woche zu Woche. Von „Trug-Gold" ist bereits die vierte, von „Der Preuße" soeben die zweite Auflage erschienen.

Berlin W. **Albert Goldschmidt.**

der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Hierzu eine Beilage der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

№ 49. Berlin, den 6. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der neue Reichstag. Von *. — Cavour und der Ultramontanismus. Von Emanuel Münzer. — **Literatur und Kunst:** Zur Philosophie der Mystik. Von Carl du Prel. — Drei Erzähler. (Karl von Schlözer. J. V. Widmann. Ludwig Hevesi.) Von Theophil Zolling. — Die deutsche Historienmalerei der Zukunft. Von Fr. Pecht. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der neue Reichstag.

II.

Bildet das Centrum mit seinen reichsfeindlichen Anneren gewissermaßen die äußerste Rechte des deutschen Reichstages, so repräsentiren die beiden Gruppen der Demokraten und Socialdemokraten die äußerste Linke unseres Parlamentes.

Die Volkspartei hat es zu einer nennenswerthen Bedeutung im Reichstag niemals bringen können. Ihre höchste Ziffer hatte sie im letzten Reichstag mit 9 Sitzen erreicht, jetzt ist sie herabgesunken auf 7, und auch diese vermochten nur mit äußerster Anstrengung errungen zu werden; die Hauptwahl hatte die Partei auf 2 Mandate reducirt. Doch wird die parlamentarische Bedeutung ihres früheren Führers Sonnemann nicht geleugnet werden dürfen. Einen einigermaßen festen Besitzstand hat die Volkspartei nur in Württemberg. In ganz Mittel- und Norddeutschland fehlt ihr jeder Boden. Am 28. October behauptete die Volkspartei nur die beiden württembergischen Wahlkreise Reutlingen und Crailsheim. Definitiv verloren waren Würzburg an die Ultramontanen, Cannstadt und Ulm an die Nationalliberalen. In Stichwahl wurden sodann von den alten Sitzen gegen die Nationalliberalen gerettet Stuttgart, Heilbronn und Mannheim; die Volkspartei vermochte diese Stichwahlsiege nur zu erringen durch eine Coalition aller dem gemäßigten Liberalismus feindseligen Elemente; da die conservative Partei in jenen Wahlkreisen nicht existirt, bedeutete jene Coalition einfach eine Verbindung aller Parteien gegen die Nationalliberalen. Als einen besonderen Triumph betrachtete die Volkspartei den Stichwahlsieg in dem bisher unbestritten nationalliberalen Wahlkreis Kaiserslautern in der Rheinpfalz, der mit ganz geringer, durch die oben charakterisirte Coalition gebildeter Majorität erfolgte. Außerdem trat die Volkspartei im Wahlkreis Ansbach in den Kampf gegen die Deutschfreisinnigen und gewann das Mandat in Stichwahl. Der Wahlkreis war früher immer nationalliberal vertreten Die Schärfe der Parteigegensätze scheint die Nationalliberalen bei der Stichwahl zur Stimmenthaltung veranlaßt zu haben, was den Sieg der Volkspartei zur Folge hatte. Endlich verloren die Demokraten noch ihren altbefestigten Wahlkreis Frankfurt; ein völlig unbekannter Socialdemokrat siegte mit mehreren Tausend Stimmen über den altbewährten Parlamentarier Sonnemann. Daß letztere Kraft dem Reichstage fehlt, ist aufrichtig zu beklagen. Sonnemann war in der Methode des parlamentarischen Kampfes stets gemäßigt; er hat in früherer Zeit an mehreren hochwichtigen legislatorischen Arbeiten verdienstvoll mitgearbeitet; er hat insbesondere auch in letzter Zeit für die socialen Probleme und die colonisatorischen Pläne der Regierung einen vorurtheilsfreien Blick sich bewahrt und die kleine Gruppe der Demokraten davor gerettet, alle gesetzgeberischen Vorlagen der Regierung von vorne herein ad irato zu beurtheilen. Sollte die Niederlage Sonnemanns in Frankfurt durch Wahlenthaltung der Nationalliberalen verschuldet sein, so würden wir dies beklagen, aber begreifen; die Schuld davon würde die Frankfurter Zeitung treffen, deren maßlos heftige Polemik gegen die „Heidelbergerei" es einem Nationalliberalen fast unmöglich machte, für einen demokratischen Candidaten einzutreten.

Diejenige Partei, welche — und mit Recht — am stolzesten auf das Wahlergebniß zurückblickt, sind die Socialdemokraten. Die Mandate der Socialdemokraten haben sich verdoppelt. Von den früheren 12 socialdemokratischen Wahlkreisen wurden verloren ohne Stichwahl die beiden sächsischen Freiberg und Mittweida an die Nationalliberalen, in Stichwahl Hanau an die Conservativen. Behauptet wurden ohne Stichwahl Hamburg II., Reuß ä. L., Chemnitz, Zwickau; in Stichwahl gegen die Freisinnigen Breslau I. und II., Nürnberg, gegen das Centrum Solingen, gegen die Nationalliberalen Offenbach. Neu gewonnen ohne Stichwahl Hamburg I., Berlin IV. und Altona von den Deutschfreisinnigen, Glauchau von den Nationalliberalen, Leipzig Land von den Freiconservativen; in Stichwahl gegen die Deutschfreisinnigen: Reuß j. L., Gotha, Berlin VI., Magdeburg; gegen die Demokraten: Frankfurt a. M.; gegen die Nationalliberalen Braunschweig, Kirchberg (Sachsen); gegen die Freiconservativen Elberfeld-Barmen; gegen die Welfen Hannover; gegen das Centrum München II.

Von den 24 socialdemokratischen Mandaten sind somit nicht weniger als 15 in Stichwahlen gewonnen; nur 9 waren bei der Hauptwahl der Partei zugefallen und zwar 4 alte und 5 neue. In 11 der jetzt socialdemokratisch vertretenen Wahlkreise galt der Kampf den Deutschfreisinnigen. Außerdem hatten die Socialdemokraten ihre Candidaten noch in einer Reihe von Wahlkreisen zur Stichwahl gebracht, wo sie unterlagen, zum Theil gegen geringe Majoritäten (Königsberg, Kiel gegen die Deutschfreisinnigen, Kassel, Dresden II. gegen die Conservativen, Mainz gegen das Centrum, Darmstadt, Hamburg III. gegen die Nationalliberalen).

Ueberblickt man dies Resultat, so kann man sich nicht verhehlen: die großen Städte, sowie die eigentlichen Industriebezirke Deutschlands sind theils in den Händen der Socialdemokraten, theils in Gefahr, denselben anheimzufallen, eine Gefahr, vor welcher nur die äußerste Anstrengung der vereinigten anderen Parteien zu retten vermöchte. Diese Ver-

einigung hat bei der letzten Wahl nur in ganz vereinzelten Fällen zu Stande gebracht werden können; bei den Stichwahlen sind sogar unzweifelhaft viele Tausende von Stimmen anderer Parteien für socialdemokratische Candidaten abgegeben und mindestens 10 von den 15 Stichwahlen der Socialdemokraten sind durch Wahlenthaltung anderer Parteien errungen worden. Daß es auch heute noch möglich wäre, durch eine Zusammenfassung der Kräfte aller Parteien die Mandate der Socialdemokraten auf ein Minimum zu reduciren, glauben wir bestimmt; absolut verloren sind vielleicht nur Berlin IV., Solingen, Nürnberg, Hamburg II. und Chemnitz.

Daß die Socialdemokraten es auf 24 Mandate bringen konnten, erklärt sich aus verschiedenen Umständen. Der wichtigste derselben ist das Auftreten der Partei selbst. Die Bebel und Liebknecht zwar sind immer noch die Führer der Partei, und die Behauptung, die Socialdemokraten hätten ihre Principien aufgegeben, wäre leichtfertig. Aber unzweifelhaft hat die Partei ihre Taktik geändert. Die Hasselmann und Most sind von der Bildfläche verschwunden; die Scandalreden im Reichstag haben aufgehört; einzelne der socialdemokratischen Abgeordneten haben in sehr sachlicher Weise an den parlamentarischen Arbeiten sich betheiligt; das ganze, „den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung" bezweckende Treiben in Parlament, Presse und Vereinen ist aufgegeben worden. Inwieweit dies dem Socialistengesetz zu danken ist, mag dahingestellt bleiben: daß vermittelst jenes Gesetzes wenigstens die äußere Ruhe hergestellt und aufrecht erhalten wurde, wird nicht geleugnet werden dürfen. Ob freilich diese äußere Ruhe nur ein trügerisches Scheinbild ist, welches einen um so tieferen inneren Sturm verdeckt, vermögen wir vorerst nicht sicher festzustellen. Die parlamentarischen Arbeiten des Reichstages werden dies zu zeigen haben, und davon wird die Zukunft der socialdemokratischen Partei in Deutschland abhängen. Beim letzten Wahlkampfe haben die Socialdemokraten sich sorgfältig gehütet, in der früheren wüsten Sprache die früheren radicalen Umsturzideen zu predigen. Es sind durchweg ganz concrete Punkte der socialen Frage, Dinge, welche zum Theil in weiten Kreisen als Schäden der heutigen Gesellschaftsordnung empfunden werden, deren gesetzliche Regelung und Abstellung die Wahlreden der Candidaten und die Flugblätter der Partei verlangen. Ja, man bezeichnete wohl in den Flugblättern die alten socialdemokratischen Umsturzpläne, speciell in Bezug auf Eigenthum und Ehe, als Ammenmärchen, die doch Niemand glauben könne; das „Märchen vom Theilen" sei „Unsinn" — heißt es in einem vor mir liegenden Flugblatte.

Gewiß wird man sich hüten müssen, auf diese Worte und Versprechungen allzu großes Vertrauen zu setzen. Die Hasselmann und Most hat zwar die Partei von ihren Rockschößen abgeschüttelt, die Liebknecht und Bebel aber sammt ihren Schriften sind noch da. Sollte es gelungen sein, die socialdemokratische Bewegung durch das Socialistengesetz und die positiven legislatorischen Arbeiten der Socialreform dauernd in gesetzliche Bahnen zu leiten und die Partei zur Arbeit auf dem Boden des Gesetzes zu erziehen, so wäre dies ein ungeheurer Erfolg und wir wären dann nicht mehr berechtigt, der jetzigen socialdemokratischen Partei die Existenzberechtigung abzuerkennen, wie dies für die frühere socialdemokratische Partei geschehen mußte. Eine nahe Zukunft wird hierüber die Entscheidung bringen müssen. Eines aber ist jetzt schon sicher. Die Fieberhitze der Attentatszeit mit ihrer großen Furcht vor dem dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone ist vorüber. Keine der Parteien hat im Wahlkampf die Socialdemokraten als die Ausgestoßenen, als die absolut zu bekämpfenden Gegner betrachtet. Den Freisinnigen erschien im Kampf gegen Conservative und Nationalliberale der ja allerdings ganz „entschiedene" Freisinn der Socialdemokraten in politischer Beziehung als ein Moment der Gemeinsamkeit, die Conservativen dagegen betonten wohl, daß von den Socialdemokraten immer noch eher ein Verständniß und eine Unterstützung der socialen Reformpläne der Regierung zu erwarten sei als von den Deutschfreisinnigen, und ein Nationalliberaler, der voraussichtlich eine sehr bedeutende Rolle zu spielen berufen ist, Fischer, sprach sich mit aller Entschiedenheit für die Existenzberechtigung der socialdemokratischen Partei und für Aufhebung des Socialistengesetzes aus. So war die Lage der Partei bei der diesmaligen Wahl und ganz speciell bei den Stichwahlen eine überaus günstige. An die Stelle der Siedehitze des allgemeinen Gegensatzes gegen die Socialdemokraten ist eine Siedehitze des Gegensatzes innerhalb der sogenannten Ordnungsparteien getreten, die so weit ging, daß alle Parteien zu den Erfolgen der Socialdemokraten direct oder indirect beitrugen, nur um ihre anderweitigen Gegenparteien zu schädigen. Auf diese Weise sind mindestens ein Dutzend Mandate an die Socialdemokraten gefallen; die flagrantesten Beispiele bieten die Stichwahlen in Braunschweig, Elberfeld-Barmen, Magdeburg und München II. Zu heftigen Recriminationen in dieser Beziehung hat wohl keine Partei begründeten Anlaß.

Dazu kam, daß die Socialdemokraten angesichts der socialen Reformpläne der Regierung mit vollem Recht darauf hinweisen konnten, wie sie es doch gewesen, die durch ihre Agitation und ihre Forderungen die ganze Frage in Fluß gebracht, ein Ruhmestitel, welcher ja von berufenster Seite ihnen zuerkannt wurde. Es liegt auf der Hand, wie stark dieses Argument wirken mußte. Ferner hielten sich die Socialdemokraten bei ihren diesmaligen Forderungen durchaus innerhalb der Grenzen des Erreichbaren und fern von allen Umsturzplänen, speciell in Bezug auf das Königthum. Es wäre gewiß reine Naivetät, anzunehmen, daß die 526,000 socialdemokratischen Wähler mit Bewußtsein den Umsturz von Königthum, Ehe, Eigenthum wollen. Es ist ein allzu billiges politisches Manöver, mit solchen Behauptungen schrecken zu wollen. Aber es liegt in der Natur menschlicher Dinge und ganz speciell in der Natur der constitutionellen Verfassung, daß der Arbeiter und kleine Mann für sein Wohl besser gesorgt glaubt durch einen Abgeordneten seines eigenen Standes und seiner eigenen Lebenshaltung.

Darin liegt die erschöpfende Erklärung der socialdemokratischen Wahlerfolge. Wird die Verbitterung der übrigen Parteien unter einander sich bis zum nächsten Wahlkampfe mindern, so würden die Socialdemokraten unzweifelhaft eine Anzahl ihrer neu eroberten Sitze wieder verlieren. Im Uebrigen hängt es von dem Verhalten der Partei selbst ab, ob sie eine dauernde Existenzberechtigung und Existenzkraft im deutschen Reichstage erringen wird. Beginnt sie abermals mit den revolutionären Velleitäten der früheren Zeit und stört sie nur die Arbeiten des Reichstages durch Brutalitäten und Brandreden, so werden Hunderttausende von Wählern die Partei verlassen, und die dann in den meisten Wahlkreisen doch wieder gegen die gemeinsame Gefahr sich bildende Coalition aller übrigen Parteien würde einen in den meisten Fällen siegreichen Kampf gegen die Socialdemokraten unternehmen.

Die im Vorstehenden erörterten, dem Reiche bezw. der Reichsregierung mehr oder minder oppositionell, wenn auch aus den verschiedensten Gründen, gegenüberstehenden Parteien repräsentiren eine Stimmenzahl von 172, also bereits fast die Hälfte des gesammten, 397 Mandate zählenden Reichstages. —

Es erübrigt noch die Besprechung der beiden conservativen und der beiden liberalen Parteien. Die ersteren dürfen unter den dermaligen Verhältnissen als eine compacte Einheit zusammengefaßt werden, indeß die beiden letzteren zur Zeit einen Gegensatz darstellen, dessen Schärfe an die heftigsten Kämpfe unter Parteien erinnert, welchen jede gemeinsame Basis der politischen Anschauung völlig fehlt. Auch in der Politik wird verlorene Liebe zum Haß.

Die beiden conservativen Parteien nehmen im Reichstage 104 Sitze ein (78 und 26) gegen 77 (53 und 24) des vorigen Reichstages; die Zahl der Mandate ist somit um 27 gestiegen, eine sehr erhebliche Stärkung der Regierungsparteien, immerhin doch nur ein Viertel des gesammten Reichstages. Die conservativen Wahlkreise gehören zum weitaus größten Theile dem Königreich Preußen an und zwar den alten Provinzen der Monarchie. Bayern, Hessen und die Kleinstaaten mit Ausnahme der beiden Mecklenburg haben gar keine conservativen Vertreter. So gut wie ganz conservativ sind Ostpreußen und Pommern; in beiden Provinzen sind nur die Hauptstädte Königsberg und Stettin deutschfreisinnig vertreten.

Von den übrigen 16 ostpreußischen Sitzen gehören die 2 ermländischen unbestritten dem Centrum, alle übrigen sind conservativ, nachdem die 5 zuletzt deutschfreisinnig vertretenen Wahlkreise Labiau, Heiligenbeil, Rastenburg, Tilsit und Sensburg diesmal gleich bei der Hauptwahl verloren gegangen waren. Ebenso ist jetzt ganz Pommern mit Ausnahme von Stettin conservativ vertreten, nachdem die beiden bisher deutschfreisinnigen Wahlkreise Uckermünde und Rügen gleichfalls am 28. October conservativen Candidaten zufielen. Westpreußen theilt seine Mandate zwischen Conservative und Polen; die Conservativen zählen hier jetzt 7 Wahlkreise, von denen einer (Schwetz) früher den Polen, ein zweiter (Danzig Land) dem Centrum gehört hatte; 3 Wahlkreise mußten in Stichwahl, 2 gegen Polen, einer (Elbing) gegen die Deutschfreisinnigen behauptet werden. Neu gewonnen haben die Conservativen den ersten Oppelner Wahlkreis vom Centrum, ferner nicht weniger als 22 bisher deutschfreisinnige Wahlkreise in den verschiedenen preußischen Provinzen, speciell in Ostpreußen (5), Pommern (2), Schlesien (2), Brandenburg (5), Sachsen (5). Unter den von den Deutschfreisinnigen verlorenen Wahlkreisen befindet sich auch der Forckenbeck'sche Neuhaldensleben (Provinz Sachsen). Dagegen haben die Conservativen an die Deutschfreisinnigen verloren 6 Wahlkreise, darunter den von Levetzow'schen in Brandenburg (Königsberg i. N.-M.), 2 schlesische im Regierungsbezirk Liegnitz, ferner Altenburg. Die 20 Brandenburgischen Wahlkreise (außer Berlin) zählten im letzten Reichstage je 10 deutschfreisinnige und conservative Abgeordnete; im neuen Reichstage stehen 14 conservativen nur 6 deutschfreisinnige Wahlkreise gegenüber und auch diese mußten theilweise in Stichwahl behauptet werden. In der Provinz Sachsen zählt die conservative Partei nur 8 unter 20 Mandaten; unter diesen 8 sind 5 neu gewonnen (Neuhaldensleben, Wittenberg, Bitterfeld, Mülhausen, Erfurt), dagegen einer (Torgau) an die Deutschfreisinnigen verloren. In der Provinz Posen behauptete die Partei ihre 2 bisherigen Wahlkreise (Meseritz, Czarnikau), gewann einen in Stichwahl von den Polen (Fraustadt), einen zweiten (Bromberg), der bisher nationalliberal (Hobrecht) vertreten war, gleichfalls. Sehr eigenthümlich ist das Wahlresultat in der Provinz Schlesien; die 12 Oppelner Wahlkreise gehörten bisher dem Centrum; am 28. October gelang es den Conservativen, einen derselben zu nehmen. Die 10 Liegnitzer Wahlkreise waren bisher theils nationalliberal, theils conservativ, theils deutschfreisinnig vertreten; die Wahl vom 28. October überlieferte 7 Wahlkreise den Deutschfreisinnigen; in Stichwahl gewann sodann die deutschfreisinnige Partei auch noch die übrigen 3 Wahlkreise gegen die Conservativen (Sagan, Löwenberg, Landeshut, letzterer bisher von Gneist vertreten, der diesmal gar nicht zur Stichwahl kam). Im Regierungsbezirk Breslau gewannen die Conservativen die beiden Wahlkreise Namslau und Nimptsch von den Deutschfreisinnigen, wogegen Waldenburg, bisher immer freiconservativ vertreten, in Stichwahl an die Deutschfreisinnigen fiel. Schweidnitz mußte von den Conservativen in Stichwahl gegen das Centrum behauptet werden. In den neuen preußischen Provinzen haben die Conservativen einen erheblichen Besitzstand nur in Hessen-Nassau, wo sie jetzt 7 Mandate besitzen, darunter 4 neugewonnene und zwar 3 von den Deutschfreisinnigen (Dillenburg, Kassel, Schmalkalden), einen von den Socialdemokraten (Hanau), letzteren sowie Kassel in Stichwahl. Den einen hannöver'schen Sitz (Goslar) verlor die Partei an die Welfen; Kreuznach ging von Treitschke an Cuny über, Ottweiler sendet statt eines nationalliberalen einen freiconservativen Vertreter; in Minden wurden die 3 hochconservativen Sitze behauptet, ebenso Siegen für Stöcker gegen die Deutschfreisinnigen; Soest verlor der Nestor des Reichstages, von Bockum-Dolffs, an einen hochconservativen Gegner. Endlich zählt die Reichspartei noch 4 württembergische Mandate (Böblingen, Calw, Freudenstadt, Gmünd); in Baden wählte Sinsheim wieder conservativ und das altnationalliberale Heidelberg fiel gleichfalls den Conservativen zu; in Mecklenburg-Schwerin gewannen die Conservativen zu ihren bisherigen 2 noch einen dritten Wahlkreis, ferner Mecklenburg-Strelitz von den Nationalliberalen.

Ein herber Verlust für die conservative Partei ist ferner noch der Stichwahlsieg der Deutschfreisinnigen in Altenburg. Im Königreich Sachsen behauptet die conservative Partei 8 von 23 Wahlkreisen (Bautzen, Dresden II., Tharandt, Meißen, Grimma, Borna, Schneeberg, Plauen); Dresden I. d. E. war bisher nationalliberal, Meißen deutschfreisinnig vertreten; Leipzig Land ging von den Conservativen an die Socialdemokraten, Dresden I. von der Reichspartei an die Nationalliberalen über; die Wahlkreise Pirna und Döbeln brachten die Conservativen in Stichwahl gegen die Deutschfreisinnigen, denen sie jedoch schließlich unterlagen. Im Ganzen wurde demnach in Sachsen der Besitzstand behauptet.

Im Ganzen ergab die letzte Wahl unzweifelhaft eine starke Strömung nach rechts. Ueberall gewannen die Conservativen an Boden, mit Ausnahme des schlesischen Regierungsbezirkes Liegnitz, dem einzigen Bezirke im Reiche, in welchem die deutschfreisinnige Partei einen bedeutenden Sieg zu erringen vermochte.

*

Cavour und der Ultramontanismus.

Von Emanuel Münzer.

Der mehr als ein Decennium währende Kampf zwischen dem deutschen Reiche und der katholischen Kirche hat mit einer unzweifelhaften Niederlage des Ersteren geendigt. Die Parteien zur Rechten und zur Linken, welche, von der allgemeinen Strömung hingerissen, den eigentlichen Culturkämpfern ihre Unterstützung nicht versagten, haben diesen Schritt bitter bereut und sind längst zu ihrer alten Politik zurückgekehrt; die Curie erobert langsam, aber sicher das verlorene Terrain zurück, und die einzige Frucht des Kampfes ist, neben der Vergrößerung der Kluft zwischen den beiden Confessionen, — die Schaffung des Centrums, dieses Krebsschadens für unser constitutionelles Leben. Höchst ungerecht wäre es nun, den Führern des Kampfes allein diese Folgen zur Last zu legen, ihnen den Mangel an Voraussicht zum Vorwurfe zu machen; denn die Keime zu diesem gewaltigen Unternehmen lagen in dem protestantischen Deutschland, sie waren nah verwandt den Keimen, welchen das protestantische Kaiserthum entsprossen ist, und zogen ihre Nahrung aus demselben Erdreich. Ferner war die Siegesgewißheit unter dem Eindrucke der Vollendung der deutschen Einheit so unerschütterlich, daß sonst besonnene Historiker glaubten, jetzt oder nie könne der alte Ghibellinenkampf gegen Rom zum glücklichen Ende geführt werden. Das Vertrauen auf die Macht dieser Idee war ein so großes, daß die in dem tausendjährigen Ringen gemachten Erfahrungen und selbst die Politik moderner Staatsmänner gegenüber der Curie wenig in Betracht gezogen wurden. — Ohne Zweifel bietet das Beispiel Piemonts, — dessen nationale Einheitsbestrebungen nach einem bekannten Ausspruche Louis Napoleons ein Vorbild für Preußen sein sollten, — wie wir es aus den neuesten Publicationen über Cavour*) kennen lernen, viele Belehrungen für unsere Verhältnisse, deren Analogie dadurch nicht wesentlich alterirt wird, daß dort die römische Kirche ihren eigenen Söhnen gegenüberstand.

Wie Cavour noch vor Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn über die Clericalen dachte, darüber kann kein Zweifel herrschen; schon 1844 sagt er: „diese Partei ist eine schrecklichere Geißel für die Menschen als die Communisten" (Brief XXXVI) und (Brief XXXV): „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Wehe dem Lande, wehe den Classen, welche ihnen die Erziehung der Jugend ausschließlich anvertrauen!" — Trotzdem ist eine seiner ersten parlamentarischen Thaten eine Rede gegen Einziehung der Klostergüter, die den größten Theil der Bevölkerung in Aufregung bringen würde und die „der erste Schritt auf dem Wege zur Revolution" sei. (22. November 1848.) So wenig er aber hier auf Popularitätshascherei ausgeht, so energisch tritt er für die Abschaffung der bestehenden Mißbräuche ein. Für die Abschaffung der

*) Camillo Cavour's Briefe. Herausgegeben von Luigi Chiala. Deutsch von M. Bernardi. 3 Bde. Leipzig, Grunow.

geistlichen Gerichtsbarkeit wirkt er mit aller Energie; aber er wünscht zugleich, daß dem Ministerium die Möglichkeit geboten werde, mit dem Papste über die religiöse Sanction dieses Gesetzes zu unterhandeln.

Dieser maßvollen Politik bleibt er auch als Minister treu. Am 30. Januar 1851 erklärt er, jeden Versuch der extremen Parteien bekämpfen zu wollen, „gleichviel, in welcher Gestalt sie auftreten mögen, sei es unter dem heuchlerischen Mantel der Religion, sei es, daß sie sich in der Schreckensgestalt der Revolution erheben wollten". Sein Ideal ist, wie aus Brief LXXVII hervorgeht, die freie Kirche im freien Staate: „Als ein entschiedener Freund der religiösen Freiheit wünsche ich sehnlichst, es möchte die Zeit kommen, wo man bei uns die Religion ausüben könnte, wie es, dank der Trennung der Kirche vom Staate, in Amerika geschieht. Diese Trennung halte ich für die unvermeidliche Folge einer fortschreitenden Civilisation. Aber so lange die Geister für diese großen gesellschaftlichen Reformen nicht reif sind, so lange wird man verhindert sein, jene anerkannt vorzüglichen Theorieen anzuwenden". — Die von der Linken geforderte staatliche Ueberwachung der Priesterseminarien erklärt er als im Widerspruch stehend zu den Principien der Freiheit, für die man den Clerus doch gewinnen wolle (13. März 1851). „Wir haben", erklärt er den Kammern am 21. October, „einen zu festen Glauben an die Grundsätze, denen wir folgen, als daß wir für die Sache der Freiheit den Despotismus als Waffe benutzen möchten."

Freilich ist diese ungemein tolerante Haltung Cavour's bedingt durch die Schonung, mit welcher in Sachen der Kirche selbst ein so constitutionell gesinnter Monarch wie Victor Emanuel behandelt sein wollte. Seine Abneigung gegen das vom Papste schon vor der Einführung verdammte Civilehegesetz verursachte die Demission des Ministeriums d'Azeglio; Balbo wurde mit der Bildung des neuen Cabinets betraut, und Cavour schrieb an de la Rive (29. October 1852): „Die Pfarrer von Savoyen werden vergnügt sein. Ich baue auf den Biedersinn des Königs. Die Arglist der Geistlichen hat ihn irregeführt; er täuscht sich über den Zustand des Landes. Wenn ihm die Thatsachen die Augen öffnen, wird er die clericale Partei zum Teufel jagen." — Und so geschah es; eine Woche später war Cavour Ministerpräsident. Freilich ließ er die Ablehnung des Civilehegesetzes durch den Senat aus Schonung für den König geschehen, und auch in der Frage über die Militärpflicht der Geistlichen stellte er sich auf den gemäßigtsten Standpunkt; ja, bei der Erhebung des Geschäftsträgers in Rom zum bevollmächtigten Minister erklärte er es für einen Theil des politischen Programms seines Ministeriums, ein Einverständniß mit dem Papste so lange zu erstreben, als die Würde der Nation es zuließe.

Indessen die Rücksichtnahme auf den König hatte ihre Grenzen. In der Frage bezüglich der Aufhebung einiger geistlichen Orden befand sich der König in großen Gewissensnöthen; „meine Mutter und meine Frau", so schreibt er an La Marmora, „hören nicht auf, zu sagen, sie sterben meinetwegen vor Kummer." (Beide Frauen sind allerdings einige Wochen darauf gestorben.) Aber Cavour blieb fest; so mannhaft er gegen die Aufhebung der der Erziehung und Krankenpflege gewidmeten Orden auftrat, und so sehr er betonte, daß man die Folgen der geistlichen Erziehung nicht anders als durch liberale Institutionen bekämpfen dürfe, so entschlossen vertheidigte er jedoch den Kern des Gesetzes gegen das Andrängen der Reaction, welche dies als die beste Gelegenheit, ihn zu stürzen, erkannt hatte.

Es war eine Krisis nicht nur der inneren, sondern vor Allem der äußeren Politik; es gilt, wie Cavour am 29. April 1855 an d'Azeglio schrieb, „die Gefahr abzuwenden, daß das Land im Moment, wo das Schicksal ihm zu lächeln scheint, durch schmutzige Intriguen von Pfaffen und alten Betschwestern zu Grunde gerichtet wird." Nach harten Kämpfen gegen die Extremen zur Rechten und Linken ging Cavour als Sieger hervor, und Alles athmete wieder freier. Der König erklärte nach der Unterzeichnung des Gesetzes: „Lieber ginge ich nach Amerika, als daß ich mich noch einmal auf solche Argumente einlasse", und Cavour schrieb: „Dank dem Himmel sind wir aus dem abscheulichen Schlamme heraus, in dem wir so lange umhergepatscht." (Bief CXCIV.) — Doch die Feuerprobe hatte Cavour's maßvolle Haltung gegen die Clericalen, die bis dahin als parlamentarische Gegner nicht ernstlich zu fürchten waren, erst noch zu bestehen.

Aus den Wahlen von 1857 war in Folge von politischen Hirtenbriefen und reger clericaler Agitation eine starke ultramontane Kammerfraction hervorgegangen. Cavour jedoch gestand dem Clerus ohne Bedenken das Recht politischer Agitation zu; „indem der Clerus die ihm durch die Constitution ertheilten Rechte oft und im weitesten Sinne benutzt, führt er den Becher der Freiheit selbst an die Lippen. So wird er allmählich diese Institutionen, diese Freiheit liebgewinnen, wird manches von dem, was in seinen gegenwärtigen politischen Ansichten maßlos ist, ablegen, wodurch sich das, was man gemeinhin clericale Ideen nennt, im Verlauf einiger Jahre in constitutionell-conservative Ansichten verwandeln kann. Will man unseren Gegnern den Sieg unmöglich machen, so muß man die von ihnen mit so großem Erfolg angewandten Mittel selbst anwenden, muß Ordnung gegen Ordnung, Disciplin gegen Disciplin kehren, Einigkeit gegen Einigkeit, Activität gegen Activität." Auch in dem Briefe CCCIX. an de la Rive begrüßt Cavour mit Freuden, daß die clericale Aristokratie durch Theilnahme an den Wahlen die Verfassung anerkannt habe, und ist überzeugt, daß der größte Theil derer, „die als Clericale in die Kammer eingehen, als pure Conservative wieder hinausgehen" würden. — So optimistisch dachte Cavour in Wirklichkeit über den Patriotismus der Clericalen; und er hat sich gewiß nicht in seiner Annahme getäuscht, daß ein großer Theil des Clerus den Einheitsbestrebungen günstig sein und die Pläne Piemonts unterstützen werde, wenn dieser auch die Einigung Italiens in dem Sinne von Gioberti's „Primato" lieber gesehen hätte.

Die umfassendste und interessanteste Beichte Cavour's über sein Verhalten zur ultramontanen Partei erfolgte jedoch erst am 19. Mai 1858, als bei Berathung einer neuen Anleihe von der Linken die Einziehung aller Kirchengüter als die beste Hülfe in der Noth vorgeschlagen wurde, und Cavour hierbei einen „Ausflug nach dem Gebiete der Staatsphilosophie" wagte. Cavour ist überzeugt, daß die Einziehung der Kirchengüter und Besoldung der Geistlichen durch den Staat statt ihrer Unterwerfung unter dessen Macht gerade den entgegengesetzten Erfolg haben würde. Als den Hauptgrund für die Mißregierung in dem Kirchenstaate erklärt er die dort bestehende Vereinigung der geistlichen Gewalt. (Heute würde Cavour noch besser auf Rußland exemplificiren.) Diese Vereinigung der Gewalten, welche durch die Einziehung der Kirchengüter geschaffen würde, hätte eine Verstärkung des Kastengeistes in dem durch das Cölibat ohnehin von der bürgerlichen Gesellschaft abgeschlossenen Clerus zur Folge. Unter Berufung auf Tocqueville's ausgezeichnetes Werk: L'ancien régime et la révolution führt Cavour sodann aus: „Ein Mann, der mit dem besseren Theil seines Ichs einer auswärtigen Macht unterworfen ist, der in dem Lande, das er bewohnt, keine Familie gründen darf, ist an den Boden gleichsam nur durch ein einziges festes Band gefesselt: durch den Grundbesitz. Man raube ihm den, und er gehört keinem Orte mehr an. Da, wo ihn der Zufall das Licht der Welt hat erblicken lassen, lebt er als Fremdling inmitten einer bürgerlichen Gesellschaft, von deren Interessen ihn fast kein einziges direct berührt. Sein Gewissen hängt nur vom Papste ab, seine Existenz nur vom Fürsten. Sein einziges Vaterland ist die Kirche. In jedem politischen Ereigniß sieht er nur das, was jener nützlich, ihm schädlich sein könnte. Er ist ein vorzügliches Mitglied der Gottesstadt, aber ein schlechter Bürger überall sonst." Cavour beweist alsdann die durch die Besitzentziehung erfolgte Verwandlung des nationalen Clerus in einen ultramontanen an Frankreich, Belgien nnd Irland. Zuletzt kehrt er zu seinem eigenen Vaterlande zurück und zeigt aufs Genaueste, daß alle Provinzen mit reichem Clerus liberal, alle Gegenden mit einer armen, vom Staate und den Gemeinden erhaltenen Geistlichkeit ultramontan gewählt hätten.

Wie nun Cavour, dieser Realpolitiker im besten Sinne

des Wortes, trotz oder vielleicht gerade in Folge seiner freisinnigen Grundsätze zu dem Schlusse kommt, daß der Clericalismus nicht durch Zwangsmaßregeln zu vernichten ist, so muß auch der unbefangene Beobachter unserer kirchenpolitischen Kämpfe gestehen, daß diese die Beobachtungen des italienischen Staatsmannes in vollem Maße bestätigt haben. Die gemachten Erfahrungen lassen nur den einzigen Weg für die Folge übrig: Völlige Beruhigung der Geister, auf daß jene „Hetzkapläne" in die Bahnen ihrer friedlichen Amtsvorgänger einlenken können, rastlose Thätigkeit des Staates auf dem Gebiete der Schule und Abwarten, bis die durch unsere Unterrichtsgesetzgebung gestreute Saat völlig aufgegangen ist. Sind dann endlich die Geister für große gesellschaftliche Reformen reif geworden, dann gilt es nicht Wiederaufnahme des Culturkampfes, sondern, wie Cavour es vorgezeichnet hat, „Trennung der Kirche vom Staate, als die unvermeidliche Folge der fortschreitenden Civilisation."

Literatur und Kunst.

Zur Philosophie der Mystik.

Von Carl du Prel.

Von jeher haben es geistige Arbeiter gerühmt, daß ihre besten Gedanken nicht in reflectiver Anstrengung kommen, sondern mühelos auftauchen; insbesondere aber ist bei Künstlern viel von unbewußter Production die Rede. Dieses Wort, auf eine Thätigkeit des Geistes angewendet, scheint zwar einen Widerspruch zu enthalten; dieser Schein beruht aber lediglich auf einer falschen Auffassung des Bewußtseins; weil geistige Arbeit meistens von Bewußtsein begleitet ist, halten wir sie für verursacht durch das Bewußtsein. Wir verwechseln also Kraft und Zustand. Genau genommen, läßt sich nicht einmal sagen, das Bewußtsein begleite unsere Gehirnprocesse; denn in der That wissen wir von diesen gar nichts, nur das Schlußresultat derselben fällt als Gedanke in unser Bewußtsein, welches sich demnach lediglich empfangend, aber nicht zeugend verhält. Demnach könnte man sagen, daß es überhaupt nur unbewußte Production gibt, und das Bewußtsein nicht zum Wesen der geistigen Arbeit gehört, ja daß es sogar zum Hinderniß werden kann, wenn es störende Innervationsströme dem Gehirn zuführt.

Nur so ist es begreiflich, was sonst unbegreiflich wäre, daß man von jeher Menschen beobachtet hat, welche in nachtwandlerischer Thätigkeit geistige Tagesarbeiten fortsetzten und Morgens zu ihrem Erstaunen fertig vorfanden, — wofür eine ganze Reihe von Beispielen beigebracht werden könnte, und zwar von Dichtern, Musikern, Malern, Mathematikern, Aerzten und Gelehrten jeder Art. Das in der Tagesarbeit leicht ablenkbare Bewußtsein kann bei solcher Schlafarbeit jedenfalls nicht störend eingreifen, es liegt daher nichts Unwahrscheinliches darin, daß in solchen Fällen der Schlafarbeit die Producenten mit ihren Leistungen auch nach dem Erwachen oft sehr zufrieden waren. Auch in diesen Fällen wird also die unbewußte Production gerühmt, von der wir übrigens nur wissen, daß sie nicht im Tagesbewußtsein geschieht, aber durchaus nicht, ob sie an sich unbewußt ist.

Diogenes Laërtius kannte sogar einen Philosophen, der schlafend an seinen Werken schrieb, sie überlas und corrigirte; und es ist in der That nicht einzusehen, warum die unbewußte Production, die innerhalb der Philosophie eine so große Rolle spielt, nicht auch in dieser gesteigerten Form sollte auftreten können.

Nun drängt sich aber die Frage auf, ob nicht der Werth solcher Producte, die ohnehin schon gerühmt werden, noch erhöht werden könnte durch systematische Anwendung dieser Productionsweise; jedenfalls hätten wir allen Grund, uns mit solchen Erzeugnissen, wenn sie vorlägen, eingehend zu beschäftigen. Dies ist nun der Fall sowohl in den Philosophemen der Neuplatoniker als der hindostanischen Religionsphilosophen. Nur mit den letzteren haben wir es hier zu thun.

Es ist in den buddhistischen Schriften viel von „Erleuchteten" oder „Eingeweihten" (Archats) die Rede, die auf dem „Pfade der Heiligkeit wandeln", deren Zustand als der höchste den Menschen erreichbare ehrfurchtsvoll und begeistert gepriesen wird. Die Weisheit dieser, in früherer Zeit auch Rischis genannten Eingeweihten ist, im Gegensatz zur europäischen Wissenschaft, nicht reflectiv erschlossen, sondern durch unmittelbare Intuition gewonnen, und darum sehen sie in ihr die unbedingte Wahrheit, nicht nur eine subjective Wahrheit, wie sie in unseren Systemen liege. Dies gilt insbesondere von der buddhistischen Geheimlehre, deren derzeitige Hüter in Indien Mahatmas genannt werden, ohne daß jedoch die Eigenschaft eines Mahatma mit dem buddhistischen Glaubensbekenntnisse nothwendig verknüpft wäre. In der Auswahl ihrer Geheimjünger — Chelas — sind dieselben sehr aristokratisch; nicht nur beschränken sie sich in der Wahl auf solche Classen, welche nach den Gesetzen der Erblichkeit die beste Pflanzschule geeigneter Bewerber zu sein versprechen, sondern unterwerfen auch noch die Erwählten so strengen Prüfungsbedingungen, daß man 20—30 Jahre Geheimjünger sein und doch noch auf einer sehr tiefen Stufe der Chelas stehen kann. Auf der untersten Sprosse stehen jene Yogis und Fakire, von welchen Orientreisende so unglaubliche Dinge berichten, die aber ganz und gar falsch bezeichnet sind, wenn man sie, wie die europäische Aufklärung es thut, die „indischen Gaukler" nennt.

Von der Buddhistischen Geheimlehre ist nun — wie es scheint, zum ersten Male — der Schleier ein klein wenig gelüftet worden, und zwar durch freiwillige Preisgabe einiger Aufklärungen von Seite der Mahatmas. Auf ihren Anlaß wurde vor einigen Jahren die theosophische Gesellschaft in Indien gegründet — seither sind Zweiggesellschaften in Frankreich, England und Deutschland enstanden, — und ein Mitglied dieser Gesellschaft berichtet nun*), was es über die religiösphilosophische Weltanschauung der Eingeweihten von diesen selbst erfahren hat.

Die Geheimlehre verwirft die Ansicht, es sei der Mensch ein vollkommen ausgebildetes Wesen; sie lehrt seine Entwicklungsfähigkeit, und ihr Zweck ist eben der, die große Menge innerer Fähigkeiten und Eigenschaften zur Entwickelung zu bringen, die im Menschen so vollständig schlummern, daß nicht einmal ihr Vorhandensein geahnt wird. Aus der Entwickelung dieser Fähigkeiten entspringt aber nicht nur abstraktes Wissen, sondern auch die Kunst, gewisse dunkle Naturkräfte zu beherrschen und damit wunderbare Erscheinungen zu erzielen. Dieß und der mögliche Mißbrauch sind eben die Gründe der Geheimhaltung.

Die Geheimlehre begnügt sich nicht mit der ungefähren Eintheilung des Menschen in Leib und Seele; sie nimmt vielmehr sieben Grundtheile im Menschen an; sie kennt aber nicht den Dualismus von Kraft und Stoff, und darum sind ihr alle diese Grundtheile in gewissem Sinne stofflich. Wenn aber die Geheimlehre sagt, es sei in der Natur nichts gänzlich stofflos, so fügt sie doch bei, daß der Stoff noch ganz anderer Zustände fähig ist, als solcher, die für unsere groben Sinne erkennbar sind. In neuester Zeit spricht bekanntlich auch die europäische Wissenschaft von einem vierten Aggregatzustand der Materie, den Crookes die „strahlende Materie" nennt.

Durch diese Beseitigung des Dualismus von Kraft und Stoff ist die Geheimlehre das fehlende Verbindungsglied zwischen Materialismus und Spiritualismus. Während auf unserem jetzigen Wohnort, der Erde, Kraft und Stoff, Geist und Materie, ungefähr im Gleichgewicht stehen — aus welchem Grunde der Erde ein sehr untergeordneter Rang unter den Sternen zugesprochen wird —, werden wir zu immer geistigeren Welten auftauchen, in welchen das Leben immer mehr von körperlichen Bedürfnissen befreit sein wird.

*) Sinnet: Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Aus dem Englischen. Leipzig, Hinrich. 1884.

Die Geheimlehre anerkennt die Wahrheiten des Darwinismus und der Entwicklungslehre überhaupt; sie ergänzt ihn aber nach zwei Richtungen: der Darwinismus erklärt nur einen geringen Theil der Wirklichkeit; die irdische Entwickelung ist nur ein geringes Glied einer alle Gestirne umspannenden Kette. Die Gestirne, deren Zusammenhang schon durch ihre bloße Sichtbarkeit erwiesen ist, stehen auch in biologischer Verbindung insofern, als die Lebenskeime von einem Sterne zum anderen übergehen, die Lebenswellen des Universums von Welt zu Welt fortschreiten und in spiraler Höherentwicklung wieder zurückkehren. Auch insofern noch ist der Darwinismus ergänzungsbedürftig, als der Mensch auch in seinem künftigen Leben dem Gesetze des Fortschrittes und der Entwicklung unterworfen ist; jene inneren Fähigkeiten, deren Ausreifen die Mahatmas schon innerhalb dieses irdischen Lebens erstreben, sind die Entwicklungskeime einer späteren Menschheit. Darum werden wir unseren späten Nachkommen nicht günstiger erscheinen, als uns die thierischen Vorfahren.

Auch im Jenseits der buddhistischen Geheimlehre, im Devachan, sind wir also entwickelungsfähig. Das Devachan ist keine Oertlichkeit, sondern ein den Bedürfnissen und Verdiensten des Einzelnen angepaßter innerer Zustand, und, mit Rücksicht auf die Entwickelungsfähigkeit des Menschen, eine ganze Reihenfolge fortschreitender Zustände. Die Vergeltung für unsere irdischen Sünden findet jedoch nicht eigentlich im Devachan statt, sondern in der nächsten Verkörperung. Die moralische Resultante des einen körperlichen Lebens bestimmt die Lebensbedingungen der nächsten Verkörperung. Auf diese Weise löst die Geheimlehre das Räthsel der geistigen, moralischen und socialen Ungleichheiten des irdischen Lebens; sie sind Folgen des früheren Karma, durch uns selbst verschuldet. Nicht nur meine guten und schlimmen Anlagen, sondern auch meine äußeren Lebensumstände sind das Erzeugniß und Product der letzten Persönlichkeit, als welche ich gelebt habe. Wenn ich mich also verkürzt glaube an Fähigkeiten und irdischen Gütern, so lehrt die Geheimlehre, daß ich genau das erworben habe, was ich durch mein letztes Dasein verdient habe. Sie stellt den Menschen auf die eigenen Füße, sie erweckt in ihm das heroische Gefühl der Schuld, aber auch der Gewißheit, daß er sich sein künftiges Geschick selbst bestimmen kann durch Erwerbung eines Karma, dem eine günstigere Verkörperung folgen muß. Dieses Gefühl steht hoch über jener socialdemokratischen Unzufriedenheit, die auf materialistischer Grundlage sich aus der Betrachtung der irdischen Uebel ergibt. Der Mahatma erweckt in seinen Jüngern das heroische Gefühl, daß für das Schicksal des Menschen nicht der Schöpfer, nicht die Natur, nicht der blinde Zufall verantwortlich ist, sondern ausschließlich der Mensch selber; er erzieht so seinen Jünger zum moralischen Heros, während unsere Socialdemokraten in ihren Schülern nur die bestialische Lust erwecken, Alles krumm und klein zu schlagen, und keine andere moralische Lehre ihnen geben, als die, daß, wer kein Heros zu sein vermag, wenigstens ein Herostratus werden sollte.

Schiller's Wort: die Weltgeschichte ist das Weltgericht! gilt also im eigentlichen Sinne. Es ist der Zweck der Menschengeschichte, menschliche Seelen zur Veredelung zu bringen, damit sie, höher und höher steigend, schließlich für jenen Zustand geeignet werden, den der Buddhismus Nirwana nennt, der aber keineswegs das Nichts bedeutet, sondern lediglich die Negation des Diesseits, an sich aber ein ganz positiver Begriff ist. Der Zweck der Geschichte, menschliche Seelen zu veredeln, erfüllt sich also auf der ganzen Linie, während Pessimisten und Materialisten nur etwa im Endstück einen Sinn entdecken können, wenn sie von der Verneinung des Lebenswillens sprechen, oder von einem goldenen Zeitalter träumen, dessen sich wenigstens die letzte Menschengeneration erfreuen soll.

Die Geheimlehre kennt keine Vernichtung geistiger Wesen, sondern nur die Auflösung der niederen Grundtheile des Menschen. Was die höheren Grundtheile betrifft, so können auch sie durch unrichtigen Gebrauch eines körperlichen Daseins verloren gehen; es kann der Verlust des zur jenseitigen weiteren Entwickelung befähigenden sechsten Grundtheils im irdischen Leben eintreten, wodurch der Mensch gleichsam in eine Sackgasse geräth — buddhistische Schriften bezeichnen sie als die achte Welt —, aus welcher ein Entrinnen durch fortschreitende Veredelung nicht mehr möglich ist. Auch in diesem Sinne ist die Geheimlehre aristokratisch: die Unsterblichkeit im Sinne beständiger Veredelung, muß verdient werden.

Wie Plotin und Kant, unterscheidet auch die Geheimlehre zwischen Person und Subject des Menschen. Bei jeder Verkörperung bin ich eine andere Persönlichkeit — nur in diesem Sinne ist es zu nehmen, wenn manchmal von der Sterblichkeit der Seele die Rede ist —; das Ich der einen Existenz ist verschieden von dem der anderen, aber die ganze Reihenfolge dieser Persönlichkeiten wird von der Einheit des Subjects zusammengehalten. Nur hochentwickelte Wesen vermögen es aber, die Reihe ihrer Existenzen mit der Erinnerung zu umfassen, wie es von Pythagoras berichtet wird.

So ist also die Geheimlehre wissenschaftlich der zu Ende geführte Darwinismus; in religiöser Hinsicht vermeidet sie aber jene Einseitigkeit, die den Accent ausschließlich auf die Moral legt, ohne zu geistigem Streben anzuspornen. Sie kann bezeichnet werden als eine Vereinigung der Wissenschaft mit der Religion, sowohl im praktischen Sinne, weil sie Beide zu pflegen befiehlt, als auch im theoretischen Sinne, weil sie beide Bestandtheile verbindet, und als Religion im Einklange steht mit den naturwissenschaftlichen Wahrheiten.

Die in der Geheimlehre niedergelegte Erkenntniß ist nicht reflektiv erschlossen, sondern in ekstatischen Zuständen gewonnen, die mit den höheren Graden des Somnambulismus manche Aehnlichkeit haben. Man vergleiche nur etwa die Erläuterungen von Kerner's „Seherin von Prevorst" zu den von ihr entworfenen mystischen Zeichnungen (Sonnenring und Lebensring) mit dem im Sankara Gesagten, der doch gewiß dieser schwäbischen Somnambulen ganz unbekannt war. Damit ist die anfangs gestellte Frage, ob aus der unbewußten Production auch in philosophischer Hinsicht werthvolle Resultate hervorgehen können, im bejahenden Sinne erledigt. Das Buch von Sinnet, das nun in einer vortrefflichen deutschen Uebersetzung und, nebenbei gesagt, in sehr geschmackvoller Ausstattung vorliegt, stellt die buddhistische Geheimlehre allerdings nur in ihren allgemeinsten Umrissen dar, und es ist nicht gesagt, ob wir weitere Eröffnungen zu erwarten haben. Das bisher Gebotene genügt aber schon, das höchste Interesse zu erwecken und jene Erbauung zu gewähren, die nur die aus der Tiefe geistiger Versenkung in die Welt gewonnenen Erkenntnisse bieten.

Wer, wie ich, im Gebiete der Mystik Umschau gehalten hat, der wird auch auf reflektivem Wege, aus innerer Nothwendigkeit des Gedankens zu Anschauungen gelangt sein, die mit denen der Geheimlehre in vielen wichtigen Punkten harmoniren. Wer dagegen im Gebiete der Mystik fremd ist, könnte zwar geneigt sein, in der mystischen Conception philosophischer Ideen nur ein Curiosum zu sehen; indessen könnte ihm leicht gezeigt werden, daß die europäische Wissenschaft, ohne es selbst zu wissen, in einer Richtung arbeitet, die sich stark nach der Geheimlehre neigt. In der That hat die moderne Wissenschaft die Grundlinien einer Weltanschauung entworfen, die in ihrem späteren Ausbau viele Aehnlichkeit mit der Geheimlehre zeigen wird. Die Erhaltung der Kraft, das Schlagwort der modernen Naturwissenschaft, ist in der Geheimlehre auf moralischem Gebiete als Ueberleben des Karma aufgestellt. Die Entwickelung, das Schlagwort der Biologie und Geschichte, ist von der Geheimlehre so sehr betont, daß man sie den zu Ende gedachten Darwinismus nennen könnte. Der Darwinismus, in Richtung der Zukunft betrachtet, führt zur Annahme transcendental psychologischer Entwickelungskeime im Menschen, und das sind eben jene, die wir nur sehr theilweise und mit krankhaften Bestandtheilen untermischt im Somnambulismus kennen lernen, die aber der indische Geheimjünger zur Reife zu bringen bestrebt ist.

Aber auch die Philosophie hat ihren vorbereitenden Beitrag in der Richtung der Geheimlehre geleistet. Wenn alle mystischen und magischen Functionen das gemeinschaftliche Merkmal haben, daß die zeitlichen und räumlichen Sonderungen der Dinge dabei aufgehoben oder modificirt sind, so ist klar, daß eine Philosophie, welche Zeit und Raum zu Erkenntniß-

formen des sinnlichen Bewußtseins macht, damit die Pforten der Mystik aufschließt. Ebenso kann auch die Magie des Willens nur von einer solchen Philosophie für möglich gehalten werden, die den Willen zur metaphysischen Substanz des Menschen macht — Schopenhauer —, oder ihn wenigstens zur metaphysischen Substanz des Menschen hinzuschlägt —Hartmann —. So weisen also die Ideen der modernen Naturwissenschaft und Philosophie, wenn auch ihren eigenen Trägern unbewußt, nach der Mystik hin, und die Geheimlehre spricht nur ein Wort aus, wovon man — wäre sie nicht viel älter, als sogar der Königssohn Gautama Buddha — geradezu glauben könnte, es sei ihr von unserer europäischen Wissenschaft auf die Zunge gelegt worden.

Drei Erzähler.

Karl von Schlözer. — Joseph Victor Widmann. — Ludwig Hevesi.

Die beliebten Lieferanten der Familienblätter und Leihbibliotheken, deren Muse nur vielbändiger Romane zu genesen pflegt, blicken stets mit Geringschätzung auf jene Erzähler herab, die ihre Dichtungen nicht gleich als Zwillinge und Drillinge — hinsichtlich der Bändezahl — in die Welt setzen. Mit Unrecht. Denn nichts ist leichter, als breit zu erzählen, während die edle Kunst der knappen, concentrirten Relation nur das Erbtheil weniger auserlesener Geister bleibt. Drei neue Erzähler, ein Norddeutscher, ein Schweizer und ein Deutsch-Ungar, deren Geschichtenbücher gerade noch rechtzeitig zum Weihnachtstische kommen, mögen diese Wahrheit erhärten: eine jede ihrer Geschichten wiegt künstlerisch ein ganzes Schock dickleibiger Romane auf.

So erzählt uns Karl von Schlözer in seinem von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und dem phantasievollen Radirer Max Klinger reich illustrirten Buch: Aus Dur und Moll (Berlin, Georg Stilke) allerlei Geschichten, die zwischen der Novellette und dem Feuilleton die Mitte halten. Er ist ein Schüler Andersen's, dessen „Bilderbuch ohne Bilder" schon im zweiten Titel: „Concertstücke ohne Noten" nachklingt. Damit wird der fast musikalische Charakter welche dieser Märchen, Stimmungsbilder, Capriccios angedeutet, ter selten bis zuletzt durchgeführten Phantasien gleichen, sondern meist nur weich und träumerisch angeschlagene Accorde, ganz in Stimmung aufgelöste Motive sind, die in eine widerspruchsvolle und doch seltsam fesselnde dichterische Symphonie zusammentönen. Ganz an Andersen gemahnen die poesievollen Ouvertüren, die das Leitmotiv jeder Suite angeben: die moderne Scheheresade mit den unergründlichen Augen und der melodischen Stimme; der kleine Postillon, der nach dem Monde fährt, dort Raum und Ruhm für seine Kunst zu suchen, wobei ein kleiner Nachtwächter mit Spieß und Knarre, der letzte seines Stammes, als blinder Passagier hinten aufsitzt; die geflügelten Kinder im Garten der Poesie, die sich vor einem frechen Eindringling, dem gesunden Menschenverstand, ängstlich und fröstelnd in die Blumenkelche verkriechen, „so hastig, so unbesonnen, daß hier und da noch eine rosige Zehe hervorguckt". Aber Schlözer hat auch eine ganz persönliche, originelle Note, die zu seiner eigensten Signatur gehört: er ist ein durch und durch moderner Mensch, dessen Muse, das Märchen, bezeichnend genug im Salonwagen des Blitzzuges durch Europa fährt bis nach Kritikovič, wo sie aussteigt, da sie „den Zoll vermeiden möchte". Und auf der ganzen Fahrt schlägt zu ihren wundersamen Geschichten, womit sie ihre bunte internationale Reisegesellschaft unterhält, die Dampfmaschine den rasselnden Tact und erinnert unablässig an unsere höchst realistische und materielle Gegenwart, die allem Träumen und Sinnen abgeneigt ist und doch das Reich des Gedankens unendlich erweitert hat. So spielen die Errungenschaften unserer Forscher und Entdecker hinein in diese phantastische Welt, und der Widerstreit, der sich ergibt, ist von einem eigenen drastischen Reiz. Die Photographien im Stereoskopenkasten fangen plötzlich an, sich zu bewegen, springen „mit leisem Jodgeruch" aus dem Carton und beginnen eine tolle Hetzjagd durch Zimmer und Straßen, so daß Edgar Poe an diesen Durchgängern seine Freude gehabt hätte. Oder die Telegraphendrähte erzählen einen abenteuerreichen Roman von zwei excentrischen Menschenkindern, mit Fallissement, Dampfkesselexplosion, Schiffbruch, Dynamitattentat und anderen modernsten Annehmlichkeiten, einen ganzen Roman im richtigen Depeschenstil, den die „Gegenwart" bereits neulich in all seinen Peripetien veröffentlicht hat. Auch der Spiritist und Gedankenleser Mr. Chester-Cheese ist eine sehr actuelle Persönlichkeit, aber was fällt nur dem Edlen ein, die Gedanken des Sultans errathen zu wollen, der ja keine hat! ... Und dann liest der Verfasser wieder eine ganze Geschichte aus einem kleinen Wassertropfen, freilich einem durch das elektrische Riesenmikroskop vergrößerten, an die Wand projicirten Tropfen Sumpfwasser, darinnen es von Infusorien wimmelt. Die liebenden Räderthierchen Ro und Ra schwimmen dort selbander ins Standesamt, allwo ein beleibtes Rückenauge als Beamter fungirt, Trompeterthierchen blasen als Tafelmusikanten zum Hochzeitsmahl auf, „Cholera-Bacillus" — o Geheimrath Koch! — gilt in diesen Kreisen für eine Insulte, und die berüchigte Seeschlange windet sich drohend auch durch diese Welt im Kleinen. Plötzlich wird die Gesellschaft bedenklich lebhaft. Ein grelles Licht überstrahlt sie, denn der Professor hat soeben die Glasscheibe mit dem Wassertropfen in den Focus der elektrischen Lampe geschoben; eine tödtliche Hitze erwärmt den Tropfen, und die Zuckungen der Infusorien werden in tausendfältiger Vergrößerung dem sich köstlich amüsirenden Publico gezeigt. Nur Ro und Ra, die in Folge dieses Zwischenfalls der Seeschlange glücklich entwischt sind, überstehen das große Sterben, denn es ist ja bekanntlich durch die Wissenschaft erwiesen, daß die Räderthierchen den höchsten Wärmegrad ohne Schaden ertragen können, und wenige Tage nach der geschilderten Naturerscheinung beschenkt Ra ihren Gatten mit zwei blühenden Sprößlingen. Nicht wahr, ein reizender mikroskopischer Novellenstoff? Ja, wenn die Wissenschaft selbst poetisch wird, dann kann es dem Dichter nicht fehlen.

Das wissen wir von Jules Verne und erfahren es aufs Neue aus Schlözer's Zukunftsmusik: „Jetzt und Einst". Da leben wir im Jahre des Heils 50000 nach Christo. Excusez du peu, wie Rossini zu sagen pflegte. Ach, was ist mittlerweile nicht Alles hier unter dem wechselnden Mond geschehen?! Bis 3140 wurden die Geschicke Europa's durch die Politik Deutschlands bestimmt; um 4000 concentrirt sich die gesammte Civilisation in Australien; einige Jahrtausende später haben sich die europäischen Staaten überlebt, und Angra Pequena übernimmt die Führung derselben. Anno 50 000 aber fliegen mit Hülfe des geheimnißvollen Uhrwerks Tik die Menschen, nach Art von Luftkissen aufgeblasen, wie Gummibälle durch den Aether, und sogar die Leichen werden nicht mehr beerdigt, sondern gewissermaßen beluftigt. Die Gelehrten veranstalten Ausgrabungen, finden ein versteinertes Exemplar von „Max und Moritz" und schwärmen für jenes fabelhafte romantische 19. Jahrhundert, wo man den Duft der entschwundenen Tabakspflanze einathmete und sich mühselig auf Eisenbahnen fortbewegte, während man jetzt — wie gesagt, um 50 000 nach Christo — mit dem einrädrigen Cycle, dessen Reif genau in den um die Erde laufenden Aequator eingepaßt ist, in 8 Tagen um die Erde rollt und dabei zehn Tage gewinnt und folglich um 48 Lebensstunden jünger wird, so daß unsere entfernten Nachfahren sich mittelst dieses sinnreichen Experiments in ihrem Lebensalter zurückdrehen und kein Mensch mehr an Altersschwäche stirbt.

Aus allen Tonarten, in allen Stimmungen, Dur und Moll! Sentimental sind die Eisblumen am Fenster, die dem rettenden Sonnenstrahl den Eintritt in die Krankenstube verwehren und am Ende doch ihr Leben für die junge Mutter dahingeben; barock der träumende Balletmeister, der, über seinem Testament eingenickt, in Schlafrock und Pantoffeln in den himmlischen Reigen geräth, und nun verfügt, daß er einst im Frack und mit der Tanzordnung in der Hand begraben sein will; satirisch ist die Geschichte vom stilvollen Stuhl; ganz

Duft und Poesie die japanische Erzählung von Saiwai, der Statthalterstochter, und ihrer Freundin Jinjo, der Sängerin, die am Ende als schillernde Schmetterlinge aus aller Erdennoth davon flattern; phantastisch wie ein Stück von Callot-Hoffmann ist die Liebe des überspannten Russen zur Venus im Wachsfiguren-Cabinet, wo plötzlich Alles lebendig wird und der wächserne Diogenes mit seiner Laterne doch umsonst einen Menschen sucht; und ausgelassenen Studentenhumor athmet die Geschichte von dem flotten Burschen Keck von Keckenstein, dem der höfliche Herr Tod die Lebensrechnung präsentirt und einen Platz erster Classe im Courierzug nach der Hölle bestellt, wo der Studio mit seinem unzertrennlichen Corpsbunde Ulk eintrifft, angesichts der Höllenstrafen seine schneidige Haltung nicht verliert und sogar mit dem Satanas eine Partie Whist spielt, die mit einem bösen Duell endigt. Der Teufel jagt dem Studenten „sehr unlogisch" eine Kugel ins Herz, da dieser aber schon todt ist, so fliegt das Blei unschädlich durch ihn hindurch; dafür schießt aber Keck den Bösen ganz nach dem Comment über den Haufen, löst die Hölle auf und wird von Petrus im Triumph per himmlischen Luftballon in die lichten Regionen des offenen seligen Paradieses geleitet. Und mag nun Carl von Schlözer die Welt schildern, wie sie sich uns zeigt, oder eine Welt malen, welche die beste der unmöglichen ist, überall zeichnet er mit feinem Griffel, schildert er als echter Dichter, bleibt er ein liebenswürdiger Humorist voll Wehmuth und Heiterkeit, Grazie und Tiefsinn. „Ist nicht die Erde", fragt er zum Schluß, „ist nicht das Leben mit seinen Höhen und Tiefen, die Landschaft im bunten Schmucke der Jahreszeiten, ist nicht das Weltall mit seinen Tausenden von flammenden, auf und nieder wogenden Gestirnen ein einziges, farbensprühendes Märchen, das ein großer Meister den lauschenden Schaaren seiner Menschenkinder erzählt? Und bilden nicht seine Worte die brausende, ewig wechselnde Melodie allen Seins, ein Singen und Klingen aus „Dur und Moll?"

Der zweite unserer Erzähler ist längst kein Debütant mehr. Joseph Victor Widmann ist mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer der Dritte im Bunde der Schweizerdichter, deren Namen und Werke weit über die Grenzpfähle ihrer Heimath gedrungen sind. Ein Pfleger des komischen Epos, der mit souveränem Humor den Ritt ins alte romantische Land wagt, ein zwar bis jetzt nicht auf die Bühne gedrungener Dramatiker, dessen von Goethe'schem Geist erfüllte „Oenone" zu den vier, fünf Werken gehörte, die letztesmal bei der Ertheilung des Schillerpreises in engere Wahl kamen, und, wie wir jetzt aus seinem neuen Buch*) erfahren, ein trefflicher Novellist, der die verloren gegangene Kunst gedrungener Erzählung mit feiner Gestaltungskraft zu verbinden weiß. Freilich ist diese edle Knappheit nicht seine Wahl, sondern ein Gebot der Nothwendigkeit, wie das bittere Vorwort versichert, das manches zustimmende Echo aus den Redactionsstuben lösen wird. „Die Tagespresse ist das Faß der Danaiden, das unaufhörlich frische Füllung verlangt", klagt Widmann, der es als Redacteur des Berner „Bund" wohl wissen muß, und er entschuldigt sich damit vorweg bei seinen Lesern, daß er ihnen hier nicht in behaglicher Stille gereifte Früchte künstlerischer Muße bietet, sondern für das tägliche Bedürfniß einer Zeitung geschriebene Feuilleton-Erzählungen. Nun, dieser Entschuldigung bedarf es eigentlich kaum, denn all' diese Geschichten sind in einem reinlichen, guten Stile geschrieben, und ihre hastige Art steht ihnen vortrefflich zu Gesichte; sie entspricht auch offenbar, wie übrigens das Vorwort selbst zugibt, mehr der Naturanlage des Verfassers, der „rasches Arbeiten unter der frischen Wirkung des jeweilen neusten poetischen Impulses" liebt. Wirkliche Begebenheiten, Lesefrüchte, persönliche Erlebnisse liegen den meisten dieser Geschichten zu Grunde, und daher berühren sie uns auch mit dem ganzen Zauber des wirklichen Lebens. Die köstlichen Philistertypen, die Widmann zu zeichnen versteht, sind gewiß sämmtlich nach der Natur gezeichnet, und sogar der komische Rector Müslin, den wir schon aus einer früheren „Italienischen Reise" kennen, ist gewiß ebenso wenig ein frei erfundener Charakterkopf, als Stettenheim's Wippchen oder Stinde's Frau Buchholz. Aber hier tritt der Rector mit einer wirkungsvollen Nuance auf: einer ganz neuen Leidenschaft für Erfindungen, die dem häuslichen Leben, wenigstens nach den Versicherungen der Reclame, größere Bequemlichkeit geben sollen. Lebenswahr ist auch der Principienreiter Conrector Oehmchen, der in den Wald geht, um sein Naturrecht auszuüben, d. h. für seine Kinder einen Weihnachtsbaum zu schneiden, wobei er einen Förster über den Haufen schießt — zum Glück für ihn ist aber Alles nur ein Traum gewesen. Ein alter Bekannter scheint uns auch Herr Säuerlein, der sich stets vor allen möglichen und unmöglichen Gefahren fürchtet und in Folge dessen seinen traditionellen „vergnügten Tag" grausam verdirbt, oder Herr Dodel mit seinem Mittagessen mit Hindernissen, Picknick genannt, und andere unverkennbar schweizerische Spießbürger. Einige Geschichten spielen weitab von der Wiege Tell's in Spanien, in Peru, in den Vereinigten Staaten. Gewiß einem Reisewerk verdankt der Verfasser die Anregung zu der Novelle „Donna Carmen", die in mehr als einer Hinsicht an H. v. Kleist's „Erdbeben in Chili" gemahnt, nur daß hier die Liebenden durch das Naturereigniß vereint werden. Bei einer anderen Skizze: „Sunkels letztes Opus" vermag ich die Quelle genau anzugeben. Sunkel ist ein verbummelter Programmdichter für Meßbuden; sein „letztes Opus", auf das er sich so viel einbildet, die marktschreierische Anpreisung eines achtarmigen Polypen, ist jedoch direct aus Victor Hugo's „Travailleurs de la mer" herübergenommen, wo das Seeungeheuer, die pieuvre, im bekannten Offenbarungs-Kraftstil geschildert wird. Weiß Widmann um diese Anleihe Sunkels? Nein, ich bin fest überzeugt, daß er ein authentisches deutsches Seeschlangenprogramm reproducirt, ohne zu ahnen, daß es von Demjenigen stammt, den die Franzosen gern als den größten Dichter unseres Jahrhunderts preisen. . . . Eine wirkliche Begebenheit mag gewiß auch dem „Diplomat im Landstädtchen" mit seiner Lustspiel-Stimmung und überraschenden Lösung und der etwas banalen Geschichte von dem Handlungsreisenden in Menschenhaaren zu Grunde liegen. Ein prächtiger Operettenstoff ist aber das verfängliche Abenteuer eines spanischen „Wildfeuer", wie denn Widmann gerne das Gebiet gewagter physiologischer Probleme streift. Namentlich gern verflicht er seine Knabenerinnerungen in diese Geschichten, und ein Thema, das ihm offenbar am Herzen liegt, denn er berührt es mehrfach, ist das der Liebe unter den Kindern. Geistvolle Bemerkungen über Amor als Kind beweisen, wie tief Widmann über sein Lieblingsthema nachgedacht hat, das ihm, dem ehemaligen Berner Schuldirector, freilich sehr nahe liegen muß. In der künstlerisch bedeutendsten letzten Geschichte streift er sogar das bedenkliche Problem der Geschwisterehe, und auch da ist er rücksichtslos und ohne kränkelnde Moral; ihm ziemt „eine robuste Sinnlichkeit", wie es in Feuchtersleben's Diätetik der Seele heißt. Nur beschränkte Schulmeisterseelen mögen daran Anstoß nehmen. Der Leser wird verständnißvoll zustimmen, wenn Widmann von sich selbst versichert, daß er „nicht zu jenen langweiligen, tiefsinnigen Schriftstellern gehört, die mit ihrer Erzählung einer Begebenheit die Welt aus den Angeln heben oder wenigstens ungeheure sittliche Verbesserungen ins Werk setzen möchten, sondern zu jenem als leichtfertig verschrienen Schreibervolke früherer Zeiten, das alles gethan zu haben glaubte, wenn es sich und die andern vergnügte."

Ludwig Hevesi, der Verfasser des Geschichtenbuches: Auf der Schneide (Stuttgart, Bonz u. Comp.) besitzt diese naive Fabulirlust in geringerem Maße. Auch er ist Redacteur (des Wiener „Fremdenblatts") und schreibt allwöchentlich für das „Faß der Danaiden", mit Widmann zu reden, fein stilisirte, geistsprudelnde Chroniken über die Begebenheiten der Welt, der Stadt und der Bühne. Dennoch findet er dabei noch die Zeit zu subtil ausgetüftelten und langsam ausgereiften Erzählungen, die das Entzücken der Kenner bilden. Das Element des Novellisten Hevesi ist das Paradoxe, und der vielleicht nicht ganz praktische aber geistreich spintisirte Titel seines Buches bezeichnet vortrefflich das Wesen, den Charakter seiner Erzählungskunst. Seine Geschichten balanciren sämmt-

*) Aus dem Fasse der Danaiden. Zwölf Erzählungen. Zürich, Caesar Schmidt.

lich auf der scharfen Schneide des Originellen, Ungewöhnlichen; jenseits hart daneben liegt das Künstliche, Barocke, Triviale, die Caricatur. Heyse's besondere Kunst besteht nun darin, die Schneide, die Schärfe vergessen zu machen, und seine Geschicklichkeit ist so groß, daß wir an der ausgeklügelten Pointe vorbeisehen und uns das Ungewöhnliche natürlich und das Künstliche künstlerisch erscheint. Nehmen wir gleich die prächtige erste Erzählung: Die Arbeiten des Herkules. Hier bildet das Bizarre die Klippe. Schon das Zeitcostüm ist barock. Wir sind im London der dreißiger Jahre, das uns Bulwer im „Pelham", Carlyle, Barbey d'Aurevilly („Du Dandysme") und Fürst Pückler geschildert haben. Die Geheimnisse des high life werden wie Weltereignisse besprochen, George Bryan Brummell, der König der Mode, erhebt die Kunst im Knüpfen der Halsbinde zur Höhe einer Institution; die Flirtation, die von Frankreich importirte Duellwuth und die Excentricitäten des Jockey-Clubs sind populär wie der Constitutionalismus, indeß man die Vorzeichen der drohend sich nähernden Julirevolution mißachtet. Diese nichtige, blasirte, epikureische Geckengesellschaft wird nun im trockenen Chronistenton handelnd vorgeführt; blitzten verstohlen nicht ein Paar ironisirende Lichter herein, man müßte annehmen, daß selbst Heyse nicht höher schwört, als bei Lady Georgina's Ohrläppchen und daß er auch die übrigen Verrücktheiten der fashionablen Welt vollständig billigt. Diese Schilderung des Zuständlichen ist dem Erzähler die Hauptsache. Der Einschlag, das verliebte Duell zwischen Lord Arthur und Lady Georgina, dient nur dazu, die Verbindung herzustellen und das Interesse zu erhöhen. Sobald der Verfasser mit seiner Sittenschilderung zu Ende ist, bricht er die Herkulesarbeiten des edlen Lords mit einem Knalleffect ab: mit der graziös erzählten und lustig erfundenen Geschichte, wie der Lord die originellste Maske ersinnt und in der Gestalt der siamesischen Zwillinge die letzte Wette und der Geliebten Hand gewinnt. „Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, wie geängstet, daß er ihr entschwinden könnte, und, über sie hinabgebeugt, hielt er sie zu sich empor wie ein Kind und flüsterte: Wer ist die originellste Maske? — „Die Siamesen . . ." — Nein, ich, theure Georgina, denn ich erscheine als Dein Verlobter."

Zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen schaukelt die „Romanze". Die balladeske Stimmung, das Dunkle, Angedeutete, Grausige ist meisterhaft getroffen. Die knappe poetische Prosa, ganz mit Antithesen gespickt, liest sich wie die Uebersetzung eines Gedichtes von Victor Hugo. Auch das Stoffliche, die Rache des betrogenen Ehemanns, der für sein Weib so lange eine fürchterliche Todesart sucht, bis er sich — in sie verliebt, fordert die Parodie geradezu heraus, und doch sind die kurzen Capitel spannend und packend; erst hinterher, wenn der ganze Alp vorüber, sieht man ein, daß der Verfasser ein Schalk ist, dem es nur um ein Experiment zu thun war. Nicht minder paradox ist die Geschichte von dem den „König Lear" im Costüm probirenden Schauspieler, in dessen Greisenantlitz sich ein junges Mädchen verliebt, oder von dem durchgebrannten Cassier, der just von dem Vater des durch ihn geretteten Kindes festgenommen wird, oder das Stillleben von den zwei „nicht auf sechs Beinen, sondern auf sechs Pendeln" gehenden Schildwachen, die in Liebe und Haß nicht von der Stelle dürfen, bis der Eine die Consigne bricht und den Andern, seinen Nebenbuhler, mit aufgepflanztem Bajonett niedersticht, oder die hübsche Erklärung der Unsicherheit des Fornarina-Bildes durch den Fluch einer eifersüchtigen Rivalin der schönen Bäckerstochter, oder die an Freytag erinnernde, doch stark chargirte Schilderung deutschen Kleinlebens in „Blau". Auch in der Eisenbahnfahrt „Zwischen Thorbach und Seefehlen" entgeht der Verfasser gewandt der Gefahr des Entgleisens. Gewiß, diese Menschen und ihre Beziehungen streifen die Caricatur, aber welch liebenswürdiger Humor verklärt die halsbrecherische Tour! Der erste Theil, wo sich der Erzähler für Karl Bädeker ausgibt und die Gegend, die er zum ersten Male in seinem Leben sieht, mit der Suada einer rothen Reisevorsehung erklärt, wobei er nicht vergißt, der hübschen Begleiterin immer näher zu rücken, ist eine wirkungsvolle Komödienscene, die förmlich nach der Bühne schreit. Der Reisefeuilletonist guckt dem Verfasser auch sonst aus allen Poren, und immer findet er das passende novellistische Gewand für seine ethnographischen Schilderungen, für seine anschaulichen, stimmungsvollen Naturbilder. Man merkt hier viel weniger die Absicht, als z. B. in Laube's Reisenovellen, wo der Roman immer nur äußerlich angehängt ist. Heyse personificirt am liebsten das zu schildernde Land in einem scharf ausgeprägten Typus, wie die Pußta in den Zigeunern Muki und Peti. Diese beiden Figuren haben Leben und Rundung und stehen mit überreichem Detail in ihrer ganzen Einfalt, Verschmitztheit und Hundetreue, mit ihrer bilderreichen, farbensprühenden Sprache und in ihrem grenzenlosen Elend da. Und neben diesen befremdend originellen Personen aus dem Krakó, dem Zigeunerdorfe, die Prachttypen des angestammten Magyarenthums in ihrer Ritterlichkeit und Rohheit und ihrer phänomenalen, überlegenen Unbildung! . . . Die originellen Hyperbeln des in Haß und Liebe, Sprache und Geste stets übertreibenden Czinege Marczi lesen sich gerade so lustig, wie die ABC-Künste des abergläubischen Zigeuners oder die Erziehungsresultate des Prügelsystems bei dessen Collegen. Unvermerkt lernt da der Leser, indem er sich für die Geschichte eines einzelnen Menschen interessirt, die Naturgeschichte eines ganzen Volkes, die Ethnographie eines eigenartigen Stückes von Halbasien kennen, und eine Fülle geistreicher Bemerkungen und dichterischer Stimmung verbirgt die didaktischen Bemühungen des Beschreibers von Land und Leuten. Am reichsten quillt der Strom der Poesie jedenfalls in der Neujahrsgeschichte: Tommaso und Angela, die vor Jahresfrist zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht wurde. Seither ist die an Heyse's feinste Schöpfungen gemahnende Novellette mehrfach z. B. in Wien und immer mit dem größten Beifall öffentlich vorgelesen worden. Wie gewagt ist nicht die Heiligthumschändung der Novize Angela, die dem Madonnenbilde den himmelblauen Mantel und die güldene Krone wegnimmt und dem fiebernden Tommaso als Muttergottes erscheint, um die häßlichen Larven von seinem Lager zu verscheuchen! Hier verschwindet aber alles Gesuchte in dem naiven, fein abgetönten Vortrag, und alles Künstliche wird schöne, reine, auch im Kleinen große Kunst.

Theophil Zolling.

Die deutsche Historienmalerei der Zukunft.

Von Fr. Pecht.

Daß die unsere ganze Weltanschauung verändernden Fortschritte der Naturwissenschaften, vorab die allgemeine Annahme der Darwin'schen Entwicklungslehre, einen nicht minder großen Einfluß auf unsere Kunst ausüben müssen als seinerzeit die Einführung des Christenthums, wer möchte das bezweifeln? Denn die Welt ist durch sie nicht nur unwiderruflich entgöttert, sondern wir haben vor allem auch ganz andere Ansichten über den Menschen und seine Entstehung, ja seine Natur überhaupt gewonnen. Wir wissen jedenfalls, daß seine Existenz und Ausbildung durch Klima, Nahrung, Sitten, Religion, politische Verhältnisse und Institutionen in viel höherem Grade bedingt sind, als man früher annahm. Ebenso wissen wir, daß der Stammescharakter, trotz der allgemeinen Variabilität der Individuen sich mit großer Zähigkeit erhält, daß also die einzelnen Arten der Gattung Homo sapiens eine mindestens ebenso ausgesprochene Verschiedenheit unter sich darbieten als die der Hunde oder Pferde, der Tauben oder Schwimmvögel. Mit dieser dem herrschenden demokratischen Geiste des Jahrhunderts allerdings sehr unbequemen Erkenntniß aber, daß wir ganz und gar nicht gleich, sondern im Gegentheil bereits ganz ungeheuer verschieden sind, verbindet sich noch die weitere, daß wir im Laufe der Zeit nothwendig immer noch verschiedener werden müssen. Denn gerade die steigende Entwicklung des Individuellen, wie die beständige Vermehrung der Arten ist es ja, welche die Geschichte charakterisirt. Die Menschheit ist heute, dank der Variabilität der Gattung und noch viel mehr der räumlichen Isolirung der

Völker und Stämme, unendlich mannichfaltiger, wie sie vor sechs Jahrtausenden war, also zu der Zeit, aus der wir die ersten Denkmäler der Kunst besitzen. —

Mit der Anerkennung dieser Gesetze und dem Verständniß dieser Thatsachen öffnet sich aber der bildenden Kunst, vorab der Malerei als der jüngsten und ausdrucksfähigsten der Künste, ein wahrhaft unermeßliches Feld, das ihr die Bibel und den Homer hundertfach ersetzt, von denen sie seit zweitausend Jahren nicht wegkommen konnte. Um sich der Einförmigkeit und Tyrannei beider zu entziehen, flüchtete sich die lebendige Kunst seit dem siebzehnten Jahrhundert in die Profanhistorie, das Sittenbild und die Landschaft. — Bei ihnen holte sie sich wieder neue Kräfte, kam durch sie erst in die unmittelbarste Berührung mit dem unermeßlichen Reichthum der Natur. — Rubens wie Rembrandt, die Führer dieser Bewegung, erwiesen aber der Kunst einen nicht minder großen Dienst dadurch, daß sie die religiösen und profanen Mythen, die ja auch sie darstellten, in noch viel größerem Umfang, als dies früher geschehen war, in den Schooß des eigenen Volkes, ja in die unmittelbarste Gegenwart verlegten und ihrer Darstellung dadurch erst wieder neues Leben einflößten. Die Spanier folgten ihrem Beispiel und erzeugten so ebenfalls eine verhältnißmäßig immer noch kerngesunde Kunst. Todtkrank ward dieselbe erst, als das achtzehnte Jahrhundert, diesen Weg verlassend, im Zopf Coreggio zu imitiren und dann gar die Antike in die Malerei zu übersetzen anfing, wie es Mengs, Carstens oder David thaten. Daß dann später die Cornelianische Schule, wie Ingres, an die Stelle der Antike Raphael und Michel Angelo setzten, das hat uns nur mäßig verbessert, denn auch sie gaben damit nur Kunst aus zweiter Hand. Es wäre doch endlich Zeit, sich das einzugestehen, nicht minder, daß in dieser ganzen Periode erst die Sittenbildmalerei wieder neue Formen, wahrhaft Lebendiges und Dauerhaftes erzeugt hat, weil sie nach dem Beispiel der Niederländer wieder bei der Natur in die Schule ging und den Menschen mit all seiner Bedingtheit, damit aber auch in seiner unerschöpflich mannichfaltigen Erscheinung darstellte und so unsere Kunst von dem ewigen leblosen Nachbeten fremder Muster endlich wieder losriß.

Wir kommen damit auf einen Haupterfahrungssatz, den sich Jeder bei nur einigermaßen aufmerksamer Betrachtung der bisherigen Leistungen der Historienmalerei sehr leicht abstrahiren kann: eben weil die ganze Welt, vor Allem aber die Menschen, in einer beständigen Veränderung begriffen sind, so versteht der Künstler nur die Gegenwart ganz, und selbst in dieser Gegenwart versteht er nur seine eigene Nation, ja oft nur seinen Stamm. Er kann also nur sie wahrhaft zuverlässig darstellen. Alles Andere, was die Malerei sonst noch geschildert hat, von Delaroche, Gallait bis Feuerbach und Alma Tadema oder Makart, das sind entweder maskirte Zeitgenossen oder unwahre Schemen. Sie geben dann im besten Falle nur die Vorstellung wieder, die unsere Zeit von jenen fernen Epochen hatte, also ein Bild, das beständigem Wechsel unterworfen ist. Niemand wird bezweifeln, daß Leo X. oder Heinrich VIII. wirklich so aussahen, wie sie Raphael und Holbein malten, weil sie dieselben eben täglich vor sich hatten. Daß aber Moses oder Cäsar ganz gewiß nicht so ausgesehen haben können, wie sie Michel Angelo oder Mantegna schilderten, das wissen wir heute schon mit der größten Bestimmtheit, weil eben unsere Kenntniß jener Zeiten sich erweitert hat. Kann man, wie wir täglich sehen, nicht einmal die Individuen einer fremden Nation irgend befriedigend wiedergeben, wenn man nicht mitten unter ihr lebt, sie täglich vor Augen hat, wie Passini die Italiener, so ist man selbstverständlich noch viel weniger im Stande, den Charakter fremder Nationen und Zeiten zugleich zu treffen. Die gesammte moderne Kunstgeschichte ist ein einziger Beweis für die Wahrheit dieses Satzes.

Während jeder Künstler den allgemeinen Charakter seiner Nation immer trifft, weil er sie immer vor sich sieht, gelingt das Fremden schon darum nicht, weil das Charakteristische eben so gut in der Bewegung, der Geberde liegt, als in der plastischen Form. Die Japanesen und Chinesen schildern ihre Stammesgenossen frappant, sind aber ganz unfähig, uns rothhaarige Barbaren auch nur annähernd zu treffen.

Unsere Historienmalerei hat also vor Allem diese Erfahrungssätze endlich besser zu beachten und uns in Zukunft mit den traurigen Zerrbildern römischer Consuln ebensowohl als mit den Carricaturen englischer Könige und französischer Revolutionsmänner zu verschonen, mit denen sie uns bisher so beschwerlich fiel, sie hat sich im Gegentheil ganz im Kreise des eigenen Volkes und seiner Geschichte zu bewegen, die Schilderung fremder Nationen aber diesen selber zu überlassen. Am besten wird sie auch da fahren, wenn sie sich an die Gegenwart hält, denn da werden ihre Darstellungen für spätere Zeiten ein fortwährend steigendes Interesse behalten. Freilich muß sie sich aber dafür noch ungleich mehr als bisher in den Besitz der künstlerischen Mittel setzen. Hier hat sie bei unsern Sittenbildmalern noch lange in die Schule zu gehen, um ihren Figuren jene unbedingte Wahrheit zu verleihen, die ein Defregger oder Passini, ein Knaus oder Vautier den ihrigen geben. Gewiß ist dieselbe bei einem großen Mann, einem Dichter oder Helden, einem Führer der Nation sehr viel schwerer zu erreichen, als bei einem Jäger, einer Sennerin oder einem Schwarzwälderbauern. Dafür hat sie aber das unvergleichliche Material der Photographie zur Benützung, das den Alten nicht zu Gebote stand. Nur bei solcher weisen Beschränkung aber kann unsere Profanhistorienmalerei — von der idealen Kunst spreche ich ja nicht — hoffen, mustergiltige Werke von bleibendem Werth zu schaffen. Wir müssen uns zum Beweise auch hier sofort wieder auf den Boden der praktischen Erfahrung stellen, die sicherer leitet als alle Theorie. — Da finden wir denn auch, daß mit überraschend wenig Ausnahmen all' das, was von unserer heutigen Production dieser Art Aussicht hat, noch kommende Jahrhunderte zu interessiren, innerhalb dieses Kreises ganz realistischer Darstellung des nationalen Lebens zu suchen ist — des häuslichen und geselligen, wie es die Sittenbilder schildern, des öffentlichen und politischen, wie es die Historienmalerei thut, welche uns die großen Männer im Handeln und Thun zeigt, in ihren entscheidenden Augenblicken, oder sie doch zeigen soll. — Unläugbar ist dessen noch immer sehr wenig, was wir da geliefert haben, einige Male ist es aber doch halb oder ganz gelungen. So am besten bei Menzel's Bildern, Anderem von Peter Heß, Piloty und Ramberg. Was entsteht, wenn ein begabter Künstler den Vorgängen als Augenzeuge beigewohnt hat, die er schildert, oder wenn er die handelnden Personen aus genauer eigener Anschauung kennt, zeigt uns in seiner geistvoll nüchternen Art fast unübertrefflich v. Werner. So in seiner Darstellung des Kaisers, wie er nach der Schlacht von Spicheren nach Saarbrücken kommt. Hier ist die Charakteristik der aufgeregten Einwohnerschaft sogar noch besser als die des Monarchen, es ist ein ächtes Historienbild der Zukunft, da das Volk die Hauptrolle in demselben spielt. Den Kaiser mit seinen Kriegern in einem welthistorischen Moment sehen wir dann in der Kaiserproclamation von Versailles, und noch besser, weil verständlicher, ist jene Composition, wo Bismarck, hoch zu Roß, vom besiegten Napoleon stehend erwartet wird. Das Verhältniß des Kanzlers zu einer Reihe der bedeutendsten Zeitgenossen gibt vortrefflich das berühmte Congreßbild. Ohne Zweifel haben dessen Gestalten noch keineswegs die ganze technische Meisterschaft eines Frans Hals, nichtsdestoweniger nimmt es unter den modernen Productionen dieser Art einen der ersten Plätze ein, so gut als Lenbach's Bildnisse des großen Staatsmannes, die ja gewiß auch keinen Vergleich mit Van Dyk oder Velasquez aushalten, aber dennoch nach Jahrhunderten noch fesseln werden, weil der Künstler sein Original wenigstens verstand. — Auch Bleibtreu hat, dank diesem Verständniß, einige Momente der neuesten Geschichte ausgezeichnet gegeben, so den Kronprinzen mit seinem Generalstab während der Schlacht von Sedan.

Was man in realistischer Darstellung der Vergangenheit der eigenen Nation allenfalls erreichen kann, haben bei uns Lessing, Alfred Rethel und Janssen zweifellos am besten gezeigt. Die Bilder des letzteren im Erfurter Rathhaus sind in dieser Beziehung unübertroffen. Von den berühmten Historienbildern des Delaroche lassen uns die aus der eng-

lischen Geschichte heute schon kalt, da seine Engländer nicht überzeugend sind, während uns seine vom Gericht zurückkehrende Marie Antoinette, sein Duc de Guise oder sein Napoleon immer noch erschüttern, weil sie uns völlig glaubwürdig erscheinen. Daß man aber dem Maler glaube, das ist die allererste Bedingung für sein Kunstwerk, denn sowie man das nicht mehr thut, so ist alles Interesse dahin, da weder malerischer Reiz noch Pathos, noch irgend eine wirklich interessante oder nur aufgeblähte Subjectivität uns für die mangelnde Glaubwürdigkeit schadlos halten können, sobald es sich um reale Geschichte handelt. Der Maler hat also seine Gestalten mit der vollsten Wahrheit auszustatten, ihnen das Gepräge ihrer Nation, ihres Standes und ihrer Zeit nicht weniger aufzudrücken, als das ihres individuellen Charakters, wenn er uns fesseln will, schon weil er nur immer einen Moment bei ihnen erfassen kann. Dichter und Geschichtsschreiber lassen dies Bild durch eine fortlaufende Reihe von Handlungen in uns entstehen und dies ist auch der Grund, daß sie weit eher fremde Nationalitäten und weit entfernte historische Charaktere schildern können, weil unsere Phantasie dann leicht aus diesen bestimmten festen Punkten ein Bild, eine bestimmte Gestalt zusammensetzt, wenn dieselbe auch bei jedem einzelnen Leser anders ausfällt. — Hat der Maler zugleich Meisterschaft genug, um in seiner Darstellung alles Unwichtige unterzuordnen und nur das wahrhaft Wesentliche auf uns wirken zu lassen, besitzt er also Stil oder doch genügende Stimmung, so wird seine Wirkung auf unser Gemüth eine doppelte sein. Daß Alfred Rethel in so außerordentlichem Maße die Fähigkeit der Unterordnung alles Unwesentlichen unter das Wichtige, jene monumentale Kürze besaß, das stellt ihn am höchsten unter unsern Profanhistorienmalern. Aehnliches erreichte Lessing, wenigstens einige Male durch die coloristische Stimmung, in der auch Piloty, Bleibtreu und v. Werner verschiedene Male Bedeutendes erreicht haben.

Will die Historienmalerei der Zukunft dem Fluch der Nüchternheit entgehen, der sich ihr leicht anheftet, so wird sie unbedingt das Element der Stimmung noch weit mehr als bisher cultiviren müssen. Durch sie hat neuerdings der Nordpolfahrer von Payer einem sonst ganz modern realistisch geschilderten Vorgang, dem Untergang der Franklin'schen Expedition, eine ungewöhnlich erschütternde und zugleich erhebende, also ächt tragische Wirkung mitzutheilen gewußt, selbst ohne daß einer der Dargestellten uns irgend besonderen Antheil einflößte. —

Mit der Stimmung, als etwas durchaus Subjectivem, kommen wir nun zu der eigentlich idealisirenden Kunst. Hier kommt freilich das Meiste auf die Persönlichkeit des Künstlers an, wie sie sich in den Werken ausspricht. Die des Cornelius z. B. erhalten ihren hohen Werth lediglich durch die gewaltige Subjectivität, die aus ihnen spricht, trotz ihrer sonstigen Unvollkommenheit. Ebenso die des Carstens, Genelli u. A., die ja noch viel mangelhafter sind, dann die des Führich oder Schwind, welche das nationale Temperament besonders scharf aussprechen. Allerdings scheint das Gebiet dieser Kunst durch die Eingangs berührte Veränderung unserer Weltanschauung ganz außerordentlich eingeschränkt werden zu müssen. Das ist aber doch nur scheinbar, und schon Hans Makart hat uns neben Alfred Rethel durch sein glänzendes Beispiel den Weg gezeigt, den unsere idealisirende und vollends die monumentale Kunst in Zukunft zu gehen haben werden. So hat der außerordentliche Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik dem sich ohnehin täglich erweiternden Reich der Allegorie, also der Personification von Begriffen, ja ganz neue Gebiete hinzugefügt, hat Makart die Sinne, die Tages- und Jahreszeiten, wie „den Sommer" und „den Frühling", zu den lieblichsten Schöpfungen benützt, in denen er einigemale dem Correggio sehr nahe kommt; lieferte die Kosmogenie des Hesiod dem Cornelius den Stoff zu den geistvollen Compositionen des Göttersaals in der Münchener Glyptothek. Ebenso würde eine heutige Weltentstehungsgeschichte sicherlich noch reicher sein können. Arthur Fitger hat im Stiegenhaus der Bremer Börse bewiesen, daß der Olymp selbst für den Seefahrer zu den glücklichsten Erfindungen zu benützen ist und läßt neben Leukothea und Boreas auch Pluto erscheinen. Wie hat nur besonders die monumentale Skulptur, z. B. in den Schilling'schen Tageszeiten, in seiner Germania, in den unzähligen Siegesdenkmalen eine Fülle des Stoffes aufgehäuft, welcher der Malerei ganz ebenso offen steht! Aber auch die religiösen Mythen, die christliche sogar am allerwenigsten, verlieren durch ihre Behandlung als solche nicht, wenn sie richtig gewählt werden, d. h., wenn man ihre allgemein und unmittelbar verständlichen Stoffe aussucht und sie wieder mitten in die eigene Nation hineinverlegt, wie das alle ächte Kunst von jeher that, die unserige aber aufs thörichtste außer Acht ließ, als sie ihr Mekka ein Jahrhundert lang in Rom suchte, obwohl ihr gerade das Beispiel der classischen Kunst aller Völker von Masaccio bis Correggio, von Rubens bis Murillo das Gegentheil hätte lehren müssen. Oder hat denn der letztere etwa auch wie unsere Romantiker die Italienerinnen des Rafael nachgeahmt, statt die Urbilder seiner Madonnen in Sevilla zu suchen? Fiel das Rubens, trotz seines jahrelangen Aufenthaltes in Italien, ein? Haben Van Eyk und Meister Stephan, Dürer und Holbein die Originale ihrer lieblichen Madonnen etwa in Rom und Venedig, nicht vielmehr in Köln, Basel und Nürnberg gefunden?

Es ist der ungeheure Fehler unserer Kunstwissenschaft seit Winkelmann, die Künstler auf den verderblichen Weg gedrängt zu haben, alles Heil in Italien zu suchen und dadurch nur zu oft ihrem Vaterland und aller gesunden Empfindung entfremdet zu werden! Sie arbeitete da dem uns ohnehin schon ruinirenden religiösen Romanismus direct in die Hände. Und aus dieser ungesunden, zwiespältigen Wirthschaft, die nicht Fleisch nicht Fisch war, hätte eine neue nationale Kunst erstehen sollen! Ja, man möchte sie neuerdings gar noch durch die Errichtung einer deutschen Akademie in Rom verewigen, während die Franzosen die ihrige dort schon längst satt haben. Fiel es denn einem Rafael oder Tizian etwa auch ein, nach Deutschland zu gehen und blonde Barbarinnen zu malen, wie ihre heutigen deutschen Nachahmer nach Rom wanderten, die, dank diesem verkehrten System, so selten etwas Gesundes und Dauerndes zusammengebracht haben? —

Gerade unsere neue Münchener Schule hat seit einigen Jahren durch eine ganze Reihe von lebensfähigen und reizvollen Schöpfungen bewiesen, daß sich der Bibel, wie der antiken griechischen Göttermythe auch heute noch die lieblichsten Stoffe abgewinnen lassen, wenn man nur den Muth hat, sie mitten in die eigene Nation zu verlegen, wie es die Alten gar nicht anders wußten. Jedermann wird sich in unserer Pinakothek der köstlichen Nacht des E. Zimmermann erfreuen, oder der Pieta des Löfftz, die beide Italien so wenig je länger gesehen haben als Dietz, der ebenfalls eine köstliche Anbetung der Hirten malte, oder Defregger, dessen echt deutsche Madonnen an Reinheit nicht hinter denen des Gian Bellin zurückbleiben. Das merkwürdigste Beispiel aber gab neuerdings Uhde, der seinen Christus mitten unter deutschen Proletarierkindern darstellte und die rührendste Wirkung damit erzielte. Wie man aber antike Mythen wahrhaft entzückend, frisch und lebendig mit seltenem Reize darstellen kann, zeigte Makart's Diana, die lauter echte Wienerinnen gibt, wie seine köstlichen modernen Amoretten Münchener Backfische darstellen. Ebenso haben Piloty auf seinem Münchener Rathhausbild und Lindenschmidt mit seinen „Bürgertugenden", die er im Kaufbeurer Rathhaus dargestellt, ein überaus werthvolles Beispiel gegeben, wie Personificationen von Begriffen erst recht lebendig und reizend dargestellt werden können, wenn man ihre Typen im eigenen Volke sucht. Das sind aber alles kerngesunde Kunstwerke, die uns den Weg zeigen, den die Kunst der Zukunft voraussichtlich gehen wird und muß. Es ist kein anderer, als der der Rückkehr ins Vaterland und zu der Wiederbelebung der religiösen Mythen durch modernen Geist. Denn diese Mythen sind ja nur kostbare Gefäße, in die jedes Jahrhundert seinen eigenen Wein zu gießen hat. Dabei werden wir wahrhaftig unendlich besser fahren, als mit den ewigen leblosen Nachahmungen der Antike oder der italienischen Renaissancekunst, die hinter ihren Originalen immer so kläglich zurückbleiben mußten, wie jede Copie hinter dem Original.

Es ist eben etwas sehr Verschiedenes, Geschichte zu schreiben und sie zu verstehen. Will man aus den Vorgängern Nutzen ziehen, so muß man vor allen Dingen studiren, nicht was, sondern wie sie es gemacht haben, um Meisterwerke hervorzubringen.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verlief unruhig. Ungeachtet seines Fieberzustandes ging Ordynow früh Morgens am anderen Tage aus. Auf dem Hofe traf er wieder den Dwornik. Dieses Mal grüßte der Tatar schon von Weitem und sah ihn neugierig an, besann sich jedoch bald, hantirte wieder mit dem Besen und schielte Ordynow an, der sich langsam näherte.

„Nun, hast Du nichts in der Nacht gehört?" fragte Ordynow.

„Habe gehört."

„Sage 'mal: was ist das für ein Mensch? was treibt er?"

„Hast selbst gemiethet, mußt es ja wissen; ich weiß es nicht."

In diesem Augenblick rief Jemand den Dwornik vom anderen Hofe, und gleich darauf zeigte sich ein kleiner gebückter Mann im Pelz; stolpernd, ächzend ging er und murmelte etwas vor sich hin. Er machte ganz den Eindruck eines Menschen, der vor Alter schwachköpfig geworden war.

„Der Hauswirth! Der Hauswirth!" murmelte in Hast der Dwornik, nickte Ordynow zu, riß die Mütze ab und lief dem Alten entgegen. Ordynow kam dessen Gesicht bekannt vor; war es ihm doch, als sei er demselben vor Kurzem irgend wo begegnet. Uebrigens fand er darin nichts Erstaunliches und verließ den Hof. Schnee flatterte, der Morgen war grämlich und kalt. Der junge Mann fühlte, daß der Fieberschauer ihn wieder bewältige; ihm war, als schwanke unter ihm der Boden. Plötzlich wünschte ihm eine süßlich zitternde Stimme einen guten Morgen.

„Jaroslaw Iljitsch!" sagte Ordynow.

Vor ihm stand ein rothbäckiger Mensch, etwa dreißig Jahre alt, nicht groß, mit grauen Augen, ganz Lächeln; gekleidet . . . nun, wie Jaroslaw Iljitsch immer gekleidet ist. Jaroslaw Iljitsch reichte ihm in der zuvorkommendsten Art die Hand. Ordynow hatte seine Bekanntschaft vor gerade einem Jahre gemacht, ganz zufällig, fast auf der Straße; er war der rechte Mann für Jaroslaw Iljitsch, der eine außerordentliche Neigung hatte, mit noblen Leuten zu verkehren, zum mindesten mit gebildeten Leuten, die durch Talent und Benehmen würdig sind, der höchsten Gesellschaft anzugehören.

„Wie kommt es, daß ich Sie hier treffe?" rief Jaroslaw Iljitsch mit dem Ausdruck wirklicher Freude.

„Ich wohne nicht weit von hier im Hause Koschmarow."

„Mit Ihrem Hauswirth bin ich bekannt. Prächtiger Alter das! Ohne ruhmredig zu sein, kann ich sagen: wir sind fast, fast sage ich, intime Freunde. Eine noble Seele! — Haben Sie Ihre eigene Wohnung?"

„O nein, ich habe mich eingemiethet."

„Bei wem? Vielleicht kenne ich Ihren Wirth?"

„Beim Kleinbürger Murin; ein hochgewachsener alter Mann . . ."

„Murin, Murin . . . ja so, erlauben Sie, auf dem hinteren Hofe, über dem Sargmacher?"

„Ja ja, auf dem letzten Hofe."

„Hm . . . haben Sie es ruhig da?"

„Ich bin erst vor Kurzem hingezogen."

„Hm . . . ich wollte nur sagen, hm . . . bemerkten Sie nichts Besonderes? Das heißt, ich bin überzeugt, daß Sie es bei ihm gut haben werden, wenn Ihnen die Räumlichkeit zusagt . . . Was halten Sie von dem Alten?"

„Es scheint ein sehr kranker Mann zu sein."

„Ja, er ist sehr leidend. Haben Sie sonst nichts bemerkt? Sprachen Sie denn nicht mit ihm?"

„Wenig nur; er ist so menschenscheu und gallig."

„Hm . . ." Jaroslaw Iljitsch ward bedenklich.

„Unglücklicher Mensch!" sagte er nach einem Stillschweigen. „Unglücklicher und sonderbarer Mensch! Im Uebrigen, wenn er Sie nicht belästigt . . . Verzeihen Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf so einen Gegenstand lenkte; ich selbst war neugierig . . ."

„Sie haben auch meine Neugierde erregt . . . ich möchte gern wissen, wer er ist."

„Sehen Sie 'mal — man sagt, dieser Mann war früher sehr reich. Er war Kaufmann, wie Sie wahrscheinlich bereits Gelegenheit hatten, zu hören. Verschiedenes Unglück brach auf ihn ein, und er verarmte. Mehrere beladene Schiffe gingen unter; die Fabrik, welche der Leitung eines geliebten Verwandten anvertraut war, brannte ab, wobei, wie man sagt — merken Sie nur —, der Verwandte in den Flammen umkam. Sie geben zu, ein schrecklicher Verlust! Wie er denselben aufnahm? Je nun — er verfiel in eine bejammernswerthe Stimmung. Man fürchtete für seinen Verstand. Und wirklich, in einem Streite mit einem anderen Kaufmanne, auch einem Besitzer von Wolgaschiffen, benahm er sich so höchst eigenthümlich, daß kaum Jemand seine Geisteszerrüttung bezweifelte. Uebrigens trat noch ein ganz besonderes, ein bedenkliches, verhängnißvolles Ereigniß ein, das sich nicht anders als durch feindliche Einflüsse des erzürnten Schicksals erklären läßt."

„Erzählen Sie doch."

„Man sagt, daß er einmal, von Tollheit getrieben, auf das Leben eines jungen Kaufmanns, den er vordem ungemein lieb hatte, einen Anfall machte. Ihn selbst hat die That so überrascht, daß er sich das Leben nehmen wollte — wenigstens erzählt man so. Was aus der Sache wurde, weiß ich nicht; sicher ist indeß, daß er während mehrerer Jahre Kirchenbuße thun mußte. . . O ein verständiger Mensch, spricht gewandt, dreist und ausnehmend schlau. Man sieht noch die Spuren des vergangenen stürmischen Lebens auf seinem Gesicht. Interessanter Mensch! Und wie belesen!"

„Er scheint nur kirchliche Bücher zu lesen."

„Ja, er ist ein Mystiker."

„Was?"

„Mystiker! Daß es nur Niemand hört! Ich stecke es Ihnen im Geheimen. Im Geheimen will ich Ihnen auch sagen, daß er eine Zeit lang unter Aufsicht stand. Dieser Mensch hatte einen enormen Einfluß auf Andere."

„Was denn für einen?"

„O, es ist kaum glaublich."

„Ich weiß Beispiele. Ein junger Kornet, die Hoffnung einer hohen Familie, lächelte — lachte nicht! nein, lächelte ihm nur einmal in's Gesicht. Was lachst Du? sagte ärgerlich der Alte. In drei Tagen wirst Du selbst „das" sein! Und er legte kreuzweis seine Hände, indem er auf diese Weise einen Todten andeutete."

„Nun? weiter?"

„Ich wage nicht, daran zu glauben, sehen Sie — aber man sagt, daß die Voraussagung eingetroffen sei. Er hat die Gabe, Wassilij Michailowitsch . . . Sie lächeln zu meiner treuherzigen Erzählung? Ich weiß, Sie sind aufgeklärter als ich; ich glaube ihm: er ist kein Charlatan. Puschkin erwähnt etwas Aehnliches."

„Hm. Ich widerspreche nicht, Sie können mir gewiß sagen, wer bei ihm wohnt."

„Ein weibliches Wesen?"

„Ja ja."

„Ich glaube, die Tochter."

„Die Tochter wohl nicht."

„Oder die Frau."

„Sonderbar."

Der junge Mann verfiel in Nachdenken, Jaroslaw Iljitsch betrachtete ihn mit Zärtlichkeit; dann verabschiedete er sich.

Ordynow fühlte sich so abgespannt, daß er kaum die Füße zu heben vermochte. Mit Mühe schleppte er sich die wenigen Schritte bis zu seinem Hause. Im Hofe traf er wieder den Dwornik, der beobachtet hatte, wie Jaroslaw Iljitsch sich von ihm verabschiedete. Der junge Mann ging vorüber, ohne ihn zu beachten. Auf der Treppe begegnete er einem kleinen alten Figürchen mit niedergeschlagenen Augen, das eben von Murin's Wohnung kam.

„Verzeihe mir Gott meine Sünden!" murmelte das Persönchen, und dabei sprang es mit der Elasticität eines Pfropfens zur Seite.

„Habe ich Sie vielleicht angestoßen?"

„Nein, danke sehr für die Aufmerksamkeit . . . O Gott, Gott!"

Stöhnend, prustend und dazwischen erbauliche Sprüche vor sich hin sprechend, wackelte das Männchen die Treppe herunter. Es war der Hauswirth, vor dem sich der Dwornik so erschreckt hatte. Jetzt erinnerte sich auch Ordynow, daß er bei Murin mit ihm zusammengetroffen war, und zwar an dem Tage, als er in das Quartier zog.

Er sank auf das Bett nieder, das sie ihm zurechtgemacht hatte, und wiederum begann er zu lauschen. Deutlich hörte er das Athmen zweier Menschen im Nebenzimmer. Bald war es ihm, als höre er sie schluchzen . . . und nun erklang es wie Gebet. Er wußte, daß sie auf den Knieen vor dem Heiligenbilde lag, die Hände ringend . . . Wer ist sie? für wen bittet sie? welch eine Leidenschaft treibt ihr Herz? weshalb schmerzt es und bangt es und ergießt es sich in so heißen, so hoffnungslosen Thränen? Er schloß die Augen. Eine Uhr schlug. Es ward spät und später. Dämmerung trat ein.

Plötzlich schien es ihm, als habe sie sich wieder zu ihm geneigt, als sehe sie mit ihren wunderbaren klaren Augen in seine Augen. Wie feierliche Ruhe lag es über ihrem Antlitz, ihr Lächeln sprach von holder Verheißung, mit solchem Mitgefühl, solcher kindlichen Neigung lehnte sie sich an seine Schulter, daß ein Stöhnen der Freude seiner entkräfteten Brust sich entrang. Sie wollte ihm etwas sagen, sie vertraute ihm etwas an . . . gierig trank er die Luft in sich, die ihr naher Athem erwärmte, sehnsüchtig schob er seine Hände . . . und nun athmete er auf und öffnete die Augen. Sie stand vor ihm, gebeugt über sein Gesicht, blaß, in Thränen, bebend in Erregung. Sie sagte ihm etwas, bat ihn um etwas — er hielt sie in seinen Armen, sie zitterte an seiner Brust.

„Was hast Du? was ist mit Dir?" fragte Ordynow.

Sie schluchzte leise, sie senkte die Augen.

„Ich weiß es nicht", sagte sie endlich mit kaum hörbarer Stimme, schwer aufathmend und kaum die Worte aussprechend. „Wie ich zu Dir gekommen bin, ich weiß es ja nicht." Und heftiger umschlang sie ihn, küßte sie ihn; wie in Verzweiflung, bedeckte sie dann ihr Gesicht mit den Händen und sank in die Kniee. Als Ordynow sie aufhob und neben sich setzte, brannte ihr Gesicht in voller Röthe, ihre Augen flehten um Vergebung, und ein Lächeln, das sie gewaltsam auf ihre Lippen zwang, schien nur die Gewalt einer neuen Empfindung brechen zu wollen.

„Vielleicht hat ein schwerer Traum Dich geängstigt, armes Kind", sagte Ordynow. „Vielleicht hat Er Dich erschreckt . . . Er phantasirt und ist ohne Besinnung . . . vielleicht hat er etwas gesprochen, das Du nicht hören solltest . . . Hast Du etwas gehört? Ja?"

„Ich schlief nicht", antwortete Katharina; sie kämpfte ihre Aufregung mit Gewalt nieder. „Schlaf kam gar nicht zu mir. Er schwieg, nur einmal rief er mich. Ich ging und sprach ihm zu; mir ward so ängstlich; er wachte gar nicht auf und hörte mich nicht. Gott möge ihm Hilfe bringen, denn er ist sehr leidend! Bittere Traurigkeit erfaßte mich. Ich betete immerfort, immerfort betete ich . . ."

„Hör'", rief sie plötzlich, „hattest Du eine Geliebte?"

„Nein — vor Dir keine!"

„Vor mir . . . Du nennst mich Deine Geliebte?"

Mit Verwunderung sah sie ihn an, wollte etwas sagen, schwieg aber und senkte den Kopf, allmählich wieder überflog Röthe ihr Gesicht, heller blitzten die Augen, die noch von Thränen feucht waren, eine Frage schien auf ihren Lippen zu schweben.

„Nicht ich werde Deine erste Liebe sein. Nicht ich", wiederholte sie, nachdenklich den Kopf schüttelnd. „Höre, was ich Dir sagen werde, mein lieber Freund: bezähme Dein Herz und liebe mich nicht so, wie Du mich jetzt liebst; es wird Dir dann leichter sein und Du wirst Dir eine liebende Schwester bewahren. Ich werde zu Dir kommen, wenn Du willst, werde Dich liebkosen, und werde nicht zu erröthen brauchen, daß wir einander kennen. War ich ja auch zwei Tage lang bei Dir, als Du in schwerem Fieber lagst. Erkenne die Schwester an! Weinend um Deinetwillen habe ich zur Gottesmutter gefleht. Durchziehe die ganze Welt, keine Schwester wirst Du finden. Wie ich Dich jetzt liebe, will ich Dich immer lieb haben — dafür will ich Dich immer lieb haben, daß Deine Seele so rein, so hell, so durchsichtig ist; dafür, daß mein Herz Dir entgegenflog, als ich das erste Mal Dich sah. Aber ach — mein Leben ist nicht mein, es gehört mir nicht! Das Schwesterchen aber nimm, sei Du mir Bruder, schließe mich in Dein Herz, wenn wieder Melancholie, die garstige Krankheit, mich überfällt: sei so, daß ich nicht zu erröthen brauche, wenn ich zu Dir komme und die lange Nacht bei Dir sitze." Sie wollte noch mehr sagen, aber in krampfhaftem Schluchzen erlosch ihre Stimme.

„Mein Leben!" murmelte Ordynow — „ich verstehe Dich nicht, wer bist Du? Von woher kommst Du, mein Liebling? Wie Traum ist es um mich . . . O, erzähle mir, wo Du wohntest, was Dich da erfreute und was Dich traurig machte . . . ob die Luft warm war, und hell der Himmel . . . wer waren Deine Lieben? . . . wem zuerst neigte Deine Seele sich zu? . . . hattest Du eine Mutter, die Dich liebkoste? . . . sage mir, wie ich Dein Herz erfreuen kann . . ."

Blaß saß Katharina da. Unbeweglich sah sie in die Luft, ihre Lippen waren blau, wie die einer Todten, die Augen umwölkt. Sie erhob sich langsam, machte zwei Schritte, und schluchzend sank sie vor dem Heiligenbilde nieder. Zusammenhanglose Worte entrangen sich ihrer Brust. Ordynow, in Angst erschüttert, richtete sie auf und brachte sie an sein Bett; seiner selbst nicht mächtig, stand er vor ihr. Nach Verlauf einer Minute öffnete sie die Augen, stand auf und ergriff seine Hände.

„Ich bin verdorben", sagte sie ganz leise, „man hat mich unglücklich gemacht!"

Ordynow blickte mit wilder Bestürzung zu ihr. Ein häßlicher Gedanke bemächtigte sich seiner. Katharina sah das krampfhafte Zusammenziehen seines Gesichtes.

„Ja, mich hat der böse Mensch verdorben — er . . . Ich habe ihm meine Seele verkauft . . . weshalb hast Du der Mutter gedacht? was brauchtest Du mich zu quälen? . . . Er sagt", murmelte sie geheimnißvoll, „wenn er stirbt, so holt er meine sündige Seele . . . ich bin sein, ich habe ihm meine Seele verkauft . . . er hat mich gepeinigt, er hat aus den Büchern gelesen . . . hier, sieh, sieh sein Buch . . . er sagt, ich habe eine todeswürdige Sünde begangen . . . sieh, sieh . . ."

Und sie zeigte ihm das Buch. Ordynow hatte nicht bemerkt, wie dasselbe in sein Zimmer gekommen war, er nahm es mechanisch — es war eins jener alterthümlichen Bücher der Altgläubigen, die er früher öfter zu sehen Gelegenheit hatte.

„Manchmal bespricht er mich mit Worten, ein andermal nimmt er sein Buch, das größte, und liest über mir. Grausig und düster. Ich weiß nicht, was . . . nicht jedes Wort verstehe ich; aber die Angst benimmt mich, und wenn ich auf seine Stimme horche, ist es mir, als ob nicht er spräche, sondern ein anderer — kein guter, einer, den nichts erweicht, der durch nichts sich erbitten läßt; und schwer, schwer wird es mir auf dem Herzen, o wie es brennt . . ."

„Gehe nicht zu ihm."

„Warum bin ich zu dir gekommen — weiß ich es? . . . Immer sagt er mir: bete, bete! Manchmal stehe ich in der

dunklen Nacht auf und bete lange, lange; oft übermannt mich der Schlaf; aber die Angst in meiner Brust weckt mich auf, und dann kommt es mir vor, als ob um mich sich ein fürchterliches Gewitter sammle . . . Wenn er mich aber ruft, mir schmeichelt, mich streichelt, mich tröstet: dann wird mir leichter; käme jetzt auch ein Unglück, bei ihm fürchte ich mich nicht mehr. Er ist mächtig! groß ist sein Wort!"

„Welche Noth peinigt Dich denn?" fragte Ordynow.

Katharina sah ihn an wie ein zum Tode Verurtheilter, der an der Gnade verzweifelt.

„Ich bin eine verfluchte Tochter, ich bin eine Seelenmörderin; mich hat die Mutter verflucht! Ich habe die eigene Mutter getödtet!"

Wortlos umschlang sie Ordynow. Zitternd schmiegte sie sich an ihn. Er fühlte, wie ihr Körper schauerte, als wolle die Seele sich von ihm trennen.

„Schon lange wollte ich sprechen, er aber verbot es mir, flehte mich an, zu schweigen und hatte zornige Worte für mich . . . Lange ist es her, ach wie lange! . . . Setze Dich neben mich. Ich will Dir von meinem Gram erzählen . . .

Ordynow lauschte athemlos.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Hero, Oper in drei Acten von Ernst Frank, Text nach Grillparzer's Drama von Ferdinand Vetter. Zum ersten Male aufgeführt im Königlichen Opernhause am 26. November. Concerte: „Extra"-Concert der Philharmonischen Gesellschaft. Frau Grosser, Herr Dvorschak. Stern'scher Gesangverein. „Schön Ellen" von Bruch. „Orpheus" von Gluck. Quartett Joachim.

„Hero" ist die erste Oper eines bisher fast ganz unbekannten Componisten, des Herrn E. Frank, der, früher in München und Mannheim, jetzt als Kapellmeister und Nachfolger Bülow's in Hannover wirkt. Sein Werk hat lebhafte Theilnahme des Theaterpublikums anzuregen nicht vermocht, dagegen aber die fast einstimmige Anerkennung der Kritik gewonnen. Der erstbezeichnete Fall war vorauszusehen. Der Stoff — er ist allbekannt und bedarf daher keiner Beschreibung — bietet nur eine einfache traurige Liebesgeschichte, und zwar eine antike und reine. Das heutige Publikum aber erwärmt sich nur für Liebesgeschichten mit Ehebruch oder für ganz ehelose freie, wie z. B. in Carmen. Nur Derartiges darf vom lebenden Dichter und Componisten tragisch behandelt werden, die reine Liebe gehört jetzt in die heiteren, in die „amüsanteren" Opern. Es fällt uns nicht ein, hierüber ein unnützes Klagelied anzustimmen; wir wollen nicht einmal behaupten, daß die Zeiten, in welchen andere Stoffe besser gefielen, moralischere gewesen sind — und nur das unleugbare Factum feststellen.

Der Text der „Hero" ist dem Drama Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen" nachgebildet. Wir haben dieses in unserer Jugend auf dem Wiener „Burgtheater" gesehen, der Stoff ward schon damals, in der Zeit, wo schöne Diction und rührende Scenen noch weit mehr Wirkung übten, als wenig dramatisch bezeichnet. Die Bearbeitung des Textbuches kann sehr gelobt werden, die Verse sind flüssig und wohlklingend und öfters von dichterischem Hauche belebt. Nur sind einige scenische Zuthaten so wenig dramatisch, daß sie den ohnehin schleppenden Gang der Handlung noch erschweren, ja sogar die wenigen wirksamen Momente, welche diese bietet, ganz abschwächen. Dem Dichter ist die fast unbegreifliche Idee gekommen, drei Nereiden öfters im Meere erscheinen zu lassen, welche die Kühnheit Leanders beklagen und über das ihm beschiedene Loos „Wehe" rufen. Gegen diese Zuthat sprechen zwei sehr wichtige Gründe. Erstens erinnert das jedesmalige Erscheinen der drei Gestalten sofort an die „Rheintöchter" Wagner's; seine Anhänger und seine Gegner, beide lächeln über diese Nachahmung des Meisters. Zweitens stehen sie nicht im mindesten Zusammenhange mit der Handlung, ja sie stören sie geradezu. Sie erscheinen nach dem höchst wirksamen Liebesduett des zweiten Actes vor dem Wiederauftritt des glücklichen Leander, und nachdem dieser im liebesbegeisterten Uebermuthe mit dem der Hero geraubten Schleier fortstürmt, um von Neuem „auf der grausen Bahn" die Geliebte aufzusuchen, da tauchen sie neuerdings empor und jammern ihm nach. Wir können als Augenzeugen auf's Bestimmteste versichern, daß nach der eben erwähnten Arie Leander's eine sehr belebte Stimmung im Publikum rege war, die, wenn der Act unmittelbar endete, sich in allgemeinem Beifall kundgab; das Auftauchen der Nereide wirkte wie kaltes Wasser, und als nach ihrem Gesange der Vorhang fiel, regten sich kaum ein paar Hände. Und in der Schlußscene, als Hero sich ins Meer stürzt, da erscheinen erst der Chor des Volkes am Ufer und dann noch einmal die Nereiden im Meer, mit dem Leichnam der Hero, und zwischen den langen Klagegesängen geht der Eindruck jenes tragischen Endes verloren. Wir wiederholen, der Textdichter hat vielfache Proben von achtungswerthem Talente gegeben; wenn er künftig dramatisch verwendbarere Stoffe wählt und bedacht ist, das Wirksame, das er erdacht, nicht selbst abzuschwächen, so kann er sich wahre Verdienste um die deutsche Oper erwerben.

Die Musik des Herrn Frank ist die einer ersten Oper, das heißt sie bietet öfters ein Spiegelbild mannigfacher äußerer Einflüsse. Der Wagner's giebt sich kund in der Verwebung des Recitativs mit dem melodischen Gesange, besonders aber in der ganzen Handhabung des Orchesters, dem der eigentliche Schwerpunkt zugetheilt ist, und in der Instrumentation, in welcher die tiefen Blasinstrumente eine manchmal zu sehr hervortretende Rolle spielen. Auch Meyerbeersche, selbst Schumann'sche Einflüsse sind erkennbar. Doch wer gerecht mittheilen will, der muß zugeben, daß in jeder ersten Oper solche Anlehnungen zu finden sind — ist etwa Wagner's Rienzi frei von den Einflüssen der damaligen französischen „historischen Oper?" Neben solchen unvermeidlichen Schwächen bietet Hero aber doch manches sehr Interessante, und einige Stellen, die des Componisten Begabung als unzweifelhaft erkennen lassen. Die ganze ziemlich lange Opferscene im ersten Akt ist voll anregender und schöner Momente; ebenso der große Einzelgesang der Hero in zweiter, und das darauf folgende Liebesduett, dem auch große dramatische Wirksamkeit innewohnt. Hervorzuheben ist auch, daß die Gesänge der Nereiden sehr hübsch fließend melodisch sind, ohne den mindesten Anklang an Wagner; umsomehr ist zu bedauern, daß hier die gute Musik an solch verlorenen Posten gewendet wurde. Im Ganzen betrachtet, legt die erste Oper des Herrn Frank der nicht übelwollenden Kritik die Pflicht auf, ihn allerdings zur Vermeidung mancher Fehler zu ermahnen, aber auch zu ermuntern; zu Hoffnungen berechtigt sein Werk; ob diese sich erfüllen werden, muß die nächste Oper lehren.

Die Aufführung war eine ganz ausgezeichnete. Frau Sachse-Hofmeister gab in der Titelrolle das Musterbild einer antiken Gestalt; äußere Erscheinung, Gesang und Spiel einigten sich zu einer vollendeten Kunstleistung. Herr Ernst als Leander war auch ganz vortrefflich. Die kleineren Rollen fanden in den Herren Biberti (Oberpriester) und Schmidt (Naukleros) die besten Vertreter. Die Fräulein v. Ghilany, Götze und Leisinger waren die denkbar lieblichsten Nereiden — wenn sie sich hin und her wiegten, dachte man immer unwillkürlich, das wären die schönsten und bestsingenden Rheintöchter, die man sich wünschen könnte! Ueber den Erfolg haben wir schon zu Anfang der Beurtheilung gesprochen. Das Publicum anerkannte die einzelnen Schönheiten, rief auch den Componisten, ließ aber seine Theilnahme nicht über einen gewissen mittleren Wärmegrad steigen. Die Kenner aber sagen zu Herrn Frank: Vorwärts, zeige recht bald, daß Du noch Bedeutenderes zu leisten vermagst.

An Concerten haben wir das „Extra"-Concert der Philharmonischen Gesellschaft hervorzuheben, in welchem Herr Dvořak (Dworschak) als Dirigent erschien, und eine Ouverture mit einem böhmischen Titel und ein Clavierconcert, gespielt von Frau Anna Grosser, vorführte. Die Erstere ist ein wenig bedeutendes und lang ausgesponnes Tonstücken

mit vielen slavischen Anklängen. Diese dominiren auch in dem Clavierconcerte; doch ist dieses viel besser erfunden und durchgeführt als jene. Dem Clavierspieler bietet es nur sehr wenig Gelegenheit, hervorzutreten. Frau Grosser löste die sehr schwere Aufgabe als treffliche feinfühlige Musikerin. In dem Stern'schen Concerte wurde zuerst „Schön Ellen" von Bruch aufgeführt, dann „Orpheus" von Gluck, letzterer in glanzvoller Vollendung unter Professor Rudorff's Leitung durch die Chöre, das Orchester und die Solisten Fräulein Hermine Spies, Fräulein Oberbeck und Frau Schulzen von Asten. Schließlich wollen wir des vierten Quartettabends von Joachim und Genossen erwähnen, in welchem nur Beethoven'sche Werke zu Gehör kamen, unter diesen das letzte f-dur-Quartett (op. 135) in der höchsten idealen Vollendung.

H. Ehrlich.

Notizen.

Christkind. Sechszehn Aquarellen von Paul Mohn. Berlin, Georg Stilke. Es war ein vortrefflicher Gedanke des Künstlers und der Verlagshandlung, durch diese farbenfrohe Schilderung der Kindheit des Heilands Jung und Alt an die Veranlassung der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit zu erinnern. Professor Mohn, dem wir schon die Illustration unserer Kinderlieder und Märchen verdanken, hat da wieder aus dem Vollen geschöpft, um uns die Gestalten der heiligen Geschichte anheimelnd vorzuführen. Seine Auffassung ist rein menschlich und zeigt die himmlisch-irdische Handlung etwa so, wie sie sich in unseren Tagen in einem weltverlorenen Dorfe, auf hoher Alp, in einem alten Städtchen abspielen könnte. Und warum sollte es dem modernen Künstler versagt sein, wie Dürer, Holbein, Urs Graf es einst gethan, die schöne Legende in das Gewand seiner Zeit zu kleiden? Hat nicht Rafael ein idealisirtes Zeitcostüm des 15. Jahrhunderts für seine Heiligen gewählt? Und die Franzosen der dreißiger Jahre sind sogar darauf verfallen, die frommen Gestalten als Beduinen in Turban und Burnus zu stecken während Andere wieder classischen Faltenwurf oder gar ägyptisirende Kleidung wählten; aber die unvergleichlich populären malerischen Situationen übten auch im wunderlichsten Costüm ihren unverwüstlichen Zauber aus. Paul Mohn weiß sich allerdings frei von solchen Spitzfindigkeiten. Er malt die heilige Handlung etwa so, wie unsere Kinder sich dieselbe vorstellen. Die Engel sind ihresgleichen, blondzöpfige, rothbackige Schelme, mit bunten kleinen Flügeln, die aus dem knappen Hemdchen hervorgucken, lustig und fromm, spielend, singend, scherzend. Sie gruppiren sich erwartungsvoll um den funkelnden Christbaum und tragen ihr Spielzeug, — man weiß nicht, sind sie selbst die Beschecrten oder kommen sie, ihre irdischen Kameraden, die braven Kinder, zu beglücken. Und etwas Kindliches haben auch die Erwachsenen in diesem heiligen Drama. Die gottergebene Jungfrau Maria, die vor der Herberge des traulichen Dorfes unter blauem Sternenhimmel sich mit ihrem Bündel zur Ruhe niedergelassen hat und später voll Mutterstolz und doch so demüthig auf ihr Kindlein niederblickt; der schlichte Zimmermann Joseph, der seine Maria nicht minder ehrfürchtig betrachtet, als die himmlischen Erscheinungen und die Weisen aus Morgenland; die Hirten mit ihren frischen, frommen Knaben; die gekrönten und turbangeschmückten Mohren — sie alle sind aus der Kinderseele heraus gemalt und werden auch den Erwachsenen ein Stück Jugendparadies vorzaubern. Reizend ist die gemüthliche Art, wie die Thierwelt mitspielt. Ein schnurrender Kater ist philosophischer Zeuge der Geburt des Heilands, fromme Lämmer blicken verwundert zum Engel der Hirtenverkündigung, eine Henne mit ihren Küchlein besieht sich nicht minder andächtig wie der Ochse und der Esel die Anbetung der Hirten, und Störche, Tauben und Spatzen mischen sich überall in die Handlung. Dazu kommen die künstlerischen Vorzüge dieser Blätter, die in ihren saftigen und doch weichen und discreten Farben stets harmonisch wirken. Entzückende Genrebilder, wie die Scene vor der Herberge, wechseln mit anmuthigen Arabesken und stimmungsvollen Landschaften, die des Künstlers großes Compositionstalent und coloristisches Können in bestem Lichte zeigen. Das liebenswürdige Bilderbuch, das alles Dogmatische vermeidet und nur das allgemein Menschliche in warm empfundener, naiver Kunst wiederspiegelt, wird Groß und Klein gefallen und bald in jedem deutschen Hause ein Liebling von Alt und Jung sein.

Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst von Moriz Thausing. 2. verbesserte Auflage. 2 Bde. Leipzig, E. A. Seemann. Nur wenige Monate nach Erscheinen dieser zweiten Auflage ist der genial veranlagte Verfasser unserer besten Dürer-Biographie einer Nervenkrankheit verfallen, welche seinen Geist verdüsterte und ihn in den selbstgewählten Tod trieb. Wer die krankhafte Reizbarkeit Thausing's, seine erbarmungslose ausfallende Manier, seinen Haß auf jeden Maler, der an der Spitze einer Akademie stand, zuletzt noch seine Angriffe auf den sterbenden Julius Hübner, den Vorstand der Dresdener Sammlung, wer namentlich seine wilde Polemik gegen Lippmann, Ephrussi, Dombaumeister Schmidt, Lübke, Eisenmann beobachtet hat, dem mußte es klar werden, daß da eine geistige Organisation gründlich gestört war und früher oder später dem Verfolgungswahn, dem Irrsinn anheimfallen würde. Auch in seinem Buch über Dürer liegt schwärmerische Hingabe und geniale Intuition hart und unvermittelt neben hämischer Nörgelei, kleinlicher Rechthaberei, abstoßendem Klopffechterthum. Das Buch ist nicht abgerundet, mehr eine Sammlung von einzelnen Studien, als eine sorgsam ineinander gearbeitete Monographie, aber es ist doch ein höchst scharfsinniges, inhaltreiches, durch und durch bedeutendes Buch, das zumal in seinem rein historischen Theil vortrefflich ist und thurmhoch über den anderen Dürer-Biographien steht. Thausing verstand fesselnd zu erzählen und anschaulich zu beschreiben. Er hat in diesen zwei Bänden die Resultate einer zehnjährigen anstrengenden Arbeit niedergelegt, und fast jede Seite beruht auf eigener Forschung, wenn auch fast jede Seite zum Widerspruche reizt. Mit großem Verständniß wird Dürer erst als Mensch fixirt. Ganz neu und bahnbrechend sind Thausing's Untersuchungen über des Meisters Verhältniß zu den Arbeiten für Kaiser Maximilian und zumal zu seinem Lehrer Wohlgemuth, der freilich gewaltig überschätzt wird. Reiche Sachkenntniß verräth auch die Würdigung Dürer's als Maler, obwohl da mancher entbehrliche Excurs mit unterläuft. Thausing hat unter der Masse der Dürer zugeschriebenen Tafelbilder gründlich aufgeräumt und manchen zweifelhaften Kupferstich beseitigt; daß er in seinem Eifer oft zu weit geht, lag eben in seinem Naturell und vermag sein Verdienst kaum zu mindern. Zu bedauern ist namentlich, daß er, der als Director der Albertina über einen so großen Schatz von Dürer'schen Handzeichnungen verfügte, mehr von den Stichen und Holzschnitten ausging; vielleicht legte ihm aber gerade seine Stellung in mehrfacher Beziehung eine gewisse Reserve auf. Die zweite Auflage hat Manches verbessert und vermehrt, aber die Grundzüge unverändert gelassen. Daß der verdienstvolle Pariser Dürer-Forscher Ephrussi in der neuen Vorrede ein Plagiar genannt wird, ist echt Thausingsch. Ein paar praktisch äußerst verwendbare Register sind hinzugekommen, die das Studium des Buches wesentlich erleichtern. Jasper's herrliche Radirung des Porträts des 41jährigen Dürer, die zahlreichen Reproductionen noch nirgends veröffentlichter Kunstwerke — leider ist abermals von der Wiedergabe der Kupferstiche abgesehen — die geschmackvollen Initialen und Randleisten nach Dürer'schen Motiven, überhaupt die splendide Ausstattung machen die inhaltlich so gediegene Schrift auch äußerlich zu einem wirklichen Prachtwerk, auf das der deutsche Buchhandel stolz sein darf.

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Soeben erschien und ist durch jede Buch- u. Kunsthandlung zu beziehen

Christkind.

Sechzehn Aquarellen von **Paul Mohn.**

Farbendruck von Mühlmeister und Jobler.

Quart-Format. Eleg. cart. M. 6.—

Mohn's Christkind führt den Kindern die Geschichte der Geburt Christi in ihren Haupt Momenten vor, und zwar wie sie dem deutschen Gemüth am nächsten liegt. Nicht in orientalischem Gewande, sondern auf unserem heimatlichen Grunde sind die erhabenen Vorgänge gedacht und mit deutscher Innerlichkeit durchgeführt.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlozer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Märchenstrauß

für Kind und Haus.

Mit Bildern von **Paul Mohn.**

45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text.

Quart-Format. Eleg. cart. Mk. 12.

Die ersten Autoritäten und hervorragendsten Organe der Presse haben sich enthusiastisch über den Werth und die künstlerische Bedeutung dieses eigenartigen Prachtwerkes ausgesprochen. Auf der internationalen Special-Ausstellung der graphischen Künste in Wien 1883 wurde dasselbe mit dem **Preis gekrönt.**

Die Antiquariatsbuchhandlung von
Aurel Bluemich
in **Leipzig**, Neumarkt 9.
versendet auf Wunsch gratis und franko:
Antiquariats-Katalog Nr. 1 Theologie, Nr. 2. Deutsche Sprache und Literatur, Geschenkwerke. Nr. 3, Geographie. Reisen. Geschichte. Nr. 4, Naturwissenschaften. Pädagogik. Jurisprudenz. Philosophie. Medizin.

Neues von Carus Sterne.
Die
Krone der Schöpfung
Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von
Carus Sterne.
Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.
(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Erster Jahrgang. Band 8.
Preis pro Band 50 Pf. — Gebunden 75 Pf.
Gräfin Sarah
von
Georges Ohnet.
Band I.
Der zweite Band erscheint Mitte December.
Früher erschienene Bände à 50 Pf. ungebunden, 75 Pf. gebunden:

Der Hüttenbesitzer von Georges Ohnet. 2 Bände.	Aus Nacht zum Licht von Hugh Conway.	Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo von Mrs. Praed.	Wassilissa von Henry Gréville. 2 Bände.	Vornehme Gesellschaft von Hamilton Aide.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

In **Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg** ist soeben erschienen:
Aus Carmen Sylva's Leben.
von Natalie Freiin von Stackelberg. 2. Auflage.
gr. 8 brosch. 6 M., eleg. geb. m. Goldschn. 7. M. 50 Pf.
Wer Carmen Sylva's Dichtungen kennen und schätzen gelernt hat, wünscht auch Näheres über ihr Leben und ihren Entwickelungsgang zu erfahren. Hier findet sich, mannigfachen ungenauen Nachrichten gegenüber, Authentisches über die königliche Dichterin. Beigegeben sind ein Bildniß aus der Jugendzeit und ein zweites die Königin darstellend, sowie ein Facsimile des Gedichts: „Meine drei Freunde." **Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk!**

Otto Spamers illustrirte Weihnachts-Novitäten
liegen in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht aus.
Verzeichnisse empfehlenswerter Geschenkwerke für jung und alt **gratis** und **franko.**
Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** — in **Berlin** SW.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Werke von Karl Emil Franzos.
Ein Kampf um's Recht. Roman in 2 Bänden. Zweite Auflage. VIII, 387 u. VI, 372 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.
Mein Franz. Novelle in Versen. 48 S. 16. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.50.
Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Zweite revidirte Auflage. XVIII, 365 u. VI, 334 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.60
Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien". Zwei Bände. XIV, 333 u. VI, 342 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.60.
Die Juden von Barnow. Geschichten. Ein Band. Dritte vermehrte Aufl. XII, 332 S. 8. geh. Mk. 5. —, eleg. geb. Mk. 6.40.
Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Ein Band. VI, 331 S. 8. geh. Mk. 5 —, eleg. geb. Mk. 6.40.
Deutsches Dichterbuch aus Österreich. Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.** XL. 338 S. gr. 8. geh. Mk. 7.50, eleg. geb. Mk. 9.50. (Velinpapier, ornamentirt.)

Neue Deutsche Dichter
im Verlag von **H. G. Liebeskind, Leipzig.**
Der Pathe des Todes.
Dichtung von **R. Baumbach.**
M 2.—
Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann
von **August Becker.**
M 3.—
Idyllen und Schwänke.
Neue Gedichte von **Heinrich Seidel.**
M 2.50.
Siebenschön.
Ein April-Mai-Märchen in Reimen von
Bruno Küttenauer.
M 2.—
Mix für Unguet.
Schnaderhüpfeln von **H. Grasberger.**
M 2.—
Gebunden in Leinwand pr. Einband *M* 1.— mehr. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder bei Einsendung des Betrags frei durch die Post.

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende ꝛc. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**

Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.

Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt. Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Augusta haben Allergnädigst geruht, die Widmung dieses Werkes anzunehmen.

Neuer Verlag von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.

Dante Alighieri's Fegefeuer.

Zweite Abtheilung der Göttlichen Komödie.

Genau nach dem Versmaße des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von

Julius Franke.

VIII., 218 S. gr. 8. geh. Mk. 5, eleg. geb. Mk. 6,50.

Die zweite Abtheilung von Dante's Göttlicher Komödie, das „Fegefeuer", ist in derselben Weise bearbeitet, wie die im J. 1883 von demselben Verfasser herausgegebene erste Abtheilung, die „Hölle". Sie benutzt frei die Philalethes'sche Uebersetzung, ist aber eine völlig selbständige Uebertragung, welche die Göttliche Komödie als Dichterwerk in deutschen Versen streng im Versmaße des Originals wiedergiebt und ein genußvolles Lesen und Verstehen desselben zu vermitteln strebt. Dem letzteren Zwecke dienen insbesondere auch die zahlreichen, das Gedicht nach allen Richtungen hin erläuternden Anmerkungen.

Als Festgeschenk

wird aus dem Verlag von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. gebunden Preis Mk. 4,50, brosch. 3 Mk.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) „Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichsanzeiger.) Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache. (Post.) Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinnenlust, sondern starke deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der **Boberschwan** sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert, und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Zeitung.) Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüths geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden. (Schles. Presse.)

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

Zeitschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbeblatt.

Herausgegeben von C. v. Lützow und Arthur Pabst.

20. Jahrgang, Oktober 1884—1885. Nebst wöchentlichem Beiblatt „**Kunstchronik**". Halbjährlich 14 M. — Das **Kunstgewerbeblatt** kann auch abgesondert in Monatsheften unter Beigabe der „Kunstchronik" bezogen werden und kostet halbjährlich 6 M.

Mit dem neuen Jahrgange ist dem „Kunstgewerbe" eine besondere Abtheilung in der Zeitschrift für bildende Kunst unter der Redaktion von **A. Pabst**, Direktorial-Assistenten des Kunst-Gewerbe-Museums in Berlin, eingeräumt und der Umfang und die illustrative Ausstattung der so vereinigten Kunstblätter damit wesentlich vermehrt worden. Herausgeber und Verleger werden bemüht sein, den vereinigten Kunstblättern sowohl in literarischer wie in artistischer Beziehung den Rang und das Ansehen zu sichern, dessen sich die Zeitschrift für bildende Kunst bisher zu erfreuen hatte. Für das Kunstgewerbeblatt haben ihre Mitwirkung u. A. zugesichert: **J. Brinckmann, Br. Bucher, Franz Ewerbeck, L. Gmelin, C. Graff, P. F. Krell, Julius Lessing, Franz Sales Meyer, Fr. Luthmar** und **Marc Rosenberg.**

Geschichte der Architektur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von **Wilh. Lübke.** 6. verm. u. verb. Auflage. I. Band. br. 14 M., in Calico geb. 16 M., in Halbfranzbd. M. 16,75. (Bd. II erscheint 1885.)

Der Cicerone. **Eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens** von **Jacob Burckhardt.** Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgenossen besorgt von **Wilhelm Bode.** 1884. 3 Bände. broch. M. 13,50; geb. in Calico M. 15,50.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts. **(Kunsthistorische Bilderbogen. I. Suppl.)** Mit Textbuch von **Anton Springer.** Zweite, auf 82 Tafeln vermehrte Auflage. In Umschlag 8 M.; gebunden mit Textband 12 M. — Das Hauptwerk:

Kunsthistorische Bilderbogen. 246 Tafeln qu. fol. mit Textbuch von **Ant. Springer** kostet br. 23 M., geb. in 2 Bände und Textbuch apart M. 31,50. — Dazu die Ergänzung (II. Supplement) 60 Tafeln und 5 Farbendrucke 8 M., geb. M. 10,60.

Moderne Kunst, Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart von **Fritz Bley.** Mit Illustrationen und 20 Radirungen und Kupferstichdrucken. Quart. Eleg. geb. Ausg. I mit Kupfern auf chinesischem Papier 25 M. (nur 100 Expl. abgezogen); Ausg. II 20 M.

Die geistreiche Darstellung des Verfassers und die reiche und kostbare Ausstattung mit vorzüglichen Radirungen geben diesem Werke einen dauernden Werth

Deutsche Renaissance. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur, Decoration und Kunstgewerbe, unter Mitwirkung von Fachgenossen in Original-Aufnahmen herausgegeben von **A Ortwein,** fortgesetzt von **A. Scheffers.** Heft I bis 180 à 10 Blatt Autographien. 1871—1884. Fol. broch. à 2 M. 40 Pf. Auch in 6 Bänden zu 30 Heften oder 300 Tafeln. Jeder Band kostet in Calico geb. 85 M., in Halbsatfian 96 M.

Ein 7. Band wird das Werk im Jahre 1886 abschliessen.

Deutsche Renaissance in Oesterreich. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur und Kunstgewerbe. Herausgegeben von **A. Ortwein, R. Bakalowits, W. Schulmeister** und **M. Bischof.**

I. Band: **Steiermark** und **Böhmen** in 13 Lieferungen à 10 Blatt Folio mit Text br. 31 M. 20 Pf., in Halbleinwandband cart. 34 M.

Ein 2. Band von ungefähr gleichem Umfange wird das Werk abschliessen.

Die Renaissance in Belgien und Holland. Original-Aufnahmen von **Franz Ewerbeck** und **Alb. Neumeister.** I. Band. (Breda, Antwerpen, Dortrecht, Mecheln, Ypern, Haag) in 8 Lieferungen à 4 M. gr. Folio; m. Text in Mappe 32 M.; in Halbleinwandband cart. 35 M. (Es folgt noch ein 2. Band.

Ausführliche Prospekte vorstehender drei Renaissance-Werke stehen gratis und franco zu Diensten.

Neuer Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter — Episoden.

Broschirt Mark 2.50, elegant gebunden M. 3.35.

Der außerordentliche Erfolg der Gesammtausgabe von Schack's poetischen Werken, deren erste starke Auflage in kaum Jahresfrist vergriffen worden ist, ruft diese zweite Auflage hervor, welche, obgleich ungemein vermehrt, zu demselben billigen Preise wie die erste in rasch aufeinander folgenden Bänden erscheinen wird.

Tag- und Nachtstücke

von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV. und 322 Seiten. Mark 4.— Elegant gebunden Mark 5.—

Eine Sammlung von dreiundzwanzig meist erzählenden Dichtungen, welche theils tragisch ergreifenden, theils mehr heiteren Inhaltes sind und ihrem Stoffe nach den verschiedensten Ländern und Weltaltern von der frühesten Vorzeit an bis auf unsere Tage entnommen sind. Die zahlreichen Freunde der Muse des Verfassers werden auch an diesen, in sehr verschiedenen Perioden seines Lebens entstandenen Dichtungen dieselbe Befriedigung finden, wie an den früheren.

Bei **A. Helmich** in Bielefeld erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten

auf

industriellen u. gewerblichen Gebieten

von

Oskar Asemissen,

Rechtsanwalt in Detmold.

Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*

N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in **Orig.-Einbänden:**

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. *M.* 4.
— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. *M.* 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustrirt. *M.* 7,50.
Appell, Werther u. s. Zeit. 3. Aufl. *M.* 6.
Bulthaupt, Gerold Wendel. Trauersp. *M.* 3.
— Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. *M.* 6 ** Shakespeare *M.* 6.
Burns, Lieder u. Ball. Deutsch von **A. Laun.** 3. Aufl. *M.* 3.
Bilder a. d. Nordsee-Marschen v. H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen v. H. Allmers. 6 gr. photogr. Kunstbl. In Carton *M.* 9, in Pracht-Mappe *M.* 15.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. *M.* 2.
Das Volksschauspiel Faust. Herausg. m. Bühnengesch. 2c. v. **R. Engel.** 2. Aufl. *M.* 5.
D. Puppenkom. m. gesch. Einleit. u. **Bibl. Faust.** herausg. v. **R. Engel.** 2 Bde. *M.* 9. Einz. Bdchn. à *M.* 1,20.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Winternächte. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Die Hexe. Trauersp. 4. Aufl. *M.* 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. *M.* 3.
Frater Hilarius, Maipredigten. 6. Aufl. Einltg. von **L. Steub.** *M.* 2,25.
Girndt, Dankelmann. Trauersp. *M.* 3.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. *M.* 6,50.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte 3. Aufl. *M.* 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. *M.* 3
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. *M.* 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Titelbild. 3. Aufl. *M.* 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. *M.* 2.
Pichler, Seebilder. 2. Aufl. *M.* 4.
Roßmann, Meister Lukas. Dram. Charakterb. 2. Aufl. Lutherfestgabe. *M.* 2,20.
Spaeth, Samenkörner d. Wahrheit. 32 Predigt *M.* 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. *M.* 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. *M.* 7,50.
Strackerjan, Von Oldenb. Land u. Leuten. *M.* 2,80.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche *M.* 1,50.
Volksbote. Volkskal. 48. Jahrg. reich illustr. 50 ₰.
Verl.: **Schultzesche Hofbuchh. Oldenburg.**

Soeben sind erschienen und stehen gratis und franco zu Diensten:

Katalog 169:

Geschichte und ihre Hilfswissenschaften.

3547 Nrn. Euth. eine reichhaltige Sammlung **gediegener historischer u. geographischer Werke.**

Katalog 170:

Deutsche Sprache und Literatur. Kunst. Prachtwerke.

Ca. 3500 Nrn. U. A. die Bibliothek des verst. Herrn Professor Dr. Lichtenstein enthaltend.

Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat).
Breslau, Schmiedebrücke 56.

Festgeschenk.

In **R. v. Decker's Verlag,** Marquardt & Schenck, in Berlin, ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Aus Friedrichs des Großen Leben.

Ein episch-lyrisches Gedicht
von
Gustav von Haugwitz.
Mit einer Radirung von B. Mannfeld.
17½ Bogen 8°, geh. 3 M., eleg. geb. mit Goldschnitt 4,50 M.

Das vorliegende Gedichtbuch verfolgt den Zweck, die Hauptmomente aus dem öffentlichen und Privatleben Friedrichs des Großen in einer Reihe poetischer Bilder, welche sich zu einem anschaulichen Lebensbilde vereinigen, dem Leser vorzuführen. Mannigfach und farbenreich nach Form und Inhalt, wie das Wirken des unsterblichen Königs, werden die zur Verherrlichung seines Andenkens gesungenen Heldenlieder in allen patriotischen Herzen gewiß lebhaften Widerhall finden.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Unterhaltungen
mit
Friedrich dem Großen.

Memoiren und Tagebücher
von
Heinrich de Catt.
Herausgegeben
von
Reinhold Koser.
Mit einer facsimilirten Tafel.

Royal-8°. Preis geheftet M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 10.

Das Werk H. de Catt's, eines französischen Schweizers, der im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges als Vorleser in den Dienst Friedrichs des Großen trat und während dieser Zeit über alle Bemerkungen des Königs und seine Gespräche mit demselben sorgfältig Buch führte, wird hier in Form von Memoiren und Tagebüchern zum ersten Male aus einer im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin befindlichen Handschrift veröffentlicht und darf als einer der interessantesten Beiträge zur Geschichte des großen Königs angesehen werden.

Rudolf Baumbach. — Victor Blüthgen.

Als werthvolle Festgeschenke außerordentlich zu empfehlen:

Trug-Gold.

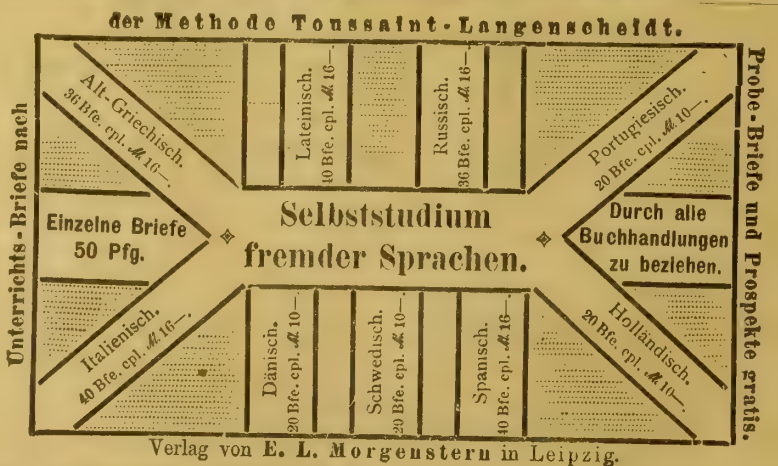
Erzählung aus dem 17. Jahrhundert
von
Rudolf Baumbach.
Miniatur-Prachtband. 6 Mark.

Der Preuße.

Erzählung aus den Karpathen
von
Victor Blüthgen.
Elegant gebunden. 4 Mark 50 Pf.

Beide Erzählungen, die nach allgemeinem Urtheile zu den besten der neueren Zeit gehören, nehmen eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur ein. Die Nachfrage nach beiden Werken steigt von Woche zu Woche. Von „Trug-Gold" ist bereits die vierte, von „Der Preuße" soeben die zweite Auflage erschienen.

Berlin W. **Albert Goldschmidt.**



Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Märkische Streifzüge von **A. Trinius.**

Neue Folge.

Geh. M. 4,50, in gr. Lwd. geb. M. 5,50, in Liebh.-Band M. 6,50.

Inhalt:

Oestlich von Berlin. Friedrichsfelde. Strausberg. Im Blumenthal. Buckow und die Märkische Schweiz.

Im Lande Lebus. Müncheberg. Neu-Hardenberg. Comthurei Lietzen. Lebus. Schlacht bei Kunersdorf.

Spree-Landschaften. Erkner. Kloster Kagel. Fangschleuse. Fürstenwalde. Auf den Rauenschen Bergen.

An der Nuthe. Jüterbock. Kloster Zinna. Schloß Beuthen. Auf dem Kapellenberge. Saarmund und die Burgfischerei.

Havel-Landschaften. Von Wannsee bis Neu-Babelsberg. Heiligensee und Bötzow. Oranienburg. Am Lehnitz-See. Am Wandlitz-See.

Der früher erschienene Band 1 hat die gleichen Preise und enthält die Abschnitte: Nördlich von Berlin. — An der Oberspree. — Havel-Landschaften. — Quer über den Fläming.

Verlag von **Schmidt & Sternaux** in Berlin, **SW.** 11. Königgrätzerstr. 65.

Gratis und franko versende

Katalog antiquarischer Kupferstiche, Grabstichelblätter, Radirungen, Schabkunstblätter,

hierbei eine Anzahl zum Einrahmen geeigneter schöner grösserer Blätter, aus einem Nachlass herrührend, zu beigesetzten sehr billigen Preisen baldigst zu verkaufen durch

E. H. Schroeder in Berlin SW.

Möckernstrasse 137.

Von meinem neuesten

Kunstlager-Katalog X

(2005 Nummern Radirungen, Kupferstiche, Holzschnitte 2c. älterer und neuerer Meister und 95 Nummern Original-Aquarelle und -Zeichnungen neuerer Künstler enthaltend) stehen Käufern solcher Kunstblätter Exemplare gratis und franco zu Diensten.

Dresden, Ende November 1884.

Franz Meyer, Kunsthändler, Seminarstraße 7.

Die Kreuzzüge

und die Kultur ihrer Zeit, von Otto Henne am Rhyn, illustrirt v. Gustav Doré. Pracht-Ausgabe in Folio (ca. 300 Illustr.), erscheint in 30 Lfg., à 2 Mk. oder geb. Mk. 78.

Das verlor. Paradies

von John Milton, ill. von G. Doré, Pracht-Ausgabe in Folio. 50 Bilder, geb. in Saffian, 60 Mk., Call. 48 Mk., 10 Lfg. à 4 Mk.

Trachten der Völker

vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit, v. Kretschmer u. Rohrbach. Geb. in Saffian, Mk. 130, in Call. Mk. 125, in 26 Lfg. à 4 Mk.

Illustr. Koch-Notizbuch

für gute Hausfrauen, und die es werden wollen. Neue Auflage 9., geb. M. 7.50.

J. G. Bachs Verlag, Leipzig.

Colonialfragen von

D. Livonius, Vice-Admiral a. D.

Soeben erschienen. Preis 1,50 Mark.

Verlag von R. Wilhelmi, Berlin, Unter den Linden 47.

Aus dem **1881**er Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W. (Besser'sche Buchhandlung) Behrenstraße 17.

Aischylos, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. Vierte umgearbeitete Auflage. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

Georg Beseler, Erlebtes und Erstrebtes. 1809 bis 1859. Mit Anlagen. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

Margarethe von Bülow, Novellen. Mit einem Vor-wort von Julian Schmidt. Inhalt: Oberlieutenant Percy. Gebunden. Gabriel. Herr im Hause. Der Fieberquell. Tagesgespenster. Eleg. geh. 5 M. In Lwd. geb. 6 M. 20 Pf.

Gustav Engel, Aesthetik der Tonkunst. Eleg. geh. 8 M. In Lwd. geb. 9 M. 20 Pf.

Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von Dr. Richard Maria Werner. Mit zwei Portraits. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf. In feinstem Halbkalblederband 9 M.

David Heß, Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakter-bild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Bächtold. Eleg. geh. 6 M. In Lwd. geb. 7 M. 20 Pf.

Paul Heyse, Gedichte. Dritte Auflage, aus dem „Skizzenbuch" und den „Versen aus Italien" vermehrt. Eleg. geh. 5 M. Originell in Lwd. geb. 6 M. In feinem Ganzlederband 8 M. 60 Pf.

Paul Heyse, Buch der Freundschaft. Neue Folge. (17. Sammlung). Inhalt: Siechentrost. Die schwarze Jakobe. Gute Kameraden. Im Bunde der Dritte. Eleg. geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Max Hobrecht, Von der Ostgrenze. Drei Novellen. Inhalt: Feiertage. Marienburg. Vis major. Eleg. geh. 5. M. In Lwd. geb. 6 M. 20 Pf.

Gottfried Keller, Das Sinngedicht. Novellen (in Prosa). Vierte Auflage. Eleg. geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Oscar von Redwitz, Hans Wartenberg. Ein Roman. Eleg. geh. 5 M. Sehr elegant in Lwd. geb. 6 M.

Adolf Schoell, Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur alter und neuerer Zeit. Eleg. geh. 7 M. In Lwd. geb. 8 M. 20 Pf. In feinem Halbkalblederband 10 M.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert **gratis und franco** Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Soeben erschienen in 10ter Auflage von **Julius Stinde:**

Buchholzens in Italien.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

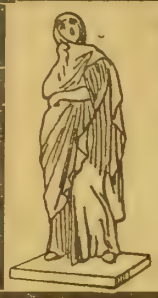
Die Familie Buchholz.

Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.

Bisheriger Absatz beider Werke:

30,000 Exemplare.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels“ versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstr.

Weihnachtsgabe für Gebildete.

Neu. I. Jahrg. 224 Seiten eleg. geb. Preis 2,40 Mk.
(Verlag v. A. Haack, Berlin)
In allen Buchhandlungen vorräthig.

Deutscher Kalender 1885.

Jahrbuch d. Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst etc.

Jul. Kalendarium Säcularkal. Naturerscheinungen gr. Entdeck. Gesundheitspfl. Hauswirthsch. Techn. Fortschr. Kunst. Merkwürdige Gedenktage. Biographien. Geschichte Regierungen. Kriegsheere. Banken. Weltverk. Eisenbahnen. Telegraphie. Sternwarten. Universitäten. Höh. Fachschulen. Professoren. Bäder. Berg- u. Hüttenwesen. Wirthschafts Genossenschaften. Gewerbe.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Für den Selbstunterricht!

Die Steno-Tachygraphie.

Ausführliche Anleitung

diese neue, einfach aufgebaute, praktisch bewährte **Geschwindschrift brieflich ohne Lehrer in 5 Lectionen leicht und gründlich zu erlernen.**

In fünf Briefen mit 20 stenographirten Tafeln

von **Paul Ehrenberg,** Lehrer.

Mit Vorwort des Erfinders Aug. Lehmann.

Preis für alle 5 Briefe M. 2,75.

Dritte Auflage!

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.

Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. XVI und 348 S.

Preis brosch. 5 M., in elegantem Leinwandband 7 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Auflage von Leutholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; sodann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutsamste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Bächtold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern früherer Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Leutholds noch bedeutend erweitern.

J. Huber's Verlag in Frauenfeld.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Bret Harte's Neueste Novellen.

1882—1883.

Der Gentlemann von „La Porte.“ Der Ring. Flip. Auf der Mission von San Carmel. Uebersetzt von Bettina Wirth. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe.

IV., 230 S. 8 geh. M. 3.— elegant geb. M. 4.—

Die neueste Erzeugnisse Bret Harte's spielen, wie alle seine Werke, unter den originellen Söhnen Kaliforniens. Der Stoff und die Charaktere der Neuesten Novellen sind in hohem Grade fesselnd und zählen zu den Leistungen Bret Hartes'

Neue Novellen

von

Sophie Junghans.

Inhalt: Der Kardinal. Auf Borkum. Guilio Bolvri. Späte Sühne. Leonore.

8° IV., 408 S. geh. M. 5.40, elegant geb. M. 6.40.

Die „Neuen Novellen“ der beliebten Schriftstellerin Sophie Junghans haben sich der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen gehabt. „Der Cardinal“ ist bereits in schwedischer und polnischer Uebersetzung erschienen.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg** (u. Leipzig).

Soeben erschien:

KANT's Dinge an sich

und sein

Erfahrungsbegriff.

Eine Untersuchung

von

M. W. Drobisch.

gr. 8. 1885. Mk. 2.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.

Preis per 5/1 2/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
3.60 1.80 1.00 0.50 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Prachtwerke und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Im Verlag von **Heinrich Minden, Dresden,** erschienen soeben:

Briefe an Hans von Bülow

von

Ferdinand Lassalle.

1 Bd. kl. 8°. eleg. Ausstattung.
Preis 1 Mk.

Einige 20 Briefe Lassalle's nebst einem Schreiben der **Gräfin Hatzfeld** kurz nach der Katastrophe.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. gegen Einsendung des Betrags auch direct von der Verlagshandlung

---

Verlag von Leopold Voss in Hamburg (und Leipzig).

Briefe

von Anna Maria von Hagedorn

an ihren jüngeren Sohn

Christian Ludwig

1731—32.

Herausgegeben von

Dr. Berthold Litzmann,

Dozent an der Universität Jena.

gr. 8. 1885. Mk. 2.50.

Christian Ludwig Liscow

in seiner litterarischen Laufbahn.

Von

Berthold Litzmann.

gr. 8. 1883. Mk. 4.50.

Schuldrama und Theater.

Ein Beitrag zur Theatergeschichte

von **Emil Riedel.**

gr. 8. 1885. Mk. 2.—

Aus Hamburgs Vergangenheit.

Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten.

Herausgegeben von

Karl Koppmann.

Mit Abbildungen gr. 8. 1885. Broschirt Mk. 6.—. Gebunden in Halbfranz Mk. 7.50.

Niederdeutsches Liederbuch.

Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen.

Herausgegeben von Mitgliedern des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung.

8. 1884. Halbleinwandband Mk. 1.50.

Hamburger Handel und Handelspolitik

im 16. Jahrhundert.

Von **Richard Ehrenberg.**

gr. 8. 1885. Mk. 1.20

Hierzu eine Beilage der Ehlermann'schen Verlagshandlung in Dresden und eine Beilage der Twietmeyer'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. **Druck von W. Büxenstein in Berlin.**

№ 50. Berlin, den 13. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Von Rudolf Doehn. — Zur Colonialfrage. Von Alphons Thun. — **Literatur und Kunst:** Die Möglichkeit einer Weltsprache. Von F. G. Schultheiß. — Max Müller's Biographische Essays. Von Robert Lutz. — Unsere Fahnen. Von P. Jessen. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Von Rudolf Doehn.

Die diesjährige Präsidentenwahl in der nordamerikanischen Union ist in mehr als einer Beziehung von hohem Interesse. Ganz abgesehen davon, daß der Wahlkampf ein äußerst erbitterter war und die Parteileidenschaften oft ungewöhnlich wild emporloderten, ist das Resultat des Kampfes die Niederlage derjenigen Partei gewesen, die ruhm- und sieggekrönt aus dem blutigen Secessionskriege hervorging, die dem fluchbeladenen Institut der Negersklaverei ein Ende machte und seit 1861 als Regierungspartei die Geschicke der Union lenkte. Man darf daher wohl von vornherein annehmen, daß der Sieg der Demokraten über die Republikaner kein blinder Zufall war, sondern aus tiefer liegenden Ursachen hervorging und deshalb auch aller Wahrscheinlichkeit nach für die innere und äußere Politik der Union, namentlich in ersterer Beziehung, von nicht zu unterschätzender Tragweite und Bedeutung sein wird. Zum besseren Verständniß der Situation dürfte ein kurzer Rückblick auf die politische Parteigeschichte der Vereinigten Staaten am Platze sein.

Als es nach der Erringung der Unabhängigkeit von England darauf ankam, einen neuen Staat zu bilden und die in der berühmten Unabhängigkeitserklärung ausgesprochenen Grundsätze zu verwirklichen, war es die Partei der Föderalisten, welche vorzugsweise die englische Constitution als Vorbild vor Augen hatte und mehr deren bewährten Vorzügen, als einer noch nicht bewährten demokratischen Republik, mehr der Zweckmäßigkeit der alten Autoritäten, als der Reife und Bildung des amerikanischen Volkes für die neue Staatsform vertraute. Der Hauptführer der Föderalisten, die ein geschlosseneres, bundesstaatliches Princip verfolgten, war Alexander Hamilton. Im Gegensatz zu den Föderalisten, deren Hauptziel die Consolidirung der Union war, betonten die Antiföderalisten unter Führung von Thomas Jefferson die Rechte der einzelnen Unionsstaaten, das Princip des Staatenbundes. Die Föderalisten waren demnach von dem Wunsche beseelt, die kaum gegründete Union möglichst schnell zu befestigen, den öffentlichen Credit aufrecht zu erhalten, den nationalen Handel, Schifffahrt und Industrie zu ermuthigen, die Ausgabe von Papiergeld zu verhindern und die Erfüllung der abgeschlossenen Verträge zu erzwingen. Zur Erreichung dieses Zieles suchten sie die Macht und das Ansehen der Bundesregierung zu stärken. Die Antiföderalisten dagegen, beunruhigt über den Plan nationaler Taxen, fürchteten, daß die vorzugsweise in den Südstaaten mit Hülfe der Negersklaven gepflegten Agriculturinteressen der Beschützung des Handels und der Gewerbthätigkeit in den Nord- und Oststaaten geopfert werden möchten, waren nicht zu ängstlich wegen der Abzahlung der Privat- und öffentlichen Schulden, berücksichtigten überhaupt mehr das Interesse der Schuldner, als der Gläubiger, sahen deshalb mit Besorgniß auf die ausgedehnten Befugnisse der neuen Nationalregierung und suchten ihr, deren Nothwendigkeit sie sonst nicht leugneten, durch allerlei Beschränkungen Hindernisse in den Weg zu legen. George Washington, von beiden Parteien gern und bereitwillig als Präsident und das Haupt der Regierung anerkannt, suchte zwischen seinem Staatssecretär Jefferson und seinem Finanzminister Hamilton zu vermitteln, doch gelang ihm dies nur in beschränktem Maße. Gleich bei Begründung der Union boten eben zwei Fragen in verhängnißvoller Weise nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten dar: die Bemessung des relativen Antheils, welchen die einzelnen Unionsstaaten an der Constituirung der Bundesgewalten haben sollten, und die Negersklaverei. Nur die richtige Erkenntniß, daß die Existenz der Union auf dem Spiele stehe, ließ für längere Zeit eine Verständigung erzielen. Beiden Fragen lag jedoch ein principieller Gegensatz zu Grunde, und eine dauernde Versöhnung zwischen entgegengesetzten Principien ist überall ein Unding. „Die Kluft wurde verhüllt und überbrückt," wie ein geistreicher Kenner der amerikanischen Verfassungsgeschichte sagt, „aber geschlossen wurde sie nicht"; dies geschah erst unter großen Opfern durch den Secessionskrieg, welcher der Negersklaverei ein Ende machte.

Im Laufe der Zeit nannten sich die Antiföderalisten „Republikaner" oder „nationale Republikaner", aus denen schließlich (1829—1837) unter dem Präsidenten Andrew Jackson die Partei der „Demokraten" hervorging, ein Name, der von Anfang an einen großen Zauber auf die Massen des amerikanischen Volkes ausgeübt hat. Ihrem Wesen nach waren die Demokraten der südliche Flügel der aufgelösten alten republikanischen Partei und prägten bewußt und unbewußt in ihrer Organisation diesen Gegensatz gegen den Norden aus. Namentlich verbanden sie sich so eng mit den Bewohnern der Sklavenstaaten und den Interessen der Sklavenhalter, daß sie durch Anerkennung des sich souverän dünkenden Localdespotismus der letzteren wohl oder übel die Bundesverfassung, in welcher die Sklaverei weder ausdrücklich anerkannt, noch auch nur genannt worden war, in einer Weise auslegen mußten, welche den Vätern der Republik und der ganzen bisherigen Politik durchaus fremd war. Die Föderalisten verschwanden allmählich und an ihre Stelle traten mehr oder weniger seit 1832 die Whigs, von denen manche ebenfalls zu den nationalen Republikanern gehört hatten. Die Sklaven-

frage möglichst ignorirend, legten die Whigs den Hauptnachdruck auf die Verwirklichung des sogenannten „amerikanischen Systems", d. h. auf die Banken, den Tarif und die inneren Verbesserungen. Wie Andrew Jackson die Seele der demokratischen Partei, so war Henry Clay die Seele der für den Schutzzoll eintretenden Whigs. Unter der Präsidentschaft von Jackson wurde zuerst die Lehre von der Beute in die Politik eingeführt; von ihm stammt bekanntlich das Wort: „Dem Sieger gehört die Beute"; er besetzte alle öffentlichen Aemter im Parteiinteresse mit seinen Freunden und Anhängern. Unter den früheren Präsidenten war selten oder nie ein Beamter deshalb entlassen worden, weil er der Opposition angehörte. Jackson ist der Gründer des verderblichen Aemterschachers (trade in politics), durch den er eine ebenso wirksame, wie folgsame Parteimaschine erhielt; er wandte sich an die niedrigsten, aber auch zugleich energischsten Leidenschaften des Menschen, an dessen Geldgier, Gewinnsucht und Eitelkeit. In Bezug auf die Besetzung der öffentlichen Aemter pflegte er zu sagen: „Ich bin ein zu alter Soldat und werde eine Festung nicht mit meinen Feinden besetzen."

Unter Jackson's Administration erlangten die südlichen Sklavenhalter aber bereits eine solche Machtstellung, daß sie unter der Führung von Calhoun, in dessen Adern irisches Blut rollte, an der Hand der antiföderalistischen „Staatenrechtslehre" (State-Right's Doctrine) die Einheit der Union bedrohten. Jackson antwortete ihnen bekanntlich mit dem Kernspruche: „Die Union soll und muß erhalten werden!" Zu derselben Zeit ungefähr, wo John C. Calhoun seine unionsfeindliche Staatenrechtslehre ins Werk zu setzen versuchte, gewann aber auch die Opposition gegen die Negersklaverei an Boden. Zu Anfang der dreißiger Jahre bildeten sich in den größeren Städten des Ostens der Union, namentlich in Boston, Abolitionisten-Gesellschaften unter der Leitung von Tappan und Garrison; der hervorragendste Redner der Abolitionisten war der unlängst verstorbene Wendell Phillips; der ihm geistig verwandte Theodor Parker darf wohl als der bedeutendste Denker und freisinnigste amerikanische Kanzelredner bezeichnet werden. Wir Deutsche haben die Ehre, durch Carl Follen in den Reihen der Abolitionisten vertreten zu sein. Zur Zeit, als die Whigs unter der Präsidentschaft von Zacharias Taylor (1849—1850) am Ruder waren, einigten sich die unzufriedenen Elemente unter den Demokraten und Whigs, welche der Negersklaverei abhold waren, unter dem Namen der „Freiboden-Partei"; aus ihnen gingen die Republikaner hervor, welche 1856 in John C. Fremont ihren ersten Präsidentschafts-Candidaten aufstellten, um 1860 mit Abraham Lincoln zu siegen. Mit Lincoln zogen die Republikaner in das „Weiße Haus" ein, das sie nunmehr am 4. März 1885 verlassen müssen. Der schon längst vorhergesagte „unabwendbare Conflict" (the irrepressible conflict) war zum Ausbruch gekommen, das Institut der Negersklaverei wurde nach harten und blutigen Kämpfen aufgehoben und die Union auf freiheitlicher Basis „reconstruirt." Von den kleineren Nebenparteien, z. B. den Fremdenhassern oder „Knownothings", den Temperenzlern oder Prohibitionisten u. s. w. schweigen wir hier.

Die republikanische Partei hat das unleugbare Verdienst, dem Princip der Gesetzesherrschaft, dem Princip der Ueberordnung der Union über die Einzelstaaten zum Siege verholfen zu haben; sie hat der Sklavokratie für immer ein Ende gemacht, aber sie hat auch unter der Administration von U. S. Grant das Beutesystem im öffentlichen Aemterwesen zu einer Blüthe gebracht, die fast eben so verderblich zu werden drohte, wie es die Negersklaverei gewesen war. Die durch den Bürgerkrieg hervorgerufene gewaltige Schuldenlast haben die Republikaner durch eine, im Ganzen genommen, weise Finanzpolitik wesentlich herabgemindert. In nationalökonomischer Beziehung befolgten sie eine ähnliche Politik, wie die Föderalisten unter Hamilton's Leitung es gethan und wie die Whigs als Freunde des Schutzzolls sie später empfohlen hatten. Wir können und wollen es nicht leugnen, daß uns bei dem Gedanken an die Niederlage der Partei der Republikaner eine gewisse Wehmuth beschleicht. Waren es doch die Republikaner, die in der Stunde der Gefahr treu zur Union und zum Sternenbanner standen, die es nicht zuließen, daß dem unseligen Institut der Negersklaverei zu Liebe die Union in Stücke zerfiel. Wie wir in Deutschland uns lange und heiß nach einem geeinigten Vaterlande sehnten, und wie solches nach schweren Kämpfen unter der Führung des ruhmreichen Geschlechtes der Hohenzollern stark und siegreich erstand, so galt auch den edelsten und besten Bürgern der Vereinigten Staaten lange vor dem Ausbruche des Secessionskrieges als erstrebenswerthestes Ziel die Erhaltung der Einheit der Union und die Niederbrechung der Negersklaverei. Beides wurde unter der Präsidentschaft von Abraham Lincoln erreicht. Allein schon unter dem zweiten Amtsnachfolger Lincolns, unter Ulysses S. Grant, schlich sich, wie gesagt, in den amerikanischen Staatskörper ein Gift ein, das schwer aus demselben zu entfernen sein wird. Jackson's Wort: „To the victor belong the spoils" ist nie vorher in so schmachvoller Weise zur Wahrheit geworden. Weder Rutherford B. Hayes, noch der jetzige Präsident Arthur waren im Stande, die bösen Folgen des Aemterschachers gründlich zu heilen, wenn auch unter ihrer Administration die Dinge in manchen Punkten eine Wendung zum Besseren nahmen. Die edleren und einsichtsvolleren Mitglieder der republikanischen Partei wollten deshalb bei der diesjährigen Präsidentenwahl in dem langjährigen Bundessenator Edmunds von Vermont einen als fähig und sittenrein erprobten Mann als ihren Candidaten für das Präsidentenamt ins Feld stellen; allein die Schaar der beutesüchtigen Politiker siegte und in James G. Blaine von Maine wurde von der Mehrheit der Republikaner ein Mann für das Präsidentenamt ernannt, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich aber als Sprecher des Repräsentantenhauses im Congresse, der Bestechung äußerst zugänglich gezeigt hatte. Mit Blaine wäre die personificirte Corruption in das „Weiße Haus" eingezogen; Blaine's Präsidentschaft wäre die zweite verschlimmerte Auflage von Grant's Administration gewesen, da ersterer an Schlauheit und Geriebenheit den letzteren weit übertrifft. Da erhob zur rechten Zeit ein Theil der republikanischen Partei in den Staaten Massachusetts und New-York einen feierlichen Protest gegen die Nomination von Blaine und deutete an, daß man für den Präsidentschafts-Candidaten der demokratischen Partei stimmen würde, wenn dieselbe den jetzigen Gouverneur des Staates New-York, Stephen Grover Cleveland, zu ihrem Bannerträger zu ernennen bereit wäre. Dies geschah bekanntlich. Cleveland hatte sich nämlich nicht nur in seinem jetzigen Amte, sondern auch in den Stellen, die er früher bekleidete, als einen ebenso fähigen, wie unbestechlichen Beamten gezeigt. Als nun der Wahlkampf in voller Hitze entbrannte, da durchreiste Blaine eine ganze Anzahl von Unionsstaaten und hielt als glänzender Redner eine Menge Reden. Im schneidenden Gegensatze zu Blaine blieb Cleveland ruhig im Staate New-York und waltete, wie bisher, gewissenhaft seines Amtes. Der Wahlkampf war ein so erbitterter, wie ihn das amerikanische Volk selten erlebt hat. Nicht ein einziges Mal bestieg Cleveland die Rednerbühne, um sich den Wählern zu empfehlen; auch sein Schreiben, in welchem er die ihm angetragene Candidatur annahm, war verhältnißmäßig sehr kurz und enthielt nur in gedrängter Kürze die Angaben der Principien, die ihn leiten würden, falls er berufen sei, den Präsidentenstuhl zu besteigen. Blaine's Annahmeschreiben war dagegen sehr wortreich und ausführlich. Eine der Ursachen, die den Wahlkampf zu einem so erbitterten machten, ist wohl darin zu suchen, daß Sittlichkeit gegen Unsittlichkeit, Unbestechlichkeit gegen Bestechlichkeit, Freiheits- und Vaterlandsliebe gegen Selbstsucht und Herrschbegierde in die Schranken traten. Es war vor allen Dingen die Fraction der „unabhängigen Republikaner", zu deren Hauptführern Karl Schurz zählt, welche von einem höheren Standpunkt aus, als die gewöhnliche Parteipolitik ihn zu schaffen vermag, in den Wahlkampf eingriff. Die Mitglieder dieser Fraction appellirten an das Gewissen des amerikanischen Volkes; und wie bei dem Ausbruche des Bürgerkrieges die Republikaner die Einheit und Freiheit der Union auf ihre Fahne schrieben und damit den Sieg gewannen, so waren es diesmal die Reinheit der Grundsätze und die Ehrlichkeit in der öffentlichen Verwaltung, welche die Demokraten als ihr Motto erkoren und damit

den Sieg an ihre Fahne fesselten. Nahezu ein Vierteljahrhundert hat die republikanische Partei das Heft der Regierung in Händen gehabt, und es ist fraglich, ob sie nach ihrer Niederlage noch längere Zeit als eine lebenskräftige Partei wird fortbestehen können. Des sittlichen Haltes in hohem Maße baar, ist es leicht möglich, daß sie in nicht zu langer Zeit zerbröckelt und zerfällt, wie eine Form ohne Inhalt. Die Einheit der Union ist jetzt ebensowenig gefährdet wie ihre Freiheit; nachdem die Neger gleiche bürgerliche und politische Rechte mit der weißen Bevölkerung erhalten haben, ist die Sklavenfrage als vollständig gelöst anzusehen, und die Ausgleichung der beiden Racen ist nur noch eine Frage der Zeit. Die demokratische Partei hat verschiedene Wandlungen erlebt und ist darüber nicht zu Grunde gegangen; die Berechtigung zu ihrer Forteristenz wird sie aber wahrscheinlich in nächster Zukunft beweisen müssen, und zwar bei der Lösung der immer wichtiger und dringender werdenden Tariffrage. Ob die Tariffrage eine Veranlassung zur Neubildung politischer Parteien geben wird, lassen wir dahingestellt sein; der Freihandel zählt Anhänger unter den Republikanern, wie unter den Demokraten, wenn auch bei Letzteren in größerer Anzahl. Man redet davon, daß die Fraction der Unabhängigen unter der Präsidentschaft Cleveland's einen gewissen Antheil an der Regierung erhalten wird; etwas neues Blut könnte allerdings auch der demokratischen Partei nicht schaden, und fähige und ehrliche Männer zählen die Unabhängigen in ihren Reihen.

Zur Colonialfrage.

Von Alphons Thun.

Wenn wir uns aus der nationalökonomischen Literatur der neuesten Zeit zurückversetzen in jene der vierziger Jahre, so finden wir zu unserer tiefen Beschämung, daß selbst unsere modernsten Themata, wie Arbeiterversicherung und Colonialwesen, schon damals eine Behandlung erfahren haben, welche in vielen Punkten keineswegs der heutigen nachsteht. Insbesondere ist das mit der Colonialfrage der Fall. Die Bewegung in der Presse, sowie die Vereinsthätigkeit auf diesem Gebiete war vor einem Menschenalter eine durchaus lebhafte, und wenn auch die Ziele der praktischen Agitation damals andere waren als heutigen Tages (damals galt es die Beseitigung der unwürdigen Art der Auswandererbeförderung und die Schaffung nationaler Schifffahrts-Gesellschaften), so stehen wir doch in literarischer Beziehung gegenwärtig noch vollständig auf den Schultern der Schriftsteller der vierziger Jahre.

In das Jahr 1848 fällt nämlich das Erscheinen von Roscher's „Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung". Mit diesem Werke sind im Wesentlichen alle Gedanken anticipirt worden, welche die deutsche Wissenschaft über das Colonialwesen zu Tage gefördert hat. Denn wenn auch auf die Ruhe eines Menschenalters in dieser Frage seit dem Jahre 1878 eine erneute Agitation durch Vereine und die Presse eingetreten ist, und es daher an Schriften jeglicher Art nicht gefehlt hat, ja wenn in der „Ueberseeischen Politik" von Dr. Hübbe-Schleiden auch ein beachtenswerther Versuch gemacht worden ist (1881), die Vortheile des Colonialbesitzes ziffermäßig nachzuweisen, so fehlt es doch immer noch an einem zusammenfassenden Werke, welches in systematischer Weise, gleich ausgiebig in theoretischer wie geschichtlicher Hinsicht, das Colonialwesen behandelte. So kommt es denn, daß Roscher in diesem Jahre sein Buch wieder erscheinen lassen kann*), ohne irgend namhafter Concurrenz zu begegnen. Nicht als ob seiner Arbeit keine Mängel anhafteten. Es leidet dieselbe vielleicht in noch höherem Grade als die übrigen Schriften des gleichen Verfassers an dem Notizenreichthum, welcher hier im Texte störender zu Tage tritt als in den Lehrbüchern, wo die Notizen sich mehr in den Anmerkungen verbergen. So erscheinen denn manche Seiten als Sammlungen von Lesefrüchten, welche alle an sich sehr interessant sind, jedoch mit dem Ganzen nicht in genügend begründetem Zusammenhange stehen. Ferner werden manche Leser ungern den durchgehenden Zug gewaltiger Ueberzeugung vermissen, welche auch Andere überzeugen will, die Zielstrebigkeit in der Darstellung. Roscher hat Nichts von einem Agitator; er ist der besonnene Forscher, welcher mit gleicher Ruhe Bedeutendes wie Unbedeutendes zusammenträgt und nebeneinander setzt, oftmals ohne seine eigenen Sympathien zu verrathen. Ganz anders sein Mitarbeiter Dr. Jannasch, welcher dem Werke einen dritten Abschnitt hinzugefügt hat. Mit wahrhaft dithyrambischem Schwunge leitet er seine Ausführungen über die deutsche Auswanderung und den Export ein. Hinreißend, begeisternd, weil selbst begeistert von seinem Thema, packt er den Leser an seinem Patriotismus. Aus jeder Zeile spricht der Mann der Action, des Schaffensdranges und der Kraft zu schaffen. Endlich sind zahlreiche Angaben des Roscher'schen Werkes, was er im Vorwort entschuldigend selbst anführt, gänzlich veraltet. So liest man denn, daß in neuerer Zeit Dies oder Jenes geschehen sei; man merkt aber bald zu seiner Enttäuschung, daß die vierziger Jahre, das Jahrzehnt des Erscheinens der ersten Auflage, damit gemeint sind. Ohne also blind zu sein gegen die Mängel des Buches, müssen wir doch fragen: wo existirt in der neueren deutschen Literatur ein Werk, welches sich in der umfassenden theoretischen und geschichtlichen Behandlung des Colonialwesens mit dem Roscher'schen messen könnte? Die Vollständigkeit in der Eintheilung der Colonien, in der Charakteristik ihres Wesens, der Art der Verwaltung sind nirgendwo sonst erreicht worden

Vergleichen wir noch das deutsche Buch mit dem eines französischen Verfassers, der auch bei uns ein wohlverdientes Ansehen genießt, mit dem Buche von Paul Leroy-Beaulieu: de la colonisation chez les peuples modernes (1882), so enthält dessen theoretischer Theil kaum irgend eine Lehre, welche nicht schon in unserem deutschen Werke zu finden wäre, das dem Franzosen wiederholt als Wegleiter gedient hat. Dagegen hat die französische Schrift den Vorzug, lesbar geschrieben zu sein und neue Daten zu enthalten; vor Allem aber ist die in dem ersten Theil steckende Arbeit nicht zu unterschätzen, da sie eine eingehende Uebersicht über die Colonien und die Colonialpolitik der verschiedenen Staaten gibt.

Verweilen wir einen Augenblick beim Roscher'schen Buche. Das Belehrendste darin für einen weiteren Leserkreis ist wohl seine Eintheilung der Colonien. So manche Differenzen in den täglichen Debatten lösen sich friedlich auf, wenn man bedenkt, wie grundverschiedene Arten Colonien es gibt, und wie verschieden deren Verhältnisse zu beurtheilen sind. Zunächst kommen die Militär- und Marinestationen in Betracht, wie St. Helena, Gibraltar, Malta, Perim, Aden, Fernando Po. Theils sind es Festungen, theils Ruhepunkte für die Schifffahrt, wo auf fernen Seereisen Ausbesserungen vorgenommen, Kranke ausgesetzt, Vorräthe an Wasser, Lebensmitteln und Kohlen eingenommen werden. Die Handelscolonien sind aus Handelsfactoreien hervorgegangen, angelegt an den Kreuzungspunkten großer Handelsstraßen wie Singapore, oder an sicheren Häfen in Ländern, wo der Handel sich noch in der Kindheit und in Unsicherheit befindet, oder noch um seine rechtliche Zulässigkeit zu kämpfen hat, wie Hongkong und die zahlreichen Niederlassungen an der Küste Asiens und Afrikas. Solche Handelscolonien gehen, wie einstmals die hanseatischen, unter, wenn der eigene Handel der colonisirten Länder sich hebt; sie können aber auch auf lange hinaus sich erhalten, falls die barbarischen Zustände des Landes unverändert bleiben. Eine dritte Gruppe bilden die Pflanzungs-Colonien, die Treibhäuser Europas, in tropischen Klimaten gelegen, mit einem natürlichen Monopol für die Production von Zucker, Kaffee u. dgl., wie Java, Cuba und Ostindien. Hier erfordert die Cultivation, wie Hübbe-Schleiden sie nennt, viel Capital, aber wenig Einwanderer. Die Einwanderer sind Capitalisten und Unternehmer sammt dem Aufsichts- und Hülfspersonal, welche Plantagen anzulegen, und wofern unfreie Arbeit unzulässig ist,

*) Wilhelm Roscher und Robert Jannasch: Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Leipzig. Winter.

die Eingeborenen zur freiwilligen Arbeit zu gewöhnen haben. Wie schwer das fällt, hat Wörmann in seiner bemerkenswerthen Rede auf der Versammlung des Colonialvereins deutlich genug auseinandergesetzt. Allein er fügte hinzu, daß seit der Aufhebung des Sklavenhandels an der Westküste Afrikas die Neger im Verlaufe der letzten Jahrzehnte mit zunehmender Sicherheit ihrer Person und wachsender Lust nach europäischen Waaren sich zur Ansiedelung und freien Arbeit bequemten. Verwandt mit den Pflanzungscolonien sind die Bergwerkscolonien, welche gleichfalls auf dem natürlichen Reichthum, und zwar an Metallen und Mineralien, beruhen und das Object capitalistischer Ausbeutung sind. Die wichtigste Art der Colonien sind die Ackerbaucolonien. Hier muß die Urbevölkerung eine dünne und wenig widerstandsfähige sein, das Klima gleichartig dem des Mutterlandes, und das Land bequem zu erreichen. Auch muß die Colonie ein großes Hinterland besitzen, um eine Masseneinwanderung aufnehmen zu können, ohne bald von der er zu der intensiven Cultur übergehen zu müssen, wozu es an Arbeitskräften und Capital fehlt. In diesem Falle handelt es sich um eine Einwanderung von Arbeitskräften, mit verhältnißmäßig geringem Capital, welche das Land roden und bebauen müssen, wie solches in den Vereinigten Staaten, Australien, Canada geschehen ist. Endlich nehmen die Strafcolonien eine ganz besondere Stelle ein.

Aus dieser flüchtigen Skizzirung der Colonien ergibt sich, daß das Urtheil über die einzelnen Arten derselben durchaus verschieden ausfallen muß, da, wie gesagt, ihr Wesen, ihre Ansprüche an Capital und Arbeitskraft und ihre politischen Verhältnisse völlig von einander abweichende sind. Die deutsche Politik hat sich bisher blos auf das Protectorat von Handelsfactoreien an der Sklavenküste und im Kamerungebiet und von Bergwerksunternehmungen und Handelsniederlassungen in Lüderitzland erstreckt; auch scheinen Erwerbungen von Kohlenstationen in Aussicht zu stehen. Im Wesentlichen handelt es sich also um die Beförderung deutscher Schifffahrt und deutscher Handels- und Bergwerksunternehmungen, um die Hebung deutschen Exports, um den Schutz capitalistischer Interessen, um eine Ergänzung jener Politik, welche im Inlande die Industrie und Schifffahrt durch Schutz- und Unterscheidungszölle zu heben bestrebt ist. Nicht einmal von Pflanzungscolonien kann man reden, auf deren Einrichtung man angesichts der von Wörmann hervorgehobenen Schwierigkeiten wohl noch lange wird warten müssen, noch viel weniger von Ackerbaucolonien, welche Lüderitz auf seinem Gebiete auf lange Zeit hinaus für Zukunftsmusik erklärte. Von einer Regelung der deutschen Auswanderung seitens des Reiches ist nicht die Rede, auch nicht von einer Hinüberleitung derselben in Bahnen, wo die Arbeitskraft und Capitalien dem Mutterlande in nationaler wie wirthschaftlicher Hinsicht erhalten bleiben. Selbst das Verbot der Auswanderung nach Süd-Brasilien ist noch nicht aufgehoben worden. Die Colonialpolitik kommt also vor der Hand dem capitalistischen Interesse zu Gute; damit beschränken sich die günstigen Wirkungen derselben.

Seien wir jedoch zufrieden mit dem so unerwarteten Gebotenen. Unter obwaltenden Verhältnissen war dieser Anfang gewiß der zweckmäßigste, und es ist ein Glück, daß dem sich mächtig regenden nationalen Wunsche nach Colonien Genüge geleistet worden ist. Allein viel bleibt noch für unsere Auswanderung und unseren Export zu leisten, und über diese Fülle bietet uns der umfangreiche Abschnitt Auskunft, welchen Dr. Jannasch dem Roscher'schen Werke hinzugefügt hat. Selten hat ein competenterer Schriftsteller die einschlagigen Fragen behandelt. Als Gründer und Vorsitzender des Centralvereins für Handelsgeographie, als Redacteur der Wochenschrift „Export" hat er in erster Reihe zu denjenigen Männern gehört, welche seit dem Jahre 1878 die Colonialfrage in Fluß gebracht haben. Aus der Masse des von ihm Gebotenen hebe ich auch hier nur einen Punct hervor, den Erlaß eines Reichs-Auswanderungsgesetzes. Es ist die höchste Zeit, daß in dieser Hinsicht etwas geschieht. Die bunte Mannigfaltigkeit der oft unzulänglichen particularen Gesetzgebung sollte verschwinden, und diese wichtige Angelegenheit eine einheitliche und eingehende Regelung erfahren. Jannasch hat Recht, wenn er das Uebel des Agententhums darin erblickt, daß dasselbe, im Solde von Dampfschifffahrtsgesellschaften, amerikanischen Landspeculanten und Eisenbahncompagnien stehend, einen wesentlichen Einfluß auf die Wahl des Zeitpunctes und des Zieles der Auswanderer geltend macht, ohne daß dieser Einfluß stets ein heilbringender gewesen wäre. Es wird angesichts der von ihm angeführten Umstände wohl verständlich, daß er dazu gelangt, der Verstaatlichung der Auswanderungsbeförderung das Wort zu reden. In der That, ein schöner Gedanke, dieses gemeine Speditionsgewerbe zu der Höhe eines großen öffentlichen und nationalen Berufes zu erheben! An der Spitze ein Reichsamt für Auswanderungswesen, welches die für Colonisation sich eignenden überseeischen Gegenden untersuchen läßt und dieselben durch Flugschriften und Karten bekannt macht. Davon abhängig ein paar Dutzend Auswanderungsämter in den Hauptplatzen des Reiches für den Verkauf der Auswandererbillete und die Feststellung der einzuhaltenden Routen. An den Haupt- und Endstationen, in den Häfen und wichtigsten überseeischen Städten endlich Reichscommissare, welche die schnelle Beförderung sichern und der Ausbeutung unserer Landsleute vorbeugen. Diese uninteressirten Beamten vermöchten den durch die günstige Conjunctur im Colonialtande gebotenen Zeitpunkt anzugeben, die passenden Gegenden zu empfehlen und durch Vereinbarung mit den Verkehrsanstalten billigere Beförderungsbedingungen zu erzielen.

Gegen dieses Zukunftsbild vermag ich principielle Bedenken nicht zu erheben; ja, ich glaube sogar, daß die Errichtung eines Reichsamtes für Auswanderungswesen und die Ernennung einer größeren Anzahl Auswanderungscommissare zu den dringendsten Obliegenheiten der Reichspolitik gehören. Nur gegen die Verstaatlichung des Agententhums kann ich einige Einwendungen nicht unterdrücken, welche in den gegenwärtigen Verhältnissen wurzeln. Zunächst sind dieselben politischer Natur und erscheinen mir um so begründeter, als ja, wie bekannt, der Hauptstrom der Auswanderung aus den östlichen Provinzen Preußens und aus Mecklenburg fließt. Wer aber wollte gerade dort Beamten einen bestimmenden Einfluß auf die so ungern gesehene Auswanderung zuweisen?! Ferner fehlt es Deutschland vor der Hand, und voraussichtlich noch auf längere Zeit, an passenden Ackerbaucolonien, nach welchen die Auswanderung mit ruhigem Gewissen geleitet werden könnte. Inzwischen erscheint es aber sehr fraglich, ob das Reichsamt eine genügende Auswahl der Auswanderungsziele schaffen würde. Gegenwärtig bietet die Concurrenz der Agenten eine große Auswahl. Das hat seine Schattenseiten, aber unleugbar auch seine Vorzüge. Ich vermag demnach einer Verstaatlichung des Agententhums nicht das Wort zu reden, freilich ohne darum die mit demselben verknüpften Uebelstände zu verkennen. Zu diesen zähle ich gerade auch die übergroße Zahl der concessionirten Auswanderungsunternehmungen, von welchen dann, von der Concurrenz dazu gezwungen, die Einen überall auch dort Agenten unterhalten, wo es die Anderen thun; diese Agenten ihrerseits suchen einander im Anwerben von Auswanderern zu überbieten. So sind z. B. in Baden elf Auswanderungsunternehmungen mit insgesammt 513 Agenten concessionirt, während in der größeren, stärker bevölkerten und eine größere Anzahl Auswanderer stellenden Schweiz zehn Unternehmungen mit blos 273 Agenten bestätigt worden sind. Und doch führt daselbst der Bundesrath wiederholt Klage darüber, daß die mit einander concurrirenden Agenten die Leute durch allerlei Vorspiegelungen zur Auswanderung aufmunterten, namentlich, wenn dieselben Inhaber von Wirthschaften waren. Es erscheint mir dringend geboten, anknüpfend etwa an das schweizerische Auswanderungsgesetz und an die strengeren badischen und württembergischen Bestimmungen, ein Reichsgesetz über das Auswanderungswesen zu erlassen, wozu der kürzlich verstorbene Abgeordnete Friedrich Kapp im Reichstage bereits einmal — leider vergeblich — die Initiative ergriffen hatte.

Die Betrachtungen, welche sich an das von Roscher und Jannasch herausgegebene Werk über Colonialwesen anknüpfen, sind zahllose; sie beweisen, wie anregend und belehrend das Buch geschrieben ist.

Literatur und Kunst.

Die Möglichkeit einer Weltsprache.

Von F. G. Schultheiß.

Man hat in jüngster Zeit mehrfach den Schmerzensruf ausgestoßen, daß die Vorliebe jeder Nation für ihre Sprache nachgerade anfange, Unsinn zu werden, wenn Finnen, Magyaren, Portugiesen, Russen, Dänen, Slovenen auch in wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Akademien eigensinnig auf ihrem Idiom beharrten. Die Sprache vereine, aber die Sprachen trennten. Und dies gilt ja doch nicht blos für wissenschaftliche Angelegenheiten; zu nahe ist der Schauplatz der erbitterten Kämpfe zwischen den Angehörigen verschiedener Sprachen, für den unbefangenen Beurtheiler halb lächerlich, halb traurig, zu augenscheinlich die unfruchtbare Verschwendung an Kraft und Streben; an die Stelle des religiösen Fanatismus scheint der sprachliche Fanatismus zu treten. Wem fiele nicht die sinnreiche Erzählung vom Thurmbau zu Babel ein!

Wer hierin eine Analogie mit der Verdrängung des Lateinischen als allgemeiner Gelehrtensprache suchen wollte, würde einen gewaltigen Unterschied übersehen. Dort konnte das alte Gefäß den veränderten und vermehrten Begriffen nicht mehr genügen, die monumentale Hülle trat in Widerspruch zu den gährenden, wechselnden Vorstellungen; hier wird auf sinnlichen Volkssprachen hastig ein Schwarm fremdwüchsiger Begriffe und Anschauungen gezüchtet, wie die magyarische Sprache „seit 1867" mit der Terminologie für sämmtliche Zweige des modernen Culturlebens ausgestattet ist. Dazu gehört auch die Einführung eines slovenischen Gymnasialunterrichtes, bevor man Lehrmittel dafür besaß.

Angesichts solcher Umstände fühlt man sich allerdings versucht, ein internationales Verständigungsmittel zu wünschen und kann solchen Bestrebungen den Anspruch, zeitgemäß zu sein, nicht ganz abschneiden, wenn sie auch in so befremdender Weise auftreten, wie die Weltsprache volapük des katholischen Pfarrers Schleyer in Litzelstetten am Bodensee. Derselbe hat eine Grammatik der von ihm erfundenen Sprache in dritter Auflage herausgegeben, es erscheint ein Weltspracheblatt zur Verbreitung derselben und er arbeitet an einem Wörterbuch für die sieben Hauptsprachen: weltsprachlich, lateinisch, englisch, französisch, deutsch, spanisch und russisch. Auf dem letzten Kongreß der Weltsprachfreunde in Friedrichshafen-Buchhorn fanden sich immerhin nach freilich parteiischer Schätzung zweihundert Anfänger ein.

Der Gedankengang des Erfinders, der sich von seinen Gefolgen den größten Wohlthätern der Menschheit beizählen läßt, ist der gleiche, wie er jedem phantasiebegabten Tertianer eigen ist, den die zahlreichen Unregelmäßigkeiten seines Buttmann, Zumpt oder Engelmann ärgern. Warum muß es denn zwei Aoriste geben, einer wäre ja ausreichend. Zu was braucht denn das Griechische überhaupt einen Aorist, da doch das Lateinische auch keinen hat. Warum hat denn das englische bad im Comparativ worse? Zu was nützen solche Unregelmäßigkeiten? Könnte man nicht den Plural von Esel, Kalb, Schaf, Maus gleichmäßig bilden? Eine derart vereinfachte Sprache baut nun der Erfinder auf das Englische auf, dem schon Jacob Grimm wegen seiner Kraft und Fuge, wie seiner Verbreitung die Vorherbestimmung zur dereinstigen Weltsprache zugestand. Sie wird noch dadurch verbessert, daß alle Silben auf möglichst wenig Laute oder Buchstaben zurückgeführt werden, deren 28 übrig bleiben; die Diphthonge haben aufgehört zu sein, doch werden die Umlaute sehr viel verwendet. (Volapük geht hervor aus world und speak.) Der Bartholomäusnacht der tyrannischen Grammatiken entgeht nur eine Declination mit vier Casus (Endungen im Singular — a é i, im Plural s as es is), Comparativ und Superlativ werden durch ikum und ikün gebildet. Das weibliche Geschlecht ist endgiltig als Ergänzung des männlichen durch das Präfix ji festgesetzt. Auch nur noch eine Conjugation bleibt fortbestehen, welche ihre Tempora durch Präfixe bildet, ä Imperfect, e Perfect, i Plusquamperfect, o Futur, u Futurum exactum — im Passiv pä, pe, pi ꝛc. Der Aorist mit ai, äi bezeichnet „andauernd". (!) Die Personalendungen sind Suffixe, ebenso die Modi. Infinitiv, Particip, Imperativ, Optativ und Conjunctiv giebt es in allen Zeiten; so ist i—löf—obös Optativ Plusquamperfecti; mochte ich geliebt haben (?) elogoföls—li—la? heißt sogar: Frauen, die etwa möchten gesehen haben? „Welche Kürze, Feinheit und Geschmeidigkeit unserer Allsprache!" — setzt der Erfinder hinzu — „hier giebt es zu denken." Allerdings! Diese Beispiele werden genügen, um das System zu kennzeichnen. Es ist eine agglutinirende, an die liliputische Swifts erinnernde Sprache, ohne Ausnahmen, das Englische zurückgezwungen auf die zweite Stufe der Sprachentwicklung. Die Vorzüge, welche Max Müller den Türken seiner Sprache beimessen läßt, treffen hier zu.

Von dem Nutzen dieser neuen Sprache ist nun der Erfinder natürlich überzeugt. In den 30 Seiten „lobender Ausschnitte" und Briefe seiner Anhänger wird die Weltsprache mit den Noten der Musik verglichen. Auf dem Tag von Ulm (23. April 1883) ward der Vorschlag gemacht, ein internationaler Congreß aller Regierungen sollte sich — wie für einen Weltpostverein — für die Einführung dieser Weltsprache entscheiden, deren Grammatik in 8 Tagen gelernt werden könne. Also bloß noch 8 Tage (höchstens 3 Monate nach Ansicht des Erfinders) und alle nationalen Reibungen zu Ende, ewiger Völkerfriede, wie vor dem Thurmbau zu Babel! Auch zum Singen ist sie vorzüglich geeignet wegen ihres Wohlklangs, sowie wegen ihrer vielen Gleichklänge auch zur Poesie! Die Grammatik enthält Uebersetzungen der bekanntesten Nationalhymnen; auf dem Friedrichshafener Congreß wurde auch eine neugedichtete Weltsprachehymne gesungen. So sehr wir im Interesse des menschenfreundlichen Erfinders und seiner begeisterten Anhänger fürchten, daß die Nachwelt das Urtheil des Reichspostmeisters Dr. Stephan rechtfertigen wird, der, von dem eingeschlagenen Wege keinen Erfolg erwartend, die Keime eines internationalen Verständigungsmittels vielmehr auf dem Gebiet der Telegraphie ahnen will — würden wir doch unsere Betrachtung für ungerecht halten, wenn ein Hinweis auf frühere Bestrebungen ähnlicher Art unterbliebe — ohne hier eine Vollständigkeit des geschichtlichen Materials in Anspruch zu nehmen.

Leibniz, welcher wünschte, daß es nur eine Sprache in der Welt gäbe, weil dann in der That das menschliche Leben um den dritten Theil zunehmen würde, der auf die Erlernung der Sprachen verwendet würde, hat sich von seiner Jugend an mit dem Problem einer allgemeinen Charakteristik, der spécieuse générale, beschäftigt, die er dem Infinitesimalcalcül zur Seite setzt, leider ohne daß mehr als ein Entwurf daraus geworden ist. Alle menschliche Denkbethätigung (Ratiocination) würde durch gewisse Zeichen vervollkommnet. Nicht nur die Dinge selbst, sondern auch die Vorstellungen derselben können und sollen dem Geist nicht immer deutlich gegenwärtig sein, und darum werden der Kürze wegen Zeichen für sie angewandt. In den Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, erscheint sein Gedankengang: Gleichwie man sich an des Geldes Statt der [Wechsel] Zettel bedient, also thut auch der Verstand mit den Bildnissen (*ἰδέα*) der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nämlich Zeichen dafür braucht — deshalb sollten die Worte gleichsam als Wechselzettel des Verstandes wohl gefasset, wohl unterschieden, zutauglich, häufig, leichtfließend und angenehm sein. — Es haben die Wißkünstler (Mathematiker) eine Erfindung der Zeichenkunst, davon die Algebra nur ein Theil. — Es haben die Alten mit der Kabbala viel Wesens gemacht und Geheimnisse in den Worten gesucht, und die würden sie in der That in einer wohlgefasseten Sprache finden, als welche dienet nicht nur in der Wißkunst, sondern für alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Demnach ist die Kabbala im rechten Verstand und Gebrauch der Worte zu suchen. Das Ideal einer Sprache, welche das Denken erleichtern soll, geht hinüber in das Problem einer Art Algebra des Denkinhalts. Alle menschlichen Dinge müßten sich in wenige primitive Gedanken auflösen lassen, denen ent-

sprechende Charaktere anzuweisen wären; daraus ließen sich die Charaktere abgeleiteter Begriffe bilden und nur diesen ihre Werthe ermitteln. Diese Algebra konnte Leibniz nur auf sein System — soweit man von einem solchen reden kann — gründen, und er hat sich nicht gescheut, dadurch dasselbe für alle Zeiten als bleibende Grundlage zu erklären. (Brief an Burnet 1697.) In einem anderen Brief an Montmort erscheint es ihm nicht schwer, diese Charakteristik oder Sprache zu erfinden oder zu gestalten. Er wünscht nur Gehülfen, die es dann in fünf Jahren ausrichten könnten. In zwei Jahren würden sie die in das Leben einschlagenden Doctrinen Moral und Metaphysik in einem unwidersprechlichen Calcül liefern. Ueber solche dunklen Andeutungen ist sein umfassender und gährender Geist freilich nicht hinausgekommen.

Es läßt sich vermuthen, daß Leibniz das merkwürdige Buch des Bischof Wilkins „Essay towards a real charakter and a philosophical language 1668" nicht unbekannt gewesen sei. Wilkins war eines der ersten Mitglieder der königlichen Gesellschaft, und sein Buch wurde von deren Buchdrucker gedruckt.

Der I. Theil desselben, Prolegomena auf dem Standpunkt damaliger Sprachwissenschaft, verbreitet sich über die Verschiedenheit der Sprachen, die Veränderungen derselben am Beispiel des englischen „Vater unser" erläuternd, über die Schreibung, über die Unregelmäßigkeiten und Unvollkommenheiten der Sprachen und kommt dann auf den Plan einer Universalsprache. Die Theorie soll sich der Natur der Dinge anschließen. Deshalb ist der II. Theil einer sachlichen Eintheilung des englischen Wörterbuches gewidmet.

Er hält sich hierbei an die Kategorien der Logik, von denen er die fünf: Substanz, Quantität, Qualität, Handlung, Verhältniß, hinübernimmt und dann wieder in Unterabtheilungen, genera, zerlegt; diese liegen dem System der Sprache zu Grunde. Doch findet er noch allgemeinere Bezeichnungen als die Kategorien und stellt sie deshalb voraus. So heißen die vier ersten der 40 genera: transcendental general transcendental, mixt relation transcendental relation of action discourse (Grammatik und Logik). Ebenso stehen über den Kategorien als 5. genus der Schöpfer und als 6. die Welt. Dann folgt die Eintheilung der Substanz (genus 2—20), der Quantität (21—23, Größe, Raum, Maß), der Qualität (24—28), der Handlung oder Thätigkeit (29—32) und des Verhältnisses (33—40). Die genera zerfallen nach unterscheidenden Merkmalen in differences, z. B. genus 8 Steine, in vulgarmiddlepriced - precious less transparent-more transparent-dissolvible - indissolvible. Die Differenzen wieder in Species. Nachdem so der ganze Sprachschatz systematisirt ist (Uebersicht auf Seite 23 des Buches), folgt die Bezeichnung modificirter Begriffe; sheep verbunden mit der transcendentalen Partikel officer gibt z. B. shepheard, mit aggregate: flock.

Der III. Theil enthält eine natürliche Grammatik ohne Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten. Er unterscheidet nun Integrale, die allein im Verzeichniß enthalten sind, und Partikel, Hilfswörter, wozu auch die Bezeichnung der Modi und Zeiten gehört. Er führt die transcendentalen Partikeln an, welche ein Integral z. B. metaphorisch machen, seinen Ort angeben oder die Wissenschaft von ihm ausdrücken. Besonders merkwürdig ist die Orthoepie, er versucht eine phonetische Schreibung des Englischen, in der er das Vaterunser und das Credo gibt, dann stellt er zwei neue Alphabete auf, ein vereinfachtes in systematischer Ordnung und ein zweites, in dem er die Stellung der Sprachorgane im Lautzeichen nachzuahmen sucht. An die Tafel mit anatomischen Zeichnungen darf freilich nicht der Maßstab jetziger Lautphysiologie gelegt werden.

Im vierten Theile trachtet er nach einer Schrift, welche, vergleichbar den Hieroglyphen oder chemischen Formeln, nicht den Laut, sondern den Begriff bezeichnen und in jeder Sprache gelesen werden könnte. Jedes Genus von den vierzig seines Systems erhält ein Zeichen; Striche in verschiedenen Winkeln bezeichnen vorn die Differenz, hinten die Species, mannigfache andere Zeichen, Häkchen, Schlingen, Kreuzchen u. dgl., bezeichnen die modificirenden Partikel. Als Beispiel dient wieder ein Vaterunser in dieser Schrift.

Dann erst folgt die Schreibung seiner künstlichen Sprache in der gewöhnlichen Lautschrift. Jedes der vierzig Genera enthält eine Wurzelsilbe; (dα be sy ꝛc.) die Differenzen bezeichnet an dritter Stelle ein hinzugefügter Consonant (in der Reihenfolge b d g p t c z s n), die Species einer der sieben Vocale α (kurzes a) a e i o ov (u) y (dyn-done) yov yi (thy our). So bezeichnet de Element (Kl. 7) deb Feuer (1. Diff.) detα Hof um den Mond (2. Species). Das Adjektiv bezeichnet ein eingeschobenes ov; do Stein, dovo steinig; ein vorgesetzter Vocal das Gegentheil: dab Geist, odab Körper. Die Partikel werden durch eigene Silben bezeichnet. In dieser Sprache gibt er dann wieder das Vater unser und das Credo. Hαι coba ovov (who) ια ril dad: αι bezeichnet die erste Person Plus. des Pron., H das possessiv, coba: co ist die Wurzelsilbe für oeconomical relation, b die erste Differenz, a zweite Species unmittelbarer Ascendent also Vater. ovov bezeichnet who und which, ια praesens d. copula ohne Personenbezeichnung, ril ist in, dad-da Genus Welt d zweite Differenz. Himmel. Oder ein anderes Beispiel: Sovemtyov. Se Genus richterliche Beziehung t 5. Differenz yov 9. Species, crucifying, das eingeschobene ov Adjectiv, m Passiv, also crucified.

Diese Beispiele werden genügen, um dem Scharfsinn und grübelnden Fleiße des Bischofs gerecht zu werden, der eine künstliche, philosophische Sprache zu Stande gebracht hat, wenn man sein System der Eintheilung mit in den Kauf nehmen will. Doch ist auch er nicht der erste, der solchen Verbesserungen der natürlichen Sprachen nachsann. Der Scholastik, welche mit dem Latein des Cicero so gewaltthätig umsprang, um es in Wörtern wie haeccitas oder perseitas ihren Zwecken dienstbar zu machen, welche die syllogistischen Formeln ausklügelte, mußte auch dieser Gedanke sich eröffnen. Doch müssen wir es uns hier versagen, diese Zusammenhänge nachzuweisen.

Alle diese Versuche machen freilich auf Jeden, der über das Wesen der Sprache nachgedacht hat, den Eindruck lebensloser Hirngespinste; wie der Homunculus im Faust in der Studirstube erzeugt, verträgt ihre zarte und feine Structur nicht die Berührung mit der Wirklichkeit. Die Sprache ist eben etwas Anderes als eine über den fertigen Gedanken gezogene Hülle; sie stehen im innersten Zusammenhang; ursprünglich eins wie Inhalt und Form, Geist und Leib, reißt nur die Betrachtung sie auseinander. Je höher und umfangreicher die Sprachgewalt, desto tiefer und rascher ist auch das Denken, wie beim Einzelnen, so bei den Völkern.

Wenn in der That der wechselnde Verkehr der Völker das Bedürfniß eines Verständigungsmittels hervorbringt, so wird auch aus der Natur der Dinge heraus die Befriedigung kommen. Eine lebendige Sprache verträgt so viele individuelle Schattirungen, daß sie zwischen Menschen wie verschiedener Bildung, so auch verschiedener Aussprache immer noch eine Verständigung möglich macht. Oder ist das Englische des Negers, wofür doch selbst Grammatiken vorhanden sind, die Sprache Shakespeare's oder Buckle's? das Corporalsdeutsch im österreichischen Heere die Goethe's oder Grimm's? Wo immer verschiedene Sprachen und verschiedene Bildungsstufen, ja Arten Vorstellungen zu fassen und auszudrücken zusammentreffen, bildet sich durch den Zwang der Noth ein Compromiß, eine Vereinfachung durch Aufgaben des Charakteristischen und Trennenden und nicht zum Vortheil des Höherentwickelten. Das ist das Lallen des Kindes, auf das die Amme eingeht; das das gebrochene Englisch des ungebildeten Negers. Wie der Handel in der Levante das Italienische mit vorderasiatischer Sprechweise zur lingua franca gestaltete, so hat der ostasiatische Handel zwischen Engländern und Chinesen eine Kreuzung zwischen den beiden Sprachen hervorgebracht, die, oft mit einander verglichen, doch durch den ganzen Verlauf menschlicher Sprachentwickelung verschieden sind. Das Pidgin-Englisch (von business) hat sich zum Verkehrsmittel zwischen beiden Völkern, ja zwischen Chinesen verschiedener Dialekte entwickelt. Dem Chinesischen zu Liebe ist jede Flexion ersetzt durch Hilfszeitwörter, das dem Chinesischen mißliche r

meist durch I vertreten; für I me my mine we our ours genügt my. Wie das Chinesische classificirende Wörter einschiebt, heißt es hier one piece man ein Stück Mann. Kurz, das Englische ist hier noch über Schleyer hinaus auf die isolirende Sprachstufe gebracht. Und auch diese Mischsprache gestattet sich den Luxus der Ansätze zu literarischer Verwendung.

Unter gleichen Verhältnissen entsteht immer dieselbe Erscheinung, eine Bastardbildung zwischen den verschiedenen Denk- und Ausdrucksweisen. Und wie das unbeholfene Lallen des Kindes im Fortgang seiner geistigen Entwickelung flüssiger und geläufiger wird, so wird auch das Ideal einer Weltsprache nur mit und durch den Fortschritt der Cultur in Wirklichkeit treten können in unendlich vielen Abstufungen und Mischsprachen, vielleicht zusammengehalten durch den ununterbrochenen Bestand einer Schriftsprache als Gefäß des Bildungsideals.

Max Müllers Biographische Essays.

Von Robert Lutz.

„Aus Orient und Occident wunderbar gemischt", wie es von Goethe's Westöstlichem Divan heißt, so ist auch das soeben in London veröffentlichte neueste Buch unseres Landsmanns Professor Max Müller in Oxford. Dasselbe ist betitelt: Biographical Essays (London, Longmans, Green & Co.) und enthält eine Sammlung von Aufsätzen, welche Müller in den letzten Jahren geschrieben und zum größeren Theil schon an verschiedenen Stellen veröffentlicht hat. Seine Lebensmittheilungen erstrecken sich auf einen Kreis von Männern, welchen Müller als Forscher, Lehrer oder Freund nahe gestanden hat; die meisten der Biographien sind Rückblicke auf bereits abgeschlossene Leben. Die Einen sind Hindus und Japanesen, die Anderen Europäer. Mit Ausnahme des englischen christlich-socialen Reformers Charles Kingsley sind sämmtliche der im Buche versammelten Männer an dem Werke der vergleichenden, vom Sanskrit ausgehenden Sprachforschung, sei es als Philologen (wie Mohl und Colebrooke), sei es als Religionsphilosophen (wie Bunsen), oder aber als Religions-Reformatoren ihrer indischen Heimath betheiligt. In der Lebensbeschreibung dieser letzteren, in Deutschland wohl nur Wenigen dem Namen nach bekannten Männer, liegt gewiß für die Meisten das Neue und Fesselnde der Essays-Sammlung. Wir sehen uns auf einmal einer Reihenfolge von Reformatoren gegenübergestellt, welche für den Fortschritt der Religionsentwickelung in Indien und Japan und damit auch in der christlichen Welt überhaupt, eine ähnliche Bedeutung haben, wie unsere Calvin, Luther, Zwingli für das Abendland.

Seit einem halben Jahrhundert oder etwas länger ist in Indien eine vielverheißende religiöse und sociale Bewegung im Gange. Die bedeutendsten Urheber und Führer derselben sind der 1833 auf englischem Boden gestorbene Rajah Rammohun Roy, und der 1884 gestorbene Keshub Chunder Sen. In Rajah Rammohun Roy lernen wir einen Brahmanen kennen, dessen Lebenszweck die Wiederherstellung der alten indischen Religion war, die in der Bibel der Indier, in dem ältesten Buche der arischen Race niedergelegt ist. Aus der götzendienerischen Vielgötterei der herrschenden orthodoxen Hindureligion hatte sich der Rajah zu dem Glauben an einen Gott geflüchtet. Angezogen durch die Lehre des Christenthums, welche er in der Berührung mit den Beamten der ostindischen Verwaltung, in deren Diensten er einen Posten begleitete, hatte kennen gelernt, war er nach England gegangen, um das Christenthum in voller Wirksamkeit zu betrachten und zu studiren. Aber schon nach kurzem Aufenthalt in England starb der Brahmane, dessen Besuch Müller als einen wichtigen Anknüpfungspunkt zwischen den blutsverwandten Gliedern der arischen Völkerfamilie bezeichnet. „Er war", schreibt er, „der würdigste Vertreter des südöstlichen Zweiges der arischen Familie, der herüber kam nach dem fernsten Ausläufer des nordwestlichen Zweiges des arischen Volkes in Europa, um von Neuem die alten Beziehungen unter den Brüdern einer Race anzuknüpfen."

Noch einen Schritt weiter als der Rajah, der in Indien die Gemeinde der Brahma Samâj gegründet hatte, die seine Anhänger um sich schaarte, ging Debendranath Tagore. Derselbe ließ in den vierziger Jahren einige junge Brahmanen die damals noch schwer zugänglichen Texte der Veden studiren, und die Folge der angestellten Kritik war, daß die Brahma Samâj den Veden, welche noch mehr als unsere Bibel voll menschlicher Irrthümer und Unzulänglichkeiten sind, eine göttliche, d. h. übernatürliche Herkunft absprach. Aber während Debendranath Tagore bei diesem Schritte stehen blieb und bemüht war, seiner Secte ihren national-indischen Charakter unter Beibehaltung gewisser hergebrachter Formen und Gebräuche zu erhalten, trat in seinem Freunde Keshub Chunder Sen ein Mann auf, der in apostolischem Feuereifer revolutionärer vordrang und das Banner seines Glaubens auf die Höhe eines internationalen weltbürgerlichen Standpunktes, woselbst sich die Bibel und der Koran mit den Veden berührten, aufzupflanzen trachtete. Dieses Vorgehen hatte die Spaltung der Samâj in ein conservatives und ein freisinniges Lager zur Folge. Auch Keshub Chunder Sen hat England besucht, wo er wie sein großer Vorgänger der Gegenstand der Aufmerksamkeit in den gelehrten und politischen Kreisen war. Müller machte seine Bekanntschaft, die zu einer Freundschaft bis ans Ende wurde, in deren tief ernsten sittlichen Gehalt wir einen Einblick erlangen durch den von Müller mitgetheilten Briefwechsel zwischen ihm und dem indischen Reformator. Die beiden Männer führen in demselben religionsphilosophische Gespräche, die zum Schönstne dieser Art gehören. Es berührt wundersam, den deutschen Sanskritforscher zu dem Inder über das Wesen Christi, über die Kant'schen Begriffe des Unendlichen, über die Evolution der Religionen u. A. reden zu hören; und darauf die Antworten Keshub's, der mit großem Scharfsinn einen fast deutschen mystischen Tiefsinn verbindet. Müller zeigt sich in den Briefen an Keshub als einen vollständigen Freidenker, an dem ein D. Fr. Strauß seine Freude hätte. Er bringt uns die Person Christi und das Wesen des Göttlichen wunderbar nahe. „Wenn man", schreibt er, „von Christus nicht als ganz menschlich spricht, macht man ein neues Idol aus ihm und wird die wahre Seele der Religion zerstört. Andere Propheten haben versucht, uns Gott zu offenbaren: Christus aber hat uns offenbart, was der Mensch ist, und das ist die größte Offenbarung, welche alle Christen in ihrer ursprünglichen Reinheit festhalten müssen. Jeder hat die Aufgabe, seinen eigenen Christus zu entdecken. Das mußten auch die Apostel thun." Unmittelbar an diese Betrachtung knüpft Müller eine Ermahnung, sich einer schlichten Ausdrucksweise für göttliche Wesen und Dinge zu befleißigen. Ein großes Hinderniß für das Aufkommen einer geläuterten Auffassung des Göttlichen bei den Indern sei deren Vorliebe für die Superlative. Ueber Uebertreibungen und Ueberschwenglichkeiten des Ausdruckes urtheilt Müller wie der feinfühlende Amerikaner Emerson in einem seiner Essays gethan. Das wahrhaft Große und Erhabene kann nur gewinnen, wenn man sich darüber in einfachen Worten ausläßt.

Müller läßt dem orientalischen Geiste die größte Gerechtigkeit widerfahren. Er beklagt den europäischen, speciell den englischen Hochmuth, der von oben herab über Indien urtheilen zu dürfen glaubt, weil England Indien erobert und beherrscht habe. Wie mancher Schriftsteller verbreite sich über altindische Literatur, Theologie und Philosophie, der keine Zeile Sanskrit verstehe. Der Gedanke, daß vom Osten irgend etwas dem europäischen Geiste Ebenbürtiges kommen könne, falle diesen Schriftstellern nie ein, und doch gebe es kein Problem der Religion und Philosophie, das nicht ein Gegenstand des tiefsten und ernstesten Nachdenkens unter den alten und neuen Denkern Indiens gewesen sei. Auf einige der höchsten Probleme sei aus Osten mehr Licht geworfen worden, als aus Westen, und die Zeit werde kommen, wo das anerkannt werde.

Müller erwartet, daß die Bewegung, welche durch die erwähnten Männer ins Leben gerufen wurde, allmählich ganz

Indien durchdringe und zur Erneuerung desselben in jeder sittlichen Hinsicht führe. Die Bewegung ist keine einseitig nur auf die Religion beschränkte; sie erfaßt das gesellschaftliche und socialpolitische Leben ebenfalls. An die Thätigkeit des Rajah Rammohun Roy knüpft sich das endgültige Verbot der Sitte der Wittwenverbrennung, die bis 1831 rechtsgültig war und jährlich ungezählte Frauenopfer forderte. Keshub Chunder Sen dehnte seine Bestrebungen auf die weibliche Erziehung, auf Verbreitung der Bildung durch billige Literatur, auf Armenpflege und Mäßigkeit aus. Von den Samäjs, den obengenannten protestantischen Secten, erwartet Müller, „daß sie den Traum einer neuen Religion in Indien, vielleicht gar in der Welt, verwirklichen helfen, einer Religion frei von mancherlei Entartungen der Vergangenheit, sei es Götzendienst, Kastengeist, materieller Offenbarungsglauben oder Priesterherrschaft, und fest gegründet auf den Glauben an einen Gott, der der nämliche ist in den Veden, im alten wie im neuen Testament, derselbe im Koran und auch in den Herzen Derer, die nicht länger Veden, Upanischads oder sonst ein heiliges Buch zwischen sich und ihrem Gott dulden.“ Die modernen Weisen Indiens sind bereits völlig im Besitze derselben Ideen von einer Weltreligion. Einer derselben schreibt Müller aus Calcutta: „Was Sie auf dem Gebiete der vergleichenden Theologie thun, thun wir auf dem des Glaubens und der Werkthätigkeit. Wir führen denselben Kampf gegen Bigotterie und Exclusivität. Wir streben nach derselben Erkenntniß der gemeingültigen Wahrheiten. Gottes Vaterschaft ist eine nichtssagende Abstraction, wenn nicht die Einheit der Wahrheit in allen Landen und bei allen Völkern angenommen wird. Und die Bruderschaft der Menschen ist unmöglich, wenn es an der Anerkennung der Dienste fehlt, welche die großen Völker der Erde einander geleistet haben.“

Mit den Essays über die europäischen Gelehrten und Schriftsteller: Colebrooke, Mohl, Bunsen und Kingsley können wir uns kurz fassen. Dieselben sind bereits früher in englischen oder deutschen Zeitschriften erschienen. Es ist sehr zeitgemäß, daß Müller die Gegenwart, welche etwas zu tief in die chauvinistische, nationaldünkelhafte Richtung gerathen ist, aber wie es scheint in dieser Hinsicht glücklicherweise den Höhepunkt überschritten hat, lebhaft an die Zeit unter Louis Philippe erinnert, da deutsche und französische Wissenschaft innig mit einander verschmolzen waren und da Paris eine gastliche Heimstätte für manchen deutschen Gelehrten wurde. Müller preist höchlich die französische Urbanität jener Zeit, welche er noch heute nicht für verschwunden hält, denn er schreibt: „Es giebt keine köstlichere Geselligkeit als die französische der gebildeten Kreise; auch sollte nicht vergessen werden, daß vieles von ihrer Anmuth und ihrem Glanz nicht blos das Ergebniß hoch ausgebildeter Sitten ist, sondern der Ausfluß tieferer Ursachen, als da sind: „die Herzensgüte und ein geringerer Beisatz von Selbstsucht und Eingebildetheit als sonstwo gefunden wird.“ Müller zweifelt nicht, daß der Einfluß und das Beispiel von Männern wie Mohl, welcher Deutsche und Franzosen für berufen hielt, einander zu ergänzen und Hand in Hand nach den höchsten Zielen in Wissenschaft und Kunst zu ringen, nicht vergeblich war.

Unsere Fahnen.

Von P. Jessen.

Kann das Auge eines Künstlers an dem heute üblichen Fahnenschmuck sein Genüge finden? Wenn eine schöne Frau für jeden festlichen Anlaß, zur Kindtaufe und zum Siegesfest, zur Hochzeit und zur Trauerversammlung nur ein und dasselbe Gewand mit denselben fröhlichen Nationalfarben anlegen wollte, so würden wir sie für jeden Geschmackes bar halten. Wenn aber unsere Stadt dasselbe thut, so wundert das Niemanden. Ja, wenn eines schönen Sonntages alle Frauen des Ortes in demselben Kleide einherstolzirten, so würde das Bild nicht eintöniger werden, als heute, da von jedem Dache dieselbe Tricolore weht. Wir haben verlernt, daß die Fahne ein Schmuck ist, und mehr noch, daß sie einst ein persönliches Wahrzeichen, das Symbol des Geschlechtes, der Familie war; der Staat hat sie gleichsam mit Beschlag belegt, und wir sehen in ihr nichts als ein Merkzeichen der politischen Gesinnung. Daher die ermüdende Einförmigkeit der Gestalten und der Farben, eine Armuth, die mit der politischen Einheit wachsen müßte bis zur völligen Verödung, wenn nicht bei Zeiten eine bessere Einsicht Einhalt thut.

Uns Städtern von heute ist die Fahne als Zierde des Gebäudes am geläufigsten. Allein das ist ja weder ihre erhabenste noch ihre älteste Gestalt; sie ist nicht auf dem Dache geboren. Schon als Tertianer begeisterten wir uns für die Feldzeichen und Banner, unter denen Cäsars Truppen Gallien eroberten, und manches Fähnlein muthiger Ritter haben wir mit knabenhafter Phantasie in den Kampf begleitet. Die tragbare Fahne war weitaus die bedeutendste Art; die Geschichte der Fahne ist ihre Geschichte. Allein die Feldzeichen des Alterthums berühren uns wenig; die heutige Gestalt ist auf abendländischem Boden erwachsen.

Ihrem Organismus nach ist die Fahne ein Stück Zeug an einer Stange. Zunächst knüpfte man sie nicht an einen beliebigen Stock, sondern dieser selbst war das Hauptstück, die Lanze des Ritters. Im Turnier und im Felde, in dem Gedränge der Hoffeste und im Gewirr des Kreuzheeres genügte dem Einzelnen die Unterscheidung nicht, welche der Wappenschild und die Farben der Rüstung und der Helmzier boten; als leuchtendes, allen Feinden weithin erkennbares Zeichen nahm er obendrein das Stücklein farbiger Seide an die Spitze seiner Lanze. Hier konnte ihm der Zipfel zugleich im Kampfe selbst dienen, um das Pferd des zu berennenden Gegners vor dem Zusammenprall scheu zu machen. Das Tuch war meistens viereckig, bisweilen mit zackigem Ausschnitt, auch wohl mit Zinnen; fast immer mit sichtbaren Bindestellen um den Schaft geknüpft. Es scheint im Anfang keine Regel und Ordnung bestanden zu haben, und erst die Lehnsgesetze schnitten mit festem Gebot in diese frohe Willkür ein. Nun hatte nur Derjenige ein Recht auf ein gesondertes Fahnenzeichen, der als Bannerherr eine bestimmte Anzahl Ritterbürtiger — hier waren es zehn, dort fünfundzwanzig — ins Feld zu stellen vermochte. Für diese ward die Fahne der Mittelpunkt im Kampfe, das Symbol der kleinen Gemeinschaft, für welches nun auch ein besonderer Bannerträger verantwortlich ward. Deutlichkeit, Sichtbarkeit war das erste Erforderniß; so wurde ein steifer Seidenstoff in klaren Farben üblich, zumeist mit dem Wappen des Bannerherrn bestickt. Die vorwiegend viereckige Form, das Banner, ward entsprechend dem Wappenschild in den verschiedensten Theilungen gegliedert: zuweilen zweistreifig, weit häufiger in vier Felder, hier und da mit breitem Mittelkreuz, auch mit kräftigem Diagonalkreuz oder Schrägbalken; vereinzelt war auch der einfarbige Grund mit kleinen Wappengebilden bestreut. Zahlreiche Abbildungen unter den Miniaturen und den ältesten Tafelgemälden zeigen eine so bunte Fülle der Combinationen, daß jeder Zeitgenosse der Tricolore sie nur mit Neid mustern kann. Diese Mannigfaltigkeit entspricht dem persönlichen Stolze jener ritterlichen Zeit, der Freude an der eigenen Persönlichkeit und Geschichte, an der Familie und dem Geschlechte: wenn diese Sonderformen im bürgerlichen Leben durch die Demokratie, im Kriegswesen durch die Uniformirung des Volksheeres abgelöst worden sind, so hat die Macht der Gemeinschaft gewonnen, was die Kunst verloren hat.

Allein schon um die Wende des Mittelalters begann das Königsbanner die übrigen an Umfang und Würde zu überragen, das deutsche mit dem noch einköpfigen Adler, das englische mit den drei Löwen, das von Frankreich mit den Lilien bestickt, am prächtigsten, wenn eine Heirath zwischen zwei hohen Häusern durch ein Alliancebanner gefeiert ward: da finden sich etwa auf vierfach getheiltem Grunde die Wappen von Frankreich und England kreuzweis versetzt, das Ganze von breiter Franse umrahmt, ein wahrhaft majestätisches Wahrzeichen. Auch sehen wir, daß mit dem Erstarken der königlichen Centralgewalt ihr farbiges Abzeichen eine Erweiterung über die hergebrachte Form hinaus annimmt. Die dem

Stock abgekehrte Seite des üblichen Vierecks wird um ein langes Dreieck verlängert, oder es wird über dem Wappenbanner ein längerer Streifen, der Schwenkel, angenäht, von anderer Farbe, da er die Blutfahne des Königthums vertritt; dieser Schwenkel wächst schon damals mit dem Banner selbst zusammen und umspielt mit freierer Endigung das feste, deutliche Gebilde. Die heutige Renaissance hat gerade diese Form mit Vorliebe wieder aufgegriffen und hierin die mustergiltige Vereinigung des heraldischen und des decorativen Zweckes erblicken wollen. Schwerlich mit Recht: ein flottes Wimpelband erreicht die Absicht weit besser als ein abhängiger und halb beweglicher Zipfel. Thatsächlich geschah auch historisch der Fortschritt nicht durch die Entwicklung einer Ecke, sondern durch Bereicherung des ganzen Umrisses; das Ende wird gespalten, bald einmal, bald auch mehrfach, mit eckigen und mit spitzen Absätzen und Zacken. Jede Brechung und Belebung war willkommen und ganz am Orte: denn noch war ja der Reiter Bannerträger, noch ragte das bewegliche Wahrzeichen hoch und frei hinaus, noch bereicherte es bei jedem schärferen Ritt den Schmuck der Rüstung und schreckte das Pferd des Gegners. Heute wissen wir ja leider, daß auch für den letzten Rest dieser Reiterzierde die Tage gezählt sind; auch das Fähnlein der Ulanen wird binnen Kurzem mit der Lanze zu Grabe getragen werden, und vielleicht schon im nächsten Feldzug wird der vielberufene Aviso der „germanischen Hunnenschaaren" seine flotten Thaten ohne den schwarzweißen Wimpel wiederholen.

Allein, wenn auch der letzte Ulanenwimpel fällt, so gibt diese reiche Ausgestaltung der Ritterfahnen noch heute zu denken. Eben die Reiter ersannen sich die reicheren Umrisse, weil ihre Banner hoch über Roß und Mann hinausblickten und jedem Spiel des Windes willkommenen Stoff boten. Und denken wir nach, so ist ja die Aufgabe unserer heutigen Hausfahne im Grunde noch dieselbe: ist es also mehr als leidige Tradition, wenn wir hier jede Abweichung von dem gegebenen Umriß verpönen? Maßgebend freilich ist heute im Ganzen die Schiffsflagge; ja, correcter Weise sollten wir mit dem Namen Flagge alle Fahnen bezeichnen, welche nicht an ihrem Stocke dauernd befestigt sind, sondern mittelst einer Schnur aufgehißt werden. Allein auch die Schiffsflagge neigt, wie die alte Reiterfahne, noch heute und mehr noch in früherer Zeit durchaus zu leichten, lustigen Gestalten, zum mannigfach gebrochenen Wimpel. Hier hätte auch der Privatmann auf dem festen Lande viel zu lernen.

Mit feinem Gefühl indeß beschränkten unsere Ahnen diese luftigen, beweglichen Formen auf das bewegliche Reitervolk. Als an die Stelle des Ritterheeres das Fußvolk trat, die dichten, geschlossenen Haufen, da zogen diese mit breiten, ungebrochenen Fahnen in die Schlacht; die spitzen Enden hätten sich sogleich in dem Wald der Spieße verfangen. Der Fähndrich ward ein wichtiges Glied im Trupp und wird in den Exercierreglements des 17. Jahrhunderts eingehend bedacht. Er soll die Fahne zu schwingen wissen und darum vor Allem ein kräftiger, stattlicher Mann sein; ihm lagen unbequemere Pflichten ob, als das Portepee mit Würde zu tragen. Das Fahnenschwenken ward eine Kunst und eine Profession, die heutzutage nur noch an wenigen auserlesenen Oertchen im Schwange ist. Die deutschen und niederländischen Stecher, wie Koler und Goltzius, haben uns umständliche Folgen von Fahnenschwenkern hinterlassen; da wird das gewaltige Tuch an dem kurzen, handlichen Stecken bald in breitem Bausch durch die Luft gezogen, bald in buntem Knäuel hoch hinauf geworfen; bald ruhte es als reiches Gefälte auf der Schulter. Und einen wackeren Virtuosen erforderte die Sitte, denn in der Reichskriegsverfassung von 1627 wird der Umfang der Fahne auf drei Ellen an der Stange und vier Ellen im Fluge bemessen. Wie solch ein buntes Gewoge den festlichen Zug unterbrach und belebte, wie diese behäbige Fülle des Stoffes zu der breiten Tracht der Landsknechte paßte, mit welchem Stolz auf seine reizvolle Kunst der rüstige Schwenker sein Tuch handhabte! Man denke dagegen an die dürftige Enge unserer Festzüge, an die ängstliche, knappe Fassung unserer Fahnen und Banner, der würdigen Zeitgenossen des Frackes und des Cylinderhutes.

Des üppigen Stoffes war die Verzierung nicht unwerth. Wie die breiten Fahnen der Fußheere aus den Zeichen der Zünfte und Innungen ihren Ursprung nahmen, so finden wir bei festlichen Aufmärschen alle Embleme der Gewerke in reichstem Rahmen von Stickerei vertreten, daneben an der Spitze der Bürgerwehren die mächtigen Stadtwappen. In Dürer's Triumphzügen tauchen phantastische Theilungen jeglicher Art auf, im Anschluß an die alten Ritterbanner. Breite, gezierte Borten umrahmten den vielfach gebrochenen Grund; auf einer Sturmfahne fanden wir als ausgesucht glückliches Motiv einen breiten, geflammten Rand, welcher die flatternde Bewegung im Tuche selbst wiederspiegelte.

Zum ersten Male systematisch zusammengefaßt sind die mannigfachen, willkürlichen Formen der Heeresbanner in dem ersten größeren stehenden Heere, in den Compagnien Ludwigs XIV. Die wenig späteren Uniformwerke geben genaue Kunde über Form und Farbe, wie auch die Vorschriften der französischen Reglements für die Behandlung der militärischen Fahnen, die Griffe, die Ehrenerweisungen, auf lange hinaus maßgebend wirken. Hier wird zwischen den wallenden Fahnen der Infanterie und den kleinen Standarten der Reiterei unterschieden; denn schon war bei den berittenen Truppen das feste, eckige, dürftige Wahrzeichen an die Stelle des alten beweglichen Banners getreten. Höchst lehrreich nun ist es eben für moderne Zwecke, den Reichthum dieser Compagniefahnen zu beobachten. Denn meistens war nicht das Wappen, sondern nur das mehrfarbige Tuch des Grundes das Unterscheidende; die Regimenter trugen die Farben ihrer Provinz. Allein diese wurden nicht in öder Streifung an einander geheftet, sondern in anmuthiger Gliederung auf das Viereck vertheilt: vorwiegend auf vier Felder wechselweis versetzt, welche in der Mitte ein kräftiges Kreuz trennte; die kleineren Felder wieder sind durch schräge Balken, durch diagonale Theilung, durch Treppen und am schönsten durch radiale Strahlen belebt, und jeder anmuthigen Erfindung ward hier, so scheint es, ihr Recht. Wo es die heraldische Ordnung gebot, ward das Wappen auf die Mitte des Mittelkreuzes gestickt; auch konnten die vier Felder mit schmückenden Zweigen belegt werden, ohne daß die Deutlichkeit des Grundes Schaden litt. Und noch standen die Banner der Privaten, der Gewerkschaften und Gemeinden hinter denen der Soldaten nicht zurück.

Was uns in Deutschland in Zeughäusern und Kirchen aus dem 17. und dem Beginne des 18. Jahrhunderts erhalten ist, zeigt, daß wir mit Glück auch im Fahnenwesen wie in so vielen soldatischen Dingen in Frankreichs Bahnen gingen. Noch aus Friedrichs des Großen Armeen hängen im Berliner Zeughause Feldzeichen mit schön gebrochenem, farbigem Grunde, nur hin und wieder in den blasseren Farben, die uns das Rococo übermacht hat. Allein schon jetzt stellen sich daneben auch andere, bedenkliche Neuerungen ein: das Tuch wird matt einfarbig, auf ungemustertem Grunde flattert ein unbedeutendes Wappen oder ein dürftiges Monogramm, die leeren Ecken werden mit winzigen Zeichen armselig genug bedacht. Ein Spruchband zog sich in gebrochener Linie über oder unter dem Wappenthiere hin, ein angeklebtes, nicht organisch eingefügtes Füllsel. Der elegante, ängstliche Zopfstil wußte natürlich der wallenden Masse kein frischeres, bewegteres Motiv zu bieten; das Ende war vorbereitet, als endlich unter der Guillotine Alles fiel, was Frankreich noch an natürlicher, schlichter Grazie der Decoration besaß. Die neuen Machthaber decretirten an Stelle des verhaßten Lilienbanners auch die neue Fahne der Freiheit im bewußten Widerstreit zu aller Tradition. Die Farben der Tricolore waren zugleich unheraldisch, willkürlich und im Grunde eine zwar deutliche, aber wenig harmonische Farbenbindung. Der ärgste, oft gerügte Fehler aber war die senkrechte Zusammensetzung der drei Streifen. Bei breiter Entfaltung schweben zwei von ihnen gleichsam haltlos in der Luft, bei jedem Spiel des Windes werden sie abgerissen, zerhackt, halb unsichtbar, das Ganze also unklar und verwirrt. Allein da schon die Heerschaaren der Revolution unter diesen Fahnen in Feindes Land zogen, was Wunder, wenn die bequeme Tricolore im weiten Umkreise vorbildlich ward? Ihr Princip überwiegt heute unter den Landesfahnen, hier und da modificirt und verbessert, führt

aber im Ganzen zu einer Eintönigkeit, die eine Musterung der heutigen Flaggenkarte nicht unbedingt erfreulich macht.

Allerdings war Sichtbarkeit und Deutlichkeit von früh an das erste Erforderniß der Nationalflagge. Eine Farbe genügt indessen kaum; der rothe Grund wird wenigstens durch ein Wappenbild gezeichnet. So führt Hamburg seine Thürme, die Türkei ihren Halbmond; auf dreieckiger Fahne zeigt China seinen Drachen und Japan seine kaiserliche Wappenscheibe; auch der Adler der preußischen Handelsflagge stand allein im weißen Felde. Einen zweiten Typus zeigen die englische Handelsflagge und das Sternenbanner: in der inneren Ecke des dicht gestreiften Grundes steht eine kleinere Sonderflagge, bei England nach alter Sitte das durch ein Doppelkreuz getheilte Bannerfeld, in der amerikanischen Flagge die Sternensaat. Aus noch älterer Tradition, den ritterlichen Arten verwandt, führt der Danebrog ein senkrechtes Kreuz; in der schwedischen und der norwegischen Fahne ist diese Gestalt noch durch ein getheiltes Eckstück nach Art des englischen bereichert. Es ist dasselbe System, dem sich mit Glück die Flagge der deutschen Marine angeschlossen hat. Ein schwarzes Kreuz trägt den Adler auf seiner Mitte und in der oberen Ecke steht auf der dreifarbigen Nationalflagge das Eiserne Kreuz. Eine beredte Gruppirung und Farbenwahl, unzweifelhaft mit ästhetischem Tact erfunden. Wir müssen es bitter beklagen, daß sich dagegen unsere Handelsflotte und damit zugleich das deutsche Volk mit der nackten, kahlen Tricolore begnügen muß. Es hat auch schon in den Tagen, da zunächst nur für den norddeutschen Bund ein neues Nationalzeichen gefunden werden sollte, nicht an abweichenden Rathschlägen gefehlt. Nicht nur der politische Romantiker, sondern auch der strenge Heraldiker sprach für die Farben, unter denen unsere Väter für das „ganze" Deutschland geschwärmt und gelitten hatten, das Schwarz und Gelb des alten Reichsadlers und seines Feldes, das Roth der alten Blutfahne. Daß man damals als Grundstamm die Farben Preußens wählte und ihnen das Roth von Brandenburg hinzusetzte, ist jedoch so ganz im Geist der neuen Reichsgeschichte gedacht, daß kein historischer Denkender an den Farben Anstoß nehmen darf. Wohl aber thäten wir gut, uns über die Dürftigkeit ihrer Zusammenstellung besser als bislang klar zu werden. Um so schlimmer, daß die eine Nationalfahne alle besonderen Bildungen mehr und mehr verdrängt. Man kann der beste Patriot sein, ohne diese Uniformirung gut zu heißen.

Wir meinen damit nicht, neben der Reichsfahne den Landesfarben das Wort zu reden. Ob schließlich eine oder zwei Formen von allen Dächern wehen, wäre gleichgültig. Aber ist denn wirklich der Staat die einzige Gemeinschaft, zu der wir uns bei jeglichem festlichen Anlaß mit so aufdringlicher Ausschließlichkeit bekennen müßten? Würde eine Stadt, eine Behörde, ein Verein, eine Familie die Nation weniger ehren, wenn sie selbst bei patriotischen Festen ihr eigenes Banner wehen ließen, in dem ihr Stolz liegt? Würde das Haus eines Bürgers durch ein eigenes, nur ihm gehöriges Wappentuch weniger feierlich geschmückt sein? Man hat es mit Freuden begrüßt, daß sich neuerdings im Adel und im Bürgerthum der stolze Sinn für das Wappen, für die Tradition der Familie frischer regt, und daß man diese Zeichen historischer Gemeinschaft hier und da auch am Hausgeräth wieder pflegt. Wir wüßten keinen Ort, wo das persönliche Wappen und Wahrzeichen besser am Platze wäre, als in dem wallenden Hausbanner. Sei es ein echtes Wappenbild, sei es zur Noth selbst sein dürftiges Surrogat, das Monogramm: auf wie reich gebrochenem Grunde, in wie breiter, wirksamer Anordnung, mit wie mannigfachen, leuchtenden Farben — auch diese im Anschluß an das Familienwappen — könnte man es der Straße und der Stadt vortragen! Einen glücklichen Anfang haben schon einige sinnige, altadlige Schloßherren gemacht. Was aber ließe sich erst für die Stadt, für ihr wehendes Festgewand erhoffen! Wie viel verlorene, zu Herzen gehende Symbolik könnte auf diesem Wege wieder erschlossen werden. Der Berliner kennt das prächtige Banner, welches man unserem Kaiser ersonnen hat; es zeigt ihm an, ob er die Majestät in seinen Mauern zu schützen hat. Und mancher Hamburger wird sich der würdigen, leuchtenden Flagge erinnern, unter welcher der Kronprinz bei seinem jüngsten Besuch durch den Hafen fuhr. Wer dieses stolze Symbol der Reichshoheit an dem Maste des kleinen Dampfers hinaufklimmen sah, zum ersten Mal auf den Gewässern der Hansestadt, der müßte sein Leben lang, meinen wir, an den Moment denken: und hätte es dafür ein schöneres, kräftigeres Zeichen gegeben, als dieses Herrscherbanner? Jedes Schiff, das auf sich hält, vom kleinsten bis zum größten, führt auf besonderem Wimpel sein Zeichen oder seinen Namen: warum will man auf dem Lande bei Festen entbehren, was auf der See alltäglich ist?

Auf einige verheißungsvolle Anfänge können wir verweisen, wenn wir die tragbaren Fahnen der jüngsten Zeit mustern. Mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war auch das Innungs- und Vereinsbanner dem allgemeinen Verfall nicht entgangen. Es ist schwer zu entscheiden, wann hierfür die alte kirchliche Form der Fahne, das an einem Querstab hängende Kreuzbanner, vorzüglich in Gebrauch gekommen ist; was wir aber von beiden Gattungen aus den ersten und mittleren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts noch überkommen sehen, ist fast durchweg in Zeichnung und Farbe von Mitleid erregender Dürftigkeit. Allein eben hier setzt die frische Erfindung der neuesten Generation mit glücklichstem Erfolge ein. An manchen Orten sind begabte Architekten und Decorateure bemüht, im Anschluß an die reichen Muster der deutschen Renaissance das Gerüst, den Umriß, die Stickerei des Grundes sammt Rand, Fransen und Quasten zu glänzender, festlicher Harmonie zu stimmen. Zunächst als Zuthat der historischen Gruppen ersonnen, reichen diese glücklichen Neuerungen allmählich auch in die düsteren Reihen der modernen Festzügler hinüber: möchten sie auch der armseligen Feiertracht unserer Tage ein Vorbild werden! Die Sturmfahnen unseres Heeres sind daneben von geringem Belang, da sie sich im Frieden so selten entfalten; vorwiegend halten sie sich noch an die Muster des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

Allein was für den festlichen Aufzug mit Glück begonnen ist, das mache man sich auch für die große Ueberzahl der Hausfahnen zu Nutze. Hört endlich auf, das wallende Tuch nur als Vorrecht des Staates zu hüten; erkennt, daß es für jede engere Gemeinschaft, ja für den Hausherrn allein kein stolzeres und zugleich sinnigeres Wahrzeichen gibt, als das eigene Banner; bedenkt vor Allem, welch' ungeahnte Reize ihr dem Festbilde eurer Stadt einflechten könntet. Ein muthiger und selbstbewußter Mann beginne: die Heerde der Zaghaften wird dem stolzen Beispiel folgen.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

„Es war eine Nacht„ wie jetzt" begann Katharina, „aber noch grausiger; der Wind heulte durch unseren Wald, wie ich es nie gehört hatte. Die Eiche vor unseren Fenstern schlug er nieder. Ein alter Bettler kommt zu uns und erzählt, daß er dieser Eiche sich erinnere, als er noch ein ganz kleines Kind gewesen, und damals habe sie ebenso gewaltig gestanden. In dieser Nacht — mir ist es, als tauche diese entsetzensvolle Nacht vor mir auf — waren unsere Schiffe zerschellt. Fischer kamen in die Fabrik und meldeten das Unglück. Vater, der krank war, fährt sofort zum Flusse. Ich sitze mit Mutter allein, sie dämmert vor sich hin, ist traurig, weint bitterlich. Mutter war erst vor Kurzem vom Krankenbett aufgestanden, blaß sieht sie aus, und immer wiederholt sie mir, ich solle ihr ein Todtenhemd nähen . . . Plötzlich um Mitternacht klopft es an die Pforte. Ich springe auf, das Blut treibt mir zum

Herzen. Mutter stößt einen Schrei aus ... ich sehe sie nicht an. Ich nehme die Laterne. Ich selbst gehe, um zu öffnen ..... das ist er! Ich fürchtete mich vor ihm, so war es, seit ich denken kann — ja, ich fürchtete mich vor ihm, und doch, wie ein Magnet zog er mich an; wie die Reinen die Sünde hassen, so haßte ich ihn, und doch sehnte ich ihn herbei, meine Gedanken umschlangen sein Bild; wie ich ihn auch verabscheute, vor ihm bangte, ihn haßte: wäre sein Leben von Sturm und Wellen oder Menschenhand bedroht worden, zwischen Sturm und Wellen und mordende Menschen hätte ich mich geworfen, um mit meinem Leibe den Teufel zu retten. Er hatte damals noch kein weißes Haar, sein Bart war pechschwarz, wie Kohlen leuchteten die Augen. Er fragte: ‚Ist die Mutter zu Hause?' Ich schließe die Pforte und sage: ‚Der Vater ist nicht zu Hause.' Er darauf: ‚Ich weiß es.' Als wir in das Zimmer gingen, wo Mutter saß, fragte er mich leise: ‚Weshalb hast Du mir gesagt, daß Dein Vater nicht zu Hause sei, als ich nach der Mutter fragte?' Ich schweige. Wir treten ein. Mutter fährt zusammen. Er sieht sie kaum an. Die Kälte hatte ihn erstarrt: im Sturm war er zwanzig Werst gefahren. Seit neun Wochen hatten wir ihn nicht gesehen. Die Mütze warf er ab, die Fausthandschuhe zog er aus, um die Heiligenbilder kümmerte er sich so wenig wie um die Mutter. Er setzte sich ans Feuer."

Katharina fuhr mit der Hand über das Gesicht und athmete tief auf.

„Er fing an, mit Mutter tatarisch zu sprechen", fuhr sie fort, „ich verstand kein Wort davon. Sonst wurde ich immer fortgeschickt, wenn er kam; heute getraute sich Mutter nicht, mich gehen zu heißen. Ich merke, daß sie auf mich sehen, von mir sprechen. Mutter weint. In seiner Hand sehe ich einen Dolch, er will sich erstechen. Ich springe auf, greife nach seinem Gürtel, greife nach seinem bösen Messer. Er knirscht mit den Zähnen, schreit auf, will mich von sich stoßen — schlägt mich an die Brust, aber stößt mich nicht weg. Ich denke, daß ich sogleich sterben werde, vor den Augen dunkelt es, ich falle lautlos zu Boden. Er reißt mich in die Höhe und zwingt mir den Dolch in die Hand. ‚Stolzes Mädchen', ruft er, ‚stoße mich nieder!' Ich lege das Messer bei Seite. Das Blut wollte mich ersticken. Ich sah ihn nicht an. Ich erinnere mich, daß ich lächelte, ohne die Lippen zu verziehen ... ich sehe der Mutter in die traurigen Augen und doch will mir das unverschämte Lächeln nicht von den Lippen; und blaß sitzt die Mutter da ... Er nahm die Mütze, ohne zu grüßen. Mutter wollte ihm das Geleit geben, ich aber kam ihr zuvor und leuchtete ihm bis zur Pforte. Wortlos öffnete ich und verscheuchte die Hunde. Er nimmt die Mütze ab und grüßt mich. Dann holt er aus der Brusttasche ein mit rothem Leder überzogenes Schächtelchen und öffnet den Deckel. ‚Ich habe', sagt er, ‚in dem Städtchen eine Freundin, der ich diese Perlen zum Gruß bringen wollte; aber ich brachte sie ihr nicht; Dir stehen sie besser an, schöne Jungfrau, erhöhe damit Deine Schönheit ... oder zertritt sie mit dem Fuße. Aber nimm die Perlen.' Ich nahm sie — aber nicht, um sie zu zertreten, nicht einmal so viel Ehre wollte ich ihm anthun; aber ich nahm sie tückisch, und kein Wort sagte ich. Ich ging zurück in das Zimmer und stellte die Perlen auf den Tisch — sie vor Mutter hinzustellen, dazu hatte ich sie genommen. Mutter saß da so blaß und schwieg, als ob sie sich fürchte, mit mir zu reden. Endlich fragte sie: ‚Was ist das?' Ich antwortete: ‚Dir, Mutter, brachte es der Kaufmann; ich weiß es nicht'. ‚Nicht mir, böses Töchterchen, nicht mir.' So schmerzvoll sprach sie die Worte, als ob ihre Seele weine. Ich sah sie an, ich wollte mich ihr zu Füßen werfen, aber der böse Geist brach meinen Willen und raunte mir etwas zu. ‚Nun, nicht Dir, dann sicherlich dem Vater; ihm will ich sie geben, wenn er zurückkommt; ich werde sagen: ‚Kaufleute waren hier, haben Waare vergessen ...' Wie Mutter da auf einmal heftig zu weinen begann! ‚Ich selbst werde dem Vater erzählen, was für Kaufleute hier waren, und nach was für einer Waare sie fragten. Du bist eine schleichende Schlange, Du bist ein verfluchtes Kind!' Ich schwieg, thränenlos. Ich ging in mein Zimmerchen und horchte die ganze Nacht auf das Sausen des Sturmwindes.

Fünf Tage waren verflossen. Spät Abends kam Vater zurück, streng und trüb, gebrochen durch das Unglück, das so plötzlich seine Hoffnungen vernichtete. Den einen Arm trug er in der Binde. Ich sah es ihm an, daß der böse Feind seinen Weg gekreuzt; der Feind hatte seine Kraft vernichtet. Wer der Feind war, wußte ich auch. Mit Mutter sprach er kein Wort, nach mir fragte er nicht, er rief die Leute zusammen und befahl, die Fabrik stillstehen zu lassen und das Haus vor dem bösen Auge zu hüten. Mein Herz fühlte, daß es bei uns zu Hause nicht gut sei. Die Nacht kommt, es stürmt. Kaum bin ich in meinem Zimmer, so öffne ich das Fenster — das Gesicht brennt, die Augen weinen, das unruhige Herz thut mir so weh, so weh. Möchte heraus aus dem Zimmerchen, an das Ende der Welt, wo Gewitter und Sturm erstehen. In meiner Brust ist es so heiß, so heiß. Endlich übermannt mich Müdigkeit, ich schließe das Fenster, lege mich angekleidet auf das Bett, schlafe ein. Horch! ans Fenster pocht es; horch! es ruft: mach' auf! An einem Strick hat sich Einer zum Fenster heraufgewunden. Ich wußte gleich, wer als Gast zu mir kam, ich öffnete wieder das Fenster und ließ ihn in mein einsames Zimmerchen. Die Mütze nahm er nicht ab, athemlos setzte er sich auf die Bank. Ich fühlte, wie ich erblaßte. ‚Nun, Du schöne Jungfrau', flüsterte er ‚willst Du jetzt den Feind verderben, den Vater rufen? Hier ist ein Strick. Binde mich.' Ich schwieg. ‚So öffne die Thür, schönes Mädchen, ich will nach unten gehen und den Eltern meinen Gruß bringen.' Ich zitterte so, daß die Zähne klapperten. Ich öffnete ihm die Thür. Als er die Schwelle betrat, nahm ich meine ganze Seelenkraft zusammen und rief: ‚Wage es nicht wieder, mir Geschenke zu bringen!' Das Kästchen mit den Perlen warf ich ihm nach."

Katharina hielt inne. Ihre Wangen brannten, ihre Augen blitzten durch die Thränen, schwer athmend hob und senkte sich die Brust.

„Ich blieb allein", fuhr sie fort, ihre Stimme klang unruhig und traurig. „Wirres Rufen dröhnte plötzlich durch die Nacht, die Stimmen schwirrten durcheinander, durch das Schreien und geräuschvolle Laufen vernahm ich das furchtbare Wort: die Fabrik brennt! Ich verbarg mich. Alle liefen aus dem Hause. Im Hause blieb ich allein mit der Mutter. Mutter lag auf ihrem Sterbebette, o, ich wußte es! Seit drei Tagen lag sie im Sterben ... Unter meinem Zimmer ertönte ein Angstschrei, ein so schwacher, verhallender, wie ein Kind schreit, wenn es erschreckt im Traume auffährt. Dann ward es still. Ich löschte das Licht aus — und ich weiß nicht, weshalb ich es that —, ich fürchtete mich im Dunkeln, ich bedeckte das Gesicht mit den Händen. Und da höre ich, wie das Laufen wieder von neuem anfängt. Ich biege mich aus dem Fenster — die Fabrikleute drängen unten durcheinander, im Gedräng bildet sich eine Gasse, und durch die Gasse schleppen Männer eine Last ... einen menschlichen Körper ... Ihr Heiligen! ... schleppen Vaters Leiche ... und unten fliegt das Wort von Mund zu Mund: auf der Treppe stolperte er ... in den glühenden Kessel fiel er ... gestoßen hat ihn wohl der böse Geist ... Ich fiel auf das Bett. Starr liege ich da, warte, warte, und weiß nicht, worauf ich warte. Schwer war mir die Stunde. Wie lange ich wartete? Ich erinnere mich nicht, erinnere mich nur, daß es mir dumpf im Kopfe ward, während mir Rauch in die Augen biß; daß ich ein mattes Behagen empfand in dem dämmernden Gefühl meines nahen Todes. Kaum merke ich, daß Jemand mich bei der Schulter faßt und aufhebt ... wie ich ihn aber erkenne, erfrischen sich meine Sinne: ganz versengt ist er, ganz versengt auch sein Kaftan, der heiß ist, wie ich ihn antaste, der raucht. ‚Zu Dir komme ich, schöne Jungfrau. Verlasse mit mir diese Stätte des Unheils. Verdorben für Dich habe ich meine Seele und ich allein kann keine Verzeihung erflehen für diese verfehmte Nacht — wir Beide gemeinsam vermögen es vielleicht!' Er lachte dabei, der Teuflische! ‚Weise mir an', sagte er weiter, ‚wie man durchkommt, um nicht Menschen zu begegnen.' Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit mir. Wir gingen durch den Corridor, und da ich die Schlüssel bei mir hatte, machte ich die Thür zur Vorrathskammer auf und zeigte auf das

Fenster. Das Fenster sah auf den Garten. Er faßt mich an mit seinen mächtigen Händen, hält mich fest umschlungen und springt mit mir zum Fenster hinaus. Und wir liefen zusammen, Hand in Hand, lange liefen wir. Vor uns ein dichter, dunkler Wald. Er hielt im Laufen ein und horchte. ‚Sie verfolgen uns, Kathe. Gott gebe den Tölpeln langen Athem — mögen sie sich abäschern! Jetzt ist uns nicht bestimmt, unser Leben zu lassen! Küsse mich, Du mein schönes Mädchen — Liebe und ewiges Glück soll Dein Kuß bedeuten!'

‚Weshalb sind Deine Hände voll Blut?'

‚Blutig die Hände, mein Liebling? Habe Euren Hunden den Garaus gemacht. Die Köter bellten gegen den späten Gast. Komm!'

Wieder liefen wir.

Auf dem Richtsteig sehen wir Vaters Pferd, hat die Zügel losgerissen, ist aus dem Stall gelaufen; verbrennen wollte die Mähre nun einmal nicht. ‚Sitz auf, Kathe, hinter mir. Gott schickt uns Hilfe!'

Ich antworte nicht.

‚Willst nicht? Bin doch kein Unchrist, kein böser Geist. Sieh doch, wie ich mich bekreuzige.' Und wirklich, er schlug das Kreuz. Ich setzte mich auf, drückte mich an ihn — ich vergaß mich ganz, als webe um mich ein Traum. Wir kommen an einen breiten, breiten Fluß. Er steigt ab und hebt mich vom Pferde. Wir gehen zum Schilfrohr, wo er seinen Kahn versteckt hatte. ‚Fahre nun wohl, gutes Roß. Suche Dir einen neuen Herrn.' Ich warf mich an Vaters Pferd, fest umarmte ich es zum Abschied. Wir stiegen in den Kahn. Er faßte die Ruder. Bald war uns das Ufer entschwunden. Und wie das Ufer entschwunden war, legte er gemächlich die Ruder hin.

‚Höre, schöne Jungfrau', sprach er darauf — und die Augen leuchteten ihm so seltsam —, ‚kein müßiges Wort sage ich Dir. Was ich Dir sage, präge sich tief in Deine Seele ein als ein tiefernstes Wort. Merke auf: Bin ich Dir nicht wohlgefällig, heut oder in späterer Zeit, so verliere Du keine Worte, bemühe Dich nicht. Nur Deine Zobelbrauen verziehe, nur Deine schwarzen Augen laß sprechen, bewege Deinen kleinen Finger: und ich gebe Dir Deine Freiheit zurück. Was Dich befreit, Du wunderbare Stolze, wird mein Tod sein!' Meine Seele lächelte bei diesen Worten . . ."

Katharina hielt inne, von tiefster Erregung bewältigt. Sie wollte weiter sprechen, als ihre leuchtenden Augen Ordynow's leidenschaftlichem Blicke begegneten. Sie bedeckte ihr Gesicht, in das sich Röthe ergoß, mit den Händen und preßte es in die Kissen.

„Ach, nicht das ist mein Elend" — sagte sie nach einer Weile und erhob ihren Kopf. „Was ist mir die Mutter, wenn ich auch auf der weiten Welt keine andere Mutter erwerben kann! Was will es bedeuten, daß sie mir in ihren schweren letzten Stunden ihren Fluch gab! Was ist mir an meinem früheren goldenen Leben gelegen, an meinem hellen Kämmerlein, an meiner Mädchenfreiheit! was endlich daran, daß ich mich dem bösen Geist verkaufte, meine Seele dem Verderben anheim gab, daß ich Glück mit ewiger Sünde vertauschte! Nicht das ist mein Elend, wenn auch darin mein Verderben liegt! Aber bitter ist mir dies, und es zerfleischt mein Herz, daß ich seine entehrte Sklavin bin; Entehrung und Schande ist es mir, daß mein Herz an dem Schändlichen hängt, daß es keine Kraft hat, sich loßzureißen! . . ."

Krampfhaftes Schluchzen unterbrach ihre Worte, vom heißen Athem waren ihre Lippen trocken, die Brust hob sich und senkte sich tief, ihre Augen blitzten in Entrüstung. Ordynow sah sie bewundernd an. „Sage mir, was Du begehrst", rief er endlich — „was soll ich thun? . . . Ich bin zu Allem bereit!"

Unbeweglich sah ihn Katharina an. Sie wollte ihm antworten und fand das Wort nicht. „Ich habe Dir nicht Alles erzählt", sagte sie endlich leise mit zitternder Stimme. Hätte Dir erzählen sollen, wie ich ein Jahr bei ihm gelebt habe — aber das werde ich ja nicht. Als aber ein Jahr verstrichen war, ging er mit seinen Kameraden den Fluß hinunter und ich blieb bei seiner Mutter in einem Häuschen bei der Anfahrt. Ich wartete einen Monat, noch einen Monat — da begegnete mir in der Vorstadt ein junger Kaufmann, und wie ich ihn ansah, erinnerte ich mich vergangener goldener Zeiten. Und er sagte zu mir: ‚Geliebtes Schwesterchen, ich bin Aljoscha; die Alten hatten uns feierlich verlobt, schon als wir Kinder waren, weißt Du wohl? Hast Du mich vergessen? Erinnere Dich, ich bin aus Eurem Ort . . .' Darauf ich, ihm schnell in die Rede fallend: ‚Was sagt man in unserem Ort von mir?' — ‚Die Leute sagen, unehrlich seiest Du aus Eurem Hause gegangen, habest Deine Mädchenehre vergessen, Dich einem Räuber, einem Seelenverderber anvertraut' — ‚Und was sagst Du, Aljoscha?' — ‚Manches wollte ich Dir sagen, als ich hierher kam. Aber jetzt, wo ich Dich wiedersehe, ist meine Seele erstarrt — lache über meine Liebe, Du schönes bestrickendes Mädchen.' Im Kaufhof wohnte er länger als einen Monat. Seine Begleiter hatte er verlassen. Er war ganz allein. Ich fühlte Mitleid mit seinem Kummer. An einem Morgen traf ich mit ihm zusammen. Ich sagte: ‚Warte auf mich, Aljoscha, wenn es dunkel wird, bei der unteren Anfahrt; zusammen wollen wir in Deine Heimath fahren. Mir ist mein unseliges Leben überdrüssig geworden.' Die Nacht kam. Ich schnürte mein Bündelchen. Die Seele bebte und rang in mir . . . Da unerwartet, plötzlich kommt mein Herr zurück. ‚Sei gegrüßt. Komm. Auf dem Flusse wird es unruhig, der Sturm wartet nicht auf uns.' Ich folge ihm. Wir kommen zum Flusse. Das große Haus am anderen Ufer war so weit. Ein Boot hat angelegt, im Boot sitzt ein bekannter Ruderer, als ob er Jemand erwarte.

‚Sieh da, Aljoscha, Gott helfe Dir! Was? hast Dich verspätet? Eilst zu Deinen Schiffen? Nimm uns auf, Du Guter, mich und meine Herrin, setze uns über. Mein Boot ist schon drüben.' — ‚Setze Dich ein', sagt Aljoscha. Mir schmerzte die Seele, wie ich seine Stimme hörte. ‚Der Wind ist für Alle. In meinem Boote ist Platz für Euch.' Wir bestiegen das Schiff. Die Nacht war dunkel, die Sterne hatten sich versteckt, der Wind heulte, gewaltig hob sich die Welle. Vom Ufer mochten wir schon eine Werst entfernt sein. Wir schwiegen alle Drei. ‚Der Sturm ist losgebrochen,' hebt endlich mein Herr an, ‚so einen habe ich noch nie gesehen. Was, Aljoscha? Es ist zu schwer für das Boot — Drei sind zu schwer, nicht?' — ‚Drei trägt das Boot nicht', antwortete Aljoscha. ‚Einer von uns ist überflüssig.' Seine Stimme zitterte vor Schmerz und Wuth. ‚Kannte Dich schon, Aljoscha, als Du ein kleines Kind warst; waren Gastfreunde, Dein Vater und ich. Sage mir, Aljoscha, kannst Du ohne Boot an's Ufer gelangen oder wirst untersinken und Deine Seele in Gefahr bringen?' — ‚Kann nicht ohne Boot ans Ufer gelangen. Und Du, guter Mann, wenn Du ins Wasser fällst, kannst herüber?' — ‚Kann nicht herüber. Es würde mein Ende sein. Der stürmische Fluß wird mich nicht tragen.' — ‚Höre Du jetzt, Katherinuschka, meine vielkostbare Perle — ich erinnere mich einer Nacht, die dieser sehr ähnlich war; aber da schaukelte nicht die Welle, die Sterne glänzten und der Mond leuchtete. Will Dich ganz einfältig fragen: hast nicht vergessen?' — ‚Ich erinnere mich', sagte ich. — ‚Und wenn Du nicht vergessen hast, dann weißt Du ja auch, wie ein braver Kerl ein schönes Mädchen lehrte, ihre Freiheit von dem Ungeliebten wiederzunehmen. Nun?' — ‚Nein, auch das habe ich nicht vergessen'. Ich sehe den fürchterlichen Frager an, wie er ruhig dasitzt, indeß der Sturm in seinen Haaren wühlt, und bin weder lebendig noch todt. — ‚Ah! Hast nicht vergessen! Nun sieh' einmal — im Boot ist's zu schwer. Ist nicht Jemandes Stunde gekommen? Sage doch, mein Liebling.'

„Ich habe damals mein Wort nicht gesagt", flüsterte Katharina erblassend . . . . . Sie beendigte nicht.

„Katharina!" ertönte eine heisere Stimme. Ordynow fuhr zusammen. In der Thür stand Murin. Er hatte sich in die Pelzdecke eingewickelt; sein Gesicht war leichenblaß; mit wahnsinnigem Blick sah er auf Katharina. Und sie sah ihn an, bleich, unbeweglich, gebannt durch seines Blickes dämonische Gewalt.

„Komm' zu mir, Katharina", flüsterte der Kranke und

verließ das Zimmer. Katharina blickte starr in die Luft, als ob der Alte noch immer vor ihr stände.

„Auf morgen denn, meine Thränen", sagte sie mit sonderbarem Lächeln. „Vergiß nicht, wo ich stehen geblieben bin: ‚einen von Beiden suche Dir aus — wer Dir lieb oder unlieb ist' . . . Wirst Dich entsinnen? und wirst Dich eine Nacht gedulden?"

„Katharina, gehe nicht, mache Dich nicht unglücklich! Es ist ein Wahnsinniger", murmelte Ordynow.

„Katharina!" ertönte es hinter der Wand.

„Fürchte nicht, er wird mich nicht tödten. Gute Nacht, mein herziger Bruder! Verschlafe Deinen Kummer. Wirst morgen zur Freude aufwachen." Sie küßte ihn leidenschaftlich.

„Katharina! Katharina!" Ordynow fiel vor ihr auf die Kniee und flehte sie an, zu bleiben.

Sie lächelte ihm zu, im Lächeln weinend, und ging aus dem Zimmer.

Ordynow lauschte auf, als sie zu Murin eingetreten war. Aber keinen Laut vernahm er.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Frau Susanne" von Lindau und Lubliner. — „Der Salontyroler" von G. von Moser.

Das Deutsche Theater scheint mit seiner jüngsten Novität, dem fünfactigen Schauspiele: „Frau Susanne" von Lindau und Lubliner, kein Zugstück gewonnen zu haben, und doch ist der Vorwurf recht interessant: wie eine Art Lorle sich zur eleganten Reichshauptstädterin und tüchtigen Hausfrau entwickelt, die ihrem Manne energisch den Kopf zurechtsetzt. Leider ist die Behandlung breit und ungleich. Herr Martini, ein kaufmännischer Parvenu, theilt im Club, wo der erste Act spielt, seinem Freunde Schleebusch mit, daß er aus verletzter Eitelkeit — er hat soeben von der Tochter eines alten Handlungshauses einen Korb bekommen — eine Professorstochter heirathen werde, die er im vorigen Jahre im Salzkammergut kennen gelernt habe. Der zweite Act spielt in Gotha in der Wohnung dieses burlesken Professors, wo Martini mit Erfolg um Susannens Hand wirbt. Im folgenden Aufzuge finden wir Frau Susanne als reiche Dame der Großstadt in Luxus und Glück, indeß ihr Mann mit dem Bankerott ringt und nur mühsam den Schein des Millionärs aufrecht erhält. Martini's ernste Auseinandersetzung mit Schleebusch, die Enthüllungen, die Letzterer der arglosen Susanne von dem eigentlichen Zustande des Hauses macht, versetzen uns in eine beinahe schwüle Stimmung, da kommt plötzlich wieder der Herr Professor aus Kalau — nein, aus Gotha, recht quer herein. Vortrefflich ist der vierte Act. Martini steht im Begriff, sich auf ein Schwindelunternehmen einzulassen und seine Ehre zu verlieren. Seine Frau hat die schwere Aufgabe, ihn in den Stunden, in welchen jenes Unternehmen zu Stande kommen soll, nicht aus dem Hause, nicht aus ihrer Nähe zu lassen. Susanne kann ihren Mann nur dadurch ans Haus fesseln, daß sie ihn durch einen anonymen Brief eifersüchtig macht. Er kommt nach Hause in der Absicht, zu überraschen und findet seine Frau allein; er läßt sich durch ein reizvoll und graziös von ihr durchgeführtes Spiel fesseln und erfährt schließlich, indem sich der Dialog immer dramatischer zuspitzt, daß sie von Allem, von seinem Ruin und seiner unglückseligen Absicht weiß. Noch will er fortstürzen, um die letztere auszuführen — da schlägt die Uhr die zwölfte Stunde: sein Bankerott ist besiegelt, aber seine Ehre gerettet. — Der Erfolg, den dieser Act errang, ist nicht lediglich dem allerdings meisterhaften Spiel der Frau Niemann zuzuschreiben, sondern er liegt begründet in dem ganzen Aufbau der Scene, der künstlerisch zu nennen ist, in dem raschen und lebendigen, wahrhaft spannenden Dialog. Der fünfte Act hätte eigentlich wegbleiben sollen. Wir erfahren in demselben nur, daß Martini und Susanne durch ehrliche Arbeit wieder emporkommen wollen und daß sie sich nun erst gefunden haben, hören noch einige Possen des Professors und erleben die Verlobung der jugendlichen Schwester Martini's. Schade, daß der vierte Act nicht aus dem Stück herausgeschält und für sich allein dargestellt werden kann!

Auch der vieractige Schwank von G. von Moser: Der Salon-Tyroler scheint nicht durchgeschlagen zu haben. Die Idee, einmal statt eines Romans ein Bild zu dramatisiren, ist gewiß eine originelle zu nennen. Das populäre Genrebild Defregger's wird sogar im Eingange des dritten Actes lebend gestellt. Ganz wie in der Nationalgalerie, mit täuschender Aehnlichkeit selbst mancher Gesichter, sitzt die heitere Gesellschaft in der Sennhütte am Achensee zusammen, bis plötzlich der Bergfex das gemüthliche, von dem Publicum mit einem beifälligen Ah! begrüßte Bild durch seine Frage: „Na, was lacht Ihr denn?" stört. — Einen Berliner Bergfex nach dem Achensee zu bringen, ist für Moser selbstverständlich nicht schwer. Er nimmt seinen alten Herrn von Hase aus „Ultimo" wieder vor, gibt ihm einen anderen Namen und läßt ihn in eine junge Berlinerin verliebt sein, die seit ihrer vorjährigen Sommerreise nur noch für Natur und Tyroler Berge und Seen schwärmt. Mit ihm zugleich ist natürlich auch die ganze andere Berliner Gesellschaft, die das Stück füllt, dahin versetzt worden — ohne weitere Motivirung, wie das bei Moser ja stets der Fall ist, und amüsirt sich und das Publicum mit den kurzweiligsten und ältesten Schnurren. Das junge naturschwärmende Mädchen findet endlich ihr Ideal erfüllt in einem Berliner Naturburschen, einem Commis ihres Vaters, der ein frischer, kecker, oft freilich etwas zu derb auftretender Geselle ist, und der Salontyroler schließt sich, als ihm die Imitation der Natur sehr „vorbeigelungen" ist, an eine Gesinnungsgenossin aus dem Kreuzbergviertel, die wie er nur gerne Partien macht, die „nicht weit und nicht hoch gehen", fürs Leben an. Das sind die beiden Hauptpaare des Stückes. Daneben ein wirklicher Tyroler Bauernbursche, der das Kammerzöfchen der naturschwärmenden Berlinerin ins Herz geschlossen hat und nach Berlin kommt, wo er in Ueberrock und Beinkleidern aus der „Goldenen Hundertzehn" eine klägliche Rolle spielt; ein Vater, der sich vor seinen allzu eindringlichen Damen stets nur durch einen kräftigen Fluch zu retten weiß; ein alter Diener, der das Schlagwort „Das ist das Schlimmste noch nicht" mit viel Glück im Munde führt; eine emancipirte russische Studentin, welche die naturschwärmende Berlinerin um ihr Geld prellt und noch einige mit kleinen liebenswürdigen Zügen ausgestattete Füllfiguren, dazu ein paar Kärntner Volkslieder, Schnadahüpfeln und Jodler — das ist die Staffage und Würze für die anspruchslose Handlung, die sich zwischen den beiden Hauptpaaren abspielt. Die Darstellung im Wallnertheater war vortrefflich, wenn auch das Tyroler Deutsch bedenklich berlinerisch angekränkelt war.

O. B.

Notizen.

Die Weihnachtsliteratur für unsere Jugend nimmt heuer solche Verhältnisse an, daß wir uns darauf beschränken müssen, aus der Masse des Gebotenen nur Weniges hervorzuheben und zwar blos das wirklich Empfehlenswerthe. An erster Stelle verdient das reich illustrirte Jugend- und Familienbuch für Knaben und Mädchen genannt zu werden, welches Julius Lohmeyer und Oskar Pletsch unter dem Titel: Deutsche Jugend (Alphons Dürr, Leipzig) herausgeben. Der uns vorliegende 23. Band ist ein neuer Beweis, wie fein und umsichtig Lohmeyer diese Zeitung für Kinder redigirt. Die Erzählungen und Märchen von Joh. von Wildenradt, A. Godin und Lohmeyer treffen den richtigen Ton, der auf die Einbildungskraft jugendlicher Geister freundlich wirkt, die geschichtlichen und Naturbilder enthalten viel Belehrendes, und die Räthsel und Verstandesübungen verfallen nie ins Läppische und rein Spielerische. Dazu kommt noch der reiche Schmuck trefflich ausgeführter Holzschnitte von

F. Flinzer, L. Richter und von Pletsch selbst, der uns wieder gemüthvoll-anheimelnde Kindergestalten vorführt. Würdig reihen sich an diese Publication die nicht minder allbeliebten Mädchen-Jahrbücher von Thekla von Gumpert: Herzblättchens Zeitvertreib und Töchter-Album, von denen bereits der 29. und 30. Band vorliegen (Glogau, Carl Flemming). In beiden Büchern ist das Unterhaltungs- und Belehrungsmaterial reich und sorgsam ausgewählt und die Farbendrucke sind zum Theil von geradezu künstlerischem Werthe. Im nämlichen Verlag erschienen außerdem von Thekla von Gumpert die 4. Auflage der anmuthig illustrirten Erzählung: Der kleine Vater und das Enkelkind, sinnig erfundene und spannend erzählte Deutsche Märchen von Friedrich Büchner, Lebensbilder deutscher Männer und Frauen von J. Stieler, u. A. die Biographien von Goethe, Nietschel, Pestalozzi, Schiller und hübsche Holzschnitte von Richter, Thumann, Burger enthaltend, und ein wunderschönes Neues ABC-Buch von Rudolph Geißler mit prächtig ausgeführten Farbendruckbildern. Ein altberühmtes Kinderbuch: Fünfzig Fabeln für Kinder von Wilhelm Hey in Bildern, gezeichnet nach Otto Speckter, ist bei F. A. Perthes in Gotha in colorirter Ausgabe erschienen. Die entzückenden Holzschnitte Speckter's, die sich den fromm-naiven Versen Hey's congenial anschmiegen, gemahnen in in ihrem farbigen Gewande nicht mehr so altfränkisch wie ehedem und dürfen sich jetzt kühn neben den besten unserer modernen Kinderbuch-Bilder zeigen. Von hohem pädagogischen Werthe sind die Geschichten: Für's Kind (Leipzig, E. Twietmeyer), die Dietrich Theden nach seinen in der „Gegenwart" unlängst entwickelten Principien über Jugendliteratur erzählt, und auch der geschmackvoll ausgestattete Band: Erträumte Märchen, erzählt und illustrirt von Marie Beeg, im nämlichen Verlage, verdient um seiner sinnigen Geschichten und reizenden Farbendrucktafeln willen eine ehrenvolle Erwähnung. Der treffliche Lyriker F. H. O. Weddigen bietet uns in seinen Neuen Fabeln und Märchen (München, Callway), die Gehrts und Ulffers mit hübschen Zeichnungen versahen, originelle dichterische Schöpfungen, die nicht nur die Jugend, sondern auch das gereifte Alter ansprechen werden. An das reifere Mädchenalter wendet sich die culturgeschichtliche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert: Edelfalk und Waldvögelein von Brigitte Augusti (Leipzig, Hirt & Sohn), spannend, anschaulich und gar nicht süßlich vorgetragen und mit hübschen Illustrationen versehen. Anmuthvolle Erzählungen für die reifere Jugend erzählt die Deutsch-Amerikanerin Frau Sara Hutzler in „Junge Herzen" (Stuttgart, Krabbe). Wir empfehlen noch die neuen Publicationen der Rieger'schen Buchhandlung in Stuttgart: Bei Freund und Feind in allen Zonen von J. H. O. Kern, drei Bände reich illustrirter „Indianer"- und anderer Geschichten: Roth von Geburt, durch Bildung weiß, Der Flüchtling im Gran Chago und Reisen im Innern von Brasilien, überall treffliche Schilderungen von Land und Leuten, gegründet auf umfassenden geographischen und ethnographischen Studien und den besten Quellen, in einem für unsere Jugend verlockend unterhaltenden Gewande — alles wahrhaft gediegene Jugendschriften. Schließlich erwähnen wir noch die drei geschmackvoll ausgestatteten Bände der Jugendbibliothek von Fr. Ebhardt in Berlin: William Shakespeare von O. Höcker, Wilde Scenen von W. Lackowitz und Die Wallfahrt des Centurion von Br. Hoffmann.

Im Verlage von Raimund Mitscher in Berlin sind soeben drei große Original-Radirungen erschienen, die wir als denkbar schönsten Wandschmuck jedem deutschen Haus empfehlen können. Heidelberg von K. Oenicke ist ein wunderbar stimmungsvolles Landschaftsbild, das alle Feinheiten des Originals, zumal in den Luft- und Lichteffecten, mit größter Zartheit wiedergibt. Die „Stadt an Ehren reich" ist etwa vom sogenannten Philosophenweg aufgenommen, und ihr Weichbild mit den malerischen Thürmen und Mauern, die epheuübersponnene Schloßruine und der das Ganze krönende dunkle Königsstuhl blicken freundlich aus den stilvollen Renaissance-Arabesken der Umrahmung. Nicht minder flotte Behandlung der Nadel verrathen die zwei neuen Blätter von Bernhard Mannfeld: Loreleyfelsen und Rheingrafenstein, Seitenstücke von hoher zeichnerischer Vollendung und fast coloristischer Wirkung der Radirung. Namentlich „Rheingrafenstein", das uns in einem herrlichen Drucke vor der Schrift vorliegt, ist ein Meisterstück, das ebenbürtig neben den besten Pariser Radirungen sich sehen lassen kann. Nichts ist erfreulicher, als daß die edle, echt deutsche Radirkunst in unseren Tagen wieder so viel verständnißvolle und wahrhaft künstlerische Pflege findet. Möge auch die Gunst des Publicums sich ihr im vollsten Maße zuwenden.

Gruß vom Elbstrand, 25 Lichtdrucke nach Originalen Dresdener Künstler, herausgegeben von der Dresdener Kunstgenossenschaft. (Dresden, Gutbier.) Der Gedanke des vorliegenden Unternehmens scheint uns ein recht glücklicher zu sein. Einerseits bürgt der Umstand, daß die Dresdener Kunstgenossenschaft selbst die Herausgabe besorgt hat, in erwünschter Weise dafür, daß wir es hier mit keinem jener durch diensteifrige Reclame „angepriesenen Prachtwerke" zu thun haben, bei denen häufig prunkende Ueberladung ersetzen muß, was ihnen an echtem künstlerischen Werthe abgeht. Andererseits gewährt das Zusammenfassen der Leistungen von Künstlern, die am gleichen Orte schaffen und unter sich in geistigem Zusammenhange stehen, überhaupt einen wünschenswerthen Einblick in die Kunstbestrebungen der Gegenwart, wie sich dieselben an den Hauptsammelpunkten der deutschen Kunstthätigkeit ausprägen. Ein gleicher Gruß, wie er hier von der Elbe vorliegt, von der Isar, der Spree, der Ilm würde zu interessanten Vergleichen Anlaß bieten und die Uebersicht über die deutschen Malerschulen in unserer Zeit in zwar unsystematischer, aber darum nicht minder fesselnder Weise erleichtern. Die getroffene Auswahl des in dem „Gruß vom Elbstrand" Gebotenen ist eine umsichtige und wohlerwogene. Sie berücksichtigt die verschiedenen Gebiete der Malerei: Genre, Landschaft, Porträt, Thierstück, Figurenstudien und ebenso sind die verschiedenen künstlerischen Ausdrucksweisen: Aquarell, Tusch-, Kohle-, Kreide-, Bleistift-, Federzeichnung, Oelskizze, Grisaille sämmtlich vertreten. Von besonders hervorragenden Namen und Beiträge erwähnen wir Ludwig Richter mit vier seiner innigsten und sinnigsten Compositionen, Pauwels mit einem sehr markigen Luther und Melanchthon, L. Pohle mit einer vortrefflichen Portraitskizze, Hofmann mit einem höchst anziehenden Studienkopf, Oehme mit einer Hirschjagd, F. W. Heine mit einer sehr lebendigen Manöverscene ꝛc. Die Ausführung in Lichtdruck aus dem Atelier von Römmler und Jonas ist von tadelloser Vollendung, ebenso die äußere Ausstattung mit Einschluß einer nach Entwürfen von Hofrath Graff ausgeführten, höchst eleganten Mappe eben so würdig wie geschmackvoll.

Julius Duboc.

Der Zukunftsstaat und die Lösung der socialen Frage von Th. Blume. Hannover, Carl Meyer. Wenn Staatskunst, Wissenschaft und tägliches Leben ihr Augenmerk auf einen und denselben Punkt richten, dann kann man sicher sein, daß dort die geschichtliche Entwickelung wieder einmal im Begriffe steht, eine kräftige Vorwärtsbewegung zu machen. In solchen Epochen fühlen dann Viele das Bedürfniß und den Beruf, auch ein Wort mitzureden, so auch der Autor des vor uns liegenden Heftes; dieses soll den conservativen Ideen zu Hülfe kommen, compromittirt dieselben aber auf das Empfindlichste. Der Verfasser hat nicht einmal das gewöhnliche Endziel vieler socialöconomischen Studien, nämlich die Kenntniß der einschlägigen Büchertitel erreicht, und eifert in Folge dessen natürlich nur gegen Behauptungen, die Niemand aufgestellt hat. Das „Werk" strotzt von Widersprüchen, wovon man sich z. B. durch Vergleich der Anschauungen über Staatsindustrien, S. 26 und S. 97, überzeugen kann. Die heftigen Angriffe, mit welchen Socialöconomen und Naturforscher in gleicher Weise bedacht werden, geschehen in rüdester Form.

O. W—r.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Fr. Spielhagen's
Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschienen in 10ter Auflage von
Julius Stinde:
Buchholzens in Italien.
Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.
Die Familie Buchholz.
Geheftet 3 M. originell gebunden 4 M. 50 Pf.
Bisheriger Absatz beider Werke:
30,000 Exemplare.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bildermappen zu Schorers Familienblatt

in groß Quartformat sind mit Lieferung 12 soeben vollständig geworden.

Die Bildermappen enthalten 36 in Kupferstichmanier gedruckte vorzügliche Illustrationen aus Schorers Familienblatt nebst poetischen Textbeilagen. In der in Nr. 48 (9) abgebildeten stilvollen Mappe nach dem preisgekrönten Entwurfe von P. Schley bilden dieselben ein Prachtwerk von hohem Kunstwerte, wie es zu so billigem Preise selten geboten werden kann.

Als Festgabe wird es überall willkommen sein.

Für die Abonnenten des Familienblatts und des Echo ist der Preis Mk. 15.60., für Nichtabonnenten Mk. 20.—.

☞ Die Abonnenten wollen bei der Bestellung sich durch Abonnementsquittung als solche ausweisen. ☜

Ein Neudruck findet nicht statt, wir können also nur liefern, so lange der gegenwärtige Vorrat reicht.

Bestellungen können bei allen Buchhandlungen gemacht werden, auch bei der Verlagshandlung, welche bei Einsendung des Betrages portofrei versendet.

Die Verlagshandlung von
Schorers Familienblatt und des Echo.
Berlin SW., Dessauerstraße 12.

Von meinem neuesten
Kunstlager-Katalog X
(2005 Nummern Radirungen, Kupferstiche, Holzschnitte 2c. älterer und neuerer Meister und 95 Nummern Original-Aquarelle und -Zeichnungen neuerer Künstler enthaltend) stehen Käufern solcher Kunstblätter Exemplare gratis und franco zu Diensten.
Dresden, Ende November 1884.
Franz Meyer, Kunsthändler,
Seminarstraße 7.

Zeitgemässe Novität. Bestes Weihnachtsgeschenk.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Gerhard Stein:
Die Entdeckungsreisen
in alter und neuer Zeit.

Eine Geschichte der geographischen Entdeckungen. Mit 110 Holzschnitten und 4 Aquarellen nach Zeichnungen von **E. Berninger** und **A. Obermüllner**, 11 Karten und 1 Faksimile.

16 Lieferungen à 1 Mark. Eleg. geb. 18 Mark.

Unentbehrlich für jeden Gebildeten, der sich für den Verlauf der geographischen Reisen und die Erlebnisse der Forscher in fremden Welttheilen interessirt.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

WALHALL
NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von **Felix und Therese Dahn.**

Ein nationales Hausbuch
Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**
Prachtband 10 Mark.
Verlag von R. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Neue Werke aus
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau)
in **Leipzig.**

Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von **Prof. Dr. W. Preyer.** 2 Aufl. broch. 9 M., gebd. 11 M.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Von **Dr. H. Ploss.** 2 starke Bände. broch. 16 M., gebd. 19 M.

Neu! **2 M.**

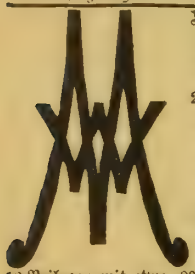
Humoristische Neuigkeit.
2 M.
Vorräthig in jeder Buchhandlung.
Neu!

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:
Kleinstädte u. Kleinstaaten
auf
industriellen u. gewerblichen Gebieten
von
Oskar Asemissen,
Rechtsanwalt in Detmold.
Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*
N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

„Meine in Wahrheit schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der ein Hungern, Dürsten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.
R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.
„Es ist eine wahre Wonne, den schönen, zarten Gesang des Vogels zu hören. v. Mietzko, Lehrer, Kl. Dombrowka b. Schoppinitz."

Die Antiquariatsbuchhandlung von
Aurel Bluemich
in **Leipzig**, Neumarkt 9.
versendet auf Wunsch gratis und franko:
Antiquariats-Katalog Nr. 1 Theologie, Nr. 2. Deutsche Sprache und Literatur, Geschenkwerke. Nr. 3, Geographie. Reisen. Geschichte. Nr. 4, Naturwissenschaften. Pädagogik. Jurisprudenz. Philosophie. Medizin.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien:

Villa Schönow.

Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.

Ein Band. 17½ Bogen. 8°. Fein Velinpapier.
Preis geheftet 6 Mk.
Elegant gebunden 7 Mk. 20 Pf.

Braunschweig. **George Westermann.**

Soeben ist als 20ter Band der **Grote'schen Sammlung** erschienen:

Der Raubgraf.

Eine Geschichte aus dem Harzgau
von
Julius Wolff.

Preis broch. Mk. 6.20, gebunden Mk. 7.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Neuer Verlag von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.

Der Schandfleck.

Eine Dorfgeschichte
von
Ludwig Anzengruber.

(A. u. d. T.: Anzengrubers Dorfromane Band I und II.)
Neue umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile.
IV, 188 u. IV, 234 S. 8. geh. *M* 5.—.
Eleg. geb. in einem Bande *M* 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.

Klencke,

Hauslexikon d. Gesundheitslehre

Siebente Auflage.

Preis geheftet 14 Mk. eleg. geb. Mk. 16,50.

Ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theureren Werke. Dieses Buch sollte in keinem Hause auf dem Lande fehlen.

Otto Spamers illustrirte Weihnachts-Novitäten

liegen in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Verzeichnisse empfehlenswerter Geschenkwerke für jung und alt gratis und franko.

Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** — in **Berlin** SW.

Für unsere deutsche Knabenwelt!

Bei Freund und Feind in allen Zonen.
Aus den Tagebüchern Arnolds und Erichs über ihre Reisen in fremden Ländern zunächst für die reifere Jugend ausgewählt und bearbeitet von J. H. D. Kern. Gymnasiallehrer in Rostock.

(III.) **Der Flüchtling im Gran Chaco.**

(Neuester Band, Weihnachten 1884)

Mit 11 ganzseitigen und 24 Illustrationen im Text. 368 Seiten gr. Oktav. Eleg. gebunden mit feinstem chromolith. Umschlag. **Preis *M.* 6.**

Früher sind erschienen:

(I.) **Reisen im Innern von Brasilien.**

Mit einem Titelbild von F. Specht u. 30 Holzschn.-Illustrationen im Text. 256 Seiten gr. Oktav. Eleg. ausgest., geb. **Preis *M.* 4.50.**

(II.) **Rot von Gelnurk, durch Bildung weiß.**

Mit einem ganzseitigen Titelbild und 27 Holzschnitt-Illustrationen im Text. 368 Seiten gr. Oktav. Elegant ausgestattet, gebunden. **Preis *M.* 6.—**

Ueber diese gediegenen u. schön ausgestatteten Bücher liegen die günstigsten Urtheile vor: „Deutsche Jugend", herausgeg. von Jul. Lohmeyer: „Das verdienstvolle Werk ruht auf umfassenden Studien und belehrt und unterhält in hohem Grade. Die überaus lebendigen, farbenprächtigen Schilderungen von Land und Leuten und des südamerikanischen Wald- und Prärielebens, der Tier- und Pflanzenwelt, welche an die höchst interessanten Reiseerlebnisse, Kämpfe und Abenteuer der beiden jugendlichen Reisenden anknüpfen, werden besonders unsere Knaben auf das Höchste begeistern. **Wir können Eltern und Erziehern das schön ausgestattete, reich illustrierte Buch auf das Wärmste empfehlen.**"

Und noch eine große Anzahl ähnlicher anerkennender Beurteilungen.

Jeder Band bildet ein Ganzes für sich.

Rieger'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Erster Band.
Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter — Episoden.
Broschirt Mark 2.50, elegant gebunden M. 3.35.

Der außerordentliche Erfolg der Gesammtausgabe von Schack's poetischen Werken, deren erste starke Auflage in kaum Jahresfrist vergriffen worden ist, ruft diese zweite Auflage hervor, welche, obgleich ungemein vermehrt, zu demselben billigen Preise wie die erste in rasch aufeinander folgenden Bänden erscheinen wird.

Tag- und Nachtstücke
von **Adolf Friedrich Graf von Schack.**

8° IV. und 322 Seiten. Mark 4.— Elegant gebunden Mark 5.—

Eine Sammlung von dreiundzwanzig meist erzählenden Dichtungen, welche theils tragisch ergreifenden, theils mehr heiteren Inhaltes sind und ihrem Stoffe nach den verschiedensten Ländern und Weltaltern von der frühesten Vorzeit an bis auf unsere Tage entnommen sind. Die zahlreichen Freunde der Muse des Verfassers werden auch an diesen, in sehr verschiedenen Perioden seines Lebens entstandenen Dichtungen dieselbe Befriedigung finden, wie an den früheren.

Hierzu zwei Beilagen der Verlagsbuchhandlung von Reißner und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Engelhorn in Stuttgart, eine Beilage der Verlagsbuchhandlungen von Wigand, Tietze und Liebeskind in Leipzig, eine Beilage der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin und eine Beilage der Schauenburg'schen Buchhandlung (F. Kaatz) in Cottbus.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in Berlin.

№ 51. Berlin, den 20. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Engländer und ihre Flotte. Von G. M. Asher-London. — Der neue Reichstag. III. Von *. — **Literatur und Kunst:** Die neuesten Vertreter der allgemeinen Literaturgeschichte. Von Heinrich Breitinger. — Der Roman eines politischen Märtyrers. Von M. Carriere. — Moderne Möbel. Von A. Lichtwark. — **Feuilleton:** Die Wirthin. Von F. M. Dostojewsky. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Christoph Marlowe. Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Engländer und ihre Flotte.

Von G. M. Asher-London.

Die gegenwärtige Aufregung der Engländer in Bezug auf die Flotte ist ein höchst eigenthümliches Phänomen; verständlich nur Demjenigen, der solche Dinge hier an Ort und Stelle zu beobachten gewohnt ist. Durchaus unverdient ist der in Frankreich ausgesprochene Verdacht, die Engländer spielten Komödie, um die Franzosen in eine Falle zu locken. Die Bewegung ist nicht nur vollkommen ehrlich, sondern hat auch mehr als ausreichenden Grund.

Was zuerst die Urheberschaft der Bewegung durch die Pall-Mall-Gazette betrifft, so war es, als dieses Blatt noch in ultraconservativer Richtung von Mr. Greenwood redigirt wurde, eine der Geschäftsmethoden des sehr geschickten Mannes, die Sturmglocke zu läuten. Dadurch wird geschäftlich dreierlei erzielt. Originalität und Kraft der Leitartikel, Ruf des warmen Patriotismus, und, was die Engländer „Sensation" nennen, dieselbe Nervenerregung, auf die so viele Romanschreiber speculiren. Gegenwärtig ist zwar die Pall-Mall-Gazette in anderen Händen und ist ein radicales Blatt, Organ des linken Flügels des Gladstone-Ministeriums, aber in analogem Verhältniß stand sie früher zum rechten Flügel des Beaconsfield-Ministeriums; und auch jetzt, wie damals, wahrt sie sich eine große Actionsfreiheit. Geschäftliche Ausbeutung eines an und für sich ächten Gefühls ist also auch bei dieser Anregung der hauptsächliche Zweck. Dazu kommt noch, daß man der Opposition eines ihrer Mittel vorwegnimmt. Aehnliche Anregung hat Mr. Smith, der Marineminister des Beaconsfield-Ministeriums, seit er außer Amt ist, wiederholentlich, und auch jetzt wieder, in einem Briefe an den Standard gegeben.

Uebrigens ist die somit fast gleichzeitig von radicaler und conservativer Seite ausgehende Bewegung jedenfalls berechtigt und wahrscheinlich noch weit mehr, als das Publicum je erfahren wird. Denn die Marineverwaltung ist eine womöglich noch seltsamere Ausgeburt der englischen Praxis, die Geschäfte nach dem politischen Rang der parlamentarischen Persönlichkeiten zu vertheilen, als die Begnadigungsbefugniß des Home Secretary. Auf Mr. Goschen als Marineminister wurde einst der Vers gemacht:

Mr. Goschen	Mr. Goschen
Has no notion	Hat keinen Begriff
Of the ocean	Vom Ocean

und das paßt auf die meisten englischen Marineminister. Mr. Smith, seines Zeichens ein Buch- und Zeitungshändler, giebt in jenem Briefe an den Standard mit dürren Worten zu verstehen, daß die permanenten Beamten des Marineministeriums den politischen Chefs die Controlle so gut wie unmöglich machen. Es wird immerfort in's Blaue hinein experimentirt. Was heute gebaut ist, wird morgen auseinandergerissen, und nicht selten ist daher ein Schiff sechs Jahre lang in Arbeit. Offenbar ist so ein Buchhändler, der von der Technik des Schiffsbaues keine Ahnung hat, den Technikern gegenüber wie verrathen und verkauft. Wie es mit den Technikern selbst bestellt ist, das sehen wir daraus, daß eine der einflußreichsten Persönlichkeiten, Mr. Reed, dem Admiral Popoff zu seinen kreisrunden Schiffen die Grundidee gegeben und die russischen Wahnsinnsproducte dann in der Times mit Bewunderung überschüttet hat. Ganz ohne Einfluß ist übrigens auch die politische Oberleitung des Marineministeriums nicht auf das, was in dieser Verwaltung vorgeht; namentlich gegenwärtig, wo Sir Thomas Brassey, ein Dilettant auf dem Gebiete des Seewesens, zweiter Marineminister ist. Dieser Herr ist besonders durch die auf der eigenen Dampfyacht gemachte, von seiner Frau sehr hübsch beschriebene Reise um die Welt bekannt. Seinem Geschäft nach ist er Unternehmer von Eisenbahnbauten, hat sich aber theils dadurch, daß er selbst seine Yacht commandirt, theils durch Briefe an die Times über Fragen des Seewesens beim Publicum den Ruf eines ausgezeichneten Sachverständigen erworben. Zwischen seinem Verwaltungsprincip und dem Mr. Smith's ist der Unterschied, daß der Buchhändler auf Ausbesserung der schadhaft gewordenen Schiffe hält, der Bauunternehmer hingegen die alten Schiffe zerfallen läßt und eifrigst neue Schiffe baut. Bei welchem Princip das Publicum schlechter fährt, ist schwer zu sagen. Denn die Reparaturen waren so kostspielig, daß der Bau neuer Schiffe vielleicht wohlfeiler ist.

Man muß, wenn man sich eine Ahnung von dieser Wirthschaft verschaffen will, sich vergegenwärtigen, daß seit dem amerikanischen Kriege der Bau von Kriegsschiffen eine Sache des wirrsten Experimentirens, ohne irgend welche praktische Probe, geworden ist. Früher war zwischen Kriegs- und Kauffahrteischiffen der Unterschied so gering, daß noch vor 40 Jahren alle größeren holländischen Kauffahrteischiffe für beide Zwecke gleich geeignet waren. Jetzt hat das ganz aufgehört, und dadurch ist man auf den Weg des schrankenlosen, uncontrolirbaren Experimentirens, bei Verfügung über fast unerschöpfliche Geldmittel, gelangt. Eine gewisse Schranke ist der Phantasie der Theoretiker nur dadurch gesteckt, daß schnelle Bewegung ein unabweisliches Bedürfniß der Kriegsschiffe ist. Andererseits aber geht das wechselseitige unaufhörliche Ueberbieten der Panzer und der Schiffskanonen bis zur Tollheit. Die letzten bisherigen Fortschritte sind Panzer

von zwei Fuß Dicke und Kanonen von 2000 Centner Gewicht. Aber auch ohne so weit zu gehen, kostet ein Panzerschiff selbst nur zweiten Ranges mehrere Millionen Mark und mehrere Jahre Arbeit. Erreicht wird durch dieses Getreibe das Gegentheil von dem, was man vernünftiger Weise anstreben sollte. Wenn Vervollkommnung des Materials im Seekriege den Ausschlag geben soll, so sind die wohl organisirten continentalen Verwaltungen gegen England im Vortheil; und England büßt für den Krieg alle seine natürlichen Vorzüge mehr oder weniger ein. Dabei ist die so theuer bezahlte Sicherheit nichts weiter als eine gefährliche Selbsttäuschung. Denn ein resoluter, über eine große Zahl schneller Torpedoboote verfügender Feind kann mit Gewißheit alle Panzerschiffe des Gegners versenken; und außerdem, wenn französische Flottenofficiere Recht haben, kann eine Anzahl kleiner schneller Fahrzeuge, die ein großes Schiff umgeben, sich desselben mit einigen Opfern bemächtigen. Jedenfalls taugen für die Manipulationen in einem der neumodischen Panzerschiffe die Matrosen der Kauffahrteiflotte nicht. Die ganze Einrichtung, namentlich die Kanonen-Ungethüme, erfordern eine Menge künstlicher Maschinerie, und zur Bedienung ist daher eine eigens herangezogene Classe von Seeleuten nöthig. All' das sind zugleich Elemente der Schwäche, der Unsicherheit und der Kostspieligkeit. Letztere wird, was den Schiffsbau angeht, auch dadurch gesteigert, daß die Unklarheit der Durchstecherei günstig ist. Diese spielt also eine ziemlich beträchtliche Rolle; alle beim Schiffsbau maßgebenden Persönlichkeiten, Fabrikant sowohl als Beamten, aber sind Gentlemen, die meisten allerdings im wahren Sinne des Wortes; manche jedoch verkaufen ihre Gentlemansehre um einen Preis, an den man, z. B. im cynischen Rußland, wo Niemand auf Gentlemansehre hält, nicht zu denken wagen würde.

Obwohl somit die heutige Wirthschaft in der Admiralität äußerst kostspielig ist, wird der Geldaufwand für die Flotte nicht erhöht. Popularität ist bei Parteiregierung die Hauptsache, und die den Geldbeutel betreffende Regierungsweisheit ist, was die große Masse am leichtesten begreift. Davon hauptsächlich ist die Rede in den an die Wähler gerichteten Discursen und auf den Agitationsreisen der angesehenen Parlamentsmitglieder, gegenwärtig fast eben so wichtigen Bestandtheile des englischen Parlamentarismus als die Parlamentssitzungen selbst, was namentlich in der heutigen Krise ersichtlich ist. Mr. Gladstone, der erste aller Staats- und Rechen-Sophistiker, weist auf seiner Agitationsreise in Schottland nach, daß, obgleich er thatsächlich mehr Geld braucht als die Conservativen, sie die Verschwender sind, er hingegen und sein ganzes Ministerium die wahren Muster von Sparsamkeit. Man begreift bei solcher Tendenz der Parteiregierung, daß weder Conservative noch Liberale sich zur Steigerung der Anforderungen für die Flotte entschließen.

Ein politisches Manöver war in der That der Aufsatz in der Pall-Mall-Gazette insofern, als er das Publikum bewegen will, auf das Ministerium eine Pression nicht zur Sparsamkeit in Marinesachen, sondern im Gegentheil zum Geldaufwand auszuüben. Darauf kommt der Schluß jenes Artikels hinaus, das Publikum soll das Ministerium veranlassen, die Ausgaben für die Marine um eine Million jährlich zu erhöhen, damit nicht die Franzosen im Wettrennen des Panzerschiffsbaues die Oberhand gewinnen. Vergleicht man damit die aus den Enthüllungen der Pall-Mall-Gazette selbst und den Bekenntnissen von Mr. Smith sich ergebende Sachlage, ohne zu bedenken, daß jene Zeitung ein ministerielles, Parteizwecke stets im Auge behaltendes Blatt ist, so erstaunt man nur darüber, daß nicht ganz andere Schlüsse gezogen werden. Der unbefangene Beobachter kann nicht umhin, zu sehen, daß namentlich in der gegenwärtigen Zeit der Unsicherheit in Bezug auf alle Fragen des Kriegsschiffsbaues das Princip der englischen Marineverwaltung ein Unding ist. Die Reform desselben wäre aber gleichbedeutend mit dem Aufgeben der parlamentarischen Regierung, wenigstens auf diesem wichtigen Punkte. Gründliche Abhilfe könnte nur ein zugleich tüchtiges und für sein Thun verantwortliches, permanentes Fachministerium schaffen, und davon darf man den Engländern nicht sprechen. Ja, es ist fraglich, ob ein solches Ministerium auf irgend einem Gebiete in England möglich ist.

Allerdings hat demnach eine solche Marineverwaltung wie die französische über die englische ganz wesentliche Vortheile, und es ist auch gewiß, daß es in den Officiercorps der französischen Flotte Elemente giebt, die dieser Thatsache dunkel bewußt, es für möglich halten, den Seekrieg mit England wieder einmal aufzunehmen und siegreich zu Ende zu führen; daher wohl der Gedanke der Franzosen, die Engländer wollten sie durch täuschende Darstellung der Schwäche der englischen Flotte in eine Falle locken. Richtig ist im Princip, wenn auch nicht buchstäblich, die Antwort, die den französischen Heißspornen sowohl in Frankreich als von deutschen Blättern gegeben worden ist. Wie schlecht es mit der englischen Marineverwaltung bestellt sein mag, so bleibt doch immer England in Bezug auf alle Elemente einer Seemacht jedem anderen Lande unermeßlich überlegen. Das ist zur Zeit der Segelschiffe durch siegreiche Kämpfe mit den anderen Seemächten praktisch bewiesen worden, und gegenwärtig ist das natürliche Uebergewicht noch gesteigert. Denn je mehr in der Handelsschifffahrt Dampf die Segel verdrängt, um so mehr steigert sich Englands Vorrang auf der See. Was Vorbereitung und Fähigkeit für Bau von Dampfschiffen und Dampfschiffsmaschinen angeht, ebenso wie in Betreff der Kohlenindustrie und der Kohlenstationen, ist gar kein anderes Land mit England irgend zu vergleichen. Die dauernden Grundelemente der Macht aber, nicht die augenblicklichen Erscheinungen, sind für solche Fragen, wie die großer Kriege zwischen civilisirten Nationen, entscheidend.

Der neue Reichstag.

III.

Den Schluß unserer Betrachtung der politischen Parteien bilden die beiden liberalen Gruppen: die Deutschfreisinnigen und die Nationalliberalen. Seit Bestehen des deutschen Reichstages existirten in demselben zwei liberale Grundparteien. Bis in die Mitte der siebziger Jahre war die nationalliberale Partei die stärkste und einflußreichste des Reichstages: die grundlegende Gesetzgebung des deutschen Gesammtstaates ist wesentlich von dieser Partei im Zusammenwirken mit der Regierung geschaffen worden. Die schweren parlamentarischen Kämpfe um die wirthschaftliche speciell Zollgesetzgebung Ende des vergangenen Jahrzehntes führten sodann im Zusammenhang mit anderen politischen Momenten zu einer Schwächung und Spaltung der Partei, indem eine Anzahl besonders süddeutscher Mitglieder unter Führung des verewigten edlen Patrioten Völck aus der Partei ausschieden, weil sie an der negativen Haltung gegen die Regierung in jenen wirthschaftlichen Fragen sich nicht zu betheiligen vermochten. Das Sinken des Einflusses und der Bedeutung der nationalliberalen Partei hatte mit einer gewissen Nothwendigkeit ein Steigen der Bedeutung der anderen liberalen Gruppe, der Fortschrittspartei, zur Folge, welche jederzeit die entschieden liberale Opposition gegenüber der Regierung mit Schärfe vertrat. Die vorerwähnte Secession nach rechts vermochte jedoch die innere Homogeneität der alten nationalliberalen Partei doch nicht auf die Dauer zu sichern bezw. wiederherzustellen. Die inneren Gegensätze führten nach wenigen Jahren wesentlich mit unter dem Einflusse preußischer Parteikämpfe zu einer erneuten Secession zahlreicher Mitglieder und zwar nach links. In der vorigen Legislaturperiode vereinigten sich diese Secessionisten mit der alten Fortschrittspartei zu einer einheitlichen großen liberalen Partei, welche sich den Namen der Deutschfreisinnigen beilegte. In dieser Vereinigung trat die Partei als die neben dem Centrum stärkste in den Reichstag ein; über ein Viertel der sämmtlichen Mitglieder des Reistages (106) waren deutschfreisinnig. Und nicht allein an Zahl war die Partei die stärkste; die altbewährten parlamentarischen Autoritäten der Stauffenberg, Forckenbeck, Bamberger, Rickert u. a. m. mußten der neuen Partei auch in geistiger Beziehung ein glänzendes Relief verleihen. Wenigstens im Parlamente schien damit der Beginn einer entschieden freisinnigen Aera vollkommen und definitiv

gesichert. Mit den größten Hoffnungen rechnete man auf die nächste Zukunft, und vor dem Beginn der letzten Reichstagswahl betonte die Parteipresse mit Stolz, man habe über 260 Candidaturen zum Reichstag aufgestellt, unter welchen nur wenige als Zählcandidaturen zu betrachten seien.

Die nationalliberale Partei schien diesem Aufschwung gegenüber in einer verzweifelten Lage, und man erwartete mit großer Bestimmtheit deren baldige völlige Auflösung, nachdem selbst der alte Bennigsen'sche und andere vorher nie fortschrittlich vertretene Wahlkreise (Lübeck, Aurich, Erfurt, Kassel) in Nachwahlen den Deutschfreisinnigen zugefallen waren. Im Reichstage selbst spielte die nationalliberale Partei, an Zahl auf kaum ein Drittel ihres früheren Standes reducirt, eine mehr als bescheidene Rolle, nachdem die alten bewährten Führer Bennigsen und Miquel sich vom parlamentarischen Kampfplatze vollständig zurückgezogen hatten. Die deutschfreisinnige Partei und Presse waren geneigt, der nationalliberalen Partei das Prädicat „liberal" ganz abzusprechen.

Die Hoffnung auf den völligen Zusammenbruch der Partei war jedoch verfrüht. Unter dem Drucke der parlamentarischen und journalistischen Kämpfe um ihre Existenz begann die nationalliberale Partei ihre Kräfte wieder zu sammeln und sich innerlich zu consolidiren. Unter Führung süddeutscher Elemente entwickelte sich eine überaus rührige Thätigkeit für Reconstruction der Partei, an welcher auch die altbewährten Führer Bennigsen und Miquel lebhaften Antheil nahmen; diejenigen Abgeordneten, welche s. Z. nach rechts secedirt waren, traten wieder in den Vordergrund der Agitation, so speciell die beiden bayrischen Parlamentarier Schauß und Fischer, beides frühere Mitglieder des Reichstages. Die nationalliberale Agitation fand in Süd- und Mitteldeutschland lebhaften Anklang im Volke, indeß in Norddeutschland das Uebergewicht der conservativen einer- und fortschrittlichen Richtung andererseits ein Anwachsen der nationalliberalen Richtung fast durchweg unmöglich machte.

Die Basis bezw. das Resultat dieser Bewegung war das Heidelberger Programm. Es liegt nicht im Rahmen dieser Erörterung, die einzelnen Sätze dieses Parteimanifestes kritisch zu beleuchten. Dieselben enthalten in wirthschaftlicher, socialer und financieller Beziehung eine weitgehende Annäherung an die Politik der Regierung und damit einerseits einen entschiedenen und definitiven Bruch mit der anderen liberalen, der deutschfreisinnigen Partei, andererseits in den zur Zeit brennenden politischen Fragen eine fast völlige Uebereinstimmung mit den conservativen Parteien.

Betrachten wir darnach den Erfolg der beiden feindlichen Brüder bei der letzten Wahl.

Die deutschfreisinnige Partei zählte im letzten Reichstage als die stärkste der Parteien 106 Mandate; die nationalliberale noch 46. Am 28. October behauptete die deutschfreisinnige Partei 30 Mandate, die nationalliberale zählte 50. Die deutschfreisinnige Wählerzahl betrug bei der Hauptwahl 1881: 1 061 988, 1884: 983 293; die nationalliberale 1881: 642 718, 1884: 979 430. Die deutschfreisinnige Partei hatte somit 1884 gegen 1881 nicht weniger als 76 Mandate und 79 000 Stimmen verloren, die nationalliberale zwar nur 4 Mandate, aber 327 000 Stimmen gewonnen.

Die deutschfreisinnige Partei behauptete am 28. October 30 Sitze und gewann dann noch 35 Stichwahlen. Verloren wurden 23 Mandate an die Conservativen, 11 an die Nationalliberalen, 1 an die Demokraten (Ansbach), 8 an die Socialdemokraten. Die Siege der Socialdemokraten waren mit Ausnahme von zweien (Berlin IV. Hamburg I.) Stichwahlsiege (Berlin VI., Magdeburg, Gotha, Reuß j. L., Barmen, Braunschweig, in letzteren beiden Wahlkreisen hatten es die Freisinnigen übrigens gar nicht mehr zur Stichwahl gebracht); die 23 von den Conservativen gewonnenen Sitze sind sämmtlich preußische Wahlkreise, 5 in Ostpreußen, 2 in Pommern, 6 in Brandenburg, 2 in Schlesien, 5 in Sachsen, 2 in Hessen-Nassau, einer in Schleswig-Holstein. An die Nationalliberalen wurden verloren 4 hessische (Gießen, Alsfeld, Darmstadt, Bensheim), 3 hannöversche (Aurich, Stade, Neuhaus), je ein schleswig-holsteinscher und bayerischer Wahlkreis (Tondern und Rothenburg a. T.), sowie Meiningen und Dessau.

Dem gegenüber steht das Gewinnconto der deutschfreisinnigen Partei mit 8 Mandaten, von welchen 6 den Conservativen, 2 den Nationalliberalen abgenommen wurden; erstere sind ein brandenburgischer (Königsberg i. N.), 3 schlesische (Waldenburg, Löwenberg, Hoyerswerda, ersterer in Stichwahl), ein sächsischer (Torgau) Wahlkreis und Altenburg (in Stichwahl); letztere sind je ein schlesischer und braunschweigischer (Landeshut, früher durch Gneist vertreten, und Gandersheim, beide in Stichwahl gegen die Conservativen.)

36 Mandate mußten von der deutschfreisinnigen Partei in Stichwahl erkämpft werden. In 11 der bisherigen Wahlkreise der Partei kam es mit den Conservativen, in 15 mit den Nationalliberalen, in 2 mit dem Centrum zu Stichwahlen, die zu Gunsten der bisherigen deutschfreisinnigen Vertretung endeten. Die erste Gruppe dieser Wahlkreise bilden Berlin II., III. und V., Brandenburg, Frankfurt a. O., Sagan, Gardelegen, Naumburg, ferner die beiden sächsischen Kreise Pirna und Döbeln, endlich Weimar. Die gegen das Centrum behaupteten Wahlkreise sind Homburg und Wiesbaden. Mit den Nationalliberalen mußte der Kampf um den Besitzstand gekämpft werden in je einem bayerischen (Erlangen), sächsischen (Zittau), badischen (Lörrach), württembergischen (Balingen) Wahlkreis, ferner in Lübeck und Sondershausen, in 2 thüringischen (Eisenach und Saalfeld) und 2 hessischen (Friedberg, Bingen), endlich 5 preußischen Wahlkreisen (Halle, Pinneberg, Altena, Dortmund, Lennep). Soweit also der Kampf zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen äußerlich im Wahlresultate zum Ausdruck kam, bezog er sich auf nicht weniger als 31 Wahlkreise, von welchen bei der Hauptwahl 11 an die Nationalliberalen, 2 an die Deutschfreisinnigen, in Stichwahl 15 an die Deutschfreisinnigen und 3 an die Nationalliberalen fielen. Nimmt man hierzu noch den in zahlreichen Wahlkreisen indirect geführten Kampf, welcher sich äußerlich ziffernmäßig theils gar nicht, theils nur durch weitgehendes Eindringen in das Detail der Wahlkämpfe bei der Hauptwahl feststellen ließe, so ist man in der That berechtigt, zu behaupten, daß neben dem Anschwellen der socialdemokratischen Bewegung und der bedeutenden conservativen Strömung in den altpreußischen Provinzen der Kampf zwischen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen der letzten Wahlbewegung recht eigentlich die Signatur verliehen hat.

Das überaus günstige Resultat der Stichwahlen für die deutschfreisinnige Partei — über die Hälfte der dermaligen Mandate sind das Resultat von Stichwahlen — ist für die Partei doch im Ganzen wenig erfreulich. Jedes Stichwahlresultat ist nicht der Sieg einer Partei, sondern der Sieg einer Parteicoalition, welche oft genug in sich widerspruchsvoll, ja in ihren bestimmenden Ursachen geradezu unwahr ist. Wenn ein Viertel des Reichstages das Resultat von Stichwahlen ist, so ist dieses Viertel mehr oder weniger eine Fälschung des Volkswillens. Von 18 Stichwahlen zwischen Nationalliberalen und Freisinnigen endeten 15 mit dem Siege der letzteren, nur 3 (Tondern, Aurich, Bensheim) der ersteren Partei. Alle der Regierung oppositionell gegenüberstehenden Elemente; Socialdemokraten, Demokraten und insbesondere das Centrum, vereinigten sich mit den Freisinnigen, indeß die Nationalliberalen fast durchweg allein standen, da in den meisten Wahlkreisen, die hier in Frage kamen, eine conservative Partei entweder überhaupt nicht oder in geringstem Umfange existirt. Trotzdem unterlagen die Nationalliberalen jener unwahren Coalition der Oppositionsparteien fast überall nur mit ganz geringen Ziffern, gewöhnlich nur mit wenigen hundert, ja noch weniger Stimmen, so in Halle, Altena, Dortmund, Lennep, Friedberg, Balingen.

Daß übrigens das Aufgehen der Conservativen in der nationalliberalen Bewegung keineswegs ein vollständiges war, beweisen die Stichwahlen zwischen beiden Parteien in Oschersleben, Dinkelsbühl, Jena, Wetzlar, Schwerin. Wo immer auch nur einige Aussicht des Sieges vorhanden schien, stellten die Conservativen den Nationalliberalen ihre eigenen Candidaten gegenüber, selbst die Freiconservativen, so in Jena und Dinkelsbühl.

Ueberblickt man nun das Gesammtresultat bezüglich der liberalen Parteien, so haben Ostpreußen, Pommern und West-

preußen nur je einen deutschfreisinnigen Vertreter (Königsberg, Stettin, Danzig), Posen, Hannover (3 an die Nationalliberalen verloren) und die Regierungsbezirke Oppeln, Erfurt (2 freisinnige Mandate an die Conservativen verloren), Kassel (ebenso), Münster, Minden, Köln, keinen einzigen; von den 6 Berliner Mandaten wurden 4, darunter 3 in Stichwahl gegen die Conservativen gerettet; von den 20 brandenburgischen Mandaten verblieben noch 6 den Deutschfreisinnigen, darunter 2 durch Stichwahlen; in Schlesien sind die 10 Liegnitzer Mandate jetzt sämmtlich deutschfreisinnig, 3 derselben wurden in Stichwahl genommen. Von den 13 Breslauer dagegen wurde einer in Stichwahl den Conservativen abgenommen; Sitzen fielen 2 bisher deutschfreisinnige an die Conservativen, in den beiden Wahlkreisen der Stadt Breslau unterlagen die Freisinnigen den Socialdemokraten.

Von einem festgesicherten Besitzstand der Freisinnigen läßt sich somit bei den 6 östlichen Provinzen der preußischen Monarchie nur für den Bezirk Liegnitz reden. Die nationalliberale Partei hat in diesen 6 Provinzen nirgends festen Fuß gefaßt.

Von den 20 Mandaten der Provinz Sachsen gehören zur Zeit noch 6 der freisinnigen Partei, darunter ein neu gewonnenes (Torgau) und 2 in Stichwahlen behauptete (Halle gegen die Nationalliberalen, Naumburg gegen die Conservativen); 6 freisinnige Mandate gingen am 28. October verloren. Von den 10 schleswig-holsteinischen Mandaten sind noch 4 deutschfreisinnig, 2 davon auf Grund von Stichwahlen (Kiel gegen die Socialdemokraten, Pinneberg gegen die Nationalliberalen); verloren wurden drei Sitze, je einer an die Conservativen (Lauenburg), Socialdemokraten (Altona) und Nationalliberalen (Tondern). In Hannover wurden die Deutschfreisinnigen völlig verdrängt. In Hessen-Nassau behauptete die Partei 2 von den bisherigen 3 Mandaten in Stichwahl gegen das Centrum, eins ohne Stichwahl. In Westfalen zählte die Partei bisher 3 von den 8 Mandaten des Regierungsbezirkes Arnsberg; Hagen wurde auch diesmal behauptet; Altena und Dortmund konnten nur mit ganz kleiner Majorität gegen die Nationalliberalen gerettet werden; in Siegen verlor die freisinnige Partei die Stichwahl gegen Stöcker, den bisherigen Vertreter. In der Rheinprovinz waren unter 35 Mandaten bisher 2 deutschfreisinnig (Lennep, Barmen); gerettet wurde Lennep mit Mühe in Stichwahl gegen die Nationalliberalen, Barmen dagegen kam in Stichwahl zwischen Socialdemokraten und Freiconservativen, deren Resultat durch directe und indirecte Hilfe der Freisinnigen ein Sieg der Ersteren war.

Von den 48 bayerischen Wahlkreisen blieben deutschfreisinnig 2 (Hof und Erlangen, letzteres in Stichwahl zwischen Stauffenberg und Schauß); verloren wurden Ansbach an die Demokraten, Rotenburg an die Nationalliberalen; in Nürnberg unterlagen die Deutschfreisinnigen nach hartem Wahlkampfe den Socialdemokraten.

In Württemberg und Baden zählt die freisinnige Partei je 1 von 17 bezw. 14 Mandaten (Balingen und Lörrach), beide in Stichwahl gegen die Nationalliberalen behauptet. Von den 23 sächsischen Wahlkreisen waren bisher 5 deutschfreisinnig; am 28. October verblieb nur Löbau im bisherigen Besitzstand, Meißen ging verloren, die 3 übrigen wurden in Stichwahl gerettet, Zittau gegen die Nationalliberalen, Döbeln und Pirna gegen die Conservativen. Von den 9 hessischen Wahlkreisen gehörten 7 der freisinnigen Partei; am 28. October konnte keines dieser Mandate definitiv behauptet werden und nur in dreien (Friedberg, Bensheim, Alzey) brachte es die Partei zur Stichwahl, die in Friedberg und Alzey mit äußerster Anstrengung gewonnen wurde; Mainz war verloren an das Centrum, Gießen und Alsfeld ohne Stichwahl, Darmstadt und Bensheim in Stichwahl an die Nationalliberalen.

Eine recht erhebliche Zahl von Mandaten, nämlich 20 von 35, besaß endlich die freisinnige Partei noch in den deutschen Kleinstaaten; auch jetzt wurden 16 Sitze behauptet, darunter allerdings 7 in Stichwahlen (Weimar, Altenburg und Gandersheim gegen die Conservativen, Eisenach, Saalfeld, Sondershausen, Lübeck gegen die Nationalliberalen); verloren wurden Braunschweig I., Hamburg II., Gotha, Reuß j. L. an die Socialdemokraten; Meiningen, Dessau, Hamburg III. an die Nationalliberalen; dafür gewonnen Gandersheim von den Nationalliberalen und Altenburg von der Reichspartei.

Es erübrigt nach den obigen Darlegungen nur noch, zum Abschluß dieser statistisch-politischen Betrachtungen den Besitzstand der Nationalliberalen festzustellen; das Gewinn- und Verlustconto, sowie das traurige Stichwahlgeschick der Partei erhellt aus den früheren Erörterungen.

In den preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen und Schlesien ist die nationalliberale Partei ohne Vertretung; unter den 120 Mandaten dieser Provinzen ist kein nationalliberales mehr, nachdem Bromberg (Hobrecht) und Landeshut (Gneist) bei der letzten Wahl auch verloren wurden. Von den 20 Wahlkreisen der Provinz Sachsen gehören 3 (Wanzleben, Oscherleben, Sangerhausen); von den 10 schleswig-holsteinischen 2 (Flensburg und Tondern); von den 19 hannöverschen 7 (Emden, Aurich, Diepholz, Hildesheim, Celle, Stade, Otterndorf); von den 17 westfälischen einer (Bochum, bisher clerical); von den 14 hessen-nassauischen einer (Hofgeismar); von den 35 rheinländischen 3 (Duisburg, Kreuznach, Saarbrücken) der nationalliberalen Partei. Bayern sendet unter 48 Abgeordneten 9 nationalliberale Vertreter (München I., Bayreuth, Dinkelsbühl, Rotenburg, dazu 5 von den 6 pfälzischen Kreisen); das Königreich Sachsen 6 von 23 (Dresden I., Leipzig, Annaberg, Marienberg, Freiberg und Mittweida, die beiden letzteren bisher socialdemokratisch vertreten); Württemberg 4 von 17 (Cannstadt, Ulm, Eßlingen, Hall); Baden 5 von 14 (Constanz, Waldshut, Lahr, Carlsruhe, Pforzheim); Hessen 5 von 9 (Gießen, Alsfeld, Darmstadt, Bensheim, Worms). Von den 35 Mandaten der Kleinstaaten gehören 9 der nationalliberalen Partei (Schwerin, Jena, Wolfenbüttel, Meiningen, Dessau, Bernburg, Waldeck, Bremen, Hamburg III.).

Der liberale Besitzstand beträgt somit:

	Freisinnige	Nationalliberale
1. in den 7 alten östlichen Provinzen Preußens . . .	30	3
2. in den 2 westlichen Provinzen	4	4
3. in den 3 neuen Provinzen .	7	10
4. in Bayern	2	9
5. in Sachsen	4	6
6. in Württemberg	1	4
7. in Baden	1	5
8. in Hessen	2	5
9. in den Kleinstaaten . . .	15	9
	66	55

*

Literatur und Kunst.

Die neuesten Vertreter der allgemeinen Literaturgeschichte.

Von Heinrich Breitinger.

Die Literaturgeschichte ist eine junge Wissenschaft; reicht sie doch für die modernen Zeiten kaum über die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinauf; denn die kritischen Artikel in Bayle's berühmtem Dictionnaire und ähnliche Bausteine älteren Datums können hier kaum in Betracht fallen. Aber fast gleichzeitig mit den ersten Versuchen, die ganze Literaturgeschichte einer Nation zu schreiben, regte sich auch das Bedürfniß, eine allgemeine, internationale, vergleichende Literaturgeschichte zu schaffen. In Frankreich ging aus den Vorlesungen, welche Voltaire's Schüler La Harpe kurz vor der Revolution und nach dem Sturze Robespierre's im Pariser Athenäum gehalten, ein vielbändiges Werk hervor, das die Gebildeten durch die Literatur der Griechen und Römer zur Betrachtung der französischen Classiker führte und mit einer

keineswegs unparteiischen Würdigung der Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts in Frankreich abschloß. Auch heute haben La Harpe's Vorlesungen ihren Reiz nicht ganz verloren: auf dem durchsichtigen Strome seiner Beredsamkeit gleiten auch wir noch angenehm an den Trümmern antiker Größe, an den Prunkbauten modernen Geschmackes vorbei; — aber eine Geschichte bietet uns La Harpe freilich nicht. Daß die Literaturformen verschiedener Zeiten und Völker als historische Erscheinungen gleichberechtigt und ebenbürtig seien, daß sie von dem Aesthetiker in ihrer Originalität begriffen und unter sich verglichen sein wollen, das kam dem Schüler Boileau's und Voltaire's nicht in den Sinn. Ihm war die abgeschlossene Poetik seiner Meister Anfang und Ende, Maßstab und Prüfstein für alles Fremde und Abweichende; was nicht in diese Schablone passen wollte, das wurde verworfen, das erschien verächtlich, werth- und interesselos. Kein Wunder also, daß La Harpe's Buch zwar ein Anfang der allgemeinen, aber kein Anfang der vergleichenden Literaturgeschichte ist.

Den deutschen Romantikern, besonders Wilhelm und Friedrich von Schlegel, war es vorbehalten, auch hier den Franzosen den Weg zu weisen. Frau von Staël machte sich zur Vermittlerin ihrer Gedanken, bis ihre Schriften selbst in französischer Uebersetzung erschienen; ja schon Ende der neunziger Jahre, also vor ihrer persönlichen Bekanntschaft mit den Schlegel, hatte Frau von Staël in ihrem Buche „Von der Literatur" den Geist der nordischen und der südlichen Literaturen „als Ernst und Tändelei" einander gegenübergestellt; gleichwohl müssen die Schlegel als die nächsten Anreger Sismondi's und Villemain's betrachtet werden. Villemain in seinen Vorlesungen von 1827 betrat zuerst in Frankreich das eigentliche Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte. Da sein Verfahren eine Uebergangsform von der ästhetischen zur historischen Behandlungsweise bildet und seine Arbeiten durch die Leistungen großer Nachfolger (Sainte-Beuve, Renan, Taine, Montégut u. A.) heute allerdings überholt sind, so wurden seine Verdienste im Urtheile der Nachwelt allzusehr herabgesetzt, gerade wie bei uns heute unter dem Hochdrucke der literarhistorischen Detailforschung und dem „tausendfachen Ausmünzen von Goethe's (und Anderer) letztem Hosenknopf", der Sinn für das Wesen, den Geist und den Zusammenhang des Ganzen gelitten hat und „der gute" Hettner von Leuten über die Achsel angesehen wird, die mit Cassius bekennen sollten: „Wir kleinen Leute, wir wandeln unter seinen Riesenbeinen und schau'n umher nach einem schnöden Grab." Mag nun die Zunft der Fachmänner ihre Bewunderung und ihre Verachtung verschenken wie sie will, die dankbare Theilnahme der Gebildeten wird auch in Zukunft denen sich zuwenden, welche den Geist und den Geschmack der Jahrhunderte dem allgemeinen Leser mit Geist und Geschmack zu vermitteln wissen. Diese Lesewelt wird einen Irrthum, eine Flüchtigkeit, ja sogar eine kleine Ignoranz nicht gleich zu einer Sünde wider den heiligen Geist der Wissenschaft aufblasen, soferne das Buch mit Talent und Anmuth geschrieben ist; mit Voltaire wird sie nur ein Genre verurtheilen, das langweilige und geistlose. Weil sie jenes Bedürfniß verstanden und in ganz eminentem Sinne zu befriedigen wußten, werden die Werke Hermann Hettner's und Johannes Scherr's noch lange genossen werden, wenn das Rauchfaß befreundeter Zunftgenossen nicht mehr über den Särgen todtgeborener Seminararbeiten und ausgegrabener Mumien geschwungen wird.

In Italien und in Frankreich sind die ersten Versuche einer allgemeinen Literaturgeschichte neulich erst gemacht worden. Bei Hoepli in Mailand veröffentlicht der Florentiner Professor Angelo de Gubernatis ein auf mindestens achtzehn Bände angelegtes Opus über das umfangreiche Thema. Die ansehnliche Ausdehnung des Ganzen erklärt sich theilweise daraus, daß jedem Textbande eine Auswahl von Musterstücken folgt. Die bisher erschienenen zwölf Bände enthalten die Geschichte des Dramas, der Volkslyrik, der epischen Poesie, der Volksnovelle, des Romans, der Historiographie mit sechs Bänden „Florilegi". Angekündet sind: Geschichte des Epigramms und der Satire, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Beredsamkeit. Die gewaltige Arbeitskraft des Verfassers bietet hinreichende Bürgschaft für eine rasche Durchführung seines Planes, aber dieser Plan scheint mir nicht eben ein glücklicher zu sein. Fachleute brauchen derartige Werke nicht, und der allgemeine Leser fordert ein Buch von mäßigem Umfange. Knappe und pikante Form, eine geistvolle Uebersicht der springenden Punkte wirkt gewiß ganz anders als ein breiter, nicht eben tiefer, ewig gleich dahin gleitender Strom der Darstellung.

Kaum hatte Herr de Gubernatis seine ersten zwölf Bände vollendet, so erschien bei Didot in Paris der erste von Marc-Monnier verfaßte Band einer „Histoire générale de la littérature moderne". — Im mäßigen Umfange von 530 Seiten behandelt der Verfasser die Renaissanceliteratur von Dante bis Luther. Zwar hat er seinen Band nicht ausdrücklich als den ersten eines größeren Werkes bezeichnet, aber es ist Grund, zu hoffen, daß wir aus seiner Feder nach und nach ein französisches Gegenstück zu Adolf Stern's „Geschichte der neueren Literatur" erhalten; echt französisch, d. h. klar, kurzweilig und geschmackvoll dürfte dieses Pendant allerdings werden; dafür bürgen uns Marc-Monnier's ganze Vergangenheit, eine Uebersicht seiner zahlreichen Schriften und sein fesselndes Wort. Marc-Monnier ist seinen Fachgenossen im Auslande wohlbekannt; diese mögen daher verzeihen, wenn ich zur Orientirung weiterer Kreise seine literarischem Verdienste hier zusammenfasse.

Marc-Monnier steht heute in seinem fünfundfünfzigsten Jahre. Als Vertreter der vergleichenden Literaturgeschichte (littératures étrangères) wirkt er seit vielen Jahren an der Universität Genf. Er ist zwar Franzose von Herkunft, aber seine Jugend verlebte er in Florenz und Neapel. So kam es, daß seine ersten literarischen Arbeiten sich mit Italien beschäftigen. Eine Studie über die Sarazenenherrschaft in Sizilien erschien 1847, zwölf Jahre später das treffliche Buch: „L'Italie est-elle la terre des morts?" welches, beträchtliche Zeit nach Giusti's satirischer Antwort (La terra dei morti) die herausfordernden Verse Lamartine's:

„Je vais chercher ailleurs (pardonne, ombre romaine!)
Des hommes, et non pas de la poussière romaine".

mit einer förmlichen Literaturgeschichte Italiens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beantwortete. Durch diese Leistung erwarb sich Marc-Monnier die Sympathien des jungen Italiens und den Eintritt in die Revue des deux mondes, als deren Mitarbeiter er sich den Ruf eines vorzüglichen Kenners italienischer Dinge erworben hat. Diesen Ruf verdient Marc-Monnier heute mehr als je. Ist er doch mit den meisten bedeutenden Italienern des Tages persönlich bekannt oder befreundet, verkehrt er doch mit dem Fischer der Ghiaia und dem toskanischen Bauer ebenso geläufig wie mit de Amicis oder Farina. Seine neapolitanischen Novellen und seine Romane bekunden eine tiefe Kenntniß von Land und Leuten, seine italienische Monatschronik in der Bibliothèque Universelle von Lausanne, mit graziöser Ironie geschrieben, befolgt den alten Spruch: „Ridendo dicere verum". Seine Ariostübertragung (Le Roland de l'Arioste raconté en vers français) ist um so trefflicher gelungen, als der Bearbeiter selbst ein gutes Stück Ariosto im eigenen Blute mitführt. Die anmuthige, jeder verletzenden Härte entbehrende Satire ist Marc-Monnier's eigenstes Erbtheil: man lese nur seine Gedichte und seine kleinen satirischen Dramen. — Wir besitzen von ihm auch eine metrische Uebertragung des Goethe'schen Faust. In den Gesprächen mit Eckermann hat Goethe bemerkt, sein Faust könnte nur in der französischen Sprache des sechszehnten Jahrhunderts den Franzosen verständlich werden. Er wollte damit andeuten, daß der sonore Pomp der französischen Classiker, welcher die naive Natürlichkeit der altfranzösischen Dichtung verdrängt hatte, zu einer Uebersetzung seines so oft an Hans Sachsen's Zeit anklingenden Werkes ganz und gar nicht tauge. Wenn nun Marc-Monniers Faustübersetzung ihren zahlreichen Vorgängern den Rang abgelaufen, so ist es nicht nur deshalb, weil der Uebersetzer „den Zweikampf Jacobs mit dem Engel" ehrenvoll bestanden hat, indem er gewiß durch die Natur der Sache gegebenen Schwierigkeiten kundig überwand, sondern auch darum, weil er in Metrum, Stil und Ausdruck jene längst verlorene Einfachheit und Natürlichkeit

der alten Weisen wieder zu erobern wußte, ein Ergebniß, das nur der vollendete Geschmack des Künstlers und eine staunenswerthe Meisterschaft in Verwendung aller Sprachmittel zu erklären vermag.

Als Literarhistoriker hat sich Marc-Monnier in einer Arbeit über die Genfer Literatur alter und neuer Zeit ein zweites Mal bewährt. Sein Buch hält mehr als der Titel (Genève et ses poètes) verspricht. Es ist eben nichts Geringeres als eine Culturgeschichte der berühmten Calvinistenstadt seit dem 16. Jahrhundert bis auf die neuere Zeit.

Dies zur Orientirung des Lesers. Die „Renaissance von Dante bis Luther" kleidet eine oft erzählte Geschichte in ein neues Gewand von ganz modernem und graziösem Zuschnitt. Was der allgemeine französische Leser wünschen kann, ist hier mit feinster Fühlung für dessen Wünsche geboten. Mit großer Gewandtheit werden die gleichzeitigen literarischen Ereignisse verschiedener Länder, von Süd und Nord, verwoben, die leitenden Gesichtspunkte hervorgehoben und die Schulstifter in ihrer Individualität gezeichnet. Was jedoch den Hauptreiz des Buches ausmacht, das ist die Sprache und der Ton. Die geistreiche Bemerkung Richard Lepsius', das Französische erscheine ihm wie eine spiegelglatte Eisfläche, auf welcher die Schriftsteller und Redner der Nation im Schlittschuhlaufen sich üben, paßt so recht auf Marc-Monnier's Schreibart und Darstellung. Wenn Théophile Gautier's Schule durch Effecthascherei und tausend Schnörkel und Künsteleien die schlichte Klarheit der Sprache Voltaire's zu bedrohen schien, so beweisen Bücher wie das vorliegende, daß wir es dort mit einer bloßen Mode zu thun haben, die der gesunden Tradition im Grunde wenig Schaden bringt.

Vom Tone eines Buches vermag die Uebersetzung nur eine schwache Vorstellung zu geben, besonders in unserem Falle, wo die zarten Linien und feinen Nüancirungen einer leichten Künstlerhand in's Spiel kommen und nicht selten das entscheidende Moment sind.

Da heißt es von Petrarca, den die „Italienische Literaturgeschichte von Gaspary (Berlin, Oppenheim) so erschöpfend behandelt, daß schwerlich noch etwas Neues beizufügen bleibt:

„So ist denn Petrarca der erste Künstler seiner Zeit gewesen, aber nicht seine Virtuosität allein stellt ihn über alle anderen Lyriker: zum ersten Male tritt hier aus der Schaar der Troubadours eine bestimmte Gestalt hervor, welche Niemandem gleicht und welcher Alle gleichen möchten".

Und von der Florentiner Pest des Jahres 1348:

„Diese Pest von 1348, welche als Einleitung zu Boccaccio's Decamerone figurirt, ist gewissermaßen ein literarisches Ereigniß: Der Chronist Villani starb daran, ebenso Petrarca's Laura. Wir verdanken dieser Plage die schönsten Verse des Letzteren und das erste Stück der mustergiltigen Prosa Boccaccio's.

Die Entlehnungen Lafontaine's und Musset's aus dem Decameron werden charakterisirt wie folgt:

„Lafontaine hat Boccaccio's schlechten Ruf noch schlechter gemacht. Er borgte für seine „Contes en vers" die losesten Geschichten, malte sie ins Einzelne aus, vertrieb und verändelte seine Zeit mit den Zoten (il s'amusait et s'attardait aux gravelures). So werden dreißig Zeilen Boccaccio bei Lafontaine leicht zu hundert Versen. Lafontaine schlägt immer den längsten Weg ein, nur legt er diesen rascheren Schrittes zurück; denn seine Sätze sind kürzer als die des Boccaccio. Er kennt weder dickleibige Vocabeln noch müßige Füllwörter, er läßt seine Sätze laufen und läuft mit; dafür treibt er allerlei Kurzweil auf dem Wege, beguckt sein Thema von allen Seiten, entdeckt eine Menge von Dingen, häuft Einzelzüge, lustige und schalkhafte Einfälle, hüpft und springt und trabt wie ein Schulbube neben den langausholenden Schritten des Lehrers dahin.

Musset thut das Gegentheil: er kürzt den Meister ab; denn heute läßt man sich nicht mehr gemüthlich gehen wie vor zweihundert Jahren. Heute muß jeder Satz und jeder Vers seinen Werth haben. Ich weiß nicht, welche Ungeduld und welcher ungestüme Drang uns gepackt hat, aber wir sind immer pressirt und fühlen uns rasch ermüdet. Und dann noch ein Unterschied: Lafontaine wählte die losen Geschichten, Musset zieht die leid- und schmerzvollen vor."

Im Gegensatze zu de Sanctis will der Verfasser behaupten, Boccaccio habe nichts gegen den Christenglauben unternommen, sein Spott gelte ja nur den Lastern des damaligen Clerus; aber die Beweise klingen wie eine leise Verhöhnung des Lesers: „Galt doch Boccaccio für einen guten Katholiken, hatte er doch die Ehre, vom Patriarchen von Jerusalem umarmt und geküßt zu werden!"

Unser Buch ist natürlich keine erschöpfende Arbeit im deutschen Sinne des Wortes; es wendet sich nicht an die Zunft der Gelehrten, es will auch kein Lehr- und Handbuch für Studirende sein; es klopft vielmehr an die Salonthüre der vielbeschäftigten, vielzerstreuten französischen Weltleute und bittet in schlichter Rede mit ironisch überlegenem Untertone um geneigtes Gehör. Der Vortrag ist kurz, oft skizzenhaft, aber auch die Genossen der gelehrten Observanz könnten dabei etwas lernen: zierliche Einfachheit, plastische Anschaulichkeit und — den Krieg aufs Messer mit dem „Genre ennuyeux".

Der Roman eines politischen Märtyrers.

Von M. Carriere.

Ein historischer Roman von Kunstwerth entsteht nicht dadurch, daß ein Schriftsteller berühmte Männer und große Ereignisse nimmt und den ersteren allerhand Liebesabenteuer auf den Leib lügt, den anderen allerhand kleinliche Motive und Intriguen gesellt; so verfuhren Luise Mühlbach, Heribert Rau und Andere, und Alexander von Humboldt mußte es erleben, daß er selbst ein Buch zu lesen bekam, in welchem ihm allerhand Verwicklungen mit einem jungen Burschen angedichtet wurden, den er in Amerika mit einem rothhäutigen Mädchen erzeugt haben sollte. Bei solchen Zwitterdingen kommen Geschichte und Poesie in gleicher Weise zu kurz. Anders ist es, wenn der Dichter eine anziehende Erzählung selber erfindet, aber sie in die Atmosphäre einer bestimmten Zeit verlegt, ihr den geschichtlichen Hintergrund der Sitte und Bildung einer bestimmten Nation gibt, aber die persönlichen Geschicke seiner Phantasiegestalten nur mitbedingt werden läßt durch die aufsteigenden oder absinkenden Wellen eines welthistorischen Ereignisses, oder dadurch, daß sie in Berührung mit einem bedeutenden Manne kommen, der nun in ihr Leben eingreift und, seinem Charakter gemäß, in Wort und That der Wirklichkeit getreu veranschaulicht wird. In diesem Sinne hat Otto Müller, kein Neuling, sondern ein bewährter Künstler auf diesem Gebiete, den Roman „Altar und Kerker"*) geschrieben. Er selber sagt im zweiten Bande, als das Darmstädter Arresthaus der Mittelpunkt wird, um welchen die Begebenheiten der Erzählung sich bewegen: „Wir schreiben keinen Gefängnißroman im Genre von le mie prigioni von Silvio Pellico, diesem berühmten Märtyrer von Italiens Freiheit, dessen Namen noch heute jeder Italiener mit Stolz und Ehrfurcht nennt; wir schreiben auch keinen nervenerschütternden physiologischen Vivisectionsroman, wie Die letzten Tage eines Verurtheilten von Victor Hugo; wir schildern nur in Form und Brauch des Romans die Zeitgenossen und die Schicksale des größten politischen Märtyrers Deutschlands, den leider selbst unter den Gebildeten heutzutage nur noch wenige kennen und dessen Bild auch vielfach durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt wurde." Die eigenen Jugenderinnerungen, Gedichte und Briefe des seltenen Mannes selbst, sowie die Berichte von dessen Freunden und Schülern boten ihm ein reiches Material; das Romanhafte aber liegt in einem Freundespaare aus der Hauptstadt; und in die Art und Weise, wie ihre Liebesgeschichten sich abspinnen, wirkt die Persönlichkeit des Mannes ein, dessen bedeutender und gewinnender Charakter, dessen tragisches Geschick es ist, auf die ihr eigenes Leben, Streben und Lieben sich mannigfach bezieht.

*) Ein Roman aus den dreißiger Jahren. Dem Andenken Weidig's gewidmet von Otto Müller. Stuttgart, Bonz & Comp.

Soll uns der Roman in Prosa wie das Volksepos in Versen ein Weltbild geben, so wird das am besten, ja wir können sagen, nur dann wahrhaft gelingen, wenn der Dichter das eigene Leben schildert, das Gemälde der eigenen Zeit entwirft. Denn versetzt er sich auch durch gelehrte Studien in entlegene Perioden der Culturentwickelung und unter fremde Nationen, so liegt die doppelte Gefahr nahe: daß er einmal doch das eigene Denken und Fühlen seinen Gestalten unterschiebt, und dann, daß er sein Gemälde etwas aufdringlich aus den bunten Steinchen seiner gelehrten Kenntnisse mehr äußerlich zusammensetzt als organisch entfaltet; gibt er uns aber das Selbsterlebte mit klarer Anschaulichkeit, sehen wir die Charaktere, die Sitte und Bildung seiner Gegenwart treu und farbenhell vor uns stehen, dann gewinnt er selbst historischen Werth für spätere Tage, wie Fielding's Tom Jones oder Goethe's Wilhelm Meister ihn heute schon haben, und wie mir Freytag's Soll und Haben viel werther bleibt als seine Ahnen. Und gerade in dieser Beziehung scheint mir Müller's Buch unseren Dank, unsere Anerkennung zu verdienen. Denn welch gewaltiger Umschwung sich in Deutschland von 1848 bis 1871 vollzogen hat, das erkennen wir sehr deutlich daran, daß dem nachwachsenden Geschlecht die trüben engen zwanziger und dreißiger Jahre so weit in den Hintergrund getreten; Telegraph und Dampfwagen und der Weltverkehr durch sie haben mitgeholfen. Es war gut, daß ein Dichter, dem sich in jener Zeit seine Schwingen sich befiederten, von den neuen Erlebnissen aus die alten betrachtete und sie mit Verständniß und mit Wahrhaftigkeit schilderte. Müller gedenkt einmal im Verlaufe des Romans einiger Verse aus seiner eigenen Jugend, und fügt ihnen einige Seiten geschichtlicher Erinnerungen an, von denen wir ein paar Stellen hier hersetzen:

„Ach, weil das Schicksal will, daß edel sein
So viel heißt als in einer einz'gen Brust
Die Noth von Tausenden zusammendrängen
Und doch für Einen gelten, darum müssen
Die Besten unter uns am meisten leiden!"

„Die Besten! — Ja, das war das rechte Wort für jene deutschen Männer und Jünglinge, die noch in den Tagen der Rechtlosigkeit und Unterdrückung aller Volksrechte den Muth einer freien Meinungsäußerung, eines zornigen Aufschreies gegen die tyrannische Willkür der Bundestagspolizei hatten und dafür in den Kerker wandern mußten, während Andere in der Schweiz ein Asyl fanden und viele Hunderte dem Vaterlande den Rücken wandten, um in der großen Republik überm Ocean ein menschenwürdiges Dasein zu finden, das ihnen in der Heimath versagt war."

„Nicht Böse nur verbergen ihre Thaten,
Auch Tugend hüllt sich ein;
Das Vaterland, auf off'nem Markt verrathen,
Weint seine Thränen ganz allein."

„So sang der edle Platen; denn die Hydra der Revolution war ja das Schreckgespenst, mit welchem Fürst Metternich die kleinen deutschen Höfe in einer beständigen Angst vor ihren getreuen Unterthanen erhielt.... Mehr als achtzehn Hundert Männer und Jünglinge, meist dem gebildeten Mittelstande angehörig, wurden im Laufe weniger Jahre ohne Richterspruch eingezogen und der geheimen Justiz überliefert... Die meisten glorreichen Märtyrernamen jener Tage sind verklungen gleich dem Klirren ihrer Ketten, gleich dem Grabgeläute ihrer begeisterten Hoffnungen; — Namen, deren bloßer Klang damals hinreichte, um in den Herzen der patriotischen Jugend alle Töne des Jammers, alle Klagen der unterdrückten Vaterlandsliebe wachzurufen! Und Männer, die ihr Leben und ihr Alles an die Sache der Freiheit und Einheit Deutschlands setzten, sie haben selbst „als trauernde Schatten" keinen Raum mehr im Gedächtniß der heutigen Welt, bei der sie doch als gefeierte Helden in unvergänglichem Ruhme fortleben sollten, der Stolz ihres Volkes, das — o des schnöden Undanks dieser vergeßlichen Welt! — nicht einmal mehr eine mitleidige Thräne für sie hat."

Darum Ehre dem Dichter, der einem dieser Edlen den Dank des Vaterlandes zollt und dem rasch lebenden Geschlecht es in die Erinnerung ruft, wie die Saat unter Kampf und Leid ausgestreut wurde, welche jetzt freudig aufgesprossen ist. Was wir heute haben und hinnehmen, als ob es sich von selbst verstände, Freiheit der Presse, der Versammlung, der Vereinsbildung, Oeffentlichkeit der Rechtspflege, das war lange die Forderung der voranstrebenden Männer, das war formulirt, und so setzte die Volksbewegung im Frühjahr 1848 es überall rasch durch. Nicht so klar war man über das Wie der Einheit Deutschlands; so blieb sie vertagt, bis ein genialer Mann an die rechte Stelle kam, um sie, die Sehnsucht der Edelsten und Besten, die Idee des Liberalismus zu verwirklichen. Damals aber, in den dreißiger Jahren, war es verboten, von der Einheit des Vaterlandes zu reden, die deutschen Farben zu tragen! Im Kampfe für jene Volksrechte und für das eine Vaterland ist Weidig als Opfer des geheimen Gerichts gefallen. Er war ein Oberhesse, lange der erste Lehrer an der Stadtschule zu Butzbach, dann auf die Pfarrei des Dorfes Obergleen versetzt. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, gegen Napoleon zu fechten, aber im Frieden nahm er nun die Arbeit auf sich, es zu erringen, daß die Proclamation von Kalisch erfüllt und dem deutschen Volke „eine Verfassung aus ureigenem Geiste" gewährt werde, daß es, das siegreiche, ein ähnliches Maß von Freiheit erlange, wie dem besiegten Frankreich zu Theil geworden. Er gründete eine deutsche Gesellschaft, er schrieb in den Rheinischen Mercur, er gab durch eine Petition den ersten Anstoß zu der Bewegung, welche in Hessen-Darmstadt die Verleihung einer Constitution herbeiführte. Schon damals kam er in Untersuchung. Aus Heinrich Leo's Selbstbiographie erfahren wir, daß er und Karl Follenius von der burschenschaftlichen Jugend als geistige Leiter „der Schwarzen" angesehen wurden, daß sie nach antiker Art des Volkes Heil für das höchste Gesetz erklärten. Neben dem vorzüglichen Schulunterricht wirkte er mit, um einzelne Knaben und Jünglinge für die Universität vorzubereiten; so habe ich selber Homer, Herodot, Plutarch und Tacitus mit ihm gelesen. Nach der Julirevolution schrieb er eifrig in liberalen Blättern, und arbeitete daran, daß freisinnige Deputirte gewählt wurden. Er ward verhaftet, und erst freigelassen, als in der zweiten Kammer die späteren Märzminister Gagern und Jaup für ihn eintraten; aber die Kammer ward aufgelöst, die Blätter wurden verboten und er auf das entlegene Dorf verwiesen. Das trieb ihn dazu, nun im Geheimen Flugblätter erscheinen zu lassen. Georg Büchner, damals Student, der Dichter von Danton's Tod, war hier sein hilfreicher Genosse, und der Biograph und Herausgeber desselben, K. E. Franzos, hat ja auch in diesen Blättern das Andenken Weidig's wieder wachgerufen. In zweijähriger Untersuchungshaft, geistigen und leiblichen Qualen und Entbehrungen ausgesetzt, erkrankt, glaubte er zu sehen und zu hören, was die erregte Einbildungskraft ihm vorspiegelte; man hielt es für Verstellung. Eines Morgens lag er in seinem Blute, mit Glasscherben seiner Wasserflasche hatte er sich die Pulsadern an Händen, Füßen und Hals aufgeschnitten. Daß die letzte Wunde ihm von fremder Hand beigebracht worden, scheint mir doch nicht glaublich. Jünglinge, Studenten und Bürger waren mit ihm seit lange verhaftet; er brachte sich für sie zum Opfer, sie brauchten nun seiner nicht mehr zu schonen, und, selbstlos wie er war, wird er gern gestorben sein, wenn er ahnen konnte, was der Erfolg seines freiwilligen Todes war, der Sturz des heimlichen Gerichts, des Inquisitionsverfahrens in Deutschland.

Ich studirte in Göttingen, als die Schreckenskunde von seinem Selbstmord erscholl. Ich dachte damals an Goethe und Werther, es könne durch eine ähnliche Dichtung, aus seiner Seele herausgeschrieben, ein mächtiger und erfolgreicher Eindruck auf das deutsche Volk zur Erfüllung von Weidig's Hoffnungen gemacht werden; aber da war die actenmäßige Prosa nöthig, und durch diese in den Büchern von Schulz und Welcker und Röllner ward in der Mitte der vierziger Jahre die Reform der Rechtspflege in Deutschland zur unabweisbaren Volksforderung. „Durch ihn verging das heimliche Gericht." Ein deutsches Reich, wie wir es haben, war das Ziel seines Strebens; heute würde er conservativ sein. Heute

ist erreicht, was er für Deutschland erstrebte, was er für sich wünschte; eins seiner Gedichte schließt:

Vaterland, dein sei mein Leben,
Dein mein Hoffen, Denken, Streben,
Und zum Lohne gib dafür
Grab in freier Erde mir.

Otto Müller hat Weidig und seine Gattin lebenswahr geschildert. Anfangs dachte ich, er wollte ihn in einen Liebesroman verstricken; aber die erdichtete Halbschwester seiner Frau ist nur ein Typus für die hinreißende Einwirkung, welche Weidig's Persönlichkeit auf die Jugend ausübte, ähnlich wie der Volkslehrer und der Soldat, die seine Befreiung versuchen. Ihnen gesellen sich eine Reihe trefflich gezeichneter männlicher und weiblicher Characterköpfe aus den Kreisen des Beamtenthums und der Bürgerschaft. Durch leise Umbildung der Namen läßt Müller manchmal für die mit den damaligen Verhältnissen Vertrauten durchschimmern, wer die Hauptzüge für die Typen geliefert hat, die gerade dadurch individuelle Lebendigkeit gewinnen. Warum aber auch Ortsnamen verändert sind, warum Weidig selbst als Pfarrer Friedrich auftritt, und doch mehrere seiner Gedichte und Briefe dem Roman wörtlich eingeschlossen sind, das ist zunächst nicht recht erfindlich, vermuthlich wollte der Verfasser damit aufmerksam machen, daß er im Goethe'schen Sinne Wahrheit und Dichtung bietet, das Wirkliche im Spiegel der Poesie künstlerisch gestaltet. Der Roman beginnt in einer oberhessischen Stadt; die Hauptpersonen der frei erfundenen Novelle kommen in Berührung mit dem Pfarrer des benachbarten Dorfes, und sein späterer Peiniger und Untersuchungsrichter tritt bereits als Beamter in den Vordergrund; ein Bauerncrawall, der sich von Churhessen aus verbreitet — im Herbst 1830 —, mit Humor in Scene gesetzt, veranschaulicht die Lage des Kleinstaates; der Pfarrer zieht mit der streitbaren Dorfjugend den bedrängten Freunden in der Stadt zu Hilfe. Während dann die angelegten Novellenfäden sich weiter spinnen, entwickelt sich Weidig's agitatorische Thätigkeit, und mit seiner Verhaftung kommen wir in die Residenz: die jugendlichen Hauptgestalten des Romans vereinigen sich zu seiner Vertheidigung, ein getrenntes Liebespaar findet sich hier wieder, zwei andere Herzen schließen sich gegen einander auf und gewinnen einander fürs Leben; der Märtyrer selbst bleibt der bewegende Mittelpunkt, ohne daß wir in seine Zelle eingeführt werden. Er unterliegt, aber wir empfangen doch Trost und Versöhnung in der Erkenntniß, wie sein Geist immer mächtiger wird, wie ein stiller Bund aller tüchtigen Menschen sich gegen das herrschende System bildet. Vor dem frischen Märzwinde sind dessen Träger wie Spreu zerstoben. Da ward auch der Kitt wieder hinweggenommen, mit welchem auf Befehl der Regierung die Inschrift auf Weidig's Grabstein bedeckt worden war:

Du starbst nach langer Kerkerhaft als heil'ger Streiter,
Dein freier Geist sucht in gestirnter Höh' des Lichtes Urquell.

Müller erzählt es, und so etwas ist ja auch Dichtern unerfindbar, dazu bedarf es der kleinlichen lichtscheuen Reactionäre in Beamtenuniform.

In der Nacht, in welcher der kühne Dulder sich die Adern öffnete, wie der Römer Thrasea dem Befreier Zeus sein Blut als Opfer spendete, war der Dichter selbst mit seinen Jugendfreunden vereint, wie sie, von der Universität gekommen, nun sich zum Eintritt in mannigfaltige Berufskreise rüstend, allwöchentlich einmal sich im Dienst des Schönen, in der Freude an der Poesie versammelten. Der Sohn eines der geheimen Staatsräthe zeigt in der Mitternachtsstunde ein graues Conceptpapier mit blasser Dinte beschrieben; der es beschrieben, sei weder Hölderlin noch Lenau, aber an hoher Lebensanschauung und inniger Empfindung ihnen ebenbürtig, ein Dichter von Gottes Gnaden, wie abhold immer dem Gottesgnadenthum. Die Freunde vernahmen folgende Ode:

Nur der verlieret, welcher sich selbst verliert!
Raubt Dir das Schicksal eines Befreundeten
Geliebte Nähe, bleibt sein Bildniß
Tiefer im Herzen Dir eingegraben.

Und eine einz'ge Stunde des Wiedersehns
Zehrt vieler Tage schmerzliche Trennung auf,
Er, der die Herzen einigt, spendet
Fülle der Seligkeit solchen Stunden.

Von Allem, was uns wird in der Zeitlichkeit,
Ist der Besitz nur sicheres Eigenthum,
Der durch des Geistes Treu' und Adel
Weihe des ewigen Lebens findet.

O miß des Lebens Seligkeit mit dem Maß,
Das Dir der Ew'ge beut und Dein treues Herz!
Miß nicht nach flücht'ger Zeiten Länge,
Nicht nach der flüchtigen Güter Größe.

Wohl Manchem lächelt leicht Behaglichkeit
Und des Genusses schäumender Becher an,
Doch der Gewalt der Erde dienstbar,
Kennt er der edelsten Freiheit Werth nicht.

Was nützt die Welt ihm, wenn er sich selbst verlor?
Wenn er als Sklave seines Besitzes dient?
Was böte doch der Mensch, damit er
Seine gefangene Seele löse!

Die freie Seele sucht in gestirnter Höh'
Des Lichtes Urquell. Wer in Vergänglichem
Sein Heil umfaßt, wird untergehen;
Laß uns zum heiteren Licht emporschaun!

Ein junger Philologe meint die einfache Erhabenheit und weihevolle Stimmung eines Sophokleischen Chors zu vernehmen; und die Freunde einen sich im Gelübde: mit dem Dichter die Weihe des Lebens in Adel und Treue des Geistes zu finden. Am anderen Morgen mit der Todeskunde des Gefangenen hören sie: das Gedicht war sein letzter tröstender Gruß an die ferne geliebte Gattin! Und der Maler, der in der Schwägerin des Helden seine Braut gefunden, drückt sie ans trauernde Herz mit den Worten: Laß uns zum heiteren Licht emporschaun!

Moderne Möbel.

Von A. Lichtwark.

Vor Kurzem wurde mir beim Besuch eines Gewerbemuseums in der Provinz auf meine Frage, ob neben den vier oder fünf Sälen voll schlechter geschnitzter Truhen, Credenzen und Tische des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht auch Möbel des achtzehnten vorhanden, mit überlegenem Lächeln erwidert: Wir sammeln sie nicht. Sie taugen ja aber auch gar nichts. Unser Herr Director — der gerade verreist war — hält nichts von ihnen. Er interessirt sich nur für die deutsche Renaissance. — In der That war in dem ganzen Museum nicht eine Arbeit des späten Barock oder des Rococo zu finden, und das in einer Gegend, die im vergangenen Jahrhundert zu den reichsten im Land zählte, aus der noch jetzt die herrlichsten Dinge auf den Kunstmarkt kommen. Bis auf zwei oder drei gute Stücke war der ganze Bestand des Museums die roheste, mit wüstem unverstandenem Ornament überladene Bauernarbeit.

Dies Erlebniß würde lediglich zur Heiterkeit Veranlassung geben, wenn es nicht die Ansichten und Stimmungen weiter Kreise wiederspiegelte. Es sei ferne von mir, zu verkennen, daß die deutsche Renaissance im letzten Jahrzehnt die Grundlage einer gemeinsamen Entwickelung im ganzen Reich abgegeben hat. Was heute in München an Luxus- und besseren Gebrauchsmöbeln angefertigt wird, unterscheidet sich nicht wesentlich von dem, was Berlin, Hamburg oder Cöln fabricirt. Daß die allgemeine Bewegung in ein sicheres Bett geleitet wurde, ist sicherlich ein Gewinn, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber jetzt gilt es, die Blicke in die Zukunft zu richten. Die deutsche Renaissance, als Lehrschule gar nicht zu ersetzen, kann ohne wesentliche Umbildung und Erweiterung zu nichts Dauerndem führen. Sie ist an Formen

zu arm, an technischen Mitteln zu einseitig, und während sie auf der einen Seite der Ausbildung des Luxusmöbels, das den höchsten Ansprüchen genügen soll, große Schwierigkeiten entgegensetzt, verführt sie auf der andern Seite durch die Wirthschaft mit unverarbeitet übernommenen architektonischen Motiven gar zu leicht zum Bombast und zur Ueberladung. Wenn wir nicht dahin gelangen können, auf der gewonnenen Grundlage Neues und Besseres zu schaffen, so wird sich der Zwiespalt zwischen den Formen des Gebrauchs und des Luxus, der zum Unheil beider bereits wieder vorhanden, zu einem unüberbrückbaren Riß erweitern, denn trotz aller Verachtung seitens der Renaissanceenthusiasten wendet man sich schon jetzt in Berlin, wenn es gilt, etwas ausnahmsweise Reiches zu schaffen, zu den Formen des Rococo.

Wir möchten diese Thatsache, die sich in allen größeren Magazinen und den Weihnachtsmessen der Hauptstadt beobachten läßt, nicht mit der allgemein cursirenden Phrase erklären, wir hätten uns in die Renaissance gestürzt, und müßten nun nothwendig auch zum Barock und Rococo vorwärts schreiten. Schon die Beobachtung, daß wir mit Umgehung des Barock zum Rococo gelangt sind, straft diese Ansicht Lügen. Das Rococo mit seinen unendlich reicheren Mitteln stellt sich naturgemäß als das Gegebene ein, wo es sich um ein Prunkstück im höchsten Sinne handelt. Ob wohl die deutsche Renaissance im Stande wäre, ein praktisch noch verwendbares Möbel herzustellen wie jenes Schränkchen für 30,000 Francs, das vor zwei Jahren ein deutscher Fürst in Paris anfertigen ließ?

Leider wird man sich auch bei den besten modernen Arbeiten im Stil des Rococo bald überzeugen, daß die Benutzung desselben, wenn sie sich, wie bisher, mit Vorliebe auf die ornamentale Außenseite richtet, bald wieder abgewirthschaftet hat. Ein so ganz individueller Stil, der in seiner Betonung der Unsymmetrie an den Geschmack des Erfindenden die höchsten Anforderungen stellt, läßt sich im besten Falle copiren, nie aber schöpferisch nachbilden.

Wenn wir an den Rococomöbeln lernen wollen, so kann es sich nur um das Studium der Construction und der Verwendung der verschiedenartigen Materialien handeln.

Hier gilt es nun, sich über den realen Inhalt all der Injurien zu verständigen, die man dem Rococo zufügt.

Am häufigsten wird die Beschuldigung in's Gefecht geführt, das Rococo thäte in seinen geschwungenen Formen dem Material Gewalt an, es sei somit im letzten Grunde stilwidrig.

Wie wäre es dagegen, wenn die Formen des Rococo sich als die consequente Entwicklung der gesteigerten, alle Eigenschaften des Materials ausnutzenden Technik herausstellten?

Ein Blick auf die Geschichte der technischen Behandlung des Holzes hilft uns die Formen verstehen.

Im Mittelalter scheint die Technik der Alten, von der wir übrigens nicht viel wissen, verloren gegangen zu sein. Gegen die Eigenschaft des Verwerfens, die aus dem Brett ein so schwieriges Material macht, kannte man kein besseres Mittel, als die Ueberflechtung desselben mit Metallbändern, die den Einflüssen der Witterung auf die Bewegung der Holzfaser Widerstand entgegensetzen sollten. Einerlei, ob es sich um ein Kirchenthor aus mehrzölligen Bohlen oder um die dünnen Wände eines Schmuckkästchens handelte, ein Rankenwerk aus Metall mußte sie schützen.

Spät erst machte man die Erfahrung, daß Möbelflächen aus Brettern von verschiedener Faserrichtung construirt, sich nicht warfen, weil die Bewegung des einen Theils die des anderen aufhob. Man lernte die Flächen aus Rahmen und Füllung herstellen, wie wir sie an unseren gewöhnlichen Möbeln, an unseren Zimmerthüren noch jetzt beobachten können. Rahmen und Füllung bilden die Grundlage der Construction für die Möbelflächen von der späteren Gothik bis gegen das achtzehnte Jahrhundert. Im siebzehnten Jahrhundert bildete man dieses Motiv nach der ornamentalen Seite aus, indem man den Rahmen in reichster Zusammensetzung und Profilirung um die Füllung bewegte. Man erinnere sich der Thürfüllungen großer Kleiderschränke.

Gegen das Rococo hin that die Construction den letzten, entscheidenden Schritt. Sie verließ das bisherige System von Rahmen und Füllung vollkommen; nicht aber, um zu der primitiven Metallverklammerung zurückzukehren, sondern um sich aus dem Holz ein ganz neues Material zu schaffen, richtungslos wie das Metall.

Es geschah durch Verleimung. Indem auf diesem Wege Holzplatten mit der verschiedensten Faserrichtung zu einem festen Körper verbunden wurden, der unter den Einflüssen der Feuchtigkeit keine Richtungsveränderung mehr erlitt, war für die Construction der Möbel die völlige Freiheit von der Holzfaser erreicht. Aus dem Material, das neu geschaffen, Möbel nach dem alten Schema von Pfosten und Füllung herzustellen, wäre ein Unding gewesen. Man verfiel auch gar nicht darauf, sondern suchte und fand mit dem neuen Stoff den neuen Stil.

In seinen geschwungenen Linien hängt er wesentlich von dem Umstande ab, daß die Oberfläche des zusammengeleimten Stoffes nicht gezeigt werden konnte. Sie mußte verkleidet werden. Zu dem Zwecke bediente man sich der bereits früher bekannten Incrustation mit Fournier, einer dünnen, aufgeleimten Schicht edleren Holzes. Dieses wurde bei der allgemeinen Vorliebe für das Blanke, Glänzende spiegelglatt polirt. Die schwellenden Formen der Umrisse brachten diese Eigenschaften erst zur rechten Wirkung.

In der Hülle von Fournier fand das Möbel gegen alle Einflüsse der Witterung den besten Schutz. Auch die Verleimung trägt kein Moment der Unsolidität hinein. Bei gediegener Ausführung ersetzt sie die verlorene Continuität der Holzfaser vollkommen.

Vielleicht führte der Glanz der Politur auf die Heranziehung des Metalles zum Schmuck des Möbels. Von der Mitte des sechszehnten bis gegen das achtzehnte Jahrhundert hatte es am Gebrauchsmöbel keine große Rolle gespielt. Die Beschläge der Schlüssellöcher, die kleinen Knöpfe an den Schiebladen der Cabinette bildeten die kümmerlichen Ausnahmen. Statt des Eisens, das in gothischer Zeit das Holz überzogen hatte, wurden die Bronze und ihre Surrogate verwendet. An den einfacheren Möbeln trat sie nur als Beschlag des Schlüssellochs, als Handgriff an den Schiebladen auf. Den geschwungenen Beinen wurde ein zierlicher Bronzeschuh zum Schutz gegen unsanfte Berührung angezogen; zum Schutz der Kanten und Ecken, die stets abgerundet wurden und nie mit der Schärfe architektonischer Steinprofile die Glieder der Menschen in Gefahr brachten, wie wir an unsern Renaissancemöbeln gewohnt sind, erhielten häufig einen glatten Ueberzug von Metall.

Und bei all diesem Formenreichthum nirgends eine Spur architektonischer Details. Keine Säulen, keine Pilaster, keine Gebälke. Diese Freiheit und Selbständigkeit der Möbelformen des Rococo war bereits ein Erbtheil des späten französischen Barock, das seine Möbel von der drückenden Herrschaft der Architektur befreit hatte. Zum ersten Mal wieder seit der Gothik und der Frührenaissance hatte das Möbel eigene Formen empfangen. Leider, wie auch in den früheren Perioden, nur für kurze Zeit; wie die strengen Holzformen der frühgothischen Möbel bald von einer üppigen angeklebten Architektur mit Fialen, Maßwerk und Zinnenbekrönung abgelöst wurde; wie auf die aller Architektur entkleideten constructiven Formen der Frührenaissance, die nur in den Füllungen Ornament anbrachte, die Fassadenarchitektur der Renaissance hereinbrach, so hielten sich auch die reinen Formen des Rococo nur wenige Jahrzehnte. Im Zopf schlichen Säule und Gebälk sich wieder ein; im Empire hatte man bereits wieder soweit das Stilgefühl eingebüßt, daß bewegliche Tischbeine als korinthische Säulen verkleidet werden konnten.

Das andere große Verdienst des Rococo, die Schöpfung aller unserer modernen Gebrauchsmöbel, sein erster Versuch, das Möbel im Sinne des modernen Comforts auszubilden, sei hier nur angedeutet. In dieser Beziehung können wir uns seinem Banne nicht entziehen, in welchem Stil wir auch immer unsere Bedürfnisse zu befriedigen suchen.

Für unsere Möbelindustrie kann es sich jetzt, was ein Studium mit Absicht der Nachahmung anlangt, wesentlich nur um die frühgothischen architekturlosen Formen, um die der

nordischen Frührenaissance und die des Barock und Rococo handeln. Letztere, als die am höchsten entwickelten, stehen unserm Bedürfniß am nächsten. Leider werden sie, wie gesagt, bis jetzt nur erst äußerlich nachgeahmt, und man sucht ihr Wesen nicht an den einfachen Gebrauchsmöbeln, sondern an seltenen Prunkstücken zu ergründen.

Feuilleton.

Die Wirthin.

Von F. M. Dostojewsky.

Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

(Schluß.)

Er wußte nicht, als er zu sich kam, welche Stunde es war. Im Zimmer war's noch dunkel; aber Licht brach durch das Fenster . . . Da ertönte plötzlich Katharina's Stimme aus dem Nebengemach: „Der gute Morgen und der Tag sind vorübergegangen. Guten Abend Dir! Komm' zu uns. Wir erwarten Dich, der Herr und ich. Liebe verlösche den Haß, wenn noch immer das Herz von der Beleidigung schmerzt! Komm' und sprich ein schmeichelndes Wort!"

Ordynow folgte sogleich ihrem Ruf, er begriff kaum, daß er zu den Wirthsleuten gehe. Die Thür öffnete sich, und sonnenhell strahlte das goldige Lächeln seiner wunderbaren Wirthin.

„Stehe auf", rief sie dem Alten zu. „Bewillkommne den Gast. Ein Gast ist wie ein Bruder. Stehe auf, stolzer Alter, begrüße ihn, fasse den Gast an seinen Händen, setze ihn an den Tisch!"

Murin lag noch immer auf dem Bett, jedoch angezogen, als ob er bereits aufgestanden und ausgegangen wäre.

„Ja, das bist Du", sagte Murin. Er erhob sich und setzte sich auf das Bett. „Du bist mein Einwohner. Ich bin schuldig vor Dir, Herr, habe gegen Dich gesündigt, Dich nur vorsichtig beleidigt. Bin ein kranker Mann, habe meine Anfälle — nun, das sei genug für Dich. Setze Dich. Sei mein Gast."

Ordynow sah ihn starr an.

„Setze Dich doch, setze Dich", rief der Alte ungeduldig, „setze Dich, wenn es Dir gefällig ist. Seht doch, verschwistert habt Ihr Euch, als hätte eine Mutter Euch geboren, liebgewonnen habt Ihr Euch — seht doch, seht doch . . ."

Ordynow setzte sich.

„Was für eine Schwester!" fuhr er fort, laut auflachend und seine wohl erhaltenen weißen Zähne zeigend. „Liebkost Euch, meine Lieben! Ist Deine Schwester nicht schön, Herr? sprich doch, antworte! Da sieh' einmal, wie ihre Wangen glühen. Guck' sie doch an, lobe doch vor der ganzen Welt ihre Schönheit!"

Ordynow kniff seine Augenbrauen zusammen und sah auf den Alten; der erbebte vor seinem Blick. In Ordynow's Brust kochte blinde Wuth. Instinctiv fühlte er neben sich den Todfeind.

Katharina holte aus dem Schrank einen alterthümlichen, aus Silber gearbeiteten Kasten und suchte aus demselben drei silberne Becher aus — für den Herrn, den Gast und für sich selbst. Mit einem ernsten, fast nachdenklichen Blick sah sie auf den Alten und dann auf den Gast. „Ist Einer unter uns", hub sie an, „der dem Anderen gram ist? Derjenige, der dem Einen nicht lieb ist, ist mir lieb und wird mit mir sein Glas trinken. Mir seid Ihr Beide werth. Trinken wir denn auf Liebe und Eintracht!"

Ordynow schob schweigend seinen Becher hin.

„Wartet", sagte der Alte und erhob seinen Becher; „alle Räthsel, alle Gedanken, die jeder von uns in sich trägt, mögen sie nach seinem Wunsche in Erfüllung gehen!"

Sie stießen an und tranken.

„Starker Wein, mein Täubchen! Du selbst benetzest nur Deine Lippen." Murin lächelte und hielt von Neuem Katharina seinen Becher hin.

„Ich werde Dir credenzen, und Du trinke bis zur Neige. Was nützt es auch, Alterchen, schweren Gedanken nachzuhängen! schmerzt doch nur das Herz von den drückenden Gedanken. Trinke, Alter! ertränke das brütende Sinnen!"

„Es scheint ja, daß in Dir selbst Schmerz aufwallt, da Du Dich gegen denselben so bewaffnest. Willst den Schmerz auf einmal tödten, meine weiße Taube . . . Ich möchte mit Dir trinken; und hast auch Du einen Schmerz, Herr, wenn Du erlaubst, zu fragen?"

„Wenn ich ihn habe, so habe ich ihn für mich", murmelte Ordynow, die Augen nicht von Katharina wendend.

„Es ist bitter, wenn man durch Vergangenes sich durchschlägt", sagte nachdenklich der Alte. „Was vergangen ist, ausgetrunken ist es wie Wein. Was liegt auch am vergangenen Glück! Der Rock ist abgetragen, weg mit ihm . . ."

Hastig, dabei gezwungen lachend, fiel ihm Katharina in die Rede: „Ein neuer ist nöthig." Während sie die Worte sprach, traten ihr zwei große Thränen in die Augen und hingen an ihren Wimpern wie Diamanten; und die schimmernden Tropfen fielen in den Wein des Alten, und Katharina sagte: „Sieh doch, Alter, ich grub in Dein Glas meine Thränen ein."

„Für wie viel Glück verkaufte st Du Deinen Schmerz?" fragte sie Ordynow, und seine Stimme bebte in Erregung.

„Hast wohl, Herr viel Eigenes zu verkaufen, daß Du Dich ungefragt einmischst?" Boshaft lachte Murin, frech sah er auf Ordynow.

„Wofür ich es verkaufte, es war danach!" antwortete nun ihrerseits Katharina; ihr Stolz war empfindlich beleidigt. „Wofür ich es verkaufte? . . . Dem Einen scheint es viel, wenig dem Anderen. Der Eine will Alles geben, und ist doch nichts bei ihm zu finden; der Andere verspricht nichts, ihm aber folgt das gehorsame Herz! Schilt nicht einen Menschen", fügte sie hinzu, traurig Ordynow ansehend, „Einer ist so ein Mensch, der Andere ist nicht derselbe . . . weiß man denn, weshalb die Seele an einem Menschen hängt? Gieße Wein in Deinen Becher, Alter — trinke auf das Glück Deines geliebten Töchterchens, Deiner gehorsamen Sklavin! Erhebe Dein Glas."

„So sei es! Schenke auch Dir ein."

„Warte, Alter, mit Trinken. Sage mir erst wahr, bevor Du Deinen Verstand vertrinkst. Hier hast Du meine weiße Handfläche. Nicht umsonst nennen Dich die Leute einen Zauberer. Du hast ja nach Büchern gelernt und kennst jede schwarze Wissenschaft! Schau' doch nach, Alter, und erzähle mir mein Loos; aber siehe zu, daß Du nicht Unwahrheit sprichst. Sage, wie Du es weißt: Wird Dein Töchterchen Glück haben, oder verzeihst Du ihr nicht und rufst ihr auf den Weg böses Leid nach? Wann ich Abschied von Dir nehmen werde, sage mir auch dies, und wann ich Dir für Deine Gastfreundschaft danke, daß Du mich getränkt und gesättigt hast und mir Märchen erzähltest? Aber siehe zu, daß Du mir Wahrheit sagst, lüge nicht — die Zeit ist gekommen, achte auf Dein Wort!"

Nachdenklich schaute jetzt der Alte auf Katharina.

„Willst viel auf einmal erfahren, mein auffliegendes Vögelchen. Schnell noch einen Becher!"

Er ließ sie den Becher füllen und trank den starken Wein mit einem Zuge.

„Schenk' ein, Katharina, schenk' ein, böses Töchterchen, bis ich trunken bin! Was hast Du so wenig getrunken? Habe ich's etwa nicht gesehen?"

Katharina antwortete ihm, Ordynow vermochte indeß die Worte nicht zu verstehen. Der Alte ließ sie nicht ausreden; er faßte sie bei der Hand, als ob er nicht mehr die Kraft habe, Alles zurückzuhalten, was seine Brust beengte. Die Augen in dem blassen Gesicht trübten sich bald, bald funkelten sie in grellem Feuer; die weiß gewordenen Lippen bebten, und mit unruhiger Stimme, aus der hin und wieder ein sonderbares Entzücken klang, sagte er ihr: „Gib das Händchen,

Du Schöne, gib — ich sage wahr, die ganze Wahrheit sage ich Dir. Ich bin auch wirklich ein Zauberer, hast Dich wohl nicht geirrt, Katharina. Dein goldenes Herz hat es Dir verrathen, daß ich mit der Wahrheit nicht zurückhalten werde. Dein Kummer, Jungfrau, ist wie die Spur im Sande — Regen verwischt sie, Sonne trocknet sie ein, was übrig bleibt, verweht der Wind. Und ferner sage ich dies: Wer Dich wird lieb haben, zu dem wirst Du als Sklavin gehen, Deine Freiheit wirst Du selbst aufgeben und nie zurücknehmen; mich zu lieben wirst Du zur rechten Zeit vergessen; ein Körnchen wirst Du darreichen, und Dein Verderben wird es zu Aehren großziehen! . . . Noch ein Glas, Katharina, für meine weise Rede! Mir scheint es unnöthig, noch weiter . . . zu . . . reden . . ."

Die letzten Worte lallte er, schenkte sich ein und trank hastig; und laut klopfte er mit dem Silberbecher auf den Tisch; er wollte sprechen, aber die Zunge versagte den Dienst; aus der Hand fiel ihm der Becher, rollte und schlug zu Boden; seine Augen suchten Ordynow, dann senkten sich schwer die Lider. Sein Gesicht war schauerlich bleich — mit den geschlossenen Lidern, mit den Lippen, die sich stumm öffneten und schlossen, machte er einen gespenstigen Eindruck. Plötzlich zitterte eine Thräne an seinen Wimpern, tropfte und glitt langsam über die Wange. Und nun lag er in tiefem Schlaf.

Ordynow erhob sich, schwankte, machte einen Schritt vorwärts, näherte sich Katharina, ergriff ihre Hand. Sie aber, als ob sie seine Anwesenheit gar nicht bemerke, sah ihn nicht an. Hatte auch sie die Besinnung verloren? handelte sie nach dem Willen einer unsichtbaren Gewalt? Während Ordynow noch immer ihre Hand hielt, sank sie an die Brust des Schlafenden, umschlang mit ihren weißen Armen seinen Hals und betrachtete ihn unverwandt, als sei sie an ihn gekettet.

Endlich wendete sie halb ihren Kopf zu Ordynow. „Gehe, geh' fort", sagte sie ihm, „Du bist trunken und böse!" Und von neuem heftete sie ihre Augen auf den Schlafenden, als ob sie über jeden seiner Athemzüge wache und mit ihren Blicken seinen Schlaf liebkose.

„Katharina! Katharina!" rief Ordynow, wie in Klammern ihre Hand pressend.

Ihr Gesicht verrieth nur einen Augenblick Schmerz, der sofort verflog und einer höhnischen Miene Platz machte, als sie ihn mit eisigem Blick ansah. Sie wies dabei auf den Alten.

„Meinst Du", rief Ordynow, „er wolle mich ermorden? Pah! vor dem fürchte ich mich nicht!" Und als flüstere ihm ein Dämon die Worte zu, fuhr er fort: „Werde Dich kaufen, meine Schönheit, bei Deinem Kaufmann . . ."

Er sprach nicht weiter. Das starre Lachen in Katharina's Gesicht, der herausfordernde Hohn, der in diesem Lachen lag, schlossen ihm die Lippen. Seiner nicht mehr Meister, riß er von einem Haken an der Wand einen kostbaren alten Dolch . . . er sah auf Katharina, die unbeweglich dastand, den starren lachenden Hohn im eisigen Antlitz . . .

In diesem Augenblick war es ihm, als ob ein Auge des Alten langsam sich öffne und lachend ihn anschaue. Ordynow's Augen begegneten diesem lachenden Auge . . . und da breitete sich das Lachen über das ganze Gesicht des Alten, ein diabolisches, tödtliches, eisig machendes Lachen erfüllte das ganze Zimmer. Ein mißgestalteter finsterer Gedanke, wie eine Schlange, wand sich in Ordynow's Kopf. Er schreckte zusammen, das Messer entfiel seiner Hand und klirrte auf der Diele.

Katharina schrie erbebend auf.

Der Alte erhob sich langsam und schleuderte mit dem Fuße das Messer in die Ecke des Zimmers. Mit seinen mächtigen Armen umfaßte er Katharina, die zusammenbrach und flehend die Arme zu ihm erhob; er erdrückte sie fast an seiner Brust. Jedes Fältchen in seinem Gesicht verrieth Jubel über seinen Triumph . . .

* * *

Als Ordynow, blaß und erregt, am anderen Tage um acht Uhr Morgens bei Jaroslaw Iljitsch eintrat, den er aufsuchte, er wußte selbst nicht weshalb, taumelte er überrascht zurück — im Zimmer sah er Murin.

„Ich sprach hier vor", begann Ordynow, „um Ihnen zu erzählen, daß ich in Folge eines sehr unangenehmen Zufalls mich genöthigt sehe, meine Wohnung zu verlassen und . . ."

„Ei, sehen Sie doch", unterbrach ihn Jaroslaw Iljitsch, „ich gestehe Ihnen, daß ich vor Bestürzung ganz außer mir war, als dieser ehrwürdige Alte mir eben von Ihrem Entschluß Mittheilung machte. Aber . . ."

„Er machte Ihnen diese Mittheilung?" fragte Ordynow mit fatalem Erstaunen und blickte auf Murin.

Diesem, der trotz seiner Schwäche sich nicht gesetzt hatte, schien es endlich Zeit zu sein, auch seinerseits in die Unterhaltung einzugreifen; an der Verlegenheit Jaroslaw Iljitsch's und seines Gastes hatte er sich genugsam geweidet. „Ich", begann er, „will heißen wir, will heißen ich und meine Wirthin, wie beten wir zu Gott für Euer Wohlgeboren! Aber Sie wissen ja selbst, Herr, sie ist ein kränkliches, dummes Weib. Mich selbst tragen kaum die Füße. Sehen Sie, Herr, sie ist eine Verwandte von mir, will heißen, eine weitläufige, das siebente Wasser, wie man so zu sagen pflegt — kränklich, hitzig, im Walde aufgewachsen unter den Schiffsziehern und Fabrikleuten; und ihr Haus verbrannte; und die Mutter, Herr, verbrannte; und der Vater verbrannte. Sie ist sehr krank, Herr. Du lieber Gott! Aerzte, was für Aerzte haben sie in Moskau untersucht, will heißen, Herr, sie ist ganz unheilbar, das ist's eben! ich allein bin ihr geblieben; mit mir allein lebt sie nun auch. Wir beten zu Gott, hoffen auf seine Gnade, und ich widerspreche ihr schon gar nicht . . ."

Ordynow verfärbte sich noch mehr. Jaroslaw Iljitsch sah bald auf den Einen, bald auf den Anderen.

„Gerade heraus, Herr . . . wir sind dunkle Leute . . . wie werden wir für Sie beten! . . . Sie, Herr, Euer Gnaden sind ein junger, stolzer, hitziger Herr . . . Sie wissen ja selbst, Herr, ein unvernünftiges Kind — ist denn da die Sünde weit? Sie ist ja ein frisches, rothbäckiges, liebes Weib, und mich Alten plagt immer die Krankheit. Der Teufel hat wohl Euer Gnaden verführt. Haben Sie Mitleid mit uns! Das würde ja sein wie mit einem Liebhaber! Und was finden Euer Gnaden an ihr? Ist sie auch ein gutes Weib, so bleibt sie doch eine Bäuerin, eine dumme Bäuerin, für mich, den Bauern, paßt sie. Ihnen, Väterchen, Herr, steht es doch nicht an, mit Bäuerinnen schön zu thun! Und wie würden wir für Eure Gnaden zu Gott beten! So tief würden wir beten! . . ." Hier neigte sich Murin tief, tief und blieb lange gebückt, fortwährend den Bart mit dem Aermel wischend.

Jaroslaw Iljitsch wußte vor Verlegenheit nicht, wohin er sich verkriechen sollte.

„Wie viel bin ich Ihnen schuldig?" fragte Ordynow schnell, zu Murin gewendet.

„Aber ich bitte Sie, Herr! Was denn, Herr? Erbarmen Sie sich! Womit etwa haben wir Euer Gnaden nicht genügt? Wie haben wir uns doch bemüht und bemüht, uns die Seele aus dem Leibe geplagt — erbarmen Sie sich! Der Heiland mag es Ihnen verzeihen. Sind wir denn Unchristen? Wir würden ja gar nichts weiter sagen, wenn Sie bei uns gelebt, unser bäuerisches Essen zur Gesundheit verzehrt hätten — kein Wort würden wir sagen. Aber der Böse hat Euer Gnaden verführt. Bin ja ein kranker Mann. Die Wirthin ist auch krank. Was ist da zu machen? Aber beten wollen wir für Sie! Wie tief würden wir beten! . . ." Und wieder neigte er sich tief, tief auf den Boden.

Eine selige Thräne drückte sich aus Jaroslaw Iljitsch's entzückten Augen. Voll Enthusiasmus sah er auf den raffinirten Alten. Und zu Ordynow gewendet, rief er aus: „Sagen Sie, was für ein nobler Zug! Welch' heilige Gastfreundschaft im russischen Volk!"

Wild blickte Ordynow auf den dummen Sprecher; er maß ihn vom Kopf bis zum Fuß. Dann erhob er sich. „Ich gehe jetzt", sagte er kurz.

„Leben Sie wohl!", rief Murin ihm nach, „vergessen Sie uns nicht, besuchen Sie uns Sünder."

Ordynow hatte nichts mehr gehört, er war schon gegangen — halb bei Sinnen; er war wie zerschmettert. Er hätte in diesem Augenblicke sterben mögen, seine Füße knickten ein, und er lehnte halb ohnmächtig an einen Zaun, ohne die Menge zu beachten, die um ihn sich sammelte.

Im Schwirren der Stimmen erkannte er plötzlich Murin's Stimme. Er hob den Kopf. Der Alte stand vor ihm; ernsthaft und nachdenklich war sein blasses Gesicht. Das war ein ganz anderer Mensch als derjenige, welcher sich bei Jaroslaw Iljitsch so grob über ihn lustig gemacht hatte.

Murin nahm ihn bei der Hand und führte ihn aus der Menge. „Mußt noch Deine Siebensachen einpacken", sagte er, Ordynow schief anblickend . . „Sei nicht bekümmert, Herr — was ist da weiter sich zu härmen!"

Ordynow schwieg.

„Bist beleidigt, Herr? bist wohl sehr ärgerlich geworden? Was ist da weiter? Jeder wahrt sein Gut!"

„Ich kenne Sie nicht", sagte Ordynow. „Ich mag nicht Eure Geheimnisse kennen. Aber sie! sie!" rief er, und Thränen entströmten seinen Augen; eine nach der anderen entführte der Wind.

„Ich erklärte Dir bereits", sagte Murin, die Augenbrauen zusammenziehend, „sie ist eine Halbtolle. Wie sie verrückt wurde — was brauchst Du es zu wissen. Ich aber habe sie lieb gewonnen mehr als mein Leben und Niemand trete ich sie ab. Verstehst Du es jetzt?"

Ganz leise sprach Ordynow vor sich hin: „Weshalb ist mir denn, als ob ich jetzt das Leben verloren? Weshalb schmerzt mein Herz? Weshalb mußte ich Katharina kennen lernen?"

„Weshalb?" Murin lächelte und ward bedenklich. „Ich weiß es auch nicht. Das aber weiß ich, daß sie nahe daran war, mit Dir auf und davon zu gehen. Sie verschmähte den Alten. Hast ihr gewaltig in die Augen gestochen. Ich lasse ihr immer ihren Willen. Wünscht sie Vogelmilch, Vogelmilch verschaffe ich ihr. Eitel ist sie, ja wohl! hascht nach Freiheit, und selbst weiß sie nicht, was das Herz wünscht. Ja, ja, ich wußte von Anfang an, daß es so kommen würde — aber dawider reden kann man nicht, kein Wort darf laut werden, wenn man sein Glück bewahren will."

Sie kamen auf den Hof und die Treppe herauf.

Die Alte, welche bei Murin diente, die Mutter des Dworniks, packte seine Habseligkeiten in ein großes Bündel.

„Warte. Es ist noch Etwas liegen geblieben, was Dir gehört; ich bringe es Dir." Murin ging in seine Wohnung. Er kam sogleich zurück und händigte Ordynow ein reich mit Seide und Perlen gesticktes Kissen ein, dasselbe, welches Katharina unter seinen Kopf gelegt hatte, als er krank war.

„Das schickt sie Dir. Jetzt gehe mit Gott. Gib auf Dich acht," fügte er mit väterlicher Stimme halblaut hinzu, „sonst gehst Du zu Grunde".

Er wollte Ordynow nicht beleidigen, als er jedoch den letzten Blick auf ihn warf, nahm sein Gesicht unwillkürlich einen Ausdruck beleidigender Bosheit an. Er schloß die Thür.

Zwei Stunden darauf zog Ordynow zu Spieß, dem Deutschen, dessen Tochter Tinchen höchlich verwundert war, als sie ihn erblickte. Am selben Tage erkrankte er so heftig, daß er erst nach drei Monaten das Bett verlassen konnte.

Als er wieder auszugehen vermochte, liebte er es, in den Straßen zu schlendern, lange, zwecklos. Vorzugsweise wählte er die Dämmerstunde. Der Ort seiner Spaziergänge waren Winkelgassen und öde Stellen bei der Stadt. An einem regnerischen ungesunden Frühlingstage begegnete er Jaroslaw Iljitsch.

„I, denken Sie, Wassilij Michailowitsch — wir haben eine Neuigkeit! Erinnern Sie sich des Hauses, wo Sie gewohnt haben?"

Ordynow zuckte zusammen.

„Also denken Sie nur, vor kurzem entdeckte man in diesem Hause eine Räuberbande, das heißt, mein bester Herr, eine ganze Gesellschaft, ein Diebsnest; Contrebandisten, Hallunken jeder Sorte, wer weiß was Alles! Viele hat man dingfest gemacht, nach anderen wird gefahndet. Es sind strengste Befehle erlassen. Und können Sie sich vorstellen: erinnern Sie sich des Hauswirthes, der so fromm, so ehrwürdig, so edel sich ausnahm . . ."

„Nun?"

„Urtheilen Sie über die Menschheit! Der war ja der Anführer des Gesindels!"

„Und sie? . . . und Murin?"

„Ach, Murin, Murin! Nein, das ist ein ehrwürdiger edler Alter. Aber erlauben Sie, Sie kommen da allerdings mit einem neuen Licht . . ."

„Wie denn? Er gehörte auch zur Bande?"

Ungeduldig wollte Ordynow's Herz die Brust zersprengen.

„Uebrigens . . ." fügte Jaroslaw Iljitsch hinzu, seine bleiernen Augen starr auf Ordynow heftend — ein Zeichen, daß er combinirte: „Murin konnte nicht darunter sein. Genau drei Wochen vorher fuhr er mit der Frau in seine Heimath . . . ich erfuhr es vom Dwornik . . . dem Tatarenbengel, erinnern Sie sich?"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Christoph Marlowe.

Trauerspiel in vier Aufzügen von Ernst von Wildenbruch.

Das neue Stück Wildenbruch's, das im Kgl. Schauspielhause den üblichen lärmenden Erfolg hatte, gehört in die Classe der Künstlerdramen. Der erste Held oder der Charakterspieler tritt da in irgend einer historischen Maske auf und sagt: Ich bin Shakespeare, oder Bürger, oder Correggio, oder Goethe, oder Schiller oder irgend ein Genie, und der Zuschauer ist gebeten, es auf Treu und Glauben hinzunehmen. Der berühmte Mann wird nun, im Anschluß an eine Ueberlieferung, Mythe oder Anekdote seines Lebens, in eine Handlung gestellt, die sein Genie meist im Kampfe mit der Welt oder seiner eigenen Leidenschaft darstellt. Sind Conflict und Handlung allgemein menschlich, so mögen derlei Stücke wohl auch interessiren. Rechnet aber der Verfasser darauf, daß man seinen Helden nur um dessen Namen willen bewundern soll, so irrt er, denn da ist meistens gerade die Klippe. Wie selten gelingt es dem Autor, die Bedeutung eines großen Dichters oder gar eines Malers dramatisch zu gestalten! Meist kommt es nur auf eine Selbstverherrlichung des Verfassers heraus, der da seine eigenen kleinen Leiden, seine Mißgunst und seinen Groll und Größenwahn verkörpert, und statt des Genies hören wir der Herren eignen Geist. Gutzkow's Goethe („Königslieutenant") ist ein vorlauter Junge, Laube's Schiller („Karlsschüler") ein phrasendreschender Renommist, Oelenschläger's Correggio ein salbadernder Nachmittagsprediger . . . Nur Goethe's Tasso tritt uns glaubhaft und imponirend entgegen. Am schlimmsten steht es jedenfalls um den neuesten aus der Literaturgeschichte dramatisirten Helden: den Christopher Marlowe von Ernst von Wildenbruch.

Was wissen wir von diesem Vorläufer und Zeitgenossen Shakespeare's? Wir kennen nicht viel mehr als seinen kummervollen Anfang, sein trauriges Ende, seine sieben Dramen. Der Schuhmachersohn studirte in Cambridge; ein sicherer Sir Thomas Walsingham, dem eins seiner Stücke gewidmet ist, war sein Wohlthäter; er gerieth in ausbündige Gesellschaft, schrieb Theaterstücke und ergab sich dem Trunk und Spiel; schließlich starb er jung im Duell mit einem gewissen Francis Archer, dessen Stahl ihm durchs Auge ins Gehirn drang. Alles Andere ist Mythe. Daß er ein lahmes Bein hatte, daß er Schauspieler gewesen, daß er ein wüster Atheist war und im Streit um ein lüderliches Frauenzimmer fiel und blasphemirend starb — Dies und Anderes ist wohl nur von zelotischen Puritanern später ersonnen worden, die Alles, was mit dem sündigen Theater in Verbindung stand, in einem großen Anathem verdonnerten. Eine spärliche, aber zuverlässige Quelle sind schon eher die Werke dieses Kraftgenies: ein welterobernder Skythe Tamerlan, sein Faust, sein Jude von Malta. Feuerseele, der man es schon zumuthen darf, daß sie mit himmelbesitzen ohne Zweifel alle etwas von seiner wilden, dämonischen, rohen

stürmender Ueberzeugung glühte und mit einem gotteslästernden Fluch ausgehaucht wurde. Uebrigens hat Wildenbruch sich um den historischen Marlowe herzlich wenig gekümmert. Seine einzige Quelle scheint vielmehr eine Novelle Ludwig Tieck's: „Dichterleben" zu sein, deren erster Theil ihm mannigfache Anregungen gegeben hat: zumal Marlowe's letzte Worte und Shakespeare's Erscheinung an seiner Leiche hat sich Wildenbruch offenbar zu Nutze gemacht. Nur die Liebesgeschichte ist seine eigene Erfindung.

Im ersten Acte kehrt der verschollene und bereits todtgesagte Kitt Marlowe in das Haus Walsingham's zurück, das der Undankbare vor fünf Jahren heimlich verlassen hat. Die edle Margaret, eine Anverwandte des Hauses, welcher seine Flucht das Herz gebrochen, ist jetzt ein verblühtes Weib. Sie hat in dem vermummten Krieger sofort den Dämon ihres Lebens, Marlowe, erkannt und ist über das plötzliche Erscheinen des als todt Beweinten bestürzt. Indem sie ihn beschwört, die friedliche Schwelle, der er doch nur Unheil bringe, gleich wieder zu verlassen, fürchtet die Gute nicht für ihr eigenes Herz, wohl aber für Leonore, die Tochter des Hauses. Diese hat „Tamerlan den Großen", Marlowe's ungestümen Erstling, gelesen, schwärmt für ihn, liebt den ihr persönlich unbekannten Dichter und vergleicht mit ihrem Ideal die nüchterne Wirklichkeit: ihren Verlobten Francis Archer. Und mit Recht zittert Margaret für Leonorens Frieden. Denn Marlowe entdeckt zufällig, daß er in seinem Werk in diesem Hause lebt, daß das schöne junge Mädchen ihn liebt, und schon rührt sich die Autorencitelkeit in ihm. Ein Theatercoup zerstört sein Incognito. Er gibt sich auf Margarets Bitte als einen Freund des gefallenen Marlowe aus, und als er bei Tisch erzählt, wie der Dichter im Kampfe wider die spanische Armada fiel und von seinen Collegen im Elysium, Homer und Tyrtäus, als ein Sänger und ein Held bewillkommnet wird, da erkennt Leonore ihren Dichter und fliegt ihm an den Hals, was von Seiten der Anwesenden und besonders des Bräutigams natürlich sehr übel vermerkt wird. Doch die Dinge werden im zweiten Aufzuge noch viel verdrießlicher. Leonore verspricht ihrem todtkranken Vater, eine gehorsame Tochter sein und schon morgen dem biederen Francis zum Altar folgen zu wollen. Allein Marlowe, der auf allgemeines Verlangen Abschied genommen, kehrt als Störenfried zurück, und Beide vergessen abermals alle Gebote der Ehre und Sitte: er verführt im Nu die geliebte Tochter seines hinfälligen Wohlthäters, der aus Gram darüber stirbt, und nimmt sie mit sich nach London. In den folgenden Acten erfüllt sich der wunderliche Fluch des sterbenden Walsingham an Marlowe: ein Größerer stürzt ihn von seinem Dichterthrone.

Marlowe ist wie umgewandelt. Von seiner Neigung zu Leonore ist gar nicht mehr die Rede, denn er liebt offenbar nur sich selbst. Und diese Eitelkeit führt ihn zur häßlichsten Scheelsucht. Im Theater der Königin wird ein anonymes Stück: „Romeo und Julia" aufgeführt, und Marlowe geberdet sich wie wahnwitzig, daß nicht er der Verfasser ist. Seine Genossen stellen sich, als ob sie ihn für den Dichter dieses Meisterwerkes hielten, und ein Abgesandter der Königin gratulirt ihm zu seinem Erfolge, so daß der neidische Marlowe sich plötzlich „wie ein Thier" geberdet, den Lord beleidigt und seinen Freunden an die Kehle springt. Noch toller redet er sich in seine blinde Wuth hinein, als auch Leonore, die, man weiß nicht weshalb, mit einemmal in Männerkleidern auftritt,*) für den unbekannten Dichter des „Romeo" zu schwärmen beginnt, gerade wie sie bis dahin mit dem ganzen Bildungseifer einer „höheren Tochter" für „Tamerlan" und seinen Schöpfer geglüht hat. Der eifersüchtige Dichter geberdet sich in Folge dessen wie rasend und mißhandelt die Geliebte, die darob in schwere Krankheit verfällt. Im vierten Acte endlich wird sie wahnsinnig, als sie den Tod ihres Vaters erfährt, und spielt eine Ophelia-Scene auf. Ein Glück, daß Francis Archer dazukommt, um dem Spuk ein Ende zu machen. Sein Degen durchbohrt Marlowe, dessen brechendes Auge noch einmal aufflammt, wie der prophezeite Größere erscheint, dessen Ueberlegenheit er versöhnt anerkennt. Es klingt wie Parodie, wenn Herr Nesper in trefflicher Shakespeare-Maske — nur die traditionellen Bänder am Hemdekragen fehlten, — die Hand des Sterbenden ergreift und mit seelenvollem Augenaufschlag den Todtenschau-Bericht abgibt:

„O, welch' ein edler Geist ist hier zerstört!"

ein schönes Wort, das der sparsame Dichter bekanntlich später in seinem „Hamlet" abermals mit Glück verwendet hat. Immerhin ist es uns lieber, als wenn Wildenbruch ihm eine Tirade von seiner Mache in den Mund gelegt hätte.

Es ist ein Jammer, zu sehen, wie der reichbegabte Dramatiker hier all' seine Kraft an einen verfehlten Vorwurf setzt. Einzelne Scenen, in denen feuriges Theaterblut pulsirt, reißen Darsteller und Zuschauer mit sich fort. Der erste Act, der Höhepunkt des ganzen Stücks, ist weitaus das Beste, was Wildenbruch geschaffen; auch in der Diction offenbart sich ein unleugbarer Fortschritt. Sie hat den alten Glanz und Schwung, die jugendliche Schlagkraft bewahrt und doch diesmal fast ganz von schwülstigen Tiraden und geschmacklosen Bildern freigehalten. Wahre Leidenschaft glüht in den Wechselreden zwischen Margaret und Leonore; die literarische Schwärmerei der letzteren hat einen packenden visionären Zug; die Schilderung von der Seeschlacht ist ein rhetorisches Effectstück, und die einschmeichelnden Accente des verführenden Marlowe haben eine unwiderstehliche Gewalt. Und doch ist das Ganze unerfreulich und peinlich. Wir können uns unmöglich für diese Tragödie des Größenwahns interessiren. Marlowe ist widerlich als Mensch, denn er tritt die heiligsten Pflichten mit Füßen, und gleich abstoßend als Dichter, denn wir sehen nur seinen Hochmuth, seine schrankenlose Ueberhebung: er ringt keinen Augenblick mit Shakespeare, er beneidet ihn nur und geht an dieser Mißgunst zu Grunde. Poeteneitelkeit ist aber weder tragisch noch erbaulich und erweckt kein Mitgefühl. Zudem ist die Composition mißlungen; mit dem dritten Acte beginnt ein neues Stück, und erst am Ende schließt sich der Ring. Die Charaktere gehen nicht in die Tiefe und sind nirgends durchgeführt. Nur Marlowe's dämonisches Wesen ist gut getroffen; die Uebrigen sind Schemen. Sorgfältiges Motiviren war Wildenbruch's Sache niemals, und auch hier hat er sich wenig damit gequält. Welches ist das Verhältniß Marlowe's zur Familie Walsingham, namentlich zu Margaret? War sie ihm mehr als mütterliche Freundin? Und warum verließ er sie vor fünf Jahren? Warum erscheint er plötzlich wieder im zweiten Acte? Warum ist Marlowe schnell von seiner Liebe zu Leonore geheilt? Warum . . . aber wozu die Fragen, wenn der Dichter uns die Antworten schuldig bleibt?

Dazu kommt, daß jeden Augenblick die Stimmung zerrissen wird. Wildenbruch hat nach Shakespeare'schem Muster die Einführung komischer Scenen in seine düstere, unsympathische Handlung versucht; da er aber keinen Humor besitzt, so verfällt er stets in die Caricatur, und die Darstellung im Schauspielhause that noch ein Uebriges, um die Komik noch tiefer hinunterzudrücken. Die beiden Hausdiener bei Walsingham, der Theaterunternehmer Henslow sind Possenreißer, wie nicht minder die großen Dramatiker Altenglands, die — noch überdies im Palaste der Königin! — sich wie betrunkene Rüpel balgen. De gelehrte Ben Jonson, den Walter Scott so sehr bewunderte, bekommt von Wildenbruch sogar den bösartigen Knittelvers in den Mund:

„Der Recensent, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann."

Die Berliner Kritik lachte herzlich mit über diesen Stoßseufzer aller verkannten Genies. Sie tröstet sich damit, daß alles Unverbindliche, was hier im dritten Acte von den Recensenten erzählt wird, nicht halb so schlimm ist, als was Wildenbruch von seinen eigenen Brüdern in Apoll aus der Schule schwatzt. Das Genie ist Wahnsinn, Rohheit, Undankbarkeit und Scheelsucht, die Dichter sind Selbstanbeter, Neidinge, Mädchenverführer, Säufer und Lumpe wie Marlowe und die übrigen größten Tragiker Englands nach Shakespeare. Die Poeten sind noch nie von einem Recensenten so schwer verleumdet worden, als es hier von einem Mitdichter geschieht. Wie wahr ist doch das Sprüchwort: On n'est jamais trahi que par les siens! Z.

*) Es ist falsch, daß keine Frauen das altenglische Theater besuchten. Wir wissen aus Thomas Nash's Satire, daß unter den Gründlingen des Parterres anständige Frauen und — ihr Gegentheil zu sehen waren; auch rauchende Bürgerweiber aus der City, eine Maske vor dem Gesicht und den Pfeifenkopf unter der seidenen Hülle.

Notizen.

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. — Die vorliegende Sammlung ist die Erstlingsgabe eines Dichters, der, wie wir hören, sich bisher auf rein praktischen Lebensgebieten bewegt hat; die einzelnen Gedichte mögen daher wohl in den verschiedensten Zeiten und Lebenslagen, auch in den verschiedensten Stimmungen entstanden sein, denn sie tragen in Folge dessen das Gepräge von „Gelegenheitsdichtungen" in dem edleren Sinne dieses Wortes. Das ist immer ein gutes Zeichen für eine Gedichtsammlung, denn nur der Eindruck, daß die Lieder unmittelbar empfunden, von dem Augenblicke geboren sind, kann den Leser für länger an sie fesseln. Diesen Eindruck machen in der vorliegenden Sammlung besonders die Gedichte, welche sich in den Abtheilungen: „Pastell- und Frescobilder", „Aus Italien", „Kunst" und „Vermischte Gedichte" vorfinden, in denen zum größten Theil Reiseeindrücke und Stimmungen frisch und lebendig verarbeitet worden sind. Selbst Urtheilen und Kritiken über manches Gesehene und Gelesene gibt der Dichter in diesen Abschnitten ein poetisches Gewand, das freilich einigemale nicht grade graziöse Falten schlägt. Von den anderen Abtheilungen der Sammlung möchten wir besonders die Lieder „aus der Maurenzeit" als im Tone und Stimmung, sowie auch in der Form höchst anmuthende Balladen, und die auf düsteren Hintergrund gezeichneten „Lebensbilder" hervorheben, welch' letztere einige moderne Lebensprobleme in packender Weise behandeln. Die „Lieder" der ersten Abtheilung und ebenso die „Herbstelegien", welche den Schluß der Sammlung bilden, enthalten einige werthvolle Gedichte, die von den poetischen Gaben des Verfassers vollgültiges Zeugniß ablegen. Besonders die Sonette in den „Herbstelegien" stehen an Gedankenfülle und Stimmung, sowie auch hinsichtlich der formellen Correctheit den besten ihrer Gattung nicht nach.

William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte. Von J. Schipper. Berlin, Oppenheim. — Grade zur englischen Literaturgeschichte sind von deutschen Gelehrten in den letzten Jahren werthvolle Beiträge geliefert worden; wir erinnern nur an die vorzüglichen Monographien Elze's über Shakespeare, Walter Scott und Byron. Das vorliegende Buch schließt sich diesen Beiträgen würdig an, ja, es übertrifft sie stofflich in mancher Hinsicht. Denn es bietet uns nicht nur eine Biographie des altschottischen Dichters in Verbindung mit einem Abriß der altschottischen Poesie, sondern zugleich auch die werthvollsten seiner Gedichte in Uebersetzungen, deren Vortrefflichkeit und glatte formelle Gestaltung die hierauf bezügliche Entschuldigung des Verfassers überflüssig erscheinen lassen. So haben wir in diesem Buche neben einer gediegenen literarhistorischen Monographie zugleich eine mustergültige ausgewählte deutsche Ausgabe Dunbar's in der Hand. Der Name des altschottischen Barden wird wohl nur den genauen Kennern der englischen resp. schottischen Literatur näher bekannt sein. Aber es verlohnt sich auch für den Nicht-Literarhistoriker, das Schipper'sche Buch zur Hand zu nehmen und jenen Dichter, den Walter Scott „the excellent poet, unrivalled by any which Scottland ever produced" nennt, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, denn wahre Meisterstücke von Originalität, dichterischer Kraft und Fülle und oft auch humorvoller Darstellung finden sich unter den Gedichten dieses lang verschollenen Sängers. Sicher wird das Schipper'sche Buch, das gewandt und fließend geschrieben und besonders ausgezeichnet angeordnet ist, für die Freunde einer gediegenen Lectüre eine höchst angenehme Gabe sein. O. B.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten. Gesammelt und herausgegeben von Hans Ziegler. Leipzig, Breitkopf und Härtel. — Mit Interesse haben wir diese dem Generalfeldmarschall Moltke gewidmete Sammlung in die Hand genommen, denn neben den unter den mannigfachsten Gesichtspunkten schon veranstalteten Sammlungen von Liedern der Volks- und Kunstpoesie fehlte in der That bis jetzt eine solche, die bei Beschränkung auf die wehrhafte Stimmung unseres Volkes einen größtmöglichen Zeitraum umfaßte. Der Herausgeber hat bis in das 14. Jahrhundert zurückgegriffen und unter dem großen Materiale, welche die zu anderen Zwecken veranstalteten Volksliedersammlungen aus dem 12. bis 18. Jahrhundert darbieten, eine geschickte Auswahl getroffen, wenngleich auch manche Perlen, z. B. aus den Landsknechtsliedern, seinem Blicke oder seinem Beifalle entgangen sind. Die Soldatenlieder hätten nach unserer Meinung eine durchweg chronologische Anordnung erfahren müssen, denn sie sind charakteristisch für ihre Zeit, und wenige nur werden länger als ein Jahrhundert gesungen worden sein. Um so interessanter wäre es gewesen, bei der Anordnung nach Jahrhunderten die Spuren der alten Lieder bequem in unseren neuen Soldatenliedern verfolgen zu können. Noch einen anderen Mangel des Buches wollen wir nicht verschweigen: Der Herausgeber schöpft seinen Stoff, auch den modernen, nur aus gedruckten Quellen, die er gewissenhaft anführt. Aber jeder, der die Waffe getragen, weiß, daß auch noch in unseren Tagen eine Menge von bisher ungedruckten, ja selbst ungeschriebenen Volksliedern innerhalb der Truppen circuliren und von Mund zu Mund sich forterben, deren Gehalt und Innigkeit sie neben ihrer oft volksthümlichen Derbheit wohl der Sammlung werth machen. Vielleicht geben diese Zeilen dem Verfasser und auch anderen Gesangslustigen die Anregung, mehr nach solchen noch jetzt umlaufenden und täglich neu entstehenden Liedern umherzuspähen und sie zu fixiren. Diese beiden angedeuteten Mängel wiegen jedoch leicht gegenüber der Fülle des Stoffs und der geschickten Auswahl desselben, welche dieses Liederbuch werthvoll machen und ihm hoffentlich eine ähnliche Verbreitung in deutschen militärischen Kreisen erringen, wie sie die „Commersbücher" in den studentischen gewannen. O. B.

Spanische Frühlingstage von G. v. Beaulieu. Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein. — Fräulein v. Beaulieu ist ein lustig plaudernder Reisender, das wissen wir schon aus manchen anderen ihrer Reisefeuilletons; mit großem Interesse folgen wir ihr also auch nach Spanien, wohin ja auch sonst jetzt der Modezug das reisende Deutschland lockt. Ein offener Blick für alle Eigenthümlichkeiten eines Landes, ein helles Auge für landschaftliche und menschliche Schönheiten, ein warmes Herz für soziales Elend, wo es ihr auf dem Wege begegnet, das sind die Hauptvorzüge der Touristin. Frische des Tones, Lebhaftigkeit der Darstellung und ein gewisser burschikoser Humor, verbunden mit Jovialität, sind die Reize der Schriftstellerin. Wer sich von solch angenehmem Reiseführer nach Spanien begleiten lassen oder auch nur bei seinem Plaudern von einer Reise dorthin träumen will, der nehme das Buch zur Hand. O. B.

Wie es war und wurde. Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Officiers." Wiesbaden, J. F. Bergmann. — Aus Sammlungen alter und neuer Familienbriefe hat der Verfasser dieses Buches den Stoff für seine einfachen Erzählungen herausgeblättert. Anspruchslos in Erfindung und Ton treten sie vor uns hin, aber unter dem einfachen Gewande, das in seinem Zuschnitte jedes Künstlerische absichtlich zu vermeiden scheint, schlägt ein warmes Herz, und eine vornehme Eleganz paart sich mit der Einfachheit. „Aus althannoverscher Zeit" behandelt in zwei Bildern das Leben mehrerer hannoverschen Adelsgeschlechter zur Zeit der großen Revolution und der Befreiungskriege. Französische Refugiés und später französische Eroberer treten in freundlicher und feindlicher Weise in Verbindung zu jener Sippe, und diese Beziehungen machen jene Bilder ungemein lebendig. In der zweiten Abtheilung: „An der Grenze" werden die Abkömmlinge jener hannoverschen Geschlechter in ihrer Theilnahme an den Ereignissen des Jahres 1870 uns vorgeführt. Interessant ist hier die Schilderung der Stimmung in einer süddeutschen Stadt vor Ausbruch des großen Krieges. Aufs neue treten nach Beendigung desselben die deutschen Familien in freundliche Beziehungen zu einem französischen Adelsgeschlechte, und so gewinnt das Buch einen höchst erfreuenden und harmonischen Abschluß.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Bildermappen zu Schorers Familienblatt

In gross Quartformat sind mit Lieferung 12 soeben vollständig geworden.

Die Bildermappen enthalten 36 in Kupferstichmanier gedruckte vorzügliche Illustrationen aus Schorers Familienblatt nebst poetischen Textbeilagen. In der in Nr. 48 (9) abgebildeten stilvollen Mappe nach dem preisgekrönten Entwurfe von P. Schley bilden dieselben ein Prachtwerk von hohem Kunstwerte, wie es zu so billigem Preise selten geboten werden kann.

Als Festgabe wird es überall willkommen sein.

Für die Abonnenten des Familienblatts und des Echo ist der Preis Mk. 15.60., für Nichtabonnenten Mk. 20.—.

☛ Die Abonnenten wollen bei der Bestellung sich durch Abonnementsquittung als solche ausweisen. ☚

Ein Neudruck findet nicht statt, wir können also nur liefern, so lange der gegenwärtige Vorrat reicht.

Bestellungen können bei allen Buchhandlungen gemacht werden, auch bei der Verlagshandlung, welche bei Einsendung des Betrages portofrei versendet.

Die Verlagshandlung von
Schorers Familienblatt und des Echo.
Berlin SW., Dessauerstraße 12.

Neue Werke aus
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau)
in Leipzig.

Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von **Prof. Dr. W. Preyer.** 2 Aufl. broch. **9 M.**, gebd. **11 M.**

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Von **Dr. H. Ploss.** 2 starke Bände. broch. **16 M.**, gebd. **19 M.**

Die Antiquariatsbuchhandlung von
Aurel Bluemich
in Leipzig, Neumarkt 9.
versendet auf Wunsch gratis und franko:

Antiquariats-Katalog Nr. 1 Theologie, Nr. 2. Deutsche Sprache und Literatur, Geschenkwerke. Nr. 3. Geographie. Reisen. Geschichte. Nr. 4. Naturwissenschaften. Pädagogik. Jurisprudenz. Philosophie. Medizin.

Soeben sind erschienen:
Friedrich Hebbels Tagebücher.
Mit einem Vorwort herausgegeben von
Felix Bamberg.
I. Band nebst Portrait Hebbels nach Rahl.
Preis 9 Mark.
Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

B. Z.

Es bietet wohl kaum eine politische Zeitung ihren Lesern in so reichem Maße eine anregende Lektüre, bei einer Fülle des Stoffes, zu einem so billigen Abonnementspreise, als das „Berliner Tageblatt", das sich durch seine Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und sorgfältige Auswahl seines Inhalts einen festen Stamm von 70,000 Abonnenten zu erwerben gewußt hat u. somit die bei Weitem gelesenste u. verbreitetste Zeitung Deutschlands geworden ist. Diese Abonnentenzahl hat bisher noch keine zweite deutsche Zeitung auch nur annähernd erreicht. So große Erfolge können nur durch wirkliche Leistungen erzielt werden; sie liefern den Beweis, daß das „Berliner Tageblatt" die Ansprüche, welche man an eine große politische Zeitung zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße zu befriedigen weiß.

Eine neue Bereicherung des Inhalts

erfährt das „Berliner Tageblatt", indem es fortan auch in einer **Montags-Ausgabe** erscheint, der eine feuilletonistische Beilage: **„Der Zeitgeist"** beigegeben ist. Diese Beilage wird einen hervorragenden Theil jener Aufsätze u. Artikel enthalten, welche im „Deutschen Montags-Blatt" erscheinen, das sich bekanntlich der Mitarbeiterschaft der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller erfreut.

Die **besonderen Vorzüge** des „Berliner Tageblatt" bestehen vornehmlich in Folgendem: Die Abonnenten empfangen nachstehende werthvolle Separat-Blätter: Das illustrirte Witzblatt **„Ulk"**, das illustr. belletrist. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** u. die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** u. **Hauswirthschaft"** nebst **„Industrieller Wegweiser"** u. endlich Montags das feuillet. Beiblatt: **„Der Zeitgeist".**

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- u. Abendblatt. — Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige, politische Haltung. — Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Korrespondenten an den Hauptweltplätzen, durch welche das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten den meisten Zeitungen voran zu eilen im Stande ist. — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- u. Herrenhauses, sowie des Reichstages. — Vollständige Handels-Zeitung, die Fonds-Börse, den Produkten- und Waarenhandel umfassend, nebst einem sehr ausführlichen Courszettel der Berliner Börse. Ernteberichte. Eisenbahn-Einnahmen. — Ziehungslisten der Preußischen u. Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere. — Graphische Wetterkarte nach Telegrammen der Deutschen Seewarte sowie Wetter-Prognosen. — Militärische u. Sport-Nachrichten. Personal-Veränderungen der Civil- u. Militär-Beamten. Ordens-Verleihungen. — Reichhaltige u. wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt u. den Provinzen; interessante Gerichts-Verhandlungen. — Die hervorragenden Erscheinungen der Litteratur u. Kunst werden allwöchentlich in besonderen Essays besprochen. — Theater u. Musik finden im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" sorgfältige Behandlung. Auch erscheinen darin die **Romane** u. **Novellen** der ersten Autoren. So bringt das „Berliner Tageblatt" im nächsten Quartal einen **hochinteressanten** u. **spannenden Roman** in drei Bänden von **Ouida** unter dem Titel:

„Fürstin Napraxine"

welcher einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der russischen Hoch-Aristokratie u. deren Denkweise gewährt. Trotz der Fülle anregenden u. unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt" für das Vierteljahr nur **5 Mk. 25 Pf.** für alle fünf Blätter zusammen. Eine frühzeitige Bestellung bei der nächst gelegenen Postanstalt ist zweckmäßig, wenn die Zusendung vom 1. Januar ab pünktlich erfolgen soll.

Neu erschienen:

Schillers Glocke

in 40 Bildern von B. Neher, nach den Entwürfen zu den Wandgemälden im Schlosse zu Weimar in Holz geschn.

Verkleinerte Lichtdruck-Ausgabe.

40 Bl. auf ff. Carton, in Mappe, 8°. Mk. 5.—
(Leipzig, J. A. Barth.)

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit drei Beilagen
a. Deutsches Heim.
b. Gerichtslaube.
c. Aus alter und neuer Zeit.

Pro Quartal in Berlin M. 4,20
Abonnement ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Für Weihnachten!

Soeben erschien:

Kleine Geschichten

von

Richard Leander.

gr. 8. 150 S. Velinpapier. Eleg. geb. *M* 2.40.

Inhalt: Die beiden Weiser. — Die Rumpelkammer — Francesco.

Der Verfasser der bereits in 14 Auflagen verbreiteten „Träumereien an französischen Kaminen" bietet in dem vorliegenden Werkchen drei feinsinnige, tief ergreifende Erzählungen.

Von einer grossen Zeitung (fortschrittl. Tendenz) werden neben den ständigen Redakteuren tüchtige Mitarbeiter für politische und soziale Artikel gegen gutes Honorar gesucht. Diskretion wird zugesichert. Meldungen unter **P. 15** Expedition der „Gegenwart".

Als 18. und 19. Band der **Grote'schen Sammlung** ist soeben erschienen:

Der Bürgermeisterthurm.

Eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert

von **A. von der Elbe.**

2 Bände. Preis 6 Mk., in 1 Band geb. 7 Mk.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

WALHALL

NEU! Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix und Therese **Dahn.**

Ein nationales Hausbuch

Künstlerisch illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten nach Federzeichnungen von **Johannes Gehrts.**

Prachtband 10 Mark.

Verlag von B. Voigtländer in Bad Kreuznach.

Otto Spamers illustrirte Weihnachts-Novitäten

liegen in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Verzeichnisse empfehlenswerter Geschenkwerke für jung und alt gratis und franko.

Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** — in **Berlin** SW.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.

Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

15 Bde. in ca. 110 Lieferungen und 4 Registerbde. gr. 8°.

Bisher erschienen:

1. Band. **Geschichte des Morgenlandes.** 1882. *M* 7.—.
2. = **Geschichte des Hellenischen Volkes.** 1882. *M* 7.50.
3. = **Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt.** 1883. *M* 7.50.
4. = **Geschichte des Römischen Kaiserreichs, der Völkerwanderung und der neuen Staatenbildungen.** 1883. *M* 7.—.
5. = **Geschichte des Mittelalters.** 1. Theil 1883. *M* 6.—.
6. = ——— do. ——— 2. Theil 1884. *M* 7.—.
7. = ——— do. ——— 3. Theil 1884. *M* 7.50.

Register zum 1.—4. Band. I. **Geschichte des Alterthums.** 1883. *M* 1.50.

Einbände pro Band einfach: *M* 1.25; **elegant:** *M* 2.—.

——— Register **einfach:** *M* 1.—; **elegant:** *M* 1.50.

Soeben erschienen in dem unterzeichneten Verlage:

Geschichtsrepetitionen

für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Herausgegeben von

Professor Dr. Friedrich Junge,

Direktor des Gymnasiums mit Realabteilung zu Greiz.

1885. VI u. 126 S. 8°. Cartonnirt *M* 1.20.

David Müller:

Geschichte des deutschen Volkes

in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. **Elfte verbesserte Auflage,** besorgt von **Prof. Dr. Fr. Junge,** Direktor. Ausgabe für den Schulgebrauch. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms von A. v. Werner. 1884. 33¼ Bog Geh. *M* 4.20. Geb. (in Leinen) *M* 5.—. Geb. (mit der Schilling'schen Germania) *M* 6.—.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Neuer Verlag von **Breitkopf u Härtel** in Leipzig.

Ein Kampf um's Recht

von

Karl Emil Franzos.

Roman in zwei Bänden.

Zweite Auflage.

8. VIII, 387 u. VI, 372 S. geh. Mk. 10.—. Eleg. geb. Mk. 12.—.

Der vorliegende Roman ist bereits ins Englische, Russische, Dänische, Holländische und Rutdenische übersetzt worden. Rudolf v. Jhering sagt über denselben in der neuesten Auflage seines Werkes „Der Kampf ums Recht": „Franzos hat das Thema in neuer, seinem Vorgänger Kleist gegenüber völlig selbständiger und höchst ergreifender Weise behandelt. Sein Werk bildet ein würdiges Seitenstück zum Kohlhaas, es ist ein Seelengemälde von reiner Wahrheit und erschütternder Kraft, das Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Hierzu eine Beilage der Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin (Weihnachtstisch 1884) und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

№ 52. Berlin, den 27. December 1884. Band XXVI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Börsen- und Capitalrentensteuerfrage. Von Max Quarck. — Zoologische Stationen. Von Carl Vogt. — **Literatur und Kunst:** Dietsche Beweging. Von Klaus Groth. — „Haus Wartenberg." Von Oscar von Redwitz. Besprochen von Theophil Zolling. — Das neue Gewandhaus in Leipzig. Von H. Ehrlich. — **Feuilleton:** Vater Jost's Geheimniß. Eine Weihnachtsgeschichte von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstausstellungen. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Zur Börsen- und Capitalrentensteuerfrage.

Von Max Quarck.

Es ist unzweifelhaft richtig, daß wir uns in einer Zeit befinden, in deren öffentlichem Leben der Widerstreit der materiellen Interessen der verschiedenen socialen Volksclassen den Vordergrund einnimmt. Man hat diese Erscheinung von vielen Seiten beklagen zu müssen geglaubt. Aber mit Unrecht. Diesen Kampf der wirthschaftlichen Gegensätze hat die Gegenwart nicht erfunden, sondern in der Geschichte als eine aus der aufsteigenden Classenbewegung nothwendig resultirende Aufgabe, ausdrücklich für sie gestellt, gefunden. Das Ende des vorigen Jahrhunderts sah die Lösung einer solchen Aufgabe unter dem Impuls des dritten Standes, da in blutigem Aufstande, dort in friedlicher Reform. Dem Ende unseres Jahrhunderts ist die Lösung derselben Aufgabe unter dem Drängen des vierten Standes vorbehalten. Jetzt spitzt sie sich zu in die Erzielung einer dauernden Versöhnung zwischen dem sich in immer weniger Hände häufenden, nur Renten ziehenden Besitze und dem sich bedrohlich mehrenden besitzlosen und auf den nothwendigsten Lebensunterhalt angewiesenen Proletariate. Ihre Lösung ist bereits angebahnt im politischen Leben durch die Einführung socialer Reformen und einstweilen durch eine mehr den thatsächlichen Verhältnissen als idealen Anschauungen von Gleichberechtigung entsprechende Vertheilung der Staatslasten auf die einzelnen Classen. Freilich übersetzen sich die Forderungen der materiellen Lage der Nation nur erst sehr schüchtern und langsam in das Politische. Während im wirthschaftlichen Leben die Gegensätze bereits fast unerträglich geworden sind, macht die Politik noch Versuche, sie beizubehalten und nur ein wenig zu mildern. Doch so ist stets der Gang der Geschichte gewesen. Und an jene Stelle gehört auch der Gegenstand dieser Betrachtung: der Gedanke einer Börsensteuer, Capitalrentensteuer oder wie man die vielbesprochene Sache sonst noch genannt hat. Daß Diejenigen, die von dieser Steuer betroffen werden würden, sie mit allen Kräften als eine der größten Ungerechtigkeiten und Unmöglichkeiten verschreien, darf natürlich das unbefangene Urtheil nicht im mindesten beirren. Der Socialpolitiker, der die Thatsachen nüchtern betrachtet, kommt ja, wie schon erwähnt, zu dem viel weiter gehenden Ergebnisse, daß eine Börsensteuer u. Aehnl. wirthschaftliche Gegensätze, die bereits unhaltbar geworden sind, nicht beseitigen, sondern beibehalten und nur mildern will. Sollen und können diese Gegensätze aber trotzdem noch nicht beseitigt, sondern nur gemildert werden, so ergibt sich jene Steuer — wenigstens was die Vertheilung der Staatslasten angeht — allerdings als der beste und geradeste Weg. Nicht aus den Zeitungsräsonnements, die eben nur die verschiedenen Interessen unvermittelt gegen einander ausspielen, sondern an der Hand grundlegender, lediglich wirthschaftlicher Betrachtung der historisch gewordenen und bestehenden Vertheilung des Volkseinkommens läßt sich die Berechtigung oder Nichtberechtigung jener socialpolitischen Maßregel erkennen. Es ist zu diesem Ende auf die eminent geschichtliche Auffassung von der gegenwärtigen Vertheilung des Nationalvermögens zurückzugehen, die in der Staatswissenschaft endlich die maßgebende geworden ist: die des größten deutschen Volkswirthes Rodbertus.

Rente ist nach dieser, den Thatsachen am schärfsten auf den Leib gehenden Zergliederung unserer Wirthschaftsverfassung alles Einkommen, welches ohne eigene Arbeit, lediglich auf Grund eines Besitzes, bezogen wird. Dahin gehört die Grundrente, der Capitalgewinn und Capitalzins. Nun besteht Einkommen nur aus wirthschaftlichen Gütern. Wirthschaftliche Güter aber wiederum kosten Arbeit, und nichts als Arbeit. Zum „Kosten" gehören nämlich wesentlich zwei Dinge: einmal, daß ein Aufwand gemacht ist, der deshalb nicht mehr für Anderes zu machen ist; dann, daß dieser Aufwand von einem Subject gemacht wird, das durch die Unwiederbringlichkeit des Aufwandes getroffen wird. Wirthschaftliche Güter (und nur mit solchen hat es die Volkswirthschaft zu thun) **kosten** aber nur die bewegende Kraft, die Arbeit, weil einerseits der Aufwand an Intellect und Willen dabei recht wohl wieder für Anderes zu machen ist, und andererseits durch den Aufwand an Naturkräften und Stoffen bei der Hervorbringung eines Gutes zwar die Natur, aber nicht der Mensch, nicht seine Wirthschaft unwiederbringlich getroffen wird. Da alles Einkommen aus wirthschaftlichen Gütern besteht, letztere aber nur durch Arbeit hervorgebracht werden, so kann es Rente, die ja eben Einkommen ohne eigene Arbeit ist, nur dann geben, wenn die Arbeit mehr hervorbringt, als wenigstens zur Fortsetzung der Arbeit für die Arbeiter nothwendig ist, und wenn Einrichtungen bestehen, die dies Mehr ganz oder zum Theil den Arbeitern entziehen und Andern, die nicht selbst arbeiten, zuwenden. Ursprünglich hat die Sklaverei diesen Zwang geübt. Aber auch an den später freigewordenen Arbeitern übt das Grund- und Capitaleigenthum einen ähnlichen Zwang aus. Denn dies bewirkt erstens noch ebenso wie die Sklaverei, daß das Product selbst nicht den Arbeitern, sondern den Herren des Bodens und Capitals gehört, und es bewirkt zweitens, daß die Arbeiter, die Nichts besitzen, gegenüber den Herren, die Boden und Capital besitzen, froh sind, von ihrem eigenen Arbeitsproducte nur einen Theil zur Unterhaltung ihres Lebens, d. h. wieder zur Fortsetzung ihrer

Arbeit, nicht mehr, zu erhalten. Rente sowohl als Lohn sind also Antheile, in welche das Product, so weit es Einkommen ist, zerfällt. Es giebt nämlich auch Producte, die nicht Einkommen sind: Rohstoffe, Hülfsstoffe, Gebäude, Werkzeuge, Maschinen u. Aehnl., gleichsam in Gallerte übergegangene Arbeit, von denen die Werkzeuge im weitesten Sinne im Verhältniß zu ihrer Abnutzung die Arbeitskosten der Güter erhöhen. Das Eigenthum an solchen Productionsmitteln zusammen mit einem bestimmten Quantum wirklicher Einkommensgüter in natura oder in Gestalt einer Anweisung auf sie in Geldsummen nennt man vulgär „Capital" „Privatcapital". Im volkswirthschaftlichen Sinne bildet jedoch nur die in einer Nation vorhandene Gesammtheit jener Productionsmittel, die sich bei der Arbeit abnützen und wieder ersetzt werden müssen, das Nationalcapital, im Gegensatz zum Nationaleinkommen, das aus sämmtlichen, mit Hilfe der Productionsmittel erzeugten Einkommensgütern besteht und nach Maßgabe der oben geschilderten Einrichtungen und Verhältnisse so ungleich unter Besitzende und Nichtbesitzende in einem sich selbst überlassenem Verkehre sich vertheilt. — Also Rente und Lohn sind gleichartige Antheile am Nationaleinkommen. Vergrößert sich die erstere, so muß nothwendigerweise der letztere sich verkleinern. Das Brod, wovon der Arbeiter lebt, ist zwar schlechter, als das des Rentiers, aber doch eben so frisch.

Ursprünglich hat nun die Theilung der Arbeit die Gestalt angenommen, daß die Herren des Bodens auch meistens die Herren des Capitals waren: der Grundbesitzer war zugleich der „Fabrikant" und meistens auch der Großhändler mit den vollendeten Producten. In einem solchen Zustande wird die ganze Rente den zu einer Person verschmolzenen Grund- und Capitaleigenthümern zufallen und sich überhaupt keine besondere Grundrente und Capitalrente unterscheiden lassen. Dieser Zustand hat noch die Regel im griechischen und römischen Alterthum gebildet. Entwickelt sich aber die Theilung der Arbeit dahin, daß das Capital der Regel nach andere Herren hat als der Boden, und daß also das Rohprodukt, das von den einen Arbeitern im Dienste der Einen, der Bodenbesitzer, hervorgebracht wird, nun von andern Arbeitern im Dienste der Andern, der Capitalbesitzer, in deren Eigenthum es übergeht, vollendet wird (wie in unserem modernen Zustande), so wird sich die Rente theilen und der eine Theil dem Besitzer des Rohproducts, dem Grundbesitzer, der andere dem, der das Rohproduct hat vollenden lassen, dem Capitalbesitzer, zufallen. Diese Theilung geschieht im Verhältniß des Werthes des Rohproductes zu dem Werthe, der dem Rohproducte durch die vom Capitalisten veranlaßte (Fabrikations- oder Transportations-) Arbeit zugesetzt ist, mit anderen Worten, im Verhältniß des Werththeiles, den das Rohproduct vom vollendeten Product einnimmt. Je niedriger der Werth des Rohproductes im Verhältniß zum Werthe des Fabrikationsproductes ist oder umgekehrt, desto kleiner oder größer wird der auf das Rohproduct fallende Theil der Rente, desto größer oder kleiner der auf das Fabrikationsproduct fallende Theil derselben sein. Die Capitalbesitzer nennen den letzten Theil Capitalgewinn und berechnen ihn im Verhältniß der Größe des Capitals; — wie es üblich geworden ist im Verhältniß zu Hundert oder nach Procenten. Dies Verhältniß drückt die Höhe des Capitalgewinnes aus. Damit ist zugleich ein Maßstab für den Rentenerwerb alles angewandten Capitalvermögens gegeben. Man wird kein Capitalvermögen anwenden, wo es nicht nach diesem Maßstabe Rente zieht. Und da auch zur Herstellung von Rohproduct Capital erforderlich ist, so wird man auch von dem auf das Rohproduct fallenden Rententheile nach jenem Maßstabe erst wieder einen Theil als auf das angewandte Capital zu berechnende Rente oder als „üblichen Capitalgewinn" abziehen müssen. Bleibt dann noch ein Theil übrig, so wird derselbe Grundrente genannt, weil er dem Grundbesitzer nur als solchem, abgesehen von ihm als Capitalbesitzer oder gar Arbeiter, zufällt, und es pflegt nach ihm das Grundstück zu Capitalwerth berechnet oder „capitalisirt" zu werden. Ist der Capitalgewinn hoch, so muß die Grundrente niedrig sein. —

Soweit die Rententheorie von Rodbertus, die weder in ihrem strengen logischen Aufbaue, noch von den thatsächlichen Verhältnissen aus angefochten werden kann und auch noch von Niemand widerlegt ist. Sie hat vielmehr den Vortheil, auch dem Laien die Natur solch' mystischer Begriffe klar und faßlich zu machen, wie ihm, dank unseren „gangbaren" Volkswirthen, z. B. derjenige der Grundrente ist. Um für unser Thema fruchtbar zu werden, bedarf diese Rententheorie jedoch noch einiger Zusätze, die auch Rodbertus schon an zerstreuten Stellen seiner leider so seltenen Werke gemacht hat.

Eine Folge jener festgestellten qualitativen Vertheilung des Nationalvermögens und Nationaleinkommens nach Lohn, Grund- und Capitalrente ist unsere moderne Geldwirthschaft. Das ganze Nationalproduct — von dem Moment an, wo es in seinen materiellen Elementen durch die Rohproducenten aus dem Schooße der Erde herausgeholt wird, bis zu dem, wo es als Nationaleinkommen in die consumtive Vertheilung übergeht — wird, weil es während dieses ganzen Productionsprocesses mehrere Male den Besitzer wechselt, immer nur im Wege des Verkaufs und Kaufs, d. h. mittelst des Geldes, oder in der Geldform mittelst des Credites von Stufe zu Stufe gehoben. Ebenso erhält auch jeder Betheiligte zunächst nur in solcher Geldform seinen durch die bestehenden Rechts- und Volkswirthschaftsgesetze bedingten Antheil, den er auch immer nur mittelst Kaufes in den wirklichen Gütern, auf die es ihm ankommt, zu realisiren vermag.

Trotz dieser Geldwand, die dem ersten Blicke jene einfachen Haupttheilungsverhältnisse verdeckt, spiegelt sich jedoch die qualitative Vertheilung des Nationalvermögens deutlich in unserem modernen Steuersysteme wieder, wenn auch in Folge der bestehenden Geldwirthschaft im Geldgewande. Wo nämlich im Staate Domänen, Zölle und andere indirekte Abgaben nicht ausreichen — und wo ist dies nicht der Fall? —, sind auch die Steuern, welche die noch unbefriedigten Staatsbedürfnisse decken müssen, nicht blos quantitativ, nach der Höhe und Größe, sondern auch qualitativ, nach der Art der zu Grunde liegenden Vermögens- oder Einkommenstheile verschieden. Eine specielle Steuer auf den Lohn, als den einen Einkommenstheil, hat zwar noch kein Staat im Bewußtsein der schreienden Ungerechtigkeit, die in dieser direkten Kürzung des nothwendigsten Lebensunterhaltes liegen würde, eingeführt; freilich ersetzen die indirekten Steuern, ohne den odiosen Namen einer Lohnsteuer zu führen, dieselbe fast vollständig. Aber die verschiedenen Abzweigungen der Rente kommen, die Grundrente als Object der Grundsteuer, die Capitalrente, freilich nur in verhältnißmäßig kleinen Theilen, als Object der Gewerbesteuer, der Stempelsteuer und ähnlicher unbedeutenden Abgaben zum Vorschein. Immerhin ist die Capitalrente als solche, als ein lediglich aus bloßem Besitze an beweglichem Capitale gezogenes Einkommen, der Pflicht, zu ihrem Verhältniß die öffentlichen Lasten mitzutragen, noch fast ganz entschlüpft. Daß es in dem oder jenem Kleinstaate eine zahme, wirkliche Capitalrentensteuer gibt, kommt hier nicht in Betracht.

Somit sind wir auf scheinbar weitsichtigem, abliegendem Wege mitten in unseren Gegenstand gelangt. Wir sehen, daß die moderne Besteuerung, wohl ohne klares Bewußtsein instinktmäßig auf jener qualitativen Vertheilung des Nationaleinkommens fußt, und wiederum mit Vorliebe sich an die Rente, und zwar bislang vorzüglich nur an die Grundrente, hält. In der That kann ja der einzig gerechte Grundsatz einer heutigen Besteuerung angesichts der geschilderten Theilungsverhältnisse des Nationaleinkommens nur eine Vorausbesteuerung des Besitzes sein. Es ist ein von keinem Volkswirthe mehr geleugnetes Gesetz, daß die Vertheilung des Nationalproductes nach den „natürlichen" Gesetzen des Tauschverkehrs, wie sie eben in unserem gegenwärtigen Wirthschaftsleben unbeschränkt herrschen, es mit sich bringt, daß bei steigender Productivität der Arbeit — und dieses Steigen grenzt ans Wunderbare, seidem sich die Wissenschaft mit der Technik verbrüdert hat! —, der Lohn der Arbeiter ein immer kleinerer verhältnißmäßiger Antheil am Nationalproduct wird. Durch das eherne Lohngesetz wird er immer auf das bloße Existenzminimum der Arbeiter herabgedrückt, und die ganze Fülle jener wunderbaren Production, die ja längst das Existenzminimum des Arbeiters erfüllt und weit hinter sich gelassen

hat, kommt folglich den Grund- und Capitalbesitzern zu Gute, kann nur ihnen zu Gute kommen. Andererseits läßt sich auch beweisen, daß alle aus dem Steuerertrage gegründeten öffentlichen Anstalten heute hauptsächlich nur wieder dem Besitze nützen. Wenn aber der Besitz ein Präcipuum in den Vortheilen, sowohl bei der Vertheilung des Nationaleinkommens, als auch bei Benutzung der öffentlichen Anstalten hat, so muß er gerechter Weise auch sein Präcipuum bei den Lasten haben, d. h. sich einer Vorbesteuerung unterwerfen. Eine einzige Einkommensteuer, die nothwendig progressiv sein müßte, verwirklicht indessen, abgesehen von allen sonstigen Nachtheilen, diesen Grundsatz noch nicht genügend, wenn sie auch den heute unverhältnißmäßig steigenden Renten- und Gewinnbetrag in der Nation zum Besten der Nichtbesitzenden, weder Rente noch Gewinn beziehenden, also der arbeitenden Classen, in Etwas kürzt. Jenen einmal gefundenen Gedanken der gerechten Vorbesteuerung des Besitzes kann nur eine Grundrenten **und** Capitalrentensteuer (Grund- und Capitalsteuer) realisiren. Erst dann, wenn diese Vorausbesteuerung des Besitzes zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse nicht hinreichte, würde eine allgemeine Einkommensteuer, die dann nicht einmal progressiv zu sein brauchte, den Rest zu beschaffen haben. Daß die durch eine Capitalrentensteuer aufgebrachten Beträge, wären sie bei den Pflichtigen geblieben, zur Capitalisation verwandt worden wären, daß also mit einer Capitalrentensteuer der Nationalproduction geschadet würde, ist mehr als zweifelhaft. Denn einmal werden Steuern vom Einkommen erhoben und würden also wahrscheinlich auch als Einkommen verbraucht worden sein — und zweitens würde, ohne die sammelnde Hand des Staates, die Vereinigung dieser Beträge zu Capital ihre Schwierigkeiten gehabt haben. —

In der Hauptsache sind es nur zwei legislatorische Strömungen, die eine bereits in ein festes Bett gelenkt, die andere noch regellos und nicht fixirt, die hier anzuführen sind. Von einer, der Bedeutung der Frage entsprechenden Lösung kann in beiden Fällen nicht gesprochen werden. Unverkennbar im organischen Zusammenhange mit den weltgeschichtlichen socialen Reformplänen der deutschen Reichsregierung, die dem wirthschaftlich Schwachen helfen wollen, steht der einer Initiative des Reichstagsabgeordneten von Wedell verdankte Entwurf eines Gesetzes, betreffend Abänderung des Gesetzes über Erhebung von Reichsstempelabgaben vom 1. Juli 1881, der den wirthschaftlich allzu Mächtigen, den Capitalisten, etwas vom Nerv ihrer Macht nehmen soll. Der Bundesrath nahm den Entwurf im Juni 1884 an, ohne sich um die wahrhaft verzweifelten Proteste namentlich des capitalistischen Großhandelsstandes zu kümmern, der nur in einigen Handelskammern Zeugniß von einem besonnenen und selbstlosen Patriotismus ablegte, und in diesen wenigen seiner Vertretungen seine doch noch so schonend geplante Heranziehung zu einer gerechteren Vertheilung der Staatslasten billigte. Die Novelle führte ja eigentlich nur statt des Fixstempels den Werthstempel, statt der Schlußnoten- und Rechnungsbesteuerung das Steuercontrolbuch ein, und normirte für ersteren den Satz von $^1/_5$ pro Mille. Das steuerliche „Sittenbuch", gegen das sich die Capitalisten mit Händen und Füßen stemmten, opferte ihnen übrigens der Bundesrath. Man ersieht bereits aus diesen kurzen Notizen, wenn man sie mit unseren grundlegenden wirthschaftlichen Ausführungen zusammenhält, auf welchem weiten Umwege die Novelle nur einen kleinen Theil der Aufgabe lösen will. Indeß hat man doch auch sie bereits als eine Börsensteuer bezeichnet. Demgegenüber streben die conservativen Parteien des Reichstages immer noch nach der Einführung einer wirklichen Börsensteuer. Neuerdings geben selbst Blätter, die mit der Börse in enger Fühlung stehen, offen zu, daß eine stärkere Besteuerung der Börse nicht zu umgehen sei: ja sie stellen sogar in Aussicht, daß die interessirten Kreise selbst für die Ausarbeitung eines Börsensteuerentwurfes sorgen würden, freilich, last not least, mit dem Hinzufügen, daß dem „reellen Geschäft" dabei möglichst die Existenzbedingungen gewahrt bleiben müßten. Die conservative Presse hat dies Entgegenkommen freudig begrüßt, auf die im Interesse der Betheiligten vorhandene Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens hingewiesen und betont, daß nur auf diesem Wege, niemals durch starre Ablehnung einer „mehr als berechtigten Forderung" eine allen Interessen entsprechende Lösung gefunden werden könne. Hinzugefügt hat sie freilich wiederholt, daß sie nach wie vor an der Forderung eines organisatorischen Börsengesetzes im Zusammenhange mit der Börsensteuer, bezüglich als Grundlage derselben festhalten müsse. Hierher gehört auch die durch Schönbergers Börsen- und Handelsbericht mitgetheilte Aeußerung eines Mitgliedes der haute finance: „Die Börse kann 20 und auch 40 Millionen neue Steuern aufbringen, nur müssen die unerträglichen Controlmaßregeln der Steuer wegfallen." Durch ein diesen Worten entsprechendes Verhalten könnte die Berliner Börse den Makel verwischen, den sie sich dadurch aufgeladen hat, daß sie beim bloßen Bekanntwerden der Börsensteuerpläne der Regierung ohne weiteren Grund jede Theilnahme an der Gründung einer Colonialbank verweigerte. Beginnt doch selbst die Hochburg des modernen Capitalismus, England, sich mit Börsensteuerplänen ernsthaft zu beschäftigen. Das dort angesehenste Fachblatt, der „Economist", macht in einer seiner letzten Nummern den Vorschlag, eine Abgabe von 1 Schilling per Cent auf alle Umsätze an der Fondsbörse zu legen, die sich seiner Schätzung zufolge auf Lstr. 5 000 000 000 im Jahre belaufen. Eine Schillingsteuer pro Cent auf diese riesige Summe würde dem Staatsschatze Lstr. 2 500 000 im Jahre zuführen. Dieser Satz bedeutet $^1/_2$ pro Mille und ist bedeutend höher als der in der Novelle zum deutschen Stempelgesetze angenommene ($^1/_5$ pro Mille). Bis dato hat freilich der von der liberalen Parlaments-Mehrheit der Capitalisten abhängige Schatzkanzler auf die Anregung des Blattes, das als eine Autorität in Handels- und Finanzfragen gilt, noch nicht reagirt. —

Zoologische Stationen.

Von Carl Vogt.

Wenn wir vor dreißig und mehr Jahren zur Seeküste wallten, um dort Studien zu machen, mietheten wir uns an einem geeigneten Orte ein Zimmer, richteten uns dort mit Mikroskopen und Instrumenten, Glasgefäßen und Wasserbecken so gut ein als möglich und priesen uns glücklich, wenn wir einen Fischer fanden, der intelligent oder schon von einem unserer Vorgänger eingeschult war für den Fang der uns interessanten Organismen und für die nöthigen Handleistungen. Dann kamen wir nach Wochen, Monaten oder selbst Jahren heim und sagten: Wir haben am Meere gearbeitet.

Wenn heute Einer genau dasselbe thut, so macht er einen großen Lärm und sagt: Ich habe eine zoologische Station gegründet! Kommt allenfalls irgend ein fremder Naturforscher, dem man in demselben Zimmer einen Platz gönnt, so ist die Station über Nacht eine internationale geworden.

Aber es gibt Stationen und Stationen. Die einen können kleinen Verkaufsläden, die anderen Magazinen von Großwaarenhändlern verglichen werden. Die Station in Neapel spielt etwa die Rolle der Docks von London.

Vor einiger Zeit wurde ich von einer Regierung, die an der Station von Neapel betheiligt ist, angefragt, ob es nicht räthlich sei, sich bei einer näheren und wohlfeileren Anstalt zu abonniren oder gar den Beitrag unter mehrere Institute dieser Art zu vertheilen? Da man wisse, daß ich mit den einschlagenden Verhältnissen wohl vertraut sei, ersuche man mich, eine aufrichtige Antwort zu ertheilen.

Ich antwortete, daß ich aus eigener Anschauung mit geringer Ausnahme fast alle zoologischen Stationen des europäischen Continentes kenne, in mehreren derselben längere Zeit gearbeitet habe, und daß ich aus innigster Ueberzeugung nur rathen könne, nicht nur bei Neapel zu bleiben, sondern sogar den Beitrag, den man leiste, wesentlich zu erhöhen. Ich gebe hier einen Auszug aus meiner Begründung des ertheilten Rathes.

Was Neapel vor allen anderen Instituten ähnlicher Art auszeichnet, ist die Großartigkeit der Mittel und die Vielseitigkeit des Betriebes.

Nirgends finden sich, wie in Neapel, mit den wissenschaftlichen Einrichtungen vereinigt, große See-Aquarien, die mit stets strömendem Seewasser gespeist und täglich frisch bevölkert werden. In den anderen Stationen gibt es nur kleine Studien-Aquarien; die meisten entbehren des für das längere Leben der Thiere nöthigen Wasserstromes. Nur in Neapel kann man die zarten durchsichtigen Thiere der Hochsee längere Zeit hindurch beobachten; nur dort sieht man in den großen Becken, die eine Länge von 76 Meter im Laufenden einnehmen, die Thiergesellschaften in ihrem heimischen Leben und Treiben, in ihrem Verhalten zu einander.

Die Unterhaltung dieser Aquarien und ihres Wasserstromes erfordert beständig arbeitende Dampfmaschinen, Saug- und Druckpumpen, Dienstpersonal, Maschinisten; mit einem Worte: Geld, viel Geld.

Neapel besitzt zwei kleine Dampfer: einen gedeckten für Netzfischerei und Scaphandertauchen im Golf, einen ungedeckten, noch kleineren für Oberflächenfischerei mit dem feinen Netze. Keine andere Station besitzt einen eigenen Dampfer, der ihr Tag und Nacht zu Gebote steht und mit eigenen Leuten und des Geschäftes kundigen Fischern bemannt ist; der einen oder anderen dieser Stationen wird zuweilen von der Marine des betreffenden Staates ein Aviso während eines Monats zur Verfügung gestellt; die meisten sind hinsichtlich der Beschaffung des Materials auf ein Ruderboot und einen oder zwei Fischer beschränkt, während in Neapel die beiden Dampfschiffe und vier Ruder- und Segelboote das Material schaffen. Während man anderwärts oft Wochen lang auf das gewünschte Material warten muß, Vieles gar nicht bekommen kann, weil ein Markt oder die nöthigen Fangmittel fehlen, strömt es in Hülle und Fülle in Neapel zu, sobald der Zustand des Meeres es erlaubt.

Es entspricht der ganzen Anlage der Station in Neapel als eines Universal-Institutes für maritime Naturgeschichte, Botanik und Zoologie, daß das ganze Arbeitsfeld, welches das Meer bietet, in umfassender Weise ausgebeutet werde. Um diesen Zwecken zu genügen, bedarf es neuer Anstrengungen.

Um in größere Tiefen der See zu dringen, um größere Oberflächen zu beherrschen, um die Herkunft der Fauna und Flora kennen zu lernen, welche die Bucht von Neapel bevölkern, bedarf man eines größeren Dampfers, der so ausgestattet sein muß, daß er zugleich als schwimmendes Laboratorium dient. Um die Beschaffung eines solchen zu betreiben, befindet sich Professor A. Dohrn, der Director der Station, gegenwärtig in Deutschland.

Daß die Herstellung und Unterhaltung eines solchen Schiffes bedeutende Geldmittel benöthigen, weiß Jeder; ebenso, daß die Reisen und Excursionen auf dem Meere nicht umsonst gemacht werden. Je größer das Schiff, desto mehr Bemannung, desto mehr Kohlen erfordert es.

Bei dem bisherigen Betriebe der Station konnten manche wissenschaftliche Arbeitsfelder nur sehr ungenügend oder gar nicht bebaut werden. Die Physiologie verlangt Forschungen an Seethieren; die Pathologie nicht minder. Neuerdings erst hat Metschnikoff gezeigt, wie große Vortheile gewisse Seethiere, und nur diese allein, zur Lösung einer Menge von Fragen bieten, welche durch die mikroskopischen Krankheitserreger, die Microben, aufgeworfen werden. Es müssen für diese Wissenschaftszweige neue Räume geschaffen, ein Anbau an das jetzige Gebäude erstellt werden.

Die praktische Bedeutung der Meeresstudien ist durch die Beziehung derselben zur Fischerei, zur Gewinnung der Nahrungsstoffe aus dem Meere eine ungemein große. Die Gesetzgebung und Regelung der Fischerei ist nur auf Grund solcher Untersuchungen möglich. Auch diese Seite muß und soll eingehender berücksichtigt werden, sobald die nöthigen Mittel dazu vorhanden sind.

Neapel besitzt schon jetzt eine wissenschaftliche Bibliothek, die ihres Gleichen sucht. Aber sie muß vervollständigt und auf dem Laufenden erhalten werden, damit Jeder, der dort arbeitet, alle literarischen Hülfsmittel zur Hand habe, die er zur Vollendung seiner Arbeit braucht.

Die Station veröffentlicht werthvolle Werke, eine Zeitschrift, einen vollständigen Jahresbericht über die Leistungen in dem Gesammtgebiete der Zoologie und eine Reihe von Monographien „Fauna und Flora des Golfes von Neapel". Wenn die Zeitschrift sich selbst erhält, so kosten der Jahresbericht und noch mehr diese Monographien, von welchen einige ihren Verfassern Jahre lange Arbeit in Anspruch nahmen, die aber auch in Beziehung auf Gediegenheit des Textes und künstlerische Ausführung das Höchste leisten.

Der Betrieb einer solchen Anstalt erheischt ein wissenschaftliches Personal, das sich ganz den Aufgaben widmen kann, die der Station obliegen. Hier namentlich möchte ich noch ein letztes, dringendes Wort sagen.

Wenn es an anderen kleinen Stationen genügen kann, daß ein Director, etwa mit einem oder höchstens zwei Assistenten, die häufig wechseln, den wissenschaftlichen Arbeiten vorsteht, so gehört zu einer Universalanstalt wie Neapel auch ein stehender, Traditionen schaffender und fortpflanzender Generalstab — nennen wir es, um die Vergleichung durch einen Namen zu erleichtern, eine zoologische Facultät. Neapel hat das Glück, eine solche Facultät zu bilden. Aber es gebührt sich, daß Männer, welche ihr ganzes Leben, ihre besten Jahre einer solchen Aufgabe widmen, auch so gestellt werden, daß sie sorgenlos in die Zukunft blicken können. Es muß, wenn die Station auch weiterhin ihre Zwecke erfüllen soll, ein Pensionsfond gegründet werden, der eine dauerde Stellung verbürgt. Wir pensioniren unsere Professoren — sollen wir nicht auch für Diejenigen sorgen, welche im Auslande die wissenschaftliche Fahne hochhalten und ihre ganze Kraft einsetzen, um dieser Flagge die ihr gebührende Stellung zu wahren?

Die Einnahmequellen der Station fließen nur zum Theil in regelmäßiger Weise und auch diese nur so lange, als dieselbe die ihr gesteckten Zwecke erfüllt. Aber ein großer Theil dieser Einnahmen hängt nicht von der Arbeitsthätigkeit und den Leistungen der Anstalt ab, sondern ist Zufälligkeiten unterworfen, über welche Niemand Gewalt hat. Der Besuch der großen Schau-Aquarien, die zugleich zu biologischen Studien dienen, wirft Jahr aus, Jahr ein etwa 25 000 Mark ab. Aber dieser Besuch hängt fast ausschließlich von dem Fremdenbesuche ab; er gehört zu dem Programme der Touristen, wie der Vesuv oder Pompeji. Wie viele Fremde werden in diesem Winter Neapel besuchen? Voraussichtlich sehr wenige, obgleich die Cholera gar nicht in die Fremdenviertel gedrungen ist und nur in denjenigen Stadttheilen, unter den ärmsten Schichten der Bevölkerung, gewüthet hat die der Reisende höchstens einmal der Merkwürdigkeit des Anblickes wegen flüchtig besucht, aber niemals bewohnt. Doch wird der Ausfall, welchen die Furcht vor der Epidemie bedingt, ein ungemein fühlbarer werden.

Es ist also in der Lage der Sache nur zu sehr begründet, wenn Professor Dohrn jetzt sich Mühe gibt, durch Wandervorträge in den größeren Städten Deutschlands, die Bildung von Comité's zu betreiben, welche durch freiwillige Beiträge nicht nur die nöthigen Mittel zur Vervollständigung der Station beschaffen, soudern auch eine dauernde Einnahmequelle eröffnen, die zur Bildung eines Reservefonds dienen muß, der den Zweck hat, den etwa eintretenden Zufälligkeiten die Spitze zu bieten.

Man könnte fragen, warum denn gerade Deutschland hier werkthätig eingreifen soll, während doch die Station einen internationalen Charakter trägt, der ihr jedenfalls gewahrt werden muß, da der Zusammenfluß der Forscher aus so vielen verschiedenen Ländern einen der großen Vorzüge bildet, welcher diese Anstalt vor anderen, einzelnen Ländern angehörigen auszeichnet?

Die Antwort kann aus verschiedenen Gründen hergeleitet werden.

Existirte die Station in Neapel nicht, so müßte unbedingt eine deutsche Station am Mittelmeere errichtet werden. Die Gründung einer solchen wäre ebenso gewiß eine unabweisbare Nothwendigkeit für die deutsche Wissenschaft, wie die Gründung und Erhaltung eines archäologischen Institut in Rom es gewesen und noch ist.

Die deutsche Forschung steht unbedingt in den zoologischen und biologischen Wissenschaften, die als Arbeitsfeld der Fauna und Flora des Meeres bedürfen, obenan. Deutschland leistet in diesen Zweigen, wenn nicht mehr, so doch gewiß ebenso viel, als alle übrigen Culturländer zusammengenommen. Das ist eine Thatsache, an der kein nationaler Neid zu rütteln vermag.

Die deutschen Meeresküsten sind aber, wie allgemein anerkannt wird, zur Anlegung zoologischer Stationen nicht geeignet. Ihre Fauna ist arm an Formen verschiedener Art. Diese Formenarmuth ist sowohl in der Structur der Küsten, als in der Beschaffenheit der Meeresgewässer selbst begründet.

Will man die deutschen Forscher nicht zwingen, entweder sich ungenügend selbst zu helfen, wie sie es vor dreißig Jahren thun mußten, oder in mangelhaft ausgerüsteten fremden Stationen um Aufnahme zu bitten, die von dem guten Willen der Directoren abhängt, so muß eine Station geschaffen und unterhalten werden, die den größtmöglichen Reichthum an Formen, die größte Leichtigkeit der Beschaffung von Material zu Untersuchungen bietet, zugleich leicht erreichbar ist und außerdem wenigstens den größten Theil des Jahres hindurch benutzt werden kann. Je nördlicher das Meer, desto geringer ist sein Reichthum an Formen, desto kürzer die Zeit, die man auf eingehende Studien verwenden kann.

Hier liegt also die zwingende Nothwendigkeit vor, der durch die Station von Neapel nach allen Seiten hin genügt ist. Schon zu den Zeiten, wo keine Eisenbahnen existirten, pilgerten die deutschen Forscher vorzugsweise nach dem Mittelmeere als dem geeignetsten Arbeitsfelde. Sollen sie dies fortsetzen, oder soll die deutsche Wissenschaft vor fremden Thüren betteln, während sie jetzt ein berechtigtes Asyl hat? Uebrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß sogar in den heißesten Monaten des Jahres sich in Neapel sehr gut arbeiten läßt, während der Winter im Norden jeder Thätigkeit ein Ziel setzt.

Ein letzter Punkt ist nicht der leichteste in der Wagschale. Die Station in Neapel ist von einem Deutschen gegründet, und obgleich internationalen Charakters, ist doch das deutsche Element dort das vorwiegende. Gegenüber andern Stationen repräsentirt gerade die neapolitanische die ganze Vollwucht deutscher wissenschaftlicher Arbeit. Sie ist ein Musterinstitut, dem alle andern mit mehr oder minder großem Erfolg nacheifern. Italien hat sich neidlos dem Streben der Station angeschlossen, und wo sie nur irgend können, fördern die italienische Regierung, Provinz und Stadt Neapel die Station, die sie mit Recht als ein Institut ansehen, das dem Lande Ehre und Vortheil bringt. Würden solche Anschauungen Platz greifen können, wenn nicht die Station den höchsten Anforderungen entspräche, welche die Wissenschaft stellen kann? So wird ihre Erhaltung und stete Verbesserung eine Ehrensache für die gesammte deutsche Nation, die von der wissenschaftlichen Höhe, welche sie erklommen hat, nicht herabsteigen darf Angesichts anderer Völker, welche uns in diesem Punkte vorkommen möchten.

Aus allen diesen Gründen, die ich nur andeuten konnte, ist es angezeigt, daß der deutsche Bürgersinn, der sich jetzt wieder zu fühlen beginnt, eintrete mit Wort und That für eine Schöpfung, deren Unterstützung eine Ehrensache ist.

Literatur und Kunst.

„Dietsche Beweging".

Von Klaus Groth.

„Dietsche Beweging", so nennen die Vlamen ihre Agitation für die niederdeutsche Sprache — vlamisch-holländisch-plattdeutsch, für ihre Erhaltung dem andrängenden Franzosenthum gegenüber, für ihre Verschwisterung und Ausbildung. Die Vlamen haben diese Agitation begonnen und mit Recht für die Sache den Namen erfunden. Die Sache selbst ist noch nicht alt, für den Namen können wir sogar den Erfinder nennen, der noch für die dietsche Beweging lebt und wirkt: es ist der sprachgelehrte Dr. L. J. Hansen, Stadtbibliothekar in Antwerpen. — Unser hessischer Patriot Friedrich Oetker lebte, aus dem Vaterlande vertrieben, auch einige Jahre als politischer Flüchtling in Belgien. Er wurde, ähnlich wie Hoffmann von Fallersleben, als geborener Niederdeutscher bald mit der vlamischen Sprache, mit dem Volk und hervorragenden Gelehrten und Politikern so bekannt und vertraut, daß er im Jahre 1856 eine kleine Schrift u. d. T. „Der flämische Sprachenstreit" herausgeben konnte, eine Schrift, die in den Niederlanden wie in Deutschland, in vlaamscher und deutscher Sprache großes Aufsehen erregte und Einfluß übte.

Der erfahrene Politiker rieth den Vlamen, den Kampf um ihre Sprache als eine politische Angelegenheit aufzufassen und zu führen, er müßte in die Landesversammlung hineingetragen werden, ihre Abgeordneten müßten in der Kammer ihre Rechte vorbringen und verfechten. Dazu sei der erste Schritt die allerlebhafteste Betheiligung der Vlamen bei den Wahlen zur Kammer.

Die Vlamen haben diesen Rath langsamerhand befolgt, ihre Zeischriften, wie z. B. die scharfe Zweep (Peitsche) sind entschieden nicht blos vlamisch-national, also antifranzösisch, sondern zugleich anticlerical, während man früher mit dem Clerus liebäugelte, soweit er sprachlich zu ihnen hielt. Sie haben seitdem wichtige Gesetze über den Unterricht in vlamischer Sprache, über die Gleichberechtigung derselben mit dem Französischen vor Gericht, bei der Verwaltung, beim Postwesen, Eisenbahnverkehr ꝛc. durchgesetzt.

Auch die dietsche Beweging ist davon die weitere Folge, wie sie schon damals ebenfalls von Oetker, wenn auch in etwas verschiedener Auffassung, ins Auge gefaßt wurde. Er schreibt darüber 1878 in seinen Lebenserinnerungen: „Daneben beschäftigte mich ein Plan, den ich schon länger gehegt hatte und den ich noch fortwährend in Gedanken habe, obwohl nicht viel Aussicht mehr ist, daß ich an seiner Ausführung werde Theil nehmen können, nämlich die Aufzeichnung der niederdeutschen Mundarten von Dünkirchen bis Königsberg."

Deutsche und holländische Gelehrte begrüßten den Plan mit Freuden. Der gelehrte Professor de Vries schrieb im Namen der Maatschappy van nederlandsche Letterkunde in Leiden, daß diese berühmte Gesellschaft sich mit Vergnügen zum Mittelpunkte aller Mitwirkung in den Niederlanden machen würde.

Aber der Plan blieb liegen und dann auch, schreibt Oetker, war mit Privat- und gewöhnlichen Vereinsmitteln ein so riesiges Unternehmen nicht auszuführen . . . Selbst im Reichstage fanden sich bisher immer noch andere Aufgaben. Und doch wäre es hohe, ja die höchste Zeit, ihn wieder aufzunehmen. . . Auch von Anderen wurde das lebhaft anerkannt, allein Keiner hatte Zeit oder Lust und Muth, vorzugehen. . . Aufgegeben habe ich allerdings den Gedanken noch nicht; aber ich möchte wohl, daß ein Anderer, ein Jüngerer und Gesünderer für mich einträte. Einstweilen muß es erfreuen, daß wenigstens einzelne Gebiete hier und da lebhaft in Arbeit genommen worden sind.

Hätte mein tapferer Freund, der mit Muth seinem tyrannischen Landesherrn widerstanden und mit Glück der Rache Hassenpflugs entgangen war, um noch, mit Ehre ins Vaterland zurückberufen, als Abgeordneter von seinen Landsleuten entsandt, am Auf- und Ausbau des Deutschen Reiches mitzuwirken, hätte er einem stärkeren Feinde als jene, seiner habituellen Kränklichkeit noch einige Jahre länger Widerstand leisten können, so hätte er erlebt, daß sein oben bezeichneter Plan, blos durch Eifer, Hingabe und Arbeit Einzelner, wozu auch ich mich ein wenig rechnen darf, ohne Maatschappy, ohne Staatshülfe weder von den Niederlanden, noch vom deutschen Reiche, so weit er überall ausführbar, ausgeführt, ja überholt worden ist.

Van de Schelde tot de Weichsel. Nederduitsche dialecten in dicht en ondicht (Vers und Prosa) ausgewählt und erläutert durch Joh. A. Leopold und L. Leopold (Vettern). Drei Theile in zwei Bänden. Te Groningen bei J. B. Wolters

1882. Erster Theil: Frankreich, Südniederland, Nordniederland, 700 S. Zweiter Theil: Niederdeutschland, 400 S. Dritter Theil: Friesland, 260 S.

So betitelt sich ein Sammelwerk, das also auf fast 1400 eng, aber scharf und leserlich gedruckten Seiten Großoctav, schön ausgestattet, alles und mehr bietet, als was je in Oetker's Plan beabsichtigt war. Es ist ein Werk hingebendster Liebe, an Arbeit von Seiten der Herren Leopold, an Geldopfern von Seiten des Verlegers Herrn Wolters. Ich kann es nicht unterlassen, ihnen öffentlich den wohlverdienten Dank auszusprechen.

Die Sammlung enthält charakteristische Dialectproben aus dem ganzen im Titel bezeichneten Gebiete. Die Sammlung beginnt noch weiter südwestlich, als Oetker vorgeschlagen; sie bringt nämlich ein Halbdutzend interessanter Beiträge aus niederdeutschen Orten Frankreichs, aus Bailleul, Bambaque, Bergues, Caestre, Cappellebrouck, Duinkerken 2c. und überschreitet im Osten die Grenzen Rußlands.

Als die Herren Leopold sich gegen Ende der siebziger Jahre an mich wandten um Rath und Hülfe bei ihrem Unternehmen, da erschrak ich fast über ihre Kühnheit und habe anfänglich nicht geglaubt, daß sie es durchführen könnten und würden, am allerwenigsten daß es in so kurzer Zeit mir vollendet in zwei stattlichen Bänden vorliegen würde. Ich kannte die Schwierigkeiten besser als sie, und das mag gut gewesen sein, sonst hätten weder sie noch der Verleger es vielleicht unternommen. Die Herren hatten anfänglich die Absicht, eine gleichmäßige Orthographie für die Beiträge über das ganze Gebiet durchzuführen. Dies ist eine Lieblingsidee der Niederländer. Schon kurz nach dem Erscheinen meines Quickborn wandten sich vlamische Gelehrte an mich mit der Bitte, meine plattdeutschen Gedichte in niederländischer Schreibweise herauszugeben. Bei meinem Aufenthalt in Belgien 1861 war dies der immer wiederkehrende Gegenstand meines Gespräches mit dortigen Sprachgelehrten. Bis tief in die Nacht hinein saß ich eines Abends mit dem berühmten Professor Heremanns in Gent im Hotel, um ihm zu beweisen, daß es — für mich — nicht möglich sei. Es ist hier nicht der Ort, meine Ansicht zu begründen. Die Herren Leopold überzeugte ich, sie nahmen für Norddeutschland meine (Müllenhoff's) Orthographie im Princip an, für die übrigen Gebiete die neuholländische, gewiß zum Vortheil ihres Werkes.

Von besonderem Nutzen war ihnen meine ziemlich umfassende Kenntniß der plattdeutschen poetischen Literatur, ohne die es ihnen wohl kaum möglich gewesen wäre, einen stattlichen Halbband von 400 Seiten des Besten und Charakteristischsten derselben zusammen zu bringen. Die Hauptarbeit blieb aber ihnen, und man muß gestehen, daß sie nach Textgabe und Erläuterung ein lobenswerthes und gediegenes Werk geliefert haben. Was an ähnlichen Werken vorhanden war, z. B. Firmenich's deutsche Völkerstimmen, das haben sie durch Sorgfalt der Auswahl, Genauigkeit der Wiedergabe und Reichthum weit überholt. Sie haben mit einem Wort ein Musterwerk geschaffen, das schwer wird übertroffen werden. Ein Forscher des Niederdeutschen kann es in Zukunft nicht entbehren, und ein Freund unserer Moderspraak in allen ihren Phasen und dialectischen Wandlungen könnte höchstens durch den embarras de richesse abgeschreckt werden, sich in die Sammlung zu vertiefen. Er wird aber, wenn er herzhaft zugreift, schnell lernen, zu finden, was ihm nahe liegt und zusagt, und dabei bald seinen Gesichtskreis zu eigener Freude und Genuß erweitern. Er tritt in ein Panorama niederdeutschen Lebens, Denkens und Empfindens, von dessen Reichthum und Mannigfaltigkeit er keine Ahnung hat. Und was die Sprachformen selbst betrifft, so wird er, wenn er in der Sammlung, wie er ja kann, von seinem Heimathsort ausgeht und allmählich weiter schreitet, mit Erstaunen bemerken, daß von Duinkirchen bis in die russischen Ostseeprovinzen, von der Schelde bis zur Weichsel, der Grundstock der niederdeutschen Sprache immer derselbe und seine Mundarten verständlich sind nach dem geringsten willigen Zuhören und Aufmerken von einem Endpunkte des Gebietes bis zum andern.

Der treibende Gedanke für ein Unternehmen dieser Art war natürlich der von der Einheit der niederdeutschen Sprache, und das Bedürfniß, diese Einheit, die sprachliche Verwandtschaft der Stämme niederdeutscher Mundart thatsächlich, in Beispielen vor Augen zu legen. Daß dieses Erkenntniß und Bedürfniß mit dem Erwachen der neuplattdeutschen Literatur zusammentrifft, ist kein Zufall, sondern nothwendige Folge. Hatte man sich in politischer und wirthschaftlicher Kurzsichtigkeit vom deutschen Mutterlande getrennt, so fühlte man plötzlich die Verwandtschaft bei unserem Auftreten, und die ideal Gesinnten zögerten nicht, ihre Erkenntniß darzulegen.

Schon vor den Herren Leopold, vor jetzt 10 Jahren, 1874, gab ein sprachgelehrter wohlhabender praktischer Arzt in holländisch Friesland, in Leeuwarden, ein Werk in zwei Bänden (fast 900 Seiten Octav) heraus, das nach einem weniger umfassenden Plane, als der der Herren Leopold, dieselbe Idee verfolgte. Germanisten ist bekannt, daß Stalder 1819 eine schweizerische Dialectologie nebst Gleichniß von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten herausgab. Nach diesem Muster verschaffte sich Herr Winkler im Laufe von vier Jahren durch eine weitläufige, zeitraubende Correspondenz 186 Uebersetzungen derselben Parabel in eben so vielen verschiedenen Mundarten niederdeutscher und friesischer Sprache. Diese hat er mit sprachlichen Anmerkungen versehen u. d. T. Algemeen nederduitsch en friesch dialecticon. 's Gravenhage bei Martinus Nijhoff 1874 in zwei Bänden herausgegeben.

Es versteht sich wohl von selbst, daß sich auch Winkler um Hülfe an mich gewandt und daß ich bestrebt gewesen bin, ihm in plattdeutschen Landen, soweit nur irgend meine Bekanntschaft reichte, Personen zu bezeichnen, die ihm entweder selbst eine Uebersetzung der Parabel liefern oder ihm wieder andere bezeichnen konnten, die Arbeit zu leisten.

Welch' ein sonderbares Unternehmen — wird mancher Leser denken, um vier, fünf Jahre Arbeit und Mühe und acht bis zehn Tausend Mark zu verwenden — denn der Verleger wird sich gehütet haben, mit solchem Werk eine Speculation zu machen. Wer liest denn 186 mal das Gleichniß vom verlorenen Sohn in niederdeutschen und friesischen Uebersetzungen? — Darüber sagt der Verfasser, nachdem er aufgezählt, wie viel Mühe, Arbeit und Opfer ihm sein Werk gekostet: „Die Arbeit war mir so angenehm, daß, wenn durch irgend einen unglücklichen Zufall meine Handschrift in dem Augenblick, nachdem ich den letzten Buchstaben davon aufs Papier setzte, vernichtet worden wäre, ich mich doch vollkommen für meine Mühe belohnt gehalten hätte durch den Genuß, den die Arbeit selbst mir gewährt hatte."

Eine solche Freude an der Arbeit muß ihr Gelingen sichern. Der Leser braucht übrigens kein Dialectforscher von Fach oder Neigung zu sein, um sich davon zu überzeugen, sie nachzuempfinden. Man liest ohne besondere Mühe die bekannte Parabel leichthin in einer Reihe von Mundarten, bemerkt die leisen Uebergänge von Ort zu Ort und gelangt allmählich von dem Plattdeutsch an der russischen Grenze durch alle Stufen des Uebergangs übers Holländisch-vlamisch-friesische bis ins nördliche Frankreich hinein, anschaulich überzeugt von der Einheit der Grundlage dieser Sprachen.

Dazu liefert Herr Winkler eine Reihe von interessanten Anmerkungen nicht bloß über die Sprache, sondern über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Geschichte und Sagen, und zeigt einmal recht handgreiflich, wie viel Interessantes beim eindringlichen Detailstudium herauskommt. Ich will nur ein Beispiel anführen. Durch Winkler erfährt man speciell, welch' ein bedeutender Theil Nordfrankreichs noch bis ins 17. ja 18. Jahrhundert niederdeutsch in der Sprache gewesen und erst in neuerer Zeit verfranscht worden ist, selbst große Städte, wie Calais (eig. Kales), und daß es trotzdem noch eine Anzahl Oerter gibt, die sich bisher deutsch (vlaamsch) erhalten haben.

Ein höchst interessantes Kapitel behandelt das Rothwälsch (roodwaalsch, frz. argot), auf das ihn auch seine Erkundigungen geführt haben. Lust und Neigung, sagt er, oder das Bedürfniß, sich in Gegenwart Anderer besprechen zu können, ohne von ihnen verstanden zu werden, ist allgemein verbreitet. Schon Kinder, namentlich in der Schule, lernen meistens irgend eine Plappersprache, die ihnen dies im Scherze er-

möglicht, so lange die andern es ihnen nicht abgesehen haben. In meiner Knabenzeit machten wir es nach der Formel, ein ei jedem Wort anzuhängen und den anlautenden Consonanten mit ans Ende zu ziehen, z. B. Willst du mit? lautete: Illstwei udei itmei. Winkler theilt eine ganze Anzahl verschiedener Methoden zur Bildung ähnlicher Plappersprachen in Deutschland und den Niederlanden mit.

Besonders hatten Handelsleute, Krämer das Bedürfniß, sich Mittheilungen in Gegenwart ihrer Kunden und Käufer machen zu können, ohne von ihnen verstanden zu werden. Sie erfanden sich daher eine Geheimsprache, daher der Name Krämerlatein. Am meisten waren die oft verfolgen Handelsjuden, welche hausiren gingen oder die Jahrmärkte besuchten, einer solchen Geheimsprache bedürftig. Winkler gibt an, daß die sog. Juden- oder Kochemer-Sprache der Grundlage nach hochdeutsch sei und zwar das Hochdeutsch der Stadt Frankfurt a. M. Dahinein sind meistens die Substantive und viele Verba aus dem Hebräischen geflickt: loschaun ha kaudisch nennen sie selbst dieses Kauderwälsch.

Es scheint mir ein unverkennbares Zeichen besserer Zeiten und zunehmender Gesittung, daß die Geheimsprachen wenigstens im westlichen Europa verschwunden sind oder verschwinden; nur noch Verbrecher und Spitzbuben erhalten oder erfinden sich ihre Gaunersprache.

Was die Holländer Winkler und die Leopold's für die dietsche Beweging gethan haben, das bleibt auf dem Felde der Gelehrtenarbeit. Die Vlamen, allen voran Dr. Hansen, gehen direct agitatorisch zu Werke, Sprache und Literatur der drei niederdeutschen Völkergruppen möglichst zu vereinen und zu verschmelzen. Hansens Vater stammte aus Dänemark. Auf einer Reise dahin in den fünfziger Jahren hatte er, nachdem er schon vorher mit meinen Schriften in plattdeutscher Sprache und über's Plattdeutsch bekannt geworden, das ganze niederdeutsche Gebiet über Holland, Ostfriesland, Oldenburg, Bremen, Hamburg, Holstein durchwandert und sich durch den Augenschein überzeugt, daß die drei Völker und Sprachen so nahe verwandt sind, daß man sich mit geringer Mühe gegenseitig verstehen kann. Diese Ueberzeugung, für Gelehrte nicht neu und oft genug ausgesprochen, trug er in seinen Reisebriefen in zwei Bänden lebhaft vor, indem er eine Anzahl meiner Gedichte als Beweismittel mittheilte oder umschrieb. Er hat seitdem nicht aufgehört, für seine schwärmerische Idee, die dietsche Beweging, thätig zu sein. Zunächst gab er meinen Rothgeber in vlamischer Uebertragung mit Anmerkungen heraus. Er schrieb aber auch in Zeitschriften und Flugblättern über den Gegenstand bei jeder sich darbietenden Gelegenheit und zog bedeutende Männer in Belgien, wie den gelehrten Prof. Heremanns, den Dichter Hiel, die bedeutende Dichterin Frl. Loveling, in Holland den berühmten Volksdichter Heije zu seinen Anschauungen herüber. Auf allen niederländischen Sprachcongressen, bei festlichen Gelegenheiten, z. B. bei Eröffnung des ersten niederländischen (vlaamschen) Theaters in Antwerpen, auch sonst in öffentlich gehaltenen Vorlesungen, bei Empfang der Deputationen der Buren aus Südafrika ꝛc., versäumte er nie, auf die Verwandtschaft der Niederländer mit den Plattdeutschen hinzuweisen und den thatsächlichen Beweis, daß wir uns gegenseitig verstehen können, zu liefern, indem er plattdeutsche Gedichte von mir und von Anderen vortrug. Er ersann eine sehr prakticable Schreibweise, worin sich Plattdeutsch mit niederländischen Lettern recht gut lesen läßt, und hat manches Gedicht von mir nach dieser Methode drucken lassen.

Natürlich fehlte und fehlt es ihm auch nicht an Gegnern. Philister finden die Sache unbequem und haben es leicht, Hansen's Ideen für phantastisch und unausführbar zu erklären. Andere wittern politische Hintergedanken, namentlich sind es Holländer, die immer wieder fürchten, übergeschluckt zu werden, denen, wie Hansen sich ausdrückt, het goosvleesch (die Gänsehaut) überläuft, wenn sie den Namen Bismarck hören.

Wie weit diese Bewegung reichen wird, wohin sie führen kann, das läßt sich vorläufig nicht übersehen. Ideen reifen langsam bis zur praktischen Gestaltung. Ohne heilsame Wirkung ist sie bisher schon nicht gewesen. Konnte ich doch in einigen Vorlesungen an der Universität zu Leiden und in Amsterdam, wozu ich eingeladen war, 1875 ohne Widerspruch, ja mit Beifall der Zuhörer, das heikle Thema unserer engen Sprachverwandtschaft berühren und den Holländern sagen, sie seien schuld daran, daß wir so lange und so weit von einander getrennt gewesen. Alle Blätter begrüßten mich als „Vetter", manche berichteten, ich sei kein Muff (Schimpfname des Deutschen in Holland). Nur ein einziges argwohnte in mir einen geheimen Agenten Bismarcks.

Jedenfalls wünsche ich der dietschen Beweging einen guten Fortgang.

„Haus Wartenberg" von Oscar von Redwitz.*)

Es giebt Schriftsteller, die sich ihr Lebenlang vergeblich abmühen, eine literarische Jugendsünde vergessen zu machen. Emanuel Geibel, dessen Leyer bald einen so männlichen Vollklang gewann, bleibt bei einem großen Theil unseres Publikums der süßliche Sänger verliebter Backfische, als welcher er debütirte, und daß auch die Kritik sich hierin vielfach gegen ihn versündigte, beweist sein Stoßseufzer:

„Mit der Tageskritik verdarb ich's leider,
Weil ich sie nie nach ihrer Meinung frug;
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich mit achtzehn Jahren trug."

Oscar von Redwitz ist es ähnlich ergangen. Nur in einer Zeit geistiger Abspannung, wie sie auf die Erhebung von Anno 48 folgte, war es möglich, in dem Dichter der „Amaranth" auf die Versicherung katholischer Ultramontanen und protestantischer Pietisten hin einen poetischen Heiland zu sehen. Und noch heute ist er der süßliche Dichter der frommen Schwarzwaldmaid geblieben, obwohl er bald in gesundere Bahnen einlenkte, sich offen und aufrichtig zum Liberalismus bekehrte, im „Zunftmeister von Nürnberg" und in „Philippine Welser" kraftvolle Dramen schuf und durch sein patriotisches Lied vom neuen Reich, durch seine Romane „Hermann Stark" und „Odilo" und durch sein „Hausbuch" ein Liebling des deutschen Bürgerheims wurde. In seinem neuesten Roman hat er wieder einen Schritt nach rückwärts gethan. Weniger in Bezug auf seine religiöse und politische Ueberzeugung, denn in seinem „Haus Wartenberg" erkennt man überall einen modern denkenden Dichter, der die Probleme unserer Zeit in liberalem Sinne lösen möchte; allein man merkt es ihm deutlicher als früher an, wie schwer es ihm geworden sein muß, sich von seinen feudalen und orthodoxen Jugendidealen zu trennen. Mehr aber steht der neue Roman in künstlerischer Beziehung hinter seinen letzten Werken zurück. Zwar die Composition ist gut, einfach und übersichtlich; der erste Theil, der das Leben auf einem hochadligen Landsitz schildert, hat vor der Beschreibung anderer Schriftsteller, die nur nach Hörensagen erzählen, den Vorzug der Lebenswahrheit voraus; auch einige Episoden sind mit schöpferischer Phantasie packend oder rührend gestaltet, und durch das ganze Buch geht eine edle, milde, wirklich vornehme Stimmung. Aber Oscar von Redwitz wendet sich hier allzu sehr an weibliche Leser. Seine Dichtung ist ein wahrer Musterroman für höhere Töchterschulen. Wir bewegen uns nur in bester Gesellschaft; Bürgerliche und Feudale wetteifern mit einander in allen Tugenden. Lauter gute, vortreffliche Menschen, in deren Nähe uns wohl ist. Die Liebe ist hier wohl stark und getreu bis in den Tod, aber dabei doch merkwürdig wenig sinnlich und über die Maßen entsagungs- und opferfreudig. Die Conflicte sind nirgends auf die Spitze getrieben, die Geister platzen nicht aufeinander, sie weichen sich meistens behutsam aus und führen ihre Sache par distance, am liebsten brieflich. . . Jedes derbe Wort ist verpönt; der Respect, die Respectabilität bleibt überall gewahrt. Und Alles wird schließlich durch das höfliche Schicksal zum Guten gelenkt; eine unvermuthete Erbschaft, ein manierlicher Todesfall löst den Knoten auf einfachste Weise.

*) Wilhelm Hertz, Berlin.

Es ist Alles so reinlich und zweifelsohne und trieft so von Güte und Edelmuth, Frumbheit und Fürtrefflichkeit, daß kein junges weibliches Herz widerstehen kann. Nur der männliche Leser, wenn er kein Weib ist, wird mehr als einmal bei der Lectüre eine heftige Langeweile verspüren, über Süßholzraspelei brummen und mit Wilhelm Busch seufzen:

„So viel Tugend
Ist nicht recht nach meinem Sinn;
Stets befind' ich mich am wohlsten,
Wenn ich damit fertig bin.
Dahingegen so ein Laster
Ja, das macht schon mehr Plaisir". . . .

Aber, wie gesagt, der Dichter hat ja offenbar nur weibliche Leser beiderlei Geschlechts vor Augen, und ihr Plaisir liegt offenbar mehr nach der tugendhaften Seite hin. Ihr Mann ist also Oscar von Redwitz jedenfalls.

Es ist der herkömmliche Gouvernantenroman, eine etwas modern aufgeputzte „Jane Eyre". — Margarethe Bluhme — „wie ihr, wenn auch unorthographisch geschriebener Name besagt, eine junge Menschenblume, die trotz alles Frostes draußen doch ihren vollen Duft bewahrt hat" — ist eine wahrhaft ideale Gesellschafterin. Tochter eines verstorbenen Professors, hat sie eine äußerst sorgfältige Erziehung genossen, kann „perfect" mehrere Sprachen, phantasirt auf dem Klavier und dichtet auch. Bezeichnender Weise ist sie nicht schön, und dieses unterscheidet sie von den früheren Romanheldinnen, denen ihre Verfasser alle Reize der Venus anzudichten pflegten. Ihr Steckbrief ist zu charakteristisch, um hier unterdrückt zu werden. „Nein", heißt es, „sinnlich schön und sinnbestrickend war sie nicht trotz ihrer feinen, schlanken Gestalt und dem geistvollen Köpfchen. Wer aber auch noch von höherer, seelischer Schönheit etwas wußte und nur einmal in ihre großen, tiefen Augen sah, der vergaß ganz, nachzuforschen, was denn in diesem Gesichte schön und unschön sei. Nur nach diesen Augen verlangte ihn noch und nach all' den anderen Reizen der in diesem Blick so glaubwürdig sich offenbarenden schönen Seele". Kein Wunder, daß Graf Erich Wartenberg, der zweitgeborene Sohn des uralten Geschlechts, von einer tiefen Neigung für die fabelhaft interessante Lehrerin seiner Schwester erfaßt wird. Auch er ist, wie Alles in diesem Roman, ideal. Er hat Geologie studirt, will Doctor und gar Professor werden und hofft den Widerstand seines adelsstolzen Vaters in dieser Hinsicht noch zu brechen, da er sich von seiner Mutter unterstützt weiß. Wie wird es ihm aber mit seiner Liebe zu Margarethe gehen? Darum kümmert sich Erich vorderhand noch nicht, obwohl er selbstverständlich in einem solchen Roman gar keine anderen als nur höchst ernsthafte Absichten haben kann. Er begnügt sich, im Dunstkreis der Geliebten sich sattzuweiden, ihr Klavierspiel zu bewundern, wie ihre Tugenden, und sogar ihre Verse schön zu finden. Da bricht der Krieg mit Frankreich aus. Nicht allein Lieutenant Kurt, der erstgeborene Sohn, und Graf Erich, der Reservelieutenant, ziehen in's Feld, sondern auch — ein starkes Stück! — der 53jährige Vater, der seine ehemalige Majorsuniform anzieht, sich in Berlin zur Verfügung stellt und aus besonderer königlicher Gnade zur Reserve-Cavallerie beordert wird. Die drei Wartenberger haben verschiedene Schicksale, obwohl sie alle das unausweichliche eiserne Kreuz bekommen. Der alte Graf sieht wohlbehalten seine Penaten wieder; Kurt fällt von der Kugel eines Franctireurs, und sein Leichnam wird von der nicht minder heroischen Gräfin-Mutter in Feindesland gefunden und zur Bestattung in der Familiengruft heimgeleitet; Erich aber kommt verwundet nach Hause und wird unter mütterlicher Obhut bald wieder gesund. Er ist idealer als je. „Auch äußerlich", heißt es jetzt von ihm, „war er viel bedeutender geworden. Ein so schöner junger Mann er auch schon vorher gewesen, sein Körper war doch noch viel kräftiger, seine Haltung stolzer, und sein von Luft und Sonne gebräuntes, ohnehin schon dunkelfarbiges Gesicht, von einem prächtigen Vollbart umrahmt. Wahrhaftig, im ganzen deutschen Reiche hätte wohl schwerlich ein anderer junger Majoratserbe diesen Grafen Erich von Wartenberg übertroffen. Eine leibliche wie geistige Zierde des deutschen Adels." Wie muß da das Herz der Leserinnen des Herrn von Redwitz schlagen! Wer widerstände aber auch einem bedeutenden, schönen, jungen Mann, einem prächtigen Vollbart, und gar der Zierde des deutschen Adels!

Nun ist Erich Majoratsherr. Er kann nicht mehr daran denken, Margarethe zu heirathen, und diese entflieht, um ihm die Entsagung zu erleichtern. Gleichzeitig erkennt Erich den Plan seines Vaters, ihn mit einer nichtigen Weltdame, der Prinzessin von Asen, zu vermählen; doch schon bei der ersten Begegnung scheitert das Project, indem Erich mit dem Vater der ihm Zugedachten einen Wortwechsel hat und auch dieser selbst seine Abneigung zu fühlen gibt. Der alte Graf geräth darob sehr in Harnisch, doch Erich, der auch hierin die Unterstützung seiner Mutter gewonnen, entzieht sich seinem Zorn. Er reist fort, um eine Erbschaft anzutreten, besonders aber um Margarethens Spuren wiederzufinden. Er sucht sie sogar in England auf, wo sie bereits eine Stelle gefunden, allein seine Werbung wird mit edlem Mädchenstolz zurückgewiesen. Da erscheint die energische Mutter auf dem Plan und nimmt Alles in ihre Hände. Erich, der durch seine Erbschaft materiell unabhängig geworden, darf leichten Herzens auf das Majorat verzichten, das an die Bedingung einer standesgemäßen Ehe geknüpft ist, und gleich darauf erringt er den Segen des sterbenden Vaters, den ein Hirsch auf der Jagd tödtlich verletzt hat.

Im Mittelpunkte des Romans steht die Gräfin Wartenberg. Auch sie ist ein Ideal, das Ideal einer Mutter. Klug, verständig, pflichttreu, gütig und thatkräftig. Träte der Zweck, in ihr die deutsche Frau zu verherrlichen, nicht so aufdringlich hervor, so könnte man diese eigentliche Hauptgestalt des Buches rührend und erhebend nennen. Für meinen unmaßgeblichen Geschmack steht sie zu sehr in bengalischer Beleuchtung. Einzelne Züge verderben überdies die Figur. So ihr mehrfach ostentatives Auftreten, ihre monumentale Rede an die Frauen und Mütter der in den Krieg gezogenen Wartenberger Bauern. In langathmigem Vortrag tröstet und erhebt sie die von Angst und Sorge gepeinigten Herzen und setzt ihnen die Bedeutung und Pflicht dieser großen Zeit auseinander. Fast komisch muß es wirken, wenn sie allen Ernstes zu erklären sucht, daß in diesem Kriege kein Unterschied zwischen Vornehm und Gering gemacht wird: „drum ist schon diese ganz allgemeine Gleichheit aller wehrpflichtigen Männer im Krieg ein gewisser Trost für die niedrigeren und ärmeren Stände des Volkes und somit auch für euch selber." Das heiße ich die Trauernden unfein trösten . . . Allzu feudal ist es auch, daß bei den Wartenbergern fortwährend von dem schweren Vergehen einer nicht standesgemäßen Heirath die Rede ist, während der Verfasser niemals erwähnt, daß auch die bürgerliche Gouvernante in gewissem Sinne mesalliirt. Ihr erzwungener Eintritt in eine adelsstolze Familie, ihre Personification der Versündigung an Stammbaum und Tradition, und die harte Nothwendigkeit, daß ihr Geliebter um ihretwillen auf das Erbe seiner Väter verzichten muß, dies wiegt zum mindesten alle hochgräflichen Beklemmungen auf. Doch davon ist leider nie die Frage.

Da schaut eben der eingefleischte Aristokrat heraus, der bei aller liberalen Liebäugelei und demokratischen Velleitäten nicht über seinen Schatten springen kann. Wohl schreibt Redwitz sehr schön über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, preist das Evangelium der Arbeit und verkündet die Rechte des Herzens; wohl stellt er neben sein glänzendes Bild des deutschen Hochadels in dem Fürsten von Asen und seiner Tochter auch ein minder erfreuliches Widerspiel, aber wir sind doch keinen Augenblick im Zweifel, daß sein Herz weniger links schlägt, als er uns und sich selbst einreden möchte. Nur mit einem Compliment werden die adeligen Herrschaften genannt. Da heißt es immer: der „gräfliche" Doctorand, die „gräfliche" Frau, der „gräfliche" Schütze. Das Haus der Wartenberg erhält stets das Epitheton „uralt" — „uralt echtes Adelshaus". Auch das Rasseln der patriotischen Phrase soll uns wohl imponiren; der letzte Krieg kann nicht oft genug „herrlich" genannt werden, das neue deutsche Reich ist fast auf jeder Seite „glorreich wieder auferstanden", Und zu diesem junkerlichen, hyperloyalen, chauvinistischen Kokettiren mit

zarten weiblichen Leserherzen kommt noch die weichliche Zerflossenheit und süßliche Empfindelei, das Tändeln mit Sonnenschein und Waldesduft, mit Vogelgesang und Wellengerieſel, der halb schon abgethane Gefühlsüberschwang der frommen Amaranth. Namentlich der sentimental-dithyrambische Stil mit seinen Ausrufen und süßlichen Beiwörtern. O! Ach! Ei! Gott! Himmel! beginnen die meisten Sätze. „O du überglückliches Bräutchen!“ — „das Comteßchen“ ist natürlich „ein loser Mädchenzeisig“ mit „Rehaugen“. Reines Zuckerwasser fließt in folgenden Stellen:

Auch die geistvollste höfische Dame, wie das gesundest blühende Edelfräulein vom Lande, hatten seine Gedanken nicht um einen Schritt abwendig machen können vom weltumfassenden Hofe jener erhabenen Königin, der sein Geist von jeher gehuldigt: der Wissenschaft. —

Er legte das wissenschaftliche Buch wieder weg und vertiefte sein geistiges Auge in ein anderes, das zwar nicht mit Buchstaben gedruckt war, darin aber dennoch ein Lied aufgeschrieben stand von so wunderbarer Zartheit und Inbrunst, wie sie kein Dichter beschreiben kann, so wenig, als wie den Glanz und Duft einer Rose oder ein Nachtigallenlied in sternheller Sommernacht. Und dieses Buch war sein dreiundzwanzigjähriges Herz. —

Wie neidlos hätte sie es ihr gegönnt, wenn die Knospe ihrer thaufrischen Neigung sich zur duftigen Blume der Erfüllung entfalten würde, ob auch für ihre eigene, gleich erste Liebe im Buche des unerbittlichen Schicksals nur deren langsam qualvolles Absterben verzeichnet stand.

Da plötzlich klang der Ton einer Schelle vom Salon herein. Wie Erich davon zusammenfuhr! Zitternd stand er da, und doch war die Hand, die diese Schelle erklingen ließ, die gütigste Hand seiner eigenen Mutter.

Oder die sentimentale Hyperbel: „Ein paar Oellampen mußten aushelfen, aber die Thränen des treuen Dieners gaben auch ihren Glanz dazu.“ Oder das Bild: „gewaltigen Seelenstreites leibhaftige Hände.“ Oder das unausstehliche: „eine selten kluge Wahl“ — „ihr selten klares Köpfchen“ . . .

Unangenehm wirkt auch das Kauderwälsch, dessen sich einige dieser Aristokraten befleißen. Seit Johann Christian Trömel seinen Deutsch-Franzos Jean Chretien Toucement seine Zopfzeit satyrisch beschreiben ließ, ist kein solches Kauderwälsch mehr gehört worden.

So meldet einmal Großtante Clemence Folgendes über Mademoiselle Bluhm:

Könnte ich Dir aber in meinen Jahren noch neidisch sein, so hätte ich diese Blume Marguerite zur Embellirung meines Alters für mich selber reservirt und ich werde sie sehr regrettiren . . . Auch Dir persönlich wird sie eine große Ressource sein, denn sie weiß infiniment viel für ihre Jugend. Auch das Aquatremain-Spiel mit ihr wird Dich sehr delektiren; sie spielt ganz magnifique und ist ein veritables coeur-d'ange. Auch mit ihrer Mutter hatte ich eine recht touchante Entrevue; sie ist ein gar respectuöses Kind . . .

Ich weiß nicht, ob das komisch oder nur charakterisch sein soll, jedenfalls kann es auf die Dauer einen normalen Leser nervös machen.

Schließlich sind die Verse von Fräulein Bluhme recht schwach. Man könnte versucht sein, anzunehmen, daß es dem Verfasser nur um eine täuschende Parodie der Blaustrumpf-Lyrik zu thun war; dagegen spricht aber, daß z. B. die Begrüßungsverse des Pfarrers diesen Gedichten täuschend ähnlich sind, daß Stimmung damit gemacht wird, daß sie sogar in die Handlung eingreifen und diese mehrfach vorwärts bringen. Erich wird von diesen Gouvernantenliedern bezaubert, die seine Schwester heimlich copirt und ihm zugesteckt hat; diese Lyrik verdoppelt seine Liebe; Margarethe gibt Erich ihre Gedichte zu lesen, „damit er ihr Herz verstehe und wisse, warum er Mitleid mit ihr haben solle“; noch mehr: sogar der höchst unliterarisch fühlende alte Graf ist von den scandirten Seelenergüssen der Gouvernante so hingerissen und gerührt, daß er nichts Eiligeres zu thun hat, als allen Widerstand gegen eine so treffliche Schwiegertochter einzustellen und seinen Segen zu geben. Geschmackvolle Leute jedenfalls, denn die Gouvernante singt unter Anderem:

„Und doch, ich weiß: sie achten mich:
Sie müssen's wohl, denn stolz bin ich,
So hoch sie selbst auch dünken sich;
Die Kinder lieben mich sogar.
Streng bin ich gegen sie und wahr,
Und ob manch' elterlichem Wahn
Hab' ich schon triumphirt.
Doch nie ein Blick, der wohlgethan! —
Ach, wie mein Herz drum friert! — —
Ach, waren das der Jahre zwei,
Drin ich gelehrt der Kinder drei,
Und selbst gelernt für zehen!

Die eine Anerkennung können wir Oscar von Redwitz nicht versagen: er kennt das Publicum, für das er schreibt. Dieses wird sein Buch, das denn auch binnen wenigen Wochen bereits fünf Auflagen erlebt hat, auf alle Fälle „reizend“ finden und dem bösen Kritiker gewaltig zürnen, der den reichlich gespendeten Lorbeer eines Lieblingsdichters ein wenig zerpflückt. Und so treffe mich Armen denn der ganze Haß der „höheren Tochter“.

Theophil Zolling.

Das neue Gewandhaus in Leipzig.

Von H. Ehrlich.

Es gibt im Kunstleben — wie im politischen und gesellschaftlichen — Ereignisse, deren Bedeutung nicht allein in ihrer äußeren sichtbaren Erscheinung und unmittelbaren Wirkung liegt, sondern auch in den nicht sichtbaren Anregungen und Nebenwirkungen, die sie hervorgerufen, in den verschiedenartigen geheimen Kräften, die da thätig gewesen, lange arbeiten gemußt, bis das Ereigniß hervortreten konnte. Ein solches war die feierliche Eröffnung des neuen Gewandhauses in Leipzig. Ueberaus herrlich ist der Bau, vollkommen gelungen in Schönheit und Zweckmäßigkeit; aber fast noch herrlicher sind die Erinnerungen, welche sich an diesen Bau knüpfen, an seine Entstehung, an den Gemeinsinn der Bürger Leipzigs, an die Opfer, die sie gebracht haben, damit ein würdiger neuer Kunsttempel entstehe, in welchem der alte Spruch: Res severa est verum gaudium*) vollglänzend weiter sich bewähre.

Das Concertleben Leipzigs war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, also noch vor Errichtung des alten Gewandhauses, ein sehr reges. J. S. Bach und der Musikdirector der Pauliner Kirche K. Gottl. Körner dirigirten bereits 1736 „Musikalische Concerte oder Zusammenkünfte.“**)

Im Jahre 1743 bildete sich eine „Große Concertgesellschaft“ aus 16 Personen, „sowohl Adeligen als Bürgerlichen Standes“ (das Wort Adelig war in der Ankündigung mit lateinischen Buchstaben gedruckt). Endlich im Jahre 1781 am 25. November wurde der Saal des „Gewandhauses“ feierlich eingeweiht; er faßte 500 Personen, hatte der Stadt an 3600 Thaler gekostet und galt als einer der schönsten, wenn nicht als der schönste Concertsaal Deutschlands. Ueber die entscheidende Anregung, den Gang der Verhandlungen, Be-

*) Er stand im alten Gewandhaussaale über dem Orchester; heute krönt er die Hauptfront unter dem Giebel.

**) Herr Alfr. Dörffel hat im Jahre 1881 zur hundertjährigen Jubelfeier des Gewandhauses im Auftrage der Concertdirection eine ganz ausgezeichnete, sehr ausführliche Festschrift geschrieben, die ein außerordentlich schätzbares Material für die Musikgeschichte bietet. Er führt dieselben Stellen aus Mitzler's „Musikalischer Bibliothek“ über die oben genannten Concerte an, welche der Verfasser dieser Besprechung in seinem Büchlein „Schlaglichter und Schlagschatten“ 1872 als die einzigen Leipziger Zeitungs-Angaben über Bach und jene Periode bezeichnet hat. Dagegen findet man in Mitzler's damals sehr berühmter Zeitschrift ausführliche Berichte über — Russische Hofmusik, wie schön Graf Repnin die Flöte blies, daß Herr Oberst Sumarakow eine Oper componirt habe und viele dergleichen wichtige Nachrichten.

ginn und Ausführung des Baues konnte selbst Herr Dörffel, der Verfasser der unten angeführten ausgezeichneten umfangreichen Festschrift, genaue Angaben nicht ermitteln; festgestellt hat er nur, daß vom Rathe der Architekt J. C. Fr. Dauthe mit dem Baue und der berühmte Prof. Ad. Fr. Oeser, Director der Leipziger Malerakademie, mit der Verfertigung der Deckengemälde betraut worden war. Joh. Ad. Hiller, der Componist vieler damals sehr beliebter Opern,*) war der erste Capellmeister des Gewandhauses; und wie noch heute, unterstanden die Concerte einem Directorium, das über alle geschäftlichen Angelegenheiten und künstlerischen Anordnungen verfügte. Das erste Concert brachte eine Symphonie von Jos. Schmitt (wer kennt heute diesen Namen?), eine Hymne an die Musik von Reichardt, ein Violinconcert, gespielt von Herrn Berger, eine „Symphonie von J. C. Bach" (dem Londoner), eine Arie von Sachini und eine „Symphonie von E. W. Wolff" (von dem auch heute Niemand Etwas weiß).

Eine Beschreibung des Wirkens der neun Capellmeister, welche die Gewandhausconcerte in den letzten 103 Jahren geleitet haben, sowie der Entfaltung und Aufschwung dieser Concerte würde den Raum dieses Gelegenheits-Aufsatzes zu weit ausdehnen. Hier sei nur erwähnt, daß von den neun Capellmeistern drei noch leben, Ferdinand Hiller, Niels Gade und Carl Reinecke, der, seit 1860 am Dirigentenpult stehend, noch heute in ungeschwächter Kraft wirkt; und daß Felix Mendelssohn-Bartholdy das Gewandhaus und das während seines Leipziger Aufenthaltes geschaffene Conservatorium zu höchster, über Europa hinausreichender Bedeutung gehoben hat. Seine Nachfolger waren redlich und erfolgreich bemüht, den Instituten ihre Bedeutung zu erhalten. Und der Anblick des neuen Gewandhauses, seine Entstehung, äußere und innere Einrichtung, sowie die Concerte der Eröffnungsfeier haben in allen Gästen die Ueberzeugung festgestellt, daß Leipzig in der vordersten Reihe der Musik pflegenden Städte einen wichtigsten Platz einnimmt.

Schon die Geschichte der Entstehung dieses Hauses bietet einen Beweis, wie tief der Kunstsinn in den Bewohnern Leipzigs wurzelt, welche Opferfreudigkeit sie kund geben bei jeder Gelegenheit wo es gilt, diesen Kunstsinn zu bewähren. Der alte Gewandhaussaal hatte sich von Jahr zu Jahr als immer ungenügender für die sich vergrößernde Zahl der Besucher erwiesen, trotz aller künstlichen Erweiterungen durch Hinzuziehen von Nebensälen und Seitenflügeln; mehr als 700 Plätze konnten nicht geschaffen werden, während manchmal die doppelte Anzahl zu besetzen war. Die Nothwendigkeit eines Neubaues trat immer dringender hervor; ein Vermächtniß von 400,000 Mark zum Zwecke der Errichtung eines solchen gab den ersten Anlaß, die Bürgerschaft Leipzigs anzurufen, daß sie die weiteren Mittel für den neuen Kunsttempel beschaffe. In kurzer Zeit war die veranschlagte Summe gesichert; 370,000 Mk. wurden als zweiprozentiges (!!) Darlehn gegeben, 400,000 Mk. als ganz unverzinsliches und die letzten 180 000 als weiter verzinsliches Darlehn.

Der Bau hat also 1 350 000 Mk. gekostet, und es ist wieder die merkwürdige Erscheinung festzustellen, daß in Handelsstädten, wo doch dem Anscheine nach jedes Unternehmen vom geschäftlichen Standpunkte beurtheilt werden sollte, Kunstangelegenheiten manchmal in viel idealerer, jeder Speculation fern stehender Art geordnet werden, als in großen Residenzen, wo nur zu oft die Frage des Erträgnisses, der Verzinsung, in den Vordergrund tritt!

Berliner Architekten — Gropius (†) und Schmieden — haben den Plan des Gebäudes entworfen; der letztgenannte hat in Gemeinschaft mit Baumeister von Weltzen und Architekt Speer und Professor Schaller den Bau ausgeführt. Die herrliche Giebelgruppe über der Vorderfront „Apollo unter den Hirten" und die Statuen über dem Giebel: der Gesang, die Kirchenmusik und die Instrumentalmusik, sind von Professor Joh. Schilling, dem Schöpfer des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Das Gebäude steht auf einem freien Platze, an dem sich rechts und links die bisher nur im Bauplan ausgesteckten „Beethoven"- und „Mozart"-Straßen schließen werden. Die Beschreibung der äußeren und inneren Gestaltung des Baues würde einen sehr ausführlichen Artikel für sich beanspruchen. Wir können hier nur sagen, daß er in jeder Hinsicht Schönheit und Zweckmäßigkeit verbindet, und daß der Besucher, wohin er auch blickt, immer den Eindruck der künstlerischen Weihe empfängt; nirgends stört prunkender schwerfälliger Luxus, überall ist mit zierlichem Glanze vollendeter Kunstgeschmack vereinigt. Der Saal faßt mit den Galerien rechts und links etwa 1500 Personen; die großartige Orgel über dem Orchesterraume giebt den herrlichen allegorischen Wandgemälden und der prachtvollen Decke einen würdigen Abschluß. Die Akustik hat sich bei den Concerten als ganz vorzüglich bewährt. Leider konnte der Verfasser nur dem ersten beiwohnen, dem die Anwesenheit Sr. Majestät des Königs von Sachsen ein besonderes feierliches Gepräge gab. Es begann mit Beethovens „Weihe des Hauses", der ein Prolog von Gottschall folgte, gesprochen von der Heldin des Stadttheaters, Fr. Lewinski-Precheisen. Dann spielte Herr Homeier eine Toccata von Bach auf der Orgel; den Beschluß der ersten Abtheilung des Concertes bildete Mendelssohn's 114. Psalm; nach der Pause wurde Beethovens „Neunte" aufgeführt; die Soli wurden von Fr. Kammersängerin Otto-Alvsleben, Fr. Metzler-Löwy, den Hrn. Lederer und Schelper vom Stadttheater gesungen, die Chöre von den Schülern des Conservatoriums und dem Thomanerchor. Es ging fast Alles vortrefflich. Das Orchester des Gewandhauses bewährte seinen alten Ruhm, und sein verehrter Leiter seit 1860, Kapellmeister Reinecke, zeigte auch hier seine Sicherheit und Feinfühligkeit im besten Lichte. Nach den einstimmigen Berichten waren die beiden Concerte der folgenden Tage, „Messias" von Händel mit Frl. Spies, Frau Otto-Alvsleben und Hrn. Götze, dann ein Künstlerconcert mit Joachim und Anderen, von noch glänzenderem Erfolge begleitet, da die Akustik vollständig „ausprobirt" war und die Tonstärke, besonders der Blasinstrumente, dem entsprechend berechnet und entfaltet wurde. Und so hat denn die neue Aera des Leipziger Musiklebens mit den besten Wahrzeichen begonnen, und wir wünschen herzlich, daß sie alle in Erfüllung gehen, zum Gedeihen Leipzigs und der Kunst.

*) Seine „Jagd" war einst eine berühmte, eine unsterbliche Oper!

Feuilleton.

Vater Jost's Geheimniß.

Eine Weihnachtsgeschichte von Ludwig Hevesi.

Der alte Jost ist halb Jäger, halb Heger und ein Stück Bauer dazu, darum betrachten ihn weder die Jäger, noch die Heger, noch die Bauern als ihresgleichen. Dagegen ist er weit und breit bekannt wegen der heidenmäßig vielen Grütze, die er im Kopf hat. Was Wunder auch? Wenn man fünfzig Jahre lang die Hasen hat springen sehen, muß man wohl die Menschen kennen. Und was hat das Reh für kluge Augen; daraus läßt sich schon was schöpfen an Lebensweisheit. Und vollends, wenn Einer nicht nur auf dem Anstand gesessen Stund' um Stunde, sondern auch ein wenig hinter dem eigenen Pfluge hergegangen, da muß ihm wohl manchmal Manches durchs Hirn gelaufen sein. Sie wissen's auch Alle in der Gegend, in den Forsten rund herum, und unten im Dorf, und sogar im Schloß oben. Und Mancher, der just ganz hoffnungslos in der Zwickmühle steckt, geht zu ihm und fragt ihn: „Jost, wie kommt Einer da heraus?" Und er hat für Alle einen guten Rath; den allerbesten aber, den er weiß, gibt er nur gar Wenigen. Da muß Einer schweigen können, wie das Grab, und vorher einen Eid schwören, das Geheimniß redlich zu wahren. Denn ein Geheimniß ist dabei. Der Jost hat's von seinem Vater selig, und der hat es auch von seinem Vater gehabt, und der wieder vom seinigen, und so immer hinauf, kein Mensch weiß wie lange.

Und doch steckt er selbst jezuweilen in der Klemme. Grad jetzt zum Beispiel. „Hör' auf, Alte, plag' mich nicht!" hat er sein Weib schon ein Dutzendmal angeknurrt, und noch immer kaut die Frau Sus' an demselben Bissen. Hart zu kauen; das Feuchte steigt ihr davon in die zwei Augen und dann ist's gut, daß ihre Schürze zwei Zipfel hat, einen fürs rechte, einen fürs linke. „Armer Wurm", seufzt sie, „wenn sich das Mädel nur nicht ganz vergrämt. Welche Hex' mag ihr das tolle Zeug eingeblasen haben! Just an den Hagelbauer muß sie sich hängen. Zu beißen hat er freilich, die Welt hat er auch gesehen beim Militär, und ein guter Kerl ist er auch; die Den einmal kriegt, wird's sicher nicht übel haben . . . Geh', Alter, was ist's mit dem Nagel? So viele Jahr' frag' ich Dich schon drum und Du sagst's ewig nicht. Muß doch ein schlechtes Weib sein, daß der eigne Mann mir nicht über'n Weg traut." Der Alte aber sagt kein Wort, nur klopft er die Pfeife aus am Tischrand, obgleich sie schon leer ist.

Auch an der Thür klopft es. „Herein!" Dem Alten bleiben die Augen weit offen stehen, seiner Frau auch der Mund, und einer dritten Person im Nebenstübel sogar das Ohr, und zwar ganz dicht am Schlüsselloch, denn auf der Schwelle steht der Hagelbauer. Er selbst. Er füllt fast den ganzen Thürrahmen. Kaum daß sie ihren Willkomm herausbringen vor Erstaunen. Er ist etwas verlegen und findet lang' keinen Platz auf dem steifbeinigen Sessel. Und er hat doch wichtige Neuigkeiten mitzutheilen: daß das Wetter jetzt wieder recht gut ist fürs Heu, und daß der Klee nicht übel gedeiht, und daß es gut wäre, wenn der Wein heuer gut gerathen wollte. Aber so neugierig auch der alte Jost ist, noch mehr dergleichen zu erfahren, merkt er doch, daß der seltene Gast andere Dinge auf der Leber hat. Er zuckt also mit der linken Wimper, das bedeutet bei ihm Aepfelmost, und Frau Sus' kennt diese Sprache und geht, für Most zu sorgen.

Jetzt können sich die beiden Männer ungestört aussprechen, sie benützen also die Gelegenheit, um ein halbes Stündchen stumm vor sich hin zu rauchen. Nur kraut sich der Hagelbauer wiederholt hinter dem linken Ohr, auch betastet er mehrmals sein rechtes Knie, als wollte er jetzt ein für allemal über dessen Beschaffenheit ins Klare kommen. „Ah ja, 's Wetter ist schon schön", beginnt endlich der alte Jost wieder. Das gibt den Ausschlag, denn jetzt fürchtet der Hagelbauer, man könnte am Ende wieder vom Eigentlichen abgelenkt werden und er fällt ihm geschwind ins Wort: „Das heißt, Vater Jost, was ich sagen möcht' . . . seht Ihr . . . die Leut' sagen, Ihr hättet ein Geheimniß, das schon Manchem geholfen. Und seht Ihr, um mir zu helfen, möcht' ein Geheimniß schier nicht einmal ausreichen." — „Na, was wird Euch denn groß fehlen?" — „Ich . . ." Der Hagelbauer tippt mit dem Mittelfinger leicht an einige Stellen seines Hinterkopfes, als suche er daselbst ein besonders geeignetes Plätzchen, um sich zu kratzen. Und wie er's nach einigem Fehlgreifen gefunden hat, kratzt er sich auch wirklich ein klein wenig und sagt dann kurz und dumpf: „Ich wollte gern heirathen, Vater Jost." — „Heirathen", wiederholt der Alte, indem er die Augenbrauen in die Höhe zieht und tief mit dem Kopfe nickt, „heirathen, dazu kann ich Euch nur rathen. Wer ist sie denn?" — „Die blonde Mariann'" — „Ah, die. Gut. Sehr gut. Hat Haus und Hof . . . und Haar auf den Zähnen." — „Haar, ganz richtig . . . viel Haar." — „Fast zu viel, gelt?" — „Hm ja, könnt' wohl sein. Denn, wißt Ihr, eigentlich . . ." — „Eigentlich . . .?" — „Nu, das ist jetzt doch alles eins, es ist einmal beredet und besprochen, und auf Weihnachten soll's Versprechen sein, und ich als Hagelbauer . . . gelt, sein Wort muß Eins doch halten?" — „Das will ich meinen . . . Aber warum kommt Ihr dann zu mir? Es ist ja eh' Alles abgemacht." — „Ich hab' nur gemeint, Vater Jost, daß . . . Vater Jost!" — „Hagelbauer?" — „Ich mein', wie habt Ihr's denn gemacht, daß Ihr gewußt habt, ob Ihr die Sus' nehmen sollt oder nicht?" — „Ja die Sus'! Na, mir ist's nicht schwer worden, denn" . . . er dämpft die Stimme . . . „ich hab' halt meinen Nagel." — „Einen Nagel?" Der Hagelbauer starrt ihn ganz verhölzert an. — „Und dieser Nagel hat mir noch immer geholfen." — Der Hagelbauer rückt ihm näher. „Geht, Vater Jost, was ist's mit dem Nagel?" — „Ah ja, das soll ich Euch wohl so blank heraussagen? Das ist ja mein großes Geheimniß, von Großvater und Ahn her. Nicht einmal die Sus' weiß davon . . . Euch thät' ich zwar schon was zu Gefallen, Hagelbauer, lieber als Einem, weil Ihr ein gar braver Bauer seid; aber wollt Ihr auch schwören, einen heiligen Eid, daß Ihr's keinem Menschen verrathet?" — „Ich schwör's, Vater Jost, bei unserem Heiland und dem Seelenheil meiner guten Mutter." — „Und Eurem eignen obendrein." — „Und meinem eignen obendrein." — „Gut, so rückt näher. Es ist zwar noch etwas lang' auf Weihnachten, aber Ihr sollt mein Geheimniß haben als Christkindel, denn zu Weihnachten erst wird's sich an Euch bewähren . . . oder nicht bewähren."

Der Hagelbauer ist ihm ganz nahe gerückt und horcht ihm ordentlich ins Gesicht. Der Alte aber fährt fort: „Mein Vater selig hat mir's auf seinem letzten Bett gesagt. Jost, sagt er, da knie' Dich nieder am Bettrand. Und ich knie' nieder, da legt er seine Hand vor mich hin auf die Bettdecke und weist mir seinen Nagel. Den großen Daumnagel da. Jost, sagt er, was siehst Du auf dem Nagel? Ich schau' scharf hin, seh' aber nichts als einen gewöhnlichen Nagel, wie meiner und Eurer, Hagelbauer. Da stupft er mir ihn recht unter die Nase und jetzt seh' ich drauf einen kleinen weißen Fleck, wie ein Hirskorn so klein. Den weißen Punkt schau' Dir gut an, sagt mein Vater, denn der hat mich glücklich gemacht, und meinen Vater und Großvater auch, und Dich wird er auch glücklich machen, wenn Du mir folgst. Denn nämlich, sagt er, was meinst, Jost, was hat auf dieser Welt den langsamsten Gang, den allerlangsamsten? Ich denk' eine Weil' nach und sag' dann: der Schneck . . . Was denkt denn Ihr, Hagelbauer?"

„Na, ein Schneck geht freilich langsam. Ich wollt' auch meinen: . . . ein Schneck. Wenn nicht vielleicht . . . halt, ich hab's! Der Zeiger auf der Uhr wird's sein, der Stundenzeiger."

„Seht Ihr, Hagelbauer, grad' dasselbige hab' ich meinem Alten auch gesagt, nach dem Schneck nämlich. Na ja, so ein Stundenzeiger, wenn man ihn anschaut, steht ja förmlich still, und zwölf geschlagene Stunden dauert's, bis er ums Zifferblatt herumkommt. Aber der Vater sagt drauf: gefehlt ist's, Jost. Am langsamsten geht der weiße Fleck da auf meinem Nagel. Ja, geht denn der? frag' ich. Wie sollt' er nicht gehn? sagt er; wie der Nagel aus seiner Wurzel herauswächst, immer weiter fort, geht auch der Fleck mit. Was meinst, wie lang' braucht er, bis er ganz vorn ist und im Schwarzen verschwindet? Na, vierzehn Tag' wohl, sag' ich. Ja, Schnecken! sagt er und lacht, so gut's noch geh'n will; zwei Monat wenigstens; jetzt stell' Dir die Langsamkeit vor! Und grad' das ist das Richtige. Darum ist mein Urältervatersbruder, der ein Pfarrer war, drauf gekommen, weswegen unser Herrgott das so eingerichtet hat. So oft er nämlich was Schweres hat beschließen sollen, oder sonst nicht gewußt, wie und wo, hat er vorerst gar nichts gethan, sondern so einen weißen Fleck auf seinem Nagel gesucht — in unserer Familie erben wir die gefleckten Nägel Eins vom Andern — und hat dem ganz geduldig zugeschaut auf seiner Wanderschaft, bis er ihn nimmer gesehen hat. Und da hat er dann auch jedesmal schon das Richtige gewußt, was zu thun oder zu lassen."

„Ist denn das möglich?" zweifelt der Hagelbauer.

„Wohl wohl," betheuert der alte Jost, „hab's oft genug ausprobirt an mir selbst. Zum ersten Mal, wie ich Jägerbursch war im Werderforst, dreißig Meilen von hier. Schwerer Stand gewesen, schlechtes Volk, der Forstmeister war mir auffässig und . . . hast du's nicht gesehn! haut er mich einmal über's Ohr, daß er seine fünf Finger fast nimmer von meiner Backe losgekriegt hätte. Ich, ein wilder Bursch damals, steh' wie vom Donner gerührt. Der Kopf schwindelt mir, ich taumle und pack' mich mit beiden Fäusten selber an der Brust, um nicht zu fallen. Der Forstmeister aber sieht, daß ich außer mir bin und ist gescheidt genug, zu verschwinden. Ich bin rasend vor Wuth, nichts wie Roth seh' ich vor den Augen, des Forstmeisters Blut. Ich renn' in den Wald hin-

ein, wo er am dicksten ist, und wie ich mich nach ein paar Stunden umseh', kommt mir grad der Forstmeister in den Schuß. Ich steh' hinter einem dichten Busch, er sieht mich nicht. In dem Augenblick war mein Herz von Stein und meine Hand von Eisen. Der Forstmeister war so viel wie todt. . . Ich also reiß' das Gewehr von der Schulter und leg' auf ihn an. Ich hab' ihn auf dem Korn, so fest und sicher, daß mich's schier selbst gewundert hat. Und grad' will ich losdrücken, da steht mir, wie ich so mit der rechten Hand den Stutzen fest umklammert hab' und den Finger schon am Drücker, da steht mir, sag ich, der Daum knapp an's Aug' her, daß ich ihn sehen muß. Und da seh' ich auf dem Daumnagel einen kleinen, weißen Punkt. Dieser Punkt hat dem Forstmeister das Leben gerettet und mir meinen ehrlichen Namen. Denn in dem Augenblick fällt mir das Alles ein, von meinem Vater selig, und ich steh' da wie mit eiskaltem Wasser übergossen. Ich laß' das Gewehr sinken und laß' den Forstmeister vorbei; er hat mich gar nicht erblickt. Warten wir, was der weiße Punkt sagt, denk' ich mir und warte richtig. Sieben Wochen hat's gedauert, bis er verschwunden war; da war aber auch meine Wuth verraucht, ganz und gar, und nicht einmal auf Befehl, nicht einmal wenn er mich selbst kniefällig drum gebeten hätte, hätt' ich den Menschen noch niederschießen können."

„Verflixte Geschicht'", sagt der Hagelbauer aufathmend und wischt sich die Stirn. — „Na, und so ist mir's noch manchmal im Leben gegangen. So hab' ich mir nach und nach alles Jähe abgewöhnt. Nur schön überlegen, Hagelbauer, nur immer warten, bis der weiße Punkt auf dem Nagel verschwunden ist." — „Und beim Heirathen?" — „Ah, da hab' ich mir einen besonders schönen Fleck ausgesucht, auf dem Nagel da, am Ringfinger der linken Hand war er, just als hätt' er gewußt, um was es sich handelt. Was schaust denn nur immer den Nagel an? hat die Sus' tausendmal gefragt; sie weiß's aber noch heut nicht. Und ich hab' nur immerzu gewartet, ob ich sie noch immer mögen werd', bis der Fleck fort ist. Und wie mein Sinn in so langer Zeit sich nicht geändert hat, hab' ich die Sus' richtig genommen." — „Und Ihr meint also, Vater Jost . . ." — „Gewiß mein' ich also, Hagelbauer." — „Hm, hm!" Der Hagelbauer betrachtet aufmerksam seine zehn Fingernägel. „Hm, das wird bei mir nicht gut gehen. Ich hab' keinen einzigen weißen Fleck . . . Gilt's vielleicht auch von den Fußzehen?" — „Das hab' ich wirklich nicht versucht, Hagelbauer. Aber Himmelkreuz . . . wo bleibt denn's Mädel mit dem Most? . . . Gretel, wo bist denn?" Er ruft's zur Thür hinaus, daß es durch das ganze Haus schallt.

Und jetzt endlich erscheint, von der Mutter geschickt, Gretel mit dem Krug Aepfelmost. Sie ist selber roth wie ein Mostapfel; wahrscheinlich hat sie sich im Keller tief zum Faß gebückt. Und wie sie am Hagelbauer vorbeihuscht und ihm mit dem sauberen Kleidchen den Aermel streift, gewiß nicht absichtlich, da schaut der Bauer den Aermel langmächtig an, er weiß vielleicht selbst nicht, warum. Gretel schenkt den Most ein mit ihrer kleinen Hand — eine Hand fast wie von einem Fräulein — und der Hagelbauer schaut bald auf den Krug in ihrer Hand, bald auf ihre Hand an dem Krug. Und auf einmal werden seine beiden Augen ganz groß, und immer größer und größer. „Aber, Hagelbauer, Ihr macht ja Augen, als ob Ihr den ganzen Most da schon ausgetrunken hättet!" ruft Gretel und muß trotz ihrer Betrübniß lachen, so großmächtig und kugelrund sind seine Augen, mit denen er sie anschaut. Nicht sie, nur ihre Hand. Nicht ihre Hand, nur ihren Daumen, oder vielmehr den Nagel daran und ganz nahe der Wurzel dieses Nagels ein feines, weißes Pünktchen, wie ein Flöckchen Urbani-Schnee im Mai, das auf ein verwehtes Rosenblatt gefallen. Da stößt er den alten Jost mit dem Ellbogen an und zwinkert nach dem Erschauten hin: „Schaut, Vater Jost, das wär' ja so eben, was ich brauche. Gilt's auf der Gretel ihrer Hand?" — „Ei freilich, in meiner ganzen Familie gilt's, schon seit hundert Jahr und länger." — „Na", sagt der Hagelbauer, „was meint sie denn, Jungfer, will sie mir ihren Fingernagel leihen?" Aber da stutzt er und schlägt sich auf den Mund. „Vater Jost, gleich hätt' ich ihr's Geheimniß verrathen." — „Das mit dem weißen Fleck?" fragt Gretel, den Schalk im Gesicht. — „Wa . . . was?" ruft der Vater betroffen, „was weißt denn Du davon?" — „Wir haben halt ein Bissel gehorcht, mit der Mutter." — „Himmelkreuz . . .!" — „Wollen's aber gewiß keiner Sterbensseele verrathen", fällt die Mutter ein, die sich ganz sacht hereingeschlichen.

* * *

Der Hagelbauer kommt jetzt jeden Tag und besieht sich genau den weißen Punkt, welcher sein Schicksal bedeutet. Nein, was der langsam vorwärts kommt! Und er bleibt nicht lang beim weißen Punkt, sondern verbreitet seine Aufmerksamkeit alsbald auf dessen Umgebung, erst auf die nächste, dann auch auf die fernere. Der Punkt macht ja den ganzen Nagel schön, und der Nagel den ganzen Finger, und der Finger die ganze Hand. Und nach einigen Tagen gefällt dem Hagelbauer sogar der Arm nicht übel; er kneift ihn jedesmal, noch ehe er nach dem Punkt sieht. Und so schreitet er von Tag zu Tag fort in der Erkenntniß. Einmal nun, wie er wiederkommt, findet er Gretel's Daumen verbunden. Er thut ihr weh, heißt's, und der Daumen auch, und der Punkt auch. Ganz besonders der Punkt. Wenn der Daumen nur nicht schwierig wird, daß der Nagel verloren geht, der kostbare Nagel! Nein, das darf nicht sein. Der Hagelbauer ist außer sich, er läuft selber um den Feldscheer, Alles will er sich's kosten lassen, ja er schwört, daß er gern den eigenen Daumen hergäbe, wenn er damit ihren Nagel retten könnte. Er sagt ihr das unter vier Augen, ins Ohr, dicht ins Ohr. Sie wird ganz roth von der Stimme, mit der er das sagt. Der Daumen wird auch glücklich gerettet, denn es hat ihm eigentlich wenig gefehlt. Der Punkt ist unversehrt und rückt immer weiter. Nein, was so ein Punkt auf dem Nagel hurtig wandert, er wird ja bald am Rande sein: denkt jetzt der Hagelbauer. Vor drei Wochen war er ihm noch viel zu langsam. . . . Wochen vergehen. Heute oder morgen wird der weiße Punkt verschwunden sein. Er schimmert schon ganz am Nagelrand. Und der Daumen zittert immer so stark, wenn die Gretel ihn herweisen muß. „Was zitterst denn wie eine Espe?" sagt der Hagelbauer, der das wohl bemerkt. Er duzt sie, wie eine Ebenbürtige, wenn Niemand dabei ist. — „Ich zitter' ja nicht", stottert sie, muß aber die Hand gleich auf den Tisch legen, so schwer wird sie ihr.

Weihnachten ist auch vor der Thür. In acht Tagen zündet man die Lichter am Christbaum an. Vater Jost sitzt still am Tisch, er ist ungeheuer ruhig, aber er raucht doch seine Pfeife viel geschwinder aus als sonst. Mutter Sus' hat ordentlich das Fieber und stöhnt zwanzigmal im Tag: „Jeff' Maria, was wird draus werden!" oder „Jeff' Maria, wenn nur schon Weihnachten vorbei wär'!" Der weiße Punkt berührt jetzt schon den Rand des Nagels. Er wäre sogar schon ganz fort, wenn die Gretel den Nagel seit einigen Wochen regelmäßig gestutzt hätte, wie die neun andern. Aber sie möchte ihn nicht um die Welt kürzen, obgleich er schon um ein ganzes Stück zu lang ist. Sie will sich durchaus nicht trennen von dem weißen Punkt. Wenn der verschwindet, meint sie, müßt' eine Sonnenfinsterniß werden am Himmel.

Und morgen ist Weihnachten. Unter Vater Jost's Dache hat Keins die Augen geschlossen die ganze Nacht. Der weiße Punkt ist gar nicht mehr zu sehen . . . Ob der Hagelbauer noch kommen wird? Mutter Sus' hat sich an den Tisch gesetzt, ihrem Alten grad' gegenüber, und schaut ihm nur alleweil ins Gesicht, als ob alles von ihm abhinge und nur von ihm allein. Und er kann doch auch nichts thun, als rauchen, höchstens noch etwas rascher als alle die Tage her. Endlich hält's die Frau nicht mehr aus. „Was meinst, Jost?" — „Ja, es paßt halt so schwer", sagt der Alte, „er ist am End' doch der Hagelbauer und ich bin ihm kaum ein halber Bauer. Wer kann da wissen? Wie unser Herrgott will." Die alte Frau seufzt, schlägt ein Kreuz und bewegt die Lippen zu einem stillen Vaterunser.

Da klopft's. In der Thür steht ein Bub' vom Hagelhof, ein Stricklein in der Hand, und dran ein halbjährig Kalb, schneeweiß, tadellos. „Grüß Gott Alle miteinand' und der

Hagelbauer schickt Eurer Gretel das Kälbel zum Christkindel." Und wie ihn Alle sprachlos anstarren: „Na, ist's etwa nicht schön genug? Wir haben gar kein schöneres auf dem Hof. Ich bind's da an die Thürschwell'. B'hüt' Gott." Der Bub' ist fort; die Pfeife, die ihm der Alte im ersten Grimm nachgeworfen, hat ihn nicht mehr getroffen. Nur das Kalb steht in der offenen Thür, grad wie dazumal der Hagelbauer, und glotzt mit runden Augen herein. Die Pfeife trifft's grad ans schwarze Maul, da sagt es „Muh" mit kläglicher Stimme, denn die Pfeife ist noch heiß. „Ja, wir sagen auch Muh", brummt der alte Jost in den Bart und vergräbt den struppigen Graukopf in beide Hände. Der Mutter Sus' rinnt das Wasser über beide Wangen: Rinnsale gibts ja drauf genug. Nur die Gretel ist ganz weiß und ruhig und führt das Kalb in den Stall. Es leckt ihr unterwegs die Hand; sie merkt's gar nicht.

Aber der Hagelbauer, der hinter der Stallthür aufpaßt, hat's wohl gemerkt. Er hat auch die Pfeife aus der offenen Thür fliegen sehen und das „Muh" gehört. Jetzt, wo die Gretel in den Stall tritt, und ihn gar nicht sieht, hat er sie auf einmal um den Leib, von rückwärts, ganz fest, ihre zwei Handgelenke in seinen Händen wie in Schraubstöcken, und sagt kein Wort. Und sie sagt auch kein Wort, obgleich sie es wie eine feurige Kohle erst im rechten Ohr fühlt und dann gleich darauf im linken; auf die beiden Ohren hat er sie nämlich geküßt, weil ihm nichts anderes näher war. „Du hast ja geweint, Gretel," raunt er ihr zu. — „Ich? Wer sagt Euch das, Hagelbauer?" Denn daß der da hinter ihr, den sie nicht sieht, kein Andrer sein kann als der Hagelbauer, weiß sie auswendig. — „Das Kalb hat Dir ja die Hand geleckt." — „So?" — „Sie muß also salzig schmecken." — „Ah geht doch, Hagelbauer." — „Hast Dir wohl was Salzig's aus den Augen gewischt, gelt, Gretel?" Er zieht sie auf seinen Schooß nieder und hat beide Arme fest um ihren Leib geschlagen. „Geht, Hagelbauer, laßt mich nur das Kalb anbinden," sagt sie, macht aber keine Anstrengung, loszukommen. Das Kalb steht ohnehin ganz still dabei und sieht sich die Zwei mit ganz großen Kalbsaugen an, denn so was ist ihm noch nicht vorgekommen. „Der weiße Punkt ist auch verschwunden", sagt der Hagelbauer, der ihren Daumen hart unter sein Auge führt, „und morgen ist Weihnachten." — „Da soll ja das Versprechen sein", sagt Gretel, bringt's aber nicht ordentlich heraus. — „Das Versprechen, ja, das muß stattfinden, das kann ich nicht ändern . . ." Gretel macht eine fruchtlose Anstrengung, sie weiß nicht recht, wozu. — „Aber nicht mit der Mariann'," fügt er hinzu. Und er küßt sie so laut und lange auf den vollen Mund, daß das schneeweiße Weihnachtskälblein in seiner Unschuld ganz verlegen wird und geschwind einiges Heu aus der Raufe zupft, um nichts weiter zu sehen.

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Trotz der schwierigsten Raumverhältnisse hat die Nationalgalerie auch in diesem Jahre eine Ausstellung zum Gedächtniß verstorbener Künstler veranstaltet, die neunzehnte in der Reihe. Im Rethelsaal und dem derweile ausgeräumten Handzeichnungscabinet rufen Bilder und Studien des Landschafters Albert Berg, des Genremalers Otto Günther und des Architekturmalers Karl Graeb die Charakterzüge der Künstlernaturelle ins Gedächtniß zurück.

Die drei Männer haben wenig mit einander gemein, aber sie gehören als Künstler so typisch ihrer Zeit an, daß die Grundstimmung des modernen Betrachters ihren Werken gegenüber dieselbe bleibt, ein gewisses Unbehagen, das in dem Gefühl der Schwierigkeit entspringt, aus den Tendenzen unserer Zeit heraus den Künstlern der jüngst verflossenen Periode gerecht zu werden.

Es ist eine alte Erfahrung, daß jede Generation, die sich in der Kunst einer eigenen, neuen Richtung bewußt wird, sich in einer instinctiven Abneigung gegen die Werke der vorhergehenden Epoche wendet. Mit derselben bis zur vandalischen Wuth gesteigerten Verachtung, welche die Classicisten vom Schluß des vergangenen Jahrhunderts gegen die Architektur und Decoration des Rococo und Barock an den Tag legten, haben fast alle anderen Stilrichtungen ihre Vorgänger beurtheilt. Rembrandt konnte aus der Mode kommen. Die Schüler David's schossen nach dem Meisterwerk Watteau's mit Brotkugeln, und Boucher gilt erst seit wenigen Jahrzehnten überhaupt wieder als Künstler.

Diese allgemeine Erscheinung müssen wir bei jedem Urtheil über die Kunst vor 1870 im Auge behalten, denn wir sind nur allzusehr geneigt, nichts weiter gelten zu lassen als das, was wir heute noch ebenso machen würden.

Am schwierigsten wird es uns, zu den coloristischen Neigungen der Zeit Stellung zu nehmen. Das haben uns die drei Künstler wieder recht lebhaft empfinden lassen. Der allgemeine rosa oder lila „Gesammtton", der Fleisch und Gewand, Mauer und Fußboden in gleicher Nichtachtung der Localfarben überzieht, verdirbt uns den Genuß an manchem Werk, das uns sonst Freude machen würde. Und in diesem Falle ist es nicht wahrscheinlich, daß wir uns in einer auf rein physiologischen Gesetzen des Rückschlags beruhenden Abneigung befinden. Wir können verfolgen, wie eine große coloristische Bewegung, die seit dem vierzehnten Jahrhundert alle im Bereich der Möglichkeit liegenden Phasen von der Vorliebe für reine tiefe glühende Tinten bei den Eyck bis zu den verschwimmenden Tönen des Rococo durchmachte, am Ende des vergangenen Jahrhunderts langsam ausklingt, und wie an ihrer Stelle ein vollkommenes Chaos anbricht, aus dem wir uns erst allmählich erheben. Aber nach wie vielen Irrfahrten und Abwegen! Was haben wir in diesem Jahrhundert nicht Alles für Colorismus hingenommen! Ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß eine spätere Zeit selbst dem vergötterten Makart nur einen Rang als Uebergangserscheinung zusprechen wird.

Wie dem sei, das Colorit ist bei Berg, Günther und Graeb die schwächste Seite.

Albert Berg hat in einem reichbewegten Leben seine vielseitigen Anlagen in einem Umfange entwickeln können, der einem modernen Menschen in seinem Zug nach Specialisirung nur selten beschieden ist. Ursprünglich für die diplomatische Carriere vorbereitet, ist er als Reisender und Reiseschriftsteller, als Kenner der modernen Sprachen und Verwaltungsbeamter nicht weniger bedeutend denn als Künstler.

Seine Richtung als Landschafter ist von seinem Wanderleben, das ihn nach längeren Ausflügen durch Italien, Sicilien, die Türkei — am Anfange der vierziger Jahre noch wirkliche Reisen — in die Urwälder Neu-Granadas, später nach Kleinasien und zuletzt als Begleiter der preußischen Expedition 1860—1862 nach Ostasien führte, stark beeinflußt. Zu der bekannten Publication über die Resultate dieser letzteren Forschungsreise hat Berg außer den Illustrationen auch den Text geliefert. Den Schluß seines wechselvollen Lebens bildete seine Thätigkeit als Director des schlesischen Provinzialmuseums in Breslau, das er von 1878 bis zu seinem Tode im vergangenen Sommer verwaltete. Er hat sein sechszigstes Lebensjahr nicht mehr erreicht.

Als Künstler gehört er jenem Kreise an, der auf Anregung Alexander von Humboldt's in der Schilderung der fremden, namentlich der tropischen Landschaft eine Bereicherung unserer Stoffe suchte. Humboldt selbst schrieb zu einer Sammlung lithographirter Ansichten aus Neu-Granada, die Berg 1854 unter dem Titel „Physiognomy of Tropical Vegetation in South-America" veröffentlichte, die Vorrede. Der Titel deutet schon auf eine wissenschaftliche Nebenabsicht hin. Diese tritt auch in den Ansichten von der Reise nach Rhodos und Kleinasien zu Tage, deren Ergebnisse Berg in einem reich illustrirten Werk niedergelegt hat. Am frischesten muthen die energischen Skizzen japanischer Landschaften an, in denen die fremdartige, im höchsten Grade malerische Architektur des Inselvolkes, die so glücklich mit den Linien der Berge und der Vegetation zusammengeht, mit eben so künstlerischer wie wissenschaftlicher Treue festgehalten wird. Selten habe ich selbst in englischen und französischen Werken so vorzügliche Landschaftsstudien ge-

sehen. Stets sind es jedoch die Federzeichnungen, die zum Verweilen einladen. Sobald Farbe hinzutritt, geht die Naivität verloren.

Wie lange ein mächtiger Anstoß nachzittert! — Mit Albert Berg hat die Generation der Künstler, deren Schaffen von Alexander von Humboldt und somit im letzten Grunde von dem Verfasser von Paul und Virginie angeregt wurden, noch nicht ihren letzten Vertreter verloren.

Otto Günther ist vorwiegend als Genremaler bekannt, der sich die Vorwürfe aus dem Volksleben holt. Er hat zwar keine Künstlerphysiognomie, die als Ganzes seinen Namen vor der Vergessenheit schützen könnte, aber einzelne seiner Bilder werden im Publicum noch lange die Stimmung finden, für die sie gedacht sind. Zuweilen weiß er Töne anzuschlagen, die sich, wie bei dem „Wittwer" in der Nationalgalerie, über die Genrerührung hinaus zu schlichtem Pathos erheben, und auf der anderen Seite ist ihm ein kecker Humor nicht fremd.

Seine zahlreichen Illustrationen der Kriegsfahrten 1864, 1866 und 1871, die er als Zeichner mitmachte, werden wohl vorwiegend als Documente Werth behalten. In der Historien- und Decorationsmalerei hat er einige Erfolge zu verzeichnen, ohne jedoch zu durchschlagender Wirkung gekommen zu sein.

Günther hat von seiner ersten Düsseldorfer Studienzeit ab viele fremde Naturelle auf sich wirken lassen, ohne doch jemals seine Eigenheit aufzugeben. Weimar und Königsberg, namentlich ersteres, sind die hauptsächlichen Stätten seiner Wirksamkeit. Vor der Zeit — er ist erst 1838 geboren — erlag er im vergangenen Frühling nach jahrelangem Leiden.

Karl Graeb gehörte seit langen Jahren zu den beliebtesten Künstlern seiner Vaterstadt Berlin. Sein Name hatte hellen Klang; wenn er vor einem der unzähligen Interieurs deutscher Dome genannt wurde, die aus seinem Atelier hervorgegangen, verstand sich der Respect vor der Leistung von selber. Kein Wunder, daß sich die Reproduction seiner Schöpfungen in ausgedehntem Maße bemächtigte und seinen Namen dadurch in Schichten der Bevölkerung trugen, welche unterhalb des Niveaus liegen, auf welches ein Oelgemälde gelegentlich hinabsinkt.

Wir stehen heute seinen Werken, namentlich, wenn sie in großer Menge auftreten, etwas kühler gegenüber als die Generation, welche seiner Mannesarbeit zujubelte. Die große antiquarische Treue, welche vor vierzig Jahren gerühmt wurde, imponirt uns nicht mehr, seitdem wir die Werke unserer Vergangenheit mit archäologischer Gewissenhaftigkeit studiren. Sein Colorit erscheint uns hart in den Aquarellen und süß in den Oelbildern. Von dem Helldunkel, das sich in seinen Kircheninterieurs um den einen hellen Fleck nahe dem Mittelpunkt lagert — eine Eigenheit, die dem großen Publicum das Wiedererkennen Graeb's eben so sehr erleichterte wie bei Wouwermann der bekannte Schimmel — haben wir aus eigener Erfahrung in den Domen so nicht kennen gelernt. Um Graeb zu genießen, müssen wir uns in die romantische Stimmung der Zeit versetzen, in die seine Bildungsperiode fällt. Von dieser aus können wir all den Eigenschaften gerecht werden, die ihm zum Namen des ersten deutschen Architekturmalers seiner Zeit verhalfen.

Dann können wir auch seine Popularität verstehen, die bei einem so beschränkten Stoffgebiet doppelt auffallend wäre, wenn nicht die Romantik den Schlüssel gäbe.

Graeb hat sein siebzigstes Lebensjahr erreicht. Früh der Kunst zugewandt, ging er von der Decorationsmalerei aus in die höhere Kunst. Er ist viel gereist, ist jedoch seiner Vaterstadt bis an sein Ende treu geblieben. Titel und Ehren haben sich auf ihn gehäuft, und noch 1873 hat er in Wien die große goldene Medaille davongetragen. —

In Gurlitt's Kunsthandlung locken Roemer's polychrome Terracotten namentlich die vornehme Welt. Er hat sich in den letzten Jahren mit großem Erfolg aus der Porträtbildnerei in Nippfigurenformat eine Specialität geschaffen. Anfangs tastend und unsicher, hat er sich jetzt eine eigenartige Manier gebildet, die ihn aus der Gruppe Gleichstrebender heraushebt. Er lehnt sich in kleinen Statuen an die Terracotten von Tanagra, indem er bald das griechische Costüm beibehält, bald auch an seine Stelle die moderne Toilette setzt. Nur in den Farben geht er seinen eigenen Weg', indem er mit Vorliebe die Nüancen der Terracotten benutzt. Doch ist er im Ganzen schon farbiger geworden und wird wohl noch mit der Zeit sich zu weiteren Concessionen bereit finden. Vorläufig sind die Büsten, die er in größerer Zahl ausgestellt hat, das Beste, was wir auf dem Gebiet besitzen. Wenn wir sie neben die besten Erzeugnisse der halbwegs volksthümlichen Thonplastik von Neapel halten, erscheinen sie allerdings in Absicht und Behandlung noch etwas schwer.

A. L.

Notizen.

Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Selten ist so viel Edelmuth und Vortrefflichkeit zusammengehäuft worden, wie auf den 200 Seiten dieses Buches. Edler Wunibald! Ihr deutschen Jünglinge der Gegenwart nehmt euch ein Beispiel an ihm. Alles kann er, der Wunderjüngling, obgleich er nur einen Arm hat. Er ist gelehrt, herzensgut, Wohlthäter der Armen in der ganzen Umgegend, Rathgeber auf der Burg, beliebt bei Jung und Alt, hat das edelste Antlitz, hohe Gestalt, blitzendes Auge, „glockenreine Stimme", Alles, Alles, nur kein Geld. Und doch liebt er die holde Jungfrau Edeltraut, die Letzte von dem hohen Geschlechte der Giebinger. Natürlich liebt sie ihn wieder. Er stürzt sich in das Schwert des italienischen Grafen, der um sie wirbt, und wird schwer verwundet. Sie pflegt ihn, gibt dem Italiener einen Korb und heirathet ihn, nachdem sich noch dazu herausgestellt, daß er auch ein Giebinger ist und ihm eigentlich die Burg gehört. Luther und der Zwiespalt, den seine Lehre anstiftete, gucken natürlich, da die Geschichte im 16. Jahrhundert spielt, auch von Zeit zu Zeit in die Erzählung herein. Wieder ein historischer Roman! Wann wird diese tolle Maskerade in unserer Literatur endlich ein Ende nehmen?

O. B.

Des Lebens Wellenschlag. Novellen von H. Steinau. Halle, Tausch u. Grosse. — Es ist in unserer Zeit, in der es so viele Federheldinnen gibt, eine interessante Aufgabe, auszuspüren, ob sich hinter einem zum ersten Male in der Belletristik auftretenden Pseudonym oder einem nur mit den Initialen des Rufnamens ausgestatteten Autorennamen etwa eine schreibende Dame versteckt. Damen-Dichtungen haben ihr eigenthümliches Gepräge, und gewöhnlich häufen sich schon auf den ersten Seiten so sehr die Anzeichen der weiblichen Hand, die die Feder führte, daß ein hieraus gezogener Schluß auf die Autorschaft selten trügt. Bei dem vorliegenden Novellenband könnte nun ein wettlustiger Leser auch Tausend gegen Eins auf die Behauptung wagen, daß H. Steinau eine Geschlechtsgenossin der Musen ist. Die Beweise hierfür liegen eben so sehr in der Schreibweise und in tausend Einzelheiten, als besonders auch in den Problemen, welche diese Novellen behandeln. Die erste derselben, „Eine alte Geschichte", zeigt uns eine junge Frau, welche durch seltsame Schicksalsfügung an einen alten blinden, aber edlen Gemahl gefesselt worden ist, aber siegreich den Kampf gegen eine später plötzlich wieder aufwallende Jugendneigung besteht und ihrem Gemahle eine liebe- und aufopferungsvolle Gattin wird; die zweite, „Aus Trümmern erblüht", hat sogar eine jugendliche Schriftstellerin, die heimlich dem Dienste der Musen fröhnt, zur Heldin, und die dritte und letzte, „Gabriele", behandelt den Conflict, in den sich ein Mädchenherz gestürzt sieht, dessen Geliebter, welcher eine frühere Verlobung sehr vernünftiger Weise wieder aufgehoben hatte, ein scheinbar wortbrüchiger und wankelmüthiger Charakter ist. Sind das nicht echt „weibliche" Probleme? Und echt weiblich sind sie durchgeführt. Denn solche herrliche, fast etwas überschwenglich idealisirte Männergestalten, wie sie uns in diesen drei Novellen entgegentreten, zeichnet nur eine Damenfeder. Die Männer, selbst wenn sie Dichter sind, kennen ihr eigenes Geschlecht besser. Die erste und die dritte dieser Novellen sind sehr schön geschrieben und nehmen darum ihre unglücklichere Genossin, die zweite, geschickt in ihre schützende Mitte. Sie erfreuen sich einer guten Composition und zeigen eine einfache, gedankenreiche Ausführung.

O. B.

Am Rhein und beim Wein. Gedichte von Emil Rittershaus. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. „Respect! Es kommt der Jubilar, der Wein von vierundachtzig!" Endlich einmal wieder ein guter Jahrgang, dazu darf Sang und Klang nicht fehlen, und es ist brav von ihm, unserm alten Rheinwein-Dichter, daß er den Jubelton bei Zeiten angeschlagen hat und ihn zu uns herüber klingen läßt. — Rittershaus ist nirgends ursprünglicher, frischer, kecker und humorvoller als in seinen „Weinliedern"; diese sind in der That vom Augenblicke geboren und darum voll echter Poesie, so kräftig und dabei anmuthig duftig, wie die Blume des goldenen Rheinweins. Diese Lieder muß man daher eigentlich auch beim kühlen Trunke lesen und ihren berauschenden Duft zugleich mit der Kraft des alten Rheingoldes einschlürfen. Dann wird man auch in die echte Stimmung kommen für das schöne, schon weitbekannte patriotische Lied: „Hurrah, du stolzes, schönes Weib, hurrah, Germania!", das ursprünglich zur Einweihung des Niederwalddenkmals gedichtet war und jetzt den Schluß dieser Sammlung bildet.

Das von uns bereits bei seinem ersten Erscheinen mit Beifall begrüßte Prachtwerk: „Die Kunstschätze Italiens" aus dem Verlage von Engelhorn in Stuttgart liegt mit seiner 30. Lieferung abgeschlossen vor uns; es ist ein künstlerisches Sammelwerk allerersten Ranges geworden. Eine überreiche Vollständigkeit kann jetzt erst genügend erkannt und bewundert werden, nachdem man an der Hand des gediegenen, in sich abgeschlossenen und höchst gleichmäßig bearbeiteten Textes von Carl von Lützow die Kunststätten Italiens durchwandert hat. Beigefügte Künstler- und Ortsverzeichnisse erleichtern nachträglich die Orientirung innerhalb des umfangreichen Materials, das von Anfang bis zu Ende von den Künstlern, wie von dem Schriftsteller mit gleichmäßiger Vortrefflichkeit behandelt worden ist. Wir wünschen diesem Werke, das um seiner prachtvoll ausgeführten 50 Radirungen und mehreren hundert Holzschnitte willen ein Unicum des deutschen Kunstverlags bildet, recht weite Verbreitung in unseren kunstsinnigen Kreisen.

Zwei in dem Verlage von Liebeskind in Leipzig kürzlich erschienene Gedichtsammlungen: Idyllen und Scherze. Neue Gedichte von Heinrich Seidel, dritte Sammlung, und Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann von August Becker liegen wie Repräsentanten zweier der größten Gegensätze hier vor uns: diese als Vertreterin einer romantischen, an das Mittelalter in Stoff und Form sich anlehnenden Lyrik, jene als Erzeugniß eines gänzlich modernen poetischen Schaffens, durchwoben und gekräftigt von einem gesunden Realismus, der glücklicherweise jetzt mehr und mehr den Mondschein aus der Dichtung verdrängt. Becker's Liederhort ist nur ein Auszug aus dem lyrisch-epischen Gedicht: Jungfriedel der Spielmann, welches schon 1854 bei Cotta erschienen war und nun eine fröhliche, wenn auch nur partielle Auferstehung feiert. Selbst dieser Auszug aber dünkt uns eines abermaligen Excerpirens werth zu sein; es ist auch jetzt noch zu viel Singen von Lindenbäumen, Spielleuten, Elfen und Wasserlilien, zu viel Triviales, Mattes und Anempfundenes, und es wird deshalb dem Leser schwer gemacht, bis zu den eigentlichen Perlen des Hortes durchzudringen. Aber hat man sie einmal gefunden und für sich zusammengesucht, so erfreut man sich um so mehr an ihrem Glanze, der ein echter und dauerhafter ist. — Die Stoffe dagegen, die Seidel sich für sein erneutes Singen ausgewählt hat, sind eigentlich nicht von vorneherein solche, die man lyrische nennt: Schwänke aus allen Zeiten und Völkern, besonders aber aus unseren Märchenbüchern, drollige Scenen, die der Dichter zuweilen auf modernen Bildern erblickt hat und manche realistische Anspielung auf das jetzige Thun und Treiben finden hier ihre gemüthliche, humorvolle Behandlung, die aber nirgends einer geistreichen Feinheit und echt lyrischen Gestaltungskraft entbehrt. Beide Sammlungen dürften trotz ihrer charakteristischen Verschiedenheit ihren Verehrerkreis finden. O. B.

Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen, erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Illustrirt von Johannes Gehrts. Kreuznach, Voigtländer. — Es ist trotz des raschen Aufschwungs der Germanistik bisher noch nicht gelungen, die germanische Mythologie eben so sehr dem Sinnen und Denken des deutschen Volkes, besonders seiner Jugend, vertraut zu machen, wie dies mit der griechischen der Fall ist. Die Schuld liegt einestheils an unserer lediglich auf klassischen Studien begründeten humanistischen Erziehung, anderentheils an der Unbrauchbarkeit der bisherigen Darstellungen der Mythologie für die nicht gerade germanistisch gebildeten Kreise. Das allen späteren zu Grunde liegende Werk Jakob Grimm's ist nur der Wissenschaft zugänglich, Simrock's Mythologie, obgleich allgemein verständlicher geschrieben, enthält doch noch eine allzu große Fülle des Materials und alle anderen, seien es Special-, seien es Gesammt-Darstellungen — die Abhandlungen Uhland's natürlich ausgenommen — sind entweder zu gelehrt oder zu ungelehrt, d. h. zu oberflächlich abgefaßt, als daß sie weitere Wirkung hätten ausüben können. Das vorgenannte Werk scheint endlich allen Ansprüchen in dieser Hinsicht gerecht zu werden: es gründet sich vollständig auf die Forschungen der beiden Grimm und ihrer Nachfolger, erfüllt also auch die strengsten wissenschaftlichen Anforderungen und ist nach der anderen Seite hin so allgemein verständlich, so schön und klar geschrieben und dabei so übersichtlich angeordnet, daß wir ihm großen Erfolg in der Verbreitung germanisch-mythologischer Anschauungen im deutschen Volke versprechen. — Die erste Abtheilung: Göttersagen von Felix Dahn umfaßt nach einem sehr gediegenen, die religions-philosophischen Grundlagen und den dramatischen Bau der germanischen Mythologie besonders betonenden allgemeinen Theil die kurzen aber scharfen Charakteristiken der einzelnen Götter und Göttergruppen und die großartige Schilderung der „Götterdämmerung"; die zweite Abtheilung: Heldensagen, von Therese Dahn bearbeitet, enthält in geschmackvoll erzählender Form die Darstellung der verschiedenen nordischen Sagenkreise (Wölsungen, Beowulf, Kudrun u. s. w.) mit geschickter Hindeutung auf ihren Zusammenhang mit der mittelhochdeutschen Dichtung. — Die Illustrationen Gehrts' sind mit großem Verständniß für den Stoff, einige mit echt künstlerischem Griffel angefertigt. — Möge dieses Buch seinen Zweck voll und ganz erfüllen und die Phantasie unseres Volkes mit den großen gewaltigen Gestalten aus der Mythologie unserer Vorfahren aufs Neue beleben. O. B.

Carl Marx, eine Studie von Gustav Groß. Leipzig Duncker u. Humblot. Einen Markstein in der öffentlichen Beurtheilung einer großen Individualität bildet jedesmal der Tod ihres Trägers. Dies zeigt sich auch bei Carl Marx. Die ökonomische Wissenschaft, die bisher den Gelehrten um des Agitators willen verschmähte, fängt an, ihm näher zu treten. Der Verfasser der vorliegenden Studie wagt die Excursion auf den von akademischer Seite selten betretenen Pfad, wobei es sehr erklärlich ist, daß die Orientirung auf diesem so wenig begangenen Wege manchmal unsicher wird. Die socialpolitische Richtung des Verfassers kommt zudem trotz aller Bemühungen, objectiv zu sein, häufig ans Tageslicht. Hieraus entspringt auch der entschiedene Mißgriff des Verfassers, daß er zuerst den Parteiführer schildert, worauf dann „noch erübrigt", die Bedeutung Marx' als Nationalöconomen zu schildern. W.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXVI. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von **1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit **drei** Beilagen
a. **Deutsches Heim.**
b. **Gerichtslaube.**
c. **Aus alter und neuer Zeit.**

Pro Quartal } in Berlin M. 4,20
Abonnement } ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

WALHALL.

Illustrirte Prachtbibel in 10 Bänden.

Ein nationales Hausbuch Deutschen Geistes.

Neu! Gemeinnützige Götter- und Heldensagen. Neu!

Text von **Felix Dahn** und Illustrationen von **Otto Greiner.**

Für Alt und Jung. Für Alt und Jung.

Vollständig illustrirt mit zahlreichen Vollbildern und Textbildern von Otto Greiner.

Prachtband 10 Mark. Kassenausgabe in 2 Bänden 12 Mark.

Verlag von B. Behrend & Co. in Bad Kreuznach.

Herrliches illustrirtes Festgeschenk.

Lorle
die Frau Professorin.

Von

Berthold Auerbach.

Mit 72 Illustr. i. Holzsch. v. Wilh. Hasemann.

Quart. In reichem Original-Einband Mark 20.—.

Ein vollendetes Seitenstück zu dem von Bautier illustrirten Auerbach'schen Barfüßele. — Soeben erschienen.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien:

Torald
der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz.

Von

Oskar Gutsche.

Zwei Bände in Octav von (zusammen) 1003 Seiten.

Geheftet M. 15. Elegant gebunden M. 18.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit dem Problem der künstlerischen Darstellung des Menschen, welcher Gott sucht. Der Verfasser entschied sich, die Aufgabe — das Finden Gottes — auf historischem Wege zu lösen. Die tief religiös angelegte Natur des Menschen, welchen er schildert, findet ihre Befriedigung durch die persönliche Begegnung mit Gott, d. h. mit Jesus Christus während seiner Leidenszeit zu Jerusalem. Die durch einen kurzen, aber hoch bedeutsamen Verkehr mit dem Heiland gegebene Auszeichnung mochte Verfasser niemand Anderem als einem Deutschen, und unter diesen nur seinem Königshause, gönnen. — So ist das die ganze antike Welt umfassende Lebensbild zugleich patriotischer Roman und realistisch durchgeführte Messiade.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise

von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Illustrationen von Jos. Püttner.

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Eine Weltreise ist die außerordentlich lebendig geschriebene Schilderung einer erst vor kurzem beendeten Fahrt um die Erde, die geeignet ist, allseitig das lebhafteste Interesse zu erregen. Der reiche Schmuck Püttnerscher Illustrationen sowie die vorzügliche Ausstattung gestalten das Buch zu einer hervorragenden

Weihnachtsgabe für alt und jung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliogr. Instituts in Leipzig.

Soeben erschien:

Von Lenz zu Herbst.

Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrici).

Elegant gebunden mit Goldschnitt Mark 5.—

Die Berliner Börsenzeitung vom 16. 11. 84 sagt über das Buch u. A.: Die Tiefe der Empfindungen, die Formvollendung der Sprache und Verse, wie sie uns hier entgegentritt, läßt den stattlichen, auch äußerlich vortrefflich ausgestatteten Band Gedichte weit über alle neueren ähnlichen Sammlungen hinausragen und wird Jedem volle Anerkennung abzwingen, der einer Vertiefung in das Seelenleben eines dichterisch-fühlenden und schaffenden Menschen fähig ist. Die Eindrücke großer historischer Ereignisse und Werke, die sich dem Verfasser auf seinen vielen Reisen, namentlich bei seinem langen Aufenthalt in Spanien, aufdrängen, sind in gleich sinniger Weise wiedergegeben, wie die rein menschlicher Empfindungen des Herzens und des Gemüths.

Verlag von **Wilh. Friedrich,** K. Hofbuchhandlg.
Leipzig und **Berlin.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073703818